THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
GEG
v.55-56

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilotion, ond underlining of books are reasons for disciplinary oction ond may result in dismissol from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JUN 18 1980

L161—O·1096

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Fünfundfünfzigster Band.
(Nr. 1—25.)

Berlin 1899.
Verlag der Gegenwart.

Register.

Fünfundfünfzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
An des Jahrhunderts Wende. Von Eduard von Hartmann.	1
Die Ausweisungen aus Nordschleswig. Von einem Nordschleswiger	33
Der neue Landtag in Berlin. Von Kurd von Strantz . . .	49
Rußland am Rothen Meer. Von R. v. Bieberstein	65
Das Invalidenversicherungsgesetz. Von Benno Hilse	97
Die Entwickelung unserer Colonien. Von Paul Matzinger .	99
Deutsche Forderungen an Nordamerika. Von Kurd von Strantz	113
Vom französischen Generalstab. Von Hoplites	114
Aenderungen des Strafgesetzbuches und der Strafproceßordnung. Von Benno Hilse	145
Der Kampf um die Heeresverstärkung. Von Miles	161
Der alte und der neue Kurs in Ungarn. Von Edmund Steinacker	177
Die Vereinigten Staaten nach dem Kriege. Von Franz Eißenhardt	193
Die Gewerbenovelle. Von Benno Hilse	225
Majestätsbeleidigungen und Gnadenbeweise. Von Richard Wulckow	243
Das Deutschthum in Amerika. Von George W. Coleman. .	273
Die europäische Aufgabe Deutschlands. Von Wm. Weber . .	305
Die Gerichtsorganisation für Berlin und dessen Vororte. Von Benno Hilse	321
Die gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage. Von Benno Hilse	353
Der Werth der Carolinen. Von R. von Bieberstein . . .	369
Nationale Lebens- und Ehrenfragen. Von Otto Umfrid . .	371
Welthandel und Weltmacht. Von Arthur Dix	385

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Das Neueste vom Protoplasma. Von Ludwig Büchner . .	4
Socialhygiene. Von A. B. von Olfers	67
Todsünden der medicinischen Forschung. Von Ernst Gystrow.	181
Spiritistische Erinnerungen. Von Robert Waldmüller-Duboc	183
Genealogie und Naturwissenschaft. Von Marcus Landau . .	195
Das erkenntnißtheoretische Problem im Lichte der Naturwissenschaft. Von Ludwig Büchner	211
Zur physiologischen Psychologie. Von J. Rosenthal	230
Ueber Wetterprognosen. Von M. G. von Ibell	261
Hundert Jahre deutscher Heilkunde. Von L. F. von Köppen 276.	291

3. Vermischte Aufsätze.

Indirecte Colonisation. Von Rudolph Meyer.	17
Zur Religionsgeschichte. Von Theobald Keller	53
Die Gewinnbetheiligung in Deutschland. Von E. M. Benfey .	81
Soldatendeutsch. Von Friedrich M. Fritzsche	83
Von Orden und Ordensrittern. Von Franz Eißenhardt . .	101
Grundlage und Wesen des 19. Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain	116
Das heutige Gymnasium. Von Eduard von Hartmann . .	129
Die Sittlichkeitsfrage in der Frauenbewegung. Von Richard Wulckow	132
Das Frauenwahlrecht. Von Paul Ernst	147
Die Zunahme der Ehescheidungen und die Frauen-Emancipation. Von Eliza Ichenhaeuser	162
Der Weltuntergang in der deutschen Mythologie. Von Paul Hermann	164
Nova Atlantica. Ein neuer Blick in den Zukunftsstaat. Von K. Paul Mohr	179
Zur Frage der socialen Erziehung. Von Fritz Kalle	209
Massenverpflegung in Krieg und Frieden. Von Franz Eißenhardt	227
Zur Rettung des Handwerks. Von O. J. Steinert	241
Landflucht und Landhunger. Von Kurd von Strantz . . .	257
Lob des Krieges. Ein Capriccio von F. M. Dostojewsky . .	282
Arbeitergenossenschaften. Von Ernst Otto Zimmmermann .	289
Die Deutschen im Sprichwort. Von Hans F. Miller . . .	296
Die Criminalstrafen im Lichte der Humanität. Von Heinrich Betge	307
Neues vom geharnischten Reichstag. Von Max Hurter . . .	311
Rodbertus, Lassalle und Rudolph Meyer. Von Max Heiderich	323
Bismarck als Redner. Von Ludwig Ahleborn	327
Directer Bezug landwirthschaftlicher Erzeugnisse. Von Paul Ernst	337
Napoleon's zweite Heirath. Von P. Keßler	339
Deutsche Damenpolitik. Von Freidank	355
Ueber die Genfer Convention. Von Paul Herrmann . . .	386
Die Tagespresse und der Postzeitungstarif. Von Paul Dehn .	389
Das Landeserziehungsheim. Von Wilhelm Bode	390

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Mariana. Eine Corsische Landschaft. Von Friedrich Ratzel .	9
Sturmpause. Von D. Staack	11
Ein seidenes Kleid. Von Matilde Serao	28
Nervös. Von K. S. Baranzewitsch . . . . . 43.	60
Auf der Fahrt. Von Anton Tschechow	75
Aerzte auf Provision. Von Gyp (Comtesse de Martel) 91.	107
Die vergessene Schuld. Von Eugenio Hartzenbusch	122
Ein unverträglicher Mensch. Von K. S. Baranzewitsch 139.	154
Hier sollten Rosen stehen. Von Jens Peter Jacobsen . . .	171
Decadence. Von H. von Beaulieu	187
Das Käuzchen. Von M. Wittich	203
Die Sühne. Von Matilde Serao . . . . . 218.	236
Der alte Ajax. Von Alfred von Hedenstjerna	252
Die Wasserflasche. Von M. Zeldowitz	268
Carmela. Von Edmondo de Amicis. . . 283. 300. 315.	332
Spätsonne. Von D. Staack	363
Die Ruhmsucht. Von Jean Richepin	379
Das künftige Schlachtfeld. Von Emile Zola	397
Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Ex lex 13. Die Oligarchie der Zukunft 30. Ella Goltz 44. Parlaments-Knigge 77. Es ist erreicht 93. Die Verstaatlichung des Inserats 109. Herren-Lehrjahre 125. Die Spreepräfectur 141. Der Horla 156. Cecil Rhodes 173. Jochkrazler 189. Das Grab im Sachsenwalde 205. Die Abrechnung beginnt 220. Jenseits des Canals 238. Bülow's Steifleinene 254. Der Fall Esser 269. Neudeutsches Verfassungsleben 285. Das silberne Schreibzeug 302. Der Roland von Berlin 318. Der Haager Kriegs-Scat 334. Seifenschaum 349. Wirkl. Geh. Regierungsrath Drakon 365. Integer vitae 380. Die rothe Mappe 397.	
— Von Nemo: Vom kleinstaatlichen Kriegsschauplatz	61

278095

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Seite

Bunte Erinnerungen. (Otto Jahn, Dahlmann, Arndt, Bettina.) Von Klaus Groth 6
Die „ewige Lampe". Von Hugo Blümner 20
Wider die „Poeten"! Von Richard Wulckow 22
Kann der gebildete Deutsche die Philosophie entbehren? Von Franz Koch 35
Aus Heinrich v. Treitschke's Colleg. Von J. F. Wegmann . . 41
Ungedrucktes von Gottfried August Bürger. Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß mitgetheilt 68
Italienische Lyriker. Von Lector 89
Zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Paul Hergt . 103
Oesterreichische Kampflieder. Von J. G. Thomsen 106
Das dichtende Jungfrankreich. Von A. Brunnemann . . . 134
Schriftstellernamen. Von August Otto Seemann 149
Jens Peter Jacobsen. Von Gustav Gugitz 166
Die geistigen Strömungen des Jahrhunderts und die Philosophie des Unbewußten. Von Arthur Drews 169
Bunte Erinnerungen. (Hebbel — Liebig und Wöhler — Geibel.) Von Klaus Groth 197
Aus Jakob Burckhardt's Nachlaß. Von S. Simchowitz . . . 200
Dante's Beatrice. Von Emil Kurzbauer 213
Ein unbekannter Freund von Heine und Börne. Von Ed. Rothe 232
Der Heidedichter August Freudenthal. Von G. A. Mensinga . 234
Klaus Groth. Zum 80. Geburtstage des Dichters. Von Geert Seelig 245
Ego. Auch eine Autobiographie. Von Alfred von Hedenstjerna 252
Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf. Von Emil Benz . . 264
Lenau und Leopardi. Von Max Düsterdieck 279
Eine Erinnerung an Charles Baudelaire. Von Th. de Grave . 310
Socialdemokratische Jugendschriften. Von J. G. Wopfner . . 342
Letzte Erinnerungen. Von Klaus Groth 356
Ehescheidungen in der erzählenden Literatur. Von Marcus Landau 360
Mark Twain in Deutschland. Von Carl von Thaler . . . 376
Neue Lyrik. Von Erich Urban 378
Anatole France. Von A. Brunnemann 392
Ein japanisches Drama. Von Erich Urban 395

b. Bühne und Bühnenkritik.

Socialismus auf der französischen Bühne. Von A. Brunnemann 56
Tennyson als Dramatiker. Von F. W. Westereamp 71
Bühnendeutsch. Von Karl Mahnicke 120
Friedrich Spielhagen als Dramatiker 142
Das Theater als Erzieher. Von Heinrich Fabricius . . . 216
Der Kampf um den Hanswurst. Von O. F. Staudacher . . 294
Das chinesische Theater. Von Herman Ermeler 330
Dramatische Aufführungen: Das liebe Ich (Karlweis) 47. Der bunte Schleier (Reuling) 47. Familie Jensen (Hoyer) 47. Der Schlafwagen-Controleur (Bisson) 47. Die drei Reiherfedern (Sudermann) 62. Der Sohn seiner Frau (Kretzer) 63. Gewitternacht (Wildenbruch) 94. Die Zeche (Fulda) 94. Unter blonden Bestien (Dreyer) 95. Ein Ehrenhandel (Fulda) 95. Liebesträume (Dreyer) 95. Pauline (Hirschfeld) 126. Das fünfte Rad (Lubliner) 126. Vicky (Fuchs-Talab) 126. Kraft (Türk) 127. Die guten Freundinnen (Janvier de la Motte) 127. Die Heimathlosen (Halbe) 143. Das Recht auf sich selbst (Wrede) 143. Herbst (Schmidt-Häßler) 143. Tamtam (Zobeltitz) 174. Die neue Richtung (Brociner) 174. Pflicht (Landsberger) 174. Hans (Dreyer) 255. Die Gefährtin, Paracelsus, Der grüne Kakadu (Schnitzler) 287.

6. Bildende Künste.

Kunstgewerblicher Unterricht in Deutschland. Von Karl Scheffler 24
Der Bildhauer-Streit. Von Johannes Gaulke 46
Ein deutsch-römischer Bildhauer (Kopf). Von Otto Lütgens . 57
Kunstausstellungen 111
Erziehung des Volkes zur Kunst. Von Johannes Gaulke . . 152
Neue angewandte Kunst. Von Cornelius Gurlitt 247
Ex libris. Von Otto Stoeßl 345
Die Große Berliner Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke 350. 366
Die Kunstausstellung der Berliner Secession. Von Johannes Gaulke 382

7. Musik.

Chopin's letzte Lebensjahre. Von Georg Thiele 38
Friedrich der Große als Componist. Von Egon Neumayr . . 86
Zur Geschichte des Clavierspiels. Von Max Albert Lange . 136
Die Wagnerlegende. Von Erich Urban 186
Johann Strauß. Von Hedwig von Friedlaender-Abel . . 374
Opern und Concerte: André Chénier (Giordano) 14. Don Quixote (Richard Strauß) 15. Die kleinen Michus (Messager) 15. Briseïs (Chabrier) 78. Die Bärenhäuter-Ouvertüre (S. Wagner) 158. Der Husar (Brüll) 158. Die Abreise (d'Albert) 158. Am Wörtherfee (Koschat) 158. Vergißmeinnicht (Goldberger) 158. Auferweckung des Lazarus (Perosi) 206. Ein Heldenleben (Richard Strauß) 206. Regina (Lortzing) 207.

8. Notizen.

Adelmann 287. Baumann 174. Berg 63. Brandes 95. Conwentz 159. Ebers 207. Eißler 143. Endorff 319. Engelmann 95. v. Esmarch 399. Fechtner 159. Fischer 383. Friedrich 271. Glöß 223. Greinz 219. Hoffmann 389. Hunziker 222. Jordan 127. Kürschner 399. Kürschner-Peip 179. La Mara 222. Leitgeb 219. Lindner 127. Lips 159. Loti 179. Mahan 399. Megede 255. Pappritz 239. Pfaff 63. Philippi 127. Pick 159. Planck 399. Puttkamer 207. Schiemann 383. Schröder 207. Steinmann 95. Ueberweg-Heinze 127. Waldmüller 179. Werckmeister 223. Zabel 207. Zahn 179.

9. Offene Briefe und Antworten.

Zu Siechen's „Ewiger Lampe". Von Prof. Hugo Blümner 79. Victor Hehn und Goethe 207. Nochmals die Schriftstellernamen. Von Ottomar Beta 222.

№ 1. Berlin, den 7. Januar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: An des Jahrhunderts Wende. Von Eduard von Hartmann. — Das Neueste vom Protoplasma. Von Professor Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Bunte Erinnerungen. (Otto Jahn, Dahlmann, Arndt, Bettina.) Von Klaus Groth. — Mariana. Corsische Landschaft von Prof. Friedrich Ratzel (Leipzig). — **Feuilleton.** Sturmpause. Von D. Staack. — **Aus der Hauptstadt.** Ex lex. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Anzeigen.

An des Jahrhunderts Wende.

Von Eduard von Hartmann.

Das Jahrhundert naht seinem Ende und fordert zu einem Rückblick heraus. Vor hundert Jahren war Alles in Gährung, aber man hatte Ideale, an die man glaubte: parlamentarische Regierungsform, republikanische Staatsverfassung und Demokratie als unfehlbare Medicinen zur allgemeinen Befreiung und Beglückung der Völker und zur Herstellung des ewigen Friedens. Was ist von diesen Idealen der Aufklärungs- und Revolutionszeit heute noch lebendig geblieben?

Daß die Freiheit des Volkes in der parlamentarischen Regierungsform gewährleistet sei, glaubt man schon lange nicht mehr. Dieses Jahrhundert hat gezeigt, daß die Mißwirthschaft, Willkür, Cliquenherrschaft und Corruption der Parlamente noch schlimmer sein kann, als die einer bureaukratischen Verwaltung, und daß sie, einmal eingerissen, noch weit schwerer auszurotten ist. Die Anwendung des Parlamentarismus auf verschiedene neu gebildete Staaten (Belgien, Griechenland, Italien, Rumänien, Serbien, Bulgarien) hat die Schattenseiten dieses Systems recht klar gelegt. In Oesterreich, wo die Deutschen vor fünfzig Jahren eine Revolution gemacht haben, um ein Parlament zu erlangen, sind sie jetzt nahezu genöthigt, eine zweite zu machen, um es wieder los zu werden. Wo das Wahlgesetz und seine Handhabung derart sind, daß die jeweilige Regierung bei den Parlamentswahlen einer Mehrheit sicher ist, wie in Spanien, Ungarn, Serbien, da wird der Parlamentarismus zum Hohn der Volksfreiheit und Volksrechte. Wo aber, wie in den Vereinigten Staaten, ein maschinenartiges System der Wahlmache von Seiten der Parteileitungen Platz gegriffen hat, da ist der Hohn auf nationale Selbstbestimmung womöglich noch ärger. Wie in Italien die dringend nothwendige Agrarreform, so scheitert in Frankreich die ebenso dringende Steuerreform an den Interessen der Abgeordneten. Die Unstätheit der Regierungen, der parlamentarische Sport der Ministerstürzerei, macht jede stetige Politik unmöglich. Und selbst bei uns, wo die Parlamente noch am wenigsten schaden können, ist ihr Ansehen in beständigem Sinken. Alle Welt ist parlamentsüberdrüssig, aber Niemand weiß etwas Besseres vorzuschlagen, und das Bewußtsein, diese mißachtete Einrichtung als nothwendiges Uebel in's neue Jahrhundert mit hinüberschleppen zu müssen, lastet drückend auf den Gemüthern der Besten.

Vor hundert Jahren stand der Glaube an die Ueberlegenheit der Republik über die Monarchie bei den Denkenden auf seiner Höhe. Die Vereinigten Staaten strahlten in der Krone friedlicher Bürgertugend, Frankreich im Glanze kriegerischer Lorbeeren, die noch im Dienste der Völkerbefreiung gepflückt schienen. Die Monarchien des Continents boten einen traurigen Anblick. Es galt als Glaubenssatz, daß die Fürsten begierig nach Kriegsruhm und Ländererwerb, die Völker aber friedlich gesinnt seien, daß alle Kriege Cabinetskriege der Monarchien seien, die republikanische Regierungsform aber den Frieden verbürge. Selbst Jung-Bismarck hielt noch die Republik für die ideale Staatsform. Das 19. Jahrhundert dagegen hat uns gelehrt, daß die Monarchen sich die äußerste Mühe geben, den Frieden zu erhalten und den unvernünftigen Kriegsdrang der Völker zu zügeln. Die Republiken von Süd- und Mittelamerika bieten das Schauspiel beständiger Kriege und Bürgerkriege; die französische Republik betrachtet den Krieg gegen Deutschland, sobald er ohne Selbstmord möglich ist, als das unverrückte Ziel ihres Daseins. Die Republik Washingtons hat soeben einen Eroberungskrieg gegen Spanien vom Zaune gebrochen, um diesem ein Gebiet von 420 000 Quadratkilometern mit über zehn Millionen Einwohnern zu entreißen, also einen weit größeren Raubzug als jemals die erobernde römische Republik auf einmal gemacht hat, oder als in irgend einem europäischen Kriege dem Sieger als Beute zugefallen ist.

Abgesehen von der republikanischen oder monarchischen Staatsform hielt man früher den demokratischen Charakter einer Verfassung für eine Friedensbürgschaft. Jedes Volk in seiner Masse ist friedliebend; es schien also nur nöthig, der Volksmasse das verfassungsmäßige Recht oder die thatsächliche Gelegenheit zum Geltendmachen seines Willens zu geben, um eine Bürgschaft dauernden Friedens zu gewinnen. Auch darin hat die Erfahrung das Gegentheil gelehrt. Fast alle Kriege des letzten Menschenalters sind dadurch zu Stande gekommen, daß bei dem Conflict zweier Staaten der Regierung des einen die Zügel aus der Hand glitten, eine demokratische Strömung die Führung übernahm und die blinde Leidenschaft einer erregten Masse über die vernünftigen Erwägungen der Staatslenker den Sieg davon trug. So war es im dänischen Krieg der Einfluß der Kopenhagener Demokratie, der eine Nachgiebigkeit der Regierung zu rechter Zeit verhinderte, im deutsch-französischen Kriege der gemeinsame Druck der ultramontanen und liberalen Massen, der Na-

poleon III. nöthigte, den Krieg aufzunehmen, dessen Gefahr er besser als ein anderer Franzose überschaute, im russisch-türkischen Kriege das Drängen und die Intriguen der panslaviftischen Volksströmung, die den widerstrebenden Zaren in einen opfervollen Krieg ohne strategische Operationsbasis und ohne vernünftige Ziele verwickelten, im griechisch-türkischen Kriege der Größenwahn einer überhitzten Volksphantasie, der den König bei Gefahr der Entthronung zu einem aussichtslosen Abenteuer zwang, im amerikanisch-spanischen Kriege die plötzlich ausbrechende Eroberungsluft, Ruhmgier und Beutesucht der amerikanischen Volksmassen, welche die widerstrebende Regierung nöthigten, einen Krieg, der für die Befreiung Cubas von der spanischen Herrschaft nach Proclamation der Autonomie Cuba's ganz überflüssig war, zu beginnen und nach beendetem Kriege je länger je mehr Siegesbeute zu fordern.

Der Hort des Friedens sind gegenwärtig diejenigen Monarchien, in welchen die Macht der Krone stark und gesichert genug ist, um sich von den Massenströmungen im Volke unabhängig zu behaupten; das sind aber diejenigen Mächte, in welchen die Krone sich auf ein starkes und tüchtiges Heer stützt. So sind die stehenden Kriegsheere zur Bürgschaft des Friedens geworden, indem sie den friedliebenden Regierungen ermöglichen, die unvernünftigen Kriegsgelüste ihrer Völker unbeachtet zu lassen oder im Zaume zu halten. Die Fürsten und ihre Räthe haben eben naturgemäß ein stärkeres Verantwortlichkeitsgefühl für ihre Entschließungen als die Masse, bei der sich die Verantwortlichkeit auf Millionen vertheilt und auf jeden Einzelnen nur ein verschwindendes Theilchen kommt. Die Verantwortlichkeit eines Krieges wird um so schwerer zu tragen, je größer die Heere, die Kriegskosten und die wirthschaftlichen Einbußen beider Kriegführenden werden. Deßhalb sind starke stehende Heere auch in dieser Hinsicht die beste Friedensbürgschaft und die hohen Militärbudgets eine Versicherungsprämie gegen den Krieg. Die ungebildete Masse übersieht nicht die Schwere der Folgen und läßt sich nicht sowohl von der Vernunft als von leidenschaftlichen Impulsen leiten. Sie ist für gewöhnlich friedliebend; wenn aber eine Anzahl Demagogen es verstehen, ihre Leidenschaften zu erregen, so setzt sie jede vernünftige Erwägung bei Seite und wird kriegswüthig. Gelänge es, überall demokratische Republiken ohne stehende Heere oder doch nur mit kleinen Armeen einzuführen, so würde der Krieg mit kleinen Schaaren auf Erden wieder genau so der normale Zustand werden, wie er es im Mittelalter in Europa war.

Diese Erkenntnisse haben namentlich in den letzten Jahren sehr an Verbreitung in den gebildeten Schichten gewonnen. Selbst der Arbeiterstand hat eingesehen, daß die Form der Republik ihm in mancher Hinsicht noch ungünstiger sein kann als die einer Monarchie, denn die Republik ist weit rücksichtsloser in der Ausbeutung der Vortheile des Besitzes der herrschenden Classen, als eine kluge Monarchie, die ein Interesse daran hat, auch die niedere Masse für sich zu gewinnen. Auch der Arbeiterstand hat deßhalb kein Interesse mehr an republikanischer Verfassung, parlamentarischer Regierungform und demokratischer Gleichberechtigung aller Staatsbürger, sondern hat die Herrschaft seiner Classe, die Alleinherrschaft des vierten Standes, d. h. die Dictatur des Proletariats auf seine Fahne geschrieben, um vermittelst desselben nicht etwa politische sondern wirthschaftliche Ideale zu verwirklichen. Dieses Ideal des Proletariats ist der praktische Materialismus, wie es sich denn auch einer materialistischen Geschichtsauffassung rühmt: gute Nahrung, Kleidung, Wohnung für alle und freie Volksbelustigungen daneben. Die Demokratie ist in die Ochlokratie des sinnlichen Banausenthums umgeschlagen, die sich Socialdemokratie nennt. Der Staat soll abgeschafft werden sammt allen seinen Formen; an seine Stelle tritt die *sociale* Herrschaft des Proletariats. Aber der Traum besteht fort, als ob die Dictatur des Proletariats in allen Ländern den Weltfrieden statt den beständigen Krieg bedeuten würde. Es ist klar, daß der Glaube an ein solches Ideal sich nicht über das Proletariat der Handarbeit und des Geistes hinaus verbreiten kann. Daß das Schlaraffenland eine Utopie ist, sehen Unbefangene leicht genug ein, ebenso daß der Zwang der ochlokratischen Dictatur weit unerträglicher werden würde als der der Monarchie oder bürgerlichen Republik. Deßhalb ist auch der Glaube an das socialdemokratische Ideal selbst in den Arbeiterkreisen schon vor Ablauf des Jahrhunderts wieder im Schwinden und man hält an der Parteiorganisation nur noch fest, weil sie einmal da ist, und man von anderer Seite her für die Verbesserung der Lage der Arbeiter noch weniger erwartet.

Das Ideal, das hinter dem verblassenden der socialdemokratischen Zwangsgefellschaft auftaucht, ist das des Anarchismus, die individualistische Auflehnung gegen alle nivellirende Gleichmacherei und gegen allen Zwang des Staats wie der Gesellschaft. Auch dieses kann klarere Köpfe nur so lange blenden, als es im Nebel der Unbestimmtheit belassen wird. Wenn die bürgerliche Demokratie mit allgemeiner Abrüstung den Kampf der Staaten untereinander, die Socialdemokratie außerdem den Bürgerkrieg des Classenkampfes entfesseln würde, so würde der Anarchismus zum Naturzustande, dem Kriege Aller gegen Alle zurückführen. Ein wahrhaft kindlicher Glaube gehört dazu, anzunehmen, daß Vernunft und Liebe unter solchen Umständen ausreichen würden, Frieden und Eintracht der freien, fließenden Gruppen zu sichern. Die Utopien der Socialdemokratie und des Anarchismus erscheinen als Ausströmungen, in welchen die von der Nüchternheit der Zeit eingeengte Völkerphantasie einen Ausweg gesucht hat. Mit ihnen verglichen sind die Ideale der Republik, Demokratie und parlamentarischen Regierungsform nüchtern und verständig; wenn sie trotzdem in diesem Jahrhundert als Ideale Schiffbruch gelitten haben, so wird es jenen phantastischen Utopien im nächsten Jahrhundert schwerlich besser ergehen. —

Als nach den Freiheitskriegen die Restauration und Reaction auftrat, brachte sie auch die alten Ideale der Kirche und Monarchie in romantisch verklärter Gestalt neu zur Geltung, und die gegenwärtige neuromantische Strömung sucht sie im Gegensatz zu den gescheiterten Idealen der Aufklärung und den unhaltbaren Utopien der Socialdemokratie und des Anarchismus neu auf den Schild zu heben. Aber es scheint doch, daß die Erfahrungen dieses Jahrhunderts ein nochmaliges zur Herrschaft-Gelangen dieser romantischen mittelalterlichen Ideale sehr viel schwerer gemacht haben als im ersten Menschenalter desselben.

Die katholische Kirche hat zwar in diesem Zeitraum an innerer Sammlung, straffer Zusammenfassung ihrer Kräfte und geschickter Benutzung der modernen Agitationsmittel (Presse, Vereinswesen, parlamentarischer Schacher) sehr gewonnen; aber ihr Herrschaftsgebiet zu erweitern ist ihr nicht gelungen. Im Gegentheil hat sich herausgestellt, daß die protestantischen Völker und Volkstheile an Volkszahl rascher zugenommen haben, als die katholischen, so daß gegenwärtig die protestantische Welt schon der Volkszahl nach eine viel mächtigere Stellung gegenüber der katholischen einnimmt als vor hundert Jahren. Es ist auch wohl anzunehmen, daß die bisher in dieser Richtung wirksamen Ursachen auch im nächsten Jahrhundert andauern und das Zahlenverhältniß sich weiter zu Gunsten des Protestantismus verschieben wird. Es handelt sich dabei lediglich um innere Volksvermehrung; die Convertirungen gleichen sich so ziemlich aus und sind statistisch belanglos, wenn auch in den Kreisen der hohen Aristokratie die romantisch-reactionären Neigungen ein kleines Uebergewicht haben. Es hat sich aber auch weiter gezeigt, daß diejenigen katholischen Staaten, die sich von der Herrschaft des Katholizismus emancipiren, gedeihlich vorankommen, so lange sie

es thun, daß dagegen diejenigen politisch und wirthschaftlich, culturell und geistig zurückgehen, die den clericalen Tendenzen Rechnung tragen, und daß sie in dem Maaße tiefer sinken, als sie dies thun. Die der katholischen Kirche anhängenden Mächte werden in der Geschichte von protestantischen oder mit der Kirche zerfallenen abgelöst, so Oesterreich von Preußen, das stabile Frankreich von dem mächtig voranstrebenden Italien, Spanien von der Union. An der Spitze der Weltwirthschaft marschiren jetzt, wie die Productions- und Handelsstatistik zeigt, die drei wesentlich protestantischen Mächte: England, Union und Deutsches Reich. Frankreich ist relativ im Rückgange, sowohl in seinem Handel und seiner Production als in seiner Bevölkerungszahl; sollte der Clericalismus daselbst zum dauernden Siege gelangen, so wird es Frankreich nicht erspart bleiben, die Wege Spaniens zu wandeln. Diejenige Macht aber, die im nächsten Jahrhundert alle anderen europäischen Mächte zu überflügeln droht, Rußland, ist eben so wenig katholisch wie die protestantischen Mächte, sondern stellt ein Glaubensgebiet für sich dar. Am Ende des nächsten Jahrhunderts dürfte die Bedeutung der römisch-katholischen Mächte gegen die der nichtkatholischen völlig in den Hintergrund getreten sein. Es möchte unter diesen Umständen schwer fallen, die Rückkehr in den Schooß der allein seligmachenden Kirche als Ideal festzuhalten, wie dies in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch vielfach geschah.

Der Protestantismus war im Anfang dieses Jahrhunderts theils Pietismus, theils ein aufgeklärter Rationalismus; in beiden Gestalten glaubte man das Wesen des Christenthums, sei es mit dem Gemüth, sei es mit dem nüchternen gesunden Menschenverstand, zu erfassen. Daß noch einmal wieder der Versuch einer protestantischen Orthodoxie auftauchen könne, einen solchen Gedanken hätte man vor achtzig Jahren belächelt. Aber er kam unter Hengstenberg's Führung wirklich und wurde durch Friedrich Wilhelm's IV. Protection zum Siege in Preußen geführt. Das geschichtliche Recht dieser Bewegung lag darin, daß sie zum Bewußtsein brachte, wie weit der Rationalismus sich von den Grundsätzen der christlichen Dogmatik entfernt hatte, ohne es zu ahnen. Gegen die orthodoxe Rückkehr zu den alten Dogmen erhob sich der liberale Protestantismus; sein geschichtliches Recht bestand in dem Nachweis, daß die alten Formeln und Glaubensvorstellungen mit dem geistigen Besitzstand unserer Zeit unvereinbar seien und deßhalb entweder völlig umgedeutet oder durch neue ersetzt werden müßten. Dagegen wehrten sich aber alle conservativeren Mächte des Staates und der Gesellschaft und suchten mit Erfolg diese Richtung in der Kirche zu unterdrücken, was mit Hülfe der Synodalverfassung auch in der Hauptsache gelang. Auf der Grundlage des theoretischen Agnosticismus erhob sich endlich eine schillernde Theologie, die warm und kalt mit demselben Munde blasen kann, alle Dogmen im Wortlaut festhält, aber die inadäquate, bloß symbolische Wahrheit aller Wortverbindungen zugiebt. Solange in der Wissenschaft der Agnosticismus seine Herrschaft behauptet, wird auch diese von Ritschl angebahnte theologische Richtung den Anschauungen und Bedürfnissen der Zeit entsprechen. Aber die historische Kritik fährt inzwischen fort, das ganze Gebäude so zu untergraben, daß die negativen Ergebnisse der älteren rationalistischen Kritik damit noch weit überboten werden. Im nächsten Jahrhundert wird man nur noch diejenigen Geistlichen vor den tiefsten Zweifeln an allen geschichtlichen Grundlagen des Glaubens schützen können, die man von jeder Berührung mit der geschichtlichen Wissenschaft fernhält. Die alten religiösen Ideale sind auch hier nicht mehr zu halten, die Entwickelung von neuen ist aber so lange unterbunden, als die Mißachtung der Philosophie und Metaphysik in den wissenschaftlichen Kreisen und im großen Publicum fortbesteht.

Auch das romantische Ideal der Monarchie hat nicht mehr den Glanz und Schimmer wie nach den Freiheitskriegen. Damals sah man die Revolutionen in England und Frankreich als unerhörte, gräuelvolle Ausnahmen an; dieses Jahrhundert aber hat an den Wechsel den Verfassungsformen und Dynastien in den romanischen Ländern und auf der Balkanhalbinsel gewöhnt. Die Traditionen der patriarchalischen Monarchie und ihrer Legitimität von Gottes Gnaden wurzeln vorzugsweise in der Landbevölkerung, die damals zwei Drittel, jetzt aber nur noch ein Drittel der gesammten Volksziffer ausmacht. Adel und Bauernthum sind inzwischen relativ verarmt, und das ländliche Proletariat, das ihnen früher blindlings folgte, beginnt sich von ihrem politischen Einfluß zu emancipiren. Der Adel sieht grollend die wirthschaftlichen Grundlagen seiner politischen Machtstellung zusammenschrumpfen und verargt es der Krone, daß sie nicht noch wirksamer eingreift, um ihn zu stützen. Das hinzugewachsene industrielle Arbeiterthum hat zur Monarchie kein Vertrauen; der zu Reichthum, Bildung und Selbstbewußtsein gelangte Bürgerstand hängt entweder insgeheim noch dem republikanischen Ideal an, oder hat doch mit der Monarchie eine bloße Vernunftehe ohne mystische Gefühlsbeimischung geschlossen. Bürgerthum und Arbeiterstand fühlen sich von der Monarchie abgestoßen durch die Bevorzugung des Adels im Staatsdienst, die Begünstigung der agrarischen Interessen auf Kosten der übrigen productiven Berufe, durch das höfische und militärische Schaugepränge, durch den neuerdings emporwuchernden höfischen Byzantinismus, vor Allem aber durch die Solidarität von Thron und Altar, die einander zu stützen suchen. Der Arbeiterstand insbesondere sieht in der Monarchie ebenso wie in der bürgerlichen Republik das Schirmdach der ausbeutenden Classen gegen die unterdrückten. Welche Schwierigkeiten sich aus der Monarchie ergeben, wenn der Monarch geistig nicht normal ist, hat gerade dieses Jahrhundert in lehrreichen Beispielen gezeigt.

Andererseits erkennt man in gebildeten und besonnenen Kreisen an, daß eine tüchtige Monarchie weit bessere Bürgschaft gegen Corruption des Beamtenthums und der Volksvertretung gewährt als eine Republik, daß sie dem Volke die Kosten und die Aufregung für wiederkehrende Präsidentenwahlen erspart, durch ihre Lebenslänglichkeit mehr Stetigkeit in die innere und äußere Politik bringt, die Kräfte des Staates zu seiner Selbstbehauptung gegen die Nachbarn straffer zusammenfaßt, dem Heer ein einheitlicheres Standesbewußtsein verleiht, und vor allen Dingen ehrgeizige Sonderbestrebungen von glücklichen Generalen nicht aufkommen läßt, welche die größte Gefahr der Republiken bilden. Dagegen ist der Sympathienzuwachs, den die Monarchie durch politische Erfolge und glückliche Kriege eines Monarchen erfährt, immer nur vorübergehend und vererbt sich nur zum geringsten Theil auf die Nachkommen. —

Die zweite Generation dieses Jahrhunders war erfüllt von dem Ideal der nationalen Wiedergeburt und politischen Einigung für die bis dahin zerstückelten Völker. Das deutsche und italienische Volk haben dieses Ziel erreicht. Aber da das Erreichte immer anders aussieht als das Erträumte und Ersehnte und die daraus entsprungenen Lasten sich täglich fühlbar machen, so mußte nach dem Rausch nothwendig der Katzenjammer kommen, der sich bei uns als „Reichsverdrossenheit" täglich mehr bemerklich macht. Die nationalen Aspirationen sind bei den Großmächten erledigt und haben sich nun auf die interessanten kleineren Völkerschaften übertragen, bei denen sie nicht mehr politisch aufbauend, sondern zersetzend und auflösend wirken und durch Nationalitätenhader den Völkern das Leben verleiden. —

In der letzten Generation tauchte mit der Sehnsucht nach Colonialbesitz ein neues Ideal auf. Aber einerseits blieb dieser Wunsch doch nur auf gewisse Kreise beschränkt, ohne das Volk in breiteren Schichten zu erwärmen; andererseits ist gerade die Sehnsucht nach Colonialbesitz am wenigsten

geeignet, sich in ein ideales Gewand zu hüllen, da sie der nüchternsten Realpolitik angehört und ein Kind des quälenden Bedürfnisses ist. Die gewerblich vorgeschrittensten europäischen Culturvölker haben die oberen Stockwerke ihrer nationalökonomischen Gebäude nachgerade soweit über die Grundlage des heimischen Bodens hinaus vorgerückt, daß sich der Bewohner ein Gefühl beängstigender Unsicherheit bemächtigt hat. Bei der nächsten Erschütterung können die Gebäude zusammenstürzen und die Bewohner unter ihren Trümmern begraben. Darum sucht man die künstlichen Bauten in ihren überhängenden Theilen durch Pfeiler zu stützen, die man auf Colonialgebieten errichtet. Alle Völker sind sich gleichsam über Nacht der Gefahren ihrer Lage bewußt geworden und wetteifern nun darin, von dem noch verfügbaren Theil der Erde in aller Eile noch ein möglichst großes Stück zu erhaschen. Gerade dieser überstürzte Wettbewerb bringt aber nur Gefahren und Unbequemlichkeiten mit sich. Er bietet den Zündstoff zu Colonialkriegen unter den Großmächten und zwingt zu stark vermehrten Ausgaben. Dem Wettrüsten zu Lande folgt das Wettrüsten zur See. In die neuerworbenen Colonialgebiete muß sehr viel mehr hineingesteckt werden, als sie in absehbarer Zeit wieder einbringen können. Das Colonisiren selbst ist alle Mal eine brutale Vergewaltigung der Rechte und Freiheiten der Eingeborenen; die „Segnungen der Cultur", die ihnen dafür übermittelt werden, gereichen ihnen gewöhnlich überwiegend zum Unheil. Vom Standpunkte der Humanität betrachtet, müßten die Schutzverträge, die Strafexpeditionen, die nackten Eroberungskriege ebenso verurtheilt werden, wie die Missionen, die sie vorbereiten, und der Handel mit Branntwein und Opium, mit werthlosem Tand und unzüchtigen Bildern.

Aber die Humanität und das menschenfreundliche Wohlwollen sind nicht die höchsten Gesichtspunkte. Das gerade ist der größte Fortschritt dieses Jahrhunderts, daß durch die Verbesserung der Verkehrsmittel die ganze Erde zu einem einheitlichen Schauplatz des wirthschaftlichen, politischen und geistigen Lebens zu werden beginnt, und die Menschheit sich zu einem Individuum höherer Ordnung entwickelt. Dieser Fortschritt ist aber nur darum so groß und wichtig, weil der Kampf um's Dasein der Völker und Rassen durch ihn so sehr verschärft wird, der die Culturssteigerung durch Vernichtung des minder Angepaßten beschleunigt. Man kann dies mit dem Gedanken als die Eröffnung einer neuen Menschheitsära begrüßen, aber man kann nicht verlangen, daß die Völker, die in diesen verschärften Kampf um's Dasein hineingestellt sind, die von ihm geforderte erhöhte Anspannung aller Kräfte mit dem Gefühl angenehm empfinden sollen, selbst dann, wenn sie sich behaupten und nicht zu den Unterliegenden gehören.

So plagen wir uns gegenwärtig in vieler Hinsicht noch mit den Ueberlebseln einer abgestorbenen Vergangenheit, die wir trotz ihrer Unangemessenheit noch nicht abzustoßen vermocht haben, und sollen andererseits große Opfer bringen für eine Zukunft, die wir und vielleicht auch unsere Kinder nicht erleben; dabei aber haben wir keine Ideale, die uns aufrecht erhalten könnten, wie unsere Urgroßväter, Großväter und Väter zur Zeit der Aufklärung, der romantischen Restauration und der 48er Bewegung sie noch hatten. Das ist die Lage, die auf uns lastet. Wir ertragen die Zustände, in denen wir leben, weil wir nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen wissen. Wir kennen gründlich die Schattenseiten von alle dem, was unsere Vorfahren nur nach ihren Lichtseiten schätzten. Wir begreifen, daß die eingetretenen Umwälzungen Fortschritte sind, die kommen mußten und nicht wieder rückgängig gemacht werden dürfen; aber wir wissen auch, daß die Glückseligkeit, die unsere Vorfahren sich von ihnen versprachen, nicht mit ihnen verbunden ist. Wir leben in jeder Hinsicht sehr viel besser als vor hundert Jahren; aber die Meisten wissen nichts davon, weil ihnen der Vergleich fehlt, und sie die Lebenslage, in die sie hineingewachsen sind, als etwas Selbstverständliches hinnehmen und nur die Mängel und Unannehmlichkeiten an ihr sehen. Anstatt daraus zu entnehmen, daß alle Fortschritte andern Zwecken dienen müssen, als der Steigerung der Glückseligkeit, laden wir unsern Aerger auf irgend welche Personen oder Einrichtungen ab, die uns die nächste Ursache der noch verbleibenden Mängel scheinen.

Wir Deutsche insbesondere sollten doch einmal gründlich überlegen, ob die Zustände in andern Culturländern, Alles in Allem genommen, wirklich besser sind, so daß wir sie den unsrigen vorziehen müßten. Ich glaube, jeder Unbefangene wird diese Frage verneinen, was ihn freilich nicht hindern wird, auf die heimischen Zustände weiter zu schelten. Die Deutschen mußten sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts darüber beklagen, daß sie bloß im Reiche der Träume ihr Vaterland hatten; nun mögen sie sich jetzt zur Abwechselung einmal darüber beklagen, daß die Zeit der Realpolitik, der wirthschaftlichen Anspannung aller Kräfte, der technischen Naturbewältigung und Ideallosigkeit recht ungemütlich ist. Die Geschichte geht über die eine wie über die andere Art der Klage hinweg zur Tagesordnung über. Wenn die neuen Ideale, die heut auf den Gassen angepriesen werden, wie Socialdemokratie und anarchistischer Individualismus, vom Volke angenommen würden, so sähe es traurig um unsere Zukunft aus. Wir dürfen aber das Vertrauen hegen, daß auch diejenigen neuen Ideale, die uns wirklich helfen können, zu rechter Zeit an's Licht treten, und daß sie allgemeinere Verbreitung finden werden, sobald die Zeit für sie reif ist. Sollten aber unsere Kinder von den kommenden neuen Idealen einen Zuwachs ihrer Glückseligkeit im Falle ihrer Verwirklichung erwarten, dann freilich werden unsere Enkel sie belehren müssen, daß sie sich damit wieder nur in eine neue Illusion eingewiegt haben.

Das Neueste vom Protoplasma.

Von Professor Ludwig Büchner.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist darüber hingegangen, seitdem man in der sogenannten Zelle oder einem kleinen, mit Flüssigkeit gefüllten Bläschen die letzte Urform der organischen Welt bei Pflanze und Thier entdeckt zu haben glaubte. Jede Pflanze, jedes Thier, so deducirte man, ist nichts Anderes als eine mehr oder weniger complicirte Zusammenhäufung von mehr oder weniger veränderten Zellen oder ein Zellencomplex, während die allerniedrigsten Organismen einfach auf der Stufe der Einzelligkeit stehen bleiben.

Sehr bald indessen mußte man sich überzeugen, daß dieses Zellengebilde erstens durchaus nicht jene Regelmäßigkeit oder Constanz der Bildung zeigte, welche man von einer solchen Urform verlangen müßte, und zweitens, daß es schon an und für sich ein viel zu hoch oder complicirt organisirtes Gebilde sei, als daß man wagen konnte, es an den Anfang aller organischen Bildung zu stellen. Man fand, daß die Zelle selbst wieder von einem noch einfacheren und ursprünglicheren Stoffcomplex, dem sogenannten Protoplasma (Bildungsstoff) abstammt, welches sich in der Form halb geronnener, der Ernährung und Fortpflanzung fähiger, untereinander durch ein äußerst zartes Netzwerk verbundener Eiweiß-Klümpchen darstellt, bei denen alle organischen Verrichtungen, nicht wie bei den höheren Thieren, Verrichtungen besonderer Organe, sondern unmittelbare Ausflüsse der ungeformten organischen Materie selbst sind. Sie stehen also vollständig auf der Grenze zwischen organischen und unorganischen Naturkörpern und lassen deutlich erkennen, wie sich die organische Form durch Einflüsse und Umstände, auf

die hier nicht näher eingegangen werden kann, aus mehr oder weniger formlosen Stoffverbindungen nach und nach hervorentwickelt.

Prof. Max Kassowitz bezeichnet in seiner ausgezeichneten Schrift über das Protoplasma (Allgemeine Biologie, 1. Band, Wien, 1899) dasselbe als ein Gemenge von festen und flüssigen Theilen, von denen erstere in einem continuirlichen Zusammenhang untereinander stehen, und zwar mit Hülfe eines Stützwerks oder eines schwammartigen, von Flüssigkeit durchtränkten Gerüstes. In diesem Gemenge und nicht, wie man früher glaubte, in den Säften gehen nun alle Stoffwechsel-Processe des lebenden Körpers nach chemischen und physikalischen Gesetzen vor sich. „Neuere Forschungen haben es zu einer unbestrittenen Wahrheit erhoben, daß die Zellmembran, durch welche man früher mit Hülfe der End- und Exosmose den Stoffwechsel vor sich gehen ließ, etwas durchaus Nebensächliches ist, und daß das, was in der Zelle und im Organismus überhaupt lebt und thätig ist, was athmet und sich bewegt, was assimilirt und secernirt, was wächst und Formbestandtheile bildet, eben jene geheimnißvolle Substanz ist, welche wir jetzt als Protoplasma bezeichnen."

Die eingeführten Nahrungsstoffe, einerlei ob organische oder unorganische, werden nicht, wie man früher glaubte, zum Theil im Blute verbrannt, sondern nur zum Aufbau der Protoplasma-Moleküle verwendet, wie auch die beim Absterben oder beim Schwunde eines protoplasmatischen Gebildes gelieferten Zerfalls-Producte nur von dem Zerfall der lebenden Substanz herrühren können. Wir können daher einen Stoff oder eine Verbindung nur dann als nährend betrachten, wenn er sich am Aufbau von Protoplasma-Molekülen betheiligt; und dieses kann wieder nur dann geschehen, wenn von Seiten der vorhandenen Protoplasma-Moleküle eine assimilatorische Anziehung auf die betreffende Substanz ausgeübt wird.

Was diese Assimilation oder die Umwandlung, Umsetzung der eingeführten Stoffe im Protoplasma betrifft, welche der genannte Professor Kassowitz mit Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit in ihre mannigfaltigen Einzelheiten verfolgt hat, und wobei jedes Wachsthum des Protoplasma von einem Oxydations-Proceß begleitet ist, so lassen sich alle Lebensäußerungen des Protoplasma und der Organismen überhaupt auf die elementaren Vorgänge des Aufbaus und Zerfalls hochcomplicirter und überaus labiler Atomverbindungen zurückführen. Damit gelangt man gleichzeitig zu einer haltbaren Anschauung über die physikalische und chemische Constitution des Protoplasmas und deren endloser Mannigfaltigkeit. Wir müssen uns die Protoplasma-Moleküle als ungemein große und überaus complicirte Verbindungen vorstellen, von deren Ausdehnung wir eine ungefähre Vorstellung bekommen, wenn wir erfahren, daß der Blutfarbstoff, den wir ja nur als eines seiner Zerfalls-Producte ansehen können, nach neueren Untersuchungen zum Mindesten aus 2295 Atomen besteht, während man auf Grund der Raoult'schen Methode die Molekulargröße des gereinigten Eieralbumins auf 15000 erhöhen müßte. „Da aber innerhalb eines so riesigen Moleküls die mannigfaltigsten Verkettungen und Combinationen der Atome und Atomgruppen möglich sind, so ist damit auch theoretisch eine geradezu endlose Mannigfaltigkeit von Variationen in der Zusammensetzung der Protoplasma-Moleküle (nach chemischer und physikalischer Seite) gegeben. So wird uns eigentlich erst hierdurch die unzweifelhafte, die ganze Biologie beherrschende Thatsache verständlich, daß das Protoplasma nicht nur in den verschiedenen Arten, sondern auch in den verschiedenen Individuen derselben Art und dann wieder in den verschiedenen Organen und Geweben eines und desselben Individuums (wie Muskelfaser, Drüsenzelle, Nervenfaden u. s. w.), trotz seiner scheinbar gleichartigen Beschaffenheit dennoch eine endlose Mannigfaltigkeit seiner stofflichen und dynamischen Leistungen darbietet, und daß es im Stande ist, diese seine individuellen Fähigkeiten auch auf alle neuen, unter seinem molekulären Einfluß entstehenden Protoplasma-Theile zu übertragen. So verstehen wir nicht nur die Constanz der physiologischen Leistungen in einem und demselben Protoplasma, sondern auch die Möglichkeit einer unendlichen Variirung dieser Leistungen in verschiedenen, in ihrer chemischen Struktur voneinander abweichenden Protoplasma-Arten." Wenn z. B. nachgewiesener Maßen ein Hund im Stande ist, vermittelst des Geruchsinnes die Fährte seines Herrn trotz verschiedener Kreuz- und Querzüge aus einer großen Menschenmenge herauszufinden, so folgt daraus, daß von jedem Menschen specifische Geruchstoffe ausgesandt werden, welche ihren individuellen Charakter nur dadurch erlangen, daß sie von Protoplasma-Molekülen abstammen, die bei jedem Menschen einen specifischen Charakter besitzen. Auch ist es ja eine bekannte Thatsache, daß niemals zwei Individuen der höher entwickelten Thiere und Pflanzen miteinander vollkommen und in allen Stücken übereinstimmen, obgleich sie sich alle gleicher Weise aus einer Eizelle herausbilden, in welcher das sogenannte Keimplasma als der Träger aller künftigen Eigenschaften des sich entwickelnden Organismus angesehen werden muß.

Ueber die atomistischen Einzelheiten dieser protoplasmatischen Vorgänge wird uns freilich unsere Beobachtung gegenüber der außerordentlichen Feinheit der Structur und Organisation des Protoplasma ewig im Stiche lassen, auch wenn sich unsere Mikroskope noch tausendfach vervollkommnen würden; hier muß der combinirende Verstand die Stelle der directen Beobachtung ersetzen. Aber so unerklärlich oder unverständlich das Lebensprincip an und für sich ist, so können wir doch so viel sagen, daß es nichts zu schaffen hat mit der ehemaligen Theorie der Lebenskraft, einerlei, ob dieselbe in der Gestalt des alten Vitalismus oder des neuerdings wieder zahlreiche Anhänger findenden Neovitalismus auftritt. Allerdings will man nur für die Synthese oder Assimilation, als in der unorganischen Welt nicht vorhanden, eine Ausnahmsstellung reserviren, während man die Destruction oder regressive Metamorphose für einen chemisch-physikalischen Act erklärt. Aber abgesehen davon, daß der Logos gegen eine solche Trennung des vitalen Processes in zwei einander entgegengesetzte Thätigkeiten nothwendig Widerspruch erheben muß, giebt es in der That im Bereiche der Chemie Fälle von anorganischer Assimilation, welche sich ohne Zweifel erheblich vermehren ließen, wenn man seine Aufmerksamkeit mehr auf diese hochwichtigen Thatsachen, mit denen dem Vitalismus eine seiner letzten Zufluchtsstätten versperrt wird, lenken wollte. Wahrscheinlich ist die Assimilation ein durch die ganze Natur verbreiteter Vorgang. Auch erinnert der Assimilationsproceß der lebenden Organismen lebhaft an eine bekannte Erscheinung der anorganischen Welt, welche man am besten als die elective (wählerische) Crystallisation bezeichnet. Halten wir diese Vorgänge mit den Vorstellungen zusammen, welche wir bisher von der chemischen und physikalischen Structur des Protoplasma gewonnen haben, so eröffnet sich uns zugleich die Möglichkeit, eine anschauliche Vorstellung vor der Assimilations-Mechanik des lebenden Protoplasma zu gewinnen. So sind wir beispielsweise im Stande, mit einiger hypothetischer Hülfe die Contractilität des Muskels auf anschauliche und mechanisch verständliche Vorgänge zurückzuführen und dieselbe auf eine Stufe zu stellen mit derjenigen Contractilität, welche unter gewissen Umständen auch leblosen Gebilden zukommen kann. Denn auch ein elastischer Faden oder eine Spiralfeder zeigen sich als contractil, wenn die Hemmung oder Zugspannung entfernt wird. Was aber hier die Zugspannung ist, das ist dort durch den vitalen Vorgang des assimilatorischen Wachsthums des sogenannten Myoplasma gegeben. Sowie aber dieses Letztere, welches bei seinem Wachsthum die umgebenden Theile gewaltsam in die Länge gereckt hat, durch einen Reizvorgang zerstört wird, tritt die Contractilität des Muskels in derselben Weise zu

Tage, wie in den künstlichen Veranstaltungen, wenn in ihnen die Ursache der bestehenden Zugspannung beseitigt wird. Was den Muskel vor diesen todten Vorrichtungen auszeichnet, ist nur der Umstand, daß sowohl an der Schaffung der Zugspannung, als auch an ihrer Beseitigung eminent vitale Processe beteiligt sind. — „Da es uns aber auf Grund unserer Fundamental-Hypothese gelungen ist, sowohl die assimilatorische Energie der Protoplas-Moleküle, als auch ihre chemische Labilität auf Eigenschaften zurückzuführen, die in geringerem Grade auch der todten Materie zukommen, so hätten wir auf diesem Wege das bisher vergeblich angestrebte Ziel erreicht, die Contraction des Muskels auf bekannte physikalische und chemische Vorgänge der anorganischen Natur zurückzuführen."

Das Protoplasma besitzt die Fähigkeit, sich unter Einwirkung vitaler Reize, als deren Angriffspunkte die hochcomplicirten und chemisch unbeständigen Moleküle desselben dienen müssen, durch actives Wachsthum theils auszudehnen, theils wieder zu verkürzen oder zusammenzuziehen. Dieses geschieht unter fortwährenden Oxydations-Processen, was ein ewiges Hin- und Herwogen seiner kleinsten Theilchen nach den verschiedensten Richtungen oder eine verwirrende Mannigfaltigkeit seiner gegenseitigen Bewegungen zur Folge hat. Es ist ein stetes Abwechseln zwischen den Processen des Wachsthums und denen der Zerstörung oder Ausscheidung. Als unmittelbarste Wirkung der letzteren erscheint der Zusammensturz der von den Reizanstößen direct betroffenen Moleküle und deren Zerfall in einfachere Atomgruppen.

Gegen die Mehrzahl lebender Physiologen verwirft der Verfasser der in Rede stehenden Schrift die spontane oder freiwillige Bewegung des Protoplasma, indem er sich auf das seit Galilei bekannte Naturgesetz der Trägheit stützt, nach welchem kein Körper von selbst seinen Zustand verändert. Denn das, was wir in der übrigen Natur für unmöglich halten, kann in der lebenden, z. B. bei Schwärmzellen oder activ beweglichen Protisten nicht möglich sein. Eine spontane Contraction im strengen Sinne des Worts ist ebenso undenkbar, wie eine spontane Elongation. Immer sind es bei Pflanze und Thier äußere Reize, welche den Lebensproceß anfachen und unterhalten, und dieser ganze Lebensproceß in seinen verschiedenen Bethätigungen ist nichts Anderes als eine Bildung und Zerstörung des Protoplasma, einerlei ob dasselbe in der Form einen einfachen Amöbe oder eines weißen Blutkörperchens oder in seinen verschiedenen Umwandlungen zu den Organen und Geweben des Körpers auftritt. Wenn wir auch nicht im Stande sind, überall und in jedem einzelnen Falle die Reizquellen nachzuweisen, so haben wir doch nicht das Recht, daraus auf das wirkliche Fehlen derselben zu schließen. Nach dem Axiom, daß jede Bewegungsursache außerhalb des Bewegten gelegen ist, erscheint es am gerathensten, auf die Annahme wirklich spontaner Bewegungen ein für allemal zu verzichten.

Der aufmerksame Leser wird aus diesem kurzen Auszug der Kattowitz'schen Schrift die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Ausführungen des gelehrten Verfassers nicht ohne Zuhülfenahme einiger mehr oder weniger hypothetischer Betrachtungen begriffen werden können. Da aber keine naturwissenschaftliche Disciplin bei ihrem Voranschreiten der Hypothese entbehren kann, so soll und kann daraus kein Vorwurf hergeleitet werden. Im Gegentheil muß darin, wie es uns scheint, ein besonderer Anreiz für die Fachgenossen des Autors liegen, sich mit dessen Ansichten bekannt zu machen und Stellung dazu zu nehmen. Auf jeden Fall aber bieten dieselben für den Gelehrten wie Nichtgelehrten so viel Interessantes und Anregendes in einer der wichtigsten Fragen der allgemeinen Biologie, daß man den Verfasser nicht genug dankbar für seine mühsame Arbeit sein kann, und daß man seiner Schrift den wohlverdienten Erfolg fast mit Gewißheit voraussagen kann.

Literatur und Kunst.

Bunte Erinnerungen.

(Otto Jahn, Dahlmann, Arndt, Bettina.)

Von Klaus Groth.

Fehlte es mir auch im ganzen Umkreis meiner ausgebreiteten Bekanntschaft in Bonn 1855/56 am Anblick, am Mitgenuß ungebrochenen Familienglückes, an Kindern, an der Jugend, denn meine nächsten Freunde waren meist ältere Herren, so tauchte ich zunächst unter in einem geistreichen Verkehr, der Jahre lang, Tag aus Tag ein fast ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend währte. Man denke sich, was es sagen will für einen Mann von 36 Jahren, der durch umfangreiche Studien fast nach jeder Richtung hin fähig war, Alles aufzunehmen, was der lebendige Verkehr mit den hervorragendsten Gelehrten ihm zuführte. Ein solches Glück wird wohl nicht leicht einem Sterblichen zum zweiten Male zu Theil. Oft schon Morgens beim Kaffee horchte ich dem geistsprühenden Gespräch meines Hauswirthes Prof. Böcking zu über juristische, philologische, philosophische, historische Themata, wie sie ihm eben durch den gelehrten Kopf gingen, über Menschen und Dinge, oft gewürzt durch Anekdoten und Bemerkungen, die nicht für Jedermanns Ohr berechnet waren. Dann ging es jeden Morgen zu Otto Jahn. Wir aßen zusammen in einem Kreise von Professoren und Doctoren im Hôtel Schmitz, tranken allein oder mit einigen von ihnen zusammen Kaffee an irgend einem schönen Aussichtspunkte, bei Ermkeil oder sonstwo, und aßen Abends in Jahn's Wohnung unser frugales Abendbrod, nach holsteinischer Weise Thee mit Butterbrod.

Otto Jahn war ein Mann seltenster Art. Von so vielen geistvollen Männern, die ich im langen Leben habe kennen lernen, war er der geistreichste. Er hatte sein Lebenlang gearbeitet, als ginge es um's Leben. Auch damals sahen die Wächter in Bonn jede Nacht durch bis zwei, drei Uhr Licht auf dem Schreibtisch des einsamen Gelehrten. Wenn ich Abends um zehn, elf Uhr von ihm ging, meistens zu Haus begleitet von seinem Neffen, jetzigen Professor Michaelis, oder einem seiner Lieblingsschüler, nachdem er den Tag über vielleicht mehrstündig Vorlesungen über griechische Classiker oder Archäologie gehalten, nachdem wir Abends mehrere Stunden über Gott weiß welche Dinge und Themata gesprochen hatten, setzte Jahn sich unmittelbar darauf an sein Pult und schrieb Bogen um Bogen in seiner zierlichen, höchst eigenthümlichen Handschrift, nebenbei gesagt Jahre lang mit derselben nie gespitzten Gänsefeder, an seinem berühmten großen Werk über Mozart. Nach ihm überfällt mich zuweilen lebhafte Sehnsucht, der ich sonst nicht die Vergangenheit wieder zu durchleben wünsche, ich habe zu viel gelitten, — nach seiner erfrischenden, erhebenden Gegenwart, seinem belebenden Gespräch, seinem idealen Wesen. Jahn war mehr als gütig gegen mich, nachsichtig gegen meine Schwäche und Schwächen, gegen die Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten eines Mannes von meinem, dem gewöhnlichen fernliegenden Bildungsgange. Er freilich, selber musikalischer Künstler, Kenner alter und neuer bildender und musikalischer Kunst, Biograph Mozart's, konnte besser als andere Leute, als Gebildete, Gelehrte beurtheilen, welches Herzblut in meinen bescheiden auftretenden Dichtungen tropfte, welche Arbeit die Vorbereitung meiner selbst und meines Instrumentes, meiner Mundart, zu dieser Leistung erforderte. Allerdings machte Prof. Müllenhoff auch eine Ausnahme, der mir sagte (oder schrieb): Er habe wohl gewußt, daß die Arbeit (für's Plattdeutsche) einmal gethan werden müßte, aber nicht geglaubt, daß ein Mann allein die Kraft besäße, sie zu thun. Er bezeichnete damit also, daß der Dichter in diesem Falle zugleich Sprachkenner sein mußte. Ein bezeichnendes Wort von Otto Jahn

sei hierbei als charakteristisch für seine Auffassung angeführt. Nach einem interessanten Gespräch, in welchem er mir eine Menge mir neuer Forschungen über griechische Bildwerke mitgetheilt, sprach ich es ihm aus, daß ich ihn um den Reichthum in seinem Gedächtnisse mitunter beneide. „Ach", erwiderte er schlagfertig, „Du trägst ja, außer den Gegenständen selbst, auch noch einen ganzen Farbentopf in Deinem Gedächtnisse" — außer dem Wissen also meinte er richtig das Empfinden, zum Kopfe das Herz.

Außer Otto Jahn trat ich Dahlmann am nächsten. Dahlmann war mehr Charakter als hervorstechend Gelehrter. Das prägte sich schon in seiner Gestalt und auf seinem ernsten Gesichte aus. Eine vornehme Ruhe zeigten Bewegung und langsam gemessene Sprache. Otto Jahn hatte nichts von Vornehmheit, man konnte ihn körperlich unansehnlich nennen. Doch vergaß man das runde Gesicht mit der kleinen Nase, der Brille und den kurzsichtigen Augen, sobald er den Mund öffnete, und in der feinsten Gesellschaft war er durch lebhaftes Gespräch, das auf alle Dinge einging, aufmunterte, zum Widerspruch reizte, auch bei jungen Damen gleich der Mittelpunkt. In seiner Nähe, um ihn herum sah man alsbald fröhliche Gesichter und hörte heiteres Lachen. Dahlmann war in Gesellschaft wenig gesprächig, doch immer gern gesehen und als Gast ausgezeichnet. Erst im häuslichen, im engeren Kreise sah man, daß hinter dem sauren Munde und der ernsten Stirn ein kindlich fröhliches Gemüth und ein neckischer Humor hauste, der gerade hinter diesem Vorhange unwiderstehlich war. Ich habe bei Jahn nicht so viel gelacht, als bei Dahlmann, der mich sehr bald immer mit einem scherzhaften Scheltwort empfing. Er las sogar komische Sachen gern vor; beim Vorlesen z. B. der berühmten, unfreiwillig komischen Lebens- und Reisebeschreibung unseres schleswig-holsteinischen Pastors Tychsen (das Buch ist so selten, daß ich kein Exemplar habe auftreiben können; Jacob Grimm besaß eins) sank ich vor Lachen vom Stuhl unter den Tisch, und Dahlmann verzog keine Falte in seiner ernst-säuerlichen Miene.

Mit Dahlmann wurde es nach und nach eine liebe Gewohnheit, jeden Vormittag, ehe ich mit Jahn zum Mittagstische ging, einen oft recht langen Spazierweg in der Umgebung Bonns zu machen. Auch auf diesen Wegen war Dahlmann im Ganzen schweigsam. Doch hörte ich fast auf jedem solchen Wege irgend ein gewichtiges, man möchte sagen: ausgekörntes Wort weiser Menschenkenntniß und Erfahrung von ihm, das mir nicht verloren ging. Doch wurde er auch mitunter gesprächig und erzählte dann aus der Jugendzeit oder von Kiel, immer doch mit knappen Worten. Da hörte ich denn auch wohl, wie König Ludwig von Bayern einst bei ihm in einer Vorlesung hospitirt und nachdem ihn für seinen höchst interessanten Vortrag belobt hatte. „Ich hatte gerade einen trockenen Gegenstand deutscher Geschichte vor", sagte Dahlmann, „und hielt es nicht für passend, meinen Studenten gegenüber nun einen anderen Ton anzuschlagen, als ihn die Sache verlangte. Ich erwiderte also dem Könige: Majestät, man muß als Professor den Muth haben, auch mitunter langweilig zu sein." Der Sohn König Ludwig's, der spätere König Max, studirte unter Leitung Dahlmann's in Göttingen und kam häufig zu ihm in's Haus. Der klagte dann einst Dahlmann, der König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. habe nun seinem Vater auch den großen Maler Cornelius abspenstig gemacht. Dahlmann erwiderte ihm auf diese Klage: „Königliche Hoheit, vorläufig würde ich wünschen, daß Sie in Bayern erst einmal den Cornelius Nepos gründlich tractirten." Mit diesen treffenden Worten, knapp und eindringlich, bezeichnete er dem künftigen Herrscher, daß er in seinem Reiche künftig mehr für Volksbildung als für bauende und bildende Kunst, wie sein Vater, sorgen möge. So erhielt ich Kunde von manchem wichtigen Ereigniß und Erlebniß und oft ein Porträt einer historisch merkwürdigen Person dazu. Im Allgemeinen brachte der Altersunterschied zwischen uns — Dahlmann war dreißig Jahre älter als ich — und brachte auch meine langjährige Verehrung des Mannes, der schon in Schleswig-Holstein als Professor in Kiel und Secretär der Adelsgilde, wie später als Mitglied der Nationalversammlung in der Paulskirche für unsere Unabhängigkeit und Freiheit gestrebt hatte und dessen wissenschaftliche Verdienste mir wohl bekannt waren — es mit sich, daß unser Verhältniß das vom Lehrer zum Schüler oder näher hier vom Vater zum Sohn wurde und blieb. Oft gab er mir in wichtigen Dingen den gewichtigsten und entscheidenden Rath; mein Vertrauen zu ihm, seiner Klugheit, Umsicht und Erfahrung war unbedingt. Noch immer schwebt mir sein Bild vor, als das des größten Mannes, den ich näher habe kennen lernen. In schwierigen Lagen sah ich denn auch, daß Otto Jahn, daß sogar der stolze Böcking sich an ihn um sein entscheidendes Wort wandten. Ich bin in mehreren Fällen, die so intimer Natur sind, daß ich sie nicht wieder erzählen kann, der Zwischenbote gewesen, und darf daher aus persönlicher Erfahrung sprechen. — Welchen Einblick in die Welt gaben mir diese Vorfälle! —

Prof. Welcker pflegte uns wohl, in kleiner ausgewählter Gesellschaft, mitunter Abends nicht bloß auf ein feines Souper in seiner Wohnung einzuladen, „nicht bloß auf's Essen und Trinken," wie er es einmal aussprach, als wir versammelt waren, „sondern auch zu einem geistigen Genuß," wo er dann meistens anknüpfend an ein antikes Kunstwerk, das er vorzeigte, einen interessanten Vortrag hielt, Vorträge wie sie wohl nicht leicht andere Sterbliche vernommen haben. Denn mit seinem reichen Wissen verband er die anschauliche Kunde; er war in Italien und Griechenland durch langen Aufenthalt wie zu Hause, und hinein flocht er so Beschreibungen von Erlebnissen, bis man auch Menschen und Gegenden wie gegenwärtig sah. Ganz anders war, was der Umgang mit Arndt, was sein freundliches Haus mir bot, wenn auch nicht weniger werthvoll zur Erweiterung meines Gesichtskreises, meiner Erfahrungen; anders schon durch den großen Altersunterschied zwischen uns, wie auch durch Arndt's Wesen und Charakter. Er war nicht Gelehrter im Sinn meiner anderen Freunde, sondern vor Allem Mann der That, auch in seinen Liedern. Er hatte auf Leben und Tod mit gewagt und gekämpft gegen die Fremdherrschaft, gegen den Erzfeind Napoleon, war mit dem Freiherrn von Stein mit geächtet, flüchtig von Weib und Kind durch die Einöden Rußlands, durch Norwegen und Schweden verfolgt worden. Er hatte mit gelitten in der erbärmlichen Demagogenriecherei und Verfolgung von 1819 an, Amt und erfreuliche Thätigkeit eingebüßt. Jetzt war er, ein hoher Achtziger, ungebrochen und nicht verbittert, und trotz des erneuten Rückschlages nach 48, wo er in der Paulskirche mit getagt und in der Deputation mit gewesen, die Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone vergeblich antrug, voll Hoffnung auf bessere Zeiten: der Unsinn sei zu groß, das Vernünftige zu stark, nicht mehr zu vernichten und werde siegen, Kaiser und Reich werde kommen, „das werden Sie noch erleben, Kind!" Diese Zuversicht auf Fortschritt trotz aller Reaction fand ich übrigens bei all' den alten Herrn, welche die Zeit von 1806 bis 1815 mit durchlebt hatten, während wir Jüngeren den Kopf hängen ließen. Doch gebrach es Arndt ebensowenig an dem gerechten Zorn gegen die Träger und Leiter des damaligen Regiments, besonders in Preußen. Oft schon Frühmorgens, wenn ich auf meinem Dachsitz auf dem Böcking'schen Hause den Morgenimbiß verzehrte, hörte ich Arndt's zornige Stimme unten in seiner mir nahen Laube höchst unparlamentarische Kraftausdrücke über König und Regierung ausstoßen; er mochte schon Besuch von einem Freunde haben.

Meine Gesundheit erholte sich in Bonn nur sehr langsam. Eines Tages kam der gute Vater Arndt zu mir tröstend in Böcking's Haus: „Lieber Freund! Ihr langen Ditmarscher wißt gar nicht, wie stark Ihr seid! Ich habe auch viel Blut gehustet." Ach, der gute Vater Arndt! Ein ander Mal

hörte ich gewichtigen Schritt auf der Treppe und dem Vorplatz von meinem Zimmer aus bei Böcking, ich erkannte den Alten gleich; er trug schwere rindslederne Schuhe mit Lederriemen zugebunden, pflegte auch bei der Annäherung stark tönende Laute auszustoßen: „Also hier! Nein, dahin!“ und Aehnliches. Nach kurzer Begrüßung begann er: „Bettina ist hier.“ — „Ich weiß, lieber Arndt.“ — „Sie will Sie sehen.“ „Das kann ich mir denken, lieber Arndt.“ — „Sie ist ja nicht gerade, wie Sie wohl wünschen, nicht gerade zuverlässig, aber Sie sind doch auch nicht auf Reisen, um lauter Tugendhelden zu sehen, Sie müssen auch andere Art Menschen kennen lernen.“ — Nach allerlei Einwänden meinerseits, der ich die Abneigung meiner Freunde Böcking, Otto Jahn, auch Dahlmann, gegen Bettina v. Arnim kannte, willigte ich doch ein, mich von ihm einmal zu ihr führen zu lassen, mit welchem Versprechen er mit lauten Schritten und Worten wieder hinabstieg. — Nach einigen Tagen fand ich auf meinem Zimmer auf einer Einladungskarte von Prof. Brandes (dem Aristoteliker), die Arndt in meiner Abwesenheit gerade auf meinem Schreibtische vorgefunden hatte, die Worte: „Komme um fünf, Herrn Klaus Groth abholen zu Frau Bettina.“ Damit der alte Herr nun nicht die Treppen zu ersteigen brauchte, wanderte ich im Garten vor Böcking's eine Treppe hoch liegenden Fenstern seiner Arbeitsstube hin und her. Die Fenster standen auf, es war Hochsommer. Böcking mochte meinen Schritt auf dem Kieswege gehört haben. Er steckte den Kopf heraus und rief: „Groth, wollen Sie mit spazieren gehen?“ — „Nein“, war meine Antwort, „ich kann nicht.“ So eine Ablehnung machte ihn gleich kratzig und er fragte: „Warum denn nicht? Was haben Sie denn vor?“ Ich wußte ja, was auf meine Antwort folgen würde und ließ das gleich in meinem Tone vernehmen, indem ich sagte: „Ich will zur Bettina!“ Sein Kopf mit der gestickten Sammtkappe mit langem Schirm verschwand, kam aber sogleich wieder hervor, Schirm an die Seite geschoben: „Windbeutel!“ Verschwand wieder, kam wieder hervor: „Auf wen warten Sie denn?“ — „Auf Papa Arndt.“ Schirm nach hinten geschoben: „Eben solcher Windbeutel.“ Kopf weg. „Adieu, Böcking!“ rief ich, denn der Alte kam. Schwere Schuhe mit Lederriemen zugebunden an den Füßen, deutschen Rock ohne Kragen mit nur einer Reihe Knöpfe. Hemd aus höchst sauberem, derbem Leinen mit breitem Umschlagkragen, kleiner Cylinder mit schmalem Rand und einer großen preußischen Cocarde. So nahm er mich unter den Arm, und wir wanderten zusammen die Coblenzer Straße hinunter am Schloßgarten entlang bis zum Hôtel Ermkeil, (jetzt Hôtel Royal), wo Bettina wohnte. Wir waren für jeden Begegnenden gewiß ein auffallend ungleiches Paar Männer, umsomehr, da Arndt eifrig redete. Er erzählte mir, indem wir gingen, mit lauter Stimme, als sollte man es über'n Rhein hin im Siegener Lande hören, von dem tief gewurzelten Glauben der Norweger und Schweden, die er ja auf seiner Flucht vor Napoleon persönlich hatte kennen lernen, an geheimnißvolle Bewohner der Tiefen des Meeres; wie da Seehunde, scheinbar Seehunde, schönen Frauen, die am Ufer zu thun hatten oder badeten, auflauerten und sie mit sich nahmen. „Ja wohl, lieber Freund!“ rief er eifrig, indem er zum Theil wiederholte: „Schöne Mädchen, Frauen! In die See!“ so daß die Leute stillstanden und zuhörten, was der Alte im Eifer gar nicht bemerkte, mich aber fast genirte. Wie er auf das Thema gerathen war, weiß ich nicht. Bei Ermkeil gingen wir gleich um's Haus in den Garten. Dort saß unter einem großen Kastanienbaum, der noch steht, denn ich habe noch 1893 unter demselben gesessen, diesmal allein — blickend den Zeiten nach und dem Sonnenschein — saß damals Bettina, in einer Art Laube, vor einem gedeckten kleinen Theetisch. Arndt führte mich ihr zu, umarmte sie, nannte sie Frau Schwester und küßte sie. Bettina nöthigte uns zum Sitzen. Arndt redete noch wie in einer gewissen Aufregung laut fort, jetzt von Bettina's Bruder Clemens Brentano, von dem er ein paar bedenkliche Geschichten erzählte, die mich auch fast in ihrer derben Aufrichtigkeit genirten, was — erinnere ich mich nicht mehr. Dann — er hatte fast nur angelehnt auf seinem Stuhl gesessen — stand er hastig auf und sagte: „So, nun mag er sich selbst wehren!“ und ging davon.

Das war ja eine eigene Art, eingeführt zu sein, und ich wartete also der Dinge, die kommen würden, schweigend. „Was haben Sie von meinem Manne gelesen?“ brach Bettina das Schweigen, ich kann nicht sagen, in gerade freundlicher Weise. „Von Achim von Arnim? Gar nichts!“ — „Nichts?“ — „Nein!“ (Gnädige Frau sagten wir damals noch nicht als Füllsel für jede nichtssagende Antwort). Ihre wahrscheinlich ungnädige Miene sah ich nicht, denn in dem Augenblick kam den Fußsteig durch den Garten vom Rhein heranf ihre Tochter, wie ich sogleich erfuhr, Gisela, ihre jüngste, später die Frau von Herman Grimm. Es war eine schmale, schlanke junge Dame im lichten Sommerkleid, denn es war ein drückend warmer Abend, sie hatte den breitrandigen Strohhut über'n Arm gehängt. Ich dachte unwillkürlich an Goethe's Friederike von Sesenheim, sie selbst vielleicht auch. „Meine Tochter Gisela! Herr Klaus Groth! Denke Dir, er hat nichts vom Vater gelesen!“ Gisela setzte sich zu uns und strich sich über's Haar. „Nein“, sagte ich dann entschlossen, ganz ruhig, „gar nichts. Sie müssen aber bedenken“, setzte ich lächelnd hinzu, „ich schreibe ja selbst Bücher und lese nicht so viele. Ich lese an belletristischen Sachen hauptsächlich nur, was mich in meiner Art fördern kann, und das ist bei den Romantikern wenig der Fall. In den Kronenwächtern z. B. lese ich die realistischen eingestreuten Marktseenen in den Niederlanden mit Interesse, aber wenn dann nachher die handelnden Menschen Alraunwurzeln waren und sind, so hört meine Theilnahme auf. Auch in . . .“

„Aber dann haben Sie ja doch von meinem Mann gelesen?!“

„Wenn Sie das so nennen wollen, allerdings. Aber ich lasse mich nicht gern examiniren. Da übrigens unser Gespräch diese Wendung genommen hat, so will ich Ihnen erzählen, daß ich, die rein politischen Schriften ausgenommen, Alles gelesen, was Sie geschrieben haben.“ Das brachte natürlich eine vollständige Aenderung in Ton und Stimmung bei der guten Alten hervor, die sie mir nicht verbarg, indem sie gleich lebhaft fragte: „Vom Briefwechsel mit Goethe nicht zu sprechen: was hat Ihnen am Besten gefallen? Gewiß die Günderode.“ — „Nein“, erwiderte ich, „das ist mir zu grausam! Nein, an poetischem Duft steht mir am höchsten der Briefwechsel mit Ihrem Bruder Clemens.“

Von nun an waren wir Freunde, und was wir dann in Stunden noch in Erinnerungen und Mittheilungen mit einander gesprochen haben, verschwimmt für mich in einer traumhaften Erinnerung an poetisch erhebende Augenblicke, wie sie, selbst dem Poeten, selten zu Theil werden. Auch Gisela war nicht bloß passive, schweigsame Theilnehmerin, und daß ich auch ihre Freundschaft mit einem Male gewonnen hatte, davon mag ein ganzes Packet Briefe von ihr, oft mit ganz intimen Mittheilungen, die ich noch wie ein Heiligthum aufbewahre, Zeugniß geben. Denn wir Beide sahen uns nachdem nur sehr wenige Male wieder. Von unserem Theeabend unter der großen Kastanie im Garten des jetzigen Hôtel Royal erzähle ich aber noch gern das Ende.

Es war ein wundervoller Abend, wie man ihn fast nur dort am Rhein erleben kann, wie Bettina solche in ihren Briefen an Goethe in fast sonst unerreichter Meisterschaft beschrieben hat. Drüben, vom weiten Siegener Lande und abwärts vom Siebengebirge zog ein Gewitter her. Es dämmerte schon und grollte in der Ferne. Fräulein Gisela hatte sich in's Haus begeben. Wir beiden Nachbleibenden schwiegen und horchten, ich mit dem Entzücken, womit ich seit Kindesbeinen jedem Gewitter zugehört und zugeschaut habe. Wo

giebt's ein grandioseres Schauspiel! Bettina erhob sich und sagte mir: „Lieber Freund, wollen Sie mich nicht nach dem Alten Zoll führen, ich möchte gern besser sehen." Der Alte Zoll erhebt sich unmittelbar neben dem Hôtelgarten. Man überschaut von dort frei den Rhein auf- und abwärts. Jetzt steht Arndt's Denkmal dort.

Also wir gingen, sie faßte meinen Arm. Wir stellten uns an die Rampe des Hügels und blickten hinaus in die Nacht und die leuchtenden Blitze. Seufzend sagte mir Bettina: „Meine Augen sind so schwach, ich sehe die Blitze kaum." Das hatte ich nach dem Anblick ihrer lebhaften braunen Augen durchaus nicht erwartet. Ich konnte hierzu ja nur schweigen. Als die Regentropfen stärker wurden, wanderte ich, mit ihr am Arm, unter den dunklen Bäumen vorsichtig zurück. Sie war klein und sagte nur mit leiser Stimme: „Ich hange nun an Ihrem Arm wie ein alter Strickbeutel." Ich wußte, worauf es zielte, wie sie, in ihrem Briefwechsel mit Goethe erzählt, an seinem Arm einst als kleiner Strickbeutel gehangen. Da erfaßte mich denn doch in der Dunkelheit ein heiliger Schauer, und ich sagte, gewiß mit bewegter Stimme: „Frau Bettina, ich bin wie erhoben und gedrückt, daß das Schicksal mir es aufgespart hat, noch einmal die am Arm zu führen, die einst in der Art an der Seite unseres Größten gewandert hat." So, oder ungefähr so, dem Sinne nach genau so, denn es ist fünfzig Jahre her, aber meine Empfindung ist noch so. Das hätte ich auf meinem Lebenswege, selbst im Traume nicht, gewiß nicht gewagt, mir vorzustellen, was ich an diesem Abend an den Ufern des Rheins unter Blitz und Donner, von leiser Stimme gesagt und am lebendigen Arm halb getragen, lebendig gefühlt und erlebt.

Seitdem sah ich Bettina noch verschiedene Male vertraulich im Hôtel auf ihrem Zimmer, meist allein. Sie pflegte, wie ich das aus Schilderungen älterer Freunde, in mündlichen oder gedruckten Berichten als Bild von ihr in meiner Vorstellung hatte, auf dem Sopha zu hocken oder zu kauern, wie ein kleines Häufchen Menschenkind. Ich meine, Carl Simrock erzählte mir, daß sie so bei den Brüdern Grimm in Berlin in's Zimmer gestürzt sei und sich in einer Ecke auf dem Sopha verkrochen und gerufen habe: „Nun sagen sie, es sei Alles erlogen (ihr Briefwechsel eines Kindes mit Goethe). Und das ist's ja auch!" Meine gelehrten Bonner Freunde dachten ja ebenso, und ich wagte, selbst in meinem Innern nicht, zu widersprechen. Merkwürdig! dieses merkwürdige Buch, das kaum seines Gleichen hat am Maaßstabe reinster Poesie gemessen, ist ein Roman mit eingestreuten Thatsachen geschichtlicher Wahrheit, ein Roman, der uns die wirkliche irdisch herrliche Erscheinung des größten aller Dichter so lebendig wahr vorführt, wie alle Forschungen aller Goetheforscher es nicht wahrer, lebendiger haben machen können. Aber man lugte, man suchte nach Trug und Lüge und störte sich und uns Andern den reinen Genuß. Mir freilich kaum, denn ich hatte es längst ohne Kritik als innere Wahrheit verschlungen und in mich aufgenommen. Aber Otto Jahn z. B. hatte die Bettina (vielleicht damals in Bonn; doch hat er mir die Zeit nicht angegeben) interpellirt, ob der Brief Beethoven's über seinen (und Goethe's) Aufenthalt in Karlsbad, den sie in ihrem Buche mittheilt, echt und vorhanden sei, und ob sie ihn ihm mittheilen wolle. Er sammelte damals bekanntlich Material zu einer Biographie Beethoven's (die nicht fertig geworden ist, das Material hat er später Thayer übergeben). Er sagte halb scherzend, doch weiß ich seine Worte nicht mehr, daß sie ihn hinausgeschmissen habe. Dahlmann's Groll gegen Bettina war anderer Art. Als ich ihn damals halb bittend fragte, ob er sie nicht besuchen möchte, antwortete er mir: „Das kann ich nicht! Sie hat einen Vertrauensbruch begangen, sie hat meine vertraulichen Briefe an sie, ohne mich zu fragen, dem Könige (Friedrich Wilhelm IV.) mitgetheilt."

Mein Verkehr mit Bettina dauerte nicht lange. Wie schwach ihre Augen waren, sah ich, da ich ihr die ersten Abdrücke meines illustrirten Quickborn brachte. „Ich kann die Bilder nicht einmal recht sehen," sagte sie. Und sie starb noch im selben Jahr in Badenweiler. Dort sah ich im September noch Gisela zum letzten Mal.

Mariana.

Corsische Landschaft von Prof. Friedrich Ratzel (Leipzig).

Vom Fuße der Berge wandern wir dem Meere zu. Die Sonne steht im Mittag und jeder Schritt läßt uns die Brise kräftiger fühlen, die bei klarem Himmel um diese Zeit vom Meere wehen muß. Sie ist das Zeichen, daß beständiges Wetter eingetreten ist. Ostern steht vor der Thüre und Jedermann freut sich auf sonnige Feiertage. Wir überholen einen Bauer aus dem Dorfe, das von dem nächsten etwa 300 m über uns liegenden Hügel herunterschaut. Er reitet sein kleines corsisches Pferd und führt ein Maulthier am Stricke nach, das mit kleinen Fässern beladen ist, die zu beiden Seiten als mächtige Trauben herabhängen und bei jedem Schritt hohlklingend aneinander poltern. Er hat seinen Weinberg draußen am Meer im Dünensand, dort liegt auch sein Wein unter der kleinen Hütte, die er mit seinen Arbeitern bewohnt, so lange das Klima die Arbeit im Flachland erlaubt. Vom 21. Juni bis Ende September wagt Niemand hier unten zu schlafen, außer in den dringendsten Fällen. Die „böse Luft" bringt fast sicher Fieber. Wer unten zu arbeiten oder seine Reben zu hüten hat, was für besonders wichtig gilt, der macht dann zwei Mal den dreistündigen Weg. Womöglich reitet er, denn der Corse ist im Allgemeinen kein Freund von großen Fußwanderungen. Auch mein Begleiter findet, daß ich zu rasch ausschreite und mahnt mich, meine Kraft für den Rückweg zu sparen. Ich lasse ihn gern voraus trotten und verspreche ihm, ihn in seiner Weinhütte aufzusuchen und den Vorjährigen zu versuchen, den er als Feiertagstrunk in seine Fäßchen zu füllen denkt.

Wie gern bin ich allein, um mich ganz dem herrlichen Gefühl hinzugeben, der frischen Luft des Meeres entgegenzuschreiten und ihr die Brust weit zu öffnen. Sie erinnert an die kühlen Thäler der Heimath. Die Berge liegen zwar graugrün im Mittagslicht und unter einem Silberhauch wie nie ein Waldberg bei uns; aber schon tauchen schneestreifige Felsgipfel hinter diesen mit immergrünem Strauchwerk, Maqui, bedeckten Hügeln hervor und lenken die Gedanken nordwärts. Die Felder, durch die unser Weg führt, sind mit Weizen und Hafer angesäet, die beide ein dichtes, lichtgrünes Kleid bilden. Die Mandelbäume, deren rosenrothe Blüthen schon fast alle verweht sind, stehen in Reihen drüber hin und in manchem Acker prangt ein mächtiger Apfelbaum in voller Blüthe. Es sind fast heimathliche Bilder zu beiden Seiten des ausgefahrenen Feldweges, wenn die dichten Brombeer- und Schlehenhecken einmal eine Lücke öffnen. Wir sind geneigt, die Brombeere für einen recht nordischen Strauch zu halten. Wer aber wissen will, was eine Brombeerhecke ist, muß mit diesen breiten, undurchdringlichen und dicht mit frischen Blättern bedeckten Hecken und den daraus fast baumartig hervorragenden Schlehensträuchern Bekanntschaft gemacht haben. Um die Erinnerung an bekannte Bilder voll zu machen, drängt sich der Vertreter unserer Schneeglöckchen, eine Lauchart, deren hängende Doldenblüthen von rührender Weiße, leicht bläulich angehaucht sind, in Masse an diese Hecken heran; an der Innenseite umsäumt er sie wie mit einem Spalier.

Zwei Pflanzen müßten fehlen, um den deutschen Charakter dieses Ausschnittes rein erscheinen zu lassen: der Asphodill und die Akanthusdistel. Gerade diese sind bezeichnende Gewächse der mittelmeerischen Region: Der Asphodill, ein Lauchgewächs mit reicher, trübweißer Blüthenähre auf hohem Schaft und einer Fülle schwertförmiger Blätter. Wer den Asphodill zum ersten Mal sieht, betrachtet ihn mit Interesse und

vielleicht sogar mit Rührung, der mythischen Bedeutung der früh aufblühenden und früh absterbenden Pflanze gedenkend. Möge ihn nicht wie mich eine unzurückdrängbare poetische Erinnerung verfolgen, die in die Zeit jugendlicher Schwärmerei für Heine zurückreicht, den ein Junggentscher, ich glaube Strodtmann, mit den Versen ansang: Laß auf Asphodeloswiesen Mich Dein Grabmal treu begießen. Wer auf irdischen Asphodeloswiesen gewandert ist, wünscht dieses zudringliche Unkraut, das sich groß und in Menge vordrängt, nicht zu begießen, sondern zu verbrennen. In den Hecken macht ihm ein mächtiger Aronsstab mit gefleckten Blättern, weiten dütenförmigen Blüthenscheiden und gelben Kolben Wettbewerbung; aber wenn er auch größer ist als der Aronsstab unserer feuchten Wälder, ist er doch ein naher Verwandter von ihm und sieht keineswegs fremd aus. Die Akanthusdistel zeigt jene in der bildenden Kunst viel verwertheten, tief eingebuchteten Blätter mit Dornenspitzen, die blaßgrün und weißgefleckt der Erde anliegen. Ihre scharf umrissenen Formen und ihre große Gliederung, die eine schöne Mischung von gebrochenen und Bogenlinien zeigen, endlich ihre auffallende Größe macht die Vorliebe verständlich, mit der sie vor Allem in der Plastik nachgebildet worden sind. Unter den Bäumen dieser Felder ist der Feigenbaum die einzige ganz südliche Form. Zuerst steht er mit seinen vielgewundenen, stumpf abschließenden Zweigen, die nach allen Seiten strotzend hinausstarren, wie ein Wolfsmilchgewächs da, dessen Safthülle die Gewebe schwellt. Wo ein Zweigchen geknickt wird, läuft ja die Milch sofort reichlich. Nun öffnen sich an jedem Zweigende, aber nur an diesem, die Knospen und aus jeder tritt ein gefingertes Blatt wie eine kleine ausgestreckte Hand hervor, und mit ihm die schon fertig angelegten Früchte, reizende Miniaturfeigen. Seltsam, wie fremd, sitzen aber Blatt und Früchte an dem glatten, fetten Gezweig.

Wenige Häuser sind über die weite Fläche zerstreut, wenige aus Steinen gebaut und zum Theil wieder zerfallen, die meisten nur höhlenartige Hütten zum vorübergehenden Aufenthalt der Landarbeiter in den Fiebermonaten, wo Alles die Ebene flieht oder es wenigstens ängstlich vermeidet, die Nächte hier zuzubringen. Aus der Ferne sieht man zwei verfallene Häuser mit hohen Giebeln über alle hervorragen, kommt man ihnen näher, so erkennt man Bogenfenster und Reste von Bildwerk und die Bäume, die sie zu überschatten schienen, sind Bäumchen, die in ihren Mauerritzen Wurzel gefaßt haben. Das sind die pisanischen Kirchen, die im 13. Jahrhundert nahe am Meer standen, das jetzt in gerader Linie 3 km von ihnen entfernt ist. Damals gab es kein Bastia, aber die römischen Reste auf dieser Ebene waren dafür wohl häufiger als jetzt. Sie mögen den Gedanken erweckt haben, eine neue Hafenstadt da zu gründen, wo die Römer ihre Colonie Mariana angelegt hatten. Die Lagune oder das Haff von Biguglia war für die Römer ein Hafen, wo, nach einer auf der Ebene von Mariana gefundenen Inschrift, Kriegsschiffe von der Flotte von Mysene vor Anker gingen. Von der pisanischen Stadt stehen nur noch die beiden Kirchen, deren weiße und graue Marmorsteine von der Schärfe ihrer Kanten und Ornamente nur wenig eingebüßt haben. Die hölzernen Dachstühle dieser Basiliken sind zerfallen, die Sonne scheint frei in ihre pfeilergetragenen Hallen und hat auf ihrem Boden einen Graswuchs hervorgerufen, der den braunen Schafen, die ringsum weiden, den Besuch dieser Stätten wünschenswerth erscheinen läßt. In der Mittagssonne haben sie sich in den tiefen Schatten der hohen Marmormauern gelagert, den die von oben mit ihren jungen Blättern herabschattenden Feigenbäume verstärken. Die größere der beiden Kirchen, La Canonica, läßt noch sehr deutlich in dem fäulengetragenen Bogenstreif ihres Portales das Lamm und die apokalyptischen Thiere erkennen und ihr Chor ist durch schlanke Säulenpaare gegliedert. Die Capitäle zeigen romanische Motive mit deutlicherer Anlehnung an die Antike als bei uns. Es liegt eine Keuschheit in den einfachen, schönen Bogenhallen und dem reinen Marmor, die den einsamen Ruinen auf haideartiger Fläche einen Zug von echt tempelhafter Erhabenheit verleiht.

Hart dabei stehen römische Gewölbereste, wie sie in dieser einst belebten Ebene noch an anderen Stellen vorkommen. Feldsteine sind mit einem ungemein festen Mörtel verbunden und mit Backsteinen von der bekannten dünnen, hohen Plattenform ummauert. Sie ragen wenig aus der Erde hervor, ihre Fundamente sind tief von den Aufschwemmungen des Golo verschüttet. Der Vergleich dieser unscheinbaren Werke mit den beiden Basiliken, die über ein Jahrtausend jünger sind, legt sich uns nahe. Wie grundverschieden sind die Zeitalter, aus denen Beide stammen. Beide verkünden das Walten staatenbildender Städte Italiens auf der Insel. Aber die Herrschaft der Pisaner auf Corsica war kurzlebig und hat nur einige Trümmer hinterlassen, während Rom ein halbes Jahrtausend lang die Insel politisch besessen und ihr für immer das italische Gewand in Sprache und Sitte angezogen hat. Rom kommt als die erste und einzige Macht mit der Kunst und Leidenschaft um- und durchgreifender Herrschaft in diese vorher politisch jungfräulichen Gebiete, Pisa in einer Reihe von Wettbewerbern, die einander ablösten, zu einer Zeit, die kein Arcanum Imperii mehr kannte, aber auch keine überragende Macht, die ihre Stärke daraus geschöpft hätte. So spiegelt sich auch in diesem Winkel Corsicas der Unterschied der großen, einheitlichen Geschichte des römischen Reiches, die nur einmal war, und der fragmentarischen Wiederholungen, die nachfolgten. Fällt doch von Bastia, dessen Bastei man in der Ferne ins Meer hinaustreten sieht, ein Schatten von genuesischer Geschichte auch in diese Ebene herein. Und die Berge von Corte, wo Pasquale Paoli's Tragödie ausklang, schauen von Westen herüber.

Die Straße führt in ihrem schnurgeraden Lauf plötzlich an eine Schlinge des weit herüberschweifenden Golo hin. Der Golo trägt, wie fast alle corsischen Gebirgsflüsse den Gebirgscharakter bis an's Meer hinaus. Klar und kühl rauschen die grünen Wellen, in dieser Jahreszeit ungemein reich, durch die Ebene, zwischen Ufern von Sand und Kies, und durch Inseln von Sand und Kies gespalten. An den Ufern, auf den Inseln stehen hellgrüne Weiden mit jungen Blättern und jasmindustenden Zweigen, Erlen, die frische Blätter zwischen ihren dunkeln hängenden Früchten tragen, Pappeln mit glänzenden, eben entfalteten Blättchen. Im Erlengesträuch hängen trockene braune Stränge von Schlingpflanzen: Das Einzige, was fremdartig berührt, während der Epheu an den Pyramidenpappeln ganz zu dem kühlen Hauch stimmt, den dieses fröhliche plaudernde Wasser in die Meeresbrise mischt. Gerade so fließt das Wasser in unseren Gebirgsbächen, es scheint denselben Laut zu haben, und spielt zurückfließend und wirbelnd mit Zweigen und Steinen. Etwas vom Wasser entfernt, stehen auf dem Rasen große Ulmen, die ihre gelben Blüthenscheibchen ausstreuen. Auch eine vertraute Gestalt, dieser fast eichenhaft kräftige Stamm mit der weit ausladenden Krone und der schönen breiten Verästelung. Ueberall, wo er in Corsica auftritt, bevorzugt diesen Baum das Epheu. Jenseits des Canales, in dem nun ein großer Theil der Fluthen des Golo in die Lagune von Biguglia abgeleitet wird, steht die Ulme, angepflanzt, häufiger, und dort ist unter dem Einfluß der Meereswinde jeder Stamm dicht von dunklem Epheu umschlungen.

Der Fluß vermag seine Gerölle nur bis zu einem gewissen Punkte zu tragen, jetzt breitet er sich, durch die Canalisation geschwächt, aus, und wir fühlen den Boden unter unseren Füßen weicher werden. Der Sand, den der Golo brachte, wird immer tiefer; vom Fluß angeschwemmt und vom Wind zurückgetragen, liegt er als flache Düne vor uns. Dünen haben in der ganzen Welt viel Aehnliches; sie müssen ja ähnlich sein, da Wind und Sandkörner überall dieselben sind. Aber die größere Triebkraft des Lebens in dieser Zone zeigt sich auch im Pflanzenwuchs der Dünen des Mittelmeeres, der vor Allem durch die großen und zahlreichen leuchtend purpurfarbenen Blüthen des Eiskrautes (Mesembrianthemum), den hellgelben und den dunkelgelben Ginster, den Schlehdorn und, auf der schon länger bewachsenen Rückseite, durch die blüthenreichen Cistussträucher einen Farbenreichthum erhält, wie ich ihn im Norden nur dort gesehen habe, wo die Harlemer Blumenzüchter Narcissen- und Hyacinthenbeete in ihre Dünenthäler gelegt haben. Der Bewegung großer Sandmassen gegenüber würde die zusammenhaltende Kraft einer

solchen Vegetation nur schwach sein, aber an den kleinen Dünen des Mittelmeerufers bewährt sie eine Fähigkeit festzuhalten und zu begrünen, die wir in diesem Augenblicke vor uns sehen, wo die Dünen auftauchen, die alle an der dem Meere abgewandten Seite ein dichtes Kleid von Sträuchern, Kräutern und Gräsern tragen. In die Vertiefungen aber haben fleißige Bauern nach dem Beispiel der Weinbauern des Languedoc Tausende von Reben gepflanzt, die, an dünnen Rohrstäben sich emporrankend, in Kurzem diesen gelben Sand in einen lichtgrünen Garten verwandeln werden. Nach den Erfahrungen, die man zuerst in den Dünen von Cette gemacht hat, verschont die Phylloxera diese Weingärten im Sand. Uebrigens ist sie in Corsica überhaupt nicht so heftig aufgetreten, wie auf dem Continent, und der Corse verfehlt nicht, auch daraus die Folgerung abzuleiten, daß seine Insel eines der glücklichsten Länder der Erde sei.

Die letzte, an der Landseite steile, aber begrünte Sandwelle überschreitend, stehen wir nun am Meere, das an diesem sonnig-stillen Tag nur unhörbar die Sandufer heranschwillt und ebenso still wieder zurückfluthet. Daß die Frühlingsstürme erst kürzlich aufgehört haben, bezeugen ihre Spuren: ein heller Streifen zertrümmerter Muscheln, der auf den braunen Sand die Grenze der heftigeren Brandung bezeichnet, und mancherlei Anschwemmsel anderer Art. Darunter sind auch losgerissene Blüthen des Eiskrauts, deren Purpur ganz entfärbt ist und deren fingerdicke Saftblätter welk sind.

Wie fremd stehen sich Land und Meer gegenüber; und doch ist das Leben des Landes aus dem Meere hervorgestiegen. Ich muß am Rande des Meeres zurückdenken an die undenklich ferne Zeit, wo das Leben sich aus dem längst schon belebten Feuchten herauswagte und die ersten Anfänge von dem Leben des Landes den Strand besiedelten. Welche ungeheuere Bedeutung wohnte damals dieser schmalen Schwelle inne, über die der entscheidendste Schritt gethan wurde, den die Geschichte des Lebens zu berichten hat. Heute ist es eine schmale Grenze zwischen Leben am Lande und Leben im Meer, und das Eine drängt das Andere schroff zurück, so daß auf dem schmalen Grenzsaum nur todte Reste des Einen und des Anderen liegen. Die Sonne neigt sich stark dem Westen zu und flicht über das Meer ein Netz von leuchtenden Fäden, das jeden Augenblick zerreißt und neu sich flicht, während die nächsten maquibedeckten Hügel in einem trüben silbergrauen Lichte stehen. Die Millionen Pflanzenblätter dort nehmen das Licht auf, das Meer strahlt es freigebig zurück. Aber freilich, wenn die Sonne hinunter ist, dann ist das Meer dunkel, während das Leben durch Licht und Nacht aus eigener Kraft unverdrossen weiter webt.

In einem Gebüsch von fieberscheuchenden Eukalypten liegt die Hütte meines Wandergenossen von vorhin. Er hat seinen Osterwein in die Fäßchen gefüllt und ist reisefertig bis auf den Abschiedstrunk aus brauner Kürbisschale, der treuen Reisebegleiterin des Corsen. Man trinkt sich Gesundheit in dem starken dunkelrothen herben Weine zu, der in guten Jahren in seinem Sandboden bis über zwölf Procent Alcohol enthält. Der Corse, der als Soldat in Nordfrankreich gedient hat, lobt zuerst die Weine und dann in üblicher Anknüpfung die Erzeugnisse seiner Heimath überhaupt. Was nützt es mich, sagt er, wenn es an der Gironde Weine giebt zu einem Preis, wie unsere besten corsischen sie nie erreichen werden? Ich war Soldat in Bordeaux und trank freilich den Liter zu 30 Centimes. Aber „c'était la piquette“. In Bar le Duc habe ich Wein zu 25 getrunken; „c'était encore plus la piquette“. Man führt solchen Wein vom Continent sogar in Corsica ein; aber nur Fremde trinken ihn, die nicht wissen, wie gut der unsere ist. Auch Franzosen ziehen ihn vor, aber nur, weil sie die Insel um das Gute beneiden, was sie hat. — Der Mann sprach sich mit der Offenheit und Intelligenz, die den Corsen, abgesehen von seinen insularen Vorurtheilen, auszeichnen, noch über manchen Lieblingsgegenstand aus, besonders über den Mangel an Capital und Arbeitslust, die die Entwickelung der Insel hemmen. Er erzählte aus der Geschichte seines Dorfes, wie seine Bevölkerung zurückgeht, weil kaum ein Bauernsohn, der unter den Fahnen gestanden hat, auf seine väterliche Scholle zurückkehrt, sondern das beschränkt-behagliche Leben des kleinen Beamten der Arbeit mit der Hacke vorzieht. An die Stelle der ausgewanderten Corsen treten Italiener, von denen nachgerade Tausende unentbehrlich geworden sind, wenn nicht weite Strecken der Insel in Verödung zurückfallen sollen. Aber man sieht nicht gern, daß sie sich festsetzen. Gern läßt man sie zur Zeit der Feldarbeiten kommen, die armen, verachteten „Lucchesen“, aber man sieht sie auch gern wieder abziehen. Eine Haupteinnahme der Dampfer zwischen Bastia und Livorno liefert die Ueberfahrt dieser Arbeitermassen. Die Aeußerungen meines Gefährten erinnerten mich an das Urtheil eines Franzosen, der zu den besten Kennern des Landes gehört: Der Corse wühlt nicht gern in der Erde. Uebrigens, sagte mein Gefährte zum Schluß, diese Uebel würden uns nicht befallen haben und Corsica würde ein Indien des Mittelmeeres geworden sein, wenn Frankreich uns mehr Sorge zuwendet, aber „nous aimons la France et la France ne nous aime pas“.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sturmpause.

Von D. Staack.

„Rönne —?“ Langgezogen. Dann schnell hinternach wie: Ein, Zwei, Drei — „Wine! Mine! Stine!“ Das war nun zehn Minuten her. Als der helle Lockruf ertönte, hatten Mine und Stine genau auf Wine Acht gegeben. Sie lauerten den Vortact ab, den sie anschlug, wenn sie mit leisem Klirren den Plättstahl aus der Hand gab. Mit präcisem Schlag — kling! kling! — setzten die zwei „Halbgewachsenen“ das lustige Freiheitslied fort. Jetzt flattern sie wie zwei helle Sommervögel vom Tisch auf und da Herr Rönne — Firma: A. P. Rönne, Feinwäscherei und Appretur-Anstalt — mit seinem pfiffigsten Gesicht breitspurig in der Thür steht, laufen sie kichernd und hintereinander an ihm vorbei, zwei junge Gänschen, die den ersten, lichten Flaum zu Markt tragen. Wine nimmt gerade ihren grünen Regenmantel vom Haken und Herr Rönne sieht aufmerksam zu, wie sie mit hurtiger Eile hineinschlüpft.

„Du, — was is sie doch für'n hübsche Deern!“ flüstert die blonde, altkluge Mine.

Herr Rönne scheint das auch zu finden. „Das reine Vexirbild!“ meint er schmunzelnd. „Wo ist der Schatz?“

Das große schlanke, weißgesichtige Mädchen lacht vergnügt auf. Ein Zug von keckem Leichtsinn übersliegt für einen Moment ihre weichen Züge. „Die Alwine macht sich wieder raus!“ sagt sie. „Was? Danke.“ Stolz aufgerichtet, wie gehoben, läuft sie den halbdunklen Corridor entlang bis zur Klingelthür, nickt den Colleginnen zu, die sich in der Plättstube auf dem harten Roßhaarsopha ein kurzes Schläfchen leisten wollen und saust in einem Galopp die zwei Treppen hinunter. Unten im Windfang läuft das Wasser von den Wänden. Die Hausthür ist zu, — es ist da eine häßliche Stickluft. Sie athmet befreit auf, als sie außen ist.

Herrgott, wie der Sturm getobt hat! Der schmale Fliesengang auf dem Seitenweg ist blank überschwemmt und auf dem ungepflasterten Fahrdamm hat sich das Wasser stellenweise zu kleinen Seen angesammelt. Den Bäumen sind die paar letzten Blätter ausgeraubt, die kahlen Zweige strecken sich wie dünne Kinderarme nach oben. Augenblicklich ist es still, aber hinter der Wiese, die sich an der anderen Seite ausbreitet, steigt es schon wieder dunkel auf. Wine fröstelt es — der Herrgott hat ihr eine kurze Pause gegönnt. Sie seufzt. Das Müde, Schwere, das sich für einen Augenblick verflüchtigt hat, prägt sich ihrer Erscheinung wieder auf. Sie geht auf dem schmalen Weg am Vorgärtchen unruhig hin und her. Sie weiß nicht, was sie thun soll, zögernd und unschlüssig sieht sie in die Luft hinauf, die sich trübe und voll Nebel immer dichter herabzusenken scheint. „Die Blumen an unseren Balkon müssen nu weg“, simulirt sie, „die sind hin.“ Wie nett das doch von Frau Rönne is, die große Stube mit der Glasthür für die Plätters zu nehmen. Er is ja freilich da auch mit bei, er muß tüchtig 'ran. Wenn er nu man blos gleich wieder bei Sikkertär Möbius sein gesticktes Hemd gehn wollt, — das wird ihm ja sonst für die Plätte zu trocken. Sie schüttelt den Kopf. Das hilft ihr Alles nichts, — das andere Denken kommt doch gleich wieder. Herrgott noch 'mal, — wie oft hat sie nicht über Frau Rönne ihre Geranien weg in das Wetter gekukt! Aber mit solche Gedanken wie heut —? „Nä!“ sagt sie laut. „Nä! Nä! Nä!“ Jedesmal stampft sie mit dem Fuß auf. Wie das immer so geregent hat un geregent hat, un der Wind dahergestrichen is, als wollt er Allens umreißen, un es dunkel ward, als wenn die Nacht hereinkäm, hätte sie vor Verzweiflung laut aufschreien können. „Aufhören, — aufhören! Aufhören —“ hat sie in stiller Qual gefleht. „Lieber Gott, laß es aufhören!“ Dabei durfte ihr keiner von die Anderen was anmerken. Gegen

den Sturm spannt man den Stolz hoch. Da läuft das Naß so glatt über 'runter wie über'n seiden Schirm. Eben vor Zwölf war es denn trocken geworden. Und nu steht sie hier herum un die Zeit vergeht, un eine leise Stimme ruft ihr mahnend ins Herz: Paß auf! Mach zu —! Mit fast scheuem Umblick zieht sie einen Brief aus der Tasche. Das Couvert ist nicht zugeklebt, aber die Adresse steht schon fix und fertig da. Alwine Schröder liest sie leise und langsam ab:

An Herr Karl Wendelburg.
Kundoktöhr der Straßenbahn.
Hier.

Dann nimmt sie das Briefblatt heraus, auf dem oben links in der Ecke als Stempel eine hellblaue Taube mit einem rosa Brief im Schnabel über die kinderhaftgroßen Schriftzeichen hinwegzuschweben scheint. Die Anrede sieht großartig aus! Was er wohl für Augen machen wird!

— „Mein Herr —" Das hört sich ordentlich feierlich an; das is so ein Blitz, der eingeschlagen hat un hinter dem der Donner her kommt, un wo kein Löschen mehr was nützt. Sie fängt an zu lesen, andächtig, ganz in die Sache vertieft:

Mein Herr!

Mit schweren Herzen ergreife ich die Fehder, — Sie treiben mir dazu, mein Herr, denn Ihr Betragen is abscheulich, un ich kann mir doch nich länger so blamiren lassen!! Wir müssen voneinander scheiden, mein Herr, wenn mich auch das Herz dabei blutet! Besser kein' Bräutigam, als wenn er mit 'ne Andere 'rumzieht — ich schäm' mich wegen Dein' Geschmack, Karl! Ich wollt das garnich glauben!!! Un ich hab mich mit Thränen in Schlaf geweint un immer gedacht: Hat er mich gerechent wie Die? Un hat er Allens vergessen, unser Glück un unse Liebe?? Un daß wir die Hände rühren wollten, alle Zwei, für unser klein' Nest? Warum konntst Du nich kommen, daß Du frei sein wolltst? Ich hab Dir lieb, Karl, aber reisend' Leute soll man nich' aufhalten! Un hinter mein' Rücken geht das nich'! Die kleine silbern Uhr will ich Dich anrechen für die Kümmerniß, sie könnt mich noch die Stunde zeigen, wo Du sagst: Ich kann nich länger auseinander sein! Aber dann is die Thür zu, Karl, un kein Schlüssel is zu finden, der das wieder aufschließt! So leb denn wohl, mit uns is das aus, un ich will Dich kein Vorwürfe machen, weil daß Du sonst nich zu die Wilden gehörst, un die Person Dir verblendt hat. Mög' Dich das gut gehn, Karl, ich hab Dir sehr geliebt."

Das Mädchen starrt auf die Thränenflecke nieder, die das Letzte verwischen. Die Uhr hatte Zwei geschlagen, als sie mit Schreiben fertig war, und Kälte und Nachtstille und der schwere Entschluß, mit dem sie gerungen, hatten sie müde und mürbe gemacht. Was war ihr auch nicht Alles durch den Sinn gefahren! Wie oft hatte sie nicht mit Schreiben aufhalten müssen, weil die Gedanken sie weit davon ab auf Anderes hindrängten! Sie sieht sich mit aufgestütztem Kopf vor ihrer kleinen Lampe sitzen. Sie hört den Wind wieder heulen und die alte Wirthin nebenan im Schlaf laut aufstöhnen. Sie hatte gerade an den kalten Wintertag gedacht, der ihr Karl Wendelburg zuerst über den Weg geführt. Herrgott noch mal, wie war das kalt gewesen! Der Mond hatte bis gegen Mittag an'n Himmel gestanden. Die Räderspuren in'n Schnee glänzten blank auf un die Fußtritte klangen dröhnend gegen den harten Boden. Da war er mit'n Kohlenwagen ihre Straße 'raufgekommen. G'rad, als sie noch eben vor Acht auf'n Weg zu'ne kleine Stippvisite bei Tante Jette ihr'n Obstkeller war. Sie hatte man so gehoppert un gebebt und da hatte er sich mit lachende blaue Augen über das schwarze Randbrett von den hohen Wagen gelegt un die Arme nach ihr ausgestreckt un ihr mit seine helle, spaßige Stimme ganz dicht vor'n Gesicht rumgesuchtelt:

O, wie ist es kalt geworden!
Schönes Kind, komm her zu mir —

Wie die weißen Zähne unter dem dunkeln Schnurrbart herausgeblitzt haben! Beide hatten sich lustig zugenickt. Kälte und Frost war vergessen. In so einer frischen, freien, gesunden Ausgelassenheit schwamm sie munter herum. „Sie wär' ein lustiger Stint", hat er mal gesagt, drei, vier Monate später, als der Frühling in's Land gekommen war und sie zusammen im Holz den jungfrischen „Maien" gepflückt hatten. Das Letzte denkt sie jetzt. Gestern Nacht war da noch ein Begebniß aufgefrischt, das zwischen dem Kältemorgen und dem Maienpflücken gelegen hat und das sie hochhält und nie vergißt —: Den Regentag mit nassen Straßen, aufgespannten Schirmen und vollbesetzten Pferdebahnen. Sie war an der Zahlgrenze eingestiegen und stand nun dicht an der Thür, in dem engen Gang und zählte genau nach, wieviel Personen schon in jeder Reihe saßen. All die Menschen in den regennassen Kleidern rührten sich ja nicht vom Fleck. Da kam der Cundoctöhr von'n obern Ende her, legte ihr mit hübschen Lachen beide Hände um die Taille, als wenns zum Tanz gehn sollte, un drehte sich sachte un mit leichten Schwung an ihr vorbei. Die Herren rundum hatten so was Wohlgefälliges im Gesicht, blos'n altes Fräulein sah bissig auf, weil sie den hübschen Menschen nich' „abfahren" ließ. Sie hatte ihm mit hochrothen Wangen nachgesehn. Als sie sich so dicht bei einander in die Augen gekukt, war ihr ganz wunderlich zu Sinn geworden, — als wenn sie über ein stilles Wasser hintriebe, sanft und leicht, wie Abenddämmern, — wie ein rother Streif in blauer Luft. Aus dem Arbeiter mit dem kohlenbestaubten Gesicht war ein „Angestellter" geworden, der bald darauf an's Heirathen dachte, und dessen Braut Alwine Schröder hieß. War das ein Glück gewesen! Sie hatten geschafft, gespart, getollt! Immer aus dem Vollen heraus! Als wenn es kein Halten gäbe. Bis das Schicksal ihnen die Sperrkette über den Weg gezogen! Eines Abends, nach der Feierstunde, als sie Frau Rönne geholfen, die Vorhänge aufzustecken, war das im Nu vor sich gegangen: Frau Rönne's Geschrei, das ihr durch Mark und Bein gegangen war, ein Gleiten, ein Poltern, ein schweres Aufschlagen gegen die Dielen und ein rasender Schmerz, der sie erst gar nicht zu sich selbst kommen ließ. „Die Trittleiter is unter ihr 'rausgerutscht," sagte Frau Rönne zu dem Doctor, „un sie stand da ganz oben auf! Ach Gott! Ach Gott!"

Alwine Schröder rafft sich aus ihren Gedanken auf. Sie fängt wieder an, auf dem schmalen Plattensteig hin und her zu gehn ... Sechs Wochen Hospital! All das Elend, das Gestöhn! Un daß man unfrei war! Zu seine Schmerzen! Un daß man dadurch denn auch das Liebste verloren, das man auf der Welt hatte: den treuen Schatz. Er ist ihr in ihrer Müdigkeit so unter den Händen weggeglitten. Sie hat das zuerst gar nicht gemerkt. Und als sie dann endlich zufassen wollte, hatte sie immer in die Luft gegriffen.

Von der Chamottefabrik in der anderen Straße schlägt es halb Eins. Sie steckt den Brief wieder in die Tasche. Ein Ausdruck festen Wollens legt sich über ihre Züge. Sie will handeln. Und wenn sie jetzt das „Wie?" überlegt, ist das kein verkehrtes Zögern, sondern nur ein Suchen nach dem rechten Weg. Darauf kommt es ja an. Sie sieht forschend über die grüne Wiese hin. Da unten ist die Endstation seines „Rings", da muß er so gegen ein Uhr herum kommen. Wenn sie doch nur das Rechte träfe! Sie preßt die Hände für einen Augenblick gegen die klopfenden Schläfen. Es summt ihr nur so im Kopf herum! „Das Rechte!" murmelte sie, „Herrgott, wenn man doch bloß das Rechte wüßt' ..." Soll sie den Brief abgeben? Dann ist es aus! Oder soll sie das anders machen, soll sie mit einem Blick an ihm vorbeigehn, der ihm in der Seele brennen muß? Wär das das Rechte? Sie sieht das vor sich: Die Straße da unten, un daß sie das so macht, un wie er sie dann anhält, un wie ein Wort denn das andere giebt, un wie sie anfängt zu weinen ... Sie schüttelt den Kopf. Bei Klagen und Geheul wird er wild, da is sie noch nie was bei geworden. Ja, warum hat sie denn auch immer so 'ne Jammermiene aufgesetzt? Sie will ihn doch halten! Spielt sich das so weiter, geht es ihr an's Leben. Und sie lechzt nach Glück, und das Glück ist ihr eins mit seiner Liebe. Und die will sie von ihm betteln? „Nein" sagt sie energisch, — „diesmal gilts, mein Jung — entweder — oder!"

„Das schreist auf Straße aus?" fragt da eine helle Stimme.

Alwine Schröder fährt herum. Ihre Augen glänzen. „Kommst um zu pastern?" schilt sie. „Alte Deern!"

Die beiden Schwestern schütteln sich die Hände. „Hast Dich hellisch 'rausgemacht, mein Kind!" sagt die junge Frau. Sie hat dasselbe feine Gesicht und dieselben großen, braunen Augen, nur daß die bei ihr in Frohsinn und Zufriedenheit strahlen, während die Andere weich und melancholisch blickt.

„Thut auch Noth", meint Alwine hastig. Sie hat plötzlich rothe Wangen. Schnell und aufgeregt spricht sie auf die Schwester ein.

Die nickt. „Ich wollt Dich das ja sagen," fängt sie an, als Wine mal eine Pause macht. „Geh ich da gestern unse Straße lang, in'n Schummern, weißt Du, man will nu noch Licht spar'n, der Petroleum is all'n ganzen Groschen 'raufgegangen — na, ich wollt' mal'n bischen nach mein' Mann kuken, ob er nich' bei die Endstatschon mit sein' Wagen rumkommt. Sonst sitz ich nachher in mein' Stube so gottverlassen da, als wenn ich mitt'n in'n Wald wär un die Räuber wär'n hinter mir her. Mein Krischan muß ja manchmal bis zwölfe fahr'n, un die Meyern, die auf die andere Seite wohnt, Du, sie hat'n Mantel gekriegt, pikfein, sag' ich Dir! Blos, daß er ihr nich' hübscher macht, na, sie hat gebrummt, un wenn sie mal anderwärts einzög, sagt sie, nie wieder mit'n Kundoktöhr auf ein' Etasche . . ."

Wine steht wie auf Nadeln. „Man zu, Fite, man zu!" drängt sie. „Sonst schlägt mich das Ein un ich muß 'rauf un hab nix ausgericht'."

„Na, da bog man blos'n Paar auf die Anlagen 'rüber," spricht Fite eifrig. „Un unter sein'n Mantel kukten mich'n paar helle Hosen raus. Sonst hätt ich da nix von abgewußt, aber unse Leut' inträsirn Ein'n doch un hat woll sonst wer dicht vor'n Schnee so helle Hosen an? I, denk ich, den mußt Dir besehn! Ich geh nu bei un quer dicht vor die Beiden über'n Weg 'rüber. Na, da war mich das denn Deiner un wen hatt' er bei sich? Die feine Krämermadam von oben bei der Brücke, die dicke Trunsel mit ihr angekalktes Gesicht! Er is nich klug, sag ich Dir," ruft sie heftig. „So'n hübschen Kerl un die! Aber Du sollst klug sein un ihn lausen lassen! Bumms, fertig is die Laube!" Sie trällert ein paar Coupletstrophen vor sich hin, keck, leichtsinnig überzeugend. „Kennst das nich' mehr —?

Mein lieber Freund, geh nu nach Haus
Mit unse Liebe is das aus —

Laß Dich rathen, Wine," spricht sie ernst, „Nimm den Helling! Steigt der Dir nach! Un so'n hübschen Laden un —"

„Nu laß mich mal an!" sagt Alwine. „Eh' ich den Helling nähm, spräng ich in's Wasser! Un wenn Du mich noch einmal damit wiederkommst, is das aus zwischen uns, das sag ich Dir!" Sie lehnt sich gegen den kleinen, dünnen Lindenbaum, der am Straßenrand steht.

Sie hat sich ganz außer Athem gesprochen. Als Fite den Mund zu einer Widerrede aufthun will, bricht die Erregung auf's Neue schrankenlos aus ihr hervor. „Hättst Du Dein Krischan denn gleich laufen lassen, wenn da mal was zwische gekommen wär?" ruft sie heftig. „Oder schnackst Du nu schnackst Du, un weißt das garnich, was das eig'ntlich is: so' ne echte, rechte, große Liebe, von ganzen Herzen, daß man nich' leben kann un nich' sterben, wenn die einem weggenommen wird? Daß man verrückt werden muß, wenn das nich' bald wieder zu Schick kommt? Mein Karl is ja keiner von die Starken," sie sagt das leiser. Es liegt ein Ausdruck im Stimmeklang, der die Schwester beinahe bis zu Thränen rührt. „Aber weißt Du, schlecht is er nich' un ich leid nich', daß Du auf ihn schimpfst. Wenn ich nich' so krank geworden wär un so elend un mager un blaß, un immer so wehleidig un gnägelich, un auf Alles was zu mäkeln gehabt hätt — rasch, Fite, komm, Du mußt mich helfen, ich will ihn wieder ran holen —" Sie reißt sich den grünen Mantel herunter. Schlank und rank steht sie da. Die rothe Bluse, die sie an hat, bringt den zarten Schmelz ihrer Haut voll heraus. „Weißt Du noch, wie ich mich zu die Bluse gefreut hab?" fragt sie. „Un wie Karl gesagt hat, sie stand mich famos? Ich hab' sie immer in mein' Kommode gehabt, all die Zeit, — ich wollt ihr nich ansehn, ich konnt' das nich' — Un nu will ich los!" Sie zupft erregt an den braunen, vollen, lose aufgesteckten Haaren herum. „Du sagst das, un Herr Rönne sagt das, er hatt' mich garnicht mehr auf'm Strich, weißt Du, nu ich fühl das, daß ich mich komm' un stramm un kandidel werd', un daß ich die Männer über kann —"

Fite nickt. „Biſt'n Teufelsdeern," sagt sie. Dabei sehen sie sich an und Fite giebt ihr mit einem Mal einen herzhaften Kuß. „Nu mach, daß Du wegkömmst," drängt sie. „Bring' Dein Korn vor'n Sturm in die Scheune rein! Das giebt gleich tüchtig was!" sie zeigt in die Höhe, auf die dunklen Wolken, die sich immer mehr zusammenballen. „Ich geh' nach Tante Jette ihren Grünkeller runter, un daß Du mich da einkukst, — Wine, — hörst Du . . .?"

Wine ist schon leichtfüßig über den Fahrdamm gesprungen. Als sie in den Fußsteig einbiegt, der quer über die grüne Wiese läuft, winkt sie schnell nochmal zurück.

— — — „O, du meine Güte nä, was'n Wetter!" ruft Tante Jette. „Kind, freu' Dir, daß Du in'n Trocknen sitzt! Un die Wine hat nu nix an, wie soll ihr das man gehn!"

Fite lacht. „Die hat was Warmes in'n Leib, Tante Jette, die friert nich, die hat sich vor den Sturm ihr Theil geholt." Sie sucht sich aus den Obstkörben die saftigsten Birnen heraus.

„Aber, Kind", sagt die alte Hökerin ängstlich, „da gehn man zwei von auf 'n Pfund, un wenn . . . O, du meine Güte nä, wer kommt denn da so eilig 'runtergesegelt? Bei den Sturm —?"

Alwine steht unten auf der Kellertreppe. Sie steckt nur schnell ihr Gesicht durch den Thürspalt, um der Schwester mit strahlenden Augen zuzunicken. Dann macht sie, daß sie wegkommt, sie hat keine Zeit mehr, — Herr Rönne kann auch eklich werden.

Fite weiß ja Bescheid. Die versteht den Blick, das Leuchten und das Seligsein, das ihr Gesicht überglänzt und das Alles in einem einzigen Wort zusammenklingt: Du, ich hab' ihn wieder!

„Was is das mit Wine?" fragt Tante Jette. „Läuft mich da so mirnix dirnix wieder weg? Wird doch nix passirt sein, Kind? Geh, un lauf ihr nach!" Fite geht in den strömenden Regen hinaus. Ihr ist bei der Geschichte doch beklommen zu Muth geworden. Sie biegt in die stille, ungepflasterte Straße ein, an der sich die grüne Wiese hinbreitet und wo der Lindenbaum steht, unter dessen spärlichem Zweigwerk die Schwester so aufbegehrlich mit ihrem Leid gerungen hat. Oben bei Rönnes, in dem großen Haus, vor dem das Stämmchen anfragt, wird gerade die Balconthür aufgestoßen. Fite schwenkt so lange mit dem Schirm, bis eine rothe Blouse auftaucht und ein glückstrahlendes Gesicht über den zerzausten Blumenrand nach unten grüßt. Dann macht sie Kehrt. Der Regen wird immer schlimmer . . .

Aus der Hauptstadt.

Ex lex.

Als lägen sie in nebelhafter Ferne, so verschwommen, so unwahrscheinlich stellen sich dem Blicke die glänzenden Neujahrs-Staatsactionen dar, von denen ehedem die Chronisten des parlamentarischen Jahrhunderts zu melden wußten. Es war eine Lust, in Kammern, Oberhäusern, Reichs- und Landtagen zu leben, damals, als Kaiser Napoleon an jedem ersten Januar, den Gott werden ließ, seine prächtigen Empfänge abhielt und dann redegewaltig vor aller Welt die wohlpomadisirten Jupiterlocken schüttelte. Wer in jener Zeit für einen halbwegs feurigen oder doch auf der Höhe der Cultur stehenden Monarchen gelten wollte, der ahmte das Beispiel des Pariser Donnerers nach, und von der Höhe der Throne ergoß sich pünktlich am ersten Jänner eine überwältigende Fülle constitutioneller Weisheit. Das hübsche Spielzeug des Parlamentarismus war den damit beglückten Völkern noch etwas Neues, und es schmeichelte ihnen, daß ihre Herrscher immer wieder die heilige Ernsthaftigkeit des Spielzeugs betonten. Wenn derselbe Empereur, der die Botschafter und Gesandten großer Staaten unwirsch anfuhr, oder seinen gekrönten Brüdern zwischen Sylvesterbowle und Neujahrs-Galatafel scharfe Vermahnungen zu Theil werden ließ, wenn derselbe Fürst zur selben Zeit seiner Kammer etliche faustdicke Artigkeiten sagte und den Erwählten des Volkes hofirte, o, dann weitete sich jede Bürgerbrust. Dann berauschte man sich am Punschdufte der Verfassung, und Wenige hätte es gegeben, die auf die Frage: „Welches Ereigniß halten Sie für das wichtigste im neunzehnten Jahrhundert?" nicht aus ehrlicher Ueberzeugung geantwortet hätten: „Die Erfindung des Parlamentarismus!"

Heuer sind die Neujahrsempfänge hier nnd da abgesagt worden, ohne daß es Sensation erregt hat. Nirgendwo pries ein Scepterträger den Segen der constitutionellen Idee, und kein demokratisches Organ hat diese Unterlassungssünde zornvoll ausgemutzt. Die Zahl der Neugierigen, denen früher der erste Tag des Jahres ohne politische Apokalypsis ein verlorener Tag gewesen wäre, ist auf Null zusammengeschrumpft. Müde und gleichgiltig haftet die öffentliche Meinung an dem Mangel vorüber, ohne ihn zu bemerken. Statt höchst politische Gedanken einzusaugen und sich als Mitregent des Landes zu fühlen, beschäftigt man sich ausschließlich mit der Niederringung katerlicher Empfindungen. Das schöne Spielzeug hat seinen Reiz verloren. Mehr und mehr ist die blinde Masse der Einfältigen zu der Erkenntniß gekommen, daß der Parlamentarismus bislang wenigstens nur dazu gedient hat, die Civillisten und die Staatsschulden zu erhöhen. Und die paar Klugen sind drauf und dran, sich genau dieselbe Ueberzeugung anzueignen. Die Theilnahme der Wählerschaft an den Wahlen, die letzthin in Wetzlar fast $1\,^4/_5$ Procent betrug, entspricht dem Interesse, das sie den Verhandlungen der unterschiedlichen Häuser entgegenbringt. In den Parlamenten, soweit sie überhaupt noch arbeitsfähig sind und ihre Pflicht thun, regiert unumschränkt gähnende Langweile. Wo sind die epochemachenden Redner hingekommen, die Zierden der Nation, die leidenschaftlich geliebten und gehaßten Volksmänner? Es pfeift der Wind . . . Still und geistlos rinnen die Debatten hin, als seien sie sich selbst zum Ueberdrusse. Im neugewählten deutschen Reichstag fand während der ersten fünf Sitzungen, die er abhielt, Niemand ein packendes oder auch nur ein frisches Wort. Alles athmete auf, als man den kaum gegrüßten Sprechpalast am Königsplatze wieder meiden konnte.

Und die Zeitungen, die die Gewissen schärfen und die verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte der Nation zu hüten haben, gegen eine bis acht Mark Abonnement vierteljährlich, was thun sie, um den arg compromittirten Parlamentsrummel in neuem Lichterprunk erstrahlen zu lassen? Der Constitutionalismus rief sie recht eigentlich in's Leben, der Constitutionalismus schenkte ihnen die Preßfreiheit ohne Thadden-Trieglaff's Galgen — wie vergelten sie dem jetzt unrettbar Versandenden seine Liebesmüh'? Es ist wahr, sie vollführen unaufhörlich gelles Geschrei, und wenn die Sicherheit der Verfassung abhinge von dem Kindertrompetengeschmetter, womit sie den Markt erfüllen, dann wär's herrlich darum bestellt. Doch aus den Rochefforts, die ehedem einem Napoleon weiße Nächte machten, sind putzige Wichtelmännchen geworden und triesäugige, alte Krakehler, die grade noch dazu taugen, in allerhand Dreyfusscandalen Bedientenrollen zu spielen. Entweder versteinert oder bei vierteljährlicher Kündigung dazu verpflichtet, Fractiönchen- und Kirchthurm-Politik zu treiben, vermögen sie den Blick nicht mehr über das Nächste zu erheben. Und der junge Nachwuchs ist noch bequemer als die Alten. Höchstens wenn Herr von Köller etlichen Berliner Confectionären das bißchen Geschäft nach Dänemark verdirbt und die Reste seines staatsmännischen Könnens an jütischen Milchmädchen ausübt, höchstens dann erproben sie noch ihrer Lungen Kraft. Für die Freiheiten des Auslandes und für das Wohlergehen der Nachbarländer ist unsere nationale Presse alleweil auf der Wacht. Notabene, wenn die jeweiligen Parteiinteressen das erlauben. Schweigsamer schon verhält sie sich in Fällen wie dem des Landraths von Hüllessem, dem der edelmännische Friedrichsteiner vielleicht sein Mandat verdankt. Und doch müßte sie hier besonders trutziglich aufbegehren, denn das constitutionelle Leben steht in Gefahr, die Unverfälschtheit des Volkswillens, der doch, wie ich früher oft gelesen habe, bei den Wahlen überwältigend in die Erscheinung treten soll.

Es muß leider gesagt werden, daß die freisinnige Presse, dieser letzte Hort des parlamentarischen Gedankens, nicht mehr als Hetzfechter für ihn auftritt. Graf Thun regiert seit geraumer Zeit in Oesterreich so absolutistisch, wie es dem wackeren Genius Metternich nie möglich gewesen ist, doch bedächtig und sanft klingt der Tadel der reichsdeutschen Verfassungsfreunde. Sie sind weit vor'm Schuß, nicht einmal der Postdebit würde ihnen entzogen werden — und doch ergeben sie sich allmälig mit Anstand in die Thatsache, daß in gefährlicher, in nächster Nähe Deutschlands der Constitutionalismus erdrosselt wird. Welch' ein böses Beispiel! . . . Allerdings hat Graf Thun einen triftigen Entschuldigungsgrund: und das ist nicht seine totale Impotenz, sondern der von den Liberalen selbst angefertigte und für alle Fälle parat gelegte § 14. Baron Banffy jedoch erfreut sich nicht einmal dieses constitutionellen Feigenblättleins. Er regiert, wie die barbarischen Küchenlateiner um Tisza sagen, ex lex. Er setzt sich sogar über die Form hinweg, die Thun ängstlich respectirte, er, der liberale Minister, er, der Ragende im liberalen, von einer erdrückenden liberalen Mehrheit regierten Musterlande Ungarn! Der Verfassungsbruch ist vollkommen, ist von classischer Brutalität. Der deutsche Freisinn bringt es trotzdem nicht über einen schüchternen Widerspruch hinaus. Wenn er aber das extra legem-Regiment im freisinnigen Ungarn stillschweigend duldet, wenn er ihm gegenüber nicht in schrilles Rachegeheul ausbricht, wie darf er sich dann

wundern, daß Staatsstreichgespenster auch in conservativ gesinnten Ländern, reactionären Vendeen auftauchen? Es ist wahr, ex lege klingt nicht so schlimm wie ungesetzlich oder verfassungswidrig. Doch dieser mildere Ausdruck, nur dazu bestimmt, dem Pöbel die schreckliche Vorstellung zu ersparen, daß ein liberales Cabinet den Gesetzen und der Verfassung in's Gesicht schlagen könne, diese Maskerade wird die politisch gebildeten freisinnigen Confectionäre am Berliner Hausvogteiplatz kaum zu täuschen vermögen. Wo bleibt also ihr freiheitliches Aufflammen? Wo ihr einmüthiger Entschluß, in die Länder des schnöden Verfassungsbruches bis zur Wiederherstellung der Constitution keine billigen Damenmäntel mehr zu exportiren?

Die spielende Leichtigkeit, womit heut zu Tage Verfassungen außer Kraft zu setzen oder ganz zu zerstören sind, ist die bedenklichste Erscheinung des vergangenen Jahres. Männer, deren einzige staatsmännische Begabung in ihrer allerdings hervorragenden Gewissenlosigkeit liegt, verfahren mit den Palladien eines Vierzig-Millionen-Volkes wie mit Coriandoli und zerknüllen lächelnd das so oft pathetisch besungene Blatt Papier, daß sich zwischen Fürst und Volk gedrängt hat. Jedem Patrioten, der die mit Recht in den Himmel erhobenen Errungenschaften von Achtundvierzig den Völkern erhalten wissen möchte, drängt sich demgegenüber die bange Frage auf, ob die Wiener Mode nicht auch diesmal, wie schon so häufig, einen Triumphzug durch Ganz-Europa antreten wird. Das Ex lex-Regiment hat für die Regierenden, zum mindesten für den naiveren Theil davon, auf den ersten Blick so große Vorzüge, daß es ihnen schwer fallen möchte, dauernd seinen Lockungen zu widerstehen. Zweifellos bringt die Einrichtung der Interpellationen in der Kammer, dann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen überhaupt und schließlich die sogenannte Immunität der Abgeordneten manche Unbequemlichkeit für die leitenden Staatsmänner mit sich. Mit Arbeit in einer Weise überlastet, daß ihnen außerhalb ihres knapp bemessenen Dreimonats-Urlaubes kaum noch ein Vierteljährchen für die nothwendige Erholung davon bleibt, muß es ihr Wunsch sein, den gänzlich überflüssigen, unnütz Zeit raubenden Verhandlungen der Kammern zu entgehen. So lange indeß eine Verfassung besteht, ist dies kaum möglich. Den dringenden Aufforderungen harmloser Nörgler, die Regierung möge den Sitzungen beiwohnen, um jeder Zeit jede verlangte Auskunft ertheilen zu können, wird man zwar mit Achselzucken begegnen dürfen. Geheimräthe und Commissare sind für diese Thätigkeit gerade gut genug. Dagegen kommt es vor, daß besonders boshafte Nörgler sich gänzlich unerwartet zu tumultuösen und tief verletzenden Angriffen auf sehr maßgebende Personen hinreißen lassen. Ist dann kein Minister im Hause, der solchen gehässigen Angriffen sofort mit vernichtender Schärfe entgegenzutreten vermag, so schwirren sie unwiderlegt in's Land. Und manches Portefeuille ist dadurch am nächsten Morgen verloren gegangen. Nähme die Parlamentsexerei ein Ende, sei es auch nur auf eine Reihe von Jahren, so hätten die durch andere Fährlichkeiten ohnehin beständig in ihrer Existenz bedrohten Regierungsmänner wenigstens von dieser einen Seite Ruhe.

Das Gesetz der Trägheit, eins von denen, die auch das muthigste und unternehmungslustigste Cabinet nicht außer Kraft setzen kann und will, wird die europäischen Staatskünstler schließlich sammt und sonders in die Gesellschaft Thun's und Banffy's führen. Es müßten denn diejenigen Politiker, denen aus irgend welchen Gründen am Fortbestande des Parlamentarismus gelegen ist, sich dazu entschließen, dem kommenden Absolutismus, der Verkosackung des Festlandes bei Zeiten ein Paroli zu biegen. Wie schade wäre es auch, wenn die theuern Glanzpapier-Visitenkarten so vieler Reichstagsabgeordneten plötzlich vernakulirt werden müßten, wenn so vielen amüsementlustigen alten Herren die Gelegenheit, fern von Muttern in der glorreichen Reichshauptstadt socialsittliche Studien zu machen, genommen würde! Zum Glück liegt es in der Hand der Volksvertreter, den Hieb abzuwehren.

Durch den Parlamentarismus haben die Regierungen es sich angewöhnt, Geld mit vollen Händen zu verstreuen. Selbst Staaten, die früher durch ihre Sparsamkeit weltberühmt waren und mit dem besten Willen keine lumpigen hundert Millionen Reichsschulden machen konnten, stürzten sich seit der Entdeckung des constitutionellen Princips in wachsende Unkosten. Hat es sich doch zugetragen, daß seitdem in üppig verschwenderischer Laune sogar für die sogenannten Culturaufgaben kleinere Beträge ausgeworfen worden sind! So lange Fürst und Ministerium vor dem Volke die Verantwortung für die Staatsausgaben zu tragen hatten, so lange auf ihnen das Odium der Steuererhöhungen lastete, sahen sie sich vor und knauserten aller Ecken und Enden. Die Parlamente haben den Druck von ihnen genommen. Nun richtet sich, wenn es der Nation an den Beutel geht, die Volkswuth nicht mehr gegen den Thron und seine Rathgeber, sondern gegen die erwählten Abgeordneten. Diese werden denn auch gelegentlich, als die eigentlichen Urheber der beängstigend anschwellenden Budgets, zum Teufel gejagt, während das Ministerium alle Hände in Unschuld wäscht. Es verliert nichts dabei, springen doch immer wieder genügend zahlreiche, noch im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befindliche Gentlemen in die Bresche, die trotz aller schlechten Erfahrungen ihrer Vorgänger ein Mandat annehmen und nun ihrerseits die unglaublichsten Etats bewilligen. Unsere modernen Staatswesen mit ihren phantastischen Geldansprüchen wären ohne die Volksvertretungen nicht möglich. Und man darf mit Recht sagen, daß die Verfassung eines Landes um so fester steht, je größerer Summen die Regierung bedarf, je mehr Schulden sie machen muß.

Hier ist ein Fingerzeig von ungeheurer Wichtigkeit für alle wahren Freunde konstitutionellen Lebens. Eine Opposition, die dem staatsstreichverdächtigen Cabinete Geld verweigert; eine Verfassungspartei, die ihre Ehre darin setzt, Abstriche vom Etat zu machen, beweist damit nur, daß sie ihren Beruf verfehlt hat, ihren Zweck gröblich verkennt. Ihre Aufgabe würde es vielmehr sein, die Regierung auf jede Art und Weise, nöthigenfalls durch hinterlistige Kniffe, zu bedeutenden Ausgaben zu verleiten. Je größer der Steuergroschen wird, desto geringer wird die Gefahr eines ex lex-Zustandes. Mit jeder neuen Milliarde Staatsschulden stürzt eine Hoffnung der volksfeindlichen Reactionäre zusammen. Auf diese Weise lassen sich das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht, die Coalitionsfreiheit, die Freizügigkeit ꝛc. ꝛc. bequem und dauerhaft festigen. Das Ideal freilich wäre die Schaffung eines ausgiebigen, ständigen Deficits. In jedem Staate, der sich seiner erfreut, sind die Volksrechte sicher wie in Abrahams Schooß.

Der gebildete Politiker wird auch hier wieder die Feinheit und Weisheit der momentan in Deutschland ausschlaggebenden Partei erkennen. Was ist nicht noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit, ehe das Centrum die jetzige vielbeneidete Stellung einnahm, von Staatsstreichen und Verfassungsconflicten, Thaten ex lex und extra legem getuschelt worden? All' die bedrohlichen Gerüchte sind mit eins verstummt. Unsere Verfassung steht für dies Jahrhundert bombenfest. Miquel wäre ein Narr, wollte er an ihr rütteln. Der Absolutismus brächte nicht halb so viel Geld ein, wie die Freiheit und die „vollendetsten Rechtsgarantien", unter denen wir heute leben. Die Regierung erhält, was sie will, jeden Mann und jeden Groschen. Und das genügt ihrer Bescheidenheit. Mehr wünschen sich ja auch die Herren Graf Thun und Baron Banffy, die hülflosen Verfassungsmörder, in ihren vermessensten Träumen nicht. Wie gern würden sie, die Carbonari im Fauteuil, mit unseren streng gesetzlichen Posadowsky tauschen und Onkel Chlodwig's Verantwortungen tragen!

Caliban.

Opern und Concerte.

André Chénier. Musikalisches Drama in 4 Bildern von L. Illica. Musik von Umberto Giordano (Theater des Westens). — Don Quixote. Phantastische Variationen von Richard Strauß (Philharmonie). — Die kleinen Michus. Operette von Vanloo und Duval. Musik von André Messager (Metropoltheater).

Es ist recht bezeichnend für die unfähige Direction der Charlottenburger Oper, daß sie auf ihrer Ausschau nach einer etwa brauchbaren Novität gerade auf jenes „veristische" Musikdrama verfiel, das vor drittehalb Jahren in Italien gegeben wurde, aber auch dort rasch vorüberging. Die „Gegenwart" hat in Nr. 16 vom Jahrgang 1896 nach der „überhaupt ersten" Aufführung im Mailänder Teatro della Scala einen sehr ausführlichen Bericht über diese unglückliche „Revolutionsoper" gebracht und für die deutschen Bühnen eine Warnungstafel aufgestellt. Es ist also nicht unsere Schuld, wenn unser discite moniti nichts gefruchtet hat und das Theater des Westens auf diese Oper „hereingefallen" ist. An Deutlichkeit hatte es unser Berichterstatter wahrlich nicht fehlen lassen. Er nannte den Componisten, dessen Einacterchen „Mala vita" zur Blüthezeit der Jungitaliener Mascagni, Leoncavallo, Mugnone auch über deutsche Bühnen gegangen war, einen Fapresto und dessen dramma di ambiente storico — der Uebersetzer Kalbeck giebt das auf dem Theaterzettel mit unnöthiger Genauigkeit als „Musikalisches Drama mit geschichtlichem Hintergrunde" wieder — eine grobe Speculation auf die heute so sehr beliebte Mode, mit historischen Motiven zu liebäugeln. Die Literaturfreunde kennen das feingeschnittene Profil André Chénier's, des versgewandten Lyrikers von altfranzösischer Liebenswürdigkeit; sein Hauptverdienst war es wohl, Sainte-Beuve zu sehr geistreichen kritischen Studien Veranlassung gegeben zu haben. Die Legende hat ihm eine romantische Glorie um's Haupt gewebt, welche durch eine gewissenhafte Geschichtsforschung unbarmherzig zerstört wurde. Um die Letztere hat sich Giordano nicht gekümmert; wozu wäre er denn auch ein gefeierter Wahrheitsapostel? Vielmehr greift er mit ersichtlicher Freude auf den thränenseligen, in die üblichen Liebesabenteuer der Lieferungsromane verstrickten Chénier der Tradition zurück, vermuthlich um den Beweis zu liefern, daß ein Tenor unter allen Umständen die Grenzen seiner natürlichen Wirkungssphäre nicht überschreitet, auch wenn er die Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht mit Coloraturen von der Länge einer ausgewachsenen Seeschlange, sondern lediglich mit impressionistischen Stoßseufzern vorbringt. Im Dunste der gleichen abgeschmackten Opern-Sentimentalität schwimmen die armen Seelen der jungen Gräfin Maddalena de Coigny, welche den Helden die Liebe und die chromatischen Sequenzen kennen lehrt, und der baritonale Gegenspieler, der in jedem der vier Bilder sich abwechselnd dem Menschenhaß und der Reue hingiebt. Von seinen Knabenjahren an trug er Livrée und wurde mit besonderer Härte behandelt, seit man ihn einst dabei überrascht hatte, wie er „Rousseau und die Encyclopädisten" las. Natürlich alle miteinander! Also versichert es uns der Milieudichter Giordano's in einer Anmerkung des Textbuches; es gehört nämlich zu den Eigenheiten der impressionistischen Oper, daß allerhand für die Charakteristik der Personen und zum Verständniß des Fortschreitens der Handlung Wichtiges in Fußnoten des Buches zur Kenntniß des Zuhörers gebracht wird, sofern nämlich der Componist im Interesse des farbigen Gesammteindruckes solche in Kunstwerken anderer Art unentbehrliche Umrißlinien aus der Partitur herausradirt hat. Selbstverständlich wirft der in der Ausübung der Menschenrechte des philo-

sophischen Lesers behinderte Unglückliche das Gewand der Dienstbarkeit vor dem Abschluß der ersten Scene von sich und geht nach Paris, wo er binnen Kurzem zum homme typique der Revolution wird, ja bei aufgezogenem Vorhang derart als wahrer Herr und Meister in den Tagen des Schreckens erscheint, daß die Robespierre und Saint-Just sich mit ihm verglichen nur mehr wie arme Statisten ausnehmen. Was liegt aber auch daran, daß der Zuschauer auf Handlung und Charakterschilderung, auf einen irgendwie geregelten musikalischen Aufbau und fast jeden feineren instrumentalen Reiz verzichten muß — wenn nur das Milieu, in diesem Falle der historische Bilderbogen, recht grell aufgefärbt ist! Wahrlich es giebt genug anzustaunen! Ein Salon Louis XVI., dann Veduten aus dem alten Paris: davor ein belebtes Jahrmarktstreiben von Incroyables und Merveilleuses, Sansculotten und Nationalgarden; man singt die Marseillaise, tanzt die Carmagnole und bricht in hellen Jubel aus, wenn im Hintergrunde der mit hochverrätherischen Aristokraten schwer beladene Karren zur heiligen Opferstätte des freien Bürgerthums gefahren wird. Deßgleichen vermißt man das Spectakelstück einer Gerichtssitzung unter der Schreckensherrschaft nicht, bei welchem die Gewaltigen vom Tribunal noch fürchterlicher schreien, als die Bischöfe im ersten Act der „Afrikanerin". Und ebenso wenig fehlt der rührende Auftritt, in welchem Weiber aus dem Volke die Trauringe ihrer Männer oder Freunde hingeben, damit Frankreich Armeen ausrüsten könne, um die schlimmen Preußen und Oesterreicher wieder heimwärts zu schicken. Kurz: es ist Alles beinahe so wundervoll, wie in Sardou's „Thermidor". Ausstattungskomödie und impressionistische Oper reichen sich brüderlich die Hände. Giordano's Recept lautet nach unserem Mailänder Correspondenten: „Man stelle ein Textbuch auf das Clavierpult und phantasire zwischen Frühstück und Mittagessen beim Durchblättern eine Art fortlaufender, sehr freier Arioso zusammen. Die auf solche Art erzeugte, durch den Phonographen oder dienstwillige Freunde festgehaltene Stimmungsmusik instrumentire man nach geeigneten Vorbildern, feile hier und dort ein wenig, gehe über Alles, was einen ernsthafteren Musiker etwa zum Nachdenken veranlassen könnte, mit genialer Unbekümmertheit hinweg — und das neue Kunstwerk ist beifallsreif. In der Darstellung der Revolution an sich will Giordano sich selbst als einzig berufenen Revolutionär der Kunst verherrlichen. Aber nicht mehr nach den Gesetzen eines wenigstens in Kleinigkeiten zielbewußten Naturalismus soll gearbeitet werden: vielmehr dünkt es den muthigen Fortschrittler, es sei an der Zeit, nun endlich auch der Oper die Wohlthat einer völlig zwanglosen, impressionistischen Behandlung angedeihen zu lassen. . . . Daher ist denn bei dem Ganzen weiter nichts herausgekommen, als der alte Jammer der „großen historischen Oper", die Puppenkomödie der mit den conventionellen Bühnengefühlen ausgestatteten Marionetten." Diese drastische Kritik unseres Mitarbeiters Paul Marsop können wir, nachdem wir die Oper im Charlottenburger Theater kennen gelernt haben, nur unterschreiben. Die Revolution in Tönen wurde von dem spärlichen Publicum mit ziemlichem Kopfschütteln und unziemlichem Gähnen aufgenommen. Man fand den Text nicht ungeschickt gemacht, viel besser als die Musik, die sich besonders im ersten Act abmüht, socialpolitische Gemeinplätze und Schlagwörter zu vertonen. Chénier und sein Schicksal ließ vollkommen gleichgiltig; höchstens die Tribunalscenen und die Carmagnole im dritten Act schlugen ein. Die Aufführung war unter der Kanone.

Unser neuer Capellmeister Richard Strauß hat zum ersten Mal im Concert des Berliner Wagner-Vereins seine jüngste symphonische Don Quixote-Dichtung, „phantastische Variationen über ein Thema ritterlichen Charakters", selbst dirigirt und einen ungleich größeren Erfolg damit erzielt, als sein College Kienzl kurz zuvor mit demselben Stoff im Opernhause. Nach den traurigen Erfahrungen mit seinem verkannten Schmerzenskinde „Guntram" scheint sich der geniale Liszianer der Oper ab- und ganz der Programmmusik zugewandt zu haben. Wir würden dies sehr beklagen, denn was die symphonische Dichtung bieten kann, ist längst von Berlioz, Liszt, Raff und bis in die letzten Consequenzen von Strauß selber ausgeschöpft. Nach seinem kraftgenialischen Orchesterscherz „Till Eulenspiegel", dem transscendentalen „Zarathustra" und nun wieder nach dem tragikomischen „Don Quixote" giebt es kein Vorwärts mehr, sondern nur noch ein Zurück. Die Kunst in Tönen zu malen und seelische wie körperliche Vorgänge rein musikalisch darzustellen, ist bei Strauß an ihren äußersten Grenzen angelangt. Noch ein Schritt weiter, und das Abstruse, das Abfurde beginnt. Doch besehen wir uns diese Variationen oder besser Phantasien über Don Quixotische Leitmotive etwas näher.

Die Introduction zeigt uns den seine Ritterbücher lesenden und darüber den Verstand verlierenden Helden. Originell ist hier, daß die immer verrückteren Phantasmagorien im Gegensatze zur realen Erscheinung des Lesenden charakterisirt werden, indem die Instrumente, sogar die Tuba, mit Dämpfer spielen und also eine eigenthümliche Klangfarbe erzielen, die sich von dem stets ohne Dämpfung gespielten Thema des Helden deutlich abhebt. Ein jähes Harfenglissando in den grellsten Dissonanzen deutet an, daß er übergeschnappt ist, und nun beginnen die zehn Variationen des Doppelthemas: der Ritter von der traurigen Gestalt und sein dummpfiffiges Widerspiel Sancho Pansa. Posaune und Horn markiren den Trott Rosinante's und des Esels, und das Abenteuer mit den Windmühlen folgt: Holzbläser schwirren, Streicher trillern, und ein schwerer Paukenschlag mit dem jammervoll stöhnenden Dulcinea-Motiv zeigt uns den Ritter im Sande. Doch schon klappert er wieder kampflustig im Sattel, als ein Heer heranzieht, über dessen Natur uns das vielstimmige „Mäh!" der gedämpften Blechinstrumente nicht im Zweifel läßt. Die Violinen markiren die blindlings niedersausenden Streiche und die wilde Flucht der Hammelheerde. Auf diesen vermeintlichen Sieg über das Heer des großen Kaisers Alifanfaron folgt ein (allzu breit ausgesponnenes) Gespräch zwischen dem Ritter und seinem Knappen, worauf wieder der Ausritt angedeutet wird und die Procession gebetmurmelnd ertönt. Die beiden Angreifer erhalten ihre Tracht Prügel und bleiben für todt liegen, doch Sancho schnarcht ein (Tuba, Contrafagott) und der Don beschwört in nächtlicher Waffenwache seine Dulcinea, die ihm dann der Spitzbube Pansa in der Gestalt einer gemeinen Bäuerin zeigt, was der entrüstete Ritter für ein Blendwerk der bösen Zauberer hält. Für den vermeintlichen Ritt Beider durch die Luft auf hölzernem Pferde setzt der Componist sogar eine eigens construirte Windmaschine in Action, dazu pfeifen chromatische Gänge der Flöten, Harfenpassagen und Paukenwirbel, woran sich eine anmuthige Barcarole im verzauberten Nachen mit dem gewohnten schlimmen Ausgange schließt. Das Pizzicato der Streicher bezeichnet die von den Kleidern abgeschüttelten Wassertropfen. Unbedeutender zeigt sich die Tonmalerei bei dem Kampfe gegen die zwei harmlosen Pfäfflein, und der groteske Ulk wird tragisch bei dem Zweikampfe mit dem Ritter vom blanken Mond. In einem ruhigen D-dur wird Don Quixote's Verstand wieder hell und klar und der im Finale plötzlich bei ihm anklopfende Tod löscht alle Erinnerungen und Illusionen aus. Hier wie überall zeigt sich Strauß als ein Symphoniker vom allerersten Range, unerschöpflich in kühnen Orchestercombinationen und -malereien, ein unvergleichliches musikalisches Illustrationstalent. Wenn ihm Liszt's sicherer Instinkt in der Wahl musikalisch dankbarer dichterischer Vorwürfe mangelt, so übertrifft er ihn doch in der beim Meister oft rohen Instrumentation, die bei Strauß stets geistreich und originell bleibt, auch wo die thematische Arbeit überladen und unklar scheint. Dabei verfügt seine musikalische Palette über alle Farben: Ernst und Scherz, Heroisches und Groteskes, Drama und Idyll, Lyrik und Naturlaut. Daß dem Publicum die instrumentalen Allotria und Witze am meisten imponiren, liegt auf der Hand. Wie früher ein scheinbar athemloser Flötentriller das letzte Luftschnappen des gehenkten Erzschelms Till malte, so bietet Strauß hier eine Windmaschine für die Luftfahrt auf und leistet das amüsante Kunststück einer blökenden Hammelheerde. Aber in solchen Scherzen liegt die Bedeutung des Componisten natürlich nicht, ebenso wenig wie in seiner überraffinirten Instrumentation, sondern in seiner musikalischen Erfindungsgabe, seiner Kunst zu charakterisiren und die thematischen Figuren zu entwickeln, in seiner contrapunktistischen Meisterschaft. Er hat poetische Empfindung, dramatischen Nerv. Wenn ihm aber auch zugestanden werden muß, daß er die Ausdrucksmöglichkeit der Musik erweitert hat, so kann man doch freilich wieder tadeln, daß er der musikalischen Kunst der Interpretirung und Darstellung zu viel zumuthet. In seinem Sinne ist eine weitere Entwickelung der symphonischen Form gewiß nicht zu erwarten. Der Zwang, über jede Note begrifflich Rechenschaft zu geben, der Glaube, daß alle Musik ohne den Rückhalt eines poetischen Geradehalters rückenschwach sei, und die große Urlüge, die darin liegt, wenn ein Componist es unternimmt, Vorwürfe, die der Dichter nur vag umschreiben kann, detaillirt auszudeuten: diese ganze Richtung kann als überwunden und abgethan gelten, auch wenn ihr augenblickliche Sensationserfolge blühen. Der reinen Musik, die nichts sein will als Musik, wird ganz gewiß die Zukunft gehören.

Das Metropoltheater brachte in den Festtagen „Les p'tites Michu" des Componisten der „Basoche" heraus, die wir 1891 in einer schlechten Aufführung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zum Theil kennen gelernt haben. Die Größe (nicht Tiefe) der Bühne und die Anlage des Zuschauerraumes mit Treppenhaus, Foyers und Promenadengängen eines vornehmen Tingeltangels ist der Fluch dieses Theaters, das eben immer ein Nonachertempel bleibt. Der genius loci zwingt die Direction, immer Alles auf das Gebiet der Ausstattungsstücke mit großen Aufzügen und Ballets hinüber zu spielen. So sind denn auch Les p'tites Michu in der Beerenstraße ein ganz anderes Stück geworden. Geblieben ist einzig der schmächtige Kern der Handlung — das alte Motiv der vertauschten Schwestern à la Giroflé-Girofla, in die Zeit des ersten Kaiserreichs verlegt —, aber die deutschen Bearbeiter Julius Freund und Bolten-Bäckers haben den Dialog nicht bloß übersetzt, sondern leider auch verberlinert, so daß sich diese säbelrasselnden Offiziere Napoleon's im possenhaften Ulk des „urkomischen" Benedix recht sonderbar ausnehmen. Und nicht nur vergröbert wurde das pikante kleine Pariser Libretto, sondern auch verbreitert und weiter ausgesponnen. Man kann sich bei der vollkommenen Erfindungsarmuth der Herren Freund und Genossen denken, was da für Blech herauskommt. Schlimmer noch ist die Art, wie die immer feine und anmuthige Partitur Messager's verballhornt ist. Wienerische Walzermusik, gesungen und gespielt, wurde eingelegt, und diese trivial erfundenen und instrumentirten Dreivierteltactweisen passen nun wie die Faust auf's Auge zu des Franzosen geistreicher Musik: dem lieblichen Schwesterduo, dem packenden Tambourmarsch, dem allerliebsten Saint Nicolas-Gebet und dem A-moll-Menuet mit seiner graziösen Haltung und feinen Filigranarbeit. Wir wünschen dem Pariser Componisten nur, daß er dieser Berliner Aufführung, die auch gesanglich Alles schuldig bleibt, niemals beiwohne. Er würde sich gewiß ebenso energisch äußern, wie Sir Sullivan, als er einmal den in eine solche Berliner Ausstattungsoperette verwandelten „Mikado" im Metropoltheater sah: „Ich habe doch nicht für einen Cirkus componirt!"

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In Folge des Artikels in Nr. 49:

Caliban : Franzseppel

wurde der „Gegenwart" das Postdebit in Oesterreich entzogen. Wir bitten daher unsere österreichischen Postabonnenten, unser Blatt in der nächsten Buchhandlung zu bestellen. Wo directer Bezug in verschlossenem Couvert gewünscht wird, sind wir bereit, das halbe Porto zu tragen. Es ist dann der Abonnementsbetrag an uns zu senden und ihm das halbe Doppelbrief-Porto: vierteljährlich 1 M. 30 Pf. beizufügen.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontärs.
Director Jentzen.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Verlag von **Otto Wigand, Leipzig.**

Skizzen Russischer Kulturgeschichte.

Von

Paul Milukow.

Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe von **C. Davidson.**

Mit einer Vorrede des Verfassers zur deutschen Ausgabe.

Erster Band. ✻ Mit 6 Tafeln. ✻ **Preis 6 Mk.**

Siehe auch: Die Gegenwart 1898, No. 50, Seite 371.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine

reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

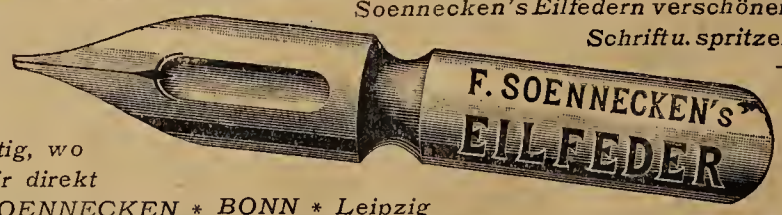
Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Vigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf

1 Gros Nr 106: M 3.—

Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*



Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie

Überall vorrätig

Abonnement

auf das

I. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 2. Berlin, den 14. Januar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Indirecte Colonisation. Von Dr. Rudolph Meyer. — Die ewige Lampe. Auch eine Jubiläumserinnerung an das „tolle Jahr". Von Professor Hugo Blümner (Zürich). — **Literatur und Kunst.** Wider die „Poeten"! Von Richard Wulckow. — Kunstgewerblicher Unterricht in Deutschland. Von Karl Scheffler. — **Feuilleton.** Ein seidenes Kleid. Von Matilde Serao. — **Aus der Hauptstadt.** Die Oligarchie der Zukunft. Von Caliban. — Anzeigen.

Indirecte Colonisation.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Der Freihandel, sagte Rodbertus, habe alle Kräfte des Volkes zur Zeit der ersten römischen Cäsaren zu vollster Thätigkeit entwickelt, wobei er unter Freihandel volle wirthschaftliche Freiheit von den alten Banden der ständischen Gesellschaft, namentlich also die Gewerbefreiheit, versteht. Die wirthschaftliche Freiheit hat seit dreißig Jahren bei uns dieselben Wirkungen geübt, sie hat alle Kräfte gesteigert, darunter auch die — Zeugungskraft! Nun hat sich ein Gegensatz zwischen Zeugungskraft und Productivkraft des Bodens in einem Nationalstaat entwickelt, welcher darin besteht, daß erstere immer größer wird als letztere, hier also die Theorie von Malthus wieder in Kraft tritt, während auf der Erde überhaupt vorläufig dieser Gegensatz noch nicht besteht. Während Deutschlands Boden seine Bevölkerung nicht mehr ernähren kann, ist der Erdboden fähig, die Erdbevölkerung zu ernähren und noch mehr. Auf der ganzen Erde herrscht Malthus vorläufig nicht, wohl aber local. Ein commandirender General, welcher zum Reichskanzlerdienst befohlen wird, hat sicher einen schwierigen Posten, auf dem er Nationalökonom und Diplomat sein soll. Graf Caprivi hat denselben meiner Ansicht nach besser ausgefüllt, als man es ihm im Allgemeinen nachrühmt. Für die obigen Beziehungen hat er ein instinctives Verständniß bewiesen, als er sagte, „es sei besser für uns, Waaren als Menschen auszuwandern." Aus dem Widerspruch zwischen Bevölkerung und Nahrungsmitteln in Deutschland, der nur durch Antheilnahme an der Weltwirthschaft gelöst werden kann, folgt, daß entweder in Deutschland nicht ernährbare Menschen dorthin auswandern müssen, wo sie Nahrung finden, oder daß sie in Deutschland bleiben, aber dort Exportwaare anfertigen müssen. Diese Erfahrung hat Caprivi epigrammatisch ausgedrückt. Den letzteren Zustand hält er für möglich und herstellbar. Er erstrebte ihn ganz zweckmäßig durch seine Handelsverträge. Dies war auch sehr zeitgemäß, denn damals begann das Mittel der Auswanderung zu versagen, weil unser alter Menschenabnehmer, Nord-Amerika, genug Menschen zu haben glaubt und der Einwanderung Schwierigkeiten macht; es wandern nicht mehr 10% so viele Deutsche aus, als in den blühendsten Jahren dieser Entwickelung.

Nach Caprivi's Entlassung ist man wieder mehr auf die Auswanderung als Mittel gegen augenscheinlich sich anbahnende Uebervölkerung zurückgekommen, möchte aber dem Vaterlande die Auswanderer nicht verloren gehen lassen wie früher und strebt danach, sie ihm in Colonien zu erhalten, wie es Holländer und Engländer thun. Dies ist ein sehr verständlicher Grund dafür, daß man seitdem der von Bismarck und Caprivi kühl behandelten Colonialpolitik große Aufmerksamkeit zuwendet, die in dem Ausspruche des Kaisers in Stettin: ‚Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser' culminirt. Indessen haben die afrikanischen Colonien bis jetzt weder Auswanderer noch Waaren in nennenswerther Weise aufgenommen, und so mag es mir erlaubt sein, auf eine Art von indirecten Colonien aufmerksam zu machen. In dem westlichen Canada liegt ein Landstreifen, der sich vom Red-River-Thal etwa 400 engl. Meilen westlich und von der Grenze der Vereinigten Staaten einige hundert Meilen nördlich erstreckt und überall bereits, wenn auch meist nur sehr dünn, besiedelt ist. Hier hätte es gelingen können, zusammenhängende deutsche Niederlassungen zu gründen, deren Bewohner ihre Sprache beibehalten hätten, obschon sie auch mit der Zeit englisch gelernt haben würden. Diese deutschen Bauern hätten in den Städten deutsche Kaufleute und Banken finden können, und diese mit Banken und Fabrikanten in Deutschland in Verbindung stehen müssen. Das würde ich eine indirecte deutsche Colonie genannt haben, deren Bewohner im canadischen Parlament so ihre Sonderinteressen vertreten konnten, wie es die französischen Bewohner Canadas thun. Das Project ist seiner Zeit von mir angeregt, aber ohne Förderung in Deutschland geblieben, und jetzt ist das beste Land occupirt. Aber es giebt ein anderes Land, in welchen eine solche indirecte Colonisation noch möglich zu sein scheint, Venezula. Dieses steht durch die Disconto-Gesellschaft bis jetzt leider mit dem deutschen Capital in Verbindung, dessen Reutirung höchst wahrscheinlich nur durch eine indirecte deutsche Colonisirung zu erreichen ist.

Bevor ich mich eingehender mit diesem Lande beschäftige, möchte ich dessen geographische Stellung in Amerika würdigen.

Dieser Continent ist durch das hohe Felsengebirge und die Anden, welche zusammenhängen, von dem Stillen Ocean geschieden. An ihren westlichen Ausläufern giebt es nur schmale Küstenniederungen und kleine Flüsse. Zwischen diesen Cordillieren und dem Atlantischen Ocean sind Nord- und Südamerika breit und von gewaltigen Strömen durchflossen, zwischen denen niedrige Gebirge und Hochländer weite Fluß-

ebenen trennen. Letztere sind culturfähig und zum Theil besiedelt. Die nördlichste Ebene wird westlich vom Oregongebirge und den Rocky-Mountains begrenzt, im Norden vom Eismeer, der Hudson-Bay, im Süden durch die niedrigen Hügel der Wasserscheide zwischen Red-River und Mississippi westlich vom Obern See, im Osten durch das rauhe Bergland zwischen diesem See und der Hudson-Bay. Man nimmt an, das so eingeschlossene Flachland, Prärie genannt, sei von der Grenze der Vereinigten Staaten bis nördlich zum Athabascafluſſe anbaufähig; es wird vom Saskatschewan, Assiniboia und Red-River durchströmt, die durch Vermittelung von Seen in die Hudson-Bay münden. Es ist seit Ursprung englische Colonie, galt für uncultivirbar, bis Lord Selkirk Ende vorigen Jahrhunderts an Red-River Schotten nahe Fort Garry ansiedelte, dem heutigen Winnipeg. Anfangs der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begann die Besiedelung des Red-Riverthales von den Vereinigten Staaten aus, welche jetzt den Assiniboia hinauf bis zum 60. Meridian von Greenwich vorgeschritten ist. Westlich von diesem Meridian herrscht Dürre auch in Nebraska, Kansas und Texas. Etwa 20 deutsche Meilen westlich vom Red-River folgen sich drei mit Gras und hie und da mit Pappelwäldchen bewachsene Steppen bis zum Fuße der Rockies, nicht in Absätzen, sondern allmälig aufsteigend und von abnehmender Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit. Die dritte Steppe dient nur der Viehzucht im Großen. Ich selbst trieb Landwirthschaft in der Mitte der zweiten Steppe. Die Bewohner sind Engländer und Einwanderer aus den Vereinigten Staaten und Ontario, wenig Franzosen und Deutsche, mehr Skandinaven, ca. 150 000 Indianer und 30 000 Metis von indianischen Frauen und französischen Trappern. Staatssprache und Gouvernement sind englisch-republikanisch, d. h. das Volk verwaltet sich selbst. Hier hofft man mehr Weizen zu bauen, als in den Vereinigten Staaten jetzt wächst. Die Besiedelung vollzieht sich fast so schnell, wie vor 50 Jahren diejenige des Westens der Vereinigten Staaten. Südlich der erwähnten Wasserscheide eröffnet sich das größere Becken des Mississippi und seiner Nebenflüsse, welches sehr bekannt ist. Die Besiedelung wurde vor länger als 200 Jahren von der Mündung des Flusses ab durch Franzosen begonnen, blieb aber in Louisiana stecken, bis die Yankees von Osten und Norden in das Becken eindrangen. Hier liegen die Weizen-, Mais-, Baumwollen-, Reis-, Zuckerrohr- und einige Tabakländer der Union. Die beiden nordamerikanischen Becken sind im Besitz der englischen Race.

Im Süden von Südamerika bildet der La Plata mit seinen Nebenflüssen ein großes Becken, das erst nur Weideland war, in Argentinien aber bereits Getreide und Mais im Großen erzeugt. Die Bevölkerung ist spanisch-portugiesisch-indianisirt und wird jetzt schnell durch italienische Einwanderer vermehrt, denen Spanier folgen dürften, die jetzt keine eigenen Colonien mehr zu bevölkern haben. Dies Becken gehört der romanischen Race.

Diese drei Thäler, Prärien, Pampas sind bereits colonisirt, werden regiert und bevölkern sich schnell. Hier ist — höchstens in Paragnay — für deutsche indirecte Colonisation etwas Platz. Hierfür ist nur noch, aber auch viel Platz in den Savannen oder Llanos der Orinoco- und Amazonenflußthäler. Das Orinocothal ist im Norden breit und erstreckt sich vom Atlantischen Ocean bis zu den columbischen Anden. Südlich davon trennt den Orinoco von dem Rio Negro ein niedriges Gebirge, westlich von dem das Orinocothal mit demjenigen des Amazonenflusses durch ein 80 deutsche Meilen breites Flachland vereinigt ist. Das Thal des Amazonenflusses ist von ungeheurer Ausdehnung und reicht bis dahin, wo die Gebirge von Bolivia sich mit dem brasilianischen Hochlande von Matto Grosso fast verbinden und die Wasserscheide zwischen dem Amazonenstrom und dem La Plata und ihren Zuflüssen bilden. Die Llanos oder Savannen des Orinoco und Amazonenstromes sind noch nicht colonisirt und können von den beiden Staaten, denen sie angehören, Venezuela und Brasilien, auch nicht colonisirt werden, weil deren Bevölkerung dazu ganz ungeeignet ist. Es fragt sich kaum noch, daß sie von den Engländern colonisirt werden dürften — wenn ihnen nicht die Deutschen in Venezuela zuvorkommen.

Das Land Venezuela war seit dem XVI. Jahrhundert spanische Colonie und befreite sich vor 90 Jahren. Jetzt existirt dort eine unabhängige, oft von Bürgerkriegen beunruhigte Republik. Es wird westlich durch die hohe Gebirgskette der Anden begrenzt, südlich stößt es an Britisch-Guyana und Brasilien, nördlich und östlich an das caraibische Meer und den Atlantischen Ocean. Sein ganzer südlicher Theil wird vom Orinoco durchflossen, von dessen Quellen bis zu seinen vielen Deltamündungen. Im Norden steigt stellenweise dicht am Meer eine hohe Gebirgskette vom Thale des Tucoyo im Westen bis zum Golf von Paria, gegenüber der englischen Insel Trinidad, auf, welche auf mehreren tausend Metern Erhebung ein Hochland mit Flächen, Thälern und hohen Kuppen bildet, das südlich von Caracas und Cumana eine ansehnliche Breite erreicht, sich dann allmälig nach Süden abdacht und langsam in die ungeheure Fläche der Llanos verläuft, welche sich am nördlichen Ufer des Orinoco von den Anden bis zu seinem Delta hinzieht.

Von dem nördlichen Küstengebirge laufen zahlreiche Flüsse, die im Westen große schiffbare Ströme sind, wie der Apure und Portugessa, nach Süden in den Orinoco. Fast alle Flußthäler werden aus fruchtbarem Boden gebildet, sowie auch ein überwiegender Theil der Hochländer des Küstengebirges. Auch der Boden der Llanos, welche erhöht zwischen den Flußthälern liegen, trägt Gras von vier Fuß Höhe am Rande der Thäler und vom 10 Zoll Höhe auf der flachen Prärie und ist fruchtbar und viel davon anbaufähig. Wälder sind dicht in den nördlichen Hochalpen und im Delta. Von den Alpen nach den Llanos hinunter finden sich hie und da schlechte Gebüschflächen, in dem südlichen Theile der Llanos einzelne Palmen und kleine Wäldchen von tropirten Bäumen. Ein Theil der Hochebenen ist mit Steingeröll, der Llanos mit Flugsand bedeckt, öde und unfruchtbar, weil wasserarm. Auch in dem fruchtbaren Theile der Llanos finden sich von Norden nach Süden ebene Flächen, in welche sich die Flüsse tief einschneiden. Sie verlaufen nicht zum Orinoco, sondern fallen südlich 10—30 Fuß tief plötzlich steil ab. Sie ähneln solchen, wie ich sie in Arizona und Neu-Mexiko sah und heißen auch wie diese, Mesas, Tische. Sie sind mit Staub bedeckt und tragen Cactuspflanzen, oft baumstark und bis 30 Fuß hoch. Für Ackerbau und Viehzucht sind sie unbrauchbar.

Da der nördlich vom Orinoco gelegene Theil Venezuelas zwischen dem 7. und 13. Wendekreise liegt, so ist die Temperatur hoch, es giebt anstatt des Winters eine Regenzeit von April bis October. Die Hochebenen und Thäler der Küstenalpen sind kühl bis zur Alpenkälte. Auf den 100—300 Meter, von Süden nach Norden aufsteigenden Llanos würde der Aufenthalt unerträglich sein, wenn nicht fast ununterbrochen der Wind von den hohen Anden oder dem Atlantischen Meere wehte, so daß die Nächte oft sogar kalt sind. Nach dem, was ich darüber gelesen, muß der Aufenthalt in den Llanos angenehmer sein, als in dem Westen der Vereinigten Staaten südlich von den Seen und zwischen den Felsengebirgen und Alleghannies, wo es im Sommer in der Nacht fast so heiß ist wie am Tage. Nebraska, Jowa und der westliche Theil von Kansas und Texas sind dann, wie Arizona und Neu-Mexiko, das ganze Jahr hindurch eine wahre Hölle. Die Flüsse der Llanos enthalten in der trockenen Jahreszeit wenig Wasser, kleinere trocknen bis auf Lachen aus, aber in 10—30 Fuß Tiefe findet sich überall frisches Brunnenwasser.

Aus dieser dürftigen Skizze erhellt, daß es in Venezuela

alle Klimate der tropischen bis zum nördlichen Theile der gemäßigten Zone giebt. Der tropische Zonencharakter herrscht in den Llanos und im Delta, am Nordrand der Llanos durchreitet man auf ein paar hundert Kilometern unsere gemäßigte Zone von Italien bis zu Norwegen, dessen Klima man auf dem Gipfel des Küstengebirges erreicht.

Nahe bei einander, man könnte sagen, terrassenförmig übereinander wachsen hier die Pflanzen beider Zonen auf jungfräulichem oder doch meist noch unerschöpftem Boden. Im Süden und Osten ist das niedrige Delta von dichten Wäldern zum Theil kostbarer Hölzer bedeckt. Palmenhaine geben den Llanos ihren Charakter und den Menschen Nahrung, so auch Kuhbäume, Brodbäume, Bananenbäume, Olivenbäume, Kaffee- und Cacaosträucher, Sagobäume. Ferner giebt es China- und Indigobäume und Baumwollensträucher. Auf den Hochländern gedeihen Pfirsiche, alle europäischen Obstbäume, Wein, Ananas, alle Sorten Gemüse, Weizen, Getreide anderer Art, Kartoffeln; Mais, Reis und Zuckerrohr können auf großen Flächen angebaut werden, und alle diese Pflanzen sind seit ein bis zwei Jahrhunderten dort bereits auf Pflanzungen für den Markt cultivirt worden. Auch giebt es alle europäischen Hausthiere dort und hat es früher große Heerden von Pferden und Rindern gegeben. An Metallen scheinen bis jetzt nur Gold und Kupfer von Engländern, die überall in der Welt voran sind, gewonnen zu werden.

Venezuela ist doppelt so groß als Deutschland, hat aber nur ca. $2^1/_2$ Millionen Einwohner, $^1/_{21}$ der Bevölkerung Deutschlands, ist also nur $^1/_{42}$ so bevölkert als dieses. Die Bevölkerung wächst sehr langsam; sie betrug vor 100 Jahren rund eine, vor 50 Jahren ein und eine halbe Million und beträgt jetzt, wie gesagt, kaum $2^1/_2$ Millionen, dazu ist diese Bevölkerung überaus minderwerthig, da sie nur zu 2% aus Europäern und zu 1% aus deren Abkömmlingen, den Kreolen besteht; 4% sind Indianer und 93% Mulatten und Zambos, Kreuzungen von Europäern, Negern und Indianern. Hier ist also fruchtbares Land genug, um den Ueberschuß der deutschen Bevölkerung für sehr lange Zeit aufzunehmen, und daß Deutsche hier Ackerbau treiben können, beweist eine seit dem Jahre 1839 bestehende Colonie Schwarzwälder Bauern. Die Engländer grenzen mit ihrer Colonie Guyana im Südosten an Venezuela. Der zwischen dem unteren Orinoco und dieser englischen Besitzung gelegene Theil Venezuelas ist gebirgig und goldhaltig; hier schoben die Engländer ihre Grenze in nordwestlicher Richtung vor und es entstand ein Grenzstreit, in den sich die Vereinigten Staaten mit ihrer Monroe Doctrin einmischten und der noch nicht geschlichtet ist. Die Bergwerksunternehmungen in diesem streitigen Theile Venezuelas sind in englischem Besitz. Von Nordwest her sind die Engländer bereits bis in das Herz von Venezuela vorgedrungen, nicht durch Eroberung von Land, sondern durch indirecte Colonisation. Zwischen dem Hauptstock der Anden von Caracas und Valencia und dem Berglande von Coro im Westen vom See Maracaybo liegt eine Senkung, welche vom Flusse Tocuyo durchflossen wird, der in den Llanos von Barquisimento entspringt. Von dieser Stadt des Innern hat eine englische Gesellschaft eine Eisenbahn bis Tucacas am caraibischen Meere eröffnet. In den westlich von der Bahn liegenden Bergen gewinnt die Quebrada-Eisenbahn- und Landcompagnie Kupfer und treibt solche Colonisation, wie sie alle nordamerikanischen Eisenbahngesellschaften westlich von den Alleghannis und dem Oberen See treiben, zu welchem Zwecke sie an beiden Seiten der Bahnlinie einen Streifen Land angekauft hat. Diese Art von Colonisation kenne ich genau aus Canada und will sie kurz schildern.

Die Canada-Pacific-Eisenbahn verbindet durch eine 2900 engl. Meilen lange Hauptlinie Montreal mit Vancouver am Stillen Ocean, von der viele Nebenlinien in die cultivirbaren Prärien westlich des Red-River auslaufen. An beiden Seiten jeder Bahnlinie hat sie sich bis zu 13 Meilen Entfernung davon die Hälfte des Landes gesichert und verkauft dies in Quadraten von je 1000 oder 500 oder 250 Morgen an Einwanderer. Ihr Zweck ist nicht, viel Geld für das Land zu erhalten, sondern das Land möglichst schnell zu besiedeln und dadurch einen „localen Verkehr auf ihrer Bahn aufzubauen," „to build up a trade." Sie verkaufte z. B. 1 Acre oder $^2/_5$ ha Land im Frühjahr 1898 für 3 Dollars, wovon jährlich $^1/_5$ abzuzahlen ist. Weist aber der Käufer innerhalb dreier Jahre nach, daß er $^1/_5$ des Landes cultivirt hat, entsprechende Bauten aufführte und das nöthige Inventar besaß, so braucht er im Ganzen nur die Hälfte des bedungenen Kaufpreises zu bezahlen, also nur $1^1/_2$ Dollar. — Um aber noch schneller zum Ziele zu kommen, gründete die Bahn-Compagnie die Monitoba-Nordwestern-Landcompagnie, der sie 4 Millionen Acres verkaufte. Die Actionäre beider Gesellschaften sind fast dieselben. Letztere ist eine Bank. Sie verkauft Land an Ansiedler und leiht ihnen auch Geld, hilft ihnen auf alle erdenkliche Weise, berechnet aber den Landpreis etwas theurer. — Die Eisenbahngesellschaft gründete, meist durch Zeichnung ihrer Actionäre, die Canada-Pacific-Dampfergesellschaft, welche Vancouver mit China und Japan verbindet, wohin die Producte von Westcanada, besonders Mehl, theurer abzusetzen sind als nach Europa. — Alle diese Gesellschaften aber sind gegründet von der großen, seit 1817 bestehenden Bank of Montreal mit 12 Millionen Dollars baarem Capital und 6 Millionen Dollars Reserven. Ihre Haupthäuser sind in London und Montreal. Sie empfängt die Steuer- und Zolleinnahmen der canadischen Regierung und zahlt für dieselbe die Schuldzinsen in Europa. Sie und ihre genannten Gründungen haben Westcanada aus einem Jagdgrunde zu einem Culturlande gemacht. Dieses ist eine Gründung der Bank. Jede Regierung muß sich mit der Bank stellen. Ich habe mehrere Generalgouverneure und Cabinetchefs seit dem alten Gründer der Dominion der Vereinigung der Provinzen von Canada, Sir John Macdonald, wechseln sehen, aber Sir Donald A. Smith, der Präsident der Bank von Montreal, blieb unbeweglich und beherrscht thatsächlich das Land.

In Venezuela mögen auch englische Banken sein, jedenfalls besteht daselbst jene englische Bahngesellschaft in Verbindung mit einer Landbank bereits, und sie setzt englische Ansiedler neben ihrer Bahnlinie an. Wenn das Geschäft sich bewährt und mehrere Bahnen gebaut werden, so wird eine indirecte Colonisation dieses fast unbewohnten Landes daraus werden. Die Colonisten in solchen Ländern wie Westcanada lassen sich naturalisiren, nehmen dann als Bürger an den Wahlen, an der localen Verwaltung Theil und dringen endlich in das Parlament und in die Centralverwaltung. An die Bahn und die Bank lehnen sich auf den Stationen Kaufleute, die schließlich von England versorgt werden. So kann ein Land, wie das westliche Canada es ist, politisch vollkommen unabhängig von England sein, bei rein formeller Anerkennung der Königin, wirthschaftlich aber ist es eine echte, abhängige Colonie — denn das ganze dort investirte Capital ist englisches, und so kann es auch Venezuela werden. England sucht also im Osten Theile von Venezuela abzureißen, und von Nordwesten her wächst es durch Colonisation bis in die Llanos hinein.

Südlich wird, wie gesagt, das Land in seiner ganzen Breite von Südwest und dann von West nach Ost vom Orinoco durchflossen. Dieser ist von den Katarakten bei Atures bis zur Mündung schiffbar und wird von Schiffen einer englischen Dampfergesellschaft befahren, die regelmäßig bis zur englischen Insel Trinidad laufen. Wo der benutzte Mündungsarm des Orinoco in das Meer tritt, hat England eine Festung angelegt. Einige kleine Küstenbahnen, die vom Caraibenmeere in's Gebirge führen und östlich von Caracas liegen, gehören auch den Engländern, sodaß diese alle Dampfstraßen, welche zu Wasser und zu Lande in das Innere von

Venezuela führen, in Händen haben*), mit Ausnahme einer einzigen, zur Zeit aber der bedeutendsten, und dies ist eine deutsche Unternehmung.

Die Berliner Discontogesellschaft hat nämlich eine Bahn von der an der Nordküste liegenden Hauptstadt des Landes, Caracas, auf das mehrere tausend Meter hohe Randgebirge und von dessen Gipfeln zu den am Südabhange liegenden Städten Victoria und Valencia gebaut, eine nur 180 km lange, aber äußerst kostspielige Gebirgsbahn. Für das große Baucapital besaß die Discontogesellschaft Staatsgarantie — aber die Regierung zahlte diese bald nicht. Nun verwandelte die Bank ihre Garanticansprüche in Staatspapiere, aber bald wurden auch deren Zinsen nicht bezahlt. Die Bank wird schließlich weiter nichts erhalten als den Ertrag der Bahn, von dem ich nicht weiß, ob er die Verwaltungskosten deckt. Das Ende derartiger Unternehmungen pflegt zu sein, daß eine solche verkrachte Bahn unter den Hammer kommt, von einer mächtigeren Gesellschaft für einen Spottpreis angekauft und nun, durch Colonisation und Aufbauen eines localen Verkehrs rentabel gemacht wird. In diesem Falle dürfte die Bahn wohl einer englischen Gesellschaft in die Hände fallen und die englische indirecte Colonisirung, welche von Westen bereits bis hart an die Llanos reicht, von der Hauptstadt aus über die Hochalpen eben dorthin vordringen, wenn nicht die Discontogesellschaft sich entschließt, ebenso vorzugehen, wie es alle englischen Gesellschaften in neuen Ländern machen, nämlich auch zu colonisiren.

Ihre Eisenbahn läuft fast ganz in hohem Gebirge hin, wo zwar nicht sehr viel anbaufähiges und noch nicht cultivirtes Land mehr sein mag, das Klima aber für deutsche Ansiedler durchaus günstig ist. Hier kann eine solche Colonisation ohne Weiteres begonnen werden. Wie das zweckmäßig zu geschehen hat, dafür habe ich eine ganze Anzahl von Beispielen in Nord-Amerika gesehen, von der südlichen Atschinson-Topeka-Eisenbahn in Kansas und Neu-Mexiko an bis zur Canada-Pacific-Bahn. Welches davon für die Alpen von Venezuela paßt, kann nur an Ort und Stelle entschieden werden.

Die Discontogesellschaft wird durch Colonisation ihre Bahn rentabel machen und durch zweckmäßige Anlagen von Bankfilialen und Handlungsniederlassungen einen dauernden und wachsenden Handelsverkehr zwischen Deutschland und Venezuela mit der Zeit und Geduld schaffen können. In dem Maße, als die deutsche Bevölkerung und ihr Einfluß auf die Regierung zunimmt, werden die Revolutionen seltener werden, die letzte fand 1892/93 statt, und werden sich die Finanzen bessern. Die Nord-Amerikaner werden diese Unternehmung mit ihrer Monroe-Doctrin nicht hindern können, weil dabei ja keine europäische Regierung auf jene Venezuelas Einfluß übt. Es sollte mich sehr wundern, wenn die Discontogesellschaft bei einem solchen Unternehmen auf Widerstand bei den englischen Unternehmungen in Venezuela stieße. Das Land ist viel zu groß, als daß die Engländer es mit Landsleuten anfüllen könnten; nur ein kleiner Theil der etwa $^1/_4$ Million jährlich betragenden englischen Auswanderung wird sich nach Venezuela leiten lassen. England wird also von Venezuela mehr Nutzen durch Capitalanlage als durch Colonisation ziehen. Je bevölkerter das Land mit einer guten europäischen Volksrace wird, um so mehr wird auch englisches Capital daselbst Anlage finden.

*) Im Sommer 1898 soll eine deutsche Dampfergesellschaft auch den Orinoco zu befahren begonnen haben, über die ich jedoch weiter nichts erfahren habe.

Die ewige Lampe.

Auch eine Jubiläumserinnerung an das „tolle Jahr".

Von Professor Hugo Blümner (Zürich).

Wer in den sechziger Jahren in Berlin gelebt hat, der wird sich noch des kleinen, aber renommirten und vielbesuchten Kneipchens von Siechen an der Burgstraße erinnern. Zwei Dinge waren es, die besonders Studenten, die über einen bescheidenen Wechsel verfügten, dorthin zogen: nämlich erstlich die trefflichen deutschen Beefsteaks, die trotz ihrer Größe nur drei Silbergroschen kosteten, und zweitens die Gesellschaft, die sich dort traf: Siechen war damals Hauptquartier für die allbeliebten und bewunderten Schauspieler vom Wallnertheater — Helmerding, Reusche, Neumann u. A. Aber nicht nur Bücher haben ihre Schicksale, sondern auch Kneipen. Papa Siechen hatte an der Burgstraße so gute Geschäfte gemacht, daß er seine Wirksamkeit in eine bessere Gegend verlegen und seine Räumlichkeiten erheblich vergrößern konnte; und heute ist „Siechen" eins der größten und besuchtesten Bierlocale der Weltstadt.

Vor fünfzig Jahren befand sich die Siechen'sche Bierstube in der Neumanns-Gasse (einer Querstraße zwischen Brüder- und Breite Straße) und führte den poetischen Namen „Zur ewigen Lampe". Um ihren Stammtisch vereinigten sich allabendlich eifrige Politiker aus Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannskreisen; und als nun die Märztage des Jahres 1848 und die Entfernung des Militärs der Presse eine freiere Sprache erlaubten, da beschloß der Stammtisch der ewigen Lampe, in gemeinschaftlicher Redaction ein politisches Witzblatt herauszugeben. Gleichzeitig waren zwei andere politische Witzblätter in der Hauptstadt in's Leben gerufen wurden: der heut längst vergessene „Krakehler" und der inzwischen zum Weltblatt gewordene „Kladderadatsch". Aber während diese beiden, in großem Format erscheinenden Blätter auch die Illustration zu Hülfe nahmen, trat die „ewige Lampe" sehr bescheiden auf; sie gab auf dünnem Papier, aber in gutem, weitem Druck allwöchentlich acht Seiten in klein Octav, ohne Abbildungen, nur ausgenommen, daß sie hier und da einmal einem Artikel, der einer besonders mißliebigen Persönlichkeit galt, zwei Clichés voranstellte, die in den Annoncen der Zeitungen oft harmlos verwandt wurden, nur jedes einzeln für sich: — ein Schwein und einen Hund ... Das Blättchen, als dessen „verantwortlicher Redacteur" auf dem Titel „Dr. Carl Siechen nebst Familie" genannt war, hat es im Jahre 1848 auf 50 Nummern gebracht, die uns vollzählig vorliegen, nebst fünf, im April und Mai erschienenen „Extrablättern"; ebenso die später erschienenen Nummern, die freilich unter den veränderten Zeitläuften sehr unregelmäßig herauskamen. Da diese Blätter heutzutage zu einer bibliographischen Seltenheit geworden sind*) und trotz des im Wesentlichen unbedeutenden Inhalts als Zeugen jener wunderlichen Zeit Beachtung verdienen, so ist es wohl nicht ganz ohne Interesse, wenn im Folgenden einiges Nähere darüber mitgetheilt wird.

Dem stehenden Titel „Die ewige Lampe" wird von Nr. 17 (4. Juli 1848) die Bezeichnung „Politisch-satyrisches Oppositionsblatt" hinzugefügt, die schon von Nr. 19 ab in das bloße „Ein Oppositions-Blatt" übergeht. Bis zu Nr. 45 (21. October 1848) zeichnet, wie von Anfang an, Dr. Carl Siechen nebst Familie als „verantwortlicher" (resp. in den letzten Nummern als „unverantwortlicher") Herausgeber; von Nr. 46 ab jedoch heißt es: „Redacteur: Dr. Arthur Mueller". Es ist das der bekannte, in Breslau geborene Schriftsteller, der im Jahre 1873 in München durch Selbstmord endete, der Verfasser zahlreicher Dramen und Lustspiele, unter denen die „Verschwörung der Frauen in Breslau",

*) Auch das Exemplar der Friedlaender'schen Sammlung der Berliner Magistratsbibliothek ist unvollständig.

worin die Einnahme Breslaus durch die Preußen behandelt wird, das bekannteste ist. Aber kurze Zeit, nachdem Mueller die Redaction des Blattes übernommen hatte, wurde Berlin von Wrangel mit seinen Truppen besetzt und der Belagerungszustand erklärt; und damit war denn auch die Existenz des oppositionellen Blattes gefährdet. Während vorher alle drei bis vier Tage eine Nummer erschienen war, Nr. 48 am 4. November, erscheint Nr. 49 erst am 6. December, Nr. 50 am 14. December — und damit bricht es vorläufig ab. Ein weiteres, bedeutsames Symptom ist, daß der Druckort verändert wird, — eine Leipziger Druckerei ist nun angegeben, vorher eine Berliner. Nun beginnt aber erst die eigentliche Leidenszeit, die man zum Theil zwischen den Zeilen herausliest. Als periodische Zeitung unterdrückt, erscheint die ewige Lampe — diesen Titel behält sie vorläufig bei — mehrere Male als „Flugblatt", einmal sogar als „gemüthliches Flugblatt"; es werden allerlei durchsichtige Namensänderungen vorgenommen: so erscheint am 20. December „Die Knute, Extrablatt der ewigen Lampe"; am 1. Januar 1849 „Mit allerhöchster obrigkeitlicher Erlaubniß" (unter Berufung auf das Preßgesetz vom 17. März 1848) Nr. 1 von der „Ewigen Leuchte", der keine Nr. 2 folgen sollte; dann „Die ewige Fackel, angezündet im Januar 1849", endlich im April wieder einmal eine Nummer unter dem alten ursprünglichen Titel. Aber nichts half; das stehende Epitheton „ewig" ward zum reinen Hohn. Meine Sammlung ergiebt nichts Weiteres für das Jahr 1849; ob sie lückenhaft, weiß ich nicht, doch ist mir wahrscheinlich, daß in diesem Jahre nichts mehr erschienen ist*). Erst im Februar 1850 beginnt die „ewige Lampe" unter ihrem alten Titel wieder regelmäßig zu erscheinen; sie nennt sich auch wieder „politisch-satyrisches Oppositionsblatt", als Redacteur zeichnet wieder Arthur Mueller. Schwierigkeiten blieben ihr auch jetzt nicht erspart. Nr. 3 wurde confiscirt, ebenso Nr. 9, die dann die Staatsanwaltschaft wieder freigab; mit Nr. 11 wiederholte sich dasselbe; Nr. 12 wurde wieder von der Polizei mit Beschlag belegt. Mit Nr. 13, im Juni 1850, bricht meine Sammlung ab, — vermuthlich, weil nie mehr Weiteres erschienen ist.

Sehen wir uns nun den Inhalt dieses Kindes der Revolution etwas näher an. Da ist von vornherein auffallend, wie verhältnißmäßig harmlos der Witz — oder richtiger die Satire, denn von Witz ist im Ganzen herzlich wenig zu spüren, — in den ersten Monaten der Zeitung ist, und wie dann der Ton immer maßloser, verhetzender, pöbelhafter wird, bis schließlich in den Nummern, die der Reactionszeit angehören, Witz und Satire ganz aufhören und die Unflätigkeit allein das große Wort führt. Anfangs bewahrt sich das Blatt den Charakter einer humoristischen Parodie der politischen Zeitungen: am Anfang steht ein „amtlicher Theil" mit allerlei komischen „Bekanntmachungen" und „Ordensverleihungen"; dann kommt ein „leitender Artikel", dann das „Feuilleton"; scherzhaftes „Eingesandt", „Inserate", „Briefkasten" machen den Schluß. In die Politik spielt allerlei Persönliches mit hinein; die Satire geht auch noch viel mehr gegen speciell berlinische Verhältnisse, als gegen die preußische Politik im Großen. Die Stöße und Hiebe gehen nicht bloß nach rechts, sondern auch nach links. So kommt eine damals bekannte Persönlichkeit, ein junger Commis Namens Ottensoser aus Breslau, der bei einer Versammlung in den Zelten das geflügelte Wort gesprochen hatte: „Wir wollen die Schiffe hinter uns verbrennen und mit vollen Segeln in das Meer der Freiheit hinausfahren!" recht schlecht weg, obschon er mit auf den Barrikaden gewesen und dabei vom Militär gefangen genommen worden war. (Er hat sich übrigens später nach der Schweiz gewandt, in Zürich Jura studiert und sich daselbst dann als „Fürsprech", d. h. Rechtsanwalt, niedergelassen; dort ist er — als begeisterter Monarchist und Anhänger des neuen deutschen Reiches — vor einigen Jahren, in geachteter Stellung und auch in der deutschen Colonie wohlangesehen, gestorben). Ein andermal finden wir die Notiz: „General Herwegh soll den Redacteur der Locomotive, Herrn Held, zu seinem Adjutanten ernannt haben, damit er doch einen Held besitzt." Sonst gehen die Angriffe ebenso gegen Minister, Polizeipräsidenten, Bürgermeister ꝛc., wie gegen Privatpersonen, die politisch sich irgendwo bemerklich gemacht haben, Professoren und Geistliche, Journalisten und Schauspieler; und an allerlei Stadtklatsch ist selbstverständlich kein Mangel. Doch wird, im Gegensatz gegen später, der König und das königliche Haus noch unangegriffen gelassen, mit Ausnahme natürlich Desjenigen, der damals den Sündenbock abgeben mußte und sich die spätere Kaiserkrone erst durch das Martyrium des Exils und der Verfolgung erkämpfen mußte, des Prinzen von Preußen. Was uns sonst noch peinlich berührt, das sind die Anfeindungen und Verdächtigungen von Männern der Wissenschaft, deren integrer Charakter für uns über allen Zweifel erhaben ist, die aber damals, weil sie nicht mit in das allgemeine radicale Horn stießen, als Tyrannenknechte, feile Schergen, Schweifwedler und wie die schönen Epitheta alle heißen, verhöhnt wurden: so die Gebrüder Grimm, Bunsen, Dove, Ranke u. A. m. Allein im Ganzen ist der Ton, wie gesagt, anfangs noch leidlich anständig; jedenfalls noch lange nicht so schlimm, wie der, den heutzutage bei uns Herr Sigl und drüben Herr Rochefort anschlägt.

Indeß darin tritt allmälig eine Veränderung ein, die sich zunächst bemerkbar macht in der in Nr. 20 beginnenden und in den folgenden Nummern fortgesetzten „Gallerie der Preußischen National-Versammelten". Hier werden die Mitglieder dieser Versammlung in einer Weise charakterisirt, die an Originalität und Grobheit nichts zu wünschen übrig läßt, natürlich gänzlich vom Parteistandpunkt aus; die Anhänger sind die reinsten Musterknaben, während bei den Gegnern der Pinsel in Gift und Galle getaucht ist und selbst die Mittelparteiler höchst unglimpflich behandelt werden. Von der bilderreichen Sprache, in der das geschieht, mögen ein paar Proben einen Begriff geben: „Berends, Buchdruckereibesitzer in Berlin, für Berlin. Junger, kräftiger, bartumwaldeter Kämpe der äußersten Linken; offen und ehrlich, klar und entschieden; ohne Phrasen, ohne Beiwerk seinem Ziele fest zusteuernd, ein echter Sohn der neuen Zeit; die gefährliche Klippe, an welcher das Verlängerungs-Ministerium scheiterte". — „Temme, gemaßregelter Staatsanwalt in Berlin, für Ragnit. Bekannt wegen seiner trefflichen Leistungen im Civil- und Criminalrecht; ein wahrer Volkstribun, ein Ehrenmann, der seine politische, der Freiheit huldigende Ueberzeugung unerschrocken und unbekümmert um Gunst und Cabinetslächeln vertritt; von dem Ministrio des lahmen Fortschritts und des hastigen Rückschritts, bei dessen der Freiheit und dem Volke feindlichen Maßregeln unbrauchbar, seines Postens entsetzt." — „Waldeck, Geh. Obertribunalsrath in Berlin, für Berlin. Ernster, entschlossener Kämpe, ohne Furcht und ohne Tadel, der in Westphalen, wo er früher wirkte und strebte, sich den Ehrentitel des Bauernkönigs erwarb; von reifer politischer Bildung und ausgebreiteten Kenntnissen, begabt mit der Stärke der Ueberzeugung und, wenn er in Feuer geräth, mit der Gewalt und Kraft der Rede; klar und entschieden, fest und besonnen, ein aufrichtiger Patriot, ein eifriger Anwalt der Freiheit und des Volkes, genießt er die Achtung aller Parteien." — Nun ein paar aus anderem Ton: „Uhlich, Prediger in Magdeburg, für Neuhaldensleben, der geistliche Bardolph; ein grangesprenkelter Meinungsmäntler, ein krummgeblasenes Wetterglas, ausgefüllt mit fetter Salbung und plumper Zweideutelei; politischer Ablaßkrämer für die Sünden der Minister, der ganze Kopf ein gelungenes Modell zu einem Stockknopf oder Federwischer." —

*) Der Magistrats-Bibliothek-Catalog verzeichnet für 1849 zwei April-Nummern und drei Flugblätter.

„Windthorst, Justiz-Commissar zu Münster, für Steinfurt. Politischer Pumpernickel mit einer steinharten reactionären Kruste versehen". — „Grabow, Oberbürgermeister in Prenzlau (der spätere Präsident des Abgeordnetenhauses in der Conflictzeit) für Prenzlau. Parlamentarischer Vertrauensmann des linken Centrums mit hoffnungsvollen Minister-Gelüsten und buntgestreifter Loyalitätswatte versehen; speculirender Barometermarder mit Erfahrungen in der zahmen Witterungskunde, der sich aber nicht selten verrechnet und einen Platzregen für die nothwendige Zugabe einer Wasser-Sonne hält; übrigens von der hohen National-Versammlung zu ihrem Präsidenten auserkoren und in Sachen des Reglements ein gewaltiger Nimrod." — Nees von Esenbeck, Professor in Breslau, für Breslau; ein verschimmelter liberaler Candidat, der früher vor seinem Götzen Sallet und später vor seinem Vitzliputzli Ronge weihrauchstänkerte, den Duzcomment auf der kosmopolitischen Kneipen-Fraternitäts-Praxis einführen wollte und an der naturphilosophischen Brechruhr laborirt, dermalen aber confusen socialen Krimskrams im Kopfe trägt, an Freiheits-Polypen leidet und die Schneidezähne verloren hat". — „Milde, Fabrikant in Breslau, der spätere, freilich nur sehr kurzlebige Minister, für den Wahlkreis Niederbarnim. Oppositions-Mitglied des vereinigten Landtags; der Muskadin und zugleich der Sindbad der zuletzt entfernten Minister, der den parlamentarischen Sprudel frisch von den Quellen zu London und Paris getrunken hat; zahmer Schwärmer für politische und weibliche Constitutionen auf breitester Grundlage; gesinnungsvoll und freisinnig wie die Kladde eines Gewürzkrämers und im Besitze eines Organs, das fast so schön wie eine Kirchentrompete klingt". — „Haase, Professor der Philologie in Breslau, für Jauer. Abgestrafter Kammerspion; Reconvalescent der durchgeprügelten Niedertracht; falschgemünzt und doppelfratzig, schulfuchsig und geiferposaunig, stirnunverschämt und rüsselschnupperig; ein von allen Parteien desavouirter Paria, dem man die Büffelhaut seines Bewußtseins auf die Rumortrommel gespannt hat; verfehmt von Rechtswegen und zugedeckt mit dem Leilaken der Verächtlichkeit".

Mit diesem letzten Beispiele schamlosester Gemeinheit, das Jeden, der den wackern Mann, den alten Burschenschafter und wahrhaft Liberalen, gekannt hat, wie Schreiber dieser Zeilen das Glück gehabt hat, noch heut' nach 50 Jahren mit Empörung erfüllen muß, mag es genug sein mit dieser „Gallerie". Alle diese niederträchtigen Expectorationen fallen noch in die Zeit vor dem Einrücken der Truppen; vergleicht man die Diction, die vielfach einen Verfasser mit literarischen Kenntnissen verrät, mit dem Ton, der in den von Arthur Mueller redigirten und verfaßten Nummern angeschlagen wird, so kann kein Zweifel sein, daß dieser der Verfasser war, obgleich noch immer „Dr. Carl Siechen nebst Familie" zeichnete. Denn das liegt deutlich am Tage, daß nach der Unterdrückung des Blattes alle die oben erwähnten, unter ähnlichen Namen auftretenden Machwerke von Mueller nicht bloß redigirt, sondern von A—Z auch von ihm verfaßt sind, darunter zahlreiche, formell nicht ungeschickte, inhaltlich ganz unflätige Gedichte. Die „Flugblätter" aus dem Anfang 1849 beschäftigen sich vielfach mit dem Proceß Waldeck-Gödsche, der ja in der That einen sehr dunklen Punkt in der damaligen Reactionsepoche bildet; aber daneben werden die Angriffe immer pöbelhafter, die Sprache, die gegen den König, die Minister, die Armee geführt wird, immer verletzender, sodaß man es gut begreift, daß alle diese Versuche, das Blatt unter neuer Flagge segeln zu lassen, unterdrückt wurden. Die dreizehn Nummern des Jahres 1850 aber sind vollständig anarchistische Brandschriften, die das Entzücken eines Most bilden würden. Schon die Ueberschriften verrathen jetzt, wohin man zielt: „Die Schmach der Zeit." — „Etwas von dem herrlichen Kriegsheer." — „Die geheime Polizei." — „Die Wirthschaft der von Gott Begnadigten." — „Nur ein paar Morde!" — „Das Märchen von der richterlichen Unabhängigkeit." — „Haltet euch bereit!" — „Die politische Hunde-Komödie." — „Einiges von Fürstenmördern" u. s. w. Hier und da werden Artikel aus der „Westdeutschen Zeitung" abgedruckt, die im Tone um keine Nummer anständiger sind, auch Rückblicke auf die Märztage von 48 werden gegeben, besonders das Leichenbegängniß der Barrikadenkämpfer eingehend beschrieben. In jeder Nummer wird der Aufruhr gepredigt, der Tyrannenmord verherrlicht, die Armee beschimpft, der Capitalismus denuncirt — unsere heutigen Socialistenblätter sind zahme und harmlose Kinder gegen diese wut- und racheschnaubenden Tiraden. So mußte denn die „ewige Lampe", die zur Brandfackel zu werden drohte, erlöschen. Eine Durchsicht dieses Oppositionsblattes, dem sonst mit diesem Artikel vielleicht zu viel Ehre erwiesen scheinen könnte, ist aber heute noch lehrreich. Auch der Kladderadatsch stand in den Reihen der Opposition und hat während der ganzen Periode der Reaction das liberale Banner tapfer hochgehalten: aber ihm ging dabei der Humor nie aus, jener Humor, der selbst unter Thränen noch lächeln kann und nie die Zähne fletscht und die Fäuste ballt. So hat er nicht nur jene schlimmen Zeiten überdauert, sondern wacker mit dazu beigetragen, die neue Zeit, die mit der Regierungsübernahme König Wilhelms eintrat, vorzubereiten.

Literatur und Kunst.

Wider die „Poeten"!

Von Richard Wulckow.

In der Einleitung zu einer stimmungsvollen Novelle „Der Dichter und sein Kind" fragt Paul Heyse, woher es wohl komme, daß von Allen, die irgend eine der sieben freien Künste nicht als Lebensberuf, sondern nur zu ihrem Vergnügen betreiben, gerade die poetischen Dilettanten den unwiderstehlichen Drang in sich fühlen, ihr klägliches dichterisches Lichtlein in der Oeffentlichkeit leuchten zu lassen und nicht im Mindesten fürchten, sich lächerlich zu machen oder von der ernsten Kritik heimgeschickt zu werden. Einen einleuchtenden Grund deutet Heyse freilich an. Er liegt nach seiner Meinung darin, daß die poetische Kunst sich eines Materials, eines Mittels der Darstellung bedient, das Jeder glaubt, leicht handhaben zu können, während die Schwesterkünste alle Unberufenen durch die Nothwendigkeit fernhalten, das, was man an ihnen Handwerk zu nennen pflegt, sich zunächst durch fleißige Uebung anzueignen. Ein Jeder weiß ja, wie viel Studium die Erlernung eines Instruments kostet, und wie viel Eifer und Uebung es erfordert, um Auge und Hand zur Nachbildung der Natur auch nur einigermaßen geschickt zu machen. Dagegen scheint es Vielen nicht der geringsten Mühe zu bedürfen, seinen Gedanken oder Empfindungen in „gereimten" Worten Ausdruck zu verleihen.

Da es Paul Heyse, dem Gegenstand seiner Novelle entsprechend, nur darum zu thun war, denen die Freude an ihrem stillen poetischen Schaffen nicht zu verderben, die in der Illusion, auch zu den Dichtern zu zählen, in trüben Lebensschicksalen einen Trost und Halt finden, so lag es ihm durchaus fern, die aufgeworfene Frage weiter zu verfolgen und sich auch mit Denen zu beschäftigen, die sich geflissentlich mit ihren „poetischen" Gaben an die Oeffentlichkeit drängen, ohne daß ihnen auch nur in geringstem Maaße „des Gesanges Gabe, der Lieder süßer Mund" verliehen wurde. Während aber die Zahl jener verschämten Armen im Geist, die in ihrem stillen Kämmerlein ihrer Seele Lust und Leid, ihr Schauen und Empfinden in das Gewand des Reimes

fügen, nur weil ihnen diese Arbeit Freude und Bedürfniß ist, — während diese Zahl eine recht kleine ist und meistens aus harmlosen, guten Menschen besteht, denen das poetische Schaffen an sich einen Genuß gewährt und die auf Dank und Anerkennung völlig verzichten, so ist die Zahl jener eiteln Versmacher, die sich ohne jeden inneren Beruf zur Dichtkunst, ja ohne jede nothwendige formale Bildung mit ihren Reimereien in die Oeffentlichkeit drängen, leider in stetem Zunehmen begriffen. Wer mannigfache Zeitungslectüre und — Witzblätter liebt, wird gern dieser Behauptung zustimmen. Fürsten, Staatsmänner, Geisteshelden, Freunde und Freundinnen werden bei passenden oder auch unpassenden Gelegenheiten angedichtet; Gedenktage oder Ereignisse von größerer, geringerer oder gar keiner Bedeutung werden von diesen „dichtenden" kleinen Geistern herbeigezogen, um an ihnen ihr poetisches Müthchen kühlen zu können; nichts, weder die lächerliche Farce, noch das leidvolle Ereigniß ist vor ihrer dichterischen Verarbeitung sicher.

Es wäre eine allzu kühne Illusion, wenn man von einer entwickelteren Geschmacksbildung der Zukunft eine allmälige Beseitigung dieses „groben Unfugs" erhoffen wollte, aber wir meinen doch, daß er sich durch eine vernünftige Behandlung einschränken läßt und daß man jenen betriebsamen poetischen Pfuschern ihr verderbliches Handwerk erheblich erschweren könnte. Wir nennen es geradezu verderblich, weil die Masse alltäglich veröffentlichter, jammervoller Reimereien verwirrend und verdummend auf die Menge wirkt und ihr die irrige Meinung beibringt, als sei alles das, was in den Zeitungsspalten auf Versfüßen dahinwandelt, etwas der Poesie Aehnliches oder wohl gar selbst Poesie. So lange es Menschen und die von ihnen untrennbare Eitelkeit giebt, so lange wird auch die Neigung bestehen, einmal im Gewande der Dichtkunst vor den lieben Mitmenschen glänzen zu wollen, sei es noch so fleckig und schäbig; aber diese Neigung kann eingeengt, sie kann verleidet werden, so daß sie ein gut Theil von ihrer Aufdringlichkeit und Schädlichkeit verliert.

Ehe wir nun einige hierzu nöthige Mittel und Wege angeben, wird eine allgemeine kurze Verständigung über das Dilettantenthum in der Poesie am Platze sein, damit wir nicht etwa den Schein erwecken, als wollten wir gegen Alle zu Felde ziehen, die „die holdselige Kunst des Gesanges" zu ihrem Vergnügen („per il loro diletto") pflegen, ohne von Berufswegen sie sich als Arbeitsfeld gewählt zu haben. Das ist keineswegs unsere Absicht; es ist uns nur darum zu thun, dem gänzlich ungebildeten unfähigen Versifex sein Handwerk zu erschweren, nicht etwa dem feinsinnigen, geschmackvollen Dilettanten seine dichterischen Liebhabereien zu verleiden.

Es kann hier nicht eindringlich genug an Schiller's ernstes und tiefes Distichon erinnert werden:

„Wenn Dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du ein Dichter zu sein?"

Der dichterische Genius, der frei aus sich heraus dem vor ihm auftauchenden Gebild Halt und Form giebt und das innerlich Geschaute als Bild vor uns aufrichtet, wird hier in Gegensatz gebracht zu Demjenigen, der seine Sprache mit Geschick und Geschmack so beherrscht, daß er etwas der echten Poesie Aehnliches hervorzubringen, seinen Ideen und Empfindungen eine gefällige Form zu geben im Stande ist. Bei ihm ist der „urtheilende Geschmack", (Gottsched nannte es raison im Gegensatz zur imagination) bei dem wirklichen und echten Dichter der Schwung der Phantasie die charakteristische Hauptsache. Da nun die Zahl der wahrhaften und begnadeten Dichter eine recht kleine ist, so bilden jene sprach- und reimgewandten, durch Belesenheit und Geschmack geschulten Dilettanten in sehr vielen Fällen einen ganz vortrefflichen Ersatz für den echten Dichter, und ihre Arbeit ist eine löbliche und anerkennenswerthe. Eine ganz gewaltige Anzahl von geschmackvollen Liedern, Gedichten und Gesängen wird von nichtberufsmäßigen Dichtern verfaßt und jede größere öffentliche Festlichkeit in unseren guten bürgerlichen und höheren Kreisen, sie mag heiteren oder ernsten Charakters sein, zeitigt neue und oft recht ansprechende Talente. Unser Schiller will also mit seinem Spruch keineswegs die Dilettanten aus dem Hain der Musen vertreiben, sondern er führt es ihnen durch seine Frage nur vor's Gewissen, daß ein Unterschied besteht zwischen dem Sänger von Gottes Gnaden, der uns durch die Fülle der Gesichte und die herzbezwingende Macht seines Wortes rührt und ergreift, und dem gewandten gebildeten Sprachkenner, der auch in Versen geschmackvoll zu uns zu sprechen weiß und uns so einen ganz willkommenen Ersatz bietet für die Perlen echter Dichtung. Es wäre ein großer Fortschritt in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, wenn bei festlichen Anlässen von irgend welcher Bedeutung nur wirklich geübte und gebildete Kräfte ihr poetisches Licht leuchten ließen, und den rohen ungeschulten Reimschmieden durch ablehnende Kälte die Lust zu ferneren Leistungen benommen würde, statt daß man sie, wie es leider so oft geschieht, durch kritiklosen Beifall ermuthigt und auf dem dichterischen Irrwege weiter treibt.

Und damit wären wir an einen entscheidenden Punkt gelangt. Ich behaupte, daß eine große Zahl aufdringlicher Winkelpoeten dadurch groß gezogen wird, daß ihnen von der gleichgiltigen kritiklosen Menge — besonders im Vereinsleben — unverdienter Beifall gezollt wurde. Das ermuthigt und verwöhnt diese Leute und erhebt sie schließlich zu dem vollen Bewußtsein ihrer „dichterischen" Bedeutung, das durch ein darüber gehängtes Mäntelchen von affectirter Bescheidenheit nur um so unangenehmer zu wirken pflegt. Bei irgend einer Festlichkeit tritt zu vorgerückter Stunde ein Jüngling auf und trägt ein ganz unbedeutendes oder unsinniges Gedicht vor, dessen Pointe eine auf das Fest oder auf die gefeierte Persönlichkeit bezügliche „witzige" Anspielung enthält, — das ist unerläßliche Bedingung — und dann finden wir in dem unvermeidlichen Bericht des Localblättchens das bekannte Schlagwort: „brausender Beifall (oder auch Jubel) lohnte dem begabten Dichter". Dieser Erfolg ermuthigt; das nächste Auftreten zeigt schon mehr Selbstgefühl und Sicherheit, und so geht das Verderben seinen Gang, bis der neuentdeckte Dichter zum ersten Male auch in demselben Blatte als „sehr schätzenswerthe Kraft", als ein „eigenartiges frisches Talent" bezeichnet wird und gelegentlich auch mit einem „Gedichte" gedruckt erscheint. Nun ist der Name des „Dichters" in weiteren Kreisen beglaubigt und behält seine Geltung, bis er von einem ähnlichen Talente aus seiner Position verdrängt wird und für immer von der Bildfläche verschwindet. Hätte das Publicum ein wenig Kritik geübt und den einfältigen Reimereien gegenüber seinen Beifall zurückgehalten, so wäre der Mann zeitig von der Poesie abgesprungen und bei seinem ehrlichen Gewerbe geblieben. Aber — es ist leider unglaublich, was sich das große Publicum an „Poesie" bieten läßt, ohne ungeduldig zu werden, oder offen und ehrlich auf den Unsinn der ihm gebotenen Verse hinzuweisen! Und dieser Mangel an ehrlicher und offener Kritik besteht nicht etwa nur in den unteren, ungebildeten Schichten der Gesellschaft, sondern auch in den sogenannten höheren Kreisen. Der folgende authentische Fall ist hierfür charakteristisch. Die Damen einer süddeutschen Residenz planen für das neuvermählte Fürstenpaar ein Geschenk und kommen endlich überein, einen kunstvoll gearbeiteter Schrein zu stiften und die betreffende Zeichnung nebst poetischer Widmung den hohen Herrschaften zu überreichen. Es geschieht, wie geplant. Die Deputation der Damen wird empfangen, die Zeichnung vorgelegt, das Gedicht vorgetragen. Dasselbe enthält wörtlich folgende Schlußstrophen:

„Edle Kunst und reich' Geräth
Fülle seine Räume,
Von des Wissens Geist durchweht
Und des Dichters Träume.

Ja, ein Zauber ruh' im Schrein,
Der das Leid verscheuchet,
Kunst und Liebe im Verein,
Jedes Weh entweichet."

Die Verfasserin dieser wahrhaft classischen Zeilen war eine der empfangenen Damen aus den besseren Gesellschaftskreisen. Die liebenswürdige Fürstin nahm Alles huldvoll entgegen, fragte auch nicht nach dem Sinn der eben citirten Verse. Was hätte die unglückliche Dichterin wohl angefangen, wenn die Fürstin so neugierig gewesen wäre, diesen Sinn durch eine Frage heraus zu bekommen? Es ist nicht auszudenken! Hätten aber die Comité-Damen, wie es ihre Pflicht war, das Gedicht wegen des darin enthaltenen Unsinns einfach abgelehnt und die Abfassung der Widmung irgend einer sprachkundigen und geübten Collegin übertragen, so wäre die Verfasserin jener Zeilen von dem Wahne gründlich curirt worden, daß jeder Mensch lesbare Verse machen kann, und zweitens hätten die auf solche Leckerbissen gierigen Witzblätter keine Gelegenheit gehabt, sich mit den amüsanten Versen zu beschäftigen, wie es leider der Fall gewesen ist.*) Solche Fälle erlebt man häufig; die Berufenen werden nicht herangezogen, gänzlich Unfähige drängen sich vor und können ihre unsinnigen Reimversuche auf den Markt bringen, weil man nicht den Muth hat, Kritik an diesen Leistungen zu üben. Und doch kann nur dadurch die Eitelkeit eingeschränkt werden. Denn, daß es diesen Leuten Freude machen sollte, sich dichterisch zu versuchen, möchte ich schwer glauben: Eitelkeit ist die Haupttriebfeder.

Ich resumire: Das Publicum soll in entschiedener, wenn auch schonender Form solche erbärmlichen Poetastereien ablehnen und dadurch in dem betreffenden Dichtersmann (oder auch Frau) den Irrwahn von seinem Talent möglichst rasch zu beseitigen streben. Die kleinen gesellschaftlichen Rücksichtnahmen dürfen nicht den allgemein giltigen Satz umstoßen, daß elende Afterpoesie kein Genußmittel sondern eine Art von Krankheitserreger ist. Sie verdirbt nicht nur den Geschmack und die natürliche einfache Empfindung, sondern sie trübt Gedanken und Urtheil.

Dazu muß noch ein Zweites kommen. Die Redactionen aller Blätter, auch der kleineren und kleinsten müssen kritischer werden und diesen Dichterlingen den Zugang zu ihrem Blatte mehr zu erschweren suchen. Eine große Zahl von Blättern, zumal die Unterhaltungs- und Familienblätter sind dringend auf poetische Beiträge angewiesen, und auch die gewöhnliche Tageszeitung darf sich schon der Leserinnen wegen der dichterischen Beistener nicht entziehen. Der Bedarf ist also ein großer, und da naturgemäß Dichter ersten Ranges für solche Leistungen nicht zu haben sind, so müssen die Redactionen mit schweigendem Verzicht auf wirklich Gutes auch Minderwerthiges bringen. Das wird sich trotz aller guten Tendenz und sorgsamer Kritik niemals ändern lassen, wie denn auch jetzt schon die größeren Blätter, ganz besonders die guten Familienzeitschriften, völlig Unzulängliches und Unbedeutendes ablehnen und eifrig nach dem Guten ausschauen. Aber trotz alledem läuft gar oft auch recht Geringes mit unter, und der Wunsch nach schärferer Sichtung hat noch immer seine Berechtigung.

Wenn Otto Erich Hartleben in seinem „Goethe-Brevier" nur eine kleine Anzahl der Gedichte des Meisters zusammenstellt, die mit ihrem lockern und lustigen Ton dem kecken und studentischen Sinne des Herausgebers am meisten zusagten, und wenn er gar in der Vorrede erklärt, daß mindestens die Hälfte der Goethe'schen Gedichte für unser heutiges Empfinden ungenießbar seien, „weil er als Lyriker weidlich das blödeste Zeug verbrochen habe," (!) so dürfen unsere Redacteure erst recht keine allzu große Nachsicht walten lassen. Und wie geht gar E. Mauerhof in seinen „dichterischen Idolen" mit dem vielgepriesenen H. Heine um! Also keine schwächliche Nachsicht!

Wir haben mit unserer Mahnung aber sehr viel weniger die größeren, wohl conditionirten Blätter im Auge, als die sogenannten Zeitungen und Blättchen der Provinz, in denen oft die ödeste Krämerpoesie ganz ungenirt ihre Orgien feiert. Es mag ja sein, daß in Krotoschin oder Mogilno die „Vertreter der Presse" in zu naher Beziehung zum Publicum stehen, als daß sie ohne jede Rücksicht die ihnen eingesandten schlechten Verse in allen Fällen ablehnen könnten, aber wenn sie allzu tolles oder sinnloses Zeug höflich aber entschieden ablehnen oder einfach im Papierkorbe verschwinden lassen, so wird sich das bessere Publicum doch wahrscheinlich auf ihre Seite stellen. Und nimmt der Redacteur einmal Gelegenheit, sich über diesen Punkt in seinem Blatte auszulassen, ohne durch überflüssigen Spott zu verletzen, so darf er der Zustimmung aller einigermaßen Verständigen sicher sein. Sein Augenmerk muß darauf gerichtet sein, daß Alles, was allzu unbedeutend, unsinnig oder unverständlich ist, oder was offenen oder versteckten Reclamezwecken dienen soll, nur auf dem Wege der bezahlten Annonce Eingang in sein Blatt findet.

Je mehr Achtung man vor dem Heiligthum wahrer Kunst hegt und je theurer unseren Herzen die Schätze unserer Poesie sind, desto sorgfältiger muß man Alles einzuschränken oder zu beseitigen suchen, was durch Unbildung, Eitelkeit und falschen Ehrgeiz das Wesen wahrer Kunst zu entwürdigen geeignet ist. Es wird Zeit, daß der Kampf gegen die aufdringlichen Versemacher mit allem Ernst aufgenommen werde; sie sind es, die das Urtheil der naiven Menge verwirren und den Geschmack schädigen.

*) Der „Ulk" druckte die Verse ab und knüpfte folgende Bemerkungen daran: „Wenn schon der Schrein von derartigen Imponderabilien durchweht sein soll, dann wäre man doch einigermaßen berechtigt, von des Dichters Träumen jene Declinationsform zu erwarten, welche der grammatikalische Comfort der Neuzeit für sich in Anspruch zu nehmen befugt ist. Daß wir nebenbei nicht das kecke Verlangen hegen, verstehen zu wollen, was die beiden allerletzten Zeilen bedeuten, ist bei unserer bekannten Bescheidenheit nur allzu erklärlich.

Kunstgewerblicher Unterricht in Deutschland.

Von Karl Scheffler.

In jüngster Zeit hört man oft Künstlernamen, die längst schon in den Ausstellungssalons wohl accreditirt sind, auch in den Markthallen des Kunstgewerbes aussprechen. Nachdem die bildenden Künste sich Jahrzehnte lang von allen Aufgaben praktischer Anwendung zurückgehalten haben, scheint jetzt, am Ausgange der Secessionistenkämpfe und mit der späten Erkenntniß, daß die Offenbarungen des neuen Kunstkatechismus doch nicht alleinseligmachend sind, ein um so lebhafterer Drang nach konkreter Bethätigung durch die moderne Künstlerschaft zu gehen. Man versucht nun das zu leisten, was wir seit dreißig Jahren vergebens von der Masse der für das Kunsthandwerk erzogenen Zeichner erwarteten. — Trotzdem nun die Leichtfertigkeit der ausdruckssicheren Künstlerphantasie die Grenzen unserer Bedürfnisse und der Handwerksmöglichkeiten oft zu durchbrechen sucht, sind der Mäßigung doch schon Arbeiten gelungen, die ohne Einschränkung gut genannt werden müssen. An diesen noch wenig zahlreichen Leistungen haben wir gesehen, welch' tiefer Einsicht in die Arbeitsweise des Gewerbes eine starke Kunst fähig ist, und daß der sichere Sinn für den wechselseitigen Ausgleich von Zweckmäßigkeit und Schönheit noch nicht verloren gegangen ist. Mögen manche ernsthaft scheinenden Bestrebungen nur vergnüglichem Experimentiren gelungen sein, mag Vieles der Tagesmode entspringen: der Beweis, daß die Fähigkeiten für ein modernes Kunsthandwerk vorhanden sind, ist bereits erbracht.

Hierauf gestützt darf man es nun endlich aussprechen, daß die lange Mißwirthschaft unserer Kunstindustrie in dem

System des staatlichen Kunstgewerbe-Unterrichtes einen Ursprung hat. Die Erfahrungen langer Jahre lehren uns, daß die Staatsfürsorge, die mit erheblichem Aufwande die Leistung des Gewerbes dadurch heben will, daß sie Handwerker zu Künstlern erzieht, schlecht berathen ist. Allerdings: der Staat ist von richtigen Erwägungen ausgegangen, als er Nutzen aus den Kräften eines fähigen Handwerkerstandes zu ziehen dachte. Aber nur der eine von ihm eingeschlagene Weg führte präcise an's Ziel, der zweite gänzlich in die Irre. —

Von den localen Besonderheiten und Bezeichnungen abgesehen, die die Staats- oder Gemeindeverwaltungen bei ihren Einrichtungen verfügt haben, gliedert sich das gewerbliche Fachschulwesen in drei Gruppen. Jede soll einer bestimmten Bildungsstufe entsprechen. Die erste umfaßt die Handwerkerschulen, die entweder von den Gemeinden, von den Innungen oder auch von einzelnen Industriellen unterhalten werden und die an die Volksschulbildung anknüpfen. Die Rechtsstellung des Staates zu diesen Anstalten ist eine sehr verschiedene, doch ist der Abendunterricht für Lehrlinge, wenn nicht der Besuch einer Fortbildungsschule nachgewiesen wird, obligatorisch. Es wird hier ganz allgemein eine Berufsbildung gegeben und nebenher wohl noch Unterricht im Rechnen, Deutsch und Buchführen. In die höhere Stufe gehören die Gewerbeschulen, die zuweilen mit den Baugewerkschulen räumlich verbunden sind. Sie gewähren eine Fachbildung, praktisch und theoretisch, die später für die Stellung eines Werkführers, Poliers oder für die Leitung eines selbständigen Betriebes befähigt, die aber auch für den Besuch einer Kunstgewerbeschule vorbereitet. Nothwendig ist ein Tagesbesuch von zwei oder drei Semestern. Die staatlichen Gewerbeschulen setzen eigentlich die Realschule voraus, doch je mehr sie in neuerer Zeit als Vorbereitung für die Kunstgewerbeschule oder gar für die Akademie benutzt werden, desto öfter trifft man den abgeschwenkten Secundaner mit der Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. Daneben aber den Handwerker mit der Volksschulbildung.

Die Kunstgewerbe-Schulen endlich, deren es in Deutschland nur vierzehn giebt, verlassen endgiltig den Boden des Handwerkes und gehen zu einer rein künstlerischen Bildung über. Ihrem Programme nach sollen sie: „neue leistungsfähige künstlerische Kräfte schaffen, zur Hebung des Kunstgewerbes und — mittelbar — des allgemeinen Geschmackes". Sie sind verbunden mit einem Museum, damit die „Meisterwerke der Vergangenheit, die musterhaften Arbeiten früherer Epochen als Lehrmaterial benutzt werden können." Eigentlich sollen diese Anstalten einer Gymnasialbildung (bis Oberseeunda) entsprechen, doch stellen die Realschulen und Volksschulen immer ein großes Contingent der Schüler. Denn die Aufnahmeprüfung fragt nur nach den künstlerischen Fähigkeiten. Der Unterricht soll für ein selbständiges Arbeiten im Kunstgewerbe, für jede Stellung in der der „allgemeine Geschmack" gehoben werden kann, erziehen.

Die Handwerker- und Gewerbeschulen, (diese insofern sie nicht als Vorbereitungsanstalten gelten) dienen ihren einfachen klaren Zwecken in hervorragender Weise. Sie verlassen nicht den Boden des Gewerbes und wecken keine falschen Vorstellungen, Ansprüche, Hoffnungen. Wo die unvermeidliche Kunst doch eindringt, setzt sie sich nie in einen Widerspruch mit den Principien der Lehrmethode. Was sich von dem landläufigen Schmuckthum nicht gut abweisen läßt, wird ohne Federlesen hingenommen, fast wie ein nothwendiges Uebel. Das ist nicht gefährlich. Wenn dem jungen Handwerker neben den Lehren, die ihn im Berufe tüchtiger und umsichtig freier machen sollen, noch etwas Zierrath mitgegeben wird, weil er ohne das nicht existiren könnte in einer Zeit die Alles schmückt, so ist es im Grunde nebensächlich. Denn er steht später doch unter der Leitung eines Meisters, eines Fabrikanten oder eines Architekten; und wenn er wirklich selbstständiges Kunsthandwerk treibt, so wendet er sich an ein Publicum, das, mag es noch so groß sein, geringe kunstwirthschaftliche Bedeutung hat. Wie fruchtbar aber die reinen Fachlehren wirken, beweist die schon typisch gewordene Intelligenz des deutschen Handwerksgesellen. Mit diesen fleißigen, aufgeweckten Arbeitern hat jeder Architekt lieber zu thun als mit den Meistern, weil er sicher sein darf, daß seine Angaben nicht durch „künstlerische" Neigungen verballhornt werden.

Dieser günstige Einfluß des Unterrichtes verkehrt sich in's Gegentheil in den Kunstgewerbeschulen. Ein neues Princip herrscht hier. Aus Handwerkern sollen Künstler werden; Kunst und Handwerk sollen sich zu einem neuen Berufe verschmelzen. Dreißigjähriger großer Aufwand ist an diesen Versuch gesetzt worden, um schließlich dahin zu kommen, daß jeder wahrhaft künstlerischen Arbeit im Gewerbe der erträgliche Boden entzogen und die wirthschaftliche Widerstandsfähigkeit der Industrie durch diesen Ausschluß der besten Productivkräfte bedenklich geschwächt worden ist. Wie kann man von bildungsarmen Gesellen, die in schwerer Arbeit die Ersparnisse für den Schulbesuch gemacht haben, von Gymnasiasten, denen die einfachsten Anschauungen, sehr oft Talent und stets die elementarsten Fachkenntnisse fehlen, die Vorbedingungen für die subtile Verschmelzung von geistiger und technischer Schaffenslust, die im Wesen des Kunsthandwerkes liegt, erwarten. Die Einen kommen ohne Begeisterung, nur um etwas zu lernen, das ihnen einen größeren Verdienst garantiert, die Anderen haben dunkle Kunstpläne und eine starke Verachtung für das schmutzige Handwerk. Diese suchen wohl in den Sommerferien eine Werkstelle auf; doch kann das Spielen mit der ungewohnt schweren, dem Dünkel unbequemen Arbeit während des Vierteljahres natürlich wenig fruchten. In der Schule fehlt dem Unterrichte die Verbindung mit der Praxis ganz und gar. Die Aufnahme erfolgt nach einer Prüfung im Zeichnen, und dann beginnt sofort das „Componiren". Da aber der geläufige Formenreichthum und das lebendige Verständniß für die Vorbilder im großen Museum der Natur bei den Schülern nicht vorhanden sein können, so müssen die Sammlungen alter Gewerbeschönheiten diesen Mangel ersetzen. Die Unterrichtsmethode paßt sich eben dem Durchschnitte der vorhandenen Intelligenzen an; ohne die „Meisterwerke vergangener Jahrhunderte" ist eine Unterweisung ganz unmöglich. Das allein sollte zu denken geben. Persönliche Anschauung wird ersetzt durch historischen Formenkram. Der geschickteste Eklektiker ist dann der beste Schüler. Formalistische Zufälligkeitsornamentik mit geschickter Mache aufgeschminkt ersetzt die Idee. Gemeinsame Formen und gemeinsame Farben sind das Pensum der Classe: die Formen und Farben des Lehrers oder seiner Vorbilder. Die höchsten Leistungen der Alten mit ihren oft tief versteckten Schönheiten sind gerade gut genug für billige Aufgaben. Der Seltene aber, der offenen Sinn mitbringt, wird auf diese Weise erst gezwungen sich in die Tiefen der Kunstoffenbarungen zu versenken, um dann, wenn er gekräftigt und belehrt zur Natur zurückkehren möchte, versperrte Wege zu finden. Denn selten oder nie findet ein frisches Blatt, ein blühender Zweig den Weg in die dumpfen Atelierräume. Von hundert Schülern, die Jahre lang Akanthusblätter zeichnen, hat kaum einer jemals diese Pflanze in der Natur gesehen. Es bleibt dem Besten nur ein Ausweg: ideenlose Geschicklichkeit. Sowohl die bildungsfähige Schaffenskraft wie die Anspruchslosigkeit, die einen guten Handwerker gegeben hätte, gehen allmälig verloren. So kommt es, daß die kunstgewerblichen Zeichner ohne Fühlung mit den praktischen Bedürfnissen und der lebendigen Kunst, nach eigenen, künstlich erzwungenen Gesetzen arbeiten. Sie sind eine gesonderte Kaste, die in unfruchtbarer Inzucht dahinlebt, denn die Lehrer der staatlichen Anstalten haben fast Alle als Schüler die Bänke derselben Classen gedrückt, in denen sie jetzt unterrichten.

Diese Lehrer, wird man einwenden, haben aber eine Menge von Entwürfen für das Gewerbe auszuführen. Da-

durch stehen sie doch mitten im praktischen Leben, und da sie zu diesen Arbeiten ihre Schüler heranziehen, so sind auch diese nicht ohne Verbindung mit einer anschaulichen Nutzanwendung. Das ist wahr. Doch ist ja das Gewerbe schon gründlich verdorben, eben durch dieses gewaltsam manierirte Unterrichtssystem. Der Grund, daß die Hand- und Maschinenarbeit kunsttechnisch nicht ausgenutzt und gehoben worden sind, liegt in der systematischen Uebersetzung des längst Vergangenen für die modernen Bedürfnisse des Geschmackes und des Gebrauches. —

Was wird später aus diesen Schülern! Die Institute von Berlin, München, Karlsruhe und Nürnberg haben in den letzten fünfzehn Jahren über 10000 Schüler ausgebildet, von denen kaum einer etwas zur Hebung des „allgemeinen Geschmackes" beigetragen hat. Die Einen werden von den Webereien und Stofffabriken als Zeichner angestellt. Sie haben Entwürfe in allen historischen Stilen, bis zum modernen englischen, anzufertigen; nach Sammelwerken zusammengestellte — Neuheiten. Andere zeichnen ein Leben lang in den lithographischen Anstalten: Postkarten mit Ansichten, Adressen, Diplome, Plakate. Sie müssen Alles können, Ornament, Figürliches, Blumen, Landschaft, in liebenswürdigem Durcheinander. Wieder Andere entwerfen nur Etiquetts für Cigarrenkisten, oder Möbel mit unglaublichen stilistischen Verrenkungen, oder farbige Decorationsmalereien, Engel und Blumen — im Tagelohn; oder die Besten, Talentvollsten sind Specialisten für dies und das, für Plakate, Confection, und Schmiedeeisen zugleich. Das geht so Tag für Tag; Kunst, Kunst, immer neue Kunst. Ein Monatsgehalt zwischen 150 und 250 Mark als Durchschnitt und keine Hoffnung auf eine Zukunft. Die Einen finden sich stumpfsinnig darein und vertroddeln, die Andern, deren gutem Willen das Ziel genommen ist, schaffen sich einen rührend traurigen Freistunden-Idealismus. Die Einen haben nicht das geringste Interesse an der Entwickelung eines Berufes, der ihnen nichts zu hoffen giebt, die Andern suchen nebenbei die Welt zu verbessern in Theatervereinen, philosophischen Clubs und an politischen Stammtischen. Im Stehparterre der Theater, vor den Ladentischen der Leihbibliotheken, in den Concerthallen, da kann man sie finden auf ihrer Jagd nach dem Feierabendglück. Viele von diesen Leuten, die nur aus äußerlichen Gründen nicht zur Entwickelung kamen, gehen an dem System ihrer staatlichen Halbbildung zu Grunde, denn Alles wird im Menschen zum Zerrbild, wenn ihm die Arbeit zur Qual wird. Das ist gewiß das Gegentheil von dem, was der Staat wollte; er hat auf diese, mit großen Kosten ausgebildeten Leute gerechnet, wie ein Vater, der seinen Söhnen eine gute Erziehung giebt. —

Das sind die Vertreter der Kunst im Handwerk. Aber auch der Handwerksmeister hat seine altererbte Solidität und Gründlichkeit verloren durch die Ansprüche der alle Werkstellen überschwemmenden Halbkunst. Dafür ist jedoch keine neue Idee der Technik eingetauscht worden; wer hätte sie bringen sollen. Im Gegentheile, der Unverstand des Schmückens hat die natürlichen Eigenschaften des Materials fast überall vergewaltigt; das Möbelholz hat einen Steincharakter, das Tapetenpapier einen Stoffcharakter, das Schmiedeeisen einen Holzcharakter bekommen. Der Handwerker hielt diese Forcierung des Materials für einen Fortschritt und darum dann für seine Aufgabe. Was Wunder, daß das junge Maschinenhandwerk noch völlig unausgenutzt in allen seinen technischen Möglichkeiten ist, und daß Waaren fabricirt werden, vor denen man sich oft mit Erstaunen fragt, wie die Schwierigkeiten des Widersinnigen nur gelöst werden konnten. Die Gediegenheit der Handwerksleistung ist dahin, seitdem ihr keine Ansprüche nach echtem Stoff und rechter Technik einen Halt geben, seitdem das künstelnde Kunstgewerbe den allgemeinen Geschmack so verbildet hat, daß der Gebrauchswerth eines Gegenstandes allgemein geringer geachtet wird als der eingebildete Schmuckwerth. Das ganze gewaltige Gebiet des Maschinenhandwerkes liegt kunsttechnisch noch brach, all' die Kräfte schlummern noch, die, ausgenutzt, von hohem Werthe für die gesammte Industrie würden.

Das Kunstgewerbe wollte der Staat heben. Er hat Erfolg gehabt bei dem Gesellenstande, mit einfachem Fachunterricht; das Experiment mißlang, als dem deutschen Handwerker die Kraft zu selbstständiger Kunstarbeit zugetraut wurde. —

Für die Handarbeit in den Berufen, deren Arbeitsweise unverändert geblieben ist, haben die Alten uns gesorgt. Sie haben die Eigenthümlichkeiten des Materials gesucht und gefunden für ihre Ziergedanken, sie haben sich liebevoll bemüht, die Eigenwirkung des Stoffes überall deutlich zu erhalten. Von ihren Anregungen zehrt unser Gewerbe noch jetzt. Sie waren nicht Handwerker im heutigen Sinne, sondern Künstler die, Handwerkerfamilien mit starker Berufstradition entsprossen, erst dann wieder zu ihren Jugendübungen zurückkehrten, wenn sie sich mühevoll zu einer persönlichen Schmuckanschauung durchgerungen hatten. Erst dann trieb sie das Bedürfniß nach Universalität, das jeder Schaffende fühlt, auch die Gegenstände des täglichen Gebrauches in den Kreis ihrer harmonischen Thätigkeit zu ziehen. Sie hatten die schöne Liebe und das richtige Gefühl für den Rohstoff in seiner edlen Reinheit. Es giebt eben auch ein Talent für die Bestimmung des Materials, und es tritt am häufigsten auf als Theil einer universalen Kunstbegabung. Der Aufschwung der Lithographie und der Radiertechnik in den letzten Jahren entspringt nicht zuletzt einer Handwerksfröhlichkeit der Künstler. — Nur der Künstler kann uns auch die verlorene Werktechnik neu gestalten, er, der sicher ist im Ausdrucke eigener Ideen.

Das ist der Weg, der schon vor dreißig Jahren hätte eingeschlagen werden müssen, auf dem selbst heute noch viel zu erreichen wäre: strenge Scheidung von Kunst und Handwerk. Der Handwerker muß auf die Fachausbildung allein verwiesen werden, die Gewerbeschule muß für ihn das höchste Bildungsmittel sein. Darüber hinaus darf keine Forderung an ihn gestellt werden. Und der Künstler muß seine, jetzt oft recht zwecklose Thätigkeit auf das Gewerbe ausdehnen. Alles, was dazwischen neu entstanden ist, der ganze Stand der kunstgewerblichen Halbbildung muß allmälig aber consequent aufgelöst werden, soweit es jetzt noch möglich ist. Nur wenn so die Bahn frei wird, kann eine lebendige Begegnung von Kunst und Handwerk wieder stattfinden.

Es wäre dem Staate leicht, versuchsweise die Künstler, die mit werthvollen gewerblichen Arbeiten schon hervorgetreten sind, als Lehrer für einen kunstgewerblichen Unterricht an die Akademien zu berufen. Die Classen dürften dann nicht Ateliers sein, sondern müßten den Charakter kleiner Werkstellen und Fabriken tragen. Eine Einrichtung der Art wie die Meisterateliers, die nur Schüler mit ausgebildetem Können aufnehmen und gleichmäßig geöffnet für Architekten, Bildhauer und Maler. Diese Classen, die am besten gesondert, nicht centralisirt anzulegen wären, mußten verbunden sein mit Räumen, in denen von erfahrenen Handwerkern und Monteuren die elementaren Handgriffe des Berufes, dem die Classe dient, gezeigt würden, soviel wie nöthig ist, um ein selbstständiges Arbeiten des Schülers zu ermöglichen und das Wesen der Materialbearbeitung zu demonstriren. Das beansprucht kaum mehr als zwei bis vier Wochen. Denn es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, es sei ein ganzes Leben ausgepichter Handwerksphilisterei nöthig, um gewerbliche Gegenstände herzustellen. Köpping, Morris, Tiffany und Andere haben bewiesen, daß es besser ist, mit den stockconservativen Berufsgesetzen nicht eng verbunden zu sein, damit man von Außen reorganisiren kann. Nöthig ist nur die leicht zu erlernende Willigkeit der Hand für die Benutzung des Werkzeuges.

In solchen Werkstätten können die technischen Entdeckungen von Lehrern und Schülern in anregendem Zusammenarbeiten gemacht werden. Jeder Studierende soll seinen eigensten Entwurf an der Drehbank, der Druckmaschine, am Brennofen und am Ambos selbstständig zu Ende führen. Er soll mit demselben Eifer, mit dem er Kunstgedanken ersinnt, diesen auch die charakteristische Technik, also das passende Material suchen und sein Werk dann vom Ursprung bis zur Vollendung, mit dem Werkzeuge und im Arbeitschurz, zum höchsten Ausdruck bringen. Er soll der Maschine die verborgenen technischen Geheimnisse abringen durch Probiren und Studieren und immer erneutes Versuchen, jede Zufälligkeit künstlerisch ausnutzen und die Beschränkungen der Technik, die Selbstherrlichkeit des Stoffes sollen ihm die Erkenntniß des Möglichen und Bedingten und damit den festen Boden eines persönlichen Stilempfindens geben. Es müßten sich Kurse anschließen, die die chemischen Zusammensetzungen der Stoffe lehren, denn ein gut Theil des modernen Gewerbes will von der Wissenschaft angeregt sein. Nur den Architekten, Malern und Bildhauern mit erprobtem Können, dürften diese Fabrik-Schulen offen stehen.

Den jungen Künstlern thut eine rationelle Thätigkeit sehr Noth, um des lieben Brodes willen. Jetzt malen sie ewig unverkäufliche Bilder, modelliren Gruppen, die nach kurzem Ausstellungsleben im Gipsschutt bestattet werden; manch' kräftiges Talent vergeht in der dünnen Luft der schillernden Decadencekunst. Wird diesen das Gewerbe erschlossen und vielen Massenzeichnern dafür der Weg zur Kunst abgeschnitten, so wirkt eine solche Maaßnahme nach zwei Seiten zugleich wohlthätig. Es geht der Sinn für allgemeinere Bethätigung energisch durch die Künstlerschaft. Noch wagt sie es nicht, Forderungen aufzustellen, denn eine Erziehung zum Hochmuth hat es erreicht, daß es für beschämend gilt, den Namen beispielweise unter ein Plakat zu setzen. Die Eitelkeit sträubt sich noch vor der schmutzenden Arbeit. Sobald aber die Akademien selbst die Anregung zum gewerblichen Arbeiten gäben, würde dieser Dünkel bald schwinden und man könnte dann sehen, wie die Jugend die Handwerksübungen mit turnerischem Wetteifer betriebe. Alles Gesunde, Fröhliche und Junge würde kräftig aufleben. Die deutschen Akademien verschließen sich den modernen Ansprüchen allerdings so entschieden, daß ihrer Ruheseligkeit gegenüber die hier angedeuteten einfachen Pläne wie wilde Utopien erscheinen. Doch wenn die jüngste Bewegung echt und dauerhaft ist, können alle Leistungen Einzelner und jeder Zusammenschluß von Interessenten zu privaten Gründungen auf die Dauer die berechtigten Ansprüche der ganzen Nation nicht befriedigen. Auch fehlt in Deutschland jede Spur des Geistes, der das englische Kunstgewerbe durchdringt. Es ist ein gefährlicher Wahn, wenn man glaubt, die in England organisch gewordenen Einrichtungen auf unsere Verhältnisse übertragen zu können. Die Cultur des englischen Handwerkes gründet sich auf die Kundschaft des reichen Majoratsadels und des wohlhabenden Bürgerthums, denen Beiden der Comfort stets Lebensbedürfniß war. Daher dort beim Handwerksmeister die freiere Selbstständigkeit im Wirthschaftlichen und als Folge im Künstlerischen. Dort können die Gilden mit großem Erfolg Schulen einrichten wie die „Guild and school of handicraft" in London oder die „Guild of handicraft" in Birmingham. Dort ist es möglich, daß unter der Leitung des Architekten Ashbee eine Anzahl von Künstlern und Gewerbemeistern in gemeinsamer Arbeit ihren höchsten Ansprüchen zu genügen suchen. Und doch sind auch dort die Zeiten der Crane und Morris vorbei. Niemals, trotz aller Anstrengungen, sind dort die bescheidenen und doch bahnbrechenden Arbeiten dieser hoch cultivirten Künstler erreicht worden. Jede Technik hat die englische Industrie in erstaunlicher Weise beherrschen gelernt, seitdem die Künstler dafür neue Ziele gezeigt haben, aber den Blüthenstaub der Kunst haben die Lehrer der Innungsschulen nicht auf ihre Handwerker-Schüler zu übertragen vermocht. Es ist drüben die erschöpfende Probe auf das Exempel gemacht, wie weit die Leistungsfähigkeit des Handwerkers geht, und das Ergebniß ist die Lehre, daß die angewandte Kunst nur von Künstlern angewandt werden sollte.

In Deutschland sind in den großen Städten ein Viertel, man kann sagen, fast die Hälfte aller sogenannten Meister nichts als kaufmännische Unternehmer, die sich auf die Berufsintelligenz ihrer Angestellten verlassen müssen. So wird sich die Güte der Leistung nach der Höhe des Lohnes für den Werkführer oder Zeichner bemessen lassen. Dazu kommt, daß bei uns nur der billigste Comfort ein Absatzgebiet hat. Wer bezahlt hier zu Lande die Prunktapeten eines Crane, die Stoffwirkereien eines Morris, wer leistet sich bei uns Wohnungseinrichtungen, die vom Kamin bis zum schmalen Profilstab von Künstlerhand für den einzigen Zweck original gebildet sind. Es wäre ein bedenklicher Irrthum, wenn man unserem, im kleinlichen Concurrenzkampfe sich erschöpfenden Handwerkerstande, dieselbe arbeitfrohe Besonnenheit in der Selbsthülfe zutrauen wollte, wie sie sich in England im Umschwung der Geschmacksbedürfnisse bewährt hat. Wir können unser Ziel nur erreichen, wenn wir es unseren stärksten Persönlichkeiten, also den Künstlern, überlassen, einen neuen Zustand des Geschmackes zu schaffen, bei dem die Kunst-Industrie ihre Rechnung findet. Und darum sollte der Staat auf dem Wege weiter gehen, den er vor dreißig Jahren selbstständig eingeschlagen hat: „neue künstlerische Kräfte zu schaffen zur Hebung des Kunstgewerbes und des allgemeinen Geschmackes". Er irrt, wenn er jetzt dem zum Theil erkannten Uebel zu steuern glaubt, indem er moderne Künstler des Gewerbes an seine Gewerbeschulen beruft. Das vorhandene Schülermaterial läßt sich im besten Falle zur Nachahmung einer persönlichen Decorationsmanier und zur Modernität einer dürren Atelierbotanik erziehen, niemals zu freier Künstlerschaft.

Der Wechsel könnte ganz langsam von Statten gehen. In derselben Folge, wie die akademischen Werkstätten in's Leben treten, gehen die correspondirenden Classen der Kunstgewerbe-Schulen ein. Die Arbeitsweise im Geschäfte bleibt wesentlich dieselbe. Die jungen Künstler nehmen als freie Gelegenheitsarbeiter die Plätze der fest angestellten Berufszeichner ein, deren Nachwuchs zum dann anspruchsvoller werdenden Handwerke zurückkehrt. Die todte Zeichnung weicht dem fertigen Modelle. Die größeren Kosten der Künstlerarbeit kann die Industrie durch gesteigerte Ausnutzung, durch Beschränkung des Modellbestandes einbringen. Wenn der Concurrenz eine beliebige Anzahl von Zeichnern erst nicht mehr zu Gebote steht und wenn an sie, die von der Mode befestigten Ansprüche der Käufer herantreten, so muß sie ihren Schwerpunkt von der größten Wohlfeilheit auf die beste Originalität verlegen. Abgesehen von ästhetischen Fortschritten, die man gewiß nicht hoch einschätzen darf, wird sich auch dann das Bedürfniß nach ungetheilter Arbeit wieder einstellen. Die im Modell vorgesehene Benutzung der Besonderheiten des Materials wird es oft nöthig machen, die Ausführung eines Gegenstandes ganz in die Hände eines einzigen Arbeiters zu legen. So wie die englischen Fabriken für den Tapetendruck wieder viel die Handpreise benutzen, seitdem die Künstler alle Nüaneen dieser Technik entdeckt haben, so wird der Tischler z. B. nicht mehr ein Zusammenflicker der aus der Fabrik bezogenen Fournierbretter, Profilleisten und Eisenbeschläge sein, sondern man wird wieder wahrhafte Handwerksüberlegung und Urtheilsfähigkeit von ihm verlangen. Aus einem Handlanger der Maschine kann ein selbstbewußter Gehülfe des Künstlers werden. Die dem Handwerker so wieder zuerkannte Bedeutung gewinnt ihm besser als Innungszwang und Befähigungsnachweis einen Theil seiner verborgenen Kraft und seines wirthschaftlichen Bodens zurück. Wenn so die bis zur Lächerlichkeit detaillirte Arbeittheilung unterbrochen wird, kommt damit in unsere wirth-

schaftliche Galoppentwickelung ein retardirendes Moment, das zugleich culturell ein Fortschritt ist. Es wird mit den inneren Kräften des Volkes gerechnet, denen wir Deutschen uns wohl überlassen dürfen. Heute vermag man im Handwerk wahrlich nichts mehr vom nationalen Wesen zu entdecken.

So betrachtet, ist die Verlegung des Kunstgewerbe-Unterrichts an die Akademien eine politische Handlung, die den Ehrentitel „conservativ" für sich in Anspruch nehmen darf. In der scharfen Völkerconcurrenz und bei den jährlich sich steigernden Gefahren, die der Import fremder Industrie-Erzeugnisse für unsern Markt mit sich bringt, muß eine solche Politik stets werthvoller werden, weil allein durch sie dieser Concurrenz zu begegnen ist. Die Zahlen der Zollstatistik über die Einfuhr englischer Tapeten, Stoffe und Möbel geben eine unantastbare Warnung. Wenn der Staat im Ernste mit den Factoren einer nationalen Gewerbekraft rechnen will, wie seine großen Geldopfer es glauben machen, so darf er nicht säumen, Mittel zur Erhaltung und Kräftigung der vaterländischen Arbeitstüchtigkeit zu suchen.

Als der preußische Minister für Handel und Gewerbe, von Bülow, im Jahre 1821 durch die Publication eines Sammelwerkes die ersten Versuche in der künstlerischen Beeinflussung von Handwerkern und Fabrikanten machte, gab der greise Goethe seinen Beifall mit wenigen, aus der Tiefe seiner großen Erfahrung hervorgehenden Worten, die in ihrer gesammelten Anschaulichkeit den modernen Verhältnissen durchaus gemäß sind: „Ganz unerläßlich aber ist die Einheit auf dem Gipfel der Kunst: denn wenn der Baumeister zu dem Gefühl gelangt, daß seine Werke sich in edlen, einfachen, faßlichen Formen bewähren sollen, so wird er sich nach Bildhauern umsehen, die gleichmäßig arbeiten. An solchen Verein wird der Maler sich anschließen, und durch sie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tischler, Töpfer, Schlosser, und wer nicht Alles geleitet, ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gesellig bemüht sind. Es giebt Zeiten, wo eine solche Epoche aus sich selbst erblüht; allein nicht immer ist es räthlich, die Endwirkung dem Zufall zu überlassen, besonders in Lagen, wo die Zerstreuung groß ist, die Wünsche mannigfach, der Geschmack vielseitig. Von oben herein also, wo das anerkannte Gute versammelt werden kann, geschieht der Antrieb am sichersten."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein seidenes Kleid.

Von Matilde Serao.

Als im April die Rosen zu blühen begannen, entstand in dem unruhigen und eigensinnigen Köpfchen von Emma Lieti ein Gedanke, der ihr von höchster Wichtigkeit erschien. In plötzlicher Erregung fuhr sie sich mit der Hand durch die blonden Haare, die gleich einem Heiligenschein ihr Gesicht umgaben, zerrte nervös an der goldenen Schnur, die um ihr wollenes elfenbeinfarbenes Kleid geschlungen war und rief laut und ungeduldig nach ihrer Kammerjungfer. Die Kammerjungfer Cristina hielt sich trotz der wechselnden Sympathien und der flüchtigen Anhänglichkeit ihrer Herrin fest und andauernd auf ihrem Posten. Ohne Widerstand und ohne Bedauern hatte Emma Lieti viele Dinge und Personen aus ihrem Leben verschwinden sehen, aber die Cristina blieb im Wechsel der Jahre immer am Horizonte, und ein Dichter der alten Schule hätte von ihr gesagt, daß dieses Gestirn nicht untergehen könne. Da Cristina auf ihren Ruf nicht gleich kam, hing sich Emma Lieti förmlich an den Klingelzug — aus ästhetischen Gründen haßte sie die elektrischen Knöpfe — das Warten konnte sie nicht ertragen. Endlich erschien die Erwünschte in ihrem schwarzen Kleide, ihrer großen, weißen, mit Spitzen besetzten Batistschürze und ihrem gleichgiltigen und müden Gesichtsausdruck.

„Entschuldigen Sie, Signora, ich war gerade dabei, die Wäsche in die Schränke wegzulegen."

Die Blondine ging immer noch unruhig hin und her und klapperte mit den silbernen Absätzen ihrer weißen, elfenbeinfarbenen Schuhe. „Höre, Cristina, Du muß etwas Großes vollbringen."

„Was ist es?"

„Du mußt überall, aus allen Schränken, aus allen Kisten meine Frühlings- und Sommerkleider vom vergangenen Jahr herausnehmen, alle, alle! Und auch die Mäntel, die Umhänge, die Schärpen, die Kopfhüllen, und auch die Hüte, die Schirme, die Fächer . . . Alles, was ich im vorigen Jahr von Mai bis September getragen habe . . . hast Du verstanden?"

„Und wohin soll ich alle diese Kleider legen?"

„In den Salon, auf die Polster, auf die Diwans, auf die Stühle, wie zu einer Ausstellung, so daß ich Alles sehen kann."

„Dazu braucht man Zeit, Signora."

„Höre, Cristina, Du mußt das heute Abend machen. Ich muß durchaus wissen, was von meinen Sachen noch gut ist, was nicht mehr zu tragen ist und wieviel neue Kleider ich brauche; auch für Dich wird viel da sein: ich erinnere mich, daß ich nicht zu viel Kleider behalten habe. Heute Abend, Cristina . . ." Die Kammerjungfer nickte, scheinbar wenig erfreut durch das Versprechen, auf welches sie dennoch großen Werth legte. „Verstehst Du, Cristina, nur heute Abend habe ich etwas Zeit für diese Beschäftigung. Ich bin allein, ich gehe nicht in's Theater und nach Mittag will ich keinen Besuch empfangen! Ich will bei dieser wichtigen Beschäftigung nicht gestört werden. Laß auf jeden Fall sagen, ich sei ausgegangen . . . ich muß diese große Angelegenheit beendigen und will nicht dabei belästigt werden . . ."

Den ganzen Tag dachte Emma Lieti mit einer leichten Angst, die ihr Vergnügen noch erhöhte, an die bevorstehende Abendbeschäftigung. Die eitle Frau hatte von ihrer frühesten Kindheit an eine lebhafte Freude bei der bloßen Berührung eines Kleides, beim Anblick eines Hutes oder eines Mantels von origineller Façon bezeugt, und in ihrer Freude verlangte sie gleich nach dem Besitz dieser Sachen, so daß sie eine übermäßige Anzahl von Kleidern, Hüten, Mänteln besaß und doch nichts anderes wünschte, als wie diese Zahl immer zu vergrößern. Das bloße Oeffnen einer Schachtel, eines Kästchens, eines Schrankes erweckte ein wollüstiges Gefühl in ihr. Blond, bleich, nicht mager, eher voll, erröthete sie vor Freude, wenn sie einen Stoff befühlte, ein Schaufenster besichtigte oder in einem neuen Kleide vor den Spiegel trat. Und ihre Kleider waren immer neu: sie hatte keine Zeit eins von ihnen zu bevorzugen, ehe sie es abdankte: ihre armen Freundinnen, Cristina, alle Hausgenossen erhielten ganz unverhofft Geschenke, die ihre höchsten Erwartungen übertrafen; ihr Ankleidezimmer war immer mit Kleidern gefüllt, und Emma Lieti schüttelte jedes Mal den Kopf, wenn sie daran dachte, daß sie sich nie ganz von den alten Kleidern hatte trennen können, die sie vier Mal angezogen! Besonders die Ballkleider, welche sie nie vertrug, hingen in langen Reihen unter Kattunsäcken, dazwischen sah man die mit Spitzen besetzten Taillen aus zartem Stoff; jedes Jahr kamen noch andere Ballkleider dazu und vereinigten sich mit den alten, und die Reihen verlängerten sich immer mehr. Nie, wenn sie die Thüren ihres Ankleidezimmers öffnete, wenn sie die Säcke ansah, in denen die reichverzierten Röcke mit den prächtigen Schleppen verwahrt waren, dachte Emma Lieti daran, sich ein Kleid weniger zu bestellen oder ein vorjähriges zu verändern! Das konnte sie niemals! Sie war von Geburt an eitel, verschwenderisch und vergötterte die vergänglichen, schönen Schöpfungen der Mode.

Jetzt hatte sich Emma Lieti, Dank dem Befehl, den sie Cristina ertheilt, einen schönen Abend verschafft. Nachdem sie im großen Speisesaal gegessen hatte, welcher streng im Stile Heinrich's II. möblirt war und den ein großes Thiergemälde von Rosa Bonheur schmückte, nahm sie den Kaffee ganz allein in ihrem eigenen kleinen Salon ein, dessen Wände und Möbel aus Pompadour-Stoffen wundervoll mit ihrer blon-

den, bleichen Schönheit, mit ihrer leichten Grazie harmonirten, dann stand sie auf und ging in den großen weiß und gold ausgemalten Ballsaal, wo Cristina's fleißige und geschickte Hände alle Frühlings- und Sommerkleider vom vergangenen Jahr ausgebreitet hatten. Mit jener klugen Sorgfalt, welche ihr die beständige Liebe der unbeständigen Emma Lieti sicherte, hatte Cristina Alles dort vereinigt, auch die sommerlichen Ballschuhe, die Stiefelchen und die Reisehütchen, welche sie auf Land- und Bergpartieen getragen hatte. Um beim Eintreten einen allgemeinen Eindruck zu erhalten, hielt Emma Lieti, die ziemlich kurzsichtig war, keine Lorgnette vor ihre grauen, einschmeichelnden Augen mit dem etwas unsicheren Blick und hatte einen Moment des Vergnügens und der Ueberraschung. Sieben oder acht Candelaber gossen ihr sanftes Licht auf die Kleider, die Mäntel und die hundert Gegenstände weiblicher Anmuth, und der ganze große Saal war angefüllt.

Sie hatte nicht geglaubt, sie hatte nie vermuthet, daß sie im vorigen Jahr so viel Kleider besessen und gewechselt, und eine Empfindung graciöser Verlegenheit erfüllte sie. „Wieviel Kleider!" murmelte sie halb freudig, halb sorgenvoll.

„Sie sind wunderschön," fügte Cristina hinzu, welche ihr gefolgt war, um ihr kluge Rathschläge zu ertheilen.

„Sehen wir zu!" sagte Emma. Und sie nahm ihre gerade und lange Lorgnette aus Schildpatt, auf welcher ihr spanisches Motto „Nada" in Brillanten ausgeführt war. Sie sah sich lange um, ging von einem Gegenstand zum andern mit einer Langsamkeit, die ihr großes Vergnügen bereitete, denn ihre Kleider, ihre Mäntel, ihre Hüte bildeten einen wichtigen Theil nicht nur ihrer Person, sondern auch ihres Herzens und ihrer Seele, sie erschienen ihr nicht wie so und so viel Meter Stoff, die auf eine mehr oder weniger sonderbare Art zerschnitten waren, sondern wie Denkzeichen ihres Lebens. Ihr Kostüm auf den Rennen im vorigen Jahre war aus schwarzen Spitzen mit Erbsen von blauer Seide gestickt über einem Rock aus schwarzem Atlas und einem großen hellblauen Seidengurt; an jenem Tage hatte sie sich so jung und froh gefühlt und ihrem Massimo Dias, der ihr seit zwei Monaten stark den Hof machte, so gern von den blauen Frühlingsblumen gegeben. Im selben Jahre hatte sie ein sehr helles Kleid getragen, von einem zarten Grün, einem kühnen Grün für eine blonde Frau; und Massimo Dias war im Herbst mit der Gesandtschaft, welcher er zugezählt war, nach Petersburg gereist. In jenem kurzen, aber sehr reichen Kleide von lila Brokat hatte sie im vorigen Jahre der Trauung von Giovanella Casacalenda beigewohnt, einer Konvenienzheirath, wo die Braut todtenbleich war und leise in den Armen von Emma Lieti geweint hatte, die durch diese Thränen tief erschüttert wurde; das Kleid blieb ein Zeugniß dieser schwesterlichen Zärtlichkeit, obwohl Giovanella Casacalenda jetzt den Entschluß gefaßt hatte, Emma Lieti's Rivalin auf dem Gebiete der Mode und der gesellschaftlichen Eroberungen zu werden. O sie ließ sich nicht leicht besiegen, diese Blondine mit den bezaubernden Händchen und den reizenden Füßchen, diese kleine Frau mit den krausen Haaren, die an ein Vogelköpfchen erinnerten. Jedes dieser Frühlings- und Sommerkleider, Morgenkleider aus englischer Wolle, leichte weiße Abendtoiletten, Röcke und Jacken zum Lawn-Tennis, Spitzenkleider zu eleganten Visiten, Kostüme mit großen Matrosenkragen und weißem Barett zu Bootpartieen, Costüme zum Spazieren, zum Tanzen, zu Bergpartieen, zum Rauchen einer Cigarrette auf der Terrasse einer Villa, alle diese prächtigen oder eleganten, ernsten oder capriziösen Costüme erinnerten sie an eine Unterhaltung, an eine Persönlichkeit, ein Liebeswort, eine kurze Liebe, wie sich das vereinigen ließ mit dem unbeständigen Herzchen von Emma Lieti, mit ihrer rastlosen Phantasie und der Veränderlichkeit ihres Geistes. Etwas Zärtlichkeit und etwas Flirt, das war Alles; dann verschwand der Mann oder die Frau; oder er wurde von einer stärkeren Leidenschaft erfaßt, während sie sich nervös einer neuen Caprice ergab, und Alles war glücklich zu Ende und nur das Gewand erinnerte noch daran, daß bei einem Mittag auf dem Meer, oder an einem sternenklaren Abend Jemand in Emma Lieti's Ohr das heilige Wort der Liebe geflüstert, welches in ihrer Seele einen zitternden Widerhall geweckt hatte. Mit einem leisen Lächeln raffte sie ein Kleid von ungebleichter Seide, ein grauwollenes Costüm und einen schwarzen Spitzenumhang mit Perlen gestickt zusammen. „Nimm," sagte sie zu Cristina, „das ist für Dich."

„Danke," erwiderte die Kammerjungfer, ohne sehr erfreut zu scheinen.

„Nimm, nimm," und erfaßt von einem großmüthigen Drange, warf sie ihr noch andere Sachen auf die Arme, einen Hut, einen ledernen Gürtel, einen Fächer. Die Kammerjungfer dankte mit einem flüchtigen Lächeln: ein Zögern, vielleicht ein Wunsch lag in ihrem Ausdruck. „Willst Du noch etwas haben?"

„Die Signora ist so gut . . . warum geben Sie mir nicht dieses Kleid? . . ."

„Welches?"

„Das crêmefarbene mit den rosa Blümchen." Und sie näherte sich einem Polster und zeigte es ihrer Herrin. Das Kleid war von leichter, weicher Seide, der glatte, nur an den Seiten gefaltete Rock war mit einem breiten Volant besetzt; ein eingereihtes Fichu aus derselben Seide umgab den Halsausschnitt. Es lag zusammengelegt auf dem Polster, und das Fichu hing über die Lehne, als sei es abgeworfen. Durch ihre Lorgnette mit dem Wahlspruch: „Nada" d. h. Nichts, blickte Emma Lieti auf das seidene Kleid, das Lächeln verschwand von ihren Lippen, und ohne dieses Lächeln erschien ihr blondes, leichtsinniges Kindergesicht plötzlich gealtert. „Sehen Sie," sagte Cristina, „es ist vom Regen ganz verdorben."

„Ja, es ist vom Regen verdorben," wiederholte ihre Herrin mechanisch.

„Und es ist unmöglich, es noch einmal anzuziehen."

„Es ist ganz unmöglich," fügte die eitle Frau mit unendlich trauriger Stimme hinzu. Als er sie in diesem seidenen Kleide, so blond und reizend, so klein und graciös, so fein und jung unter einem großen Hut aus Crême-Spitzen im Winde, der den leichten Stoff hob und blähte, stehen sah, gab ihr Giovanni Serra, der beste, der ehrlichste, der verliebteste ihrer Anbeter den poetischen und zarten Beinamen Madame la Marquise. Aus dem hellen und weichen Gewebe, auf welchem sich zarte rosa Blumen abzeichneten, sah Emma Lieti in ihrer Einbildung die einzige würdige Mannesgestalt, die ihr im Leben begegnet war, aufsteigen, jenen Giovanni Serra mit den stolzen, blauen Augen, mit der gewandten und eleganten Erscheinung, mit den kastanienbraunen Haaren; jenen jungen Anbeter, der so feurig und so mild, so eifersüchtig und so nachsichtig war, der so streng die fortwährenden schrecklichen Vergehen des Leichtsinnes richtete, und der immer geneigt war, ihr zu vergeben. Das seidene Kleid mit den zarten Farben erinnerte sie an den Mann, der allein es gewagt hatte, ihr die zwecklose Nichtigkeit ihres Lebens, die Kälte ihres kleinen Frauenherzens, die Falschheit ihrer kurzen Liebesverhältnisse und das elende Verschleudern ihrer Gefühle in ihrem Dasein vorzuhalten. Das abgelegte weiche, immer noch graciöse Kleid auf dem Polster erinnerte sie an die einzigen Augenblicke der Reue, wo ihr leider schwacher Wille versucht hatte, den Neid, den Leichtsinn, den Eigensinn, zu überwinden. Das Kleid blieb als sichere Thatsache, als schlagender Beweis einer nicht fernen Vergangenheit übrig, aber die gute, zärtliche Stimme war für immer verstummt und das kleine bewegliche Herz war für immer in seine Eitelkeit und Kälte zurückverfallen. Und so hatte die kleine Frau, welche so anmuthig den Namen Madame la Marquise getragen, Giovanni Serra aufrichtig geliebt. Es ist wahr, nur einen einzigen Tag: aber alle diese 24 Stunden hatte sie ihm ganz angehört, diesem gerechten und barmherzigen, diesem leidenschaftlichen und rechtschaffenen Geliebten.

Monate und Monate, einen langen Zeitraum hindurch, hatte Giovanni Serra vergeblich geliebt, abwechselnd Zärtlichkeit, Mitleid und Abscheu für dieses Geschöpf empfindend, welches keine Beständigkeit und keinen Ernst kannte, für diese anmuthige Frau, die zum Verzweifeln flüchtig war, für diese Seele ohne Stärke und ohne Edelmuth; aber

nichts, nichts konnte ihn von einem so verführerischen Bilde, von einer so unendlich lieblichen Erscheinung trennen. Geduldig und liebreich harrte Serra auf die Stunde, wo sich eine Wandlung ergeben würde, die große Stunde, in der die Seele von Emma Lieti, von allen Schlacken befreit, das göttliche Kleinod ihrer Liebe offenbaren würde; während die caprieiöse Frau fortfuhr, Kleider zu wechseln, oberflächlich zu lieben, Hüte zu verändern, während sie lächelte und ihn auslachte, ihn „l'homme qui attend" benannte. Eine sichere, erhabene Hoffnung stärkte das Herz dieses Mannes, obgleich er sich schon hundert Mal hätte zurückziehen müssen, abgestoßen von dieser lebhaften und kalten Coketterie, von dieser, wenn auch flüchtigen Neigung, allen zugeflüsterten Liebesworten zu lauschen, von diesem kleinlichen Aufgehen im Wechseln von Kleidern, Moden, Gewändern. Nein, diese erhabene Hoffnung trog nicht, denn eines Morgens unverhofft und unerwartet erschien Madame la Marquise so wie Giovanni Serra es so lange Zeit gewünscht und ersehnt hatte, und an diesem Tage liebte sie ihn von ganzem Herzen, voll Hingebung. Nicht länger als einen Tag; aber so völlig wie für's ganze Leben.

Allein in dem großen erleuchteten Saal, bückte sich Emma Lieti und berührte das seidene Kleid, als sei es ein Talisman. Sie trug dieses seidene Kleid, als sie an einem Maimorgen in der Villa della Rosa zusammentrafen. Sie war ihm durch das thaubedeckte Thal entgegen gegangen und als sie ihn erscheinen sah, erfaßte sie eine unbekannte Empfindung. Giovanni Serra hatte sie mit seinen Blicken gefragt, ob sie allein seien; in ihrem Lächeln ohne Worte lag die Bejahung; und unter den grünen Erlen hatte er Madame la Marquise, die zärtlich lachte, umarmt. Ach, in jenem Momente fühlte sie, daß alle Geschichten von Liebe und Leidenschaft nicht bloße Possen der Schriftsteller seien, wie sie immer geglaubt hatte. An jenem duftenden Morgen im Garten und auf dem Felde, in einem prachtvollen Hause und in einer Hütte hing sie mit völliger Hingebung ihrer kleinen Gestalt an dem sicheren Arme Desjenigen, der sie liebte. Aus den Augen, dem Lächeln, den Bewegungen, dem Ausdruck von Emma Lieti sprach eine neue schöne Seele, eine gütige Liebe, eine sanftmüthige Liebe, eine treue Liebe und eine unendlich zärtliche Liebe, die ihr früher ganz fremd war.

Alles, was sie sagte, was sie that, jede Aeußerung trug den göttlichen Stempel, welchen nur die Liebenden erkennen und den die Gleichgiltigen neidisch ersehnen: den der einzigen großen Leidenschaft. Zusammen gingen sie weit auf's Feld hinaus und sie fürchtete nicht ihre reizenden Schuhe zu verderben oder ihre feinen seidenen Strümpfe, durch die ihr rosiger Fuß durchschien, zu bestäuben. Madame la Marquise lachte über die Dornen, den Staub, die Steine, und ihr Geliebter erzitterte vor Freude bei diesem Lachen und küßte die geliebte kleine Frau, während die Bäume in dem Abendwinde, der vom Meere kam, hin und her schwankten. Da zogen Wolken auf, der Himmel verfinsterte sich; lachend, liebend, sich vergötternd suchten sie in einer Hütte mit verfallenem Dache Schutz; aber kamen gleich wieder heraus, um unter eine große Eiche zu flüchten; dann erreichte sie der Regenguß und ihr seidenes Kleid wurde durchnäßt. Madame la Marquise war so froh und glücklich über diesen Guß, der ihr schönes Kleid vernichtete und stampfte mit den Füßchen auf die Erde, und ihr Geliebter glaubte in dieser Stunde vor Liebe zu sterben.

Einen ganzen Tag gehörte sie ihm an, wie er es Jahre lang geträumt und wie sie es nie für möglich gehalten hatte, so unwürdig, falsch und verderbt fühlte sie sich. Sie war voll Güte ohne jede Treulosigkeit, von großer Aufrichtigkeit ohne jede Falschheit, voller Hingabe ohne jeden Rückhalt. An jenem Morgen, am Tage wie am Abend und in der wunderbaren unvergeßlichen Nacht sah Giovanni Serra eine Frau erstehen, die gleich einer herrlichen Blume für einen kurzen aber sinnverwirrenden Rausch erblüht schien. Die Liebe, welche in langen Zeiträumen hundert verschiedene Herzen erfüllt, wurde durch eine Fügung des Geschicks für ihn in einen einzigen Kelch gesammelt, damit er wisse, daß er nicht umsonst geharrt und geliebt habe. Die kleine, bleiche und feine Blondine voller Schönheit und Grazie erinnerte mit keinem Zug an die frühere Frau und nichts trübte die himmlische Seligkeit dieser 24 Stunden. Ah, sie erinnerte sich noch, Madame la Marquise, wie sie ihren Geliebten am folgenden Morgen begleitet hatte: wohl zehn Mal war sie bis ans Ende des thaubedeckten Weges, von wo er wegfahren mußte, gegangen, wohl zehn Mal hatte sie ihn zurückgehalten, wohl zehn Mal hatte sie ihn beschworen zu bleiben, aber bleich mit gebrochenem Herzen verließ er sie: da schwur sie, ihn bis zu ihrem Tode zu lieben, aber der Mann wußte, daß Alles zu Ende war.

— — — Die Leuchter im Salon brannten nieder. Madame la Marquise lag mit ausgebreiteten Armen auf dem Fußboden und weinte, den Kopf in den Falten des seidenen Kleides verbergend; die weichen Stoffe, welche der Regen an jenem bedeutungsvollen Tage durchnäßt hatte, wurden jetzt von ihren Thränen benetzt. Sie weinte vergeblich.

Aus der Hauptstadt.

Die Oligarchie der Zukunft.

Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatte die constitutionelle Regierungsform vollkommen abgewirthschaftet. Das schwarze Jahr 1898 war nicht damit zufrieden gewesen, Deutschland und Europa den Führer zu rauben; es stieß zugleich die Völker mit roher Faust auf die Erkenntniß hin, daß ihre kindlichen Ideale von 1789 und 1848 altfränkisch geworden und nur noch werth waren, in Curiositätencabinetten zu figuriren. Dem naturwissenschaftlich gebildeten Historiker unserer Tage bietet die Schnelligkeit, womit der sogenannte Parlamentarismus wurde und verging, keinen Anlaß zur Verwunderung, findet er doch zahllose Analogien in der Geschichte der niederen Pflanzen und Lebewesen. Wenn man aber bedenkt, daß alle europäischen Nationen ohne Ausnahme, und gerade ihre besten Köpfe, ihre edelsten Herzen das Heil der Menschheit von der parlamentarischen Idee erwartet hatten; wenn man sich vorhält, mit welch' jauchzender Begeisterung just diese Erfindung bewillkommnet wurde, daß Tausende als Blutzeugen mit schwärmerischem Lächeln für sie starben oder in Kerkern verfaulten, dann begreift man schwer, wie die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts demselben Gedanken elende fünf Jahrzehnte später bereits angeekelt, müde und verdrossen den Rücken wenden konnten. Ja, noch schlimmer. Schon 1898 machten in Oesterreich-Ungarn zwei Staatsmänner armseligsten Calibers den Versuch, die Verfassung umzustoßen und ohne Parlament zu regieren. Nirgendwo hob sich auch nur eine Hand gegen den Staatsstreich. Wie von einem Alp befreit, athmete die Bevölkerung auf. Wäre Oesterreich-Ungarn nicht bald darauf in Geldschwierigkeiten gerathen, zu deren Beseitigung es bei dem damaligen mehr als primitiven Zustande der Regierungsmaschine des Reichsrathes bedurfte*), dann hätte die heilsame Entwickelung rasch und ohne Rückschlag um sich gegriffen, wäre die Menschheit schon viel früher in den Genuß aller Segnungen der heutigen Regierungsform getreten.

Aus den finanziellen Calamitäten der Staaten zog der schwindsüchtige Parlamentarismus immer neues Lebensmark. Alle Welt war sich einig darüber, daß man ihn, je eher je besser, loswerden müsse, daß er eine Kraftvergeudung ohnegleichen bedeute, die Politik verflache, das Volk corrumpire — und doch wagte Niemand, ihm den Hals umzudrehen. Auch die am wenigsten Scharfsinnigen erkannten die ganze Hohlheit und Heuchelei dieser staatlich privilegirten Schwatzanstalten, die kleinen Leute sahen sich genasführt, die Großen ballten die Faust bei den ewigen Beleidigungen und Nörgeleien der parlamentarischen Flegel — aber es half Alles nichts. Man schleppte die Last geduldig weiter. Man brauchte die Parlamente, weil man Geld brauchte, und schluckte schweigend den Aerger, die Wuth hinunter. Wahrlich, eine Tragikomödie sondergleichen! Aber logisches Denken war nicht die starke Seite unserer Altvordern, und so vermochten sie den unheilvollen circulus vitiosus, in dem sich ihr politisches Leben bewegte, nicht zu durchbrechen.

Die antiparlamentarische Bewegung freilich schwoll immerfort an. Das lächerliche Treiben der europäischen Kammern ging zu sehr gegen die gesunde Vernunft, als daß es sich ohne zornigen Widerspruch hätte ertragen lassen. Wohin man auch blickte, welche Volksvertretung man auch prüfte — überall stieß man auf den krassesten, verächtlichsten Wahnsinn. „Einzeln sind sie ganz verständig, Jeder ein ehrbarer, muthiger, aufgeklärter Mensch; aber sobald sie zusammentreten, überkommt sie ein Taumel der Dummheit, der Gewissenlosigkeit und Feigheit. So hatte sich frühzeitig schon Bismarck geäußert**), und die Folge-Ereignisse gaben ihm in immer höheren Maaße Recht. In den Kreisen der Vaterlandsfreunde ging man mit dem Worte „Staatsstreich" zu Bett und stand mit dem Worte „Staatsstreich" auf. Zeitungsartikel über und unter dem Strich, Druckhefte, selbst Romane und dramatische Dichtungen empfahlen unermüdlich den Staatsstreich, schrieen sich heiser nach dem Retter. Freiherr v. Stumm, ein wohlgesinnter Mann, setzte einen hohen Preis aus

*) Unglaublich, aber wahr. Die Regierungen jener barbarischen Zeit befanden sich beständig in der Geldklemme, was sie natürlich von der Gnade der „Volksvertretungen" abhängig machte. Unsere Leser werden für diese Thatsache nur ein skeptisches Lächeln haben, müssen aber bedenken, daß die einfache Lösung aller Geldfragen, der wir unsere moderne Hocheultur und unser Glück verdanken, doch nicht so auf der Straße lag, wie es heute den Anschein hat. Es ist vielmehr bewiesen, daß unsere Vorfahren noch keine Ahnung von diesem Columbus-Ei hatten.

**) Gedanken und Erinnerungen, III. Band, 4. Capitel: Der deutsche Reichstag im Frühling 1890.

auf die beste Bearbeitung des Themas: „Wie ist die Abschaffung der parlamentarischen Mißwirthschaft am besten in die Wege zu leiten?“ Es betheiligten sich an dem Wettbewerb sämmtliche Akademien und Universitäten Deutschlands und Rußlands, auch einige Arbeiten in chinesischer Sprache liefen ein. Den Preis erhielt die gedanklich äußerst gediegene, gemeinschaftliche Abhandlung der Herren Prof. Delbrück und v. Lucanus*), die in flammenden Worten für die Wiederherstellung des unbedingten Absolutismus eintraten.

Seitens der Regierung wurde dieser patriotische Vorschlag in wohlwollende Erwägung gezogen. Er scheiterte an dem Einspruche des Finanzministers, der rund heraus erklärte, daß er ohne Reichstag nicht in der Lage sei, die dringend nöthige Gehaltserhöhung der Staatssecretäre durchzusetzen. Ebenso würde er es nicht wagen, ohne reichstägliche Rückendeckung die Staatsschulden um weitere zwei Milliarden zu vermehren. Dabei blieb er, trotzdem Fürst Hohenlohe sich mit bekannter Liebenswürdigkeit bereit erklärte, die Verantwortung zu übernehmen. Dringendem Bitten setzte Miquel sein Abschiedsgesuch entgegen. Längst schon hatte dieser Kluge durch seine geistigen Eigenschaften die Einheit des Ministeriums gestört, und nicht Wenige unter seinen Collegen, die sich durch ihn genirt fühlten, hätten ihm gern die Wege zum Rückzug geebnet. Aber die Erinnerung an 1890, dessen Nachwehen furchtbar gewesen waren, stärkte Miquel's Stellung und hielt ihn. Kann man auch von der Höhe unserer heutigen Anschauung herab dem für die damalige Zeit recht intelligenten Manne nur mit bedauerndem Achselzucken in die Pupillen blicken, so muß doch, unter Berücksichtigung seines engen Horizontes, anerkannt werden, daß er im Rechte war. Die Galvanisirung der Selbstherrschaft versprach nicht einmal momentane Erleichterung, hätte vielmehr auf der Stelle den Staatsbankerott nach sich gezogen.

Mittlerweile wuchsen Verwirrung und Mißstimmung unaufhaltsam. An den Landtagswahlen von 1903 hatte sich nur noch 1% der Wahlberechtigten betheiligt; die nächsten Reichstagswahlen brachten nur noch schlechtes Gesindel an die Urnen. So tief eingefressen hatte sich der Haß gegen den Parlamentarismus, daß Alle, die mit ihm zu thun hatten, gesellschaftlich geächtet wurden, daß die Mitglieder der gesetzgebenden Körper in ständiger Gefahr schwebten, bei Ablegung ihres tiefen Incognitos von dem gereizten Volke gesteinigt zu werden. Je geringer jedoch der Rückhalt des Parlamentes in der Nation wurde, desto vaterlandsfeindlicher, unpraktischer und verbohrter zeigte es sich. Bei den Reichstagswahlen von 1913 brach in Berlin eine Revolution aus. Die Menge zerbrach die Urnen oder entweihte sie zu schimpflichen Zwecken, die Wahlvorsteher, zu denen man vorsichtshalber bereits unter Polizeiaufsicht stehende Männer ernannt hatte, wurden trotzdem wund geprügelt, die ganze Wahlhandlung vereitelt. Nur mit Mühe stellte das Militär, das die Freiheit der Wahl hatte schützen sollen, die Ordnung wieder her. Am Abend desselben Tages traten die Minister zu einer außerordentlichen Berathung zusammen. Miquel reichte abermals sein Entlassungsgesuch ein, das jetzt angenommen wurde, und Morgens um zwei Uhr war die neue Verfassung fertig. Die Minister hatten gerade noch Zeit, im Tucher einen Frühschoppen zu trinken.

Schon seit geraumer Zeit war von Blättern der Opposition darauf hingewiesen worden, daß unter den preußischen Oberpräsidenten sich Niemand mehr befand, der nicht mindestens den Barontitel besaß. 1899 hatte es noch zwei bürgerliche Oberpräsidenten gegeben, gegenüber zehn hochadligen. Gleichzeitig war officiös erklärt worden: „Oberpräsidenten lassen sich heut zu Tage nicht mehr aus dem Aermel schütteln. Das Maaß der Anforderungen an jede derartige Stellung ist mit den Jahren ganz außerordentlich gewachsen.“**) Je höher das Maaß der Anforderungen wuchs, desto weiter traten naturgemäß die schlicht bürgerlichen Elemente zurück. Lag es nun nicht nahe, hieraus und aus dem Umstande, daß die Oberpräsidenten geradezu glorreich regierten, d. h. dem Ministerium niemals absichtlich Verdruß bereiteten, die Schlüsse zu ziehen? Kurz und gut, die Ministerconferenz entschied sich dahin, die deutsche Verfassung im aristokratischen Sinne zu revidiren. Die Kammer ging hinfort nicht mehr aus allgemeinen, gleichen und geheimen Pöbelwahlen hervor, sondern bloß solche „Bürger“ — man verzeihe den Ausdruck, der hier nur staatsrechtliche Bedeutung hat! — besaßen das active und passive Wahlrecht, die befähigt waren, gegebenen Falls auch Oberpräsidentensitze mit ihrer respectablen Leiblichkeit auszufüllen. Vertreter des Volkes konnte von nun an Niemand mehr sein, über den der Gothaische Kalender keine Auskunft gab.

Damit war, wie unsere Leser ohne Weiteres erkennen, der erste, der grundlegende Schritt zur heutigen, vernünftigen Ordnung der Dinge gethan. Er erzwang den zweiten. Das neue Adelsregiment erfreute sich gewiß unsagbarer Vorzüge im Vergleich mit dem überwundenen Parlamentarismus. Jetzt endlich hatte man die Abgeordneten zusammen, die selbst nach officiösem Urtheil den mit den Jahren ganz außerordentlich gewachsenen Ansprüchen an derartige Stellung genügten — zum mindesten in einer Richtung genügten. Mit der anderen freilich haperte es um so bedenklicher. Wir haben vorhin gesehen, daß die Hauptaufgabe des altmodischen Parlamentarismus die Beschaffung von Geldern und die Bewilligung üppiger Budgets gewesen war. Diese Pflicht zu erfüllen fiel jetzt selbstverständlich seinem Nachfolger, der Aristokratie, zu. Leider war sie nicht im Stande, ihr zu genügen. Die nöthigen Geistesgaben besaß sie, Dank ihrer Geburt und den unwiderleglichen Feststellungen des Correspondenten der Münchner Allgemeinen Zeitung. Was indeß das Geld anbelangt, so kam sie bald in die Bredouille. Man kennt die socialen und wirthschaftlichen Gründe, die die Verarmung des preußischen Adels herbeiführten.*) Es dauerte nicht lange, so mußte die aristokratische Kammer ihre Unfähigkeit erklären, die Finanzgeschäfte des Reiches zur Zufriedenheit der Regierung zu erledigen, das heißt, dem Ministerium jede zur Repräsentation, zu wichtigen politischen Reisezwecken, zu Denkmalerrichtungen ꝛc. nöthige Summe zu bewilligen. Sie hatte damit sich, will sagen ihrer Zusammensetzung, das Todesurtheil gesprochen. Der Gedanke des aristokratischen Regimes aber war ewig, und anfängliche Fehlgriffe in seiner Anwendung konnten ihn nicht umbringen.

Während der ländliche, dem platten Land entsprossene Adel sichtbar hinwelkte und abstarb, ein rechtes Symbol des ländlichen, unnatürlichen Lebens überhaupt, entfaltete sich der großstadthochgeborene Adel zu immer prächtigerer Blüthe. Sein Reichthum nahm schwindelnd rasch zu, und damit seine Macht. Bereits übten die edelsten Geschlechter, ihnen allen voran die Freiherren und Herzöge von Rothschild, auf die innere und äußere Politik der von ihnen beehrten Staaten maßgebenden Einfluß aus. Wir wissen, daß 1899 einer der hohen Ahnen unserer Rothschilde den hohen preußischen Kronenorden erster Classe verliehen erhielt, und zwar, wie die Zeitungen jener Epoche mittheilten, für seine „Verdienste um die Herbeiführung eines besseren Einvernehmens zwischen den Mächten“.**) Also damals schon übten die Rothschilde die Funktionen aus, die in der Zeit des Constitutionalismus den Ministern des Auswärtigen oblagen — ein neuer Beweis für unsere Behauptung, daß diese hinterwäldlerische Regierungsform am Ende des 19. Jahrhunderts innerlich und thatsächlich bereits überwunden war und daß man nur noch des Scheines halber an ihren leeren Formen festhielt.***) Man darf sogar getrost annehmen, daß die auswärtige Politik der Rothschilde nicht erst 1899 glänzende Erfolge zeitigte, denn bekanntlich liegt und lag zwischen den Thaten des Genius und der öffentlichen Anerkennung dieser Thaten von jeher eine geraume Spanne von Jahren. Jener Rothschild aber, der gleichsam als Schiedsrichter zwischen den europäischen Großmächten vermittelte, der, Dank seiner überraschenden Bedeutung und Gewalt, das gestörte Einvernehmen†) immer wieder herstellte und sogar besserte, jener Rothschild ist auch der eigentliche Schöpfer der heute und, so Gott will, in alle Ewigkeit bestehenden Verfassung. Die Völker waren zu der Erkenntniß gelangt, daß nur Aristokraten, und zwar Aristokraten untadelhafter Abstammung, sie regieren und ihre Geschäfte verwalten dürften, sowohl als Oberpräsidenten und Minister, wie als Abgeordnete. Nebenher hatten sie die Nothwendigkeit erkannt, von Milliardären beherrscht zu werden. Die Familie Rothschild erfüllte alle diese Vorbedingungen in unerhört glänzender Weise. Sie war die einzige adlige Familie des Landes, die Karl der Große nicht mit Feuer und Schwert zum Christenthum hatte bekehren können, und derselbe zähe Trotz, dieselbe vornehme, nie zu erschütternde Unentwegtheit hatte sie von da an bei allen Wechselfällen des Lebens und des Courszettels zur Schau getragen. Ihr Baarvermögen aber war so groß, daß alle Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung, hintereinander aufgestellt, noch nicht Nullen genug waren, um die Summe des Rothschild'schen Geldbesitzes zu ergeben. So zögerte man denn nicht länger und übertrug dieser durch Adel der Geburt und des Besitzes gleich ausgezeichneten Familie die Verwaltung des Staatswesens, ohne Verpflichtung zur Rechnungslegung. In welch' selbstloser Weise unsere Rothschilde seitdem die Regierung geführt, wie sie das Reich durch seine Umwandlung in eine Actiengesellschaft erst zur Rentabilität gebracht, und sich mit verhältnißmäßig bescheidenen Gehältern und Tantièmen begnügt haben . . .

(Hier bricht das Manuscript des von mir benutzten Geschichtswerkes ab.)

Caliban.

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem Lucanus, von dem Sueton und Sallust berichten und der wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Kaiser hingerichtet worden ist.

**) In der jetzt eingegangenen Münchener „Allgemeinen Zeitung“.

*) Vgl. Eugen Richter's noch heute maßgiltigen Studien über die Sectgelage der nothleidenden Agrarier des 19. Jahrhunderts.

**) Frankfurter Zeitung vom Freitag, dem 6. Januar 1899.

***) Als eine kecke Erfindung anrüchig Treitschke'scher Art kennzeichnet sich die früher viel geglaubte Behauptung, die hochpolitische Thätigkeit der Rothschilde habe sich auf ihre curiosen Geldgeschäfte mit dem Prinzen von Wales und anderen gekrönten Häuptern beschränkt.

†) Wenn nöthig, durch Verweigerung von Staats-Anleihen. Daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa ohnehin kein Schuß gegen den Willen der Rothschilde abgefeuert werden konnte, ist zu bekannt, als daß wir es hier wiederholen möchten, und der Menschenfreund kann nur bedauern, daß die berühmte Anregung, Abrüstung und ewigen Frieden betreffend, von dem machtlosen Zaren und nicht von einem der allmächtigen Rothschilde ausging. Die glorreiche Idee wäre dann viel früher und ohne die langwierigen Kämpfe verwirklicht worden. Es muß als eine bedauerliche Flüchtigkeit der europäischen Friedensvereine von 1900 getadelt werden, daß sie niemals ihr Programm, ihre Statuten ꝛc. den Rothschilden einsandten, so daß diese von ihrer Existenz keine Ahnung haben konnten. Und doch war das Drucksachenporto auch damals schon so erfreulich billig!

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

№ 40. Berlin, den 7. Oktober 1896. Jahrg.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail, Barth. St.-Hilaire, Björnson, G. Brandes, L. Büchner, Crispi, F. Dahn, A. Daudet, Dernburg, M. v. Egidy, Fogazzaro, Fontane, Carl Goldmark, von Gerlach, Klaus Groth, E. Haeckel, E. v. Hartmann, Heyse, des Houx, Wilh. Jordan, Rudyard Kipling, Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, Lindau, Lombroso u. v. A.

Fürst Meschtscherski, Graf de Mony, Graf Nigra, Nordau, Emile Ollivier, W. Oncken, Pettenkofer, Lord Salisbury, Sanders, Joh. Schilling, Schmoller, Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Spielhagen, Stanley, Stoecker, Strindberg, B. v. Suttner, Ad. Wagner, Wilbrandt, Wildenbruch, A. v. Werner, Lord Wolseley, Zola u. v. A.

Zeitschrift für **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für **Metall-** *und* **Montanindustrie.**

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall- und Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ausweisungen aus Nordschleswig. Von einem Nordschleswiger. — Kann der gebildete Deutsche die Philosophie entbehren? Von Franz Koch (Arosa). — **Literatur und Kunst.** Chopin's letzte Lebensjahre. Mit ungedruckten Briefen. Von Georg Thiele. — Aus Heinrich v. Treitschke's Colleg. Von J. J. Wegmann. — **Feuilleton.** Nervös. Von K. S. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Ella Goltz. Von Caliban. — Der Bildhauer-Streit. Von Johannes Gaulke. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Die Ausweisungen aus Nordschleswig.

Von einem Nordschleswiger.

Die Ausweisung einiger Dänen aus Nordschleswig hat in Deutschland und dem Auslande viel Aufsehen gemacht. Hat man von der einen Seite die Maßregel als durchaus richtig und nothwendig bezeichnet, so hat man in ihr andererseits einen Akt ungerechtfertigter Barbarei gesehen, welcher unsere guten Beziehungen zu Dänemark trüben, den Nationalitätenkampf in Nordschleswig schüren, Deutschland in der Achtung anderer Völker herabsetzen und dem deutschen Handel den Absatz nach Dänemark hin erschweren oder gar unmöglich machen werde. Leider wird in der Sache selber zu viel von Solchen geurtheilt, welche die Verhältnisse in Nordschleswig nur vom Hörensagen und nicht aus eigener Anschauung kennen und die sich aus sicherer Ferne ein Urtheil erlauben, das wir nicht verstehen, während unsere Urtheile als chauvinistisch gefärbt verworfen werden. Eine tüchtige Portion Mitgefühl mit, was man so nennt, Unterdrückten wohnt ja in uns Deutschen und ist ja auch eine gute Eigenschaft, ist aber doch nicht immer berechtigt.

Vorerst müssen wir constatiren, daß man in Deutschland und auch im Auslande noch gar nicht einmal darüber klar ist, was Herr von Köller mit seinen Ausweisungen eigentlich will. Sonst würde man kaum so viel von einer Versöhnung des Dänenthums reden. Hätte unser Oberpräsident die Absicht, die Dänen mit ihrem Schicksal, mit dem Schicksal nämlich, deutsch geworden sein, zu versöhnen, so wäre seine Methode die denkbar falscheste. Denn mit Gewaltmaßregeln — und das sind die Ausweisungen und sollen es nach unserer Meinung auch sein — versöhnt man doch keinen Menschen. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum denn eigentlich das Dänenthum sollte versöhnt und womit es sollte versöhnt werden. Freilich wollten im Jahre 1864 die meisten Nordschleswiger lieber dänisch bleiben als deutsch werden, und vielleicht würde heute eine Abstimmung zu demselben Resultat führen. Aber es ist doch bis dahin nirgends in der Welt so, daß die Völker selber darüber bestimmen, wohin sie gehören wollen. Das sogenannte dänische Nordschleswig ist, so weit die Geschichte zurückreicht, nie etwas Anderes gewesen als ein integrirender Theil des 1864 von Dänemark an Preußen und Oesterreich abgetretenen und 1867 an Preußen allein überlassenen Herzogthums Schleswig. Der Artikel 5 des Prager Friedens gab weder den Dänen im Königreich, noch eigentlich den Nordschleswigern Rechte. Letztere durften freilich über ihre Staatszugehörigkeit bestimmen, aber weder stand in dem Artikel, was unter Nordschleswig zu verstehen sei, noch wann die Abstimmung zu geschehen habe. Und als im Jahre 1878 der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich als die beiden Einzigen, die darüber zu bestimmen hatten, den Artikel strichen, da war er eben endgiltig und für Jedermann aus der Welt geschafft. Wenn die Nordschleswiger an diesen Artikel Hoffnungen geknüpft haben, die nicht in Erfüllung gegangen sind, wenn einzelne Leute ihn bis auf den heutigen Tag nicht verstehen können und Andere ihn nicht verstehen wollen, so ändert das rechtlich an dem Verhältniß Nordschleswigs zu Preußen und Deutschland absolut nichts.

Aus dem Gesagten aber ergiebt sich, daß von einer Verpflichtung Preußens, die dänisch gesinnten Nordschleswiger mit ihrem Schicksal auszusöhnen, keine Rede sein kann. Es ist vielmehr Sache dieser Nordschleswiger, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Nun redet man manchmal, wo eine rechtliche Verpflichtung nicht vorliegt, von einer moralischen Verpflichtung. Wir meinen aber, daß Preußen dieser längst genügt hat. So lange der oben erwähnte Artikel 5 noch zu Recht bestand, hat die preußische Verwaltung kaum etwas gethan, um die Germanisirung Nordschleswigs zu befördern, ja man kann im Gegentheil sagen, daß sie dergleichen Bestrebungen nicht einmal sonderlich freundlich aufnahm. Nur wenn ein dänischer Staatsangehöriger oder ein in deutschem Lohn und Brot stehender Beamter sich zu sehr als dänischer Patriot aufspielte, wurde eingeschritten. Und auch in den ersten zehn Jahren nach Aufhebung des Artikels 5 war die Regierung noch der Meinung, daß man mit Milde weiter käme als mit Strenge, und erst dann kam man nach und nach zu der Einsicht, daß man auf dem Holzwege sei.

In der That fällt es nämlich den dänisch gesinnten Nordschleswigern gar nicht ein, sich mit ihrem Schicksal aussöhnen zu wollen, so lange sie unter dem Einfluß einer moralischen und auch wohl anderweitigen Unterstützung aus dem Königreich Dänemark und unter dem Einfluß einer mit allen Mitteln arbeitenden Propaganda in Nordschleswig selber stehen. Daß das dänisch redende Nordschleswig, unter Umständen auch ganz Schleswig, von Deutschland abgetrennt und an Dänemark angegliedert werde, das will man erreichen und daß die gesammte dänisch redende Bevölkerung Nordschleswigs dies als Ziel erstrebe, dafür wirkt man Tag für

Tag. Dahin wirken die unter mancherlei Namen und für mancherlei harmlos scheinende Zwecke gegründeten Vereine und dafür sollen sie wirken, wie uns die Leiter der Vereine zugeben müssen, wenn sie ehrlich sein wollen. Den Zweck haben auch die mancherlei einem Nichtkenner unserer Verhältnisse lächerlich erscheinenden Demonstrationen: das Singen politischer Lieder, das Tragen dänischer Farben, das Absägen deutscher Fahnenstangen u. s. w. Der Bevölkerung soll es nie aus dem Gedächtniß schwinden, daß Nordschleswig dänisches Land sei und die Bevölkerung sich als dänisch zu fühlen habe.

In ihren Bestrebungen werden die Nordschleswiger von Dänemark aus unterstützt. Wenn die Nordschleswiger — „Südjüten“ (!) nennen sie sich und werden sie in Dänemark genannt — ihre bekannten Verbrüderungsausflüge nach Dänemark machen, dann giebt man ihnen dort glänzende Feste und feiert die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark in Wort und Lied. Dagegen ist nun weiter nichts einzuwenden, aber wenn unter den Rednern auch dänische Beamte auftreten und die Nordschleswiger gegen das Deutschthum aufhetzen, und wenn man in dänischen leitenden Kreisen es nicht für nöthig hält, gegen solche Beamte auf dem Disciplinarwege einzuschreiten, so haben wir dagegen allerdings den Einwand zu erheben, daß das officielle Dänemark den Schein auf sich ladet, als sehe es die dänische Agitation in Nordschleswig nicht ungern. Die dänischen Volkshochschulen, die auch von jungen Nordschleswigern fleißig besucht werden, thun in der Verhetzung ihrer Zöglinge gleichfalls das Menschenmögliche. Auch hier kann man den dänischen Staat nicht unbedingt verantwortlich machen, denn die Schulen sind Privatunternehmungen und stehen sammt ihren Lehrplänen nicht unter staatlicher Controlle. Aber da diese Anstalten aus der Staatscasse Zuschüsse bekommen, wäre auf diese Schulen und ihre Thätigkeit doch Einfluß zu bekommen, wenn der dänische Staat wollte. Wir können also nicht finden, daß die dänischen Behörden im Nationalitätenkampf in Nordschleswig eine einwandfreie Rolle spielen.

Auch der mit den Verhältnissen bei uns Unbekannte muß einräumen, daß bei der Art und Weise, wie hier das Dänenthum arbeitet, von einer Versöhnungspolitik nicht viel zu erhoffen ist. Es fällt den Dänen gar nicht ein, sich in die neuen Verhältnisse einleben zu wollen. Gerade die Mäßigung der deutschen Behörden wurde von den dänischen Agitatoren falsch, nämlich dahin ausgelegt, daß unsere Regierung sich ihres Unrechts gegen die Bevölkerung wohl bewußt gewesen und daß es eben darum zu härteren Maßregeln nicht gekommen sei. Selbst der nicht geringe politisch indifferente Theil der Bevölkerung Nordschleswigs, dem es schließlich einerlei ist, ob Nordschleswig deutsch oder dänisch ist, wurde bisher von der dänischen Agitation so mit allen verwerflichen und erlaubten Mitteln beeinflußt, daß er, nur um vor den eigenen Landsleuten Ruhe zu haben, sich auch als stramm dänisch aufspielte. Geflissentlich hat man die Sache stets so dargestellt, als sei die Rückgabe Nordschleswigs, entweder in Form einer freiwilligen Abtretung oder als eine Folge kriegerischer Ereignisse, nur eine Frage der Zeit, sobald nur die Bevölkerung an ihren dänischen Idealen festhalte. Uebrigens ist Nordschleswig nun 34 Jahre deutsch und nur Leute von 50 Jahren und darüber sind noch mit Bewußtsein Unterthanen des Dänenkönigs gewesen. Wer soll sich denn noch an die Herrschaft des Deutschthums gewöhnen? Die paar Alten sind nicht die ärgsten Schreier.

Will nun aber das Dänenthum sich nicht versöhnen lassen, will man sich nicht daran gewöhnen, deutsch zu sein, so bleibt der deutschen Regierung nichts weiter übrig, als Ruhe zu schaffen. Langsam allerdings, aber stetig, wächst in Nordschleswig die Zahl der Deutschgesinnten, und dies sind nicht nur die Beamten und Eingewanderten, sondern auch eingeborene Nordschleswiger, wie der Schreiber dieser Zeilen, der das dänische Regiment auch noch erlebt hat. Nun ist es kein Vergnügen, als Deutscher unter den Dänen zu leben, und wir möchten Denen, die der Regierung rathen, ruhig zuzusehen und den Dingen hier oben ihren Verlauf zu gönnen, den guten Rath geben, sich einmal ein paar Jahre unter der von dänischen Agitatoren aufgehetzten Bevölkerung niederzulassen. Sie würden eben so gut, wie Leute, die es praktisch gemacht haben, ihre Anschauungen über Gewaltmaßregeln und Ausweisungen ändern. Es ist nicht leicht, die Rolle eines Geduldeten zu spielen und als Mensch zweiter Classe angesehen zu werden. Es ist nicht leicht zu ertragen, auf Schritt und Tritt seiner politischen Gesinnung halber verhöhnt und verspottet, drangsalirt und geschäftlich geschädigt zu werden. Wenn der Deutsche solches im Auslande Gewinnes halber über sich ergehen lassen muß, so kann man doch wahrlich nicht verlangen, daß er sich innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches eine solche Stellung muß gefallen lassen. Hier haben wir ein Recht, von der Regierung zu verlangen, daß sie uns vor Verunglimpfung durch solche schützt, die am liebsten keine Reichsbürger wären.

Will nun die Regierung mit ihren Maßregeln nicht das Dänenthum in Nordschleswig versöhnen, sondern Ruhe schaffen, so kann man immer noch fragen, ob die angewandten Mittel: Ausweisung von Arbeitern und Gehilfen, Androhung der Entziehung der Elternrechte für solche, die ihre Kinder die dänischen Volkshochschulen besuchen lassen — die rechten sind. Natürlich stehen Dienstboten, Gesellen und Leute ähnlicher Stellung nicht in der vordersten Reihe der Agitatoren. Manche halten sich überhaupt vom politischen Leben völlig fern. Aber es sind doch nicht Alle solche Unschuldsengel, wie man sie hinzustellen liebt. Manche lassen sich doch, wenn der nationale Kaffeepunsch ihnen in den Kopf gestiegen ist, von den Agitatoren zu Demonstrationen hinreißen, die nicht damit in Einklang stehen, daß sie in Deutschland das Gastrecht genießen. Im Allgemeinen aber sind doch die Ausgewiesenen harmlos und die Maßregel soll auch gar nicht sie treffen, sondern ihre Brodherren. Und da muß man wohl zugeben, daß Mittel, welche die Brodherren direct treffen, vorzuziehen wären. Aber wie ist das zu machen? Die Agitatoren sind hier in Nordschleswig so gut wie anderswo klug genug, sich nicht zu weit hinauszuwagen, um nicht all' zu oft mit Staatsanwalt und Strafgesetzbuch in Conflict zu kommen. Allerdings würde eine schärfere Rechtsprechung es wohl möglich machen, diese Herren öfter und schärfer zu fassen. Aber wir möchten den Behörden denn doch nicht empfehlen, in diesem Sinne auf die Gerichte einzuwirken. Es würde zu sehr nach Beeinflußung der Rechtsprechung schmecken und dem Dänenthum in Nordschleswig wenigstens einen Schein des Rechtes geben, von einem rechtlosen Zustand in unserer Nordmark zu reden. So muß denn wohl nothgedrungen die Regierung bei den ihr bleibenden Mitteln verharren, weil andere einstweilen nicht zur Verfügung stehen. Und der jammernde Däne, der ausgewiesen wurde, muß sich dessen getrösten, daß er seinem Schicksal hätte entgehen können, wenn er sich bei einem deutschgesinnten Arbeitgeber verdingt hätte. Und der dänisch gesinnte braucht sich nur von Agitation und Demonstration, von dänischen Vereinen und dergleichen fernzuhalten. Dann weist man auch nicht seine Arbeiter und Angestellten aus.

Allerdings thun diese Herren, als ließen sie sich von Maßregeln der deutschen Regierung überhaupt nicht schrecken. Die Haltung eines Theils der deutschen Presse erweckt in ihnen den Glauben, daß die gegenwärtigen strengen Maßregeln nicht von langer Dauer sein werden. Wäre man in leitenden Kreisen nicht überzeugt, auf einem gangbaren Wege zu sein, so hätte man Alles beim Alten lassen müssen. Ein Zurückweichen würde jetzt vom Uebel sein. Uebrigens ist die Zuversicht der Agitatoren doch auch nicht ganz echt, sondern mischt sich mit einer Portion Angst. Erreicht man auch nur zwangsweise, daß diese Herren etwas zahmer werden oder

daß die Bevölkerung ihren Bestrebungen und Veranstaltungen fern bleibt, so ist das nicht wenig. Zunächst werden Diejenigen, die im Grunde deutsch sind, aber aus Furcht vor geschäftlichen Nachtheilen und der dänischen Agitation dänische Gesinnung zur Schau tragen mit ihrer Gesinnung nicht länger hinter dem Berge halten. Auch die vielen politisch Indifferenten, die nur um des lieben Friedens willen zur Fahne der Dänen schworen, finden ihre Ruhe und kommen leichter dazu, ihren Frieden mit dem Deutschthum zu machen. Daß die eigentlichen Agitatoren, die bis heute die ganze Bevölkerung Nordschleswigs tyrannisiren, durch die Ausweisungen und ähnliche Maßregeln sich zum Deutschthum bekehren, ist freilich ausgeschlossen. Aber in Bezug auf diese Leute muß man zufrieden sein, wenn man ihren Einfluß auf die Bevölkerung abschwächen, wenn man sie gewissermaßen mundtodt machen und in den Schmollwinkel schieben kann. Im Uebrigen muß man sie sich selber überlassen.

Man hat dann auch Manches über den unheilvollen Einfluß der Ausweisungen auf unsere Beziehungen zu Dänemark geschrieben. Durch seinen Eigensinn hat Dänemark Schleswig-Holstein verloren. Die jetzige lebhafte Verstimmung in Dänemark gegen Deutschland rührt im Grunde daher, daß in Dänemark viele Leute Nordschleswig als ein eigentlich dänisches und nur zeitweilig von Deutschland verwaltetes Land ansehen, als ein Land, in dem eigentlich die deutschen Behörden nicht nach eigenem Ermessen handeln dürfen, sondern in dem sie sich nach den Wünschen und Meinungen der Dänen richten müssen. Die schärferen Maßnahmen des Herrn von Köller haben nun diesen Leuten den Beweis geliefert, daß Deutschland thatsächlich Nordschleswig als sein dauerndes Eigenthum ansieht. Politisch betrachtet ist die gereizte Stimmung der Deutschenfresser jenseits der Königsau lächerlich. Selbst wenn einige Handelsfirmen in Dänemark ihren deutschen Handelsfreunden die Geschäftsverbindung aufgekündigt haben, halten wir diesen Zorn nicht für lange anhaltend. Dänemark muß und wird zu der Ansicht kommen, daß Deutschland nur gethan hat, was Dänemark unter ähnlichen Verhältnissen auch thun würde. Es kauft aber die deutschen Waaren, weil sie besser und billiger, also preiswürdiger sind, als die es anderswo bekommt. Dauernd wird es nie einer Laune wegen sein Geld für theurere und schlechtere Waare ausgeben, wenn es sie bei uns besser und billiger haben kann. Sollten sie aber wirklich durch ihren Chauvinismus den deutschen Ausfuhrhandel dauernd schädigen, so werden die Herren Chauvinisten jenseit der Königsau nicht vergessen, daß Deutschland ein hervorragender Abnehmer dänischer Viehzuchtproducte ist und daß wir in Deutschland wenig davon verspüren werden, wenn der Däne nicht für einen Pfennig mehr bei uns kauft, daß aber der Däne es empfindlich merken wird, wenn wir ihm nichts mehr abnehmen. Wir können dänisches Vieh und dänisches Fleisch entbehren, und wir Schleswig-Holsteiner kennen den Schaden, den das tuberculöse dänische Vieh uns zugefügt hat. Also vor einer Schädigung durch Dänemark brauchen wir nicht bange zu sein, Dänemark möge sich vielmehr vor möglichen Repressalien hüten. Eine gewisse coulante Behandlung kann ja ein Kleinstaat wie Dänemark von seinem großen Nachbar erwarten, aber Deutschland braucht sich von Dänemark doch auch nicht Alles gefallen zu lassen.

Kann der gebildete Deutsche die Philosophie entbehren?

Von Franz Koch (Arosa).

Diese Frage, die ihre thatsächliche Erledigung in der Gleichgiltigkeit der gebildeten Stände philosophischen Problemen gegenüber schon gefunden zu haben scheint, ist neuerdings unter dem Titel: „Eine Abrechnung" von Dr. Friedrich Lange aufgeworfen, und vom Standpunkt des Politikers aus bejaht worden. Wenn ich auch Lange in vielen Punkten durchaus beistimme, so scheint er mir doch in seinen Schlußfolgerungen zu weit zu gehen und von der goldenen Mittelstraße, die allein uns zu wandeln frommt, merklich auf einen Weg hinabzugleiten, der uns mit Nothwendigkeit auf die schiefe Ebene des ethischen Materialismus führen muß. Unbestreitbar ist es, daß unser Volk über der Beschäftigung mit metaphysischen Problemen zwei Jahrhunderte hindurch die Fühlung mit der realen Welt fast verloren hatte und zu der politischen Ohnmacht verdammt war, von der uns erst Bismarck's Genius erlöst hat. War aber diese Ohnmacht die *Folge* dieser dem Geistigen zugewandten Abkehrung von der Welt, und nicht vielmehr die *Ursache*? War es nicht natürlich und sogar nothwendig, daß man sich in das Reich des Ideals flüchtete, da die graue Wirklichkeit so wenig bot?

Es würde zu weit führen, den Einfluß zu beleuchten, den neben Kunst und Wissenschaft die deutsche Philosophie auf die Entwickelung des geistigen Lebens der letzten zwei Jahrhunderte ausgeübt hat, und auf die gewaltige Bedeutung hinzuweisen, die unsere großen Denker gerade auch für das *nationale* Leben des Volkes gehabt haben. Es ist hier aber der Ort, darauf aufmerksam zu machen, daß nicht zum Wenigsten durch unsere großen Philosophen auf geistigem Gebiet jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen erst neu geschaffen, der dunkle Drang nach der deutschen Einheit, die tiefe Sehnsucht nach einem deutschen, nationalen Kaiserthum geweckt wurde, auf deren festem Grunde Bismarck erst sein Riesenwerk aufbauen konnte. Was in dieser Hinsicht Kant und Herder, Schiller, Fichte geleistet haben, bleibt dauernd eingegraben im Herzen ihres dankbaren Volkes. Wird so auch die oberflächlichste Betrachtung einen innigen Zusammenhang zwischen der deutschen Philosophie und den nationalen Bestrebungen der Vergangenheit feststellen, so scheint diese Fühlung in der Gegenwart allerdings völlig verloren gegangen. Nach dem Zusammenbruch der Hegel'schen Philosophie um die Mitte dieses Jahrhunderts erfolgte ein erneuter Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung, besonders der Naturwissenschaften und der Technik. Aber auch hier folgte der anfänglichen Ueberschätzung bald eine Ernüchterung, während andererseits die philosophische Speculation sich noch nicht von der Geringschätzung, in die sie verfallen war, zu erholen vermochte. So ist die Gegenwart charakterisirt durch eine gewisse Gleichgiltigkeit sowohl gegen die Fortschritte der Wissenschaft, als auch ganz besonders gegenüber den Bestrebungen der Speculation, den Abgrund zwischen der Welt der Erfahrungen und den Bedürfnissen des menschlichen Herzens zu überbrücken.

Hier setzt die Lange'sche Betrachtung ein. Sie stellt den eben geschilderten Thatbestand an der Hand persönlicher Erfahrungen fest und kommt zu dem Ergebniß, daß diese Gleichgiltigkeit in philosophischen Dingen zu Recht bestände, und daß das deutsche Volk, Angesichts der wichtigen Aufgaben, die seiner in Zukunft, besonders auf politischem Gebiete, harren, keine Zeit mit Fragen verlieren dürfe, deren Lösung die Menschheit seit Jahrtausenden nicht näher gekommen sei. Gewiß wird man Lange darin Recht geben, daß wir nach der ästhetischen Bildung des vorigen und der naturwissenschaftlichen des gegenwärtigen Jahrhunderts nunmehr an die *politischen* Aufgaben, die das kommende Jahrhundert uns stellt, denken, und daß wir ein gut Theil unseres bisherigen weltfremden Idealismus zu Gunsten eines thatkräftigen Realismus aufgeben müssen. Wir haben in der That zu lange im Schatten gestanden, als daß wir Licht und Luft, das heißt, Ellbogenfreiheit und Ausbreitungsmöglichkeit für unsere Volksgenossen, noch länger zu entbehren vermöchten. Deßhalb muß die *Mehrheit* des Volkes *politisch* erst noch erzogen werden, so daß die Bewilligung nationaler Forderungen

der Regierung, wie beispielsweise der Marinevorlage, für das Volksempfinden ebenso selbstverständlich wird, wie das in England schon längst der Fall ist.

Sollen nun aber auch die Gebildeten, denen diese nationalen Dinge seit langer Zeit sich von selbst verstehen, ebenfalls die Beschäftigung mit der Philosophie, und mit den Wissenschaften, die sich nicht in klingende Münze umsetzen lassen, aufgeben? Heißt das nicht zu weit gehen und verlangen, daß wir kostbare Eigenschaften unseres Volksthums, denen auch die Naturwissenschaften und die jetzt so viel gepriesene Technik ihre Errungenschaften verdanken, leichten Herzens preisgeben sollen? Könnte man nicht mit demselben Recht auch die Kunst aus dem Leben des Volkes verbannen wollen? Das Beispiel Englands, welches Lange als nachahmungswerth vorzuschweben scheint, giebt in dieser Hinsicht zu denken. Hier hat man sich schon seit dem vorigen Jahrhundert mit der Feststellung der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, die Räthsel der uns umgebenden Welt zu entschleiern, begnügt, jeden Vorstoß gegen die Glaubensartikel der Religion mit der moralischen und gesellschaftlichen Aechtung des Uebelthäters geahndet, und im Uebrigen Gott einen guten Mann sein lassen. Die Folge davon ist, daß eine Gleichgiltigkeit und eine Unkenntniß in philosophischen Fragen herrscht, die zu Oberflächlichkeit und fast zu allgemeiner Unwissenheit geführt hat, daß jede selbstlose Versenkung in wissenschaftliche Probleme täglich seltener wird, und daß ein titanenhaftes, faustisches Anstürmen gegen die unserer Erkenntniß gesetzten Schranken, wohl mit das beste Erbtheil germanischen Geistes, längst zu den lächerlichen Unmöglichkeiten gehört. Und die Folge hiervon? Ein Darniederliegen nicht nur der Philosophie, sondern auch der Künste, und zum Theil auch der Wissenschaft, ein völliges Aufgehen in einem ethischen Materialismus, der schließlich an allen Dingen nur noch so weit ein Interesse nimmt, als sich ein Geschäft mit ihnen machen läßt. — Denn wie sieht es aus mit der gegenwärtigen englischen Literatur und Kunst? Abgesehen von einigen Malern, findet sich, wenigstens seit Tennyson's Tode, kein einziger Dichter oder Schriftsteller von hervorragender wirklicher Bedeutung, nicht ein einziger Tonkünstler! Nichts ist bezeichnender für die Armseligkeit dieses lediglich auf das Materielle gerichteten anglo-amerikanischen Strebens, als der letztere Umstand. Etwas, aber nicht sehr viel besser, steht es mit der Wissenschaft. Wenn sich auch einige ausgezeichnete Naturforscher unter den englischen Gelehrten finden, so nimmt doch durchschnittlich die deutsche und auch die französische Wissenschaft, so weit wenigstens die einschlägigen Zeitschriften ein Urtheil erlauben, einen höheren Rang ein, als die englische, von der unfertigen amerikanischen Welt ganz zu schweigen. Von Beschäftigung mit Philosophie vollends, die die größte Zusammenfassung der geistigen Kräfte verlangt, und die am meisten von den geschäftlichen Interessen abseits liegt, ist gar keine Rede, wie denn auch England außer Darwin, Spencer und Stuart Mill in den letzten Jahrzehnten keinen führenden Geist mehr hervorgebracht hat. Und doch läßt sich auch hier die eingeborene Natur des Menschenherzens nicht spotten: als Reaction auf diesen nüchternen geschäftsmännischen Geist tritt uns auf der anderen Seite ein bigotter Fanatismus entgegen, mag er nun durch die Hochkirche oder das Puritanerthum vertreten werden; ja die Sehnsucht nach dem Ewigen, das wir Alle dunkel ahnen und in uns als unser bestes Theil wirksam verspüren, nimmt nirgends so merkwürdige und wunderliche Formen an, als in den englischredenden Ländern, von den Spiritisten bis zur Heilsarmee. Das sind die Kehrseiten einer ausschließlich auf das Materielle gerichteten Erziehung eines ganzen Volkes. Gewiß können wir von den Engländern in politischer Beziehung viel, ja Alles lernen, da sie uns in ihrer staatlichen Entwickelung ja gut um 200 Jahre voraus sind. Vor Allem sind es die Willenskräfte, die, da sie kein rechtes Feld ihrer Bethätigung fanden, zu lange bei uns zu Gunsten des bloßen Intellectes unterschätzt sind. Insofern wird man Lange unstreitig beipflichten müssen, als thatkräftiges Handeln höher, als bisher bewerthet werden muß, als Thaten in Zukunft mehr gelten müssen, als Worte, und als in diesem Sinne Bismarck unser großer Lehrmeister bleiben muß noch für Jahrhunderte hinaus! Auch der ungebildetste Engländer wird in nationaler Beziehung noch auf längere Zeit für die große Mehrheit unserer Volksgenossen ein nachahmenswerthes Beispiel abgeben; denn Nationalstolz läßt sich nicht in wenigen Geschlechterfolgen erwerben, wenn er 200 Jahre lang planmäßig von inneren und äußeren Feinden mit Füßen getreten wurde. Die Entwickelung aber des geistigen Lebens in England, oder vielmehr seiner Nichtentwickelung, sein Stillstand, zeigt uns sehr deutlich die Grenze, über die uns die politische Erziehung unseres Volkes nicht hinausführen darf.

Der gesunde Realismus, den wir in Zukunft als staatliches und völkisches Ganze bethätigen sollen, darf nicht ausarten in Materialismus; die richtige Einschätzung und Würdigung politischer Machtfülle, deren Besitz gewiß gar nicht hoch genug anzuschlagen ist, darf nicht verführen zu einer Ueberschätzung der irdischen Güter und der sinnlichen Genüsse, welche der Reichthum uns bietet. Denn „was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!" Gewiß ist es gut und wünschenswerth, daß die Masse des Volkes sich anderen realeren Dingen zuwendet, als philosophischen Problemen, deren Lösung noch niemals durch die leidenschaftliche Parteinahme Unberufener gefördert wurde; wer aber wirklich auf den Namen eines Gebildeten Anspruch zu erheben gedenkt, für den wird es auch in Zukunft nöthig sein, seinen Intellect und sein ästhetisches Gefühl an den Werken unserer Denker und Dichter zu bilden, so wie er an dem Beispiel der großen Volkshelden, vor allen Bismarck's, versuchen wird, seinen Willen zu stärken und seine vaterländische Begeisterung zu entflammen. Nur in der harmonischen Ausbildung des Intellects und des Willens, um in der Schopenhauer'schen Ausdrucksweise zu bleiben, kann das zu erstrebende Ziel liegen. In das Politische übersetzt, würde das ungefähr heißen, daß wir bei aller nüchternen Erfassung realisirbarer Pläne doch immer von einem gewissen Idealismus beseelt bleiben müssen, der in der Liebe zu Volk und zu Vaterland wurzelt. So ist es bei Bismarck gewesen, den man fast ebenso gut einen großen Idealpolitiker nennen könnte, wie man ihn den großen Realpolitiker genannt hat In Wahrheit war er Beides, ein Vollmensch wie Goethe, dessen innerstes Wesen sich nicht mit ein paar armseligen Schlagworten ausschöpfen läßt, und der sich Zeit seines Lebens bei all' seiner Politik von Blut und Eisen meisterhaft auf die „Imponderabilien", auf die geheimsten Regungen und Wünsche der Volksseele verstanden hat!

Wenn wir so Bismarck's Leben und seine Wirksamkeit auch über den Tod hinaus in seinem ganzen Umfang zu begreifen suchen, dann werden wir nicht in einseitigem Realismus die höchste Bethätigung des seelischen Lebens unseres Volkes erblicken; vielmehr werden wir uns bewußt bleiben, daß wir auch die idealen Güter, die uns unsere Väter als kostbares Erbe vermachten, treulich weiter zu verwalten haben. Gerade das deutsche Volk hat auf diesem Gebiete so ruhmreiche Ueberlieferungen zu wahren, daß es geradezu verbrecherisch wäre, die Bande zu lösen, die uns auch in dieser Hinsicht an die Vergangenheit ketten. So gut wie für die Kunst, dürfen wir also auch für die Philosophie von dem immer mächtiger fluthenden Strome des deutschen Volkslebens eine neue Befruchtung erwarten, nicht, wie Lange meint, eine Verödung! Mag auch in alle Zukunft das Ergebniß dasselbe sein, daß wir mit Lust nach Wahrheit jämmerlich geirrt, daß wir dem Geheimniß der Welt nicht um einen Schritt näher gekommen sind, als wie vor 2000

Jahren, so wird doch diese Erkenntniß der wahrhaft Gebildete sich erst mit heißem Bemühen erkämpfen müssen, anstatt sie als bequemes Erbe aus der Hand der Väter zu empfangen, oder sie gar als werthloses Gerümpel zum alten Eisen zu werfen! Nicht das Ziel, das ewig verschleierte, das wir wohl ahnen, aber nie erkennen können, ist das Werthvollste philosophischen Studiums, sondern der Weg — und sei es selbst ein Irrweg —, den wir an der Hand der großen Denker wandeln, und der diesem Ziele näher zu bringen scheint: mag er nun führen zu der kritischen Höhe eines Kant oder Friedrich Albert Lange, oder zu der fruchtbaren Ackerflur tapferer Selbstbescheidung, mag er einmünden in das luftige Gebäude eines speculativen Systems oder in die fest gegründeten Mauern der Kirche, mag er endlich abstürzen zu dem Trümmerfeld wehmüthiger Entsagung! In jedem Fall ist der Drang nach Erkenntniß sowohl, wie nach Vervollkommnung unseres Wesens, das Werthvolle, die Schärfung des Intellects, wie die Befeuerung des Willens das Bleibende aller philosophischen Bestrebungen; wehe dem Volke, das gänzlich diesen inneren Trieb verlor! Ihm bleibt auf die Dauer nur die Wahl zwischen der Herrschaft der Priester, oder der Tyrannei des Proletariats.

Welche Bahnen nun muß die künftige Entwickelung der Philosophie einschlagen, um wiederum den verdienten Ehrenplatz zu erringen, wie läßt sich der Zusammenhang zwischen ihr und dem geistigen Leben des Volkes wiederherstellen? Wenn es ihre Aufgabe ist, nicht nur ihre Kräfte an der Lösung der uralten Probleme zu versuchen, sondern auch das gesammte Wissen und Wollen einer Zeit zusammenzufassen, ihre Bestrebungen kritisch zu würdigen, ihren Ideengehalt in einem System, gleichwie in dem Kunstwerk eines Dichters, aufzubauen und das Weltbild, wie es sich in dem zeitgenössischen Bewußtsein wiederspiegelt, aufzusaugen und es so der Mit- und Nachwelt zu überliefern, so kann die Frage nach der einzuschlagenden Richtung für den aufmerksamen Beobachter unseres öffentlichen Lebens nicht zweifelhaft sein. Keine Abwendung von der Philosophie, wie Lange meint, thut uns noth, wohl aber eine Vertiefung und Ausgestaltung derselben nach der nationalen Seite, ein bewußtes Brückenschlagen von der allgemein menschlichen Sphäre hinüber zu der des eigenen Volkes. Für die allgemeinsten Gebiete der Philosophie wird dies allerdings fast unmöglich sein, da die Bedingungen menschlichen Denkens zu gleichartig sind, um eine derartige Ausgestaltung nach nationalen Gesichtspunkten zuzulassen. Bei dem Versuch der Erforschung dieser Probleme müssen wir uns mit der stolzen Genugthuung begnügen, Vorkämpfer für die ganze Menschheit zu sein, und mit dem zuversichtlichen Bewußtsein, daß die künftige Geistesarbeit unserer Denker doch in erster Linie dem eigenen Volke zu Gute kommen wird. Welche wichtigen Aufgaben übrigens auch hier noch in Angriff zu nehmen sind, möge der Hinweis auf die entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise andeuten, die Darwin mit so großem Erfolge für einen Theil der körperlichen Welt eingeführt hat, und deren allgemeine Anwendung für das gesammte geistige Gebiet, von einigen Bruchstücken vorzüglich Friedrich Nietzsche's abgesehen, noch aussteht. Können nun auch die Bemühungen um das ontologische und kosmologische Problem, so wie die rein erkenntnißtheoretischen Bestrebungen nur in begrenzter Weise eine nationale Färbung tragen, so gilt dies doch nicht für die der Philosophie benachbarten Gebiete, für ihre Beziehungen zur Volkswirthschaft und Socialpolitik, Ethik und Religion. Hier sind vielmehr noch die wichtigsten Aufgaben zu erfüllen, die sich im Allgemeinen dahin zusammenfassen lassen, daß überall der Zusammenhang mit dem neugestärkten nationalen Empfinden herzustellen, möglichst alle öffentlichen Einrichtungen und Gesetze mit deutschem Geiste zu erfüllen, unser ethisches Empfinden auf seinen deutschen Gehalt und Ursprung zu prüfen, das Christenthum mit neuem germanischen Geist zu durchtränken ist.

So bieten sich überall die weittragendsten Aufgaben, die sämmtlich darin gipfeln, unsere gesammten Lebenseinrichtungen auf ihren nationalen Werth und Gehalt zu prüfen und sie in nationaler Richtung weiter auszubauen. Dazu aber bedarf es der orientirenden Uebersicht über alle Gebiete des politischen und wirthschaftlichen, religiösen und überhaupt geistigen Lebens, und diese Uebersicht läßt sich nur gewinnen durch Beschäftigung mit der Krönung der gesammten Wissenspyramide, der Philosophie. Wer nur das große Einmaleins lernte, oder nur seine medicinischen oder juristischen Examina machte, wer nie das Streben nach einer philosophischen Orientirung, nie den Drang in sich spürte, einmal Umschau zu halten über das weite Gebiet menschlichen Wissens und sich Rechenschaft zu geben von dem Zusammenhang der Dinge und der Stellung des Menschen in dieser räthselhaften Welt, wer, mit einem Wort, nie das Bedürfniß empfand, sich eine bestimmte Weltanschauung zu bilden, der wird vielleicht viel Geld zusammenraffen, oder ein großer Fachgelehrter werden vor dem Herrn, oder gar ein würdiger Geheimrath in irgend einem Ministerium —, etwas Bleibendes wird er aber kaum für sein Volk oder die Menschheit leisten; er gleicht dem Wurm, „den, wie er sich im Staube nährend lebt, des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt".

Die Selbstbescheidung des gereiften Faust ist also nur gerechtfertigt für den ermüdeten Kämpfer, nicht aber für den Jüngling, der eben erst in's volle Leben tritt. Denn die zu früh eintretende Selbstbescheidung ist gleichbedeutend mit Trägheit und Gleichgiltigkeit, sie ist das erste Anzeichen des geistigen Niederganges eines Volkes, seiner beginnenden Greisenhaftigkeit. Das deutsche Volk aber steht erst im kräftigsten Mannesalter, in dem es noch nicht müde auf seine geistige Weiterbildung und sittliche Vervollkommnung verzichten darf; wir wollen vielmehr hoffen, daß es sowohl auf politischem Gebiet den ihm zukommenden Platz sich bewahrt neue Gebiete für seine Industrie und besonders für seine Auswanderer sich erobert, und die schwarze und rothe Demokratie siegreich überwindet, daß es aber auch seinem alten Ruhm, Kunst und Wissenschaften zu fördern und sich seinen Idealismus zu bewahren, auch in den guten (oder bösen?) Tagen des Ueberflusses treu bleibt. Ich denke, wir brauchen uns nicht sorgen: die Vorsehung muß es gut mit dem deutschen Volke gemeint haben, da sie es nicht nur zwischen zwei mächtige Feinde in Ost und West stellte, sondern auch die religiöse Spaltung zwischen Nord und Süd zuließ, so daß es der unausgesetzten Selbstzucht und der größten Wachsamkeit gegen seine zahlreichen inneren und äußeren Feinde bedarf, um seine großen und glänzenden Vorzüge zur Entfaltung und Geltung zu bringen.

Die vermeintliche Lange'sche Lösung des Conflictes, in den der Mensch auf Erden gestellt ist, die Lösung des Widerstreites zwischen den Erkenntnissen der Wissenschaft und den Bedürfnissen des Herzens, daß man nämlich sich um diesen Streit einfach nicht kümmern, sondern in thatkräftigem Handeln und in völliger Hingebung an die Aufgaben des Lebens Entschädigung für alle Enttäuschung suchen soll —, diese Lösung ist zwar, unter den besprochenen Einschränkungen, eine vortreffliche praktische Lebensweisheit, bedeutet aber keine Lösung im eigentlichen Sinne des Wortes, — die überhaupt meines Dafürhaltens unmöglich ist —, sondern nur eine Umgehung dieses „nie geschlichteten Streites". Ich lasse die Berechtigung dieser Umgehung gelten für die große Menge, der die Sorge um des Lebens Nahrung und Nothdurft keine Zeit zu geistiger Vertiefung und Durchbildung läßt, und die sich mit der für ihre Bedürfnisse ausreichenden Volksmetaphysik und Ethik, wie sie die herrschenden Religionssysteme darbieten, begnügen mag und muß; — ich kann sie aber nicht gelten lassen für die Gebildeten, die versuchen müssen, nach bestem Können diese

Kluft in der eigenen Brust auszufüllen, wollen sie sich nicht rückhaltlos den Lehren der Kirche und ihrer Priester unterwerfen, oder aber einem inhalt- und ideallosen Materialismus zum Opfer fallen. Beide Wege führen bergab. In die Höhe führt nur der echt evangelische und echt germanische Drang nach Erkenntniß und der Trieb zum Guten, d. h. der Gesellschaft und dem Volke Nützlichen, und nur durch fortwährende Anspannung aller Kräfte wird dieser aufwärts führende Weg inne gehalten und täglich neu erobert. Leben heißt kämpfen, und jedes Aufgeben des Kampfes, ganz besonders auf diesem Gebiete, bedeutet den Rückschritt und den Anfang vom Ende.

Literatur und Kunst.

Chopin's letzte Lebensjahre.

Mit ungedruckten Briefen.

Von Georg Thiele.

Das Museum Czartoryski in Krakau enthält eine stimmungsvolle Abtheilung, die dem Andenken des großen polnischen „Klavierpoeten" geweiht ist. Man findet neben allerlei Reliquien und Andenken eine schöne Büste Chopin's und seine Todtenmaske, beide von dem Pariser Bildhauer Clésinger, dem Schwiegersohne der George Sand. Auch sie selbst ist mit der eingerahmten Photographie einer Bleistiftskizze vertreten, worin sie eines Tages die Züge ihres Geliebten wiederzugeben versuchte. Auf ihren Bund wird aber auch in den dort aufbewahrten Briefen des Meisters an seinen vertrauten Freund, den Ex-Gesandten Grafen Albert Grzymala, mehrmals angespielt. Es sind 19 Briefe, die meisten freilich nur kurze Billets, aber da sie von 1841 bis zu seinem Tode reichen, sind sie biographisch bedeutungsvoll. Chopin war niemals schreiblustig, und was seine Biographen Karasowski und Niecks Briefliches mittheilen, ist dürftig genug. Besonders in den letzten Jahren vermied er jede Correspondenz und schrieb auch an seine zärtlich geliebten Angehörigen nur noch selten. Um so willkommener werden die folgenden brieflichen Mittheilungen gerade aus seinen letzten Lebensjahren sein.

Als der zweiundzwanzigjährige Klaviervirtuose Frédéric Chopin, ein fertiger Meister, von Wien nach Paris kam, wurde er besonders von der polnischen Emigrantencolonie mit offenen Armen aufgenommen. In den ersten Jahren blieb auch sein Verkehr fast ausschließlich auf seine ihm befreundeten Landsleute beschränkt. Im Hause der Fürsten Czartoryski, Lubomirski, der Gräfinnen Komar, Plater ꝛc. war er ein immer gern gesehener Gast und schwärmerisch verehrter Lehrer. Die schöne, geistreiche und stimmbegabte Gräfin Delphine Potocka war seine Lieblingsschülerin; ihr hat er sein zweites Concert in F-moll gewidmet. Sehr hübsch charakterisiert ihn der befreundete Heinrich Heine: „Polen gab ihm seinen chevaleresken Sinn und seinen Schmerz, Frankreich seine leichte Anmuth und Grazie, Deutschland den romantischen Tiefsinn, die Natur aber gab ihm eine zierliche, schlanke, etwas schmächtige Gestalt, das edelste Herz und das Genie." Die damalige Pariser polnische Gesellschaft, von der Pierre Mille schreibt: „l'atmosphère qu'il aimait était délicatement artificielle, vraiment noble et un peu snob, très voluptueuse et très éthérée," konnte natürlich dem jungen Meister auf die Dauer nicht ganz genügen, stand er doch als der Sohn eines nach Polen ausgewanderten Franzosen den Parisern sympatisch nicht weniger nahe. Da griff 1836 eine der gefeiertsten Erscheinungen von Paris entscheidend in sein Leben. Die eben geschiedene Baronin Aurore Dudevant, die als „George Sand" mit ihrem ersten Romane und den „Briefen eines Reisenden" Aufsehen erregt, hörte den ihr befreundeten Liszt voll Bewunderung von Chopin sprechen; sie lernte seine Werke kennen und lieben und wollte nun auch dem genialen Künstler näher treten. Aber Chopin, der die Emanzipirten und Blaustrümpfe haßte, auch von ihrem Bruch mit dem armen Musset gehört hatte, vermied es geflissentlich lange Zeit, ihr zu begegnen. Sie schien es nicht zu bemerken und kam ihm voll Unbefangenheit entgegen. Die genannte Krakauer Sammlung bewahrt ein Notizbuch Chopin's. Es enthält flüchtige Eintragungen, auch eine Zeichnung der Warschauer König-Sigmundsäule und daneben von der Romandichterin die vielsagenden Worte: On vous adore — George. Es bezeichnet wohl die Besitzergreifung, den Anfang einer langen Liebe. Bald hatte der originelle Geist und der pikante Reiz ihres Wesens den Widerstrebenden ganz gewonnen, und ihr Erstes war, den bisher so zurückgezogenen Meister seinen polnischen Landsmannschaften zu entführen und ihm französische Kreise zu öffnen. Bald sammelte sich um George Sand und seinen Flügel die glänzendste Zuhörerschaft von Paris. Der Maler Eugène Delacroix, Heine, Balzac, Bellini, Berlioz, Meyerbeer, die Componisten und Clavierfabrikanten Pleyel und Kalkbrenner und and andere Größen gesellten sich zu seinen alten Verehrern Mickewicz und Liszt.

Im Herbst 1837 ergriff ihn die längst drohende Lungenschwindsucht mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Sein Arzt beredete ihn, den Gefahren des Pariser Winters zu entfliehen und im Süden Heilung zu suchen. George Sand, deren Sohn Maurice gerade ein Aufenthalt auf der Insel Majorca verschrieben war, veranlaßte Chopin, sich ihnen anzuschließen. Er war bei seiner Abreise so leidend, daß man für seine Wiederkehr bangte, und nach erfolgter Landung in Palma (November 1838) erkrankte er so gefährlich, daß Niemand den Leidenden aufnehmen wollte und er in der einsamen und abgelegenen Karthause Valdemosa ein Obdach suchen mußte. Die einsame Insel, von der blauen Fluth des Mittelmeers umspült, wurde für ihn eine Stätte des Glücks. Während der Dauer seiner Krankheit wich George Sand keinen Augenblick von seinem Lager und pflegte und verhätschelte ihn wie ein Kind. „Il était," schreibt sie etwas überschwänglich in ihrem Roman: Lucrezia Floriani, „délicat de corps comme d'esprit. Mais cette absence de développement musculaire lui valut de conserver une beauté, une physionomie exceptionelle, qui n'avait, pour ainsi dire, ni âge ni sexe." Und weiter vergleicht sie ihn mit einem gothischen Kirchenheiligen und einem schlanken jungen olympischen Gott, „d'une expression à la fois tendre et sevère, chaste et passionnée." In diesem sechsmonatlichen Idyll unter der südlichen Sonne genas der Kranke und schenkte dafür seiner Pflegerin sein Herz. Aber eine Frau wie George Sand liebte anders. Eine Anekdote zeichnet die Situation. Eines Tages verließ die stets nach neuen Sensationen verlangende Dichterin während eines heftigen Gewitters das Haus, dem Sturm, dem Regen, den Blitzen entgegen. Chopin, der kein Verständniß für diese überschäumende Lebenskraft hatte, blieb in tausend Aengsten zurück, von ihrem sicheren Verderben überzeugt, componirte indessen das wundervolle Prélude en fis moll, und als sie zurückkehrte, fiel er vor Freude ohnmächtig zu ihren Füßen nieder. „Elle en fut peu touchée, fort agacée même," bemerkt Liszt in seiner phantastischen Chopin-Biographie.*) Diese ungleiche, ohne Aussicht auf Dauer begründete Verbindung währte gleichwohl noch einige Jahre, aber man kann sagen, daß die Liebe der großen George Sand schon auf Majorca starb. Es war

*) Uebersetzt von La Mara (2. Auflage, Leipzig, Breitkopf & Härtel), der bekannten Herausgeberin von Liszt's Briefen: Fräulein Marie Lipsius. In Nr. 51 verwechselten wir leider ihr Pseudonym mit dem Namen der anderen, nicht minder verdienstvollen Liszt-Biographin: Fräulein Lina Ramann, was hier berichtigt sei.

eben eine echt französische liaison, die Liszt mit Absicht idealisirt und die deutschen Biographen mißverständlich sentimental aufgefaßt haben. Nur aus Mitleid mit ihrem „éternel malade“ vermied die Sand den offenen Bruch und lud ihn jeden Sommer zu sich auf ihren Landsitz Nohant. Als Chopin 1844 seinen Vater und seinen ebenfalls lungenkranken und vertrautesten Freund, Prof. Johann Matuszynski, mit dem er in Paris zusammen wohnte, durch den Tod verlor, erkrankte er wieder heftiger. Da George Sand es müde war, immerfort einen „Sterbenden“ zu pflegen, so ließ Chopin seine älteste Schwester Louise Jedrcewicz kommen, die gemeinsam mit ihrem Gatten seine Pflege übernahm. Aber die Pariser Luft war ihm schädlich, und so folgten alle Drei der Einladung nach Nohant. Im Herbst kehrten sie nach Paris zurück. Chopin schien wieder leidlich hergestellt. Mit George Sand und seiner Schwester zusammen besuchte er die Theater und Concerte. Er fühlte sich freilich von seiner Freundin verlassen, scheint sich aber nicht sonderlich gegrämt zu haben und amüsirte sich auf eigene Faust, wie neulich die polnische Zeitschrift Bibliothèque de Varsovie ausgeplaudert hat. War er dann von Liebesabenteuern und Trinkgelagen erschöpft und angewidert, so flüchtete er immer wieder nach Nohant. In dieser Zeit entstanden seine besten Werke. Von 1844 bis 1847 wohnte er in Paris am Square d'Orléans, wenige Schritte von George Sand's Wohnung, und zusammen speisten sie in einem kleinen Restaurant, wo viele Literaturgrößen verkehrten. Aber die Gewitter am Liebeshimmel wurden häufiger. „Pour ce qui est de l'Aurore“, schreibt Chopin an Grzymala mit einer Anspielung auf den Namen der Geliebten, „elle était hier couverte de brouillard; j'espère du soleil aujourd'hui.“ Nach einem beständigen Wechsel zwischen erneuten Krankheitsanfällen und vermeintlicher Genesung schwand seine Gesundheit und Lebenskraft mehr und mehr. Nur die Wochen, die er alljährlich während des Sommers in Nohant zubrachte, gewährten eine Linderung seiner Leiden. Dort sammelte er neue Kräfte und Schaffenstriebe. Mit jedem Winter nahm aber auch sein Leiden wieder zu und steigerte sich, da er sein aufreibendes geselliges Leben trotz ärztlichen Verbotes nicht aufgab. Am 8. Juli 1846 schreibt er aus Nohant an den Freund, den er zu einem Besuch dorthin einlädt, klagt über das viele Regenwetter und schließt: „G. Sand prépare un nouveau roman.“ Gemeint ist „Lucrezia Floriani“, der Roman ihrer todten Liebe, worin sie, wenig zartfühlend, sich selbst als Titelheldin, Chopin als Fürsten Carl porträtirt hat, freilich stark carikirt: „hochherzig aber schwach, unzuverlässig und krankhaft.“ Und weiter schrieb sie über ihn: „Er liebte um zu lieben; keinerlei Schmerzen konnten ihn abschrecken. Er konnte in eine neue Phase eintreten, die des Schmerzes, sobald er die des Rausches ausgekostet hatte. Aber die Phase des Erkaltens sollte nie für ihn kommen, denn sie wäre gleichbedeutend mit der physischen Agonie.“ Und indem sie ihre reiche, überschäumende, fast männliche Natur mit der beschaulichen, concentrirten, weiblichen des Freundes verglich, schrieb sie: „Solche Naturen können sich nicht in eins vereinigen. Eine von ihnen muß die andere verschlingen und nur die Asche übrig lassen.“

Offenbar erwartete sie jetzt den Bruch, aber Chopin ließ die Provocation unbeachtet. Seine einzige Rache war, daß er sie hinfort „Lucrezia“ nannte. Er hatte damals viel von ihr auszustehen. Die Sand rühmte sich ihrer „Beständigkeit ohne Treue“, Chopin nannte sich treu in der Unbeständigkeit. Die „Bibliothèque de Varsovie“ erzählt manchen Klatsch zum Beweise, daß George Sand alle Ursache hatte, ihres „jaloux éternel et inconséquent“ überdrüssig zu sein. Dann kam der Bruch. Liszt behauptet wenig glaubhaft, daß Chopin sich der Vermählung von George Sand's Tochter Solange mit Clésinger widersetzt und nach einem heftigen Auftritte Nohant für immer verlassen habe. In Folge dieser Aufregungen wurde er abermals gefährlich krank. Die Prinzessin Marceline Czartoryska pflegte ihn, denn dem wunderbaren Menschen fehlte es nie an weiblichen Aufopferungen. In der zweiten Hälfte Februar (1848) fühlte er sich sogar im Stande, ein Concert zu geben, wo ihn seine Pariser Freunde zum letzten Male hörten. Aber die Revolution drohte auszubrechen. Chopin, stets ein geschworener Feind aller Politik, reiste nach London, wo man ihn seit elf Jahren kannte und schätzte. Er wurde denn auch mit großer Begeisterung aufgenommen. Bei der Herzogin von Sutherland stellte man ihn der Königin vor; er spielte bei Hofe, und die ersten Häuser Englands erblickten eine Ehre in seinem Besuche. Zwei Mal spielte er öffentlich und mehrmals in Privatsoiréen. Auch in Manchester und Glasgow concertirte er und begab sich eine Zeit lang nach Edinburg. Natürlich vernachlässigte er darüber die ärztlichen Vorschriften und setzte sich ohne Rücksicht auf seinen krankhaften Zustand allen gesellschaftlichen Aufregungen aus. Sein erster Brief aus London an Grzymala klingt noch lebensmuthig genug:

Mein theuerstes Herz!

Ich komme aus der Italienischen Oper. Jenny Lind hat zum ersten Mal in diesem Jahre gesungen, und die Königin Victoria hat das Theater zum ersten Mal seit ihrer Hochzeit mit dem Prinzen Albert besucht. Beide haben Aufsehen erregt. Ich habe sogar den alten Wellington bewundert in seiner Loge unter der Königin; er sah aus in seiner Nische wie ein alter monarchischer Hund, der seine gekrönte Herrin bewacht. Ich habe Jenny Lind näher kennen gelernt. Sie hat mir eine Loge geschickt. Ich war sehr gut placirt und hörte sehr gut. Diese Lind ist eine außergewöhnliche Erscheinung. Sie ist un Suédois excentrique, aber hier nicht im einzig richtigen Rahmen: strahlend in der Mitternachtsonne. Sie singt mit einer außerordentlichen Reinheit, ihr Piano ist aussi ferme qu'un cheveu.

Die Orchesterlogen kosten zweieinhalb Guineen. Ch.

Das häufige Concertiren in England war seiner Gesundheit natürlich nicht zuträglich. Das stille Wirken eines Lehrers war seiner sanften, zurückhaltenden Natur überhaupt sympathischer, und bis zuletzt ertheilte er, trotz seines leidenden Zustandes, mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit als Befriedigung musikalischen Unterricht. Er war auch kein Virtuose für die Menge, mehr ein Salonmensch und (im höchsten Sinne natürlich) ein Salonspieler. So äußerte er sich eines Tages zu Liszt: „Ich eigne mich nicht dazu, Concerte zu geben; das Publicum schüchtert mich ein; ich verstumme vor den fremden Gesichtern. Aber Sie sind dazu berufen; denn wenn Sie auch das Publicum nicht gewinnen, so sind Sie doch im Stande, es zu unterwerfen.“ Es gebrach eben dem Zartorganisirten an jener Energie, deren der Musiker zur öffentlichen Ausübung seiner Kunst bedarf. „Wo er auf Hindernisse stieß,“ sagt sein bester Biograph Karasowski, „wich er zurück, statt sie zu besiegen. Er liebte den Frieden mit sich und Anderen — und das Leben, vor Allem das des Künstlers, will Kampf.“ Man kann sich also denken, wie diese englischen Concertreisen verderblich auf sein Befinden wirken mußten. Im Juli 1848 folgte er einer Einladung seiner Schülerin Miß Stirling, der er das Nocturne dangereux gewidmet hat, nach Schottland zu Lord Thornfish, wo er gefeiert und auf den Händen getragen wurde. Er schreibt an Grzymala einen der längsten Briefe, die er je geschrieben:

Perthshyre, Sonntag.

Weder Postwagen, noch Eisenbahn oder Equipage, nicht einmal Spaziergänge, weder ein Boot noch ein Hund, dem man pfeifen könnte.

Mein theuerstes Leben!

Im selben Augenblicke, da ich einen Brief an Deine Adresse auf einem anderen Blatt angefangen habe, bringt man mir einen Brief von Dir und einen von meiner Schwester. Beide, sie und ihren Mann, hat

die Cholera bis jetzt verschont. Aber warum sagst Du mir nichts von Dir? Du führst die Feder leichter als ich, denn seit einer Woche, seit meiner Rückkehr aus Nordschottland, versuche ich es vergeblich, Dir zu schreiben.

Man spricht hier nicht von der Cholera. In London hat die Seuche angefangen. Zugleich mit Deinem Brief nach Johnston Castle, worin Du mir schriebst, Du seiest mit Sola*) im Gymnase-Theater gewesen, bekam ich einen anderen Brief aus Edinburg, der mir Nachrichten von dem Prinzen und der Prinzessin Alexander Czartoryski brachte, und daß sie mich zu sehen wünschen. Obwohl ermüdet, warf ich mich in einen Wagen und konnte sie noch in Edinburg einholen. Die Prinzessin ist die personificirte Güte. Ich wurde wiederbelebt von dem heimathlichen Hauch, den sie mir mitbrachten. Das gab mir die Kraft, in Glasgow ein Concert zu geben, zu dem sich alle Junker aller benachbarten Provinzen eingefunden haben, um mich zu hören. Der Prinz und die Prinzessin haben eine Dinereinladung für den folgenden Tag nach Johnston Castle angenommen (12 englische Meilen von Glasgow entfernt). Lord und Lady Murray, der alte Thornfish bewunderten die Prinzessin Marceline. Dann sind sie nach Glasgow abgereist, um den Lomondsee zu sehen und hierauf nach London und endlich nach dem Continent zurückzukehren. Dieses Zusammensein hat mir eine neue Energie verliehen. Aber heute bin ich vom Nebel halb todt. Dennoch sehe ich von meinem Fenster eine feenhafte Landschaft gegen Stirling Castle zu, dieselbe, die im „Robert Bruce" beschrieben ist. Der Schloßherr ist ein Verwandter unserer Schottinnen**). Ich habe ihn in London kennen gelernt. Er hat eine herrliche Sammlung spanischer Meisterwerke. Er ist viel gereist und überall. Sein Salon ist ganz kosmopolisch. Herzöge und Lords berühren sich dort, besonders in diesem Sommer, wo die Königin Schottland besucht hat. Gestern ist sie unerwartet mit der Eisenbahn gefahren, denn sie hat an einem bestimmten Datum in London zu sein. Aber der Nebel hat den Seeweg unmöglich gemacht, und so mußte sie höchst prosaisch mit der Bahn fortfahren. Das war dem Prinzgemahl gewiß lieb, denn er ist der Seekrankheit unterworfen, während die Königin, wie eine wahre Seemannsherrscherin, die Meerfahrten liebt. Was mich schmerzt, das ist, daß ich ganz mein Polnisch verlerne; ich werde das Französische nach dem Englischen und das Englische nach dem Schottischen sprechen. Ich fühle mich erschöpft. Unmöglich ist es mir zu componiren. Ich habe Einladungen für jeden Abend: die Prinzessin d'Argyle, Lady Belhaven ꝛc.

Jeden Morgen bis zwei Uhr gehe ich spazieren. Sobald ich angezogen, erwarte ich das Diner, wo man *sehen* muß, was man sagt, und *hören*, was man verschweigt. Zum Tode gelangweilt, strebe ich dem Salon zu, denn dort erwarten mich Alle, um mir zuzuhören. Mein treuer Diener Daniel trägt mich auf den Armen nach meinem Zimmer, denn meine Kräfte sind schwach, er entkleidet mich und läßt mich endlich einschlummern bis zu einem ähnlichen Lendemain. Und ich kann nicht mal irgendwo ruhig bleiben, denn meine Schottinnen holen mich, um mich in ihren Familien auszustellen à tour de rôle. Du wirst es noch erleben, daß sie mich eines Tages aus *Höflichkeit* erwürgen, und ich werde es ebenfalls aus *Höflichkeit* geschehen lassen.

Auch das schottische Klima war Gift für ihn. So fühlte er sich immer schwächer, und auch seine Schwermuth, sein Lebensüberdruß steigerten sich. „Ich habe niemals Jemand verflucht", schreibt er von England aus, „aber jetzt bin ich des Lebens so überdrüssig, daß ich nahe daran bin, Lucrezia zu verfluchen ... Ich kann nicht trauriger werden, als ich bin; aber freuen kann ich mich auch nicht. Ich empfinde überhaupt nichts mehr, ich vegetire nur noch und warte geduldig auf mein Ende." Die Aerzte riethen ihm dringend, England sobald als möglich zu verlassen, doch verzögerte er seine Abreise einige Zeit. Er spielte noch in einem zum Besten der polnischen Emigranten veranstalteten Concert, und seine Landsleute umringten ihn mit begeisterten Ehrenbezeigungen. Endlich zeigte er seinem Freunde die demnächstige Ankunft in Paris an:

1849, März, Dienstag.

Mein Leben!

Heute liege ich den ganzen Tag im Bett, aber Donnerstag verlasse ich dieses London, das in dieser Jahreszeit nur für die Hunde gut ist. In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag werde ich in Boulogne schlafen, und am Abend des Freitags bin ich am Orléansplatz, um mich hinzulegen. Außer meinem gewohnten Leiden habe ich eine Neuralgie und bin geschwollen. Ich bitte Dich, sorge dafür, daß die Bettlaken und Kopfkissen trocken seien. Lasse Frau Etienne einheizen. Ich habe an Des Nozières geschrieben, man solle Teppiche und Gardinen anmachen. Ich bezahle den Tapezierer gleich. Sage Pleyel, er solle mir gleichviel welches Klavier am Donnerstag schicken, und daß man es Abends zudecke. Und dann laß einen großen Veilchenstrauß kaufen, damit er den Salon mit seinem Duft erfülle. Auf daß ich noch einen Hauch von Frische und Poesie empfinde, wenn ich in mein Schlafzimmer gehe, das ich ohne Zweifel für lange nicht mehr verlasse. Also auf nächsten Freitag in Paris! Noch einen Tag länger hier, und ich würde verrückt. Meine Schottinnen lassen mich nicht los; nur die Prinzessin Marceline giebt mir das Leben wieder. Ich küsse Dich. Vergiß das Feuer nicht. Vielleicht erhalte ich meine Gesundheit wieder. Dein bis in den Tod.

Ch.

Aber die Gesundheit kehrte nicht wieder. Seine Tage waren gezählt. In Paris fühlte er sich zu schwach, um den Unterricht wieder aufzunehmen. Rings um ihn raffte die Cholera seine Freunde hin. Auch sein Arzt Dr. Molin, dessen geschickter Behandlung allein er die Erhaltung seines Lebens seit einem Jahrzehnt zu danken glaubte, starb plötzlich. In hohem Grade entmuthigt, fühlte er sich trotz mehrmaligen Wechsels seiner Aerzte außer Stande, zu einem anderen Vertrauen zu fassen. Eine Art abergläubischer Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, und immer tiefer versank er in einen Zustand traurigster Apathie. Sein letzter Brief (Anfang August 1849) an den Freund lautet:

„Wie geht es Dir? Ich hoffe, die Landluft wird Dir gut bekommen. Ich spaziere zuweilen im Boulogner Gehölz. Ich habe die Mixturen zum Teufel geschickt. Alles entflieht aus Paris, die Einen aus Angst vor der Cholera, die Andern aus Furcht vor der Revolution. Delphine Potocka ist seit Langem in Versailles. Weißt Du, daß Kalkbrenner todt ist? Der Sohn des alten Delaroche ist auch gestorben. Die Schottinnen, die gestern zurückgekehrt sind, haben mir gesagt, dem Herzog von Noailles gehe es besser, aber der König Karl Albert sei in Lissabon gestorben.*) Gestern Abend erhielt ich den Besuch von Jenny Lind. Sie hat gesungen. Als Zuhörer: Delphine Potocka, die Herzogin von Beauvau, die Baronin Nathaniel von Rothschild. Frau Catalani**), deren Bekanntschaft die Baronin bei mir gemacht hatte, ist der Cholera erlegen. Heute hat Pleyel mich besucht. Welch' ein wackerer Mann! Da ich Gutmann***) seit zehn Tagen nicht gesehen, fürchtete ich, er wäre krank. Doch ist das nicht der Fall. Die Seuche läßt in der Hauptstadt nach. Delacroix ist auf dem Lande seit einer Woche. Gib Nachrichten von Dir Ch.

Dies ist der letzte Brief. Der große Musiker siechte noch einige Monate hin, während welcher er seine Wohnung zweimal wechseln mußte. Sogar die Kunst hörte auf, für ihn die immerdar erprobte tröstende, heilende, erlösende Wunder-

*) Solange, die Tochter von George Sand.

**) Seine Schülerinnen Miß Stirling und deren Schwester Mrs. Erskin.

*) Der König von Sardinien starb am 28. Juli 1849 in Oporto.

**) Die berühmte Sängerin hatte ehedem ihrem Entzücken über ein Warschauer Concert des damals zehnjährigen Chopin durch das Geschenk einer goldenen Uhr Ausdruck verliehen.

***) Sein Lieblingsschüler, der ihn bis zuletzt gepflegt hat.

macht zu sein. Seine Schwester Louise eilte auf die Nachricht von seinem trostlosen Zustande mit Gatten und Tochter von Warschau an sein Schmerzenslager herbei und blieb ihm zur Seite bis zum Tode. Sehr schön und diesmal ohne Pathos und geistreichelnde Phrasen hat Liszt seine letzten Tage beschrieben. „Sonntag, den 15. October 1849 währten die Anfälle durch mehrere Stunden und waren schmerzlicher als die früheren. Er ertrug sie mit Geduld und Seelenstärke. Die Gräfin Delphine Potocka, die gerade anwesend, war tief ergriffen und weinte. Er sah sie an seinem Bette stehen, groß, schlank, weißgekleidet, gleich der schönsten Engelsgestalt eines frommen Malers. Er konnte sie wirklich für eine himmlische Erscheinung halten. Als einmal die Anfälle ausblieben und ihm ein wenig Ruhe gegönnt war, bat er sie, ihm etwas zu singen. Man glaubte zuerst, er delirire, aber er wiederholte seine Bitte dringender. Wer hätte gewagt, sich zu widersetzen? Das Clavier im Salon wurde bis zur Thüre seines Schlafgemaches gerollt; die Gräfin sang mit schluchzender Stimme. Die Thränen rollten ihr unaufhaltsam über die Wangen; nie hatte dies schöne Talent, diese bewundernswerthe Stimme einen so pathetischen Ausdruck erreicht. Chopin schien weniger zu leiden, indem er ihr zuhörte. Sie sang das berühmte Lied an die Jungfrau, das Stradella das Leben gerettet haben soll. „Que c'est beau! mon Dieu, que c'est beau!" sagte er, „encore . . . encore!" Von Rührung überwältigt, hatte die Prinzessin doch den erhabenen Muth, dieser letzten Bitte eines Freundes und Landsmanns zu willfahren. Sie setzte sich wieder an's Clavier und sang einen Psalm von Marcello. Chopin fühlte sich indessen schlechter, und Alle wurden von Schrecken erfaßt. Hingerissen von einer unwillkürlichen Bewegung sanken Alle auf die Kniee. Niemand wagte zu sprechen, nur die Stimme der Gräfin vernahm man; die himmlische Weise übertönte die Seufzer und alles Schluchzen, die das leise und traurige Accompagnement bildeten. Die Nacht sank hernieder; ein Halbdunkel breitete seine mystischen Schatten über dieses traurige Bild. Chopin's Schwester, an seinem Bett hingesunken, weinte und betete; sie verließ diese Stellung kaum wieder, so lange ihr geliebter Bruder lebte."

Zwei Tage später, am 17. October, starb er. Bei der Todtenmesse spielte man nach seinem Wunsche Mozart's Requiem, und zu den Klängen seines Trauermarsches wurde er bestattet. Meyerbeer, Auber, Halévy, Delacroix, Pleyel folgten dem Zuge zum Père-Lachaise, wo er zwischen Cherubini und seinem Freunde Bellini seine Ruhestätte fand.

Aus Heinrich v. Treitschke's Colleg.

Von J. F. Wegmann.

Die Vorlesungen über Politik waren Treitschke's Lieblingscolleg, kein Anderes hat er so oft gelesen. Das weit umrahmte, reich erfüllte Bild des Culturstaates, das er in diesen Vorlesungen darstellte und erläuterte, bot ihm willkommene Gelegenheit, encyclopädisch Alles zu berühren, was für ihn der Begriff der Cultur umfaßte. Was er so aus dem eigensten Wesen und aus den Schätzen einer früh erworbenen reichen Belesenheit darbot, mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit bekämpfend, was ihm diese Cultur, vor Allem die Cultur seines geliebten Volkes zu bedrohen schien, das mußte Allen, die ihn sahen und hörten, ein unauslöschlicher Eindruck bleiben. Dieses Lieblingscolleg Treitschke's aus verschiedenen stenographischen Niederschriften seiner Hörer herzustellen, hat bekanntlich Max Cornicelius mit großem Geschick unternommen. Der erste Band des Werkes: „Politik, Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin", (Leipzig, S. Hirzel), der das Wesen und die socialen Grundlagen des Staates behandelt, wurde an dieser Stelle bereits von uns angezeigt. Nach Jahresfrist ist nunmehr auch soeben der zweite Band erschienen. Wir greifen hier einige der wichtigeren Punkte dieser Reconstruction von Treitschke's Colleg heraus.

Indem der große Historiker die Staatsverfassungen erörtert und die Vorzüge der monarchischen und republikanischen Regierungsform gegen einander abwägt, kommt er auf die Licht- und Schattenseiten der Monarchie zu sprechen. Er preist die Stetigkeit der Familienvererbung, verkennt jedoch dabei keineswegs eine gewisse Gefahr der Monotonie und Erstarrung. Es giebt so geistlose Herrschergeschlechter, daß man, wie bei den englischen Georgen, einen König von dem anderen kaum unterscheiden kann; hier verweist er auf die Bildnisse der habsburgischen Herrscher: „überall derselbe Zug geistiger Dumpfheit auf den Köpfen; es sind alles Pfaffenkönige gewesen. Merkwürdig ist auch das Haus Holstein in allen seinen Zweigen. Diese oldenburgischen Holsteiner kann man nur daran unterscheiden, daß immer auf den höheren Christian der niedrigere Friedrich folgt. Nur der vierte Christian vermochte der Muse die Lippen zu lösen und lebt fort im dauernden Gedächtniß seines Volkes. Er ist der, von dem das Nationallied singt: „König Christian stand am hohen Mast". Trotzdem war die Dynastie in allen Generationen beliebt. Sie hatten nichts Abstoßendes in all' ihrer einförmigen Mittelmäßigkeit. Diese Gefahr der Erstarrung würde für die Monarchie noch größer sein, wenn nicht wie überall auch hier die menschliche Natur dagegen wirkte. Der natürliche Gegensatz des jüngeren und des älteren Geschlechts, der sich in allen Schichten der Gesellschaft findet, zeigt sich auf diesen Höhen besonders stark. Es giebt keinen menschlichen Beruf, der den feinsten sittlichen Versuchungen mehr ausgesetzt wäre als der des Thronfolgers in einem großen Reich. Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade pflichtgetreue und kräftige Monarchen gegen ihre Thronfolger eine starke Eifersucht haben: sie wollen den, der nach ihnen kommt, nicht in die Küche sehen lassen. Der Kronprinz wurde von Kaiser Wilhelm I. immer sanft zur Seite geschoben. So hochgestellt und in der Regel ganz einflußlos wird der Thronfolger herausgefordert zur Kritik, die sich bald in schlimmen, bald in edleren Formen äußert. Noch nie ist bei den Hohenzollern ein Vater gleichen Sinnes mit seinem Sohne gewesen. Das ist die Correctur, welche die Natur hier anwendet, zu unserem Glück, gegen die Gefahr einseitiger Erstarrung. Daher sind Monarchien nie in eine solche Eintönigkeit verfallen wie theokratische Staaten. Die Persönlichkeit des Regenten in ihrer Eigenart hat sich immer von Neuem als verjüngende Kraft geltend gemacht."

Auf dem Gedanken, daß der bewußte Wille handelnder Männer die Geschichte macht, nicht die geheimnißvolle kopflose Kraft der öffentlichen Meinung, darauf beruht nach Treitschke der monarchische Staat. Unverkennbar scheint ihm die Bedeutung der Persönlichkeit, diese unberechenbare, durch keine Menschenkunst zu erzwingende Macht, in der monarchischen Geschichte größer als in der Geschichte irgend einer anderen Staatsform. Friedrich der Große hat gesagt: die Monarchie ist die beste oder schlechteste aller Staatsformen, je nach der Person ihres Trägers. Das findet Treitsche übertrieben, aber eine tiefe Wahrheit liegt darin. Auf die Persönlichkeit des Herrschers kommt unermeßlich viel an. Weniger darauf, daß er ein außerordentliches Talent ist; das ist immer ein Glück, aber es ist nicht unbedingt nöthig. Die Fähigkeit, die Dinge richtig zu sehen, ist das Entscheidende. „Von Monarchien gilt im höchsten Maaße, daß die Könige selber ihre schlimmsten Feinde werden können. Denn darin, daß ein einziger Mann so hoch gestellt ist über alle Sterblichen, liegt eine ganz ungeheuere Verführung zu Hochmuth aller Art; es liegt die Gefahr nahe, daß die Persönlichkeit des augenblicklichen Königs mit ihren Launen und ihrer menschlichen Beschränktheit verwechselt wird

mit der Krone selber, und daß so eine Selbstvergötterung entsteht, welche entsittlichend wirkt. Wenn Alles, was einem solchen Fürsten durch den Sinn geht, sofort Gesetz werden soll, so wird die Monarchie ein Zerrbild und es entsteht eine Erregung unter allen edlen, freien Geistern; und solche Monarchen müssen sich dann auf ihre Feinde stützen, weil ihre Freunde sie verlassen. Andererseits kommt es aber auch hier sehr oft nicht nur darauf an, wie der Monarch in Wirklichkeit ist, sondern wie er seinem Volke erscheint." Man bedenke nur, was für Wandlungen der monarchischen Empfindungen sich vollzogen haben allein während der letzten fünfzig Jahre! Man hat Friedrich Wilhelm IV. in der ersten Zeit seiner Regierung ebenso überschätzt wie man seinen großen Bruder unterschätzt hat. Aus dem Rastatter „Kartätschenprinz" wurde der allgeliebte erste Kaiser, — ein größerer Wandel ist gar nicht denkbar. Und Treitschke kommt bei seiner Geschichtsbetrachtung zu dem Ergebniß, daß es einige monarchische Staaten giebt, welche vom Glück sehr begünstigt gewesen sind: Preußen, Schweden unter den Wasas, die Niederlande unter den Oraniern. Andere wieder haben mit der Persönlichkeit ihrer Herrscher großes Unglück gehabt. In Italien war Piemont das einzige Land mit guten Monarchen; und was für Könige hat das unglückliche Spanien gehabt! Seit Philipp II. nur zwei, die man wenigstens gute Menschen nennen kann: Karl III., der den schwachen Versuch einer Reform machte, und dann in unseren Tagen den viel zu früh gestorbenen jungen König Alfonso. So hat das Schicksal mit Spanien geschaltet. Wenn in einer solchen Nation der Glaube an die Monarchie nicht erschüttert wird, so ist das ein Wunder. Ebenso in Frankreich. Als es zu spät war, erschien als eine Ausnahme Ludwig XVI. In England bietet nach den vielen Bluthunden des Mittelalters die erbliche Niedertracht der Stuarts und die erbliche Nichtigkeit der Welfen ein abschreckendes Bild. Kann ein Volk, das von solchen Königen regiert wird, von starkem monarchischen Sinn durchdrungen sein? fragt Treitschke. „Es ist ja gerade der Vorzug der Monarchie, daß sie sich anlehnt an die natürliche Ordnung der Dinge. Daß Einer sichtbar an der Spitze steht, auf dessen Wort Alles ankommt, imponirt dem kleinen Mann; für ihn hat das Wort vom Landesvater einen tiefen Sinn. Wenn aber der Träger der Krone ein schwacher oder schlechter Mann ist, dann wird die Natur völlig verzerrt. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß die politischen Institutionen die besten sind, welche in den tüchtigsten Händen am meisten leisten. Wer also behauptet, ein Königthum müsse so eingerichtet sein, daß es am besten Mittelmäßigkeiten ertragen könne, redet aus der verkehrten Welt heraus. Die ganze Erziehung englischer Prinzen wird allerdings darauf berechnet und hat es mit wunderbarem Erfolge erreicht, daß die erbliche Nullität des Welfenhauses sich fortpflanzt. Keiner von Denen, die auf den Thron hoffen können, ist Soldat im vollen Sinne des Wortes. Und es ist schon dafür gesorgt, daß wir, ohne Propheten zu sein, voraussagen können, auch in den zwei nächsten Generationen des Hauses Coburg wird die welfische Erbeigenthümlichkeit fortdauern. Sie gehört zum Wesen des englischen Staates; wir Deutschen aber wollen uns nicht von dem einfachen Menschenverstande trennen und wollen nicht unserem Volke vorschlagen, sich ein gesundes Bein abschneiden zu lassen und ein wunderbar künstlich gearbeitetes dafür einzutauschen. Wir haben die Erfahrung gemacht: unsere constitutionelle Monarchie ist so geartet, daß sie unter großen Monarchen das Meiste leistet. Die constitutionelle Verfassung hat doch nicht den Zweck, das Königthum jeder Bedeutung zu berauben, sie soll es vielmehr auch unter einem politisch gereiften Volke frisch und lebendig erhalten. Bei uns ist das Königthum beinahe die einzige Macht der politischen Tradition, die unsere Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft: sollen wir statt unseres ruhmvollen Hohenzollernhauses uns englische George wünschen? Wir haben eine so stolze monarchische Geschichte, daß ein Preuße wohl sagen darf: der beste Monarch ist für uns gerade gut genug."

Für nothwendig für den Bestand einer Monarchie hält Treitschke die streng gesetzliche Regelung der Heirathen des fürstlichen Hauses. „Es gilt hier die Dinge politisch zu betrachten, ohne sentimentale Redensarten, ob denn der Hans nicht seine Grete bekommen darf. Das ist im politischen Leben durchaus nicht nöthig. Noch weniger soll man hier mit demokratischen Gemeinplätzen um sich werfen. Die Regel der Ebenbürtigkeit für fürstliche Heirathen, wie sie auf dem Continente besteht, hat ihre guten und tiefen Gründe. Es ist nicht zu wünschen, daß Fürsten mit Unterthanen sich vermählen und deren Nachkommen auf den Thron kommen könnten. Denken wir an das erschütternde tragische Jugendgeschick Kaiser Wilhelm's I., wie er seiner Liebe zu Elise Radziwill entsagen mußte. Und doch hatte der Vater Recht, es zu verlangen und nicht nur, weil wirkliche Ebenbürtigkeit hier nicht vorlag. Hätten wir denn wünschen können, daß eine Radziwill unsere Königin geworden wäre? Bedenken wir den Einfluß einer so erhobenen Unterthanenfamilie auf große Parteien. Dagegen ist eine ebenbürtige Heirath aus den Kreisen der erlauchten souveränen Geschlechter Europas an sich schon darum verständig, weil diese Herrschergeschlechter eine große Familiengemeinschaft bilden, in deren Interessen verkettet zu sein für eine große Dynastie nothwendig ist."

Treitschke wirft auch die Frage auf: welche körperlichen Gebrechen einen Fürsten unfähig zur Regierung machen. In alten Zeiten war die Antwort leicht. Den Curhut konnte nur tragen, wer fähig war, ein Heer zu führen. Heut zu Tage ist die persönliche Heerführung des Herrschers keine unbedingte Nothwendigkeit mehr. Unbedingt schließt von allen körperlichen Gebrechen nur eines von der Regierung aus, die Blindheit. Die Blindheit wirkt nicht nothwendigerweise schädigend auf die Geisteskräfte; Blinde können sehr klug sein, große Menschenkenntniß entwickeln. Bei einem blinden Monarchen aber handelt es sich um die wichtige Frage der königlichen Unterschrift. Man kann nie sicher sein, ob der König nicht statt des Blattes, das ihm vorgelesen worden ist, ein Anderes unterschrieben hat. Es ruht hier Alles auf dem guten Glauben an einen Secretär. Darum haben große Reiche niemals blinde Herrscher ertragen, mit Ausnahme des byzantinischen Kaiserthums, das wie in Allem auch hier als abschreckendes Beispiel gelten kann. Andere Ausnahmen, wie der große blinde Doge Venedigs, Enrico Dandolo, der in einem Alter von mehr als neunzig Jahren einen Seekrieg führte, Constantinopel eroberte, seinem Staate so unschätzbare Dienste erwies, daß man ihn nicht entbehren konnte, kommen für Treitschke nicht in Betracht. Ihm handelt es sich um die Frage, ob ein Blinder den Thron besteigen könne, und da hat Deutschland „den traurigen Ruhm, daß hier allein in neuerer Zeit Blinde regiert haben. Das ist auch ein Beweis, wie armselig unsere deutschen Kleinstaaten gewesen sind: die Thronbesteigung Georg's V. von Hannover war ein europäischer Scandal. Was dieser unglückliche Fürst Alles unterschrieben haben mag, Niemand weiß es. Nun war diese Thronbesteigung aber auch eine himmelschreiende Verletzung uralter Rechte. Hannover, als deutsches Curfürstenthum, unterlag der Erbfolgeordnung der goldenen Bulle, die noch immer fortbestand; hier ist die Blindheit als notabilis defectus genannt. Dazu kommt, daß sie ein altes Erbleiden im Hause der Welfen ist, und daß schon in zahlreichen Fällen blinde Welfen stillschweigend vom Throne ausgeschlossen worden waren. Um so frevelhafter war es, daß König Ernst August von Hannover seinem blinden Sohne gegen die Hausgesetze wie gegen die Vernunft die Thronfolge zusichern ließ. Der Kranke aber rühmte sich noch, daß er trotz seiner Blindheit auf den Thron gekommen sei; das wäre Gottes Wille. Auch Mecklenburg-Strelitz hat unter seinen Herrschern einen

blinden Herzog aufzuweisen. In solchen Zwergstaaten kommt natürlich nichts darauf an; hier löst sich alle Geschichte in die Anekdote auf."

Besonders anregend sind Treitschke's geschichtsphilosophische Ausführungen z. B. über den historisch-culturell nothwendigen Niedergang der katholischen österreichischen und sächsischen Dynastien und den unausbleiblichen Aufstieg der Hohenzollern. Wenn man sich statt Moritz von Sachsen einen wirklich großen Mann denkt, einen stolzen evangelischen Staatsmann, der mit größeren Ideen an die Arbeit gegangen wäre, der rebellirt hätte gegen den katholischen Kaiser um der deutschen Einheit willen und ein evangelisches Kaiserhaus zu gründen gewagt hätte, so wäre schon damals Cursachsen geworden was heute Preußen ist. Dann schien es eine Zeit lang, als ob die hochbegabten Pfälzer in diesem Sinne staatbildend wirken würden. Alles das ist schließlich gescheitert, und seit dem großen Curfürsten erhebt sich, glücklicher und größer als die Anderen alle, das Geschlecht der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Die Hohenzollern drängten ihren Staat dermaßen in den Vordergrund des nationalen Lebens, daß seit Friedrich II. die Frage einfach stand, ob Preußen untergehen oder die Herrschaft in Deutschland erringen sollte. „Nicht Friedrich der Große hat den deutschen Dualismus geschaffen, der Dualismus war seit Martin Luther vorhanden. Die ungeheuere Lüge des Reichsrechts war geradezu fratzenhaft, seitdem Deutschland ein überwiegend evangelisches Land geworden war, so evangelisch, daß alle eigensten Thaten unseres nationalen Geistes, unsere ganze Kunst und Literatur protestantisch wurden bis in's Mark der Knochen. Und dieses Heimathland Martin Luther's war politisch noch immer römisch-katholisch, sein Kaiser noch ein Cleriker des römischen Stuhles; er wurde gewählt von einem Curcollegium, das in seiner Mehrheit aus katholischen Priestern und deren Glaubensgenossen bestand. Ein katholischer Staat und ein evangelisches Volk, das war die große Lüge einer Reichsverfassung, die Hegel „den gesetzten Unsinn" genannt hat."

Mit einem tröstlichen Ausblick in die Zukunft schließt Treitschke seine Betrachtung. Unser neunzehntes Jahrhundert ist ihm gleichsam der Testamentsvollstrecker des sechzehnten. Die Entdeckung der neuen Welt, die Columbus vollzog, ist erst jetzt praktische Wirklichkeit geworden. Immer mehr tritt die außereuropäische Welt in den Gesichtskreis der europäischen Staaten ein, und ganz ohne Zweifel werden die Völker Europas darauf ausgehen müssen, sie sich unmittelbar oder mittelbar zu unterwerfen. Wir sehen den großen Proceß der expansiven Civilisation mit der unhemmbaren Gewalt einer Naturmacht sich fortsetzen. Hier ist ein Gleichgewicht noch nicht im Entferntesten vorhanden. Ein Thor, wer glauben wollte, daß dieser Entwickelungsproceß je zum Stillstand kommen könnte; das aber muß annehmen, wer an den ewigen Frieden glaubt. Nicht einmal auf der Landkarte kann eine Ländervertheilung, die ihn verbürgte, austräumen. Und die Nationen selber sind etwas Lebendiges und Werdendes. Niemand kann mit absoluter Sicherheit sagen, wann die kleinen Nationalitäten innerlich untergehen und verschrumpfen oder wann sie umgekehrt eine unerwartete Lebenskraft zeigen werden. Auch hiervon wird der weitere Gang der Dinge abhängen, daß er aber ein ewiges Werden und Neugestalten bleiben muß, springt in die Augen. Und gerade in dem wechselvollen Gang seiner Geschichte zeigt sich die Größe des Menschengeschlechts, reifen die schönsten Früchte menschlicher Cultur und Gesittung.

Nur wenige der leitenden Gedanken haben wir hier dem prächtigen Werk entnehmen dürfen. Jedenfalls verdient der Herausgeber Dank dafür, daß er das schon verhallte Wort des Berathers und Freundes unserer studirenden Jugend mit fast phonographischer Treue festgehalten und verewigt hat.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nervös.

Von K. S. Baranzewitsch.

„Madame!" Keine Antwort. Nur in der Stutzuhr auf der Marmorplatte des Kamins macht es deutlich Ticktack, Ticktack! Die Dämmernng hat Alles verhüllt, und das Antlitz der jungen Frau auf dem Sopha erscheint nur noch als verschwommene Silhouette. „So antworten Sie mir doch, Madame, ich spreche zu Ihnen!"

„Was wünschen Sie denn noch von mir?" In ihrer Stimme, einem klangvollen Alt, zittert eine gereizte Erregung.

„O, Madame, ich verstehe Sie, aber so darf es nicht bleiben! Ich fordere von Ihnen, daß Sie mir nicht immer ausweichen, sondern mir Alles gestehen! Weiter verlange ich nichts." Die schwache Stimme des alten Mannes klingt wie ein zerbrochenes Clarinett. Er steht mit dem Rücken am Fenster, von Zeit zu Zeit aber wendet sie sich um. Das Gesicht des alten Herrn hat im Profil mit der nach unten gebogenen Nase das Aussehen einer Eule.

„Was soll ich denn noch gestehen? Ich weiß ja gar nicht, was Du von mir hören willst Paul," und bei diesen Worten zittert die Stimme der jungen Frau ein wenig.

„Ich weiß es auch ohne Ihre Geständnisse! Petrowski war bei Ihnen, oder wollen Sie es noch leugnen? Ich kenne seinen Hut zu genau!"

„Es ist gut, wenn Sie es durchaus befehlen: er war also da!" entgegnet sie.

„Sehen Sie, daß ich Alles weiß, auch daß er immer kommt, wenn ich nicht daheim bin!"

„Ausgezeichnet! Also Sie wissen es, desto besser!" Sie macht dabei eine Bewegung, als ob sie sich erheben wollte.

„Nein," ruft Pawel Petrowitsch, indem er die Hände zusammenschlägt, „welcher Cynismus! Mir diese Zuneigung offen einzugestehen! Und zu einer solchen Canaille, diesem Nichts, das ich emporgezogen habe, aus dem Schmutze . . . So ein Plebejer, ein Proletarier!"

„Nun aber genug, eine ganze Stunde quälen Sie mich!" sagt Sophia Sergejewna, indem sie vom Sopha aufsteht. „Jetzt machen wir dieser Scene ein Ende. Ich wollte Ihnen schon lange sagen, daß meine Kräfte" . . . Sie hat sich wieder gesetzt, und in der Dämmerung sieht man ihr weißes Taschentuch, das sie zu den Augen führt. „So wie ich lebe, kann ich nicht weiter leben! Zu Grigori Nikolajewitsch werde ich flüchten, denn ich liebe ihn . . ."

Alles still. Pawel Petrowitsch trommelt mit den Fingern nervös auf das Fensterbrett und schaut in die Dämmerung hinaus, die sich immer tiefer senkt. „Also, das ist Ihr letztes Wort?" fragt er. Die junge Frau schluchzt leise. „Und was weiter?" fährt er erregt fort und geht dabei aus einer Ecke des Zimmers in die andere. „Was? Gut, sehr gut! Bitte, ich darf Sie nicht zurückhalten, wenn Sie so naiv, so blind sind, daß Sie nicht sehen, was für Absichten dieser Herr hat . . . Wenn Sie, wie viele Andere, von seinem Aeußeren so geblendet sind! . . . Geh', wohin Du willst!" schreit er auf, indem er vor ihr stehen bleibt. „Aber vergiß es nicht: eine Rückkehr giebt's nicht! Sie ist unmöglich! Nie!"

Pawel Petrowitsch macht eine energische Handbewegung und vor Erregung erstickend, sinkt er in den Lehnstuhl zurück. „Es wäre doch interessant!" fährt er ironisch fort, „diese rührende Scene zu beobachten — diesen Bund zweier liebender Herzen! Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar! Welch' ein Idyll, haha! Natürlich dulde ich ein solches Subject wie Petrowski nicht mehr im Amt. Wir wollen doch sehen, wie die Liebe auf einen hungrigen Magen wirken wird! Auch Sie, Madame, werden Ihre Lebensweise wohl ändern müssen, sobald Sie sich plötzlich in irgend eine Kellerwohnung versetzt sehen und noch dazu mit einem Liebhaber, der nicht mal zum Straßenkehrer gut

ist. Eine verlockende Aussicht! Nun, was sagen Sie dazu? Sie schweigen? Ja, ja, das ist nicht so einfach!“ Er steht auf, macht einige Schritte im Zimmer und bleibt vor der jungen Frau stehen. „Bedenken Sie sich, Sophia Sergejewna, bevor Sie sich entschließen. Ich rede als erfahrener Mann, der viel in der Welt gelebt hat. Denken Sie genau darüber nach!“

„Ich brauche nichts mehr zu bedenken, ich habe Alles bedacht!“ antwortet sie. „Nach alledem, wie Sie mir gesagt, bleibt mir ja auch nichts anders übrig, als . . .“

„Wie? Nach Allem, was ich? . . .“

„Gewiß! Haben Sie noch nicht genug gespottet? Ueber mich, über ihn? Wofür? Weil ich es wagte, ihn und nicht Sie zu lieben? Sie selbst und kein Anderer ist Schuld daran! Die ganze Zeit war ich nur ein Spielzeug für Sie! Sie haben mich mit Brillanten, Ohrringen, Armbändern, Schmuck überhäuft und glaubten, daß ich nichts weiter brauche? Gerade als hätte ich das Alles nöthig! Aber nichts brauche ich! Da haben Sie es, nehmen Sie Alles zurück, hier . . .“ Sie streift ihre beiden Armbänder ab und wirft sie ihm vor die Füße. Dann verhüllt sie vor verhaltenem Schluchzen zitternd ihr Gesicht in ihre Hände.

Pawel Petrowitsch wird verwirrt, weiß nicht was er thun soll, setzt sich schließlich neben sie und versucht, ihr zärtlich die Hände vom Gesicht zu entfernen. „Sophia! Sonjetschka! Laß' das, ich bitte! Nun, nun . . . ich bitte Dich!“ murmelte er.

„Lassen Sie mich!“ schreit sie. „Sie sind mir widerlich! Ich will Sie nicht sehen! Lassen Sie mich!“

Sie steht auf und geht zur Thür. Er faßt sie an der Hand und sucht sie zurückzuhalten. „Nein, nein, ich lasse Dich nicht! Sonja! . . . Sophie, mon ange . . . Wir müssen uns doch aussprechen! . . .“

„Lassen Sie mich!“

„Sonja, mein Schatz, ich . . .“

„Lassen Sie mich oder ich schreie!“

„Ach, Gott! . . . Sophia, ja, was soll denn das? . . .“ Er ist dem Weinen nahe. Um etwas zu thun, und sie wenigstens auf eine Minute von ihrem Vorhaben abzulenken, möchte er irgend etwas zerbrechen. Er ergreift schon die theuere Vase auf dem Kaminsims, aber er besinnt sich und schließt rasch die Thür ab.

„Warum schließen Sie die Thür?“ schreit sie.

„Aber, mein Herz, um Gotteswillen, so laß doch noch mit Dir reden . . . So geht es ja nicht . . . so plötzlich . . . Sophia, mein Schatz! . . .“

„Lassen Sie die Zärtlichkeiten!“

„Gut, gut, ich werde nicht mehr . . . Aber so geht es wirklich nicht. Du verstehst, ich liebe Dich ja; ich kann es nicht sehen, wenn das so plötzlich . . .“ sagt er in flehendem Tone, indem er die junge Frau sanft auf das Sopha zieht. „Nun, nun, siehst Du, so . . . da, da, siehst Du — jetzt sitzt Du schon, so ist es gut . . . gleich, gleich will ich Dir Alles erklären, eine Minute nur, ich will Dir ja Alles erklären . . . wirklich . . .“

„Lächerlich!“ preßt sie zwischen den Zähnen hervor.

„Gut, also lächerlich! Du hast Recht, Sonjetschka, Du hast Recht!“ beeilt er sich zu versichern und sucht sich gewaltsam zum Lachen zu bringen. Er küßt ihr die Hände. „Ja, Schatz, was ist da zu machen? Ja, ja, ich brause auf, ich mache Dir Scenen, aber ich liebe Dich ja so! Nun, nun, sei nicht wieder böse . . . Mon ange, ich bitte Dich . . .“

„Sie sind mir widerlich! Besonders wenn Sie von Liebe sprechen! Wozu das? Lassen Sie mich!“

„Sonjetschka, mein Herz, ich kann nicht anders . . . ich empfinde nun 'mal so . . . Mein Engel! . . .“

„Lassen Sie meine Hand los!“

„Nun gut, nun gut! Nur lasse mich Alles sagen — mich aussprechen . . . zu Deinen Füßen.“ Er kniet auf dem Fußschemel vor ihr. „Ich weiß es ja, Schatz, denn ich bin ja kein Narr, kein Dummkopf: ich weiß ja, daß Du mich nicht liebst . . . Aber, ich bitte Dich, nimm mir nicht das Einzige, was mir geblieben ist . . . gehe nicht fort, lasse mich nicht so . . .“

„Das ist zu viel! Nein, das ist unerträglich! . . . Ich habe es beschlossen, jetzt ist es aus. Lassen Sie mich! Oeffnen Sie die Thür!“

„Sophie, mon ange . . .“

„Ach, lassen Sie das! Mein Kopf schmerzt mich!“

„Sonjetschka, ein letztes Wort! Werden wir uns wenigstens noch einmal sprechen?“

„Ueberflüssig, ganz überflüssig!“

„Laß mich wenigstens noch ein paar Worte . . .“

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!“

Er geht zur Thür und öffnet sie. Dann kommt er zurück und beugt sich zu ihrer Hand nieder, auf die er einen leidenschaftlichen Kuß drückt. „Sophia!“ stammelt er verzweifelnd, „thue, was Du willst, aber nur eins bitte ich Dich: verlaß mich nicht!“ Dann verläßt er das Zimmer.

— — — Sophia Sergejewna bleibt einige Minuten auf dem Flecke sitzen, in derselben Stellung, in der sie ihr Gemahl verlassen. hat Im Boudoir ist es ganz dunkel geworden, nur ein Lichtstreif der Straßenlaterne huscht die Wand entlang. Das Stubenmädchen tritt leise ein und geht auf den Fußspitzen in's Schlafzimmer. Man hört das metallische Klirren der Kette, woran die rosa Ampel hängt, dann das Knirschen eines Streichhölzchens. Durch die Thürspalte dringt ein schmaler rother Lichtstreifen herein. Es ist ganz stille geworden. Sophia Sergejewna zuckt zusammen, wie Jemand, der nach langer Bewußtlosigkeit erwacht. Sie streicht sich einige Mal mit der Hand über's Gesicht und blickt sich zerstreut um. Was wollte sie doch? Ja, ja — richtig: sich bereit machen und fortgehen! — Also steht sie auf und geht schleppenden Schrittes in's Schlafzimmer. Dort wirft sie sich plötzlich in ihren Kleidern auf's Bett und vergräbt ihr Gesicht in das Kissen. Etwas Bitteres, Kränkendes quillt in ihr auf und droht ihr die Kehle zuzuschnüren. Sie schluchzt hysterisch. Indem sie sich verzweifelt auf der Matratze hin und her wirft, zerknittert sie mit den Händen die blauseidene Bettdecke; ihre Schultern zucken wie im Krampf, ein Fuß hat sich aus dem Schuh gelöst und schlägt nervös mit der Spitze den andern. Erschöpft bleibt sie endlich liegen, die Hände in die Bettdecke gekrallt und mit den Zähnen das Kopfkissen zerbeißend. Die Uhr tickt deutlich im stillen Zimmer. Das beruhigt sie allmälig . . . Nein, ich gehe fort! denkt sie. Es ist Alles Unsinn: ich hänge gar nicht am Wohlleben. Es ist mir jetzt sogar widerlich. Ich liebe Grischa . . . mag da kommen was will . . . Es ist so öde, wenn Grischa nicht kommt, so langweilig! . . . Natürlich liebe ich ihn! Nein, nein, das Alles muß ein Ende haben! — Sie erhebt sich, geht an den Schreibtisch und wirft rasch ein paar Zeilen auf ein Stück Briefpapier. Dann klingelt sie. „Grunja!“ wendet sie sich an das Stubenmädchen. „Fahre sofort zu Grigori Nikolajewitsch. Du warst ja schon einmal bei ihm. Uebergieb ihm diesen Zettel!“

Das Stubenmädchen geht. Sie beginnt ihr Haar zu ordnen. Sie ändert mehrere Mal ihre Coiffüre, wobei sie sich zu erinnern sucht, welche Frisur ihm am meisten gefallen habe. Das dauert einige Minuten. Dann befällt sie wieder die Aufregung. Sie wartet. Es vergeht lange Zeit . . . Dann steht sie auf und geht im Zimmer auf und ab. Plötzlich hört man Schritte im Vorzimmer. Sie stürzt zur Thür; auf der Schwelle steht Grigori Nikolajewitsch.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Ella Golz.

Wir leben in einer Zeit anscheinend unaufhaltsamen politischen Niedergangs. Jeder junge Tag bringt neue Beweise dafür. Und nicht nur die Gelehrten sind sich schon völlig einig über die bedauernswerthe

Thatsache. Sie ist vielmehr so allgemein bekannt geworden, daß Jeder, der sie im Gespräch erwähnt, mit Recht für einen Papagei, Phonographen oder Hohlkopf angesehen wird. Er mag von Glück sagen, wenn er die Erlaubniß erhält, sich nach eigener Wahl für eine dieser drei Rangclassen zu entscheiden. In Zeitungsartikeln dagegen darf man die rasch volksthümlich gewordene Beobachtung noch immer dann und wann anbringen, ohne sich damit directen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Das geschriebene Wort veraltet bei Weitem nicht so schnell wie das gesprochene; Schwarz auf Weiß nehmen sich selbst Methusalem's staatsbürgerliche Weisheiten und Geistesblitze noch modern aus. Auf diesem Umstande beruht ja die große Wirkung der Blumenthal'schen Lustspielmanuskripte. Es sei darum getrost wiederholt: wir leben in einer Zeit anscheinend unaufhaltsamen politischen Niederganges.

Mit solchen Bemerkungen soll nicht etwa frondirende Bismärckerei getrieben werden. Gott behüte. Die Geschichten von 1890 sind vieux jeu. Und gerade der noch immer nicht völlig unterdrückte Bismarckgeist ist es, der die finstere Reaction eingeleitet hat und ihr den Rücken stärkt. Ebenso wenig freilich fußt unsere Behauptung auf der an und für sich traurigen Erkenntniß, daß die Freisinnige Vereinigung bei den letzten Reichstagswahlen wieder einige hunderttausend Stimmen eingebüßt hat. Wir unterschätzen die Bedeutung dieses Schicksalsschlages nicht, aber für unsere Darlegungen kommt er nur insofern in Betracht, als er zeigt, daß die rückschrittlichen Bestrebungen von heute in breiten Volksmassen leider nicht den wünschenswerthen Widerstand finden.

Fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens macht sich der verderbliche Druck mit gleicher Gewalt geltend. Es giebt überhaupt keine unbedrohte Freiheit mehr. Daß das Wahlrecht, das Vereinsrecht und andere Errungenschaften von 1848 gefährdet sind, ließe sich ja zur Noth ertragen. Der Pöbel ist in mancher Beziehung zu anspruchsvoll geworden, seitdem ihm Bismarck, stümpernd wie immer, unbedachter Weise das übergroße Geschenk in den Schooß warf. Und die wahrhaft freisinnigen Parteien würden vielleicht einer Regierungsvorlage, die die „Auswüchse" jener Rechte beschnitte, mit ähnlichen Gefühlen gegenüberstehen, wie dem Socialistengesetz freundlichen und mandaterhaltenden Angedenkens. Officiell würden sie sie bis auf's Messer, mit fanatischem Wuthgeheul bekämpfen; sobald es aber zur Abstimmung im Reichstage käme, würden sie von den Ihrigen wieder so viel Mann abcommandiren, als zur Schaffung der Mehrheit nöthig wären. Man darf eins nie aus den Augen verlieren: auf die Dauer geht's nicht an, daß jeder beliebige, existenzlose Proletarier, jeder schlecht besoldete Professor, Gymnasiallehrer oder Minister dieselben bürgerlichen Rechte hat, wie der wohlhabendste Roggenspeculant. Und überhaupt erscheint ein durch Censuswahlen sehr wohl erreichbarer Sieg des aufgeklärten Börsenliberalismus schon deßhalb nöthig, um die aufsässigen Industriearbeiter zur Raison zu bringen. Die jetzige Regierung und die jetzige Reichstagsmehrheit sind viel zu schlapp und timide, viel zu sehr socialpolitisch verseucht und von des Reformgedankens Bläße angekränkelt. Also wie gesagt, in dieser Beziehung wäre ein bischen Reaction gar nicht so ohne und gar nicht so ganz verwerflich.

Anders aber steht es um die offenkundigen Versuche, die glorreiche freiheitliche Gesetzgebung rückwärts zu revidiren, der Richard Cobden seinen Segen ertheilt hat. Allen Ernstes rüttelt man an der Lehre, daß nur die ungehemmte Entwickelung des Individuums, das ungestörte Sichausleben der Starken wie der Schwachen den Staat, die Gesammtheit, vorwärts bringen kann. Ohne den Kampf um's Dasein mit seinen doch nur scheinbaren, höllischen Brutalitäten ist keine Zuchtwahl, also keine Verbesserung der Rasse möglich. Beschneidet man die Freiheiten, in deren Schatten der moderne Mensch so bewundernswerth groß geworden ist, dann gute Nacht, Aufwärts-Entwickelung! Die Holzknechte aber sind bereits an der Arbeit. Wie die Wucherfreiheit, die Gründerfreiheit, der Terminhandel in Getreide und die unbeschränkte Schwindelreclamefreiheit, so soll jetzt die Gewerbefreiheit gefällt werden. Miquel hat bereits seine Ramschbazarsteuer angekündigt, und wer freisinnige Zeitungen, sowie ihren Ableger, den Berliner „Vorwärts", zu lesen gewohnt ist, der weiß, daß diese Steuer der Gewerbefreiheit hinterrücks den Garaus machen soll.

Das ist jedoch noch nicht Alles.

Nachdem die freie Erwerbsthätigkeit des freien Individuums schwere Einschränkungen insofern erfahren hat, als die Ausplünderung des Nebenmenschen hinfort nur bei Beachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln erlaubt ist, will der moralistisch angefaulte Staat einen Schritt weiter gehen und den Einzelnen daran hindern, seinen Lebensunterhalt nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, unter Ausnutzung einer ihm günstigen Conjunctur, zu erwerben.

Kommen wir zur Sache.

Der Obersactor Grünenthal, ein feiner Kenner des Kurszettels, ist vor Kurzem verstorben. Wir wollen Niemandem wegen seines Todes Vorwürfe machen und bemerken nur, daß er, der mit den Einrichtungen der Reichsbank auf's Genaueste Bescheid wußte, der Regierung bei der bevorstehenden Berathung des neuen Reichsbankgesetzes im Reichstage zweifellos bessere Dienste hätte erweisen können, als in dem dumpfen Kerker, wo man ihn der Verzweiflung überließ. Im Gegensatze zu anderen erfolgreichen Gaunern, die den Staat betrogen haben, ist Grünenthal vom Fiscus um sein sauer verdientes kleines Vermögen gebracht worden. Man scheute sogar nicht einmal davor zurück, seiner wilden Wittwe, einem wirklich sehr anmuthigen jungen Mädchen, die paar Sparpfennige zu nehmen, die der galante Obersactor für sie zurückgelegt hatte.

Ist die Handlungsweise des Staates, der sich neuerdings in immer unverschämterer Manier zum Vormund der einzelnen Bürger und Bürgerinnen aufwirft, bis hierher zur Noth vielleicht noch zu verstehen, so wird jede Brücke zwischen ihm und den freiheitlich Empfindenden verbrannt durch die weiteren Maßnahmen seiner Organe. Fräulein Goltz fügte sich unter Protest den drakonischen Anordnungen der Staatsanwaltschaft. Was nun? Zwar reichte sie gegen den Fiscus Civilklage auf Herausgabe des Grünenthal'schen Mahlschatzes ein, aber von der Klage konnte sie natürlich nicht leben. Da es bei der Herkunft, Erziehung und den vornehmen Daseinsgewohnheiten der jungen Dame ausgeschlossen war, daß sie auf Abwege gerieth und etwa den unsinnigen Plan faßte, sich durch ehrliche Arbeit zu ernähren, so blieb ihr nichts übrig, als den Fall Grünenthal zu Geld zu machen. Niemand war berufener dazu als sie. Sie hatte die weibliche Hauptrolle in ihm gespielt, die gespannte Neugier des weltmännisch denkenden, eleganten Berliner Publicums wachgerufen und bei Zeiten Alles gethan, das so glücklich erweckte Interesse auch wach zu halten. Man darf es ruhig aussprechen, Fräulein Goltz' Betriebscapital lag in der Sensation, die das Verbrechen und der Tod ihres Nichtehe-Liebsten gemacht hatten. Ob sie mit diesem Pfunde recht zu wuchern verstand, das war die Frage. Hic Rhodus, hier konnte sie beweisen, daß sie Berlin begriffen und nicht umsonst den Cursum darin durchschmarutzt hatte.

Eine Gottlob überwundene, altfränkische Epoche befahl den Gefallenen und Sündern, sich im dunkelsten Winkel zu verbergen und keinem ehrlichen Menschen unter die Augen zu treten. Uebertraten sie das Gebot, so war unerhört grausamer Hohn, Züchtigung und Steinigung ihr Loos. Das finstere Mittelalter liegt hinter uns. Wir leben in Neu-Berlin. In Neu-Berlin stehen der Verbrecher und das Gespons des Verbrechers im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Man drängt sich an sie heran, giert nach ihrer Bekanntschaft, jubelt ihnen zu und neigt sich vor ihnen in den Staub. Nicht etwa aus waschlappiger Humanität oder im Dusel der Nächstenliebe — bei Leibe nein. Nur unverfälscht weltstädtische Instincte treiben den Weltstädter. Ihn reizt es, die Liebste des dummfrechen Millionenräubers, des Kirchhofgespenstes, des von Berliner Romantik und Berliner Schick umwitterten Lebemännleins anzustaunen. Seine Zeitungen hatten ihm blaue Wunder von der Eleganz, der Grazie des Fräulein Goltz erzählt; die Gerichtsreporter sprachen nur mit verzücktem Augenaufschlage von der unsäglich pikanten Schönheit, die einen Grünenthal begnadet hatte. Thurmhoch hob in der öffentlichen Achtung das artige Fräulein der Umstand, daß sie außer der aufregenden Grünenthalerei auch noch eine Anklage wegen Verbrechens gegen das keimende Leben hatte erdulden müssen. Dieser Pinselstrich vollendete erst das Bild der rührenden Märtyrerin. Ein Bombenerfolg war ihr sicher, alle kitzelnden Fuhrmannsstücke und Märchenspiele der Saison hätten sich vor Ella Goltz verstecken müssen. Selbst die Pseudo-Entrüstung der zu Ellas five o'clock-tea geladenen Zeilendichter trommelte ihr Reclame, erhöhte die fieberhafte Spannung. Da hielt die Polizei sich für berechtigt, das öffentliche Auftreten der Dame zu verbieten. Ella Goltz hatte dem Olympia-Riesen-Theater zugesagt, dort die ebenso blößeureichen wie dankbaren Rollen eines Modells und einer Göttin der Schönheit creiren zu wollen. Nun schnitt mittelalterliches Schergentum der Dame die künstlerische Existenz ab und erschwerte ihr das bürgerliche Fortkommen.

Man brachte die Cirkusdirection um ihren Clou, die Reichshauptstadt um den erlesensten aller dramatischen Genüsse — und das einem verstaubten Vorurtheil zu Liebe. Schlimmer noch. Die Maßregelung, die Fräulein Goltz betroffen hat, richtet sich wider den staatsbürgerlichen Stolz und gegen die Fundamente unseres Verfassungslebens. Gewiß, sie ist nur ein Glied in der endlosen Kette polizeilicher Bedrückungen und Verfolgungen, denen das deutsche Erwerbsleben seit geraumer Zeit ausgesetzt ist. Aber sie kennzeichnet sich daneben als das Aeußerste, was man bisher gewagt hat. Denn sie unterbindet das Recht auf Arbeit, das doch sogar ein Bismarck anerkennen mußte. Hinfort darf in Preußen das Individuum nicht mehr frei über sich selbst verfügen, darf nicht mehr ihm in die Wiege gelegte Gaben und Talente zu seinem Besten pflegen und ausnützen. Die Verfügung gegen Ella Goltz fällt, ohne Umschweife sei es gesagt, unseres Erachtens unter die Paragraphen des kommenden Zuchthausgesetzes. „Strengste Strafe dem, der einen Arbeitswilligen durch Drohungen oder Gewalt an der Arbeit hindert."

Vor wenigen Jahren hat ein der socialdemokratischen Partei nahestehender Volkswirth (Herr Rosenthal, in Firma Gebrüder Singer) den Lehrsatz aufgestellt, daß es jungen Mädchen unbenommen bleiben müßte, ihre Einnahmen auf dem von der Mutter Natur selbst gewiesenen Wege aufzubessern. Rosenthal, der mit seiner geistvollen Theorie die nationalökonomische Wissenschaft neu befruchtet hat, ist durch und durch Empiriker, was ihn vielleicht hinderte, die letzten Folgerungen zu ziehen. Man darf annehmen, daß er, im Gegensatz zu reactionären Socialpolitikern vom Schlage der Rodbertus, Wagner ꝛc., die Mädchenarbeit für nützlich und nothwendig hält; wenigstens hat er sie in Jahrzehnte langer Praxis als nützlich und nothwendig erkannt. Nützlich insofern, als er Dank ihr billige Mäntel erhielt; nothwendig insofern, als er ohne diese ihre Billigkeit nicht all' und jede Concurrenz hätte niederringen können. Rosenthal hat seine segensreiche Wirksamkeit und praktische Lehrthätigkeit inzwischen leider eingestellt. Sie hätten den scharfen Denker sonst zu der Erkenntniß

gebracht, daß nur eine Art der Mädchenarbeit wahrhaft lohnend ist, daß man durch das Verbot der Nachtarbeit aber diesen Erwerbszweig empfindlich schädigt oder ganz zu Grunde richtet. Welch ein Jammer, daß Männer seiner Art nicht in Arbeiterschutz-Conferenzen und socialpolitischen Commissionen zu Worte kommen! Daß nicht gebildete, aufgeklärte Praktiker wie er von Amtswegen den großstädtischen Polizeibehörden als Berather zuertheilt werden! So grobe Mißgriffe, wie die Verfügung wider Ella Goltz, die die besten Kreise des Bürgerthums verstimmen, wären dann sicher vermieden worden.

Ella Goltz' Bildniß hängt bereits in den Kunsthandlungen der Friedrichstraße, und die darauf angedeuteten Vorzüge ihrer Person werden den Käufer schon anlocken. Umsonst müht sich eine rückständige und freiheitsfeindliche Moral, vom beschränkten Standpunkte provinziellen Kaffernthums aus großstädtischer Entwickelung den Weg zu sperren. Heute, wo das Weib mit Nachdruck in den Kampf um ihre Gleichberechtigung eingetreten ist und alle Moderngesinnten, alle Aufgeklärten auf ihrer Seite hat, heute darf die Reaction nicht mehr hoffen, unsere Mädchen zu knebeln, ihnen das freie Verfügungsrecht über ihre Person zu nehmen. Mit Recht lachen daher alle günstigen und ungünstigen Weisen der ruhelos umirrenden lex Heinze, die dem vom früheren, bestätigten Oberbürgermeister Zelle so beredt gefeierten Berliner Nachtleben neue Ketten schmieden soll. Polizeiknute und engherzige Gesetzgebung vermögen nichts über ein freies, hochcultivirtes Volk, das einer Goldelse in unabsehbar langem Zuge prächtiger Equipagen zur Gruft folgte, ihren Sarg mit Orchideen, Palmen und Lorbeeren umrankte. Sie vermögen nichts über eine Gesellschaft, die die Frauenfrage längst gelöst hat, die Frauen und Mädchen nur dann verhungern läßt, wenn sie sich dem liebreichen Baal nicht folgsam in die heißen Arme werfen. Ueber eine Gesellschaft, die Ella Goltz nicht nur als Göttin der Schönheit, sondern auch als unrechte Verkörperung der Berolina bestaunt und anbetet.

Caliban.

Der Bildhauer-Streit.

Unsere Zeit steht im Zeichen der Streiks und Boycotts. Der Kampf um die selbstständige wirthschaftliche Existenz erhält durch den energischen Protest der Berliner Bildhauer-Vereinigung gegen die Massenfabrikation von Kaiserdenkmälern eine bemerkenswerthe Illustration. Der maschinelle Betrieb und der großcapitalistische Waarenumsatz zersetzt nicht nur mit unheimlicher Beständigkeit den Mittelstand, das „Bollwerk des Staates", sondern sucht nunmehr auch einen Berufsstand, der bisher abseits der wirthschaftlichen Kämpfe gestanden hat, die Künstlerschaft, in das Bereich seiner Machtvollkommenheit zu ziehen. Die Bildhauer-Vereinigung hat als erste Künstlerorganisation die Initiative zur Wahrung ihrer beruflichen Interessen ergriffen. Den Anlaß dazu bot eine sonderbare Geschäftspraktik der Gebrüder Gladenbeck, Bildgießerei in Friedrichshagen. Diese Fabrikanten stellen Reiterstandbilder Wilhelm's I. nach einem kleinen Modell des verstorbenen Professors Keil en masse her. Das Vervielfältigungsrecht ist von ihnen von der Wittwe des Künstlers gegen eine Tantième von 500 Mark für jede Ausführung erworben. Die Vergrößerung geschieht auf mechanischem Wege mittels der Punktirmaschine, wodurch die selbstständige Arbeit des Künstlers völlig überflüssig gemacht wird. Die Ausführung der Arbeit kann daher nur eine mangelhafte sein, da erstens die Maschine nicht immer präcis arbeitet, zweitens die bei einem kleinen Modell wenig in Betracht kommenden Unrichtigkeiten sich in der großen Ausführung recht störend bemerkbar machen können. Ist schon die maschinelle Herstellungsart von Denkmälern vom künstlerischen Standpunkt durchaus zu verwerfen, so ist die Massenfabrikation derselben eine noch weniger erbauliche Erscheinung und schädigt den ausführenden Künstler auf das Empfindlichste in seinen wirthschaftlichen Interessen. Seit Einbruch der Denkmalepidemie im Deutschen Reich ist der Fabrikant als gleichberechtigter Concurrent auf den Plan getreten. Mehrere Gießereien haben schon zu Dutzenden Kaiser- und Kriegerdenkmäler auf den Markt geworfen. Was kümmern sie die künstlerischen Gesichtspunkte! Man muß die günstige Conjunctur benutzen, wo immer sie sich bietet. Und die loyalen Besteller, die seit Jahren schon die Werbetrommel für ein Kaiserdenkmal in jedem Städtchen rühren, fragen wenig danach, ob sie ein wirkliches Kunstwerk oder einen Massenartikel erwerben. Die Hauptsache bleibt, daß sie für wenig Geld ein Prunkstück für den Marktplatz erhalten, dessen Enthüllung eine herrliche Gelegenheit zu festlichen Gelagen und zum Halten von Bierreden bietet. Die Errichtung eines Denkmals ist ein Act der Pietät. So nahm man bisher an. Wie die Verhältnisse heute aber liegen, könnte man darin eher einen Act der Modethorheit erblicken.

Man wird von anderer Seite geltend machen, daß durch die verbilligte Massenproduction von Denkmälern die Kunst popularisirt werde. Wenn das Original ein wirkliches Kunstwerk ist, dann mag dieser Standpunkt seine Berechtigung haben. In den meisten Fällen ist dies aber nicht der Fall. Für den Denkmalfabrikanten kommen künstlerische Fragen nicht in Betracht. Modell bleibt Modell, wenn es nur für die Fabrikation keine Schwierigkeiten bietet und nicht zu theuer kommt. Ein findiger Unternehmer wird sich daher einen unselbstständigen Bildhauer auf Tagelohn engagiren, dem er seine Wünsche in die Finger dictiren kann. Das Schöneberger Kaiserdenkmal, das in vielen Exemplaren im Deutschen Reiche anzutreffen ist, ist ein Beleg hierfür. Den Rekord in der Denkmalfabrikation haben aber die Gebrüder Gladenbeck erreicht, indem sie die Ausführung des „Kunstwerkes" der Maschine überlassen. Für die Provinz ist jedes Machwerk noch gut genug.

Ein anderer Umstand, der die Denkmalkunst in Verruf gebracht hat, beruht in der Minderwerthigkeit des Ausführungsmaterials. Galvanisirte Zinkgüsse sind in der patriotischen Kunst keine Seltenheit mehr. Dieses Material bietet, wenn es auch in seinem Charakter nichts Künstlerisches hat, wenigstens den Unbilden der Witterung für eine Reihe von Jahren Widerstand. Viel bedenklicher aber ist es, wenn sich Künstler und Fabrikanten dazu verstehen, ein Denkmal nach einem noch nicht bewährten technischen Verfahren, auf dem Wege der sogenannten Kerngalvanoplastik auszuführen. Wenn die Bildhauer-Vereinigung mit Erfolg den Kampf gegen die Schundconcurrenz führen will, dann muß sie in erster Linie darauf hinarbeiten, daß den Galvanobronceuren das Handwerk gelegt werde. Von dieser Seite droht der Kunst eine noch größere Gefahr. Die Württembergische Metallwaarenfabrik überschwemmt seit Jahren den Markt mit diesen zweifelhaften Producten. Ein Künstler, der es Ernst mit seiner Sache meint und der daher nur im besten Material seine Arbeit ausführen wird, muß in diesem Concurrenzkampf unterliegen, da die Preisdifferenz zwischen einer echten Bronce und einer sogenannten Galvanobronce zu erheblich ist. Ich habe bereits früher an dieser Stelle (siehe Gegenwart, Band 53, Nr. 14: Das Kunstgewerbe und die moderne Industrie) auf die Mängel dieser Technik hingewiesen, darum sei nur kurz wiederholt, daß eine Galvanobronce nichts weiter als ein mit einer dünner Kupferschicht überzogener Gypsguß ist. Im besten Fall kann man sie daher nur als ein Provisorium betrachten; daß sie für ein Monumentalwerk, das doch Jahrhunderte überdauern soll, das denkbar ungeeignete Material ist, liegt auf der Hand. Geräth einmal der Gypskern in Verfall, dann findet der dünne Ueberzug keine Stützpunkte mehr und muß nothwendig in sich zusammensinken. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in einigen Jahrzehnten eine allgemeine Denkmalkatastrophe einbricht. Das große Publicum, namentlich in der Provinz, weiß aber die Spreu nicht von dem Weizen zu unterscheiden, daher ist es Sache der Bildhauer-Vereinigung nach dieser Richtung hin aufklärend zu wirken und darauf hinzuarbeiten, daß die Denkmäler auch in einem Material ausgeführt werden, das im Einklang mit der Bedeutung der Sache steht. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes dürfen Denkmäler, für welche die Einwilligung des Kaisers erforderlich ist, nicht mehr in sogenannter Galvanobronce ausgeführt werden.

Einen Erfolg hat die Bildhauer-Vereinigung in ihrem Kampf gegen die Gießereien insofern zu verzeichnen, als die Meisten nach Androhung des Boykott von der weiteren Denkmalsfabrikation Abstand genommen haben. Es bleibt aber noch viel zu thun übrig, um die Schmutzconcurrenz in der Bronceindustrie, die allen auf eine künstlerische Erziehung des Publicums hinzielenden Bestrebungen zum Hohn auf eine Verwahrlosung des Geschmackes hinarbeitet, zu vernichten. Wenn einstweilen die Kräfte noch nicht ausreichen, diesen Augiasstall zu reinigen, so ist jedenfalls der gute Wille schon anerkennenswerth. Die Vereinigung beabsichtigt, in dem neuen Künstlerhause einen ständigen Verkaufsraum für kleine und auch größere plastische Werke einzurichten. Hat man den Vertrieb der eigenen Arbeiten übernommen, dann ist es nur noch ein Schritt, auch die Fabrikation in eigene Regie zu nehmen. Weßhalb sollte einer großen Organisation nicht gelingen, was vielen Privaten gelungen ist? Und bedarf denn der Künstler überhaupt des Fabrikanten als Mittelperson? Donatello, Verrocchio, Cellini und andere große Künstler haben auch den Broncegruß ihrer Arbeiten besorgt und sich nicht geschent, selbst mit Hand anzulegen. Ist es nicht für den Künstler und das Publicum im gleichen Grade beschämend, daß die Fabrikanten heute in der Kunstindustrie den Ton angeben, wie der Confectionär in der Kleiderbranche! Auf keinem Gebiet liegt der genossenschaftliche Betrieb günstiger als hier. In künstlerischer wie finanzieller Hinsicht wäre der Nutzen einer eigenen Gießerei für die Bildhauer-Vereinigung gleich wichtig. Die Fabrikationskosten würden sich außerordentlich verbilligen, da der namentlich für Kleinplastiken beträchtliche Unternehmergewinn in Fortfall käme. Die Vereinigung hätte es ferner in der Hand, das Gute in der Masse herzustellen wie heute das Schlechte hergestellt wird. Die Künstler könnten ihre Arbeiten dann auch billiger auf den Markt bringen als es jetzt möglich ist, und sie würden sich dabei entschieden besser stehen, ebenso würde auch das kaufende Publicum dabei nur profitiren. Der Schmutzconcurrenz wäre damit das Wasser abgegraben. — Einstweilen ist dies allerdings noch Zukunftsmusik. Quousque tandem?

Inzwischen vernimmt man wieder bewegte Klagelieder über das böse Concurrenzwesen oder — Unwesen. Die Bildhauervereinigung ist auch dieser brennenden Frage verschiedentlich näher getreten. Es dürfte jedoch schwer fallen, einen Modus, der den Wünschen Aller gerecht wird, ausfindig zu machen. In letzter Zeit ist namentlich von Staatsbehörden die beschränkte Concurrenz bevorzugt worden. Eine Anzahl bekannterer Künstler erhalten die directe Aufforderung, ein Modell für das in Aussicht genommene Denkmal gegen eine kleine Entschädigung anzufertigen. Ein Uebelstand ist dadurch beseitigt, der Künstler braucht wenigstens seine Arbeitskraft nicht ganz nutzlos zu vergeuden, — wo aber findet die Schaar der minder Bevorzugten eine Gelegenheit, ihr Können zu zeigen? Da ist die unbeschränkte Concurrenz immer noch der einzige

Ausweg, sie bietet jedenfalls dem Talent ein Mittel, sich durchzuringen, wie es das letzte Preisausschreiben zur Erlangung eines Monumentalbrunnens für die Stadt Bromberg uns lehrt. Das Urtheil der Jury dürfte im großen Ganzen auch von den Pechvögeln, die nichts bekommen haben, gebilligt werden. Nur ist in die schöne Harmonie wieder dadurch ein Mißklang gerathen, daß man sich entschlossen hat, eine Arbeit mit einer lobenden Erwähnung — ob auch mit klingender Münze, weiß ich nicht — auszuzeichnen, die nicht die Bedingungen erfüllt hat. Die Brunnenskizze sollte vollständig frei, von allen Seiten zugänglich, entwickelt werden, der ehrenvoll Erwähnte hat aber sein Modell mehr im Charakter des Wandbrunnens gehalten. Es liegt nahe, daß sich der Concurrent, der sich nicht um die Bedingungen kümmert, immer einen Vorsprung vor den Anderen hat. Ein bei Weitem größeres Aergerniß hat aber ein Vorgang, der sich auf einer Concurrenz zu einem Kaiserdenkmal für Hildesheim abgespielt hat, erregt. Der Bildhauer und Stuckfabrikant Professor Lessing war Mitglied des ehrwürdigen Preisrichter-Collegiums, plötzlich wurde er aber amtsmüde, legte seinen Posten nieder und tauchte alsdann als freier Concurrent auf dem Kampfplatze auf. Die Jury trug trotz alledem kein Bedenken, ihm einen Preis zu ertheilen. Was nützen da alle Anweisungen, welche die Bildhauer-Vereinigung den provinzialen Denkmals- und Festcomités mit auf den Weg giebt? Zuletzt entdeckt ein Stadtvater oder Kriegervereinler, der im Comité sitzt, immer noch eine wahlverwandte Seele, die man zu sich erheben muß.

Johannes Gaulke.

Dramatische Aufführungen.

„Das liebe Ich." Volksstück von C. Karlweiß. (Lessing-Theater.) — „Der bunte Schleier". Dramatisches Märchen von C. G. Reuling. (Berliner Theater.) — „Familie Jensen." Schauspiel von Edgar Hoyer (Berliner Theater). — „Der Schlafwagen-Controleur." Schwank von Alexandre Bisson. (Residenztheater).

Die Herren C. Weiß und Reuling sind in vieler Beziehung verwandte Geister, nur daß Weiß behender, Reuling ängstlicher scheint, Weiß' all zu oft den bauernschlauen Macher verräth, während Reuling's liebenswürdige Poetennatur sich nie ganz verleugnet. Nicht einmal in solch' einer bösen Verirrung, wie es der unglückliche „Bunte Schleier" ist. Weiß begann seine dramatische Laufbahn mit der kecken, wenn auch langweilig im Sande verlaufenden politischen Satire: „Der kleine Mann"; Reuling debütirte mit seinem ebenfalls an die politische Komödie grenzenden „Mann im Schatten", der wohl einen besseren Erfolg verdient hätte, als ihm an dem für solche Stücke nicht eingerichteten Deutschen Theater zu Theil ward. Beide Schriftsteller haben die Hoffnungen nicht erfüllt, die man frohgemuth auf sie setzte, und nun will es der Zufall, daß sie beide fast gleichzeitig den Tiefstand ihres Könnens zeigen — leider in einem der nachgerade Unbehagen schaffenden „Märchenspiele".

Bei Weiß wie bei Reuling ist das Märchengewand der armselig dürren Handlung nur so in aller Eile übergeworfen; man sieht die jammervolle Dürftigkeit doppelt deutlich unter den bunten Fetzen. Keine Spur von irgend welcher Märchenstimmung oder auch nur Märchenidee. Den Verfassern wurde es frühzeitig klar, daß der klägliche Stoff zu nichts Ganzem und nichts Halbem hinreichte, seine Abgedroschenheit und Alltäglichkeit sprang selbst ihnen in die Augen, und so entschlossen sie sich denn frohgemuth, aus der Noth eine Tugend und aus der nüchternen grauen Langweilerei eine schimmernde Feerie zu machen. Auch war es ja gerade herrschende Mode. Indessen, das Ennui ist dadurch nur grausamer geworden, daß man ihm eine falsche Etiquette aufklebte. Karlweiß' Volksstück erweckt einiges Interesse allein im letzten Act, wo der Autor sich auf seinen grobkörnigen Humor besinnt und geschwind noch so viel davon in die dünne Suppe wirft, als er erwischen kann. Reuling erhebt sich in seiner Malertragödie leider nie zu geschlossener Wirkung. Es ist ihm eigentlich bloß eine Figur gelungen, die des fauchenden, zischenden, lieben Kerl mit dem goldigen Künstlerherzen, und der bleibt Episode. — Karlweiß hat so gut sein „phantastisches" Vorspiel wie Reuling. Er läßt die Fee Humanitas vor den Feenrichtern Anklage erheben gegen einen hartherzigen Egoisten, den die Wiener Fee zu bessern verspricht. Der fragliche Egoist erweist sich sodann als ein ausgemachtes Scheusal. Aber nicht umsonst haben Dickens gelebt und Raimund. Wir wissen, wie es Mr. Scrooge, in Firma Scrooge und Marley, und wie es dem schlimmen Rappelkopf ergangen ist. Für den Fall wir es aber vergessen haben sollten, wiederholt es uns Herr Weiß, genannt Karlweiß, mit einer Genauigkeit, die dem Plagiat so ähnlich sieht, wie Herr Paul Hirschfeld Herrn Gerhart Hauptmann. Ein schrecklicher Traum bringt auch Florian Heindl, dies Kind Karlweiß'scher Laune, zur Einsicht. Er sieht seinen Sohn, den er aus selbstischen Gründen nicht zum Mitarbeiter im Geschäft machen will, als total verlumpten Einbrecher. Gusti, die Braut Heindl junior's, um die er den Sohn durch seine Verstocktheit gebracht hat, singt als Brettldirne gemeine Chansons. Sein alter Spezi, dem er in bedrängter Lage nicht beisprang, erschießt sich vor seinen Augen, er selber verarmt und muß als Diener seines reich gewordenen Hausknechtes Holz sägen. Dickens'sche Zartheit der Farben, Raimund's blühende Phantastik zeigen sich in all' dem gerade nicht, und die warme, ergreifende Innigkeit des Londoner Poeten fehlt wie der Gemüthston des Wieners. Der ganze Gespensterspuk läßt kalt, lebt nicht durch sich selbst und verurtheilt sich dadurch selbst. Im Schlußacte wacht Heindl auf und wird, risch rasch, ein braver, hilfsbereiter Mensch. Wie bei Karlweiß, kennt man auch bei Reuling vom ersten Worte an Entwickelung und Ende des Spiels. Nicht die kleinste Ueberraschung stellt sich ein — und doch verlangt just das Märchen Wunderbares. Reuling's Maler Pfeifer, um den im opernhaften Vorspiel die Fee des Lichtes und der Dämon des Goldes streiten, der sie sogar zu einer feierlichen Wette nach faustischem Vorbild veranlaßt, ist ein ganz und gar nicht faustischer, des umständlichen Elfen- und Feenapparates völlig unwürdiger Herr. Er hungert nach junger Maler Art und erliegt der Verführung, wie Andere auch. Aber sehr schlecht kleidet es diesen Ringenden, mit dem wir zittern und hoffen sollen, daß er scrupellos im Wohlleben untertaucht und Gewissensbisse erst dann spürt, als er wie Willy Janikow nicht mehr „arbeiten" kann. Die Prostitution des Künstlers, die knirschende Selbsterniedrigung ist gewiß eine furchtbare Tragödie, so weit es sich dabei um die Vorgänge in der Künstlerseele handelt. Reuling jedoch zeigt uns fast nur die reizlosen äußeren Ereignisse, näher bringt er uns seinen tristen Helden in allen fünf Acten nicht. Fratzengaukelspiel, das weder den Autor noch den Hörer fesseln und ergreifen kann, öde Steppe, der sogar jeder rohe, stoffliche Reiz fehlt. Wir hoffen, daß Reuling endlich wieder erkennt, wo seine Begabung liegt, und daß er nach dem unfruchtbaren, staubigen Umwege über die Sechsdreierkomik, die Realisterei und den Märchenschwindel zurückkehrt zur socialen Satire, seinem Felde, das seines Pfluges harrt!

Im Berliner Theater finden wir schon wieder den Tingeltangel und seine Heldin. Nach Zaza nun Kathinka, und Beide natürlich in Frau Prasch-Grevenberg verkörpert. Die Direction, die sich nachgerade dieses Variété Milieus ein wenig zu schämen scheint, hat an die Blätter einen Waschzettel im Klippschülerstil verschickt, worin sie die Kritik belehrt, daß es sich um ein hochmoralisches, ein sehr gutes Stück handle, und daß der Verfasser ein Schüler Ibsen's sei. Als wäre dies nach all' den traurigen Ibsennachahmungen, die wir erdulden mußten, noch eine Empfehlung! Es ist ja möglich, daß dem strebsamen Dänen auch Ibsen vorgeschwebt hat, aber er copirt doch nur Aeußerlichkeiten; seines Geist es verspürt er keinen Hauch. Die beabsichtigte Gesellschaftssatire bleibt in der Caricatur, das Schauspiel im Melodram stecken. Alles ist mühsam construirt, nach der Schablone, aus zweiter Hand. Die Eltern, die von der Schande ihrer Tochter leben, haben wir auf der Bühne schon öfter und besser gesehen. Noch unmöglicher ist die Tochter selbst, die sich durchaus nicht als Wirthschafterin verkuppeln lassen will, dafür in all' ihrer sittlichen Entrüstung eine Tingeltangelsängerin und öffentliche Dirne wird und zuletzt ihrer sauberen Familie eine Moralpauke hält, frei nach Sudermann's „Heimath". Der treffliche Sommerstorff hat als Journalist eine donnernde Philippica gegen das Variété und dessen verderblichen Einfluß zu halten. Er richtet sie mehr an das Publicum. Hoffentlich profitirt auch die Direction des Berliner Theaters davon.

Im Residenztheater ist Herr Lautenburg von den deutschen Talmipariserin der letzten Novität zu den echten Franzosen zurückgekehrt. Gewiß nicht zu seinem Schaden, denn in einer einzigen Scene von Bisson, Feydeau oder Valabrègue steckt mehr Erfindung und Humor, mehr Bühnen- und Weltkenntniß, als in einer ganzen abendfüllenden Imitation der Herren Kraatz und Stobitzer. Auch Bisson's neues Stück ist ein zwerchfellerschütterndes Sammelsurium von drastischen Situationswitzen. Monsieur Godefroid will sich scheiden lassen, um ein junges Mädchen zu heirathen, und spiegelt zu Hause vor, er habe eine Stelle als Schlafwagen-Controleur gefunden, in welcher er von Donnerstag bis Montag Dienst habe. An diesen Tagen weilt er aber bei der Familie Charbonneau und ihrer Tochter auf Freiersfüßen. Leider giebt es einen wirklichen Controleur gleichen Namens, und der Doppelgänger wird entlarvt. Selbstverständlich hat das Stück seine verschiedenen Trucs. Diesmal nicht der tonkinesische Klaps, aber etwas Aehnliches. Zuerst eine Dame, die allen Männern zunickt; aber wie bei Victor Hugo's homme qui rit ist das nur ein unschuldiges Naturspiel oder vielmehr eine nervöse Muskelzuckung. Dann ihr Vater, der diese Eigenthümlichkeit seiner Tochter ausbeutet, indem er die so herangewinkten Männer zum Duell fordert, aber sich mit einer Bordeauxbestellung begnügt, denn er ist seines Zeichens Weinreisender. Ferner ein Phonograph, der die böse Schwiegermutter — wie der Teufelsbanner Léo Taxil — mit der Stimme des Erzengels Michael einschüchtert, um sie der Scheidung geneigt zu machen; doch der Apparat richtet sich zuletzt gegen den Betrüger selbst, so daß dieser den Verstand zu verlieren glaubt. Der Witz ist ja nicht sehr wählerisch, „d'un comique lugubre", wie der Franzose sagen würde, recht eigentlich Irrenhauskomik. Aber wie wird das Entsetzliche von Herrn Alexander so drollig in das Gebiet des reinen Humors hinübergespielt, so daß man alle ästhetischen und ethischen Bedenken herzlich niederlachen muß. Und wie wird im Residenztheater überhaupt gespielt! Wir wissen nicht, ob Meister Lautenburg das Stück in Paris gesehen hat. Aber Nachempfindung oder eigenste Regiekunst, gewiß ist, daß ihm kein College das nachmacht. Das Residenztheater ist zur Zeit wohl die einzige Bühne in Berlin, wo man noch ein künstlerisches Zusammenspiel sehen kann.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag der Roßberg'schen Hofbuchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus.

Von

Dr. Karl Walcker,

Privatdozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ordentlichem Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Vierte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mark.

Manuscripte

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig
(gegründet 1883).

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Lübke: Grundriss d. Kunstgesch. 1887, Lwbd. 10 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Klein: Gesch. d. Dramas 15 Hfrbde. 50 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Ill. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Ill. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Nansen: In Nacht und Eis mit Supplement 3 Lwdbde. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung d. **Verlag der Gegenwart** in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Zeitschrift für ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall- und Montanindustrie.***

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues ꝛc. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen ꝛc zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** ꝛc. ꝛc. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie ꝛc., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Thüringisches Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Romane

von **guten** deutschen Autoren, mit **spannender** Handlung und zur Veröffentlichung in Zeitschriften und Zeitungen geeignet, werden **gesucht.** Angebote mit billigster Honorarforderung unter **J. F. 35** bef. d. Exp. d. Bl.

Neu!

Bismarck i. Urteil f. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Goth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der **„Gegenwart",** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 4. Berlin, den 28. Januar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der neue Landtag in Berlin. Von Kurd von Strantz. — Zur Religionsgeschichte. Von Lic. Theobald Keller. — **Literatur und Kunst.** Socialismus auf der französischen Bühne. Von A. Brunnemann (Paris). — Ein deutsch-römischer Bildhauer. Von Otto Lütgens. — **Feuilleton.** Nervös. Von K. S. Baranzewitsch. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Vom kleinstaatlichen Kriegsschauplatz. Von Nemo. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der neue Landtag in Berlin.

Von Kurd von Strantz.

In seinem neuen Heim ist der preußische Landtag eröffnet worden. Der stille Wahlkampf hat zwar äußerlich die Parteigruppirung im Abgeordnetenhause nur wenig verändert, aber doch die Festigkeit des Centrumsthurines bewiesen und das Uebergewicht der Radicalen freisinniger Färbung über den gemäßigten Liberalismus dargethan. Die Conservativen sind einem liberalen Ansturme nicht unterlegen. Leider ist das Bündniß der gemäßigten Parteien bei den Wahlen nicht zu Stande gekommen, so daß eben Centrum und Freisinn besser abgeschnitten haben, als es das gemeine Wohl zuläßt. Liberalerseits wurde als Wahlgespenst eine etwaige clericalconservative Mehrheit in's Treffen geführt, während auf der conservativen Seite ein Zusammenschluß aller Liberalen befürchtet wurde. Erfreulicherweise dankt der Freisinn weniger der nationalliberalen Unterstützung als vielmehr dem ziemlich offenen Wahlbündniß mit der geistesverwandten socialen Demokratie die relativ beträchtliche Vermehrung seiner Abgeordnetensitze. Hierdurch wird die Unmöglichkeit einer dauernden Verbindung der beiden großen liberalen Parteien in's helle Licht gerückt. Trotz der tapferen Fehdeansage an das Centrum hat der Nationalliberalismus nicht viel in seiner Vertretung eingebüßt. Aber jedenfalls hat der Wahlausgang gezeigt, daß Centrum und Freisinn die wirklichen Feinde der gemäßigten politischen Parteirichtung sind, wenn sich auch das Centrum regierungsfähig geberdet. Auf die Dauer werden die conservativen Elemente des Centrums doch nicht die Leitung der Partei behalten, wie wir das ja schon nach Windhorst's Tode gesehen haben. Die Demokraten und die unbotmäßigen Hetzcapläne gewinnen schon wieder die Oberhand, wenn die Regierung nicht stets willfährig ist, was sie aber um des Staatswohles willen unbedingt niemals sein kann und auch nicht sein wird. Ein Rückblick auf die Wahlen erscheint daher vielleicht nicht ganz unangemessen, um die Richtung anzugeben, in der sich allein eine gedeihliche parlamentarische Thätigkeit bewegen kann.

Das Gepräge der Wahlen zum preußischen Landtage zeigte zwei Merkmale, von denen eines bisher noch nicht beobachtet und geeignet ist, die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses in unerfreulicher Weise zu beeinflussen. Wahlbetheiligung der Socialdemokraten und Zusammenschluß aller Liberalen lautete die Loosung. Scheinbar stehen beide Schlachtrufe nicht in einer näheren Beziehung. Indessen ist thatsächlich ein Zusammenhang vorhanden. Der linke Flügel der Liberalen oder richtiger auch nur dessen äußerster Flügel wirbt unter obigem Stichwort um die Gunst nach links und rechts, wirft also offen die Socialdemokratie und den Liberalismus in einen Topf, um daraus eine ihm genehme Suppe zu kochen. Die Kampfgemeinschaft der bürgerlichen und socialen Demokratie lag ja schon klar vor Aller Augen. Jetzt handelte es sich um ein festes Bündniß und den von freisinniger Seite ausgesprochenen Wunsch bestimmter Abmachungen. Bismarck's Wort von den Fortschrittlern als Vorfrucht der Socialdemokratie ist wieder einmal durch die Erfahrung bestätigt worden. Die Socialdemokratie führt zum Anarchismus und Meuchelmord. Bebel, Liebknecht und Singer sind Geschäftssocialisten. Der reiche Confectionär Singer konnte nur als Socialist eine Rolle spielen, wie wenig auch sein geschäftliches Vorleben hierzu paßt. Die theoretische Gedankenkluft zwischen Anarchismus und Socialdemokratie, zwischen persönlicher Ungebundenheit des Einzelnen auch in staatlicher Beziehung und Zwangsstaat mit zuchthausähnlicher Knechtung des Willens hat die Praxis überbrückt. Der fortgeschrittene Socialist hat sich im gewöhnlichen Leben ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Lehre zum Anarchisten gemausert, wie Most und seine Freiheit beweisen. Da die Romanen überhaupt Messerhelden sind, so ist im europäischen Süden der Uebergang zur Propaganda der That noch schneller, als im schwerfälligeren germanischen Norden. Aber auch der weltklügste Socialist wird diese Entwickelung nicht aufhalten. Mit dem Bruder des Anarchismus sucht sich jetzt die geistesverwandte bürgerliche Demokratie gegen die verhaßte Reaction zu verbünden, ohne zwar deren angebliche schwarze Pläne gegen die Verfassung und die sogenannte Volksfreiheit zu kennen. Besonders die Geistesfreiheit soll ja von den Pfaffenfreunden bedroht sein. Die Mißachtung der geistigen Thätigkeit gegenüber der rohen Handarbeit scheint im socialistischen Lager doch an der Tagesordnung zu sein, was auch dem Freisinn mit seiner Professorenweisheit nicht unbekannt sein dürfte. Freilich sind die führenden Genossen nicht die arbeitsamen Tagelöhner, sondern meist anrüchige entlassene Rechtsanwälte, bezahlte Journalisten und selbst ein andererseits selbst gut zahlender Privatdocent, eine eigenthümliche Vertretung der schwieligen Arbeitsfäuste, welche die Kopfarbeit so sehr geringschätzen. Bismarck hat den Fortschritt einst verkappte Republikaner genannt. Wir beleidigen kaum selbst den maaß-

haltenden weiblichen Freisinn, der nach rechts schielt und sogar flottenfreundlich ist, wenn wir ihn im Grunde seines Herzens vielleicht halb unbewußt als republikanisch ansprechen. Der Monarchismus ist uns Deutschen trotz der elenden Kleinstaaterei, die noch keineswegs beseitigt ist, jedenfalls derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir uns schwerlich nach den freien französischen und nordamerikanischen Zuständen sehnen. Eine feile, vielköpfige Abgeordnetenkammer oder der König Dollar dürften doch wohl schlechtere Herrscher, als unsere angestammten Fürsten sein, die wahrlich keine gottähnlichen Cäsaren, sondern bloß gute Landesväter sein wollen. Faselt aber nicht Eugen Richter beständig vom drohenden Absolutismus und zielt er nicht auf den preußischen König, der im feudalen Herrenhaus der praktischen Wissenschaft und dem Handel Sitz und Stimme verliehen hat, ohne daß die übrigen Mitglieder sich gekränkt fühlen? Sicherlich sind die neuen Vertreter des modernen Wirthschaftslebens liberal gesinnt und doch sind sie ihren conservativen Genossen willkommen, die als böse und beschränkte Junker verschrieen sind. Sollen aber solche liberalen Elemente mit den Socialisten gehen, um auf deren Krücken sich in's Abgeordnetenhaus einzuschleichen, wie die freisinnige Volkspartei nur den Socialisten und dem Centrum ihre gesammten Sitze verdankt? In dieser Erkenntniß bedurfte freilich Richter seiner Wahlfreunde, um sich überhaupt zu halten. Ja sogar die gewiß freisinnige Berliner Lehrerschaft trat in einen politischen Ausstand und kündigte den liberalen Stadtvätern den Gehorsam, da die Hochburg des Fortschritts in der theuren Reichshauptstadt ihren Volkserziehern weniger Gehalt gewährt, als der angeblich lehrerfeindliche Staat dem Schulmeister in dem elendesten Ostelbierneste. Freilich in Geldsachen ist der Freisinn sich seiner Börsen- und Judenverwandtschaft wohl bewußt und hat gegen ein wenig capitalistische Ausbeutung nichts einzuwenden, was selbst seine socialistischen Freunde nicht wundert, die in dieser Beziehung den geöffneten Geldbeutel eines Herrn Aarons oder Herrn Singer wohl zu schätzen wissen. Der jüngst bekannt gewordene Beschluß des Ministers für geistliche Angelegenheiten und den Unterricht, daß Socialdemokraten den städtischen Schulausschüssen nicht angehören dürfen, hat auch dem Rickert'schen Freisinn Gelegenheit gegeben, die Socialdemokratie als eine gleichberechtigte, geistesverwandte radikale Reformpartei hinzustellen und insbesondere Herrn Singer seine Huldigung als dem ungekrönten König von Berlin darzubringen. Die Sprödigkeit der socialistischen Wähler für einen Fortschrittsmann zu stimmen, obwohl Herr Bebel hierfür seinen ganzen Einfluß eingesetzt hat, ist im Bedarfsfall der praktischen Erwägung gewichen, daß Demokraten jeden Schlages doch zusammengehören und man ja später die Rechnung für geleistete Dienste vorlegen kann. Der formelle Ablehnungsbeschluß des socialdemokratischen Parteitages bedeutete daher keineswegs eine Versagung der Wahlunterstützung im gegebenen Falle und sollte auch mehr ein Zugeständniß an die Massen sein, denen das parlamentarische Gebahren der Führer nicht gefällt, weil sie richtig ahnen, daß den bezahlten Agitatoren dieses friedliche Kampfspiel besser behagt, als revolutionäre Thaten, wo sie in erster Reihe ihre kostbare Haut zu Markte tragen müssen.

Wir müssen es als eine Selbsttäuschung bezeichnen, wenn ein sonst achtbares nationalliberales, aber auch unverbesserliches Manchesterblatt, wie die Nationalzeitung, deren Bankbeziehungen ein selbstständiges wirthschaftliches Urtheil doch sehr behindern, die Möglichkeit einer Wahlvereinigung aller Liberalen von dem gedachten socialdemokratischen Beschlusse abhängig machen wollte. Denn die Hintermänner der gedachten Zeitung, Vertreter des Großcapitalismus in den bedenklichen Formen des Großbankenthums, das allmälig die größten Industriewerke in seiner Hand vereinigt, konnten mit ihren erbittertsten Gegnern selbst gegen die gleichverhaßten Agrarier nicht unter gemeinsamer Fahne marschieren. Aber die Andeutung, im Falle einer officiellen socialdemokratischen Absage dem thatsächlich mit der Socialdemokratie verbündeten Freisinn auch von Seiten der Nationalliberalen gegen die rechtsstehenden Parteien beistehen zu wollen, dürfte weder politisch klug, noch wahrhaft national gedacht sein. Während alle Welt, England nicht ausgenommen, dem Freihandel den Rücken kehrt, bleibt es dem deutschen Michel vorbehalten, zum Vortheil einer kleinen, aber mächtigen Speculantengruppe den Schutz der nationalen Arbeit thunlichst ungenügend durchzuführen, obwohl ein großer Erwerbsstand, wie die Landwirthschaft, sich seit Jahren in dauernder Nothlage befindet, auch einzelne Industriezweige nicht viel besser gestellt sind. Die deutsche Fahrradindustrie ist z. B. trotz des ungeheuren Verbrauchs arg bedroht, da wir 3 Mk. Zoll für ein Fahrrad, dagegen Nordamerika 50—100 Mk. Werthzoll erheben. Jetzt ist eine Ueberschwemmung nordamerikanischer Eisen zu fürchten, während unsere Eisenausfuhr in die Union durch Prohibitivzölle völlig unterbunden ist. Sobald Deutschland auf dem Weltmarkte concurrenzfähig auch ohne Schutzzölle bleiben könnte, wäre es Wahnsinn, den freien Waarenaustausch zu belästigen, da theoretisch der Freihandel die beste Form des Verkehrs ist. Nur aus dieser abstracten Erwägung ist auch der deutsche Doctrinarismus zu erklären, der sich noch für die Beibehaltung des Freihandels begeistert, ohne durch selbstsüchtige Interessen hierzu veranlaßt zu sein, wie es thatsächlich bei vielen Kreisen der Börse indessen nachweisbar der Fall ist.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß bei der Verbindung politischer Parteien die äußerste Richtung stets über die gemäßigten Anschauungen den Sieg davon trägt. Je rücksichtsloser eine Partei die Schranken des Anstandes und der Maaßhaltung überschreitet, auf um so größeren Beifall kann sie bei der größtentheils urtheilslosen Menge rechnen, welche Kraftworte und Verunglimpfungen der Gegner schon um der Unterhaltung willen liebt. Gerade der gemäßigte Liberalismus hat diese Wirkung am eigenen Leibe verspürt, als sich Bismarck von der damals herrschenden Mittelpartei trennte und deren radikalen Elemente sich mit der Fortschrittspartei vereinigten. Dieser Vorgang ist bedauerlich, aber in der menschlichen Natur begründet. Hierzu kommt noch, daß sonst verständige Leute im Wahlkampf alle Ueberlegung verlieren. So ist es in Mitteldeutschland bei einer Ersatzwahl zum Reichstag im Jahre 1895 vorgekommen, daß sonst keineswegs linksstehende Nationalliberale in Folge gegenseitiger Verhetzung für den Candidaten des Richter'schen Freisinns stimmten, der offen um die socialistische Unterstützung gebettelt und lediglich Dank dieser Hülfe schließlich gewählt worden ist. Der linke Manchesterflügel der Nationalliberalen wußte daher sehr wohl, daß er mit dem Freisinn bei einem Wahlbündniß am meisten gewinnen und die agrarischer Neigungen verdächtige rechte Seite der nationalliberalen Partei Boden verlieren würde. Die Folgen auf conservativer Seite konnten nicht ausbleiben, da naturgemäß die kirchliche Gruppe dort die Oberhand erhält und mit Freuden etwaige Cartellaussichten bekämpft. Das freisinnige Kuckucksei hat theilweise seine Wirkung im nationalliberalen Lager gethan und die schon abgewirthschaftete Fortschrittspartei ist auch richtig, wie in den Reichstag auf socialdemokratischen und clericalen Stützen, so auch in den Landtag noch auf nationalliberalen Krücken gelangt. Die Taktik ist zu schlau ersonnen, um nicht auch sofort durchschaut zu werden. Das Gespenst der agrarischen Reaction hat seinen Eindruck nicht verfehlt und die unterstützenden Parteien sind um den Lohn geprellt, denn nirgends hatte der Freisinn an sie Mandate zu vergeben.

Bei einer äußerlichen Auffassung der politischen Gegensätze der verschiedenen Parteien liegt es nahe, ein einheitliches Handeln des gesammten Liberalismus für selbstverständlich zu halten. Der linke nationalliberale Flügel neigt auch that-

sächlich zum Freisinn, wie bereits die Secession von der Hauptpartei abgebröckelt und zum Fortschritt übergegangen ist. Der linke Flügel tritt ziemlich unverhüllt für einen schrankenlosen Individualismus ein, der offen das Recht des Stärkeren und die Ausbeutung des Schwächeren zur Loosung erhebt. Die nationale Gesinnung, die allein die Allgemeinheit und das ganze Volksthum im Auge hat, paßt schlecht zu diesen wirthschaftlichen Grundsätzen, die an Interessenselbstsucht jedenfalls die agrarischen Uebertreibungen weit übertreffen. Ist hier eine nothleidende Bevölkerungsschicht, die mehr für das Volksleben bedeutet, als der Großhandel, in ihren landwirthschaftlichen Forderungen vielleicht etwas zu einseitig und anspruchsvoll, so sucht die Börse die wirthschaftliche Freiheit doch nur aus sehr eigennützigen Gründen aufrecht zu erhalten oder vielmehr vollends zu verwirklichen. Der Kern des Nationalliberalismus war stets rühmlicherweise die Pflege und der Schutz des Nationalbewußtseins und ist ihm dieser Vorzug auch verblieben, als die Conservativen die partikularistischen und kirchlichen Neigungen hinter der rein nationalen Frage zurücktreten ließen. Die Nationalliberalen sind immer eine politische Partei geblieben und haben folgerichtig die Würdigung wirthschaftlicher Grundsätze den Parteiangehörigen ohne Fractionszwang freigegeben. Es mag dies parteipolitisch eine Schwäche gewesen sein, aber jedenfalls war es im besten Sinne liberal und ehrt die Partei selbst. Nur die zum Freisinn neigenden Börsenleute der Partei oder sonstige Doctrinäre haben die politische Freiheit mit der wirthschaftlichen Ungebundenheit verquickt, was um so auffälliger war, als das freie England und die großen Freistaaten Frankreich und Nordamerika wirthschaftlich reactionär wurden. Denn kein deutscher Schutzzöllner wird die französischen und amerikanischen Zollschranken ernstlich verlangen, die zu einer bedenklichen wirthschaftlichen Abschließung und zum dauernden Zollkrieg führen. Dabei wird nicht einmal der Umstand berücksichtigt, daß diese wirthschaftlichen Fragen nur in geringem Umfang zur Zuständigkeit der Bundesstaaten gehören, sondern vielmehr Reichssache sind, also gar nicht im preußischen Landtage entschieden werden. Nur die Grenzsperre aus gesundheitlichen Rücksichten für die Vieh- und Fleischeinfuhr in Ausführung des Reichsgesetzes über die Viehseuchen würde einzelstaatlich in Frage kommen. Fleischtheuerung ist daher das beliebte Schlagwort der Berliner liberalen Presse. Die Thatsache, daß lediglich der Ring der Viehcommissionäre und sogenannten Großschlächter, die gar keine Fleischer, sondern lediglich Händler und Speculanten sind, unter dem Vorwande der erfreulicherweise gestiegenen Fleischpreise diese geringe Verbesserung der Absatzverhältnisse wucherisch ausbeutet und thatsächlich künstlich eine Theuerung erzeugt, wird einfach verschwiegen oder sophistisch entstellt. Die Schwäche der Regierung gegenüber dem Geschrei der Viehhändler an den Viehhöfen der großen Städte, die Grenzen bald zu öffnen und bald zu schließen, obwohl die sanitären Umstände einen solchen Wechsel nicht erheischten, ist es allein zuzuschreiben, daß die deutsche Landwirthschaft auch sprungweise die Aufzucht der Schweine einschränkte oder vergrößerte. Der europäische Landwirthschaftsbetrieb, zumal wo die Schweinezucht das vielleicht einzige einträgliche Nebengewerbe des deutschen Bauern bildet, gestattet solche Aenderungen in der Wirthschaft nicht, wie sie in Amerika wohl möglich und üblich sind. Der Zwischenhandel steckt allein den Hauptgewinnst ein und hindert den unmittelbaren Verkehr zwischen der Landwirthschaft und dem Handwerk, zwischen Züchter und Fleischer. In Berlin giebt es sogar zwei Arten von Drohnen, die schließlich den Verbraucher belasten und zugleich Züchter und Fleischer ihres gerechten Verdienstes berauben. Es sind dies die Viehcommissionäre und die Großschlächter, die beliebten Besucher der Spielhöllen und Mädchenkneipen, worüber der Gerichts- und Polizeibericht von Zeit zu Zeit erbauliche Enthüllungen giebt. Die „Münchener Allgemeine Zeitung“ hatte daher gerade als führendes Blatt der süddeutschen Nationalliberalen dieses hetzerische Gebahren der Berliner Presse als Wahlschwindel gekennzeichnet, obwohl auch links-nationalliberale Blätter börsenfreundlicher Richtung sich lustig an der Fälschung der Thatsachen betheiligt hatten.

Anders liegen die Verhältnisse politischer Natur, die die innere Politik angehen und wo sich liberale und conservative Anschauung gegenüber stehen. Das Gebiet der Kirche und Schule bietet solche grundsätzliche Unterschiede dar, obschon bei dem aufrichtigen Wunsche einer Verständigung auch hier eine Versöhnung der Gegensätze möglich ist und gerade die Nationalliberalen als Mittelpartei zu Trägern einer solchen einigenden Politik besonders geeignet erscheinen, da schließlich bloß die äußersten Richtungen von links und rechts den Vortheil von einer Trennung der gemäßigten Anschauungen auf der liberalen und conservativen Seite haben. Sachsen bietet das löbliche Beispiel, wie die vermittelnde Richtung beider Parteien dauernd die radicalen und wirklichen reactionären Bestrebungen mit Erfolg im politischen Leben ausschaltet und die scheinbar unüberschreitbare Kluft der Parteigegensätze überbrückt.

Bismarck hat seiner Zeit aus wirthschaftlichen Gründen mit der Kirche und ihrer parlamentarischen Gefolgschaft einen vorzeitigen Frieden geschlossen und natürlich vom Centrum keinen Dank dafür geerntet. Er hat daher auch die Ultramontanen bis an sein Lebensende für Reichsfeinde gehalten, die ihn auch im Tode mit ihrem Hasse verfolgt haben. Mit der katholischen Kirche kann ein Frieden nur durch völlige Unterwerfung eines Theiles geschlossen werden; sonst giebt es gegenüber der römischen Anmaßung bloß einen Waffenstillstand. Seitdem ist Katholisch Trumpf, da leider der Deutsche katholischen Bekenntnisses seinen Glauben mit der politischen Parteigängerschaft verwechselt und dadurch zum Vaterlandsverräther unbewußtermaßen wird. In irdischen Dingen darf der Deutsche nur einen Souverän anerkennen, das Reich; thatsächlich stellt er einen italienischen Machthaber, der einflußreicher als je ist, über seinen heimischen Herrscher. Offen und beinahe schamlos wird die römische Steuer, der Peterspfennig, eingetrieben, während dasselbe Centrum keinen Groschen für die Machtstellung des Reiches bewilligen wollte. Ein verständiger Conservativer kann daher trotz der verwandten Gesinnung der gemäßigten Elemente des Centrums mit Leuten keine Gemeinschaft haben, die anerkanntermaßen nicht nur im Reiche, wie in Elsaß-Lothringen und in den sogenannten polnischen Provinzen, sondern besonders im Auslande, wie in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz, offene Feinde ihres und unseres Volksthums zur größeren Ehre des Papstthums sind. Der letzte Katholikentag hat das Triumphgeschrei der kriegerischen Kirche auch in bisher taube Ohren gellen lassen und gezeigt, daß ein Bund mit dem Centrum nur den Römlingen Vortheil bringt, auch wenn sie sich gelegentlich ein nationales Mäntelchen umhängen. Nur der vaterlandslose deutsche Katholik hat es freilich so weit in der nationalen Selbstentwürdigung gebracht, da selbst der internationale Papst sich in erster Reihe als Italiener fühlt und die Cardinäle einer Weltkirche fast ausschließlich und jedenfalls, sofern sie als thätige Mitarbeiter erscheinen, Italiener sind. Nur unsere nationalen Schwächlinge, die Ultramontanen, können diese nationale Schmach mit Gelassenheit ansehen und päpstlicher, als ihr geistlicher Oberhirt sein. Dabei verbündet sich diese kirchliche Partei mit offenen Religionsfeinden, wie den Freisinnigen und Socialdemokraten, um die nationalen Candidaten zu Fall zu bringen. Nur das mangelnde politische Verständniß hat daher auch die kirchliche Rechte auf die Seite ihrer schlimmsten religiösen und nationalen Gegner gedrängt, da freilich die Gewissensfreiheit der protestantischen Kirche zugleich ihre irdische Schwäche ausmacht. Andererseits war es unrichtig, aus Furcht vor der ultramontanen Umgarnung die Regelung des preußischen Volksschulwesens ab-

zulehnen. Der Zedlitz'sche Entwurf eines Volksschulgesetzes fand sein Gegenstück in allen liberalen Kleinstaaten. Er war daher auch zu sehr auf die Dorfschule und die confessionelle Einheit zugeschnitten. Der Mangel lag also gar nicht auf kirchlichem Gebiete, da die gedachten Bundesstaaten sämmtlich kirchlich liberal sind. Der Minister erkannte auch sehr wohl den Fehler und erklärte sich bereit, den berechtigten Ansprüchen der größeren Städte entgegen zu kommen und ein Gegengewicht gegen allzu großen kirchlichen Einfluß zu schaffen. Die Nutzbarmachung eines national gesinnten evangelischen Pfarrers für Schulzwecke, ist einfach eine Pflicht der Unterrichtsverwaltung. Der katholische Clerus läßt freilich in dieser Richtung fast Alles zu wünschen übrig. Ob man liberalerseits klug gehandelt hat, dem dabei beabsichtigten ultramontanen Ansturm durch eine nicht ganz sachgemäße Entrüstung, als ob die Geistesfreiheit bedroht sei, zu begegnen,. mag dahin gestellt sein. Der Rückzug der Regierung war jedenfalls staatsmännisch ein bedenkliches Zeichen und die Folge sicherlich eine bedauerliche Festigung der Beziehungen zwischen Conservativen und Centrum. Die Nationalliberalen hatten nicht eine Entchristlichung der Volksschule und eine Entfernung des Religionsunterrichtes erstrebt, und trotzdem fanden sie gerade bei ausgesprochen atheistischen Elementen ihre beste Unterstützung. Die Theorie der unpraktischen Professorenweisheit hatte in der Partei wieder einmal gesiegt. Die Regierung ging zum Danke mit dem Centrum, das gegenwärtig die ausschlaggebende Partei im Reiche und auch in Preußen ist, obwohl gerade dessen demokratische und kirchlich fanatischen Bestandtheile bisher die Oberhand hatten und bald auch wieder haben werden.

Der Wahlaufruf der nationalliberalen Partei wendete sich daher mit Recht zunächst gegen das Centrum und berührte nur beiläufig die politische Abweichung von den conservativen Parteien, was freilich den Unmuth des Manchesterflügels vom Schlage der Nationalzeitung erregte, die fast demokratisch in Junker- und Agrarierhetze machen wollte. Sie vergaß, daß es auch hervorragende agrarische Nationalliberale giebt, deren gewichtiger Meinung der Aufruf gebührend Rechnung trug. Auch conservativerseits wurde eine allzu heftige und über das Ziel hinausschießende ländliche Agitation, die mit den groben Mitteln der Aufreizung arbeitet, als durchaus unerwünscht erachtet. Der bevorstehende Ablauf der Handelsverträge wird bei deren Erneuerung die Gelegenheit bieten, unter Fortfall der sogenannten großen Mittel der Landwirthschaft wirksam durch Zollmaßregeln zu helfen, wie sie auch die Industrie beansprucht und erhalten hat, so lange eben die anderen Staaten sich durch Zollschranken schützen oder die heimische Landwirthschaft des staatlichen Schirmes vor dem übermächtigen Wettbewerb auf dem Weltmarkt bedarf. Nur ein thatsächliches Cartell der gemäßigten Parteien gegen die bürgerliche und clericale Demokratie, hinter der frohlockend die Socialdemokratie steht, kann eine Schädigung der gemeinsamen Interessen einer wahrhaft nationalen Politik verhindern. Auch in wirthschaftlichen Fragen, wie bei der angekündigten Canalbauvorlage, wird sich eine Einigung bei gegenseitigem guten Willen erzielen lassen, da die mehr bäuerlichen Conservativen nur Garantien gegen eine allzu große Verbilligung der Getreideeinfuhr auf dem Wasserwege wünschen, auch eine finanzielle Bevorzugung der Canäle gegenüber den Eisenbahnen auf Kosten der Steuerzahler sicherlich nicht am Platze ist. Die Mangelhaftigkeit unseres Canalsystems ist selbst von der extremen Rechten nie bestritten worden. Nicht volkswirthschaftliche Erwägungen betriebstechnischer Art haben den Widerwillen der Conservativen gegen den Ausbau der künstlichen Wasserwege hervorgerufen, sondern politische Bedenken auf dem Gebiet der Handels- und Zollpolitik. Die Hebung des Verkehrs im Binnenland ist eine so selbstverständliche und nöthige Forderung, daß selbst der beschränkteste Landjunker volkswirthschaftlich kein Gegner sein kann. Der um Absatzwege verlegene Osten soll ja gerade dem landwirthschaftlichen Verbrauche des Westens erschlossen werden. Das ost- und westpreußische Getreide hat concurrenzfähig den Rhein und die Weser nur zur See, also mit unendlichem Umwege und beträchtlichen Umladekosten erreichen können und muß sich dem Weltmarktspreise im Wettbewerb mit dem amerikanischen Brodkorn anpassen; ja es steht nicht günstiger als der russische Roggen, der gleichfalls über die Ostsee nach Westdeutschland verschifft wird. Also lediglich die Schutzzollfrage erschwert die conservative Beurtheilung bei der Canalvorlage, die aber wirthschaftlich und technisch gar nicht damit verquickt werden dürfte, wenn nicht die Caprivi'sche Handelsvertragspolitik mit der nutzlosen Preisgabe der Landwirthschaft identisch gewesen wäre. Die preußische Regierung braucht also nur in dieser Richtung die leider allzu berechtigten Einwendungen durch bündige Erklärungen über die künftige Reichspolitik auf diesem Gebiete zu entkräften und dem bisher nicht unbegründeten conservativen Widerstand ist der Boden entzogen. Hoffentlich kommt dann aber auch in Bayern die Ausgestaltung des Wegenetzes zu Wasser zu endlichem Abschlusse. Das norddeutsche Getreide kann dann auch im Inlande der auswärtigen Einfuhr im Süden Trotz bieten, wogegen jetzt der Rhein eine concurrenzlose Zufahrtstraße für die fremde Brodfrucht bietet.

Der conservative Wahlaufruf trug in Uebereinstimmung mit dieser Sachlage dem Wunsche einer Verständigung der gemäßigten nationalen Elemente gleich der nationalliberalen Kundgebung gebührend Rechnung. Die scharfe Absage an den Freisinn galt auch dem demokratischen Flügel des Centrums, der ja ebenfalls mit den Socialdemokraten liebäugelt und unbedenklich deren Hülfe in Anspruch nimmt oder ihnen gelegentliche Unterstützung gewährt. Ueberall trat das Bestreben hervor, jede unnütze Schärfe im Parteigepläukel innerhalb der wahrhaft staatserhaltenden Parteien zu vermeiden, um der Verhetzung der geistlichen, bürgerlichen und socialen Demokratie entgegen zu treten. Conservativ und liberal sind zwar gleichberechtigte Weltanschauungen, die das politische Leben vor Versumpfung bewahren. Der Hader darf aber das staatliche Leben nicht vergiften, sondern die Gegensätze müssen in der Richtung der nationalen und sonst einigenden Punkte ausgeglichen werden, um desto schärfer und in gemeinsamer Abwehr den zersetzenden Elementen der äußersten Parteien Einhalt zu gebieten. In diesem Zeichen werden die gemäßigten Parteien auch über die clericalen und demokratischen Widersacher siegen.

Trotz der Zunahme der Centrumssitze und der des Freisinns geben Conservative und Nationalliberale im Verein den Ausschlag. Die agrarische Uebertreibung findet jetzt nicht mehr den Beifall der Rechten, zumal die beiden letzten Jahre der Landwirthschaft günstig waren. Ferner legen weder die Conservativen noch die Regierung zur Zeit Werth auf ein allgemeines Volksschulgesetz, wie dringend eine organische Ordnung des Volksschulwesens gerade vom Standpunkt der Gesetzgebung sonst auch zu wünschen wäre. Schließlich ist die Canalvorlage ebenfalls auf dieser Seite einer verständnißvollen Würdigung sicher, zumal auch der öfters geäußerte Wunsch des Kaisers in dieser Richtung nicht ungehört verhallen wird. Streitpunkte innerhalb der alten Cartellmehrheit sind also gar nicht vorhanden. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch die versöhnliche Haltung der Kreuzzeitung, deren protestantisches Gewissen das Triumpfgeschrei der Ultramontanen mit Recht merklich verletzt hat. Diese Sachlage bietet zugleich eine Aussicht auf friedliche Erledigung aller Vorlagen dieser Tagung, mag auch die Verstärkung der antinationalen Parteien in den Verhandlungen hervortreten. Das Ergebniß werden sie nicht beeinflussen können. Freilich darf die gemäßigte Linke nicht vergessen, daß die steigende Macht der katholischen Kirche Verstöße der ecclesia militans mit Sicherheit erwarten läßt und auch leichtere Siege nicht

ausschließt. Die Militär- und Flottenfreundlichkeit des Centrums könnte im Nothfall im Reichstage schon mit der Aufhebung des Jesuitengesetzes bezahlt werden. Um so mehr ist eine Einigung des alten Cartells im preußischen Landtage geboten, um auch auf kirchlichem Gebiete solchen Ansprüchen entgegen zu treten. Der Freisinn schwärmt ja für die theoretisch so schöne Trennung von Staat und Kirche, deren Wirkung wir in den Vereinigten Staaten in dem raschen Fortschreiten des Katholicismus auf Kosten der gespaltenen protestantischen Schwesterkirchen sehen. Außerdem ist der amerikanische Katholicismus noch deutschfeindlich, was selbst die deutschen Katholiken ergrimmt. Natürlich ändert trotzdem der Freisinn seine geradezu staatsgefährliche Ansicht nicht und folgt dem ultramontanen Heerbann.

Zur Religionsgeschichte.

Von Lic. Theobald Keller.

Es sind über hundert Jahre her, daß Lessing den Satz aufgestellt: „Die Zeit wird kommen, wo in den Vordergrund treten wird der geschichtliche Christus und das Christenthum Christi und ein neues ewiges Evangelium wird damit entdeckt.“ Alles hilft dazu, der orthodoxe Druck, wie die Socialdemokratie. Nicht die Kirche, welche vor jeder freien Bewegung zurückschreckt, sondern die, welche meinen, die Feinde Jesu zu sein, wirken fast am meisten. Die Arbeiter haben Recht, wenn sie von dem officiellen Christenthum nichts wollen. Der historische Christus ist aus einer Arbeiterfamilie hervorgegangen, hat selbst das Schurzfell angehabt und 15—18 Jahre gearbeitet. Die Entwickelung zwingt die Pastoren, auf's Leben zu schauen und ihre Dogmen fahren zu lassen; so hat die Richtung auf die socialen Fragen die Wegwendung vom Dogmatismus zur Folge. Fragen wir: wohin deuten die Zeichen? so ist die Antwort: Eine neue Zeit zieht herauf, die Kirche und ihre Dogmen gelten nichts mehr; alle Welt sieht es ein, daß sie nichts werth sind. Es sind die moralischen sittlichen Kräfte, die in den Vordergrund treten, die Vorstellungen Christi über den Menschen und die Menschheit, über das Verhältniß von Mensch und Gott, und über Gott, die Grundsätze der Bergpredigt, das Reich Gottes und Jesus schreitet stärker durch die Menschheit hin.

Mit diesen Worten beschließt ein tapferer Gottesmann, der verstorbene protestantische Pfarrer in Karlsruhe, Georg Längin, sein tiefsinniges Werk „Der Christus der Geschichte und sein Christenthum“ (Leipzig, Otto Wigand). Dieses reine unverfälschte Christenthum Christi war sein Ziel. Der sonst so friedliche und freundliche Mann, der jede ehrliche Meinung achtete, aber auch das Gleiche für seine Ueberzeugung verlangte, hat für dieses sich muthig gewehrt, auch darin „ein allemannisch Gotteskind ohne Falsch“, wie ein Nachruf ihn nennt. Man hat sein ehrliches Eintreten für die Wahrheit der reinen Christuslehre oben und unten als bösartige, religionsfeindliche Friedensstörung eines unruhigen Geistes dargestellt und dies ihm gar deutlich zu fühlen gegeben. Die so klein dachten, haben freilich nichts davon gesehen, wie sein freundliches Auge leuchtete in heller Begeisterung über die stille Größe der Gestalt des geschichtlichen Christus, wie der greise Mann im Silberhaar von dieser seiner Arbeit jugendfrisch belebt und ganz erfüllt war, wie er oft aus seinem Arbeitszimmer herüberkam, um Frau und Sohn zu verkünden, was für eine neue Seite, nicht theologischer Betrachtung des Dogmen-Christus, sondern menschlich-natürlicher Art oder herrlich-idealen Schwunges sich ihm an der einfachen schlichten Gestalt des wirklichen Christus und seiner so vielfach verdeckten und entstellten Ideenwelt eröffnete. Längin, der von Lessing's Wort: „Die Religion Christi und die christliche Religion sind zwei ganz verschiedene Dinge“ ausgehend, nicht allein die geschichtliche Gestalt unseres Religionsstifters analysirt, sondern auch dessen ursprüngliche Lehre festzustellen sucht, ist vor Allem der Ansicht, daß das paulinische Christenthum über das Evangelium Jesu hinausging und es mit Lehren und Meinungen belastete, die nur vom jüdischen Vorstellungskreis aus verständlich und erklärlich waren, — und das Alles, trotzdem Paulus dem Judenthum die wuchtigsten Schläge versetzt hatte. „Dadurch wurde Christi Ideen der Boden entzogen. Das ist das tragische Schicksal seines Christenthums, das erst in der Reformation eine Auferstehung fand.“ Wie sehr dies der Fall war und die paulinischen Ideen einem großen Kreis der Christen unbekannt blieben, erhellt aus der 1875 von dem Metropoliten Bryennius entdeckten und 1883 herausgegebenen hochwichtigen Schrift „Die Lehre der Zwölf Apostel“, die ein überraschendes Licht auf das ursprüngliche Christenthum und die Zustände der ersten Christengemeinden wirft. Nach den gründlichen Untersuchungen Harnack's fällt ihre Entstehung in die Mitte des zweiten Jahrhunderts, also in eine Zeit, wo von keiner Sammlung der neutestamentlichen Schriften die Rede ist. Nach der Ueberschrift: „Herrenlehre (gestellt) durch die Zwölf Apostel den Völkern“ ist sie an die Heiden gerichtet und sollte die Lehren des Herrn in übersichtlicher, leichtfaßlicher und leichtbehaltlicher Form, nach ihren wichtigsten Bestandtheilen, zum Zwecke eines heiligen Lebens mittheilen. Sie sollte in gewissem Sinne die Dienste leisten, welche später die Sammlung neutestamentlicher Schriften der Christenheit geleistet hat. Die Schrift ist aber zugleich ein kostbarer Commentar zu den ältesten Zeugnissen, die wir für das Leben, den Interessenkreis und die Ordnungen der heidenchristlichen Gemeinden besitzen. Zugleich ist die Schrift eine Anleitung, ein kurzer Leitfaden darüber, worin Diejenigen, welche sich der Taufe unterziehen wollen, unterrichtet werden sollen. Gerade hierin liegt ihre Bedeutung nicht bloß für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart.

Die Schrift läßt sich in drei Theile zusammenfassen. Der erste Theil enthält die Gebote der christlichen Sittlichkeit oder den Weg des Lebens und des Todes. Er beginnt mit den Worten: „Zwei Wege giebt es, einen des Lebens und einen des Todes; es ist aber ein großer Unterschied zwischen den beiden Wegen. Der Weg des Lebens nun ist dieser: zum ersten, du sollst lieben Gott, der dich gemacht hat, zum zweiten, deinen Nächsten wie dich selbst; Alles aber, was du nicht willst, daß es dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht.“ Es ist schon hier von Bedeutung, daß der Verfasser obenan die Vorschriften eines christlichen Lebens stellt, wie es Christus auch gethan hat, nicht in dem Sinne, wie heute noch, um das Sündenbewußtsein zu wecken, sondern er stellt diese Forderungen hin als das ideale Ziel, nach dem die Christen ringen müssen, als die selbstverständlichen, nothwendigen Pflichten derselben. Er schließt sich dabei nicht an die zehn Gebote an, sondern geht zu Christus selbst und holt die zwei principiellsten Worte heraus, in denen die neue Gerechtigkeit im Unterschied zur alten kurz und knapp zusammengefaßt ist: du sollst lieben Gott deinen Herrn und deinen Nächsten als dich selbst, und was du nicht willst, daß es dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht; der letztere Ausspruch ist in doppelter Beziehung merkwürdig, denn er enthält von dem hier in Betracht kommenden Worte Jesu: Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen (Matth. 7, 12; Luc. 6, 31), die negative Form, die also schon im zweiten Jahrhundert im Gebrauch war, wie auch andere frühchristliche Schriften bezeugen. Dann zeigt es den genialen Instinct des Verfassers, der die hohe principielle Bedeutung dieses Wortes erkannt und es an die Spitze der neuen Gerechtigkeit gestellt hat, während die Katechismus-

literatur heute noch es als einen beliebigen Ausspruch Jesu behandelt und an irgend einer passenden Stelle einfügt, obwohl Jesus die principielle Bedeutung des Wortes, mit dem Zusatz ausdrückt: „das ist das Gesetz und die Propheten". Im Folgenden werden nun diese zwei Gebote specialisirt: die Lehre aber, die in diesen Worten liegt, ist folgende: „Segnet, die euch fluchen, betet für eure Feinde, fastet für eure Verfolger. Enthalte dich von fleischlichen Begierden. Wenn dir Einer einen Schlag auf den rechten Backen giebt, dem wende auch den andern zu und du wirst vollkommen sein. Wenn dich Einer zwingt, eine Meile zu gehen, so gehe mit ihm zwei." Ferner das Wort vom Mantel, vom schrankenlosen Geben ganz im Sinne Jesu nach Matth. 5, 38—48 in der Bergpredigt. Dabei werden die Worte im Ganzen getreu nach Matthäus wiedergegeben, aber doch wieder frei und mit Zusätzen versehen. So setzt er zu dem Wort: gieb dem, der dich bittet, hinzu: und fordere es nicht zurück, denn der Vater will, daß Allen gegeben werde aus den Gnadengaben, die ein Jeglicher empfangen hat. Dabei folgt nun ein merkwürdiges Wort über das Nehmen: „Selig der, welcher giebt dem Gebote gemäß . . wehe aber dem, der da nimmt. Zwar wer Mangel leidet und nimmt, wird ohne Schuld sein; wer aber keinen Mangel leidet, der soll Antwort stehen, warum er genommen hat und zu welchem Zweck." Gewiß ein Wort von ebenso großer Humanität als Weisheit.

Vom zweiten Capitel an werden nun des Nähern die Gebote der Nächstenliebe dargestellt. Da folgen zuerst Gebote für den Verkehr mit allen Menschen und was ihnen entgegensteht. Die Schrift weist nun zunächst eine Menge grober Sünden ab, wie sie in der heidnischen Welt häufig waren: Ehebruch, Knabenschänderei, Kindermord, falsches Zeugniß reden, schwache Doppelzüngigkeit, böse Anschläge schmieden, in Anklängen aus der Bergpredigt Matth. 5 oder an sonstige Worte Jesu. Die zehn Gebote sind nicht erwähnt. Dann folgen in Capitel 3 die Verbote aller feinen Sünden und die feineren Sittenregeln im Verkehr mit den Menschen. Dahin gehören Zorn, Lüsternheit, Aberglauben, Lüge, Murren (über sein Schicksal u. s. w.), Frechheit und niedere Gesinnung, und es werden die schlimmen Wirkungen dieser Gesinnung dargelegt; dann werden die Tugenden aufgezählt, welche im Verkehr obenan stehen sollen, es sind die Tugenden der Seligpreisungen: Sanftmuth, Barmherzigkeit, Demuth, Stillesein zu Gottes Führungen. Capitel 4 enthält die Gebote für das Verhalten der Christen untereinander und innerhalb der brüderlichen Gemeinschaft zur Dankbarkeit gegen die Lehrer, zu regem Verkehr mit den Christen, zur Warnung vor Spaltungen, zum Geben, zur Fürsorge für die Kinder, zum Verhältniß gegen die Sclaven. Es finden sich in den beiden Abschnitten schöne Worte, die ganz den Geist Jesu athmen und bekunden, das Evangelium, die christliche Religion sei echte Humanität. So im Verkehr mit allen Menschen: Keinen Menschen sollst du hassen, sondern die Einen überführen, für Andere beten und noch Andere mehr als deine Seele lieb haben. Dann für die Gemeinschaft unter den Brüdern: „Nicht sollst du den Dürftigen abweisen, sondern Alles mit deinem Bruder gemeinsam gebrauchen und nicht sollst du sagen, es sei dein Eigenthum; denn wenn ihr in dem Unsterblichen (in den höheren Dingen) Genossen seid, wie vielmehr in den vergänglichen Dingen." „Nicht sollst du in Bitterkeit deinem Sclaven oder Sclavin, die auf denselben Gott hoffen, befehlen, auf daß sie nicht die Furcht vor dem Gott verlieren, der über Beiden ist. — Ihr Sclaven aber gehorchet euerem Herrn, wie einem Abbilde Gottes in Scheu und Furcht." In Capitel V wird dann der Weg des Todes beschrieben. Es kehren die Warnungen vor denselben Sünden wieder, die oben schon genannt sind. Capitel VI enthält eine Mahnung zu christlicher Vollkommenheit und wie weit sie zu erreichen sei.

Eine zweite Abtheilung, die offenbar mit der ersten nahe zusammenhängt und die religiöse Unterweisung fortsetzt, beginnt mit Capitel VII. Sie bespricht die entscheidenden kirchlichen Handlungen und religiösen Uebungen: Taufe, Gebete, Gottesdienst und Abendmahl.

Die Taufe wird eingeleitet mit den Worten: „Betreffs der Taufe aber taufet also. Nachdem ihr obige Lehren alle vorher mitgetheilt, taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" (VII, 1). Während in der ganzen apostolischen Zeit die Taufe auf den Namen Jesu üblich war, ist sie hier auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes geboten. Der Taufe ging ein Unterricht vorher, nämlich die bisher dargelegten Lehren, der im Sinne Jesu ein im Wesentlichen moralischer Unterricht war. Von einem dogmatischen Unterricht, von einem Symbol, dem apostolischen Glaubensbekenntniß ist keine Rede, ebenso wenig wie beim Kämmerer von Mohrenland, oder den 3000 am Pfingstfest. Erst der Kampf mit dem Gnosticismus hat die Gemeinden veranlaßt, eine dogmatische Formel in den Vordergrund zu schieben und sich zu theologischen Schulen zu verengen. Auch bestimmte Personen, die die Taufe vollziehen, sind nicht genannt. Die Worte gelten allen Christen; vermuthlich taufte der Familienvater oder Mitglieder von den Aeltesten. Priester gab es noch nicht, und die Bischöfe und Diakonen hatten frühestens mit den kirchlichen Handlungen nichts zu thun. Die Taufe sollte in fließendem Wasser geschehen durch Untertauchen, die alte Sitte, doch läßt der Verfasser den Geist der Freiheit walten: Wenn fließendes Wasser nicht da ist, so taufe in anderem; wenn es aber unthunlich ist in kaltem, so nimm warmes. Wenn du aber beides nicht hast, so gieße aus auf das Haupt dreimal Wasser auf den Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes. Es ist dies das älteste Zeugniß für die Besprengungs (Asperations-)taufe, der also der Verfasser Gültigkeit zuspricht. Als besondere Vorschrift ist noch aufgestellt: „Vor der Taufe aber soll der Täufer und der Täufling fasten und etliche sonst, die es etwa vermögen." Dem Täufling aber gebiete, daß er einen oder zwei Tage vorher faste. Man muß bei diesen Anordnungen nicht übersehen, daß es sich um die Taufe Erwachsener handelt, von Kindertaufen ist in der Schrift nirgends die Rede. Da nur für den Täufling die Länge des Fastens bestimmt war, so folgt, daß der Täufer, der, wie schon angedeutet, meist ein ständiges Gemeindeglied war, der Forderung genügte, wenn er an dem Tauftage selbst noch nichts gegessen hatte. Die Sitte muß aber schon am Ende des zweiten Jahrhunderts abgekommen sein, noch früher die andere, daß die bei der Taufe Betheiligten mitfasteten, besonders in größeren Gemeinden.

Das Vaterunser ist im Wesentlichen nach Matthäus wiedergegeben. Merkwürdig ist die Lobpreisung (Doxologia), die bekanntlich Lucas nicht hat, am Schluß: „denn dein ist die Kraft und die Ehre in Ewigkeit." Es fehlt hier die Bezeichnung „ist das Reich". Dieser Zusatz fehlt nur in einer Evangelienhandschrift, die aus Oberägypten stammt, ein Beweis, daß auch die Lehre der Zwölf Apostel dort entstanden ist, wie Harnack ausführt. An welchen Stunden man beten soll, sagt der Verfasser nicht; vermuthlich sind die Morgen-, Mittag- und Abendgebete gemeint, die alten Ursprungs sind.

Wunderbar einfach sind die Vorschriften über das Abendmahl, die Eucharistie oder Danksagung, wie es der Verfasser nennt. Die Austheilung beginnt, wie bei Lucas (22, 17) mit dem Kelch, dann folgt das Brod, zugleich mit der Mahnung: Niemand esse, noch trinke von euerer Eucharistie, außer den auf des Herrn Namen Getauften, dann folgt das Schlußgebet. Die drei Gebete sind voll Schönheit, Einfachheit und Kraft. Sie klingen an Johanneische Bilder an, der Verfasser hat sie aus diesen Kreisen erhalten. Auch die Auffassung des Abendmahls in den Gebeten ist Johanneisch

Wie die „Zwölf Apostel-Lehre" zeigt, galten als die

„Lehre des Herrn", als die „Gebote Christi" in erster Linie die Sittengebote Jesu, weil sie in der Bergpredigt zusammengestellt sind: obenan die Feindesliebe, der Verzicht auf Geltendmachung seiner Rechte, eine weitgehende Wohlthätigkeit und Humanität, wie sie in den zwei Grundgesetzen sich ausspricht: du sollst lieben Gott deinen Herrrn und deinen Nächsten als dich selbst, und was du nicht willst, daß an dir geschehe, das füge auch keinem Andern zu. Die Christen der ältesten Zeit, noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts fühlten sich als einen Bund mit dem Zwecke, die Sittengebote Christi zu verwirklichen und ein heiliges Leben in der Welt darzustellen. Dabei war selbstverständlich vorausgesetzt und verbunden das Bekenntniß und die Anhänglichkeit und Verehrung Jesu Christi, als des Sohnes und Knechtes Gottes und zu dem Vater, der den Sohn und Knecht als das Heil der Welt gesandt hat, zu dem man sich in der Taufe auf den Namen Jesu bekannte, wie denn dieser Glaube an den Vater und den Sohn auch in der „Lehre Jesu" vorhanden war. Dazu kam die Hoffnung auf das baldige Kommen des Gottesreiches, die gleichfalls einen Bestandtheil der Lehre Jesu von Anfang an bildete: aber Alles, ohne sich in den Vordergrund zu drängen und sich von der eigentlichen Lehre Jesu loszulösen.

Es war natürlich und lag im Gang der Dinge, daß die einfachen Verhältnisse, wie sie die „Zwölf Apostel-Lehre" voraussetzt und darlegt, sich auf die Dauer nicht behaupten konnten. Längin weist nach, wie die fortschreitende Entwickelung, die immer machtvollere Ausbreitung und vor Allem der Sieg des Christenthums in der römischen Welt eine ganze Reihe Veränderungen sowohl in der Lehre und dem Leben, wie in der Verfassung der Kirche mit sich führten, die in dem Namen der katholischen Kirche zusammengefaßt werden. „Die Kirche wurde eine einheitliche und geschlossene Macht in der Welt. Doch so sehr diese Veränderungen und Organisationen einer geschichtlichen Nothwendigkeit entsprachen, so nahmen dieselben schon früh einen Charakter an, durch welchen sie sich in Widerspruch setzten mit den Einrichtungen und den Glaubensformen der apostolischen Zeit und immer weiter vom Evangelium Jesu sich entfernten. Die erste nachtheilige Wirkung war eine Scheidung und Trennung der Lehre vom christlichen Leben, des religiösen und des sittlichen Moments."

Die Gefahr der Entstellung des Christenthums Christi wurde größer, je mehr die ethische Seite zurücktrat, besonders seit der Zeit Constantin's dringen heidnische Elemente ein. Zwar ist es für dieses an und für sich einerlei, in welcher Form die Entwickelung geschieht, ob in der der „Kirche" oder anders. „Christus kümmert sich weniger um die Einzelvorschriften, er will Organisation der Gesammtheit auf dem Grund der ethisch-religiösen Anschauungen der Vater- und Bruderliebe. Auch darin ist er bewunderungswürdig, er zieht sich in die Einsamkeit zurück und läßt seine Jünger machen, wie sie wollen. Eine Kirche einzurichten, ist Jesus nicht gekommen, sondern das Reich Gottes zu begründen, das Staat und Familie, geselliges Leben und die gesammte irdische Thätigkeit umfaßt; am allerwenigsten aber wollte er eine Kirche mit hierarchischen Gliedern, eine Gemeinschaft, wo große Herren in seinem Namen die erste Rolle spielen. Eine Gemeinde der Menschheit ist sein Ziel. Die Kirche hat ihre große Aufgabe als das Mittel, die Grundsätze des Reiches Gottes zu verkünden, als Mittel, das religiöse Leben wach zu halten. Diese Aufgabe aber übersieht sie, und während sie nur Mittel sein soll, macht sie sich zum Zweck. Der ganze Katholizismus zeigt in seiner Entwickelung eine immer weitergehende Entleerung der moralischen Kräfte; selbst die Barmherzigkeit stellt er in den Dienst der Herrschsucht. Die römische Kirche arbeitet nur noch mit weltlichen Mitteln, sie erdrückt die Menschheit im Gesetzesdienst. Die größte Abirrung von Christus ist aber ein Priesterstand, Hierarchie und das Papstthum. Die römische Kirche als Institution mit dem infalliblen Papst an der Spitze und dem Gedanken eines einheitlichen Weltreiches ist die größte Verkehrung des Reiches Gottes. Demgegenüber ist selbst die Heiligenverehrung nicht so schlimm."

Die Reformation bezeichnet wieder einen großen Schritt vorwärts in den Bemühungen um den Culturfortschritt, um das Reich Gottes. Aber sie wurde unterbrochen, und auch in dem Protestantismus sieht Längin die Abweichung vom Christenthum Christi stärker werden unter dem Fluche des Dogmatismus und des Orthodoxismus. Mit der Lehre von der Inspiration der Bibel, die den geschichtlichen Gang übersieht, wurde die Vermischung des Christenthums Christi mit überflüssigen Elementen im großen Stil getrieben. „Wie frei war doch Jesus in der Behandlung des Alten Testaments. Die Orthodoxie betont wieder nur das rein Religiöse und zwar das äußerlichste. Sie steht in demselben Verhältniß zum Evangelium Christi wie der Pharisäismus zum reinen Judenthum. Sie begeht fort und fort die „Sünde gegen den heiligen Geist", sie schmäht das, was am Geist Christi gemessen, ihm nahe steht. So nähert sie sich der römischen Kirche, liebängelt in der That mit ihr und läßt sich von ihr imponiren. Der Geist der norddeutschen Päpstlein, der preußischen Generalsuperintendenten, nimmt im deutschen Protestantismus immer mehr überhand, schon ist der Ruf nach protestantischen Bischöfen erklungen, und man beneidet die römische Kirche um das festgegliederte System ihrer Hierarchie. Wenn die herrschenden Kreise einen Glauben hätten an den Sieg der moralischen Kräfte in der Menschheit und deren Werth nicht so grenzenlos verkännten, so würden sie nicht von dieser Kirche so viel hoffen. Denn es ist geradezu ein Entwickelungsgesetz, daß ein solches Princip sich auslebt und sich zu Grunde richtet, indem es Haß und Abscheu aller Gutgesinnten weckt. Es sind kurzsichtige Seelen, die ob römischen Erfolgen staunen. Es ist verwunderlich, wenn dies Protestanten thun; sie haben vergessen, daß die reformatorischen Ideen die neue Welt geschaffen haben. Die ganze moderne Cultur ist ohne die Reformation undenkbar, und selbst die römische Kirche hat sich wenigstens in Deutschland nicht ganz ihrer wohlthätigen Einwirkung entziehen können."

Es scheint Längin staunenswerth, was man Alles für Christenthum ausgiebt. Nicht die Bergpredigt, nicht die neue Gottesanschauung, nicht die sittlichen Grundsätze, nicht die neue Betrachtung der Menschen im Verhältniß zu Gott und unter sich und das Ideal des Reiches Gottes, auch nicht die Selbstaussagen Jesu, sondern die Vorschriften und Bekenntnisse der Kirchenversammlungen werden als maßgebend für das Christenthum angesehen. Gerade die edelsten Geister, die Christus näher standen, wurden als Ungläubige bekämpft. Und doch ist unsere Zeit nicht so ungläubig, wie man sie darstellt. Praktisches Christenthum, das echte Christenthum Jesu ist viel vorhanden und überwiegt, die ethische Seite findet sich in allen Richtungen, wie auch die Ehrlichkeit. Aber vom Christenthum der Kirche wollen viele Leute nichts wissen und da haben sie Recht. Das sanfte Joch ist zum schwersten geworden gerade durch die Kirche. Die Leute folgen einem richtigen Instinkt, können ihn aber nicht begründen. Vielleicht trägt Längin's Schrift dazu bei, das Christenthum Christi wieder in weitere Kreise zu bringen.

Literatur und Kunst.

Socialismus auf der französischen Bühne.

Von A. Brunnemann (Paris).

In Frankreich wurde der „Germinal“ geschrieben: ein gewaltiges Epos vom Elend der Bevölkerung düsterer Kohlendistriete, ein erschütternder Klageschrei der unterdrückten Masse gegen ihre gewissenlosen Ausbeuter, der sich bis zum wilden Racheschrei steigert. Ob wahr oder unwahr — es wird Zola zum Vorwurf gemacht, nur den wandernden Arbeiter, den unzufriedenen Wühler und socialistischen Hetzer geschildert zu haben — alle Bilder sind mit wuchtigen packenden Strichen gezeichnet; Meuniers kraftvoller Meisel und Pinsel konnte nicht charakteristischere Typen schaffen. Und doch dachte Niemand daran, solche Gestalten auch auf die Bühne zu bringen. Die Dramatiker aller Culturländer haben reiche Ausbeute aus der socialen Frage gezogen — von den „Webern“ bis zu Björnson's „Ueber die Kraft“ II. Theil, ist so manche Arbeiterempörung über die Bretter gegangen —, doch unsere Nachbarn allein ergötzen sich noch immer am Pariser Sittenstück. Die Probleme sind dieselben geblieben, nur die Namen haben gewechselt. Statt der Augier und Dumas fils herrschen jetzt die Lavedan, Hervieu und Prevost, aber noch immer stehen die Liebesaffairen der Lebewelt der oberen Zehntausend im Mittelpunkt des Interesses. Freilich der romantische Flitter, mit dem sie früher herausgeputzt wurden, hat der unerbittlichen Strenge des Naturalismus weichen müssen; dafür ist das moderne Sittenstück reichlich mit individualistischen, psychologischen und „Ibsen'schen“ Theorien durchsetzt. Wohl brachte der Naturalismus die Proletarier auf die Bühne — doch aus ganz anderen Motiven, als inniger Theilnahme an ihrem Leiden und ihrer moralischen Noth, und dem Verlangen, sie emporzuziehen. Jenen Herren des Théâtre libre galt es nur, etwas mehr Schmutz als gewöhnlich aufzuwühlen, und die „bête humaine“ in noch krasseren Farben, als den schon bekannten zu schildern. Gelegentlich machten sich wohl auch die von Rußland importirten Mitleidstheorien, das liebevolle Erbarmen mit den Gesunkensten der Gesunkenen geltend, in denen noch immer das Streben zum Guten lebt.

Da lenkten ganz kürzlich erst zwei socialistische Dramen die Aufmerksamkeit auf sich, die fast gleichzeitig über hervorragende Pariser Bühnen gingen: „Les mauvais bergers“ von Octave Mirbeau und „Le repas du Lion“ von François de Curel. Leider verdrängte sie allzurasch der rauschende Erfolg des „Cyrano de Bergerac“ mit seinem Ritt in's alte romantische Land der „précieuses“ und ihrer chevaleresk-gutmüthigen Raufbolde und Anbeter. Beide sind mitten aus dem socialen Kampfe herausgeschaffen. Mirbeau's Stück spielt in einer großen Industriestadt. Jean, der durch alles Elend gehetzte Arbeiter, schneit als Mitleids- und Freiheitsapostel in die stumpfsinnig, in schweigendem Märtyrerthum dahinlebende Arbeiterschaar des Fabrikanten Hargrand. Er erleuchtet sie; er macht ihnen begreiflich, daß sie Menschen sind, nicht an die Maschine gekettete Thiere. Ferner predigt er den zum Strike Entflammten, daß es nicht allein gilt, materielle Güter zu erkämpfen, sondern ausschließlich um ein edleres, freieres Menschenthum zu ringen. Selbstverständlich begreifen ihn die armen Leute nicht, und viel ist es auch von ihnen verlangt, den requirirten Truppen muthig entgegenzutreten, wenn es sich nicht einmal um's reichlichere tägliche Brod, sondern um Erringung der idealsten Güter der Menschheit handelt, die durch Blut und Tod erkauft werden sollen. Doch, o Wunder; was Jean nicht gelingt, macht seine Geliebte, ein junges opfermuthiges, liebevolles Weib, möglich — ihr Beispiel vermag den Funken der Aufopferungsfreudigkeit in den verkümmerten Seelen zu erwecken, die, blindlings ihrem Führer gehorchend, in furchtlosem Heroismus für die „heilige“ Sache sterben gehen. — Ihnen gegenüber das feindliche Lager: genußsüchtige, bornirte Salonmenschen; ihr Mittelpunkt der Fabrikherr Hargrand, der Typus des Egoisten. Wie Björnson's Fabrikherr Holger ist er nicht bereit, ein Jota von den Forderungen seiner Arbeiter zuzugeben, wie Jener ruft er selbstbewußt aus: „Was wäret Ihr alle ohne mich? Wer hat das Alles geschaffen, Ihr oder ich?“ Zwischen den beiden Parteien steht Hargrand's menschenfreundlicher Sohn Robert, Märtyrer seiner unseligen Lage. Unfähig, eine Versöhnung zu bewerkstelligen, geht er dahin, wohin ihn sein Erbarmen und sein Gerechtigkeitsgefühl treiben. Es kommt zum furchtbar blutigen Zusammenstoß. Jean und seine Geliebte fallen mit der größten Zahl der Strikenden auf den Barrikaden. Ein verzweifelter Mann, schwankt Hargrand, der Sieger auf der Wahlstatt, dem Haufen von Todten und Verwundeten zu: „Ich bin jetzt ganz klein; ich bin jetzt ohne Hochmuth, sagt mir, wo ist mein Sohn?“ Da bringen sie ihn getragen, mit zerschmettertem Kopfe — und ein alter, vor Entsetzen blöd gewordener Arbeiter murmelt unaufhörlich: „Es ist Zahlungstag!“

Nicht Zola's, nicht Meunier's Künstlerhände holten diese Arbeiter von der Gluth der Hochöfen fort, aus den Tiefen der Kohlenbergwerke hervor. Zu weichmüthig, ja zu tugendhaft sind diese Proletarier gezeichnet, und ihr Führer gefällt sich auf zu unwahrscheinliche Weise in Bücherweisheit und rhetorischen Floskeln. Einwandfrei ist kaum eine Figur des ganzen dramatisch sehr geschickt gebauten Stückes — doch nicht um dieser Figuren willen ist das Drama der Beachtung werth: lediglich um den Hauch von Menschenliebe, der es durchweht. Nicht nur den oberen Zehntausend, die genießen wollen, der Masse, die nach einem menschenwürdigen Dasein verlangt, wendet hier einmal ein junger französischer Autor liebevollstes Interesse zu, mächtig die Lehre von dem allzustraff gespannten Bogen verkündend. Sie mußten fallen, die das Heil von Aufruhr und blutiger Rache erwarteten — das Gute aber an ihrem Thun, ihre heroische Aufopferungsfreudigkeit für den Nächsten wird sie selbst überleben, ein unzerstörbarer Keim für ein freieres, besseres, gerechteres Menschendasein. Innerlich zerstört ist das Leben des Egoisten, der den äußeren Sieg mit dem Leben seines Sohnes bezahlen muß und so in's Herz getroffen wird.

Noch wärmer, noch tiefer und durchdachter wird das Thema von Arbeitern und Arbeitgebern im „Repas du Lion“ behandelt. François de Curel zählt schon lange zu den besten jüngeren Dramatikern Frankreichs, unter denen er sich durch Gemüthstiefe und Aufrichtigkeit auszeichnet und sich in wohlthuender Weise von dem alles überwuchernden Parisianismus fernhält. In eines einzigen Menschen Seele werden hier die Welten von widerstreitenden Empfindungen enthüllt, zwischen denen das Herz des Volksfreundes schwankt; die idealistischen Theorien mit den von ihnen erhofften Wundern und ihr trügerisches Element, das sich so haltlos in der praktischen Wirklichkeit erweist. Ein Knabe, Jean de Saney, Sohn eines Edelmannes, dessen Ländereien reiche Ausbeute an Mineralien versprechen, tritt muthig an die Bahre eines verunglückten Arbeiters und hebt die Hand empor zum Schwur: „Diese Männer sterben für uns — ihnen will ich mein Leben weihen!“ Bewundernd sehen es Alle — nur zwei jetzt schweigende Getreue wissen, was das bisher schüchterne, verträumte Kind zum Opfermuth entflammt. Jener Arbeiter lag betrunken in den Galerien der Mine, die Jean in dem Wahn, seinen schönen Wald- und Jagdgrund zu retten, die Nacht zuvor unter Wasser gesetzt hat. Das ist das Vorspiel.

Wir treffen Jean wieder, früh zum Manne gereift. Ohne Rücksicht auf seine zarte Constitution hat er sich durch rastlose Studien zu einem machtvollen Führer in Sachen der

Arbeiterfrage emporgerungen und Unsummen zur Unterstützung der Enterbten verwendet. In ganz Frankreich macht er durch Vorträge für eine katholisch-sociale Bewegung Propaganda, die mit Hülfe der Kirche das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern wieder herstellen will. Sein leitendes Ideal ist, große Arbeiterfamilien zu gründen, über die die führenden Classen mit einer Art Väterlichkeit zu walten haben, „Der Reiche schuldet dem Armen Schutz und Hülfe", aber — Jean kommt nicht aus dem feudalen Grundzug seines Wesens heraus — „er ist vom göttlichen Willen privilegirt". Mit kindlichem Respect hat der Andere zu gehorchen und dankbar alle Wohlthaten anzunehmen, durch die der Ausgleich in der göttlichen Ordnung geschaffen wird. Jean scheitert: zunächst nicht an der praktischen Unausführbarkeit allzu idealistischer Theorien, denen die Gefahr eines Rückschrittes der socialen Verhältnisse anhaftet. Sie sind bisher noch im Zustande von Theorien verblieben. Er scheitert an sich selbst. Er, der sich als Opfergabe auf den Altar des Volkes legen wollte, sieht sich bejubelt, gefeiert; das Mädchen, dem sein Jugendstreich den Vater geraubt, gesteht ihm seine Liebe. Und wenn er die Größe seines Rufes mit der des geförderten Werkes vergleicht, erkennt er in bitterer Verzweiflung, daß er nur sich allein gedient hat. Eine tiefere Stimme noch kündet ihm, wie seine Unfähigkeit zum Opfer in dem Urgrund seiner Natur liegt, in der unausrottbaren Neigung, nicht zum Sichaufgeben, sich mit dem Geringsten gemein machen, sondern zur Auszeichnung, zum Glänzen. Von der Masse bejubelt werden ist ihm höchstes Glück. Vor seinen Augen steigt das Kind Jean empor, das einst glühend einen kleinen Märtyrer beneidete, dessen wächsernes Abbild und Reliquien vom Bischof geleitet, durch Reihen anbetenden Volkes getragen wurden. Diesen Jean hat der fanatische Volksredner nicht besiegt, er ist ihm in seinem Aufopferungsrausch kaum ein einziges Mal untreu geworden. Warum ihm die Arbeiter zujubeln, warum ihm die seines Heimathsortes zu ihrer Versammlung berufen, ist ihm ein Räthsel. Noch ahnt er nicht, daß seine ganze Macht in der Liebe besteht, die trotz alledem seine Worte beseelt und die auch die Geringsten herausfühlen. Von jener Liebe erwarten sie Alle das rettende, das befreiende Wunder, wenn sie auch seine Theorien bisher kaum verstanden, noch gebilligt haben. Der mit sich Zerfallene wird die leichte Beute seines Schwagers Boussard. Größer wie die Holger, die Hargrand, ist er ein schöpferisches Genie, das auf dem Boden Sancy's ungeheure Eisenwerke geschaffen hat, ein kühner Uebermensch, der nothwendig der Menschheit nutzbringend wird, weil seine Kühnheit der menschlichen Thätigkeit neue Bahnen erschließt. Für Boussard giebt es keine Menschenliebe — nur Achtung vor der menschlichen Arbeit und vor Denen, die sie fördern. Jean sieht Boussard's Werk und muß es bewundern. In triumphirender Ueberlegenheit aber ruft ihm Jener zu: Du bist ein noch größerer Egoist als ich, denn Dein Egoismus war steril; der meine zeitigte solche Früchte! Jean schweigt und sinnt: was er gesonnen, die Arbeiterversammlung wird es zeigen.

Dort steht er vor den Arbeitern seines Heimathortes, unter denen eine Strikebewegung gährt. Von ihm, ihrem wahren Freunde, erhoffen sie Rath, ein Wort des Trostes. Jean beginnt: In der Wüste, so führt er aus, stürzt sich der Löwe muthig auf die Beute und vernichtet, was er findet, in grausamer Mordlust. Um ihn her lauern die Schakale, zu schwach, sich selbst auf die Beute zu stürzen, und ist der König gesättigt, so schaaren sie sich um die Reste und halten ein üppiges Mahl. Wäre der Herrscher milde gesinnt und theilte die Beute zu gleichen Theilen — woher sollte er den Muth zum Morden nehmen. Wahrlich es würde dann nur wenig zum Vertheilen geben! Darum ist der Egoismus, der producirt, besser für die Masse, als die gebende, helfende Milde, darum muß sich die Masse vor dem producirenden Egoismus beugen und ihm den Löwenantheil überlassen — nur so wird auch sie noch reichlich gesättigt werden. Das erst bedeutet Jean's vollkommenes Scheitern. Das Vertrauen Derer, denen er sein Leben gelobt hat, verwandelt sich in Haß. Vergebens vertheilt er eine halbe Million unter die Arbeiter: seine Liebe wollten sie, nicht sein Geld. Und in der für Momente verblendeten Seele Jean's dämmert die Wahrheit des Apostelwortes herauf „Wenn ich mit Menschen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht". — — Praktische Thatkraft verbunden mit höchster Gerechtigkeit und helfender, selbstloser „thätiger" Liebe, das ist das ferne Ziel, das einzige Ziel, das der Volksfreund zu erstreben hat. Wird er selbst ihm muthig zuwandern und seinen Irrthum sühnen? Nein. Sein alter Kampf beginnt von Neuem, der Kampf einer edlen, aber selbstquälerischen Seele, die eine Rolle aus Pflicht übernommen hat und zum Bewußtsein kommt, daß diese Rolle ihrer wahren Natur entgegen ist. Robert, einer der Zeugen seines Knabenstreiches, wirft ihm seinen Verrath vor und schließt: „Wenn nun die Schakale nicht mit dem Löwen zufrieden sind und sich zufällig stark genug fühlen, haben sie dann das Recht, ihn zu tödten?" „Ist der Löwe nichts werth, so gebe ich sein Fell billig her!" ruft Jean aus und läßt sich willenlos niederschießen. Des Helden Seele krankt an einer seltsamen Neigung zu Extremen. Extrem bleibt er bis zum Schluß. Was nützt es ihm, was nützt es vor Allem den Arbeitern, denen er sein Leben geweiht hat, wenn er sich zwecklos morden läßt. Konnte er nicht wenigstens, kraft seiner klaren, besseren Erkenntniß, einen Keim von dem, was Noth ist, in die Herzen senken. Wäre es nicht förderlicher gewesen, den Enttäuschten sein Bedauern über den Gebrauch einer empörenden und deßhalb mißverstandenen Metaphero auszudrücken und sie mit weiser Milde führend, auf den langsamen Fortschritt, die allmälige Besserung menschlicher Verhältnisse hinzuweisen.

Wie dem auch sei: Der Verfasser des „Repas du Lion" hat sich mit ernstem Wollen in das Labyrinth von Widersprüchen versenkt, in das sich verirren muß, wer vom Schicksal, trotz seines redlichen Bemühens, nicht zum Volksbeglücker prädestinirt ward. Aber auch der Untergangsheld Jean öffnet die Thore, durch die wir in die Zukunft hinausblicken. Beide Dichter begnügten sich nicht damit, den sittlichen Verfall bornirter Genußmenschen zu schildern, der nur ein flüchtiges Zeitinteresse beanspruchen kann. Sie wollten etwas von dem ewigen Ringen der Menschheit um Glück und Gerechtigkeit zeigen, von den Versuchen zu helfen, vom Untergang des Unvollkommenen, vom inneren Triumph der Idee. Sie kündeten die Lehre von der langsamen, aber stetigen Entwickelung und Besserung der socialen Verhältnisse, die kein Gewaltact gewaltsam hervorruft, aber auch keine kalte Eigensucht gewissenlos zu hemmen vermag.

Ein deutsch-römischer Bildhauer.

Von Otto Lütgens.

Der jüngst verstorbene Berliner Maler Prof. Otto Knille hat einmal den Lesern der „Gegenwart" von den in Rom „hängen gebliebenen" deutschen Künstlern erzählt. Der bekannte Bildhauer Josef Kopf gehört zu ihnen. Auch er war nur Studien halber als Kunstjünger nach Rom gezogen, um die Bildhauerei zu lernen, aber dann hat ihn die Ewige Stadt zurückbehalten. Doch nicht ganz. Während so viele Landsleute von ihm am Tiber zu halben Römern wurden, wohl auch ganz verwelschten, entdeutschten und verkamen, hat Kopf die Brücken hinter sich nie verbrannt. Er blieb ein guter Deutscher, ein deutscher Künstler und gewann, ein neuer

Antäos, in fast alljährlicher Berührung mit dem Mutterboden immer wieder neue Heimathskraft. Bald hatte er da so wichtige und „hochmögende" Verbindungen geknüpft, daß er nur noch im Winter in Rom lebte, jeden Sommer aber in Baden-Baden in seinem eigenen Atelier. Nun hat der jugendfrische Greis sogar sein Erdenwallen selbst beschrieben*), und da können wir mit Genuß und nicht ohne Gewinn dieses Künstlerleben verfolgen von seinen einfachen Anfängen als bigott katholischer Maurer und Steinhauer in Württemberg bis zum geadelten Künstler, der mit gekrönten Herrschaften fast als Seinesgleichen verkehrt. Als Bildhauergeselle kam er 1852 nach Rom, wo er die päpstliche Mißwirthschaft bald von allen Seiten kennen lernte. Gleichwohl hatten die Künstler damals goldene Zeiten. Die Ateliers wurden von allen Fremden besucht, die sich für die Kunst interessirten, und von solchen, die lange Monate in Rom blieben, aus Neugierde und zum Zeitvertreib. Die Fremden, die nach Rom reisten, waren damals für die Künstler sozusagen von besserer Qualität als heut zu Tage; sie waren in der Regel reicher, wohnten nicht im Gasthofe, sondern mietheten sich größere Privatwohnungen und gaben Gesellschaften, in denen die Künstler bevorzugte Gäste waren. Kunstausstellungen gab es damals noch nicht, und wenn Jemand ein Kunstwerk aus Rom nach Hause mitnehmen wollte, so suchte er es in den Ateliers der Künstler selbst aus. Die Kunst in Rom stand in Deutschland in vorzüglichem Ruf, und Viele zogen es daher vor, in Rom selbst an Ort und Stelle zu kaufen. Sprachkenntniß, besonders im Englischen, war sehr förderlich für den Künstler: auch Persönlichkeit und nicht minder Empfehlung spielte in den Salons eine große Rolle, und wer gar die Frauen für sich hatte, kam am besten weg. Bald wurde Kopf Stipendiat seines württembergischen Landesvaters, und an Aufträgen für die hohen und allerhöchsten Herrschaften fehlte es ihm von nun an nicht mehr. Er modellirte unter Martin Wagner's Einfluß, schuf Statuen für die Königliche Villa in Berg, den Kaiser von Rußland u. A. In seinem Buch schildert er uns seine Lehrer und Freunde, auch den großen Cornelius und die verpfafften Veit und Overbeck. Auch seiner Mitstrebenden gedenkt er in seinen Tagebuchaufzeichnungen.

„Vor Allem muß ich hier des herrlichen Poeten, des eigenartigen Malers Arnold Böcklin gedenken, der auch noch nicht lange in Rom weilt und den ich dieser Tage kennen lernte. Wir Künstler sind von seinem Genie überzeugt, wenn das Volk und die Besteller auch nur spärlich von ihm Notiz nehmen wollen. Er malt mit blühender Phantasie seine Bilder fast ganz aus dem Kopf, nimmt zu seinen Figuren kein Modell, und wenn diese auch verzeichnet sind, so drücken sie doch immer das aus, was sie sollen. Böcklin hat sich so in die Antike hineingelebt, daß seine Werke aussehen, als wären sie in der Zeit der Faune und Silene entstanden. Heute traf ich Lenbach bei ihm, der ungekleidet an der Staffelei stand und auch einen Silen malte. Böcklin ist als Mensch die Einfachheit selber. Lenbach, der mir auch bis heute noch ein lieber Freund geblieben ist, fiel mir bald durch sein originelles Wesen, sein oft überraschend richtiges Urtheil über Kunst und Leute, durch seinen Humor und durch seinen oft treffenden Witz als ein nicht gewöhnlicher Mensch auf. Er malte damals den Titusbogen auf dem Forum." Und später einmal: „Böcklin, von dem ich schon lange mir ein Bild gewünscht, malte mein Porträt. Er hatte in Via Babuino eine kleine Wohnung und ein sehr bescheidenes Atelier. Er war damals noch im vollen Laboriren mit seinen Wachsfarben. Mein Porträt wurde in Tempera angelegt und dann mit Wachs überzogen — ich glaube, so verstand er die Stelle im Livius über die Malerei der Alten. Das Colorit hat sich auch im Laufe der Zeit herrlich erhalten, die Farbe fängt aber an abzublättern, und ich muß das durch den Gegendruck eines Glases zu verhindern suchen. Der eigenartige Künstler, so ganz anders als Andere, so ganz ein Wesen für sich, suchte in Allem der Sache auf den Grund zu kommen. So construirte er seine Wolken, seine Lüfte, selbst die Gesichter seiner Gestalten auf Grund einer Naturnothwendigkeit, was mich oft in Erstaunen setzte. Darin liegt das Geheimniß, warum Böcklin, auch ohne die Natur zu Rath zu ziehen, Landschaften erfinden kann, die der Natur doch im höchsten Grade entsprechen . . . Warum ein nackter Mensch im klaren Wasser nur mit zerstreuten Gliedmassen erscheint, hat mir Böcklin heute sehr geistreich auseinandergesetzt. Wo hat er dies Alles gelernt? Auch das Netz des zerrissenen Schaumes auf den Wellen zeichnete er mir vor. Nun beschäftigt er sich in Gedanken viel mit einer Flugmaschine und sprach so begeistert darüber, daß man ihm fast glauben muß. Doch fürchte ich, daß er damit viel Zeit verliert und doch nicht zum Ziele kommen wird . . . Zu gleicher Zeit, als Böcklin mein Profil malte, malte er auch das seiner Frau; er ist noch heute im Besitze desselben. Böcklin lernte seine Frau in Rom kennen; ihre Schönheit — sie sah aus, als wäre sie aus einem pompejanischen Bilde entsprungen — hatte ihn vollständig bezaubert. Vom Tage seiner Verheirathung an finden wir das interessante Gesicht dieser schönen Frau bei fast allen Frauengestalten Böcklin's wieder." In Basel besuchte Kopf später Böcklin, der hier auch den Bildhauer spielte: aus Sandstein hat er für ein Haus mehrere Köpfe gemeißelt. (Es sind dies die Fensterschlußsteine an der Kunsthalle mit Caricaturen von Köpfen seiner Baseler „Freunde".) Er erzählte Kopf von dem Kunstsinne der Baseler: „Hier halten sie mich für einen Narren; es ist mir schon begegnet, daß man, wenn man mir auf der Straße entgegenkam, auf die andere Seite hinüberging; man hat Angst vor mir!"

Auch von Makart erzählt Kopf Einiges: „Dieser kleine, stille, schwarze Mann mit seinen dunkeln, stechenden Augen, bei denen man kaum ein Weiß bemerkte, mit seiner ruhigen, einsilbigen Rede, war ein ganz Anderer, als ich ihn mir gedacht. Er war ein „stilles Wasser". Dieser Colorist im großen Stil, dieser Künstler von Gottes Gnaden, mit seiner üppigen, oft überschwänglichen Phantasie, war mir ein wahres Räthsel. Seine Frau, ein Stück seiner Malerei, voll kindlicher Schalkhaftigkeit, war nicht minder interessant. Auf einem Balle im Künstlerverein erschien sie einmal als Bacchantin in ziemlich echtem Costüm, was mich nicht störte, aber Andere." Dann von Anselm Feuerbach: „Er ist ein interessanter Mensch. Seine Freude an der Natur erquickte mich. Er ist ein sonderbarer Heiliger, — Freundschaft mit ihm ist nicht möglich! Oft schloß er sich geheimnißvoll in sein Atelier ein und zeigte überhaupt nur ungern, was er machte. Er war sehr musikalisch, und wir hörten ihn oft mit Begas musiziren. Am Abend im Café konnte er mit einem sehr gesprächig, sehr liebenswürdig sein, einen auf den nächsten Morgen zu sich in's Atelier einladen. Kam man aber an die Thür, so machte er nicht auf. Nach erfolgtem Anklopfen fing er darin an zu singen, damit man höre, daß er zu Hause sei. Traf man ihn auf der Straße, so schaute er an den Häusern hinauf, um einen nicht zu sehen. Auf diese Art war ein collegiales Leben mit ihm ganz ausgeschlossen, und man ließ den närrischen Menschen laufen. Feuerbach hatte ein Modell, das auch ich öfters benutzte, die Frau eines Schuhmachers, Nana; groß, ernst, mit interessantem Gesicht, herrlichen schwarzen Haaren, von Gestalt mager, aber nicht ohne eine gewisse Grandezza. Feuerbach brachte sie Jahre lang auf seinen Bildern an. Anselm Feuerbach besaß ein schönes Talent, eine hohe Ansicht über die Kunst war ihm eigen, doch steckte er sich oft zu hohe Ziele, und wenn er diese nicht erreichte, war er unglücklich, unzufrieden mit sich und Andern. Er war klein von Gestalt, hatte aber einen schönen, ausdrucksvollen Kopf." Und endlich citiren wir noch, was Kopf über Andreas Achenbach

*) Lebenserinnerungen eines Bildhauers von Prof. Josef von Kopf. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

erzählt: „Bei seinem Besuche in meinem Atelier haben wir abgemacht, daß ich seine Büste in Marmor mache, er mir dafür eine Landschaft male. Während der Sitzungen dieses merkwürdigen Mannes habe ich sehr viel gelernt. Aufrichtig und ohne Rückhalt zeigte er mir die Schwächen meiner Arbeiten, wobei er sich ganz auf den Standpunkt des Realisten stellte, den er seinen eigenen Arbeiten gegenüber gar nicht einnimmt. Jedes Wort, das er sagte, jede Ausstellung, die er machte, traf. Er ist ein geistreicher Kritiker, ein hervorragend gescheiter Kopf, und sein Schädel ist zur Plastik wie gemacht. Achenbach hat viel Witz, den er der Dummheit der Menschen gegenüber gern gebraucht; er ist voll Uebermuth und Selbstvertrauen als Künstler, aber nur Landschafter, dies jedoch ‚par excellence'! Die Italiener verstehen Achenbach gar nicht. Er ist ein Manierist, sagt der Eine — er macht Alles auswendig und hat seine eigne Welt, ein Anderer. Es ist höchst interessant, die italienischen Künstler über deutsche Kunstwerke urtheilen zu hören, und da ich deutsche Bilder besitze und italienische Künstler mich oft besuchen, so habe ich Gelegenheit, ihre Aussprüche zu vernehmen. Böcklin verstehen sie ganz und gar nicht: ich glaube, daß noch nie ein Italiener ein Bild von Böcklin gekauft hat: „Er ist ein Phantast, ein Manierist, der schlecht zeichnet und unklar denkt." Die Spanier hingegen sind für unsere deutsche Kunst enthusiasmirt, vor Allem für A. Menzel, von dessen Werken Photographien auf den Tischen ihrer Ateliers aufliegen. Die neueste Richtung, die oft in's Alberne und Kindische überschnappt, verstehen sie natürlich auch nicht."

Außer seinen Marmorgruppen und -figuren lieferte Kopf zweihundert Büsten. Darunter Kaiser Wilhelm I. (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), die verstorbene Königin der Niederlande, die Großfürstin Marie von Rußland, und er weiß manches Interessante von seinen „hohen" Modellen zu erzählen z. B. von der Prinzessin Alice von Hessen: „Sie war eine hochgebildete Frau; sie besaß eine große Menschenkenntniß. In religiösen Dingen war sie geradezu Freidenkerin. Der berühmte Strauß war ihr ein treuer Freund; er schrieb für sie das Leben Voltaire's in Form von Vorlesungen, ein „Meisterwerk von einer Biographie", wie mir Döllinger sagte. Strauß stand in stetem Briefwechsel mit der Prinzessin, und mit der Voltaire-Biographie setzte er ihr ein unvergängliches Denkmal für alle Zeiten. Eines Morgens während der Sitzung bekam die Prinzessin einen Brief. Sie besah die Adresse und öffnete mit zitternder Hand. „Verzeihen Sie!" sagte sie und las. Da ich durch das Modelliren gezwungen war, in ihr Antlitz zu schauen, bemerkte ich wohl, daß Thränen ihre Augen füllten. „Sollen wir aufhören?" fragte ich. „O nein! Hören Sie, was mir Strauß in diesem Briefe meldet." Ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte: „Ich werde ihn nicht mehr sehen, den aufrichtigen, treuen Freund." Dann nahm sie den Brief und las mir mit leiser Stimme vor: „Meine edle Fürstin! Ich muß Abschied nehmen für immer. Ich danke zuletzt noch für all' Ihre Güte und Freundschaft von ganzem Herzen. Wenn Sie diese Zeilen in Händen haben werden, bin ich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden. Viel haben wir gesprochen über Glauben und Religion, Vieles habe ich Ihnen zu beweisen versucht. Ich nehme im Angesichte des Todes kein Wort davon zurück. Mögen Sie glücklich sein und mich nie vergessen!" So ungefähr lauteten die Worte des sterbenden Philosophen; ich habe sie hier wiedergegeben, wie ich sie unter dem frischen Eindrucke jener Stunde in mein Tagebuch eingezeichnet habe. Die Fürstin weinte bitterlich. Die Sitzung wurde aufgehoben. Diese Augenblicke werde ich nie vergessen, tief haben sie sich meiner Seele eingeprägt."

Auch unseren ersten Kaiser hat er in Baden mehrmals nach dem Leben modellirt. Um dem Kaiser das Sitzen zu ermöglichen, hatte der Künstler eine Kiste in das Zimmer bringen und darauf einen Stuhl stellen lassen, so daß der Kopf des Kaisers ungefähr in die Höhe wie die Büste gekommen wäre. „Soll ich hier oben sitzen?" sagte der alte Herr. „Ich stehe lieber." Und er stellte sich aufrecht neben die Arbeit. Wie er es gewohnt war, nahm „Haupt", wie der Kaiser ihn scherzend nannte, mit dem Zirkel zuerst die Maaße. Höhe, Breite und Länge des Kopfes, auch die Länge des Halses und die Breite der Achseln gab er genau in seinem Thon an. Diese Maaße hielt er immer fest bis zur Vollendung der Arbeit; daher sind seine Büsten in genauer Lebensgröße ausgeführt. „Der Kaiser hielt auffallend ruhig still. Da ich etwas zagte, munterte er mich auf: „Greifen Sie nur fest zu und legen Sie Ihren Zirkel tüchtig auf." Nun modellirte ich zuerst das Profil, das bald ganz ähnlich wurde. Von der festgesetzten Nasenspitze aus triangulirte ich mit meinen Augen die übrigen Maaße. Schwierigkeit verursachte mir das ausrasirte Kinn. Die an jeder Seite stehen gelassene Bartpartie war schwer wiederzugeben, sie ist in der Plastik immer unschön und eigentlich auch eine unschöne Mode. Der Kaiser erlaubte mir, daß ich ihn nach Bedarf wenden durfte, so daß er immer die Richtung meiner Büste zeigte. Um die Kopfform von oben zu sehen, stieg ich auf einen Stuhl und modellirte von oben herab. „Sie wollen ja auf mich herunterſehen!" sagte launig der Kaiser. „Dann, Majestät, müßte ich im Himmel sein," erwiderte ich, und er nickte mir lachend zu. Er hatte einen hohen Hemdkragen mit schwarzer Halsbinde an. Als ich diese etwas auf die Seite schieben wollte, um die Länge des Halses zu sehen und die Halsgrube zu entdecken, sagte er: „Sie wollen wohl den Hals sehen?" zog mit überraschender Schnelligkeit den Rock aus, legte die Halsbinde ab, schlug den Hemdkragen zurück und zeigte mir so den ganzen freien Hals. „So, hier haben Sie ihn." Graf Lehndorff kam mit seiner Hülfe zu spät — so rasch war der alte Herr gewesen."

Auch der unvergeßliche Kaiser Friedrich gehörte zu Kopf's Modellen. „Er reichte mir leutselig die Hand und sagte: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Die Büste, die Sie von meinem Vater, dem Kaiser, gemacht haben, ist vorzüglich, weitaus die beste, die wir von ihm haben. Die Kaiserbüsten, die man offiziell überall aufstellt, sind mir schrecklich — ich schaue sie nie an." — „Nun, dann lasse Dich auch machen!" warf die Großherzogin von Baden ein. — „Das will ich," dabei warf sich der Kronprinz auf den hohen Modellirstuhl und machte ein Gesicht, als ob er beim Photographen wäre. „Aber morgen reise ich ab." Die Herrschaften schrieben sich in das Besuchsbuch, das ich aufgelegt, und das in der Folge eine stattliche Reihe berühmter Namen aufzunehmen hatte." So besuchte sein Atelier auch Berthold Auerbach. Er begrüßte ihn als schwäbischen Landsmann mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit, die er mit vielen Worten höchst schmeichelhaft an den Mann brachte. Auerbach kam noch öfters zu ihm und wußte immer anregend zu erzählen. Einmal, so gestand er ihm, habe er den Zopf und etwas vom Gesichte eines schwäbischen Bauernmädchens nur von rückwärts gesehen und daraufhin eine seiner besten Dorfgeschichten geschrieben. „Auerbach war ein fein beobachtender, geistreicher Kopf, hatte aber nicht viel für die Kunst übrig. Er war klein von Gestalt und hatte ein faunartiges Gesicht mit satirischem Lächeln, bei dem er stets seine Zähne zeigte. Sein sehr jüdisches Aeußere konnte Anfangs unangenehm berühren. „Modelliren Sie mich," sagte er einmal zu mir, „ich bin nicht reich, meine Weiber brauchen zu viel Geld. Ich gebe Ihnen aber meine sämmtlichen Werke, es sind schon 40 Bände." Gerne hätte ich den berühmten Schriftsteller in Marmor gemeißelt, aber die 40 Bände schreckten mich ab. Mit seinen Weibern hatte er recht. Man erzählte sich, daß seine Frau und seine Tochter ihn oft „malträtirten", ja, daß Beide oft wie Furien über den armen Poeten herfielen und ihn schlugen. Und unter solchen Umständen dichten!" —

Und endlich noch eine pikante Aufzeichnung: „Der Prinz von Wales war in Baden. Der Herzog von Hamilton brachte ihn in mein Atelier. Mein „Joseph und Potiphars Weib“ zogen ihn natürlich mächtig an. Im Conversationshause wurde für den jovialen Herrn ein intimer Ball veranstaltet, bei dem die Herren als Köche, die Damen als Stubenmädchen erscheinen mußten. Auch ich, ich gestehe es, kam als Kellner mit der Serviette unterm Arm. Es war eine närrische Geschichte. Die Damen sahen aber mit ihren weißen Schürzen und englischen Häubchen allerliebst aus; nur wenn sie dick und stark waren, war die Sache komisch. Oben voran im Vergnügungstaumel war Prince of Wales. Das Souper war aber nicht mehr schön. Der Prinz nahm zu sich an einen Tisch ein backfischartiges Frauenzimmer aus Berlin. Sein ergrauter Begleiter, ein Admiral, mußte manchen derben Scherz über sich ergehen lassen.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nervös.

Von K. S. Baranzewitsch.

(Schluß.)

Grigori's Gesichtsausdruck ist etwas verdutzt und sonderbar, obgleich er sich zu beherrschen sucht. „Grischa, mein Theurer!“ ruft die junge Frau und streckt ihm beide Hände entgegen. Er legt seinen Hut ab, fährt mit der Hand durch das gelockte Haar und fängt sie in seinen Armen auf. „O komm, komm! Setz Dich hierher, näher! Laß Dich ansehn! Bist Du gesund? Heiter? O ich habe so viel, so viel mit Dir zu reden!“ stammelt sie erregt. „Wie bist Du herein gekommen? Ich habe kein Klingeln gehört?“

Petrowski macht ein geheimnißvolles Gesicht und streichelt seinen Schnurrbart. „Ueber die Hintertreppe!“ erklärt er, indem er die Handschuhe abstreift. „Was ist aber hier geschehen? Ist — er hier?“

„Ach, Grischa, mein Schatz, wenn Du wüßtest! . . . Ich habe eben geweint, wie eine Rasende. Meine Augen sind gewiß noch jetzt roth! . . . O wenn mir nicht der Gedanke gekommen wäre, nach Dir zu schicken, ich weiß nicht, was ich gethan hätte!“

„Aber was ist denn geschehen?“ fragt er unruhig.

„Mein Leben ist so trostlos, Grischa!“ ruft sie und führt wieder das Taschentuch an die Augen.

„Aber was ist geschehen, was? — Ist er hier?“

„Ach! Was soll er dabei! . . . Ob etwas geschehen ist? Ja, eigentlich nichts Besonderes . . . Eine der zahllosen Eifersuchtsscenen, Vorwürfe! . . . Ja, ja, er darf eifersüchtig sein, ihm ist das erlaubt! . . . Ach, es ist so schwer, so schwer und heute . . . Grischa, lieber Grischa! . . .“

Sie sinkt an seine Schulter, umschlingt seinen Hals und sieht ihm zärtlich in die Augen. „Also ein Bruch?“ fragt er unruhig.

„Ja, wir mußten brechen! Und weißt Du, Grischa, ich bin froh, daß es so gekommen ist. Eine Last ist mir von der Seele gewälzt! Du bist der Erste, den ich wirklich liebe. Ich weiß nicht, was mich trieb, ihn zu heirathen. Ich war so unerfahren! Mich lockte dieses glänzende Spielzeug — da liegt es auf dem Boden — aber jetzt, jetzt, wo ich Dich kennen gelernt habe! Jetzt kann ich nicht mehr! Mein Schatz, mein Alles . . .“ Und sie preßt ihre Lippen leidenschaftlich auf die seinen.

„Ach, Sonja, ich fürchte, Du läßt Dich etwas hinreißen! Erzähle mir also 'mal ordentlich, was denn zwischen Euch vorgefallen ist?“

„Er wagte mir eine Scene zu machen, zu drohen, zu . . .“

„Erlaube . . . Er — ahnt also was?“

„O er ahnt nicht nur, er weiß schon Alles!“

„Alles?“

„Nun ja! Er hat Deinen Hut das letzte Mal gesehen, als Du bei mir warst und ich mich krank gestellt hatte und ihn nicht empfangen wollte.“

Petrowski springt vom Sopha auf und geht erregt im Zimmer auf und ab. „So, so!“ murmelte er. „Und war sie stürmisch, Eure Aussprache?“ — „Ja!“ — Und Du hast ihm Alles bekannt?“ — „Ja!“ — „O! . . .“ entschlüpft es ihm. Er macht wieder einige Schritte, dann setzt er sich in die andere Ecke des Sophas. „Nun — und er?“

„Er sagt, er wolle mich nicht mit Gewalt zurückhalten, ich sei frei. Und das ist mir sehr lieb, Grischa, daß ich mir endlich die Freiheit erobert habe. Aber warum sitzest Du so weit weg?“ Sie nähert sich ihm, umschlingt seinen Hals und küßt ihn leidenschaftlich. .

„Nun und weiter hat er nichts gesagt?“ fragt Petrowski, indem er sich sanft aus der Umarmung zu lösen sucht.

„Ach, was weiß ich, was er noch Alles gesagt hat! Er warnte mich, ich würde Noth leiden, wenn ich mich mit Dir verbinden würde, und er drohte, Dich aus dem Amte zu entfernen.“

„Teufel!“ Petrowski springt auf und schreitet wieder das Zimmer lang. Seine Brauen sind finster zusammengezogen. „Die Sache hat sich verwickelt!“ murmelt er. „Das ist kein Spaß mehr!“

„O fürchte nichts, fürchte nichts!“ sagt sie, indem sie ihm zärtlich in die Augen blickt. „Ich sehe, Dich quält die Sorge um mich? Du denkst, ich hätte mich an den Luxus gewöhnt und würde den Mangel schwer empfinden? Nein, Grischa, fürchte nichts! Setz' Dich, wir wollen darüber sprechen!“ Petrowski setzt sich, wenn auch widerstrebend. Sein Gesicht ist, wie vorhin, unzufrieden. „Siehst Du, mein Herz, ich habe schon überlegt, wie wir uns einrichten können. Eine andere Stelle findest Du schon, das ist kein Unglück. Ich werde Dir auch helfen. Ich kann Musikstunden geben, sogar etwas nähen. Ach, wie reizend werden wir uns einrichten! Wir nehmen eine billige kleine Wohnung mit vier Zimmern, möbliren sie recht bescheiden, recht billig . . . Mehr als einen Dienstboten brauchen wir nicht. Wir werden ganz abgesondert leben, Niemand empfangen — wozu brauchen wir Verkehr, nicht wahr? Ach, Grischa, wie schön wird das werden! Stelle Dir vor: Du kommst vom Amt nach Hause, ich gehe Dir entgegen . . .“

„Erlaube, erlaube!“ unterbricht er sie. Ich muß doch erst eine neue Stelle finden, dann . . .“ Sie blickt ihn mit weitgeöffneten fragenden Augen an, dann ist es, als ob ihr ganzes Wesen auf einmal erschlafft sei. „Was ist Dir?“ fragt er. „Wolltest Du etwas sagen?“

„Nein, nichts — nichts! Sprich nur, ich höre!“ antwortet sie dumpf.

„Nun, siehst Du: das ist nicht so leicht, wie Du Dir denkst! — Das ist bald gesagt: sich eine andere Stelle suchen, aber . . . und dann Deine Pläne betreffs der Musikstunden ꝛc., ja, das ist einfach absurd, mein Kind! Und es zeigt sich jetzt, daß Du doch etwas unbedacht . . .“

„Wie, was?!“ Sophia Sergejewna ist ganz bleich geworden.

„Ja, ja: unbedacht! So handelt man doch nicht, so wie aus der Pistole geschossen! Man überdenkt sich's, combinirt! Schließlich bist Du doch kein fünfzehnjähriges Mädchen mehr . . . Du solltest wirklich das Leben kennen . . .“

„Grischa, Grischa! Was sagst Du?! . . .“

Er macht eine ungeduldige Bewegung. „Was ich sage? Ich sage, daß Du unvorsichtig gehandelt hast! Wenn Du auch noch so sehr einen Bruch mit ihm wünschtest, so hätte man das vorsichtiger, allmälig einleiten können! Und was zwang Dich denn, gleich Alles zu gestehen? Nein, wirklich, ich verstehe das nicht!“

„Gut. Es war ein Fehler von mir!“ sagt sie dumpf, aber mit fester Stimme. „Das ist nicht mehr zu ändern, also lohnt es sich auch nicht darüber zu streiten. Ich möchte nur wissen, was Du jetzt thun willst?“

„Was ich jetzt thun soll?“ fragt er ärgerlich. „Ja, ich weiß es gar nicht einmal. Ich muß jedenfalls mit meiner Familie brechen und mit allen Verbindungen, die ich . . . ja, ja, besonders süß wird unter

solchen Verhältnissen unser Zusammenleben gerade nicht ... Ein unverzeihlicher Fehler! Ohne nachzudenken, ohne sich vorher zu sichern ..."

„Zu — sichern?" Sie ist von ihm fortgegangen und hat sich auf das Sopha gesetzt.

„Jedenfalls hätte man sich nicht überstürzen müssen! In solchen Fällen ist Ueberstürzung das Schlimmste!" Petrowski setzt sich neben sie auf das Sopha, und ohne zu bemerken, daß sie von ihm gleich wegrückt, fährt er fort: „In der That, eine äußerst peinliche Lage! Ich weiß gar nicht, was ich thun soll! Meine Geldverhältnisse sind, wie absichtlich, gerade jetzt nicht glänzend und dann ... weißt Du ... habe ich ... Schulden."

„Nein, das weiß ich nicht, und es interessirt mich auch gar nicht!"

„Du bist böse? Verzeih! Diese Sache hat mich ganz aus der Fassung gebracht. So'n Pech! ... Natürlich, hier bleiben kannst Du nicht ... Uebrigens, weißt Du was, jetzt erscheint mir Deine Idee mit einem Mal ... Ich habe combinirt ... ich könnte ja meiner Mutter Alles erklären, sie überreden ..."

„Ueberflüssig!"

„Wieso?! Wir hatten doch beschlossen, zusammen zu leben ... eine Wohnung zu ..."

„Ich habe es mir anders überlegt!"

„Sonja, welche Anwandlung! ... Nun gut, ich gebe zu: ich war heftig ... Die Geschichte kam mir so plötzlich ... ich konnte nicht überlegen ... Was willst Du denn jetzt thun?"

„Das ist nicht Ihre Sache! Und ... was Sie sonst betrifft, Herr Petrowski, so ersuche ich Sie ..." Hastig steht sie vom Sopha auf und zieht an der Klingel.

„Sophie, was soll das?" Sie antwortet nicht. Das Stubenmädchen tritt ein.

„Grunja! ... Grunja, führe Grigori Iwanowisch hinaus!"

Petrowski reißt die Augen weit auf. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, aber sie ist schon verschwunden. „Haha!" lacht er gezwungen auf und geht hinaus mit dem unangenehmen Gefühle, daß das Lachen ihm nicht gelungen sei. Unterwegs fühlt er sich sehr schlecht. Nun er allein, kann er seinen Gefühlen freien Lauf lassen und sich Vorwürfe machen wegen seines ungeschickten Benehmens. Die üble Laune verstärkt sich, als er die schmutzige Treppe seiner Wohnung hinaufsteigt, wo sein enges Zimmer liegt. Die zersetzten Tapeten, die fleckigen Möbel, ein abgestandener Geruch billiger Cigarren, wie sie der Tapezierer nebenan raucht, das Alles offenbart Petrowski wieder einmal seine ganze Armuth und Unbedeutendheit. Er legt seinen Rock ab, zieht ein abgetragenes Jacket an, setzt sich auf das alte Sopha und versinkt in Nachdenken. „Das war dumm! Nein, zu dumm! Hol's der Teufel! Wie hab' ich mich doch verplappert! Wie ungeschickt kam das heraus: ‚mit der Familie brechen — Verbindungen — meine Mutter überreden' — zu dumm! Aber ich fürchtete, sie würde sich mir aufhalsen und nun jagt sie mich fort! Zu dumm! Und ich habe sie doch geliebt! ..." Die Erinnerung daran, daß er, ein kleiner, unbedeutender Beamter, diese schöne, elegante Frau sein eigen genannt hatte, die Erinnerung an die unwiederbringlich entschwundene Vergangenheit, an jene schönen Stunden in ihrem eleganten Boudoir — das preßt ihm in unsäglicher Wehmuth das Herz zusammen. Er neigt sich über den Tisch, den Kopf in beide Hände gestützt ...

Eine Stunde später. Petrowski sitzt noch immer auf demselben Sopha und leert den Rest der Branntweinflasche, die vor ihm auf dem Tische steht. „Und sie hat mich doch geliebt! Und wie! Sie erröthete, erbleichte und wie hat sie geküßt — ach! ... Ein Glückspilz bin ich gewesen, weiß der Teufel ... Aber noch ist nicht Alles verloren ... Wenn nicht sie, so eine Andere! Es muß doch, weiß der Teufel, etwas in mir stecken, was die Weiber anzieht ... Ja, ja! Sie rast wohl jetzt schon gegen sich selbst, ringt die Hände, weint ... geschieht ihr Recht ... hysterisch ... geschieht ihr Recht! Ausgezeichnet! Sogar ganz bril—laut, ja—a."

— — — Endlich allein geblieben, sitzt Sophia Sergejewna lange nachdenklich da und heftet die Augen auf einen Punkt. Hat sie Petrowski geliebt? Zum hundertsten Male legt sie sich diese Frage vor und beantwortet sie sich immer wieder mit einem entschiedenen Nein! Die wahre Liebe verzeiht Alles, demüthigt sich, wenn es sein muß, aber verzeiht. Nein, das war nicht die Liebe. Es war eine Sinnestäuschung, Rauch, Dunst ... Das Herz sehnte sich darnach, sich Jemand hinzugeben und sie gab es dem Erstenbesten ... „Aber wer von Beiden ist der Bessere?" Diese Frage kann Sophia Sergejewna sich auf keine Weise beantworten. Aber ist es denn nicht ganz gleichgiltig? — Hier hat sie wenigstens Comfort, Eleganz, Reichthum ... Ein tiefer Seufzer entringt sich ihrer Brust ... Und während Petrowski zu Hause sitzt und das Vergangene und die Zukunft sich ausmalt, setzt sich Sophia Sergejewna mit einem beruhigten Ausdruck auf dem hübschen Gesicht an den Schreibtisch und wirft auf einen eleganten, mit ihrem Monogramm verzierten duftigen Briefbogen folgende Zeilen hin:

„Mein lieber Mann, wenn Du heute nicht beschäftigt bist, so komm zum Thee nach Hause. Ich erwarte Dich. Ich hoffe, Du bist mir nicht mehr böse? Das Alles war ja nur — nervös!"

Aus der Hauptstadt.

Vom kleinstaatlichen Kriegsschauplatz.

Der Kernpunkt der Entscheidung des Bundesraths als der höchsten Reichsbehörde liegt in der Zuständigkeitserklärung, wodurch die Einwirkung des Reichs auf scheinbar bloß dynastische Fragen der Thronfolge-Ordnung ausdrücklich festgestellt ist. Die Erbberechtigung der einzelnen Zweige des Lippe'schen Gesammthauses ist für das deutsche Nationalinteresse herzlich gleichgiltig. Denn bei der letzten „Heimramschung" im alten Reich durch den berüchtigten und doch heilsamen Deputationshauptschluß sind thatsächlich die beiden Lippe'schen Ländchen vergessen worden oder haben ihr Dasein durch schwere Trinkgelder in Paris erkauft, was gleich unrühmlich ist. Die Schwarzburger haben dem Reiche wenigstens einen Kaiser gegeben und in der Reichsgeschichte eine Rolle gespielt; ihre Standesgenossen Lippe, Reuß und Waldeck besitzen diesen Vorzug jedoch nicht. Das neue Reich würde nur dann ein Interesse an der Sache haben, wenn die immer noch nur allzu bunte Länderkarte um ein Bundesglied gemindert würde und der Kleinstaat an einen leistungsfähigen Nachbarn fiele, was Schaumburg nicht ist. Wie Preußen bereits Waldeck in seine Verwaltung nothgedrungen übernehmen mußte, so werden die beiden Lippe diesem Schicksal trotz besserer Finanzen schließlich auch nicht entgehen, da sie schon jetzt gleich den anderen Kleinstaaten wirkliche staatliche Aufgaben nicht mehr erfüllen können. Deutschland ist ja nach Treitschke's Wort nur ein werdender Einheitstaat, wenn auch der dynastische Partieularismus diesem Ziele noch große Schwierigkeiten bereiten wird.

Da aber das Reich zur Zeit noch ein Bundesstaat ist und ein geschichtlich freilich ungerechtfertigter dynastischer Sondersinn auch im Volke wurzelt, in dessen Bewußtsein nur der Unterschied der Stämme berechtigt wäre, so stellt das Bundesfürstenthum eine Macht dar, deren geschichtliche Ueberlieferungen zu schützen sind. Die überragende Stellung des regierenden hohen Adels beruht auf dem Grundsatz der Ebenbürtigkeit, so daß sich kein Adel der Welt mit ihm an vornehmer Abstammung messen kann. Der mächtige englische Adel ist so neuen Ursprungs und mit kaufmännischen Elementen derartig gemischt, daß er selbst hinter dem kleinen deutschen Uradel in jeder geschichtlichen Beziehung zurücksteht. Das deutsche Thronfolgerecht ist ein Theil des noch giltigen Privatfürstenrechts und unterliegt daher auch dem Zwange der Ebengeburt. Demgemäß ist die Anerkennung des Prinzen v. Leutenberg, eines

morganatischen Sprossen des Hauses Schwarzburg, als Prinzen von Schwarzburg staatsrechtlich anfechtbar und wird auch beim Erlöschen des echten Stammes die Thronbestreitung durch das Haus Stollberg-Stollberg auf Grund der Erbverbrüderung nach sich ziehen. Aehnlich liegt der Fall in Meiningen, wo der eventuelle Ausschluß der Kinder des Grafregenten von Lippe in diesem Lande auch die mangelnde Erbfolgefähigkeit der Söhne von dessen Tochter in Meiningen herbeiführen wird. Der Bundesrath wird also muthmaßlich in drei Fällen eine Regelung der Erbfolge in den Bundesstaaten veranlassen müssen. Freilich wird die Landesgesetzgebung dann bereits in einem den Grundsatz der Ebenbürtigkeit widerstreitenden Sinne ihrerseits diese Regelung vorgenommen haben, was schon in Meiningen und Schwarzburg geschehen ist.

Die öffentliche Meinung steht trotz aller partieularistischen Parteinahme auf Seiten der nichtebenbürtigen Nachfolger, indem sie in dieser Form wenigstens die alten Dynastien der einzelnen Länder erhalten will. Die Landesgesinnung ist also widerspruchsvoll. Einmal versicht sie die moderne Blutsverwandtschaft ohne Rücksicht auf das Privatfürstenrecht, andererseits verharrt sie in sogenannten legitimistischen Anschauungen behufs Verewigung der Kleinstaaterei, die doch ihren Ursprung aus der Auflehnung gegen Kaiser und Reich herleitet. Die dynastischen Bundesstaaten, die sich in keiner Weise mit den deutschen Stämmen decken, haben den Zerfall des alten Reiches verschuldet, dem sie bloß ihre Souveränität danken, und bilden noch jetzt die Schwäche der neuen Staatsbildung. Die Gefahr des Föderalismus sehen wir im Donaureiche, wo nicht einmal dynastische Ansprüche und Eitelkeiten im Spiele sind. Je stärker die Machtfülle der partieularistischen Dynastien ist, um so weiter sind wir vom Einheitstaat entfernt, dessen Verwirklichung allein das Ziel einer nationalen Politik sein kann. Die Kleinstaaterei verbraucht noch jetzt einen und dazu in den Zwergstaatswesen höchst minderwerthigen Beamtenaufwand, der die Kosten der Verwaltung mindestens verdoppelt und zwar auf Kosten der Steuerzahler. Die hervorragende Pflichttreue der deutschen Beamten kann in den engen Verhältnissen außerhalb Preußens nicht zur Entfaltung und richtigen Verwerthung kommen; selbst die Mittelstaaten verknöchern in dieser Beziehung. Die gefährliche Hetzarbeit der sogenannten Rechtsparteien in Braunschweig, Hannover und Hessen beweist, daß selbst der schon abgestorbene Particularismus dieser Länder neue Blüthen treibt, da er seit Bismarck's Rücktritt und schließlichem Heimgang Morgenluft wittert — freilich mit Unrecht. Aber fraglos zeigt die Stärke des ausgesprochen partieularistisch gesinnten Centrums die Kraft der rückläufigen Bewegung auf Kosten des mühsam errungenen Nationalstaates.

Die nunmehr amtlich ausgesprochene Zuständigkeit des Bundesrathes auch in dynastischen Erbfolgefragen bildet eine Ausdehnung der Reichsgerechtsame. Die Freunde einer ausschließlichen und endgiltigen Entscheidung der Landesgesetzgebung wollten damit gar nicht das Selbstbestimmungsrecht des Volkes schützen, obschon es wohl ein Lipper Volk nicht giebt, sondern huldigten nach schlechter deutscher Art dem alten Sondergeist, unserer nationalen Erbsünde. Die Rechtsfrage war in der Sache längst zurückgetreten, obschon die Schaumburger in der Hoffnung auf hohe Fürsprache einen materiell unbegründeten Anspruch verfochten. Bezeichnend ist es aber, daß ein norddeutscher Freisinniger im Reichstag die Regierung im Interesse des einzelstaatlichen Particularismus interpellirte, obwohl hier doch keine Volksrechte zu vertheidigen, sondern Erbfragen des Privatfürstenrechts zu entscheiden waren. Der Reichskanzler hat sogar in seiner amtlichen Antwort deren private Lösung in Aussicht gestellt, da thatsächlich unsere sämmtlichen Bundesstaaten willkürlich aus dem Hausbesitz einzelner Dynastengeschlechter erwachsen sind und somit in der Thronfolge dem Privatfürstenrecht auch noch heute unterliegen. Süddeutschland dankt ja seine jetzige Landvertheilung lediglich dem Gebot und der Gnade des korsischen Emporkömmlings, so daß gerade Bayern triftigen Grund hat, nicht allzu sehr vom alten Stammesrecht zu reden, da dessen napoleonische Schöpfung Bayern, Franken und Schwaben ohne geschichtlichen Zusammenhang durcheinander gewürfelt hat. Eher können noch die Kleinstaaten von ihren angestammten Unterthanen sprechen, obschon auch dort fürstliche Willkür in den einzelnen Zweigen des einzelnen Geschlechts immer neue Landesgrenzen geschaffen hat. Die Ernestiner des Hauses Wettin haben es in diesen Theilungen bis zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, so daß jeder Todesfall eines der kleinen Landesherren Land und Leute gleich dem Hausgut einer anderen Linie zuführte. Jedenfalls hat aber der Lippe'sche Streit das Elend der immer noch bei uns bestehenden Kleinstaaterei und deren Gefährlichkeit für die innere Reichsordnung gezeigt.

Möge Treitschke's Gedanke von dem werdenden deutschen Einheitstaate bald in Erfüllung gehen, zumal ja die Dynastien sich seit der Reichsgründung reichstreuer als der Reichstag erwiesen haben!

Nemo.

Dramatische Aufführungen.

„Die drei Reiherfedern." Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Hermann Sudermann. (Deutsches Theater). — „Der Sohn seiner Frau." Schauspiel von Max Kretzer. (Neues Theater.)

Der Verfasser von „Sodom's Ende", dieses in seiner Art classischen Thiergarten-Dramas, hat keinen geringen Ehrgeiz. Es treibt ihn beständig über sich selbst hinaus, spornt ihn, den Kranz wirklich zu verdienen, den kritisches Narrenvolk ihm vor der Zeit, für seine unreife und unausgeglichene Erstlingstragikomödie, auf's Haupt drückte. Wer immer strebend sich bemüht, der kann erlöst werden, und Sudermann, der immer von Neuem ernsten und redlichen Willen zeigt, verdient Achtung und Interesse auch wo er irrt, auch wo sein Vermögen weit hinter seinen Absichten zurückbleibt. „Die drei Reiherfedern", deren Erstaufführung wieder das übliche sensationelle, dem Dichter im letzten Grunde so schädliche Gepräge trug, sind alles Andere eher als ein Meisterwerk.*) Trotzdem waren die Herrschaften, die der „Versunkenen Glocke" mit tosendem Gebrüll und Getrampel gehuldigt hatten, offenbar nicht dazu berechtigt, in der großen Pause hohnlächelnd den jüngsten Märchenerzähler für fallit zu erklären. Denn die paar effectvollen Scenen, die sich in den Reiherfedern finden, sind wenigstens Original und echt sudermännisch, während in der Versunkenen Glocke eine Entlehnung sich an die andere lehnt. Beachtenswerth ist, daß Sudermann und Hauptmann, die beiden Spitzen der rea- und naturalistischen Schule, die den Vers für Kinderspielzeug und überwundenes Geklapper erklärt hat, nicht im Stande sind, einen in Wahrheit klangvollen, edlen Reim zu bilden. Weit entfernt davon, die metrische Kunst zu beherrschen, quälen sie sich schwitzend mit ihren Versgefügen ab. Sudermann's Rhythmen stehen noch thurmhoch über dem jammervollen Gestöhn, als das sich Hauptmann's Jamben darstellen, aber auch sie erinnern mitunter allzu lebhaft an den Altmeister Busch.

Die drei Reiherfedern sollen das Trauerspiel menschlicher Sehnsucht nach dem Glück sein. Indem wir es jagen, tödten wir es; gerade unsere brennende Begier macht uns kurzsichtig und läßt uns das Glück am Wege übersehen. Ungefähr sagt das der veraltete Moraltrompeter auch, nur mit ein bischen anderen Worten: Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah! Sudermann hat eines gewaltigen Apparates bedurft, um uns die kleine Alltags-Sittenlehre scenisch zu veranschaulichen. Seine Begräbnisfrau, ein gespenstisch-romantisches Wesen, schickt den schönen Prinzen Witte auf gefährliche Abenteuer aus. Irgendwo im Nord thront der heilige Reiher, dem Herr Witte drei Zaubersedern rauben muß. Es hat eine absonderliche Bewandtniß damit, und die spukhafte Alte verräth sie uns in Versen, deren Unbeholfenheit die zweite schlesische Dichterschule erröthen machen würde. Verbrennt Prinz Witte die erste Feder, so wird er das Bild seines Ideales sehen. Wirft er die zweite in die Flammen, dann tritt die schönste Frau traumwandelnd zu ihm hin und schenkt sich ihm. Sobald aber die dritte im Feuer aufgeht, stirbt das Ideal. Prinz Witte ist selbstverständlich einigermaßen gespannt darauf, wie der Zauber sich abwickeln wird. Feder Nummer eins flammt auf, und über die Wolken hin huscht, nur schattenhaft angedeutet, das Konterfei des herrlichen Weibes. Damit endet der erste Act.

Sudermann erkannte bei Zeiten, daß der einfache Grundstoff nicht annähernd für fünf Aufzüge ausreicht, und da er einmal der Mann der starken Handlung ist, wähnte er ein Uebriges thun und sein Drama mit Handlung überfrachten zu müssen. Prinz Witte kommt mit seinem getreuen Knechte an den Hof der reizenden Königin-Wittwe von Samland, um die sich zahlreiche Freier balgen. Der Dame gefällt der fahrende Prinz nicht übel; sie bittet ihn, eine Lanze im Turnier für

*) Die Buchausgabe ist gleichzeitig in der Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart erschienen.

sie einzulegen und sie damit aus den Händen eines gefährlichen Raufboldes zu befreien, der bislang am meisten Anwartschaft auf ihren Besitz hat. Nun könnte Witte den rohen Patron, in dem er seinen verrätherischen Stiefbruder erkennt, tödten und auf diese reelle Weise Bett und Thron des verstorbenen Königs von Samland besteigen. Das ist dem Dichter jedoch zu einfach. Complicirte Handlung muß sein, und wenn der Märchenton drei Mal darüber zum Teufel geht! Witte wird also, statt als Triumphator einzuziehen, von seinem argen Gegner zu Boden gestreckt. Die Königin müßte ihm nun rechtens verloren sein; hat sie doch auf das Schwert geschworen, nur dem Sieger gehören zu wollen. Indeß versteht Witte's braver Knecht die Kunst, das stiefbrüderliche Raubbein durch eine allgemeine Volksempörung zu verscheuchen, Witte, der Zurückbleibende, wird nachträglich preisgekrönt und kriegt die Königin zum Lohne. Leider befriedigt ihn Madame ganz und gar nicht. Da das Wolkenbild des ersten Aktes schrecklich undeutlich war — wie kam es bloß, daß sich trotzdem der Prinz so leidenschaftlich darin vergaffte? — erkennt er nicht, daß die Königswittwe das ihm vom Schicksal bestimmte Ideal ist und verzehrt sich in wildem Sehnen nach dem fernen, unbekannten Glück. Es treibt ihn, die zweite Reiherfeder zu verbrennen — nachtwandelnd naht ihm die Königin. Aber verbohrt, wie Prinzregenten manchmal sind, glaubt er sich von einer schlauen Komödiantin hintergangen, beginnt zu toben und wird beinah ein schlechter Kerl. Das königliche Kind aus erster Ehe soll dem Mordstahl seines Knechtes fallen, denn es versperrt Herrn Witte die freie Aussicht auf Samland, es steht zwischen ihm und dem Throne. In diesem für Witte's Seelenheil gefährlichen Augenblick erscheint der Feind, der rachsüchtige Stiefbruder, vor den Thoren. Und jetzt besinnt sich der Prinz auf sein besseres Selbst. Er besteht den Gegner mit Manneskraft und tödtet ihn. Die Samländer jauchzen nach dieser That Witte als ihrem wirklichen Könige zu, die liebe Königin ist bereit, ihrem erlauchten Gemahle allerhand kleine ehelichen Untreuen zu verzeihen, der Prinz könnte es jetzt wirklich gut haben. Doch das Ideal über Alles! Er beschließt, es nach der Samländer Episode ernsthafter als zuvor zu suchen und wandert mit seinem Knechte fürbaß, in die Ferne, dem Glücke nach.

Mit der Idee des Stückes und dem Märchen selbst hat diese gedunsene Handlung nichts zu thun; sie soll auch wohl nur die nöthigen Akte füllen oder sie ist, was mich wahrscheinlicher dünkt, Ueberbleibsel einer ersten, anders gearteten Bearbeitung des Stoffes. Der Hörer, dem ohnehin der Zweck des Ganzen erst sehr spät klar wird, sucht nervös nach einer tieferen Bedeutung dieses Handlungsgedröhnes, und da er beim besten Willen keine zu finden vermag, geht ihm am Ende alle Aufmerksamkeit verloren. So kann denn der fünfte Akt die Irrthümer und Schwächen der vorhergehenden nicht wieder gut machen. An sich ist er ein tüchtiges und gediegenes Stück Arbeit, wie die Dinge aber lagen, mußte man zufrieden sein, daß er die gährende, verdrießliche Unruhe niederzwang, die während der vorangegangenen Aufzüge mehr als einmal an gewisse Stationen der berüchtigten Halbe-Première erinnerte. Prinz Witte findet nach fünfzehnjähriger Fahrt auf der Todteninsel seine Königin und seine Samländer wieder. Er ist grau geworden in dieser Zeit, müde und gebrochen an Leib und Seele. Und die große Liebe, die man ihm noch immer darbringt, rührt ihn über die Maßen. So will er denn den Kampf um's Glück aufgeben, resignirt sich begnügen mit dem, was er erreichte, das Unerreichbare aber vergessen. Er wirft die letzte Reiherfeder, die sein Ideal tödten soll, in's Feuer — und gleichzeitig sinkt ihm die Königin sterbend an die Brust. Da erst merkt der Thor, daß sie sein Glück, sie das ihm bestimmte Kleinod gewesen ist, daß er durch Sumpf und Morast einem Irrwisch nachjagte und das goldene Licht verachtete, das seine Tage erhellen sollte. Und mit gebrochenem Herzen stürzt auch er zur Erde. Die Begräbnißfrau und sein Knecht und Wandergefährte sprechen noch einige passende Worte, von denen man nur wünschen möchte, daß sie Wildenbruch oder sonst ein Verskünstler geschrieben hätte.

Es sind ein paar Begebenheiten in dem Stück, die mächtig packen und den Beweis zu führen scheinen, daß Sudermann mehr als ein geschickter Theatraliker, daß er ein Dichter ist. Dahin gehören in erster Linie das prachtvolle Nachtbild, das Witte und die traumwandelnde Königin zeigt, dann die Scenen mit dem königlichen Kinde. Rings herum indeß versandet Alles. Mitunter kommen Einem sogar Zweifel daran, ob denn der hochberühmte Coulissenkenner Sudermann, der Macher par excellence, wirklich und wahrhaftig das ganze Stück gebaut habe. Ein unsympathischer, undramatischer Held, der beständig in langathmigen Declamationen und Reflexionen schwelgt; ein verworrene Räthsel aufgebender Mysticismus, der vielleicht den Leser, nun und nimmer aber den Zuschauer fesseln kann — man begreift schwer, daß der Verfasser der grobdrähtigen, doch verteufelt schlau auf die Beine gestellten „Heimath" und dieser ungeschickt mit seinem Stoff ringende Halbpoet ein- und dieselbe Person sein sollen. Man versagt dem Dichter, der keuchend über sich selbst hinaus will, gewiß nicht die Theilnahme; zu folgen vermag man ihm nicht. Sein Spiel ist zu verzwickt und unklar, zu gewaltsam in den Voraussetzungen und Folgen, dabei doch zu programmgemäß verlaufend, als daß es keine Langweile aufkommen lassen könnte. Und sein Ernst bleibt unverständlich. Man hat immer wieder den fatalen Eindruck, daß die kümmerliche Grundidee dies große Aufgebot scenischer Mittel nicht annähernd verlohnt. Was aber neben der Grundidee in dem Stücke wogt und klingt, was Alles hinein geheimnißt worden ist, das bleibt leider zum größten Theile Geheimniß des Verfassers. Selten nur wird man den Eindruck los, daß Herr Sudermann grübelnd und tüftelnd verzweiflungsvoll an der Feder gekaut hat, als er diese äußerliche, überladene, rein verstandesmäßige Handlung mit ihrem symboliftischen Papierschweif construirte. Der zu künstlicher Größe und Bedeutung ausgereckten Form entspricht der Inhalt nicht, es bleibt das ernüchternde Gefühl der Leere zurück. Merkwürdig, wie wenig Poesievolles und Nachdenkliches Sudermann zu sagen hat, obgleich er aus dem Poesievollen und Nachdenklichen gar nicht herauskommt. Fast schmeckt dieser allzu aufdringlich zur Schau gestellte Reichthum nach verschämter Armuth. Und die Absicht würde verstimmen, wenn aus ihr nicht jenes ehrliche, verzweifelte Wollen spräche, das der neuen Arbeit Sudermann's ein so eigenartiges Aussehen giebt. Gewiß, er kam nicht annähernd auf die Höhe hinauf, nach der seine Sehnsucht zitterte. Aber wenn die drei Reiherfedern auch nicht mehr als eine Hoffnung bedeuten, so bedeuten sie doch auch nicht weniger. Noch ist, so wollen wir annehmen, Sudermann's Kraft frisch und ungebrochen. Seine Begabung hat sich anscheinend noch nicht ganz frei entfaltet. Darum werden vielleicht die, die jetzt über den Mann die Nase rümpfen, noch einmal blaue Wunder erleben, wenn anders die schwere Krankheit von ihm weicht, die sich auch am Abend der Erstaufführung auf seinem bleichen Gesichte ausprägte und deren Schatten offenbar den Dichter an der Entfaltung seines ganzen Könnens gehindert haben.

Sudermann's Stück erfreute sich eines „großen Achtungserfolges", wie die ihm befreundeten Blätter behaupten. Eine „ziemlich höfliche Ablehnung" ist wohl ehrlicher. Max Kretzer ist ungefähr das gleiche Heil widerfahren. Da er immerhin als einer der ersten Erneuerer des Berliner Romans Achtung verdient, so mag auch sein sonst unliterarisches Schauspiel kurz gewürdigt werden. Den Stoff hat er abermals, wie so oft, den Franzosen entlehnt. Die Fourchambaults, Miß Multon, Daudet's Dernière Idole und zahllose andere Pariser Erzeugnisse behandeln mit Vorliebe das Thema von der Schuld einer Frau oder Mutter. Leider hat Kretzer den Casus falsch angefaßt. Daß eine edle Gattin von ehrbarster Gesinnung fast zwei Jahrzehnte lang eines liebevollen Gatten gemüthvolles Vertrauen zu ihrer Vergangenheit täuscht; daß sie ihren vorehelichen Sohn planvoll unter falscher Fabrikmarke als Neffe in die Familie einschmuggelt; daß der Ehemann — dies die absurd theatralische Lösung statt des einzig folgerichtigen tragischen Ausgangs — verzeihend den braven Baukert behält und seine beiden legitimen Söhne fortschickt: all' die Unmöglichkeiten vermochte der Verfasser uns weder in der Handlung noch aus den Charakteren plausibel zu machen. Gut ist eine sociale Scene, wo der 19jährige legitime Range sich in Gegenwart der Stiefmama einer unglücklichen Fabrikarbeiterin gegenüber zur Vaterschaft ihres verstorbenen Kindes bekennen muß. Die kecke Gesellschaftssatire und das derb Volksstückmäßige ist überhaupt dem Verfasser des „Millionenbauers" wieder am besten gelungen; nur schade, daß, wie in seinen Erzählungen, die Berliner Hintertreppenrealistik nicht recht zu manchen Romanphrasen im Gartenlaubenstil passen will.

Notizen.

Die große Heidelberger Liederhandschrift. In getreuem Textabdruck herausgegeben von Friedrich Pfaff. (Heidelberg, Carl Winter.) Die uns vorliegende erste Lieferung verspricht einen wahren Schatz für alle Freunde des deutschen Alterthums und Schriftthums. Die Wiedergabe der altberühmten Handschrift, die 1888 durch Kauf und Tausch von der Pariser Nationalbibliothek an ihre Heimstätte am Neckar zurückkam und unter den Handschriften der Heidelberger Universitätsbibliothek niedergelegt wurde, ist textlich und typographisch vortrefflich gelungen. Der Localpatriotismus des Herausgebers, der, um die Bezeichnung Heidelberger Liederhandschrift festzulegen, ziemlich unnöthig gegen den bisher vielfach gebrauchten Ausdruck Manesse'sche Handschrift polemisirt, geht aber fehl, wenn er die Züricher Herkunft der Sammlung anzweifelt. Die Mundart der Schreiber ist unbestreitbar weder pfälzisch noch schwäbisch, sondern ganz specifisch stadtzürcherisch, wie jeder Kenner des späteren Zwingli-Deutsch oder Usteri's auf den ersten Blick bestätigen kann. Gottfried Keller nannte den Zweifel daran „verbrecherisch"!

Auf den Spuren der Jugendzeit. Harzplaudereien eines alten Mannes von Moritz von Berg. (Minden, Bruns.) In dem Kreise des Vereins „Unter uns" in Pensionopolis erzählt ein alter Officier in hübscher Plauderei den Genossen, anknüpfend an die einzelnen Orte, Ansichten und Partieen des Harzgebirges, interessante Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, Harzsagen und Erlebnisse. Besonders ist es der prächtige, aus dem Herzen kommende Humor, der uns erfreut. Der alte Fontane hat noch kurz vor seinem Tode das Buch mit Vergnügen gelesen und empfohlen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil f. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 90.

Staats- und Socialwissenschaft.

Nationalökonomie. Finanzwesen.

Etwa 1500 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Lübke: Grundriss d. Kunstgesch. 1887, Lwbd. 10 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Klein: Gesch. d. Dramas 15 Hfrbde. 50 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Ill. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Ill. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Nansen: In Nacht und Eis mit Supplement 3 Lwdbde. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung d. **Verlag der Gegenwart** in Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Zeitschrift für ***Elektrotechnik*** *und* ***Maschinenbau,*** Postzeitungsliste 8178 a.

sowie für ***Metall-*** *und* ***Montanindustrie.***

Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.

Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift f. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An **allen großen Industriecentren Deutschlands** und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c. zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der

Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 5. Berlin, den 4. Februar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Rußland am Rothen Meer. Von Oberstleutnant R. v. Bieberstein. — Socialhygiene. Von Sanitätsrath A. B. von Olfers. — **Literatur und Kunst.** Ungedrucktes von Gottfried August Bürger. Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß mitgetheilt. — Tennyson als Dramatiker. Von F. W. Westercamp. — **Feuilleton.** Auf der Fahrt. Von Anton Tschechow. — **Aus der Hauptstadt.** Parlaments-Knigge. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Zu Siechen's „Ewiger Lampe". Von Prof. Hugo Blümner. — Anzeigen.

Rußland am Rothen Meer.

Von Oberstleutnant R. v. Bieberstein.

Die unablässigen Expansionsbestrebungen Rußlands auf außereuropäischem Gebiet sind sowohl territorialer wie maritimer Natur. Hauptsächlich scheinen die Letzteren, wie die Erwerbung Port Arthurs, sowie das Streben Rußlands nach Abuschir als einem Stützpunkt am persischen Golf und die Anlage des eisfreien Hafens an der Murman-Küste, sowie die gewaltigen Neubewilligungen für die Flotte beweisen, neuerdings ganz besonderes Gewicht und Tragweite zu erhalten. Auf dem gewaltigen Wege von Kronstadt oder Sebastopol und Nicolajewsk (Letzterer nur für Transportschiffe der Freiwilligen Flotte) nach Wladiwostok besitzt Rußland keine Kohlen- oder Flottenstation. Die vor einiger Zeit erfolgte Anlage einer solchen in den griechischen Gewässern auf Poros kann, als zu entfernt von Ostasien, nicht erheblich in Betracht kommen, und sollte Buschir an der persischen Küste dazu werden, so läge dasselbe im persischen Golf zu eingeengt und namentlich zu abgelegen von dem großen nördlichen Seewege der Europa mit Ostasien verbindet, um von erheblichem Nutzen für die Kohlenergänzung der russischen Schiffe, die nach Wladiwostock und wieder zurück bestimmt sind, sowie für die Beseitigung etwaiger geringerer Havarien derselben werden zu können. Die jüngsten Erfahrungen des spanischen Krieges, namentlich die Umkehr des Geschwaders Camara's von Suez in Folge Kohlenmangels, veranlaßten daher russischerseits den Beschluß, so schnell wie möglich Kohlenstationen auf dem Wege von Kronstadt nach Wladiwostock zu erwerben. Wenn auch die Rossija, der größte Panzerkreuzer der russischen Flotte (von 12 200 Tonnen), unlängst den Weg nach Wladiwostok und zur Hälfte wieder zurück, ohne unterwegs Kohlen einnehmen zu müssen, zurücklegen konnte, und von diesem Typ alle künftigen Kriegsschiffe des Pacific-Geschwaders, jedoch mit noch größeren Kohlenbunkern, und davon zunächst fünf und später ebenso viel gebaut werden sollen, so ist nichts desto weniger eine eigene günstig gelegene Kohlenstation auf jenem enormen Wege für die russische Flotte von ganz besonderem Werth, da einerseits kein Schiff den vollen Vorrath für die Reise nach dem Amurgebiet oder der Mandschurei und zurück, aufzunehmen vermag, und da andererseits diese Kohlenstation, wie erwähnt, zugleich auch zur Beseitigung geringerer Havarien und zur Ergänzung gewisser Lebensmittel-Kategorien, wie frisches Fleisch, Gemüse ꝛc. von Bedeutung ist. Diese Bedeutung steigert sich jedoch im vorliegenden Falle noch ganz besonders dadurch, daß die von Rußland erstrebte Kohlenstation am Rothen Meer, wie unlängst verlautete, Raheita, demjenigen Reiche Ostafrikas nahe liegt, zu welchem Rußland in nahen freundschaftlichen Beziehungen steht, und dessen Gebiet dasselbe als seine Einflußzone in Ost-Afrika betrachtet: Abessynien. Rußland verbände somit mit der Wahl jener Kohlenstation, wenn dieselbe zur praktischen Durchführung gelangen sollte, zwei wichtige politische Zwecke mit einem Male, und man kann auch in diesem Falle der Geschicklichkeit seiner äußeren Politik die Anerkennung nicht versagen. Allein nach der Haltung Italiens Frankreich gegenüber in der Scorpionaffaire, ist nicht anzunehmen, daß es seine unbestreitbaren Rechte auf Raheita etwa Rußland gegenüber aufgeben wird, obgleich es unlängst auf weitere coloniale Expansion in Afrika verzichtet hat und sich daher dort in keinem besonderen Interessengegensatz mehr zu Rußland befindet. Auch kann England keine Festsetzung Rußlands am rothen Meere dulden.

Seit 1517 war die Türkei unbestritten und seit der Vertreibung der Portugiesen 1558 legaler Herr des Rothen Meeres und des größten Theils seiner Küsten. Die Grenze Egyptens am Rothen Meere wurde bei der Cedirung ihrer Autorität an den Khedive durch den Firman vom 13. Februar 1841 bis zur Bai von Rowah im Süden festgesetzt. Allein die Türkei beanspruchte bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts hinein, unbestritten von den europäischen Mächten die gesammte Westküste des Rothen Meeres von der Bai von Rowah bis über die Straße von Bab el Mandeb hinaus, trat jedoch diesen Theil ihres Gebietes im Firman vom 27. Mai 1866, bestätigt durch den vom 8. Juni 1873, an Egypten ab, und ebenso 1875 den Hafen von Zeila.

In geographischer Hinsicht gehört die Westküste des Rothen Meeres von der Straße von Bab el Mandeb bis Massaua zu Abessynien, das jedoch Jahrhunderte hindurch in keinem Theil derselben seine Herrschaft dauernd ausgeübt hat. Thatsächlich gehörte dieses Küstengebiet mehreren eingeborenen Stämmen, die für sich Unabhängigkeit beanspruchten, die jedoch, da sie machtlos waren, die Oberhoheit der Türkei oder Abessyniens, je nachdem dieselben die Mittel besaßen, sie dazu zu zwingen, anerkennen mußten. In Verfolg des Firmans von 1866 war, wurden die Kaimakanate von Suakin und Massaua, die sich bis dahin in türkischen Händen befanden, an Egypten abgetreten. Nichts destoweniger wurde

in dem weiter südlich liegenden Theile der Westküste des Rothen Meeres von dem türkischen Pascha Mountaz 1871 die türkische Flagge in Raheita und anderen der dortigen Häfen gehißt, ein Act der in dem gleichen 1862 vom Scheik Achmed Amir im Auftrag des türkischen Mudir an der Dankalikküste ausgeführten, seinen Präcedenzfall hatte. Erst im Jahre 1880 hißte Egypten an verschiedenen südlichen Punkten der Küste des Rothen Meeres und darunter auch in Raheita seine Flagge, zog jedoch auf Andringen Englands 1883 seine Truppen nicht nur aus dem Sudan, sondern auch aus jenem Küstengebiet zurück.

Inzwischen hatte Italien zuerst durch eine Anzahl privater Ankäufe für die Rubattino-Gesellschaft von den Sultanen von Raheita, Abdalla-Shiahim, Berchan-dini und Anderer, und darauf 1882 durch förmliche Annexion die Bai von Assab nebst dem anliegenden Gebiet und den Inseln in seinen Besitz gebracht, wodurch das übrige Gebiet des Danakil-Landes, in welchem Raheita liegt, in Italiens anerkannte Interessensphäre gelangt war. In neuester Zeit gelangte das Küstengebiet, welches sich von der Straße von Bab el Mandeb unweit Raheita über Obock, Tajura und Zeila und von dort südwestlich in der Richtung auf Schoa erstreckt, bekanntlich in französischen Besitz, so daß zwischen diesem und dem durch Ankauf und Verträge erworbenen italienischen Besitz von Assab nur ein wenige deutsche Meilen breiter Küstenstreifen, der von Raheita nebst der nahe gelegenen Bucht von Ras Dumairah blieb, der sich, Italiens, vielleicht auch Egyptens und somit Englands Einverständniß vorausgesetzt, für die russische Erwerbung dort eignete. Raheita, der Wohnsitz des gleichnamigen Sultans, d. h. Stammhäuptlings, liegt 25 deutsche Meilen Luftlinie südöstlich von Assab und ca. drei deutsche Meilen von der Bai von Ras Dumairah, die sich, tief in's Land eindringend, zum Hafen eignet. Die Grenze des französischen Gebietes von Abok ist ca. sechs Meilen südlich von Raheita gelegen.

Schon seit einer Reihe Jahren war Rußland bemüht, auf dem Wege von Kronstadt nach Wladiwostok ein Küstengebiet zu finden, in welchem es einen natürlichen Hafen durch Kauf erwerben könne, um denselben zur Kohlenstation zu gestalten; und man wird sich der bezüglichen Erörterungen über die Insel Poros erinnern. Kurz nachdem Leutnant Wlassoff im Anschluß an die frühere Sendung des freien Kosaken Atschinow in besonderer Mission nach Abessinien abgegangen war, entstand russischerseits die Idee, einen Gebietsstreifen am Rothen Meere zu erwerben. Man versuchte dieserhalb in Unterhandlungen mit Menelik zu treten; allein in Anbetracht der Oberhoheit Italiens über das in Aussicht genommene Gebiet und der Unfähigkeit der Abessinier, die hohe europäische Politik zu verstehen, mußte damals davon Abstand genommen werden. Der entscheidende Sieg der Abessinier über ihre angeblichen Protectoren eröffnete das zweite Stadium der Entwickelung des wichtigen politischen Projects. Der Negus, der dasselbe bisher als ihm weit abliegend betrachtet hatte, faßte es näher in's Auge und sah abessinischen Besitz in Oertlichkeiten, wo man ihn früher nie prätendirt hatte. Menelik erinnerte sich, daß einige seiner Vorfahren über einen schmalen Küstenstrich zwischen Zeila und Obock geherrscht hatten. Nach dieser Entdeckung wurde die Frage, ob Abessinien ein Anrecht oder nicht auf einen Theil des Rothen Meeres habe, in Petersburg genau studirt und die mit dem Studium der Frage beauftragten Juristen gelangten zu dem Schluß, daß die Rechte des Negus offenbare und unbestreitbare seien, und das Resultat ihrer Untersuchungen wurde in einem Bericht im russischen Ministerium des Aeußeren niedergelegt.

In diesem Bericht sind die Beziehungen zwischen Italien und Abessinien eingehend erörtert, und er gelangt zu dem Schluß, daß der Vertrag von Uccialli nicht mehr bestehe, und die Rechte des Negus über einen Küstenstrich am Rothen Meer in Kraft blieben und officiell anerkannt zu werden verdienten. In Folge des Berichts sandte die russische Admiralität das Kanonenboot Zaporozec nach dem erwähnten Küstengebiet am Rothen Meer, um Vermessungen und Recognoscirungen vorzunehmen und zu ermitteln, ob dasselbe Gelegenheit zur Anlage einer Kohlenstation böte. Italienische Agenten bemerkten die Bewegungen des Zaporozec in der Nachbarschaft Raheitas und unterrichteten ihre Regierung davon. Der italienische Gesandte in Petersburg begab sich, wie der englischen Presse von dort berichtet wird, in's Ministerium des Aeußeren und forderte Erklärungen. Er erhielt zur Antwort, daß dem Ministerium des Aeußeren von den Nachforschungen, die der Zaporozec abgehalten haben könne, absolut nichts bekannt sei, und daß, wenn man wünsche, die Nachfrage weiter fortzusetzen, der Marineminister privatim angefragt werden könne, der sehr bereit sein würde, zwar nicht amtliche, jedoch befriedigende private Auskunft über die Bewegungen des Zaporozec zu geben, die verdächtig erscheinen könnten. Derart wurde die Anfrage des Grafen Maffei erledigt und gelangte nicht weiter im russischen Ministerium des Aeußeren zur Erörterung. Zur selben Zeit erhielt jedoch der russische Marineminister von den Sachverständigen des Zaporozec die Erklärung, daß eine Kohlenstation sehr gut bei Raheita angelegt werden könne Es folgte die vierte Phase der Angelegenheit, die der Unterhandlungen. In einem dem Zaren vom General Admiral Großfürsten Alexis eingereichten Bericht wurde, dem Petersburger Gewährsmann, dem wir hier folgen, zufolge, die Nützlichkeit einer russischen Flottenstation im Rothen Meere klar dargelegt. Der Bericht war sehr genau und machte auf den Zaren besonderen Eindruck, der Befehl gab, die erforderlichen diplomatischen Unterhandlungen zu beginnen und keine Kosten zu scheuen, um das angestrebte Ziel zu erreichen. Darauf wurde der Kaiserliche Rath Wlassoff als diplomatischer Geschäftsträger des Zaren nach Abessinien gesandt mit der Instruction, das erforderliche Gebiet um jeden Preis zu erwerben oder zu pachten. Diese Aufgabe bildete den Hauptgegenstand der Expedition Wlassoff. Ihr Führer fand jedoch, daß sie außerordentlich schwieriger sei, wie sie anfangs erschien und ungeachtet der das Gegentheil versichernden Stimmen, erhielt er von den französischen Verbündeten dabei keine Unterstützung.

Ungeachtet dessen soll jedoch Wlassoff, wenn man dem bis jetzt unwidersprochenen Petersburger Gewährsmann Glauben schenken darf, schließlich zum Ziel gelangt sein und die ihm anvertraute Mission erfolgreich durchgeführt haben, so daß Rußland von nun ab den opportunen Moment wählen könnte, um sich mit Italien und England über Raheita und zwar im Speciellen die Bucht von Dumairah zu einigen und damit zu der Erwerbung am Rothen Meere zu schreiten, deren einziger strategischer Nachtheil darin besteht, daß ein englisches sich auf die nahe gelegene Insel Perim oder den starken Waffenplatz und Kriegshafen Aden stützendes Geschwader den Eingang zum Rothen Meere beherrscht.

Die vorstehenden Nachrichten über die Erwerbung der russischen Kohlenstation traten mit solcher Bestimmtheit und derartigen Einzelheiten auf, und stimmten überdies mit dem notorisch stattgehabten Erscheinen des russischen Kanonenbootes Zaporozec in den betreffenden Gewässern, sowie den maritimen Plänen Rußlands derart überein, daß an ihrer Richtigkeit, wenn auch vielleicht statt Raheitas, das neuerdings nicht mehr genannt wurde, ein anderer Punkt dort gewählt wurde, kaum zu zweifeln ist. Allein es ist, wie erwähnt, völlig ausgeschlossen, daß Italien und England auf die russischen Wünsche eingehen. Denn dort macht man schon formell geltend, daß, was den abessinischen Anspruch auf Raheita betreffe — ganz abgesehen von dem für Italien aus seinem Protectorat und dem Vertrage Nerazzini's, der die Souveränität Italiens über jenen Theil des Rothen Meeresufers ausdrücklich stipulirte,

abzuleitendem Recht — Raheita stets ein kleiner mohamedanischer Staat gewesen sei, der die Oberhoheit des Sultans anerkannt und den der Negus von Abessinien nie im eigentlichen Besitz gehabt habe. — Italien trat im Einverständniß mit England dem erwähnten französischen Festsetzungsversuch des Scorpion bei Raheita auch deßhalb mit großer Entschiedenheit entgegen, da, wie verlautete, derselbe darauf abzielte, diese Bucht für Frankreich zu erwerben, um sie alsdann an Rußland abzutreten. Somit kann die Raheitafrage heute sowohl für Frankreich wie für Rußland als abgeschlossen gelten; es sei denn, daß eine ganz unerwartet günstige Conjunctur sie der zähen und zielbewußten Politik Rußlands wieder dereinst aufzunehmen gestattet.

Socialhygiene.

Von Sanitätsrath A. B. von Olfers.

Um die Wende des Jahrhunderts sehen wir eine wesentliche Verbesserung aller gesellschaftlichen Verhältnisse eintreten: es stellt sich ein regelmäßiger Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in den Städten ein, die Opfer der Epidemien nehmen mehr und mehr ab. Die gewaltige Socialreform in Frankreich brachte zum ersten Mal eine gewisse Zusammengehörigkeit der Culturvölker zum Bewußtsein und wirkte damit trotz aller anfänglicher Greuel für die Zukunft für alle Staaten und Völker befreiend. Die Napoleonischen Feldzüge trugen nicht nur Schrecken, sondern auch Bildungselemente überall hin und ermöglichten besonders durch Anlage der seit den Römerzeiten in Vergessenheit gerathenen Chausseen einen regen Verkehr und lenkten denselben zum Theil in neue Bahnen. Dampfschiffe und später Eisenbahnen setzten das Begonnene fort. Trotz der großen Kriegslasten stellte sich bald in Folge der geänderten, alle Kräfte anspannenden Social- und Verkehrsverhältnisse und trotz aller Hemmungsversuche eine Zunahme des Wohlstandes ein, der das Bedürfniß für größere Reinlichkeit und Behaglichkeit zeitigte. Alles dies blieb aber zunächst dem Ermessen des Einzelnen überlassen, das Anwachsen der Städte zu wirklichen Großstädten führte nicht direct zu Maßnahmen der öffentlichen Gesundheitspflege. Erst die gewaltigen Verheerungen durch die „Polizei der Natur“ (Pruner), durch die Weltseuche unseres Jahrhunderts, die Cholera, riefen das Verlangen nach Untersuchungen über die Gründe solcher Gesundheitsstörungen und nach Maßnahmen zur Abhülfe und Vorbeugung wach. Diese Ermittelungen gingen von England aus, wo Simon und Farr die Grundlagen zu der ersten Organisation des Sanitätswesens auf der Basis der Medicinalstatistik und der Hygiene entwickelten. Die Erkenntniß, daß es „vermeidbare“ Krankheiten giebt, ist der dauernde Gewinn dieser Forschungen. In Deutschland machte Pettenkofer seit 1854 Untersuchungen über die Cholera und erweckte in nachhaltiger Weise das Verständniß für die Außenverhältnisse der Seuchen. Aehnlich wirkten die trostlosen Militär-Sanitätsverhältnisse während des Krimkrieges, die durch die Anregungen, welche sie Miß Nightingale und Parkes zu ihren Arbeiten boten, der Hygiene zu dauernden Ermittelungen verhalfen. Virchow's Untersuchungen über den Hungertyphus in Oberschlesien 1848 zeigten die Bedeutung der Uncultur und des socialen Elendes für die Seuchenausbreitung in erschreckendem Lichte. Forschungen von Mühry über die geographische Verbreitung der Krankheiten, denen sich Beobachtungen an den Seuchenheerden durch Stamm und viele, besonders englische Militär- und Marineärzte, und die classischen Darstellungen von A. Hirsch anschlossen, erweiterten das Verständniß der Epidemien und deren Beziehungen zum Menschen, aber auch zu dessen socialen und culturellen Bedingungen und zur Außenwelt. Die Fortschritte der Naturwissenschaften gestatteten, viele Einzelabschnitte wie Ernährung, Boden, Wasser, Luft, Heizung, Ventilation experimentell in Angriff zu nehmen. Den ersten Zusammenhang brachten Parkes und Pettenkofer in dieses Vielerlei, indem sie das ihnen nothwendig Erscheinende methodisch zusammenfaßten und neben theoretischen Vorlesungen auch praktische Uebungen in der Hygiene einführten und damit unsere heutige Methode des Unterrichtes begründeten. Inzwischen machten auch die biologischen Wissenschaften große Fortschritte, und besonders durch Henle, Helmholtz, Pasteur, Cohn und Naegeli entwickelte sich die Mikrobiologie und Mikroparasitologie, und Koch gelang es schließlich, auf diesem Wege eine Methodik zu begründen, durch welche die Mikrobiologie ganz unmittelbare Beziehungen zur Hygiene gewann, welche diesen neuesten Abschnitt ganz besonders kennzeichnen.

Wer sich über diesen Werdegang der Hygiene des Näheren unterrichten will, sei auf das eben bei August Hirschwald in Berlin erschienene „Handbuch der Hygiene“ verwiesen, das der große Hygieniker und Bakteriologe Prof. Ferdinand Hueppe in Prag zunächst für seine Hörer, Mediciner wie Techniker, verfaßt hat, aber auch dem weiteren gebildeten Publicum warm empfohlen werden kann. Besonders die Capitel über die privat- und socialhygienischen Vorkehrungen und Einrichtungen mit ihren weisen Rathschlägen und Fingerzeigen verdienten von Hueppe selbst in einem populären Auszug der weitesten Allgemeinheit vorgelegt zu werden, wozu wir Verfasser wie Verleger nicht dringend genug aufmuntern möchten. Lehrreich ist auch die Geschichte und Entwickelung der Hygiene dargestellt. Wir greifen aus Hueppe's glänzender Schilderung hier einige allgemein interessante Punkte heraus.

Die Hygiene ist als eine sociale Kunst durch die sociale Noth hervorgerufen, sie muß und wird deßhalb immer Socialhygiene sein oder sie wird nicht sein. Aber die Socialhygiene der älteren Richtung hat in Ermangelung sicherer Grundlagen oft gar zu stark in Redensarten gearbeitet, wie sie jetzt nur noch in Volksversammlungen und Parlamenten üblich sind. Die rohe Erfahrung, wie sie den gewaltigen Centralanlagen der Aegypter und Römer und neuerdings denen der Engländer zu Grunde liegt, bewegt sich in Kreisen und erschöpft sich. Nur die „experimenta lucifera“ der Naturwissenschaft gewährleisten steten Fortschritt. In dieser Erkenntniß liegt der große und grundsätzliche Fortschritt, den besonders die deutsche Forschungsmethode angebahnt hat. Aber die wissenschaftliche Hygiene soll nach Hueppe immer wieder den Anschluß an die socialen Aufgaben suchen und finden. Darin liegt auch ein gewisser Schutz gegen das Ueberschätzen wissenschaftlicher Versuche, die stets einen gewissen Tagescours haben und durch Autosuggestion leider bisweilen zu einem bloßen Thatsachencult führen, der erstickend und betäubend wirken kann. Zur Sicherung des wissenschaftlichen Fortschrittes gehören hygienische Institute, die jetzt in der ganzen Welt nach deutschen Vorbildern eingerichtet werden und die Gesundheitslehre und Gesundheitswirthschaft in gleichen Maße im Auge zu behalten haben. In der allgemeinen Werthschätzung der Hygiene nähern wir uns allmälig wieder den alten römischen Auffassungen. Während die römischen Staatsmänner große hygienische Anstalten bauten, erklärte der englische Politiker Lord Palmerston den Schmutz für einen Gegenstand am unrechten Orte, und Disraeli meinte 1873 vor der Wahl: „Die Verbesserungen des Gesundheitszustandes des Volkes ist diejenige sociale Aufgabe, welche allen anderen Aufgaben voranzugehen hat, und welche in erster Linie die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Politikers jeder Partei in Anspruch nehmen muß.“ Im Parlamente erklärte er später von Neuem: „Die öffentliche Gesundheit ist die Grundlage, auf welcher das Glück des Volkes und die Macht des Staates beruht.“ Auch auf dem Continente gehört jetzt öfter vor den politischen Wahlen das Versprechen von hygienischen Verbesserungen fast

überall zu den zugkräftigsten Agitationsmitteln aller Parteien, die nach den Wahlen mit ebenso rührender Uebereinstimmung in den Parlamenten die Sachen gehen lassen, wie es Gott gefällt. Hier fallen auch einige scharfe Worte gegen den „hygienischen Assessorismus", wie wir es nennen möchten. Hueppe schreibt: „Den bureaukratischen Völkern des europäischen Continentes macht die Organisation des Gesundheitsdienstes oft große Schwierigkeiten, weil die von jeder Sachkenntniß unberührte Auffassung des in der Verwaltung einseitig herrschenden Juristen sich nicht zur nüchternen Sachlichkeit aufschwingen kann, daß die hygienischen Fachleute als Medicinalbeamte ebenso mit Selbstständigkeit und dem Rechte des Eingreifens ausgerüstet werden müssen, wie verantwortliche juristische Beamte. Preußen, welches einst mit der Organisation des Gesundheitsdienstes bahnbrechend voranging, hat in Folge dessen jetzt die schlechteste Sanitätsverfassung der Welt, dann kommt Frankreich, während Sachsen, Bayern, Baden, Oesterreich einen viel besser organisirten Sanitätsdienst haben, und England sein ganzes Sanitätswesen auf die öffentliche Gesundheitspflege begründet hat."

Die aufbauende oder positive Hygiene ist in zielbewußter Weise jedoch erst neueren Datums und ihre exacte wissenschaftliche Begründung fand sie zuerst 1893 durch Hueppe selbst. Ihrer Natur nach muß diese Kampfesweise an eine Erziehung des Einzelnen und des ganzen Volkes zur Gesundheit anknüpfen. Dies geschieht in Anlehnung an die unerläßliche bessere körperliche Erziehung von der Schule an durch alle Altersstufen hindurch, bei der planmäßige Körperübungen, Turnen, Sport, Volksspiele zur Volkssitte werden müssen. In einem enger begrenzten Umfange wird dieser Kampf nach Brehmer bereits empirisch erfolgreich gegen die Tuberkulose durch die Sanatorienbehandlung geführt, bei welcher die Heilung thatsächlich nichts Anderes ist als eine angemessene Erziehung zur Gesundheit. Durch diese wird der Körper kräftiger, besiegt die eingedrungenen Krankheitserreger und erschwert deren Wiederansiedelung. Auch in den Bestrebungen der Naturheilmethode ist ein Theil dieser Gesichtspunkte bereits gewahrt, wenn dieselbe Luft, Licht, Wasser, einfache Ernährung als die wichtigsten Heilfactoren erklärt und ihre Adepten in diesem Sinne nicht zu heilen sucht, sondern auch für ihr weiteres Leben zum Befolgen dieser Grundsätze erzieht. Selbst die größten Einseitigkeiten der einzelnen einschlägigen Schulen und Propheten können an dem gesunden Kern dieser Bestrebungen so wenig irre machen, daß auch die wissenschaftliche Medicin diese Dinge mehr und mehr in ihrem Heilapparate berücksichtigt. Die zweckmäßige Lebensweise ist eine der wichtigsten Aufgaben eines Culturvolkes und der Erfolg dieses Kampfes geradezu ein Maaßstab für die Culturhöhe desselben, hebt Prof. Hueppe mit Recht hervor, und fährt fort: „Die Form des Kampfes gegen die gesundheitlichen Mißstände ist in den einzelnen Ländern nach deren Verfassung etwas verschieden und doctrinäre Paragraphenmenschen wollten uns eine Zeit lang glauben machen, daß nur die Autonomie öffentliche Gesundheitspflege zeitigen könne. Wir sehen aber, daß das republikanische Frankreich eine sehr schlechte Organisation des Gesundheitsdienstes besitzt, wir erlebten es 1892, daß die Autonomie von Hamburg versagte, wir sehen, daß sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch jetzt gegen Seuchen absperren wie das autokratische Rußland. Nicht die Form der Verfassung, sondern Geist, in dem sie gehandhabt wird, kommt für unsere Bestrebungen in Betracht. Dies ist aber entscheidend, weil die neuzeitlichen Culturstaaten sich nicht schroff gegeneinander abschließen können, weil die Weltseuchen Alle bedrohen. Der gesonderte Kampf der einzelnen Länder muß so zu einem gemeinsamen Kampfe aller Länder werden und dies erfordert Verständigung in den Hauptfragen. Es ist nicht damit gethan, daß die continentalen Europäer den Krämergeist von England und Amerika verantwortlich machen."

Besonders beredt wird der treffliche Hueppe dort, wo der Hygieniker die Nothwendigkeit auch socialer Reformen betont. So lange die Sclaverei gesetzlich anerkannt war, kannte man für die Außenarbeiten nur männliche Sclaven, aber keine Frauen- und Kinderarbeit. Der erwachsene Feldsclave hatte in Nord-Amerika selbst zur Zeit der Ernte nur 15stündige Arbeit zu leisten und genoß gesetzlich gewährte Sonntagsruhe. Sowohl die Sclavenarbeit als auch das Handwerk waren früher nur auf den Tag beschränkt, weil die Arbeit nicht drängte, und die Beleuchtung ungenügend war. Die Handarbeit war außerdem nicht gefährlich und die Gefahr der Seuchenübertragung war in Folge der geringen Anhäufung der Arbeiter in den einzelnen Betrieben sehr gering. Das Alterthum und Mittelalter kannten eigentlich nur zwei schwere Arbeiten: Die Beschäftigung in den Bergwerken und die Ruderarbeit auf den Schiffen. Zu diesen beiden Arbeiten wurden im Alterthum nur wegen eines Vergehens bestrafte Sclaven verwendet. Im Mittelalter waren die Ruderer zur Galeere verurtheilte Verbrecher, die Bergleute jedoch Unternehmer, welche die Gefahren wegen der Hoffnung auf reichen Gewinn auf sich nahmen. In unserem Jahrhunderte ist zur Außenarbeit der Männer die der Frauen und Kinder hinzugekommen, zur Tagesarbeit die Nachtarbeit, so daß die im Verkehrswesen Thätigen bisweilen für ihre Familien und den Schlaf im Ganzen nur 7—8 Stunden Zeit übrig behalten. Im Bäckergewerbe wurde die Schlafzeit von Lehrlingen sogar bis auf 4 Stunden herabgedrückt, ebenso bei Heizern auf Dampfschiffen, in Wirthschaften haben jugendliche Arbeiter 15—18stündigen Dienst, noch dazu in einer Atmosphäre, die von Tabak- und Alcoholdunst geschwängert ist. Solchen unwürdigen Zuständen gegenüber verweist Hueppe die jüdischen Ausbeuter auf die Bestimmungen des mosaischen Gesetzes, nach denen selbst fremden Sclaven und Lastthieren in der Woche ein Tag Ruhe vergönnt war. „Man muß aber auch die Christen daran erinnern, daß eine solche Ausbeutung der Nebenmenschen die socialen Lehren des Christenthums in eine antisociale Praxis umgestaltet. In einer Zeit, in der man das positive Christenthum vielfach als das sociale Allheilmittel hinstellt, muß man unsere Pharisäer darauf aufmerksam machen, daß es ein reiner Hohn auf die Humanitätsaufgaben der Lehre Christi ist, wenn man solche menschenunwürdige Zustände als göttliche und christliche Gesellschaftsordnung hinstellt. Vom Standpunkte des Staates hat man zu beachten, daß derartig unleidliche sociale und hygienische Mißstände das ganze Volk mit Minderwerthigkeit bedrohen, daß beim Aufrücken der Gesellschaftsstufen das Interesse der Gesammtheit nur dann voll gewahrt ist, wenn die unteren Gesellschaftskreise ein tüchtiges Material zum Nachschub liefern. Privilegien der zur Herrschaft durchgekämpften Stände, welche von diesen die Kampfauslese fernhalten, und Vernachlässigung der untersten Stände waren stets und allerorts das sicherste Mittel, um ein Volk dem Untergange zuzuführen. Die Allgemeinheit hat deßhalb ein großes Interesse daran, daß die socialen Kämpfe, die seitdem es Menschen giebt, vorhanden und zum Fortschritte des Menschengeschlechtes unerläßlich sind, durch planmäßige Reformen abgeschwächt werden, ehe sie nach sonstiger Erfahrung in gewaltsamen Ausbrüchen zur Entscheidung kommen."

Literatur und Kunst.

Ungedrucktes von Gottfried August Bürger.

Aus W. v. Maltzahn's Nachlaß mitgetheilt.

Im nämlichen Jahre, da Goethe's Götz von Berlichingen seinem Dichter die Berühmtheit verlieh, eroberte sich auch Bürger's „Lenore" die Welt. Aber während Goethe mit

den späteren Werken immer reifer und größer wurde, blieb der Balladendichter bei diesem Meisterstücke stehen. Höheres hat er trotz allen heißen Ringens nicht geschaffen, weder als hainbündischer Lyriker oder volksthümelnder Epiker, noch als Homerübersetzer. Dieser ewige Stürmer und Dränger blieb als Mensch und Dichter eine problematische Natur, denn „die Sterne in der eigenen Brust leiteten ihn irre", nach August Sauer's schönem Ausdruck. Ihm fehlten Selbstbeherrschung und Energie und der sittliche Halt. Er lernte Vieles — wie Herder sagt — nur nicht sich selbst bezwingen, anhaltend ausdauern, Maaß und Zweck seiner Bestimmung kennen; er ward also nie seiner selbst mächtig. Und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. Aber wenn auch Schiller's zutreffendes, doch liebloses Urtheil über Bürger Recht behält, so bleibt er doch einer unserer genialsten Dichter und Satiriker, ein vorzüglicher Prosaist, ein sprachgewaltiger Uebersetzer und ein glühender Patriot. Er steht zwar nur im Vorhof unserer Klassiker, aber doch schon auf der Schwelle, und Goethe reicht ihm den Kranz, den ihm Schiller versagte.

Eine würdige Darstellung dieses sturmvollen Dichterlebens fehlt uns noch immer. Was Bürger's College und Arzt Althof über seine „vornehmsten Lebensumstände" schrieb, ist ebenso dürftig, wie es die biographischen Versuche von D. R. L. Woltmann, H. Döring, Pröhle sind. Dankenswerthes Material lieferten zwar auch H. A. Daniel, Karl Goedeke und Michael Bernays, aber die beste Charakteristik bleibt immer noch der Aufsatz seines Freundes A. W. Schlegel, des Shakespeare-Uebersetzers. Bürger's handschriftlicher Nachlaß gerieth in die Hände von Karl Reinhard, der auf dreißig Jahre hinaus die Herausgabe als seine unbestrittene Domäne betrachtete und die Gedichte und Sämmtlichen Werke ziemlich geschmacklos und willkürlich edirte. Erst Eduard Grisebach und August Sauer haben in unseren Tagen die Gedichte in gleich trefflichen historisch-kritischen Ausgaben veröffentlicht. Schlimm erging es auch den Briefen, die in alle Winde zerstreut wurden und noch heute in den Katalogen der Autographenhändler recht häufig vorkommen. Die älteren Drucke sind antiquirt durch Ad. Strodtmann's epochemachendes vierbändiges Sammelwerk „Briefe von und an Bürger", doch sind Strodtmann's umfangreiche Vorarbeiten zu einer Biographie Bürger's bis jetzt in seinem Nachlasse verborgen geblieben. Da sie dessen Besitzer R. M. Werner ungenutzt läßt, so wäre Karl Schüddekopf, dem wir feinsinnige Drucklegungen von und über Bürger verdanken, der rechte Biograph. Ein bisher verloren geglaubter Brief Bürger's, der zumal wichtig ist durch die Beilage von vier Liedern in unbekannter erster Fassung und eines ganz neuen Gedichtes, fanden wir in einer sorgfältigen Abschrift des verstorbenen W. v. Maltzahn. Er mag hier mitgetheilt werden.

Das Schreiben ist an Bürger's väterlichen Freund, den Halberstädter Dichterpatriarchen und Canonicus Gleim, gerichtet und stammt aus Bürger's erster Göttinger Zeit, als der jugendliche Dichter, der 1768 aus dem verrufenen Kreise des Professors Klotz Lessing'schen Angedenkens von Halle kam, in Göttingen seine juridischen Studien beendete. Aber den Klotzischen Mächten schien der Jüngling nun einmal verfallen, und so gerieth er auch in Göttingen zuerst in die schlimmste Gesellschaft. „Er war damals in einer Lage, daß man ihn kennen und schätzen mußte, um mit ihm umzugehen", sagt einer seiner Freunde von ihm. Sein wackerer Großvater sogar zog seine Hand von ihm ab. Unvergessen aber muß es dem gutmüthigen Gleim bleiben, wie er sich auf das bloße Gerücht hin aus der Ferne seines Landsmannes annahm und ihn mit Rath und That unterstützte. Zu seinem Glücke nahmen sich auch noch andere wohlmeinende Freunde des schon halb verlotterten Studenten an. Der Hofmeister Boie, Gotter, die Studenten Hölty, Miller u. A. gründeten einen Dichterbund und gaben auf das Jahr 1770 den ersten Göttinger Musenalmanach heraus; schon der zweite Jahrgang auf 1771 enthielt ein Trinklied Bürger's („Herr Bacchus ist ein braver Mann"), die Perle des zierlichen Duodez-Bändchens. Ein neues Leben begann jetzt für ihn. „Zu Göttingen", schreibt Bürger an Gleim, „keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell, als die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Arten. Ich glaube, wir sind noch in vollem Steigen und noch lange nicht an unserem Ruhepunkte." Er studirte fleißig, übersetzte viel, gründete den Shakespeareclub und blickte dann als absolvirter Jurist sehnsüchtig nach einer Versorgung aus. Im Sommer 1771 erhielt er eine provisorische Stelle bei dem Advokaten Hesse, wurde indeß durch die Ränke eines Mitbewerbers daraus verdrängt. In seiner Noth wandte er sich abermals an den mildherzigen Vater Gleim, der ihm sogleich fünf Pistolen borgte und eine Secretärstelle bei einem Minister oder General in Aussicht stellte. Bürger's Antwort hierauf vom 29. September ist eben dieser verloren geglaubte Brief, den wir hier mittheilen, während Gleim's Replik bei Strodtmann abgedruckt ist. Wir schicken nur noch voraus, daß die von Gleim angeregte Anstellung dann doch nicht zu Stande kam; doch fand der damals fast 24jährige Bürger ein Amt als Gerichtshalter im nahen Dorfe Gelliehausen. Hier unterhielt er den regsten Verkehr mit den Dichtern des Hainbundes, leider aber auch mit einer überspannten Hofräthin, die mit ihrer Gespensterfurcht ihn ansteckte und bald darauf wahnsinnig wurde. Für sie dichtete er 1773 die „Lenore". Und nun sein Brief an Gleim:

Göttingen d. 29t Sept. 1771.

Tausendmal, Wehrtester HErr Kanonikus, tausendmal muß ich Sie meiner Nachläßigkeit halber um Verzeihung bitten. Vor einigen Tagen such' ich meine Papiere zu sammen, weil ich diese Michaelis mein bisheriges Zimmer verlaße, und da sind' ich den Schein über die 5 Pistolen, die ich vor einigen Tagen von Ihrer Gütigkeit durch meinen Vetter wohl erhalten habe. Ich dachte nicht anders, als hätt' ich schon lange den Schein nach Halberstadt geschickt und siehe! da liegt er noch. Was mögen Sie wohl gedacht . . . doch nein! Sie haben nichts gedacht, liebster HErr Kanonikus, denn Sie erwähnen desselben nicht einmal in Ihrem freündschaftlichen Briefchen. Hier ist nun der böse Schein über dessen unvermuthetes Wiedersehn ich fast erschrocken wäre.

Was ich nun zu einer Secretärstelle bey einem Minister oder General sage, fragen Sie? Vortrefflich! sag' ich. Was nähm' ich nicht alles an, um aus dem verdammten Göttingen zu kommen. Weis Gott! Lakey wollt' ich drum werden, wenns nur bey einem Gleim wäre. Ein dunkles regnichtes Klima herrscht hier, wie nur immer in Paderborn — was sag' ich Paderborn? in Lappland seyn mag, und die Menschen entsprechen völlig diesem Klima. O wie fatal ist mir hier alles! —

Wie Ihnen, allerbester Mann, bey der Spaldingischen*) Beleidigung zu Muthe seyn mag, kann ich mir völlig vorstellen. O man möchte aus der Welt in eine Wüste fliehen, wenn einem so was begegnet! Lassen Sie uns in das schöne Sicilien oder nach Spanien schiffen, dessen schöne Auen seit den Zeiten der fleißigen Araber so verwildern. Dort wollten wir uns selbst ein Dörfchen bauen und mit keinem Menschen weiter, außer jeder mit einer Elise**) uns bekannt

*) Johann Joachim Spalding (1714—1804), Probst bei der Nicolaikirche in Berlin, Verfasser der „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen." Seine Briefe an Gleim waren eben (1771) erschienen. Spalding gab sein Mißfallen über diese ganz wider sein Wissen und seinen Willen von seinen Freunden in der Schweiz unternommene Herausgabe öffentlich zu erkennen, auch wurde sein 1745 mit Gleim geschlossener Freundschaftsbund nicht wieder angeknüpft.

**) Anspielung auf die als Dichterin bekannte Elisa Freifrau von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem (1754—1833), mit Gleim und Göckingk befreundet.

machen. Gieng' es nur in Griechenland nicht so blutig her, so wollten wir nach Teos*) reisen.

Was für eine bittere Rezension war neülich in der Erfurther Gel. Zeit. von Pastor Amors Absolution?**) — Was zu arg ist, ist zu arg. Das W. darunter, soll doch ohnmöglich Wieland heißen? — ich dächte nimmermehr? — Man möchte manchesmal wohl, wie jener römische Kaiser, wünschen, daß das ganze Critische Lumpengesindel nur einen Kopf hätte, damit man ihn auf einen Strich herunter jäbeln könnte. —

Wie vortrefflich ist der Gesang auf den Allgegenwärtigen, den Sie Herr Boien geschickt haben!***) Welche erhabene Einfalt! Die Brust schwoll mir hoch empor, als ich ihn lesen hörte. Die Wiederhohlungen — oder wie soll ich es nennen? — die Umwendungen darinn thun vortreffliche Wirkung.

Diesmal, wehrtester HErr Kanonikus, will ich Sie mit keinem so langen Briefe quälen, als meine vorigen waren; aber leeres Papier mag ich Ihnen doch auch nicht schicken, daher will ich die andere Hälfte des Bogens mit Versen beschreiben. Wenn Sie diese nicht lesen wollen, so können Sie selbige desto sicherer wegwerfen. Auf dieser Seite empfehl' ich mich nur erst noch der Gewogenheit meines großmüthigsten Freündes, den ich auf der Welt noch gehabt und künftig haben werde. Ich bin mit ewiger Hochachtung, mein Allertheürester,

Ihr

gehorsamster Diener und Verehrer

Bürger.

Minnelied.

Wie seelig, wer sein Mädchen hat,
Wie seelig lebt der Mann!
Auf jedem Dorf in jeder Stadt
Gefällt es ihm alsdann.

Die Sorge weichet; er besiegt
Ihr grämliches Komplot.
Er ist in seinem Gott vergnügt,
Und Amor ist sein Gott.

Und Freüd' erfüllet seine Brust
Anstatt Melancholie.
Zu lachen hat er immer Lust,
Zu weinen aber nie.

Er gehet munter seinen Gang;
Sein Scherz wird nimmer stumm;
Beständig schwebet ihm Gesang
Auf seiner Lippe rum.

Durch ofne Adern wallet frisch
Sein reines warmes Blut;
Gesunder ist er wie ein Fisch
In seiner klaren Fluth.

Ihm schmeckt sein Mal; er schlummert süß;
Denn ruhig ist sein Sinn;
Und träumt sich in ein Paradies
Mit seiner Eva hin. — —

O seelig, wer sein Mädchen hat,
O seelig lebt der Mann!
Drum greife jeder rasch zur That,
Und schaffe sich eins an!

Doch ach! was sing' ich in den Wind
Und habe selber keins?
O liebe Lilla komm geschwind
O komm' und werde meins!

Das glückliche Leben.

Nach dem Grecourt.

Der Mensch muß denken; ohne denken gleicht
Der Mensch dem Ochs- und Eselein im Stalle.
Das Herz muß lieben; ohne Liebe deücht
Er sich ein traurig Ding nach seinem Falle.

Gesellschaft muß er haben, ohne Zwang,
Von hübschen klugen, doch nicht stolzen Leüten,
Nebst immer wechselnden Ergötzlichkeiten
Denn sonst währt manches Stündchen gar zu lang.

Dabey ist eine himmlisch schöne Sache
Um einen rechten braven Herzensfreünd;
Der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache,
Und ehrlich weine, wenn man selber weint.

Der Abend muß ein niedlich Mal bescheeren
Ein Mal erheitert durch Gespräch und Wein.
Da muß das Herz denn guter Dinge seyn,
Nur muß man sich des Ranfches fein erwehren.

Die Nacht . . . je nun? Die liebe Nacht vergeht
In eines trauten süßen Weibchens Armen.
Man läßt die Wang' an ihrer Brust erwarmen.
Und tändelt bis der Hahn den Morgen kräht.

Sagt, Freünde, schlendert nicht ein solches Leben
Ganz artig und gemächlich seinen Gang? —
Seit mir die Liebe Sylvien gegeben
Besitz' ich alles, was ich itzt besang.

Ein Geschichtchen.

Ein niedlich Schäfermädchen stand
Am klaren Wiesenbache.
Ein Luftsprung an den andern Rand
War keine leichte Sache.

Breit war der Bach und schoß geschwind
Durch tiefe krumme Pfade;
Drum zögerte das arme Kind
So schüchtern am Gestade.

Ich trat in meiner Grünen Tracht
Aus hohen Haselbüschen
Und wolt', ermüdet von der Jagd
Die dürre Kehl' erfrischen.

Es schien als ob in dies Revier
Mich itzt ein Engel brächte. —
Ihr Auge bat mich, daß ich ihr
Hinüber helfen möchte.

Gleich weckte ihre kleine Noth
Mein höfliches Erbarmen.
Ich hob sie auf verschämt und roth
Mit meinen starken Armen.

Besorgt um meinen Nacken schlang
Die Schäferinn die Hände,
Und ich in Amors Nahmen sprang
Mit ihr ans andre Ende.

Dank sey dir Amor immerdar
Du gabst mir Riesenstärke!
Du liehest mir dein Flügel Paar
Zu diesem Liebeswerke!

Wer immer so befiedert wär,
Dem müßt' es leicht gelingen
Sich tausend Meilen übers Meer
Nach Mexiko zu schwingen.

αω.

Die Weisheit kam zu mir in warnender Gestalt:
„Mein Sohn, sprach sie, laß mich dein Herz erbitten!
Entreiße dich der schädlichen Gewalt
Des Liebes-Gotts, des Mörders edler Sitten!

Der Ambra der von seinen Flügeln wallt,
Ist allen Tugenden ein Gift und mitten
In dem Arkadien, wohin du seinen Schritten
Gefolgt, eröfnet sich ein Schlund vor deinen Tritten.
Fleüch den Verführer, ist es möglich, bald!
Sonst fürcht' ich, deine Thorheit wird zu alt!

Der Amor, sprach ich mit getroster Miene,
Der Amor, große Göttin, dem ich diene,
Ist er, der Himmlische vom Plato zu benannt;
Mit dem Petrarka sich verband;
Dem einen Tempel unser Gleim geweyhet;
Dem auch Jacobis fromme Hand
Altäre baut und Blumen streüet."

Die Göttin ward auf den Bericht erfreüet,
Sie billigte die Opfer und verschwand.

*) Die Insel Teos in Kleinasien ist Anakreon's Geburtsort.

**) Im 37. Stück v. J. 1771 Anzeige einer Brochüre von Joh. Benj. Michaelis: „An den Herrn Kanonikus Gleim", worin allerdings Wieland Gleim und J. G. Jacoby den Rath ertheilte, sich „vor ihren unwürdigen Afterfreunden künftig besser zu verwahren."

***) Gleim's Gedicht „Ueber Gottes Allgegenwart" im Göttinger Musenalmanach 1772, S 119.

[Ohne Titel.]

An Chloens Busen flog der lose Cypripor
Und hielt zu Schutz und Trutz ihr Mäntelchen sich vor.
Die Mutter suchte nach und fand den kleinen Thoren.
„Geh nur! rief er, Mama! Such einen andern Sohn!
Sieh her! ich habe mir hier schon
Ein andres Mütterchen erkoren."

Da ist der halbe Bogen voll!

B.

Wie man sieht, bewegen sich diese Gedichte ganz in Gleim's Fahrwasser. Es sind „Tändeleyen", wie sie damals angeblich dem Anakreon, in Wahrheit aber mehr den Franzosen, zumal La Fontaine, Grécourt, Dorat nachgesungen wurden, galante Liedchen im falschen Volkston der Arkadier, in dem sich ja auch noch Lessing und der junge Goethe gefielen. Erst zwei Jahre später, als Bürger in der englischen Sammlung von Percy wirkliche Volkslieder kennen lernte, gingen ihm die Augen über die Hagedorn-Gleim'sche Verirrung auf und gelangte er zum wahren Volksliede und zur echten Ballade. Immerhin steht der junge Bürger als Gleimschüler hoch über dem Meister, wie das Genie über dem dilettirenden Talent. Das scheint der Alte wohl nicht ganz erkannt zu haben. Am 7. Oct. 1771 dankte er dem jungen Freunde für diese ihm mitgetheilten Gedichte und bemerkte dazu: „Mündlich einmal nehm' ich die Freiheit, Kleinigkeiten zur Verbesserung vorzuschlagen und Kleinigkeiten zu erinnern. Z. E. in dem Minneliede:

Er ist in seinem Gott vergnügt
Und Amor ist sein Gott.

Ist der erste Vers, weil er in einem geistlichen Liede von Wort zu Wort vorkommt, nicht anstößig?" Bürger gab seinem Kritiker nicht allein in diesem Punkte Recht, sondern arbeitete das Ganze um. In der ersten Ausgabe seiner Gedichte (Göttingen, 1778) lautet dieses Lied viel weniger frisch und charakteristisch:

Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!
In Friedrichs oder Ludwigs Stadt
Ist keiner besser dran.*)
Er achtets nicht, was Hof und Stadt
Dafür ihm bieten kann;
Und wenn er keinen Kreuzer hat,
Dünkt er sich Krösus dann.**)
Die Welt mag laufen oder stehn;
Mag rollen um und um;
Und alles auf dem Kopfe gehn!***)
Was kümmert er sich drum?
Hui! ist sein Wort zu Strom und Wind,
Wer macht aus euch sich was?
Nichts mehr als wehen kann der Wind
Auch Regen macht nur naß.
Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott,
Er fühlt sich frei und froh
Und kräht, vergnügt in seinem Gott,
In dulci Jubilo.

Die weiteren vier Verse „Durch offne Adern" ꝛc. sind nur an zwei Stellen unbedeutend verändert, doch ist es bezeichnend, daß der anakreontische Name Lilla in ein deutsches „Evchen" verwandelt wird. Uebrigens läßt ein Vergleich des frischen ersten Wurfes erkennen, wie sehr A. W. Schlegel und Hettner Recht hatten, sich in Bürger's Gedichten stets für die älteren Lesarten zu entscheiden. Umsomehr als der unkritische Reinhard sich eingestandener Maßen für berechtigt hielt, wo keine „Vorschrift" Bürger's vorlag, „nach eigener Prüfung und nach eigenem Geschmack" zu ändern. Es ist daher am besten, auf die frühesten Drucke im Musenalmanach ꝛc. zurückzugehen oder — wie im vorliegenden Falle — sich möglichst an die Handschrift zu halten und spätere Varianten nur anzumerken.

Auch das zweite Gedicht wurde in einer veränderten Gestalt in den beiden Ausgaben von 1778 und 1789 veröffentlicht und zwar unter dem Titel „Das vergnügte Leben" und der Jahreszahl 1773, während das Gedicht doch schon zwei Jahre früher an Gleim gesandt wurde; auch die Quellenangabe „Nach dem Grécourt" fehlt. Bürger's Datirung seiner Gedichte ist bekanntlich sehr unzuverlässig. Er selbst spottet in einem Brief an Boie darüber: „Du wirst manchmal über das Datum lächeln, das über jedem Stücke steht. Ich konnte mir nicht helfen; ich mußte bisweilen lügen oder nach bloßem Ohngefähr dasselbe bestimmen, weil ich die Stücke, wovor Kupfer zu stehen kommen, verhältnißmäßig durch das ganze Werk vertheilen mußte. Wir wollen uns nun an den ästhetischen Narren belustigen, die aus dieser Chronologie den Fortschritt meines Geistes darzuthun sich bemühen werden." Die Aenderungen Bürger's sind wieder meist unglücklich. Das gedruckte Gedicht beginnt: „Der Geist muß denken"; aus Sylvien wird eine Amalie; die einschneidendste Variante betrifft den jetzt noch frivoleren vorletzten Vers:

Was für ein Wunsch zu guter Nacht sich schickt,
Das brauch' ich nicht erst lang und breit zu sagen.
Ein Weibchen muß man mit zu Bette tragen,
Das jede Nacht wie eine Braut entzückt.

„Ein Geschichtchen" wurde in einer Umarbeitung, die wohl von Reinhard herrührt, nach Bürger's Tode zuerst im Göttinger Musen-Almanach 1799 unter dem Titel: „Der Sprung, Eine Romanze," dann später gleichlautend im Heidelberger Taschenbuch Cornelia abgedruckt, diesmal aber unter dem früheren Titel. Der letzte Vers lautet hier:

Wer immer so befiedert wär,
Der könnte manches wagen
Und über Land und über Meer
Die schönen Mädchen tragen.

Das vorletzte Gedicht ist mit der wohl auch nicht Bürger'schen Correctur „Verderber" statt „Verführer" und dem Titel „Mein Amor" im Göttinger Musen-Almanach 1800 erschienen. Reinhard versetzt die Abfassung fälschlich in die sechziger Jahre. „An Chloens Busen" endlich wurde bis heute auf Grund von Gleim's Antwort und mit dem Hinweis auf Bürger's verschollenen Brief als „verloren" aufgezählt. Umsomehr freut es uns, Brief und Gedicht hier veröffentlichen zu können.

*) In der zweiten Gesammtausgabe von 1789 änderte Bürger abermals: Er lebt wie in der Kaiserstadt, Kein Graf und Fürst es kann.

**) Der Vers lautet 1789: Ihm scheinet seiner Seligkeit Kein Preis auf Erden gleich. Selbst arm bis auf den letzten Deut Dünkt er sich krösusreich.

***) 1789: Und alles mag rund um Kopf unten oder oben gehn!

Tennyson als Dramatiker.

Von F. W. Westercamp.

Von den drei bedeutendsten Männern auf literarischem Gebiet im Zeitalter der Königin Victoria von England: Carlyle, Tennyson und Ruskin, ihrer Person und ihren Werken sind wir in Deutschland am besten über den erstgenannten Historiker unterrichtet. Von dem Aesthetiker Ruskin,

dem russischen Tolstoi, wie man ihn wohl genannt hat, wissen wir leider fast nichts. Der bei uns populärste von Allen ist der Dichter des „Enoch Arden", der das Herz des deutschen Volkes im Sturm eroberte, während von seinen Gedichten nur wenige bekannt sind; sein Lebenslauf, der am 6. Oktober 1892 sein Ende fand, ist uns ein verschlossenes Buch geblieben. Und doch ist sein Leben für den Tieferblickenden ein Beispiel seltener Vollendung. Schon im Knaben zeigte sich der Dichter; als Jüngling veröffentlichte er bedeutsame Erstlinge seiner Muse, als mehr denn achtzigjähriger Greis ebenso hervorragende Spätlinge. In die Zwischenzeit fällt die Sturm- und Drangperiode des Zweifels, des Schmerzes über den Verlust eines über Alles theuern Freundes, des zehnjährigen Stillschweigens. Dann folgten Jahr auf Jahr schönere Blüthen, Jahr auf Jahr der steigende Beifall der Besten im Lande. Dazu war der Dichter ein Gelehrter und mehr noch ein Weiser. Er war glücklich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, glücklich im Besitz einer herrlichen Gesundheit, glücklich in seiner äußeren Lebenslage. Die erste Universität des Landes hatte ihm den Doctortitel verliehen, seine Königin hatte ihn als würdigen Nachfolger eines Würdigen, zum Poeta Laureatus auserkoren; es war sein Vorrecht gewesen, die Baronswürde abzulehnen und ebenso die Pairswürde anzunehmen. Obwohl Erbe aller Zeiten, hat er doch Werke geschrieben von unbestreitbarer Originalität; in der lyrischen und monodramatischen Erzählungsform lag seine Stärke; aber auch im Drama und im Episch-allegorischen schuf er Bedeutsames. England verdankt ihm die Wiedererweckung eines nationalen Epos in seinen Arthur-Idyllen, einem Gegenstande, den so Viele vor ihm ohne Erfolg behandelt hatten; ja, bis an sein Todtenbett begleitete ihn die Muse: Shakespeare lag auf seiner Brust, als er entschlief und im Dichterwinkel der ehrwürdigsten Kathedrale seines Landes fand er seine letzte Ruhestätte.

Dieses harmonische, geradezu goethische Leben hat Tennyson's Sohn, der jetzige Lord Tennyson, in zwei ebenso dicken, wie theuren Bänden ausführlichst beschrieben, mit viel Hingabe und Pietät, aber ohne künstlerischen Sinn und kritischen Geschmack. Kein Wunder, daß das gutgemeinte und schlechtgerathene Buch noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Es war deßhalb ein guter Gedanke des bekannten Carlyle-Biographen, Th. A. Fischer, aus dem großen Werke des Sohnes den überreichen Ballast hinauszuwerfen und uns nicht allein Tennyson's Leben neu zu erzählen, sondern auch eine ganz selbstständige kritische Besprechung seiner Hauptwerke daran zu knüpfen. Sein soeben bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschienenes Buch: „Leben und Werke Alfred Lord Tennyson's" verfolgt den Hauptzweck, eine Zeichnung der physischen wie geistigen Physiognomie Tennyson's zu geben und vor Allem der poetischen Bedeutung des Dichters in seinem Verhältniß zur Vergangenheit, in seinen Beziehungen zur Gegenwart und in allen seinen charakteristischen Eigenschaften gerecht zu werden. Natürlich mußte er dabei auf eine eingehende Würdigung der Dichtungen Tennyson's um so mehr Gewicht legen, je weniger reich das Leben des Dichters an außergewöhnlichen Ereignissen war. Diejenigen, die Tennyson bisher nicht kannten, werden durch das Buch zum Studium eines Dichters angeregt werden, dessen eigenthümliche Größe schon Geibel und Freiligrath erkannt haben, aber auch Leser und Kenner Tennyson's werden Anregung in dem Werke finden. Verdienstlich ist zumal die sehr eingehende und geistreiche Analyse der bei uns wenig bekannten „Königsidyllen" und der eben so großartigen Elegie „In Memoriam". Viel Neues enthalten besonders die Blätter, die sich mit dem bei uns völlig unbekannten Dramatiker Tennyson beschäftigen, wobei Fischer auf Grund sorgfältiger ästhetischer Untersuchungen zu allgemein interessanten Ergebnissen gelangt, von denen wir unseren Lesern hier Einiges mittheilen.

Der damals 65jährige Dichter wandte sich nämlich auf lange Jahre hinaus (1874—1884) fast ausschließlich dem Drama zu. Die Form des Monologs und Dialogs, die er mit Vorliebe in den meisten Fällen seiner poetischen Erzählungen wählte, hatte dahin übergeleitet. Aber von einem ruhig dahinfließenden Dialog, der sich höchstens hier und da zum Pathos steigert, bis zum Drama mit seiner Fülle von Charakteren, die trotz ihrer Verschiedenheit sich doch Alle um einen einheitlichen Mittelpunkt drehen, ist eine weite Kluft. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Tennyson's im Jahre 1875 erstes veröffentlichtes Drama „Queen Mary" als Bühnenstück verfehlt; wenn wir auch mit Fischer durchaus nicht Ed. Engel's wegwerfendes Urtheil unterschreiben können, der dem Drama jede Spur von Poesie abspricht. Statt einer einheitlichen Handlung haben wir hier zwei parallel nebeneinander herlaufende Interessen: Mary's rein menschliches und psychologisch schön durchgeführtes Ringen nach der Liebe Philipp's und der damit eng verbundene Wunsch, ihm einen Erben, dem Reiche einen Thronfolger geben zu können; und dann die einschneidende Frage, ob England die körperliche Gegenwart im Abendmahl, d. h. die Autorität des Papstes, anerkennen werde oder nicht. Diese letztere Frage hat ihren Mittelpunkt in Cranmer, dem schwankenden Erzbischof, so daß sich also die Handlung um zwei Mittelpunkte dreht. Dazu kommt eine verwirrende Menge von Personen, die eine ebenso verwirrende Menge von Meinungen vertreten: römische Cardinäle und calvinistische Gelehrte, spanische Höflinge und französische Diplomaten, hoher und niederer Adel, loyale Katholiken und aufständische Protestanten, Bettler, Rathsherren, Bürger, Soldaten, Feldherren und Bauern, Prälaten und Fischweiber; kein Wunder, daß ein geringeres Genie als Shakespeare's daran scheitern mußte, eine solche Menge in Bewegung zu setzen. Eben so wenig lassen sich die langen, meist unwichtigen Nebenpersonen in den Mund gelegten Commentare über die Ereignisse rechtfertigen, und die vielen Sitzungen des Parlamentes, des Magistrates, des geheimen Rathes mit ihren politischen und religiösen Diskursen wirken trotz alles Aufwandes der schönen Sprache ermüdend. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn wir aber die Hauptcharaktere als Studien betrachten. Mary, der viel geschmähten Königin, geschieht Gerechtigkeit, weil sie mit dem sympathischen Auge des Dichters betrachtet wird, dem auch die geheimen Motive des Herzens sich enthüllen, die der strengen Feder des Geschichtschreibers so oft entgehen. Die Königin ist halb englisch, halb spanisch; sie besitzt Stolz und Muth, aber auch echt südliche Sinnlichkeit und glühenden Fanatismus. Sie will vor Allem die Liebe Philipp's, ihres Gatten, erwerben. Sie triumphirt, als sie sich Mutter glaubt. Wie wird Philipp sie nun lieben müssen! Nun wird endlich die Kälte seiner Natur aufthauen, und der Frühling wird einziehen. Der Sohn, den sie im Schooße zu tragen meint, wird sie an allen ihren Feinden rächen, er wird der Morgenstern einer neuen Zeit werden für den Katholicismus, die Schatten der neuen Lehre von Luther und Zwingli werden zur Hölle fahren:

> Sein Glaube wird die Welt, der er gebeut
> Erfüllen, wie die Luft, wie Sonnenschein!
> Ihr ew'gen Thore auf! Der König kommt!
> Mein Stern, mein Sohn!

Als sie aber fühlt, daß auch diese Hoffnung sie getäuscht hat, ist ihre Verzweiflung eben so grenzenlos wie vorhin ihre Liebe. Philipp bleibt hart; er ist der Fels, an dem sie zerschellt. Und auch Calais ist gefallen. Womit hat sie das Alles verdient? Vielleicht hat sie nicht genug Blut vergossen? nicht genug Ketzer verbrannt? Ihr Volk verachtet sie; sie liest den Haß desselben in anonymen Briefen, die ihr in den Weg gelegt werden, sie liest ihn in den Mienen ihrer Unterthanen; sie athmet ihn ein mit der Luft wie Gift. Selbst die Musik vermag sie nicht mehr zu trösten; sie haßt sich selbst, will keine Toilette mehr machen, denn der Verlassenen geziemt es,

verlassen anszusehen. Zuletzt verfällt sie in einen Zustand dumpfen Brütens. Auf dem Boden kauernd will sie Niemand weder sehen noch hören. Da schlägt das Wort an ihr Ohr: Philipp. Graf Feria kommt vom König; sie springt auf, befiehlt, ihr Haar in Ordnung zu bringen und ihr den indischen Shawl umzuhängen, den Philipp ihr in glücklicheren Tagen gab. Aber der Gesandte bringt keinen Brief, nur die Botschaft, der König werde später einmal kommen. Da bricht die Königin in die Worte aus: „Sag' ihm, ich weiß, daß er nicht mehr kommen wird, daß seine Liebe todt ist. Geh! Deine Botschaft ist an Elisabeth gerichtet, nicht an mich!" „Und was soll ich der Prinzessin sagen von Eurer Majestät?" fährt Feria unbekümmert fort, worauf Mary antwortet:

„Sag' ihr, sie soll mein sterbend Auge schließen,
Die Krone tragen und auf meinem Grabe
Tanzen."

Noch einmal beruhigt sie sich, als Lady Clarence ihr von der glücklichsten Stunde ihres Lebens erzählt; dann aber klagt sie sich der übergroßen Milde gegen die Ketzer an, klagt Philipp an, der ihr keine Stunde treu geblieben, und auf dessen Herz, wenn er überhaupt eins besitze, der Name Politik eingegraben wäre, während auf dem ihrigen nach ihrem Tode die Worte „Calais" und „Philipp" zu lesen sein würden. Endlich fordert sie ein Messer, geht damit auf das Bild des Königs von Spanien zu mit den Worten: „Ich will nicht, daß er mich so sieht in meiner Verzweiflung, alt, elend, krank und kinderlos"; schneidet das Bild aus dem Rahmen und bricht zusammen, seufzend: „O Gott! Ich habe meinen Philipp getödtet!" In dem Augenblick ertönen draußen Rufe: „Es lebe Elisabeth"; und Mary wird fortgeleitet, um den letzten Besuch ihrer Schwester zu empfangen. Philipp wird uns vom Dichter als der kalte, sinnliche, selbstsüchtige Mensch geschildert, der er war, während Elisabeth in ihrer Person ganz die Charakterzüge erkennen läßt, die sie später als Königin so groß machten. Sie ist scharfsinnig, witzig, von gelehrter Bildung und voller Liebe zu ihrem Volk; sie bedient sich des Spottes, um ihre Gefühle zu verbergen, sie ist stolz und lebenslustig und von männlicher Thatkraft erfüllt: eine Königin, wie England in dieser kritischen Zeit der Intriguen sie bedurfte. In der Behandlung der Volksscenen, wobei auch der Dialekt zur Anwendung kommt, macht sich der Einfluß Shakespeare's ganz besonders bemerkbar. Dank des geschickten Bühnen-Arrangements Irving's und der vorzüglichen Besetzung der Hauptrollen, brachte das Trauerspiel es zu einigen wenigen Aufführungen. Die Aufnahme war keine ungünstige. Eine Stelle, die viel applaudirt wurde, war die am Ende des ersten Actes, wo die Königin sagt:

„Königin von England ich; nicht röm'scher Kaiser!"

Die Aufführung des Stückes fiel nämlich gerade in die Zeit, wo die Königin Victoria den anfänglich wenig volksthümlichen Titel Kaiserin von Indien angenommen hatte.

Im Jahre 1877 erschien Tennyson's zweites Drama, „Harold"; 1879 das dritte, „Becket". In der historischen Reihenfolge aber kommt Harold natürlich zuerst, dann Becket und endlich Mary. Mit diesen drei großen Tragödien wird eine Trilogie vollendet, welche drei Hauptperioden der englischen Geschichte zur Darstellung bringt: den Kampf der Sachsen und Normannen um die Oberherrschaft im elften Jahrhundert, den Kampf des Staates gegen die Uebermacht der Kirche (12. Jahrhundert) und endlich die Niederlage der römisch-katholischen Kirche mit der Thronbesteigung der protestantischen Elisabeth (1558). In Harold ist ein Fortschritt „Mary" gegenüber nicht zu verkennen. Die Anzahl der handelnden Personen ist weniger verwirrend groß, die Entwickelung einheitlicher und ungehinderter, die Charakterzeichnung schärfer. Harold, Graf von Wessex, später König von England, der schlichte, tapfere, freigiebige und offene Harold, dessen Lieblingswort es ist, lieber zu sterben als zu lügen, wird vom Schicksal verfolgt. Alles verschwört sich gegen ihn: Wind und Wetter, Gefangenschaft, Heirath und Schlachtenglück, insbesondere aber der ihm durch alle Künste gleißnerischer Ueberredung abgerungene Eid, Wilhelm von der Normandie bei seinem englischen Eroberungszuge zu helfen. Mit dieser Untreue gegen sich selbst beginnt sein Fall. Er kennt sich nicht mehr und verachtet sich, wird abergläubisch und mißmuthig. Auch seine aus politischen Gründen eingegangene Heirath mit Aldwyth bringt ihm keine Vortheile, sie beunruhigt nur sein der lieblichen Edith in Liebe zugethanes Gemüth. Erst ganz zuletzt, im fünften Act, dicht vor der verhängnißvollen Schlacht findet er sich selbst wieder. Mit Verachtung weist er die Forderung des Mönches Margot, sich Rom zu unterwerfen, von sich.

„Zurück zu jenem Gaukler! sag' es ihm,
Die Heil'gen seien edler, als er träumt,
Und Gott sei edler als die Heiligen;
Und wir, wir stünden kampfbereit im Feld
Des Spruches Gottes wartend."

Dann folgt aus dem Munde der Zuschauer, vermischt mit den Schlachtrufen der Normannen und den fernen Klängen eines lateinischen Kirchengesanges der Mönche von Waltham, die Schilderung des auf und ab wogenden Schlachtenglückes bis zu jenem todtbringenden Pfeil, der Harold trifft und seine Getreuen zerstreut. Tiefe Nacht bedeckt nun das blutige Feld. Zwei Frauen irren suchend umher: Aldwyth, die Königin und die halb wahnwitzige Edith. Sie suchen Harold's Leiche. Edith findet sie, und indem sie den Ring von seinem Finger zieht und an den eigenen steckt, vermählt sie sich ihm im Tode und stirbt. Zuletzt erscheint Wilhelm der Eroberer, der im Angesicht des Todten, der Tapferkeit seines Feindes, seiner Weisheit und seiner Wahrheitsliebe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Mit einigen stolzen Worten, welche die Verschmelzung der anglosächsischen und normannischen Rasse und England's Weltherrschaft prophetisch andeuten, schließt das Trauerspiel. Trotz der großen Wirksamkeit des ganzen fünften Actes und vieler anderer Scenen, z. B. des Eidschwures vor dem König Wilhelm, des Schiffbruches und des ergreifenden Liebeswerbens hat es „Harold" bisher nicht zu einer Aufführung in England gebracht. Dagegen ist es das einzige Trauerspiel Tennyson's, das (von dem Grafen Wickenburg) in's Deutsche übertragen worden ist.

Wie Mary und Harold machte auch Tennyson's letzte große Tragödie „Becket" umfassende Studien nötig. Viele historische Schriften wurden zu Rathe gezogen, und der Dichter reiste selbst nach Canterbury und besichtigte den Schauplatz des blutigen Altarmordes. Die Charaktere sind denn auch so gewissenhaft-historisch, und das ganze Drama spiegelt die Zeit so genau wieder, daß der bekannte Historiker J. R. Green meinte, er habe aus allen seinen Studien in den Annalen des 12. Jahrhunderts keinen so lebhaften Eindruck von dem Charakter Heinrich's II. und des ihn umgebenden Hofes empfangen wie aus Tennyson's „Becket". Die Tragödie wurde, obschon bereits im Jahre 1879 gedruckt, aus verschiedenen Gründen erst 1884 veröffentlicht. Im Jahre 1891 wurde sie in Irving's Fassung im Lyceum-Theater mit großem Beifall aufgeführt und behauptete sich eine lange Zeit auf den Brettern. Professor Stanford hatte die einschlägige Musik dazu geschrieben, Irving selbst stellte Becket dar, und die Ausstattung war glänzend.

Als eine Charakterskizze betrachtet, bietet das Stück viele Schönheiten. König Heinrich ist aufbrausend, aber schwach und selbstsüchtig. Er verdankt Alles seinem Kanzler, der Rosamund, des Königs morganatische Gemahlin, für ihn beschützt und hegt, große Summen, die ihm für seine Treue als Belohnung geboten wurden, zur Vergrößerung und Verherrlichung des königlichen Ansehens verwendet und in seinen Neigungen und klugen Rathschlägen ganz als des Königs unentbehrlicher Freund erscheint. Um ihn noch enger an sich

zu fesseln, macht ihn Heinrich zum Erzbischof von Canterbury, rechnet aber dabei weder auf die Macht der Kirche, noch auf seines Kanzlers Pflichtgefühl, dem die neue Würde keineswegs im Lichte einer Beförderung im Dienste des Königs erschien, sondern als ein Wechsel des Dienstverhältnisses, ein Eintritt in den Dienst eines anderen Herrn, dessen Interessen möglicher Weise mit denen seines alten Herrn in Widerspruch gerathen könnten. Becket betrachtete die Kirche als des Volkes „Bollwerk gegen den Thron und die Uebergriffe der Barone". Mit der Annahme der erzbischöflichen Würde nimmt ihn diese Idee völlig gefangen. Er wird mit Leib und Seele ein Diener derselben, wie er früher mit Leib und Seele Soldat und Staatsmann gewesen. Durch verschiedene voreilige Handlungen bringt er den König und die Barone gegen sich auf; der Schutz, den er Rosamund angedeihen läßt, verfeindet ihn mit der Königin; die übrige hohe Geistlichkeit Englands will ihm nicht wohl, und so wird ihm seine hohe Stellung, die höchste in der englischen Kirche, zugleich die einsamste. Nur die Armen, Verlassenen und Schutzbedürftigen, für die er stets ein warmes Herz in der Brust getragen, bleiben seine Freunde. Sobald einmal der König die schicksalschweren Worte gesprochen: „befreit mich denn Keiner von diesem unruhstiftenden Priester?" ist Becket'd Todesurtheil besiegelt. Im Allgemeinen stimmt Tennyson's Auffassnng von Becket mit derjenigen Conrad Ferdinans Meyer's in seiner unübertrefflichen Novelle: „Der Heilige" überein, die an Kraft und gedrungener Kürze ein wahrhaft dramatisches Meisterstück genannt zu werden verdient, vielleicht die gewaltigste deutsche Novelle.

In der Person des Walter Map, der ganzen deutschen Studentenwelt bekannt als der Dichter des Trinkliedes: „Mihi est propositum in taberna mori", des sangeskundigen, lustigen Liederdichters und angeblichen Verfassers der gegen die Priester gerichteten Briefe des „Golias", hat Tennyson nach Shakespeare's Muster eine Art „weisen Narren" geschildert. Leider beeinträchtigt die übermäßige Länge seiner Reden die Wirksamkeit dieser Charakterstudie. Am wirksamsten ist der fünfte Act. Poetisch schön sind die Liebesscenen in dem verborgenen Sommerschlößchen Rosamund's. Stellen hinreißender Beredsamkeit finden sich durch das ganze Stück zerstreut. Aus dem ersten Act erwähnen wir den Monolog Becket's, in dem er seinen Traum beschreibt:

„Bin ich der Mann?' so klang es jüngst am Abend
Im Kopfe mir, und als ich endlich schlief
War mir's, als stünd' zu Canterbury ich
Im Münster, und ich sprach zu Gott und rief:
‚O Herr! ich liebte Wein und reiche Tafel
Und ird'schen Glanz, und schenkte meine Gunst
Schauspielern und dem Höfling, und zur Jagd
Hielt Hunde ich und Falken, hatte selbst
An Löwen, Affen, Luchsen meine Freude.
Bin ich der Mann?' Da sprach zu mir der Herr:
‚Du bist der Mann und um so mehr der Mann!'
Dann fragt' ich wiederum: ‚O Herr! mein Gott!
Der König Heinrich war mein Freund und Bruder,
Mein Förd'rer in der Welt; er wählte mich
Zu Deinem großen Erzbisthum im Glauben,
Ich würde mit ihm streiten wider Rom,
Und nun geht's gegen ihn mit Rom, und ich
Erwähnte nichts davon. Bin ich der Mann?'
Und wieder ward die Antwort mir des Herrn:
‚Du bist der Mann und um so mehr der Mann!'
Dann schien es mir, als käm er auf mich zu,
Und schlug mit Macht mich, daß zu Boden ich
Im Münster fiel."

Bei der Besprechung der übrigen dramatischen Werke Tennyson's faßt sich der Biograph kürzer. „The Falcon" ist ein graziöser, anspruchsloser Einacter, in dem der Dichter seinem Humor freien Lauf läßt. Der Stoff ist dem Boccaccio entlehnt. Count Federigo degli Alberighi, ein verarmter Edelmann liebt die reiche und schöne Wittwe Lady Giovanna. Schon vor ihrer ersten Ehe hatte er sie geliebt und sein ganzes Vermögen zum Ankauf eines Diamantschmuckes verwandt, zu einem Geschenk für sie. In Abgeschiedenheit und in muthig ertragenen Entbehrungen lebt er ganz seiner Erinnerung, seiner Musik und seinem Lieblingsvogel, einem prächtigen Falken, der ihm zu Hause und im Felde manche Stunde verkürzt und seiner Tafel manchen Braten verschafft. Nun wird der junge Sohn Lady Giovanna's schwer krank und hält dafür — wie denn Kranke oft von sonderbaren Ideen geplagt werden —, daß nichts ihm helfen könne als des Grafen Falke, den er von früheren Jagdausflügen her kannte und dessen Kühnheit er mit Entzücken gedachte. Hätte er nur den Falken zum Spielkameraden, würde sich die Krankheit bald bessern. Als gute Mutter besucht Lady Giovanna Federigo zur Mittagsstunde, um ihr Anliegen anzubringen und zugleich die Diamanten zurückzugeben. Aber erst muß sie speisen; und nun stellt sich nach dem kläglichen Berichte Filippo's und der Köchin heraus, daß es um die Vorrathskammer schlecht bestellt ist. Nur ein wenig Salat und einige Früchte sind vorhanden. Da giebt der Graf den Befehl, seinen geliebten Falken zum Mahle zuzubereiten. Unterdessen hat der Anblick eines verwelkten Kranzes die Erinnerungen des Grafen und seiner Geliebten wachgerufen. Sie finden Worte in einem Liede, das der Erstere zur Guitarre singt, während der Tisch gedeckt wird. Lady Giovanna ißt wenig; sie „pickt" nur an dem ihr Dargebotenen. Endlich kurz vor dem Abschiede findet sie Worte; stammelnd um des Knaben willen, der seinen Namen trägt, bittet sie um den Falken und erfährt nun, daß das edle Thier ihr bereits zum Opfer gefallen ist. Daraufhin läßt sie der Stimme ihres Herzens freien Lauf und wird von Neuem von dem überglücklichen Grafen mit dem Diamanten und dem alten Kranz als seine Braut geschmückt. Die Frische des Dialoges und die schöne Ausstattung ließen die dramatischen Mängel bei der Aufführung verschwinden, und das Stück fand eine freundliche Aufnahme. Longfellow hat den gleichen Stoff bearbeitet in seinem Gedicht: „Tales of a Wayside Inn."

Die im Jahre 1880 beendigte kurze Tragödie „The Cup" beruht auf einer Erzählung in Plutarch's: De mulierum virtutibus. Ein einflußreicher Edelmann begehrt die Hand einer galatischen Dame Namens Camma, wird aber von ihr, die ihrem Manne treu war, abgewiesen. Nun läßt er, fest entschlossen, sein Begehren durchzuführen, den Gatten tödten und die Frau, die als Priesterin in einem Dianatempel Zuflucht fand, durch Boten drängen, ihm nachzugeben. Nach einiger Zeit wagt er sich selbst in ihre Nähe. Sie stellt sich willig, macht aber zur Bedingung, daß zuerst altem Landesgebrauche gemäß der Göttin ein Trankopfer dargebracht werden müsse. Mit einem vergifteten Becher erscheint sie vor dem Altar, trinkt die Hälfte selbst und reicht ihrem Verfolger den Rest. Als dieser den Trank geleert, bricht sie in ein Dankgebet aus, daß es ihr vergönnt war, ihren ermordeten Gatten zu rächen und sich so bald wieder mit ihm zu vereinigen. Von Scene zu Scene schreitet die Handlung unaufhaltsam fort, unbehindert durch lange Reden. Die Charaktere sind scharf gezeichnet. Vorsichtig gemacht durch frühere Mißerfolge, verlegte Tennyson sein Hauptaugenmerk auf eine schnelle dramatische Entwickelung, weniger auf psychologische Charakterstudien. Natürlich wurde ihm jetzt von den Kritikern übergroße Prägnanz vorgeworfen, wie früher übergroße Weitschweifigkeit. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß Tennyson mit der Abfassung des „Cup" auf's Neue den Beweis lieferte, daß dem Lyriker auf dem Gebiete des Dramas ein glücklicher Wurf wohl gelingen könne.

Weniger erfolgreich war der Dichter mit seinem Versuch auf dem Gebiete des modernen Tendenzdramas. Er wurde, wie sein Sohn zugiebt, wider Willen zur Abfassung des „unglücklichen" Stückes, das er: The Promise of May, „Das Versprechen des Mai", nannte, gedrängt. Der Monat Mai mit seiner zur Freude auffordernden Blüthenpracht hält oft sein Versprechen nicht; ebenso ergeht es der jungen Liebe,

der Habicht stößt herab auf die Taube, und aus der Freude wird Weh. Es ist eine Dorftragödie mit reizenden, im Dialect gehaltenen Scenen des Landlebens, in das sich Philipp Edgar, der Neffe und Erbe eines reichen Gutsbesitzers hinein verirrt. Seine Ansichten sind nicht die eines aufrichtigen Freidenkers, wenn auch radical genug. Er ist oberflächlich in allen seinen Theorien; ein Leben epikuräischen Genusses befriedigt ihn nicht, ebenso wenig wie seine Liebe zu dem schlichten Landmädchen. Er verläßt sie und sucht sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Die Reue erwacht in ihm, aber noch schämt er sich ihrer und kehrt den Cyniker mehr als je hervor. Seine utopischen Ansichten über den Communismus hat er, wie er selbst spottet, in Folge der reichen Erbschaft seines Onkels aufgegeben. Die Schwester seiner verschwundenen ersten Liebe zu heirathen und ihren alten Vater vor drückender Armuth zu schützen, erscheint ihm jetzt als ein Verdienst, das er sich erwerben könne. Plötzlich jedoch kommt das todtgeglaubte Mädchen nach fünf Jahren körperlichen und geistigen Elends wieder in's Dorf. Sie hört, wie er dieselben Worte der Liebe, mit der er sie bethört, ihrer Schwester gegenüber wiederholt. Mit dem vergebenden Schrei: „Edgar" stürzt sie entseelt zu seinen Füßen nieder, und nun erkennt auch er seine ganze Schlechtigkeit und die Leere seines Lebens und verläßt die Scene, die wir zu erwarten berechtigt sind, mit dem Entschlusse ein neues Leben zu führen.

Unter dem Publicum war, durch allerlei verkehrte Gerüchte genährt, schon vor der Aufführung die Aufregung eine allgemeine. Die Thüren zum Parterre wurden gestürmt. Am Ende des ersten Actes erhob sich der als Freidenker bekannte Lord Queensberry von seinem Sitze und protestirte mit lauter Stimme „gegen die abscheuliche Caricatur des freien Gedankens". Von anderer Seite freilich kamen auch Worte der Anerkennung; man fühlte, daß der Dichter mißverstanden sei. Er selbst schrieb an Hall Caine, den Novellisten: „Meine Absicht war, in Edgar einen recht oberflächlichen Theoretiker zu schildern; daß man ihn für einen Freidenker im gewöhnlichen Sinne des Wortes halten würde, daran dachte ich nicht. Das englische Drama muß in der That tief gesunken sein, wenn man keine der großen moralischen und socialen Zeitfragen in einem modernen Stück mehr berühren darf."

In seinem letzten dramatischen Versuch kehrte der nunmehr achtzigjährige Tennyson zur alten Romantik zurück. In „The Foresters" schilderte er das Volksleben in einer anderen großen Uebergangsepoche der Geschichte Englands, als die Barone auf die Seite des Volkes traten und schließlich die Magna Charta durchsetzten. Die Behandlung dieses Stückes erinnert an Shakespeare's Sommernachtstraum. Verkleidungen, Feeen- und Elfenscenen, Flucht im Walde, Heimkehr des Königs Richard, und vor Allem die kräftig gezeichneten Gestalten Robin Hood's und seiner Freunde, die vielen eingestreuten Lieder und weisen Sprüche: Alles getaucht in den Reiz von Tennyson's Sprache machen die begeisterte Aufnahme, die das fröhliche kleine Stück in Amerika fand, wo es zuerst in Daly's Theater in New-York aufgeführt wurde, begreiflich. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber in dieser Schilderung wilden Waldlebens, verschönert durch zwei edle Frauengestalten und Robin Hood's vornehme Gesinnung; aber „wie unmöglich wäre er gewesen ohne Shakespeare's Waldidyllen und Shakespeare's Frauengestalten!" bemerkt A. Th. Fischer. Sir Arthur Sullivan schrieb die Musik zu den Liedern und Chören und die Scenerien wurden von den ersten Künstlern Englands gemalt. Viele herzliche Briefe der Anerkennung erreichten den greisen Dichter aus Amerika. Besondere Freude machte ihm die enthusiastische Kritik des bekannten Shakespeareforschers Furneß von Philadelphia, und so schloß denn seine dramatische Thätigkeit mit einem freundlichen Lichtblick ab.

Wie wir also sehen, ist Tennyson als Dramatiker ein Vollblutpoet, wenn er auch als solcher wenig Erfolge errang. Er nahm dieses Mißgeschick mit jener hochherzigen Milde hin, die für den Menschen Tennyson bezeichnend ist. Was aber ihm und seinem Leben die rechte Weihe giebt, ist die Auffassung seines Dichterthums, nicht als eines dilettantischen Spieles für müßige Stunden, noch viel weniger als einer bloßen Quelle des Erwerbes, sondern als die eines göttlichen Berufes. Wie sein Freund Carlyle, zu dem er in vieler Weise die poetische Parallele bildet, schrieb und handelte er unter dem Einfluß höchster Verantwortlichkeit. Tausende von kämpfenden Menschenkindern mahnte er an ihr Ideal und spendete ihnen Trost. Er wurde der Biograph ihres Lebens, der Prophet ihrer Hoffnungen, der Empfänger ihrer Dankbarkeit. Nur eins, schließt sein deutscher Biograph, konnte er in seiner Vollendung nicht erleben: der Tod allein konnte ihm zeigen, wie sehr er geliebt wurde.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auf der Fahrt.

Von Anton Tschechow.

Es war halb neun Uhr früh, als sie aus der Stadt fort fuhren. Heiß brannte die Aprilsonne auf der staubigen Landstraße. Nur in dem Walde und in den Gräben längs der Chaussée lag noch etwas Schnee. Ganz plötzlich war dem langen und strengen Winter das Frühjahr gefolgt. Maria Wassiljewna, die in dem Gefährt saß, hatte gar keinen Sinn für diese Wärme und den herrlichen Duft, der vom Walde ausströmte. Weder der wunderbare Himmel, noch die Zugvögel, die in dichten Schaaren über die großen Wasserflächen dahinflogen, hatten für sie etwas Reizvolles oder Neues ... Unzählige Male war sie schon in den dreizehn Jahren, seitdem sie das Amt einer Lehrerin bekleidete, ihres Gehaltes wegen in die Stadt gefahren. Es war ihr gleichgiltig, ob es ein trüber Herbst oder Winter oder ein so herrlicher Frühlingstag war wie heute. Sie hatte jedes Mal nur den einen Gedanken, so bald als möglich an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Ihr war, als ob sie schon Jahrhunderte hier lebte, als ob ihr jeder Baum und jeder Stein bekannt sei, den sie auf dem Wege von der Schule zur Stadt traf. Sie konnte sich keinen anderen Weg vorstellen, als den von der Schule zur Stadt und umgekehrt; dort lag ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart, und eine andere Zukunft als die Schule konnte sie sich gar nicht vorstellen.

An die Vergangenheit vor ihrem Uebergang in's Schulfach hatte sie zu denken verlernt. Auch sie besaß einst Vater und Mutter, mit denen sie in Moskau in einer eleganten großen Wohnung lebte. Doch von alledem war in ihrer Erinnerung nur etwas Verschwommenes, etwas wie ein Traum zurückgeblieben. Als sie dreizehn Jahre zählte, starb der Vater, dem bald darauf die Mutter folgte. Auch einen Bruder hatte sie, der Officier war. Zuerst schrieben sie sich, dann vergaß er die Briefe zu beantworten, um sie schließlich ganz zu vergessen. Von Heiligthümern aus der vergangenen Zeit war ihr nur eine Photographie ihrer Mutter geblieben, aber in dem feuchten Schulzimmer war sie so vergilbt, daß man die Gesichtszüge kaum noch erkennen konnte.

Als sie drei Werst zurückgelegt hatten, wandte sich plötzlich der Kutscher, der alte Simon, nach ihr um und sagte: „In Moskau hat ein Beamter mit einem Deutschen falsches Geld geprägt, aber sie haben die Beiden festgenommen!"

„Woher weißt Du das?"

„Von Iwan Jonow, er hat es im Gasthaus in der Zeitung gelesen". Dann folgte wieder ein Stillschweigen, indeß Maria Wassiljewna an die Schule und an die Examina dachte. Ob wohl alle vier, die drei Knaben und das Mädchen, die von ihr vorbereitet wurden, das Examen bestehen würden? Gerade als sie daran dachte, kam der Gutsbesitzer Chanow, derselbe, der im letzten Jahre in ihrer Schule das Examen abnahm, mit seinem Viergespann vorbei. Er erkannte sie und rief ihr grüßend zu: „Guten Tag! Geht's nach Hause?"

Er war ein Mann von vierzig Jahren mit verlebtem Gesicht und müdem Ausdruck, gefiel aber doch den Frauen noch sehr und galt noch immer für schön, wenn er auch merklich alterte. Er besaß ein Rittergut, und man erzählte, daß er zu Hause nur immer von einer Ecke zur anderen gehe oder mit seinem alten Diener Schach spiele. Nie hatte er eine Stellung bekleidet, immer roch er nach Parfum, aber auch nach Wein, denn er sollte sich dem Trunk ergeben haben. Maria Wassiljewna gefiel er sehr, als er damals beim Examen elegant gekleidet neben ihr saß; sie war ja gewohnt, es immer nur mit kühlen, über-

legenen Examinatoren zu thun zu haben. Dieser konnte nicht einmal ein Gebet, auch keine Fragen stellen und war liebenswürdig und theilte nach allen Seiten eine Eins aus. „Ich fahre zu Herrn Backwist," sagte er jetzt der Lehrerin, „er scheint aber nicht daheim zu sein."

Jetzt bogen sie von der Chaussée auf die Landstraße ein, Chanow voraus und der alte Simon hinterher. Das Viergespann fuhr im Schritt, und die Pferde hatten Noth, den schweren Wagen durch den Schmutz zu ziehen. Simon fuhr bald hier, bald dort, sich die besten Stellen aussuchend, manchmal sprang er vom Wagen, um den Pferden zu helfen. Maria Wassiljewna dachte wieder an ihre Schule, und ob wohl schwere Aufgaben gestellt würden beim Examen. Sie hatte sich geärgert in der Stadt. Welche Unordnung war doch im Landesamt, wo sie gestern war und Niemand angetroffen hatte. Zwei lange Jahre hatte sie schon um einen neuen Schuldiener gebeten, immer vergebens. Der alte ist so grob, schlägt sogar die Schüler, aber Niemand hört sie an. Trifft sie nun wirklich einmal den Vorsitzenden, so betheuert er immer mit Thränen in den Augen, er hätte keine Zeit. Der Schulinspector kommt alle drei Jahr einmal, versteht auch nichts von der Sache, da er früher bei der Accise war. Der Schulrath versammelt sich selten, und man weiß nie, wo die Versammlung abgehalten wird. Der Vorsteher aber ist ein ungebildeter Bauer, einfältig und grob, und hält Freundschaft mit dem Schuldiener. Da ist es wirklich nicht zu verwundern, wenn man für seine Klagen nie ein offenes Ohr findet ... Er ist eigentlich hübsch, dachte die Lehrerin, indem sie Chanow anblickte. Immer schlechter und schlechter wurde der Weg. Namentlich im Walde, wo ein Ausweichen undenkbar war. Die tiefen Radspuren waren voll Wasser, und die Aeste schlugen ihr in's Gesicht.

„Ein netter Weg!" sagte Chanow und lachte der Lehrerin zu. Diese sah ihn an und dachte dabei, wie kann der Mensch so sonderbar sein, in diesem Schmutze zu leben. Was hat er von seinem Geld in diesem langweiligen Nest? Es war doch unmöglich, daß er in dieser Umgebung einen Umgang fand, der zu seiner seinen Erziehung paßte. Was hat er hier von seinem Leben? Er muß gerade so gut wie Simon mit seinem Wagen diesen scheußlichen Weg fahren. Warum ließ er als reicher Mann nicht einen besseren Weg machen? Er sollte doch nur das verzweifelte Gesicht des alten Kutschers sehen, und eigentlich wäre er es auch sich selbst schuldig, damit diese Quälerei ein Ende nimmt. Aber er lacht nur dazu. Er kennt offenbar das rauhe Leben ebenso wenig wie die Gebete. Wenn er den Schulen Globusse schenkt, ist er überzeugt, die Volksbildung gefördert zu haben. Wer braucht aber hier einen Globus?!

„Halte Dich fest, Wassiljewna," rief der alte Simon bei einer scharfen Wendung, wo der Wagen beinahe umkippte. Etwas Schweres fiel der Lehrerin auf die Füße, ihre Einkäufe. Dann den lehmigen Weg steil hinauf, und Alles unter Wasser. Es war, als ob der Regen Weg und Steg fortgespült hätte. Simon ging in seinem langen Mantel neben dem Wagen her. Ihm schien er warm zu machen, der Weg, gerade wie die schnaubenden Pferde. Aber Chanow lachte nur und sagte: „Bei diesem Weg wird der Wagen bald caput sein."

Grob antwortete Simon: „Sie hätten zu Hause bleiben können. Wer heißt Sie bei diesem Hundewetter ausfahren?"

„Ach, zu Hause ist es öde! Die Langeweile treibt mich fort, Simon, nur nicht zu Hause sein!" Wenn man ihn so neben dem alten Kutscher sah, lag etwas Stolzes in seinem Wesen. Er war gut gebaut, aber in seinem Gange lag etwas, das auf sein Laster schließen ließ. Und plötzlich roch es im Walde nach Branntwein. O, wie dauerte der Lehrerin der arme, dem Untergange geweihte Mann! Wie gerne würde sie ihm als seine Frau oder Schwester ihr ganzes Leben opfern, um ihn vor dem Verkommen zu retten. Seine Frau? Aber das Schicksal wollte, daß er einsam auf seinem Rittergut und sie im selben Ort in der Schule lebte. Und doch war der Gedanke, daß sie vielleicht Beide für einander geschaffen waren, gar nicht so absurd. Wenn man über die menschlichen Beziehungen nachdenkt, so thut einem wohl manchmal das Herz weh. Ach, warum theilt der liebe Gott, dachte sie, so viel Liebenswürdigkeit, so viel Schönheit aus, an so halbverkommene Menschen?! Warum giebt er ihnen so herrliche melancholische Augen?!

„Hier biege ich rechts ab," sagte er, indem er wieder in den Wagen stieg. „Leben Sie wohl. Möge es Ihnen gut gehen!" Und wieder dachte sie an ihre tägliche Aufgabe, an ihre Schüler, das Examen, den Herrn Schulrath, und den bösen Diener. Und als in der Ferne das Rollen seines Wagens verhallte, dachte sie an ein Glück, das ihr ferne lag, an seine schönen Augen, an die Liebe, die ihr nun einmal versagt war. Ja, wer doch seine Frau werden könnte! — Wie ungemüthlich lebte sie in ihrer elenden Wohnung! Früh, wenn sie aufsteht, ein kaltes Zimmer, Niemand heizt für sie, dann kommen die Kinder und bringen Schnee und Schmutz mit und lärmen und toben. Ihre Wohnung besteht nur aus einem Zimmer, das ihr zugleich als Küche dient. Nach dem Unterrichten hat sie Kopfweh, nach dem Essen Sodbrennen. Für das Holz und den Schuldiener muß sie das Geld von den Schülern einsammeln und es dem Schulvorsteher geben. Dann muß sie obendrein den frechen, satten Bauer bitten, ihr doch ja das Holz zu schicken. Nachts träumt sie dann vom Examen, den Bauern und den Schneehaufen. Bei diesem Leben ist sie alt und häßlich geworden, eckig und plump in ihren Bewegungen. Wenn sie einmal mit einem Schulrath spricht, steht sie immer ehrerbietig vor ihm und gebraucht das höfliche Sie! Niemand hat je ihre Liebe begehrt, und ihr Leben wird vergehen ohne Freundschaft oder angenehme Bekanntschaften. Schrecklich wäre es nur, wenn sie sich in ihrer Lage verlieben würde ...

„Wassiljewna, halte Dich fest!" Abermals geht es bergauf.

Lehrerin war sie nur geworden, weil die Noth es wollte. Ihre Wahl war es nicht. An den Nutzen ihres Berufs für Andere dachte sie nicht. Nicht die Schüler oder ihr Unterricht schienen ihr die Hauptsache, sondern das Examen. Wann hatte sie auch Zeit an das Ideale ihres Berufes zu denken? Aerzte, Lehrer, Heilgehilfen, wie können die bei ihrer aufreibenden Thätigkeit je daran denken, daß sie zum Heile der Menschen arbeiten, denn sie werden nur immer an das tägliche Brod, schlechte Wege, Arbeitslosigkeit und dergleichen erinnert. Nur ruhige, stille Gemüther wie sie selbst können ein so eintöniges Leben auf die Dauer ertragen. Hingegen nervöse, eindrucksfähige Menschen, die ihren Beruf und ihre Ideen in den Dienst der Menschheit stellen, geben bald alles Träumen und Hoffen auf ... Um bälder am Ziele zu sein, fuhr Simon über Feld und Wiesen. Aber oft mußten sie wenden, denn bald gehörte das Stück einem Priester, bald dem Gutsherrn. Endlich kamen sie nach Nitschni Goroditsch. Bei dem Wirthshause hielten auf der frisch gedüngten, noch da und dort mit Schnee bedeckten Erde Lastfuhrwerke mit Vitriolöl in großen Flaschen. Im überfüllten Gastzimmer, wo die Kutscher waren, roch es nach Branntwein, Leder und Schaffellen. Laute Stimmen schollen ihnen von dort entgegen, und Thüren klappten. Nebenan im Laden spielte Jemand unaufhörlich die Ziehharmonika. Maria Wassiljewna setzte sich und trank einen Thee. Die Bauern, die am nächsten Tische saßen, schon von dem Thee und der Wärme der Gaststube erhitzt, tranken Branntwein und Bier.

„Was giebt's? Gott straf' mich! Du, Iwan, ich haue Dir Eine! Da sieh her, Freund!" rief es in wüstem Stimmengewirr durcheinander. Ein schon längst betrunkener Bauer, klein und voller Pockennarben, regte sich über etwas auf und rief unanständige Worte.

Simon, der etwas in der Nähe saß, rief wüthend: „Was tobst Du so? Hast Du nicht bemerkt, daß eine Dame da ist."

„Ach was," spottete es aus einer anderen Ecke, „eine Dame!"

Der Bauer von vorhin aber sagte verlegen: „Verzeihen Sie, ich dächte, wir zahlen ebenso gut wie das Fräulein ... Adieu."

„Guten Tag!" erwiederte die Lehrerin, trank ihren Thee weiter und dachte an die Schule, das Holz und die Examen.

„Sage mal, Gevatter," rief Einer, „das ist doch das Fräulein aus der Schule von Wassowja? Wir kennen sie als ein ordentliches Fräulein!" „Ein gutes Fräulein!" Wieder ging die Thür, der Eine kam, Andere gingen. Hinter der Wand tönte die Harmonika, und die Lehrerin dachte immer das Gleiche. Am Nebentische rüsteten sich die Bauern zum Aufbruch, da die Sonne die Mittagsstunde zeigte. Der kleine Bauer von vorhin gab dem Fräulein die Hand, indem er leicht wankend auf sie zuschritt, die Anderen folgten seinem Beispiel und verabschiedeten sich gleichfalls. Und die Thüre klappte wieder.

„Rüste Dich auch, Wassiljewna," sagte Simon. Dann ging es vorwärts. „Hier in Nitschni Goroditsch ist eine Schule fertig geworden, wobei schrecklich viel betrogen wurde!"

„Wieso denn?" fragte die Lehrerin.

„Wie man erzählt, haben der Vorsitzende und der Schulvorsteher tausend Rubel in ihre Tasche gemacht, und der Lehrer ebenfalls fünfhundert."

„Alter, wie kannst Du die Leute so verklatschen, das ist nicht schön von Dir! Was Du sagst, ist ja Alles Unsinn!"

„Meinetwegen, ich erzähle nur wieder, was die Leute sagen!" Innerlich dachte Simon freilich das Gegentheil und glaubte der Lehrerin nicht. Die Leute glaubten ihr ja auch nicht. Man warf ihr vor, daß sie von dem Holzgeld der Schüler das Meiste für sich behielt. Auch daß sie zu viel Gehalt beziehe (einundzwanzig Rubel im Monat, fünf würden auch langen!) Das dachte ja auch der Schulvorsteher. Und Simon lächelte schlau vor sich hin. Aber Gott sei Dank, da war der Wald zu Ende! Nun wurde bloß noch etwas freies Feld passirt, der Fluß und die Eisenbahnschienen.

„Wohin fährst Du denn, Simon? Warum nicht rechts über die Brücke?"

„So ist es auch nicht weiter und dabei weniger tief!"

„Gieb nur acht, daß das Pferd nicht ertrinkt!"

„Unsinn!"

„Sieh, dort fährt Chanow über die Brücke!" Von weitem hatte Maria Wassiljewna nämlich das Viergespann entdeckt. „Ist er es?"

„Wird er ja wohl sein. Hat wahrscheinlich Backwist nicht getroffen. Warum fährt nun der Schwachkopf dort? Hier spart man drei Werst!"

Dann kamen sie an den Strom. Im Sommer war es ein schwaches Flüßchen, im August trocknete es ganz aus. Jetzt aber bei dem vielen Regen schwoll das Wasser an, war reißend und kalt. Man sah da Wagenspuren, also fuhr man hier durch. „Vorwärts," schrie Simon zornig und riß kräftig die Zügel an, wobei sich seine Ellbogen wie Windmühlenflügel bewegten. Dabei rief er wüthend: „Vorwärts, vorwärts!" Die Pferde standen bis an den Leib im Wasser und wollten nicht weiter. Maria Wassiljewna fühlte wie das Wasser in den Wagen drang und rief nun ebenfalls: „Vorwärts!" Die Pferde zogen an, und sie waren am Ufer.

„Der liebe Gott strafe die Kreisbehörde für solche Wirthschaft!" fluchte Simon und brachte die Pferde in Ordnung. Maria Wassiljewna fühlte ihre Schuhe und Alles voll Wasser, das Schlimmste war aber,

daß ihre Einkäufe, Mehl und Zucker, verdorben waren; sie schlug die Hände über'm Kopf zusammen und rief: „Was für ein Mensch bist Du doch, Simon!"

Am Eisenbahnübergang war der Schlagbaum herunter gelassen. Ein Curierzug sollte vorüber. Die Lehrerin, zitternd vor Kälte, stand vor dem Schlagbaum und wartete. Man sah schon von Weitem den Ort mit seinem Kirchthurm und der Schule mit dem grünen Dach. Der Abendsonnenschein röthete die Fenster und den Rauch der Locomotive. Der Lehrerin kam es vor, als zitterte Alles vor Kälte. Jetzt ist der Zug da. Die Fenster leuchten hell auf, daß die Augen schmerzen. Auf einer Plattform erster Classe stand eine Dame. Flüchtig sah sie Maria Wassiljewna an. „Mutter!" O, diese Aehnlichkeit! Gerade solche Haare hatte ihre Mutter, dieselbe Stirn, die gleiche Haltung des Kopfes. Und mit einem Mal, zuerst nach langen dreizehn Jahren, kam ihr die Erinnerung an die Jugend, die Mutter. Sie sah sich wieder in Moskau, hörte Clavierspiel, die Stimme des Vaters, sah sich selbst, jung, hübsch, gut gekleidet, in warmen, eleganten Räumen. Ein Gefühl des Glückes erfaßte sie, und indem sie die Hand an die Schläfen preßte, rief sie: „Mutter, Mutter!"

Plötzlich übermannte sie die Wehmuth, und sie fing an zu weinen. Da sah sie auch Chanow, der eben herangefahren war. Als sie ihn erblickte, nickte sie ihm zu wie eine Ebenbürtige, Gleichgestellte. Es war ihr, als gaukelten ihr die sonnenbeschienenen Fenster ein Glück vor, das nie war und nie sein wird. Ach, sie war nicht Lehrerin mehr. Das war Alles ein banger, banger Traum.

„Wassiljewna, wir wollen weiter, steig' ein."

Plötzlich war Alles verschwunden. Der Schlagbaum hob sich. Zitternd vor Kälte nahm sie Platz im Wagen, Chanow fuhr zuerst über die Schienen, dann Simon ... Der Bahnwärter grüßte, indem er die Mütze zog. Da ist Wassowja. Sie waren angelangt.

Aus der Hauptstadt.

Parlaments-Knigge.

Herr Eugen Richter hat jüngst gedroht, daß die Kleinen von den Seinen mit wüsten Scandalscenen à la Wien und Pest antworten würden, wenn man fortfahre, den Patriotismus der Blell und Jacobi und der geheiligten Viehseuchen-Importeure anzuzweifeln. Allerdings, setzte er rasch hinzu, wären solche parlamentarischen Tumulte undeutsch und unwürdig. Herr Richter ist ein kluger Mann. Er sah die Wirkung seiner warnenden Worte ganz genau voraus. Er wußte, daß nun selbst dem reisigen v. d. Recke das Herz in die Hosen fallen und daß wenigstens von den Officiellen, den verantwortlichen Rathgebern, es für's Erste Niemand mehr wagen würde, die aufopfernde Vaterlandsliebe der Linken zu leugnen. Wiener Radauauftritte im ragenden Kuppelhause am Königsplatz, schallende, kräftige Worte ohne Hörner und Zähne, unverblümte Wahrheiten, den maßgebenden Parteigöttern oder Ministern in's Gesicht geschleudert — traun, der Berliner Volksvertretung könnte gerade jetzt nichts Aergeres begegnen! Unheilvoll unterbrochen würde dadurch der gedeihliche Verfeinerungsproceß, der hier soeben vor sich geht und der uns erst den echten Parlamentarismus, den siebenmal gesiebten Parlamentarismus des neuen Curses, bringen soll. Es naht das große Schweigen. Die Retorte steht auf dem Feuer, schon hellen sich die Finsternisse, und der Stern der Stunde beginnt zu funkeln. Doch haltet Wort und Athem fest im Munde ...

Durch die sogenannte Verfassung ist den Abgeordneten unbeschränkte Redefreiheit leider gewährleistet. Nun durfte man zwar von der Mehrheit der Mandatsinhaber getrost annehmen, daß sie diese Freiheit nicht mißbrauchen und zur Heraufbeschwörung peinlicher Gegensätze entweihen würde. Man hatte das um so weniger zu befürchten, als die bewußte Mehrheit überhaupt grundsätzlich das Parlamentsgebäude nicht betrat. Indessen schwebte das so beliebte und unentbehrliche Damoklesschwert doch immer über'm Haupte der Gutgesinnten. Der Reichstags-Wahlmodus hatte unter Anderem das Fatale, daß er Angehörigen des Pöbels, schlecht erzogenen und lungenstarken Leuten, den Weg in's hohe Haus bahnte. Die Lungenstarken wußten nichts von jenen Feinheiten und Rücksichtnahmen, die erst den eigentlichen Parlamentarismus bedeuten. Sie ließen ihrem Haß wie ihrer Liebe die Zügel schießen und sprachen oft so, wie sie es meinten. Es sei nur an den Abgeordneten Graf Ballestrem erinnert, der sogar dem großen Kanzler ein Pfui! entgegendonnerte. Für solche vulkanischen Ausbrüche politischer Leidenschaft ist kein Raum in einem Parlamente, das den Aufgaben der Zukunft gewachsen sein soll. Sie wären im Stande, das deutsche Verfassungsleben in seinen Grundfesten zu erschüttern, indem sie seine innere Unwahrhaftigkeit und Brüchigkeit aufweisen. Zwei Mächte stehen sich hier zu Lande gegenüber. Der Kampf zwischen ihnen wird von entsetzlichen Folgen für die Allgemeinheit begleitet sein, wenn — der eine Theil es nicht vorzieht, dem Kampfe auszuweichen und zu schweigen. Kommt der betreffende eine Theil nicht von selbst auf diesen preiswerthen Gedanken, so muß er ihm aufoctroyirt werden.

Die brutale Freiheit der Rede findet im Parlament ihre Schranken an der Präsidialgewalt. Liegt freilich die Leitung der Debatten in den Händen eines milden Schwächlings, der ganz ernsthaft der Meinung ist, daß freies Wort nicht nur im Burschenliede leben soll, so vermögen auch die Machtbefugnisse des Präsidiums den parlamentarischen Verfall, will sagen, den Conflict, nicht aufzuhalten. Etwas anderes aber ist es um die Wahrung der Autorität, wenn Männer wie die, die wir augenblicklich haben, mit ihr bekleidet sind. Man hat von verschiedenen Seiten den Conservativen einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie nicht darauf bestanden, den ersten Präsidenten des Reichstags aus ihrer Mitte zu stellen und daß sie dann nicht Graf Dönhoff-Friedrichstein für den Posten candidirten. Aber zugegeben, daß dieser echte Edelmann am besten über Pflichten und Ziele des modernen Parlamentarismus unterrichtet ist, so muß doch bedacht werden, daß die Abdankungskinderei von 1895 den Conservativen ein für alle Mal das Präsidialscepter im Reichstag entwunden hat und daß die vacante Stelle des Vicepräsidenten höchstens für einen Neuadligen wie Herrn v. Frege gut genug war. Nun, Herr v. Frege hat bereits hinreichende Talentproben abgelegt. Er wie sein Amtscollege arbeiten auf gemeinsamer Basis, nach gemeinsam ausgeklügelten Grundsätzen, und es wird ihnen ohne Frage gelingen, das Haus bei Zeiten an den im allgemeinen Interesse erforderlichen, feinen und versöhnlichen Ton der Zukunft zu gewöhnen.

Der Anfang ist gemacht. Herr v. Frege hat den Ausdruck „Schreckgespenst", den ein socialdemokratischer Abgeordneter auf die Zuchthausvorlage anwandte, für parlamentarisch unzulässig erklärt, und der von Goethe für die deutsche Sprache entdeckte „Eiertanz" fiel im Abgeordnetenhause der Censur des dortigen v. Knigge. Indem der Reichstag wenige Tage später einen Antrag, 50 000 Mark zum Straßburger Goethe-Denkmal beizusteuern, in der Commission begrub, pflichtete er Herrn v. Kroecher bei, rüsselte den Dichterfürsten und gab etwaigen poetischen Genussen des 20. Jahrhunderts rechtzeitig den guten Rath, sich unparlamentarischer neuer Wortbildungen zu enthalten. Was Frege und Kröcher herrlich in die Wege leiteten, setzte College v. Heeremann fort. Er widmete sich wie Lenzmann der Erziehung der parlamentarischen Neulinge und verwies ihnen das vorlaute Beifallsklatschen. Angeregt von dem guten Beispiele, entfaltete auch der berühmte Volkstribun Rickert seine pädagogischen Talente und strafte den Cultusminister dafür ab, daß er von „jüdischen Herren" gesprochen hatte. Es ist allerdings wahr, Herr Bosse hatte den Ausdruck nicht bös gemeint, hatte ihn sogar gebrauchen müssen; denn wenn in der Mädchenschul-Angelegenheit zwei jüdische Herren zu ihm kamen, so mußte er sie, bei Erörterung des Vorfalles, eben als jüdische Herren bezeichnen. Weder konnte er sie, Herrn Rickert zu Liebe, abessinische Eunuchen noch Fidschi-Insulanerinnen nennen. Aber der sanftmüthige Tyrann der Freisinnigen Vereinigung war von der allgemeinen Empfindlichkeit und Feinhörigkeit angesteckt und glaubte ihr ebenfalls ein Opfer bringen zu müssen. Immer ist Rickert dabei, wo es gilt, die verborgensten Absichten des neuen Curses zu entdecken und begeistert zu fördern.

Man thäte der neuen Richtung in den Parlamenten unrecht, wenn man sie als einen bloßen Ausfluß der immer mehr in Aufnahme kommenden, modernen Nervosität ansprechen wollte, die außer Stande ist, eine gegnerische Meinung oder ein farbiges, tönendes Wort zu ertragen, die sich all' und jedes Ding blaß, still, blutlos liebt. Auch in dem Chor der Oberflächlichen, der zur Zeit aus etwa 50 Millionen Reichsangehöriger gebildet wird und der die unterschiedlichen Knigge-Maßnahmen der Herren Präsidenten und Vicepräsidenten lächerlich findet, auch in dies gedankenlose Gerede sollte man nicht einstimmen. Ernsthaft zu nehmen ist allein der Hinweis auf frühere Reichstagsgepflogenheiten, wo man nicht jede blühende Floskel auf die Goldwage legte und nicht jede Entgleisung mit Glockenklang und Ordnungsruf rügend verkündete. Ernsthaft zu nehmen deßhalb, weil von hier aus die Brücke zur jetzt eingeleiteten Reformation des Reichstagstones und dies vor Allem, der Reichstagsrechte, führt.

Denn daß man die Reden anämisch macht und verwässert, das allein thut's freilich nicht. Graf Ballestrem ist bereits drauf und dran, die nahe liegende Consequenz zu ziehen und den kommenden Parlamentarismus darüber zu belehren, wie weit sein Thatendrang gehen darf. Reden des Kaisers, die dem hohen Hause nicht amtlich zur Kenntniß gebracht worden oder nicht im Reichsanzeiger veröffentlicht worden sind, existiren für das hohe Haus nicht. Obenhin betrachtet, muthet der Ausspruch fast wie eine Beleidigung der Majestät an. Ernste Worte des Monarchen, Willensäußerungen, die ihm aus dem Herzen dringen und die er seinem Volke bei feierlicher Gelegenheit verlautbart, die sollten nicht vorhanden sein für die Vertretung des Volkes? Glücklicherweise erkennt man bei näherem Hinschauen, daß Graf Ballestrem, wohl der Urheber des Kniggismus im Parlament, die Sache durchaus nicht kronfeindlich gemeint hat. Im Gegentheil. Solche Neigung wäre ja auch kaum vorauszusetzen bei einem Manne, der mit einer geistvollen Anspielung auf seinen militärischen Dienstrang und seine Kürassieruniform den Kaiser versicherte, daß er schon für Ruhe und Frieden im Reichstage sorgen werde. Graf Ballestrem ist der Apostel des Schweige-Parlamentarismus. „Leise, leise, fromme Weise ..." Und weil von jeher die Kastraten eine besonders feine Stimme haben, deßhalb ist die Entmannung des Reichstages doppelt wünschenswerth Daß die Regierung

die gute Absicht verstanden hat, ist klar, und Herr v. d. Recke hat sich beeilt, sein volles Einverständniß mit Ballestrem's Maximen durch die classischen Worte zu bethätigen, die der Landtag ehrfurchtsvoll hinnahm: „Ob nun die Entscheidung im Falle Kirschner bestätigend oder ablehnend ausfällt, sie unterliegt jedenfalls nicht der Kritik des hohen Hauses."

Die Kritik kaiserlicher Reden und Maßnahmen ist in den deutschen Volksvertretungen bisher mit Recht unterblieben. So lange Fürst Bismarck an der Spitze der Regierung stand, fing er die Pfeile auf, die nach der Krone zielten. Und mit Fug, denn er machte die Politik, er allein war für sie verantwortlich. Für Niemanden bestand damals eine Nöthigung, sich mit dem alten Kaiser sachlich unmittelbar auseinander zu setzen, und jeden Versuch einer persönlichen Anrempelung wies das Präsidium berechtigterweise scharf zurück. In dem Verhältniß des Herrschers zur Volksvertretung sind neuerdings weittragende Umwälzungen eingetreten. Wilhelm II. will sein eigener Reichskanzler sein. Wer unsere Verfassung begreift und billigt, der wird diesen Entschluß des Monarchen begrüßen. Es ist kein Bismarck mehr da, der Versuch, ihn zu ersetzen, muß gemacht werden, und daß der Kaiser dabei zunächst an sich denkt, ist verständlich. Wilhelm II. leitet die preußische und die deutsche Politik. Die Minister sind wieder Minister im eigentlichen Wortsinn geworden, und man muß rückhaltslos anerkennen, daß sie dem Monarchen die Arbeit nicht durch halsstarriges Wesen erschweren, daß sie weise genug sind, auch an gelegentlichen Aenderungen des Curses nicht zu sterben. Verfassungsmäßig tragen sie die Verantwortung für alle Maßregeln der Krone, die sie gegenzeichnen, und Graf Posadowsky hat erklärt, daß Fürst Hohenlohe unverzüglich seine Aemter niederlegen würde, sobald er sich außer Stand fühle, die volle Verantwortung für irgend eine Handlung oder Aeußerung des Herrschers zu übernehmen. Das ist brav und ritterlich gedacht. Nichtsdestoweniger wird Niemand, der ähnlich brav und ritterlich denkt, dem greisen Fürsten eine solche Verantwortung aufbürden wollen. Die unpreußische Coulisse der Ministerverantwortung verliert allen Farbenglanz im Lichte des Alltags. Zwei Factoren bestimmen gemeinsam den Gang der Ereignisse im Lande oder sollten ihn doch gemeinsam bestimmen: Krone und Volksvertretung. Die sogenannte Regierung hat nur die Aufgabe, die Wünsche der Krone im Parlament darzulegen und sie, sobald sie Gesetz geworden sind, auszuführen. Wilhelm I. konnte sich einen besonderen Vertrauensmann bestellen, der ihm die Last des directen Verkehrs mit den Kammern abnahm. Wilhelm II. dagegen fühlt sich selbst Mannes genug dazu, und er versicht seine Gedanken und Vorschläge mit lobenswerther Thatkraft. Die Folge ist, daß die Arbeitsregeln der Wilhelminischen Regierungsepoche ihren Inhalt verloren haben und daß der Reichstag nach neuen, zeitgemäßen ringt.

Zwei Wege stehen ihm offen. Entweder greifen die Abgeordneten die kaiserlichen Anregungen unverzüglich auf und discutiren über die Köpfe der Minister hinweg mit dem eigentlichen Lenker unserer Politik. Da der Monarch seiner überragenden Stellung wegen nicht im Reichstag polemisiren, nicht an diesem Orte in den Kampf der Parteien eingreifen kann, so ist es Aufgabe seiner Diener, hier die kaiserlichen Gedanken an seiner Statt zu entwickeln. Eine solche Art der Discussion wäre ehrlich und entspräche auch der Bedeutung des Herrschers, der mit Recht verlangen darf, daß seine Worte, nicht erst die Worte der Minister, den erwarteten Widerhall hervorrufen. Scheut der Reichstag vor dieser freimüthigen Redlichkeit aber zurück, die zuversichtlich auch den Beifall des freimüthigen Herrschers finden würde, so bleibt ihm allerdings nur übrig, sich hinter der Fiction des strengen Constitutionalismus zu verstecken. Es wäre das ein Nothbehelf, ein bedenklicher dazu, aber er trüge vielleicht wenigstens etliche Jahre lang, bis zur Entscheidung, bis er unerträglich geworden ist, die Last. Der Wortlaut, nicht der Sinn der Verfassungsurkunde spricht zu seinen Gunsten. Und fast möchte man meinen, Graf Ballestrem hätte ihn im Auge gehabt, als er den Reichsanzeiger zum Mittelpunkt des politischen Lebens in Deutschland machen wollte. Und doch ist seine Anordnung nur ein armseliger Compromiß. Er sieht die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes ein, wagt es jedoch andererseits nicht, sich keck und gottesfürchtig auf den von Niemand mehr geachteten, veralteten Text des Verfassungspergamentes zu berufen und so die Frage todt zu schlagen. Er spricht dem Parlamente das Recht zu, Reden und Maßnahmen des Kaisers in die Verhandlung zu ziehen, glaubt indeß durch ein naives Aber die trockene Pelzwäsche zu ermöglichen. Daß er gleich beim ersten Male auf dem Eise ausrutschte und die Erörterung der Oeynhauser Ansprache verhinderte, obgleich sie durch den Reichsanzeiger abgestempelt worden ist, zeigt lustig die verlegene Kläglichkeit des Standpunktes an. Und schallendes Gelächter, wie es den argusäugigen Entdeckern des unparlamentarischen Schreckgespenstes und Eiertanzes in die Ohren gellte, hätte von Rechtswegen auch ihn lohnen müssen.

Die Ballestrem, Frege, Kröcher und Heeremann brauchen indeß eine kniggische Entgleisung und die Nachwehen komischen Uebereifers nicht zu fürchten. Weiß man es ihnen doch an tausend Stellen Dank, daß ihr ängstlich höfliches Tantenthum, ihre Nervosität den klaffenden Zwiespalt vertuscht, der durch die politische Arbeit der Zeit geht und sie im Kern unfruchtbar macht. Knigge's Vorsicht und Bedachtsamkeit walten überall, und die Leisetreterei der Klugen ist nie größer gewesen als gerade jetzt, wo eine schier unerschöpfliche Fülle von Majestätsbeleidigung doch wenigstens das Eine beweist, daß die Person und die Politik unseres Kaisers im Volke ein Gegenstand erregter Erörterungen ist. Die einst mit Männerstolz vor Königsthronen protzten wie ihre Thiergarten-Hintermännern mit spielend erworbenen Millionen, wagen nun nicht einmal die bange Frage, weßhalb denn den Barrikadenkämpfern vom 18. März 1848 kein Friedhofsfrieden gegönnt und die mehr als schlichte Inschrift nicht bewilligt wird. Herr Kirschner eilte im strömenden Regen an's Brandenburger Thor, um den Monarchen bei seiner Heimkehr aus Palästina mit Zelle'schem Schwung zu begrüßen, aber keiner von den Freunden des Pudelnaßgewordenen ermannt sich im Berliner Gemeinderath zu der Interpellation, woran es denn liege, daß der liebe Bürgermeister immer noch auf's Avancement warte. Still und scheu huschte man auch im Landtag an diesem Mysterium vorüber, und als etliche Herren stracks ableugneten, daß zwischen der Inschrift und dem Ausbleiben der Bestätigung ein innerer Zusammenhang bestehe, fegte sie kein brüllendes Gelächter hinweg. Die Wirkungen der guten Erziehung machen sich eben geltend. Knigge & Cie. wünschen nicht, daß die Revision, die Modernisirung einiger Ausdrücke im Staatsgrundgesetze vorgenommen werde. Die Wahrheit ist ihnen genierlich. Deßhalb versuchen sie's mit überspannter Höflichkeit. Jener Goethe aber, der schon die unparlamentarische Wendung vom Eiertanz in unsere Sprache einführte, würde von Herrn v. Frege scharf zur Ordnung gerufen werden, wenn er als M. d. R. auf der Tribüne, die Redefreiheit gewährt, sich selbst citirte: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist. Denn unsere Knigge's lieben es nicht, durchschaut zu werden oder sich doch öffentlich das Zeugniß ausstellen zu lassen, daß sie durchschaut sind.

Caliban.

Opern und Concerte.

Briseïs. Ein Opernfragment von Emanuel Chabrier. Text von E. Mikhaël und Catulle Mendès (Kgl. Opernhaus). — Concerte.

Die Musiksaison steht auf ihrer Höhe. Im letzten Winter waren etwa 800 Concerte zu verzeichnen, eine Zahl, die sich, nach den Monaten October—Januar berechnet, diesmal wahrscheinlich auf ein volles Tausend steigern wird. Gewiß erleben wir einen erfreulichen Aufschwung in der Popularisation unserer classischen Tonmeister, auch tritt wohl mehr gute Musik in die Oeffentlichkeit, aber es ist doch ein embarras de richesse. Wenn man in Bülow's Briefen über seine Kämpfe gegen das Berliner Publicum und dessen Orakel liest, so wird man gerne zugeben, daß sich das allgemeine Verständniß gehoben hat. Doch mit diesem Interesse für die Tonkunst, dieser wachsenden Nachfrage, stieg auch das Angebot. Hundert Concerte monatlich grenzen doch schon an groben Unfug. Und dazu immer neue Concertsäle und Musikschulen; bald wird, wenn das so fortgeht, jeder größere Neubau sich nicht nur ein Atelier, sondern auch einen Concertsaal zulegen. Damit hängt es zusammen, daß die künstlerischen Ansprüche des Publicums unstreitig herabgestimmt wurden. Früher gelang es auch dem Meister schwer, sich vor der breiten Oeffentlichkeit Gehör zu schaffen, während heute auch die offenbare Unzulänglichkeit sich nicht nur Gehör, sondern auch kritische Beachtung zu verschaffen weiß. Und was hört man da vor Allem! Kleine Concertmeister aus der Provinz, schätzbare Dilettanten, Wunderkinder und namentlich musikalische Damen. Das Niveau im Technischen mag ja gestiegen sein, aber doch drängen sich schrecklich viele Einzelleistungen jetzt vor das Publicum, die früher nur zur „häuslichen Erbauung" sich hören ließen und von dem Familienbeifall vollauf befriedigt waren. Alle wollen sie jetzt ein Concert in Berlin geben, Publicum haben, die Presse einladen und von der Kritik „gewürdigt" werden, wie der schöne Ausdruck lautet. In den meisten Fällen ist es eine Speculation wie jede andere auch. Zwar bleibt der Saal meist leer oder doch nur von „Billetschindern" bevölkert, die der Agent zusammt der Claque mitliefert, doch die Recensionen kann man getrost nach Hause tragen, in die liebe Provinz, als Reclame und Empfehlung, die Anstellungen und Schüler verschafft. Wenn aber die Kritik abfällig urtheilt? Dann wendet man einfach den Kniff der Theateragentenblätter an, die ja auch jeden Durchfall aus ihrem „Debit" zu einem Riesenerfolg umzuprägen verstehen: mit dem Rothstift wird alles Ungünstige gestrichen und alles halbwegs Freundliche unterstrichen, wenn man nicht die Urtheile geradezu fälscht, wie es oft vorkommen soll. Die Hauptschuldigen sind in erster Linie die Concertagenten, die sich in Berlin großartig Concertdirectoren (!) nennen, meist ganz unmusikalische Geschäftsleute, denen es bloß um das springende Geld im Kasten zu thun ist. Sie üben zum Theil eine schamlose Ausbeutung des Dilettantismus, die ihr Seitenstück etwa in den Commissionsverlegern im Buchhandel findet, die sich ebenfalls Vorschüsse zahlen lassen und ihre Contracte immer so abfassen, daß sie auch bei einem Mißerfolge noch ein gutes Geschäft machen. Kurz, es ist eine Massenproduction, die das Publicum wie die Kritik zum Widerstande reizen muß. Die Zeitungen und Zeitschriften haben daher vielfach angefangen, das Concertunwesen zu bekämpfen. Die Kritik, die diese Fülle nicht mehr zu bewältigen vermag, schränkt oder stellt ihre Arbeit ein. Mehrere Blätter bringen keine Besprechungen von Fall zu Fall mehr, sondern nur noch „im Ramsch" eines einzigen Wochenfeuilletons, wobei bloß

das Wichtigste kritisiert wird und natürlich auf jeden Concertgeber wenige Zeilen fallen. Die „Gegenwart" aber streift seit Jahren und greift nur die zwei, drei hervorragendsten Erscheinungen eines Winters heraus, wie etwa den Geiger Petschnikoff oder neulich den „Don Quixote" des Capellmeisters Richard Strauß. Von all' den Virtuosen der letzten Monate verdient eigentlich nur der Pariser Clavierspieler Edouard Rißler eine auszeichnende Erwähnung als eine neue große Erscheinung in unserem Concertleben durch den Ernst seiner Auffassung, die geistreiche Bravour seiner Technik und seinen modulationsreichen Anschlag. Und was läßt sich noch über die immer gleich herrlichen Darbietungen des Joachim-Quartetts sagen? Es ist die Vollendung und kann der Kritik entrathen. Fest steht es auch in der Gunst des Publicums. Während leere Concertsäle schon ein alltäglicher Anblick sind, erweist sich der Saal der Singakademie jedes Mal als zu klein, wenn die vier classischen Streicher sich hören lassen.

Aber nicht nur die ausübenden Künstler, auch die Componisten verlangen kritische Beachtung und mit größerem Rechte. Hier liegt die Sache für den Berichterstatter einfacher. Nur das Bedeutende, das voraussichtlich Bleibende im Wechsel verdient eine Kritik. Dahin gehört z. B. Peter Tschaikowsky's Manfred-Symphonie, die uns Felix Weingartner mit der Kgl. Capelle aufführte, obwohl der russische Decadent dem gewaltigen Byron nur mit seinem bizarren Esprit glaubt beikommen zu können. Geistreich war auch eine Gesangsscene für Sopran und Orchester „Seejungfräulein" von Eugen d'Albert, doch ist es dem Liztschüler nicht gelungen, das Undinenmotiv bedeutsam herauszuarbeiten; dazu ist seine Erfindung doch nicht stark genug. Größeren und verdienten Erfolg hatte der sympathische Wilhelm Berger mit seiner neuen Symphonie in B-dur, welche die Meininger Hofkapelle nicht minder meisterlich aufführte, als die classischen Nummern. Berger's Symphonie entzückt durch die Frische und Grazie ihrer Themen, nur Schade, daß sein Orchester noch etwas farblos ist und wenig Eigenart zeigt. Und nun der greise Verdi und seine „Pezzi sacri"! Der Philharmonische Chor unter Siegfried Ochs hat uns dieses jüngste Werk des Alten — zum ersten Male in Deutschland — vorgeführt: vier kirchliche Musikstücke, denjenigen des alten Rossini verwandt, pomphaft und doch weihevoll, für unsere Begriffe fast mehr Theater und nur im Prunk der römischen Kirche zu ihrer vollen Wirkung gelangend. Grandios ist das Te deum, hinreißend das Stabat mater, während die beiden Solostücke, zumal das Frauenquartett, wundervoll klingen. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß besonders das Stabat mater etwas auseinanderfällt; ihm mangelt die Einheitlichkeit des Stiles, wie auch das Ganze, statt der Innigkeit und Gluth des religiösen Gefühles, eine gewisse conventionelle Frömmigkeit athmet. Gewiß, Verdi glaubt dogmenlos an Gott und vielleicht auch an die Unsterblichkeit seiner Seele, allein die Wiedervereinigung mit seiner Frau Beppina scheint ihm kein Glaubensartikel: nur die tiefe Trauer und der Schmerz des Verlassenen sprechen sich in echten Herzenstönen aus, die von keinen Lichtern der Ironie oder Theatereffecten gestört werden.

Von der Oper ist wenig Erfreuliches zu berichten. Welch' höfischen Rücksichten oder welchem „Originalgenie in seiner Pracht" wir die Aufführung von Chabrier's Opernfragment verdanken, während genug fertige deutsche Werke der Aufführung harren, ist nicht bekannt geworden, jedenfalls ist es ein pyramidaler Mißgriff. Und doch ist Chabrier quelqu'un. Ein 1842 geborener Pariser aus der Auvergne, der als Bureaukrat, wie es in der Operette heißt, von zehn bis zwei seine Pflicht that, daneben in den Mußestunden den Contrapunkt studirte und Orchestercompositionen, Chorwerke und endlich vier Opern schuf, die zwar überall den Autodidakten, indeß auch ein großes Talent verrathen. Wenn man schon das Bedürfniß fühlte, den 1894 verstorbenen Meister bei uns einzuführen, so lag es doch viel näher, sein vollendetes Hauptwerk, die Oper „Gwendoline" zu wählen, die 1886 in Brüssel das Licht der Rampe erblickte, dann fünf Jahre später an der Pariser Großen Oper erschien und den Componisten in Frankreich so berühmt machte, daß auch Karlsruhe, München und Leipzig sich an das Werk wagten. Der Briseïs-Torso, von dem zuerst Lamoureux einige Scenen in seinen Concerten aufführte, ist also in Berlin zum „überhaupt ersten" Male gegeben worden. Der Text hat nichts mit der Homer'schen vielumstrittenen Briseïs des Achilles zu thun, wie vielfach angenommen wurde, und steht also Goldmark's neuester Oper nicht im Lichte. Vielmehr hat der bekannte Lyriker, Romandichter und Musikschriftsteller Catulle Mendès, der ja in Heidelberg studirt und auch Wagner übersetzt hat, den Stoff Goethe's herrlicher Ballade „Die Braut von Korinth" entnommen. Da die Oper Bruchstück geblieben, lernen wir nur die Vorgeschichte kennen, worin das „vampyrische Gedicht" stark umgewandelt und nicht durchweg verbessert erscheint. Nicht nach der Väter Willen, sondern aus freier Wahl wirbt Hylas um Briseïs und verläßt sie, um in der Fremde Schätze zu gewinnen und ihrer werth zu werden. Auch hier bricht die Braut ihren Treuschwur und tritt zum Christenthum über, um das Gelübde der todtkranken Mutter zu erfüllen, womit das dargestellte Fragment schließt. „Jugend und Natur sei dem Himmel künftig unterthan." Wahrscheinlich findet Hylas dann im zweiten Aufzuge die Geliebte als Braut des Himmels wieder; die gespenstige Liebesnacht sollte dann wohl den Schlußact bilden. Der Gegensatz heidnischer und christlicher Welt, der sich musikalisch und scenisch wirksam herausarbeiten läßt, scheint den Componisten besonders gereizt zu haben. Bei dem großen Heiden Goethe triumphirt allerdings das untergehende Griechenthum noch über das siegreiche Christenthum, und wenn es auch zweifelhaft, ob dieses Ziel Chabrier gleichfalls vorschwebte, so schneidet doch in seinem Fragment das Heidenthum musikalisch besser ab, als das Christenthum. Die melodisch einschmeichelnde Anrufung: „Du Gott voll Gluth und Feuer", der große Phöbuschor, das dreimalige düstere „Pan ist todt" des die nahe Götterdämmerung ahnenden Dieners Stratokles, der frische, sinngefällige Chor der Seefahrer, das griechisch heitere Duett in der Liebesscene: „Zwei Rosen in des Morgens Scheine", vor Allem der in Glanz und Stimmung getauchte Abschied der Liebenden mit nachfolgendem symphonischen Intermezzo: das sind die Glanzpunkte des Fragments. Die christliche Localfarbe verschwindet daneben, obwohl auch hier manches Schöne gelingt. Zumal das Auftreten des weißgekleideten Katecheten in der Christusmaske, sein Psalmodiren a capella, dann wie die fanatische Mutter fieberud den Erlöser anruft, und wie ihre Sehnsucht nach dem ewigen Heil in's Ekstatische umschlägt, endlich ihre am Aktschluß wiederkehrende Monodie:

Daß am Tag der Erntefeier
Dort in der Herrlichkeit, die Gott verhieß,
Sei von Garben reich seine Scheuer
Einst angehäuft im Paradies.

(Die fürchterlichen Verse hat die Uebersetzerin Frl. Emma Klingenberg auf dem Gewissen) Chabrier ist ein echter Franzose, obwohl Wagnerianer: beweglich, geistreich, graziös, aber auch den Effect mehr als die Wahrheit liebend, äußerlich, im Lyrischen bedeutender als im Dramatischen. Ein glänzender Colorist, illustrirt er mit glühenden Farben. Empfindung und Ausdruck decken sich fast überall. Dabei hat er melodische Erfindung und sein Sprechgesang wird zum Gesang, wie wohl auch er als Moderner den Schwerpunkt in's Orchester verlegt. Die Behandlung der Instrumente ist etwas zu unruhig und flackernd, von den wagnerisch schwirrenden Violinen wird ein allzu ausgedehnter Gebrauch gemacht; auch ist es fraglich, ob eine Steigerung in der Folge noch möglich gewesen wäre. Was sich erlernen läßt, hatte der hochbegabte Musiker jedenfalls erfaßt und hier mit Fleiß und Geschmack angewandt. Uebrigens war vorauszusehen, daß das Bruchstück schon als solches kein so großes Interesse erwecken würde, um einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Man hätte jedenfalls, wie gesagt, besser gethan, die mindestens ebenso bedeutende „Gwendoline" aufzuführen oder, wenn es denn durchaus ein moderner Franzose sein sollte, lieber Saint-Saëns oder etwa Massenet wählen sollen, der sich auf dem Spielplane der Wiener Hofoper seit Jahren behauptet. M.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Siechen's „Ewiger Lampe".

Sehr geehrter Herr!

Von Herrn Dr. Alexander Meyer werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Arthur Mueller, Redacteur der „Ewigen Lampe", mit dem Dichter Arthur Müller nicht identisch sei. Ersterer sei 1848 schon ein älterer Herr gewesen; später soll er nach Belgien gegangen und dort angeblich sich dem Ultramontanismus zugewandt haben.

Vielleicht bringen Sie diese Berichtigung als Nachtrag zu meinem Aufsatz in Nr. 2 Ihrer Zeitschrift.

Hochachtungsvoll

Zürich. Prof. Hugo Blümner.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Neu!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Lübke: Grundriss d. Kunstgesch. 1887, Lwbd. 10 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Klein: Gesch. d. Dramas 15 Hfrbde. 50 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Ill. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Ill. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Nansen: In Nacht und Eis mit Supplement 3 Lwdbde. 15 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung d. **Verlag der Gegenwart** in **Berlin W. 57.**

Demnächst wird auf Verlangen versandt:
Antiquariats-Katalog 90.
Staats- und Socialwissenschaft.
Nationalökonomie. Finanzwesen.
Etwa 1500 Nummern.
Leipzig. Oscar Schack.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.
Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Zeitschrift für **Elektrotechnik** *und* **Maschinenbau,** Postzeitungsliste 8178 a.
sowie für **Metall-** *und* **Montanindustrie.**
Abonnementspreis: pro Monat 20 Pf. durch jede Buchhandlung, bei der Post 60 Pf. für das Vierteljahr.
Bereits erschienene Nummern des Quartals werden kostenlos nachgeliefert.

Diese ungemein billige, sehr umfangreiche, inhaltsvolle, reich illustrierte, v. hervorragendsten Fachleuten bearbeitete Zeitschrift ist v. höchster praktischer Bedeutung und berufen, unendlichen Nutzen zu stiften

Diese Zeitschrift ist ein fachtechnisches Organ, das von dem Geiste und den Ideen des 20. Jahrhunderts getragen wird und bahnbrechend auf dem Gebiete der Technik wirken soll. Dieselbe soll wie ein Pionier vorangehen, wo es gilt, der Elektrotechnik und dem Maschinenbau u. der mit ihnen in Beziehung stehenden Metall- u. Montanindustrie neue Wege zu weisen und ein Führer durch die weitverzweigten Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues zu sein Alles, was Neues hervortritt, Alles, was irgendwie für diese Spezialfächer von Nutzen ist, wird in der „Zeitschrift s. Elektrotechnik und Maschinenbau" schnell veröffentlicht. Die Abhandlungen sind in fachwissenschaftlicher, leicht verständlicher Weise dargestellt und umfassen eingehend **alle speziellen Zweige** der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.

An allen großen Industriecentren Deutschlands und des **Auslandes** hat die Zeitschrift **zahlreiche, in Theorie und Praxis wohl erfahrene Fachleute** als **Mitarbeiter,** welche von allen neuen epochemachenden Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik und des Maschinenbaues 2c. sofort Kenntnis geben und über alle Verbesserungen, Einrichtungen u. Fortschritte fortlaufend u. zuverlässig berichten. Jede Nummer der Zeitschrift wird daher eine Reihe **elektrotechnisch-wissenschaftlicher** und **maschinentechnisch-wissenschaftlicher Originalartikel** aus der Feder erprobter Autoren, vielfach mit beigegebenen Zeichnungen und Abbildungen, enthalten. Ihnen schließen sich eine größere Anzahl **kleiner Mitteilungen** aus dem Gebiete der **Elektrotechnik,** des **Maschinenbaues** und der **Metall-** und **Montanindustrie** an, so daß durch dieselben die Leser stets auf dem Laufenden erhalten werden und allezeit wissen, welche neuen Errungenschaften vorliegen. Dazu gehören auch die **Patentnachrichten,** die von uns sorgfältig gesammelt werden, um durch sie den Lesern einen Überblick über die neuen Erfindungen 2c zu geben. Der **technische Briefkasten** erteilt über alle fachtechnischen Fragen Auskunft. Dieselben werden durch Fachmitarbeiter zuverlässig und sachgemäß beantwortet. Jede Nummer enthält ferner **handelspolitische Leitartikel,** die energisch für die Interessen der deutschen Industrie eintreten. Unter dem Titel: **„Kleine Handelsindustrielle Mitteilungen"** wird alles dasjenige veröffentlicht, was auf Elektrotechnik und Maschinenbau nebst Metall- u. Montanindustrie Bezug hat. Ebenso finden die **Submissionen, geschäftlichen Mitteilungen** 2c. 2c. eine gebührende Stätte in unserem Blatte — Jeder Nummer ist eine ***Unterhaltungsbeilage*** hinzugefügt, so daß bei unserer Zeitschrift das instruktive mit dem unterhaltenden Moment sich harmonisch vereinigt

Nach alledem wird die **„Zeitschrift für Elektrotechnik und Maschinenbau,** sowie für **Metall-** und **Montanindustrie"** ein **unentbehrliches Organ** nicht bloß für die **Besitzer maschineller** und **elektrotechnischer Fabriken** und **Werkstätten, Walz-** und **Hüttenwerke, Schlossereien** und anderen Gewerbe der Eisenindustrie 2c., sondern auch für alle **Ingenieure, Techniker** und **sonstigen technisch Thätigen** sein.

Probenummern kostenlos und **franko** von der
Geschäftsstelle der Zeitschrift für Elektrotechnik u. Maschinenbau,
sowie für Metall- und Montanindustrie, ***Leipzig.***

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum 54. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 6. Berlin, den 11. Februar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Gewinnbetheiligung in Deutschland. Von E. M. Benfey. — Soldatendeutsch. Von Friedrich M. Fritzsche. — **Literatur und Kunst.** Friedrich der Große als Componist. Von Egon Neumayr. — Italienische Lyriker. Von Lector. — **Feuilleton.** Aerzte auf Provision. Von Gyp (Comtesse de Martel). — **Aus der Hauptstadt.** Es ist erreicht. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Gewinnbetheiligung in Deutschland.

Von E. M. Benfey.

Einige Schwärmer haben behauptet, die Betheiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn sei schlankweg die so lange gesuchte Lösung der socialen Frage. Das ist gewiß eine Uebertreibung, denn sie ist bloß ein Palliativum, einer von den vielen noch immer unsicheren Wegen zum vielleicht unmöglichen Ziele der socialen Versöhnung. Die deutsche Socialdemokratie, die ja nur von ihrer radicalen Hetzarbeit lebt und gedeiht, hat sich dagegen erklärt, während sich die ausländischen Gewerkvereine meist nicht feindselig, sondern zuwartend verhalten. Es giebt sehr viele Theoretiker aller Richtungen — radikale, liberale, conservative — die sich lebhaft für die Sache ausgesprochen haben. Andererseits haben nur äußerst wenige Praktiker das Gegentheil gethan. Selbst jene Firmen, die einen einmal gemachten Versuch aus irgend einem Grunde wieder aufgaben, äußerten sich zu Gunsten des Systems oder wenigstens fast nie dagegen. Und es ist eine Thatsache, daß alle akademischen Einwendungen und Befürchtungen, die an die Gewinnbetheiligung geknüpft worden sind, sich in Wirklichkeit als durchaus unzutreffend oder unbegründet erwiesen haben. Einer allgemeineren Anwendung des Verfahrens steht nichts im Wege; es fehlt nur an der Einsicht und Ueberzeugung, daß dasselbe einer solchen fähig sei und daß der Geschäftsertrag in fast allen Unternehmungen durch den guten Willen der Angestellten gesteigert werden könne, falls man diesen einen entsprechenden Antheil am Mehrertrag bewillige. „Wenn die Unternehmer", meint Böhmert ganz richtig, „einsehen würden, daß sie keinen Schaden erleiden, sondern sich im Gegentheil durch Betheiligung der Arbeiter besser stellen, wird das Antheilsystem von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte machen." Jetzt glauben die meisten Unternehmer noch, es handle sich lediglich um ein Werk der Menschenfreundlichkeit, und vor Opfern schrecken sie zurück. Das ist aber ein gründlicher Irrthum. Der Gewinnbetheiligungs-Gedanke beruht gerade auf der Erwartung, daß die Angestellten den ihnen zufallenden Antheil verdienen helfen, d. h. durch erhöhten Eifer, größere Sorgfalt u. s. w., also durch tüchtigere Leistungen wieder hereinbringen. Wie sehr sich diese Erwartung erfüllt hat, wollen wir an einigen Beispielen, die wir aus hundert ähnlichen wählen, darthun. Der Pariser Decorateur Leelaire legte seinem Plane die Berechnung zu Grunde, daß ihm jeder seiner Arbeiter bei gutem Willen täglich den Werth einer Arbeitsstunde (damals 60, später 90 Cent.) und außerdem 25 Cent. an Rohmaterial ersparen könne; er riskirte also nichts, wenn er die Leute am Geschäftserträgniß betheiligte, um jenen guten Willen hervorzurufen. Den Umstand, daß er Millionär geworden, schrieb er ausdrücklich seinem Antheilverfahren zu. Der Angoulêmer Großindustrielle Laroche-Joubert äußerte nach 40jähriger Ausübung eines großartigen Participationssystems: „Der Chef denke ja nicht, daß er seinen Leuten etwas schenkt; ganz im Gegentheil, er macht ein gutes Geschäft." Der Pariser Buchdrucker Gasté schrieb an Böhmert: „Der sehr hohe Gewinnantheil, den ich meinen Arbeitern gewähre, kostet mich keinen Deut — ganz im Gegentheil!" Der Calicofabrikant Besselièvre in Maromme berichtete nach sechsjähriger Praxis: „Die 80 000 Francs, die wir bisher vertheilt haben, kosten uns nichts, da sie über den in unserer Branche üblichen Gewinn hinausgehen." Die große Genfer Firma Billon & Isaac, Fabrikanten von Spieldosen-Bestandtheilen, bemerkte: „Die sehr große Dividende, die auf die Arbeiter entfiel, kostete uns nichts, denn wir haben in Folge der Einführung der Gewinnbetheiligung viel mehr verdient als sonst." Die durch ihr Participations-System berühmt gewordenen englischen Kohlengrubenbesitzer H. Briggs Son & Co. erzielten vor Anwendung des Verfahrens kaum fünf, nachher durchschnittlich 15 Procent Capitalgewinn. Der hervorragende Pariser Optiker Baille-Lemaire meint: „Man rede mir da nicht von Philantropie! Wozu von Wohlwollen sprechen, da doch ausschließlich das Selbstinteresse in Betracht kommt?"

In den letzten Jahren hat die Anwendung der Gewinnbetheiligung in Frankreich, England (jetzt etwa 100 Fälle) und den Vereinigten Staaten von Nordamerika große Fortschritte gemacht, namentlich in Frankreich, wo es Ende 1897 schon rund 140 Participationsfirmen gab. In Paris fand während der Weltausstellung von 1889 ein Participationscongreß von hervorragender Bedeutung statt. 1890 hat die französische Regierung dem Participationsverein eine halbe Million Franken zur Verfügung gestellt, und 1892 ist in Paris ein „musee-bibliothèque de la participation aux bénéfices" eröffnet worden. In Frankreich haben sich Stimmen zu Gunsten der gesetzlichen Zwangseinführung der Gewinnbetheiligung erhoben; in Deutschland stellte Ernst Engel die gleiche Forderung bereits vor drei Jahrzehnten. Einer der eifrigsten Verfechter derselben, der bekannte Pester Journalist Leopold Katscher meint freilich, die Zwangseinführung würde

gefährlich sein; denn dann wäre es zu Ende mit der Elasticität des Systems und mit der Freiheit der Vereinbarung; es würde eine Starrheit, eine Schablone eintreten, die den Werth des Verfahrens sehr beträchtlich verringern müßte, abgesehen von der unvermeidlichen Einmischung der Regierung zu Ueberwachungszwecken. „Gar keine Gewinnbetheiligung wäre einer staatlich vorgeschriebenen vorzuziehen. Auch ohne den Staat werden die jetzigen hunderte von Participationsbetrieben mit zehntausenden von Arbeitern hoffentlich auf tausende von Unternehmungen mit Millionen von Angestellten anwachsen — dann erst würde sich die Tragweite der Sache im rechten Lichte zeigen. So lange die Welt keine radikal-ideale Lösung der Arbeiterfrage erprobt, beziehungsweise angenommen hat, müssen wir zufrieden sein, wenn einstweilen wenigstens die Hoffnung auf Besserung der Lage von Millionen von Arbeitern durch den „erleuchteten Eigennutz", der in der Gewinnbetheiligung bei Unternehmern wie bei Angestellten eine Rolle spielt, in Erfüllung geht."

Der Statistiker Ernst Engel war von der Gewinnbetheiligung so begeistert, daß er in ihr die Lösung der socialen Frage zu sehen vermeinte. Ihm war das Borchert'sche Antheilverfahren, auf das wir sogleich zurückkommen, zu verdanken, und dem Aufgeben desselben ist es zuzuschreiben, daß die Leclaire'sche Lohnreform Jahrzehnte lang keine nennenswerthen Fortschritte in Deutschland aufzuweisen hatte. Erst in neuester Zeit macht sich wieder ein etwas lebhafteres Interesse für die gute Sache geltend, hauptsächlich in Folge der Propaganda, die L. Katscher's Buch „Die Theilung des Geschäftsgewinnes zwischen Unternehmern und Angestellten" (eine freie Umarbeitung und Ergänzung von N. P. Gilman's „Profit-sharing"; Leipzig 1891) gemacht hat. Aber die Verbreitung des Systems im Deutschen Reich ist noch immer eine herzlich geringe. In seiner schönen und lesenswerthen Essaysammlung „Was in der Luft liegt" (Leipzig, Freund & Wittig) widmet Katscher eine ausführliche Abhandlung auch dem Gewinnbetheiligungs-Problem, und man mag dort nachlesen, wie weit wir in Deutschland mit der Anwendung der Participation gekommen sind. Katscher zählt alle Versuche in den verschiedenen Geschäftszweigen auf, wozu ihm authentische Daten von den betheiligten Firmen selbst geliefert wurden. Wir wollen hier nur die wichtigsten Experimente nach seinen Angaben anführen.

In den Metallindustrien führt Katscher als der Gewinnbetheiligung geöffnet an: Die Eisengießerei zu Groß-Ilsede (Hannover), Windhoff, Denters & Co. in Lingen, das Eisenwerk Kaiserslautern u. A. Auch W. Borchert jun. in Berlin führte in seinen Messingwerken, wie erwähnt, auf Zureden Ernst Engel's im Jahre 1868 — als er 67 Angestellte hatte — die Gewinntheilung ein und gab dieselbe nach fünf Jahren wieder auf. Das Betriebscapital betrug 300 000 Thaler und die Löhne machten bloß 3% der Erzeugungskosten aus. Die Hälfte des nach Abzug von 6% Capitalzinsen verbleibenden Reingewinns fiel dem Personal zu (130 Mann im Jahre 1872). Antheilbefugt wurde man ein Jahr nach Eintritt in die Fabrik. Die Leute hatten das Recht, ihre Antheile im Geschäft anzulegen. 1872 hatten 57 Arbeiter mit rund 40 000 und vier Oberbeamte mit rund 103 000 Mk. von diesem Rechte Gebrauch gemacht. In den fünf Versuchsjahren gelangten an Capitalzinsen und Dividende über 19 000, an Arbeitsgewinn-Antheilen rund 52 000 Mk. zur Auszahlung. 1873 gingen die Werke an eine Actiengesellschaft über und das Entlohnungswesen erlitt durchgreifende Aenderungen. Nach den Erklärungen des Herrn Borchert war dies nothwendig geworden, weil die Höhe des „Bonus" von Umständen beeinflußt wurde, mit denen das Personal nichts zu schaffen hatte, wie z. B. die Schwankungen der Rohpreise u. s. w., mit anderen Worten: während die Löhne in den Betriebsausgaben keine nennenswerthe Rolle spielten, hing der Gewinnantheil der Lohnarbeiter von den Schicksalen der Handelsabtheilung ab. Ferner konnte er bei den Leuten keine augenfällige Steigerung des Eifers oder der Sorgfalt bemerken. Die einzigen Vortheile, die das Verfahren ihm geboten hatte, waren eine etwas größere Stetigkeit des Personals und Freiheit von Arbeitseinstellungen und Unruhen. Die Löhne — meist Stücklöhne — waren fortwährend in die Höhe gegangen. Nach dem Verkauf der Werke trat an die Stelle der Participation ein System von Erzeugungsprämien und Gruppenarbeit, welches sich nach der Meinung des Herrn Borchert, der an der Spitze der Fabrik blieb, als zweckentsprechender erwies. Geld in die Letztere zu stecken, stand den Angestellten nach wie vor frei. Aus einem 1873 in's Leben gerufenen Fonds von 150 000 Mk. (in Actien) werden Materialersparniß-Prämien, Ruhegehälter, Zuschüsse bei Arbeitsmangel, sowie Wittwen- und Waisenunterstützungen bestritten.

Unter den Textil-Industrien sind die Versuche wichtig von Steinheil in Rothau und Schaeffer in Lutterbach, beide im Elsaß, dann Bär & Co. in Zschopau, H. vom Bruck Söhne in Crefeld, Weberei Hasel (Baden), endlich Dollfus & Co. in Mülhausen, Dornach und Belfort. Diese seit 1802 bestehende Weltfirma, deren Ursprung bis in's Jahr 1746 zurückreicht, ist namentlich wegen ihrer Näh- und Stickarbeiten berühmt und betreibt die Spinnerei, Weberei, Bleicherei, Färberei und Appretur in größtem Maaße. Unter den von jeher für das Wohl ihrer Arbeiter sorgenden Mülhauser Großindustriellen steht sie in erster Reihe, namentlich die verstorbenen Chefs Johann Dollfus und Friedrich Engel leisteten in dieser Richtung ganz Außergewöhnliches: sie und ihre Nachfolger haben besonders zahlreiche Vorkehrungen getroffen zur Hebung der sittlichen, geistigen und materiellen Lage des elsässischen Arbeiterstandes. Engel sagte u. A.: „Allerdings besitzt der Arbeiter keinen rechtlichen Anspruch auf einen Theil des Geschäftsertrags, aber ebenso sicher ist, daß der Unternehmer die Pflicht hat, dauerhafte Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen. Diese Sorge muß allen Anderen vorangehen und ihr müssen nöthigenfalls die größten Opfer gebracht werden ... Des reich gewordenen Fabrikanten ernsteste Pflicht ist, für seine durch Alter oder Leiden arbeitsunfähig gewordenen Arbeiter zu sorgen." Die Firma hält dafür, daß das Erträgniß der unmittelbaren Gewinnbetheiligung in der Textilindustrie für den Arbeiter zu unsicher und schwankend sei, als daß dieselbe mit vorzüglichem Erfolg angewendet werden könnte. Dagegen findet die mittelbare Participation bei Dollfus-Mieg & Co. eine umfassende Anwendung in Gestalt von allerlei praktisch-nützlichen Einrichtungen. Die Mittel hierfür werden aufgebracht: erstens durch die vierprocentigen Interessen einer von der Firma geschaffenen „Arbeiter-Reserve", deren Vermögen sich Mitte 1889 auf rund 630 000 Mk. belief, zweitens durch einen bestimmten Procentsatz des Geschäftsgewinnes. Die beiden Posten ergeben jährlich ungefähr 110 000 Mk., was bei einem Lohnbudget von etwa 1 600 000 Mk. einem Lohnzuschlag von rund 7% gleichkommt. In Jahren, da der verfügbare Betrag nicht gänzlich aufgebraucht wird, fließt der Ueberschuß in die „Arbeiter-Reserve".

In der Landwirthschaft ist die Arbeiterbetheiligung eingeführt bei dem bekannten Gutsbesitzer und ökonomischen Schriftsteller J. H. v. Thünen und bei J. Jahnke in Bredow. Im Baugewerbe ist zu nennen das Hofbauamt in Schwerin, im Verkehrswesen die Hessische Ludwigsbahn, dann die Preußische Bodenkredit-Actienbank in Berlin, die Papierfabrik Adler in Buchholz, der Berliner Jalousienfabrikant H. Freese, Winckler's Buchbinderei in Leipzig, die Chemische Fabrik des im Prozeß Dreyfus vielgenannten Scheurer-Kestner in Thann (Elsaß), Siemens & Halske, die Schultheiß'sche Brauerei, ebenfalls in Berlin, die Papierfabrik Zuber & Co. in Rixheim (Elsaß) u. s. w. Von höchster Wichtigkeit ist die Zeiß-Stiftung in Jena, Anstalt für Optik, optisches Glas und Feinmechanik. Es ist dies heute die bedeutendste Firma dieser Art, sowohl was die Güte, als auch was die

Menge der Erzeugnisse betrifft. Diesem Welthause verdankt die Wissenschaft die höchste Vollendung des Mikroskops und dadurch die Ermöglichung der modernen bacteriologischen Forschungen, die Industrie aber die Einführung der Fabrikation feiner optischer Glassorten (für Fernrohre, Vergrößerungsgläser, photographische Apparate u. s. w.) in Deutschland. Diese großartige Fabrik beschäftigt gegenwärtig rund 800 Beamten und Arbeiter. Professor Pierstorff schreibt von ihr („Die Karl Zeiß-Stiftung, ein Versuch zur Fortbildung des großindustriellen Arbeitsrechts"): „Unter Allem, was in Deutschland durch die Initiative der Unternehmer zur Verbesserung und Hebung der Lage der ihnen unterstellten Arbeiterschaft geschaffen wurde, kommt an socialem Werthe kaum etwas demjenigen gleich, was Professor Abbe als Leiter dieser optischen Werkstätte durch die Begründung der Zeiß-Stiftung in's Leben gerufen hat ... Hier ist ein privates Arbeitsrecht verwirklicht worden, das den höchsten Anforderungen entspricht, die an ein solches gestellt werden können ... Die hier zu Gunsten der Arbeiter geschaffenen Einrichtungen bekunden, frei von jedem Utopismus, einen hohen und gesunden Idealismus, wie er in solchem Maaße wohl nur selten gefunden wird." 1889 trat Zeiß jun. von der Geschäftsleitung zurück und nun faßte der alleinige thätige Chef, Professor Abbe, den Entschluß, das ganze Unternehmen in eine selbstständige, unveräußerliche Stiftung zu verwandeln, seine Familie auf den Pflichttheil zu setzen und seine eigene Unternehmerstellung mit der eines angestellten Oberbeamten zu vertauschen. Das Stiftungsstatut trat am 1. Juli 1891 in Kraft und wurde im Herbst 1896, anläßlich des Jubiläums der Firma Zeiß, nach Vornahme zahlreicher Verbesserungen der Oeffentlichkeit übergeben. Die Interessen der Arbeiter erfahren darin eine außerordentlich weitgehende Förderung in allen Punkten: Dienstverhältniß, Lohnhöhe, Urlaubsanspruch, Abgangsentschädigung, Pensionirung, Entlohnung für besondere Leistungen ꝛc. Um die Stiftung für die Erfüllung ihrer großen vermögensrechtlichen Verpflichtungen gegenüber dem Personal und für ihre anderen gemeinnützigen Aufgaben genügend auszurüsten, sorgen die Satzungen für einen erheblichen Reservefonds, der aus Betriebsüberschüssen und anderen Erträgnissen angesammelt wird. Seit 1893 besteht ferner bei der optischen Abtheilung die Einrichtung, daß von den Lehrlingen und jüngeren Arbeitern Spareinlagen mit einer Verzinsung von 5% entgegengenommen werden. Was die Gewinnbetheiligung betrifft, so kommt davon im Stiftungsstatut noch nichts Meritorisches vor. Abbe verkennt keineswegs ihre Vorzüge, hält aber nicht übermäßig viel von ihr. Doch findet sich die Möglichkeit ihrer späteren Einführung nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern ausdrücklich vorgesehen „für den Fall, daß die gesammte Geschäftslage und der Stand des Reservefonds es gestatten" würden. Für den Fall der Einführung ist im Statut bestimmt, daß der Gewinnantheil für Alle ein relativ gleicher sei nach Maßgabe ihres Lohnes oder Gehaltes, und daß jeder Angestellte antheilberechtigt sein sollte. „Ausgeschlossen sind einzig und allein die Mitglieder der Geschäftsleitung, damit sie gegen den Verdacht geschützt bleiben, als könnten sie des eigenen Vortheils wegen die schwankenden Bezüge der Geschäfts-Angehörigen auf Kosten des regelmäßigen Gehalts oder Lohnes zu erhöhen trachten". Pierstorff schreibt ferner:

„Obwohl das neue Statut, daß die Gewinnbetheiligung für später in Aussicht nahm, erst mit dem 1. October 1896 in Kraft trat, hat dennoch die Geschäftsleitung der optischen Werkstätte bei Gelegenheit des Jubiläums beschlossen, der Arbeiter- und Beamtenschaft des ihr unterstellten Betriebes bereits für das im Herbst 1896 ablaufende Geschäftsjahr erstmalig einen Lohn- bezw. Gehaltszuschlag, und zwar in der Höhe von 8%, als Gewinnantheil auszuzahlen. Das Glaswerk trat dieser Maßregel bei mit der Modification, daß nur den Tagelohnarbeitern der Betrag eines Monatslohnes, den Accordarbeitern hingegen im Hinblick auf die unverhältnißmäßige Höhe der zur Zeit noch geltenden Accordsätze nur der Betrag eines Wochenlohnes gewährt wurde ... Bei der Einführung der Gewinnbetheiligung wurde in der optischen Werkstätte für die Berechnung des dem Personal zu gewährenden Antheils folgende Norm aufgestellt: Von dem ermittelten bilanzmäßigen Jahresgewinn, der den statutarischen Bestimmungen gemäß ohne Rücksicht auf die Höhe des Betriebscapitals in Procenten der Lohn- und Gehaltssumme zu berechnen ist, werden die ersten 9% zum Voraus für den Reservefonds in Abzug gebracht und zwar 7% als anschlagsmäßige Reserve für zukünftige Pensionsleistungen und 2% als Deckung für die zukünftig zu leistenden Abgangsentschädigungen. Sofern der verbleibende Nettogewinn, bezogen auf das Lohn- und Gehaltconto, 20% nicht übersteigt, fällt er der Stiftung als Untergewinn zu. Ueberschreitet aber der Gesammtgewinn die Höhe von 20% des Lohn- und Gehaltcontos, so wird die eine Hälfte dieses weiteren Ueberschusses in der oben angegebenen Weise unter die Beamten und Arbeiter vertheilt. Der diesen auf solcher Grundlage zustehende Anspruch gilt als ein klagbarer, ohne daß zugleich dem Personal gegenüber eine Pflicht zur Rechnungslegung formell anerkannt worden wäre."

Daß endlich auch ein statistisches Amt, obwohl kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen, dennoch gelegentlich ein Antheilverfahren üben kann, hat Victor Böhmert bewiesen. 1882 führte das Königlich Sächsische Statistische Bureau, Dresden, dessen Director dieser Gewinnbetheiligungs-Apostel bis 1897 war, eine umfassende Berufs- und Gewerbezählung durch, für deren Kosten das Reich 113 000 Mk. bewilligt hatte. Hieran wurden durch den Fleiß und Eifer der 40 Angestellten über 24 000 Mk. erspart. Auf Antrag Böhmert's bewilligte die sächsische Regierung dem Personal einen Gewinnantheil von 10 800 Mk., so daß auf jeden Einzelnen durchschnittlich 270 Mk. entfielen.

Soldatendeutsch.

Von Friedrich M. Fritzsche.

Von allen Sprachen einzelner Stände hat die der Soldaten unzweifelhaft die meiste Fühlung mit dem Volke. Der Soldatenstand hat sich von jeher aus allen Kreisen recrutirt, die alten Krieger traten und treten in den verschiedensten Stellungen wieder in das bürgerliche Leben zurück, an lebendigen Wechselbeziehungen konnte es also nie fehlen. Die Feldsprache hat schon in der älteren Zeit verschiedentlich Beachtung gefunden; Moscherosch, Klein, v. Wallhausen in der „Kriegskunst zu Fuß" und andere Schriftsteller erwähnen sie mehr oder weniger ausführlich, neuerdings hat sie A. F. Pott, „Die Zigeuner in Europa und Asien", im Rahmen seines Themas mit behandelt; Hoffmann v. Fallersleben hat den Liber vagatorum wieder herausgegeben. Ueber die nicht mit dem Rothwälschen in Zusammenhang stehende Soldatensprache schreibt Laukhard: „Studenten und Soldaten pflegen auch ihre eigene Sprache zu reden, und wer die nicht versteht, denkt oft, arabische und chinesische Wörter zu hören, so seltsam klingen die Raritäten." Sammlungen von Wörtern sind dann erst viel später unternommen worden, es seien hier Avé-Lallemant, Klaußmann, Schurig, Krebs genannt. Erst neuerdings ist eine zusammenfassende Behandlung der Soldatensprache unternommen worden und zwar von dem Straßburger Docenten Paul Horn in seiner ganz ausgezeichneten Monographie „Die deutsche Soldatensprache" (Gießen, J. Ricker), woraus wir einiges allgemein Interessante herausgreifen wollen.

Die Quellen für die deutsche Soldatensprache der Vergangenheit sind recht zahlreich. Seit den Landsknechten, von

welchen an man zuerst eine Sprache deutscher Soldaten datiren kann, hat es nie an Darstellungen direct aus soldatischen Kreisen heraus gefehlt, mögen sie nun rein militärische Dinge wie die Organisation der Heere, das gesammte Kriegswesen, die Geschichte einzelner Kriege ꝛc. behandeln oder culturelle Schilderungen des Soldatenstandes in den verschiedenen Perioden geben. Vor Allem werthvoll sind auch die von Soldaten selbst gedichteten Lieder, an welchen bereits zur Landsknechtszeit kein Mangel war. Allerdings verfallen diese Dichter, wie alle Poeten, gelegentlich in einen höheren Stil und drücken sich dann so aus, wie Soldaten in Wirklichkeit es nicht thun würden. So droht Friedrich der Große in einem solchen Liede seinem Gegner einmal:

„Ich nehm' Dir Dein Geharnisch weg"

und wendet damit ein Wort an, das in den Wörterbüchern bisher sonst noch gar nicht belegt aber sicher unsoldatisch ist. Oder ein Lied des Jahres 1797 gebraucht den Ausdruck „tapferer Landsknecht" allgemein für tapferer Soldat, was, wie übrigens dieses ganze Lied, literarisch, kein Soldatenausdruck ist. Gelegentlich erhalten sich in Liedern auch Worte, die sonst mittlerweile erstorben sind oder ihre einstige Bedeutung verändert haben. So wird ein altes Landsknechtslied, in welchem „Brigade" in der ursprünglichen allgemeinen Bedeutung „Abtheilung", nicht in dem jetzt üblichen Sinne erscheint, noch heute nur wenig verändert gesungen.

Da der Soldat immer eng mit dem Volksthum verwachsen war, so sind auch die Schilderungen von Civilisten, besonders für culturgeschichtliche Verhältnisse, von hohem Werthe, seien sie von Predigern verfaßt, welche gegen die Auswüchse des Kriegerstandes eifern, oder von Sammlern von Anekdoten aus dem Soldatenleben ꝛc., fast immer fällt auch für die Sprache des Soldaten etwas ab — man muß es nur zu erkennen wissen. Es steht natürlich nur selten dabei, dieses oder jenes Wort sei ein Soldatenausdruck, man muß das eben auch bei Militärs selbst oft zwischen den Zeilen heraus lesen. Hierfür einige Beispiele. Man findet bei einem Soldaten und echt soldatisch sich ausdrückenden Manne wie Junghans von der Olßnitz (bei G. Freytag), ein Landsknecht habe „einen Wachtelstrich" über einem Backen. Da ist es doch nun sehr wahrscheinlich, daß dies eine landsknechtische Bezeichnung für eine Schramme, ein Landsknechtszeichen war. Zur Zeit Friedrich's des Großen scheint man dafür „ein Sonnenschein" gesagt zu haben, wenigstens gebraucht der Dragoner Allfärtty diesen Ausdruck. Immerhin sind das im Grunde zunächst bloße Vermuthungen, man darf in dieser Beziehung jedenfalls nicht zu viel aufspüren wollen. Sonst kommt man in Gefahr, hinter Bildungen eines augenblicklichen Einfalls, wie sie einem Fischart und anderen sprachgewandten Autoren haufenweise zu Gebote standen, mehr zu wittern, als erlaubt ist. Wer würde „Casernenhofblüthen" moderner Unteroffiziere ohne Weiteres zum Bestande der Soldatensprache zählen? Es sind dies fast stets nur Kinder des Moments, bloß wenn sich derartige Ausdrücke dauernd erhalten, finden sie bei Horn Berücksichtigung. Ein großer Theil des Bestandes der Soldatensprache sind nun allerdings „geflügelte Worte". Ein witziger Kopf hat z. B. einmal die ihm zu winzig vorkommende Fleischportion geringschätzig als „Spatz" bezeichnet, das Wort hat Glück gehabt, es ist heute unter den preußischen Truppen weit verbreitet. Auch die Schweizer Milizen heißen ihre Fleischration „eidgenössischen Spatz". Das „echte Berliner Kind", das seinen Helm „Kruke" zu nennen pflegte, hat sicherlich diesen ganz individuellen Ausdruck in seinem Regimente populär gemacht, vielleicht existirt er dort heute noch. So wird der Wortschatz des Soldatenjargons fortwährend bereichert.

Aus den militärischen Ausdrücken der Landknechtszeit wäre gewiß so mancher, der als officieller Ausdruck des Heerwesens erscheint, ursprünglich der Soldatensprache zuzutheilen, weil er aus der Masse heraus entstanden ist. Hierher gehören Bezeichnungen wie „heller Haufen", „verlorner Haufen", „Sturmsold" u. v. A. m., die sich aus der landsknechtischen „Gemeine" heraus entwickelt haben, nicht autoritativ von einer außenstehenden Führerschaft ihr auferlegt sind. Militärische Ausdrücke sind z. B. Faustbüchse, Chargenpferd, Schleppsäbel, die Soldatensprache macht daraus Fäustling, Charger, Schlepper; dem Ausdruck: abdanken steht das soldatische: austhuen gegenüber.

Sehr beträchtlich ist das Sprachgut, das wir im täglichen Leben fortwährend gebrauchen und das ursprünglich soldatisch ist. Hierher gehören Ausdrücke wie: es kommt zum Treffen, auf Knall und Fall, Rädelsführer, Jemand den Laufpaß geben, auf Regimentsunkosten, Jemand auf den Hacken sein (vom Marschiren), ins Gras beißen (vom Soldatentode im Felde) ꝛc. ꝛc. Oder der Volkswitz knüpft an militärische Dinge an und bildet Worte wie Schlitzhusar, Schlitzdragoner, Schlitzkrawat, Küchendragoner, Feldwebel (für den Schaum auf einem Glase Bier) u. v. A. m. Dafür nimmt die Soldatensprache auch häufig derbe Ausdrücke des Volkes auf. Es ist für den Kriegerstand charakteristisch, daß er eine kräftige Aeußerungsweise liebt. Diese Eigenart beeinflußt unwillkürlich Jeden, der die Uniform anzieht. Jemand, der im gewöhnlichen Leben vielleicht niemals das volksthümliche Wort „feixen" in den Mund nimmt, wird gewiß, wenn er als Reserve- oder Landwehrofficier vor der Front steht, einem lachenden Soldaten zurufen: „Was haben Sie zu feixen?" Er hat unwillkürlich die Empfindung, der Mann verstehe ihn besser, als wenn er „lachen" sagte. Der Soldat lacht eigentlich auch nie, er feixt nur. Ebenso wird derselbe Landwehrofficier, der sonst ein tadelloses Hochdeutsch spricht, in Uniform sagen: „Ihre Knöppe sind nich geputzt", oder „Da hat eener alleene falschen Tritt". Unendlich komisch mußte es daher bei Gemeinen wie Officieren wirken, als einmal ein Artillerie-Leutnant, der frisch zu einem Regimente gekommen war, sich genirte, den reglementarischen Ausdruck: Lafetenschwanz laut auszusprechen und etwas vom Lafetenschweif kommandirte.

Nicht selten gerathen auch Dialectformen in die Soldatensprache und werden zu ihrem festen Bestande. Der sächsische Soldat in Leipzig nennt die Kartoffeln „Potacken", ein fränkisches Wort, das seinen Weg in das Voigtland und dann weiter in die sächsischen Kasernen gefunden hat. Die Württemberger des 126. Infanterie-Regiments in Straßburg gewöhnen sich das elsässische „dachsen" (schlafen) an, der Ausdruck gehört nun zur Sprache des Regiments. Ebenso „sali" (aus salut) als Gruß oder ironisch wie „guten Morgen!" oder „fummeln", das ihnen vorher ganz unbekannt war. Die Bayern in Metz nehmen elsässisch „Abuschir" (Mundstück [embouchure] des Signalhorns) auf u. dgl. m. Unter Cadetten ist „Schnurre" für Lüge allgemein, dialectisch ist es sonst nur aus dem Unterharz belegt. Aber auch aus den einzelnen Truppentheilsprachen gehen Ausdrücke in ganz entfernte andere über. So erscheint auch in Süddeutschland für Stiefel „Oder-" und „Elbkähne". Derartige Fälle kommen auf Rechnung der Unterofficiere, die in den Unterofficiers-Schulen einen Stamm alten soldatischen Sprachguts aufnehmen und dann weiter verbreiten. Aehnlich wird sich der soldatische Gebrauch von Worten wie „klauen" oder „krallen" (arbeiten) in Gegenden erklären, wo sie sonst volkssprachlich nicht nachgewiesen zu sein scheinen.

Bisweilen kommt man bei Abgrenzung der Soldatensprache auch mit den Studenten in Conflict. Wo es sich dabei um alte Gaunerworte handelt, liegt die Sache klar: hier haben Beide entlehnt. Für die Soldaten hat allerdings das Rothwälsch noch eine ganz andere Rolle gespielt als für die Studenten. Die gartenden, sich zu Parteien vereinigenden Landsknechte mußten gleich dem fahrenden Volke ihr Thun und Treiben vor dem Auge des Lichts verbergen und nahmen daher auch die heimliche Sprache der Vagirer an. Diese er-

hielt im Soldatenmunde den Namen „Feldsprache“, sie war ein meist aus Gaunerworten zusammengesetzter Jargon und dem Uneingeweihten völlig unverständlich. Fahrende Leute erkundschafteten der landsknechtischen Räuberbande, mit der sie im Einverständniß waren, günstige Gelegenheiten, Beute zu machen, die Botschaften zwischen Beiden hießen „Feldtauben“. Die Probe einer solchen aus Moscherosch möge hier folgen: „Der schwarze Bschiderich (Amtmann) in dem kleinen Gällen (Stadt) mit dem Langschnabelthurm (spitzer Thurm) und der großen Diftel (Kirche) zackert (pflügt) im großen Schlingglenz (Flachsfeld) oben an dem Grünhart (Wiese) jenseits des Floßharts (Fluß) hart am Stronbart (Wald), mit vier Klebis (Pferd) und fünf Stück Hornböck (Kuh)“. Horn bemerkt, die Aehnlichkeit der Sprache deutscher Soldaten mit einem Verbrecherkassiwer sei nicht erfreulich. Glücklicher Weise hat sie sich bald von der schimpflichen Kameradschaft wieder los gemacht. Wenn wir: Klüftchen, Trittchen u. A. m. der modernen Soldaten schon in der Feldsprache vorfinden, so ist hier natürlich keine fortlaufende Ueberlieferung bis zu den Landsknechten anzunehmen, vielmehr gingen die ursprünglichen Gaunerausdrücke durch Vermittelung der Feldsprache oder direct in die Volkssprache und aus dieser dann zum zweiten Male in die Soldatensprache über.

Gelegentlich lassen Worte, die von den neueren Bearbeitern der Studentensprache (Kluge, J. Meier, Burdach) als studentisch in Anspruch genommen werden, sich älter als soldatisch erweisen. Hierher gehören: „Kartell“ (war soldatisch bereits zur Zeit der Landsknechte); „Hauer“ (v. Wallhausen braucht es schon 1621, — es mag eine soldatisch-volksthümliche Form sein, wie Fäustling); „anschnarchen“ (erscheint soldatisch schon im Simplicissimus). Das studentische „Besen“ (Mädchen) ist vielleicht ebenfalls hier zu nennen: als älteste Bedeutung führt nämlich Kluge „ein schmutziges Mädchen“ an, was darauf zurückgehen könnte, daß die Dirnen im Landsknechtslager die Mummplätze fegen mußten.

Wie die Schwiegermutter, den Studenten, den Geldprotz und wie sie Alle heißen, so haben unsere Witzblätter auch einen deutschen Officierstypus geschaffen. Sein „schneidig!“, „auf Taille!“, sein näselnder Ton haben mit dem wirklichen Leben längst nicht so viel gemein, als man nach den ewigen Wiederholungen dieser Figuren glauben sollte. Aber vorhanden sind solche feine Emils oder canis finis (nur Singular), wie sie unter den Kameraden selbst heißen. (In Oesterreich wird der Dandy eines Jahrgangs auf der Kriegsschule ꝛc. der Jahrgangsfex genannt, wie man auch von einem Lagerfex und dergleichen spricht). Derselbe hochfeine Officier findet aber nichts dabei, sich gelegentlich als „ganz gemeines Frontschwein“ zu bezeichnen. Die Kürze des Commandotones überträgt sich auch auf die Sprache des täglichen Lebens. Sehr viele Officiere können sich gar nicht anders ausdrücken als mit Hinweglassung sämmtlicher Artikel, z. B. „haben gnädiges Fräulein schon neue Sängerin gehört?“, oder „werde dafür sorgen, daß Sache nach Wunsch geregelt wird“. Daher kommt der Fähnrich „auf Kriegsschule“, der Gymnasiast auf Gymnasium, der Student auf Universität. Der Vorgesetzte muß in der dritten Person der Mehrzahl angeredet werden, es ist ganz selbstverständlich, daß solches dann auch außerdienstlich zur Gewohnheit wird, und zwar nicht nur bei Officieren, sondern auch bei Unterofficieren und Gemeinen, wenn sie wieder in das bürgerliche Leben zurückgetreten sind. Auf die Burschen wirkt der militärische Bureaustil in Wendungen wie „der königlichen Compagnie gehorsamst zurückzureichen“, ebenfalls ein, indem sie ihrem Gebieter z. B. bei Ablieferung eines Briefes melden „dem Herrn Leutnant einen Brief gehorsamst zu überreichen“. Neuerdings hört man in den Kreisen jüngerer Officiere öfter doppelsprachliche Verbindungen wie „Chapeau-Hut“ (für Helm), Beurre-Butter und dergleichen. Das sind Modescherze, wie unter bayerischen und österreichischen Officieren eine Zeit lang der Gruß „Servus“ beliebt war, oder in der sogenannten italienischen Armee unter Radetzky in diesem Sinne das lombardische „Tschau“ (aus schiavo) galt.

So mag der Soldat für Dinge, die er am höchsten hält, unehrerbietig scheinende Namen schaffen, solche scheinbare Mißachtung ist aber nur ganz äußerlich. Kein deutscher Truppentheil hat im letzten Kriege seine Fahne im Stich gelassen; unter einem Hügel von Leichen ist die einzige in feindliche Hände gefallene nach der Schlacht am anderen Tage von den Franzosen gefunden und wieder zurückgegeben (?) worden, und doch nennt der Soldat dieses Heiligthum seines Bataillons recht schnöde „Begeisterungsknüppel“ ꝛc. Die Kameradschaft ist im Heere so schön entwickelt, wie man es nur wünschen kann, aber sie hindert es nicht, den Kameraden oft recht unfreundliche Beinamen anzuhängen.

Das landsknechtische Haufen für Heer oder Truppentheil (z. B. „einen vom Haufen schaffen“, oder „alle die Knecht, so in diesem Heer bei dem Haufen in Kais. Maj. Dienst sein“) hat sich bayerisch erhalten, wenn hier der Soldat sagt, er sei beim Haufen, d. h. er diene. Ebenso alt ist in der Kommiß oder beim Kommiß, d. h. Soldat sein (eigentlich „in kriegsherrlicher Verpflegung“ sein). In der Reuterbestallung Karls V. wird verboten, „in die Kommiß zu greifen“ und befohlen, „alles dasjenig ehrbarlich zu bezahlen, was aus der Kommiß gegeben wird“; die Kommißordnung war das Verpflegungswesen, Kommißmetzger begleiteten die Heere, Kommißbrod erscheint schon im 16. Jahrhundert, Kommißfutter 1652, Kommißhafer 1641, bei Fischart bedeutet Kommißsack schon ganz allgemein Fouragesack.

Modern heißt der Schreiber in einem militärischen Bureau (sächsisch nur Biero) Schwung (studentisch „Ladendiener“), Tintenlecker, Bureauonkel, -hengst, militärischer Kleiderständer, (weil er meist nur kurze Zeit mit der Waffe ausgebildet ist; auch Oekonomiehandwerker erhalten diesen Namen). Schriftliche Berichte im Bureau ausarbeiten heißt in Oesterreich: felbern. In Cadettenanstalten kaufen die Cadetten ihr Briefpapier in der Papierkneipe (ein eigenes kleines Local für diesen Zweck). Die Eltern neueingestellter Cadetten werden wegen ihrer Liebenswürdigkeit gegen die Erzieher ihrer Söhne Aalväter und Aalmütter genannt. Andere moderne Bezeichnungen für bestimmte Kategorien von Civilisten sind in Oesterreich Feischel für Juden, Tintenmarine für Civilbeamte in Uniform. Räubercivil nennen Officiere allgemein ihren Civilanzug, wenn er nicht genau der neuen Mode entspricht; das schlichte Gewand des Bürgers anziehen heißt überhaupt, „sich in Civil werfen“. Die Ueberbringer von Liebesgaben wurden 1870/71 von den Truppen Liebesgabenritter getauft. Während der Kriege Friedrich's des Großen scheint der Ausdruck Blutegel für unredliche Armeelieferanten geradezu typisch gewesen zu sein.

Fremde Worte macht sich der Soldat gern mundrecht, indem er sie an ihm geläufige annähert. So machten die Landsknechte aus Mortier (d. i. Mörser) ein Meerthier, der Augsburger Büchsenmacher Zimmermann noch näher liegend: Mordthier; aus Retirade ward Retterade (mit Anlehnung an retten) u. A. m. „Gregorius“ aus Chirurg, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts für Feldscherer aufkam, erwähnt schon Laukhard; Wollenschläger ward zur selben Zeit aus Chevauxlegers entstellt. Das dänische Panzerschiff Rolf Krake ward 1864 in Wolf Racker oder Rudolph Arrack verdreht. 1870/71 schufen die deutschen Truppen Marschretour aus Mars la Tour, Schassepopo aus Chassepot, Bullerian oder Onkel Baldrian aus (Mont) Valérien, Krawwellotte aus Gravelotte, die eiserne Portion aus der eisernen Ration (älter: eiserner Bestand), Ziechhoch aus siau (Patois für sceau „Eimer“); das arg zerschossene Schloß Château Marais ward in Anlehnung an die von Franzosen so oft gehörte Klage Malheur pour nous, malheur pour vous, malheur pour tout le monde, welche die deutschen Soldaten dann sogar

nach der Melodie „O Tannebaum" zu singen pflegten, in Château Malheur umgetauft; mairie ward instinctiv richtig in Meierei verdeutscht. Aus Musketier und Füsilier hat der Berliner Soldatenwitz schon lange Muskelthier und Fuselthier gemacht, der markirte Feind im Mannöver heißt Marcus, aus Potépéefähnrich wird Portemonnaieheinrich, im österreichischen Heere figurirt Dalmatien als Lamentatien, für Taktik sagen Officiere scherzhaft Tiktak.

Bisweilen werden Fremdwörter auch ohne etymologische Umdeutung nur für die Aussprache bequemer gemacht, so die Schur haben u. s. w. aus du jour (auch: lütte Kahn aus lit de camp), Patrulle, recurriren für requiriren, ekeliren für eclairiren; Friedrich's II. Musketier Dominicus, und also wohl seine Kameraden mit ihm, sagte statt Colonne stets Colonie. Fehlerhafte Aussprache fremder Wörter ist jedoch nichts specifisch Soldatisches. In italienischen Carnevalsversen wird den deutschen Landsknechten das f in fiver statt viver (leben) aufgemuzt — fifele (vivele) l'empereur ist ein alter elsässischer Soldatenausdruck —, in anderen pofer statt pover (arm). Wenn aber Schildknecht statt Kasematten Käsemaden oder Käsenäppen sagt, so mag dies nur ein persönlicher Witz von ihm sein. Hat irgend ein populärer Witzbold Wortverdrehungen, die an sich ganz thöricht sein können, aufgebracht, wie Talchexerciren auf dem Geländer für Detailexerciren im Gelände, Räuberpistolen erzählen statt Räuberhistorien, zum Dreck anbellen für zum Appell antreten, so finden sie leicht die weiteste Verbreitung; die Räuberpistolen begegnen z. B. in der Rheinprovinz wie in Schlesien. Auch die ganz klare Wachmeldung „Auf Wache und Posten nichts Neues" wird in der Form „Wache und Posten nichts Genaues" zur allgemeinen Redensart. Manchmal fängt der Soldat aus dem fremden Idiom eines feindlichen Landes einige Brocken auf und giebt ihnen einen eigenen Sinn. So hieß 1870 unter den 86ern in Francoville comme ci comme ça soviel als „Ich will einen Grog haben", was auch die Franzosen verstehen lernten. Wenn ein badischer Soldat im Kriege 1870/71 durch „Kikeriki, Gak gak gak, Hoppel di hopp" und die entsprechenden Geberden dazu den Franzosen andeuten wollte, daß er ein Huhn, Eier und ein Pferd wünsche, so gehören derartige Kunststücke nicht in den Bereich der Soldatensprache, sondern in die Zeichen- und Blumensprache.

Literatur und Kunst.

Friedrich der Große als Componist.

Von Egon Neumayr.

Kurz nach seinem Regierungsantritte schrieb Friedrich der Große: „Ich will an den König von Frankreich schreiben, ein Solo componiren, Verse für Voltaire machen, die Reglements des Heeres umändern und hundert andere Dinge der Art thun." Die Vielgeschäftigkeit des Königs war und blieb außerordentlich und reißt zur Bewunderung hin, da sie nicht durch Zersplitterung erkauft wurde. Weniger bekannt als seine öffentliche, seine politische und historische Thätigkeit, ist seine künstlerische. Wir sehen hier von seinen literarischen Arbeiten ab und wollen den großen König nur als Musiker würdigen. Ausübend beherrschte er ein Instrument, das heute etwas in Mißcredit gekommen ist, aber seinen Platz im Orchester noch ehrenvoll behauptet: die Flöte. Besonders in jüngeren Jahren war sie seine treueste Freundin, und Kenner behaupten einstimmig, daß er ein vortrefflicher Bläser war. Als Flötenvirtuos und Componist stand Friedrich der Große über dem Dilettantismus. Seine musikalischen Werke sind nicht bloß historische Merkwürdigkeiten, sondern gediegene Arbeiten eines durchgebildeten Musikers, aber ihre Hauptbedeutung liegt auf persönlichem Gebiete. Friedrich hatte zwar ein ausgesprochenes musikalisches Talent, denn er besaß die Gabe, schöne Melodieen und ausgiebige Themen zu erfinden und kunstgerecht zu verarbeiten; aber für die Musikgeschichte sind seine Compositonen ohne Bedeutung. Componirt hat er als Kronprinz und als König, aber hauptsächlich nur bis zum siebenjährigen Kriege. Nicht bloß der steigende Zeitmangel und die nachlassende Lust, sondern, wie Spitta treffend bemerkt, die bei mangelnder Uebung von selbst schwindende Leichtigkeit und Fertigkeit im Produciren läßt dies auch ohne bestimmte Kunde als selbstverständlich erscheinen.

Während der König in der „Épître à mon esprit" von seinen literarischen Werken, auch den poetischen, ausführlich spricht, übergeht er seine Leistungen als Componist mit Stillschweigen. Dachte er also bei seinem Dichten an Leser, so schuf er seine Compositionen ausschließlich zu seinem persönlichen Vergnügen; dort suchte er Beifall, hier genügte ihm die Anerkennung weniger Fachleute, daß er die Kunstregeln nicht verletzt habe. Seine Compositionen wurden auch nur in Abschriften weiter gegeben und immer nur auf Wunsch und an Niemand anders als an fürstliche Persönlichkeiten. In der Oeffentlichkeit erschien bei seinen Lebzeiten ein einziges musikalisches Werk, aber ohne sein Wissen und zweifellos gegen seinen Willen. Auch die Kammermusiker lernten seine Sonaten und Concerte allein durch die Kammerconcerte kennen. Die Hauptfrage ist natürlich, in wie weit Friedrich's Compositionen als selbstständige Schöpfungen gelten dürfen. Unter den Zeitgenossen, denen ein Urtheil zustand, herrscht im Grunde Einstimmigkeit. Quantz, Fasch, Nicolai, Büsching, Zelter und Rellstab, lauter glaubwürdige Zeugen, sprechen ganz unbefangen von „eigenen" Compositionen des Königs. Nur Reichardt nennt Friedrich's Art zu componiren eine „eigene, königliche". „Der König", sagt er, „schrieb die Oberstimme in Noten auf und bezeichnete dabei mit Worten, was der Baß oder die übrigen begleitenden Stimmen haben sollten: Hier geht der Baß in Achteln, hier die Violine allein, hier Alles unisono u. dgl. Diese musikalische Ziffersprache übersetzte dann gemeiniglich Herr Agricola in Noten." Obgleich diese Ansicht falsch ist, so wurde sie doch allmälig die herrschende. Auch in dieser Kleinigkeit zeigt es sich, wie nachtheilig die Katastrophe von 1806/7 auf das Bild des großen Königs zurückwirkte; die Bewunderung schlug in Bekrittelung um. Wir sind jetzt in der glücklichen Lage, die Urtheile der Zeitgenossen auf sich beruhen lassen zu können, da die noch vorhandenen Notenmanuscripte die Frage entscheiden. Die Noten haben damals gewiß sehr Wenige überhaupt zu Gesicht bekommen. Nun sind freilich nur sechs Sonaten in der eigenhändigen Niederschrift Friedrich's erhalten — fünf auf der Kgl. Hausbibliothek, eine im Liszt-Museum in Weimar — aber sie sind von der ersten bis zur letzten Note mit allen Verbesserungen und überklebten Stellen von ihm selbst geschrieben. Wir können darin auch erste Entwürfe, Umformungen und endgiltige Gestaltungen genau unterscheiden. Die Mühe nimmt sich Niemand, der Andere für sich componiren läßt. Dabei ist es selbstverständlich und auch bezeugt, daß Friedrich solche Compositionen, wenn er es für nöthig hielt, seinen Musikern zeigte, und nach ihrem Urtheile besserte, und daß er ihnen manchmal die Ausführung seiner Gedanken überließ. Worauf es allein ankommt, ist der Beweis, daß er selbstständig zu componiren verstand und selbstständig componirt hat; diesen Beweis aber liefern die Autographen unwiderleglich. Die geringe Zahl der erhaltenen Autographen ist kein Gegenbeweis.

Je eingehender man nun die Fridericianischen Compositionen studirt, desto mehr kommt man zu der Ueberzeugung, daß der König irrte, wenn er seine Gedichte für vollendetere Leistungen hielt als z. B. seine Flötensonaten. Wir stellen seine musikalischen Werke höher als seine poetischen. Auch der jüngste Biograph des königlichen Musikers, Georg

Thouret, kommt zu diesem Ergebniß. In seinem bei Breitkopf & Härtel erschienenen Werke „Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker“ berichtet er höchst interessant und ansprechend über seine Untersuchung der nachgelassenen Notenhefte des Königs. Er meint, besonders die vorhandenen Arien seien nicht als völlig selbstständige Compositionen des Königs zu bezeichnen; am wenigsten habe Friedrich selbst daran gedacht, dies zu thun. „Genaue Nachrichten fehlen zwar, aber wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir uns die Sache so vorstellen, daß Friedrich die Melodien erfand, die Begleitung skizirte und die Ausarbeitung seinen Musikern überließ, natürlich aber die endgiltige Gestaltung beeinflußte. Keineswegs ausgeschlossen ist es, daß er einzelne Theile ganz allein niederschrieb; denn die Technik beherrschte er in einem hierzu genügenden Grade.“ Wie dem auch sein mag, diese Arien haben nichts Eigenartiges, sondern sind sämmtlich in der Graun'schen Manier gemacht, zeigen aber den fließenden Gesang, wie ihn Friedrich liebt. Am echtesten und interessantesten sind die drei Arien zum „Demofoonte“, da hier der König als Componist mit seinem Capellmeister in die Schranken trat.

Friedrich's musikalische Hauptwerke bilden vier Flötenconcerte und 121 Flötensonaten. Gerade die geringe Zahl der Concerte spricht dafür, daß sie wie die Sonaten selbstständige Arbeiten des Königs sind. Wenn Nicolai mit großer Bestimmtheit behauptet: „Concerte hat der König nicht gemacht,“ so beweist dieser Irrthum — denn es ist ein Irrthum — wie unbekannt den Zeitgenossen die Fridericianische Musik im Allgemeinen blieb. „Bei dem Charakter des Königs ist es ausgeschlossen, daß er auf Noten, die lediglich zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmt waren, sich als Componisten hätte bezeichnen lassen, wenn er es nicht war,“ schreibt Thouret. Indessen liegt es auf der Hand, daß bei den Concerten die Mithülfe von Quantz gebotener war als bei den Sonaten, und da nur von Sonaten Autographen vorliegen, so beschränkt Thouret seine Betrachtung auf diese, und um so mehr, weil sich aus ihnen sowohl der musikalische Geschmack als auch das Compositionstalent des Königs mit voller Deutlichkeit erkennen läßt. Ueber die Sonaten urtheilt derselbe Nicolai: „Wer Soli von dem Könige gesehen hat, wird gestehen müssen, daß im Ganzen darin die Harmonie dieses Dilettanten richtiger ist als jetziger Zeit mancher professori di musica.“ Spitta, der die Sonaten genau studirt hatte, hält dies Lob für berechtigt; „es finden sich wohl,“ sagt er „manche dilettantische Sonderbarkeiten, Ungeschicklichkeiten, ja geradezu Fehler, aber man trifft doch auch recht viele Sätze, an welchen selbst ein scharfes kritisches Auge keinen Makel entdecken wird.“ Sehr seltsam klingt eine Beobachtung, die Nicolai gemacht haben wollte: „In jedem Solo hatte der König die Absicht, irgend einen Theil des Vortrages, irgend eine Schwierigkeit der Execution, irgend eine Feinheit im Ausdrucke sich praktisch vorzustellen. Wenn Jemand diese Soli zusammen hätte, so würden sie eine musikalische Merkwürdigkeit sein, denn sie enthalten für einen Kenner einen ganz praktischen Cursus über den Vortrag auf der Flöte.“ Spitta geht nicht so weit, findet es aber auch merkwürdig, wie der Componist zuweilen „in den lebhafteren Sätzen eine Figur oder Spielweise, die ihn technisch interessirt, mannigfaltig durchführt. Die doctrinäre Studie, welche einem seelenvollen, echt künstlerischen Erguß oft unmittelbar folgt, entspricht jener Paarung von echter Gefühlswärme und trockener, berechneter Kälte, die auch sonst in Leben und Handlungen König Friedrich's so oft überraschend, ja räthselhaft entgegentritt.“ Thouret stimmt weder Nicolai noch Spitta bei. Die Soli sind jetzt alle beisammen, aber eine Anschauung wie die Nicolai's hat er nicht daraus gewinnen können. Spitta's Urtheil aber erscheint ihm als eine psychologische Ueberfeinheit. Friedrich's Flötencompositionen gewinnen nämlich erst die richtige Beleuchtung, wenn man sie mit denen von Quantz vergleicht. Das oft äußerliche Passagenwerk und die etüdenhafte Ausspinnung eines musikalischen Gedankens entsprechen ganz dem Charakter der Quantz'schen Musik, und mehr dahinter zu suchen als eine Anlehnung des Schülers an die Art des Lehrers, dürfte allzu kühn sein. Die Vergleichung beweist ferner unzweifelhaft, daß der König als Componist weit hinter Quantz zurücksteht. Jene trockenen Passagen bezeichnen nach Thouret's Ansicht vielmehr die Grenze des Compositionstalentes bei Friedrich; sie verrathen eine gewisse Verlegenheit, wie der Faden weiter zu spinnen sei, und in ihnen steckt recht eigentlich das, was man Dilettantismus nennen darf. Friedrich liebte gewisse Passagen, wahrscheinlich, weil er sie gut blies, und deßhalb wiederholte er sich in ihnen.

Die Concerte und Sonaten lagen seit dem Tode des großen Königs in den Schlössern, bis sie in den dreißiger Jahren auf Veranlassung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) geordnet und von Neuem durchforscht wurden. Zum Jubiläum 1840 ward die Ouvertüre von 1743 veröffentlicht. Später kamen die Noten in das Hohenzollern-Museum und im Jahre 1889 endlich in die neugebildete Musik-Abtheilung der Bibliothek des Königlichen Hauses. Als das Jahr 1886 herannahte, beschloß man die Drucklegung der Concerte und der schönsten unter den Sonaten. Die Auswahl traf Philipp Spitta, die Bearbeitung der 25 ausgesuchten Sonaten übernahm Graf Paul Waldersee. Die „Musikalischen Werke Friedrich's des Großen“ erschienen in würdigster Ausstattung im Jahre 1889 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig und erregten um so größeres Aufsehen, je weniger die Musikwelt erwartet hatte. Aber gegen die Ausarbeitung der Clavierbegleitung erhob sich ein Widerspruch, der, an sich nicht ganz unberechtigt, in der Form viel zu weit ging. Wie bei Quantz liegt nur die Flöten- und die nicht einmal durchgehends bezifferte Baßstimme vor. Der Bearbeiter folgte, meint Thouret, dem richtigen Grundsatze größter Behutsamkeit in der Neuschöpfung der längst verklungenen Begleitung eines Bach und Fasch; er wollte den Charakter der Musik nicht durch Zusätze verwischen. Aber die Vorsicht wurde hier übertrieben, zum Schaden des musikalischen Gehalts der Sonaten, die zu neuem Leben erweckt werden sollten. Die Begleitung klingt dünn und leer und befriedigt im Allgemeinen nicht. Um so nachdrücklicher betont Thouret, daß sich Stellen von überraschender Schönheit in Friedrich's Concerten und Sonaten finden lassen; so in den oft übermüthigen Schlußallegri, vor Allem aber in dem langsamen Einleitungssätzen, in denen der Componist wirklich ergreifende Töne anzuschlagen weiß und dabei an Tiefe der Empfindung Quantz übertrifft. Ein Gespräch zwischen Friedrich und einem Musiker giebt uns einen willkommenen Fingerzeig für die Empfindungen, die er in solchen Sätzen auszudrücken versuchte. Er hatte in einem Adagio einen recitativischen Zwischensatz angebracht, der den begleitenden Geiger zur Bewunderung fortriß: der Vortrag habe den Ausdruck des Flehens hier so getroffen, daß man eine bittende Person vor sich zu sehen glaube. „Recht,“ antwortete der König, „ich habe mir die Stelle dabei gedacht, wie Coriolan's Mutter auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und Frieden für Rom anfleht.“

Von den Märschen des Königs hat sich Manches erhalten, freilich ist Einiges fragwürdig. Der Marsch in Es ist unzweifelhaft echt; denn es liegt eine gut beglaubigte Abschrift des Originals vor. Der König hatte wie bei den Flötensonaten die Melodie und den Baß selbst aufgeschrieben und sandte das Blatt an Benda. Unter den Noten steht: „An C(oncertmeister) Benda. Keine Mittelstimmen, nur bitte die Trompete zuzusetzen und es abschreiben zu lassen. Friedrich.“ Der Marsch war also nur auf drei Stimmen berechnet, entsprechend der primitiven Besetzung der Infanteriemusik von damals, in der die Oboen die Melodie führten und die Fagotte begleiteten, während die Trompete die Füllung herstellte. Gewöhnlich waren die Oboen in zwei Stimmen getheilt. Nachweislich noch im Jahre 1789

bei der Garde im Gebrauch, war dieser Marsch fünfundzwanzig Jahre später im Heere verschollen, die Urheberschaft des großen Königs aber selbst der Königlichen Familie nur noch unsicher bekannt. König Friedrich Wilhelm III. entriß ihn der Vergessenheit, indem er ihn bei der „feierlichen Aufrichtung der von dem Heere mit den Waffen in der Hand eroberte Siegeszeichen in der Garnisonkirche zu Potsdam" am 25. December 1816 blasen ließ. Die Truppen führten unter seinen Klängen in der Breitenstraße in Potsdam den Parademarsch im langsamen Schritt aus. Jedoch waren die Zweifel des Monarchen an seiner Echtheit erst durch die Vorlegung des Originals aus dem Benda'schen Nachlasse beseitigt worden. So gründlich hatte die Katastrophe von 1806/7 mit der Fridericianischen Tradition aufgeräumt! Auch der Marsch von „1756" und der „Mollwitzer" dürfen für Friedrich den Großen in Anspruch genommen werden. Unter seinen Autographen findet sich ein mehrfach umgemodelter Entwurf zu einem Marsche, der unverkennbar auf den ersten hinweist, und der Anfang des zweiten steht in einem Cataloge einer leider verloren gegangenen Marschsammlung Friedrich Wilhelms III. mit der Notiz „composée du Roi de Prusse à Mollwitz 1741". Da diese Tradition also von der Königlichen Familie anerkannt wurde, so dürfen wir sie für historisch ansehen. Friedrich hatte im Jahre 1741 längere Zeit sein Hauptquartier in Mollwitz und musizierte dort viel, wie auch aus seinen Briefen hervorgeht. Der Marsch hat also mit der Schlacht bei Mollwitz gar nichts zu thun, was ja auch auf der Hand liegt. Alle drei Märsche stimmen völlig im Charakter überein; sie tragen den gelehrten Grundzug wie die Märsche Graun's und klingen, als wären sie für die Flöte erdacht. Am kräftigsten, aber auch am herbsten für unser Ohr klingt der „Mollwitzer". Alle aber büßen durch das viel schnellere Marschtempo der Gegenwart (114 Schritte in der Minute gegen 72 damals) an Wirkung ein. Man darf behaupten, daß von allen Compositionen des Königs diese Märsche den Zeitgenossen am bekanntesten wurden durch den Gebrauch bei der Militärmusik. Von hier aus verbreiteten sie sich weiter. Denn nur so ist eine an sich zweifellos falsche Ueberlieferung zu verstehen, daß Friedrich der Große einen Marsch zu Lessing's „Minna von Barnhelm" componirt habe. Da es damals kein Theater, auch kein Schauspiel ohne Anfangs- und Zwischenactsmusik gab, so wird ein Marsch des Königs bei dieser Vorstellung öfter oder regelmäßig gespielt worden sein, woraus dann jene Meinung entstand. Der schönste ist der Marsch in Es, den einige Truppentheile, z. B. das Alexander-Regiment in Berlin und die Gardehusaren in Potsdam, noch heute mit Stolz als Präsentirmarsch spielen.

Die einzige sogenannte Composition Friedrich's des Großen, die noch heute im Volke lebt, immer mit Begeisterung gehört, überall gesungen und gepfiffen wird und zum eisernen Bestande ungezählter Drehorgeln gehört, der „Hohenfriedberger Marsch", ist leider so schlecht beglaubigt und steht musikalisch dem Könige so fern, daß wir ihn nicht für eine Composition Friedrich's des Großen halten können. Es ist bekannt, daß das preußische Dragonerregiment „Bayreuth" durch seine berühmte Attacke bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) den Sieg vervollständigte. Hier ritt es ein starkes Corps österreichischer Grenadiere und sechs Musketierregimenter über den Haufen, eroberte 66 Fahnen und 5 Kanonen und machte 2500 Gefangene. Der dankbare König, so lautet die Tradition, verlieh dem tapferen Regimente für diese glänzende Waffenthat außer anderen Auszeichnungen einen von ihm componirten Marsch, der seitdem der „Hohenfriedberger" hieß. Ihn führt noch heute als Präsentirmarsch das Kürassierregiment „Königin" Nr. 2 in Pasewalk, das aus den Bayreuther Dragonern hervorgegangen ist. So die Ueberlieferung. Nun ist aber längst nachgewiesen, daß sich jene Verleihung gar nicht auf diesen Marsch bezieht. In der entscheidenden Urkunde, die das größte Heiligthum der Pasewalker Kürassiere ist, heißt es: das Regiment solle befugt sein, vor allen anderen Dragonerregimentern „jederzeit in Zug und Marsch, es sey im Felde oder Garnison, den Grenadiermarsch, mit ihren Pauken aber auch den Marsch unserer Cürassierreiter schlagen zu lassen." Die Dragoner standen damals zwischen Infanterie und Cavallerie, waren ursprünglich berittene Infanteristen und führten Trommeln, Oboen, Fagotte und Trompeten, d. h. Infanteriemusik, vereinzelt auch Pauken. Die Dragonermusik hatte also „Hoboisten" wie die Infanterie und keine zünftigen „Trompeter" wie die Cavallerie. Der König ertheilte dem Regiment die Auszeichnung, zu Fuß den Grenadiermarsch schlagen und zu Pferde den Parademarsch der Kürassiere, d. h. der eigentlichen Cavallerie, blasen zu dürfen. Eine ähnliche Auszeichnung war es z. B., wenn die Husaren die Erlaubniß erhielten, Kesselpauken zu führen. Also von unserem Marsch redet der König überhaupt nicht in jenem Diplom. Der Name „Hohenfriedberger" läßt sich im 18. Jahrhundert nicht nachweisen. Alt ist der Marsch zweifellos, denn er hat noch kein Trio und bewegt sich nur zwischen Tonika und Dominante. Ebenso zweifellos gehörte er dem berühmten Regimente an, wie aus einem Clavierauszuge hervorgeht, der ungefähr aus dem Jahre 1795 stammt und ihn „Marsch des Regiments Ansbach-Bayreuth-Dragoner" nennt; so hieß das Regiment seit 1769. Der Annahme, daß er schon im Jahre 1745 dem Regimente eigenthümlich war, steht nichts im Wege; ja, man darf sogar die Möglichkeit zugeben, daß er bei Hohenfriedberg erklang. Nach dem Regimente und seinem Ehrentage erhielt der Marsch in neuerer nicht näher zu bestimmender Zeit den Namen, der allmälig volksthümlich ward. Die Urheberschaft des großen Königs steht in der Luft. Der Schritt von dem Namen „Hohenfriedberger" bis zu der Behauptung „componiert von Friedrich dem Großen" ist eine Kleinigkeit für die Tradition. Ein classisches Beispiel für ihre Naivität ist der herrliche „Torgauer Marsch". Dieser hat nachweislich gar nichts mit Friedrich dem Großen zu thun, stammt vielmehr erst aus der Zeit der Befreiungskriege und ist die Composition eines Torgauers; daher sein Name. Der Name genügte, um ihn mit der Schlacht bei Torgau 1760 in Verbindung zu bringen und dem Sieger von Torgau zuzuschreiben. Der „Hohenfriedberger" ist von den altpreußischen Märschen der heroischste und die eigentliche Ruhmesfanfare des preußischen Heeres. Wo die Preußen in Kampf und Sieg allein auf sich selbst standen, erklang er wieder, bei Düppel und Königgrätz. Seine Mission gewissermaßen erfüllend, begrüßte er endlich mit seinen schmetternden Klängen den ersten Hohenzollernkaiser im Schlosse zu Versailles. Es ist daher ein begreiflicher Wunsch nicht bloß des Kürassierregiments „Königin", sondern der ganzen preußischen Militärmusik, gerade diesen Marsch für Friedrich den Großen zu retten. Aber er steht den echten Fridericianischen Märschen ganz fern, wie Thouret nun endgiltig feststellt.

Ob Friedrich, wie er eine neue Epoche der deutschen Litteratur voraussagte, so innerlich gefühlt hat, daß die Tage der Graun'schen und Quantz'schen Musik gezählt waren, und daß auch in der Musik eine neue Zeit heraufzog, die seine Lieblinge zu den Todten werfen würde? Wir wissen es nicht, wollen es aber nicht bestreiten. Jedenfalls lehnte er für sich das Neue ab und blieb, ohne den Kunstenthusiasmus vergangener Tage, der alten Musik treu, die ihm Erholung gewährte von der rastlosesten Arbeit, die je ein Monarch als erster Diener seinem Staate und Volke geleistet hat. Auch die Kritik erkennt freudig das Verdienst des jungen Friedrich an, die Musen nach Berlin zurückgeführt zu haben, aber sie macht dem alten Fritz den Vorwurf, daß er aus persönlicher Vorliebe für das Alte die natürliche Weiterentwickelung gehemmt und die Kunst in die Fesseln seines persönlichen Geschmackes geschlagen habe, so daß das officielle Musik-

leben in Berlin erstarrte, Berlin die Führung einbüßte und von viel kleineren Residenzen z. B. von Mannheim, weit überflügelt wurde. „Aber die Kritik," schreibt Thouret, „darf hier nicht das letzte Wort behalten! Ein Blick aus dem großen, blauen Königsauge scheint uns zu fragen: „Habt ihr die sieben Jahre mit mir durchlebt? Und könnt ihr meine Arbeit in den dreiundzwanzig Jahren nachher ausmessen? Gab es nicht viel wichtigere Aufgaben in und für Preußen als die Pflege der Kunst? Meinen Vater habt ihr so lange mißverstanden, und mich wollt oder könnt ihr auch nicht verstehen? Ist es nicht königlicher, die Thränen der Wittwen und Waisen zu trocknen als Thränen der Rührung oder des Entzückens im Theater hervorzulocken? Um Jenes zu können, sparte hier ich mein Geld." Vergessen wir auch nicht, daß die Friedericianische Kunstepoche trotz der Sparsamkeit und Einseitigkeit des alten Monarchen die fruchtbarsten Anregungen gab. Nicht bloß in Berlin, sondern auch in Stettin, Halle, Magdeburg und anderen preußischen Städten schreiben sich die ersten Liebhabenconcerte aus jener Zeit her; und wenn die Berliner später dem deutschen Mozart zujubelten und den Italienern immer entschiedener den Rücken kehrten, so verdankten sie ihre musikalische Erziehung im Grunde doch der Friedericianischen Oper."

Italienische Lyriker.

Die italienische Lyrik von heute nimmt in der Weltliteratur der Gegenwart wohl die erste Stelle ein. Die französische Lyrik ist seit Victor Hugo, Lamartine und Musset von ihrer Höhe merklich herabgestiegen; einzig der perverse Charles Baudelaire ist ein Gipfel, überraschend, aber nicht erfreulich. Von unserer jüngsten deutschen Lyrik schweigt man am besten, denn sie ist nichts als ein Abklatsch von Baudelaire und der Pariser Decadenten, wobei unsere Dehmel und Stephan George neben einem Mallarmé und Verlaine sich recht kläglich ausnehmen. Einzig die italienische Lyrik erlebt nach den drei Bologneser Dichtern Carducci, Panzacchi und Stecchetti eine schöne Nachblüthe. Ada Negri und d'Annunzio sind weltberühmt geworden, und daß es neben ihnen noch Dichter vom ersten Range giebt, ist allbekannt. Ein Franzose, Jean Dornis, hat ihnen unlängst ein schönes Buch gewidmet, das auch an dieser Stelle gewürdigt wurde, und nun kommt eine Mitarbeiterin der „Gegenwart", Valerie Matthes, die auch unseren Lesern schon von d'Annunzio und Carducci erzählt hat, mit einem imposanten Bande „Italienische Dichter der Gegenwart" (Berlin, Carl Duncker), dessen Werth weniger in den anspruchslosen Charakteristiken, als in den beigegebenen Uebertragungen liegt, die die Verfasserin, was die Treue und den Wohlklang ihrer Verse betrifft, hoch über die Negri-Uebersetzerin Hedwig Jahn und dicht neben Herman Grimm und Paul Heyse stellt. Aber auch die jedem Dichter beigegebenen biographisch-ästhetischen Studien enthalten manches Neue und Interessante. Da finden wir mit trefflichen Proben vertreten die drei Bologneser Altmeister und neben ganz neuen Namen wie Edoardo Giacomo Boner und Ramiro Barbaro di San Giorgio auch d'Annunzio und Annie Vivanti, die uns besonders interessant ist. Mit ihrem Erstlingswerk „Lirica" (Mailand, Treves, 1890) erregte die damals nicht viel über zwanzig Jahre zählende Dichterin in Italien das größte Aufsehen. Ihre echt poetischer Inspiration und heißem menschlichen Empfinden entspringenden Verse waren von so leidenschaftlichem Feuer und solcher Kühnheit des Ausdrucks, daß ihr glühendes Ungestüm sowohl Publicum als Kritik mit fortriß und begeisterte. Kein Geringerer als Giosuè Carducci hatte dem Bändchen einen empfehlenden Brief vordrucken lassen, der mit den Worten beginnt: „In meinem poetischen Codex ist der Paragraph enthalten: den Priestern und den Frauen ist das Dichten verboten. Für die Priester, nein — aber für Sie habe ich ihn abgeschafft". Gleich nach dem Erscheinen der Gedichte widmete Carducci denselben außerdem einen längeren Aufsatz in der „Nuova Antologia"; den einzigen Frauen, welche er bisher unter der Unzahl der modernen lyrischen Dichterinnen bewunderte — Marcelline Desbordes Valmore und Elisabeth Browning — gesellte er nun als dritte Annie Vivanti zu. Die Gedichte, fast ausschließlich subjectiver Natur, sind zum größten Theil ein begeisterter Hymnus der Liebe; dazwischen tönt ergreifend die Klage über die Untreue des Geliebten, scharf und schneidend die Verspottung der landläufigen, gewohnheitsmäßigen Gesetze der Moral. Wohl hatte Aehnliches schon Lorenzo Stecchetti in seinen „Postuma" gesagt, aber das Gewagte, das für ein junges Mädchen darin lag, Verse dieser Art der Oeffentlichkeit zu übergeben, erhöhte den Eindruck, daß man es hier mit einem ungewöhnlichen Charakter zu thun habe, der nicht mit dem allgemeinen Maaße zu messen war. Doch wäre es unrecht, das psychologische Interesse allzu sehr in den Vordergrund zu stellen, da auch das künstlerische vollauf befriedigt wurde und die Dichterin — ohne die Gesetze der Prosodie studirt zu haben und sie streng pedantisch zu üben — in ihrem natürlichen poetischen Gefühl für ihre Empfindung nicht nur stets den prägnanten, packenden Ausdruck, sondern auch eine künstlerisch abgerundete Form fand. Der gesättigte, lebenswarme Farbenton, das tiefe Empfinden und der ungestüme Pulsschlag der Gedichte flößen unwillkürlich ein lebhaftes Interesse für die Verfasserin ein. Sie vermeidet, ohne hierbei die Form außer Acht zu lassen, halb instinctiv, halb in bewußter Abneigung die schwierigen, den Gedankenflug hemmenden Formen; z. B. die Canzone, die Ottave Rime, das Sonett u. A. erzielt aber gerade durch die Natürlichkeit und Unberührtheit des Ausdruckes große Erfolge, und lange Zeit nach dem Erscheinen von „Lirica" war Italien voll Bewunderung für die junge Dichterin.

Sicher verdiente die Dichterin, auch in Deutschland bekannt zu werden, um so mehr als sie mütterlicherseits deutscher Abstammung — eine Nichte Paul Lindau's — ist. Ihr Vater war Italiener; ihre erste Kindheit verlebte sie in London, wo sie 1868 geboren ist. In den Salons ihrer literarisch fein gebildeten, auch poetisch beanlagten Mutter, die auch eine Mitarbeiterin der „Gegenwart" (1873) war, verkehrten deutsche Kritiker und Schriftsteller, vor Allen Freiligrath, welcher wohl zuerst die seltene Begabung des frühreifen Kindes erkannte, das schon mit acht Jahren Verse in deutscher und englischer Sprache machte. Mit neun Jahren kam Annie Vivanti nach Italien, drei Jahre darauf verlor sie die Mutter; nach zwölfjährigem Aufenthalte in der Schweiz lebte sie in London und New-York. Doch das Heimweh zog sie nach Italien zurück, wo sie Musik und Sprachunterricht ertheilte, dann als Sängerin am Theater La Fenice in Venedig auftreten wollte, jedoch im letzten Moment noch davon abstand, um kurz darauf als Dichterin sich doch in die Oeffentlichkeit zu wagen. Ihre Abstammung übt ihren Einfluß auch auf ihre Verse aus, in denen sich südliche Gluth mit deutscher Innigkeit vereint. Ihr ganzes Programm entwickelt sie in dem Gedicht: Una nuova canzona, das V. Matthes besonders ansprechend übertragen hat:

Nicht will ich mehr die alten Lieder singen
Von Lieb' und ew'gem Lenz und Mondenschein
Verhaßt sind Gondeln mir und Zephyrschwingen,
Lagunen, Sternenglanz und Blümelein;

Verhaßt die Serenaden, Mandolinen,
Die Damen und die Ritter, blond, geziert,
Dies Puppenvölkchen, das mit bleichen Mienen
Canzonen und Sonette declamirt.

Ich will ein neues Lied von mächt'gem Klange,
Das Reim und Regeln trotzig von sich wies,
Will eine Liebe, die vor'm Tod nicht bange,
Will die erhab'ne Thorheit des Genies.

Und liebst Du also mich, wie's mein Begehren,
So küß' mich auf den Mund am lichten Tag,
Der Liebe Schild und Stolz mag Dich bewehren,
Und Deinen Worten folge Stich und Schlag.

Mit diesem Lied der Liebe, deren Flammen
Uns läßt entzückt den Himmel offen sehn,
So, Hand in Hand gepreßt, laß uns zusammen
Den Sieg des Lebens zu erringen gehn.

Wie man also sieht, eine sehr temperamentvolle Dame, die an Leidenschaft und Energie hinter der Socialistin Ada Negri nicht zurückbleibt. „O laßt mich gehn!" ruft sie trotzig den Philistern zu:

Ich will des Leidens, will des Kampfes Gluth, —
Und weicht die Kraft,
Will aufrecht ich mich wehren, bis den Muth
Der Tod erschlafft.

O laßt mich gehn, wohin mein Weg mich weist,
O laßt mich gehn!
Vor Durst nach Ruhm und Sonne lechzt mein Geist,
O laßt mich gehn!

Und ein andermal kleidet sie ihre hochgemuthe, starke Art in die epischen Symbole einer Romanze:

Es war einmal ein kühner Rittersmann,
Der Tag und Nacht den Schönen
Die Ruhe stahl und ihre Gunst gewann.

Es schmachtete nach ihm der Jungfrau'n Schaar:
Viel stolze Herzoginnen,
Prinzessinnen im blonden Lockenhaar.

Da traf er eines Tag's ein unbekannt,
Gebräunt Zigeunermädchen,
Deß' lachend-trotz'ger Blick den seinen bannt.

„Willst Du mich lieben?" fragt er. — Kalt und fest
Giebt sie ein Nein zur Antwort.
Und einen Kuß auf ihren Mund er preßt.

Sie schaudert. Doch sie schüttelt stolz das Haupt:
„Nein, ich will Dich nicht lieben".
Noch einen Kuß dem rothen Mund er raubt.

Da blitzt von tiefer, heißer Gluth ein Strahl
In ihrem dunklen Auge.
Im Gürtel blitzt ihr eines Dolches Stahl.

Sie liebte ihn. — Sie liebte ihn! — Dann band
An sie für ew'ge Zeiten
Im Tod ihn ihre starke, kleine Hand.

Aber am Ende geht es auch dieser Dichterin nicht anders, als es einer Ada Negri erging: ihre Weibnatur ist stärker, auch sie unterliegt den ewigen Gesetzen, und sogar in ihrer Kunst verräth sich das süße Geheimniß. Sie schildert sich selbst als Sängerin, wie sie von ihrer Liebe singt und alle Zuhörer entzückt. Und als „die Mütter art'ger Dämchen" sie nach ihrem gewiß vorzüglichen Lehrer fragen, antwortet sie stolz:

Er ist ein Gott! — In schreckensvollem Hasten
Sein Dirigiren in die Flucht Euch triebe,
Er schlägt den Tact ohn' Maß und ohne Rasten, —
Meister Cupido ist's, der Gott der Liebe!

Er schlägt und schlägt mit ungestümer Schnelle
Und reißt mein stürmisch-klopfend Herz in Stücken,
Formt Reime dann daraus und Ritornelle
Und Melodien, die das Ohr entzücken.

Um Euern Töchtern Unterricht zu geben,
Wird es an guten Lehrern Euch nicht fehlen;
Doch meine Schule zahlt man mit dem Leben, —
Ihr mögt Lamperti und Leoni wählen!

Das nämliche Thema und wohl ein Stück eigenstes Leben behandelte die Dichterin bald darauf in einem Roman. Während ihr Erstlingswerk so lebhaftes Aufsehen erregte, schrieb Annie Vivanti an einem Prosawerke, welches ebenfalls schnell außerordentlich großen Absatz erzielte. Das Buch hieß: „Marion, Artista di Caffè-Concerto"; „ein Buch" — wie Eugenio Checchi sagt — „von ungeheuerem Realismus, gewagten Bildern und noch gewagteren Schilderungen, aber kühn gedacht und in einem Wurf hingeschrieben, wie Alles, was aus der Seele hervorbricht und die Regeln überschreitet. Hier ist die Dichterin die scharfe, mitleidlose, grausame Beobachterin, die triumphirende Rächerin eines armen Opfers, welches die Liebe nicht veredelt, welches der Mann feig verläßt, weil er es den Andern zu ähnlich glaubt und welches sich doch weit über die elende Schaar seiner Gefährtinnen erhebt. Dieses Opfer, dieses verworfene Mädchen, diese Sängerin, die Tochter einer Sängerin, ist Marion". Das Buch giebt, trotz all' der realistischen, oft das Gefühl verletzenden Scenen, ein erschütterndes Bild von dem Leben und Treiben der Café-chantants, würde aber in Deutschland schwerlich so viel Anklang finden, als es in Italien der Fall war. Allerdings scheint auch dort der Erfolg des Werkes nur ein vorübergehender, durch andere Erscheinungen bald in den Hintergrund gedrängter, gewesen zu sein. Als im Jahre 1893 G. A. Greene seine Sammlung poetischer Uebertragungen „Italian lyrists of To-Day" herausgab und er über Annie Vivanti Erkundigungen einzog, konnte er nur in Erfahrung bringen, daß sie sich zur Zeit in London aufhielte; Näheres wußte man ihm von der Dichterin, die wenige Jahre vorher im Vordergrunde des literarischen Interesses gestanden hatte, nicht anzugeben. Sie schien verschollen. Da brachte ganz unerwartet der in Mailand erscheinende „Corriere della Sera" 1897 einen Artikel „Giosuè Carducci ed Annie Vivanti". Aus demselben ging hervor, daß die Dichterin — jetzt Frau Vivanti-Charmes — seit fünf Jahren in New-York glücklich verheirathet, stolzer als auf ihre Gedichte, auf ihren Gatten und ihr Kind ist, und es einträglicher findet, statt italienische Gedichte, englische Prosa zu schreiben. Annie Vivanti-Charmes hat in dieser Sprache Komödien und Romane verfaßt, und schreibt Beiträge für Zeitschriften und Revuen, welche fünf Sous für das Wort bezahlen. Neuerdings ist sie, wie Fräulein Matthes berichtet, für kurze Zeit nach Europa gekommen, um in London, Paris und Mailand Verhandlungen wegen ihrer Dramen „Maddalena" und „In cerca di Felicità" einzuleiten, welche sie in's Italienische übersetzt hat und nun von Eleonore Duse aufgeführt sehen will.

Es ist jedenfalls merkwürdig, wie das Lindau'sche Familientalent sich in dieser italienisch-amerikanischen Schriftstellerin fortpflanzt. Aehnlich liegt der Fall bei dem ebenfalls von deutsch-jüdischen Eltern abstammenden Lyriker Arturo Graf, dem Jean Dornis einen sehr hohen Rang angewiesen hat. Der umgekehrte Fall — italienische Dichter auf deutschen Boden verpflanzt — findet sich bei R. Barbaro di San Giorgio, dessen Vater großherzoglich hessischer Kammerherr war und dessen Mutter aus dem Geschlechte der bayerischen Grafen von Jenison-Walworth stammte, während er selbst seit Jahren in Berlin als Sprachlehrer lebt. Also ganz wie der Florentiner Dichter Francesco Leopoldo Benelli in Zürich, dessen meisterhaften „Traduzioncelle ed Imitazioni" (1868) kein Geringerer als der große Aesthetiker Vischer eine Abhandlung gewidmet hat, worin er besonders Benelli's prächtige Uebertragungen Goethe'scher und Hölderlin'scher Gedichte analysirte. Neuerdings hat nun Benelli einen Band eigener Gedichte bei Alb. Müller in Zürich unter dem Titel: Corde vibranti — also „Schwingende Saiten" — herausgegeben, die leider weder Jean Dornis noch V. Matthes scheinen bekannt geworden zu sein. Ohne Zweifel trägt der Umstand, daß Benelli seit länger als einem Vierteljahrhundert seiner Heimath — wenigstens räumlich — entfremdet ist, die Schuld, daß er verhältnißmäßig wenig bekannt ist. Und doch sollte sein Name immer mit genannt werden, wenn die besten neuitalischen Dichternamen genannt werden. Auch er stammt aus der Schule des Carducci, aber der geistige Nährvater seiner Dichtung scheint uns Leopardi zu sein, mit dessen

Empfindungen die Art Benelli's verwandt ist, wenn er auch in der Form der reimlosen Rhythmen mehr den Bologneser Classiker zum Muster nimmt. Was aber bei Leopardi angeborene Schwermuth und heilloser Pessimismus ist, das wird bei Benelli zu verhaltenem Schmerz und sanft ironischen Stimmungen. Sein Leid ist kein Weltschmerz, sondern das Heimweh, die Sehnsucht nach dem Vaterlande mit seinem milderen Himmel, seinem Schönheitsdrang und seinem heiteren Geschlechte. Der italische Laurus nobilis im botanischen Garten des Nordens ist sein Symbol. Wenn er bei einem Besuch in der Lombardei die kleinen, behenden, federumbuschten Bersaglieri exerciren sieht, so drängt sich doch dem Dichter, der in der Schweiz ein zweites Vaterland, ein Weib und einen eigenen Herd gefunden, der Wunsch über die Lippen, daß trotz alledem sein Sohn einst in der Stunde der Gefahr dem Rufe der Mutter Itala folgen möge:

Va', t'affretta! a la voce rispondi,
Quando Italia, pia madre, ti chiami!

Aber die Sehnsucht, die ihm Alles vergoldet, trübt ihm doch nicht den scharfen weltkundigen Blick. Er sieht die sociale Noth und fragt die Sonne, warum sie nicht auch ihnen lächelt, denen das Leben sich so hart erweist; warum auf den gesegneten Gefilden des Südens „la mia italica gente" durch den Hunger gezwungen sei, auszuwandern oder zu morden. Und so zieht sich das verletzliche Dichtergemüth weltscheu in sich selbst zurück und sein Gedanke schwimmt „wie ein weißer Schwan im weiten Aethermeer." Es geht ein sanfter Strom von Wohllaut durch diese stimmungsvollen, gedankenreichen Elegien. Vischer hat Recht: man fühlt bei Benelli eine liebenswürdige Persönlichkeit heraus, Adel und Zartheit der Empfindung, hohen Sinn und schwebende Leichtigkeit des Humors.

Lector.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aerzte auf Provision.

Von Gyp (Comtesse de Martel).

I. Nach der Operation.

Dr. Rappaß, fünfzig Jahre alt, untersetzt, dick, blühende Gesichtsfarbe, zwinkernde Augen, zusammengekniffener Mund, dicht anliegende Ohren, feine Hände, riesige Füße; ein sehr begabter Chirurg, ein „Fürst der Wissenschaft", wie die Pariser Zeitungen ihn nennen.

Dr. Déchar, vierzig Jahre, groß, hager, schlaffe Züge, faltige Stirn, sanfter Blick, weißes Haar, dicke Lippen, elegante Körperhaltung, nachlässige Kleidung. Sehr gediegenes Wissen. Prakticirender Arzt des Stadtviertels.

(Die beiden Aerzte gehen die Treppe eines hochherrschaftlichen Hauses hinab).

Dr. Déchar. Ach! ... ich bin froh, daß das vorbei ist!

Dr. Rappaß (seine Handschuhe anziehend). Weßhalb?

Dr. Déchar (erstaunt). Na, weil der Kranke so schwach war, daß ich glaubte, er werde noch während der Operation sterben.

Dr. Rappaß. Das fürchtete ich auch.

Dr. Déchar. Wirklich? Und doch haben Sie sofort erklärt, daß eine Operation nöthig sei?

Dr. Rappaß. Gewiß, man muß immer operiren, sonst bereut man es nachher. (Er bleibt stehen, um seine Handschuhe zuzuknöpfen.) Denn man sagt sich: Hätt' ich frisch drauflos geschnitten, wäre der Kranke geheilt worden.

Dr. Déchar (schüchtern). Es kann aber auch vorkommen, daß man sich das Gegentheil sagen muß.

Dr. Rappaß. O das Gegentheil sagt man sich überhaupt nicht!

Dr. Déchar. So?!

Dr. Rappaß (schaut sich um). Feines Haus! Feine Leute ... ich hätte eine größeres Honorar verlangen sollen! Daran sind nur Sie schuld? Weßhalb haben Sie mich gebeten, die Operation für sechstausend Francs zu thun?

Dr. Déchar. Weil die Mutter des jungen Menschen mir sagte, sie könne nicht mehr geben.

Dr. Rappaß. Das sagt man immer! Geht's aber dann mit dem jungen Herrn zu Ende, dann zahlt man Alles, was verlangt wird. Ich war ein Esel, Ihnen zu glauben.

Dr. Déchar (außer Fassung). Es thut mir wirklich sehr leid, daß ...

Dr. Rappaß. Uebrigens verlieren Sie ja dabei so gut wie ich.

Dr. Déchar (erstaunt). Ich? Wieso?

Dr. Rappaß. Gewiß! — Steigen Sie doch in meinen Wagen ... wir werden unsere Rechnung begleichen.

Dr. Déchar (ganz verwirrt). Unsere Rechnung?

Dr. Rappaß. Ihr Wagen kann ja hinten nachfahren. (Er schaut sich um.) Ei, Sie haben keinen Wagen mehr?

Dr. Déchar (verlegen). O ja, aber ... meine Frau ...

Dr. Rappaß. Bedient sich seiner ... gewiß! ... und da gehen Sie dann zu Fuß?

Dr. Déchar. Ich nehme meist eine Droschke.

Dr. Rappaß. Das ist so ziemlich dasselbe!

Dr. Déchar (bei Seite). Das finde ich nicht!

Dr. Rappaß. Umso eher müssen Sie jetzt mit mir zusammen fahren. (Er öffnet den Wagenschlag und läßt Dr. Déchar einsteigen, der sich in Danksagungen erschöpft.) Wohin fahren Sie?

Dr. Déchar (schüchtern). Nun ... ich ... wo Sie hinfahren.

Dr. Rappaß. Ich fahre zum Herzog von Granton.

Dr. Déchar. Ich auch! (Dr. Rappaß fährt zusammen.) Das heißt, ich fahre nur bis zum Thor ... ich werde mit Ihnen zugleich absteigen. (Eine Pause.) Um wie viel Uhr besuchen Sie morgen unseren Patienten?

Dr. Rappaß. Unseren Patienten? Richtig, Sie haben Recht ... ich muß ihn besuchen ... wenigstens morgen (mürrisch), das ärgert mich!

Dr. Déchar (flehend). Ach ja, Sie müssen ihn besuchen, gewiß!

Dr. Rappaß. Also morgen um fünf Uhr ... ich muß ja wohl; eine Visite ist unumgänglich ...

Dr. Déchar (erschreckt). Nur eine? ... die Mutter möchte ...

Dr. Rappaß. Na, die Mutter wird doch nicht etwa denken, daß ich dem Jungen alle Morgen den Kaffee serviren soll?

Dr. Déchar (bestürzt). Indeß ...

Dr. Rappaß. Es war schon genug von mir verlangt, daß ich die Operation so billig machte.

Dr. Déchar. Billig?

Dr. Rappaß. Jawohl, wer wird denn solche Operationen für sechstausend Francs machen?

Dr. Déchar. !!!!!!

Dr. Rappaß. Gestern habe ich die gleiche für zehntausend Francs gemacht. Das lasse ich mir gefallen! Richtig, ich sollte doch nachsehen, ob der Kranke ... (er macht eine Geste).

Dr. Déchar (gespannt). Ah, ist er vielleicht ...?

Dr. Rappaß. Ja ... ich glaube, dies war gestern der Fall. Es war unmöglich, ihn wieder in's Leben zu rufen! Ein College ließ mich holen; er hatte die Narkose vorgenommen ... als ich sah, daß der Kranke wie eine Ratte schlief, sagte ich mir ... er hat ihm zu viel eingegeben.

Dr. Déchar (ergriffen). Oh!

Dr. Rappaß. So was kommt alle Tage vor!

Dr. Déchar (schüchtern). O nicht doch! ...

Dr. Rappaß. Na, wenigstens sehr häufig ... solche kleine Zwischenfälle müssen ja hie und da vorkommen!

Dr. Déchar (bestürzt). Ist das nothwendig?

Dr. Rappaß. Nothwendig ist nicht das rechte Wort ... aber schließlich, es kommt vor, da läßt sich nichts machen! (Eine Pause.) Also, mein lieber Déchar, jetzt müssen Sie wieder zu Fuß gehen? Und Frau Déchar benützt also den Wagen? Das versteht sich von selbst! Eine so hübsche Frau kann man mit gutem Gewissen nicht zu Fuß gehen lassen ... das wäre anstößig (lachend) und gefährlich! Denn ich muß gestehen, Ihre Frau ist berückend schön, mein lieber Freund!

Dr. Déchar (erstaunt). Sie kennen sie?

Dr. Rappaß (neckisch). Ich kenne sie ... ohne sie zu kennen. Ich kenne sie vom Sehen sehr gut und vom Hörensagen ein wenig.

Dr. Déchar (beunruhigt). Vom Hörensagen?

Dr. Rappaß (gutmüthig). Ja wohl! Ein so hübsches Geschöpf bleibt nicht unbemerkt, was? Man sieht sie ... man fragt, wer sie ist ...

Dr. Déchar. Freilich ...

Dr. Rappaß. Und wenn man das 'mal weiß, beschäftigt man sich mit ihr ... (Bewegung des Dr. Déchar) das heißt, mit ihren Neigungen und Gewohnheiten.

Dr. Déchar (immer mehr beunruhigt). Wieso mit ihren Gewohnheiten?

Dr. Rappaß. Um zu erfahren, wo man sie treffen kann ...

Dr. Déchar (ganz vernichtet). Was Sie sagen!

Dr. Rappaß. Na ja, wenn man eine sehr hübsche Frau wiedersehen will ... (Bewegung) nur von Weitem, beruhigen Sie sich! ... so sucht man herauszubringen, was sie macht, wohin sie geht, kurz, man sucht ihr zu begegnen. Das ist doch ganz natürlich?

Dr. Déchar. Und haben Sie meine Frau begegnet?

Dr. Rappaß. Begegnet ist nicht das rechte Wort ... bemerkt wäre richtiger. Mein Gott, ja ... ich hatte das Vergnügen, Frau Déchar in der Oper in ihrer Loge zu bemerken und zwar immer am Montag. Dies ist wohl ihr Abonnementstag, nicht wahr?

Dr. Déchar (lebhaft). Meine Frau hat keine Loge. Sie geht immer in die einer Freundin; meine bescheidene Stellung würde mir nicht erlauben ...

Dr. Rappaß (gutmüthig, mit Interesse). Wie, wie ...? Ihre bescheidene Stellung? Es hapert also mit den Patienten?

Dr. Déchar. Mein Gott, ich bin ja sehr beschäftigt ... allzu sehr sogar, denn es giebt Tage, wo ich ganz erschöpft bin, aber meine Patienten sind kleine Leute ... ich werde schlecht bezahlt, oft gar nicht ... ich werde selten zu solchen Kranken gerufen, wie der, den Sie eben operirten ... es war ein Zufall: ich ging gerade vorüber, machte den ersten Verband ... und da der Hausarzt just im Bade war, wünschte der junge Mann mich zu behalten.

Dr. Rappaß. Sie wohnen aber doch in einem sehr feinen Stadtviertel.

Dr. Déchar. Allerdings, aber andere Aerzte bewohnten es vor mir, und die haben die feinen Patienten vorweggenommen.

Dr. Rappaß. Um so schlimmer! Man braucht doch immer Geld. Besonders wenn man eine junge Frau hat. Die Jugend giebt gerne Geld aus, und sie hat Recht. Haben Sie Kinder?

Dr. Déchar (traurig). Nein!

Dr. Rappaß. Recht so! Sie sind ein kluger Mensch. Kinder kosten Geld ... ich weiß davon ein Lied zu singen ... Nicht daß ich Kinder hätte! So blau! ... aber ich habe Neffen und Nichten und weiß, was für Annehmlichkeiten sie meiner Schwester bereiten! Wie viel verdienen Sie jährlich?

Dr. Déchar (die Augen niederschlagend). Zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Francs.

Dr. Rappaß. Teufel, das ist wenig! Wie wollen Sie da die Kleider Ihrer Frau bezahlen?

Dr. Déchar (auf's Aeußerste bestürzt). Die Kleider meiner Frau? Aber davon leben wir ja!

Dr. Rappaß. Natürlich ja! ... Dabei fällt mir ein, ob wir nicht lieber unsere Rechnung ordnen, ehe wir noch beim Herzog ankommen?

Dr. Déchar. Aber was für eine Rechnung denn? Das kann ich mir nicht erklären ... (Beunruhigt.) Sollte ich Ihnen etwas schuldig sein?

Dr. Rappaß (nimmt aus der Seitentasche seines Ueberziehers seine Brieftasche). Im Gegentheil, ich bin Ihnen ... (er zählt die sechs Tausendfrancs-Noten, die er eben erhalten, und zieht zwei davon heraus, die er dem Dr. Déchar übergiebt) das hier schuldig.

Dr. Déchar (gerührt). Mir? Mir sind Sie das schuldig? Mir?

Dr. Rappaß. Natürlich, Sie ließen mich doch rufen.

Dr. Déchar. Ja ... aber ...

Dr. Rappaß. Na also, mein Lieber, ich habe wie die meisten Pariser Collegen die Gewohnheit, den dritten Theil der Summe dem zu geben, durch den ich sie verdiente. Das ist doch nur recht und billig, scheint mir!

Dr. Déchar (verlegen). Aber ... ich habe manchmal in ernsten Fällen den Dr. X., den Dr. K., den Dr. B. rufen lassen, und niemals ...

Dr. Rappaß. Das beweist nur, daß sie Geizhälse sind!

Dr. Déchar (die Noten immer hin- und herdrehend). Ich weiß wirklich nicht, ob ich ...

Dr. Rappaß (seine Brieftasche einsteckend). Machen Sie keine Umstände, Lieber! Sie würden mich beleidigen! Und wenn Sie mich dann ein andermal rufen ließen, würde ich nicht mehr kommen! Geschäfte mache ich immer gern rasch ab. Ich will stets Alles glatt erledigen und meine Zeit nicht verlieren, wie heute.

Dr. Déchar (bei Seite). Das nennt er seine Zeit verlieren! Sechstausend Francs für eine Stunde!

Dr. Rappaß (fortfahrend). Und ich wünsche Niemand was schuldig zu bleiben. (Zu Dr. Déchar, der noch immer die zwei Noten hin- und herdreht.) Stecken Sie's doch ein!

Dr. Déchar (steckt das Geld in seine Tasche). Ich bin wirklich ganz betroffen über ...

Dr. Rappaß. Worüber? Daß Sie nehmen, was Ihnen zukommt! Soll ich Ihnen beibringen, was bei uns in Paris Brauch ist? ... Sie wären wohl gar im Stand, einen Scandal herbeizuführen und zu behaupten, daß wir den ärztlichen Stand corrumpiren ... Es thut mir übrigens sehr leid, daß Sie nur so eine kleine Summe erhalten haben.

Dr. Déchar (bei Seite). Das nennt er eine kleine Summe ... und ich muß mich zwei Monate müde laufen, um so viel zu verdienen!

Dr. Rappaß (fortfahrend). Ihre Schuld! Wenn ich statt sechstausend Francs zehntausend verlangt hätte, wäre Ihre Prov ... (sich verbessernd) Ihr Antheil ein größerer. Ich hoffe, wir werden ein andermal glücklicher sein? Es giebt oft sehr schwere Operationen, und also auch sehr theure. So ließ mich neulich dieser Esel von C. — Sie kennen ihn ja, den kleinen C. — zu einem seiner Patienten rufen, der in der Reitschule vom Pferde gestürzt war. Ein schwerer Fall! Schädelbruch, Knochenbruch, Gehirnquetschung mit allen Chicanen! Der kleine C. hatte zwar große Lust, die Operation selbst vorzunehmen ... er traut sich Alles zu, der kleine Kerl ... Aber die Eltern hatten kein Vertrauen zu ihm, und C. ließ mich rufen. Ich habe die Operation gemacht ... der Jüngling hatte eine starke Natur ... er hat's ausgehalten! Ich habe fünfzehntausend Francs verlangt ... die Eltern haben mir sofort die Summe geschickt. Ich hätte mehr verlangen sollen! ... Kurz, ich habe C. sechstausend Francs abgegeben ... Wenn er selbst die Operation gemacht hätte, würde er gewiß nicht gewagt haben, so viel zu verlangen! Er hat also dabei gewonnen, indem er mich rufen ließ. (Der Wagen bleibt stehen.)

Dr. Déchar (mechanisch). Das ist klar! (Sie steigen aus.)

Dr. Rappaß (in das Haus eintretend). Wenn sie mich wieder brauchen ... ich stehe immer zu Ihren Diensten! Sie werden stets dabei gewinnen, und ihre Patienten vielleicht manchmal auch ... man kann nicht wissen! (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Es ist erreicht.

Ueber den Hoffriseur Wilhelm's II., Herrn Haby, liefen seit längerer Zeit beunruhigende Gerüchte um. Darnach sollte der Künstler es bei der Pflege des kaiserlichen Schnurrbartes arg versehen und dessen Wachsthum empfindlich gestört haben. Allerhöchste Ungnade war angeblich die Folge des Barbiermißgriffes gewesen. Man darf es Herrn Haby danken, daß er officiell die Unwahrheit dieser Ausstreuungen feststellen ließ Ein Blatt, dessen Herausgeber als diable boiteux zeichnet, ohne die seine Harmlosigkeit kennende Welt damit graulich zu machen, hat an besonderer Stelle Herrn Haby's Bildniß und gleichzeitig eine eingehende Darstellung seines Verhältnisses zum Monarchen gebracht. Das Conterfei Haby's zeichnet sich durch den geistreichen und originellen Schnurbart aus, während die unwesentlicheren Züge des Gesichtes einem jener ausdrucksvollen Wachsmodellköpfe zu gehören scheinen, die man in den Schaufenstern unserer Barbiere mit Recht bewundert. Interessanter noch ist der Aufsatz selbst. Aus ihm erfahren wir zunächst, daß Alles, was der Herrscher thut und spricht, seinen Weg in die Oeffentlichkeit findet und sich, mit phantastischen Andichtungen ausgeschmückt, in alle Welt verbreitet. Herr Haby sagt nicht, von wannen ihm diese Wissenschaft kommt und was der Schnurrbart des Kaisers mit jenen phantastischen Andichtungen zu thun hat. Sodann geht der Artikel daran, den Biographen und Historikern, die sich einmal mit Herrn Haby zu befassen haben werden, die mühselige Arbeit zu erleichtern. Herr Haby hat im Jahre 1889 — Tag und Stunde sind leider nicht angegeben — in der Mittelstraße 57 ein Geschäft eröffnet, in welchem er die Bartfrisur zu einer Specialität ausbildete. „Bald hatte er in aristokratischen Kreisen eine zahlreiche Clientel (!!) erworben. Die adligen Officiere der Berliner und Potsdamer Garderegimenter ließen sich im fashionablen Atelier Haby den Bart stutzen, und sein Ruf drang bis zum Throne.“ Hoffriseur wurde er am 18. October 1892, also neunundsiebzig Jahre nach der Völkerschlacht bei Leipzig, die Deutschland befreite; die amtliche Ernennung dazu erhielt er am Weihnachtsabend des Jahres 1894. „Herr Haby hat den Monarchen auf allen seinen großen Reisen in's Ausland (nach Rom, St. Petersburg, nach England und Oesterreich), sowie an alle deutschen Fürstenhöfe begleitet, auch sämmtliche Nordlandsfahrten und Kaisermanöver im persönlichen Gefolge mitgemacht. Nur auf kurzen Jagdausflügen pflegt Kaiser Wilhelm seinen Bart selbst; er gebraucht hierzu das von Haby erfundene Bartwasser „Es ist erreicht!“ und trägt während der Nachtruhe die Schnurrbartbinde.“

Die Mittheilung dieser Einzelheiten ist von gewissen Leuten, denen offenbar der Brodneid das klare Urtheil getrübt hat, als gröbliche Indiskretion gebrandmarkt und gleichzeitig ein Versuch genannt worden, die Person des Kaisers zum Hintergrund für Bartwasser-Reclamen zu machen. Derartige Pläne dürften Herrn Haby indeß fern gelegen haben. „Das Bartwasser ‚Es ist erreicht!‘ findet großen Absatz in Deutschland und im Auslande; selbst nach Serbien und Rumänien werden bedeutende Mengen des beliebten Elixirs versandt.“ So kündet uns sein Moniteur, und Herr Haby, der auch im Uebrigen ein so vielbeschäftigter Mann zu sein scheint, daß man nicht begreift, wo er täglich die Zeit hernimmt, sich selbst zu rasiren, Herr Haby hat es kaum nöthig, seinem bereits in der ganzen Welt verbreiteten Bartwasser neue Märkte zu eröffnen. So lange er keinen Ministerehrgeiz besitzt und nicht daran zu denken braucht, die kommenden Handelsverträge im Reichstage zu vertheidigen, wird ihm an der Hebung der deutschen Ausfuhrziffer wenig gelegen sein. Haby's Vorgehen muß man vom Standpunkte des Geschichtschreibers aus betrachten. Barbiere haben ohnehin keine kleine Neigung, Blut fließen zu sehen, mit geschwungener Waffe fühlen sie sich tagtäglich den erhabensten Cäsaren und Kriegshelden geistig verwandt — was Wunder, daß sie bei Zeiten Alles thun, durch verschwenderische Hergabe von genauem und reichhaltigem Material den künftigen Plutarchen die Arbeit zu erleichtern!

Empfindsame Gemüther erblicken in der schwatzhaften Darstellung intimer kaiserlicher Toilettenangelenheiten eine Herabsetzung der Herrscherwürde. Ihnen, denen die Majestät, das Gottesgnadenthum noch etwas Mystisches ist, die in altfränkischer Romantik altfränkische Vorstellungen festhalten, will die Barbieroffenheit nicht gefallen. Sie fürchten, daß nun auch jeder Lakai und jede Hofwaschfrau, die nothwendige, aber delicate und bisher nicht gern besprochene Obliegenheiten zu erfüllen haben, ihren Lebensgang und ihre Thätigkeit reich illustrirt in die Zeitungen bringen werden. Den Unmodernen ist das alte Wort gegenwärtig, daß ein großer Mann vor seinem Kammerdiener kein großer Mann bleibt, und sie wünschen, daß die Kammerdiener ihre Geheimnisse hübsch für sich behalten, statt der ganzen Oeffentlichkeit Lakaienerfahrungen und Lakaienphilosophie aufzuzwingen. Sie wissen, daß auch einem Könige nichts Menschliches fremd ist, daß er seinen Körper pflegt, seinen Bart in Ordnung hält und in Ordnung halten muß, wie jedes Mitglied der guten Gesellschaft. Daß er jedoch die Gewohnheit hat, während der Nachtruhe eine Schnurrbartbinde zu tragen, scheint ihnen durchaus Privatangelegenheit, die das Interesse gerade monarchisch gesinnter Männer durchaus nicht übermäßig erregt. Den Mächtigsten im Lande, den Leiter der Geschicke eines großen Volkes sieht man immer gern mit Hermelin und Krone angethan, gewaltig und majestätisch daherkommen. Die Schnurrbartbinde bringt einen Zug in das Bild, der absolut nicht hineintaugt. Es haftet diesem nützlichen Gebrauchsgegenstande etwas Kleinliches, leis Komisches an, und wer ihn benutzt, der erfreut sich seiner im verschwiegenen Schlafzimmer, läßt sich sogar vor Frau und Kindern nicht gern in dem eigenartigen Schmucke sehen. Von den Ragenden im Leben erwartet der brave Spießbürger, daß selbst ihre nebensächlichsten, persönlichsten Daseinsäußerungen sich durch eine gewisse aparte Größe von den seinigen unterscheiden. Wenn man las, daß Bismarck in seinen letzten Lebensjahren Champagner zuweilen nicht mehr aus dem Glase, sondern kurzweg aus der Flasche trank, dann erfüllte Einen das mit schmunzelndem Behagen. Am Ende blieb sich's ja gleich, wie der Alte dem von uns Allen gern gekosteten Franzenwein den Garaus machte, aber daß er sich auch hierin von der Masse unterschied, das nahm man mit Vergnügen wahr. Bismarck und die Schnurrbartbinde dagegen waren Antipoden. Der verwegenste Einschleich-Photograph hätte es nicht gewagt, sich ein Bild zu erträumen, das das Antlitz des Eisernen durch diesen Modeapparat verunstaltet zeigte. Und doch wäre ein großes Geschäft damit zu machen gewesen, mit den Photographien sowohl wie mit den Bismarck-Schnurrbartbinden

Wilhelm II., dessen Sinn für die repräsentativen Aufgaben des Thrones sehr entwickelt ist und der die Wichtigkeit, den Eindruck feierlichen Pompes wohl kennt, hat die Erzählungen seines Hoffriseurs zweifellos mit Unwillen aufgenommen. Unsere Zeit ähnelt bislang nur wenig der des roi soleil, und auch damals erstreckte sich die Ankleideceremonie, zu der die Günstlinge des Herrschers Zutritt hatten, nicht auf das Intimste der Toilette. Das frische Naturell unseres Kaisers, der für Humor sehr empfänglich ist, verschmäht es zudem, alltägliche Functionen des menschlichen Leibes durch höfischen Prunk und höfisch ernsthafte Grimassen zu einer Bedeutung aufzuschrauben, die mit ihrem eigentlichen Wesen in grellem und humoristischen Widerspruche steht Was im Stil des Rococo noch decorativ wirkte, erzielt heute den entgegengesetzten Effekt. Wohlgemerkt, heute. Denn vielleicht schon die nächste Zukunft gehört dem Zopfe, dem Byzantinismus ausschweifendster Form. Haby ist nur um ein Paar Jahre zu früh gekommen — dem zwanzigsten Säculum aber drücken er und seine Bartwasser-Politik zweifellos den Stempel auf. Wir Alle müssen uns ihr beugen. Sogar der Kaiser Wilhelm II. liebt es, sich als ursprünglicher Mensch zu geben, als der primus inter pares, an den die Verfassung gedacht hat. Er verlangt für sich die Rechte, die jeder andere unabhängige Bürger auch hat, und dazu gehört vor Allem das Recht, seine Privatangelegenheiten als solche

behandeln zu dürfen. Dies Recht aber machen ihm Friseure und Friseurzeitungen streitig. Wie wir sehen, mit Erfolg. Die historische Entwickelung vermag eben auch ein Kaiser nicht zu hemmen.

Rascher immer gleitet Deutschland die schiefe Ebene hinab, auf der es sich all' in der Pracht seines Verfassungslebens befindet. Die gesetzlich vorgesehene Verantwortlichkeit der Minister ist zu einer leeren Formel geworden. Auf diese Thatsache haben die nicht genügend ehrliche Rücksicht genommen, die eben wieder dem verstorbenen Handelsvertrags-Grafen Flüche in's Grab nachschleuderten. Der Reichstag ist drauf und dran, mit eigener Hand sein edelstes Recht, das freie Wort, zu erwürgen, und scheint entschlossen, sich in eine fix arbeitende Bewilligungsmaschine umzuwandeln. Alles ist erreicht, was man dem Kaiser an politischen Absichten zuschrieb, damals, als er in's Münchener Goldene Buch das Wort „suprema lex regis voluntas" eintrug. Und befriedigt blickt der Monarch auf die vergangenen zehn Jahre zurück, während welcher er sein Herrscherprogramm durchsetzte. Jetzt stellt er in seinen Trinksprüchen keine neuen, den Spießer verblüffenden Forderungen mehr auf, jetzt wiederholt er sich gemächlich — denn was er gewollt hat, ist erreicht. Die Sätze in der Provinzial-Landtagsrede des Kaisers, die von seinem Gelöbniß sprechen, wie ein guter Gärtner überflüssige Zweige zurückzuschneiden, den Thieren nachzugehen, die an den Wurzeln des Reichsbaumes nagen, und sie auszurotten — diese Sätze sind selbstverständlich als bloße Bilder, nichts weiter, aufzufassen. Aber wer sich mit der Psychologie des Kaisers wenig befaßt, der wird die Bilder leicht mißverstehen, und es ist sicher, daß Tausende sie mißverstanden haben. Tausende entnehmen daraus Wilhelm's II. Absicht, als eigener Reichskanzler umfassenden gesetzgeberischen Arbeiten obzuliegen, die nach der constitutionellen Schablone doch von seinen Ministern auszuführen sind und für die sie auch die Verantwortung übernehmen müssen. Dennoch haben Tausende sich schweigend mit der kaiserlichen Willensäußerung einverstanden erklärt und nirgendwo in der Presse ward ein Einwurf, eine pedantische Präcisirung des Verfassungsstandpunktes laut. O ja, die Presse. Mit rasender Schnelligkeit wächst sie sich in's Unparteiische hinein. Zeitungen, die unter Bismarck blutrot waren in ihrer Opposition, sind jetzt von waschechter Veilchenbläue; kaum noch vermag man es den maßgebenden Organen des Berliner Freisinns anzusehen, daß eine stockconservative, oder wie der Jargon sie nennt, reactionäre Regierung das Scepter schwingt. Immer unbeliebter wird die Politik. Eine Völkerwanderung von Lesern strömt von den Parteiblättern zu den Local- und General-Anzeigern hinüber. Herr Mosse, der sich stets durch seinen guten Riecher ausgezeichnet hat — schade, daß ihm übergroße Bedenklichkeit ein paar Mal das Geschäft verdarb! — hat ganz Recht, wenn er den Ton seiner Presse allmälig auf den Scherl'schen stimmen läßt. Und das kleine Kroppzeug, das ebenfalls in gedruckter Gesinnungslosigkeit macht, stürmt mit verhängtem Zügel voran — kann es sich doch nur dadurch auf den Beinen halten, daß es die Wiesen abweidet, die der Scherlismus und Mossismus einstweilen noch vornehm verschmähen. Die Presse, für deren Freiheit unsere Väter auf den Barricaden gestorben sind, weil sie von ihr das goldene Zeitalter der Menschheit erhofften; das angebliche Cultur- und Bildungsmittel ohnegleichen, dient heut der Zukunft, indem sie den ausgesucht niedrigen Instincten der Abonnenten dient. Alle Zeitungs-Rede ist schleimig und süß, damit ja Niemand sich verletzt fühlen kann, und ängstlich achtet der Preßfabrikherr darauf, daß in den Spalten seiner Fabrikate um Gottes Willen nicht von Thema gesprochen werde. Lustmorde, Spitzbubenkünste, Ella Goltz, Ehebruchs-Scandale, Heirathsmarkt, Lakaien und Kammerdienerklatsch — aus den Ingredienzien und weiter keinen kocht man den dicken Brei. Als wichtigster Mann im Staate prunkt der Hofbarbier, und seinem Bartwasser gelten die Leitartikel im Sperrdruck. Es ist erreicht!

„Die Thätigkeit als Hoffriseur hat Herrn Haby, einer sympathischen Erscheinung, mehrfache Auszeichnungen gebracht. Er erhielt das Ritterkreuz des hessischen Philippordens, die russische goldene Verdienstmedaille am Stanislausbande, die bayerische silberne Verdienstmedaille, den türkischen Medschidje-Orden 4. Klasse (gelegentlich der Palästinafahrt) und das Jerusalemskreuz, welches ihm der Kaiser an seinem Geburtstage nach dem Rasieren persönlich überreichte." Viel und wenig für einen Mann, dessen Verdienste in der Erfindung eines neuen Bartwassers bestehen. Viel, weil von den großen Bartwasser-Lieferanten in Reichstag und Presse Keiner auf solch stolzen Ordensstaat blicken kann; wenig, weil der Repräsentant deutschbürgerlicher Zukunftspolitik und deutscher Volkserziehung durch die Presse eigentlich noch weit höhere Ehrung verdient.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Gewitternacht." Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst v. Wildenbruch. (Berliner Theater.) — „Die Zeche." Schauspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda. — „Unter blonden Bestien." Komödie in einem Aufzug von Max Dreyer. — „Ein Ehrenhandel." Lustspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda. — „Liebesträume." Komödie in einem Aufzuge von Max Dreyer. (Lessing-Theater).

Das krachende Haus am Prinz-Friedrich-Carl-Ufer, dem auch sein Schutzgeistbold Blumenthal nichts als eine schwere Niederlage zu bescheeren vermochte, arbeitet bereits mit Generalproben vor geladenem Publicum und Sonntag-Premièren, dieser traurigen Prophylaxis gegen chronischen Durchfall. Aber selbst der Fulda-Dreyer'sche Einacterabend, den Herr Neumann nur unter so umfassenden Vorsichtsmaßregeln von Stapel gehen ließ, brachte den mit glühender Inbrunst ersehnten Cassenerfolg nicht, obwohl zum Mindesten die Dreyer'schen Sächelchen Neumann's ängstliche Vorkehrungen in bei Weitem nicht so hohem Grade, wie die früheren Neuheiten der Unglücksbühne verdient hatten. Bereits ist „Hans Huckebein" in die Bresche gesprungen. Die Anziehungskraft dieses Musterlustspieles soll ja, so theilt Neumann auf bombastischen Waschzetteln Denen mit, die die faule Ausrede glauben, seiner Zeit noch nicht erschöpft gewesen sein, als das „Weiße Rößl" auf dem Spielplan trat. Neumann wird, das ist gewiß, für die Erschöpfung das Aeußerste thun. Der witzige Oscar aber lacht sich in's Fäustchen, daß nun nicht nur die ehernen Bestimmungen des Contractes, sondern auch die bittere Noth den Nachfolger zwingt, ihn unaufhörlich zu spielen. Oscar wird allerdings der einzige Lachende im Publicum sein. Und Herrn Sudermann, der in diesmals übelangebrachter Dankbarkeit die 350000 Mk. Grundcapital für seinen ostpreußischen Speci zusammentrug, trifft der Schlag gewiß härter noch, als der Mißerfolg seiner „Reiherfedern".

Dreyer's „Liebesträume" ist ein fideles Stück Arbeit. Wie der Windhund und Assessor a. D. um die Hand der walkürenhaften, gutsbesitzenden Cousine wirbt, gleichzeitig aber mit einem schwärmerischen Backfisch anbandelt und die derbe Magd zu zweifellos nicht rein geistigem Genusse in den nächtigen Garten bestellt, das hat der humorvolle Verfasser munter genug skizzirt. Die Handlung leidet nicht an übermäßiger Wahrscheinlichkeit, und der Ausgang — die Walküre prügelt den Windhund mit der Hundepeitsche durch — ist mehr drastisch als fein erdacht. Indeß, schon die knappe und liebenswürdige Art Dreyer's, die Echtheit des Localtones wirkt erfrischend; ohne alles ekle Wortspülicht und abendfüllende Gethue schnurrt der übermüthige Ulk sich ab — anspruchlos und deßhalb gerechten Ansprüchen genügend. Schaudernd denkt man daran, was Blumenthal, Kadelburg und Bernstein aus der Idee gemacht hätten und erst diese schreckliche Vorstellung lehrt uns Dreyer nach Gebühr schätzen. Nicht so schlagkräftig, doch ebenso derb in der Zeichnung und massiv im Humor, giebt sich der Spaß von den blonden Bestien. Ein Geigerkönig berennt das Herz der schönen nordischen Schloßfrau und läßt es an hinreichenden Deutlichkeiten nicht fehlen. Da rückt sie das Bild des Hünen, der mit ihr das Ehebett theilt, in die richtige Beleuchtung, und der Uebermensch aus Süden entweicht. In beiden Einactern also ziemlich derselbe Stoff, dieselbe Stimmung; daß die immerhin pointirteren Liebesträume den Schluß machten, war gut. Völlig fiel wieder Herr Fulda ab. Seine alberne „Zeche" war schon von der gutmüthigen Hörerschaft des Vereins Berliner Presse mit recht gezwungenem Lächeln aufgenommen worden. Im Theater langweilte sie epochal. Der einzige originelle Gedanke des Stücks ist auf dem Zettel zu finden: dadurch, daß der „Badearzt" keinen Namen bekommen hat, bleiben Geheimniß und Handlung des Schauspiels wenigstens so lange Geheimniß und Handlung, bis der Vorhang aufgegangen ist. Ein abgelebter Aristokrat begegnet im Bade seiner Flamme a. D. Gern möchte er eine Pflegerin für's schlimmste Alter und bietet der Dame nunmehr Herz und Hand an. Sie aber, von Ebner-eschenbachischer Ueberlegenheit, wehrt lächelnd ab. Dito der Sohn des Paares, der bewußte Badearzt, den der Freiherr adoptiren will. So sieht sich denn der alte Herr gezwungen, selbst die Zeche seines Sündenlebens zu zahlen. Gellert hat seine moralischen Fabeln ebenso spielerisch und äußerlich, aber bündiger gestaltet. Es ist noch nicht gesagt, daß, wer ihn liebt, bei der Fulda'schen Länglichkeit auf

seine Rechnung kommt. Geradezu albern nimmt sich der „Ehrenhandel“ aus. Ein beschwipster Regierungsrath küßt im Ballsaal die Frau Major. Dem blutigen Zweikampfe, der unvermeidlich scheint, beugt die kluge Regierungsräthin dadurch vor, daß sie sich ihrerseits von dem Major küssen läßt. Nichts einfacher. Fulda weiß zu jeder Räthselfrage eine geistvolle Lösung; warum nicht auch auf die der sogenannten Standesehre? Hätte er den Vorgang unter Ellenreitern oder in einem jener Salons spielen lassen, wo der Herostratdichter verkehrt, dann möcht 's ja leidlich scheinen. Aber unter Officieren und Officiersdamen . . . Mein Gott, welche Welten trennen doch unsere beliebten Dramatiker von den Welten, die sie heiter lächelnd oder ernsthaft grimassirend, mit graziöser Kunst, funkelndem Witz ꝛc. ꝛc. schildern!

„Die Tragödie ist die Lanze des Achill, sie heilt die Wunden, die sie schlägt“, hatte Wildenbruch im Zeitungsvorworte zu seinem Trauerspiel „Gewitternacht“ gesagt. Er wollte sich damit vor den königlichen Sachsen entschuldigen, deren verlotterter Hof von anno dazumal in dem neuen Opus keine besonders günstige Darstellung findet. Doch die nachträgliche und vorsichtige Vorbeugung vor dem Dresdner Publicum war überflüssig. Das Stück wird nicht über Berlin hinaus kommen. Nach der dritten Aufführung hat es der Dichter zurückgezogen.

Wildenbruch hat diesmal eine Schilderung der Fritzischen Zeit versucht. Der Kanonendonner von Mollwitz und Hohenfriedberg grollt in alle fünf Acte hinein, und dem Einflusse des großen Königs vermag sich Niemand zu entziehen. Das niedere Volk nicht, daß in der Sprache Gerhart Hauptmann's das Bild des Herrschers anschwärmt, und die oberen Schichten der Gesellschaft nicht, die in Liebe oder Haß Partei ergreifen müssen. Ein adliges Geschwisterpaar geht sogar am alten Fritz zu Grunde. Und das kam so. Freiherr von Waltram, der im noch nicht verpreußten Schlesien haust, hatte Friedrich II. lange Zeit hindurch als den Inbegriff von Recht und Güte verehrt. Nun fällt Friedrich in Schlesien ein, nimmt sich mit Gewalt, was ihm nach der Anschauung des Freiherren nicht zusteht — was Wunder, daß der Baron an seinem Ideal verzweifelt! Er holt also das Bild Fritzens von der Wand herunter und hängt ein Conterfei der Maria Theresia an seiner Stelle auf. Freilich hilft ihm diese Decorationsänderung nicht, Friedrich gewinnt die Schlacht, und sein Officier Winterfeld eilt herbei, jubelnd das Fräulein von Waltram, seine geliebte Braut, in die Arme zu schließen. Aber jetzt reckt sich zornig der freiherrliche Bruder auf. Einem Fritzischen Soldaten darf Charlotte nicht gehören, ob sie ihn gleich mit Wildenbruchischer Leidenschaft liebt. Und um nicht Unterthan des bitter gehaßten Königs werden zu müssen, läßt der Baron Haus und Gut im Stich. Nach Dresden flieht er, und die arme, unpolitische Schwester muß mit. Aber Waltram merkt bald, daß er vom Regen in die Traufe gerathen ist, selbst die Gunst der Königin, die der einzige anständige Charakter am Hof ist, täuscht ihn nicht über die schmähliche Verlotterung und Liederlichkeit dieses Volkes hinweg. Schlimmer noch geht es Charlotten. Ein toll verliebter Junker stellt ihr nach, und eine kupplerische Edeldame lockt sie in's Garn. Man lügt der vor Sehnsucht schier Vergehenden vor, ihr Fritzischer Schatz sei umgekommen, und nun hat sie nichts Eiligeres zu thun, als sich von dem verliebten Junker, den sie kurz vorher noch grob abwies, in die Arme nehmen zu lassen. Allerdings — hätte sie nicht so wild Pharao gespielt, dann wäre vielleicht Alles anders gekommen. Wie die Dinge jetzt verlaufen, verfällt sie in Opheliens Wahnsinn; nach einem schrecklichen Wiedersehen mit dem gar nicht todten Winterfeld springt sie aus dem Fenster. Ihr Herr Bruder findet es gleich darauf angebracht, sich vor den Augen der Königin niederzuknallen. Er hat nämlich erkannt, daß Fritzisch doch Trumpf ist und daß er siegen muß, wenn Deutschland nicht vollends zu Grunde gehen soll. Also enthüllt er seinem alten Freunde Winterfeld die schändlichen Pläne der Mächte gegen Preußen, überliefert ihm einen ganzen Schrank mit gravirenden Geheimacten der Königin und haucht dann sein verfehltes Dasein aus.

Der Stoff ist trotz allem dröhnenden Drum und Dran nicht wildenbruchisch. Er verlangt psychologische Entwickelung, und das ist das Einzige, was unser Dichter nicht fertig bekommt. Im Uebrigen fehlen, mit alleiniger Ausnahme des dritten Actes, die günstigen Gelegenheiten, wichtige Theatereffecte herauszuarbeiten. Der sächsische Oberst, der den alten Fritz glühend bewundert, aber gegen ihn kämpfen muß und mit der Gewißheit, unterzugehen, in die Schlacht zieht, ist eine gut erdachte Figur, und die Sentimentalitäten, die Wildenbruch aus dem episodenhaft eingesprengten Conflict zieht, verfehlen den gewünschten Eindruck nicht. Sonst aber verpuffen seine Schüsse schmählich in der Luft. Nicht einmal die sorgsam vorbereiteten Kontrastwirkungen kommen gut heraus. Es ist ein wildes, aufgeregtes Durcheinander von lärmenden Scenen und Einzelschlagern, die einander weder sinngemäß ergänzen noch nothwendig auseinander folgen. Wildenbruch hat sich mit seiner Gewitternacht unvorsichtig auf ein Gebiet begeben, das unserm Empfinden noch zu nahe liegt und wo ihn jeder controlliren kann. Er wird diesen Fehler beim nächsten Mal zu vermeiden wissen und dann wieder siegreich sein.

Notizen.

Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei literarische Charakterbilder von Georg Brandes (Leipzig, H. Barsdorf). Wir haben diese älteren Essays mit großem Genusse wieder gelesen. Außerordentlich interessant sind die Vergleiche Börnes mit Wolfgang Menzel und Beider Goethehaß, Börne's Beziehungen zu Henriette Herz und Jeanette Wohl, sowie sein Verhältniß zu Heine. Ein Cabinetstück psychologischer Kleinmalerei ist jedoch Brandes' Charakterisirung Heine's, den er in Vergleich zu Goethe stellt. Meisterhaft ist auch das Capitel „Heine und Aristophanes“, es gehört unstreitig zu dem Feinsten, was Brandes überhaupt geschrieben hat. Wie er die Lichtseiten der von ihm behandelten Persönlichkeiten scharf skizzirt, so zeigt er auch ihre Schattenseiten, und man erblickt oft unter Brandes Beleuchtung den Charakter einer Person, mit der man längst vertraut zu sein glaubt, von einer ganz neuen Seite. Im nämlichen Verlag erschienen auch in guter Uebersetzung Brandes' „Dissolving Views, Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst“. Hier tritt uns Brandes auf Gebieten entgegen, welche er in seinen übrigen Schriften immer nur streifen konnte, wir finden ihn hier vorwiegend als den Schilderer der Landschaft, der Natur und Kunst. Er sagt selbst: „Man wird es müde, stets nur von Büchern zu sprechen. Auch der Schriftsteller von Fach hat Augen, wie jeder Andere, um die bunte sichtbare Welt aufzufassen und zu beobachten: Landschaften, Städte, einfache und feingebildete Menschen, die bildende Kunst. Auch für ihn existirt die Natur, auch er wird durch den Anblick ihrer einfachsten Erscheinungen, wie das Fallen der Blätter im October bewegt, auch auf ihn wirkt ein Wasserfall, eine Berggegend, die Gletscher im Sonnenglanze, ein holländischer Landsee und ein italienischer Olivenhain. Auch er ist in Arkadien gewesen.“ Es ist ein Genuß, Brandes hier auf seinen Wanderungen durch Italien, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Belgien, Holland, Schweden und Böhmen zu folgen, und, Wandelbildern gleich, an sich vorüberziehen zu lassen, was im Brennpunkt seines Auges und Geistes feste Gestalt gewonnen hat.

Rom in der Renaissance. Von E. Steinmann. (Leipzig, E. A. Seemann.) Das prächtig illustrirte Bändchen bildet die würdige Fortsetzung zu Petersen's „Altem Rom“, das wir bereits hier anzeigen durften, und das recht bald in einem Neuen Rom des Barock (Bernini), Jesuitenstils und Rococo, sowie des „verwüsteten Roms“ seinen Abschluß finden möge. Gleichzeitig noch vor dem Fest erscheint: Pompeji, von Richard Engelmann. Der bekannte Neubearbeiter von „Guhl & Koner“ bietet hier einen reich illustrirten und wissenschaftlich tüchtigen Reiseführer durch die verschüttete und wieder auferstehende Stadt, bei dem wir nur bedauern, daß die wundervollen Reconstructionen des Leipziger Architekten Weichardt, die ein so anschauliches und im Großen und Ganzen gewiß auch richtiges Bild von Alt-Pompeji geben, nicht herangezogen sind. Beide Büchlein gehören zu Seemann's schöner Sammlung der „Berühmten Kunststätten“, welche ihre Entstehung der Idee der Illustrirung des Burckhardt'schen Cicerone verdankt, die wegen gewisser Unzuträglichkeiten fallen gelassen worden ist. Burckhardt's Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens ist ja schon ohne Abbildungen ein umfangreiches Werk und hätte mit tausenden von Abbildungen ausgestattet, eine Reihe von Bänden erfordert. Da im Cicerone die Kunstwerke im historischen Zusammenhang besprochen werden, die doch räumlich oft sehr weit auseinander liegen, so war an eine Benutzung eines solchen Werkes auf der Reise nicht zu denken. Um jedoch eine solche Verwendung, die ja sehr wünschenswerth schien, überhaupt zu ermöglichen, hat die Verlagshandlung statt der großartigen historischen Rundschau Burckhardt's über die Kunstschätze ganz Italiens eine räumliche Abgrenzung für die einzelnen Theile vorgeschrieben und an kleinere handlichere Führer durch einzelne Kunstcentren gedacht. Diese Anordnung hat außer dem Nutzen der praktischen Brauchbarkeit noch den Vorzug, daß sie eine Art Vorstufe zu Burckhardt's glänzender Darstellung werden kann, und daß sie außerdem gewisse Erweiterungen gestattet, die dem reiselustigen Publicum wünschenswerth erscheinen dürften (Nürnberg, Dresden, Paris u. s. w.). Nichts ist aber falscher, als wenn man, wie vielfach geschehen ist, die Knackfuß'schen Künstlerbiographien als muthmaßliches Muster und Vorbild dieser Sammlung hinstellt, denn Seemann war der Erste, der bereits 1877 eine Sammlung von Monographien über einzelne Künstler (Robert Dohme: „Künstler des Mittelalters und der Neuzeit“) herausgab, als noch kein einziges der Knackfuß'schen Hefte erschienen war. Es ist Schade, daß Seemann sich, wie es scheint, nicht entschließen kann, Dohme's Monographien ebenfalls in Heftform herauszugeben, denn der populäre „Knackfuß“ verdiente längst durch etwas Besseres verdrängt zu werden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die soziale Reichsgesetzgebung

und ihre

sanitären Postulate.

Vortrag, gehalten am 16. Jan. 1899 im „Verein für öffentliche Gesundheitspflege" in Hamburg

von

Dr. Carl Schütze,

Besitzer und dirtg. Arzt des Sanatorium „Vorlachbad", Bad Kösen.

Preis 60 Pf.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Lübke: Grundriss d. Kunstgesch. 1887, Lwbd. 10 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Klein: Gesch. d. Dramas 15 Hfrbde. 50 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Ill. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Ill. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail, Barth. St.-Hilaire, Björnson, G. Brandes, L. Büchner, Crispi, F. Dahn, A. Daudet, Dernburg, M. v. Egidy, Fogazzaro, Fontane, Carl Goldmark, von Gerlach, Klaus Groth, E. Haeckel, E. v. Hartmann, Heyse, des Houx, Willy. Jordan, Rudyard Kipling, Leoncavallo, Leroy-Beaulieu, Lindau, Lombroso u. v. A.

Fürst Meschtscherski, Graf de Mouy, Graf Nigra, Nordau, Emile Ollivier, W. Oncken, Pettenkofer, Lord Salisbury, Sanders, Joh. Schilling, Schmoller, Sienkiewicz, Jules Simon, Herbert Spencer, Spielhagen, Stanley, Stoecker, Strindberg, B. v. Suttner, Ad. Wagner, Wilbrandt, Wildenbruch, A. v. Werner, Lord Wolseley, Zola u. v. A.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen. **Bendorf am Rhein. Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf

1 Gros Nr 106: M 3.—

Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie

Überall vorrätig

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 7 Berlin, den 18. Februar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Invalidenversicherungsgesetz. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die Entwickelung unserer Colonien. Von Paul Matzinger. — Von Orden und Ordensrittern. Von Franz Eißenhardt. — **Literatur und Kunst.** Zur Geschichte des deutschen Buchhandels. Von Paul Hergt. — Oesterreichische Kampflieder. Von J. G. Thomsen. — **Feuilleton.** Aerzte auf Provision. Von Gyp (Comtesse de Martel). (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die Verstaatlichung des Inserats. Eine Reichstagsrede. Von Caliban. — Kunstausstellungen. — Anzeigen.

Das Invalidenversicherungsgesetz.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Dem Mitte Januar dem Reichstage zugegangenen Entwurfe eines Invalidenversicherungsgesetzes ist eine 208 Seiten lange Begründung, sowie eine Denkschrift über die Höhe und Vertheilung der finanziellen Belastung aus der Invalidenversicherung von 135 Seiten beigefügt. Aus diesen beiden höchst bedeutungsvollen Schriftsätzen läßt sich als vorwiegender Zweck der Vorlage erkennen, auf eine mehr gleichmäßige Belastung der einzelnen Versicherungsanstalten, sowie auf eine Vereinfachung des Rentenfestsetzungs-Verfahrens unter gleichzeitiger Entlastung der Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes hinzuwirken. Man greift deßhalb nicht fehl in der Annahme, daß der Schwerpunkt der Vorlage in den §§ 20a und 21a, welche eine Scheidung zwischen Gemeinlast und Sonderlast bezw. Gemeinvermögen und Sondervermögen vorsehen, sowie in den durch die §§ 51—51h, 75, 86, 95 geregelten Rentenstellen und deren Aufgaben zu finden sei; obschon sich nicht verkennen läßt, daß auch im Uebrigen sehr werthvolle Verbesserungen getroffen und manche in der Praxis erkannten Mißstände der jetzt geltenden Versicherung beseitigt wurden.

Beachtenswerth ist, daß der § 1 die bisherige Streitfrage über die Versicherungspflicht der Werkmeister und Techniker dadurch beseitigt, daß er dieselben, ebenso wie die neuhinzugetretenen Lehrer und Erzieher, den Betriebsbeamten gleichstellt, also bei einem Jahresdiensteinkommen bis 2000 Mk. für versicherungspflichtig, darüber hinaus für versicherungsfrei erklärt. Desgleichen wird es als Verbesserung anerkannt werden müssen, daß nach § 3a Personen, welche Lohnarbeiten nur in bestimmten Jahreszeiten für nicht mehr als 12 Wochen übernehmen, im Uebrigen aber ihren Lebensunterhalt als Betriebsunternehmer oder anderweit selbstständig erwerben oder ohne Lohn oder Gehalt thätig sind, der Versicherungspflicht nicht unterliegen, sowie bezüglich der bloß vorübergehend als Sessionarbeiter im Inlande zugelassenen Ausländer dem Bundesrathe eine sinnentsprechende Bestimmung vorbehalten wird. Die Fälle, in denen auf Antrag eine Befreiung von der Versicherung eintreten kann (§ 4a), sowie die Befugniß zur freiwilligen Selbstversicherung und Fortsetzung der Versicherung (§ 8) sind sowohl erweitert als auch mehr unzweideutig, wie bisher, geregelt. Daß im § 9 gegenüber den diesbezüglich geäußerten Wünschen im Reichstage das 70. Lebensjahr als Beginn der Altersrente festgehalten wurde, scheint wohl nur zu dem Zwecke geschehen zu sein, um als Compromißpunkt zu dienen, sowie die Herabsetzung der Beiträge (§ 20) für die erste Lohnclasse von 14 auf 12, für die zweite von 20 auf 18 Pfennige, um durch die Berücksichtigung der ärmeren Classen für die Vorlage günstiger zu stimmen. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Vergünstigung im § 10, schon nach Ablauf von 26 Wochen statt bisher 1 Jahr, die Rente zu bewilligen und dabei auf die Genesungszeit berücksichtigen zu dürfen. Abgeschwächt wird solches auch dadurch nicht, daß nach §§ 12—12c, 33 das Recht der Versicherungsanstalt erweitert werden soll, dann ein Heilverfahren für Kranke anzuordnen bezw. in ein solches einzutreten und die Behandlung in einem Krankenhause bei Verwirken des Anspruchs auf Rente zu fordern, wenn als Folge der Krankheit Erwerbsunfähigkeit zu besorgen ist oder Grund zu der Annahme vorliegt, daß der Empfänger einer Invalidenrente bei Durchführung eines Heilverfahrens die Erwerbsfähigkeit wieder erlangen werde. Denn dadurch soll einmal bloß erheuchelter Erwerbsunfähigkeit entgegengewirkt werden, sodann liegt eine Gewähr gegen mißbräuchliche Durchführung dessen darin, daß den Familienangehörigen des im Krankenhause Untergebrachten die Hälfte des Krankengeldes oder die ihm zugebilligte Rente gezahlt werden muß. Durch Ordnungsstrafen bis 10 Mk. aus § 100 den Versicherten anhalten zu dürfen, sich eine Quittungskarte ausstellen zu lassen und solche seinem Arbeitgeber zum Einkleben der Beitragsmarken vorzulegen, ist zur Durchführung der gesetzlichen Maßnahmen ebenso gerechtfertigt, als daß aus § 126 den Arbeitgeber eine Strafe bis 150 Mk. treffen kann, welcher den Controllvorschriften zuwider handelt. Auch wird füglich Niemand mit Fug und Recht dagegen Einwand erheben können, daß der seitens des Vorsitzenden der Versicherungsanstalt eingelegten Berufung auf Grund § 77 aufschiebende Wirkung beiwohnt, soweit es sich um Rentenbeträge handelt, welche vor der Anmeldung des Anspruches zurückliegen.

Die Grundsätze über Berechnung der Rentenhöhe sind der früheren Vorlage entsprechend im § 26 dahin festgehalten, daß dem Reichszuschusse mit 50 Mk. der Grundbetrag von 60, 90, 120, 150, 180 Mk. nach den um eine fünfte mit dem Lohnsatze von 1150 Mk. vermehrten Lohnclassen hinzugerechnet wird, welche die Altersrente bilden und als Invalidenrente um je 2, 3, 4, 5, 6 Pfg. nach Zahl und Höhe der eingeklebten Beitragsmarken steigen. Dieser Grundbetrag

ist hinfort eine von allen Versicherungsträgern gemeinsam zu tragende Last, während die Steigerungssätze, ferner die Beitragsrückerstattungen aus den §§ 30, 31 und die Verwaltungskosten den einzelnen Versicherungsanstalten verbleiben. Behufs Deckung der Gemeinlast werden drei Fünftel der Einnahmen jeder Versicherungsanstalt ausgeschieden und zum Gemeinvermögen der Gesammtheit der Versicherungsträger bestimmt, während die übrigen zwei Fünftel das Sondervermögen bilden aus welchem die Sonderbelastungen zu tilgen sind. Dieser Vertheilungsmodus sichert dem Reichsversicherungsamte einen weiteren Einfluß auf die Verwaltung der Versicherungsanstalten gleichwie er die bisher hervorgetretenen Mißstände in der verschiedenartigen Belastung der einzelnen derselben zu ihren Einnahmen beseitigt. Ohne ihn würde es nämlich nicht nur unangänglich sein, die Beiträge der beiden unteren Lohnclassen unter den bisherigen Satz zu ermäßigen, sondern sogar nothwendig werden, in den Versicherungsanstalten der östlichen, mehr der Landwirthschaft gewidmeten, Reichsgebiete den Versicherten höhere Beiträge aufzuerlegen.

Während hier mehr an dem Grundsatze einer Centralisation festgehalten, wird in den Rentenstellen eine Decentralisation der Verwaltung geplant. Auf Grund von § 51 werden als örtliche Organe der Versicherungsanstalt von der Landes-Centralbehörde nach Anhörung des Vorstandes der Versicherungsanstalt für kleinere Bezirke Rentenstellen errichtet. Dieselben bestehen aus einem seitens der Behörde bestellten Vorsitzenden, sowie mindestens je 4 aus den Gruppen der Arbeitgeber und der Versicherten gewählten Beisitzern. Sie entscheiden in der Besetzung von drei Mitgliedern, unter denen sich ein Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten befinden muß. Den Rentenstellen liegt (§ 51a) ob die Entgegennahme, Vorbereitung und Begutachtung von Anträgen auf Bewilligung von Invaliden- und Altersrenten (§ 75) oder auf Beitragserstattungen (§ 95), die Begutachtung der Entziehung von Invalidenrenten (§§ 33, 85), der Einstellung von Rentenzahlungen (§§ 34, 85), die Erstattung von Anträgen an den Vorstand der Versicherungsanstalt auf Einleitung des Heilverfahrens (§ 12) oder Wiederaufnahme eines solchen (§ 33 Abs. 2), die Controlle über die Entrichtung von Beiträgen (§§ 126 ff.), die Auskunftsertheilung über alle die Invalidenversicherung betreffenden Angelegenheiten. Doch kann ihnen § 51h auch die Beschlußfassung über Bewilligung, Einstellung, Entziehung der Rente übertragen werden. Dem Vorsitzenden der Versicherungsanstalt gestehen dann §§ 75, 77 die Einlegung der Berufung mit beschränkter aufschiebender Wirkung zu.

Der Werth dieser Neueinrichtung erhellt auf den ersten Blick, weil auf diesem Wege ermöglicht wird, unmittelbar mit dem Versicherten in Verkehr zu treten, den Sachverhalt zu klären, mithin eine allen Theilen in gleicher Weise zu Gute kommende schnellere und zuverlässigere Entscheidung herbeizuführen, welche die Zahl der Berufungen vermindern und erst recht aus dem Grunde auf Abnahme der Revisionen hinwirken wird, weil das Schiedsgericht in der Besetzung von vier Beisitzern zu entscheiden hat, wenn die Rentenstelle erstinstanzlich entschied. Diese unverleunbaren Vorzüge gaben auch bereits der „Arbeiterbewegung“ Veranlassung, in ihrer am 28. December v. J. erschienenen Nummer anzuregen, für Festsetzung der Unfallrente gleichgegliederte Organisationen zu schaffen. Ob diese sich hier würden durchführen lassen, ohne das berufsgenossenschaftliche System zu durchbrechen, ist nicht unanzweifelbar. Doch liegt die Prüfung dieser Frage außerhalb des hier zu Erörternden. Weil in überwiegender Mehrzahl den Beschlüssen der Reichstagscommission bezüglich des am 26. Februar 1897 vorgelegten Entwurfes in der gegenwärtigen Vorlage Rechnung getragen wurde, läßt sich erwarten, daß er mit nur geringen Abänderungen die Zustimmung des Reichstages finden werde. Nur für die Altersrente wird ein früherer Anfangstermin gefordert und voraussichtlich auch auf eine Abänderung der jetzt vorgeschlagenen Steigerungssätze für die Invalidenrente hingewirkt werden, weil nach ihnen der Versicherte zukünftig schlechter gestellt sein wird, als er dies jetzt ist. Geht man nämlich davon aus, daß erst nach vollendetem 40. Lebensjahre Invalidität eintritt, mithin eine schon 24jährige Versicherung bestand, so würde bei Zugrundelegen gleichartiger Beitragsmarken nach den neu vorgeschlagenen Berechnungsgrundsätzen sich die Rente auf 134,96; 177,44; 219,92; 262,40 Mk. herausstellen, jedoch nach heut geltenden 134,96; 184,88; 222,32; 272,24 Mk., erreichen. Tritt Invalidität erst nach zurückgelegtem 70. Lebensjahre ein, so gestaltet das Verhältniß sich noch ungünstiger, nämlich zukünftig 166,16; 224,24; 282,32; 340,40 Mk., gegenwärtig 166,16; 278,48; 362,72; 475,04 Mk., welcher letzte Betrag allerdings auf die Höchstgrenze zu ermäßigen wäre. In der untersten Lohnclasse bleibt scheinbar das Verhältniß stets das gleiche zwischen später und jetzt; allein doch nur wenn der Werth der Beitragsmarken, aber nicht, wenn auch Wochen der Krankheit und des Militärdienstes in Anrechnung kommen, weil für solche jetzt 6 Pfg., später bloß 3 Pfg. als Steigerungssätze gelten, mithin um so viel 3 Pfg. die Rente niedriger ausfallen muß, als solche Wochen zu berücksichtigen sind.

Während die Rücksichtnahme auf die an sich jetzt schon unauskömmlichen Rentenbeträge ein Hinuntergehen unter die heutigen Sätze als einen groben Mißgriff erachten läßt, welcher entweder zur Aufgabe der neuen Steigerungsgrundsätze führen oder die ganze Vorlage zu Falle bringen muß, wenden die Vorstände der bestehenden Versicherungsanstalten sich gegen die vorgeschlagenen Rentenstellen und Rentenkammern, in denen sie ein Unterdrücken der Selbstständigkeit der bisherigen Organe der Verwaltung erblicken zu müssen glauben. Appelius erachtet in dem preußischen Verwaltungs-Blatte für ganz besonders bedenklich das überall gestattete und hervortretende Eingreifen der Landescentralbehörde. Ihm stimmt im Wesentlichen Dittmann bei in der „Invaliditäts- und Alters-Versicherung im Deutschen Reich“. Beide befürworten, weil das Arbeiter-Versicherungsrecht Reichssache ist, auch zur Vermeidung partikularistischer Bestrebungen nicht nur eine Einheit des Rechts, sondern auch eine Einheit der es ausführenden Einrichtungen und Verwaltungen. Deßhalb mißbilligen sie, wenn, wie vorgeschlagen wird, es jedem Bundesstaat überlassen bleibt, die erstinstanzliche Entscheidung in die Hände des Vorstandes oder der Rentenstellen oder gar anderer Behörden zu legen, und wenn anstatt dem berechtigten, öfters ausgesprochenen Wunsch nach Schaffung einer obersten Reichsbehörde nicht nur für die Rechtsprechung, sondern auch als Aufsichts- und vorgesetzte Behörde hinsichtlich der Verwaltung nachzukommen, jetzt die Landescentralbehörde als anordnende Behörde über die Organe der Versicherungsanstalt eingesetzt werden soll. Damit muß naturgemäß an Stelle der Rechtseinheit eine Rechtszersplitterung eintreten und ein Zustand der Rechtsunsicherheit sich ausbilden, welcher zur Unzufriedenheit mit den bestehenden Einrichtungen gerechten Anlaß geben und die Zahl der Unzufriedenen, also der Gegner der öffentlichen Ordnung vermehren muß. Sofern die Reichsregierung sich nicht entschließt, einen Reichsverwaltungs-Gerichtshof zur Entscheidung der Streitfälle aus dem öffentlichen Reichsrecht zu schaffen, wird sie den vorgeschlagenen Weg der Decentralisation auch nicht betreten dürfen. Allein die Rentenstellen und Rentenkammern in Verbindung mit der neu zu schaffenden Gemeinlast und Sonderlast, sowie dem diesen entsprechenden Gemeinvermögen und Sondervermögen scheinen, was auch Appelius annimmt, einem viel weitergehenden Zwecke dienen zu sollen, als auf den ersten Blick erkennbar wird. Denn man greift wohl in der Annahme nicht fehl, daß sie bestimmt sind die Brücke zu bilden, auf welcher man bequem zu der Reichsversicherungsanstalt gelangt, die der erste Entwurf einer Arbeiterversicherung 1881 bereits vorgesehen hatte

und die damals nur am Widerspruche der Mehrheit des Reichstages in ihrer Verwirklichung scheiterte. Wenn diese Annahme aber Anspruch auf Berechtigung hätte, dann würde man die Neuerung mit Freuden begrüßen müssen, weil das endliche Ziel der Arbeiterversicherung eine zu errichtende Reichsanstalt als Trägerin und eines Reichsverwaltungs-Gerichtshofes als deren Hüterin sein muß, sollen nicht gleich ungesunde, auf der verschiedenartigen Verwaltung und Rechtsprechung beruhende Mißstände sich ausbilden. So stellte die Revisions-Entscheidung des Reichsversicherungsamtes Nr. 670 vom 7. März 1898 fest, daß die von einer Berufsgenossenschaft innerhalb der Grenzen ihrer Zuständigkeit erlassenen Unfallverhütungs-Vorschriften bewirkten, daß ein an Fallsucht leidender, höchst brauchbarer Arbeiter, wegen entzogener Arbeitsgelegenheit arbeitslos wurde und der öffentlichen Armenfürsorge verfiel, was zu vermeiden gerade der leitende Grundgedanke der gesammten Arbeiterversicherung nach der Allerhöchsten Botschaft vom 17. November 1881 sein soll. Und weil die angestrebte Arbeitslosigkeits-Versicherung überhaupt nur von einer Reichsanstalt durchgeführt werden kann, darf das neue Invaliden-Versicherungsgesetz als Ansatz zur Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung auf der Grundlage einer Reichsanstalt gelten.

Die Entwickelung unserer Colonien.

Von Paul Matzinger.

Als vor einigen Jahren im Colonial-Institute in London die Rede auf die colonialen Fortschritte der Deutschen kam, meinte der Marquis of Lorne, der frühere Vertreter der Königin in der Regierung der Dominion von Canada, es sei nicht so erstaunlich, daß die Deutschen sich überall in der Welt festsetzten, von der sie schon lange so gute Karten gezeichnet hätten. In diesen Worten liegt eine tiefere Wahrheit als der Redner vielleicht hineinlegen wollte. Deutschlands Besitzergreifungen in überseeischen Ländern gehören zu den politischen Actionen, die lange geistig vorbereitet waren. Ein Volk, das seit mehr als 100 Jahren sich mit der Geographie, Ethnographie und Geschichte aller außereuropäischen Länder so ernst und eindringend beschäftigt hat, wie das deutsche, muß einmal die praktische Anwendung seiner Kenntnisse durchsetzen. Es ist ihm nun besser auf dem wirthschaftlichen als auf dem politischen Gebiete gelungen; mit anderen Worten, seine Theilnahme am Welthandel ist rascher emporgediehen, als sein überseeischer Landbesitz. Aber wenn man erwägt, daß noch ein Jahrzehnt lang nach 1879 fast alle ernsten Politiker die Colonien als einen Luxus oder einen Schaden für Deutschland hielten, ist man erstaunt, wie bereit die Deutschen kurz darauf waren, den Weg der politischen Expansion in überseeischen Ländern zu beschreiten und wie erfolgreich es unter schwierigen Umständen geschehen ist. Das hängt eben damit zusammen, daß die politische Action unmittelbar an die geographische anknüpfen und die seit dem großen Heinrich Barth herangediehene Generation von geographischen Forschungsreisenden in ihre Dienste stellen konnte.

So urtheilt der geniale Fortsetzer von Karl Ritter's Lebensarbeit: Friedrich Ratzel, der Schöpfer der politischen Geographie, die überall das Wachsthum, Gedeihen und Zerfallen der Staaten von Wohnplatz und Bodengestalt, von Land, Wasser und Luft herleitet. Und es ist ein gutes Zeichen für unsere junge Colonialwelt, daß ihr ein so gewiegter Kenner ein durchaus günstiges Prognostikon stellt. So hat denn Ratzel den jetzt zu einem schönen Buch vereinigen Vorträgen seines besten Schülers, des Leipziger Docenten Kurt Hassert: „Deutschlands Colonien, (Leipzig, Dr. Seele & Co.) ein gewichtiges Geleitwort mit auf den Weg gegeben, das fast zu einem colonialpolitischen Segensspruch wird. Allen Ungeduldigen, die schon heute einen reichen Ernteertrag unserer jungen Colonialarbeit sehen möchten, sei dieses grundlegende Werk zum Studium empfohlen. Nicht nur die Geschichte der deutschen Colonialbestrebungen wird da erzählt, auch die Grundzüge der Landes- und Volkskunde unserer Schutzgebiete werden nach Ratzel's Methode höchst anschaulich geschildert. Fesselnd ist die wirthschaftsgeographische Bedeutung von Neudeutschland und unserer Colonialpolitik aufgezeigt; besonders aber interessirt die kenntnißvolle, rückhaltlose und doch besonnene Kritik der bisherigen Leistungen, z. B. über die Ergebnisse unserer Baumwollencultur. Weil die erzielten Preise die Kosten nicht deckten und andere Culturen besseren Nutzen versprachen, nahm man in Kamerun und Togo vom Baumwollenbau wieder Abstand, und die der Baumwolle günstigen Fluren des Ovambolandes sind wegen der mangelnden Verkehrsverbindungen noch nicht in Angriff genommen worden. Ein um so zukunftsvolleres Baumwollenland ist das Schutzgebiet der Neuguinea-Compagnie, das freilich nur einen Bruchtheil des deutschen Bedarfes decken wird. Heute ist die Thätigkeit der Compagnie innerhalb des ungeheuren Raumes, über den sie verfügt, noch sehr beschränkt. Die von wilden kriegerischen Stämmen bewohnten Salomonen sind dem Plantagenbau überhaupt noch nicht erschlossen, und auf dem Bismarck-Archipel befindet sich erst eine Station, Herbertshöhe, da die vorhandenen Geldmittel in erster Linie zu Gunsten Kaiser Wilhelmslandes verwendet wurden. Hassert meint, es hätte näher gelegen, statt der völlig unbekannten und unausgenutzten Küste von Neuguinea den Bismarck-Archipel in Arbeit zu nehmen, wo unter klimatisch günstigeren Verhältnissen auch kleinere Unternehmer mit Erfolg Plantagenbau treiben können. „Hier bestand schon seit Anfang der 70er Jahre eine Anzahl Faetoreien, die von mehreren deutschen und englischen Firmen, z. B. der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee, zum Zwecke des Koprahandels eingerichtet waren und einen lebhaften Tauschverkehr mit den Eingeborenen unterhielten. Er gewährleistete eine sichere Verzinsung des Anlagecapitals und verlangte keine allzu hohen Summen, während sich Kaiser Wilhelmsland nur für das Großcapital und für geldkräftige Gesellschaften eignet. Alles war von Grund auf neu zu schaffen, überdies blieben Unglücksfälle aller Art nicht aus. Daraus erklären sich die beträchtlichen Opfer an Geld und Menschenleben, welche die Neuguinea-Compagnie zur Eröffnung der wirthschaftlichen Hülfsquellen Kaiser Wilhelmslandes hat bringen müssen." Erst in den letzten Jahren scheint ein dauernder Erfolg angebahnt zu sein, nachdem die ganze Verwaltung billiger eingerichtet und die Zahl der Pflanzungsstationen auf fünf — Herbertshöhe, Friedrich Wilhelmshafen, Constantinhafen und den durch Feldbahn mit Stephansort verbundenen Erimahafen — beschränkt worden ist. Glücklicherweise war die Gesellschaft in hohem Grade capitalkräftig, sonst hätte sie ihre Unternehmungen kaum durchführen können. Denn ihren auf 8 Millionen Mark aufgelaufenen Ausgaben stehen nur sehr bescheidene Einnahmen, Anfangs kaum 60 000, jetzt 800 bis 900 000 Mark gegenüber, welche die Höhe der jährlichen Aufwendungen, 1 Million Mark, noch nicht erreicht haben. Wohl hat die Gesellschaft wesentlich gewonnen seit sie sich mit der ebenfalls sehr vermögenden Astrolabe Bai-Compagnie verschmolzen hat. Aber ein wirklicher Fortschritt zum Bessern kann, glaubt Hassert, nicht eher eintreten, als bis das Reich wieder wie früher die Verwaltung des Schutzgebietes übernimmt, das wegen seines fruchtbaren, wohlbewässerten Bodens das Gegenstück zu Kamerun bildet und mit den ertragreichen Sunda-Inseln wetteifert. „Die Vereinigung kaufmännischer Interessen und staatlicher Hoheitsrechte in einer Hand ist unnatürlich, weil Beide oft miteinander im Widerstreit liegen und Eines unter dem Andern leiden muß. Ueberdies reicht die bewaffnete

Macht der Gesellschaft nicht aus, um ihrem Ansehen Nachdruck zu verleihen. In Folge dessen nehmen Uebergriffe und Mordthaten Seitens der Eingeborenen in besorgnißerregender Weise überhand — in zwei Jahren sind 22 Händler und Arbeiter getödtet worden — und die gesegnete Insel Neumecklenburg wird dem Handel bald ganz verloren gehen, wenn es nicht gelingt, durch Anlage von Stationen und thatkräftiges Einschreiten Ordnung zu stiften. Je freimüthiger man die von der Neuguinea-Compagnie gebrachten Opfer anerkennt, um so gerechter ist es, sie zu entlasten, damit sie sich voll und ganz ihrem eigentlichen Zweck, dem Pflanzungsbetrieb, widmen kann."

Ist der Besitz der Neuguinea-Compagnie trotz aller Enttäuschungen ein aussichtsvolles Tropenland, das viel und vielerlei erzeugt, so liefert der Marshall-Archipel lediglich Kopra, weil die salzhaltige Seeluft und die kümmerliche Bodenkrume das Gedeihen anderer Gewächse vereiteln. Die wirthschaftliche Weiterentwickelung unseres kleinsten Schutzgebietes kann somit nur durch Vermehrung der genügsamen Cocospalmen gefördert werden, und sein Ruin wäre bei der Unmöglichkeit, andere Pflanzen groß zu ziehen, unvermeidlich, sobald die Kopra im Preise sinken oder entwerthet würde. An eine solche Gefahr ist jedoch vorläufig nicht zu denken. Denn der Verbrauch von Cocosöl und Cocosbutter zeigt eine stetige Zunahme, und die Kopra ist für die Seifenbereitung unentbehrlich, dient also einem Geschäftszweig, bei dem eher eine Zunahme als ein Rückgang erwartet werden darf.

Auch auf den dunklen Punkt der Sclavenfrage kommt Hassert zu sprechen, denn ebenso wenig als den Engländern in Sansibar und Britisch-Ostafrika die Abschaffung der Sclaverei gelungen ist, hat es die Deutsche Regierung in ihren Colonien vermocht. Sie hat sich in weiser Erkenntniß der Dinge begnügt, die sehr mild gehandhabte Sclaverei mit der Zeit eingehen zu lassen und ihre Auswüchse zu beschneiden. Vor Allem wird der Sclavenhandel scharf verfolgt, der mit seinen Greueln wohl von der Sclaverei zu unterscheiden ist. Die strengsten Freiheits- und Lebensstrafen, Zuchthaus und Galgen, treffen die Menschenhändler, und ihrem schändlichen Handwerk wird durch Unterbindung der Waffen- und Munitionszufuhr der Boden entzogen. „Mit der rücksichtslosen Unterdrückung des Menschenraubes und dem allmäligen Fortschritt der Cultur wird die ihrer Bezugsquelle beraubte Sclaverei einmal von selbst aufhören, so daß sich der Uebergang von der Sclaven- zur freien Arbeit in ruhiger Entwickelung, vollziehen kann. Dann besteht der Werth des Negersclaven nicht bloß in seiner Arbeitsfähigkeit, sondern er ist im Innern der einzige Tauschgegenstand und die gangbarste Münze. Kommt erst mit der Ausdehnung des Handels Geld als Werthmesser des Umsatzes in's Binnenland — und dieser Erfolg liegt keineswegs in weiter Ferne, da die Europäer von allen Seiten her die Eröffnung Innerafrikas in Angriff genommen haben und da bei jeder Reise eines Weißen die von ihm berührten Dörfer mit Geld bekannt gemacht werden — so wird der Sclave als Zahlungsmittel entwerthet werden, und damit ist ein neuer Grund für das Erlöschen der Sclaverei gegeben. Ferner sind alle Sclavenkinder Seitens der deutschen Colonialverwaltung für frei erklärt, der Unfreie hat vor Gericht dieselben Rechte wie der Freie, und jeder Sclave kann sich eigenmächtig die Freiheit geben. Endlich kauft die Regierung jährlich eine Anzahl Sclaven frei. Und nun deren Erziehung zur Arbeit! Der Neger ist nach Hassert ein großes, unerzogenes Kind, seinem Charakter nach, und muß demgemäß wie ein Kind behandelt und erzogen werden. Geduld, Ruhe und Vernunft sind zu dieser Aufgabe nicht minder unerläßlich als Thatkraft und Entschlossenheit, und wie bei der Kindererziehung die Strafe nicht fehlen darf, so ist sie auch beim Neger nicht zu missen. Geradezu lächerlich nennt es Hassert, wenn gewisse menschenfreundliche Kreise unter völliger Verkennung der Verhältnisse so viel Geschrei über die nützliche Prügelstrafe erheben. Natürlich darf sie nicht zu roher Gewalt ausarten, und Niemand wird dem barbarischen Züchtigungsverfahren des Kanzlers Leist oder des Plantagenverwalters Schröder das Wort reden. Ein maßvoll ausgeübtes patriarchalisches Züchtigungsrecht zu richtiger Zeit und am passenden Orte schließt jedoch keineswegs eine menschliche Behandlung aus. Körperliche Züchtigung oder Lohnabzüge sind um so weniger als Straf- und Besserungsmittel zu entbehren, als die meisten Neger die Freiheitsentziehung nicht fürchten und nichts Entehrendes in ihr sehen. Vielmehr begrüßen sie dieselbe als Erlösung und als willkommene Unterbrechung des lästigen Arbeitszwanges.

Thatsächlich sind wir schon ein gutes Stück vorwärts gekommen, und die anfänglich so drohende Arbeiterfrage hat viel von ihren Schrecken verloren. Abgesehen von Südwest-Afrika, das europäische Ansiedler aufzunehmen vermag, war sie am leichtesten in Togo zu lösen, dessen Eingeborene von jeher tüchtige Ackerbauer waren und sich dem europäischen Einfluß sofort zugänglich zeigten. Auch in Kamerun kommen die Binnenbewohner, namentlich die Yaunde und die durch Zintgraff gewonnenen Bali schaarenweise zur Arbeit an die Küste. Ebenso haben sich die unruhigen, kriegerischen Bakwiri in friedliche Arbeiter verwandelt, und die faulen Küstenneger, die nach der Vernichtung des Zwischenhandels ihren mühelos betriebenen Haupterwerbszweig einbüßten, bequemen sich wohl oder übel ebenfalls zur anstrengenderen Plantagenarbeit, so daß man die eingeführten Kruneger immer mehr entbehren kann. In Ostafrika sind die Wanjamwesi von Haus aus ein tüchtiges Ackerbau- und Trägervolk, und in gleicher Weise verdingen sich die Wassukuma und die Küstenbewohner in immer mehr wachsender Zahl auf die Plantagen. Nicht minder ist die zunehmende Ausdehnung der Cocospflanzungen ein Sporn für die behäbigen Marshall-Insulaner geworden, ja es ist sogar geglückt, unter den tiefstehenden Papuas Kaiser Wilhelmslands einige Küstenstämme, insbesondere die Jabims am Finschhafen, zu annehmbaren Arbeitern heranzubilden. Als tüchtige Kräfte bekannt und geschätzt sind endlich die Eingeborenen des Bismarck-Archipels und der Salomoneninsel Buka. In dem zu diesem Zwecke auf Herbertshöhe angelegten Arbeiterdepot sind 1891 gegen 1700, im Jahresdurchschnitt über 1000 Insulaner angeworben worden. Das Arbeitergeschäft, das wegen seiner willkürlichen, gewaltthätigen Handhabung früher zu den ärgsten Mißständen in der Südsee gehörte und einen ununterbrochenen Kriegszustand heraufbeschwor, ist durch die Errichtung einer Centrale und durch andere Bestimmungen wesentlich erleichtert. Die Arbeiterwerbung geschieht unter der Aufsicht des Kaiserlichen Commissars, und die Wegführung der Eingeborenen nach fremden Pflanzungen ist verboten. Wer nicht arbeiten will, wird nicht dazu gezwungen, wer sich bereit erklärt, kann auf eine gute Behandlung rechnen, und die wohlthätigen Folgen sind nicht ausgeblieben.

Aber trotz aller Arbeitswilligkeit sind die Eingeborenen, versichert Dr. Hassert, immer noch unzuverlässig, und mit der Ausdauer fehlt ihnen zugleich Uebung, Geschick und Fertigkeit im Plantagenbetrieb. „Obendrein reichen sie weder durch ihre Leistungsfähigkeit noch durch ihre Zahl zur Deckung des Bedarfs aus, und um nicht von ihrem guten Willen abhängig zu sein, sind fremde Arbeiter — in Westafrika die Wei- und Kruneger, in Ostafrika und in der Südsee chinesische und japanische Kulis — eingeführt worden, die bei der Nutzbarmachung unserer Colonien noch eine wichtige Rolle spielen. Sie sind wegen ihrer Billigkeit und Bedürfnißlosigkeit neben den Eingeborenen die einzig brauchbaren Arbeiter unter dem verderblichen Tropenklima und überall dort verwendbar, wo unsere Arbeiter massenhaft hinsterben würden." 1892 waren in Kaiser Wilhelmsland 895 Eingeborene und 950 Kulis thätig, 1894 stieg die Zahl der Ersteren auf 1000, die der Letzteren auf 1750, und in Deutsch-Ostafrika waren

ebenfalls Tausende chinesischer und malayischer Arbeiter beschäftigt. Von allem Anfang an kostete es jedoch viele Mühe, Kulis in genügender Menge zu erhalten, weil die englischen und holländischen Behörden ihrer Anwerbung die erdenklichsten Schwierigkeiten in den Weg legten aus Besorgniß, daß die deutschen Unternehmungen mit ihren eigenen in Wettbewerb treten könnten. Wenn man daher auch die Kulis nicht entbehren kann, so sieht man doch neuerdings immer mehr von ihrer Einfuhr ab und versucht es mit den Eingeborenen. Die Plantage Stephansort, die größte Kaiser Wilhelmslandes, vermag ihre farbigen Arbeitskräfte im Wesentlichen schon aus dem Lande selbst zu entnehmen, fast alle Pflanzungen Kameruns sind mit Einheimischen besetzt, und in Ostafrika, wo zur Zeit gegen 5000 Neger im Wirthschaftsbetrieb thätig sind, verschwinden die asiatischen Arbeiter derart, daß während der letzten Jahre überhaupt keine Kulis mehr eingeführt wurden. Damit erledigen sich nach Hassert die Befürchtungen Derer, die in den Kulis einen Nebenbuhler des deutschen Arbeiters und in ihrem massenhaften Zuzug eine Chinesengefahr für unsere Colonien erblickten. „Von volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus ist es auch viel nutzbringender, wenn die Bewohner der deutschen Schutzgebiete selber zugreifen, weil dann der ausbezahlte Lohn im Lande bleibt und die Bevölkerung in den Stand setzt, sich europäische Erzeugnisse anzuschaffen und ihr Leben bequemer zu gestalten. Mit diesem Schritte würde sie sofort aus ihrer Bedürfnißlosigkeit heraustreten und zu einem Abnehmer unserer Industrie werden. Jetzt sind unsere schwarzen Unterthanen noch viel zu anspruchslos, um belebend auf die deutsche Gewerbethätigkeit einzuwirken. Allein die fortgesetzte Berührung mit den Fremden wird sie auf eine immer höhere Culturstufe heben, und da die wirthschaftliche Ausnutzung der Colonien tausenderlei Dinge und Geräthe erfordert, die aus dem Mutterlande bezogen werden müssen, so erweitern sich die Schutzgebiete zu Absatzmärkten für unsere Industrie. Umgekehrt versorgen sie uns in steigendem Maße mit Colonialwaaren und Rohmaterial; und wie derjenige Handel am meisten lohnt, der auf dem Austausch der fertigen Fabrikate gegen Rohstoffe beruht, so kann er nirgends so gewinnbringend betrieben werden als mit eigenen Tropenbesitzungen. Allerdings werden wir nie daran denken können, unsern ganzen Bedarf aus unseren Schutzgebieten zu decken und alle unsere Gewerbeerzeugnisse dort abzusetzen; aber auf jeden Fall haben wir uns Zukunftsgebiete gesichert, die uns nicht mehr wie früher von dem guten Willen der anderen Colonialstaaten abhängig machen."

Dann erörtert Hassert auch die Frage der Missionen, denen er sehr gewogen ist. Manche Reisende z. B. Binger und Passarge treten für den Islam ein, der auch in den mohammedanischen Colonien Frankreichs und Hollands eher begünstigt als gehindert wird. Unleugbar beeinflußt er die wirthschaftliche und politische Entwickelung des Negers nicht unerheblich und tritt in Afrika in mancher Beziehung als Culturförderer auf, indem er die Eingeborenen an gewisse Reinlichkeits- und Speisegesetze gewöhnt, sie die Nacktheit verachten läßt und durch die Einführung des Korans und der arabischen Schrift ihr geistiges Fassungsvermögen erweitert. Andererseits verweist Hassert auf die schwerwiegenden Nachtheile, die jenen Vortheilen gegenüberstehen und sie mehr als aufwiegen. „Die vom Islam geduldete Sclaverei hat die Greuel des Sclavenhandels und Sclavenraubes zur Voraussetzung, und statt der kleinen Negerreiche, die in Folge ihrer Zersplitterung schwach und ungefährlich sind, droht die festgefügte, organisirte Macht der großen mohammedanischen Staatenverbände. Die breiteren Schichten des Volkes sind allerdings nicht fanatisch. Ihr mohammedanischer Glaube beschränkt sich auf einige Aeußerlichkeiten, unter deren oberflächlicher Tünche die alten heidnischen Gebräuche des Fetischdienstes nach wie vor fortleben. Um so eifrigere Anhänger des Propheten sind jedoch die Häuptlinge und die Vornehmen, und die Geschichte des Sudan hat es wiederholt erlebt, daß ein religiöser Fanatiker die Menge in den heiligen Glaubenskrieg mit fortriß. Wo also der Halbmond herrscht, dort ist, wie es die Holländer schon zu ihrem Schaden erfahren haben, der Eingeborene für wahren Fortschritt und wirkliche Civilisation verloren, dort ist für christliche Gesittung und Thätigkeit keine Stätte mehr. Denn es hält viel schwieriger, einen Mohammedaner als einen Heiden zu bekehren. So ist der Fetisch unser natürlicher Verbündeter, der Islam unser natürlicher Feind, und es handelt sich in Afrika an letzter Stelle weniger um einen Völkerkampf zwischen Weißen und Schwarzen, sondern um die Entscheidung, ob der dunkle Erdtheil dem Christenthum oder dem Islam zufallen soll." Jedenfalls ist es vom praktischen und moralischen Standpunkte aus gleich wichtig und nothwendig, durch Vorbild, Schule und Mission in unserem Sinne auf die Eingeborenen einzuwirken. Dieses Unterfangen ist keineswegs leicht. Aber mit Geduld, Geduld und nochmals Geduld wird es gelingen, die Bewohner unserer Colonien zu treuen Unterthanen unseres Kaisers und zu brauchbaren Menschen zu erziehen.

Freuen wir uns, schließt Hassert seine hochinteressante Darstellung, daß die schwierige Anfangs- und Entwickelungszeit vorüber ist, vergessen wir aber auch nicht, daß nicht minder schwere Aufgaben anderer Art noch zu lösen sind. Denn wir dürfen nicht bloß einseitig nach Landerwerb streben und extensive Colonialpolitik treiben, sondern wir müssen zugleich der intensiven Colonialpolitik, d. h. der wirthschaftlichen Entfaltung und zweckmäßigen Ausnutzung des Erworbenen gerecht werden. „Hat das deutsche Volk die Colonialfrage erst als eine Lebensfrage erkannt, so wird es dem Werke, das in Mühe und Noth, in Kämpfen und Sorgen geschaffen ward, schon selbst zu glücklichem Gedeihen forthelfen. Und wenn unsere Schutzgebiete einmal durch Lieferung der unentbehrlichen Colonialwaaren uns Millionen Mark erhalten, wenn sie Tausenden unserer Landsleute, die in der alten Heimath schwer zu ringen haben, lohnenden Verdienst bieten, dann dürfte statt der Angriffe auf die Colonialpolitik wohl die Ueberzeugung Platz greifen, daß die Versuche, unseren Nachkommen einen Theil der Welt zu sichern, nicht vergebens waren. Heute ist der Deutsche nicht mehr wie früher ein Fremder außerhalb seiner Heimath, und wie der weltbeherrschende Römer mit Stolz von sich sagen konnte: „Civis Romanus sum (Ich bin ein Römer)" oder der Engländer selbstbewußt ausruft: „The world is rapidly becoming English (Die Welt wird in raschem Fluge englisch)"*), so sollten wir dem entgegenhalten, daß wir Deutsche sind. Doch es ist nicht Zeit, in die Ferne zu schweifen, die colonialen Aufgaben liegen greifbar und nüchtern vor uns und verlangen ernste, ehrliche Arbeit. Pflicht eines jeden Deutschen ist es, mitzuwirken und mitzuhelfen, daß das größere Deutschland jenseits des Meeres wachse, blühe und gedeihe und daß das größere Deutschland fest und dauernd an unser Vaterland gekettet werde."

Von Orden und Ordensrittern.

Von Franz Eißenhardt.

In kurzem Zeitraum sind zwei Männer dahingeschieden, auf welche Jahre lang die Augen der ganzen Welt gerichtet waren; die beiden ersten Kanzler des Deutschen Reiches,

*) In welchem Maaße das geschehen ist, geht daraus hervor, daß um die Mitte des 16. Jahrhunderts höchstens 3 Millionen Menschen englisch, fünfmal so viele deutsch sprachen. Noch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts gab es nur 9 Millionen englisch und 20 Millionen deutsch Redender. Heute stehen 110—120 Millionen englisch Redender 60—70 Millionen Deutschen gegenüber.

General-Oberst der Cavallerie Otto Fürst von Bismarck-Schönhausen, Herzog von Lauenburg, und General der Infanterie Graf von Caprivi de Caprara de Montecuccoli. Beide waren natürlich reich mit Orden bedacht worden, und beim Heimgange des Fürsten wurde Vielerlei, Wahres und recht viel Falsches von seinen Decorationen geschrieben. Es würde natürlich zu weit führen und auch wohl ermüden, seine zweiundfünfzig Decorationen aufzuzählen, aber unter ihnen befand sich manche, die sehr auffallend und deßhalb interessant erscheint, deßgleichen bei Caprivi, der über siebenunddreißig Orden und Ehrenzeichen verfügte.

Man glaubt in weiten Kreisen gemeinhin, Republiken hätten keine Orden, auch hört man häufig diese Aeußerung von England fallen. Beide Ansichten sind falsch. Fast alle Staaten haben Orden, so die Vereinigten Staaten von Amerika ihre medal of honour, Frankreich seine légion d'honneur, in fünf Classen, San Marino sein Großkreuz und Ritterkreuz, die man gegen entsprechende Summen sich kaufen kann, wie auch den Grafentitel. — In Berlin lebt solch ein „Graf" ab und zu, dessen Mutter im Norden der Stadt noch ein Esel-Reitinstitut besaß und dirigirte; — doch wird der Orden auch verliehen. Nur Brasilien und Hawaï nebst einigen südamerikanischen Republiken und, wie es scheint, Birma ertheilen keine mehr. England dagegen hat neun gegen acht Preußens — das Eiserne Kreuz mit eingerechnet. Brasilien und Hawaï sind von Kaiser- und Königreichen Republiken geworden, aber ihre Orden haben noch Träger in der preußischen Armee. Seit dem großen Kriege ist natürlich die Ehrenlegion von der französischen Republik nicht mehr verliehen worden, trotzdem giebt es noch etwa zwanzig Ritter, Officiere, Commandeure und Großofficiere im deutschen Heere; Großoffieiere vier, darunter Graf Waldersee. Unter den Commandeuren befindet sich Feldmarschall Graf von Blumenthal und der Major der Landwehr von Keudell, unter den Officieren der Chef des Generalstabes General Graf von Schlieffen, der Director der Kriegsakademie General-Leutnant von Villaume und — General-major à la suite Fürst Herbert Bismarck. Fürst Otto aber war Besitzer des Groß-Cordons der Legion, welcher Orden mit ihm, nebst manchen anderen, aus der Rangliste verschwindet. Auch sonst hatte Bismarck noch nach seinem Tode mancherlei Beziehungen in Betreff Orden mit Frankreich. Das spanische Goldene Vließ hat nur eine bestimmte Anzahl Ritter, und die Insignien vererben sich. So trug Kaiser Friedrich dasjenige, welches einst Herzog Alba besaß, und das des eisernen Kanzlers, des Bezwingers Frankreichs, erhielt — Felix Faure. Der schaffte sich eine goldene Schwanenfeder an und eine hochfeine Maroquin-Mappe und vollzog den Act der Unterschrift mit großem Ceremoniell. Bismarck legte ihn zu anderen in einen Kasten, schaffte sich keine Schwanenfeder nebst Mappe an und äußerte nur, als man ihm die Investiturkosten von 8000 Fr. abforderte, hätte er das gewußt, so würde er auf die Ehre verzichtet haben. Dem König Alphons XII. ward diese Aeußerung wohl hinterbracht, denn seither sind die Investiturkosten für ausländische Ritter abgeschafft.

Manche Orden sind ausschließlich für Prinzen, Fürstlichkeiten und Inländer bestimmt, an die Verleihung anderer ist das katholische Glaubensbekenntniß geknüpft. Es sei zum Vergleich auch noch Prinz Heinrich herangezogen. Der Prinz besitzt, von seiner Großmutter verliehen, allein im Heere seit dem Tode des Prinzen Alfred von Koburg die beiden höchsten Orden Großbritanniens, den Hosenbandorden und die erste Civilclasse des Bath-Ordens, womit weder Bismarck noch Caprivi von England decorirt wurden. Letzterer war auch nicht Ritter eines schwedischen und dänischen Ordens, wogegen Bismarck zwar nicht, wie Prinz Heinrich, den höchsten Dänen, den Weißen Elephanten besaß, aber das Großkreuz des Danebrog; auch war er Ritter des höchsten Schweden, des Seraphinen-Ordens und bis zu seiner Beisetzung läuteten nach dem Tode für ihn als Ritter dieses Ordens die Glocken der Kirche von Rittersholm in Stockholm, der Krönungs-, Ruhmes- und Grabstätte der schwedischen Könige, täglich eine Stunde.

Graf Caprivi wurde vom Kaiser von China mit dem Doppelten Drachen erster Classe dritter Rangstufe ausgezeichnet, Prinz Heinrich hat den Orden erster Rangstufe, sowie den Chrysanthemum-Orden, Bismarck dagegen war wohl von Japan mit dem Verdienstorden der aufgehenden Sonne bedacht, aber der Kaiser von China hat ihn nicht decorirt; vielleicht hat er nie etwas von ihm vernommen. Auch sonst ist Prinz Heinrich im Besitz von Orden, die der Kanzler nicht erhielt, so des Ordens Kalakaua I von Hawaï, des brasilianischen Cruzeiro (Kreuz des Südens), des italienischen Ordens von St. Mauritius und Lazarus und von — vier Großkreuzen Portugals, das ihn im Ganzen mit fünf bedacht hat. — Bismarck erhielt das fünfte, des Ordens Thurm und Schwert — endlich des Großkreuzes von San Marino. Dagegen hat Prinz Heinrich eine Anzahl höchster Orden fremder Staaten nicht, die der Fürst besaß, so nicht den höchsten der Türkei: den Nischan Imtiaz in Brillanten, den päpstlichen Christusorden, und den schon erwähnten Groß-Cordon der Ehrenlegion. — Den höchsten österreichischen Orden, das Goldene Vließ, wurde Beiden nicht ertheilt, weil sie nicht Katholiken sind. Diesen Orden besitzt z. B. Feldmarschall Prinz Georg von Sachsen, der Kommandeur der zweiten Armee-Inspection, und der Kommandeur der vierten, General-Oberst Prinz Leopold von Bayern.

Soweit die Ausländer. Bei den preußischen Orden zeigt sich das Verdienst der beiden Kanzler in hellstem Lichte. Als Prinz von Preußen hat Prinz Heinrich die Insignien der Orden eines jeden Prinzen, nämlich den Schwarzen Adler, den Kronen-Orden erster Classe, das Großkomthurkreuz des Hausordens der Hohenzollern, auch ist er Rechtsritter des Johanniter-Ordens, dem Caprivi nicht beigetreten war. Die beiden Kanzler waren Ritter des Schwarzen Adler-Ordens mit Brillanten, Beide hatten den Orden pour le mérite, Bismarck mit Eichenlaub, beide das Eiserne Kreuz erster Classe. Caprivi war durch das Großkomthurkreuz des Hohenzollern-Hausordens geehrt, Bismarck besaß — als einziger — den Stern der Großkomthure und das Großkomthurkreuz, beide mit Brillanten. Außerdem gehörte Caprivi der Rothe Adler mit dem Emaillebande des Kronen-Ordens mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe. Der Fürst besaß ein eigenes preußisches Ordenszeichen. Wie einst für den Fürsten Blücher von Wahlstatt König Friedrich Wilhelm III. eine eigene Decoration stiftete, so geschah das von Seiten Kaiser Wilhelms I. Bismarck gegenüber. Es ist dies das Großkreuz des Rothen Adlerordens mit Krone, Scepter und Schwert. Den von Kaiser Wilhelm II. gestifteten Wilhelm-Orden hatte er ebenfalls. Noch 1897 trug ihn nur ein einziger Offieier: der Oberstleutnant der Landwehr — von Böttticher. Als Ritter beider Classen des Ordens pour le mérite hat Bismarck auch keinen Kameraden im Heere; die Civilelasse ist noch vertreten bei Verdy du Vernois, dem früheren Kriegsminister. Von der Rettungsmedaille Bismarck's wurde viel geschrieben; vom Johanniter-Orden war er Ehren-Commendator, und da er der Landwehr angehörte, so war ihm auch die Landwehr-Dienstauszeichnung zu Theil geworden, aber nicht das fünfundzwanzigjährige Dienstkreuz, weil er nicht activer Officier war. Von den deutschen Staaten besaß er die höchsten Orden, so von Anhalt, Baden, Bayern und Braunschweig, von Hannover, Hessen, Mecklenburg, Oldenburg, Sachsen und Württemberg, aber nicht von Waldeck, Schwarzburg, beiden Lippe's und — natürlich — nicht von Reuß.

Wenngleich Bismarck den Höfen früh nahe gestanden und viel in seiner langen Amtszeit mit ihnen in Berührung kam, so spricht doch aus seinen Ordens-Decorationen das Verdienst seiner gewaltigen Persönlichkeit, mit welcher Europa fast drei Jahrzehnte zu rechnen hatte. Graf Caprivi ist

ebenso wenig wie dem eisernen Kanzler an der Wiege gesungen, daß er einst im Deutschen Reiche die höchste Stelle einnehmen würde. Er kam erst spät in Staatsstellungen und blieb nicht lange darin. Auch seine Ordensreihe zeigt, daß alle Staaten, namentlich Preußen und das Deutsche Reich, seine Thätigkeit wohl anerkannten.

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Von Paul Hergt.

Als in Mainz um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Gutenberg das erste Buch gedruckt wurde, ahnte der Meister wohl kaum, daß seine Erfindung bald völlig um- und neugestaltend auf das Geistesleben der Menschen einwirken werde. Die schnelle Verbreitung, die die schwarze Kunst am Rhein, in Süddeutschland und bald auch im übrigen Deutschland und über dessen Grenzen hinaus in Italien und Frankreich fand, ließ ihre Bedeutung erkennen, und nach nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert wurde sie bereits die starke Helferin des Wittenberger Mönchs, dessen Wort und Lehre sie eine ungeahnte und ohne sie unmögliche Verbreitung verschaffte. Seit jenen Tagen beherrscht das Erzeugniß der Buchdruckpresse die Welt. Es giebt keine Beziehung des geistigen oder materiellen Lebens, die nicht von ihm beeinflußt würde, und wenn Mainz, aus dessen Mauern das erste gedruckte Buch in die Welt hinauszog, sich rüstet, im Jahre 1900 den fünfhundertjährigen Geburtstag Gutenberg's mit einer Versammlung von Abgesandten aller gebildeten Völker der Erde zu feiern, so wird diese Vereinigung Zeugniß dafür ablegen, daß Gutenberg's Erfindung der ganzen Menschheit eine der größten Segnungen gebracht hat, deren sie sich überhaupt erfreuen darf. Daß er ein Deutscher war, dessen wollen wir uns allezeit mit Stolz und Freude bewußt bleiben.

Der Buchdruck rief den Buchhandel in's Leben. Hundert Jahre lang wurden beide Gewerbe gemeinsam betrieben, und Welthäuser wie Antonius Koberger in Nürnberg und Andere waren es, die ihre Abgesandten mit den Werken ihres Verlages durch Deutschland, Frankreich und Italien sandten oder sie von eigenen Niederlassungen aus in den fremden Ländern vertrieben. Im 16. Jahrhundert vollzog sich die Trennung von Buchdruck und Verlag, und letzterer bildete sich in Frankfurt a. M. einen Mittelpunkt für seinen Handel, von dem aus der deutsche Buchhandel fast zwei Jahrhunderte lang den gesammten literarischen Verkehr Deutschlands nicht nur, sondern zum Theil auch des Auslandes vermittelt hat. Die Frankfurter Messe war der große Büchermarkt des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts und der Frankfurter Meßcatalog das unentbehrliche bibliographische Hülfsmittel für Buchhändler und Gelehrte jener Tage. Wie der Historiograph der Buchhändler Friedrich Kapp ausführlich nachgewiesen hat, griff der Buchhandel zurück auf die Urform alles Handels und hat den Waarenumsatz bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts nicht ausschließlich, aber doch in der Hauptsache durch Tauschhandel bewirkt. Der Verleger war zugleich auch Sortimenter, und so zog er jährlich ein- oder zweimal mit seinen Verlagsartikeln nach Frankfurt zur Messe, tauschte dort für seine eigenen Werke diejenigen anderer Verlage ein und suchte diese nun wieder daheim bei seinen Kunden, zu denen vielfach auch die kleinen Buchhändler gehörten, an den Mann zu bringen. Als dann im 18. Jahrhundert mehr und mehr selbstständige Sortimentshandlungen entstanden, trat an die Stelle des Tauschhandels der Geldverkehr, der am Ende des Jahrhunderts den ersteren völlig abgelöst hatte.

Um diese Zeit entwickelte sich im deutschen Buchhandel diejenige Handelsform, die ihm heute noch sein eigenthümliches Gepräge giebt, und die ihn am augenfälligsten von dem gesammten übrigen Waarenhandel unterscheidet: das Conditionsgeschäft. Weidling sagt über dessen Entstehung: „Wenn der Sortimentsbuchhändler dem Verleger keine Change zu bieten hatte oder dem Letzteren die gebotene nicht annehmbar erschien, eben so wenig aber ein neuer Kauf zu Stande kommen wollte, so blieb dem Verleger in manchen Fällen, wollte er anders seine Bücher abgesetzt wissen, nichts weiter übrig, als dem Sortimenter seine Werke unter Berechnung mitzugeben mit der Abmachung, das was der Sortimenter davon nicht verkauft hatte, wieder gegen Berechnung zurücknehmen zu wollen." Mit der Ausbildung des Conditionsgeschäftes, dessen Anfänge sich übrigens bis zum Jahre 1669 zurückverfolgen lassen, hatte der deutsche Buchhandel diejenige Ausgestaltung seiner Handelsgewohnheiten gefunden, die auch heute noch den geschäftlichen Verkehr zwischen Verleger und Sortimenter beherrscht. Dem drängenden Zuge der Zeit folgend hat sich auch im Buchhandel besonders in den letzten beiden Jahrzehnten eine starke Verschiebung der Creditverhältnisse zu Gunsten eines immer mehr zunehmenden Barverkehrs vollzogen, aber das Conditionsgeschäft ist dadurch unberührt geblieben und bildet auch heute noch eine unentbehrliche Grundlage für den buchhändlerischen Verkehr und besonders die nothwendige Voraussetzung für einen nachdrücklichen Vertrieb der wissenschaftlichen Literatur. Durch das Conditionsgeschäft unterscheidet sich der deutsche Buchhandel von dem aller anderen Länder. Ernst Vollert, der Verfasser einer schönen Festschrift über die Corporation der Berliner Buchhändler zu deren 50jähriger Gründungsfeier verkennt nicht, daß der buchhändlerische Verkehr dadurch ein schwerfälliger wird, „aber andererseits giebt die Möglichkeit, Bücher in Commission zu beziehen und sie in weiteren Kreisen bekannt zu machen ohne die Nöthigung, durch festen Kauf sogleich ein großes Risico einzugehen, dem deutschen Buchhandel vor jedem anderen einen unschätzbaren Vorzug, der der Verbreitung deutscher Literatur immer von neuem die Wege ebnet, und der dazu beigetragen hat, den deutschen Buchhandel zu einem wesentlichen Culturfactor im Leben unseres Volkes zu machen."

Als der Buchhandel mit der allgemeinen Aufnahme des Conditionsgeschäftes seinen inneren Ausbau vollendet hatte, begann er sich nach außen zu organisiren. Schon seit Ende des 16. Jahrhunderts war die Leipziger Buchhändlermesse in Wettbewerb mit der Frankfurter getreten, und mancherlei Umstände führten dahin, daß sie an Bedeutung mehr und mehr gewann, schließlich die Frankfurter überholte und sie zuletzt völlig unterdrückte. Frankfurts Blüthe hörte auf, als der deutsche Buchhandel national wurde und in Folge dessen die ausländischen Buchhändler und Gelehrten mehr und mehr von der Messe fortblieben. Mitgewirkt hat hierbei zweifellos die überaus strenge Handhabung der Censur der kaiserlichen Büchercommission in Frankfurt, die dem Buchhandel die allerschwersten Beschränkungen auferlegte, während die sächsischen Behörden wesentlich duldsamer verfuhren und dadurch an ihrem Theil das Aufblühen des Leipziger Buchhandels gefördert haben. Von bedeutendem Einfluß war aber auch die Verschiebung des geistigen Schwergewichts überhaupt von dem Süden Deutschlands nach dem Norden. Im Norden waren die Wissenschaften mehr und mehr erblüht, und sie hatten dem Buchhandel die mannigfaltigsten Anregungen gegeben, während es in den großen Verlagsorten des Südens und Westens stiller und stiller wurde. So war es denn nur natürlich, wenn der norddeutsche Buchhandel sich Leipzig zuwandte, das nicht nur geographisch sehr günstig gelegen war, sondern durch seine Universität zugleich einen Mittelpunkt regsten geistigen Lebens bildete, der in Frankfurt völlig fehlte. Auch in Leipzig erschien bereits seit 1595 ein

Meßcatalog, der erst 1860 einging. Im Jahre 1764 verließen die letzten Leipziger Buchhändler die Frankfurter Messe für immer, und damit hörte die dortige Buchhändlermesse überhaupt auf. An Frankfurts Stelle trat Leipzig als beherrschender Mittelpunkt des gesammten deutschen Buchhandels, und von hier gingen nun die Bestrebungen aus, die den genossenschaftlichen Zusammenschluß des deutschen Buchhandels erstrebten, aber lange nicht durchzuführen vermochten.

Zwei Jahrzehnte vergingen, in denen sich mit dem Zusammenbruch Deutschlands unter Napoleon's Zwingherrschaft und mit der darauf folgenden herrlichen Erhebung in den Freiheitskriegen zugleich ein tiefer Zerfall alles wirthschaftlichen Lebens und danach ein fröhliches Emporblühen von Handel und Wandel und nicht minder der Wissenschaft vollzog. Jetzt erwachte auch im deutschen Buchhandel der Einheitsgedanke wieder, und als auf der Ostermesse 1825 Fr. Campe aus Nürnberg und Bernh. Fr. Voigt aus Ilmenau die Gründung eines allgemeinen deutschen Buchhändlervereins anregten, da fanden sie mit jenem Plane freudigen Widerhall bei den Besten ihrer Berufsgenossen, allen voran bei Fr. Perthes aus Gotha, und am 30. April 1825 wurde der „Börsenverein der deutschen Buchhändler" begründet. Was im Buchhandel immer mehr zu diesem genossenschaftlichen Zusammenschluß drängte, waren nicht nur ideale Bestrebungen, sondern es waren auch die Noth der Zeit und die unleidlichen Zustände, unter denen der Buchhandel je länger je mehr litt. Der Einzelne war dagegen machtlos, und so erwartete man denn nur von einer gemeinsamen Vertretung des ganzen Berufs diese dringend nöthige Hilfe. Für die Verleger kam vor Allem der offen und ungescheut betriebene Nachdruck in Frage. Der Börsenverein nahm sich dieser Angelegenheit mit Eifer an, und er hat sich damit wesentliche Verdienste um das Zustandekommen der ersten deutschen Nachdruckgesetze im Jahre 1837, (des preußischen vom 11. Juni 1837 und des Beschlusses der deutschen Bundesversammlung vom 9. November 1837) und um deren weitere Ausgestaltung und Verallgemeinerung erworben. Mit dem Erscheinen dieser Gesetze verschwindet der Nachdruck mehr und mehr, und der Verlagsbuchhandel konnte sich nun des ungestörten Besitzes und Genusses seiner Rechte erfreuen.

Ganz andere Sorgen drückten den Sortimentsbuchhandel. Uebergroße Concurrenz und übermäßiger Rabatt. Die Zahl der Buchhandlungen war am Ende des vorigen Jahrhunderts auf etwa 400 gestiegen. An den heutigen Verhältnissen gemessen, sind das nur wenige; für die damalige Zeit aber, in der Deutschland noch nicht die Hälfte seiner jetzigen Bevölkerungszahl hatte, und das Lesebedürfniß und die Aufnahmefähigkeit für die literarischen Erzeugnisse auch nicht annähernd in dem Umfange wie jetzt vorhanden war, genügten sie jedenfalls, um schon als eine starke Ueberfüllung des Buchhandels empfunden zu werden. Uebrigens waren jedenfalls auch mehr Buchhandlungen vorhanden; viele aber verkehrten nicht über Leipzig, sondern bezogen ihren Bedarf aus zweiter Hand und wurden daher nicht als voll angesehen und nicht mitgezählt. Daneben betrieben die Buchbinder an vielen Orten schwunghaften Buchhandel und wurden dadurch zu sehr unbequemen Concurrenten. Daraus erwuchs das zweite Hauptübel des Sortiments: die Schleuderei mit all' ihren Folgeerscheinungen. Der Kundenrabatt entstand vielleicht zuerst als eine Vergütung für und als Anreiz zu baarer Zahlung, er wurde dann aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum schärfsten Streitmittel in dem wilden Concurrenzkampfe und führte zu Erscheinungen, wie wir sie heute doch nur noch ganz vereinzelt finden. Wenn man die damaligen Aeußerungen über die beiden Grundübel des Buchhandels: „Concurrenz und Rabatt" liest, so staunt man über die Gleichartigkeit jener Verhältnisse mit den heutigen. „Vieles könnte heute noch im Börsenblatt veröffentlicht werden und würde ebenso richtig sein, wie es das vor sechzig und siebenzig Jahren gewesen ist," schreibt Vollert. „Aber man sieht auch daraus, daß sich doch Vieles auch sehr wesentlich gebessert hat und darf sich der Hoffnung getrösten, daß der deutsche Buchhandel, wie er damals nicht zu Grunde gegangen ist, auch jetzt die schweren Zeiten glücklich überstehen wird."

In der genannten Festschrift verbreitet sich Ernst Vollert natürlich eingehend über den Berliner Buchhandel und seine Geschichte. Wir können seiner Darstellung hier nur die allgemein interessirenden Punkte entnehmen. Er behauptet — übrigens nicht ganz richtig, denn unter dem großen Kurfürsten und den zwei ersten Königen stand der Berliner Verlag sehr achtunggebietend da — daß von einem Berliner Buchhandel erst seit etwa 150 Jahren die Rede sein kann. Berlin, die Hauptstadt des armen Brandenburg, war bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts noch ein unbedeutender Ort von kaum 12 000 Einwohnern ohne eigenes geistiges Leben, als dieses in den großen Städten von Mittel-, West- und Süddeutschland bereits in höchster Blüthe stand. Als in diesen die Buchdruckkunst längst zu größter Vollendung gelangt war, erhielt Berlin erst im Jahre 1539 auf Betreiben des Kurfürsten Joachim II. die erste Druckerei. Er ließ einen Buchdrucker, Johann Weiß, aus Wittenberg nach Berlin übersiedeln, der aber seine Thätigkeit um 1544 wieder einstellte. Einen Nachfolger erhielt er erst 1574 in Leonhard Thurneysser, der seine Officin bereits 1577 verkaufte und Berlin nach wenigen Jahren verließ. Thurneysser war ein Abenteurer, der später in einem unsteten Leben zu Grunde ging, aber sonst ein Mann von nicht gewöhnlicher Begabung. Er brachte das von ihm begründete Geschäft in den wenigen Jahren seines Besitzes zu außergewöhnlicher Blüthe und schuf Werke der Druckkunst, die als mustergiltige denen der berühmtesten Officinen Deutschlands an die Seite gestellt werden konnten. Seine typographische Anstalt war nicht nur mit deutschen und lateinischen, sondern auch mit morgenländischen und slavischen Schriften auf das Reichste versehen; er besaß eine eigene Formschneiderei und Schriftgießerei und beschäftigte in den besten Zeiten über 200 Arbeiter. Im Jahre 1577 hat Thurneysser 440 Bogen gedruckt, gewiß keine gewöhnliche Leistung. Im Jahre 1599 wurde wiederum einem Buchdrucker Christoph Runge aus Neudamm vom Kurfürsten Joachim Friedrich ein Privilegium für Berlin ertheilt, und erst 1664 privilegirte der große Kurfürst einen zweiten Buchdrucker, Georg Schultze aus Guben, der 1673 Hofbuchdrucker wurde. Nach vielfachem Besitzwechsel kaufte 1765 Georg Decker die Officin, in dessen Familie sie bis 1877 verblieben ist. Sie wurde die Decker'sche Geheime Oberhofbuchdruckerei und ging im genannten Jahre in den Besitz des Deutschen Reiches über, das sie als „Reichsdruckerei" zu einer der bedeutendsten aller bestehenden typographischen Anstalten ausgebildet hat. Erst im 18. Jahrhundert entwickelte sich die Kunst des Buchdrucks in Berlin zu einiger Blüthe, bis sie dann in unserer Zeit zu größter Ausdehnung und zur höchsten Stufe der Vollendung gelangt ist. Wie das Gewerbe in Berlin seit Anfang dieses Jahrhunderts gewachsen ist, läßt der folgende Vergleich erkennen. Im Jahre 1800 gab es 21 Buchdruckereien mit 123 Gehülfen, 1890 dagegen 402, die mit etwa 4000 Gehülfen arbeiteten.

Ebenso langsam wie die Buchdruckkunst hat sich der Buchhandel in Berlin entwickelt, dem die strenge zunftgemäße Gliederung und Einschränkung aller Handels- und gewerblichen Thätigkeit, wie sie seit dem Mittelalter bis in die neueste Zeit bestand, von Anfang an keine freie Gestaltung und Entfaltung gestattete. Zwar wurden in Berlin die Buchhändler keiner der bestehenden beiden Kaufmannsgilden eingereiht, aber ohne kurfürstliches Privilegium durfte trotzdem Niemand den Buchhandel betreiben, und im Uebrigen wurde der Geschäftsbetrieb vielfach durch landesherrliche Verordnungen beschränkt. Andererseits nahmen die Buchhändler auch wieder den landesherrlichen Schutz für ihre Interessen

in Anspruch, besonders wenn es darauf ankam, den Uebergriffen anderer Gewerbetreibenden in den Bücherhandel zu wehren. Von Anfang an waren es hauptsächlich die Buchbinder, die diesen für sich mit in Anspruch nahmen, und Vollert zeigt auf, daß besonders im 17. Jahrhundert über die Abgrenzung der beiderseitigen Handelsbefugnisse in Berlin ein langdauernder Streit ausgefochten wurde. Diese Verhältnisse haben sich bis in unser Jahrhundert kaum geändert. Die Concessionspflicht blieb für den Buchhandel in Preußen bestehen, bis das Preßgesetz vom 17. März 1848 jede Beschränkung für seinen Betrieb aufhob; aber dieser Zustand schrankenloser Freiheit dauerte nur bis zum Erlaß des neuen Preßgesetzes vom 12. Mai 1851, durch das die Befugniß zum selbstständigen Betriebe des Buchhandels von dem Bestehen einer Prüfung abhängig gemacht und außerdem an die Genehmigung der Bezirksregierung geknüpft wurde. Erst die Gewerbeordnung vom Jahre 1868 gab dem Buchhandel wie überhaupt dem Handels- und Gewerbestande in Deutschland die völlige Freiheit, deren rücksichtslose Ausnutzung zwar auch wieder vielfache Schäden im Gefolge hat, die aber doch als ein so kostbarer Theil der dem Staatsbürger nothwendigen persönlichen Freiheit angesehen wird, daß an ihre Beseitigung nicht mehr gedacht werden kann.

Ernst Vollert erzählt uns im Verlaufe seiner Darstellung auch die Geschichte der berühmtesten Berliner Buchhandlungen z. B. der heute noch als Verlag und Sortiment blühenden Nicolaischen Buchhandlung, die nach der Haude und Spener'schen die zweitälteste der bestehenden Berliner Buchhandlungen ist. Gegründet wurde das Geschäft von Gottfried Zimmermann als Filiale seiner in Wittenberg betriebenen Handlung. Seine Tochter heirathete den bei ihm in Wittenberg angestellten Gehülfen Christoph Gottlieb Nicolai, dem sie die Berliner Handlung als Morgengabe zubrachte. Am 3. Mai 1713 erhielt Nicolai das Buchhändlerprivilegium, und es gelang ihm, besonders durch glückliche Verlagsunternehmungen (schon damals Schulbücher), die Handlung bald zu einer wohlangesehenen zu machen. Göckingk schließt aus dem Umstande, daß Friedrich der Große als Kronprinz die Buchhandlung öfter besucht habe, daß sie eine der vorzüglichsten Berlins gewesen sein müsse. Die Handlung ist bis zum Jahre 1866 im Besitz der Familie Nicolai geblieben. Der Nachfolger des Begründers wurde 1752 sein Sohn Gottfried Wilhelm Nicolai, und diesem folgte 1759 sein berühmter jüngerer Bruder Friedrich Nicolai, eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im literarischen Leben Berlins am Ende des 18. Jahrhunderts und zweifellos der bedeutendste Buchhändler, den es damals hier gab. Die markanteste Gestalt des Berliner Buchhandels neben diesem Freunde von Lessing und Moses Mendelssohn und dem von Vollert vergessenen Christian Friedrich Voß, dem Verleger des großen Königs, ist der alte Georg Andreas Reimer, dessen schönster Ruhmestitel es bleibt, der Verleger des armen Heinrich v. Kleist gewesen zu sein. Als Reimer seine Thätigkeit begann, da grollte das Napoleonische Gewitter erst von ferne und man konnte sich noch in der Sicherheit wiegen, daß von ihm für Preußen nichts zu fürchten sei. Sechs Jahre später hatte der Blitz den preußischen Staat in's Mark getroffen, und die Leiden eines grenzenlos unglücklichen Krieges und die jahrelangen Bedrückungen eines brutalen Eroberers hatte vor Allem die Hauptstadt zu tragen. Daß da der Buchhandel nicht aufblühen konnte, ist nur zu erklärlich, traf ihn doch neben dem allgemeinen Daniederliegen alles Handels noch der Druck einer überaus strengen Beaufsichtigung, die von den französischen Machthabern unnachsichtlich gehandhabt wurde. Das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm, der auf Napoleon's Befehl „wegen absichtlicher Verbreitung ehrenrühriger Schriften gegen Frankreich" 1806 erschossen wurde, mahnte zu doppelter Vorsicht. Die flammende Vaterlandsliebe stellt Reimer in die erste Reihe der Männer, die nach dem Unglücksjahre 1807 für Deutschlands Wiedergeburt alle Kräfte einsetzten. In seinem Hause verkehrten Schleiermacher, Arndt, Niebuhr, Fichte und wurden die Pläne mit geschmiedet für Preußens Auferstehung. Ja der wackere Buchhändler verließ Familie und Geschäft und zog mit dem Degen in der Faust für seinen König in den heiligen Krieg, um dann mit Undank belohnt und als „Demagog" in langwierige Umtriebe verwickelt zu werden.

Die Jahre von 1807—1815 hatten dem deutschen Volke einen neuen Geist und neuen inneren Gehalt gegeben. Berlin vor Allem, von wo aus die besten Männer des Volkes in nimmermüder Arbeit den Samen ausstreuten, aus dem die innere Erneuerung zur Blüthe und zur Frucht heranreifen sollte, war jetzt in ausgesprochenem Sinne der geistige Mittelpunkt Preußens und Deutschlands geworden, dessen wissenschaftliches Uebergewicht besonders von der im Jahre 1810 gegründeten Universität erhalten wurde, die auserwählte Männer aller Wissenschaften zu ihren Lehrern zählte, um die sich wieder weitere Kreise von gelehrten und hochgebildeten Männern sammelten. Getragen von dem mächtig angeregten nationalen Denken und Empfinden mußte sich unter so günstigen Bedingungen mit Nothwendigkeit eine rege literarische Thätigkeit entfalten, und diese konnte wiederum nicht ohne Rückwirkung auf den Buchhandel bleiben. So entstanden denn auch im Laufe der nächsten Jahrzehnte eine Reihe angesehener Verlagshandlungen in Berlin, die mit frischem Muth erfolgreich in Wettbewerb mit dem übrigen deutschen Verlagsbuchhandel traten. Noch zur Ostermesse 1817 weist der Meßcatalog neben 717 Leipziger Neuigkeiten nur 366 aus Berlin auf; diese Zahlen verschieben sich aber bald wesentlich zu Gunsten Berlins, dessen Production zu der Leipzigs dann längere Zeit in einem Verhältniß wie 6 : 8 steht. Heute hat Leipzig nur noch die großen encyclopädischen Werke, in denen allerdings sehr bedeutende Capitalien angelegt und umgesetzt werden, vor Berlin voraus, im übrigen und besonders im wissenschaftlichen Verlage aber ist es von Berlin bereits überholt worden. Sehr richtig schreibt Ernst Vollert: „Wenn der deutsche und in ihm auch der Berliner Verlagsbuchhandel sich im Großen und Ganzen eines blühenden Gedeihens erfreut, so verdankt er dies seiner eigenen Kraft, die getragen wird von der weltumfassenden Bedeutung der deutschen Wissenschaft. Was bei uns in Preußen der Staat für die Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen thut, beschränkt sich in der Hauptsache auf die Untersuchung gelehrter Forschungen, für deren Veröffentlichung die Männer der deutschen Wissenschaft fast ausschließlich auf die Opferwilligkeit der Verleger angewiesen sind." Auch die beiden preußischen gelehrten Gesellschaften, die „Königlich preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin" und die „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen", verwenden ihre verhältnißmäßig bescheidenen Mittel in gleichem Sinne, und selten nur wird dem Verleger ein Theil des Risicos abgenommen. Daß trotzdem bei uns ein gutes wissenschaftliches Werk, mag es auch noch so geringe Aussichten auf äußeren Erfolg bieten, sicher seinen Verleger findet, das ist ein Ehrentitel für den deutschen Verlagsbuchhandel, der selten erkannt und noch seltener anerkannt wird. Schon Fr. Perthes äußerte 1816: „Die Kosten zum Druck der Werke trägt in Deutschland keine Regierung, kein Gönner, keine Akademie, kein Institut. Die Möglichkeit, daß Werke des Geistes erscheinen, bewirkt allein der Buchhandel, und Dr. M. Veit schrieb 1839: „Der deutsche Buchhandel hat von jeher bewiesen, daß er seine eigenthümliche Stellung in den nachbarlichen Grenzen der Intelligenz und Industrie zu würdigen wisse. Man prüfe die neuesten Cataloge und entscheide dann, ob jener ehrenhafte Grundsatz: einen Theil des Gewinnes, den die Muse dem häuslichen Altar beschieden, der Muse selber zu opfern, nicht bis auf unsere Zeiten herab sich fortgeerbt habe." Das ist die Anschauung, nach der der deutsche Verlagsbuchhandel auch heute noch seine

Geschäfte betreibt, nicht nur zu seinen, sondern vor Allem auch zum Heile der Wissenschaft, eine Anschauung, die beim Cantatefest Ostermesse 1890 von einem anderen Rector der Universität Leipzig, Geheimrath Wundt, gewürdigt wurde, der vom deutschen Verlagsbuchhandel sagte: „In Frankreich, in England ist der junge Schriftsteller, der mit seinen Leistungen nicht gerade dem Tagesbedürfniß entgegenkommt, auf die manchmal sehr zweifelhafte Protection der Akademien und gelehrten Gesellschaften angewiesen. Der deutsche Buchhandel aber hat — mit Stolz dürfen wir es sagen — für die Literatur und Wissenschaft mehr gethan, als alle Akademien der Welt zusammen genommen." Jedenfalls hat der deutsche Buchhandel in einem halben Jahrhundert eine beispiellose Entwickelung durchgemacht, wie schon die großartige Entwickelung des Berliner Buchhandels und der Börsenverein der deutschen Buchhändler beweist, der Jahrzehnte lang die einzige Vereinigung war, die eine deutsche Einheit darstellte „so weit die deutsche Zunge klingt".

Oesterreichische Kampflieder.

Von J. G. Thomsen.

Während der constitutionelle Kaiser von Oesterreich das Parlament bis zum Herbst nach Hause schickt, rüstet sich Graf Thun, das auseinanderfallende Reich auf Grund des Nothparagraphen 14 absolutistisch zu regieren. Die Abgeordneten haben keine Tribüne mehr, und die Bevölkerung ist jenes Factors beraubt, der zur Vertretung ihrer Interessen zunächst berufen ist. Was die clerical-slavische Majorität in der Zwischenzeit für neue Anschläge gegen das deutsche Volk und das deutsche Wort in Cisleithanien plant und ausführt, wissen die Götter. Die deutschen Zeitungen und Zeitschriften aus dem Reich, die ein freies Wort gegen das Regiment der Wiener Beichtväterpartei oder die lieben Tschechen und Polen wagen, werden confiscirt und nicht nur vom Postdebit ausgeschlossen, sondern ungesetzlicherweise auch vom Posttransport. Gestern galt es der „Frankfurter Zeitung", heute der „Gegenwart". Auch die Büchercensur ist strenger als je, und die Leipziger Bücherballen werden genau visitirt, wie in den schönsten Zeiten Metternich's. Da ist es ein Trost, daß wenigstens das vogelfreie Lied, das von Mund zu Mund geht und die deutschen Herzen tröstet und stärkt, nicht in Ketten gelegt werden kann. Die österreichische Lyrik ist zum nationalen Kampflied geworden, und wenn die Volksvertreter ebenso energisch in der Opposition verharren, wie die Sänger in Oesterreich, dann wird die Erkenntniß in der Wiener Hofburg doch noch durchdringen, daß man ohne die Deutschen ebenso wenig regieren kann, wie gegen sie. Gewappnet bleiben und ausharren, das ist die sicherste Gewähr des endlichen Erfolges.

Als man vor einigen Jahren einen Preis ausschrieb für das beste, nationale Volkslied der Deutschen in Oesterreich, hatte man die Absicht, das inhaltsdürftige „Deutsche Lied", diese provisorische Nationalhymne, durch einen würdigeren, Herz und Geist erhebenden Gesang zu ersetzen. Das „Deutsche Lied" aber ist musikalisch schön, es erfreut sich einer bereits angewöhnten Beliebtheit und — es ist schließlich ein recht harmloses Lied, das Jeder ruhig singen kann, ohne bei irgendwem in Mißcredit zu gerathen: demgemäß wurde es in seiner Stellung wenig erschüttert. Aber in anderer Weise wirkte jene Preisausschreibung doch segensvoll. Sie gab den ersten Anstoß zu einer neuen Lyrik, zu einer neuen Liederwelt. Die Sänger Oesterreichs waren plötzlich erwacht für die heilige Sache des Volkes. Und als die nationale Bewegung mächtig anschwoll, als der Ruf des bedrängten Deutschthums auch in die stillen Gaue drang, da begehrte das Volk aller Orten nach Liedern, die es im Kampfe führen, im Siege feiern sollten. Dichter und Sänger wurden durchdrungen von ihrer hohen Aufgabe, im brausenden Gesange die Begeisterung für die schwarz-roth-goldene Fahne zu wecken und thatkräftig zu machen. In den fröhlichen Vereinen deutscher Sangesbrüder fehlte fortan nirgends und ertönte mächtig das nationale Lied.

Als einer der freimüthigsten Vertreter der jungösterreichischen, deutschvolklichen Muse reiht sich Armin Stark mit seinem Liederhefte: „Zu Schutz und Trutz" den besten an. Was vor allem andern den rein poetischen Werth seiner Schöpfungen anbelangt, so werden sich dieselben den unsterblichen deutsch-nationalen Dichtungen aus der Zeit der Freiheitskriege an die Seite stellen können. Die Begabung von Aurelius Polzer (dies der wahre Name des sangeskundigen Grazer Redacteurs) ist eher eine lyrisch-epische, als eine rein lyrische zu nennen. Die einfachsten Liedermotive sind mit einer manchmal gewiß zu großen Breite, die an epische Ausführung erinnert, behandelt. Eines der nach Form und Inhalt vollendetsten ist das Gedicht: „An mein Vaterland":

„Ich hab' an dir, mein Vaterland, gehangen,
Hab' dich mit heißer Liebesgluth umfangen,
Du warst mein höchstes Kleinod, mein Idol,
Du warst des Knaben erste, heiße Liebe,
Dir weihten sich des Jünglingsherzens Triebe,
Es galt des Mannes Schaffen deinem Wohl.
Froh sprang mein Herz, wenn deine Stirne schmückte
Der Ruhmeskranz, wenn hell dein Glücksstern stand;
Doch schwerer Kummer mir die Seele drückte,
Wenn Unheil dich befiel, mein Vaterland!

Aurelius Polzer's Lieder haben insbesondere bei der deutsch-akademischen Jugend viel Anklang gefunden: diese deutsch-akademische Jugend ist ja allezeit der national vorgeschrittenste Theil der deutschen Bevölkerung gewesen und hält auch gegenwärtig in Oesterreich die Fahnenwacht für die deutsch-nationale Zukunftsidee; an ihrer idealen Begeisterung prallen die rohen Schmähworte und Verfolgungen ihrer Feinde machtlos ab. Die Feinde und die Verfolgungen hat Aurelius Polzer mit der akademischen Jugend Oesterreichs gemein, nur daß sie ihm, dem einzelnen Manne, der Weib und Kind zu ernähren hat, weit gefährlicher werden mußten. Aurelius Polzer hat es schwer gebüßt, — ein deutscher Mann zu sein. Seine Maßregelung, die Entsetzung aus dem Lehramte, das er Jahre hindurch gewissenhaft verwaltet hatte, sind allgemein bekannt und haben in allen deutschen Ländern einen Schrei des Unwillens hervorgerufen. Polzer ist ein Märtyrer seiner Ueberzeugung. Seine starker und starrer Charakter, der, seiner Rechtserkenntniß und dem edlen, nationalen Triebe folgend, einem fremden Götzen sich nicht beugt, drückt sich auch in seinen Liedern aus. Es sind geharnischte Gesänge vom Wirbel bis zur Zehe, — nicht nur ausgerüstet mit dem eisenschweren Panzer des alten Volksrechtes der Deutschen und dem untilgbaren Schilde, den uns die Weltgeschichte und die, aus dieser abzuleitenden Zukunfts-Schlüsse leihen, — nein, auch bewehrt mit den Trutzwaffen des wuchtigen Schwertes, der treffenden Lanze und des spitzigen Pfeiles. Es fällt uns schwer, den Leser auf einzelne Gedichte aus Polzer's neuestem Werke aufmerksam zu machen; zu den besten aber zählen wir den schwungvollen Hymnus: „Das schönste Lied", welcher ausklingt mit den Worten:

„Nie soll uns im Herzen ersterben
Der Sang, dem keiner gleich:
Gilt's Tod und gilt es Verderben,
Wir singen vom Deutschen Reich!"

Doch auch die Epik beginnt sich eifriger Pflege zu erfreuen. Hat die nationale Lyrik den hauptsächlichen Zweck, an Ereignisse der Gegenwart anknüpfend, das Volk zu begeistern und zu Thaten anzueifern, so führt die nationale Epik die Vergangenheit unseres Volkes, die Thaten der Väter

dem lebenden Geschlechte vor das Auge, damit es sich daran erbaue. Und an geeigneten Stoffen fehlt es wahrlich nicht. Ueberaus reich ist die Geschichte der Deutschen in Oesterreich an herrlichen Schätzen, die werth sind, von gottbegnadeten Dichtern gehoben zu werden! Mehrfach ist dies bereits in der That geschehen, so von Anton Ohorn in seinem Werkchen: „In tschechischen Wettern“ und von Franz Keim im „Stefan Fadinger“, ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern. Ohorn's Dichtung schildert, zumeist sich eng an die historische Ueberlieferung anlehnend, in zehn Gesängen die Tschechisirung der Prager Universität unter König Wenzel und die endliche Auswanderung der deutschen Studenten nach Leipzig. In dramatischer Lebendigkeit entrollt der Dichter die einzelnen Scenen vor unserem Auge, uns überall durch hohen, poetischen Schwung begeisternd, mag er nun zarte Minne, wie in die „Braut des Studenten“ oder wild aufloderuden tschechischen Fanatismus („Die Predigt des Hus“, „Das Quodlibet“, „Der Judasrath“), oder die ausdauernde Liebe der Deutschen zu ihrem Volksthume (besonders in den Abschnitten: „In der deutschen Schenke“, „Das deutsche Lied“, „Der Auszug der Deutschen“) schildern. Ohorn's Gedicht, eine Perle der nationalen Poesie in Deutschböhmen, scheint uns auch deßhalb bedeutsam zu sein, weil es zum ersten Male versucht hat, den Bestrebungen der Deutschen für die Erhaltung ihrer Nationalität während der Hussitenzeit auch poetisch gerecht zu werden. Das deutsche Bauernlied des bekannten Wiener Dramatikers Keim dagegen führt uns in das Reformations-Zeitalter, aus welchem es eine der deutschesten, mannhaftesten Gestalten hervorhebt, die des wackeren oberösterreichischen Bauernführers Stefan Fadinger. Bekanntlich war das Land ob der Enns die letzte Burg des evangelischen Glaubens in den kaiserlichen Erblanden. Selbst der grausame Statthalter Graf Herberstorf vermochte es nicht „katholisch“ zu machen. Die versuchte Einsetzung eines katholischen Pfarrers im Bezirke Frankenburg gab den nächsten Anlaß zu dem blutigen Bauernkriege, der über zwei Jahre währte und trotz der heldenmüthigen Wehr der Bauern, die zu Tausenden für ihren „deutschen Herrgott“ und das „freie Gotteswort“ auf dem Schlachtfelde starben, mit ihrer Niederlage endete. Der Hauptmann der christlich-evangelischen Armee war der ehemalige Hutmacher Stefan Fadinger, der Held der Dichtung Keim's. Uns freut es doppelt, daß der hochbegabte Dichter gerade ihn sich zum Helden seines Liedes erkoren hat, weil er dadurch auf eine würdige Weise ein literarisches Unrecht gesühnt hat, das an dem heldenmüthigen Manne durch das sogenannte Fadingerlied — einem vermuthlich auf jesuitisches Betreiben zu Stande gekommenen volksthümlichen Gedicht des siebzehnten Jahrhunderts — begangen worden ist. Es sind prächtige, mit kräftigen Strichen gezeichnete Scenen, oft tief ergreifender Natur, die Keim im wohlgetroffenen Spielmannstone schildert.

Auch der unermüdliche steirische Buchdruckereibesitzer Dr. Joseph Harpf in Leoben hat zwei Liedersammlungen erscheinen lassen: „Sagen und Singen“ und „Aus der deutschen Ostmark“, die wir auch reichsdeutschen Lesern warm empfehlen können. In seinen nationalen Gesängen finden wir die ehrliche Ueberzeugungstreue und streuge Rücksichtslosigkeit wieder, welche einen Reinmar von Zweter und Walther von der Vogelweide in ihrer politischen Spruchdichtung zieren. Wie tief und innig er von der hohen, heiligen Sendung durchdrungen ist, welche der deutsche Sänger in der Ostmarck jetzt zu erfüllen hat, geht aus dem Nachworte zu „Aus der deutschen Ostmark“ hervor, welches er „An seine fahrenden Sangesbrüder“ richtet:

„Ich habe tief empfunden des Volkes Freud' und Leid,
Nun sei dem Vaterlande die beste Kraft geweiht.
Doch wollt das Lied ihr schelten, wann es politisch ist,
Weis' ich der Größten Einen euch auf zu dieser Frist:
Der große Vogelweider hat mit dem Volk gefühlt,
Hat auch mit scharfem Hiebe am Feind den Muth gekühlt.

Und getreu diesem Vorsatze und unbekümmert um der Großen Gunst und Haß, wie die Strophe zeigt:

„Des Vogelweiders Sangeskraft
Ist meiner Heimath längst entrafft,
Und Oest'reichs Fürst schaart nimmermehr
Die deutschen Dichter um sich her —,“

tadelt er die Halbheit und das unechte Empfinden unserer „Auch-Deutschen“ und ruft in Worten voll Kraft und Feuer das Volk auf, daß es rückkehre zur Tugend und Sitte der Ahnen und deutsches Land und Recht gegen die übermüthigen Barbaren schütze und die Freiheit vor den Finsterlingen schirme. Als einen Hauptvorzug seiner Dichtungen müssen wir es hervorheben, daß sie alle von vollständiger Ursprünglichkeit zeugen. Da ist nirgends jene anwidernde Nachäfferei zu verspüren, welche unsere jüngere Lyrik leider kennzeichnet. Tiefinneres Empfinden hat Hagen's Lieder geboren; darum sind sie so eigenartig, so voll Kraft und Mark und aller Süßlichkeit und Hohlheit bar.

Noch eine dritte Liedersammlung: „Rufe aus dem deutschen Osten“ ließ Harpf bei Otto Wigand in Leipzig erscheinen, sie wurde von der österreichischen Behörde verboten; der Unmuth über das den Deutschen zugefügte Unrecht mag wohl — wir finden das nur zu begreiflich — den Sängern Bilder und Worte geliehen haben, welche man in Oesterreich einem Deutschen nicht hingehen läßt. Umso größere Verbreitung wird hoffentlich das streitbare Liederbuch bei allen guten Reichsdeutschen finden, die ihre entrechteten Brüder in Oesterreich gewiß nie verlassen werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aerzte auf Provision.

Von Gyp (Comtesse de Martel).

(Schluß.)

II. Bei Dr. Déchar.

(Ein mit schäbiger Eleganz möblirter großer Salon. Auf einer goldbroncenen Pendeluhr die drei Grazien, dazu passende Leuchter; welke, verstaubte Blattpflanzen; Visitkarten in einer Bronceschale; schwarze, mit gelbem Damast bezogene Möbel.)

Frau Déchar, 28 Jahre alt, groß, rosig, blaue Augen, schwarze Haare, außergewöhnlich hübsch; citronengelber Frisirmantel mit weißem Gürtel. Sie liest am Kamin.

Dr. Déchar (eintretend). Brrr! Draußen ist es gar nicht warm! (Er legt seinen Hut auf den Tisch und küßt seine Frau.) Guten Abend, meine Liebe! (Frau Déchar rührt sich nicht und liest ruhig weiter.) Ich bin wie gerädert! (Er setzt sich auf einen Fauteuil ihr gegenüber und streckt seine Füße so an's Kaminfeuer, daß die Stiefeln zu rauchen anfangen.)

Frau Déchar (die Nase rümpfend). Du glaubst wohl, dieser Geruch sei angenehm? (Sie liest weiter.)

Dr. Déchar. Ich bitte Dich um Verzeihung ... (Er steht auf.) Ich werde meine Pantoffeln anziehen.

Frau (ohne von ihrem Buch aufzusehen). Du thust besser daran, Dir gleich Lackschuhe anzuziehen für diesen Abend.

Dr. Déchar (beunruhigt). Für diesen Abend?

Frau. Weil wir in die Oper gehen.

Dr. Déchar (verblüfft). In die Oper? Ich glaubte, es sei immer am Montag, wo Du ... und überdies habe ich ...

Frau. Montags nimmt mich Genoveva mit ... und die ladet Dich nicht ein!

Dr. Déchar. Ich glaubte auch . . .

Frau. Heute bietet mir Frau von Santander einen Sitz an . . . und Dir auch.

Dr. Déchar. Frau von Santander . . . wer ist das?

Frau. Jetzt kennst Du nicht einmal mehr Deine Patientinnen!

Dr. Déchar. Frau von Santander! . . . aber Du träumst wohl?

Frau (ihm eine Karte herüberreichend). Gut! . . . ich träume!

Dr. Déchar (lesend). Herr und Frau Grodo von Santander erlauben sich, Herrn Dr. Déchar und Frau Gemahlin . . . Wie! Frau Grodo heißt jetzt Santander? . . . Das konnte ich doch nicht errathen! . . . Herr und Frau Grodo von Santander . . . Das hat Chic! (Er lacht.)

Frau (empfindlich). Das amüsirt Dich?

Dr. Déchar. Und ob! . . . Seit fünfzehn Jahren behandle ich Frau Grodo, die niemals Santander hieß, und auf einmal ändert sie den Namen . . . und zu gleicher Zeit hat sie den Einfall, uns in ihre Loge einzuladen.

Frau. Ein guter Einfall!

Dr. Déchar. Das finde ich nicht!

Frau. Du bist sehr liebenswürdig! Alles, was mich unterhält, langweilt Dich!

Dr. Déchar. Mein liebes Kind, hier handelt es sich nicht um Unterhaltung oder Langeweile, sondern um das, was sich schickt oder nicht.

Frau. Ich verstehe Dich nicht.

Dr. Déchar. Ich werde mich verständlich zu machen suchen. Eine Frau Deines Standes zeigt sich nicht in der Loge der Frau Grodo . . . von Santander . . . und ich verstehe nicht, wie sie wagen konnte, uns in ihre Loge einzuladen!

Frau. Ich habe ihr gesagt, daß ich die Oper vergöttere.

Dr. Déchar. Du? Du hast also mit ihr gesprochen? . . . wo denn?

Frau. Erst hier, als sie Dich einmal consultiren wollte, und dann bei ihr zu Hause . . . sie hatte mich gebeten, sie zu besuchen.

Dr. Déchar. Warum hast Du mir das nicht gesagt?

Frau. Weil Du mich nicht darum gefragt hast. (Sie nimmt ihr Buch wieder zur Hand. Stillschweigen.)

Dr. Déchar (schüchtern). Bist Du böse?

Frau. Ich soll vielleicht noch entzückt von Dir sein, nicht wahr? Ich führe ja so ein angenehmes Leben, habe so viel Unterhaltung, daß es mir natürlich Vergnügen macht, wenn die paar Gelegenheiten, die sich mir bieten, mir auch noch entgehen!

Dr. Déchar. Meine Liebe . . .

Frau. Ja, wenn ich noch zur Entschädigung ein gemüthliches, behagliches Heim hätte . . . aber (blickt sich um) . . . Brrr!

Dr. Déchar. Ich versage Dir doch nur wenig.

Frau. Weil ich nichts von Dir verlange! Du könntest mir, was ich wünsche, doch nicht geben, denn Du verdienst ja so wenig . . . gerade genug, daß wir nicht Hunger leiden.

Dr. Déchar. Du übertreibst.

Frau. Wenn ich bedenke, daß ich seit mehr als einem Jahre schon so gern eine Blaufuchs-Boa möchte . . . weil doch alle Damen welche tragen.

Dr. Déchar. Meine Liebe, als ich sah, daß Du eine Boa wünschtest, erkundigte ich mich . . . sie kostet fünfzehnhundert Francs . . . eine hübsche Summe! Bis heute konnte ich nur die Hälfte davon zurücklegen. Wenn ich nur ein wenig Glück habe, wenn . . . (Er erinnert sich plötzlich an die zweitausend Francs des Dr. Rappaß.) Halt! Du sollst Deine Boa haben! (Er zieht aus der Tasche die zwei Tausendfrancs-Noten.)

Frau (erstaunt). Hast Du Jemanden ausgeplündert?

Dr. Déchar. Denk' Dir nur: Rappaß gab mir das Geld. Dieser Esel Rappaß, den ich zu dem jungen Mann in der Rue de Monceau rufen ließ . . . Du weißt doch?

Frau. Ja! . . . Und? . . .

Dr. Déchar. Es mußte eine Operation vorgenommen werden. Rappaß hat dafür drei Stunden gebraucht . . . und der arme Kerl wäre uns bald unter den Händen gestorben.

Frau. Das ist mir gleichgiltig . . . und was geschah dann?

Dr. Déchar. Dann gingen wir zusammen fort und Rappaß sagte zu mir: Steigen Sie doch in meinen Wagen ein, wir werden unsere Rechnung begleichen. Ich steige ein . . . und er giebt mir von den sechstausend Francs, die er soeben erhalten, zweitausend, indem er mir sagt, er gebe immer den dritten Theil dem Arzte, durch den er sie verdient habe. Ich wollte sein Geld nicht nehmen . . .

Frau (zwischen den Zähnen). Dummkopf.

Dr. Déchar. Möglich! . . . Ich denke aber anders über die Art, die Heilkunst auszuüben!

Frau (nachdenklich). Und er giebt immer den dritten Theil? . . . selbst wenn es eine große Summe ist?

Dr. Déchar. Immer! . . . So hat er mir zum Beispiel erzählt, daß C. ihn neulich zu einem Burschen rufen ließ, der in der Reitschule auf den Kopf gefallen war, so daß eine Schädel-Operation nöthig war . . er hat sie gemacht . . . sie ist ihm gelungen. Die Eltern gaben ihm fünfzehntausend Francs, wovon er dem C. fünftausend gab.

Frau. Doctor C. ist eben gewandt und schlau.

Dr. Déchar. O was das betrifft! . . .

Frau. Nicht Jeder kann das von sich sagen!

Dr. Déchar (lächelnd). Das geht wohl auf mich?

Frau. Wenn Du meinst.

Dr. Déchar. O, ich weiß, daß ich bei Dir nicht viel gelte. Doch lassen wir das! . . . (Sich über sie neigend.) Einen Kuß! (Sie rührt sich nicht.) Nun . . . Für die Boa?

Frau. Statt an Dummheiten zu denken . . .

Dr. Déchar. Du nennst das Dummheiten? . . .

Frau (fortfahrend). Würdest Du besser darüber nachdenken, ob sich unter Deinen Patienten keiner findet, an dem man eine Operation vornehmen könnte . . . eine theure Operation? . . .

Dr. Déchar. Meine Liebe, sei so gut und laß meine Patienten in Ruhe!

Frau. Wenn sich Dir eine sichere und leichte Gelegenheit bietet, Geld zu verdienen . . . viel Geld zu verdienen . . . so darfst Du diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen . . . Wenn Du keine Patienten, keine Consultationen, kurz, gar nichts mehr hast, so leide ich unter dieser ärmlichen Lebensweise, die ich doch nur Dir verdanke . . . denn ein Anderer wüßte geschickt die Umstände zu nützen. So leide ich darunter und sehe meine Schönheit schwinden, ohne daß Jemand etwas davon hat.

Dr. Déchar (bestürzt). Aber meine Theure . . .

Frau. Ich brauche Deine Betheuerungen nicht . . . ich bin dies Leben satt! Durch Deine Schuld habe ich mein Leben verfehlt . . . nämlich das Leben, wofür ich geboren war.

Dr. Déchar. Aber, mein liebes Kind, ich habe Dich ja nicht gezwungen, mich zu heirathen! Ich habe Dich geheirathet ganz . . .

Frau. Ohne Mitgift! Das wolltest Du sagen, nicht?

Dr. Déchar. Nein, ich will Dich nur daran erinnern, daß ich Dir damals sagte, ich sei ohne Vermögen, ohne Stellung, ohne Praxis, aber nicht ohne Wissen! Ich sei weder ein Charlatan, noch ein Betrüger, und daß ich es nie werden wolle.

Frau. Ich weiß es . . . und weiter?

Dr. Déchar. Dann sagte ich Dir, ich verdiene gegen zehntausend Francs und es gelinge mir vielleicht eines Tages, dreißigtausend zu verdienen. Ich habe Dich nicht getäuscht! Wir sind nun sechs Jahre verheirathet und ich verdiene fünfundzwanzigtausend Francs.

Frau. Wo willst Du hinaus?

Dr. Déchar. Ich werde meinen Beruf auch ferner nach bestem Wissen und Gewissen ausüben . . . ohne Betrügereien und Schurkereien . . . Nun weißt Du's!

Frau. Gut! Ich habe dies jämmerliche Dasein, das mich so oft so weit brachte, laut aufzuschreien und mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, nur ertragen ... weil ich keinen anderen Ausweg sah! ... Nun ich aber weiß, daß Alles geändert werden könnte, daß das Leben, wenn auch nicht gut, so doch wenigstens besser werden könnte, jetzt weigere ich mich, mich einer Laune zu fügen ...

Dr. Déchar. Einer Laune, ist gut! ... wenn meine Ehre, meine Doctorwürde auf dem Spiele steht!

Frau. O nur keine Phrasen! ... und merk' es Dir: wenn Du das Anerbieten des Doctor Rappaß nicht annimmst, so kehre ich zu meinen Eltern zurück.

Dr. Déchar (niedergeschmettert). Zu Deinen Eltern? ... in jenes Loch ohne Licht und Luft?

Frau. Jawohl, in jenes Loch ohne Licht und Luft. Aber beruhige Dich, mit meinem hübschen Gesichte werde ich dort nicht versauern.

Dr. Déchar. O!!! so wagst Du mit mir zu sprechen! ... mir so abscheuliche Dinge zu sagen! ... wenn auch nur im Spaß!

Frau. Im Spaß? ... Ach, Du glaubst, ich spaße?

Dr. Déchar. Wenn Dir noch wenigstens was fehlte ... aber nein! ...

Frau. Wirklich! ... ich habe ja Strümpfe und sogar Handschuhe! ... Herz, was verlangst Du mehr?! ... (Eine Pause.) Und es wäre doch so einfach, wenn Du, statt Dich zu ereifern, gemüthlich mit mir zusammen ein Mittel suchen würdest, wie sich die Dinge am Besten ordnen ließen. Wenn Du zum Beispiel nachdenken wolltest, wie ich Dich eben bat, ob keiner Deiner Patienten den Doctor Rappaß braucht! ... Was ist denn da so Außergewöhnliches? Da ist z. B. die junge Frau, die Du seit einem Jahre behandelst, Du weißt, mit der Lähmung ...

Dr. Déchar. Ach was! ich habe sie zum Doctor Lübermann geschickt, der hat sie im Handumdrehen geheilt, durch Elektrisiren, durch Massage, eben so wie man derlei Kranke heilt.

Frau. Um so schlimmer! Und der alte Marquis mit dem Steinleiden? ... den könnte man doch von Rappaß operiren lassen?

Dr. Déchar. Erstens, wenn ich ihn schon operiren ließe, wäre es nicht durch Rappaß, sondern durch einen Specialisten, und zweitens ist der Aermste nicht mehr im Stande, eine Operation zu ertragen.

Frau. Das schadet doch nichts! Ob er nun auf die oder die Art stirbt, sterben muß er ja doch, also ... übrigens laß uns was Anderes suchen! ... Halt, ich hab's!

Dr. Déchar. Was?

Frau. Der Kutscher der Herzogin! Der Bursche mit dem Hufschlag auf den Kopf!

Dr. Déchar. Was ist mit dem?

Frau. Na, da hast Du ja die Operation um fünfzehntausend Francs! Du weißt, wie enorm reich die Herzogin ist! Was ist das also für sie?! Auch hält sie viel auf ihren Kutscher.

Dr. Déchar. Gewiß, aber er hat sich wieder herausgerappelt ...

Frau. Das weißt Du nicht!

Dr. Déchar. Ich habe ihn ja eben besucht, ehe ich nach Hause kam.

Frau. Du sprachst doch selbst von einer Operation!

Dr. Déchar. Ja! ... Weil in den ersten fünf oder sechs Tagen die Entleerung der Geschwulst nicht erfolgen wollte ... ich fürchtete eine Blutergießung in's Gehirn ... jetzt, Gott sei Dank, ist davon keine Rede mehr!

Frau. Rufe doch Rappaß, er wird schon sehen!

Dr. Déchar. Niemals! Er wäre im Stande, eine Operation vorzunehmen!

Frau (aufstehend und sich über ihn beugend). Ich bitte Dich darum!

Dr. Déchar (ein wenig wegrückend). Nein ... das wäre nicht recht! —

Frau (schmeichelnd). O doch!

Dr. Déchar. Der Mann könnte draufgehn.

Frau (ihre Arme um seinen Hals schlingend). Schau! Du tödtest ja so Viele für Nichts und aber nichts. Nun kannst Du auch mal Einen tödten, um mir ein Vergnügen zu machen!

Dr. Déchar (ganz verstört). Ach geh ... Du bist grausam ... grausam ...

III. Acht Tage später.

Frau Déchar (zu ihrem Manne, der verwirrt eintritt und sich sprachlos niedersetzt). Nun, was ist mit der Operation?

Dr. Déchar. Der Patient ist todt! ... (Er verbirgt das Gesicht in den Händen und weint.)

Aus der Hauptstadt.

Die Verstaatlichung des Inserats.

Eine Reichstagsrede.

Meine Herren!

Die Dankbarkeit ist eine von denjenigen kerndeutschen Tugenden, die unser Jahrhundert durch spärlichen und vorsichtigen Gebrauch ziemlich unabgenutzt zu erhalten gewußt hat. Welche vornehme Reserve gerade der Reichstag sich in dieser Hinsicht auferlegt, wie behutsam, staatsklug und homöopathisch er der genannten Empfindung fröhnt, das ist zu bekannt, um noch besonders hervorgehoben werden zu müssen. Die Vorgänge nach Bismarck's Sturz, unser damaliges Schweigen redet mehr Bände, als College Rickert in zehn Jahren zu Stande bringt. Um so angenehmer hat jeden Freund wahren Verdienstes der fast überschwänglich tief gefühlte Nachruf berührt, den unser verehrter Herr Präsident den Manen des heimgegangenen zweiten Reichskanzlers gewidmet hat. Wie sehr er damit dem ganzen Hause aus dem Herzen sprach, das, meine Herren, geht schon aus der schlichten Thatsache hervor, daß diesmal die Socialdemokraten den Saal nicht verlassen haben, wie sie sonst zu thun pflegen, sondern stehend, in feierlicher Stimmung, den warmen Worten des verehrten Herrn Präsidenten lauschten. Ich kann nicht umhin, noch nachträglich im Namen meiner Fraction dem Grafen Ballestrem und der Socialdemokratie unsern aufrichtigen Dank auszudrücken. (Bravo, links.)

Aber, meine Herren, Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich eine ganz kleine Ausstellung mache. Es wollte mir nämlich scheinen, als wäre durch jenen Nachruf, so hohes Lob er an sich verdient, nicht allen hervorragenden Eigenschaften und Thaten des Grafen Caprivi ihr Recht geschehen. Ja, ich möchte behaupten, die strahlendste Seite seines Wesens ist dabei zurückgetreten hinter minder wichtige. Denn das wird Niemand von Ihnen leugnen, der auf den Ehrennamen eines Patrioten Anspruch erhebt: die glorreichen Handelsverträge verdanken wir eigentlich nicht dem Verewigten, der sie vielmehr nur als tapferer und gehorsamer General an dieser Stelle vertrat. Und jener Schandbrief, der den Wiener Botschafter auf Bismarck's Ankunft in der österreichischen Hauptstadt aufmerksam machte ... (Zuruf.) Ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren, sondern bloß in aller Kürze bemerken, daß mir eine andere Errungenschaft aus der Caprivizeit ungleich bedeutsamer und preiswürdiger vorkommt.

Wir dürfen uns nicht unklar darüber sein, daß die Handelsverträge den eigentlich staatserhaltenden breiten Volksschichten in Stadt und Land entweder unsympathisch oder gar verhaßt sind und daß mit ungeheuchelter Begeisterung nur die Händler und die Export-Industriellen für sie einstehen. Ebenso haben die Maßnahmen Caprivi's gegen Bismarck ein freudiges Echo nur in der freisinnigen und socialistischen Demokratie erweckt, während die ungeheure Mehrheit der Nation ihnen mit peinvoller Beklemmung zusah oder gar in einen Paroxysmus der Wuth gerieth. Und doch ist Graf Caprivi an diesen Klippen nicht gescheitert, sondern es gelang ihm, mit tausend Masten den Hafen zu erreichen. Das macht, er hatte die Presse für sich. Und hier, meine Herren, liegt für mich Caprivi's überragende Bedeutung. Dieser Staatsmann war der Erste, der mit Hülfe einiger hundert Rotationsmaschinen und etlicher Zeitungsverleger gegen den ausgesprochenen Willen der Volksmehrheit regierte. Er hat wahrhaft moderne Politik mit wahrhaft modernen Mitteln getrieben. Und das war seine Größe.

Meine Herren, wir hören in diesen Tagen, wo die Reform des Postzeitungstarifes zur Verhandlung steht, ungemein viel Gutes von dem hohen Berufe der Presse. „Die Presse", lese ich in einer uns allen vorliegenden Eingabe, „ist eines der wichtigsten Förderungsmittel der Cultur; ja, sie ist geradezu der untrügliche Gradmesser der Cultur eines Volkes. Daher finden wir auch, daß niedergehende Nationen eine durch und durch entartete Presse aufweisen, während aufstrebende Völkerschaften ihre Presse zu einem Bahnbrecher der Cultur und Gesittung gestalten. Aus diesem Grunde scheint es eine der vor-

nehmsten Aufgaben des Gesetzgebers zu sein, die Presse in ihrer naturgemäßen Entwickelung nicht zu hemmen und sie vor Allem nicht zum Versuchsobject fiscalischer Besteuerungen zu machen." Jedes Wort in diesen Sätzen ist bei Licht betrachtet Gold, meine Herren. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter als der Urheber der von mir verlesenen Darlegungen. Er verlangt, daß der Gesetzgeber die naturgemäße Entwickelung der Presse nicht hemme; ich verlange, daß er sie fördere und Alles aus dem Wege räume, was eine unnatürliche Entwickelung herbeiführen kann.

Die Opposition gegen den neuen Postzeitungstarif ist stark. Die Presse fast aller Parteien hat sich dazu vereinigt. Man weist zürnend darauf hin, daß die Podbielski'schen Vorschläge dem Volke das geistige Brod vertheuern, daß die Zeitungen heutzutage hauptsächliche oder einzige geistige Nahrung von Millionen und aber Millionen Volksgenossen sind, daß sie Bücher und andere Bildungsmittel ersetzen. Meine Herren, im Grunde meiner Seele ist mir der Gesetzentwurf des Herrn Staatssecretärs von Podbielski unsagbar lieb und angenehm, und ich bin überzeugt, Ihnen geht es ebenso. Könnten wir geheim abstimmen, so käme zuversichtlich eine stattliche Majorität für den Entwurf heraus. Jeder von uns wünscht der pestartig umsichgreifenden Zeitungsindustrie zu wehren, die die Tyrannis an sich gerissen hat und alle bisherigen Autoritäten, den Reichstag in erster Linie, brutalisirt. Wie aber die Dinge liegen, müssen wir gute Miene zum bösen Spiel machen. Die Presse will das Gesetz nicht, auf deutsch, fünfzig oder vierzig große Zeitungsverleger wollen es nicht, und da haben die fünfzig oder vierzig Millionen Deutsche, die wir hier vertreten, einzuschwenken wie die Unterofficiere. Meine Fraction schwenkt mit ein. Wir lehnen den Entwurf ab.

Meine Herren, es giebt zwei Wege, mit der Presse fertig zu werden. Den einen hat uns Graf Caprivi gewiesen. Er ist der bequemere, aber er wandelt den Verfassungsstaat in eine Journalisten-Ochlokratie um, mit Peisistratos Mosse oder Scherl an der Spitze. Herr v. Podbielski ist nicht Machiavell und Opportunist genug, um ihn zu gehen. Es kitzelt ihn vielmehr, ein Tänzchen mit diesen Terroristen zu wagen. So hat er uns seine Reform gebracht, die doch nichts Halbes und nichts Ganzes bietet, die mit ungerechter Belastung just die Kleinen erwürgen, die Großen dagegen ungeschoren lassen wird. Nein! Verfolgt der Herr Staatssecretär nicht nur fiscalische Interessen, sondern läßt er sich, wie ich mit Vergnügen annehme, bei seinen Entwürfen auch von ethischen Gesichtspunkten leiten, dann muß er gründliche Arbeit thun. Dann muß er den Hebel zur Reform der Presse da ansetzen, wo allein diese Welt aus den Angeln zu heben ist: beim Inserate. Daß eine solche Reform unmenschlich viel Geld, Geld wie Heu, bringen würde, mag seine Unannehmlichkeiten haben. Die Staatsanleihen zur Deckung laufender Ausgaben z. B., die immer eine so hübsche Probe auf die Tragfähigkeit des Staatscredites darstellen, fielen dann fort, und ein paar Dutzend Geheimräthe, die jetzt unablässig auf noch nie dagewesene Steuern sinnen, müßten pensionirt werden. Doch ließe sich auch dieser Schlag am Ende zur Noth ertragen.

Die Presse selbst leidet schwer unter der Kugel des Inserates, die sie jetzt am Beine mit sich herumschleppt. Ein so hoher und idealer Beruf, wie die Zeitungsschreiberei es nach der einmüthigen Aussage aller petitionirenden Verleger ist, darf nicht zu einem mitunter oft schmierigen, unverblümten Geldgeschäfte erniedrigt werden. Woher soll einem Redacteur die wuchtende Schwungkraft der Ueberzeugung kommen, wenn auf der Rückseite desselben Blattes, dessen erste Spalte von seinen klatschenden Geißelhieben gegen den Börsenschwindel hallt, ein großes Bankhaus neue Emissionen ausländischer Werthe anzeigt? Wenn die flammenden Berliner Artikel über Unzucht auf dem Lande in derselben Nummer ergänzt werden durch fettgedruckte Hinweise auf articles de Paris? Die Presse bricht zusammen unter'm zermalmendem Druck des Inserates. Sie, deren Freiheit unter furchtbaren Opfern, durch eine blutige Revolution erkämpft worden ist, sie, die Allgebieterin und Allbezwingerin, schmachtet in der Knechtschaft des Inserenten. Zittert nicht selbst der Zeitungskönig von Berlin, wenn die Annoncenvergeber seine umherirrenden jungen Leute schief anblicken? Sah sich Herr Geheimrath Lessing nicht gezwungen, öffentlich erklären zu lassen, daß der Abonnementspreis seiner Vossischen Zeitung nicht einmal hinreiche, um das Druckpapier zu bezahlen? Das sind unwürdige Zustände. Greifen wir mit fester Hand ein, meine Herren, befreien wir unsere liebe Verbündete und Gehülfin in der Volksaufklärung von einer Last, die sie erniedrigt und prostituirt. Wir wollen den Herzschlag des Volkes so hören, wie er ist, in Lebensgröße gleichsam; wir wollen unverfälschte öffentliche Meinung, nicht Annoncenacquisiteurklatsch in unseren Zeitungen lesen.

Blicken Sie nur auf die Verwüstung, die die Nichts- als -Inseratenpresse rings um sich her anrichtet! Was hat sie aus dem „besten Culturmittel des Jahrhunderts," wie Herr v. Miquel die Presse nannte, gemacht! Da ist ein Wust sogenannter parteiloser, unparteiischer, unabhängiger Zeitungen aufgeschossen, in denen Sie kein ehrliches, freies Wort mehr finden — denn jedes ehrliche, freie Wort könnte den oder jenen Inserenten verletzen, und der Inserent ist die einzige Autorität, an den die parteilose Presse glaubt. Ihre Verleger sehen in der Redaction nichts als eine unangenehme Belastung des Handlungs-Unkosten-Contos; der redactionelle Theil ist eine Beilage zu den Annoncen, die man schandenhalber noch nicht eingehen lassen darf. Ich gebe ja zu, die Regierung hat in letzter Zeit Schritte gethan, um das Unwesen ein bischen einzudämmen. Aber statt den Feind mit offenem Visir zu bekämpfen, greift sie ihn nur zaghaft, von hinten herum an. Wenn sie meint, den gefährlichen Gegner damit zu täuschen, so irrt sie freilich beträchtlich. Sein ausgebildetes Geruchsorgan macht ihn bei Zeiten auf jeden Pirschgang aufmerksam. Der neue Zeitungstarif soll die Annoncenblätter angemessen besteuern — und schon ist eine Bewegung gegen ihn entfacht, der Niemand widerstehen kann. Die lex Heinze stellt Versuche, durch die Presse unzüchtigen Verkehr anzubahnen, unter Strafe, das heißt, sie will die Verleger um die reiche Einnahme aus den sogenannten Heirathsannoncen bringen — und schon schallt ein Schrei der Entrüstung gegen den „reactionären, licht- und freiheitsfeindlichen Entwurf" durch die germanischen Gaue. Nein, meine lieben Herren am Regierungstisch, auf diese Weise fassen Sie die Canaille nie am Genick. Jeden Jagdhieb, den Sie ihr versetzen wollen, glaubt die gute Presse, die Presse der Herren Mosse, Lessing, Ullstein, Scherl (bravo) und wie sie alle heißen (bravo!), auch gegen sich gerichtet. Wenn irgendwo, dann ist hier reinliche Scheidung von Nöthen. Aller Welt muß es klar gemacht werden, daß die Belehrung und Führung des Volkes mit frecher und verlogener Marktschreierei in grellem Widerspruche steht. Eins ist noth. Entweder verbreite ich mich begeistert über die höchsten Aufgaben der Natur, bin ein Apostel der Cultur, des Menschheitsgedankens, oder aber ich preise auf offenem Markte Kieler Sprotten, Büchsenfleisch, alte Stiefel und Gummiwaaren an. Vereinigen läßt sich Beides schlechterdings nicht. Den Zeitungen mag es freigestellt werden, sich als Bildungsträger oder als Waarenausrufer zu kennzeichnen. Vor der ersten Gattung allerhand Hochachtung; mit der zweiten werden wir kurzen Proceß machen können.

Mein Vorschlag zielt nämlich zunächst dahin, daß in Zukunft keinem Blatte, das auch nur eine einzige bezahlte Anzeige in irgend welcher Form bringt, die Veröffentlichung redactionellen Textes gestattet sein soll.

Unter dem jetzigen unlautern Wettbewerb, den ihnen die verschämte und unverschämte Annoncenpresse macht, leiden die guten und anständigen Zeitungen furchtbar. Ich erinnere Sie nur an den bereits vorhin erwähnten Nothschrei des Herrn Lessing, seine Vossische Zeitung bringe weniger Abonnementsgelder ein, als das Druckpapier koste. Welch' ein Abgrund thut sich hier vor uns auf, meine Herren! Heißt das nicht mit klaren, dürren Worten eingestehen, daß selbst so große, verhältnißmäßig theure Blätter ihre Existenz nur der Marktschreierei verdanken? Daß die köstliche Thätigkeit des idealen Journalisten ganz und gar abhängig ist von der Gnade der Ramschbazarinhaber, der Specialärzte und Massenusen, die in der Zeitung inseriren? Herr Geheimrath Lessing erfreut sich dieser Gnade, seine Vossische Zeitung vermag also die colossale Unterbilanz zu ertragen, mit der sie thatsächlich arbeitet. Welches aber wäre das Schicksal eines Zeitungsherausgebers, der, zu vornehm oder zu ungeschickt für die Jagd nach bezahlten Reclamen, sein Blatt ausschließlich auf die gesunde Grundlage der Leistung und Gegenleistung stellen, das heißt alle Unkosten für Redaction, Druck, Papier sowie die Profitquote von den Abonnenten hereinbringen wollte? Nun, er würde im Gefängniß oder im Irrenhause enden! Die Redlichen erwürgt die unfeine Concurrenz, die, statt an jedem Abonnenten etwas zu verdienen, jedem Abonnenten vierteljährlich ein Geschenk von zehn bis zwanzig Mark macht. Zehn bis zwanzig Mark, die dem ungeheuren, aus Inseratengeldern herrührenden Corruptionsfonds entstammen.

Meine Herren, das Inserat ist, wie die Eisenbahn, wie die Telegraphie, wie der moderne Postverkehr nur eine Folgeerscheinung des heutigen Wirthschaftslebens. Daß es zu solcher Bedeutung heranwuchs, daran haben wir Alle mitgearbeitet. Und das Recht, die Früchte dieses, gemeinsamer Thätigkeit entsprossenen Aufschwungs zu ernten, kann nun und nimmer einer Handvoll Leuten zugebilligt werden. Wir Alle sollen uns darin theilen, will sagen, der Ertrag daraus soll dem Staate überwiesen werden. Aus den Eisenbahnen, dem Post- und Telegraphenwesen zieht die Allgemeinheit Jahr für Jahr beträchtliche Summen und verwendet sie zu gemeinem Nutzen. Warum enthält man ihr das Inserat vor? Warum verstaatlicht man es nicht ebenfalls?

Die Verstaatlichung des Inserates ist der zweite und letzte Schritt zur Heilung der gegenwärtigen Preßmisere.

Alles kommt darauf an, daß Sie vorher meinem ersten Vorschlage zum Siege verhelfen. Gegen ihn wird sich kein Verleger sträuben dürfen, der nicht als schnöder Interessenpolitiker und Heuchler entlarvt werden will. Denn so lange es jedem Blatte freisteht, ein pures Annoncenunternehmen oder eine wirkliche Zeitung zu sein, so lange hat Niemand das Recht, sich über ungebührlichen Zwang oder Schädigung zu beklagen. Die politische und unpolitische Presse müßte ausnahmslos den Abonnementsbeitrag erhöhen. Je besser die Redaction und die Mitarbeiter, je ausgedehnter der Nachrichtendienst eines Blattes wäre, desto größere Forderungen könnte es auch an die Leser stellen. Giebt es einen vernünftigeren Maaßstab? Heutzutage aber verhält es sich, Dank dem Inseratenrummel, oft gerade umgekehrt. Allerdings gäbe es in Zukunft keine so verbrecherisch niedrigen, durch unsaubere und unehrliche Mittel ermöglichten Abonnementspreise mehr wie heute. Die Befürchtung aber, daß dann auch die Zahl der Abonnenten gewaltig zurückgehen würde, theile ich nicht. Unser Volk kann ohne Zeitungen nicht mehr leben. Und da wir uns Gottlob nach den Aussagen aller Minister eines steigenden Wohlstandes erfreuen, so wird es Jedem möglich sein, die paar Groschen für sein Leibblatt mehr aufzubringen. Er hat dafür das stolze Bewußtsein, baar und redlich zu bezahlen, was er verzehrt, und sich nicht von einem wildfremden Menschen allvierteljährlich zehn bis zwanzig Mark schenken

zu lassen. Das ist ein sittliches Moment von gar nicht zu überschätzender Bedeutung.

Ist die Trennung zwischen Annoncen- und Nachrichtenpresse erst scharf durchgeführt, so stehen der Verstaatlichung des Inserates keine Hindernisse mehr im Wege. Da die Annoncenblätter nicht das Recht haben, redactionelle Texte in irgend welcher Form zu veröffentlichen, sind sie außer Stande, die öffentliche Meinung im eigenen, schäbigen Interesse zu verwirren und müssen die Verstaatlichung eben leiden.

Welch' ein Blick in die Zukunft öffnet sich uns, meine Herren! Ich spreche gar nicht von den Riesensummen, die das Inseraten-Monopol Jahr für Jahr dem Staate abwerfen wird. Obgleich wir wunderhübsche Schiffe davon bauen und zum Danke ja mit den Namen der heutigen berühmtesten Annoncenverleger schmücken könnten! Obgleich dann endlich für dringende Culturaufgaben, vielleicht auch zur Verhütung barbarischer Zwangsversteigerungen, Bauern- und Handwerker-Selbstmorde Geld da wäre. Nein, heute wünsche ich nur, daß Sie sich an dem Bilde der kommenden, vom Inseratenbacill befreiten Presse erquicken. Sie werden Leitartikel über Argentinien, Portugiesen, Griechen und andere Werthpapiere lesen, von denen Sie ganz bestimmt wissen, daß keine Ränderbank den Schreiber und den Verleger dafür bezahlt. Sie werden ein Feuilleton genießen, das nicht in innigem Zusammenhange mit den Theaterannoncen steht; einen localen Theil, der keine enthusiastischen Lobpreisungen neuer Victualien und Erfindungen enthält. (Vergl. das Inserat in der zweiten Beilage.) Sie werden die Wahrheit erfahren über geheimnißvolle und scandalöse Vorgänge auch in den Geschäftshäusern, die heute ganze Seiten mit ihren Anzeigen belegen und deßhalb sakrosankt sind. Sie werden, meine Herren — doch weßhalb Ihnen den Mund wässerig machen? (Zuruf.) Nun, kurz und gut — Sie werden wieder Zeitungsbesitzer finden, die der Stimme der Wahrheit auch dann Gehör schenken, wenn sie keine Annoncen aufgiebt, Zeitungsverleger, die es für ihre Pflicht halten, den Bedrängten selbst dann beizustehen, wenn ihr Bedränger zufällig ein Riesenwaarenhaus besitzt und im Hurrahtempo inserirt. Zeitungsverleger, meine Herren — und das sage ich besonders den Collegen, die mit der Feder ihr Brod verdienen — denen der Redacteur nicht als ein nothwendiges, unnütz Geld fressendes Uebel erscheint, als der letzte im Rauge ihrer jungen Leute. Welch' eine Perspective voll Glanz und Glück und Glorie, meine Herrn! Ich schließe geblendet, überwältigt Augen und Mund. Caliban.

Kunstausstellungen.

Allmonatlich eröffnet man jetzt in der Reichshauptstadt ein Dutzend Ausstellungen mit vielen tausend Nummern — also dieselbe künstlerische Hypertrophie wie auf dem theatralischen und musikalischen Gebiete. Daß diese Ueberproduction zum Heil der Kunst ausschlagen kann, wird auch der eingefleischte Hegelianer, dem alles Seiende vernünftig scheint, nicht behaupten wollen. Die Künstler, die etwas können, drohen in der Masse zu verschwinden. Das Publicum hetzt sich abgestumpft durch die Bilderpferchen, ohne einen bleibenden Eindruck zu bewahren. Der Kritik aber wird es zur Unmöglichkeit, mit Liebe und Aufmerksamkeit die Schöpfungen und Erzeugnisse zu betrachten, und sie muß sich damit begnügen, nur die paar wichtigsten Erscheinungen herauszugreifen.

Da hatten wir in der Nationalgallerie eine Ausstellung des unlängst verstorbenen Welschschweizers Benjamin Vautier aus Düsseldorf. Seine weichen, schönfärberischen, sentimentalen Dorfbilder — mehr Auerbach als Gotthelf — sind weltbekannt, aber durch die seitherige naturalistische Bauernmalerei der Millet'schen Richtung etwas aus der Mode gekommen. Gewiß nur eine vorübergehende Strömung, denn Vautier's Bilder sind aus der deutschen Volksseele geschöpft und werden ihren Werth bewahren. Es wird ihm wohl besser ergehen, als seinem engeren Landsmanne Leopold Robert, den wir kaum noch genießen können, weil sein Colorit auch gar zu flau ist, während Vautier in seinen besten Bildern wirklich malerische Qualitäten aufweist. Als Zeichner, deß zum Beweise die ausgestellten Skizzen, ist Vautier ganz und gar ein Meister. Gewiß sind ihm die schönen Modelle interessanter, als die von charakteristischer Häßlichkeit, aber wie lebendig und treu ist hier überall seine Auffassung, Alles unmittelbar und ohne Convention, ohne Stilisirung und Arrangement, zudem ohne jenes übertriebene Detail, das manches seiner späteren Gemälde verdirbt. Sein Widerspiel ist der holländische Meister Joseph Israels, auch aus der Pariser Schule hervorgegangen, doch mehr von Millet und fast ebenso sehr von den alten Holländern beeinflußt. Man sehe nur die greise Spinnerin im dämmerigen Gemach, oder die schlichte Natur seiner Landschaftsbilder. Wie weit sind wir da entfernt von der Schönmalerei der welschen Schweizer Vautier, Leopold, Gleyre und Van Muyden, ganz zu schweigen von den effectvollen Theaterlandschaften eines Calame, die heute von den Franzosen selbst, wenn auch nicht immer mit Recht, als „calamités" verspottet werden.

Der Romagnole Michetti — 1851 in Chieti geboren — ist uns längst kein Unbekannter mehr. Er hat sich fleißig an Berliner Ausstellungen betheiligt, besonders hervorragend 1891 auf unserer „Internationalen," wo ihm sechs vollendete Gemälde die große goldene Medaille und bald darauf die Mitgliedschaft der Akademie eintrugen. Wie seine Landsleute Morelli, Favretto und Segantini ist auch dieser Meister dem niederen Volk entsprossen, dessen Leben er mit südländischem Optimismus lieber in Freude als in Leid schildert. Auch in der Ausstellung seiner Bilder und Studien, die von der Kgl. Akademie der Künste veranstaltet war, zeigt er sich als ein unentwegter Schilderer romanischer Lebensfreude, der von Hungersnoth und Brodrevolutionen kein Sterbenswörtchen vernommen zu haben scheint. Lebens- und farbenfreudig ist sein Apulisches „Corpus domini" (wie in Italien die Frohnleichnamsprozession genannt wird); noch höher steht das viel spätere Colossalbild „Die Tochter des Jorio," das wie die Illustration einer sicilianischen Novelle von Verga oder Salvatore di Giacomo gemahnt. Auf der Berghalde schreitet das entehrte Weib verhüllten Hauptes dahin, von fünf Männern und Knaben und einem Mädchen mit wechselnden Empfindungen und Geberden beobachtet: hohnvoll, mitleidig, cynisch, verständnißlos, mit weltüberlegener Philosophie. Einer siebenten Figur — das ist der Humor davon — ist der Kopf vom Rahmen abgeschnitten. Die Kraft der Charakteristik, der Einklang von Landschaftsidyll und Menschendrama, die Echtheit der Beobachtung und Empfindung, die Bravour der breiten, robusten Technik — man weiß nicht, was man mehr bewundern soll. Ebenso interessant und viel erfreulicher, als die herzlich conventionellen und oberflächlichen Bildnisse des Königs Humbert und seiner Margherita, waren die ausgestellten nahezu 300 Studien und Skizzen, die uns in die intimsten Schaffenswege Michetti's einführen. Oelskizzen, Pastelle, Aquarelle, Kreide- und Kohlenzeichnungen, sie alle zeugen von dem ernsten, leidenschaftlichen Streben nach dem Charakteristischen, der innersten Naturwahrheit. Wie da oft nur mit ein paar Strichen oder Farbenflecken Mensch, Thier und Landschaft in Kern und Wesen erfaßt sind, gleichsam mühelos und genialisch hingeworfen, und doch jedes Blatt ein Stück heißen Ringens und unablässigen Studiums, bei dem sich Wollen und Können die Wage halten, das sollte ein Vorbild sein für unsere jungen Herren, die statt durch ehrliche Kunst nur durch Sensation emporkommen wollen.

Was aus der Berliner Secession werden soll, die mit so viel Zeitungsgetöse angekündigt, bestritten und commentirt worden ist, weiß zur Stunde Niemand. Das Unglück für unsere Kunstfrondeure ist, daß nur sehr wenige große Könner sich unter ihnen befinden, wie Liebermann, Köpping, Skarbina und etwa Leistikow. Jedenfalls ist es eine arg verspätete Bewegung, denn die Secessionen haben sich nachgerade überlebt. Von Paris aus, das ja noch immer den Ton angiebt, kommt eine neue Parole: Sonderausstellungen! Und Meister Jean Paul Laurens, der Historienmaler des Panthéon, erklärt, die neueste Fusion der beiden „Salons" sei durchaus keine Versöhnung, denn die alte und neue Richtung „vivent d'un si cordiale voisinage que le mot même de reconciliation entre elles n'a pas sa raison d'être." Es ist daher besser, wenn auch die Herren Berliner sich vertragen. Die Secessionisten haben mit Recht gegen die Cliquensucht des verzopften Vereins Berliner Künstler, die Intoleranz der Ausstellungsjurys und die Bosheit der Hängecommission gekämpft und fast Alles erreicht, was zu erreichen war. Das neue Künstlerhaus öffnet sich ihnen, und sie beherrschen die Salons unserer Kunsthändler. Die Aufmerksamkeit der Menge, sogar der Käufer ist auf sie gerichtet. Sie brauchen nur noch gute Bilder zu malen, womit wir freilich nicht die verblüffenden Unzulänglichkeiten meist talentloser Mitläufer jeder neuen Moderichtung meinen, die jetzt schon alle Wände unserer Kunstsalons bedecken. Was uns z. B. Lesser Ury bei Keller und Reiner zeigt, etwa in dem schrecklichen Riesenbild von Adam und Eva, beweist nur, daß das malende Uebermenschenthum noch immer nicht zeichnen kann. Auch Hans Baluschek, der im Salon Ribera eine Ausstellung ganz für sich allein macht, ist in Farbe und Zeichnung gleich reizlos, in seinen naturalistischen Stoffen aber meist abstoßend. Was ferner im Künstlerhause der Club „Freie Kunst" selbst an die Wände hängen durfte, ist meistens kaum noch Kunst zu nennen. Ebenso wenig befriedigte diesmal die Ausstellung der Elf; nicht einmal Ludwig v. Hofmann war würdig vertreten. Die Münchner Secession (bei Schulte) hat die Sensationsfreunde enttäuscht. Die tosenden Farbenexperimente größten Formats haben jetzt einer bescheideneren Auffassung Platz gemacht. Neben der poesievollen „Ruhe auf der Flucht" von Uhde sahen wir seine Landschaften von Dill und zwei famose Zeichnungen von Wilh. Dürr; sogar der excentrische Exter, dessen Zeichnungen zu Hauptmanns „Hannele" abscheulich waren, ist zahmer geworden und entwickelt einen erfreulichen Farbensinn. Die Gesellschaft Deutscher Aquarellisten hat sich diesmal im Künstlerhause ausbreiten dürfen. Von Franz Skarbina waren ein Paar wundervolle Porträts da, während der märkische Maler Ludwig Dettmann sich Italien zugewandt hat und flotte Skizzen vom Garda zeigt. Unter der „Vereinigung 97" — wie sich ein kleiner Berliner Ausstellungsclub nennt — fielen uns liebevoll ausgeführte Landschaften des einst arg stürmerischen Franz Stassen auf, ebenso ein Paar schöne Broncen des Bildhauers Fritz Klimsch. Erfreulich war endlich bei Gurlitt eine Sammlung von Blättern und Cartons des Zeichners Fidus, dessen Illustrationen stets eine dichterische Stimmung athmen. Besonders das werdende Weib in seiner keuschen Nacktheit gelingt seinem fein nachfühlenden Stift; weniger anmuthend sind seine Allegorien mit ihrem gequälten Symbolismus. Daß ihm solche Vertracktheiten bei den zwischen Dalldorf und Hamburger Berg schwankenden Gedichten eines Dehmel und Schur eingefallen sind, ist freilich zu begreifen, denn wie sollte das Phrasengestammel delirirender Reimschmiede mit dem Zeichenstift anders illustrirt werden können? Es giebt wahrlich bessere Vorwürfe.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die soziale Reichsgesetzgebung

und ihre

sanitären Postulate.

Vortrag, gehalten am 16. Jan. 1899 im „Verein für öffentliche Gesundheitspflege" in Hamburg

von

Dr. Carl Schütze,

Besitzer und dirig. Arzt des Sanatorium „Vorlachbad", Bad Kösen.

Preis 60 Pf.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Klein: Gesch. d. Dramas 15 Hfrbde. 50 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Thüringisches **„Technikum Ilmenau"** für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister. Nachweis von Lehrstellen für Volontäre. Director Jentzen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Humanität und Kriminalstrafen.

Eine Zusammenstellung sämtlicher Kriminalstrafen **vom frühesten Mittelalter bis auf die Gegenwart,** unter Berücksichtigung aller Staaten Europas nebst einer **Besprechung derselben unter dem Gesichtswinkel der Humanität.**

Von

J. George.

Ein starker Band.
Geheftet 10 Mark, gebunden in Halbfranz 12 M. 50 Pf.

Das Werk enthält eine äußerst klare Darstellung des gesamten Strafensystems aller Zeiten und gipfelt in dem Satze, daß nicht die physische Strafe dazu dienen kann, die öffentliche Ordnung gegen das Verbrechen zu bewahren, sondern daß es nur die moralische Wirkung der Strafe sein könne, welche bessernd wirke. Der bekannte Autor fordert demgemäß mehr Betonung der Moral und Humanität und weniger Schematisirung, mehr Individualisirung der Strafen und größere Freiheit für den Richter.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Hierzu eine Beilage von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Georg Wilhelmi in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 8. Berlin, den 25. Februar 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsche Forderungen an Nordamerika. Von Kurd von Strantz. — Vom französischen Generalstab. Von Hoplites. — **Literatur und Kunst.** Grundlage und Wesen des 19. Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. — Bühnendeutsch. Von Professor Karl Mahnicke. — **Feuilleton.** Die vergessene Schuld. Von Eugenio Hartzenbusch. — **Aus der Hauptstadt.** Herren-Lehrjahre. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Forderungen an Nordamerika.

Von Kurd von Strantz.

Im anscheinenden Einverständniß mit der Regierung ist im Reichstag eine amtliche Auskunft über unser Verhältniß zur Union gefordert und ertheilt worden, die nach mancherlei gerechtfertigter Beunruhigung einen guten Eindruck im Hause und in der Presse, sowie im Auslande gemacht hat. Die emporkömmlinghafte Rücksichtslosigkeit der Vereinigten Staaten kann mit leeren Protesten ohne ernstere Zuchtmittel nicht bekämpft werden. Das geschah aber bisher deutscherseits nicht, daher auch kein Erfolg. Die Mißstimmung gegen Nordamerika wurde noch durch eine arge Deutschenhetze mit englischer Hülfe übertrumpft. Der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes hat sich bei aller diplomatischer Vorsicht mit wünschenswerther Offenheit und Schärfe ausgesprochen. Die Nordamerikaner dürfen sich versichert halten, daß bei Fortdauer der politischen und wirthschaftlichen Feindseligkeiten Deutschland auch vor einem Zollkriege nicht zurückschrecken wird, dessen Kosten jetzt der Gegner zu tragen hätte, wogegen unsere Landwirthschaft von einem lästigen Mitbewerber befreit sein würde. Unser Ausfuhrgewerbe wird einschließlich der Zuckererzeugung so vertragswidrig behandelt und in solcher Höhe belastet, daß amerikanische Kampfzölle die Sachlage nicht verschlechtern würden. Man muß dieses Verhältniß klar in's Auge fassen, um den Uebermuth der Amerikaner an seiner empfindlichsten Stelle, dem Geldbeutel, zu treffen. Unsere Handelsvertragspolitik, die uns Dritten gegenüber ohne Gegenleistung bindet, hat hier ihren schlimmsten Mißerfolg erlitten. Die Gesetzlosigkeit der amerikanischen Maßnahmen haben uns freilich jetzt in eine bessere völkerrechtliche Lage gebracht, welche nur Eugen Richter, als unbeauftragter Geschäftsträger des Auslandes, noch zu bezweifeln wagt, aber auch nur in formeller Hinsicht.

Die Streitpunkte liegen auf wirthschaftlichem und colonialpolitischem Gebiete. Die übertriebenen Schutzzölle, die wie Prohibitivzölle wirken, sind Sache der selbstständigen Entschließung der Union. Aber die Handhabung der Ausführungsvorschriften und der ziemlich weitgehenden Vollmachten des Präsidenten geben zu ernstlicher Beschwerde Anlaß und die frühere deutsche Regierung kann dem Vorwurf nicht entgehen, daß sie es an gehörigem Nachdruck ihrer Forderungen hat fehlen lassen. Mit unseren niedrigen Zollsätzen sind wir jetzt schon der amerikanischen Ueberschwemmung mit gewerblichen Erzeugnissen, vom Getreide ganz zu schweigen, ausgesetzt. Der Staatssecretär des Reichsamtes des Innern hat insbesondere mit Recht auf die billigen amerikanischen Fahrräder hingewiesen, deren Einfuhr leicht bis zum Ablauf der Handelsverträge unsere eigene blühende Industrie in diesem Zweige vernichten kann. Die Mißachtung der Verträge von Seiten Amerikas könnte uns freilich zur Außerkraftsetzung unserer eigenen Handelsverträge gegenüber der Union berechtigen, und es ist zu hoffen, daß wir den Amerikanern keinen Zweifel an unserm guten Recht der Vergeltung lassen. Im entscheidenden Augenblicke pflegt dann Bruder Jonathan gleich John Bull tapfer zurückzuweichen. Angesichts der Verbrüderung des angelsächsischen Stammes in beiden Welttheilen dürfte es auch uns angemessen erscheinen, stets wieder zu betonen, daß ein Drittel der weißen Bevölkerung der Union deutsches Blut in ihren Adern hat, mögen auch gerade die geldgewaltigen Classen des Deutschthums anglisirt sein. Wir wollen nicht in so kriechender Weise um die Liebe unserer Landsleute jenseits des großen Wassers werben, wie die englischen Vettern; aber wir verlangen, daß die Deutsch-Amerikaner in Erinnerung unserer gemeinsamen Abstammung nicht ihr eigenes Nest besudeln und ihr Volksthum dem angelsächsischen opfern. Bei unserem schwachen Nationalitätsgefühl unterschätzt man leider nur zu sehr die Bande des Blutes, obschon das sichtbare Zusammengehen des Engländerthums diesseits und jenseits des Oceans uns doch eines Besseren belehren müßte. Freilich haßt gerade der Deutsch-Amerikaner mit dem Ingrimm des Renegaten und bei der angeborenen Fremdenliebe häufig genug seine alte Heimath, deren wirthschaftlicher Gegner er geworden ist. Dieser wirthschaftliche Gegensatz ist das größte Hinderniß einer dauernden Verständigung und einer nationalen Annäherung, unter dem England als reines Industrie- und Colonialland weniger zu leiden hat. Der allzu billige Kriegsruhm hat den Amerikanern den Kamm geschwellt, obschon hauptsächlich Deutsche ihre Siege erfochten haben und die Herstellung des Friedenszustandes auf den Antillen und Philippinen noch im weiten Felde liegt.

Die wirthschaftliche Rücksichtslosigkeit hat ihr politisches Gegenstück in Samoa gefunden. Bismarck wollte dort ohne den sichtbaren Rückhalt im Volke nicht der Pfadfinder sein, der er in der deutschen Sache gewesen war. Dies war politisch bei dem Prestige des großen Kanzlers ein Fehler. Auch war er schlecht berathen. Die Tonga- und Samoainseln standen wirthschaftlich unter deutschem Einfluß. Die mangelnde Ge-

schicklichkeit des deutschen Vertreters, der später Colonialreferent im Auswärtigen Amt wurde und den Zanzibarvertrag verschuldet hat, ließ uns auf den Tongainseln vor England zurückweichen, wie die Ablehnung der Dampferunterstützung für Samoa Bismarck zur Aufgabe dieser Inselgruppe bewog. Sofort sicherten sich England und Amerika durch Verträge, was ihnen wirthschaftlich nicht gebührte Auf Samoa giebt es keine amerikanischen Interessen, wenn man vom Waffen- und Branntweinschmuggel absieht, englische nur in bescheidenem Maaße und jüngeren Ursprungs, als das damalige Scheitern der Dampfervorlage.

Jetzt dürfte die Zeit der Vergeltung gekommen sein. Wir haben Amerika den Raub der Philippinen gegönnt und wünschen aufrichtig deren Besitzergreifung durch die Union, obwohl von europäischen Interessen unsere überwiegen. Unsere Zustimmung zum Angriff auf die Philippinen ist also eine Gegenleistung werth, da wir mit demselben Rechte Manila besetzen konnten. Amerikanische Wühlereien haben die Samoafrage wieder in Fluß gebracht, und die Lösung kann nur in deutschem Sinne erfolgen. Eine Theilung Samoas unter die drei Vertragsmächte wäre eine deutsche Niederlage, wenn man die Entwickelung der samoanischen Wirren kennt. Den amerikanischen Ränken auf Samoa haben wir schon langmüthig genug zugesehen. Die günstige Gelegenheit, uns endlich schadlos zu halten für die mancherlei Sänmnisse, wird sobald nicht wieder erscheinen. Jetzt steht das ganze deutsche Volk bis in die Reihen des Freisinns hinter der Colonialpolitik des Reiches, und selbst ein Eugen Richter würde, wie bei Kiautschou, nichts zu tadeln finden. Auf diesen Corallenriffen der Südsee sind schon Ströme deutschen Blutes geflossen, die uns nicht gestatten, uns mit schwächlichen Zugeständnissen abfinden zu lassen. Die amerikanischen Großsprechereien verlangen aber eine feste Stellungnahme unserer Politik, die sich durch leere Drohungen nicht beirren läßt. Wirthschaftlich haben wir trotz ungünstiger Zollgesetzgebung den amerikanischen Wettbewerb auch noch ertragen. Zeigen wir 'mal dem anmaßenden Yankee, daß wir von unseren Ansprüchen nichts ablassen und keinen Schritt zurückweichen. Deutschland ist ja erfreulicher Weise kein Spanien.

Vom französischen Generalstab.

Wie das eigentliche Frankreich über die „Affäre" denkt, soll hier nicht weiter erörtert werden, aber es scheint, daß Dreyfus in Deutschland weit mehr Anhänger hat, als in Frankreich, denn daß dort das Volk derartig gegen seinen Liebling, den Stolz der Nation: Emile Zola vorging, als er sich in die „Affäre" mischte, daß man ihn gegen Prügel polizeilich schützen mußte, giebt zu denken. Jedenfalls ist die Presse in zwei Lager getheilt, und da ist es auffällig, daß die Dreyfuspresse, welche zweifellos über eine bei Weitem größere Zahl von Blättern, über talentvolle Mitarbeiter in Masse und über gewaltige Geldmittel gebietet, nicht größere Erfolge zu verzeichnen hat als bisher, namentlich wenn man den großen Einfluß der Presse auf die Franzosen bedenkt. Mag nun an Dreyfus' Spionage etwas sein oder nicht, die Augen der ganzen Welt sind auf den Generalstab Frankreichs gerichtet, der sich wiederum aus dem Officiereorps der ganzen Armee ergänzt, und während des Processes sind eine Menge Dinge an's Tageslicht — oder auch nicht an's Tageslicht — gekommen, welche die ganze Einrichtung nichts weniger als mustergiltig erscheinen lassen.

Man ist namentlich in Deutschland gewohnt, in den Officieren des Generalstabes in jeder Weise die Elite des gesammten Officiereorps des Heeres, die höchste Ehrenhaftigkeit und Intelligenz desselben zu sehen, und daher sind den Deutschen die Vorgänge in Frankreich unverständlich, namentlich wenn sie dieselben, häufig sehr zu Ungunsten der Officiere entstellt, zu Gesicht bekommen. Man muß aber auch wohl bedenken, daß in Frankreich der Officier bei parlamentarischen Angriffen ebenso wehrlos ist wie bei uns, wo es vorgekommen ist, daß 1893 ein socialdemokratischer Abgeordneter einen Officier im Reichstage offen des Mordes beschuldigt hat, ohne daß der Officier sich wehren konnte. Als die ganze Haltlosigkeit der Anklage erwiesen war, und der Ankläger unter seinem Eide zugeben mußte, nicht die geringste Handhabe zu jener Anschuldigung zu besitzen, ließ der damalige Kriegsminister v. Kaltenborn die Untersuchung veröffentlichen und der Schlußsatz lautete: „Den Abgeordneten Bebel schützt die parlamentarische Redefreiheit (Artikel 30 der Verfassung des Deutschen Reiches) vor gerichtlicher Verfolgung wegen der im Reichstage gethanen Aeußerungen. Seinen Gewährsmann zu bezeichnen, ist er außer Stande. Unter diesen Umständen bleibt zur Rechtfertigung des Hauptmanns P. nur übrig, den Sachverhalt, wie hiermit geschieht, öffentlich bekannt zu machen." Also muß man auch bei den oft maßlosen Angriffen auf die französischen Officiere nicht sofort an Alles glauben, was erzählt wird. So etwas kommt bei uns, wie der angeführte Fall beweist, auch vor.

Durch die Vorgänge und die Ausfälle gegen Generalstab und Officiereorps hat sich, wenn auch nicht in ruhig denkenden Kreisen, die Annahme gebildet, der französische Generalstab sei durch und durch morsch. Wenn dem so wäre, wie müßte es erst im Officiercorps der Armee aussehen! Man hat den Kriegsminister, die Chefs des Generalstabes, die Generale und Officiere nach ihrer Redefähigkeit vor Gericht beurtheilt, aber die brauchen nicht nur keine Labori's zu sein, sondern, wenn sie solche wären, stände es schlimm. Jetzt hat man — was die Dreyfuspartei wollte — einen „Kriegsminister in Civil". Geht die Affäre jetzt glatt? Keineswegs. Und auch unter dem neuen Präsidenten Loubet sind allerlei neue Verwicklungen möglich und — wahrscheinlich.

Man richtet die Angriffe meist gegen den Generalstab im Allgemeinen. Der aber hat mit der Sache absolut nichts zu thun. Wer besser informirt zu sein sich dünkt, klagt die Officiere des zweiten Bureaus des Generalstabes an, nachdem man ihm klar gemacht hat, daß die Officiere des ersten Bureaus, die mit Organisation und Mobilmachung sich abmühen, mit Spionage-Angelegenheiten nicht im Allergeringsten je in Berührung kommen. Weiterhin kommen die des dritten Bureaus nicht in Betracht, weil darin die Operationen und die Ausbildung bearbeitet werden, und ebenso wenig die des vierten, die das Eisenbahnwesen und das Etappenwesen zu ihrem Studium machen. Also das „zweite Bureau". Was ist das? Nun, das zweite Bureau, an dessen Spitze jetzt der Oberst der Infanterie Hache steht, entspricht unserm deutschen Statistischen Bureau des Großen Generalstabes zu Berlin oder dem Evidenzbureau des Generalstabes in Wien. Es hat als solches die Correspondenz mit den französischen Militär-Attachés im Auslande zu führen, ihre Berichte zu empfangen und zu redigiren, dazu das Studium der Einrichtungen fremder Heere zu betreiben. Dieses Bureau ist erst nach den Erfahrungen von 1870/71 errichtet worden und zwar von dem jetzigen Leiter des geschichtlichen Heeresmuseums General, damals Oberstlentnant Vanson. Einer seiner Nachfolger war General Renouard. Man wird sich erinnern, daß die Berichte des französischen Militär-Attachés der Botschaft in Berlin, des Oberst Stoffel, vor Ausbruch des Krieges 1870 in Frankreich belacht wurden. Nach dem Kriege richtete man dieses Bureau nach dem Muster des längst bestehenden preußischen ein. Man studirt also Sprachen, wählt sprachkundige Officiere, sammelt alle militärischen Nachrichten, sowie auch politische aller Länder, die Militärbudgets u. s. w. Dieses zweite Bureau hat vier Abtheilungen: Deutschland und Oesterreich; — Rußland, Türkei,

Griechenland und China; — England, Amerika, Japan, Belgien, Niederlande; — Italien, Spanien. Täglich wird dem Chef des Generalstabes über die Vorgänge in den einzelnen Armeen Vortrag gehalten. Das Organ für Nachrichten, soweit sie in die Oeffentlichkeit gehören, wie für Personen ist die „Revue militaire de l'étranger." Also hat Bureau II auch nichts mit Dreyfus und was daran hängt, zu thun, wohl aber eine Einrichtung, die man sehr ungerechter Weise dem zweiten Bureau zuzählt, die aber ganz selbständig für sich besteht, nämlich der „Service spécial des renseignements".

Bevor ich mich mit dem Dienst beschäftige, sei Folgendes über den französischen Officier-Ersatz und die Beförderung in den Generalstab gesagt, welch' letzterer seit 1874 nicht mehr ein in sich abgeschlossenes Corps mit sehr günstiger Beförderung und Einkünften bildet, sondern ergänzt wird aus denjenigen Officieren der Armee, welche im Besitz des Brévet d'état-major — des Befähigungszeugnisses für Verwendung im Generalstabsdienst — sich befinden. Dieses Zeugnis kann erworben werden entweder durch erfolgreichen Besuch der Ecole supérieure de la Guerre, unserer Kriegsakademie, oder aber auf Grund von Prüfungen, zu denen Officiere vom Hauptmann an aufwärts zugelassen werden. Kein Officier des Generalstabes darf in eine höhere Charge befördert werden, wenn er nicht vorher ein seiner Dienststellung entsprechendes Truppencommando geführt hat. Also fast Alles wie bei uns. Die Zahl der mit Brévets bedachten Officiere ist sehr groß, für 1898 waren es 1480, davon thut etwa ein Dritttheil Dienst im Generalstabe, die Uebrigen sind bei andern Stäben und bei Truppentheilen commandirt, denn der Generalstab versieht auch den Dienst der Adjutantur bei den höheren Commandobehörden, was bei uns nicht geschieht. 373 Officiere stehen in der Reserve des Generalstabes. Wenn nun auch rechtlich alle Officiere Aussicht haben, in den Generalstab zu kommen, so wie sich das in einer republikanischen Armee gehört, so ist die Hoffnung eines großen Theils des Officiercorps von vornherein gleich Null, nämlich desjenigen, der sich aus den Unterofficieren ergänzte.

Die Officiercorps ergänzen sich folgendermaßen: aus Unterofficieren der Armee, welche entweder beim Schlußexamen in der Ecole spéciale militaire zu St. Cyr durchgefallen oder aber aus den gemeinen Soldaten hervorgegangen sind. Jeder Unterofficier, der drei Jahre Frontdienst gethan hat, und zwar sechs Monate als Gemeiner, sechs Monate als Corporal und zwei Jahre als Sergeant, kann nach einer leichten Prüfung in der Unterofficierschule zu St. Maixent für die Infanterie, zu Versailles für die Artillerie und das Genie, zu Saumur für die Cavallerie einberufen werden und bedarf zu dieser Meldung zum Examen — darin liegt der Schwerpunkt — der Einholung der Erlaubniß und der Unterstützung seiner Vorgesetzten nicht. Nach einjährigem Cursus verläßt der Unterofficier als Unterleutnant die Schule und ist bei den Ansichten, die in Frankreich über Beförderung herrschen, sicher, es bis zum Capitän zu bringen und sich mit 55 Jahren nach 30jähriger Dienstzeit mit dem Kreuz der Ehrenlegion und 2000—3000 Fr. Pension zur Ruhe setzen zu können. Die meisten Officiere dieser Kategorie gehören der Abstammung nach den arbeitenden Classen an, nicht zehn Procent würden es zu einem so hohen Erwerbseinkommen auf andere Weise gebracht haben. Diese Officiere bringen es, wie gesagt, überhaupt nicht zum Generalstabe; eine tiefe gesellschaftliche Kluft trennt sie von den Andern, welche zudem meist auch weit höhere Privateinkünfte haben. Sie bringen es höchstens bis zum Major. — Die andern Officiere gehen entweder aus der Schule von St. Cyr hervor, wo sie nach abgelegter Eintrittsprüfung zwei Jahre verbleiben und sowohl wissenschaftlich wie militärisch ausgebildet werden, oder aus der École polytechnique zu Paris, in welcher der Cursus ebenfalls zweijährig ist, aber keine militärische Ausbildung erfolgt. Die St. Cyriens wie die Polytechniker treten als Unterleutnants in die Armee, Erstere zur Infanterie und Cavallerie, Letztere als Artillerie- oder Ingenieur-Officiere, doch können die Polytechniker auch Civilingenieure werden, sind somit nicht zum Officierberuf gezwungen.

Aus diesen Officieren kommen die Generalstäbler, wobei die Polytechniker procentualiter überwiegen, und zwischen ihnen und den St. Cyriens besteht eine gewisse Animosität seit jeher. Dreyfus ist Polytechniker. Bedenkt man ferner die schnelle Beförderung: 2—3 Jahre zum Leutnant, weitere 2—3 Jahre zum Capitän oder Hauptmann und weitere 5—6 Jahre bis zum Major, wozu man in Deutschland eine Dienstzeit von etwa 25 Jahren gebraucht, so wird die Verschiedenheit der Zusammensetzung der Officiercorps Frankreichs und Deutschlands einleuchten. Namentlich fehlt dort die Wahl durch das Officiercorps. Weiterhin aber ist in Frankreich, dem demokratischen Staatsprincip entsprechend, eine Prüfung der Familie des Officiersaspiranten ausgeschlossen. Leute wie Esterhazy, der famose „Graf", den man in dem Officiercorps seines früheren Regiments als „Rastaquouaire", exotische Emporkömmlingspflanze, bezeichnete, aber auch wie Dreyfus und Picquart sind in der deutschen, specifisch preußischen Armee unmögliche Officiere, wenngleich die Nachricht der „Neuen Bayerischen Landeszeitung" und der „Frankfurter Zeitung" unglaublich klingt. Darnach wäre Picquart der Sohn der elsässisch-jüdischen Familie Spitzer; sein Vater trat nebst Familie zum protestantischen Glauben über und französirte seinen Namen. Dessen Vater, also der Großvater Picquart's in männlicher Linie, hieß Braunschweiger (?) und änderte aus unbekannten Gründen seinen Namen.

Und nun komme ich zum Bureau du service spéciale des renseignements des Generalstabes, dessen Vorsteher nacheinander Vincent, Sandherr, Picquart und Henry waren. Seinen jetzigen Leiter kennt man nicht, und es sind alle Vorkehrungen getroffen, daß man ihn nicht kennen lernen wird. Die Thätigkeit dieses Bureaus ist der Geheimdienst, nämlich „contre l'espionage". Es arbeitet mit Agenten im In- und Auslande, die dem Officiercorps des Generalstabes im Allgemeinen gar nicht bekannt sind, und die direkt an ihre Auftraggeber oder die Unterchefs berichten. Die bekannte Spionenfurcht der Franzosen giebt diesem Bureau naturgemäß eine hohe Bedeutung, die vielfach überschätzt wird, und auch General Gonse scheint die Thätigkeit zu hoch oder falsch angeschlagen zu haben. An dieses Bureau drängen sich leicht, wie auch bei uns nach dem Proceß v. Tausch, Leckert, v. Lützow einzusehen ist, allerhand problematische Existenzen heran, um eine Rolle zu spielen und — wie beim Spioniren selbstverständlich — Geld zu verdienen. Woher die Mittel zur Unterhaltung dieses Bureaus genommen werden, ist unbekannt, endlich ist der Dienst desselben in den Etat überhaupt nicht eingestellt, und die Officiere, die zu ihm gehören, sind andern Bureaus nominell zugetheilt.

Die Einrichtungen unseres Heeres schützen uns vor ähnlichen Officieren. Ein deutscher Officier wird, wenn er Hochverrath begangen hat und schuldig vom Kriegsgericht befunden ist, zum Tode verurtheilt, vielleicht sogar durch den Scharfrichter und ohne Gnade erschossen oder hingerichtet. Wenn er seine Unschuld beweisen kann, wird er freigesprochen, und an keinem dieser Sprüche vermögen Advocaten, Rabbiner, Schriftsteller und Frauen zu rütteln, kein Gerichtshof ist befugt, gegen das Urtheil vorzugehen, und Niemand bekommt Einblick in den Akten. Nur der Kaiser kann das Urtheil aufheben oder umstoßen, ein neues Kriegsgericht befehlen oder aber den Verurtheilten begnadigen. Ein Officier als Hochverräther hat aber in Deutschland auf Gnade nicht die geringste Hoffnung; ein Unschuldiger aber hat das Bewußtsein, daß er freigesprochen wird und daß ihm darnach auch nicht der geringste Makel anhaftet, wie das in der Neuzeit der Fall von Kotze, allerdings in anderer Affaire, bewiesen hat. Es fehlt in Frankreich die feste, energisch zufassende Hand,

um das Getriebe gelegentlich von den Schlacken zu reinigen. Frankreich hat sich unter solchen Händen stets ganz wohl gefühlt, namentlich unter denen der Bonaparte, Onkel wie Neffen, die Epigonen scheinen aber wenig Vertrauen in den — Stern Napoleon's zu setzen. Jedenfalls wäre es falsch, für den Wirrwarr in Frankreich die Officiere der Armee im Allgemeinen, die des Generalstabs und des zweiten Bureaus im Besonderen verantwortlich machen zu wollen, oder gar an eine Demoralisation der Armee zu glauben und sie als ungefährlich hinzustellen. Trotz der „Affaire" bleibt Frankreich unser mächtiger, unser gefährlichster Gegner, auch unter seinem Generalstab. Hoplites.

Literatur und Kunst.

Grundlage und Wesen des 19. Jahrhunderts.

Von Houston Stewart Chamberlain.*)

Ziehen wir eine imaginäre Grenze zwischen unserem Jahrhundert und den vorangegangenen, so sehen wir, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht das Kind der früheren ist — denn ein Kind fängt das Leben von Neuem an — vielmehr nur ihr unmittelbares Erzeugniß: mathematisch betrachtet eine Summe, physiologisch eine Altersstufe. Wir erbten eine Summe von Kenntnissen, Fertigkeiten, Gedanken ꝛc., wir erbten eine bestimmte Vertheilung der wirthschaftlichen Kräfte, wir erbten Irrthümer und Wahrheiten, Vorstellungen, Ideale, Aberglauben; vor Allem erbten wir das Blut und den Leib, durch die und in denen wir leben. Wer die Mahnung „Erkenne dich selbst" ernst nimmt, wird bald zur Erkenntniß gelangen, daß sein Selbst mindestens zu neun Zehnteln ihm nicht selber angehört. Und das gilt ebenso von dem Geist eines ganzen Jahrhunderts. Vermag der hervorragende Einzelne, indem er über seine physische Stellung in der Menschheit sich klar wird und sein geistiges Erbe analytisch zergliedert, zu einer relativen Freiheit durchzudringen, so wird er sich seiner Bedingtheit wenigstens bewußt und, kann er sich auch selber nicht umwandeln, so kann er wenigstens auf die Richtung der Weiterentwickelung Einfluß gewinnen. Ein ganzes Jahrhundert dagegen eilt unbewußt wie es das Schicksal treibt: sein Menschenmaterial ist die Frucht dahingeschwundener Generationen, sein geistiger Schatz Korn und Spreu, Gold, Silber, Erz und Thon — ist ein ererbter Besitz, seine Richtungen und Schwankungen ergeben sich mit mathematischer Nothwendigkeit aus den vorhergegangenen Bewegungen. Nicht allein also der Vergleich, nicht allein die Feststellung der charakteristischen Merkmale, der speciellen Eigenschaften und Leistungen unseres Jahrhunderts ist ohne Kenntniß der Vorangegangenen unmöglich, sondern wir vermögen es auch nicht, irgend Etwas über dieses Jahrhundert an und für sich auszusagen, wenn wir nicht zunächst Klarheit erlangt haben über das Material, aus welchem wir leiblich und geistig aufgebaut sind.

Den Angelpunkt der Geschichte Europas erblicke ich in dem Erwachen der Germanen zu ihrer welthistorischen Bestimmung als Begründer einer durchaus neuen Civilisation und einer durchaus neuen Cultur; das Jahr 1200 kann als der mittlere Augenblick dieses Erwachens bezeichnet werden. Daß die nördlichen Europäer die Träger der Weltgeschichte geworden sind, wird wohl kaum Jemand zu leugnen sich vermessen. Zwar standen sie zu keiner Zeit allein, weder früher noch heute; im Gegentheil, von Anfang an entwickelte sich ihre Eigenart im Kampfe gegen fremde Art, zunächst gegen das Völkerchaos des verfallenen römischen Imperiums, nach und nach gegen alle Rassen der Welt; es haben also auch Andere Einfluß — sogar großen Einfluß — auf die Geschicke der Menschheit gewonnen, doch dann immer nur als Widersacher der Männer aus dem Norden. Was mit dem Schwert in der Hand ausgefochten wurde, war das Wenigste; der wahre Kampf war der Kampf um die Ideen, dieser Kampf dauert noch heute fort. Waren aber die Germanen bei der Gestaltung der Geschichte nicht die Einzigen, so waren sie doch die Unvergleichlichen: alle Männer, die vom 6. Jahrhundert ab als wahre Gestalter der Geschicke der Menschheit auftreten, sei es als Staatenbildner, sei es als Erfinder neuer Gedanken und origineller Kunst, gehören ihnen an. Was die Araber gründen, ist von kurzer Dauer; die Mongolen zerstören, aber schaffen nichts; die großen Italiener der Renaissance stammen alle aus dem mit lombardischem, gothischem und fränkischem Blute durchsetzten Norden oder aus dem germano-hellenischen äußersten Süden; in Spanien bilden die Westgothen das Lebenselement; die Juden erleben ihre heutige „Wiedergeburt", indem sie sich auf jedem Gebiete möglichst genau an germanische Muster anschmiegen. Von dem Augenblick ab, wo der Germane erwacht, ist also eine neue Welt im Entstehen, eine Welt, die allerdings nicht rein germanisch wird genannt werden können, eine Welt, in welcher gerade in unserem Jahrhundert neue Elemente aufgetreten sind, oder wenigstens Elemente, die früher bei dem Entwickelungsproceß weniger betheiligt waren, so z. B. die früher reingermanischen, nunmehr durch Blutmischungen fast durchwegs „entgermanisirten" Slaven und die Juden, eine Welt, die vielleicht noch große Rassencomplexe sich assimiliren und mithin entsprechende abweichende Einflüsse in sich aufnehmen wird, jedenfalls aber eine neue Welt und eine neue Civilisation, grundverschieden von der helleno-römischen, der turanischen, der ägyptischen, der chinesischen und allen anderen früheren oder zeitgenössischen.

Als den Anfang dieser neuen Civilisation, d. h. als den Augenblick, wo sie begann, der Welt ihren besonderen Stempel aufzudrücken, können wir, glaube ich, das 13. Jahrhundert bestimmen. Zwar hatten Einzelne schon weit früher germanische Eigenart in cultureller Thätigkeit bewährt — wie König Alfred, Karl der Große, Scotus Erigena u. s. w. — doch nicht Einzelne, sondern Gesammtheiten machen Geschichte; diese Einzelnen waren nur Vorbereiter gewesen; um eine civilisatorische Gewalt zu werden, mußte der Germane in breiten Schichten zur Bethätigung seines Eigenwillens im Gegensatz zu dem ihm aufgedrungenen fremden Willen erwachen und erstarken. Es ist unwahr, daß der germanische Barbar die sogenannte „Nacht des Mittelalters" heraufbeschwor; diese Nacht folgt vielmehr auf den intellectuellen und moralischen Bankrott des durch das untergehende römische Imperium großgezogenen rassenlosen Menschenchaos; ohne den Germanen hätte sich ewige Nacht über die Welt gesenkt; ohne den unaufhörlichen Widerstand der Nichtgermanen, ohne den unablässigen Krieg, der heute noch aus dem Herzen des nie ausgetilgten Völkerchaos gegen alles Germanische geführt wird, hätten wir eine ganz andere Culturstufe erreicht als diejenige, deren Zeuge das 19. Jahrhundert war. Ebenso unwahr ist es, daß unsere Cultur eine Wiedergeburt der hellenischen und der römischen ist: erst durch die Geburt des Germanen wurde die Wiedergeburt vergangener Großthaten möglich, nicht umgekehrt; und die Renaissance, der wir ohne Frage für die Bereicherung unseres Lebens ewigen Dank schuldig sind, wirkte dennoch mindestens ebenso hemmend wie fördernd und warf uns auf lange Zeit aus unserer gesunden Bahn heraus. Die mächtigsten Schöpfer jener Epoche — ein Shakespeare, ein Michelangelo — können kein Wort griechisch oder lateinisch.

*) Der englisch-deutsche Schriftsteller, besonders bekannt durch seine Biographie Richard Wagner's, plant eine große Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts, deren erster Band unter dem Titel „Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts" in einigen Wochen erscheinen soll. Durch die Zuvorkommenheit der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München, die uns Fahnenabzüge der ersten Bogen zur Verfügung stellt, können wir unseren Lesern einen Abschnitt des gedankenreichen Buches mittheilen. Die Red.

Die wirthschaftliche Entwickelung — die Grundlage unserer Civilisation — findet im Gegensatz zu classischen Traditionen und im blutigen Kampfe gegen imperiale Irrlehren statt. Der größte aller Irrthümer ist aber die Annahme, daß unsere Civilisation und Cultur der Ausdruck eines allgemeinen Fortschrittes der Menschheit sei; es zeugt keine einzige Thatsache der Geschichte für diese so beliebte Deutung; inzwischen schlägt uns diese hohle Phrase mit Blindheit und wir sehen nicht ein — was doch klar vor Aller Augen liegt — daß unsere Civilisation und Cultur, wie jede frühere und jede andere zeitgenössische, das Werk einer bestimmten individuellen Menschenart ist, einer Menschenart, die hohe Gaben, doch auch enge unübersteigbare Schranken, wie alles Individuelle besitzt. Und so schwärmen unsere Gedanken in einem Grenzlosen, in einer hypothetischen „Menschheit" herum, achten aber dabei des concret Gegebenen und des in der Geschichte einzig Wirksamen, nämlich des bestimmten Individuums, gar nicht. Daher die Unklarheit unserer geschichtlichen Gliederungen. Denn, zieht man einen Strich durch das Jahr 500, einen zweiten durch das Jahr 1500, und nennt diese tausend Jahre das Mittelalter, so hat man den organischen Körper der Geschichte nicht zerlegt wie ein kundiger Anatom, sondern zerhackt wie ein Fleischer. Die Einnahme Roms durch Odoaker und durch Dietrich von Bern sind nur Episoden in jenem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, die ein Jahrtausend gewährt hat; das Entscheidende, nämlich die Idee des unnationalen Weltimperiums, hörte hiermit so wenig auf zu sein, daß sie im Gegentheil aus der Dazwischenkunft der Germanen auf lange hinaus neues Leben schöpfte. Während also das Jahr 1, als (ungefähres) Geburtsjahr Christi, ein für die Geschichte des Menschengeschlechts und auch für die bloße Historie ewig denkwürdiges Datum festhält, besagt das Jahr 500 gar nichts. Noch schlimmer steht es um das Jahr 1500; denn ziehen wir hier einen Strich, so ziehen wir ihn mitten durch alle bewußten und unbewußten Bestrebungen und Entwickelungen — wirthschaftliche, politische, künstlerische, wissenschaftliche — die auch heute unser Leben ausfüllen und einem noch fernen Ziele zueilen. Will man durchaus den Begriff „Mittelalter" festhalten, so läßt sich leicht Rath schaffen: dazu genügt die Einsicht, daß wir Germanen selber, mit sammt unserem stolzen 19. Jahrhundert, in einer „mittleren Zeit" (wie die alten Historiker zu schreiben pflegten), ja, in einem echten Mittelalter mittendrin stecken. Denn das Vorwalten des Provisorischen, des Uebergangsstadiums, der fast gänzliche Mangel an Definitivem, Vollendetem, Ausgeglichenem ist ein Kennzeichen unserer Zeit; wir sind in der „Mitte" einer Entwickelung, fern schon vom Anfangspunkte, vermuthlich noch fern vom Endpunkte.

Fragen wir uns, wo die ersten sicheren Anzeichen sich bemerkbar machen, daß etwas Neues im Entstehen begriffen ist, eine neue Gestalt der Welt an Stelle der alten, zertrümmerten und an Stelle des herrschenden Chaos, so werden wir sagen müssen, diese charakteristischen Anzeichen sind schon vieler Orten im 12. Jahrhundert (in Norditalien im 11.) anzutreffen, sie mehren sich schnell im 13. — dem „glorreichen Jahrhundert", wie es Fiske nennt — erreichen im 14. und 15. eine herrliche Frühblüthe auf dem socialen und industriellen Gebiete, in der Kunst im 15. und 16., in der Wissenschaft im 16. und 17., in der Philosophie im 17. und 18. Jahrhundert. Diese Bewegung geht nicht geradlinig; in Staat und Kirche bekämpfen sich die grundlegenden Principien, und auf den anderen Gebieten des Lebens herrscht viel zu viel Unbewußtsein, als daß nicht die Menschen oft in die Irre laufen sollten; doch der principielle Unterschied besteht darin, ob nur Interessen aufeinander stoßen, oder ob ideale, durch bestimmte Eigenart eingegebene Ziele der Menschheit vorschweben: diese Ziele besitzen wir nun seit dem 13. Jahrhundert (etwa); wir haben sie aber noch immer nicht erreicht, sie schweben in weiter Ferne vor uns, und darauf beruht die Empfindung, daß wir des moralischen Gleichgewichts und der ästhetischen Harmonie der Alten noch so sehr ermangeln, zugleich aber auch die Hoffnung auf Besseres. Der Blick zurück berechtigt in der That zu großen Hoffnungen. Und forscht dieser Blick, wo der erste Schimmer dieser Hoffnungsstrahlen deutlich bemerkbar wird, so findet er die Zeit um das Jahr 1200 herum. In Italien hatte schon im 11. Jahrhundert die städtische Bewegung begonnen, jene Bewegung, welche zugleich die Hebung von Handel und Industrie und die Gewährung weitgehender Freiheitsrechte an ganze Classen der Bevölkerung erstrebte, die bisher unter der zwiefachen Knechtschaft von Kirche und Staat geschmachtet hatten; im 12. Jahrhundert war dieses Erstarken des Kernes der europäischen Bevölkerung an Ausdehnung und Kraft dermaßen gewachsen, daß zu Beginn des 13. die mächtige Hansa und der rheinische Städtebund gegründet werden konnten. Ueber diese Bewegung schreibt Ranke (Weltgeschichte IV, 238): „Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwickelung, die sich damit anbahnt — — die Städte constituiren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit und die großen Staatsbildungen anknüpfen." Noch vor der endgiltigen Gründung der Hansa war aber in England, im Jahre 1215, die Magna Charta erlassen worden, eine feierliche Verkündigung der Unantastbarkeit des großen Principes von der persönlichen Freiheit und der persönlichen Sicherheit. „Keiner darf verurtheilt werden anders als den Gesetzen des Landes gemäß. Recht und Gerechtigkeit dürfen nicht verkauft und nicht verweigert werden." In einigen Ländern Europas ist diese erste Bürgschaft für die Würde des Menschen noch heute nicht Gesetz; seit jenem 15. Juni 1215 ist aber nach und nach daraus ein allgemeines Gewissensgesetz geworden, und wer dagegen verstößt, ist ein Verbrecher, trüge er auch eine Krone. Und noch ein Wichtiges, wodurch die germanische Civilisation sich als von allen Anderen dem Wesen nach verschieden erwies: im Verlauf des 13. Jahrhunderts schwand die Sclaverei und der Sclavenhandel aus Europa (mit Ausnahme von Spanien). Im 13. Jahrhundert beginnt der Uebergang von der Naturalienwirthschaft zur Geldwirthschaft; fast genau im Jahre 1200 beginnt in Europa die Fabrikation des Papiers — ohne Frage die folgenschwerste Errungenschaft der Industrie bis zur Erfindung der Locomotive. — Man würde aber weit fehl gehen, wollte man allein in dem Aufschwung des Handels und in der Regung freiheitlicher Triebe die Dämmerung eines neuen Tages erblicken. Vielleicht ist die große Bewegung des religiösen Gemüthes, welche in Franz von Assisi (geb. 1181) ihren mächtigsten Ausdruck gewinnt, ein Factor von noch tiefer eingreifender Wirksamkeit; hierin tritt eine unverfälscht demokratische Regung zu Tage; der Glaube und das Leben solcher Menschen verleugnen sowohl die Despotie der Kirche wie die Despotie des Staates, und sie vernichten die Despotie des Geldes. „Diese Bewegung", schreibt Thode, „schenkt der Menschheit die erste Vorahnung allgemeiner Denkfreiheit." Im selben Augenblick erwuchs zum ersten Mal im westlichen Europa eine ausgesprochene antirömische Bewegung, die der Albigenser, zu drohender Bedeutung. Auch wurden zu gleicher Zeit auf einem anderen Gebiete des religiösen Lebens einige ebenso folgenschwere Schritte gethan: nachdem Peter Abälard († 1142), namentlich durch seine Betonung der Bildlichkeit aller religiösen Vorstellungen, die indoeuropäische Auffassung der Religion gegen die semitische unbewußt verfochten hatte, machten im 13. Jahrhundert zwei orthodoxe Scholastiker, Thomas von Aquin und Duns Scotus, ein für das Kirchendogma ebenso gefährliches Geständniß, indem sie, sonst Gegner, Beide übereinstimmend einer von der Theologie unterschiedenen Philosophie das Recht des Daseins einräumten. Und während hier das theoretische Denken sich zu regen begann, legten andere Gelehrte, unter denen vor allen Albertus Magnus (geb. 1193) und Roger Bacon (geb. 1214) hervorragen, die Fundamente der modernen Naturwissenschaft, indem sie die

Aufmerksamkeit der Menschen von den Vernunftstreitigkeiten hinweg auf Mathematik, Physik, Astronomie und Chemie lenkten. Auch Dante, ebenfalls ein Kind des 13. Jahrhunderts, ist hier zu nennen, und zwar in hervorragender Weise. „Nel mezzo del cammin di nostra vita", heißt der erste Vers seiner großen Dichtung, und er selber, das erste künstlerische Weltgenie der neuen, germanischen Culturepoche, ist die typische Gestalt für diesen Wendepunkt der Geschichte, für den Punkt, wo sie „die Hälfte ihres Weges" zurückgelegt, und nunmehr, nachdem sie Jahrhunderte lang in rasender Eile bergab geführt hatte, sich anschickte, den steilen, schwierigen Weg auf der gegenüberliegenden Bergwand anzutreten. Manche Anschauungen Dante's in seiner Divina Commedia und in seinem Tractatus de monarchia muthen uns an wie der sehnsuchtsvolle Blick eines vielerfahrenen Mannes aus dem gesellschaftlichen und politischen Chaos, das ihn umgab, hinaus in eine harmonisch gestaltete Welt; daß dieser Blick gethan werden konnte, ist ein deutliches Zeichen der schon begonnenen Bewegung; das Auge des Genies leuchtet den anderen voran. Doch lange vor Dante — das übersehe man nicht — hatte im Herzen des echtesten Germanenthums, im Norden, eine poetische Schöpferkraft sich kundgethan, welche allein schon beweist, wie wenig wir einer classischen Renaissance bedurften, um künstlerisch Unvergleichliches zu leisten: in dem Jahre 1200 dichteten Chrestien de Troyes, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg! und ich nenne nur einige der bekanntesten Namen, denn, wie Gottfried sagt: „der Nachtigallen sind noch viel". Und noch hatte die bedenkliche Scheidung zwischen Dichtkunst und Tonkunst (hervorgegangen aus dem Cultus der todten Buchstaben) nicht stattgefunden: der Dichter war zugleich Sänger; erfand er das „Wort", so erfand er dazu den eigenen „Ton" und die eigene „Weise". Und so sehen wir denn auch die Musik, die ureigenste Kunst der neuen Cultur, zugleich mit den ersten Anzeichen des besonderen Wesens dieser Cultur in durchaus neuer Gestalt, als vielstimmige, harmonische Kunst entstehen. Der erste Meister von Bedeutung in der Behandlung des Contrapunktes ist der Dichter und Dramatiker Adam de la Halle, geboren 1240. Mit ihm — also mit einem echt germanischen Wort- und Tondichter — beginnt die Entwickelung der eigentlichen Tonkunst, so daß der Musikgelehrte Gevaert schreiben kann: „Désormais l'on peut considérer ce XIIIe siècle, si décrié jadis, comme le siècle initiateur de tout l'art moderne". Ebenfalls im dreizehnten Jahrhundert entfalteten jene begnadeten Künstler — Nicolò Pisano, Cimabue, Giotto — ihre Talente, denen wir in erster Reihe nicht allein die „Wiedergeburt" der bildenden Künste, sondern vor Allem die Geburt einer durchaus neuen Kunst, der modernen Malerei, verdanken. Gerade im 13. Jahrhundert kam auch die gothische Architektur auf (der „germanische Stil", wie ihn Rumohr mit Recht benennen wollte): fast alle Meisterwerke der Kirchenbaukunst, deren unvergleichliche Schönheit wir heute nur anstaunen, nicht nachahmen können, sind aus jenem einen Säculum. Inzwischen war (kurz vor dem Jahre 1200) in Bologna die erste rein weltliche Universität entstanden, an der nur Jurisprudenz, Philosophie und Medicin gelehrt wurden. Man sieht, in wie mannigfaltiger Weise sich ein neues Leben um das Jahr 1200 herum kund zu thun begann. Ein paar Namen würden nichts beweisen; daß aber eine Bewegung alle Länder und alle Kreise erfaßt, daß die widersprechendsten Erscheinungen alle auf eine ähnliche Ursache zurück-, und auf ein gemeinsames Ziel hinweisen, das gerade zeigt, daß es sich hier nicht um Zufälliges und Individuelles, sondern um einen großen, allgemeinen, mit unbewußter Nothwendigkeit sich vollziehenden Vorgang im innersten Herzen der Gesellschaft handelt. Auch jener eigenthümliche „Verfall des historischen Sinnes und geschichtlichen Verständnisses um die Mitte des 13. Jahrhunderts", auf den verschiedene Gelehrte z. B. Döllinger mit Verwunderung aufmerksam machen, scheint mir hierher zu gehören: die Menschheit hat eben unter Führung der Germanen ein neues Leben begonnen, sie ist gewissermaßen auf ihrem Wege um eine Ecke gebogen und verliert plötzlich selbst die letzte Vergangenheit aus den Augen; nunmehr gehört sie der Zukunft an. Höchst überraschend ist es festzustellen, daß gerade in diesem Augenblick, wo die neue europäische Welt aus dem Chaos zu entstehen begann, auch jene Entdeckung der übrigen Erde ihren Anfang nahm, ohne welche unsere aufblühende germanische Cultur die einzig ihr eigenthümliche Expansionskraft niemals hätte entwickeln können: in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts führte Marco Polo seine Entdeckungsreisen aus und legte dadurch den Grund zu unserer noch nicht ganz vollendeten Kenntniß der Oberfläche unseres Planeten. Was hiermit gewonnen wird, ist zunächst, und abgesehen von der Erweiterung des Gesichtskreises, die Fähigkeit der Ausdehnung; jedoch diese bedeutet nur etwas Relatives; das Entscheidende ist, daß europäische Kraft die gesammte Erde in absehbarer Zeit zu umspannen hoffen darf und somit den alles dahinraffenden Einfällen ungeahnter und ungebändigter Barbarenkräfte nicht, wie frühere Civilisationen, unterworfen sein wird . . .

Ganz allgemein wird das 19. Jahrhundert das „Jahrhundert der Naturwissenschaft" genannt. Wer sich nun vergegenwärtigt, was das 16., 17. und 18. Jahrhundert gerade auf diesem Gebiete geleistet haben, wird sich wohl bedenken, ehe er so ohne Weiteres dem unseren den Titel: „das naturwissenschaftliche Jahrhundert" verleiht. Wir haben nur weiter ausgebaut und durch Fleiß gar Vieles entdeckt; ob wir aber auf einen Kopernikus und einen Galileo, auf einen Kepler und einen Newton, auf einen Lavoisier und einen Bichat hinweisen können, erscheint mir mindestens zweifelhaft. Cuvier's Thätigkeit erreicht freilich die Würde philosophischer Bedeutung, und die Beobachtungs- und Erfindungsgabe von Männern wie Bunsen (der Chemiker) und Pasteur streift an das Geniale; man wird aber mindestens zugeben müssen, daß ihre Leistungen die ihrer Vorgänger nicht übertreffen. Vor etlichen Jahren sagte mir ein sowohl durch theoretische wie durch praktische Arbeiten rühmlichst bekannter Hochschullehrer der medicinischen Facultät: „Bei uns Gelehrten kommt es nunmehr viel weniger auf die Gehirnwindungen an als auf das Sitzfleisch." Es hieße nun wirklich zu bescheiden sein und den Nachdruck auf das Nebensächliche legen, wenn wir unser Jahrhundert als das Jahrhundert des Sitzfleisches bezeichnen wollten! Um so mehr, als die Benennung als Jahrhundert des rollenden Rades jedenfalls mindestens ebenso berechtigt wäre für eine Zeit, welche die Eisenbahn und das Zweirad hervorgebracht hat. Besser wäre jedenfalls der allgemein gehaltene Name: Jahrhundert der Wissenschaft, worunter man zu verstehen hätte, daß der Geist exacter Forschung, von Roger Bacon zuerst kategorisch gefordert, nunmehr alle Disciplin unterjocht hat. Dieser Geist hat aber, wohl betrachtet, zu weniger überraschenden Resultaten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft geführt, wo ja seit uralten Zeiten die exacte Beobachtung der Gestirne die Grundlage alles Wissens bildete, als auf anderen Gebieten, wo bisher die Willkür ziemlich unumschränkt geherrscht hatte. Vielleicht hieße es etwas sehr Wahres, für unser Jahrhundert speciell Kennzeichnendes sagen, zugleich etwas den meisten Gebildeten nicht recht Bewußtes, wenn man von einem Jahrhundert der Philologie spräche. Gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts von bedeutenden Männern wie Jones, Anquetil du Perron, den Gebrüdern Schlegel und Grimm, Karadžič und Anderen zuerst in's Leben gerufen, hat die vergleichende Philologie im Laufe eines einzigen Jahrhunderts eine unvergleichliche Bahn durchschritten. Den Organismus und die Geschichte der Sprache ergründen, heißt nicht allein Licht auf Anthropologie, Ethnologie und Geschichte werfen, sondern geradezu das menschliche Denken zu neuen Thaten stärken. Und während so die Philologie unseres

Jahrhunderts für die Zukunft arbeitete, hob sie verschüttete Schätze der Vergangenheit, die fortan zu den kostbarsten Gütern der Menschheit gehören. Man braucht nicht Sympathie für den pseudobuddhistischen Sport halbgebildeter Müßiggänger zu empfinden, um klar zu erkennen, daß die Entdeckung der altindischen Erkenntniß-Theologie eine der größten Thaten dieses Jahrhunderts ist, bestimmt, eine nachhaltige Wirkung auf ferne Zeiten auszuüben. Dazu kam die Kenntniß altgermanischer Dichtung und Mythologie. Jede Kräftigung der echten Eigenart ist ein wahrer Rettungsanker. Die glänzende Reihe der Germanisten und ebenso die der Indologen hat, halb unbewußt, eine große That im rechten Augenblick vollbracht; jetzt besitzen auch wir unsere „heiligen Bücher", und was sie lehren, ist schöner und edler, als was das alte Testament berichtet. Der Glaube an unsere Kraft, den wir aus der Geschichte von 19 Jahrhunderten schöpfen, hat eine unermeßlich werthvolle Bereicherung durch diese Entdeckung unserer selbstständigen Fähigkeit zu vielem Höchsten erfahren, in Bezug auf welches wir bisher in einer Art Lehnverhältniß standen: namentlich ist die Fabel von der besonderen Befähigung der Juden für die Religion endgiltig vernichtet; hierauf werden spätere Geschlechter unserem Jahrhundert dankbar sein. Diese Thatsache ist eine der großen, weiterreichenden Erfolge unserer Zeit, daher hätte die Benennung Jahrhundert der Philologie eine gewisse Berechtigung. Hiermit haben wir nun auch eine andere der charakteristischen Erscheinungen unseres Jahrhunderts erwähnt. Ranke hatte vorausgesagt, unser Jahrhundert werde ein Jahrhundert der Nationalität sein; das war ein zutreffendes politisches Prognostikon, denn niemals zuvor haben sich die Nationen so sehr als fest abgeschlossene, feindliche Einheiten einander gegenüber gestanden. Es ist aber auch ein Jahrhundert der Rassen geworden, und zwar ist das zunächst eine nothwendige und unmittelbare Folge der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Denkens. Ich behaupte geradezu, daß die Wissenschaft nicht eint, sondern trennt. Die wissenschaftliche Anatomie hat die Existenz von unterscheidenden physischen Merkmalen zwischen den Rassen erwiesen, so daß sie nicht mehr geleugnet werden können, die wissenschaftliche Philologie hat zwischen den verschiedenen Sprachen principielle Abweichungen aufgedeckt, die nicht zu überbrücken sind, die wissenschaftliche Geschichtsforschung hat in ihren verschiedenen Zweigen zu ähnlichen Resultaten geführt, namentlich durch die genaue Feststellung der Religionsgeschichte einer jeden Rasse, wo nur die allerallgemeinsten Ideen den täuschenden Schein der Gleichmäßigkeit erwecken, die Weiterentwickelung aber stets nach bestimmten, scharf von einander abweichenden Richtungen stattgefunden hat, und noch immer stattfindet. Die sogenannte „Einheit der menschlichen Rasse" bleibt zwar als Hypothese noch in Ehren, jedoch nur als eine jeder materiellen Grundlage entbehrende, persönliche, subjective Ueberzeugung. Im Gegensatz zu den gewiß sehr edlen, aus reinster Sentimentalität hervorgequollenen Weltverbrüderungsideen des 18. Jahrhunderts, mit welchen die Socialisten im Hintertreffen noch heute nachhinken, hat sich allmälig die starre Wirklichkeit als nothwendiges Ergebniß der Ereignisse und der Forschungen unseres Jahrhunderts erhoben. Manche andere Benennung könnte Vieles zu ihrer Rechtfertigung anführen: Rousseau hatte schon prophetisch von einem „Siècle des Révolutions" gesprochen, Andere reden wohl von einem Jahrhundert der Judenemancipation, Jahrhundert der Elektricität, Jahrhundert der Volksarmeen, Jahrhundert der Colonien, Jahrhundert der Musik, Jahrhundert der Reclame, Jahrhundert der Unfehlbarkeitserklärung. — — Kürzlich fand ich in einem englischen Buche unser Jahrhundert als the religious century bezeichnet und konnte dem Manne nicht ganz Unrecht geben; für Beer, den Verfasser der „Geschichte des Welthandels", ist das 19. Jahrhundert „das ökonomische", wogegen Prof. Paulsen es in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts" das saeculum historicum im Gegensatz zu dem vorausgegangenen saeculum philosophicum nennt, und Goethe's Ausdruck „ein aberweises Jahrhundert" sich auf das unsrige ebenso gut wie auf das vorige anwenden ließe. Einen ernstlichen Werth besitzt aber gar keine solche Verallgemeinerung.

Es dürfte überhaupt schwer fallen, sich für unser 19. Jahrhundert speciell zu begeistern, weil das Stoffliche in unserem Jahrhundert so sehr vorwiegt. Genau so wie unsere Schlachten zumeist nicht mehr durch die persönliche Vortrefflichkeit Einzelner, sondern durch die Zahl der Soldaten, oder noch einfacher gesagt, durch die Menge des Kanonenfutters gewonnen worden sind, genau ebenso hat man Schätze an Gold und Wissen und Erfindungen zusammengetragen. Alles ist immer zahlreicher, massiger, vollständiger, unübersichtlicher geworden, man hat gesammelt, aber nicht gesichtet; d. h. es ist dies die allgemeine Tendenz gewesen. Unser Jahrhundert ist wesentlich ein Jahrhundert des Anhäufens von Material, des Durchgangsstadiums, des Provisorischen; in anderen Beziehungen ist es weder Fisch noch Fleisch, es pendelt zwischen Empirismus und Spiritismus, zwischen dem Liberalismus vulgaris, wie man es witzig genannt hat, und den impotenten Versuchen seniler Reaktionsgelüste, zwischen Autokratie und Anarchismus, zwischen Unfehlbarkeitserklärungen und stupidestem Materialismus, zwischen Judenanbetung und Antisemitismus, zwischen raffinirten Meyerbeer'schen Opern und urnaiver Volksmelodienmanie, zwischen Millionärwirthschaft und Proletarierpolitik. Nicht die Ideen sind in unserem Jahrhundert das Charakteristische, sondern die materiellen Errungenschaften. Die großen Gedanken, die hier und da sich geregt haben, die gewaltigen Kunstschöpfungen strebten hinaus in künftige Zeiten. Nach großen socialen Umwälzungen und nach großen geistigen Errungenschaften (am Abend des vorigen und am frühen Morgen dieses Jahrhunderts) mußte wieder Stoff gesammelt werden zu weiterer Entwickelung. Hierbei — bei dieser vorwiegenden Befangenheit im Stofflichen — schwand das Schöne aus unserem Leben fast ganz; es existirt vielleicht in diesem Augenblick kein wildes, jedenfalls kein halbcivilisirtes Volk, welches nicht mehr Schönes in seiner Umgebung und mehr Harmonie in seinem Gesammtdasein besäße, als die große Masse der sogenannten cultivirten Europäer. In der enthusiastischen Bewunderung des 19. Jahrhunderts ist es darum, glaube ich, geboten, Maaß zu halten.

Leicht ist es dagegen, den von Goethe empfohlenen Enthusiasmus zu empfinden, sobald der Blick nicht auf dem einen Jahrhundert allein ruhen bleibt, sondern die gesammte Entwickelung der seit einigen Jahrhunderten im Entstehen begriffenen „neuen Welt" umfaßt. Gewiß ist der landläufige Begriff des „Fortschrittes" kein philosophisch wohl begründeter; unter dieser Flagge segelt fast die ganze Basarwaare unseres Jahrhunderts; Goethe, der nicht müde wird, auf die Begeisterung als das treibende Element in unserer Natur hinzuweisen, spricht es nichtsdestoweniger als seine Ueberzeugung aus: „Klüger und einsichtiger werden die Menschen, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder nur auf Epochen." Was für ein erhebenderes Gefühl kann es aber geben, als das, mit Bewußtsein einer solchen Epoche entgegenzuarbeiten, in welcher, wenn auch nur vorübergehend, die Menschen besser, glücklicher und thatkräftiger sein werden? Und wenn man unser Jahrhundert nicht isolirt betrachtet, sondern als einen Bestandtheil eines weit größeren Zeitlaufs, so entdeckt man bald, daß aus der Barbarei, welche auf den Zusammensturz der alten Welt folgte, und aus der wilden Gährung, die der Zusammenstoß einander widerstrebender Kräfte hervorrief, sich vor etlichen Jahrhunderten eine vollkommen neue Gestaltung der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln begann, und daß unsere heutige Welt — weit entfernt, den Gipfel dieser Evolution zu bedeuten — einfach ein Durchgangsstadium, eine „mittlere Zeit", auf dem weiten und mühsamen Wege darstellt. Wäre unser Jahrhundert wirklich ein Gipfel-

punkt, dann wäre die pessimistische Ansicht die einzig berechtigte: nach allen großen Errungenschaften auf geistigem und materiellem Gebiete die bestialische Bosheit noch so verbreitet und das Elend vertausendfacht zu sehen, das könnte uns nur veranlassen, Jean Jacques Rousseau's Gebet nachzusprechen: „Allmächtiger Gott, erlöse uns von den Wissenschaften und verderbenbringenden Künsten unserer Väter! gieb uns wieder die Unwissenheit, die Unschuld und die Armuth, als die einzigen Güter, aus welchen Glück uns entstehen kann und welche vor deinem Angesichte Werth besitzen!" Erblicken wir dagegen, wie gesagt, in unserem Jahrhundert nur eine Etappe, lassen wir uns außerdem von keinen Wahnbildern „goldener Zeitalter", ebenso wenig von Zukunfts- wie von Vergangenheits-Wahnbildern blenden, noch von utopischen Vorstellungen einer principiellen Besserung der gesammten Menschheit und ideal functionirender Staatsmaschinen in unserem gesunden Urtheile irreführen, dann dürfen wir wohl hoffen und zu erkennen glauben, daß wir Germanen und die Völker, die unter unserem Einfluß stehen, einer neuen harmonischen Cultur entgegenreifen, unvergleichlich schöner als irgend eine der früheren, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, einer Cultur, in der die Menschen wirklich „besser und glücklicher" sein werden, als sie es jetzt sind. Vielleicht ist die Tendenz der modernen Schulbildung, den Blick so beständig auf die Vergangenheit zu richten, eine bedauerliche; sie hat aber insoferne ihr Gutes, als man kein Schiller zu sein braucht, um mit diesem zu empfinden, daß „kein einzelner Neuerer mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit streiten" könne; darum richten wir nun unseren Blick auf die Zukunft, auf jene Zukunft, deren Gestaltung wir aus dem Bewußtsein dessen, was die Gegenwart der letzten siebenhundert Jahre zu bedeuten hat, allmälig zu ahnen beginnen. Wir wollen es mit dem Athenienser aufnehmen! wir wollen eine Welt gestalten, in welcher die Schönheit und die Harmonie des Daseins nicht wie bei Jenen auf Sclaven-, Eunuchen- und Kemenaten-Wirthschaft ruht! wir dürfen es zuversichtlich wollen, denn wir sehen diese Welt langsam und mühevoll um unsere kurze Spanne Lebens entstehen. Und daß sie unbewußt entsteht, thut nichts zur Sache; schon der halb fabelhafte phönizische Geschichtsschreiber Sanchuniathon meldet im ersten Absatz seines ersten Buches, wo er von der Weltschöpfung spricht: „Die Dinge selbst aber wußten nichts von ihrem eigenen Entstehen"; auch in dieser Beziehung ist Alles beim Alten geblieben; die Geschichte bildet ein unerschöpfliches Illustrationsmaterial zu Mephisto's: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben." Darum empfinden wir, wenn wir auf unser 19. Jahrhundert zurückblicken, welches sicherlich mehr geschoben wurde, als es selbst schob, welches in den allermeisten Dingen auf fast lächerliche Weise in ganz andere Wege gerieth, als es einzuschlagen gedacht hatte, doch einen Schauer der aufrichtigen Bewunderung, fast der Begeisterung. In diesem Jahrhundert ist enorm gearbeitet worden, und das ist die Grundlage alles „Besser- und Glücklicherwerdens"; es war das die „Moralität" unserer Zeit, wenn ich mich so ausdrücken darf. Und während die Werkstätte der großen, gestaltenden Ideen ruhte, wurden die Methoden der Arbeit in bisher ungeahnter Weise vervollkommnet.

Unser Jahrhundert ist der Triumph der Methodik. Hierin mehr als in irgend einer politischen Gestaltung ist ein Sieg des demokratischen Princips zu erblicken. Die Gesammtheit rückte hierdurch höher hinauf, sie wurde leistungsfähiger. In frühen Jahrhunderten konnten nur geniale Menschen, später nur zumindest hochbegabte Werthvolles leisten; jetzt kann es ein Jeder, dank der Methode! Durch den obligatorischen Schulunterricht, gefolgt vom obligatorischen Kampf um's Dasein, besitzen heute Tausende die „Methode", um ohne jede besondere Begabung oder Veranlagung als Techniker, Industrielle, Naturforscher, Philologen, Historiker, Mathematiker, Psychologen u. s. w. an der gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechts theilzunehmen. Sonst wäre die Bewältigung eines so kolossalen Materials in einem so kurzen Zeitraum gar nicht denkbar. Man vergegenwärtige sich nur, was vor hundert Jahren unter „Philologie" verstanden wurde! man frage sich, ob es wahre „Geschichtsforschung" gab! Genau diesem selben Geist begegnen wir aber auf von der Wissenschaft weit abliegenden Gebieten: die Volksarmeen sind die universellste, einfachste Anwendung der Methodik und die Hohenzollern insofern die tonangebenden Demokraten unseres Jahrhunderts: Methodik der Arm- und Beinbewegungen, aber zugleich Methodik der Willenserziehung, des Gehorsams, der Pflicht, der Verantwortlichkeit. Die Geschicklichkeit und die Gewissenhaftigkeit haben in Folge dessen — leider nicht überall, aber doch auf weiten Gebieten des Lebens — entschieden sehr zugenommen: man fordert mehr von sich und von Anderen als zuvor; es hat gewissermaßen eine allgemeine technische Vervollkommnung stattgefunden, die bis in die Denkgewohnheiten der Menschen sich erstreckt. Diese Vervollkommnung kann aber schwer ohne Rückwirkung auf das Reinmoralische bleiben: die Abschaffung des menschlichen Sclaventhums auch außerhalb Europas, wenigstens in seiner officiell anerkannten Giltigkeit, und der Beginn einer Bewegung zum Schutze der thierischen Sclaven sind vielbedeutende Anzeichen.

Bühnendeutsch.

Von Professor Karl Mahnicke.

Daß ein Komödiant einen Pfarrer lehren kann, ist schon im Faust zu lesen. Und nicht allein einen Diener des göttlichen Wortes, sondern jeden Redner und Sprecher, — und nicht nur für den Vortrag, der nach derselben Autorität des Redners Glück macht, sondern auch für die Aussprache des Deutschen überhaupt, die so vielfach provinziell gefärbt und verunstaltet ist, kann das Theaterdeutsch vorbildlich sein. Zumal die im ernsten Drama übliche deutsche Bühnenaussprache pflegt als Norm für die deutsche Aussprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen Sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen. Deßhalb ist aus orthoepischen Gründen für Bühnen- und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache wünschenswerth; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige Verbesserungen der Orthographie auf ihr werden fußen müssen. Vor Allem ist nöthig, 1. die Unterschiede der Aussprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes auszugleichen, sei es nach Maaßgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten; 2. die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lautes zu beseitigen, die nur nach Maaßgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden. Diese Aufgabe hat nun der Deutsche Bühnenverein unter Mitwirkung dreier wissenschaftlicher Vertreter zu lösen versucht, und das Ergebniß dieser Regelung und Festlegung der Kunstaussprache liegt uns jetzt vor in einer im Auftrage der Commission von Theodor Siebs herausgegebenen Schrift: „Deutsche Bühnenaussprache" (Köln, Alb. Ahn). Es ist keine Frage, daß diese höchst verdienstvolle Arbeit, die vom Bühnenverein als officieller Kanon der deutschen Theater den Bühnen empfohlen ist, manche Anfechtung erfahren wird. Besonders wird man von gewisser Seite über die „Decretirung neuer Ausspracheregeln" zetern, wie denn auch einige Lehrer bereits mit einer starken Eifersucht die Bestrebungen beurtheilten, deren Lösung nach ihrer Ansicht der Schule zufallen müßte. Aber nichts ist falscher. Die Schule kann freilich darauf halten, daß gewisse

Bestimmungen befolgt werden; doch geben wird sie solche Bestimmungen niemals. Wir haben überhaupt keine einheitliche Schule. Wollten aber die verschiedenen Schulverwaltungen in Deutschland und Oesterreich eine ausgleichende Regelung anstreben, so würden sie in ihren Entscheidungen sowohl die Wissenschaft berücksichtigen müssen als auch ganz besonders die Kunst. Sie würden sich sonst zu der Anschauung fast aller Gebildeten in Widerspruch setzen, denn es ist eine Thatsache, daß die Bühnenaussprache, die Sprache der kunstmäßigen Declamation, mehr als jede andere Sprechweise Anspruch darauf machen darf, als Norm angesehen zu werden. Dieser Anspruch hat auch bereits eine historische Berechtigung gewonnen: zu einer Zeit, wo andere Kreise an eine Ausgleichung der deutschen Mundarten nicht dachten, ward an der Bühne eine über den Mundarten stehende künstlerische Aussprache gepflegt. Wir brauchen bloß an die „Regeln für Schauspieler" zu erinnern, die Goethe im Jahre 1803 niedergeschrieben hat, als er Pius Alexander Wolff und Franz Grüner unterrichtete: „Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provinzialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialects befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provinzialismus taugt auf die Bühne. Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden!" Und mit der Zeit hat diese mustergiltige Sprechweise der Bühne ihren Einfluß mehr und mehr ausgedehnt. Auch hierfür fehlt es nicht an Zeugnissen. So schreibt im Jahre 1820 der Germanist Friedrich Heinrich von der Hagen: „die vornehmsten Schwaben und Schweizer (auch Oesterreicher) sprechen noch ganz anders, als die ziemlich gleich Gebildeten in Niederdeutschland; und die Theater brachten noch nicht die Vulgärsprache überall hin und hervor." — Weßhalb nun wird die deutsche Bühnenaussprache nicht einfach für Lehrzwecke, rednerische Leistungen u. s. w. als maßgebend angenommen? Hauptsächlich deßwegen nicht, weil an den verschiedenen Bühnen, ja auch an einer und derselben Bühne Unterschiede herrschen. Freilich sind sie nicht allzu gewichtig, ja in Wirklichkeit viel geringer, als die meisten Leute glauben. Und die Aufgabe der Commission war es, diese kleinen Unterschiede auszugleichen. Jetzt sind dadurch Bühnenleiter und Schauspieler mancher Unbequemlichkeit überhoben; und mit den für die Bühne geschaffenen Bestimmungen hat auch der Lehrer eine Richtschnur gewonnen.

Auch die Stellung zu den Mundarten wurde präcisirt. Sehr richtig schreibt darüber Professor Siebs: „Nun werden wir ja kleine Verschiedenheiten in der Ansicht darüber gelten lassen, inwieweit eine einheitliche deutsche Aussprache gegen den Einfluß der Mundarten zu wirken habe; keineswegs aber können wir der Ansicht zustimmen, die — Goethe's Bestimmungen zum Trotze — der Bühne Zugeständnisse an die gebildete landschaftliche Sprache erlauben und den „Erdgeschmack" der Sprache geschont wissen will. Soll man die Schauspieler von ihrem ersten Auftreten an bis zu ihrem letzten Athemzuge etwa für eine bestimmte Bühne verpflichten, damit sie sich den „Erdgeschmack" der Sprache dieser Landschaft aneignen? oder sollen nur Einheimische engagirt werden? Andernfalls aber danken wir für den „Erdgeschmack" der Bühnenlocalsprachen, und mit ihm werden zweifellos alle Leiter deutscher Bühnen den Ruin der Bühnenaussprache als gleichbedeutend erachten. In Localstücken mag ja die Mundart gesprochen werden, wie es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist; und daß z. B. in einem Stücke, das gewisse Typen der Berliner Gesellschaft darstellen will, auch die Sprache zur Charakteristik dieser Typen ihr Scherflein beitragen kann, soll zugestanden werden; daß aber die Bühne in ihrer Sprache sich die Eigenart der Landschaft wahren und den Schauspielern der Königlichen Bühne in Berlin in „Julius Cäsar" leise Zugeständnisse an die landschaftliche Sprache der Mark Brandenburg gestattet werden sollten, glaube ich nie und nimmer." Uebrigens ist auch jener mundartliche „Anklang", der heute vielfach bei Verfassern und Darstellern beliebt ist, ein augenblicklich stark überschätztes Wirkungsmittel. Seine Entbehrlichkeit erweist sich schon dadurch, daß es auf Stücke, die in deutscher Sprache gedacht sind, beschränkt und mit einigem Erfolg nur für die in der Gegenwart spielenden Dramen verwendbar ist.

Die Schwierigkeiten bei dieser ausgleichenden Regelung waren sehr mannigfaltig, und auch der Germanist kann die Aufstellungen des „Kanons" im Ganzen nur billigen. Wir berühren hier nur einige allgemein interessante Punkte. Ein großer Theil der Deutschen, besonders Mittel- und Oberdeutsche, unterscheidet — gegen die Orthographie — gēben, lēben von hêben, lêgen; ein großer Theil der Deutschen, namentlich Niederdeutsche, hat diesen Unterschied aufgegeben; ein großer Theil der gebildeten Deutschen richtet sich nach der Orthographie: gêben, lêgen aber wēlen; wêhen, drêhen, aber mēhen, krēhen; ja sogar in schlecht, recht, Becher soll ein geschlossenes kurzes e gesprochen werden, als in Wächter, Nächte, lächeln. Bestände nun wirklich an den Bühnen diese consequente Scheidung der e- und ä-Laute nach Maaßgabe der Orthographie, so könnten wir sie getrost annehmen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Nach den Beobachtungen an guten Theatern liegt die Sache so: sieht man von Wörtern ab, in denen die Qualität des e nach der Betonung schwankt (er, der, dem, den), so wechselt die Aussprache der langen e-Laute zwischen geschlossenem ê, wie wir es in dem französischen Worte armée sprechen, und einem offeneren e-Laute, der zwischen ê und breitem æ etwa in der Mitte liegt und hier als ē bezeichnet wird. Consequenz nach der Schreibung herrscht durchaus nicht: wo ä geschrieben wird, hört man oft geschlossenes ê (Schêfer, schêmen); wo e geschrieben wird, ē (leben). Nach Prof. Sievers' Aufzeichnungen wurden im classischen Drama von allen langen e-Lauten nur 66,9 % übereinstimmend mit der Orthographie gesprochen (z. B. lêben, êdle, mêr mehr, schlēft schläft), 27,7 % gegen die Orthographie (gerêt Geräth, wêlen wählen, gêt geht), 5,4 % fehlerhaft (z. B. schwêir, lêẹben u. s. w.); im modernen Conversationsstücke 56,1 % für, 39,8 % gegen die Orthographie, 4,1 % fehlerhaft. Extremes breites æ hat Sievers nur ganz vereinzelt gehört, und zwar sowohl für als gegen die Orthographie, z. B. næchste, Mædchen, ævig. Diese Statistik giebt die thatsächliche Aussprache einer Menge von e-Lauten, aber als Material für eine endgiltige Lösung der Frage kann sie nicht genügen, weil sie nicht berücksichtigt, inwieweit die Affectstufen ihren Einfluß geübt haben, d. h. wie oft lêben in lyrischen Theilen der Rede und in hoher Stimmlage etwa einem lēben der mittleren Lage entspricht, oder wie oft lēben in tieferer Stimmlage einem lêben der mittleren Lage entspricht u. s. w. Um diese höchst schwierigen Fragen lösen zu können, müßte man ein reiches Material, das während der Vorstellungen aufgezeichnet ist, vergleichen mit einem reichen Material, das die Umgangssprache eben der Schauspieler fixirt, deren Aussprache in der Vorstellung aufgezeichnet ist.

Wie der Laut e hat auch der Consonant g eine ungemein verschiedenartige Aussprache. Dr. Grabow z. B. hat den Satz aufgestellt: weil die Dichter nur ganz vereinzelt die auslautenden g auf k reimen, öfters aber auf ch (also nicht flög auf Rock, wohl aber auf hôch), sei die Aussprache flôch vorzuziehen. Hier ist aber Eines nicht berücksichtigt: abgesehen allenfalls von a-Reimen, wie z. B. lag: Sack, bei denen der Quantitätsunterschied nicht so sehr in's Ohr fällt wie bei den anderen Vokalen, könnten nur solche Reime in Betracht kommen, in denen die Vokale gleiche Quantität haben, d. h. als Reime auf flög nicht etwa Rock, Stock, sondern höchstens Wörter auf -ôk. Deutsche Wörter auf -êk, -îk, -ôk,

=eik, =auk, =euk aber giebt es gar nicht, und auch für =âk und =ûk kommen nur ganz vereinzelte seltene Formen in Frage, z. B. schrak, stak, buk, Spuk; hingegen Wörter auf =âch, iech, ôch, eich sind nicht selten, und sie werden darum zu Reimen mit =âg, =ieg, =ôg, eig, =eug herangezogen. Lehrreich ist, daß bei Wörtern auf rg gerade die umgekehrten Verhältnisse vorliegen: hier giebt es keine Reime auf =arch, wohl aber auf =ark (stark, Mark), und so werden nur diese mit Formen wie karg, barg gebunden; auch wird auf Berg eher ein geläufiges, brauchbares Wort wie Werk reimen, als die beiden seltenen Formen Pferch und überzwerch. Also dieser Beweis ist nicht stichhaltig. Auch könnte nur ein sehr umfassendes, sowohl positives als auch negatives Reimmaterial in Ausspracheſragen eine Stimme abgeben, und auch dieses erst dann, wenn die Heimath der Dichter berücksichtigt und der Procentsatz festgestellt wäre, den ihre mundartlich reinen und ihre unreinen Reime ausmachen. Für die meisten Schauspieler und Bühnen ist heute der Verschlußlaut (g, k) die mustergiltige Aussprache. Freilich mag namentlich im Conversationsstücke in neuester Zeit an dieser oder jener Bühne der Reibelaut ch „gestattet" werden. Solches „Gestatten" führt aber nur zu einer unerträglichen Inconsequenz in der Aussprache des einzelnen Schauspielers und des gesammten Personals. Und dieses Durcheinander ist bereits an manchen Bühnen im ernsten Drama üblich, wie Prof. Sievers mit genügendem Material beweisen kann. Z. B. an einer bekannten Bühne Berlins, die neuerdings besonders das Conversationsstück pflegt, zählte er im ernsten Drama 68% Verschlußlaute, 32% Reibelaute, und zwar oft in störendem Wechsel, z. B. „Verjâcht diese!" „„Herr, wir haben sie oft verjâkt;"" die Formen wech und weck lösten sich geradezu ab.

Die für das =ig beschlossene Reibe=Aussprache gilt für Fälle, in denen es im Silbenauslaute oder vor Consonanten steht, z. B. Könich, freudichste, Könichs; aber Könige. Vor der Endung =lich jedoch wird Verschlußlaut gesprochen, da das zweimalige =ich (könichlich) unschön klingt. Umgekehrt ist bei Apostrophirung in Formen wie üpp'ge, schäb'ge, blut'ge, freud'ge, ja auch nach Vocalen, nach r, l, m, n und Reibelauten (schnee'ge, gehör'ge, sel'ge, blum'ge, sehn'ge, schaf'ge, ew'ge, moos'ge, busch'ge, trotz'ge, anrüch'ge) ein j statt des g vorzuziehen; nach gutturalen Verschlußlauten (zack'ge, zug'ge) wäre g geradezu unmöglich. In diesen Fällen aber läßt sich fast stets, ohne Schaden für das Versmaaß, ein leise anklingendes i einfügen und dann das g beibehalten, z. B. in „hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig", oder „das er im blut'gen Rachen schon davontrug".

Vor der Einwirkung der Laute verschiedener Worte auf einander warnt der „Kanon" mit Recht; insbesondere ist das fehlerhafte sogenannte „Ueberziehen" zu vermeiden. Es besteht besonders darin, daß der auslautende stimmlose Consonant eines Wortes vor anlautendem Stimmlaute des folgenden Wortes stimmhaft gesprochen wird: so hört man: deines Auges Leuchten statt: deines; weis ij es denn, statt weiß ich; der Krieg aber auch (mit stimmhaftem g); er traw ihn. Berechtigt ist solches „Ueberziehen" nur bei Apostrophirung, z. B. ich grab' es aus, ich umhals' ihn; aber: ins Grâp es legen, um den Hals ihn. Auch hier ist an Goethe's Rathschlag zu erinnern: „So wie in der Musik das richtige, genaue und reine Treffen eines Tones der Grund alles weiteren künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höheren Recitation und Declamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Wortes". Auch an sonstigen Fingerzeigen und Warnungen fehlt es dem Büchlein nicht. So hat sich der Vortragende vor Ausschreitungen im Verwenden und Unterlassen der Modulation zu hüten; „denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Falle aber geräth er in Monotonie, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton; leicht, in dem man der einen oder anderen ausweicht, scheitert man an dieser." Das sind Goethe's Regeln.

Freilich sind wir nicht mit allen Entscheidungen der Commission einverstanden. Es scheint uns z. B. bedenklich, wenn die schwankende Quantität des a=Lauts in „an" einfach so geregelt wird, daß er wie bei „man" kurz auszusprechen sei. Denn es ist gar kein Zweifel, daß die Mehrzahl unserer großen und classischen Schriftsteller — allen voran Goethe und Schiller als echte Süddeutsche — auf „an" nur in Nothfällen „kann", „Bann" ꝛc., durchgängig aber „Zahn", „Kahn" ꝛc. reimen. Ein Blick in den „Faust" oder in „Wallenstein's Lager" kann das bestätigen. Erst die neueren Dichter haben angefangen, der norddeutschen oder Berliner Mode=Mundart sich zu fügen, zum großen Entsetzen des Aesthetikers Vischer, der ja auch gegen die „maulfaule" a=Aussprache des R (mia, nua) gewettert hat. Vielfach mit Erfolg, wie die Regelung des Bühnenvereins beweist, die in allen Fällen durchaus gerolltes Zungenspitzen=R fordert. Dagegen hat sie zu der süddeutsch=weicheren Aussprache des s und sch Stellung zu nehmen vergessen. Auf unseren Bühnen hört man fast nur noch das jüdisch scharfe s (Possart) oder das dumpfe schwere ungarische sch (Sonnenthal, Barnay), das für jedes süddeutsche Ohr etwas Fremdes hat. Auch die Aussprachevorschriften für fremde Wörter sind der Revision bedürftig, so wenn für „Boccaccio" vorgeschrieben wird: „das i wird in dieser Verbindung nur schwach ausgesprochen". Nein, mit Verlaub: es wird ganz und gar nicht ausgesprochen, sondern ohne jeden Anklang (tscho) verschluckt. Und schließlich noch ein Tadel. Die einseitig norddeutsche Regelung zeigt sich zumal in der Vorschrift, die alemanisch=schwäbischen Eigennamen mit Diminutivendung: lin (für lein, le, li) zu betonen, also Oberlin, Gmelin, Rümelin, Böcklin! Der große Basler Meister ärgert sich aber jedesmal, wenn ihn die echten und unechten Berliner als russischen Böcklîn anreden, und auf sie hat er den zornigen Vers gemacht:

„Schnell das Stöcklin auf das Röcklin,
Nennst Böcklin du mich statt Böcklin!"

Der unwirsche Protest scheint den Aussprachelehrern des Deutschen Bühnenvereins nicht bekannt geworden zu sein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die vergessene Schuld.

Von Eugenio Hartzenbusch.*)

Vor einigen Jahren lebte in Madrid ein armer alter Junggeselle, dem trotz der besten Gesundheit ein edles Gut fehlte, dessen sich die Armen sonst meistens erfreuen: nämlich ein ruhiger Schlaf. Don Alfonso Zamora schlief immer schlecht; denn sobald seinen Augen die ersehnte Ruhe wurde, erwachte er plötzlich, und ein lästiges Alpdrücken verdarb ihm den übrigen Theil der Nacht. Er hatte nämlich Schulden und besaß nicht die Mittel, sie zu bezahlen. Der Gedanke daran verfolgte ihn unablässig und ließ ihn nicht eine einzige Nacht ruhig schlafen.

*) Der berühmte spanische Lyriker, Erzähler und Dramatiker (gest. 1880 als Director der Madrider Nationalbibliothek) war bekanntlich der Sohn eines aus der Nähe von Köln gebürtigten Tischlers, der ausgewandert und mit einer Spanierin verheirathet war. Von seinen zahlreichen Werken ist bis heute nur das Schauspiel „Los amantes de Teruel" in's Deutsche übertragen.

Sich von Schulden frei zu sehen, sie zu bezahlen, war sein einziger Wunsch, das einzige Glück, das er erstrebte.

„Wie glücklich werde ich sein," sagte er sich oft, „wenn ich einst keine Gläubiger mehr habe!" Es waren im Grunde nicht viele und nicht große Verpflichtungen, die ihn nicht schlafen ließen; aber für den Armen giebt es keine kleine Schuld; viel schuldig sein und dennoch ruhig schnarchen, das ist ein Vorzug, der nur dem reichen Schuldner zu Theil wird. Ein solcher behauptete sogar einmal, daß der Schuldner, der nicht bezahlt, keine Unruhe zu empfinden brauche, sondern nur der Gläubiger, der sein Geld nicht wieder bekomme. Da Don Alfonso aber diesen bequemen Grundsatz nicht kannte, bemühte er sich Tag aus Tag ein, seinen Verpflichtungen nachzukommen und quälte sich ab im Dunkel der Nacht mit dem sehnlichen Wunsche, noch Alles zu begleichen. Seine Verlegenheiten entsprangen aus drei verschiedenen, doch im Grunde gemeinsamen Ursachen: aus Unglück, Eitelkeit und Charakterschwäche. Diese begreift die andern in sich, denn die Eitelkeit ist eine Schwäche, und der Schwache ist gewöhnlich unglücklich.

Alfonso hatte einst eine ernste Krankheit durchzumachen, während der er seine kleinen Hülfsmittel aufbrauchte und Schulden machte. Diese wuchsen, weil er sich manche Ausgaben auferlegte, um einigen seiner reicheren Bekannten nicht nachzustehen, er ließ auch Gelegenheiten, seine Mittel aufzubessern, unbenutzt vorübergehen, indem er theils wenig arbeitete, theils in seiner übertriebenen Unterwürfigkeit zuließ, daß man ihn spät, schlecht oder nie bezahlte. Im Uebrigen war er ein braver Mann, einige allgemein übliche kleine Sünden abgerechnet. Die Schuld ist immer die Mutter der Lüge, denn der Schuldner lügt, um zu beweisen, daß er nicht zahlen kann, und der Gläubiger, um darzuthun, daß er das Geld nothwendig braucht. Noch zwei anderer kleiner Sünden klagte der schlaflose Zamora sich an. Es giebt nämlich in einer bergigen Provinz kleine Orte, wo die Bürger drei öffentlichen Beamten der Stadt wöchentlich zu essen geben; diese Beamten sind ein Hund, ein Hirt und ein Schulmeister. Die Erhaltung des Hundes, der die Heerden bewachte, wurde ohne Widerspruch im Rathe festgesetzt; bei der Versorgung des Hirten wollte man schon sparen; die Ausgleichung mit dem Schulmeister bot aber stets Schwierigkeiten; für den Hund kam es auf ein Pfund Brod mehr oder weniger nicht an, für den Lehrer schien Alles zu viel. So erhielt bei einer Vacanz gewöhnlich der Schulcandidat die Stelle, der sich mit dem Wenigsten zufrieden erklärte (und gewöhnlich war es der am wenigsten Tüchtige). Ein Candidat mit Frau und Kindern bewarb sich zu gleicher Zeit mit Alfonso, der eben seinen Geburtsort verlassen hatte, um eine solche Stelle; die Dotation der Schule bestand außer dem freien Tische, aus einigen Scheffeln Früchten, welche für die Familie des ersten Bewerbers nicht hinreichten. Alfonso erbot sich, das Amt mit einer Ermäßigung von drei Scheffeln zu übernehmen, und so wurde der anspruchsvollere Bewerber dem bescheideneren nachgesetzt, so wie es der materielle Vortheil des Dorfes erheischte. Alfonso bekannte nachher, daß er damit ein doppeltes Unrecht begangen habe: gegen den Lehrer und gegen die Kinder, weil der zurückgewiesene Bewerber viel besser zum Lehrer geeignet gewesen sei.

Es lebte in dem Dorfe ein Mädchen von vierzehn Jahren, mit Namen Rosa, frisch und hübsch wie die Blume, deren Namen sie trug, die Tochter einer Wittwe, die eine harte Mutter und ein großes starkes Weib war. Um diese Mutter bewarb sich nun ein reicher Alter aus der Umgegend, und die ehrliche Frau, mehr an ihre Tochter als an sich denkend, schlug dem Freier vor, sich doch lieber an Rosa zu wenden, die vielleicht nie wieder eine so gute Partie finden würde. Der Alte willigte ein, ohne sich lange bitten zu lassen, und die Mutter befahl ohne Weiteres dem Kinde, sich ohne Widerspruch auf die Hochzeit vorzubereiten.

Sie hatte sich aber verrechnet, denn es war Folgendes vorausgegangen. Unser Alfonso, der die kleine Bäuerin schreiben lehrte, begann mit mehr Aufmerksamkeit als nöthig, das schöne Profil, das seine Schülerin ihm mit der Feder in der Hand zuwandte, ihren zierlichen Hals, das schöne starke Haar, das in einer langen dicken Flechte um den Kopf geschlungen war, zu betrachten; und das theilnahmvolle Betrachten des anmuthigen Bildes verleitete ihn, für Rosa einige kühne Zeichen in Cursivschrift zu schreiben, deren Text sich in keiner für die Schule bestimmten Vorschriften fand, und nachdem er sie geschrieben, steckte er sie Rosa heimlich zu, die sie mit nicht geringer Sorgfalt aufhob. Der Lehrer erfuhr nun von der betrübten Schülerin, welche ungleiche Verbindung sie schließen sollte; sie sprachen sich hinter dem Rücken der Wittwe, welche doch die Augen nicht überall haben konnte, und schwuren sich ewige Treue. Ja, Rosa, die wohl nie in ihrem Leben gewagt hätte, ihrer Mutter ungehorsam zu sein, versprach dem alten Freier einen Korb zu geben und erfüllte pünktlich ihr Wort.

Das war Alfonso's zweiter dummer Streich, der unmittelbar darauf die traurigsten Folgen hatte. An dem Tage, wo Rosita ihrer Mutter erklärt hatte, daß sie sich für noch zu jung zum Heirathen hielte, ging das arme Kind mit gerötheten Augen und Wangen, die sie mit einem Tuche verhüllte, sehr früh aus dem Dorfe, und ein naher Verwandter führte sie auf einem Esel über die Grenze der Provinz. Am folgenden Sonntag aber veröffentlichte der Geistliche das Aufgebot der gestrengen Wittwe mit dem alten Bewerber, der zu ihr zurückgekehrt war; und in derselben Nacht brachte Rosa's Führer unter Mithülfe einiger Nachbarn Alfonso in's Gefängniß, nachdem er ihn tüchtig durchgeprügelt hatte, weil er irgend etwas gethan haben sollte. Aber Rosa's Mutter bereute bald, daß sie so streng zu ihrer Tochter gewesen und fand nicht eher Trost, als bis der besagte Verwandte sich erbot, unter einem Vorwande den Lehrer aus dem Dorfe zu jagen; sie hatte nämlich am Abend vor ihrer zweiten Verheirathung die Briefe Alfonso's an Rosita gefunden. So mußte denn der arme Lehrer unter Lebensgefahr entfliehen, denn auf Anstiften der zornigen Wittwe wurde er von seinen dankbaren Schülern mit Steinwürfen verfolgt.

Der Flüchtige kam zuerst nach Madrid, und dies mit dem festen Vorsatze, seine Rosa in allen Winkeln der Halbinsel zu suchen. Vergebliches Bemühen, denn die vorsichtige Mutter holte nach ihrer Heirath das Kind in's Dorf zurück, das Alfonso nicht mehr betreten durfte. Rosa wurde von der Mutter mit großer Güte empfangen, doch dürfe sie sich nicht weigern, den Gatten anzunehmen, den sie ihr vorschlagen würde. Und da Rosa schön und ein vortreffliches Wesen war, hatte sie alle drei Monate einen neuen Bewerber, gab aber Jedem dieselbe Antwort wie dem Alten; und wenn dieser nicht die eigensinnige Stieftochter vertheidigt hätte, so würde ihr jeder abgewiesene Freier eine Ohrfeige von Seiten der Mutter eingebracht haben.

Inzwischen hatte Alfonso erfahren, daß Rosa wieder bei ihrer Mutter lebte; er schrieb an sie, erhielt aber keine Antwort, da seine Briefe in die Hände der hartnäckigen Heirathsstifterin fielen. So vergingen Monate und Jahre. Alfonso verlor die Hoffnung, Rosa je wiederzusehen, dann kam ihm sogar das Andenken an seine Geliebte aus dem Sinn, und zuletzt verlor er auch den Schlaf, wie wir schon erzählt haben.

Im selben Hause wohnte ein reicher Rentner, der neun lange Stunden zu schlafen vermochte. Er mußte wohl von der Schlaflosigkeit, an der sein Nachbar litt, erfahren haben, auch vielleicht seinen gewöhnlichen Ausruf: „Wie gut werde ich schlafen, wenn ich alle meine Schulden bezahlt habe!" gehört haben. Und so mußte ihm wohl der mitleidige Gedanke gekommen sein, dem bekümmerten Schuldner die Ruhe zu erleichtern. Mit dieser liebenswürdigen Absicht wollte er ihn überraschen, als er selbst von einem Besuch überrascht wurde, welcher, je mehr wir ihn erwarten sollten, uns um so weniger vorbereitet findet: nämlich von dem Tode. Indessen kam die Ueberraschung nicht so schnell, daß der reiche Wohlthäter nicht noch über eine Stunde verfügt hätte, um sein Testament machen zu können. Er war der letzte Sprosse seiner Familie und bestimmte ohne Gewissensscrupel seinen Nachbar als Universalerben. So fand sich der arme Alfonso Zamora, der plötzlich in einen ehrenwerthen Sennor Don Alfonso verwandelt war, als legitimer Besitzer

verschiedener Millionen, die ihrem früheren Eigenthümer einen Schlaf gesichert, der sich sogar von Kanonenschlägen, Aufruhrlärm und Zänkereien einer Schwiegermutter, wenn er eine solche gehabt hätte, nicht stören ließ. Von der Erbschaft Besitz nehmen und alle seine Gläubiger rufen, war das Werk weniger Stunden. Die meisten Gläubiger eilten auf den Ruf herbei, aber nicht alle, und der reiche Seunor Don Alfonso schlief darum auch nicht besser als gewöhnlich. Am folgenden Tage suchte und bezahlte er die Gläubiger, welche noch übrig waren. „Diese Nacht werde ich wie ein Steinklotz schlafen!“ sagte er, als er das weiche Bett des Verstorbenen bestieg, „denn endlich schulde ich Niemand mehr was“. Trotzdem schlief Alfonso so schlecht, als wenn er noch Alles bis auf's Hemd schuldig wäre.

„O ich verstehe,“ rief er aus, „ich bin dem verheiratheten Lehrer, den ich verdrängte, als ich mich in Rosa's Dorf niederließ, eine Entschädigung schuldig; ich werde zu erfahren suchen, wo er sich aufhält und dann ist es mir ein Leichtes, ihn zu entschädigen.“ Alfonso führte diese Absicht aus, schlief einige Tage mittelmäßig und dann wieder ebenso schlecht als zuvor. „Aber mein Gott,“ fragte er sich unaufhörlich, „was bleibt mir denn noch zu bezahlen? was bin ich noch schuldig?“

Da fiel ihm ein, daß ein Reicher die Verpflichtung habe, die Künste und Wissenschaften zu unterstützen. „Ich werde es thun, so weit meine Rente es mir erlaubt. Jeder soll seinem Vaterlande dienen, wenn er nicht physisch zu schwach ist. Ich werde für mein Land arbeiten, indem ich sein System der Landwirthschaft verbessere.“ Alfonso arbeitete also mit dem Kopfe, und fuhr dabei fort, immer noch schlecht zu schlafen und sich dann immer zu sagen: „Etwas fehlt mir noch zu bezahlen — etwas schulde ich noch — was kann es sein?“ Er dachte zuletzt an Rosa. „Ich bot ihr meine Hand, das ist wahr; aber sie hat auf die Briefe, die ich ihr schrieb, nicht geantwortet. Ich will noch einmal schreiben.“ Er that es, bekam aber ebenso wenig eine Antwort, wie früher.

In schlechtester Laune ging Alfonso eines Abends aus, um auf seinem wunderschönen Pferd eine Promenade vor den Thoren der Stadt zu machen. Da geschah es, daß er sich plötzlich einem Esel gegenüber befand, auf dessen Rücken sorglos jener Verleumder, der Verwandte Rosa's saß, der unserem Helden beinah die Rippen gebrochen hatte. Da es aber die feste Absicht des guten Zamora war, alle seine Schulden auszugleichen, so erinnerte er sich jetzt auch der Prügel, die er von dem Kerl erhalten hatte, und deren Wiedererstattung er ihm noch schuldig geblieben war. „Dies ist die vergessene Schuld, die mir noch zu zahlen übrig blieb,“ rief er zornig aus. „Begleichen wir unsere Rechnung, und ich werde diese Nacht zum ersten Male gut schlafen.“ Also schwang er die Reitpeitsche und gab dem Bauer großmüthig die von früher schuldigen Schläge zurück. Aber diese Nacht schlief er schlechter als je.

„Was bin ich noch schuldig? Ich bin reich und bin Junggeselle, — soll ich mich verheirathen? Vielleicht . . . Morgen pflanze ich mich an der benachbarten Kirche auf, wo so viel hübsche junge Mädchen aus- und eingehen: sehen wir mal, ob mir eine gefällt!“ So stand er am nächsten Tage früh auf, um zur Kirche zu gehen. Als er an der Thüre war, fühlte er eine starke Versuchung, hineinzugehen, doch konnte er sich nicht dazu entschließen, denn er hatte seit Jahren keine Kirche betreten. Man hatte zur ersten Messe geläutet. Zwei junge Mädchen, anscheinend Herrin und Dienerin, sehr einfach gekleidet, kamen über die Straße und näherten sich der Kirche. Alfonso sah die Dame an, die einen Augenblick stille stand, wie im Zweifel, ob sie eintreten sollte oder nicht; er betrachtete sie noch einmal und erkannte mit unendlichem Staunen seine frühere Schülerin.

Rosa war es in der That; dieselbe Rosa, mit weniger frischer Gesichtsfarbe als früher, aber mit mehr Anmuth in den Gesichtszügen und Bewegungen, umgewandelt von einer Bäuerin in eine elegante Dame. „Rosa!“ stotterte er.

„Alfonso!“ rief sie aus.

„Seit wann sind Sie in Madrid?“

„Seit länger als drei Jahren.“

„Und ich habe Sie nie getroffen?“

„Ich habe Sie mehrere Male gesehen.“

„Und Sie wollten nicht mit Ihrem alten Lehrer sprechen?“

„Der Lehrer bemerkte ja seine Schülerin nicht einmal.“

„Und Ihre Mutter?“

„Wurde zum zweitenmal Wittwe und zog nach Madrid.“

„Und Sie, an die ich während der ganzen Jahre gedacht habe, sind Sie verheirathet?“

„Ich gab in meinem Dorfe ein Versprechen, und obwohl es mich Kummer gekostet hat, es aufrecht zu erhalten, so habe ich es nicht gebrochen.“

„Rosa, meine Rosa! Sie werden mein sein; auch ich habe keine Andere lieben können als Sie! Ohne Zweifel haben Sie meine Briefe nicht erhalten?“

„Erst jetzt erfahre ich, daß Sie mir geschrieben haben.“

„Dann muß ich zuvor wissen, ob Ihre Mutter die Briefe aufgefangen hat und tilge dann meine letzte Schuld. Wissen Sie nicht mehr, Rosa, daß ich Ihr Lehrer gewesen und Ihr erster Geliebter? Ihre erste Liebe?“

„Meine erste und meine einzige Liebe, Seunor Don Alfonso.“

„Ist es wahr! Rosa, mein Leben, ist es möglich?“

„Meine Mutter wird Ihnen von den Anträgen erzählen können, die ich zurückgewiesen. Der arme Lehrer galt mir mehr als die reichsten Gutsbesitzer des Landes.“

„Doch ich bin jetzt reich, Rosa; ich habe ein großes Haus, Diener, Pferde, Verehrer, Neider und den Ruf eines Talentes, denn der Reichthum gilt dafür oder verleiht es. Um glücklich zu sein, fehlen mir nur noch sieben Stunden Schlaf jede Nacht.“

„Warum können Sie nicht schlafen?“

„Das ist eine lange Geschichte. Ich habe viele Schulden gehabt, Rosa; die Unmöglichkeit, sie zu bezahlen, raubte mir den Schlaf; ich glaubte jetzt Alles geordnet zu haben, und doch giebt es keine Nacht, wo ich nicht eine Stimme höre, die mir fortwährend wiederholt: ‚Du bist schuldig und bezahlst nicht; du bist schuldig, Alfonso, und bezahlst nicht!‘ Rosa, meine Rosa, nehmen Sie diese Hand an, die Alfonso Ihnen schuldig ist, damit ich morgen dieses Gespenst, das mich verfolgt, endlich fragen kann: ‚Bin ich noch etwas schuldig?‘“

Rosa erhob ihre schönen Augen voll unbeschreiblicher Liebe zu Alfonso, und fromm und sanft kam es von ihren Lippen: „Alfonso, haben Sie Gott gegeben, was Sie ihm schuldig sind?“

Alfonso neigte das Haupt, bedeckte das Gesicht mit den Händen und war eine Weile sprachlos. Dann seufzte er schwer. In dem Augenblicke ließ die Kirchenglocke ihren letzten Ruf zur Messe ertönen. Er erwachte aus seiner Verwirrung und sagte bewegt zu Rosa: „Lassen Sie uns eintreten, kommen Sie!“

Zur selben Stunde, in der gleichen Kirche umhüllte acht Tage darauf der Brautschleier Rosa's Haupt und die Schultern ihres Lehrers.

Am folgenden Morgen, als die junge Frau erwachte, hörte sie mit fröhlicher Neugier das ruhige Athem ihres schlafenden Gatten. Plötzlich vernimmt sie einen leisen Seufzer, — noch einen Seufzer — — sein Athem stockt, und die zärtliche Gattin erschrickt, ohne zu wissen warum. „Alfonso!“ ruft sie liebevoll und leise. „Alfonso!“ wiederholt sie ängstlich und springt aus dem Bette. „Alfonso!“ ruft sie außer sich vor Schrecken.

Der Schlafende antwortete nicht. Er konnte nicht mehr antworten. Sein sehnlichster Wunsch war erfüllt: als er seine letzte Schuld abgetragen, schloß der schönste Schlaf seine Augenlider: der Schlaf des Gerechten, der ewige Schlummer.

Aus der Hauptstadt.

Herren-Lehrjahre.

Nachdem der Zug des Todes von 1898 durch die Zeitungen marschirt ist und auch in den pietätvollsten Organen sein natürliches Ende erreicht hat, hält Freund Hain die Zeit zu neuem Schnitte für gekommen. Der stille Mann von Skyren gab den Todten, die gern ihre Todten begraben, zu thun; Felix Faure legte sich hin und starb an Adernverkalkung und an der Erkenntniß, daß heutzutage sogar die Präsidenten einer Republik nicht mehr über den Parteien stehen und sich ausschließlich mit eleganten Pantalons und modern geschnittenen Gamaschen befassen dürfen. Kurz vorher war die traurige Trauerkunde von dem jungen koburgischen Erbprinzen in's Land gedrungen, den eine abscheuliche Krankheit in der Blüthe seiner Jahre und unter bemerkenswerthen, seltsamen Umständen gefällt hatte. Wie die drei schwarzen Ereignisse zeitlich zu einander gehören, so auch sachlich, vor Allem politisch. Der Erbprinz von Koburg bezahlte mit dem eigenen Leben den schlimmen Unterricht den schlimme Fürstenlehrer ihm ertheilt hatten. Graf Caprivi schritt zu Grabe, nachdem er die Lehrjahre des deutschen Kaisers als Mentor begleitet hatte, ein treuer Diener seines Herrn, doch kein glücklicher und geschickter. Und Felix Faure gab auf dem Todtenbette Winke und Rathschläge dem künftigen Kronenträger Frankreichs, Winke nur ihm sichtbar, Rathschläge, die nur er hörte.

Wenn die bourgeoise Republik gesund und lebensfähig wäre, welch' ein Führer hätte ihr dann Felix Faure sein können! Er hat gewiß nie mit eigener Hand Felle gegerbt, wie die Legende uns einreden wollte, er hat als geriebener Zwischenhändler Geld an ihnen verdient, ohne daß ihr scharfer Geruch seine Nase allzu empfindlich belästigte. Aber im Lande der Gleichheits-Gentlemen, wo man theoretisch, und eben nur theoretisch, die Egalität vergötterte, war der falsche Gerbergesell am Platze wie Keiner. Betrachtet, so riefen die Französisch-Freisinnigen aller Farben, diesen einfachen, schlichten Biedermann, der emporgestiegen ist aus der Tiefe des braven, arbeitenden Volkes zum höchsten Ehrenamte der Republik! Diese schwieligen Hände, die einst in der Lohe wühlten, hat der mächtigste Herrscher der Welt, der russische Zar, in Liebe und Freundschaft gedrückt, diese Wangen, darüber oft der heiße Schweiß angestrengten Mühens rann, hat der Kaiser geküßt! Im schlichten Frack trat der ehemalige Gerbergesell vor die Majestät hin — aber kein Fehler gegen die Etikette stieß ihm zu, wie mit seinesgleichen, ungezwungen und frei, verkehrte er mit den Gewaltigen der Erde. Eine liebliche Sage für die Nachwelt! Lieblicher noch durch die streng constitutionelle Regierungsform, die Felix Faure, der Freund des Autokraten, im eigenen Lande inne hielt. Er ließ die Parlamente gewähren, wie die Verfassung es vorschreibt. Auch im drohendsten Wellengange griff er nicht selbst nach dem Steuer, sondern vertraute seinen Ministern, den Vertrauensmännern beider Kammern. Eine hübsche Ankleidepuppe des souveränen Volkes, mit immer eleganten Beinkleidern und gutsitzenden Röcken, immer parat, Frankreichs Macht würdevoll vor'm Auslande zu vertreten, ohne je Macht im Innern zu begehren; ein gut functionirender Automat — mehr war er nicht, wollte er nicht sein, als das fühlte er sich. Welch' ein Vorbild allen constitutionellen Monarchen!

So die freundliche Legende. Vielleicht hat Felix Faure sich und seine Stellung selbst einmal durch ihr buntes Glas betrachtet. Aber diese Tage waren längst vergangen, als ein mitleidiges Schicksal die Bürde von seinen Schultern nahm. Felix Faure sah das Verderben näher und näher kommen. Er wußte, daß Frankreich die willenlose Beute jedes Napoleon-Abklatsches werden würde, jedes Kerlchens, dem Zunge und Klinge genügend locker saßen. Die unselige Affäre hat das Land zu Grunde gerichtet; Dreyfus ist, schuldig oder unschuldig, der Verderber Galliens. Sein Rechtsstreit rief vorzeitig Gegensätze wach, die noch Jahrzehnte durch hätten schlummern sollen und schlummern können. Längst schon drehte sich der erbitterte Kampf nicht mehr um die verhältnißmäßig simple Frage, ob der Mann auf der Teufelsinsel eine Verrätherei begangen hatte oder nicht. Man rede uns doch nicht vor, daß dies intelligente und gerechte Volk sich mit verbissener Wuth gegen die Freilassung eines zu Unrecht Verurtheilten gestemmt, daß es böswillig, aus niedriger Freude, aus niedriger Grausamkeit ein Justizverbrechen gut geheißen habe. Dreyfus spazierte heute, es ist kein Zweifel daran, kreuzfidel auf den Boulevards umher, wenn denen, die so leidenschaftlich seine Partei ergriffen, wirklich an seiner Befreiung gelegen gewesen wäre. Thatsächlich aber rangen sie um höheren Preis. Diese Millionen, die aus den Fenstern geschleudert worden sind, um eine Nichts- als -Revisionspresse zu schaffen; dies überhitzte Wuthgeschrei, das, urplötzlich von Tausend scheinbar Unbetheiligten aufgenommen, durch die Welten gellte, hat Alfred Dreyfus persönlich nie wieder gut zu machenden Schaden gethan. Doch was galt es, was seine Freiheit den Unternehmern des Feldzuges? Er war nur die Coulisse, hinter der die eigentlichen Acteurs sich sammelten. Der Pariser Börsenfreisinn, der Pariser Großcapitalismus wollte sich, Dreyfus als Sturmbock benutzend, Bresche brechen für ein neues Panama. Ihm kam es darauf an, sturmwindkräftig den Widerstand zu beseitigen, der seinen kühnsten Speculationen noch den Weg sperrte. Er ahnte, daß hinter den Dunstschleiern, die die Forts der Millionen stark umspannten, das neue sociale Königthum, der volksfreundliche Imperialismus ihr Haupt erhoben. All' den verworrenen Hoffnungen mußte er ein Ende machen, ehe sie greifbare Gestalt annahmen. Mit der Verurtheilung des Dreyfus schienen die, die dem kommenden Gekrönten Stützen zu werden versprachen, einen schweren Fehler begangen zu haben. Die Veröffentlichung der Prozeßacten mußte Berge von Schmutz und Verderbtheit vor aller Welt enthüllen, mußte die ganze Nation in Aufruhr bringen gegen den Generalstab, den capitalsfeindlichen, halb monarchischen und seine Hintermänner. Der Anschlag mißlang, weil die Klugen zu viel auf einen Hieb hatten erreichen wollen und gar zu raffinirt, zu scrupellos an's Werk gegangen waren. Heute stehen ihnen neun Zehntel der französischen Bevölkerung feindselig, zu einer Bartholomäusnacht entschlossen, gegenüber. Nichts beleuchtet greller die Sachlage, deutlicher die Schlachtlinie als der Aufruf des orleanistischen Prätendenten, der Kampf und Vernichtung den Banken droht, dem Großcapital und dem Triumphwagen des Königthumes über die Leiber der Börsianer dahinrollen lassen will. Felix Faure's Präsidentschaftsjahre sind die Lehrjahre des Roi gewesen, der im zwanzigsten Jahrhundert über Frankreich herrschen wird.

Minder allgewaltig als hinter den Vogesen, wo der Capitalismus seit Grevy und Wilson unumschränkt regiert, ist er in Deutschland geworden. Bismarck's Wirthschaftspolitik gebrauchte das Geld und die Geldmänner zur Erschließung des latenten nationalen Reichthumes, aber der halb verächtliche Witz, mit dem der Riese seinen Gehülfen Gerson von Bleichröder Herrn Jules Favre vorstellte, kennzeichnet drastisch seine überragende Stellung. Nie durften, so lange er regierte, die Bankiers hoffen, den Staat zu einer Actiengesellschaft und die Minister zu ihren Commis zu machen. Unter Caprivi schien es anders werden zu wollen. Da nahm man durch Handelsverträge der productiven Arbeit, dem Landwirthe den Schutz, um dessen Erweiterung der erste Reichskanzler sich unverdrossen gemüht hatte. Da bekam der Zwischenhandel Oberwasser, und die Händlerpresse war drauf und dran, gallische Zustände vorzubereiten. Der ahnungslose, brave Dilettant Caprivi berauschte sich an dem ihm überreich gespendeten Weihrauche, ihn dünkten die Lehrjahre Herrenjahre. Wilhelm II. freilich wird ohne Stolz auf sie zurückblicken. Ihm haben sie wenig mehr als bittere Enttäuschungen, theuer erkaufte Erfahrungen gebracht. Segen genug, wenn ihre Lehren nachhaltig wirken! Die Abkehr von Bismarck's Persönlichkeit und Bismarck's Politik, die Graf Caprivi mit einer fast bezaubernden, selbstverständlichen Ruhe in die Wege leitete, hat die tiefgehende Reichsverdrossenheit unter den Gutgesinnten erzeugt, ohne der Socialdemokratie, mit der Wilhelm II. allein fertig zu werden gedachte, Abbruch thun zu können. Sie wuchs statt dessen zu ihrer heutigen, bedrohlichen Größe an. Und noch immer ist

nichts geschehen, sie aus ihrer Stellung heraus zu manövriren. „Sie sind jetzt 25", sagte Bismarck am 26. November 1884 zu den Mitgliedern der socialdemokratischen Reichstagsfraction. „Das zweite Dutzend haben Sie also. Ich will Ihnen noch das Dritte geben. Wenn Sie aber 36 sind, erwarte ich mit Sicherheit, daß Sie Ihren vollen Operationsplan zur Verfassung, wie sie sein soll, entwerfen, sonst glaube ich, Sie können nichts". Die Partei hat inzwischen das vierte Dutzend ihrer Abgeordneten in's Reichshaus geschoben, ohne durch weitausgreifende sociale Reformpläne der kaiserlichen Regierung, die dem Kern der werthschaffenden Bevölkerung in Stadt und Land zu Gute kämen, zu einer entscheidenden Operation gedrängt worden zu sein, wie Bismarck sie verlangte.

Caprivi's Tod hat Anlaß zur Aufwärmung von allerhand dem Dahingegangenen nicht durchweg schmeichelhaften Anekdoten gegeben, sowie beim weiblichen Freisinn etliche sentimentale Lyrik hervorgerufen. Das war Alles. Irgend welche Lücke riß dieser Verlust nicht, und auch die Politiker, die sich dem Grafen verpflichtet fühlen mußten, kamen über conventionelle Aeußerungen des Schmerzes nicht hinaus. Der zweite Reichskanzler; der sich doch weidlich geplagt hat während der Lehrjahre des neuen Kurses, theilt das Schicksal aller mittelmäßigen Pädagogen: die Zöglinge vergessen sie, sobald sie ihrer Zucht entlaufen sind.

Und dennoch ging an seinem Grabe lebhaftere Rede und Gegenrede hin und her, als an der Gruft des jungen Erbprinzen von Coburg, dessen Herrscherlehrjahre so früh ein Ende nahmen. Die Unberufenen schwiegen respectvoll still über die Einzelheiten seines Zusammenbruches, und die Berufenen sagten erst recht nichts. Dennoch scheint just dieser Fall wieder mit besonderer Deutlichkeit darauf hinweisen zu wollen, daß man der Prinzenerziehung hier zu Lande nicht mit dem Ernste obliegt, der ihr gebührt. Immer höher steigen die Ansprüche, die die Verwaltung auch der kleinsten Staaten an ihre Leiter stellt, und immer größer wird die Verantwortlichkeit der Fürsten, nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem Volke. Wenn es in verschollenen Zeiten vielleicht einmal ein Vergnügen gewesen ist, Herrscher zu sein, so ist es heute ein Beruf, so ernst und schwer wie nur immer einer. Niemand bedarf so weitausgreifender und so in die Tiefe gehender Bildung wie der Fürstensohn, denn bei Niemandem rächt sich nervöse, an der Oberfläche haftende und schillernde Halbbildung so nachhaltig. Und wo die Erziehung des Bürgerkindes vollendet ist, wo es sich bereit auf die eigenen Beine hinstellen, die eigene Existenz schaffen soll, da bedarf der künftige Monarch noch besonderer Beaufsichtigung. Denn der Schliff, den die Rauhheit des Daseinskampfes dem wild darin Umhergeworfenen selbstthätig ertheilt; die Kraft, seine Begierden niederzuzwingen, die bei uns Andern der Nothwendigkeit, es zu thun, entspringt — sie müssen beide dem Königskinde künstlich beigebracht werden. Genügt man dieser Pflicht schlecht, dann sind die Folgen nicht immer gleich zerschmetternd, aber unbrauchbare Fürsten liefert die Methode in jedem Falle.

Lehrjahre sind keine Herrenjahre, und auch die Lehrjahre der Herren dürfen es nicht sein. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Pauline". Komödie in vier Acten von Georg Hirschfeld. (Deutsches Theater.) — „Das fünfte Rad". Lustspiel in drei Acten von Hugo Lubliner. (Kgl. Schauspielhaus). — „Vicky". Schauspiel von Otto Fuchs-Talab. (Berliner Theater.) — „Kraft". Schauspiel von Julius Türk. (Neues Theater.) — „Die guten Freundinnen". Lustspiel von A. Janvier de la Motte. (Lessing-Theater.)

Nach dem Fuhrmann die Köchin, nach der Tragödie aus angeblichen Tiefen die Posse, oder wie Herr Georg Hirschfeld seinem Vorbilde Hauptmann nachschreibt, die Komödie. Die Komödie enthält einen Witz, und der steht bereits auf dem Zettel: Das Mädchen Pauline hat fünf Bräutigams. Wer auf Grund dieser Ankündigung so etwas wie wilden Bordellhumor vermuthete, Genre Residenz-Theater, nur ein bischen gröber, dienstbotenhafter, der sah sich bitter getäuscht. Pauline läßt sich für ihr Leben gern poussiren, steckt allerhand kleine Liebesgaben, auch Küsse in Ehre und harmlose Umarmungen ein, aber darüber hinaus geht sie nicht. „Alles annehmen, aber nischt hergeben." In ihren anständigen Gesinnungen bestärkt sie der Umstand, daß sie Einen von den fünf Bewerbern wirklich liebt. Und dieser Glückliche, ein finsterer, brummiger Socialdemokrat, führt Paulinchen dann auch am Ende glücklich heim. Freilich muß er sich vorher noch in eine Prügelei als ganzer Mann erweisen und die rauhe Schaale seines Umsturzwesens abstreifen. Beides gelingt ihm so vollkommen, daß er auf die Wache geschleppt wird und der gnädigen Frau Paulineus, die doch zur verhaßten Bourgeoisie gehört, seine unterthänigste Reverenz macht.

Die ungeheuer spaßhafte und erfindungsreiche Handlung wird belebt durch einen Grafen, der Paulinen in der Küche aufsucht, durch den gemeinschaftlichen Gesang des schönen Liedes „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda" und durch die sensationelle Enthüllung des in Gnaden angenommenen Socialisten, daß all' seine Rauhheit und Knurrigkeit ihren Anlaß in seiner unehelichen Geburt habe. Rührend wirkt es, daß just dieser Umstand Paulinen ergreift und hinreißt — niemals ist eine größere psychologische Feinheit ersonnen, niemals ein effectvollerer Actschluß gestaltet worden. Er versöhnt mit den hundert ordinären Geschmacklosigkeiten, wovon das Stück wimmelt, mit der immer abenteuerlicher werdenden Unbeholfenheit der Hirschfeld'schen Technik, die die Küche eines jungen Ehepaares zum menschenbelebten Marktplatze macht, einen Act zu zweien auseinander zerrt und die knotige Posse mit zuckersüßen Empfindsamkeiten beträufelt. Nach der großen Prügelscene im dritten Acte brach der in der Schumannstraße übliche rasende Beifall aus, jenes kaum noch menschliche Gebrüll, Trampeln und Händeklatschen, das den Urhebern zweifellos von Herzen kommt, das aber auch ungemein aufregend wirkt. Die Enthusiasten wollten Herrn Hirschfeld ihr Entzücken über die starke Gipfelung der Handlung ausdrücken, wofür sie die großartige Keilerei in verzeihlichem Irrthum ansahen. Sie erzielten aber auch diesmal nichts als ärgerlichen und scharfen Widerspruch, der von nun an wach blieb und die „nicht enden wollenden Jubelstürme" bis zum Schluß unangenehm begleitete. Die Parteien haben sich diesmal um weniger als nichts aufgeregt Was Herr Hirschfeld gegeben hat, ist eine breit ausgemalte Skizze des Berliner Köchinnenlebens mit vereinzelten humoristischen Lichtern. Der Stoff reicht gerade zu einem mittelmäßigen localen Einacter hin, so daß an dem Drama bewundernswerth nur die Kunst erscheint, den ärmlichen Vorwurf zu vier Acten auszuspinnen. Wenn wenigstens individuelles Leben in dieser Pauline glühte, wenn wir ihren Charakter in wechselnder Beleuchtung sähen, dann wäre die grausame Monotonie der Küchenkartoffelkomödie vielleicht zu ertragen. Leider kennt Herr Hirschfeld, dem Anschein nach aus ureigenster Erfahrung, nur die erotischen Gelüste seiner Heldin, und nur ihre Verliebtheiten interessieren ihn. Es war jedoch ein schwerer Irrthum des jugendlichen Dichters, daraus zu schließen, daß die Zuschauer nun ebenfalls sämmtlich in der Pubertätsperiode stehen und die lieblichen Neigungen dieses schönen Alters theilen. Vor einem Auditorium von Siebzehnjährigen, denen der Anblick einer weißen Latzschürze genügt, um süße Wallungen auszulösen, durfte Herr Hirschfeld allerdings künstlerische Auffassung, Witz und Humor bei Seite liegen lassen. Wir Anderen sind durch den consequenten Naturalismus zwar glücklich daran gewöhnt von den Musen keine geistige Erhebung, keine Schönheit und Größe mehr zu verlangen. Aber auf den Tod langweilen lassen wir uns doch noch nicht von ihnen. Und so wurden denn in der großen Pause selbst gewiegte Leute an dem Genius des Herrn Hirschfeld irre, und mehrere Inhaber von Freibillets erklärten ganz offen, daß ihnen ihr schönes Geld leid thue. Man kann ihren Schmerz begreifen, ohne ihn zu theilen. Wer sich über Herrn Hirschfeld und sein engbrüstiges Imitationstalentchen nie getäuscht hat, dem bereitete auch die unsäglich inhaltlose Pauline keine Enttäuschung. Obwohl man unter normalen Verhältnissen eher darauf gefaßt sein konnte, dem Stücke in Onarg's Vaudeville- oder im Moabiter Stadt-Theater statt auf der angeblich ersten Bühne Berlins zu begegnen.

Einst — es sind fünfzehn bis zwanzig Jahre her — war der Name Lubliner-Bürger eben solch' ein Programm wie heute die Namen Hirschfeld und Genossen. Wer sich die Mühe nimmt, das Conversationslexicon aufzuschlagen, der wird darin lesen, daß Hugo Lubliner gleichfalls das deutsche Drama reformirt hat. Und es ist sehr die Frage, ob in fünfzehn Jahren sich noch ein Theaterdirector findet, der Hirschfeld'sche Lustspiele aufführt. Hugo Lubliner dagegen findet immer noch Schlupfwinkel und Ablagen für seine Erzeugnisse. Heuer hat er das Gegenstück zu der vielbewunderten „Frau ohne Geist" geschrieben; „Das fünfte Rad" heißt die ergreifende Schöpfung. Ein wackerer Parvenu wird schmählich verkannt, zumal von der eigenen Familie. Er, der ihr doch den Reichthum erarbeitete, muß sich als fünftes Rad behandeln, sich alleweil in die Ecke stoßen lassen. Frau und Tochter gehen daran, die neue Wohnung stilvoll nach den Ansprüchen des kommenden Jahrhunderts auszustatten, Papa mit seiner Halbbildung darf sich nicht einmischen. Die Damen haben ein kostbares Modebild erstanden und trachten danach, auch den Maler zu gewinnen. Dem gefallen die Aufdringlichkeiten der Mama jedoch nicht, er sagt ihr derb die Wahrheit, und das hübsche Stück Wild würde durch die Lappen gehen, wenn Papa nicht wäre. Mit ihm freundet der Künstler sich nämlich im Handumdrehen an, er erobert das Herz des Genies, das jetzt erst merkt, was für eine prächtige Tochter der prächtige Vater hat. Und so kommt es am Ende trotz alleweil, auf Umwegen zwar, zu der so beliebten Hochzeit.

Das fünfte Rad erweist sich als Schwung- und Triebrad, wenn es auch gutmüthig genug ist, das Niemand merken zu lassen. Eine unverfälschte Lubliner-Idee, echt lublinerisch ausgeführt. Man hat die naiv täppischen Scenen, die er aufbaut, die unmöglichen Menschen, die er zwischen die Coulissen stellt, die witzlosen Witzworte, die er sich abquält, alle schon wiederholt gesehen oder gehört. Und man ist erstaunt, daß sich Jemand gefunden hat, der es der Mühe für werth hielt, den Staub von diesen unbeträchtlichen Alterthümern zu blasen. Sehet hier, wie ein Reformer der deutschen Bühne endet!

Die übrigen letzten Novitäten sind nicht der Rede und Nachrede werth. Wer verhindert war, der ersten Aufführung beizuwohnen, kam wohl ganz um die zweifelhafte Bekanntschaft, denn kaum die üblichen drei Respectvorstellungen wurden eingehalten. Am tiefsten stand das Machwerk des Secretärs des Oesterreichen Lloyds, das mit lauter verbrauchten Motiven operirt, aber auch etwas erstaunlich Neues bringt: ein Cadettenduell. Vierorchen schlägt sich nämlich allen Ernstes für die Ehre seiner mit einem Maler davongelaufenen Mutter und wird verwundet; an seinem Krankenlager reicht der Vater seiner Frau die Hand, denn nur diese Versöhnung verbürgt des Cadetten Genesung, wie der sonderbare Arzt versichert. Noch erstaunlicher war, daß Frau Director Prasch weder den tapferen Vicky noch den ungarischen Cadetten spielte, sondern dies den Damen Schrott und Grüning großmüthig überließ. Dafür verschwand das Stück aber auch gleich wieder. — Nicht viel klüger war das ebenfalls längst wieder abgesetzte Schauerstück des Herrn Türk: die schwache Dramatisirung eines Romans, dessen Kraft nur im Titel steckt. Fritz Mauthner, der weder ein Gestalter noch Erzähler, sondern nur Kritiker und Satiriker ist, hat nach einer Nietzsche-Lectüre diese thörichte Geschichte von den beiden Herrenmenschen mühsam construirt: ein Rechtsanwalt, der den Verfolger einer geliebten Frau tödtet und den unschuldig Verdächtigten vor Gericht vertheidigt, ohne sich selbst anzuklagen; die Frau eines verkrüppelten Majors, die besagten Anwalt liebt, ohne die Ehe zu brechen, und sich ihm zu freier Liebe vergeblich anbietet, — zuletzt leben beide reue- und schuldlos weiter — in Kraft. Von dem Roman ist nichts übrig geblieben, als die unausstehlich erhabene Ehegattin zwischen zwei Männern und die brutale Detectivfrage: Wer ist der Mörder? Die gelangweilten Zuschauer waren so wenig gespannt auf die Lösung, daß sie das Haus schon nach dem dritten qualvollen Act in Schaaren verließen, wobei sie freilich um das Beste kamen: die Schwurgerichtssitzung in Moabit, die der Satiriker Mauthner wirklich so hübsch geschildert hat, daß auch der täppische Bearbeiter mit seiner klappernden Scheere sie nicht ganz umzubringen vermochte. Natürlich las man am folgenden Morgen im Berliner Tageblatt: „Der gestrige Erfolg war der Erfolg eines starken Theaterstückes; mit vehementen Spannungen und Wirkungen hielt das Schauspiel das Publicum dauernd in Athem und bewegte die Hörer zu lebhaftem Beifall". Der Erfolg stand in Wahrheit etwa auf der Höhe desjenigen, den am nämlichen Abend Janvier de la Motte mit seiner Comédie „Mon enfant" im Lessing-Theater erzielte — succès sans lendemain, wie es bei Musset heißt. Molière's „Femmes savantes", nach dem Muster von Scribe und Pailleron in's Moderne übertragen. Der von zwei Damen protegirte Schriftsteller, der eine reiche Frau heirathet und als Akademiker sich als undankbarer Protz zeigt, — dieses Pariser Sitten- und Unsittenstück ist verquickt mit einer Palais Royal-Posse, wo ein zu adoptirender Bastard die Hauptrolle spielt. Das Ganze ist nicht ohne Geist, nur daß für deutsche Zuschauer die Satire auf die Akademie unverständlich bleibt. Der aus guten Gründen sparsame Unglücksdirector Neumann-Hofer hatte das Stück seiner, wie im „Kürschner" zu lesen: aus Amerika stammenden Gemahlin zum Uebersetzen gegeben; leider ist aber die „Romandichterin" Annie Bock mit ihren französischen Kenntnissen noch bei dem kleinen Ploetz stehen geblieben und Deutsch — hat sie nie gelernt.

Notizen.

In Talar und Harnisch. Gedichte von Wilhelm Jordan. (Frankfurt, Jordan's Selbstverlag.) Der allverehrte „Nibelungen"-Rhapsode feierte in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag, und als sinnige Gegengabe erhalten seine Verehrer fast gleichzeitig diesen neuen Band Dichtungen, worin wieder der ganze zugleich hohenpriesterliche und reckenhaft streitbare Dichtergreis steckt mit all' seiner Weltweisheit, Sprachgewalt, Gedankenwucht und seinem heiligen Zorn. Besonders der Feind der „Modernen" ergreift gerne das Wort, und wir können nur das Eine dagegen einwenden, daß neben den verachteten und zerschmetterten Wagner, Nietzsche und Ibsen sich die Lobsprüche auf das unbeträchtliche Talentchen eines Fulda recht sonderbar ausnehmen Zumal Ibsen kommt unverhältnißmäßig übel weg:

„Wenn's der Poesie Beruf ist,
Bosheit schildernd, Elend, Jammer,
Uns das Leben zu verekeln,
Uns die Welt als Folterkammer
Auf der Bühne darzustellen —
Obermeisterschaft bescheinigt
Sei dann Ibsen in der Dichtart,
Die mit Zuchthaustragik peinigt."

Auch wer mit diesem Anathem nicht einverstanden ist, wird an der jugendfrischen Streitlust und Tapferkeit des Achtzigjährigen seine Freude haben und ihn der zeitgenössischen Literatur noch weit in's neue Jahrhundert hinein als kritischen Merker und treuen Eckart wünschen.

Adolf Philippi's Kunstgeschichtliche Einzel-Darstellungen, von denen im vorigen Jahr die ersten, die Kunst der italienischen Renaissance behandelnden Theile erschienen, haben in diesem Jahre die versprochene Fortsetzung erhalten: „Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden" in drei Bändchen (Leipzig, E. A. Seemann). Das erste Buch behandelt die Brüder van Eyck, Rogier van der Weyden und deren Nachfolger, dann die altkölnische Malerschule, Martin Schongauer und die Malerei in Süddeutschland bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts. Im zweiten Buche schildert der Verfasser die Blüthezeit der deutschen Kunst in Augsburg (Burgkmair und Holbein der Aeltere), Nürnberg (Adam Krafft, Peter Vischer, Dürer u. A.) und an den übrigen Kunststätten (Cranach, Hans Baldung, Grünewald u. s. w.). Das eben erschienene dritte Buch behandelt Deutschland und Holland von Massys bis zum jüngeren Holbein. Ueberall findet sich schlichte, aber anschauliche Ausdrucksweise, gepaart mit gründlicher, aber nirgends aufdringlicher Sachkenntniß. Auf die Illustration des Textes durch Abbildungen ist besondere Sorgfalt verwendet. Sie sind zahlreicher als in den vorausgegangenen Bänden, aber nicht um ein Bilderbuch zu schaffen, sondern um verständlich zu machen, was sich in Worten nur unvollkommen ausdrücken läßt. Eine dankenswerthe Beigabe sind die Orts- und Künstlerregister.

„Die deutsche Flotte", Zeichenvorlagen von Ferdinand Lindner und Georg Martin. (Leipzig, Gustav Fritzsche.) Diese zwei Mappen mit erläuterndem Text enthalten zwölf flottentworfene Croquis unserer Schlachtschiffe, deren populäre Beschreibung und eine Erklärung der seemännischen Ausdrücke. Das Werkchen wird sehr wahrscheinlich nicht nur seinem eigentlichen Zweck als Zeichenvorlage dienen, sondern auch für weite Kreise ein bequemes und billiges Anschauungsmittel sein, um einen tieferen Einblick in die unsere Kriegsmarine zu bieten.

Ueberweg-Heinze's Grundriß der Geschichte der Philosophie. Zweiter Theil. Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. (E. S. Mittler und Sohn, Berlin). Mit dem genannten Werke liegt nun der gesammte Grundriß in achter Auflage wieder vollständig vor. Zwölf Jahre sind zwischen dem Erscheinen dieser achten und der siebenten Auflage verflossen. Inzwischen ist gerade auf den Gebieten der Patristik und Scholastik so viel gearbeitet worden, daß zumal die Literaturangaben des Werkes einer mannigfachen Ergänzung und Erweiterung bedurften. In wie umfassender Weise die neue Bearbeitung dieser Aufgabe nachgekommen ist, drückt sich schon äußerlich darin aus, daß das Werk von 305 Seiten in der siebenten Auflage auf 363 Seiten angewachsen ist. Auch diesmal wieder haben die Professoren M. Baumgartner in Freiburg i. B. und Wehofer in Rom die Bearbeitung und Durchsicht einer Reihe von Paragraphen übernommen, welche die Anfänge, die volle Ausbildung und Verbreitung der Scholastik behandeln, während Professor A. Lasson in Berlin den früher von ihm verfaßten Abschnitt über die deutsche Mystik des 14. und 15. Jahrhunderts einer erneuten Revision unterzogen hat. Von der Größe und Schwierigkeit der in diesem Werke aufgehäuften Arbeit kann sich nur Derjenige einen rechten Begriff machen, der selbst einmal auf dem hier behandelten Gebiete gearbeitet hat. Wie es den Verfassern gelungen ist, den krausen und verworrenen Stoff übersichtlich zu gliedern, die leitenden Gesichtspunkte der geschichtlichen Entwickelung herauszuheben und die abstrusen Gedankengänge der christlichen Philosophie in knappen, überall auf den Grund gehenden Paraphen darzustellen, das wird für immer eine bewunderungswürdige Leistung bleiben, die so leicht nicht übertroffen werden dürfte. Zumal die Lasson'sche Darstellung der Mystik ist in dieser Beziehung ein Meisterstück. Indessen es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man über die Vorzüge des „Grundrisses" noch viele Worte machen wollten. Längst hat sich ja das Buch in allen denjenigen Kreisen, die an der Philosophie interessirt sind, dermaßen eingebürgert, daß es zum unumgänglichen Rüstzeug der Philosophie gehört. Man kann alle übrigen Werke über die Geschichte der Philosophie entbehren: den Ueberweg-Heinze'schen Grundriß dagegen kann man nicht entbehren, wenn man sich ernsthaft und eingehender mit der Philosophie beschäftigt. Diese Werthschätzung aber verdankt das Werk nicht bloß der Zuverlässigkeit und Gediegenheit seiner Darstellungsweise, sondern vor Allem auch seinen vortrefflichen Literaturangaben. Hier möchte ich nur noch auf die „Briefe über die christliche Religion" von F. A. Müller, Stuttgart 1870, hinweisen, die ich unter dem § 4 bei der Darstellung der Lehre Jesu vermißt habe. Möchte das Werk auch in dieser achten Auflage sich neue Freunde zu den vielen alten erwerben. Daß der „Grundriß" sich stets auf der Höhe der Zeit erhält und mit der Entwickelung der Wissenschaft fortschreitet, hängt ja wesentlich mit davon ab, daß auch das Publicum ihm seine Gunst bewahrt und sich der Güte und Verdienstlichkeit des Werkes stets eingedenk bleibt. a. d.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine

reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

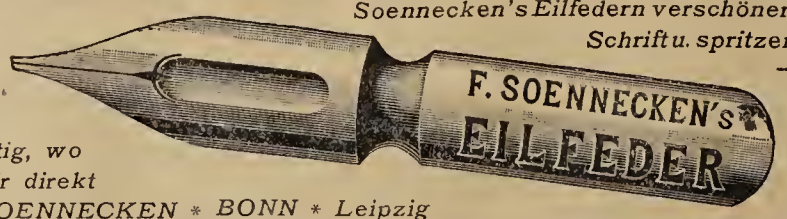
„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf

1 Gros Nr 106: M 3.—

Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt



Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie

Überall vorrätig

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 54. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 9. Berlin, den 4. März 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das heutige Gymnasium. Von Eduard von Hartmann. — Die Sittlichkeitsfrage in der Frauenbewegung. Von Richard Wulckow. — **Literatur und Kunst.** Das dichtende Jungfrankreich. Von A. Brunnemann (Paris). — Zur Geschichte des Clavierspiels. Von Max Albert Lange. — **Feuilleton.** Ein unverträglicher Mensch. Von K. S. Baranzewitsch. — **Aus der Hauptstadt.** Die Spreepräfectur. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das heutige Gymnasium.

Von Eduard von Hartmann.

Der Gymnasial-Lehrplan von 1892 ist nun seit sechs Jahren in Wirksamkeit und man kann schon jetzt über seine Erfolge ein sicheres Urtheil fällen. Dieses Urtheil stimmt wesentlich mit dem überein, was ich bei seinem Erscheinen ausgesprochen habe.*) Wenn es damals galt, die erzielten Fortschritte und Verbesserungen mit Dank anzuerkennen, so gilt es jetzt, die schon damals bemerkten Mängel hervorzukehren, zumal sich deren ungünstige Wirkungen in der Erfahrung noch weit schärfer und unerfreulicher bemerkbar gemacht haben, als man damals voraussehen konnte. Das errungene Gute festhalten, aber die daneben begangenen Fehler verbessern, das ist jetzt die Aufgabe.

Unsere Gymnasiasten treten jetzt mit besseren geschichtlichen, mathematischen, naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet in's Leben als früher; aber dafür ist nicht nur ihre Kenntniß der alten Sprachen, sondern auch die des Französischen geringer geworden, und vor allen Dingen haben sie weniger arbeiten, denken und urtheilen gelernt. Dies drückt sich in den zurückgehenden Leistungen im deutschen Aufsatz aus, trotzdem die Stundenzahl des Deutschen vermehrt ist. Der Grund liegt darin, daß die Fächer, welche mit dem Gedächtniß bewältigt werden müssen, das Uebergewicht erlangt haben, und daß auch in den Sprachen ein mehr gedächtnißmäßiger Betrieb den früher üblichen verstandesmäßigen verdrängt hat. Unsere ganze Unterrichtsweise hat sich der orientalischen, chinesischen genähert und von der formellen Schulung des Verstandes entfernt, auf die früher das Hauptgewicht gelegt wurde. Es liegt die Gefahr nahe, daß wir beim Weiterschreiten in dieser Richtung den Vorsprung verringern, den die abendländische Bildung vor der morgenländischen bis jetzt voraus hat.

Die Erleichterung, die den drei Unterclassen zu Theil geworden ist, ist wenigstens im Lateinischen nur scheinbar; denn da das grammatische Pensum dieser Classen dasselbe geblieben ist, so müssen die Schüler die gegen früher weggefallenen zwei lateinischen Wochenstunden durch vermehrte Anspannung in der Classe, vermehrte häusliche Arbeit und nöthigenfalls durch häusliche Nachhülfe ersetzen. Die im Französischen und Griechischen für Quinta und Quarta eingetretene Entlastung rächt sich bitter in den Mittelclassen, wo die Ueberbürdung dafür um so schlimmer geworden ist. Die Schüler kommen jetzt mit unzulänglicher grammatischer Vorbereitung an die Lectüre des Cäsar und Xenophon heran, und weil sie das Gefühl des mangelhaften Könnens haben, fehlt ihnen auch die Freudigkeit der Arbeit in der Schule und für die Schule. Concentration und Verintensivirung des Unterrichts sollen das wieder einbringen, was durch die verminderte Stundenzahl der Unterclassen versäumt wird. Die Folge davon ist stärkere Anspannung der Lehrer und Schüler während der Schulzeit, und raschere Ermüdung Beider. Da nun in allen Fächern intensiver Unterricht vorgeschrieben ist und auch die Nebenfächer bei den Versetzungsprüfungen mitsprechen, so ist die Folge eine Ueberanstrengung der Schüler in der Schule, von Tertia ab, da kein Knabe es ohne Schaden für seine Gesundheit auf die Dauer aushalten kann, fünf Stunden des Vormittags wirklich aufmerksam zu sein.

Die Ueberbürdung, die früher auf die ganze Schulzeit vertheilt war, concentrirt sich jetzt wesentlich auf die drei Mittelclassen, erreicht aber da auch eine fast unerträgliche Höhe. Der angehende Tertianer hat jetzt sechs Jahreswochenstunden weniger an Latein, ebenso viel weniger an Griechisch und zwei weniger an Französisch hinter sich, als es bis zum Jahr 1882 der Fall war; er soll aber in den drei Jahren bis zur Versetzungsprüfung für Obersecunda nicht nur dasselbe Pensum in Formenlehre und Syntax der drei Sprachen bewältigen, wie damals, sondern sogar ein noch größeres, nämlich die griechische und französische Syntax bis zu ihrem völligen Abschluß. Daneben hat er gesteigerten Ansprüchen in Mathematik, Geschichte, Naturkunde und Deutsch zu genügen. Im Griechischen ist diese Aufgabe einfach unlösbar; insbesondere das Pensum der Untertertia, welches das frühere Pensum der Quarta und Untertertia umspannt, ist schlechterdings nicht zu bewältigen. Die Folge ist, daß die Mehrzahl der Tertianer 2—4 Stunden wöchentlich Nachhülfeunterricht nehmen muß, um die zu geringe Stundenzahl der Schule zu ersetzen. Im Lateinischen soll in den drei Mittelclassen mit verminderter Stundenzahl bei unsicher vorgebildeten Schülern dasselbe Ergebniß wie früher erreicht werden, was natürlich auch nur durch Nachhülfestunden möglich ist. Bei manchen Schulen hat sich die Unterprima gleichsam officiell zur Hülfslehrerschaft für die Unter- und Mittelclassen entwickelt.

*) „Die Gegenwart" 1892 Nr. 13, wieder abgedruckt in „Tagesfragen" S. 165—178 (Leipzig bei Haacke).

Diese Nachhülfestunden sind, wenn sie während der Schulzeit die Nachmittage belasten, eine entschiedene Ueberbürdung der Schüler — wenn sie als Wiederholungscurse in die Ferien verlegt werden, eine Verkümmerung der zur Erholung bestimmten Ruhezeiten — in beiden Fällen eine Vertheuerung der Ausbildung und eine Bankrotterklärung der Schulorganisation. Sie verfehlen aber auch so noch häufig genug ihren Zweck. Es ist Thatsache, daß die Classenziele immer unvollkommener erreicht werden. Die Urtheile der Lehrer über die Arbeiten gehen beständig herab; von den Classenarbeiten sind sehr wenige mehr als genügend, recht viele, oft die Mehrzahl, weniger als genügend. Um nicht gar zu schlechte Ergebnisse vorzuführen, müssen die Lehrer die Probearbeiten immer enger dem kurz vorher Durchgekauten anpassen und immer mehr zu einem blendenden Schein erniedrigen, auch ihre Urtheile immer milder stimmen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Unterrichts-Verwaltung eine statistische Untersuchung darüber veranlaßte, wie groß der durchschnittliche Procentsatz der nicht versetzten Schüler jeder Classe in Preußen gegenwärtig ist, und wie groß er vor fünfzig Jahren war. Der Unterschied beider Zifferreihen würde jeden denkenden Menschen stutzig machen. Nach meiner Schätzung hat der Procentsatz der Sitzenbleibenden sich mehr als verdoppelt, in den Mittelclassen vielleicht verdreifacht. Nur sehr begabte Schüler machen jetzt noch das Gymnasium in neun Jahren durch, gute in zehn Jahren, mittelmäßige in 11—12, und schwache erreichen das Ziel überhaupt nicht. Man muß sich klar machen, welcher Zuwachs an Verdruß, Sorgen und Kummer dadurch in die Familie getragen wird, ganz abgesehen von den erhöhten Erziehungskosten.

Es ist ferner Thatsache, daß nicht nur die Gleichgiltigkeit der Schüler gegen die meisten Lehrfächer, sondern auch ihre Abneigung gegen die Schule überhaupt im letzten Menschenalter bedenklich gewachsen ist. Sie haben das Gefühl, daß ihrer Aufmerksamkeit in der Classe und ihrem häuslichen Fleiß mehr zugemuthet wird, als Beide im Durchschnitt leisten können; sie leiden unter diesem Mißverhältniß, empfinden es als unbillig und lassen es die Schule durch Widerwillen entgelten, sei es nun, daß sie hoffnungslos erlahmen, oder durch Ueberanstrengung mitzukommen suchen. Nicht nur die Lehrer müssen ungerechter Weise in dem Gefühl der Schüler gegen sie für das, was die Schuleinrichtung verfehlt hat, büßen, auch die Unterrichtsgegenstände werden bedauerlicher Weise den Schülern verleidet, weil diese es sind, mit denen die Schule sie plagt.

Fragt man sich nun, wo der Fehler der Organisation steckt, so müssen die Unterclassen von den Mittel- und Oberclassen unterschieden werden. In den Unterclassen liegt der Fehler im Stundenplan; in den Mittel- und Oberclassen ist der Stundenplan wenig anzufechten, desto mehr aber die Bestimmung der Classenziele.

Das humanistische Gymnasium hatte bis 1882 in den drei Unterclassen je 10 Stunden Latein, in Quinta 4, in Quarta 2 Stunden Französisch, in Quarta 6 Stunden Griechisch. Gegen diesen Lehrplan sind sachliche Einwendungen niemals erhoben worden. Die 30 Stunden Latein boten dem Lehrer hinreichend Zeit, um auch ohne Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten die Formenlehre sicher einzuüben, und das griechische Classenpensum der Quarta war so bescheiden bemessen, daß die Schüler sich bequem in die neue Sprache hineinfinden konnten. Von derjenigen Fremdsprache, an welcher in den Unterclassen die Schüler Grammatik lernen sollen, kann man gar nicht genug Stunden ansetzen, und dieser Grundsatz ist unabhängig von der anderen Frage, welche Sprache hierzu die geeignetste ist. Gerade die Unterclassen mit dem noch frischen Gedächtniß sind die passendsten für einen grundlegenden Sprachunterricht, auf dem dann die oberen Classen fortbauen, während die Realwissenschaften in die Mittel- und Oberclassen gehören, wo das Urtheil und der Verstand der Schüler gereifter ist. Wenn man trotzdem die Zahl der jährlichen Lateinstunden auf 8 vermindert und die 6 griechischen Stunden in Quarta gestrichen hat, so ist das keineswegs aus inneren sachlichen Gründen geschehen, sondern aus der ganz äußerlichen Erwägung, den Lehrplan des humanistischen Gymnasiums in den drei Unterclassen dem des Realgymnasiums gleich machen zu wollen, um die Wahl der Schulart den Eltern um ein Jahr länger offen zu halten. Erst die verminderte Stundenzahl des Lateinischen ergab in Sexta und Quinta jene Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten, die die Hinausschiebung des Französischen von Quinta auf Quarta wünschenswerth erscheinen ließ.

Die falsche Bestimmung der Classenziele in den Oberclassen setzt sich aus zwei Gründen zusammen, einerseits aus der unberechtigten Festhaltung übertriebener philologischer Ansprüche für das Lateinische in Obersecunda und Prima, andererseits aus der unglücklichen Idee, durch die Unter- und Mittelclassen des Gymnasiums dem aus der Untersecunda abgehenden Schüler eine in sich abgeschlossene Bildung in's Leben mitgeben zu wollen.

Seitdem glücklicherweise der veraltete Anspruch aufgegeben ist, die Gymnasiasten lateinisch schreiben und sprechen zu lehren, kann das lateinische Extemporale und Exercitium nur noch den Zweck haben, die Formenlehre und Syntax sicher genug einzuüben, daß der Bau der Sprache in einem solchen Maaße beherrscht wird, wie es für eine verständnißvolle Lectüre lateinischer Classiker erforderlich ist. Dieses Ziel muß aber nach 45 Jahreswochenstunden (je 8 in den 3 Unterclassen und je 7 in den 3 Mittelclassen) erreicht sein; es würde freilich noch besser als jetzt in 48 Jahreswochenstunden erreicht werden, wenn die Stundenzahl in den 3 Unterclassen auf 10 erhöht, in den 3 Mittelclassen auf 6 ermäßigt würde. Das lateinische Extemporale in den 3 Oberclassen ist nach dem Wegfall des lateinischen Aufsatzes etwas schlechthin Ueberflüssiges. Da die Formenlehre und Syntax bereits erledigt ist, so bleibt dem Lehrer nichts übrig, als die Schüler in die Feinheiten des Stils einzuführen, deren Beherrschung für sie ganz zwecklos ist. Außerdem sind diese stilistischen Vorschriften ganz willkürlich, indem sie die zulässige Schreibweise auf die Reden und durchgetheilten Schriften Cicero's beschränken. Sämmtliche übrigen lateinischen Classiker würden im Abiturientenexamen wegen stilistischer Unzulässigkeiten nicht mit glattem „Genügend" bestehen, ja sogar Cicero selbst nicht, wenn er es wagte, einen Stil zu schreiben, wie in seinen Briefen. Da es aussichtslos ist, die Philologen von ihrem Stolze auf ihr allein seligmachendes classischer Latein zu bekehren, so bleibt, um unsere Söhne vor dieser Beglückung zu bewahren, nichts übrig, als das lateinische Extemporale in Obersecunda und Prima abzuschaffen, das keinen Beitrag mehr zur allgemeinen Bildung liefert Dieser Erfolg wird und muß früher oder später eintreten. Die stilistischen Lateinübungen werden ebenso sicher fallen, wie der lateinische Aufsatz gefallen ist, zu welchem als Vorübung zu dienen, ihre einzige Daseinsberechtigung ausmachte.

Anders liegt die Sache beim Französischen und Griechischen. Wenn das Gymnasium seiner Natur nach außer Stande ist, die Schüler französisch sprechen zu lehren, so muß es sie wenigstens dahin bringen, einen correcten französischen Brief zu schreiben; wenn es das nicht leistet, so ist überhaupt nicht einzusehen, wozu es Französisch in seinen Lehrplan aufgenommen hat. Nun ist es aber ganz unmöglich, daß die Formenlehre und Syntax in bloß 13 Jahreswochenstunden bis zum Abgang von Untersecunda zu genügender Sicherheit gelange; es muß vielmehr die Syntax auch in den Oberclassen fortgesetzt und durch Extemporalien eingeübt werden. Ebenso unmöglich ist es, die griechische Formenlehre und Syntax in 18 Jahreswochenstunden bis zum Abgang aus Untersecunda zu bewältigen. Es gehören dazu mindestens 28—30 Stunden,

d. h. entweder vier Jahrescurse zu 7 oder fünf Jahrescurse zu 6 Stunden. Es muß also das grammatische Pensum und seine Einübung durch Extemporalien mindestens bis zur Obersecunda verlängert werden, wie es nach dem Lehrplan von 1882 der Fall war, sei es nun, daß der Anfang des Griechischen auf Quarta zurückverlegt wird, sei es, daß Tertia und Secunda wieder sieben griechische Stunden erhalten wie im Lehrplan von 1882.

Auch im Pensum der Mathematik hat das Bemühen, mit der Untersecunda einen Abschluß herbeizuführen, zu Verschiebungen des Lehrstoffes geführt, die die Untersecunda mit Halbverstandenem überbürden und in der Obersecunda eine Lücke lassen, die mit Lückenbüßern ausgefüllt werden muß. Die Körperberechnung und die trigonometrischen Functionen sind aus dem Pensum der Untersecunda jedenfalls wieder auszuscheiden, wenn auch die Logarithmen ihr verbleiben mögen.

Die Zwischenprüfung am Schlusse der Untersecunda hat ihren Zweck völlig verfehlt, ungeeignete Elemente, die doch nicht die Prima durchmachen wollen oder können, vom Gymnasium fern zu halten und die Unter- und Mittelclassen von diesem Ballast zu befreien. Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn die Berechtigung der Schulen, zum einjährigen Dienst zu befähigen, ausschließlich an die Abgangsprüfung der obersten Classe geknüpft wird. Dann würden die bloß auf die Einjährigenberechtigung abzielenden Schüler sich rechtzeitig den Realschulen zuwenden, oder aber genöthigt sein, sich von der Kreisersatzcommission prüfen zu lassen. Die kleinstädtischen Gymnasien, die keinem wirklichen Bedürfniß entsprechen, würden sich dann ganz von selbst in Realschulen umwandeln. Dann läge aber auch kein Grund mehr vor, den Lehrgang des Gymnasiums zu Gunsten solcher Schüler zu verunstalten, die nur mißbräuchlich diese Anstalten belasten.

Bei den Versetzungsprüfungen wird der Fehler begangen, daß auf die Nebenfächer zu viel Werth gelegt wird, insbesondere auf solche, deren Lehrstoff bis zum Abgang aus der Prima doch wieder vergessen wird und für das Mitkommen in den oberen Classen nicht unbedingt erforderlich ist. Wenn ein Schüler in Latein, Griechisch und Mathematik genügend ist, so muß er versetzt werden, da er Lücken in den andern Fächern später immer noch nachholen kann. Der deutsche Aufsatz ist zwar ein Hauptgegenstand bei der Entlassung von der Schule in's Leben, aber nicht für die Versetzung von einer Classe in die andere. Er zeigt den Grad der Verstandesreife und Ausdrucksfähigkeit an, der oft erst in den Oberclassen sich sprungweise entwickelt, und wohl durch rationellen Unterricht in allen Gegenständen gefördert, aber nicht durch Drillen in bestimmter Richtung in den deutschen Lehrstunden erzwungen werden kann. Mit der Beschränkung der Versetzungsreife auf die Hauptgegenstände würde ein wesentlicher Grund der Ueberbürdung hinwegfallen. Mit einer gründlicheren Vorbereitung in der lateinischen und griechischen Formenlehre würde der altsprachliche Unterricht in den Mittel- und Oberclassen, mit der Fortsetzung des griechischen und französischen Extemporales bis Obersecunda und Prima auch der Unterricht dieser beiden Sprachen in den Oberclassen wieder fruchtbarer werden, und die jetzt überwiegend gedächtnißmäßige Behandlung der Sprachen wieder mehr zu einer verstandesmäßigen zurückgeführt werden. Damit würde sich nicht nur das Interesse und die Freudigkeit der Schüler am Sprachunterricht wieder heben, sondern es würden auch bald günstige Rückwirkungen auf die Leistungen im deutschen Aufsatz hervortreten.

Das Beste wäre, wenn der Lehrplan genau so, wie er vor 1882 war, in den drei Unterclassen wieder hergestellt würde; dann könnte der der Mittel- und Oberclassen in der Hauptsache unverändert bleiben, bis auf die überflüssig werdende Stunde des lateinischen Extemporales in Obersecunda und Prima, die mit weit mehr Nutzen künftig als dritte Stunde dem Französischen zugelegt und für das französische Extemporale verwendet werden könnte.

Sollte indeß eine solche Abhülfe für die im Jahre 1882 und 1892 begangenen Fehler aus äußeren Gründen nicht erreichbar sein, so würde doch wenigstens die Vermehrung der lateinischen Stunden um je zwei in den Unterclassen und die Wiederherstellung der siebenten griechischen Stunde in Tertia und Secunda zu verlangen sein, wie sie von 1882 bis 1892 bestand. Wenn das Latein in Tertia und Secunda seine siebente Stunde an das Griechische abträte, so würde ihm dieser Ausfall durch den Gewinn in den drei Unterclassen nicht nur aufgewogen, sondern überwogen; es würde immer noch drei Stunden Zuwachs gegen den jetzigen Lehrplan erlangen, die es allerdings in den Oberclassen wieder einbüßen würde, wenn es die sechste (Extemporale-)Stunde an das Französische abgäbe. Auf die mythologischen Geschichtserzählungen und den naturkundlichen Unterricht in den Unterclassen kann ich keinen Werth legen; jede Nachfrage bei den Abiturienten wird ergeben, daß Beides weggeworfene Zeit war. Die Freunde der Realwissenschaften sind durchaus im Irrthum, wenn sie glauben, durch solchen 6—11 Jahr vor dem Abgang von der Schule erhaltenen Unterricht die Kenntnisse und die Befähigung des Zöglings für das Leben irgendwie zu verbessern. Sie brauchen deßhalb die Ausführung meiner Vorschläge nicht zu bekämpfen, die den Mittel- und Oberclassen die errungene Verstärkung an Realwissenschaften völlig beläßt. Die Freunde der alten Sprachen aber müssen meine Vorschläge willkommen heißen, da sie den Unterricht in denselben um 4—6 Stunden Griechisch und 3 Stunden Lateinisch verstärken.

In keinem Jahrhundert hat der Lehrplan der gelehrten Schule so große Umwälzungen erlebt, wie im letzten. Vor hundert Jahren gab es noch keinen höheren Lehrerstand, und das Gymnasium war wesentlich eine Lateinschule. Griechisch wurde in ihr entweder gar nicht oder doch nur etwa so viel getrieben wie jetzt Hebräisch, d. h. gerade genug, um den Theologen das Vergleichen der Bibelstellen im Urtext zu ermöglichen. Jetzt dagegen umfaßt der Unterricht in anderen Gegenständen als den alten Sprachen mehr als drei Fünftel der Lehrstunden; auf das Griechische wird mindestens die sechsfache Zeit als damals verwendet, und das Latein hat die größte Einbuße erlitten. Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, wird daraus die Vermuthung schöpfen können, in welcher Richtung die weiteren Wandlungen des Gymnasiums im nächsten Jahrhundert sich bewegen werden.

Daß auf die Dauer der Unterricht in zwei alten Sprachen nicht aufrecht zu erhalten ist, habe ich immer behauptet, ebenso, daß für die germanischen und slavischen Völker als einzige todte Unterrichtssprache das Griechische vor dem Lateinischen den Vorzug verdient. Bis aber diese Einsicht in weiteren Kreisen durchgedrungen ist, handelt es sich darum, eine erträgliche Zwischenstation zu gewinnen, auf der es sich vorläufig aushalten läßt. Daß das Gymnasium der Lehrpläne von 1892 eine solche vorläufig haltbare Etappe nicht ist, darüber dürften nachgerade Freunde des altsprachlichen wie des realwissenschaftlichen Unterrichts einig sein. Die alten Sprachen bedürfen entweder einer Stärkung, für die zwar nicht in den Mittel- und Oberclassen, wohl aber in den Unterclassen der genügende Platz bequem vorhanden ist; oder des Gymnasium geht seinem Untergange entgegen. Die sogenannten Reformgymnasien, die das Latein in Tertia und das Griechische in Secunda beginnen, sind keine Gymnasien mehr, sondern Bürgerschulen mit aufgesetzten Gymnasialcursen. Wenn erst ein Paar Jahrgänge Abiturienten das Maaß der auf diesen Anstalten erreichbaren Kenntnisse öffentlich kundgethan haben werden, so wird sich unaufhaltsam die Einsicht Bahn brechen, daß die Oberrealschulen diesen Anstalten an einheitlicher und gründlicher Bildung bei Weitem vorzuziehen sind. Soll also die deutsche Bildung vor einer

völligen Amerikanisirung bewahrt werden, so muß das Gymnasium in einer haltbaren Gestalt gerettet werden. Da dies aber nur in einer den modernen Bildungsansprüchen gerecht werdenden Weise geschehen kann, so darf von den in die Mittel- und Oberclassen aufgenommenen Realwissenschaften nichts wieder aus denselben entfernt werden; es bleibt also nichts übrig, als die alten Sprachen, die sich in den Mittel- und Oberclassen in der Hauptsache mit dem ihnen jetzt angewiesenen Platz begnügen müssen, in der angezeigten Weise in den Unterclassen zu verstärken.*)

Die Sittlichkeitsfrage in der Frauenbewegung.

Von Richard Wulckow.

Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß aus den Kreisen hochgebildeter Frauen sich neuerdings wiederholt Stimmen vernehmen lassen, die mit klarem Verständniß und sittlichem Ernst auf einem Gebiete Licht und Klarheit zu schaffen suchen, das vor dem beliebten Wettbewerb mit dem Manne ein wenig in den Hintergrund getreten ist: dem der heutigen Frauenbildung und ihrer Umgestaltung nach der Richtung einer veredelten, höheren Sittlichkeit. Sie stimmen nicht in diesen Ruf nach völliger Gleichstellung mit dem Manne ein, weil sie die im Ganzen und Großen von der Natur vorgezeichneten Arbeitssphären der beiden Geschlechter klar überblicken und nach der Eigenart derselben richtig abzuschätzen vermögen; sie wenden sich vielmehr den höchsten und unveränderlichen Pflichten der Frau, denen der Mutter und Erzieherin zu, und wollen die trockene Gegenwart durch einen vermittels der Erziehung hervorgebrachten Umschwung im Denken und Empfinden unserer Frauen zu beleben und erfreulicher zu gestalten suchen. Das läßt sich aber auf keinem anderen Wege erreichen, als daß man die immer mehr anschwellende Fülle des Lehrstoffes auf den Schulen energisch beschränkt, dafür aber eine sorgfältig durchdachte ethische Unterweisung einführt, welche die Jugend ernste Blicke thun lehrt in das vielseitige Getriebe des Lebens mit seinen Freuden und seinem Weh, und sie zu wappnen strebt für die Zeit, wo sie selbst, gleichviel, in welcher Stellung, dem ernsten Leben Stand zu halten hat. Ein solcher Unterricht hat leider in unseren Lehrplänen bis jetzt keinen Platz gefunden und auch die dazu nöthigen Vorarbeiten sind noch nicht in dem Maaße gefördert, daß er befriedigende Resultate versprechen könnte. Das Preisausschreiben der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur für ein auf wissenschaftlicher Grundlage ruhendes Lehrbuch der Ethik hat nicht den rechten Erfolg gehabt und es hat sich dabei gezeigt, daß die theoretischen Grundlagen sich noch nicht einheitlich genug gestaltet haben; es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß diese Bestrebungen, der Jugend einen sittlichen Wegweiser auf den Lebensweg mitzugeben, in ganz absehbarer Zeit von Erfolg gekrönt sein werden. Wo die Nothwendigkeit eine so drängende ist, wie in der Gegenwart, da wird sich auch ein Weg finden lassen. Uebrigens verbürgt auch das bereits vorliegende Material, daß diese Hoffnung eine gerechtfertigte ist.

Bei einem solchen Unterricht der Zukunft, der beiden Geschlechtern zu Gute kommen soll, kann sehr wohl auf die Fülle der Weltübel hingewiesen werden, ohne den Werth und die Realität menschlicher Freuden zu verkleinern oder Keime einer pessimistischen Weltanschauung zu säen, es kann ohne Scheu auf jene unerfreulichen Erscheinungen hingewiesen werden, die unsere Gegenwart trüben und die unbefangene Freude am Leben oft so schwer beeinträchtigen. Selbstsucht, Hochmuth, Gleichgiltigkeit dürfen als die Hauptquellen des Menschenwehes scharf betont werden; es soll zur guten Sitte und Zucht ermahnt, Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit in Leben und Wandel ernst gekennzeichnet werden ohne übertriebene Aengstlichkeit und Prüderie, damit ein gewisser Grund gelegt wird für eine nothwendige tiefere Lebenskenntniß, die nicht an der Oberfläche der Dinge haften bleibt. Es ist natürlich, daß bei einer solchen Belehrung Tact und Feinfühligkeit stark in Betracht kommen, daß dieselbe Lehrer erfordert, denen Frische, Seelenkraft und innere Harmonie innewohnt, Lehrer, welche die Ueberzeugung in die Seelen zu tragen wissen, daß sie von einem Leben, dessen Härten und Mängel nur durch Thatkraft und echte Menschenliebe überwunden werden können, nicht nur zu reden, sondern es auch mit Ehren zu leben verstehen.

Wenn nun die führenden Geister der Frauenbewegung einer solchen „Lebenslehre" auch ihrerseits in geeigneter Weise nahe treten und mit Eifer Bausteine für das künftige, dringend nothwendige Lehrgebäude sammeln wollen, so werden sie der Unterstützung und Förderung aller Wohlmeinenden und Urtheilsfähigen sicher sein; es muß aber leider ausgesprochen werden, daß die bisher für dies Gebiet gethanenen öffentlichen Schritte ganz unzweckmäßig und verkehrt gewesen sind, weil sie das zarte weibliche Empfinden nach meiner Ueberzeugung nicht genügend berücksichtigen. Es wäre mir schmerzlich, wenn ich mit meinen Darlegungen bei einem Theil der Leserinnen auf Widerspruch stieße, ich glaube aber, daß die maßvollen und unbefangenen Freunde der Frauenbewegung sowie alle Frauen mit feinerem weiblichen Gefühl darin mit mir einverstanden sein werden, daß bei allen öffentlichen Kundgebungen eine gewisse Rückhaltung, eine gewisse Scheu vor der Verletzung zarterer menschlicher Regungen geboten ist. Von diesem Gesichtspunkte kann ich mich mit der auf dem Cassseler Frauentage im Jahre 1896 beschlossenen Petition an den Cultusminister wegen Einführung eines Unterrichts in der Gesundheitspflege „zwecks Bekämpfung der Unkeuschheit und des Alkohols" nicht befreunden, noch viel weniger aber mit der zweiten an den Minister des Inneren gerichteten Petition um „Anstellung gebildeter Polizeimatronen und weiblicher Aerzte zur Untersuchung aufgegriffener Dirnen." Beide Petitionen sind, wie auf dem Hamburger Frauentage (October 1898) mitgetheilt wurde und wie vorauszusehen war, abschläglich beschieden worden. Was nun zunächst die erste Petition betrifft, so ist vom ästhetischen wie vom pädagogischen Standpunkte nicht abzusehen, wie man solche heiklen Dinge in den regelmäßigen Schulunterricht hineinzerren kann, Dinge, die in jedem Falle das zarte Schicklichkeits- und Sittlichkeitsgefühl verletzen müssen. Und wenn in anscheinend milder Form in Hamburg gefordert wurde, daß „die heranwachsenden Kinder in ernster, würdiger Weise (!) über die natürlichen Dinge aufgeklärt werden sollen", so muß die Frage gestattet sein, wie sich die vorschlagende Dame einen solchen Unterricht denkt und wie derselbe, auch den tactvollsten Lehrer oder Lehrerin vorausgesetzt, bei dem allzu gefährlichen Stoff in „würdiger" Weise ertheilt werden soll!

In einer recht interessanten Schrift von Else Hasse: „Moderne Frauenbildung und ihr sittlicher Gehalt" (Braunschweig, Verlag von Richard Sattler) wird in beredter, warmherziger Weise für die Erziehung zur Mutter und Erzieherin eingetreten und auf jene ewigen weiblichen Tugenden hingewiesen, die hierbei in Betracht kommen: Treue, Ernst, Einfachheit und Gewissenhaftigkeit; aber wo die Verfasserin von der Erweiterung der „Lebenskenntniß" spricht, die dem jungen Mädchen unerläßlich sein soll, verfällt sie in den Fehler der Unsicherheit und Unklarheit. Es ist ja gewiß richtig, daß dem heranwachsenden Mädchen ein gewisses „Entschleiern der

*) Was dabei herauskommt, deckt sich ziemlich genau mit dem Lehrplan, den ich in dieser Zeitschrift bereits im Jahre 1872, Nr. 18—23 aufgestellt und ausführlich begründet habe (wieder abgedruckt in „Zur Reform des höheren Schulwesens", Leipzig bei Hermann Haacke, S. 24 bis 57.)

bisher verhüllten Geheimnisse der Lebensbeziehungen" wünschenswerth ist, aber die schwierige Frage, das wie, läßt auch sie unbeantwortet. Sie sagt: „Warum hält man für unmöglich, Reinheit und Wissen zu paaren, wenn das Wissen nicht der Befriedigung einer seichten, unsauberen Neugier, sondern dem Erfassen der ernsten Bedeutung einer Sache dient? Eine durch hermetisches Abschließen erzielte Unberührtheit ist keine Reinheit; Reinheit ist ein Gut, daß Jeder sich in starkem Zurwehrsetzen gegen innere und äußere Feinde täglich neu gewinnen und vertheidigen muß." Das klingt ganz tapfer und hat auch das bekannte „Körnchen Wahrheit", aber sieht man sich die Worte recht nahe an, so bleiben es eben Worte, mit denen sich praktisch wenig anfangen läßt, weil aus ihnen nicht entnommen werden kann, wie ein solches „Entschleiern" der den jungen Mädchen bisher verhüllten Geheimnisse eine praktische pädagogische Form gewinnen kann.

Ich meine nun, daß die sogenannte „Erweiterung der Lebenskenntniß" auf den angedeuteten Gebieten von der Unterweisung der Schule unbedingt ausgeschlossen werden muß, auch in dem oben angedeuteten ethischen Unterricht keinen Platz finden kann, weil hier allzu leicht Mißgriffe und Schädigungen des feineren, leicht verletzlichen Schamgefühls vorkommen können, auch mancherlei neugierigen Fragen, die zu possenhaften Scenen führen können, nicht genügend gewehrt werden kann. Jene Gebiete müssen den Mädchen möglichst lange verborgen bleiben, und ist die Zeit der „Entschleierung" gekommen, so kann es nur die Sache der Mutter oder deren berechtigter Stellvertreterin sein, die unbedingt nöthigen Eröffnungen zu machen und zwar, wie es sich von selbst versteht, in einer tactvollen, das Kleinod reiner Weiblichkeit berücksichtigenden Form. Bei der verschiedenartigen, bald früher, bald später eintretenden körperlichen und geistigen Entwickelung der Mädchen wird auch nur die Mutter im Stande sein, den richtigen Zeitpunkt für solche schwierige Eröffnungen zu treffen. Im Allgemeinen dürfte der Grundsatz als berechtigt gelten können, daß diese „Entschleierungen" so lange als möglich als ein noli me tangere zu betrachten sind.

Aber diese der Hebung und Festigung der Sittlichkeit vorarbeitenden Einwirkungen bilden den leichteren Theil der zu überwältigenden Aufgaben, der schwierigere, ist die Fürsorge und Ueberwachung der außerehelichen Kinder und eine gewissenhafte und zweckmäßig organisirte Waisenpflege, besonders in der Zeit der beginnenden Reife. Der Hamburger Frauentag hat sich mit diesen Dingen in sehr anerkennenswerther Weise beschäftigt, aber es fehlt naturgemäß noch an sicheren Erfahrungen und bewährten Normen, die für künftige Einrichtungen vorbildlich sein könnten.

Daß auf diesem großen Gebiete sich die eifrige Thätigkeit wohlmeinender und thatkräftiger Männer und Frauen in der segensreichsten Weise nützlich machen kann, steht außer jedem Zweifel, nur dann aber kann der daraus erwachsende Segen dauernd und durchgreifend sein, wenn eine bessere Organisation der Thätigkeit wirksam wird. Es könnte z. B. durch kurz gefaßte und volksthümlich geschriebene Aufsätze, durch Stellung von Preisaufgaben für Arbeiten auf unerprobten Gebieten, durch populäre Vorträge die prophylactische Seite der Sittlichkeitsfrage wesentlich gefördert werden; Heimathhäuser, Sonntagsschulen und Volksunterhaltungs-Abende für erwachsene Mädchen würden jene theoretischen Bestrebungen in zweckdienlicher Weise in die Praxis umsetzen können, wenn die Leiter, Veranstalter und Vortragenden von aller persönlichen Eitelkeit frei, ihr Kraft lediglich in den Dienst der zu erreichenden Zwecke stellen.

Ohne Zweifel ist nun aber das schwierigste Wirkungsfeld die Arbeit an den „Gefallenen", weil die Frage der Handhabung der öffentlichen Sittlichkeit bezüglich des Dirnenthums eine sehr umstrittene ist. Allen für die öffentliche Wohlfahrt interessirten Frauen liegt die Hebung der Sittlichkeit ehrlich am Herzen und Niemand hat ein Recht, an dem Ernste ihrer Bestrebungen herumzumäkeln, aber es muß doch offen und laut ausgesprochen werden, daß das Verlangen nach „Polizeimatronen", also nach Frauen, die eine Art von weiblicher Sittenpolizei vorstellen würden, und ebenso nach weiblichen Aerzten für die gefallenen Mädchen seine mehr als bedenklichen Seiten hat. Man hat das Gefühl, als ob hierbei die Neigung, es auf allen Gebieten, auch den dunkelsten und peinlichsten, dem Manne gleich thun zu wollen, über die Rücksicht auf weibliche Würde und Werthschätzung weiblicher Eigenart den Sieg davon getragen hat. Und das wäre im wahrsten Interesse des Geschlechts tief zu beklagen! Hat man überdies gar nicht bedacht, daß es auch seine praktischen Gefahren hat, die Thätigkeit des Mannes auch da auszuschalten, wo so oft eine sichere, ja rücksichtslose Hand noth thut, die keinen Anwandlungen von weiblicher Scheu, weiblichem Mitleid und weiblicher Schamhaftigkeit unterworfen ist? Diese Gefahren kommen indessen kaum in Betracht gegenüber der Befürchtung, daß durch eine so widerwärtige Thätigkeit der Frau die Würde und Stellung des Geschlechts, die schwersten Wunden geschlagen würden. Wenn nach Schillers schönem Wort „die Würde der Menschheit in die Hand der Frauen gegeben ist" und er die kurze ernste Mahnung hinzufügt: „bewahret sie", so muß die Polizeimatrone zur Unmöglichkeit werden.

Aber auch ohne das Zeugniß des Dichters dürfte es einleuchtend sein, daß alle jene schönen und hohen Eigenschaften, die man vorzugsweise weiblich zu nennen gewohnt ist, durch die erwähnte dienstliche Function einer „Polizeimatrone" schweren Schaden erleiden müssen, daß eine solche der guten weiblichen Sitte durchaus widersprechende Thätigkeit eine der „gebildeten" Frau, ja der Frau überhaupt unwürdige genannt werden muß. Und deßhalb verwerfen wir diese Forderung, nicht um der Wirkenssphäre der Frauen engende Schranken aufzuerlegen, sondern um sie vor einer erniedrigenden und entwürdigenden Thätigkeit zu schützen. Als Matrone aber, d. h. als mütterliche Schützerin kann sich die Frau bewähren, wenn sie den Gefallenen die Möglichkeit der Erhebung und der Rückkehr zu einem sittlichen Leben bietet. Die Schaffung von Unterkunftshäusern, wo Diejenigen Aufnahme, Pflege und ernstlichen Zuspruch finden können, die sich für ein reines sittliches Leben wiedergewinnen lassen wollen, wäre eine herrliche, lohnende That. Wenn auch die Zahl der wirklich Verlorenen, die an eine Rückkehr zu ehrlichem Leben und Erwerb nicht mehr denken, immerhin eine große sein mag, so giebt es andererseits doch auch gewiß Viele, die durch Leichtfertigkeit, Unbesonnenheit oder durch trostlose häusliche Verhältnisse in die Schande hineingetrieben wurden und sich bald nach Befreiung aus derselben und nach Rückkehr in reine Verhältnisse herzlich und aufrichtig sehnen. Solchen müßten Unterkunftshäuser (Asyle) offen stehen, die jene Rückkehr vorbereiten und die Mädchen nach einer gewissen Prüfungszeit zu ehrlichem Erwerb zurückführen. Wenn sich in den größeren Städten eine genügende Anzahl Damen zu diesem hohen Zwecke vereinigen und mit einer zu erhoffenden Unterstützung des Staates die nöthigen Mittel zusammenbringen, dann aber ihre Thätigkeit mit Ernst und Hingebung ausüben, so werden sie gewiß so manche Gesunkene wieder aufrichten und stark und fähig machen zu ehrlichem Erwerb; sie werden aber auch allmählich das Vorurtheil und Mißtrauen überwinden helfen, das sich leider dauernd an Diejenigen knüpft, die in Unehre gelebt haben.

Auch dem Ruf nach weiblichen Aerzten für die erkrankten Dirnen können wir unter keinen Umständen beistimmen. Wenn man denselben mit Rücksichten auf die Humanität begründet und meint, die Kranke werde einer Frau gegenüber ihre Schmach weniger empfinden, so scheint mir diese Reflexion eine völlig unzutreffende zu sein. Die abgehärtete Sünderin wird sich über die ärztliche Behandlung keine Gedanken machen und nur den instinktiven Wunsch baldiger Genesung haben,

die sie vom geübten Arzte wohl mit größerer Sicherheit erwartet, als von der Frau; das weniger verderbte Mädchen aber wird gerade der Geschlechtsgenossin gegenüber ihre Schande lebhafter empfinden, weil sie sich ihr näher fühlt und daher das Gefühl der Demüthigung tiefer und schmerzlicher sein wird, als dem männlichen Arzte gegenüber. Aber nicht nur die Rücksicht auf jene gefallenen Mädchen allein, sondern auch in mindestens ebenso hohem Grade auf die unter allen Umständen hochzuhaltende gute Sitte und Reinheit des Geschlechts müßte die in der Frauenbewegung stehenden geistigen Führerinnen von dem Verlangen nach weiblichen Aerzten für die genannte Kategorie von Kranken dringend abhalten. Vorerst sei daran erinnert, daß sich sicherlich nicht viele Frauen für diese traurigste aller ärztlichen Bethätigungen finden dürften, die erhobene Forderung also ziemlich wirkungslos bleiben wird, dann aber muß mit allem Nachdruck das Princip bekämpft werden, auf dessen Boden sie erwachsen ist. Die genannte Thätigkeit widerstrebt weiblicher Zucht und guter Sitte auf's Heftigste, weil sie gegen das natürliche Scham- und Schicklichkeitsgefühl verstößt und überdies eine gewisse moralische und physische Dickhäutigkeit und so robuste Nerven erfordert, wie sie den Frauen wohl nur in sehr seltenen Fällen verliehen ist. Man kann sehr wohl mit lebhaftem Interesse für den ärztlichen Beruf der Frau eintreten, wie ich es wiederholt gethan, ja man kann sogar die Thätigkeit der Aerztin bei specifischen Frauenkrankheiten für schwer entbehrlich halten, und doch gegen diese Seite ärztlicher Bethätigung Seitens der Frau lebhafte Verwahrung einlegen. Und das aus Achtung vor der Frau und vor ihrer hohen und ehrwürdigen Bestimmung im Welthaushalt! Die Frau soll von allem Unreinen fern gehalten werden; wo es irgend angänglich ist, soll sie aus der reinen Luft der Sittlichkeit und Schamhaftigkeit nie in den Dunstkreis des Lasters und der Verworfenheit gezerrt werden. Ist sie aber in denselben eingetreten und gar durch ihren Beruf dauernd an denselben gefesselt, so entsteht für sie eine äußerst peinliche sociale Situation. Wird ein Mann mit lebhaften Sinn für Frauenwürde und Reinheit sich entschließen können, einer Dame, die einen so trüben Beruf ausübt oder auch ausgeübt hat, irgendwie näher zu treten oder an eine Ehe mit ihr zu denken? Wir glauben es kaum; jedenfalls aber würden erst schwere Bedenken und Kämpfe überwunden werden müssen. Und wenn die Damen, die in Versammlungen und in Petitionen, so laut ihre Stimme für die Berufung dieser Art von weiblichen Aerzten erhoben haben, sich die Frage so recht unbefangen und ehrlich vorlegen wollten, ob ihnen selbst der persönliche nähere Umgang dieser Aerztinnen eigentlich so recht erwünscht wäre, ob sie recht herzliches Vertrauen und das Bedürfniß engeren Anschlusses an sie haben würden, so würde wahrscheinlich die Antwort negativ ausfallen. Ich möchte sogar die Befürchtung aussprechen, daß die gesellschaftliche Stellung dieser Damen eine zweifelhafte und schwierige sein würde und daß sie sich der Gefahr der Isolirung, ja des Gemiedenwerdens aussetzen.

Für die Hebung der Sittlichkeit einzutreten, ist gewiß eine der höchsten und schönsten Aufgaben der Frauenbewegung, zu den erstrebenswerthen Zielen können wir aber die in den erwähnten Petitionen ausgesprochenen Forderungen keineswegs zählen. Es liegt im Interesse der Frauen sie nicht zu wiederholen.

Literatur und Kunst.

Das dichtende Jungfrankreich.

Von A. Brunnemann (Paris).

Vor zwei Jahren trugen sie in Paris einen verkommenen Menschen zu Grabe, und eine Schaar begeisterter Jünglinge folgte ihm, ihn aufrichtig beweinend: das war Paul Verlaine, der verlumpte Poet, der unverbesserliche Sünder, der die tiefste Zerschnirschung der Reue neben den gräßlichsten Cynismen ertönen ließ und für ein Glas Absynth bereit war, betrunkenen Studenten die schönsten Perlen seiner Poesie, wie seine schmutzigsten Zoten zum Besten zu geben. Von Allem, was die Geister an der Wende des Jahrhunderts bewegte, wußte er zu singen; er selbst nur ein wunderbares Saitenspiel, das im niemals rastenden Wirbelsturm des Pariser Lebens erklang: bald als leidenschaftlicher Triumphgesang sinnlichen Lebensgenusses, wilden Trotzes gegen Gott und Mensch, bald als klagende Elegie des Heimwehs, der Reue, des Mitleids, der unendlichen Sehnsucht nach Frieden. Paul Verlaine war Impressionist, Symbolist und Stimmungskünstler. Er war auch Revolutionär, denn er brach mit allen Versregeln, an die sich seine Vorgänger, die „Parnassiens", jene unvergleichlichen Meister im Aufbau des Verses, noch streng gehalten hatten. Er vereint in sich Alles, was die stattliche Schaar der Poeten Jungfrankreichs in vereinzelten Zügen besitzen: höchste Empfindungsfähigkeit, Stimmungskunst, Vorliebe für das Symbol, mystische Regungen, bald raffinirteste Gesuchtheit im Ausdruck, bald fast kindliche Naivität — über Allem gebreitet eine schwüle Sinnlichkeit. Ferner, in Bezug auf die Form: Vernachlässigung aller überlieferten dichterischen Gesetze, Suchen nach neuen Worten und neuen Werthen und Hervorhebung der sprachlichen Musik. Verlaine war ein naiv Schaffender — ein unversiegbarer Strom, entquoll die Poesie seiner Brust — was kümmerte es ihn, ob sie heute die beste Lyrik Frankreichs um einen Schatz vermehrte und morgen in ihrer absurden Unverständlichkeit eine harte Nuß zu knacken gab. Aus seinen Beispielen aber entstanden neue Gebote, und Alles, was er instinctiv angiebt, sehen wir bald gepredigt, erweitert, verwerthet, bis zu den letzten Consequenzen verfolgt. In dieser neuen Lyrik offenbart sich zuerst Jungfrankreichs Bestreben, den Alles unterjochenden Naturalismus, der, was jenseits der Erscheinungswelt lag, als überflüssig verbannt hatte, zu stürzen. Hieß es dort: so viel wie möglich Greifbares, so wenig wie möglich Uebersinnliches, so trat dem entgegen ein sehnsüchtiges Hinausschweifen über die Wirklichkeit in das Reich der Ideen, ein Suchen nach der „Seele der Dinge" und ein heißes Verlangen nach der gleichfalls verbannten Schönheit. Der Neu-Idealismus begann Kunst wie Literatur zu beherrschen — leider nur bleibt dieses Modewort für die Poesie wenigstens von unklarem Werthe, denn die neuen Bestrebungen entbehren der Tiefe und Kraft und klammern sich an erkünstelte Aeußerlichkeiten. Starke Persönlichkeiten, denen es Herzensbedürfniß ist, ein tief inneres Verlangen zum Ausdruck zu bringen, treffen wir nur selten an und müssen sie auf anderen Gebieten als auf dem der Lyrik suchen. Hier wird der Feldzug gegen den Riesen Naturalismus durch träumerische, mit Theaterflitter herausgeputzte Ritter und überschlanke, schwermüthige Jungfrauen, von den englischen Präraphaeliten entlehnt, eröffnet — dem überquellenden Leben werden leblose Schemen entgegengestellt. Dem Neu-Idealismus verdankt die französische Literatur das Wiederauftauchen phantastisch-romantischer Elemente, die symbolische und mystische Bewegung und endlich das Entarten der klarsten aller Sprachen zu unverständlicher Sinnlosigkeit. Es handelt sich um eine Uebergangsperiode, in der sehr intelligente, überreifte, aber charakterlose Verfallzeitler ihr Wesen treiben. Ob wohl ein frischer Hauch gesunden starken Lebens den tollen Spuk zerblasen wird?

Als Theoretiker steht, neben dem praktischen Führer Paul Verlaine, der vor wenig Monden verstorbene Stephane Mallarmé noch im Mittelpunkt des literarischen Interesses. Er hat den unmittelbarsten Einfluß auf die jüngsten französischen Poeten ausgeübt, nicht durch seine Werke — er schrieb nur wenig, und das, was er geschrieben, wird stets nur einer Elite von „esthètes": Hyperempfindlern, Gehirnaristokraten,

und wie sich alle die sich selbst analysirenden und selbst Weihrauch streuenden Ich-Künstler nennen, verständlich bleiben — sondern durch seine Lehren und den Einfluß seiner Persönlichkeit. In seinem Roman, „Soleil des Morts", schildert Camille Mauclair, (einer von Mallarmé's Getreuen), in der Person des Calixte Armel den Typus des „intellectuel moderne", den Mallarmé verkörpert. Er war eine durchaus abgeschlossene Persönlichkeit, der nur aus sich selbst schöpfte, aber die gesammte junge Generation trägt Spuren von ihm, denn sie kamen ihm als gläubige Jünger zu lauschen, wenn er an den berühmten Dienstag-Empfangstagen mit beredter, bilderreicher Sprache sein künstlerisches Credo entwickelte. Zu der auserlesenen Schaar von einheimischen und fremden Künstlern gesellten sich die Dichter und Schriftsteller: Henri de Régnier, Francis Vielé-Griffin, Albert Mockel, André Gide, Camille Mauclair u. A., darunter der Kenner der neuesten deutschen Literatur, Ferdinand Herold, der Hauptmann's „Versunkene Glocke" in's Französische übertrug. Für sie war Mallarmé eine Art Prophet, der Verkünder einer neuen Aesthetik. Er sprach in langen, schwülstigen Perioden; das Geringfügigste wurde in seiner Phantasie zum Bild, zur Allegorie, zum Symbol. Was er in seinen ästhetischen Betrachtungen aufstellte, ist ungefähr Folgendes: Jedwede Erscheinung gilt als Symbol für eine Idee, und ist als Erscheinung an sich nur von sehr zweifelhafter Realität. Die einzig wahre Wirklichkeit ist eben die allgemeine Idee, die sie verkörpert. Diese Idee zu suchen und zu offenbaren, soll die Grundlage der modernen Poesie sein. Hiermit wird der feste Grundsatz der Parnassiens gestürzt: die Unterwerfung unter das Object. Der Dichter tritt nicht mehr, wie Jene, vor seinem Gegenstand, in dem er sich ganz aufgiebt, zurück — er sieht vielmehr die Dinge als Erscheinungen und Schöpfungen seines Geistes an, die er jeden Augenblick nach Gutdünken seiner Phantasie umschaffen kann. Die Poesie ist Sache des Traumes und der Dichter ist ein Träumer — nur hält sich ein Träumer im Sinne Mallarmé's fern von jeder „hergebrachten Banalität" — sucht in den unnatürlichsten Ausgeburten der Phantasie die würdige Vermittlerin der erkannten Idee. Seine Getreuen nennen ihn bewundernd: „le marchand des rêves."

Weiter bekannte er: Ein Kunstwerk ist der mystische Ausdruck für eine Erhebung der Seele, Anderen übermittelt durch Symbole. Zu dieser Uebermittelung bildet sich der Dichter seine individuelle Sprache und zwar durch folgende Hülfen: Wahl von Beiwörtern, Ueberraschungen und Abwechselung der Wendungen im Satzbau, keine Wiederholungen, immer anders gestaltete Sätze. Dem musikalischen Werthe der Worte, ihrem Wohlklang wird eine ebenso große Bedeutung beigemessen als ihrem Sinne. In seiner Aesthetik des Theaters, das er für die höchste Kunstform hielt, folgte er zumeist Richard Wagner, dessen fanatischer Bewunderer er war. Er schrieb die bekannten „Rêveriers d'un poète français sur Richard Wagner" und führte jene Schaar von Wagnerschwärmern an, die sich allsonntäglich in den Promenoirs des Concert Lamoureux zu versammeln pflegte. Für ihn war das Theater, nach den Worten des Meisters, eine Art ästhetischer Messe, bei der die Menge communicirte und die Musik die mystische Unterweisung der Masse.

Mallarmé hat nur wenig geschrieben und noch weniger veröffentlicht. Zunächst gab er eine sehr getreue Uebertragung des englischen Dichters Edgar Allan Poe, dessen künstlerisches Temperament ihm sehr zusagte. Seine Hauptwerke sind „L'après midi d'un Faune" und eine Reihe von Sonetten, ein fast unverständliches Gemisch von glänzenden, blendenden Worten, die er nicht ihrer wahren Bedeutung nach auswählte, vielmehr nur nach der Bedeutung, die seine Phantasie ihnen schuf. Jene zu bunter Mosaik zusammengesetzten Wort-Rebusse zu entziffern, ist eine schwere Geduldsprobe und das Resultat ein verhältnißmäßig geringes. Ein paar Zeilen von dem Sonett an Edgar Poe mögen zur Illustrirung dieser eigenartigen Poesie genügen:

„Tel qu'en Lui-même enfin l'éternité le change
Le Poète suscite avec un glaive nu
Son siècle épouvanté de n'avoir pas connu,
Comme la mort triomphait dans cette voix étrange."

Das heißt etwa: Die Ewigkeit verwandelt den Dichter erst wieder in sich selbst, und so ersteht er und warnt sein Jahrhundert mit dem Blitz seines nackten Schwertes, sein Jahrhundert entsetzt, daß es nicht erkannte, wie der Tod in jener seltsamen Stimme (des Poeten) einen Triumphgesang erhob. Noch schlimmer ist es um Mallarmé's Prosa bestellt; glücklicherweise hat er durch diese vollständige Umkehrung des so klaren französischen Satzbaues keine Schule gemacht. Wie viele Dichtungen der Jüngsten aber hat er eingegeben!

Seine Theorien vom Versbau und von der sprachlichen Musik arbeitete René Ghil im „Traité du Verbe" weiter aus, dem ein Vorwort („avant-dire", wie der echte Decadent sagt), vom Meister Aufnahme verschaffte. Es ist eine absurde Lehre von poetischer Instrumentirung, die in jedem Laute eine bestimmte Farbe und den Klang eines bestimmten Instrumentes erkennt: „Orgel, schwarz A; Harfe, weiß E; Violine, blau, J; Blechinstrumente, roth, O; Flöten, gelb, U." Die Theorie wird bis in die feinsten Ton- und Farbenschattirungen durchgeführt. Arthur Rimbaud, der genial-liederliche, frühreife und früh zu Grunde gegangene Dichter-Vagabund verherrlichte solche Weisheit in dem berühmten Farbensonett:

„A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu, Voyelles
Je dirai quelque jour vos naissances latentes.
A, noir corset velu des mouches éclatantes
Qui bombillent autour des puanteurs cruelles" etc.

Doch das Alles sind nur Aeußerlichkeiten, die kaum ein flüchtiges Zeitinteresse beanspruchen. Das aber, was der neuen Poetik ein dauerndes Interesse zusichert, ist die wirklich tiefinnerliche Poesie, die sie wieder zur Geltung gebracht hat und die aus einigen jener Jüngsten übermächtig hervorquillt. Es ist ein reicher Strom, der die kindischen Spielereien mit Form und Wort vollrauschend überfluthet, ja sie ganz vergessen läßt, so daß wir nun hingetragen werden auf den wiegenden Wogen lautester Poesie. Neben dem vielbesprochenen Paul Verlaine verdient Henri de Régnier genannt zu werden, ein Dichter mit glänzender, blendender Phantasie, der über einen unerschöpflich reichen Wortschatz verfügt. Die Ueberfülle poetischer Diction offenbart sich in herrlichen Symbolen, von denen man allerdings nicht die volle Klarheit einer classischen Allegorie verlangen darf — doch überschreitet er weit seltener als seine Genossen die Grenzen des Verständlichen. Die Seele des Weltalls, dessen äußere Form nur von den Naturalisten dargestellt wurde, sucht er zu enthüllen; eine unsichtbare Welt existirt für ihn. Er versteht das gedämpfte Licht, das dumpfe Murmeln, die abertausend unvollkommenen Laute und Bilder, die uns umschwirren und umgaukeln, zu deuten und er findet eine Art exotischer prächtiger Visionen, durch die er uns, was er erlauscht und erschaut, vermitteln will. Diese eigenartige Poesie entzieht sich jeder Analyse, wir fühlen sie mehr als wir sie verstehen und sie erweckt in unserer Seele eine Welt von flüchtigen Ahnungen und verworrenen Rückerinnerungen — so überraschend machtvoll ist die Kraft seines Verses, daß er uns durch ein paar Worte schon seine Vision aufzwingt. Ein Meister der Technik, verhindert ihn auch sein angeboener Geschmack daran, in die Excentricitäten der Jüngsten zu verfallen, und wenn er von den strengen Regeln der alten Poesie abschweift (am schwersten wird von den Jüngsten mit dem von Boileau so verpönten „enjambement" gesündigt, d. h. dem Ueberleiten eines Gedankens in die nächsten Strophen, so daß erst die Schlußstrophe Klarheit über den wirklichen Inhalt des Gedichtes verschafft), so unterwirft er sich doch streng den Gesetzen des Wohlklanges. Er weiß die flüchtige Zartheit

des Symbols mit der Plastik der „Parnassiens“ zu vereinen und ist musikalisch, malerisch, zart, duftig und knapp zugleich. Was ist nun der Inhalt von Henri de Régnier's Poesie, niedergelegt in den Bänden: „Poèmes anciens et romanesques“; „Tel qu'en songe; „Aréthuse“ und „Contes à soi-même?“ Die tiefe Melancholie einer zart organisirten Seele, die unter den Wirklichkeiten der Welt und des Lebens zum Leiden verurtheilt ist — und die sich gefällt, statt in gesunder Thatkraft den Willen zum Leben zu bekunden, in die Regionen schwermüthiger Träume hinüberzugleiten, darin seltene Empfindungen, überraschend neue Stimmungen durchzukosten, die für Momente über die erdrückende Last der Wirklichkeit hinwegtäuschen. Eine weltflüchtige, krankhafte Poesie — und doch von hohem dichterischen Empfinden durchdrungen — ein glänzendes Beispiel von der Maladie du siècle, der großen Weltenmüdigkeit, aber die Krankheit in ihrer sympathischsten Form, ja von einem faseinirenden Zauber umschwebt.

Mehr oder weniger sympathisch erscheint die weitere Reihe jener Impressionisten und Symbolisten, die den klaren Tag mit seinen ernsten starken Zielen flieht und mit Verlaine singt: „Car nous voulons la nuance, et la nuance encore“, und die von den Gebrüdern Goncourt den malerisch-impressionistischen Stil gelernt hat. Alle Sinne werden bei ihnen künstlich angeregt, zu vernehmen, zu erschauen, zu empfinden, was gewöhnlichen Sterblichen verschlossen bleibt; eine „hyperacuité de Sentiment“ wird gepflegt. Nach dem Vorbild des flämischen Mystikers Maeterlinck taucht die Phantasie hinab in das dunkelste Seelenleben und bringt ihre Entdeckungen als märchenhafte Symbole an das Licht des Tages. Die Kirche, der katholische Cultus, bieten, trotz der großen Irreligiosität der Jüngsten, diesen eine Fülle von poetischen Eindrücken, berauschenden „sensations“, farbensatten oder mystisch dunklen Bildern. Villiers de l'Isle-Adam und Barbey d'Aurevilly, jene phantastisch-mystischen Mitläufer der „Parnassiens“, hatten das Beispiel gegeben, nur in vollendeter Form. Weiter klingt und singt aus den Versen der Modernen Alles heraus, was die neu-idealistische Kunst in die Mode gebracht hat: seltsame Blüthen mit langen Stengeln und breiten Kelchen, bleiche Jünglinge, ätherische Jungfrauen, primitive Madonnen und Heilige, entsagungsvolle Blicke und müde Gesten, ein Weh, das uralt ist, wie die Welt: Le mal de vivre. Zu den besten Vertretern dieser schwermüthigen Poesie gehören noch der Halbamerikaner Francis Vielé-Griffin, Fernand Hérold, Verhaeren, die Belgier Maeterlinck und der kürzlich zu Paris verstorbene Verherrlicher des todten Brügge, Georges Rodenbach, ferner Jules Laforgue, Jean Moréas. Der in Frankreich sieghaft eingezogene Richard Wagner hat die symbolische Requisitenkammer um eine stattliche Zahl brauchbarer Dinge bereichert, und es wimmelt von Schwänen, Schwanenrittern und Jungfrauen, Gralsboten, Walküren, die in düsteren Urwald-Landschaften und buntbemalten romanischen Hallen ihr Wesen treiben. Durch die Anwendung von reimlosen Rhythmen wird die Unklarheit jener romantischen Phantastereien noch erhöht, sie sind der klaren und so geschmeidigen französischen Sprache durchaus nachtheilig. Eine große Rolle spielen ferner die von Baudelaire so meisterhaft behandelten Gedichte in Prosa. Dem Symbolisten Jules Renard, der sich selbst „le chasseur d'images“ nennt, ist es gelungen, eine Reihe solcher zarter, fein durchdachter Bilder zu schaffen; einzelnen dieser originellen Prosastücke ist eine tiefe poetische Empfindung nicht abzustreiten. Zumeist aber fehlt dieser Märchenpoesie, so einschmeichelnd sie auch erscheinen mag, die einzige kräftige, unentbehrliche Nährerin, die jeder Kunst erst das wahre Leben einhaucht: die Natur.

Diesen Schwärmern und Träumern gegenüber steht eine Schaar von Poeten, die mit den neuen Errungenschaften psychologischer Analyse weit andere Ziele verfolgen, als übersinnliche Seelenprobleme zu lösen. Ihre Auffassung des Weltalls ist eine rein sinnliche. Heißblütige Leidenschaft rollt durch ihre Adern, durchpulst ihre Dichtungen, schwüle Sinnlichkeit schwebt über ihren farbensatten Bildern. Baudelaire mit seinen fleurs du mal ist ihr Abgott, die Sünde wird zum packenden Motiv einer gluthvollen, berauschenden Poesie, die jedoch an Klarheit, Kraft und Größe weit hinter diesem Meister zurückbleibt. Sie treiben einen fanatischen Cultus mit ihrem Ich und mit der Schönheit, dem neuen, etwas excentrischen Führer der Künstler, Sâr Peladan folgend, der das Gebot aufstellte: „Liebt das Schöne mehr als Euch selbst!“ Zu ihnen gehören Pierre Louys, Albert Samain, Gustav Kahn, Camille Mauclair u. A. Sie träumen von einer Renaissance latine, die den Enthusiasmus für den düster revolutionären Norden, und für die kunstfeindlichen Theorien der Menschenliebe der russischen Schriftsteller bekämpfen soll. Ob sie zu solcher That die Kraft besitzen? Ihr leidenschaftliches Hasten nach tollem Lebensgenuß, ihre Schilderung der sinnlichen Freuden enthält eine ebenso große Unnatur als das Flüchten vor dem Leben in die Welt des Traumes. Statt freier Ursprünglichkeit steht hinter Allem die große Blague, die nur zu oft mit kaltem Lächeln den vermeintlichen jugendlichen Heißspornen über die Schulter blickt. Dann erkennen wir ihr wahres Gesicht, das Gesicht überreizter célebrales und Verfallzeitler, deren Erzeugnisse auf einem mehr oder weniger geschickten Experimentiren beruhen. Ursprüngliche elementare Leidenschaften werden wir bei ihnen ebenso wenig finden, wie große rein menschliche Wahrheiten — wohl aber eine Fülle neuer, überraschender Uebergangsstimmungen. Es ist nicht die goldene sieghafte Morgensonne einer neuen Zeit — wohl aber der geheimnißvolle, an wunderbaren Farbenschattirungen reiche Abendhimmel einer sinkenden Cultur.

Zur Geschichte des Clavierspiels.

Von Max Albert Lange.

Das Clavier ist bei uns das populärste und verbreitetste aller Musikinstrumente. Es hat in der Hausmusik nacheinander die Flöte, die Harfe und zum Theil sogar die Geige verdrängt und beherrscht den Concertsaal. Einzig im Orchester hat es sich nicht eingebürgert, denn sein Ton verbindet sich schlecht mit den Stimmen der übrigen Instrumente. Nur unter den Fingern sehr weniger Meister verliert das Clavier seinen abgerissenen, hämmernden Ton und singt mit menschlicher Stimme. Nach Liszt und Rubinstein sind zahllose Virtuosen aufgetreten, deren Technik brillant und deren Ton doch unerfreulich ist: im Forte unschön und aggressiv, im Piano ohne singenden Anschlag und Poesie. Die weiche Berührung und Bindung der Tasten fehlt. Trotzdem ist das Clavier das Weltinstrument par excellence und zugleich so recht eigentlich ein deutsches Instrument. Wie das Pianoforte sich aus dem italienischen Clavicembalo entwickelte, die Ausbildung des Gedankens, sowie die Verbreitung der Erfindung ist fast ausschließlich den Deutschen zu danken. Unsere Pianofortefabrikation ist allen anderen weit voraus, fast in jeder größeren Stadt hat sie angesehene Vertreter, und die bedeutendsten Firmen des Auslandes sind von Deutschen gegründet, wie z. B. Steinway (Steinweg aus Braunschweig), Pleyel, Herz, Erard (Erhard aus Straßburg) ꝛc. Unsere heutige Ausfuhr übertrifft diejenige Frankreichs um das Zehnfache. Auch unsere Clavierliteratur, theoretisch wie praktisch, nimmt die erste Stelle ein. Ein Welthaus wie etwa Breitkopf & Härtel in Leipzig hat in Paris und London seines Gleichen nicht. Die musikwissenschaftliche Clavierliteratur ist

in höchster Blüthe, und neue werthvolle Erscheinungen tauchen unablässig auf. Zwar Oscar Bie's Weihnachtsbuch über das Clavier und seine Meister zählen wir nicht unter die Bereicherungen, denn der Verfasser kommt trotz guter Kenntnisse und überraschend feiner Gedanken über die Feuilletonphrasen selten hinaus. Das Beste ist noch immer Weitzmann's „Geschichte des Clavierspiels und der Clavierliteratur" (1863 und 1879), von dem Breitkopf & Härtel soeben eine dritte Auflage veranstalten. Der bekannte Berliner Musikschriftsteller Max Seifert hat es mit großem Geschick unternommen, das Werk vollständig umzuarbeiten und auf die Höhe unserer heutigen Musikwissenschaft zu bringen, so daß der alte Weitzmann in seinem modernen Gewande fast den Eindruck einer Neuschöpfung macht. In dem bisher erschienenen ersten Bande werden die Anfänge der Claviermusik und die Entstehung und Ausbildung der Sonate bis zu der classischen Blüthezeit der Suite geschildert. Die Höhenpunkte sind Händel und Bach, denen Seifert eine überaus liebevolle und gedankenreiche Würdigung angedeihen läßt.

Lange bevor Bach als Componist auf der Höhe seiner Meisterschaft angelangt war, hatte man in Deutschland seinen Namen als den des bedeutendsten Orgel- und Claviervirtuosen außer Händel schätzen gelernt. Die vielen Kunstreisen, die er unternahm, trugen nur dazu bei, diesen Ruf zu vergrößern und in immer weitere Kreise hineindringen zu lassen. Was seiner Virtuosität den Stempel der Eigenart aufdrückte, war erstlich eine staunenswerthe Kraft der Improvisation. Wie er seine bewunderungswürdige gelehrte Art vielstimmig zu phantasiren vor dem großen Friedrich in Potsdam durch eine sechsstimmige Fuge aus dem Stegreif und sonst noch durch sein polyphon geartetes Generalbaßspiel bethätigte, ist durch Philipp Spitta's Studien bekannt. Und wie sich Bach andererseits in rein technischer Beziehung bereits in Weimar den schwierigsten Aufgaben anderer Tonsetzer gewachsen fühlte, läßt sein Ausspruch erkennen: er glaube wirklich, Alles und Jedes ungesäumt und unbesehen vom Blatte spielen zu können.

Daß Bach eine solche Höhe der Technik erreichte, hatte er außer seinem Fleiße im Wesentlichen seiner neuen Methode des Fingersatzes zu verdanken. Seine Ausbildung ist ursprünglich von dem Gebrauch der drei Mittelfinger beider Hände ausgegangen. Aber schon früh kam man damit allein nicht aus; größere Intervalle mußten ja nothwendig die Heranziehung des Daumens und kleinen Fingers bewirken, die, da sie doch einmal benützt wurden, ebenso für die geläufigere Bewältigung von schnellen Passagen gelegentlich Dienst leisten konnten. So schwankend und willkürlich, wie die Anwendung der beiden äußeren Finger, mußte denn auch die Handhaltung sein. Während auf der einen Seite das unbetheiligte Herunterhängen des Daumens eine gestreckte Fingerhaltung zur Folge hatte, bedingte andererseits das Eintreten dieses so viel kürzeren Fingers naturgemäß ein Einziehen der übrigen. Diesem Zustande des Ungewissen, Regellosen, Unrationellen machte Bach für seine Person ein Ende; auf welche Weise, zeigen vier von Bach eigenhändig mit vollständigem Fingersatz bezeichnete Stücke, unter ihnen als ausgedehnteste Proben des C-dur-Präludium mit Fuge aus dem zweiten Theile des „Wohltemperirten Claviers" (ältere Fassung). Bei aufsteigenden Gängen der rechten Hand setzt der zweite Finger über den dritten, der dritte über den vierten und fünften, bei absteigenden der dritte über den zweiten, der fünfte über den vierten und dritten; aufwärts schiebt die linke Hand den dritten Finger über den zweiten, den fünften über den zweiten und vierten, abwärts den vierten über den fünften, den zweiten und dritten über den vierten. Das sind alles Combinationen, die ebenso wie das im Voraus berechnende Nachziehen der Finger den älteren Künstlern durchaus geläufig waren. Mochte Bach, schon in Rücksicht auf den capriziösen französischen Suitenstil, die frühere Technik nicht einfach über Bord werfen, so verschloß er sich doch auch nicht der Erkenntniß ihrer theilweises Unbeholfenheit, die namentlich in scalenartigen Passagen hemmend wirkte. Für die Tonleiter stellte er deßhalb die neue Grundregel auf, daß der Daumen der rechten Hand im Aufsteigen nach den beiden Halbtönen, im Absteigen vor denselben eingesetzt werden müsse, und umgekehrt bei der linken Hand, scheut sich aber dabei nicht, gegebenen Falls selbst eine Ausnahme davon zu machen, indem er nach älterer Weise in der linken Hand mehrmals immer nur den zweiten Finger zum Ueberschlagen über den Daumen benützt. Eben weil Bach sämmtliche durch den Daumengebrauch ermöglichten Combinationen in Anspruch nahm, ohne aber auf eine nach dem früheren Fingersatze allseitig ausgebildete Technik irgendwo zu verzichten, ergab sich ihm eine unbegrenzte Fülle der Möglichkeiten. Wenn wir dazu erfahren, daß Bach durch eifriges Ueben die Finger beider Hände zur größten Gleichmäßigkeit in Kraft und Beweglichkeit und zur völligen Unabhängigkeit von einander brachte, indem er Triller und andere Maniren mit dem fünften und vierten Finger ebenso rund und egal herausbringen lernte, so wird es vollständig begreiflich, weßhalb für ihn technisch keine Schwierigkeiten mehr existiren.

Hervorragende Eigenschaften besaß Bach endlich noch als Lehrer der Musik. Ueber die Art seines Lehrganges sind wir ungefähr unterrichtet. Zuerst ließ er nur Uebungen im Anschlag, in der Fingersetzung und in der gleichmäßigen und unabhängigen Ausbildung der einzelnen Finger beider Hände vornehmen. Hierbei hielt er die Schüler wenigstens einige Monate fest, versüßte ihnen aber die bittere Kost durch anmuthige Tonstückchen, in denen er jedesmal eine bestimmte technische Aufgabe zum Motiv nahm. Auch die Verzierungen mußten sie von Anfang an in beiden Händen ausdauernd üben. War nun in diesen Elementen eine gewisse Fertigkeit erreicht, so ging er grundsätzlich gleich zu schwereren Stücken über, vorwiegend seinen eigenen (Inventionen, Sinfonien, Suiten, Wohltemperirtes Clavier). Vor Beginn des Einstudirens spielte er sie vor und wußte den Schülern dergestalt Lust und Eifer zu erwecken, daß die günstigen Resultate nicht leicht ausblieben. Fern ab lag ihm jede Ungeduld, wo es galt, Anderen verstandesmäßig sein Können klar und nutzbar zu machen. Seifert nennt es in gleichem Maaße ehrfurchtgebietend und herzerquickend, diesen Mann, dessen titanische Phantasie jetzt nach dem höchsten Ideale die Hand ausstreckte, in der nächsten Stunde sich zu einem seiner Schüler niedersetzen zu sehen, schüchternen Organisten- und Cantorsöhnen aus einfachsten Verhältnissen, unverdrossen ihnen die Mechanik des Fingergebrauchs erklären, theilnehmend dem Ungeschick durch Niederschreibung besonderer Uebungsstücke zu Hülfe kommen, mit pädagogischer Einsicht durch eigene Mufterausführungen sie zu höheren Zielen anspornen oder beim Generalbaßspiel seine Finger und Hände unter die des spielenden Schülers mischen, um das Accompagnement mit imponirenden Maaßen von Harmonien auszustaffiren, falls es zu mager gerieth. So hatte Bach in Mühlhausen begonnen, so trieb er es vierzig Jahre später noch, dem Greisenalter nahe. Und Seifert schließt seine schöne Bach-Kritik mit den Worten: „Universalität war der eine Grundzug seines Wesens. Die deutschen Musiker vor und zu Bach's Zeit wirkten ohne Ausnahme alle im Sinne und in der Richtung einer Schule; die Claviermusik Deutschlands bestand aus einem Nebeneinander verschiedenartiger Kunstbestrebungen, deren Unterschiede sich selbst dann noch fühlbar machten, als Nord und Süd, Osten und Westen zu gegenseitiger Berührung hinneigten. Aus dem engen Bannkreis der Schule wuchs Bach früh empor. Wie eine Pflanze sich instinctmäßig der Sonne zuwendet, so neigte er sich dorthin, woher er fühlte, daß ihm Licht und Förderung strömen könnte. Wo Meister lebten, von denen er glaubte lernen zu können, zu denen trieb es ihn trotz Amt und Pflichten. Denen aber, die nur noch durch ihre hinterlassenen Werke zu ihm sprechen konnten, widmete

er Tage und Nächte unabläſſigſten Studiums. So lernte er Formen, Stilarten und Technik von Deutſchen und Fremden aus der Gegenwart und Vergangenheit in einer derart ſouveränen Weiſe beherrſchen, daß es ihm ein Leichtes war, ſich jederzeit auf eine beliebige dieſer Vorſtufen zurück zu verſetzen und in freier Improviſation alle ihre glänzendſten Eigenſchaften zur Geltung zu bringen. Zur Univerſalität, die für ſich allein als eine Frucht eiſernſten Fleißes auch Anderen erreichbar ſein kann, geſellte ſich bei Bach als Zweites die ſchöpferiſche Kraft, das Genie, das in der Nachahmung nicht ſein volles Genügen, ſondern nur das Rüſtzeug zu höheren Thaten fand. Was Bach von allen Seiten her in ſich aufgeſaugt hatte, gab er zu neuer Einheit verſchmolzen wieder aus ſich heraus. Wie er Variation und Suite, des Claviers ureigenſte Formen, unter Berückſichtigung aller je hervorgetretenen Bildungstypen in Form und Stil ihrer höchſten Klarheit, Abrundung und Dehnbarkeit entgegenführte, ſo brachte er auch die zweiäſtige Entwickelung der Fugenform, an der zwei Jahrhunderte gearbeitet hatten, zum endlichen, harmoniſchen Abſchluß und Ausgleich. Alle die Satzkünſte, die als Reſte zahlreicher, früherer Formen übrig geblieben waren, ſich gründlich zu eigen machend, ſchuf Bach mit ihnen für die orcheſtrale Klang- und Tonfülle der Orgel Fugen von gigantiſchem Bau und blendendem Glanze. Einer ſolchen Rieſenkraft ſetzte das beſchränktere Ausdrucksvermögen des Claviers als ausführenden Organs keine Schranken mehr; wie dort im Großen, ſo entfaltete er hier auf kleinſtem Raum und doch in unübertroffener Klarheit und Durchſichtigkeit die höchſte Kunſt. Der geniale Meiſter zeigt ſich endlich noch im Stil. Aus deutſchem, franzöſiſchem und italieniſchem Weſen, aus der maſſigen Polyphonie der Orgel und der beweglichen Ausdrucksfähigkeit des Claviers erwuchs der Bach'ſche Stil, die großartigſte Zuſammenfaſſung alles vor ihm Geweſenen. Sollte wirklich einmal über Deutſchland eine Zeit heraufziehen, bar jeder hiſtoriſchen Pietät, die es über ſich gewönne, unſere Kunſtvergangenheit theilnahmslos in Schutt und Trümmern zerfallen zu ſehen, ihre Spur wird darum nicht völlig verwehen. In Bach's unvergänglichen Werken wird, was jene gewollt und erſtrebt, empfunden und gefühlt hat, in vollkommenſter Verklärung und lauteſter Reinheit weiter leben und wirken."

Zehn Jahre, bevor Bach den äußeren Anlaß fand, ſich als Kammermuſik-Componiſt zu bethätigen, und bevor er ſich zu den Sonaten mit obligatem Cembalo-Accompagnement hindurch arbeitete, da war Händel ſchon vollſtändig mit ſich im Klaren über die nothwendige Beſchaffenheit eines ſolchen. Rechnet man es Bach als Verdienſt an, den Generalbaß in die planvolle Compoſition ſelbſt einbezogen zu haben, ſo darf neben ihm Händel als ſein Vorläufer nicht ungenannt bleiben. Stand auch die Virtuoſität Händel's, als er nach England kam, bereits auf einer hohen Stufe, ſo wird ſie doch, gleich wie ſeine Compoſition, ſich hier noch ausgereift und individualiſirt haben. Für Händel überaus charakteriſtiſch ſind die Gelegenheiten, die er ihr gab, ſich zur Geltung zu bringen. In Opern wie Oratorien Händel's begegnen wir Stellen, wo ein beigeſetztes „ad libitum" oder „Cembalo" des Componiſten Wunſch andeutet, der Generalbaſſiſt möge hier ſeiner Phantaſie frei die Zügel ſchießen laſſen. Mattheſon bemerkt dazu: „Der phantaſtiſche Nahm iſt ſonſt ſehr verhaßt; allein wir haben eine Schreib-Art dieſes Nahmens, die wol beliebt iſt, und hauptſächlich ihren Sitz im Orcheſter und auf der Schaubühne, nicht nur für Inſtrumente, ſondern auch für Sing-Stimmen behauptet. Er beſtehet eigentlich nicht ſowol im Setzen oder Componiren mit der Feder, als in einem Singen oder Spielen, das aus freiem Geiſt oder, wie man ſagt, ex tempore geſchiehet ... Aber es gehören tüchtige Köpffe dazu, die voller Erfindungen ſtecken, und an allerhand Figuren reich ſind. Andrer Künſtler zu geſchweigen, ſo hat der berühmte Händel offt, in ſeinen Schauſpielen, ſolche Accompagnements geſetzet, dabey das Clavier allein, nach des Spielers Gefallen und Geſchicklichkeit, ohne Vorſchrifft (d. h. ohne ausgeſchriebene Noten) in dieſem Styl hervorragte: welches ſeinen eignen Mann erfordert, und etlichen andern, die es haben nachthun wollen, nur ſchlecht von der Fauſt gegangen iſt; ob ſie gleich ſonſt ziemlich Sattelfeſt waren." Es ſcheint Seifert, als ob dieſe inſtrumentalen Zwiſchenſoli in Händel auch die Idee ſeiner Orgelconcerte hervorriefen; ſie dienten als eine Art Zwiſchenacts-Muſik bei ſeinen Oratorien-Aufführungen. Wir ſehen, daß er in den Solopartien hier gern auf Compoſitionen älterer Meiſter zurückgriff, ihren muſikaliſchen Gedanken einen größeren Rahmen und ein glänzenderes Colorit gebend. In ſpäteren Jahren der Blindheit zog er es vor, ſich lieber auf ſeine Erfindung als auf ſeine Erinnerung zu verlaſſen: denn indem er dem Orcheſter nur das Gerippe oder die Ritornelle eines jeden Satzes gab, ſpielte er alle Soloſätze aus dem Stegreif. Daß Händel auf ſolche Weiſe nicht bloß die entzückte und begeiſterte, welche muſikaliſch hochgebildet waren, ſondern auch denen das Ohr öffnete, die für dieſe Kunſt keinen Sinn zu haben meinten, iſt wohl der beſte Beweis dafür, daß Händel Virtuoſität in einem Grade beſaß, der ſo unübertroffen wie ſegenbringend war.

Händel's Hand- und Fingerhaltung wird von Chryſander folgendermaßen geſchildert: „Seine Hand war ſo fett und rund, daß die Knöchel, die doch gewöhnlich hervorſtehen, bei ihm, wie bei kleinen Kindern, Grübchen bildeten und im Fleiſche lagen; ſein Anſchlag war deſſen ungeachtet ſo ſanft und der Ton des Inſtrumentes ſo gemäßigt, daß ſeine Finger an die Taſten anzuwachſen ſchienen. Sie waren ſo gebogen und dicht aneinander, wenn er ſpielte, daß man keine Bewegung und kaum die Finger ſelbſt wahrnehmen konnte." Eine ſolche Technik bedingte ganz nothwendig den ſyſtematiſchen Gebrauch des Daumens in moderner Weiſe. Es dürfte deßhalb Seifert Recht haben, zwiſchen Händel's erſtem Auftreten in England und der bald darnach hier gebräuchlich werdenden „italieniſchen Fingerſetzung" einen urſächlichen Zuſammenhang zu vermuthen.

Mit Bach und Händel ſtehen wir in der Muſik an der Schwelle der neueren Zeit. Hinter uns ſehen wir die Formen, in denen ſich das muſikaliſche Denken dreier Jahrhunderte bewegte, Fuge, Variation und Suite, auf den Gipfel ihrer claſſiſchen Vollendung erhoben; vor uns liegt die Zeit, da jene Formen mehr oder weniger vom Schauplatz abtreten und die Sonate faſt im geſammten Reich der Tonkunſt zur Herrſchaft gelangt. Dieſer bedeutſame Wendepunkt in der Muſikgeſchichte bezeichnet gleichzeitig einen wichtigen Umſchwung in dem Verhältniß der bisher wirkſam geweſenen nationalen Kräfte untereinander. Englands Production hat ſich bis auf den Grund erſchöpft; der Glanz, der es zu Händel's Zeiten noch einmal umgiebt, iſt nur ein erborgter. Frankreich erſcheint äußerlich durch Rameau auf der Höhe ſeines alten Ruhmes gehalten; doch es tritt mehr und mehr abſeits der geſchichtlichen Entwickelung, da es von Innen heraus nicht weiter zeugen kann. Italien, das Land, in dem die polyphonen Formen die maßgebendſte Pflege gefunden hatten, wo ſie aber auch am erſten verblühten, fand hauptſächlich durch Scarlatti wenigſtens den Weg zu einer neuen Spieltechnik, die für die Muſik aller Länder die größte Bedeutung gewinnen ſollte, und entwickelte aus den Trümmern der alten Formen die neue der Sonate, der die Zukunft gehörte. An die Spitze der muſikaliſchen Nationen trat aber unſtreitig Deutſchland nunmehr. Lange ſtanden hier die einzelnen Schulen in Abhängigkeit von fremden Kunſtrichtungen und in Widerſtreit zu einander, bis ſie Bach univerſal vereinigte. Nun ſind es nur zwei große Centren, die an der Geſchichte der deutſchen Claviermuſik weiter wirken: Berlin, der Hauptſitz der norddeutſchen Bach'ſchen Schule, und Wien, die durch Muffat vorbereitete Wirkungsſtätte unſerer ſüd-

deutschen Neuclassiker. Stand auch Italien vorläufig noch im Wettbewerb mit ihnen, so sollte doch die Zeit nicht mehr fern sein, da Deutschland, in sich geeinigt, die Hand nach der Siegespalme ausstrecken durfte. Heute besitzt Deutschland, wie einst Hellas in der bildenden Kunst, die Weltmeisterschaft nicht allein in der Claviermusik, sondern in der Musik überhaupt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein unverträglicher Mensch.

Von K. S. Baranzewitsch.

Ein Mann in braungelbem Ueberzieher und mit einer Uniformmütze, von der Sonne gebräunt, bärtig, ein Koffer in der Hand, stieg von einer Droschke ab, an der Thür eines riesigen Miethhauses. Er befragte sein Notizbuch nach der Wohnungsnummer und sagte dann zu dem Portier: „Können Sie mir sagen, wo hier der Rechtsanwalt Gorski wohnt?"

Der Mann blickte den Fragenden an, sah dann auf seine blitzblanken Stiefel, ordnete seinen Rock und brummte: „Links, erster Aufgang."

Im Vestibül traf der Suchende einen imposanten Lakai, der mit einem geschniegelten Collegen Dame spielte. „Bitte, wo wohnt hier der Rechtsanwalt Gorski?" fragte der Fremde. Der Diener erhob leicht den Kopf, blickte automatisch den Frager an und vertiefte sich wieder in sein Spiel. Er hatte kein Glück. Der Freund hatte einen entscheidenden Schlag gethan und triumphirte, was den andern sehr verstimmte. „Der Rechtsanw . . . —," wiederholte der Fremde, aber man nahm nicht die geringste Notiz von ihm. Das Spiel wurde ernst. Den Partnern blitzten die Augen, sie begannen sich zu beschimpfen.

„Wen suchen Sie?" fragte erbost der Lakai den Mann mit dem braungelben Ueberzieher.

„Den Rechtsanwals Gor . ."

„Sie sind ein Client von ihm? Keine Sprechstunde jetzt! Mittags von 12—2."

„Ich bin nicht . . . Ich bin ein guter Bekannter von Nikolai Sergejewitsch! Melden Sie bitte Bugroff — Wassili Petrowitsch Bugroff!"

Der Lakai maß den Fremden vom Scheitel bis zur Sohle und begann die Treppe hinaufzusteigen. „Heute hab' ich gewonnen; morgen wollen wir ja noch sehen!" rief er dem Portier zu.

„Sagen Sie, ich komme aus der Provinz," begann wieder der Mann im braungelben Ueberzieher.

„Kommen Sie hierher!" schrie ihm von oben der Diener zu, „den Koffer lassen Sie unten." Der Provinzler stellte sein Köfferchen in eine Ecke und stieg erschöpft die Treppe hinauf. „Warten Sie hier," sagte ihm der Diener, als sie in's Vorzimmer getreten waren. Der Gast blieb in einer Ecke stehen und erwartete schüchtern sein Schicksal. „Bitte einzutreten!" sagte herablassend der Diener, mit einer Bewegung, als wollte er dem Besucher den Ueberzieher abnehmen. Der beeilte sich diese Operation selbst vorzunehmen und trat geräuschlos in den Salon. An der Thür blieb er stehen und blickte sich um. Der Luxus, der ihn umgab, stach ihm unwillkürlich in die Augen. Sammet, Vergoldungen, Fresken an der Decke, Gemälde, ein luxuriöser Flügel, tropische Pflanzen — Alles deutete auf den Wohlstand des Eigenthümers. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Die Thüre des Nebenzimmers wurde geöffnet und auf der Schwelle erschien im Gesellschaftsanzug ein Herr in mittleren Jahren mit Glatze und schwarzem Vollbart. Er musterte leicht seinen Gast, dann rief er lächelnd:

„Bugroff! Wo kommst Du denn her?"

„Kolja, altes Haus!" Wassili Petrowitsch warf sich dem Freund an die Brust und küßte ihn zu wiederholten Malen.

„Das ist aber eine Ueberraschung!" eröffnete der Hausherr das Gespräch, indem er sein blendend-weißes Vorhemd zurecht rückte, das, wie ihm schien, durch die Freundschaftsergüsse etwas gelitten hatte. „Endlich läßt Du Dich 'mal sehen! Du hättest doch telegraphiren sollen! Aber, es ist auch so recht! Donner, bist Du aber alt geworden!"

„Du bist derselbe geblieben! Nur voller bist Du geworden!"

„Ein Zeichen von Alter, guter Freund. Doch war reden wir? Gehen wir in mein Cabinet." Er nahm den Freund am Arm und führte ihn in das anstoßende Zimmer. Dort setzte er ihn auf einen Divan und nahm neben ihm Platz, indem er seine Beine über einander schlug. „Nun, wie geht es Dir denn dort? Erstens wie lange bleibst Du —?"

„Ich weiß nicht, Alter. Ich habe Urlaub auf zwei Wochen genommen."

„Wo bist Du abgestiegen?"

„Nirgend. Vom Bahnhof geradenwegs her."

„So recht! Du weißt, Du bist immer willkommen! Meine Wohnung steht zu Deiner Verfügung!" rief Nikolai Sergejewitsch in etwas pathetischem Tone aus, um die leichte Wolke zu verdecken, die ihm über das Gesicht geflogen war. „Ich gebe gleich die Befehle!" Er klingelte.

„Nein, weißt Du, ich werde doch lieber im Gasthaus absteigen," entgegnete der Besucher verlegen. „Ich kam nur so im Vorübergehen und erfuhr, daß Du zu Hause seist und . . ."

„Das darfst Du nicht!" rief der Hausherr, und wendete sich an den eintretenden Diener. „Victor, das Eckzimmer zurecht machen. Trage die Sachen des Herrn hin." Der Diener musterte aufmerksam den Gast, sagte „zu Befehl"! und verschwand. „Na," fuhr der Hausherr in zufriedenem Tone fort, „da sind wir ja wieder zusammen! Zwanzig Jahre haben wir uns nicht gesehen! Eine Kleinigkeit, was? Du bist alt geworden! Familienvater wohl?"

„Ja gewiß, — die Familie hat mich ganz heruntergebracht. Ich höre, Du hast Dir auch ein Weibchen zugelegt?"

„Ja! Anders geht's ja nicht, Lieber!" Er sprang vom Sopha auf. Dem Besucher schien es, als wollte sein Wirth ihm seine Frau vorstellen; er rückte nämlich seinen faltigen Rock zurecht und nahm eine höflich-erwartende Stellung an. Aber der Hausherr trat an den Schreibtisch, nahm ein Portefeuille, steckte einige Papiere hinein, reichte seinem Gaste die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, altes Haus! Ich muß auf's Gericht. Zu Mittag sehen wir uns. Uebrigens, wenn Du gewohnt bist, früher zu essen, bestimme nur. Iß, trink . . . Willst Du Wein — ich habe delicaten Laffite! Die Cigarren sind hier im Kasten."

„Dank, tausend Dank," erwiderte schüchtern der Besucher. „Ich bin müde und zerschlagen von der Fahrt."

„Streck' Dich aus! Victor wird Dich begleiten. Au revoir also!" Er trat in's Vorzimmer hinaus. Victor reichte ihm Hut und Stock, öffnete weit die Thür und schloß sie geräuschvoll.

„Ihr Zimmer ist bereit!" sagte er zu dem Besucher, „da ist es! Wenn Sie etwas brauchen, bitte zu klingeln!"

Wassili Petrowitsch trat in sein Zimmer. Als er allein war, fühlte er sich ein wenig unangenehm berührt. Alles war so, wie es sich gehörte, aber doch nicht ganz, das fühlte er. Warum hatte Kolja vom Weine und von Cigarren gesprochen? Seiner Frau hatte er ihn nicht vorgestellt. Uebrigens, vielleicht war das so der Brauch hier! Auf großem Fuße! Selbst die Dienerschaft war hochherrschaftlich. Victor, den Diener, konnte er schon jetzt nicht ausstehen, doch fühlte er eine gewisse Scheu vor ihm; sein Frack und die weiße Binde sahen ja pompös aus. Und Kolja, Kolja? meditirte er, ganz der große Herr, doch hat er etwas Unnatürliches an sich. Sollte er wirklich so beschäftigt sein? Er hat Clienten, Sprechstunden. Ja ja, der ist gestiegen! Das macht die Universitätsbildung. Und traurig dachte er an die lückenhafte Bil-

dung, die er genossen, und wie er sich als Stationsvorsteher mit seiner Familie kümmerlich durchschlage, dachte an seinen braungelben Ueberzieher, an seine geflickten Stiefel und steckte schnell seinen Kopf unter die Decke und schlief ein.

Er erwachte mit dem unangenehmen Gefühl, sich in einem ganz fremden Zimmer zu befinden. Die Uhr schlug sechs, aber noch merkte man nichts von der Anwesenheit des Hausherrn. Er war hungrig geworden, aber da er Victor nicht herbeirufen wollte, entschloß er sich in das nächstgelegene Gasthaus essen zu gehen. Als er zurückkehrte, sah er Victor mit dem Portier Dame spielen. Beide erhoben die Köpfe, blickten neugierig auf den Gast, und Victor sagte: „Der Hausknecht wünscht ihren Paß einzuschreiben."

„Gut," antwortete Wassili Petrowitsch, „aber ist der Herr zu Hause?"

„Noch nicht. Der Herr wollte, glaub' ich, heute Abend ausfahren!" antwortete Victor nachlässig.

Wassili Petrowitsch suchte sein Zimmer auf und setzte sich am Tische nieder. Er stützte den Kopf in die Hand. Er wurde immer trauriger und trauriger. Zu dem Gefühle der Einsamkeit gesellte sich die Sehnsucht nach seiner Familie. Die Uhr schlug acht, neun, zehn, aber Nikolai kehrte nicht zurück, und Niemand im ganzen Hause kümmerte sich um den Gast. Am folgenden Morgen stand er früh auf und ging in Geschäften aus, mit ungeputzten Stiefeln, da er sich nicht entschließen konnte, Victor herbeizuklingeln. Er hatte im Eisenbahnamt zu thun und bemühte sich um Versetzung an einen anderen Ort; dann hatte er einige Aufträge zu besorgen. In der Direction wurde er lange aufgehalten, ohne einen Erfolg zu erzielen. Er kehrte Abends nach Hause zurück, ermüdet und erregt. In seinem Zimmer zog er seinen Rock ab, seine Stiefel, blickte sie kopfschüttelnd an und stellte sie vor die Thür „auf alle Fälle". Schon wollte er sich niederlegen, als Victor in's Zimmer trat und meldete, der Herr lasse ihn bitten. An einem Tischchen, wo für zwei Personen servirt war, saß Nikolai in Hausrock und Pantoffeln.

„Setz Dich mal her! Wir wollen soupiren!" begrüßte er den Freund. „Nun hast Du Dich häuslich eingerichtet?"

„Wozu soll ich mich häuslich einrichten!" war die düstere Antwort. „Ich sehne mich nach Hause!"

„So schnell? Ja, so bist Du! Aber warte nur, wir werden noch mit Dir zusammen durchgehen! Jetzt bin ich überhäuft mit Geschäften!" sprach Nikolai, indem er saftige Stücke Roastbeef abschnitt und sie behaglich verzehrte. „Nun, Du bist um Versetzung eingekommen?" Wassili erzählte seine Mißerfolge. „Wer präsidirt denn dort?" fragte der Hausherr, seinen Mund mit der Serviette wischend und nach der Weinflasche langend.

„Suschkin."

„Was, Suschkin? Ah mein College also, wir waren Commilitonen!" rief Nikolai aus. „Warum hast Du denn das nicht früher gesagt? Gieb mal Dein Glas her! Ich brauche ihm ja nur ein Wort zu sagen!"

„Mich wollte er gar nicht empfangen!"

„Natürlich! Ein großes Thier! Ha ha! Suschkin also! Victor, gieß' doch ein! Warum trinkst Du denn so wenig? Der Lassite ist doch nicht schlecht, was? Das ist ärgerlich, daß Du mir's nicht gesagt hast! Aber wir werden es schon einrichten! Uebrigens, aufrichtig gesagt, was findest Du denn so Anziehendes an Deinem Nest dort?"

„Was soll ich denn thun, Alter? Ich kann ja nirgend ankommen."

„Du kannst nirgend ankommen? Unsinn! Warte nur, ich habe hier eine Concession für eine neue Eisenbahn zu erwirken! Viele Stellen vacant, doppelte Gehälter. Ich werde Dir ein bißchen unter die Arme greifen! Willst Du?"

„Warum nicht."

„Du thust nur so strebsam: im Grunde bist Du schon ganz bemoost und magst Dich nicht mehr vom Fleck rühren."

„Durchaus nicht. Nur weißt Du, meine Bildung" ... Er fing an in einen Mollton hinein zu gerathen. Zwei Gläser guten, starken Weines, die er hastig hinuntergetrunken, hatten ihn in den Zustand gebracht, den er unter guten Freunden das „Festsitzen" nannte.

„Bildung? Unsinn!" rief Nikolai, indem er sich einschenkte. „Das sind Kleinigkeiten, lieber Freund, Du mußt nur Deine Unart lassen."

„Was für eine Unart, meinst Du?"

„Siehst Du, mein Lieber, mit einem Freunde soll man aufrichtig sein! Rück mal Dein Glas näher. Du kommst im Leben nicht vorwärts. Und willst Du auch den Grund wissen?"

„Was für einen Grund?" fragte Wassili mürrisch.

„Sehr viele Gründe, mein Bester! Erstens, weißt Du, le ton fait la musique! Dieser Ton, aufrichtig gesagt, ist bei Dir mürrisch, menschenfeindlich. Du siehst aus wie ein Weltverächter! Das liebt man nun mal nicht! Saure Gesichter liebt Niemand — die Vorgesetzten schon gar nicht. Die lieben Freundlichkeit, Zuvorkommenheit, und nur solchen Leuten ebnet man den Weg ... Comprenez vous! Ein Mensch mit einem unzufriedenen Gesicht ist verdächtig. Zweitens, nimm diese Cigarre, sie ist dunkler und besser!" Er reichte seinem Freunde eine Cigarre und zündete sich selbst eine an. Er war roth im Gesicht, hatte seinen Rock aufgeknöpft und fächelte sich mit den dicken Händen Luft zu. „Zweitens mußt Du Deine Donquixottrie mäßigen, Deine Begriffe von Ehrlichkeit ganz aufgeben. Wem thust Du damit einen Gefallen? Jemand hat irgend einen Nagel gestohlen, Du schlägst Lärm. Ganz unnöthig!"

„Ich kann nicht anders."

„Das ist gerade das Schlimme! Ich hörte von Deiner jüngsten Heldenthat, in Betreff der Remontearbeiten. Du hast Dich durch Deine Handlung bei Deinen Chefs vollkommen discreditirt!"

„Erlaube mir, Kolja, ich verstehe nicht: Du tadelst mich deßwegen?"

„Gewiß tadele ich Dich! Versteh' doch endlich, daß Du von jetzt an bei Deinen Chefs als ein vollkommen unverträglicher Mensch giltst, mit dem kein Auskommen ist. Du hast da den ganzen Schlamm von Grund aus aufgewühlt, was keinem angenehm sein kann, und das Alles bloß, weil irgend Jemand bei euch sich einen kleinen Nebenvortheil machen wollte."

„Man hat mir aber gedankt."

„Ha ha ha, Du bist naiv, mein Lieber! (Nikolai warf dem Freund ein Brodkügelchen an die Stirn). Man hat Dir gedankt, aber man hat Dich ruhig in Deiner alten Höhle sitzen lassen, mit sechzig Rubel Gehalt. Nein, mein Lieber, ich muß es Dir sagen, so kann man nicht vorwärts kommen."

„Ich will nicht vorwärts kommen. Ich will nur mein sicheres Brod."

„Wenn Du noch weiter so zu handeln fortfährst, wird man Dir auch dieses noch nehmen!" antwortete ruhig Nikolai.

„Was soll ich denn machen, mein Alter, ich kann mich nicht umkrempeln."

„Du mußt es! Du hast Familie! Ueberwinde Dich und schweige. Es ist nicht nothwendig, die Menschen in tugendhafte und böse einzutheilen. Die Menschen muß man anders abschätzen."

„Wie denn, Kolja?"

Nikolai schenkte sich ein volles Glas ein, that einen Schluck, machte einen Zug aus der Cigarre, schnellte die Asche leicht mit seinem Nagel ab und antwortete: „Genau nach dem Grade ihrer Nützlichkeit Wenn ein Mensch Dir nützlich ist, mag er ein Dieb sein, was geht Dich das an?"

„Erlaube mal, nein — das — das darf doch nicht sein." Und er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er nervös in seinen Haaren wühlte. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Spreepräfectur.

In den schriftlichen Unterhaltungen Caprivi's mit Nikolai — Goethe und Eckermann, nur Beide entsprechend reducirt — macht der Aushülfs-Reichskanzler die beträchtliche Bemerkung, Deutschland habe unter Bismarck in dringender Gefahr geschwebt, seinen sittlichen Standard sinken zu sehen. An anderer Stelle giebt der General und Graf freilich zu, daß er „auch mit großer Mühe" „seine Motive für irgend einen Schritt nicht mehr reconstruiren könne", und es scheint deßhalb gewiß, daß er sich bereits im Zustande des von ihm selbst diagnosticirten fortgeschrittenen Senilismus befunden hat, als er das Weisheitswort von dem durch Bismarck herabgedrückten sittlichen Standard prägte. Allerdings ist die Behauptung, die Politik des ersten Kanzlers habe Deutschland demoralisirt, trotz ihrer unmittelbaren Abstammung von Wilhelm Liebknecht, so blödsinnig und ungeheuerlich, daß man sie als ernst gemeinten Ausspruch eines deutschen Staatsmannes nicht zu behandeln wagt, sogar dann nicht, wenn dieser Staatsmann in schöner Selbsterkenntniß zugiebt, Motive für irgend eine seiner Handlungen nicht mehr reconstruiren zu können, das heißt in totaler Bewußtlosigkeit dahinzuleben und folglich auch seine Briefe an Herrn Nikolai vom Berliner Tageblatt in dieser geistig angeregten Stimmung geschrieben zu haben. Von so hoher Ehrlichkeit, Ritterlichkeit und Bescheidenheit derartige Geständnisse auch zeugen — sie reichen doch nicht hin, um die curiose Moralpauke des genialen Feldwebels verständlich zu machen. Und man sieht sich genöthigt, seine Correspondenz mit dem Unterbeamten des Herrn Mosse aus einem anderen Gesichtswinkel zu betrachten.

Was diesen Briefen neben ihrem hochachtungswürdig schlechten Stil den besonderen Reiz verleiht, ist die humorvolle Schalkhaftigkeit der Schreiber. Beide wissen ganz genau, daß sie zur Freisinnigen Vereinigung gehören und im Rickert'schen Ideenkreise leben und sterben. Nichtsdestoweniger thun sie so, als seien sie ergrimmte Gegner. „Eigentlich hätte", schreibt Nikolai, „ein Freisinniger von seinem Parteistandpunkte aus trotz der Unparteilichkeit Ihrer Führung der Geschäfte wenig Grund, Ew. Excellenz dankbar zu sein; denn was dem Fürsten Bismarck trotz seines eifrigen Strebens nicht gelungen ist, die Zerstörung der Freisinnigen Partei, es erfolgte unter dem Grafen Caprivi." Caprivi geht ganz ehrpusselig auf den Spaß ein und geberdet sich als hocheonservativer Mann, der in seinen Kreisen leider nicht das richtige Verständniß gefunden habe und deßhalb an Nikolai's Busen geflüchtet sei. Die Komödie ist ungemein unterhaltend. Sie legt aber den Gedanken nahe, daß dieselbe Ironie auch die übrigen Briefe durchflackere, und daß der stille Mann von Skyren nur deßhalb vom Sinken des sittlichen Standards unter Bismarck gesprochen habe, weil er verkappt seiner eigenen Zeit, seinen liberalen Freunden diesen Vorwurf machen wollte. Den Sack schlägt man, und den Esel meint man. Von einer Epoche, die gebrandmarkt ist auf Jahrhunderte hinaus durch die grenzenlose Feigheit, womit selbst berufene Männer den geächteten Namen Bismarck's verschwiegen; von einer Epoche des zitternden Byzantinismus, in der die Schmachepistel nach Wien möglich war, in der ländliche Abgeordnete für die landverderbenden Handelsverträge stimmten, weil sie sonst an hoher Stelle Anstoß zu erregen fürchteten — von einer *solchen* Epoche kann man mit Recht sagen, daß sie den sittlichen Standard der Nation sinken machte.

Nikolai, der so manchen Groschen Porto nach Skyren verpulverte, statt ihn der berühmten nothleidenden Mossestiftung zuzuwenden oder in Gilka anzulegen, wird ja auch wissen, wie Graf von Caprivi über die Einwirkung des Berliner Freisinns auf den sittlichen Standard der Nation gedacht hat. Unter so innigen Parteifreunden und Gesinnungsgenossen fällt immerhin manch' ehrliches und offenes Wort. Aber hoffentlich ist Caprivi wenigstens nicht genau unterrichtet gewesen über die letzten Aventiuren der geschniegelten hauptstädtischen Demokratie. Sonst hätte ihr sichtlicher Verfall und ihr politisch-moralischer Tiefstand noch den Ausgang seiner Tage verdüstert.

Als Freisinnige Vereinigung gilt und zeichnet bekanntlich jene Gruppe von Realpolitikern, deren Standquartier sich in den westlichen Bezirken Berlins befindet, wo die Quadratruthe unter Brüdern 13,000 Mark kostet. Bankdirectoren, vom Glück begünstigte Börsenspeculanten, Rentiers mit Pferdebahnactien bilden zugleich Generalstab und Gros der Partei. Da augenblicklich in allen marktgängigen Papieren stramme Hausse herrscht, ist die Partei mit der bestehenden Ordnung durchaus zufrieden und regierungsfreundlich. Besonderes Gewicht legt sie auf ein gutes Verhältniß zur Krone, weßhalb sie auch eine reinliche Scheidung von Eugen Richter durchgesetzt hat. Ihr Parteimitglied Dr. Siemens, Director der heuer $10^1/_2\,\%$ Dividende zahlenden Deutschen Bank, gilt in eingeweihten Kreisen als der Mann, der im Ministerium Rickert Herrn Johannes Miquel ersetzen wird. Hat doch die Deutsche Bank auf allen anderen Gebieten die Disconto-Commandit-Gesellschaft zurückgedrängt — warum soll sie hier Halt machen? Dank dem famosen communalen Wahlrechte, das die Verwaltung der preußischen Städte in die Hände der erfolgreichsten Jobberer legt, beherrscht die Freisinnige Vereinigung Berlin. Wer ihr segensvolles Wirken mit offenen Augen verfolgt, muß zugeben, daß sie sich in allen Fragen, die nicht den Actienbesitz ihrer Mitglieder tangiren, nur von der Sorge um das Gemeinwohl leiten läßt. Und ihrer demokratischen Herkunft, ihres entschieden liberalen Programmes ungeachtet verschmäht sie allen billigen Männerstolz vor Königsthronen. Sie setzt eine Ehre darein, in Berlin ihre Regierungsfähigkeit zu erweisen und ihre Gewandtheit, glattes Parquet zu betreten, ohne darauf auszugleiten.

Leider hat sich in unserem Volke die veraltete Gewohnheit erhalten, sogenannte Jubiläen zu feiern. So angenehm die Jubiläen sind, wenn wackere Stadtverordnete und Aufsichtsräthe sie begehen oder wenn sie Dinge betreffen, über die sich Niemand mehr aufregt: zum Beispiel die Schlacht bei Leipzig, die Erfindung des Schießpulvers, die Niederlage des Varus im Teutoburger Walde, so verdrießlich können sie neuzeitlichen Ereignissen gegenüber werden. Bekanntlich ist am 18. März 1848 in Berlin eine Revolution ausgebrochen, und das Unglück wollte es, daß dieser jammervolle Tag im vorigen Jahre zum fünfzigsten Male wiederkehrte. Nun hat die Freisinnige Vereinigung, dem begehrlichen Pöbel zu Liebe, des Oefteren erklärt, daß sie ein directer Nachfahr des längst selig verblichenen Märzliberalismus sei. 1898 fanden Neuwahlen zum Reichstage statt, und das verschlissene freiheitliche Banner mußte kräftig geschwungen werden, damit nicht alle harmlosen Leute im Reiche die Partei verließen. Die scharfe Controlle, die der hämische Eugen Richter sich anmaßt, that ein Uebriges, und so bewilligten die Berliner Stadtverordneten den „Märzgefallenen", die im Friedrichshain liegen, zu ihrem Jubiläum eine Gitterumfriedigung nebst Portal und schlichter Inschrift. Zettel kam als Löwe daher, aber er brüllte nicht einmal, denn er wollte die Regierung nicht erschrecken. Ihm lag vielmehr daran, die Sache in aller Stille zu erledigen. Das Wählervolk freilich sollte Kunde erhalten von dem verwogenen Muthe und der blutrothen Demokratie des Berliner Freisinns, denn das gab Stimmen. Dagegen wünschte man nicht, daß die trutzige Mannhaftigkeit, die unerschrockene Gesinnungstüchtigkeit, der aufrechte Bürgersinn ꝛc. auch oben bekannt würden. Man rechnete darauf, daß Fürst und Ministerium genau wüßten, was sie an der Freisinnigen Vereinigung haben. Und man glaubte, sie würden genügend Verständniß für die Nothlage der armen Partei besitzen, der der gezwungene Eid wahrlich bitter leid that, und würde Sockel und bescheidene Inschrift gnädig übersehen.

Statt dessen machte man sich an maßgebender Stelle den grausamen Spaß, die Getreuen um Rickert zu quälen. Herr Kirschner, der doch dem aus Palästina heimkehrenden Monarchen im strömenden Regen baarhaupt bis zum Brandenburger Thor entgegengegangen war, fand keine Bestätigung als Oberbürgermeister, und der Beschluß über Portal und Inschrift, die beide wirklich nicht troppo pomposo geplant waren, wurde sistirt.

Die Regierung handelt politisch nicht klug, daß sie ihren folgsamsten und sichersten Anhängern solche Marter bereitet. Es ist ja wahr, die Freisinnige Vereinigung hat nur den Werth einer quantité négligeable, und ein plötzlicher Zornesausbruch, ein Abschwenken in die entschiedene Opposition ist bei ihr unter keinen Umständen zu befürchten. Sie für ihr Theil duldet still, und auch ihre doch so mächtige Presse kläfft nur ganz leise in sich hinein. Jedoch könnten sich andere Politiker an der Mißhandlung der treu dienenden Freisinnigen Vereinigung ein warnendes Exempel nehmen, und die Spuren möchten schrecken. Wenn das der Lohn für jenen blinden Gehorsam ist, den Caprivi, Marschall, Bötticher hier fanden, wenn dem redlichen Knechte nicht einmal der kleinste und unschuldigste Seitensprung erlaubt ist, den er dazu doch nur nothgedrungen gemacht hat — wo soll dann die Freudigkeit beim Leitartikelschreiben und Abstimmen herkommen?

Niemand denkt weniger als die Freisinnige Vereinigung an Revolution und Verherrlichung der Revolution, niemand fühlt sich so wohl in den gegenwärtigen Verhältnissen, wünscht so innig, sie für alle Ewigkeit zu stabiliren. Man sollte ihre Matadore nur ein paar Jahre lang regiren lassen — und ein neues Socialistengesetz von schauerlicher Strenge hätte die Arbeiterorganisationen zerstört, die immer gefährlicher werdende Mittelstandsbewegung, den Verzweiflungskampf der ruinirten Bauern, Handwerker und Krämer für alle Zeit beendet. Die Freisinnige Vereinigung würde den industriellen Unternehmern jede erdenkliche Machtvollkommenheit über ihre Leute geben, die Börse erlangte unter ihrem Regime endlich die völlige Bewegungsfreiheit wieder, und die bestehende Gesellschaftsordnung, die Herr v. Stumm aus überirdischen Gründen für göttlich hielt, leuchtete in verdoppeltem Glanze so lange, bis ihr die furchtbarste aller Revolutionen das Lebenslicht ausbliese. Solche Revolution würde aber wahrhaftig nicht von den Börsenliberalen ausgehen, wahrhaftig nicht. Und hätte die Freisinnige Vereinigung schon anno 1848 bestanden, so wäre es gewiß nie zum Aufruhr gekommen. Der Städtebund wäre in Berlin zusammengetreten, hätte aus der Revolution eine Resolution gegen die Fleischnoth und die agrarische Begehrlichkeit gemacht, und damit die empörten Gemüther beruhigt. Um ein Uebriges zu thun, hätte ein Nikolait von damals seinen Briefwechsel mit Kamptz oder Schmalz veröffentlicht, worin Kamptz oder Schmalz bittere Klage darüber führten, daß nach 1813, unter der Einwirkung der Stein'schen Gesetzgebung, die Nation in Gefahr gewesen wäre, ihren sittlichen Standard sinken zu sehen. „Der Nation behülflich zu sein, daß sie ohne an all' den neugewonnenen nationalen Gütern Schaden zu leiden, in ein Alltagsdasein zurückkehrte, in dem sie ihre alten Tugenden wiederfände, schien mir das nächste, voraussichtlich nur im Laufe der Jahre zu erreichende Ziel."

Bei der ungeheueren Preßmacht, die der Freisinnigen Vereinigung zu Gebote steht und die in diesem Falle bis zur Unwiderstehlichkeit verstärkt würde durch die öffentlichen Meinungsfabriken der Ullstein und Singer, würde es ihr natürlich ein Leichtes sein, wildwüthende Stürme des Unwillens gegen die Berlin bedrängenden Aufsichtsbehörden zu entfesseln. Aber es steht zu viel für sie auf dem Spiele. Darum winken sie ihren Kapellen ab, darum lassen sie nur hier und da ganz piano eine rührende Klageweise ertönen. Wird nämlich der Freisinn aus Berlin hinausgeworfen und verliert hier die communale Herrschaft, so mag er seine letzte Hoffnung begraben. Durch leidenschaftliche Preßangriffe oder trotziges Gebahren gereizt, könnte die Regierung sich veranlaßt sehen, im Landtage ein neues städtisches Wahlgesetz durchzudrücken, das die jetzigen Herren von Berlin zu ewiger Bedeutungslosigkeit verurtheilt, oder kurzer Hand einen Spreepräfecten zu ernennen. Bei den ungeheuern Mitteln, die Berlin seinen Leitern zur Verfügung stellt, würde jeder andere Gemeinderath, würde jeder begabte Assessor die Hauptstadt rasch zu ungeahnter Blüthe bringen. Selbst die totale Unfähigkeit und Borniertheit der jetzigen Stadtverwaltung hält die Entwickelung der Residenz nicht auf — und nun denke man sich kluge und einsichtsvolle Leute von modernem Wissen, künstlerischem Geschmack, ästhetischer Bildung an der Spitze der Geschäfte! Berlin wird doch noch einmal die schönste Stadt der Welt, meinte der Kaiser, vielleicht im Hinblick auf jene Zeit, wo die Blankenstein-Nachfolger, die Elektricitäts-Politiker und die Aufsichtsräthe hier nichts mehr zu sagen haben. Eine Zersprengung des Klüngels befreite Berlin aus den Banden mittelalterlich roher oder philisterhafter Anschauungen; der große Zug käme in die Verwaltung, nach dem jetzt Millionen sich vergebens sehnen, und aus dem weder nationalen noch internationalen Weltdorf würde endlich eine deutsche Stadt. Als Bürgeroberster ein Mann, der die Wünsche und Ziele der Gegenwart kennt und mit weitem Blicke Kraft und Feinheit verbindet; auf den Sesseln der Stadt- und Gemeinderäthe keine Straßenbahn-, keine Asphalt-, keine A. E. G.-Actionäre, sondern vornehme Senatoren, deren Wahlspruch nicht dividende et impera ist! An Stelle der Stadtväter, so geheißen, weil sie ihren Söhnen fette Pöstchen bei den von der Stadt abhängigen Gesellschaften besorgen, Kinder der Stadt Berlin, die an ihrer Mutter nichts verdienen wollen — welch' ein Zukunftsbild, welch' Schauspiel!

Aber ach, ein Schauspiel nur. Die Klugen im Rothen Hause sind zu klug, um va banque zu spielen, besonders dann, wenn sie verlieren müssen. Lächelnd stecken sie ein, was zähneknirschenden Zorn selbst denen erweckt, die unbetheiligt an ihrer Schande sind. Lächelnd erlauben sie einem Herrn v. d. Recke, sie nach seinem Gefallen angstvoll zappeln zu lassen. Mit einigen unverständlich in den Bart gemurmelten Worten nehmen sie die völlig unhaltbare Entscheidung hin, die den Barrikaden-Kämpfern von 1848 verwehren will, statt auf einem Schindanger auf einem anständig gehaltenen Friedhofe zu schlafen. Geduldig wartet Herr Kirschner, bis die Bestätigung von oben herablangt oder nicht herablangt, wartet wie der Toggenburger, nur in bedeutend weniger poetischer Situation. Berlin als banausisch verwaltete Stadt ist längst schon reif für die Spreepräfectur. Und die es verwalten, denen haben die letzten Monate ebenfalls das Zeugnis der Reife dafür ausgestellt.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Friedrich Spielhagen als Dramatiker (Kgl. Schauspielhaus). — „Die Heimathlosen". Drama in fünf Acten von Max Halbe. (Lessing-Theater.) — „Das Recht auf sich selbst". Schauspiel von Friedrich von Wrede. — „Herbst." Von Walter Schmidt-Häßler. (Berliner Theater.)

Es war ein glücklicher Gedanke der sonst nicht durch Sinnigkeit ausgezeichneten Hofbühnenleitung, den 70. Geburtstag unseres wohl berühmtesten literarischen Zeitgenossen mit einer schönen Aufführung seines schier dreißig Jahre alten Schauspiels „Liebe um Liebe" zu feiern. Nachdem der Morgen unserem Friedrich Spielhagen die Grüße und Glückwünsche seiner Freunde und Verehrer brachte — darunter leider auch die der allzuvielen kleinen Journalisten und Streber, die sich bei solchen Gelegenheiten immer vordrängen, denn sie wollen doch in den Zeitungen als „da gewesen" genannt werden —, brachte der Abend dem Dichter die Huldigung des großen Publicums. Und wir zweifeln nicht, daß es dem Verfasser, der sich immer und immer wieder vor den jubelnden Zuschauern zeigen mußte, im Theater viel wärmer um's Herz war, als in seinem festlich geschmückten Heim im Angesicht der Charlottenburger Stadtgewaltigen, der Abordnungen literarischer Vereine und der Herren Zabel, Pietsch, Brahm, Neumann-Hofer, Fr. Kirchner und anderer „Collegen", deren endloses Geplätscher banaler Redensarten der Gefeierte nicht nur geduldig über sich ergehen lassen, sondern auch sofort in geflügelter Rede beantworten mußte. Dort wurde der Romandichter gefeiert, aber erst im Theater, scheint es uns, erreichte die dankbare Huldigung der Herzen über alle Clique und Claque hinweg ihren Höhepunkt. Und doch ist Spielhagen nicht als Dramatiker eine Zierde unseres Schrifttthums geworden, wie alt und innig auch seine Liebe zum Theater sein mag, die einst den Jüngling sogar zu einem mit heißem Eifer vorbereiteten, aber gescheiterten Versuch als Schauspieler bewog. Auch seine dramaturgischen Aufsätze sagen uns, wie tief ihn die Probleme der Bühne beschäftigten. Als Dramatiker hat er fünf Versuche gemacht, sich das Theater zu erobern. Daß sie nicht gelungen sind, lag gewiß weniger an ihm, als an unseren traurigen Bühnenverhältnissen. Wer nicht nur seine berühmten ersten Romane kennt, sondern auch seine letzten Erzählungen, der weiß, daß in Spielhagen der Dramatiker fast ebenso stark ist, wie der Epiker. Einige Novellen wie „Ultimo", dann

der zumal in der Schlußkatastrophe hochdramatische „Uhlenhaus“ und wieder seine letzten zwei Romane „Faustulus“ und „Selbstgerecht“ lesen sich wie verhaltene Dramen, wie epische Ausführungen eines Scenariums. Daß er, zum Unterschiede von seinen französischen Collegen Feuillet, Dumas, Zola, stets der Versuchung widerstand, seine Romane für die Bühne zu bearbeiten, ist ein neuer Beweis seiner vornehmen und künstlerischen Denkart. Sein Veto wird aber ganz gewiß in Zukunft nicht hindern, daß wir die vertrauten Romangestalten noch einmal im Rampenfeuer sehen werden. Von seinen Theaterstücken ist das Drama aus dem Befreiungskriege „Liebe um Liebe“, in welches die lebendigen Eindrücke des großen Jahres 1870 überall hineinspielen, sein bestes Werk, obwohl nicht ohne Fehler. Sein episches Heimathsgesetz trägt der Verfasser auch hier in sich, es fehlt die dramatische Concentration, der zweite und dritte Akt ermüden mit ihrer Ausführlichkeit, die Auferstehung des todtgeglaubten Helden ist zu romanhaft und conventionell, die psychologische Schilderung zeigt allzusehr novellistische Kleinmalerei, der letzte Akt, wo der Patriot an die Stelle des Dramatikers tritt, erscheint ganz überflüssig. Aber der Menschenkenner und Stimmungspoet, der tiefe Beobachter und starke Künstler verleugnen sich doch ebenso wenig, wie der geborene Dramatiker. Nur ein solcher ist im Stande, einen in all' seiner Knappheit so packenden ersten Act zu schreiben, die Handlung immer mächtiger zu steigern, ohne zu plumper Spannung zu greifen, und beinahe von der ersten bis zur letzten Scene zu interessiren oder hinzureißen. Auch der, wie bei Spielhagen stets, etwas stark rhetorische Dialog ist dem historischen Stil durchaus angemessen. Diese edlen, ritterlichen, hochfliegenden Menschen, die der Dichter nach seinem Bilde schuf, wachsen uns an's Herz; wir achten, verehren und lieben sie. Hier erkennen wir, daß Spielhagen Alles zum großen Dramatiker mitbrachte, Nerv, Schlagkraft und Feuer, und daß er mit der Zeit gewiß auch seinen übermächtigen epischen Zug abgestreift hätte. Mit der Zeit und den Erfolgen. Daß das deutsche Theater mit diesem außerordentlichen Talente nichts anzufangen wußte, es nicht förderte, hegte, erzog, wird der künftigen Literaturgeschichte räthselhaft und tief bedauerlich erscheinen. Wir glauben aber, daß „Liebe um Liebe“ nicht bloß als Jubiläumsstück zu kurzem Leben erstehen sollte. Es verdiente neben Heyse's „Hans Lange“ als patriotisches Festspiel und bühnensicheres Repertoirestück erhalten zu werden. Auch dem Dramatiker Spielhagen gebührt ein voller Lorbeer.

Mit verzweifelter Anstrengung, die trotz ihrer Nervosität imponirt, ringt Max Halbe um seinen Platz auf dem deutschen Parnaß. Er fühlt sich Manns genug, ohne Berliner Gemeinde und ohne wohlorganisirten Preßanhang das launische Coulissenglück zu zwingen. Wenige Wochen nach einer zerschmetternden Niederlage läßt er bereits ein funkelnagelneues, hastig vollendetes Schauspiel über die Bretter gehen, und schon sind zwei weitere Dramen von ihm angekündigt. Die Masse muß es bringen, denkt er. Wir fürchten sehr, der unermüdliche Dichter wird darüber zu einem unermüdlich durchfallenden werden.

Zwar hat sich das Publicum des Lessing-Theaters diesmal minder brutal benommen und offenbar seine übergroße Härte gegen den „Eroberer“ wieder gut zu machen gesucht. Der Beifall, der dem zweiten Acte folgte, war sogar ungewöhnlich herzlich und anhaltend, fast zu herzlich und absichtlich. Er verlaute nachher ebenso schnell, und als es zehn Uhr vorüber war, hatte Halbe abermals eine Schlacht verloren.

Der Dichter war von der Erwägung ausgegangen, daß die Liebesgeschichte in seiner „Jugend“ interessant genug sei und den Leuten auch hinreichend gefallen habe, um noch einmal wiederholt werden zu können. Aber sein Annchen schaute jetzt weniger frisch und wahrhaftig darein, und sein Hans war zu einer unverkennbaren Imitation des Sudermann'schen Junkers Röcknitz geworden, jenes dämonischen Frauenlieblings und tigerhaften Uebermenschen, der Friedrich Spielhagen und Friedrich Nietzsche zu Vätern hat. Und da sich Halbe gar nicht mehr auf die eigene Kraft verließ, suchte er auch Sudermann's Theatralik nachzumachen, sudermännische Actschlüsse vor Allem. Daß sich die im Gefüge seiner naiven Technik merkwürdig genug ausnahmen, ist leicht begreiflich. Am Schlimmsten war es, daß es ihm nicht gelang, den Dunstkreis glaubhaft zu malen, in dem Lotte Burwig's Tragödie sich abspielte. Diese Heimath der Heimathlosen, das von einer Französin nach französischen Anschauungen geleitete Pensionat in Berlin, wird allzu wenig sinnenfällig und farbenreich geschildert. Ihre Insassen bleiben uns fremd, soviele Beweise Halbe im Uebrigen auch von seiner scharfen Beobachtungsgabe liefert. In das Asyl der Entwurzelten schneit Lotte Burwig hinein, eine dumme, kleine Pute, die es daheim bei der noch beschränkteren Mutter nicht länger aushielt und einem verhaßten, widrigen Verlöbnis durch die Flucht entging. Sie kommt dem bewußten ostelbischen Agrarier und Ladieskiller, dieser hyperromantischen Lieblingsfigur unserer ach! so consequenten Naturalisten, gerade recht. Husch, hat er sie. Ein bischen Weihnachtssentimentalität, Wehmuth und Sehnsucht nach Glück genügt, um sie ihm in die Arme zu liefern. Bis Fastnacht dauert der Scherz, dann läuft der Ostelbier bereits einer verrückten Schauspielerin nach. Lottchen vergeht schier vor Gram. Auf einem Costumfeste ist es, da tritt ihr der Tod leibhaftig entgegen. Und sie in ihrem Pierrotgewand nimmt den Maskenspaß bitter ernst. In einer wilden Scene zückt sie den scharfen Dolch wider Engen: „Du hast mich zur Dirne gemacht!“ Aber der Uebermensch blickt ihr fest in die Augen und bietet die Brust ihrem Stoße dar. Lotten versagt die Kraft, sie stürzt ohnmächtig zu Boden. Und im letzten Auszug macht sie ihrem verpfuschten Dasein ein Ende.

Wäre der Costumball-Act mit seiner hübsch ersonnenen symbolistischen Schlußscene von wirklichem Fastnachthumor erfüllt gewesen und hätte Halbe die Pointe sauberer herausgeschält, besser vorbereitet, dann hätte die theatralische Dolcherei schließlich weniger geschadet. So aber verpuffte jämmerlich der Hauptschlager, von dem Halbe die Entscheidung, den Sieg erwartet hatte, und das mit heißem Bemühen ausgesonnene Spiel erwärmte Niemanden. Weit entfernt davon, die einzelnen, nicht zusammenpassenden Bestandtheile des Dramas zu einer Einheit zu verschmelzen, gelang es Halbe nicht einmal, wenigstens oberflächlich die klaffenden Risse auszufüllen. Er ist eine zu ehrliche Natur für solche Kunststücke, und seine Handwerksgeschicklichkeit versagt regelmäßig, wenn er sie am nöthigsten braucht. Ohne Prophet zu sein, kann Jeder, der es gut mit diesem Redlichen meint, ihm doch voraussagen, daß er für die Dramendestillation auf kaltem Wege kein Talent hat. Halbe's Naivetät ist köstlich, wenn sie im Dienste seiner verträumten Kunst steht; sie wirkt komisch, wenn sie sich mit dreister Coulissenraffinirtheit, die er Anderen abgeguckt hat, paaren will. Schade, daß in diesem Jahrhundert des Surrogates selbst die Könner kein Eigengewächs mehr zu bieten wagen, sondern Ramschwaare aus fremden Fabriken auftischen!

Bei dem österreichischen Fürsten Wrede befinden wir uns in der Welt des Familienblattromans. Schon wieder die Schuld einer Frau, aber diesmal statt Ehebruch nur Zuchthaustragik. Frau Dr. Philipp hat gesessen so gut wie Vossens Alexandra, aber es geht ihr in der bürgerlichen Ehe besser, als ihrem Vorbilde. Wie ihr Gatte die Wahrheit erfährt, ist es ihm zwar auch sehr fatal, doch die mildernden Umstände sind bald gefunden: die Diebin oder eigentlich bloß Hehlerin war damals noch jung und unerfahren, in Noth und Elend versunken, vielleicht auch durch Liebe verleitet, — und dann hat sie ja seinen Sohn aus dem Wasser gerettet und sich also ihm zu ewigem Dank verpflichtet. Freilich diese böse Vergangenheit in Gemeinschaft mit Verbrechern — darüber kann kein Mann weg. Höchstens eine Theaterlösung, die nichts löst: vorläufige Trennung mit Wiederaufnahme des Verfahrens, dann Wiedervereinigung mit der Rehabilitirten und Auswanderung nach Amerika. Leider ist die obendrein noch empfindliche Dame damit nicht zufrieden. Sie kann den auch nur zeitweiligen Verlust der Achtung, Liebe und Seelengemeinschaft nicht ertragen und würde sich vergiften, wenn nur — der junge Fürst und Autor nicht wäre. Sein Dr. Philipp vereitelt also den Selbstmord und verzeiht. Klatschende Kleinstädterinnen und ein vermittelnder alter Apotheker aus L'Arronge's Küche dienen der unerquicklichen Geschichte als Repoussoir. Immerhin war die Aufnahme des hochadeligen Stückes schon darum freundlich, weil das Publicum seit der Fürstin Pignatelli nicht mehr die Ehre hatte, einen wirklichen „Ferscht“ herauszurufen. Um so schlimmer ging es dem beigegebenen Todtentanzbilde eines Stuttgarter Hofschauspielers. Wie da ein Fremder (von Herrn Bassermann mit diabolischem Humor gespielt) den wackern alten Grafen nach einem allzu langen philosophischen Rückblick auf sein vergangenes Leben freundlich zum Mitgehen überredet — solcher Allegorie ist doch nur mit Schubert's Musik oder phantastisch-symbolistischer Poesie beizukommen. Taghelle Realistik verdirbt Alles. Hugo von Hofmannsthal hat das in seiner neuen Dichtung „Der Thor und der Tod“ viel besser verstanden. Bei ihm ist Alles in romantische Stimmung getaucht, Mondschein, sehnsüchtiges Geigenspiel aus der Ferne und faustische Verse:

„Da todt mein Leben war, sei du mein Leben — Tod!
Was zwingt mich, der ich Beides nicht erkenne,
Daß ich dich Tod und jenes Leben nenne?
... Wenn ich jetzt ausgelöscht hinsterben soll,
Mein Hirn von dieser Stunde also voll,
Dann schwinde alles blasse Leben hin:
Erst da ich sterbe, spür' ich, daß ich bin.“

Notizen.

Im Verlage von E. S. Mittler & Sohn in Berlin beginnt ein Werk zu erscheinen, welches lebhafter Beachtung auch weiterer Kreise, über die philosophischen Fachkreise hinaus, sicher sein darf: ein Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, quellenmäßig bearbeitet von Rudolf Eisler. Berücksichtigt sind die meisten erkenntniß-theoretischen, metaphysischen, logischen, psychologischen, ethischen, ästhetischen Begriffe und Termini, wie sie in der antiken, scholastischen, neueren und neuesten Philosophie in Gebrauch kamen. Bei jedem der dargestellten Begriffe ist auf die ihm verwandten verwiesen worden. Es kann nicht fehlen, daß ein solches Buch zu einem Handbuch für Jeden wird, der sich seiner bedient, daß sein Besitzer neue Belagstellen aus seinen eigenen Studien, seiner Lectüre darin vermerkt, den Text durch seine eigenen Wahrnehmungen, seine Lesefrüchte und Studienergebnisse bereichert und erweitert. Hoffentlich bleiben die nachfolgenden Lieferungen auf der wissenschaftlichen Höhe des uns vorliegenden ersten Heftes.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.
Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf
1 Gros Nr 106: M 3.—
Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt
*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie
Überall vorrätig

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum 54. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 10. Berlin, den 11. März 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Aenderungen des Strafgesetzbuches und der Strafproceßordnung. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Das Frauenwahlrecht. Von Paul Ernst. — **Literatur und Kunst.** Schriftstellernamen. Von August Otto Seemann. — Erziehung des Volkes zur Kunst. Von Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Ein unverträglicher Mensch. Von K. S. Baranzewitsch. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Horla. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Aenderungen des Strafgesetzbuches und der Strafproceßordnung.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Der am 13. December 1895 dem Reichstage vorgelegte Entwurf eines Gesetzes betr. Aenderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafproceßordnung hatte zwei wesentliche Aenderungen des geltenden Strafverfahrens in das Auge gefaßt, nämlich die Wiedereinführung der Berufung in Strafsachen und die Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Er gelangte nicht zur Verabschiedung, weil ein Einverständnis des Reichstages und der Bundesregierungen über die Besetzung der Strafkammern sich nicht herbeiführen ließ, indem nach den Vorschlägen der Regierung in der Hauptverhandlung deren Besetzung mit nur 3 Mitgliedern erfolgen sollte, während der Reichstag an der jetzigen Besetzung mit 5 Mitgliedern festhielt, und wurde deßhalb zurückgezogen. In einer neuen Vorlage vom 9. December 1897 wurden die als zweckmäßig erachteten Aenderungen des Strafverfahrens wieder aufgenommen, jedoch abgesehen von den beiden vorangestellten Hauptfragen, bezüglich deren Widersprüche prinzipieller Art zwischen den gesetzgebenden Körperschaften bestanden und als unüberwindbar erschienen. Die Grundsätze über Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen enthielt ein unter dem 26. November 1897 vorgelegter ausschließlich diesen Gegenstand behandelnder Gesetzentwurf. Die Wiedereinführung der Berufung in Strafsachen bezweckt vornehmlich der unter dem 6. December 1898 von den Abg. Rintelen und Gen. beantragte Entwurf eines Gesetzes betr. Aenderungen und Ergänzungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Strafproceßordnung und des Strafgesetzbuches, obschon in ihm auch noch anderen Verbesserungsvorschlägen Rechnung getragen wird, in Sonderheit die von den Abg. Salisch und Gen. am 2. December 1897 gestellten, in Folge vorzeitiger Schließung des Reichstages jedoch nicht verabschiedeten Anträge auf Abänderung und Ergänzung einiger Grundsätze der Strafproceßordnung und der Civilproceßordnung, sowie die Bestrafung wissentlich falscher unbeeideter Aussagen darin wieder Aufnahme fanden, auch auf Uebertragung der beschlossenen Verbesserungen des neugeregelten Militärstrafverfahrens auf das bürgerliche Strafverfahren hingewirkt werden soll. Die Aussicht seiner Verwirklichung erscheint aber nicht so sicher wie verschiedentlich angenommen wird, Angesichts der Erklärungen, welche der Staatssecretär des Reichsjustizamtes gelegentlich dessen erster Lesung abgab, sowie der Thatsache, daß regierungsseitig unter dem 3. Februar 1899 eine besondere Vorlage betr. Aenderungen der Civilproceßordnung und der Strafproceßordnung sowie die Bestrafung falscher uneidlicher Aussagen dem Reichstage zuging, welche sich im Wesentlichen mit den darin enthaltenen Anträgen Salisch deckt, wie solche nach dem Berichte vom 29. März 1898 Seitens der damit betrauten VI. Commission des Reichstages gutgeheißen sind.

Den Schwerpunkt der Bedenken gegen das Zustandekommen des geplanten Gesetzes bildet die Besetzung der Strafkammern. So lange die Möglichkeit fehlt, daß der Berufungsrichter die thatsächliche Feststellung der Strafkammer auf ihre Richtigkeit nachprüfen und der Angeklagte durch neue Beweisanträge solche widerlegen kann, bedarf es größerer Garantien für eine ruhige und wohlüberlegte Abwägung der Schuldfrage und diese sollte die stärkere Besetzung der Strafkammern in der Hauptverhandlung bieten. Sie erscheint entbehrlich, so bald die jetzt fehlende Nachprüfung zugelassen wird. Diesen Standpunkt vertrat die Regierung mit Entschiedenheit bei Berathung der Vorlage von 1895, während mit gleicher Zähigkeit der Reichstag an der seitherigen Besetzung festhielt. Es dürfte auch nicht auf einem Mißverstehen der Ausführungen des Staatssecretärs beruhen, wenn aus denselben geschlossen wird, es sei nur unter der Voraussetzung auf Zustimmung der Regierung zu rechnen, wenn in dieser Frage nicht weiter gegangen wird, als im Wege des Compromisses damals zugestanden wurde. Der Antrag Rintelen steht jedoch durchaus nicht ganz auf dieser Grundlage. Er strebt vielmehr einen weiteren Ausgleich an, indem nach der von ihm vorgeschlagenen Fassung des § 77 des Gerichtsverfassungsgesetzes zukünftig die Strafkammern nur dann in der Besetzung von 5 Mitgliedern einschließlich des Vorsitzenden in der Hauptverhandlung entscheiden sollen, wenn Verbrechen mit Ausnahme solcher strafbaren Handlungen, welche nur deßhalb als Verbrechen sich darstellen, weil sie im Rückfall begangen sind, den Gegenstand der Untersuchung bilden, sowie in der Berufungsinstanz bei Vergehen mit Ausnahme der Fälle der Privatklage. Es wird mithin theilweise die bisherige Besetzung aufgegeben aber theilweise daran festgehalten. Die hierfür geltend gemachten Gründe erscheinen jedoch nicht derart stichhaltig, um diese Zweitheilung mit zwingender Nothwendigkeit zu rechtfertigen. Und deßhalb dürfte der seitherige Widerspruch der Bundesregierungen kaum gebrochen werden, was zum Scheitern der Vorlage führen muß. Und in der That dürfte eine

größere Betheiligung des Laienelementes in verstärkten Schöffengerichten bessere Garantien für eine der Zeitströmung mehr entsprechende Strafrechtspflege bieten und eine glücklichere Lösung der schwebenden Streitfrage bilden.

Hervorzuheben sind als beachtenswerthe Abänderungsvorschläge, daß nach § 124 G.-V.-G. durch Anordnung der Landesjustizverwaltung für die vom Sitze des Oberlandesgerichts entfernteren Landgerichte ein Strafsenat gebildet, und demselben für den ihm zuzuweisenden Bezirk die gesammte Thätigkeit des Oberlandesgerichts in der Berufungsinstanz übertragen werden soll, ferner dem § 7 Str.-P.-O. ein Absatz 2 eingefügt wird, welcher den durch die Rechtsprechung des Reichsgerichtes geschaffenen fliegenden Gerichtsstand der Presse regelt. Bildet der Inhalt einer im Inland erschienenen periodischen Druckschrift den Thatbestand einer strafbaren Handlung, so soll, soweit die Verantwortlichkeit des Verfassers, Herausgebers, Redakteurs, Verlegers oder Druckers in Frage steht, der Gerichtsstand der begangenen That nur bei demjenigen Gerichte begründet sein, in dessen Bezirk die Druckschrift erschienen ist. Nach § 8a Str.-P.-O. wird in Strafsachen der Gerichtsstand auch bei demjenigen Gerichte begründet, in dessen Bezirk der Beschuldigte ergriffen worden ist. Auf Grund § 116 Abs. 3 Str.-P.-O. darf der Verhaftete sich auf seine Kosten Bequemlichkeiten und Beschäftigungen verschaffen, soweit sie mit dem Zwecke der Haft vereinbar sind und weder die Ordnung im Gefängnisse stören, noch die Sicherheit gefährden. Mit dieser Maaßgabe darf Lesen und Beschäftigung mit schriftlichen Arbeiten ihm nicht untersagt werden. § 137 Str.-P.-O. sieht Stempelfreiheit für die Vollmachten der Vertheidiger im Falle der öffentlichen Klage vor, auch erweitert § 140 Str.-P.-O. die Fälle der nothwendigen Vertheidigung sowie § 152 Str.-P.-O. einer Ablehnung der öffentlichen Klage und läßt § 144 Str.-P.-O. als Vertheidiger schon Rechtskundige zu, welche die erste Prüfung für den Justizdienst bestanden haben. Personen, welche auf frischer That betroffen oder verfolgt und vorläufig festgenommen sind, können (§ 211 Str.-P.-O.) von der Staatsanwaltschaft unmittelbar dem zuständigen Gericht mit dem Antrag auf sofortige Aburtheilung vorgeführt werden, ferner läßt § 211b Str.-P.-O. bei Verfolgung wegen Uebertretung die Hauptverhandlung auch ohne schriftliche erhobene Anklage und ohne eine Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens, sowie § 224a Str.-P.-O. die Wiederaufhebung des Eröffnungsbeschlusses auf Antrag der Staatsanwaltschaft bedingt zu. Auf Grund § 371a Str.-P.-O. soll die zu Gunsten eines Angeklagten erfolgte Aufhebung eines Urtheils auch denjenigen Mitangeklagten zu Gute kommen können, welche ein Rechtsmittel nicht eingelegt haben. Das Erheben der Privatklage erweitert § 414 Str.-P.-O. für die Fälle, in welchen der Staatsanwalt auf Grund § 152 Str.-P.-O. die öffentliche Klage abgelehnt hat.

Der Regierungsentwurf vom 3. Februar 1899 stimmt mit dem vorausgeschickten nur in den §§ 55, 59—61, 63, 66, 79, 399, 402 Str.-P.-O. überein, insofern er, gleich wie für das Civilverfahren, so auch für das Strafverfahren die Beeidigung der Zeugen und Sachverständigen statt wie bisher vor zukünftig nach ihrem Verhöre, ferner die Versicherung der Richtigkeit einer neuabgelegten Bekundung auf den in der Vorverhandlung geleisteten Eid, endlich den Verzicht auf die Beeidigung zuläßt. In Folge dessen ist in den §§ 399, 402 Str.-P.-O. als Grund der Wiederaufnahme eines geschlossenen Verfahrens auch aufgestellt, „wenn der Zeuge oder Sachverständige sich einer wissentlich falschen uneidlichen Aussage schuldig gemacht hat". Um letzterer möglichst vorzubeugen, nehmen sowohl der Regierungs- wie der Entwurf Rintelen das Einfügen eines neuen § 163a in das Str.-G.-B. in Aussicht, wonach, wer vor einer zur eidlichen Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen zuständigen Behörde als Zeuge oder Sachverständiger uneidlich vernommen wird und als solcher in einem für die Entscheidung der Sache erheblichen Punkte wissentlich falsch aussagt, obwohl er von der Behörde auf die Strafbarkeit falscher uneidlicher Aussagen hingewiesen ist, mit Gefängniß bis 6 Monate bestraft wird, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 1000 Mark erkannt werden kann.

Aus Anlaß schwerer Mißstände, die auf dem Gebiete der öffentlichen Sittlichkeit zu Tage getreten sind, wurden dem Reichstage 1890 und 1892 Entwürfe eines Gesetzes über Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuches vorgelegt, welche jedoch die Genehmigung desselben nicht erhielten. Die dadurch angeregten Fragen haben aber im Reichstage ein derart lebhaftes und nachhaltiges Interesse gefunden, daß sie den Gegenstand der von dem Prinzen Arenberg und Genossen in der Legislaturperiode 1895/97 No. 618 bezw. 1897/98 No. 35 gestellten Initiativanträge wurden, deren letzterer Bd. 53, S. 337 ausführlich behandelt, die Commissionsberathung bereits überstanden hatte und nur wegen der durch die Vorbereitung zu den Neuwahlen gebotenen vorzeitigen Schließung nicht zur Verabschiedung gelangte. Insoweit die Bundesregierungen den in der viermaligen Vorberathung gefaßten Beschlüssen und gestellten Anträgen aus Gründen der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit beizupflichten vermögen, sind solche in dem Entwurfe eines Gesetzes, betr. Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches berücksichtigt, welcher gleichfalls unter dem 3. Februar 1899 dem Reichstage zuging. Man glaubte jedoch von den letzten Anträgen der Centrumspartei die in den einzufügenden § 174a enthaltene Bestrafung der Verbreitung ansteckender geschlechtlicher Krankheiten einerseits, andererseits den in den §§ 184 flg. zu weit gehenden Schutz gegen Ausstellung und Verbreitung der die Sinnlichkeit erregenden Bildwerke die Zustimmung nicht ertheilen zu können, weil die erstere eine rein sanitäre Maaßnahme sei, die letztere allzustark in die Aufgaben und Ziele der bildenden Künste eingreife. Im Uebrigen deckt sich die neue Vorlage mit Demjenigen, was das Staatsinteresse fordert und der früheren Auffassung des Reichstages entspricht, so daß auf die Ausführungen S. 337 v. Jg. Bezug genommen werden kann. Neu hinzugetreten ist nur der § 181b, wonach die Vorschriften § 180, 181a (betr. die Bestrafung der Kuppelei) keine Anwendung finden auf Vermiethung von Wohnungen an Frauenspersonen, welche gewerbsmäßig Unzucht treiben, sofern damit nicht eine Ausbeutung des unsittlichen Erwerbes der Mietherin verbunden ist. Diese Rechtsregel wird aber geboten, um einer durch die Rechtsprechung des Reichsgerichtes hervorgerufenen Beunruhigung der Grundbesitzer vorzubeugen, über welchen stets das Damoklesschwert einer Bestrafung wegen Kuppelei schwebt, wenn Wohnungen unmittelbar Prostituirten als Aufenthalt eingeräumt wurden. So lange man sich nicht entschließen kann, Toleranzhäuser als Zufluchtsstätte des gewerblichen Lasters einzuführen, wird den sittlich gefallenen Mädchen und Frauen doch ein Obdach nicht versagt werden können, und ihnen solches zu verschaffen ist der § 181b bestimmt. Wird er Gesetz, so bleibt das Ueberlassen der Wohnung straffrei, so lange es zu gemeingewöhnlichem Miethszins geschieht, wird aber strafbar, sobald damit eine Ausbeutung des lasterhaften Lebenswandels verbunden ist.

Seitens der Abg. Agster und Gen. (Socialdemokrat) und der Abg. Gröber und Gen. (Centrum) sind zwei nur in unwesentlichen Bestimmungen von einander abweichende, also fast übereinstimmende Initiativanträge eingebracht, welche eine veränderte Fassung des Str.-G.-B. § 316 zum Gegenstande haben. Zur Zeit trifft Denjenigen, wer fahrlässigerweise den Transport auf einer Eisenbahn in Gefahr setzt, nur Gefängnißstrafe, zukünftig soll neben dieser auch Geldstrafe wahlweise zugelassen werden. Veranlaßt wurden die Anträge durch die mit Durchführung des elektrischen Betriebes auf den Straßenbahnen gesteigerten Fälle, in denen

Wagenführer, welche mit elektrischen Bahnen zusammenstießen, zu Gefängnißstrafe verurtheilt werden mußten, wenn dabei Niemand verletzt wurde, während — für den Laien allerdings unverständlich — Geldstrafe gegen sie aus Str.-G.-B. § 230 verhängt werden konnte, sobald dadurch ein Mensch körperlich verletzt wurde. Dieser Anomalie zu begegnen, ist Ziel beider Anträge und deßhalb läßt sich auch erwarten, daß sie zur gesetzlichen Anerkennung gelangen werden. Bei Abfassung des angeführten § 316 hatten die gesetzgebenden Körperschaften nur die vollspurigen Eisenbahnen im Auge, welche sich auf ihrem eigenen Bahnkörper bewegen. Eine Gefährdung dieser setzt einmal einen höheren Grad von Fahrlässigkeit voraus, andererseits wurde der zumeist auf kleinen Ursachen beruhenden Folgeschwere Rechnung getragen, welche ein Eisenbahnunfall für das Leben und die Gesundheit von Menschen bezw. die Beschädigung des Bahnmaterials nach sich ziehen kann. Die Entwickelung der Straßenbahnen befand sich noch in ihren ersten Anfängen und man zweifelte an deren Ausbildung als Verkehrsmittel. Deßhalb wurde ihnen auch nicht die gebührende Berücksichtigung zu Theil. Nur dem Umstande, daß bei der Commissionsberathung ein Abgeordneter an den Regierungscommissar die Frage richtete, wie es denn mit den Pferdebahnen gehalten werden solle, und dieser hierauf eine unbestimmte Erklärung abgab, ist es zuzuschreiben, daß das Reichsgericht der Rechtsüberzeugung sich zuneigte, die Straßenbahnen sowohl auf civilrechtlichem Gebiete der Haftpflicht zu unterwerfen, als auch in logischer Folge auf strafrechtlichem ihnen den Schutz des angeführten § 316 zuzubilligen. Daß bei dem erheblichen Straßenverkehre das Letztere für die sonstigen Fuhrbetriebe sich als höchst ungünstig erweisen und zu zahlreichen Verurtheilungen von Wagenlenkern führen mußte, war ebensowenig zu vermeiden, wie es den Unternehmern von Fuhrbetrieben verargt werden kann, Abhülfe hiergegen zu schaffen. Solches bezwecken die von dem Verbande deutscher Lohnfuhrunternehmer wiederholt an den Reichstag gelangten Vorstellungen auf gesetzliche Regelung des Straßenbahnwesens, in Sonderheit auch die neuerdings von der Vereinigung Leipziger Fuhrwerksbesitzer eingereichte, den gleichen Gegenstand behandelnde Eingabe, von der sich erwarten läßt, daß sie derselben Commission überwiesen werde, an welche die Anträge Agster und Gröber gelangen. Damit wird gleichzeitig Anlaß gegeben, der Band 54, S. 356 angeregten Frage einer gesetzlichen Regelung der bürgerlichen und strafrechtlichen Haftung der Motorbetriebe für die durch sie verursachten Beschädigungen näher zu treten, welche letztere umsomehr geboten erscheint, als die auf sie zurückführbaren Gefahren weit größere und folgeschwerere werden können, als bei den durch thierische Kraft getriebenen Fuhrwerken. Denn während durchgehende Pferde schon dadurch in ihrem Laufe aufgehalten werden können, daß sie niedergerissen werden oder selbst hinstürzen, wenn ihnen ein Hinderniß entgegentritt, ist dies bei durchgehenden führerlosen Motorfahrzeugen nicht möglich. Ihnen wird sich auch der beherzigste Mann nicht entgegenstellen, zumal er die Erfolglosigkeit seines tollkühnen Unternehmens leicht einsieht; und doch ist, wenn bisher auch nur in einem Einzelfalle, bereits der Fall eingetreten, daß ein Motorgefährt in rasenden Lauf gelangte, als dessen Besitzer einem Bekannten den Mechanismus zeigte und letzterer durch einen falschen Handgriff solchen unbewußt in Bewegung setzte, während der Motor nur dadurch seinen Lauf einstellte, daß ein beladenes Rollfuhrwerk ihm den Weg verstellte, infolgedessen er zerbrach. Bei leichten Fahrzeugen ist ein solches Hinderniß zwar erfolgversprechend, bei den 200—300 Centner Eisengewicht haltenden aber nicht.

Endlich beschäftigt den Reichstag eine Vorstellung des Innungs-Verbandes Deutscher Baugewerksmeister vom 12. October 1898, welche beantragt, für die Vergehen der aus Fahrlässigkeit verursachten Tödtung bezw. Körperverletzung in den §§ 222 und 230 des Str.-G.-B. neben Gefängniß auch Festungshaft als wahlweise zulässige Strafart einzufügen. Sie ist den vorangestellten Anträgen Agster und Gröber also sinnentsprechend, woraus die Erwartung entspringt, daß sie von derselben Commission auf ihre Berechtigung geprüft und durchberathen werde. Der gleiche Gegenstand beschäftigte bereits den 24. Deutschen Juristentag insoweit, als beschlossen wurde, meinen darauf abzielenden Antrag, welcher in dem „Gerichtssaal“ eingehend rechtlich begründet ist, der ständigen Deputation zur Vorbereitung für die nächste 25. Tagung zu überweisen. Es beruht das Verlangen nach Festungshaft als wahlweise zulässige Strafart auf der Erwägung, daß in zahlreichen hierzu als besonders geeignet erkannten Straffällen im Gnadenwege eine Umwandlung der zuerkannten Gefängnißstrafe, namentlich bei fahrlässiger Tödtung, für welche § 222 nur Gefängniß zuläßt, in Festungshaft erfolgte. Es entspricht jedoch einer zuverlässigen, vorurtheilsfreien Strafrechtspflege mehr, wenn das Urtheilsgericht selbst die als Sühne der begangenen Schuld erkannte Strafe ihrer Art und Zeitdauer nach unter Berücksichtigung aller einschläglichen strafschärfenden oder mildernden Erwägungsgründe abwägt und bestimmt, als wenn später im Gnadenwege eine Milderung zugebilligt wird, zumal auf die Entschließung des Landesherrn nicht selten in der Person des Verurtheilten liegende Umstände einflußvoll sein müssen, welche auf die bezügliche Strafthat belanglos blieben, also für die Schuld und deren Sühne gar nicht in Betracht kommen sollten. Und weil die Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit dadurch gehoben werden muß, ist begründete Aussicht vorhanden, daß auch diese Forderungen gesetzliche Anerkennung finden werden. Wenn es aber gelingt, allen hier vorentwickelten Strafrechtsregeln gesetzliche Geltung zu verschaffen, dann wird gleichzeitig mit der Neuregelung des bürgerlichen-, des Handels-, Gemeinschuld-, Grundbuch- und formellen Rechtes auch das Strafproceß- und das Strafrecht in einer der heutigen Zeitströmung entsprechenden Umgestaltung zum Nutzen und Frommen aller Classen der Bevölkerung neu erstehen.

Das Frauenwahlrecht.

Von Paul Ernst.

Neu-Seeland ist eine merkwürdige sociologische Versuchsstation. Eine Menge von Dingen, die bei uns in Europa als reine Phantasieen erscheinen, welche nie verwirklicht werden können, die in den Vereinigten Staaten erst eine Minorität von Verfechtern haben oder erst in den Anfängen realisirt sind, werden von den Neu-Seeländern nicht nur als reine Selbstverständlichkeiten betrachtet, sondern auch durch Gesetze eingeführt. Man wird natürlich sofort denken, daß man es mit unreifen Zuständen und unreifen Menschen zu thun hat, daß der frische Wagemuth von dem Mangel an Ueberlegung und an Bildung herrührt. So richtig das ist, so wenig ist damit doch ein Urtheil gefällt, denn in politischen Dingen treffen merkwürdigerweise gerade die Unreifen oft das Richtige, und die klugen Leute vertheidigen das Falsche. Ein definitives Urtheil kann man auch in politischen Dingen eben immer nur dann abgeben, wenn die Vorgänge und Ereignisse abgeschlossen vor uns liegen und ihre Resultate klar sind. Ueber die Frauenemancipation, respective die aus ihr wohl sicher resultirende Frauenherrschaft kann man der verschiedensten Meinung sein, wenn man das Problem nur untersucht von dem Gesichtspunkt aus, wie die Dinge werden würden, sobald die Forderungen der Vertreterinnen der Frauenbewegung erfüllt wären. Sind sie in wesentlichem Maaße erfüllt, so muß man doch wohl schließlich so weit kommen können, aus den einander widersprechenden Berichten der Beob-

achter die thatsächlichen Resultate herauszufinden. Wir sollten also der muthigen kleinen Colonie sehr zu Dank verpflichtet sein durch ihr unerschrockenes Experimentiren.

Die Frauenbewegung in Neu-Seeland und anderswo hängt eng zusammen mit dem Socialismus und den antialkoholischen Tendenzen, obwohl sie ein inneres Band nicht verknüpft. Der Socialismus an sich will nur eine andere Organisation der Production und Distribution, will an Stelle der Privatwirthschaft, welche eine aus früheren einfachen Verhältnissen zurückgebliebene Form ist, die für die heutige Art nicht mehr paßt, die gesellschaftliche Wirthschaft setzen; diese ist die adäquate Form der Großproduction, und wenn die Großproduction diese ihr passende Form erst gefunden hat, so werden die Mängel, die uns jetzt als ihre Folgen fühlbar werden, von selbst verschwinden. Um das Ziel zu erreichen, müssen vor Allem die Arbeitermassen, als die unter den besagten Mängeln am meisten Leidenden, geschult und organisirt werden; und da diese ihren Willen nur in einer Demokratie durchsetzen können, so ist ihr nächstes Ziel die Bildung oder Entwickelung demokratischer Verfassungs- und Regierungsformen. An sich hat dieses Ziel sowohl wie dieses Mittel nichts mit der Frauenemancipation zu thun; ceteris paribus werden vielmehr die Arbeiter der Frauen-Emancipation viel weniger günstig gesinnt sein, als die gebildeten Classen, da, je ungebildeter ein Mensch und eine Classe ist, desto stärker das Herrschafts-Bewußtsein und desto brutaler dessen Ausdruck ist. Aber die wirthschaftliche Entwickelung, welche den Arbeitern die socialistischen Ideale suggerirt hat, hat auch bereits den Auflösungskeim in die Familie getragen und eine praktische Emancipation des weiblichen Geschlechtes geschaffen. Mit Zunehmen der Fabrikproduction geht nicht nur der Kleinbetrieb zurück, sondern die hauswirthschaftliche Thätigkeit wird immer mehr eingeengt; die Frau bekommt immer weniger zu thun in ihrer früheren Sphäre und wird ebenso arbeitslos gemacht, wie der Handweber oder sonst ein kleiner Handwerker. In den unteren Ständen wird sie dadurch in die Fabrik getrieben, an der bereits die Männer arbeiten um so die gleiche Function zu versehen; wie diese in den mittleren Ständen muß sie ihr Brod suchen, indem sie sich als Lehrerin, Aerztin, Advokatin neben den Mann stellt und dieselbe Thätigkeit ausübt wie er. Die Gleichstellung in der Production bei den unteren Ständen ist längst überall erfolgt, und wo die Männer Schwierigkeiten gemacht haben, sind diese längst überwunden. Hier sind die Frauen Kameradinnen über Männer geworden und haben dieselben Interessen wie sie. In derselben Weise leiden sie an den Mängeln unserer Zustände, und sie sehen dieselbe Abhülfe wie die Männer. Da beide Geschlechter factisch in der Production einander gleichstehen, so erscheint ihnen ganz natürlich, daß sie auch in dem politischen Kampf gleich stehen und zu dem Zweck die politischen Rechte erringen. Die Arbeiter sind demnach alle für die Frauenemancipation.

In den höheren Ständen sind die Frauen noch nicht so weit gekommen, daß sie in öffentlicher Thätigkeit gleichberechtigt neben den Männern stehen. Vor Allem in den alten Ländern mit großer Bevölkerung, wo es für den Einzelnen ohnehin schwierig ist, eine Existenz zu finden, kämpfen die Männer sehr energisch gegen die Emancipations-Bestrebungen der Frauen, indem sie von diesen eine wirthschaftliche Concurrenz fürchten. Hier haben die Frauen also zunächst gegen die Männer ihrer Classen zu streiten; und da sie Bundesgenossen bei den weiblichen und männlichen Arbeitern finden, so erhalten sie nothwendig Sympathien für den Socialismus, die an sich in ihren Bestrebungen nicht liegen. Auf ihrer Seite stehen von den Männern ihrer Classe alle die, welche aus Gerechtigkeitsgefühl, fortschrittlicher Gesinnung ꝛc. überhaupt derartige Bestrebungen begünstigen; und die Zahl Derer ist um so größer, je schwächer das Gegengewicht der Concurrenzfurcht ist; auf dem Colonialboden Neu-Seelands wird sie am größten sein.

Die Verbindung der Frauenbestrebungen mit den socialistischen Tendenzen ist also das Resultat äußerlicher Complicationen; in einem Fall einer ganz äußerlichen, daß die Arbeiter Bundesgenossen der bürgerlichen Frauen im Kampf gegen die Engherzigkeit ihrer Männer sind, im andern einer weniger äußerlichen, daß heute die Frauen bereits productiv thätig sind. Sollte morgen der Socialismus zur Herrschaft kommen und damit die Möglichkeit, die Thätigkeit der Frau als qualitativ verschieden von der des Mannes zu behandeln, so wäre die Gemeinsamkeit der Interessen verschwunden, das männliche Geschlecht würde wieder seine Herrscherrechte geltend machen und die Frau würde eine andere Stelle erhalten, als sie jetzt ambitionirt. Und da die Frau ja doch dem Mann in Wirklichkeit nicht gleich ist, sondern thatsächlich ein ganz verschiedenes Wesen, so wird die Möglichkeit sich wohl verwirklichen. Vielleicht kann man sagen, daß, wie die Gegenwart, alle socialen Bande zerrissen, alle von der Natur und von Alters her geschaffene Organisationsformen vernichtet und in abstracter Gleichmacherei nichts übrig gelassen hat, als das alleinstehende Individuum, so die Zukunft, welche derartige unberechtigte Prätentionen des Individiums überhaupt unterdrücken wird und den Mann wieder als sociales Wesen fassen, auch die Familie wieder neu gründen wird, sodaß, wie früher, Mann und Weib eins sind, ein einheitliches Wesen, von dem der eine Theil nur ein unvollständiges Stück ist, und daß dann auch die Kinder und die Alten wieder eine passende Stellung erhalten, die sie früher hatten, und die ihnen heute gleichfalls fehlt.

Außer mit dem Socialismus hat die Frauenbewegung Verbindung mit dem Antialcoholismus; bei uns in Deutschland, wo leider die Antialcoholbewegung sehr schwach ist, merken wir davon nichts, aber in allen angelsächsischen Ländern ist sie sehr wichtig. Der Grund ist ja sehr einfach, denn außer dem Individuum selbst leidet Niemand so sehr unter der Unmäßigkeit des Mannes als die Frau, allein sowohl wie als Vertreterin der Kinder. Ein Glück, daß die Corruption und Auflösung noch nicht so weit um sich gegriffen hat, daß auch die Frauen in hohem Maße dem Alcohol verfallen sind; wo das der Fall ist, da handelt es sich doch bis jetzt nur um Ausnahmen, gegen welche die immer stärker werdende Bewegung ein wirksames Gegenmittel abgiebt. Es ist hier einer der Punkte, wo die Regeneration der Gesellschaft wieder wesentlich von den Frauen ausgeht. Ein schlimmes Zeichen für uns Deutsche ist es, daß unsere sogenannte öffentliche Meinung an dieser tief sittlichen und furchtbar nothwendigen Bewegung nur gewisse lächerliche Aeußerlichkeiten zu sehen vorgiebt, und ganz auffällig ist es zu beobachten, wie alle aufwärtsstrebenden Völker, von sämmtlichen Angelsachsen bis zu dem kleinen Norwegen, den Alcoholismus energisch bekämpfen.

Mit Hülfe der Socialisten und der Antialcoholiker haben nun in Neuseeland die Frauen das Wahlrecht erhalten. In einer Arbeit des „Journal of the department of Labour“, das allmonatlich in Wellington herauskommt, finden sich folgende Angaben. Im Jahre 1877 ward der erste Schritt gethan. Ein Gesetz über den Primarunterricht gab einem kleinen Theil der Frauen, den selbständigen Haushaltungsvorständen (also Wittwen, Frauen von Abwesenden ꝛc.) das Recht, für die Verwaltungskörper der Schulen zu wählen. Die Wahlberechtigung war activ und passiv. Es stellte sich sofort heraus, daß keine Classe von Wahlberechtigten ein lebendigeres und intelligenteres Interesse an ihren Dingen hatte, als die Frauen; schon nach zwei Jahren wurden sie als Mitglieder der Verwaltungsbehörden gewählt, und heute giebt es kaum eine einzige locale Schulaufsichtsbehörde, die nicht mindestens ein weibliches Mitglied hätte. Bezeichnenderweise sitzt in den provinciellen Behörden bis jetzt noch keine

Dame. Fünf Jahre später fand eine Revidirung des Gesetzes betr. den Verkauf berauschender Getränke statt; darnach sollte die Concession zum Verkauf von Alcohol in die Hand der localen Behörden gelegt werden, so daß es diesen freisteht, überhaupt keine Concessionen zu ertheilen oder nur in beschränkter Anzahl. Diese Behörde wurde für zwei Jahre von sämmtlichen, also auch den weiblichen Steuerzahlern, gewählt. Die Frauen wendeten ihre neue Macht vorsichtig an und durch ihren Einfluß verschwanden zwar die schlechten Kneipen, aber die anständigen Restaurants blieben bestehen. Das folgende Stadium war das Wahlrecht zu den Municipalvertretungen. Die bisherigen Erfolge waren derartig günstig gewesen, daß ein Widerstand gegen die Forderung, auch hieran die Frauen theilnehmen zu lassen, kaum stattfand. Und sehr bald wurde auch die letzte Staffel erreicht: das Wahlrecht zum Parlament. Seit fünf Jahren wurde es allen Personen, männlichen wie weiblichen, über 21 Jahren verliehen, und zwei Parlamente sind bereits so gewählt. Da Jeder, der sein Wahlrecht unentschuldigt einmal nicht ausübt, für später in den Listen gestrichen wird, so ist die Wahlbetheiligung sehr hoch. Als Folgen werden gerühmt, eine Verfeinerung des Wahlkampfes, das Aufhören der Rohheiten, Beschimpfungen, Verleumdungen ꝛc. Zunächst hörten die Frauen in den Versammlungen nur zu, bei der letzten Wahl betraten auch einige die Tribüne, ausnahmslos Verfechterinnen des Abstainerthums, der extremen Alcoholgegnerschaft. Bei den Wahlen selbst ließen sie sich sehr durch die moralischen Qualitäten der Candidaten beeinflussen und brachten so Manchen, dessen Parteiaussichten ungünstig waren, unverhofft zum Siege. Das bedeutet zwar keine tiefe politische Erkenntniß, aber vielleicht doch eine Verfeinerung unseres öffentlichen Lebens.

Im Ganzen scheint das Experiment in Neuseeland gelungen zu sein. Das ist freilich noch kein Beweis, daß es auch bei uns gelingen würde, denn unsere Verhältnisse sind doch vermuthlich complicirter.

Literatur und Kunst.

Schriftstellernamen.

Von August Otto Seemann.

Fürsten und Dichter oder Solche, die sich für Poeten halten, haben das Vorrecht, sich falscher Namen zu bedienen. Bei Fürsten nennt man es Incognito, bei Federmenschen Pseudonym. Wenn Fürsten außer Landes gehen und dabei alle die Umstände und Unkosten vermeiden wollen, welche ihr Rang ihnen auferlegt, nehmen sie statt ihres wirklichen Namens einen weniger bedeutenden Titel an. Peter der Große auf seiner Bildungsreise durch Westeuropa wollte nur als Mitglied einer Gesandtschaft unter Le Fort's Führung gelten; später in Saardam ließ er sich sogar als Zimmermann unter dem Namen Michaelow einschreiben, und um sich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuß, wie wir alle aus Lortzing's unverwüstlicher Oper wissen. Als Goethe 1779 mit seinem Fürsten in die Schweiz reiste, kehrte im Frankfurter Elternhause der Sohn nicht mit dem Herzog Karl August, sondern nur mit dem „Baron Wedell" ein; so machte es Karl August den Hausgenossen möglich, von allen Ceremonien abzusehen und mit ihm zu verkehren, als wäre er Ihresgleichen. In einem französischen Büchlein, das uns vorliegt, wird mit viel anekdotischem Material die Reise eines überaus vornehmen und geistreichen Grafen Falckenstein nach Paris 1777 beschrieben: es ist kein Geringerer als Kaiser Josef II. von Oesterreich. Ebenso ließen zu allen Zeiten hochgeborene Schriftsteller, welche sich nicht zu ihrem Werke bekennen wollten, es pseudonym oder anonym erscheinen. Aus neuerer Zeit erinnern wir nur an Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien), an den Dante-Uebersetzer Philalethes (König Johann von Sachsen), an Amalie Heiter (Herzogin Amalie von Sachsen), an Anton Günther (Herzog Elimar von Oldenburg), an Georg Conrad (Prinz Georg von Preußen).

Als schriftstellerischer Brauch ist das Pseudonym sehr alt. Vielleicht ist schon der Name Homeros ein Pseudonym. Auch Xenophon macht den Versuch, seine Anabasis einem wohl pseudonymen Themistogenes von Syrakus zuzuschieben. Das weltberühmteste Pseudonym wäre jedenfalls William Shakespeare, wenn wirklich Bacon dessen Stücke verfaßt haben sollte. Auch an Ossian (=Macpherson) und den „Wunderknaben von Bristol" Chatterton sei erinnert. In England waren 1769—72 die Aufsehen erregenden Juniusbriefe erschienen; derselbe Politiker hatte vorher schon unter den Namen Mnemon, Atticus, Brutus Angriffe gegen die englische Regierung gerichtet; aber die Juniusbriefe überboten jene Invectiven an Schärfe und Rücksichtslosigkeit, namentlich der heftige Brief vom 19. December 1769 gegen Georg III. Es ist damals trotz aller Anstrengungen nicht gelungen, dem Briefschreiber auf die Spur zu kommen; alle Vermuthungen gingen fehl. Erst 1813 vermochte Taylor nachzuweisen, daß Sir Philipp Francis jene Fehde geführt haben müsse, und gewisse Umstände, welche nach Sir Francis' Tode 1815 beobachtet wurden, scheinen die Entdeckung zu bestätigen. Aus zumeist politischen Rücksichten sind auch fast alle hervorragenden Werke, welche Franzosen in den hundert Jahren vor dem Ausbruch der Revolution geschrieben haben, unter Verheimlichung von Verfasser und Druckort erschienen; als Beispiel nennen wir nur: Pascal's Lettres Provinciales, Fénélon's Télémaque; Montesquieu's Lettres Persanes; Voltaire's Henriade, Pucelle, Siècle de Louis XIV; Rousseau's Discours sur les Sciences et les Arts, Contrat Social, Emile; Holbach's Système de la Nature. Am dreistesten setzte sich der pseudonyme Monsieur de Voltaire (eigentlich Arouet) über jegliche Verantwortung hinweg; „überall, wo Noth an Mann kam, verleugnete er frech seine Bücher, statt ehrlich und mannhaft für sie einzustehen", schreibt Hettner.

Und nun das Pseudonym in Deutschland. Als Johann Fischart mit seinen Satiren gegen die Mönche, namentlich gegen die Jesuiten vorging, folgte er seinem Lehrmeister Rabelais, indem er seinen Namen hinter allerhand Verkleidungen verbarg. Ebenso der Verfasser des Simplicissimus, Hans Christophel von Grimmelshausen. Die zahlreichen Buchstaben seines Namens ermöglichten es ihm, mit immer neuen Anagrammen desselben hervorzutreten, und diese seine Gewohnheit hat bis vor sechzig Jahren den Literarhistorikern Mühe genug verursacht, bis sie hinter alle Umstellungen seines Namens gekommen sind. Dann später die spielerischen Dichternamen der im Jahre 1617 zu Weimar gegründeten „Fruchtbringenden Gesellschaft"; neben diesem Palmenorden gewann die „Gesellschaft der Blumenschäfer" an der Pegnitz die weiteste Verbreitung, die Nürnberger Hirtengesellschaft, deren reimende Mitglieder sich arkadische Namen beilegten, und noch bis in Lessing's Zeit begegnen wir Namen wie Damon, Thyrsis, Menanthes, Pallidor. Verdrängt wurde die Schäferpoesie durch Klopstock's Bardengesänge, aus deren Sphäre auch die entsprechenden Bardennamen sich verbreiteten: Sined, Rhingulph, Knorr. Auch unsere großen Klassiker sind anfangs zuweilen anonym aufgetreten: Klopstock mit den Oden, Goethe mit dem Goetz, dem Werther, später noch mit den Römischen Elegien und den Venetianischen Epigrammen, Schiller mit den Räubern ꝛc. Einen falschen Druckort führt nur Schillers Anthologie von 1782: Tobolsk. Pseudonym hat sich keiner von ihnen eingeführt, nur daß Goethe als Justus Amman einige Gedichte veröffentlicht in demselben

Musenalmanach für 1799, in welchem seine Euphrosyne und andere Gedichte mit seinem wirklichen Namen unterzeichnet sind. Die Dichter vom Sturm und Drang nennen sich wohl meist sehr gern auf dem Titel. Lenz aber fand es gerathener, seinen „Hofmeister" und die „Soldaten" anonym in die Welt zu schicken, weil sie gar leicht persönliche Verwickelungen veranlassen konnten. Auch die wichtigsten Werke anderer Richtungen erschienen anonym: Sophiens Reise, das Fräulein von Sternheim, Sebaldus Nothanker, Siegwart, Ardinghello und Hildegard von Hohenthal, Agnes von Lilien, Das goldene Kalb u. v. a. Ein Pseudonym benutzte Goethe's Freund K. Ph. Moritz (Moritz Reiser). Für den größten Theil der deutschen Schriftsteller bestand in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kein ernstes Bedenken mehr, daß sie nicht offen ihren Namen auf die Titel ihrer Werke hätten setzen dürfen; und so wäre nach dem Vorbilde der Klassiker das Pseudonym immer entbehrlicher geworden, wenn nicht die Romantiker es wieder zur Modesache gemacht hätten, z. B. Novalis (Fr. G. Hardenberg), der „kunstliebende Klosterbruder" (Tieck und Wackenroder), Bonaventura (Schelling), Isidorus Orientalis (v. Loeben) u. A. Seither ist das Pseudonym zu einer fest eingebürgerten literarischen Institution geworden und zwar in allen Ländern. Wir nennen für England bloß die bekannten Pseudonyme Boz (Dickens), Arthur Pendennis (Thackeray), Currer Bell (Charlotte Bronté), George Eliot (Mary Anne Lewes geb. Evans), Ouida (Louise de la Ramée), Herr Teufelsdreckh (Carlyle), Prendergast (Jerrold); — für Frankreich George Sand (Aurore Dudevant), Daniel Stern (Gräfin Marie d'Agoult), Henri Meilhac (Camille), d'Ennery (Philippe), Quatrelles (L'Epine), Gyp (Comtesse de Martel), Th. Bentzon (Thérese Blanc), Bibliophile Jacob (Paul Lacroix), Cham (Amédée de Noë), Champfleury (Jules Fleury), Eugène Chavette (Vachette), Clairville (Nicolaie), Comtesse Dash (Vicomtesse de Saint-Mars), Dora d'Istria (Helene Chika Fürstin Kolzow-Massalski), Eugène de Mirecourt (Jacquot), Henry Greville (Alice Durand), Juliette Lamber (Mad. Adam), Nadar (Felix Tournachon), Noriac (Clairon), Nuitter (Truinet), Mad. C. Reybaud (Arnaud), Saint-Genest (Bucheron), Saint-Cère (Rosenthal), Timothée Trimm (Léo Lespès); — für Italien Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini), Enotrio Romano (Carducci), Gabriele d'Annunzio (Rapagnetta); für Rußland Stschedrin (Michael Ssaltikow), Iskander (Al. Herzen); für Amerika Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens) und für das theure Tschechenland Jaroslaw Vrchlicky (Emil Bohuslaw Frida).

Besonders reich an Pseudonymen ist das neuere deutsche Schriftthum; einige waren lange Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses umwoben. Karl Postel, geboren 1793 in Mähren, war Ordensgeistlicher geworden; da ihm aber dieser Stand nur erträglich war, entfloh er nach Amerika, wurde Schriftsteller und nahm endlich den Namen Sealsfield an, unter welchem er zahlreiche Land- und Seeromane herausgegeben hat. Die letzten zweiunddreißig Jahre seines langen Lebens hat er in Solothurn zugebracht, doch erst nach seinem Tode 1864 ist das Geheimniß seines Namens an den Tag gekommen. Aehnlich hat Benedicte Naubert dreißig Jahre lang anonym zahlreiche Romane veröffentlicht (siebzig Bände!), und erst nach ihrem Ableben erfuhr das große Publicum, wer sie verfaßt habe. Ebenso ist es erst neulich herausgekommen, daß Ferdinand Raimund eigentlich Reimann hieß. Ein lange Zeit gut bewahrtes Pseudonym war auch das des Dresdner „Rembrandt-Deutschen"; wer weiß, ob das Buch den sensationellen Erfolg gehabt hätte mit der Ueberschrift: von Julius Langbehn. Sogar die Lieder des Mirza Schaffy hätten wohl als Gedichte von Friedrich Bodenstedt nicht so eingeschlagen. Der Dichter hat es nachher erfahren müssen!

Der Dorpater Staatsrath Franz Sintenis hat sich eingehend mit der Frage der neuesten deutschen Dichternamen beschäftigt und seinem Thema einen interessanten Vortrag gewidmet, der jetzt unter dem Titel „Die Pseudonyme der neuern deutschen Literatur" in der Verlagsanstalt vormals J. F. Richter in Hamburg erscheint. Freilich lebt er zu sehr abseits von deutschem Land und Schriftthum, als daß er besonders gut informirt sein könnte. Er schöpft fleißig aus den allbekannten Literaturkalendern, aus Kürschner, Brümmer, Bornmüller ꝛc., also mehr aus Büchern, statt aus dem Leben. Daher die großen Lücken seiner Schrift. Wir sind in der Lage, ihn vielfach zu ergänzen.

Die nächstliegende Methode, seinen Namen zu ändern, besteht nach Sintenis darin, daß man den Familiennamen wegläßt und sich auf zwei Vornamen beschränkt; das thun vorwiegend Männer. Unsere meisten männlichen Vornamen dienen zugleich als Familiennamen; man kann sehr wohl einer Familie Arnold, Berthold, Friedrich, Otto, Walter angehören. Unzählige Schriftsteller haben diesen einfachen Weg eingeschlagen: Jean Paul (Richter), Theodor Hermann (Pantenius) Otto Erich (Hartleben), Otto Franz (Gensichen), Karl Robert (Eduard v. Hartmann). Süddeutschland ist die Heimath wunderlicher und langwieriger Familiennamen. Man muß zugeben, daß es fast eine Nothwendigkeit war, Niembsch von Strehlenau in das wohllautende Lenau abzukürzen. An den sonderbaren Namen Grillparzer hat sich, wie Byron es vorausgesagt, die Welt freilich gewöhnt. Das Nämliche gilt von dem Naturforscher Oken (für Okenfuß), Gruber (Anzengruber) Telmann (Zitelmann) ꝛc. Umgekehrt verdichtet sich Karl Weiß in C. Karlweis. Dann die Akrosticha: die Uebersetzerin der serbischen Volkslieder Therese Albertine Louise von Jacob hat aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Worte das bekannte Talvj gebildet; demgemäß entsteht aus Siegbert Meyer = Siegmey ꝛc. Auch Friedrich Brunold ist ein A. F. Meyer. Seitdem aber ein großer Dichter — allerdings mit den schmückenden Vornamen Conrad Ferdinand — den Namen Meyer berühmt gemacht hat, ist dessen Secretirung kaum noch nöthig.

Den allerfreiesten Spielraum gewährt das Anagramm, z. B. Adolf Ernst = Stern, Häberlin = Belani, Fr. Wilh. Tangermann = Granella, Glaßbrenner = Brennglas, Philipp Lange = Galen, Ernst Krause = Carus Sterne; Frey = Martin Greif, Herzfeld = Held u. s. w. Eine einzeln stehende Analogie ist in folgendem Fall zu erkennen: Clara Müller hatte sich in Luise Mühlbach verwandelt; nach ihrer Verheirathung mit Theodor Mundt war also L. Mühlbach das Pseudonym für Clara Mundt; deren Lorbeeren brachten aber Johanna Mundt auf den Einfall, sich entsprechend Joh. Mühlheim zu nennen! Beliebt war besonders früher der Hinweis auf ein erfolgreiches Werk: vom Verfasser von Eritis sicut deus = Pfarrer August Cranz, vom Verfasser der Ostereier = Christoph v. Schmid, vom Verfasser der Concilsbriefe: Ignaz v. Döllinger. Der Humorist Dr. Mises war bekanntlich der große Philosoph G. Th. Fechner, Semilasso der Fürst H. v. Pückler-Muskau, der neue Tannhäuser ist Consul Eduard Grisebach.

Im sechzehnten Jahrhundert war es allgemein Gebrauch der Gelehrten, ihre deutschen Familiennamen in's Griechische oder Lateinische zu übertragen. Aurifaber, Chiomusus, Gigas, Melanchthon, Melissander, Musculus, Oekolampadius, Placotomus und unzählige Andere sind so verfahren. Dieser Sitte begegnen wir auch noch jetzt. Da nennen sich Bauer = Rusticus, Esperance von Schwarz = Elpis Melena, Volkmann = Leander, Wilhelm Raabe = Jakob Corvinus, Karl Müller = Otfried Mylius ꝛc. Andere Pseudonyme wollen irgend eine Gesinnung charakterisiren. Gottvertrauen redet aus Glaubrecht (Oeser), Gotthelf (Bitzius); friedfertiges Wesen aus Fried, Friedmann, Friedmund; Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit aus Leberecht, Treudank, Bleibtreu, Treumund, Wahrmann, mehrfach kommen Veritas, Philalethes vor. Wie hoch Schriftsteller Freiheit und Freisinn schätzen, das beweisen die zahlreichen Personifikationen entschlossener Gesinnung: Freimuth,

Freimund, Hellmuth, Kühne kehren immer wieder; selbst eine Dame (Frau Charlotte Zoeller) hat Courage genug, sich löwenbeherzt „Lionheart“ zu nennen. Jener berühmte Mann aber, sich gelegentlich Schartenmayer nennt, der Aesthetiker Friedr. Th. Vischer, hat all seine satirische Caprice vor dem dritten Theil des Faust zusammengefaßt in das wohllautende Pseudonym: Deutobald Symbolizetti Allegorowisch Mystifizinsky. Auch Johannes Scherr's humoristische Pseudonyme Jeremias Sauerampfer ꝛc. sind bekannt. Weil sie ein Herz und eine Seele sind, haben Carmen Sylva (die Königin von Rumänien) und Mite Kremnitz ihren Freundschaftsbund besiegelt als „Dito und Idem“. Endlich haben einige deutsche Schriftsteller sich ausländische Namen beigelegt; wie Gregor Samarow, der sich neuerdings Leo Warren (statt Oskar Meding) nennt; Ossip Schubin hat Fräulein Lola Kirschner aus Turgenjeff geschöpft; der Kunstschriftsteller Morelli (eigentlich Morel) schrieb als russischer Lermoliew; Sacher Masoch's erste Frau, geb. Rümelin, „dichtete“ unter dem Namen Wanda v. Dunajew. Franz v. Werner gab sich türkisch: Murad Efendi; Frl. Marie Lipsius italienisch: La Mara; Prof. Ad. Hausrath englisch: George Taylör. Hinter dem Holländer Johannes van Dewall steckte ein August Kühne; hinter dem byronischen Dranmor der Berner Ferd. v. Schmid, hinter dem edlen Sir John Retcliffe der Vielschreiber Hermann Goedsche. Umgekehrt verdeckt Robert Duboc seine französische Abstammung: Robert Waldmüller. Man bildet auch häufig zu bequemerer Unterscheidung Zusammenstellungen wie: Hoffmann von Fallersleben, Müller von Königswinter, Schmidt-Weißenfels, Braun-Wiesbaden; ferner setzt man geradezu den Heimathort als Pseudonym, namentlich den Geburtsort statt des Familiennamens. Schon der Begründer der „Spinnstube“, Prediger Wilhelm Oertel in Horn, hatte sich mit dem bekannten Autornamen: W. O. v. Horn eingeführt.

Welches Pseudonym mag wohl das beliebteste sein? Nach Sintenis' Ermittelungen ist es gegenwärtig der Name „Ernst“, den er in siebzehn Fällen findet; Stein in dreizehn; Berg in zwölf; Walter und Walther zusammen zwölfmal; Friedrich elfmal; Werner achtmal; Franz desgleichen — alles sind unsere Zeitgenossen. Hinter den meisten der eben genannten Pseudonyme haben Damen sich zu verbergen versucht; überhaupt scheinen Frauen verhältnißmäßig häufig dazu ihre Zuflucht zu nehmen. Wollen sie es sich ganz ganz bequem machen, so vertauschen sie nur ihren Vornamen mit einem männlichen: aus Clara wird Karl Dressel, aus Amanda: Amadeus Georgi, aus Henriette: Henry Perl. Oder sie beschränken sich auf den bloßen Anfangsbuchstaben, dem man sein Geschlecht nicht ansehen kann, und erst aus dem Literaturkalender erfährt man, daß man eine Dame vor sich hat z. B. Dr. E. Mensch. Kurze, flotte, fertige, wenn auch zuweilen nichtssagende noms de guerre sind bei Frauen besonders beliebt: Karl Detlef (für Clara Bauer), Hans Arnold (Frau Babette v. Bülow geb. Eberty), Feodor Helm oder Anselm Heine (Frl. Selma Heine), Hans Werder (Frau v. Bonin geb. v. Zanthier), Emilie Erhard (Frau v. Warburg geb. v. d. Goltz), Franz v. Nemmersdorf (Franeisca v. Reitzenstein), Emma v. Niendorf (v. Suckow), Edmund Hahn (Frau Pierson-Leonhardt) können als Typen dieser Gruppe gelten. Sintenis meint, es wäre gewiß ein zeitgemäßes Thema für den nächsten internationalen Frauenkongreß zu erörtern, weßhalb wohl Frauen so häufig männliche Pseudonyme sich aneignen und warum dieser Gebrauch in neuerer Zeit so sehr zunimmt. Es ist eine mäßige Genugthuung, welche sich in der Thatsache darbietet, daß doch auch circa zehn Männer unter weiblichen Autornamen auftreten, z. B. Wilhelmine Buchholz (Stinde).

Die zahlreichen Namenwechsel der Juden wie der Orientalen überhaupt sind eine alte Erscheinung. Schon Saulus hat sich in den römischen Bürger Paulus verwandelt, welcher Sitte übrigens sämmtliche Päpste gefolgt sind. Die Perser nennen den Abul Kasem Mansur fortan Firdusi (den Paradiesischen) oder den Schems eddin Mohammed: Hafis, den Koranbewahrer. Aus Loeb Baruch wird Ludwig Boerne, aus Levin Mareus: Robert Tornow, dessen Sohn sich Ludwig Robert und dessen Enkel sich Walter Robert-tornow nennt; aus Itzig Feitteles wird Julius Seidlitz, aus Julius Levy (auch im bürgerlichen Leben) Julius Rodenberg. Neuerdings hat es ohne Zweifel der Antisemitismus gefördert, daß jüdische Namen immer eifriger versteckt werden: Isaaesohn hinter Eugen Isolani; Abrahamsohn hinter Otto Brahm; Emma Simon geb. Couvely hinter E. Vely, für Sittenfeld: Conrad Alberti; für Heilbut: Helferich; für Goldschmidt: Gold; für Leonie Meyerhof: Leo Hildeck; für Levien: Ilse Frapan; für Hirsch: Ludwig Hevesi; für Oppenheim: Hans Olden; für Schnitzer: Rudolf Lothar; für Bettziech: Beta; für Löwy: Victor Léon; für Bettelheim: Tellheim; ein Landsberger nennt sich Hans Land; ein anderer (frei nach Gottfried Keller's „Grünem“) Heinrich Lee; ferner für Elisabeth Glück: Betty Paoli, für Lubliner: Hugo Bürger, für Moritz Lilie: L. v. Chemnitz; für Moritz Cohn: Conimor; ein anderer M. Cohn nannte sich Mels; für Marie Hirsch: Adalbert Meinhardt; für Julius Gundling: Lucian Herbert; für Benkert: Kertbeny; für Bamberger: Vambery; für Heinrich Landesmann: Hieronymus Lorm; für Philipp Batz: Mainländer; für Barach: Märzroth; für Bernstein: Rebenstein; für W. Nürnberger: M. Solitaire. Das Widerspiel bildet der Petersburger Staatsrath und Komödiendichter Wilhelm v. Kotzebue, der an seinen berühmten Vater erinnernd, sich etwas verfänglich: Augustsohn schreibt. Oder wenn Hermann Schiff sich caprieiös Isaak Bernays nennt. Daß Max Nordau von Hause aus Südfeld heißt, ist nicht nur etwa ein Witz seiner antizionistischen Gegner, sondern Thatsache. Ebenso schamhaft werden tschechische Namen versteckt: der Lustspieldichter Julius Rosen secretirte ängstlich seinen Namen Nicolaus Duffek, Oscar Welten den seinen: Doležal.

Wie viel Pseudonyme hat ein Schriftsteller durchschnittlich nöthig? fragt Sintenis boshaft. Nun die meisten kommen mit einem aus, zumal wenn es bald so angesehen oder berühmt wird, daß man den wirklichen Namen aus den Augen verliert oder gar nicht sucht, wie Wilibald Alexis (Wilh. Häring), Nicolaus Lenau, Friedrich Halm (Frh. v. Münch-Bellinghausen), W. Heimburg (Bertha Behrens), Laura Marholm (Laura Hansson geb. Mohr). Wie wenige Menschen kennen den wahren Namen von Konrad v. Bolanden (Jos. Bischoff), E. Marlitt (Eugenie John), Ada Christen (Christiane Breden geb. Friederik) oder Ossip Schubin? Doch ist es eine Frau, welche durch die enorme Menge von dreizehn Pseudonymen alle Anderen übertrifft: die 1877 verstorbene Katharina Zitz. Und bei so viel Namen doch keinen Namen!

Manchem hat freilich das eigensinnige Schicksal in barocker Laune einen Namen zugetheilt, mit dem er alles Recht hat, unzufrieden zu sein. Wenn auch nicht alle von einer solchen Calamität viel Wesen machen, sondern tapfer mit ihrem ungewöhnlichen, ja anstößigen Namen hervortreten — was wir ganz in der Ordnung finden —, so mag doch eine ganze Reihe von Dichtern sich gescheut haben, Namen wie Rumpelt (Alexis Aar), Rumpelmayr (Joh. Nordmann), Sperling (Ernst Streben), Haberstich (Arthur Bitter), Kürbis (Wellnau) ꝛc. unter ein gefühlvolles Gedicht oder vor eine feinsinnige Novelle zu setzen. Besonders empfindlich sind unsere Colleginnen in diesem Punkt; Namen wie Bürstenbinder (E. Werner), Gutbier (Jean Christ), Steinlein (Arthur Freese), Maul, Nickel, Schmeckebier, Storch könnten am Ende die schönste Illusion stören; wenigstens erschweren sie sicherlich den ersten Schritt in's Publicum; nimmt man dagegen in solcher Lage zum Pseudonym seine Zuflucht, so ist man aller Verlegenheit überhoben. Hier und da findet sich freilich ein Name durch ein sonderbares Pseudonym übertrumpft: Allerleirauh und Fitchers-

vogel hat Gisela Grimm den bekannten Märchen entnommen; warum die auch schriftstellernde Schauspielerin Josephine Gallmeyer nicht bei ihrem ursprünglichen Namen Tomaselli geblieben ist, hat man nicht ermitteln können.

Frauen insbesondere mag das Bewußtsein der Unsicherheit, die Scheu vor der nächsten Umgebung, auch wohl der Wunsch, objectiv beurtheilt zu werden, es nahe legen, vor der Hand pseudonym zu erscheinen, z. B. wenn Spielhagen's talentvolle Tochter nicht unter dem „verpflichtenden" väterlichen Namen, sondern als „Paul Robran" schreibt. Haben doch aus ähnlichen Gründen von jeher Schauspieler gern ihre Namen gewechselt, auch um Nachfragen zu entgehen; ja wir haben angesehene Concertgeber aus Rücksicht auf ihre vornehme Familie unter nachgebildetem Namen auftreten sehen. So wenn die Gräfinnen Bethusy-Huc und Kalnein mit Rücksicht auf ihre Familie sich „man bloß" Moritz von Reichenbach und Arpad Imre nennen. Aehnlich schreibt sich Frau Doris v. Scheliha geb. Gräfin Matuschka: Doris Freiin v. Spättgen oder Dagobert v. Gerhard: Gerhard v. Amyntor oder Gustav v. Berneck: Bernd v. Guseck. Neuerdings wird wieder mit dem Adel cokettirt: der Wiener Redacteur v. Vincenti nennt sich großartig Reichsritter (!) von Vincenti; dahin gehört auch das wichtigthuerische: Alexander Baron von Roberts. Ein schriftstellernder „Herr von" oder meinetwegen auch Freiherr, der von seiner Baronie (kein Wortspiel!) so viel Wesens macht, wäre früher ausgelacht worden; heute gehört es zum guten Ton, wie es scheint. Darum liest man jetzt auch auf ihren Büchern: Rudolf von Gottschall, Hans von Hopfen. Die ebenfalls geadelten Spielhagen, Lingg, Bodenstedt bleiben freilich ihren berühmt gewordenen bürgerlichen Schriftstellernamen treu. Ebenso Gustav Freytag, der auch immer laut auflachte, wenn man ihn „Excellenz" anredete, welche Titelatur aber seine Wittwe geb. Götzel-Strakosch für sich lebhaft beanspruchen soll. Die jüngst verstorbene Regierungsräthin Rüdiger nannte sich nach ihrem Mädchennamen Elise — Pardon: — E. von Hohenhausen. Ebenso zieht die Malerin und Dichterin Frau Hermine Zitelmann ihren (neuerdings sogar gräcisirten!) Mädchennamen Baronin Hermione v. Preuschen vor. Das demokratische Widerspiel haben wir, wenn sich die Achtundvierziger Graf v. Auersperg und Feodor v. Welen gut bürgerlich Anastasius Grün und Feodor Wehl nennen, oder wenn die Oesterreicher Wilh. v. Wymetal, O. F. v. Ebersberg, Robert v. Bayer, Leopold Kohl v. Kohlenegg, Wurzbach v. Tannenberg, St. v. Millekowics, E. H. v. Dedenroth, Graf Karl v. Heußenstamm, G. Spiller v. Hauenschild sich ebenso schlicht: W. Wyl, O. F. Berg, Robert Byr, Poly Henrion, W. Constant, Stephan Milow, Ernst Pitawall, Theodor Stamm, Max Waldau schreiben. Wir schließen unsere Plauderei mit dem zutreffenden Vers des wackeren Uhland:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst.

Erziehung des Volkes zur Kunst.

Von Johannes Gaulke.

Seit einer Reihe von Jahren ist eine Bewegung, die sich durch Gründungen freier Volksbühnen, volksthümlicher Unterhaltungsabende, populärer Kunstausstellungen, Führungen durch die Museen und ähnliche Veranstaltungen charakterisirt, in Fluß gebracht. Die Aufgabe, die sich die Leiter dieser Unternehmungen gestellt haben, zielt darauf hinaus, in den breiten Volksschichten das Verständniß für die Kunst zu erwecken. Es ist eine alte Streitfrage, ob die Kunst überhaupt für die Menge producire oder nur für eine kleine besonders sensitive Gemeinde. Beide Anschauungen sind wohl der Erörterung werth. Wie die Verhältnisse zur Zeit liegen, könnte man leicht zu der letzten Annahme verleitet werden und, Angesichts der bedauerlichen Erscheinung, daß das Volkslied, in seiner Art die naivste Aeußerung des künstlerischen Empfindens, dem Gassenhauer das Feld geräumt hat, den Glauben an ein steigendes ästhetisches Bedürfniß des Volkes verlieren. In bestimmten Zwischenräumen, meist in der wunderschönen Frühlingszeit, „wenn alle Gräser sprießen und alle Bäume blühen", entsprießt auch — aber nicht etwa auf freier Au, sondern auf dem Sumpfboden der Großstadtcultur eine neue Blüthe am Stamm dieser zweifelhaften Volkspoesie. Und wenn die Klänge des neuesten Gassenhauers weit und breit durch die Lüfte brausen, dann giebt man sich der stillen Hoffnung hin, daß der Gipfel der Trivialität nunmehr erreicht sei. Aber unerschöpflich ist der Born der Gasserhauerlyrik, es taucht immer wieder ein Sang auf, der trivialer, alberner, poesieloser und unmelodischer ist als sein Vorgänger. Berlin ist in dieser Hinsicht besonders productiv und es kann sich des traurigen Vorzugs rühmen, daß seine Gassenhauer allem Gemeinen, Unflätigen und Oberflächlichen des Volkscharakter, der Radaulust und Rohheit, der Vergnügungssucht und der Leichtlebigkeit des Berliners ungeschminkten Ausdruck verleihen, seine guten Eigenschaften aber unberührt lassen.

Wenden wir uns von der „Holzauction im Grunewald" und der beliebten „Pankower Carline" den Stätten der Volksunterhaltung zu. Auch hier dieselbe Erscheinung: ein Sinken von Stufe zu Stufe. Das Variété hat in Berlin einen unheimlichen Umfang angenommen, und dazu gesellt sich das von Amerika importirte Sensations- und Spectakelstück, dessen sich nicht nur die Leiter der Vorstadttheater liebevoll angenommen haben, sondern das auch im Mittelpunkte der Stadt eine Pflegestätte großen Stils gefunden hat. Ganz ist allerdings Berlin doch noch nicht auf das barbarische Yankeeniveau gesunken, denn das Olympia-Theater ist in eine Pleite von fast amerikanischer Ausdehnung gerathen. Aber dennoch bleibt es ein bedenkliches Zeitsymptom, daß es in Berlin kaum noch drei Theater giebt, die wirklich künstlerische Tendenzen verfolgen. Das unkünstlerische Milieu, in dem wir leben, wird weiter charakterisirt durch das Publicum unserer besseren Theater und Kunstausstellungen: man muß staunen über die Menge der gelangweilten und blasirten Gesichter, die man dort antrifft. Und ihre Träger gehören durchaus nicht den sogenannten unteren Schichten der Gesellschaft an — denn diese können sich ja überhaupt nicht den Besuch eines Theaters oder einer Ausstellung gestatten —, sondern es sind Leute, die geradezu mit „Kunst" vollgefüttert sind, die überall hinlaufen, wo es etwas zu sehen giebt, die sich aus purer Eitelkeit keine Première entgehen lassen, nur um dabei gewesen zu sein, die suggerirt von der Clique und Claque oft minderwerthigen Bühnenwerken zum Erfolg verhelfen und bessere Arbeiten zu Fall bringen und sich nachher als das geistige Berlin gütlich thun. Man sollte eigentlich annehmen, daß ein Mensch, der Alles mitmacht, der jede Neuerscheinung in der Kunst und Literatur auf sich einwirken läßt, sich mit der Zeit auch ein eigenes künstlerisches Urtheil bilde und allmälig auch in das Wesen der Kunst eindringe. Meistens ist dies jedoch nicht der Fall. Zu einem abgeschlossenen Urtheil gelangt unser „Kunst"publicum erst nach Kenntnißnahme der Tageskritik. Es giebt Theater- und Kunstfexe, die alle Zeitungen, die über ein künstlerisches Ereigniß berichten, mit peinlicher Aufmerksamkeit studiren, um sich daraus sorgfältig einen Extract zurechtzumachen. Woraus resultirt dieses geistige Abhängigkeitsgefühl? Ist das Niveau des Publicums thatsächlich ein so geringes, daß es keinen eigenen Gedanken zu fassen vermag und der Bevormundung der Kritik bedarf? Zweifellos ist die Kritik ein für die Verbreitung des Kunstverständnisses nothwendiger Factor. Sie soll meines Erachtens in erster Linie auf Diejenigen belehrend einwirken, die nicht in der Lage sind, jede Neuerscheinung selbst in Augenschein zu

nehmen. Der Kritiker einer Première soll eigentlich weniger dem Publicum, das zugegen gewesen ist, einen Commentar liefern, als das Interesse der Allgemeinheit für die Dichtung wachrufen und sie mit ihrem Ideengehalt bekannt machen. In diesem Sinne hat Lessing seine Hamburger Dramaturgie, die man immer noch, obgleich der kritisirte Gegenstand veraltet ist, mit Vergnügen liest, abgefaßt. Unsere Tageskritik nimmt es weniger ernst mit ihrer Aufgabe, ihr Wesen ist ein anderes geworden. Das erzieherische Moment ist so gut wie verschwunden, sie will nur noch unterhalten, das Sensationsbedürfniß der Menge befriedigen, daher überwiegt die destructive Tendenz, der Kunstrichterstuhl ist zum Schaffot geworden. Allerdings ist es auch Sache der Kritik, unbedingt und ohne Ansehen der Person nach bestem Gewissen die Mittelmäßigkeit und die künstlerische Impotenz im Interesse der wahren Kunst zu bekämpfen, aber auch dem Guten, mag es auch noch in so geringem Grade vorhanden sein, zum Siege zu verhelfen. Durch die zersetzende Kritik ist im Publicum ein Geist der Obstruction und der Blasirtheit herangezüchtet worden, jeder weiß es besser, keiner macht es besser. Es ist dieselbe Erscheinung, die wir auch im Parteileben beobachten können, ob in der Volksversammlung oder in den Parlamenten — Alles raisonnirt, keiner will mehr ernstlich mitarbeiten, und gewöhnlich sind die größten Schreier auch die größten Ignoranten, die nur mit einigen aufgefangenen Redefloskeln brilliren wollen. Dieser in den Großstädten dominirende Geist der Negation ist eigentlich nicht das Erbtheil des deutschen Volkes. Man sagt wohl, so viel Köpfe, so viel Sinne, oder gar, wenn zwei Deutsche debattiren, bilden sich flugs drei Meinungen unter ihnen heraus. Das spricht aber nur für die Gründlichkeit des deutschen Volkscharakters; der von der Großstadtcultur nicht beleckte Deutsche bildet sich auf Grund seiner Erfahrungen und Beobachtungen sein eigenes Urteil, an dem er aber auch dann eigensinnig festhält. Der zersetzende Cynismus unserer Tageskritik und das politische Raisonniren ist ein fremdartiges Element, das aus den mit semitischem Blut stark durchsetzten polnischen Landestheilen Deutschlands und Oesterreichs in unseren Volkskörper eingedrungen ist. Der „östliche Divan" beherrscht Berlin — das officielle „schöngeistige" Berlin —, von ihm strömen die narkotischen Düfte aus, die unser Volksthum zu ersticken drohen, vor ihm machen Staatsmänner, Politiker, Gelehrte, Künstler ihre Reverenz. —

Soweit über die Kritik in ihren Beziehungen zum Publicum. Als einen erzieherischen Factor können wir unsere Tages- richtiger Nachtkritik nicht mehr gelten lassen, auch müssen wir die officielle Gesellschaft ihrem schöngeistigen Geschwätz und ihren Premièren überlassen. Zu einem wahren Kunstverständniß wird sich nur Derjenige emporschwingen können, der noch nicht von der Blasirtheit und dem Cynismus angekränkelt ist. Andererseits muß aber auch die Kunst sich im Publicum heranbilden, sie muß aufhören für eine Gesellschaftsclasse zu schaffen, die Kraft ihres Geldsacks sich in der Rolle eines Mäcens gefällt, oder für eine ästhetische Clique, die sich einbildet, daß der Mensch erst anfängt künstlerisch zu empfinden, wenn er das natürliche Empfinden abgestreift hat. Das künstlerische Niveau der ersten Gruppe kennzeichnet sich durch die geleckte, wenig anregende Salonkunst, deren Haupttypen das leichte Conversationsstück im Genre eines Gussow, Knut Eckwal, „Ideal"köpfe eines Sichel oder die Landschaft, das Sport- und Manöverbild im Stile Werner's bilden. Diese Kunst ist verhältnißmäßig harmlos, die andere Gruppe hat höhere Ambitionen, sie schwärmt für die sog. intime Kunst eines Dehmel und seiner Schule, die man treffender als eine pornographische oder psychopathische Kunst bezeichnet, da nur ein sexuell pervers beanlagter Mensch daran Gefallen finden kann; das wirkliche Volk hat glücklicher Weise kein Verständniß für diese decadenten Gefühlsergüsse. Es verlohnt sich überhaupt nur der Mühe das Volk zur Kunst zu erziehen, wenn diese ihm eine gesunde Geistesnahrung bietet, wenn sie im Volksthum wurzelt und dem Zeitempfinden Ausdruck verleiht. Dies ist das Kennzeichen aller großen Kunstepochen. Die Kunst des Mittelalters und der Renaissance war eine volksthümliche, weil sie sich im Gedankengange ihrer Zeit bewegte, weil sie die Gestalten der christlichen Mythe, welche damals die Volksphantasie ausschließlich beschäftigten, schilderte. Das Zeitempfinden war ein specifisch religiöses, aber auch ein künstlerisches; dem unserigen kann man aber weder das eine noch das andere Prädicat zuertheilen. Die Religion hat ihren fascinirenden Reiz auf die Masse eingebüßt und die Kunst hat sich Stoffgebieten zugewendet, die dem Volke gleichgiltig sind. So kam es, daß sich eine Cliquenherrschaft, die ohne Parallele dasteht, entwickeln konnte. Der Künstler, der reüssiren will, ist genöthigt, sich an eine „Gemeinde", nicht aber an das Volk zu wenden.

Um das Volk wieder zum Kunstleben heranzuziehen und andererseits einer von der Cliquenherrschaft unabhängigen Kunst den Weg zu bahnen, wurde am Anfang der neunziger Jahre die Freie Volksbühne in Berlin gegründet. Es hatte gerade der Naturalismus seine höchsten Trümpfe ausgespielt, und es schien, als sollte eine neue Kunstperiode anbrechen. „Natur und Volksthum" war das Losungswort geworden; aus dieser Stimmung heraus schuf Hauptmann „Vor Sonnenaufgang" und „Die Weber". Die moderne Gesellschaft, ihre inneren Widersprüche, der Verfall einer Classe und der Aufstieg einer anderen, ein Schauspiel wie es sich großartiger seit dem Untergang der antiken Cultur nicht mehr abgespielt hatte, das war das Stoffgebiet, dem die naturalistische Schule ihren Vorwurf entlehnen wollte. Diese Kunst mit dem großen socialen Hintergrund, die wohl vereinzelt noch gepflegt wird, wie in „Ueber unsere Kraft" von Björnson, hätte die Masse mit fortreißen können, aber der Naturalismus hat sein Versprechen nicht eingelöst, seine begeisterten Anhänger sind zu spintisirenden Psychologen und Symbolisten geworden. Die Berliner Freie Volksbühne mußte auf das alte Theaterrepertoire zurückgreifen und es sich daran genügen lassen, seine Mitglieder mit dem bekannt zu machen, was die Vergangenheit Großes und Schönes geschaffen hat. Den ersten Theil ihres Programms, der neuen Kunst eine Heimstätte zu schaffen, hat sie nicht erfüllen können, als Volksbildungsinstitut besteht sie jedoch weiter und erfreut sich eines guten Zuspruchs von Seiten der arbeitenden Bevölkerung; ihre Mitgliederzahl beläuft sich auf ungefähr 6000. Daneben besteht außerdem die Neue Freie Volkbühne, eine secessionistische Abzweigung der älteren, die auf dem Wege ist, sich zu einer Experimentalbühne wie die Dramatische Gesellschaft zu entwickeln; sie zählt ca. 1000 Mitglieder. Diese Zahlen beweisen, daß mit dem politischen Aufstieg des Proletariats sich auch ein Bildungsbedürfniß einstellt, wir dürfen uns aber hierdurch nicht zu dem Trugschluß verleiten lassen, daß die gesammte politisch organisirte, um bessere Lebensbedingungen ringende Arbeiterclasse auch für künstlerische Bestrebungen zugänglich sei. Und dies ist durchaus verständlich, da immer nur eine relativ besser gestellte Bevölkerungsschicht Zeit und Muße, die Voraussetzung für den Kunstgenuß, mitbringt. Die allgemeine Volksbildung ist stets abhängig von der Höhe der Lebenshaltung der Arbeiter. Es wäre daher verfehlt mit der Erziehung der untersten Schichten des Proletariats zur Kunst zu beginnen.

Aehnliche Institute wie die Freie Volksbühne sind in Verbindung mit dem Schillertheater gegründet worden, und es ist von dieser Seite auch der Versuch unternommen worden, das große Gebiet der bildenden Kunst dem Volke zu erschließen. Im Bürgersaal des Rathhauses werden periodische Kunstausstellungen von Werken lebender Künstler veranstaltet, die mit einem erläuternden Vortrage eingeleitet werden. Das Beginnen an sich ist ein nur löbliches, aber es erscheint mir sehr fragwürdig, ob durch ein auf's Gerathewohl zusammengeholtes Material in Verbindung mit Vorträgen ein wirkliches

Kunstverständniß geweckt werden kann. Das Kunstwerk soll unmittelbar auf den Beschauer wirken, und dieser muß sich schon der Mühe unterziehen, selbst in den Gedankengang des Künstlers einzudringen, will er etwas profitiren. Was bliebe z. B. von einem Böcklin übrig, wenn neben dem Werk zugleich ein trockener Commentar zur gefälligen Benutzung des Publicums ausgelegt wäre? Je reiner ein Kunstwerk in der Stimmung ist, je subjectiver es empfunden ist, um so weniger ist eine Interpretation am Platze. Ein Böcklin, ein Thoma will wie ein Musikstück genossen sein, das je nach dem Grade der Sensibilität der Zuhörer tiefere oder oberflächlichere Stimmungen in ihm hervorruft. Wie grundverschieden sind doch die Eindrücke, die Personen gleichen Bildungsgrades aus einer Oper, einem Oratorium, einer Symphonie mitnehmen? Und ähnlich steht es auch mit der Stimmungsmalerei eines Böcklin, der kein faßbarer Gedanke zu Grunde liegt. Der Meister würde lächeln, wenn er erführe, welche sonderbaren Ideen ihm seine Interpreten oft unterschieben. Wer die Kunst populariſiren will, muß sehr sorgfältig zu Werke gehen, aber durch Vorträge an Ort und Stelle läßt sich beim besten Willen das Kunstverständniß dem Publicum nicht einimpfen; es werden nur immer einige Schlagworte haften bleiben, die eine unglückselige Halbbildung zeitigen.

Die sog. volksthümlichen Kunstausstellungen bleiben aber auch noch aus anderen Gründen Flick- und Stückwerk, da sie einmal nur einer beschränkten Zahl von Besuchern zugänglich sind und ferner nicht immer die hervorragendsten und charakteristischsten Werke der modernen Kunst umfassen. — Aber warum denn in die Ferne schweifen, sieh' das Gute liegt so nah! Berlin besitzt in den Museen ein außerordentlich reiches und instructives kunsthistorisches Material und in der Nationalgalerie eine übersichtliche Sammlung moderner Kunstwerke, in der die meisten großen Künstlerindividualitäten — auch solche des Auslandes — und die hauptsächlichsten Schulen vertreten sind. Diese dem Volke zu erschließen wäre ein entschieden größeres Verdienst als sog. volksthümliche Kunstausstellungen zu veranstalten. Es ist dies ja allerdings keine einfache Aufgabe, da der Staat auch ein Wörtchen dabei mit zu reden hat. Es wäre ein billiges Verlangen, daß die Museen auch während der Abendstunden dem Publicum zugänglich gemacht würden oder wenigstens während der ganzen Sonn- und Feiertage — es würde dadurch dem Gottesdienst gewiß kein wesentlicher Abbruch gethan werden, um den von den Frommen häufig geltend gemachten Bedenken gegen die Benutzung des kirchlichen Festtages zu profanen Zwecken hier gleich die Spitze zu bieten. In dem verfrommten Berlin ist sogar Stellung genommen worden gegen die Ertheilung des Unterrichts an Fortbildungsschulen während der Kirchzeit! — Einem wie geringen Procentsatz der Bevölkerung ist der Besuch der Museen an Werktagen überhaupt möglich! Die Museumsbesucher recrutiren sich im Wesentlichen aus den Kreisen der Kunststudirenden und der Fremden, oder es sind professionelle Flaneurs beiderlei Geschlechts, denen die Kunststätten als Rendezvous dienen, das arbeitende Volk — einerlei, ob es in der Fabrik, in der Werkstatt, in den Bureaus oder am Schreibtisch arbeitet — ist am Tage an die Arbeitsstätte gefesselt. Das Volk kann beanspruchen, daß ihm alle Bildungsmittel freigegeben werden, zu deren Anschaffung und Unterhaltung es auch sein Theil beiträgt. Und dem Staate, der nicht mit seinen Mitteln knausert, wenn es sich um die Anschaffung neuer Zerstörungswerkzeuge handelt, muß eingeschärft werden, daß er auch noch Culturaufgaben zu erfüllen hat. In „wilden" Ländern, selbst in Amerika sind die Bildungsinstitute den breiten Volksschichten freigegeben.

Sollte es den vereinten Anstrengungen der Volksbildner trotz alledem noch gelingen, die Museen dem Volke zu erschließen, dann wäre weiter dafür Sorge zu tragen, daß es auch in geeigneter Weise in das Reich der Kunst eingeführt werde. Die Museumscataloge erfüllen diesen Zweck nicht, da sie zu bureaukratisch abgefaßt sind und auch zu wenig thatsächliche Daten für den Anschauungsunterricht bieten; sie müssen daher durch eine populäre Abhandlung über die verschiedenen Kunstgebiete unter besonderer Bezugnahme auf die im Besitz der Berliner Museen befindlichen Werke ersetzt werden. Ein Verein für sog. Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, der Berliner Spar- und Bauverein, der, dem Zuge der Zeit folgend, auch künstlerische Genüsse den Arbeitern verabfolgen will, hat mit der Populariſirung unserer Museen durch Herausgabe von kleinen Schriften über die einzelnen Sammlungen den Anfang gemacht. Jeder Volksfreund wird derartigen Unternehmungen sympathisch gegenüberstehen; wer aber den schönen Satz: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug" respectirt wissen will, der muß gegen diese Art von Kunstpopulariſirung protestiren. Eine Beschreibung der deutschen und niederländischen Malerei ist in einem so trivialen Ton gehalten und strotzt von so vielen sprachlichen und historischen Schnitzern, daß sie nichts weniger als erzieherisch auf die Masse einwirken kann. Nur eine Stilprobe: „Die einen Engel singen Alt, die andern Sopran, man sieht es genau." Dann spricht der Verfasser von einer evangelischen holländischen Malerschule! Als ob die Kunst sich in ein politisches oder religiöses Schema einreihen ließe! Und die lustigen alten holländischen Meister haben sich am allerwenigsten um religiöse Zänkereien gekümmert, ihr Vorwurf verräth es uns jedenfalls nicht. Diese gar zu populäre Darstellungsart erweckt nur falsche Vorstellungen über den historischen Entwickelungsgang und das Wesen der Kunst. Dem Gesichtskreise des auf denkbar niedrigster Stufe stehenden Publicums mag dieser im Traktätchenstil verfaßte Führer wohl angepaßt sein, aber diese Schicht kann aus oben schon angeführten Gründen gar nicht in Betracht kommen, da das Kunststudium einen gewissen Bildungsgrad voraussetzt.

Ein Unternehmen, das beim falschen Ende angefaßt wird, kann einer Sache eher schaden als nützen. Mit den Volksbildungsbestrebungen verhält es sich ähnlich wie mit Wohlthätigkeitsveranstaltungen, die wohl hier und da die Misère mildern, aber nie den Kern der Sache treffen. Die Erziehung des Volkes zur Kunst kann nur auf einer breiteren Grundlage mit Erfolg betrieben werden und dazu gehört in erster Linie, daß schon in der Jugend der Sinn für das Schöne geweckt werde. So lange nicht Staat und Schule die Bedeutung der Aesthetik als eines Erziehungsfactors anerkennen und wie im alten Athen dem Volke die Pforten der Kunsttempel öffnen, ist an ein wesentliches Steigen des künstlerischen Niveaus nicht zu denken. Durch gelegentliche Vorträge und Führungen durch Kunstsammlungen wird dem intellectuell höher Stehenden wohl die Anregung gegeben, sich an der Hand eines wissenschaftlichen Materials weiterzubilden, der Durchschnitt wird aber nichts davon profitiren. Halbbildung, Blasirtheit und ästhetische Geschwätzigkeit, wie wir sie an unserem Premièrenpublicum beobachten können, ist die Folge eines falschen Bildungssystems. Vor diesem Schicksal muß man das Volk bewahren. Andernfalls ist es immer noch besser, daß es in seiner rusticalen Derbheit verharre.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein unverträglicher Mensch.

Von K. S. Baranzewitsch.

(Schluß.)

„Du bist entrüstet?" rief der Rechtsanwalt. „Ich werde Dir mal was sagen. Setz Dich hin. Trink! In Eurem Nest giebt es einen Kaufmann Pojasnitzin?"

„Nun ja," entgegnete Wassili, „ein Schurke, ein Blutsauger."

„Dieser „Schurke" und „Blutsauger" hat einen Proceß mit den Bauern?"

„Ich weiß. Ein schmutziger, verdächtiger Proceß."

„Kann sein! Aber der Proceß ist auf gesetzlicher Grundlage aufgebaut und den Proceß werde ich führen."

„Du?" Wassili blieb mit aufgerissenen Augen vor dem Freunde stehen. Dann schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser zitterten und schrie: „Pojasnitzin! Weißt Du auch, was für ein Schurke das ist? Sibirien ist für ihn zu wenig Strafe! Weißt Du denn auch? . . ."

„Schrei doch nicht so!" unterbrach ihn Nikolai, „meine Frau kann es hören, und sie wird denken, man will mich schlagen! Du bist doch ein Unicum, wahrhaftig! Sag mir nur, bitte, was geht denn das mich an? Wenn man gerecht sein wollte, so wäre doch wahrhaftig kein einziger Mensch auf der Welt, der nicht Schläge verdiente. Das hat Shakespeare schon gesagt, mein Bester. Mir ist das Alles, aufrichtig gesagt, Lust! Pojasnitzin wird mich bezahlen, und ich werde den Proceß führen und ihn gewinnen!"

„Du mußt ihn niederlegen! Es ist ein empörender Proceß!" rief Wassili erregt.

„Es ist nichts Empörendes dabei!" antwortete ruhig Nikolai. „Die Bauern sind Narren, und er hat sie über's Ohr gehauen, das ist Alles. Wär' er ein Narr, hätten die Bauern ihn bemogelt."

„Es ist ein schmutziger, ein schufstiger Proceß!" wiederholte Wassili.

„Unsinn! Es ist eine alltägliche Geschichte: ein Mensch frißt den andern."

„Und ist das nicht empörend?"

„Nein, gar nicht, denn es ist der menschlichen Natur angemessen. Blick' um Dich, und Du wirst mir Recht geben. Alle fressen sich gegenseitig. Also was habe ich für einen Grund, nicht ein Gleiches zu thun? Bin ich aus anderem Ton geknetet? Homo sum, humani nihil ꝛc. Ich will essen, trinken, in einer anständigen Wohnung logiren, mich dann und wann zerstreuen, im Theater, im Concert, Gäste bei mir sehen. Für Alles das braucht man die nöthigen Mittel. Die verschaffe ich mir durch die Advocatur d. h. durch die praktische Anwendung von Kenntnissen, deren Erlangung sehr viel Geld, Mühe und schlaflose Nächte gekostet hat."

„Aber mußt Du Dich denn deßwegen mit Leuten wie Pojasnitzin abgeben?"

„Unbedingt, mein Lieber, unbedingt. Diese Leute bringen mir doch die Processe. Stelle Dir vor, heute gebe ich das Mandat Pojasnitzin zurück, weil ich die Bauern nicht ausbeuten will. Sehr gut. Morgen trägt mir ein Spitzinow einen ähnlichen Fall an, aber ich bleibe fest in meinem Edelmuth und lehne auch ab. Uebermorgen kommt ein Herr Ptitzinow und wieder — Absage. ‚Oho,' werden die Leute sagen, ‚er ist entweder schon satt, oder er ist ein Dummkopf, der nichts versteht; hol' ihn der Teufel, wir gehen zu einem Anderen.' Nun — jetzt ist's aus. Die Einnahmequelle ist versiegt! So lange ich Geld hatte, merkte ich nicht, wie man seinerseits mich fraß: der Hauswirth, der Schneider, der Schuster, Hinz und Kunz — jetzt, wo ich kein Geld mehr habe, fange ich an, mich einzuschränken, die Groschen zu zählen. Ich verkaufe Alles, ich ändere meine Wohnung, statt in comfortablen Räumen, wohne ich in einer Dachkammer. Es beginnt die Periode der edlen Armuth. Wie das lustig ist! Ein abgetragener Rock, zerrissene Stiefel, ein Sommerüberzieher im Winter, zu Mittag ein Hering. Brrr! Nun, und an einem Herbsttage erkälte ich mich, kriege die Lungenentzündung und falle um. Statt eines guten, d. h. theueren Arztes behandelt mich irgend ein Pferdeschinder, und nach einer Reihe von Entbehrungen, Leiden, Kränkungen, die ich, weiß der Himmel wofür, erduldet, siedle ich in's Jenseits über, um die Früchte meines tugendhaften Verkommens zu genießen! Nein, mein Guter, das Alles sind Possen! Ich will leben, verstehst Du, leben!"

Nikolai goß sich ein Glas ein und trank es in einem Zuge hinunter. Während seiner Rede hatte sich Wassili ganz in die Tiefe des Zimmers zurückgezogen, saß dort unbeweglich und verdeckte die Stirn mit der Hand. Jetzt stand er auf und sagte leise: „Gut, lebe so weiter!"

Nikolai trat auf ihn zu: „Was ist Dir? Was machst Du für Grimassen?"

Wassili blickte mit brennenden Augen dem Freunde gerade in's Gesicht und sagte: „Nichts. Ein Ekel hat mich erfaßt" . . .

„Ein Ekel? Vom Weine, was?"

„Lebe wohl! Ich reise morgen."

„Was soll das, Wassja? Was hast Du?"

„Nichts, nichts! Ich werde in der Frühe abreisen, Du wirst noch schlafen, also adieu denn!" Er drückte flüchtig die Hand des Freundes, kehrte ihm den Rücken, wendete sich nicht ein einziges Mal mehr um und verließ mit schwankenden Schritten das Zimmer.

„Auf mich bist Du also böse, Wassja! Komischer Kerl . . . Wassja, hör' doch!" ertönte hinter ihm die Stimme seines Freundes. „Komm doch zurück, Alter!" Aber dieser erwiderte kein Wort und verließ das Zimmer. Na, schadet nichts! überlegte Nikolai Sergejewitsch: der Wein ist ihm zu Kopf gestiegen, er ist es nicht gewöhnt! Trinkt wohl meistens Schnaps da hinten! Ein unverträglicher Mensch, das muß man sagen! Schließlich ist er selbst schuld!

Unterdessen war Wassili Petrowitsch in seinem Zimmer angelangt und ließ sich auf dem nächsten Stuhle nieder. Der Kopf brannte und schwindelte ihm, seine Brust keuchte. Endlich ist es zur Sprache gekommen, endlich ist es heraus gesagt! dachte er. Und Alles ist jetzt klar! Die Freundschaft hat ein Ende. Aber, Teufel, hat das lange Zeit gebraucht, um an den Tag zu kommen! Von unserer Kindheit an sind wir befreundet, und wir kannten einander nicht, und jetzt erst nach zwanzig Jahren! Merkwürdig! — Er rief sich Kolja in's Gedächtniß zurück, wie er als Schüler auf dem Gymnasium gewesen war, und erst jetzt wurde ihm klar, daß er schon damals für die Zukunft Manches versprach. Es war immer ein unterwürfiger, reiner, artiger Knabe gewesen, der sich immer von den Kameraden fern hielt . . . Und wie ist es gekommen, daß wir befreundet wurden? wunderte sich Wassili. Nichts, gar nichts hatten wir Gemeinsames, nur einige Erinnerungen aus der Schulzeit vielleicht. Gott sei Dank, jetzt hat sich Alles aufgeklärt. Ich stellte mir einen Rechtsanwalt vor als den Beschützer der Verfolgten! Haha! Da sind sie, diese Verfolgten — Pojasnitzin! Das war auch zu erwarten! Wo kommt denn diese luxuriöse Wohnung her, Lakaien, Cigarren! Alles — Pojasnitzin! . . . Und Wassili begann im Zimmer auf und ab zu gehen . . . Aber wie konnten wir Freunde werden? Es muß doch ein Bindemittel gewesen sein. Natürlich gab es das. Wir wohnten in den Ferien zusammen . . . Nein, er hat sich geändert, stark geändert . . . Was kann der Grund sein? Er hat gelebt, hat die Menschen erkannt? Vielleicht ist er selbst betrogen worden! Was für Theorien er da entwickelte, und ich schwieg dazu! Na, was sollte ich auch darauf erwidern?!

Von Zweifeln geplagt, blieb Wassili Petrowitsch am Fenster stehen und blickte lange in den weißen Nebel der Sommernacht hinaus. Irgendwo schlug die Uhr deutlich zwölf . . . Lohnt es sich denn ehrlich zu sein? stieg es in ihm auf: Ehrlichkeit — das ist ja Armuth, Krankheit, früher Tod. Man muß die Augen schließen, den Leuten keine Steine in den Weg legen und sich selbst bei keiner Gelegenheit vergessen! Man wird ja doch Niemand ein Denkmal errichten mit der Inschrift: Hier ruht die Asche eines ehrlichen Menschen! Und was nützt das Denkmal, wenn man selbst zu Grunde gegangen ist und seine Familie zu Bettlern gemacht hat! Zu Bettlern! Habe ich das Recht so zu handeln? . . . Und er preßte die Hände an den Kopf und stürzte auf das Bett nieder; dann stand er auf und begann von Neuem im Zimmer auf und ab zu gehen. Diese verdammten Fragen marterten ihn schon lange, gaben ihm keine Ruhe. Jedes neugeborene Kind in seiner Familie ließ diese Fragen

schärfer hervortreten, und sie verlangten gebieterisch eine sofortige Lösung. Er suchte diesen Zweifeln zu entfliehen, stieß sie von sich, und der Kampf, der sein Inneres aufwühlte, machte ihn immer mehr und mehr zu einem unverträglichen Menschen. Die heutige Unterredung mit seinem Freunde hatte diese Fragen wieder hervorgerufen und sie verlangten Antwort. Man mußte sie beantworten und ein für alle mal beantworten.

Da erinnerte sich Wassili mit einem Schlage an Terenti, den Bahnwärter der Station, wo er Dienst hatte. Terenti hatte nichts, er besaß nur das, was er auf dem Leibe hatte; dennoch klagte er nie und war vergnügt wie ein Singvogel. Wenn man ihm sagte: Terenti, sieh' mal, der Ignatz hat sich neue Stiefel mit rothen Schäften angeschafft, Pawel hat einen neuen Kastan, Du allein läufst in Deinem alten Rock herum! Dann antwortete er: „Ich bin auch in meinem alten Rocke gut, er ist fest, ohne Löcher, wird er alt, kaufe ich mir einen neuen, wenn nicht, ist es auch so gut. Wozu sich verwöhnen? Je mehr man besitzt, desto mehr will man — man hat eben kein Geld, um sich Alles zu kaufen, man beneidet sonst seine Mitmenschen und begeht Schlechtigkeiten! Laßt mich in Frieden mit dem Kastan! Mein Gewissen ist mir lieber!" Das Gewissen! Das ist es! Das ist die Hauptsache! philosophirte Wassili Petrowitsch, und sein Gesicht begann sich aufzuhellen. Das Gewissen! Darum quäle ich mich in der Armuth, meine Frau hat kein anständiges Kleid, sie macht Küchenarbeiten ... Aber es ist gut so! Dafür ist mein Gewissen rein, ich schlafe ruhig; darum ist auch Terenti vergnügt, wird von Allen geliebt und geachtet, Alle vertrauen ihm, schätzen ihn, obgleich er nur ein einfacher Bauer ist. Wenn Terenti stirbt, wird man ihm kein Denkmal setzen, aber Viele werden ihn betrauern und lange an ihn zurückdenken. Ja, Nikolai Sergejewitsch! Da liegt der Kern! Sie haben Ihr Gewissen aufgegessen und vertrunken, und an Sie wird nur Ihr Schneider zurückdenken, den Sie nicht Zeit hatten zu bezahlen! Selbst Ihr Diener schätzt Sie nur als einen Mann, der ihn bezahlt, aber das, was Terenti besitzt, können Sie um keinen Preis kaufen! Nein, das kann man nicht kaufen!

Der frühe Morgen fand Wassili Petrowitsch an seinem Koffer sitzend und die Riemen schnallend. Sein Gesicht war ruhig, und er pfiff vergnügt vor sich hin. Nach wenigen Augenblicken sah Viktor zu seiner großen Verwunderung, als er im Hofe die theueren Teppiche ausklopfte, den angereisten „Lumpaci", wie er Wassili benannt hatte, im Gespräch mit dem Portier wegen einer Droschke. „Sie reisen?" fragte er mit einem spöttischen Lächeln.

„Ich reise!" antwortete vergnügt der „Lumpaci" — „grüße den Herrn und danke ihm!" Viktor ging auf die Straße hinaus, stemmte die Hände in die Seiten und blickte mit spöttischem Lächeln dem Reisenden nach, bis der Wagen um die Ecke verschwunden war.

Aus der Hauptstadt.

Der Horla.

Noch lag der Cigarrenqualm in den Zimmern und die heiße, durch kein leises Parfüm gemilderte Stickluft, die eine Versammlung unaufhörlich trinkender und schwatzender Männer erzeugt. Fürst Chlodwig hatte den letzten seiner Gäste, einen vornehmen Journalisten, der nie genug kriegen konnte, selbst bis zur Thür begleitet und ihm dort beide Hände nach Mr. Kinley-Art geschüttelt. War dem Kanzler doch darum zu thun, morgen in den Zeitungen nicht wieder als der gewohnheitsmäßig müde Greis geschildert zu werden. Die feine Satire, die er bei seinen seltenen Besuchen des Reichstages an der Langweiligkeit der Verhandlungen geübt hatte, war allenthalben mißverstanden worden. Wenn er sich so stellte, als hielte er die Augen nur mit Anstrengung offen oder als schliefe er ganz ein, so empfanden die redseligen Flachköpfe dies nie als eine witzige Kritik ihrer Leistungen, sondern sahen nur die Folgen ehrwürdigen Alters darin und blickten mit beleidigender Diskretion über den Kanzler fort, an ihm vorbei. Nun, Fürst Chlodwig durfte hoffen, heute auch die Gedankenlosesten von ihrem Irrthum überzeugt zu haben. „Der jugendliche, frische Wirth machte mit erstaunlicher Behendigkeit die Honneurs", so würde es morgen heißen. „Stundenlang stand er aufrecht am Eingange, um die Schaaren der Geladenen zu bewillkommnen, und für Jeden hatte er ein geistvolles Wort, eine verbindlich weltmännische Bemerkung. Alle Gerüchte, daß der Kanzler aus Gesundheitsrücksichten und wegen zunehmender Beschwerden des Alters sein Amt niederlegen wolle, sind hinfällig; nie war Fürst Chlodwig arbeitsfreudiger, gesunder und kraftvoller als jetzt."

Eine hübsche Porzellanvase lag zerschmettert am Boden. „Das hab' ich mir gleich gedacht!" knurrte der Fürst vor sich hin. „Wie die Vandalen haben sie wieder gehaust!" Sein Blick flog über die Büffets. „Ich will den Vandalen kein Unrecht thun", setzte Caprivis Nachfolger mit der ihm eigenen Ritterlichkeit hinzu. „Nirgendwo steht überliefert, daß die Vandalen einen so unheimlichen Heißhunger entwickelt haben. Sagen wir also, nicht wie die Vandalen, sondern wie die Heuschrecken!" Seufzend ging er weiter, indem er die Consequenzen der Repräsentationsära, die Vasenscherben, mit dem Fuße bei Seite stieß. Dann leuchtete sein Auge auf. Das grüne Tuch, das vor Beginn des parlamentarischen Abends über den Schreibtisch im Arbeitszimmer gebreitet worden war, schien hier und da von neugieriger Hand gelüftet. Jene Falte wenigstens hatte um sieben Uhr anders gelegen, jene Vertiefung war noch nicht vorhanden gewesen. „Ich wußte es ja!" lächelte der hohe Herr triumphirend. „Wer auf die Ungezogenheit und Unanständigkeit rechnet, der verrechnet sich nie. Morgen weiß ganz Berlin, was ich für Bücher lese. Schade — ich hätte, um alle Parteien zu befriedigen, auch Bamberger's Bismarck Posthumus hinauflegen sollen. Obgleich mir ein Bamberger Posthumus aus Bismarck's Feder lieber gewesen wäre."

Der Kanzler ließ sich behaglich in dem breiten Sessel nieder und schlug die verhüllende Decke vollends zurück. Der Tisch war gut erhalten, offenbar wenig gebraucht; kein Tintenfleck verunzierte das glatte Holz, kein Stäubchen haftete auf den kokett arrangirten Bücherpyramiden. „Eine saubere Person, die neue Aufwartefrau", schmunzelte Fürst Chlodwig und griff in behaglicher Laune nach der zunächst liegenden Staatsschrift. Er war nicht wenig erstaunt, statt der rechnerischen Nachweise zum Etat der Reichsschuldenverwaltung, die das Titelblatt und der Aktendeckel versprachen, eine Auswahl Maupassant'scher Erzählungen zu finden.

„Maupassant — Maupassant?" murmelte er. „Ist das nicht der Kerl, der neuerdings unzüchtige Geschichten für Arbeiterkalender schreibt? Wahrscheinlich stellen diese Blätter hier Material zur Lex Heinze dar und sind aus Versehen in die falsche Mappe eingeheftet worden. Ich sage ja, wenn man nicht Alles selber macht ..." Trotzdem vertiefte er sich in die Novellen. Eine davon war besonders merkwürdig. Irgendwem erscheint zur Nachtzeit ein greuliches Gespenst, das sich für den Erfüller und Nachfolger des Menschen ausgiebt. Alles, was unser Geschlecht nicht zu erreichen vermochte, das vollbringt der Horla, aber er vernichtet auch unser Geschlecht und rottet es aus, wie wir unsererseits die niederen Geschöpfe ausgerottet haben. Der Horla steht eine Entwickelungsstufe über uns, nicht weil er an sich stärker und vernunftbegabter ist als wir, sondern weil er sich den Verhältnissen besser anzupassen weiß und uns außerdem durch seine Bedürfnißlosigkeit weit übertrifft.

Unwillig schob der Einsame das Buch zurück. „Blutrünstiger Unsinn!" sagte er laut. „Als aufgeklärter Mann, der in seiner Jugend sogar einem durch die Ministerpräsidentschaft allerdings gemilderten Liberalismus gehuldigt hat, muß ich ja an die Entwickelungstheorie glauben. Daß aber unsere Ueberwältiger bedürfnißloser sein sollen als wir, das will mir nicht in den Kopf. Bedürfnißlosigkeit und Intelligenz sind einander umgekehrt proportional. Für nichts und wieder nichts

hat man mir keine 100 000 Mark bewilligt, während Caprivi mit der Hälfte fürlieb nehmen mußte. Ein Individuum, das von Milch lebt, steht nicht auf der geistigen Höhe des Moët-Trinkers, kann sich folglich den Verhältnissen auch nicht so gewandt anschmiegen wie er und wird deshalb keinen besseren Kanzler als ich abgeben."

Es war dem Fürsten in diesem Augenblick zu Muthe, als schaue ihm Jemand über die Schulter. Ueberrascht und erschrocken fuhr er herum und sah in das lächelnde Antlitz des Herrn von Lucanus, der ihn mit einer freundlichen Handbewegung einlud, Platz zu behalten.

„Da ich Ihrem Bierabend beim besten Willen nicht beiwohnen konnte, Durchlaucht, so war es mir ein Bedürfniß, Sie wenigstens jetzt noch für ein paar Minuten zu sprechen," begann der späte Gast. Der Kanzler empfand ein solches Bedürfniß seinerseits nicht, hütete sich indeß, diese immerhin gefährliche Bedürfnißlosigkeit zu verrathen.

„Ueber Ihre Gesundheit haben Sie doch nicht zu klagen?" fuhr Lucanus fort.

„Nein, danke. Sie werden morgen die beruhigendsten Nachrichten in der Presse finden."

Lucanus räusperte sich. „Zäh wie Leo Peeei," sagte er dann verbindlich. „Und was die Einigkeit des Ministeriums anbelangt — wie steht es damit?"

„Sie wissen, ich bin mit Köller und Miquel d'accord. Die Andern zählen nicht."

„Köller — à la bonheur, Seine Majestät halten viel auf ihn," nickte Lucanus wohlgefällig. „Mit Miquel dagegen sollten Sie sich nicht so intim machen. Seine communale Wahlreform ist Donquixoterie, bringt den Thiergarten und die rheinischen Schlotbarone gegen ihn auf. Er spielt va banque. Sie werden sehen, wir bekommen die Productenbörse wieder und über ein Kleines auch den Terminhandel in Getreide, Patent Siemens. Siemens ist überhaupt die Zukunft. Siemens und Herr von Bülow."

„Trotz seiner Amerika-Politik?"

„Wegen seiner Amerika-Politik, Durchlaucht. Wir Alle haben Herrn von Bülow unterschätzt. Wir hielten ihn für einen unbändig geistvollen Mann, weil er das Bismarck-Gleichniß vom Festungsglacis anwandte, und wir hielten ihn für einen scharfen Draufgänger, weil er in der Kretafrage so scharf zurückging. Aber wie gesagt, der Staatssecretär ist unterschätzt worden. Er macht gar keine eigene Politik, so wenig er eigene Witze macht. Es kann keinen brauchbareren Minister geben."

Fürst Chlodwig trommelte nervös mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte und schielte nach der Actenmappe, die angeblich die rechnerischen Nachweise zum Etat der Reichsschulden-Verwaltung enthielt. „Sie zielen auf seine große Anpassungsfähigkeit hin?"

„Gewiß. Und auf seine Bedürfnißlosigkeit." Der Kanzler zuckte zusammen, wie von einer Natter gestochen. „Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Der Philippinen-Handel hat für beide Tugenden Bülow's den Beweis erbracht. Es galt da eine sprunghafte Politik auszuführen, so rösselsprunghaft, daß selbst ich sie heute noch nicht völlig begriffen habe. Sie werden zugeben, zwischen der Haltung Diederichs vor Manila, die jeden Augenblick eine Landung und Flaggenhissung erwarten ließ, und der jetzt beliebten, vollständigen Räumung des Hafens gähnt eine Kluft wie zwischen zähneknirschendem Abscheu und schmachtender Liebe. Um diese frisch entbrannte Leidenschaft auch der andern Seite einzuimpfen, kommt das neue Fleischschaugesetz den Amerikanern so zart wie möglich entgegen. Wenn der Reichstag es annimmt, — und zweifeln Sie bei unserm vortrefflichen Reichstage daran? — dann können sich unsere Viehzüchter und Fleischer getrost in eine der mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteten New Yorker Wurstmaschinen stürzen und nach Deutschland exportiren lassen. Aber was wollen Sie? Die neuerdings als Staatsnothwendigkeit erkannte Freundschaft mit den Befreiern Cubas legt Jedem von uns patriotische Opfer auf, und ich bin überzeugt, amerikanisches salt horse und amerikanische Leichenalkaloide in Büchsen werden in Zukunft nur auf den Tischen der Nörgler fehlen."

„Ich gebe zu, ein Staatsmann, der diese Schwenkung mitgemacht und außerdem den geheimnißvollen südafrikanischen Vertrag mit England abgeschlossen hat, verdient das Lob der Anpassungsfähigkeit. Aber bedürfnißlos möchte ich ihn deßhalb noch nicht nennen."

Herr v. Lucanus lächelte ein bischen mitleidig. „Weßhalb übernahmen Ew. Durchlaucht seiner Zeit den Reichskanzlerposten?"

„Seiner Majestät zu Liebe."

„Weiter hatten Sie keinen Ehrgeiz?"

„Nur den ganz und gäben: in den Augen der Nation für einen guten Staatsmann zu gelten und mit einigen Ehren vor der Geschichte zu bestehen."

„Wie Sie bemerken, sind Sie Alles andere eher als bedürfnißlos. Viel mehr hat College Goethe auch nicht gewollt. Gleich ihm arbeiten Sie auf ein Denkmal hin. Und ich bin sogar der Meinung, Ihnen wird es anstandslos bewilligt. Wenn nicht in Weimar —, denn dort gehört Limburg-Stirum, gênant Ebers, hin, der große Gesandte und Goethekritiker — so doch in Straßburg. Die Stadt der Gänsestopfleberu ist Ihnen, dem Statthalter a. D., das zehnmal mehr schuldig als dem Liederjahn und Mädchenverführer Wolfgang. Aber so sehr ich Ihre Wünsche und Gefühle auch achte, Durchlaucht — ein wenig anspruchsvoll, sentimental und unmodern kommen Sie mir doch vor. Herr v. Bülow ist bedürfnißloser, ein echter Gegenwartspolitiker, frei von aller Empfindsamkeit, immer unter Dampf stehend und bereit, jeden Cours zu fahren, den des Kaisers Majestät von der Commandobrücke aus anordnet. Es wäre ewig schade darum, eine so schätzbare Kraft nur im Außendienst zu verwenden. Im Innern haben wir sie nicht minder nöthig."

„Mein Ministerium hat sein Bestes gethan. Abgesehen von Hammerstein, der das Ende kommen sieht und nun schnell noch mit den Bündlern dauerhaften Frieden machen will; abgesehen von Miquel, der bloß aus Schlauheit, nie von Herzen gehorsam war, haben wir uns bewußtermaßen keine Bockbeinigkeit zu Schulden kommen lassen."

„Es giebt auch einen passiven Widerstand", bemerkte Herr v. Lucanus, sein Gegenüber fest in's Auge fassend. „Ich erinnere Sie an die Militärstrafproceß-Reform und die Aergerniß erregende Haltung Bayerns; an die Lippe'sche Frage, schließlich an den noch immer fehlenden Gesetzentwurf zum Schutze Arbeitswilliger. Ew. Durchlaucht werden mir zugestehen, daß Ihr Ministerium es in all' diesen Angelegenheiten an Anpassungsfähigkeit einigermaßen hat fehlen lassen."

„Ja, mein Gott, man hat doch das Bedürfniß, der eigenen Meinung wenigstens da zum Siege zu verhelfen, wo sie ganz offenbar mit der der Nation übereinstimmt!"

„Sie haben das Bedürfniß — das ist es ja eben", sagte Herr v. Lucanus traurig. „Und bei allem Respect vor Ihrer Kunst, sich den Verhältnissen anzupassen — zur Vollkommenheit vermochten Sie es auch hier nicht zu bringen. Man tuschelt von Differenzen und latenten Gegensätzen, und man tuschelt mit Recht. Ein Mann wird kommen und muß kommen, der der neuen Auffassung von ministeriellen Pflichten Bahn bricht, der Sie in dieser Beziehung übertrifft —"

„Der Horla", fiel Fürst Chlodwig ein.

„Wie meinen Sie?" fragte Herr v. Lucanus verwundert. „Nun — Sie werden mich verstanden haben. Es ist spät in der Nacht. Und nichts für ungut." —

Der Kanzler war wieder allein. Er durchmaß noch einmal die verödeten Räume; die Scherben der schönen japanischen Vase lagen noch auf dem Parkett. „Ich hätte mich nicht darüber ärgern sollen", sagte er. „Bismarck ist auch Manches zerbrochen, als er Hals über Kopf dies Haus räumen mußte, weil sein Nachfolger und Horla es so arg eilig hatte mit dem Einziehen. Am Ende ist's gut, man gewöhnt sich bei Zeiten an zerbrochene Vasen. Dann thut's nachher nicht so weh."

Caliban.

Opern und Concerte.

Die Bärenhäuter-Ouverture von Siegfried Wagner. — „Der Husar". Komische Oper von Victor Léon. Musik von Ignaz Brüll. (Theater des Westens.) — „Die Abreise". Musikalisches Lustspiel von Ferdinand Graf Sporck. Musik von Eugen d'Albert. (Kgl. Opernhaus.) — „Am Wörther See". Liederspiel von Thomas Koschat. (Theater des Westens.) — „Vergißmeinnicht". Tanzmärchen von Regel und Thieme. Musik von Richard Goldberger. (Kgl. Opernhaus.)

In einem lesenswerthen Aufsatz hat neulich der bekannte Musikkritiker und Componist Camille Saint-Saëns auseinandergesetzt, daß das Hauptereigniß unseres Jahrhunderts Beethovens Emancipation der Instrumentalmusik — „jusque là vassale de la musique vocale" — sei, aber dieser Triumph habe sehr bald den Nachtheil gezeitigt, daß die Symphonie das Gebiet ihrer Nebenbuhlerin überschwemmte. „In einem wohlgeordneten musikalischen Staate sollten Theater und Concertsaal zwei vollständig verschiedene Bereiche sein von anderen Sitten, Gewohnheiten und sozusagen von anderem Klima. Die Musik, im Concert absolute Herrscherin, ist im Theater nur ein Element eines Ensembles, oft nur Vasallin, meistens Sclavin." In Wagner, führt Saint-Saëns weiter aus, habe die Symphonie das Theater ganz erobert und die Vokalmusik unterjocht; weiter gehe es nicht; jetzt handle es sich darum, wieder das Theater zu emancipiren und dem Gesange zu seinem Rechte zu verhelfen. Unsere jüngeren Componisten, sofern sie nicht unrettbar im Wahnfried der Wagner'schen Kunst befangen sind, scheinen ebenfalls zu erkennen, daß ein Vorwärtsschreiten nur auf irgend einem anderen Wege möglich ist. Der begabte Humperdinck suchte im Kinderliede sein Heil und es gelang ihm — wenigstens mit seinem ersten Werke. Sogar Siegfried Wagner ist mehr sein Schüler und Gefolgsmann, als der seines großen Vaters. Seine Erstlingsoper „Der Bärenhäuter" hatte bisher nur einen Curiositätserfolg, und es ist zu bezweifeln, ob sie je in die Reichshauptstadt gelangen wird. Vorläufig mußten wir uns mit der Ouverture zufrieden geben, die Capellmeister Nikisch vorführte. Und das genügt. Ein gewisses Talent ist ja unstreitig vorhanden, aber Jung-Siegfrieds Erfindung ist schwach, seine Instrumentirung schülerhaft und uninteressant. Eine Anerkennung verdient sein Bestreben, musikalisch möglichst wenig als der Sohn seines Vaters zu erscheinen. Die Frage ist nur, ob es besser ist, Humperdinck oder Wagner zu imitiren. Aber petit bonhomme grandira. Am Ende ließen auch die „Feen" keinen „Ring des Nibelungen" erwarten. Man urtheile also nicht unbillig, sondern warte ab, auch wenn es der offenbar ungeduldigen Frau Mama Cosima mit der Anerkennung ihres Lebrecht Richard Siegfried ein Bischen lange dauern sollte . . .

Die deutsche komische Oper, die uns von Wagner emancipiren soll, sucht auch der beliebte Componist des „Goldenen Kreuzes" noch immer, ohne sie zu finden. Der „Husar" ist in Text und Musik die unverfälschte Operette etwas höherer Gattung, wie sie Johannes Strauß in seinen letzten Prodneten erfolglos angestrebt hat. Von dem geschickten Victor Léon hätten wir freilich ein besseres Libretto erwartet, als dieses Ragout aus dem „Zigeunerbaron" und „Gasparone": ein wegen Todtschlags verfolgter Husar geräth auf eine Bauernhochzeit, wird für den Bräutigam gehalten und von der schönen Ilona als solcher mit allen Folgerungen geliebt, während man den wirklichen Schwiegersohn in spe als Mörder einsperrt und erst wieder befreit, als es für sein Liebesglück zu spät ist. Leider wandelt Brüll diesmal nicht wieder, wie im „Goldenen Kreuz" und „Landfrieden", in den Fußstapfen eines Lortzing und Kreutzer, Dittersdorf und Weigl, sondern verläßt den Ton der Spieloper und hält sich an Suppé, Millöcker und ihre Nachfolger. Walzer, Marsch und trivialstes Couplet finden sich wieder gut wienerisch zusammen, nur daß Brüll der Rhythmus fehlt und seine ungarische Localfarbe aus zweiter und dritter Hand bezieht. Immerhin ist er eine musikalische Natur mit Sinn für Wohlklang, theatralisch Wirksames und maßvolle Komik. Er schreibt fließend und sangbar, wenn auch ohne Kraft und Eigenart, ohne Feuer und echte Lebendigkeit. Was er bietet, haben wir Alles schon ähnlich gehört.

Nach der komischen Oper strebt endlich auch der mehr internationale als deutsche Pianist Eugen d'Albert — bekanntlich der Sohn eines Hamburgers und einer Engländerin, in Glasgow geboren, seine Großeltern waren Franzosen. Doch sind seine Werke, zumal die Opern „Ghismonda" und „Gernot", ganz neudeutsch. Zum guten Theil auch die „Abreise". Der Münchener Musikschriftsteller Graf Sporck hat den Text diesmal — es ist sein viertes Libretto — sogar dem alten A. v. Steigentesch entnommen, dessen meist einaktige Lustspielchen noch heute zuweilen von anspruchslosen Dilettanten aufgeführt werden. Der österreichische Offizier und Diplomat hat jedenfalls besser über, als für die Bühne geschrieben. Seine Bemerkungen über das Wesen des Lustspiels, z. B. gegen dessen rührende Tendenzen, bleiben lesenswerther, als seine Polemik gegen die Romantiker. Leider sind seine „Versuche, die heitere Seite des Lebens aufzufassen", wie er selbst seine Stücke bezeichnet, trotz ihres eleganten Dialoges und sinniger kleiner Züge, ziemlich unlebendig und eintönig, zumal in den Stoffen. Er zeigt nur immer Scenen aus dem Ehestande, gleichgültig gewordene Ehemänner, die eifersüchtig gemacht und so curirt werden. Wer die „Zeichen der Ehe" gelesen hat, kennt auch die „Mißverständnisse" und alle übrigen Harmlosigkeiten, die eine gewisse cavaliermäßige Lebensanschauung pieant zu machen sucht. So auch hier. Der junge Ehemann wird von einem Orakel, das er an seinen Rockknöpfen abzählt, vor einer Reise gewarnt, aber er hört auf das Zureden seines egoistischen Hausfreundes, der mit der hübschen Frau allein sein will, und reist ab. Doch das bei Kotzebue und Iffland so beliebte fatale Wagenrad bricht, der Gatte kehrt zurück, und der Freund holt schnell den Schlosser, um den Schaden zu repariren. Als er wiederkommt, findet er die Situation grausam verändert; das Ehepaar schnäbelt zärtlichst und zieht sich sogar discret zurück. Ein ihm zugeworfener Brief der Dame belehrt ihn, daß er abgeblitzt ist. Trällernd empfiehlt er sich, und der Vorhang fällt über dem Wiederbeginn der Flitterwochen. Eine alte Meißner Porzellangruppe: Herr Damon und Frau Galathee beim Thee auf dem Kanapee. Man kann sich wohl denken, was d'Albert zu dieser Blüette hinzog. Er wollte einmal sich und uns von dem Pathos der großen und nicht zuletzt der Wagner'schen Oper ausruhen und ein schlichtes, graziöses Miniaturbild geben, ein musikalisches Luftspiel, wie er es nennt. Nur daß der preciöse, geschwätzige Plauderton, mit seinen faden, psychologischen Finessen und schwachen satirischen Pointen, so ganz ohne alle poetische und lyrische Elemente, gar schwer in Musik aufzulösen ist. Dem Componisten ist es jedenfalls nicht gelungen. Dieses gespreizte, farblose Getändel wird mit der musikalischen Illustration noch langweiliger, und keinerlei seenische Wirkung oder natürliche Komik entschädigt uns. Gleichwohl hat d'Albert den Plauderton frisch und gefällig in Musik umgesetzt. Der recitirende Stil ist durchgängig festgehalten und in der Charakteristik meist glücklich, die Instrumentierung fleißig, und die melodische Erfindung z. B. der Walzer und die reizende Ouvertüre, niemals banal und unfein. Hoffentlich ermuthigt die wohlwollende Aufnahme den Componisten, in den Stapfen eines Auber und Lortzing weiter zu wandeln. Auch in der musikalischen Kleinkunst sind Meisterwerke möglich.

Kleinkunst, aber verschwindend kleine, ist in Koschat's Liederspiel. Da seine angeblichen Kärntner Volkslieder, vor Allem das sensationelle „Verlassen, verlassen bin i," die Reise um die ganze Welt gemacht haben, so wollte der Wiener Chordirector sie auch für das Theater fructificiren. Im K. K. Hofoperntheater ist ihm das gelungen, in Charlottenburg wurde das Liederspiel abgelehnt. Nicht allein um des abgedroschenen Textes willen — der bekannte böse Bauer, der den Trottel zum Schwiegersohn haben will und zuletzt doch sein Deandl mit ihrem armen Geliebten gutmüthig vereinigt — sondern und ganz besonders wegen der berühmten Kärntner Lieder selbst, die wohl in den Tingeltangel oder in die populärsten Concerte passen, nicht aber in ein Opernhaus. Wie mager und ordinär klang das Alles mit dieser mehr als naiven Orchesterbegleitung! Nur der urwüchsige echte Schuhplattler bot gewissermaßen eine Entschädigung, und sein Stampfen, Juchzen und Klatschen darf doch wahrlich nicht der Gipfel der Musik genannt werden. Wir wurden da an den komischen Operettenversuch des einst so populären Ludolf Waldmann erinnert, der ähnlich mißlang, dieweil Gassenhauer und Arie, Variété und Oper nun einmal grundverschiedene Dinge sind.

Eine Kleinigkeit ist endlich auch das neue Ballet des Kgl. Opernhauses, denn Terpsichore, die graziöseste der Musen, wird nur noch als hors d'oeuvre geduldet. Paul Taglioni und seine den Abend füllenden Ballets, die „Flick und Flock", „Sardanapal" und „Elinor" — wie weit ab liegen sie von diesem nichtigen „Tanzmärchen" in einem Akt! Herr Richard Goldberger, der das Componiren „Gott sei Dank nicht nöthig" hat, besitzt unstreitig auch Talent. Seine Musik, die ganz im Rahmen der alten Tanzschablone bleibt, schmiegt sich den Rhythmen anmuthig an. Freilich muß man sie mit dem Hut in der Hand anhören, wie jener höfliche Pariser meinte, der „die Gewohnheit hat, seine alten Bekannten zu grüßen". Die getanzte Blumenfabel zeigt uns den flatterhaften Prinzen Waldmeister und seine Veilchenbraut, die schöne, aber gutherzige Victoria Regia und die böse Klatschrose, den schneidigen Rittersporn und den dicken Bankier Goldregen — nicht Goldberger —, und Alles wird zu leichtfüßigen Gruppen und farbenprächtigen Bildern. Wir wissen nicht, ob Taglioni vor diesem Ballet, das jedenfalls den Vorzug der Kürze hat, sein Haupt verhüllen würde, denn es wäre wohl für seinen Geschmack zu wenig edle Kunst und zuviel Ausstattungsstück. Aber vielleicht ist dem großen Ballet, dem das Publicum seine Gunst nun einmal entzogen hat, überhaupt nicht mehr zu helfen. Der geist- und erfindungsreiche Léo Délibes hat es versucht, aber auch er vermochte den Verfall nicht aufzuhalten.

Notizen.

Erfurter Theatervorstellungen in der guten alten Zeit. Von Albert Pick. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vormals J. F. Richter.) Die zum Theil auf archivalischer Quelle beruhende Skizze ist ein interessanter Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Der Schauplatz der erzählten Vorgänge ist Erfurt, das als ehemalige kurmainzische Stadt, als Sitz einer „uralten" Universität und als Nachbarin

zweier thüringischer Residenzen frühzeitig eine höhere Cultur entwickelte. Während an die altdeutsche Vorzeit nur volksthümliche Umzüge erinnern, liegt aus dem 14. Jahrhundert ein „Mysterium" vor, das „Spiel von der heiligen Katharina", in dem sich einige Erfurter locale Anspielungen finden, die für Sittengeschichte und Topographie dieser Stadt wichtig sind. Daß man sich auch noch im 17. Jahrhundert in Erfurt an scenischen Darstellungen biblischen Inhalts ergötzte, die von Hanswurstkomödien abgelöst wurden, wird an der Hand chronischer Berichte gezeigt. Mit der Aufführung ernster weltlicher Theaterstücke machte in Erfurt der bekannte Schauspieler Döbbelin 1756 und 1757 den Anfang, welcher mit seiner Truppe Stücke der französirenden Gottsched-Gellert'schen Periode gab und dadurch auf den Geschmack des Publicums in seiner Weise höchst günstig einwirkte. Sein Schriftwechsel mit der kurmainzischen Regierung zu Erfurt, von der er sich die Erlaubniß zu Aufführungen erbat, ist benutzt. Einen weiteren Fortschritt bringen die Vorstellungen der Abt'schen Schauspieltruppe 1768 bis 1769, denen die Anwesenheit Wieland's besondere Weihe verlieh. Lessing's und Shakespeare's Dramen lösen die Gottschedische Richtung ab, die nur noch in den von Karl Philipp Moritz beschriebenen Erfurter Studentenaufführungen ihren Nachhall findet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wechseln in Erfurt Dilettantenaufführungen mit Gastvorstellungen der Weimaraner Hofschauspieler ab und leiten zur classischen Periode hinüber.

Vorgeschichtliche Wandtafeln für Westpreußen. Entworfen im Westpreußischen Provinzial-Museum zu Danzig. Sechs Blatt in farbigem Lichtdruck (Berlin, Otto Troitzsch). Das Werk trägt nach Anlage und Durchführung einen wissenschaftlichen und zugleich künstlerischen Charakter. Prof. Conwentz, der Director des Westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig, ist der literarische spiritus rector. Mit Hülfe dieser prächtig in Farben ausgeführten Wandtafeln wird das Verständniß für die Vorgeschichte und für die Anlagen und Gegenstände, welche aus alten Zeiten der Gegenwart überliefert sind, wachsen, die Gefahr, daß werthvolle Reste der Vergangenheit aus Unwissenheit oder Gleichgiltigkeit zerstört werden, sich mindern und den Museen der Provinz, wie der einzelnen Städte, neues Material zur Entscheidung wichtiger wissenschaftlicher Fragen zugeführt werden. Wir zweifeln daher nicht, daß in Anbetracht der Trefflichkeit der Ausführung und des geringen Preises nicht allein die höheren und Mittelschulen, sondern auch die größeren Volksschulen und die Lehrerbibliotheken die Wandtafeln anschaffen, ebenso zahlreiche Patronate für die kleineren Volksschulen und nicht wenige Kreis- und Gemeindebehörden, sowie Privatpersonen sie erwerben. Der Oberpräsident v. Goßler, Prof. Conwentz, die ausführende Kunstanstalt und die opferwilligen Mäcene, die diese Publication ermöglichten, verdienen den Dank aller Kunst-, Geschichts- und Vaterlandsfreunde.

Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. Theilweise gehalten im Volks-Hochschulverein zu München. (Hamburg, Leopold Voß.) Die Schrift behandelt in zehn Vorträgen „die ethischen Grundfragen" mit besonderer Rücksicht auf die ethischen, vor Allem auch social-ethischen Probleme der Gegenwart. Sie will im Gedanken streng wissenschaftlich und doch in der Darstellung Jedermann verständlich sein. Der erste Vortrag stellt die Aufgabe der Ethik fest und ergiebt, daß die altruistischen, d. h. auf fremdes Wohl gerichteten Motive selbstständig neben den egoistischen stehen, und in uns da sein müssen, sobald wir einmal von fremden Persönlichkeiten Kenntniß gewonnen haben. Der zweite stellt den Sachwerthgefühlen die Persönlichkeitswerthgefühle, den Motiven, die auf „Güter" gerichtet sind, diejenigen, die „das Gute" zum Gegenstand haben, entgegen. Sodann wird die weithin herrschende Nützlichkeits- und Glückseligkeitsmoral analysirt und die verschiedenen Arten des Gehorsams besprochen, worauf die Frage nach dem Begriff und den Bedingungen des sittlich richtigen Wollens und nach den obersten sittlichen Normen beantwortet wird. Ein folgender Vortrag untersucht die Frage, nach welchen Gesichtspunkten innerhalb der sittlichen Gesinnung Zwecke oder Werthe anderen übergeordnet sind oder ihnen naturgemäß vorgehen. Besonders interessant sind die Erörterungen über Familie und Staat, die sittliche Beziehung der Geschlechter zu einander. Im „Problem der Willensfreiheit" wird einer künstlich ausgeklügelten angeblichen Freiheit die dem natürlichen Bewußtsein entsprechende echte Willensfreiheit entgegengesetzt, und zuletzt die Fragen der Zurechnung, Verantwortlichkeit und Strafe untersucht. Ein Schlußwort weist auf die Beziehung zwischen sittlichem Bewußtsein und Religion. Das Buch kann warm empfohlen werden.

John Locke, ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert von Eduard Fechtner. (Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag, E. Hauff.) Wie schon der Titel andeutet, will der Verfasser des vorliegenden Werkes uns vor Allem eine Charakteristik des Menschen Locke und seiner Stellung zu den Zeitereignissen liefern, die Lehren des Philosophen jedoch nur in dem Maaße entwickeln, als dies zum Verständniß der geistigen Eigenart oder zur Darlegung der culturhistorischen Bedeutung Locke's nöthig war. Diese Beschränkung der Aufgabe scheint durchaus berechtigt. Denn wir besitzen zwar eine Anzahl genügender, ja zum Theil vorzüglicher Darstellungen von Locke's Lehren, an einer eingehenden biographischen Darstellung des Philosophen hat es indeß uns Deutschen bisher gemangelt. Und doch werden, wie das vorliegende Werk beweist, viele Gedanken und Ansichten Locke's erst recht verständlich und erhalten eine ganz neue Beleuchtung, wenn man sie in ihrem Zusammenhange mit den Zeitereignissen betrachtet. Hat doch auch Locke, wie wenige andere Philosophen, an den geistigen Kämpfen seines Vaterlandes theilgenommen und nicht bloß seine Feder in den Dienst der guten Sache gestellt, sondern auch selbst als Beamter in die Staatsgeschäfte Englands eingegriffen. Und mit wie vielen interessanten Persönlichkeiten ist dieser Mann nicht in Berührung gekommen! Da ist zuerst der Naturforscher R. Bayle, eine dem Philosophen sowohl in Hinsicht des Charakters wie der wissenschaftlichen Anschauungen verwandte Persönlichkeit, von welcher Fechtner mit Recht hervorhebt, daß ihr Einfluß in Locke's Geistesentwickelung eine viel größere Rolle spielt, als man es bis jetzt zu beachten pflegte. Da ist ferner Newton, der in seinen Beziehungen zu Locke als ein ziemlich wunderlicher Heiliger erscheint. Vor Allem aber werden wir durch Fechtner über das Verhältniß zwischen Locke und Leibniz unterrichtet und begreifen bei der gegensätzlichen Beschaffenheit ihrer Charaktere, daß sich die beiden Männer nicht verstehen konnten. Wenn indessen Fechtner meint, daß der nüchterne englische Empiriker mehr gesundes und brauchbares Material zur Fortentwickelung der philosophischen Probleme geliefert habe, als der tiefsinnige deutsche Rationalist, so möchte ich das doch nicht unterschreiben. Auch ist es wohl zu viel gesagt, daß Locke zuerst die persönliche Ueberzeugung für unabhängig vom Einflusse der staatlichen Behörden erklärt habe, da dieses Lob doch wohl eher dem Spinoza zukommt. Im Großen und Ganzen dürfte jedoch das Bild richtig gezeichnet sein, daß Fechtner uns von seinem Philosophen liefert; und daß es ein interessantes und höchst anziehendes Bild geworden ist, dazu haben nicht zum Wenigsten die eigenen Lebensumstände Locke's schon selbst beigetragen. Es ist ein wahrhaft edler, sympathischer Charakter, den wir aus Fechtner's Darstellungen kennen lernen, ein Mann, der sein ganzes Leben in den Dienst der Aufklärung, der Freiheit und der Toleranz gestellt hat und der, wenn wir Deutschen auch die eigentliche Tiefe bei ihm vermissen, doch noch immer als Englands größter Denker gelten kann und jedenfalls den größten Einfluß ausgeübt hat. Man hat neuerdings angefangen, auch den Gedanken Locke's über nationalökonomische Fragen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Proben, die Fechtner uns von ihnen giebt, beweisen jedenfalls, daß Locke auch in dieser Beziehung seinen Zeitgenossen weit voraus und der Urheber von Ideen war, die auch heute noch im Mittelpunkte des Interesses stehen. a. d.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. Lederbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Deruburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Hour
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine

reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Humanität und Kriminalstrafen.

Eine Zusammenstellung sämtlicher Kriminalstrafen

vom frühesten Mittelalter bis auf die Gegenwart,

unter Berücksichtigung aller Staaten Europas

nebst einer

Besprechung derselben unter dem Gesichtswinkel der Humanität.

Von

J. George.

Ein starker Band.

Geheftet 10 Mark, gebunden in Halbfranz 12 M. 50 Pf.

Das Werk enthält eine äußerst klare Darstellung des gesamten Strafensystems aller Zeiten und gipfelt in dem Satze, daß nicht die physische Strafe dazu dienen kann, die öffentliche Ordnung gegen das Verbrechen zu bewahren, sondern daß es nur die moralische Wirkung der Strafe sein könne, welche bessernd wirke. Der bekannte Autor fordert demgemäß mehr Betonung der Moral und Humanität und weniger Schematisirung, mehr Individualisirung der Strafen und größere Freiheit für den Richter.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 11. Berlin, den 18. März 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kampf um die Heeresverstärkung. Von Miles. — Die Zunahme der Ehescheidungen und die Frauen-Emancipation. Von Eliza Ichenhaeuser. — Der Weltuntergang in der deutschen Mythologie. Von Paul Hermann. — **Literatur und Kunst.** Jens Peter Jacobsen. Von Gustav Gugitz. — Die geistigen Strömungen des Jahrhunderts und die Philosophie des Unbewußten. Von Professor Arthur Drews. — **Feuilleton.** Hier sollten Rosen stehen. Von Jens Jacobsen. — **Aus der Hauptstadt.** Cecil Rhodes. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der Kampf um die Heeresverstärkung.

Der Reichstag steht abermals im Begriff, einer starken Vermehrung des Heeres, der dritten innerhalb von zehn Jahren, zuzustimmen und mit der Bewilligung ihrer völligen Durchführung im Laufe von fünf Jahren sein Ausgabenbewilligungsrecht von Neuem einzuschränken. Da wir uns an dieser Stelle bereits gegen die meisten der in zweiter Lesung erörterten Forderungen und deren Zweckmäßigkeit ausgesprochen haben, so kommen wir Angesichts der Sachlage nicht mehr auf unsere militärische Kritik zurück. Nur einige allgemeine Rück- und Ausblicke also! — Besonders zu bedauern war es, daß der Kriegsminister nicht auf die in der Commission geforderte Darlegung der politischen Lage einging, denn eine Militär-Vorlage kann nicht aus rein militärischen Gründen, auf welche der Kriegsminister von oben herab verwiesen wurde, sondern sie muß ganz wesentlich auch unter den Gesichtspunkten der politischen Lage beurtheilt werden. Denn nicht nur die Stärke der wahrscheinlichen und möglichen Gegner, sowie die der vorhandenen eigenen Bundesgenossen, sondern auch wesentlich die politische Lage sind für die Bemessung der eigenen Wehrmacht von entscheidender Bedeutung. Namentlich hängt auch die Dringlichkeit von solchen Verstärkungsforderungen vom Charakter der politischen Gesammtlage ab, und die Geschichte der Staaten lehrt deutlich, daß alle in der Regel dann stärker rüsteten, wenn wirkliche ernste Conflicts- und Kriegsgefahr drohte, dann aber schwächer, wenn solche nicht zu befürchten oder vorhanden waren. Das: „Si vis pacem para bellum“ unterliegt eben auch seinen Modificationen, bedingt durch die jeweilige Situation. Die ist jedoch heute, in Anbetracht des Vorgehens Rußlands mit der Rüstungseinschränkungs-Conferenz, eine ausgesprochene friedliche, und wenn der Kriegsminister auf den Fanatismus hinwies, mit dem ein Krieg Frankreichs und Rußlands gegen uns französischerseits geführt werden würde, so liegt ein solcher Krieg heute auf nicht absehbare Zeit ganz außer dem Bereich aller Wahrscheinlichkeit.

Eine neue Heeresverstärkung Deutschlands aber wird zweifellos, wofür bereits Anzeichen auftreten, zur Folge haben, daß Frankreich und Rußland sie entsprechend beantworten, und daß sich die deutsche Militärverwaltung alsdann wieder aufgefordert sehen wird, den verloren gegangenen „Vorsprung“ durch neue Heeresforderungen wieder einzuholen. Somit verstärken wir bei dem jetzigen System unsere Wehrkraft nur relativ und lediglich auf Unkosten des Landes und nicht absolut, da die Nachbarn das Gleiche thun. Es erwächst uns daher kein absoluter Kraftzuwachs, sondern nur neue gewaltige Ausgaben und neue Beeinträchtigung der Pflege der bürgerlichen, culturellen und wirthschaftlichen Interessen des Landes. Die Ueberzeugung, daß wir uns damit in einem circulus vitiosus befinden, wird sich aber mit der Zeit im Lande, ungeachtet aller officiösen und ihnen anverwandter Beschönigungen, Bahn brechen, und der kleine Mann aller Parteien wird schließlich begreifen, daß wenn überhaupt Jemand, so nur die herrschenden Schichten der Bevölkerung und die Militär- und Flotteninduſtrie davon Vortheile ziehen. Ganz besonders mußte es in Anbetracht der von den Landwirthen beständig betonten Arbeiternoth auffallen, daß deren Partei für die abermalige Entziehung von 11000 Arbeitskräften vom Arbeitsmarkt eintrat, und nicht in der Thatsache, daß alljährlich bis jetzt 269000 und künftig 285200 Heeresersatzmannschaften dem Arbeitsmarkt entzogen werden sollen, die erste Ursache der Leutenoth erkennt und völlig ignorirt. Allein die dieser Haltung zu Grunde liegenden bekannten Motive bedürfen keines Commentars; sie dürften jedoch hinsichtlich der erstrebten Ziele einer Enttäuschung begegnen.

Die von Seiten der Regierung vorgebrachte Motivirung der abermaligen Verstärkung der Wehrmacht unterliegt unseres Dafürhaltens einem doppelten Fehler. Dem einen, daß man die qualitative Ueberlegenheit des deutschen Heeres über jedes andere, obgleich sie mit Recht und größtem Erfolge unausgesetzt als einer der wichtigsten Factoren zum Siege angestrebt und erreicht wird, nie den Auslandsheeren gegenüber in Rechnung stellt, während sie uns gerade gestatten würde, mit bis zu einer gewissen Grenze geringeren Mittelaufwendungen und Schonung der Steuer- und Wirthschaftserträge des Landes, für die Wehrmacht auszukommen. Dann ferner dem anderen Fehler, daß man sowohl den Werth der vorhandenen Bündnisse, wie namentlich auch die betonte gewaltige Wehrkraft der Nation, die heute ganz ebenso wie 1813 in ihr schlummert, unterschätzt. Statt dessen exemplisieirte die Militär-Verwaltung lediglich auf die Anzahl der Batterien und sonstigen Truppenkörper der Zweibundsmächte gegenüber denen des Dreibunds und verwies unter Anderem darauf, daß Italien nur 207, Oesterreich-Ungarn 254 und Deutschland 494 Batterien, Rußland dagegen 555 und Frankreich 505 Batterien besitze, der Dreibund also über 108 Batterien weniger als der Zweibund verfüge. Dabei wurde jedoch sowohl dem wichtigen Umstande, auf den man von fortschrittlicher Seite hinwies, nicht Rechnung getragen, daß Rußland

30 Batterien in Asien stehen hat, und Frankreich im Fall eines Krieges etwa 12 Batterien in Algier und Tunis lassen muß: Zahlen, die wir, beiläufig bemerkt, noch für zu gering gegriffen halten. Auch wäre zu bemerken, daß in den russischen 555 Batterien 41 Reserve-Batterien einbegriffen sind, die Rußland aus seiner Heeresreserve in Anbetracht seiner schwierigen Mobilmachungsverhältnisse schon im Frieden aufzustellen genöthigt ist, und die daher als ein Plus seinen Kriegsformationen abgehen und denen die entsprechende Anzahl unserer alsdann zu formirenden Reserve-Batterien gegenüber zu stellen ist. Summirt man daher die 30 Batterien in Asien und die 41 Reserve-Batterien, so erhält man einen bei einem Vergleich in Betracht kommenden Stand von 484 russischen Batterien gegenüber 494 deutschen. Dabei hat Rußland seinen ungeheuren asiatischen Besitz und Frankreich denjenigen Algiers und Tunis zu sichern, was der Kriegsminister gar nicht in Anrechnung brachte. Schon Fürst Bismarck hat seiner Zeit darauf hingewiesen, daß Deutschland nicht im Interesse der übrigen Dreibundsmächte eine unverhältnißmäßig starke Rüstung übernehmen und tragen könne.

Man könnte einwerfen, daß wir ja wirthschaftlich prosperiren und Handel und Verkehr in gewaltigem Aufschwung begriffen sind; allein dies würde in noch weit höherem Maaße der Fall sein, wenn wir dem Lande weniger Arbeitskräfte entzögen und anstatt nahezu die Hälfte der Einnahmen des Reichs auf die Wehrmacht zu verwenden, einen weit beträchtlicheren Theil als bisher auf die Förderung seiner culturellen und wirthschaftlichen Interessen verwendeten und dadurch sehr rasch die Einnahmen derart steigern würden, daß die Ausgaben für die Wehrmacht weit weniger drückend empfunden werden könnten. Man klagt über das Fortschreiten der Socialdemokratie und kann sich nicht darüber wundern, wenn seit 1872 über 15 Milliarden allein für die Wehrmacht verausgabt wurden, während voraussichtlich eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Millionen genügt hätte, die Lage der arbeitenden Classen in ihnen weit sichtbarerer Weise als bisher zu verbessern, z. B. durch Fortfall des Schulgeldes und der Krankencassen-Abzüge, Unterstützung bei unverschuldeter Arbeitslosigkeit nach beendeter Krankheit, Erziehung und Ausbildung der besonders befähigten Söhne der Arbeiter auf Staatskosten, Erhöhung der Unfallpensionen und Zahlung der Alterspension mit dem 55. oder 60. Jahre, Beschaffung billiger Arbeiterwohnungen, Errichtung von Arbeitsnachweisestellen ꝛc., wodurch man die Gründe zur Unzufriedenheit sehr erheblich gemindert hätte und den Arbeiterfamilien nicht alljährlich die gewaltige auf sie ganz überwiegend entfallende Quote der 269 000 Mann Heeresersatz entzöge.

Man führt die Nothwendigkeit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bis fast auf den letzten diensttauglichen Mann, als einer Schule der Wehr- und Mannhaftigkeit der Nation an; allein sehr viele kriegerische und tüchtige Völker aller Zeiten haben die allgemeine Wehrpflicht nicht gekannt, und noch heute kennt das die halbe Welt beherrschende Großbritannien dieselbe nicht. Man kann aber nicht behaupten, daß die Wehrhaftigkeit der englischen Nation darunter thatsächlich nachweisbar gelitten hätte. Heute aber scheint in den leitenden Kreisen nicht der Grundsatz zu gelten, mit möglichst geringem Aufwande der Steuern und Wirthschafts-Erträge des Landes dessen Rüstung zu bestreiten, sondern fast der umgekehrte. So lange sich der Reichstag nicht dazu entschließt, ähnlich wie dies in anderen Staaten geschah, ein Pauschquantum von, sagen wir etwa 706 Millionen der Reichsregierung zu bewilligen mit der Mahnung, „Richte dich damit ein", und so lange er nicht künftige starke Militärforderungen gleich beim ersten Erscheinen im Plenum ablehnt, ohne sie erst an eine Commission zu verweisen, so lange werden die Rüstungsfortschritte der übrigen Mächte als das Schreckmittel zur Durchbringung neuer Forderungen benutzt werden.

Die Frage der Heeresstärke ist aber zugleich eine eminente innere Machtfrage, und die herrschenden Kreise sind in vielen hier nicht zu erörternden Richtungen an ihr interessirt. Ganz unwillkürlich muß der Wunsch strebsamer Militärs, in leitenden Stellungen Verbesserungen im Heerwesen und selbst eine ideale Gestaltung desselben hervorzurufen, mit dem Wunsche, die Interessen der zahlreichen des Vorwärtskommens harrenden Militärkreise zu befriedigen, Hand in Hand gehen. Darunter leiden jedoch die bürgerlichen Interessen empfindlich. Wie die Dinge heute liegen, hat das Land sogar eventuell noch auf eine theilweise Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit, d. h. etwa 12—15 Capitulanten per Compagnie der Fußtruppen zu rechnen, und die Rückkehr zur früheren dreijährigen Dienstzeit sollte bereits als Pressionsmittel für das Durchbringen der neuen Forderungen dienen. Ueberdies hat sich die Militär-Verwaltung sowohl in organisatorischen Fragen, wie in denen der erforderlichen Mittel in den letzten Jahren mehrfach sehr stark geirrt und verrechnet, so daß spätere Neuforderungen und neue Organisations-Aenderungen sowie ein kommender Nachtrags-Etat keineswegs ausgeschlossen sind.

Für eine neue Ausgestaltung des Befestigungssystems wurden abermals 50 Millionen verlangt, obgleich das Reich ganz ebenso wie dies Preußen stets that, seine künftigen Kriege grundsätzlich offensiv führen wird. Wenn einer Forderung aber entgegenzutreten war, so war es diese. Denn zum Kampf um unsere Festungen läßt es die Ueberlegenheit unseres Heeres und seine gewaltige Offensivbereitschaft und traditionelle offensive Kriegführung gar nicht kommen. Es ist zu bedauern, daß im Reichstage kein Fachmann dasjenige vertrat, was sich militärisch gegen die Forderungen der Militär-Verwaltung einwenden ließ. Unter dem neu documentirten Ueberwuchern des Militarismus leiden aber nicht nur die culturellen und wirthschaftlichen Aufgaben, sondern auch die mit großem Eclat in Scene gesetzte maritime und coloniale Entwickelung, der dadurch jedenfalls nicht nur nützliche Arbeitskräfte, sondern auch sehr bedeutende auf sie zu verwendende Mittel entzogen werden, und man kann heute im Deutschen Reiche fast mit Fug und Recht sagen, daß das Land nicht eine Armee, sondern die Armee das Land besitzt.

Miles.

Die Zunahme der Ehescheidungen und die Frauen-Emancipation.

Von Eliza Ichenhaeuser.

Der Freiheit eine Gasse, scheint die Ehescheidung unserem Jahrhundert zuzurufen und eilt mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von Ort zu Ort, von Land zu Land, immer weitere Kreise mit sich fortreißend, immer wachsend und wachsend. Auf je 100 000 bestehende Ehen entfielen im Durchschnitte jährlich Ehelösungen durch Scheidung oder Trennung:

Staat	1871/75	1876/80	1881/85	1886/90
Oesterreich	.	.	19,4	19,7
Ungarn	.	31,6	30,4	30,5
Rumänien	32,7	37,3	52,3	73,1
Italien	13,0	11,8	11,3	10,6
Schweiz	.	257,1	225,3	208,8
Frankreich	27,0	33,9	75,9	80,9
England mit Wales	4,4	6,5	7,4	7,0
Schottland	6,9	12,3	13,0	16,7
Irland	0,3	0,6	0,4	1,1
Belgien	19,3	25,5	31,9	43,0
Niederlande	25,3	32,0	41,2	64,7
Dänemark	158,9	184,0	.	.
Norwegen	11,2	13,9	12,1	19,3
Schweden	25,0	28,5	28,6	31,6
Finnland	.	16,1	7,8	10,0

In Deutschland wurden von 100 000 Ehen während des Jahrfünftes 1881/85 jährlich 69,1 und während des Jahrfünftes 1886/90 jährlich 77,6 geschieden. In Preußen und Waldeck allein sind die Ehescheidungen jedoch von 50,19 im Jahre 1881 auf 101,97 im Jahre 1896 gestiegen. In sechzehn Jahren hat sich also die Häufigkeit der Ehescheidungen mehr als verdoppelt. Ziehen wir zum Vergleiche die Großstädte heran, so finden wir, daß in Berlin von 100 000 Ehen im Lustrum 1886/90, 302,4 und in den Jahren 1891/95, 333,0 jährlich geschieden wurden. In Hamburg ist die Zunahme der Ehescheidungen eine noch größere als in Berlin; dort sind von 100 000 Ehen im Jahrfünft 1881/85 jährlich 242,4 und im Jahrfünft 1886/90 jährlich 304,2 geschieden worden. Auch in den anderen Staaten ist, wie die nachfolgende Tabelle zeigt, sowohl die Anzahl an sich als auch die Zunahme der Ehescheidungen eine weit größere als in den resp. Ländern durchschnittlich:

	1871/75	1876/80	1881/85	1886/90
in Wien	155,0	165,4	162,7	190,2
in Budapest	.	35,8	34,2	45,2
im Seinedepartement	91,0	124,3	266,8	362,0
in Paris, nur Scheidungen	.	.	136,4	208,2
in Antwerpen	24,3	33,3	45,3	62,3
in Kopenhagen	546,3	587,8	570,6	572,4
in Christiania	.	.	122,7	198,1
in Stockholm	203,3	261,0	232,2	228,7

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika haben die Ehescheidungen in den zwanzig Jahren von 1870—1890 eine ungefähr dreimal so starke Zunahme als die Bevölkerung erfahren, in den westlichen Staaten der Union sogar eine viermal so große. Dabei ist die Ehelösung in Amerika nicht so leicht wie gemeinhin angenommen wird. Die meisten nordamerikanischen Staaten verlangen vor allen Dingen einen längeren Aufenthalt in ihrem Staate, so verlangen Massachusetts und Connecticut z. B. einen fünfjährigen Aufenthalt, wenn beide Theile schon zur Zeit der Eheschließung in diesem Staate wohnten, einen dreijährigen, Florida, Maryland, North-Carolina, Rhode-Island und Tennessee verlangen einen zweijährigen Aufenthalt, die meisten Anderen stellen einen einjährigen oder mindestens halbjährigen Aufenthalt zur Bedingung und nur Dakota begnügt sich mit einem neunzigtägigen Aufenthalt. Aus diesem Grunde und weil Dakota während mehrerer Jahre die Gesetzesparagraphen etwas leichtsinnig handhabte, wurde dieser Staat zum Ziele aller eheverdrossenen amerikanischen Paare und Dakota erlangte hierdurch eine etwas zweifelhafte Berühmtheit. Ein Corridor in einem der Haupthôtels daselbst wurde die „Scheidungsstraße" getauft und gar Mancher und Manche wurden hier von ihrem Uebel erlöst. Es ist also zweifellos und durch die Statistik bewiesen, daß die Ehescheidung, die früher als ganz exceptionelles und ebenso sensationelles Ereigniß betrachtet wurde, heute ganz alltäglich geworden ist, eine feststehende Einrichtung, von der ebenso gut und ebenso häufig Gebrauch gemacht wird wie von jeder anderen gesetzlichen Institution.

Schwärmer der guten alten Zeit werden hier gern die Gelegenheit ergreifen, ihren alten Refrain vorzubringen, um gegen die verdorbene, abscheuliche Gegenwart loszuziehen, sie werden in der colossalen Zunahme der Eheschließungen einen Beweis für die zunehmende Unsittlichkeit und Haltlosigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände sehen und Rückkehr zu den alten Gewohnheiten und Sitten predigen. Ich gestatte mir anderer Ansicht zu sein. Ich glaube nicht, daß die Zunahme der Ehescheidungen auf eine Zunahme der Unsittlichkeit zurückzuführen ist, sondern betrachte sie im Gegentheil als eine Erfüllung einer Sittlichkeitsforderung. Ich glaube nicht, daß sie eine Begleiterscheinung haltloser Zustände ist, sondern vielmehr ein Beweis sich festigenden moralischen Empfindens, ein Beweis der zunehmenden Selbstständigkeit. Die Ursachen, die den Ehescheidungen zu Grunde liegen, haben sich keinesfalls gemehrt. Mißhandlungen, Ehebruch, böswillige Verlassung, Trunksucht, Grausamkeit und all' die anderen häßlichen Dinge, die als Ehescheidungsgründe anerkannt werden, sie haben immer schon existirt, fast eben in dem Maaße wie heute. Aber Diejenigen, die in erster Reihe darunter zu leiden hatten, die wahllos Alles über sich ergehen lassen zu müssen vermeinten, weil sie in ihrer wirthschaftlichen Existenz ausschließlich von ihren Peinigern, weil sie in ihrer socialen Existenz von der öffentlichen Meinung, die von ihren Peinigern gebildet wurde, abhingen, die Frauen haben sich auf sich selbst, auf ihre Menschen- und Frauenwürde besonnen und schütteln das ihnen auferlegte Joch energisch ab. Sie wollen ihre Menschenwürde nicht mehr mit Füßen getreten sehen und ihre wirthschaftliche Emancipation ermöglichte ihnen auch die sociale und moralische. Der Procentsatz der von Frauen eingereichten Ehescheidungsklagen wird auf ca. 80 vom Hundert geschätzt. Diese Annahme allein spricht Bände und beweist, daß in mindestens Dreiviertel aller Scheidungsprocessen die Frau der klagende, weil beleidigte Theil ist. Wenn man in Erwägung zieht, wie viel Energie es Seitens einer Frau zu dem entscheidenden Schritt der Einreichung einer Scheidungsklage bedarf und welche verhängnißvolle Consequenzen ein solcher Schritt für sie im Gefolge hat, dann kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Ehe für sie unerträgliche Schrecknisse bergen muß. Aus diesem Grunde kann ich in der Zunahme der Ehescheidungen nur die Erfüllung einer sittlichen Forderung sehen, die verlangt, daß Bündnisse, die den wahren Charakter einer Ehe verlassen haben, die den einen Theil der Ehegatten zu einem willen- und wesenlosen Sclaven, zu einem Menschen zweiter Ordnung herunterdrücken, der ein moralisches Empfinden nicht kennen darf, gelöst werden müssen.

War es nicht von der höchsten Unsittlichkeit, wenn eine Frau bei ihrem Manne, der sie mißhandelte, der sie mißachtete und den sie in ihrem tiefsten Innern hassen mußte, nur deßhalb blieb, weil er ihr Ernährer war, weil er widerwillig das bißchen Brod, das sie zum Leben brauchte, hinwarf? Mußte der Charakter der Frau durch die Heuchelei, die ihr dadurch auferlegt ward, durch die Ausrottung jedes selbstständigen Empfindens und Denkens, nicht von Grund aus verdorben werden und konnte in solchen Ehen auf einen guten moralischen Einfluß der Eltern auf die Erziehung der Kinder gerechnet werden? War es nicht eine vollständige Verkennung von Moral und Sittlichkeit, wenn die Gesellschaft, die sogenannte Welt solche Ehen tolerirte und diejenigen Frauen, die den Muth hatten, sie von sich zu werfen, in Acht und Bann erklärte? Es war eine der zahllosen Ungerechtigkeiten, die dem weiblichen Geschlecht gegenüber begangen wurden, und als die Frauen sich endlich aus den Vorurtheilen, mit denen man sie netzartig umstrickt hatte und die sie ewig gefangen halten sollten, durchzuarbeiten begannen, da benutzten sie die gewonnene Freiheit, um das Unerträglichste, die unmoralische, unnatürliche Ehe, die ihre Menschenwürde zu untergraben drohte, abzuschütteln. Immer noch bedarf es für eine Frau großen Muthes einerseits und ebenso großer Entsagungsfähigkeit andererseits, um sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Ihre Welt ist stets geneigt, die Schuld bei ihr zu suchen, und erst, wenn die qualvolle Procedur des Processes ihre vollständige Unschuld ergeben hat, drücken Kunzens und Müllers ihr wieder freundschaftlichst die Hand. Ihre wirthschaftliche Existenz muß sie, wenn sie nicht zufällig Vermögen hat, von Grund aus neu aufbauen, denn in den meisten Fällen ist sie zu einem Beruf überhaupt nicht erzogen und wenn dies zufälliger Weise der Fall war, so hat sie ihn wegen ihrer Heirath aufgegeben und muß nun von vorn anfangen. Auf Rosen ist die geschiedene Frau also auch heute noch nicht gebettet und es müssen ganz unerträgliche Fesseln sein, wenn sie an ihre Lösung schreitet.

Aber daß sie diese Möglichkeit hat, daß sie sich um des Brodes Willen nicht mehr zu prostituiren braucht, daß das völlig ungerechtfertigte Vorurtheil gegen die geschiedene Frau im Schwinden begriffen ist, das erachte ich für einen großen Fortschritt. Und meiner Ansicht nach wird dieser Umstand sehr erzieherisch auf die Ehegatten wirken und eine Umgestaltung, eine Besserung der Ehe herbeiführen. Der Ehemann wird seine Frau, die seine unwürdige Behandlung, seine niedrigen Zumuthungen in bestimmter Form zurückweisen wird, die fest entschlossen ist, entweder eine würdige Ehe zu erzwingen oder auf sie zu verzichten, achten und auf diese Weise das, nächst der Liebe zu einer harmonischen Ehe nöthigste Element, finden.

Eine Probe auf dieses Exempel liefert Wyoming, bekanntlich der erste Staat der Union, der den Frauen das volle Wahlrecht ertheilt hat. Da es jetzt dreißig Jahre werden, daß nun die Frauen Wyomings für voll genommen werden (sie erhielten das Stimmrecht 1869), so hat man über die Wirkungen ihrer Gleichberechtigung bereits weitgehende Beobachtungen und Feststellungen machen können. In Bezug auf die Ehescheidung ergeben sie sich wie folgt: Nach dem Census der Vereinigten Staaten haben in demselben die Ehescheidungen ungefähr dreimal so stark zugenommen, als die Bevölkerung. In der Gruppe der westlichen Staaten, mit Ausnahme Wyomings, sogar viermal so stark. In Wyoming hingegen war die Zunahme der Ehescheidungen nur halb so stark wie die der Bevölkerung. Dabei ist die Ehescheidung daselbst nicht schwieriger wie in den anderen westlichen Staaten Amerikas zu erlangen. Es ist also ein verheißungsvoller Blick in die Zukunft, den Wyoming gewährt und der uns zeigt, daß die durch die beginnende Freiheit der Frau erfolgende Zunahme der Ehescheidungen nur ein Uebergangsstadium ist, daß die erfolgte Freiheit der Frau hingegen zu einem idealen Zustand, zu dem der Gleichberechtigung in der Ehe und dadurch auch zu einer Stabilität der Ehe führt.

Der Weltuntergang in der deutschen Mythologie.

Von Paul Hermann.*)

Die mythenbildende Kraft der Völker umspannt die ganze Welt, von ihrer nächsten Umgebung an bis hinauf zum Sternzelte. Besonders zwei Gruppen dieser mythologischen Naturauffassung lassen sich unterscheiden, kosmogonische Sagen, die sich mit dem Entstehen der Welt, des Himmels und der Erde beschäftigen, und theogonische, die den Ursprung und die Entwickelung der Götter behandeln. Auf diesem volksthümlichen Grunde kann die Naturphilosophie der Denker und Weisen aufbauen; die Antwort aber, die das Volk suchte, konnte es nur auf religiös-poetischem Wege durch Mythen geben. Die Fragen über die in der Natur wirkenden Kräfte, nach dem Grunde der Bewegung der Himmelkörper, des Wechsels von Licht und Finsterniß, Tag und Nacht, Sommer und Winter, über die Entstehung der Welt, der Götter und Menschen kehren bei allen Völkern wieder. Auch die Deutschen haben eine Kosmogonie gehabt oder wenigstens einzelne kosmogonische Gedanken entwickelt; aber ein kunstvoll zusammengesetztes System läßt sich bei ihnen nicht nachweisen.

Der Tageslauf ist das Vorbild für den Jahreslauf, der Tageszeitenmythus wird zum Jahreszeitenmythus. Jahr um Jahr muß der leuchtende Sonnen- und Jahresgott in die Verbannung, in die Knechtschaft, in den Tod ziehen, Jahr um Jahr wiederholt sich der Zauberschlaf der mütterlichen Erde. Das strauchelnde Pferd des Lichtgottes Balder weist auf den drohenden Untergang hin, der seinem Reiter bevorsteht. Schwertgerüstet stehen sich der Gott des Lichtes und der Gott der Finsterniß gegenüber, Beide tödten einander mit gewechselten Waffen. Der Mythus von Frija und ihrem Halsbande bewahrt ein wichtiges Stück des eigenthümlich deutschen Weltuntergangsmythus. Der Dioskurenmythus umfaßt den Verlauf eines ganzen Tages, vom Aufdämmern des Zwielichtes an bis zum Hereinbrechen der dunkeln Nacht. Das vom Tage und Jahre gewonnene Bild ward zu einem umfassenden Weltenbilde erweitert, das mit dem Aufhören alles Wechsels, mit dem Vergehen aller Gegensätze abschloß.

Derselbe Fatalismus, der die germanischen Krieger jauchzend in das Wetter der Speere trieb, der den Loosorakeln im häuslichen Leben wie im öffentlichen Cultus eine solche Bedeutung beimaß, dehnte mit unheimlicher Consequenz seine Anschauungen auch auf die Götter aus und faßte scharf und deutlich auch das letzte Schicksal der Welt und der Götter und die letzte Zukunft in's Auge. Wie der deutsche Mann kämpft und ringt und sich der Feinde erwehrt, so sind auch seine Götter in endlosem Streite gegen die finsteren Mächte begriffen. Bei den Griechen lag der siegreiche Kampf der Olympier gegen die Titanen weit, weit in der Vergangenheit, der Germane dachte sich den letzten Kampf seiner Götter in der Zukunft, und nicht die Götter behaupten die Walstatt, sondern ihre Gegner. Und diese Anschauung von dem künftigen Weltuntergange kann in der germanischen Welt nur in Form einer Verkündigung und Prophezeiung verbreitet gewesen sein; weise Frauen vor Allem und tiefsinnige Dichter werden sich von Anfang an ihrer angenommen und sie in Zusammenhang mit der Entstehung der Welt besungen haben. Es ist eine erschütternde Tragik ohne Gleichen, daß ein Volk seine Götter verdammt, die es nach seinem Bilde geschaffen und zu seinen Idealen erhoben hatte, weil sie ihm nicht mehr genügten. So lange die gegenwärtigen Zeitläufte bestehen, so lange wird Unrecht auf der Erde wie im Himmel geschehen; auf der Idee der Sühnung beruht die germanische Vorstellung des Weltunterganges.

Schöpfungsgeschichten haben auch die anderen Völker, aber nur deutscher Tiefsinn ahnte das Schicksal der Welt voraus, wie es in geläuterter und doch ähnlicher Gestalt das Christenthum später verkündete. Denn mit der Vernichtung aller Dinge konnte das gewaltige Drama nicht abschließen, das uranfängliche Nichts konnte unmöglich wiederkehren. Schon bei den Germanen des Ariovist ist die Stärke des deutschen Unsterblichkeitsglaubens bezeugt; muthig und verwegen, die Wunden verachtend, gingen sie in den Tod, weil sie wußten, daß sie bei ihrem kriegerischen Himmelsgotte wieder auflebten. Der Glaube an eine Wiedergeburt war allgemein verbreitet: die Seele eines Verstorbenen konnte in einem neugeborenen Kinde wieder erscheinen. Wie jedem Tode neues Leben, folgt jeder Nacht neues Licht. Die Gewißheit des wiederkehrenden Lebens und Lichtes, die Zuversicht auf persönliche Fortdauer macht wahrscheinlich, daß nicht nur die Nord-, sondern auch die Südgermanen mit gleicher Sicherheit auf eine Erneuerung der Welt rechneten, und zwar stellten sie sich diese als eine Welt vor, die keine Finsterniß und keinen Tod mehr kennt, in der ewiger Friede herrscht. Die tiefe Sehnsucht der Germanen nach einer reinen Friedenswelt bezeugt der Name Siegfried, der durch den Sieg Frieden bringt. Dem Christenthum war durch sie der beste Boden vorbereitet. Das Christenthum konnte mit der frohen Botschaft auftreten, der entzweiten Welt den ersehnten Frieden sogleich zu bringen. Eine Anknüpfung an die heidnischen

*) Aus der bei Wilhelm Engelmann in Leipzig demnächst erscheinenden „Deutschen Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Hermann", dem wohlgelungenen ersten Versuch einer Schilderung der übersinnlichen Vorstellungen der festländischen Germanen, ohne Rücksicht auf die Mythologie der Nordgermanen. Wir können unseren Lesern dieses durch schöne Darstellung ausgezeichnete und doch wissenschaftliche Buch von den übersinnlichen Vorstellungen unserer Vorfahren warm empfehlen. Die Redaction.

Anschauungen und deren Läuterung, ein Weg innerer Bekehrung war damit gegeben, den einzuschlagen die Missionare nicht von sich weisen durften.

Die Anfrage des Bonifatius an Daniel und dessen sorgsames Eingehen auf heidnische Vorstellungen machen die Annahme wahrscheinlich, daß wenigstens die edelsten unter den Bekehrern sich mit den tiefsten Regungen der heidnischen Deutschen bekannt gemacht haben.

Die Vorstellung, daß Feuer und Lohe dereinst die Welt zerstören werde, ist uralt; sie muß entstanden sein, als noch die Kelten die unmittelbaren Nachbarn der Germanen waren. Denn Strabo oder wohl schon Poseidonios weiß von den Galliern, daß nach ihrer Vorstellung einmal Feuer und Wasser die Oberhand bekommen würden. Da das den Weltuntergang durch Feuer bedeutende Wort durchaus germanisches Gepräge hat, ist es möglich, daß die Kelten diesen Glauben den Germanen entlehnt haben, sein hohes Alter ist dadurch gesichert. Dieses Wort heißt bei den Bayern im 8., 9. Jahrhundert mûspilli, bei den Sachsen mûdspelli, bei den Nordgermanen múspell. Im Heliand heißt es vom jüngsten Gericht: Mûdspelles Macht fährt über die Menschen, Mûtspelli kommt in düsterer Nacht. Der biblische Weltuntergang trägt also heidnischen Namen. In dem bayerischen Gedichte ‚Muspilli' heißt es: „Das hört ich sagen die weisesten Männer, daß der Antichrist wird mit Elias streiten. Wenn der Uebelthäter [der Teufel] sich gewappnet hat, hebt an der Kampf. Die Kämpfer sind so tapfer, der Streit ist so groß. Elias streitet um das ewige Leben; er will den Frommen das Himmelreich sichern, und darum hilft ihm, der des Himmels waltet. Den beiden himmlischen Kämpfern Elias und Gott entspricht auf der feindlichen Seite der Antichrist und der Altfeind, der Satanas, der den Gott des Himmels besiegen will. Der Antichrist wird auf der Kampfstätte verwundet niederfallen und sieglos sein auf der Kriegsfahrt. Doch sind viele andere Gottesmänner auch der Ansicht, daß vielmehr Elias in dem Kampfe verwundet werde. Wenn das Blut des Elias auf die Erde träufelt, so entbrennen die Berge: Kein Baum bleibt mehr stehen auf der Erde, die Flüsse vertrocknen, das Meer verzehrt sich, es schwelt in Lohe der Himmel; der Mond fällt, Mittelgart brennt, kein Stein bleibt stehen. Dann fährt der Gerichtstag in's Land, er fährt daher mit dem Feuer, die Menschen heimzusuchen: dann kann kein Verwandter dem Anderen vor dem Mûspilli helfen. Wenn dann die breite Rasenfläche ganz verbrennt und Feuer und Wind sie ganz wegfegen, wo ist dann die Feldmark, um die man immer mit seinen Verwandten Streit führte?"

Dem Dichter schweben deutlich noch Züge des heidnischen Weltunterganges vor. Nicht nur die Wörter Mittilagart und Muspilli sind heidnisch, sondern das Betonen der Vernichtung durch die Flamme, der Umstand, daß durch das zur Erde triefende Blut des todtwunden Elias alle Berge auflodern, daß der Mond herabstürzt und das Meer sich aufzehrt, ist biblischer Anschauung fremd und durchaus heidnisch. Ganz ebenso heißt es in der Edda: „Die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer, vom Himmel fallen die heitern Sterne; Dampf tost und Feuer, zum Himmel leckt die heiße Lohe", und ein Volkslied lautet:

„Wenn der jüngste Tag wird werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich der Bäume Spitzen,
Da die lieben Waldvöglein sitzen."

Vor der Weltzerstörung nimmt das Muspilli den Untergang der Götter an; welcher, ist natürlich aus der Wiedergabe durch Gott und Elias, Antichrist und Satanas nicht zu erkennen. Doch die deutsche Mythologie kannte am Ende der Tage den gleichzeitigen Untergang des Tius und des Gottes der Finsterniß, etwa wie im Muspilli der Tod des Elias und des Antichrist zusammenfallen, und das tragische Schicksal der Dioskuren. In der Urzeit kann Wodan in diesem Mythus noch keine Rolle gespielt haben, und wenn die nordische religiöse Dichtung außer von Baldrs und Thors Tode auch von Odins Tod berichtet, so ist vielleicht Odin an Tius Stelle getreten.

Der zweite Theil des Compositiums Mudspelli bedeutet Zersplitterung oder Vernichtung. Mit „der mott" bezeichnet man noch heute in der Schweiz und im Elsaß das Ergebniß der Verbrennung von Rasen, Stoppeln und Gesträuch, wie sie im Herbste zur Düngung auf den Feldern stattfindet. Solche Feuer heißen noch heute Mott-, Muttfeuer. Mott bedeutet Kehricht oder Rasen, den man verbrennt, verbrannte Stoppeln und Stauden. In der Urzeit wurden zur Düngung der Felder Rasenstücke ausgehoben, wie sie nach der Brache vorhanden waren, dann mit den trocknen Stauden und Gesträuchen verbrannt und die Asche verstreut. Die Vegetation bot dem Feuer den eigentlichen Nährstoff. Auch im Muspilli entbrennen zuerst die Berge und die Bäume und dann die weite Rasenfläche, während das Sumpfland nicht mitbrennt, sondern nur sein Wasser verliert. Der Heide- und Waldbrand also, wie er sich aus den Feuern bei der Felddüngung leicht und oft entwickeln mochte, gab Anlaß zu der allgemein verbreiteten Vorstellung vom Weltende.

Spuren dieses Mythus finden sich auch in der vor kurzem wiedergefundenen altsächsischen Genesis. Fünfzehn Verse geben die zwei Verse aus 1. Mose wieder:

„Der Tag brach an.
Da erhob sich gewaltig Getöse und drang bis zum Himmel,
Ein Brechen und Bersten; der Burgen jegliche
Füllte mit Rauch sich; vom Himmel fiel
Unendliches Feuer; die Todtgeweihten ächzten,
Die leidigen Leute: die Lohe ergriff
All' die breiten Burgsitze; Alles zusammen brannte,
Stein und Erde, und mancher streitbare Mann
Kam um und sank hin: brennender Schwefel
Wallte durch die Wohnstätten, die Uebelthäter erlitten
Lohn für ihre Leidthat. Das Land sank hinein,
Die Erde in den Abgrund; ganz Sodomreich
Ward vernichtet, so daß nichts mehr davon übrig ist,
Und so in das todte Meer verwandelt,
Wie es noch heute steht, mit Fluthen erfüllt."

Die alten Vorstellungen vom Weltuntergange und von der Welterneuerung lebten noch während des Mittelalters fort und haben sich im Glauben des Volkes bis heute erhalten. Sobald die aus der Fremde eingeführte Sage von einem apokalyptischen Friedenskaiser in Deutschland anfing bekannt zu werden und sich auf Kaiser Friedrich oder Karl den Großen die Hoffnung übertragen hatte, er werde vor dem Ende aller Dinge noch einmal zum Heile seines Volkes wiederkehren, mußte die Kaisersage mit volksthümlichen und mythologischen Elementen ausgeschmückt werden. Denn Fremdes, Unverständliches kann nur dann Volkssage werden, wenn es mit verwandten heimischen Anschauungen zusammentrifft und verschmilzt. Der oberste Gott, als der Wodan galt, war in den Berg gezogen. Waffen, Harnische und Schwerter schmückten seine unterirdische Halle. Kaiser Friedrich im Kyffhäuser war an Wodans Stelle getreten, und die gleiche Verschmelzung des apokalyptischen Kaisers mit dem höchsten Gotte des deutschen Heidenthums fand am Untersberg und in Kaiserslautern statt. Auf dem Walserfelde bei Salzburg oder auf dem Kirchhofe zu Nortorf in Holstein wird die letzte Schlacht geschlagen. Der Antichrist erscheint, die Posaunen ertönen, der jüngste Tag ist angebrochen. Das Walserfeld hat einen dürren Baum, wie der Kirchhof zu Nortorf einen Hollunder. Auch sonst weiß die Volkssage am Untersberge, am Kyffhäuser und an anderen Orten, daß die letzte Schlacht um einen Baum entbrennt, um eine Esche, Birke, Linde oder einen Dornstrauch. Wenn der Baum zu grünen beginnt, naht die schreckliche Schlacht, und wenn er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann hängt Kaiser Friedrich seinen Schild an den Baum, Alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, da

werden die bösen Menschen von den guten erschlagen. Der dürre Baum, d. h. das Kreuz des Erlösers, an dessen Fuße der Kaiser zum Zeichen des Verzichtes auf sein Reich Scepter und Krone nach der orientalischen Sage niederlegen sollte, nahm immer mehr den Charakter des aus den verdorrten Wurzeln neu ausschlagenden Weltbaumes an, und das Aufhängen des Schildes bedeutet nicht mehr einen Verzicht auf die Krone, sondern einen entscheidenden Herrscheract, sei es als allgemeines Friedenswirken, sei es als Aufgebot des Volkes zu Thing- und Heerfahrt. Der Kampf um das heilige Land wurde zur letzten Schlacht der Götter und ihrer Widersacher, und seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu einem blutigen, aber siegreichen Kampfe für ein großes einiges, ein deutsches Vaterland.

Literatur und Kunst.

Jens Peter Jacobsen.

Von Gustav Gugitz.

In derselben Zeit, da sich in der deutschen Literatur während der siebziger Jahre ein immer grauenhafteres Epigonenthum ausbreitete und jede Kunst nur von der ethischen Seite genommen werden durfte, sie, die ewig sinnliche sich den „Moralgesetzen" unterordnen sollte und dabei immer kümmerlicher wurde, fing oben in Skandinavien ein anderes neues Leben für sie an. Abgeschlossen geradezu von dem übrigen Festland, ohne irgend eine große lähmende Vergangenheit, von deren Schätzen man zehrt und leicht zum Müßiggang kommt, verschont auch daher von jedem ataviſtischen Rückfall konnte die skandinavische Literatur von der Wurzel aus neu sich aufbauen, ganz aus dem Wesen des Landes herauswachsen und so auch für dieses typischer werden als manche andere Literatur für das ihre. Sie war zunächst eine Kampfliteratur, dies lag in den politischen Verhältnissen. Sociale Momente nämentlich spielten vielfach hinein und die Emancipation des Weibes, die im Norden in einem viel größeren und zugleich unangenehmeren Maaßstab sich äußerte, ließ einen starken Eindruck zurück. Aber diese Literatur, die mehr Mittel zum Zweck war, bildete zunächst nur den Anstoß zu einer Befreiung, zu einer wirklich nationalen Literatur, die unter dem dumpfen Gähren der nordischen Gesellschaft sich anbahnte. Dichter und Politiker waren oft eins, aber die Muse manches Poeten hielt dem Tageslärm und den Tagesanschauungen doch nicht auf die Dauer Stand, sie floh in die ihr eigenen Gebiete, die ihr Niemand von dieser Welt streitig machen konnte.

So war es auch mit der Muse des Dänen Jens Peter Jacobsen. Man muß wohl verstehen, daß er in eine trübe Zeit seines Vaterlandes hineingeboren wurde, in eine Zeit, wo man goldene Berge versprochen hatte und zuletzt mit einem Stück trockenen Brodes sich begnügen mußte, es waren die Tage des Bankerottes nationaler Phrasen, Dänemarks Glück und Ende im Jahre 1864. Der Jüngling Jacobsen, der in dem Rausch versprochener Herrlichkeiten, in diesem Alter auch Ideale genannt, lebte, vielleicht in der starken Stimmung von Festen, Reden und anderen nationalen Stimulantien sein Leben mitplante und zur Größe führen wollte, mußte in einer katzenjämmerlichen Leerheit aufwachen. Da ging zum erstenmal ein schmerzlicher Sprung durch seine Seele, der ihm seine durch alle Werke leise sich durchziehende Ironie brachte, da schuf er sich, da die folgende Zeit öde und fruchtlos war, das leuchtende Jünglingswort: Sehnsucht. Jacobsen war keine äußerliche Kämpfernatur, wie sehr er auch darnach verlangte. Schon sein Studium der Botanik zeigt an, daß er sich nicht mehr eine Welt in großen Linien schaffen wollte, dafür eine, die ganz in die Tiefe und Feinheit der Seele ging, eine zarte Blume, die nur der Stengel hindert, wie ein bunter Schmetterling in ein anderes Land der Sehnsucht hinzufliegen. Er verschlug sich mit seinem Leben in das Detail, wie mit seinen Studien, er wurde Specialist, so recht wie ein jedes Kind vom Ende des Jahrhunderts, das den letzten alten Renaissancezug in's Universelle nervös zerstückeln mußte mit der neuen Lust, die Seele zu complíciren. Mit feinen Fingern die Staubgefäße zählen, wie mit noch sensibleren Sinnen den Rührungen der Seele zu lauschen, das war Jacobsen's Flucht von der Zeit, die er aber unbewußt in seinem Typus am besten gab, denn wie Viele folgten ihm noch. So schreibt er einmal an Eduard Brandes: „Sollte ich die drei, vier letztvergangenen Jahre meines Lebens, die nur ein sehr kurzes Capitel meiner Memoiren bilden würden, mit einer Ueberschrift versehen, so würde ich wählen: Zwischen den Schlachten, oder auch und das, glaube ich, wäre passender: „Während sie kämpfen." Denn wie viel haben nicht die Menschen gelebt, während ich mit geschlossenen Augen dalag und mich umsah. Aber wenn auch! (Du konntest Dir denken, daß eine Basis auf diese Thesis kommen werde.) Ich glaube, ich habe durch das Schlafen gewonnen, du wirst sehen, es geht mir wie den Siebenschläfern; ich komme ebenso jung aus der Felsenhöhle hervor, als ich in sie hineinging. Wenn ich nicht noch jünger geworden bin, und Jugend, das ist's, worauf es ankommt." Hier zeigt er ganz den verhinderten Menschen fin de siècle, der vom großen Leben abgewendet sein Alltägliches führt und über seinen Ikarusflug träumt, und in den Träumen konnte ja auch er so recht die Länder seiner Sehnsucht sehen und ewig blieb er in dieser ein Jüngling. Der Jugend erfüllen sich noch die tausend Wünsche in ihrer Sehnsucht, die kleine Welt um sie wird groß in ihrer Phantasie. „Muschelschalen wurden als Schiffe hinausgesandt, und wenn sie von einem Tangbüschel aufgehalten wurden, so bedeutete das Columbus im Sargassomeer oder die Entdeckung Amerikas." Was bildet sich da nicht alles in einem solchen leichtgetäuschten Herzen, auf dessen Trümmer der Mann, der gekämpft hat, fast wie befreit zurückblicken kann, denn er hat den Fuß auf eine Welt des Thatsächlichen gesetzt. Nicht so aber Jacobsen. Er hat diesen Anschluß an das Leben nie gefunden, wie sehr innig und heiß er ihn auch wünschte. „Das Leben ein Gedicht!" heißt es bei ihm einmal. „Nicht wenn man immer umherging und an seinem Leben dichtete, statt es zu leben. Wie war das inhaltslos leer, leer, leer: Dieses Jagdmachen auf sich selbst, seine eigene Spur listig beobachtend — im Kreise natürlicherweise, dieses zum Spaße sich Hineinwerfen in den Strom des Lebens und zugleich dasitzen und nach sich selbst angeln und sich selbst auffischen in der einen oder anderen curiosen Vermummung! Wenn es nur über ihn kommen wollte — Leben, Liebe, Leidenschaft, so daß er nicht mehr damit dichten konnte, sondern daß es dichtete mit ihm." Das war sein Wunsch. Aber er war nicht fähig dazu, der arme brustkranke Dichter. Seine ganze Gluth zum Leben hatte sich nach Innen verschlagen müssen und nun leuchtete sie aus dem zarten Gefäß des Körpers, wie ein Licht aus stillen Capellen in die Dunkelheit der Nacht grüßt. Alles was vom Leben herkam, nahm in dem gesteigerten Subjectivismus des Dichters eine andere Form an, mit der er es von der Wirklichkeit des öden Tages in einen Glanz, einen Duft und seligen Ton retten wollte. Und je mehr sein Auge sich vor dem Erkennen der Dinge weitete, je mehr die Objecte in ihrer starren Unbarmherzigkeit vor ihn traten, desto zärtlicher hüllte er sie in den Märchenmantel seiner Seele, um ihre Niedrigkeit, ihr Dunkel zu verbergen.

Es war der alte Bund des Rationalismus mit einem romantischen Naturalismus, wie ihn Rousseau schon feierte. Der übereifrige Verstand hatte die bunten Märchen und süßen

Lügen eines goldenen Himmels enthüllt, aber ohne den Menschen glücklicher zu machen. Zurück konnte er freilich nicht mehr in seinen angezweifelten Himmel, aber er fand sich doch auf der Erde in etwas wieder, in den Armen der Natur. Und dieses Jahrhundert hat ja die Natur erst vollends entdeckt. Hier konnte der Mensch wieder festen Boden in seinem Glauben gewinnen, indem er sich mit ihren Aeußerungen Eins fühlte. Nicht mehr das Elementare an ihr ließ ihn allein erschauern wie zur Zeit der Rubensschule, immer mehr wurden es ihre zarteren Regungen, die die Seele mit sich fortführten, die leise rauschenden dunklen Wälder eines Ruysdael mit den stehenden träumerischen Gewässern. Zum erstenmal fühlte der Mensch, der früher in Gott aufging und nun in der langen Cultur und in dem wachsenden Scepticismus immer mehr complicirt und keinen Trost in dieser einzigen Hingabe finden konnte, wie ihn die Parallelerscheinungen zu seinem Leben in der Natur wunderlich anzogen und mit ihm Eins wurden. Er fühlte in diesen tausendfältigen Erscheinungen, die wie ein Gleichniß seines Lebens über ihm schwebten, in dieser Gewißheit eine neue edle Frömmigkeit erwachen und ihn anziehen und es löste sich in ihm wie ein Gebet zur Natur: Die Stimmung. Die Stimmung, das ist der neue Ausdruck für die immer differenzirtere Erscheinung des Menschen dieses Jahrhunderts, so daß man jetzt nur mehr von Stimmungsmenschen spricht, so sehr hat diese neue Religion, die ja in Nietzsche einen so glänzenden Ausfluß gewann, zugenommen. Und Jacobsen war der Dichter dieser Stimmung. Auch er war ein Stück mit dem Rationalismus von Brandes, mit der unerbittlichen modernen Naturforschung Darwin's gegangen, die freilich oft auf wundersame feinfühlige Wege bringt, und auch er mit seiner von Natur aus feiner organisirten Seele eines Kranken, die aus ihrer Stille sehnsüchtig in das Leben hinaus lauschen muß, fand Zuflucht in diesem mannigfaltigen Rausch von Stimmungen, die die Gefühlscentren wollüstig erbeben machen. Es mag freilich eine aus dem culturellen Ueberfluß entstammende Schwäche sein, Schmerz und Lust auch an fremden Dingen zu empfinden und in uns nachzittern zu lassen zu seiner Stunde, aber Jacobsen hat dafür für seine Dichtung einen unsterblichen Typus gewonnen: Niels Lyhne und seine eigene scheue und weltabgewandte Seele, die sich in ihrer großen Einsamkeit an den immer mehr vertiefteren Schauern aus der weiten Welt der bewegenden Zusammenhänge ergötzte, so aussprechen zu lassen, daß sich sein Traum vom gedichteten Leben erfüllte. Stille Blutstropfen von seinem eigenen Leben ließen die Gestalten für die Zeit als ihre Sprache leben, die Sprache eines, in dem das Leben lange in herber Verschlossenheit und in heimlichen Träumen herumgegangen ist.

In ein solches verinnerlichtes Leben tönt nur zu leicht der verlorene Ruf des silbernen Hifthorns der Romantik. Stimmung ist ja moderne Romantik. Jacobsen wußte schon durch den Klang der Worte, durch den seltsamen Hintergrund der Landschaft, durch die übergroße Subjectivität, mit der er jedes Ding betrachtete, eine neue Wirkung des Romantischen hervorzubringen. Es war nicht die alte nationale Romantik der Seehelden, der Trolle und anderer Gespenster und doch war sie localer als sonst. Wo die deutsche Romantik — die typischste dafür bei Hoffmann — sich mit vielerlei Aeußerlichkeiten behelfen mußte, bei denen man nur zu oft enttäuscht hinter die leeren Coulissen blicken muß, hat sich Jacobsen's Romantik auf dem Wesen der Natur des Landes fußend, einen Halt zu sichern gewußt, ein thatsächliches Leben, das durch die reiche Eigenart des Dichters selbst, allen Ausdruck zuschärft und so auch als Außergewöhnliches wirkt. Aber das nordische Leben, das so sehr abgeschlossen war, hat sich auch eine gewisse Ursprünglichkeit in seinen Charakteren bewahrt, die an und für sich schon wie aus anderen Zeiten zu kommen scheinen. Dazu gesellt sich noch der Hintergrund des Meeres oft, das mit seinen Nebeln das Land verschleiert, mit seiner weiten glänzenden Fläche eine Fülle von Ahnungen und Möglichkeiten hervorruft, die in weiter Ferne gleich unentdeckten Ländern liegen und die Menschen melancholisch machen. Ein gleicher Himmel spannt sich in ihrer Brust wie über den unendlichen Wassern, der bald mit der lachenden Sonne zu verliebten Fahrten, mit den aufgeregten Elementen und dem verdunkelten Horizont zu abenteuerlichen Zügen ruft. Diese Abhängigkeit von der Natur ist es, was uns dieses Leben so fern unserer Cultur, auch so unglaublich und romantisch macht. Und noch hat sich ja ein Theil des wilden, aufrührerischen Wikingerblutes, — jener Wikinger, „die nach fremden Ländern segelten und plünderten und Häuser in Brand steckten und Männer todtschlugen und Weiber gefangen nahmen —" in den, wenn auch blutärmeren Nachfolgern, den einsam umherschweifenden mit der Welt zerfallenen Jägern und Hirten, den kühnen Seefahrern, den trotzig auf ihr Recht bauenden Landleuten erhalten. Und solche, die sich so auf die unternehmenden Fahrten des Lebens hinaus wagten, waren ja am ehesten den schwankenden Stimmungen bei Glück oder Unheil unterworfen. Sie konnten aber auch das Wort: Sehnsucht ins Weiteste tragen, sie, die heiß von allen Wünschen, vor jedem Begehren waren, sie, die noch meistens in der Jugend standen.

Jacobsen's erstes Werk — wenn man von den Gurreliedern absieht, die aber nur im Manuscript vorhanden waren — war der 1872 erschienene „Mogens". Es war das „bestimmende" Erstlingswerk. Alles, was sich später in reicher Ausführung entwickeln sollte, hier lag es in den zartesten Contouren vorgezeichnet: der Hang zur Stimmung, das Aufgehen in der Natur, der glänzende Stil, die Dichtung der Sehnsucht. „Mogens wirkte wie eine Offenbarung aus einem Lande, von dem man nicht wußte, wo es lag", schrieb Skram. Es war die neue Romantik, die alle leeren und ernüchterten Herzen mit der Inbrunst der Gläubigkeit erfüllte, das Thor zu einem neuen Himmel. Und trotzdem war es nicht die in's Blaue fortstürmende Romantik der alten Tage, des Eichendorff'schen Taugenichts, sondern die Romantik eines Jeden, der mit der Welt, dem Sinnlichen und dem Moralischen im Kampfe lag. Es war die unterdrückte Individualität, die sich mit der Zeit nicht messen konnte und nun den Blick auf Zukünftiges oder Vergangenes lenkte wo sie alle Lebensbedingung fand. Was bei dieser Novelle am meisten auffiel, war vor Allem die neue Stellungnahme zur Natur. Noch nie hatte sie Jemand in ihrer ganzen Subjectivität dargestellt wie Jacobsen, nie sie Jemand so unabhängig von jeder äußerlichen Beziehung zum Menschen etwa gegeben, er hat ihr Leben für sich dargestellt. In zärtlichsten Worten wußte er ihre Geheimnisse abzuschmeicheln, alle Schattirungen, Tonfälle und Düfte waren wie ihre eigensten Empfindungen und Seelenregungen wiedergegeben, losgelöst von allen menschlich in sie getragenen Symbolen stand sie da in ihrem eigensten Organismus. Nicht mehr das anthropomorphische, kaum der Gegensatz oder Parallelismus des Menschen mit den Naturerscheinungen lockte den modernen Naturforscher, sondern er schuf aus jedem Naturtheil ein Individuum anstatt nach dem alten Recept eine Ergänzung des menschlichen Daseins nach einer Seite hin. Das war nun freilich eine andere wirklich „malerische" Art, die Natur zu schildern, als die übliche. Hier wurde das rein Instinctive des Menschen zur Natur geweckt und man braucht bloß Turner, den größten Landschafter, anzusehen, der sicherlich keine Spur von angehängten Gedanken in seine Landschaft brachte, sondern nur die volle Natur in allen ihren eigenen Zusammenhängen, in ihrer Psychologie brachte. Und so schrieb Jacobsen und erschloß den neuen Pfad einer individualistischen Naturschilderung.

Im Jahre 1875 erschien eine kleine Skizze „Ein Schuß im Nebel," eine Eifersuchtstragödie, die die düsteren Nebel der Dünen durchwogen. Aber inzwischen war ihm bei den fleißigen Bibliotheksbesuchen und Sprachstudien ein historischer

Stoff aus dem 17. Jahrhundert zugefallen. Für Jacobsen hatte wohl das Historische in „Marie Grubbe“ nur insofern Interesse, als er einen romantischeren Ton anschlagen konnte — der Charakter des dänischen Lebens im 17. Jahrhundert soll ausgezeichnet getroffen sein, — mehr lockte ihn jedoch gewiß das Psychologische dieser merkwürdigen Person, die einen königlichen Prinzen heirathete und als das Weib eines armen Schiffers starb. Marie Grubbe ist das Pendant zu Mogens. Während dieser ein echter romantischer Hans im Glück sein Leben nach seinen Träumen gestalten kann, diesen wie eine Verwirklichung gegenübersteht, scheitert Frau Grubbe an dem Allzutiefen und Allzuhohen, ihre glühende, schwerblütige Seele findet nicht den Ausgleich zwischen Traum und Wirklichkeit. Wie im Fieber geht sie allmälig mit immer inbrünstigerem Verlangen herum, aber nach jeder Himmelfahrt im Geiste folgt eine Höllenfahrt der Sinne und immer tiefer wird der Fall und die irdische Verschuldung, je mehr ihr Blut schwerer wird in dem vergeblichen Mühen um die Erlösung, die von der gehaßten Erde in den ersehnten Himmel bringt. Wie quält sie Alles hier, in welch' unerklärliche Stimmungen bringt sie ihr halber Zustand, die aus ihren zurückgehaltenen Sinnen kommend mit dem Moralischen in Conflict gerathen! Aus ihrem in der ersehnten Thätigkeit verhinderten Organismus steigen solche unheimliche Stimmungen und wollüstige wie phantastische Leidenschaften, wie aus dem stehenden Sumpf die schillernden flimmernden Gasbläschen tauchen. Das was sie aber wünscht, geht ihr freilich immer mehr verloren. „Versteht Ihr mich,“ sagt sie einmal, „das glaube ich, heißt Leben, das ist das Leben, nach dem ich dürstete aber ich wußte bei mir selber, daß es so niemals für mich werden könne und es kam mir vor, als sei ich selber Schuld daran auf diese oder jene unbegreifliche Weise, als hätte ich mich an mir selbst versündigt oder mich selbst irre geleitet; ich weiß nicht, aber es schien mir so, als entspränge daraus mein bitterer Kummer, daß ich eine Saite berührt hätte, die nicht erklingen dürfte und bei ihrem Erklingen wäre etwas in mir zersprungen, was niemals mehr heilen könne, so daß ich niemals wieder die Kraft erlangen würde, das Thor des Lebens zu erschließen, sondern draußen stehen und den Tönen des Festes lauschen müßte, ungeladen und von Niemandem gesucht wie eine verkrüppelte Magd.“ Das ist das Leid dieser armen Frau, das Leider Vieler.

Jacobsen's Stil hat hier schon allmälig seinen bleibenden Typus angenommen. Er ist der jeweiligen Stimmung angepaßt und ein nervöses Nachgehen bis in die letzte Einzelheit macht sich bemerkbar. In den minutiösen Darstellungen von Licht, Farben, Düften u. s. f. rührt sich das Zartgefühl eines Kranken, der sehnsüchtig in dem ihm Verbotenen schwelgt. Der Stil war Jacobsen der Ausfluß seiner Persönlichkeit, in ihm hat er alle bethörenden Melodien seiner Seele begleitet, in seinem leuchtenden Mantel bewegt sich aller Inhalt, der so oft daher mit der Form eins wird. Der Inhalt einer Novelle oder eines Romanes besteht daher bei Jacobsen auch immer nur in lose aneinandergereihten Stimmungscapiteln — bei Marie Grubbe sagt er direct „Interieurs“ —, die Zeit, die leer an solchem Rausch ist, fällt immer unbeachtet weg. Plötzlich heißt es: „jetzt in Paris!“ — Jacobsen war in seiner Technik ein Impressionist, er suchte nur die eindruckfähigen starken Scenen, die vielleicht gerade conträr seinem eigenen Wesen, aber gewiß einer bestimmten Sehnsucht in ihm ähnlich waren, der zum Leben. Was dazwischen sein konnte, die gleichgültigen Lebensfüllsel fielen ab, aber die Fülle des Lebens braute er zu einer bethörenden Essenz, die er in dem phantastischen glühenden Gefäß seiner Form credenzte. Es streifte dann diese Absicht wohl manchmal leise an Manier, aber er wußte doch so oft gerade in diesen unvermittelten Uebergängen die Stimmungen zu verstärken und Illusionen hervorzubringen, die die Seele in ihrem Innersten erschüttern. Und wie klingt erst Alles eindringlich nach in seinem Stil, der sich jedem Tonfall, jeder Duftwelle und jedem Farbengeflimmer anzuschmiegen versteht.

Die nächsten vier Jahre 1877—80 waren voll von den Vorbereitungen und der Ausführung des Roman's „Niels Lyhne,“ seines Meisterwerks. Nur in das Jahr 1879 fällt eine unbedeutende Skizze „Zwei Welten“. Was im „Mogens“ angeklungen, leise und allmälig wie aus der Tiefe einer versunkenen Kirche, bei „Marie Grubbe“ schon schmerzlich in den Kampf zwischen Traum und Wirklichkeit hineingetönt hatte, hier in „Niels Lyhne“ läutete es mit allen Glocken in der Inbrunst eines armen, des Himmels gewärtigen Herzens „das Wort von der Sehnsucht“. Hatte noch Mogens und Frau Grubbe eine Berechtigung auf die Erde, der eine Kraft seines Glückes, das in seiner Natürlichkeit lag, die andere wegen ihres heißathmenden Willens, der wilden Kraft der Sinnlichkeit, die doch lieber dem Erdboden den Glanz des Himmels wünscht, so ist Niels Lyhne, der vom Unglück in diese Welt verschlagene Pilger, den die unheimlichen Zeichen einer Fremde bedrohen und der die Augen auf die Möglichkeit einer Flucht richtet, denn dieses schwere Leben mit seinen Fallgruben kann er nicht leben. All' seine Bitten nach dem anderen himmlischen Jerusalem strömen in dem Wort „Sehnsucht“ aus, das ihm die Hände müßig in den Schooß legt. Er ist allein der Kreuzfahrer seiner Sehnsucht, ihr Büßer und Priester zugleich. Es ist die schwere Sehnsucht, die den Stimmungsmenschen dieser Zeit anfällt wie eine Zuflucht, denn aus der Stimmung wird sie ja auch geboren. Und so sehnt sich Lyhne von dem Tag nach dem Abend, von dem Abend nach dem Tag, nach dem Frühling, wenn es Herbst ist, in den Freuden wünscht er Wermuthstropfen. Wie die Grundquellen dem See verschwiegen zufließen und ihn unsichtbar nähren, so rühren und nähren Lyhne die Stimmungen, die in den unbekannten Tiefen der Seele entstehen. Und nach den träumerischen Wolken, wie nach dem klaren Himmel geht die gleiche Sehnsucht, nach jedem, was außerhalb dieser greifbaren Welt liegt, nach wunderbaren Ahnungen und Möglichkeiten und zuletzt nach dem einzigen Uebergang dazu, dem Tod, der allertiefsten unabweislichsten Sehnsucht.

Nach diesem Buch, in das Jacobsen den ganzen Kampf seiner eigenen Persönlichkeit gelegt und den Typus der bald schmerzlich verzagten, bald kühn schwärmenden Jugend gegeben hat, konnte er sich nur mehr kleineren Arbeiten widmen. 1880 erschienen zwei Skizzen, „Die Pest in Bergamo“, von kräftig historischem Zug erfüllt, und das wundersame Stimmungsbild „Hier sollten Rosen stehen“, das in seiner Kürze doch die ganze Art des Dichters bietet.*) Seine wenigen Gedichte, wiewohl erst nach dem Tode herausgegeben, sind fast alle vor 1880 entstanden. Es ist wenig darüber zu sagen. Sie enthalten einen Romanzencyclus und meistens Stimmungsbilder, lyrisch gewordene Prosa, durch deren berauschende Accorde die traurige Melodie der Enttäuschung geht. Noch einmal 1882 besuchte Jacobsen die Muse und er gab seinen Schwanengesang „Frau Fönß“, eine kleine Novelle; was die in sich geschlossene Composition und die feine Abtönung in ihr anbelangt, wohl ein Meisterwerk. Man merkt an dem gedämpften Vortrag, daß der Jüngling in ihm zur Ruhe gelangt ist, daß die Sehnsucht sich an irdische Dinge hält und bindet. Aber leider blieb es nur bei diesem Uebergang. Und so scheint es, daß Jacobsen, von einer höchst persönlichen Auffassung getragen, seine Romantik in den verschleierten Wünschen der Jugend zum Wort brachte, in der Sehnsucht, in der er selbst mitlebte und die er mit den glänzendsten Träumen schmückte. Er, der arme Kranke, der nichts mehr verlieren konnte, wollte in diesem Wort Alles gewinnen, in diesem Wort die ganze Innerlichkeit einer vergewaltigten, durch die Physis zurückgehaltenen Leidenschaft austönen lassen, die nicht wie aus einem Ton war, sondern wie viele Tropfen mit Rosen-

*) Siehe unser heutiges Feuilleton.

geruch in die weite Schale des Lebens klang, nicht die Ursprünglichkeit, sondern die Stimmung davon. Er mußte, um sein geliebtes Wort zu bewahren, in einer ewigen Jugend der Erwartung und Täuschung leben und wie eine Consequenz davon starb er, ohne in das wahre Mannesalter geblickt zu haben. Aber er suchte Trost in der Sehnsucht, die ihm ein anderes Königreich gab, jenes, das sich die Jugend bei ihrem ersten Feldzug träumt. Und nach was konnte man sich nicht sehnen? . . . „nach tausend zitternden Träumen, nach Bildern von kühler Feinheit: — leichte Farben, flüchtiger Duft und feine Musik von ängstlich gespannten, zum Zerspringen gespannten Strömen silberner Saiten, — und dann Schweigen, bis in des Schweigens innerstes Herz, wohin die Wogen der Luft nie die Trümmer eines einzigen Tons getragen, wo sich Alles zu Tode ruht im stillen Glühen rother Farben, in der wartenden Wärme feurigen Wohlgeruchs.“ Aber das ist nichts für die Jugend. Das und jenes durchtobt sie eilig, der Ruhm, das Geschlecht, das Wissen um die Welt, die Religion und vor Allem möchte sie einem großen Herrn demüthig dienen, der ihr ihre Kräfte ordnet. Denn langsam fühlt sie diese zersplittern, müde werden in dem Hasten und Drängen ihre Sehnsüchtigkeiten . . . Immer mehr verfällt sie in einen Widerstreit zwischen dem Ich und der Welt, die buntbeflügelten Träume stürzen lahm aus dem goldenen Himmel, die Stimmungen lassen keine Harmonie aufkommen und erst die That, der Ausdruck der Reife rettet für das Leben. Aber wie vielen gelingt es, Herren ihrer Stimmungen zu werden, eine Betäubung jagt die andere und endet in müder Traurigkeit über das Weh aller Dinge. In diesem Typus liegt das Jahrhundert beschlossen, auch Jacobsen hat diese Note gehabt, er mußte sie nach seiner ganzen Entwickelung haben.

Aus diesem Leid des pessimistischen Jahrhunderts, in dem wir die Hände nach dem leuchtenden Griechenhimmel strecken, den nur einmal noch einer, der Riese Goethe, so aufgerichtet wie zu seiner Zeit sah, hat Jacobsen, den uns allen so verwandten Typus, der aus den Schmerzen und Träumen der Jugend geboren ist, den „Niels Lyhne“ geschaffen, den Menschen, der von der Zeit flüchtet, den das allzu Christliche mit jeglichem Mitleiden erfaßt hat. Den Leidenschaftsmenschen vom vorigen Jahrhundert hat der Stimmungsmensch von diesem abgelöst. Und Jacobsen hat in diesem Typus den Schlußaccord des Jahrhunderts, das Wertherische seiner Zeit in Tönen, die wie aus einer verlorenen Kirche der Romantik läuten, ausklingen lassen.

Die geistigen Strömungen des Jahrhunderts und die Philosophie des Unbewußten.

Von Professor Arthur Drews.

Das geistige Facit des zur Neige gehenden Jahrhunderts zu ziehen, ist gewiß eine reizvolle und lockende Aufgabe, die des allgemeinen Interesses sicher ist, und so darf man das vorliegende Werk des Straßburger Philosophieprofessors Theobald Ziegler: „Die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts“ (Berlin, Gg. Bondi) als ein durchaus zeitgemäßes begrüßen. Auf den Einwand, daß dies Werk zu früh komme, da das Jahrhundert ja noch gar nicht völlig abgelaufen sei, antwortet er mit Recht, daß, so richtig dies allenfalls für die Geschichte der Thatsachen sein möge, die geistigen und socialen Strömungen des Jahrhunderts doch schon jetzt alle da seien und eine wesentliche Aenderung nicht mehr erleiden könnten. Und so will er uns denn am Sylvester-Abend des Jahrhunderts in Selbstbetrachtung und Einkehr zum Bewußtsein bringen, was dieser Zeitabschnitt für uns bedeutet; und wie der Einzelne am Ende des Jahres, so will er an des Jahrhunderts Neige die Ergebnisse desselben zusammenschauen und zusammenrechnen und Gewinn und Verlust gegen einander abwägen. Eine solche Absicht setzt einen bestimmten Standpunkt voraus, von dem aus die Thatsachen betrachtet und gewerthet werden, und da ein Standpunkt über dem Ganzen vorläufig wenigstens noch nicht zu gewinnen ist, so kann die besondere Auswahl des Stoffes und seine Beurtheilung nur eine mehr oder minder subjective sein, welche eventuell die Berichtigung und Ergänzung von anderer Seite her erfordert. Darüber ist sich auch Ziegler völlig klar. Mit mannhafter Freimüthigkeit gesteht er ein, daß er seine Urtheile keineswegs für unfehlbar halte und er läßt den Lesern gern das Recht, „auch ihrerseits Kritik zu üben an dem Kritiker des 19. Jahrhunderts.“

Eine solche Kritik wird sicherlich nicht ausbleiben. Denn der Standpunkt, den Ziegler in seinem Werke einnimmt, ist keineswegs ein solcher, um überall Anklang und Zustimmung zu finden. Zumal in conservativen und kirchlich positiven Kreisen dürfte die Art, wie er über diese „geistigen Strömungen“ urtheilt, kaum eine große Freude erregen. Denn es ist klar, der Verfasser empfindet selbst an ihnen keine große Freude und hat aus dieser Gesinnung kein Hehl gemacht. Die Romantik mit ihrer forcirten Christlichkeit und ihrem politischen Conservativismus ist ihm offenbar ein Greuel. Er wird nicht müde, auf die Schäden hinzuweisen, welche diese Geistesrichtung unserer deutschen Cultur zugefügt hat, und die Verbindung von Thron und Altar gilt ihm geradezu als die Quelle alles Uebels, sowohl innerhalb der Politik, wie des religiösen Geisteslebens: „Die Hofprediger sind der Fluch der christlichen Kirche.“ Es ist daher auch kein sehr günstiges Prognostikon, was Ziegler vor Allem dem Protestantismus stellt. Er zeigt, wie derselbe in allen großen Fragen des Jahrhunderts versagt, wie er sich in den fünfziger Jahren zum bereitwilligen Werkzeug der Reaction hergegeben hat und weder im Stande gewesen ist, den Materialismus, noch den Pessimismus zu überwinden. Er legt dar, wie jene Verbindung von Thron und Altar alle hoffnungsvollen Keime im Protestantismus erstickt, wie sie denselben zur Zweideutigkeit in der Ritschl'schen Vermittelungstheologie verführt, ihn zur Unfruchtbarkeit in Sachen der socialen Frage verurtheilt und schließlich jene Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen wesentlich mit verschuldet hat, die Viele als den bedenklichsten Zug in unserer Zeit beklagen, eine Gleichgiltigkeit, die sich auch darin ausdrückt, daß die moderne Dichtung alles Andere als christlich oder gar kirchlich ist. Aber auch der Katholicismus wird von Ziegler nicht günstiger beurtheilt, so unumwunden er auch seine äußerliche Machterhöhung seit den Tagen des Culturkampfes einräumt. Wenn Ziegler recht hat, so hat das Christenthum in diesem Jahrhundert bei Weitem nicht mehr diejenige Bedeutung, wie in früheren Zeiten, wenigstens hat es bei uns in Deutschland die Fühlung mit der Zeit mehr und mehr verloren und scheint in einem langsamen Auflösungsproceß begriffen. Dies Facit wird freilich Vielen sehr unwillkommen sein, und es ist zu erwarten, daß sie mit der Hervorkehrung ihrer gegentheiligen Ansicht nicht zurückhalten werden. Jene Anderen aber, welche die Zeichen der Zeit im Sinne Ziegler's deuten, sie werden gerade diese Capitel, die über die religiösen Geistesströmungen des Jahrhunderts handeln, zu den besten und werthvollsten Partien des Werkes zählen. Sie werden sagen, daß der Verfasser gerade in dieser Frage einen anderen Standpunkt nicht wohl einnehmen konnte, und sie werden sich nicht nur über die klare und lichtvolle Darstellung jenes Punktes freuen, sondern es ihm auch Dank wissen, daß er die Dinge beim rechten Namen genannt und aus seiner pessimistischen Ansicht über die Lage der Religion im 19. Jahrhundert kein Hehl gemacht hat. Denn nur aus einer klaren Einsicht in ihre bisherigen Mängel ist eine Gesundung unserer religiösen Verhältnisse zu erwarten.

Schon hieraus geht hervor, daß jener Standpunkt Ziegler's ein durchaus moderner und liberaler ist. Er steht überall auf Seiten der freiheitlichen Regungen des Jahrhunderts, und er ist weitherzig genug, diese Regungen auch da zu würdigen und zu verstehen, wo er sie, wie in der modernen subjectivistischen Kunst, als Verirrungen und Ueberspanntheiten zurückweisen muß. Er findet treffliche Worte, um Männer, wie Strauß und Feuerbach zu charakterisiren, und sein Herz schlägt ebenso warm für den Socialismus, den er in seinen wesentlichsten Zügen vortrefflich dargestellt hat, wie er auf der anderen Seite doch auch mit dem Individualismus sympathisirt und darzuthun sucht, daß der Gegensatz zwischen diesen beiden modernsten Geistesrichtungen keineswegs unüberbrückbar ist. Die Revolution von 1848 hat nach seiner Meinung das Gute gehabt, daß sie die Deutschen zu einem politisch denkenden und fühlenden Volke gemacht und die Gründung des Reiches vorbereitet hat. In dieser Letzteren aber und in der Ueberwindung der Romantik durch den politischen Realismus eines Bismarck, darin sieht er für uns Deutsche die Haupterrungenschaft des 19. Jahrhunderts. Er feiert Bismarck als den größten Deutschen seit Luther, der mit der Verleihung des allgemeinen Stimmrechts ebenso den auf das Massenhafte und Nivellirende gerichteten Tendenzen des Zeitalters zum Ausdruck verholfen, wie durch seine sieghafte, alles überragende Persönlichkeit den modernen Individualismus in die Höhe gebracht hat. Aber er weiß auch einem Lassalle und Marx gerecht zu werden, und ist ein abgesagter Feind alles Chauvinismus und aller nationalen Ausschließlichkeit, als deren Wortführer und typischen Vertreter er Treitschke ansieht. Als Süddeutscher und Württemberger von Geburt, hebt er mit besonderer Vorliebe die Verdienste hervor, die sich Süddeutsche um die Förderung des deutschen Geisteslebens erworben haben, während er den ostelbischen Agrariern und vor allem dem norddeutschen Berlinerthum gegenüber eine offenbare Abneigung an den Tag legt. Den Antisemitismus rechnet er zu den Krankheitserscheinungen unserer Zeit und den Bestrebungen um die Emancipation der Frauen und prophezeit er den baldigen Sieg ihrer gerechten Sache. Er hat eine entschiedene Vorliebe für Schleiermacher wegen seiner Abwendung von der Romantik, aber er ist eben deßhalb auch ein ebenso entschiedener Gegner Schopenhauer's, den er mit Recht als einen verspäteten Romantiker auffaßt. Gänzlich Unrecht aber hat er darin, wenn er auch Hartmann zu den Romantikern rechnet und in dessen Lehre vom Gottesschmerz und der Gotteserlösung nicht Anderes erblickt als „die alte romantische Wichtignehmerei mit dem eigenen Ich", „die romantische Weichlichkeit eines sittlichen Nihilismus" (!) und den „romantischen Genialitätsdünkel mit seinem magischen Idealismus" à la Novalis. Hier zeigt sich der aufgeklärte Liberalismus Ziegler's doch bedenklich weit entfernt von einer tieferen religiösen Auffassung der Dinge, wenn er Romantik und Religion respective Metaphysik einfach als identisch behandelt und einem Philosophen „Größenwahn" vorwirft, weil er die bescheidene Pflichterfüllung im Dienste der Selbst- und Menschenerlösung zugleich als eine Erlösung Gottes deutet. Ich kann mir nicht denken, daß Ziegler die angeführten Vorwürfe niedergeschrieben haben würde, wenn er sich wirklich in den Sinn der Hartmann'schen Gedankenwelt vertieft hätte; er hätte sonst wissen müssen, daß gerade Hartmann von einer romantischen Wichtignehmerei des Ich so weit wie irgend möglich entfernt ist, da ja nach ihm das Ich überhaupt gar nichts Reales, sondern nur ein subjectives Spiegelbild der individualisirten Functionen des Absoluten darstellt, und daß die romantische Weichlichkeit und der sittliche Nihilismus von keinem Denker so energisch bekämpft sind, wie gerade von dem Verfasser der Philosophie des Unbewußten. Auch sonst zeigen die Aeußerungen Ziegler's über die Hartmann'sche Philosophie, daß er sich kaum jemals näher mit ihr beschäftigt haben kann — scheint er doch die „Philosophie des Unbewußten" und die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" überhaupt nicht „ernsthaft zu nehmen!" Er greift aus der Fülle der Hartmann'schen Schriften nur die letzten 10—20 Seiten jener Werke heraus, um daran, was ihm dann natürlich nicht schwer fallen kann, die Absurdität von Hartmann's Standpunkt nachzuweisen. Oder wie könnte er sonst diesem Standpunkt ein Unbewußtes zuschreiben, „das vernünftig und unvernünftig zugleich ist", einen Pessimismus, „der zugleich optimistisch ist" (sic!). Wie er aber die alte Insinuation wieder aufwärmen konnte, als ob die „Philosophie des Unbewußten" ihren großen Erfolg in den siebziger Jahren lediglich der buchhändlerischen Reclame zu verdanken gehabt habe und nicht vielmehr dem Umstande, daß sie einer vorhandenen „geistigen Strömung" entgegen kam und daß die gleichzeitige Katheder-philosophie damals, so wie heute, den philosophischen Bedürfnissen der Zeit nichts, aber auch rein gar nichts zu bieten hatte, das nimmt sich doch wunderlich aus von Seiten eines Philosophen, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, „die geistigen und socialen Strömungen des 19. Jahrhunderts" zu belauschen und darzustellen.

Aber freilich, darin dürfte Ziegler Recht behalten: wenn die Hartmann'sche Metaphysik seit 1877 von den Fachleuten nicht mehr beachtet worden ist, so ist dies wesentlich auf Rechnung der Wiederbelebung Kant's zu setzen und der Auffassung, der übrigens auch Ziegler zu huldigen scheint, als ob Kant „allem Speculiren über Transcendentes längst schon kritisch ein Ende gemacht" hätte. Es fragt sich nur, ob diese Auffassung Kant's historisch und philosophisch berechtigt ist, wie sie seither von allen Kathedern herunter verkündet worden, und ob eine Philosophie vor dem Urtheil der Geschichte wird bestehen können, die ihre eigene Unfähigkeit zu speculativer Gedankenarbeit mit dem Schilde Kant's gedeckt und folgerichtig alle Metaphysik in Acht und Bann gethan hat. Heute wenigstens mehren sich von Tag zu Tag die Stimmen, welche die skeptische Auffassung der Vernunftkritik für ebenso unhistorisch, wie unberechtigt halten, ich erinnere nur an Vaihinger und Paulsen, und auch Ziegler's eigenes Urtheil über den Neukantianismus fällt ja keineswegs zu dessen Gunsten aus, wenn er ihm Uebervorsichtigkeit, Verzagtheit und Metaphysikscheu vorwirft. War aber, wie sich immer mehr herausstellt, die Gegenschaft gegen die Metaphysik von Seiten der Kathederphilosophen ein großer Irrthum, und beginnt sich unter diesen selbst wieder das Streben nach einer zeitgemäßen Metaphysik zu rühren, wo bleibt dann ihr Recht, die Philosophie des Unbewußten aus principiellen Gründen zu verwerfen, und sollte es so völlig unrichtig sein, von einem „Internum unserer Universitätsphilosophie" zu sprechen, wenn sie trotzdem jene Philosophie mit der Berufung auf Kant als abgethan betrachten?

Sehr richtig weist Ziegler darauf hin, wie gerade besonders hervorragende Werke nicht sofort zu wirken anfangen, ja, er wirft die Frage auf, ob es nicht am Ende gar ein Gesetz im Reiche der Geister sei, „daß neue Ideen immer erst eine oder zwei Generationen Incubationsfrist, wie der Mediciner dieses Stadium der Latenz zu nennen pflegt, nöthig haben, bis sie verstanden und recipirt werden, bis sie zu wirken anfangen und Macht gewinnen." Und von Hegel, den er mit einer überraschenden und erfreulichen Liberalität behandelt, wie man dies von Seiten der officiellen Philosophie schon längst nicht mehr gewohnt ist, von Hegel hofft er, „daß seine Zeit noch einmal und dann wohl erst recht kommen wird". Nun hat aber doch der Neukantianismus, wenn er überhaupt etwas Positives geleistet hat, das Eine jedenfalls klar erwiesen, daß der Paulogismus Hegel's mit seiner ausschließlichen Betonung der Idee jedenfalls nicht haltbar ist, weil er das reale Sein nicht erklären kann. Alle positiven und werthvollen Elemente des Hegel'schen Systems aber sind von Hartmann in seine Philosophie des Unbewußten hineingearbeitet. Sollte der Schluß zu gewagt sein, wenn ich be-

haupte: die einzig mögliche Form, in welcher der Hegelianismus wieder aufleben kann, ist eben die Philosophie des Unbewußten? Ob alsdann die letzten esoterischen Elemente dieser Philosophie, ihre Lehre von der Gotteserlösung und der Universalwillensverneinung, die Ziegler so anstößig erscheinen, daß er sie „lächerlich" findet, ob diese alsdann gleichfalls in das allgemeine Zeitbewußtsein mit eingehen werden, darauf kommt nichts an. Aber daß die Hartmann'sche Philosophie zu denjenigen von Ziegler hervorgehobenen Geistesthaten gehört, die nicht sofort ihre Wirkung ausüben können, daß sie sich gegenwärtig noch im Zustande der Latenz befindet und ihre Zeit noch erst vor sich hat trotz ihres schnell vorübergezogenen Erfolges in den siebziger Jahren, das ist meine feste Ueberzeugung. Oder sollte ihre Wirksamkeit an dem von der Katheder-philosophie so bitter geschmähten Begriff des Unbewußten scheitern? Aber wenn das Verständniß für Hegel, wie Ziegler meint, wieder neu erweckt wird, dann werden auch den Einsichtigen die Augen darüber aufgehen, daß die Hegel'sche Philosophie gleichfalls Philosophie des Unbewußten, und zwar genau in dem Sinne Hartmann's ist, daß überhaupt jede tiefere Philosophie dies gewesen ist und sein mußte, auch wenn ihren Verfassern selbst dies nicht klar gewesen sein sollte. Ich glaube in meinem Werk „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik" (1898) den Beweis geliefert zu haben, daß jede gegentheilige Ansicht auf den Irrthum des Cogito ergo sum zurückführt und daß die Philosophie des Bewußten an ihrem Ende angelangt ist, wo sie endlich in ihr Gegentheil umschlagen muß, weil thatsächlich alle Möglichkeiten erschöpft sind, um aus dem Cogito ergo sum noch eine wesentlich neue Ansicht herauszuklauben.

Ziegler leugnet, daß es eine bestimmte Formel gäbe, um uns mit einem Griff die Thüre zum Verständniß des ganzen Jahrhunderts zu öffnen: „in ein Schlagwort läßt sich die geistige Signatur eines solchen längeren Zeitraumes nicht fassen." Er weist es auch ausdrücklich von der Hand, aus der gegenwärtigen Constellation der Dinge Schlüsse für die Zukunft zu ziehen und dem nächsten Jahrhundert das Prognostikon zu stellen. „Wie das zwanzigste Jahrhundert aussehen und wie es seine Aufgaben lösen wird, weiß Niemand von uns, zumal da hier auch das äußere Geschick unseres Volkes mit seinen Zufälligkeiten und Unberechenbarkeiten dazwischen greift. Nicht einmal das ist sicher zu sagen, welches die nächsten Aufgaben der Zukunft sein werden, obgleich dieselben ja aus der Gegenwart herauswachsen müssen. Zwischen Socialismus und Individualismus — ein Gegensatz, dem mir übrigens Ziegler zu viel Bedeutung beizulegen scheint — wird weiter gestritten werden; doch ob Einer den Andern zurückdrängt oder ob Beide sich ineinanderschmiegen und ihre Berührungspunkte und gemeinsamen Ausgangspunkte entdecken und hervorkehren, wird man höchstens so oder so wünschen, nicht aber vorausbestimmen können." Aber davon scheint doch auch Ziegler überzeugt, daß die Versöhnung der heutigen Gegensätze nur auf dem Boden einer neuen Philosophie, einer Weltanschauung möglich ist, welche die widerstreitenden Mächte zur Einheit zusammenfaßt und ihnen ihre relative Stellung anweist. Eine solche Weltanschauung war die Hegel'sche für das erste Drittel unseres Jahrhunderts, deren Wiederbelebung Ziegler zu hoffen und zu wünschen scheint. Nun, ich meine, unsere Philosophen haben es diesmal nicht nöthig, auf eine historisch bereits überwundene Stufe des Denkens „zurückzugehen", und Hegelphilologie zu treiben, wie sie im letzten Menschenalter Kantphilologie getrieben haben, sondern die gesuchte Weltanschauung liegt in der Philosophie des Unbewußten bereits vor, in ihr ist zum Mindesten die Richtung angegeben, um in das Chaos der heutigen einander bekämpfenden Geistesströmungen Zusammenhang hinein zu bringen und der Zeit über sich selbst zur Klarheit zu verhelfen. Oder was Anderes ist denn jenes „Innerlichste und Feinste", was sich nach Ziegler „noch allzusehr in der Tiefe hält", und im Symbolismus oder Mysticismus der modernen Kunst „nur in Räthselform und ahnender Sehnsucht sich an's Licht wagt", was ist es Anderes als die objective unbewußte Idee Hegel's und Hartmann's, die unsere Künstler nur noch nicht energisch zu ergreifen und anzuerkennen wagen, weil die moderne Philosophie im Bunde mit der modernen Naturwissenschaft in diesem letzten Menschenalter Alles gethan hat, um sie zu discreditiren, den Glauben an sie zu ersticken und ihn womöglich gar nicht erst aufkommen zu lassen? „Wenn man der akademischen Jugend Mangel an Idealismus vorwirft, so sollte man dabei auch ihre akademischen Lehrer nicht ganz vergessen."

Ich vermag daher auch Ziegler nicht Recht zu geben, wenn er Hegel beistimmt, daß die Eule der Minerva immer erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginne und daß eine Gestalt des Lebens alt geworden sei, wenn die Philosophie ihr Grau in Grau male. Ich kann ihm nicht zugeben, daß erst der Voluntarismus den Geistesgehalt der Bismarck'schen Aera in Begriffe gefaßt und unter dem Einflusse jenes großen Willensmenschen den Primat des Willens im Individuum nicht bloß, sondern in der Welt als solchen erkannt hat. Denn Bismarck war doch nicht bloß die Verkörperung des Realprincips des Willens, sondern er war zugleich die Verkörperung des Idealprincips der logischen, mit genialer Intuition die verschiedenen Momente in Eins fassenden Idee, deren Unbewußtheit sich gerade in der instinctiven Treffsicherheit seiner Aeußerungen und Handlungen bekundet. Von dieser Idee aber weiß der Voluntarismus nichts. Er ist mit seiner alleinigen Betonung des realen Willens genau so einseitig, wie sein Meister Schopenhauer. Er hat den eigentlich springenden Punkt des Problems nicht begriffen, worauf es bei einer Erneuerung und wissenschaftlichen Umbildung des Schopenhauer'schen Thelismus ankommt, und bildet so nur ein Zwischenglied und den historisch vielleicht nothwendigen, aber philosophisch untergeordneten Uebergang zur Philosophie des Unbewußten, die allein in der gesammten modernen Philosophie das große philosophische Problem der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, das Problem der synthetischen Vereinigung des Schopenhauer'schen Realismus und des Hegel'schen Idealismus erkannt und gelöst hat. Sie hat damit, und zwar schon vor dem Jahre 1870, den wesentlichsten Inhalt der Bismarck'schen Aera begrifflich antizipirt. Sie hat jenen Inhalt ein für alle Mal fixirt, ihn in unverlierbarer Form für das folgende Jahrhundert aufbewahrt und dem Letzteren damit ein Erbe hinterlassen, dessen Bedeutung kommende Geschlechter sicher besser zu schätzen wissen werden als die von Kantischem Skepticismus und materialistischen Tendenzen angekränkelte Generation des fin de siècle.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Hier sollten Rosen stehen.

Von Jens Jacobsen.

Hier sollten Rosen stehen. Große, matte, gelbe Rosen. Und in üppigen Büscheln müßten sie über die Gartenmauer hängen und die zarten Blätter großmüthig in die Räderspuren des Weges herabsäen als vornehmen Abglanz von all' der Blumenfülle drinnen. Und sie müßten den feinen, flüchtigen Rosenduft haben, der nicht festzuhalten ist. Oder sollten es rothe Rosen sein? Vielleicht. Die kleinen runden Rosen könnten es sein, und dann müßten sie in leichten Büscheln herabhängen, mit blankem Laub, roth und frisch, wie ein Gruß für den Wanderer, der müde und bestaubt des Weges daher kommt und froh ist, daß er jetzt nur noch eine halbe Viertelmeile bis Rom hat.

An was er denken mag? Wie sein Leben wohl sein mag?

So, — jetzt verdecken ihn die Häuser, die dort Alles verdecken, den Weg und die Stadt, aber nach der andern Seite hin ist genug Aussicht. Dort biegt der Weg in träger, langsam geschwungener Linie nach dem Tiberstrom ab, hinunter nach der trübseligen Brücke. Und dahinter ist dann wieder die ungeheure Campagna.

Das Grau und Grün solch' großer Ebenen wirkt, als ob die Mattigkeit vieler Meilen mühsam aus ihnen aufstiege und sich schwer auf den Beschauer legte und bewirkte, daß man sich einsam und verlassen fühlt und zum Suchen und Sehnen verlockt wird.

Dann ist's doch viel besser, wenn man es sich in einem solchen Winkel behaglich macht, zwischen hohen Gartenmauern, wo die Luft lau und still liegt, — auf der Sonnenseite sitzend, wo eine Bank in einer Nische der Mauer, — dort zu sitzen und auf den schimmernden, grünen Acanthus im Straßengraben zu blicken, auf die silbernen Disteln und die gelben Herbstblumen. Auf der langen, grauen Mauer gegenüber voll Eidechsenlöcher und Ritzen mit verdorrtem Gras, dort hätten die Rosen stehen sollen, und gerade hier sollten sie hervorsehen, wo die einförmige Fläche schön von einem geschweiften, großen Gitterkorbe von herrlicher alter Schmiedearbeit unterbrochen wird, der einen geräumigen und höher als bis an die Brust reichenden Balcon bildet, wo es erfrischend sein müßte, wenn man des eingeschlossenen Gartens müde ist.

Und das sind sie oft gewesen. Sie haben die prächtige alte Villa da drinnen gehaßt, mit ihren Marmortreppen und ihren groben Tapeten. Auch die uralten Bäume mit ihren schwarzen, stolzen Kronen, und Pinien und Lorbeer, Eschen, Cypressen und Steineichen sind während der ganzen Zeit ihres Wachsthums gehaßt worden, mit jenem Hasse, den ruhelose Herzen gegen das Alltägliche, Ereignißlose, gegen das Widerstrebende hegen. Aber vom Balcon aus konnte man doch mit den Blicken hinausschweifen, und daher haben sie dort gestanden, Generation auf Generation, und Alle haben sie hinausgestarrt, Jeder mit seinem Für und Wider. Mit goldenen Spangen geschmückte Arme lagen einst auf dem Rande des Eisenkorbes, und manches seidenumhüllte Knie hat sich damals gegen jene schwarzen Arabesken gestemmt, indeß bunte Bänder als Liebesgrüße und Stelldicheinversprechen von seinen Sprossen herabgeweht haben. Schwangere Hausmütter, auch sie standen einst schwerfällig hier und sandten unmögliche Botschaften in die Ferne. Große, üppige, verlassene Frauen, bleich wie der Haß ... O wenn ein Gedanke den Tod, wenn ein Wunsch die Hölle bringen könnte! ... Frauen und Männer! es sind immer Frauen und Männer, selbst diese mageren, weißen Jungfrauenseelen, die wie ein Flug verirrter Tauben gegen das schwarze Gitter schlagen und rufen: Greift uns, ihr edlen Raubvögel!

Hier könnte man sich ein französisches Proverbe vorstellen. Die Scenerie würde sehr gut dafür passen.

Die Mauer dort mit dem Balcon ganz so wie sie ist, nur müßte der Weg breiter sein und sich zu einem Rondel erweitern, und in der Mitte ein alter, bescheidener Springbrunnen stehen aus gelblichem Tuff und einer Schale von geborstenem Porphyr. Als Fontainenfigur ein Delphin mit gebrochenem Schwanz und einem verstopften Nasenloch. Aus dem andern steigt der dünne Wasserstrahl auf. Auf der einen Seite des Springbrunnens aber eine halbrunde Bank aus Tuffstein und gebrannten Steinen. Der lose, weißgraue Staub, der röthliche Stein, der behauene, gelbe, poröse Tuff, der dunkle, geschliffene, von Feuchtigkeit glänzende Porphyr, und dann der lebendige, kleine, zitternde Silberstrahl: Material und Farben stimmen außerordentlich gut zusammen.

Personen: zwei Pagen. Nicht aus einer bestimmten historischen Zeit, denn die wirklichen Pagen haben dem Pagenideale durchaus nicht entsprochen. Unsere Pagen sind jene, die in Bildern und Büchern lieben und träumen. Es ist also nur die Tracht, die etwas Historisches hat.

Die Schauspielerin, welche den jüngeren Pagen spielen soll, ist in leichter Seide, fest anschmiegend und hellblau, mit eingewebten heraldischen Lilien aus dem gleißendsten Gold. Das und so viel Spitzen, wie sich nur anbringen lassen, sind das Hervorragendste an dem Costum, das nicht so sehr auf ein bestimmtes Jahrhundert abzielt, als darauf, die jugendlich üppige Gestalt, das prachtvolle blonde Haar und den klaren Teint hervorzuheben.

Sie war verheirathet, aber es dauerte nur anderthalb Jahre, dann wurde sie geschieden, denn sie soll sich durchaus nicht gut gegen ihren Gemahl benommen haben. Das mag sein, aber etwas Unschuldigeres kann man nicht sehen. Das heißt, nicht jene niedliche Unschuld aus erster Hand, die freilich ihr Anziehendes hat, sondern jene wohl gepflegte, gut entwickelte Unschuld, worin Niemand sich irren kann, und die einem direct zum Herzen geht und mit jener ganzen Macht entgegentritt, die dem Vollendeten eigen ist.

Die zweite Schauspielerin ist im Proverbe die schlanke Melancholische. Sie ist unverheirathet und hat keine Geschichte, gar keine; es giebt Niemand, der auch nur das Geringste wüßte, und doch liegt viel Sprechendes in diesen feingezeichneten, hageren Gliedern, in dem bernsteinbleichen, regelmäßigen Antlitz, das zwischen rabenschwarzen Locken und vom kräftigen, männlichen Hals getragen, durch sein höhnisches und doch zugleich sehnsuchtkrankes Lächeln reizt, und unergründlich ist durch diese Augen, deren Dunkel so weich und glänzend ist wie die dunklen Blätter eines Stiefmütterchens.

Das Costum ist aus mattem Gelb, kürazartig, mit breiten Längsstreifen, aufstehendem steifen Kragen und Knöpfen aus Topas. Ein schmaler, gekrauster Streifen sieht am Kragen und an den enganliegenden Aermeln hervor. Die Beinkleider sind kurz, weit, geschlitzt und von hellgrüner Farbe mit mattem Purpur in den Schlitzen. Graues Tricot. Der blaue Page hat selbstverständlich ein glänzend weißes. Beide tragen sie Baretts. So sehen sie aus. Und jetzt steht der Gelbe oben auf dem Balcon und lehnt sich über das Geländer, indeß der Blaue unten auf der Bank des Springbrunnens sitzt, gemächlich angelehnt, die beringten Hände gefaltet um das eine Knie. Träumend starrt er auf die Campagna hinaus. Nun spricht er.

„Nein es giebt nichts auf der Welt, wie die Weiber. Ich begreife es nicht ... es muß ein Zauber in ihren Linien liegen. Wenn sie vorübergehen: Isanra, Rosamunde, Donna Lisa und die Anderen, wenn ich dann sehe, wie das Gewand sich an ihre Formen schmiegt und bauscht bei ihrem Gang, so ist mir, als ob mein Herz mir das Blut aus allen Adern saugte und meinen Kopf leer und ohne Gedanken und meine Glieder zitternd und ohne Kraft ließe — mein ganzes Wesen in einen einzigen langen, zitternden und ängstlichen Sehnsuchtshauch sammelnd. Was ist das? Was mag es sein? Es ist, als ob das Glück unsichtbar an meiner Thür vorbei ginge, und ich müßte es greifen und festhalten und es müßte mein sein, so wundersam, — und ich kann es doch nicht fassen, weil ich es nicht sehen kann."

Darauf spricht der andere Page von seinem Balcon:

„Und wenn Du nun zu ihren Füßen säßest, Lorenzo, und sie, verloren in ihren Gedanken, vergessen hätte, warum sie Dich rufen ließ, und Du säßest schweigend und wartetest, und ihr schönes Antlitz wäre über Dich gebeugt, fern von Dir in den Wolken seiner Träume, als der Stern an seinem Himmel, aber doch Deinem Blick so nahe, daß jeder Zug Deiner Bewunderung sichtbar wäre, jede schönheitgeborene Linie, jeder Farbenpunkt der Haut in ihrer weißen Ruhe und ihrem weichen, rosigen Erröthen — wäre Dir dann nicht, als ob sie, wie sie so da sitzt, einer ganz anderen Welt angehörte als jener, in der Du in Bewunderung kniest; als ob ihr eine ganz andere Welt gehörte und eine andere Welt sie umgebe, in der ihre festlich gekleideten Gedanken einem Ziel entgegen streben, das Du nicht kennst; wo sie liebt, fern von Deiner Welt und von Allem, was Dein ist; wo sie in die Ferne träumt und verlangt — als wäre nicht der kleinste Raum für Dich in ihren Gedanken zu gewinnen, obwohl Du Dich danach sehnst, Dich für sie zu opfern, Dein Leben und Alles, nur damit zwischen Dir und ihr das wäre, was kaum wie ein Schimmer der Gemeinschaft und noch weniger ein Zusammengehören wäre."

„Ja, Du weißt wohl, daß es so ist. Aber ..."

Jetzt läuft eine grüngelbe Eidechse am Rande des Balcons entlang. Sie hält inne und blickt umher. Der Schwanz bewegt sich ... Wenn man jetzt einen Stein hätte! ... Nimm dich in acht, meine vierbeinige Freundin! Nein, die sind nicht zu treffen; die hören den Stein lange bevor er kommt. Erschrocken ist sie aber! Doch im selben Augenblick verschwinden auch die Pagen.

Sie saß dort so hübsch, die Blaue, und in ihren Blicken lag die rechte unbewußte Sehnsucht und eine ahnungsvolle Nervosität in all' ihren Bewegungen, wie in dem leisen Schmerzenszug um ihren Mund, wenn sie sprach und noch mehr, wenn sie auf die weiche, etwas tiefe Stimme des gelben Pagen lauschte, die vom Balcon herab die aufreizenden und liebkosenden Worte mit leisem Spott und einem Anklang von Sympathie zu ihr sprach.

Und ist es jetzt nicht, als ob Beide wieder da wären?

Sie sind dort, und sie haben das Proverbe weiter gespielt, indeß sie fort waren, und haben von jener unbestimmten Jünglingsliebe gesprochen, die niemals Ruhe findet, sondern rastlos durch alle Länder der Ahnungen und alle Himmel der Hoffnung fliegt, krank vor Sehnsucht, sich in der starken, innigen Gluth einer einzigen großen Empfindung zu sammeln. Davon haben sie gesprochen; der Jüngere mit bitteren Klagen, der Aeltere wehmüthig, und jetzt sagt dieser — der Gelbe zum Blauen — er solle nicht so ungeduldig verlangen, daß die Gegenliebe eines Weibes ihn festhalten möge.

„Nein, glaube mir," sagt er, „die Liebe, die Du in der Umschließung von zwei weißen Armen findest, mit zwei Augen als Deinem nahen Himmel und der sicheren Seligkeit zweier Lippen, sie liegt der Erde und dem Staube zu nahe, sie hat die freie Ewigkeit der Träume gegen ein Glück eingetauscht, das sich nach Stunden bemißt, aber auch nach Stunden altert; denn wenn es sich auch stets verjüngt, so verliert es doch jedesmal einen jener Strahlen, die in einem nie welkenden Glorienschein die ewige Jugend der Träume umstrahlt. Nein, Du bist glücklich!"

„Nein, Du, Du bist glücklich!" entgegnete der Blaue, „ich gäbe eine Welt darum, wäre ich wie Du."

Und der Blaue erhebt sich und geht den Weg nach der Campagna hinab, und der Gelbe sieht ihm mit wehmüthigem Lächeln nach und spricht vor sich hin: „Nein, er ist glücklich!"

Aber weit unten wendet der Blaue sich am Wege noch einmal nach dem Balcon und ruft, indeß er das Barett schwingt: „Nein, Du bist glücklich!"

— — — Hier sollten Rosen stehen. Und dann müßte ein Windhauch kommen und einen Regen von Rosenblättern von den blüthenschweren Zweigen herabschütteln und dem scheidenden Pagen nachwirbeln.

Aus der Hauptstadt.

Cecil Rhodes.

Am 3. Januar 1896 telegraphirte Wilhelm II. dem Präsidenten Paul Krüger von Transval: „Ich spreche Ihnen Meinen aufrichtigsten Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hülfe befreundeter Mächte zu apelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von Außen zu wahren.“ Die halbamtlichen deutschen Blätter nannten zu derselben Zeit das Unternehmen der Jameson und Rhodes einen Schurkenstreich, und eine Entrüstung ohnegleichen, die ganze Wolkenbrüche kraftvoller Schimpfworte entfesselte, donnerte durch das Reich. Fürwahr, entrüsteter und zorniger geberdete man sich nicht einmal an jenem Tage, da die Volksvertretung es mit qualifizirter Mehrheit abgelehnt hatte, dem Fürsten Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstage zu gratuliren, obwohl ihr diese Begeisterung von maßgebender Stelle aus erlaubt worden war. Heute ist die wabernde Lohe des Anti-Rhodismus in Berlin erloschen. „Subjective Empfindlichkeit und schmollendes Nachtragen“ haben keinen Raum in einer gesunden Politik, so ist uns vor ein paar Tagen officiös gemeldet worden. Rhodes' Empfang beim Kaiser, so erläuterte man uns ferner, habe seinen Grund in der hohen Stellung dieses Herrn. Er sei nämlich Mitglied des Privy Council Ihrer Majestät der Großmama von England, und diese Rangstufe verschaffe ihm sozusagen ein Anrecht auf die Audienz. Privy Council — das ist noch etwas weniger als unser sagenhafter „Staatsrath“, der doch zum Mindesten in den achtziger Jahren einmal tagte, während der Privy Council seit 1848 überhaupt nicht mehr zusammentrat. Ob aber ein Mitglied des preußischen Staatsrathes dieser seiner Eigenschaft wegen auch nur am Hofe von Monaco empfangen würde? Genug — wir müssen es den Officiösen glauben, daß Wilhelm II. in Rhodes den kleinen englischen Geheimrath und nicht den mächtigen Geschäftsmann willkommen hieß, der Welttheile gründet, wie Andere Fabriken und Banken. Alle Journale, die in Berlin Bedeutung haben — und welches Journal hätte die nicht? — begrüßten den illustren Gast mit gebogenem Rumpfe, und jedes von ihnen schärfte der Regierung streng ein, den geliebten Besuch um Gottes Willen nicht zu kränken, seine Pläne vorurtheilslos zu prüfen, besonders aber die schöne Bahnlinie Kairo-Kapstadt zu sichern. Wenig fehlte, so hätte die Stadtverwaltung eine runde Million zum festlichen Schmuck der Straßen hergegeben und damit die böse Erinnerung an die 6500 Mark getilgt, die den Märzgefallenen zu Gute kommen sollten. Guirlanden, bunte Wimpel, englisch declamirende Schauspielerinnen, Musik und ein barhäuptiger, jedoch endlich bestätigter Oberbürgermeister hätten den Napoleon von Südafrika begrüßt.

Herr Rhodes gehört zu den großzügigen Unternehmern, an denen England noch so reich und Deutschland, das Dorado der Kleinjobberer und Winkelbörsianer, noch so arm ist. Mit der brutalen Roheit Pizarros und dem Wagemuth eines Speculationsbankiers der City verbindet er sein höchst ureigenes Raffinement; dieser Condottiere trägt den Revolver immer im Courszettel eingewickelt. Es macht ihm Spaß, daß seine wilden Profitjagden gleichzeitig zum Ruhme Old Englands beitragen und ihn selbst in den Geruch eines beträchtlichen Staatsmannes gebracht haben; den Hauptwerth legt er aber nicht auf den Lorbeer der Unsterblichkeit. Er will Geld verdienen und seinen Consorten ebenfalls etwas zu verdienen geben; leben und leben lassen. Seine Chartered Company, die Etablirung von Rhodesia, die Auffindung der Gold- und Diamantenfelder haben ihm bislang die Vertheilung üppiger Dividenden ermöglicht. Neuerdings scheint indeß eine Stockung in den Zuflüssen eingetreten zu sein. Die ehemaligen Matabele-Distriete geben die erhoffte Rente nur widerwillig und zögernd her, und seitdem der Jamesonzug mißglückte, will überhaupt nichts mehr gelingen. Da ist denn das gewaltige Eisenbahn-Projekt ein rechter Nothhelfer. Hier findet sich geniale Kühnheit des Entwurfes, Aussicht auf horrende Verzinsung und ein dröhnender Appell an das patriotische Empfinden John Bulls. Mehr bedarf es wahrlich nicht, um das Unternehmen in London und seinen schottischen, walisischen, irischen Vororten volksthümlich zu machen. Die große Centralbahn bildet das Gerippe, das unzerbrechliche Rückgrat des kommenden britischen Kaiserreiches Afrika. Sie macht alle Gebiete, die sie durchquert, dem englischen Handel tributpflichtig, eröffnet auch die dunkelsten Partien des Welttheils der glorreichen englischen Cultur. Kein Wunder demnach, daß das englische Volk Feuer und Flamme dafür ist. Und es fragt sich nur, ob dieser Grund für uns genügender Anlaß sein kann, hinzugehen und desgleichen zu thun.

Die neudeutsche Diplomatie pflegt sich regelmäßig auf Bismarck zu besinnen, sobald sie einen groben Fehler gemacht hat oder machen will. Daß eine gesunde Politik sich weder von persönlicher Empfindlichkeit noch von schmollendem Nachtragen leiten lassen dürfe, gehört zu den Bismarckischen Fundamentalsätzen, die er uns immer wieder in immer wachsender Beleuchtung vorgeführt hat. Daß man dem Mr. Rhodes in Berlin seine Jamesoniade nicht nachträgt, erscheint am Ende selbstverständlich. Er hat sie ohnehin theuer, mit dem Verlust fast aller seiner Reservefonds, bezahlen müssen. Und bei Licht besehen hätte zwar er, nimmermehr aber Deutschland Ursache zu persönlicher Empfindlichkeit und schmollendem Nachtragen. Nicht er hat uns angegriffen, sondern das Kaisertelegramm wandte sich scharf gegen ihn. Rhodes gehört zu denen, die viel lernen und nichts vergessen, die, wenn schon an weiter nichts, so doch an die Nemesis glauben und zu gegebener Stunde jede ihnen angethane Kränkung rächen. Es scheint, als halte er jetzt den Augenblick, Revanche für das Kaisertelegramm zu nehmen, für gekommen.

England reckt sich in Afrika mit Macht. Der Sieg von Omdurman, der dem Sirdar eine schmeichelhafte Auszeichnung Wilhelm's II. eintrug, ist der erste Schritt zur Begründung eines neuen britischen Reiches in Afrika. Die Thorheit Europas spielte den Engländern Egypten in die Hand, nachdem sie das Kap schon besaßen. Wer die Lebensbedingungen politischer Gebilde kennt, der weiß, daß zwei zusammengehörige Glieder brünstig nach Vereinigung streben, daß Haupt und Füße nicht ruhen, bis sie ihren Körper gefunden haben und so in unlösbare Verbindung mit einander getreten sind. Das Kennzeichen der englischen Colonialpolitik ist der Opfermut, der doch keinen Kreuzer umsonst opfern mag und bisher noch jeden Pfennig angelegten Capitals nutzbringend angelegt hat. Niemals hätte ein englisches Ministerium Kriegsschiffe in der Bucht von Manila angehäuft, während zwei andere Staaten um diese Bucht stritten, wenn ihm nicht ernstlich darum zu thun gewesen wäre, die Bai für sich fortzunehmen. Die tragische Figur des Admiral Diederichs wäre in England unmöglich gewesen. Gordon ist in Chartum gefallen, aber sein Tod legt Großbritannien die heilige ꝛc. Verpflichtung auf, den Mahdi auch aus seinem letzten Schlupfwinkel, aus Kordofan, zu vertreiben. Wäre Gordon nicht gefallen, gäbe es nicht den feigen Mord an den Mördern zu rächen, dann würde das englische Heer kaum mit guter Art allzu weit über Faschoda hinaus vordringen können. Jetzt aber genügt es einer Ehrenpflicht, wenn es die letzten Reste der Derwischherrschaft mit Dum-Dum-Kugeln in die Luft sprengt, und jetzt darf es bei seinem heldenhaften, ritterlichen Thun der andächtigen Bewunderung ganz Europas gewiß sein. So baut sich auf ethischen Motiven der jüngste Colonialstaat in Afrika auf, der Staat, der die große Kette schließt, bis auf ein einziges missing link, der Staat, der die prachtvolle Rhodes'sche Speculation krönt und ihr den erhofften Ertrag sichert.

Allerdings sind von nun an der Congostaat und Deutsch-Ostafrika unerträglich schmerzende Pfähle im britischen Fleische. Sie in Güte oder mit Gewalt zu entfernen, muß die nächste Aufgabe der Londoner Afrikapolitik sein. Das erlauchte Mitglied des Privy Council, das leutselig unsere Residenz und sogar unsern Reichstag besichtigt hat, versucht es für's Erste mit der Güte. Herrn Rhodes liegt zur Zeit aus besonderen Gründen mehr an dem deutschen als an dem belgischen Besitzthum, das ihm über kurz oder lang ja von selber zufallen wird. Deutsch-Ostafrika wirthschaftlich abhängig von sich zu machen, die Arbeit scheint ihm seines edlen Schweißes werth, sein Ziel. In diesen Distrikten ist ja am Ende nicht der politische Machthaber, sondern der ist der Herrscher, der alle wirthschaftliche Kraft vereinigt. Befinden sich der ostafrikanische Handel und der ostafrikanische Boden in englischen Händen, dann mag in der stolzen Einsamkeit von Dar-es-Salaam oder Bagamoyo immerhin ein kaiserlich deutscher Gouverneur thronen; London ist doch Trumpf. Der englischen Bahn folgt die englische Speculation, und der Verkehr wird mit tausend Freuden das Dampfpferd benutzen statt der beschwerlichen, langen Karawanenwege, die an die deutsche Küste führen. Rhodes rechnet mit der von Eugen Richter so hoch entwickelten deutschen Charaktereigenschaft, um Dreier zu feilschen, zu knausern und zu sparen, bis selbst ungeheure Aufwendungen zu spät kommen. Er weiß, daß unser Colonialamt und unser Reichstag Ostafrika erst dann mit Schienenwegen versehen werden, wenn überall sonstwo bereits seit Decennien die Luftschiffahrt den Verkehr vermittelt. Und es wird ihm nicht schwer gefallen sein, den maßgebenden Männern in Berlin, die sich mit der Wesensart unserer bedeutenden Parlamentarier ergebungsvoll abgefunden haben, die Ueberzeugung beizubringen, daß Ostafrika verstanden muß, wenn am anderen Ufer des Tanganjika eine Eisenbahn hinführt, zu der unsere Colonie keinen noch so armseligen Strang entsendet. Ohne Zweifel, die erfahrenen Denker und Dichter im Berliner Colonialamte sind sich klar über die Nothwendigkeit, Bahnen zu bauen, sobald Cecil Rhodes damit beginnt. Sie hegen indeß keinerlei Hoffnung, die Schaar der Volksvertreter zu gleicher Einsicht zu bringen, ja sie schaudern schreckhaft bei dem bloßen Gedanken zusammen, mit einer Hundertmillionen-Forderung vor die Günstlinge des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechtes zu treten. Und so suchen sie der Zwickmühle dadurch zu entrinnen, daß sie den Rhodes'schen Plänen, darin auch Transversalbahnen durch deutsches Gebiet erquickende Rede geht, voll und ganz beipflichten. Lieblich fällt auf beiden Seiten alle persönliche Empfindlichkeit und alles schmollende Nachtragen zu Boden, wie die häßliche Puppenhülle von dem goldenen Schmetterlinge sinkt. Deutsch-Ostafrika genießt seine Eisenbahn, ohne daß es im Reichstage auch nur zu einem bösen Blicke kommt. Die dem armen Volke abgepreßten Steuergroschen bleiben hübsch im Lande, und unsere Colonien gehen einer ungeahnt glänzenden Zukunft entgegen.

Wenig hat es dabei zu bedeuten, daß in ihrem Wappenschilde vorher an die Stelle des Reichsadlers der britische Leopard treten wird.

Leise beginnen schon die Osterglocken zu läuten. Und damit die Gläubigen in immer glühendere Bewunderung des Ragenden versetzt werden, der vor drei Jahren von allen gutgesinnten Blättern als Schurke, Bandit, Landräuber u. dgl. m. gebrandmarkt wurde, verkündet man ihnen, daß die afrikanische Centralbahn, soweit sie deutsches Gebiet berührt,

unter deutscher Souveränität stehen wird. Ein berauschender Gedanke! Eine unerhört günstige Concession. Selbst Graf Caprivi hat sich auf dem Gebiete des Colonialwesens keiner glänzenderen Errungenschaft zu rühmen. Dagegen schweigt man einstweilen noch über die Tarifpolitik, die Cecil Rhodes plant und in die ihm Niemand hineinreden darf. Man behandelt sie mit Fug als etwas Nebensächliches. Auch ist Mr. Cecil Rhodes gegenüber, der zu den Mitgliedern des hochberühmten Privy Council gehört, Vertrauen durchaus am Platze. Die deutsche Souveränität dagegen steht fest. Cecil Rhodes erklärte sich ausdrücklich einverstanden damit, daß die englischen Schienen den deutschen Charakter des Grundes und Bodens nicht auf der Stelle vernichten. Und auch dies ist ein Gewinn. Die Redactionen der führenden Berliner Blätter aber, die mit dem Manne von Skyren in Liebescorrespondenz standen, bereiten eine würdevolle Feier vor. Gilt es doch, das Jubiläum des Tages festlich zu begehen, da der Herr Graf das bedeutungsschwere Wort prägte, dem jungen Reiche könne nichts Aergeres passiren, als wenn ihm Jemand ganz Afrika schenkte. Die Nachfolger des Herrn Grafen im Parlament und in der Regierung werden der Feier nicht fern bleiben. Bemühen sie sie doch, Caprivi's politisches Testament auszuführen, Caprivi gleichsam zu erfüllen und zu überholen. Wenn er Afrika nicht geschenkt nehmen wollte, so werden sie im Verein mit Cecil Rhodes es hoffentlich sehr bald dahin bringen, daß unser Stück Afrika Niemand geschenkt nehmen will.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Tam-Tam". Schwank von Fedor v. Zobeltitz. — „Die neue Richtung". Schwank von Marco Brociner und Alexander Engel. (Berliner Theater.) — „Die Pflicht". Schauspiel von Richard Landsberger. (Neues Theater.)

Der allzu fleißige Fedor v. Zobeltitz, ein Verfasser von Familienblattromanen, die für unsere sammt und sonders schlechten Familienblätter entschieden zu gut sind, strebt immer wieder nach dem Bühnenlorbeer. Sein bestes Stück „Ohne Geläut" war wegen des bedenklichen Stoffes nur ein Achtungserfolg, und seine vier oder fünf anderen dramatischen Versuche versagten ganz und gar. Er hat sich offenbar zu lange mit dem „Halbbruder des Epos" beschäftigt, um noch dramatisch denken und theatralisch gestalten zu können. Daher überall die Einflüsse des Familienblattromans: breite Darstellung, papiernes Deutsch, conventionelle Charaktere und romantische Conflicte, die schon tausend Mal in anderer Verkleidung da waren. Zum Exempel bei „Tam-Tam". Wie oft haben wir bei Lindau und Lubliner, Blumenthal und Schönthan, Pailleron und Meilhac — vom alten Molière zu schweigen — nicht schon die Modenärrin gesehen, die nach einem berühmten Mann oder berühmten Schwiegersohn angelt! Hier hat sie schon einen Mann, und als sie die Unmöglichkeit einsieht, den Trottel berühmt zu machen, sucht sie wenigstens eine Celebrität für ihre Tochter. Die unmögliche Dame wendet sich dabei nicht etwa an wirkliche Größen, das wäre zu vernünftig, sondern an die Talentlosigkeiten der Decadence von der Couleur Schur-Levetzow und Munch-v. Goldschmidt. Doch das ist ihr noch nicht thöricht genug: sie bemüht also einen Agenten, der nach bewährten Mustern der „Auskunftei" für das Zuchthaus reif ist. Und so bevölkern denn nicht nur die Maler, Dichter und Componisten von der „violetten Nase" ihren Salon, sondern auch minder harmlose Contrebande z. B. ein falscher Millionär in der Maske eines Malers, und gerade er und kein anderer führt die Braut heim. Fast noch schwächer, trotz einiger guter Einfälle, ist die Satire gerathen, die vielfach unverständlich und ohne Pointe bleibt, wie eine Anekdote, deren Schluß der Erzähler vergessen hat. Und doch hätte sich ein amüsantes und dankbares Scherbengericht über die impotenten Mitläufer der Baudelaire und Verlaine, der Böcklin und Richard Wagner veranstalten lassen. Wie witzig und bühnenwirksam hat z. B. Meilhac die damals in Paris auftauchenden ersten Impressionisten in „La Cigale" parodirt und verspottet!

Wort für Wort gilt das eben Gesagte auch für den Schwank der beiden Redacteure des „Wiener Tagblatts", Rumänien und Ungarn froh vereint. Wieder wird eine künstlerische Satire versucht, aber während Zobeltitz literarische Ansprüche erhebt, wollen die Wiener Journalisten nur eine Posse nach Rabener's Recept: Du sollst und mußt lachen. Aber wer lacht da? Ein Schriftsteller, dessen Versdramen nach der alten Schablone sämmtlich von Directionen, Verlegern und Kritikern verschmäht werden, will auf den Rath seiner klugen Frau zum Naturalismus schwören und das Leben in corpore vili studiren. Also dasselbe Thema wie in Hackländer's „In den Spuren eines Romans", in einer Humoreske Wildenbruch's und erst neulich in einer allerliebsten Blaustrümpfchen-Novelle Heyse's. Auf seiner Studienreise nach Venedig (!) bleibt der Naturalist auf dem Semmering hängen und richtet sich dort mit einer überspannten Malerin häuslich ein; während er von ihr als Staffage für Landschaften benutzt wird, soll sie ihm als menschliches Document dienen. Nach deutscher Schwankart bricht der Spaß ab, sobald er in's sexuell Bedenkliche zu gerathen droht. Es stellt sich heraus, daß die Malerin die Frau eines Fabrikanten von Hühneraugenringen ist, und die beiden Familien treffen nun wuthschnaubend hier, 2000 Meter über dem Meere, zusammen, ordnen Alles, auch die Verlobung eines Liebespaares, und holen sich in der Gewitternacht die landesüblichen Affectionen, wie Hexenschüsse und Zahnschmerzen, Ohrensausen und steifen Hals. Der geschmackvollste Witz des Abends bestand darin, daß der Director in Lautenburg's Maske gegeben wurde. Diese „neue Richtung" ist denn auch nicht alt geworden.

Der junge Verfasser der gleichfalls verunglückten „Pflicht" ist ein süddeutscher Arzt, doch hat er mehr die Phantasie eines Staatsanwalts. Und ein solcher steht auch im Mittelpunkte seines Theaterstückes. Für ihn liegt nämlich die Frage so: ist es seine Pflicht, gegen seinen Schwiegervater in spe, der früher einmal gestohlen hat, wie es sein damaliger Helfershelfer und Secretär noch heute thut, die Anzeige zu erstatten? Offenbar ist es seine Beamtenpflicht, was wir auch ohne Herrn Landsberger's vieractige Belehrung wissen, und so verläuft Alles programmmäßig, die Verlobung geht zurück und der Papa vergiftet sich. Damit es besser wirkt, passirt die Familienkatastrophe gerade an seinem 70. Geburtstage! Das Interessanteste an dem für jeden Berliner Theaterkundigen sonnenklaren Durchfall waren die Tamtamschläge unserer Mitternachtkritiker. Hier eine kleine Blumenlese: „Das Stück wurde mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen, spannungsvolle Theilnahme begleitete die Aufführung, und nach den Aetschlüssen wurden die Darsteller oft gerufen (Börsen-Courier) . . . das Publicum folgte mit steigendem Interesse und lohnte den Dichter durch zahlreiche Hervorrufe (Post) . . . mit stürmischem Beifall aufgenommen (Fremdenblatt) . . . die Wirkung der respectablen Arbeit ließ an keinem Actschlusse nach und war am Schlusse am stärksten (Kl. Journal) . . . zu den Hervorrufen der Darsteller gesellten sich bei dem großen Beifall auch solche für den Verfasser (Staatsbürgerzeitung) . . . das Publicum konnte sich in den Hervorrufen des Autors gar nicht genug thun (Localanzeiger) . . . es muß in ehrlicher Weise ein rauschender Erfolg constatirt werden (Börsenzeitung) . . . Spannung und Theilnahme steigerten sich und schließlich waren alle äußeren Anzeichen eines wirklichen und großen Erfolges vorhanden (Freisinnige Zeitung) . . . das Stück hat bei seiner Aufführung in anderen Städten und auch hier im Neuen Theater großen Beifall gefunden (Kreuzzeitung) . . . wieder ein starker Erfolg; der Verfasser erschien erst nach dem dritten Act, trotzdem man ihn durchaus schon nach dem ersten sehen wollte (Nordd. Allg. Zeitung) . . . die fleißig und sorgsam geleitete Bühne hat hier ihren ersten großen ernsthaften Erfolg (Berliner Zeitung) . . . da das Schauspiel inhaltlich gerade das bietet, was das große Publicum liebt, so dürfte dieses psychologische Stück so bald nicht vom Spielplan verschwinden" (Reichsbote) . . . Nach all' diesem Reclamengetöse spielte die zweite Vorstellung vor einem leeren Saal und mußte das Stück sofort wieder abgesetzt werden. Und da klagen die Directoren und Autoren noch über die Berliner Kritik, die ihnen doch wahrlich nicht übel gesinnt, aber eben nur total einflußlos ist. Habeat sibi.

Notizen.

Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. Von Julius Baumann (Leipzig, Dieterich'sche Buchhandlung). Der Titel und das Vorwort erwecken den Anschein, als ob es sich um eine ganz neue Art der Begründung philosophischer Gedanken handle. Wenn man genauer zusieht, so ist die von Baumann sogenannte realwissenschaftliche Methode nur einfach die inductive, die heute in der Philosophie wohl allgemein angewandt wird und die auch in der Metaphysik als die allein berechtigte anerkannt ist. In einem Capitel über „Pessimismus und Optimismus", in welchem der Name Ed. von Hartmann's nicht vorkommt, wendet Baumann diese Methode auf die axiologische Frage an, für welche, wie er meint, die reale Wissenschaft von großer Bedeutung sein könne. Da Baumann die Antwort auf diese Frage ganz und gar der Nervenphysiologie anheimstellt, so kann sie natürlich nicht anders als negativ ausfallen, und eine „wissenschaftliche" Entscheidung über Pessimismus und Optimismus ist „zur Zeit nicht möglich". Wenn man „die eigentlichen Ursachen" der Gefühle bloß in den materiellen Vorgängen innerhalb der Nerven sucht, dann wird sich freilich die axiologische Frage wohl nie entscheiden lassen. Für den Pessimisten oder Optimisten selbst ist die ganze Frage zunächst nur eine rein psychologische, und die Entscheidung darüber, ob es mehr Lust oder mehr Unlust giebt, die bloße Constatirung einer einfachen Thatsache der Erfahrung, wobei es unmittelbar ganz gleichgiltig ist, ob wir noch ein-

mal in der Lage sein werden, den gegenwärtig bestehenden Gefühlszustand zu Gunsten der Lust zu beeinflussen. Der Pessimist wird die Forderung Baumann's, ihm „erst eine in ihren Elementen nachweisbare oder das Dunkel erfolgreich aufhellende Lehre von Lust oder Unlust" zu zeigen, ehe er eine ernstliche Berücksichtigung seiner Ansicht verlangt, als eine genau ebenso widersinnige von der Hand weisen, wie wenn man von ihm fordern würde, erst eine realwissenschaftliche Erklärung des Lebens vorzuzeigen, bevor er darauf Anspruch erhebe, zu leben. Er wird Baumann darin beistimmen, was er über den Wert der Arbeit und die belebende Thätigkeit der Muskeln sagt, aber er wird auch hinzufügen, daß Alles dies seinen Standpunkt nicht berühre und mit der Thatsache des von ihm behaupteten Unlustüberschusses in der Welt rein gar nichts zu thun habe. Am wenigsten aber werden ihn die Auslassungen Baumann's über den Zusammenhang des Pessimismus mit zufälligen Stimmungen, angeborenem Volkscharakter und anderen nervösen Zuständen überzeugen. Er wird sagen: mag immerhin das Bewußtsein der leidvollen Beschaffenheit des Daseins durch derartige persönliche oder zufällige Momente in dem Menschen geweckt werden: der Pessimismus bleibt nichts destoweniger eine allgemeine Wahrheit, für die sich Gründe anführen und Beweise geben lassen, und an diese muß sich eine Widerlegung meiner Ansicht halten. Daß Baumann zu einer solchen Widerlegung des wissenschaftlich fundirten Pessimismus auch nicht den kleinsten Versuch gemacht hat, sondern nur einfach vom Standpunkt einer Realwissenschaft aus, die in dieser Frage überhaupt nicht zuständig ist, die Möglichkeit eines Beweises für den Pessimismus bestreitet, das raubt seinen Ausführungen in den Augen eines Pessimisten jeden Wert und ist nicht geeignet ihm Vertrauen zu seiner realwissenschaftlichen Methode einzuflößen. Baumann nennt den Pessimismus spöttisch „Phantasie-Pessimismus" und wirft ihm vor, daß er lediglich die schmerzhaften Seiten in der Welt hervorgehoben habe, „ohne die Ueberwindungs oder Minderungsmöglichkeiten zu erwägen". Da dies nicht einmal auf den Schopenhauer'schen und Mainländer'schen, noch viel weniger aber auf den Hartmann'schen Pessimismus zutrifft, so weiß ich nicht, welche Art von Pessimismus er bei seinem Phantasie-Pessimismus eigentlich im Auge gehabt hat. — Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der realwissenschaftlichen Begründung der Gotteslehre. Baumann erkennt hier mit Recht die Schranken nicht an, welche Kant in dieser Beziehung dem menschlichen Erkennen setzen wollte. Vom Standpunkt der Realwissenschaft aus hätte er seinen Gründen noch hinzufügen können, daß Kant's Widerlegung der Gottesbeweise sich lediglich auf die apriorische Form dieser Beweise bezieht und folglich schon aus diesem Grunde bedeutungslos ist für ein Beweisverfahren, das im Sinne der realen Wissenschaften inductiv ist, sich demnach auch schon bei einer gewissen Wahrscheinlichkeit des zu Beweisenden bescheidet. Das Eigentümliche der Baumann'schen Gotteslehre besteht nun darin, daß er die Auffassung der „absoluten Philosophie", das heißt des absoluten Idealismus eines Schelling und Hegel abweist, welcher die Galilei-Newton'sche naturwissenschaftliche durch eine organische oder organisch-geistige Auffassung zu überwinden bestrebt ist. Gerade die unorganische Natur aber macht dem Kundigen den Eindruck „einer großen mathematisch-mechanischen Intelligenz", die wegen des Zusammenhanges ihrer Kräfte zugleich den Eindruck einer einheitlichen Intelligenz herbringt. Das führt nun Baumann dahin, anzunehmen, daß eine solche einheitliche Intelligenz thatsächlich „die Ursache der realen Naturerscheinungen ist", daß also ein göttlicher Geist die objektiven Naturerscheinungen denkt und so denkt, daß sie zugleich als reale Dinge sind". Hier wäre nun zunächst die Frage zu erörtern, inwiefern die bloßen Gedanken einer solchen Intelligenz unmittelbar reale Dinge setzen können. Diese Frage führt offenbar auf den von Baumann verpönten Idealismus zurück, doch hat er sich zum Glück für seinen Standpunkt nicht weiter auf sie eingelassen. Wohl aber behauptet er, daß Gott und Welt verschieden seien, die Welt nicht ein deus explicitus, sondern vielmehr ein bloßes Werk des göttlichen Baumeisters sei. Diese Behauptung aber ist das Gegenteil von demjenigen, was consequenter Weise aus seiner Grundannahme folgt. Denn wenn die objektiven Naturerscheinungen, wie Baumann annimmt, bloße realisirte Gedanken der Gottheit sind, dann kann zwischen ihnen kein anderer Unterschied als derjenige zwischen Wesen und Erscheinung bestehen, und die Einwände, die Baumann dagegen anführt, sind gänzlich hinfällig. Baumann kommt zu seinem Dualismus auch nur dadurch, daß er die geistartige Beschaffenheit des Unorganischen leugnet und die Materie in materialistischer Weise als „Ausdehnung plus Undurchdringlichkeit" auffaßt. Er leugnet die Möglichkeit, die Materie in dynamistischem Sinne als Wille anzusehen, und zwar weil er den Willen nur als bloß physiologisch vermittelten, das heißt als bewußten gelten läßt. Vom Standpunkt der Realwissenschaft aus aber hätte er sich nach meiner Ansicht nichts vergeben, wenn er die Annahme eines unbewußten, vorempirischen und metaphysischen Willens zum wenigsten einer näheren Untersuchung gewürdigt hätte. Da also Baumann seine ganze Gotteslehre allein auf der Basis der unorganischen Natur errichtet und diese als von Gott verschieden annimmt, so gilt ihm im Gegensatze zum speculativen Idealismus das Organische als ein bloßes Entwickelungsprodukt des Anorganischen und er leugnet ebenso die Teleologie, wie die Berechtigung, das Unorganische als eine Vorstufe des Organischen anzusehen. Die Gründe, welche Baumann gegen die Teleologie anführt, sind die alten bekannten, die ebenso oft von den Naturforschern vorgebracht, wie von den Metaphysikern widerlegt sind. Auffällig ist nur, wie Baumann sich in diesem Punkte so sehr von der materialistischen Naturwissenschaft in's Schlepptau nehmen läßt, daß er sogar geneigt scheint, den niederen Thieren das Bewußtsein abzusprechen und sie für bloße Maschinen im Sinne des Kartesianismus anzusehen. Wenn er sich dabei auf eine Ansicht von Loeb beruft, welcher die Bewußtseinsvorgänge (Empfindungen u. s. w.) als bloße „Funktionen des associativen Gedächtnisses" auffaßt, so gestehe ich, daß ich nicht im Stande bin, zu begreifen, was ein Gedächtniß ohne Bewußtsein sein soll. Indessen kann auch Baumann nicht umhin, um die Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen und des Geistigen aus dem Organischen zu erklären, „hinzukommende" Einwirkungen Gottes anzunehmen, womit entweder Wunder zugegeben oder der Monismus doch schließlich wieder eingeführt ist. Dann kann aber Gott auch nicht eine bloße mathematisch-mechanische Intelligenz sein, sondern es muß auch der Zweck in seine Bestimmung aufgenommen werden und gerade dasjenige, worauf die Eigenthümlichkeit von Baumann's Gotteslehre beruht, erweist sich als eine unhaltbare Ansicht. Der Raum gestattet nicht auf die näheren Bestimmungen weiter einzugehen, die Baumann aus der Realwissenschaft für seinen Gottesbegriff schöpft. Seine Behauptung, daß Gott persönlich gedacht werden müsse, ist von ihm ebenso wenig begründet und ebenso wenig haltbar, wie seine Annahme der Ewigkeit des Weltprocesses. Baumann scheint so wenig eine Ahnung davon zu haben, welche Schwierigkeiten sich dem Theismus mit seiner Behauptung eines absoluten Bewußtseins entgegenstellen, daß er es auch hier nicht einmal für der Mühe werth hält, auf die gegnerische Ansicht einzugehen. Es gilt ihm einfach als „unzweifelhaft", daß das Bewußtsein eine reale, wenn schon formale Einheit ist, und so gelangt er zu der Annahme einer Unsterblichkeit und eines Erziehungsprozesses solcher bloß formalen Seelen oder Formalsubjecte, obwohl er sich doch sagen muß, daß, wenn nur die Form des Geistes unsterblich sein soll, eine solche Entwickelung des Geistes gar nicht möglich ist, weil diese doch nur den Inhalt betreffen könnte. Die bloße leere Form der Seele oder das formale Ich mag sich tausend Mal inearniren, es kommt doch aus seinem rein formalen Zustand nicht heraus, und darum vermag ich nicht einzusehen, wie man von einem Erziehungsproceß des Ich sprechen kann. a. d.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Volkswirtschaftliche Chronik

für das Jahr 1898.

Preis: 5 Mark.

Die „Volkswirtschaftliche Chronik" giebt einen Jahresbericht über alle neuen Ereignisse auf wirtschaftlichem und socialem Gebiete. Sie erscheint als Beilage zu den Jahrbüchern für Nationalökonomie, wird aber am Schlusse des Jahres, mit einem ausführlichen Register versehen, als selbständiger Band ausgegeben.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Könnecke: Bilderatlas z. Gesch. d. dtsch. Nationalliteratur 1895 Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. br. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
Ml. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

1 Auswahl 12 Fed. m. Halter: 50 Pf

1 Gros Nr 106: M 3.—

Ueberall vorrätig, wo nicht, liefern wir direkt

*Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig*

Soennecken's Eilfedern verschönern die Schrift u. spritzen nie

Überall vorrätig

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Hierzu eine Beilage von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 12. Berlin, den 25. März 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der alte und der neue Kurs in Ungarn. Vom Reichsraths-Abgeordneten a. D. Edmund Steinacker. — Nova Atlantica. Ein neuer Blick in den Zukunftsstaat. Von K. Paul Mohr. — Todsünden der medicinischen Forschung. Von Ernst Gystrow (Leipzig). — Spiritistische Erinnerungen. Von Robert Waldmüller-Duboc. — Die Wagnerlegende. Von Erich Urban. — Feuilleton. Decadence. Von H. von Beaulieu (Hannover). — Aus der Hauptstadt. Jochkrazler. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der alte und der neue Kurs in Ungarn.

Vom Reichsraths-Abgeordneten a. D. Edmund Steinacker.

Die Auffassung des Ministerwechsels, der sich in Ungarn vollzogen hat, die Würdigung seiner Bedeutung, seiner letzten Gründe und seiner voraussichtlichen Wirkungen ist natürlich, je nach dem Standpunkt und den politischen Interessen seiner Beobachter und Beurtheiler eine ganz außerordentlich verschiedene. Die politischen Kreise in Oesterreich fragen zunächst nach dem Einfluß, den die Rückkehr geregelter parlamentarischer Verhältnisse, hauptsächlich bewirkt durch den Sieg der Széll'schen „Formel" über Bánffy's Ischler-„Klausel" auf die Gestaltung des wirthschaftlichen Ausgleichs zwischen den beiden Staaten der Monarchie ausüben dürfte; man möchte wissen, welche Stellung der neue Ministerpräsident gegenüber dem Kampfe zwischen Deutschthum und Slaventhum, zwischen Verfassung und Föderalismus einnehmen wird; es werden aus dem Siege der ungarischen Obstruction Folgerungen auf die Aussichten analogen Vorgehens der deutsch-österreichischen Opposition gezogen, die Grenzen der Berechtigung des Majoritätsprincips und des Widerstandes der Minorität erörtert. Alle halbwegs unabhängigen und politisch denkenden Elemente in Ungarn jubeln zunächst über den Sieg der Verfassung, über das Ende des Ex lex-Zustandes und einer Herrschaft der Corruption und Gewaltthätigkeit, die ihres Gleichen gesucht hat. Nicht bloß bei den professionellen Politikern und Parlamentariern, sondern im allgemeinen Bewußtsein wirkt erfrischend die Hoffnung auf endliche Beseitigung des fünfundzwanzigjährigen Parteiherrschafts-Monopols, welches den ungarischen Parlamentarismus gefälscht und in den Dienst materieller persönlicher Interessen gestellt hatte. Bei den Partisanen wie bei den Gegnern der am politischen Horizont aufsteigenden Fusion mögen ja — neben berechtigten Ambitionen — auch die Fleischtöpfe und fetten Bissen der Majorität, die man zu erlangen trachtet oder zu verlieren fürchtet, eine ebenso wichtige Rolle spielen, wie zur Zeit der Gründung der liberalen Partei, als Koloman Tisza das Erbe Franz Deák's antrat, indem er seine Principien, die Bijurer Punkte, an den Nagel hängte. All' diese Momente sind zweifellos sehr actuelle und wichtige Bestandtheile des politischen Scenenwechsels, der sich auf der Schaubühne des ungarischen Parlamentarismus vollzieht und in kürzester Zeit auch auf der anderen Seite der Leitha fühlbar werden wird. Aber der markanteste, der wesentlichste Zug, der nicht bloß das Cabinet Széll vom Cabinet Bánffy unterscheidet, sondern voraussichtlich der ganzen Entwickelung Ungarns und seines Verhältnisses zu Oesterreich in der kommenden Periode seinen Stempel aufprägen wird, ist in der außerungarischen Presse entweder noch gar nicht wahrgenommen oder nur ganz oberflächlich berührt worden. Und doch bietet er allein den Schlüssel zum richtigen Verständniß der wichtigsten innerpolitischen Vorgänge der letzten Jahre und zur Beurtheilung der künftigen Entwickelung.

Baron Bánffy, der sich schon als Obergespan des Szolnok-Dobokaer Comitates durch besondere Willkür bemerkbar gemacht hatte, bethätigte dann nach seiner Ernennung zum Obergespan des Bistritz-Naszoder Comitates seine Gewaltthätigkeit „im Interesse der ungarischen Staatsidee", d. h. der Magyarisirung der „fremden Nationalitäten" vornehmlich gegen Sachsen und Rumänen. Er war darum unter dem Regime Tisza eine in den chauvinistischen Kreisen wohlgelittene Persönlichkeit. Die gröbsten Gesetzesverletzungen wurden als „Energie gegen die Staatsfeinde" selbst von oppositioneller Seite wo nicht lobender, so doch entschuldigender Kritik theilhaft. Obwohl ihm sonst alle Politik nur Mittel für seine eigenen Zwecke war, betrieb er doch die Unterdrückung der Individualität der nichtmagyarischen Nationalitäten aus wirklicher innerlicher Neigung. War seine Beseitigung eine Concession des Grafen Julius Szapáry an die Siebenbürger Sachsen, als sie bald nach Tisza's Sturz ihren Frieden mit der schwer auf ihnen lastenden Staatsgewalt machten, so verdankte er als parlamentarischer Neuling seine Wahl zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses unter Patronanz Szapáry's seinem Renommé unbegrenzter Rücksichtslosigkeit, wie sie der durch den erzwungenen Rücktritt Tisza's sehr selbstbewußt gewordenen Opposition gegenüber geboten schien. Und als der ehrgeizige Streber trotz seiner bald offenkundig gewordenen Unzulänglichkeit in den neuen Würden, durch demonstrative Fernhaltung vom nationalen Kossuthcultus anläßlich der Bestattung des unversöhnlichen Gegners der Habsburgischen Dynastie, sich die Gunst der Krone zu erwerben verstand, suchte er, nach dem Sturze des Cabinets Weckerle zum Ministerpräsidenten ernannt, sich in seiner Stellung einerseits durch größte Dienstwilligkeit nach Oben, andererseits durch Befriedigung der von der Nationalpartei vertretenen „nationalen Aspirationen" nach Unten zu befestigen. Er bekannte sich ostentativ als magyarischen Chauvinisten, und kehrte sich bei der praktischen Bethätigung der ungarischen Staatsidee

nicht an das Gesetz, nicht an Recht und Billigkeit. Damit handelte er im Sinne und Geiste der vornehmlich von Béla Grünwald begründeten, und von namhaften Journalisten wie Ivor Kaas und Eugen Bákosi weiter ausgebildeten chauvinistischen deutsch-feindlichen Schule, welche unter dem unsinnigen Schlagwort des einheitlichen magyarischen Nationalstaates die zielbewußte Verschmelzung allen übrigen Nationalen zur obersten Aufgabe jeder Regierung machte. Der unermüdlichste und systematische publicistische Herold dieser Tendenz in der officiösen Presse schon unter Tisza, dann eine Zeit lang unter Weckerle und Bánffy als Leiter der Nationalitätensection im Ministerium des Innern und im Ministerpräsidium, war der bekannte deutschenfresserische Abgeordnete Gustav Beksics. Als Vollstrecker dieser Magyarisirungspolitik ließ sich Baron Bánffy bei seinem durch die Obstruction erzwungenen Scheiden von seinem Posten von der Regierungspartei feiern und nahm aus dem Munde ihres Sprechers Radó das Lob entgegen, das die Geschichte seine Regierung als die nationalste, magyarischste anerkennen werde, die Ungarn je besessen.

Sofern dieser alte Kurs nur die Innerpolitik des Landes berühren würde, könnte dessen Charakteristik überflüssig erscheinen. Aber die Egeria des „politischen Naturschwimmers" Bánffy, der genannte Abgeordnete Beksics hat zur möglichst ausgiebigen Ehrenrettung seines gefallenen Herrn und Meisters im „Pesti Hirlap" mehr aus der Schule geschwatzt, als die vorsichtigeren Chauvinisten derzeit noch in das allgemeine Bewußtsein dringen zu lassen für opportun halten dürften. Um so mehr sollte es alle Diejenigen, für welche die Wirkung der ungarischen Politik nicht an den rothweiß-grünen Grenzpfählen aufhört, interessiren, die letzten Gedankengänge des in der Person Baron Bánffy's sich getroffen fühlenden magyarischen Chauvinismus kennen zu lernen. Der betreffende Artikel erklärt es für eine Selbsttäuschung, zu glauben, daß die von Baron Bánffy mit soviel Energie und zäher Ausdauer vertretene politische Richtung, „die aus den maaßlosen Angriffen und der jetzigen Schadenfreude seiner Feinde und Gegner zu beurtheilen ein riesiger Fehler wäre", in Wien keine Niederlage erlitten habe. Denn mit dem Sturze Bánffy's und der Berufung Széll's an seine Stelle sei ein bedeutsamer Wechsel in der politischen Leitung Ungarns eingetreten. Daß Bánffy nach unten schonungslos, roh, tyrannisch, rachsüchtig und grausam gewesen sei, nur um die zertretene, in's Joch gebeugte und actionsunfähig gemachte Nation Wien zu Füßen zu legen, sei ein leeres Gerede. Er habe vielmehr in gerader, keine Nachgiebigkeit und kein Compromiß kennender Richtung nach dem Ziele rascher Organisation eines starken einheitlichen magyarischen Nationalstaates gestrebt. Nun giebt Herr Beksics zu, daß dies der Endzweck und der geheimste Gedanke jedes magyarischen Staatsmannes sei, aber die Verschiedenheit liege in der Methode und in den Mitteln. Baron Bánffy sei der Mann des raschen, rapiden politischen Handelns gewesen, und die zufällige günstige Lage Ungarns in der Monarchie und der Gedanke an die für seine Nation hiermit erwachsenden Vortheile habe ihn enthusiasmirt. Er wollte die günstige Gelegenheit benützen, das nationale Leben mit der Macht der Staatsgewalt so rasch als möglich zusammen zu hämmern, den der Politik der Einheit widerstrebenden Particularismus zur Seite stoßen und wenn es nicht anders ging, niedertreten, um die nationale Consolidation gegenüber Oesterreich und dem Auslande so rasch als möglich fertig zu bringen. Die gewaltsame Magyarisirung und die Erringung der definitiven Vorherrschaft in der Monarchie ist damit als Ziel des magyarischen Chauvinismus und des im Dienste desselben stehenden Bánffy'schen Regimes offen eingestanden. Ist es nicht natürlich, daß alle nichtmagyarischen Nationalitäten sich gegen solche systematische Nullificirung und Entrechtung auflehnten? Läßt sich begreifen, daß die Mähr von der festen Stütze, welche Ungarn der Monarchie und dem Dreibund biete, während in Oesterreich das Chaos herrscht, noch immer in maßgebenden politischen Kreisen Wiens und sogar Berlins geglaubt wurde? Nach der naiven Meinung des Abgeordneten Beksics wurde Bánffy's Energie durch die „Erfahrung" gesteigert, daß (der durchaus alldeutsch gesinnte!) Kaiser Wilhelm II. und die deutsche officielle Politik (nicht aber der Wunsch des deutschen Volkes!) das politische Gewicht der magyarischen Nation (also auf Kosten der Sachsen und Schwaben!) gerne noch steigern möchten, und daß deren Feinde, die österreichischen Centralisten, die Walachen, Serben vor ihr zittern. „Das große Werk der Concentrirung zu beenden, so lange „das Wetter" günstig war und dann die zur Einheit zusammen gehämmerte nationale Kraft durch die Staatsgewalt zur Hegemonie in der Monarchie, zu einem Factor in der äußern Politik zu erstreben und damit das Ansehen der Nation für alle Zukunft zu begründen — wer kann sagen, daß dies ein kleiner und unberechtigter Gedanke gewesen sei!?" So fragt Pesti Hirlap.

Das war also der alte Kurs. Mag auch die in den Dienst solcher Absichten gestellte Staatskunst eine ganz und gar unzulängliche gewesen sein, ihre vierjährige Herrschaft hat doch genügt, den nationalen Frieden in Ungarn weiter als je zu rücken, den Glauben an Recht und Gerechtigkeit auf das Tiefste zu erschüttern, die Interessengegensätze zwischen den beiden Staaten der Monarchie möglichst zu verschärfen und den Fortbestand des Verfassungslebens auch in Oesterreich zu erschweren. Aus der Eigenschaft Bánffy's als leitenden Politikers der nationalen Concentration sind nun die Conflicte Bánffy's entstanden, nicht aus seiner Lust an solchen, sagt entschuldigend Pesti Hirlap. In Ungarn sei eben die Zahl der centrifugalen Kräfte sehr groß. Centrifugal ist dem Chauvinisten eben Alles, was sich der Zwangsuniformirung widersetzt, was seine Eigenart wahren will. „Selbst das kleine Fiume widerstand unseren Concentrationsbestrebungen" sagt Herr Beksics über die rühmliche Vertheidigung der verbrieften Fiumaner Autonomie. „Und vollends die Nationalitäten!" Da spricht aber der selbstbewußte Historiograph: „Bánffy schlug sie nieder, weil sie ihm im Wege standen. Auch den Confessionalismus bändigte er, wo es möglich war. Er bekämpfte den Particularismus und wollte schließlich auch die hinderlichen Bestrebungen und Specialinteressen der Oppositionsparteien so weit unterdrücken, damit sie seiner Concentrirungspolitik nicht schaden."

Dann kommt die Klage: „Mit ihm ist die Richtung der nationalen Concentration gefallen, weil ihn die Krone nicht mehr stützte", und der halbe Trost: „Zu behaupten, daß auch die Richtung der nationalen Einheit gefallen wäre, wäre ein Verbrechen und eine Ungerechtigkeit, in erster Reihe gegenüber Koloman Széll, in zweiter gegenüber allen magyarischen Politikern."

Nun folgt eine Charakteristik des neuen Kurses, schon mit dem Hinweise auf die Achillesferse des neuen Ministerpräsidenten, auf welche die Gefolgschaft des gestürzten Concentrationspolitikers den Chauvinismus bei Zeiten aufmerksam macht. Selbstverständlich wird auch von Széll anerkannt, daß er ein „Politiker der nationalen Einheit" sei. Schließlich bedeute ja der Compromiß keine andere Qualität, sondern nur eine geringere Quantität derselben. Herr Beksics will nicht darüber streiten, „wieviel Ungarn derzeit von jenen Bestrebungen vertragen kann, welche nach Ansicht der — denn doch auch magyarischen — Opposition Bánffy dazu anfeuerten, die Freiheit in Sclavenketten zu schlagen". Das eigene Glaubensbekenntniß, wie jenes Bánffy's oder aller Chauvinisten legt er aber in den Worten ab: „Die Politik ist die Wissenschaft der Exigentien und der Erfolg in ihr bedeutet gleichzeitig das Recht".

Dem zu Folge hätte nun freilich — wie ja auch von ganz anderem Gesichtspunkte — Baron Bánffy mit seinem Kurse Unrecht gehabt. Sein Inspirator und Interpret meint

nun, offenbar im Sinne der These: „In magnis voluisse sat est," in Bezug auf seinen Nachfolger, und in geringschätziger Darlegung des Kurses, den dieser wird einschlagen wollen und müssen: „Koloman Széll hat gewiß Recht darin, daß Ungarns nationale Politik derzeit mit der Schonung von tausend particularen Interessen, mit Nachgiebigkeit, Sanftmuth, mit Pakten und mit einer nach allen Richtungen ausgleichenden Taktik geleitet werden muß. Hat das Land die Politik Bánffy's nicht zu ertragen vermocht, und hat die Krone selbst die Compromisse für angezeigt gehalten, so ist in der That Koloman Széll der richtig ausgewählte Nachfolger Bánffy's und unter den Exigentien zweifellos die richtigste. Er ist ein magyarischer und nationaler Politiker, der in der Tiefe seiner Seele ebenfalls den heiligen Gedanken der nationalen Einheit hegt ... Seine politische Richtung wird also dort die Probe zu bestehen haben, wo es sich darum handeln wird, ob er aus den Schätzen der nationalen und liberalen Politik wesentliche Theile den lärmenden particularistischen Interessen aufopfern wird, welche ihrer Natur nach von Haus aus Gegner aller Einheitsbestrebungen sind."

Der neue Kurs wird nun zu wählen haben zwischen dem Beifalle der Chauvinisten, welche den Ausbau des einheitlichen und vor Allem auch wirthschaftlich selbstständigen magyarischen Nationalstaates, wenn auch vorläufig unter Festhaltung der äußeren Formen des Dualismus anstreben, die von der internationalen Stellung der Monarchie gebotenen Vortheile zur „nationalen Concentration" gegen Oesterreich benützen möchten, aber von dem aus gewissen Rechten fließenden Pflichten nichts wissen wollen, und der Anerkennung all' jener Politiker und Bevölkerungsschichten, welche im Verhältnisse sowohl der einzelnen Völker wie der beiden Staaten der Monarchie zu einander nicht das Trennende, sondern das Einigende suchen, nicht das wechselnde Recht des Stärkeren heute gegen diese, morgen gegen jene Minorität ausgeübt sehen wollen, sondern das Walten von Gerechtigkeit, Billigkeit und Duldung als im wohlverstandenen dauerndem Interesse aller Betheiligten liegend erachten. Koloman Széll ist aus der politischen Schule Deák's, wie Bánffy aus jener Tisza's hervorgegangen. Man sollte meinen, der Weg, den er einschlagen wird, könnte nach den in seiner Programmrede gemachten Zusagen nicht zweifelhaft sein.

Nova Atlantica.

Ein neuer Blick in den Zukunftsstaat.

Von K. Paul Mohr.

Wer in der Vorhut marschirt und das vorliegende Terrain mit scharfem Blick aufzuklären, den vortrefflichsten, gangbarsten Weg auszukundschaften, den Gegner und seine Stellung zu entdecken, vor überraschenden Angriffen zu sichern hat, der muß, damit die große Masse ohne Stockung nachfolgen kann, weit voraus sein und weit voraus sehen können, ja des Feindes beste Absichten zu errathen im Stande sein. Daß der an der Spitze Befindliche aber, der zum Schauen geübt, Manches sieht, was der nachkommenden Masse noch lange verborgen bleibt, ist selbstverständlich. Nicht immer wird daher sein muthiges, kluges Wegfinden von Allen sogleich verstanden werden, nicht immer wird der gefundene Pfad das Lob der Menge haben. In dieser Lage des Vortrabs, der Vor- und Weiterblickenden befanden sich einige Theoretiker des wissenschaftlichen Socialismus, als sie bei ihrem Vormarsch plötzlich entdeckten, daß der Feind, „die heutige capitalistische Wirthschaftsordnung", noch gar nicht an Rückzug und Zusammenbruch denkt, daß die Schaar der Kämpfer, die „Expropriateurs", noch zahlreich ist und daß sich sogar eine noch wachsende Menge im Besitz der Waffen, der „Productionsmittel", befindet. So alarmirte man das Gros, der Kriegsrath trat zusammen, es ward eifrigst wieder einmal über die „Taktik" berathen, auch wurde eine kleine „Waffenrevision" veranstaltet und mit großer Dialectik das geistige Rüstzeug untersucht und, wo es anging, modernisirt. Das Maaß der Concentration der Kräfte des Gegners wurde beleuchtet, und obschon kein Mensch eine genauere Vorstellung von der Gesammtstärke des Gegners, seinem Sein und Können hatte, glaubte man muthig an eine baldige Katastrophe aus „inneren Gründen". Da trat ein neuer Kämpe auf den Plan. In richtigerer Erkenntniß dessen, was nothwendig, suchte er die Grundvoraussetzung alles glücklichen Operirens zu schaffen, indem er darnach trachtete, Zahl und Kräfte des Gegners möglichst genau zu erforschen und zu berechnen, um dann das Ziel, dem man zustrebte, in nüchternster Klarheit und Deutlichkeit zu zeichnen. Dies Ziel aber ist die Errichtung des neuen Social- oder Zukunftsstaates.

Man muß gestehen, daß das Büchlein, das kürzlich im Dietz'schen Verlag in Stuttgart erschienen ist — „Ein Blick in den Zukunftsstaat oder Production und Consum im Socialstaat von Atlanticus" — gegenüber den bisherigen socialistischen Utopien und dem im großen Ganzen unpositiven wissenschaftlichen Socialismus, der im höchsten Grade fatalistisch Alles von der Entwickelung erwartet, ein immenser Fortschritt ist. Der Verfasser ist durchaus kein eingeschworner Marxist, in wesentlichen Punkten unterscheidet er sich von der herrschenden socialistischen Anschauung. Er hat vielerlei Berührungspunkte mit Anton Menger. Gleichwohl aber steht er auf dem Boden des Socialismus, so daß auch Kautsky, der das Schriftchen mit einer ausführlichen Vorrede versah, kein Bedenken trug, auf die Bedeutung derselben für die Socialdemokratie eingehend hinzuweisen. Die Resultate, zu denen der Verfasser gelangt, sind folgende: Die heutige Güterproduction in Deutschland kann um mehr als das Doppelte gesteigert werden bei einer auf die Hälfte bis zwei Fünftel gekürzten Arbeitszeit. Jedoch soll der Staat nur die nothwendigsten Lebensmittel herstellen. Unter dieser Voraussetzung können 8,6 Millionen in Staatsbetrieben beschäftigte Arbeiter Waaren im heutigen Werth von 33 Milliarden Mark produciren. Einen Theil dieser Summe, nämlich 4550 Millionen Mark, will Atlanticus für die ca. 130 Milliarden Mark betragenden Kosten der Ablösung der Productionsmittel als jährliche Zinsquote in Abzug bringen, während weitere 4300 Millionen als Entschädigung für die höheren Specialberufe (Lehrer, Techniker, Wirthschaftsdirigenten, Aerzte ꝛc.) dienen sollen. Auf die physische arbeitende Bevölkerung entfallen dann noch 23815 Millionen Mark resp. ca. 2768 Mk. pro Arbeiter und Jahr. Der heutige durchschnittliche Jahresverdienst eines Industriearbeiters in Deutschland beträgt nach den Ausweisen der Unfallversicherung nur etwa 650 Mk., es würde also eine Steigerung des Arbeitseinkommens um das Vierfache möglich sein. Dieser Verdienst soll den Arbeitern allerdings nicht sofort ausgezahlt werden, sondern es soll $^2/_3$ der Summe als Pensionsfonds einbehalten werden. Die Arbeitsorganisation denkt sich der Verfasser in der Weise, daß die männlichen Arbeiter mit dem vollendeten 17., die weiblichen mit dem 15. Lebensjahre in die staatlichen Betriebe eintreten und in zehn, resp. siebenjähriger Arbeitszeit die ganze staatliche Waarenproduction besorgen. Während dieser activen Arbeitszeit erhalten sie neben freier Wohnung nur 800 und 700 Mk. jährlich. Nach Ablauf der Arbeitszeit erhalten die männlichen Arbeiter eine lebenslängliche Pension von 800 Mk., die weiblichen von 450 Mk. (entsprechend der kürzeren Arbeitszeit und geringeren Arbeitsleistung). Diese Summen erscheinen zwar etwas niedrig, aber es soll berücksichtigt werden, daß eine bedeutend höhere Lebenshaltung angenommen ist, der Consum der werthvolleren Nahrungsmittel wie Fleisch, Zucker, Bier ꝛc. als auf das Zweieinhalbfache gestiegen ge-

dacht wird. Außer Acht gelassen ist bei der staatlichen Betriebsweise die Herstellung von Wohnhäusern, Möbeln, Luxusgegenständen, der polygraphischen Gewerbe ꝛc. Jedoch sollen die Arbeiter durch eine Additionalarbeitszeit von 4 Jahren bereits eine Erhöhung ihres Pensions-Einkommens um 500 Mk. (1300 resp. 950 Mark im Ganzen) herbeiführen können. Aber auch nach dem 31. bis 32. Lebensjahre beim Manne, dem 26. bis 27. bei der Frau soll durch eine weitere Thätigkeit in Luxusindustrien ein erhöhtes Einkommen ermöglicht werden.

Nach dieser Inhaltsangabe ist es wohl nicht mehr zweifelhaft, daß wir es hier mit einer ernsthaften wissenschaftlichen Arbeit zu thun haben, die sich von den Zukunftsphantasien eines Hertzka u. A. auf das vortheilhafteste unterscheidet. In ganz wesentlichen Punkten weicht der Verfasser von den herrschenden socialistischen Ansichten ab. Atlanticus steht auf dem Standpunkt, daß nicht Alles und Jedes verstaatlicht werden soll. Der Staat hat nach ihm nur die Aufgabe, für die Befriedigung der allergröbsten Bedürfnisse des Menschen durch Bereitstellung der Mittel hierzu zu sorgen. Darum weist er dem Staat nur die Industrien zu, die der Lebensmittelerzeugung dienen, dann die Bekleidungsgewerbe, die Verkehrs- und Transportindustrien und die Industrien, die sich mit der Production der Baumaterialien beschäftigen. Die übrigen Industrien will er der Privatiniative überlassen, er überläßt auch den einzelnen Haushalten die Erledigung ihrer internen Bedürfnisse wie Waschen, Kochen, Stubenreinigung ꝛc. Die zweite fundamentale Unterscheidung ist, daß er die Expropiirung der Besitzenden, die Ablösung der Productionsmittel nur gegen eine liberale Entschädigung sich denkt. Im Wesentlichen läuft sein Zukunftsgrundriß darauf hinaus, den Uebergang von der heutigen zur socialistischen Gesellschaft dadurch zu erleichtern, daß er nach der Verstaatlichung die Möglichkeit der Bildung neuer zinstragender Capitalien ausschließt. Auch der Socialismus könne, zur Herrschaft gelangt, vorläufig den Capitalismus noch gar nicht entbehren. Eine andere höchst wichtige Unterscheidung von der landläufigen socialistischen Meinung ist darin zu sehen, daß der Verfasser, der den Socialstaat als geschlossenen Staat zeichnet, für Deutschland die Nothwendigkeit des Colonialbesitz-Erwerbs eingehend begründet. Es darf nicht heißen: „Fort mit den Colonien", sondern „her mit den Colonien", „mehr Colonien!" — Es ist undenkbar, führt Atlanticus aus, daß die ganze Erde auf einmal zum Socialismus übergeht und dann den gegenseitigen Austausch der Producte durch Verträge weiter fortführt. Ein gerechter internationaler Productenaustausch wäre doch nur möglich unter der Voraussetzung einer Weltrepublik, und die kann bei dem sehr ungleichen Bildungs- und Culturniveau selbst der europäischen Völker sehr lange auf sich warten lassen. Das Näherliegendste sei in jedem Falle ein Staatswesen, welches innerhalb seiner eigenen Grenzen incl. der Colonien sich selbst genügen kann. Die Schwierigkeiten der Bewirthschaftung tropischer Colonien durch geeignete Arbeitskräfte will Atlanticus dadurch beseitigen, daß er einen gewissen — horribile dictu — Arbeitszwang für die Eingeborenen einzuführen gedenkt.

Man sieht, der Verfasser wandelt durchaus auf eigenen Pfaden. Die Kühnheit seiner Pläne schreckt ihn nicht zurück und mit eindringender Schärfe weist er hier ungeschickte Einwendungen bürgerlicher Bekämpfer zurück, um an anderer Stelle unhaltbare Positionen des wissenschaftlichen Socialismus klug aufzugeben. Unseres Erachtens liegt der Werth der Studie in ihren Berechnungen über Production und Consum auf Grund unserer heutigen wirthschaftlichen und technischen Kenntnisse. Wollte man daher dem Verfasser vollkommen gerecht werden, müßte man in der That jede einzelne Position seiner Berechnungen auf das Genaueste nachprüfen. Noch niemals ist mir der Mangel einer deutschen Productionsstatistik so fühlbar geworden, wie nach dem Lesen dieser Schrift. Wissen wir denn eigentlich, wie viel Mehl in Deutschland erzeugt, wie viel zu Brod verbacken, wie viel zu Speisen verbraucht, wie viel vom Landwirth verfüttert wird? Wissen wir denn, wie viel Milch, Butter ꝛc. erzeugt und consumirt wird? Sind nicht alle Berechnungen auf äußerst schwanker Grundlage ausgeführt? Doch lassen wir für einen Augenblick diese Fragen. Für mich war es von größter Wichtigkeit, zu wissen, welche Wirkungen diese knappen kühlen Berechnungen, diese intimste Schilderung des socialistischen Endziels auf die Kreise hatte, die gerade jetzt von der Frage nach dem Endziel auf das Lebhafteste ergriffen waren.

Nachdem E. Bernstein jene sturmerregenden Worte ausgesprochen: „Ich gestehe es offen, ich habe für das, was man gemeinhin unter Endziel des Socialismus versteht, außerordentlich wenig Sinn und Interesse. Dieses Ziel, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung Alles. Und unter Bewegung verstehe ich sowohl die allgemeine Bewegung der Gesellschaft d. h. den socialen Fortschritt wie die politische und wirthschaftliche Agitation und Organisation zur Bewirkung dieses Fortschritts" — da glaubte ich sicher, daß man mit diesem Büchlein in der Hand jenen Leuten, die da sagten, sie kannten keine Endziele, entgegentreten würde und sagen: „Seht hierher!" Da ist so etwas gezeichnet, was wir ungefähr so als unser Endziel uns denken. Aber das stricte Gegentheil war der Fall. Im „Vorwärts" erschien eine Kritik, die die Schrift vom politischen wie wissenschaftlichen Standpunkte der Socialdemokratie vollständig verurtheilte. Uns liegt es fern, eine Apologie des Atlanticus schreiben zu wollen. Gleichwohl müssen wir hervorheben, daß die zu entscheidende Frage so steht: Ist ein gewisser Wohlstand aller bei Vergesellschaftung der Productionsmittel möglich oder nicht?

Zur Klärung dieser Frage haben die Untersuchungen des Atlanticus ein schätzbares Material geliefert, wenn sie mich auch von der Möglichkeit der Verwirklichung dieses Ideals nicht überzeugt haben. Trotz der „vorsichtigen" Ansätze, die er macht, hat er sich in vielen Fällen stark „verhauen". Man muß ihm den Vorwurf machen, daß er mit Ausnahme der sehr ausführlichen Besprechung der landwirthschaftlichen Betriebsverhältnisse fast immer zu Gewalt verführt. Gleich die erste Industrie, die Atlanticus verstaatlicht, ist ein typisches Beispiel hierfür. Es handelt sich um die Müllerei. Um in 24 Stunden 100 Tonnen Getreide zu vermahlen, braucht Atlanticus nur 9 Menschen (1 Untermüller, 1 Walzenführer, 1 Griesputzer, 1 Maschinenwärter, 3 Mehlsacker, 1 Kleiesacker, 1 Walzenriffler). Bei 3 Schichten zu 8 Stunden benöthigt er demnach 28 Mann incl. des Betriebsleiters und außerdem 12 Speicherarbeiter = rund 40 Personen. Offenbar kennt Atlanticus nicht genauer die ökonomisch-technische Entwickelung der Müllerei, sonst würde er etwas Derartiges sich nicht geleistet haben. Gerade die doppelte Menge von Personen pflegt in einer modernen sog. automatischen Mühle zu jener 100 Tonnen Vermahlung nöthig zu sein und zwar bei 12 stündigem Schichtwechsel. Und wie dann weiter? Denkt sich dann Atlanticus, daß zu einer Dampfmaschine von 200—250 P. S. in der That 0,0 Heizer, 0,0 Kohlenzieher nothwendig sind? Und wie gedenkt er mit dem einen Betriebsleiter fertig zu werden? Besorgt etwa dieser im Nebenamt alle Schreibarbeiten, Buchungen, Abnahmen, Ausgaben, Probebackversuche ꝛc. Und wer besorgt denn die zeitweis nothwendigen Reparaturen und Reinigungsarbeiten an der Hauptmaschine, an den Elektromotoren, an der Reservemaschine, an den Maschinen für Speicherbetrieb? Sind nicht überhaupt ganze Reserve-Dampfmühlen nothwendig? Ferner: haben wir nicht noch andere Zweige der Müllerei? Was geschieht mit diesen? Bleiben die auch der Privatinitiative vorbehalten? Z. B. die Oelraffinerien, die Graupen, Gries und Haferflockenfabrikation, die Schälmühlen, die Reismühlen, die Stärke, Nudel, Maccaroni und Preßhefefabriken? Ferner

für manche Branchen der Bekleidungsindustrien sind die Ansätze zweifellos zu mäßig, namentlich aber auch die Production, die gegenwärtig von der Hausindustrie erzeugt wird, ist nicht genügend berechnet u. A. m. Ebenso über den Weg zu seinem Zukunftsstaat können die Ausführungen von Atlanticus nicht befriedigen. Am Schluß seines Büchleins spricht er zwar von mehreren Möglichkeiten, die sich bieten sollen. Er will abwarten, bis sich die einzelnen Industriezweige in Trusts organisiren. Bald darauf aber meint er, wenn man das nicht thun wolle, wenn eine vollständige Verstaatlichung aller Productionszweige auf einen Ruck zu schwierig wäre, müsse man einen allmäligen Uebergang anstreben, z. B. die Landwirthschaft einer Provinz, dann die einer zweiten ꝛc. verstaatlichen.

Nun, wenn der wissenschaftliche Socialismus über „Weg und Ziel“ uns nichts Genaueres, Durchgereisteres zu bieten vermag, müssen wir uns schon gedulden. Und wenn es noch lange dauert, warten wir noch ein Weilchen.

Todsünden der medicinischen Forschung.

Von Ernst Gystrow (Leipzig.)

Gegen die deutsche Medicin werden seit einigen Monaten bedenkliche Vorwürfe laut. Gewisse Zeitungen brachten Enthüllungen über die Ausnutzung armer Leute in Krankenhäusern zu Versuchszwecken; socialdemokratische Organe schlossen sich ihnen an unter Bestätigung des Materials, bemerkenswerther Weise aber nur mit bedingter Verurtheilung solchen Gebrauchs; dann webte mit einem Male der Heldentod des Wiener Arztes Müller eine wahre Gloriole um das Haupt der ärztlichen Forschung, und jene Angriffe traten längere Zeit zurück. Jetzt hat ein Mitglied der deutsch-konservativen Partei, Graf Pappenheim, im preußischen Abgeordnetenhause einen besonders grell scheinenden Fall zur Sprache gebracht, wo in der Universitäts-Hautklinik zu Breslau acht gesunden Kindern syphilitisches Serum injicirt worden ist, um die Folgen zu beobachten. Der Minister für Medicinalangelegenheiten versprach rücksichtlose Ahndung zur Wahrung der „Ehre der deutschen Wissenschaft“, der Sitzungsbericht verzeichnet bei diesen Worten „stürmischen Beifall“, und die Presse wird den saftigen Brocken durch die im Frühjahr allgemach verödenden Spalten schleifen. So mag es angebracht sein, vom Standpunkte ruhiger und kühler Ueberlegung aus den Fall zu erörtern, der für die Wissenschaft wie für die Laienwelt zweifellos die ernsteste Bedeutung besitzt.

Die Krankenhäuser im modernen Sinne, diese wahrhaften Riesencomplexe, Städten in der Stadt gleichend, sind eines von den vielen Producten der im industriell-capitalistischen Zeitalter vollzogenen Entwickelung zur Centralisation. Mit dem Wachsen der Lohnarbeiterschaft sind auch sie gewachsen, und ganz im Einklang damit hat der Stand, der das sinkende Zeitalter darstellt, das mittlere und kleine Bürgerthum gegen das Krankenhauswesen ein zähes Mißtrauen bis auf diesen Tag sich bewahrt. Es ist gar nicht so lange her, daß der biedere Bürger den Gedanken, in's Krankenhaus sich zu legen, einfach von der Hand wies; und in kleinen Städten thut er es vielfach heute noch. Der Sieg des Krankenhauses über die Stadtbehandlung entschied sich wohl mit Lister's unsterblicher Entdeckung der Antisepsis. Wir haben hier einen Fall, der die durch Ausnutzung zu Tendenzzwecken leider so compromittirte ökonomische Geschichtsauffassung für die Wissenschaft mit geradezu eclatanter Schärfe nachweist: Lister's That wäre ein Menschenalter früher von recht bescheidener Wirkung gewesen; in dem Augenblicke, wo sie sich vollzog, ward sie der mächtigste Anstoß für eine keimende Entwickelung. Die Fortbildung der Antisepsis zur Asepsis zeigte, daß die Krankenhäuser der eigentlich prädestinirte Schauplatz der neuen Methoden seien, deren Anwendung in der Einzelpraxis theilweise unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen. Eine complicirte Verkettung ökonomischer Umstände überwand vornehmlich in Arbeiterkreisen rasch die Scheu vor den neuen Ungethümen, die auf den Neuling mit ihren unendlichen Corridoren einen so unheimlichen Eindruck machen, und die Inaugurirung der Bacteriologie, vornehmlich die Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Robert Koch entschied auch für die innere Medicin, wenigstens für die Infectionskrankheiten, den Sieg des Krankenhauses. Dazu gesellte sich das Aufkommen der physicalischen und diätetischen Behandlung anstatt der pharmakologischen, was ja begreiflicher Weise ebenfalls für Institute mit vollkommenster Ausstattung an Apparaten, und strenger Speisebereitungcontrolle in die Wagschale fiel. Man darf mit Genugthuung konstatiren, daß in den letzten Jahren diese alle Bedenken aus dem Felde schlagenden Vortheile des Krankenhauses auch von dem bürgerlichen Laienpublicum mehr und mehr begriffen und anerkannt wurden, daß man die Sentimentalitäten der häuslichen Pflege („zarter“ und „liebevoller“ soll sie ja wohl sein) über Bord zu werfen begann, daß man sich überzeugte, wie im Krankenhause Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Hilfeleistung, Zweckmäßigkeit und Correctheit der Verpflegung und Ueberwachung auf einer in der häuslichen Behandlung unmöglichen Höhe ständen und naturgemäß stehen müßten. Ueberall machte sich ein reiches Bedürfniß nach mehr Kliniken und Heilanstalten geltend, Privatunternehmen dieser Art schossen eines nach dem andern aus dem Erdboden hervor und prosperirten überraschend, der Staat und die Gemeinden konnten den Bedürfnissen mit ihren Mitteln kaum folgen. Das moderne Barackensystem löste die Riesenbauten in Cottagecolonien mit ihrer größern Behaglichkeit und durch die umgebenden Gartenanlagen geschaffenen ästhetischen Verfeinerung auf, und so durfte die ärztliche Welt mit Freude und Stolz, die Laienkreise mit Beruhigung und Vertrauen auf diese Entwickelung blicken. Man mag sich vorstellen, welche Wirkung in einem solchen Momente jene Eingangs beschriebenen Enthüllungen übten! Nun erschien das Krankenhaus von einer ganz anderen Seite: als der Ort, wo der Kranke weniger geheilt, als vielmehr beobachtet wird, wo das Menschenmaterial nach „interessanten“ und „alltäglichen“ Fällen gesiebt wird; und hatte man in den Universitätskrankenhäusern schon vorher die Demonstration vor Studenten (namentlich bei Frauen und Mädchen) als eine nicht sehr erfreuliche Beigabe empfunden, so sah man nun mit Schrecken, daß der Kranke hier nicht bloß der Demonstration, sondern dem Experiment diente, daß er als willkommenes Versuchsobjekt der experimentellen Pathologie betrachtet und verwendet ward.

Die experimentelle Pathologie ist das jüngste Stadium der Medicin. Die wissenschaftliche Heilkunde setzt mit der Begründung der pathologischen Anatomie durch Rokitansky ein. Bald gelangte dann die pathologische Anatomie zu so despotischer Herrschaft, daß man den Befund „am steinernen Bett“ (d. i. am Seciertisch) für die alleinige Grundlage aller Pathologie und Therapie erklärte. Diese Dictatur, deren genialer Träger Virchow war, brach mit ihrem ungeheuren therapeutischen Fiasko zusammen; denn den Kranken immer nur auf den Sectionsbefund vertrösten, war eine selbst für abgehärtete Naturen etwas allzu grausame Ironie. Mit Robert Koch beginnt dann die bakteriologische Periode, die zugleich die experimentelle Pathologie schuf und durch Emil Behring zu einem ersten, staunenswerthen Erfolge emporhob. Unter experimenteller Pathologie versteht man also die Art der Krankheitsbeobachtung, welche bestimmte Krankheiten willkürlich hervorruft, genau verfolgt, und zu beeinflussen versucht. Die erste rein empirische Ausführung dieses Programms ist also schon in Jenner's Schutzpockenimpfung gegeben; systematisch

wurde sie erst möglich durch die Kenntniß der bazillären Krankheitserreger und ihrer Produete, der sogenannten Toxine, sowie ihres Kampfes mit den weißen Blutzellen und der Bildung der Antitoxine. Für diese Vorarbeiten bot natürlich das Thier ein durchaus gut verwendbares Versuchsobject dar: und über die Sentimentalität einiger harmloser Philister, die mit Empörung das Tödten vor Thieren zu Zwecken der medicinischen Forschung als Roheit brandmarkten, durfte man sehr schnell zur Tagesordnung übergehen; wer lieber sich selbst anstatt ein Meerschweinchen von Bacillen auffressen läßt, verfällt eben keiner andern Beachtung als der humoristischen. In dem Augenblicke jedoch, wo die Vorarbeiten soweit gefördert waren, daß nun die Hauptsache, die Bekämpfung der Krankheiten im menschlichen Organismus, an die Reihe kam, mußte die fernere Benutzung des Thieres sich als zwecklos erweisen. Jede zoologische Art verhält sich gegenüber der Bacilleninfection ebenso verschieden, wie gegenüber rein chemischen Vergiftungen; nicht bloß die Intensität, nein überhaupt die Qualität der Erkrankung ist eine ganz verschiedene, und wo sie auch gleich bleibt, unterliegt wiederum die Intensität den wechselndsten Abstufungen. Die Kenntniß der allgemeinsten Lebensbedingungen der Bacterien reichte allenfalls zur Begründung einer systematischen Hygiene aus, die vor dem grausigen Feinde schützen konnte; zur Behandlung des erst einmal erkrankten Organismus, zu einer systematischen Therapie bedurfte es der Erforschung der speciellen und allerspeciellsten Verhältnisse in Einwirkung und Verlauf. Es blieb also, wollte man nicht resigniert auf diese wichtigste Nutzbarmachung der Bacteriologie verzichten, nichts Anderes übrig, als das Experiment am Menschen. Und da der praktische Arzt viel zu wenig Zeit hat, um forschend sich selbst zu bethätigen, da ihm selbst wenn er die Zeit hätte, die Gelegenheit, die Bedingungen dazu fehlen, so mußte naturgemäß das Krankenhaus die Stätte dieser experimentellen Pathologie werden. Denn hier allein war jene genaue, ununterbrochene Beobachtung der künstlich erzeugten Erscheinungen möglich, die man als Grundlage einer Therapie allein gelten lassen kann.

Diese Logik ist so klar und einfach, daß nur verrannte Bornirtheit sich ihr zu entziehen vermag. Einmal muß eben bei allen neuen Errungenschaften der erste praktische Versuch gemacht werden. Die erste Anwendung der Narkose und der Lister'schen Wundbehandlung ist wahrhaftig keine Kleinigkeit gewesen — und doch, wenn man sich davor gefürchtet hätte, so gäbe es keine moderne Chirurgie. Man kann es heute ungenirt sagen, daß damals sehr viele Leute an Chloroform oder Carbol gestorben sind. Auch für die Medicin gilt eben merkwürdigerweise der Grundsatz, daß aus Fehlern der Fortschritt hervorgeht; und wenn sie fortschreiten will, so darf sie sich freilich durch die geniale Wahrscheinlichkeitsrechnung des Philisters, daß „möglicherweise" der Patient auf anderem Wege am Leben geblieben wäre", auch von einem Irrthum nicht zurückschrecken lassen. Wenn nur der Irrthum nicht hartnäckig festgehalten wird. Vielleicht aber könnte man das Alles zugeben und nur einwenden: Ja, um den kranken Menschen zu retten, mag der Arzt sich des Experimentes bedienen; ganz anders aber liegt doch die Sache, wenn der gesunde Mensch absichtlich, zu Studienzwecken krank gemacht wird.

In der That ist dies der eigentlich springende Punkt. Es ist ja gar keine Frage, daß gerade diese letzte Methode zu den allerwerthvollsten Aufschlüssen über die Pathogenese führen kann; und wenn auch zugegeben sein soll, daß sie nicht unbedingt nothwendig für die Gewinnung unserer Erkenntnisse ist, so wird der Fortschritt der Forschung durch sie gerade in ein viel rascheres Tempo gebracht, was bei der Medicin denn doch nicht zu unterschätzen ist. Und man pflegt hier gerne den Ausweg zu suchen: „gut, experimentirt doch soviel ihr wollt, aber macht es wenigstens — *an euch selber*. Dann werdet ihr der allgemeinen Hochachtung sicher sein." Indessen ist der liebeswürdige Vorschlag in der Praxis nicht so einfach wie in der Theorie. Der Leiter einer Klinik kann wirklich nicht gut sich und seine Assistenten auf's Krankenlager werfen, denn Hunderte von Patienten erfordern die Anwesenheit von Aerzten. Es klingt sehr plausibel, wenn man die Studenten der Medicin als nächste Versuchsobjeete empfiehlt, deren lange Ferien zur Ausfüllung mit einem Martyrium besonders geeignet erscheinen. Ich gebe zu, daß das in der That viel mehr in Erwägung zu ziehen wäre, als bisher. Es mag zwar Manchem ein wenig anspruchsvoll erscheinen, dem ärztlichen Stande neben seiner ganzen übrigen Thätigkeit, die schon jedem vernünftigen Laien einige Bewunderung abnöthigt, auch noch die Rolle des Versuchsthieres zuzuweisen — allein, dies ist unvermeidlich. Mit Rücksicht und Dankbarkeit sollen wir nirgends und nie rechnen; der Durchschnittsmensch stirbt nach seiner Ueberzeugung immer nur am Arzte, und gesundet immer nur durch seine Natur trotz des Arztes. Das ist ein altes Stück. Aber bei dem Experimentiren an Studenten fällt zunächst einmal Geburtshülfe und Gynäkologie völlig weg — und gerade auf diesem Gebiete bewegt sich ein ansehnlicher Theil der neuerdings angegriffenen Versuche! — und überhaupt bietet die Beschränkung auf ein so eng umgrenztes Lebensalter doch sehr große Nachtheile, zumal wenn man bedenkt, daß eine Anzahl von Infektionskrankheiten für die Kinderjahre typisch sind. Man mag also dieses Materials sich immerhin bedienen, um zuerst einmal die gröbsten Wirkungen der zu prüfenden Methode festzustellen, die gröbsten Schädlichkeiten vor der weitern Anwendung zu eliminiren — zur Gewinnung einer umfassenden und zuverlässigen Statistik reicht es keinesfalls aus. Dazu wird man eben immer wieder auf die Reconvalescenten oder an anderweitigen (nicht in dem in Betracht kommenden Organsystem localisirten, namentlich chronischen!) Krankheiten Leidenden angewiesen sein — denn um ganz gesunde Menschen versuchshalber in die Klinik zu legen, dazu ist der Egoismus der Gesunden doch zu groß. Ich denke mir also die Reihenfolge, in der eine vernünftige Experimentalpathologie vorzugehen hat, etwa so: 1. Versuche an Thieren, und zwar an solchen, die erweislich dem menschlichen Organismus in der Reaction auf Infection am nächsten stehen; 2. Versuche an Medicinern, mit anfangs kleinster, dann steigender Dosis; 3. Verarbeitung dieser Versuche, d. h. Entfernung oder Neutralisirung aller eklatanten Schädlichkeiten, unter immer fortgesetzten Controlle-Experimenten; 4. endlich Versuche an Laien zur endgiltigen Beobachtuug der Wirkungen. Wer gegen diese Methode noch etwas zu zetern hat, den mag man getrost zu Jenen legen, die aus Zartgefühl für die Thierwelt vegetarisch leben und gegen die Vivisektion predigen; dort wird er gut aufgehoben sein. Die Wissenschaft hat mit ihm nicht erst zu discutiren.

Fallen aber die Breslauer Syphiliseperimente in diesen Rahmen? Mir scheint: nein; und zwar überschreiten sie die oben bezeichneten Grenzen nach mehreren Richtungen hin, wenn man nicht gar sagen will, sie liegen von vornherein außerhalb derselben. Zunächst wird zwar nicht die Pathologie, wohl aber die Socialhygienie berechtigt sein, zwischen den übrigen Infectionskrankheiten und den drei venerischen Affectionen einen Strich zu ziehen. Bei jenen ist vornehmlich die Erhaltung des Einzelnen, bei diesen fast ausschließlich die Erhaltung der Art bedroht. Zwar sind auch die Tuberkulose, der Alkoholismus, die neuropathische Veranlagung ein bedenkliches Milieu für die Fortpflanzung; handelt es sich aber hier um mittelbare und mögliche Schädigungen, so kommen dort die unmittelbaren und sicheren in Betracht. Da der bacteriogene Charakter der Syphilis ziemlich gesichert ist, so wird es sich auch hierbei gemäß den Arbeiten von Behring, Ehrlich, Roux u. A. um Erzeugung von Antitoxinen durch Impfung des Organismus mit dem Toxin handeln. Und an dieser Stelle kommt der große Haken: das Thierexperiment versagt hier gänzlich, denn zuerst

durch das bewundernswerthe Martyrium zweier Würzburger Forscher wurde festgestellt und durch weitere Forschungen immer nur bestätigt, daß man noch kein Thier kennt, auf das sich die Syphilis übertragen ließe. Also bleibt — der Mensch; der gesunde Mensch. Ein energisches: Nein!? Keineswegs. Die Syphilis ist keine an sich tödtliche oder nur das Leben, ja das Wohlbefinden besonders schädigende Krankheit. Und wenn wir es in der Hand haben, die dem Organismus einverleibten Giftstoffe wieder zu neutralisiren — so mag die experimentelle Pathologie immerhin soviel Leute syphilitisch impfen als sie will. Ja, wenn wir es in der Hand hätten! Aber leider — wir haben es nicht. Gewiß besitzen wir im Jod und noch mehr im Quecksilber Präparate, die bei umsichtiger Anwendung fast immer ihre Wirkung thun. Aber es ist keine für alle Zukunft sichere Wirkung; diese Toxine sind von fabelhafter Zähigkeit, sie können nach jahrzehntelangem Schlafe neue Erscheinungen zeitigen; und auch wenn wir eine garantirte Verhütung dieser immerhin seltenen Möglichkeit hätten — ein Gespenst schwindet nicht trotz Jod und Quecksilber: die Rückenmarksschwindsucht oder Tabes.

Ich weiß, an welch' empfindlichem Streitpunkt der modernen Medicin ich damit rühre. In der Frage des Ursprungs der Tabes ist die neuropathologische Welt in zwei Lager gespalten: Wilhelm Erb und mit ihm die Mehrzahl der Nervenärzte halten die Tabes für eine syphilitische Nachkrankheit des Rückenmarks, und die Procentzahlen der Statistik scheinen für sie zu sprechen; v. Leyden mit seiner engeren Schule bekämpft diese Ansicht auf's Aeußerste, beruft sich auf die Lücken der Statistik, und betrachtet die Ursache der Tabes als vorläufig dunkel. Eine Entscheidung in diesem Streite wird wohl noch lange nicht fallen, nur sei bemerkt, daß die überwältigende Majorität sonst völlig unabhängiger Forscher auf dem Boden der Erb'schen Lehre steht. Nun ist damit natürlich nicht gesagt, daß jede Syphilis zur Tabes führe; aber allerdings wird nicht zu bestreiten sein, daß die Eventualität des späteren Eintritts der Tabes für jeden an Syphilis Erkrankten vorliegen, zum Mindesten nicht widerlegbar sein dürfte. Und das scheint mir der entscheidende, freilich auch absolut entscheidende Grund zu sein, der uns vorläufig alle syphilitischen Impfungen verwerfen lassen muß. Der Grund würde selbstverständlich in dem Augenblick hinfällig, wo es den Anhängern v. Leyden's gelänge, den Zusammenhang zwischen Syphilis und Tabes evident zu widerlegen. Es sind aber keine Anzeichen gegeben, die etwas Derartiges in nächster Zeit erwarten lassen.

Von diesem Standpunkte aus ist allein das Vorgehen des Breslauer Dermatologen zu beurtheilen. Wie dieses Urtheil ausfällt, mag je nach des Einzelnen Schärfe oder Milde schwanken; mir seien nur noch einige private Aeußerungen gestattet. Meiner Ansicht nach hat Professor Neißer unbesonnen gehandelt. Diesen Vorwurf kann man ihm keinesfalls ersparen; ich möchte aber auch keinesfalls über ihn hinausgehen. Die Entrüstung des preußischen Abgeordnetenhauses muthet mich sehr komisch an. Was zunächst die Ehre der Wissenschaft angeht, so ist es ein gar zu erlesener Anblick, sie von Deutschconservativen und Ultramontanen geschützt zu sehen, wenn man bedenkt, daß dieselben Herren morgen nach confessioneller Volksschule und Umsturzvorlage, nach Disciplinarverfahren und Maßregelung rufen. Auch glaube ich, die Sentimentalität sollte sich nicht an Stellen breit machen, wo man über zum System gewordene Brutalitäten — wie die Erwerbsarbeit der Kinder — mit kühlem Achselzucken hinwegzugehen pflegt. Das Ganze hinterläßt den Eindruck, als sei wieder einmal eine Haupt- und Staatsaction im Gange. Ich meine nur: sollte man sich dazu fortreißen lassen, einer vielleicht schweren Unbesonnenheit halber einen der hervorragendsten deutschen Dermatologen zu maßregeln, dann müßte die deutsche Aerzteschaft, vornehmlich aber die medicinischen Facultäten sich wie ein Mann zum Protest erheben. Vor Allem möge man die ganze Sache nicht mit souveränem Lächeln betrachten; es liegt hier ein Fall vor, dessen agitatorische Ausbeutung das Vertrauen des Volkes in die Aerzte und vor Allem in die Kliniken systematisch untergraben kann. Möge man durch Schrift und Werk das Publicum rückhaltlos aufklären, was für eine Bewandtniß es hat mit dem Experimentiren an Leuten in Krankenhäusern. Anders als unter den von mir eben angeführten Umständen und Sicherungen darf das Experiment am Menschen nicht in die Pathologie eingeführt werden. Die Kritik darüber aber, und die Kritik auch über ein unbesonnenes Ueberschreiten dieser Grenzen muß der Aerztestand selber mit der rechten Entschiedenheit führen. Wir wollen nicht als lächelnde Auguren verrufen sein, wir wollen und dürfen es aber auch nicht dulden, daß der sogenannte „gesunde Menschenverstand" über ganze Disciplinen sein ungeschlachtes Urtheil spricht. Nicht die Vorgesetzten, sondern die Standesgefährten sind berufen, dem Breslauer Forscher zu sagen, daß er voreilig gehandelt hat.

Spiritistische Erinnerungen.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

Ich soll früher einmal durch meine Meinungsabgabe über Spiritismus und Aehnliches Erwartungen erregt haben, deren Befriedigung ausblieb. „Wenn Sie sich so weit an das dunkle Gebiet des Geisterspuks heranwagten", schreibt mir eine Dame, „da hätten Sie auch wohl unverholen Farbe bekennen können. Sie sind tout bonnement ein Spiritist wie ich und hunderttausend Andere. Warum das verschweigen?" Da auf einigen unserer weiblichen Hochschulen seit längerer Zeit auch Logik gelehrt wird, so darf ich vielleicht die Gegenfrage aufwerfen, wie aus meinen Bemerkungen über die Heilkraft des animalen Magnetismus gefolgert werden kann, ich hätte ein Recht, mich zu der Spiritisten-Gemeinde zu zählen? „Aber", so höre ich eine andere ungeduldige Leserin rufen, „Sie haben seiner Zeit Du Potet's Sitzungen besucht, kannten ohne Zweifel auch Slade, hielten es mit dem Geisterbeschwörer Professor Zöllner. Ei, machen Sie doch nicht so viele Umstände. Erzählen Sie uns, was Sie sahen." Wer mich an meine Pflicht mahnt, wird mich immer widerstandslos finden. Ich räume daher ein, daß ich zwar weder Mr. Slade, noch Prof. Zöllner kannte, daß ich aber viele Gegenstände, über welche in den deutschen Feuilletons Jahr aus Jahr ein geplaudert wird, für ein gut Theil banaler halte, als das spiritistische Thema und daß ich keinen Grund sehe, mich denen zuzugesellen, die es verlachen oder todtschweigen. Meine Kenntnisse von den Leipziger Experimenten brauchte ich mir übrigens keineswegs als Peripatetiker zu holen. Professor Zöllner hat vor Jahren 1200 Seiten „wissenschaftliche Abhandlungen" veröffentlicht und ein ganz beträchtlicher Theil derselben beschäftigt sich mit der genauen, durch photographische Abbildung unterstützten Beschreibung einer Anzahl jener Experimente. Hat man nun die Abneigung gegen das durch den Spiritismus so Vielen verleidete Gebiet so weit überwunden, daß man sich in die Lectüre des Zöllner'schen Rapports vertieft, so ist die Ausbeute etwa folgende:

Man blickt zunächst in eine Arena, auf welcher eine Schlacht der erbittertsten Art mit Waffen allen Calibers ausgekämpft wird. Es ist die weitere Entwickelung des heftigen Gelehrtenstreites, welchen die rücksichtslos polemische Vorrede zu der Zöllner'schen Schrift „über die Natur der Kometen" entbrennen ließ. Vor Allem führt der behende und keine Schonung kennende Leipziger Kämpe (übrigens ein Berliner Kind) Hiebe wuchtigen Gewichts gegen die Professoren Virchow,

Helmholtz und Du Bois-Reymond. Wie und ob sie zu pariren sind, dies zu beurtheilen, ist ohne Kenntniß der gesammten gegnerischen Literatur natürlich nicht möglich. So weit diese das Angriffsobject ausmacht, ist sie in den Abhandlungen ausführlich mitgetheilt. Aber selbst wenn Zöllner durchweg im Recht sein sollte, so kommt man doch über diese ganze Polemik nicht ohne die Sorge hinaus, daß der zwar augenscheinlich hier noch vorhandene große Kraftüberschuß Zöllner's je länger je mehr in diesen schneidigen Scharmützeln aufgebraucht werden mußte, wie denn ja ein Einzelner Vielen gegenüber immer zum Märtyrer werden muß. Viele stehen ihm aber gegenüber, und in dem Maaße, wie auch Religion und Politik und Parteistandpunkt und sociale Stellung in die Dinge, über welche der Kampf tobt, von ihm mit verflochten werden, wird es Denen, welche ihm, dem Einzelnen, beispringen möchten, immer schwerer, dies zu thun. An sich betrachtet, ist ein großer Theil dieser Zöllner'schen Polemik noch immer interessant. Belesenheit, Schlagfertigkeit, Ausdruckssicherheit, Unerschrockenheit zeichnen sie aus. Wenn sie nicht hie und da des Zügels entbehrte, so würden ihre Schläge von vernichtender Wucht sein. Aber des Zügels entbehrt sie mehrfach. Man möchte öfter lieber Lessing's als Hutten's Geist über dem Kampfe schweben sehen. Daß die Presse damals, mit Ausnahme einiger wenigen Blätter, so gut wie keine Stellung zu der Fehde genommen hatte, ist begreiflich. Die Widersacher Zöllner's konnten sich mit dem über Slade's Geisterklopferei aller Orten losgebrochenen Sturm begnügen. Indem die öffentliche Meinung nach der Polizei rief und diese das Zwanzigmarks-Medium für die Berliner Luft als nicht zuträglich bezeichnete, — schon zu einer Zeit, wo die Berliner Luft den dortigen Aufenthalt von Hasselmann, Most und Tölke noch vertrug, — indem Slade solcher Art für einen Langfinger unqualificirbarster Gattung erklärt wurde, brauchte man einen Gelehrten, der sich dennoch mit diesem Manne einließ, „natürlich" nicht mehr für einen Gegner anzusehen, bei dessen Widerlegung noch Lorbeer zu ernten sei. Und die gegen Slade nun schon stark engagirt gewesene Presse schloß sich dieser naheliegenden Folgerung — wenn auch zumeist nur durch ihr Schweigen — um so lieber an, als sie im Drange der Geschäfte nicht die Muße fand, auf eigenen Füßen solchen Untersuchungen selbstständig nachzugehen. Der anonyme Artikel gegen Prof. Zöllner im „Neuen Reich" scheint demnach der einzige belangreichere Versuch gewesen zu sein, welcher die auf den animalen Magnetismus übergelenkten Forschungen des Leipziger Professors als eine Dynamit-Patrone gegen ihn öffentlich zu verwerthen beflissen war.

Ueber Slade selbst wird in den Zöllner'schen Abhandlungen nach verschiedenen Quellen so viel mitgetheilt, wie im Allgemeinen interessiren kann. In Berlin beschrieb damals sein Aeußeres Herr G. C. Wittig, und „Das neue Blatt" von J. H. Payne brachte Slade's Bild. Er war darnach ein schlanker, schöner Mann mit langem Schnurrbart und braunen Augen. „Er war in seinem Auftreten", schreibt Zöllner, „bescheiden und zurückhaltend und in der Conversation (Slade spricht nur englisch) ruhig und tactvoll." Seine Verurtheilung in London zu drei Monaten Gefängniß mit schwerer Arbeit im Correctionshaus hat am 31. October 1876 stattgefunden und zwar auf Grund der sogenannten Vagranten-Acte. Diese bezieht sich jedoch auf „Handwahrsagerei und dem Aehnliches", weßhalb das Urtheil am 29. Januar 1877 cassirt wurde, so daß seine Freisprechung erfolgte. Er war gegen Caution von 200 Pfund auf freiem Fuß geblieben. So günstig nun Prof. Zöllner auch über Mr. Slade urtheilte und so willig der Letztere sich auch allen wissenschaftlichen Untersuchungen fügte, welche Prof. Zöllner und einige andere nahmhafte Männer der Wissenschaft in Leipzig mit Slade's geheimnißvoller Kraft anstellten, so wird man auch heute noch diese Abhandlungen ohne die Gefahr lesen können, selbst zum Spiritisten-Evangelium bekehrt zu werden. Slade hat fünfzehn Jahre lang, gleich vielen anderen Medien, Verstorbene citirt und auf Schiefertafeln Botschaften aus dem Jenseits zu Tage gefördert. Gegen den trivialen Inhalt dieser Art von Botschaften, soweit man sich darüber in der Spiritisten-Literatur belehren kann, wird sich immer das Gefühl auflehnen, wenn nicht schon der Verstand jenen Ursprung als unglaubhaft zurückwiese, und zwar wegen ihrer mangelhaften Orientirtheit über die einstmaligen Verhältnisse der betreffenden Verstorbenen. Sind nun die Medien, während das Schieferstiftchen zwischen den übereinander gelegten Tafeln kritzelt, in in dem guten Glauben, wirklich Geister zum Schreiben citirt zu haben? oder üben die Medien bewußten, wenn auch keinen mechanischen Einfluß auf die Schrift und wissen also, daß die Schrift auf der Tafel in dem Kopfe des Mediums entsteht? — In letzterem Falle mißbrauchen sie die Leichtgläubigkeit der Leute. In Ersterem theilen sie die Täuschung der Anderen. Wäre erwiesen, daß die Medien selbst nicht im Stande sind, sich dieser Täuschung zu erwehren, so hätten die Freunde Mr. Slade's ein Recht gehabt, ihn, wie sie es gethan, als einen unschuldig Verfolgten hinzustellen; — wer kann diesen Beweis aber führen? Bis heute bleibt selbst für Diejenigen, welche nach den in Leipzig beobachteten Experimenten an keine Taschenspielerei mehr denken können, Mr. Slade nach der Seite seines geschäftlichen Erwerbs eine mehr oder weniger dunkle Persönlichkeit. Dies schließt nicht aus, daß man Prof. Zöllner und seinen Freunden zu Dank verpflichtet ist für den Muth, den sie zeigten, indem sie, unbeirrt durch das Geschrei der Menge, die Geheimkraft des verfehmten Geister-Beschwörers mit Ernst und Geduld zu erforschen unternahmen. Es versteht sich, daß von Geisterschrift nur insoweit die Rede war, als es darauf ankam, die specifischen Leistungen Slade's überhaupt in Ruhe zu beobachten. Zu diesen zählt in erster Reihe jenes Geisterschreiben. Es konnte ihm also nicht verwehrt werden, nachdem die um den Tisch Herumsitzenden und mit ihren Händen eine Kette Bildenden, das bewußte Tischklopfen vernahmen, eine Schiefertafel unter die Tischplatte zu halten, oder halten zu lassen, was dann alle Mal dahin führte, daß ein Kritzeln sich hören ließ und bald darauf die Schiefertafel irgend eine Geisterbotschaft auswies, z. B. Truth will overcome all error!

Alle Medien scheinen mittelst Schiefertafel und eines Griffelbruchstücks dieses Geschreibsel zu Wege bringen zu können, und zwar unter Umständen, die unbedingt jede mechanische Einwirkung ausschließen müssen; denn selbst die gewandtesten Taschenspieler haben diese Leistung nirgend in ihr Repertoire aufgenommen, sind überhaupt nur so lange Zauberer, als sie mit ihren eigenen Apparaten zaubern dürfen, während Slade an jedem Ort, an jedem fremden Tisch, mit jeder fremden Schiefertafel das bis jetzt Unerklärliche leistete. Es ist also ein müßiges Gerede, die Sache sei Taschenspielerei. Das Gegentheil wird durch Zöllner's Abhandlungen auch dem größten Sceptiker einleuchtend. Man steht demnach, Dank dieser wissenschaftlichen Expertise, in Deutschland noch heute der Frage gegenüber: ist hier eine in's Fabelhafte gehende Steigerung des animalischen Magnetismus thätig oder welche andere, noch nicht definirte Kraft hat hier sich zu manifestiren begonnen? Wenn ich nun die ganze Reihe der Experimente durchgehe, welche von Slade selbst in Leipzig auf's Tapet gebracht wurden, so finde ich dieselben fast ausnahmslos im Zusammenhang mit dem Tisch und der auf derselben gebildeten magnetischen Händekette. Andererseits wiederholte sich bei dem Schreiben allemal die Verwendung von Faber'schen, mit einem Holzrahmen eingefaßten Schiefertafeln und das abgebissene oder abgebrochene Stückchen Schieferstift. Somit scheint einerseits Holz, andererseits Schiefer dem Einfluß jener geheimnißvollen Kraft am zugänglichsten. Hierauf ist meines Wissens noch nirgend besonders Gewicht gelegt worden. Da die sogenannten Medien

aber augenscheinlich Personen sind, in denen eine vorhandene Quantität animalen Magnetismus durch Uebung und Pflege zu ungewöhnlicher Entwickelung gekommen ist, so wird man sich bei Erforschung dieser Kraft wohl angelegen sein lassen müssen, sie in Sonderheit auf Holz und Schiefer hin zu prüfen, versteht sich in immer wissenschaftlicher auf das Wesen dieser Kraft abzielender Weise. Ich denke mir dabei etwas Aehnliches wie von Seiten des verstorbenen Od-Reichenbach in Gegenwart der Professoren Fechner und Erdmann schon vor zwölf Jahren in Leipzig mittelst einer Sensitiven die Magnet-Nadel aus der Ferne abgelenkt worden ist, eine Wirkung, welche auch Slade auf Professor Zöllner's Wunsch versuchte und zu Stande gebracht hat. Zu ermitteln wäre ferner, ob das Bilden jener Kette gewissermaßen einen Zusammenfluß der in den einzelnen Individuen — vielleicht im latenten Zustand — vorhandenen Kräfte verwandter Art zu Wege bringt. Darüber lassen uns die Leipziger Experimente noch im Dunkeln. Reichenbach, der Od-Entdecker, hat zur Zeit, als das Tischrücken aufkam, einige sensitive Personen in seiner Dunkelkammer an einem Tische eine Kette bilden lassen, und nach der von den Sensitiven gegebenen Schilderung ist jener odische Zusammenfluß in der Mitte der Tischplatte in der Weise eines aufsteigenden vielfarbigen Dunstes ihnen, den Sensitiven, sichtbar gewesen. So weit ich die Leipziger Experimente überblicke, sind alle besonders starken Wirkungen immer nur dann beobachtet worden, wenn die Kette gebildet war oder wenn wenigstens Slade und Professor Zöllner sie bildeten. Ich rechne dahin nicht das Ablenken der Magnetnadel, auch nicht das Lesen durch die kreuzweise umgedrehten, für gewöhnliche Augen undurchsichtigen Nicol'schen Prismen, selbst nicht das Herabfallen von Gegenständen aus der Luft — eines Stückchens Kohle, eines Stückchens Holz, eines Taschenmessers des Professor Zöllner — die ersten beiden Leistungen — das Ablenken der Nadel und das Lesen — sind augenscheinlich auf Kräfte zurück zu führen, wie sie auch Sensitiven eigen sind; die dritte Leistung entzieht sich zu sehr der Controlle, um hier in Betracht zu kommen. Sie geschahen sämmtlich ohne Kettenbildung. Dagegen geschah das Zerreißen und Auseinanderfallen des Wandschirms fünf Fuß hinter Slade's Rücken, während er und die mit ihm Experimentirenden die Kette bildeten und um einen Tisch herum saßen. Im Gleichen fanden das Aufsteigen des kleinen Nebentischchens bis zur Gypsdecke und ähnliche Dinge — die man freilich nicht niederschreibt, ohne wegen ihrer Unglaublichkeit um Entschuldigung zu bitten — während der Kettenbildung statt. Auch das Sichtbarwerden von fremden Händen geschah während der Kettenbildung nicht minder, der Abdruck von fremden Fußspuren auf berußtes Papier, das Freiwerden der beiden Holzringe aus einer verknoteten und versiegelten Darmsaite und ihre — der Ringe — Reise nach dem alleinstehenden Tischchen, das vierfache innere Verknoten eines Bindfadens, dessen beide Enden gleich der Darmsaite zusammengeknotet und versiegelt waren, mit einem Worte: während der Kettenbildung geschahen so ziemlich alle die vielen Unerhörtheiten, deren ernsthafte Aufzählung Denen sehr schwer sein mag, die durch ihre Mitanwesenheit vor der Alternative standen, sich entweder für unzurechnungsfähig erklärt zu sehen oder zu leugnen, was sie gesehen haben.

Es giebt freilich ein Drittes, wenigstens für den kleinen Bruchtheil Unbefangener, der schließlich jeder Entdeckung, damit sie als solche sich durchsetzt, nicht fehlen darf, und dem die Aufgabe zufällt, die großen vorurtheilsvollen Majoritäten aus ihren überlieferten Anschauungen aufzurütteln. Dies Dritte ist: aufmerken und prüfen. Auch heute noch zwingt uns nichts, die Experimente auf die Einwirkung Verstorbener zurückzuführen. Diese unleidliche Seite der ganzen Frage sollte man daher aus dem Spiele lassen, ebenso wie das müßige, nichts beweisende Tafelbekritzeln. Von dem Ballast des Spiritismus entlastet, hebt sich das Schifflein dann zu einer, dem Beobachter schon erfreulicheren Fahrt. Denn ist es nicht erfreulich, den Vorhang, hinter dem sich ein noch unerforschtes oder unserer menschlichen Kenntniß verloren gegangenes Naturgesetz verbirgt, mehr und mehr in Bewegung gerathen zu sehen? Muß sich's denn immer wiederholen, daß unsere Furcht vor Aberglauben uns denen in die Arme treibt, die alles Neue als Wahrheit acceptiren, sobald nur ein Haufen berühmter Namen dafür eintritt, dagegen, bis dies geschieht, mit dem eignen Urtheil nichts anzufangen wissen. Daß solche Berühmte den Sieg der Wahrheit weit öfter verzögern als fördern, ist etwas Althergebrachtes. „Der Newton'sche Gedanke einer gegenseitigen Anziehung scheint mir absurd", so schrieb der berühmte Huygens an Leibnitz über Newton's damals neues Attractions-Gesetz, „und ich wundre mich nur, daß ein Mann wie Newton so viele mühsame Untersuchungen und Rechnungen anstellen konnte, welche kein besseres Fundament haben als einen solchen Gedanken!" Und als Galvani seine ersten Beobachtungen über den später nach ihm benannten Galvanismus veröffentlichte, schrieb er: „ich sehe mich von zwei einander entgegengesetzten Seiten angegriffen, — von den Gelehrten und von den Unwissenden." Mit etwas minderer Höflichkeit konnte er sich noch anders ausdrücken. — — —

Da ich gerade von Slade und Bellachini geredet habe, so sei hier noch an ähnliche Leistungen erinnert, welche im Winter 1854/55 mir in Rom zu Gesicht kamen und zwar im Teatro Valle. Die Hellsehende, eine junge Person in weißen Kleidern von antikem Schnitte, befand sich auf der Bühne. Sie hatte offne Augen, und obschon sie von ihrer Umgebung keinerlei Notiz nehmen zu können schien, machte sie im Uebrigen doch den Eindruck einer Wachenden. Derjenige, welcher zwischen ihr und dem Publicum den Verkehr vermittelte, bewegte sich zwischen den Sitzreihen des Parquets, begab sich auch dann in den ersten Rang, allenthalben nach Wahl des Publicums sich irgend einen Gegenstand — einen Ring, eine Münze, eine Briefadresse oder sonst Beliebiges — zeigen lassend und die junge Person dann auffordernd, genau den Gegenstand zu beschreiben; da man in Rom sich aber zwischen Statuen aller Art befindet, und ein römisches Auditorium die bedeutenderen Meisterwerke des Alterthums geistig hinreichend vor Augen hat, um eine ihnen nachgebildete Attitude sofort zu erkennen, so hatte jener Magnetiseur, oder wie man ihn sonst nennen will, eins der Bücher zur Hand, in denen in Umrissen die berühmteren Antiken dargestellt sind, und die von ihm zu einer Bezeichnung der von der jungen Dame wiederzugebenden Attitude aufgeforderten Personen blätterten dann schweigend in dem Buche, bezeichneten mit der Hand eine der aufgeschlagenen Seiten und nachdem der Magnetiseur die Zeichnung scharf in's Auge gefaßt hatte, richtete er an die junge Dame, wie auch vorher bei den übrigen Gegenständen, die Frage: „Mademoiselle, qu'est-ce que je vois?" Ich glaube nicht, daß die Formel wechselte. Die Hellsehende erhob sich dann — zuweilen widerstrebend — von ihrem Sophasitze, drapirte sich oder nahm, wo sich's nicht um Gewandfiguren handelt, z. B. bei der Venus accroupie oder beim Apollo von Belvedere, wenigstens die dem Bildwerke entsprechende Stellung an, so daß dasselbe ohne Mühe wieder zu erkennen war. Befragt wurde das Publicum, soweit sich's beurtheilen ließ, ohne daß Einzelne desselben mit dem Magnetiseur im Einverständniß waren — was ja auch bei anderen Productionen nicht der Fall gewesen zu sein scheint, da man sie sich durch die Form der Fragstellungen erklären will, — jedenfalls kamen auch Viele aus der mir bekannten Fremden-Colonie an die Reihe, wie überhaupt keiner sich umsonst meldete. Auf Details braucht hier nicht eingegangen zu werden, wohl aber erwähne ich folgende Gegenstände, welche die Möglichkeit ausschließen, daß bloße Fragstellungsverabredungen zwischen

dem Magnetiseur und seiner Hellsehenden die Letztere über das von ihr zu Antwortende orientiren konnten. Der neben mir sitzende junge Arnemann aus Altona — ein Sohn der bekannten Philantropin — hatte unter den Berloques seiner Uhr etwas damals für solchen Zweck noch nicht gebräuchliches, einen kleinen Todtenkopf; diesen ließ er den Magnetiseur sehen und auf dessen Frage „Qu'est-ce que je vois, Mademoiselle?“ erfolgte die ringsum Schrecken erregende Antwort — denn die Sache war eben neu — „Testa di morte.“ Arnemann sollte dann noch etwas Anderes bezeichnen lassen. Er holte seine Börse aus der Tasche und suchte, bis er eine amerikanische Münze fand. Die Jahreszahl derselben war halb verwischt, ebenso ein Theil der übrigen Schrift. Bis auf dies Fehlende hat die Somnambule — und sie war reichlich 100 Fuß von unserer Sitzreihe und dem bei uns verweilenden Magnetiseur entfernt — Buchstabe für Buchstabe und Zahl für Zahl das auf der Münze Entzifferbare angegeben. Schon weil die Fragstellung eine gleichmäßige war, hat das Publicum damals das Gesehene und zumeist mißtrauisch Controllirte sich auf die nämliche Weise erklärt, wie alle sonstigen Experimente, die auf den zwischen einer Somnambulen und ihrem Magnetiseur bestehenden Rapport zurückgeführt werden müssen, wobei mir und den Meisten nur neu war, daß der Traumzustand der Somnambule sich mit offenen Augen vertrug und nicht minder mit einer freilich durch den Magnetiseur geregelten Bewegungsfreiheit.

Die Wagnerlegende.

Von Erich Urban.

Wenn man einst daran geht, Richard Wagner von Allem zu befreien, was die Zeitgenossen in Haß und Liebe um ihn geschichtet, ihn gut, groß und gerecht zu richten, — und ich habe meine Anzeichen dafür, daß diese Zeit nicht mehr zu fern ist — dann wird man ihn nicht nach ihm allein richten, Wagner nach Wagner. Vielmehr wird man ihn und seine Umgebung, ihn und die ihm nachfolgten, ihn predigten verantwortlich machen: mit einem Wort, es wird die Wagner'sche Bewegung gerichtet werden, nicht Wagner, sondern das Wagnerthum. Ein großer Mensch kann für seine Freunde nichts. Sie drängen sich an ihn heran. Wenn er stolz ist, verachtet er sie, wenn er schwach ist, duldet er sie, und die Eitlen züchten sich eine Gemeinde. Das Schicksal will es, daß gerade die schwachen Punkte eines neuen, erhabenen Werkes Stütze der Schule werden, die sich um dessen Schöpfer bildet. Jedenfalls ist eine Gemeinde stets ein untrüglicher Spiegel Alles dessen, was in dem Manne verborgen liegt, dessen Namen sie trägt. Hier erscheint vergröbert, was dort nur zart angedeutet war, riesengroß, was dort mittleren Wuchses — ja, was man dort gar nicht bemerkte, taucht hier plötzlich auf. — „Das bist Du“, schreit der Spiegel, und dessen Bild er warf, wendet sich entsetzt ab.

Um Richard Wagner hat sich eine Gemeinde geschaart, wie sie noch nicht geschaut wurde. Manchmal sprach man mehr von den Wagnerianern, als von Wagner selbst. Der Lärm, der sich um ihn erhob, war so stark, daß man Wagner's eigene Stimme nicht mehr vernahm. Bald wuchs das über Wagner in's Unermeßliche, Mythen begannen an ihn sich anzusetzen, Wagner verlor man fast aus den Augen und es entstand, gar wunderlich und seltsam anzusehen, die Wagnerlegende. Eine Wagnerschule mußte bei den vielen Widersprüchen und Unklarheiten des Wagner'schen Princips etwas besonders Gefährliches in sich bergen. Wäre es Wagner vergönnt gewesen zu erleben, was nach ihm kam, ein Grauen hätte ihn erfaßt . . . „Das bin ich?“ Wenn man einst daran geht, Wagner zu richten, so soll man ihn groß, gut und gerecht richten und ihm auch seine Freunde vergeben.

Bekanntlich hat der Ausspruch Wagner's, daß er gar kein Musiker sei, bei seinen Anhängern einen Taumel der Begeisterung hervorgerufen. „Nur ein Musiker“ — das war die größte Beleidigung, die sie einem Künstler zuzufügen vermochten. Wie, erschien es nicht höchst geistvoll und absonderlich, daß Jemand, der in der Musik lebte, nicht Musiker sein sollte? Man war plötzlich auf die Kunst der Töne schlecht zu sprechen. „Nur ein Musiker!“, so höhnten sie und freuten sich gleich Kindern, daß sie Wagner — falsch verstanden hatten. Damals durfte Wagner von sich sagen, er wäre kein Musiker. Sicherlich wollte er kein Musiker sein, wie ihn Hanslick z. B. liebt. Er fühlte, daß es darüber noch etwas gäbe. Und diese große Idee, die Wagner's bleibendes Verdienst ist, war so mächtig, daß sie segnend und befruchtend wirkte — trotz Wagner. Ich glaube nicht, daß Wagner es mit dem Musikdrama nicht aufrichtig meinte, daß er Musikdramatiker ward, weil er nicht Musiker sein konnte. Auf wunderbare Weise vermischte sich bei ihm der Drang, an den bestehenden Opernverhältnissen zu bessern, ihrer Jämmerlichkeit zu steuern, mit der Sehnsucht nach einer Kunst, die er erträumte, die vom Menschen Alles singen sollte, seine Schmerzen und Leiden, seine Glückseligkeit und höchstes Entzücken — in ihm nahten sich Mitleid und Liebe in zärtlichem Begehren. Sie umfingen sich, und aus ihrer Umarmung erwuchs jenes ungeheuerliche, widerspruchsvolle Wesen, das man das Wagner'sche Kunstwerk heißt. Ich glaube nicht, daß es Wagner mit dem Musikdrama nicht ehrlich meinte. Wohl aber glaube ich an die Pose, das Schauspielerhafte des späteren Wagner. Und hierin allein finde ich die Begründung jener zweiten Natur, die man künstlich zu konstruiren sich bemühte, die Begründung des Histrionenthums in Wagner: ich stellte mir vor, mit welchem Gefühl er sein Werk anblicken mußte, aus dem plötzlich seitwärts etwas emporkeimte, das das Ganze zu zersprengen drohte. Immer bedeutungsvoller wurde in seinem Musikdrama das Orchester. In ihm lag alle Fülle, aller Reichthum. Man konnte sich das Orchester ohne die Singstimmen denken, aber niemals die Singstimmen ohne das Orchester. Wenn nun einmal die Stimmen ganz verschwanden, das Orchester allein zurückblieb — war das nicht die Symphonie? Und das Musikdrama vernichtet, zerborsten . . . „Ich bin kein Musiker“ — Wagner wurde ein Histrio aus Scham. Das Uneigentliche an Wagner machte ihn so groß, und das allein ist mir lieb an ihm. Denn es war ein schöner Gedanke, der seine Musikdramen überdauert. Die wurden nun Opern. Man nennt Wagner am besten den Symphoniker wider Willen.

Als Wagner daran ging, das Hanslick'sche Musikalisch-Schöne umzustürzen, machte er einen großen logischen Fehler. Es genügte sicherlich nicht, einem vollen, modernen Empfinden den Ausdruck zu verleihen. Mußte darum die Musik dessen überhaupt nicht fähig sein? Dieser Trugschluß war so verlockend und schließlich auch zeitgemäß. Er war romantisch. Er drang auf die Vermischung der Künste. Dichtung und Musik und Malerei und . . . Man soll nicht einem Künstler nachzurechnen versuchen, wie sein Werk entsteht. Dem muß es entstehen, und er weiß nicht einmal, wie es geschieht. Ich frage aber nur: haben sich die großen Dichter in ihren Dichtwerken nicht ganz ausgelebt, in ihnen nicht alles gesagt, was zu künden ihnen gegeben war? Und die großen Musiker nicht desgleichen? Und die großen Maler? Gerade entgegengesetzt dem Schlusse Wagner's auf die Ungenügsamkeit einer einzigen Kunst kann man behaupten, daß die Allergrößten in ihrer Kunst hartherzig einseitig waren. Was verstand Goethe von Musik, was Heine? Wohl sprachen sie über Musik und standen im Verkehr mit Musikern. Aber was sie da sagten, war das Alltäglichste — ein jeder gebildete Laie weiß sich also zu benehmen. Man lese in Heine, was der über Compositionen seiner Gedichte äußerte . . . es ist herzlich naiv,

eben echt dichterisch. Und Goethe hielt vom alten Zelter das Höchste. Goethe und Zelter! . . . An Wagner bewundere ich die Genialität, mit der er auf fahrendem Grunde einen festen Bau zu errichten sich bestrebte. Nur lachen aber kann ich über die Armen des Geistes, die noch immer an jenem Trugschluß herumbeweisen, daß er herrlich und köstlich sei, jetzt, wo man sich schon nicht mehr nur in's Ohr flüstert, daß der Wagner ein großer, genialer Falschsager gewesen ist. Fast mitleidig stimmen mich solche Versuche, ärmliche Notbehelfe, wackelnde Stützen eigener Erhabenheit. Max Graf schrieb eine Musikgeschichte „ohne Musik," d. h. er sprach von Welt und Wehe und Wonne, von Kosmos, Chaos und Materie, nur der Musik vergaß er. „Ich bin gar kein Musiker!" . . . Und nun ist bei Breitkopf & Härtel ein Wagnerbuch erschienen, das ich recensiren könnte, ohne es aufgeschnitten zu haben. Wenn die Selbstverständlichkeit an einer Schöpfung das Merkmal des Genialen ist, so ist ein ganz genialer Kopf Herr Rudolf Louis. Sein Werk betitelt sich: „Die Weltanschauung Richard Wagner's". Früher, als Wagner noch kaum todt war und der Boden für Wagnerforschung noch reich und ergiebig dalag, liebte man die Analysirung einer Scene, z. B. der ersten Scene des „Rheingold". Dieses Kunststück hat Herr v. Hagen einst fertig bekommen. Jetzt ist nichts mehr zu analysiren. Wagner ist zu Tode analysirt. Was Herr von Hagen übrig gelassen hatte, fiel Albert Heintz zum Opfer. Es ist also die höchste Zeit, nach einem neuen Objekt Umschau zu halten. „Die Weltanschauung . . ." Wenn mir mein Schuhmacher z. B. etwas von seiner Philosophie erzählte, so wäre mir das gleichgiltiger, als wenn ein so geistreicher Kopf wie Richard Wagner auf sein Weltbekenntniß hin untersucht wird. Ein recht schönes Buch entstünde da, obendrein ein recht musikalisches. Man würde darin nämlich von dem Künstler Wagner hören. Denn dessen Philosophie sind seine Werke. Herr Louis aber verdirbt sich gleich im Anfang Alles durch das Geständniß, daß wohl nicht zwei grundverschiedene Seelen, eine künstlerische und eine philosophische, in dem einen Körper nebeneinander gehaust hätten, daß aber in Richard Wagner ein Künstler zu erkennen wäre und ein Denker und philosophischer Schriftsteller — letztere „in zweiter Linie". Merkt man es nun? Man weiß jetzt auch das Recept, nach dem das Weltanschauungsbuch zusammengekocht ist. Gar appetitlich und einladend wird einem da vorgetragen, welcher Philosoph bei diesem Werke gewirkt, welcher bei jenem. Rienzi, Holländer, Tannhäuser, Lohengrin und so die Reihe hinab bis zu Parsifal werden konfrontirt mit Feuerbach, Schopenhauer und Nietzsche: jede Oper erhält erst ihr philosophisches Signum. Nietzsche zu citiren ist nur an den Stellen beliebt, wo etwas für die Sache herauskommt. Der Verfasser des „Fall Wagner" und des „Nietzsche contra Wagner" ist ein höchst verwerflicher und verderblicher Mensch, gestört, seiner selbst nicht mehr mächtig. Daß Musik und Dichtung ineinander gehören, beweist Herr Louis dadurch, daß sie bis auf den heutigen Tag die Sehnsucht treibt, sich zu umfangen, sich zu vereinen. Gewiß. Denn sie stammen aus einer Quelle. Niemals aber waren sie in ihrer jetzigen Gestalt miteinander verwachsen. Sie bildeten ein Neues, Drittes, einen Embryo, aus dem sich entwickelte, was heute Musik und Dichtung heißt. Es war jene geheimnißvolle, begeisterte Stimmung, jenes Hochgefühl, das der Conception vorausgeht. Sehr tiefsinnig und schön hat darüber Nietzsche in der „Geburt der Tragödie" gesprochen. Herr Louis sollte das nachlesen. Denn er ist ein gebildeter Mann und Doctor gar. Abgesehen von dem Grundübel des Buches, das Alles durcheinander wirft und am besten gekennzeichnet ist durch den grotesken Satz, daß „der echte Philosoph im Künstler seinen natürlichen Bundesgenossen erblicken wird, dessen Werk seinem Denken nicht als Quelle dient — nämlich als „Natur aus zweiter Hand, als ‚nature vue à travers un tempérament', wie Zola sagt —, sondern auch als Ergänzung, die allemal da einzutreten hat, wo seine eigene Sprache, die der abstracten Vernunft, nicht mehr ausreicht, den tiefsten Gehalt seiner ursprünglichen Anschauung zu völlig überzeugendem und zwingendem Ausdruck zu bringen", sind auch die kleinen Krankheiten eines rechten Wagnerwerkes in stattlicher Fülle vorhanden. Vom „Worttondrama" vernimmt man etwas — wäre ich Mathematiker, ich würde ausrechnen, wie viel Permutationen dieses Ungethüm unterliegen kann —, eherne Phrasen vom „deutschen Kunstwerk" dröhnen an das Ohr, und der arme Meyerbeer, der „kosmopolitische Tausendkünstler Giacomo Meyerbeer", kriegt ganz nebenbei seinen Trtti. Schließlich erscheint in bengalischer Beleuchtung die Apotheose der „Vivisection" und der „Vegetarianismus", das Buch endet mit einem Hymnus auf die nährende Runkelrübe. Nach Richard Wagner ist Tschaïkowsky gekommen und Richard Strauß, der in seinen guten Stunden — nicht denen des „Don Quixote" — zu verwirklichen begonnen hat, was Wagner vorschwebte. Daß diese Bestrebungen auf dem Gebiete der Symphonie liegen, ist ein untrügliches Zeichen für die Auflösung der Theorie vom „Worttondrama".

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Decadence.

Von H. von Beaulieu (Hannover).

„Wie, Sie mögen den Schriftsteller Lautrach nicht, den feinen, angenehmen Mann, mit dem liebenswürdigen Lächeln um den sensitiven Mund?"

Eben denselben. Halten Sie mich immerhin für einen Barbaren, wenn ich bekenne: Ich kann ihn nicht ausstehen.

„O bewahre. Verstehen kann ich wohl, daß einem kraftvollen Männercharakter ein solcher nervöser Ueberculturmensch, ganz Decadence, nicht absolut sympathisch zu sein braucht. Er leidet an Hyperaphie; es wirken Einflüsse auf ihn, er fühlt sich bewegt, gerührt, abgestoßen, er leidet, wo unsereins gar nichts bemerkt und empfindet. Ein gewisses Uebermaß hierin müssen Sie ihm zu Gute halten; sie machen nun 'mal in Gefühl, die decadenten Dichter. Und wenn es, wie bei Lautrach, sich immer nur nach der feinen und edlen Seite äußert."

Lieber Freund, Sie geben sich da eine schreckliche Mühe, mir zu beweisen, wie naiv ich bin, und im Grunde sind Sie doch der Naive.

„Ich? Wie meinen Sie? —"

Sehen Sie, ich war auch so naiv. Im Anfange meiner Bekanntschaft mit Lautrach dachte ich ebenso über ihn, wie Sie jetzt. Er ist ja schon äußerlich ganz der Idealist. Die überschlanke, feingliederige Gestalt, die hohe weiße Stirn mit dem lockeren, lichten Haar sich so prächtig darüber bäumend, das große, träumerische Auge, das so schön funkeln kann in Entrüstung über die Gemeinheit der Welt, — schließlich der von keinem Bart verdeckte weiche Jünglingsmund — für die Liebe geschaffen . . .

„Und ist er denn nicht so, wie er aussieht?"

Ja, bis zu einem gewissen Punkte. Den möchte ich Ihnen eben entwickeln.

„Ach — Sie mögen ihn nun einmal nicht!"

Ich mag ihn nicht. Aber dieses „Nichtmögen" ist kein vor-, sondern ein nachgefaßtes Urtheil. Und kurz und gut, damit Sie mich nicht für einen rohen Patron halten, unfähig, ein so feines Menschengebilde, wie Lautrach, zu begreifen, oder schlimmer noch, für eine mißgünstige Seele, so will ich Ihnen erzählen, wie es gekommen ist, daß ich gegen Lautrach und mit ihm gegen einen ganzen Theil der sensitiven Dichtersippe überhaupt, eine tiefe Abneigung gefaßt habe. Ich lernte Lautrach am dritten Ort kennen, und fand ihn, wie Sie ihn charakterisirten, fein und angenehm. Seine geistvolle Anmuth in der Unterhaltung, der immer durch Liebenswürdigkeit gezügelte Witz, — Lautrach gehört zu den Ausnahmemenschen, die einen guten Witz ungesagt lassen, wenn er im Entferntesten eine Unzartheit gegen Jemanden enthalten könnte —, und wenn man tiefer drang, die Höhe und Reinheit seiner Gesinnungen, sein begeisterter Ernst in Kunstfragen, Alles machte den jungen Mann sehr anziehend, dessen Stirn zudem schon die solideste aller Gloriolen schmückte, die des Erfolges. Diesen Erfolg trug er mit liebenswürdiger Gleichgiltigkeit, — damals nannte ich es sogar Bescheidenheit. Heute nenne ich es vornehmes Zurückhalten der eigenen Persönlichkeit. Seiner übersensitiven, alle lauten, ungebrochenen Töne verabscheuenden Natur

wäre ein plumpes Sich-selbst-Inseeniren so unmöglich, wie es ihm unmöglich wäre, sich in krasse Farben zu kleiden und laut zu lachen und zu schreien. Er ist der Mann der halben Töne und der halben Gefühle.

„Halben Gefühle? Hypergefühle wollen Sie wohl sagen?"

Nein, das will ich nicht. Nun hören Sie. Einmal suchte ich Lautrach in seiner Wohnung auf, um ihm ein Buch zurückzubringen, das er mir geliehen und über das er meine Meinung zu hören wünschte. Auf der Treppe zu seiner Wohnung begegnete ich einem heruntergekommen aussehenden Individuum, das, nicht ohne eine gewisse Verschämtheit, etwas Unverständliches murmelte. Ich gab dem Manne eine Kleinigkeit. Lautrach ging gleich auf das Buch ein und machte ein paar sehr feine Bemerkungen, nachdem er zuvor mit vollendeter Aufmerksamkeit meine Ansicht angehört hatte. Aber ich merkte ihm trotzdem an, daß ihm etwas war. Daß seine Seele durch irgend einen, mir nicht sichtbaren Einfluß abgelenkt worden, und zwar durch einen schmerzlichen Einfluß. Möglicherweise waren es körperliche Schmerzen. Ich frug danach. Er lächelte etwas gequält. „Haben Sie's doch richtig bemerkt," rief er aus. „Ja, daß ich's Ihnen nur gestehe, ich habe einen peinlichen Eindruck gehabt. Durch etwas ganz Alltägliches, vielleicht werden Sie lachen über den empfindsamen Narren. Ein Bettler ging von meiner Schwelle. Das mag oft sein, vielleicht kommt es jeden Tag vor, was weiß ich. Diesen sah ich zufällig, und seine müde, enttäuschte Wendung, als ich ihn gehen ließ, der arme, gebeugte Rücken — ich sehe ihn immer noch vor mir, und werde ihn wohl noch lange sehen." — „Warum gaben Sie ihm denn nicht etwas?" entfuhr es mir. „Es ist wahr, sagte er sinnend, ich hätte ihm etwas geben können. Aber das würde den Fall nicht mindern. Ich empfinde es immer als eine jammervolle Incongruenz, daß ein Mensch einem Mitmenschen ein paar Groschen reichen darf, und der Andere schlägt ihn nicht in's Gesicht, sondern stammelt unterthänigen Dank. Ein jämmerlicher Handel ist es, gleich entehrend für den, der giebt, und für den, der nimmt. Daß so etwas sein kann, das ist eine Schmach für unsern Staat. Bringen wir es denn niemals dahin, daß keiner zu darben, geschweige denn, seine bevorzugten Brüder zu bitten braucht?" Er redete noch viel mehr aus der Tonart, und ich machte einige praktische Einwände, konnte aber nicht umhin, seinen Idealismus schön zu finden. Der Mann ist ja die reine Mimose, dachte ich. Was muß er leiden in einer Welt, wie die unsere, wo einem auf Schritt und Tritt schmerzliche Eindrücke begegnen, wenn man so eindrucksfähig ist. „Ich kenne mich selbst," sagte Lautrach wehmüthig lächelnd, „ich weiß, was für ein weiches Gefäß ich bin. Darum suche ich alle aufregenden und unschönen Eindrücke zu vermeiden, z. B. haben meine Leute striften Befehl, jeden Bettler gleich fortzuschicken und Niemanden zu mir heran zu lassen, — ich wäre dem nicht gewachsen."

Am Abend traf ich Lautrach in einer Gesellschaft. Von seiner wehmüthigen Stimmung war nichts übrig geblieben, er strahlte vor Witz und guter Laune. Ich gratulirte ihm zu der Wandlung. „Ja," sagte er, „die Stimmung von heute Nachmittag ist condensirt und eingekapselt. Das ist immer sehr befreiend. Es gelingt nicht immer gleich." Ich verstand ihn damals nicht recht. Erst als mir eine Skizze in einer Zeitung zu Gesicht kam, aus Lautrach's Feder. Der traurige Held war ein verkommener alter Künstler, der, um das Leben seiner kranken Tochter zu retten, den letzten Rest von Stolz über Bord wirft und in die Häuser geht, Almosen erflehend. Man weist ihn überall ab. Auf ein Haus setzt er seine letzte Hoffnung. Dort wohnt ein Dichter. Der Dichter wird ein mitfühlendes Herz haben. Bei dem Dichter wird er abgewiesen, wie überall. Da geht der Enttäuschte hin und macht seinem und seiner Tochter Leben ein Ende durch eine verzweifelte That. Der etwas rührselige Stoff war mit Lautrach'scher Feinheit behandelt. Ein Künstler kann eben aus Allem ein Kunstwerk gestalten. Aha, dachte ich, den es interessirte, der Muse einmal etwas auf die Finger geguckt zu haben. Also so entstehen Dichterwerke. Ein Viertel Wahrheit und drei Viertel Dichtung. Aber gefallen wollte mir der Proceß nicht recht.

Nach einiger Zeit traf ich Lautrach abermals in etwas wehmüthiger Stimmung. „Ist wieder ein Bettler bei Ihnen gewesen?" fragte ich. — „Ach nein," sagte er, „aber eben war Jemand bei mir, der mir von meinen alten Großeltern erzählte, — einfache, rührende alte Leutchen, die dort oben an der Küste wohnen! Sie sind schon sehr alt und sie möchten mich gern noch einmal sehen vor ihrem Hinscheiden. — Ich habe ihnen natürlich sagen lassen, ich würde kommen. Ob ich es aber über mich gewinnen werde ... „Sie müssen nämlich wissen," sagte er weiter, und in seine schönen Augen trat das Leuchten einer glücklichen Erinnerung, „jener kleine Fischerort war mein Kinderparadies. Ich spielte phantastische Robinsonaden am steinigen Strande, half beim Netzeflicken und jubelte den heimkehrenden Fischern zu. Ach, und in Großvaters Stube hing ein kleines Schiff, das Modell des Schoners, den Großvater in jüngeren Jahren geführt. Und wunderbare Seethiere gab es in einem gläsernen Spind, Muscheln, die vor den Ohren klingen und tönen, als sei die ewige Musik des Meeres darin gefangen. Hier erhielt meine Kinderphantasie üppige Nahrung. Großvater erzählte mir von den fremden Ländern. O die prächtigen beiden Alten! So klare himmelblaue Augen hat die heutige Generation nicht mehr. Großmutter trug immer eine weiße Haube und ein weißes Brusttuch. Und eine Art kleine Kuchen pflegte sie für mich zu backen — ach, ich sage Ihnen, solche Kuchen habe ich nirgends wieder gegessen."

„Nun, so eilen Sie doch, eilen Sie in Ihr Kinderparadies," drängte ich. Seine Miene wurde schwermüthig sinnend.

„Es liegt über einigen Dingen und Personen der Vergangenheit ein wunderbarer Erinnerungsglanz," sagte er. „Dieser Glanz schwindet, wenn man die Vergangenheit wieder zu verwirklichen sucht. Nicht anrühren, sage ich. Wenn dir die Erinnerung an einen Ort, an Personen, besonders lieb ist, so sieh sie nicht wieder. Wiedersehen sind das Traurigste im Leben, nicht der Abschied. Wiedersehen zerstört und ernüchtert. Was Zeit und Entfernung um ein Verhältniß weben, — das ist das Beste." Ich würde sicher ernüchtert werden. Die Großeltern waren damals schon alt, aber es war schönes, rüstiges Alter. Wer weiß, in welch senilem Zustande sie jetzt sind, was für widerwärtige Gewohnheiten sie angenommen haben. Und die Kuchen werden anders schmecken, als damals, und wenn ich dort bin, regnet es gewiß, und ich werde mich so angeödet fühlen, — bereuen —."

„Und die Alten?" fragte ich. „Ihre Sehnsucht nach Ihnen, — gilt das für nichts?"

„Ach," sagte er schmerzlich, und Thränen traten ihm in die Augen, „wie wenig kennen Sie mich! Die rührenden Gestalten der beiden Alten, die nur noch einen Wunsch haben, wird mich Tag und Nacht verfolgen. Ich fühle ihre Sehnsucht, ihren Schmerz mit, — nein, ich fühle sie viel intensiver, als sie in ihrem stumpfen Greisenthum es können. Ich leide unsäglich unter diesem Zwiespalt. Ich möchte gehen und den Wunsch der guten alten Seelen erfüllen. Und doch möchte ich mir das schöne heitere Bild, das ich von ihnen in mir trage, nicht trüben. Ich weiß nicht, was ich thun werde."

„Gehen Sie," sagte ich.

Er seufzte. „Sie sagen das so einfach. Ein Anderer kann ja nicht fassen, was dieses Gehen mich kostet." —

Ein paar Wochen darauf gab mir Jemand ein Feuilleton. „Lesen Sie, es ist Lautrach's Neuestes." Es hieß: „Die Alten" und war das Idyll von Lautrach's Kindheit. Der kleine Fischerort, das saubere Häuschen mit Myrthe und Pantoffelblume hinter den Scheiben, im schmalen Gartenstreif, umzäunt von alten Schiffsplanken, Lavendel und Salbei. Und in diesem Milieu die beiden Alten. Köstliche rührende Gestalten, ruhig und friedsam, aber thätig, in körperlicher und geistiger Frische, Frucht eines einfachen, abhärtenden, reinen Lebens. Es lag über ihnen der Erinnerungsglanz, von dem Lautrach gesprochen. Diese beiden Alten haben auf der Welt nur noch einen Wunsch, den ich kannte! Sie sterben Beide an einem Tage. Des Greises letztes Wort an seine Gefährtin ist noch: „Ich glaube ganz sicher, daß Ernst heute kommen wird. Hast Du auch die kleinen Kuchen gebacken?" —

— — Nun wußte ich, daß Lautrach nicht gehen würde, den letzten Wunsch der Alten zu erfüllen. Der Conflict war für ihn gelöst. In mir, der ich kein Dichter bin, sondern ein sehr einfach empfindender Mensch, lehnte sich Alles auf gegen diese literarische Austragung von Lebensconflicten. Es war mir, als hätte Lautrach seine Großeltern ermordet und eingefargt — und schöne Kränze auf's Grab gelegt, das ist wahr. Ich grübelte über die Natur von Lautrach's Empfinden nach. Denn er war ja voller Empfindung. Heuchelei ist das letzte, was ich ihm vorwerfen würde. Die Thränen, die ich in seinen Augen gesehen, waren echt. Er empfand eben zu künstlerisch. Er war keineswegs herzlos, aber sein Herz war so glücklich construirt, daß es unbequeme Empfindungen sachte abschob in ästhetische Regionen, und hier wurden sie, wie er es selbst bezeichnete, condensirt und eingekapselt.

Von diesem Vorgange wurde mir noch ein Beweis zu Theil, der schlagendste von allen. Als mir eine Geschichte Lautrach's von zarter, rührender Tragik zu Händen kam, die Geschichte des verlassenen Mädchens, das einen geistig über ihr stehenden Mann liebt, dessen überseinem Empfinden die kleine Näherin bald nicht mehr zu genügen vermochte, — da wußte ich sofort, daß hier wiederum die ästhetische Bestattung eines unbequemen Lebensverhältnisses vorlag. Der Zufall führte mich bald mit dem Mädchen zusammen, dem Lautrach, wie er in seiner Novelle sagte, „ein schönes, glückseliges Jahr verdankte, das in seinem Erinnern immer in frischem Tau schimmern würde, wie ein zwölfmonatiger Frühling." Ich wußte anfänglich nicht, daß Clara Lautrach's „Verlassene" war. Das feine, bleiche Gesichtchen, der leidende Zug darin, etwas mystische Schwärmerei im Blick, Alles zog mich an. Ich verkehrte mit ihr, sie nahm meine kleinen Aufmerksamkeiten mit sanfter Freundlichkeit entgegen, aus der ich die rührende Bitte las: „Laß Dir an meiner Dankbarkeit genügen. Anderes zu geben habe ich nicht." —

Eines Tages fand ich in ihrer Nähtischschieblade eine Photographie, — Sie ahnen wohl, wessen Bild es war. Ich glaube, mir entfuhr ein Fluch. Daher diese Thränen! — — Clara nahm mir das Bild aus der Hand. Der Anflug mystischer Schwärmerei in ihren Augen wurde Verzückung. „Sie haben diesen Mann gern gehabt," sagte ich.

„Gern gehabt," sagte sie, „— gern gehabt!" Und sie sah auf mich herab.

„Sie lieben ihn noch," sagte ich erschüttert, und, daß ich's nur gestehe, auch empört. Ich gönnte Lautrach diesen Ton, diesen Blick, diese Geberde nicht!

„Die Liebe zu einem Lautrach streift sich nicht ab, wie eine gewöhnliche Neigung," sagte sie pathetisch. Es war das falsche Pathos, das sie den Gräfinnen imitirte aus den Romanen, in denen sie des Nachts im Bette las. Sie preßte ihre Rechte an die zarte Brust. Eine schlanke, bleichsüchtige, eine hysterische Hand. Nur die schlanken Finger waren an den Spitzen rauh und zerstochen, — ehrenvolle Berufsnarben. „Diese Hand wurde der erste Anlaß, daß Lautrach sich von mir trennte,"

sagte Clara. Ich sah sie fragend an. „Er liebte“ — sie lächelte glückverloren — „mit meinen Händen zu spielen. Er lobte ihre feine Schlankheit, — Gräfinnenhände, sagte er. Eines Tages entdeckte er, daß die Gräfinnenfinger zerstochen sind. Er besah sie ganz entsetzt. Ich sollte sie besser bürsten, sagte er. Und sie waren doch ganz rein. Aber zerstochene, verarbeitete Hände sind nicht so blendend weiß, wie glatte Finger. Ich merkte, wie die Kleinigkeit ihn abstieß. Er hatte meine Hände so oft geküßt. Das that er nun nie mehr. Ich gebrauchte Mandelkleie und zog Nachts Handschuhe an. Aber es half nichts. Wie mit den Händen ging es ihm, glaube ich, noch mit vielem Anderen an mir. Er hatte eine Gräfin aus mir gemacht, und es enttäuschte ihn, als er nur eine Näherin fand.“

„Das war nur sein Fehler,“ sagte ich empört. „Warum wollte er der Wirklichkeit Zwang anthun? Warum hatte er sich Ihnen denn überhaupt genähert?“

„O schelten Sie ihn nicht,“ bat sie. „Er ist ein Dichter. Er denkt sich so viel Schönes in die Menschen hinein, und wird deßhalb so oft enttäuscht. O, daß ich ihn enttäuschen mußte!“

„Sie sollten ihn hassen,“ grollte ich.

„Ihn hassen! Ein Jahr von einem Lautrach geliebt sein, wiegt ein ganzes Leben mit einem von Euch Anderen auf. Nur das thut mir so weh“ — wieder faßte die arme zernähte „Gräfinnenhand“ unwillkürlich nach dem Herzen, — „daß ich ihn nun nie mehr sehe, daß er wie aus meinem Leben ausgelöscht ist. Er wollte es so. Schon als wir noch so glücklich waren, hat er mir gesagt: „Wenn ich mich eines Tages von Dir trennen muß, dann finde Dich drein, denke, daß ich nicht weniger leide, als Du. Und versprich mir: keine Vorwürfe, keine Versuche, mich zu halten, mich zurückzugewinnen. Das wäre ein häßlicher Mißklang, würde die Erinnerung an unsere Liebe trüben. Und die Erinnerung ist das Beste. Laß uns in Schönheit scheiden, wenn die Stunde kommt, in wehmüthiger Dankbarkeit aneinander denken, ohne Kampf, ohne Bitterkeit.“ So ungefähr sprach er. Und ich that, wie er wollte. Ich habe ihn nicht zu halten versucht, mich ihm nie genähert. Ich habe versucht, mich mit der Erinnerung zu begnügen. Er sagt ja, sie sei das Beste. Wenn nur die Nächte nicht wären!“ Sie schwieg einen Augenblick und rief dann: „Vielleicht, daß er“ — ein brennendes Roth färbte ihre schmalen Wangen, — „noch einmal freiwillig zurückkehrt.“ Das Herz drehte sich mir um vor Zorn und Mitleid. Wie die leise, verschämte Aeußerung von Sehnsucht sprach, verzehrender, aufreibender Sehnsucht. Von verträumten Tagen, durchweinten Nächten! „Ich glaube nämlich“, fügte sie, geheimnißvoll flüsternd, hinzu, „mir ist hier inwendig etwas zerrissen beim Abschiede. Ich mußte ja all' meinen Kummer nach innen kehren! Aber glauben Sie nicht, daß ich ihm zürne. O nein. Er litt ja auch. Er hatte Thränen in den Augen.“ Ihr Mund zuckte vor Rührung, als sie von seinen Thränen sprach. Nach einer stummen kleinen Pause fügte sie, mehr zu sich selbst hinzu: „Wenn er nur nicht gar zu lange wartet!“

Und ich dachte, sie ansehend — mein Blick, den sie nicht begriff, war ihr unheimlich —: Armes Kind! Du verzehrst Dich vergebens in Sehnsucht. Er kommt nie mehr zu Dir. Du bist eingesargt, beigesetzt. Er hätschelt die Erinnerung an einen tauschimmernden zwölfmonatigen Frühling. — Sehen Sie — seitdem kann ich Lautrach nicht mehr leiden und pfeife ich auf die empfindsamen Dichterherzen.

Aus der Hauptstadt.

Jochkraxler.

Der Mann, dessen Partei mit gewaltigem Fußtritte dem todten Goethe völlig den Garaus machte, der den Schöpfer des dämonischen Bildes vom Kriege vor der ganzen Nation einen Schmierer nannte, der ragende Parlamentarier und Theefabrikant hat seine Macht nicht nur den großen Künstlern, sondern auch den großen Staatsmännern des Jahrhunderts gezeigt. „Der Reichstag kriecht nicht durch das kaudinische Joch“, rief er unter tosendem Beifall in die Welt hinaus, daß man es von Montabaur bis Memel hörte. Und wie die starke preußische Regierung sich auch zierte und sperrte — sie bekam ihre 7006 Bleisoldaten nicht. Denn Bleisoldaten, unnützes und überflüssiges Spielzeug, waren sie nach Ernst Lieber's Auffassung. Man hatte den Conflict an die Wand gemalt, dies nachgerade humoristisch wirkende Gespenst in Nachtmütze und Flanellunterhosen, und von einer Auflösung des Reichstages war dräuende Rede gegangen. Doch Ernst Lieber, keines Ordens Ritter, keines Fürsten Rath, bloß päpstlicher Leibgardist, blieb fest. Frei wie ein Gewitter, ließ er es auf Goßler's Ungnade ankommen. Und dem Vaterlande widerfuhr neuerdings großes Heil: es ging nämlich auch diesmal so.

Mit gepanzerter Faust haben sich zwei Mächte gegenüber gestanden, Jeder bereit, den Andern zu Boden zu schmettern. Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe, hallte es durch ihre streitbaren Reden; schon die bloße Zumuthung, den stolzen Nacken dem Joche zu beugen, galt ihnen als unsühnbare Injurie. Während Alles ringsum in Angst und Grausen verstummte, reckten Lieber und Goßler in furchtbarer Pose sich auf. Und als der Abend des grauen Dienstages hereinbrach, sah man noch im Dampfe, der gnädig mitleidvoll aus den Tiefen der Erde emporstieg, um profanen Augen das schauerliche Kampfbild zu verhüllen, sah man im Dampfe noch die messerscharf geschliffenen Klingen der Beiden funkeln. Welch' ein Mittwoch, welch' schwarzer Mittwoch stand bevor! Dem zitternden Reichsbürger war zu Muthe, wie den Zuschauern jener gräßlichen Duellscene im wilden Westen, von der Arizona's Sang und Sage melden. Dort haßten sich zwei Kühne mit so verzehrender Wuth, daß mindestens einer von ihnen zu viel war auf der Erde. Ein Duell mit noch nie dagewesenen Bedingungen ward vereinbart, das Billardzimmer der Ortskneipe zur Blutstätte bestimmt. Jeder der Widersacher bewaffnete sich mit einem fußlangen vergifteten Dolch, dann stellte man sie einander gegenüber, so daß nur die Länge des Billards sie trennte. In tiefer Finsterniß sollten sie das Gottesurtheil sprechen lassen. Die Secundanten löschten die letzte Lampe aus und flohen entsetzt den Ort der Vernichtung. Bald darauf hörte man ein dumpfes Poltern . . . und nun ward Alles still, todtenstill. Angstgeschüttelt öffneten die Freunde das Thor, fast entfielen die Fackeln ihren Händen. Und da sah man die Zweikämpfer bleich am Boden unter'm Billard versteckt liegen, besinnungslos vor Furcht, mit weitgeöffneten Augen in die Nacht spähend, den Athem anhaltend, um sich dem entsetzlichen Gegner nicht zu verrathen.

Der schwarze Mittwoch ist vorbeigegangen, und am Donnerstag schauten sich Ernst Lieber und Excellenz von Goßler wieder in die treuen Augen. Sie waren Beide noch etwas blaß von dem ausgestandenen Schrecken, sonst aber gesund und unverletzt. Herr Goßler beharrte nicht mehr auf den 7006 Mann, ohne die doch zwei Tage vorher das Reich in Trümmer zu gehen drohte, und Ernst Lieber versprach die 7006 Mann, deren Bewilligung zwei Tage vorher das kaudinische Joch bedeutet hatte, fein säuberlich über's Jahr zu bewilligen. So waren beide Parteien Sieger geblieben und beide Besiegte. Keiner war durch's kaudinische Joch gegangen, sondern Beide waren vorsichtig an einander angeseilt darüber hinweggekraxelt.

Herr Lieber wird sich rasch trösten. Er hat das Vaterland vor zwei Ungethümen seiner erhitzten Einbildungskraft bewahrt: vor der „Krisis“ und der „Budgetlosigkeit“. Ganz besonders die Budgetlosigkeit ist dem Sohne Cambergs schwer in die Glieder gefahren. Im Falle der Auflösung des Reichstages, so deducirte er seinen Politikstudenten, werde eine Zeit budgetloser Regierung heraufbeschworen werden, deren Anfang man wohl kenne, deren Folgen und Ende aber nicht abzusehen sei. Der Camberger war diesmal kaiserlicher als der Kaiser, der den Gedanken an Neuwahlen unmittelbar nach seinem Entstehen wieder fallen ließ. Zur Auflösung des Reichstages ist, wie auch Ernst Lieber wissen dürfte, ein Mehrheitsbeschluß des Bundesrathes nöthig. Nach der sehr entschiedenen Stellungnahme Sachsens, das sonst noch immer unbedingt mit Preußen gestimmt hat, war an eine Majorität für den preußischen Antrag nicht zu denken. Denn abgesehen von Lippe-Detmold, das nun seine Rache hätte büßen können, würden schon ihrer Kammern wegen Bayern und Württemberg Nein gesagt haben. Ohne vom Reichstag bewilligtes Budget giebt es keine Matricularbeiträge, und ohne Matricularbeiträge vermöchte selbst Johannes Miquel mit den stärksten von seinen Künsten die Reichsfinanzen nicht in Ordnung zu halten. Der kluge Führer des Centrums sollte an eine Blutreinigungscur denken, zu der jetzt, in der wonnig kalten Frühlingszeit, alle Gesundheitsthee-Fabrikanten einladen. Er leidet offenkundig unter Wallungen und Magenbeschwerden, die ihm ebenso beunruhigende wie unsinnige Träume verursachen.

Indeß, wenn Ernst Lieber bei der Jochtour auch all' sein

Gepäck verloren hat und wenn auch Niemand, der seine maaßlose Conflikts̃urcht während des Marsches kennen und schätzen gelernt hat, jetzt in seinen Gebirgsbeinkleidern stecken möchte, so ist er doch für die Wähler von Montabaur als Triumphator aus den Mühen hervorgegangen. Anders steht es mit der Regierung, die möglicher Weise fachlich Siegerin geblieben ist, die aber, mit dem Schein der Niederlage belastet, officiell die große Retirade angetreten hat. Verglichen mit der Nichtstaatskunst, die diese traurige Komödie geboren hat, ist der Caprivische Dilettantismus von 1893 schlichtweg bewunderungswürdig zu nennen. Niemals noch trat die ganze Halt- und Zusammenhangslosigkeit der neucourslichen Regierung so beleidigend grell zu Tage. Herr von Goßler wußte Anfangs in der Commission weder aus noch ein. Hätte er die Compromißvorschläge Lieber's für unannehmbar erklärt und mit dem Conflikte gedroht, ehe das schreckhafte Centrum sich vor aller Welt festgelegt hatte, dann wäre er mit seinen Forderungen glatt durchgedrungen. Er ließ aber alle Entschlossenheit vermissen, so daß es für ausgemacht galt, die Regierung würde sich, bescheiden wie immer, auch diesmal von Ernst Lieber leiten lassen. Da trat der Monarch selbst zwischen die sich gütlich Einigenden, und nun erst fand Goßler's Excellenz den Muth zu seinem „Unannehmbar"! Er, der Gezeichnete, rang in zweiter Lesung allein für eine Vorlage, die das ganze Ministerium hätte auf die Beine bringen müssen, und er mußte es sich in dritter Lesung gefallen lassen, daß ihn Fürst Chlodwig in aller Form desavouirte. Das Compromiß ward Gesetz, und es zogen sich alle Betheiligten eine Blamage zu, die dadurch nicht bedeutungsloser wird, daß man sie mit Leichtigkeit hätte vermeiden können.

Beträfe das Compromiß die Sache, so ließe man sich's zur Noth vielleicht gefallen. Der Regierung und besonders dem alten Herrn Chlodwig konnte ein Wahlkampf nicht willkommen sein, der sich im gesegneten Jahre der Abrüstung um neue Militärforderungen drehte, ein Wahlkampf dazu mit ganz zweifelhaftem Ausgange. Wer so oft wie Hohenlohe's Ministerium nachgegeben und zur Genüge bewiesen hat, wie wenig Werth er auf den Ruf eherner Festigkeit legt, der durfte des lieben Friedens wegen auch da verzichten, wo in früheren, besseren Zeiten Festigkeit Ehrenpflicht gewesen ist. Aber Niemand begehrte solchen Verzicht. Herrn Lieber's feierliches Versprechen, nach einiger Zeit auch die jetzt abgelehnten 7006 Mann, unter Umständen sogar beträchtlich mehr, zu bewilligen, beweist, daß das Centrum gar nicht daran gedacht hat, es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. Und nur der Person seines Führers zu Liebe, dem man die Jochkriecherei, die schmähliche, ersparen wollte, hat die Regierung den verdrießlichen Handel abgeschlossen. Kleinlichere Politik in entscheidenden Fragen ist nie getrieben worden. Damit des Cambergers Eitelkeit keinen Schaden nehme, ist die freilich ohnehin stark compromittierte Autorität des Ministeriums mitleidlos geschädigt worden. Und nicht die allein. Auch den Parteien, die von Anfang an Ja und Amen gesagt hatten, zwang man die wenig ehrenvolle Unterwerfung auf. Conservative und Nationalliberale tappten bis kurz vor der entgiltigen Entscheidung völlig im Dunkeln, wußten sich bei der famosen Dienstag-Abstimmung weder ein noch aus und standen plötzlich, ganz unvorbereitet, der Gefahr eines vom Zaun gebrochenen Wahlkampfes gegenüber. Ihre Geschmeidigkeit ermöglichte ihnen die beschämende Schwenkung, die sie zu willenlosen Hülfstruppen einer willenlosen Regierung erniedrigte und zu Spielbällen Dr. Lieber's machte. Die beiden Schuldigen verstanden es, sich vor der Oeffentlichkeit einigermaßen herauszureden und den Rückzug über's Joch mit lauten Fanfarenstößen zu verschleiern; die Cartellparteien dagegen, die im Schlaf zu der verdrießlichen Ueberraschung gekommen waren, mußten demüthig unter'm Joch hindurchkriechen. Dank vom Hause Oesterreich! Auf diese Gehorsamen glaubt man keine Rücksicht mehr nehmen zu brauchen; ihr Einverständniß wird stillschweigend vorausgesetzt, ihr Einverständniß sogar zu solchen Actionen, die die regierenden Acteure selbst noch nicht kennen. Seitdem die großen Parteien der Rechten sich im Mär 1890 freiwillig entmannten und den mit dem Anathem belegten Namen Bismarck's auszusprechen vergaßen, erfreuen sie sich steigender ministerieller Mißachtung. Dem Verdienste seine Krone.

Auf den ersten Blick möchte es fast verblüffend scheinen, daß die ehedem so starken, selbstbewußten Cartellmannen unter der schwachen, weil innerlich zerklüfteten Regierung des neuen Curses eine gar so klägliche Rolle spielen. Bismarck wahrte im Verkehr mit ihnen stets das Decorum; Bismarck ordnete keine Aenderung in der Schlachtlinie an, ohne vorher eingehend Raths gepflogen zu haben mit ihren Führern — und jetzt wird sans gêne über sie verfügt, jetzt wird einfach Frontwechsel commandirt, und sie schwenken ein wie die Unteroffiziere. Es verräth sich hier die allgemeine Erschlaffung, die Reaction, die nach jeder großen Zeit Platz greift und auch unser phlegmatisches Epigonenthum charakterisirt. Man ist des Kampfes müde, darum fügt man sich auch dem Unerhörten ohne Kampf, nimmt die Kränkung duldsam faul hin. Niemals noch hat sich die vollkommene Wandlung in unserm gesammten öffentlichen Leben so deutlich ausgeprägt wie bei der Discussion der Goßler'schen Heeresvorlage. Kein erregtes Wort fiel, ruhig schlich das seichte Bächlein der langweiligen Erörterungen in Commission und Plenum weiter dahin, und selbst die schärfste Opposition fand nur matte Töne des Protestes. Wie anders war es in jenen stürmischen Jahren, da das mächtige Temperament Bismarck's die Nation in ihren Tiefen aufrüttelte und auch den Stumpfsinnigsten, den trägsten Hödur zwang, Partei für oder wider zu ergreifen! Wie wuchs da jede Kraft an der überragenden Stärke des Einen, wie fühlte sich da jeder als Bürger des Staates eng verwachsen mit seinen Erfolgen und Niederlagen, wie entflammte der Genius des großen Kanzlers Freund und Feind! Heut liegt unleidliche Langweile auch dann über der Politik, wenn ihre Macher vor Nervosität und Aufgeregtheit schier außer sich sind; heut zieht sich von ihr zurück, wer die Höhen liebt mit ihren weiten Ausblicken und ihren Stürmen. Aus der Kunst, die zu den Herzen sprach und die heiligsten, die wahrhaft staatserhaltenden Leidenschaften entfesselte, ist ein ödes Handwerk geworden, eine Schacherei oder im besten Fall eine mittelmäßig geleitete Calculatur.

Ob Fürst Bismarck im Reichstag-Kriege die Oberhand behielt oder unterlag — immer sah er darauf, daß er mit allen Ehren aus dem Gefecht hervorging. Bamberger's Tod ruft die Erinnerung wach an jene schmähliche Abstimmung im Reichstag, die uns Samoa kostete. Damals hatte die schlaue Beredtsamkeit des freisinnigen Parlamentariers, der sein Bankiergewerbe nie ganz verleugnen konnte, Dank einer wenig würdigen Finte den Ausschlag gegen Bismarck gegeben. Aber der Triumphator ward seines Triumphes nie froh, und als es an's Scheiden ging, da versuchte er noch rasch, ihn mit geriebener Rabulistik abzuleugnen und aus der Welt zu schaffen. Bismarck der Besiegte war ruhmvoll unterlegen und deßhalb am Ende doch Sieger geblieben. Er hätte nie einen Gewinn eingefackt, der einer Demüthigung auf's Haar glich und dessen er sich zu guterletzt hätte schämen müssen. Niemals wäre er durch Lieber's Joch deßhalb gekrochen, weil Herr Lieber zum Dank dafür durch sein Joch zu kriechen versprach. Dem Weisen war es zu gut bekannt, daß in der Politik bedeutsamer noch als der Erfolg selbst die Form des Erfolges ist. Denn nur sie gewährleistet seine Dauer. Die Annahme der Heeresvorlage im Reichstag soll, so redete man uns poetisch vor, ein letzter Gruß an Bismarck sein. Aber dieser Kranz, den nach officiöser Behauptung die Regierung am 16. März, dem Tage ihrer melancholischen Jochkraxelei, auf Bismarck's Gruft legte, ist in seinen Augen gewiß alles Andere eher als ein Ruhmeskranz. Denn der Lorbeer steht hoch, und man gewinnt ihn nicht, indem man sich bückt.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Die Hochzeit der Sobeïde.“ Tragisches Märchen in zwei Akten. „Der Abenteurer.“ Eine Scene. Beide Stücke von Hugo von Hofmannsthal. (Deutsches Theater.) — „Die Erziehung zur Ehe.“ Komödie in drei Aufzügen von Otto Erich Hartleben. (Lessing-Theater.)

Mit seiner „Madonna Dianora“ hat Hofmannsthal, der Maeterlinck gar nicht so übel in's wienerisch Aufgeputzte zu übertragen versteht, einen Miniatur-Erfolg errungen, der ihn zu größerem Wagniß begeisterte. Und gleichzeitig erschlossen sich dem jungen Musensohn die Thüren des Burg- und des Deutschen Theaters. Hier wie dort saß eine andächtig lauschende Menge, die durchaus entzückt sein und durchaus einen neuen überlebensgroßen Dichter entdecken wollte. Gerade diese überspannten Erwartungen haben, zum Mindesten in Berlin, Herrn von Hofmannsthal vor gewaltigen Unannehmlichkeiten bewahrt. Man hatte so zuversichtlich auf unerhörte Kunstgenüsse gerechnet, daß man es gar nicht wagte, seiner tiefen Enttäuschung Ausdruck zu geben, sondern bis zum Schlusse Wonne heuchelte oder auch ganz ehrlich bis zuletzt der Hoffnung lebte, der Hauptschlager werde noch kommen. Unter normaleren Verhältnissen, bei einem urtheilsfähigeren und weniger voreingenommenen Publicum, wäre Herr von Hofmannsthal vergnügt ausgelacht worden. Der junge Herr hat als Lyriker gewisse schätzbare Eigenschaften, so überladen sein Stil, so unerträglich manirirt und gekünstelt seine Anmuth auch ist. Zum Dramatiker dagegen bringt er nichts mit. In beiden Stücken macht sich eine rohe Stofflichkeit breit, eine plumpe Häufung von Ereignissen, die der Verfasser nicht zu durchdringen und in eine geordnete, flüssige Handlung umzuwandeln vermag. Locker nur hängen die Scenen zusammen, Unklarheiten und Ueberflüssigkeiten drängen die wichtigen Momente zurück, und bloß der schwere, dicke Brei der Hofmannsthal'schen Schwulstsprache schafft ein Verbindendes. Sobeïde, das bekannte, edle Mädchen, das die armen Eltern retten will, hat sich dem bekannten edelmüthigen, alten und reichen Herrn als Gattin verkauft. In der Hochzeitsnacht, also in ungemein passender Stunde, gesteht sie ihm endlich, daß sie noch immer mit leidenschaftlicher Sehnsucht an dem Jugendgeliebten hänge, den sie nun allerdings seit anderthalb Jahren nicht mehr gesehen hat. Der brave Alte entläßt darauf ohne Weiteres seine junge Frau zu dem bewußten Jüngling, und Sobeïde macht sich, nachdem sie alle in Hofmannsthal's Mappe vorräthigen Verse hergesagt hat, auf die Beine. Leider ist Assad ein rechter Hallodri. Er hat Sobeïde, die Keusche, längst vergessen und prügelt sich eben mit seinem triefäugigen Herrn Erzeuger um den Besitz einer verbuhlten Wittwe. Die ekelhafte Scene, die uns den freudevollen Ausblick auf einen sicheren Vatermord öffnet, widert auch Madame Sobeïde ungemein an. Ihr fallen die Schuppen von den Augen, sie eilt wieder nach Hause, um sich in einer ungemein unnöthigen dritten Scene verzweifelt vom Thurm zu stürzen. Der gutherzige Gemahl betrauert sie in längeren Versen, deren mystische Dunkelheit ihre gottsjämmerliche Trivialität nur oberflächlich verdeckt. Das zweite Stück spielt in Venedig, der Stadt des berühmten Casanova, und nach eifriger Casanova-Lectüre hat Hofmannsthal es von der Muse empfangen. Ein Verbrecher kehrt keck in die Mauern zurück, hinter denen der Tod auf ihn lauert. Wir erleben einen Tag seines bewegten, unheimlich tollen Daseins mit, sehen, wie dem Abenteurer die inzwischen über ihn hinausgewachsene Jugendfreundin entgegen tritt, wie seine Künste vor ihr versagen, wie dann über sein Schicksal die Würfel rollen und er Dank seiner angestammten Frechheit noch einmal sich rettet. Indeß, an den Thaten des großen Jacob gemessen, wirken Weidenstamm's Aventiuren beschämend matt und farblos, wie ein vierter Aufguß. Alles verflattert und bleibt Andeutung, Basrelief. Der Humor des Werkes, von dem durch unsere Tageskritik so staunendes Geraune ging, erweist sich durchweg als erzwungene, schablonenhafte Geistreichelei. Dabei ist Hofmannsthal in den einfachsten Regeln der dramatischen Technik so unbewandert, daß er die paar Witze, die er mühsam ersonnen und aufgespart hat, plötzlich obenhin verpulvert, regelmäßig an solchen Stellen, wo sie durchaus unwirksam bleiben müssen. —

Im Lessing-Theater hielt Neumann der Hofer, der seinem Tiroler „Ahnherrn“ nur in der bei ihm allerdings nicht ganz freiwilligen Liebe zur Einsamkeit ähnelt, es für rathsam, nochmals die abgethane Hartleben'sche Satire: „Erziehung zur Ehe“ aufzutischen. Von allen machtgebenden Herren auf dem kritischen Stühlchen erinnerte sich keiner, daß dies Späßlein von der unglaublichen Buchhalterin und dem ungeheuer komischen, sächselnden Onkel bereits vor langen Jahren auf einer hiesigen Freien Bühne gespielt worden ist. Man war — auf ausdrücklichen Wunsch des Verfassers!! — übereingekommen, die Komödie durchaus als Novität zu werthen. Wir haben wenig gegen dies unschuldige Vergnügen einzuwenden, wissen aber unserer eingehenden Kritik von anno dazumal nichts hinzuzusetzen.

Notizen.

Aus der belletristischen Hochfluth der letzten Monate heben wir einige hervorragende Werke der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart heraus. Vor allem „Das Amulet“ Roman von Robert Waldmüller. Der phantasievolle Dichter führt uns in die Zeit nach Beendigung des Krimkrieges. Auf dem Heimritt aus dem Feldzug, woran er ruhmreichen Antheil genommen hat, berührt der junge Fürst Wassili ein serbisches Dorf, wo eine der Dorfschönen ihn durch ihren Liebreiz derart fesselt, daß er sie zur Frau nimmt, den Einreden seines weisen Mentors und Begleiters zum Trotze. Die halbwilde Serbin wird von der Fürstin-Mutter daheim in Rußland schlecht aufgenommen, und eine Verstärkung erfährt die Antipathie durch Einflüsterungen einer Nebenbuhlerin der jungen Frau. Indessen liebt die schöne Uma ihren Gatten, sie ist auch bildungsfähig, und ein hohes Glück scheint den Beiden zu blühen, aber durch Mißverständnisse und Intriguen wird es getrübt. Das kostbare Kleinod, welches Wassili seiner Braut bei der Verlobung geschenkt hat und das sie seitdem als Amulet trägt, es wird, da sie es unüberlegt weiter schenkt, dem Empfänger zum Verderben, sie selbst trifft schlimmer Verdacht, und darüber umnachtet sich ihr Sinn. Wie es gelingt, den getrübten Geist wieder zu erhellen und alle Mißverständnisse zu klären, das ist reizvoll durchgeführt. In Lokal- und Zeitfarbe vortrefflich, könnte der Roman als Originalwerk eines russischen Dichters gelten. Wie wir wissen, liebt Waldmüller solche Travestien; wir erinnern nur an seinen neapolitanischen Volksroman „Don Adone“, der einer unserer köstlichsten humoristischen Romane bleibt. Auch der Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert, „Erni Behaim“, von Ernst Zahn ist eine gute Arbeit. Der Verfasser behandelt eine Frage, die auch in der Gegenwart von Zeit zu Zeit erörtert wird: Kann es dem Arzte Pflicht werden, einen unheilbar Kranken von seinen Leiden zu erlösen, indem er das Ende beschleunigt, statt es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hinauszurücken? Eine Frage, die zu bejahen allerdings selten Jemand den Mut gefunden hat. Erni, der nach langen Kämpfen seiner dahinsiechenden geliebten Mutter das Gift reicht, nach dem sie verlangt, büßt seine That, indem er zuerst in den Schoß der Kirche flüchtet und, nachdem er dort die innere Ruhe nicht gefunden, sich dem Dienste des Vaterlandes widmet. Aber entsühnt fühlt er sich erst, als das Urtheil seiner Volksgenossen ihn freigesprochen hat und die Geliebte seines Herzens ihm die Schuld tragen hilft. Fesselnd wie der Stoff des Romans ist der culturgeschichtliche, noch mehr der landschaftliche Hochalpen-Hintergrund. Nur stört den epischen Stil durchweg ein etwas manirirter Lyrismus, eine hymnische Verstiegenheit, die nicht angenehm berührt. Das macht: der Verfasser ist mehr Lyriker als Epiker und muß sich immer wieder mit Gewalt zur sachlichen Concentration zwingen. Das ist um so unthunlicher, als Herr Zahn, wenn wir nicht sehr irren, seines bürgerlichen Zeichens Restaurateur ist und zwar Inhaber des berühmten Göschener Eisenbahnbuffets, das allen Gotthardreisenden zur freundlichen Erinnerung wird. Auch „Ramuntcho“, Roman von Pierre Loti, aus dem Französischen gut übersetzt von E. Philiparie, ist kein Roman im gewöhnlichen Sinne, sondern mehr eine Dichtung im Gewande der Prosa. Ihr Schauplatz im Hintergrund ist das bei uns wenig bekannte, aber landschaftlich wie culturhistorisch ungemein interessante Gebirgsländchen der Basken, jenes merkwürdigen Volkes, das sich bis in die moderne Zeit seine uralte nationale Cultur mit ihrem eigenartigen Wesen und Herkommen fast unversehrt erhalten hat. Ihr Land und ihr Leben schildert der Verfasser in stimmungsvollen, farbenprächtigen Bildern. Unstreitig gehört „Ramuntcho“ zum Vollendetsten, was Pierre Loti seit den „Islandfischern“ geschrieben hat.

Kürschner-Peip, Deutsches Kartenwerk. (Berlin, Hermann Hillger). Es handelt sich bei diesen Karten um eine populäre kartographische Beschreibung des Deutschen Reiches in 158 Sectionen und 690 Karten, auf denen jede menschliche Siedelung bezeichnet ist und die gleichzeitig ein Bild der Landschaft und Cultur geben. So durchaus neu wie die Karten, ist auch der dazu gehörige Text, denn thatsächlich existirt bislang kein einziges Werk, das in dieser Weise jede Siedelung, jede auf der Karte auszudrückende Einzelheit nun auch beschreibend behandelt. Das Unternehmen ist für Jedermann von Bedeutung, mag er Privater oder Geschäftsmann, Militär (Karte und Text für Manöver) oder Beamter, Tourist oder Radfahrer sein. Schade, daß für die Interessen unserer Radler nicht auch Straßenbeschaffenheit, Steigungen und Entfernungen verzeichnet sind, was sich wohl noch nachholen läßt. Die Kärtchen selbst sind handlich, übersichtlich und von großer Farbenschönheit.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 25 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg, 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Hirth: Das deutsche Zimmer. br. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Krause, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch-** u. **Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

Hochschul-Vorträge für Jedermann.

Eine Reihe interessanter Vorträge von Dozenten der Universität Leipzig zur Verbreitung der Volksbildung.

Bis jetzt erschienen 14 Hefte, jedes für sich abgeschlossen und einzeln käuflich à 30 Pf.
Verzeichnisse versendet gratis und franko die Verlagsbuchhandlung

Leipzig-R., Nostitzstr. 31. Dr. Seele & Co.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit nächster Nummer schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 13. Berlin, den 1. April 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Vereinigten Staaten nach dem Kriege. Von Franz Eißenhardt. — Genealogie und Naturwissenschaft. Von Marcus Landau. — **Literatur und Kunst.** Bunte Erinnerungen. (Hebbel — Liebig und Wöhler — Geibel.) Von Klaus Groth. — Aus Jakob Burckhardt's Nachlaß. Von S. Simchowitz. — **Feuilleton.** Das Käuzchen. Von M. Wittich. — **Aus der Hauptstadt.** Das Grab im Sachsenwalde. Von Caliban. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Victor Hehn und Goethe. — Notizen. — Anzeigen.

Die Vereinigten Staaten nach dem Kriege.

Von Franz Eißenhardt.

Als die Vereinigten Staaten den Krieg mit Spanien vom Zaune brachen und der Präsident der Republik sich als Napoleon Amerikas fühlte, glaubte man den Colonialbesitz Spaniens in Folge der Ueberlegenheit der Flotte einfach in die Tasche stecken zu können. Diese Kriegserklärung, zu der in fast komischem Gegensatz die Friedensbotschaft des Herrschers aller Reußen steht, ist aber vorauszusehen gewesen, und solche Erscheinungen in der Weltpolitik spielen sich keineswegs von heute auf morgen ab, wie das dem großen Publicum theilweise erscheint. Als vor nunmehr einem Jahrzehnt, im Jahre 1889, der damalige Marine-Secretär Tracey das neue Flottenbauprogramm vorlegte und mit ziemlicher Sicherheit auf Bewilligung seiner Wünsche hoffen konnte, wurde in der deutschen Fachpresse, auch von mir, darauf hingewiesen, daß eigenthümlich entwickelte, speciell „amerikanische" Eigenschaften der Bewohner der Vereinigten Staaten stark zu der Annahme berechtigten, daß man mit der fertigen Flotte — deutsch gesagt — Dollars machen wolle. Daß die Ansicht richtig war, beweist der letzte Krieg. Die Staaten haben nun, wie sie meinen, Cuba, Puertorico und die Philippinen, in Wirklichkeit aber haben sie so gut wie nichts. Man muß stets bedenken, daß die eigentlich operirenden Truppen der activen Armee der Union angehören und angehört haben, und diese Armee ist an Infanterie und Artillerie kaum 25000 Mann stark; — mit den zehn Cavallerieregimentern ist aber weder auf Cuba noch auf den Philippinen etwas anzufangen. Die Armee, welche man während des Krieges aus Freiwilligen und Milizen schuf, und die man stolz auf weit über hunderttausend Mann feststellte, war eine Papierarmee, die nie gefochten hat und bis auf winzige Theile nirgends Verwendung fand.

Jedenfalls wird die „amerikanische Armee" noch auf Jahre hinaus Arbeit haben, um die eroberten Gebiete zu „pacificiren". Wird sie ihrer Structur nach diese Aufgabe erfüllen können? Das ist nicht etwa nur eine Frage von Geld und Zeit, nicht einmal eine der numerischen Ueberlegenheit oder persönlichen Tapferkeit. Auch die Leitung spielt da eine große Rolle. Daß jeder beliebige Mensch in Kriegszeiten in den Vereinigten Staaten General oder wenigstens Major und Oberst werden kann, das heißt, wenn er die nothwendigen Verbindungen nach oben hat, sowie über das nöthige Geld verfügt, ist allgemein bekannt, hat aber zu Trugschlüssen Veranlassung gegeben. Jene Officiere kann man vielleicht Actien- oder Dollar-Officiere nennen, die wie der famose „General" Eagan verdorbene Conserven für die nach Cuba bestimmten Truppen lieferte. Der „General" ist mit vollem Gehalt vom Dienst auf sechs Jahre suspendirt, während man ihn in Deutschland oder Frankreich nach erfolgter schimpflicher Degradation in's Zuchthaus gesteckt hätte, natürlich ohne ihm einen Pfennig Pension zu geben. Der Grund zu so eigenartiger Bestrafung, soweit davon die Rede überhaupt sein kann, sind die bevorstehenden Wahlen. Natürlich sind alle amerikanischen Officiere der Miliz und der freiwilligen Heere wählbar, wobei Stimmenkauf in größtem Maßstabe selbstverständlich ist. Bei dieser Gelegenheit, aber auch nur bei dieser, spielt der schwarze Gentleman eine Rolle, er ist gesucht von seinen weißen Brüdern, weil er nämlich für ein paar Dollars zu haben ist. Bei solchen Wahlen kann es geschehen, daß ein vor kurzer Zeit gänzlich Unbekannter Präsident wird. Hat man doch den Führer der Rauhen Reiter, von deren Heldenthaten vor Santiago man freilich nichts vernommen, wohl aber von ihrem Schimpfen, als sie glücklich zu Hause waren, Oberst Roosevelt für den Präsidentenstuhl in Aussicht genommen! Aber diese Officiere sind eigentlich keine Officiere, wenn man ihnen auch nach dem Kriege den Titel läßt. Sie haben mit den Officieren des stehenden Heeres gar nichts zu thun, und diese beiden Kategorien auf eine Stufe zu stellen, wäre falsch. Freilich besetzt man mit ihnen im Kriegsfall namentlich die Stellen, die tüchtig etwas abwerfen für den, der es versteht, z. B. in Intendantur und Quartierwesen, so daß die Zahl der activen Officiere verschwindend klein wird. So waren im Quartirmacher-Departement von 86 Officieren 34 von der Armee, im Commissariat von 87 — 19. Die eigentliche Armee, das verstärkte stehende Heer ist es, welches operirt, auf Cuba, auf Puertorico und auf den Philippinen. Freiwilligen-Regimenter sind nur ganz wenige dabei, und nach den Erfahrungen, die man auf Cuba und nachher mit dem angeblich vorzüglichsten „Nr. 71 New-York" gemacht hat, wird man sie sehr vorsichtig verwenden. Natürlich haben an allen Mißerfolgen die activen Generale Schuld, und welch ein Ton gegen sie angeschlagen wird, dafür mögen folgende Sätze des „Generalarztes" Dr. Sternberg einen kleinen Beweis geben. Er schreibt in einer Fachschrift: „Die Arroganz oder Dummheit des kommandirenden Generals der Invasionsarmee trugen in dieser Campagne die Schuld an den schweren Uebelständen; nicht verantwortlich sind dafür die

Militärärzte gewesen." Er führt dann aus, daß von den vorhandenen 192 Militärärzten bei Ausbruch des Krieges 96 felddienstfähig waren, wovon 35 als Brigadeärzte an die Freiwilligen-Armee abgegeben wurden, während man 500 Civilärzte einstellte, die den Ansprüchen in keiner Weise gewachsen waren. Jeder halbwegs Verständige wird staunend fragen: Ja, was kann der General dafür, daß die Civilärzte nichts taugen, was kann er dafür, daß für die operirende Armee so wenige Aerzte übrig bleiben und viele nicht felddienstfähig waren? Er bildet keine Militärärzte aus, stellt sie nicht an und entscheidet nicht über ihre Felddienstfähigkeit. Jedenfalls hat doch der „Generalarzt" Dr. Sternberg weit größeren Einfluß auf das Militär-Medizinalwesen als General Shafter. Bekanntlich war dieser Theil der Armee, das Sanitätswesen, haarsträubend vernachlässigt.

Wenn nun auch Truppen und Officiercorps des stehenden Heeres und der Freiwilligen-Armee von einander ganz verschieden sind, so bleibt in den activen Officiercorps noch eine ganze Menge Einrichtungen übrig, die auf deutsche Officiere einen höchst seltsamen Eindruck machen. Vom Renommiren ist das Officiercorps sicher nicht frei, wenn der Höchstcommandirende, General Miles, an den Kriegssecretär, dem Kriegsminister anderer Staaten entsprechend, über das Corps des General Shafter dienstlich berichtet: „Diese Expedition ist nicht durch das Verschulden irgend eines damit in Verbindung Stehenden verzögert worden. Sie ist zusammengesetzt aus dem Zweigtheil der Armee, welche, was Intelligenz und Tüchtigkeit betrifft, von keiner anderen auf Erden übertroffen wird". Dieses Urtheil begründet der General höchst eigenartig: „Die Leute sind allerdings noch nie im Feuer gewesen, zwischen 30 und 40 Procent sind nicht gedrillt, in einem Regiment haben 300 Mann noch nie eine Flinte abgeschossen". Wir werden ja sehen. Vorläufig haben die Amerikaner in den Philippinen so weit Land besetzt, wie ihre Schiffsgeschütze reichen, denn die wirken bei jeder Operation mit. Das ist aber nur eine Besitzzone von einigen Tausend Metern, alles übrige Land gehört den Filipinos, und die können, im Gegensatze zu den Amerikanern, im Lande und vom Lande leben.

Nun zu dem activen Officiercorps des Staaten-Heeres. Der größte Theil geht aus der Militär-Akademie zu West-Point hervor, ein Drittel aus den Unterofficieren, die vor dem 31. Lebensjahre eine Prüfung ablegen müssen und befördert werden, wenn Stellen mit Cadetten nicht besetzt werden können. Endlich können gebildete junge Leute durch unmittelbare Ernennung als Officiers-Aspiranten eintreten, doch ist deren Zahl gering, 1893 betrug sie 176 von 2131 Officieren. Die Westpointer sind meist Söhne der besseren Stände, doch ist über den Stand der Eltern nichts vorgeschrieben. Die Ausbildung ist keine rein militärische, namentlich überwiegen technische Wissenschaften, was dazu führt, daß sich Officiere häufiger als anderswo kaufmännischen, bezw. Fabrikunternehmen nebenbei zuwenden. Die Erziehung ist frei, doch muß sich der Westpointer verpflichten, acht Jahre zu dienen. Er tritt direkt als Unterleutnant in die Armee, zeigt sehr hohes Standesbewußtsein, duldet keine Mißheirathen und keine Farbigen. Als Unterleutnant erhält er jährlich — — 8000 Mark (monatlich 116,47 Dollars), dazu Dienstwohnung, Heizung, Beleuchtung und Naturalverpflegung, sowie ärztliche Behandlung und Medicamente. Das will, gegen unsern Leutnant gehalten, etwas bedeuten. Aber es giebt noch eine Einrichtung, welche jedem Westpointer und Officier eine sorgenfreie Zukunft sichert. Pensionen werden zwar erst nach 40jähriger Dienstzeit gewährt, aber seine 8000 Mark jährlich kann sich der Leutnant leicht sichern, indem er zweimal bei der Beförderungsprüfung einfach durchfällt. Er wird dann mit vollem Gehalt entlassen und erhält dabei noch den nächsthöheren Rang. Wenn nun auch die Beförderung eine sehr langsame ist, kann er doch Mitte der dreißiger Jahre im Genuß einer Rente von 8000 Mark sein und sonst treiben was er will. Die Pensionsverhältnisse in den Vereinigten Staaten sind höchst merkwürdige. Man hat dafür seit 186[illegible] acht Milliarden Mark ausgegeben, im Jahre 1896 an 970 687 Pensionsempfänger 592,5 Millionen Mark, mehr als das ganze Militärbudget Deutschlands beträgt, und zwar bei einer Armee von 25 000 Mann. Natürlich wächst die Pensionssumme jetzt nach dem Kriege sehr bedeutend. Ein große Theil der Summen dient zum Stimmenkauf für die Wahlen Ein Nachtheil besteht allerdings für die Officiere. Mit Ausnahme in den großen Städten, wo luxuriöse Clubs vorhanden sind, steht das Heer in kleinen, weltentlegenen Garnisonen wo das Leben sehr eintönig dahinfließt, und nach dieser Richtung hin ist der amerikanische Officier keineswegs beneidenswerth. Wer aus Gesundheitsrücksichten nicht weiter dienen kann, erhält neben dem nächsthöheren Rang $^3/_4$ seines Gehalts als Pension, also der invalide Leutnant 6000 Mark und den Titel Oberleutnant; bei uns, zehnjährige Dienstzeit vorausgesetzt, 487 Mark, vor Ablauf der zehn Jahre aber nichts! Daher ist der in Noth befindliche pensionirte Leutnant drüben unmöglich, in Deutschland typische Persönlichkeit Disciplinarstrafgewalt existirt nicht, aber die Strafen für die Mannschaften sind geradezu barbarisch, Kettentragen, Kugelschleppen und Kopfscheeren bestehen noch heute.

Mit der Reorganisation der Armee wird auch die des Officiercorps vor sich gehen. Daß die Deutschen in ihm besonders zahlreich vertreten sind, ist ein Märchen, das immer wieder aufgewärmt und geglaubt wird. Das Officiercorps besteht zum bei weitem größten Theile aus Amerikanern Briten, Iren sind stärker vertreten als Deutsche und Schweizer sie alle zusammen bilden keinen namhaften Procentsatz. Nach der Rangliste 1896 waren nur etwa 20 in Deutschland geborene Officiere vorhanden, darunter kein General.

Diese Armee hat nun also Spaniens Colonien für die Union in Besitz genommen! Wie stehen aber die Angelegenheiten thatsächlich? Man spricht in den Vereinigten Staaten englisch, in den neuen Erwerbungen spanisch! Die Bevölkerung dort ist evangelisch-republikanisch der erdrückenden Mehrheit nach, hier erzkatholisch! Die Macht der katholischen Kirche ist in den Vereinigten Staaten fast Null in Spaniens bisherigen Colonien übermächtig. Der Volkscharakter der Amerikaner ist ein gänzlich anderer, als der der Bewohner der neu erworbenen Inseln. Und gar amerikanische Humanität? Wo ist denn der Indianer geblieben? Wie behandelt man den „Schwarzen Gentlemen" der doch über sieben Millionen stark vertreten ist, und mit dem man sehr bald seine Tropenkriege wird führen müssen? Man will auch die Bewohner der neu erworbenen Insel keineswegs in die von ihnen angestrebten Verhältnisse setzen, sondern der Amerikaner will diese Insel für sich, für seine Zwecke ganz allein ausnutzen, das will heißen: er will einfach aus ihnen Dollars machen. Ob dabei die Bevölkerung der Insel zu Grunde geht, ist für ihn ganz nebensächlich. Aber man wird sich, glaube ich, stark verrechnen. Außer dem schwarzen Gentlemen ist der Amerikaner nicht klimafest in den „eroberten" Gefilden; in den Philippinen reicht die Herrschaft nur so weit, wie die Schiffsgeschütze tragen, und man muß die Geduld des Publicums bewundern, wenn es sich täglich von den Tagesblättern amerikanische Siege auftischen läßt, mit Schlachtenschilderungen, in denen die Amerikaner den berühmten „einen Todten" hatten, während der Tausende starke Gegner dagegen 75 Prozent an Leuten verlor.

Am ersten Mai dauert der Krieg ein Jahr. Moderne Kriege sind in ganz kurzer Zeit entschieden, so sagen hervorragende Taktiker. Die Filippinos denken den Krieg sechs bis acht Jahre führen zu können. Die Amerikaner betrachten sich als Sieger. Wir wollen ein Jahr später fragen, was sich die Amerikaner „ersiegt" haben; es wird sehr wenig sein. So verschiedene Rassen, wie die Bewohner der Vereinigten

Staaten und der spanischen Colonien können ganz unmöglich zu einem Ganzen verschmelzen, und da es dem Amerikaner nicht einfallen wird, spanische Sitten anzunehmen, wird er dem Spanier seine Gebräuche aufdrängen. Da der Spanier aber in dieser Beziehung sehr zähe ist, wird er sich nicht fügen, und bei der bekannten, jetzt stark hervortretenden Rücksichtslosigkeit der Amerikaner, kommt dann die Gewalt, das Recht des Stärkeren, an die Reihe, also — wie beim Indianer und Nigger — Vernichtung, brutal oder staatlich wirthschaftlich. Nehmen wir aus der Zahl der Gegensätze einen heraus. Wie will man sich amerikanischerseits zu den jedem Spanier, man kann sagen: geheiligten Stiergefechten verhalten? Bei den eigenartigen Bestrebungen der Bewohner der Staaten, die sich hinter dem Worte „human" seltsam verstecken, unterliegt es keinem Zweifel, daß man gegen die Stiergefechte sehr bald Front machen wird; das Selbstgefühl denkt sogar, man schaffe sie einfach ab. Das ist aber nicht so einfach, und man kann sich auf große Ueberraschungen gefaßt machen, die bei dem Charakter der Spanier auch den Amerikanern gegenüber sehr unbequem werden müssen. Die Stiergefechte sind eine nationale Einrichtung, auf deren Bestand das ganze Volk spanischen Blutes ein Recht zu haben glaubt. Jede Stadt, die etwas auf sich hält, hat ihre Arena, die man nicht wie irgend einen Circus einfach schließen kann, und das Interesse für die corrida, für die toros und namentlich für die Matadores, die Espadas, ist in allen Ländern, wo Spanier wohnen, das gleiche. So verdiente der Espada Louis Mazantini in Buenos Ayres binnen sechs Wochen 150000 Franken, und die Havanesen und Manilenen sind nicht weniger begeisterte Anhänger als die Spanier zu Madrid oder Sevilla. Ja, wenn man die sämmtlichen Spanier höchst einfach mit den neu zu erwerbenden Inseln ausrotten könnte! Es ist aber die Stierkampffrage eine von denen, worüber man sich bisher in den Vereinigten Staaten ganz und gar nicht den Kopf zerbrochen hat, und von der man annimmt, sie lasse sich ganz nach Wunsch der neuen Regierung, oder wie es jetzt heißt, der Sieger, regeln. Man täuscht sich aber in diesem Punkt genau so, wie es in andern schon geschehen ist und weiter geschehen wird. Für den Spanier ist seine corrida ein Lebensbedürfniß, namentlich für die Einwohner einer großen Stadt wie Havanna, und einer solchen Bevölkerung, die neben großer Anhänglichkeit an ererbte Gebräuche vor Blutvergießen durchaus nicht zurückschreckt und sehr leicht erregbar ist, muß man vorsichtig gegenübertreten. Gegen das Abschlachten von Pferden und Stieren, nachdem sie gehörig gequält wurden, wird sich wohl sehr bald eine starke Bewegung in den Vereinigten Staaten zeigen. Daß der Spanier sich seine geliebten Stierkämpfe mir nichts dir nichts nehmen läßt, ist bei seinem Charakter gänzlich ausgeschlossen, und so haben die Amerikaner neben ihren vielen sich selbst geschaffenen Feinden, den Spaniern, Cubanern, Tagalen, römisch-katholischen Geistlichen, auch noch einen, keineswegs ungefährlichen, den sie sehr bedeutend unterschätzen: den andalusischen Kampfstier, nebst allen Denen, die von ihm leben oder ihm — das heißt, wenn er tapfer ist — zujubeln.

Genealogie und Naturwissenschaft.

Von Marcus Landau.

Nicht bloß Bücher, auch Wissenschaften haben ihre Schicksale. Und wie innerhalb der Literatur, abgesehen von ihrem Blühen und Verwelken, jedes Buch sein besonderes Schicksal hat, so auch, abgesehen von dem Steigen oder Sinken des Gesammtwissens, jede Wissenschaft für sich. Alchemie und Astrologie sind einmal Wissenschaften gewesen, mittelalterliche Erzähler wissen sogar von einer Hochschule der Magie in Toledo zu berichten, und wer weiß, ob nicht Manches, was jetzt für Wissenschaft gilt, im dritten Jahrtausend in die Rumpelkammer geworfen werden wird. So hat auch die Genealogie in der „guten alten Zeit" in hohen Ehren gestanden. Kenntniß der Vorfahren, Wissenschaft von der Reihenfolge und Verzweigung der Geschlechter beherrschte vollkommen das gesellschaftliche und politische Leben. Erinnerungen und Nachweise über Eltern, Großeltern und Urgroßeltern waren in den meisten und wichtigsten Momenten des Lebens nöthig; sie wurden bei dem Eintritt in ein Standesverhältniß berechnet, waren entscheidend für die Erlangung vieler Aemter und Würden. Ein „Geborener" zu sein, war wichtiger und vortheilhafter als der Besitz von Kenntnissen und Fähigkeiten. Mit dem Eindringen moderner Ideen in die Gesellschaft, mit der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts und mehr noch in Folge der französischen Revolution verlor die Genealogie viel von ihrem Ansehen und ihrer Wichtigkeit — sie mußte sich mit der bescheidenen Stellung einer Hülfswissenschaft der Geschichtsforschung begnügen. Wie der Historiker Lorenz in seinem Lehrbuch der wissenschaftlichen Genealogie (Berlin, Wilh. Hertz) darlegt, beginnt sie jetzt wieder mehr Geltung und Ansehen zu gewinnen, wie er meint, in Folge des steigend wissenschaftlichen Geistes der Zeit. Ob dabei nicht noch andere Ursachen, wie der allgemeine rückschrittliche Geist, der Byzantinismus u. dgl. mitwirken, wollen wir unerörtert lassen. Der Lippe'sche Erbfolgestreit, das Wiederaufleben des Karlismus, die Bevorzugung des Adels in der militärischen und Beamtenlaufbahn scheinen mir mit den Naturwissenschaften nichts zu thun zu haben. Und etwas Derartiges scheint ja Lorenz selbst zuzugeben, wenn er sagt, daß „die wissenschaftliche Genealogie heute gegen die socialen (soll heißen socialdemokratischen) Lehren kämpfe, wie ehemals die Aristokratie gegen die Demokratie." Er giebt auch zu, daß die Genealogie nie zu einer exacten, sich der Experimente bedienenden Wissenschaft werden kann, „da sie Geheimnisse in sich verbirgt, die keine Kritik enträthseln kann." Aber er vindicirt ihr gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen Geschichte und Wissenschaft, beiden Disciplinen dienend, aber auch von ihnen empfangend. Die Genealogie ist ihm „die Brücke, auf welcher sich die geschichtliche und Naturforschung begegnen und begegnen müssen." Wenn er aber weiter geht und die historische Genealogie gewissermaßen zur Lehrmeisterin der modernen naturwissenschaftlichen Forschung machen will, so können wir ihm nur mit Sganarelle antworten: „vous êtes orfèvre, monsieur Josse."

Andererseits ist aber, was er aus der Fülle seines historischen und genealogischen Wissens zur Beleuchtung biologischer und anthropologischer Fragen beibringt, auch für den Naturforscher von großem Werth und um so interessanter, als er seine Beispiele meistens aus souveränen und sonst hochstehenden Familien nimmt. Und wenn er auch die Verwandtschaft der Genealogie mit der Zoologie nur eine scheinbare nennt, so erlaubt er sich doch hin und wieder Zucht- und Abstammungsverhältnisse vornehmer Familien durch Vergleiche mit Thierrassen zu erläutern, den Hochgeborenen nicht bloß ihr Menschliches und Allzumenschliches, sondern auch ihr Thierisches in Erinnerung zu bringen.

Wir haben hier keinen Raum, auf den ganzen Inhalt von Lorenz' Buch einzugehen und wollen daher die bloß die historisch-politische Genealogie betreffenden Partien (Erklärung von Stammbaum und Ahnentafel, Adelsprobe u. dgl.) ganz unberücksichtigt lassen. Erwähnen müssen wir jedoch den „Ahnenverlust", da er mit der Frage der Vererbung und Rassenmischung zusammenhängt. Da jeder Mensch zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern u. s. w. hat, so bedarf es keiner besonderen mathematischen Kenntnisse, nur der Erinnerung an die bekannte Erzählung von der Belohnung des Erfinders des Schachspiels, um zu finden, daß

man in der zwanzigsten Generation auf mehr als eine Million Ahnen stößt. Das Alter der Welt, auch nur nach den Angaben der Bibel berechnend, würde man statt eines Menschenpaares bei der Schöpfung deren Trillionen und mehr annehmen müssen. In der Wirklichkeit aber gehören schon 64 Ahnen, (in der sechsten Ahnenreihe) zu den großen Seltenheiten, weil Ehen unter Verwandten häufig vorkommen, Mann und Frau mitunter dieselben Großeltern, noch häufiger dieselben Urgroßeltern u. s. w. haben. So hat z. B. Kaiser Wilhelm II. anstatt 16 Ururgroßeltern deren nur 14, eine Generation höher beträgt dieser „Ahnenverlust" schon vier Personen und, wie Lorenz darlegt, dürfte der Kaiser in der zwölften Generation statt der theoretischen 4096 Ahnen deren in Wirklichkeit weniger als 600 gehabt haben. Und man glaube nicht, daß solcher Ahnenverlust nur bei vornehmen Familien, die standesgemäß heirathen, vorkommt: Er ist vielleicht noch häufiger bei Bauern, die seit Generationen auf derselben Scholle sitzen, nur mit Einwohnern ihres oder des nächsten Dorfes Ehen schließen. Welche Bedeutung dies für die Frage der Inzucht und Vererbung hat, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

Daß Kinder oft ihren Eltern physisch oder geistig ähnlich sind, ist eine seit undenklichen Zeiten beobachtete Thatsache, ja selbst der sogenannte Atavismus ist keine neue Entdeckung. Schon im sechzehnten Jahrhundert hat der Paduaner Professor Trincavella den Uebergang von Krankheiten von dem Großvater auf den Enkel, ohne daß eins von den Eltern davon betroffen wurde, beobachtet. Und nicht bloß von Vater und Großvater, auch von noch entfernteren Generationen werden physische und geistige, gute und böse Eigenschaften geerbt, so daß man von Familientypus und Familiencharakter spricht und selbst den Charakter und Habitus ganzer Nationen von irgend einem prähistorischen Stammvater herleitet. Aber ebenso häufig, ja vielleicht noch häufiger ist die Unähnlichkeit, „die Kinder schlagen aus der Art", Geschwister haben oft nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander.

So tritt nun die Frage ein: welches ist die Regel und welches die Ausnahme? Der populären Anschauung nach ist die Aehnlichkeit und Erblichkeit die Regel. Aus demselben Grunde wie der Glaube an Ahnungen und Prophezeiungen: man merkt sich eben die eingetroffenen Fälle und vergißt die vielen nicht eingetroffenen, oder, wie Lorenz sagt, die (Familien-)Aehnlichkeiten fallen stärker in die Augen und prägen sich fester ein als die Unähnlichkeiten. In neuerer Zeit hat freilich auch eine wissenschaftliche Schule die Vererbung, besonders der schlechten Eigenschaften, beinahe für das Regelmäßige, Naturgemäße erklärt, und wenn man für den Kranken oder Verbrecher keinen entsprechenden Vater oder Großvater findet, so behilft man sich mit einer Großtante, einem Cousin oder dergleichen, ungefähr wie der Wolf in der Fabel von dem das Wasser trübenden Lamm. Man supponirt freilich in solchen Fällen einen Atavismus; aber, bemerkt Lorenz, so lange diese gemeinsame Quelle nicht nachgewiesen ist, „hat die ganze Aehnlichkeitsbeobachtung nicht mehr Werth als der Zufall, der uns zuweilen in ganz fremder Gegend eine Person finden ließ, die unserem Bruder oder unserer Mutter täuschend ähnlich sah."

Bis zu einem gewissen Grade ist ja freilich die Erblichkeit physischer Eigenschaften Gesetz. Soweit historisches Wissen zurückreicht, sind die Mohren stets schwarz gewesen, haben die Menschen stets zwei Augen und zwei Hände mit je fünf Fingern gehabt und was noch hinter dem prähistorischen Menschen liegt, gehört nicht mehr in das Gebiet der Genealogie. Aber schon in Bezug auf das Geschlecht versagt die Wissenschaft, obwohl Vererbung hier unvermeidlich ist. Das Kind muß das Geschlecht des Vaters oder der Mutter erben; aber es sieht beinahe aus, als ob es die freie Wahl hätte. Man hat ja freilich schon lange vor Professor Schenk die Geschlechtsbildung durch äußere Eingriffe zu beeinflussen gesucht, und Lorenz macht interessante Mittheilungen über solche Versuche bei Thieren sowie über Beobachtungen an Menschen, aber das Resultat ist, daß man nichts Gewisses weiß, während das Verhältniß stets dasselbe bleibt: es werden etwas mehr Knaben als Mädchen geboren. Auch andere physische Eigenschaften kann das Kind vom Vater oder von der Mutter, beziehungsweise von der väterlichen oder mütterlichen Seite erben, oder es erbt, was wohl häufiger vorkommt, von beiden Seiten. Trotzdem denkt man, wenn man von Familientypus und Familieneigenschaften spricht, stets vorzüglich an die väterliche Seite, weil bei uns die Familie nach dem Vater genannt wird. Lorenz hebt hervor, wie unrichtig dies ist, obwohl er einen gewissen stärkeren Einfluß der väterlichen Seite zugiebt. Wie conventionell, von unseren socialen Einrichtungen beeinflußt diese Anschauung ist, ersieht man daraus, daß im Orient die entgegengesetzte Anschauung herrscht, vielleicht von uraltem Mutterrecht herstammend. Dies berichten nicht bloß moderne Reisende, sondern auch der Talmud weiß schon davon*), und noch jetzt kann man oft von Juden die Aeußerung hören: Kinder arten dem Bruder der Mutter nach.

Eines der merkwürdigsten Beispiele davon ist die bekannte eigenthümliche Bildung der „Habsburgischen Unterlippe", welche durch Cimburga, Tochter des Herzogs von Masovien, in die Familie gebracht wurde. Es scheint aber, daß die dicke Unterlippe ihrer Schönheit keinen Eintrag gethan hat, denn Herzog Ernst hat sich auf die Schilderung ihrer Reize in sie verliebt, ging incognito nach Krakau und heirathete sie, als er fand, daß die Wirklichkeit der Schilderung entsprach. Cimburga, die auch sehr stark gewesen sein soll, ward die Mutter Kaiser Friedrich's III. Aus der ausführlichen Geschichte dieser Lippe, die Lorenz mittheilt, erfahren wir die interessante Thatsache, daß sie sich vorzüglich in männlicher Linie forterbte. In ähnlicher Weise soll, was Lorenz unbekannt geblieben zu sein scheint, das erbliche Muttermal in Gestalt eines Ankers, wie Justin in der Historia Philippicae erzählt, durch eine Frau in die Familie der Seleuciden gekommen sein.

Noch unklarer als das Gesetz der Vererbung physischer ist das geistiger Eigenschaften. Ja, es scheint fast, daß die eine Vererbung die andere ausschließe. Lorenz hebt hervor, daß mehrere von den Söhnen der Königin Victoria „äußerlich eine lebhaft an Persönlichkeiten des sächsischen Hauses erinnernde Erscheinung zeigen, aber in psychologischer Beziehung hinwiederum ihren mütterlichen Ahnen in einem und dem anderen Charakterzuge ähnlicher sein dürften." Die Töchter sollen dagegen physisch mehr der mütterlichen, welfischen, geistig mehr den Ahnen von väterlicher Seite nachgeartet sein. Schopenhauer hat sich die Sache gar zu einfach gedacht, als er den Charakter vom Vater, den Intellect von der Mutter erben ließ. Lorenz, der sich dieser Hypothese gegenüber nicht ganz abweisend verhält, weist indessen dem Philosophen auch Irrthümer nach und hält die Frage überhaupt noch nicht für spruchreif. Mir kommt vor, daß Schopenhauer, von einigen Fällen angeregt, seine Theorie bildete und dann weitere Beispiele ad hoc zusammensuchte, ohne sich in die von Lorenz gewünschte „regelrechtere genealogische Forschung" einzulassen. Aber auch der Historiker scheint mir hier den Einfluß der Erziehung, ich meine Erziehung im weitesten Sinne, also mit Inbegriff des sogenannten Milieu, nicht genug berücksichtigt zu haben. Gegenüber Ribot, Galton und anderen Forschern, welche die Erblichkeit geistiger Eigenschaften ohne Weiteres als nachgewiesen annehmen und besonders mit Familien, in denen bestimmte Berufe erblich waren, viel Staat machen, wendet Lorenz ungefähr dasselbe

*) Im Tractat „Letzte Pforte" VIII, Fol. 110 heißt es: „Bevor man heirathet, soll man sich genau über die Brüder der Künftigen informiren, denn die meisten Söhne gleichen den Brüdern der Mutter."

ein, was ich in diesen Blättern in Bezug auf die Nonnen in der Familie Alfieri gesagt habe: die Ausübung eines bestimmten Berufes beweise durchaus nicht, daß der Betreffende die dazu nöthigen Eigenschaften gehabt, geschweige denn geerbt habe. Söhne von Geistlichen, Richtern, Lehrern u. s. w. ergreifen oft den Beruf des Vaters, weil er ihnen den Weg dazu bahnt, Söhne von Schustern, Schneidern, Tischlern ꝛc. betreiben nicht das Handwerk des Vaters, weil sie die Fähigkeit, Röcke, Schuhe und Tische zu machen, geerbt haben, sondern weil sie von Kindheit auf das Handwerk kennen lernten. In jeder Familie, welche einen großen berühmten Mann hervorgebracht hat, werden die Kinder stets ermahnt oder von Ehrgeiz angetrieben, es ihm gleichzuthun; das Génie oblige wird ihnen wie dem Adel das Noblesse oblige vorgehalten, und sie wenden sich mit Eifer dem Berufe des berühmten Vaters oder Großvaters zu, in der Hoffnung, es ihm gleichzuthun, im Glauben an ihr geistiges Erbe. Aber gerade die höchsten intellectuellen Gaben sind gar nicht oder nur in homöopathischen Dosen erblich.

Die großen Genies in Kunst und Dichtung, sowie die größten Feldherren sind entweder kinderlos geblieben oder wenn sie Nachkommen hatten, sind diese dem Berufe des Vaters nicht gefolgt, und wenn sie ihm folgten, haben sie darin fast nie sich über die Mittelmäßigkeit erhoben. Die meisten Merovinger Könige, sagt Lorenz, haben zwar die Krone, aber keinerlei königliche Qualitäten geerbt. Und dasselbe ließe sich vielleicht auch von manch' anderer Dynastie sagen. Es liegt nahe, den despotischen Charakter Ludwig's XV. für ein bourbonisches Erbe, namentlich von seinem Urgroßvater Ludwig XIV. zu halten; aber wenn uns Saint-Simon erzählt, wie sein Erzieher Marschall Villeroi den von einer Krankheit genesenen sechsjährigen König an das Fenster der Tuilerien führte, ihm die auf dem Carrousselplatze jubelnde Vive le roi rufende Volksmenge zeigte und ihm dabei sagte: „Sehen, Eure Majestät, dieses ganze Volk, das Alles gehört Ihnen, Sie sind dessen Herr und Gebieter", und dies so oft wiederholte, bis er es ihm eingeprägt hatte, dann brauchen wir nicht nach Erblichlichkeit zu forschen. Er hat die Lehre sehr gut behalten, fügt Saint-Simon hinzu. Und ebenso liegt auch den schlechten und krankhaften Eigenschaften bei allen Ständen, wohl in manchen Fällen aber, wie es scheint, auch nur in der Minorität der Fälle „erbliche Belastung" zu Grunde. Sehr viel, vielleicht das meiste, thun Erziehung, böses Beispiel und äußere Verhältnisse, das „Milieu".

Selbst Lombroso (in seinem Aufsatz: Verbrecher und Narren im modernen Drama und Roman) giebt zu, daß die starke Zunahme der geistigen und Nervenkrankheiten in der Gegenwart größtentheils Folge der modernen Lebensweise, des gierigen Jagens nach Gewinn, Macht und Auszeichnung sei und daß die Trunksucht zur Hervorrufung ihrer schädlichsten physischen und moralischen Folgen der modernen Hypercivilisation oder Degeneration bedarf. Und Lorenz meint, daß man bei der großen Verbreitung des Aussatzes und anderer ansteckender Krankheiten im Mittelalter, bei der seit Jahrhunderten in germanischen Ländern herrschenden Trunksucht, die „im sechzehnten Jahrhundert einen fast märchenhaften Charakter angenommen hat", eigentlich voraussetzen könne, daß jeder jetzt Lebende unter seinen Ahnen einen oder mehrere Säufer oder mit ansteckenden Krankheiten Behaftete gehabt habe. Wenn diese Annahme auch nur zum Theil richtig ist, denn die Behandlung, die man den Leprosen im Mittelalter angedeihen ließ, gestattet nicht den Schluß, daß noch Nachkommen von ihnen leben, so bietet sie doch einen jedenfalls beruhigenden Eindruck: man kann sich bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft wohl mit der Hypothese beruhigen, daß selbst, wenn jeder krankhaft physische oder moralische Zustand etwas Ererbtes wäre, doch sehr viele unserer Vorfahren in dieser Beziehung die Nachkommen enterbt haben. Mit anderen Worten: im guten wie im bösen Sinne gilt die bloß auf die Geburt beruhende Vererbung sehr wenig, es muß noch etwas Anderes hinzukommen, um sie wirksam zu machen. Daß hier der Forschung noch ein sehr weites Feld offen steht, sieht Jeder ein, und es ist das Verdienst von Lorenz, ein weiteres Hülfsmittel dazu in der wissenschaftlichen Genealogie aufgezeigt zu haben. Freilich müßte diese, um verläßliche Resultate zu liefern, in der von ihm empfohlenen Weise betrieben werden.

Literatur und Kunst.

Bunte Erinnerungen.

(Hebbel — Liebig und Wöhler — Geibel.)

Von Klaus Groth.

Ich war noch ein Knabe, als ich beim Kirchspielvogt Dührsen in Heide Schreiber wurde, ganz ebenso wie Friedrich Hebbel ein halb Dutzend Jahre vorher beim Kirchspielvogt Mohr in seinem Geburtsort Wesselburen*). Es geschah nicht aus Noth, meine Eltern hatten ein schuldenfreies Haus, Garten- und Landbesitz für vier Milchkühe, einen Handel mit Mehl, Grütze ꝛc., später die nahgelegene Kornwindmühle und gegen zwanzig Stück Hornvieh. Diese Schreiberstellen bei den Vögten, dem Pfennigmeister, waren für die Söhne aus wohlsituirten Bürgerfamilien gesucht, sie führten durchschnittlich allmählig zu angesehenen Beamtenstellen im Zoll- und Postwesen, Einnehmern der Kirchspielssteuern ꝛc., denn in Ditmarschen hatten wir noch Zollfreiheit, sowie Communalverwaltung aus der alten republikanischen Zeit gerettet. Die nichtstudirten Vögte, obgleich nach altem Indigenatrecht geborene Ditmarscher, standen in keinem besonderen Ansehen, es haftete ihnen ein Odium an, seit sie nach der Eroberung des Landes 1559 vom König von Dänemark und den Herzögen von Holstein uns, wie einst den Schweizern, als wirkliche „Vögte" aufgezwungen waren. Schrieb doch noch der damalige Landvogt z. B. in einem etwaigen Erlaß an meinen Vater, der gewählter (unbesoldeter) Communalbeamter, sog. Strom- und Dammrichter (Wege- und Wasserlauf-Aufseher), oft Eggensvorsteher oder Armenvorsteher war, so etwa: „Ich, Anton Christian Friedrich Griebel, bestallter königlicher Landvogt von Norderditmarschen, Etatsrath, Ritter vom Danebrog und Danebrogsmann gebiete Dir, dem Eingesessenen Hartwig Groth, daß Du am 20. October d. J. auf meiner Diele erscheinst, um was Rechtens zu vernehmen". Mein Vater lachte über diese Formel, wurde natürlich persönlich mit „Herr" und mit „Sie" angeredet, keineswegs auf der „Diele" gelassen und sprach mit dem wirklich gebildeten alten Herrn wie mit seinen Nachbarn. Ich hörte meinen Vater schon als Knabe öfter gegen Andere äußern: „Wi sünd hier in en frie Land". Was ich damals natürlich gar nicht verstand. Aber darin lag denn, wie ich später mit Dank erkannte, ein Vorzug, den auch wir Heider, bei allen sonstigen Mängeln, gegen eine kleine Residenz nicht hoch genug zu schätzen hatten. Wir kannten Niemand über uns und Niemand unter uns. Wir regten unsere Kräfte nach Belieben, von Niemand gelenkt noch gehemmt, als freie Leute. Popularität gewährte diese Art des Verkehrs nicht, der Zudrang zum Studium der Rechte war daher nicht groß, Advocaten wurden durchweg wie Spitzbuben betrachtet, und auch die Kirche bot weder hohes Ansehen noch große Einkünfte, Gelehrte brauchten und

*) Wir waren nicht „Kirchspielschreiber", wie Emil Kuh in der Biographie Hebbel's angiebt. Der Kirchspielschreiber war Beamter wie der Kirchspielvogt. Kirchspielschreiber war in Meldorf z. B. früher der berühmte Orientreisende Carsten Niebuhr, der Vater des großen Historikers Niebuhr.

hatten wir kaum. Wir Schreiber waren im Allgemeinen mehr ideal gesinnte Leute, als unsere Principale, die meistens im Nichtsthun ihre Tage verbrachten, uns die wenige nöthige Arbeit überließen, und bei denen von höheren litterarischen oder künstlerischen Interessen nicht die Rede war. Politik gab es ja nicht. Es ist z. B. eine Fabel, die, ich weiß nicht woher stammt — man setzte es wohl als selbstverständlich voraus — daß ich bei meinem Principal unsere deutschen Classiker vorgefunden und kennen gelernt hätte. Mein Kirchspielvogt besaß weder Schiller noch Goethe oder Lessing, und Hebbel lieh bekanntlich den „Faust" bei dem Pastor in Wesselburen (heimlich natürlich, bei Nacht). Daß also etwa in diesen Kreisen Musik betrieben, Shakespeare, Dante und Calderon in der Ursprache gelesen wurde, daran war nicht zu denken. Vielleicht hatte der eine oder andere Beamte in Kopenhagen im Ministerium gearbeitet und das eine oder andere dänische Buch mitgebracht. Sonst habe ich, der ich bald von allen Büchern im weiten Umkreise Bescheid wußte, nie ein Werk in einer fremden Sprache gesehen.

Die Schreiber hatten schon ihrer Beschäftigung wegen das Bedürfniß, die in Land- oder Stadtschulen oft nur mangelhafte Kenntniß und Beherrschung der Schriftsprache zu ergänzen. Deutsche Grammatik und Orthographie bildeten daher bei fast Allen Gegenstände des Studiums und der Unterhaltung, es kam mitunter zu einem lebhaften Disput zwischen Principal und Copisten über den richtigen Gebrauch eines Worts oder einer Wendung, wobei oft der Principal den Kürzeren zog. Denn selbst studirte Juristen lernten Deutsch nur nebenbei aus der lateinischen Grammatik und durch „Usanee", wie ich einen Secretair der Landvogtei sagen hörte. Die Schreiber aber fühlten das Interesse weiter über's praktische Bedürfniß hinaus. Ein halb Dutzend von ihnen in Heide hatte, als ich in ihre Reihen trat, regelmäßigen Unterricht beim Propsten Schetelig, der mit ihnen Klopstock's Messias las, und Bücher wie Herling's vortreffliche aber schwer verständliche deutsche Syntax (aus der ich später einen Hauptstock meiner Bildung schöpfte) fanden sich bei ihnen vor. Als ich in ihren Kreis eintrat, sah ich einmal, wie mehrere Collegen Friedrich Hebbel im Zimmer meines abwesenden Principals bewundernd umstanden und sprechen hörten. Hebbel war gerade im Begriff nach Hamburg auf's Gymnasium zu gehen. Er war einundzwanzig Jahr, ich fünfzehn. Ich wußte damals schon Gedichte von ihm auswendig, wußte auch, daß er im Kreise unserer Principale verlacht wurde. Einem seiner damaligen Freunde schrieb er in's Stammbuch (der Vers ist nie gedruckt):

So hat die Stunde wirklich denn geschlagen,
Die Dich, Geliebter, von mir reißen soll?
So leb denn wohl! Verstummet, meine Klagen!
Mein Freund, leb' in der Fern' auch wohl!

* * *

In den Sommerferien 1864 wohnte ich mit meiner Frau auf Bellevue am Kieler Hafen. Ein kinderloser Onkel meiner Frau aus Bremen hatte uns, die wir in der Stadt nahe am Bahnhofe eine Etage inne hatten, dazu eingeladen. Mit uns zog die Tochter eines anderen Onkels in die damals so behagliche Wirthschaft ein, wo wir im geräumigen Nebenhause Marienhöhe Zimmer nach der Ostsee hinaus hatten. Es war ein regnerischer Sommer. Gleich am ersten und zweiten Tage regneten wir bei der Mittagstafel dermaßen ein, daß es schwer war zurück nach Marienhöhe zu gelangen. Ich ließ deßhalb den Omnibus rufen, der damals als große Neuerung im Verkehr täglich zwei Mal von Kiel nach Bellevue fuhr, und von dem ich wußte, daß er um die Mittagszeit in der Nähe seinen Stand hielt. In diesen packte ich meine Familie für die paar Schritte ein. Mit den Meinen bestiegen zwei Herren den Wagen, die ich schon an der table d'hôte als neue Gäste bemerkt hatte. Es waren distinguirte Erscheinungen, der Eine ein auffallend schöner Mann mit geistvollem Gesicht und vornehmer Haltung, der Andere, unbedeutend von Wuchs mit auffallend starkem Haarwuchs, erinnerte mich an unsere Haarschneider aus Frankfurt: auch andere Bekannte vom Main und dem Frankenlande fielen mir dabei ein, wie Stockhausen, Alle mit kurzem Hinterkopf und dunkel von Augen und Haarfarbe. Mein Factotum Oberkellner Carl auf Bellevue, wußte mir über die Herren keine Nachricht zu geben, er meinte es seien berühmte Professoren. Der Kleine von ihnen mit besonders kleinen Füßen in zierlichen Schühchen, wie ich bemerkt hatte, war mit meiner Frau eingestiegen. Es fand sich, daß wir mit ihm und seinem Freunde Stubennachbarn waren. Er hatte natürlich bemerkt, daß ich gewissermaßen hier eine Art Rolle spielte, da ich den Wagen bestellt, wohl auch andere Anordnungen getroffen hatte, ihm war vielleicht auch meine lange Gestalt aufgefallen. Er hatte dies gleich auf der Fahrt von einigen hundert Schritten gegen meine Frau geäußert und bemerkt, ich sei wohl ein gewandter Mann? was sie wohl sehr ironisch lächelnd zugegeben. Ob ich vielleicht auch Karten spiele? vielleicht Whist? „Ja", hatte sie erwidert: „Mein Mann kann alle solche Künste". Sie war, nebenbei gesagt, ein Feind vom Kartenspiel und ich eigentlich kein Freund davon. Aber sie konnte ja denken, was folgen würde, und das mochte ihr schon in der Aussicht darauf verdrießlich sein. „Ach, mein Freund spielt gern jeden Abend eine kleine Partie, bei diesem Regenwetter ist ja auch hier draußen sonst nichts zu machen — Sie wüßten vielleicht auch noch den vierten Mann?" — „Ja, der Onkel spielt gern und gut". — „O, dann möchten wir gleich den Abend herüberkommen, es ist das Zimmer gerade gegenüber."

Und das geschah denn, ich weiß nicht bei welcher Stimmung der zurückbleibenden Damen. — Vorstellung, ohne daß man die Namen recht hörte, Spiel, meinerseits mit Aufbietung aller meiner Kunst und Wissenschaft, schlecht. Daß sich das viele Abende wiederholen konnte, ohne daß ich davon lief wie sonst, und die Frauen es gern sahen, darüber folgt hier gleich die Aufklärung: wir spielten mit Liebig und Wöhler! Frauen und Töchter folgten nach, und bald gab es einen Verkehr, für mich ein geistiges Leben durch ein paar Monate, wie ich es reicher nicht wieder erlebt habe, als 1869, da Max Müller mit seiner hochgebildeten Frau und den Kindern, als ich schon Haus und Garten am Schwanenwege besaß, neun Wochen in meiner Nähe wohnte und ähnlich wie damals die großen Chemiker die ganzen Tage, fast ununterbrochen mit mir verkehrte.

Am Morgen nach unserem ersten Whistabend wanderte ich schon frühzeitig vor dem Hause, als um die Ecke der kleine Wöhler auf zierlichen Schuhen erschien, mit erhobenen Armen auf mich losstürzte und ausrief: „Wir wissen ja gar nicht, mit wem wir Karten gespielt haben, Sie sind ja Klaus Groth!" Allerdings war ich es und freute mich über diese Begrüßung, entgegnete ihm aber sogleich: „Wenn wir hier in der Einsamkeit außerdem noch etwas miteinander zu thun haben werden, so hoffe ich, daß ich von Gesprächen zwischen Ihnen und Ihrem Freunde Liebig werde lernen dürfen, da ich schon viel von Ihnen gelernt habe. Ich habe die zwölf Bände von Berzelius' Lehrbuch der Chemie durchgelesen." Da schlug er die kleinen Hände über seinen prächtigen noch dunklen Haarschopf zusammen und rief erstaunt: „Sie? unmöglich!" (Die Uebersetzung ist von Wöhler. Uebrigens verstand ich Schwedisch.) In diesem Augenblicke erschien auch Liebig um die Ecke. „Denke Dir! Groth hat den ganzen Berzelius durchgelesen!" „Gewiß", sagte ich lachend, und Ihre allgemein zugänglichen Werke, von den Chemischen Briefen an, habe ich natürlich alle sogleich verschlungen. Ich erzähle Ihnen dies, damit Sie im Verkehr miteinander wissen, daß Sie an mir einen aufmerksamen Schüler haben". Von da an waren wir Freunde, nannten uns bei unsern Namen. Aber Whist spielen mußte ich! und mir einige

Kleinigkeit Geld abnehmen lassen, mochte es mir auch sauer werden. Und Liebig steckte gewöhnlich die paar Schillinge (Groschen gab es damals bei uns noch nicht) mit dem Gesicht eines Herrschers ein, der seinen berechtigten Tribut empfängt. O welche Tage! — Und ich habe beide Freunde nicht wieder gesehen!

Als sie von uns schieden, waren unsere Verwandte schon weg nach Bremen und wir wieder in unserer Stadtwohnung am Bahnhofe eingezogen. Wir hatten die beiden Herren vor ihrer Abfahrt zum Frühstück eingeladen, ihre Damen waren auch schon abgereist. Liebig küßte meine Frau, da er ging, und sprach von Wiedersehen in München. Wöhler machte sein komisch kümmerliches Gesicht, wie er es zu thun pflegte, um seine Rührung zu verbergen, und sagte, mit der Hand Liebig nachweisend: „Ja, so nimmt er mir immer alles Beste weg!“

* * *

Im Sommer 1873 besuchte ich mit meiner Frau und unseren drei Knaben, alle drei Gymnasiasten, Emanuel Geibel, den meine Frau als junges Mädchen vor Jahren in Karlsbad hatte kennen lernen, in Schwartau bei Lübeck. Wir verlebten einen schönen Tag mit ihm und Wilhelm Jensen, der mit Familie längere Zeit in Schwartau im täglichen Verkehr mit Geibel verbrachte. Am Abend wollte ich mit den Meinigen nach Lübeck fahren, um ihnen die schöne alte Hansestadt zu zeigen. Geibel begleitete uns durch den langgestreckten Ort zum Bahnhofe. Vor den Hausthüren saßen auf Bänken und Beischlägen oder Stühlen die Bewohner nebst Gästen oder Besuchern am warmen Sommerabend — es war Sonntag — festlich gekleidet, zahlreich zu beiden Seiten der nur schmalen, schlecht gepflasterten Dorfstraße. Geibel sprach, unbekümmert um die zahlreichen Zuhörer, die jedes Wort verstehen mußten, nach seiner Weise laut und ausdrücklich. Er kam plötzlich auf meinen „Heisterkrog“ zu sprechen, mir sagend: „Lieber Klaus, darüber muß ich Dir ein Wort sagen, das bin ich Dir schuldig. Ich habe ja den Heisterkrog gelesen, als Du mir ihn zuschicktest (wir sandten uns, nebenbei gesagt, gegenseitig unsere neuesten Dichtungen zu) und ja, ich habe ihn ja ganz gut gefunden. Aber jetzt habe ich ihn studirt und muß Dir sagen (mit erhobener Stimme, daß die Dorfleute aufhorchten): „es ist das schönste Idyll, das in irgend einer Sprache geschrieben ist!“ — „Emanuel“, rief ich fast erschrocken, „bedenke doch, was Du sagst, Du bist doch nicht irgend Jemand, der so etwas leicht hinspricht. Bedenke, daß ich einen Fuß hoch über das Steinpflaster hier in der Luft wandere Deiner Worte wegen!“ Da rief Geibel meine drei Jungen heran. „Behaltet Ihr es“, — und er wiederholte, wie wenn er Schülern zum Behalten dictirte, genau jene Worte. — Ich habe den Ausspruch Geibel's hin und wieder einem Freunde mitgetheilt. So ist er in's Publicum gedrungen, aber, und das ist wiederum bezeichnend für unsere Kritik: niemand hat es gewagt, die gewichtigen Worte genau mitzutheilen. Wo ich sie gedruckt gesehen habe, sind sie immer vorsichtig abgeschwächt. Warum denn? Geibel's wegen, damit er sich nicht blamire? Oder meinetwegen, damit ich nicht hochmüthig „einen Fuß hoch“ über das gemeine Erdenpflaster daher schwebe? Es soll aber doch einmal authentisch niedergeschrieben werden, benebst meinem Dank an den längst geschiedenen Freund. Ob meine Söhne die Worte behalten haben, weiß ich nicht, da ich sie nie darnach gefragt habe, ich glaube es kaum, da sie wohl ihren Werth damals schwerlich erkannt haben.

Geibel setzte dann noch seine Lobrede auf meinen Heisterkrog fort, bis wir uns an dem Bahnhofe von ihm verabschiedeten. „Ich kenne Dein Gedicht ganz genau“, setzte er hinzu, als müßte er seine lebhaften Worte gleichsam mir gegenüber motiviren oder entschuldigen. „Es ist auch technisch vollendet, bis zum Versbau herab. Es giebt in Deutschland keinen Dichter, der im Stande ist, einen so vollkommenen epischen Vers zu bauen, wie Du, nicht einmal mein versgewandter Freund Paul Heyse vermag es.“ — „Ich habe vier Jahre zu dem Gedicht gebraucht“, erwiderte ich. — „Das ist nicht wohl anders möglich“, sagte Geibel darauf. „Wenn jedes Bild selbst erfunden werden muß, jedes Wort dafür gesucht, so erfordert das Zeit. Wenn Dir vielleicht noch einmal ein ähnlicher Gedanke kommen sollte, so scheue Dich nicht, die Zeit zur Ausarbeitung dafür herzugeben.“ — „Aber es wird nicht gelesen“, setzte ich dann aus schmerzlicher Erfahrung hinzu. — „Es ist nicht verloren“, war Geibel's tröstliche Ansicht. — Wir nahmen Abschied.

Nach einigen Wochen wurde mir Aufschluß darüber gegeben, weßhalb Geibel gerade jetzt erst meinen Heisterkrog eingehend studirt hatte. Ich erhielt nämlich den großen Goethepreis. Geibel war als Kunstrichter gefragt worden und hatte mir den Preis zuerkannt. Er hatte auch meine anderen Sachen wahrscheinlich noch einmal aufmerksamer angesehen. Daß Geibel in seinem motivirten Urtheile über mich als Dialectdichter, das später in die Oeffentlichkeit kam, nicht in begeisterten Ausdrücken spricht, nimmt den Worten, wie ich sie aus seinem Munde gehört, nichts von ihrer Wahrheit, sie waren wohl überlegt, und es lag nichts von Schmeichelei in dem Tone, womit sie gesprochen wurden.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß man von meinem ersten Auftreten an bis zur Gegenwart hin mich nie allein lassen konnte, es mußte immer Einer neben mir genannt werden. Anfänglich nahm man Theodor Storm. Er schrieb mir einmal einen plattdeutschen Vers: „Wenn't Abend ward“, der ganz nett und stimmungsvoll ist, schrieb ihn aber eigentlich nur, um mir seine Anerkennung durch die That zu zeigen, denn er schrieb mir dabei, er könne im Grunde kein Plattdeutsch, verstehe mich aber und wisse recht gut, welch ein Schatz darin verloren gehen würde. Sobald das Gedichtchen bekannt wurde (Storm nahm es in seine Werke auf), war bald immer von den beiden plattdeutschen Dichtern die Rede, von Klaus Groth und Theodor Storm. Dann kam ja Fritz Reuter. Und es ist bekannt genug, wie sehr ich durch ihn in den Schatten gestellt wurde. Selbst als ich ein Gedicht an die Buren in Transvaal geschrieben hatte, bemerkte der Redacteur des „Dagblad“ im Haag vom 14. Februar 1896, der das Gedicht auf Betrieb des transvaal'schen Gesandten in Holland abdruckte, in einem Vorwort: „De vermaarde dichter in het plat-Duitsch, Klaus Groth, evenals zijn landgenoot Fritz Reuter, bij velen ook hier te lande zoo bekend en geliefd, werd door den heldenmood der Transvalsche Boeren diep getroffen“ u. s. w. — Wie in aller Welt kommt Fritz Reuter auch hier an meine Seite, wie es scheint, zu meiner Stütze? Er hat von Transvaal wohl nie etwas gehört oder je an die Buren gedacht, während Präsident Krüger vor einigen Jahren in Antwerpen aus dem „Quickborn“ vorlesen hörte (Dr. Hansen las daraus im Theater) und erklärte: das sei ganz seine alte Muttersprache. Ist's nicht komisch? Warum? Charakteristisch ist für fast Alle, die über mich geschrieben haben, wie sie Einer dem Andern nacherzählen, ohne mich je selbst gefragt zu haben, Professor Müllenhoff als der Erste, und gleichsam die vornehmste Autorität, an der Spitze bis zu Dr. Biese in seinem Buche über deutsche Lyrik — daß ich, als eben meine Kräfte unter übermäßiger Geistesarbeit zusammengebrochen, nach Berlin hätte gehen wollen, um weiter zu studiren und mich für das höhere Lehrfach auszubilden, d. h. Gymnasiallehrer zu werden! Der ich damals schon mehr wußte, als je einer vom „höheren“ Lehrfach gebraucht! Warum durfte ich denn nicht nach Berlin gehen, um Dichter oder, wenn das Ziel zu hoch, Schriftsteller zu werden? Freilich, selbst wenn man mich gefragt hätte, würde ich es noch nicht haben gestehen dürfen, obgleich richtig ein Dichter aus mir geworden war, man hätte ja noch nachträglich den Hochmuth gestraft. Ich hätte auch jetzt noch

nicht etwa sagen dürfen, daß ich nach Berlin wollte, um mich zum Professor vorzubereiten, auch das wäre strafwürdiger Hochmuth gewesen. Aber so sind die deutschen Gelehrten, an der Spitze die Philologen. Und doch bin ich Dr. honoris causa, wie Ehrenprofessor geworden. Und ich weiß noch sehr wohl, daß, als ich noch Mädchenlehrer in Heide war und eine Tante mich fragte, wann ich denn endlich mit dem ewigen Studiren aufhören würde, ich ihr antwortete: „Wenn ich Professor in Kiel bin." — Warum durfte ich nicht nach dem Kranze langen, der, wie Goethe sagt, den Dichter schmückt, so gut wie Andere nach der Ehre, ein Maler zu werden? Ach, unsere Gelehrten! Rühmten sie sich doch nachher, daß sie mich entdeckt hätten! Als wenn ich auch dazu nicht selbst der Mann hätte sein können. Höchstens ein Maler darf, nach ihrer Meinung, wie Correggio sagen: Anch' io sono pittore! ein Poet sicher nicht ohne Strafe. Und doch wußte ich mit sechzehn Jahren, als ich all' meine Verse verbrannte, weil sie sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, daß ich ein Dichter sei, ja, und meine Biographen haben es berichtet, ohne zu bedenken, daß ich gedacht wie einst Correggio.

Aus Jakob Burckhardt's Nachlaß.

Von S. Simchowitz.

Schopenhauer hat sich einmal mit Stolz einen Oligographen, einen Wenigschreiber genannt. Er wollte seine Leser darauf aufmerksam machen, daß der äußere Umfang seiner Werke in umgekehrtem Verhältniß stünde zu ihrem innern Gehalt. Er hat nur dann zur Feder gegriffen, wenn er wirklich etwas Neues zu sagen hatte, und wenn er dieses Neue so gut zu sagen vermochte, als es ihm überhaupt möglich war. In der That sind denn auch die sechs Bände seiner sämmtlichen Werke inhaltlich und formal das höchste Resultat seines ganzen Lebens und Denkens. Schopenhauer hat nach dieser Richtung hin in Deutschland nur sehr wenige Nachfolger gefunden. Wir leben jetzt in einer Zeit, in der, wie in der Epoche des Predigers Salomonis „das Büchermachen ohne Ende und das viele Geschwätz" herrscht. Die Mehrzahl unserer Gelehrten hält es für Pflicht, mit jedem jungen Jahr auf dem Büchermarkt zu erscheinen, und die Zwischenzeit womöglich noch durch Zeitungsartikel auszufüllen. Es ist leicht begreiflich, daß sie bei einem solchen Verfahren nicht im Stande sind, ihre Gedanken völlig ausreifen zu lassen und ihnen eine classische Form zu verleihen. Als einen Wenigschreiber im Schopenhauer'schen Sinne wüßte ich unter den Lebenden nur einen Mann zu bezeichnen: den Bonner Kunsthistoriker Carl Justi. Und unter den Hingeschiedenen gesellen sich ihm aus der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nur zwei Männer: Victor Hehn und Jakob Burckhardt. Es ist überhaupt zwischen den geistigen Physiognomien dieser Drei eine entschiedene Aehnlichkeit zu constatiren: was sie auszeichnet ist der lebhafteste Sinn für alles Schöne und Große, verbunden mit einer pessimistisch-resignirenden Weltanschauung, eine ungeheure Gelehrsamkeit und Belesenheit, Hand in Hand mit einer scharfsichtigen, echt wissenschaftlichen Scepsis und einem eminent künstlerischen Sinn. Nur spärliche Bände haben sie der Welt geschenkt, aber diese Bände haben, wenn ich einen Ausdruck aus der Physik gebrauchen darf, ein sehr hohes specifisches Gewicht. In jedem ihrer Sätze ist ihr ganzes Wissen und Denken, ihre ganze gestaltende Kraft wirksam. So sind sie denn classisch im vollen Sinne des Wortes; sie haben nicht die Anwartschaft auf Popularität, wohl aber die auf Unsterblichkeit. Und noch nach Jahrhunderten wird man die Lebensarbeiten dieser drei Männer mit als die höchsten Resultate der geistigen Cultur unserer Zeit ansehen. Es ist eine ganz reife und ruhige Bildung, die zu uns aus ihnen spricht, und das Ideal des „guten Europäers" ist bei ihnen zur Wirklichkeit geworden.

Was nun Jakob Burckhardt betrifft, so gründet sich sein Ruhm, wenn man von einigen, kleineren Jugendarbeiten absieht, auf vier knappen Bänden: „Die Zeit Constantins des Großen", „Der Cicerone", „Die Cultur der Renaissance in Italien" und „Die Geschichte der Renaissance-Architektur und -Decoration in Italien". Diese vier Werke erschienen zwischen 1853—1867. Burckhardt hat aber danach noch weitere 30 Jahre gelebt, ohne in diesem Zeitraum auch nur eine Zeile drucken zu lassen. Er besorgte nur, und auch das wohl mit einigem Widerwillen die zweite Ausgabe des „Constantin" und der „Renaissance-Architektur"; die weiteren Auflagen des „Cicerone" und der „Cultur der Renaissance" überließ er bereitwillig bei Lebzeiten fremden Händen, ein Verfahren, das wohl in der deutschen Gelehrtengeschichte ziemlich vereinzelt dastehen dürfte. Natürlich würde man irren, wenn man annehmen wollte, daß Burckhardt die letzten drei Jahrzehnte seines Lebens müßig zugebracht hätte; forschen, denken und das Erforschte und Gedachte künstlerisch gestalten, war diesem Geiste ein Lebensbedürfniß. Aber er hatte eine Thätigkeit gefunden, die ihn völlig befriedigte und ausfüllte: seit 1858 fungirte er als Professor der Geschichte an der Universität seiner Vaterstadt Basel und bis 1893, wo er sich zur Ruhe setzte, hat er diese Stellung bekleidet. Es entsprach offenbar seiner tiefinnerlichen Neigung, sich mündlich mitzutheilen, seinen Studenten in erster Linie, dann aber auch den weiten Kreisen seiner Baseler Mitbürger, und Diejenigen, die so glücklich waren, ihm lauschen zu dürfen, wissen wahre Wunder von seinen Vorträgen zu erzählen, von der Tiefe und dem Reichthum ihres Gehalts und der unvergleichlichen Schönheit ihrer Form. Das Gebiet, das er seinen Hörern im Laufe der Jahre vorführte, war geradezu ungeheuer. Die Kunst und Cultur der Griechen und Römer, des Mittelalters und der Neuzeit wurde in der mannigfachsten Weise behandelt und beleuchtet. Einem modernen Specialisten sträuben sich bei dem bloßen Gedanken daran die Haare! Aber nie und nirgends ist Burckhardt Dilettant oder Compilator gewesen. Was seinem Schaffen einen so hohen und unvergänglichen Werth verlieh, war der Umstand, daß er stets und überall direkt aus den Quellen schöpfte und niemals etwas aus zweiter Hand nahm. Um so bedauerlicher ist es, daß Burckhardt seinem Princip als Oligograph getreu, sich niemals dazu entschließen konnte, seine Collegia in Druck erscheinen zu lassen. Dazu hielt er sie für nicht genügend ausgereift. Und wenn er auch den einen oder anderen Cyclus, den er, seiner Gewohnheit nach frei und ohne Manuscript, gehalten hatte, hinterher ausarbeitete, so blieb doch Alles in seinem Schreibtisch verschlossen liegen. Erst nach seinem im August 1897 erfolgten Tode begannen seine Erben das, was in seinem Nachlaß völlig druckreif dalag, auch der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Wie einzelne schwere Tropfen, so fallen diese Opera posthuma nieder: zuerst ein Buch über seinen Liebling Rubens, dann köstliche Studien zur italienischen Kunstgeschichte und nun endlich die griechische Culturgeschichte. Wie einer seiner fleißigsten Hörer berichtet, war Burckhardt's besuchtestes Colleg, neben dem über die französische Revolution, dasjenige über die griechische Culturgeschichte. Der Entschluß, diese Vorlesung zu halten, wurde im Winter 1868/69 gefaßt, und die Ausarbeitung nahm ihn bis Ostern 1872 in Anspruch. Schon im Sommersemester 1872 wurde das Colleg gelesen und von da ab bis 1886 jedes zweite Jahr wiederholt. Die Wirkung auf die Hörer muß eine gewaltige gewesen sein, und das mag wohl Burckhardt mit bestimmt haben, diese Vorlesungen auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Er begann 1880 sein Collegienheft sorgfältig zu einem Buche umzuarbeiten und stellte die ersten fünf Abschnitte, die Hälfte des Ganzen, fertig. Aber im

Laufe der Zeit verlor er die Luft an seiner Arbeit; sie erschien ihm zu subjectiv, zu wenig die Ergebnisse der neueren Forschung berücksichtigend, und immer mehr stiegen in ihm Zweifel an ihrer Druckfähigkeit auf. Erst wenige Wochen vor seinem Tode besann er sich eines Anderen und ertheilte seinem Neffen, Professor Jakob Oeri in Basel, die Erlaubniß, nach seinem Ableben das Werk herauszugeben. Was die nunmehr bei W. Spemann in Stuttgart erschienenen zwei Bände enthalten, das sind die ersten fünf von Burckhardt selbst ausgearbeiteten Capitel. Es sollen dann noch zwei weitere Bände folgen mit den letzten vier Abschnitten. Diese Letzteren sind nun allerdings nur in der Form des Collegienheftes vorhanden, und ihre Herausgabe dürfte wohl noch erhebliche Schwierigkeiten machen; wir werden uns also einige Zeit bis zu ihrem Erscheinen gedulden müssen. Aber das jetzt Veröffentlichte setzt uns vollkommen in den Stand, uns von den Absichten des Verfassers und der allgemeinen Bedeutung des Buches ein Bild zu machen.

Wenn ein moderner Forscher es unternimmt, irgend eine Epoche der Geschichte darzustellen, so wird er nicht allein die eigentlichen Quellen studiren, sondern auch all' das, was über diese Quellen vor ihm geschrieben ist. Er wird sich zu vergegenwärtigen suchen, welche Darstellungen diese Epoche schon vor ihm erfahren hat, und er wird dann in seiner eigenen Arbeit zu seinen nächsten Vorgängern, ablehnend oder zustimmend, Stellung nehmen. Auf diese Weise wird die wissenschaftliche Tradition erhalten, und jeder Historiker wird zum Theil wenigstens die von ihm benutzten Quellen, also auch die von ihm geschilderte Zeit mit den Augen seiner Vorgänger ansehen. Ganz anders verfährt Burckhardt. Er hat noch einmal alle Quellen durchgelesen, alle griechischen und soweit sie für seine Zwecke in Betracht kamen, auch alle römischen Autoren, von Homer und Hesiod bis zu den Rhetoren und Compilatoren der späteren Kaiserzeit, ja selbst bis zu den Kirchenvätern und Grammatikern der byzantinischen Epoche. Aber er hat sie so gelesen, als hätte sie vor ihm noch kein Mensch studirt; die ganze ungeheure Literatur der Alterthumswissenschaft hat er mit wenigen Ausnahmen, geflissentlich ignorirt. Zola definirt einmal das Kunstwerk als ein „Stück Natur angeschaut durch ein Temperament"; ähnlich könnte man Burckhardt's „Griechische Culturgeschichte" definiren als: „die antiken Quellenwerke, angeschaut durch Burckhardt's Temperament". Alles, was zwischen seinem Temperament und den Quellen stand, hat er bei Seite geschoben, und er fordert den Leser geradezu auf, zum Mitforscher zu werden, die Grundtexte aufzuschlagen und seine Auffassung überall zu controlliren. Das ist eine Methode, die man nicht jedem Ersten Besten empfehlen kann, denn sie beruht ausschließlich auf der Persönlichkeit des Anschauenden. Bei der Mehrzahl würden auf diese Weise nur Zerrbilder oder physiognomielose, allbekannte Gemeinplätze zu Tage gefördert werden. Damit sich der Reiz des Persönlichen mit wissenschaftlicher Sicherheit der Resultate vereinige, ist eine Individualität erforderlich, die gleichzeitig stark und doch liebevoll, originell und doch klar und ohne jede Neigung zum Schrullenhaften ist. Alle diese Eigenschaften aber sind bei Burckhardt in hohem Maaße vorhanden. Ist Burckhardt's Methode so eine eminent persönliche, so ist sie darum nicht minder exact und wissenschaftlich.

Zunächst sucht er sich darüber Rechenschaft abzulegen, was man unter „Culturgeschichte" zu verstehen habe. Der Begriff der Culturgeschichte ist bekanntlich ein sehr schwankender. Er wird bald zu weit, bald zu eng gefaßt. Die Einen verstehen unter Culturgeschichte die Darstellung der Gesammtheit aller materiellen und ideellen Thätigkeit des Menschen, und sie wird dadurch zu dem Ideal einer Wissenschaft erhoben, das zu verwirklichen einem Einzelnen niemals möglich sein wird; die Anderen pfropfen in die Culturgeschichte alles das hinein, was sie unter den übrigen Rubriken der Geschichtswissenschaft, wie politische, Literatur-, Kunstgeschichte u. s. w., nicht unterbringen können, und sie wird dadurch zu einer bloßen Curiositätenkrämerei. Beide aber verfahren roh empirisch. Burckhardt hingegen ist der erste Historiker, der das Gebiet der Culturgeschichte fest und scharf umgrenzt. Die Culturgeschichte eines Volkes hat es nach ihm nicht mit der Darstellung von Thaten und Ereignissen zu thun, denn diese sind „mannigfach ungewiß, streitig, gefärbt, oder von der Phantasie oder vom Interesse völlig erdichtet". Sie will vielmehr den eigentlichen Kern einer Volkheit untersuchen, aus dem ihr Wollen und Handeln unmittelbar folgt. Sie geht auf das Innere der vergangenen Menschheit und verkündet, wie diese war, wollte, dachte, schaute und vermochte. So dringt der Culturhistoriker zu dem Constanten in der Geschichte vor, zu dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Das Constante, d. h. die Eigenschaft eines Volkes ist aber allemal wichtiger als das Momentane, d. h. die einzelne That; denn die Thaten sind nur Einzeläußerungen des betreffenden inneren Vermögens, welches dieselben stets von Neuem hervorbringen kann. Und ebenso wie die Ereignisse, so spielen auch die Persönlichkeiten eine Rolle zweiten Ranges in der Culturgeschichte; sie dienen nur als Illustration und höchstes Zeugniß für einzelne Eigenschaften. Man sieht mit Erstaunen, wie Burckhardt schon vor einem Menschenalter die Principien der modernsten Geschichtswissenschaft, wie sie gegenwärtig in Deutschland namentlich der vielbekämpfte Karl Lamprecht vertritt, ausspricht, der Geschichtsforschung, die man im Gegensatz zu der älteren individualistischen Methode, als die collectivistische bezeichnet, der die Zustände mehr gelten, als die Ereignisse, und die Masse mehr, als die Individuen. Was uns also Burckhardt geben will, das ist die Psychologie des griechischen Volkes, die Geschichte des griechischen Geistes, oder wie er selbst sich sehr treffend ausdrückt, „den ewigen Griechen".

Die Methode, die jetzt in der Geschichtswissenschaft vorherrscht, ist die evolutionistische, die entwickelungsgeschichtliche. Wenn ein moderner Historiker uns den griechischen Geist vorführen wollte, so würde er ihn in seinem allmäligen Werden, in den verschiedenen Stadien seines Wachsthums und Verfalls zeigen. Diese entwickelungsgeschichtliche Methode erfreut sich jetzt deßhalb einer besonderen Bevorzugung, weil sie den Naturwissenschaften entlehnt ist. Man übersieht nur dabei Eines: nämlich daß die Naturwissenschaften noch eine zweite nicht minder eifrig ausgeübte und nicht minder fruchtbare Methode besitzen: nämlich die analytisch-systematische. Diese Methode verfolgt nicht das Werden eines Organismus, sondern ergreift ihn, wenn er auf seinem Höhepunkte angelangt ist, und sucht dann die einzelnen Kräfte, die in ihm thätig sind, zu erkennen. Man schlage das erste beste Handbuch der Physiologie auf; was findet man da? In besonderen Abschnitten wird da die Athmung und der Blutkreislauf, die Verdauung und der Stoffwechsel, die Elektricität und die Wärme abgehandelt. Die Sonderung und Trennung all' dieser einzelnen Functionen ist ja durchaus abstract, denn in jedem Punkte des Organismus sind sie Alle miteinander thätig. Und doch ist diese Trennung für die Erkenntniß überaus wichtig; verstehen wir erst die Wirkungsweise jeder einzelnen Kraft, so haben wir damit die Gesichtspunkte gewonnen, von denen aus wir jeden Organismus begreifen und beurtheilen können. Diese analytische Methode nun ist es, die Burckhardt auf die Geschichte anwendet, nicht bloß in seiner „Griechischen Culturgeschichte", sondern schon früher in seiner „Geschichte der Renaissance-Architektur", besonders aber in seiner „Cultur der Renaissance". Was er uns in seinem letztgenannten Buch giebt, ist nicht die Evolution, sondern die Analyse der Renaissance. Mit unglaublichem Scharfsinn sind hier die einzelnen Kräfte der ganzen Epoche klargelegt, und wenn wir uns diese Ergebnisse zu eigen gemacht haben, so besitzen wir Maaßstäbe, die wir an jede Einzelerscheinung

jener Zeit anlegen können. Genau so verfährt Burckhardt gegenüber der griechischen Cultur. Er will Gesichtspunkte für die Ereignisse aufstellen, er strebt lediglich nach der Erkenntniß der lebendigen Kräfte, der aufbauenden und zerstörenden, die im griechischen Leben thätig waren. Als solche Kräfte erkennt er aber den Mythus, die Religion, den Staat, die Poesie, die Kunst, die Wissenschaft. In den beiden vorliegenden Bänden behandelt er den Mythus, Staat und Nation, Religion und Cultus, die Erkundung der Zukunft, und in einem Schlußcapitel zieht er dann die Gesammtbilanz des griechischen Lebens. Die noch ausstehenden Bände werden sich über die Kunst, die Poesie, die Philosophie und Wissenschaft verbreiten, und in dem letzten Abschnitt „der griechische Mensch in seiner historischen Entwickelung" einen Ueberblick über das gesammte griechische Leben von der Heroenzeit bis zu den Diadochen geben. Dies Capitel dürfte dann das einzige entwickelungsgeschichtliche des ganzen Werkes sein. —

Welche Resultate fördert Burckhardt nun zu Tage? In Deutschland besonders glaubt man über Geschichte und Geist des Griechenthums vollkommen im Klaren zu sein. Eine ununterbrochene Folge emsiger und scharfsinniger Forscher, von Winckelmann bis Ernst Curtius, hat dies Gebiet nach allen Richtungen hin durchackert und von wenigen Ausnahmen abgesehen, kann man ihre Ergebnisse dahin resümiren: Die Griechen sind das wahrhaft auserwählte Volk der Weltgeschichte gewesen. Sie waren nicht nur in ihrem Schicksal überaus glücklich, sondern sie hatten auch das volle Bewußtsein ihres Glückes, und ihre Weltanschauung war dementsprechend eine durchaus optimistische. Die alten Hellenen waren, subjectiv und objectiv, die glücklichsten Menschen, die die Sonne in ihrem Lauf bis jetzt beschienen, und in Hellas ist das goldene Zeitalter zur Wirklichkeit geworden. Diese von den Historikern gewonnene Anschauung theilten auch unsere großen Dichter; sie Alle, von Goethe bis Heine, haben das Land der Griechen mit der Seele gesucht. Für Schiller ist es die „schöne Welt" par excellence, „das holde Blüthenalter", der arme Hölderlin ist buchstäblich vor Sehnsucht nach Alt-Hellas wahnsinnig geworden, und selbst Heine seufzt noch nach den „Göttern im Exil" und nach dem „Menschenfrühling von Hellas". Alles, was von deutscher Seite bisher über Griechenland geschrieben wurde, klang zu einer großen Jubelsymphonie zusammen; und in diesen Jubel mischte sich nur ein einziger, allerdings kaum gehörter Mißton, das Wort des großen und tiefsinnigen August Böckh: „Die Hellenen waren unglücklicher, als die Meisten glauben". Und gerade an diese Ansicht knüpft Burckhardt an. Es handelt sich bei ihm, wie er selbst sagt, um keine Verklärung, und die enthusiastische Schönfärberei gedenkt er nirgends zu schonen. Wer zwischen den Zeilen seines Buches zu lesen versteht, bemerkt bald, daß diese Wendung besonders der stets psalmodirenden Curtius'schen Auffassung gilt. Es fällt ihm nicht etwa ein, die große weltgeschichtliche Stellung der Griechen, nach Art gewisser hypermoderner Culturhistoriker, wie Friedrichs von Hellwald, zu bestreiten. Sie sind und bleiben auch für ihn schlechthin das geniale Volk auf Erden; wir werden ewig im Schaffen und Können die Bewunderer, und in der Welterkenntniß die Schuldner der Griechen bleiben. Aber das Genie ist ein Kainsmal, und so haben denn auch die Hellenen alle Fehler des Genies besessen und alle Leiden desselben erfahren. Von allen Culturvölkern sind die Griechen das, welches sich das bitterste empfundenste Leid angethan hat. Zwei Institutionen sind es hauptsächlich, die Burckhardt in einem anderen Lichte erblickt als alle seine Vorgänger: Der Staat und die Religion.

Die definitive griechische Staatsform ist bekanntlich die Polis, der unabhängige souveräne „Stadtstaat". Die Verherrlicher des Griechenthums wußten diese Staatsform nicht genug zu preisen, welch hohes Maaß von Freiheit sie den Bürgern gewährt habe und wie sehr sie geeignet gewesen sei, Individualitäten auszubilden und zu pflegen. Burckhardt ist ganz anderer Ansicht: Die Polis ist für ihn das Hauptunglück des griechischen Lebens. Als Motto hat er für dies Capitel die Inschrift von Dante's Hölle gewählt: Durch mich geht man zur „schmerzensreichen Stadt" und eine Art von Dante'schem Inferno ist die Polis, die Stadt als Souverän gewesen. Wenn wir in Alt-Hellas so viele markante Persönlichkeiten gefunden, so haben sie sich, nicht mit Hülfe der Polis, sondern trotz ihrer, entwickelt. Denn sie repräsentirte die Staatsomnipotenz in der tyrannischsten Form. Sie nahm für sich das Individuum vollkommen in Beschlag, nicht nur im Feld oder im Rath, sondern in jedem Augenblick seines Lebens Der Einzelne hatte eigentlich dem Staate gegenüber nicht die geringste Garantie seines Lebens und Besitzes, ja selbst in seinem intimsten, subjectivsten Empfinden, in der Religion, kann er der Polis nicht entrinnen. Cultus, Festkalender, Mythen, all' dies ist einheimisch, auf's Innigste an die Stadtmauern gebunden, und so wird der Staat zugleich eine Kirche, die das Recht hat, Gotteslästerungsklagen anzustrengen. Dieser vereinigten Macht erliegt der Einzelne vollständig. Die Polis verlangt von dem Einzelnen seine höchste Leistung, sie spornt und treibt das Individuum auf das Stärkste vorwärts. Nach der idealisirenden Anschauung des Griechenthums hätten sich nun die ungeheuren natürlichen individuellen Kräfte völlig im Sinne des Allgemeinen ausgebildet, Freiheit und Unterordnung wären harmonisch in Eins verschmolzen gewesen. In der That und Wahrheit aber geht es gegen die menschliche Natur, das Höchste zu leisten, und dann freiwillig auf jegliche Anerkennung zu verzichten. Die Begabten innerhalb der Polis suchten also, auf Umwegen sich der Herrschaft im Staate zu bemächtigen, und das vermochten sie nur, wenn sie sich an die Spitze der Parteien stellten. So sehen wir denn die griechischen Staaten beständig von Parteikämpfen erschüttert. Und da die einzelnen Concurrenten hier auf den engen Raum eines Kleinstaates angewiesen waren, so konnten sie sich nicht mit der theoretischen Ueberwindung des Gegners begnügen, sondern mußten nach seiner factischen, völligen Vernichtung streben. Da die Polis das Höchste und durch die enge Verbindung mit den Stammesgöttern auch die eigentliche Religion der Hellenen war, so haben die Kämpfe um sie auch die volle Schrecklichkeit von Religionskriegen. „In mancher Polis war und blieb die jedesmalige Verfassung eine mit allen Schreckensmitteln aufrecht gehaltene Orthodoxie." Es ist nun völlig gleichgiltig, ob die Polis eine aristokratische oder demokratische Verfassung besaß. Das aristokratische Sparta ist Burckhardt nicht minder zuwider, wie das demokratische Athen. Für das Verhalten der herrschenden Kaste der Spartiaten gegenüber den Beisassen (Periöken) und Heloten findet er die herbsten Worte. Aber auch die herrschende Kaste wurde ihres Lebens nicht recht froh; denn wie ein Damoklesschwert, so schwebt die Institution des Ephorats über ihr. Die Ephoren handelten nicht nach Gesetzen, sondern konnten nach Gutdünken, wenn es das Staatsinteresse erfordert, Jeden verhaften und tödten. Es war dies also eine ähnliche Behörde, wie der Rath der Zehn in Venedig. Der spartanische Heldenmuth ist nur kurze Zeit Wirklichkeit gewesen, bald trat eine pathetische Verlogenheit an seine Stelle. Und was die lakonische Mäßigkeit und Nüchternheit betrifft, nun, — „auch eine Räuberbande muß nüchtern sein". In dem Abscheu gegen Sparta, ja selbst in dem Vergleich des Ephorats mit dem venezianischen Rath der Zehn, stimmt Burckhardt mit dem Engländer George Grote überein. Wesentlich verschieden ist aber ihre Stellung zur atheniſchen Demokratie. Grote schrieb seine „History of Greece" vom Standpunkte eines englischen Radikalen. So mußte ihm denn nothwendig die atheniſche Demokratie als die schönste Blüthe des griechischen Lebens erscheinen. Und alle bisherigen Darsteller der griechischen Geschichte waren darin einig, das Athen des Perikles geradezu als Idealstaat zu betrachten. Anders Burckhardt. Daß der

griechische Geist in diesen kurzen Jahrzehnten das Höchste hervorgebracht hat, was er überhaupt vermochte, ist nicht zu bezweifeln; aber er hat da mehr zum Frommen aller späteren Zeiten gearbeitet, als für die nächste Zukunft. Der allgemeine Zustand war in's Unmögliche geschraubt, und jede Veränderung konnte kaum Anderes als Verderben bringen. Das Hauptübel der athenischen Demokratie, und aller griechischen Demokratien überhaupt, war der Umstand, daß sie sich mit der starken „antibanausischen" Gesinnung, d. h. mit der Abneigung gegen jegliche productive Arbeit vereinigte. Arbeit war Sclavensache, der freie Vollbürger hingegen mußte vom Staate leben, und so wurden denn Stimmrecht und Volksgericht Mittel zum Broderwerb. An ähnlichen Verhältnissen ist in der Neuzeit ein Großstaat zu Grunde gegangen: Polen nämlich, dessen Edelleute eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit den griechischen Freien zeigen, da auch sie es vorzogen, bettelhaft von der Hand in den Mund zu leben und Königswähler zu heißen, statt ehrlich zu arbeiten.

Sehr bezeichnend ist die abweichende Stellung, die Grote und Burckhardt gegenüber gewissen concreten Erscheinungen der athenischen Demokratie einnehmen. Grote nennt den Ostracismus (Scherbengericht) eine heilsame und schützende Einrichtung, eine weise Vorsichtsmaßregel. Burckhardt dagegen bezeichnet ihn als eine Erfindung der Strebermasse, der impotenten Eitelkeiten, die sich auf diese Weise an dem Seltenen und Einzelnen rächte. Das athenische Volk war thöricht genug, die Verantwortung für dies Treiben auf seinen breiten Rücken zu nehmen; wir aber thun der Sache zu viel Ehre an, wenn wir sie pathetisch nehmen und statt aus dem Neide aus wirklicher Besorgniß vor dem Betreffenden erklären. Grote weiß nicht genug die Volksdikasterien oder Geschworenengerichtshöfe zu rühmen, wie erziehlich sie auf das ganze Volk eingewirkt hätten. Burckhardt dagegen hat einen wahren Abscheu gegen den „entsetzlichen Philister", dem eine Gerichtsverhandlung ein Schauspiel, das Gefühl der verantwortungslosen Willkür eine Wollust ist, und auf den durch die plumpsten, materiellen und ideellen Mittel eingewirkt werden kann. Wie in der Polis Partei mit Partei, so kämpfte in ganz Griechenland Polis mit Polis. Jeder Staat betrachtete den Anderen als Feind auf Tod und Leben, und von der erbarmungslosen Grausamkeit der Sieger gegen die Besiegten macht man sich nur schaudernd eine Vorstellung. Und doch waren Sieger und Besiegte beide Griechen! Der Grieche, der die Gemarkung seiner Polis verließ, war thatsächlich vogelfrei. Wollte er in einer anderen Polis irgend welche Angelegenheiten besorgen, so mußte er sich unter den Schutz eines Bürgers des Ortes stellen. Diesen Schutz mochte man dann mit anmuthiger Sitte und Geist verbrämen. So entstand der Schein, als wären die Griechen vorzugsweise gastfreundlich. In Wirklichkeit aber ist von einer Sache viel die Rede, die sich anderswo einfach von selbst verstand. In dem weiten persischen Reich, unter dem Königsdespotismus, konnte Jeder sicher reisen, wohin er wollte. Nach dieser Darstellung dürfte der normale Zustand von Griechenland etwa der gewesen sein, wie er in Deutschland zur Zeit des Faustrechts herrschte. —

Wie mit so vielem Anderen, ging es auch den Griechen mit der Religion: sie schufen hier für alle künftigen Zeiten ein unvergängliches Besitzthum, sie selbst aber kamen dabei zu kurz. Wie bei allen anderen Völkern, so entsprangen auch bei ihnen die Göttergestalten dem tiefsten Bedürfniß der menschlichen Natur. Aber schon frühzeitig bemächtigte sich die freiwaltende Phantasie dieser Gestalten, und begann sie nach ihren Bedürfnissen umzumodeln. Sie wurden so mehr Gegenstände künstlerischer, als religiöser Bethätigung. Der Grieche besaß unendlich viel an seinen Göttern, vom Standpunkt der Phantasie und Poesie aus betrachtet; er besaß unendlich wenig an ihnen, wenn ihre ethische und gemüthliche Wirkung in Betracht kam. Schön waren seine Götter, unvergleichlich schön, aber sie waren weder allweise, denn gar mancher Mensch übertraf sie an Klugheit, noch allgütig, denn der Neid auf menschliches Glück war einer ihrer hervorstechenden Charakterzüge, noch allmächtig, denn hinter ihnen stand als eigentliche Herrin der Götter und Menschen die ewige Moira, das unerbittliche Schicksal. Diesen Göttern fehlte die Heiligkeit, d. h. das, was sie zu Vorbildern der menschlichen Sittlichkeit hätte machen müssen und die Furcht vor ihnen war im Ganzen keine Ehrfurcht. Der Staat machte den Griechen überwiegend unglücklich, die Religion gewährte ihm in seinen Nöthen keinen Trost. Kein Wunder also, daß seine Weltanschauung eine durch und durch pessimistische war. Es ist erstaunlich, daß die Behauptung von dem unverwüstlichen Optismus der Griechen, trotz aller klar zu Tage liegenden Gegenbeweise, so lange aufrecht erhalten werden konnte. Von früheren Autoren waren es meines Wissens hauptsächlich nur Schopenhauer und Johannes Scherr, die wiederholt auf den griechischen Weltschmerz hingewiesen haben. Burckhardt aber giebt uns eine gründliche Analyse des antiken Pessimismus. Er weist nach, daß der Grieche alles erlebte Leid auf's Bitterste empfand, und zum Weltgesetz verallgemeinerte. Sein Mythus ruht auf pessimistischem Grunde: Die Zeiten werden nicht besser, sondern schlechter, und alles Große und Schöne findet ein jähes und frühes Ende. Der Mythus wird immer grimmiger, je mehr die Bildung im Wachsen ist, und fast jeder griechische Poet und Prosaiker zeigt uns den Pessimismus als eine volksthümliche, selbstverständliche Thatsache. Nichtsein ist besser als Sein und der Tod eine Gnade der Götter! Dies ist ihrer Weisheit letzter Schluß. —

Es ist ein düsteres Bild, das Burckhardt vor uns aufrollt, um so düsterer, als ihm vorläufig die ergänzende Lichtseite, die uns erst die zweite Hälfte des Werkes mit der Betrachtung von Kunst, Poesie und Wissenschaft bringen wird, fehlt. Burckhardt's Auffassungsweise ist eine durchaus neue. Vor ihm hat sie nur ein Einziger vertreten: Friedrich Nietzsche. Aber man beachte wohl, daß Nietzsche von 1869 bis 1879 ebenfalls in Basel Professor war, daß er zu Burckhardt's intimsten Freunden und treuesten Zuhörern zählte. Kein Zweifel, daß Burckhardt nach dieser Richtung hin ihn stark beeinflußt hat. Hat Nietzsche selber doch schon vor langen Jahren verkündet, daß Burckhardt der tiefste Kenner des griechischen Geistes sei. Was aber bei Nietzsche in rhapsodischer Form auftritt, das trägt Burckhardt ruhig, kühl, wissenschaftlich vor. Die moderne Forschung wird sich mit ihm noch sehr eingehend zu beschäftigen haben. Steht man unter dem unmittelbaren Eindrucke der Lectüre des Buches, so möchte man fast ausrufen: „Die Wahrheit über Griechenland!" Aber — was ist Wahrheit? Dies Wort des Pilatus gilt, wenn irgendwo, auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Käuzchen.

Von M. Wittich.

„Wissen Sie schon? Mit Willmers soll's zu Ende gehen."

„Willmers? Ich glaubte, der sei längst todt."

„Ja, armer Willmers! Er stirbt seinem Ruhme nach, denn berühmt war er doch einmal — das ist keine Frage!"

„Schlimm, heutzutage! Alt soll man nicht werden, sonst lebt man immer länger, als das bischen Renommée, das sich Einer mühsam erobert."

„Unstreitig am richtigsten, wenn man sich mit Fünfundzwanzig aufhängt oder erst mit sechzig anfängt, literarisch oder künstlerisch thätig zu sein; dann kann man's allenfalls ausdauern, zu den bekannten Größen zu gehören."

„Und wie lebt er denn, der Willmers?“

„Sehr allein natürlich, sehr in der Einöde, wie sie Alle, die lebendig Begrabenen, die Vergessenen, die für Niemand mehr da sind.“

„Armer Kerl — armer Kerl! Aber wenn man auch wollte . . . Wer mag sich da andrängen!“

So sprach man am Stammtische eines Berliner Bierlocales, wo sich geistreiche Leute und solche, die es gern sein wollen, zusammenfinden; ältere und jüngere Herren, Schriftsteller und Künstler.

Das war am zweiten Februar. Am Fünften Nachmittags läutete es draußen in der unlängst angelegten Vorstadtstraße, wo die großen Miethbaracken wie verloren zwischen spärlichen Kiefern im Sande standen, an einem noch recht neu aussehenden Hause. Ein kleines behendes Männchen zog die Glocke nnd fragte nach Herrn Willmers. „Im Zweiten!“

Das Männchen huschte die Treppe hinauf, fand das Namensschild und klingelte ganz schüchtern und zart. Ein kleines ländlich aussehendes Dienstmädchen öffnete. „Herr Willmers zu sprechen?“

„Ach nein, — ich glaube nicht. Der Herr ist heute gar nicht gut. Soll ich die Madam — die gnädige Frau fragen?“

„Bitte! Hier ist meine Karte!“ Das Männchen wurde ersucht, näher zu treten. In dem schon etwas dämmrigen Zimmer stand eine zierliche Dame, nicht mehr jung, mit grauen Scheiteln über einem liebenswürdigen Frauengesicht, das durch einen sorgenvollen Zug auf Stirn und zwei weinerliche Fältchen an den Mundwinkeln etwas von seinem ursprünlichen Reize verloren hatte. Sie blickte fragend auf das Männchen und auf die Karte in ihrer Hand. „Oskar Weitling, Schriftsteller“, stand darauf. Das Männchen schaute der Verwunderten durch große runde Brillengläser mit etwas feuchten kleinen braunen Augen ganz beweglich in's Gesicht.

„Meine hochverehrte gnädige Frau, Sie sehen in mir einen sehr warmen Verehrer Ihres berühmten Gatten. Ich würde nie gewagt haben — ein so bescheidenes Lichtchen am deutschen Dichterhimmel, wie ich selbst es bin — mich aufdringlich Ihrer Schwelle zu nahen, aber in solchen Zeiten, in den Stunden tiefster Besorgniß, innigster Herzensangst“ — Herr Weitling stotterte vor Erregung — „Sie verzeihen einem Unbekannten, der eine persönliche Anfrage nach dem Ergehen eines unserem Volke so theuren Mannes sich untersängt zu stellen, — es wird so viel übertrieben . . .“

Frau Willmers war ganz roth geworden. Sie reichte dem Theilnehmenden schnell die Hand. Er kam ihr wohl ein wenig wunderlich vor, aber so gut, so aufrichtig, wirklich besorgt! „Ich danke Ihnen herzlich,“ sagte sie. „Wir danken Ihnen, mein Mann sicher auch). Ach Gott — wir hoffen ja immer — es geht nur zeitweilig nicht gut, im Ganzen aber, besonders seit wir hier draußen wohnen, scheint doch das Uebel nicht fortzuschreiten. Wenn es nur erst ein wenig sommerlich ist, dann kann er in der Sonne auf dem Balcon sitzen; und die gute Luft von den Kiefern her muß ihm ja wohl thun. Der Arzt meint es auch.“ Frau Willmers hatte ebenfalls zuerst stockend und mit von Thränen bebender Stimme gesprochen. Nun redete sie sich, als sie dem andächtig Lauschenden in die theilnahmsvollen Augen sah, selbst Trost und Zuversicht in's Herz, was ihr unendlich wohl that. Es waren Tage vergangen, seit Jemand geschickt hatte, um nach dem Befinden des alten unmodernen Dichters fragen zu lassen. Und dieser Mann kam selbst! Sie bat ihn, sich zu setzen, und sprach mit ihm, der von zarten Worten herzlichen Mitgefühls überfloß, eingehend von der Krankheit des Gatten, dessen Beschäftigung und ihrer Beider Lebensweise. Dann nahm Herr Weitling äußerst respectvoll Abschied und bat, wenn es nicht unbescheiden scheine, den „theuren Kranken“ seine innigsten Wünsche für dessen Genesung zu übermitteln. In fast demuthsvoller Weise erwirkte er sich die Erlaubniß zu weiteren Nachfragen und verschwand schließlich so lautlos, als ob bereits die Ruhe eines Sterbenden zu schonen sei.

Der Besuch wurde wiederholt. Beim dritten Male befand sich der Dichter etwas wohler. Er ließ den anhänglichen Bewunderer auffordern, an sein Schmerzenslager zu kommen, um ihn persönlich zu sprechen. Herr Weitling zeigte sich durchaus angenehm. Er plauderte mit gedämpfter Stimme über allerlei literarische Neuigkeiten, erzählte ein bischen amüsanten Berufsklatsch, ließ auch ganz unauffällig und beiläufig eine sehr eingehende Bekanntschaft mit Willmers' Werken durchblicken und empfahl sich gerade zur rechten Zeit, so daß der Kranke heiter und in gehobener Stimmung zurückblieb und sich freute, den liebenswürdigen Gesellschafter wiederzusehen. Der erbot sich denn auch bald, die theure gnädige Frau beim Vorlesen zu vertreten oder doch abzulösen, brachte allerlei Neues, Unterhaltendes mit und machte sich binnen Kurzem unentbehrlich.

Aber das Befinden des Kranken besserte sich nicht; und die ersten Frühlingsstürme drohten, sein schwaches Leben auszulöschen. Um diese Zeit erschienen in verschiedenen gelesenen Tagesblättern Notizen über den Dichter Willmers, seine Krankheit, die Verdienste, welche er sich unstreitig in der Literatur erworben habe; Hinweise auf dieses oder jenes hervorragende Werk, gewürzt mit einem besonders packenden Citat daraus, „das seitdem Gemeingut des deutschen Volkes geworden sei“. Die kleineren Zeitungen druckten diese Berichte nach. Und so war das deutsche Volk nicht ganz unvorbereitet und fragte sich nicht gleichgiltig: „Willmers? — Wer war das eigentlich? —“ als der Dichter endlich starb; und seine Wittwe erfuhr mit schmerzlicher Wonne, daß ihr geliebter Verlorener doch noch nicht so ganz vergessen sei, wie es die Gatten seit Jahren geglaubt und, Jedes für sich, in tiefem schweigenden Kummer ertragen hatten. Ein Kreis von bekannten hauptstädtischen Schriftstellern veranlaßte eine würdige Leichenfeier. Berichte darüber gelangten in alle Blätter. Fast alle auch brachten Verse von dem todten Dichter. Es wurde ein halbvergessenes Drama von ihm von Neuen aufgeführt, und zwar an den meisten größeren deutschen Bühnen und ihm so an vielen Orten „eine seiner Bedeutung entsprechende Gedenkfeier“ veranstaltet. In den belletristischen Zeitschriften las man Nekrologe, meist von „berufenster Seite“ aus der Feder des „besten Freundes des Verstorbenen“. Endlich gab ein besonders unternehmender Verleger Willmers' ausgewählte Werke, von einem hochmodernen Künstler prächtig illustrirt, heraus. Einleitung und begleitende Erläuterungen von Weitling. Das Mittelstädtchen, Willmer's Geburtsort, dessen Marktplatz schon längst vergeblich nach einem Denkmal schrie, sammelte Geld für einen Stein mit Relief und Inschrift und enthüllte ihn seiner Zeit mit gewaltigem Aufwande von Begeisterung und Lorbeerkränzen, stiftete auch an dem einfachen Vaterhause des Dichters eine schwarze Marmortafel mit Goldbuchstaben über dem Eingange zu einem Materialwaarenladen. Die arme gute Frau Willmers war glückselig.

Aber auch der aufopfernde Freund, Herr Weitling, der bei all' diesen Dingen den nothwenigen Helfer und Berather spielte, ging strahlend über seine Erfolge umher. Und was besonders erfreulich wirkte und als der gerechte Lohn seiner edelmüthigen Handlungsweise zu betrachten war: seine materielle Lage, die früher nicht gerade glänzend zu sein schien, besserte sich zusehends. Er vertauschte das öde Dachstübchen, welches ihm bisher als Unterschlupf gedient hatte, mit einer freundlichen Junggesellenwohnung, und den beiden hübschen Zimmern mangelte es nicht an bescheidenem Comfort. Er war an dem „geistreichen“ Abendtisch vom belegten Butterbrod zu den opulenteren Genüssen, die ein gutes Beefsteak oder ein Hühnchen mit Salat bieten und von der kühlen Blonden zum echten Münchner übergegangen, spielte auch unter seinen Mitstammgästen ersichtlich eine Rolle. Frau Willmers besuchte er nur noch eine kurze Zeit häufiger, dann hielt er sich mehr und mehr fern und blieb zuletzt ganz weg. Wer konnte es ihm verdenken? „Hatte ihn doch nur der große Dahingeschiedene an die nun verwaiste Stätte gezogen, die der trauernde Freund nur noch mit Gefühlen äußerster Wehmuth betrat!“

— — — So verging wohl ein Jahr oder längere Zeit. Da erzählte man sich am Stammtisch, daß der einst so hochgerühmte Satiriker und gefürchtete Recensent Fäller, dessen feingeschliffene Feder Stürme der Begeisterung, mehr noch der Entrüstung, heraufbeschworen hatte, an einem Rückenmarksleiden im letzten Stadium dahinsieche. Drei Tage später bat in einem ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Briefchen ein alter Bewunderer des kranken Löwen, sich einmal persönlich nach dem Befinden des Verehrten erkundigen zu dürfen. Der Schreiber sei ein so harmloses Mäuschen, daß er keinen der gewiß noch sehr kraftvollen Tatzenschläge des Gewaltigen zu fürchten habe. Der geistvolle Mann erlitt nicht nur arge Schmerzen: er langweilte sich auch fürchterlich; denn seine bösen Launen und seine giftigen Sarkasmen hatten auch seine langmüthigsten Bekannten aus der guten Zeit her verscheucht. Seine Haushälterin war wohl hübsch, aber zu dumm und ungebildet, um ihm nur die geringste geistige Anregung zu gewähren. Und das drollige Briefchen machte ihm Spaß! Der Schreiber war gewiß ein origineller Kauz, wenn schon etwas einfältig. So ließ der Kranke kurz antworten, er freue sich, Herrn Weitling demnächst zu sehen. Herr Weitling kam, hielt den schlimmsten Launen des Satirikers tapfer und geduldig Stand und hatte nach Monaten endlich die Genugthuung, seinen Freund zu begraben.

Er gab aus dessen Nachlaß ein Bändchen Aphorismen heraus, die ihm der allein stehende Verfasser „geschenkt“ hatte. Sie suchten an Bissigkeit ihres Gleichen und strotzten auch von politischen Anspielungen. Herr Weitling erlebte das Glück, daß das Büchlein zuerst verboten und nach einmüthigem Geschrei der Presse aller Parteirichtungen wieder frei gegeben wurde, und sammelte sich, als nunmehr viele Auflagen reißenden Absatz fanden, fast ein kleines Vermögen.

Aber Weitling ruht nicht aus auf seinen guten Thaten. Augenblicklich hat er eine junge, höchst talentvolle Schriftstellerin entdeckt, die von jeher chronisch leidend, schon zu schwach ist, andauernd zu schreiben. Aber noch siedet's ihr im Kopfe und im Herzen; und die Gestalten, denen sie nicht mehr das Scheinleben der Dichtung leihen soll, drängen sich Blut und Seele heischend um sie und schlingen um ihr Lager einen wilden Gespensterreigen. Ihr bot Herr Weitling sich und seine „gewandte Feder“ als Helfer in der Noth an, und nun dictirt sie ihm, unbekümmert, welchem Geschick die Geschöpfe ihrer fiebernden Einbildung nach ihrem Tode verfallen. Nur in das erlösende Wort möchte sie die tollen Gäste bannen. Später — später will sie dann ordnen und sichten. Sie muß — sie muß ja noch leben und schaffen! — In vorgeschrittener Abendstunde sitzt dann der opferfreudige Freund am Schreibtisch in seiner warmen, punschduftenden Stube, bringt System in die glühenden Dichterphantasien und reiht die bunten Bilder fein säuberlich aneinander.

Die Schöpferin aber fühlt niemals, daß der Todtenvogel selber neben ihrem Bette kauert . . .

Aus der Hauptstadt.

Das Grab im Sachsenwalde.

Die Buche ist ein vorsichtiger Baum. Ehe sie die ersten Knospen entfaltet und theilnimmt an dem allgemeinen, begeisterten Frühlingsjubel, muß es wirklich Frühling geworden sein im Lande. Ihr kann es nicht begegnen, daß Tage lang andauernder Frost die vorschnell auf ein paar blasse Sonnenstrahlen hin ans Licht getretene junge Herrlichkeit wieder mit Stumpf und Stiel vernichtet. Der dicke Schnee dieses Nachwinters hat ihr keinen Schaden gethan. Und wenn der Osterlärm vorüber ist und neuerdings tiefblauer Himmel über'm Walde sich wölbt, als wolle er den Leichtgläubigen jetzt schon ein fröhliches Pfingstfest vorspiegeln, dann verharrt sie aller Lockungen ungeachtet weiter in behutsamem Zögern. Sie vertraut nicht so schnell, und ein bischen Glanz blendet sie nicht. Nur der stillen, ruhigen, dauernden Wärme gelingt es, sie aus ihrer abwehrenden Zurückhaltung zu bringen. Das hastig vorbeihuschende Gefunkel, das in den Niederungen wucherndes Leben und den trügerischen Schein des Lenzes weckt, prallt machtlos, unbeachtet ab von ihren silbergrauen Säulen.

Die Buche ist der Baum des Sachsenwaldes.

*

Ueber den Gebeinen des Ewigen hat sich die Gruft geschlossen. Zu eng war der kleine Raum, darin die letzte Feier vor sich ging, als daß Abgesandte des deutschen Volkes, Männer, die ihn liebten, der ernsten Handlung hätten beiwohnen können. Mit stattlichem Gefolge war der Kaiser erschienen, und dies sein Gefolge füllte das Mausoleum fast ganz an. Nur aus der Ferne durften die, die ihrem Führer und Herzog Treue gehalten hatten in den schweren Jahren erbitterten Kampfes, dem toten Helden einen Scheidegruß zurufen. Er hätte es sich vielleicht anders gewünscht. Er, der doch mild und sanft geworden war in köstlichem Greisenalter, hatte messerscharfe, wilde Worte gefunden bei dem Gedanken, daß mit seiner Leiche Komödie oder gar Schindluder gespielt werden könne. Und seine Todesminute hat im Gegensatz zu dieser Befürchtung vielleicht die Hoffnung verschönt, daß Alldeutschland, alle, die ihn liebten, seinem Sarkophage folgen würden, nicht nur im Geiste, sondern in Wirklichkeit. Vielleicht sah er im letzten Traume das gewaltige Bild wieder, das unauslöschlich in die Seele geprägt ist Jedem, den Gott begnadet hat, Augenzeuge zu sein. Aus dem strömenden Regen, der durch die schwarze Nacht niedertrieft, zucken tausend rote Fackelflammen auf. Langsam und schwer, wie eine sichtbar gewordene Trauermelodie, wälzt sich der grauweiß umränderte, funkendurchstiebte Rauch über die schweigende Masse hin. Endlos, endlos dehnt sich die dunkle Reihe der Harrenden; man hört nichts als das Rauschen des Regens und das Knistern der Fackeln. Den Sarg, der dann durch die Gasse getragen wird, grüßt freilich nicht das schrankenlose, vulkanisch ausbrechende Tosen, das wie ein Riesenschrei abgöttischer Liebe den Lebenden empfing. Nein, tiefer noch, geheimnisvoller und heiliger wird die Stille. Nur das Rauschen des Regens hört man, das Knistern der Fackeln und das krampfhafte, mühsam verhaltene Schluchzen von tausend und abertausend harten Männern . . .

So hätte Bismarck begraben werden müssen.

*

Ein Wallfahrtsort Aller, denen ihr Deutschthum ihre Religion ist; eine Stätte, wo des undankbaren Ringens müde, der Verzweiflung nahe Herzen immer neue Kraft zu neuem Kampfe mit den Feinden des Reiches schöpfen werden — so ragt die schlichte Grabstätte im Sachsenwalde auf. Wenn der Frühling gekommen ist, den die Buchen ringsum ersehnen, dann pilgert aus Ost und West die germanische Jugend der verschiedenen Lebensalter hierher, die blonde, die graue, die weiße, und Keiner wird sein, dem nicht ein Gedicht im innersten Herzen aufklingt. Manchem vielleicht ätzt sich auch ein furchtbares Prosawort des Todten in's Gedächtniß, aber die Meisten werden es bei dem stimmungsvollen Gedichte eigener Erfindung bewenden lassen. Denn wir Deutschen sind ein poetisches und wahrhaft empfindsames Volk. Die Erinnerung an die Bismarcktragödie, deren Zeugen wir waren, und von der die Jahrtausende nach uns Ungeheures singen und sagen werden; die Erinnerung an die Großthaten und die unermeßliche Persönlichkeit des ersten Reichskanzlers wird uns immer von Neuem ergreifen und überwältigen, wenn wir in das Mausoleum treten. O gewiß. Undankbarkeit ist nie ein deutscher Fehler gewesen.

Draußen wird indeß die Politik ihren Gang weiter gehen, wie sie seit 1890 glorreich ihren Gang gegangen ist. Und wenn wir aus der dämmernden Stille der Todtengruft wieder an's helle Licht des Tages getreten sind, aus der Ewigkeit in den lieben, gewohnten, netten Alltag, dann werden wir aufathmend den neuen Bahnen folgen. Lasset die Todten ihre Todten begraben. Bismarck war nothwendig, kein Zweifel; ohne Bismarck hätten wir kein Reich gesehen. Aber ein Anderes ist es, große Reiche aufzuthürmen; ein Anderes, sie zu erhalten. Man kann nicht dieselben Werkzeuge dazu benutzen, nicht die gleichen Mittel in Anwendung bringen. Caprivi hatte so ganz unrecht nicht, als er mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Ritterlichkeit darauf hinwies, daß Bismarck den sittlichen Standard der deutschen Nation herunterbracht habe. Ueber die dreißigjährige corrumpirende Gewaltherrschaft des Friedrichsruhers hatte in der That Niemand mehr Recht abzurtheilen, als er, der sittenstrenge Held jener lieblichen Passage-Panoptikum-Anekdote. Der neue Kurs, den er inaugurirte, hat die tyrannische und brutale Politik Bismarck's ersetzt durch hübsch verzuckerte, leichtverdauliche Politesse, deren Annehmlichkeiten in der Hauptsache allerdings dem Auslande zu Gute kommen. Doch auch wir Deutschen selbst dürfen mit ihr zufrieden sein, und wir sind's zufrieden. Weil wir Pietät im Leibe haben und wohl wissen, was sich unsern Größen gegenüber geziemt, wenigstens in den ersten fünf Jahren nach ihren Tode, darum werden wir ohne Zweifel Bismarck ehren. Führen uns Geschäfte oder sommerliche Lust nach den Nordseebädern in's hamburgische Gebiet, dann werden wir, falls es die Umstände und die Witterung erlauben, den erquicklichen Ausflug nach Friedrichsruh unternehmen, das Grab des alten Kanzlers besichtigen und bei der Rückfahrt im Coupé mit schmunzelndem Behagen die Lobsprüche lesen, die unser gut unterrichtetes Leibblatt den Staatsmännern des neuen Kurses ertheilt.

Wie lange die Fahrten in den Sachsenwald Mode sein werden — wer weiß es? Wolfgang Goethe war auch ein großer Deutscher, und in seiner Art, obgleich er mit Bismarck nicht verglichen werden kann, so groß wie Otto Bismarck. Und trotzdem hat ein noch dazu beschlußunfähiger Reichstag jede Beisteuer zu seinem Straßburger Denkmal abgelehnt. Mit Fug.

Lasset die Todten ihre Todten begraben.

*

Wer weiß denn überhaupt, wie die kommende höhere Cultur, deren sittlichen Standard der neue Kurs vorbereitet und bestimmt hat, sich zu dem übertriebenen Bismarckcult unserer Tage stellen wird? Man darf da wohl, ohne Bismarck zu nahe zu treten, an das eigenthümliche Schicksal des Mahdi erinnern, von dem jetzt in unseren Zeitungen mit Vorliebe gesprochen wird. Die Derwische hatten ihrem verstorbenen Führer ein Grabmal am Nil aufgethürmt, der Zeuge der gewaltigen Kriegsthaten des Khalifen gewesen war. Das einfache Mausoleum galt ihnen als Nationalheiligthum, zu dem sie fernher wallfahrten und dem sie fast göttliche Ehren erwiesen. Da kamen die Engländer in's Land, verrichteten mit ihren Maximgeschützen auf vier bis fünf Kilometer Distanz Wunder der Tapferkeit und verjagten die barbarischen Fanatiker. Das Grabmal des Mahdi aber sprengten sie in die Luft, während sie den Leichnam verbrannten und die Asche in den Nil streuten. Den Kopf des muhamedanischen Helden that ein englischer Gentlemen in Spiritus und nahm ihn mit nach London; etliche seiner Kameraden begnügten sich mit den Fingernägeln des Todten.

Eine höhere Cultur mit entsprechend gesteigertem sittlichen Standard überwindet, wie dies Beispiel zeigt, immer die rohere, zurückgebliebene. Sind nun unsere Bismarckschwärmer nicht in vielen Dingen fanatischen Derwischen gleich? Stellen sie sich nicht wie diese, trotzig und verbohrt, der höheren anglophilen Cultur gegenüber? Und giebt es nicht jetzt schon unter den aufgeklärten, cultivirten Deutschen Civilisationsträger genug, die sich von dem unvermeidlichen Kampfe gegen die inneren Derwische Erfolg nur dann versprechen, wenn man ihnen ihren Fetisch, ihr Idol, ihr Nationalheiligthum nimmt?

*

Die Buchen im Sachsenwalde zeigen noch immer keinerlei Knospengnsatz, aber nach den Aussagen der Sachverständigen ist es Frühling geworden über Nacht. Was lebendige Kraft in sich spürt und mit moderner Behendigkeit modernen Anregungen folgen kann, weil es zum Unterholze gehört, das macht vergnügt den plötzlich grassirenden Lenz mit. Unsere Politik ist, innen und außen, so frühlingsheiter und trägt so reichen Blüthenschmuck, als wären Schneewetter und Frost für immer ausgeschlossen. Daß Manchem diese Pracht saftlos im Kerne scheint, unnütze Augenblendung, die auch dann keine Früchte tragen würde, wenn der Nachwinter ausbliebe — was thut's? Im Reichstage hat der Feldhauptmann der Deutschsocialen das schlimme Taaffewort vom Fortwursteln die Devise auch unsere Regierung genannt. Er mag die Wahrheit gesprochen haben, aber ist deßhalb die Militärvorlage nicht angenommen worden? Die kleine Demüthigung, die das starke und einheitliche Ministerium in letzter Stunde ruhig einsteckte, kann die Bedeutung des Sieges nicht schmälern. Fortwurstelnd und auf die Osterlammsgeduld der nationalen Parteien rechnend, die es nie gelernt und nie gewagt haben, ernsthaft zu opponiren, werden die Chlodwigianer auch in Zukunft durchsetzen, was sie wollen oder wollen müssen. Gegen den neuen Kurs, den vorfrühlingschönen, giebt es keinen Widerstand. Nicht einmal die Linke, die doch unter Bismarck in beständigem Paroxismus tobte, lehnt sich eigensinnig auf. Herr Kirschner, der unbestätigte Berliner Oberbürgermeister, denkt nicht daran, Männerstolz zu entfalten und seinerseits Stellung zu nehmen in einer Angelegenheit, die ihn seit neun Monaten zum Gespött der ganzen Welt macht. Er fehlt bei keiner offiziellen Veranstaltung, zu der er geladen wird, er hält dem Kaiser barhaupt im strömenden Regen eine Begrüßungsrede, besichtigt im Schweiße seines Angesichts die marmornen Kunsthandwerkereien im Thiergarten und läßt es sich nie beikommen, daß ihm als Radicalfreisinnigen gerade jetzt selbstbewußte Zurückhaltung vielleicht besser zu Gesicht stehen würde. Von jeder gefährlichen Opposition im Innern verschont, befreit von den aufreibenden Kämpfen, die Otto Bismarck's

Nervenkraft verzehrten, kann die Regierung sich mit voller Energie den auswärtigen Angelegenheiten widmen. Schon der Biebersteiner bemühte sich mit Erfolg, die complicirte Maschinerie, die der Reichsgründer spielen ließ, durch eine weit einfachere zu ersetzen. Aber sein Wirken hatte darunter zu leiden, daß Bismarck's Prestige immerhin noch etliche Jahre über 1890 hinaus dem Reiche zu Gute kam und dem Ausland einen thörichten Respect vor seinen Nachfolgern einflößte. Allmälig erst kamen die Engländer und die Yankees dahinter, welch' schlichte Naturen jetzt in der Wilhelmstraße die sogenannten Geschicke Deutschlands lenken. Und nun schäuten sie sich der kindlichen Angst, die ihnen der Alte auch dann noch eingeflößt hatte, als er längst aus dem Amt entfernt war und sich nicht verliegen konnte wie ein Hund. An den Handelsverträgen mit Rußland und Oesterreich, an dem Zanzibar- und Witu-Abkommen erkannten sie die Beträchtlichkeit der Berliner Collegen. So zwangen sie uns, ihnen den tüchtigen und treuen Admiral Diederichs zu opfern. So wagten sie uns, als Testamentsverwalter Bamberger's, die Samoa-Schmach anzuthun. So errangen sie ein neues Fleischschaugesetz, das uncontrolirten Eingang in Deutschland allem amerikanischen, mit Borsäure, Leichenalkaloiden und sonstigen Verwesungsstoffen gesättigtem Büchsenfleische verbürgt. Es ist eine Lust zu leben, seit dieser Lenz im Lande lacht!

*

Die Buchen im Sachsenwalde glauben noch nicht an das grüne Pfingfest und nicht an die Ausgießung des heiligen Geistes. Kahl und starr blicken sie in die ziehenden Wolken auf; selbst der leise grüne Schimmer über'm Forste fehlt noch, der täuschende Schleier der Maja. Unbekränzt vom durchsichtigen jungen Laube liegt noch das einsame Grab. Der Sachsenwald hat sich, scheint's, auf langen Nachwinter eingerichtet.

Caliban.

Opern und Concerte.

„Die Auferweckung des Lazarus" und „Marcuspassion" von Don Lorenzo Perosi. (Kgl. Opernhaus, Singakademie.) — „Ein Heldenleben." Symphonische Dichtung von Richard Strauß. — „Regina oder die Marodeure". Romantische Oper von Albert Lortzing. (Kgl. Opernhaus.)

Man muß es den Italienern lassen: sie verstehen sich meisterlich auf die Reclame. Wenn Gabriele d'Annunzio einmal literarisch nicht von sich reden macht, dann unterhalten uns römische Correspondenzen oder Depeschen von ihm als Wahlcandidat, Abgeordneter, Sportsman oder als zu Gefängniß verurtheilter Ehebrecher. Mit Eleonora Duse und Ermete Zaconi beschäftigen sich alle Zeitungen so lebhaft, wie mit Lombroso, Fogazzaro, Giuseppe, Giacosa, und Ada Negri, mit Mascagni, Leoncavallo und Puccini. Jetzt ist die Reihe an dem jungen Meister Don Lorenzo Perosi, — und zwar Dank einer durch den ultramontanen Herbann aller Länder verstärkten Reelame. Ein alter Bekannter von uns. Wir haben ihn letztes Frühjahr gesehen und gehört, zu Pfingsten in der Marcuskirche, und ein dienstfertiger Venezianer, der uns belehrt hatte, daß der eben in feierlicher Prozession durch Kirche und Vorhalle schreitende Erzbischof der Lagunenstadt den Titel eines Patriarchen führe, bereitete uns zugleich auf den erlesenen Genuß vor, der uns gläubige Seelen erwarte: das neueste Werk unseres genialen Capellmeisters Abbate Perosi. Als dann die mächtig brausenden Tonfluthen der Solisten, des Chores und des Orchesters durch die goldenen Wölbungen rauschten, da wurde uns klar, daß l'opera geniale das Werk ganz gewöhnlicher Capellmeister-Routine war, die viel gehört und viel behalten hat, aber nichts Eigenes mitbringt. Gleichviel, mit Hülfe seines hohen Gönners, des Patriarchen, hat der Capellmeister von San Marco inzwischen seinen Weg gemacht. Sein Ruhm, von dem man uns schon in Venedig vorgeschwärmt, kam auch dem Papste zu Ohren, und heute ist der junge Abbé Musikdirector der Sistina und Herr der zwanzig Sopran singenden Cappellani cantori.

Jetzt sind die beiden mit so großer Spannung erwarteten Werke des „neuen Palestrina" auch hier aufgeführt worden. „Die Auferweckung des Lazarus" sogar im Kgl. Opernhaus in einem Wohlthätigkeitsconcert, im Beisein der Allerhöchsten Herrschaften und unter Dr. Muck's Leitung und der Mitwirkung von Frau Herzog, der Herren Sommer, Hofmann, Mödlinger und des Kgl. Opernchors. Das Werk sollte ja — dies war zur Bedingung gestellt — nur in würdigstem Rahmen aufgeführt werden, — anderswo machte der Abbé weniger Ansprüche z. B. in Paris, wo er sich von den kleinsten Journalisten interviewen und im Salon des „Figaro" ganz im Stile des ancien régime von schönen Damen anschwärmen ließ. Nun, hier war die Aufführung ganz vortrefflich, und auch ohne das kirchliche Milieu fehlte es nicht an Andacht und dem guten Willen, sich begeistern und erbauen zu lassen. Man war mit dem festen Vorsatze gekommen, Alles schön und bedeutend zu finden, und von der Wahrscheinlichkeit einer kaiserlichen Glückwunschdepesche an den Heiligen Vater ging schon verworrene Rede. Aber alle Reelame, alle kirchliche Tendenzmache, alle künstliche Begeisterung zerstoben vor der Nichtigkeit des Werkes. Perosi nimmt feierliche Langeweile für Andacht. Zwei conventionelle Symphoniesätze von erschreckender Dürre liegen da breit nebeneinander, und vergebens späht man nach einer Idee, die von frischer Erfindungsgabe zeugt, nach einem Gedanken überhaupt. Das Ganze ist ein grelles Mosaik von fugirten Orchestersätzen, zopfigen Coloraturen und recitativischen Declamationen, die ohne Zweifel modern sein sollten. Anspruchsvolle Orchesterintermezzos unterbrechen jeden Augenblick den dramatischen Fluß, und nirgend zeigt sich planvoll eine Steigerung, ein Höhepunkt. Einige a cappella-Chöre, zumal das Scrutator alme cordium sind noch am besten gelungen, aber zu einer schärferen Charakteristik der Personen (Christus, Maria, Evangelist, Diener) kommt es niemals. Die Instrumentation ist trivial und mager, ohne Stimmung und voller Reminiscenzen.

Auch die „Marcuspassion", die Prof. Alexis Holländer mit dem Cäcilienverein in der Singakademie aufführte, wurde als Meisterwerk einzuschmuggeln versucht. Es war die erste Aufführung des Werkes in Deutschland. Vor der „Auferweckung" hat die „Passion" wenigstens die größere Prägnanz und Kürze voraus, aber es ist der gleiche physiognomielose Eklektieismus, Capellmeistermusik ödester Art. Wenn von ultramontaner Seite versucht worden ist, den päpstlichen Musikdirector zum Genie zu stempeln, so ist das mit Recht abgewiesen worden, so sehr auch gegenwärtig bei uns „katholisch Trumpf" sein mag.

Neben dem kleinen Woller in Soutane und Escarpins nun der große Woller und Könner Richard Strauß; dort ein eklektisches Festhalten an der kirchlichen Musikschablone, hier ein selbstherrliches Verschmähen jeglicher Tradition, eine Eigenart bis zur Einseitigkeit und Verranntheit. „Ein Heldenleben" ist der Gipfel der Programmmusik, kühn und schwer verständlich, weit über Liszt hinfliegend und sich wohl auch überschlagend. Ein einziger Satz in verschiedenen Abtheilungen: 1. Der Held, 2. Des Helden Widersacher, 3. Des Helden Gefährtin, 4. Des Helden Walstatt, 5. Des Helden Friedenswerk, 6. des Helden Weltflucht und Vollendung. Wilhelm Klatte's gedruckte Erläuterungen — ohne Zweifel von Strauß inspirirt — sind dem Zuhörer sehr nothwendig, wenn er sich in diesem Werke zurecht finden soll. Diesmal also keine groteske Komik wie im „Eulenspiegel", keine Caricatur wie im „Don Quixote", sondern das Pathos einer Idealfigur, worin sich die Tiefen menschlicher Kraft und Größe offenbaren, sogar eine „moderne Eroica", wie Klatte versichert, der den gefährlichen Vergleich mit dem „elassischen Heldengedichte Beethoven's" recht unvorsichtig heraufbeschwört. Auch hier sucht Richard Strauß die Kunst wieder nur im Complicirten, Ueberladenen, Bizarren; seine contrapunktische Taschenspielerkunst stellt sich selbstbewußt neben Bach, Beethoven und Wagner. Freilich fehlt deren sicheres Maaß und zumal ihre Schöpferkraft. In der Kenntniß der Instrumente steht er jedoch unerreicht da, und an die Intelligenz der Instrumentalisten werden die höchsten Anforderungen gestellt. Leider fehlt seinem erhabenen Heldenthum die innere Größe, die Einfachheit, der Naturlaut. Auch Uhland spricht einmal vom „schlichten Heldenthum". Strauß geht zu sehr auf das Effectreiche, die Pose hin; es ist barocke Kraftstoffelei mit geschwellten Muskeln und geschwollenen Adern, immer Fortissimo. Aber wir werden den Gedanken nicht los, daß hinter dieser gespreizten, lärmenden Himmelstürmerei nichts oder wenig steckt oder mindestens nichts, was all' den Aufwand, die Grübelei und Geistreichelei verlohnte. All' die sinnverwirrende Bethätigung der Bläser, Contrabässe und Geigen der Kgl. Capelle sagt uns nichts, was wir nicht mit schon mit einfacheren Mitteln viel ergreifender gehört hätten. Und schließlich langweilt all' diese rassinirte polyphone Melodik und läßt kalt, völlig kalt. Sogar die thematische Erfindung ist unplastisch, mehr impressionistisch als gestaltend, und unbedeutender als wir sie von Strauß gewohnt sind. Fast kommt man auf die Vermuthung, daß in ihm weniger ein Tonmaler, als ein genialer Illustrator steckt. Der Gedanke an Doré liegt nahe. Hoffentlich sehen wir ihn nächstes Mal auf einem fruchtbareren Felde. Die Oper schreit nach seinem phänomenalen Können. Allerdings müßte er sich dann erst von Wagner und Liszt innerlich mehr befreien, als in seinem „Guntram". Es wäre ewig Schade, wenn dieses glänzende Talent sich nicht nach einer anderen Richtung hin entwickeln und ausleben würde.

Daß Lortzing's unfertig nachgelassene Oper, wie alle solche Ausgrabungen, kein Treffer sein würde, war vorauszusehen. Hätte sie etwas getaugt, so würde der beliebte Autor und Bühnenmann bei seinen Lebzeiten die Aufführung gewiß durchgesetzt haben, denn die Ausrede, daß der „revolutionäre" Stoff ihr die Theater der Achtundvierziger Zeit verschlossen habe, ist gar zu fadenscheinig; auch die strengste Censur hätte kaum etwas Staatsgefährliches an dem unsäglich harmlosen Stoff entdeckt. Jedenfalls war die sogenannte Umarbeitung des Herrn Ad. L'Arronge recht überflüssig. Die Verlegung der Handlung aus dem tollen Jahr in's Befreiungsjahr 1813, die Striche und Zuthaten und der ganz besonders unpassende Schlußeffect: Herr L'Arronge hätte dafür etwas ganz anderes als einen Orden verdient. Aus diesem verballhornten Texte fällt nun Lortzing's leichte Musik vollständig heraus. Das Eine stimmt nicht mehr zum Anderen. Doch läßt Lortzing auch seine unverwüstliche Frische und theatralische Lebendigkeit vermissen. Immerhin enthält der erste Act einige hübsche Chöre und Tänze, dann das seelenvolle Lied der Barbara: „Früh am Morgen"; der zweite Act ein komisches Trinklied und ein reizvolles Quartett. Der Schlußact fiel ab, ganz nach gutem modernen Operettenbrauch. Ein Repertoirestück wird „Regina" wohl kaum werden, weder hier noch anderswo. Und das ist eigentlich Schade, denn Lortzing wäre ein vortrefflicher

Anreger für Jene, die das leichte musikalische Lustspiel, dem vielleicht die Zukunft gehört, schaffen, pflegen oder genießen möchten. „Regina" ist ja kein vollwerthiges Kunstwerk, aber doch immerhin eine wirkliche komische Oper, die hoch über dem geschmackverderbenden Tingeltangelthum der Operette steht. Uebrigens war die Aufführung einer Hofbühne durchaus unwürdig. Abgesehen davon, daß an dem ersten Abend so viel tremolirt und detonirt wurde, daß es für eine ganze Saison gereicht hätte, traf auch nicht ein Mitwirkender auf der Bühne den leichten musikalischen Lustspielton. Das erinnert uns an Lortzing's Klage in seinem bekannten Wiener Brief an Freund Gollmick, daß die Darsteller für seine Opern überhaupt schwer zu finden seien. Das war im Februar 1848, gerade zur Zeit als er „Regina" componirte. Steht es heute besser?

Offene Briefe und Antworten.

Victor Hehn und Goethe.

Hochgeehrter Herr!

In Bezug auf die neuliche Erwähnung Hehn's gestatten Sie einem alten Abonnenten aus den Ostseeprovinzen wohl die Mittheilung einer interessanten Lesefrucht, nämlich aus den als Manuscript nur in wenigen Exemplaren gedruckten Denkwürdigkeiten von Franziska Amelang, die sie in ihrem 85. bis 87. Lebensjahre abgefaßt hatte (geboren war sie 1789). Das Buch heißt „Familiennachrichten" und ist im Buchhandel nicht zu haben. Im Jahre 1811 war Fräulein Franziska Amelang aus Deutschland nach Dorpat gekommen und Ende 1811 und Anfang 1812 in Petersburg gewesen, um dann nach einigen russischen Reisen nach Deutschland zurückzukehren. S. 178 schreibt sie nun über Dorpat: „Es wurde ein großes Fest zu Ehren Goethe's gefeiert. — Die Aula der Universität war neu restaurirt, mit Kränzen und Blumen geschmückt, und Goethe's Büste von den Studenten herumgetragen. Es wurden dann vortreffliche Reden gehalten und Goethe's Schriften besprochen, wobei derselbe in den Himmel gehoben, ja vergöttert wurde. Nirgends ist wohl Goethe so verehrt worden, wie in Dorpat, vielleicht nirgends haben aber auch seine Wahlverwandtschaften [erschienen 1809] so viel Unheil angerichtet als in Dorpat. Man sagte mir, in den letzten Jahren hätten sich 23 Eheleute scheiden lassen. — Unter diesen Geschiedenen war auch eine Professorin Meyer [die spätere Mutter Victor Hehn's], eine Braunschweigerin, die acht Kinder hatte. Wir besuchten dieselben, recht liebenswürdige, sehr hübsche Mädchen von etwa 16, 14, 13 und 12 Jahren [wo bleiben die acht?]. Die standen nun allein da, denn ihre Mutter hatte sich nach dem Lesen der Wahlverwandtschaften überzeugt, daß sie ihren Mann nicht aus Liebe genommen und nun gefunden habe, daß der ihr gegenüber wohnende Assessor [Hehn] der wahre Gegenstand ihrer Wahlverwandtschaft sei. Sie hatte deßhalb ihre Familie verlassen und war um Scheidung der Ehe eingekommen, — auch der Assessor hatte Dorpat verlassen. — Ich hatte mich [nach der Ankunft in Petersburg] so weit erholt, um in das kleine nette Zimmer, das an's Schlafzimmer stieß, zu kommen, woselbst Julchen [eine Schwester der Verfasserin] eine Freundin erwartete. Die kam bald darauf, eine liebliche Persönlichkeit, und ich mußte ihr von Dorpat erzählen. Sehr interessirte sie die glänzende Feier in der Aula u. s. w. Man fragte auch, ob ich die Kinder von Professor Meyer [K. F. Meyer, von 1802 bis 1817 Professor des Civil- und Criminalrechts in Dorpat] gesehen hätte. Ich erzählte nun, welchen traurigen Eindruck die verlassenen Kinder, die ja gerade jetzt ganz besonders der Mutterliebe und Mutterpflege bedurften, auf mich gemacht hatten. Ich sprach mich sehr bestimmt darüber aus, daß es mir ganz unbegreiflich sei, wie eine Mutter so handeln könne und wie es für eine rechtliche Frau nur möglich sei, so sehr in Irrthum zu gerathen, bedauerte den armen Mann und schilderte die allgemeine Entrüstung in Dorpat darüber. — — Eine Ampel erhellte das kleine Zimmer, die Freundin saß so, daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Da plötzlich gerieth meine Schwester in große Bewegung; sie zupfte mich am Kleide, und wie ich aufsah, da sank die unglückliche Frau mir gegenüber ohnmächtig vom Stuhle. — Sie hatte unerkannt von Kindern und Mann hören wollen. Es schien doch eine sittliche gute Frau und Mutter gewesen zu sein, aber wie schrecklich, wenn keine Religion uns vor solcher Verblendung schützt. — Die Geschichte dieser unglücklichen Frau hatte mich tief ergriffen, doch habe ich später nichts von ihr gehört."

Hiernach ist wohl der Schluß erlaubt, daß Goethe gleichsam der intellectuelle Urheber des Daseins von Victor Hehn war, denn durch die „Wahlverwandtschaften" waren ja die Eltern zusammengebracht worden, und daß Victor Hehn von seinem Anfang an unter dem Einfluß Goethe's gestanden hat und also unfrei in seinen Beziehungen zu Goethe gewesen ist.

Hochachtungsvoll

Ein alter Leser der „Gegenwart".

Notizen.

Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung und gesammelte kleine Schriften von Georg Ebers. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart). Aus dem Nachlaß des Dichters wird hier jener Bühnenversuch veröffentlicht, von dessen Aufführung die Freunde des Verfassers, vornehmlich Carl Stelter und Carl Schultes, wohlmeinend abgerathen haben. Mit Recht und mit Erfolg. Es ist ein schiefgerathenes, schwächliches, nicht lebensfähiges Musenkind. Einzelne Figuren des Lustspiels, bei dem es sich um den wirksamen Gegensatz zwischen wirklichem Genie und falschem Künstlerthum handelt, sind mit so carikirter derber Komik gezeichnet, daß manche Scenen an den Schwank streifen, aber die Bühnenwirksamkeit fehlt überall. Außerdem enthält der Band folgende kleinere Schriften: eine bisher ungedruckte Weihnachtsgeschichte, deren Schauplatz Alt-Nürnberg ist, „Das Märchen vom verwunschenen Prinzen" und „Das Märchen von den beiden Brüdern", beides altägyptische Märchendichtungen, die Georg Ebers erläutert oder im Sinne des nur halb erhaltenen Papyros ergänzt, dann „Mein Grab in Theben", die lebendige Schilderung einer bedeutsamen wissenschaftlichen Entdeckung, und „Wüstengrün". Diese liebenswürdigen Plaudereien aus Aegypten sind die Perlen des Buches. Zweifellos wird der neue Band, aus dem der Dichter gleichsam über das Grab hinaus zu seinen Freunden und Verehrern redet, nicht minder freudigen Anklang finden als seine früheren Werke.

Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch von Alberta von Puttkamer. (Straßburg, Schlesier und Schweikhardt.) Das höchst opulent ausgestattete und illustrirte neue Werk der Gemahlin unseres reichsländischen Staats-Secretärs zeigt diesmal das originelle Talent in ganz neuer Beleuchtung: als vaterländische Balladendichterin, die den reichen Sagenschatz ihrer zweiten Heimath, des Elsaß, verherrlicht. Der Chronikenstil gelingt der Dichterin ebenso gut, wie die balladeske Romanzenstimmung mit ihrer andeutenden, dunklen Art, aber auch der echte Volkshumor steht ihr zu Gebote. Hoffentlich ist das Buch ein neues Bindemittel, um die Herzen diesseits und jenseits des Rheines fester aneinander zu kitten. Sich verstehen, heißt auch hier sich lieben.

Der höhere Lehrerstand in Preußen, seine Arbeit und sein Lohn. Von Heinrich Schröder. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Bereits vor zwei Jahren hat der Verfasser in den Schriften „Oberlehrer, Richter, Officiere" und „Ausgleichende Gerechtigkeit, eine Pflicht der Staatsregierung und Volksvertretung auch gegen die Oberlehrer" die Resultate statistischer Untersuchungen veröffentlicht, die damals so allgemein überraschend wirkten, daß sie in einem Theil der Presse geradezu als „Enthüllungen" bezeichnet worden sind. Die vorliegenden Untersuchungen werden nicht weniger überraschen. Auf Grund amtlicher, von Prof. Lexis in Göttingen veröffentlichter Untersuchungen und unter Benutzung verschiedener statistischer Erhebungen aus dem Großherzogthum Hessen und dem Königreich Sachsen entwirft der Verfasser ein so trauriges Bild von den Gesundheits- und Lebensverhältnissen des höheren Lehrerstandes, daß jedem Leser die Ueberzeugung sich aufdrängen muß: so kann es nicht weitergehen. Durch gemeinsame Erhebungen des preußischen Unterrichts- und des Justizministeriums ist festgestellt, daß die Oberlehrer nur bis zum 53., die Amts- und Landrichter dagegen bis zum 60. Lebensjahre, also 7 Jahre länger die Bürde des Amtes tragen können. Weiter kommt der Verfasser auf Grund seiner eigenen eingehenden Untersuchungen zu dem Schlusse: „Mindestens 8 Jahre ihres Lebens müssen die höheren Lehrer der für solche Zwecke mit Recht so beliebten „traurigen Finanzlage" des preußischen Staates zum Opfer bringen." Am Schlimmsten sieht es aus für die Lehrer der neueren Sprachen, die nach den Untersuchungen des Verfassers gegen 14 Jahre ihres Lebens dem Fiscus opfern müssen. Im vorletzten Abschnitt werden dann die Gehaltsverhältnisse des höheren Lehrerstandes behandelt. Da die Oberlehrer durchschnittlich erst mit 36 Jahren (gegenwärtig sogar noch später) angestellt werden, im 53. Lebensjahre aber schon verbraucht sind, so können die Resultate dieser Untersuchungen nicht überraschen. Es ist ein wirklicher Nothstand, den der Verfasser aufdeckt und der um Abhülfe schreit. Möge er auch nach oben hin offene Ohren und Herzen finden.

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken von Eugen Zabel. (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung [A. Schwartz].) Der bekannte Theaterkritiker der Berliner Nationalzeitung giebt hier eine Sammlung seiner literarischen Essays und Bühnenberichte in sorgfältiger Auswahl und systematischer Bearbeitung. Der zuerst erschienene zweite Band berücksichtigt das Ausland, schildert das französische, spanische, englische, nordische und russische Theater in ihrem Einfluß auf unsere Bühne, und schließt mit einer ausführlichen Abhandlung über die italienische Schauspielkunst in Deutschland. Zabel's Werk unterscheidet sich von ähnlichen Schriften dadurch, daß es allem Parteiwesen in der Kunst aus dem Wege geht, auf keine Modeströmung schwört, sondern lediglich die Stärke der individuellen Begabung als Maßstab für die Beurtheilung gelten läßt. Seine urbane, wohlwollende und kenntnißreiche Art wird dem Werke gewiß viele Leser zuführen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Größere Verlagsbuchhandlung
sucht einen tüchtigen, kritisch veranlagten, belletristischen
Schriftsteller
mit Sprachkenntnissen als **Berather** und **Herausgeber** einer fortlaufenden Reihe von **Romanen** deutscher und ausländischer Autoren. Gefällige Offerten unter **F. B. 24** an **Rudolf Mosse, Freiburg i/Bgau.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.
Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.
Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.
Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,
klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

In unserem Verlage erscheint:
Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Kl. Oktav. 144 S.
Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.
Preis elegant geheftet 2 Mark.
Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 14. Berlin, den 8. April 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Frage der socialen Erziehung. Von Fritz Kalle. — Das erkenntnißtheoretische Problem im Lichte der Naturwissenschaft. Von Prof. Ludwig Büchner. — **Literatur und Kunst.** Dante's Beatrice. Von Emil Kurzbauer. — Das Theater als Erzieher. Von Heinrich Fabricius. — **Feuilleton.** Die Sühne. Von Matilde Serao. — **Aus der Hauptstadt.** Die Abrechnung beginnt. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals „Schriftstellernamen". Von Ottomar Heinrich Bettziech gen. Beta. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Frage der socialen Erziehung.

Von Fritz Kalle.

In einer Reihe von unter dem Titel „Sociale Mobilmachung" in der „Gegenwart" im Jahre 1897 erschienenen Artikeln suchte ich die Nothwendigkeit thatkräftiger Wiederaufnahme der Socialreform nachzuweisen und deutete an, in welcher Richtung sich diese Arbeit zu bewegen habe, um den gesellschaftlichen Frieden anzubahnen. Wenn ich heute wieder auf den Gegenstand zurückkomme, so geschieht dies einerseits, weil ich aus den parlamentarischen Verhandlungen der letzten Zeit die Hoffnung schöpfe, daß in politischen Kreisen die Stimmung eine günstigere wird, andererseits weil mir eine inzwischen stattgehabte Veröffentlichung des voriges Jahr als Professor der Nationalökonomie nach Berlin berufenen Landgerichtsraths Dr. Reinhold von Neuem gezeigt hat, welch' bedenkliche Anschauungen über die Kernpunkte des socialen Problems bei vielen derjenigen Männer obwalten, welche durch den Einfluß, den ihnen ihr Lehramt auf die studirende Jugend giebt, in erster Linie auf die Entwickelung der Zukunft einzuwirken vermögen. In seinem Buche „Die bewegenden Kräfte der Volkswirthschaft" (Leipzig, Hirschfeld) spricht mein früherer Reichstags-College Reinhold der regierungsseitig in der Absicht auf den Lehrstuhl berufen worden war, um in ihm ein Gegenwicht gegenüber den socialdemokratisch angehauchten nationalökonomischen Professoren zu gewinnen, in Bezug auf denjenigen Punkt, der für die ganze Frage und ihre Behandlung ausschlaggebend ist, ebenso falsche und gefährliche Ansichten aus wie letztere. Wenn es wahr wäre, daß ein einigermaßen bedeutsamer socialer Fortschritt nicht möglich ist, weil die „wesentlich unveränderliche Menschennatur" dem widerstrebt, und „daß wir vom Menschen nichts Gutes erwarten können, daß er ein cynischer Selbstsüchtling ist, und daß er dies ewig bestreiten wird", wie Reinhold behauptet*), so wäre die ganze sociale Arbeit, so wären unsere Bestrebungen, zu den inneren Frieden verbürgenden gedeihlichen gesellschaftlichen Zuständen zu gelangen, verlorene Liebesmühe. Theilte die Mehrheit des Volkes, insbesondere der Gebildeten und Besitzenden diese Auffassung, so würde, selbst wenn die gesetzgebenden Körperschaften sich zu lebhafterer Fortführung der socialen Gesetzgebung entschlössen, wenig gewonnen, weil ein wirklicher Fortschritt nur bei williger Mitarbeit der Gesammtheit erreichbar ist. Wir ständen hoffnungslos der Zukunft gegenüber. Wer an die Möglichkeit der Vervollkommnung des Menschengeschlechts glaubt, muß deßhalb stets von Neuem seine Stimme gegen die vom Katheder ausgehenden pessimistischen Lehren erheben, ganz besonders dann, wenn durch Ereignisse wie die diesjährigen Reichstagsverhandlungen, bei welchen unter Anderen der Abg. Freiherr Heyl zu Herrnsheim vortreffliche Worte sprach, das öffentliche Interesse wieder auf die sociale Frage gelenkt ist.

Ich bestreite nicht, daß dem Menschen die Selbstsucht angeboren ist, ich behaupte aber, das sie ebensognt wie manche andere Naturanlage durch thatkräftige und planvolle Belehrung und Erziehung gemildert und in für das Wohl der Gesammtheit ersprießliche Bahnen gelenkt werden kann. Ist nicht auch die Scheu vor wirklicher Arbeit, die Abneigung vor geistiger und körperlicher Anstrengung unser natürliches Erbtheil? Finden wir sie nicht bei allen Naturvölkern? Die wachsenden Schwierigkeiten der Erhaltung der Existenz zwangen aber allmälig zu ernster Arbeit, und je mehr die zunächst ebenfalls unter dem Druck der äußeren Lebensbedingungen gebildeten gesellschaftlichen Verbände erstarkten und zu festgefügten Körperschaften wurden, desto mehr suchten diese ihrerseits den Arbeitstrieb und die Leistungsfähigkeit ihrer Mitglieder zu fördern. Seitdem man erkannt hat, daß die Arbeit wichtigste Voraussetzung von Wohlstand und Macht wie der einzelnen Menschen so der Staaten ist, wurde die Erziehung zur Arbeit zielbewußt und planmäßig betrieben;

*) Wenn Reinhold dem gegenüber auch mehrfach von der überwiegenden Bedeutung der Mächte des Geistes auf das Leben der Völker, von dem religiösen und nationalen Sinn der Menschen, von ihrem Sehnen nach persönlicher Freiheit und nach gerechterer Vertheilung des Lebensglückes spricht, so erblickt er in alledem doch nur untergeordnete, den Willen der Gesammtheit kaum nennenswerth beeinflußende Umstände und kommt denn auch wieder und immer wieder zu dem Schlusse, daß eine wesentliche Besserung der socialen Verhältnisse unerreichbar sei. Und wenn er die modernen Bestrebungen des Staats, der Gebildeten und Besitzenden auch als lobenswerth anerkennt, so spricht er ihnen doch die praktische Bedeutung ab. Uebrigens wimmelt es in dem über 600 Seiten starken Buche von Unklarheiten und Widersprüchen. So stimmt z. B. die an vielen Stellen hervortretende Anerkenntniß, daß die ideale Seite im Menschen sich im Allgemeinen mit der Cultur entwickelt habe, nicht mit dem als grundlegende Wahrheit behandelten Satze, daß wir unverbesserlich seien, und stehen die an die Spitze des Buchs gestellten Worte Schelling's: „So sehr Ihr Euch dagegen sträuben mögt, seid Ihr doch Alle zusammen geborene Idealisten" mit dem Gesammtergebniß der Reinhold'schen Darstellung, der sie als Motto dienen sollen, trotz des Verfassers geschraubter Erklärung durchaus nicht im Einklang.

und so ist es gelungen, die natürliche Anlage des Menschen zur Trägheit zu überwinden, und ihn zu jener Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte anzuspornen, der wir in erster Linie unsere Cultur verdanken. Wäre dem Egoismus gegenüber dasselbe geschehen, so hätte er den heute beklagten Einfluß nicht gewonnen. Daß es nicht geschah, hat seinen Grund lediglich darin, daß Staat und Gesellschaft nur seine segensreich wirkende trägheitüberwindende Kraft, nicht aber seine Nachtheile erkannten, und die Aufgabe, ihm entgegenzutreten, allein der Kirche überließen. Hätte die Religion der Liebe jederzeit überall maßgebenden Einfluß auf die Gemüther gehabt, so hätte die Kirche ja auch unter Umständen diesen Kampf allein mit Erfolg führen können, die Religiosität hat jedoch durch Schuld der Kirche, vor Allem aber in Folge des immer weiter um sich greifenden Materialismus in den Anschauungen mehr und mehr an Macht verloren.

Die oft gehörte, neuerdings von Moritz von Egidy besonders lebhaft vertretene Ansicht, der dogmatische Charakter der christlichen Religion sei in erster Linie daran Schuld, daß die Religiosität ab-, Materialismus und Egoismus zugenommen habe, ist nicht richtig. Die Abnahme der Religiosität ist vielmehr hauptsächlich Folge der Zunahme des materialistischen Rationalismus; aber die Kirche hat diesen beklagenswerthen Rückschritt dadurch mitverschuldet, daß sie, statt Theil zu nehmen an der modernen Geistesarbeit, und den Bedürfnissen der Zeit entgegenzukommen, der Wissenschaft vielfach feindlich gegenübertrat, unthätig gegenüber den aus den veränderten Verhältnissen erwachsenen Nothständen blieb und an solchen Dogmen untergeordneter Bedeutung festhielt, welche mit dem heutigen Stande des Wissens und Denkens unvereinbar sind. Schon vor einem halben Jahrhundert klagten die Führer der inneren Mission der deutschen evangelischen Kirche darüber, daß die amtliche Kirche den auf Bethätigung des christlichen Gebots der Nächstenliebe gerichteten Bestrebungen der Mission kühl, ja mitunter ablehnend gegenüberstehe. Und als ich vor nicht viel mehr als zwanzig Jahren in einer kirchlichen Versammlung den Wunsch aussprach, der protestantische Clerus möge sich an unserer socialen Arbeit betheiligen und mehr praktische Liebesthätigkeit in den arbeitenden Classen üben, traten mir einige der anwesenden Geistlichen mit dem Bemerken entgegen, das sei nicht ihres Amtes. Jetzt hat man allerdings eingesehen, daß das kein richtiger Standpunkt war und beginnt in der protestantischen wie in der katholischen Kirche das Versäumte nachzuholen. Im Uebrigen ist aber von einem Einlenken unserer Kirchen in richtigere Bahnen noch wenig zu verspüren. Noch ist bei einem Theil der Priesterschaft die Neigung zu jener selbst- und herrschsüchtigen Einmischung in die Politik, welche zur Zeit der größten Macht der katholischen Kirche so unendliches Elend über die Völker brachte, nicht ganz erloschen, noch wird die wissenschaftliche Forschung, das ernste Streben nach Wahrheit bei Conflikten mit den überkommenen kirchlichen Anschauungen nach Möglichkeit unterdrückt, noch wird an Lehren festgehalten, welche der Gebildete heute von vornherein als irrig erkennt. Politik und Wissenschaft leiden dadurch ja nicht viel Schaden, eben weil die Macht der Kirche nicht mehr groß ist, wohl aber die Letztere selbst, die durch solches Gebahren noch weiter an Einfluß und Ansehen verliert. Wer die Kirche als Hauptträgerin der Religion gekräftigt zu sehen wünscht, der muß deßhalb dahin drängen, daß sie ihre Aufgabe richtig auffasse und in zweckentsprechender Weise zu lösen suche. Nur diejenigen Geistlichen sind befähigt, der vornehmsten Aufgabe der Religion, die Menschen sittlich zu heben, sie gut und edel zu machen, in erfolgreicher Weise zu dienen, welche warme Liebe mit einem reichen Maße von Lebensweisheit verbinden. Soll auch der Geistliche bei seiner erziehlichen Thätigkeit zumeist durch und auf das Gemüth wirken, so darf er sich doch nicht mit dem Verstand in Widerspruch setzen, wenn seine Bemühungen von dauerndem Erfolg sein sollen. Er soll der Praxis des Lebens und der Wissenschaft folgen und die von letzterer in unumstößlicher Weise festgestellten Wahrheiten anerkennen. Nur die sich wissenschaftlich nennenden Auswüchse jenes ungesunden Rationalismus, welcher in maßloser Ueberhebung alle Räthsel des Lebens lösen zu können vermeint, soll er bekämpfen, insbesondere dadurch, daß er darauf hinweist, daß trotz aller Geistesarbeit die Fragen nach dem letzten Grunde der Dinge, von der Bildung der großen Weltenkörper bis zur Entstehung der kleinen organischen Zelle noch heute ungelöst sind und niemals volle Beantwortung finden werden. Er soll darlegen, daß das Wissen, auch wenn es ein viel umfassenderes wäre, daß auch Besitz, Macht und äußere Ehre das wirkliche Glück nicht sichern, wenn nicht dazutritt der Glaube an die ewigen Grundwahrheiten der Religion und die praktische Bethätigung dieses Glaubens durch ein sittliches Leben und durch Nächstenliebe. Hat es auch stets Geistliche gegeben, welche ihr Amt in diesem Sinne auffaßten, so ist doch die Geistlichkeit als Ganzes noch nicht so weit, und es ist in hohem Grade unwahrscheinlich, daß sie in absehbarer Zeit so weit kommen wird. Insbesondere ist vom katholischen Clerus erst dann mehr zu erhoffen, wenn die römische Kirche auf ihre anderweiten Absichten verzichtet, was bei der Zähigkeit, mit der sie, auf ihre große Vergangenheit pochend, an ihren alten Zielen festhält, kaum zu erwarten ist. Die Hoffnung, daß die Kirche das zur Herstellung des socialen Friedens erforderliche Erziehungswerk in absehbarer Zeit vollbringen, oder auch nur wesentlich fördern wird, ist demnach ausgeschlossen, deßhalb müssen wir zur Lösung dieser Aufgabe in erster Linie diejenigen Kräfte heranziehen, welche die Erziehung zur Arbeit in so erfolgreicher Weise betrieben haben, also zunächst die Schule.

Die neuerliche Entwickelung der Naturwissenschaften, welche zu der als culturelle Errungenschaft gepriesenen ungeheuren Vermehrung der materiellen Güter führte, hat uns einen großen Theil unseres Schatzes an ideellen Werthen geraubt. Weil die exacten wissenschaftlichen Untersuchungen den Beweis erbrachten, daß der alte Glaube zu einem Theil auf irrigen Annahmen beruhte, hielt man sich für berechtigt, ihn ganz über Bord zu werfen. An seine Stelle setzte man die Wissenschaft, mit der man alle Fragen, welche die Menschheit bewegen, beantworten zu können vermeinte. Wenn selbst Gelehrte sich zu einer Ueberschätzung des Erkenntnißvermögens verleiten ließen, wie sie sich in dem Ausspruche Berthelot's kundthut: „Es giebt nirgends mehr ein Geheimniß, die Gesetze der Mechanik sind an die Stelle der Seele getreten"*), so nimmt es nicht Wunder, wenn die Mindergebildeten, welche die Dinge nicht in ihrer Gesammtheit zu überblicken und sich daher nicht klar darüber zu werden vermochten, daß die moderne Wissenschaft zwar zur Kenntniß mancher einzelnen Thatsachen, nicht aber zur Erklärung ihres letzten Grundes, geschweige denn zu dessen Beherrschung durch den menschlichen Willen geführt hat, vollkommen irre geleitet wurden. Die Thatsache, das was ist, erschien als das einzig Berechtigte. Berechtigt und der Darstellung würdig auch dann, wenn nicht gut und nicht schön. Immer mehr trat in der Literatur und Kunst das Streben nach veredelnder Wirkung gegenüber dem Haschen nach sogenannter Wahrheit zurück. Das Verhängnißvollste dabei war, daß mit dem Glauben an eine die Welt und die Menschen leitende Gottheit und an die Unsterblichkeit der Seele die in diesem Glauben wurzelnden sittlichen Anschauungen fielen. Es erschien nunmehr als durchaus gerechtfertigt, daß der Materialismus, die niedere Genußsucht, das ganze Denken und Handeln beherrschte. Und dieser materialistische Egoismus griff um so rascher um

*) „Il n'y a plus de mystère. Sur toute la ligne la mécanique a supplanté l'âme". Wie wenig wir die Natur kennen, hat die Entdeckung Röntgen's wieder gezeigt. Wir sind von Kräften umgeben, von denen wir keine Ahnung haben.

sich, als einerseits die wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen zumeist der Production von Sachgütern förderlich war, so daß die wirthschaftlichen Kräfte der Gebildeten dermaßen angespornt wurden, daß jedes andere Streben dagegen in den Hintergrund gedrängt wurde und als andrerseits der mit der Entwickelung des industriellen Großbetriebes verbundene Zusammenfluß von aus der altgewohnten, Halt gewährenden Umgebung herausgerissenen Arbeitern dahin führte, daß letztere immer zügelloser wurden und der rohsten Genußsucht anheimfielen. Weiter beschleunigt wurde der Verfall der Sittlichkeit noch dadurch, daß die aus der Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen entstandene Irrlehre, Denken und Handeln sei lediglich Product der natürlichen Anlage des Menschen und der ihn umgebenden Verhältnisse, das Gefühl der persönlichen Verantwortung untergrub. Ist auch diese verderbliche Anschauung, als deren rücksichtslosester Vertreter Lombroso betrachtet werden kann, noch nicht tiefer in die breiten Schichten des Volkes gedrungen, so hat sie doch bereits starken Einfluß auf einen Theil der Gebildeten gewonnen, und sickert wie jede andere geistige Bewegung allmälig nach unten durch, besonders wenn sie, wie das leider schon mehrfach der Fall war, in der Rechtsprechung praktische Anerkennung findet.

Dieser unsere ganze Zukunft schwer bedrohenden Wandlung im Denken und Handeln Einhalt zu gebieten und die Correctur der gemachten Fehler vorzubereiten, ist, wie gesagt, in erster Linie die Schule berufen. Das jetzige Geschlecht steht dermaßen im Bann der modernen Anschauungen, daß man zur Zeit von der Thätigkeit der übrigen erziehlich wirkenden Einrichtungen, insbesondere der Familie, nicht viel erwarten darf. Diese werden erst dann wieder die ihnen von rechtswegen zufallenden erziehlichen Aufgaben befriedigend zu lösen in der Lage sein, wenn die Schule ein Geschlecht herangebildet hat, welches das Glück in der Pflege des Idealen und in sittlichem Lebenswandel sucht. Erst unter der Herrschaft eines derartigen Geschlechts wird das Gefühl der Nächstenliebe so weit erstarkt sein, daß es den materialistischen Egoismus, der die Hauptschuld an den heutigen socialen Mißständen trägt, so weit wie nöthig zu überwinden vermag. Daß unsere öffentlichen Lehranstalten, und zwar sowohl die Volksschulen wie die Mittelschulen (Gymnasien u. s. w.) diese Aufgabe in befriedigender Weise lösen können, wird Niemand bestreiten. Es wird ihnen ja nichts Unausführbares, ja nicht einmal etwas Neues zugemuthet, denn sie verfolgen schon jetzt die bezeichneten Ziele; es handelt sich lediglich darum, bei der Erziehungsarbeit den eigenthümlichen Erfordernissen der Zeit, mehr wie dies jetzt im Allgemeinen geschieht, Rechnung zu tragen. Das Leben, für welches die Schule vorbereiten soll, stellt eben heutzutage erhöhte Anforderungen weniger an das Wissen, als an den Willen. Die Schule muß, abgesehen davon, daß sie noch zielbewußter wie bisher dahin zu streben hat, das Verständiß für die socialen Verhältnisse zu entwickeln und die zu zweckmäßiger Lebensführung erforderlichen Kenntnisse zu vermehren, vor Allem in der Jugend den Willen stärken, überall den Geboten der Sittlichkeit und der Nächstenliebe zu folgen, und zwar derart zu stärken, daß er fest bleibt, auch gegenüber späteren Versuchungen. Wie die Schule dabei zu verfahren hat, will ich hier noch weniger erörtern, weil ich das in den Artikeln vom Jahre 1897 gethan habe, begnüge mich vielmehr damit, auf die in's Auge zu fassenden Ziele hingewiesen zu haben, es den Fachmännern, den Pädagogen überlassend, die Mittel und Wege zu bestimmen, deren sich die Schule in ihren verschiedenen Stufen zur Erreichung dieser Ziele zu bedienen hat.

Das erkenntnißtheoretische Problem im Lichte der Naturwissenschaft.

Von Prof. Ludwig Büchner.

Wenn das erkenntnißtheoretische Problem die denkende Menschheit schon seit Jahrtausenden beschäftigt hat, so hat es doch zu keiner Zeit eine solche Wichtigkeit erlangt, wie in der Gegenwart, wo es gewissermaßen den undurchdringlichen Schild bildet, mittelst dessen sich die theoretische oder Transcendental-Philosophie gegen das Andrängen materialistisch-monistischer, den Naturwissenschaften entnommener Tendenzen verschanzt. Unter solchen Umständen ist es gewiß von nicht geringem Interesse, die Ansichten eines gewiegten und durchaus nicht revolutionär gesinnten Naturforschers von hohem wissenschaftlichen Ansehen über den Gegenstand kennen zu lernen. Dr. J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel, gesteht in seiner soeben erschienenen Schrift „Die Welt als That, Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage“ (Berlin, Gebr. Paetel) unumwunden ein, daß er sich Anfangs durch die Ausführungen F. A. Lange's in dessen bekannter „Geschichte des Materialismus“, wie so viele Andere, haben gefangen nehmen lassen, daß er aber bei genauerer Ueberlegung die Unhaltbarkeit der Lange'schen Standpunkte und dessen krasse Widersprüche zwischen einer halb materialistischen und einer halb idealistisch-transcendentalen Weltanschauung habe einsehen müssen. Das Problem selbst bezeichnet Reinke mit den Worten: „Es ist die große Frage des Zweifels: Ist Alles das, was ich höre und sehe, Wirklichkeit, oder ist es ein Wahngebilde meines Hirns, meiner Phantasie? Ist die Erscheinungswelt meines Innern ein Abbild der Dinge, wie sie thatsächlich sind, oder sind beide Welten himmelweit voneinander verschieden, ja unvergleichbar? Geschehen die Dinge, wie sie uns erscheinen, oder geschehen sie anders? Geschehen sie so sehr anders, daß wir gar keinen Schluß aus den Erscheinungen auf die Dinge ziehen dürfen?“ Der einfache Menschenverstand hat diese Fragen niemals anders, als in einem dem erkenntnißtheoretischen Skepticismus gegentheiligen Sinne beantwortet, und die Naturforschung hat immer so gehandelt, „als wären die Dinge durch die Sinneswahrnehmung unserer Erkenntniß zugänglich, während eine philosophische Richtung erklärt, daß die Welt nur Erscheinung, nur Vorstellung sei, und daß wir von den Dingen an sich nichts wissen könnten.“ Nach dieser Ansicht bleibt uns, wie Reinke weiter ausführt, die wirkliche Außenwelt ewig verborgen; wir wissen von ihr nicht das geringste Zuverlässige. Allerdings wird zugegeben, daß unsere Vorstellungen ursächlich durch die Dinge außer uns hervorgerufen werden, indem sie auf unsre Sinne einwirken; aber ein Rückschluß von diesen Vorstellungen auf jene äußeren Dinge soll nicht erlaubt sein.

Zur Kritik dieser Anschauungsweise bemerkt Reinke, daß es allerdings richtig sei, daß wir von der Körperwelt nur dasjenige empfinden, was dieselbe in unseren Sinnesorganen erregt, und daß uns diese letzteren unmittelbar nur Wirkungen der Dinge zu erkennen geben. Aber daraus folgt noch lange nicht, daß die Welt nur unser Hirngespinst sei, und daß die „Welt für uns“ von der „Welt an sich“ absolut verschieden sei. „Wenn wir davon ausgehen, daß die Empfindungen Wirkungen sind, welche die Objecte auf unser Bewußtsein hervorgebracht haben, so können wir auch sagen, die Empfindungen sind Zeichen, durch welche die Dinge mit uns sprechen. In der Erregung von Vorstellungen haben wir es also mit einer Zeichensprache zu thun, durch welche die Außenwelt zu uns redet, sich uns verständlich macht. Die Vorstellungen selbst sind Schlüsse, die wir aus unserer Sinneswahrnehmung auf die Außenwelt ziehen... Darum können wir auch sagen: Eine Vorstellung verhält sich zum Vorgestellten, wie eine Beschreibung zum Gegenstand... Beschreibungen und Abbildungen eines Gegenstandes können

mehr oder weniger richtig, sie können mit größeren oder geringeren Fehlern behaftet sein. Es muß also die Möglichkeit eingeräumt werden, daß unsere Vorstellungen von den Dingen unvollkommen sind. Allein nur um den Grad dieser Unvollkommenheit kann es sich handeln; zu behaupten, unsere Vorstellungen gestatteten gar keinen Schluß auf die Dinge, oder gar, sie seien völlig unrichtig, ist eine willkürliche Hypothese. Mit demselben Recht könnten wir behaupten, unsere Vorstellungen wären absolut richtige Bilder des Geschehens."

Es ist unleugbar, daß die Vorstellungen von den Dingen abhängig sind, daß bestimmte Vorstellungen durch bestimmte Dinge veranlaßt werden müssen. „Auch die Farben sind Zeichen gewisser Eigenschaften der Dinge, wobei es ganz gleichgiltig ist, ob uns die Physiologie darüber belehrt, daß die Farben erst in der Empfindung zu Stande kommen. Jedenfalls ist aus der Verschiedenheit der Farbe auf eine Verschiedenheit der die Empfindung erregenden Dinge zu schließen. Gewiß hängt die Beschaffenheit der Erscheinung von unsern Sinneswerkzeugen ab; aber aus dem Wechsel in den Erscheinungen müssen wir die Verschiedenheit der Dinge folgern, die sie erregen. Die Unterschiede in den Erscheinungen müssen den Unterschieden der Dinge parallel laufen."

Es ist nicht der leiseste Grund ersichtlich, warum die Natur den Menschen (der ja selbst ein Naturproduct ist und alle seine Erkenntnißmittel von ihr empfangen hat) in seinen Empfindungen und Vorstellungen betrügen soll. Man kann von einem Gegenstande, z. B. einer Rose, ein photographisches Bild entwerfen. Daß nun dieses Bild in unserem Gehirn dieselbe Vorstellung auslösen sollte, wie das Original, wäre undenkbar, wenn nicht die Vorstellung ein hinreichend getreuer Dolmetscher der Wirklichkeit wäre. Eine Probe von der Richtigkeit unserer Vorstellungen geben auch unsere Handlungen, welche von diesen Vorstellungen abhängen und welche nur dann den gewünschten Erfolg haben, wenn die Vorstellungen richtige Bilder der Objecte sind und sich mit diesen in Uebereinstimmung befinden. Auch die Aussagen der verschiedenen Sinne lauten übereinstimmend, und es wäre doch gar zu wunderbar, wenn ganz verschiedene Sinnesempfindungen zu identischen, aber falschen Vorstellungen führen sollten. Auch das geordnete Zusammenwirken der Erscheinungen in unserer Vorstellung muß seinen Grund in den Dingen selbst haben oder von außen stammen. „Entspränge diese Ordnung in unserem Subject, wie könnten alle Menschen und selbst die höheren Thiere die gleiche Vorstellung davon haben?" Die bekämpfte Lehre der Philosophie von der absoluten Verschiedenheit von Ding und Vorstellung oder, was auf dasselbe hinausläuft, von der absoluten Nichterkennbarkeit der Dinge, welche eine total willkürliche ist, und gegen welche sich jede natürliche Auffassung auf das Heftigste sträubt, würde Annahmen von absoluter Absurdität Thor und Thür öffnen und gleichbedeutend sein mit dem Bankrott jeder Wissenschaft. Allerdings giebt sich der Verfasser, wie er am Schluß des betreffenden Capitels bemerkt, der Hoffnung nicht hin, daß seinen Gründen, die hier nur im Auszug mitgetheilt werden konnten, von der Philosophie auch nur das geringste Gewicht beigelegt werden würde. Diese betrachtet, wie er bemerkt, ihre Lehre als eine gewaltige Errungenschaft und glaubt in ihr einen gordischen Knoten geschürzt zu haben, den Niemand lösen könne. Wäre diese Lehre richtig, so würden wir schließlich dahin gelangen, die ganze Sinnenwelt nur als Ausgeburt unserer Phantasie, als eine zusammenhängende riesige Hallucination betrachten zu müssen. Die Welt selbst wäre nichts als ein millionenfaltiges Hirngespinst, das mit dem Menschen entsteht, vergeht und sich fortpflanzt, und das sich vernichten ließe durch Ausrottung des Menschengeschlechts. „Denn es ist eine ganz unzweifelhafte Consequenz dieser famosen Doctrin, daß, wenn man auf einen Schlag alle Menschen und Thiere zu tödten vermöchte, durch diesen Schlag die gesammte Natur vernichtet wäre, weil es dann keine vorstellenden Gehirne mehr gäbe. Es würden weder die todtgeschlagenen Menschen und Thiere, noch die Pflanzen, die Gebirge, das Meer und die Fixsterne noch länger existiren, nur das mystische, unergründliche Ding an sich bliebe übrig."

Dem gegenüber formulirt der Verfasser sein Glaubensbekenntniß mit den Worten: Ich komme somit zu dem Ergebniß, daß die Außenwelt für uns nicht unerkennbar und daher übersinnlich ist. Wir besitzen in der Organisation unseres Körpers die Werkzeuge, sie zu erkennen; darum ist die Welt nicht bloß unsere Vorstellung, sondern in der Mannigfaltigkeit der Bewegungen, die sie ausmachen, ein unserem Erkennen zugängliches reales Object. Unser Verstand wird nicht bloß durch Hirngespinste erregt; unsere Sinne fälschen uns keineswegs die Natur. Die Naturforschung besteht nicht in einer Analyse von Phantasmagorien; ihr Object ist die Natur selbst und nicht eine Schaar psychologischer Processe. „Das Bindemittel zwischen den Dingen als Erscheinung und den Dingen an sich ist die Anpassung unseres Erkenntnißorgans an die Wahrnehmung und richtige Auffassung der Dinge." Die Philosophie in ihrer hohen und hohlen Weisheit wird diesen Standpunkt als den des „naiven Realismus" bezeichnen und verdammen, während Diejenigen, deren Verstand nicht philosophisch geschult ist, darin nach Huxley's Ausdruck die innige Verbindung zwischen Wissenschaft und gesundem Menschenverstand erkennen werden.

Im weiteren Verlauf seiner interessanten Schrift weist Reinke nach, daß Zeit und Raum, nicht, wie die Kantianer behaupten, bloß subjective Formen unseres Denkens oder Vorurtheile sind, mit denen wir an die Natur herantreten, oder sogenannte Vorstellungen a priori, sondern Bestandtheile der Natur selbst, welcher wir dieselben auf dem Wege der Erfahrung entlehnt haben. Vielleicht sind sie auch im Laufe der Zeit erblich geworden, d. h. nicht als wirkliche Vorstellung, sondern als Fähigkeit dazu. Unser Verstand ist der Raum- und Zeit-Anschauung angepaßt, und ohne dieses könnte die Naturforschung ihre Arbeit einstellen. Namentlich ist deren Gegenstand oder die Bewegung gar nicht möglich ohne Zeit und Raum, während umgekehrt der Raum nicht ohne Bewegung denkbar ist. Der Weltäther ist daher nothwendiges Erforderniß für Vermittelung dieser Bewegung. Einen ätherlosen Raum giebt es nicht. „Hier ist die Gefahr groß, daß die Schulweisheit sich in den Schlingen und Fußangeln der Sophistik verstrickt, während der einfache Verstand über dieselben hinwegschreitet." Ebenso wie der Raum- und Zeitbegriff ist auch der Causalbegriff nicht, wie die Philosophen behaupten, subjectiv oder angeboren, sondern aus der Erfahrung stammend.

Auf die Besprechung der Lebenserscheinungen übergehend erklärt Reinke die ehemalige Erklärung derselben aus einer besonderen „Lebenskraft" heute für vollständig überwunden. „Es handelt sich in der Physiologie nicht mehr um die Zauberkünste einer eingebildeten Lebenskraft, sondern um ein Erkennen des gesetzmäßigen Geschehens im Lebensproceß und um den Versuch, die Lebenserscheinungen soweit wie möglich auf Principien zurückzuführen, die für die Erscheinungen der gesammten Körperwelt Giltigkeit besitzen." Das Gebilde, in welchem sich die Lebenserscheinungen am concentrirtesten darstellen, ist bekanntlich die Zelle und deren wichtigster Teil oder der Zellkern, ein äußerst complicirtes Gebilde von feinster Structur, welches zwar in Einzelheiten bei den verschiedenen Thier- und Pflanzentypen verschieden ist, aber in den wesentlichen oder Grunderscheinungen überall übereinstimmt. Womit die principielle Identität aller Lebensformen bewiesen ist oder wenigstens eine mächtige Stütze erhält! Alle Zellen, welche einen Organismus zusammensetzen, stammen jedesmal auf dem Wege der Theilung von der ersten oder Keimzelle ab, und diese Abstammung der Zellenorgane von ihresgleichen zieht sich Kettenweise durch die verschiedenen Generationen der Thier- und Pflanzengeschlechter hindurch.

In chemischer Beziehung nehmen an dem Aufbau der Zelle keine anderen Grundstoffe Theil, als solche, welche auch in der anorganischen Natur enthalten sind, womit bewiesen ist, daß auch die chemischen Grundkräfte, welche den Leib der Pflanzen und Thiere zusammenhalten, keine anderen sind als diejenigen, welche wir in der unbelebten Materie wirksam sehen. So wenig es eine Lebenskraft giebt, so wenig giebt es einen Lebensstoff. Daher es auch gelingt, auf rein chemischem Wege einen großen Theil organischer Substanzen künstlich herzustellen, womit zugleich die Möglichkeit der künstlichen Erzeugung aller organischen Verbindungen, soweit dieses bis jetzt noch nicht gelungen ist, feststeht. Der ehemals festgehaltene traditionelle Unterschied zwischen organischer und anorganischer Chemie ist damit gefallen und wird nur noch äußerlich festgehalten. Uebrigens ist das Protoplasma oder der Zellen-Inhalt ein Gebilde von einer äußerst complicirten chemischen Zusammensetzung, wobei nicht das Eiweiß, wie man bisher annahm, sondern die sog. Proteïnstoffe die Hauptrolle spielen. Der Zellenleib ist gewissermaßen ein in fortwährendem Betrieb befindliches chemisches Laboratorium, in welchem verschiedenartige chemische Processe oder ein beständiger Stoffwechsel unterhalten werden. Auch die Reizbarkeit, diese unterste Stufe der Empfindung, bedingt keinen fundamentalen Unterschied des Lebendigen und des Unbelebten; denn Reizwirkungen können im Bereich des letzteren ebenso auftreten, wie in dem des ersteren.

Eines der größten und wunderbarsten Räthsel der Naturforschung bilden die Vorgänge der Sexualität oder der Befruchtung durch das Zusammenkommen eines männlichen und eines weiblichen Keimstoffs von in der Regel mikroskopischer Größe und diejenigen der Vererbung. Enthalten doch die Keimzellen der größeren Thiere und Pflanzen der Anlage nach alle Eigenschaften des erwachsenen Thieres und der erwachsenen Pflanze und müssen demnach eine Feinheit der anatomischen Structur und der chemischen Zusammensetzung besitzen, von der wir uns keine Vorstellung machen können, da unsere Sehkraft hier ein Ende hat. Die Eier oder Samen verschiedener Thiere oder Pflanzen können einander vollkommen gleichsehen; dennoch muß ihr Inneres grundverschieden sein. So muß der specifische Blumenduft jeder einzelnen Blumenpflanze bereits in deren Keimzellen vorgezeichnet sein. Oder Millionen menschlicher Spermatozoiden, welche unter dem Mikroskop alle gleichsehen, übertragen alle specifischen Eigenschaften des Vaters auf Kinder, Enkel, Urenkel u. s. w., kurz, auf die Millionen von Zellen, die davon abstammen. Jedenfalls ist das Problem der Vererbung, welches zum Zwecke seiner Erklärung eine große Menge unhaltbarer Hypothesen zu Folge gehabt hat, ein Zellenproblem. Wie aber der Impuls der Vererbung auf die materiellen Theile der Zellen einwirkt, wird uns wohl ewig ein unlösbares Räthsel bleiben — man müßte denn der eigenthümlichen Theorie des Verfassers von den sogenannten „Dominanten" beistimmen, welche nach seiner Ansicht gewissermaßen wie kleine Herrgötter oder als „intelligente Kräfte zweiter Hand" über allen Vorgängen der organischen Welt wachen und dieselben nach Grundsätzen der Zweckmäßigkeit lenken und leiten; welche die „verborgenen Chemiker der Zellen und die unsichtbaren Baumeister der Pflanzen und Thiere" bilden, und deren Leistungen „nur den Leistungen einer vielseitigen, sicheren und außerordentlich hohen Intelligenz vergleichbar" sind. Glücklicher Weise scheint sich der Vater dieser eigenthümlichen Theorie, welche, wie dieses so oft geschieht, ein Wort an die Stelle einer Erklärung setzt oder ein unlösbares Problem durch ein anderes ersetzt, über deren Schicksal keiner Täuschung hinzugeben, da er die Befürchtung ausspricht, daß die Dominanten als „wesenlose Schatten" oder als „eine Fiction, als ein Heer von Gespenstern" würden bezeichnet werden. Uebrigens sind die Dominanten nach der Meinung ihres Erfinders gewissermaßen nur Handlanger in den Händen einer „kosmischen Vernunft" oder „Weltseele", welche ihrem Wesen nach abermals ein „unlösbares Problem" für sich bildet. Diese letzte Erklärung ist bekanntlich nicht neu; sie hat in der Religions-Philosophie von jeher unter dem Namen des „Pantheismus" eine Rolle gespielt und spielt sie noch. Dennoch bekennt sich Reinke im Widerspruch damit zum eigentlichen Theismus und zum Anhänger der Mosaischen Schöpfungstheorie, was ja auch mit dem Titel seiner Schrift „Die Welt als That" zusammenstimmt, da die That nothwendig einen Thäter voraussetzt.

Eine Kritik dieses aus Naturwissenschaft plötzlich in Theologie umschlagenden Standpunktes ist entbehrlich, da dieselbe von philosophischer, wie naturwissenschaftlicher Seite längst geliefert ist, und da die moderne Naturforschung mit Recht auf Grund des Causalitäts-Gesetzes jede Anrufung außer- oder übernatürlicher Einwirkungen perhorrescirt. Die Annahme solcher Einwirkungen ist für eine philosophische Naturforschung, was Arsenik für den Menschen; sie stirbt daran oder löst sich in einem unthätigen Glauben auf. Schließlich noch die Bemerkung, daß Reinke da, wo er sich auf Darwin's Meinung über die Schöpfung der ersten Urorganismen durch göttliche Allmacht beruft, in einem vollständigen Irrthum befangen ist. Bekanntlich hat Darwin seine anfänglich genährte Hypothese von einer oder einigen, durch übernatürliche Einwirkung geschaffenen Stammformen in den späteren Auflagen seiner Schriften weggelassen und seine Uebereinstimmung mit den von anderen (namentlich deutschen) Schriftstellern in dieser Frage gezogenen Consequenzen theils ausdrücklich, theils stillschweigend anerkannt.

Literatur und Kunst.

Dante's Beatrice.

Von Emil Kurzbauer.

Einer der besten Kenner der italienischen Literatur, der Wiener Romanist Marcus Landau, hat einmal Dante's „Commedia", der erst die Nachwelt das Beiwort „divina" verlieh, einen Ostergesang genannt. Und völlig mit Recht. Am Charfreitag 1300 tritt der Dichter seine Wanderung an; die schöne Jahreszeit („la dolce stagione") spielt eine große Rolle schon im ersten Gesang, und in ewigem Lenze prangt das irdische Paradies. „Man sollte", schreibt Marcus Landau, „zumeist in der Osterzeit und im Frühling sich mit Dante beschäftigen, denn er ist ja der Sänger der Hoffnung und der aufsteigenden Sonne." Dann aber fange man getrost mit seiner „Vita nuova" an, worin der junge Dante seinen Liebesfrühling poetisch geschildert, einem Vorspiel zur Commedia, einem Werke des noch hoffnungsreichen, vom Leben noch nicht schwergeprüften Dichtergenies. Es ist zugleich ein Commentar zu seinem Leben und Dichten, zu seinem größten Werk und seiner einzigen Liebe. Die alte Streitfrage über Dante's Beatrice wird durch diese bedeutsame Jugendschrift zwar nicht geklärt, aber doch in eine aparte Beleuchtung gerückt, und daher begrüßen wir die formschöne neue Verdeutschung, die bei Otto Hendel in Halle herausgekommen ist, mit großer Freude. Dr. Karl Federn hat diese prächtige Uebersetzung verfaßt und mit einem ebenso wissenschaftlichen als geistvollen Commentar versehen. Endlich einmal auf dem durch gelehrten Raubbau verödeten Dante-Felde eine schöne, reife, herzerfreuende Frucht!

Dante hat uns die Geschichte seiner Jugendliebe in diesem merkwürdigen Büchlein erzählt, das Federn freilich mit dem Entstehungsjahre 1292 zu früh ansetzt, und in dem Dante zu einer Anzahl im Verlauf von zehn Jahren verfaßter Gedichte einen

Commentar in Prosa fügte, der die Entstehung und Beziehungen der einzelnen Gedichte erklärt. Der Dichter erzählt uns darin, wie er sich neunjährig in das um ein Jahr jüngere Mädchen, das er damals zum ersten Mal, in einem blutrothen Kleidchen sah, verliebte, welche ungeheure Macht diese Liebe allmälig über ihn gewonnen, welche Seligkeit und welchen Schmerz sie ihm bereitet, was er gethan, um sie zu verbergen, und was daraus erfolgte, er erzählt uns neben wenigen äußeren Ereignissen die innere Geschichte seiner Liebe, die Peripetien und Katastrophen in seiner Seele, und berichtet uns schließlich in erschütternder Weise das traurige Ende, das sie genommen, indem die Geliebte am 9. Juni 1290, kaum vierundzwanzig Jahre alt, starb. Er nannte dieses Buch bezeichnend genug das „Neue Leben". Federn nennt es eine wahre Feiertagsweise, schlicht und ergreifend erzählt, mit feinster Psychologie, so lebenswahr, so vollkommen, daß vielleicht nur der es ganz aufzunehmen im Stande ist, der in früher Jugend Aehnliches empfunden und erlebt hat. „Es ist das lieblichste Buch, das das Mittelalter hervorgebracht hat. Alles darin ist Weichheit und Zartheit, stille, sehnsuchtsvolle, fromme Empfindung, eine Zartheit, die Vielen von uns gar nicht mehr zugänglich ist. Nirgends zeigt sich die Spur der künftigen Energie und Härte, der künftigen Knappheit und schroffen Linienführung und der künftigen Fülle an Bildern. Eine Welt von Schicksalen mußte an ihm vorübergehen, ehe aus dem Autor des „Neuen Lebens" der Dichter der „Divina Commedia" wurde.

Mit einem prachtvollen Auftact beginnt das liebenswürdige Büchlein — (zugleich eine Probe von Federn's Uebersetzerkunst):

Jede verliebte Seele, jedes Herz, das rein,
Vor deren Antlitz diese Verse kamen,
Grüß' ich in ihres Herrn, in Amors Namen,
Und ihre Meinung möcht' ich gern vernehmen:
Es mochte um die vierte Stunde sein,
Der Zeit, in welcher alle Sterne glüh'n,
Als unvermuthet Amor mir erschien;
Noch, denk' ich dran, will mich ein Schauer lähmen!
Fröhlich schien Amor mir, in Händen hielt
Mein Herz er, und in seinen Armen lag
Madonna schlafend in ein Tuch gehüllt.
Dann weckte er sie auf, und sie mit Beben
Aß still mein glühend Herz. Es graut der Tag,
Und weinend sah ich ihn von dannen schweben.

Das zierliche kleine Mädchen, das er an jenem Frühlingstage zum ersten Mal sah, hat Dante's Seele erfüllt und an sich gerissen, es hat die Welt in ihm imprägnirt und gestaltet; und heute, wo die ganze wirkliche dröhnende Welt, die ihn umgab, ein Traum und ein Schatten geworden ist, heute liegt jene Welt in ihm mit ihrer Feiertagsluft, mit ihrem reinen blauen lichten Schein, mit ihrer rührenden Trauer, in der „Vita nuova" lebendig vor uns — und das Mädchen, das diese Welt hervorrief, ist ein berühmtes Geheimniß geworden und vielleicht die höchste, eigenthümlichste Illustration zu dem nicht so leicht zu fassenden Satze Goethe's „das ewig Weibliche zieht uns hinan", der übrigens, nebenbei bemerkt, nach Pochhammer's Nachweis, fast wörtlich in der „Commedia" vorkommt.

Das „Neue Leben" sagt uns wenig oder nichts von der Geliebten selbst, es ist die innere Welt, die sein Gegenstand ist, und in dem Spiegel der Seele sind gar seltsame Gestaltungen möglich. Da wächst das Bild der Geliebten zu jener Höhe empor, daß die Himmel ihres Lobes voll sind, und Gott über sie spricht, und daß Dante nach ihrem Tode in die Worte des Jeremias ausbricht: „Wie liegt die Stadt so verödet, die der Menschen voll ist! Wie ist zur Wittwe geworden die Herrin der Völker!" Und nachdem er erzählt hat, wie er ihr nach ihrem Tode fast untreu geworden und sich ihr wieder zugewendet, spricht er von einer letzten wunderbaren Vision und schließt mit den Worten: „Und darum, wenn es dem, durch den alle Dinge leben, gefallen wird, daß mein Leben noch einige Jahre währe, hoffe ich, von ihr in einer Weise zu sprechen, wie noch von keiner je gesprochen worden! Und dann möge es ihm, der da Herr aller Huld und Gnaden ist, gefallen, daß meine Seele eingehen könne, die Herrlichkeit ihrer Herrin zu sehen, die da verklärt das Antlitz dessen schaut, qui est per omnia saecula benedictus."

Es ist indessen lange Zeit vergangen, ehe dieser jugendliche Plan zur Ausführung kam, ja er hat Dante's ganzes Leben verlangt, und es hat etwas Ueberwältigendes, sagt Federn, wie wörtlich die letzten Zeilen in Erfüllung gegangen sind. Auf so klarem und geradem Weg, wie er damals meinte, kam er nicht dahin. Das Schicksal freilich kennt keine Irrwege noch Abwege, mögen sie auch dem Menschen so erscheinen. — Wie er uns in dem „Gastmahl", einem späteren Werk, in welchem Beatricens flüchtig Erwähnung gethan wird, selbst erzählt, hat Dante aus der tiefen Verzweiflung, in die ihr Tod ihn gestürzt, zunächst nur in den Studien Heilung gesucht. Bald aber hat er sich in's Leben zurückgewendet. Wir wissen, daß er einige Jahre später geheirathet und zweifellos nicht glücklich geheirathet hat. An den politischen Kämpfen seiner Vaterstadt hat er sich auf's Lebhafteste betheiligt, in diesen Kämpfen ist seine Partei hauptsächlich durch das Eingreifen des Papstes Bonifacius, dem Dante bis an seinen Tod unerbittlichen Haß bewahrte, unterlegen und er selbst verbannt worden. Vertrieben, irrend, voll Sehnsucht nach Florenz und voll Empörung wider seine Mitbürger, durch ganz Italien und Frankreich umherstreifend, oft fast zum Betteln genöthigt, hat er neben seinen gelehrten und politischen Schriften die Göttliche Komödie verfaßt, deren letzte Gesänge erst nach seinem Tode zum Vorschein kamen.

Aus dem Werk, das ursprünglich nur zur Verherrlichung Beatricens bestimmt war, ist eine weltumfassende Dichtung geworden, die in der Literatur der Völker außer dem Faust Goethe's nicht ihres Gleichen hat, die er mit vollem Recht ein „Heiliges Lied" nennen durfte, „an welches Erd' und Himmel Hand gelegt". Den Keim dazu aber finden wir bereits in der Vita Nuova; die Liebe zu Beatricen ist das seelische Band, das sich durch den Geistesgang Dante's zieht und das letzte ungeheure Werk mit dem ersten jugendlichen verbindet. Zum richtigen Verständniß der Göttlichen Komödie ist die Kenntniß des Neuen Lebens unerläßlich, „in der wir wie in einem leichten fernen Wölkchen am Horizont, schon all' das Ungeheure nahen sehen, den Sturm, die Höllenerfahrungen und die Verklärung, kurz den ganzen Schicksalsdrang, der die Göttliche Komödie schaffen wird."

Die aber, die ihn zu all' dem führt, der er all' das Herrliche verdankt, ist Beatrice. Der Geist der halbvergessenen Jugendgeliebten ist es, der sich des in den Irrgängen des Lebens Verirrten annimmt und ihm den Schatten Virgil's sendet, der ihn durch die ganze Hölle führt und ihm die Seelen in Pein zeigt, der ihn den Läuterungsberg hinaufführt bis in's irdische Paradies, wo ihn Beatrice mit vorwurfsvoller Liebe empfängt und ihn durch die neun Himmel emporgeleitet in's Empyreum, wo sich, eine ungeheure weißleuchtende Rose, das himmlische Paradies ausbreitet, wo um die heilige Dreieinigkeit, um Gott selbst, die Seligen sitzen und die Engel gleich leuchtenden Bienen von Blatt zu Blatt fliegen. Hier sitzt Beatrice in den innersten Reihen am vierten Platz: den ersten hat die Jungfrau Maria inne, den zweiten Eva, den dritten Rahel, den vierten Beatrice; in der entgegengesetzten Reihe, in der die heiligen Männer sitzen, hat Johannes der Täufer den ersten Platz, der Jungfrau gegenüber, den vierten, der dem Beatrice's entspricht, der heilige Augustinus. Da drängt sich mit Recht die Frage auf: wer war diese Beatrice? Welche Vermessenheit von Dante, seiner Geliebten solch einen Platz anzuweisen? Ja im irdischen Paradiese ist sie ihm folgendermaßen erschienen: In der Processsion der triumphirenden Kirche erscheint ein Wagen, von einem Greifen gezogen, dessen Flügel bis in den

Himmel reichen, der die doppelte Natur Christi bedeutet, und auf dem Wagen, der die Kirche Christi darstellt, steht verschleiert in königlicher Haltung Beatrice.

Da mußte Jedem einleuchten, daß da mehr gemeint war als ein bloßes Wiedersehen mit dem am 9. Juni 1290 verstorbenen Mädchen. Das Mittelalter war ja wie keine andere die Epoche der Allegorien und des Symbolismus. Beatrice auf dem Wagen, der die Kirche darstellt, muß den wesentlichen Inhalt der Kirche bedeuten; so viel ist klar; über eine schärfere Definition war und ist man nicht einig. Die Einen sagen: die Theologie, Andere: die active Intelligenz, wieder Andere: die geistliche Autorität, die Offenbarung, die vollbringende Gnade, die Inspiration, den Glauben und Aehnliches; alles Begriffe, die das Mittelalter scharf voneinander abgrenzte. Beatrice bedeutet in der „Göttlichen Komödie" das Höchste, was Dante kennt, den wesentlichen Geistesinhalt der Kirche, wie er sie sah, die aus Gnade gewährte höchste Erleuchtung, die dem Menschengeschlechte gegeben werden kann. Wer aber war das irdische Weib, das zu einem so hohen Symbol transfigurirt wurde? Wer war sie, die gefeiert worden ist, wie nie ein Weib vorher, die ihren Geliebten durch die Himmel führen durfte, die als der den Menschen gegönnte Strahl des himmlischen Lichtes selbst dargestellt wurde? Es ist begreiflich, daß diese Frage die Neugier der damaligen wie der späteren Geschlechter auf's Lebhafteste interessirt hat.

Dante's Werke, belehrt uns Federn, wären lauter Nova und so wenig er sich scheute, von seinem Erscheinen in Himmel und Hölle zu berichten, so wenig hätte er sich gescheut, ein Mädchen zu besingen, das ihm so preiswürdig und herrlich erschien wie Beatrice, wenn auch Andere nichts Aehnliches gethan hätten. Mit Recht sagt Scartazzini zu diesem Punkte: „Wenn wir einerseits die Troubadours ordentlich kennen, so kennen wir andererseits Dante noch besser und wissen, daß er in sittlichen und sexuellen Dingen vielleicht noch etwas strenger dachte, als man nicht nur im vierzehnten, sondern als man gemeiniglich im neunzehnten Jahrhundert darüber denkt." Das hindert gar nicht, daß der leidenschaftliche Dichter in der Zeit seiner Verirrung, die er später selbst so strenge verdammte, auch vermählte Frauen geliebt hat. Wir wissen gar nichts Näheres von Dante's Liebesverhältnissen, wir wissen nicht, ob seine Liebe jemals glücklich oder unglücklich war, wir wissen nur, daß er auch in späteren Jahren noch Frauen gefeiert hat, zum Mindesten eine, und wir wissen, daß Niemand die verbrecherische Liebe Francesca's und Paolo's so schildern kann, so ergreifend, so wahr und vor Allem so theilnehmend, wie Dante es im fünften Gesang der Hölle gethan, der nicht Aehnliches empfunden hat. „Es giebt Dinge, die man erlebt haben muß", sagt Federn.

Diese Unwissenheit und der deutliche Symbolismus der „Göttlichen Komödie" hat Manche veranlaßt, an der Existenz einer Beatrice überhaupt zu zweifeln und sie auch im „Neuen Leben" für eine bloße Allegorie zu erklären. Die Neueren, die so auslegten, kamen in erbaulicher Einigkeit zu dem Resultate: Rossetti, daß Beatrice das römische Kaiserthum bedeute, während P. Gietmann im Gegentheil nachweist, sie sei Niemand anders als die römische Kirche. Francesco Perez wiederum erklärt sie für die active Intelligenz und Professor Bartoli für das Idealweib. Schon Viele haben ironisch gefragt, warum gerade der neunjährige Dante das achtjährige Kaiserthum auf der Straße gesehen, warum es sich über ihn lustig gemacht, warum die Kirche in die Kirche gegangen und die active Intelligenz am 9. Juni 1290 gestorben sei, und hundert ähnliche Dinge, die nicht einzusehen sind. Einer widerlegt übrigens den Anderen, und viel Anklang hat Keiner gefunden, meint Federn.

Boccaccio erzählt von zahlreichen Liebesverhältnissen aus Dante's späterem Leben, und Andere haben noch mehr dazu erfunden. Als diese Geschmacklosigkeit ihren Gipfel erreicht hatte, schlug sie in die entgegengesetzte um, und insbesondere Scartazzini kann seinem prüden Bestreben nicht genug thun, Dante von jedem derartigen Vorwurf zu reinigen und wiederholt immer und immer wieder, was für eine kalte und trockene Gelehrtennatur Dante gewesen sei. „Eines ist so verkehrt wie das andere", schreibt Federn. „Wir sind heute gegen solche Dinge nicht mehr so furchtbar streng und prüde. Daß Dante eine feuerige, liebeglühende Natur war, das springt aus jeder Zeile seiner Schriften in die Augen. Daß er andererseits ein sittlicher Mensch und kein Salonliebhaber von Beruf und vermuthlich auch kein Mensch von brutaler Sinnlichkeit war, ist ebenso klar. Aber einem Menschen die Leidenschaften absprechen, ihn gewissermaßen entmannen, unter dem Vorwand, ihn zu rechtfertigen, ist eigentlich ein seltsames Beginnen. Man braucht ihn in dieser Richtung weder anzuklagen noch zu vertheidigen. Wir haben genug an dem geschmacklosen Unsinn, den wir auf diesem Gebiet noch immer über Goethe hören müssen."

Es giebt ein an Cino da Pistoja gerichtetes Sonett Dante's, das geradezu ein erotisches Selbstbekenntniß darstellt und so viel Licht auf seinen Seelenzustand wirft, daß es die Umdunkelungen der Ausleger, die Alles herbeizogen und gelten ließen, nur das Natürliche und Menschliche nicht, geradezu unbegreiflich erscheinen läßt. Es lautet:

Mit der Liebe war ich stets zusammen
Seit der neunten Sonne meines Lebens,
Hab' erfahren, wie sie spornt und zügelt,
Qual und Wonne kenn' ich ihrer Flammen.
Geist und Muth kämpft wider sie vergebens,
Wer's versucht, der will mit Glockenschallen
Die Gewitter bannen, wenn beflügelt
Die Wolkendonner aneinander prallen.
Auf dem Plan, wo sie den Ringkampf leitet,
War der freie Wille niemals frei,
Klugem Rath die ganze Macht entgleitet.
Oft trifft mit neuen Sporen sie die Flanken,
Zwingt auf neue Wege ohne Treu,
Wenn des alten Reizes Schwingen sanken.

Beatrice selbst sagt später zu den Engeln, die für ihn bitten:

„Mein Antlitz einst hielt anfrecht seinen Sinn,
Er lag in meiner jungen Augen Band,
Und auf dem rechten Pfade schritt er hin.
Doch da ich an der Jugend Grenze stand,
Und aus dem Leben schied zur sel'gen Schaar,
Ging er von mir, und seine Treue schwand.
Da ich vom Fleisch zum Geist erhoben war,
Gewachsen war an Schönheit und an Macht,
Da bracht' er Andern seine Liebe dar."

Es kann uns genügen, daß Dante gegen sich selbst Zeugniß abgelegt und sich gerichtet hat. Denn was sollte es anders bedeuten, daß Dante bei allen Bußen des Läuterungsberges frei nebenher geht und nur durch das Feuer, in dem die Sünden sinnlicher Liebe gebüßt werden, selbst hindurch muß und zitternd und zaudernd steht, bis Virgil ihn mahnt, daß Beatrice ihn drüben erwartet? Scartazzini und Andere behaupten, all' die vielen Canzonen, in denen Frauen gepriesen werden, seien allegorisch gemeint. Aber Federn kommt zu folgendem Endergebniß: Beatrice ist ein Symbol; Beatrice im „Neuen Leben" und Beatrice in der „Göttlichen Komödie" sind ein- und dieselbe. Dante hat ein irdisches Weib geliebt, und dieses irdische Weib war Beatrice und war die Erleuchtung des Himmels selbst. Und umgekehrt: die Beatrice der „Göttlichen Komödie" ist auch zugleich die irdische Jugendgeliebte. Sie war für ihn das Süßeste, was Gott schaffen konnte, etwas von himmlischer Natur, das zu seinem Ursprung zurückkehrte, ein liebliches Wunder, ein „Novum", eine „Neun", deren Wurzel die „Drei" ist, also etwas, was die höchste Dreifaltigkeit selbst in liebender Absicht geschaffen. Sie war für ihn eine Emanation des Himmels, eine Concentration aller Herrlichkeit, sie mußte für ihn zum Symbol des Höchsten

werden. Dante nahm das wirkliche Weib, das er liebte, und verklärte es. Er wagte es, in's Leben zu greifen wie überall. Er erfand nicht ein irdisches Weib für die Himmlische, sondern er sah das Himmlische im Irdischen. Und daß sie starb und in's Reich der Geister einging, das machte ihm die Sache völlig leicht. Nun existirte sie ja ohnehin nur mehr als Geist, alles Körperliche war abgestreift, und welchen Rang sie drüben angewiesen erhielt, das konnte sie nicht mehr wesentlich verändern. Dante erklärt den Vorgang selbst ganz deutlich in den Versen des „Neuen Lebens“:

„Denn ihre wonnesame Schönheit ward,
Nachdem sie schied aus unserem Verein,
Verklärt zu geistiger Schönheit hoher Art,
Die durch die Himmel gießet
Ein Liebeslicht, das alle Engel grüßet,
Und jener hohen Geister Seligkeit
Erstaunen macht ob solcher Lieblichkeit.“

Ob sie Dante wieder geliebt? fragt Federn. Es scheint ihm aus Andeutungen Dante's hervorzugehen und aus der ganzen Art, wie er von ihr spricht. Aber schließlich ist das gleichgiltig. „Es mochte ein schönes florentinisches Mädchen gewesen sein, das gar nicht fähig war, einen Mann wie Dante zu verstehen, das vielleicht nur mit flüchtigem Mitleid und Kopfnicken an ihm vorüberging, obwohl dies nicht wahrscheinlich ist, denn nur die ersten Sonette klagen über ihre Grausamkeit, alle späteren sind nur Freude und Bewunderung. Aber, wie gesagt, auch das könnte uns gleichgiltig sein, auf ihn jedenfalls hat sie diese ungeheure Wirkung ausgeübt, daß er um ihretwillen „aus der gemeinen Schaar herausgetreten“. Das Bild, das sie im Dichter ließ, das allein ist das für uns Wesentliche. Wir kennen sie ja nur aus diesem Bilde. Sie ist in unzähligen Liedern gepriesen von unzähligen Künstlern gemalt worden, aber wir wissen nicht, wer sie war, noch wie sie aussah.

Jedenfalls war es also nicht die Beatrice Portinari, verehelichte di Bardi. Es scheint auch, daß sie gar nicht Beatrice geheißen hat. Dort, wo zum ersten Male von ihr die Rede ist, heißt sie „die verklärte Herrin meines Geistes, die von Vielen, die nicht wußten, wie sie sie nennen sollten, Beatrice genannt wurde“. Beatrice aber heißt die Beseligerin. Wer sie war, das wissen wir nicht und werden es wohl nie wissen. Das Weib, das am Meisten gefeiert worden, dessen Name ist, wie es scheint, auf immer verloren gegangen.

Das Theater als Erzieher.

Von Heinrich Fabricius.

Der große Dichter, der sich das Theater, das heute fast nur noch zu einem Ort der Unterhaltung geworden, als moralische Anstalt dachte, nennt die Schaubühne „eine Stiftung, wo sich Vernügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet“. Also ein Erziehungsmittel ohne den unbequemen Beigeschmack des Schulzwanges und daher gewiß auch von erhebender Wirkung auf das Kindergemüth. So dachte wohl die verdienstvolle Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege künstlerischer Bildung, und nach ihrer an dieser Stelle gewürdigten Ausstellung für künstlerischen Bilderschmuck der Schule veranlaßte sie im vergangenen Jahr eine Reihe classischer Aufführungen für die Oberclassen der städtischen Volksschule. Die Vorstellungen fanden an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen von $1^3/_4$ Uhr an statt. Das ganze Stadttheater mit allen Plätzen wurde dem Ausschuß für Schüler und aufsichtführende Lehrpersonen gegen eine Entschädigung von 500 Mark für jede Vorstellung zur freien Verfügung gestellt. Da gegen 8000 Kinder der ersten Classen und Selecten der Volksschulen — auf diese Schulgattung sollte die Veranstaltung zunächst beschränkt bleiben — Theil zu nehmen hatten, mußte eine viermalige Wiederholung jeder Vorstellung in Aussicht genommen werden. In einer soeben bei C. Boysen in Hamburg erschienenen Brochure „Unsere Volksschüler im Stadttheater“ ist nun ein sehr ausführlicher Bericht über das erzieherische Ergebniß dieser Schülervorstellungen niedergelegt, worin die Leiter des Unternehmens, vor Allen Schulrath Mahraun, C. Japp und der treffliche Jugendliteraturkenner H. Wolgast, ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Hoffnungen aussprechen. Es lohnt sich, bei diesem Versuch einmal vom localen Interesse abzusehen und das allgemein Giltige zu erörtern.

Schon die Vorgeschichte des pädagogischen Experiments ist wissenswerth. Zunächst mußte festgestellt werden, welche Dramen in den Volksschulen gelesen werden. Eine durch das Bureau der Oberschulbehörde veranstaltete Umfrage ergab folgendes: An etwa 100 Volksschulen wurden Dramen gelesen, und zwar: Wilhelm Tell an 94, Minna von Barnhelm an 57, Die Jungfrau von Orleans an 33 Schulen. Auch Wallenstein, Maria Stuart und Götz von Berlichingen waren an einer Reihe von Schulen zur Behandlung gekommen. Damit war das Repertoire gegeben. Ende Januar wurde mit Tell der Anfang gemacht, dann in ununterbrochenem Anschluß Minna von Barnhelm und die Jungfrau von Orleans gegeben. Wie konnten nun die 500 Mark für jede Vorstellung gedeckt werden? So reich die Lehrervereinigung an Plänen und Hoffnungen war, so arm an Geld. Es blieb nichts übrig, als von den Besuchern, Lehrern wie Kindern, ein Eintrittsgeld zu erheben. Wenn man 2000 Karten ausgab und für jede Karte 25 Pfg. forderte, so waren die Kosten gerade gedeckt. Sollten aber die harten und zum Theil ungünstigen Plätze der Gallerie denselben Preis kosten, wie die bequemen Polstersitze des Parkets und der Logen des vornehmen ersten Ranges, so forderte die Gerechtigkeit einen Wechsel derart, daß die bei der ersten Vorstellung bevorzugten Schulen bei dem zweiten und dritten Stück minder gute Plätze einzunehmen hätten und umgekehrt. Die Folge hat gezeigt, daß diese Art der Vertheilung die einzig richtige sein dürfte. Die Berichte der Presse über die erste Vorstellung regten einen Menschenfreund an, dem Theaterausschuß eine größere Summe zur Verfügung zu stellen, um auch solchen Kindern, welche die 25 Pfg. nicht aufzubringen im Stande waren, den Besuch der Vorstellungen zu ermöglichen. (Kleinere Summen zur Deckung der Verwaltungskosten liefen auch von einigen anderen Seiten ein.) In einer Reihe von Schulen war zur ersten Aufführung für die Aermsten das Geld durch Lehrer und bessergestellte Mitschüler zusammengebracht worden. So sind nur ganz wenige Kinder von den Vorstellungen fern geblieben. Aus rein persönlicher Stellungnahme zum Theater haben wenige Eltern ihre Kinder zurückgehalten.

Interessant sind einige Stimmen aus den Kreisen der Darsteller. Franziska Ellmenreich bezeugt den Schülervorstellungen ihr vollstes Interesse. Doch hat sich in ihr im Laufe der zwölf Vorstellungen die Ueberzeugung befestigt, daß die Auswahl der für Kindersinn faßlichen Stücke und Darbietungen eine sehr eng begrenzte ist. Von den drei aufgeführten Stücken scheint ihr nur der „Tell“ so recht passend. Aus ihren Beobachtungen glaubt sie auch schließen zu dürfen, daß die Kinder, abgesehen von diesem letzteren Drama, mehr oder weniger sich nur an den Aeußerlichkeiten oder gröberen Effecten betheiligten, während die Bedeutung in ihrem inneren Gehalte ihnen nicht faßlich wurde. Darum meint sie, daß die Schaubühne erst für die heranwachsende Jugend sei, und man das Lebensalter, in dem Kinder in das Theater geführt werden dürfen, sorgfältig und mit möglichster Berücksichtigung der Individualität bestimmen müsse. Das ist ein sehr verständiges, aber auch ziemlich skeptisches Urtheil, das von den

zum Theil überschwänglichen ihrer Collegen stark absticht. So schreibt der Oberregisseur Horvath: „Der große Raum war mit kleinen Zuschauern dicht gefüllt, die in freudiger Erwartung herbeigeeilt waren. Es gewährt einen eigenen Genuß, dieses kleine Völkchen mit seinen freudetrunkenen Augen zu beobachten, dem erregten Sprechen, Flüstern und Kichern zu lauschen, das sich im Bühnenraum wie dumpfgrollender Donnerton anhörte. Erstes Glockenzeichen: athemlose Stille im brechend vollen Hause. Man folgt den Vorgängen auf der Bühne mit größter Spannung. Starre Unbeweglichkeit, hin und wieder unterbrochen durch Geberden des Entzückens, auch der Entrüstung und des Abscheus. Bei den ergreifendsten und packendsten Stellen der Dichtung wächst die Begeisterung; die Kleinen geben ihren stürmisch erregten Gefühlen durch laute Ausrufe und nach dem Fallen des Vorhanges durch stürmischen Beifall Ausdruck. Nun werden kleine Wortschlachten geschlagen, die Menschlein conversiren, commentiren, kritisiren, loben und tadeln mit einem geradezu gebildeten Verstand. Sie sind von dem Gebotenen elektrisirt, die begeisterte Anerkennung erreicht mit dem Schlußact ihren Höhepunkt. Diese hingebungsvolle Antheilnahme, dieses Mitempfinden, dieses Mitleben unserer kleinen Hörer rief bei uns Darstellern einen ergreifenden und herzerhebenden Eindruck hervor."

Um für ihre fernere Arbeit in der Theaterangelegenheit eine sichere Grundlage zu gewinnen, mußte der literarischen Commission der Lehrervereinigung daran gelegen sein, die Beobachtungen und Erfahrungen auch der Lehrerschaft hinsichtlich der Schülervorstellungen kennen zu lernen, vor Allem aber zu wissen, wie die Aufführungen auf die Schüler selbst gewirkt. Eine zu dem Zwecke anberaumte Versammlung bot den Collegen und Colleginnen Gelegenheit, ihre Meinungen darüber auszutauschen. Außerdem haben Lehrer und Schüler ihre Urtheile niedergeschrieben. Was den Kindern in die Sinne fällt, darüber sprechen sie sich gern und lebhaft aus; aber was ihr Herz bewegt, bleibt ihnen selbst oft unklar, und noch weniger ist es ihre Art, sich darüber in bestimmter Weise auszusprechen. Ihre Niederschriften sind zudem, wie die Begleitworte der Lehrer, sowie Form und Inhalt der Blätter besagen, meistens Erzeugnisse des Augenblicks. „Schreibt nieder, wie's Euch gefallen," so scheint in vielen Fällen die Aufforderung des Lehrers gelautet zu haben.

Aus einigen Bemerkungen ist ersichtlich, daß die Pracht der Decoration, daß Donner, Blitz und Sturm auf die empfänglichen Sinne der Kinder einen kräftigen Eindruck hervorgerufen. Wurde dadurch ihre Aufmerksamkeit von den eigentlichen Vorgängen auf der Bühne abgelenkt? Schade um die kostbare Ausstattung, wenn dem so wäre! Doch wie ein schönes Bild erst dann zur vollen Geltung kommt, wenn es sich von einem stimmungsvollen Hintergrunde abhebt und durch einen geschmackvollen Rahmen umgrenzt wird, so werden sich die Zuschauer um so leichter in die auf der Bühne dargestellte Handlung hineinleben können, je naturgetreuer ihnen die Scenerie Ort, Zeit und andere äußere Umstände derselben zur Anschauung bringt. Und daß die Kinder nicht bloß Auge und Ohr ergötzt, sondern daß auch Herz und Gemüth nicht zu kurz gekommen, das wird auch bestätigt durch zahlreiche Aeußerungen aus dem Munde der Lehrer und Lehrerinnen. Vereinzelt erhebt wohl ein Lehrer Zweifel an der richtigen Wirkung dieser oder jener Scene. So heißt es unter Anderem: „Nur wenige Kinder zeigten ein tieferes Verständniß für die Rütliscene. — Von unerwarteter Wirkung war die Verzweiflung der Armgard auf die jugendlichen Zuschauer: sie schlug in das Gegentheil um und rief fast Heiterkeit hervor. Vielleicht erklärt sich diese seltsame Erscheinung aus dem Umstande, daß Kinder auf der Bühne leicht komisch wirken, daß dies Kindern gegenüber noch mehr gilt und daß endlich diese Wirkung verstärkt wird durch das Gebahren der Armgard, welche in ihrer wilden Verzweiflung die Kinder heftig an sich preßt; für diesen Höhepunkt menschlicher Leidenschaft mochte wohl vielen Schülern das Verständniß fehlen." Die eben erwähnte unzeitige Heiterkeit der Kinder hatte, wird versichert, einen anderen Grund, als von dem Einsender des Berichtes angenommen wird. Nicht die Verzweiflung der Armgard rief das Lächeln hervor, sondern, was dem Lehrer von seinem Platze aus vermuthlich nicht bemerkbar war, der auf dem Felsen erscheinende Tell. Er war den Kindern der ersehnte Rächer, und auf seine Bewegungen machten sie einander in freudiger Theilnahme aufmerksam.

In der großen Mehrzahl der Fälle lauten die Urtheile sehr günstig. Es sei den folgenden hier Platz gegeben: „Was die Aeußerungen der Kinder über die Vorstellungen betrifft, so hat sich gezeigt, daß namentlich die häuslichen Scenen im Tell angenehm berührten, weil hierfür eben Verständniß vorhanden war. — „Wilhelm Tell" hat den Schülerinnen ganz besonders gefallen und einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Die Aufmerksamkeit der Kinder erstreckte sich hier nicht nur auf Aeußerlichkeiten, sondern auch auf den inneren Zusammenhang und die Charaktere der wichtigsten Personen. Sehr begeistert sprachen sie sich aus über Baumgarten's Rettung, die Familienscenen vor Tell's Hause, die Apfelschußscene, die Aufpflanzung des Hutes und die Vorgänge in der „Hohlen Gasse". — Einige Kinder sagten mir nach der Tellaufführung, daß sie sich die Apfelschußscene so ergreifend nach dem Lesen nicht vorgestellt und daß sie auch eingesehen hätten, warum Tell noch einen zweiten Pfeil zu sich gesteckt hätte; denn Geßler habe ihn auch zu sehr gequält ... Meine Erste konnte ihrer Nachbarin nicht genug versichern, daß sie den Geßler hasse, wie sie noch nie einen Menschen gehaßt habe. Von einem Jungen wurde mir die Bemerkung hinterbracht — natürlich im beliebten Platt —, daß er den Geßler tüchtig verhauen wollte, wenn er ihn auf der Straße träfe ... Eine Andere sagte mir, daß sie ordentlich gezittert habe um das Leben des kleinen Tell, als der Vater auf ihn den Bogen anlegte. Auch hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, wie einige Mädchen sich erst verstohlen nach allen Seiten umschauten und, als sie sich unbeachtet glaubten, schnell mit der Hand einige hervorquellende Thränen abwischten, es war bei der Apfelschußscene. — Die Knaben folgten der Vorstellung mit Verständniß und Interesse. Wenn sie in den Pausen, nachdem sie ihren Beifall kundgethan hatten, sich nach mir umsahen (ich halte es für gut, wenn der Lehrer nicht in der ersten, sondern in der letzten Reihe seiner Schüler Platz nimmt), so war ihnen das Glück vom Gesichte zu lesen, und die in der Nähe sitzenden Schüler beeilten sich, ihrer Freude in Worten Ausdruck zu geben. Der Aufsatz „Geßlers Tod" und die sinnreiche Declamation des Monologs legten nachher Zeugniß dafür ab, daß die Knaben die Pein des Vaters mit empfunden und die Beweggründe seiner That mit überlegt hatten."

Viel weniger als Tell, scheint die Jungfrau von Orleans und besonders Minna von Barnhelm angesprochen zu haben. Es sei nicht zu verkennen, den Kindern seien einzelne leicht in die Augen springende Charakterzüge der handelnden Personen aufgefallen, der Hauptsache nach aber sei das Stück ihnen bedauerlicherweise nur eine spaßige Geschichte gewesen. Just ein grober Kerl, der Wirth komisch, Franziska ein schönes Mädchen, Minna von Barnhelm in Seide, der Major groß und breit und in glänzender Uniform — es brauchten sich wahrlich nicht die ersten Kräfte des Stadttheaters zu bemühen, um den Kindern die Freude an solchen Dingen zu ermöglichen. Freilich heißt es in den Aufsätzen: die Dame in Trauer rührte mich, Just war treu, der Major edel; jedoch in den Kern des Stückes einzudringen, einen Blick in das eigentliche Innere Tellheims zu werfen, scheint der großen Mehrzahl der Schüler versagt gewesen zu sein.

Den Gewinn der Aufführungen, besonders der Aufführung des Tell, sieht ein Lehrer in Folgendem: „1. Die Kinder

haben sich einige Stunden wirklich glücklich gefühlt. 2. Ich habe in ihren Augen eine Begeisterung für das Gute gelesen, wie ich sie in den Religionsstunden noch nie hervorzurufen vermocht habe. 3. Meine Knaben — auch die wilden — haben sich gut betragen, und es ist ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß nur Derjenige, der ein anständiges Verhalten zeigt, würdig ist, in einen der Kunst geweihten Raum einzutreten." Der Behauptung der Gegner der Schülervorstellungen, daß der Besuch des Theaters nur von nachtheiliger Einwirkung auf unsere Schüler sein könne, und der Befürchtung einer Hamburger Tageszeitung, daß durch die Schülervorstellungen in den arbeitenden Schichten unseres Volkes eine für die Volkskraft und die Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt bedrohliche Genußsucht künstlich erzeugt würde, stellt ein Lehrer die Thatsache gegenüber, daß die Vorstellungen und die vorbereitende Behandlung der zur Aufführung gelangten Stücke ganz außerordentlich belebend und sehr günstig auch auf die Privatlectüre der Schüler der ihm anvertrauten ersten Classe eingewirkt haben. „Wie lange dieser günstige Einfluß bei dem Einzelnen auf die Auswahl seiner Lectüre oder die Wahl der Stücke, deren Aufführung er besucht, vorhalten wird, wer vermag's zu sagen?" So viel ist gewiß, schreiben die Hamburger Nachrichten, die drei Theaterbesuche werden den Kindern noch lange in freundlicher Erinnerung bleiben. Was die Besucher dieser merkwürdigen Nachmittags-Vorstellungen bei dem Anhören der Wechselrede auf der Bühne, bei dem Anblick der verkörperten Dichtergestalten, die sie bis dahin nur aus dem Buche und aus den Erläuterungen des Lehrers gekannt, sonst noch gefühlt — wer vermöchte es zu sagen? Wer vermag auch wahrzunehmen, wohin der Wind den Fruchtsamen trägt, den er im Vorüberjagen aufgegriffen und oft an einer weit entfernten Stelle niederfallen läßt, die ohne diese seine Vermittelung vielleicht unfruchtbar bliebe und öde für alle Zeiten?! Und ein Aehnliches darf wohl von der Einführung der armen Kinder in die Welt unserer Dichterfürsten erwartet werden. Für Viele mag der Blick in diese Welt ja nichts anderes sein noch werden, als ein seltenes Vergnügen, ein vereinzelter Strahl der Freude, der ihren lichtarmen Pfad vorübergehend beleuchtet. Auch das schon eine verdienstvolle That! Doch es hieße an der Jugend zweifeln, wenn man zweifeln wollte, daß von den Gedanken, die unsere Dichterfürsten in ihren Werken ausgestreut, nicht manche sich tiefer in die jugendlichen Seelen senken.

Alles in allem handelt es sich um die Erziehung der Jugend zur Kunst. Will Deutschland in kunstgewerblichen Dingen mit anderen Ländern concurriren, so ist es nothwendig, den Kunstsinn unseres Volkes zu heben, den Geschmack zu bilden und zu verfeinern. Wo aber kann besser und wirkungsvoller der Hebel eingesetzt werden, als bei der Jugend? Es gilt, sie vor Geschmacksverbildung zu schützen, sie in die Welt der Schönheit einzuführen, ihnen die Augen und Ohren zu öffnen für die Vorzüge eines Bildes, eines Musikstückes, eines Gedichtes, eines Schauspiels. Darum verdient der Versuch der Hamburger Lehrervereinigung den Dank aller Freunde unseres Volkes. Möge er wiederholt und nachgeahmt werden!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Sühne.

Von Matilde Serao.

Er ging langsamen Schrittes durch die römische Via Nazionale, und auf dem schönen, bleichen, abgezehrten und verstörten Gesichte lag der Ausdruck einer todeswunden Mattigkeit. Er ging mit gesenkten Augen und herabhängenden Armen, gestoßen und gedrängt von eiligen geschäftigen Leuten, aber er schien nichts zu hören und nichts zu fühlen: nur jedesmal, wenn das Horn der Pferdebahn erscholl, die von der Piazza Venezia nach Termini fuhr, zuckte Julian Sorel bei diesem scharfen Tone zusammen, blieb stehen und heftete seine glanzlosen und schmerzlich müden Augen auf den Wagen, der mit dumpfem Lärm durch die Straßen rasselte. Dann setzte er seinen Weg langsam fort, blieb vor den Läden stehen, deren Schaufenster von der Feuchtigkeit dieses Märzmorgens getrübt waren, aber in seinen Augen lag die Gefühllosigkeit, die kalte Gleichgiltigkeit eines Blinden. Dennoch blieb er einige Augenblicke vor einer Spielwaarenausstellung stehen und betrachtete eine Reihe von Puppen mit Haaren, blond wie Werg, mit Augen blauer als der blaueste Himmel, mit Wangen rosiger als Rosen: Puppen in seidenen Hemden oder in Sammet und Atlas gekleidet, Puppen gleich vornehmen russischen Damen in Pelze gehüllt, Puppen mit einer Aussteuer von Kleidern und Möbeln. Thränen verschleierten die brennenden Augen von Julian Sorel beim Anblick dieser reich gekleideten Blondinen, dieser rosigen Luxusgeschöpfe, und er mußte sich an den Thürpfosten lehnen, um nicht zu fallen. Noch gebrochener als vorher wandte er sich zum Gehen. Sein Schritt war der eines Mannes, der nicht die Kraft oder nicht den Muth hat, sein Ziel zu erreichen. An der Ecke der Via Torino, wo er einbiegen mußte, blieb er unbeweglich stehen, fast unfähig, sich der grauen Villa zu nähern, die durch das helle Grün der Bäume sichtbar wurde. Außer der tiefen Müdigkeit prägte sich auf seinem Gesichte noch ein Gefühl von Angst aus; die hübsche Villa, welche durch die blüthenbedeckten Zweige schimmerte, ließ ihn vor Schrecken erbeben. Zögernd schritt er über die Straße und drückte mit zitternder Hand auf den weißen Knopf der elektrischen Glocke. Ein Kammermädchen in Morgenjacke und blauer Cattunschürze öffnete.

„Schläft die Signora noch?" fragte Julian Sorel mit schwacher gepreßter Stimme, in der traurigen Hoffnung, eine bejahende Antwort zu erhalten.

„Nein, Excellenz, sie hat schon vor einer Stunde geläutet." Wohl hatte ihn die Kammerjungfer mit Excellenz angeredet, aber sie hatte ihn dabei mit so ungezwungener Kälte betrachtet und sich mit solcher Gleichgiltigkeit abgewendet, ohne zu beachten, ob Julian Sorel ihr folge oder nicht, daß dieser in seiner krankhaften Empfindlichkeit vor Schmerz erbebte. Er durchschritt ein großes Vorzimmer und zwei Gastzimmer, die mit echtem, ernstem künstlerischen Luxus ausgestattet waren, und trat in einen Wintergarten mit einem Glasdach. Die Wände waren mit feinen, aber undurchdringlichen orientalischen Teppichen bezogen, seltene Pflanzen und reiche eigenartige Möbel füllten den Raum, weiche Felle deckten den Fußboden, und in kostbaren Vasen aus Delster oder chinesischem Porzellan blühten exotische Pflanzen. Eine angenehme Wärme herrschte in dem Raum, und ein eigenthümlich berauschender Duft erfüllte die Luft. Er setzte sich auf einen Sessel aus Bambusrohr, stützte die Ellbogen auf die Kniee, verbarg das Gesicht in den Händen und überließ sich ganz seinen trüben Gedanken, ohne auch nur den Kopf zu erheben. Darum überhörte er auch den leichten Schritt von Gwendoline Harris. Die blonde, schlanke Frau blieb vor ihm stehen, heftete ihre kalten glänzenden Augen, deren Bläue mit dem reinsten Himmel wetteifern konnte, auf ihn und glättete mit den feinen, rosigen Fingern die flatternden weißen Federn, womit ihr weißes, mit Silber durchwirktes Wollengewand besetzt war.

„Nun?" erklang die klare, frische Stimme der Frau.

„O Gwendoline", murmelte er, noch bleicher und unfähig den Blick dieser kalten ruhigen Augen zu ertragen.

Die weiße Frau aber streckte sich auf einen weißen Divan aus, der mit Kissen von weißer Seide bedeckt war, so weich, daß man darin versank. Man sah die Füßchen in federbesetzten Pantoffeln aus weißem Sammet in ihren feinen silbergestickten Strümpfen aus schwarzer Seide. Das reiche, blonde Haar wurde von einem mit kleinen Perlen besetzten Kamme zusammengehalten, in den Ohren glänzten zwei große weiße Perlen. Sie spielte mit ihrem Federbesatz, leise wie ein Vogel, der seine

Federn glättet. „Also?“ wandte sie sich von Neuem an Julian Sorel. Er wagte noch nicht zu antworten und sah sie mit flehenden Blicken an. Gwendoline schüttelte ihr blondes Köpfchen und begann mit den kostbaren Ringen zu spielen, welche alle ihre Finger, sogar den Zeigefinger bis zum ersten Gliede bedeckten, wie bei ägyptischen Götzenbildern. „Die Geschäfte stehen schlecht?“ fragte sie weiter mit ihrer krystallhellen Stimme.

„Schlecht“, erwiderte er leise.

„Alles vorbei für immer?“

„Für immer“, wiederholte er, wie ein unheilvolles Echo.

Kein Ausdruck des Erstaunens, der Trauer oder des Mitleids trübte das rosige Frauenantlitz, diese reine, klare Stirn, diese kalten himmelblauen Augen. „Du bist ein todter Mann“, sagte sie gleichgiltig.

„Schon?“ fragte Julian Sorel, leichenfahl.

„Wozu bist Du hergekommen? Hier ist kein Kirchhof, und keine meiner antiken Truhen kann Dir als Sarg dienen“, sagte sie ruhig und hauchte auf ihren Opalring, um ihm seinen Glanz wiederzugeben.

„Ich bin gekommen, um Dich zum letzten Mal zu sehen.“

„Habe ich Dir nicht schon gestern Abend Lebewohl gesagt? Hast Du es nicht verstanden?“

„Ich habe es nicht verstanden, und ich hoffte heute Morgen noch auf den Banquier Colzado“, murmelte er kleinlaut.

„Eine eitle Hoffnung: den Todten giebt Niemand Geld.“

„Du hast Recht“, sagte er leise, den Kopf senkend.

Sie maß ihn mit einem räthselhaften Blicke. Es schien, als wollte sie die moralische Tiefe dieser Niedergeschlagenheit ermessen und erfahren, wozu er in seiner grenzenlosen Schwäche fähig sei. Verloren, erschöpft schwieg er. „Wie hoch belaufen sich Deine Schulden?“ fragte sie plötzlich mit kalter, klarer Stimme. Er hob den Kopf und sah sie träumerisch an, als habe er nichts gehört und nichts verstanden. „Wie hoch belaufen sich Deine Schulden?“ wiederholte sie, ihn mit ihren kalten blauen Augen fixirend.

„Ich weiß es nicht . . . weiß nicht . . . sprich nicht davon,“ bat er zitternd und strich mit der Hand über die Stirn.

„Du schuldest zweimalhundertsiebzigtausend Lire, ich habe die Rechnung gemacht.“ Das Gesicht des Unglücklichen verzerrte sich, als hämmerten diese harten Sätze auf sein Gehirn. „Und Du hast keinen Soldo mehr, um zu zahlen, keinen Ausweg mehr, denn alle Mittel sind erschöpft; keine Hoffnung auf Erbschaft, denn Deine Verwandten sind alle todt; keine Hoffnung auf Arbeit, denn Du verstehst nicht zu arbeiten. Du hast nur der Liebe gehuldigt; Du hast keine Hoffnung auf ein Geschäft, auf eine Speculation, denn in einem Monat, in einer Woche bist du ein Bankerotteur, ein Betrüger.“

„Gwendoline, wenn du mich liebst, schweige, schweige . . .“

„Ich liebe Dich nicht“, rief sie ruhig aus.

„Wenn Du mich geliebt hast, so schweige, tödte Du mich nicht . . .“

„Ich habe Dich nie geliebt“, sagte sie, die schönen frischen Lippen stolz zusammenpressend.

In dem Blicke Julian Sorel's lag jetzt eine solche Verzweiflung, daß die hochmüthige Frau wohlgefällig lächelte. „Wie oft . . . . hast Du mir gesagt, daß du mich liebst!“ stotterte er.

„Ich habe gelogen, selbstverständlich“, erklärte sie, „und du wußtest es ja, daß ich log. Diese Lüge machte Dir Vergnügen, das war Alles.“

„Ja, es ist wahr, diese Lüge war mein größtes Glück.“

„Und so hast Du also“, schloß sie, „Alles, was Du besessen ausgegeben und zweihundertsiebzigtausend Lire Schulden gemacht, um diese Lüge zu bezahlen! Für diese Lüge mußt Du sterben.“

„Sterben“, wiederholte er, mit einer verzweifelten Bewegung die Arme ausbreitend.

„Es war eine süße und schöne Lüge, können wir sagen“, begann Gwendoline, ihre anmuthigen Füßchen kreuzend, „und man darf dafür sterben. Glaube ja nicht, daß Deine Gläubiger sich auf einen Vergleich einlassen werden! Du schuldest Deinen Freunden Giacomo Levi, Frances Sangiorigo, Giovanni Lamarca fünfzig bis sechzigtausend Lire, aber Du hast Dich mit ihnen für immer verfeindet, und sie verfolgen Dich noch grimmiger, als die zwei Wucherer Pietro Toscano und Angelo Cabib, denen Du weniger, viel weniger schuldest, aber freilich die Procente sind angewachsen. Dann schuldest Du den Lieferanten aus Paris, Worth, Morin, allen Schneidern, die für mich auf Credit gearbeitet haben, weil Du die Hälfte Deines Vermögens ausgegeben hast. Du schuldest den italienischen Schneidern, Bellomon, Pontecorvo, den Schwestern Borla, der Tua; Du schuldest allen Juwelenhändlern, Marchesini hier, Franconieri in Neapel, allen Möbel- und Nippsachenhändlern, Janetti, Cagiati, Maria Beretta, Guglianetti in Mailand; alle diese haben Dir Credit gewährt, weil Du so viel bei ihnen gekauft hast. Aber jetzt wollen sie ihr Geld haben und mit Recht; warum sollen sie es verlieren? . . . Es sind ehrliche Leute!“

„Gwendoline, Gwendoline, sei nicht unbarmherzig, schweige, schweige, ich sterbe ja!“ schrie er schmerzvoll mit irrenden Augen.

„Weißt Du, wie hoch sich die Bilanz dieser schönen und süßen Lüge beläuft?“ fuhr sie fort, als hätte sie seine Worte nicht gehört. „Eine Million und achthunderttausend Lire. Du hast wohl kein Geld um Dich frei zu kaufen? . .“

„Ich habe keins“, gestand er in hoffnungslosem Schmerz.

„Eine Million und achthunderttausend Lire: Du mußt Deine Zuflucht zu einem billigen Selbstmord nehmen, dem Selbstmord der Lumpen, der betrogenen Dienstmädchen, im Flusse, im Tiber!“ murmelte sie mit einem schwachen Lächeln, als spräche sie zu sich selber. Er erhob seinen schmerzlich erstaunten Blick zu ihr. Und sie begriff den Sinn dieses Staunens. „Du sagst Dir natürlich, ich sei ein Ungeheuer von Grausamkeit.“

„Ich sage nichts“, stammelte der schwache Mensch.

„Du sagst es doch. Und Du hast Unrecht. Nun, wir wollen mal unsere Rechnung machen, denn wir sehen uns nicht wieder. Also fangen wir mit Dir an: was hast Du von mir gewollt?“

„Daß Du mich liebst, daß ich Dein Geliebter, Dein Freund, Dein Diener sein könne.“

„Und ich, was habe ich von Dir verlangt?“

„Nichts.“

„Und Du hast mir Alles gegeben, um meine Liebe zu gewinnen, oder damit ich mir den Anschein gebe, Dich zu lieben. So ist die Rechnung. Um Dir nun zu beweisen, daß ich nicht grausam bin, kann ich Dir nur einen Rath geben: stirb! Du hattest ein Vermögen — Du hast es verloren; eine Geliebte — Du hast sie verloren; Du hattest eine Ehre — sie hat Schiffbruch gelitten; Du hast eine feine und weiche Seele, ein empfindsames und schwaches Wesen, ein zärtliches und gefühlvolles Herz, Du hast das Bedürfniß zu genießen und glücklich zu sein. Das ist Dein größter Kummer: Du kannst Dich nicht gegen das Elend, die Verlassenheit, die Schande wehren. Also stirb, es giebt keine andere Rettung! Wie willst Du leben? Wer sich das Leben nimmt, zahlt seine Schulden, und braucht weder Ehre, noch Liebe, noch Geld. Wer sich das Leben nimmt, erlangt die tiefste Ruhe. Du hast in der Welt nichts mehr zu schaffen, also geh' fort in das große Massengrab. Dort sind keine Gläubiger, dort werden Dir die verdammten und vergötterten blauen Augen, die Dich zu Grunde gerichtet, nicht mehr leuchten.“

Bei diesen letzten Worten flammten die blauen Augen auf. Er schaute sie an und trank das tödtliche Gift daraus. Und er hörte die klare, schreckliche Stimme, und die furchtbaren tödtlichen Worte hallten in seinem Herzen wieder. „Schon vor zwei Monaten, als ich keinen Ausweg mehr sah, habe ich beschlossen zu sterben“, sagte er heiser.

„Du hast zu lange gewartet: geh', wirf Dich in den Tiber!“ sagte sie ihn ansehend, ihn hypnotisirend durch die Liebe, den Schmerz, den Schrecken.

„Ich gehe“, sagte er und stand auf.

Aber er ging nicht. Sie sah ihn noch einmal an, um seine Schwäche ganz zu bezwingen. „Geh', geh', Du wirst im Tode glücklicher sein“, — sagte sie wieder.

„Gieb mir noch einen Kuß“, bat er demüthig und kniete neben dem Divan nieder, um ihr die Mühe des Aufstehens zu ersparen. Sie wandte sich leicht dem knieenden Manne zu, nahm seinen Kopf in ihre mit Ringen bedeckten feinen Hände und drückte ihre schönen frischen Lippen auf seine Stirn. Und es schien, als flüsterten ihm ihre Lippen auch in diesem langen Kusse zu: Geh', geh' Du wirst im Tode glücklicher sein! — — — (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Abrechnung beginnt.

Herr Bernhard von Bülow hat eine Schwäche für das Semmeringhôtel, und außerdem überarbeitet er sich manchmal. In der That, wenn man die Verpflichtung übernommen hat, das leuchtende Andenken des Biebersteiner's in Vergessenheit zu bringen und den Deutschen Reichstag mit witzigen Gleichnissen Bismarckischen Ursprungs zu bezaubern, dann stellt man damit übermäßig hohe Anforderungen an die eigene Leistungsfähigkeit. Bernhard von Bülow erwies sich anläßlich des Berliner Congresses von 1878 als ein durchaus begabter Protocollführer, und auch die andern kleinen, allerdings kaum sonderlich verantwortungsvollen Aufgaben, womit der erste Kanzler ihn betraute, lagen immerdar in guter Hand. Seine Nerven waren ihnen gewachsen. Aber ungleich verwüstender und aufreibender ist die Geschäftslast, die jetzt, seit der Flucht Marschall's aus der Oeffentlichkeit, auf den Schultern des robusten Mannes liegt. Und immer häufiger sieht er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, mitten in der hohen Saison kleine Erholungsreisen anzutreten und dadurch den bedenklichen Folgen übermäßiger Anspannung zu begegnen. Wie besorgt seine Umgebung in allen diesen Fällen um die Gesundheit des verehrten Mannes ist, geht schlagend daraus hervor, daß die Offiziösen es sich nie nehmen lassen, die kurzen Urlaubsspritzen des Staatssecretärs sorgenvoll mit seiner Ueberarbeitung zu motiviren. Der harmlose Staatsbürger gewinnt daraus den erhebenden Eindruck, daß unser Auswärtiges Amt mit einer Knochenmühle mehr als äußerliche Aehnlichkeit hat und daß in ihm Tag und Nacht mit einem Eifer gescharwerkt wird, der sich sonst nur knapp vor Weihnachten in den großen Kaufhäusern bemerkbar macht. Schmeichelhafte Vergleiche mit der früheren, der Bismarck-Zeit, wo man die Maschine des Auswärtigen Amtes eigentlich nie gehen hörte und niemals bewegliche Klagen über erdrückende Arbeitslast vernahm, drängen sich von selbst auf. Man hat jetzt die tröstliche Gewißheit, daß sich der Staatssecretär des Aeußern nebst seinen vortragenden und Legations-Räthen gehörig abrackert und daß die Herren ihr hohes Gehalt auch wirklich im Schweiße ihres Angesichtes verdienen. Außerdem sind die Nachrichten über Herrn v. Bülow's Ueberarbeitung und entsprechend erschütterten Gesundheitszustand für die Zukunft von hohem Werthe. Wenn es dem Staatssecretär einmal beifallen sollte, sich ebenfalls zu den Pensionirten zu gesellen, dann braucht er wenigstens um eine originelle Begründung seines Demissionsgesuches nicht verlegen zu sein.

Das stark hervortretende Urlaubsbedürfniß Bernhards v. Bülow mag den eingefleischten Nörgler belustigen und auch von seriösen Elementen mißdeutet werden. Durchblättert man jedoch den letzten Band der Geschichte unserer auswärtigen Politik, so stößt man des öfteren auf bündige Beweise dafür, daß der Staatssecretär ohne dringende Noth niemals Urlaub genommen, ja sich im Dienste des Vaterlandes so zu sagen gewohnheitsmäßig aufgerieben und offenbar wiederholt wichtige politische Maßnahmen selbst dann getroffen hat, wenn er schon stark überarbeitet und urlaubsreif war. Die widerspruchsvolle Haltung des Admirals Diederichs vor Manila, die Conferenzen mit Rhodes, nach deren Beendigung der Offiziosus uns freudestrahlend versicherte, daß Deutschland die Landesoberhoheit behalten werde über alles deutsche Gebiet, das die englische Südnord-Bahn durchschneiden soll — Alles dies ist nur dann begreiflich und entschuldbar, wenn man eine nervöse Ueberarbeitung der deutschen Unterhändler annimmt. Kein Nichtangur ahnt, was im Schooße des Delagoa-Abmachungen mit England schlummert; die abgrundtiefe Geheimhaltung des Vertrages selbst vom „Vorwärts“ läßt indeß befürchten, daß auch er deutliche Spuren der Ueberarbeitung an sich tragen wird. Unter diesen Umständen ist es fast ein Glück zu nennen, daß Herr v. Bülow sich auf einer Urlaubs- und Erholungsreise befand, als die erste Kunde von dem Bombardement Apia's, das heißt von der gewaltsamen Zerreißung des Berliner Vertrages durch die Amerikaner und die ihnen verbündeten Vettern jenseits des Kanals, nach Deutschland kam. Hätte die Meldung den überarbeiteten Staatssecretär noch in der Hauptstadt getroffen, wer weiß, ob dann nicht die Katastrophe über das angegriffene Nervensystem des beachtenswerthen Diplomaten jäh hereingebrochen wäre.

Es lag einmal in der Hand des Reiches, das samoanische Inselparadies mühelos zu übernehmen. Godefroy hatte sein Eigenthum dem Staate zum Kauf angeboten, und die Hissung der deutschen Flagge wäre die selbstverständliche Folge des Kaufes gewesen. Bamberger's kleinliches Gelüste aber, dem großen Kanzler eins auszuwischen, und die Alles andere eher als einwandsfreie Art, in der er die nöthige Menge gedankenloser Abgeordneter vor der entscheidenden Abstimmung beeinflußte, brachte Bismarck's Vorlage zu Fall. Hätte Hödur damals anders gestimmt, so wäre Samoa heut ein deutsches Colonialgebiet. In den vierziger Jahren wagte kein fremder Staat dem Blut- und Eisenmenschen in den Weg zu treten. Wie gründlich haben sich die Zeiten geändert! Heut tritt eine Macht herausfordernd und übermüthig gegen Deutschland auf, die ihre kriegerische Tüchtigkeit bisher nur dadurch erhärtete, daß sie ein paar munitions- und führerlose spanische Kriegsschiffe verbrannte und bei dieser gefährlichen Heldenthat einen ganzen Todten verlor. Eine Macht, die von der Corruption im eigenen Lande aufgefressen wird, der hundertmal mehr Schaden als alle feindlichen Kanonen die profithungrigen Armeelieferanten thun, die Engros-Versender des Todes in den Fleischtöpfen! Den Norden Amerikas bewohnt ein neurasthenisches Volk, das wohl aufflammen kann in heißer Landgier, wie es in heißer Gier nach Dollars aufflammt, das aber zu einer ernsthaften imperialistischen Politik kein Blut und keine Nerven hat. Nur der unerhörten Gunst der Umstände verdanken es die Vereinigten Staaten, daß das Meteor nicht im selben Augenblick erlosch, wo es aufstieg. Ihre junge Freundschaft mit Downing Street bewahrte sie vor europäischer Einmischung. Und Downing Streets Wort fiel nur deßhalb in's Gewicht, weil Deutschland nach dem Sturze Bismarck's, geradezu planmäßig in Planlosigkeit, England die Wege geebnet und neuerdings zu einem politischen Factor ersten Ranges gemacht hat.

Den zerrissenen Draht mit Rußland wieder anzuknüpfen, ist den Staatsmännern des neuen Kurses nicht gelungen, obgleich Abraham Caprivi auf dem Altar der russischen Handelsverträge den landwirthschaftlichen Widder opferte, an Stelle des Handels-Isaaks; obgleich der junge Zar in Deutschland mit ausgesuchten Ehren überhäuft ward, obgleich der famose Dreibund gegen Japan zu Stande kam, der sich noch bitter rächen wird, wenn die ostasiatische Frage einmal endgültig zur Aufrollung gelangt. Seitdem der vereinfachten Politik des biebersteinisch übel berathenen Generalkanzlers zu Liebe der complicirte Rückversicherungsvertrag mit Rußland fiel, ist aller Liebe Müh' umsonst gewesen. Die Coweswochen trugen dazu bei, den durch die Kündigung des Abkommens erwachten moskowitischen Argwohn zu schüren, und während sie unserer Politik durchaus nichts nützten, bereiteten sie die Tage von Toulon und Kronstadt vor. Immerhin marschirte Deutschland in jenen ersten Jahren noch an der Spitze der europäischen Mächte. Fürst Bismarck hatte dem Rade einen so kräftigen Schwung gegeben, daß es sich noch flott drehte, als man der Kraft seines Armes längst nicht mehr zu bedürfen glaubte. Und seine auf Englands Vereinsamung hinzielende Politik, die durch die Coweswochen nicht paralysirt werden konnte, äußerte ihre drastischen Wirkungen erst, als er schon in Friedrichsruh

unthätig dem Schauspiel zusehen mußte, dessen Leiter und Heldenspieler er Jahrzehnte hindurch gewesen war. Daß John Bull mit wüthendem Kläffen zwar, aber ohne einen Biß zu riskiren, das Telegramm an Krüger hinnahm, daß es die russische Machtentfaltung in China nicht zu hindern wagte, daran sind Bismarck's Schachzüge seit 1877 Schuld gewesen. Als eine Politik einer anderen Platz machen mußte, wendete sich das Blättchen. Schon der Sansibar- und Witu-Vertrag stieß die Londoner Staatsmänner mit der Nase darauf hin, daß die mageren Jahre vorbei waren und die fetten anbrechen wollten. Omdurman krönte das Gebäude, es lieferte Afrika den Engländern aus, indem es ihnen auch noch das Stück des schwarzen Welttheils zusprach, das sie durch vortheilhafte Verträge mit den Deutschen nicht zu erlangen vermocht hatten. Die kaiserliche Depesche, die Kitchener beglückwünschte, die Schwenkung der deutschen Politik in der Transvaalfrage, die Intimität mit Rhodes sind ebensoviele stillschweigende Eingeständnisse der Hegemonie Englands in Afrika wie der englischen Machtfülle überhaupt.

Den Yankees ist durch ihre Ramschsiege über Cervera und Genossen ohnehin der Kamm geschwollen, die englische Unterstützung macht sie noch kecker, aber die aufstachelndste Wirkung üben doch deutsche Geduld und Langmuth auf sie aus. Ihr Nationalcharakter zwingt sie, in beiden Lammstugenden nichts als schwache und armselige Furcht zu erblicken. Anfangs begnügten sie sich damit, wie das dem amerikanischen Geschäftsgeist auch am meisten entspricht, Deutschlands Bescheidenheit wirthschaftlich zu mißbrauchen. Der Dingley-Tarif mit seinen tausendfältigen Chicanen, ganz besonders die schlechthin vertragswidrige Behandlung des deutschen Zuckers sind die Früchte ihrer überlegenen Erkenntniß. Das Deutsche Reich, oder zum mindesten die Reichslenker, ließen sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen. Sie blieben Amerika gegenüber gerecht bis zur Ungerechtigkeit wider sich selbst. Und im neuen Fleischschaugesetze, wie es dem Reichstage vorliegt, hat ihre versöhnliche Stimmung die schönste und duftigste Blüthe getrieben.

Psychologisch ist es deßhalb durchaus erklärlich, daß Herr Chambers auf Samoa die deutschen Beamten brutalisirte und daß sein Landsmann die Beschießung anordnete, ohne die Genehmigung des Vertreters der kaiserlichen Regierung eingeholt zu haben. Nachgiebige Liebenswürdigkeit mag im gesellschaftlichen Verkehr ihre glänzenden Vorzüge haben, sogar von beträchtlichem Nutzen sein; auf die Politik angewandt, erweist sie sich fast immer als schwerer Fehler, da sie fast immer falsch gewerthet wird. Bismarck gestattete sich Liebenswürdigkeit eigentlich nur dann, wenn Besiegte vor ihm standen. Dann schien sie ihm ungefährlich, und er überließ sich gern ihrem rein menschlichen Zauber. Im Uebrigen zeigte er befreundeten Staaten eine ernste Freundlichkeit, die freilich nie etwas kosten durfte; den uns übel Gesinnten aber zeigte er die Zähne. Graf Posadowsky hat nun zwar mit einer jener Gesten, deren Großartigkeit umgekehrt proportional ist der Großartigkeit der sie begleitenden Worte, höhnisch überlegen erklärt, zu einem Zollkriege mit Amerika brauche man nicht ihn, das könne sein Kanzleidiener ebensogut besorgen. Sehr schön. Doch zuweilen möchte man unsern von des sogenannten Gedankens Bläße angekränkelten Staatsmännern fast die unbedenkliche Thatkraft ihrer Kanzleidiener wünschen. Bismarck zögerte nicht, wirthschaftliche Kampfmaßregeln zu ergreifen, wenn er keinen andern Weg sah, sich durchzusetzen, oder wenn er Denen, die mit dem Feuer spielten, ein Warnungssignal geben wollte. An Stelle seiner von Erfolg zu Erfolg eilenden Politik, die böswillige Gegner nicht mit Pralinés fütterte und grundsätzlich sparsam mit Artigkeiten umging, setzte der neue Kurs die staatsmännische Höflichkeit und Galanterie. Wenn durch sie Macht und Ansehen eines Staates gefestigt werden könnten, dann müßte Deutschland heut' geehrter und umworbener als vor zwanzig Jahren dastehen. Es giebt kaum eine irgendwie in Frage kommende Nation, die sich im Laufe des letzten Decenniums nicht auserlesener deutscher Schmeicheleien zu erfreuen gehabt hätte. Den Muth, die Vortheile zu nennen, die uns daraus erwachsen sind, wird leider schwerlich Jemand besitzen.

Es traf sich merkwürdig, daß kurz vor dem Apriltage, da wir zum ersten Male Bismarck's Geburtstag ohne Bismarck feierten, die Nachricht von der Beschließung Apias einlief. Am Abend vorher hatten die Officiösen verbreitet, daß in der Samoa-Angelegenheit das beste Einvernehmen zwischen den drei Mächten herrsche, und daß ein freundschaftliches Uebereinkommen, mit dem sie Alle zufrieden sein würden nahe bevorstehe. Grell von den sanften Klängen dieser Friedensschalmei hob sich die Reuterdepesche ab, die nach den vorangegangenen Erörterungen wie ein mit Vorbedacht in Scene gesetzter Schimpf, wie ein roher Schlag in's Gesicht wirkte. Das in unser geliebtes Hochdeutsch übertragene civis romanus sum hat zum ersten Male seit nahezu dreißig Jahren in Samoa, auf halb deutschem Gebiet, die Feuerprobe schlecht bestanden. Es erübrigt, Vergleiche zu ziehen; sie drängen sich von selbst auf. Die Bilanz der auswärtigen Politik des neuen Kurses ist nunmehr erschienen, die Abrechnung beginnt. Stecken wir auch die jüngste Beleidigung stillschweigend ein, so legen wir nicht die Bülow'sche Flöte, sondern den Marschallstab von Europa, den wir fast ein Menschenalter hindurch mit Ehren trugen, in aller Form nieder.

Bernhardt v. Bülow hat, als die Kanonenschüsse von Apia nach Europa herüber gedröhnt waren, alsbald seinen Urlaub unterbrochen und sich auch darin als ein Held oder Märtyrer der Pflicht gezeigt. Ob er sich indeß an Deutschlands feierlicher Abdankungs-Erklärung irgendwie zu betheiligen gedenkt, das steht zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht fest. Dem Ueberarbeiteten und Abgespannten wäre es zu gönnen gewesen, daß er die Freuden vorlenzlicher Erholung bis zur Neige hätte auskosten können. Seine Anwesenheit oder Abwesenheit ändert ja nichts an der Sachlage und nichts an der Politik, die er vorm Reichstage so charmant plaudernd, so liebenswürdig oberflächlich vertritt, als wär's kein Stück von ihm. Die Ereignisse gehen auch ohne ihn ihren Gang in's Dunkle; er mag getrost das Licht für die Laterne sparen, die er ihnen während seiner Nichturlaubszeit pflichtgemäß, wenn auch ohne rechten Zweck, voranträgt. Horst Kohl hat jüngst die Legende von dem unerträglich geziert und unecht klingenden Worte vernichtet, das Phrasenmacher dem sterbenden alten Kaiser in den Mund legten: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein". Bernhard v. Bülow dagegen, dem Frühlings-Urlauber, darf man ohne Furcht vor einem Dementi der Weltgeschichte die resignirte Umkehrung des Satzes zuschreiben: „Ich habe reichlich Zeit, müde zu sein".

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Allerhand Gastspiele (Sorma, Tyrolt, Séverin, Sawina ꝛc.). — „Die Lumpen." Komödie von Leo Hirschfeld (Lessingtheater). — „Platz den Frauen!" Schwank von A. Valabrègue und M. Hennequin (Berliner Theater).

Auf unseren Bühnen, die fast alle auf eine desaströse Winterfaison zurückschauen und zum Theil schon den petit homme bleu des Bankrotts (mit Daudet zu sprechen) zum Schornstein hereinsteigen sehen, ist großer Kehraus. Stücke, die aus irgend einem Grunde (oft einem zahlenden) angenommen wurden oder werden mußten, und auf deren Erfolg kein Mensch rechnet, werden schnell noch vor einem Parterre von Königen des Freibillets heruntergespielt, und zugleich bemühen sich allerlei Gastspieler vergeblich, die verödenden Kunsttempel zu füllen. Auch Blumenthal nahm sein unglückliches Pächterchen mit auf die Pilgerfahrt nach Wannsee und bat Frau Sorma inbrünstig um die Gnade eines Gastspiels, aber auch diese Künstlerin, die uns nichts Neues mehr zu sagen weiß, verschwand bald wieder aus dem scheu gemiedenen Lessingtheater. Ebenso ohnmächtig erwies sich die Gastspielkunst des Herrn Tyrolt im Berliner Theater, schon weil wir dieses altmodische in's Publicum Hineinschauspielern nicht mehr mögen. Im Belle-Alliance-Theater verballhornt derweil jeden Abend der alte Junkermann Fritz Reuter, und im Metropol-

theater hat man schon einen Vorgeschmack des kommenden Tingel-Tangels: Monsieur C. Séverin und die Pariser Pantomime. Uns kälteren und steiferen Nordländern ist die Geberdensprache der Romanen ein fremdartig Ding — man denke nur an die aufgeregten Gesten auf Raphael's Stanzen — und wenn wir nun im Theater eine Stunde lang durch die Sprache der Stummen unterhalten werden sollen, so schlägt es uns bald auf die Nerven. Für uns haben Debureau, Silvestre, Marguerite, Th. Gauthier, Richepin, Champsleury und andere Franzosen ganz umsonst sich bemüht, die Pantomime als den Gipfel der reinen Knust und die Kunst der Zukunft zu verherrlichen. Dabei ist das mitgebrachte Mimodrama von Catulle Mendès „Chand d'habits" — der abkürzende Straßenruf der Pariser Altekleiderhändler (marchand d'habits) — weniger gut als der „Buckelhans" (Jean Majeux) von Blanchard de la Bréteche, der vor sechs Jahren Ganz-Berlin in's Reichhallen-Theater zog. Auch die neue Pantomime hat den Pierrot als Helden, einen tragischen Narren, der von dem Gespenst des durch ihn ermordeten Kleiderhändlers verfolgt wird, wie Macbeth von Banquo, und zwar bis in die Hölle hinein. Das krasse Höllenbild wurde freilich nach der Generalprobe mit Recht gestrichen. Die Musik von Jules Bouval ist wirksam, fein und zum Theil originell, und Monsieur Séverin selbst ohne Zweifel ein pantomimisches Genie mit redenden Händen, sprechenden Mienen und geschwätzigen Geberden — eine wirkliche Sehenswürdigkeit. Trotzdem war sein Erfolg mäßig, schon weil das Metropoltheater für diese intime Kunst, die mit einer Handbewegung, einem Wimperzucken malt und agirt, viel zu groß ist. Einen Curiositätserfolg hat auch die russische Tragödin Maria Sawina im Lessingtheater, denn die russische Colonie ist zu klein und die Kenner der russischen Sprache sind bei uns auch nicht allzu zahlreich. Die Dame, ihre Truppe und ihre Stücke sind jedenfalls ethnisch und völkerpsychologisch interessanter, als künstlerisch. Frau Sawina ist eine Anhängerin jener Schauspielschule, die wir seit dreißig Jahren nicht mehr recht goutiren. Sie zeigt das Pathos der Janauschek, die classischen Posen der Clara Ziegler und nur sehr spärlich moderne Elemente, die uns beweisen, daß sie auch Sarah Bernhardt, die Duse und die Réjane nicht ohne Nutzen beobachtet hat.

Im Lessingtheater ist die dreiactige Komödie des jungen Wieners Hirschfeld flüchtig vorübergehuscht, — natürlich mit dem üblichen „sehr starken" Erfolg, den die kritischen Freunde der Herren Blumenthal und Neumann-Hofer im Berliner Tageblatt und anderen unabhängigen Zeitungen in alle Welt posaunten. Da wir verhindert waren, der ersten Aufführung beizuwohnen, und der spätere Genuß uns durch das sofortige Verschwinden des Stücks vom Spielplan vereitelt wurde, baten wir einen standfesten Premièrenbesucher aus unserem Mitarbeiterkreise um einen kurzen Stimmungsbericht. Er schreibt: „Die Lumpen sind die Habitués des (seither eingegangenen) Kaffeehauses Griensteidel unweit des alten Burgtheaters, also etwa was die Herren X, Y, Z vom „Café Größenwahn" im Berliner Kaiserhof. Das Milieu ist hübsch mit satirischer Laune und harmlosem Wiener Witz geschildert. Schwächer ist die Handlung und besonders die Charakterzeichnung. Der literarische Bohémien Heinrich Ritter hat ein Stück geschrieben, das ein Geschäftsbühnenlenker nur dann aufführen will, wenn der Schluß weggelassen wird, wogegen sich das künstlerische Gewissen des Verfassers sträubt. Aber seine Geliebte, welche die Hauptrolle spielen soll, bricht seinen Widerstand, und das Drama hat großen Erfolg. Zuletzt sehen wir den Dichter à la Blumenthal, ohne weiteren literarischen Ehrgeiz mehr, nur als gemeinen Tantièmenschreiber, von seinen alten Freunden umschwärmt und angepumpt, als Bräutigam einer reichen und reizenden Base und gemachten Mann. Die Geliebte ist, wie die strenge Muse, endgültig verabschiedet, und sein früherer alter Herzensfreund constatirt mit catonischer Strenge, daß er nur noch ein „Hausirer der Literatur" ist und bleibt. Das rüde Literaten-Stück verräth Talent, vielleicht gelingt Herrn Hirschfeld noch einmal etwas Besseres."

Das rettungslos in allen Richtungen umhergetriebene Berliner Theater will dem Residenztheater den Wind aus den Segeln nehmen. Der Versuch mit der Pariser Palais-Royal-Posse, der schon dem ähnlich herunterdirigirten Lessingtheater kläglich mißlang, ist aber auch in der Charlottenstraße verunglückt. Nicht etwa wegen des Stücks, sondern weil es vor ein anderes Publicum gehört und von ganz anderen Schauspielern gegeben werden müßte. Man denke sich die aufdringliche Komödiantin Frau Prasch-Grevenberg als picante Pariserin oder die spießbürgerliche Frau Wenck als zungenfertige Frauenrechtlerin und Advokatin, von den andern komisch sein wollenden grundernsten Herrschaften ganz abgesehen. In der Noth wurde ein Imitator engagirt, der eine humorlose Alexander-Copie lieferte. Schade um das lustige Stück, das in seinen satirischen Absichten zwar nicht über die Charge hinauskommt, aber doch voll guter Einfälle ist. Diese Präsidentin der Frauenliga, die gegen die Tyrannei des stärkeren Geschlechts declamirt und ihren Mann prügelt, diese Malerin, die violette Pferde und andere Impressionen malt, ihren Mann aus dem Hause vertreibt und zuletzt plötzlich eine wackere Frau wird, diese Doctorin, die den Anbeter ihrer Schwester vor der Verlobung ärztlich untersucht, all' die guten alten und immer wirksamen Scherze über die emancipirten Damen aus den Frauenzukunftsstaat, der ewig Zukunft bleiben wird, — hundert Aufführungen wären dem ausgelassenen Schwank im Residenz-Theater ganz sicher gewesen.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals „Schriftstellernamen."

Sehr geehrter Herr!

In seinem Artikel „Schriftstellernamen" in Nr. 10 führt Herr August Otto Seemann mein Pseudonym unter den jüdischen an, was nicht der Wahrheit entspricht. Mein Vater Dr. Heinrich Bettziech war ein Bauerssohn, geb. 23. März 1813 zu Werben bei Delitzsch, der schon während seiner Studienzeit in Halle a./S. als Mitarbeiter der „Ruge'schen Jahrbücher" ꝛc. mit dem griechischen Beta zeichnend, diesen Beinamen erhielt und dann sein Leben lang, schon des Euphonismus wegen, behielt und auf Weib und Kinder übertrug. Mütterlicherseits stamme ich von der schlesischen Gelehrtenfamilie Thebesius ab. Ich bin beiderseits „judenrein" und in keiner Weise mit philosemitischen Regungen erblich belastet. Vor einem etwaigen Vorwurf jüdischer Gesinnung sollte mich mein durch 30 Jahre fortgesetzter Kampf gegen den Geist der Mobilisation, des Bodenwuchers ꝛc. doch sicher stellen. Trotzdem wird stereotyp, alle paar Jahre einmal, mein Name als jüdisch gekennzeichnet, so daß man beinahe darauf gestoßen wird, es läge „System" darin. Unter diesen Umständen werden Sie meine Bitte um Veröffentlichung wohl gerechtfertigt finden und erfüllen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Ottomar Heinrich Bettziech gen. Beta.

Notizen.

Der verdienstvolle deutsch-nationale Verlag von J. F. Lehmann in München schreitet mit der Herstellung des Sammelwerkes: „Der Kampf um das Deutschthum" fort. Eines der letzten Hefte enthält: „Die Schweiz. Von Professor Hunziker in Aarau". Sein Urtheil über die heutige Lage des Schweizer Deutschthums wird statistisch mit übersichtlich geordneten Zahlen belegt, und auch aus seiner Darlegung ergiebt sich die beschämende Thatsache, daß die welsche Bevölkerung der Schweiz in ihrer Entwickelung die deutsche überflügelt und besonders in

den gemischt-sprachigen Gegenden große Fortschritte macht. Dies wird zumal gefördert durch das Festhalten der französischen Schriftsprache unter Vernachlässigung der „Patois", während die schweizerdeutschen Mundarten im täglichen Verkehr und vielfach auch noch in den Schulen begünstigt werden. Die Zuwanderung in die welsche Schweiz, besonders in den französischen Jura, führt nach ein oder zwei Generationen zur Entnationalisirung der Deutschen. Außerdem mangelt es häufig an deutschen Schulen in den Theilen, wo beide Nationalitäten zusammenfließen. Endlich üben die Franzosen in den Cantonen, in denen sie die Mehrheit besitzen, wie Neuenburg und in Wallis, das sprachliche Herrenrecht in ungerechtester Weise, während der Deutsche seine Duldsamkeit auch in der Schweiz bis zur eigenen Benachtheiligung erstreckt. Ein Trost liegt allerdings darin, daß das Deutsche zwar in der Westschweiz verdrängt wird, aber in Graubünden überall siegreich vordringt. Auch der starke Rückgang der Rhätoromanen wird hier dargelegt. Hunziker sagt am Schlusse seiner Schrift: „Die deutsche Schweiz bildet längst schon ein Mittelglied zwischen der deutschen und romanischen Welt. Will sie diese Stellung behaupten, so kann keine Rede sein von Minderung des Unterrichtes im Französischen und Italienischen, noch in fremden Sprachen. Wohl aber muß der Unterricht in der Muttersprache weit intensiver werden, als er vielerorts bisher gewesen, und das schlummernde deutsche Sprachgefühl muß im Bewußtsein der Gefahr zu neuem Leben erwachen. So darf man hoffen, zu verhüten, daß der edle und fruchtbare Wettstreit zweier oder dreier hochentwickelter Culturſprachen zum verderblichen Rassenkampfe ausarte." Wenn freilich die Französlinge vom Neuenburger Schulverein auch ferner mit chauvinistischer Unduldsamkeit vorgehen, so wird sich dieser Friede schwerlich erhalten lassen. Schon heute ist das deutsche Biel französirt, Freiburg und sogar Solothurn bedroht, das zweisprachige Neuchateller Amtsblatt nur noch einsprachig, und die Eisenbahnschaffner vom Pruntrut rufen bis Bern die Stationen französisch aus. Wenn die Deutsch-Schweizer nicht einen eigenen Schulverein zum Schutz ihrer Sprache gegen die drohende Verwelschung gründen wollen, so mögen sie den Allgemeinen Deutschen Schulverein auch in ihrem Lande gewähren lassen. Die sonst unvermeidliche Entdeutschung der Westcantone ist nicht nur eine schweizerische, sondern eine alldeutsche Angelegenheit. In diesem Sinne haben sich auch Gottfried Keller und C. F. Meyer ausgesprochen.

Der unlängst von uns besprochene hochinteressante Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Hans von Bülow, herausgegeben von La Mara (Leipzig, Breitkopf & Härtel) ist nunmehr auch in einer französischen Ausgabe erschienen. Da die Briefe zum weitaus größten Theile in französischer Sprache geschrieben sind, wird diese Ausgabe mit französischem Umschlag, Titel und Vorwort besonders ausländischen Musikfreunden willkommen sein. Liszt gehört ja als Schriftsteller der deutschen wie der französischen Musikliteratur an, und so kommt denn diese französische Ausgabe einem wirklichen Bedürfniß entgegen.

Das im Kunstverlag der Berliner Photographischen Gesellschaft von Karl Werckmeister herausgegebene schöne Porträtwerk: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" wird emsig fortgesetzt und verspricht ein ebenso originelles als reichhaltiges biographisches Bildnißmuseum zu werden. Aus den letzten Lieferungen erwähnen wir die prachtvollen Porträts der Historiker Dahlmann, Droysen, Renan und der Naturforscher Darwin, Haeckel, Russel, Wallace, Spencer, Oken, Baer, Lyell. Interessant sind unter anderen auch die schönen Bilder von Emile Littré nach einer merkwürdigen Naturaufnahme, John Stuart Mill, gemalt von Watts, Joseph Lister, Balzac, Conrad Ferdinand Meyer (nach Stauffer-Bern), Schumann, dessen tiefe Innerlichkeit in dem wundervollen Bildnisse von Bendemann gekennzeichnet wird, die Malibran nach einem Schabkunstblatte von Turner u. s. w. Schön ist es auch, daß der Herausgeber auf gute und gehaltvolle Biographien Werth legt und sich zu diesem Zwecke mit einem Stab trefflicher Mitarbeiter in Verbindung setzt. Bölsche's Essay über Darwin und namentlich Erich Marck's „Dahlmann" sind ganz hervorragende Leistungen. Freilich liegt für das große Publicum nun einmal der Schwerpunkt im „Bilderbuch", und so wird das Hauptaugenmerk der Leitung doch immer auf die Porträts gerichtet sein müssen, die sich denn auch bisher wirklich durch schöne Ausführung und sorgfältige Auswahl auszeichnen. Für die nächsten Hefte empfehlen wir die drei großen Dichter-Jubilare Jordan, Spielhagen und Klaus Groth. Aber wo bleibt denn das Bismarck-Heft?

Xenien, Sprüche und Gedanken von Einem. (Dresden, Druckerei Glöß.) Die Politik, Kunst und Literatur unserer Zeit werden von dem wohlbekannten Verfasser in Epigrammen und ernsten Prosagedanken kritisch beleuchtet; es werden aber auch neue positive Vorschläge gemacht; so wird für die Armee das Wahlrecht verlangt, die Einführung eines „Sparsoldes" wird angeregt, die Majestätsbeleidigungsprocesse werden in passender Weise, ohne die Person regierender Fürsten dem Beleidigungsbedürfniß der Masse preiszugeben, einzuschränken versucht. In Kunst und Literatur nimmt der Verfasser Stellung gegen den Realismus und Naturalismus unserer Zeit, indem er für die Wiederbelebung einer gemüth- und gedankenvollen Kunst eintritt. Hier einige Kostproben:

Bismarck's Memoiren.

Da er als Herzog nicht schwieg, gebot man ihm Ruh' als Privatmann,
Aber als Volksmann im Tod redet aus ihm noch sein Geist!

Januskopf.

Bismarck hat uns gezeigt, wie einem Kaiser man dienet,
Aber er lehrte uns auch, wie man ihm treu opponirt!

Der große Schweiger.

Seit Du gestorben, schweigen von Dir die Stimmen des Tages,
Selbst in Berlin nicht einmal nennt Dich ein Denkmal von Stein;
Schweigsam im Kriege, ja selbst noch im Siege, siegst Du im Schweigen
Stolz und bescheiden nun auch über das schweigende Grab!

Der kürzlich verstorbene Ingenieur Nobel hat bekanntlich einen Jahrespreis von 200 000 schwedischen Kronen für den erfolgreichsten Förderer des Weltfriedens gestiftet, was die literarischen Friedensapostel von Björnson bis zu Bertha von Suttner gewiß nicht kalt läßt; darüber heißt es denn:

Dem ist verheißen ein Preis, der am meisten gewirkt für den Frieden;
Die's mit der Feder gethan, strömen schon schnatternd herbei;
Ehre wem Ehre gebührt! So gebt ihn dem Kaiser von Deutschland,
Der das siegreichste Schwert hält mit der Myrthe umkränzt!

Auch ein paar literarische Sprüche mögen folgen; in Anknüpfung an zwei oft aufgeführte Theaterstücke heißt es:

„Heimath" und „Ehre".

Wenn mit der Birch-Pfeiffer Kotzebue selig gezeugt einen Jungen,
Und er hätte Talent, Sudermann hieß er gewiß!

Ebers.

Echt im Costüm gingst dreist Du daher als ägyptische Marlitt
Aber der Ueberdruß ward endlich auch pyramidal!

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**
Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**
Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Herz** (Bessersche Buchhandlung in **Berlin** W.

Lehrbuch
der gesamten wissenschaftlichen
Genealogie
Stammbaum und Ahnentafel
in ihrer geschichtlichen, soziologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung
von
Dr. Ottokar Lorenz,
Professor der Geschichte.
Geheftet 8 M. Gebunden 9 M.

Größere Verlagsbuchhandlung
sucht einen tüchtigen, kritisch veranlagten, belletristischen
Schriftsteller
mit Sprachkenntnissen als **Berather** und **Herausgeber** einer fortlaufenden Reihe von Romanen deutscher und ausländischer Autoren. Gefällige Offerten unter **F. B. 24** an **Rudolf Mosse, Freiburg i/Bgau.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.
Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**
Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.
Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.
Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procedureu,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch-** u. **Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein). Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:
Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.
Kl. Oktav. 144 S.
Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.
Preis elegant geheftet 2 Mark.
Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Hochschul-Vorträge für Jedermann.
Eine Reihe interessanter Vorträge von Dozenten der Universität Leipzig zur Verbreitung der Volksbildung.
Bis jetzt erschienen 14 Hefte, jedes für sich abgeschlossen und einzeln käuflich à 30 Pf.
Verzeichnisse versendet gratis und franko die Verlagsbuchhandlung
Leipzig-R., Nostitzstr. 31. Dr. Seele & Co.

Die Gegenwart 1872–1892.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 15. Berlin, den 15. April 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Gewerbenovelle. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Massenverpflegung in Krieg und Frieden. Von Franz Eißenhardt. — Zur physiologischen Psychologie. Von Prof. J. Rosenthal. — **Literatur und Kunst.** Ein unbekannter Freund von Heine und Börne. Von Ed. Rothe. — Der Heidedichter August Freudenthal. Von G. A. Mensinga. — **Feuilleton.** Die Sühne. Von Matilde Serao. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Jenseits des Canals. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die Gewerbenovelle.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Auf keinem Rechtsgebiete wird in so rascher Aufeinanderfolge in Abänderung der erlassenen Rechtsregeln eingetreten, als dies für die Gewerbeordnung zutrifft. Das Gewerbe scheint sowohl von der Reichsregierung wie von den Landesregierungen als Versuchsfeld für neue Ideen und Pläne ausersehen zu sein. An ihm glaubt man, den gesetzgeberischen Scharfsinn in reichstem Maße sich entfalten lassen zu können, vielleicht in der Annahme, daß es deßhalb als Versuchsobject dienen könne, weil es doch dem Untergange geweiht sei. Ob eine derartige Auffassung Anspruch auf Berechtigung hat, oder nicht vielmehr als ein grober Trugschluß später sich herausstellen werde, muß die Zukunft lehren. In der Gegenwart ist das einzige Geschick des Handwerks dem verschleierten Bilde zu Sais zu vergleichen, welches Denjenigen straft, der unberufen seine Schleier lüftet, um die dahinter liegende Wahrheit zu ergründen. Daß die Träger der Regierungsgewalt verabsäumten, über die Bedürfnisse der einzelnen Classen der Bevölkerung sich Klarheit zu verschaffen, der herrschenden Zeitströmung auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens Rechnung zu tragen, dies hat den Untergang des gewaltigen römischen Reiches verschuldet. Und weil in maßgebenden Kreisen man verabsäumt, die Geschichte als Lehrmeisterin anzuerkennen und, was sie unwiderlegbar beweist, als Prüfstein der Ersprießlichkeit oder Untauglichkeit auftauchender neuer Probleme zu verwenden, dies wird sich als ein arger Mißgriff der Staatsweisheit zu einer Zeit bitter rächen, in welcher es zu spät ist, den Fehler wieder gut zu machen, das Verabsäumte nachzuholen. Wenn in Folge des Verfalles des Handwerks der Mittelstand als das sicherste Bollwerk zwischen der Capitalsmacht und der Arbeitskraft erst vernichtet sein wird und diese beiden extremen Factoren des gewerblichen Schaffens in den Kampf der gegenseitigen Interessen eintretend, ihre Gewalt erproben, dann kann leicht die heutige Gesellschaftsordnung umgestoßen werden. Ob der Zukunftsstaat mehr leistungs- und widerstandsfähig sein werde, dies bleibt eine offene Frage, an der zu zweifeln wohl so lange gestattet sein wird, als die Propheten der neuen Aera es noch unterlassen, mit ihren volksbeglückenden Ideen in die Oeffentlichkeit zu treten.

Um auf das Stiefkind der Verwaltung zurückzukommen, so verdient zunächst die Thatsache hervorgehoben zu werden, daß seit dem Erlasse der auf dem Beschlusse des Reichstages des Norddeutschen Bundes vom 21. October 1867 beruhenden Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 bis zum Erlasse des Handwerksorganisationsgesetzes vom 26. Juli 1897 nicht weniger als 20 theils mehr oder minder einschneidende Abänderungsgesetze zu derselben erlassen wurden, von denen die Innungsnovelle vom 18. Juli 1881 insofern das einschneidendste ist, als man in ihr die altbewährte Dreigliederung der handwerklichen Ausbildung als Lehrling, Geselle, Meister wieder herstellte, so daß sie gleichsam als Vorläuferin der gerade jetzt durchzuführenden Organisation gelten kann. Bevor Letztere vollendet, strebt bereits eine neue, dem Reichstage unter dem 2. März d. J. zugegangene, Vorlage weitere Aenderungen an. Aber auch diese soll noch nicht den Schlußstein bilden, vielmehr steht nach den Ausführungen des Handelsministers Brefeld im Preußischen Abgeordnetenhause am 7. März d. J. ein Ergänzungsgesetz in naher Aussicht, welches den Befähigungsnachweis als unabweisbare Vorbedingung der selbstständigen Ausführung des Baugewerbes aufstellen soll. Daß dieser nicht sogleich mit den jetzt geplanten Aenderungen in Vorschlag gebracht wurde, findet nach den Ausführungen des Ministers, welche im Wesentlichen auch Seitens des Staatssecretärs des Innern im Reichstage abgegeben wurden, seinen Grund darin, weil man erst das Errichten der Handwerkskammern abwarten und deren Stellungnahme zu der Frage des Befähigungsnachweises kennen lernen, bevor die Reichsregierung sich darüber schlüssig machen will. In Folge dessen kann das jetzt vorgelegte 21. Abänderungsgesetz zwar als das letzte des laufenden Jahrhunderts gelten aber in der sicheren Erwartung, daß im kommenden Jahrhundert mit ungeschwächten Kräften an die Ausbildung des Gewerberechtes von Neuem herangetreten werden wird. Daß bei derarten Erscheinungen es nur Wenige giebt, welche dieses Rechtsgebiet beherrschen, ist zwar nicht zu verwundern aber doch tief zu beklagen, daß gerade Diejenigen, deren Wohl und Wehe davon abhängt, nämlich der Gewerbe- und Handwerkerstand überwiegend in staunenswerther Unkenntniß der ihnen wissenswerthen, gerade zur Zeit geltenden Rechtsregeln sich befinden. Und aus dieser Unwissenheit entspringt weiter die verhängnißvolle Gleichgiltigkeit der Unternehmer handwerklicher Betriebe an Ausgestaltung derjenigen Einrichtungen, welche zur Hebung der gewerblichen, technischen und wirthschaftlichen Lage des Handwerks bestimmt sind, nämlich der Erfüllung der gebotenen und

zugelassenen Innungsaufgaben, sowie der Vertretung gemeinsamer Interessen in den Innungsverbänden.

Die neue Vorlage behandelt im Artikel 1 die gewerblichen Anlagen, welche zu ihrem Errichten nach Gew.-Ord. § 16 einer polizeilichen Genehmigung bedürfen; es sind dies vornehmlich solche, welche durch Rauch-, Geruch- oder Geräuschbelästigung der Nachbarschaft nachtheilig werden können, hinsichtlich deren deßhalb ein Vorbereitungsverfahren angeordnet ist. Ein neu einzufügender § 19a läßt zu, daß dem Unternehmer einer solchen Anlage auf seine Gefahr, unbeschadet jedoch des Rekursverfahrens (§ 20), die unverzügliche Ausführung der baulichen Anlagen gegen Sicherheitsleistung gestattet werden kann. Gemäß eines § 21a haben die Sachverständigen (§ 21, Ziffer 1) über die Thatsachen, welche durch das Verfahren zu ihrer Kenntniß kommen, Verschwiegenheit zu beobachten, und sich der Nachahmung der von dem Unternehmer geheim gehaltenen, zu ihrer Kenntniß gelangten Betriebseinrichtungen und Betriebsweisen, so lange als diese Betriebsgeheimnisse sind, zu enthalten. In Folge dessen werden nach § 145a die in den Fällen der §§ 16, 24 und 25 gemäß § 21 Ziffer 1 zugezogenen Sachverständigen bestraft:

1. wenn sie unbefugt Betriebsgeheimnisse offenbaren, welche durch das Verfahren zu ihrer Kenntniß gelangt sind, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu 3 Monaten auf Antrag des Verletzten;
2. wenn sie absichtlich zum Nachtheil der Betriebsunternehmer Betriebsgeheimnisse, welche durch das Verfahren zu ihrer Kenntniß gelangt sind, offenbaren oder geheim gehaltene Betriebseinrichtungen oder Betriebsweisen, welche durch das Verfahren zu ihrer Kenntniß gelangt sind, solange als diese Betriebsgeheimnisse sind, nachahmen, mit Gefängniß, neben welchem auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, auch dann außerdem noch auf Geldstrafe bis 3000 Mark erkannt werden kann, wenn sie dies thun, um sich oder Anderen einem Vermögensvortheil zu verschaffen.

Der Artikel 3 regelt das Gewerbe der Stellenvermittler und Gesindevermiether dahin, daß solche unter die concessionspflichtigen Betriebe des § 34 eingefügt werden, in Folge dessen auf sie auch die Vorschriften der §§ 38^1, 53^3 Anwendung finden. Ein neuer § 75a verpflichtet dieselben, das Verzeichniß der von ihnen für ihre gewerblichen Leistungen aufgestellten Taxen der Ortspolizeibehörde einzureichen, und in ihren Geschäftsräumen anzuschlagen. Diese Taxen dürfen zwar jederzeit abgeändert werden, bleiben aber so lange in Kraft, bis die Abänderung der Polizeibehörde angezeigt und das abgeänderte Verzeichniß in den Geschäftsräumen angeschlagen ist. Soll der beabsichtigte Zweck erreicht und nicht wieder auf halbem Wege stehen bleiben, also bald eine ergänzende Abänderung nothwendig werden, so würde der Reichstag einmal die Grundstücks- und Hypothekenmakler gleichfalls unter die concessionspflichtigen Gewerbe des § 34 aufnehmen müssen, wozu ihm die diesbezügliche unter dem 12. October v. J. überreichte Petition des Innungsverbandes Deutscher Baugewerksmeister Anlaß bietet, sodann er den Grundsätzen Rechnung zu tragen haben, welche neuerdings die zur Besprechung von Maßnahmen zur Bekämpfung des Arbeitermangels auf dem Lande eingesetzte Commission des Preußischen Abgeordnetenhauses dahin aufgestellt hat, daß der Betrieb des Vermittelungsgeschäftes im Umherziehen zu verbieten, die Controle der Vermittler hinsichtlich der Buchführung zu verschärfen, dem Ausmiethen des Gesindes durch Strafen und Entschädigungsverpflichtungen mindestens in dem Umfange der §§ 124a, 125 Gew.-Ord. vorzubeugen, die Zurückbehaltung von Legitimationspapieren und die Beherbergung der Stellensuchenden durch solche zu verhindern sei.

Artikel 6 fügt in das System der Gewerbeordnung einen § 114a ein, wonach für die Kleider- und Wäscheconfection, sowie für andere Gewerbe, in denen die Unklarheit der Arbeitsbedingungen zu Mißständen geführt hat, der Bundesrath Lohnbücher oder Arbeitszettel vorschreiben kann, in welche Art und Umfang der übertragenen Arbeit, bei Accordarbeit die Stückzahl, sowie die Lohnsätze und die Bedingungen für die Lieferung von Werkzeugen und Stoffen zu den übertragenen Arbeiten von dem Arbeitgeber oder dem dazu Bevollmächtigten einzutragen sind. Das Lohnbuch oder der Arbeitszettel ist von dem Arbeitgeber auf seine Kosten zu beschaffen, und dem Arbeiter nach Vollziehung der vorgeschriebenen Eintragungen vor oder bei der Uebernahme der Arbeit kostenfrei auszuhändigen. Zufolge eines § 137a kann für die Kleider- und Wäscheconfection, sowie für andere Gewerbe, in denen Arbeiterinnen oder jugendliche Arbeiter neben ihrer Beschäftigung in der Fabrik vom Arbeitgeber zu Hause beschäftigt werden, sofern hierbei Mißstände in Bezug auf die Arbeitszeit zu Tage getreten sind, durch Beschluß des Bundesraths angeordnet werden, daß Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern vom Arbeitgeber, für die Tage, an welchen sie in der Fabrik die gesetzlich zulässige Arbeitszeit beschäftigt waren, Arbeit zur Verrichtung außerhalb der Fabrik überhaupt nicht, für die Tage, an welchem sie in der Fabrik kürzere Zeit beschäftigt waren, annähernd nur in dem Umfang übertragen oder für die Rechnung Dritter überwiesen werden darf, in welchem Durchschnittsarbeiter ihrer Art die Arbeit voraussichtlich in der Fabrik während des Restes der gesetzlich zulässigen Arbeitszeit würden herstellen können, und für Sonn- und Festtage nur insoweit, als die Beschäftigung dieser Personen in Fabriken gestattet ist. Auch finden nach einem § 154b auf die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern in Werkstätten, für welche die Arbeitszeit auf Grund der Vorschriften im § 154 Abs. 3 bis 5 geregelt ist, die Bestimmungen des § 137a entsprechende Anwendung, gleichwie die Rechtsregel im § 119b über Lohneinbehaltungen und Lohnzahlungen.

Endlich wird die Regelung des Arbeitsverhältnisses der im Handel beschäftigten Personen durch Einfügen eines die §§ 139c bis 139i umfassenden Abschnittes VI „Gehülfen, Lehrlinge und Arbeiter in offenen Verkaufsstellen" hinter den die Beaufsichtigung durch die Gewerbeinspectoren enthaltenden § 139b angestrebt, indem ein neuer § 139c angeordnet, daß in offenen Verkaufsstellen den Gehülfen, Lehrlingen und Arbeitern nach Beendigung der täglichen Arbeitszeit eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens 10 Stunden zu gewähren ist. Innerhalb der Arbeitszeit muß denselben eine angemessene Mittagspause gewährt werden. Für die Betriebe, in denen die Hauptmahlzeit außerhalb des die Verkaufsstelle enthaltenden Gebäudes einzunehmen ist, wird die Mindestdauer dieser Pause, und zwar einheitlich für sämmtliche Verkaufsstellen, durch die Gemeindebehörde festgesetzt. Diese Pause muß mindestens eine Stunde betragen. Dabei wird aber auch dem Grundsatze in dem veränderten § 136 Abs. 1 Rechnung zu tragen sein, wonach die darin vorgesehene Vor- und Nachmittagspause nicht gewährt zu werden braucht, sofern die jugendlichen Arbeiter täglich nicht länger als 8 Stunden beschäftigt werden und die Dauer ihrer durch eine Pause nicht unterbrochenen Arbeitszeit am Vor- und Nachmittage je 4 Stunden nicht übersteigt. Nach dem neuen § 139d sollen die Bestimmungen des § 139e keine Anwendung finden auf Arbeiten zur Verhütung des Verderbens von Waaren, für die Aufnahme der gesetzlich vorgeschriebenen Inventur, während der letzten zwei Wochen vor Weihnachten, außerdem an jährlich höchstens zehn von der Ortspolizeibehörde allgemein oder für einzelne Geschäftszweige zu bestimmenden Tagen. Auf Antrag von mindestens zwei Dritteln der betheiligten Geschäftsinhaber kann (§ 139e) für eine Gemeinde oder mehrere örtlich unmittelbar zusammenhängende Gemeinden die höhere Verwaltungsbehörde für alle

oder einzelne Geschäftszweige anordnen, daß während bestimmter Stunden in der Zeit zwischen 8 Uhr Abends und 6 Uhr Morgens oder in der Zeit zwischen 9 Uhr Abends und 7 Uhr Morgens die Verkaufsstellen für den geschäftlichen Verkehr geschlossen sein müssen. Während der Zeit, wo die Verkaufsstellen geschlossen sein müssen, ist auch das Feilbieten von Waaren auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder anderen öffentlichen Orten oder ohne vorherige Bestellung von Haus zu Haus im stehenden Gewerbebetriebe, sowie im Gewerbebetriebe im Umherziehen verboten. Doch kann Ausnahmen hiervon die Ortspolizeibehörde zulassen, und (§ 139f) für einzelne offene Verkaufsstellen Maßnahmen zur Durchführung der im § 62 Abs. 1 des Handelsgesetzbuchs enthaltenen Grundsätze in Ansehung der Einrichtung und Unterhaltung der Geschäftsräume und der für den Geschäftsbetrieb bestimmten Vorrichtungen und Geräthschaften, sowie der Regelung des Geschäftsbetriebes treffen. Nach § 139h hat der Geschäftsinhaber die Gehülfen und Lehrlinge unter 18 Jahren zum Besuche der Fortbildungs- und Fachschule anzuhalten. Alle diese Bestimmungen finden (§ 139i) auch auf Consum- und andere Vereine Anwendung.

Ob nur auf männliche oder auch auf weibliche Angestellte die voraufgeführten Grundsätze Anwendung finden sollen, ist weder in der Fassung der Gesetzesstellen noch in deren Begründung klar zum Ausdrucke gebracht worden. Zwar sollte man meinen, es seien beide Geschlechter darunter verstanden; allein bedauerlicher Weise wird diese Auffassung Seitens der mit der praktischen Durchführung der einschlägigen Rechtsregeln betrauten Behörden nicht immer getheilt. Im Gegentheile hat die Rechtsprechung vielfach sich zu dem Grundsatze bekannt, es fänden die für Handlungsgehülfen erlassenen Vorschriften über Zeitdauer, Lösung, Kündigungsfrist des Arbeitsverhältnisses sowie über den Ausbildungsgang auf weibliche Handlungsbedienstete keine Anwendung. Und getreu dieser Anschauung würde sinnentsprechend das weibliche Geschlecht des Schutzes entbehren, welcher dem männlichen zugestanden ist. Man kann sich eben noch nicht zu einer Gleichstellung der Geschlechter, in Sonderheit dazu entschließen, das gleiche Recht auf Arbeit und auf Schutz gegen Vergewaltigung den weiblichen Gewerbegehülfen zuzugestehen, welches den männlichen durch das Arbeiterschutzgesetz vom 1. Juni 1891 geschaffen ist, obgleich die heutige Gesellschaftsordnung auch das weibliche Geschlecht zur Verwerthung seiner Arbeitskraft zur Beschaffung des Lebensunterhaltes zwingt. Und weil die gesetzgebenden Körperschaften ihm den unentbehrlichen Rechtsschutz noch versagen, tragen sie zum großen Theile Mitschuld an Mißständen, welche nicht selten die Ursache des Abirrens vom Pfade der Sittsamkeit werden. So lange noch die weibliche Arbeitskraft als minderwerthig angesehen und so schlecht gelohnt wird, wie der Abgeordnete Bebel in der 51. Reichstagssitzung vom 9. März d. J. darlegte, darf man sich nicht wundern, wenn die Arbeiterin den fehlenden Bruchtheil der zum Lebensunterhalte unentbehrlichen Mittel sich durch Preisgabe ihrer weiblichen Ehre verschafft. Denn in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wird weniger Leichtsinn oder eigene Lüsternheit, sondern Noth und Entbehrung für sie bestimmend sein, statt des glatten Weges der Tugend, den schlüpfrigen der Unkeuschheit zu wählen. Und deßhalb kann der vorgelegte Entwurf erst dann als richtiger Ausbau des Arbeiterschutzes anerkannt werden, wenn er klar und unzweideutig die Gleichstellung der weiblichen mit den männlichen gewerblichen Arbeitern zum Ausdrucke bringt. Geschieht dies, dann wird sich sehr bald als segensreiche Folge dessen herausstellen, daß die Zahl Derjenigen sich erheblich vermindert, welche aus der Preisgabe ihrer körperlichen Reize eine Einnahmequelle offenkundig oder verstohlen sich erschließen und ein gesetzgeberisches Vorgehen entbehrlich machen, wie es die Vorlage vom 3. Februar d. J. (vgl. S. 145 d. Jg.) anstrebt. Wesentlich wird die Hebung der Sittlichkeit aber auch durch den Grundsatz in § 139 e Abs. 2 gefördert, welcher dem Feilbieten von Waaren auf der Straße und in öffentlichen Räumen während der Nachtzeit vorbeugt, da erfahrungsgemäß solches überwiegend doch nur zu dem Zwecke geschieht, ein geschlechtliche Annäherung anzubahnen. Allerdings bildet Voraussetzung hierzu die Thatsache, daß die Polizei auch streng die Ausführung ihrer Anordnungen überwacht, aber nicht in gleicher Weise nachsichtig geschehen läßt, daß, was die §§ 62, 135, 136 der Gewerbeordnung verbieten, Kinder im Hausirhandel mit Blumen, Streichhölzern u. s. w. während der Nachtzeit beschäftigt, oder was der eigentliche Zweck dieser Verwendungsart ist, Wüstlingen feilgeboten werden. Kinder und erwachsene Mädchen sollen eben nicht mehr als willenlose Geschöpfe zur mißbräuchlichen Ausnutzung ihrer Arbeitskraft oder ihrer Reize angesehen, vielmehr muß in einer Gesellschaftsordnung, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, dem Handel mit farbigen Sclaven entgegen zu treten, doch zunächst als vornehmste Aufgabe erkannt werden, das weibliche Geschlecht der Sclaverei gewissenloser seine Arbeitskraft ausnutzender Arbeitgeber und erst recht dessen Ehre gefährdender Wüstlinge zu entziehen. Darauf abzielende Vorbeugungsmaßregeln gehören aber in ein Arbeiterschutzgesetz. Sie machen eine Strafvorschrift entbehrlich, wie solche der Centrumsantrag als § 182a in das Strafgesetzbuch einfügen will, um den erforderlichen Schutz einer Vergewaltigung der Arbeiterinnen durch ihre Arbeitgeber zu schaffen, dessen bedenkliche Seiten jedoch im Reichstage am 9. März d. J. hinreichend hervorgehoben wurden. Und weil es der heutigen Gesellschaftsordnung entspricht, dem Sittengesetze Rechnung trägt, damit aber gleichzeitig dem Staatszwecke dient, so wird es als eine Forderung der Gerechtigkeit erkannt werden müssen, mit allen Kräften dahin zu wirken, denjenigen Bestimmungen gesetzliche Anerkennung zu verschaffen, welche den Arbeiterschutz auch dem weiblichen Geschlechte gewähren sollen, und, daß der gesetzgeberische Wille hierauf gerichtet sei, klar und bestimmt zum Ausdrucke zu bringen.

Massenverpflegung in Krieg und Frieden.

Von Franz Eißenhardt.

Die Wichtigkeit der Conserven für die Verpflegung von Massen, also auch von Truppen, ist jetzt glücklich anerkannt. Es hat die „allgemeine“ Anerkennung ziemlich lange auf sich warten lassen, und auch heute steht es wohl mit der Kenntniß der Conserven nicht sehr günstig. Ohne auf die Gründe dieser Erscheinung irgendwie eingehen zu wollen, glaube ich, daß viele Officiere außer „ihren“ Manöverconserven, die bis zum Fasan und zum indischen Vogelnest heutzutage gehen können, nur Suppentafeln, Dauerbrod und die übliche Mannschafts-Fleischconserve kennen. Die Zeit schreitet aber fort, die Concurrenz sorgt dafür, daß die Industrie auch auf diesem Gebiete nicht stehen bleibt, und so ist es denn nothwendig, von Zeit zu Zeit an die Conserven und ihren Werth zu erinnern, Rathschläge für ihre Zubereitung zu geben, neue Zubereitungsarten ev. Verbesserungen anzugeben, endlich vor allen Dingen auf die Neuerungen in diesem Artikel aufmerksam zu machen. Bis vor kurzer Zeit — es ist noch kein Jahr her — fehlten drei sehr wichtige Conserven: die Fettconserve, die Zwiebelconserve und die Kartoffelconserve. Die letzte wäre jetzt da, mit den andern hat es vorläufig gute Wege.

Bevor ich aber auf die Conserven im Speciellen eingehe, möchte ich Einiges über die sog. Massenverpflegungen auf Ausstellungen sagen. Ich bin ein ganz entschiedener Gegner dieser Schaustellungen, die nach meiner Ansicht nicht nur keinen guten Zweck haben, sondern geradezu vielfach schaden

und zudem der Reclame Thür und Thor öffnen. Die Commandeure ꝛc. haben selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden, wenn irgend Jemand ihren Leuten gratis tüchtiges Essen geben will, aber bei näherer Betrachtung sieht die Sache doch anders aus. Von einer „Massenverpflegung“ in diesem Sinne kann keine Rede sein, wenn ein Friedensbataillon zwei- oder dreimal in der Woche zu bestimmter Zeit gespeist wird. In dem Wort allein sitzt schon die Reclame, und ich möchte wissen, was an der Leistung bewundernswerth, beachtenswerth oder auch nur sehenswerth sein soll. Letzteres ist wohl Hauptsache, denn das Zuschauen kostet Eintrittsgeld! Ob sich die Leute, die für diesen Genuß bezahlen, klar sind, daß alle Tage, jahraus jahrein im Deutschen Reich, in etwa tausend Küchen, selbst in ganz kleinen Nestern, je 500 Mann gespeist werden, ohne daß sich irgendwelche Zuschauer einzufinden pflegen oder irgend Jemand zugemuthet wird, für dieses Ereigniß Entree zu zahlen? Zumeist gab es bei solchen Gelegenheiten die berühmten „Erbsen mit Speck“ oder „Erbsen mit Schweinefleisch“, und es klang rührend, wenn dann die Zeitungsberichte sagten, daß es den Kriegern trefflich gemundet habe, als wenn die armen Seelen nie derartige Gerichte erhielten, oder als ob dieselben des Soldaten Himmelreich vorstellten. Aber man ging weiter. Man gab den Leuten Austernsuppe, Prager Schinken, Schellfisch mit Senfsauce, dazu je zwei Flaschen Bier, eine Tasse Kaffee und zwei Cigarren. — — So geschehen zu Berlin im Jahre 1897 gelegentlich der Internationalen Ausstellung für Nahrungs- und Genußmittel in der Alexandrinenstraße. Ich habe die Kosten der einzelnen Speisungen in Minimalsätzen berechnet und bin zu dem Ergebniß gekommen, daß so eine Mahlzeit, wozu der Mann je zwei Flaschen Bier, eine Tasse Gesundheitskaffee, zwei Cigarren und ab und zu noch einen Licör erhielt, in den Preislagen zwischen 60 Pfennigen und einer Mark schwankte. Wo soll die Militärmenage dieses Geld für eine Mahlzeit hernehmen? Vom Reichstag? Der wird sich hüten! Hat er doch erst kürzlich zur Herstellung der warmen Abendkost fünf Reichspfennige nach vielem Sträuben bewilligt. Durch solche Gastmähler verwöhnt man die Leute, streut dem Publicum über den Werth der Massenverpflegung Sand in die Augen und treibt es zu dem Glauben hin, der Soldat bekäme kein ordentliches Essen und hätte nur hier Gelegenheit, sich einmal tüchtig satt zu essen. An Komik fehlte es übrigens bei dieser Gelegenheit auch nicht. So heißt die zu Tausenden geschenkte Cigarre „pro patria“! Lieber Himmel, nun soll der Soldat auch noch Latein lernen, während man seine liebe Noth hat, ihn sich deutsch einigermaßen ausdrücken zu lehren. Soviel wollte ich zu dem Ausstellungsessen bemerken, die gar keinen Zweck haben, und wenn bei ernsten Gelegenheiten, z. B. bei einer Mobilmachung, nicht ganz andere Leistungen zu verzeichnen sein werden als solche, so wird es sehr schlecht um uns stehen.

Die Auswahl der Conserven ist eine sehr bedeutende, aber der Preise wegen beschränkt sich die Zahl der für Truppenverpflegung in Betracht kommenden erheblich. Die deutsche Fleischconserve, in Spandau und Mainz hergestellt, ist nach wie vor ausgezeichnet; ich nehme keinen Anstand sie schlankweg als die beste und preiswertheste ihrer Art zu bezeichnen. In der holländischen Colonialarmee erhalten die Truppen, namentlich die Europäer, neben Reis und in Holland hergestelltem Rauchfleisch sehr viel Conserven, und zwar bezieht man aus Australien eine Marke Cornet beef, die etwa so gut ist wie das deutsche Fleisch, und von Holland eine vortreffliche Conserve aus gebratenem Fleisch, die wohl die deutsche in mancher Beziehung, nämlich an Wohlgeschmack, übertreffen mag, aber dafür auch sehr theuer und für unsere Verhältnisse unerschwinglich ist. Die österreichische Gulasch-Conserve wird vielfach getadelt und mit der deutschen, zum Nachtheil der ersteren, verglichen. Man sucht die Ursachen der geringeren Güte darin, daß der Privatindustrie, speciell dem Viehankauf nebst damit zusammenhängender Speculation, ein viel zu weites Feld eingeräumt ist.

Es sei hier eine allgemeine Bemerkung über Zubereitung der Speisen eingeschoben. Man ist bei uns vielfach der Ansicht, daß die Speisen möglichst wenig gewürzt werden sollen, um bei den Leuten nicht Durst und heißes Blut zu erzeugen. Es mag das ja im Allgemeinen richtig sein, aber zu wenig Würze darf man den Speisen auch nicht hinzufügen, denn unser Klima verträgt schon etwas davon. Ein Hauptgrund, weßhalb bei freier Wahl zwischen Casernen- und Gastwirthmenage letztere vielfach vorgezogen wird, ist darin zu suchen, daß in den Wirthschaften die Speisen schärfer gewürzt hergestellt werden und dem Soldaten deßhalb besser zu munden scheinen. Beweis für meine Ansicht ist die riesige Vertilgung von Mostrich in den Truppencantinen. Die Gulasch-Conserve ist viel schärfer gewürzt, als die meisten Speisen bei uns, ohne daß sich dadurch Ausstellungen ergeben haben; vor allen Dingen aber möchte ich auf die holländische Colonialarmee hinweisen, die in den Tropen lebt und ihren Reis, ihr Fleisch, überhaupt alle geeigneten Gerichte, mit bedeutenden Mengen Curry würzt, ohne daß man dadurch Befürchtungen über besondere Durstentwickelung hegt. Es ist überhaupt noch die Frage, ob, außer Salz, so sehr viele Gewürze dursterregend wirken, von Betel, Tabak (Priem) und Coca ist gerade das Gegentheil bekannt.

Die Fleischextracte könnten vielleicht bei den Abendsuppen eine Rolle spielen, jedenfalls käme es auf einen Versuch an, ob sich die Sache mit den geringen Geldmitteln durchführen läßt. Man hat in Liebig und namentlich auch in dem neueren australischen Fleischextract vortreffliche und verhältnißmäßig billige Präparate, die sich im en gros Einkauf vielleicht noch weniger theuer stellen. Folgender flüchtiger Ueberschlag möge den Weg meiner Absichten zeigen.

Ein Abendbrod für 500 Mann bestehend aus Kartoffeln und Häring stellt sich auf 40 Mark. Ein solches aus Suppe — Gries, Hafer ꝛc. — auf etwas über 20 Mark. Man kann nun beispielsweise eine Griessuppe, auch wenn in ihr nicht Zwiebeln und etwas in kleine Würfel geschnittener, ausgebratener Speck — wie es sich empfiehlt — enthalten ist, durch Hinzufügung von Fleischextract sehr schmackhaft machen, und es fragt sich sehr, ob eine solche Suppe, der man also mehrere Pfund Extract zusetzen kann, bis die Kostenhöhe von 40 Mark erreicht ist, nicht nahrhafter ist und den Leuten besser mundet, als Kartoffeln und Häring. Stock- und Klippfisch werden sich nicht einbürgern, aber auch von frischen Seefischen, also namentlich Schellfisch, Dorsch und Kabeljau glaube ich das nicht, so viel auch die guten Seiten der Fischkost gerühmt werden mögen. Es giebt mehrere Gründe, die der definitiven Einführung in die Truppenkost entgegenstehen. Erstens der Geruch, der bei aller Beschönigung in kurzer Zeit alle Räume der Casernements nebst Höfen durchzieht. Ferner hat der Mann, trotz seinem Pfund Fisch, denn so viel muß man wenigstens auf den Kopf rechnen, nach kurzer Zeit wieder Hunger und tüchtigen Durst, den man eben durch schwaches Würzen der Speisen bekämpfen will, wie oben gezeigt. Endlich behagt Vielen der immerhin etwas scharfe Geschmack der Nordseefische nicht, während sie sich eher an den milderen Ostseeschellfisch, den Pomuchel gewöhnen würden. Und dann: jeder Koch und jede Hausfrau weiß, daß das Hauptgeheimniß des guten Fischkochens darin besteht: möglichst viel Butter — und beste Butter — und da liegt der Hase im Pfeffer! So vortrefflich die Fischsuppe war, welche Frau Lina Morgenstern bei oben erwähnter Ausstellung den Franzer Grenadieren nebst folgendem gebackenen Fisch vorsetzen ließ, die Menage-Commissionen können solche Geldmittel nicht auftreiben und die Bataillons-Commandeure würden sich hüten, zwölf Mann in die Küche zu commandiren, denn so viele brauchte die Dame außer ihren eigenen Kräften nur zur Hülfsleistung.

Ich komme jetzt zu den drei Eingangs erwähnten Conserven, die sehr wünschenswerth wären, der Fett-, der Kartoffel- und der Zwiebelconserve. Die letztgenannte, die sich vortrefflich zur Verbesserung anderer Conserven, sowie von den Suppentafeln und der Erbswurst eignen würde, existirt nicht, und ich glaube auch nicht, daß nach dieser Richtung hin umfassende Versuche stattgefunden haben, wohl zum großen Theil aus dem Grunde, weil frische Zwiebeln stets zu billigen Preisen in genügender Menge vorhanden sind. Das könnte sich aber bei Belagerungen ändern. Mit der Fetteonserve ist es mir eigenartig ergangen. Ich brachte in Erfahrung, daß in der französischen Marine, speciell in Cherbourg, eine eigenartige Conserve zur Ausgabe gelangt sei, deren Hauptbestandtheil aus einem präparirten Fett, durchsetzt von Gemüsen und Gewürzen bestehe. Der Nutzen einer solchen Conserve lag auf der Hand. Heißes Wasser, eine Hand voll Mehl oder Gries oder Brod oder Kartoffeln hinein, dazu diese Conserve, und eine Suppe mit allen nöthigen Nährbestandtheilen wäre fertig. Es galt nun das Recept zu erhalten und, wenn möglich, auch eine solche Conserve. Letzteres schien schwieriger, erwies sich aber als leichter, denn Dank unserer jetzigen directen Verbindung mit Cherbourg erhielt ich Ende 1896 eine solche Conserve in Tafelform oder vielmehr das Bruchstück einer solchen. Die Masse war sehr fest, sah grünlich aus und hatte schwarze, weiße, braune und gelbe Punkte — sie glich ungefähr grüner Seife in festem Zustand. Dieses Präparat wurde nun in Apothekerquanten geprüft, allein, mit Grütze und mit Kartoffeln und erwies sich als sehr gut, wenngleich ein Schluß auf die Dauer der Conserve unmöglich war, weil man ihr Alter nicht kannte. Von Ranzigkeit war keine Spur vorhanden. Irgend welche Schlüsse auf die Zusammensetzung, namentlich auf die Grundsubstanz und ihre Zurichtung, waren aber auch unmöglich zu ziehen, da das Versuchsobject zu winzig war und nur primitive Kochvorrichtungen zur Verfügung standen. Aber nach etwa einem Vierteljahr schien mir das Glück ganz besonders zu lächeln; ich erhielt ein Recept, das sich bei eingehender Durchsicht wohl als das richtige erweisen konnte — das ich übrigens nach mehr als einem Jahre gedruckt wiederfand — und ich beschloß einen Versuch zu wagen. Eine der großen Conservefabriken war bereit, Proben anzustellen. Sie machte deren zahlreiche, aber das Ergebniß war negativ. Der Grundstoff war entweder falsch angegeben, oder seine Behandlung mußte eine andere sein, kurz, die Fetteconserve existirt thatsächlich, aber wir haben sie nicht und können sie — vorläufig wenigstens — nicht machen.

Besser ging es der Kartoffelconserve, welche sowohl allein verwendet, wie als Zusatz zu den Suppentafeln, Erbswürsten, Bouillonkapseln, wie überhaupt zu jeder gemischten und zu den meisten einfachen Conserven von Werth ist. Die Schwierigkeit ihrer Herstellung lag darin, daß es keine brauchbare Kartoffelschälmaschine giebt, wenigstens keine, die ganz reines, tadelloses Material liefert, und daß sich in Folge dessen der Preis enorm steigern mußte; dazu kamen natürlich noch andere Hindernisse technischer Natur. Einer Berliner Firma ist es nunmehr gelungen, diese Dauerkartoffel in überraschend schöner Weise herzustellen, und sie brachte dieselbe, soweit die Probevorräthe reichten, im Frühjahr 1898 in den Handel, wo sie sofort vergriffen war. Die Kartoffel stellt sich als eine grobkörnige Masse in Körnerstärke etwa wie Schrot Nummer zwei dar, ist von zart weißlich-gelber Farbe, tadellosem Kartoffelgeruch und Geschmack und ist bereits eine Zeit lang gedämpft, aber, trocken aufbewahrt, unbegrenzt haltbar. Allerdings der Preis ist hoch — dreißig Mark der Centner, doch ergiebt sie das Acht- bis Zehnfache der geschälten Kartoffel — und der Preis wird der Einführung in die Truppenmenagen wohl noch im Wege stehen, aber auch nicht viel herabgehen. Ich halte diese Conserve für einen sehr bedeutenden Fortschritt auf diesem Gebiete, weil sie im Rohmaterial billig ist und eine Lücke ausfüllt, denn die Suppentafeln und die Erbswurst sind nicht tadellos im Geschmack, weil reines Erbs- ꝛc. Mehl oder solches unter Zusatz von anderem Mehl verwandt werden mußte, der Geschmack wird aber durch Zusatz der Dauerkartoffel sehr gehoben.

Die Conservenfabrikation wird fortschreiten, neue Arten werden entstehen, neue Verfahren werden angewandt werden, und das Streben wird und muß sich darauf richten, stets die Conserve dem Naturproduct, so weit als irgend möglich ist, ähnlich herzustellen. Ganz läßt sich die Güte des Naturproductes ja doch nicht erreichen. Ich erinnere nur an Eisconservirung. Das Eis conservirt absolut, so Mammuths Zehntausende von Jahren, so das Fleisch, das England in eigens dazu gebauten Dampfern von Neuseeland und Australien einführt, so das Fleisch in den Eisspeichern unserer großen Festungen. Es ist das auch eine Conserve, und jene Mammuth's sind zweifellos die ältesten, die auf uns gekommen. Aber alle diese Eisconserven müssen sofort nach dem Aufthauen consumirt werden, sie haben so gut wie gar keine Haltungsfähigkeit und gehen sehr schnell in Verwesung über, und diese Fehler liegen so klar zu Tage, daß man mit Gefrier-Conservirung bei Massenverpflegungen stets sehr vorsichtig sein muß.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen Punkt hinweisen, an welchem sich deutscher Unternehmungsgeist, der ja in letzter Zeit erfreulich im Steigen begriffen ist, auch bethätigen kann, wenn schon augenblicklich die Verhältnisse nicht besonders günstig liegen. Unser Südwest-Afrika wird ein Vieh züchtendes Land, wie Ausstralien streckenweise, und wenn auch die Rinderpest große Lücken gerissen hat, werden diese in absehbarer Zeit gefüllt sein. Das Fleisch ist enorm billig: in Windhoek, dem wohl theuersten Platz, zahlte man vor der Pest für das Pfund bestes Rindfleisch 0,10 Mark, für das Pfund Fettschwanzfleisch etwa das Dreifache. Sollten sich nun nicht ebenso gut dort, wie in Argentinien und Australien, Fleischextrakt- und Fleischconserve-Fabriken, verbunden vielleicht mit Leimsiedereien und Gerbereien etabliren lassen? Solch' ein Unternehmen kann ganz klein beginnen und sich selbst, trotz mäßigen Capitals, leicht ausbauen. Es wäre doch beschämend, wenn, wie schon so oft, fremde, also meist englische Unternehmer den Deutschen zuvorkommen und ihnen zeigen, wie man ihr Geld aus dem Lande zieht. Das Fleisch des Rindviehs hat in Südwest-Afrika einen etwas andern Geschmack als bei uns, es hat einen Anflug von Wildgeschmack, aber ohne Zweifel ist es mit dem Ausstraliens und Südamerikas gleichwerthig, das sich seit Jahrzehnten im Handel befindet und bei den theuren Fleischpreisen heute einen bedeutenden Absatz findet. Hoffentlich wird mit Eröffnung der Küsteneisenbahn nach dem Innern auch diese Angelegenheit einen Schritt vorwärts gegangen sein, und unser Conservenetat um einige neue und zwar deutsche Erzeugnisse bereichert werden.

Nach Schluß vorstehender Arbeit habe ich noch eine neue Conserve kennen gelernt, nämlich „Tropon" und zwar durch Heft 8 der „Kriegstechnischen Zeitschrift". Dieses Tropon ist geschmack- und geruchloses künstliches Eiweiß, erfunden durch die Herrn Professor Dr. Finkler und Dr. Lichtenfeld in Bonn. Woraus dieses Eiweiß ist, wird nicht verrathen, sollte es aber Blutalbumin sein, so ist es schon vor sieben Jahren erfunden, denn damals bot es ein rumänischer Arzt einem bekannten Berliner Großindustriellen zum Kauf und zur Verwerthung an, der sich mit mir in Verbindung setzte. Die Verhandlungen hatten kein Ergebniß. Diesem neuen „Tropon" werden nun die vorzüglichsten Eigenschaften nachgerühmt. So soll von ihm ein kg nur Mark 4 kosten, während das gleiche Quantum Eiweiß in Milch mit Mk. 4,43, in Roggenbrod mit Mk. 5,31, in Rindfleisch mit Mk. 7,35, in Reis mit Mk. 14,3 berechnet ist. In Weiterem wird ausgeführt, daß in 500 Gramm Brod verbacken so viel Tropon enthalten ist, daß diese 500 Gramm Brod an Nährwerth

gleich der 1950 Gramm wiegenden eisernen Ration ist und für drei Tage ausreicht. Es wäre sonach eine Gewichtsersparniß von 1450 Gramm erzielt u. s. w. Nun, da sieht man, wohin Laboratoriumweisheit führt! — Mit einem Stück Brod von einem Pfund wird kein Mensch in der Praxis Soldaten drei Tage lang ernähren wollen, und wenn Tausende von Gelehrten beweisen, daß in den 166 Gramm täglicher Nahrung genügend Nährstoffe enthalten sind. — Auch ist die Preisrechnung nicht richtig, denn wenn ich im Rindfleisch ein Kilogramm Eiweiß habe, so habe ich eben das Eiweiß und die andern Bestandtheile des Fleisches, bei Tropon aber habe ich nur Eiweiß, sonst nichts. Von Eiweiß allein kann man nicht leben. — In diesem Vorschlag mit dem täglich 166 Gramm Troponbrod-Ration ist der Anfang gemacht den Soldaten täglich mit einigen Pillen satt machen zu wollen, aber die Armee, die auf solche Weise in der Praxis ernährt werden wird, muß erst noch geboren werden.

Zur physiologischen Psychologie.

Von Prof. J. Rosenthal.*)

Es ist durchaus gerechtfertigt, alle Nervenfasern für gleichartig zu halten und daß die verschiedenen Arten ihrer Wirkung auf ihre Verbindung mit verschiedenartigen Nervenzellen zurückgeführt werden können. Dieser Auffassung scheint es zu widersprechen, daß die verschiedenen Sinnesnerven durch ganz verschiedene Einflüsse erregt werden und zwar jeder von ihnen nur durch ganz bestimmte, der Sehnerv durch Licht, der Hörnerv durch den Schall u. s. w. Untersuchen wir aber die Sache genauer, so zeigt sich, daß der Sehnerv durch Licht gar nicht erregt werden kann. Selbst das stärkste Sonnenlicht wirkt nicht auf ihn. Gegen Licht empfindlich ist nicht der Nerv, sondern ein besonderer Aufnahmeapparat in der Netzhaut des Auges, mit welchem der Sehnerv in Verbindung steht. Und ganz das Gleiche gilt von allen anderen Sinnesnerven, jeder ist an seinem peripheren Ende mit einem besonderen Aufnahmeapparat versehen, welcher durch bestimmte Einwirkungen erregt werden kann und die Erregung dann auf den Nerven überträgt. Von dem Bau dieser Endapparate hängt es ab, welche Einwirkungen auf sie erregend wirken oder nicht. Einmal in den Nerven eingetreten, ist die Erregung immer ein und dieselbe. Daß sie dann verschiedene Empfindungen in uns hervorruft, hängt also von den Eigenschaften der Nervenzellen ab, in denen die Nervenfasern enden. Wenn wir uns vorstellen, daß der Hörnerv und der Sehnerv eines Menschen durchschnitten und das peripherische Ende des Hörnerven mit dem centralen Ende des Sehnerven, und umgekehrt das periphere Ende des Sehnerven mit dem centralen Ende des Hörnerven verheilt wären, so würden die Klänge eines Orchesters in uns die Empfindung von Licht und Farben und der Anblick eines farbenreichen Bildes in uns die Empfindung von Schalleindrücken hervorrufen. Die Empfindungen, welche wir durch äußere Eindrücke erhalten, sind also nicht abhängig von der Natur dieser Eindrücke, sondern von der Natur unserer Nervenzellen. Wir empfinden nicht, was auf unsern Körper einwirkt, sondern nur, was in unserm Gehirn vorgeht.

Dieser Auffassung könnte man den Einwand entgegenstellen, daß unsere Empfindungen und die äußern Vorgänge, durch welche sie hervorgerufen werden, untereinander übereinstimmen, daß das Licht Lichtempfindungen, der Schall Schallempfindungen hervorruft und so fort. Aber diese Uebereinstimmung ist gar nicht vorhanden. Der Schein einer solchen wird nur durch den Gebrauch derselben Bezeichnung für zwei Vorgänge, die gar nichts Gemeinsames haben, vorgetäuscht. Der Vorgang mit der Lichtempfindung hat mit dem physikalischen Vorgang der Aetherschwingungen, welche ihn hervorrufen, keine Aehnlichkeit. Das geht schon daraus hervor, daß dieselben Aetherschwingungen, wenn sie unsere Haut treffen, in uns eine ganz andere Empfindung hervorrufen, nämlich die der Wärme. Die Schwingungen einer Stimmgabel können unsere Hautnerven erregen und werden dann gefühlt, sie können unsere Hörnerven erregen und werden dann gehört, sie können unter Umständen auch gesehen werden. Die Schwingungen der Stimmgabel sind immer dieselben und haben mit keiner der Empfindungen, die sie hervorrufen können, etwas gemein. Wenn wir den physikalischen Vorgang der Aetherschwingungen einmal Licht nennen und ein andermal Wärme, so belehrt uns doch ein genaueres Studium der Physik, daß es derselbe Vorgang ist. Die gewöhnliche Eintheilung der physikalischen Vorgänge in Schall, Licht, Wärme u. s. w. ist eine irrationelle, indem sie für diese Vorgänge ein zufälliges Moment, nämlich die Art, wie sie auf den mit verschiedenen Empfindungen begabten Menschen wirken, hervorhebt, für andere Vorgänge aber, z. B. die magnetischen, elektrischen, ganz andere Eintheilungsmerkmale zu Grunde legt.*) Die wissenschaftliche Erforschung der physikalischen Vorgänge einerseits und der physiologischen Vorgänge der Empfindungen andererseits deckt den Irrthum auf, der um so tiefer wurzelt, als die Sprache für die verschiedenartigen Vorgänge dieselben Worte gebraucht und so die Unterscheidung erschwert hat.

Aber die Sprache ist nur der Ausdruck der menschlichen Auffassung von den Dingen, und die Auffassung von der innern Zusammengehörigkeit des Lichts und der Lichtempfindung, des Schalls und der Schallempfindung u. s. w. galt bis in die neueste Zeit hinein als eine unumstößliche Wahrheit. Goethe hat derselben Ausdruck verliehen in den Versen:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken;
> Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

In ganz ähnlicher Weise spricht sich Plato in seinem Gespräch „Timaios" aus. Dagegen hatte Aristoteles schon ganz richtige Vorstellungen über der Sache. Aber erst seit den bahnbrechenden Untersuchungen von Johannes Müller sind diese Vorstellungen wissenschaftlich begründet und mit den Thatsachen in allen Einzelheiten in Uebereinstimmung gebracht, zur Grundlage unserer jetzigen Sinnesphysiologie und Psychologie geworden.

Da es durch den Bau des Aufnahmeapparats bedingt ist, daß auf jeden Sinnesnerv entweder nur eine oder doch vorzugsweise eine Art von äußern Vorgängen einwirken kann, so hat man diese den adäquaten Reiz für den Sinnesnerven genannt. Der Ausdruck ist oft fälschlich dahin verstanden worden, daß der Reiz eine innere Verwandtschaft zu der durch ihn veranlaßten Empfindung habe. Er ist aber unverfänglich, wenn wir damit nur den Begriff eines Reizes verbinden, welcher auf die Endorgane des betreffenden Nerven zu wirken vorzugsweise im Stande ist.

Daß jeder Sinnesnerv, wenn er erregt wird, in uns

---

*) Als 27. Band der Internationalen Wissenschaftlichen Bibliothek von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine „Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven" aus der Feder des Erlanger Universitätsprofessors, der in Folge ultramontaner Angriffe auf ihn unlängst viel genannt worden ist. Wir entnehmen den Aushängebogen die allgemein interessanten Schlußbetrachtungen.

*) Für diese Arten von physikalischen Vorgängen haben wir kein direct erregbares Aufnahmeorgan; dieselben werden uns erst auf Umwegen bekannt, indem sie sichtbare oder fühlbare Bewegungen veranlassen. Theoretisch läßt sich nachweisen, daß elektrische, magnetische und Lichterscheinungen auf den gleichen Vorgängen beruhen, auf Schwingungen des sogenannten Aethers. Unser Auge ist aber nur für einen Theil dieser Schwingungen, deren Schwingungszahlen nicht über und nicht unter einer gewissen Grenze liegen, empfindlich.

eine ganz bestimmte Art von Empfindung hervorruft, nannte Johannes Müller die specifische Energie dieses Nerven. Nach unserer Auffassung sollte man eher von specifischen Energien der Nervenzellen sprechen. Sie allein sind im Stande, uns verschiedene Arten von Empfindungen zu vermitteln. Wären alle empfindenden Nervenzellen einander gleich, so könnten zwar durch die Einwirkungen der Außenwelt auf unsere Sinnesorgane Empfindungen in uns hervorgerufen werden, aber immer nur von ein und derselben Art. Höchstens in der Stärke dieser einen unbestimmten Empfindung könnten Unterschiede wahrgenommen werden. Es mag Thiere geben, die nur einer solchen einzigen unbestimmten Empfindung fähig sind, weil ihre Nervenzellen alle untereinander gleich sind, sich noch nicht differenzirt haben. Solche Thiere werden wohl zu einer Vorstellung von der Außenwelt im Gegensatz zu ihrem eigenen Körper, also zur Entwickelung eines Selbstbewußtseins gelangen können, nicht aber zu einer Erkenntniß der Vorgänge in der Außenwelt. Zur Entwickelung dieser Erkenntniß wirkt bei uns in hohem Grade die Vergleichung der durch die verschiedenen Sinnesorgane vermittelten verschiedenen Eindrücke. Ein Körper stellt sich unserm Auge mit einer gewissen räumlichen Ausdehnung, Farbe u. s. w. dar. Durch Betasten können wir von der erstern gleichfalls Vorstellungen empfangen. Liegt er außerhalb des Bereichs unserer Hände, so können wir durch Annäherung finden, wie die scheinbare Größe des Körpers, so wie sie das Auge uns erscheinen läßt, mit der Annäherung zunimmt. Solche und viele Tausend andere, seit frühester Jugend gemachte Erfahrungen haben uns allmälig dahin geführt, daß wir aus einigen wenigen Empfindungen, durch Combination derselben mit den Erinnerungen an früher gehabte Empfindungen, Vorstellungen über die Beschaffenheit der Körper bilden. Es laufen dabei viele, unbewußt sich vollziehende Schlußfolgerungen mit unter, so daß, was wir als unmittelbar empfunden betrachten, eigentlich eine verwickelte Kette von Schlußfolgerungen ist. Wir glauben z. B. einen Menschen in einer bestimmten Entfernung zu sehen; eigentlich empfinden wir nur eine Anzahl von Erregungen, welche das Bild eines Menschen auf unserer Netzhaut in einer bestimmten Größe verursacht. Wir kennen die durchschnittliche Größe eines Menschen, wissen, daß die scheinbare Größe mit der Entfernung abnimmt; außerdem empfinden wir den Grad von Zusammenziehung unserer Augenmuskeln, welcher zur Richtung unserer Augenachsen auf den Gegenstand und zur Einrichtung unseres Auges für die betreffende Entfernung nothwendig ist. Aus alledem setzt sich ein Urtheil zusammen, welches wir fälschlich für eine unmittelbare Empfindung halten.

Die Methoden, durch welche Helmholtz die zeitlichen Verhältnisse der Muskelzusammenziehung und der Fortpflanzung der Erregung in den motorischen Nerven gemessen hat, sind bekannt. Nach denselben oder doch ganz ähnlichen Methoden haben Helmholtz und nach ihm andere die Fortpflanzung der Erregung in den sensiblen Nerven bestimmt und dafür einen Werth von etwa 30 m in der Secunde gefunden, also nahezu denselben Werth wie für die motorischen Nerven des Menschen. Man hat auch die Zeit gemessen, welche ein zum Gehirn geleiteter Reiz braucht, um zum Bewußtsein zu gelangen. Solche Bestimmungen haben neben ihrem theoretischen Werth auch noch ein praktisches Interesse für den beobachtenden Astronomen. Wenn dieser Sterndurchgänge durch den Meridian beobachtet, indem er den im Fernrohr gesehenen Durchgang mit den hörbaren Schlägen eines Secundenpendels vergleicht, so begeht er stets einen kleinen Fehler, welcher von den zum Bewußtwerden der beiden Sinneseindrücke nöthigen Zeiten herrührt. Bei zwei verschiedenen Beobachtern hat dieser Fehler nicht genau denselben Werth. Um die Beobachtungen verschiedener Astronomen untereinander vergleichbar zu machen, bedarf es daher der Kenntniß des Unterschiedes, der sogenannten persönlichen Gleichung zwischen Beiden. Um aber die Beobachtungen jedes einzelnen auf richtige Zeit zurückzuführen, muß man den Fehler, den Jeder allein macht, bestimmen.

Denken wir uns, ein Beobachter, der in vollkommener Finsterniß sitzt, sehe plötzlich einen Funken und gebe dann ein Zeichen. Durch einen geeigneten Apparat wird sowohl die Zeit, wann der Funke wirklich erscheint, als auch das gegebene Zeichen aufgeschrieben. Der Unterschied zwischen Beiden kann gemessen werden, wir nennen ihn die physiologische Zeit für den Gesichtssinn; ebenso können wir die physiologische Zeit für den Gehörsinn und für den Gefühlssinn bestimmen. So fand z. B. Professor Hirsch in Neuchâtel:

für den Gesichtssinn	$0,_{1947} - 0,_{2083}$	Secunde,
" " Gehörsinn	$0,_{194}$	"
" " Gefühlssinn	$0,_{1733}$	"

War der Eindruck, welcher angezeigt werden sollte, kein unerwarteter, sondern konnte er vorausgesehen werden, so fiel die physiologische Zeit viel kürzer aus, nämlich für den Gesichtssinn nur $0,_{07}$ bis $0,_{11}$ Secunde. Daraus folgt also, daß bei Ereignissen, deren Eintreffen wir voraussehen können, das Gehirn viel schneller mit seiner Arbeit fertig wird.

Noch interessanter sind die Versuche von Donders. Eine Person erhielt den Auftrag, bald mit der rechten, bald mit der linken Hand ein Zeichen zu geben, je nachdem ein auf ihre Haut angebrachter leichter Reiz an diesem oder an jenem Orte gefühlt worden war. War ihr dieser Ort bekannt, so erfolgte das Zeichen $0,_{205}$ Secunden später als der Reiz; war ihr aber der Ort nicht bekannt, so erfolgte das Zeichen erst nach $0,_{272}$ Secunden. Es erforderte also der psychische Act der Ueberlegung, wo der Reiz gewesen, und die dem entsprechende Wahl der Hand eine Zeit von $0,_{067}$ Secunden.

Die physiologische Zeit für den Gesichtssinn war etwas abhängig von der Farbe; weißes Licht wurde immer ein wenig früher markirt als rothes. War dem Beobachter die Farbe, welche er sehen sollte, vorher bekannt, so gab er das Zeichen früher, als wenn dies nicht der Fall war und er erst überlegen mußte, was er gesehen habe, um danach sein Zeichen zu geben. Der Beobachter bildet sich bei solchen Versuchen immer eine Vorstellung von der Farbe, die er zu sehen erwartet. Stimmt dann die zur Beobachtung kommende Farbe zufällig mit seiner Erwartung, so reagirt er schneller, als wenn dies nicht der Fall ist.

Aehnliches ergab sich für den Gehörsinn. Die Wiederholung eines gehörten Klanges erfolgt schneller, wenn man vorher gewußt hat, welchen Klang man zu hören bekommen wird, als wenn dies nicht der Fall ist.

In anderer Weise zeigt sich diese, wenn wir so sagen wollen, Trägheit des Bewußtseins in Versuchen, welche Helmholtz anstellen ließ. Das Auge erblickt eine Figur und unmittelbar darauf ein helles Licht. Je stärker das letztere ist, desto länger muß man die erstere gesehen haben, um sie überhaupt zu erkennen; complicirte Figuren erfordern überdies mehr Zeit als einfachere. Sieht man Buchstaben auf hellem Grunde nur ganz kurze Zeit beleuchtet, ohne daß ein anderes Licht folgt, so genügt eine um so kürzere Zeit zum Erkennen, je größer die Buchstaben sind und je heller die Beleuchtung war.

Es sind freilich sehr einfache Gehirnthätigkeiten, über deren physiologische Bedingungen derartige Versuche uns in etwas Aufklärung verschaffen; aber es sind doch die Grundelemente aller geistigen Thätigkeit: Empfindung, Vorstellung, Ueberlegung, Wille; und selbst die verwickeltste Deduction eines speculativen Philosophen kann nicht mehr sein als eine Kette solcher einfachen Vorgänge, wie wir sie hier betrachtet haben. Wir haben daher in jenen Messungen die ersten Anfänge einer experimentellen physiologischen

Psychologie vor uns, welche seitdem sehr eifrig von Physiologen und Psychologen erforscht worden ist. Gerade die einfachsten Vorgänge sind in physiologischer Beziehung die lehrreichsten. „In der That", sagt D. F. Strauß („Der alte und der neue Glaube"), „wer das Greifen des Polypen nach der wahrgenommenen Beute, das Zucken der gestochenen Insektenlarve erklärt hätte, der hätte zwar damit noch lange nicht das menschliche Denken begriffen, aber er wäre doch auf dem Wege dazu und könnte es erreichen, ohne ein neues Princip zu Hülfe zu nehmen." Ob diese Auffassung der Sachlage wirklich richtig ist, das steht dahin. Aber die immer vollständigere Erkenntniß der Bedingungen des Zustandekommens und der mechanischen Vorgänge, welche den Denkprocessen zu Grunde liegen, können wir erreichen. Und dies ist das hohe Ziel, nach welchem die Wissenschaft der allgemeinen Muskel- und Nervenphysiologie strebt, ein Ziel, das wohl der fortgesetzten Anstrengungen der besten Forscher würdig ist.

Literatur und Kunst.

Ein unbekannter Freund von Heine und Börne.

Von Ed. Rothe.

Im 64. seiner Briefe aus Paris schreibt 1833 Ludwig Börne: „Soeben verläßt mich ein Besuch, dessen Veranlassung mir sehr erfreulich war, dessen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Mensch, aus Hof in Bayern gebürtig, seit einigen Jahren in einer hiesigen Handlung als Commis angestellt. Er sagte, daß er im Namen seiner zahlreichen Freunde käme, die erst kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris sei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und so fort. Ich suchte das abzukürzen. Darauf weiter: er sei beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, seine Freunde und Kameraden, wohl zwei- bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten sich vorgenommen, an die Bayerischen und Badischen Stände eine Adresse zu erlassen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher sie für Recht und Freiheit gestritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine solche Adresse zu spät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Karlsruhe auseinandergehen würden, erwiderte man mir: daran läge nichts, es wäre ihnen ja bloß darum zu thun, auch ihrerseits ihre Gesinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine solche Adresse aufsetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den sie zu machen gedächten, würde von den heilsamsten Folgen sein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller, so oft wir von den verfassungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen sprechen, machte man den Vorwurf der Unruhestiftung und heillosen Zerstörungssucht, und wo man einmal so gnädig sei, uns milder zu betrachten, spotte man unserer lustigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glücke des Volkes, das auch für solche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung stünde. Jetzt aber kämen sie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beschäftigung an das Positive gewiesen, ja durch Maaß, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn sie sie je vergessen möchten, stündlich erinnert würden, und wünschten und forderten das Nämliche. Sie sprächen es aus, daß die materiellen Interessen, wo die Sorge für dieselben löblich wäre, innigst an die moralischen Interessen gebunden wären, und daß nach Allem das sinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menschen nicht ihre höchste Bestimmung sei. Dieses würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der Freiheit in Verwirrung bringen, die deren Freunde um so leichter zu besiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien suchten . . . . In diesem Sinne werde ich nun für die jungen Leute die Adresse abfassen."

Der „junge freundliche Mensch", der in Paris als Commis lebte und sich zugleich politisch bethätigte, war in der That ein Bayer und hieß Hermann Wolfrum, 1812 in Hof geboren. Wie so manchen freiheitbegeisterten Jüngling hatte auch ihn die Julirevolution nach Paris geführt, wo er bald unter den dortigen Deutschen eine hervorragende Rolle spielte und mit den französischen Koryphäen Lafayette, Garnier-Pagès u. a. in Verbindung trat. Wie wir gesehen haben besuchte er auch Börne und zwar als Sprecher der jungen deutschen Kaufleute in Paris. Aber dieser Besuch und Börne's Freundschaft sollten ihm verhängnißvoll werden. Damals herrschte in der Deputirtenkammer große Aufregung über den Plan der Regierung, Paris zu befestigen, zu welchem Zwecke die Forts détachés rund um Paris angelegt werden sollten. Die liberalen Deputirten und an ihrer Spitze Arago, Garnier-Pagès ꝛc. behaupteten, die Forts wären weniger zur Vertheidigung geeignet, als vielmehr bestimmt, Paris im Zaum zu halten und jede Revolution mit einem Bombardement niederzuschlagen. Alle politischen Vereine, französische und fremde und die geflüchteten Polen, deren eine Menge in Paris lebten, schlossen sich dieser Meinung an und agitiren heftig gegen diese Befestigung. Es herrschte Aufregung in Paris, und man prophezeite eine Revolte bei den bevorstehenden Julifesten, die zum Andenken der Julirevolution von 1830 alljährlich am 27., 28. und 29. Juli mit großem Spektakel gefeiert wurden, im Jahre 1833 um so mehr, als die Statue Napoleon's I. auf der Vendôme-Säule in dem historischen Napoleonscostüm wieder enthüllt werden sollte. (Die Statue im römischen Kaiserornate, welche Napoleon sich selbst gesetzt hatte, hatte Blücher 1814 herabstürzen lassen.) Um nun eine Revolte zu verhüten, ließ die Regierung Anfangs Juli alle Vorstände der politischen Vereine, diejenigen politischen Persönlichkeiten der Nichtfranzosen, welche sich bemerkbar gemacht hatten, verhaften und in Sainte Pelagie, das politische Gefängniß in der Nähe des Jardin des plantes und des Panthéon einsperren. Auch Hermann Wolfrum wurde verhaftet, und als unmittelbar darauf sein jüngerer Bruder Carl, seines Zeichens Färbergeselle, nach Paris kam, verschaffte er sich einen Erlaubnißschein zum Besuch des Bruders. Dieser Carl Wolfrum ist später nach Oesterreich ausgewandert und 1888 als Reichsrathsabgeordneter gestorben. Er hat Erinnerungen hinterlassen, die 1893 von der Familie in Aussig als Manuscript gedruckt wurden. Wir dürfen ihm die folgenden allgemein interessanten Mittheilungen entnehmen.

Hermann Wolfrum wurde zwar aus der Haft entlassen, aber als politisch verdächtig oder polizeilich lästig aus Frankreich ausgewiesen. Die politischen Freunde Hermanns, besonders Garnier-Pagès bemühten sich zwar, die Ausweisung rückgängig zu machen, es war aber vergebens, und es erstreckte sich diese Ausweisung auf alle jene Ausländer, welche während der Julifeste verhaftet waren. Namhafte Advocaten, darunter Berryer und Cremieux, unterschrieben wohl ein Rechtsgutachten, wonach diese Maaßregel ungesetzlich wäre, es half aber Alles nichts. Carl, der in Puteaux Arbeit gefunden, ging nun alle Sonntage und auch schon Samstag Abends, nach Paris und war mit Hermann zusammen. Er sagte ihm seine Pläne, daß er erst nach Brüssel und dann nach England gehen wollte, wohin ihm Lafayette Empfehlungsbriefe mitgeben wollte. Hermann bemühte sich auch, den Bruder nicht bloß in den deutschen Versammlungen einzuführen und bekannt zu machen, er stellte ihn auch damaligen Berühmtheiten vor. Er führte ihn zu Garnier-Pagès, Lafayette,

Heine und Börne. „Bei Garnier-Pagès, der Hermanns Ausweisung in der Deputirtenkammer vorbringen wollte, wurde ich vorgestellt," erzählt Carl, „damit ich ihm allenfallsige Auskunft geben könnte, und er empfing mich ganz freundschaftlich, indem er mich einlud, bei Vorkommen jederzeit ihn aufzusuchen. Bei Lafayette ist mir der Empfang noch lebhaft erinnerlich, denn ich kannte dessen Namen aus der Geschichte der französischen Revolution und wußte, daß er sowohl in dieser wie in den nordamerikanischen Freiheitskämpfen eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Auch in der Julirevolution von 1830 war sein Auftreten für Louis Philipp entscheidend, indem er auf dem Balkon des Hôtel de Ville denselben umarmt hatte mit dem Ausrufe: „Das ist die beste Republik!" Und Carl Wolfrum erzählt weiter: „Da mein Französisch noch sehr gering war, so sagte mir Hermann, als wir zu Lafayette gingen, er würde mir mit der Hand ein Zeichen geben, ob ich oui oder non sagen sollte. Wir ließen uns anmelden und wurden sogleich vorgelassen, obgleich Lafayette noch nicht angezogen war, es war Vormittags. Er empfing uns in seinem Schlafzimmer und konnte noch nicht lange aufgestanden sein, denn er war wie mir schien, noch in Unterhosen und hatte eine kurze, weißleinene Jacke an. Als Kopfbedeckung hatte er eine ganz gewöhnliche weiße Zipfelmütze. Er begrüßte meinen Bruder wie einen alten Bekannten und gab ihm und mir die Hand und lud uns ein, uns neben ihm an einen kleinen Tisch zu setzen, der beinahe in der Mitte des Zimmers stand. Mein Bruder sagte ihm, daß ich ein Handwerker, Färber, sei und aus Bayern, der Mitte Deutschlands, nach Paris gewandert wäre, um mich weiter auszubilden. Da sprach nun Lafayette französisch zu mir, welches ich zwar nicht ganz verstand, worauf ich aber je nach dem Zeichen Hermanns mit Verbeugung und oui oder non antwortete, endlich aber sagte Lafayette deutsch, „bin auch in Deutschland gewesen, 9 Jahre in Olmütz". Er war nämlich in den neunziger Jahren General eines französischen Corps in den Niederlanden und stand gegen die Oesterreicher. Nach der Hinrichtung des Königs Louis XVI. verließ er die französische Armee und trat zu den ihm gegenüber stehenden Oesterreichern über. Diese behandelten ihn aber als Kriegsgefangenen und setzten ihn in die Citadelle von Olmütz als Gefangenen; in dem Frieden von Luneville (oder einem andern) machte aber Napoleon seine Freilassung zu einer Bedingung. Das Gespräch, welches Lafayette mit meinem Bruder $^1/_2$ Stunde lang führte, betraf, wie er mir nachher sagte, vorzugsweise die kurz vorher von der Regierung Louis Philipp's getroffene Verfügung, daß Lafayette von seinem seit der Revolution von 1830 bekleideten Posten eines Obercommandanten aller Nationalgarden Frankreichs entfernt wurde. Wie mir Hermann sagte, hätte er Lafayette Vorwürfe gemacht, daß er 1830 die Gründung der Republik durch seine Umarmung auf dem Balkon des Hôtel de Ville verhindert habe und auch schon in den neunziger Jahren auf dem Marsfelde in Paris auf die Republikaner habe schießen lassen. Lafayette habe darauf mit Bedauern geantwortet, daß er damals in einem Irrthume gewesen sei, das Beste aber damit gewollt habe. Als wir uns verabschiedeten, lud mich Lafayette ein, zu jeder Zeit wenn ich ein Anliegen hätte, zu ihm zu kommen und sagte noch meinem Bruder, er solle mir im Vorzimmer das Fäßchen mit der amerikanischen Erde zeigen. Im Vorzimmer war nämlich eine große Büste von Washington und unter derselben stand ein elegantes, hölzernes, mit eisernen, blank polirten Reifen versehenes Fäßchen in der Größe eines Eimers. Dieses Fäßchen war mit amerikanischer Erde gefüllt, welche die Bestimmung hatte, auf das Grab Lafayette's geschüttet zu werden, wenn er einstens das Zeitliche segnen würde. Der amerikanische Congreß hatte ihm diese Widmung beschlossen, als er in den zwanziger Jahren die Freistaaten besuchte und dort von der ganzen Nation wegen seiner Theilnahme an dem Befreiungskriege ungemein gefeiert wurde. Dieses Fäßchen sah ich mir natürlich mit großer Ehrfurcht an."

Hermann Wolfrum stellte den Bruder auch bei Börne und Heine vor, deren Namen er bis dahin noch gar nicht gehört hatte, und deren Schriftstellerruhm ihm vollständig unbekannt war. „Auf Börne kann ich mich von diesem ersten Besuch nur so viel erinnern, daß er ein kleiner, dürrer, schwarzhaariger Mann war. Später bin ich einige Male mit noch Anderen bei ihm gewesen, da er als ehrlicher Charakter von den deutschen Republikanern in Paris hoch geschätzt wurde. Von Heine's Besuch aber weiß ich noch etwas, weil Hermann mir von ihm mehr als von Börne sprach, daß er ein sehr gefeierter Dichter wäre, sehr geistreich sei, aber stark im Verdachte stünde, von Metternich bezahlt zu sein, um perfide Correspondenzen in die Allgemeine Zeitung zu schreiben. Wenn er mich fragen sollte, ob ich sein Buch der Lieder gelesen hätte, von welchem ich noch kein Wort gehört hatte, so sollte ich es bejahen und hinzufügen, daß es unter den Handwerksburschen stark gelesen würde. Als wir zu Heine kamen, es war frühzeitig, war er noch im Schlafrock und ließ sich gerade rasiren. Er war auch ein kleiner, wenigstens nicht großer Mann, mäßig corpulent und blond und fragte mich richtig gleich, ob ich sein Buch der Lieder gelesen hätte. Ich antwortete wie verabredet, und helle Freude leuchtete aus dem ganzen Gesichte Heine's über meine Lüge. Er fragte mich noch aus, was in Deutschland die Gemüther bewegte. Ich habe aber Heine nie mehr gesehen, da er von den republikanischen Deutschen in Paris gemieden wurde.

Auch den von Straßburg her mir schon bekannten Venedey hörte ich in unseren Versammlungen einige Mal sprechen und wiederum kam er mir als einer der Gemäßigten vor, und ich kann mich noch auf einen Satz erinnern, den er sprach, daß er sich mit den vielen kleinen Staaten und Fürsten Deutschlands versöhnen könnte, wenn damit eine Aussicht nicht bloß für das Wohlbefinden der Bürger, sondern auch für das Ansehen und die Macht unseres deutschen Vaterlandes gedacht werden könnte. Nach der Geschichte der letzten Jahrhunderte wäre das nicht der Fall. Wir müssen daher auf Beseitigung der vielen kleinen Fürsten und auf ein einiges Deutschland unter einem Kaiser hinwirken. Das hatte mir gefallen; die meisten der Pariser Deutschen hatten aber eine deutsche föderative Republik im Kopfe."

Bei seiner Abreise sagte Hermann dem Bruder, daß Garnier-Pagès in der Deputirtenkammer wegen seiner Ausweisung interpelliren werde; Carl studirte daher die Kammerverhandlungen nur noch aufmerksamer, als es ohnedies geschah. Wie erstaunt war er nun, als er eines Tages die Interpellation des Garnier-Pagès las und der damalige Minister des Innern d'Argout ihm antwortete: „Wissen sie denn, wer dieser Wolfrum ist? Der ist ein Jesuitenzögling. In dem Jesuitencolleg von Turin wurde er erzogen und kam von da nach Paris." Das unterstützte er damit daß er einen Pack Acten vorwies, welche das bekräftigen sollten. Der Name Jesuit war auch damals in Paris das Aergste, was man Jemandem nachsagen konnte, und d'Argout hatte einen großen Erfolg, während Garnier-Pagès, der den Lebenslauf des Angeschuldigten natürlich nicht so genau kannte, vor Erstaunen ganz versteinert war. Carl rannte abends zu Garnier-Pagès und nannte die Angabe des Ministers das, was sie war, eine Unwahrheit. Sein Bruder wäre Protestant, habe von 1825—1829 bei seinem Onkel in Bamberg die Handelsschule besucht; seither habe er 1829 und 1830 bei einem Pariser Hause Stellung, mit diesem die Leipziger Messe besucht und dann bei verschiedenen Häusern in Paris in Condition gestanden. Nach Turin wäre er nie in seinem Leben gekommen. Garnier-Pagès meinte, er hätte es gleich gedacht, daß der Minister eine Unwahrheit sage, der „Jesuit" hätte aber einen solchen Erfolg gehabt, daß er mit einer Interpellation nicht mehr kommen dürfe, in der Presse müsse der Minister aber hergenommen werden, und Carl sollte in das Redactionsbureau der Tribüne, ein republikanisches Blatt, kommen, da würde beschlossen werden, was zu machen sei. „Ich ging nun in die

Tribüne und wurde in ein Zimmer gewiesen, in welchem an einem großen Tisch 10—12 Herren saßen. Garnier-Pagès stellte mich vor, insbesondere dem Chefredacteur Marast, einem kleinen dicken Mann mit schwarzen Haaren, der äußerst lebhaft und erbost auf den Minister war. Nach der Februarrevolution, in welcher Marast auch eine hervorragende Rolle spielte, wurde er Maire in Paris, ist aber, wenn ich mich nicht täusche, nicht lange danach gestorben. Ich mußte den Herren den Lebenslauf meines Bruders erzählen, und sie waren alle einstimmig, diese Lüge des Ministers zu einem starken Artikel der Tribüne zu benutzen. Dazu sollte ich aber eine kurze Erklärung in die Tribüne mit meiner Unterschrift geben, womit ich mich einverstanden erklärte, nur sollte man die Erklärung abfassen, da ich der französischen Sprache nicht so weit mächtig sei. Marast verfaßte nun den Brief. Ich weiß mich auf den Wortlaut dieses Schriftstückes nicht mehr zu erinnern, soviel weiß ich nur noch, daß darin der Minister calomniateur genannt wurde. Andern Tages hatte die Tribüne einen Leitartikel, der, soviel ich mich noch erinnere, überschrieben war: „Monsieur d'Argout un scapin", und nun kam eine ganz fulminant geschriebener Artikel und vorne dran mein Brief mit meiner Unterschrift. Ich war freilich etwas erstaunt, daß ein solches Wesen mit meiner Person gemacht wurde, eine Wuth hatte ich aber auch, daß mein Bruder so schändlich verleumdet worden war" . . .

Aber die Lebenstage des jungen Hermann Wolfrum waren gezählt. Der Ausgewiesene erkrankte in Brüssel und kam im Februar 1834 unter falschem Namen wieder nach Paris, um bei seinem Bruder zu sterben. Im April verschied er dann auch und wurde in der fosse commune, dem anonymen Massengrab der Armen, beerdigt. Und der treue Bruder, der bald darauf Paris verließ, erzählt:

„Ich wollte den Tod meines Bruders Lafayette mittheilen und wurde auch sofort zu ihm geführt, obgleich derselbe selbst krank im Bette lag. Es war das nämliche Schlafzimmer, in welchem wir den Herbst zuvor empfangen wurden, nur lag Lafayette, wieder mit der weißen Zipfelmütze, in einem ganz einfachen, weißen Himmelbette. Ich mußte mich ganz dicht an sein Bett setzen und, da ich jetzt schon ziemlich französisch sprach, die Krankheit und den Tod des Bruders erzählen. Er weinte über den Verlust eines so jungen lieben Menschen und sagte, er würde sehr bald auch den nämlichen Weg gehen und von seinem Krankenlager nicht mehr aufstehen. Als ich Abschied nahm, sagte er zu mir, da er zu schwach war, sich aufzurichten, ich sollte näher kommen, nahm mich mit beiden Händen beim Kopf, zog mich an sein Gesicht und küßte mich herzlich ab, indem er den Segen des Himmels auf mich aussprach. Tief erschüttert ging ich von ihm, und wenige Tage darauf war auch er eine Leiche. Ich ging inmitten einer großen Menge Menschen mit in seinem Leichenzuge und habe auch gesehen, wie in einem kleinen Parke, Picpus hieß er, glaube ich, das Fäßchen amerikanische Erde auf sein Grab ausgeschüttet wurde. Ich bewahre noch die Empfehlungsbriefe auf, welche Lafayette meinem Bruder, als er aus Frankreich verwiesen wurde, nach England mitgab. Hermann kam nicht nach England, und ich fand sie unter seinen Habseligkeiten und habe sie geöffnet. Die Siegel stellen den Kopf Washington's vor und wurden von Lafayette in Privatsachen ausschließlich gebraucht.

Zu dem Schriftsteller Börne der von den politischen Deutschen sehr verehrt wurde, bin ich auch zum Abschied gegangen. Er wohnte in einem kleinen eleganten Landhause in Auteuil. Es war ein kleiner sehr magerer Mann mit schwarzen Haaren und hatte ein ziemlich verbissenes Gesicht. Er empfing mich freundlich und ermahnte mich, den Freiheitsideen treu zu bleiben wenn ich wieder in Deutschland lebte, aber dabei zog er gewaltig auf die deutschen Fürsten los, was mich noch nicht sehr erregte. Als er aber auch über das deutsche Volk loszog, dasselbe ein Bedientenvolk nannte, und zuletzt gar mir empfahl, ich sollte Gift und Dolch mitnehmen, um dieses Volk zu vertilgen, da dachte ich mir, das ist ein böser Mensch und empfahl mich. Und seit der Zeit war meine Verehrung für Börne verschwunden, und für Heine hatte ich keine gehabt." Gleichwohl hat Heinrich Heine in seinem Buch über Börne auch dem armen Hermann Wolfrum ein schönes Denkmal gesetzt. Er schreibt: „Es ist weder hier der Ort, noch ist es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die sich bald nach der Juliusrevolution zwischen mir und den deutschen Revolutionären in Paris kundgeben mußten. Als der bedeutendste Repräsentant dieser Letzteren muß unser Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, als in Folge der republikanischen Niederlagen die zwei thätigsten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten. Wolfrum war ein junger Mensch aus Altbayern, wenn ich nicht irre, aus Hof, der hier als Commis in einem Handlungshause conditionirte, aber seine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, seine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeisterung getriebener Mensch, und ich halte mich um so mehr verpflichtet, dieses auszusprechen, da sein Andenken noch nicht ganz gereinigt ist von einer schauderhaften Verleumdung. Als er nämlich aus Paris verwiesen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Minister des Innern, ob dieser Willkür in der Kammer zur Rede stellte, schneuzte Graf d'Argout seine lange Nase und behauptete: der Verwiesene sei ein Agent der bayerischen Jesuiten gewesen und unter seinen Papieren habe man die Beweisstücke gefunden. Als Wolfrum, welcher sich in Belgien aufhielt, von dieser schnöden Beschuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Baarschaft nur zu Fuße reisen, und, erkrankt durch Uebermüdung und innere Aufregung, mußte er bei seiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier starb er unter fremden Namen. Wolfrum und Garnier waren immer Börne's treue Anhänger, aber sie behaupteten ihm gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, und nicht selten schöpften sie ihre Inspirationen aus ganz anderen Quellen. Seitdem aber diese Beiden verschwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar persönlich hervor, er herrschte nicht mehr durch Agenten seines Willens, sondern in eigenem Namen".

Der Heidedichter August Freudenthal.

Von G. A. Mensinga.

„Dem Genie gehört die Welt", schrieb ein Biograph Storm's; „in seiner Entfaltung wächst es über alle Schranken hinaus, die Geburt und Heimath und Erziehung der Entwickelung eines Menschen setzen. Mit seinem Wurzelgeäst ruht es tief und fest in der heimathlichen Erde, aber mit seinem Wipfel steigt es hinauf zu jener freien Höhe, wo der nationale Grenzzaun den Blicken entschwindet und der heimathlos gewordene Künstler in der Welt seine neue Heimath findet. Das Talent dagegen ist mit seiner Entwickelung und seiner Entfaltung an die Heimath gebunden, an die Scholle, auf der seine Wiege stand und wo das Kind, jener kleine Dichter in jedem Menschen, seine ersten Träume lebte. Hier allein ruht seine Kraft und wurzelt seine Eigenart, die Grenzen seines Könnens sind die Grenzen seiner Heimath. Das vergißt heute so Mancher, der über seine Heimath hinaus will und doch draußen in der Fremde zu nichts weiter gelangt, als zu wesenloser Nachahmung. Selbsterkenntniß und Selbstbescheidung sind die schweren Aufgaben, die das Talent auf

seinem Wege findet, und nur, wenn es diese zu erfüllen vermag, kann es auf eigenen Füßen stehen. Das Genie ist Weltdichter, das Talent ist Heimathdichter."

Ein Heimathdichter war auch der unlängst verstorbene Poet der Lüneburger Heide August Freudenthal; nie hat er mehr sein wollen. Nie ist er müde geworden, seine engste Heimath mit ihren Hügeln, Hünensteinen, sanften Wiesengründen und einzelnen Gehölzen zu schildern. Ein Stück nordischer Natur ist es, das in Freudenthal's Poesie die Sprache erhält. Als Knabe hat er mit naiven Sinnen das Bild der Heimath in sich aufgenommen, hat als Jüngling draußen in der Welt den Bildungs- und Ideenschatz seiner Zeit sich erworben, und in dem Manne grüßen wir den Heidedichter, der es hinausjubelt:

Sei mir gegrüßt, du schönes Thal
Im walddurchwebten Frühlingskleide!
Sei mir gegrüßt viel tausendmal,
Du Paradies im Schooß der Heide!

Aus seinen Dichtungen lernen wir die Heide kennen, sei sie von Morgenbläne oder Abendsonnengluth umglänzt. Wem die wunderbare Poesie der Heide durch eigene Anschauung, durch Streifzüge in unserem Nordwesten aufgegangen ist, der wird auch den unnennbaren Reiz empfinden, den seine stimmungsvollen Heidelieder ausüben, wenn er die Heide schildert im ersten Frühlingserwachen oder in wunderbarer Blüthezeit.

Ein rosiges Meer von Blüthenduft,
Ein emsiges Leben und Weben,
Und Vogelgezwitscher aus blauer Luft —
Was könnt' es wohl Schöneres geben!

Es ist ein schlichter, anspruchsloser, sinniger Dichter, der da zu uns spricht, kein Dithyrambensänger, kein geschniegelter Salonpoet, kein philosophischer Schmerzensinner. Schlicht ist sein Lied! Ist nicht eines der schönsten und zu Herzen sprechendsten dieser Heidegedichte das wehmüthige Lied von der weißen Heideblüthe, deren Anblick nach dem Volksglauben jedem Glücklichen bald Leid und Thränen bedeutet?

Es war im Sommermond August
Auf weiter blühender Heide,
Da herzt' ich Dich in seliger Lust,
Da waren so glücklich wir Beide.

Wir saßen am grauen Hünenstein,
Die Falter, nur die losen,
Die fröhlich spielten im Sonnenschein,
Sie sahen uns küssen und kosen.

Da trübten sich plötzlich die Augen Dein,
Du wurdest blaß und erschrocken,
Du sahest ein weißes Blümelein
Wohl unter den rothen Glocken.

Die weißen Blüthen im Heidekraut
Bedeuten Kummer und Leiden,
Wer sie im höchsten Glücke schaut,
Vom Liebsten muß er scheiden!

Du weintest. Wolkenheerden floh'n
Vorüber am Himmelsbogen,
Und unser Glück, wie balde schon
Für immer war's entflogen!

Dann sind es wieder die Sagen der Vorzeit aus altersgrauer Zeit, dem Heute überkommen, die er poetisch gestaltet. Die Heidenschlacht, der Teufelsheerd, das Kreuz bei Heidenhof erzählen davon. Er hat vier Bände „Heidefahrten" veröffentlicht, Schilderungen über die Lande zwischen Weser und Elbe, die eine Fülle von Mittheilungen über die eigenartigen Gaue enthalten. Ferner „Aus dem Calenbergerlande", „Heid-Ekkern", „Die Stiftskirche zu Bücken". Er hat eine Anthologie herausgegeben „Die Heide" — einen wahren Prachtband. Darinnen sind alle die Namen Derer enthalten, die die Heide besungen. Da finden wir Storm, Zeise, Annette von Droste-Hülshoff u. v. a. Freudenthal selbst hat siebzehn Gedichte beigesteuert. Dann zwei Bände Sammelwerke „Niedersachsen". Den größten literarischen Erfolg hat Freudenthal mit der Zeitschrift „Niedersachsen" gehabt. Hermann Löns, sagt in seinem Nachruf über Freudenthal: „August Freudenthal ist der Erste gewesen, der den Ruf erschallen ließ: Fühlt niedersächsisch, Ihr Niedersachsen! Er hat seinen Landsleuten, den Männern und Frauen aus der plattdeutschen Ecke, zum Bewußtsein gebracht, daß es ein Vorzug ist, ein Niedersachse zu sein, er hat der Hiaselei und der Feldthümelei mit Wort und That, mit Feder und Mund bei uns Abbruch gethan. Kirchthumspolitiker war er nie, kein engherziger Provinzler, trotz seiner welfischen Gesinnung kein bornirter Vaterlandsländlepreiser, er hat stets das Gute anerkannt, was andere deutsche Stämme in ihrer Eigenart besitzen — aber er hat das Gute, was wir Niedersachsen haben — und das ist sehr viel — uns kenntlich gemacht. Das ist sein Hauptverdienst."

Als er starb, haben ihm seine Freunde in Bremen eine öffentliche Gedenkfeier veranstaltet, wobei Gustav Borcherding die Festrede hielt. Die warm empfundene Würdigung ist jetzt bei Rühle & Schlenker in Bremen erschienen, und wir empfehlen sie doppelt gern, weil der Reinertrag der kleinen Schrift für eine Freudenthal-Spende bestimmt ist. Wir erfahren daraus, daß Freudenthal sich dem Lehrerberufe widmete, einige Jahre im Lüneburgischen als Hauslehrer thätig war, das Seminar in Stade besuchte und dann nach Bremen ging. Schwer trennte er sich von der Heimath. Der Jüngling voll hoffnungsfrohen Muthes zerbricht die Ketten und glaubt sich frei.

Ich warf es ab, das letzte Joch,
Mir selber bin ich treu geblieben,
Und nur der Traum verknüpft mich noch
Mit meiner Heimath, meinen Lieben!

Es ward mir schwer; — nun ist's vorbei!
Sie zogen mir zu eng die Schranke,
Da brach ich sie, da ward ich frei,
Frei wie im Hirne der Gedanke!

Ob auch das Herz im Busen pocht
Mit wilden, fieberkranken Schlägen:
Doch besser frei, als unterjocht —
Auch dieser Sturm, er muß sich legen!

Aber wurde er wirklich frei? Er wurde Literat, Journalist, und als solcher hat er fast 25 Jahre gearbeitet unter Mühen und Sorgen. Er trug das Joch des von der Hand in den Mund lebenden armen Literaten und Schriftstellers. Nur die Wenigsten wußten die Wahrheit, wie er sein Dasein fortschleppen mußte im ewigen Kampf. „Er ist aus den Nahrungssorgen nie herausgekommen", schreibt Borcherding. „Wer seine Heidefahrten liest, darf nicht glauben, daß er sie vollführte an frohen Schlendertagen, an denen er sich Muße nehmen konnte, um tagelang herumzuschweifen. O nein, wie im Fluge mußte er die Gaue durchstreifen; ein Pfingstsonntag, ein Himmelfahrtstag mußte ausreichen, das Amt des Journalisten rief ihn wieder zurück. Und das hat auch seine letzten Tage verdüstert: daß er ja hinaus mußte, um zu verdienen." Er ist als Mitredacteur der Bremer Nachrichten gestorben.

Es wäre ein Irrthum, Freudenthal lediglich als einen Heidedichter im engeren Sinne zu bezeichnen, als ob er nichts Anderes kenne, als den Erlensee im Norden, die braune Heide, die graubemooften Hünengräber und die trillernde Heidelerche. Ihm ist nichts Menschliches im Leben fremd geblieben, davon zeugen eine ganze Reihe von Schöpfungen, welche einen weiten Umfang des menschlichen Denkens und Fühlens zum Ausdruck bringen. Aus dem ewigen Wechsel im Leben der Natur klingt ihm die Frage entgegen: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Und es geht sein Blick zurück in die Zeit, da er, als des Küsters jüngstes Enkelkind, die Glocke läutete, wenn der Todtenzug sich nahte. Dem Sarge voraus schreitet der Großvater; ernst klingt von seinen Lippen der Grabgesang, während seiner Schüler Stimmen klingen wie eitel Sonnenschein. Was

wissen aber auch Kinder von dem Grauen des Todes, von dem endlichen Loose alles Werdens? Erst dem Manne, der einen eigenen Heerd sein Eigen nennt, dem rastlose Thätigkeit die Jahre wie Tage dahinfließen lassen, dem kommt die bange Frage, ob aus Werden und Vergehen ein Pfad uns aufwärts führt zum Wiedersehen. Und glücklich preist nun unser Dichter den, der getrost der öden Nacht voll Grauen kann in's Antlitz schauen. Dies Gedicht nennt Borcherding eine der Perlen unter den dichterischen Schätzen Freudenthal's.

Eine Anzahl Balladen und die den biblischen Stoff behandelnde dramatische Bearbeitung „Die Sünderin" beweisen, daß unser Dichter die Form seiner Kunst in außergewöhnlicher Weise beherrscht. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß besonders die Reime Aufschluß geben über das sprachliche Talent der Poeten. So sagt Schopenhauer: „Das Zeichen, woran man am unmittelbarsten den echten Dichter, sowohl höherer als niederer Gattung erkennt, ist die Ungezwungenheit seiner Reime; sie haben sich wie durch göttliche Schickung von selbst eingefunden; seine Gedanken kommen ihm schon in Reimen." Das trifft auch bei Freudenthal's Form zu.

Durchweg finden wir in seinen Dichtungen den Optimismus — einen wahrhaft verruchten Optimismus — würde Schopenhauer schelten. Und wahrlich, diese Lebensfreudigkeit ist ihm nicht kampflos geworden. Hart war sein Leben, wie das eines Jeden, der den Stolz hat, seinen eigenen Weg zu gehen. Niedertracht und Dummheit der Menge, Unverstand selbst aus dem Kreise der Besseren haben ihn schwer getroffen, wie jeden anderen Strebenden. Weltekel, Reue und Menschenhaß haben auch ihn grimmig angegriffen; dennoch hat er nimmermehr verzweifelt. Sein ganzes Streben war das Streben nach dem Licht. Sein „Letzter Wunsch" lautet:

Wenn einst mein müdes Leben
Sich still zu Ende neigt,
Laßt friedlich es entschweben,
Macht ihm das Scheiden leicht.

Spart mir die Qual, zu enden
In dumpfer Kissengruft;
Laßt friedlich mich vollenden
In freier Himmelsluft.

Noch einmal dann umschließen
Laßt mich, die ich geliebt,
Das letzte Glück genießen,
Das es hienieden giebt!

Zur Sonne will ich heben
Den Blick zum letzten Mal,
Dem Licht zurück zu geben
Des Augenlichtes Strahl.

Im Aether dann entschwinde
Des Odems letzte Spur,
Daß deinen Frieden finde
Dein Kind, o Allnatur!

Und schwand dahin das Leben,
Verscharrt die Hülle nicht,
War doch ihr bestes Streben
Das Streben nach dem Licht.

Mag, wer da will, vermodern
In schlammvergrabener Truh:
In heiliger Flamme Lodern
Führt mich dem Aether zu.

Freudenthal ist ein Lyriker. Seine dramatischen Arbeiten, die verschiedenen Lustspiele haben wenig Erfolg gehabt. Sein literarisches Charakterbild ist lichtvoll und klar. Der Dichter führt uns nicht zu sinnverwirrenden Räthseln, zu unergründlichen Problemen. Schlicht, einfach, aber wahr, innig, sinnig ist sein Wesen. „Schlicht ist sein Lied", wie Löns sagt, „aber von jener Schlichtheit, wie das Volkslied, und darum hat sein Sang auch so Viele erfreut, hat da gewirkt, wo er wirken soll, beim Volke. Ja, ein wahres Volkslied ist es geworden, sein „O schöne Tied, o selige Tied". Jung und Alt wird die Götze'sche Composition — und hohe Antheilnahme an dem Ruhme des Liedes gebührt dem Componisten C. Götze — immer und immer wieder singen: die Jungen freudig, daß die als vorüber, verrauscht geglaubte schöne, selige Zeit doch wieder blühen wird, und die Alten wehmüthig. Ihnen wird die Weise immerdar sein, wie verklärte Erinnerung aus den Tagen der frohen, sorglosen Jugend; ihnen wird sie das Bild einer wonnigen, sonnigen Zeit im Geiste erwecken, daß Freudenthränen im Auge erglänzen, in neuer und doch alter Liebe die Hände sich finden und leise, leise sie singen, ja schluchzen

O schöne Tied, o selige Tied,
Wo liggst du feern, wo liggst du wied."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Sühne.

Von Matilde Serao.

(Schluß.)

Julian Sorel ging die Via Nazionale hinab, dem Tode zu. Er konnte sich kaum weiter schleppen, aber dennoch ging er vorwärts. Er blieb nicht mehr vor den Schaufenstern stehen, aber in den Augen, die er auf die Vorübergehenden heftete, lag wieder der schmerzliche Ausdruck eines Blinden; er schrak nicht mehr zusammen, wenn das Horn der Pferdebahn erscholl, aber sein bleiches Gesicht war leichenfahl geworden. Der Sterbende hatte die letzte tödtliche Wunde erhalten, aber es war ihm ein Weg gewiesen worden, den er gehen mußte, und er ging ihn willenlos, ohne Furcht, geleitet von dem Glanze zweier kalter, vergötterter blauen Augen, verfolgt von dem Trauerklang einer krystallhellen weiblichen Stimme, unter dem Eindruck einer Liebkosung an Stirn und Schläfen von zwei weichen Händen, eines letzten Kusses der schönen Lippen, des letzten Kusses und der letzten Worte, die sein Gehirn, seine Seele, sein Herz und sein ganzes Wesen durchdrungen hatten. Julian Sorel überlegte jetzt nur noch, an welcher Stelle des großen Stromes er sich hineinstürzen solle, denn Gwendoline Harris hatte sie nicht bezeichnet. Nicht an der Ripetta, denn die Brücke ist am Tage zu stark besucht, auch befinden sich dort die Rettungsboote, und der Selbstmord wird stets verhindert: nicht beim Albero Bello, denn dieser Punkt wird von allen Selbstmördern bevorzugt, und daher ist dort stets eine Wache; nicht an der Ripa, denn dort liegen die Schiffe mit den Weinen aus Sicilien; wo denn also? Er entsann sich eines Augustabends, wo er mit Gwendoline Harris auf der Durchreise in Rom weilte — sie kamen von Wien und gingen nach Sorrent — und mit ihr zum Ponte Molle gegangen war. Wie alle schlichten guten Bürger, die gezwungen sind, im Sommer in Rom zu bleiben, waren sie den Fluß entlang auf und abgegangen bis zu der schattigen Angelicaallee: Gwendoline Harris war in weiche, weiße Seide gekleidet — sie trug immer weiß und hatte einen großen leichten Mantel aus weißer Wolle.

Ja, er würde also den Tod beim Ponte Molle suchen; es war demnach wieder sie, welche ihm diesen Gedanken eingab. Als er diesen Entschluß faßte, befand er sich auf der Piazza Venezia und ging nun den Corso hinauf. Einige Leute grüßten ihn, er ging weiter, ohne sie zu erkennen. Einzelne hielten ihn an, es waren Gläubiger, denen er größere oder kleinere Summen schuldete, und die Anrede war bald brutal, bald anklagend, aber immer dringend, unerbittlich; sie hatten ihn als reich gekannt und ihm Credit gewährt, sie glaubten also jetzt, er hätte noch Geld und verberge es nur in böser Absicht. Der Gang auf dem Corso war für ihn eine lange Tortur, eine unverdiente, ungerechte Marter, denn er ging ja zum Tode, und mitten aus dem Gewirr von Stimmen

und Reden, die Geld verlangten, klangen für ihn die Worte: „Geh', geh', stürze Dich in den Fluß, Du wirst im Tode glücklicher sein.“ Als er die Piazza del Popolo erreichte, wurde der schwache, sentimentale Mensch von einem leidenschaftlichen Wunsche zu sterben ergriffen. Er wollte einen schwerfälligen Hôtelwagen anhalten, aber der Kutscher wich fluchend und schreiend aus. Zu dieser Stunde, an diesem feuchten traurigen Märzmorgen traf man Niemand jenseits der Porta del Popolo, und diese Einsamkeit beruhigte ihn ein wenig, während er so dem schmutzigen Fußweg folgte, der den Pariolihügeln entlang nach dem Ponte Molle zu führte. Man sah Niemand in dem kleinen Café, das von den Fuhrleuten und den Karrenführern besucht wurde, Niemand in den Wirthshäusern, die man alle fünf Schritte traf, Niemand auf den öden Feldern; nichts als verkrüppelte schwärzliche Bäume wuchsen vereinzelt in dieser Schlammwüste. Er dachte nach, ob er vor seinem Tode etwas schreiben müsse, einen Gruß, eine Erklärung, und von Neuem übermannte ihn die Verzweiflung. Er hatte ja Niemand, an den er schreiben könnte, nicht einem Verwandten, nicht einem Freunde, nicht einem Bekannten, nur seine Gläubiger würden ihn beklagen und verfluchen. Er hatte wie ein Verschwender nur für die Liebe, für den Luxus, für das Vergnügen gelebt, und darum mußte er sterben. Und zum letzten Abschiede klangen in seiner Seele die Worte jener Gwendoline Harris, für die er eine Million achthunderttausend Lire verschwendet hatte, die Worte, womit sie ihn in den Tod schickte, daß er im Tode glücklicher sein würde! Niemand, Niemand, keine Mutter, keine Schwester, keine Braut, kein Freund, Niemand, Niemand, — für ihn würde keine menschliche Thräne vergossen werden, und die letzte Scene seines Lebens hier in der großen Einsamkeit, der Stille der römischen Campagna, an diesem traurigen Märzmorgen, im Schmutze watend und versinkend: das bildete den würdigen Abschluß seines Daseins.

Plötzlich rieb sich etwas an seinen Beinen. Er wandte sich um. Ein Hund stand dicht vor ihm und sah ihn an. Es war ein gemeiner, zottiger und magerer Hund, der sicher wenigstens zehn Tage lang im Schmutz der Campagna hungernd umhergestrichen war, ein Hund, der Ekel erregte. Wo war er plötzlich aufgetaucht? Julian Sorel konnte es nicht sagen. Auf der Flaminiagasse waren keine Häuser mehr: vielleicht war er von der Piazza dell' Aqua Acetosa herausgekommen. Vielleicht folgte er ihm schon seit einiger Zeit. Und er sah den einsamen Mann mit seinen guten, sanften Hundeaugen an. „Geh' fort,“ sagte er rauh. Der elende Hund blieb einen Augenblick stehen, dann folgte er ihm wieder. „Geh' fort!“ und er versetzte ihm einen Fußtritt. Der Stoß traf den Hund in die Seite, und er wimmerte kläglich, aber immer ihn ansehend, folgte er dem Menschen doch. Dieser blieb verstört stehen. Warum folgte ihm dieser Hund so hartnäckig, selbst nachdem er ihn geschlagen hatte? Warum sah er ihn mit diesen Augen an, die menschlich schienen, so viel Mitleid und Schmerz lag in ihnen? Es wird ein verlorener und hungernder Hund sein, der einen Herrn sucht, dachte er, während er stehen blieb, um das sonderbare Thier zu betrachten. Auch der Hund war stehen geblieben und senkte erwartungsvoll den Kopf. „Geh' fort, geh' fort,“ sagte Julian Sorel, „ich muß sterben.“

Das Thier hob den Kopf und sah ihn mit seinen mitleidigen, schmerzlichen, traurigen Augen an. Julian erbebte in seiner Seele vor Bestürzung, vor Staunen. Wer war es denn eigentlich, der ihn mit diesem zärtlichen Thierblicke ansah. Ein neues theilnahmvolles Mitleid bereitete ihm den letzten Schmerz, einen Schmerz, der aus demüthiger Zärtlichkeit und zarter liebevoller Sehnsucht zusammengesetzt war. „Ich muß sterben, ich muß sterben,“ sagte er zu diesem Thiere wie zu einem Menschen sprechend, „ich werde im Tode glücklicher sein.“

Und er ging weiter nach dem Ponte Molle zu, indem er die aufsteigenden Thränen über einen unbekannten Schmerz, die Schwäche einer geheimnißvollen Reue unterdrückte. Der Hund folgte ihm auf Schritt und Tritt. Er hörte ihn dicht hinter sich, schmutzig bis zum Widerwillen, häßlich bis zum Ekel, halbtodt vor Hunger und Müdigkeit, und doch folgte er ihm treu, entschlossen dahin zu gehen, wohin der Mann ging, der sterben wollte. Von einer unbezwingbaren Unruhe ergriffen, zwischen einer eigenthümlichen Verzweiflung und einer seltsamen Willensschwäche schwankend, schauerte Julian Sorel beim Klange dieser Schritte. Wachsam, unerschütterlich in seiner liebevollen Hartnäckigkeit folgte ihm das Thier. Er hätte stehen bleiben, es schlagen, mit Steinen werfen, ihm einen Tritt in den Leib versetzen können, aber der Gedanke entsetzte ihn, dem Blicke dieser zärtlichen Hundeaugen zu begegnen, die so erfüllt waren vom menschlichen Mitleid. O gewiß sah ihn Jemand aus diesen Augen an. Er wagte es nicht, den Augen des Thieres zu begegnen, die gleichsam von all' der Liebe sprachen, die er verachtet hatte, von all' den menschlichen Leiden, die er unberücksichtigt gelassen, von all' den menschlichen Thränen, die vergeblich um ihn geflossen waren: er wagte es nicht ihnen zu begegnen, denn vielleicht lag ernst und geheimnißvoll der unbekannte Vorwurf darin, den das Leben Allen macht, die es nicht verstehen und darum auch nicht verdienen. Wer sah ihn denn mit diesen Augen voll Mitleid an, wer weinte noch über ihn, über das häßliche, unsinnige und eigensinnige Leben, das er geführt hatte, wer weinte über die edle Seele, die durch die Schande einer unreinen Liebe geschleift worden war? Ach, dieses Thier wollte nicht fort, es folgte, folgte ihm bis zu seinem letzten Schritt, keine menschliche Macht konnte ihn von dieser letzten Gesellschaft erlösen. „Nun denn, komm, sieh' mich sterben“, dachte er.

Aber am Ponte Molle begegneten ihnen drei Karren mit Landleuten, welche langsam nach Rom fuhren und bei Tor de Quinto erschien ihm die Landschaft zu weit, zu erhaben, um einen Selbstmord zu verüben. Lieber wollte er den breiten gewundenen Weg durch die Porta Angelica wählen, der unter hohen Bäumen an dem großen gelben Strom hin, der so reich an Strudeln war, bis zu den Wiesen der Farnesina führte. Er würde mehr gleitend als springend sich vom Ufer stürzen und ruhig, ohne Lärm in dem tiefen reißenden Strom verschwinden. Aber der Hund war dicht hinter ihm, beschnupperte ihn, würde bellen, wenn er in's Wasser stürzte, würde ihm vielleicht in den Fluß nachspringen, um ihn zu retten. Der Hund wollte ihn nicht sterben lassen, diese schreckliche Idee stieg in seinem verstörten Gehirn auf. Und als sei dieses unbekannte Thier ein Mensch, als könnte es ihn begreifen, stöhnte Julian Sorel voller Verzweiflung unter den hohen schwarzen entlaubten Bäumen, auf dem einsamen schmutzigen Wege, vor dem großen gelben Strome:

„Ich muß sterben, ich muß sterben, ich habe zweimal hunderttausend Lire Schulden, und ich kann sie nicht bezahlen, ich muß sterben, laß mich sterben!“ . . . Das schmutzige, häßliche Thier sah mit seinen gleichsam von Thränen verschleierten Augen ihn voller Mitleid an. Keine Stimme, kein Schritt in der großen Campagna, die die schmutzige Feuchtigkeit der Felder ausströmte, nicht eine Stimme, keine Barke auf dem breiten Strom mit den Verderben bringenden Strudeln: . . . der Mann und der Hund waren ganz allein. Dieser Blick! Sagte er wohl, dieser demüthige Blick des Thieres, daß der Tod nicht vor der Schande erretten könne, daß es ehrlicher sei zu leben und die große Schuld, den Irrthum gut zu machen, statt in das Grab zu flüchten? Wer, wer sprach so zu ihm durch diese Augen und in seinem Gewissen? Vielleicht sprachen durch diese Augen Alle die zu ihm, welche vom Schicksal getroffen, ruhig und in Ehren in der ihnen bestimmten Stunde gestorben waren, in der Überzeugung betrauert zu werden: vielleicht sprachen Alle die zu ihm, die ihn geliebt hatten und jetzt ferne waren und ihn nicht retten konnten, Alle, die er in seiner Kindheit, in seiner Jugend, zehn Jahre lang, eine Stunde, einen Tag geliebt hatte, vielleicht waren es ihre liebenden Schatten, ihre fernen zärtlichen Stimmen oder ihre guten Augen, die ihn retten, oder ihre liebenden Hände, die ihn zurückhalten wollten: das Alles lag in diesem Blick! Von einer unermeßlichen Schwäche erfaßt, warf sich Julian Sorel auf das sandige Ufer des Flußes hin, barg das Gesicht in dem nassen Sande, breitete die Arme aus und ächzte leise, ohne zu weinen. Der Hund setzte sich neben ihn, legte

die schmutzige Schnauze auf die mageren Pfoten und rührte sich nicht, die Augen auf den Verzweifelten geheftet, der lang ausgestreckt da lag, im Schicksalskampfe zwischen Tod und Leben, die um ihre Beute stritten. Der schwache Mann, der immer nur für den augenblicklichen Genuß, ohne Willen, ohne Glauben, ohne Mitgefühl gelebt hatte, verzweifelte; die schwache, niedergedrückte Seele, die nur von kleinlichen Ideen und unreinen Wünschen erfüllt gewesen, verzweifelte; das Geschöpf, das sein edleres Selbst fortgeworfen hatte, die Strafe fürchtete und sie fliehen wollte, verzweifelte. Die trüben Fluthen des verderblichen Stromes, der so viele Leichen fortgetragen hatte, rauschten, die unwirthliche römische Campagna schwieg reglos unter dem bösartigen Märzhauch, und der Tag sank hinab. Leise, leise leckte der Hund die offene Hand von Julian Sorel. Diese leichte Liebkosung wirkte wie ein sanfter Hauch, wie eine Stimme, ein Wort, eine Erscheinung. Eine Erschütterung ging durch den Körper des hingesunkenen Mannes, und sein Herz wurde von Zärtlichkeit, Reue, Mitleid, von dem Wunsche nach der menschlichen und göttlichen Strafe erfüllt.

Langsam kehrte der Selbstmörder an dem kalten Abend nach Rom zurück: der Hund verschwand im Dunkel, und Julian Sorel ging durch die Via Angelica und Trionsale — der Arbeit, der Sühne des Lebens entgegen

Aus der Hauptstadt.

Jenseits des Canals.

Den arg bedrängten Staatslenkern, die im Bewußtsein ihrer Stärke vor Samoa muthig immer noch ein paar Schritte zurückwichen, ist zur rechten Zeit Heil widerfahren. Begann doch die Lage auch für die nicht gerade auf Urlaub befindlichen Herrschaften aus der Wilhelmstraße und Umgegend ernsthaft ungemüthlich zu werden. Im tiefsten Frieden war ein deutsches Kriegsschiff von einer sozusagen befreundeten Macht mit Fußtritten beehrt worden, die deutsche Flagge hatte sich demüthig verkriechen müssen vor dem brutalen, aber frischen Selbstbewußtsein der Jung-Amerikaner. Mr. Kautz hatte S. M. S. „Falke“ zuerst daran gehindert, den Hafen von Apia zu verlassen und mit ausgesuchtem Hohn das Kriegsschiff sodann gezwungen, während des folgenden Bombardements hübsch bei Seite zu gehen. S. M. S. Falke war angeblich nicht in der Lage gewesen, all' in seiner Ungepanzertheit den Kampf mit dem überlegenen Gegner aufzunehmen, aber die ihm und dem Reiche angethane Schmach verlor dadurch nichts an ihrer Schärfe. Sie wurde mit ganzer Bitterniß auch von Denen empfunden, die sonst gewohnheitsmäßig beide Augen zudrücken, und die zornige Frage ward laut, warum Deutschland denn rastlos neue Schiffe baue und bezahle, wenn seine Seemacht im Falle der Noth jedem hergelaufenen Yankee Ordre pariren und sich wie ein geprügelter Hund ängstlich in den Hasenwinkel verkriechen müsse. Vor Manila haben wir alles Andre eher als unsterblichen Ruhm geerntet, und gäbe es eine vaterländisch fühlende Presse im Lande, gäbe es Männer im Reichstage, dann wäre der Fall Diederichs noch nicht abgethan und erledigt. Immerhin wahrte der Wackere, so viel an ihm lag, in den philippinischen Gewässern mit erquickendem Nachdruck die deutsche Flaggenehre, und als Mr. Dewey sich anschickte, unsere Kreuzer auf Kriegscontrebande untersuchen zu lassen, da befahl Diederichs, die Geschütze auszufahren. „Klar zum Gefecht“. Diederichs ist seitdem versetzt worden, und die amerikanische Energie, die vor Manila glatt in's Wasser fiel, konnte vor Apia die Scharte schmunzelnd auswetzen. Zur Erhöhung des Ansehens unserer Kriegsmarine scheint demnach der Erlaß, der den Seeoffizieren das Schnurrbarttragen streng verbietet, einstweilen noch nicht genützt zu haben.

Die Aventiuren des Falke, die die auswärtige Politik des neuen Kurses ebenso schön wie treffend symbolisiren, sind indeß den mitunter recht unbequemen weiteren Kreisen auf die Nerven gefallen. Ein Entrüstungsstürmchen bereitete sich vor, und da im Laufe der vergangenen Woche der Reichstag zusammentrat, lag die Gefahr nahe, daß ein besonders tollkühner Abgeordneter sich die Bismarckische Flasche Wein einverleibte und daraus Courage genug zu einer verteufelt fatalen Interpellation schöpfte. Wie verdrießliche Wirkung mußte nicht die Gegenüberstellung der Kautz'schen Mißhandlung des „Falke“ und jener feierlichen officiellen Meldung ausüben, wonach der Kaiser Herrn Andrew White seine Freude über das von den Vereinigten Staaten bewiesene Entgegenkommen ausgesprochen haben soll! Es war ein Glück, daß zur selben Stunde die Debatten über den Mittellandcanal begannen und den Nörglern dankbar begrüßte Abwechslung boten. Der Samoascandal versinkt vor dem gewaltigen Culturwerke, dessen Plan in aller Stille zu herrlicher Vollendung herangereift ist und das die schon wiederholt angezeigte, leider bisher immer noch vertagte Fortsetzung der Fritzischen Politik, der Friedericianischen Ueberlieferungen, der friedlichen Heldenthaten des großen Königs ꝛc. bedeutet. Wenigstens nach Angabe der selbstlosen Canalenthusiasten bedeutet, denen die Eisenbahntarife für ihre Bergwerks- und Hüttenproducte zu hoch sind und die deßhalb den heißen Wunsch hegen, auf Kosten der Allgemeinheit billigere Versandtgelegenheiten zu erhalten.

Seit Herr v. Boetticher den Schatten Friedrich's II. vergleichsweise heraufbeschwor und zum allerdings unfreiwilligen Schutzpatron der neucourslichen Regierungsversuche machte, ist auch die volkswirthschaftliche Methode dieses preußischsten aller Hohenzollern von berufsmäßig Unberufenen des Oefteren schwärmerisch gelobt und als vorbildlich hingestellt worden. Nun mag man verschiedener Meinung über seine national-ökonomischen Maßnahmen sein, mag sie vom Standpunkte des heutigen, vorgeschrittenen Liberalismus für reactionär, dunkelmännisch und jingohaft erklären — einige Vorzüge muß man ihnen doch nachrühmen. Sie waren nämlich, unterm Gesichtswinkel jener Zeit betrachtet, glänzend modern; sie entsprachen genau den Bedürfnissen Preußens im 18. Jahrhundert. Daraus folgt, daß sie für das neunzehnte und für die veränderten Lebensbedingungen des Staates nicht mehr passen. Wer sie heute blindlings nachahmt, der handelt deßhalb durchaus antifritzisch. Friedrich II. war ein Freund der Canäle und regulirten Wasserstraßen. Gab es doch damals keine bequemeren, billigeren und praktischeren Verkehrswege, bedurfte er ihrer doch, um die mühsam in's Land gezogene, künstlich aufgepäppelte Industrie concurrenzfähig zu machen. Inzwischen haben sich, wie die leitenden Staatsminister wohl zugeben werden, hier und da in Preußen kleine wirthschaftliche Umwälzungen vollzogen. Nicht nur sind bekanntlich die Eisenbahnen erfunden worden, sondern es ist auch aus dem reinen Ackerbaustaat, mit dem Friedrich seine liebe Noth hatte, ein halber Industriestaat geworden. Diese Industrie bringt Unsummen in's Land, macht es reich und üppig, vernichtet aber gleichzeitig die Landwirthschaft, der sie die Arbeitskräfte raubt und durch Handelsverträge das Mark aussaugt. Die Dinge liegen demnach heute umgekehrt als wie vor hundertundfünfzig Jahren. Der Alte Fritz unserer Tage wäre Agrarier durch und durch. Er würde sich einfach sachen, daß Preußen, daß Deutschland ohne Ackerbau keinen siebenjährigen Krieg zu führen vermöchte. Weder lieferte es ihm dann die nothwendigen Soldaten, noch wäre es unabhängig vom Auslande, das vielmehr durch Abschneidung der überseeischen Zufuhr eine furchtbare Hungersnoth über uns verhängen und damit dem Kampfe sofort ein Ende machen könnte. Der neue Alte Fritz stellte sich wahrscheinlich an die Spitze des Bundes der Landwirthe und gäbe ein Menschenleben lang agrarische Gesetze, ganz wie es Dr. Johannes Miquel, der klügste aller Schönredner, für wünschenswerth erklärt hat.

Und er baute den Mittellandcanal nicht, aus unterschiedlichen Gründen nicht.

Einmal, weil er ein kluger Rechner und ein modern denkender Mensch war. Schwülstige Redensarten von nationalen Bauwerken

imponirten ihm verzweifelt wenig, und obgleich er Gazetten nicht genirt wissen wollte, hätte er die verlogenen Phantasien der Kölnischen Zeitung, die Wilhelm II. bereits seine Yacht Hohenzollern besteigen und über den Mittellandcanal zum alten Zoll nach Bonn fahren sah, für polizeiwidrig dumm erklärt. Ergiebt doch eine einfache Addition, daß die Binnencanäle nicht im Stande sind, mit den Eisenbahnen in lauteren Wettbewerb zu treten. Während die Eisenbahnen dem Fiscus Jahr für Jahr ungeheure Profite abwerfen, verlangen die Canäle ebenso ungeheure Zuschüsse. Vertheilte man Licht und Schatten gleichmäßig und stellte die Canaltarife so, daß sie verhältnißmäßig annähernd denselben Gewinn ergäben wie die Schienenwege, dann würde die Industrie keinen Canal mehr benutzen. Jetzt freilich, wo der Staat mit Unterbilanz arbeitet und die Canalfrachten auf Kosten der Steuerzahler um etwa 50 % zu billig berechnet, jetzt schreit sie nach ihnen. Doch es war niemals Gepflogenheit Friedrich's II., ein ohnehin blühendes, vor Gesundheit strotzendes Gewerbe noch mit den blutigen Groschen der Kleinen zu füttern. Sparsame Monarchen wie er gehen von fiscalischen Erwägungen und strengen Hausväter-Grundsätzen nur zu Gunsten schwer darniederliegender Erwerbszweige ab. Eine Unternehmung, die technisch gar nicht mehr in's Zeitalter des Verkehrs taugt und durch bessere Einrichtungen, in diesem Falle durch die Eisenbahn, längst überflügelt ist; die aber der Eisenbahn, und damit dem Staate, Schaden zufügt und eigentlich nur den Dividenden der westfälisch-rheinischen Actiengesellschaften nützt — eine solche Unternehmung hätte sich Friedericianischen Schutzes oder gar seiner Förderung nun und nimmermehr zu erfreuen gehabt. Vielleicht würde er Privatleuten die Erlaubniß zum Bau nicht verweigert haben; Attacken auf die Staatscasse dagegen hätte der Weise von Sanssouci mit dem Krückstocke abgewiesen. Denn zu seiner Zeit stand, Gottlob, auf gewisse Verbrechen noch die Prügelstrafe.

Der Mittellandcanal verwässert indeß nicht nur die Finanzen des Staates, er bedeutet auch eine weitere empfindliche Schädigung der Landwirthschaft. Zum mindesten haben sich die ländlichen Vertreter wie ein Mann gegen ihn erhoben. Ihnen geht es nicht um die 200 Millionen, die da ins Wasser geworfen werden sollen, und auch technische Bedenken haben sie nicht gegen das Project eingenommen. Obgleich es sonnenklar vor jedem Kindesblicke liegt, daß unsere Flüsse nicht wasserreich genug sind für den Bedarf des neuen Canals, und daß dieser Mangel ganz unberechenbare Stockungen und Gefahren im Gefolge haben wird. Doch das kümmert unsere Agrarier nicht. Die Bauern befürchten vielmehr nur, daß man eine neue Einfallspforte für fremdes Getreide schafft, und da sie ohnehin ständig zwischen Hypothekenschwierigkeiten und Zwangsversteigerung schweben, sträuben sie sich mit Händen und Füßen dagegen, theilzunehmen an der Dampffabrikation von Nägeln zu ihrem Sarge. Für den alten Fritz wäre die Frage unter diesen Umständen entschieden gewesen; unsere modernen Officiösen schwafeln dem Landwirth vor, daß er von nun an sein Thomasmehl billiger als bisher beziehen werde und glauben ihn damit besänftigt und getröstet zu haben. Im Uebrigen geben sie sich keine besondere Mühe mit dieser Besänftigung und diesem Troste. Glauben sie doch, bereits über den Berg zu sein. Denn bei der großen Masse der ausschlaggebenden städtischen Bevölkerung erfreut sich das Canalunternehmen ungetrübter Begeisterung. Die Zeitungen, die nicht im Interesse ihrer Auftraggeber mit wildem Feuer dafür eintreten, thuen es aus Haß der Landwirthschaft. Sie haben die richtige Empfindung, daß hier ein Vorpostengefecht um die kommenden Handelsverträge ausgekämpft wird. Nicht eigentlich um die Wasserstraße zwischen Rhein und Elbe geht es ihnen; gönnen sie doch im innersten Herzen dem Schlotjunker genau so wenig wie dem Kartoffeljunker. Aber jenseits des Canales sehen sie die schöne Fata Morgana des zertrümmerten Agrarierthums auftauchen, erspähen sie mit trunkenen Blicken das schöne Ziel, um das sie siebenmal so lange, siebenmal so brünstig ringen wie Jacob um Rahel. Von den Staatsmännern des neuen Cours es, die 1893 den „Markstein" der Handelsverträge aufrichteten, erwarten sie mit gutem Grunde dergleichen Marksteine mehr, und darum folgen sie ihnen durch Dick und Dünn, schwärmen mit ihnen für Cecil Rhodes, Admiral Kautz, Chambers, Maxse und Compagnie.

Jenseits des Canals liegt das Schlachtfeld, wo der Zwischenhandel ein für allemal ein Ende zu machen gedenkt mit der ihm noch nicht ganz verslavten Production. Die Industrie auszuspielen gegen die Landwirthschaft, daß sich beide bis zur Hülflosigkeit schwächen, und dann mit kühnem Satz über beide fortzuspringen, den Sieger und den Besiegten zu unterjochen — das ist die letzte, doch auch die prächtigste Hoffnung des Manchesterthums. Darum hat man die Erörterung der Canalvorlage von Anfang an mit scheinbar unnöthiger Schärfe betrieben, darum die Parteien hüben und drüben hinter ihren Schanzen festgelegt und Haß und Zorn ohne Maßen hervorgerufen. Die Concentration des Capitals, die Veraktiengesellschaftung der Industrie schreitet mit rasender Schnelligkeit vor; nicht lange mehr, und die Börse gebietet unumschränkt über sie. Schwieriger und langwieriger ist es, das zähe Bauernvolk, den ostelbischen Landherrn zu enteignen; gerade ihre Armuth und die daraus entspringende Gewöhnung, sehr magere Jahre mit zäher Geduld zu ertragen, schützt diese Schichten einigermaßen vor dem Drucke des Großcapitals, das rasche Erfolge, üppige Verzinsung verlangt. Von einer erneuten und vermehrten Auflage der Handelsverträge aber erwartet es das Heil. Um der Industrie zu zeigen, wie fest sie auf den erprobten Bundesgenossen zählen darf, der von der Berliner Burgstraße aus die Geschicke des Reiches lenkt, tobt der capitalistische Journalismus in der Canalfrage feuriger noch als die unabhängige Presse der Krupp und Stumm. Und St. Manchester hat die Genugthuung, unter seinem Banner außer den Unternehmern auch die deutsche Arbeiterschaft aufmarschirt zu sehen, die sich glücklich zu dem freundlichen Glauben bekehrt hat, daß der Mittellandkanal des Jahrhunderts erhabenste Kulturthat sei. Dieselbe deutsche Arbeiterschaft, die heute mit Ruthen gezüchtigt, in der kommenden Aera Stumm mit Scorpionen gepeitscht werden wird, doch sicherlich beide Epochen für paradiesisch schön hält an dem Tage, wo der Börsenliberalismus die Zügel der Regierung ergreift und die Arbeiterfrage in seiner Art löst, streng aber ungerecht.

Jenseits des Canales winkt der müden Regierung ersehnte Ruhe. Denn die ungeberdige Landwirthschaft ist dann gedemüthigt, und damit an maßgebender Stelle der Sieg des Händlerthums nicht allzu sehr verletzt, wird man ihn rechtzeitig mit satanischer Schlauheit umdeuten in einen Triumph des Münchener Lehrsatzes: Regis voluntas suprema lex. Ist es doch den Börsen- und Bank-Politikern um den äußeren Schein des Erfolges nie zu thun gewesen. Sie waren vielmehr alleweil zufrieden, wenn ihre staatsmännischen Triumphe in der bescheidenen Form fetter Dividenden zu Tage traten. Caliban.

Notizen.

Wanderungen durch Frankreich. Von Richard Pappritz. (Berlin, Fußinger's Buchhandlung.) Keine der üblichen Reisebeschreibungen frei nach Bädeker und Gsell-Fels, denn der Verfasser hat längere Zeit in Frankreich gelebt und ist mit den verschiedensten Theilen der Bevölkerung in Berührung gekommen. Er hat offene Augen und ein offenes Herz und plaudert angenehm. In diese anziehenden Schilderungen sind Bemerkungen über Literatur und Geschichte verwoben, wobei die Urtheile meist individuell und selbstständig sind z. B. seine Empfehlung von Massenet's Opern u. A. Besonderes Lob verdient die Charakteristik Victor Hugo's als Lyriker und Dramatiker. Wir haben uns allzu sehr gewöhnt, den politischen Rappelkopf auch als Dichter über die Achseln anzusehen, aber er bleibt doch trotz aller gallischen Unarten einer von den Ganz-Großen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs- und Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hochschul-Vorträge für Jedermann.

Eine Reihe interessanter Vorträge von Dozenten der Universität Leipzig zur Verbreitung der Volksbildung.

Bis jetzt erschienen 14 Hefte, jedes für sich abgeschlossen und einzeln käuflich à 30 Pf.

Verzeichnisse versendet gratis und franko die Verlagsbuchhandlung

Leipzig-R., Nostitzstr. 31. **Dr. Seele & Co.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 16. Berlin, den 22. April 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Rettung des Handwerks. Von O. J. Steinert. — Majestätsbeleidigungen und Gnadenbeweise. Von Richard Wulckow (Darmstadt). — Klaus Groth. Zum 80. Geburtstage des Dichters. Von Geert Seelig. — Neue angewandte Kunst. Von Cornelius Gurlitt. — Ego. Auch eine Autobiographie. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Feuilleton.** Der alte Ajax. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Bülwo's Steifleinene. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Rettung des Handwerks.

Von O. J. Steinert.

Als Großhandel und Großindustrie in unserem Jahrhundert einen beispiellosen Aufschwung nahmen, hob sich nur die Lage des Handwerks wenig oder gar nicht, und zwar vornehmlich deßhalb, weil die Gewerbefreiheit in schrankenlosester Form eingeführt und bloß der Capitalismus einseitig begünstigt wurde. Nun ist freilich der Staat dem bedrängten Mittelstande endlich zu Hülfe gekommen, zumal mit dem sogenannten neuen Handwerkgesetz (vom 26. Juli 1897), das zur Abstellung der im Handwerksstande sichtbar gewordenen großen Schäden erlassen worden ist. Und wenn auch die wohlthätigen Folgen desselben sich überall zeigen, so wollen die Klagen des Handwerks doch nicht verstummen und überall werden neue Forderungen erhoben und besonders eine Ergänzung der Gewerbeordnung verlangt. Es ist ja unstreitig richtig, daß der Nothstand vielfach fortdauert, und daß manche Hülfsmittel völlig versagten. Wenn z. B. von den angeblichen Freunden des Handwerks die Klagen derselben häufig damit zurückzuweisen versucht werden, daß eine individuelle, künstlerische Behandlung nur durch persönliche, nicht Maschinenarbeit erzielt werden könne und daß auf diese Weise das Handwerk durch Veredelung seiner Producte seine Erhaltung selbst in der Hand habe, so erwies sich diese Vertröstung als durchaus haltlos. Abgesehen davon, daß nur eine beschränkte Anzahl von Gewerken eine künstlerische Thätigkeit gestattet, fehlt zunächst das Publicum, welches Verständniß und die Mittel für künstlerisch ausgeführte Werke hätte. Der auf äußeren Schein gerichtete Zeitgeist zieht vielfach die glänzenden Fabrikwaaren den handwerksmäßigen vor, die ihren Werth in einer gewissen Solidität und Tiefe der Auffassung besitzen, während auf der anderen Seite der sachverständige Laie gewöhnlich nicht das Vermögen zu werthvollen Anschaffungen besitzt. Ferner aber gehört zu einer gedeihlichen Entwickelung des Kunsthandwerks ein gesunder Zustand des Gesellschaftslebens überhaupt. Wo die politischen Verhältnisse abstoßend, die wirthschaftlichen elend sind, die Bildung nach Geld geht, da kann sich im Handwerk, das mit am meisten zu leiden hat, ein schöpferischer Sinn für schöne Formen und künstlerische Gedankentiefe nicht entfalten. Wenn das Handwerk erst wieder Lust am Leben haben kann, dann wird sich das Kunsthandwerk von selbst entwickeln!

So schreibt ein Königsberger Mitarbeiter dieser Blätter Dr. W. Mühlpfort in seiner sehr beherzigenswerthen Flugschrift: Die Handwerkerfrage und das neue Handwerksgesetz. Auch er zeigt sich als entschiedener Gegner des manchesterlichen Grundsatzes vom Thun- und Geschehenlassen und verlangt eine straffe Innungsorganisation sowie staatliche Unterstützung der Handwerksgenossenschaften, nicht minder aber weitere Maßregeln zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes. Er empfiehlt den neuzubegründenden Handwerkskammern für progressive Besteuerung der Waarenhäuser, Verschärfung der Betrugsparagraphen u. ä. m. einzutreten. Er macht den beachtenswerthen Vorschlag, daß der Bundesrath gesetzlich ermächtigt werde, ähnlich, wie dies im Margarinegesetz geschieht, auf Vorschlag von Handwerkerorganisationen Verkaufsvorschriften über Angabe von Qualität, Herstellungsverfahren ꝛc. für diejenigen Waaren zu erlassen, welche auch handwerksmäßig hergestellt werden. Neben diesen Maßregeln zur Bekämpfung der unberechtigten Formen des Großbetriebes unterläßt er nicht, eine staatliche Förderung des Fach- und Fortbildungs-Schulunterrichts, die Einrichtung von Meistercursen und Musterausstellungen warm zu befürworten.

Eine Reihe von betrügerischen Mitteln im wirthschaftlichen Wettbewerb ist bereits faßbar durch das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes. Es wird Aufgabe der verschiedenen Handwerker-Organisationen sein, den vorkommenden Fällen nachzugehen und ihre Anzeige, Bestrafung und deren Bekanntmachung an geeigneter Stelle zu veranlassen. Mühlpfort nennt aber noch andere Maßnahmen, die von den bisherigen Gesetzesvorschriften nicht getroffen werden, die aber dennoch einem ehrlichen Wettbewerb widerstreiten. Diese Geschäftspraktiken werden vornehmlich im Großbetrieb des Detailhandels wahrgenommen und sind sehr verschiedener Natur.

Die gewöhnlichste dem Betrug schon nicht mehr ferne Maßnahme dieser Art ist das Feilbieten minderwerthiger Qualität mit dem Aussehen guter. Die künstliche Appretur, welche natürlicher Weise nur bessere Qualitäten zeigen, geschieht in der That zum Zwecke der Täuschung, wenn diese Absicht meist auch nicht nachgewiesen werden kann; im Verkehr mit den Einzelkunden werden dann auch wohl die üblichen Versicherungen abgegeben: die Waare halte Jahrelang, sei unzerreißbar, könne anderswo nicht besser, nur theurer geliefert werden. Diese Versicherungen bieten jedoch selten wegen ihrer Unbestimmtheit eine Handhabe zu gerichtlichem Einschreiten. Hier muß zunächst die sittliche Erziehung des Kaufmanns-

standes wie die wirthschaftliche Aufklärung des Publicums einsetzen. Ein Mittel, welches dagegen wohl geeignet wäre, direct der Concurrenz schlechten Werkes entgegen zu treten, würde der Erlaß von Verkaufsvorschriften bieten, die für jeden Vertrieb gewisser Waarengattungen bindend wären. Es wäre für gewisse Gewerbe, z. B. wie Schuhmacherei und Bekleidung, vorzuschreiben, daß bei bestimmten Artikeln die Qualität des Stoffes und das Herstellungsverfahren anzugeben sei. Beispielsweise wäre bei Artikeln der Bekleidungsbranche anzugeben, ob sie aus Wolle, Baumwolle oder aus Mischung beider ꝛc. beständen; bei Sohlleder etwa ein Stempel mit Angabe des Gerbungsverfahrens auf das Fabrikat zu drücken, bei Stiefeln Hand- und Fabrikarbeit zu trennen und dergleichen mehr.

Eine Täuschung des Publicums, deren Schlußerfolg ebenfalls die Schädigung des reellen Handwerks ist, wird ferner in folgender Weise verursacht. Wie in weitesten Kreisen bekannt, werden von gewissen Händlern einzelne in Preis und Qualität leicht abschätzbare Waaren unter dem Selbstkostenpreise, andere zum und oft weit über demselben abgegeben. Das Publicum, über die Billigkeit der ihr bekannten Qualitäten erfreut, glaubt natürlich bei anderen Waaren in gleich vortheilhafter Weise bedient zu werden. Auch hier leidet das Handwerk, welches reell arbeitet und nicht die verschiedensten Artikel vereint und zu derartigen Preisen feilbieten will noch kann. Hier dürften einige Schranken ebenfalls die oben erwähnten Verkaufsvorschriften errichten. Eine andere Art unredlichen Wettbewerbes besteht in dem allgemeinen zeitweiligen Preisunterbieten Seitens der Waarenhäuser vermöge des Besitzes größerer Capitalien. Ein mit Millionen begründetes Waarenhaus kann sich gestatten und gestattet sich auch häufig, alle Artikel eine Zeit lang thatsächlich unter dem Selbstkostenpreis zu verkaufen. Ist das „Welthaus" dann erst eingeführt, das ansässige Handwerk ruinirt, so wird allmählich schlechtere Qualität zu demselben Preise verkauft, die dann einen reichlichen und übermäßigen Verdienst läßt. Der Inhaber eines solchen Waarenhauses, der einen Umsatz von mehreren Millionen hat, kann dann wahrheitsgemäß zeitweilig vielleicht ein Einkommen von nur 1000 Mark zur Besteuerung anmelden. Diese Form des Wettbewerbes sollte ebenfalls ein civilisirter Staat nicht dulden.

Zur Bekämpfung dieser beiden Arten von Preisdrückereien, besonders aber der Letzteren, erscheint als wirksamstes Mittel die Erhebung einer Staffelsteuer nach der Höhe des Umsatzes. Hat der Inhaber eines Waarenbazars trotz reeller Preise und Qualität einen größeren Umsatz, Dank seiner Umsicht und Zuverlässigkeit, so wird er in Folge des entsprechend höheren Gewinnes eine progressive Umsatzsteuer ebenso wie eine progressive Einkommensteuer tragen können. Jene unlauteren Concurrenten aber werden genöthigt sein, bei Strafe des eigenen Unterganges die naturgemäßen Preise zu notiren. Die reellen Versandthäuser werden dadurch weder in ungerechtfertigter Weise beschränkt werden, noch allerdings auch, wie überspannte Theoretiker hoffen, überhaupt vom Erdboden verschwinden. Eine Ueberweisung dieser Steuern an die Communen würde praktisch insofern häufig bedeutungslos bleiben, als gerade die Städte mit zahlreichen Bazaren sich zu einer solchen Besteuerungsform nicht entschließen würden. Ist es doch begreiflich, daß Communalbehörden, in denen die Bazarinhaber selbst oder doch deren Geschäftsfreunde sitzen, das Messer zur Beschneidung ihrer Auswüchse nicht eigenhändig schleifen und führen werden.

Als unlauter muß auch die Ausbeutung der Arbeitskräfte bezeichnet werden, wie sie in einzelnen Fabrikbetrieben und Waarenhäusern zur Regel geworden ist. Dehnt sich deren Waarenhandel auch auf handwerksmäßig hergestellte Producte aus, so üben die niedrigen Lohnsätze und überlange Arbeitszeiten auch auf das Handwerk einen schädlichen Einfluß aus. Die Mitglieder der betroffenen Gewerke müssen sich dann ebenfalls mit geringem Verdienste begnügen, bei gleichzeitig übermäßiger Anstrengung ihrer Kräfte. Ein Arbeiterschutz, der eine übertriebene Arbeitszeit und zu arge Lohndrückereien in gewissen Fabrikbetrieben verhindert, wird daher auch für das Handwerk von Segen sein.

Mit die bedauernswertheste Erscheinung in dem modernen Concurrenzkampf nennt Dr. Mühlpfort das Geschäft mit Concurswaaren und ihm gleichstehende Manipulationen. Infolge der, wie bekannt, doppelt erschwerten Absatzmöglichkeit, in Folge ungünstigerer Einkommensverhältnisse, wie mangelnder Sicherheit des Absatzes, gerathen zahlreiche Geschäfte nach kurzem Bestande in Concurs und, da die Gläubiger heutzutage eine möglichst schnelle Versilberung des Lagers als wünschenswerth betrachten, bietet sich Wiederverkäufern häufig Gelegenheit, größere Bestände weit unter dem Kostenpreis zu übernehmen. Diese geben sie selbst dann zu den bekannten Schleuderpreisen ab und bereiten so dem Handwerk eine absolut nicht zu bestehende Concurrenz. Nicht selten ist es hier der Fall, daß der Concursgänger und der Ankäufer des Lagers sich in die Hände arbeiten und gemeinschaftlich ein gutes Geschäft machen. Manch' unreeller Geschäftsmann besorgt die Schädigung der Gläubiger und der Concurrenten auch allein in eigener Person, indem er creditirte Waaren direct unter Einkaufspreis verkauft und das erhaltene Geld verzehrt. Die Fabriken geben ja leicht Credit, sind sie doch häufig froh, bei den heutigen Absatzverhältnissen überhaupt Abnehmer für ihre Waaren zu finden. Hier kann neben der Fürsorge für die allgemeine Hebung der wirthschaftlichen Lage nur eine Erweiterung und Verschärfung der Betrugsparagraphen helfen, damit wenigstens der gewerbsmäßigen Concursmacherei das Geschäft gelegt werden kann.

Welche Mittel hat nun der Staat den geschädigten Gewerben mit dem neuen Handwerksgesetze vom 26. Juli 1897 in die Hand gegeben, um sich dieser übermächtigen bezw. unlauteren Concurrenz zu erwehren? Diejenigen beiden Mittel, welche von einem Theil der Handwerker mit einer gewissen Ausschließlichkeit verlangt werden, hat sich in dem gewünschten Umfange zu gewähren die Regierung nicht entschließen können. Es sind dies der Befähigungsnachweis und die Zwangsinnung. Die Regierung hat sich nach ihrer eigenen Aeußerung bezüglich des Befähigungsnachweises weder von der Nützlichkeit noch von seiner Durchführbarkeit überzeugen können. Nach mehrfachen Kundgebungen derselben erscheint es auch als völlig ausgeschlossen, daß sie in absehbarer Zeit sich zu einer Bewilligung desselben für alle Gewerbe sollte bewegen lassen. Dr. Mühlpfort unterläßt daher eine weitere Erörterung der etwaigen Vor- und Nachtheile desselben. Ein Befähigungsnachweis kann nur von einer Innung für ihre Mitglieder und zwar für die gewöhnlichen Arbeiten verlangt werden. Die Bildung einer Zwangsinnung aber überläßt das Gesetz dem Entschluß der Mehrzahl der Handwerker eines Gewerbes. Freilich müßte bei der Einführung des Befähigungsnachweises durch die Zwangsinnungen derselbe großentheils unwirksam bleiben, falls der außerhalb der Innungen stehende Großbetrieb nicht ebenfalls im erforderlichen Umfange von dieser Maßnahme betroffen würde. Mühlpfort fordert daher, daß Händler, welche Waaren, die auch handwerksmäßig hergestellt werden, im stehenden Gewerbe verkaufen, ebenfalls den Prüfungsbedingungen der Innung unterworfen würden. Dadurch würde die Concurrenz gewisser Waarenhäuser und die Ausbeutung beschäftigungsloser Handwerker und Gesellen durch dieselben als Hausindustrieller beseitigt werden.

Für den Großbetrieb, welcher durch Herabsetzung der Arbeitslöhne, sowie Anbietung minderwerthiger Qualitäten, welche vom Laien als solche nicht erkannt werden können, das Handwerk schädigt, wäre es erforderlich, Minimalarbeitslöhne für seine Arbeiter gesetzlich festzulegen, sowie allgemeine Verkaufsvorschriften zu erlassen über Angabe der Qualität

und Herstellungsweise, soweit Letztere nicht ein berechtigtes Geschäftsgeheimniß bildet. Zum Erlaß solcher Vorschriften wäre am zweckmäßigsten der Bundesrath gesetzlich zu berechtigen, nach Anhörung der betroffenen Innungen und Innungsverbände, bezw. der Handwerkskammern. Auf diese Weise würde der Aufgabekreis der Innungen wesentlich vermehrt und ein neuer Ansporn zum Beitritt in sie gegeben werden. Naturgemäß würde dabei auf das Urtheil von Zwangsinnungen, welche ja das gesammte Handwerk umfassen, der größte Werth gelegt werden.

Diese Maßregeln dürften die anerkanntesten Mittel der modernen Technik zur Bekämpfung der großcapitalistischen Schattenseiten sein, soweit sie die Lage des Handwerks verdüstern. Daß ihre thatsächliche Durchführung bei energischer Thätigkeit der Handwerkskammern und der anderen Handwerksorganisationen nicht aussichtslos wäre, erscheint nach den Aeußerungen verschiedener Bundesregierungen, sowie dem Erlaß und Inhalt mehrerer Reichsgesetze als wahrscheinlich. Daß beispielsweise in der Frage der Umsatzsteuer nur der gangbarste Weg den Regierungen als zweifelhaft erscheint, beweist die Erhebung derselben in sächsischen Städten, die Verhandlungen im Preußischen Abgeordnetenhause vom 19. April 1898 sowie das jüngste einheitliche Vorgehen Badens für den ganzen Staat. Das Börsengesetz, das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes, das Margarinegesetz zeigen ferner, daß die verbündeten Regierungen bereit sind, Wahrheit und Vertrauen im Geschäftsverkehr wieder einzuführen. Allerdings, warnt Dr. Mühlpfort, darf die Regierung keine Sprünge in's Dunkle machen und den gesellschaftlichen Körper nicht zum Versuchsobject für sociale Quacksalber machen. Warum sollte es aber unmöglich sein, Handwerkerorganisationen zu berathenden Körperschaften zu erheben, auf Grund deren Urtheile der Bundesrath Vorschriften erließe, welche zur Beseitigung täuschender Geschäftspraktiken beitragen könnten? Wird doch beispielsweise Margarine gesondert von Butter und unter besonderer Aufschrift feilgeboten. Wird doch das Fleisch an vielen Orten gestempelt verkauft, um den Laien trotz ununterschiedlichen Aussehens über seinen Ursprung zu orientiren. Aufgabe der gesetzlich berufenen Handwerksvertretungen wird es sein, für die bestimmten Gewerke die erforderlichen Unterschiede festzustellen und den Regierungen den gangbaren Weg zu zeigen.

Majestätsbeleidigungen und Gnadenbeweise.

Von Richard Wulckow (Darmstadt).

Der Lauf der Jahrhunderte hat die Stellung und die Einflußsphäre des Fürsten zu seinem Volke wesentlich verändert. Wenn früher die Machtfülle des Fürsten eine nahezu unbeschränkte war und seine Einwirkung auf die Unterthanen keine feste Grenze kannte als diejenige des Gesetzes, er also einen fast persönlichen Einfluß ausübte, so hat seit der französischen Revolution das Verhältniß des Fürsten zu seinem Volke allmälig durch mannigfache Kämpfe und Umwälzungen eine bedeutende Umänderung erfahren, und an eine Rückkehr zu den früheren Zuständen, die dem Herrscher eine unbehinderte Durchführung seines selbstherrlichen Willens gestattete, ist für eine absehbare Zeit nicht zu denken. Auch in denjenigen Staaten, die ihrem Volke eine constitutionelle Mitwirkung am politischen Leben nicht eingeräumt, sondern die absolutistische Staatsform beibehalten haben, ist der Wille des Herrschers keineswegs frei und autonom, denn bei der stätig zunehmenden Bildung und der damit wachsenden geistigen Selbstständigkeit des Volkes kann sich der Herrscher den durch die öffentliche Meinung auf dem Wege der mächtigen Presse kundgegebenen Anschauungen nicht völlig entziehen; er wird ihnen, wenn auch nicht immer gern und willig, Beachtung zu schenken und seine Ueberzeugungen ihnen anzupassen haben, falls er seine Herrscherpflichten ernst auffaßt und sich durch Rücksichtslosigkeit und Willkür nicht die Wurzeln seiner Kraft zerstören will. Die heutige Zeit verlangt gebieterisch, daß der Fürst sorgfältig Fühlung sucht mit den Strebungen und Empfindungen seines Volkes und dessen Geistes, soweit diese Bestrebungen nicht Gesetzlosigkeit und Umsturz darstellen; daß er nicht auf den engen Kreis seiner nächsten Umgebung seine Meinungen und Maßnahmen stützt, sondern daß er mit voller Unbefangenheit alle Stimmen prüft und wägt, aus denen vaterländisches reines Interesse herausklingt. Ob die Tonart dem Ohre des Herrschers völlig zusagt, ob die Wärme des Temperaments oder ein gewisser Unwille über verfehlt scheinende Kundgebungen und Maßnahmen immer das milde versöhnliche Wort findet, darf den Herrscher, auch den absoluten, nicht ausschlaggebend beeinflussen, denn auch in dem rauhen Wort, sofern es sich von allem Kränkenden und Verletzenden fern hält, hat der Fürst sorgfältig nach der Absicht zu forschen und zu untersuchen, ob ein reiner patriotischer Sinn die Feder führte; vor nichts aber hat er sich mehr zu hüten, als vor der einfachen Verurtheilung alles dessen, was seinem persönlichen Meinen und Wollen entgegen ist. Was wir hier zunächst andeuten, — die unbefangene Würdigung der mit den eigenen Anschauungen nicht übereinstimmender Meinungen — das darf mit ungleich größerem Recht von dem Fürsten eines modernen constitionellen Staates verlangt werden. Denn wenn er eine von der seinigen abweichende Anschauung als eine feindliche betrachtet, so legt er seinem Volke die schwerste Last auf, die der Mensch tragen kann: die Last der unterdrückten Ueberzeugung, des sacrificio dell' intelletto. Je loyaler ein Volk ist, je reiner und anhänglicher sein Patriotismus ist, um so weniger darf ein Fürst verlangen, daß sein Wort und seine Meinung allgemeine Geltung haben und nie einem Widerspruche begegnen soll, am allerwenigsten aber dann, wenn die abweichende Anschauung in ruhigem und würdigem Tone vorgetragen wird und sich fern hält von Spott, Schärfe und Beleidigung. Aber auch dann, wenn eine Kritik gegen ein fürstliches Wort oder gegen irgend welche sonstige Kundgebung in leichtfertiger Weise und in der Erregung des unbewachten Augenblicks oder des ungestüm hervorbrechenden Temperaments geübt wird, darf der Richter nicht das psychologische Moment und die sämmtlichen in Betracht kommenden erklärenden und mildernden Umstände außer Acht lassen, sondern muß sich gewissermaßen principiell zur milderen Auffassung der Verfehlung neigen. Denn er muß sich gegenwärtig halten, daß eine Haupttugend des Mannes der unbeirrte Freimuth ist, ohne den ein mächtiger Culturstaat seine großen Aufgaben gar nicht erfüllen kann, daß man daher diese Tugend nicht durch harte Strafen drücken und knebeln, sondern ihr möglichst weite Grenzen stecken muß, innerhalb deren sie sich frei bewegen darf.

Wir sind mit diesem Gedankengange auf ein ganz actuelles Gebiet gerathen, auf das der sogenannten Majestätsbeleidigungen, die seit einiger Zeit in unserm deutschen Vaterlande eine große Ausdehnung gewonnen und das Herz des wahren Vaterlandsfreundes in Bekümmerniß versetzt haben. Wir können die Meinung nicht unterdrücken, daß hiergegen zu viel geschehen ist und daß sich durch die Menge und Härte der verhängten Strafen ein gewisser Trotz, eine bittere Auflehnung gegen Recht und Schicklichkeit herangebildet hat, die vor einem — ganz falsch angebrachten — Martyrium nicht zurückbebt, sondern es sogar vielleicht geflissentlich anstrebt. Denn es ist psychologisch begründet, daß das Verbotene reizt und daß dieser Reiz um so größer ist, je unnachsichtlicher die Strafen treffen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Delict seltener vorkommen wird, wenn die Richter bei der Beurtheilung solcher Strafthaten

einen milderen Standpunkt einnehmen und, soweit es die Umstände zulassen, sich den geringeren Strafen zugänglich zeigen. Schwer begreiflich ist es daher, wenn gewisse „Scharfmacher" für das Gegentheil plaidiren. Denn die Abschreckungstheorie hat in Culturländern ihre Wirkung stets verfehlt und verfehlen müssen, weil man hier mit vollem Recht einen großen Werth auf die wohlerworbene eigene Ueberzeugung legt und das Gefühl für Recht und Unrecht einen wesentlichen sittlichen Factor bildet, der nach allen Kräften zu schützen und zu erhalten ist. Weit entfernt davon sind wir, bei dieser Art von Vergehungen eine laxere und matte Handhabung der Justiz zu befürworten. Das Ansehen des Fürsten muß unter allen Umständen hoch gehalten werden und darf weder in Wort noch Bild bespöttelt, verhöhnt und angegriffen werden. Auch wo Reden und sonstige Kundgebungen des Fürsten stattgefunden haben, darf bei der Besprechung derselben keine verletzende oder boshafte Kritik eintreten, wenn man mit den Manifestationen des Herrschers nicht einverstanden ist. Die würdige und ruhige Geltendmachung einer abweichenden Meinung dagegen muß unter allen Umständen gestattet sein, wenn die ganze Presse nicht in den Sumpf des Byzantinismus versinken soll. Mundtodt läßt sich unsere Presse nicht machen, sie mag noch so sehr zu formaler Vorsicht gemahnt, noch so sehr geprüft werden. Aber es taucht hier eine andere Gefahr auf, die keineswegs unterschätzt werden darf. Wenn man erst einsehen gelernt hat, daß der goldene Satz des großen Friedrich, daß „Gazetten nicht geniret werden dürfen", für das jetzige Jahrhundert keine Giltigkeit hat, so wird man zwar von der kritischen Erwähnung und Besprechung des Auffälligen keinen Abstand nehmen, aber man wird sich aus leidiger Furcht vor Anklagen einer verhüllten dunkeln Ausdrucksweise bedienen, die mehr andeutet und errathen läßt, als daß sie klar und offen ihre Einwendungen ausspricht. Niemand wird behaupten, daß das ein erfreulicher Zustand ist, wenn die Schriftsteller sich bemühen müssen, das paradoxe Wort Talleyrand's wahr zu machen, nach welchem „dem Menschen die Sprache dazu verliehen ist, um seine Gedanken zu verbergen". Was nun aber außerhalb des Rahmens der Presse liegt, also alle mündlichen „beleidigenden" Kundgebungen, die aus Unverstand, Unachtsamkeit, Leichtfertigkeit in unbewachten Augenblicken, meistens am Biertische hingeworfen werden, sollten, wie wir schon erwähnten, einer ernsten Erwägung und Prüfung unterzogen und wenn irgend möglich mit leichtem Maaße gemessen werden. Uns scheint, als ob in sehr vielen Fällen ein ernster Verweis und eben solche Mahnung zu Schicklichkeit und Selbstzucht ausreichend sein würde. Liegt dagegen grobe Ungezogenheit, Bosheit und Frechheit vor, die einen Milderungsgrund schwer zulassen, so mag denn immerhin der harte Gesetzesparagraph seine Anwendung finden. Wenn unsere Wahrnehmungen uns nicht täuschen, so haben in letzter Zeit die Richter häufig milde Auffassungen gezeigt und auf geringere Strafen oder gar auf Freisprechung erkannt, wenn die Umstände an sich entweder die wirkliche Beleidigung ausschlossen, oder wenn bei der Anklage gehässige Denunziationen eine Rolle spielten, die aus Rache oder irgend welcher Privatfeindseligkeit hervorgegangen waren. Sollte auf diesem hocherfreulichen Wege fortgeschritten werden, so ist eine weitere Abnahme der so tief beklagenswerthen „Majestätsbeleidigungen" mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten. Es ist naturgemäß, daß solche Verfehlungen enge mit der Eigenart und dem Temperament der Fürsten zusammenhängen. Sie werden selten oder gar nicht vorkommen, wenn der Fürst als individuelle Persönlichkeit so wenig als möglich mit Reden, Kundgebungen, frei ausgesprochenem Lob, Tadel und Anerkennung öffentlich hervortritt, und streng innerhalb des verfassungsmäßigen Rahmens die verantwortliche Stelle walten nnd sprechen läßt; sie werden um so häufiger vorkommen und um so unverhüllter und rücksichtsloser ausfallen, je öfter solche „ungedeckten" Kundgebungen stattfinden und je mehr dieselben in ihrem Inhalt oder auch in ihrer Form etwas Ungewohntes, Ueberraschendes haben, das mit der allgemeinen Meinung und Stimmung sich nicht recht in Einklang bringen läßt. Auch ist ja nicht ausgeschlossen, daß die erregbare und impulsive Natur eines Fürsten sich durch einen ihn lebhaft beschäftigenden Gedanken oder eine ihm unangenehme Wahrnehmung dazu bestimmen läßt, seiner ihn im Moment beherrschenden Stimmung einen erregten, ja verletzenden Ausdruck zu geben. Jede geistig bewegliche, lebhaft empfindende Natur ist solchen psychischen Explosionen ausgesetzt, und es erfordert eine gewaltige Seelenkraft, an so hoher Stelle die aufwallende Empfindung niederzukämpfen und ihr das befreiende Wort zu versagen. Aber wenn irgend Jemand, so ist es der Herrscher eines hochgebildeten Volkes, der die in ihm aufsteigenden Regungen zu sänftigen und ihrer sprachlichen Darstellung jede Schärfe und Härte zu nehmen hat, damit er völlig unbefangene Hörer findet und keinen Widerspruch oder Verstimmung hervorruft. Gerade er, der Höchststehende muß sich stets den goldenen Spruch vor Augen halten:

„Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der schönste Sieg!"

Wer diesen schweren Kampf gegen sich selbst noch nicht siegreich durchgefochten hat, der darf sich nicht wundern, wenn auch bei andern Sterblichen die aufwallende Empfindung einen Ausweg sucht und die legale, vorsichtige Form für dieselbe in der Erregung des Moments nicht finden kann. Damit wird ihm aber die Nachsicht und Milde gegen Andere nahe gelegt werden und der Wunsch, daß mit ihnen nicht gar zu strenge in's Gericht gegangen wird, wird eine positive Gestalt annehmen, die sich in milder Handhabung der gesetzlichen Vorschriften zeigen kann. In diesen innerlichen ethischen Dingen steht der Fürst insofern mit seinem Volke gleich, als es für die Beurtheilung derselben nur einen Maaßstab geben kann, den der Milde und Nachsicht. Und je höher die Macht des Einzelnen ist, je bedeutsamer und durchgreifender sein Einfluß, um so wirksamer wird er auch die Milde walten lassen und zur Geltung bringen können. Naturgemäß wird man daher an den mächtigsten Fürsten auch die größten dahingehenden Ansprüche erheben können, weil er unter den „Gleichen der Erste" ist, weil seine Machtfülle es ihm gestattet, seine Gnade dort wirksam walten zu lassen, wo menschlich gefehlt ist. Diese Gnade wird sich aber nicht nur in den Fällen zu bethätigen haben, die wir hier besonders im Auge haben, also wo sich Leichtfertigkeit oder Rohheit in respectwidriger Weise gegen das Ansehen des Fürsten aufgelehnt haben; sie wird sich gewiß am wohlthuendsten und segensreichsten da geltend zu machen haben, wo es sich um die fürstliche Anerkennung solcher Männer handelt, die sich bedeutende Verdienste um das Vaterland erworben haben, sei es im Kampfe der Waffen, sei es auf den Gebieten des friedlichen Wettkampfes in Kunst und Wissenschaft. Hier hat aber die gnadenvolle Anerkennung des Verdienstes nur ihren reinen und großen Werth dann, wenn sie ohne Ansehen der Person und der von ihr vertretenen Principien ausgesprochen wird, wenn sie in gleicher Weise Demjenigen zu Theil wird, der die persönlichen Meinungen und Anschauungen des Staatsoberhauptes völlig theilt oder zu theilen scheint, wie Demjenigen, der sich nach bester Ueberzeugung zu diesen Anschauungen nicht bekennen kann, ja sogar seine abweichende Meinung zu erkennen gegeben hat. Denn in ersterem Falle könnte die Anerkennung als eine Art von Belohnung für übereinstimmende Gesinnung oder für Wohlverhalten angesehen werden und dadurch würde sie in den Augen der scharf sehenden öffentlichen Meinung den Haupttheil ihres Werthes einbüßen. Bei solchen Gnadenbezeigungen darf nur das Verdienst um öffentliches Wohl und Vaterland, nicht die zufälligen persönlichen

Ueberzeugungen und seine Stellung zu den Anschauungen des Fürsten in Betracht kommen.

Diese Imponderabilien sind für ein segensreiches und vertrauensvolles Verhältniß zwischen Fürst und Volk von gewaltiger Bedeutung. Jeder Unbefangene wird mit Freude und Genugthuung die Anerkennung wahren Verdienstes preisen, aber er wird sich kühl abwenden, wenn er bei den Gnadenbezeigungen die besondere Betonung der „fürstlichen Huld und Gnade" mit in den Kauf nehmen muß. Der Eindruck und die Bedeutung dieser Gnadenbezeugung wird keineswegs durch diese Betonung verstärkt, sondern vielmehr stark beinträchtigt. Denn der loyale Mann wird ja, auch wenn die Anerkennung nicht ihm selbst zu Theil wird, dieselbe als einen Gnadenact des Herrschers gebührend würdigen und schätzen, aber die große Masse, die sich allen öffentlichen Kundgebungen eines Herrschers gern und stets mit einer gewissen kritischen Neigung zuwendet, wird in der Betonung der fürstlichen Gnade mindestens den Ausdruck eines sehr starken Bewußtseins von der fürstlichen Machtfülle und der Bedeutung dieser fürstlichen Anerkennung sehen und Gelegenheit zu Randglossen finden, die auf den Weg der sogenannten Majestätsbeleidigungen führen können. Es ist immer besser, wenn die Volksstimmung die Gnade und Huld ihres Herrschers erkennt und betont, als wenn es Derjenige thut, der sie spendet; man darf wohl sagen, daß ein loyales und treu zu seinem Fürstenhause stehendes Volk es nie verkannt hat, wenn es einen gnädigen Herrscher hatte, ja, daß manche Gnadenbeweise eines solchen zur Legendenbildung führten und sein Bild oft in strahlenderem Glanze auf die Nachwelt kam, als es in Wirklichkeit war. Schon aus diesem Grunde liegt für den Fürsten kein Grund vor, seine Huld und Gnade bei Acten, die dieselbe bethätigen, noch besonders hervorzuheben; der mehr in's Gewicht fallende Grund ist aber ethischer und zugleich politischer Natur, wie wir es bereits kurz ausgeführt haben. Der Gnadenbeweis an sich hat eine werbende, gewinnende Kraft; das mit lebhaften Worten ausgesprochene Bewußtsein dieser Gnade lähmt ihre Wirkung und verstimmt die Gemüther. Eine gewisse Zurückhaltung der eigenen Persönlichkeit und der plötzlichen Eingebungen, eine gewisse Bescheidenheit des Auftretens, die sich sehr wohl mit würdevoller Repräsentation verträgt, maßvolles Abwägen der Form bei allen Kundgebungen, möglichste Enthaltung von Allem, was den Widerspruch herausfordern kann oder muß, besonders von kränkenden, große Kreise der Bevölkerung treffenden Bemerkungen, freundliches und wohlwollendes Gleichmaaß bei allen Dingen und kritischen Momenten — ein gutes Körnlein behaglichen und versöhnlichen Humors, — das sind die köstlichen Gaben, mit denen die Vorsehung die Auserlesenen unter den Herrschern beglückt, das sind die Fäden zu dem Bande, das die Herzen der Unterthanen fest und unauflöslich an ihren Fürsten knüpft.

Ein Herrscher kann durch seine glänzenden, staatsmännischen Eigenschaften, durch seinen rastlosen Dienst im Interesse seines Vaterlandes, durch die Größe der von ihm verfolgten Ziele, durch die Festigkeit und Willenskraft seines Handelns die Bewunderung und Verehrung seines Volkes erringen, wenn günstige Zeiten diese Eigenschaften stärken und beflügeln; die wahre und herzliche Liebe seines Volkes, die zu ihm steht in Nacht und Noth, wird nur gewonnen durch die oben erwähnten Eigenschaften des Herzens und des Gemüthes. Ein Volk ist unüberwindlich, wenn es sich völlig Eins weiß mit seinem Fürsten, und nur der Fürst ist wahrhaft glücklich zu preisen, der von seinem Volke *geliebt* wird, und der „in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz" an jedem Tage und in jeder Stunde seines Lebens fühlt, der Liebling seines Volkes zu sein.

Klaus Groth.

Zum 80. Geburtstage des Dichters.

Von Geert Seelig.

Am 24. April wird Klaus Groth sein achtzigstes Lebensjahr vollenden. Außer Goethe ist es nur wenigen von Denen, die im goldenen Sangessaal der Poesie gesessen, vergönnt gewesen dieses biblische Maaß zu erfüllen; denn nur zu wahr ist das Freiligrath'sche Bekenntniß:

— ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar: ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Wenigen nur war es daher beschieden, außer den Wirkungen auch die Folgen ihrer Kunst zu schauen, nicht nur den Platz einzunehmen, den Kampf, Zufall und Glück ihnen unter den Gegenwärtigen verschafften, sondern noch zu erleben wie die Späteren sich, den Strömungen des Tages entfremdet, mit gerechterem Urtheil zu ihnen stellten. Mit dem Ausspruch, daß Groth in diesem Sinne der Vergangenheit angehört, thun wir ihm sicherlich kein Unrecht, denn er hat seine gesammelten Werke herausgegeben, seine Lebenserinnerungen erzählt, somit Alles geboten was sein war, und es Anderen überlassen die Rechnung aufzumachen und das Facit zu ziehen. Aber noch eine zweite gewichtigere Erwägung rechtfertigt diese Behauptung: die Elemente, die seine Dichterindividualiät schufen, sind nicht mehr. Die politischen und nationalen Verhältnisse, unter denen Groth erwuchs, haben sich Gott sei Dank gänzlich verändert, der Boden aber aus dem das Reis aufschoß, ist leider auch umgestaltet, die literarische Atmosphäre endlich, die die Liederblüthe sich erschließen ließ, ist für immer verweht. Zu der Jubelfeier des greisen Poeten noch einmal das zu würdigen, was er in seinem Quickborn schuf und was noch in ihm fortlebt, das soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein.

Das Geburtsjahr des Dichters, 1819, ist gebrandmarkt durch die Fassung der Karlsbader Beschlüsse, die im Verein mit ihrem Gefolge, der Wiener Schlußakte, für Deutschland wohl den tiefsten Punkt der nationalen Erniedrigung und den Moment der größten Enttäuschung gegenüber den Hoffnungen des Befreiungsjahres darstellte. Zwar merkte man an seinem Geburtsort Heide, dem Hauptflecken des etwa 24 Quadratmeilen großen Ländchens Ditmarschen, wenig von Dämagogenverfolgung und Vergewaltigung der Presse. Später aber hat Groth einen Blutzeugen jener Zeit noch gut gekannt, Ernst Moritz Arndt. Die gleiche dumpfe stickige Luft jedoch lagerte auf der Landschaft, in der die meist in behaglicher Lebenshaltung — Groth's Vater, Hartwig Groth, ein angesehener Mann, war Müller in „de Lüttenheid" — befindlichen Bürger und Bauern gleichmüthig dahinlebten, aber, was der Groll gegen die Regierenden im übrigen Deutschland war, das war hier der Haß der Ueberwundenen gegen die Unterdrücker gegen „De Dän". „Weer dat ni de Kerl oder Soenssoen vun em, wo wi Ditmarscher uns mit hau't harrn op jeden Placken, de en Namen hett, vun de en Grenz bet de anner? un harrn em afkloppt int Swinmoor 1500 un mennimal vaerher? — Un do harr he't Land verdeelt as bi't Inslachten, do harrn wi de Friheit verlarn, do harrn se uns de Kerls hinsett, Vagt un Vagtsdeeners, vun den Landvagt an bet to den Armvagt". Von der politischen Bewegung, die sich seit 1830 an des Märtyrers Uwe Jens Lornsen's Namen knüpfte, spürten anfänglich die Ditmarscher nicht viel, aber allmälig kam auch hier in das Stillleben ein frischerer Zug, der unter der Jugend vornehmlich in dem Singen der freiheitsdurstigen Uhland'schen und Arndt'schen Lieder und bald auch in „Schleswig-Holstein meerumschlungen" seinen Ausdruck fand. Und „Freiheit" war die Ditmarscher Sehnsucht.

„Noch schint de Heben der blau hendal.
Un grön dat Holt und de Eer:
De Ditmarschen fallt de Thran int Gras,
Un de Friheit sehn se nich mehr!“

Neben solchen Träumen fand der Knabe auch ein gut Theil handfester und erfreulicher Wirklichkeit. Die Ditmarscher hatten sich bei der Unterwerfung viel von den alten Freiheiten der Bauernrepublik erhalten, nur Landeskinder durften Beamte sein, die Communalangelegenheiten, die schwierigen Feld- und Wasserverhältnisse ordneten sie in freier, im übrigen Deutschland verschollener Selbstverwaltung. Groth's Vater galt für einen der Erfahrensten. Dabei war die ruhmvolle Landesgeschichte allgemein bekannt, Vieth's Chronik in Jedermanns Händen, die Alten wiesen den Jungen die sagenumspielten Stätten und wenn auch die alten plattdeutschen Volkslieder verklungen waren, die Chronik des Neocorus noch nicht wiedergefunden war, so fühlten sich doch Alle vom Größten bis zum Kleinsten als freie stolze Ditmarscher. Und Alles trug in dem Ländchen, das seitab und verkehrsfremd in dem südlichen Winkel zwischen Elbe und Eider lag, den Stempel ausgeprägtester Eigenart. Die Verhältnisse, die Menschen zwar schablonenhaft, Typen und nicht viel Individuen, aber Beide nur hier zu Hause. Wer von dem Brauch abwich, gerieth leicht in's Lächerliche und fiel der Spott- und Neckluft zum Opfer, die sich früher in dem Ditmarscher Lügenlied so bewährt hatte. Durch eine weite Kluft, beinah feindlich von dem Volke getrennt standen die Beamten „die Herren“. Die redeten hochdeutsch, alle Anderen sprachen aber nur plattdeutsch, ja dem Knaben Groth kam es lächerlich vor, daß gewöhnliche Leute außerhalb der Schule anders sprechen könnten. Darum war die Sprache, von Haus aus eine besonders reine klangreiche Mundart, vielleicht die schönste unter den Schwestern, kein grober plumper Nothbehelf für das Tägliche, sondern wie die weichsten Herzenstöne, so fanden die scharfsten und feinsten Erwägungen in ihr ihren beredtesten Herold. Sentimental waren die Ditmarschen Bauern nicht, aber sie hatten eine gesunde Liebe und verständnißvolle Ehrfurcht für die Natur, die sie umgab und überreich nährte. So wurde der Knabe, vor Allem durch den Großvater „de Obbe“, zu eingehendem Beobachten hingeleitet. Wenn er im Winter fleißig über Bücher und Rechentafel gesessen hatte — die Liebe zur Rechenkunst und Mathematik ist eine Volkseigenthümlichkeit der Marschbewohner, vielleicht durch ihr weitläufiges Deichwesen veranlaßt — so entging seinem Blick im Sommer kein Baum, kein Gras, keine Blüthe, er roch jede Blume, er schmeckte jeden Saft, er wußte jede Pflanze in Heide, Moor und Wiese zu finden und kannte jeden Vogelschlag. Daher schreibt sich auch die Liebe für die Naturwissenschaften, die Groth später als Gegenwicht zu den ästhetischen Studien bis zur Meisterschaft getrieben hat.

Wenn so die Seele des Kindes durch den Anblick dieser reichen Natur, durch die Zucht unter einfachen, wahren Menschen rein gestimmt war, so durfte sie auch ausklingen in all' den Liedern, die damals überall bei der Hausarbeit, auf dem Felde, in der Mußezeit gesungen wurden. Von den Volksliedern kaum eines, von den Dichtungen keine bekanntere, fehlte in dem Liederschatz des Knaben.

Aus all' dem, was die vorstehende Schilderung begreift, erwuchs das Stoffliche des Dichters, mit Einzelheiten durch den Verkehr auf Marsch und Geest, dem Aufenthalt bei den Verwandten in Tellingstedt und Wesselburen, die Bekanntschaften auf der vielbesuchten väterlichen Mühle, üppig ausgestattet. Die Behauptung, daß im Wesentlichen Groth's Stoffgebiet durch seine Kindheit begrenzt ist, geht nicht zu weit; denn nun kamen bald zwanzig Jahre schweren Ringens und Lernens, erst auf der Kirchspielvogtei in Heide, dann zu Tondern im Seminar; auf die anstrengende Zeit im Heider Schuldienst folgten die fünf dunklen Jahre selbstgewählter Einsamkeit in Landkirchen auf der Insel Fehmarn, und da gerade als der Dichter mit der Rechten den vollen Kranz berührte, als der Quickborn herauskam, brach er zusammen unter der übergroßen Last, die er Jahre lang allein und schweigend getragen hatte.

Wann dem Dichter der zweifache Leitstern, dem er nachwandelte, zu dichten und plattdeutsch zu dichten, erschienen ist, ist schwer zu sagen. Nach eigenem Bekenntniß haben ihm Hebel's allemannische Gedichte seine Mission offenbart. Auf jeden Fall barg er vor Allem ängstlich, was er plante, bis endlich der Zufall, daß sein väterlicher Freund Marcus Petersen, Pastor in Tellingstedt, sich für die plattdeutsche Rede, die ein Schuster auf einem Mäßigungstage gehalten hatte, begeisterte, ihn verleitete zu gestehen: „So etwas will ich Ihnen einmal schreiben“. Wie erwähnt stand Groth's Jugend unter dem Eindruck der gesungenen Eichendorff'schen, Uhland'schen und Arndt'schen Lieder, also vor Goethe's Epigonen. Nach der Schulzeit lernte er die Werke des Großen selber kennen. Später auf Fehmarn studirte er sie eingehend. Erklärlich daher, daß Groth's Lyrik, so weit ihn nicht schon seine eigene Natur dahin wies, im Banne Goethe's steht. Das läßt sich vielleicht aus den hochdeutschen Gedichten, den Paralipomena zum Quickborn, theils Studien zu diesem, theils unplattdeutschen Stoffen, besser erweisen als aus dem Quickborn selbst:

„Ob ich traurig, ob ich glücklich?
Ach, wie nenn ich dir es gleich!
Alles wechselt augenblicklich,
Aber immer bin ich reich.

Alle Farben, alle Lieder,
Jeder Ton von Wald und Feld —
Tief im Herzen klingt es wieder:
In mir ist die ganze Welt.“

Man begreift die Freude als ihm später die Bekanntschaft Eckermann's noch einmal eine persönliche Brücke „zum alten Herrn“ hinüber schlug. Auf Platen's nachhaltigem Einfluß weist übrigens außer der Formensorgfalt in Groth's Dichtungen, seine Liebe für das Sonett hin.

Um auf meine einleitende Behauptung zurückzukommen, so bedarf es bezüglich der veränderten literarischen Strömung wohl keiner weitern Ausführung. Und doch! Gleich nach Groth's 70. Geburtstage empfing ihn die Kaiserin auf dem Kieler Schlosse und da durfte er gleich dem Simeon der hohen Frau sagen: „Ein deutsches Kaiserreich war der Traum meiner Kindheit! Und nun sehe ich mit meinen alten Augen eine Deutsche Kaiserin aus meinem eigenen Heimathslande!“ Aber mit Zeit und Geist wandelten sich Land, Leute, Sprache.

„Weest noch, wa still dat weer, Jehann?
Dar röhr keen Blatt an Bom.
So is dat nu ni mehr, Jehann
As höchstens noch in Drom.
Och ne, wenn do de Scheper sung
Alleen int wide Feld:
Nich wohr, Jehann? Dat weer en Ton?
De eenzige op de Welt.“

Das neue deutsche Weltreich duldet keine abgeschlossene Sonderexistenzen, Ditmarschen ist einbezogen in den starken Ring der neuen Gemeinschaft, „dat Moor“, „de Duben heid“ sind verschwunden, moderne Techniken, rationelle Ausbeutung sind an Stelle alter Art und hergebrachter Vätersitte getreten. Die Stammeseigenthümlichkeiten sind im allumfassenden Deutschthum aufgegangen unter dem zersetzenden Einfluß von Freizügigkeit und Einwanderung.

„Min Moderspraf, so slicht un recht,
Du ole frame Red!“

auch sie ist am Verklingen; die Gebildeten lernen das Plattdeutsch nicht mehr, die kleinen Leute verlernen es, die Fremden können es nicht. Zwar haschen die Sprachforscher nach den Brocken, Fetzen von Sage und Sitte werden von Gelehrten gehütet, die Meldorfische Weberei, die bäuerliche

Schnitzkunst werden wieder erlernt, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Aber das Alles gäbe doch nur ein künstliches, schwachbelebtes Bild vom alten Ditmarschen, wenn wir den Quickborn nicht hätten!

„Dar liggt int Norn en Ländchen deep,
— en Ländchen deep,
Un eensam liggt de Strand,
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schep,
dar blenkert de Schep,
Dat is min Vaderland!"

Seit langem wohnt Groth in Kiel, vor fast vierzig Jahren hat er sich sein Haus am Schwanenweg erbaut. Früher lag es weit ab von der Stadt:

„Dar sungen fröher de Lurken
Inn Morgendau,
Int Abendgrau,
Dar woog dat Korn,
Blöh Hecken un Dorn,
Un wenn ick wanner
Un sei und plant,
So seeg ick rut aewert gröne Land
Eensam."

Mittlerweile hat die neue Großstadt es von allen Seiten umfaßt. Das gelbe Haus mit überhängendem Dach ist ganz von Schlinggewächsen umsponnen, die selbstgepflanzten Bäume und Hecken sind hoch aufgestiegen, daß das Haus daliegt wie versunken, ein rechter stiller, vergessener Poetenwinkel. Wer durch die Pforte kommend um den breiten, grünen Rasenplatz biegt, trifft sicherlich den Alten in der „Kajüte", einem flach gewölbten Zimmer, zu dem, vom Garten aus, einige Stufen hinabführen. Die Jahre haben die ungewöhnlich hohe, schlanke Gestalt, mit den abfallenden Schultern nur wenig gebeugt; zwei lebhafte, blaue Augen beherrschen im Verein mit der mächtigen Hakennase das kräftig gefärbte Antlitz, quer über die gewölbte, freie Stirn zieht sich eine tiefe Narbe; sie rührt noch von einem Sturz aus der väterlichen Bodenluke her. Man sieht ihn jetzt selten anders als wie mit einem bis an die Kniee reichenden, schweren, grauen Friesrock bekleidet. Die Unterhaltung lebhaft, springend, wie bei dem rüstigsten Manne. Groth selbst spricht langsam, nachdrücklich; dabei hat er eine eigene Art, das Gespräch durch auffallend ausdrucksvolle Gesten mit seinen langen, schmalen Händen zu begleiten. Natürlich hat das hohe Alter den Dichter einsam gemacht.

„Allmählich keem't — do gung Een ut de Port,
Darhin gung de Weg, nu un wer Se fort.
Ja, rut weer Se kam, torügg keem se nich,
Un mi — mi leepen de Thran'n vunt Gesicht. —
So ward se still und stiller min Port,
All wat mi leef, geit rut un blift fort.
Bekannte to vel, jümmer weniger Frünn,
Und endli bliv ick alleen hier binn."

Einsam, nicht verlassen und vergessen! Von früh bis spät geht die Pforte auf und zu in den Händen von Besuchern, die junge Generation, die Freunde, die mit seinen Söhnen groß geworden sind. Kein Musiker, kein Componist unterläßt den Besuch bei Brahms' Herzensfreund. Schriftsteller und Litteraten lassen sich gern von dem erzählen, der noch als letzter mit der großen deutschen Dichterzeit in Fühlung stand. Und nun hat Groth eine Erzählergabe wie Wenige, nicht am wenigsten entzückend vielleicht, wenn eben ein schweres, grollendes Wort über dies und das von seinen Lippen gefallen ist, die unerreichbar launige und schalkhafte Art, mit der der Dichter von „Matten de Haas" und „Orgeldreiher" ein Erlebniß oder eine Anekdote wiedergiebt. — —

„O wüßt, ich doch den Weg zurück,
Den lieben Weg zum Kinderland!
O warum sucht ich nach dem Glück
Und ließ der Mutter Hand?"

So singt Groth! Aber er hat ihn gefunden, den Weg zum Land, wo wir Alle wieder sind wie die Kinder und den frommen Sprüchen der Mutter still lauschen, den Pfad, der durch das Herz der Menschen führt zum ew'gen Reich der Poesie.

Neue angewandte Kunst.*)

Von Cornelius Gurlitt.

Mit dem Ende der achtziger Jahre meldete sich die Ermüdung an den Stilformen im Kunstgewerbe. Es begannen langsam neue Bestrebungen hervorzutreten. Im Jahr 1887 schrieb ich mein Büchlein „Im Bürgerhaus". Wenn ich dort versuchte, mich gegen die Stilleidenschaften zu stemmen, so war dies ein von außen nicht beeinflußter, sondern aus innerer Ermüdung an dem deutschen Kunstgewerbe hervorgehender Drang. Mir schien es wichtig, auszusprechen, daß der Stil nicht unser Haus schmücke, sobald er uns selbst fremd ist; daß der Künstler kein wohnliches Haus schaffen kann, sondern daß wir selbst uns, Jeder für sich dieses schaffen müssen; daß es auch hier nicht gelte, eine ideale, sondern eine eigene Einrichtung zu schaffen; nicht Schönheit, sondern Erfüllung des Zweckes zu erzeugen. Das waren zu jener Zeit noch sehr revolutionäre Ansichten. Das, was sie erstrebten, ist freilich noch heute ein unerfüllter Wunsch! Die Bekämpfung der Stilformen hat wohl zu einem selbstständigeren Kunstgewerbe geführt, aber zu einem solchen der Künstler, nicht zu einem sachlichen Stil. Im Gegentheil, ich sehe eine Neue Kunst im Gewerbe heraufkommen, die noch weit entschiedener als die alte, die Absicht hat, den Besteller in die Tasche zu stecken und ihn erst dann in seine Zimmer hineinzusetzen, wenn das, was sie für gut hält, dort verwirklicht ist; die für Ausstellungen ideale Wohnräume schafft und dabei vergißt, daß die Wohnräume für Hinz und Kunz zu schaffen sind und daß ein idealer Wohnraum nur für den idealen Menschen möglich ist. Es gehört ja ein gewisser Muth dazu, zu prophezeien. Mir will scheinen, als werde hinter dem, was jetzt als Neue Kunst im Gewerbe sich zeigt, bald das kommen, was ich eigenartigen Stil nennen möchte. Nämlich,

*) Aus dem bei Georg Bondi in Berlin erscheinenden Werke: „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts". Unsere Leser kennen den ästhetischen Standpunkt unseres langjährigen (1889 bis 1894) Berliner Kunstreferenten. Im schärfsten Gegensatze zu den meisten früheren Kunsthistorikern faßt Gurlitt die kunstkritische Aufgabe dahin zusammen, daß schön sei, was gefalle; ihm sei schön, was ihm gefalle, Andern Anderes. Wie es daher kein absolutes Urtheil in der Kunst giebt, so sind für Gurlitt auch Realismus und Idealismus relative Begriffe, die eine immer neue Gestalt annehmen. Er untersucht mithin auch in seinem neuen Buche nicht, ob die Kunstwerke ihm schön oder wahr erscheinen, sondern in welcher Absicht sie geschaffen sind, und wie sie diese Absicht erreichen. So schildert er die Ideale der Zeit und ihren ständigen Wechsel. In diesem aber liegt der Kern der Kunstgeschichte, und ihn gilt es darzustellen. So wird Gurlitt, des Architekten, Buch eine Kritik der Kritik, ein Buch für Künstler und solche, die Künstlersinn verstehen wollen, eine Absage gegen die Beurtheilung vom „höheren" Standpunkt, den einzunehmen Gurlitt auch den größten Aesthetikern bestreitet. Ihm genügt die Kunst, welche die Ziele ihrer Zeit erreichte, wenn diese auch nicht die seinigen sind. Dadurch kommt bei aller Schärfe in der Ablehnung der Aeußerungen anmaßender Kunstgelehrter Gurlitt zu einer großen Milde den Künstlern gegenüber. Aber auch nicht Aufzählung von Künstlern und Bildwerken von Carstens bis L. v. Hofmann giebt das Buch, sondern einen Ueberblick dessen, was unser Jahrhundert in der Kunst erstrebt, geschaffen, gedacht und gesagt hat. Die ästhetischen Systeme sind dargestellt in ihrer Wirkung auf die Kritik und durch diese in ihrem Einfluß auf die Kunst. Die Kunst erscheint in ihrem Ringen zwischen sinnlichem und philosophischem Erkennen als Besiegerin der wissenschaftlichen Schönheitlehre. Unsere Leser werden in dem trefflichen Buche manche Partien finden, die zuerst in der „Gegenwart" erschienen sind, z. B. über protestantischen Kirchenbau, Hans v. Marées ꝛc., aber auch viel Neues. Die obigen Schlußbetrachtungen zeigen uns den Standpunkt und die Anschauungen des nunmehrigen Dresdner Professors. Die Red.

daß man Möbel und Häuser zeichnet wie man Bildnisse malt, in Ansehung der Person, nach dem Wesen des Bestellers.

Einen starken Bundesgenossen fand dies junge Kunstgewerbe in der Farbe. Es ist kein Zufall, daß die Maler durch sie den bisher vorherrschenden Architekten das Heft aus der Hand nahmen. Der malerische Realismus setzte ein mit dem Finden der Schönheit im einfachen Ton. Gerade die schlichten, ruhigen, ja kalten und kreidigen Töne wurden gesucht. Die Wahrheit sollte diese verklären und wir Alle waren im Erstaunen über die gewaltige Entdeckung nur zu geneigt, in diesen Tönen allein die neue Kunst zu sehen. Die Maler suchten die Welt in ihrem Verhältniß zum Licht nach allen Seiten ab. Sie fanden täglich neue Ueberraschungen. Endlich kamen sie zu den großen Wirkungen bestimmter Beleuchtungsaugenblicke, zu jenen bisher gemiedenen oder ungenügend dargestellten Augenblicken, in denen die Farbe mit gewaltiger Macht vom Licht zur höchsten Wirkung aufgestachelt, die Natur beherrscht. Mit Staunen sah man die Bilder Ludwig von Hofmann's. Welch' schreiendes Roth, welch' aufflackerndes Gelb, welch' giftiges Grün, welche Nachlässigkeit in der Zeichnung. Und doch, wenn man sich hineinsah: eine Seligkeit, eine Ruhe, ein milder Glanz lag über all' den leuchtenden Farben. Ueber die Stille hatte sich das helle Aufflackern des Abendlichtes gebreitet. Es blieb still, trotz all' dem Licht und der Farbe. Nach Whistler's, des Amerikaners, Vorgang macht Hofmann Bilder, die nur farbige Harmonieen sein sollen. Er sieht das Licht in seinem Glanz und träumt es sich noch glänzender, noch farbiger, noch bunter; er denkt sich ein farbiges Märchen zusammen; vergrößert den Ton, verdoppelt die Farbe, übertrumpft die Stimmung Immer aber bleibt er redlich in seiner Beobachtung. Das Glänzendste, was er sah, in voller Wahrheit, in märchenhafter Wirkung. Alle klugen Leute sagen: dergleichen giebt es nicht, dergleichen haben wir nie gesehen; das ist einfach lächerlich; der will uns foppen! Haben sie es nicht zu allen Märchen gesagt — warum nicht auch zu den malerischen? . . .

Es ist eine neue Art decorativer Malerei aufgekommen und hat viel Gutes erzeugt. Bilder, die nicht sachlich Klares, sondern sachlich Verschleiertes in leuchtenden Tönen geben; Bilder, in die man sich hineinträumen kann. Vielfach hat der Symbolismus sich ihrer bemächtigt, auch der Mystieismus sich hineingemengt. Ich bin kein Mystiker und verstehe wenig vom Lesen der Symbole. Es ist mir lieb, wenn die Dinge, die mich umgeben, mir leidlich klar sind; und ich habe den Eindruck, als wenn sehr Viele, die in Mystieismus machen, an ihre Unklarheit selbst nicht glauben. Mir ist aber das Dumpfe, Unaufgeklärte in der Kunst und im Leben herzlich willkommen. Es ist ja gut, daß wir nicht Alle das Gleiche in der Welt sehen und daß ein Kind einen glänzenden grauen Mann erkennt, wo wir zwischen dunklen Bäumen den Nebel vom Mondschein erhellt sehen. Wer hat noch nicht Gespenster gesehen, wem hat sich die Welt noch nicht mit Fratzen gefüllt? Ich sehe sie an jeder blumigen Tapete und habe mir oft den Spaß gemacht, durch ein paar Bleistiftstriche sie auch Anderen vollends deutlich zu machen. Sie sind da und sind nicht da, wie man eben hinsieht. Mit leidlich guten Sinnen ausgestattet, finde ich meine Gespenster am Tage häufiger als in der Nacht; in den Wolken sehe ich sie: Dort ein kauernder Mann, hier ein riesiger Adler. Aber die Nacht ist auch gut. Wer sah nicht Gestalten im Dämmerlicht, wer hörte nicht ein Rauschen, ein Knistern im großen, dunklen Saale? Das sind Nervenerregungen einer lebhaften Phantasie. Es mag Leute ohne Phantasie geben, denen sie nie kommen. Im Gefecht sah ich Leute, die ohne Zucken dem Kugelpfeifen zuhörten; Andere, die bis in die Knie zusammenschraken, wenn das grelle Fauchen erklang. Ich habe mehr Bewunderung für die gehabt, die ihre Nerven bezwangen, und trotz ihrer der Gefahr nicht wichen, deren Vorwärtslaufen dem eines Trunkenen glich, deren Hurrah! eine Selbstanfeuerung war. Sie kämpften mit zwei Feinden, dem vor ihnen und dem in ihnen. Und wußten doch zu siegen.

Künstler sein heißt Einbildung, Nerv haben. Und darum sind mir die willkommen, die der Nerv Ungesehenes sichtbar, Unsichtbares sehbar machen lehrt. Es ist die Märchenkunst, nicht jene Kunst schlechtweg, von der man einst träumte; aber sie ist eine; kann wenigstens eine sein. Die Symbolik der Farbe hat auf das gewerbliche Leben Einfluß gewonnen, und zwar in gleicher Weise, wie sie in Hofmann's Bildern wirkt. Darstellung der Natur in starker Betonung einzelner ihrer Theile, ein stilisirter Naturalismus und ein naturalistischer Stil wurden zum Stichwort für das, was sich Neue Kunst nennt. Die decorative Malerei, die nun entstand, nahm eine Reihe von Anregungen aus der mystischen. Namentlich die Uebertreibung der Farbe, die auf die Modellirung fast ganz verzichtend, das Bild nur in seinen Hauptformen festhält. Es ist dies eine Art Entkörperung des Gegenstandes, wie die zeichnerische Auffassung früherer Zeit eine Entfärbung mit sich führte. Die Farbe allein spricht in lauten oder zarten Worten, in sie ist der volle Reiz des Ausdrucks gelegt. Diese Farbe ist aber nicht mehr die alte, auf Braun gemischte, sondern hat eine Kraft und Frische erreicht, wie sie uns aus früherer Zeit nicht erhalten ist, wie sie vielleicht nie gehandhabt wurde.

Die Einführung des altmeisterlichen Tones in die Bilder, wie sie die Pilotyschule bewirkte, stand in unmittelbarem Zusammenhang mit der tiefen Färbung des Ornaments. Die Butzenscheiben waren keine Spielerei, sie waren die nothwendige Folge eines Schönheitsempfindens, das im gebrochenen Lichte schwelgte. Die Malerei der Naturalisten brachte die hellen Töne wieder zu Ehren, die bisher ängstlich vermieden worden waren. Die Wände wurden wieder weiß. Ich selbst habe sie mir so streichen lassen, obgleich ich früher in allen Tonarten gegen die Farblosigkeit und für die Einheit in Braun geschrieben und gesprochen habe. Die Neue Kunst brachte einen Idealismus der Farbe, der im hohen Grade entwickelt der eigentliche Feind des Realismus wurde. Es ist die Böcklinstimmung, die zum Durchbruch kommt. Und daher strich ich den Fußboden und schon 1885 Tische, Schränke und Stühle meines Zimmers in Böcklinschem Blau. Mir ist diese Böcklinstimmung in ihrer decorativen Bedeutung zuerst durch Ludwig von Hofmann klar geworden. Ich weiß nicht, inwiefern er ihr Anreger ist, inwiefern er auf Andere zurückgreift. Jedenfalls aber hat auf ihn die Kunst der Plakate gewirkt. Das ist etwas, was in den Augen der älteren Kritik so ziemlich der schlimmste Vorwurf ist, den man Hofmann machen kann. Denn das Plakat soll Aufsehen erregen, soll laut in die Menge hinausschreien; muß daher Form und Farbe übertreiben; muß mit dem Geschmack der Massen rechnen. Heute ertragen die Künstler den Vorwurf solches zu erstreben mit größter Ruhe. Denn das Entwerfen von Plakaten ist zu einem Kunstzweig geworden, durch den man Ruhm erwerben kann. Nach 1893 sagte ein englischer Kenner, es müsse als ein kindliches Unternehmen gelten, englische Plakate zu sammeln. Das ist zwar übertrieben, denn schon hatte der Seifensieder Pears durch Millais sich jenen Seifenblasen machenden Jungen malen lassen, der in Farbendruck hunderttausendfach vervielfältigt in der ganzen Welt verbreitet war. Es fehlte hier wie in Deutschland nicht an Versuchen, die Farbe dazu zu verwerthen, um auf die gedruckten Anzeigen die Aufmerksamkeit zu lenken. Aber es blieb zumeist bei einer Nachahmung der Renaissance-Titelblätter für Bücher, bei einer reichen Umrahmungsarchitektur, darein gestellten Figuren, bei einer Nachahmung der Öl- oder Wasserfarbenmalerei in Steindruck. Seither ist dies anders geworden. Nicht die Franzosen allein haben sich künstlerisch mit der Aufgabe beschäftigt, alle anderen Völker, auch die Deutschen, haben hier eingesetzt: Dresden gebührt wohl der Vorrang.

Dresden war auch die erste Stadt, in der man die Neue Kunst der Zimmereinrichtungen zu sehen bekam und zwar auf der dortigen Ausstellung von 1897. Mir ist diese Neue Kunst keineswegs zu modern. Jedermann ahnte, daß sie kommen mußte. Und, wenn man gleich nicht den Weg zu ihr anzugeben wußte, so konnte man doch schon von längerher ihr Kommen voraussehen. Der Naturalismus und das Streben nach Selbständigkeit in der Kunst mußten im Gewerbe sich irgendwie niederschlagen. Die Versuche, die Ornamentik durch Naturstudium zu beleben, sind nicht neu. In meinem Buch über die deutsche Musterzeichnerkunst wies ich 1890 auf die älteren Versuche des französischen Blumisten hin, ebenso wie auf deutsche Bestrebungen dieser Art. Michael Wentzel war in den fünfziger Jahren ein Anreger nach dieser Art. Er traute sich die Kraft zu, neue Verzierungsformen zu erfinden, die, auf weitere Kreise übertragen, den allgemeinen Geschmack umstimmen sollten. Er wollte nicht nur einzelne Pflanzenbildungen in die allbekannten Gänge und Verbindungen bringen, sondern trachtete auch, neue Anordnungen zu schaffen. Aber so geschickt er war, so vermochte er doch nicht, das Neue freihändig zu erfinden. Andere folgten ihm. R. Krumbholz, gleich jenem in Paris, England und Dresden thätig, strebte in den siebziger Jahren eine neue Stilisirung der Pflanze an, indem er sie in ihre Grundformen zerlegte und diese geometrisch fortentwickelte. Mit den neunziger Jahren wurden solche Bestrebungen häufiger. Das Eindringen der französischen Gothik unterstützten sie. Man sah, wie diese die Blume frei gebildet, durch Reihungen sie zu einem Ornament benutzt, an den Säulenknäufen sie zum Strauß geknüpft hatte. M. Meurer war der erste, der eine tiefgreifende Umgestaltung des Ornaments durch sorgfältiges Eingehen in den Bau der Pflanze erstrebte, in Rom mit Mitteln des preußischen Staates seit etwa 1890 eine Lehranstalt schuf, freilich vorzugsweise theoretisch die Sache behandelnd.

Den entscheidenden Umschwung brachte die Kenntniß der japanischen Kunst. Mit der Mitte der achtziger Jahre drang diese nach Deutschland und begann in die Liebe für Renaissance und Barock Bresche zu legen. Lange vorher hatte sie in England und Frankreich Einfluß erlangt. In Deutschland war es der Hamburger Museumsdirektor Justus Brinckmann, dem die Augen für die Schönheit Japans sich wohl zuerst öffneten. Fluthartig brach die Begeisterung für diese dann über Deutschland. Mit Staunen sah man jenen ganz neuen Naturalismus in den Schmuckformen, jene völlig veränderte Behandlung des Ornaments nach den Gesetzen einer freien Verteilung über die Fläche. Sie entbehrte völlig der Achse, der Symmetrie; sie widersprach den Gesetzen, die nur das stilisirte, nicht aber das naturgetreue Gebild für den Schmuck verwerthet sehen wollte. Was können wir von den Japanern lernen? fragt Seidlitz, einer der besten deutschen Kenner ihrer Kunst. Die Uebertreibung in der Nachahmung ihrer Werke habe sich rasch von selbst berichtigt. Nachahmung sei ja stets das sicherste Mittel, den Weg zur Kunst zu verfehlen. Gerade die Japaner lehren auf's Klarste, worin das Mittel bestehe, eine auf Ueberlieferung beruhende Kunst, also stilistische Kunst, lebenskräftig zu erhalten: Es ist das Studium der Natur. Diese Selbständigkeit des Einzelnen den Dingen der Wirklichkeit gegenüber und andererseits die Beschränkung in den darstellenden Mitteln gab ihnen Stil und Freiheit zugleich. Japan lehrte in vieler Beziehung einen erhöhten Kunstsinn: den der unendlich vielartigen Natur. Aber zugleich die Einfachheit: Die Darstellung mit wenig Tönen, die Hinwirkung auf klare, allgemeine Eindrücke. Der Holzschnitt, das Plakat, die Decoration haben sehr viel von ihm gelernt. Ueberall begannen die Versuche, in japanischer Weise die Flächen zu behandeln; bis tief in das Illustrationswesen erstreckte sich der befreiende Einfluß des fernen Ostens. Der Handel mit echten Japanwaaren nahm immer größeren Umfang an, Zeichner wie Hokusay wurden deutschen Künstlern bekannt und lieb, als gehörten sie zu ihnen. In München nahm Georg Hirth, stets einer der Ersten, wo es galt, Neuem sich zu erschließen, die Anregung mit Begeisterung auf. Die helle, scharfe, klare Farbe der japanischen Seide begann mit dem tiefen, verschwimmenden, ernsten Ton des persischen Wellenteppichs um die Herrschaft im Geschmack auch der Künstler zu ringen. Die Japaner und nach ihnen die Engländer, die aus der Schule von William Morris, Walter Crane u. A. hervorgingen, bereiteten den Umschwung vor; seither sind Rossetti und Burne Jones in Deutschland wohlbekannte Künstler geworden, hat Crane einen tiefen Einfluß auch auf unser Schaffen erlangt. Die englischen Zeitschriften, namentlich das Studio, fanden bei uns zahlreiche Leser und Bewunderer. Der Erfolg der amerikanischen Anregungen, die man allerseits von der Weltausstellung in Chicago 1893 mit heimgebracht hatte, wirkte in ihnen entschieden nach. Auch die englische Kunst hatte in Japan starke Anlehnung gemacht: Sie hatte diese mit dem heimischen Mittelalter stilistisch zu vereinen verstanden. In ihren letzten Forderungen aber war sie eine Kunst verfeinerter Handwerklichkeit, und daher eine solche, die auf Stoff und gute Arbeit das höchste Gewicht legte: Sie schritt vom Formenreichthum zur Schlichtheit, von dem Prunken mit Reichthum der Gebilde zur höchsten Vollendung in der ruhigen Sachlichkeit fort. Aber immer noch wies sie auf Stil und wirklich war englischer Stil eine Zeit lang das Stichwort des deutschen Gewerbes. In Wien, wo man am alten Stil am längsten hielt, erscheint dies Stichwort noch heute den Veralteten als ein aufrührerisches. Der neue Leiter, des in tiefen Schlummer gefallenen Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, von Scala ist besonders wegen seiner Liebe für englisches Geräth heftig angefeindet worden.

Die Wiener können sich beruhigen. Es ist diese Liebe nur ein Uebergang. Es geht ein stark revolutionärer Zug durch das Kunstgewerbe, ähnlich jenem des malerischen Realismus. Einer der meist genannten Vertreter dieser Richtung, van de Velde, ist der Meinung, bevor nicht das Gegenwärtige zerstört werde, werde die Kunst in neuer Form nicht zum Licht aufsteigen; werde dem Boden der Arbeit die Blume nicht erblühen. Völliges Vergessen der alten Stile ist sein Grundsatz. Das verbrecherische Spiel des Lebens mit dem Tode, wie er jede Renaissance nennt, müsse der Verachtung anheimfallen. Die planmäßige Ausstoßung der alten Stilformen ist das Ziel der neuen Bewegung, der Grundsatz der ganzen Schule. Neu an ihnen ist im Grunde nur die Entschiedenheit des Wollens, der absichtliche Bruch mit dem Alten. An den Erzeugnissen von Obrist, Eckmann, Berlepsch und Anderen ist denn auch kein Anklang an vergangene Stile mehr zu finden, das lange Erstrebte ist auch im Gewerbe erreicht; der tausendfach wiederholte Vorwurf, daß unser Jahrhundert eigenen Stil nicht besitze, endlich am Schlusse zu nichte gemacht.

Die Neue Kunst sucht neue Vorbilder, neue Anregungsmittel. Entweder sind dies die Blumen, Pflanzen und Thiere, die mest nur im Umriß gezeichnet, in ihre einfachsten Formen zerlegt werden. Oder es sind einfache Schnörkel, gelegentlich blattartig sich verdickende, vielfach geschwungene Linien die Mittel, mit denen jetzt die Formen gebildet werden. Nur der in die Gänge des Linienwerkes und in die Massen gelegte Ausdruck soll zum Beschauer sprechen. Und er thut dies zweifellos für die, die sich in ihre Sprache einleben, so sehr das Ganze Fernstehenden lächerlich erscheinen mag. Ob es möglich sei, durch sachlich sinnlose Linien Vorstellungen zu erwecken, ist meiner Ansicht nach eine ziemlich müßige Frage. Es spielen jetzt in den Zeitungen die Leute eine große Rolle, die aus den Schriftzügen die Artung der Menschen lesen oder doch lesen zu können glauben. Es giebt Bücher genug, die diese Kunst lehren. Wie die Schrift im Grunde eine

Zeichnung ist, die Abweichungen des Einzelnen von der Lehre der Schreibvorlage, eigenartige Aeußerungen eines unbewußten Empfindens, wie daher für den Kenner das Mechanische, Bildmäßige, außerhalb des niedergeschriebenen Wortes Stehende der Schrift, Gedanken anregend wirkt, so kann zweifellos auch durch zeichnerisch beabsichtigte Linienführung von einem auf andere ein Gedanke, eine gemeinsame Empfindung übertragen werden. Es hat also wenig Zweck, über den Sinn der Linien zu streiten, gar keinen, ihnen diesen Sinn abzusprechen. Gelingt es durch sie, Gedanken zu übertragen, werden Andere durch sie, sei es dumpf oder klar, angeregt; so werden die, welche es nicht sind, Jenen nicht einreden können, die Anregung sei nicht vorhanden. Die Linie hat eben jetzt Bedeutung, denn sie spricht zu Denen, die ihren Sinn zu lesen vermögen; sie ist eine künstlerisch lesbare Schrift geworden. Wer je mit zehn Strichen das lustige und das traurige Schwein zeichnete, weiß, daß und wie die Linie redet. Sie thut es noch mehr und eindringlicher dort, wo sie in der Natur fest eingewurzelten Grund hat, wo man sie als Umriß einer bekannten Form empfindet. Wie höhnte man, als 1893 Jan Toroop's, des Niederländers eigenthümliche Linienphantasien auf der Münchener Ausstellung erschienen. Man hielt sie wieder einmal für den vollendeten Unsinn, für das Ende der Kunst! Jetzt beherrscht seine Art viel zeichnerische Federn. Die Linie sucht eigenen Ausdruck, sie wirkt formensymbolisch. Und die haben nicht mitzureden, die das Symbol nicht verstehen, denn sie sind nicht angeredet!

Auf den Geschmack unserer Zeit wirkten entschieden die Formen, die der Ingenieur erfand. Am Brückenbau wie am Hausbau hatte das Eisen sich in die Stilformen eingießen lassen müssen. Man hatte wieder gelernt den Hammer zu handhaben, um das Eisen kunstvoll zu schmieden. Aber an Gittern und Geräth hatte man vom Lehrer des alten Gewerbes auch die Kunstformen übernommen. Nun aber gab es neue Dinge, für die der alte Formenvorrath nicht reichte: Die Maschinen, die großen in der Fabrik, mehr noch die kleinen im Hause, die Nähmaschine, das Fahrrad, all' die zahlreichen neuen Geräthe, bei denen es allein darauf ankam, praktische Formen zu finden. Die Versuche der Gewerbekünstler, sie zu schmücken, mißlangen zumeist. Die alten Kunstformen erwiesen sich als zu spröde; die neuen Gebrauchsformen waren zu bewegt, zu eigenartig gewunden, um einer stilistischen Systematik sich einzufügen. Jede Bauform, sagt Otto Wagner, ist aus der Construction entstanden und nach und nach zur Kunstform geworden; daher werden neue Construetionen auch neue Formen gebären müssen; wird die Fülle der neuen Constructionen in unserer Zeit einen neuen Stil schaffen; daher ist es Aufgabe des Baukünstlers, aus der Construction die Kunstform zu entwickeln. Das Werk des rechnerisch thätigen Ingenieurs wird unkünstlerisch, der Baukünstler muß die Form verständlich machen durch die Kunst. Diese Ansicht Wagner's ist mit Recht von allen Seiten zurückgewiesen worden. Die Baukunst war bisher ganz unfähig, die Formen der Maschine, des eisernen Daches verständlich zu machen. Die Erklärungsversuche durch die Kunst haben dort lediglich als Balast gewirkt. Aber die neuen Formen haben sich selbverständlich zu machen gewußt und dem, was sich allein Kunst nannte, sehr entschieden widersprochen dadurch, daß sie dem von einem anderen Gebilde entlehnten Idealismus mit ihrer sachlich richtigen Eigenbildung entgegentraten. Man kann heute nicht mehr gut leugnen, daß den Maschinen und den rein nach Nützlichkeitsgesetzen errichteten Werken eine Schönheit innewohne. Mir wenigstens gefällt ein Kriegsschiff und ein gut gebautes Fahrrad besser, als so manches stilvolle Zinshaus oder ein Photographieständer in überladenem Rococo. Ich bin sogar der Meinung, daß man Beide durch Anfügen von sogenannten Kunstformen lediglich entstellt, daß sie Gebilde der Menschenhand sind, die mit kluger Berücksichtigung des Zweckes und der zu seiner Erreichung nöthigen Formen ein gewisses Liniengefühl verbinden, durch das dem Gefallen am besten gedient wird. Ob diese Linien berechnet oder ob sie, aus freier Hand gezeichnet, einer richtigen Erkenntniß des Nothwendigen folgen, kann mir gleich sein. Sie sind Aeußerungen künstlerischen Geistes; und wir fallen wieder in den beschränkenden Kunsthochmuth, der unserem Jahrhundert so viel schadete, wenn wir sie als nüchtern oder unkünstlerisch ablehnen. Das Nüchterne von gestern wird zum Geistreichen von morgen. Nicht wir haben künstlerisch die Eisenconstruction besiegt, sondern diese hat uns besiegt und gezwungen, sie für schön zu nehmen, da sie verständig und das Werk eines schaffenden Gedankens ist.

Ebenso mit den Kleingebilden. Die Neue Kunst, namentlich die der Möbel, macht durchaus den Eindruck einer Uebertragung der Eisenformen auf Holz. Henry van de Velde rühmt sich logisch, mathematisch zu arbeiten; das heißt, sich völlig beherrschen zu lassen von den Anforderungen des Baues und der Verwendung des Gegenstandes. Ein Franzose hat schon festgestellt, daß die schönheitliche Form sich statisch berechnen lasse und zweifellos wird bald ein Deutscher diese Rechnung aufstellen. Denn die Dinge zu systematisiren bleibt stets uns vorbehalten! Die Eisenconstruction, einst für häßlich gehalten, wirkt jetzt auf die Beschauer als schön. Diese Schönheit wird nun schon in andere Kunst eingeführt. Die Form der Kurbelstange einer Maschine ist das Ergebniß einer Rechnung, sie ist logisch richtig. Ihre Form ist mithin das Ergebniß der modernen, wissenschaftlich begründeten Kunst. Es liegt ein gangbarer Weg vor uns, das Urtheil über die Richtigkeit der Formen nicht auf die schwankende Grundlage des stilistisch Schönen, sondern auf die des mathematischen Beweises zu stellen. Hoffentlich wird er nie betreten! Wozu neue Gesetze?! Ob diese Begründung der modernen Kunst schon irgendwo ausgesprochen worden ist, weiß ich nicht. Sie liegt aber in der Luft und wird sich nothwendig machen im Gegensatz zu der Phantastik, die den Gegenpol der Entwickelung bildet. Den Vertheidigern der Neuen Kunst empfehle ich Oppler's Schriften zur Durchsicht, sie werden dort Vieles zur Beweisführung Passendes finden. Der Gedanke, allein durch die Construetion sich beherrschen zu lassen, war damals schon wirksam; in mancher Beziehung, namentlich hinsichtlich der Behandlung des Materials nach seinen eigenen Anforderungen war er vielleicht schärfer gefaßt, als heute; hinsichtlich der künstlerischen Kraft und namentlich hinsichtlich der damals nicht erstrebten stilistischen Freiheit ist man erfolgreich fortgeschritten. Die Metallgegenstände hatten mehr als das Holz in der japanischen Kunst geeignete Vorbilder. Die Art und Weise, wie dort allen Gesetzen der Bildnerei, dem Lessing mit sammt dem Winckelmann und aller späteren Aesthetik, Hohn gesprochen und wie doch eine unleugbare künstlerische Wirkung erzielt wurde, mußte einen Entscheid herbeiführen. Entweder mußte die Liebe für Japan oder es mußte die Aesthetik weichen; Beide vertragen sich schlechterdings nicht miteinander.

Japan siegte vollständig. Zunächst in den Gebrauchsformen. Japan hat uns seine Waffen, seine Geräthe herübergesendet, denen Allen die Stilisirung, wie wir sie erstrebten, nämlich das Anheften von Stilformen fehlte; die vielmehr einfach nach Nützlichkeitsgesetzen gebildet und doch unleugbar künstlerisch sind. Namentlich wies es auch die Wege im Ornament. Die Art, wie dort beispielsweise das Wasser plastisch behandelt ist und sogar noch der Fisch im Wasser, diese malerische Auffassung der Durchdringung der Formen war ein völlig Neues. Wie hätte ein Thorwaldsen einen Fisch im Wasser darstellen sollen? Schon das Wasser allein bot für ihn eine Unmöglichkeit. Noch was Hildebrand über das Gesetz des Reliefs sagt, steht so im Gegensatz zur japanischen Kunst, daß die Haltlosigkeit auch dieser Theorie als beschränkendes Gesetz gar nicht weiter zu beweisen ist. Denn hier

wurde Kunst geschaffen, die ganz und gar nichts von jenem Gesetz weiß; die ihm so hell auf in's Gesicht lacht, wie nur irgend denkbar; und die doch echte Kunst ist. Das japanische Relief fällt aus dem Rahmen, fällt aus der Fläche, sträubt sich gegen jede Regel, erscheint als frei eingegliederter Theil des Ganzen. In seiner Nachbildung entstand eine ganz neue Art der Stilisirung. Die frühere Art, ein Naturgebilde in der Kunst decorativ zu verwerthen, war die, daß man es auf die einfachen Grundformen, auf das was dem Künstler an ihm für typisch erschien, zurückführte; und daß man dann dies als Grundlage für eine verallgemeinernde Behandlung betrachtete. Im Flächenschmuck setzte man sich nach stilistischer Behandlung der Naturgegenstände meist ganz über deren Naturfarbe hinweg. Man nahm dabei die zahlreichen Vorbilder auf, wie sie nun in Museen und Büchern aufgestapelt und zu bequemer Verwerthung zugänglich gemacht waren, und glaubte oft eher gegen die Natur, als gegen die stilistische Behandlung dieser eine Sünde begehen zu dürfen.

War durch Wallot's Schule schon die Gleichigltigkeit gegen den Stil gewachsen, so kam jetzt die Abneigung. Man mied die Pflanzen, die bisher die Anregung geboten hatten, namentlich den Akanthus, der nun seit drei Jahrtausenden dem Ornament die eigentliche Haltung gab. Man führte dafür heimische Pflanzen ein, schuf neue Reihungen. Aber all' dies würde nicht eine so starke Wandlung herbeigeführt haben, wenn es nicht die Farbe gewesen wäre, die vor Allem von der alten Form abzog. Bewußt wollte man damit eine Volkskunst herbeiführen. Der Hamburger Architekt Schwindrazheim dürfte der Erste gewesen sein, der das in voller Klarheit aussprach. Ich glaube nicht, daß wir in diesem Bestreben viel weiter gekommen sind. Sehr viele Entwürfe und Schöpfungen der neuen Kunst zeugen von großer Begabung und wirken, wenn sie vielleicht auch den Altstilisten sehr häßlich erscheinen, doch auf die Modernen als schön. Und da die Jungen jung und die Alten alt sind, hat die Neue Kunst zweifellos die Zukunft für sich. Daß eine solche möglich sei, daß ein Umbilden der Formen erreichbar ist und daß sich aus diesem eine seelische Befriedigung schöpfen lasse, dafür ist meines Ermessens schon heute der Beweis geliefert. Ob aber damit der Welt geholfen ist? Die Neuesten führen auch heute noch das französische Wort im Munde: l'art pour l'art! Es ist dies schwerlich mehr, als ein Nothschrei. Ihm entgegen steht der heftige Vorwurf, daß die Kunst sich dem Volke entfremde, daß sie von ihm nicht verstanden werde. Die Gänge und Gedanken der Neuen Kunst scheinen auch mir viel zu fein, als daß sie dieses Zusammenfassen Aller zu einem Volksgeschmack herbeiführen könnten, nach dem wir so sehnsüchtig rufen hören . . .

Da ist Walter Crane, der Socialdemokrat, der jetzt an der Spitze der englischen Kunstlehranstalten steht. Der Gedanke, jedes Menschendasein auf gleiche Bedingungen zu begründen und die Arbeit zu organisiren, ist gewiß sehr ernst und beachtenswerth. Ich verstehe wohl, daß dadurch eine Volkskunst erreichbar wäre, denn ich weiß sehr gut, daß eine solche nur dort blüht, wo eine Volkscultur besteht, nämlich eine Gemeinsamkeit der ganzen Volksmasse in wenigstens annähernder geistiger Bildung, in gleichen Gebräuchen, gleichen Lebenszielen. Daß nicht die Kunst die Cultur schafft, ist wohl jetzt Keinem mehr zweifelhaft. Die Kunst ist vielmehr Ausdruck des Volkslebens und je stärker sich dieses in ein geistiges Oben und Unten scheidet, desto stärker muß dieser Unterschied in der Kunst sich zeigen. Der Zug der Zeit ging lange leider nicht auf Volkskunst aus, sondern gegen diese, auf Kunst des Unterrichteten im Gegensatz zu der der Unkundigen. Und selten trifft ein Unterrichteter den passenden Ton für die Unkundigen; seltener noch bleibt ein Unkundiger das, was er war, sobald er wirkliche Kunst zu bieten hat. Er reißt sich los von seinen Genossen und drängt sich in den Kreis der Oberen.

Da sind endlich die vielen deutschen Versuche, eine Volkskunst anzuregen. Wie viele gute Vorsätze, den Bauern künstlerisch zu helfen, bei ihnen eine Volkskunst zu gründen oder bloß zu erhalten. Alois Riegl hat sehr geistreich das Verfängliche dieser Versuche dargestellt. Sowie das Capital sich in die Volkskunst einmengt, d. h. sowie der Bauer und Bäuerin nicht bloß für den eigenen Bedarf ihrer Kunsterzeugnisse schaffen, wird die Volkskunst unwiderruflich eine Fabrikkunst werden, mag sie auch noch in der Bauernstube ausgeübt werden. Dem Bauer aber, dem der Handel bis in den letzten Winkel der Welt, billiger als er Waaren schaffen kann, die Erzeugnisse der Maschine zuführt, dem kann der freundschaftliche Rath der Kunstfreunde, beim Alten zu bleiben, nichts helfen; benutzen doch die Rathgeber selbst seine Erzeugnisse nicht; auch sie umgeben sich mit ihnen nur als mit unnützem Schmuck. Liefern die Städter den Bauern gar noch die Entwürfe, leiten sie ihn an, so verderben sie die Volkskunst erst vollends. Gegen die Gewalt der Verhältnisse ist nicht anzukämpfen.

Die Volkskunst im örtlichen Bauwesen zu erhalten, sind weitere Bestrebungen. Eine Anregung, die ich 1891 in der Vereinigung Berliner Architekten gab, führte zu meiner Freude dazu, daß in ganz Deutschland von den Architektenvereinen Aufnahmen der Bauernhäuser gefertigt werden, die demnächst der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen. Eine höchst wertvolle Stoffsammlung zur Kenntniß deutschen Volksthums, eine sehr erwünschte Ergänzung der vielen Darstellungen der städtischen Kunst aller Zeiten! Leider schwerlich viel mehr. Es wird sich erreichen lassen, daß die am grünen Tisch gemachten, für das alte deutsche Bauernhaus, diese Perle unserer Landschaft, so verderblichen Polizei- und Brandversicherungsvorschriften endlich verständigeren Anordnungen weichen; es wird sich eine für das Land passendere Kunst finden lassen, als die von den Zöglingen der Baugewerbeschulen in die Dörfer geschleppte und dort ganz verrohte stilistisch-städtische. Die sächsische Regierung hat durch Herausgabe von Entwürfen für Bauernhäuser nach dieser Hinsicht eine große Voraussicht und eine tiefe Erkenntnis ihrer Aufgabe gezeigt. Es wird durch die Organisation von Schulen sich mit der Zeit in die Masse des Volkes ein besseres Verständniß für die Darbietungen der Kunst erzielen lassen, namentlich wenn diese sich des wissenschaftlichen Zuges mehr und mehr entkleidet. Die Ausstellung von Schülerarbeiten sächsischer gewerblicher Lehranstalten, die 1898 in Dresden abgehalten wurde, mußte Jeden mit Erstaunen erfüllen über die riesige Masse sorgsamer Einzelarbeit, durch welche die Kunst in die weitesten Kreise getragen wird.

Einst hoffte man, wenn erst die billigeren Vervielfältigungsarten die Kunst der breiten Volksmenge zugänglich machen, daß dann diese für das Beste empfänglich werden würde. Noch nie gab es eine Zeit, in der Jeder soviel Kunst sah als heute, in der wenigstens Jeder soviel Kunst sehen kann, wenn er nur will. Immer neue Vorschläge treten hervor, das Beste, was zu allen Zeiten geschaffen wurde in die Massen zu tragen, immer finden sie willige Aufnahme. Das Streben, das Volk zur Kunst zu erziehen, ist zweifellos ernst und fruchtbar. Aber von der Demokratisirung für die Kunst neue Kräfte zu erwarten, haben wohl Alle verlernt, die mit arbeiteten am Werke. Ihr Zug ist unbedingt aristokratisch, ihre Kräfte liegen in den Wenigen, den Starken, den Einzelnen. Ein Volk von Meistern ist nicht zu erhoffen, wohl aber ein Volk, das seine Meister versteht, das sie bewundert, ihnen geistig gehorcht, sich an ihnen erhebt; das sich ihnen nähert, mit ihnen aus dem Born der Fülle trinkt. Die Kunst kann Allen einen heilsamen Trunk geben. Der Gedanke, daß ein künstlerisches Zeitalter das wissenschaftliche zu ersetzen beginne, und daß darin ein geistiger Fortschritt, ein Schritt zum Frieden, zur Einheit zu begrüßen sei, bricht sich mehr und mehr Bahn. Schwerlich aber wird die Kunst

das Volk zu erziehen vermögen. Sie ist die Frucht des Volksgeistes, nicht sein Nährboden. Wie das Volk ist, wird die Kunst sein. Das Verständniß zwischen unten und oben ist in unserem Jahrhundert inniger geworden; trotz socialer Kämpfe haben wir uns geistig genähert; die Stände rückten zusammen, die Schulung durch ein reicheres Volksleben hat die schwere Scheidung in der Zeit unserer staatlichen Schwäche zu überwinden begonnen, jene Zeit gelehrtester Philosophie hier und der tiefsten Unwissenheit dort. Große Aufgaben hinterlassen wir dem kommenden Jahrhundert. Es soll uns wieder die geistige Einheit, das Volk in der Gemeinsamkeit der Ziele schaffen, dessen wir verlustig gingen. Nicht durch Anhäufen von Wissen, nicht durch starres Festhalten am Alten, nicht durch Hasten nach Neuem wird das möglich sein, sondern durch starke Arbeit an uns selbst. Dadurch, daß wir, die Unterrichteten, suchen, Allen verständlich zu werden; und dadurch, daß wir Allen ermöglichen, sich zum Verständniß dessen zu erheben, was wahr, groß, hoffnungsreich ist; was geistig erhebt, sittlich stärkt, unsere Beziehungen zum Ewigen klärt, uns in einem Glauben an das Höchste vereint.

Ego.

Auch eine Autobiographie.

Von Alfred von Hedenstjerna.*)

Am 12. März 1852 hatte ich zum ersten Mal unter dem unserer schwedischen Nation eigenthümlichen Mangel an esprit d'arrangement zu leiden. Ich kam ungefähr zur Frühstückszeit, um 10 Uhr 15 Minuten auf dieser sündigen Welt an, erhielt aber vor zwei Uhr nicht die allergeringste Nahrung, weil die Amme erst auf diese Zeit bestellt war.

Der Himmel möge es mir verzeihen, daß ich nicht einmal mehr weiß, ob sie die Nationaltracht trug.

Dazumal wog ich genau neun Pfund, war also nach dem in Wexiö üblichen Makulaturpreise gerade 45 Oere werth.

Mein Geburtstag zeichnete sich durch blendenden Schnee und scharfe Kälte aus; vielleicht schreibt sich daher meine Vorliebe für weiße Schultern und Champagner auf Eis.

Als ich acht Tage alt war, wurde ich Karl Joseph Alfred getauft, und bei dieser Gelegenheit wurde meines Wissens zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben warmes Wasser ohne Zusatz von Spirituosen zu meinem persönlichen Gebrauche angewandt.

Im Allgemeinen wird es als ein Verdienst hervorgehoben, von armen, aber ehrlichen Eltern geboren zu sein.

Meine Eltern sind der Hofjunker Theodor von Hedenstjerna und seine Frau Sofie geb. Berg. Sie waren allerdings weder ärmer noch ehrlicher, als die Menschen im Allgemeinen, aber es that ihnen trotzdem sehr leid, ihren einzigen Sohn unter die Schriftsteller gehen zu sehen.

Während der ersten Jahre meines Lebens war ich ein ungewöhnlich hübsches und munteres Kind. Die erste dieser Eigenschaften hat mit den Jahren leider abgenommen, während die zweite zugenommen hat.

Da mein Vater mich während unseres Aufenthaltes auf unserem Gute im nördlichen Schweden dazu gebrauchte, nach den Knechten zu sehen — nach den Mädchen sah ich später von selbst —, so hatte ich nie Gelegenheit, den ausgezeichneten Elementarunterricht zu genießen, den der schwedische Staat seinen Kindern kostenfrei ertheilen läßt.

Für diesen Unterricht hatte ich später um so weniger Sinn, als ich mich dem Pferdehandel widmete. Im Jahre 1880 verkaufte ich jedoch alle meine Pferde und behielt nur meinen armen Pegasus, von dem ich mich nie zu trennen gedenke. Nachkommen dieses Thieres gebe ich je nach Zeit und Gelegenheit gern ab, und meine Verleger, die Herren Seligmann & Co. in Stockholm, pflegen jeden Weihnachten eins meiner Füllen in's Freie loszulassen.

Im Alter von vierzig Jahren kam es mir zum Bewußtsein, daß ich gar nichts wußte, und ich bemühte mich nun, das Allernothwendigste zu erlernen.

Um dieselbe Zeit fing ich an, für die Blätter zu schreiben, und seitdem ist wohl kaum eine Woche vergangen, ohne daß ich wenigstens einen Beitrag für die schwedischen Zeitungen geliefert habe. Alles in Allem bin ich, dem Publicum bekannt oder unbekannt, unter meinem oder fremdem Namen Mitarbeiter von 37 Zeitungen und Zeitschriften gewesen.

Im Jahre 1879 wurde mir von Axel Forsberg, dem Besitzer und Chefredacteur von „Smalandposten" eine Stelle in der Redaction dieses Blattes angeboten, dessen Miteigenthümer ich jetzt bin.

Ich bin einer der am besten verheiratheten Männer Schwedens. Meine Frau, Hilma Johansson, die gleich mir ein Kind unserer armen Provinz ist, hat mir außer Freude und Glück und ihre Hülfe bei meinen Erzählungen einen Sohn, Sigurd, geschenkt, der ebenso munter wie sein Vater ist, aber viel netter und artiger zu werden verspricht.

Ich erfreue mich der besten Gesundheit und leide auch nicht an Fettbildung, weder am Herzen noch am Portemonnaie. Und endlich hoffe ich, mich noch viele Jahre des Wohlwollens meiner liebenswürdigen Leser und Leserinnen zu erfreuen.

*) Der auch bei uns beliebte schwedische Humorist hat sich dem deutschen Lesepublicum zuerst in der „Gegenwart" (1891) vorgestellt. D. R.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der alte Ajax.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Stolz blicken seine Augen, schwarz und glänzend war sein Haar, hoch trug er die Stirn, und edel war sein Gang. Dabei hatte er einen wahren Kindersinn, hieß Ajax und war Kutschpferd bei Gutsbesitzer Jensen auf Ljungby. Der Gutsbesitzer war ein großer Thierfreund. Lange bevor man vom praktischen Standpunkt aus eine bessere Behandlung unserer vierbeinigen Mitglieder für richtiger gefunden, wurden in Ljungby alle Hausthiere wie Freunde behandelt, Ajax sogar wie ein Kind des Hauses, ein Kind, das der Stolz der ganzen Familie war. Als er noch ein ganz kleines Füllen war, hatte Hänschen ihn einmal mit in den Eßsaal genommen, wo seine kleinen Hufe große tiefe Löcher in den wohlgepflegten weißen Fußboden schlugen, aber Mama Jensen's runde Hand hatte ihm trotzdem die glänzende schwarze Mähne liebevoll gestreichelt. Als dann Ajax vier Jahre alt war, fuhren an einem klaren, kalten Wintertage drei Schlitten unter lustigem Schellenklang vor dem Hause vor, um die Familie zu dem Onkel auf das nahe Gut zu fahren. Die Kinder standen klopfenden Herzens erwartungsvoll da — gerade wie die großen Kinder, wenn eine recht einträgliche Stelle zu besetzen ist — und warteten voller Spannung, wer wohl den heißersehnten Platz neben Papa in Ajax' Schlitten kriegen würde.

Ajax war ein echter Vollblutaraber von jener Rasse, der Schweden seine besten Pferde verdankt. Kein Fleisch zu viel, nur Muskeln und Sehnen. Alles bei ihm war Kraft, und er war schnell wie der Blitz oder der Sonnenstrahl. Wenn er über die schneebedeckte Ebene hinflog, war an dem ganzen edlen Thiere kein Glied und keine Muskel, welche dabei nicht mitwirkten, ihn schnell und elegant an's Ziel zu bringen. Und Ajax wurde Hänschens Reitlehrer. Von den runden schwachen

Kinderhändchen ließ er sich gehorsam zum nächsten Erdhaufen führen, wo er sich so klein machte, daß der Freund auf seinen breiten Rücken klettern konnte, und dann ging es ohne Sporn und Zügel über Stock und Stein. Während der ersten Lexionen kam es vor, daß Ajax im Laufen eine plötzliche Erleichterung verspürte, und wenn er sich dann umwandte, lag sein Reiter der Länge nach im Grase. Dann beschnupperte Ajax mit seinen weichen, schwarzen Nüstern die Wange des Kindes, wieherte reuig um Verzeihung und der Ritt begann von Neuem, bis es in der ganzen Gegend keine Gräben und Hecken mehr gab, worüber Ajax und Hänschen nicht setzen konnten.

Papa Jensen war von diesen Reitübungen nicht sehr erbaut, denn seitdem für Ajax keine Hindernisse existirten, konnte man ihn ja nicht mehr in die Koppel bringen. Immer toller und verwegener flogen mit jedem Tage Pferdekind und Menschenkind dahin! „Hopp, hopp!“ jubelte Häuschen, wenn sie ein Hinderniß nahmen, und Ajax wieherte freudig, wenn er wieder festen Boden unter den Füßen fühlte.

Hänschen wurde größer, lernte fleißig in der Schule und wurde bald ein flotter Student. Aber auch Ajax wurde älter und fetter und setzte nicht mehr über Gräben und Hecken. Wenn sich die beiden Freunde in den Ferien wiedersahen, machten sie nur noch hin und wieder einen Spazierritt auf flacher Erde. Manchmal freilich klopfte der junge Student dem alten Freund auf den Hals und sagte: „Na, alter Junge, wir Beide könnten doch wohl noch ein Hindernis nehmen?“ Ajax wieherte zustimmend, aber sie ließen es doch lieber bleiben.

Dann kam das Unglück über das Haus. Papa Jensen starb, und seine Hinterbliebenen mußten alles, alles verkaufen, um die Gläubiger zu befriedigen. Trotzdem reichte es kaum. Die älteren Brüder übernahmen den geschäftlichen Theil dieser traurigen Angelegenheit, und als Hans nach Beendigung seiner Studien als Gymnasiallehrer in die Heimath kam und nach der alten, goldenen Taschenuhr seines Vaters fragte, antworteten sie ihm seufzend: „Wir mußten sie verkaufen.“

„Und der alte Ajax?“

„Ist natürlich auch verkauft.“

Der junge Lehrer seufzte und versuchte zu erfragen, wohin das arme Thier gekommen sei, aber vergebliche Mühe, denn Ajax war schon durch mehrere Hände gegangen und konnte nicht mehr ausfindig gemacht werden. Dann bekam Hans eine sehr gute Anstellung am Gymnasium der Kreisstadt, wurde ein feiner, gewandter junger Mann, bewegte sich viel in Gesellschaft und wurde von den Müttern und Töchtern als eine gute Partie mit Wohlwollen betrachtet. Er hätte sich schnell und gut verheirathen können, aber sein Herz wollte nicht, denn der Gymnasiallehrer Hans Jensen hatte kein vertrocknetes Herz wie die meisten jungen Herren von heute. Er hatte sogar ein ganz unbändig stolzes Herz, das längst beschlossen hatte, einsam zu bleiben, sofern das Herz der hübschen Cavallerie-Oberstentochter nicht mit ihm im gleichen Takte klopfen wolle. Diese Herzensmeinung theilte er sogar der jungen Dame auch mit, die seine hübsche Figur und seinen kühnen Schnurrbart wohlwollend anblickte und ihn gar nicht für so närrisch hielt, wie Hans gefürchtet hatte. Nachdem sie die Sache eine Zeit lang überlegt hatte, erklärte sie dem Papa, wenn sie nicht bald Frau Doktor Jensen heißen dürfe, so möge er nur einen Platz für sie in der Familiengruft zurecht machen lassen.

Der alte Oberst war aber jedoch sehr adelsstolz und wußte auch, daß seine Tochter ihre hunderttausend Mark in sicheren Staatspapieren und gangbaren Münzen mitbekommen würde. Außerdem war er ein eingefleischter Soldat, sah nur einen Cavallerieoffizier für einen ganzen, einen Artillerieoffizier für einen dreiviertel, einen Infanterieleutnant für einen halben und einen Gymnasiallehrer für gar keinen Menschen an. Als sich ihm nun ein solches Subject mit dem Wunsche nahte, sein Schwiegersohn zu werden, statt des reichen Grafen, den er dazu ausersehen hatte, da machte der alte Oberst ein Gesicht, als hätte man ihm vorgeschlagen, ein lahmes Pferd zu kaufen oder seine Maruschka, sein Reitpferd, ungesattelt zur Parade zu reiten.

Das junge Paar aber trauerte, so wie man im Frühling seines Lebens trauert, wenn der erste Reif auf die Herzensblüthen fällt.

— — — In der Villa des Etatsraths vor der Stadt wurde ein Fest gefeiert. Die Jugend tanzte, spielte Lawn-Tennis und schwärmte im Parke umher. Alle Honoratioren der Stadt waren eingeladen, natürlich auch der Oberst mit seiner Familie und Doktor Hans Jensen. Die Landstraße führte dicht am Garten vorbei, und plötzlich wurde die allgemeine Fröhlichkeit durch wilde Flüche und sausende Peitschenhiebe gestört. Auf dem Wege stand ein schmutziger Fuhrmann und hieb unbarmherzig auf das arme ausgemergelte Pferd ein, das vor seinen Wagen gespannt war und nicht weiter konnte. Es war ein abgetriebener, schwarzer, alter Gaul, dessen Knochen und Rippen man zählen konnte. Aber Doktor Jensen's flinke Hände verabreichten dem Fuhrmann schnell ein paar tüchtige Ohrfeigen, indeß er ihm mit scharfen Worten die Unmenschlichkeit vorhielt, ein armes, altes, abgetriebenes Thier noch zu quälen. Doch plötzlich schwieg der Doktor betroffen still, wurde blaß, näherte sich dem Pferde und blickte es aufmerksam an. Da waren ja die beiden hellen Streifen am rechten Vorderhufe und der weiße Stern an der linken Stirnseite.

Es war sein alter Ajax.

In solcher Erniedrigung mußte er den theuren, alten Freund wiederfinden!

Doctor Jensen kehrte nicht zur Gesellschaft zurück. Mit Erstaunen sah man ihn eigenhändig das alte Pferd abspannen und, ohne sich zu verabschieden, mit dem Fuhrmann den Weg nach der Stadt einschlagen.

„Welch' exaltirter Mensch! Gewiß läßt er den Fuhrmann wegen Thierquälerei bestrafen,“ sagten die jungen Herren.

„Das wäre nicht gar so übel für einen Federfuchser,“ meinte der alte Oberst und drehte gedankenvoll seinen grauen Schnurrbart.

— — — Vor der Stadt lag ein Wäldchen, wo die Bewohner des Städtchens spazieren zu gehen pflegten, wenn es ihnen in der Stadt zu heiß wurde. Es war am Tage nach dem Feste bei Etatsraths. In einer Lichtung standen Hans Jensen und Ajax, die beiden alten Freunde. Ihnen Beiden waren im Leben Prüfungen zu Theil geworden, aber für Ajax sollten sie bald ein Ende haben, denn im Hintergrund gruben zwei Männer ein großes, tiefes Grab, und die Hand des Doktors in seiner Tasche hielt krampfhaft den Griff des Revolvers, womit er seinem Jugendfreunde den letzten Dienst erweisen wollte.

Am Abend vorher, nachdem der Fuhrmann seine Ohrfeige und hundertundfünfzig Kronen für das Pferd erhalten hatte und hoch erfreut über das gute Geschäft fortgegangen war, hatte Hans noch mehrere Stunden lang in einem Stalle neben dem Freunde seiner Kindheit gestanden und ihm mit dem besten Weißbrote gefüttert. Die langen, gelben Zähne und müden Kinnbacken des armen alten Pferdes hatten ihre liebe Noth damit, und er sah Hans mit einem Blick an, als wollte er sagen, er thäte es nur ihm zu Liebe, und dann kaute er müde und langsam weiter. Und Hans stand neben ihm und dachte an seine Eltern, die nun schon längst den ewigen Schlaf schliefen, an ihr Gut, das man versteigert hatte, an die Heide, über die er so oft geritten war, an den Schlitten mit den hübschen blauen Kissen, der längst nicht mehr existirte, und an den edlen, stolzen Ajax, der jetzt elend und gebrochen neben ihm stand. Nachdem er ihm noch ein weiches Strohlager für die Nacht besorgt, hatte er noch einmal liebkosend das arme, abgemagerte Thier gestreichelt und geflüstert: „Auf morgen, mein alter, lieber Freund!“

Die Arbeiter, die das Grab gegraben, bekamen ihren Lohn und gingen. Hans wollte mit Ajax allein sein, wie sie es so oft in ihren Jugendtagen gewesen. Er setzte den Revolver leise unter das magere, zottige Ohr und drückte ab. Ajax lag zu seinen Füßen — noch einige Zuckungen, dann war Alles vorbei.

Hans warf den Revolver fort, fiel auf die Kniee, umschlang mit beiden Armen den mageren Hals und rief schluchzend: „Lebe wohl, mein lieber Freund, und habe Dank für Alles!“

Als er aufblickte, standen der Oberst und seine Tochter vor ihm.

Die Augen des jungen Mädchens schimmerten feucht, und ihr Vater sah ganz sonderbar aus, zupfte nervös an seinem grauen Schnurrbart und versuchte was hinunter zu schlucken, was gar nicht da war. Endlich sagte er:

„Auf Ehre, das war, der Teufel hol' mich, so schön wie ein Angriff auf ein geschlossenes Carré. Wer ein Herz für ein Pferd hat, ist ein Edelmann, und wenn er auch nur ein Federfuchser ist; und wer so gegen einen alten Gaul handelt, ist werth, eine Schwadron zu commandiren, und wenn er auch nur Jensen heißt." Dann legte er grüßend die Hand an die Mütze, aber etwas in seiner Stimme und des Fräuleins Blick verriethen dem Doktor, daß man ihr vorläufig keinen Platz im Familienerbbegräbniß zurecht machen brauchte, und daß er, der arme Federfuchser, einen wirklichen Angriff gegen ein geschlossenes Carré brillant ausgeführt und gewonnen habe.

Noch lange, lange stand er reglos da und blickte der schlanken Mädchengestalt nach, die allmälig in der Ferne verschwand. Dann trat er noch einmal zu Ajax hin und schloß ihm die gebrochenen Augen, indem er flüsterte:

„Nun haben wir zuletzt doch noch zusammen ein Hinderniß genommen, mein guter, alter Freund!"

Und da war ihm, als regten sich noch einmal die eingefallenen Nüstern und wieherten ihm zu: „Dann ist ja alles gut, Kamerad!"

Aus der Hauptstadt.

Bülow's Steifleinene.

Der Initiativantrag, der den Mitgliedern des Reichstages Diäten zusprechen und ihnen so ihre Auslagen für Moët und Chandon und andere Nahrungsmittel wenigstens zum Theil vergüten will, ist in der gegenwärtigen Tagung auffälliger Weise noch nicht eingebracht worden. Früher erschien er, sobald die ersten Lerchen schwirrten, mit jedem jungen Jahre, und stets in Begleitung des altehrwürdigen Rickert'schen Gesetzentwurfs, der das Wahlgeheimniß noch geheimnißvoller machen, die Stimmzettel in amtlich abgestempelten Couverts, die Wähler in verriegelbaren Isolirzellen verbergen wollte. Rickert's Antrag lebt noch und hat auch bereits wieder die übliche Mehrheit erhalten; wirklich gute Possen dürfen ja stets auf eine stattliche Anzahl von Reprisen rechnen. Dagegen ist es von dem Diätenvorschlage bisher stille geblieben. Fast steht zu befürchten, daß der Reichstag diesmal den Bundesrath um sein altgewohntes Vergnügen zu bringen beabsichtigt und ihm das sauber ausgearbeitete Gesetz nicht wie alljährlich zur einstimmigen Ablehnung vorlegen will. Und doch hatten sich die Herren Bundesräthe schon so sehr auf diese ihnen lieb gewordene, spaßige Thätigkeit gefreut, und doch glauben sie mit Fug einen Anspruch darauf ersessen zu haben. Was man vierzehn Mal einstimmig abgelehnt hat, muß man auch zum fünfzehnten Male verwerfen können; andernfalls ist man berechtigt, auf das ganze Parlamentsleben zu pfeifen.

Freilich mag die Diätenschnorrerei heuer nicht ohne gewichtigen Grund unterblieben sein. Nach der Samoadebatte des deutschen Reichstages hätte sich zuversichtlich kein Mensch gefunden, der geneigt gewesen wäre, für solch' unerhörte Zeitvergeudung den Verschwendern auch noch eine Entschädigung zuzubilligen. Die noch immer nicht formell dementirte Thatsache, daß der Seeheld Kantz vor Apia einem deutschen Kriegsschiffe Befehle ertheilte, und daß das deutsche Kriegsschiff gehorchte, hatte außer dem ganzen Volke sogar zwei bis drei Volksvertreter in Rage gebracht. Sie erinnerten sich der lang nachhallenden Entrüstung, die das feige und devote Schweigen des Reichstages im Jahre 1890 geweckt hatte, und sie wollten der alten Schmach keine neue gesellen. Ihre Interpellation klang denn auch Anfangs barsch genug. Zum Glück witterten die bülowfrommen Parteien, die das erste Auftauchen dieses Staatsmannes mit verzücktem Hallelujah begrüßt hatten, etliche Gefahr. Um den gegen ihren Liebling gerichteten Schlag abzuwenden, schlossen sie sich scheinbar der Attacke an, nahmen ihr aber von vornherein alle Schärfe und damit alle siegende Kraft. Die Interpellation sollte dazu dienen, von der Reichstagstribüne aus dem betheiligten Auslande klar zu machen, daß die deutsche Nation keinen Schimpf auf sich sitzen lassen und ihre Regierung zu nachdrücklichen Maßnahmen zwingen würde. Statt dessen begnügte sich das Hohe Haus damit, den sehr überflüssigen Darlegungen des Staatssecretärs zuzujauchzen, die schon Tags vorher in allen Zeitungen gestanden hatten, und nach einiger Verhöhnung des Interpellanten Lehr auf die Besprechung seiner Anfrage zu verzichten. Man kann nicht sagen, daß Lamormain-Liebers Plan wohl ausgesonnen war; die totale Zwecklosigkeit seiner Strategie machte sich zu grell bemerkbar, und der verdrießliche Umstand, daß sich Herr Liebknecht dem Vorgehen der nationalen Parteien voll und ganz anschloß, mußte die nationalen Parteien in bösen Verdacht bringen. Eines solchen Bundesgenossen vermochten Bülow's Steifleinene denn doch nicht froh zu werden. Und wenn sie auch mit feinem Tactgefühl die Verhandlung in lebhafter, sich immer erneuernder Heiterkeit enden ließen, aus dem Herzen kam das Gelächter nicht. Jeder Einzelne der Heiterlinge empfand vielmehr sehr deutlich, daß der Reichstag sich wiederum blamirt, wiederum seine Unfähigkeit gezeigt hatte, in ernster Stunde die Führung der Nation zu übernehmen.

Herrn von Bülow und die Staatskünstler um ihn traf die Kunde von den Samoawirren völlig unvorbereitet. Wäre aus dem winterlichen Gewölk über'm Semmering ein Blitzstrahl geradenwegs in die Frühlingssuppe gefahren, die er so sehr liebt, der Leiter unserer auswärtigen Angelegenheiten hätte nicht unangenehmer überrascht sein können. Ihn hatte die anglo-amerikanische dicke Freundschaft nicht gewarnt, obwohl sie sich doch Angesichts der Philippinen zu schönster Blüthe entfaltet hatte. Er vertraute blindlings auf den mysteriösen Afrikavertrag, den er als kostbares Kleinod stets in der Brusttasche bei sich führt und so vor jedem neugierigen Blicke schützt. Er war der englischen Zuneigung sicher, und die amerikanische mußte ihm nach Annahme des Fleischbeschaugesetzes ebenfalls zu Theil werden. Daß die beiden Verbündeten in schwarzer Undankbarkeit nur darauf lauerten, den längst und sorgsam vorbereiteten Handstreich auszuführen und just Deutschland gegenüber die angelsächsische Allianz zum ersten Male im Brillantlicht erstrahlen zu lassen, das ahnte der Arglose nicht. Sind wir doch gründlich von dem Bismarckischen Irrthum zurückgekommen, daß die Politik eine Kunst, dazu eine complicirte, sei, daß sie Raffinement und Witz, grenzenloses Mißtrauen und stete Schlagfertigkeit erfordere. Glauben wir doch, Politik treiben zu können nach der guten Stuben-Moral, die üblich ist im Verkehr braver Bürgersleute unter einander. Hat uns Meyer im Kartenspiel gestern Abend sechs Groschen abgewonnen, so schmerzt das zwar, aber derlei kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Meyer wird sich uns nun verpflichtet fühlen und gewiß nichts Böses gegen uns unternehmen. Warum sollten der John jenseits des Canals und Bruder Jonathan anders sein, denken und handeln als Freund Meyer?

Eine temperamentvolle Aeußerung des Kaisers, die besonders nach den Berichten über die Aventiuren des Falke zu erwarten stand, hätte der blutlosen Bülow'schen Geschäftsführung einige Wärme und Beweglichkeit verliehen. Sie hätte nervöses Leben gebracht in die Reihen der Steifleinenen, die ganz gern einmal in patriotischem Zorn aufflammen, wenn von oben her das Zeichen oder doch wenigstens die Erlaubniß dazu gegeben wird. Aber keine leise Andeutung über die Stimmung des Monarchen drang in die Oeffentlichkeit. Es ist uns eben ernst um den Fortbestand unseres laulich-freundlichen Verhältnisses zu England, und mit peinlicher Aufmerksamkeit werden alle erkältenden Momente fern gehalten und vermieden. Cecil Rhodes' höflicher Empfang in Berlin zeigt am besten, bis zu welch' hohem Grade der Selbstverleugnung dies Bestreben geführt hat. Der dreiste Emporkömmling, der nach dem Be-

kanntwerden des Telegrammes an Krüger Reich und Kaiser ungenirt verspottete, sah sich in Berlin wie ein Fürst empfangen und behandelt, nur weil die englische Nation ihn zu ihren Größen und Lieblingen rechnet. Denn wirklich bieten konnte uns dieser arme Teufel nichts, der das Capital für seine chimärische Afrikabahn mit allzu plumper List ergaunern wollte. England ist Trumpf in Berlin, wie Rudyard Kipling trotz seines begrenzten Talentes gegenwärtig der classische Modedichter von Berlin ist. Der angelsächsische Poet und die angelsächsische Rasse stehen hoch in des Kaisers Gunst. Das ist ausschlaggebend, das erklärt den Verlauf der merkwürdigen Reichstagssitzung, in der angeblich von Samoa die Rede war, das bestimmt die Politik des Freiherrn v. Bülow und die Stärke der patriotischen Wallungen, die seine 350 bis 390 Steifleinenen im Hohen Hause am Königsplatze verspüren.

Anlaß zur Zufriedenheit mit dieser Wendung, die das Vertrauen auf die Continuität des deutschen Wollens kaum erhöhen wird, haben nur die Händler-Parteien und ihre hohen Schirmherren. Von jeher hat im Programm der Freisinnigen die Freundschaft mit England um jeden Preis gestanden. So lange Großbritannien uns einen Platz in der Sonne gönnt, blühen die deutsche Industrie und der deutsche Zwischenhandel, die zur Zeit ganz und gar auf den Weltmarkt angewiesen wird. Wir müssen den englischen Löwen bei guter Laune erhalten, damit er nicht die Tatze hebe und uns zerquetsche. Kommen wird ja und muß der Tag, wo London uns erbarmungslosen Krieg bietet, um sich die lästige Concurrenz vom Halse zu schaffen. Außer Deutschland und den Vereinigten Staaten hat es keinen Nebenbuhler zu fürchten; so wird es sich zunächst auf den stürzen, der am häufigsten einen Pirschgang in seine alten Jagdgründe unternimmt. Jenen Tag des Schreckens so weit hinauszuschieben wie nur irgend möglich, sei es auch unter unerhörten Opfern, ist das heiße Bemühen unserer Profitpatrioten. Sie handeln nur folgerichtig, wenn sie den neuen Cours, dessen politische Antipoden sie scheinbar sind, in seiner Wirthschafts- und seiner äußeren Politik inbrünstig, unablässig unterstützen, gerade wie sie folgerichtig handelten, als die den Engländerfeind Bismarck bis zum letzten Athemzuge haßten und befehdeten. Daß die Fractionen, deren Interesse eine schnurstracks entgegengesetzte Haltung verlangt, sich ihren Sturmcolonnen anschließen, mag dem kritischen Beobachter curios dünken. Wer aber die Mächte kennt, die die politischen Ueberzeugungen des deutschen Normalbürgers bilden und bestimmen, den dünkt es erstaunlich, daß von 399 Reichstagsmitgliedern doch immer noch drei oder vier, vielleicht gar ein kleines halbes Dutzend, nicht zu den Steifleinenen des Herrn v. Bülow zählen.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Hans". Schauspiel in drei Aufzügen von Max Dreyer. (Deutsches Theater.)

Etwas vorzeitig macht Dreyer sich die Sache allzu leicht. Als Kämpe trat er auf den Plan, als getreuer Knappe der großen Helden des Naturalismus, nur daß er in seinem Gepäck mit sich führte, was diesen Gewaltigen vollkommen fehlt: Humor und ruhiges, fast philiströses Verständniß für alterprobte, darum immer neue und sichere Bühnenwirkungen. Er quälte sich einige Jahre lang mit demselben Versuche ab, der den meisten Jungen werthvolle Jahre gekostet hat, imitirte Ibsen und fand am Ende selbst, daß es nicht gut war. Und dann ging er fröhlich daran, ungenirt die eigene Natur zu offenbaren. Obwohl seiner plattdeutschen Art der epische Witz mehr liegt als der dramatische, verstand er es doch, mit burschikosem Draufgängerthum sein komisches Vermögen flott dialogisirt auszumünzen. Manchmal deichselte er es auf die derbe Schnurre, dann sprach man von der quellenden Ueberfülle des Dreyer'schen Humors; manchmal goß er reichlich viel Wasser in den Rothwein, und dann lobte man seinen feinen Witz. Hinzu kam, daß er mit großer Kunst und unendlichem Fleiße den Lustton wiederzugeben wußte, der seine Figuren umspielte. Selbst die ganz theatermäßig ausgetüftelten Handlungen gewannen dadurch einen Schein von Wirklichkeit, und die dünne Komik ward in hohem Maße belebt und verstärkt.

Dreyer glaubt nun das Recept zu besitzen, effektvolle Theaterstücke zu schreiben, denen doch Niemand den literarischen Werth absprechen kann. Er schildert einen Menschenkreis, davon jeder Einzelne nur zwischen Pappendeckeln und im Glanze des Lampenlichtes möglich ist, aber er hängt auch jedem Einzelnen soviel ganz Persönliches an, soviel nette Schwänzchen und Flitterchen; er setzt die Puppen auf einen so realen, echten Hintergrund, daß man sich gern der optischen Täuschung hingiebt. Weniger kunstvoll und geschickt verfährt er bei der Herrichtung des „Stoffes". So beginnt sein Hans mit einem prächtigen, knappen Anstact, der alle Vorzüge der famos ausgerechneten Dreyer'schen Expositionen zeigt. Man geht gefesselt und theilnahmvoll mit, und erst spät bemerkt man, daß es dem Autor gar nicht ernstlich zu thun ist um die Schicksale und Wirrungen seiner Gestalten, daß er vielmehr nur mit Macht auf möglichst farbige Contraste und einen ebenso überraschenden wie befriedigenden Ausgang hinarbeitet. Hans ist die sehr männlich gerathene Tochter eines fast weiblich-fein empfindenden und fühlenden gelehrten Herrn. In die Einsamkeit der Nordsee-Insel, auf der sie mit etlichen andern guten Menschen nur ihren Studien leben, schneit ein Vollweib hinein, Hansens frühere Freundin. Alsbald nimmt sie Besitz von dem professoralen Herzen, und trotz Hansens eifersüchtigem Widerstreben scheint jetzt schon die Hochzeit gesichert. Da tritt das retardierende Moment in Thätigkeit. Anna Berndt ist draußen gestrauchelt, die tiefe Melancholie, die sie umschattet und so interessant macht, entspringt der Trauer um ihr verstorbenes Kind. Hans lodert auf in jungfräulichem Zorn. Gönnt sie ohnehin schon keiner den geliebten Geisteshelden und Vater, so ganz bestimmt keiner Gefallenen, die des Professors unwürdig ist. Anna macht sich denn auch dazu bereit, feierlich zu verzichten, und in einem geradezu verblüffend Birchpfeiffer-rischen, bis in's Mark verlogenen und unausgegohrenen Auftritte erklärt sie, verzichten und nicht länger zwischen Vater und Tochter stehen zu wollen. Hatte Dreyer bis hierher den Stoff gemeistert und die Tragödie recht aus echtem Stamm entwickelt, so versinkt er jetzt völlig in oberflächlichste, äußerlichste Theaterei. Hans wird durch die Liebe, die ihr ein invalider See-Leutnant entgegenträgt, gründlich bekehrt. Selbst glücklich, will sie auch das Glück der Freundin machen, und am Schlusse empfiehlt sich ein Doppelpaar von Verlobten. Daß Dreyer den Charakter seiner Heldin umknickt, der üblichen Lustspielpointe wegen, daß im Lichte dieses Ausganges sein durch zwei Akte währendes Mühen, in's Innere der Natur zu schürfen, stillos und unnöthig scheint, mag bedauerlich sein, ermöglicht aber erst, so viel ist gewiß, einen amüsablen, freundlichen dritten Akt, der dem Publicum zusagt. Einem Autor, der düstere Befürchtungen im letzten Augenblicke zerstreut und heiter lächelnd erklärt, er sei kein schlimmer Löw' fürwahr, noch eines Löwen Weib, sondern nur ein gewöhnlicher Theater-Zettel und Spaßmacher, solch' einem liebenswürdigen Autor bereitet man gern die erforderlichen Ehrungen.

Notizen.

Von den überreichlichen Romanveröffentlichungen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — größtentheils Buchausgaben ihrer Belletristik aus „Ueber Land und Meer", Romanbibliothek ꝛc. — können wir hier naturgemäß nur die wenigsten Bände, sofern sie eben Außergewöhnliches bieten, anzeigen. Ein solches außerordentliches Erzählertalent besitzt ohne Zweifel Johannes Richard zur Megede, der schon mit seinen ersten Arbeiten berechtigtes Aufsehen erregte, zumal mit seinem temperamentvoll geschriebenen, geistreichen und lebensprühenden Erstling „Quitt". Als ein Gegenstück zu diesem Roman führt der vorliegende sich ein, ein modernes Zeit- und Sittenbild. Seine Handlung spielt sich in einer jener in Verfall und Zersetzung gerathenen Schichten der vornehmen Welt ab, die Fühlung mit der internationalen Sham- und Shoddy-Aristokratie gewonnen haben und dieser bereits ein gewisses Eindringen gestatten. Der zum künstlerischen Vorwurf gewählte Conflict wird mit großer Naturtreue zur Anschauung gebracht. J. R. zur Megede erinnert in der flotten Mache, den international gefärbten Highlife- und Bohême-Stoffen und der nicht immer geschmackvollen Sprachmengerei an Ossip Schubin, aber er ist doch viel frischer, natürlicher und plastischer im Gestalten und Schildern. Freilich liegt auch bei ihm die Gefahr der Manierirtheit sehr nahe; theilweise scheint er bereits von ihr ergriffen. Es wäre schade, wenn dieser Vollbluterzähler in der Misère unseres Familienzeitschriftenromans unterginge.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winterkurort.

Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September, Winterkur 1. October bis Mitte Mai. Thermal- und Soolbäder, Medico-mechanisches Zander-Institut, Röntgenkammer, Molken- und Milchkuranstalt. Allgemeine Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Prospecte und Beschreibungen übersendet frei die

Königliche Badeverwaltung.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,

ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"
bearbeitet von
Dr. Oskar Stillich,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procedur en,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Vigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Petteukofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor Hellbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 17. Berlin, den 29. April 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Landflucht und Landhunger. Von Kurd von Strantz. — Ueber Wetterprognosen. Von M. G. von Ibell. — **Literatur und Kunst.** Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf. Von Emil Benz. — **Feuilleton.** Die Wasserflasche. Von M. Zeldowitz. — **Aus der Hauptstadt.** Der Fall Esser. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Landflucht und Landhunger.

Von Kurd von Strantz.

Die Abwanderung vom flachen Lande in die Stadt und das erst in jüngster Zeit eingetretene Ueberwiegen der städtischen Bevölkerung über die ländliche sind unbestreitbare Thatsachen, deren Folgen sich gegenwärtig noch gar nicht übersehen lassen, aber bereits national und volkswirthschaftlich höchst bemerkbar gemacht haben. Der unverkennbare Zug nach dem Westen schließt sich diesen Erscheinungen an und bildet eigentlich nur eine Seite davon, die freilich national besonders bedenklich ist. Dem unaufhaltsamen Drang in die Industriestädte steht trotz aller socialdemokratischen Hetzereien der heiße Wunsch der heimathlosen und besitzlosen Schichten nach eignem Besitze gegenüber. Beide Bewegungen scheinen sich auszuschließen und doch liegt in deren Dasein die Heilung der Schäden, die die Entvölkerung des platten Landes immer mehr verursacht hat, ohne den gewerblichen Fortschritt zeitweilig zu hemmen, was ja sonst auch ein hoffnungsloses Beginnen wäre.

Der großen Flucht der deutschen Stämme aus ihren östlichen Wohnsitzen nach dem gastlicheren Westen in der Völkerwanderung folgte bereits seit der Reichsgründung die Rückstau nach dem Osten, den die slavischen Völkerschaften überfluthet hatten. Der Zerfall des deutschen Ordens störte diese Entwickelung, die erst Friedrich der Große und seine schwächeren Nachfolger in bescheidenem Maaße fortsetzten. Um die Mitte des Jahrhunderts herrschte auf beiden Seiten Stillstand. Indessen nur in der Ostmark hatte eine solche Bevölkerungsbewegung stattgefunden, sonst waren die Verhältnisse in Deutschland auf diesem Gebiete gleichbleibende gewesen, was nach dem Aderlaß des dreißigjährigen Krieges nicht zu verwundern ist. Erst das Zeitalter des Dampfes und des Großbetriebes änderte das ruhige Bild. Die alte Cultur des Westens mit seinen kleinen altersgrauen Städten wurde naturgemäß auch der Sitz der beginnenden großgewerblichen Entfaltung, zumal auch der Boden Kohle und Eisen barg. Das weniger entwickelte und größtentheils auch ärmere Land des Ostens blieb von diesem industriellen Aufschwung unberührt. Nur der Berg- und Hüttenwinkel Oberschlesiens macht hiervon eine Ausnahme. Doch zeigten auch hier die örtlichen Verhältnisse ein anders geartetes Gepräge. Die Grundlagen der Mischung der ländlichen Bevölkerung und der Besitzvertheilung sind im Westen die altdeutsche Bauernschaft und im Osten das Colonistendorf. Auf altdeutschem Volksboden bildeten die Hufe und die Hofreithe des Bauern die Maaßeinheit und auch die Regel für den Grundbesitz. In der Dorfflur besaß selbst der Dynastenadel nur einige Hufen. Die Größe des Besitzes kam erst durch das gleichzeitige Eigen in mehreren Gemarkungen zum Ausdruck. Im Osten war dagegen der Grundherr Besitzer des gesammten Dorffeldes, auf dem er erst Bauern ansetzte; doch gab es auch reine Bauerndörfer nach altdeutschem Muster. Daher wog im Osten sofort der Großgrundbesitz vor, und die Bevölkerung war eine spärlichere. Der wirthschaftliche Unverstand einzelner Gutsherren, mehr noch die Kriegsnoth des dreißigjährigen Religionskampfes und die sich daran schließende endlose Reihe weiterer Kriege entvölkerten das Land durch das sog. Bauernlegen und das Aussterben ganzer Dorfschaften. Die Bauernbefreiung minderte schließlich wider den Willen des Gesetzgebers das bäuerliche Feld, da die Entschädigung an den Gutsherrn auch in Land bestand. Die ursprüngliche Gleichmäßigkeit des Besitzes und die Aufhebung der Erbpacht und Hörigkeit ohne Gegenleistung von Seiten der Bedachten gestalteten im Westen die Bodenvertheilung anders und zunächst günstiger; die unbedingte Theilbarkeit verursachte aber eine gleich schädliche Parcellenwirthschaft, die bloß bei gartenmäßiger Bodenbestellung und hervorragender Ackerkrume erträglich ist. Wir haben nunmehr mit der Thatsache zu rechnen, daß der östliche Grundbesitz Mangel an Arbeitskräften hat, dem durch Maschinenbetrieb nicht abzuhelfen ist. Außerdem erscheint die Einführung amerikanischer Zustände in dieser Richtung volkswirthschaftlich höchst bedenklich: in Nordamerika giebt es Güter in der Größe unserer ausgedehnten Standesherrschaften des Ostens, die keinerlei Gebäude aufweisen und wo außer der Erntezeit ein alter Krüppel die Aufsicht führt, d. h. nur den rechtlichen und thatsächlichen Besitzstand des Eigenthümers wahrt. In der Ernte erscheinen hunderte von Saisonarbeitern gegen übermäßigen Lohn, um nach einigen Wochen angestrengtester Arbeit wieder zu verschwinden. Trotz vorübergehender guter Preise einzelner Erzeugnisse kann die deutsche Landwirthschaft beim dauernden und erfreulichen Steigen der gewerblichen Löhne mit diesen nicht in Wettbewerb treten, und ist daher nicht im Stande, den ländlichen Arbeiter auf der Scholle zu halten. Der Pachtacker und das Deputat oder auch der Antheil am Erdrusch bindet ihn nicht mehr, wenn er nicht sonst seßhaft ist, und der Kleinbesitz erhält ihn ohne dauernde

Gutsarbeit ebenfalls nicht. Die Ackernahrung ist aber die Grundlage jeder gesunden Volkswirthschaft, wie das Handwerk stets den festen Boden des Gewerbes bilden wird. Die unverständige Redensart des Handelsvertragsgrafen Caprivi vom deutschen Industriestaate entspricht weder den Thatsachen noch ist deren Erfüllung wünschenswerth. England ist freilich auf den Trümmern seiner Landwirthschaft zum Industriestaat geworden, aber die irischen Verhältnisse und die Verödung Schottlands sind keine idealen Zustände. Ohne die Welt- und Colonialmacht Englands würde diese Entwickelung auch zum unfehlbaren Untergange führen, weßhalb Albion krampfhaft seine sonstige Weltstellung befestigt und z. B. im niederdeutschen Südafrika selbst colonisirt. Wir befinden uns nicht in dieser günstigen Lage. Der steigende Bedarf unseres Großgewerbes nimmt eine solche Menge von Volkskräften in Anspruch, daß die Auswandererzahl erheblich gefallen ist. Zum Wanderstabe greift aber bezeichnenderweise nur noch der Bauer, von den höheren Classen abgesehen, deren auswärtiges Unterkommen als Kaufleute und Techniker nur wünschenswerth ist und keinen Volksverlust bedeutet, wenn sie Deutsche bleiben. Gerade aus den schwach bevölkerten Gegenden ergänzt sich die Auswanderung und entzieht der schon blutleeren Landwirthschaft noch mehr Kräfte. Freilich die Mittelgebirge und der dürre Sand des Ostens vermögen ohne ausreichendes Betriebscapital zur eindringlichen Bodenbearbeitung und Schaffung industrieller Nebenbetriebe schon die gegenwärtige Bevölkerung nicht zu ernähren. Bereits die Zahl dieser bäuerlichen Flüchtlinge würde genügen, dem Osten die erforderlichen Arbeitskräfte zu erhalten. Aber in geschlossenen Gebieten Südafrikas und Südbrasilien würde ihre Ansiedlung in Erwartung einer deutschen Oberhoheit uns noch bessere Dienste thun, da sie jetzt nur einen kleinen Bruchtheil der ländlichen Abwanderer bilden. Bedenkt man, daß allein Berlin je nach der Jahreszeit 20—60000 Arbeitslose beherbergt, deren Zahl schon dem östlichen Arbeitermangel auf dem Lande abhelfen würde, falls sie zur schweren Ackerarbeit taugten, was ja leider bei vielen ihrer Herkunft nach und bei der großstädtischen Aussaugung ausgeschlossen ist, so ist vorbildlich der Einfluß einer jeden großen Fabrikstadt auf die Landbevölkerung dargethan. Aus dem gebirgigen Mitteldeutschland ziehen der arme Hesse, Rhöner und Thüringer nach Westphalen. Ihre Stellen nehmen die Landsberger der Mark ein, zum Theil schon reine Polen und sogar in Ostthüringen auch russische. In der Börde arbeitet regelmäßig zur Rübenernte der Pole. Der Osten muß aus Leutemangel Russen einführen. Das angeblich stark bevölkerte Deutschland leidet daher an sichtbarer Entvölkerung, obschon der industrielle Aufschwung mit seinem übertriebenen Arbeiterbedarf kein dauernder Zustand sein, aber jedenfalls erfreulicher Weise noch anhalten wird. Aber auch der Nordwesten zeigt bei ungünstiger Bodeneigenschaft dünn bevölkerte Landstriche; selbst in der friesischen Marsch ist die verhältnißmäßige Kopfzahl gering. Die extensive Weidewirthschaft hat dort eine gewisse Bodenverschwendung gezeitigt, die einer eindringlichen Cultur bisher noch widerstanden hat. Auch im Westen zeigt sich in diesen Gegenden eine Neigung zur Abwanderung in die Industrie- und Bergwerksbezirke. Ist eine Binnenwanderung an sich schon eine bedenkliche Erscheinung, da sie die Seßhaftigkeit mindert und den Abziehenden häufig dauernd die Heimath raubt, so ist die Zusammendrängung in Grubengegenden und Fabrikstädten ein volkswirthschaftliches und im Reiche auch ein nationales Uebel, wie die Polen- und Russenzüge beweisen. Die Verlegung der Industrie auf's Land unter Schaffung der erforderlichen Verkehrswege und deren jüngste Förderung im Osten sind Abwehrmittel, die jedoch der Landwirthschaft ihre alte Bevölkerung nicht geben, sondern nur eine günstigere Volksvertheilung herbeiführen. Im Ruhrkohlenrevier sind auch die Dörfer industrialisiert, ohne jedoch die ungesunde Menschenbewegung zu beseitigen. Die Landbevölkerung wird vielmehr industriell zersetzt und verdorben. Dort giebt es auch socialdemokratische Bauern, das Zeichen einer großindustriellen, städtischen Entwickelung, da die Lebensbedingung der socialen Demokratie eine breite besitzlose Arbeiterschicht ohne feste Heimath ist. Der rheinisch-westphälische Fabrikant sucht daher durch Arbeiterhäuschen mit Gartenland seine Arbeiter an die Scholle zu fesseln, was immerhin schon einen Fortschritt und eine Besserung der planlos fluthenden Bevölkerungsverhältnisse bedeutet. Bei mißlichen Conjuncturen stehen aber auch diese Heimstätten leer, wenn ihre Insassen keine Arbeit mehr finden.

Die ländliche Leutenoth klingt sehr nach Eigennutz der Großgrundbesitzer, obschon auch der wirkliche spannfähige Bauer in dasselbe Horn mit gleichem Recht stößt. Wenn es sich bloß darum handelte, den Gutsbesitzern Knechte zu verschaffen, so wäre diese Frage noch keine allgemeine und nationale. Aber der Kern liegt tiefer und berührt kein bloßes und doch auch nicht unbedeutendes Privatinteresse. Wir bedürfen im Osten dringend einer besseren ländlichen Bevölkerungsmischung, die nicht darin bestehen kann, die größeren Besitzer ruhig untergehen zu lassen, da dann nur Großcapitalisten an ihre Stelle treten. Der Kladderadatsch des Herrn Bebel würde folgerichtig auch auf dem Lande erfolgen, das bisher dagegen noch gefeit ist. Zunächst fehlt im Osten vielfach ein behäbiger Bauernstand, wie er früher bestanden hat. Die Ursachen der Verminderung haben wir bereits oben gesehen. Der Landarbeiter, der früher vielfach seßhaft und bei der früheren Naturalwirthschaft am landwirthschaftlichen Ertrage betheiligt war, ist reiner Lohnarbeiter geworden. Der vielgescholtene Rittergutsbesitzer leidet bei diesem Vorwiegen der Großwirthschaft nicht weniger. Bei dem häufigen Mangel eines ausreichenden Betriebscapitals ist er nicht im Stande, seine Wirthschaft intensiv zu führen und in Folge der Leutenoth wird er geradezu dazu getrieben, seine Außenschläge brach liegen zu lassen, um wenigstens den Acker in der Nähe des Hofes gut bestellen zu können. Ist ihm früher das Bauernlegen zum Vorwurf gemacht worden, so würde er jetzt mit Vergnügen Bauern ansetzen. Aber mit der Errichtung einzelner Bauernstellen ist es nicht gethan, noch finden sich gleich tüchtige Wirthe. Es bedarf dazu eines einheitlichen Vorgehens, das sich planmäßig über das ganze Land erstreckt. Das Ansiedelungsgesetz, die Rentengutsgesetzgebung und die private Auftheilung von Gütern durch eigene Bankanstalten sind die einzelnen Stufen auf diesem Wege. Es fehlt aber noch die Arbeit im großen Stiele, wie es einst das deutsche Colonisationswerk im Osten war, zumal läßt die zielbewußte Heranziehung geeigneter Ansiedler zu wünschen übrig. Die Mitwirkung der unteren Verwaltungsbehörden des ganzen Reiches (Landräthe, Bezirksamtmänner u. s. w.) steht noch vollständig aus, wodurch auch die Auswanderungspolitik eine nationalere Richtung bekäme. Gesetzgeberische Eingriffe zu Gunsten der inneren Colonisation bei theilweisen Auswanderungsverboten nach Art des Heydt'schen Erlasses für gewisse Weltgebiete, z. B. Nordamerika, würden durchaus am Platze sein. Die Voraussetzung dieser Thätigkeit bildet aber die Thatsache, daß der Abwanderung vom platten Lande in die Fabrikstadt ein gewisser Landhunger dieser Landflüchter gegenübersteht.

Angeblich soll die Unmöglichkeit, eigenen Grundbesitz zu erwerben, den landlosen Feldarbeiter in die Stadt treiben, wo außerdem seine Arbeit besser gelohnt wird. Man muß zugeben, daß thatsächlich der Ansässigmachung der Landarbeiter Schwierigkeiten bisher erwachsen sind und der Gutsbesitzer selten daran gedacht hat, die ihm doch unentbehrlichen Arbeitskräfte auf diese Weise zu halten. Höchstens geschah dies in der Form der Abgabe von Pachtland mit kurzer Pachtfrist, wodurch die Leute natürlich nicht dauernd gefesselt wurden. Fideikommißbesitzer konnten sich aber gar nicht anders helfen. Diesem haltlosen Zustande und diesem halben

Wollen muß ein Ende gemacht werden, wenn die Frage befriedigend gelöst werden soll. Wir haben hierbei zwei örtliche und zwei gewerbliche Gruppen zu unterscheiden, die sämmtlich der getrennten Beachtung werth sind und des gesetzgeberischen Schutzes bedürfen. Der Osten hat genug Land für eine bäuerliche Colonisation im großen Maaßstabe; im Westen scheint eine solche Grundlage nicht gegeben zu sein, zumal die Parcellenwirthschaft auf Uebervölkerung deutet. Diese landläufige Annahme ist jedoch irrig. Das Bauernland mit der gewünschten gleichartigen Bodenvertheilung sind Hannover und Westphalen. Trotzdem weisen beide Provinzen weite Striche Oedland auf, das dringend der Cultur bedarf. Die Aufforstung bedeutet zwar Bodenverbesserung und ist als Uebergang zum Anbau nicht zu verwerfen, schafft aber kein Ackerland für eine seßhafte Bevölkerung. Die Regierung setzt ja alljährlich Häusler auf den niedersächsischen und friesischen Mooren an, aber die Mittel sind zu gering im Vergleich zu den ungeheuren Strecken und zu dem erforderlichen Betriebscapital. Große Aufgaben erfordern eben große Mittel. Das Verständniß und der gute Wille der landwirthschaftlichen Staatsverwaltung sind vorhanden, aber die fiscalische Aengstlichkeit läßt leider bloß mit homöopathischen Gaben das Werk in Angriff nehmen, obschon die Zeit gebieterisch drängt. Es handelt sich um eine national- und socialpolitische Frage ersten Ranges. Enthält die nordwestdeutsche Haide culturfähiges Urland im Ueberfluß, so ist es im Südwesten nicht schlechter bestellt. Mittel- und Süddeutschland zeigen einen reichlichen Waldbestand, von dem ein großer Theil aus absolutem Waldboden besteht. Dieses Gebirgsland wird stets der Hort unantastbarer Forsten bleiben. Aber Deutschland zählt an Wald 26% seines ganzen Umfanges, während bloß 52% unter dem Pfluge stehen. Das Verhältniß giebt bei der zunehmenden Bevölkerung zu denken, besonders da die Staatsforstverwaltung und die großen privaten Waldbesitzer alljährlich nicht unbeträchtliche Strecken anschonen, ja sogar in den letzten Jahren bei den unlohnenden Getreidepreisen Ackerland in Waldboden verwandelt haben. Natürlich soll einer gefährlichen Entwaldung, wie sie Frankreich und Südeuropa erkennen lassen, nicht das Wort geredet werden. Aber die Vorliebe für den deutschen Wald ist nicht immer rationell gewesen. Vor dem dreißigjährigen Kriege ist nachweisbar unser mitteldeutscher Waldbestand geringer als jetzt gewesen. Dabei haben wir auch jetzt noch nicht den Wohlstand des 16. Jahrhunderts erreicht.

Einzelne Beispiele ergeben am besten die Richtigkeit dieser Thatsachen. Fangen wir im Westen an. Mitten in der fruchtbaren Rheinebene von Basel bis Mainz abwärts sehen wir auf beiden Ufern dicht neben üppigen Weizenfeldern und Gartenbeeten sowie unsern schönsten Rebgeländen kräftige Wälder, aber auch Kiefernbestände auf ziemlich schwerem Boden, theilweise auf schwarzem Wiesengrund. Großgrundbesitz ist dort nicht vorhanden, vielmehr unendlich zersplitterte Kleinwirthschaft, deren Zwergbetriebe volkswirthschaftlich sich nur bei gartenmäßiger Bodenbearbeitung lohnen. Die Forsten befinden sich hauptsächlich in Staats- und Gemeindeeigenthum. Das Schwemmland der oberen Rheinebene ist aber nicht als absoluter Waldboden zu betrachten, ja vielfach forstlich ungeeignet, da es üppigsten Ackerboden bildet. Da die Gebirgsränder des Rheinthals überall dichte Wälder tragen, so erscheint die Erhaltung der Bestockung auf der Thalsohle aus allgemeinen wirthschaftlichen und agrartechnischen Rücksichten nicht geboten. Die Größe dieser Rheinforsten ist aber sehr beträchtlich. Es sind keineswegs nur wenig umfangreiche Gehölze, sondern zum Theil meilenweite Forsten. Selbst die schlechte französische Forstwirthschaft hat den Wald des Rheinthales nicht angetastet, vom alten Hagenauer Reichsforst gar nicht zu reden. Auch da, wo die sonnigen Südhänge zum Weinbau einladen, hat der bequeme Rebbauer das flache Land vorgezogen und der Kastenwald mit seinen Edelkastanien bedeckt den Abfall der Vogesen nach Osten, obschon sich diese südliche Frucht auch in höheren Gebirgslagen ziehen ließe. Andererseits findet man selbst in diesem so vortrefflich angebauten Land auch ziemliche beträchtliche Strecken Unlandes, das die jährliche Ueberschwemmung erzeugt, obschon eine geschickte Canalisirung und Regelung der Bewässerung die Wassergefahr zu bannen wohl im Stande ist. Gerade im Elsaß ist der Wasserbau sonst in hoher Blüthe, wie die für das übrige Deutschland vorbildlichen Stauweiheranlagen zeigen. Wenn man in diesem Garten Deutschlands solche Bodenvergeudung sieht, darf man sich nicht wundern, daß die Ackerkrume zu schmal für die Bevölkerung geworden ist. Die Annahme ist berechtigt und bei vorhandenen Urkunden auch häufig nachweisbar, daß diese Wälder der Ebene erst Folgen der Verödung und Verwüstung des dreißigjährigen Krieges sind. Es ist auch kein Zufall, daß gerade die Herrscherresidenzen solche in ihrer nächsten Umgebung haben, wie der Hardtwald bei Karlsruhe. Die hohen Herren zogen es vor, im Flachlande zu jagen statt in's Gebirge zu steigen und daher wurde eifrig ehemaliges Bauernland angeschont. Das beste Beispiel dieser Art haben wir in Mitteldeutschland und zwar zugleich im waldreichsten Theile des Vaterlandes. Am Fuße der Rhön in der Richtung auf Fulda liegt der Thiergarten der dortigen Fürstäbte, während die Höhen des rauhen Gebirges unter dem Pfluge standen. So war das Dammerfeld, das jetzt mühsam angeforstet wird, die Kornkammer der mächtigen Abtei, obschon unsere gegenwärtige Landwirthschaft diese Höhenlagen meidet und dafür als Hochwiesen benutzt.

Ein anderes noch weniger erfreulicheres Bild bietet Holstein. Dort werden die Folgen des thörichten Bauernlegens auch noch heute am schmerzlichsten empfunden, und trägt die selbstverschuldete Leutenoth ihre schlimmsten Früchte. Freilich der Unverstand des vorigen Jahrhunderts kann den gegenwärtigen Besitzern nicht zugerechnet werden. Die holsteinische und mecklenburgische Ritterschaft hat thatsächlich vor mehr als einem Jahrhundert das Bauernland eingezogen und sich dadurch der Arbeitskräfte beraubt. In Mecklenburg setzen daher Staat und Ritterschaft eifrig Bauern wieder an und der Stand der Landwirthschaft ist gerade dort ein blühender, Dank der capitalkräftigen Besitzer, die zum Theil aus Handel und Gewerbe ihr Vermögen erworben, um es in ertragsfähigen Gütern anzulegen und dadurch selbst social zu steigen. Fährt man dagegen von Hamburg nach Kiel, wird man erstaunt sein, den fettesten Marschboden vermoort und verrottet zu sehen. Meilenweit kein Gehöft, dicht neben den volksreichen Handelsstädten Hamburg und Altona, das Land ohne Entwässerung mit sauren Gräsern, so daß nicht einmal von einer rationellen Weidewirthschaft die Rede sein kann. In Dithmarschen, wo die friesischen Bauern sich erhalten haben, ist die Bodenvertheilung glücklicher, aber die Intensivität des Betriebes läßt, wie in Ostfriesland, zu wünschen übrig, da dessen gegenwärtige Gestaltung eine Vermehrung der bäuerlichen Bevölkerung nicht zuläßt. In Deutschland kann aber die Weidewirthschaft gegenüber der Stallfütterung nicht mehr bestehen, soll der Boden die steigende Volkszahl ernähren. Daher wird auch der jüngere friesische Bauernsohn häufig landflüchtig. Wir sehen also gerade auch im Westen mit seinem überwiegenden Kleinbesitz eine unwirthschaftliche Bodenvertheilung, die dringend eine Aenderung erheischt, wenn wir nicht das Land veröden und die Industriestädte füllen wollen, weil wohl der Boden zur Aufnahme einer größeren Bevölkerung fähig ist, aber der Wald und der bisherige Betrieb diese innere Colonisation verhindern. Im Osten ist dagegen bereits bessernde Hand angelegt und selbst auf Fideicommißherrschaften sucht man die ländlichen Arbeiter mit Land auszustatten, so weit es das Gesetz und die Stiftungsurkunden erlauben. Die Ausdehnungssucht des Großgrundbesitzes tritt jetzt deutlich hinter diesem Bestreben zurück, dessen Verwirklichung aber auch noch gesetzliche Maßnahmen zur Herbei-

führung einer größeren Bewegungsfreiheit der Majoratsherren verlangt, die bisher zu sehr gebunden sind. Nur die Entäußerung von schwer zu bearbeitenden Außenschlägen und die dadurch bewirkte Erhöhung des Betriebscapitals können die erforderliche Eindringlichkeit des Betriebes ermöglichen, die bis jetzt viel zu wünschen übrig läßt. Zugleich wird dadurch ein seßhafter Arbeiterstamm geschaffen, der auch die Sicherheit des Betriebes während der Ernte gewährleistet, wo jetzt unerträgliche Zustände herrschen.

Als letztes Colonisationsgebiet stellen sich die Hochmoore der Lüneburger Haide und die Grenzstriche Westphalens und Hannovers, sowie die Bayerischen Moose dar, die wirkliches Unland waren. Einst waren es Wälder, die seit Jahrtausenden vermoort sind. Die Höhenlage läßt eine völlige Entwässerung durch Abzugsgräben zu. Künstliche Düngung und Sandstreu können sogar eine prächtige Ackerkrume schaffen, aber hierzu bedarf es großer Betriebsmittel, wenn die Urbarmachung in großem Maaßstabe zur Ansetzung zahlreicher Siedlerfamilien vorgenommen wird. Sonst geht die Bodenbesserung nur langsam bei angestrengter Arbeit vor sich, führt indessen sicher zum Ziele. Der preußische Staat hat schon vor langer Zeit und in den letzten Jahrzehnten mit beträchtlichem Aufwande und großem Verständniß zur Hebung der Moorcultur eingegriffen. In Bayern ist man langsamer vorgegangen, zumal die Besitzverhältnisse eine schnellere Gangart erschwert haben. Die oberbayrischen Seeniederungen befinden sich vielfach in Gemeinde- und bäuerlichem Besitze, während in Preußen der Staat Eigenthümer ist und demgemäß frei über diese Strecken verfügen kann. Das preußische Beispiel dürfte auch anregend auf Oberdeutschland wirken. Der preußische Minister hat kürzlich in der Tagung des deutschen Landwirthschaftsrathes unter Anwesenheit des Landesökonomiecollegiums und der Centralmoorcommission mit Zustimmung des Kaisers die Hoffnung ausgesprochen, daß der preußische Finanzminister seine milde Hand zur weiteren Ausdehnung der Moorcultur aufthun möge. Dieser Bitte dürfte wohl entsprochen werden. Aber es handelt sich um die Bereitstellung erheblicher Beträge, wenn dadurch zugleich eine ausgiebige Bauernansiedlung auf Grund der Rentengutgesetzgebung stattfinden soll. Bisher wurden die Mooransiedler Eigenthümer, wozu natürlich mehr Capital gehört. Auch dürfte die Heranziehung der Strafgefangenen zur Bearbeitung großer Strecken eine stärkere werden müssen, wodurch zugleich die Frage der Gefängnißarbeit zu einem Theile gelöst wird, wie man ja auch zur Schonung der ländlichen Arbeitskräfte beim bevorstehenden Bau des Mittellandcanals Strafgefangene zu verwenden gedenkt. Die Auftheilung der urbar gemachten Moore Norddeutschlands und der Moose des bayrischen Hochlandes erweitert den Ackerboden des Reiches um ein großes Gebiet. Freilich wird nur Staatshülfe nach Art des Ansiedelungsfonds wirksame Fortschritte bringen, wobei es sich mehr um Vorschüsse, als um agrarische Liebesgaben handelt, obschon hier auch der Manchesterfreisinn keine Bedenken haben kann, wenn er nicht ganz im Banne des schrankenlosen Spiels der Kräfte befangen ist. Es handelt sich hier um höchst nationale Fragen, die in anderer Richtung zur Förderung des Ausfuhrgewerbes geführt haben. Aber sicherer erscheint es doch, die hungernden Mäuler kommender Geschlechter auf eigenem Boden unabhängig vom Auslande zu versorgen, ohne selbstverständlich die andere Fürsorge zu lassen. Auch ist die landwirthschaftliche Reservearmee die willkommene Ergänzung des gewerblichen Arbeiterheeres, dessen Stärkung durch die ländliche Bevölkerung selbst dem Händlerthum nicht unlieb ist. Dazu bedarf es aber des nährenden Bodens, dessen Bearbeitung in Folge einer verkehrten Zollpolitik und der allgemeinen Lage des Weltmarktes unlohnender geworden ist und daher intensive Mittel zum Aufhalten des zweifellosen Niederganges erfordert. Auf das werkthätige Verständniß der Regierung ist jetzt ebenso zu rechnen, wie auch die genannten agrarischen Ansprüche maßvoller geworden sind und somit ihrer Verwirklichung bei wohlwollender Prüfung kein Hinderniß entgegensteht. Die Zeit der großen Mittel ist vorüber. Sie waren auch bloß der Ausdruck der allgemeinen Noth und Verzweiflung, deren theilweise Beseitigung auch klärend auf die Gemüther im ländlichen Lager gewirkt hat.

Die Leutenoth des Ostens und die auch theilweise im Westen dünne bäuerliche Bevölkerung bei großem Waldreichthum und dem Vorhandensein weiten Haidelandes scheint einen Landhunger ländlicher Kreise auszuschließen, wie auch die wechselnde Beschäftigung der Industriearbeiter je nach der Lage des Welt- und inneren Marktes einer Seßhaftmachung der gewerblichen Arbeitskräfte widerspricht. Auch die sinkende Auswanderungszahl erweckt den Anschein, daß die Bevölkerung kaum für den industriellen und landwirthschaftlichen Beruf ausreicht. Trotz dieser unbestreitbaren Thatsachen beruht diese Erwägung auf einer Täuschung. Der ländliche Nothstand und der gewerbliche Aufschwung, die beide doch nur vorübergehende Erscheinungen sind, haben das bisherige Bild verschoben. Auch wandert nur der wohlhabende Bauer aus, da die nordamerikanische Union alle Bedürftigen zurückweist. Thatsächlich besteht ein heißer Drang nach eigenem Besitz, der bisher seine Befriedigung nicht gefunden, da planlose Selbsthülfe diese national ungemein folgenreiche Bewegung nicht in die richtigen Wege zu leiten vermag. Die preußische Vormacht ist mit ihrem Ansiedelungs- und Rentengutsgesetze bahnbrechend vorangegangen. Das übrige Reich hat sich bisher nicht angeschlossen. Die mitteldeutschen Kleinstaaten sind eines Theils zu wenig capitalkräftig, andererseits entbehren ihre Regierungen jeder thatkräftigen Initiative. In einem dieser Ministerien liegen die schönsten Vorschläge mit genauen Berechnungen begraben, ohne daß der frische Zug der gegenwärtigen unternehmungslustigen Zeit den dicken Actenstaub wegzublasen im Stande ist. Die Gründung von spannfähigen Ackernahrungen und die Ansetzung ländlicher Tagelöhner sind aber ein Hauptmittel zur Lösung der Agrarfrage ohne gewaltsame Maßregeln. Man jammert über die Uebermacht des Großgrundbesitzes, der froh wäre, einen Theil an seßhafte ländliche Arbeiter abzugeben, um Bauernstellen zu schaffen. Die günstige Geschäftslage der Landbank in Berlin zeigt, daß diese gesunde Güterzerschlagung sich bei sachgemäßer Behandlung reichlich lohnt. Nur darf es keine jüdische Güterschlächterei werden, wo Hessen ein warnendes Beispiel schlimmster Ausbeutung durch jüdische Güter- und Viehhändler bildet.

Wir müssen bei praktischer Durchführung einer wirksamen inneren Colonisation zunächst zwei Gruppen unterscheiden, die bürgerliche und die industrielle Ansiedlung. Die bäuerliche Besiedelung wird sowohl durch Urbarmachung von Wald- und Oedland als auch durch Auftheilung größerer Güter erfolgen müssen. Andererseits schließt sich an die Schaffung von Bauernstellen die Ansetzung ländlicher Häusler, deren Besitz ihnen jedoch die Gutsarbeit gestattet. Zu dieser Gattung gehören auch die ländlichen Handwerker mit Landbesitz, da schon die häusliche Verpflegung zu Garten- und Ackerbau in bescheidenen Grenzen zwingt. Mit der Seßhaftmachung der gewerblichen Arbeiter hat sich die socialpolitische Theorie viel beschäftigt, auch die werkthätige Hülfe der Fabrikherren im Elsaß und in Rheinland-Westphalen in ihrem eigenen Interesse hübsche Erfolge aufzuweisen. Der ländliche Arbeiter wurde dagegen als Stiefkind betrachtet, wie ja auch unsere ganze socialpolitische Gesetzgebung einseitig auf das Großgewerbe zugeschnitten ist, weil dort freilich auch die gröbsten Mißstände in Folge des Eigennutzes der Unternehmer und der Organisation der Arbeiterschaft herrschten. Die Selbstsucht der Gutsbesitzer war viel geringer und eine Coalitionsfreiheit besteht auch gesetzlich nicht auf dem Lande, da die Gesindeordnungen eine Standesvertretung ausschließen. Das Ziel auf industriellem Gebiet war ein Heimstättengesetz nach amerikanischem Muster, und die Erreichung dieses Zweckes muß auch fest-

gehalten werden, indem die Gesetzgebung auf die Industriearbeiter beschränkt bleibt. Für die bäuerliche Ansiedelung reicht ein solches Gesetz nicht aus. Die schwankenden Conjuncturen der Industrie gestatten freilich nur eine Berücksichtigung des nicht allzu großen festen Arbeiterstammes, da ohne ausreichende Beschäftigung der Arbeiter an einer festen Wohnstätte nicht zu halten ist. Wesentlich ist auch eine thunlichste Verlegung der Industrie auf's Land, wo eben die Bedingungen eines Heims mit Garten und womöglich mit Ackerwirthschaft gegeben sind, während die Arbeiterkasernen der Großstädte solche Anlagen ausschließen. Auch die Verlegung der Wohnstätten großstädtischer Arbeiter auf's Land unter Benutzung der ausgiebigen Verkehrsmittel ist nur eine schlechte Auskunft, da die Großstadt mit ihren Genüssen nur allzu leicht den Mann in der Stadt festhält und dadurch das Familienleben zerreißt. Das Verhältniß schickt sich mehr für kleine Beamte und kaufmännische Angestellte. Das Muster dieser industriellen Heimstätten bilden die Arbeitervorstätte von Mühlhausen und anderen elsässischen Orten. Nur zeigt sich dort vielleicht noch ein gewisser Raummangel. Das Gartenland ist zu kärglich bemessen. Nirgends findet man Kartoffelland. Das Wohnhaus ist zu sehr Hauptsache der Anlage, die sonstige Zubehör reicht zum Unterhalt der Insassen an Gemüse aller Art nicht aus. Außerdem fehlt ja in der Regel die Möglichkeit des Eigenthumserwerbes. Diese Arbeiterhäuser lösen wohl die Wohnungsfrage in gesundheitlicher und socialer Beziehung, aber stillen nicht den Landhunger der gewerblichen Arbeiter. Hierzu bedarf es eines größeren Fleckchens Erde und der Auflassung zu Eigenthum in Rentenform.

Von ganz anderer Bedeutung ist die Gestaltung der Bodenfrage behufs bäuerlicher Ansiedelung und Schaffung von selbstständigen Häuslerstellen. Der wirthschaftlich schädlichen und social gefährlichen stetigen Verkleinerung der Ackernahrungen des Westens läßt sich durch die Auftheilung bisher nicht unter dem Pfluge stehenden Landes sehr wohl vorbeugen, da diese Zweigbetriebe nur bei gartenmäßiger Ausnutzung des Grund und Bodens überhaupt auf die Dauer möglich sind. Der Schwerpunkt der inneren Colonisation liegt aber im Osten. Hier ist altes Bauernland in Fülle vorhanden, das durch Bauernlegen und die Ablösung der Frohnden und Grundlasten häufig zum Schaden der Bedachten den Rittergütern zugeschlagen worden ist. Es empfiehlt sich daher auch nicht immer die Zertrümmerung des Gutsbesitzes, sondern bloß die Wiederherstellung des alten Zustandes durch Schaffung neuer Bauernstellen unter Abtrennung des entsprechenden Landes vom Gute, wie dies mit Hülfe der Rentengutsgesetzgebung schon geschieht. Hiervon ist die Ansetzung der ländlichen Tagelöhner zu unterscheiden. Diese Seßhaftmachung der Landarbeiter soll lediglich der Leutenoth steuern und deren Arbeitskraft zu ihrem eigenen Vortheile wieder an die Scholle fesseln. Dazu gehört eine eigene Wohnung nach den gesteigerten Lebensbedürfnissen unserer Zeit und das nöthige Land zu eigener Bewirthschaftung. Die Aufhebung der Erbpacht war ein grober Fehler, dem jetzt durch das Rentengut abgeholfen werden soll. Doch ist die uralte Rechtseinrichtung der Erbpacht eine glücklichere gewesen. Vor Uebergriffen des Eigenthümers könnte die moderne Gesetzgebung den Erbpächter ganz anders wie in früheren Zeiten schützen, abgesehen davon, daß die Entwehrung des Pächters heute überhaupt nicht vorkommen würde, da der Gutsherr froh ist, überhaupt Leute zu bekommen. Schon jetzt erhalten die kleinen Bauern die Außenschläge der Güter zu einem Pachtpreis, dessen Höhe bloß der Anerkennung des Eigenthums entspricht, aber weit unter dem Werth der Erträgnisse bleibt, sofern sich der Pächter nur zur Gutsarbeit in der Ernte verpflichtet. Die Sachlage ist also für den kleinen Mann eine günstige und bietet ihm die beste Gelegenheit zur Gewinnung einer Ackernahrung. Dazu muß aber die Bevölkerung zum Theil wieder auf's Land zurückgezogen und besonders der Nachwuchs dort festgehalten werden. Es ist nicht zu verkennen, daß der Militärdienst in letzterer Beziehung auch zur Entvölkerung beigetragen hat, da der entlassene Soldat an seinem Standort bleibt, statt in die bäuerliche Heimath zurückzukehren. Auch der nationale Gesichtspunkt ist nicht außer Acht zu lassen, da die Schließung der Ostgrenze gegen die slavische Ueberfluthung ein dringendes Bedürfniß ist, das jedoch nicht zu erfüllen ist, so lange der Osten sich weiter entvölkert. Wenn das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen auch unantastbar bleiben muß, so wird indessen die Ausführung des Freizügigkeitsgesetzes Abänderungen zu Gunsten der östlichen Landbevölkerung erleiden müssen. Freilich müssen dann auch materielle Vortheile geboten werden, da Niemand eine schlechtere Lebenshaltung aufgezwungen werden darf, wo er sich anderwärts ein besseres Unterkommen verschaffen kann. Gegenwärtig füllen aber zahlreiche Schaaren von Arbeitslosen die Großstädte, die zu ihrem eigenen Schaden landflüchtig geworden sind.

Ueber Wetterprognosen.

Von M. G. von Ibell.

Zu den verwickeltsten Vorgängen auf unserem Planeten gehört wohl das Wetter, besonders das der gemäßigten Zonen. Alle Bemühungen der Wissenschaft, einheitliche Ursachen für die Veränderungen im Zustande der Atmosphäre zu entdecken, haben immer nur zu der Erkenntniß neuer Factoren geführt, welche mit schon bekannten zusammenwirken und bei den Prognosen mit zu Grunde zu legen sind, wenn diese nicht werthlos sein und nicht das bekannte Witzwort illustriren sollen: „Früher traf von den Wetterprophezeihungen wenigstens immer das Gegentheil ein, jetzt kann man sich auch darauf nicht einmal mehr verlassen.“ Unlängst war im preußischen Abgeordnetenhause die Rede davon, daß man auch unsere Observatorien für die praktischen Zwecke der Wettervorhersage ausnutzen sollte, wie denn auch z. B. in Amerika dieser Zweig sehr ausgebildet sei und der Landwirthschaft wie dem Nationalvermögen große Summen erspart habe, aber der Regierungscommissar meinte, das amerikanische System sei für uns zu theuer, außerdem sei unsere Telegraphenverwaltung durchaus nicht gewillt, die Drähte zu bestimmten Stunden freizugeben. Auch sei es für den Staat bedenklich, selbst solche Voraussagen zu machen, wenn auch die Wissenschaft schon so sicher arbeite, daß 85 bis 90 Procent der Prognosen zutreffen. Bisher ist der Weg der, daß die Seewarte täglich eine Wetterkarte zusammenstellt, die den Interessenten zur Verfügung steht. Daraus nehmen dann die Wetterbureaus und sonstige Privatgelehrte ihre Prognosen, z. B. in Berlin, bei der Magdeburgischen Zeitung u. s. w. Die Thätigkeit dieser privaten Wetterpropheten ist gar nicht zu verachten. So hat Rudolf Falb in diesem Winter und Frühling wieder Recht behalten. Er ist es auch, der die Aufmerksamkeit von Neuem auf die Verschiedenheiten in der Stellung des Mondes und der Sonne gelenkt hat. Um das Wetter für Mitteleuropa, von örtlichen Abweichungen abgesehen, auf längere Zeit im Voraus bestimmen zu können, hoffte er sogar mit seiner Theorie über die Anziehung von Mond und Sonne auf das Luftmeer im Wesentlichen auskommen und die sonstigen Wetterursachen, die sich nicht wie jene auf Monate vorher feststellen lassen, mehr oder weniger ignoriren zu können, wodurch eine außerordentliche Vereinfachung erzielt wäre. Allein die in dieser Weise aufgestellten, regelmäßig erscheinenden halbjährigen Prognosen haben sich doch bis jetzt kaum so weit bestätigt, daß durch ihre Treffer überhaupt nur der Beweis für das Vorhandensein einer atmosphärischen

Fluth und Ebbe als erbracht gelten könnte. So wird denn dieser offenbar höchst wichtige Factor unter den Wetterursachen, obschon seine Existenz sich theoretisch mit zwingender Nothwendigkeit ergiebt, bei den officiellen Prognosen der meteorologischen Anstalten allgemein wieder ganz außer Acht gelassen und von dieser Seite jeder derartige Einfluß bestritten. Auch wohl das Bestreben nach Vereinfachung hat daselbst das Buys-Ballot'sche (barische) Windgesetz so in den Vordergrund gedrängt, daß dieses fast allein die Grundlage der täglich veröffentlichten Beobachtungen und gelegentlichen Voraussagungen für den folgenden Tag bildet und daß dort von den Dove'schen wie auch Mühry'schen und anderen älteren Errungenschaften ebenfalls nur noch wenig die Rede ist, so wichtig auch die Theorien über den Wärmeaustausch zwischen den Tropen und den kälteren Zonen als Hauptursache der allgemeinen atmosphärischen Strömungen stets bleiben werden.

Wir haben bei den Wettervorgängen zu unterscheiden zwischen den allgemeinen, das ganze Luftmeer betreffenden, und den örtlicheren, auf bestimmte Gegenden oder Theile der Erde beschränkten. Als mögliche Ursachen kommen für die ersteren in Betracht: Veränderungen in der Eigenwärme des Erdkörpers (Erdinnern), Verschiedenheiten in der Temperatur des von der Erde durchlaufenen Raumes, Schwankungen in der Wärme- und der Elektricitätsstrahlung der Sonne, Einwirkungen der Anziehungskraft von Mond und Sonne als Erzeugerin einer atmosphärischen Fluth und Ebbe, ähnlich den Gezeiten des Wassers. Die örtlicheren Wettervorgänge sind zum Theil auf Bewölkung und Wassergehalt der Luft, außerdem aber ganz besonders auf die Beides mitbedingende Richtung des Windes zurückzuführen, wovon die örtlichen Temperatur- und Feuchtigkeitsschwankungen namentlich abhängen. In seinem sehr empfehlenswerthen Büchlein über die „Ursachen der Wettervorgänge" (Wien, A. Hartleben) hat Carl Schultz in kurzer und allgemein verständlicher Fassung Neuerungen und Ergänzungen zum Weiterbau der meteorologischen Theorien vorgeschlagen, die sich durch frappirende und praktische Gedanken auszeichnen. Er vertritt den Standpunkt, daß alle heutigen Bestrebungen, die Wettervorgänge auf einzelne Ursachen zurückzuführen, verfehlt sind, da das Wetter die Resultate sämmtlicher einwirkender Factoren bildet. Diese sucht der Verfasser durch Untersuchung der als möglich erscheinenden, die zur Ausmerzung einiger unter ihnen führt, festzustellen. Er betont, daß die ältere Theorie des Luftaustausches zwischen Aequator und Polen als Ursache der Winde neben der neueren, auf Luftdruckertheilung fußenden festzuhalten ist und die richtige Anschauung im Combiniren Beider besteht. Auf inductivem Wege, von bekannten Grundsachen auf deren Wirkungen schließend, gelangt er zu Erweiterungen beider Theorien. Einerseits zu Schlüssen auf die stete Bewegung des an Volumen weit überwiegenden Theiles der Atmosphäre oberhalb der Wolkenregion nebst einem in ihm herrschenden Verticalkreislauf und dessen Einflüssen, sowie auf den uns durch seine relativ hohe Temperatur gewährten Schutz gegen die kaum vom absoluten Nullpunkt abweichende Kälte des Weltraums und auf eine Erklärung der Brückner'schen Klimaperioden aus den Schwankungen dieses Schutzes. Andererseits über die wahrscheinlichen Entstehungsweisen der Luftdrucksverschiedenheiten. Es wird die neue Bahn betreten, die Maxima sowie die Depressionen je nach ihrem Ursprung und ihren Tendenzen in bestimmte Classen einzutheilen und deren besonders bei den Depressionen hiernach zu erwartende voneinander abweichende Einflüsse auf Wind und Wetter zu untersuchen. Die Ursachen ihrer Ortsveränderung werden erörtert und im Gegensatze zu der herrschenden Ansicht, daß stets nur Fortpflanzung stattfinde, verschiedene Fortbewegungsweisen je nach den Classen angenommen.

Noch immer begegnet man der alten Ansicht, das warme Klima Europas mit seinen in Anbetracht der ziemlich hohen geographischen Breiten außerordentlich milden Winter sei auf Heizung durch die warme Wassermasse des Golfstroms zurückzuführen. Dies mag, meint Schultz, zutreffen für Irland, Schottland und Norwegen, wo die Winter so warm sind, daß selbst das Nordcap bei Meereshöhe ungefähr die gleiche mittlere Januartemperatur hat, wie das etwa 20° südlicher gelegene östliche Deutschland. „Bezüglich seiner Fernwirkung aber liegt in der Annahme doch eine entschiedene Ueberschätzung des Einflusses dieser warmen Meeresströmung. Wirkte der Golfstrom thatsächlich für ganz Europa so erwärmend, so müßten doch vor Allem die von ihm herkommenden, also die nordwestlichen Winde davon Zeugniß ablegen, sie müßten warme Luft zu uns führen. Sie thun aber gerade das Gegentheil. Das ganze Jahr hindurch gehören sie zu den Kälte bringenden Winden, im Sommer sind sie sogar die allerkältesten für sämmtliche Gegenden Mittel- und Südeuropas; in Folge ihrer naßkalten Beschaffenheit gelten sie mit Recht überall als die schlimmsten Wetterverderber. Auch müßten, wenn die Heizkraft des Golfstroms sich so weit erstreckte, an andern Punkten der Erde, wo warme Meeresströmungen in der Nähe sind, ähnliche Heizungen durch diese stattfinden. Nun liegt z. B. Peking nur etwa 100 geographische Meilen von dem in das Gelbe Meer hineinfließenden Arm der großen, sehr warmen Nord-Aequatorial-Meeresströmung, wogegen Danzig 150 Meilen, also um die Hälfte mehr, vom Golfstrom entfernt ist. Die erwärmende Wirkung jener Meeresströmung müßte daher, und zwar besonders im Winter, in Peking ebenfalls deutlich erkennbar, ja sogar noch um ein Beträchtliches stärker sein, als in Danzig. Peking hat nun aber, obgleich unter dem 40. Breitengrade liegend, eine mittlere Januartemperatur von ungefähr —3° C, das unter dem 55. Breitengrad, also um 15 Grad nördlicher liegende Danzig dagegen nur —2°, ja nach den neueren Januarisothermen läuft die über Peking gehende Wärmelinie in Europa durch den Bottnischen Busen bei Petersburg, wodurch die Differenz sich noch größer stellt. Es ist also in Peking keine Spur einer von der warmen Meeresströmung herrührenden Temperaturerhöhung zu bemerken. Und so klärt schon dieser eine Vergleich uns dahin auf, daß das warme Winterklima von Mittel- und Südeuropa andere Ursachen haben muß, als den Einfluß des Golfstromes. Es rührt in der Hauptsache offenbar von der warmen äquatorialen Luftströmung her, die über dem Atlantischen Ocean und Europa, namentlich dessen westlichem und nordwestlichem Theil, aber auch noch über Mitteleuropa, eine besondere Mächtigkeit nach unten hin besitzt und daselbst meistens bis zur Erde herabreicht. Nach van Bebber sollen neuere Untersuchungen ergeben haben, daß die Meeresströmungen überhaupt durch die über sie hinstreichenden Winde, mit deren vorherrschender Richtung die ihrige übereinzustimmen pflege, hervorgerufen werden. Diese Uebereinstimmung der Richtung ist beim Golfstrom und dem über ihm wehenden Südwest allerdings zum großen Theil vorhanden; und so würde nach jener Ansicht der Golfstrom selber seine Existenz dem Herabreichen der Aequatorial-Luftströmung bis zur Meeresfläche verdanken.

Fassen wir die hauptsächlichsten Ergebnisse von Schultz' Untersuchungen zusammen, so sind zunächst als negative Resultate hervorzuheben, daß weder die aus dem Innern der Erde zu uns gelangende Wärmemenge, noch die Temperatur des von der Erde durchlaufenen Weltraums, noch drittens die von der Sonne ausgestrahlte Wärme auf absehbare Zeit hinreichenden Schwankungen unterliegen können, um mit zu den Factoren zu gehören, durch welche der Wechsel der Witterung veranlaßt wird. Schultz hat gefunden, daß die Temperatur des nur vom Aether erfüllten Weltraums sich im Gebiete der Erdbahn kaum um einzelne Grade über den absoluten Nullpunkt erheben kann, welcher möglicher Weise

noch tiefer liegt als —273° C, wenn nämlich gleich dem Wasser auch die übrigen Körper ein Dichtigkeitsmaximum bei bestimmten Temperaturen besitzen und sich bei Erkaltung unter diese Temperaturen hinab wieder ausdehnen sollten; sowie ferner, daß unter den beiden Hauptwärmequellen, denen wir die um Hunderte von Graden höhere Temperatur der uns umgebenden Luft verdanken, das heiße Erdinnere die bedeutendste, die Sonnenstrahlung die minder bedeutende ist, obschon gewöhnlich das Gegentheil angenommen wird.

Positiv ergiebt die Schultz'sche Untersuchung als höchst wahrscheinliche außertellurische Wetterursachen die Elektricitätsstrahlung der Sonne und die Differenzen zwischen der Anziehung von Mond und Sonne auf den ihnen zugekehrten und den ihnen abgekehrten Theil der Atmosphäre und den festen Erdkörper. Aus den Beobachtungen der Sonnenflecken, der Polarlichter und der Schwankungen des Erdmagnetismus in 11jährigen Perioden hat sich gezeigt, daß bei verstärkter Sonnenfleckenbildung die Elektricitätsstrahlung der Sonne ebenfalls zunimmt. Wir schließen daraus mit Wahrscheinlichkeit auf eine hierdurch verursachte Zunahme der Gewitter bei starkem Auftreten von Sonnenflecken und damit auch auf Zunahme der durch die Gewitter, namentlich diejenigen der tropischen Zone, hervorgerufenen Classe von Luftdepressionen. In Uebereinstimmung mit der Falb'schen Theorie ergiebt sich aus dem Vorhandensein der Gezeiten des Wassers, das auch das Luftmeer den Einwirkungen der Anziehungsdifferenzen des Mondes sowie der Sonne insofern unterworfen sein muß, als die verstärkte Anziehung zu den Zeiten der Hochfluthen das Aufsteigen der erhitzten Luft in der Aequatorialzone unterstützt. Aber nicht nur diese Einwirkung, sondern eine fernere, zweite, welche Falb nicht annimmt, hält Schultz für kaum zweifelhaft: es muß durch die Anziehung nach oben hin nach seinen Darlegungen eine Aufbauschung der Atmosphäre unter Verdünnung der Luftmassen entstehen, welche Verdünnung am stärksten an dem jeweiligen, der Sonne und dem Monde zur Zeit der Springfluthen nächstgelegenen und dem ihnen gegenüberliegenden, fernsten Punkt der Erdoberfläche auftritt. Die diesen Annahmen entgegenstehenden Berechnungen müssen, gleich denen, welche die Höhe der Meeresfluth nur zu höchstens 1 Millimeter über den Ebbestand ergeben haben, völlig unrichtig sein; die um mehr als tausend Mal größere wirkliche Höhe der Fluthen deutet auf die Möglichkeit hin, daß außer der Schwerkraft noch eine zweite, uns bis jetzt unbekannte Ursache einwirkt, dieselbe Ursache vielleicht, welche die gleichfalls der Sonne abgewandten und theils auch ihr gerade zugekehrten Schweife der Kometen hervorbringt. So gut diese Ursache die luftartigen, äußerst dünnen und feinen Theile vom Hauptkern des Kometen emportreibt, muß sie eine derartige Wirkung doch wohl ebenfalls auf die Erdluft äußern, wenn auch nicht in gleicher Stärke.

Schultz stellt demnach die Hypothese auf, daß die sehr wahrscheinlich vorhandenen, bei den Hochfluthen auf die Sonne und den dann in gleicher Richtungslinie stehenden Mond zugekehrten und ebensowohl die gegenüberliegenden Luftaufbauschungen, den Kometenschweifen analog, bedeutende Ausdehnung annehmen und uns als das Zodiakallicht sichtbar werden. Diese Erklärung des Zodiakallichtes findet Unterstützung dadurch, daß dasselbe in der Regel nach der Sonne zu oder in gegenüberliegender Richtung, immer aber im Thierkreis, also in der Ekliptik erscheint, wo auch die Luftaufbauschung sich stets befinden muß, sowohl die auf Mond und Sonne zu gerichtete der Luftspringfluthen, wie die kleineren, vom Monde oder von der Sonne allein erzeugten Aufbauschungen. Steht das Zodiakallicht, wie einige Beobachtungen ergeben, in Beziehung zu der Häufigkeit der Sonnenflecken, so würde das auf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit deuten, daß die mitwirkende Kraft, welche auch die Kometenschweife hervorrufen dürfte, die Elektricität wäre. Auf elektrische Einflüsse scheint, nach Schultz, das Farbenspiel der sogenannten Perlmutterwolken hinzudeuten, welche sich in denselben Gegenden des Himmels zu zeigen pflegen und deren große Höhe bis zu etwa 140 Kilometern dafür spricht, daß sie sich in jenen Luftfluthaufbauschungen befinden, wo auch die Temperatur schon so niedrig sein muß, daß Kondensirung von atmosphärischer Luft zu einer Art Nebel sich daselbst erwarten läßt. Für solche aus kondensirter Luft bestehenden Nebelgebilde glaubt Schultz diese Wolkenart halten zu müssen, die von den Wasserdampfwolken der unteren, verhältnißmäßig warmen Luftschichten so ganz verschieden ist; daß die in solchen Entfernungen von der Erdoberfläche herrschende Temperatur keine Wasserdämpfe mehr dulden würde, ist wohl selbstverständlich.

Es hat sich bei seiner Untersuchung ferner gezeigt, weßhalb das Barometer keine Kunde von dem Vorhandensein der atmosphärischen Springfluthen geben kann, von denen sehr wahrscheinlich — (in Folge Wechselwirkung zwischen Verdünnung der Luft und der durch die verursachte Temperaturerniedrigung bewirkten Ausscheidung von Dämpfen, welche wiederum neue Temperaturerniedrigung durch die neue Luftverdünnung zur Folge hat) — Luftverdünnungsdepressionen von vielleicht noch größerer Bedeutung, als den durch die Tropengewitter erzeugten zukommt, herrühren. Da der an Volumen bei weitem überwiegende Theil des Luftmeers oberhalb der Wolkenregion nur geringen Antheil am Gewichte der Atmosphäre hat — was Beides von höchster Bedeutung ist — kann uns das Barometer die in ihm vorhergehenden Gewichtsveränderungen nicht angeben, eben so wenig das stärkere oder geringere Vorherrschen des Aequatorialhauptstroms in jenen Höhen. Wir sind indessen theoretisch zu dem Schlusse berechtigt, daß die warmen, leichten Luftmassen in den Tropen vom Erdboden bis zu den äußersten Grenzen des Luftmeers emporsteigen und in seinen oberen Regionen ganz außerordentlich, im obersten Theil der Atmosphäre wohl auf mehr als das 50- bis 100-fache ihres ursprünglichen Volumens verdünnt werden, weil nach oben hin der Druck immer mehr abnimmt und schließlich ganz aufhört. Der Aequatorialhauptstrom nimmt in Folge dieser außerordentlich starken Verdünnung höchst wahrscheinlich den an räumlicher Ausdehnung bei weitem überwiegenden ganzen oberen Theil der Atmosphäre ein und läßt für die schwere, daher nicht aufsteigende Polarströmung nur den an Volumen geringen unteren Theil übrig; auch in diesen ragt er vielfach herab, so daß er über dem Atlantischen Ocean und einem Theile Europas selbst unten auf dem Erdboden die vorherrschende Strömung bildet.

Gleich dem horizontalen Kreislauf der Luft zwischen Aequator und Polen muß auch ein vertiealer innerhalb der Aequatorialströmung vorhanden sein, weil die an die obere Luftgrenze gelangten Lufttheile dort stark erkalten und dem zu Folge herabsinken. Wo die Aequatorialströmung bis in die Wolkenregion herunterreicht, werden sie Ausscheidung von Dämpfen und Niederschläge hervorrufen müssen; besondere Lebhaftigkeit des Vertiealkreislaufs wird also regnerisches Wetter daselbst erzeugen, Abschwächung des Kreislaufes auch bei herrschendem südwestlichen bis westlichen Unterwind trockeneres.

Nicht immer dürfte die allgemein verbreitete Annahme zutreffen, daß das Schwimmen der Wolken in der Luft, soweit es nicht ein nur scheinbares, lediglich durch aufsteigende Luftströme hervorgerufen werde, welche die specifisch schwereren Nebeltheile mechanisch mit nach oben reißen. Schultz hat die Vermuthung ausgesprochen, daß der gasförmige Inhalt der Nebelbläschen aus Wasserdampf besteht, in den der innere Theil der sich bei der Condensirung des (zur Ausscheidung aus der Luft gelangenden) Dampfes bildenden Wassertröpfchen durch die frei werdende latente Wärme wieder zurückver-

wandelt wird, während die äußeren Wassertheile dieser sehr kleinen, staubartigen Tröpfchen wässrig bleiben und eine ballonartige Hülle um den specifisch leichten Wasserdampf bilden, welche durch ihn getragen wird, weil das Gesammtgewicht dem Gewichte der verdrängten Außenluft gleichkommt oder vielmehr es nicht übersteigt. Den bei Gewittern eintretenden Temperaturfall, den man auf das Eindringen der die Gewitter thatsächlich hervorrufenden kalten Luft in wasserdampfreiche warme zurückzuführen pflegt, hat Schultz zum Theil auch dadurch zu erklären versucht, daß bei der sehr schnellen Condensirung der Wasserdämpfe die in diesen latente Wärme nicht sämmtlich in Gestalt von Wärme frei wird, sondern sich theilweise in Elektricität umsetzt. Je langsamer die Condensirung vor sich geht, desto weniger scheint dies der Fall zu sein; sehr allmälige Verdichtung der Dämpfe bringt daher keine Gewitterbildung und keine besondere Erkaltung zu Stande.

Bei allen großartigen Fortschritten auf naturwissenschaftlichen Gebieten war es dem zur Neige gehenden Jahrhundert noch nicht beschieden, eine größere Vertiefung der meteorologischen Anfänge zu bringen, in denen wir uns zur Zeit noch befinden. Es bedarf vor allem einer ganz erheblichen, fortgesetzten Vermehrung des Materials und zugleich der ferneren Vervollkommnung der Beobachtungsmethoden. Zwar ist von Seiten größerer Staaten, z. B. Rußlands, viel geschehen, um das Beobachtungsnetz auszudehnen; so besaß Rußland im Januar dieses Jahres (1898) 795 allgemeine meteorologische Stationen, 990 Stationen für Messung der Niederschläge, 1294 für Nachrichten über Gewitter, 1575 für Berichte über Schneeverhältnisse. Auch sind in letzter Zeit eine Anzahl neuer Wetterwarten auf höheren Bergen errichtet; so die 5800 m hoch auf dem erloschenen Vulcan El Misti bei Arequipa in Peru liegende, bis jetzt die höchstgelegene von allen vorhandenen. Allein das Alles sind doch immer erst Anfänge im Vergleich zu dem, was für den wissenschaftlichen Weiterbau der Meteorologie erforderlich scheint. Schultz fordert, daß das Beobachtungsnetz auf die Oceane ausgedehnt werde, so weit als möglich unter Benutzung der Inseln, auf die man sich jedoch nicht beschränken darf. Es muß ferner das Tropengebiet mit in die regelmäßigen Beobachtungen hineingezogen werden. Und was nicht minder wichtig: Die oberen Luftregionen müssen bis zu den Höhen, wo es noch möglich, durch regelmäßig in kurzen Zwischenräumen, thunlichst täglich, von einer Anzahl Stationen in allen Zonen unserer Erde aufzusendende Ballons mit Registririnstrumenten soweit erforscht und beobachtet werden, daß wir auch bei bedecktem Himmel erfahren, was über dem unteren Wolkenschleier vorgeht, und daß auch der Haupttheil des Luftmeers, nämlich die oberhalb der Wolkenregion befindlichen Luftschichten, nicht länger unerforscht bleibt. Sollen die Veränderungen der großen Oberströmung, welche nach Schultz höchst wahrscheinlich eine so große Wichtigkeit für unsere klimatischen Vorgänge und auch für die täglichen Wetterschwankungen besitzen, näher erkannt und sollen bestimmte Gesetze aufgefunden werden, von denen sie abhängen, so ist ihre eingehende regelmäßige Beobachtung unerläßlich. Nicht minder wichtig erscheint die sorgfältige Beobachtung der elektrischen Vorgänge, insbesondere auch der elektrischen Strahlung der Sonne und des Zusammenhanges dieser Strahlung mit der Stärke der sich durch die Sonnenflecken kundgebenden vulcanischen Eruptionen und sonstigen Umwälzungen auf unserm uns Wärme, Licht und Elektricität spendenden, unser irdisches Leben beherrschenden Centralgestirn. Nicht ausgeschlossen ist es vielleicht, durch Beobachtungen die Bestätigung der Vermuthung zu erlangen, daß das Zodiakallicht von den durch Mond- und Sonnenanziehung erzeugten Aufbauschungen des Luftmeeres herrührt, und daß außer der Schwerkraft die Elektricität dabei wesentlich im Spiele ist, um die Aufbauschungen zu vergrößern und zu fast schweifartigen Gebilden, analog den Kometenschweifen, zu gestalten.

Bezüglich der Barometerbeobachtungen wäre es, nach Schultz, wünschenswerth, dieselben nicht allein auf Meereshöhe und Normaltemperatur zurückzuführen, was bekanntlich geschieht, sondern sie auch von den Factoren zu befreien, welche durch das Aufsteigen und Herabsinken der Luftmassen, sowie durch deren schnelle seitliche Bewegung hineingetragen werden und die Genauigkeit der Gewichtsangabe trüben. Es wird allerdings zunächst nur unvollkommene Corrigirung möglich sein, besonders weil wir die Bewegungen der oberen Luft noch zu wenig kennen. Bei den täglichen Temperaturangaben sollte stets das Maximum und Minimum der Wärme mit berücksichtigt werden, und die Beobachtungen sollten immerhin außerhalb der Städte geschehen. Hand in Hand mit der Erweiterung des Beobachtungsmaterials hat aber auch dessen Verwerthung zu gehen, nicht nur die praktische Benutzung für Prognosen, sondern vor Allem das Bestreben, aus den beobachteten Thatsachen zu weiteren theoretischen Schlüssen zu gelangen, zum ferneren Ausbau der Meteorologie als wirklicher Wissenschaft, zu immer neuen Vertiefungen der Theorien, in der richtigen Erkenntniß, daß es erst nach wesentlichen Erweiterungen der noch völlig in ihrer Kindheit stehenden Wetterkunde, nach weit tieferem Eindringen in die vielfachen Gesetze, die hier zusammenwirken, möglich werden kann, den erhofften praktischen Nutzen aus dem Erforschten zu ziehen.

Literatur und Kunst.

Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf.

Von Emil Benz.

In diesem Jahre feiern wir den hundertjährigen Geburtstag eines unserer größten Volksschriftsteller, des Emmenthaler Pfarrers Albert Bitzius, der alldeutschen Welt bekannt unter seinem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf. Besonders die Schweiz, deren Sohn er ist, hat allen Grund, mit Stolz ihres neben Keller und C. F. Meyer größten Dichters zu gedenken. Im Herbst 1889, fünfunddreißig Jahre nach seinem Tode, wallfahrteten die deutschen Schweizer nach Lützelflüh, wo neben dem gastlichen Pfarrhaus des Unvergeßlichen ein stattliches Denkmal ihm „in Dankbarkeit gewidmet“ wurde. Heute scheint er mehr literarisch gefeiert zu werden. Die Gotthelf-Literatur erfährt bereits die ansehnlichsten Bereicherungen, und aus den werthvollen Festschriften scheinen uns besonders wichtig die Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich, deren zweites Heft (Zürich, E. Speidel) Gotthelf gewidmet ist. Aus den persönlichen Erinnerungen von Gotthelf's Pfarrcollegen J. Ammann in Lotzwyl greifen wir hier einige Stellen heraus, die auch für die noch immer zahlreichen reichsdeutschen Verehrer des Berner Dichters interessant sind.

Wie bei Keller und Meyer hat sich auch bei Albert Bitzius der Dichter ziemlich spät entwickelt. Das lag schon an seinen äußeren Verhältnissen, denn die Berufspflichten seines geistlichen Amtes nahmen seine ganze Thätigkeit lange Zeit ausschließlich in Anspruch. Dann sein langsames „Avancement“. Bis Bitzius eine feste Amtsstellung hatte und einen Hausstand gründen konnte, lief viel Wasser die Emme hinab. Vom theologischen Examen und der Aufnahme in's bernische Seelsorgeramt bis zur Wahl als Pfarrer von Lützelflüh verstrichen zwölf volle Jahre. Anno 1820 ward er consecrirt und 1832 zum Pfarrer ernannt. Als er im folgenden Jahr zu Wynigen Hochzeit machte, stand er bereits im 36. Lebensjahre. Unterbrochen wurde der lange Vicariatsdienst — erst in Utzenstorf, dann in Herzogenbuchsee und

Bern, endlich in Lützelflüh — nach damals üblicher Weise durch den Aufenthalt auf einer deutschen Universität und eine damit verbundene größere Reise. Mit ihrem Vicar müssen die Utzenstörfer zufrieden gewesen sein, sonst hätten sie ihm nicht zum Abschied eine goldene Repetiruhr geschenkt. In Herzogenbuchsee war er neben seinen Amtsgeschäften, die er mit großem Fleiß besorgte, auch ein eifriger Jägersmann, was die Anschauung der Zeit mit dem geistlichen Amt nicht unverträglich fand. Genossen des edeln Waidwerks pilgerten später Jahr um Jahr mit einem Häslein in der Tasche nach Lützelflüh, um mit dem alten Jagdfreund eine fröhliche Repetition im Jägerlatein anzustellen, bemerkt Ammann. In Bern schloß sich der Vicar begeistert denen an, die auf eine politische Umgestaltung hinarbeiteten und am Erwachen des Volkes ihre Freude hatten. Bei alledem ist sicher, daß er Land und Leute, wo er hinkam, genau studirt und im Buch der Natur und des Menschenlebens wohl mehr und aufmerksamer gelesen hat, als in den theologischen Werken. Als er in einem Alter, wo Andere bereits ihr Bestes geleistet haben, anfing zu schreiben, hatte sich in seinem Geist ein erstaunlich reiches Material gesammelt. Bitzius besaß eine merkwürdige Beobachtungsgabe, und zwar für die Innenwelt wie für die Außenwelt. Das Kleinste und das Größte beachtete er, „wie den Seraph, so die Blüthe, wie den Stern, so auch das Moos." Keine Erscheinung der Natur, keine Verrichtung des Menschen entging seinem scharfen Auge. Und das Wunderbare ist, daß auch die Seelen der Menschen und alle seelischen Vorgänge vor ihm lagen, wie ein offenes Buch. Wo Andere nur die Oberfläche sahen, drang er mit seinem Blick in die verborgensten Falten des menschlichen Herzens hinein. In seltenem Maaße war es ihm gegeben, mit den Leuten umzugehen und ihre Gedanken zu lesen. „Mit jedem Kind und jedem Mütterlein wußte er sich abzugeben, redete ihre Sprache, verstand ihre Sprache. Das war nicht Berechnung, sondern wirkliches, herzliches Interesse auch an kleinen und von der Welt unbeachteten Leuten. Wo Andere in ihrer hohen Meinung von der eigenen Bildung wenig finden und wähnen, es gehe so in einem armen Kinde, einem schlichten Mann und geringen Frauchen nichts vor, was der Beachtung des Gebildeten werth wäre, da sah J. Gotthelf als ein rechtes Sonntagskind verborgene Schätze des Geistes und Gemüths in den Tiefen der Seele glänzen und flimmern. Er kannte die Schwächen der Menschen und ihre Tugenden und war Pessimist und Optimist zugleich. Den Pessimismus milderte er durch den Humor, mit dem er die Schwächen tadelte und geißelte; den Optimismus schützte er vor Schwärmerei durch den gesunden, klaren Blick auf die reale Welt."

Ohne davon zu reden, welche Verwendung diese Gabe der Beobachtung nachmals bei seiner Schriftstellerarbeit gefunden hat, wird von Ammann darauf hingewiesen, was für Dienste die reiche Sach- und Menschenkenntniß schon dem jungen Geistlichen in seinem Amt geleistet hat. Im Uebrigen war er ein flotter Vicar, umgänglich und gesellig, wohl auch mitunter noch ein wenig übermüthig und burschikos. Mit einigen hervorragenden Männern in Herzogenbuchsee schloß er dauernde Freundschaft, so mit dem „Fluhacherjepp", dem spätern Amtsrichter und Großrath Burkhalter in Niederönz. Die Briefe, die er diesem geweckten und für seine Zeit gebildeten Kopf gewidmet hat, verrathen, obwohl größtentheils in der Eile geschrieben, doch den Meister. Ernst und Scherz, tiefe Gedanken und sprudelnder Humor mit drastischen Wendungen wechseln anziehend mit einander ab. Als Burkhalter im Jahre 1840 als Großrath nach Bern berufen wurde, gratulirte ihm Bitzius und schrieb u. A.: „Ich begreife, daß der Verlust Ihrer Ruhe Ihnen weh thun muß; indessen glauben Sie mir, dieser Verlust wird immer mehr nur in Ihrer Phantasie empfunden werden, und das öffentliche Leben wird auch seine Reize für Sie haben. Sie wissen, es saß Niemand ungerner als ich, und Federn waren mir ordentlich ekelhaft, und jetzt ist mir das Schreiben fast Bedürfniß geworden. Freilich ist da ein Unterschied; was ich mache, mache ich selbständig, ungehemmt für mich, nicht dicke Köpfe, nicht hohle Windbeutelei, nicht übertünchter Eigennutz legen sich in den Weg. Aber ein gewonnenes inneres Leben will äußere Gestaltung, ein erworbenes Capital will vernünftige Anlegung; daher ist's so nothwendig, daß Ihre erworbenen Schätze in Anspruch genommen werden, daß sie für das Leben Zins tragen sollen. Die Augen bösen Ihnen, lesen sollen Sie also nicht viel mehr. Ihre Individualität ist aber sattsam ausgeprägt und bildet sich von innen aus ohne besondere äußere Nahrung. Ihre Hofstatt ist beschüttet, Ihre Aecker gemästet, was wollen Sie mit Ihrer rüstigen Kraft? Todtschlagen ist nicht mehr Sitte, und was soviel Leben in sich trägt, will Gott nicht vermodern lassen. Darum wurden Sie zum thätigen, äußeren Leben berufen, sollen Ihre Gespräche nicht nur der Familie, sondern auch der Gemeinde, dem Staat einzuprägen suchen."

Als Prediger theilte Bitzius das Schicksal seines Sohnes; keiner von ihnen war bei Lebzeiten ein berühmter Kanzelredner, der „Zulauf" hatte, weder der Vater in Lützelflüh, noch der Sohn in Twann. Keinem fehlte der Gehalt, der geistige Reichthum, der Schwung, aber jedem die oratorisch wirksame Diction. Und nun erleben wir bei Beiden das Phänomen, daß ihre geschriebenen und gedruckten Predigten viel mehr Einfluß ausüben als die gesprochenen je gewonnen haben. Welchen ausgedehnten Leserkreis der jüngere Bitzius gefunden hat, ist bekannt; bei dem ältern aber wurden seine herrlichen Erzählungen zu Predigten von unvergänglichem Werth. Was von eigentlichen Predigten eingestreut ist, wird schriftstellerisch nicht unanfechtbar sein, weil es den Faden der Handlung oft allzulang unterbricht; für sich betrachtet, weisen aber solche Partien einen erstaunlichen Reichthum von Gedanken auf, namentlich in religiöser Psychologie, und sie packen auch durch ihre sprachliche Kraft und durch die Wärme der Empfindung. Beide, der ältere und der jüngere Bitzius, gehörten zu den Leuten, die schreiben, aber nicht reden können. Ammann wüßte weder vom Vater noch vom Sohn einen Anlaß, bei dem einer oder der andere eine durchschlagende Rede gehalten hätte. „Dafür reden Beide jetzt, obwohl sie gestorben sind, und auf Beide paßt Wesley's keckes Wort: Die Welt ist meine Pfarrei!"

Fragt man: wie stand es mit dem religiösen Glauben und Leben des reformirten Pfarrherrn? so hat er wohl sich selber gezeichnet in dem alten Pfarrer des Volksromans: Anna Bäbi Jowäger: „Der Pfarrer war ein gutmüthiger, heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht; aber in Glaubenswerken eiferte er mit Jedem um die Wette; wie fromm er war, wußte Gott; die Menschen hätten es ihm nicht angesehen." Seine Theologie nennt Ammann eine theocentrische, nicht eine christocentrische; die Hauptfrage war für ihn nicht: Was dünket euch um Gott, und um das Halten seiner Gebote? Zum Pietisten hatte Bitzius keine Ader und gar kein Zeug; aber sein supranationaler Rationalismus war dabei kein trockener und lederner Verstandesglaube, sondern gleichsam tief in eine mystisch-poetische Farbe eingetaucht. „So sehr er auf's praktische Christenthum, auf Bewährung des Glaubens in einem sittlichen Leben hinzielte und es stets darauf abzweckte, so waren seine Predigten dennoch lange nicht Moralpredigten, sondern schöne lebendige Gemälde des religiösen Seelenlebens und einer christlichen Lebensordnung. Ist im praktischen Verhalten seine Frömmigkeit sehr verwandt der Religion seiner Bauersame, so geht sie doch in der geistigen Auffassung weit über dieselbe hinaus und wird verklärt vom Glanz eines tiefen, religiösen Gemüths und einer leuchtenden Phantasie."

Bisweilen führte Bitzius auf der Kanzel eine scharfe Klinge. Vor uns liegen zwei gedruckte Bettagspredigten, eine aus dem Jahre 1840 „an die Gottlosen im eidgenössischen Volk" über Jesaj. 9, 18 bis 21, die andere aus dem Jahre 1839. Letztere ist, wie der Titel besagt „eine Bettagspredigt

für die eidgenössischen Regenten, welche weder in den Kirchen noch in den Herzen den eidgenössischen Bettag mit den eidgenössischen Christen feiern". Der Text heißt: „Liebe Kindlein hütet euch vor den Götzen" Joh. 5, 12. Die Predigt redet die fingirten Zuhörer mit den Worten an: „Arme Kindlein!" und sagt u. A.: „Kindlein seid ihr an Erfahrung und Weisheit trotz euerm üppigen Wesen; die Vergangenheit begreifet ihr nicht, die Gegenwart würdigt ihr nicht, an die Zukunft denkt ihr nicht." Mit noch viel schärferen und drastischeren Wendungen hat J. Gotthelf „den vom Glauben abgefallenen Regenten, die ihr in den verschiedenen Gauen des Schweizerlandes wohnt", weiter den Bettagstext gelesen. So kam es, daß Bitzius bei den Radicalen sehr bald als Reactionär verschrien war. Auch Gottfried Keller's allzu scharfes Urtheil über den Schriftsteller erklärt sich zum Theil aus politischer Gegnerschaft.

Bitzius hatte in seiner Auffassung des Pfarramtes einen entschiedenen Zug zum Gemeinnützigen und Praktischen, weniger zu specifisch geistlichen Unternehmungen. Deßhalb machte er sich viel zu schaffen einerseits mit der Armenerziehung, andererseits mit der Schule. Der Pestalozzi'sche Geist hatte es ihm angethan, und die Dreißiger Jahre begünstigten diese Richtung. Er wurde der eigentliche Begründer und Vater der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, und „mini Buebe", wie er die Pfleglinge nannte, lagen ihm hart am Herzen um Gotteswillen. Er schrieb nicht nur über solche Dinge, sondern er nahm sich derselben thätig und hingebend an, auch darin dem Vorbild Pestalozzi's und nicht Rousseau's folgend. Den gemeinnützigen Männern des untern Emmenthals von damals blieb es zeitlebens eine schöne Erinnerung, daß sie für das Gedeihen der genannten Anstalt mit J. Gotthelf zusammen arbeiten konnten. „Sie war", sagte Pfarrer Farschon in der Leichenrede „stets gleichsam sein Schoßkind; keine Mühe, keine Kosten scheute er für sie. Wolltet ihr, seine treuen Mitarbeiter an diesem Werk des Heils, anstehen, diese Behauptung zu unterschreiben? Ach, gehen euch nicht die Augen über, wenn ihr der so traulichen Stunden gedenket, wo er aus Anlaß von Berathungen oder Prüfungen noch in eurer Mitte saß und anmuthige Worte des Scherzes oder des Ernstes für euch hatte?" Nicht minder kümmerte sich der Pfarrer von Lützelflüh um die Schule. Auch da begnügte er sich nicht mit Schreiben über „Schulmeisters Leiden und Freuden", sondern er griff es an mit speciellem Interesse für den einzelnen Lehrer und für die einzelne Schule.

Als man dann in den 40er Jahren die Schweizer Schule und Lehrerschaft in den Dienst einer politischen Partei zu stellen suchte, da ließ Bitzius seiner Antipathie gegen eine radicale Strömung in der Lehrerschaft freien Lauf. Aber die Schule selbst ist ihm stets lieb geblieben, nur daß er sich allmälig von der directen Arbeit an derselben zurückzog, wozu der Umstand beigetragen haben mag, daß ihm eines Tages unvermuthet von der Regierung die Mittheilung zuging, er sei als Schulcommissär entlassen. Das war aus politischen Gründen geschehen. Denn gegen Ende der 40er Jahre war der Kampf entbrannt gegen das radicale Regiment, und Bitzius war — obwohl auf conservativer Seite stehend, doch ganz mit Unrecht — in den Verdacht gekommen, er bediene fleißig das Oppositionsblatt, den „Oberländer-Anzeiger". Im Uebrigen bleibe es bei dem, womit der Artikel über Jeremias Gotthelf in Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule schließt: „Wenn seit den Tagen, wo Gotthelf die Leiden und Freuden eines Schulmeisters schrieb, ganz enorme Fortschritte gemacht wurden in der Hebung der Schule und des Lehrerstandes, so verdient J. Gotthelf den Ruhm, an seinem Theil den Anstoß dazu gegeben und seine muthige Stimme erhoben zu haben zu einer Zeit, wo es noch wenig Gunst eintrug, Fürsprecher der Schule und des Lehrers zu sein. Billig darf man sich freuen, daß ein heller Tag über der Schule aufgegangen ist; J. Gotthelf aber gehört zu den Propheten, die, wenn es noch dunkel ist, bereits auf der Warte stehen und nach dem Licht verlangend fragen: „Hüter, ist die Nacht bald hin?"

Im Verkehr mit den Gemeindegenossen war Bitzius ein Muster pastoraler Klugheit. Er war ein leutseliger und wohlmeinender Herr, der sich auf alle Bedürfnisse und Sorgen der Leute gut verstand und mit seiner eminenten Lebensweisheit praktischen Rath ertheilen konnte. Auch darin ist er selber der alte Pfarrer, den er sagen läßt: „Niemand als Gott hat eine so große Audienzstube, als so ein alter Pfarrer; wo er geht und steht, wird er angesprochen, muß Rede stehen, und er thut es gern, so pressirt er auch ist; er weiß ja nie, ob das Wort, das er sagen könnte, ihm später zu sagen vergönnt ist." Auch mit der That stand er der Noth stets zur Seite, und seine Richtschnur schien das Goethe'sche Wort zu sein: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut."

Etwas von der Verehrung, welche die Leser seiner Schriften ihm entgegenbrachten, trug sich auch auf das Verhältniß der Gemeinde zu ihrem Prediger und Seelsorger über. Später bewirkten allerdings die seltsamen Schriften und namentlich die Redaction des Neuen Berner-Kalenders, daß manche Leute Scheu empfanden, wenn Bitzius bei ihnen ankehrte; denn sie befürchteten, daß sie irgendwo gedruckt erscheinen könnten. Ammann selbst hat eine, im Uebrigen sehr tüchtige und angesehene Bäuerin, die ihr Haus wohl sehen lassen durfte, es einmal erklärt, sie sehe es nicht gern, wenn der Pfarrer von Lützelflüh herüber komme nach Goldbach. Nichts entgehe seinem scharfen Auge, und auf Alles achte er, und man müsse immer mit Schrecken denken, daß man bald in einem Buch oder gar im Kalender sich wieder finden werde. Mit den angesehensten Bürgern von Lützelflüh stand der Pfarrer auf besonders gutem Fuß. Regelmäßig an Sonntagabenden fand er sich mit einigen von ihnen im Hinterstübchen des Wirthshauses bei einem Schöpplein zusammen, und da diese Freunde ganz außergewöhnlich gescheite und witzige Leute waren, so ging Bitzius nie heim, ohne für weitere Arbeit angeregt und bereichert worden zu sein. Nur ein riesiges Gedächtniß ermöglichte übrigens unserm Dichter-Pfarrer, über das reiche Material, das ihm der Verkehr mit allerlei Volk eintrug, mit souveräner Freiheit zu verfügen. „So zwei Jahre", sagte er selbst einmal, „behalte ich Alles, was ich während dieser Zeit gesehen, gehört und gelesen habe."

Ein Heim aber hatte unser Pfarrer, wie man es schöner sich nicht wünschen kann. Wenn uns Albert Bitzius, nachdem er sich einmal als J. Gotthelf entpuppt hatte, das Familienleben mit so lieblichen Farben schildert, so spricht er nicht wie einer, der das Familienglück entbehrt, und der es darum mit den Farben der Phantasie und des Verlangens schmückt, sondern er taucht seinen Pinsel in die helle, schöne Wirklichkeit, er bietet und empfiehlt uns, was er selber hat. Und wenn er über Bedeutung und Werth wackerer Hausfrauen und treuer Mütter so oft und so nachdrücklich sich vernehmen läßt, so hat er innerhalb seiner vier Wände an der sinnigen und trefflichen Gattin selber erfahren, was es sei um das Walten einer guten Mutter und Hauswirthin. In Lützelflüh war damals ein im eminenten Sinne des Wortes gastliches Pfarrhaus, das zur Sommerszeit einem Taubenschlage glich, wo es nur so aus- und einflog von heimischen und immer mehr auch von fremden Gästen.

Was Bitzius zum Schreiben getrieben, ist eine oft aufgeworfene Frage. Wiederholt hat er sich selber ausgesprochen u. a. auch in den Briefen an den mehr genannten „Fluhacherjepp". „Es ist merkwürdig," schreibt er da, „daß die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiß mich zum Schriftsteller gemacht, sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen, und da ich etwas grob werfe, so will sie das nicht leiden; das kann ihr eigentlich auch Niemand übel nehmen. Indessen muß sie mir Platz machen, muß mich gelten lassen, — —

muß mir ein vernünftig Wort zu sprechen vergönnen, wann und zu was ich will. Ist einmal dieses Recht erkämpft, so werde ich sicherlich manierlich werden und sanft wie ein achttägiges Lamm und zuckersüß wie eine Welschlandtochter auf dem Tanzboden." Auf die Selbstzeugnisse J. Gotthelf's über seine Schriftstellerei möchte Ammann nicht viel geben. „Nicht etwa, als ob es ihm an Wahrheitssinn gebräche, bewahre! Aber er hat sich selber nicht gekannt. Er wollte belehren, bessern, reformiren, das war seine redliche Absicht. Aber als er nun an's Schreiben ging, da platzte die poetische Ader, von der er selbst nichts wußte. Mit dem Pädagogen geht nun immer mehr der Dichter durch; auch wo er belehren will, fängt er an zu schildern, die mächtige Phantasie reißt ihn fort. So ist J. Gotthelf ein Dichter geworden von Gottes Gnaden, und in der Energie der Zeichnung, in der Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits ist Bitzius bisher von keinem Volksschriftsteller, ja in dem Bereich, in dem er sich bewegte, von keinem Dichter übertroffen worden. Deßhalb aber, weil er ein Dichter ist, sind seine Werke doch nicht bloß „eitle Spiele der Phantasie, um über eine langweilige Stunde hinweg zu helfen", sondern sie bergen an Weisheit, Wahrheit, Belehrung, Trost eine Fundgrube, die noch lange nicht ausgeschöpft worden ist, noch lange nicht ausgeschöpft sein wird."

Wohl kein Schriftsteller der neuern Zeit fordert zu sprachlichen Beobachtungen mehr auf als der berühmte Berner mit seinem wunderlichen Gemisch von Mundart und Hochdeutsch. Macht schon der Laie unwillkürlich seine Wahrnehmungen über diesen ganz einzigartigen Stil, wie vielmehr wird sich der Sprachforscher dadurch angeregt fühlen! Jakob Grimm spricht sich in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch folgendermaßen über Bitzius aus: „Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Theil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zuthat aus der heimischen Sprache fehlte; einem lebenden Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig Andere gleich. In den folgenden Bänden des Wörterbuchs wird man ihn öfter zugezogen finden, und es ist zu wünschen, daß seine kräftige Ausdrucksweise dadurch weitere Verbreitung erlange."

Eine eingehende Würdigung hat der Sprachmeister zu wiederholten Malen gefunden, am besten vielleicht von dem Züricher Aesthetiker Prof. Julius Stiefel; auch von dem Berner Professor Ferdinand Vetter in der Einleitung seiner Ausgabe von „Uli dem Knecht" in Reclam's Universalbibliothek. Gotthelf's Sprache, schreibt er, dankt ihren Reiz allerdings zum Theil der reichen Mundart, worin sie wurzelt, ist aber in ihrer Gesammterscheinung durchaus das eigenartige Erzeugniß der sprachlichen Genialität und der bestimmten Tendenz ihres Bildners. „Unser Schriftsteller bedient sich der Volkssprache nicht mit bewußter Künstlerabsicht zur Belebung und Farbengebung. Gotthelf stellt sich als Lehrer des Volkes, für das er schreibt, mit Bewußtsein über dasselbe und gebraucht in der Regel diejenige Sprachform, die auch unserm Volke als das Medium für jede Mittheilung höhern Inhalts gilt. Aber Bitzius, als verständiger Lehrer, steigt jeden Augenblick zur Ausdrucksweise des Volkes herab, nimmt jeden Augenblick, um den nichtbäuerlichen Lesern die Begriffe und Vorstellungen des Landmanns recht unmittelbar zu vergegenwärtigen, Worte und Wendungen der Bauernsprache in sein Hochdeutsch auf." In E. Speidel's „Mittheilungen" giebt Dr. H. Stickelberger als Germanist eine tiefbohrende Untersuchung über Gotthelf's Sprache und wirft u. a. die Frage auf, ob diese Vermengung von Hochdeutsch und Dialect sich vom ästhetischen Standpunkte rechtfertigen läßt? Wenn auch Wilhelm Grimm in einem Briefe an Müllenhoff sagt: „Selbst gegen eine Vermischung der Schriftsprache mit der Mundart, wie sie Bitzius in einigen seiner Erzählungen mit Glück versucht hat, erkläre ich mich nicht", so ist doch die Frage aufzuwerfen: wäre nicht wenigstens eine Theilung am Platze, wie sie Marie Walden in ihren Geschichten aus dem Emmenthal anwendet, indem sie die Erzählung in reines Hochdeutsch kleidet und die reine Mundart für die wörtlich angeführte Rede aufspart? Kann auch nicht geleugnet werden, daß Gotthelf in der Mischung manchmal zu weit geht, so ist sein Verfahren jedenfalls ungesuchter; und gerade das Unmittelbare, Naturwüchsige seiner Ausdrucksweise ist der große Vorzug seiner Sprache, der uns für das Ungehobelte vieler Stellen reichlich entschädigt, wie denn Gottfried Keller die Mängel des Berners weit lehrreicher nennt „als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens".

Gotthelf geht also, wie Vetter bemerkt, von der Schriftsprache aus; aber diese ist durch und durch mundartlich gefärbt, in Wortschatz, Grammatik und Stil, theils weil der Verfasser es nicht besser kann, theils — und das größtentheils — weil er es nicht anders will. Er schreibt wie ein im Hochdeutschen nicht besonders geübter, aber sonst sprachgewandter Mann spricht, der durch die Beredsamkeit in seinem heimischen Idiom uns reichlich entschädigt für die conventionelle Correctheit; es ist, als wäre jede genaue Uebersetzung in's Hochdeutsche ein Raub an dem, was er sagen will. Jeremias Gotthelf denkt trotz allem schweizerdeutsch, und seine Sätze sind, ungeachtet der hochdeutschen Grundform, mundartlich viel besser gebildet als die vieler modernen Dialectschriftsteller, bei denen alles klingt wie aus der Büchersprache übersetzt. „Schulmeisterdeutsch ist Gotthelf's Sprache — wie Luther's Deutsch Kanzleisprache war! Der Reformator schrieb nach sächsischen Kanzlei, aber nichts weniger als Kanzleistil; im Gegentheil, das Vollsaftige seiner Sprache verschaffte ihr den Sieg. Und so triumphirt denn auch das Kernige, Bilderreiche in Gotthelf's Ausdrucksweise über alle äußerlichen Bedenken." Wir unterschreiben dieses Urtheil Stickelbergers.

Bitzius ist der Schöpfer seiner Sprache, auch wenn wir ihre Bestandtheile aus Mundart und Schriftsprache heraussuchen können; denn sie ist nicht willkürlich zusammengeschweißt, sondern ein organisches Gebilde. Und daß sein Stil auch jetzt noch seinen Reiz nicht nur auf Berner und Schweizer, sondern auch auf Deutsche ausübt, dafür spricht der ungeahnte Erfolg der illustrirten Prachtausgabe, die es doch wagen darf, den ursprünglichen Text statt des gereinigten der Gesammtausgabe darzubieten. In Jeremias Gotthelf verehren wir einen Schriftsteller, der, obwohl er sich nicht wie Hebel und Reuter der Mundart direct bedient, doch alle ihre Vorzüge in's rechte Licht zu stellen weiß und einen der reichsten Schweizer Dialecte dadurch zu Ehren gebracht hat. Wir freuen uns namentlich über die Art, wie er in seinen Stil die trefflichen Bilder und Redensarten der Berner Bauern verflicht, die dadurch vorzüglich charakterisirt werden. Verhüllende, manchmal feine und zarte Ausdrücke wechseln mit derben Schimpfworten, treuherzige Grüße mit anzüglichen, ironischen Redensarten, schalkhafte und humoristische Aeußerungen mit hausbackenen Bemerkungen. Und alle diese Blumen sind nicht als fremde Pflanzen in des Schriftstellers Park versetzt, sondern sie sind in seinem schlichten Hausgarten gewachsen. Er bindet sie zu einem Strauße, der vielleicht nicht den verwöhnten Geschmack jeder Modedame befriedigt, der aber durch frischen, ländlichen Wohlgeruch alle diejenigen erfrischt, die sich noch den Sinn erhalten haben für reine, ungeschminkte Natur. Er ist einer der sprachgewaltigsten Dichter der deutschen Nationalliteratur.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Wasserflasche.

Von M. Zeldowitz.

Man sprach von Pech und Pechvögeln, berief sich auf Thatsachen und erzählte verschiedene Geschichten, in denen geringfügige Zufälle die Folgen aller Schicksalswendungen waren. Der Oberst Gartenbaum saß seitwärts; seine Cigarette rauchend hörte er stillschweigend dem Geplauder zu, ohne an ihm Theil zu nehmen. Er war ein älterer Officier mit gutmüthigem, fröhlichem Gesicht, ein echter Russe, der nicht ein Wort Deutsch sprach, und sich mit seinem deutschen Familien-Namen sein Leben lang nicht aussöhnen konnte.

„Alexander Sergejewitsch!“ wandte sich der Wirth an ihn. „Weßhalb sind Sie heute so schweigsam? Erzählen Sie uns etwas; Sie haben ja einen unerschöpflichen Vorrath.“

„Gern,“ ließ sich der Oberst vernehmen, „ich könnte Ihnen eine kleine, der Unterhaltung entsprechende Geschichte erzählen, in der ich zum Theil mitgewirkt habe. Aber,“ fügte er unentschlossen hinzu, „die Censur macht mir Bedenken. Ich fürchte,“ er blinzelte nach der Richtung, wo die Wirthin saß, „Anna Iwanowna könnte sich ärgern.“

Doch die Wirthin gab gnädige Erlaubniß. „Nur,“ bemerkte sie dem Obersten, „machen Sie keinen Mißbrauch von der Erlaubniß, damit ich nicht wie immer gezwungen wäre, zum Schluß ihrer Geschichten das Zimmer leise zu verlassen.“

„Es war,“ begann der Oberst seine Erzählung, „vor ungefähr zwanzig Jahren. Ich war damals Husar und Regiments-Adjutant. Unser Regiment stand in einer ziemlich großen südlichen Stadt. Es lebte sich da recht lustig. Die Gutsbesitzer kamen oft herüber. Es wurde getanzt, Ausflüge und andere Belustigungen wurden veranstaltet. Die Officiere waren unternehmungslustig, erfinderisch, lauter junges, lebenslustiges Volk und gute Kameraden. Von Allen stand mir Wolodjka Kowaljeff am nächsten. Wir wohnten auch zusammen. Dieser Wolodjka war, abgesehen von allen seinen sonstigen Vorzügen und Eigenschaften, ein bildschöner Kerl. Das Aeußere so recht zu beschreiben, verstehe ich nicht, könnte es Ihnen auch nicht erzählen, doch eine solche Schönheit habe ich nicht wieder gesehen. Wie er in seinem mit reichen Goldschnüren besetzten Umhang — damals trug die Cavallerie noch nicht die jetzigen langschößigen Röcke — in dem knappanliegenden Wamms, den hohen Lackstiefeln mit silbernen Sporen, auf seinem feurigen Rosse saß, es war ein Bild zum Malen! Ich sage Ihnen zum Malen! Aber seltsamer Weise, ja kaum glaublich, bei unseren Damen und jungen Mädchen erfreute er sich keines besonderen Erfolges. Mit dem Geschmack der Frauen ist eben nicht zu rechnen! Kowaljeff war eine kleine Vollkommenheit, und doch ließen die Damen sich von ihm nicht hinreißen; er verstand es nicht sie zu fassen.“

Der Oberst that einen kräftigen Zug aus seiner Cigarette und einen Schluck starken Thees und fuhr fort: „In jenem Winter hatten wir besonders flott gelebt. Gesellige Zusammenkünfte wurden häufig veranstaltet, bald im Club und bald im Casino und bald beim Adelsmarschall. Während einer solchen Gesellschaft bei dem Adelsmarschall — der größte Theil der Gäste war schon versammelt — trat ein älterer Herr mit einem jungen Mädchen in den Ballsaal. Wie gewöhnlich, erweckte auch hier das Erscheinen unbekannter Persönlichkeiten allgemeine Neugierde und zog die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden auf sich. In kürzester Zeit wußten wir denn auch Alle, der stattliche Herr sei einer der reichsten Gutsbesitzer der Gegend und die jugendliche Begleiterin seine einzige Tochter. Sie war erst seit einigen Tagen aus einem adligen Pensionat heimgekehrt. Wir ließen uns noch am selben Abend den Turinsky's vorstellen. Von nun an erschienen Vater und Tochter häufiger auf Bällen, veranstalteten auch solche bei sich. Wir hatten bald Gelegenheit zu bemerken, daß die Turinskaja Kowaljeff nicht gleichgiltig sei. Monstre-Quadrille tanzte er nur mit ihr, Mazurka auch. Und auch sie bevorzugte ihn häufig bei den Contretänzen. Da es sich um einen Kameraden handelte, so zogen wir Andern uns von ihr zurück. Ich gab ihm aber noch einen guten Rat: ‚Wolodjka,‘ sagte ich, ‚halte die Gelegenheit fest, so was wird einem nicht alle Tage geboten. Das Mädchen ist gut, aus achtbarer adeliger Familie und die einzige Tochter eines reichen Vaters. Läßt Du Dir dies Mal die Gelegenheit entgehen, bleibst Du Zeitlebens ein Esel.‘ Er antwortete nur mit einem ausgelassenen Lachen. Zwei Monate waren seitdem verstrichen; Alles war noch immer beim Alten: sie planderten, tanzten ... ‚Wolodjka,‘ fragte ich ihn nochmals, ‚wann ist denn endlich Verlobung?‘ ‚Keine Sorge,‘ war die ruhig gegebene Antwort. Doch die Zeit verging, die großen Fasten kamen heran, und zwischen Kowaljeff und der Turinskaja war ja immer noch nichts Officielles. Auch der Frühling war herangekommen. Unser Regiment zog zum Manöver. Wir mußten an der Romanowka, dem Gute Turinsky's vorüber. Ich hoffte, daß es dies Mal zur Entscheidung kommen würde, und so beauftragte ich, als Adjutant, Kowaljeff für unsere Einquartierung Sorge zu tragen, und schickte ihn dem Regimente voraus. Den Tag darauf kamen wir in Romanowka an, und wurden von Turinsky und Kowaljeff empfangen. Turinsky war ein sehr liebenswürdiger und gastfreundlicher Wirth. Uns Officieren wurden Räume im Herrenhause angewiesen; das Haus war alt, oft umgebaut, mit vielen Gängen und Flügeln. Zum Mittagsmahl wurden alle Officiere geladen und glänzend bewirthet. Kowaljeff betrug sich wie zum Hause gehörig, und auch unser Wirth schien ihn als solchen anzusehen. Das Fräulein war gegen ihn sehr liebenswürdig und bot ihm fortwährend Bonbons an. Nach dem Diner wurden Kaffee, Cigarren und Liköre herumgereicht. Unbemerkt brach die Nacht herein. Wir Alle waren vom langen Marsch übermüdet und zogen uns früh zurück. Bei unseren Wirthen war nur Kowaljeff geblieben. Heute nimmt's wohl ein Ende, dachte ich beim Fortgehen. Lange konnte ich mich übrigens mit Kowaljeff nicht beschäftigen, denn kaum hatte ich mich hingelegt, als ich auch schon fest einschlief. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich mich von Jemandem geweckt fühlte. Ich öffne die Augen — vor mir steht Kowaljeff, vergnügt, zufrieden.

‚Schura, Herzensjunge,‘ ruft er, ‚wenn Du wüßtest, wie glücklich, wie zufrieden ich bin.‘ — ‚Ach scheer' Dich mit Deiner Zufriedenheit, ich will schlafen.‘

‚Steh auf, alter Junge, genug des Schlafes. Laß uns lieber plaudern.‘ Was war da zu thun? Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und fügte mich in's Unvermeidliche. ‚Nun, man kann Dir wohl gratuliren? Lange genug hat's gedauert,‘ brummte ich gähnend.

‚Zum Gratuliren,‘ lacht er vergnügt, ‚ist es vielleicht zu früh, übrigens, mit Lydia habe ich heute offen gesprochen. Morgen muß ich zum Vater. Streng und rauhbeinig ist zwar der Alte, doch mir ist nicht bange.‘

Er erging sich in Plänen seines zukünftigen Lebens, wie er seinen Abschied nehmen, sich auf dem Gute niederlassen und mit der Landwirthschaft befassen würde: und was für ein sonniges, glückliches Leben wartete doch seiner an der Seite seiner Lydia! Ich freute mich von Herzen seines Glückes, hörte ihm zu und stimmte in Allem bei. Allmälig hatte sich der Stoff unserer Unterhaltung erschöpft. Wir waren eben im Begriff, einander gute Nacht zu wünschen, als Kowaljeff plötzlich heftigen Durst verspürte. Es war ganz natürlich, denn den Tag über hatte er nicht wenig spirituose Getränke zu sich genommen und, was das Sprechen anbetrifft, seiner Zunge viel zugemuthet.

‚Schura, wo steht hier die Wasserflasche?‘ fragte er mich.

‚Weiß nicht, mein Junge, such' 'mal.‘

‚Was zum Teufel kann man in dieser Finsterniß finden?‘ — Hast Du denn keine Streichhölzer?‘ Die Nacht war wirklich rabenschwarz, im Zimmer herrschte völlige Finsterniß, und Streichhölzer waren nicht da. So mußte man denn im Finstern nach der Wafferflasche suchen. Kowaljeff tastete und suchte im ganzen Zimmer umher, umsonst — die Flasche war nicht zu finden. Und der Durst plagte ihn immer mehr.

‚Versuche zu schlafen,' rieth ich ihm. Er thut's, doch nach einiger Zeit weckt er mich wieder.

‚Schura,' ruft er, ‚dieser verfluchte Durst, ich halte es nicht mehr aus!' Wir fangen wieder an zu suchen, doch wie vorhin erfolglos. Augenscheinlich hatte man die Carasse vergessen. Was thun?

‚Es bleibt mir wohl nichts übrig, als meinen Burschen oder sonst Jemand von der Dienerschaft aufzusuchen,' meint Kowaljeff. Ich rieth ihm von diesem Vorhaben ab und suchte ihn zurück zu halten. Wie leicht konnte man sich Nachts in einem fremden Hause in der Thüre irren. Doch Kowaljeff war, wie alle Kleinrussen, sehr eigensinnig und blieb bei seinem Entschluß. Halb ausgekleidet wie er war, ging er denn auch auf die Suche nach dem Leutezimmer. Ich blieb zurück und wartete. Ueberall herrschte lautlose Stille. Plötzlich ertönte ein kreischender Aufschrei. „Zu Hülfe, Leute, zu Hülfe!" Ohne zu begreifen, was vorgeht, springe ich aus dem Bett, eile auf den Hülferuf und stoße in der Thür mit Kowaljeff zusammen. Er steht vor mir, mit einem Licht in der Hand, blaß zum Entsetzen, mit bebenden Lippen.

‚Schura, ich bin verloren, ganz verloren!' Und er sagte das mit einer solchen Verzweiflung in der Stimme, daß mir ganz bang und wehe um ihn wurde.

‚Was ist denn vorgefallen? So erzähle doch, sprich!'

‚Was nützt das Erzählen!' wehrte er hoffnungslos ab. ‚Ich bin verloren, für nichts und wieder nichts, verloren! Du weißt ja, ich ging aus unserm Zimmer auf Gerathewohl im Dunkel, das Leutezimmer zu suchen; an fünf oder sechs Zimmern war ich schon vorüber, kam endlich in einen Gang und bemerkte dort eine Thür. Die wird's wohl sein, denke ich und öffne. Ein Schnarchen wird hörbar. Ich rufe, doch es erfolgte keine Antwort. Werde wohl selbst aufmachen müssen, denke ich, und mache ein Paar Schritte vorwärts doch da .... du gütiger Himmel!' unterbrach er sich, verzweiflungsvoll, ‚mußte denn auch so ein Unglück geschehen! Kaum hatte ich die Thür hinter mir, als ich auf etwas Weiches trat und lang hinfiel. Dieses weiche Etwas aber springt auf und schreit wie besessen. In der Dunkelheit konnte ich, wenn auch sehr undeutlich, unterscheiden, daß es ein Frauenzimmer war, in einem Costüm . . .'"

Der Erzähler schielte hier zur Wirthin hinüber und verbesserte sich: „in völligem Deshabillé. ‚Ich flüstere: So hör' doch auf zu schreien, und sage lieber wo bei Euch das Wasser steht?' Damit suchte ich ihr Geschrei zu unterbrechen. Doch das verfluchte Weib ließ sich nicht beschwichtigen. ‚Das Wasserholen werden wir Dir schon austreiben,' schrie und zeterte sie in einem fort. Nun wurde es mir aber zu bunt. ‚Schweig,' herrsche ich sie an und packe sie am Arm. Da wird's plötzlich hell im Zimmer, und in der Thüröffnung erscheint Turinsky im Schlafrock und ein Licht in der Hand.

‚Sie sind es, Wladimir Andrejewitsch?' sagt er, erst mich, dann das Dienstmädchen scharf ansehend. ‚Bitte um Entschuldigung, Sie gestört zu haben. Wozu nur der Lärm?' Er dreht sich um und geht, ich hinter ihm her. ‚Aber, Michail Iwanowitsch, so hören Sie nur, es ist ja einfach ein Mißverständniß!' rufe ich ihm nach.

‚Ich habe ja auch durchaus nichts dagegen; lassen Sie sich nicht stören', — bemerkt er trocken und geht, ohne mich weiter zu beachten.

Nun, Du siehst, mir ist jetzt nicht mehr zu helfen, mein Glück ist nun zerstört und Lydia für mich auf Nimmerwiedersehen verloren!'

Ich suchte ihn zu trösten, konnte aber selbst keinen rechten Glauben an meinen Worten finden. Turinsky war stolz und streng; was er einmal beschlossen, blieb unabänderlich. Kowaljeff hat auch thatsächlich Lydia nicht wiedergesehen.

Den nächsten Tag bekamen wir keinen von unseren Wirthen zu Gesicht. Zum Mittagsmahl wurde nur der Kommandeur gebeten. Die Kameraden waren schon sämmtlich vom nächtlichen Ereigniß unterrichtet; Manche lachten, doch die meisten bedauerten Wolodja. Es wurde beschlossen noch einen Versuch zu machen, mit Turinsky darüber zu sprechen. Kowaljeff ging zum Kommandeur, berichtete ihm wie Alles vorgefallen und bat ihn sein Fürsprecher und Anwalt zu sein. Jewgeny Konstantinowitsch, der seine Offiziere stets väterlich behandelte, erklärte sich dazu gern bereit. Doch seine Mission mißlang gänzlich. Turinsky empfing den Kommandeur sehr liebenswürdig. Als dieser jedoch von dem lächerlichen nächtlichen Ereignis sprechen wollte, unterbrach ihn Turinsky und gab dem Gespräch eine andere Wendung.

‚Aber erlauben Sie,' kam der Kommandeur, dem Kowaljeff's Mißgeschick nahe ging, nochmals auf denselben Gegenstand zurück, ‚uns Allen ist ja bekannt, wie sehr Ihre Tochter und Kowaljeff sich für einander interessieren. Sie können doch unmöglich, einer solchen Kleinigkeit wegen, das Glück Ihres Kindes zerstören wollen? Auch um den jungen Mann ist's Schade. Er verliert rein den Verstand vor Kummer. Ich bürge Ihnen dafür, daß hier nur ein Mißverständniß vorliegt, nichts als ein Mißverständniß.'

Turinsky blieb unerschütterlich. Der Kommandeur verließ ihn ganz erbost und gab Befehl, sofort zum Weitermarsch zu rüsten. — —

„Ja, ja," schloß der Oberst seine Erzählung, „was der Zufall nicht Alles anrichten kann! Eines Glasses Wassers wegen, verlor der Mensch ein geliebtes Wesen und vernichtete sein Lebensglück! Kowaljeff ist Junggeselle geblieben."

Der Oberst seufzte, nahm sein Cigaretten-Etui aus der Tasche und drehte eine Cigarette zurecht.

„Ach ja," ließ er sich nochmals vernehmen, „das hätte ich fast vergessen. Die Wasserflasche war doch in unserem Zimmer, sie staud nur in der äußersten Ecke des Fensterbretts und wurde vom Vorhang verdeckt — und deßhalb hatten wir sie nicht gefunden!"

Aus der Hauptstadt.

Der Fall Esser.

„Ich wünschte, daß nicht lauter niedergebrochene Existenzen ihre letzte Zuflucht in den Colonien suchten, sondern daß ich für jede unserer Colonien einen Mann hätte wie Sie". Mit diesen Worten überreichte der Kaiser Herrn Dr. Esser den Kronenorden zweiter Classe, und Geheimrath v. Buchka und Herr v. Lucanus beeilten sich, dem auf so ungewöhnliche Art und so verschwenderisch ausgezeichneten Feind aller Bureaukratie und Vielregiererei (Telegrammadresse: Cacaobaum) ihre herzlichen Glückwünsche auszusprechen.

Unter den Palmen Südwestafrikas wandelt man nicht ungestraft. Daß lauter niedergebrochene Existenzen ihre Zuflucht in den Colonien suchten, hat nach Dr. Esser's Angabe der Kaiser behauptet und den Immer-noch-Oberleutnant der Landwehr Esser in strahlenden Gegensatz zu ihnen gebracht. Aber keiner dieser Niedergebrochenen wird heute frohen Muthes mit dem Millionär und kühnen Forscher Esser tauschen wollen, und Jeder, der nicht stolz jenseits von Gut und besonders von Böse steht, wird ihn heute für der Niedergebrochensten Einen halten. Der junge Gelehrte, der die Reitpeitsche erhob und sie klatschend niedersausen ließ, hat zwar vom Dr. jur. Esser mit der Telegrammadresse Cacaobaum eine Einladung zum Zweikampfe erhalten, aber die schöne Gelegenheit, dem Todesmuthigen endlich eine von der Oeffentlichkeit controlirbare Heldenthat zu ermöglichen, ungenutzt vorübergehen lassen müssen. Ein anderes Ehrengericht als das militärische, das jählings zu einem für Herrn Esser günstigen Ergebniß gekommen sein soll, erkannte nämlich für Recht, daß Dr. Wagner sich dem Auchgeographen und Oberleutnant der Landwehr Esser erst dann stellen dürfe, wenn der hervorragende Geograph und Inhaber des Kronenordens zweiter Classe sich von dem schmachvollen Verdachte gereinigt hätte, Kaiser und Reich ordinär beschwindelt zu haben. Das so beliebte Fleckenreinigungs-Institut, zu dem sich das moderne Duell nach dem Vorbild der alten Ordalien zu-

rückentwickeln zu wollen scheint, hat also im vorliegenden Falle die preiswerthe chemische Wäsche noch nicht vornehmen können.

Herrn Esser wird es leicht fallen, die unerhörten Beschimpfungen zurückzuweisen, die ihm der Dr. Wagner gedruckt in's edel geschnittene Profil schleuderte und die ihn, nach der Duelltragikomödie zu schließen, so nachhaltig erregt haben. Herr Esser trägt die Uniform des Kriegers nur bei festlichen Anlässen und wenn, wovor Gott ihn und uns bewahren möge, ein menschenmordender Krieg ausbricht. In den Pausen, die zwischen den Schlachten und den Audienzen, Banketten und Vorträgen in geographischen Gesellschaften liegen, schmückt Esser den schlichten Bürgerstand. Mithin bietet auch ihm das bürgerliche Gericht Schutz vor Schmähungen und Verleumdungen. Vor Gericht kann er unter Beweis stellen, daß er seine großen Afrika-Expeditionen so gemacht hat, wie sie in seinen herrlichen Werken beschrieben stehen, und daß diese Werke sein geistiges Eigenthum, nicht freches Plagiat oder bezahlte Arbeit sind. Vor Gericht kann er unter Beweis stellen, daß er die Karte der Tigerbai selbst gezeichnet, nicht aus einer portugiesischen Karte gestohlen hat; vor Gericht kann er ferner beweisen, daß seine Jagdtrophäen, mit denen er zum Theil den Kaiser erfreute, nicht auf dem Kameruner Mühlendamm für ein paar Thaler erkämpft worden sind. Vor Gericht kann er beweisen, daß er nie versucht hat, arglose Männer der Wissenschaft zu täuschen, daß nicht er es ist, der in diesem Handel den Namen eines ehrlosen Buben verdient. Das preußische Officiercorps müßte sich seit kurzer Zeit seltsam verändert haben, wenn es nicht darauf bestünde, daß der Kamerad Oberleutnant der Landwehr Esser klipp und klar den verlangten Nachweis führe.

Aber mag die Posse nun enden wie sie will — die Person des Mannes, der die Telegrammadresse Cacaobaum führt, spielt schließlich nicht die Hauptperson darin. Daß es so geistvolle Schwindler nicht mehr giebt, wie in den Jahrhunderten der Münchhausen und Cagliostro, ist gewiß bedauerlich; doch wie auf allen anderen Gebieten, müssen wir uns auch hier mit dem Abhub, der technisch unzulänglichen, salzlosen Dreistigkeit an sich begnügen. Früher gehörte zu einer erfolgreichen Lüge ziemlich viel Witz und Verstand; heute bedarf es nur eines Giro-Contos bei der Reichsbank, um die zu blenden, die vor dem heiligen Capital gewohnheitsmäßig platt auf dem Bauche liegen, das heißt, alle Staatserhaltenden und Gebildeten. Die Dummheit des Betrügers muß der Höhe seines Bank-Guthabens direct proportional sein. Nicht darin, daß wir uns beschwindeln lassen, liegt das Entehrende, und auch nicht darin, daß ganz inferiore Hirnchen dies vermögen. Noch keine Epoche ist von Mystifikationen verschont geblieben, noch jede ist ihnen zum Opfer gefallen. Daß wir uns von plumpen Lügen täuschen lassen, bedeutet gleichfalls keinen Vorwurf gegen unsere Redlichkeit, sondern nur gegen unsere unter dem Einfluß der europäischen Hochcultur allmählich erlöschende Intelligenz. Einen Fehler indeß begehen wir, und eine Schmach laden wir auf uns: wir lachen den Entlarvten nicht aus, wenn er uns ehrwürdig erscheint durch seinen Besitz, und wir räumen ihm das Recht ein, weiter als unseresgleichen unter uns zu weilen, wenn der Ertrag seiner glücklichen Börsenspeculationen den unserer ehrlichen Arbeit übertrifft. Wir lachen dann nicht, sondern sind entrüstet. Unsere Entrüstung wendet sich selbstverständlich niemals gegen den phantasievollen Helden von Capitals Gnaden, sondern gegen den, der es versuchte, einem unserer Abgötter Knüttel zwischen die Beine zu werfen. Ein Colonial-Scandal macht uns, vor Allem unserer aufgeklärten, maßgebenden und freisinnigen Presse, unbändigen Spaß, so lange arme Schlucker wie Leist oder Peters dadurch bloßgestellt werden. Niemand versteht sich dann so gut auf die mitleidlose, brutale Hetze, wie das treue deutsche Herz. Kommt aber einmal ein Millionär in die Schußlinie, dann setzen die Jäger ihre Büchsen ab und starren devot nach der anderen Seite, und die Ganzklugen unter ihnen knallen flink den verwegenen Treiber nieder.

Wer die Culturgeschichte des deutschen Volkes im neunzehnten Jahrhundert schreiben und sie nicht im Verlag Boug erscheinen lassen will, der thut gut, alles Material zum Falle Esser, besonders alles gedruckte, mit dem löblichen Eifer eines auf falscher Fährte befindlichen Criminalisten zusammenzusuchen. Er wird dann nicht auf falscher Fährte sein und wird als Schreibsachverständiger nicht den an Gerichtsstätte so gern gehörten, blutrünstigen und leichtfertigen Unsinn zusammenschwatzen. Doch das Jahrhundert ist noch nicht vorüber, und da die deutsche Nation auf eine besonders schmeichelhafte Monographie ohnehin nicht rechnen darf, so haben ihre Historiker keinen Grund, sich damit zu beeilen. Weit lebhafter auch als die exotische Person des Cacaobaum-Telegramm-Adressaten interessirt die colonial- und die allgemein-politische Seite der Angelegenheit. Nicht oft ist der neue Kurs unversehens so grell beleuchtet und so bitterbös ironisirt worden wie durch seinen treuen Anhänger Esser, der allerdings, wenn man dem Gemunkel trauen will, vor nicht zu vielen Jahren der Majestätsbeleidigungsseuche gleichfalls seinen Tribut gezahlt hat.

Bei der Verehrung, die die englischen Staatsmänner augenblicklich wieder in Berlin genießen und die, wenn zu weiter nichts, so doch zu einem solennen Wettsegeln der exclusiven Yachtclubs beider Staaten um irgend einen Cup führen wird, mit nachfolgendem Festessen, hätte man annehmen dürfen, daß die colonialen Gepflogenheiten der Britenlords ebenso viel Nachahmung Seitens unserer Maßgebenden finden würden wie ihre sportlichen Neigungen. England hat seine Colonien dadurch in die Höhe gebracht, daß es den sachverständigen Kaufmann vorausschickte. Erst nachdem er das Terrain gründlich studirt und bereitet hatte, legte die von ihm hinlänglich unterrichtete Staatsmacht die gepanzerte Faust darauf. Unsere Weisen treiben es jedoch umgekehrt. Als der eine Bismarck Samoa, die reife Frucht, einheimsen und aus der Hand des deutschen Kaufmanns Godeffroy entgegennehmen wollte, da verweigerte ihm der Reichstag mit einer sogenannten imposanten Mehrheit die Mittel dazu. Seitdem ist allemal das Militär vorangegangen, sobald es eine Colonie zu erwerben galt. Ihm folgte die Verwaltungsbureaukratie mit ihrer raffinirtesten Blüthe, dem Assessor. Und erst wenn diese beiden Kräfte gesehen hatten, daß Alles gut war, erst wenn sämmtliche Reglements erlassen, Wüste und Urwald unter Polizeiaufsicht gestellt waren, erst dann durfte der Kaufmann in's Land. Der Kaufmann vom Schlage Esser. Und es ist gute Hoffnung, daß er zu Grunde richten wird, was die bei aller Einfalt und Verzopftheit doch wohlmeinenden, ehrlich und ernst arbeitenden Männer vom grünen Tische noch nicht ganz verdorben haben. Die Esser und Genossen fühlen sich nicht als simple, profitbedürftige Comptoirseelen, sondern als ein elegantes Mittelding zwischen Cavalier, Sportsman und politisierendem Gelehrten. Daß sie, bietet sich die saubere Gelegenheit, nicht ungern ein gewagtes Speculatiönchen machen, darüber veröffentlichen sie keine gelehrten Abhandlungen, und daß sie zuweilen höchst unangenehme Aventiuren erleben, die selbst das Zeugniß ihrer Dienerschaft nicht aus der Welt bringt, davon erfährt die Mitwelt durch ihre wissenschaftlichen Vorträge nichts. Aber sie machen der Bureaukratie da, wo sie Plantagen anlegen, das Leben sauer, und den Zopfträger, der den Kaufmann mit Ruthen zu geißeln gewöhnt ist, züchtigen diese modernen Königskaufherren mit Scorpionen. Zitternd horcht der kleine Streber auf, der jenseits des Meeres eine bessere Carrière zu hoffen machte als in der übersüllten Heimath, wenn die Hochmögenden dem Monarchen in stundenlangem Vortrage beweisen, daß in Afrika zu viel regiert werde und die Hälfte aller Beamten abgerufen werden müsse. Schlimmeres noch zu befürchten als sie hat jedoch der tüchtige Colonialmann im Reichsdienste, der die Interessen seines afrikanischen Bezirkes über die des Großcapitals stellt. Er weiß, daß den Königskaufherren die Rache süß schmeckt. Trotzdem hat er sich bis zur Stunde tapfer gegen sie und alle Bemühungen gewehrt, unsere Colonien börsenmäßig so auszunützen, wie die Geistesverwandten der muthigen Faiseure gegenwärtig die günstige Conjunctur auf dem Montanwerke ausnützen. Er leistete Widerstand aus Pflichtgefühl, weil nach seinem Ermessen der deutsche Besitz in Ost- und Südwest-Afrika noch nicht reif ist für die Veractiengesellschaftung.

Nun freilich muß er, und dazu aus Dr. Esser's Munde, erfahren, daß sein kaiserlicher Herr gerade entgegengesetzter Meinung ist als er, daß der Colonialbeamte dazu da sein soll, dem deutschen Capital die Wege zu ebnen und das deutsche Capital zu schützen. Vor Tische las man's anders. Andere Erwartungen haben wir auf unsere Colonien gesetzt, mit anderen Idealen sind unsere Pioniere dorthin gegangen. Es wird ihnen nicht ganz leicht ankommen, sich der Autorität des Kartographen, Geographen und kühnen Forschers zu beugen, der unerschrocken und ohne die Eisenbahn zu benutzen beinahe zehn Meilen weit landeinwärts drang und bei Sect und Selters sicherlich dem Tode muthig in's Auge geblickt hätte, wenn der Tod nicht unglücklicher Weise gerade anderweit beschäftigt gewesen wäre.

Einige Herrn Dr. Esser nahestehenden Organe der öffentlichen Meinung theilen mit, daß der Kaiser die Festungshaft von drei Monaten, die der Tapfere zudictirt erhalten hat, durch eigenhändige Verfügung in einen Tag Stubenarrest umgewandelt habe, und das dies ein Gnadenbeweis sei, den man ebenso hoch anschlagen könne wie die Verleihung des Kronenordens zweiter Classe. Außerdem sei das Ermittelungsverfahren des militärischen Ehrengerichtes endgiltig eingestellt worden. Dr. Esser muß demnach in letzter Stunde entscheidend nachgewiesen haben, daß er weder die Gesellschaft für Erdkunde durch seinen Vortrag getäuscht, noch Autorrechte auf ein Buch geltend gemacht habe, das das geistige Eigenthum eines Anderen ist, eines deutschen Agenten, dessen Namen in Mossamedes angeblich Jeder kennt. Ferner ist augenscheinlich die Unwahrheit der Behauptung dargelegt, in Dr. Esser's profundem Buche: „Jagd- und wirthschaftliche Streifzüge" befinde sich eine Karte der Tigerbai, die nur auf dem Wege des Plagiats hineingekommen sein kann. Und so weiter. Im Interesse der Ehre des deutschen Namens, die Dr. Esser sonst leichtfertig befleckt hätte, und im Interesse der deutschen Wissenschaft, die sonst vorm Auslande lächerlich gemacht worden wäre, steht zu hoffen, daß die überraschende Reinigung des Beschuldigten schöne Wahrheit bleibt. Dem militärischen Ehrengerichte liegt es ob, die letzten Zweifel zu zerstreuen, und es wird dies um so lieber thun, als nur dadurch einige Mitglieder der Hofgesellschaft aus verzweifelt schiefer Lage befreit werden können. Sie haben Dr. Esser dem Kaiser gewiß nicht deßhalb zugeführt, weil er Mittel für Kirchenbauten stiftete; sie haben fraglos eingehende Erkundigungen über den Mann eingezogen, bevor sie dem Monarchen so enthusiastisch von ihm sprachen. Wilhelm II. kann den Leuten, die eine Audienz bei ihm nachsuchen, nicht Herz und Nieren prüfen; er muß sich auf die Gewissenhaftigkeit seiner Untergebenen verlassen. Niemandem wäre der Gedanke, Güte und Freundschaft an einem Unwürdigen verschwendet zu haben, fürchterlicher als ihm. Denn nicht allein, daß so grobe Täuschung seinen Stolz verletzen und sein offenes Gemüth mit Mißtrauen umdüstern würde, nein, der Fall Esser wäre auch geeignet, die Bevölkerung stutzig zu machen. Der Fürst muß unfehlbar sein wie der Papst. Man lese doch im Principe des großen Niccolo nach, weßhalb. Caliban.

Notizen.

Ignaz v. Döllinger, sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses. Dargestellt von J. Friedrich. I. Theil (München 1899). Das Interessanteste enthält das sechste Capitel, wo von dem bisher wenig bekannten Streite Döllinger's mit Heine die Rede ist. Heine war 1827 als Cotta'scher Redacteur der „Politischen Annalen" nach München gekommen und als Verfasser der stark anticlericalen „Reisebilder" sofort in dem von Görres, Döllinger, Ringseis und anderen Ultramontanen redigierten Literaturblatt „Eos" angegriffen worden: „Herr Heine ist kürzlich als Dichter aufgetreten mit einer ansehnlichen Sammlung von Reimereien, die er, mit Prosa untermischt, unter dem Titel Reisebilder herausgegeben hat ... Während Andere seiner Stammesgenossen ihre israelitische Abkunft sorgfältig zu verbergen suchen, giebt sich unser Herr Politiker ganz unverhohlen als Juden zu erkennen und wählt für dieses Bekenntniß das passendste Vehikel: Lästerung dessen, was dem Christen das Heiligste ist. Man sieht, Herr Cotta weiß feine Leute zu wählen, und Herr Heine besitzt doch wenigstens die erste einem politischen Schriftsteller des Tages nothwendige Eigenschaft: Frechheit und Unverschämtheit. Er ist indessen nicht so ganz Jude, daß er nicht auch an den heiligen Geist glaubte, nämlich an den, der, wie es Seite 186 heißt, die Zwingherrnburgen zerbrach und das alte Recht erneut, daß alle Menschen, gleichgeboren, ein adeliges Geschlecht seien. Dieser neuentdeckte heilige Geist hat, wie ebendaselbst zu lesen ist, seine wohlgewappneten Ritter, unter die sich auch Herr Heine zählt. Wir geben ihm indessen zu bedenken, ob er bei einer solchen allgemeinen Baronisirung des ganzen Menschengeschlechtes, vom Hottentotten an bis hinauf zu den Monarchenfamilien Europas, wirklich etwas gewinnen dürfte; denn sein Stammbaum, der schnurgerade bis auf Abraham zurückführt ist ja doch begreiflich viel älter als der des ersten Barons der Christenheit." In diesem unfeinen Tone kommt Döllinger in der „Eos" immer wieder auf Heine und sein Judenthum zurück, das Eingehen der „Annalen" und die Reisebriefe aus Italien im Cotta'schen „Morgenblatt". Es ist gar keine Frage, daß diese Angriffe der mächtigen Partei den Minister Edvard v. Schenk veranlaßten, sein festes Versprechen, daß er Heine eine Professur an der Münchener Universität verschaffen werde, zu brechen. Heine wartete Wochen lang vergeblich in Florenz. In Folge dessen hielt er im dritten Bande der Reisebilder Abrechnung mit Döllinger, ohne seinen Namen zu nennen. Er schreibt u. a.: „Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth sich zu gleicher Zeit gegen mich kundgab, und nicht bloß meiner anticölibatischen Gedichte wegen, sondern auch wegen der politischen Annalen, die ich damals herausgab, so konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich sah, daß ich keiner der Ihrigen sei. Wenn ich hiermit andeute, daß man nichts Gutes von ihnen sagt, so sage ich darum noch nichts Böses von ihnen. Ich bin sogar der Meinung, daß sie, nur aus Liebe zum Guten, durch frommen Betrug und gottgefällige Verleumdung das Wort der Bösen entkräftigen möchten, und daß sie diesen, nur für einen solchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geistigen Lebensquellen, sondern auch die materiellen zu verschütten suchen. Man hat jene guten Leute, die sich in München sogar öffentlich als Congregation repräsentiren, thörichter Weise mit dem Namen Jesuiten beehrt. Sie sind wahrlich keine Jesuiten, sonst hätten sie eingesehen, daß zum Beispiel ich, einer von den Bösen, schlimmsten Falls die literarisch-alchimistische Kunst verstehe, aus meinen Feinden selbst Ducaten zu schlagen, dergestalt daß ich dabei die Ducaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — sie hätten eingesehen, daß solche Schläge nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden avilirt, wie der arme Sünder den Staubbesen nicht minder stark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird." Auch später kam Heine noch mehrfach auf die Münchner „Congregation" zurück. Einmal nur und zwar viele Jahre später erwähnt er den Namen Döllinger im „Romanzero". Dort ist ein Gedicht, worin des alten Feindes ausdrücklich gedacht wird:

„Apropos! Der erzinsame
Pfasse Dollingerius,
Das ist ungefähr sein Name,
Lebt er noch am Isarfluß" u. s. w.

Es ist natürlich, daß der damals junge Döllinger in diesem Streite den Kürzeren zog, und er wird später, als er ganz andere Wege einschlug, seine wilden und ungeschickten Angriffe bedauert haben, die den späteren großen Kirchenhistoriker, Unfehlbarkeitsgegner und Begründer des Altkatholicismus allerdings in keiner Weise ahnen ließen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

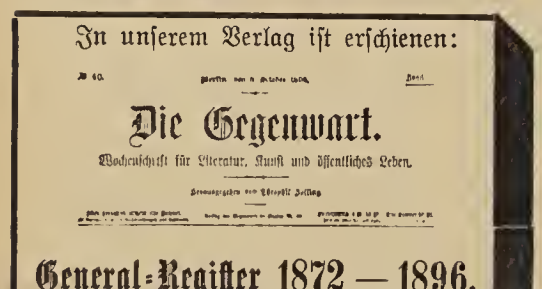
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs- und Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung der Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth,
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,

ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"
bearbeitet von
Dr. Oskar Stillich,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 18. Berlin, den 6. Mai 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Deutschthum in Amerika. Von George W. Coleman (New-York). — Hundert Jahre deutscher Heilkunde. Von Medicinalrath L. F. von Köppen. — **Literatur und Kunst.** Lenau und Leopardi. Von Max Düsterdieck. — Lob des Krieges. Ein Capriccio von F. M. Dostojewsky. (Aus dem Nachlaß des Dichters.) — **Feuilleton.** Carmela. Von Edmondo de Amicis. — **Aus der Hauptstadt.** Neudeutsches Verfassungsleben. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Das Deutschthum in Amerika.

Von George W. Coleman (New-York).

Die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sind seit einiger Zeit sehr unerfreulich, — zur größten Genugthuung der immerfort Zwietracht säenden Engländer und zum aufrichtigsten Leidwesen zumal der vielen Millionen Deutschen, die in der Union ihre Heimath fanden und doch noch am alten Vaterland in Liebe hängen. Die Hauptschuld an diesen Mißhelligkeiten tragen die chauvinistischen Amerikaner, hier Jingoes genannt, denen alles Deutsche ein Greuel ist, und ihre zuchtlose „gelbe" Presse. Wir begrüßen daher die neuliche Begründung der New-Yorker American-German Review, die, von hervorragenden Deutschamerikanern thatkräftig unterstützt, hoffentlich hüben wie drüben aufklärend, beruhigend und versöhnend wirken wird. Zumal hier in den Vereinigten Staaten ist es nöthig, daß man Deutschland besser verstehen lerne; — die Unwissenheit der Amerikaner in allen europäischen Fragen ist allbekannt. Der Nationalökonom D. T. Pierce hat in einem trefflichen Artikel mit dem Leitmotiv „Let us be friends" folgende drei Punkte festgestellt: 1) beide Nationen sind gleich verantwortlich für die bestehenden Recriminationen, 2) diese feindselige Stimmung schadet beiden und nützt nur ihren Concurrenten und 3) nur in gegenseitigen Concessionen und Handelsverträgen liegt die Remedur, und da die Deutschen hierzu die ersten Schritte unternahmen, so ist es die Pflicht der Vereinigten Staaten, ihnen freundschaftlich entgegenzukommen. Dies also die Stimme eines geborenen Amerikaners, doch fehlt es auch nicht an anderen Tonarten, besonders in Folge der Samoanischen Wirren. Die New-York Times z. B. ist mit einem Bündniß mit England, Japan und der Union einverstanden, wendet sich aber sehr heftig gegen den englischen Admiral Lord Beresford, der als vierten im Bunde Deutschland will: „Nein, sehr wenige Amerikaner, auch nicht viele Engländer, wünschen ein Condominium mit Deutschland über China oder sonst irgendwo." Mit Recht fragt man da in Deutschland: was sagen die Millionen Deutschamerikaner dazu? Warum schweigen sie still? Ist der Einfluß eines Schurz u. A. so ganz unter Null gesunken? Weßhalb treten die Deutschamerikaner nicht auf den Plan, um die irre geführte öffentliche Meinung umzustimmen? Wo bleiben die Protestmeetings unserer deutschen Brüder in Amerika gegen die offenkundig deutschfeindliche Politik der Regierung von Washington?

Die so sprechen und auf eine Besserung der Beziehungen durch das deutsche Element rechnen, vergessen aber die Hauptsache: die Deutschen in Amerika sind hier eben Amerikaner geworden, auch wenn sie an der alten Heimath hängen. Die Deutschen, die nach den Vereinigten Staaten kommen, scheiden sich in zwei Classen: eine kleine, die nur hierher kommt, um Geschäfte zu thun und in's Vaterland zurückzukehren, wenn sie ihr Ziel erreicht, und eine große, die eingewandert und ein Theil dieses Gemeinwesens werden will. Die Erstere behält Sprache und Eigenart und kommt für unsere Zwecke nicht in Betracht. Die zweite ungleich größere, — denn sie beläuft sich seit den dreißiger Jahren auf mehrere Millionen — sind die Einwanderer, die hierher gekommen sind, um Bürger zu werden, und die an eine Rückkehr nach Deutschland nicht denken; diese allein können unsere Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht in Anspruch nehmen. Mit dem sogenannten ersten Papier, der Erklärung Bürger werden zu wollen, schwören sie der heimathlichen Regierung ab, und mit dem sogenannten zweiten Papier — dem Bürgerbrief, schwören sie den Vereinigten Staaten Treue und sind dadurch mit allen Rechten eines amerikanischen Bürgers bekleidet, übernehmen aber auch zu gleicher Zeit die Pflichten eines solchen. Ihr Streben muß es nun sein, den Geist der amerikanischen Staatseinrichtungen zu verstehen und im Einklange damit ihre Pflichten und Rechte auszuüben. Sie werden sich bemühen, die Landessprache verstehen und sprechen zu lernen, aber das schließt nicht aus, daß sie zugleich die Sprache ihrer Heimath, ihre Muttersprache nicht lieben und pflegen sollen. Kein vernünftiger Mensch wird ihnen dies verübeln. Politisch haben sie mit der alten Heimath gebrochen, aber deren Sitten und Sprache, deren Denkungsart und Charaktereigenschaften sollen sie sich bewahren. Sie könnten diese Letzteren auch nicht so leicht aufgeben, selbst wenn sie wollten. Diese Eingewanderten nun kamen meist mit geringen Mitteln hier an und waren zum Emporkommen auf ihrer Hände Arbeit angewiesen; viele von ihnen haben sich zu Ansehen und Wohlstand emporgeschwungen. Wenn diese Letzteren nicht mehr für die Erhaltung der deutschen Sprache gethan haben, als geschehen ist, so ist ihnen das zur Last zu legen; sie hatten die Mittel, ihre Kinder in deutscher Sprache unterrichten zu lassen und auf dem Gebrauch des Deutschen in der Familie zu bestehen; wohlgemerkt, sofern sie in Städten eingewohnt sind. Anders liegt es mit Deutschen, die in kleine Städte oder auf das Land zogen, um ihren Erwerb zu finden; sie hatten keine

deutsche Gesellschaft und keine deutsche Schule, in der ihre Kinder das Deutsche pflegen und lieben lernen konnten.

Die Factoren, die die Erhaltung einer Sprache bedingen, sind in erster Linie Familie und Schule, in zweiter Kirche Bühne, Presse und Vereinsleben. Durch den Austausch der Gedanken über die täglichen Vorkommnisse in Haus und Gemeinde wird das Kind allmälig lernen, sich in der Sprache der Eltern zu bewegen; es erwirbt sich Sprachgefühl und Sprachgewandtheit. Trotzdem wird es nur in seltenen Fällen der Familie allein gelingen, die Muttersprache zu erhalten, wenn andere äußere, zum Theil feindliche Einflüsse dieser Erhaltung im Wege stehen und der zweite Factor, die Schule, nicht in ihr Recht tritt. Nicht immer sind die Verhältnisse in der Familie derart, daß im Gespräch die vollendete Form der Sprache behandelt wird. Da muß die Schule eingreifen und durch ihre Thätigkeit das Sprachverständniß erweitern und die echte Hochdeutsche Sprache (zum Unterschied von den Mundarten so genannt) lehren, zugleich aber auch das Verständniß für das Schriftthum, die in der Sprache niedergelegten Schätze der besten Geister des Volkes, anbahnen. Das ist keine leichte Arbeit und nur freudig ihrem Berufe obliegende Lehrer und Lehrerinnen werden hier Erfolge erzielen. Reine Aussprache, richtige Form im Ausdruck, feines Sprachverständniß und, vor Allem, Pflichttreue und Willenskraft auf Seiten der Lehrer können hier in dem Herzen der amerikanischen Kinder Widerhall finden. Wenn dagegen ungenügend vorbereitete Lehrkräfte den deutschen Unterricht ertheilen müssen, Lehrkräfte, die keinen Eifer für die Sache haben, die Unreinheit der Vocale in der deutschen Aussprache und englische Satzstellung statt der deutschen durchgehen lassen und so eine Sprache herausfördern (bilden kann man nicht sagen), die Alles, nur kein Deutsch ist, so wird dem vertrauenden Deutschthum damit kein guter Dienst geleistet. Dann kommt noch das Element der für den deutschen Unterricht gewährten Zeit in Betracht. Wenn man bedenkt, daß in vielen nur Englisch unterrichtenden Schulen mit sechs Stunden Unterrichtszeit in der einen Sprache nur schwache Erfolge erzielt werden, so wird man finden, daß oft mit weniger als einer Stunde für den deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen — und es sind nur wenige Städte, in denen deutscher Unterricht neben dem in der Landessprache besteht — nur wenig geleistet werden kann. In der Schule gilt das Sprichwort nicht: „Besser geleiert, als gefeiert“. Wer als Lehrer nicht sein ganzes Sein dran setzen will oder kann, der wähle sich einen anderen Beruf, in dem „geleiert“ werden darf. In den Vereins- und Kirchenschulen steht die Sache günstiger; dort wird meist ein halber Tag, wenn nicht mehr, dem Erlernen des Deutschen gewidmet. Allein in wie vielen Städten bestehen derartige Schulen noch, und wie wenige Eltern schicken ihre Kinder hinein, wenn sie neben der direct sie Nichts kostenden öffentlichen Schule erhalten sollen? Man sieht, daß nicht immer die Deutschen, sondern auch die Verhältnisse, in denen sie leben, für den Verfall des Deutschthums und der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten verantwortlich zu machen sind.

Die folgenden Zahlen repräsentiren den Stand des Schulwesens zur Mitte des Jahres 1895, da keine neuere Statistik vorliegt. Das hinzugefügte Zeichen * ergiebt die Zunahme seit der Mitte des Jahres 1892.

Schulhäuser	406 . .	*48
Gemeindelehrer	144 . .	*8
Pastoren, die Schule halten	289 . .	*72
Wochentagsschüler	17,730 . .	*1,171
Sonntagsschüler	81,091 . .	*9,351

Aus diesen Zahlen ergiebt sich, daß trotz der großen Abnahme der Einwanderung während der Jahre 1892 bis 1895 in allen angeführten Punkten Zunahmen, und theilweise beträchtliche zu verzeichnen waren, die demnach nicht aus eingewanderten, sondern hier geborenem, also deutsch-amerikanischem Elemente erwuchsen. Endlich hat sich auch die neuerdings aufgenommene Einrichtung von sogenannten Missionsschulen erfolgreich erwiesen, durch welche Einrichtung von besonders dazu befähigten Lehrern, Kinder zu deutschen und resp. deutsch-englischen Gemeindeschulen gesammelt werden, und die Gründung neuer deutscher evangelischer Gemeinden vorbereitet und eingeleitet wird.

Der Staatsschulsuperintendent von Illinois, Henry Raab, der wie kein Zweiter die deutschamerikanischen Verhältnisse kennt, schreibt: „In den kleineren Städten von Illinois habe ich überall gute Deutsche gefunden, die nicht nur mit Vorliebe Deutsch sprachen, sondern auch mit jeder Fiber ihres Wesens an ihrem Deutschthum festhielten, aber ihre Kinder hatten im Umgang mit der englisch redenden Jugend ihre deutsche Sprache und die Sinnesart ihrer Eltern ganz verloren. Eltern und Kinder sind ob dieses Verlustes zu bedauern; wie oft klagten mir die ersteren ihr Leid und beweinten ihr herbes Geschick. Anders fand ich es auf dem Lande in ganz deutschen Ansiedelungen, besonders wo die Bewohner zu derselben Landsmannschaft und derselben Kirche gehörten. Da war in Verbindung mit der Kirche eine deutsche Schule, in der Prediger und Lehrer, meist in einer Person, Sprache und Stammeseigenthümlichkeit durch Generationen erhalten haben und so weit sich heute beurtheilen läßt, auch noch in Zukunft bewahren werden. Trotz dieses ausgesprochenen Deutschthums, selbst bei den Enkeln der ersten Eingewanderten, waren diese Farmer gute amerikanische Bürger, welche die demokratische Regierungsform verstanden und Bürgerrechte und Pflichten gewissenhaft ausübten und — was nicht gering angeschlagen werden darf — mit ihren englisch redenden Nachbarn im besten politischen und gesellschaftlichen Einvernehmen lebten. Ich betone besonders das Letztere, weil den Deutschen häufig die Franzosen als Beispiel vorgehalten werden, die viel zäher an altheimischen Sitten und der Sprache der Vorfahren festhalten. Die Franzosen sondern sich nämlich stets von anders Redenden ab, während die Deutschen in ihrer kosmopolitischen Natur sich leicht an andere Nationalitäten anschließen.“

Ueber die Kirche als Factor zur Erhaltung deutschen Wesens sei gesagt, daß in Pennsylvania, in Virginia und in Ohio deutsche Kirchen Generationen hindurch deutsche Predigt und mit ihr deutsche Sprache bei den Gemeinden erhalten haben. Schließlich haben diese Kirchen jedoch dem Wunsch der Jüngeren nachgegeben und englisch predigen lassen müssen, und damit sind deutsche Sinnesart und andere geistige Güter der Gemeinden verschwunden. Die deutsche, evangelische Synode von Nordamerika hat in ihrem mehr als fünfzigjährigen Bestehen es als ihre Pflicht erachtet, die deutsche Muttersprache als ein herrliches Erbtheil den kommenden Generationen zu übermitteln. Zu diesem Zwecke hat sie stets auf Gründung von deutschen und resp. deutsch-englischen Gemeindeschulen (neben den Sonntagschulen) gedrungen und solche ihren Gemeinden auf's Wärmste an's Herz gelegt. Zur Ausbildung der für die Gemeindeschulen nöthigen, aber auch qualificirten Lehrer, die in dem letzten Jahrzehnt fast ausschließlich aus hier Geborenen, also Deutsch-Amerikanern sich recrutirt haben, unterhält die Synode z. B. ein Lehrerseminar in Elmhurst, Du Page County, Ill., das mit dem daselbst befindlichen Proseminar verbunden ist. Die Zahl der Lehrerzöglinge ist 32. Minder günstig stehen die Verhältnisse des katholischen Deutschthums, denn hier wie in der ganzen Welt ist die römische Kirche stets eine Feindin des deutschen Geistes und deutschen Wortes. In der raschen und gründlichen Entdeutschung der Eingewanderten wetteifert hier die katholische Kirche mit den Jingoes. Die Strafe wird nicht ausbleiben, denn die Lostrennung des nordamerikanischen Katholicismus von Rom ist nur noch eine Frage der Zeit.

Daß die deutsche Bühne nur noch in wenigen Großstädten ein Heim hat, ist eine Thatsache, die in der Presse vielfach beklagt wird. Aber an der Theilnahmlosigkeit des

deutschen Publicums und daran, daß die Bühne heute einen viel kostbareren Apparat braucht, als zu der Väter Zeiten, und deßhalb viel höhere Preise fordern muß, scheitern die Unternehmungen deutscher Theaterdirectoren.

Ueber den Einfluß einer gut geleiteten deutschen Zeitungspresse etwas sagen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Aber die Deutschen lesen nicht soviel Zeitungen als andere Nationen; giebt es doch deutsche Familien, in die nicht eine einzige deutsche Zeitung kommt. Da könnte selbst die bestredigirte Zeitung keinen Einfluß ausüben. Das Vereinsleben, dem oft zu großer Einfluß auf die Erhaltung des Deutschthums zugeschrieben wird, wirkt meist nur eine Generation hindurch; in der zweiten Generation schon tritt das Bestreben, die Landessprache anstatt des Deutschen zu gebrauchen, in den Vordergrund, besonders in den Landestheilen, die keinen Zuzug neuer deutscher Einwanderer erhalten. In großen Städten und in den neuen Staaten des Westens steht es deßhalb besser als in kleinen Städten und auf dem Lande in den älteren Staaten, weil dort immer neue Elemente aus der alten Heimath erscheinen, die das Deutschthum verjüngen helfen.

Während vor der Wiedergeburt des Reiches der Schwabe den Franken scheel ansah und alle Süddeutschen von den „ungemüthlichen" Preußen sich fernhielten, ist seit 70 das Gefühl der Zusammengehörigkeit hier so stark geworden, daß auch Oesterreicher und Nordschweizer zu uns halten. Statt daß früher ein Deutscher seines Vaterlandes sich schämte und es gar verleugnete, kommt es immer häufiger vor, daß Holländer und Dänen sich als Deutsche vorstellen. So ändern sich die Zeiten. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit äußert sich vor Allem in Vereinen und besonders stark bei großen Festen (wie die Schiller- und Goethe-Feier in San Francisco). Man hat zwar noch plattdeutsche und Pfälzer-Vereine, aber doch weit mehr Gesellschaften, wo Landsleute aller Provinzen und Fürstenthümer zwanglos miteinander verkehren mit einer Freiheit von localen Vorurtheilen, wie sie in der alten Heimath noch keineswegs besteht. Trotz dieser Zusammengehörigkeit ist jedoch die unselige Uneinigkeit und der rechthaberische Zersplitterungsgeist noch immer rüstig am Werk. Man kann die Deutsch-Amerikaner im Wesentlichen in zwei große Classen theilen, je nachdem sie mit oder ohne religiöse Interessen sind. Die religiöse Classe zerspaltet sich wiederum in die katholische und die meist streng orthodoxe protestantische Bevölkerung; beide Theile haben um das Erhalten des Deutschthums große Verdienste, doch scheinen ihre Erfolge, wie namentlich das Scheitern der vielfachen Seminarprojecte beweisen dürfte, dadurch gelitten zu haben, daß die führenden Geister in beiden Lagern nicht genug mit den Ideen der Zeit fortgeschritten sind und sich nur selten über ihren eigensten, engen Kreis zu erheben vermochten. Die unkirchliche Classe zerfällt in drei Heerschaaren: solche, die sich überhaupt religiösen Fragen wenig zuwenden und denselben neutral gegenüber stehen — hierzu gehören u. A. die meisten deutschen Israeliten im scharfen Gegensatz zu den polnischen — zweitens solche, die der modernen Kritik huldigen und diese mit der Schranke einer bestimmten Kirche unvereinbar finden, drittens Socialisten und Anarchisten, in deren Glaubensbekenntniß Kampf gegen das Christenthum ein hervorstechender Zug ist. Außer den religiösen Differenzen tragen sodann auch gesellige und politische Nuancen dazu bei, das Bild des amerikanischen Deutschthums bunt und mannigfaltig zu gestalten; weiter ändert sich dasselbe fortwährend im Land und auf der Stadt, es ist stark verschieden im Osten und im Westen, es wechselt, je nachdem die Anglisirung erst begonnen hat oder sich schon in einem fortgeschritteneren Stadium befindet.

Für die Wahrung unserer Eigenart ist der unerhörte Aufschwung des Verkehrs ein zweischneidig Schwert gewesen. Derselbe brachte zwar Leipziger Bücher und Hamburger Waaren schneller nach New-York und Philadelphia, aber in noch erhöhtem Maße die gleichen Dinge aus London und Liverpool. Das größere Bedürfniß nach Bildung und die Einführung der Schnellpresse hat es zwar ermöglicht, daß wir nahezu 600 Zeitungen in unserer Zunge in den Vereinigten Staaten haben, davon 430 politischer Art, aber die englischen Zeitungen haben sich gleichfalls unermeßlich vermehrt und ausgedehnt. Nicht minder ist die englisch lehrende Schule eifrig am Werk. So kam es, daß, nachdem die 50er Jahre ein ungeahntes Aufsteigen unserer Sprache in Amerika gesehen, seit einem Menschenalter das Englische doch wieder siegreich vorgeschritten ist. Trotz Allem und Allem zieht das zweite Geschlecht doch das fremde Idiom vor und die dritte Generation beherrscht meist das letztere allein. Ist nun diese Erscheinung nicht zu leugnen, so mag es ein wenig ein Trost sein zu wissen, daß wir Deutsche nicht allein einer solchen Erscheinung gegenüber stehen. In Ländern, deren vielsprachige Bevölkerung zerstreut durcheinander wohnt und wo eine mit der anderen ungefähr auf gleicher Bildungsstufe stehende Rasse stark in der Majorität ist, scheint in der Regel die Letztere ihre Sprache als allgemeine durchzusetzen. Es heißt nur zu oft, die Deutschen wären allein eine leicht sich anpassende, charakterlose und unterwürfige, zum Völkerdünger geeignete Rasse, aber sehen wir nicht, daß die zähen Juden jedesmal des Landes Zunge annehmen, dessen Bürger sie sind, daß die Hugenotten und Italiener, die in den letzten Jahrhunderten nach dem Reich kamen, ihre Muttersprache verlernten, und daß in Amerika alle anderen fremden Nationen dasselbe Schicksal erleiden wie wir? Den stolzen Angelsachsen selbst geht es nicht anders, denn man kann in der englischen Capcolonie Farmer treffen, die von britischen Großeltern stammten, aber, von den Buren beeinflußt, die weitaus den größten Theil der Bevölkerung bilden, bloß noch holländisch verstehen. Dasselbe gilt von der uns oft so lächerlich erscheinenden Sprachenmischung, die den Deutsch-Amerikanern stets mit so großem Unrecht von ihren deutschländischen Brüdern zum Vorwurf gemacht wird. Man gehe nur nach Südamerika, ja nur nach Südkalifornien und Arizona, und man wird hören, wie stark das reine Angelsächsisch, mit portugiesischen und spanischen Wörtern versetzt ist. Ebenso ist in Südafrika das Englisch sehr wesentlich von dem Holländischen durchdrungen, aber in Kalkutta indisch und in Singapor malayisch gefärbt. Niemand kann sich eben seiner Umgebung entziehen, und das Kind muß noch geboren werden, das nicht von seinen anderssprachigen Gespielen Dutzende von Wörtern und Sätzen sich aneignete.

Die in der Weltgeschichte einzig dastehende Erhebung des Nationalgefühls, die man einmal als Thatsache anerkennen muß, einerlei ob man sie beklagt oder begrüßt, hat auch in Amerika ihre Rückwirkung begonnen. Gerade in den letzten Jahren haben sich die Skandinavier der Vereinigten Staaten enger zusammengeschlossen, meist auf dem Wege kirchlicher Verbände, haben sie im ganzen Nordwesten dänische, schwedische und sogar drei isländische Zeitungen gegründet. In Californien that sich erst heuer eine große spanische Zeitschrift und ein Centralblatt für die Portugiesen auf. Letzteres, das Aranto von Haywards (Grafschaft Alameda), hat Correspondenten in Brasilien, den Azoren, Lissabon und in Afrika und zeigt so, daß auch die Romanen den Zusammenhang mit ihrer heimischen Cultur wieder aufzunehmen bestrebt sind. Deßgleichen haben Polen und Tschechen hier zu Lande, namentlich in New-York und Chicago, ihre Preßorgane. Endlich weiß Jedermann, welch' eifrigen praktischen Antheil Iren und Armenier an den Geschicken ihrer Heimathländer nehmen. Das gleiche völkerpsychologische Phänomen wird aber ohne Zweifel auch in der Zukunft des amerikanischen Deutschthums noch große Bedeutung und Ausdehnung erlangen. Das Phänomen hat nichts mit den Ereignissen des 70er Krieges zu thun, es ist ein höchst modernes, actuelles, das erst in die Erscheinung tritt, seitdem die deutsche Rasse, zum Theil als eine Folge der Colonialpolitik des Reiches, der Rolle sich bewußt

zu werden beginnt, die sie in der großen internationalen Weltpolitik zu spielen hat. Man erinnere sich nur als eines Symptomes des Beistimmungstelegrammes, das der deutsche Club von Milwaukee an den Kaiser gerichtet hat, um dessen Action zu Gunsten des stammverwandten Transvaal zu preisen.

„Die Erkenntniß der internationalen und intersocialen Lage," schreibt der wackere Dr. Albrecht Wirth in San Francisco, „hat denn auch das amerikanische Deutschthum zu einem richtigen Verhalten in den letzten Verwickelungen mit England geleitet. Wenn immer Leute wie Andrew Carnegie und Silva White und selbst gerechte Magazine wie die „North American Review" und die „Review of Reviews" das englische Element in Amerika allein betonen und daher ein englisch-amerikanisches Bündniß, das der Welt dann die Gesetze dictiren werde, für das einzig Richtige und Mögliche halten, wenn immer von den zwei großen *angelsächsischen* Nationen und dem Blute, das dicker als Wasser und der natürlichen Gemeinsamkeit englischer und amerikanischer Interessen die Rede ist, wenn der stets rege Jingo-Geist der Angeln sich auch in Amerika breit macht und die Vereinigten Staaten zu immer neuen Abenteuern und Eroberungen drängt, wenn endlich fanatische Nativisten sogar bei Nationalfeiern, wie kürzlich in Monterey, mit kühler Nichtachtung der anderen Bevölkerungselemente das angelsächsische auf dem freien Boden der Vereinigten Staaten für alleinberechtigt erklären, so wird das amerikanische Deutschthum wissen, was seine Aufgabe und seine Pflicht ist, und wird solchen Uebergriffen mit Hand und Fuß, von ganzem Herzen und ganzer Seele, bis zum letzten Athemzuge zu widerstehen gerüstet sein."

Aehnlich äußert sich auch der Redacteur der Deutsch-amerikanischen Kriegerzeitung Pastor Weber, der so manchen schönen Artikel in der „Gegenwart" veröffentlicht hat: „Wem verdankt Deutschland den Aufschwung seines Handels? In erster Linie den vielgeschmähten deutschen Auswanderern und zwar besonders Denen, die in die Vereinigten Staaten gegangen sind. Denn die bei weitem größten und prächtigsten Schiffe der deutschen Handelsflotte vermitteln den Verkehr zwischen Deutschland und Amerika. Ich erinnere nur an die schwimmenden Paläste des Norddeutschen Lloyd und der Hamburger Packetfahrt-Gesellschaft, die ohne die große nordamerikanische Auswanderung gar nicht existiren würden. Wie aber dieser Verkehr dem deutschen Auswanderer zu verdanken ist, so hängt seine Dauer und sein Bestand davon ab, daß die Auswanderung fortdauert, und daß die in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen mit der alten Heimath in reger Verbindung bleiben. Läßt sich das Zweite erreichen, so wird der Handelsverkehr selbst dann fortbestehen und zunehmen, wenn die Auswanderung selbst aufhört und in andere Länder zieht. Wie aber kann eine solche Verbindung dauernd erhalten werden? Allein durch Pflege der deutschen Sprache. Was aber hat Deutschland dafür bis heute gethan? Gar nichts. Wie sind die Aussichten für die darauf gerichteten Bestrebungen der Deutschen in Amerika? Nach dem einstimmigen Urtheil aller Sachkenner, die, selbst auf diesem Gebiete thätig, in der Lage sind, ein Urtheil abzugeben, *nicht günstig*. Das Deutschthum in Amerika scheint im Niedergang begriffen zu sein."

Der Hinweis auf den deutschen Handel mit Nordamerika zeigt aber, daß es für Deutschland nicht nur von idealem, sondern auch von dem größten materiellen Interesse ist, die deutsche Sprache in Nordamerika zu erhalten. Der deutsche Handel mit den Vereinigten Staaten kam im Jahre 1898 gleich nach dem Handel mit Großbritannien und Oesterreich-Ungarn. Man kann unbedingt den Grundsatz aufstellen. *Der Handel folgt der Sprache*. Wenn man schon aus diesem Grunde der Zukunft des deutschen Handels und damit der deutschen Schiffahrt nach Amerika nicht die glänzendste Zukunft prophezeien darf, so ergiebt sich noch eine zweite Gefahr. In den Vereinigten Staaten herrscht eine starke schutzzöllnerische Strömung, die gerade seit Jahren zum Siege gelangt ist. Man ist längst darauf aus, den überseeischen Passagier- und Fracht-Verkehr für amerikanische Schiffe zu sichern. Ein einziger Federzug des Präsidenten kann dem deutschen Handel und der deutschen Schifffahrt unendlichen Schaden bereiten. Und Pastor Weber antwortet auf die Frage: Was läßt sich dagegen thun? „Nichts Anderes, als die deutsche Sprache und damit den directen Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu pflegen. Die Amerikaner, die Deutsch sprechen und Deutschland kennen, werden immer gewisse Dinge, die hier entweder gar nicht, oder nicht so gut hergestellt werden, aus Deutschland beziehen wollen. Die Deutschen sind, wenn es sich um ihr Deutschthum handelt, politisch so stark, daß jede Partei mit ihren Wünschen unbedingt rechnen muß. Daß z. B. vor vier Jahren der Staat Illinois mit großer Majorität demokratisch ging, war einzig und allein die Folge davon, daß die bis dahin den Staat beherrschende republikanische Partei ein Gesetz gemacht hatte, durch das die deutschen Gemeindeschulen unterdrückt werden sollten." Umso verwunderlicher bleibt es, daß die Deutschamerikaner bei der gegenwärtigen Entfremdung ihren Einfluß zu Gunsten besserer Beziehungen so wenig geltend machen. Mit der Subskription für die deutschamerikanische Monatschrift haben sie ihre Verpflichtungen gegen die alte Heimath noch lange nicht erfüllt. Eine großartige Preß- und Redecampagne, etwa von einem Carl Schurz geleitet, müßte entschieden das gehässige Vorgehen unserer Regierung gegen Deutschland im Sinne der Gerechtigkeit und Billigkeit beeinflussen. Umso freudiger begrüßen wir die neulichen Worte des einstigen Gouverneurs von Wisconsin: Edward Salomon, des ersten unter uns Deutschamerikanern neben Schurz: „Ich wünsche sehnlichst, daß alle Amerikaner Deutschland mit den Augen ihrer deutschamerikanischen Mitbürger beschauen könnten, wie auch, daß das deutschländische Volk sich dieses Mediums bedienen möchte, um Amerika zu betrachten. Dann bestände viel weniger Vorurtheil und Ungerechtigkeit, die jetzt zweifellos auf beiden Seiten das Bild trüben. Zwischen der deutschen und der amerikanischen Nation sollten keine anderen als freundschaftliche Beziehungen obwalten, denn in Wirklichkeit bestehen keine bedeutenden Gegensätze, keine feindselige Rivalität zwischen ihnen. Dafür spricht auch die Blutsverwandtschaft und Interessengemeinschaft, die beiden Nationen als natürliches Bindemittel dienlich ist."

Hundert Jahre deutscher Heilkunde.

Von Medicinalrath **L. F. von Köppen.**

Die Jahrhundertwende regt naturgemäß zu Rück- und Ausblicken an, die je nach dem Standpunkte des Betrachters mehr oder weniger erfreulich lauten. Auch in diesen Blättern haben sich Berufene darüber ausgesprochen: der Philosoph, Politiker und Nationalökonom, der sich in Eduard von Hartmann vereinigt, dann der deutsch-englische Historiker und Musikästhetiker Huston Stewart Chamberlain, endlich wurde Theobald Ziegler's Centenar-Rückschau gewürdigt. Hören wir nun, wie ein großer Mediciner urtheilt! „Kaum einem der früheren Jahrhunderte ist die Menschheit zu größerem Danke verpflichtet. Keines ist ihm vergleichbar an Muth und Geschick, in die tiefsten Geheimnisse der Natur einzudringen, keines hat mit gleich erfinderischem Geiste und gleichen Erfolgen die allgemeine Wohlfahrt gefördert und das Leben verschönert und veredelt, keines endlich entschlossener und siegreicher in allen Welttheilen die Ketten der Sclaverei gesprengt. Die Natur hat allen Dingen Grenzen des Raumes und der Zeit gezogen, aber kühner denn je zuvor nahm der Mensch den titanischen Kampf mit ihr

auf und durchbrach die Schranken, die sie seinen Sinnen, seinen leiblichen Kräften gesetzt hat. Mit den Werkzeugen der Wissenschaft bemeistert er Zeit und Raum, Stoff und Kraft. Er zerlegt die Materie in ihre Elemente und zwingt ihre Atome neue Verbindungen mit neuen Eigenschaften und Werthen einzugehen. Mit dem Spectrum enträthselt er den Bau des Weltalls, mit der Linse des Mikroskops den Bau der organischen Welt. Hinter der wechselnden Gestalt der Naturkräfte erkennt er deren Einheit und macht sie seinen Zwecken dienstbar. Listig entnimmt er dem Lichte Strahlen, begabt mit der Kraft, das Undurchsichtige zu durchdringen; gehorsam treiben Wärme und elektrischer Strom Schaufeln und Räder, und sprengen befreite Spannkräfte die granitnen Wälle der Alpen. Mit eisernen Schienen hat dieses Jahrhundert den Erdball umgürtet, mit den Flügeln des Dampfes Wagen und Schiffe beschwingt, in allen Zonen dem Austausch der Güter und Gedanken offene Wege gebahnt. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes eilt das gesprochene Wort von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, das geschriebene über Welttheile und Meere, ja, der Phonograph zaubert die Stimme der Verstorbenen aus der Tiefe der Grüfte. Mit besserer Aussicht als die Theosophie vergangener Jahrtausende wagt sich die exacte Forschung an die Lösung des Problems der Weltschöpfung ... Als Wissenschaft und Kunst hielt die Medicin gleichen Schritt mit den Naturwissenschaften und den technischen Künsten. Sie löste die unnatürliche Allianz, die sie mit der Speculation geschlossen hatte, und nahm ihren richtigen Platz bei den Erfahrungswissenschaften. Als eine Schwester der Biologie theilt sie mit ihr Methode und Werkzeuge. Reich an Entdeckungen und Erfindungen, belorcht sie mit Glück Athmung und Kreislauf, beleuchtet die dunkeln Tiefen der Leibeshöhlen, mißt die bewegende und empfindende Kraft der Nervensubstanz und deckt die mörderischen Feinde auf, die unsichtbar aus ihren Verstecken hervorbrechend Völker und Individuen mit furchtbaren Seuchen heimsuchten und die Geschicklichkeit der Aerzte, Chirurgen und Geburtshelfer zu Schanden machten. Nicht länger steht die Heilkunst den vergifteten Pfeilen der grausamen Natur, die mit grimmiger Lust zerstört, was sie eben schuf, rathlos in Ohnmacht entgegen. Sie hat zwei Triumphe errungen, wie kein früheres Jahrhundert geahnt: durch die empfindlichsten Gebilde des Leibes hat sie die Schneide des Messers schmerzlos führen und die Wunde vor der Tücke der Sepsis wahren gelernt." Diesen Hymnus stimmt ein berufener Mann der Wissenschaft und berühmter Kliniker an, der ehemalige Straßburger Hochschullehrer Prof. Adolf Kußmaul, der aus seinem Heidelberger Buen Retiro einen hochinteressanten Band „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.) in die Welt schickt. Während sich in der Medicin heute vielfach Beckmesserei und Streberei, im Universitätsleben zumal Nepotismus und Kriecherei breit machen, ist Kußmaul in seinem Beruf ein self made man im schönsten Sinne des Wortes. Er hat von der Pike auf gedient, dieser Landarztsohn und selbst Jahre lang Dorfäsculap, trotz aller gründlichen Hochschulstudien, am Secirtisch, wie am Krankenbett, und sogar als 1848er Militärarzt, und erst nach langen practischen Erfahrungen ist er Docent geworden. Und indem er jetzt auf sein langes Amt, als Helfer der leidenden Menschheit zurückblickt und seine Erlebnisse und Erfahrungen aufzeichnet, gleiten auch vor dem Auge des Lesers die letzten hundert Jahre der Heilkunst mit all ihren Strömungen vorüber.

Der medicinische Unterricht an den Universitäten bestand Jahrhunderte lang nur in der Auslegung der Werke des Hippokrates und Galen, mitunter auch ihres gelehrten arabischen Nachtreters Avicenna. In der Mitte des 16. Jahrhunderts reformirte Vesal die menschliche Anatomie und befreite sie von den groben Irrthümern Galen's; 1628 entdeckte Harvey den Blutkreislauf. An Stelle des blinden Autoritätsglaubens trat seitdem allmälig die freie, auf Beobachtung und Versuch gestützte Forschung. Ein geordneter Unterricht an den Krankenbetten, die praktische, „klinische", Unterweisung der Schüler durch erfahrene Lehrer kam erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Boerhaave in Holland und seine Schüler in Gang; es währte jedoch noch lange, bis in das 19. Jahrhundert hinein, ehe der klinische Unterricht an den Universitäten allgemein eingeführt war. Morgagni, Professor in Padua, der Vater der pathologischen Anatomie, ist zuerst methodisch an die Aufgabe gegangen, Sitz und Ursachen der Krankheiten durch die Anatomie zu erforschen, wie es der Titel des großen Werkes besagt, das er 1761 herausgegeben hat. Namentlich in Frankreich und England, weniger in Deutschland, waren die Aerzte in seinem Sinne bemüht, die Pathologie mit Hülfe der Anatomie aufzuklären. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts hatten sich durch Forschungen in dieser Richtung hauptsächlich die großen Pariser Aerzte Corvisart und Laennec, auch Antoine Bayle in Frankreich, Matthew Baillie und Carswell in England, Alois Vetter in Deutschland, hervorgethan; viele andere tüchtige jüngere Arbeiter folgten ihrem Beispiele. Zur Controlle der ärztlichen, am Krankenbette gestellten Diagnosen dienten die Sectionen noch wenig, weil die Diagnosen bis dahin nur symptomatisch gewesen waren. Man entnahm sie nur dem Symptomenbild am Lebenden und sprach von Wassersucht, Gelbsucht, Blausucht, hitzigem Fieber, Schlagfluß, Brechdurchfall u. s. w. wie von wesentlichen Krankheiten, während diese Zustände und Vorgänge nichts als die äußeren Erscheinungen innerer physiologischer Geschehnisse und anatomischer Veränderungen sind. Deckte nun nach dem Tode das Messer den Sitz des Leidens und die Natur der krankhaften Veränderungen auf, so lief der Arzt keine Gefahr, durch den Leichenbefund bloßgestellt zu werden. Hatte er z. B. Wassersucht diagnosticirt, so brauchte diese Diagnose keine Bestätigung, sie war unter allen Umständen richtig, die Section zeigte nur noch weiter, von wo die Wassersucht ihren Ausgang genommen hatte. Es gereichte sogar dem Arzte jetzt zur Rechtfertigung und den Angehörigen des Verstorbenen zur Beruhigung, wenn, wie so oft, bald das Herz, bald die Leber, bald die beiden Nieren, so übel zugerichtet gefunden wurden, daß auch der Laie einsehen mußte, unter solchen Umständen war eine längere Erhaltung des Kranken am Leben oder gar seine Rettung ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Hülfsmittel der klinischen Untersuchung waren, als Kußmaul in Würzburg studirte, noch äußerst dürftig, vom Behorchen der Kranken mittelst Percussion und Auscultation war nirgends die Rede. Die Unterlassung der Auscultation begreift sich aus dem Umstand, daß Laennec's „Traité de l'auscultation médiate" erst 1819 im Druck erschien, aber es ist für die Deutschen beschämend, daß die Erfindung der Percussion, die der Steiermärker Auenbrugger schon 1761 in Wien als „novum inventum" veröffentlicht hatte, damals in keiner Klinik Deutschlands geübt wurde. Sie mußte ihren Weg von Wien, wo ihr Maximilian Stoll im vorigen Jahrhundert nur eine flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nach Deutschland über Paris nehmen, um in ihrer außerordentlichen Bedeutung anerkannt zu werden. Erst Corvisart, Napoleon's Leibarzt, hat sie eingehender Prüfung gewürdigt und Auenbrugger's Schrift, versehen mit einer französischen Uebersetzung und einem ausführlichen Commentar, 1808 auf's Neue herausgegeben. Zwölf Jahre nachher wurde sie in Schoenlein's Würzburger Klinik noch nicht geübt, — wie sehr war doch damals die französische Medicin der deutschen überlegen! Bei Besprechung des Empyems in der Klinik zählte Schoenlein die unsichersten Symptome auf, z. B. das Einschlafen eines Armes, aber der wichtigen Erscheinung des dumpfen Schalles, die durch den Schlag mit dem Finger oder Hammer an die Brustwand gewonnen wird, wurde nicht gedacht. Die Diagnosen des jungen Klinikers ruhten noch ganz

in herkömmlicher Weise auf dem schwachen Boden der symptomatischen Auffassung der Krankheiten. Wo er versuchte, die Diagnosen auf anatomischen Boden zu stellen, lief er Gefahr, grob zu irren, weil die pathologische Anatomie zu wenig vorgearbeitet hatte.

Die physiologische Auffassung der Krankheiten brach sich nur allmälig Bahn. Dies hing zusammen, erklärt Kußmaul, mit der langsam reifenden physiologischen Einsicht, anderntheils mit den großen Schwierigkeiten, die es hatte, in die Natur der Krankheitsursachen, der unzähligen uns bedrohenden Schädlichkeiten, einzudringen, mit anderen Worten, mit dem langsamen Reifen der ätiologischen Wissenschaft. Dieselben Methoden der Forschung, die wir benützen müssen, um die Natur der normalen physiologischen Vorgänge aufzudecken, führen uns auch zum Ziele, wenn wir die pathologischen aufklären wollen, denn die Medicin ist eine Naturwissenschaft, ein Theil der Biologie, der Lehre vom Leben. Derjenige Theil der Medicin, der sich mit der Erforschung der allgemeinsten krankhaften Vorgänge: Fieber, Entzündung, Ansteckung u. s. w. beschäftigt, ist die allgemeine Pathologie oder pathologische Physiologie. „So weit sie auf experimentellem Boden fußt, wird John Hunter, Morgagni's Zeitgenosse, als ihr Begründer angesehen. Pathologische Anatomie und Physiologie werden bereits seit beinahe anderthalb Jahrhunderten wissenschaftlich gepflegt, mit der Kenntniß der Schädlichkeiten aber, die den Organismus krank machen, d. i. mit der Aetiologie, die einen der wichtigsten Theile der allgemeinen Pathologie bildet, sah es zu der Zeit, als Kußmaul studirte, noch mißlich aus. Man kannte noch nicht einmal die Lebensgeschichte und Lebensbedingungen der parasitischen Insekten und Eingeweidewürmer, die dem unbewaffneten Auge sichtbar sind, geschweige die der noch kaum erschlossenen Welt der mikroskopischen Geschöpfe. Den Generationswechsel und die Ammenzeugung beschrieb der Däne Stenstrup erst 1842. Der Ursprung der noch damals in heute unbegreiflicher Weise äußerst gefürchteten Krätzkrankheit aus eigenartigen parasitischen Milben war zwar schon lange behauptet, aber erst in den dreißiger Jahren festgestellt worden. Die Mehrzahl der Aerzte, selbst gefeierte klinische Lehrer, hingen noch fest an dem Glauben, es liege der Krankheit nicht die Milbe, sondern eine Schärfe der Säfte zu Grunde. Hahnemann und der Tübinger Kliniker Autenrieth fabelten von einer im Leibe versteckten, unsichtbaren Psora, die auf der Haut den Ausschlag und in den inneren Organen Entartungen, Schwindsucht und Wassersucht verursache. „Wir Praktikanten", erzählt Kußmaul, „lachten über die mystische Psora und fingen sie in Gestalt einer Milbe, des Acarus scabiei, mit spitzigen Nadeln; wir führten diese durch die Haut in die Gänge, die sich die Milbe darin bis zu der leicht erkennbaren Stelle frißt, wo sie in der Kälte ruhig sitzt, in der Wärme aber zu geschäftiger, ihrem Wirthe äußerst lästiger Thätigkeit erwacht. Wir kurirten nicht selten die Krankheit, die seit Monaten und Jahren homöopathischen und allöopathischen inneren Mitteln getrotzt hatte, in wenigen Tagen, ohne allen Schaden, mit Schmierseife und Bädern. Keine Krankheit ist heute in jeder Hinsicht besser aufgeklärt als diese, die Naturgeschichte der Milbe hat sie aufgeschlossen." Eine wichtige Entdeckung, die zahlreiche andere ähnliche nach sich zog, machte Schoenlein 1839. Er fand in mikroskopischen Pilzfäden, dem Achorion Schoenleini, die Ursache einer abscheulichen Hautkrankheit, des Favus. Fast wichtiger noch wurde der Nachweis, daß die Muskardine der Seidenraupen eine Krankheit, hervorgerufen durch Pilzfäden sei, die den ganzen Leib der Thiere durchsetzen. Gerade diese Entdeckung stellte Henle obenan unter den Thatsachen, auf die er eine Theorie der Contagien baute, wonach kleinste, freilich erst noch sichtbar zu machende Lebewesen den miasmatischen und contagiösen Seuchen zu Grunde liegen. Sie ist seither durch zahlreiche Entdeckungen für viele Krankheiten zur Gewißheit erhoben worden.

Noch von zwei anderen großen Würzburger Klinikern erzählt Kußmaul, von den medicinischen wie politischen Revolutionären Henle und Pfeufer. Schon der Titel: „Zeitschrift für rationelle Medicin", den sie für ihr Fachblatt gewählt hatten, konnte für eine Herausforderung gelten. Was heißt „rationell" anders, als vernünftig oder einsichtig? War denn die Medicin bisher unvernünftig gewesen und ohne Einsicht betrieben worden? Mußten Henle und Pfeufer erst eine vernünftige Medicin schaffen? Offenbar bedeutete das Schlagwort „rationell" einen Kampfruf zum Angriff auf die herrschenden Schulen, und mit spöttischem Lächeln nannten die alten Herrn, auf die es gemünzt war, die beiden Herausgeber der Zeitschrift „die Dioskuren der rationellen Medicin". Die Berechtigung der rationellen Forderungen des Manifestes erscheint heute so selbstverständlich, daß man sich wundern könnte, warum Henle sie aufstellte und mit so großem Aufwande von Dialectik und scharfem Witze verfocht. Kein vernünftiger Mediciner wird heute leugnen, was das Programm verlangt: daß die Medicin nur aus einer durch Einsicht geläuterten Erfahrung hervorgehen soll. Sie kann unmöglich diese nöthige Einsicht erlangen ohne genaue Beobachtung der Kranken, ohne die Hülfsmittel des Mikroskops, der physikalischen Untersuchung und Werkzeuge überhaupt, ohne Chemie, anatomisches Skalpell und physiologischen Versuch. Endlich bedarf die Medicin der Kenntniß aller Naturwissenschaften, die im Stande sind, die Natur der Schädlichkeiten aufzudecken, die uns krank machen, und die der Mittel, die uns heilen. „Sollte ein Mann von Henle's Scharfblick gegen Windmühlen gefochten haben? Sicherlich hätten wir jungen Mediciner in diesem Falle sein Manifest nicht mit so großem Interesse gelesen. Die Medicin jener Zeit begann sich eben damals erst vollbewußt aus den Banden der Naturphilosophie und des Aber- und Köhlerglaubens zu lösen. Es waren noch immer viele gelehrte Aerzte der Meinung, die Medicin lasse sich aus einem allgemeinen Princip systematisch ableiten. In Bayern mußten sich Wissenschaft und Kunst des Heilens sogar unter die Theosophie beugen; der allmächtige Obermedicinalrath Ringseis, der auf die Besetzung der ärztlichen Stellen und Professuren im Königreich einen oft entscheidenden Einfluß übte, leitete die Krankheiten aus dem Sündenfall ab und curirte sie mit den Gnadenmitteln der Kirche. Man begreift, daß die medicinische Jugend der vormärzlichen Zeit, die ein fortschrittlicher, kampflustiger Geist beseelte, mit Jubel das Schwirren der Geißel begrüßte, die der witzige Henle über den Häuptern der Dunkelmänner schwang."

Die Psychologie beginnt erst seit Kurzem, die Vorgänge im Nervensystem da, wo leibliches und seelisches Geschehen sich verflechten, mit den Strahlen der psychophysischen Untersuchungsmethoden zu beleuchten. Noch immer herrscht hier tiefe Dunkelheit und es giebt kein Gebiet der Medicin, wo der Aber- und Wunderglaube größere Triumphe feierte, als gerade auf diesem. Phantasten und Schwindler treiben hier ihr geschäftiges Wesen und selbst der ernste Forscher fällt leicht in gefährliche Fallstricke. Die Rolle, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts der thierische Magnetismus ausschließlich spielte, muß er heute mit dem Hypnotismus und der Suggestion theilen, schreibt der welterfahrene Kußmaul. „Jedenfalls verstößt die hypnotische Suggestionstherapie gegen einen der obersten Grundsätze in der Behandlung der Nervenkrankheiten: Alles zu meiden, was das geschwächte Ich noch mehr schwächt, und nichts zu unterlassen, was es kräftigt und insbesondere den ohnmächtigen Willen aufrichtet. Nur zu leicht macht sie den Kranken zum energielosen Werkzeuge des Hypnotiseurs und zum traurigen moralischen Schwächling. Zu diesem bedenklichen Curmittel sollte der Arzt nur im äußersten Nothfalle greifen."

Zu den echten Wundercuren gehören die meisten Curen, die als sympathetische bekannt sind. Sie finden noch heute,

in dem Zeitalter der großen Entdeckungen so vieler, den Alten unbegreiflichen Geheimnisse, auch unter den Gebildeten häufig Gläubige, ja es scheint Kußmaul, als ob gerade die neuentdeckten und oft verblüffenden scheinbaren Naturwunder der Wundersucht gerade unter den Gebildeten Vorschub leisteten. Aus welchem Dünger des dichsten Aberglaubens die meisten sympathetischen Volksmittel wie Pilze hervorschossen, mag die Sammlung lehren, die ein ehemaliger, äußerst schreibseliger Docent der Rostocker Facultät, Dr. G. F. Most, unter dem Titel herausgab: „Die sympathetischen Mittel und Curmethoden, Rostock" 1842. Diese Schrift steht würdig neben Dr. Paulini's berüchtigter „heilsamer Dreckapotheke" von 1696. Dennoch mag ein und das andere sympathetische Mittel mit demselben Recht eine unbefangene Prüfung verdienen, wie sie die ekelhaften Arzneistoffe des Moschus, Bibergeils, der gepulverten Küchenschabe (Blatta orientalis) gefunden haben, und wie sie die heutige, oft überaus kindische Organotherapie findet. Als ein sympathetisches, der Prüfung nicht unwerthes Volksmittel dürfte sich nach Kußmaul die sogenannte „Taubencur" bei den eclamptischen Anfällen der Kinder empfehlen. Das Volk am Ober- und Mittelrhein nennt derlei Krämpfe Gichter, in Bayern Fraisen. Das Verfahren ist sehr einfach: „Man preßt den Bürzel einer lebenden Taube an den After des befallenen Kindes; nach kurzer Zeit sollen die Krämpfe aufhören. Ich habe das Mittel einmal in den fünfziger Jahren unter drängenden Umständen, wo mich die Verzweiflung der Eltern in große Verlegenheit brachte, mit Erfolg angewendet."

Dagegen sind die Saigneurs und Grandsaigneurs (von saigner=aderlassen) verschwunden. Einer der Vornehmsten zu Anfang des Jahrhunderts war Broussais († 1838); er sah, weil er die Leichenbefunde falsch deutete, überall das Gespenst der „gastroentérite" (Magendarmentzündung) und bedeckte deßhalb den Unterleib der meisten Kranken, insbesondere der Typhösen, mit Blutegeln. Ein Grandsaigneur noch in Kußmaul's Studienzeit war ein verdienter Diagnostiker, Bouillaud. Er bekämpfte die Entzündungen mit Aderlässen „Schlag auf Schlag", beim Gelenkrheumatismus namentlich floß das Blut in Strömen. Er fand für seine Methode eifrige Schüler in Menge, die meisten in Frankreich. Erst um die Mitte des Jahrhunderts machte die junge Wiener Schule, Skoda an der Spitze, der Blutvergeudung ein Ende. „Die Heilkunst", meint Kußmaul, „theilt mit den anderen edeln Künsten das Loos, daß jedem Fortschritt eine Uebertreibung auf dem Fuße folgt, die den entgegengesetzten Weg der bisher eingehaltenen Richtung einschlägt. Auf den Vampyrismus kam die noch heute herrschende übertriebene Blutscheu, die jedoch ihrem Ende entgegenzugehen scheint. Man geizt mit dem kleinsten Tropfen Blut in lächerlicher Weise. Man hätte in meiner Jugend weit mehr Grund gehabt, schonend damit umzugehen, denn man nährte sich schlechter und sorgte im Ganzen weit weniger für die hygieinischen Bedingungen unseres leiblichen Wohlergehens. Am schlechtesten war für die weibliche Jugend gesorgt; man bannte sie in das Haus, ließ sie kaum ihre Muskeln durch Turnen, gymnastische Spiele, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. dgl. üben, nur sehr allmälig wurde ihre Erziehung in dieser Hinsicht besser und das Vorurtheil überwunden: dergleichen Uebungen schickten sich nicht für das weibliche Geschlecht. Die Bleichsucht war deßhalb viel häufiger. Nur die Ansprüche der Schule an die männliche und weibliche Jugend sind heute bedenklich hinaufgeschraubt, was zur größeren Vorsicht mit Blutentziehungen mahnen muß, denn die Nervosität auch der höheren Grade ist in Folge dessen heute verbreiteter als früher; schon damals, wo die Blutentziehungen so wenig gefürchtet wurden, warnten die erfahrenen Irrenärzte davor bei gesteigerter Reizbarkeit des Gehirns."

Das Aderlaßmännlein war schon in Kußmaul's Jugend aus den Kalendern verschwunden, worin es eine große Rolle gespielt hatte. Es stellte eine menschliche Figur dar, worauf sämmtliche Blutadern, die sich zum Aderlassen eignen, eingezeichnet waren; dabei standen Vorschriften, in welchen Monaten das Blut am besten aus dieser oder jener Ader geholt werden solle. In den Köpfen des Landvolkes vieler Gegenden aber lebte das Aderlaßmännlein fort und der Brauch wurde eingehalten, das „abgenützte" Blut von Zeit zu Zeit wegzuschaffen. Man nahm es weg in der Absicht, mit ihm die „Unreinheiten" und „Schärfen" aus den Säften zu bringen und es durch reines und besseres zu ersetzen. Schröpfen und Aderlassen diente zu Regenerationskuren, wie man sich gelehrt ausdrückt, und da die Welt sich dreht, so beginnt man heute wieder zu der alten Methode, die bei den Bauern am längsten anhielt, zurückzukehren. „Was gestern unsinnig schien, gilt auf's Neue für Weisheit," schreibt Kußmaul. „Wie vor sechzig Jahren giebt es heute wieder unter den Aerzten Lobredner des Aderlasses, sogar bei der Bleichsucht. Der Mißbrauch eines wirksamen Mittels schließt seinen richtigen Gebrauch nicht aus. Man kann sogar mit Brod, Milch, Wasser und anderen zum Leben nöthigen Dingen, wenn sie zur Unzeit oder unrichtig benützt werden, Kranke umbringen. Vor allen Dingen müßte man die Kaltwasser- und Naturheilanstalten schließen, wenn man die Menschheit vor dem Mißbrauch an sich guter Curmethoden schützen wollte. Sie schießen unter der Leitung unwissender Pfuscher, die sich hinter dem tönenden Titel von Directoren verstecken, an allen Ecken und Enden wie Pilze empor und leben von der Leichtgläubigkeit und mangelnden Einsicht des Publicums in biologischen und medicinischen Dingen, gutentheils freilich auch von dem Mißbrauch, den die Aerzte mit dem Receptiren treiben." (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Lenau und Leopardi.

Von Max Düsterdieck.

Lenau und Leopardi sind die classischen Lyriker der Schwermuth, und sie haben in ihrem Leben und Dichten viel gemeinsame Berührungspunkte. Aber weder Leopardi hat in seinem kurzen Lebenslauf seinen Schmerzensbruder Lenau auch nur dem Namen nach gekannt, noch hat Lenau von dem italienischen Dichter und Philosophen irgend eine Kunde gehabt. Um die italienische, oder sagen wir es gleich, um die neuromanische Welt hat sich Lenau, der Dichter des „Savonarola" und der „Albigenser", wenig gekümmert. Er äußerte einmal, gewiß in verstimmter Stunde, daß von italienischer Philosophie überhaupt nicht die Rede sein könne, „weil die Italiener Flachköpfe sind und ebenso die Franzosen und dergleichen mehr". Leopardi andererseits war nach eigenem Zugeständniß der deutschen Sprache nicht mächtig, seine Kenntniß der deutschen Literatur beschränkte sich auf einige Werke Goethe's, den „Werther" und „Wahrheit und Dichtung", die er in schlechten Uebersetzungen las und über welche er flach genug geurtheilt hat. Und doch haben Lenau und Leopardi im Leben, im Dichten und im Leiden einander nicht fremd gegenüber gestanden; es ist in ihrer düsteren Weltansicht, trotz mancher Unterschiede, ein Zug der Verwandtschaft unverkennbar. „In der Verkündigung des Schmerzes sind Leopardi, der schwermüthige Sohn des sonst heiteren Südens, und Lenau, der in die finstere Nacht des Wahnsinns dahingegangene Sohn des „tiefen Ungarlandes", gleichsam typisch geworden." So urtheilte der Innsbrucker Privatdocent Dr. Arturo Farinelli in seinem am letzten Allgemeinen deutschen Neuphilologentage zu Wien gehaltenen Vortrag. Wer sich für das Thema und dessen Erörterung durch den Vortragenden und die Versammlung

näher interessirt, sei auf die von dem Vorstande bei Carl Meyer in Hannover erschienenen „Verhandlungen" hingewiesen. Wir können hier nur Einzelnes herausgreifen.

Farinelli ist kein Anhänger seiner Landsleute Lombroso und Ferri. Nach seiner Meinung wirkt die mangelhafte organische Beschaffenheit des Individuums, die erbliche Belastung, wie man sie mit Vorliebe nennt, unzweifelhaft auf die Gedankenrichtung, auf die Weltanschauung; nicht minder wirksam erscheinen aber die vielfachen Erfahrungen im Leben, das Grübeln der Vernunft, die umgebende Welt, der Blick in ihre reellen Uebel, in das Sinken und Verschwinden alles Edeln auf Erden. „Unsere Zeit", sagt Lenau einmal, „ist nichts für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich! Ich bin ein Stein, der auf einer öden Heide liegt." Es giebt einen von jeder geerbten oder ungeerbten physischen Unvollkommenheit, von jeder psychopathischen, neurasthenischen, epileptischen Anlage des degenerirten Individuums unabhängigen Vernunftpessimismus oder philosophischen Pessimismus. Leopardi gab zu, daß sein unvollkommener physischer Organismus, seine fortgesetzten Leiden auf seine tiefe Melancholie Einfluß hatten. In Tristano's Dialog sagte er gar: „il corpo è l'uomo", er ärgerte sich jedoch über die Thoren, welche seine verzweifelten Lebensansichten nur von diesen äußeren Leiden abhängig machten. „Je vais protester contre cette invention de la faiblesse et de la vulgarité", schrieb er einmal (1832) an de Sinner. Unvergleichlich mehr erblich belastet als Leopardi und entschieden weitaus weniger consequent in seinen pessimistischen Grundsätzen als der italienische Dichter war Lenau gewiß. Den Fluch des Schicksals, der ihn zu unheilbarem Leiden verdammte, hat er mehrmals bitter empfunden. „Ja, ja", schreibt er bereits im November 1831 an Sophie Schwab, „ich halte mich für eine fatale Abnormität der Menschennatur, und darin mag es liegen, daß ich mir meinen Untergang mit einer Art wollüstigen Grauens denke." Er fühlte sich magnetisch zum Unglück hingezogen. Er sah oft, wie sich die Nacht des Wahnsinns um sein Haupt zu schlagen drohte. „Wer der Welt gradaus zu Leib gehen will, muß ein derbes Fell auf den Knochen haben", schrieb einmal Goethe an Wilhelm von Humboldt (November 1801). Dieses derbe Fell besaßen weder Lenau noch Leopardi, und so hat die Welt tief in ihre Seele geschnitten. An übergroßer Empfindlichkeit und Erregbarkeit, an der von Leopardi zugegebenen „estrema, inaudita sensibilità", an ihrer glühenden Innerlichkeit sind beide Dichter zum Theil zu Grunde gegangen. Nannte Leopardi einmal sein qualvolles Leben ein wahres Fegefeuer, so konnte der leidenschaftliche, ungestüme, heftigen Spannungen unterworfene, stets in dem Sturm der Sehnsucht fortgerissene Lenau seine höchst reizbaren Nerven, sein krankhaftes Wesen und sein unersättliches Verlangen nicht genug beklagen. Der Teufel hielt wahrlich „förmlich Jagd in seinen Eingeweiden" und gönnte ihm keine bleibende Stätte auf Erden; es trieb ihn fort und fort auf Reisen hin und her, unzählige Mal rastlos nach Wien und nach Schwaben, einmal vernunftlos nach Amerika. Die leidigen Geldsorgen, welche lähmend auf Lenau wirkten, ist Leopardi sein Leben lang nicht los geworden. Beide lebten und opferten Alles für ihre himmlische Kunst; wie Hölderlin scheuten sie einen Beruf, und diese Berufslosigkeit, die Zersplitterung ihrer Kräfte, die Ohnmacht den Fragen des praktischen Lebens gegenüber, ist für sie wie für Hölderlin verhängnißvoll gewesen. Beide sehnten sich nach Einsamkeit; die stille Zurückgezogenheit aber taugt nicht, meinte Leopardi, für Solche, die sich selbst in ihrem Innern verzehren. „O René", ruft Chactas in Chateaubriand's „Atala" aus, „si tu crains les troubles du cœur, défie-toi de la solitude." Ferne vom Sturme der Welt oder mitten in demselben, die Herzenswunde beider Dichter hat immer geblutet. Sie klammerten sich liebe- und trostbedürftig an Freunde: das Beste, sagten sie Beide, was das Leben bieten kann. „Alles Andere ist schal und gehört bald dem Tode an." Und fürwahr, kaum ein Dichter wurde von seinen Freunden geachtet, gehätschelt, geliebt, wirklich geliebt, wie Lenau. Der wilde Dämon des Unmuths war dennoch nicht zu bändigen und nicht zu entfernen; er „verdampfte" und „versumpfte" seine Seele. „Es ist ein allmäliges Hineinfressen des Verdrusses in mein Leben", schrieb einmal Lenau an Sophie, „ein Verrosten aller meiner Freuden. Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch."

Die stärkste irdische Macht, die Liebe, hat den physisch halb verkrüppelten, rasch gealterten Leopardi eher verbittert als enttäuscht, den Dichter, welcher, wie er selbst gestand, nicht aus Marmor war und „capacissimo di vere passioni", welcher mehr als einmal für ein schönes freundliches Mädchengesicht alle Herrlichkeiten Roms gegeben hätte und nebst der Silvia und Nerina auch die Lazzari, die Targioni-Tozzetti, die Malvezzi heftig geliebt hatte. Mit seinem Eleandro rief er aus: „Sono nato ad amare, ho amato e forse con tanto affetto quanto può mai cadere in anima viva." Er bat flehentlich zu Gott Amore, mußte sich aber, einsam und enttäuscht, eine ideale Frauengestalt seiner Phantasie vormalen, und besang ein Weib ohne Fleisch und Blut, ein Liebesphantom. Für eine so stark sinnliche Natur wie Lenau mochte so ein Reflex aus Dante's Beatrice, obwohl er im „Faust" einmal ausgerufen: „Für's Erdenweib war nie mein Herz entbrannt", zu keiner Zeit genügen. Lenau zerrieb sich selbst und zertrümmerte sein „nächtliches Herz" mit seiner oft an Wahnsinn streifenden Leidenschaft und jammervoll häufte er durch die Liebe zu Sophie, welche „das ganze Saitenspiel seines Herzens" in ihrer Gewalt hatte, und der er wirklich „verfallen" war, Qualen auf Qualen, Leiden auf Leiden. Zu seiner ungestümen Liebe paßt wohl das Bild, das er einmal in einem Briefe an Emilie Reinbeck braucht, um das Zusammendrängen der Salzach in einem Engpaß zu schildern: „Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zusammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft." Die Liebe trieb ihn von einer Raserei zur anderen, von der zügellosesten Freude zu verzweifeltem Unmuth. — Lenau sollte nicht erfahren, was sein Isenburg im „Faust" erfuhr, daß nämlich: Weib und Kind das höchste Gut auf Erden sind.

Wenn Martensen, dem Lenau's „Savonarola" gewidmet war, von Lenau sagt: er sei „der Dichter der Melancholie und des Pessimismus", so will Farinelli dies mit großer Einschränkung zu verstehen. Ein Dichter des Pessimismus wie Leopardi sei Lenau nicht. „Er ist eher ein schwermüthiger als ein pessimistischer Dichter, eher ein Dichter der Vergänglichkeit und des Zweifels als der Nichtigkeit und des Verzweifelns. Er hat wiederholt, trotz seiner skeptischen Ansichten höhere Punkte im Leben gehabt, wo er dann und wann seine Blicke emporrichtete; es war ein Ebben und Fluthen in ihm. Dichter mit pessimistischer Weltansicht pflegen, auch von namhaften Literarhistorikern, einer einzigen Gruppe, der der Weltschmerzdichter, angereiht zu werden, als ob in ihrer Seele immer nur eine und die gleiche Saite des Schmerzes erklungen wäre, als ob in allen der Zusammenstoß des idealen Hanges des Gemüthes mit der erbärmlichen Wirklichkeit gleich stark empfunden worden wäre. Wie alle Begriffe ist der des Pessimismus ein höchst unbestimmter. Eine Abschaffung desselben würde vielleicht ein tieferes Eindringen in das innere Wesen der einzelnen Dichter zur Folge haben, welche oft, wiewohl meilenweit entfernt voneinander, auf den ersten Blick zusammen zu gehören scheinen. Der sentimentale Pessimismus eines Chateaubriand mit seinem Gefolge von Thränen und Klagerufen, selbst der männlichere und aufrichtigere Pessimismus eines Senancour hat wenig mit dem stolzen, herausfordernden, thatendurstigen, tumultuarischen Pessimismus eines Lord Byron zu thun, dem sein großes Ich werthvoll genug erschien, um den Kampf gegen die übrige nichtige Welt auf-

zunehmen. Man hat Lenau den deutschen Byron genannt. Mit Unrecht wohl. Byron'sche Elemente sind gewiß in die lyrische und epische Dichtung Lenau's verflochten, der Brite hat dem Deutschen oft genug als Muster gedient; Lenau's Weltschmerz aber ist aus anderer Quelle als der Weltschmerz Byron's geflossen. Die Schwermuth des in Ungarn geborenen, in Oesterreich meistens weilenden Dichters erscheint mir wie eine krankhafte Steigerung und Verschärfung jener Wehmuth, jener ungestillten Sehnsucht, jenes Selbstschmerzes, welcher fast alle zart besaiteten, einsamen Helden der Kunst in Oesterreich: Grillparzer und den Sänger des Aschenliedes, Raimund, vor Allen heimgesucht hat."

Wie verschieden auch Leopardi und Lenau in ihrer düsteren Weltansicht sein mögen, im Kerne des Leidens, in der Verkündigung ihres wirklich empfundenen Schmerzes erklärt aber Farinelli beide Dichter als ebenbürtig. Wie Leopardi besingt Lenau den Schmerz, welcher „der Schminke bar, des Lebens welke Wange" zeigt, wie Leopardi ruft er enttäuscht über Alles: „O Schmerz, wie bist du wahr!" „Das Unglück ist wohl die treueste Seele auf Erden", sagte Lenau. „Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären." Und Farinelli bemerkt: „Es ist nichts Geheucheltes und Gemachtes in Lenau und Leopardi, wie bei so vielen Weltschmerzdichtern, sondern ernste, tiefe Wahrheit. In Allem, was sie schufen, waltet stets das heilige, absolute Recht des Herzens. Es ist auch nichts Ueberkommenes, Alles strömt unaufhaltsam von Innen heraus und mit stets erneutem Bewußtsein."

Die verschiedene Naturanlage und die verschiedene Heimath mußte freilich ein bedeutendes Auseinandergehen ihrer Kunst bedingen. Lenau, von unbändiger Phantasie, auf den ungestümen Wogen der Leidenschaft getragen, ein „angeschossenes Wild", wie er sich nennt, welches blutend den Wald des Lebens durchirrte, konnte sich nicht in knapper und gemessener Form wie Leopardi ausdrücken, er mußte sich in förmlicher Gluth ergießen, mit allem Glanz von Bildern und Gleichnissen, mit einem orientalischen Prunk der Sprache. Schmucklos dagegen, äußerst lakonisch, in classischer Reinheit der Sprache, aber nicht minder bestrickend wie Lenau, trug Leopardi in den schönsten Versen, welche in Italien seit Dante und Petrarca gedichtet wurden, seine Philosophie vor. „Es waltet ein hehrer Geist in diesen Dichtungen von vollendet schöner Form", schreibt Doß an Schopenhauer. „Sie gemahnen mich zuweilen an die tiefsinnige Schwermuth einiger der berühmtesten Chöre der antiken Tragödie." Wie für Hölderlin, dem Zögling der Griechen, der selbst im Wahnsinn formvollendete Verse dichtete, war für Leopardi Hellenismus das Höchste im Leben. Wie Hölderlin hält er der entarteten modernen Welt das Ideal der Antike als Spiegelbild vor. Für Lenau war der Traum der Alten, wie er im „Savonarola" sagt, zu schal. Die Poesie müsse „den profanen Schmutz wieder abwaschen, den ihr Goethe durch fünfzig Jahre mit classischer Hand gründlich einzureiben bemüht war." Hellenismus war ihm bloßer Schutt. Die ewig klare und heitere Anmuth der Griechen, lächelt sie nicht unseren Schmerzen und Leiden Hohn? fragt Farinelli.

Wie so viele Dichter sahen Leopardi und Lenau in der Natur ein Bild ihres eigenen Sehnens und Leidens. Die Natur war ihnen anfänglich eine Freundin, die höchste Freundin für Lenau, welcher, weit mehr als Leopardi, den Reichthum an poetischen Ideen der Natur verdankt, die österreichischen Alpen, das Meer, so gut wie er Beethoven und Sophie seine höchsten Erzieher nannte; sie war ihnen aber oft entfremdet und gar oft eine grimmige Feindin. Wehmuthsvoll sangen sie „des holden Frühlings Todesstunde" und lebten Beide in bangem Erwarten der einzig schönen und einzig erträglichen Jahreszeit. Leopardi's Naturgefühl ist eher ein germanisches als ein romanisches; die von ihm entworfenen Bilder sind weniger bunt und abwechselnd als die des weitgereisten Lenau. In der Symbolisirung der Natur aber ging Leopardi so weit wie Lenau. Und Farinelli kommt in seiner tiefbohrenden Untersuchung auch auf die religiösen Instincte der zwei Dichter zu sprechen. Die Religion, irgend ein Glaubensbekenntniß konnte in beiden wunden Dichterherzen keinen festen Boden finden. Wie in Allem zeigt Lenau auch in seinen religiösen Ansichten ein Schwanken, ein Ebben und Fluthen. Er ist als Knabe fromm; selbst in späteren Jahren nennt ihn Gustav Schwab „ein weiches, ein reiches, ein reines" und gar ein „frommes Gemüth". Er gelangt unfreiwillig zur pantheistischen Weltanschauung und ringt alsdann, um seinen pantheistischen Dämon loszuwerden. Freunden und Freundinnen betheuert er, daß ihm Resignation nicht ganz fremd sei. Das „Es ist halt nichts" seines „Raubschützen" kehrt er einmal um: „Hier ist halt nichts, dort muß es was werden."

Martensen, der allzu sorgfältig das Christliche in Lenau's „Faust" hervorhob, mußte laut aufjubeln, als Lenau's „Savonarola" erschien, wo es seinem Freunde gelungen war, den eigenthümlichen Duft religiöser Anschauungen zusammenzuhalten, bekam aber bald darauf „Die Albigenser", entschieden Lenau's Meisterwerk, zu lesen, wo der Zweifel die Hauptrolle spielt, und mußte schmerzlich bedauern, wie der unglückliche Dichter auf Abwege gerathen sei. Lenau versuchte wiederholt, aber immer vergebens, mit mystischem Triebe nach dem Unergründlichen, sich an einer höheren Weltansicht festzuklammern. Anders Leopardi, der dem religiösen Glauben seiner Väter bald und für immer abtrünnig war. Die noch in frühester Jugend, nach Manzoni's Anregung, geplanten christlichen Hymnen, wären nach Farinelli's Vermuthung gar zu unchristlich ausgefallen. Während Pascal die in seinem Herzen oft keimende Skepsis in dem christlichen Glauben gewaltsam unterdrückte, in dem Glauben die einzige Antwort auf die Fragen nach dem Wesen des Menschen und seiner Bestimmung auf Erden fand, wies Leopardi jeden mystischen Trost beständig von sich, schaute sein und aller Menschen Wehe starr an, stoisch, niemals christlich resignirt.

Die Bildung, welche allen Dingen „das Grüne" raubt, verurtheilte Leopardi. Wie Rousseau nannte er die Wissenschaft einen Verrath an der ursprünglichen Natur des Menschen. Unsere Erkenntniß „l'atra face del vero", welche das poetische Leben der Natur zu nichte macht, ist eine Quelle unseres Mißgeschicks. Jedes politische System, jede Staatsweisheit ist nutzlos. Wie sollte ein Volk glücklich sein, wenn das Glück des Individuums nichts als Chimäre ist, wenn alle Individuen nicht von den Menschen, sondern von der Natur zum Unglück verdammt sind? Eine Umgestaltung des Lebens sollte für Leopardi wie für Lenau eher im poetischen als im politischen Sinne erfolgen. Nachdem man so viel neues Land entdeckt, erscheint uns die Erde noch kleiner als sie's vorher war; alle Erfindungen machen uns nicht um ein Haar glücklicher, sie erweitern vielmehr die Vorstellung von der Nichtigkeit des Universums. — Die philosophischen Grundsätze der Encyklopädisten Frankreichs, eines Helvetius, eines Holbach fanden in Leopardi leicht Zustimmung. Lenau, welcher sich mühevoll durch mehrere Wissenschaften hindurchgerungen, klagte im Januar 1837, daß die „höchsten Interessen der Menschheit noch immer durch die trübe Brille der französischen Encyklopädisten betrachtet werden, einer Brille, die durch den Blutdampf der Guillotine und der Napoleonischen Schlachten nicht durchsichtiger geworden ist, als da sie noch auf der Nase Voltaire's saß." Gegenüber dem häufigen Schwanken in Lenau's Ansichten wirkt die strenge Logik, die unvermeidliche, unabwendbare Schlußfolgerung in Leopardi's Schmerzlehre überraschend und erschütternd. Und doch pochte unter dem eisernen Panzer des Skepticismus ein warmfühlendes Herz laut und stark und drohte allenthalben sich freie Bahn zu machen. Und Farinelli schließt: „Die Leier Leopardi's und die des musiktrunkenen Lenau

schlugen nur wenige Accorde, denn die Saiten, die Lust und Freude ausdrücken sollten, sind früh zersprungen. Allein diese Accorde tönten mächtig und ergreifend, und mächtig und ergreifend, selbst tröstend in so großer Trostlosigkeit, werden sie noch in allen Herzen erklingen, welche der Poesie und der Kunst eine Zufluchtsstätte vor den Erbärmlichkeiten des Lebens gewährt haben."

Lob des Krieges.

Ein Capriccio von F. M. Dostojewsky.

(Aus dem Nachlasse des Dichters.)

A propos von Krieg und Kriegsgeschrei! Ich kenne einen Paradoxisten. Ich kenne ihn schon lange. Es ist ein fast unbekannter Mensch, ein sonderbarer Charakter: ein Träumer. Ich erinnere mich, wie er mit mir vor einigen Jahren über den Krieg in Streit gerieth. Er vertheidigte den Krieg überhaupt, und vielleicht nur, um mit Paradoxen zu spielen. Ich muß hier erwähnen, daß er Staatsrath und der friedlichste und harmloseste Mensch ist, den es in der Welt und bei uns in Petersburg geben kann.

„Ein toller Einfall", sagte er unter Anderem, „daß der Krieg eine Geißel der Menschheit sei. Im Gegentheil, die nützlichste Sache. Nur eine Form des Krieges ist hassenswerth und verderblich: der Bürgerkrieg, der brudermörderische. Er verdirbt ein Reich, zieht sich immer allzusehr in die Länge und verthiert ein Volk auf Jahrhunderte hinaus. Aber der internationale, der politische Krieg bringt in jeder Beziehung nur Nutzen und muß unvermeidlich bleiben."

„Was, ein Volk geht auf das andere los, die Leute schlagen einander todt, und das soll nützlich und unvermeidlich sein?"

„Im höchsten Grade. Einmal ist es eine Lüge, daß die Leute einander todtschlagen. Niemals steht dieses auf dem ersten Plan, sondern sie gehen hin im Gegentheil, ihr eigenes Leben zu opfern. Das ist eine ganz andere Sache. Es giebt keine höhere Idee, als die der Vertheidigung seiner Brüder und seines Vaterlandes und dafür sein Leben hinzugeben. Ohne hochherzige Ideen kann die Menschheit nicht leben, und ich glaube sogar, die Menschheit liebt gerade deßhalb den Krieg, um an einer hochherzigen Idee Theil zu haben! Hier liegt ein Bedürfniß vor."

„Aber liebt denn die Menschheit den Krieg?"

„Wie soll sie denn nicht? Wer läßt zur Zeit eines Krieges den Kopf hängen? Im Gegentheil, Alle ermannen sich, in Allen rührt sich der Geist, und man hört nichts von Apathie, von Langeweile, wie im Frieden. Und wenn der Krieg vorbei ist, wie liebt man es, seiner zu erwähnen, sogar im Fall einer Niederlage! Und wenn zur Kriegszeit Alle, die sich begegnen, mit traurigem Kopfschütteln einander klagen: ‚Ist das ein Unglück, was wir erleben müssen!' so geschieht das nur aus Anstand. Im Grunde ist's Feiertag in jeder Seele. Es ist ja so schwer, manche Gedanken zu bekennen. Man würde ein Thier, ein Reactionär genannt und verurtheilt, fürchtet man. Den Krieg zu loben, dazu kann sich Niemand entschließen."

„Aber Sie sprechen von hochherzigen Ideen! Giebt es denn keine hochherzigen Ideen ohne Krieg? Gerade im Frieden vermögen sie sich besser zu entfalten."

„Umgekehrt! Die Hochherzigkeit geht in den Perioden langen Friedens zu Grunde, und an ihrer Stelle machen sich Cynismus, Gleichgültigkeit, Langeweile und vieles Andere breit, Vieles, was einem boshaften Lächeln gleichkommt, und zwar eigentlich nur der müßigen Unterhaltung und nicht der Sache halber. Man kann sagen, daß ein langer Friede die Menschen grausam macht. Während eines langen Friedens neigt sich das sociale Uebergewicht immer auf die Seite des Schlechten und Rohen im Menschen, vor Allem auf die Seite des Reichthums und des Capitals. Ehre, Menschenliebe, Selbstaufopferung werden unmittelbar nach einem Kriege noch geachtet, noch geschätzt, aber je länger der Friede dauert, desto mehr erbleichen alle diese herrlichen, hochherzigen Dinge, verderben, sterben ab; Reichthum und Besitz aber gewinnen Herrschaft über Alles. Und zuletzt bleibt nur die Heuchelei übrig. Man heuchelt Ehre, Selbstaufopferung, Pflicht, aber nur mit schönen Worten, der Form wegen. Wirkliche Ehre wird es nicht geben, nur ihre Formeln bleiben; und die Formeln sind der Ehre Tod. Ein langer Friede bringt Apathie, Erniedrigung der Gedanken, Sittenverderbniß und stumpft die Gefühle ab; die Genüsse verfeinern sich nicht, sondern werden vergröbert. Der grobe Reichthum kann nicht an der Hochherzigkeit Vergnügen finden, sondern verlangt Genüsse untergeordneter Art, die seinem Zwecke näher kommen, das heißt die absolute Befriedigung des Fleisches, fleischliche Genüsse. Ueppigkeit ruft Wollust hervor, diese aber immer Grausamkeit. Sie können dies in keiner Weise leugnen, dies Eine, das Hauptfactum: daß das sociale Uebergewicht eines langen Friedens sich immer dem gemeinen Reichthum zuneigen wird."

„Aber die Wissenschaft, die Künste? können sie sich bei einem längeren Kriege entfalten? Und das sind doch schöne und erhabene Ideen."

„Da hab' ich Sie ja! Wissenschaft und Künste entwickeln sich gerade immer in der ersten Zeit nach dem Kriege. Der Krieg erneuert sie, frischt sie auf, ruft sie hervor, stärkt die Gedanken und giebt ihnen neue Triebe. Während eines langen Friedens erstickt auch die Wissenschaft. Die Beschäftigung mit der Wissenschaft fordert allerdings Hochherzigkeit, sogar Selbstaufopferung. Aber giebt es viele Gelehrte, die dem Uebel der Weltlichkeit widerstehen? Falsche Ehre, Eigenliebe, Ueppigkeit ergreift auch sie. Man versuche es nur, mit einer Leidenschaft, wie der Neid, fertig zu werden, die grob und glatt und doch in die edelste Seele eines Gelehrten einzudringen vermag; auch er wird also von der allgemeinen Ueppigkeit sein Theil haben wollen. Was bedeutet vor dem Triumph des Reichthums der einer wissenschaftlichen Entdeckung! So verlangt man also nach Ruhm, und da tritt auch schon in der Wissenschaft Charlatanismus auf, die Jagd nach dem Effect und vor Allem der Utilitarismus, denn man muß ja auch nach Reichthum verlangen. In der Kunst ist dieselbe Jagd nach dem Effect, nach irgend einer Verfeinerung. Einfache, klare, hochherzige und gesunde Ideen sind nicht mehr in der Mode, man braucht Geringeres, also die Künstlichkeit der Leidenschaften. Nach und nach verliert sich das Gefühl für Maaß und Harmonie, eine Verzerrung der Gefühle und Leidenschaften, eine sogenannte Verfeinerung des Empfindens tritt ein, in Wahrheit nur eine Vergröberung. Das sind die Dinge, denen die Kunst im Verlaufe eines langen Friedens immer unterliegt. Gäbe es keinen Krieg auf der Welt, so würde die Kunst ersticken; alle die besten Ideen der Kunst sind ihr durch den Krieg gegeben worden. Gehen Sie in die Tragödie oder zu Bilderwerken: da sieht man die „Horazier" von Corneille, den Apoll von Belvedere, ein ergreifendes Wunderwerk . . . . ."

„Und die Madonnen und das Christenthum?"

„Das Christenthum selbst bekennt sich zum Krieg und prophezeit, das Schwert werde bis an's Ende der Welt nicht von der Erde verschwinden. Dies ist sehr bemerkenswerth. Im höchsten, im sittlichen Sinne verwirft es den Krieg allerdings und fordert Nächstenliebe. Ich selbst bin der Erste, den es freuen wird, wenn man die Schwerter in Pflugschaare umschmieden wird, aber die Frage ist: wann kann das geschehen? Der gegenwärtige Friede ist immer schlechter als

der Krieg, um so viel mehr, als es zuletzt sogar unsittlich wird, ihn aufrecht zu erhalten. Da giebt es nichts zu ehren, durchaus nichts zu beschützen; es ist eine Schande und eine Dummheit ihn zu bewahren. Der Reichthum, die Grobheit der Genüsse erzeugen Müßiggang, der Müßiggang aber bedingt Sclaven. Um Sclaven in der Sclaverei zu erhalten, muß man ihnen den freien Willen und die Möglichkeit der Aufklärung nehmen. Man kann ja gar nicht ohne Sclaven auskommen, und wäre man der humanste Mensch. Ich bemerke noch, daß in einer Periode des Friedens Feigheit und Ehrlosigkeit gedeihen. Der Mensch ist seiner Natur nach zur Feigheit und Schamlosigkeit geneigt und darum ist es vielleicht, weßhalb er so sehr nach dem Kriege verlangt und ihn so sehr liebt; er sieht darin eine Arznei. Der Krieg entwickelt die Bruderliebe und vereinigt die Völker."

„Wieso vereinigt er die Völker?"

„Er zwingt sie, sich gegenseitig zu achten, er frischt die Menschen auf. Die Nächstenliebe entwickelt er am meisten nur auf dem Schlachtfelde. Auch das ist ein sonderbares Factum, daß der Krieg die Menschen weniger zum Zorne reizt, als der Frieden. Die erste beste politische Beleidigung in der Friedenszeit, der erste beste übermüthige Vertrag, ein politischer Druck, eine anmaßliche Forderung reizen den Zorn viel mehr, als der offene Krieg. Erinnern Sie sich, wie wir die Franzosen und Engländer zur Zeit des Krimkrieges haßten? Es ist, als wären wir einander näher gekommen, ja als wären wir einander verbrüdert worden. Ihre Meinung über unsere Tapferkeit schmeichelte uns, wir liebkosten unsere Gefangenen, unsere Soldaten und Officiere gingen zur Zeit des Waffenstillstandes auf die Vorposten hinaus, und es fehlte nicht viel, daß sie die Feinde umarmten; sie tranken sogar Schnaps miteinander. Rußland hat die Kunde davon in den Zeitungen mit wahrem Genusse gelesen, und das hinderte nicht, sich famos zu schlagen. Ein wahrhaft ritterlicher Geist hat sich entfaltet. Von den materiellen Uebeln des Krieges will ich aber nicht reden. Wer kennt nicht das Gesetz, wonach sich nach einem Kriege Alles nur um so kräftiger aufrichtet? Die ökonomischen Kräfte eines Landes erwachen zehnfach, als hätte eine drohende Wolke über einen dürren Boden ihren Regen ausgegossen. Den vom Kriege Betroffenen leistet sofort alle Welt Beistand, während im Frieden ganze Völker an Hunger aussterben können, ehe wir uns aufrappeln und den Geldbeutel lockern."

„Leidet aber in Kriegszeiten das Volk nicht mehr, als alle Anderen? Muß es nicht die Verwüstungen und ungleich schwerere Lasten ertragen, als die höheren Gesellschaftskreise?"

„Mag sein — aber nur zeitweilig — es gewinnt aber ungleich mehr, als es verliert. Gerade für das Volk läßt der Krieg die besten und heilsamsten Folgen zurück. Auch noch so human, wird sich der gebildete Mensch doch für etwas Höheres halten, als der Mann aus dem Volke ist. Wer mißt denn heut mit christlichem Maaß? Man mißt nach der Tasche, der Macht, der Kraft — und der gemeine Mann weiß das ganz gut. Nicht einfacher Neid, vielmehr entsteht ein unerträgliches Gefühl sittlicher Ungleichheit, das für das Volk zu einer brennenden Wunde wird. Wie sehr wir es auch befreien mögen, was für Gesetze wir auch erlassen, die Ungleichheit unter den Menschen wird in der heutigen Gesellschaft nicht verwischt werden. Da ist die einzige Arznei der Krieg. Ein Palliativmittel, gewiß: für das Volk jedoch erfreulich. Der Krieg hebt den Geist eines Volkes und sein Bewußtsein der eigenen Würde. Der Krieg macht Alle einander gleich und versöhnt den Herrn mit dem Knecht in der höchsten Offenbarung der Menschenwürde: im Opfer des eigenen Lebens für das allgemeine Heil, für das Vaterland. Oder glauben Sie, daß die Menge, die Masse der unwissendsten Bauern und Bettler nicht das Bedürfniß empfinde, thatkräftig hochherzige Gefühle zu bekunden? Womit vermag aber die Masse des Volkes im Frieden seine Hochherzigkeit und Menschenwürde zu offenbaren? Wir sehen ja vereinzelt Beweise von Hochherzigkeit im Volke, aber würdigen sie kaum unserer Aufmerksamkeit, manchmal mit einem ungläubigen Lächeln, manchmal geradezu ohne Glauben, meistens sogar mit Mißtrauen. Und glauben wir einmal an den Heroismus eines Einzelnen, so schlagen wir sofort Lärm wie über etwas Außerordentliches. Was kommt dabei heraus? Daß unsere Verwunderung und unser Lohn einfach der Verachtung sehr ähnlich sehen. In Kriegszeiten verschwindet das Alles ganz von selbst, und es erfolgt eine vollkommene Gleichheit im Heroismus. Vergossenes Blut ist ein großes Ding. Thaten wechselseitiger Hochherzigkeit knüpfen das festeste Band zwischen allen Ständen. Gutsbesitzer und Bauer, die im Jahre 1812 Schulter an Schulter kämpften, standen einander näher als daheim im friedlichen Gehöft. Der Krieg ist für die Volksmasse ein Anlaß sich selbst zu achten, und darum liebt das Volk auch den Krieg; es singt Lieder über den Krieg, und lange nachher lauscht es noch seinen Legenden und Sagen .... Vergossenes Blut ist eine große Sache! Ja, in unseren Tagen ist der Krieg etwas Unvermeidliches; ohne Krieg würde die Welt zusammenbrechen, oder sie würde sich vielmehr in irgend einen Schleim, eine niedere Substanz verwandeln, von faulenden Wunden verpestet ..."

Ich hörte natürlich zu streiten auf. Mit Träumern kann man nicht streiten. Ein sonderbares Factum tritt jedoch zu Tage: man fängt jetzt zu streiten an und äußert Urtheile über Dinge, die man meint, schon längst entschieden und ad acta gelegt zu haben. Jetzt träufelt das Alles auf's Neue hervor, und die Hauptsache ist, daß dies aller Orten der Fall ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Carmela.

Von Edmondo de Amicis.

Was ich hier erzählen will, trug sich auf einer Insel zu, ungefähr 70 Meilen von Sicilien entfernt. Dort giebt es nur einen einzigen Ort mit etwa 2000 Einwohnern, wo sich damals drei- bis vierhundert zur Verbannung Verurtheilte befanden. Zu ihrer Bewachung war ein Detachement von vierzig Soldaten dort stationirt, die alle drei Monate abgelöst und von einem Subalternofficier befehligt wurden. Die Soldaten führten ein sehr angenehmes Leben, denn erstens hatten sie außer der Wache in der Kaserne und im Gefängniß und einigen Streifzügen ins Innere der Insel, sowie dann und wann Exerzierübungen gar nichts zu thun, und zweitens war der Wein, zu vier Soldi die Flasche, ganz vortrefflich. Der Officier genoß die unbeschränkteste Freiheit und konnte wohlgefällig sagen: „Ich bin der Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen des Landes." Er hatte zwei Gendarmen als Beamte auf dem Platzcommando zu seiner Verfügung, besaß eine schöne Dienstwohnung im Dorfe, brachte den Morgen auf der Jagd in den Bergen zu, den Nachmittag in einem kleinen Lesecabinet mit den Honoratioren und den Abend auf dem Meere, vortreffliche Cigarren à 2 Centimes rauchend; er konnte sich kleiden, wie es ihm gefiel, ohne Schererei, ohne Vorgesetzte, ruhig und glücklich wie der Herrgott in Frankreich. Nur eine Schattenseite hatte dieses Leben: dieser selige Zustand konnte nur drei Monate dauern.

Der Ort liegt am Meeresstrand und besitzt einen kleinen Hafen, wo alle vierzehn Tage ein Postdampfer landete, der zwischen Tunis und Trapani kreuzte. Nur so selten hielten dort andere Fahrzeuge an, daß das Erscheinen eines Schiffes durch Glockengeläute angezeigt wurde,

worauf dann ein großer Theil der Einwohner wie zu einem festlichen Schauspiel an den Hafen eilte.

Das Dörfchen sah schlicht und freundlich aus, besonders der große Marktplatz im Mittelpunkte, welcher, wie in allen italienischen Dörfern, für seine Bevölkerung das ist, was in einem städtischen Hause für seine Insassen der Hof. Dieser Platz war mit der Küste durch die Hauptstraße verbunden, die gerade, eng, und dabei ziemlich kurz war. Die Läden und öffentlichen Locale lagen alle am Marktplatze. Dort waren auch zwei Cafés. Das eine wurde von dem Bürgermeister und den anderen Honoratioren besucht, das zweite von der übrigen Bevölkerung. Das Haus, wo der „Commandant" wohnte, lag an der dem Meere zugekehrten Seite des Platzes, und da das Terrain von der Küste ab stark steigt, so sah man von den Fenstern seiner Zimmer (er besaß deren zwei) den Hafen, ein langes Stück Strand, das Meer und die fernen Berge Siciliens.

Vor drei Jahren hielt an einem schönen Aprilmorgen der nach Tunis fahrende Postdampfer an der Hafenmündung des Dörfchens. Bei seiner Annäherung ertönten die Glocken, und die ganze Bevölkerung eilte herbei, darunter der Commandant mit seinen Soldaten, der Bürgermeister, der Richter und der Pfarrer, der Polizeichef, der Steuereinnehmer, der Hafencommandant, der Befehlshaber der Gendarmen und ein junger Militärarzt, der den Sanitätsdienst für die Strafgefangenen versah. Zwei Boote näherten sich dem Fahrzeug und nahmen 32 Soldaten und einen Officier auf, einen schönen, blonden Jüngling von angenehmem Wesen, der seinem Kameraden die Hand drückte und den freundlichen Empfang der Behörden höflich beantwortete und dann an der Spitze seiner Abtheilung das Dorf betrat, wobei zwei Reihen von Neugierigen und Schaulustigen Spalier bildeten. Nachdem er seine Soldaten untergebracht, kehrte er in den Kreis der ihn erwartenden Behörden auf den Platz zurück, und der Bürgermeister stellte sie ihm der Reihe nach vor, halb humoristisch, halb ernsthaft, mit einer gewissen ernsthaften Vertraulichkeit. Nach dieser Förmlichkeit löste sich die Gruppe auf, und der Officier blieb mit seinem Kameraden allein und ließ sich von ihm in das für ihn bestimmte Quartier bringen. Hier war der Bursche des abreisenden Officiers damit beschäftigt die Koffer zu packen, und der neuangekommene war ihm dabei behülflich, um so die seinen desto schneller auspacken zu können. Nach einer Stunde war Alles bereit.

Die abreisende Compagnie wurde von der ablösenden Abtheilung um acht Uhr zum Hafen begleitet, und unser Officier hatte kaum seinem Kameraden Lebewohl gesagt, so zog er sich schon in seine Gemächer zurück und legte sich zu Bette, denn er war von der Reise und des ganzen Tages Plage ermüdet und fühlte ein großes Bedürfniß zu schlafen. Und er schlief wirklich vortrefflich.

Am folgenden Morgen ging er bald nach Sonnenaufgang aus. Er hatte aber auf dem Platze noch nicht zehn Schritte gemacht, als er sich leicht am Rocke festgehalten fühlte. Er wandte sich um und sah dicht hinter sich, steif und starr in der Stellung eines Front machenden Soldaten, ein junges Mädchen mit zerzaustem Haar und unordentlicher Kleidung — hoch und schlank, mit sehr schönen Formen. Sie betrachtete ihn mit ihren großen, lebhaften schwarzen Augen prüfend und lächelte.

„Was wollen Sie?" fragte sie der Officier und maß sie halb bestürzt, halb neugierig.

Das Mädchen antwortete nicht, sondern lächelte nur und hielt die Hand salutirend an die Stirne. Der Officier zuckte die Schultern und ging weiter; aber nach zehn Schritten fühlte er, wie man ihn wieder am Rocke zog, so daß er sich nochmals umwenden mußte. Und da sah er das Mädchen noch immer aufgepflanzt dastehen, wie ein Soldat in Reih' und Glied. Er drehte sich um und bemerkte dabei Jemand, der diesen Vorgang beobachtete und dazu lachte. „Was wollen Sie?" fragte er nochmals.

Das Mädchen zeigte mit dem ausgestreckten Finger auf ihn und sagte: „Dich will ich!"

„Ach, ich verstehe", dachte er, „sie ist verrückt!" und er zog einige Soldi aus der Tasche, reichte sie ihr und wollte sich entfernen. Aber das Mädchen faltete die Arme über der Brust, als wollte es sich vor der Hand schützen, die das Almosen reichte, und rief wieder: „Dich will ich!" Und sie stampfte heftig mit den Füßen auf, zerraufte sich das Haar mit beiden Händen und stieß dabei dumpfe, eintönige Klagelaute aus, wie unartige Kinder, wenn sie Thränen heucheln. Und die Leute ringsum lachten. Der Officier betrachtete die Leute und das Mädchen und wiederum die Leute und ging dann weiter.

Ungehindert konnte er fast über den ganzen Platz, aber als er an die Straßenbiegung, die zum Hafen führt, hinter sich einen leichten, schnellen Schritt bemerkte, wie von Jemand, der auf den Zehen geht, da hörte er eine leise Stimme mit seltsamem Ausdruck flüstern: „Mein Schatz!"

Er fühlte, wie ihn ein Schauer vom Kopf bis zu den Füßen durchdrang, und setzte seinen Weg mit schnelleren Schritten fort. Und wieder ertönte jene Stimme: „Mein Schatz!"

„Nun ist's genug!" schrie er ärgerlich und wandte sich nach dem Mädchen um, das eingeschüchtert schien. „Laßt mich in Ruhe. Gehet Eurer Wege! Verstanden?"

Das Mädchen machte ein gekränktes Gesicht, lächelte dann, trat einen Schritt vor und streckte die Hand aus, wie um den Officier zu liebkosen und flüsterte: „Sei nicht böse, kleiner Leutnant!"

„Geh weg, sage ich Dir!"

„Du bist mein Schatz!"

„Geh weg, oder ich rufe die Soldaten und lasse Dich einsperren!"

Und dabei wies er auf einige Soldaten, die an der Ecke standen. Das Mädchen entfernte sich mit langsamen Schritten, die Augen immer scheel auf den Officier gerichtet und hob von Zeit zu Zeit den Kopf und wiederholte halblaut: „Mein Schatz!"

„Schade!" sagte der Leutnant bei sich, den Weg zum Hafen einschlagend. „Sie ist so hübsch!" Und sie war wirklich schön, von jener stolzen, kühnen Schönheit der sicilianischen Frauen, die ihre Liebe mehr aufdringen als einflößen, und dies zumeist mit einem einzigen langen Blick, womit sie das Innerste der Seele zu erforschen scheinen und zugleich einschüchtern. Sie hatte kohlschwarze Augen und Haare, eine breite, gedankenvolle Stirn und ein lebhaftes Mienenspiel voller Lebenskraft. Ihre Stimme erschien leicht verschleiert und rauh und ihr Lachen konvulsivisch. Wenn sie gelacht hatte, hielt sie den Mund eine Weile geöffnet und die Augen weit aufgerissen. — — —

„Warum sperrt man sie nicht ein?" fragte der Officier an jenem Abend den Doctor, als er ihm im Café der Honoratioren mittheilte, was ihm begegnet war.

„Und wo sollen wir sie einsperren?" fragte der Arzt. „Im Hospital in Messina ist sie über ein Jahr gewesen, aber da man sah, daß Zeit und Geld verloren war, hat man sie nach Hause zurückgebracht. Es war wenig Hoffnung für sie, die Aerzte dort haben es versichert. Hier wenigstens ist sie frei, wie der Vogel in der Luft, die Aermste; und man kann ihr die Freiheit gönnen, denn außer dem Militär belästigt sie Niemand. Der Officier fragte, warum sie es nur auf das Militär abgesehen habe. „O das ist eine sehr unsichere Geschichte! Sehen Sie, Jeder erzählt sie auf seine Art, besonders die kleineren Leute, welchen die einfache, trockene Wahrheit nicht genügt, und die immer gern was hinzufügen. Doch der wahrscheinliche Hergang, wie er auch von einigen Herren des Ortes bestätigt wird, mag folgender sein. Vor drei Jahren war hier ein Officier als Commandant, wie Sie jetzt, ein sehr schöner junger Mann, der meisterhaft die Guitarre spielte und himmlisch sang. Er verliebte sich in das Mädchen, das damals, wie auch jetzt noch, die Schönste des Ortes ist.

„Sie ist wirklich schön", unterbrach ihn der Officier.

„Und das Mädchen verliebte sich ebenfalls in ihn, theils wegen seiner schönen Stimme, denn hier ist man in Gesang und Musik ganz bewandt; ein wenig auch wegen seiner Stellung als Oberbefehlshaber

sämmtlicher Truppen der Insel; hauptsächlich aber, weil er ein schöner junger Mann war. Also eine jener südlichen Leidenschaften, Sie verstehen mich. Die Gluth des Vulkans ist nichts dagegen: Eifersucht, Entzücken, Wuthausbrüche, tragische Katastrophen . . . Von ihrer Familie war ihr nur die Mutter geblieben, eine arme Alte, die sich am Gängelbande führen ließ, also können Sie sich vorstellen, welche Freiheit die Kleine hatte. Im Dorfe flüsterte man allerlei, aber die Thatsachen haben die Ungerechtigkeit des Argwohns bewiesen, der übrigens entschuldbar und durch das Benehmen des Mädchens gerechtfertigt war. Jetzt glauben und betheuern Alle, daß nichts Schlimmes daran war. Das ist um so seltsamer, als sie, wie man sagt, halbe Tage lang zusammen waren. Aber Sie wissen, es giebt besonders hier zu Lande heißblütige und sehr freie Mädchen, welche den ganzen Tag um ihren Geliebten sind und scheinbar nichts von Sitte und Anstand wissen, und die dennoch streng und unantastbar wie Vestalinnen bleiben. Genug! — Thatsache ist es, daß der Officier ihr die Ehe versprochen und sie ihm geglaubt hatte und schrecklich eifersüchtig war. Es gab Tage, wo man ernstlich für ihren Verstand fürchtete. Denn wer kann sagen, bis zu welchem Punkte bei Frauen mit solchem Temperament die Liebe sich versteigt? Hätte man ihr nicht eines Tages ein Mädchen, auf das sie eifersüchtig war, aus den Händen gerissen, sie würde es umgebracht oder doch übel zugerichtet haben. Gerade hier vor dem Café hatte sie sie erwischt und vor allen Leuten angegriffen. Das war ein Auftritt! Und nicht der einzige. Ein weibliches Wesen brauchte nur am Hause des Officiers vorüberzugehen und zu den Fenstern hinaufzusehen, oder sich nach ihm umzusehen, wenn es ihm auf der Straße begegnete, so konnte es eines Angriffs von ihr gewärtig sein. Schließlich erschien eines Tages die Ablösung; der Officier versprach, nach einigen Monaten zurückzukehren; das Mädchen glaubte ihm, und er ging und ward nicht mehr gesehen. Die Aermste erkrankte. Vielleicht wäre sie nach der Genesung allmälig dazu gelangt, ihn zu vergessen; aber sie erfuhr, noch bevor sie sich erholt, daß ihr Geliebter sich verheirathet hatte. Der Schlag traf sie ganz unvorbereitet und hatte eine furchtbare Wirkung. Sie wurde wahnsinnig. — Das ist ihre Geschichte."

„Und dann?"

„Dann wurde sie, wie ich Ihnen schon sagte, in das Hospital nach Messina geschickt; darauf kehrte sie zurück, und nun ist sie schon über ein Jahr wieder hier." In diesem Augenblicke blieb ein Soldat an der Thüre des Cafés stehen und suchte den Doctor. „Ich werde Ihnen das Uebrige später erzählen. Auf Wiedersehen!" Nach diesen Worten entfernte sich der Arzt.

Der Officier erhob sich, um ihn zu grüßen und stieß dabei mit dem Säbel an das Tischchen. Einen Augenblick darauf hörte man eine Stimme auf dem Platze: „Ich habe seine Stimme gehört! Er ist da drinnen!" Und die Wahnsinnige erschien auf der Thürschwelle.

„Schicket sie fort!" rief der Officier und erhob sich jäh, als wenn ihn eine Feder in die Höhe geschnellt hätte. Das Mädchen wurde weggeführt.

„O, ich werde ihn zu Hause erwarten", hörte man sie im Fortgehen sagen; „ich werde ihn zu Hause erwarten, meinen Leutnant!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Neudeutsches Verfassungsleben.

Noch hat der Reichstag nicht sein erstes Lebensjahr vollendet, und und schon erliegt er dem Greisenbrande, dem senilen Marasmus. Graf Ballestrem, der sich vor Allem berufen wähnt, die Würde des Anti-Goethemuseums am Königsplatze zu wahren, ist in offener Sitzung anklagend vor die Volksboten getreten, und gar beweglich klang seine Bitte um mehr oder minder stille Theilnahme an den Sitzungen. Doch auch sein Ruf verhallte ungehört. Wohl klappert im Prunksaale der 399 Lederfessel die Debattenmühle eintönig fort, wohl nimmt die Gesetzfabrikation ruhelos ihren Fortgang, aber die Männer mit dem Sitzfleisch, aber die Arbeiter fehlen, die die Maschinen zu bedienen haben. Theils mögen sie durch den abgeholzten Thiergarten promeniren, den die leicht verjagten Singvögel und die scheuen Liebespärchen jetzt meiden; theils mögen sie die kräftigen Bräus in der Friedrichstraße den milden Reden der Fractionsgenossen vorziehen. Schauerlich öde ist es in der prächtigen Wandelhalle, die der Erbauer für lärmendes, fröhliches Gedränge, nicht für Einsiedler erdacht hat, und schreckhaft bebt vor jeder namentlichen Abstimmung das Präsidium zurück. Nun endlich beginnen auch die Unentwegten, die einst jeden Hinweis auf den Niedergang des Parlamentarismus für Landesverrath hielten, an die Prophezeihung zu glauben. Und während sie bei Ewest, nach der dritten Flasche, dem befreundeten Chefredacteur anvertrauen, daß nur Bismarck's Sturz an dem ganzen Elend schuld sei, kämpft der Chefredacteur am nächsten Morgen, den lieblichen Moselduft noch im Kopfe, schwärmerisch für die Gewährung von Tagegeldern. Bezahlt die Auserkorenen der Nation, gebt Jedem, dem wir im erbitterten Wahlkampf das Vertrauen geschenkt haben, zehn oder fünfzehn Mark für den Tag, und der jetzt Pflichtvergessene wird alsbald mit wüthendem Eifer seine Pflicht thun . . Pfui Teufel!

Oft ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Todte von Friedrichsruh es trefflich verstand, das Parlament alleweil in elektrischer Spannung zu erhalten. Die bodenlose Langeweile, die jetzt bleigrau auf der verschandelten Kuppe des Reichshauses liegt, war im alten Bums in der Leipzigerstraße nicht zu verspüren, so lange er den Cours bestimmte. Wie prallten da die Gegensätze aufeinander, die Grundsätze, die Ideen! Wie verlieh des einen, unermeßlichen Mannes Genie auch seinen Feinden Glanz und Größe! So strahlendes Licht ging von ihm aus, daß die Trabanten damals heller funkelten als jetzt die Sonnen . . Graf Caprivi hat in einer der ersten seiner leider immer noch nicht gesammelten sämmtlichen Reden wahrsagerisch bemerkt, die Politik werde unter ihm sehr langstielig werden, und der ritterliche Absender des Uriasbriefes hat Wort gehalten. Ja, diese seine programmatische Erklärung scheint von dem Nachfolger im Amte als eine Art politischen Testamentes aufgefaßt worden zu sein, das man treulich erfüllen müsse. Die Langstieligkeit der neudeutschen Politik hat von Jahr zu Jahr zugenommen. Doch nicht Bismarck's Sturz an sich ist die Ursache davon, nicht das Verschwinden der riesigen Persönlichkeit vom parlamentarischen Schauplatze. Daß man den Bismarck'schen Geist gemordet hat, seine Art der Regierung, seine Auffassung vom staatlichen Leben, das ist die Ursache der völligen Versumpfung, die Niemand mehr zu leugnen, die aber auch Niemand zu beseitigen wagt.

Mehr und mehr ist der Reichstag dahin gelangt, sich des eigenen Urtheils zu begeben und wie die Regierung alle Directiven, Heil und Segen nur noch von oben zu erwarten. Die Verfassung besteht zwar noch officiell, und wenn man bloß auf den Buchstaben sieht, darf man sogar behaupten, daß es ihr momentan besser gehe als unter dem eisernen Regime Bismarck's des Gewaltthätigen. Und dennoch ist sie innerlich ausgefressen und hohl, jeder Windstoß kann sie zerbrechen. Daß dieser Windstoß nie kommen wird, ist ja wohl zweifellos, macht aber den morschen Stamm nicht gesünder. Thatsächlich erfreuen wir uns zur Zeit der Herrschaft des unverfälschten Absolutismus, gemildert durch glatte parlamentarische Formen. Die preußische wie die Reichs-Verfassung sehen ein der Volksvertretung verantwortliches Ministerium vor, das im Namen des Monarchen und in seinem Auftrage die von der Mehrheit der Portefeuilleträger für gut befundene Politik treibt. Das ist jetzt einer von den überwundenen Standpunkten. Die Leitung der Geschäfte liegt jetzt unbeschränkt in der Hand des Kaisers. Und so sehr hat man sich an diese Thatsache gewöhnt, die doch mit dem Artikel 17 der Verfassung schlecht zusammenstimmt, daß die Frankfurter

Strafkammer am 27. März l. J. einen Mann wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt hat, weil er die Thronrede scharf kritisirte, für die doch verfassungsgemäß der Reichskanzler, und Niemand sonst, verantwortlich ist. Zu Bismarck's Zeiten mußten es nur die Botschafter thun, heute müssen auch die Minister einschwenken wie die Unterofficiere. Und sie schwenken ein, mit erstaunlicher Beweglichkeit. Ihr Beispiel hat Schule gemacht, Reichs- und Landtag ahmen es nach. Zu guter Stunde tauchte Ernst Lieber auf, keines Ordens Ritter, keines Fürsten Rath, und seitdem ist die Opposition hier zu Lande ausgestorben. Aengstlich kluge Leisetreterei hat ihren Platz eingenommen. Unter Ernst Lieber's Führung ist der Reichstag tief in die Geheimnisse der dunklen Kunst eingedrungen, sich selbst zu entmannen nach dem Vorbilde jenes Thierfreundes, der seinem Hunde den Schwanz stückweise abschnitt, damit es weniger auffalle und ihm nicht so weh thue. Eine ganz natürliche Folge dieser Metamorphose ist die schlecht verhehlte Verachtung, mit der Ministerium und Reichstag sich gegenseitig behandeln. Hohnlächelnd schlendern die 399 Auserwählten, oder so wenig ihrer grade beisammen sind, alle Vorlagen der Regierung in den Orkus, von denen sie annehmen, daß sie nicht lebhaften kaiserlichen Anregungen ihre Entstehung verdanken oder vom Kaiser besonders protegirt werden. Das Ministerium rächt sich in seiner Manier dafür, daß es den Reichstagsverhandlungen, die keine Regierungsentwürfe betreffen, ostentativ fern bleibt, und es nicht einmal der Mühe für werth hält, einen kleinen Commissar abzusenden. Beide Körperschaften messen sich mit Augurenlächeln. Beide haben einander nichts zu sagen und stellen einander die höhnische Frage, die Faust dem armen Teufel vorlegte. Beider Blick flirrt zerstreut über die Bankreihen des stolzen Sitzungssaales und bleibt dann sehnsüchtig in höheren Regionen haften.

Es giebt keine Opposition mehr, weder in den Ministerien, wo die Neigung dazu naturgemäß immer gering ist, noch in den aus der Wahlurne emporgestiegenen Körperschaften. Sobald bekannt wird, daß des Kaisers Majestät einen dringenden Wunsch geäußert hat, beugt man sich dem Befehle und hält sich streng an die gegebene Marschroute. Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung, die ehedem die mannesstolzeste vor Königsthronen, kratzbürstig und krötig dazu war, wickelt ihre flatternden Fortschrittsfahnen in's Futteral, sobald das Rauschen des entfalteten Banners oben unangenehm in die Ohren fällt. Man hat die städtischen Waisen im Potsdamer Waisenhause gelassen, nicht auf Grund vernünftiger Erwägungen, nicht weil man es für thöricht hielt, das geprügelte Kind mit dem Bade auszuschütten, sondern weil ein Wink von oben kam. Auf der Stelle wurde der einstimmig gefaßte Beschluß ebenso einstimmig annullirt; verflogen in alle Winde war die glühende freisinnige Entrüstung über mittelalterliche Barbarei und vorsintfluthliche Prügelpädagogik, die den fanatischen Aufklärern so schön zu Gesichte gestanden hatte. Von dem Portal, das den Friedhof der gefallenen Barrikadenkämpfer schmücken soll, verschwindet die Inschrift. Man desavouirt sich, nein, man giebt sich selbst Ohrfeigen rechts und links, und das in einem Frühling, den drohend die Gewitterwolke der Spreepräfektur überschattet. In der Spandauerstraße, gegenüber dem Kunstgewerbehaus, am Königsplatze — überall dasselbe Bild. Die Aussichten der Canalvorlage standen gottsjämmerlich schlecht, und das mit Fug, denn die Conservativen, die im Bunde mit den schwer benachtheiligten Schlesiern eine stramme Mehrheit im Landtage haben, wären Esel, wenn sie diesen rückständigen Entwurf annähmen. Ueber Nacht hat sich das Bild geändert. Menterei im eigenen Lager wird die Phalanx sprengen, und die Coulisse, hinter der sich Umfall und Costümwechsel vollziehen, ist die famose Reise der Canalcommission in's Ruhrrevier. Was die Gentlemen dort sollen, weiß kein Mensch, sie selbst wissen's zuversichtlich noch weniger. Denn daß in der Dortmunder Gegend ungemein viel Schlote dampfen, viel Grubenwagen erforderlich sind und heidenmäßig viel Geld verdient wird, das kann sich, wer es nicht in der Klippschule gelernt hat, schon aus den Courszetteln der geliebten Abendblätter zusammenreimen. Thut aber nichts — der kleine Theatercoup war nothwendig. Giebt er doch für den jähen Frontwechsel den sachlichen Grund ab, und sachliche Gründe sind wohlfeil wie Brombeeren. Der Weg nach Dortmund wird auch Denen zum Wege nach Damaskus werden, die ihn nicht mit wandeln durften, und die kleine Majorität für den phantastischen Canalplan ist gesichert. Am Ende wäre es gar nicht verwunderlich, wenn auch der heute des schönen Effectes halber noch ingrimmig bekämpfte Entwurf eines Fleischbeschau-Gesetzes in der entscheidenden Minute genügend zahlreiche Gönner fände. Spielt er doch in's Hochpolitische hinüber, in das Ressort des Auswärtigen Amtes; verschafft er doch den amerikanischen Fleischimporteuren entscheidende Vortheile über die deutschen Viehzüchter und ist deßhalb ungemein geeignet, uns die eben jetzt auf einen neuen rocher de bronce gegründete Freundschaft mit den Herren jenseits des großen Teiches dauernd zu erhalten.

Bei der Berathung der Samoa-Interpellation war der Reichstag sehr schwach besucht, was zum Theil auf die verständige Gewohnheit seiner Mitglieder, zum Theil auf die Erkenntniß zurückzuführen war, daß man an der Sache doch nichts ändern könne und dürfe. Selbst die Aussicht auf Bülow's scherz- und sieghafte Darlegungen hatten den Stoicismus der M. d. R. nicht zu erschüttern vermocht. Fürst Hohenlohe ließ sich von ähnlichen Erwägungen leiten, blieb getrost in Baden-Baden, lauschte dem Curconcert und klopfte einen Cellisten wohlmeinend auf die Schulter. Wozu bedurfte man seiner in einer so wichtigen Sache? Mit Hurrah entschied sich der deutsche Reichstag für die Anschauungen, die Herr v. Bülow flink entwickelte. Gewiß, auf Samoa hatte einer von jenen ungeschliffenen Diamanten, an denen die Diplomatencorps drüben so reich sind, die deutsche Flagge schwer beschimpft, hatte deutsches Eigenthum vernichten und dem anwesenden, mit deutscher Gemüthlichkeit zuschauenden Kriegsschiffe Sr. Majestät die Weisung zugehen lassen, während des Bombardements ein bißchen bei Seite zu dampfen. Alle Welt sah ein, daß Herr Chambers dem Berliner Vertrag entgegen gehandelt und, wahrscheinlich um seinen groben Mißgriff wieder gut zu machen, den deutschen Vertreter des Rechtes noch brutalisirt und unanständig verspottet hatte. Trotzdem fand der deutsche Reichstag, daß kein Grund zu irgend welcher Beunruhigung vorliege, und alle maßgebenden Parteien, von ganz rechts bis hinüber nach ganz links, sprachen ihre Entrüstung aus über die Keckheit des Abgeordneten Lehr, der der kaiserlichen Regierung — „kaiserlichen" ist zu betonen — Schwierigkeiten in den Weg zu wälzen sich unterfangen hatte. Nachträglich verschärfte sich die Lage noch. Admiral Kautz, über den allerdings selbst unsere sonst so tapferen Witzblätter kaum einen sanften Wortwitz zu bringen wagten, machte sich in launigen, schleunig veröffentlichten Privatbriefen über die dutchmen lustig; Coghlan zählte vor großem Publicum mit Behagen alle die Demüthigungen und Nadelstiche auf, die dem deutschen Geschwader vor Manila widerfahren waren und zur Abberufung Diederich's geführt hatten. Tagtäglich stand dann in ehrliebenden deutschen Zeitungen zu lesen, Coghlan habe bloß eine Weinrede gehalten, im Rausche aus der Schule geplaudert, und einem Betrunkenen dürfe man nichts übel nehmen. Auch die Majestätsbeleidigung, deren er sich schuldig gemacht habe, sei zwar tief bedauerlich, aber nicht bös gemeint gewesen; man dürfe die Worte eines bezechten amerikanischen Seemannes nicht so auf die Goldwaage legen wie die eines gleichfalls bekneipten deutschen Staatsbürgers, den seine Ehefrau, sein Sohn oder ein anderer zärtlicher Verwandter wegen desselben Verbrechens kurz vor Ablauf der Verjährungsfrist auf die Anklagebank bringe. Niemand betonte den nebensächlichen Umstand, daß bislang kein Zweifel an der Wahrheit der Coghlan'schen Enthüllungen erhoben worden sei, daß demnach die empörenden Scenen vor Manila sich wirklich so abgespielt hätten, wie der champagnerfreudige Seebär zweimal, dreimal mit überlauter Stimme behauptete. Coghlan wird in der That kein Lügner sein. Sachverständige erklären, daß der Rausch wohl ausschwatze, aber nicht erfinde. Den vergnügten Grobian bestrafte die amerikanische Regierung damit, daß Herr Mc. Kinley seinen Kreuzer besuchte und ihm seine herzliche Zufriedenheit ausdrückte, seinen vollen, warmen Dank und Gruß, wie Wolff's Telegraphen-Bureau in muster-

giltiger Ueberſetzung meldete. Durch den Depeſchenwechſel zwiſchen dem Präſidenten der Vereinigten Staaten und Wilhelm II. iſt hoffentlich der letzte Reſt der Verſtimmung in Amerika beſeitigt. Dieſer Erwartung geben wenigſtens alle angeſehenen Berliner Zeitungen Ausdruck, und trotz der Empfindlichkeit der Yankees darf man annehmen, daß ſie unſeren Bülowianern den kleinen Gefallen thun werden.

Gehört doch zu den ſchönſten Eigenthümlichkeiten des neuen Courſes ſeine Neigung, nach außen hin ebenſo verſöhnlich und überſtrömend höflich aufzutreten, wie nach innen hin bei mehr oder weniger paſſenden Gelegenheiten ſchneidig und ſcharf. Wir haben jetzt ſo ziemlich allen Culturnationen eine tiefe Verbeugung gemacht und um aller Freundſchaft geworben; es fehlen da nicht der Türke, der Transvaalbur und der Chineſe, von den Ruſſen, Franzoſen, Engländern ꝛc. ꝛc. ganz abgeſehen. Dieſe für das Ausland berechneten Exceſſe von Liebenswürdigkeit ſuchen wir durch wuchtige Energie gegen unſere einheimiſche werthſchaffende Bevölkerung, gegen die Induſtriearbeiter, Handwerker und Landwirthe nach Möglichkeit auszugleichen. So wird nichts verſchwendet und im Durchſchnitt eine geſunde Mitteltemperatur gewahrt. Geſund inſofern, als ſie unſerem neudeutſchen Verfaſſungsleben vortrefflich bekommt.

Caliban.

Dramatiſche Aufführungen.

„Die Gefährtin.“ „Paracelſus.“ „Der grüne Kakadu.“ Drei Einacter von Arthur Schnitzler. (Deutſches Theater.)

Wie weiland den Webern, ſo hat jetzt die Cenſur dem Grünen Kakadu übel mitgeſpielt, in beiden Fällen mit dem gleichen Erfolge. Wahrlich, zwiſchen dem brüllenden Jubel, der Gerhart Hauptmann's Elendstragödie begrüßte, und dem tollhäusleriſchen Radau, der die „Groteske“ des Herrn Schnitzler auf ihrem Zuge in die Unſterblichkeit begleitete, iſt nicht einmal ein gradueller Unterſchied. Allerdings fehlte bei der Première am Sonnabend Herr Singer, deſſen Anweſenheit der Erſtaufführung der Weber beſondere Weihe verliehen und deſſen dicker Bauch ſich ſo ſtimmungsvoll von den Jammergeſtalten der Hundefleiſchfreſſer auf der Bühne abgehoben hatte. Den Singer waren wir los, doch die um ihn waren geblieben, die Hunnen, die das Theater für eine Parteideſtille halten und Kunſtwerke mit dem in verräucherten Verſammlungslocalen üblichen Begeiſterungsgeheul überſchütten.

Dabei iſt Herrn Schnitzler's Groteske gar nicht ſo übel. Sie zeigt uns freilich, daß dieſer Autor kein freiſchaffendes Genie iſt, deſſen Phantaſie ſich aus ſeinem Herzblut nährt, ſondern daß er alle Wirkungen und Schlager mühſam ergrübelt. Je dröhnendere Effecte Schnitzler anſtrebt, deſto deutlicher wird die Mache, die künſtliche Ueberhitzung. Doch unſer Dichter iſt ein Mann von vielem Geiſt, und ſein mühſames Beſtreben unterhält, ſeine Tüfteleien und Boſſeleien intereſſieren, ſo wenig ſie auch erwärmen. Die Idee, auf dem blutigen Untergrund der großen Revolution eine frech ſatiriſche Carricatur im Placatſtil zu zeichnen, iſt ſogar meiſterhaft, und einzelne Umriſſe, einzelne Schattenſtriche ſind meiſterhaft ausgeführt. Das Ganze leidet indeß am eigenen Uebermaß. Zu deutlich zeigt Schnitzler, daß er durchaus den Oſſa auf den Pelion thürmen, Unerhörtes geben will, eine unmögliche Vereinigung grobſtoffſlicher Cirkusſeenen und intimer, raffinirt ſeiner Kunſtoffenbarungen. Die Form widerſpricht dem Inhalt, und höchſtens dieſe Stilloſigkeit kann als Groteske gelten. Im Grünen Kakadu ſpielt eine wilde Komödiantenbande einem Parterre überreizter Ariſtokraten allerlei blutrünſtigen Unfug vor. Man renommirt mit Verbrechen, die man nie begangen hat, klagt ſich furchtbarer Unthaten an, deren Geneſis und Verlauf höchſt naturaliſtiſche Schilderung findet, und ſtellt ſich in picantem Gegenſatz zu dem neben dieſen eingebildeten, ſchwärmenden Miſſethätern höchſt matt ausſchauenden, wirklichen Mörder. Der hochbegabte Mime Henri erzählt den geſpannt lauſchenden Zuhörern mit unheimlicher Anſchaulichkeit, wie er den Herzog Soundſo, der ſeine Frau verführt hat, in raſender Eiferſucht niederſtach. Das Publicum ſteht erſchüttert vor der grandioſen Ausſchneiderei. Und plötzlich wird das Geſlunker zur Wahrheit. Henri erfährt, daß ſein Weib ihn wirklich mit dem Herzoge betrogen hat, und wie der hohe Herr nun ahnungslos den Grünen Kakadu betritt, ſtößt er ihn raſch entſchloſſen nieder. In die Mordthat hinein rauſcht die wilde Kunde von der Erſtürmung der Baſtille, und mit einem gedoppelten Effect ſchließt das farbige Bühnenbild. Die große Revolution muß beim Aetſchluß mitwirken; im übrigen fehlt dem Stück alle hiſtoriſche Perſpective. Ein Drama iſt es nicht, auch kein Dramchen. Dafür hinterläßt es zu ſehr den Eindruck des Verworrenen, Gehäuften, iſt allzuwenig naiv und urſprünglich.

Neben dem auf jeden Fall geiſtreichen Spiel vom Grünen Kakadu nehmen ſich die beiden anderen Einacter kläglich genug aus. Paracelſus erinnert aufdringlich an deſſelben Verfaſſers Frage an das Schickſal, nur daß die Komödie ſich diesmal ſchwerer, beziehungsvoller giebt. Der große Wundermann Theophraſtus Bombaſtus, alias Hohenheim, zaubert ſeinem lieben alten Bekannten hypnotiſchen Spuk vor. Die hübſche junge Frau des Neugierigen bekennt im ſomnambulen Schlaf einen Ehebruch, den ſie nie begangen hat. Als Theophraſt ſie dann ermahnt, die Wahrheit, die volle Wahrheit zu bekennen, geſteht ſie in der zweiten Hypnoſe ein, daß er ſelbſt dereinſt ihr vergötterter Liebling geweſen iſt und daß ſie ihm alles gewährt hätte, wenn er nur mutig genug geweſen wäre, zu fordern. Mit weisheitsvollen Worten beſchließt Paracelſus das Getändel:

„Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit iſt nirgends.
Wir wiſſen nichts von Andern, nichts von uns
Und ſpielen immer. Wer es weiß, iſt klug.“

Warum Schnitzler das Stück in Jamben geſchrieben hat, iſt gleichfalls eines der unentwirrbaren Räthſel des Daſeins. Dergleichen ſollte doch nur Jemand wagen, der mindeſtens an die Raupach'ſche Formſchönheit heranreichende Verſe zu machen weiß.

Werthloſer noch, höchſtens durch ſeine unfreiwillige Komik auffallend iſt das Schauſpiel „Die Gefährtin“. Den braven, milden, herzlieben Profeſſor hat ſeine eben verſtorbene Frau zeitlebens mit ſeinem Aſſiſtenten hintergangen. Er wußte es, duldete es und tröſtete ſich mit der Erwägung, daß die Theure eben nicht zur Gefährtin, ſondern nur zur Geliebten geſchaffen ſei. Jetzt ereignet ſich aber doch etwas, das dieſen beträchtlichen Stoiker aus ſeiner bewundernswerthen Ruhe bringt. Der ſchuldige Aſſiſtent kommt, ſein Beileid auszudrücken. Er ſcheint von dem Herrn Profeſſor gelernt zu haben, denn auch er zeigt keinerlei auffallende Erregung. Ja, ſo ganz beiläufig theilt er ihm ſogar mit, daß er ſich im Seebade, wo er auf Urlaub weilte, verlobt habe. Und nun flammt es im Buſen des Erhabenen, Stillen, auf. Der Aſſiſtent hat ſeine Frau doch geliebt — wie war es ihm möglich, ihr ſo raſch die Treue zu brechen? Dieſe Erwägung verſtimmt den guten alten Herrn tief, er befreit ſich von dem Anblick des Aſſiſtenten, den er nun plötzlich nicht mehr ertragen kann. Aber noch weitere, ſchwere Prüfungen ſtehen ſeinem vornehmen Gemüthe, das ſo ſubtil zu unterſcheiden weiß zwiſchen wahrer Treue und wahrer Untreue, bevor. Er muß erfahren, daß ſeine ſelige Gemahlin gewußt hat von der Verlobung des Aſſiſtenten und daß ſie trotzdem ſeine willige Geliebte geblieben iſt. Eine feine Familie! — Der Stoff iſt echter Schnitzler, pure Unmöglichkeit und Unnatürlichkeit, aber auf mathematiſchem Wege ergrübelt und mathematiſch correct in Scene geſetzt. „Mit Menſchenſeelen ſpiele ich.“ Paracelſus' Prineip iſt auch das ſeines Dichters. Ob er es im Ernſt für ein Kunſtprineip hält?

Notizen.

Der 5. Band der Geſammelten Werke des verſtorbenen Grafen Alfred Adelmann enthält unter dem Titel „Am blauen Meere“ (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) hübſch gezeichnete Landſchaftsbilder von der Riviera, die ganz beſonders anziehen durch die ihnen verliehenen Gedanken und Stimmungen, die aus der Fremde ſtets wieder zur Heimath und zu heimiſchen Zuſtänden zurückführen. Graf Adelmann war kein großer Schriftſteller, aber er beſaß Geiſt und Phantaſie, und wo er ſich an kleine Vorwürfe hielt, gelangen ihm erfreuliche Werke, die durch ſeinen, weltmänniſchen Vortrag den Leſer feſſeln. Weniger bedeutend iſt der 4. Band: „Italieniſche Novellen und Anderes“. Es ſind die herkömmlichen italieniſchen Novellen aus der Hotelperſpective, wie ſie Ganghofer, Telmann, Richard Voß und ſogar Heyſe auch nicht viel wahrer geſchrieben haben. Dieſe Graziella, dieſe Fenella, dieſe herkömmlichen Macearoni-Eſſer und wilden Meſſerhelden, all' die theatraliſche Romantik und die völlige Unbekanntſchaft mit der Volksſeele, — die ganze pſeudoitalieniſche Novellenſchreiberei ſollte nach den echten Dorfgeſchichten eines Verga und de Roberto, eines Ciampoli und Fucini bei uns nur noch als gemeingefährlicher und unerlaubter Unfug gelten.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

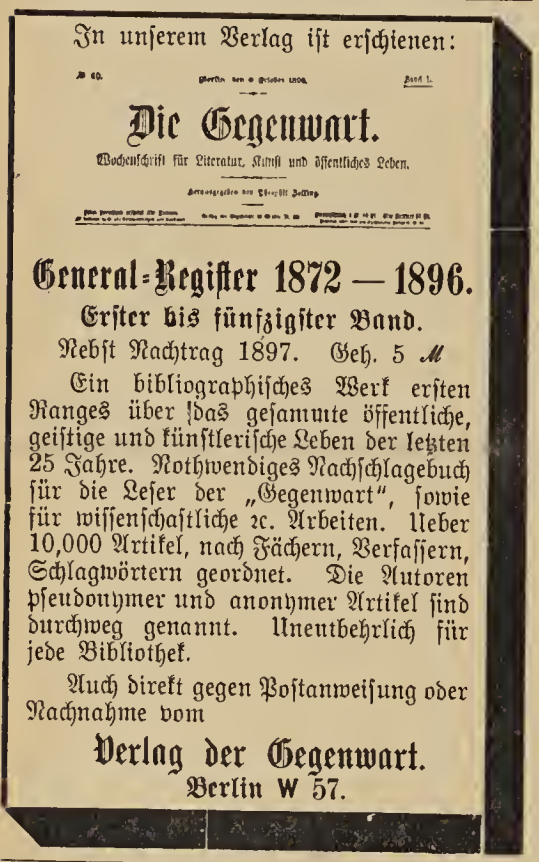
Original-Gutachten von Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:



Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872—1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Hour
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,
ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"
bearbeitet von
Dr. Oskar Stillich,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 19. Berlin, den 13. Mai 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Arbeitergenossenschaften. Von Ernst Otto Zimmermann. — Hundert Jahre deutscher Heilkunde. Von Medicinalrath L. F. von Köppen. (Schluß.) — **Literatur und Kunst.** Der Kampf um den Hanswurst. Beiträge zur deutschen Theatergeschichte. Von O. F. Staudacher. — Die Deutschen im Sprichwort. Von Hans F. Miller. — **Feuilleton.** Carmela. Von Edmondo de Amicis. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Das silberne Schreibzeug. Von Caliban. — Anzeigen.

Arbeitergenossenschaften.

Von Ernst Otto Zimmermann.

Man hat sich zwar im Allgemeinen daran gewöhnt, den Bau und das Leben des Staates nur an den Abstraetionen und Durchschnittsreihen, wie sie die gleichsam im Querschnitt arbeitende Statistik bietet, zu untersuchen, aber auch das Studium der kleinen, so unendlich vielgestaltigen Organismen, aus denen sich das Staatsganze zusammensetzt, hat für die Erkenntniß und die Durchführung seiner Aufgaben seine berechtigte Bedeutung. In demselben Maaße, wie sich die wirthschaftlichen Verhältnisse noch weiter compliciren und damit für die Verwaltung unübersichtlicher werden, wächst für den Staat das Bedürfniß, über die Lebensbedingungen der mannigfaltigen Lebewesen, aus denen sich seine Gesammtwirthschaft zusammensetzt, unterrichtet zu sein. Wie die Lebensbedingungen des thierischen Organismus und der Pflanze wissenschaftlich heute schon an der Zelle untersucht werden, so wird auch die Wissenschaft vom Staate sich auf einer sorgfältigen Erforschung seiner Einzelorganismen aufbauen müssen, und damit erwächst für alle Diejenigen, die dem Wirthschaftsleben etwas näher stehen, die Pflicht, mehr als bisher zur Erkenntniß der jeweiligen concreten Verhältnisse im Staate beizutragen. Unter den mannigfachen Formen, unter denen sich heute die Menschen in ihrer Sorge um das tägliche Brod zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenschließen, ist diejenige, welche die ehemals herrschaftlichen Hüttenarbeiter in Tanne und Wieda für sich gewählt haben, wohl ganz eigenartig. Auch die Umstände, welche die Gründung veranlaßt und die weitere Entwickelung bis auf den heutigen Tag bestimmt haben, sind in mancher Beziehung außergewöhnlich gewesen, so daß es sich der Mühe lohnt, diesen beiden Unternehmungen eine etwas eingehendere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Regierungs-Rath Dr. Stegemann hat in einer im Braunschweiger Verlag für kaufmännisches Unterrichtswesen und Wirthschaftskunde erschienenen Schrift über die Geschichte der genannten zwei Harzer Arbeitergenossenschaften berichtet, deren Gründung, weitere Entwickelung und gegenwärtige Lage. Wir können hier nur die Hauptpunkte, so weit sie etwa von typischer und vorbildlicher Bedeutung sein könnten, hervorheben.

Die gesunde Entwickelung der Eisenwerke hat nach vielen Wechselfällen und harten Zeiten bis auf den heutigen Tag angehalten, so daß der Betrieb in der Zwischenzeit bedeutend erweitert werden konnte. Während das Werk Tanne anfänglich nur über zwei Wasserräder mit zusammen zwölf Pferdekräften und über zwei Handbohrmaschinen verfügte, sind jetzt sieben Wasserräder mit zusammen 46 Pferdekräften, sieben Bohrmaschinen mit Wasserbetrieb, fünf Schleifmaschinen und eine Elektromaschine im Gange. Die Gebäude sind zum Theil schon recht alt; was aber neu gebaut ist, ist zwar einfach, aber solide in Steinfachwerk ausgeführt. Der Werth der gesammten Baulichkeiten ist in der Feuerversicherung auf 150000 Mk. abgeschätzt. Die Einrichtungen entsprechen allen berechtigten Anforderungen des Betriebes, wenigstens nach der technischen Seite hin. Für die Bequemlichkeit der Arbeiter und ihre sonstigen persönlichen Bedürfnisse ist auffallend wenig gesorgt.

Die Hütte hat seit ihrem Bestehen eine Gesammtsumme von 1882000 Mk. an Arbeitslöhnen und 110000 Mk. an Gehältern ausgezahlt, hierzu kommt an Dividenden ein Gesammtbetrag von 146870 Mk. Die Totalsumme von 2138879 Mk. ist nach Abzug von 3000 Mk., welche für die gezeichneten Actien nach und nach zurückbehalten wurden, wohl zum größten Theile im Orte verbraucht, d. h. dazu verwandt, die ortsangesessenen Handwerker und Kaufleute in Nahrung zu erhalten. Die überschießenden Beträge sind, soweit sie nicht in erster Linie zur Abtragung der in früheren Zeiten in überreichem Maaße gemachten Schulden nöthig waren oder dem Baarvermögen zugefügt wurden, zum Ankauf von Häusern, Vieh, Inventar, Ackerstücken, Wiesen und dergl. verwandt worden. Damit hat der vorher so armselige Ort eine erhebliche Verbesserung seines Wohlstandes erfahren. Für überflüssige Bedürfnisse, so namentlich für den Reiz des Gaumens und der Kehle, für Putz, Tand und Vergnügungen, ist in Tanne nicht eben viel in die Luft gejagt worden.

In pecuniärer Beziehung haben die Arbeiter, die in den siebziger Jahren ihre Nothgroschen zusammenschossen, um die beiden in ihrem Fortbestand gefährdeten Werke in eigenen Betrieb zu nehmen, ihre Rechnung gefunden. Sie verdienen im Tagelohn jetzt täglich 2 bis 2,90 Mk. und im Stücklohn 2,50 bis 3,50 Mk., ein Lohnsatz, der ungefähr demjenigen der Privatwerke im Harze entspricht oder doch nahe kommt. Daneben beziehen sie noch eine Dividende aus ihrem Actienbesitze, die, wie Dr. Stegemann nachweist, den üblichen Zinssatz um das Vierfache übersteigt. Arbeiter, die früher nichts besaßen, haben sich auf diese Weise ganz hübsche Sümmchen angespart; der Eine besitzt bereits 1500 Mk., der Andere 6000 Mk., ein Dritter sogar schon 10000 Mk. in

seinem Baarvermögen, und noch weit mehr ist in Haus und Hof und in Vieh angelegt. Vor Allem aber sind die alten Schulden abgetragen worden. Bei dem hohen Capitalwerthe, den ihr gemeinsamer Besitzstand darstellt, fühlen sich die einzelnen Theilhaber auch als entsprechende Capitalisten, wissen sie doch, daß Jeder von ihnen bei einem Verkaufe der Hütte ein kleines Vermögen erwerben würde. Dieses Gefühl reicht aber für sie vollständig aus, sie denken nicht daran, es zu realisiren. Sie sind zu vernünftig, als daß sie den höheren Werth, der in der Dauerhaftigkeit des jetzigen Zustandes, in der fast unkündbaren Arbeitsgelegenheit liegt, unterschätzen sollten. Man kann sich denken, daß unter diesen Umständen der Zulauf zur Hütte sehr stark ist. Von den sich alljährlich zu Ostern meldenden Confirmanden kann immer nur ein Theil berücksichtigt werden. Der natürliche Gang der Entwickelung ist der, daß in der Hauptsache die Söhne in die Nachfolge ihres Vaters hineinwachsen. So hat z. B. ein Formermeister, der im Besitze von zehn Actien ist, bereits drei Söhne und einen Schwiegersohn auf der Hütte. Wenn er einmal stirbt, erben diese seinen Actienbesitz und damit das Privilegium der gesicherten Lebensstellung. Anderweitig Actien zu erwerben, ist zur Zeit nicht leicht. Da sich die Genossenschaft die Controle über den Verkauf vorbehalten hat, wird es jedenfalls für Nicht-Tanner schwer, ja gegen den Willen der Genossenschaft unmöglich, einen Antheil zu erwerben.

Eine der schwierigsten Fragen war die, ob die Arbeiter sich untereinander vertragen, ob sie genügend Selbstzucht und Gemeinsinn besitzen würden, um sich der von ihnen selbst gewählten Hüttenverwaltung unterzuordnen. Die Bedenken, die man in dieser Hinsicht anfänglich gehegt hat, haben sich nicht bestätigt. Im Allgemeinen herrscht auf der Hütte eine große Einträchtigkeit. In der ganzen Zeit seit 1871 ist nur einmal ein Arbeiter-Actionär, der sich den Anordnungen des Directors nicht fügen wollte, entlassen worden. Freiwillig sind ebenfalls nur einige Wenige aus der Genossenschaft ausgeschieden. Auch Streitereien sind nicht so häufig, als man denken sollte, vorgekommen, und sie sind ausnahmslos friedlich ausgeglichen worden. Auch die Arbeits-Disciplin wird streng aufrecht erhalten. Unter Strafe gestellt ist das ungerechtfertigte Fortbleiben von der Arbeit, wiederholtes Zuspätkommen oder unerlaubtes Verlassen der Arbeit und Nachlässigkeit beim Bedienen der Maschienen. Strenger, d. h. mit dem vollen Betrage eines durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes werden Thätlichkeiten gegen Mitarbeiter, erhebliche Verstöße gegen die guten Sitten und Gefährdung der zum Schutze getroffenen Betriebsvorrichtungen bestraft. Sofortige Entlassung kann gegen denjenigen verhängt werden, der bei der Arbeit betrunken ist, der sich gegen Vorgesetzte in grober Weise vergeht, der Mitarbeiter zum Ungehorsam aufreizt oder irgend welche gegen die Interessen der Fabrik gerichtete Bestrebungen anzettelt oder unterstützt. Ohne persönliche Beurlaubung darf kein Arbeiter fehlen, widrigenfalls er in Strafe fällt; außerdem haben seine etwaigen Mitarbeiter Anspruch auf Ersatz des entgangenen Erwerbes. Alle Geldstrafen werden in ein besonderes Buch eingetragen, dessen Einsichtnahme jedem Arbeiter freisteht. Glaubt ein Arbeiter, zu Unrecht bestraft zu sein, so hat er das Recht, Beschwerde beim Aufsichtsrath zu erheben, der alsdann endgiltig entscheidet. Diese scharfen Bestimmungen werden in der Praxis natürlich nicht so streng genommen. Da in der Hauptsache nur im Accord gearbeitet wird und Jeder ein Interesse daran hat, mit seinen Arbeiten und seinem Verdienste nicht in Rückstand zu kommen, genießt der Einzelne eine ziemliche Freiheit. Hat einmal ein Arbeiter zu Hause in der Viehwirthschaft nothwendig zu thun, sodaß er nicht pünktlich zur Hütte kommen kann, so wird ihm dies, soweit es die Ordnung des Betriebes sonst zuläßt, nachgesehen. Am Vorabend vor Sonn- und Festtagen wird die Hütte um 5 Uhr geschlossen. Bezeichnend für die, man möchte sagen, familiäre Art, wie die Genossenschaft arbeitet, ist die Thatsache, daß alljährlich zur Erntezeit der Betrieb etwas nachgelassen werden muß, weil dann zu viel auf dem Felde zu thun ist.

Und nun die politischen Verhältnisse dieser Arbeiterrepublik, wie man sie nennen könnte! Auch darüber erzählt Regierungs-Rath Dr. Stegemann gar mancherlei: „Als die Tanner am unzufriedensten sein mußten, haben sie mehr staatsfreundlich gestimmt, jetzt, wo es ihnen ganz nach Wunsch geht, stimmen sie im wachsenden Maaße staatsfeindlich. Können sie es Solchen, die mit ihren Verhältnissen nicht vertraut sind, verdenken, wenn sie aus dieser Thatsache den Schluß ziehen, daß die Tanner im Grunde doch Socialdemokraten sind und mit ihrer Gesinnung nur so lange zurückgehalten haben, als sie die Hülfe des Staates gebrauchten? Die Tanner werden daraufhin wohl fragen, ob sie, die sich als Arbeiter fühlen, etwa für einen Candidaten des Grundbesitzes, des Clerus oder des Capitals, oder, weil ihnen der Staat verschiedene Male geholfen, aus Dankbarkeit etwa für seine conservativen Beamten stimmen sollen? Das wird ihnen im Ernst Niemand zumuthen. Wie jeder Stand, hat auch der Arbeiter in erster Linie darauf zu sehen, daß seine Interessen richtig vertreten werden, und es wird den Tannern Niemand verdenken, wenn sie einen Mann der Arbeit aus ihrer Mitte oder einen solchen, der ihre Interessen in demselben Maaße vertritt, in den Reichstag zu bringen versuchen, aber wohl entsteht ihnen ein Vorwurf daraus, wenn sie einer Partei beitreten, die sich bisher noch nicht von dem Vorwurfe gereinigt hat, daß es ihr mehr um die Störung, als um die Erhaltung der staatlichen Ordnung zu thun ist.“ Das findet der Herr Regierungsrath im Hinblick auf die Wechselfälle der Zukunft nicht unbedenklich. Die „souveränen“ Arbeiter von Tanne und Wieda fühlen sich jetzt so über alle Sorgen um die Zukunft erhaben, daß sie sich auch nicht darum kümmern, was Andere von ihnen denken. Die Sorglosesten von ihnen meinen vielleicht, weil der Staat so oft geholfen, werde er auch für alle Zukunft in schwierigen Zeiten für sie eintreten. Sie fassen den Staat gleichsam als eine Versicherungsanstalt gegen Nothfälle auf, um den man sich nur dann zu kümmern habe, wenn man ihn brauche.“ Diejenigen, die so denken, vergessen aber, daß in künftigen Fällen die Frage doch wesentlich anders gestellt ist, als damals bei den Schwierigkeiten der ersten Entwickelung. Nachdem der Staat den Arbeitern Gelegenheit gegeben hat, sich mit seiner Hülfe aus ihren schweren Nöthen herauszuarbeiten, und nachdem ihnen dies unter der Gunst der äußeren Verhältnisse im vollen Maaße geglückt ist, muß er ihnen die Verantwortung für ihre weitere Zukunft selbst überlassen, es sei denn, daß außergewöhnliche Verhältnisse eintreten. Aber auch in einem solchen Falle wird er, da er mit den öffentlichen Mitteln der Steuerzahler zu rechnen hat, sich gewissenhaft vorher die Frage beantworten lassen müssen, wieweit solche etwa wieder auftretenden Krisen thatsächlich unverschuldet sind, und wieweit das allgemeine Verhalten der Bittsteller in den Zeiten des Ueberflusses erneute Hülfsleistungen überhaupt rechtfertigen. Das Beispiel von Wieda erweist so recht, wie schwer sich die idealen Corperationsgedanken des Marx'schen Socialismus praktisch verwirklichen lassen, weil sie bei den Einzelnen ein so hohes Maaß von Intelligenz, Selbstbeherrschung und ernster Lebensauffassung voraussetzen, wie es in der Wirklichkeit den Durchschnittsmenschen unserer Zeit und wohl auch der nächsten Jahrhunderte nicht zu eigen ist.“

Eine Gefahr erblickt Dr. Stegemann in den Schwierigkeiten, die sich mit der weiteren Entwickelung und Vergrößerung der Werke von selbst einstellen müssen. Der Vorsprung, den die beiden Werke im allgemeinen Wettbewerbe vor Privatbetrieben unbestreitbar voraus haben, liegt: in ihrer mit den Unternehmungen verwachsenen Arbeiterschaft, in ihrem niedrigen Grundcapitale, in ihrer günstigen pecuniären Lage, und insbesondere auch in den billigen Generalkosten, mit denen sie

arbeiten können. Tanne hat z. B. bei einem Jahresumsatze von ca. 250000 Mk. nur 5000 Mk. Beamtengehälter, Wieda bei einem Umsatze von 374000 Mk. nur 6700 Mk. Gehälter zu zahlen; auch die sonstigen Verwaltungsunkosten sind geradezu verschwindend. Dieser Sparsamkeit in den Verwaltungskosten entspricht der ganze Zuschnitt der Fabrikation. In Wieda werden die sämmtlichen Baumaterialien auf billigste Weise gekauft und die Arbeiten selbst in Submission gegeben, sodaß die Baukosten bislang stets noch unter dem Brandkassen-Versicherungswerthe blieben. In Tanne werden die Gebäude nach der Anweisung des Directors von ein paar Zimmerleuten und Maurern ohne Rücksicht auf ästhetische Gesichtspunkte nur nach den Anforderungen des nüchternsten Bedürfnisses aufgerichtet, die Arbeitsräume, Wohngebäude, das Verwaltungsbureau befinden sich in primitivster Einfachheit, das Institut der Geschäftsreisenden mit ihren großen Spesen ist unbekannt, die Abnehmer in den Nachbargegenden werden von den Directoren nur gelegentlich einmal mit aufgesucht, jeder Pfennig wird berechnet, und jede kleine Ausgabe vorher abgewogen, weil die Arbeiter den Maaßstab ihrer eigenen Anspruchslosigkeit auch an ihr Unternehmen legen. Werden aber die Betriebe für eine einfache technische und kaufmännische Leitung zu umfangreich, so wachsen sie den jetzt in der Verwaltung sitzenden Männern der Handarbeit über den Kopf, und dann können daraus recht schwierige Complicationen hervorgehen, welche bei der einmal nöthig werdenden Wahl von Nachfolgern die Einstellung technisch und kaufmännisch besonders geschulter Kräfte zur Bedingung machen. Geschieht dies aber, so werden die sich daraus direct und indirect ergebenden starken Erhöhungen der Generalkosten auch in einer sinkenden Rente zum Ausdruck kommen, und damit müssen die Werke von ihrem jetzigen großen Vorsprunge gegenüber den Privatunternehmungen entsprechend einbüßen. So anerkennenswerth es auch ist, daß namentlich in Wieda die Ueberschüsse der letzten zehn Jahre nicht in höheren Dividenden consumirt, sondern dazu verwandt sind, für die Arbeiter gesunde und geräumige Arbeitsstätten zu schaffen, so kann aus diesen Erwägungen heraus den Tannern und Wiedaern doch nur dringend gerathen werden, in der Einstellung neuer Arbeitskräfte nicht zuweit und jedenfalls nicht zu rasch vorwärts zu gehen. Die im Vorstehenden gekennzeichneten Gefahren werden zweifelsohne erheblich abgeschwächt werden, wenn die Werke den Verlockungen starker Nachfragen in hochgehenden Conjuncturen nur mit weiser Vorsicht und Selbstbeschränkung nachgeben. Jetzt erfreuen sich die Werke des Glückes, daß Männer ihres Standes an der Spitze ihrer Genossen stehen. Es ist, wie uns scheint, ein besonderer Glücksfall gewesen, daß solche Männer ihren Genossen von Anfang an zur Verfügung gestanden haben. Werden die Verhältnisse in dieser Beziehung immer gleich günstig sein? Werden die Actionäre die Bedeutung dieser Frage auch immer genügend zu würdigen wissen?

Bei den hohen Erträgen, welche die Antheilscheine abwerfen, ist es freilich nicht unmöglich, daß sich die Actien mehr und mehr in den Händen der capitalkräftigeren Bewohner der beiden Ortschaften ansammeln, hier festliegen und damit den Arbeitergenossen als solchen entzogen werden. Jede vorübergehende Nothlage bringt den capitalschwachen Inhaber einer Actie in die Versuchung, dieselbe in Geld umzusetzen, expropriirt ihn aus dem Unternehmen, wenn er genöthigt ist, dem auf ihm lastenden Drucke nachzugeben, und entfernt damit ein Glied aus dem genossenschaftlichen Bestande des Unternehmens. Theoretisch ist es nicht ausgeschlossen, daß auf diesem Wege die beiden Unternehmungen im Laufe der Zeit ihren ursprünglichen Charakter als Productivgenossenschaften einbüßen. Die Gefahr, daß die Unternehmungen nach und nach in eine einfache Actiengesellschaft übergehen könnten, was vom Standpunkte der Absichten, welche zur Gründung der beiden Werke geführt haben, jedenfalls nicht eben erfreulich wäre, ist zur Zeit, wo sich der stärkste Actienbesitz gerade in den Händen derjenigen Männer befindet, die mehr als alle anderen über die Wahrung des ursprünglichen Charakters des Unternehmens wachen, gewiß noch nicht vorhanden, aber sie kann eintreten, wenn der Actienbestand derselben und die Leitungsgeschäfte einmal in andere Hände übergehen. Augenblicklich ist der Stand der beiden Unternehmen in dieser Beziehung sogar noch günstiger als bei der Begründung. Damals, im Jahre 1872, befanden sich in Tanne unter den 95 Actionären 61 Arbeiter, heute unter 108 Actionären 74 Arbeiter. Die Actien haben sich bei entsprechend wachsendem Antheile der Arbeiter noch mehr vertheilt. Auch in Wieda ist das Ver-hältniß der Arbeiterbetheiligung heute noch günstiger als beider Begründung. Aber wird es immer so bleiben? fragt Dr. Stegemann. Mancher wird vielleicht durch die überraschenden Erfolge, welche die beiden Hüttengenossenschaften in ihrer fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit erzielt haben, nachdenklich gemacht werden und versucht sein, dem erfolgreichen Experimente eine typische Bedeutung beizulegen; er wird sich die Frage vorlegen, ob nicht in dieser „Productivgenossenschaft auf Actien“ ein bahnbrechender neuer Gedanke liegen möchte, der auch für andere Verhältnisse nutzbar zu machen wäre. Diese Folgerung würde unseres Erachtens zum Mindesten gewagt sein. Wie Dr. Stegemann nachgewiesen, haben bei beiden Hütten eine Reihe außergewöhnlich günstiger Umstände zum Gelingen eines Versuches beigetragen, der beim Fortfall auch nur eines derselben ebensowohl in das Gegentheil hätte ausschlagen können. Gut eingeschulte, durch besondere Verhältnisse für den Versuch besonders disponirte Arbeiter, tüchtige, in ihrem Fach und in den örtlichen Verhältnissen wohl bewanderte Leiter, besonders günstige Kaufgelegenheiten für den Erwerb der Wasserkraft und der Werkgebäude, ein außergewöhnliches opferwilliges Entgegenkommen der Regierung, besonders günstige Conjuncturen, die den Arbeiterstamm gegen anderweitige Ablenkungen und Beeinflussungen sichernde Abgelegenheit des Ortes, billige Lebens- und Erwerbsverhältnisse, historisch in der Bevölkerung herangebildete besondere Charaktereigenschaften, Alles dies sind Momente, die sich schwerlich an einem anderen Orte für einen ähnlichen Versuch in gleich günstigem Grade vereinigt finden werden. Auch die hier vorliegenden Versuche haben sich nur nach schweren Krisen zu einer gesicherten Existenz hindurchgerungen und bieten an sich, so günstig sie bisher verlaufen sind, noch keine Gewähr für die Dauerhaftigkeit ihres Bestehens. Die zwei Braunschweiger Arbeitergenossenschaften von Tanne und Wieda sind also überaus interessante Beispiele für die praktische Bethätigung des socialen Gedankens, aber doch von so exceptioneller localer Eigenart, daß von einer typischen und allgemeinen Bedeutung für andere Verhältnisse schwerlich die Rede sein kann.

Hundert Jahre deutscher Heilkunde.

Von Medicinalrath E. F. von Köppen.

(Schluß.)

Als die hitzigsten Vorkämpfer der jungen Wiener Schule den Aderlaß aus der Liste der Heilmittel löschten, haben sie nach Kußmaul's Ansicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Er ist allerdings in der Praxis da, wo er früher unbedingt geboten schien, meist entbehrlich, aber unter besonderen Umständen kann seine Unterlassung den Tod eines Kranken verschulden, den kein anderes Mittel so sicher verhütet hätte. Verführt von den Lehren jener Schule, hat Kußmaul bei einer Kranken mit äußerst acut auftretender Bright'scher Nierenentzündung und rasch anwachsendem Lungenödem seine Zeit mit ableitenden Mitteln auf Darm und Haut verloren, und sie erstickte durch das

Wasser, das die Lungen überfluthete. In einem ganz gleichartigen Falle bald nachher machte er, hierdurch gewarnt, bei der Sticknoth einen kleinen Aderlaß, augenblicklich wurde die Athmung frei, wie durch Zauber, das Eiweiß schwand rasch und die Kranke genas in wenigen Tagen. Aehnliche rasche Erlösung von Sticknoth und Todesgefahr sah er einige Male bei solchen drohenden Ueberfluthungen der Lungen, bei enormer Verengung der rechten Vorhofsmündung und bei Lungenentzündung. Auch der veralteten Vomiteur spricht der große Kliniker das Wort, und er wirft die Frage auf: wie konnte es kommen, daß ein der Natur entlehntes, anscheinend so rationelles und durch tausendfältige Erfahrung erprobtes Heilverfahren heute nur noch ausnahmsweise benützt wird? Daß es Gefahren in sich schließt, konnte ja auch den alten Aerzten nicht verborgen geblieben sein, und in der That verboten sie seinen Gebrauch bei vielen Fehlern und Krankheiten auf das Strengste, beispielsweise bei Herzfehlern, schwachem Herzen, brüchigen Schlagadern, Leibschäden, Entzündung der Magenschleimhaut, der Därme und des Bauchfells, bei ausgebildeter Bleichsucht und vielen anderen solchen „Contraindicationen". Ungeachtet dieser Einschränkung blieb noch ein weites Feld übrig, wo die Vomiteur zulässig und nützlich erschien; erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ist ihr Gebrauch mehr und mehr eingeengt worden und giebt man die Brechmittel fast nur noch, um in dringenden Fällen giftige Substanzen aus dem Magen zu entfernen, sucht sie sogar bei verdorbenem Magen, wo sie einst so große Triumphe feierten, durch mildere Verfahrungsweisen zu ersetzen. Das Schicksal dieser Curmethode ist eines der lehrreichsten Beispiele, um zu zeigen, welchen ungeheuern Einfluß die Entdeckungen der pathologischen Anatomie auf die Therapie gehabt haben und haben mußten. Die große Einschränkung des Gebrauchs der Vomitive war die Folge einer der wichtigsten Bereicherungen unserer anatomischen Kenntnisse, die wir zwei Forschern ersten Ranges auf diesem Gebiete verdanken: Cruveilhier in Paris und Rokitansky in Wien. Sie fällt in das Ende des vierten Jahrzehnts. Fast gleichzeitig haben die beiden berühmten Anatomen, Cruveilhier 1838, Rokitansky 1839, die ärztliche Welt mit dem runden Magengeschwür, seiner Häufigkeit und großen praktischen Bedeutung, bekannt gemacht.

Als Kußmaul in Wien seine Studien als junger Doctor vollendete, war er Zeuge einer wichtigen Entdeckung. Dr. Kolletschka hatte sich an einem verletzten Finger eine Leichenvergiftung zugezogen und war ihr am 13. März 1847 erlegen. Assistent Semmelweis wohnte der Leichenöffnung bei; ihr Befund überraschte ihn ungemein, er stimmte mit dem bei seinen am Kindbettfieber verstorbenen Entbundenen völlig überein. Das konnte kein Zufall sein. Er schloß daraus, dasselbe faulige Gift, das den Anatomen getödtet, tödte auch die Wöchnerinnen. Bei Kolletschka drang es durch den verletzten Finger in das Blut, bei den Wöchnerinnen während der Geburt durch die bei diesem Vorgang verletzten Leibestheile. Der Anatom hatte sich das Gift selbst in die Wunde gebracht, den Gebärenden führten es Finger zu, die mit faulenden Stoffen in Berührung gekommen waren. Eine auffallende, bisher unerklärte Thatsache fand darin ihre einfache Erklärung. Die beiden Abtheilungen des Wiener Gebärhauses, obwohl unter einem Dache gelegen, wurden von der Seuche ungleich häufig und heftig heimgesucht, sie wählte mit Vorliebe die Abtheilung für den Unterricht der Aerzte und verschonte die für den Unterricht der Hebammen. Die Erklärung lag nunmehr nahe: die Medicaner beschäftigten sich mit anatomischen Studien im Leichenhause, die Hebammen nicht. Auf diese Erwägung gestützt, wurde fortan Niemand zu Untersuchungen auf der Klinik zugelassen, der sich nicht vorher die Hände sorgfältig mit Chlorkalklösung gereinigt hatte; sie galt damals für das beste desinficirende Mittel, wir besitzen heute noch wirksamere. Die Sterblichkeit nahm darauf ab. In der Geschichte der Medicin wird aber Semmelweis neben Lister als einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes fortleben. Sein Scharfsinn verdient kein geringeres Lob, als der des englischen Chirurgen, bestätigt Kußmaul: Lister konnte sich auf Pasteurs epochemachende Untersuchungen stützen, Semmelweis schöpfte einzig und allein aus der klinischen Beobachtung und dem anatomischen Befund. — Die antiseptische Behandlung ist heute, wie in der Chirurgie, so am Gebärbette gesetzlich eingeführt, und strafbar sind Arzt und Hebamme, die ihre Vorschriften nicht strenge befolgen. Semmelweis hat den Triumph seiner Lehre nicht erlebt, er stieß auf Mißachtung und Widerspruch vieler der angesehensten Geburtshelfer, er ließ sich dadurch nicht von dem richtigen Wege abbringen, erst nach seinem Tode fand er die verdiente Anerkennung, und seit einigen Jahren ziert sein Standbild die Hauptstadt Ungarns, obwohl er, wie auch Liszt und Joachim, kein Wort magyarisch sprach.

Die pathologische Anatomie war in Deutschland, bis Rokitansky erschien, nicht mit demselben Eifer und Erfolg bearbeitet worden, wie in Frankreich und England, nur die Bildungsfehler hatten in Joh. Friedr. Meckel, dem Sohn, einen Forscher ersten Ranges gefunden. Darum war auch die Pathologie in Deutschland zurückgeblieben, sie hat aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts keine Leistungen aufzuweisen, die sich mit denen eines Laënnec, Bretonneau oder Bright messen dürfen. Mit Rokitansky erst gewann die pathologische Anatomie auch in Deutschland den durchgreifenden Einfluß auf die Pathologie, den sie bei den Franzosen und Engländern bereits errungen hatte; Rokitansky wurde, um uns des treffenden Vergleichs von Virchow zu bedienen, der Linné dieser Wissenschaft, und hat sie zum unentbehrlichen Bestande der praktischen Aerzte gemacht. Ganz aus eigner Beobachtung schöpfend hat er die Anomalien der Organe unvergleichlich scharf und bündig gezeichnet und sie den Aerzten geordnet vor Augen gestellt, wie Linné die Pflanzen. Sein Handbuch der speciellen pathologischen Anatomie (1842—44) bedeutet einen Markstein in der Geschichte der deutschen Medicin und hat auf die ärztliche Praxis einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Leider verließ er in seinem später (1846) erschienenen Handbuch der allgemeinen pathologischen Anatomie die sichere Straße der nüchternen Beobachtung, die er bisher gegangen war, und schlug gefährliche Irrwege ein. Viele seiner Jünger folgten dem bewunderten Meister in die nebeligen Gebiete der grundlosen Speculation. Es bedurfte der Warnrufe Virchow's, um die anatomische Forschung in die ihr gesteckten Grenzen zurückzubringen. Wie Rokitansky das anatomische Haupt der jungen Wiener Schule geworden ist, so wurde sein Schüler Skoda ihr klinisches. Er verdankt seinen Weltruf den großen Verdiensten, die er sich um die physikalische Diagnostik erwarb, er schuf den wissenschaftlichen Boden, auf dem die Percussion und Auscultation beruhen, die bisher nur grob empirisch geübt wurden, und hat sie überdies mit werthvollen neuen Zeichen bereichert. Dadurch hat er die Pathologie der Athem- und Kreislaufsorgane ungemein gefördert.

Laënnec und seine Schüler waren bestrebt gewesen, mit Hülfe des Beklopfens und Behorchens der Wände des Körpers Zeichen aufzufinden, die ohne Weiteres bestimmte Krankheiten so kenntlich machen sollten, wie etwa das Zirpen die Grille oder der Wachtelschlag die Wachtel anzeigt. Das Tuberkelknacken sollte die Tuberkeln der Lunge verrathen, das Knisterrasseln den Beginn oder die Lösung der Lungenentzündung, das Reibegeräusch die Entzündung von Brust- oder Herzfell. Skoda zeigte das Verkehrte dieses Vorgehens, das nicht selten zu Irrthümern führte. „Wenn", erklärt Kußmaul, „die Schallerscheinungen vom normalen Verhalten beim gesunden Menschen abweichen, so bedeutet dies an sich zunächst nichts als ein verändertes physikalisches Verhalten der Organe, von denen sie ausgehen. Streng genommen ist deßhalb die nächste Aufgabe der diagnostischen Verwerthung der akustischen Symptome die:

festzustellen, was für physikalische Veränderungen an diesen Organen vor sich gingen. Die zweite Aufgabe besteht sodann darin, die anatomischen Organveränderungen zu bestimmen, die den physikalischen zu Grunde liegen. Zuletzt erst kommt es zur Diagnose der Krankheit, die zu den anatomischen Veränderungen führte. Ein einfacher Schluß aus dem akustischen Symptom unmittelbar auf die Krankheit ist nicht erlaubt und die Diagnose unter allen Umständen eine zusammengesetzte geistige Operation, die ihren Stoff drei verschiedenen Orten entnimmt, der Klinik, dem Leichenhause und der physikalischen Werkstätte. Skoda's Kritik beschränkte sich jedoch nicht auf die Diagnostik, wie sie bisher geübt wurde, sie erstreckte sich auf das ganze Gebiet der Pathologie und insbesondere auch der Therapie. Die Heilkunde in dem Zustande, worin sie sich damals befand, erschien ihm als ein Chaos, ein wüster Sumpf, aus dem nur zwei mit gerodetem, fruchtbarem Erdreich bedeckte Inseln hervorragten, die pathologische Anatomie und die physikalische Diagnostik. Im Uebrigen war sie ihm ein wirres Gemenge roher Beobachtung und Erfahrung, unerwiesener, widersprechender Lehrmeinungen, Vorschriften und Curverfahren. Ueberall galt es, unbekümmert um die alten Schulsätze, die Medicin von Grund aus neu aufzubauen. Schonungslos legte er, im privaten Umgang mit seinen Schülern und in der Klinik selbst, die Lücken und Schäden der bisher geübten Heilkunst bloß." Der Einfluß eines so scharfsinnigen Kopfes und unerschrockenen Denkers auf seine Schüler war ungeheuer; sie schrieben den Zweifel als obersten Wahrspruch auf ihr Banner, und glaubwürdig war für sie einzig und allein, was Rokitansky und Skoda lehrten und nur, was man in Wien mit eigenen Augen gesehen und geprüft hatte; was von Außen kam, stieß auf Zweifel, selbst höhnischen Widerspruch, keine Ueberlieferung war ihnen heilig. Der auch dichterisch veranlagte Kußmaul theilt bei dieser Gelegenheit ein paar hübsche Spottverse auf diese ultrarealistischen Wiener Mediciner mit.

Der Schritt von der grundsätzlichen Skepsis zum Nihilismus war nicht groß. Nur mechanische und äußere Eingriffe, wie sie die Chirurgen und Hebra bei seinen Hautkranken übten, galten für wirksam, die innere Heilkunst aber erschien Vielen nur als Firlefanz, Wunder- und Aberglaube; die Aerzte, behaupteten sie, täuschten sich selbst oder Andere, und die Erfolge, die sie ihrer Kunst zuschrieben, seien einzig das Werk der Naturheilkraft. Wie mächtig dabei der Glaube an Wunder und Autoritäten mitwirkte, zeigten ja die Curen der Homöopathen, der Wallfahrtsheiligen und Wunderthäter aller Art. Derlei Behauptungen konnte man täglich hören, am beliebtesten war die Phrase: die innere Therapie ermangle der wissenschaftlichen Begründung, ohne Wissenschaft aber gebe es keine Kunst. „Die gemeinste Erfahrung widerlegt diese hohle Redensart," entgegnete Kußmaul. „Nicht nur die schönen Künste, auch die praktischen, wie die Kriegs- und Staatskunst, fanden eher ihre Meister als ihre Professoren. Gerade die Anatomie, auf der die junge Schule ihr pathologisches Gebäude errichtete, schien den Nihilismus zu rechtfertigen. Mancher medicinische Schwächling sah mit Schrecken in der Leiche die Zerstörungen der Organe durch die Krankheit. Die Heilkunst konnte einem Feinde nicht gewachsen sein, der die Kraft hatte, solche Verheerungen anzurichten. Kam es im Gegentheil ausnahmsweise vor, daß es der Section nicht gelang, die Todesursache aufzudecken, so gefiel man sich in der Klage, wie man glauben könne, ein unsichtbarer Feind lasse sich fassen und bewältigen?" Einige Schuld an solchen verzweifelten Anschauungen trugen die verunglückten Versuche Skoda's, im Bunde mit dem befreundeten Chirurgen Schuh, die entzündlichen Ergüsse in den Brustfellraum auf operativem Wege zu heilen. Aus ihren schlechten Ergebnissen zogen die Pessimisten den Schluß, man solle die Heilung der Brustentzündung ruhig der Natur überlassen, es müßte denn sein, daß der Eiter durchbrechen wolle und die Natur bei ihren Heilbemühungen doch nicht ganz geschickt verfahre; nur in diesem Falle sei chirurgische Hülfe nöthig. Wir wissen jetzt ganz gut, warum Skoda's und Schuh's Curen mißlangen, und erzielen heute bei Vermeidung ihrer Fehler, mit besseren Verfahren, bessere Erfolge. „Bei vielen Jüngern Skoda's war es geradezu Axiom geworden: Nichtsthun sei das Beste in der inneren Medicin. Nun ist es zwar nach Sokrates der Anfang der Weisheit, zu wissen, daß man nichts wisse, aber nichts zu thun, ist nicht der Anfang der Kunst. Wenn die gelehrten Aerzte dies nicht begreifen, so kann man es den Kranken nicht verübeln, wenn sie die gewünschte Hülfe bei ungelehrten Laien suchen, die sie ihnen bestimmt versprechen. Mit der feinen Diagnose und ihrer Bestätigung hinterher an der Leiche ist dem Kranken nicht gedient. Der Vorwurf, den die heutige Medicin der Schule Skoda's macht, daß sie dem Rufe der wissenschaftlich gebildeten Aerzte beim Publicum Schaden gebracht und der Pfuscherei Thor und Thür geöffnet habe, ist nicht unbegründet. Die Koryphäen der Schule gaben sich dazu her, Homöopathen im Consilium die Diagnosen zu machen, die Behandlung der Kranken aber deren Gutdünken zu überlassen, obwohl sie die homöopathischen Mittel und Verdünnungen belachten. Lehrer und Schüler vergaßen die eigentliche Aufgabe der Medicin: das Heilen. Damit sank die beste aller menschlichen Künste von ihrer Höhe tief herab. Es kam so weit, daß manche junge Aerzte beinahe mit größerer Neugierde der Bestätigung ihrer anatomischen Diagnose als dem Erfolge ihres Curverfahrens entgegensahen."

Doch das Ende dieser „nihilistischen" Medicin war nahe. In der Berliner medicinischen Zeitung 1846 kritisirte Virchow den allgemeinen Theil von Rokitansky's Handbuch der pathologischen Anatomie. Die Kritik fuhr wie eine Bombe in das Lager der Wiener Schule nieder. Virchow nannte das Buch gefährlich, ein Ueberfall der Klinik durch die Anatomie, die mit unerwiesenen, willkürlichen chemischen und physiologischen Hypothesen über die ihr gesteckten Grenzen weit hinaus in das Gebiet der Pathologie greife. Rokitansky habe zu den vielen speculativen, haltlosen Systemen der Pathologie ein neues geliefert, das seinem großen anatomischen Verdienst Eintrag thue. Gleich nachher erschien das 1. Heft von Virchow's 1847 mit Reinhard herausgegebenen Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie. Die zündenden Worte seines Programms: „Ueber die Standpunkte der wissenschaftlichen Medicin" ergriffen mächtig. Der junge Anatom ging dem faulen Scepticismus und Nihilismus der Wiener scharf zu Leibe. Er zeichnete mit sicherer Hand die Ziele und Wege, die der Medicin ihr zwiefacher Charakter als Naturwissenschaft und thätige Kunst in der pathologischen Forschung vorschreibt. Die Heilkunde sei keine Wissenschaft, die man einzig um ihrer selbst willen pflegen dürfe, für sie gelte das Wort: scientia est potentia! Sie dürfe nicht auf den Wolken thronen, sondern müsse auf festen Beinen unter dem Volke wandeln und sorgen, ihm Leben und Gesundheit zu schirmen. Der Ausbau der pathologischen Anatomie geschehe nicht durch Ausspinnen von luftigen Hypothesen und Systemen, sondern nur durch geduldige Arbeit am Secier- und Mikroskopiertisch, in chemischen und physiologischen Werkstätten. Tüchtige, herrliche Worte, begleitet von der Morgengabe, die der junge anatomische Forscher der pathologischen Wissenschaft brachte, den glänzenden Entdeckungen der Leukaemie und Embolie, die zu den größten der Medicin gehören. Es war der Anfang der modernen Heilkunde, welche in der experimentellen Pathologie, wie sie durch Pasteur, Koch, Behring u. a., die Bakteriologie und Antitoxine, in eine neue, glänzende Phase getreten ist, die das medicinische Jahrhundert würdig abschließt.

Literatur und Kunst.

Der Kampf um den Hanswurst.

Beiträge zur deutschen Theatergeschichte.

Von O. F. Staudacher.

Eines der interessantesten Capitel unserer Theatergeschichte ist der Kampf des erwachenden Literaturdramas gegen das Volksdrama, der regelmäßigen gegen die improvisirten Theaterstücke, des Kunst- und Schuldramas gegen die Stegreifkomödianten. Die Seele und das populärste Element war der ständige Lustigmacher in seinen Verkleidungen als Diener, Bote und Intrigant, als Fresser, Säufer, Grobian und Feigling, und gegen ihn richteten sich die wildesten Angriffe der Literaturfreunde. Die englischen Komödianten hatten ihn bei uns unter dem Namen Pickelhering eingebürgert, und als die italienischen Stegreifspieler ihn als Arlecchino einführten, gab ihm der Wiener Komiker Stranitzky den alten deutschen Namen Hanswurst zurück. Da trat der Leipziger Magister Gottsched auf, warf ihm den Fehdehandschuh hin und verbrannte ihn zuletzt feierlich. Aber in der Posse hielt sich Hanswurst noch ziemlich lange, besonders die Wiener hingen mit Treue an ihm und seinen improvisirten Späßen. Auf den Hanswurst Stranitzky folgte der Hanswurst Prehauser, und dann kam Joseph von Kurz aus Kempten unter dem Namen Bernardon.

Das Stegreifspiel bildete von jeher eine besondere Eigenthümlichkeit der leichtbeweglichen Südländer, und blühte daher während der Renaissance im Gegensatz zum regelmäßigen Schauspiel (Commedia erudita) als Volksbelustigung (Commedia dell'arte) vorzüglich in Italien, wo es als „Pulcinella" bis auf den heutigen Tag fortbesteht. Evaristo Gherardi, der bedeutendste Stegreifspieler am Hof Ludwig's XIV., stammte aus Toscana, Stranitzky verbrachte seine Lehrjahre in Italien, Prehauser spielte anfangs in einer italienischen Truppe, und Kurz setzte diese Schule fort. Die Vertreter der regelmäßigen Bühne, die Schauspieler, die eine Rolle Wort für Wort auswendig lernen, vergleicht E. Gherardi mit Schülern, die eine mühsam eingelernte Aufgabe hersagen. Nur der Stegreifspieler, der mehr mit der Phantasie als mit dem Gedächtniß spielt, ist nach seiner Ansicht ein wahrer Künstler. Diese Gabe nun, zu improvisiren, besaß Kurz in hohem Grade. Schlagfertigkeit und Witz standen ihm zu Gebote, um das magere Scenarium auszufüllen. Welt- und Menschenkenntniß befähigten ihn ferner, durch Anspielungen auf bekannte Ereignisse und Personen die Darstellung zu würzen und durch mehr oder minder verhüllte Zoten den johlenden Beifall der Menge zu gewinnen. Auch für Bernardon gelten Viola's Worte:

> Der Bursch ist klug genug den Narrn zu spielen,
> Und das geschickt zu thun erfordert einigen Witz.
> Die Launen derer, über die er scherzt,
> Die Zeiten und Personen muß er kennen — —
> Dies ist ein Handwerk
> So voll von Arbeit als des Weisen Kunst.

Trotz Gottsched's Reformen beherrschte Bernardon jahrelang fast ausschließlich die deutsche Bühne in Wien, und der Minister Sonnenfels beklagt bitter diesen Unfug: „Eine ganze sehr geraume Zeit war gar nichts auf der Bühne, als Bernardon's Unglücksfälle, Bernardon der 30jährige ABC-Schütz, Bernardon's Versprechen, Heirath, mit einem Worte Bernardon's Leben und Tod, wo manchmal sich die besten Dichter in den erbärmlichsten Parodien mußten verhunzen lassen, war der ewige Inhalt der Theatervorstellungen — und die Schaubühne war immer zum Erdrücken voll. Den Vortheil der Schauspieler in Erwägung gezogen, waren die Bernardonischen Komödien nach den Grundsätzen übermachtester Oekonomie verfertigt. Denn Fliegen, die Arien, eine Maulschelle wurden dem Schauspieler unter dem Namen ‚Nebengefälle' besonders bezahlt. Es war also natürlich, daß ein Schauspieler sich und den Seinigen viel zu singen, viel zu fliegen gab und seine Stücke auf Maulschellen arbeitete, wovon er sich gewiß die meisten zuschrieb." Die Vorliebe der Schauspieler für die Bernardoniaden hatte also einen sehr triftigen Grund. Sie brauchten sich nicht mit dem Lernen der Rollen zu plagen und ließen sich ihre „Fatiguen" in klingender Münze bezahlen.

F. Raab, der Verfasser einer trefflichen und viel Neues enthaltenden Quellenschrift über Bernardon (Frankfurt, Literarische Anstalt) nimmt an, daß bis zum Jahre 1747 auf der Wiener Bühne ein regelmäßiges Stück nicht gegeben worden sei. Doch schon nach den Osterferien dieses Jahres verfiel Andreas Weidner, ehemals Mitglied der Truppe von Eckenberg, dem „starken Manne" und als solcher „Compositor" so manchen Scenarismus, vielleicht eben deßhalb, weil ihm das Genre der Stegreifkomödie keine Lorbeeren brachte, auf die Idee, das regelmäßige Drama zu pflegen. Er schlug zu einem ersten Versuche „Vitichal und Dankwart, die Allemanischen Brüder" vor, ein Trauerspiel von Benjamin Ephraim Krüger aus Danzig, einem Schüler des oben genannten Gottsched und einem Günstling von dessen Frau Luise Adelgunde Victoria. Natürlich legten die Protectoren der Stegreifkomödie dem Unternehmen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Und von da an datirte eigentlich jener Kampf zwischen der improvisirten Komödie und dem regelmäßigen Drama, der in Wien durch Jahre mit wechselndem Erfolg dauerte, endlich aber mit dem vollständigen Siege des letzteren endete.

Diese Improvisationsstücke waren meist sehr wenig original. Am Liebsten wurde die Handlung französischen Stücken entnommen, aber auch Romane mußten herhalten. Wie schon in der Dramatisirung des trefflichen Sittenschilderers Dancourt von dem epochemachenden Romane des Le Sage nur wenig mehr übrig blieb, als der Name des concilianten Asmodens, so auch in der „Opera Comique" des Joseph Kurz. Raab schreibt: „Hier wie dort blieb nur die Anregung. Typisch für die Bernardoniade ist aber in „Der krumme Teufel" das Spielen mit dem Wahnsinne, mit dem Leben und dem Tode. Die Verfasser dieser wunderlichen dramatischen Abart und ihr Publicum vergessen eben keinen Augenblick, daß die Bühne doch nur eine Welt des Scheines beherberge, eine Welt, an deren Realität im Ernste Niemand glaubt. Und in dieser Beziehung, in dieser schrankenlosen Willkür, in diesem an das Märchenhafte streifenden Losgelöstsein von allen Gesetzen der Wirklichkeit, in dieser Ungebundenheit an Zeit und Raum, an Sein und Nichtsein haben die Bernardoniade und die mit ihr gleichzeitige Maschinenkomödie eine, wenn auch sehr entfernte Verwandtschaft mit so manchen Schöpfungen der späteren Romantiker. Sie gehen denselben voraus, wie dessen Caricatur dem Gedanken. Eine an organische Entwickelung, an einheitliche Stimmung gewöhnte Zeit bringt alledem nur schwer einiges Verständniß entgegen."

Allgemein interessant ist, daß kein Geringerer als Joseph Haydn zu der Bernardoniade „Der krumme Teufel" die Musik schrieb. „An einem für Ständchen wettergünstigen Abend (es dürfte im Herbste 1751 gewesen sein)", so erzählt C. F. Pohl, „finden wir Haydn mit einigen Kameraden vor dem Hause des Gold- und Perlenstickers Anton Türkes ‚Cassatim gehend', wie Haydn jene nächtlichen musikalischen Excursionen nannte, bei denen irgend einer beliebten Persönlichkeit auf Bestellung Anderer oder auch aus eigenem Antriebe gehuldigt wurde. Die Musik, die sie aufführten und die von Haydn componirt war, galt dem in demselben Hause wohnenden, damals sehr beliebten Komiker des Stadttheaters, Joseph Kurz, oder richtiger gesagt, seiner hübschen Frau Franziska. Das Haus stand schräg gegenüber dem alten Stadttheater dicht beim Widmer ‚oder

alten Carntner' Thor und war an die ehemalige Stadtmauer angebaut. Haydn's Musik erregte die Aufmerksamkeit des stets aufgeweckten Komikers; er verließ das Haus und erkundigte sich nach dem Componisten der eben aufgeführten Musik. Haydn stellte sich ihm vor und mußte sogleich dem etwas überraschten Komiker in dessen Wohnung folgen, wo ihm derselbe das Anerbieten stellte, für sein eben fertig gewordenes Theaterstück die Musik zu schreiben. Kurz suchte auch gleich seinen Mann zu prüfen, er ließ ihn sich an's Clavier setzen und einige leicht angedeutete Scenen aus dem Stegreife mit Melodien begleiten. Namentlich lag ihm die musikalische Schilderung eines Sturmes auf dem Meere (am Beginne der Kinder-Pantomime: Arlequin, der neue Abgott Ram in America) am Herzen. Da er aber die Verzagtheit Haydn's gewahrte, dessen Kenntnisse von ‚Wässern' sich bis dahin nur auf die Leitha und das Wienflüßchen erstreckten, die doch unmöglich zur Vorstellung des gewünschten Bildes anregen konnten, so suchte er Haydn's Phantasie nachhelfend, das Ringen eines Ertrinkenden figürlich auszumalen. Unschlüssig, wie er ein Ding ausdrücken solle, das er im Leben nie gesehen, schüttelte Haydn noch immer den Kopf, während Kurz, der ganzen Leibeslänge nach über einige Sessel ausgestreckt, die Bewegungen eines Schwimmenden nachahmte. Er wurde bereits ungeduldig und rief dem jungen Musiker fast ärgerlich zu: ‚Aber sehn's denn nit, wie i schwimm?!' Unwillkürlich geriethen Haydn's Finger endlich in der Angst in die vom Komiker gewünschte Taktbewegung. Kurz sprang auf, umarmte seinen Schützling und übergab ihm das Manuscript seiner neuesten komischen Oper, die den Titel führte: „Der neue krumme Teufel." Für diese Arbeit erhielt Haydn nach Einigen 25, nach Anderen, was auch wahrscheinlicher klingt, 2 Dukaten. Als ein Hauptreiz derselben erscheint auf mehreren Zetteln „eine musique, welche mit einer Mühle accompagniret" besonders erwähnt. Doch scheint die Musik von Haydn leider schon früh verloren gegangen und eine andere an deren Stelle getreten zu sein.

So sehr getheilt auch die Ansichten der Zeitgenossen über Joseph Kurz, den Schauspieler und Dichter, lauten mochten, darin stimmten sie doch alle überein: der Mensch Joseph Kurz war keine gemeine, keine gewöhnliche Erscheinung. Im Gegentheil, er suchte seinen nicht unberechtigten Adelsaspirationen durch ein möglichst honettes, ja äußerlich glänzendes Auftreten immer eine wirksame Folie zu geben. Ueberall bewohnte er das anständigste Viertel der Stadt, richtete er sich mehr als nur behaglich ein, umgab er sich weit mehr, als es damals selbst in Patrizierkreisen üblich war, mit einer zahlreichen, nicht selten livirten Dienerschaft und hielt für alle Jene offene Tafel, deren Gast er jemals gewesen. Nichts lag ihm ferner, als die Gastfreundschaft Anderer durch eine improvisirte Vorstellung à la camera zu quittiren. Gleich seinem Pathen Stranitzky und seinem Collegen Prehauser hatte er solchen Ansinnen gegenüber stets nur die eine Antwort: „Wer mich spielen sehen will, der komme in's Theater". Nicht nur Bauer und Bürger traf sein Spott, auch gegen Adel und Hof sandte er gelegentlich spitze Worte und nicht immer mit der nöthigen Vorsicht. Wie vor hundert Jahren E. Gherardi durch Madame de Maintenon, wurde Kurz durch die Kaiserin Maria Theresia wegen seiner losen Zunge vom Hofe verbannt. Einflußreiche Frauen standen ja auch in Frankreich und in Deutschland auf Seite des regelrechten Schauspiels und blieben nicht ohne Einfluß auf die Verfeinerung der scenischen Darstellung. So mußte Kurz dann Wien verlassen und mit seiner Truppe ein unstätes Wanderleben führen, das ihn auch einmal nach Goethe's Vaterstadt führte. Hier begab sich ein interessanter Vorfall, wie wir aus Raab's Darstellung entnehmen.

Kurz spielte in Frankfurt zur Herbstmesse 1766 und 1767 in seinem eigenen Theater auf dem Roßmarkt, und zur Ostermesse 1768 im Bienenthal'schen Saal im Junghof. Anfangs fand er hier wie überall großen Zulauf, später erlahmte das Interesse und er mußte mit seiner Bühne weiter wandern. Die Grundlage seines Repertoires bildeten natürlich die Bernardoniaden. „Die Prinzessin Pumphia", „Der krumme Teufel", „Der 30jährige ABC-Schüler", „Die versoffene Guvernante" und Andere boten Monsieur und Madame Kurz Gelegenheit alle Künste des in Wien verpönten Hanswurst und seiner Colombine spielen zu lassen. Kurz wußte ganz gut wie sehr der feinere Geschmack gegen diese Figuren des Stegreifspieles sich auflehnte und kam daher scheinbar dieser neuen Richtung entgegen durch eine ausdrückliche Verwahrung: er wolle den Hanswurst nicht der besseren Erkenntniß zum Trotz wieder einschleichen lassen, nein! —

„blos aus der Ursache erscheinet heut unser Crispin in dem Charakteur des Hannswurst, weil es der doppelte Charakteur und die Verwicklung des Lustspiels verlanget, weil man die Zuseher durch die alte Tracht auf die alten Zeiten zurück führen will; und weil Madame von Kurtz eben den Charakteur des Hannswurst nach Verlangen des Spiels vorstellen wird. Dieses ist die Ursache sonst keine — sonst soll er wieder von unserem Theater verworffen werden, wie er von allen reinen Schaubühnen verworffen ist.

Es ist zwar wahr, daß dieser Charakteur noch in Wien vorgestellet wird, allein nicht so, als wie bey denen flüchtigen Gesellschafften, die sich nur aus Zotten- und Possenreisen Ehre machen, die es so weit gebracht haben, daß man auch nicht einmal den Nahmen Hannswurst auf einer reinen Schaubühne will hören; sondern es ist ein sehr geschickter Schauspieler, der den Charakteur bekleidet, ein Schauspieler der es vor eine Schande hält, das Publicum mit einem andern, als seiner Satier, oder reinen Scherz lachen zu machen, ein Schauspieler, der nicht dumm plaudert, oder lachet, oder übertriebene Quinten, Quarefen, oder verstellte Gesichter machet, nein! — nein! es ist ein Mann; es ist ein Schauspieler, den jeder Cavalier, jede Dame, jeder Bürger, jeder Fremde liebt, und hochschätzt".

Das war also eine Art modernisirter, verfeinerter Hanswurst zur höheren Erbauung des gebildeten, kunstliebenden Publicums. Die Ankündigungen dieser Vorstellungen enthielten meist ein vollständiges Scenarium und priesen gelegentlich in bombastischer Weise die Leistungen hervorragender Schauspieler.

Neben den eigentlichen Bernardoniaden gab Kurz in Frankfurt die üblichen Maschinen-Komödien, worunter ein „Wiener Faustspiel" großes Aufsehen erregte. Der Titel dieses in mancher Hinsicht interessanten Stückes lautet:

Eine zwar uralte, weltbekannte, auch zum oftern vorgestellte,
und auf verschiedene Art schon gesehene
Große Maschinen Comödie,
Welche aber von uns heute auf solche Art soll aufgeführet werden, daß es solcher gestalten wol schwerlich von andern Gesellschaften wird seyn gesehen worden; genannt:
In Doctrina Interitus
Oder das lastervolle Leben und erschröckliche Ende des
Weltberühmten und jedermänniglich bekannten
Erzzauberers Doctoris Joannis Fausti,
Professoris Theologiae Wittenbergensis.
Nach dem Sinnspruch:
Multi die stygia sine fronte palude jocantur,
Sed vereor fiat, ne jocus iste focus.
Das ist:
Wir pflegen von der Höll nur ein Geschäft zu machen,
Bis sich in Weinen kehrt ihr boshaft freches Lachen.
Mit Crispin, einem excludirten Studenten-Famulo, von Geistern übel vexirter Reisender, geplagten Cammeraden des Mephistopheles, unglücklichen Luftfahrer, lächerlichen Bezahler seiner Schulden, natürlichen Hexenmeister, und närrischen Nachtwächter.

Das Spiel enthält 15 Scenen und beginnt mit einer gelehrten Dissertatio Faust's in seinem Musaeo, ob das Studium Theologicum oder Nietromanticum zu erwählen sei. Darauf folgen: die Conjuration des Mephistopheles, lächerliche Possen des Crispin mit den Geistern, der Contract mit der Hölle, Faust's Reise mit Mephistopheles durch die Luft an den Hof von Parma, wo Faust Vorstellungen aus der biblischen und Profan-Historie veranstaltet und einem Hofrath des Fürsten Hörner auf den Kopf zaubert. In der 10. Scene, welche den Haupteffect des Stückes bildete, zeigt sich ein Freyhof oder Begräbnisort mit vielen Grabschriften. Faust will die Gebeine seines verstorbenen Vaters aus der Erde graben und zu seiner Zauberei mißbrauchen, wird aber von dessen erscheinendem Geiste zur Buße ermahnt. Mephistopheles vereitelt diese Bekehrung und zieht Faust unter einem Feuerwerk in den Höllenrachen.

Der Faust war schon 1608 von englischen Komödianten in Graz auf die Bühne gebracht worden und bildete seitdem ein beliebtes Volks-Schauspiel in Oesterreich. Stranitzky der berühmte Hanswurst führte ein solches Faustspiel im Jahre 1715 auf dem Wiener Kärnthnerthor-Theater auf. Wie es aber dem Geschmack des Publicums und dem Zweck der Darsteller entsprach, wurde in diesem „Wiener Faustspiel" die lustige Person im Gegensatz zum gelehrten Faust mehr betont, und überdies Faust im katholischen Wien zum Professor der Theologie in Wittenberg gemacht. Diese Bezeichnung aber erregte, wie Raab erzählt, im protestantischen Frankfurt Anstoß. Das Prediger-Ministerium schritt ein und zwang Kurz nach zwei Aufführungen zu folgender Erklärung:

NB! NB! NB! In den zwei letzten Vorstellungen des Fausts ist von uns irrig in den Zettuln diesem Namen das praedicat Professor Theologiae beygesetzet worden, indeme die Sache an sich selbst blos als eine theatralische Fabel aus dem Alterthum anzusehen, und wird solche aus gnädigstem Befehl hiermit widerruffen, und wir erklären uns ganz willig dahin, daß es in keiner Absicht jemahls unsere Meynung gewesen diese Würde anzutasten, noch dieses Gedicht für eine Wahrheit zu verkauffen, sondern dadurch blos zu zeigen, wie sehr der Geschmack der deutschen Bühne zu ihrer Ehre von den vorigen Zeiten abgewichen.

Vermuthlich wurde später das beliebte Stück mit Aenderung des anstößigen Titels wiederholt. Denn der große Schauspieler Schröder, der damals zur Truppe Kurz gehörte, erzählt in seiner Lebensbeschreibung, daß der Schauspieler Grünberg „bei jeder neuen Vorstellung des Doctor Faust neue Ansichten über Magie vortrug, die, wie lange er auch sprechen mochte, den Zuschauern und unter ihnen selbst Schröder immer zu früh geendigt schienen". Die theologische Facultät von Wittenberg aber bedankte sich für diese Ehrenrettung in einem eigenen Schreiben an das Prediger-Ministerium in Frankfurt. Ob der junge Goethe, der im August 1768 nach schwerer Krankheit von Leipzig nach Frankfurt kam, von diesen Faustspielen Kenntniß hatte, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Kurz verließ Frankfurt allerdings schon im Frühjahr 1768, aber seine Frau führte das Theater noch weiter zur Zeit der Herbst-Messe, und die Möglichkeit, daß Goethe dort ein solches Faustspiel gesehen, scheint nicht ausgeschlossen. Die Klage des Prediger-Ministeriums, sowie die Ausführungen Grünbergs-Faust über Magie bildeten wahrscheinlich längere Zeit das Tagesgespräch in den Theaterkreisen Frankfurts und mögen das Interesse des jungen Dichters auf das Stück gelenkt haben.

Uebrigens dürfen wir uns nicht wundern, daß diesen fahrenden Komödianten in den deutschen Reichsstädten kein großes Wohlwollen entgegengebracht wurde. Nicht allein die häufig rohen, unanständigen Darstellungen, auch das ganze lockere Leben der Schauspieler und der Schauspielerinnen erregte begreifliches Aergerniß in den kirchlichgesinnten, ehrbaren Bürgerkreisen. Daher gab es meist Schwierigkeiten, die Bewilligung zum Theaterspielen beim Rath zu erlangen, und diese mußte für jede Messe neu eingeholt werden. Die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler war eine untergeordnete, sie waren auf den Verkehr mit den Collegen angewiesen und nur selten fanden einige Mitglieder Eingang in bürgerlichen Familien. Kurz machte auch darin eine Ausnahme durch seine adelige Abkunft und durch seine weltmännische Lebensführung, beide erwarben ihm die Freundschaft verschiedener hoher Herren.

Als er nun kurz nach seinen deutschen Wanderfahrten wieder nach Wien zurückkehrte, fand er den Boden für den Hanswurst nicht günstiger. Sein mächtigster Gönner am Hofe, der Kaiser Franz I., war 1765 gestorben, und die Bemühungen der Kaiserin, „der Hauptstadt Deutschlands ein studirtes, gesittetes Theater zu geben", waren nicht ohne Erfolg geblieben. War doch Minna von Barnhelm am 14. November 1764 mit glänzendem Erfolg aufgeführt und der schon früher begonnene Versuch, Lessing zur Leitung des Theaters nach Wien zu ziehen, fortgesetzt worden. Zu den eifrigsten Gegnern der Stegreifkomödie gehörte noch immer Sonnenfels, der in Wort und Schrift für das regelrechte deutsche Schauspiel eintrat. In Folge seiner Eingabe an den Kaiser Josef II.: „Ueber die Nothwendigkeit das Extemporiren abzustellen" wurde das Extemporiren streng verboten. Dieses Verbot richtete sich jetzt neuerdings gegen Kurz und nöthigte ihn, seine Stücke niederzuschreiben. Damit aber war den Bernardoniaden eigentlich der Boden entzogen. Kurz wußte wohl, wie sehr ihm der Einfluß des Ministers schadete und suchte bei jeder Gelegenheit an seinem Widersacher Rache zu nehmen. Als eines Tages das Bildniß von Sonnenfels (von Schmutzer) in den Schauläden Wiens erschien, ließ Kurz das Seinige in völlig gleicher Ausstattung (von Landerer) anfertigen und als Gegenstück neben das des Ministers hängen. Sonnenfels ärgerte sich über die Frechheit, Kurz hatte für einen Augenblick die Lacher auf seiner Seite, aber für seine Sache nichts gewonnen. Auch die Stimmung unter den Schauspielern war Kurz ungünstig. So verließ er denn abermals das undankbare Wien, führte mit seiner Truppe ein jahrelanges Wanderleben durch Deutschland und Polen und starb 1783 als vergessener Greis in Wien. Mit ihm verschwand der letzte Vertreter der Stegreifkomödie in Deutschland. Aus der Spreu der Bernadoniaden blieb gelegentlich ein werthvolles Korn bewahrt, das später auf fruchtbaren Boden keimen und blühen konnte. Wenige Jahre nach dem Tode des Kurz wurde in Wien der geniale Raimund geboren, aus dessen Zauberpossen, die heute noch so viele Gemüther erfreuen, wohl manche Anklänge an das alte Stegreifspiel heraustönen.

Die Deutschen im Sprichwort.

Von Hans F. Miller.

Den Versuch eines „blason populaire de l'Allemagne" wie ihn Gaidoz und Sabillot für Frankreich ausgeführt, hat nun auch Dr. Georg M. Küffner in einer Heidelberger Doctorarbeit (nicht im Buchhandel!) für Deutschland gewagt. „Meine Arbeit wurde sehr erschwert dadurch", schreibt der Verfasser, „daß viele Sprichwörtersammlungen keine Sprichwörter enthalten, die sich auf deutsches Volk und deutsche Stämme beziehen; denn während 76 Werke mit 103 Bänden eine Ausbeute ergaben, fand sich in weiteren 104 Zeitschriften nichts; außerdem habe ich noch weitere 59 Werke mit 82 Bänden erfolglos durchgearbeitet, und 52 andere Werke waren in Straßburg oder München nicht vorhanden. Wenn ich nun gestehe, daß meine mir angelegte Liste von Werken über Sprichwörter noch 174 unbenutzte Nummern enthält, so könnte man mir vorwerfen, ich hätte meine Arbeit auf ungenügender Grundlage aufgebaut. Allein ich bin der

Ueberzeugung, daß die von mir benützten Quellen genügen, ein Bild von dem zu geben, was ich beabsichtigte, nämlich ein „popular estimate“ unseres Volkes und seiner einzelnen Stämme.“ In der That, kaum ein Zug in dem Bilde: Die Deutschen im eigenen und ausländischen Spiegel, dürfte fehlen! Was die Sprichwörter betrifft, so ist zuzugeben, das manche unter dem Eindrucke politischer Ereignisse entstanden sind, daß manche nur Eingebungen des Hasses oder Spottes sind und deßhalb in Bezug auf ihre Giltigkeit recht vorsichtig geprüft werden müssen. Gleichwohl können sie uns Deutschen gewissermaßen als eine Art Spiegel dienen, der unsere Umrisse wenn auch manchmal verzerrt, wiedergiebt. Sehen wir uns das von Dr. Küffner mit Bienenfleiß zusammengetragene Material etwas an!

Von der deutschen Biederkeit und Redlichkeit wissen die Sprichwörter besonders viel zu erzählen. Thiuda, gothisch, ahd. diot, mhd. diet hatte den Sinn von „Volk“; davon ist abgeleitet das Eigenschaftswort ahd. diutisc, mhd. diutisch „deutsch“, eigentlich volksthümlich, verständlich. Daher entwickelte sich die Bedeutung von „deutsch reden“ = offen, verständlich reden. Diese ging weiter in die Bedeutung über von „gerade, wahr, freimüthig, ohne Umschweife reden“, und bald wurde auch noch die Nebenbedeutung „kurz, derb, ehrlich, aber grob“ hineingelegt. Dieselbe Bedeutungsentwickelung hat auch das französ. parler français durchgemacht. Küffner führt einen der ältesten Belege für die sprichwörtliche Redensart zuerst an und bringt dann verschiedene neuere Formen. Da schreibt 1541 Sebastian Franck: „Es solt aber bei vns Teutschen vor andern diss vnser eygen sprichwort ganghafft im brauch sein. Nemlich Es ist guot teutsch, das ist rundt lautter vnd guot teutsch geredt“. Dann neue Formen: Deutsch sprechen, auf gut deutsch, deutsch reden, deutsch von der Leber weg reden, hieran schließt sich an mit der Bedeutung „dumm sein“: Nicht deutsch verstehen. Letztere Redensart kann aber auch den Sinn haben, daß man absichtlich etwas nicht verstehen will. Das Aufrichtige und zugleich Grobe wird ausgedrückt durch „ein rechter Deutscher“, westfälisch: 'ne rechten Duitsken. Ein ursprünglich von Hagedorn verfaßter Spruch ist zum Sprichwort geworden:

Der Irrthum olim deutscher Treu'
Ist mit der alten Zeit vorbei!

Dabei ist „olim“ für Hagedorns „alter“ gerade nicht als Verbesserung anzusehn. Sicheres Vertrauen auf den Deutschen flößen wieder ein: Deutsche Hand — sicheres Pfand, und: Deutsche Treu' sich bei deutschem Handschlag findet. Gemüthlich, anheimelnd lautet die Vertheidigung der eigenen Derbheit: wir Deutsche haben viel grobe Sprichwörter, aber gute Meinung. Da der Deutsche selbst so treu ist, auch im Glauben, und gegen Gott, so ist er überzeugt, daß Gott auch treu gegen ihn sein und ihn nicht verlassen werde in der Noth: Gott verläßt keinen Deutschen. Die Westfalen haben dies mit einem einschränkenden Zusatz versehen: Unser Herrgott verläßt keinen Deutschen — wenn er nur ein bischen Latein versteht. Endlich ein Sprichwort über die Frauen: Die Weiber der Deutschen lieben mit dem Herzen, die der Franzosen mit dem Verstande, die der Engländer mit dem Geiste, die der Italiener mit dem Leibe, die der Spanier mit dem Leib und dem Herzen zugleich, und die der Russen zum Vergnügen. Deutsches Beharrungsvermögen und Festhalten am Alten drückt der Nordamerikaner aus durch die Bezeichnung: Deutsches Phlegma (german phlegm). Der Deutsche selbst drückt seine große Geduld aus im Sprichwort: Der Deutsche ist schwer in Harnisch zu bringen, aber noch schwerer wieder heraus. Von der großen Genügsamkeit und Geduld des Deutschen sagt der Ruthene: Den Deutschen bringt Nichts auf, wenn er nur Kartoffeln hat und Tabak rauchen kann. Aehnlich drückt sich auch der Pole aus: Was der Pole an einem Tage vertrinkt, macht oft die ganze Habe eines Deutschen aus. Hierin kann allerdings auch der Vorwurf der Armuth liegen. Die Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit der Deutschen ist zu bekannt, als daß man darüber viel zu schreiben brauchte. Auch das Sprichwort feiert sie. Etwas scherzhaft, aber wahr: Alle Feinde besiegt der Deutsche, doch den Durst besiegt er nicht. Geradezu Unglück bringt ein Krieg mit uns:

Wer im Krieg will Unglück han,
Fang es mit den Deutschen an.

Den schlachtbewährten, kampferprobten Soldaten bezeichnet: Ein alter deutscher Degenknopf. Die große Handfertigkeit und Geschicklichkeit der Deutschen wird uns bezeugt durch das gleichlautende Sprichwort dreier Völker, der Franzosen, Engländer und Italiener. Das französische stammt aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts, das englische befindet sich schon in Herbert's Outlandish Proverbs 1640. Gaidoz, der sonst ganz deutschfreundlich ist, will die Bedeutung hineinlegen, wir seien plünderungssüchtig (pillards)! Les Allemands ont l'entendement ès mains. — The German's wit is in his fingers. (Der Deutsche hat seinen Witz in den Fingern.) Der Tscheche und der Pole sagen: Was der Italiener ausfinnt, verfertigt der Franzose, der Deutsche verkauft es, der einfältige Pole kauft es, und der Russe raubt es ihm. Ferner sagt der Pole: Einen Italiener zum Doctor, einen Deutschen zum Kaufmann und einen Polen zum Heerführer. Die „unabläßige Arbeitsamkeit“ der Deutschen bezeichnet der Nordamerikaner durch den Ausdruck: Deutsche Bären. Die Deutschen sind kenntnißreicher, als sie selbst zu sagen verstehen, sagt der Italiener. In der romanischen Schweiz steht die Tanzkunst deutscher Frauen in hohem Ansehen. Dort heißt es: Valser comme une Allemande. Des Deutschen Klugheit erkennen an Nordfranzosen, Südfranzosen, Polen, Engländer und Italiener. Das nordfranzösische Sprichwort findet sich bereits in den Commentaires de l'estat de la réligion et République, ꝛc., 1565: L'Italien est sage devant la main, l'Allemand sur le fait, le Français après la coup. Der Pole sagt: Der Italiener ist weise vor dem Schaden, der Deutsche im Schaden, der Pole kommt erst nach dem Schaden zu sich. Die Klugheit und Anstelligkeit des Deutschen erkennt der Russe an in folgenden zwei Sprichwörtern: Das deutsche Mädchen kann nicht sprechen, aber versteht Alles. — Der Deutsche kommt gleich einer Weide überall fort, wohin du ihn setzest. Der Pole behauptet, nicht einmal im Schlafe verlasse Klugheit und Glück den Deutschen: Der Deutsche, selbst ohne Scharfsinn, fällt nicht von der Bank herab. Gelehrtheit und Bildung der Deutschen bringen die beiden folgenden Sprichwörter zum Ausdruck. Der Galizier sagt: Eine Frau wirst du nie durch Lieben, den Deutschen nie durch Schreiben übertreffen. Der Franzose: Faire un livre „à l'allemande“. Dies hat die Bedeutung „ein sehr gelehrtes Buch schreiben“. Sprichwörtlich ist im Deutschen geworden als Bezeichnung für uns selbst: Das Volk der Dichter und Denker. Es wurde zuerst gebraucht von Bulwer als Widmung eines seiner Romane. Endlich ist der Deutsche seiner Muttersprache sehr zugethan: Wenn ich nicht das liebe Bischen Deutsch könnte, so könnte ich nichts — sagt ein alter Spruch.

Aber viel, ja sehr viel Ungünstiges, weiß das Sprichwort der Völker vom Deutschen zu sagen, wie es ja überhaupt menschliche Eigenschaft ist, eher das Unangenehme, Abstoßende vom Nebenmenschen anzuführen, als die schönen Seiten. Wie bereits in der Einleitung gesagt, ist eben dieses Ungünstige oft nur mit dem bekannten Körnlein Salz zu nehmen; doch darf nicht geleugnet werden, daß Manches, was im Folgenden wiedergegeben wird, vollkommen zutrifft. Viele Schwächen hat der Deutsche an sich; darum sagt der Lette: Man lobt einen Deutschen nicht, es geschehe denn mit Recht. Der Deutsche selbst sagt im Gefühl seiner Schwächen: Wir Deutschen sind halt Deutsche! Aehnlich: Wir Deutsche sind ganz eigne Käuze! Im 16. Jahrhundert gab es ein Sprichwort, das schon Sebastian Franck aufführt: Ein teutscher

Baccalaureus. Damit bezeichnete man einen groben, dummen Menschen. In den slawischen Sprachen bezeichnet ursprünglich schon der Name des Deutschen einen dummen Menschen. Anfänglich ist es nämlich ein Spitzname und bedeutet wörtlich „stumm“: Niemec. „Niemec“ böhmisch von „njem“, stumm, — ebenso polnisch und russisch. So heißt es bezeichnend denn im Russischen: Stumm sind die Deutschen hinter den Bergen, stumm die Fische unter dem Wasser; uns aber beschenkte Gott mit reichlichem Brod und einer angemessenen Sprache. Der Pole sagt: Wie ein Deutscher, er versteht nicht vernünftiger Leute Wort. Die Holländer belegen uns mit dem schönen Namen: Moff, Dickkopf. Bei Dänen, Italienern und Franzosen ist der Name „Deutscher“ soviel wie „Dummkopf“. Auch die Litauer haben Verschiedenes gegen uns vorzubringen. Einmal: Ein blinder Deutscher; dann: O seht doch, der Deutsche will schon so klug sein wie der Litauer. Die Dummheit umschreibt der Franzose mit: Bon sens allemand. Arg macht es der Russe: Aller Welt zum Spott nach deutscher Art. Vielleicht kennen die Polen unser Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen, — wenn sie sagen: Der Gesellschaft wegen läßt sich der Deutsche aufhängen. Vielleicht ist dies auch ein Hieb, um den deutschen Hang zur Geselligkeit zu verspotten. Bei den Esthen ist „Sachse“ der Name des Deutschen. Sie sagen: Bei dem Regen reist der Sachse, beim Nebel streift der Wolf umher. Südfranzosen und Nordfranzosen sind darin einig, uns „Dickschädel“ zu nennen. Schopenhauer's Mutter, Johanna Schopenhauer, schreibt in ihrem „Jugendleben, Wanderbilder“: „Die Franzosen pflegten spottend zu behaupten, daß wir Deutschen, wenn irgend Jemand etwa ein Bein gebrochen habe, ihn immer noch glücklich preisen, weil er nicht zugleich den Hals brach, was doch leicht hätte geschehen können. Sie nennen das Le bonheur allemand und leugnen läßt es sich nicht, diese Bemerkung, die obenhin betrachtet nichts weiter als ein arger witziger Einfall zu sein scheint, ist auf eine tief im Charakter unseres Volkes liegende, sehr schätzenswerthe Eigenheit begründet, die uns treibt, auch dem schwersten Mißgeschick irgend eine leidliche, einigermaßen Trost gewährende Seite abzugewinnen.“ Ein sprichwörtlicher Ausdruck, auch als Schelte gebraucht, der den Deutschen mit all' seinen Schwächen, aber auch seinen guten Seiten kennzeichnet, ist: Der deutsche Michel, — der zuerst bei Sebastian Franck vorkommt. Ursprünglich bezeichnete unsere Redensart den dummen, groben Deutschen. Beweis die zwei ältesten Stellen aus Franck. „In nötigen sachen aber könden sie (die Weiber) weniger, dann der teutsch Michel, da ist ein man thenrer dann 1000 Weiber“. Die zweite Stelle lautet: „Ein rechter dummer Jan, Der teutsch Michel, Ein teutscher Baccalaureus“. Der heilige Michael war früher der Schutzheilige der Deutschen, der an Wodan's Stelle getreten ist. Beim Auszug in den Kampf sangen die Krieger ein Lied und riefen dabei seinen Schutz an. Der Name Michael's wurde so, auch durch Taufen auf seinen Namen, unendlich häufig. Von da zur Personificirung des Deutschen als „Michel“ war der Weg nicht weit. Die weitere Bedeutungsentwickelung ging von „dumm, grob“ über zu „dickleibig, schwerfällig, plump, schläfrig“; aber auch die guten Seiten schauen aus der Benennung hervor; im „deutschen Michel“ ist auch der geduldige, ausdauernde, zähe Sinn des Deutschen verkörpert. Schließlich nennt man auch den, der Sachen herausfagt, die man anständiger Weise verschweigen sollte, einen „deutschen Michel“.

Der Franzose heißt den Deutschen: Ours du nord und Le lourd Allemand. Der Deutsche selbst sagt: Bis ein deutscher Schuster sein Werkzeug beisammen hat, hat ein Welscher ein Paar Schuhe gemacht. In Polen heißt die deutsche Sprache: Die Sprache der Böcke. Beim Tschechen heißt der Deutsche: Ein geschmiedeter Deutscher, oder: Ein in die Stiefeln gegossener Deutscher. Hierdurch soll dessen Steifheit und Unbehülflichkeit ausgedrückt werden. Außerdem sagt der Tscheche noch von der Deutschen: Die Deutsche (paßt am besten) in den Stall, die Tschechin in die Küche und die Französin in's Bett. Eine von Küffner herangezogene Stelle aus dem Jahre 1786 ist sehr bezeichnend für die damalige Beurtheilung der Deutschen: Allemand. Ce mot est injurieux tant à celui contre qui on le dit, que contre la brave nation Allemande, qui depuis quelques années a assez fait connoître le contraire de la signification de ce mot. Je prie aussi ceux qui liront ceci de ne s'en point choquer, puisque je n'ai eu en vue que de mettre au jour le ridicule des François, qui mériteroient mieux qu'aucune nation du monde qu'on lui fît connoître leur manque de jugement, de taxer ainsi mal-à propos une nation chez laquelle ils devroient maintenant venir à l'école. Ce mot donc signifie grossier, brutal, farouche, & quelquefois ivrogne. „Et vous passeriez-là pour un franc Allemand“. Sich grob stellen drücken die Franzosen aus durch: Den Deutschen nachmachen. Auch der Engländer fehlt hier nicht: Germans are Boors, = Bauern, Flegel, Lümmel! Aehnlich nennt der Amerikaner in Pennsylvanien die dortigen Deutschen Bushwhackers. Dies bedeutet ursprünglich Hinterwäldler, dann Bauer, Tölpel, grober Kerl. Ein Wort Goethe's schließlich ist Sprichwort geworden: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Ein Sprichwort aus dem Jahre 1704: „Ein Franzos liebet Frauenzimmer das hurtig und geschwind ist, und wohl tanzen kann. Einem Spanier gefällt eine anmuthige Gestalt und die fein verliebt ansiehet. Ein Italiener ergätzt sich an einem Mägdlein, die ein wenig räsch ist, blöde, und die sich ein wenig weigert; aber ein Teutscher will gerne eine frische und tolle Hummel haben“. Fällt ihm eine Fliege in den Becher, so schüttet ihn der Engländer aus und trinkt nicht, der Deutsche nimmt die Fliege heraus und trinkt, der Russe trinkt die Fliege mit. Auf Karl V. wird zurückgeführt: L'italien se parle aux dames, le français aux savants, l'anglais aux oiseaux, l'allemand aux chevaux, l'espagnol à Dieu. Hübsch ist das Italienische: „Faremo“ di Roma, „adesso adesso“ di Firenze, „a la magnana“ di Spagna, „By and by“ dell' Inghilterra, „Gleich“ d'Alemagna, „Tantôt di Francia, son tutte ciancie. [= Possen, Geschwätz.] Oder das Polnische:

Der Teufel hat Eva wälsch verführt —
Die Eva den Adam böhmisch überführt —
Der Herr Gott schalt sie deutsch — dann stieß
Der Engel sie ungrisch aus dem Paradies.

Ein französisches Wort aus dem 16. Jahrhundert: La poudre à canon et l'hérésie sont sorties de l'Allemagne. Aus dem Jahre 1616 ist uns überliefert: Deutschland ist wie ein schöner waidlicher hengst, der Futter und alles gnug hat, und fehlt jm nur an einem guten Reuter. Eben daher: Deutsche haben gemeingklich lange silben, und kurze wort. Die Engländer bezeichnen Verschiedenes mit dem Zusatz „Deutsch“. Schon im Jahre 1562 hat eine Sammlung: Just as German lips. Damit soll das feste Zusammenpressen der Lippen angedeutet werden, das uns Deutschen (doch wohl mehr den Holsteinern) eigenthümlich sei. „Küchenlatein“ heißt bei ihnen: German-Latin. Eine früher in Deutschland beliebte Spielerei ist das folgende: Man sprach von sieben W's, durch welche sich Deutschland auszeichne, nämlich Wasser, Wald, Waizen, Wachs, Wein, Wiese und Wolle. Die Amerikaner haben für uns Deutsche einige sprichwörtliche Ausdrücke, die uns herabsetzen sollen: es sind sozusagen auch Schimpfwörter. So statt „German“: Dutchman. Aehnlich: Hermann. Elsässer, Franzosen, Italiener und Russen haben verschiedene sprichwörtliche Bezeichnungen für uns nach den Speisen, die wir angeblich mit Vorliebe essen. In den Freiheitskriegen erhielten in Elsaß die Oesterreicher verschiedene solche Benennungen, die dann auf die Deutschen angewandt wurden und werden. So haben wir: Kostbeutel,

Knepfelbüch, Eierküchefresser, Pfannekücheſresser, ebenso sagen die Wenden in der Oberlausitz: Lache dazu wie der Deutsche zum Pfannkuchen. Bei den Franzosen, die das Sauerkraut, besonders in Paris, massenhaft verspeisen, heißen wir „Mangeurs de choucroûte“. Bei den Italienern sind wir „Kartoffelschlucker“: Tedeschi patatucchi. In Rußland heißen wir „Wursteſſer“, da die Deutschen zuerst die Wurst in Rußland eingeführt haben sollen, daher das Sprichwort in Moskau: Hat der Russe die Wurst gehackt, so wird sie schon einen deutschen Esser finden. An großer Einbildung leidet der Pole, wenn er sagt: Ein polnischer Edelmann ist älter, als ein deutscher Baron. Hat der Schweizer seine Schuhsohlen durchgelaufen, so sagt er: Er goht uf der tütsche Erde. Im gleichen Sinne hochdeutsch: Er läuft auf deutschen Sohlen. Von einem Wortkargen sagt der Schweizer sehr schön: Er hät 's Dütsch vergässe. Unser „Es flog ein Gänslein über den Rhein und kam als Giggag wieder heim“ heißt auf esthnisch: Schicke das Schwein nach Sachsenland (= Deutschland), wasche es mit Seife: ein Schwein kommt nach Hause und bleibt ein Schwein. Recht liebenswürdig sagt der Russe: Dem Herzen wird es leichter, wenn du auf den Deutschen fluchst. Wir tragen geschmacklose Kleider, sagt der Pole; daher: Er gefällt sich darin, wie der Teufel in deutscher Tracht.

Dann ein Sprichwort, das ursprünglich gar nicht den Deutschen galt, aber mindestens schon im 17. Jahrhundert in Frankreich auf sie bezogen wurde und heute noch daselbst, auch in Südfrankreich, nur mehr auf sie bezogen wird und einen wegen geringfügiger Ursache entstandenen Streit bezeichnet. Im 13. und 14. Jahrhundert nämlich gab es in Frankreich in der Dauphiné eine weitverbreitete Adelsfamilie der „Alleman“, die fest zusammenhielt und jede, auch die kleinste Unbill, die ihr angethan wurde, rächte. Sie waren und wurden nun sehr streitbar und streitsüchtig, und bald entstand das Sprichwort: „faire une querelle d'Alleman“, um einen Streit wegen einer Kleinigkeit zu bezeichnen. Bereits Oudin, in seinen Curiosités françoises vom Anfang des 17. Jahrhunderts, sagt im gleichen Sinn: „Querelle d'Alleman“. Von Alleman zu Allemand kam man leicht, vielleicht absichtlich. So entstand in Folge der beständigen Kriege zwischen den beiden Nachbarn das Sprichwort: Querelle d'Allemand. Dieselbe Familie der Alleman hielt fest zusammen. Daher das Sprichwort im Mittelalter: „Paranté d'Alleman“. Ein anderes, das zuerst auf sie angewendet wurde, wurde dann auf die Deutschen bezogen und schob ihnen große Rachewuth unter. Es hieß: Arces, Varces, Granges et Comiers, (= Adelsgeschlechter der Dauphiné!) Tel les regarde qui ne les ose toucher, Mais gare la queue de Alleman Et des Berangiers“. Jetzt heißt das Sprichwort: Gare la queue des Allemands. In Bosnien bezeichnet man einen „listigen und verschlagenen Menschen“ mit: Alaman. Der Russe sagt: Der Deutsche als Herrlein, ein Schuftlein. Der Ruthene giebt's gar doppelt: Wo eine Deutsche, ist Falschheit, wo eine Zigeunerin, ist Diebstahl, und: Es ist ein Deutscher, traue nicht! Der Kroate spricht sich so aus: Besser türkische Feindschaft, als deutsche Liebe; während der Lette als Vorgänger von Reuleaux sagt: Deutsche Waare ist zerbrechlich, — verstärkt dies der Finne noch: Deutsche Waaren sind zerbrechlich — und betrüglich deutsche Worte. Der Pole stellt folgende Stufenleiter im Betrügen auf: Den Polen hintergeht der Deutsche, den Deutschen der Wälsche, den Wälschen der Spanier, den Spanier der Jude, den Juden aber bloß der Teufel. Von einem großen Gauner sagt der Magyare: Er ist spitzbübisch wie der Deutsche. Allerdings kann man auch annehmen, hiermit seien nur die Oesterreicher gemeint. Sogar im Rufe des Diebstahls steht der Deutsche. Der Wasserpolake in Oberschlesien sagt: Gieb auf alle Dinge Achtung, damit die Deutschen sie dir nicht stehlen! Und allgemein slawisch ist: Wo der Deutsche hinkommt, da zieht er sicherlich jeden Nagel heraus.

Wir kommen nun zu einigen der stärksten Sprichwörter, die jedoch glücklicherweise nur vereinzelt und nur von Haß und Neid eingegeben sind. Der Italiener nennt uns (oder vielmehr die Oesterreicher, die er meist immer unter tedeschi versteht): Unschlittfresser, wie wir es von den Kosaken sagen. Bei den Albanesen sind wir noch immer, wie es in dem alten Griechenland hieß, Barbaren. Die Russen rechnen uns nicht mehr zu den Menschen, sondern zu den Thieren: Gott belehrt den Menschen, der Teufel aber den Deutschen. Mit gleichem Sinne haben die Tschechen zwei Sprichwörter: Ueberall sind Menschen, in Kommotau sind Deutsche, und: Wir (Hanaken) sind wir, aber die Deutschen sind Deutsche. Dann der Vorwurf der Unreinlichkeit. Der Serbe meint, der Deutsche trage keine Unterhose; daher sagt er: Der Deutsche fürchtet nicht, die Unterhosen zu verlieren. Das folgende Sprichwort ist französisch. Der Deutsche hat keinen Kamm; wozu hat er denn seine fünf Finger! Aus dem gleichen Grunde braucht der Deutsche nach Ansicht der Franzosen auch kein Taschentuch; mit dem Spiegelschwaben benützt er den Aermel oder die Hand. Rülpsen heißt im Französischen: Ein deutscher Seufzer. Hat der Franzose ordentlich gespeist und macht sich dann Luft durch Aufknöpfen der Kleider, so ist das ein deutscher Aderlaß: Se donner une saignée d'Allemand. Den Vorwurf der Käuflichkeit macht uns der Schwede, allerdings aber auch sich selbst: Der Deutsche thut Alles für Geld, der Schwede Alles für einen Schnaps. Mit der hochdeutschen Sprache nimmt der Mensch auch gleich knechtische Gesinnung an, behauptet der Ostfriese im Sprichwort: Zu dienen! sä Reint Puppkes, do sprook he Dütsk. Der Italiener hält uns für feige: Furia francese e ritirata tedesca. Ebenso der Elsässer, bei dem Schwob = Deutscher ist: Siwe Schwowe uff eine mann. Als feindselige Menschen erklären uns auch die Slawen. Die Tschechen sagen: Die Motte im theuren Tuch, der lebende Fisch auf dem Trocknen, der Wolf unter den Ziegen, der Student unter den Mädchen, der Ziegenbock im Garten, der Deutsche im Rath der Tschechen: wo das ist, geht es nimmer gut. Die Russen meinen: Der deutsche Stamm führt nichts Gutes gegen den slavischen im Schilde. Natürlich wartet auch der Pole mit zwei Sprichwörtern auf: So lange die Welt Welt, wird der Pole nie dem Deutschen Bruder sein, und: Friede mit den Deutschen, wie zwischen Wolf und Schafen.

Nord- und Südfranzosen sagen schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wir seien Schreier. Höchst wahrscheinlich ist es aber, daß das folgende Sprichwort nur den Eindruck wiedergiebt, den unsere Sprache auf die Franzosen macht, oder aber die Art, wie wir sprechen. Les Italiens pleurent, les Allemands crient, et les François chantent. Daß die Deutschen von jeher auf einen guten Bissen und einen guten Trunk viel gehalten haben, ist Thatsache. Dies drücken daher auch die Sprichwörter vieler Völker und der Deutschen selbst aus, natürlich oft übertrieben. Küffner bringt zuerst die Sprichwörter, die sich auf vieles Essen und Trinken beziehen, dann diejenigen, die von vielem Essen allein handeln, zum Schlusse die vom „Saufen“. Nur einige Proben davon: Im 17. Jahrhundert sagte man in Deutschland: Deutsche lernen von Spaniern stehlen, so lernen Spanier von Deutschen fressen und sauffen. Im Französischen haben wir: Faire le saut de l'Allemand. C'est de la table au lit, et du lit à la table. Der Deutsche selbst sagt: Gott verläßt keinen Deutschen: hungert ihn nicht, so dürstet ihn doch. Der Esthe behauptet: Küchenrauch und Löschbrandsqualm sind des Deutschen Tod. Schon im Jahre 1541: Der polnisch Gotsdienst, ein bömischer Mönch, Ein schwäbische Nonn, Ein österreichischer Kriegsman, Der Welschen andacht, und der Teutschen fasten, gelten nit ein bonen. Dieses Sprichwort ist sogar nach Rußland gelangt, und zwar in doppelter Gestalt: Polnische Brücke, lutherische Fasten,

türkische Andacht, das Alles ist ein Aergerniß, und: Deutsches Fasten ist wie eine Litauer Brücke. Der Teufel der Deutschen ist nach Dr. Martin Luther der Suff. Aber noch vor Luther, im Jahre 1423, erklärte ein deutsch-italienisches Wörterbuch: „Sprich mir du auch also, daz die Deutschen trunken sein! und die Welschen fehlen nicht, wenn sie darzu kumen, — wol daz die Deutschen den Namen haben". Damit können wir uns wohl trösten. Dem Italiener und dem Franzosen ist eben das deutsche Trinken, zu dem beide wegen ihres anderen Klimas nicht soviel Bedürfniß haben, soviel wie „Viel trinken"; daher heißt dort trincar „saufen", eigentlich „wie ein Deutscher trinken", schon bei Brunetto Latini im 13. Jahrhundert; trinquer heißt „zechen", auch „miteinander anstoßen", und Diez führt ein Neapler todisco in der Bedeutung von „Zechbruder" auf. Wohl das älteste wird hier ein französisches Sprichwort vom Ende des 16. Jahrhunderts sein, das wir gemildert übersetzt haben im Sprichwort: Die Italiener fluchen, die Engländer essen, die Spanier trotzen und die Deutschen betrinken sich. Folgendes Sprichwort ist vier Völkern gemeinsam: Der Deutsche vertrinkt seinen Kummer, der Franzose versingt ihn, der Spanier verweint ihn, der Engländer verlacht ihn, der Italiener verschläft ihn. Eine französische Sammlung von 1656 bietet: Jouer de la fluste de l'Allemand. Also sagten die Franzosen: „Auf der deutschen Flöte spielen" für „sausen", boire avec excès, angeblich, weil die Deutschen damals aus langen, engen Gläsern tranken, die sie „Flöten" nannten. Hierzu gehört das südfranzösische „flöten wie ein Deutscher" im Sinne von sausen". Von großer Selbsterkenntniß zeugt: Jedes Land hat seinen Teufel, der von Deutschland heißt Weinschlauch und Saufaus. Ferner sagt der Italiener: Drei Dinge sind schlecht aufgehoben: die Vögel in der Hand der Kinder, die jungen Mädchen in der Hand der Alten und der Wein in der Hand der Deutschen. Schließlich noch zwei deutsche Sprichwörter, eines stammt aus Goethe's Faust: Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern. Das andere ist frei gebildet nach der Germania des Tacitus: Die alten Deutschen tranken immer noch eins.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Carmela.

Von Edmondo de Amicis.

(Fortsetzung.)

Die Mutter Carmela's bewohnte ein Häuschen am Ende des Ortes, gemeinsam mit zwei oder drei Bauernfamilien, und fristete kümmerlich ihr Leben mit Weißnäherei. In der ersten Zeit der Geistesstörung ihrer Tochter erhielt sie eine Unterstützung von den wohlhabendsten Familien, aber seit einiger Zeit gab man ihr nichts mehr. Die Wohlthäter hatten eingesehen, daß ihre Beisteuer ganz nutzlos war, weil das Mädchen zu Hause weder essen noch schlafen mochte; ebenso konnte man sie auf keine Weise bewegen, ein neues Kleid auch nur eine Woche ganz zu erhalten. Es läßt sich nicht beschreiben, wie sehr die Mutter darunter litt, und mit welcher Beharrlichkeit sie immer wieder versuchte, etwas bei dem Mädchen zu erreichen, aber Alles war vergeblich. Manchmal, nach vielen Bitten, ließ sich das arme Kind ein neues Kleid anlegen und zerriß es dann plötzlich und zerfetzte es in Lumpen. Ein andermal, wenn sie eben sauber gekämmt aus den Händen der Mutter kam, fuhr sie sich mit den Händen durch das Haar und zerzauste sich wie eine Furie.

Einen großen Theil des Tages pflegte sie in den Bergen umher zu irren, wobei sie gestikulierte, sprach und laut vor sich hinlachte. Oft sahen sie die vorüberkommenden Gendarmen von Weitem, emsig mit dem Aufrichten kleiner Thürme von Steinen beschäftigt oder reglos auf einer Anhöhe mit dem Blick auf das Meer, oder lang ausgestreckt auf der Erde schlafen. Wenn sie sie bemerkte, folgte sie ihnen mit dem Blick, bis sie verschwunden waren, ohne jedoch auf irgend ein Zeichen Antwort zu geben, weder mit Worten, noch Geberden, noch mit einem Lächeln. Höchstens machte sie mit den Händen ein Zeichen, als zielte sie mit der Flinte nach ihnen, aber auch das nur, wenn sie schon sehr weit entfernt waren und immer mit sehr ernstem Gesichte.

Aehnlich trieb sie es mit den Soldaten. Nie sah man sie in Unterhaltung oder lachend mit ihnen. Sie ging an ihnen vorüber, ohne auf ihre Bemerkungen zu antworten oder den Kopf zu wenden. Und Niemand hätte es gewagt, sie zu berühren oder auch nur am Kleide zu ziehen, denn man sagte, sie verstünde es trefflich, mit ihren Nägeln auf dem Gesicht ihres Widersachers Eindrücke zu hinterlassen.

Wo nur eine Trommel ertönte, war sie gleich zur Stelle. Die Soldaten gingen zum Exerciren zum Dorf hinaus an's Meeresufer; sie folgte ihnen. Während der Sergeant kommandirte und der Officier in einiger Entfernung die Uebung überwachte, zog sie sich in einen Winkel zurück, ahmte ernsthaft mit einem Stocke die Bewegungen der Gewehre nach und wiederholte mit leiser Stimme die Befehle. Dann warf sie den Stock plötzlich fort, ging zu dem Officier, maß ihn mit verliebten Blicken und nannte ihn leise mit den süßesten Kosenamen; doch bedeckte sie ihren Mund mit der Hand, daß die Soldaten es nicht hören sollten. Wenn sie im Orte war, stand sie fast immer auf dem Marktplatze vor der Wohnung des Officiers, mitten in einem großen Kreise von Kindern, die sie mit allerlei Dummheiten unterhielt. Bald setzte sie sich einen großen Cylinderhut auf den Kopf, stützte sich auf einen dicken Stock und sprach mit näselnder Stimme, den Bürgermeister nachäffend. Dann ahmte sie mit einigen Papierschnitzeln im Haar, niedergeschlagenen Augen und geziertem Mündchen, die Hand wie mit einem Fächer bewegend und sich leicht in den Hüften wiegend, den Gang der wenigen Damen des Ortes nach, wenn sie zur Kirche oder zu irgend einer Festlichkeit gingen. Ein ander Mal hatte sie eine schmutzige Militärmütze vor der Kaserne aufgelesen und sich bis über die Ohren gezogen, so daß alle Haare darunter verborgen waren, und war dann mit ausgestreckten Armen zwei- oder dreimal über den Platz marschirt; aber was sie auch thun mochte, Niemand achtete mehr darauf. Die Gassenbuben waren ihre einzigen Zuschauer. Doch die Mütter hielten sie so viel wie möglich fern, denn sie hatte eines Tages ganz gegen ihre Gewohnheit einen achtjährigen Knaben, den schönsten von ihren Zuschauern, gepackt und ihm so viele Küsse auf das Gesicht und den Hals gedrückt, daß er zu heulen und zu schreien anfing, denn er war in Furcht, sie wolle ihn ersticken.

Sie hatte ihre schwermüthigen Stunden, wo sie weder sprach noch lachte; dann kauerte sie wie ein Hund vor der Hausthüre, den Kopf in der Schürze versteckt und bewegte sich nicht, wenn auch noch so viel Lärm um sie her war; selbst dann nicht, wenn ihre Mutter sie rief. Aber das geschah höchst selten; sie war fast immer heiter.

Seit sie aus dem Hospital zurück war, hatte die Garnison sechs- bis achtmal gewechselt, und Officiere jeden Alters, verschieden an Aussehen und Neigungen waren da gewesen. Man bemerkte, daß sie eine starke Vorliebe für die allerjüngsten bekundete, und daß sie sehr wohl die schönen von den häßlichen unterscheiden konnte, obwohl Alle gleichmäßig ihr „Schatz" waren. Einem darunter, der in der ersten Zeit gekommen war, einem Vierziger mit großer Nase und dickem Bauche hatte sie niemals ein freundliches Gesicht gemacht. Aber es kamen auch ganz junge und schöne, und auf diese vernarrte sie sich ganz, wie man sagen könnte, wenn sie nicht schon vorher närrisch gewesen wäre. Einer von ihnen hatte sich die Idee in den Kopf gesetzt, sie zu heilen, indem er sich in sie verliebt stellte, aber da er die Sache leicht nahm, hatte ihn dieselbe nach zwei, drei Tagen angefangen zu langweilen und er hatte sie aufgegeben. Ein weniger menschenfreundlicher, aber materieller Leutnant

hatte Carmela zu überzeugen versucht, zur Liebe sei die Vernunft überflüssig, aber seltsamer Weise hatte er einen unerwartet starken Widerstand gefunden. Sie sagte kein entschiedenes „Nein", denn sie verstand vielleicht gar nicht einmal, worum es sich handelte; aber gleichsam instinctiv befreite sie ihre Hände bei jeder entschiedenen Annäherung, kreuzte ihre Arme über der Brust und zog sich zurück. Sie lachte dabei auch seltsam laut, wie Kinder, welche sich gefoppt glauben, aber nicht wissen, worum es sich eigentlich handelt und bloß lachen, um ihr Verständniß zu heucheln. Aber in solchen Augenblicken belebte sich ihr Gesicht und ihr Blick; sie schien dann nicht wahnsinnig und war wunderschön; und ihr zurückhaltendes Benehmen verlieh ihren Bewegungen einen eigenen Zauber und ließ die Formen reizvoll hervortreten. Kurz, die Versucher überzeugten sich bald von der verlorenen Liebesmüh. Einer von ihnen erzählte seine vergeblichen Anstrengungen dem Doctor und schloß mit dem Ausrufe: „Frauen mit der Tugend im Gewissen, im Herzen, im Verstand und wer weiß noch wo habe ich schon Viele gesehen; aber ein Weib, dem die Tugend im Blut liegt — im Blut — das gestehe ich, das habe ich nur bei Carmela gefunden!" Einige behaupteten, daß sie in jedem Officier ihren ehemaligen Geliebten, der sie verlassen, zu sehen glaubte. Vielleicht war dem nicht so, denn sie hatte immer ausweichend auf die bezüglichen Fragen geantwortet — sie zeigte auch nie, daß sie die Erinnerung daran bewahrt hatte. Reiste eine Abteilung ab, so begleitete sie sie bis zum Hafen, und fuhr das Schiff ab, schwenkte sie ihr Taschentuch, aber sie weinte nicht, noch zeigte sie sich schmerzlich bewegt. Sie ging vielmehr gleich zu dem neuen Officier, ihm ihre Liebesbetheuerungen zu machen. Der zuletzt angekommene schien ihr immer noch besser zu gefallen als alle früheren. — — —

Der Doctor kehrte bald wieder und erzählte dem Officier Alles, was wir eben berichtet haben. Und der Leutnant rief wieder: „Schade, schade, sie ist so schön!"

„Gewiß, und welch' edlen stolzen Charakter muß sie haben!" fügte der Doctor hinzu.

Der Officier entfernte sich. Es war schon tief in der Nacht und keine lebende Seele mehr auf dem Platze. Seine Wohnung lag an der entgegengesetzten Seite. Fast wider Willen schlug er die Richtung ein. Sie wird dort sein! dachte er und strengte die Augen an, und bog den Kopf nach rechts und nach links, um zu sehen, ob Niemand an der Thüre sei. Aber vergeblich, denn es war pechfinster. „Wenn ich schon dächte, daß mich ein Räuber mit einem Messer in der Hand erwartete, ich wäre weniger zaghaft! — und er machte entschlossen einige Schritte. „Ah! da ist sie!" Er hatte sie entdeckt; sie saß auf einer Stufe vor seiner Thür. „Was macht Ihr hier?" fragte er im Nähertreten. Sie antwortete nicht gleich, sondern erhob sich, warf sich ihm wild an die Brust und legte ihm beide Hände auf die Schultern; dabei sagte sie mit schmeichelnder Stimme und einem Ausdruck, die man für ganz verständig halten mußte: „Ich erwarte Dich . . . ich schlief."

„Und warum erwartest Du mich?" fragte der Officier und entfernte die beiden Hände, welche ihm sogleich die Arme umklammerten.

„Weil ich bei Dir sein will!" erwiderte sie so schlicht, daß man meinen sollte, sie sei bei Verstande. Und er zog ein Feuerzeug aus der Tasche, entzündete ein Streichholz und leuchtete Carmela in's Gesicht, um ihr besser in die Augen sehen zu können. Die Müdigkeit — denn sie war den ganzen Tag unterwegs gewesen — und zumal der kurze Schlaf hatten ihrem Gesicht etwas von dem überspannten Wesen genommen, das ihr sonst eigen war, und ihm dafür einen melancholischen, schmachtenden Ausdruck verliehen, so daß sie wirklich bezaubernd war und ganz anders als närrisch erschien. „O Lieber, Lieber!" rief sie und kaum sah sie das beleuchtete Gesicht des Leutnants, so streckte sie auch schon die Hand aus, ihm das Kinn zu streicheln. Er ergriff sie am Arm, sie aber faßte mit der andern Hand den Arm, den sie festhielt, drückte ihre Lippen auf seine Hand, küßte sie und biß hinein. Der Leutnant riß sich los, sprang in's Haus und warf hinter sich die Thür zu. „Schatz!" rief Carmela nochmals hinter ihm her, und dann setzte sie sich mit untergeschlagenen Armen, den Kopf auf den Knieen, auf die Thürschwelle und schlief ein.

Als der Officier im Zimmer die Lampe angezündet hatte, besah er seine rechte Hand und bemerkte den leichten Eindruck von acht Zähnchen. „Was ist das für eine Art Liebe!" sagte er laut zu sich selbst, und nachdem er eine Cigarre angezündet, ging er im Zimmer auf und ab und überlegte den morgigen Dienst seiner Abtheilung. „Ich werde morgen daran denken!" sagte er plötzlich und dachte an etwas Anderes. Er setzte sich, nahm ein Buch, las einige Seiten und fing wieder an auf und ab zu gehen; dann las er wieder; endlich wollte er zu Bette gehen. Er hatte sich schon fast ganz entkleidet, als ihm plötzlich ein Gedanke kam; er eilte an's Fenster, hob die Hand, um es zu öffnen . . . doch er zog sie zurück, zuckte die Schultern und ging schlafen.

Als am andern Morgen sein Bursche auf den Fußspitzen eintrat, wunderte er sich, ihn schon wach zu finden, denn es war nicht seine Gewohnheit, von selbst zu erwachen. Lächelnd sagte der Soldat: „Unten an der Thür ist die Verrückte wieder" . . .

„Und was macht sie?"

„Nichts; sie sagt, sie erwarte den Herrn Leutnant!"

Der Officier lachte gezwungen, dann sah er zu, wie der Soldat die Uniform bürstete. Als er angekleidet war, sagte er: „Sieh nach, ob sie noch da ist!" Der Soldat öffnete das Fenster, sah hinunter und bejahte es. „Was macht sie?"

„Sie spielt mit Steinchen!"

„Sieht sie hinauf?"

„Nein!"

„Ist sie wirklich vor der Thür oder daneben?"

„Auf der Seite!"

„Dann werde ich ihr ausweichen" Und er stieg hinunter. Aber sein schleppender Säbel verrieth ihn.

„Guten Morgen! guten Morgen!" rief sie ihm die Treppe hinauf entgegen, und als er ihr nahe war, kniete sie nieder, zog ihr Taschentuch und begann, ihm damit den Staub von dem Stiefel zu wischen; dabei murmelte sie: „Warte, warte, noch einen Augenblick, — so, so, jetzt ist es gut . . ."

„Carmela!" rief der Officier unwillig, befreite sich mit heftigem Ruck von der kleinen Hand und eilte ganz erregt und verwirrt hinaus. — — —

Nach einem Monat waren der Doctor und der Leutnant die besten Freunde. Die Uebereinstimmung ihres Wesens und Alters und noch mehr das tägliche Zusammensein von Morgens bis Abends in einem Orte, wo es keine andern jungen Leute ihres Standes gab, das Alles bewirkte, daß sie bald sehr vertraulich wurden und sich wie alte Freunde liebten. Aber während dieses Monats hatte der eine von ihnen, der Leutnant, seine Gewohnheiten in sonderbarer Weise geändert. In den ersten Tagen hatte er sich von Neapel große Folianten kommen lassen und nichts weiter gethan als gelesen, wobei er sich in lange Unterhaltungen mit dem Doctor einließ, welche alle mit den Worten endeten: „Kurz, in diesem Falle, glaube ich, sind die Aerzte rathlos!"

„Sehen wir, wie weit Sie damit kommen werden!" antwortete der Arzt, und sie trennten sich, um am folgenden Tage die Diskussion wieder aufzunehmen.

Eines Tages ging der Leutnant nach einer Conferenz mit dem Bürgermeister zu dem einzigen Schneider des Ortes, dann zum Hutmacher und zum einzigen Krämer. Vier Tage darauf sah man ihn, ganz in russische Leinwand gekleidet, mit einem großen Strohhut und einer blauen Cravatte, am Meeresstrande spazieren. Am nämlichen Abend begegnete ihm der Doctor und fragte: „Nun, kein Resultat?"

„Nichts!"

„Nicht einmal ein Zeichen?"

„Nichts, nichts!"

„Das thut nichts, — Ausdauer!"

Und der Leutnant erwiderte fest: „Zweifeln Sie nicht daran!"

Der Steuereinnehmer war der einzige Sänger im Ort und spielte verschiedene Instrumente. Eines Tages ging der Leutnant zu ihm und sagte ohne Umschweife: „Sie könnten mir einen Gefallen thun — lehren Sie mich Guitarre spielen!“ Von diesem Tage an nahm der Leutnant seine Stunden, Morgens und Abends, und lernte wunderbar schnell, so daß er binnen kurzer Zeit im Stande war, seinen Lehrer zum Gesange zu begleiten.

„Sie müssen aber selbst eine schöne Stimme haben“, sagte ihm eines Tages sein Lehrer. Und wirklich, es war der Fall! Der Leutnant fing nun auch an, singen zu lernen, und nach einem Monat sang er sicilianische Lieder mit einem Ausdruck zur Guitarre, daß es ein wahres Vergnügen war, ihm zuzuhören. „Wir haben schon einen Officier gehabt, der auch sehr gut spielte,“ sagte ihm der Einnehmer. „Ein Liedchen sang er immer — ein Liedchen, warten Sie mal; ach wie gut sang er das doch! Es fing so an . . . Er hatte es selbst gemacht — ja es fing so an:

„Carmela, hier zu Deinen Füßen,
Da will ich selig ruhn,
Dein holdes Engelsantlitz küssen,
Dir alles Liebe thun.

Und ruft am letzten holden Tage,
Zum Scheiden mich die Pflicht,
Will ich an Deinem treuen Busen
Verbergen mein Gesicht.“

„Sagen Sie es mir noch einmal!“ Der Einnehmer wiederholte es. „Singen Sie es mir vor!“ Und der Lehrer that es. Ein andermal unterhielt sich der Leutnant lange mit dem Cigarrenhändler und ging dann zum Anführer der Gendarmen. „Man hat mir erzählt, daß Sie ein vorzüglicher Fechtmeister sind.“

„Ich? Du lieber Gott, seit zwei Jahren habe ich keinen Säbel in der Hand!“

„Wollen Sie dann und wann den Säbel mit mir kreuzen?“

„Sehr gern!“

„Dann setzen wir eine Stunde fest!“ Und von diesem Tage an hörten Alle, die über den Platz kamen, jeden Morgen ein heftiges Säbelklirren und Füßestampfen, Lärmen und Reden im Hause des Leutnants. Es waren der Gendarmeriechef und der Officier, die zusammen fochten.

„Dieses Experiment konntest Du Dir ersparen!“ sagte eines Tages der Doctor.

„Hat sie kein Zeichen von sich gegeben?“

„Nein, aber es war doch gut, es zu versuchen. Man hatte mir erzählt, daß er gerade zu dieser Stunde mit dem Gendarmen zu fechten pflegte, und daß sie keinen Spaß daran fand und lieber auf den Platz hinabging.“

„O ja,“ antwortete der Doctor, „aber das genügt noch immer nicht.“ — — — (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das silberne Schreibzeug.

Das sind Tage, von denen der deutsche Staatssecretär des Aeußeren kaum sagen wird, sie gefielen ihm besonders. Ist es für einen zünftigen Diplomaten, zumal wenn er sich in angeblich leitender Stellung befindet, schon genierlich, von den Ereignissen überrascht zu werden, wie jedes x-beliebige andere, nicht officielle Menschenkind, so muß ihn doppelt die Erkenntniß schmerzen, daß diese Ueberraschungen nicht mehr und nicht weniger als seine Ausschaltung bedeuten. In dem ersten Gemeinplatzregen, den Herr v. Bülow über die staunenden Reichsboten ausgoß, erregte das ebenso geistvolle wie originelle Bild von dem still die Flöte niederlegenden Mann berechtigte Heiterkeit und Bewunderung. Damals ahnte Niemand, daß die freiwillige Ruhe des Flötisten sich bald in eine unfreiwillige verwandeln würde und daß seine Rolle im Concert anscheinend endgiltig ausgespielt sei. Lord Salisbury hat einen Tschadsee-Vertrag mit Frankreich geschlossen, von dem die Berliner Regierung gleichzeitig mit dem letzten ihrer Unterthanen Nachricht erhielt. Lord Salisbury ist an die Theilung Chinas gegangen und zu einem billigen Abkommen mit Rußland gelangt, über das die Times bereits leitartikelten, als man sich in der Wilhelmstraße noch im Zustande des ahnungslosen Engels befand. Die märkischen Preßweisen, die dem Zauberlehrling Bülow dienen, beklagten laut das um seine tripolitanischen Hoffnungen betrogene Italien und vergaßen völlig, daß der Tschadsee im Süden deutsches Gebiet bespült, die englisch-französische Abmachung dem zu Folge uns weit näher angeht als Italien. Denn Tripolis gehört noch immer der Hohen Pforte, und Re Umberto ist nur sehr indirect um den ersehnten fetten Bissen geprellt worden. Daß Downing Street und der Quai d'Orsay dagegen den deutschen Nachbar als Luft behandelten und ohne Weiteres eine Theilung von Gebieten vornahmen, auf die wir, bei Licht besehen, so viel Anspruch haben wie sie, das ist schlimmer als bloße Uebervortheilung, das ist beleidigende Nichtachtung. Aerger noch sieht die Sache im gelben Polen aus. Rußland und England grenzen ihre Einflußsphären ab, in großer Freundschaft und Höflichkeit, und vergessen ganz, daß es ein Kiautschau oder, wie Onkel Chlodwig will, Kiaotschou giebt. Die Erledigung der chinesischen Frage kann nun und nimmer zwischen nur zwei Betheiligten vor sich gehen. Mit demselben Rechte dürften England und Rußland im Haager Tête-à-Tête den Weltfrieden decretiren. Schließlich ist das Land Bismarck's doch auch noch Wer, und sein Nachfolger, der der Erste in China war, hat ein Wörtlein mitzureden, sobald das Mongolenreich endgiltig verramscht werden soll. Wir haben uns vor den Philippinen von Dewey und seinem Coghlan grob über den Mund fahren lassen, es ist wahr; und S. M. S. Falke ist hübsch gehorsam bei Seite gegangen, als Herr Kautz es für spaßhaft und angemessen hielt, mit seinen Bomben deutsches Eigenthum in und um Apia zu zertrümmern. So erklärlich aber die bei all' diesen Ereignissen in Reincultur gezüchtete, deutsche Lammesgeduld das Vorgehen unserer Freunde in China auch macht, so unfreundlich ist es doch im letzten Grunde. Und Bernhard von Bülow trägt mit Fug die unzufriedene, hämorrhoidalische Miene zur Schau, die auf seelische Verstimmung oder dringendes Urlaubsbedürfniß, vielleicht sogar auf Beides, schließen läßt. Ihn versöhnt nicht das silberne Schreibzeug, das seinen Geburtstagstisch schmückte, und der glänzende Erfolg versöhnt ihn nicht, den er officiösen Blättern zu Folge in der Samoadebatte davongetragen hat. Denn er weiß, daß just der Kaiser gern feurige Kohlen auf den Häuptern vom Ungeschick verfolgter Diener sammelt. Und welche Befriedigung kann es ihm verschaffen, sein Lob in den Zeitungen zu lesen, deren Recherchenre und Schnorrer in den Corridoren des Auswärtigen Amtes herumlungern, die abhängig sind von ihm und dankbar noch für jeden Fußtritt? Sie mögen ihn in der Morgenausgabe einen Staatsmann erster Ordnung nennen und Abends ein unbegreifliches Genie, vor dem selbst ein Marschall v. Bieberstein nur schwer besteht — was nützt es ihm, der die Lügner und Lakaien kennt?

Deutschlands Rolle in der Diplomatie ist ausgespielt, ausgespielt gerade deßhalb, weil es sich Jahre lang danach drängte, die Hauptrolle zu spielen. Niemand weiß das besser als der Besitzer des silbernen Schreibzeuges, das sinngemäßer aus Alfenide hätte hergestellt werden müssen. Unumschränkt gebietet England in Europa. Der Fuchs Salisbury saß still in seiner Röhre, während die Berliner Staatskünstler nach Bismarck's Sturz mit der eiskalten, selbstbewußten und klugen Zurückhaltung des Friedrichsruhers brachen und aller Welt den Bruderkuß anboten. Aller Welt Freund wird über Nacht aller Welt Feind,

und ehe wir es uns versahen, standen wir überall da, wo es eine Schlacht gab oder ein Gepläukel, in der Schützenlinie. Die Wilhelmstraße war zu der Erkenntniß gekommen, daß von Deutschland viel zu wenig gesprochen würde, daß sein bedächtiges Schweigen in Angelegenheiten, die uns absolut nichts angingen, leicht mißdeutet werden könne. Und so mischte man sich impulsiv in all' und jedes Geschehniß, und was man zu Gunsten der nicht complicirten Politik Caprivi's aufgab, wie den russischen Rückversicherungsvertrag, das suchte man durch exquisite Liebenswürdigkeiten gegen Frankreich, den Großtürken, den Zaren u. A. m. doppelt hereinzubringen. Salisbury wartete seine Zeit ab. Deutschland war zu stark beschäftigt, zu sehr außer Athem, um ihn controliren zu können, und so vermochte er aus gänzlicher Vereinsamung urplötzlich über Omdurman zu strahlender Höhe aufzusteigen. Wir haben Kitchener ja allerdings zu seinem Siege beglückwünscht, doch dieser Sieg war unsere Niederlage. Er machte Afrika englisch. Schlag auf Schlag folgten sich jetzt die vortheilhaften Verträge, die England mit den nun ihrerseits in splendid isolation verharrenden europäischen Staaten abschloß. Zuerst kroch ihm Deutschland auf den Leim, und das Ergebniß war die Delagoa-Abmachung, deren geheimnißvolles Dunkel unser Auswärtiges Amt noch immer nicht zu lüften wagt, offenbar, weil das Geheimniß ihr einziger Reiz ist. Frankreich, das in der afrikanischen Frage zweifelsohne gerade so gut wie Japan gegenüber zu einem gemeinsamen Vorgehen mit uns zu haben gewesen wäre, schloß nun verstimmt auch seinen Separatfrieden mit der Queen. Es hat zuversichtlich bessere Bedingungen erlangt als wir, denn Herr Delrassé veröffentlichte den Inhalt seines Abkommens, was Bernhard v. Bülow weislich unterließ. Zu guterletzt, und nachdem Salisbury sich in neckisch-siegessicherem Uebermuthe das Vergnügen gemacht hatte, seine beiden Contrahenten noch was Weniges zu verhöhnen, den einen in Faschoda und Maskat, den andern auf Samoa, zu guterletzt wälzte er sich die schwerste Last vom Halse und vertagte den Kampf um China, um Asien, wozu Rußland immer dringender herausforderte. Und jetzt hatte er die Arme frei, um allerhand kleine Rechnungen bei kleinen Firmen zu begleichen.

Der Stern der Stunde winkt; wenn England sich heuer nicht mit der Transvaal-Republik auseinandersetzt, und so auseinandersetzt, daß Oom Paul froh ist, seinen Lebensabend als stiller Privatier im Haag beschließen zu dürfen, dann werden Rhodes' Träume vom vereinigten Südafrika schwerlich je in Erfüllung gehen. Indessen, England hat noch nie die günstige Gelegenheit, einen Schwachen abzuwürgen, verpaßt. Lange genug sah es zähneknirschend zu, wie die Burenschäfchen ihm das Wasser trübten, und die City wird es Wilhelm II. niemals vergessen, daß er der bedrohten Republik einst in ernster Stunde beisprang. Alle Galanterien Bülow's, alles pressirte Entgegenkommen, ja selbst alle unsere Opfergaben löschen diese eine Erinnerung nicht aus. Man wird die Revanche für Jameson kalt genießen, aber dann auch die Schüssel bis zum Grunde auslöffeln. Einstweilen läßt man sich's an dem Marsche nach Prätoria, der freilich bei Majuba Hill vorüberführt, genügen. Etwas wie leise Befriedigung träufelt den Britten ja schon der Gedanke in's rachsüchtige Herz, daß sie in den Buren die Verbündeten Wilhelm's II. schlagen, seine Verbündeten trotz alledem, und trotzdem die berühmte Krügerdepesche von hohen deutschen Beamten unselig und übereilt genannt worden ist. John Bull sieht mit den Augen des Hasses, und er sieht schärfer als unsere diplomatischen Brillenträger. In Südafrika kann die englische Alleinherrschaft auf die Dauer nur verhütet werden, wenn alle Nationen, die dort augenblicklich Besitztitel noch geltend machen, den brittischen Ansprüchen in geschlossener Phalanx unbeugsam gegenüber. Giebt Portugal die Delagoabai auf, sinkt die Fahne der Burenfreistaaten, dann ist auch Kamerun nicht mehr zu halten. Es wird dann zerquetscht von den englischen Ländermassen, abgeschnitten von jedem Binnenverkehr und für alle Ewigkeit unfruchtbar gemacht. Deßhalb gilt der Feldzug gegen Krüger recht eigentlich uns, wie jede Unternehmung des ruhelosen Gründercondottiere Rhodes darauf angelegt ist, uns Schaden zu thun. Daß wir trotzdem angewiesen worden sind, rasch wieder aus der Haut zu fahren, die wir im Jahre Jameson mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß tragen durften; daß wir unsere burenfreundlichen Gefühle von Grund auf revidieren mußten, das beweist den Staatsmännern jenseits des Canals die politische Unreife Deutschlands und ermuthigt sie zu ihrer rüden Haltung. Der Ehrlichkeit des neuen Courses schenken sie unbedingtes Vertrauen. Heute lügt man in Deutschland nicht mehr, wenn man höflich ist. Und obgleich ihnen unsere Stellungnahme unbegreiflich sein mag, wittern sie doch keinen Verrath. Sie wissen, daß unsere Seelen wirklich für Cecil Rhodes glühten, als er sich herbeiließ, Berlin und den deutschen Kaiser zu besuchen, die er Beide vor wenigen Jahren grimmig verhöhnt hat. Sie wissen, daß wir unter'm Einfluß der Allerweltsdame am Rhein und der übrigen capitalistischen Großjournale wirklich dahin gelangt sind, in den Buren Südafrikas verruchte Störenfriede zu sehen, die als unverbesserlich mit vollem Rechte nicht einmal zur holländischen Friedensconferenz eingeladen worden sind.

Lord Salisbury's Stärke beruht wahrlich nicht auf der englischen Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, deren Furchtbarkeit doch nur eine imaginäre Größe ist. Bei Omdurman siegte nicht der Schotte und der Fellache, sondern die Maximgeschütze siegten über wehrlose Wilde, und die Beschießung von Apia vermag Niemandem eine besonders hohe Meinung von den Schlachtschiffen Neu-Carthagos beizubringen. Weit gefährlicher als Salisbury's Mordwaffen ist seine psychologische Kunst. Er unterscheidet genau zwischen den sensiblen und nervösen Diplomaten, die an der Spitze der mitteleuropäischen Reiche stehen, und den Staatsmännern mit Bulldogg-Naturen. Die Bulldoggen umschmeichelt er, während er die höflichen Nervenmänner brutalisirt und einschüchtert. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind militärisch unbedeutend, aber ihre Minister stehen im Ruf goldner Coghlan'scher Grobheit. Darum hat Salisbury minniglich und treu um ihre Freundschaft gebuhlt. Genau so hält er's mit Moskowien. Ob die Waffenstärke Rußlands auch nur entfernt an die deutsche heranreicht, wird von den Fachautoritäten bezweifelt, und vielleicht mit Recht. Nichtsdestoweniger wagt Downing Street es um keinen Preis der Welt, die Rücksichtslosen vom Newsky Prospect zu belästigen. Man zieht sich vor ihnen zurück, sobald man ihrer Vorposten ansichtig wird, und um in China auf ein Vierteljahr oder ein halbes Ruhe zu haben, öffnet man ihren Anleihen den Londoner Markt, drückt beide Augen zu, wenn sie Persien in die Tasche stecken und die ihren französischen Alliirten angethane Schmach von Maskat mit Wucherzinsen heimzahlen. Salisbury weicht zurück vor jeder energischen Handbewegung nach dem Schwerte; wo er aber die Finger nicht im Degenkorb, sondern um den Federhalter gelegt findet, da packt er zu und preßt und preßt . . .

Das silberne Schreibzeug, das Herr v. Bülow an seinem fünfzigsten Geburtstage auf dem Gabentische fand, symbolisiert nicht übel die auswärtige Politik des neuen Courses. Vielleicht aber rassen sich seine Verehrer in Reichstag, Presse und Oeffentlichkeit dazu auf, das nächste Wiegenfest des Berühmten durch Ueberreichung eines Ehren-Tranchirmessers zu schmücken. Es läge ein zarter Hinweis auf die zahllosen frohen Feste darin, die wir Neudeutschen zu feiern wissen wie keiner, und die Gabe hätte den Vortheil, daß sie im Auslande leicht mißverstanden werden könnte. Am Ende hielte man dort das Tranchirmesser für einen Ehrensäbel und schlösse daraus auf ein patriotisches Aufflammen, auf den Niedergang der rede- und schreiblustigen Michelgeduld und der auserlesenen, gänzlich furorlosen Michelhöflichkeit. In der That, nur solch' ein Mißverständniß könnte unsere jammervoll verpfuschte Stellung in Europa verbessern.

Caliban.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winterkurort.

Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September, Winterkur 1. October bis Mitte Mai. Thermal- und Soolbäder, Medico-mechanisches Zander-Institut, Röntgenkammer, Molken- und Milchkuranstalt. Allgemeine Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Prospecte und Beschreibungen übersendet frei die

Königliche Badeverwaltung.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs- und Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 20. Berlin, den 20. Mai 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die europäische Aufgabe Deutschlands. Gedanken eines Deutsch-Amerikaners. Von Wm. Weber (Belleville, Ill.). — Die Criminalstrafen im Lichte der Humanität. Von Heinrich Betge. — **Literatur und Kunst.** Eine Erinnerung an Charles Baudelaire. Von Th. de Grave. — Neues vom geharnischten Reichstag. Von Archivrath Max Hurter. — **Feuilleton.** Carmela. Von Edmondo de Amicis. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Roland von Berlin. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die europäische Aufgabe Deutschlands.

Gedanken eines Deutsch-Amerikaners.

Von Wm. Weber (Belleville, Ill.).

Im politischen Leben des Deutschen Reiches war unleugbar nach den großen Erfolgen des Krieges mit Frankreich eine Erschlaffung eingetreten, die wohl am besten dadurch zu erklären ist, daß die leitenden Männer hochbetagte Greise waren. Die wirthschaftliche Entwickelung nahm zwar einen ungeahnten Aufschwung, ist aber dadurch, daß die Politik nicht gleichen Schritt mit ihr hielt, in eine Lage gekommen, in der sie vielfach von fremder Gunst und Laune abhängt. In dieser Beziehung ist seit dem Regierungsantritte des jetzigen deutschen Kaisers eine höchst erfreuliche Wendung zum Besseren eingetreten, die allerdings schon unter Bismarck angebahnt worden ist, aber erst in der Gegenwart einen kräftigen Schwung erhalten hat. Wie bei allen neuen Bewegungen hat es bei der neuen deutschen Colonialpolitik nicht an Schwankungen und Mißgriffen gefehlt. Die Augen der Deutschen richteten sich zuerst naturgemäß auf Afrika. In Südafrika bestehen schon längst blühende Niederlassungen von Europäern, die den Deutschen äußerst nahe verwandt sind, und dort schien sich auch der nöthige Raum für ein großes deutsches Colonialreich darzubieten, das ganz oder doch zum größten Theile von deutschen Auswanderern und ihren Nachkommen bewohnt werden sollte. Der neue Kurs schien sich mit Eifer auf diese Aufgabe zu stürzen. Der Kaiser führte durch sein berühmtes Telegramm an den Präsidenten des Transvaal fast einen Krieg mit England herbei. Unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege hätten die Deutschen irgend einen Theil Afrikas, abgesehen von den älteren englischen Besitzungen, mit Beschlag belegen dürfen, weil damals in England große Abneigung gegen die Erwerbung weiterer Colonien und vor allen Dingen gegen neue afrikanische Besitzungen herrschte. In den neunziger Jahren aber hatte sich die öffentliche Meinung in Betreff dieser Frage in England ganz geändert. Das Telegramm des deutschen Kaisers wurde damals von allen Deutschen in der ganzen Welt mit Enthusiasmus begrüßt, weil es anzuzeigen schien, daß Deutschland endlich seine Lenden gürten wolle, um sich zum Range einer Weltmacht erster Größe aufzuschwingen. Denen aber, die mit den beiderseitigen Stärkeverhältnissen zur See vertraut waren, wurde es bald klar, daß Deutschland aus einem feindlichen Zusammenstoße mit England nur mit Vernichtung seiner gesammten Seemacht, seiner Kriegs- wie seiner Handelsflotte, hervorgehen konnte. Diese Ueberzeugung scheint auch in den maßgebenden Kreisen die Oberhand behalten zu haben. Die Begeisterung für Südafrika erlosch zusehends und dafür tauchte der Plan auf, Südamerika zu germanisiren.

Südamerika bietet zwar für deutsche Einwanderer große Vortheile, aber die deutsche Einwanderung in Südamerika hat immer nur einen sehr geringen Theil der gesammten europäischen Einwanderung in jene Länder gebildet. Es ist daher gar nicht daran zu denken, daß diese Einwanderer dort aus eigener Kraft als Deutsche politisch die Oberhand über die übrigen Bestandtheile der Bevölkerung gewinnen können. Ein directes Eingreifen des Deutschen Reiches in die dortigen Verhältnisse würde aber unbedingt zu einem Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika führen, die schon seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts es für ihre höchste nationale Pflicht erklärt haben, das Gründen neuer europäischer Colonien in irgend einem Theile der beiden Amerikas zu verhindern. Aus diesem Grunde war auch naturgemäß die Sympathie Deutschlands in dem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien auf Seiten Spaniens. Deutschland mußte hoffen und wünschen, daß die Vereinigten Staaten besiegt würden, da dadurch den vom deutschen Standpunkte aus durchaus berechtigten Bestrebungen Deutschlands in Südamerika der denkbar größte Vorschub geleistet worden wäre. So aber bedeutet der Ausgang des Krieges für Deutschland ein Begraben seiner südamerikanischen Hoffnungen. Denn wenn dieser Krieg auch keineswegs die Ueberlegenheit der amerikanischen Marine über die deutsche bewiesen hat, so hat er doch gezeigt, welch' ungeheure Schwierigkeiten ein europäischer Gegner der Vereinigten Staaten zu überwinden hat, ehe er auch nur den Versuch machen kann, die Amerikaner in ihrer Gemüthsruhe zu stören.

Das scheint sich ebenfalls in den maaßgebenden Kreisen bemerklich gemacht zu haben. Denn die auswärtige Politik Deutschlands hat wiederum eine Schwenkung gemacht. Die Orientreise des deutschen Kaisers scheint wenigstens anzudeuten, daß Deutschland sich jetzt auf die asiatischen Besitzungen des türkischen Sultans concentriren will. Dort ist unbedingt ein günstiges Feld für die Entwickelung des deutschen Einflusses; und dort kommt Deutschland auch keiner großen Seemacht ins Gehege. Seine einzigen Concurrenten sind Rußland und Frankreich, denen Deutschland vermöge

seiner vorzüglichen Armee überlegen ist; und denen gegenüber es auch bei einer nur halbwegs klugen Diplomatie auf die Unterstützung Englands rechnen kann. Außerdem sind die Türkei und China vor der Hand die einzigen bedeutenden Gebiete, die sozusagen noch keinen festen Herrn haben. Man kann daher die mit Bezug auf diese beiden Länder von Deutschland eingeschlagene Politik nur unbedingt gutheißen.

Aber der vorstehende Ueberblick über die auf überseeische Mehrung des Deutschen Reiches gerichteten Bestrebungen und Vorstöße der letzten Jahre zeigt auch, wie höchst gefährlich und im Grunde wenig versprechend die Bestrebungen Deutschlands sind, eine Seemacht ersten Ranges zu werden. Deutschland ist erstens zu spät auf diesem Schauplatze erschienen, nachdem die besten und werthvollsten Theile der Welt schon längst in festen Händen sind; zweitens aber hat Deutschland auch seine politische und geographische Lage gegen sich. Es ist zu Lande ringsum von Feinden umgeben, kann daher seine Aufmerksamkeit nicht ungetheilt der Ausbildung seiner Seemacht zuwenden und muß immer befürchten, daß beim Ausbruche eines Krieges mit einer Seemacht ein böser Nachbar zu Lande mit dem Feinde zur See gemeinsame Sache macht, was natürlich einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Führung des Seekrieges ausüben müßte. Unter diesen Umständen ist die Frage berechtigt: Ist es wirklich die nächste, einzige und wichtigste Aufgabe Deutschlands, sich zur See auszubreiten? Die Antwort ist ein klares und bestimmtes Nein! Trotz aller meiner Hochachtung für meinen amerikanischen Landsmann Mahan kann ich nicht einsehen, daß seine nur für die Vereinigten Staaten berechneten Ausführungen irgendwie auf Deutschland anwendbar sind. Worin auch immer die Vortheile der Seemacht bestehen, Deutschland ist durch die Geschichte der letzten vierhundert Jahre an eine Entwickelung als europäische Continentalmacht gebunden. Die klarste und einfachste Aufgabe Deutschlands ist gegenwärtig, dafür Sorge zu tragen, daß es als europäische Großmacht eine Weltmacht ersten Ranges bleibt.

Die größte Gefahr, der Deutschland dabei zu begegnen hat, ist in der rapiden und ungeheueren Entwickelung Rußlands und dem damit im Zusammenhange stehenden Panslavismus zu erblicken. Rußland hat schon jetzt die 100 Millionengrenze weit überschritten, und alle nicht politisch zu Rußland gehörenden slavischen Volkstheile in Europa erblicken in dem russischen Coloß ihren natürlichen Beschützer. Schon jetzt richtet daher der Panslavismus seinen Stachel gegen das Deutschthum; und sollte er dem österreichischen Deutschthum gegenüber erfolgreich sein, so wird er sich, weil der Appetit noch immer mit dem Essen gewachsen ist, an das Deutsche Reich selbst machen. Der individuelle Deutsche mag nun freilich dem individuellen Russen unendlich überlegen sein. Aber sechzig bis siebzig Millionen Deutsche sind bei der größten Tüchtigkeit zweihundert Millionen Russen nicht gewachsen. Das kommende Jahrhundert wird unbedingt einige wenige Reiche mit über einhundert Millionen Einwohnern zu den Vormächten der Welt machen, im Vergleich zu denen alle kleineren Länder sich mit einer Trabantenrolle begnügen müssen. Diese Rolle ist schon jetzt den romanischen Ländern Frankreich, Italien und Spanien gewiß. Frankreich, die blühendste der drei Mächte, kann schon lange nicht mehr die Zahl seiner Bürger vermehren. Der Marasmus Spaniens ist erst kürzlich ganz überraschend zu Tage getreten, und für Italien haben bis jetzt die anderen Mächte die Kastanien aus dem Feuer geholt. Wo es auf seine eigene Kraft angewiesen war, hat es noch immer glänzend versagt.

Es fragt sich aber: Hat Deutschland noch die Aussicht, in Europa ein Hundertmillionenreich zu werden? Man braucht diese Frage nur zu stellen, um sofort eine befriedigende Antwort zu haben. Deutschland kann dieses Ziel unbedingt erreichen, wenn es dem Panslavismus ein Pangermanenthum entgegenstellt. Deutschland hat bis jetzt nicht einmal seine nächste nationale Aufgabe, alle Völker deutscher Abstammung und Sprache unter die Fittiche des Reichsadlers zu versammeln, erfüllt. Gerade die Gegenwart ist aber außerordentlich günstig für die Erreichung dieses Zieles. Die Deutschen in Oesterreich sehnen sich geradezu nach Anschluß an das Deutsche Reich, und es sollte möglich sein, irgendwie eine befriedigende Lösung dieser schwierigen Frage, die nicht nur für die Deutschösterreicher, sondern ebenso sehr für das Deutsche Reich eine Lebensfrage ist, zu finden. Dann sind noch die deutschen Schweizer und die Luxemburger da, die einfach durch das Gesetz der Schwere bei richtiger Behandlung zum freiwilligen Anschluß an das Alldeutsche Reich kommen werden.

Es genügt aber nicht, daß Deutschland sich in Europa allein auf die Deutschen beschränkt. Es liegen um Deutschland herum eine Anzahl kleiner Länder mit germanischer Bevölkerung, nämlich Holland, der größere Theil Belgiens, Dänemark, Schweden und Norwegen. Diese Staaten sind viel zu klein, um in der Folge ihre wirthschaftliche und politische Selbstständigkeit behaupten zu können. Sie müssen sich in irgend einer Weise auf stärkere Nachbarn stützen. Sie haben aber, sowohl als germanische Nationalitäten, wie als Land- und Seemächte die Wahl zwischen zwei großen germanischen Reichen, zwischen England-Amerika auf der einen und Deutschland auf der anderen Seite. Bis jetzt neigt sich dort die Waagschale ganz bedenklich zu Gunsten der englischen Combination. Denn Deutschland hat einmal noch nicht seine erste Aufgabe erfüllt, Hort und Schutz aller Deutschen zu sein. Zweitens aber ist der deutsche Charakter dem Ausländer noch zu abstoßend. Der preußische Commißton kann unmöglich unter Nichtdeutschen Freunde werben. In dieser Hinsicht ist es zum Beispiel als im höchsten Grade politisch unklug zu bezeichnen, daß unlängst die Dänenhetze veranstaltet wurde. Deutschland muß schon um möglicher auswärtiger Feinde willen unter allen Umständen der Liebe und Treue Dänemarks sicher sein; und das große Deutschland kann auch, ohne seiner Würde irgend etwas zu vergeben, um die Liebe und Treue des winzigen Dänemark werben. Nur muß es dabei den Polizeiknüppel hübsch zu Hause lassen. Was kann Deutschland dabei verlieren, wenn einige tausend Leute in Schleswig-Holstein dänisch sprechen lernen, wenn dadurch der Bevölkerung des Deutschen Reiches beinahe $2^1/_2$ Millionen überaus tüchtiger Leute hinzugefügt werden. Der Vortheil, der dadurch erzielt wird, ist vor allen Dingen der, daß die geschlossene Masse aller Germanen in dem Deutschland der Zukunft die slavischen und anderen Enclaven mit der nöthigen Weisheit und Liberalität leicht assimiliren oder doch wenigstens unschädlich machen kann. Es eröffnet sich dabei sogar die Aussicht, daß Deutschland nicht nur in der asiatischen, sondern auch in der europäischen Türkei der allein maßgebende Faetor wird, wenn je die Stunde kommen wird, die über eine anderweitige Disposition dieser werthvollen Gebiete entscheidet.

Bei dieser Politik ist unbedingt ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und den beiden großen angelsächsischen Reichen, vor allen Dingen mit England, eine nothwendige Bedingung. Das allgermanische Reich will natürlich die continental-europäische Eigenart der Germanen nicht nur dem russischen, sondern auch dem angelsächsischen Volksthum gegenüber behaupten und dauernd befestigen. Es hat aber sowohl in seiner nationalen Eigenart als auch in seiner politischen Stellung mehr von dem Panslavismus als von der Vereinigung aller englisch sprechenden Völker zu befürchten. Denn es ist zu Lande wohl von den Russen, aber weder von den Engländern noch den Amerikanern angreifbar. Außerdem aber befindet sich das englische Weltreich in der Lage, daß es zur Behauptung seines asiatischen Besitzes den Russen gegenüber von Jahr zu Jahr mehr auf einen continentalen Bundesgenossen angewiesen ist, dem es für seine Dienste

wichtige colouiale und commercielle Zugeständnisse machen müßte, könnte und würde. Die mancherlei kleinen Anzeichen, aus denen man auf die in der deutschen auswärtigen Politik herrschende Richtung Schlüsse ziehen darf, erwecken die schönsten Hoffnungen, daß dort alles All Right ist.

In der allerneuesten Zeit tauchen Befürworter eines Bündnisses zwischen Deutschland und Frankreich auf. Es ist gewiß sehr erfreulich, daß in Frankreich die Gefühle gegen Deutschland in den letzten Jahren immer liebenswürdiger geworden sind; und es ist Pflicht aller Deutschen, diese Gefühle zu pflegen und zu erwiedern. Aber den nüchternen Politiker darf das nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß Deutschland nicht mit Frankreich Hand in Hand gehen kann, weil Deutschland noch eine Zukunft, Frankreich nur eine Vergangenheit hat. Wer seine Ziele in der Zukunft sucht, darf sein Schicksal unter keinen Umständen mit einer langsam, aber sicher absterbenden Nation verknüpfen.

Die vorstehenden Ausführungen sind von einem amerikanischen Bürger aufgezeichnet, der, in Deutschland geboren und erzogen, sich wohl bewußt ist, wie unendlich viel er Deutschland verdankt, und der schon deßhalb nicht wünschen kann, daß dieser Einfluß in Zukunft der Welt verloren gehen soll. Selbst daß er sich bewußt ist, mit seinen Nachkommen in das angelsächsische Wesen aufgehen zu müssen, kann ihn nicht mit dem Gedanken befreunden, daß es in hundert Jahren in der Welt nur noch Russen und Angelsachsen als Gebieter geben soll. Er verlangt und erwartet, daß sich die deutsche Nation den beiden erstgenannten würdig und in jeder Beziehung gleichberechtigt an die Seite stellt. Wie er, allerdings in unmaßgebender Weise, die Zukunft Deutschlands betrachtet, so fällt seiner alten Heimath die glorreiche Aufgabe zu, ganz Mitteleuropa ihrer Machtsphäre einzuverleiben und diesem großen Gebiete den Stempel deutschen, germanischen Wesens aufzuprägen. Wenn dann später die romanischen Hinterländer eine europäische Vormacht anzuerkennen haben, so soll das Deutschland und nicht Rußland oder England sein.

Die Criminalstrafen im Lichte der Humanität.

Von Heinrich Betge.

Die Handhabung der Strafrechtspflege vom Standpunkte der Humanität aus ist eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit, die mit der Entwickelung unserer Civilisation eng zusammenhängt. Es muß aber als absolut ausgeschlossen betrachtet werden, mit dem Verlangen nach positiver Humanität in der Strafrechtspflege etwa die Forderung oder den Wunsch nach möglichster Straflosigkeit der Verbrechen oder Vergehen resp. der Gesetzesübertretungen im Allgemeinen zu verbinden. Im Gegentheil muß es als selbstverständlich gelten, daß die Humanität auf die Strafe als solche — auf das Strafprinzip — im Interesse der öffentlichen Genugthuung und der von der Oeffentlichkeit geforderten Gerechtigkeit ohne jeden Einfluß bleiben muß. Es hieße der Humanität einen schlechten Dienst erweisen, wollte man durch falsche Humanität oder durch Humanitätssentimentalität sie eines Theiles ihres eigenen civilisatorischen Charakters dadurch entkleiden, daß man sie in Gegensatz brächte mit Forderungen, welche durch die Civilisation selbst im Allgemeinen bedingt werden. Hält man beispielsweise die Vernichtung eines Menschenlebens aus strafrechtlichen Gründen für zweckdienlich oder erforderlich, so soll man es mit der einfachen resp. einfachsten Vernichtung bewenden lassen, ohne die mit derselben an sich verbundenen Qualen durch Mittel zu erhöhen, welche wohl dem Rachebedürfniß eine größere Befriedigung, nicht aber dem Zwecke einen erhöhten strafrechtlichen oder gar civilisatorischen Werth geben könnten, da jedes Ueberschreiten des Nothwendigsten hier dem Gedanken der Humanität und somit auch der Civilisation, mit welcher auch die Strafrechtspflege in unmittelbarem Contact sich befindet, ohne Frage entgegenwirken muß. Zu dieser Anschauung bekennt sich auch der Verfasser des bei Hermann Costenoble in Jena erschienenen umfangreichen und grundlegenden Werkes „Humanität und Kriminalstrafen“ von J. George, das eine übersichtliche und möglichst vollständige Zusammenstellung sämmtlicher Kriminalstrafen vom frühesten Mittelalter bis auf die Gegenwart unter Berücksichtigung aller europäischen Staaten enthält, sowie eine populärwissenschaftliche Besprechung der Frage unter dem Gesichtswinkel der Humanität. Der Verfasser ist viel zu sehr ein juristischer Denker, um dem vielfach modischen „Humanitätsdusel“ Concessionen zu machen, aber die Menschlichkeit ist schließlich doch auch für ihn ein entscheidender Factor. Das zeigt sich auch in seiner Stellungnahme gegenüber der bedingten Verurtheilung, die bis jetzt leider nur erst noch vereinzelt und auch in diesen Fällen nur noch sehr bescheiden eine Aufnahme in den Strafsystemen gefunden hat. In ihr liegt eine sehr berechtigte Humanitäts- und zweifellos auch Zweckmäßigkeitsmaßregel, eine moralische Bestrafung in praktischer Form, ferner strafende Gerechtigkeit, öffentliche Genugthuung, Humanität, und hinsichtlich der Besserung ohne Frage auch Zweckmäßigkeit. Unter dem moralischen Drucke dieser moralischen Strafe dürfte für den bedingt Verurtheilten die Enthaltsamkeit und Vorsicht unter dieser Strafe die beste Schule im Sinne der Besserung sein, und dies nicht etwa allein während der Wirkungsdauer der Strafe, vielmehr auch nach deren Erlöschen, in dem Bewußtsein, zum wiederholten Male der Wohlthat der Humanitätsmaßregel nicht mehr theilhaftig werden zu können, sondern der physischen Strafe verfallen zu sein. Es ist für George wahrscheinlich, daß in einer großen Anzahl von Fällen dieses Bewußtsein vor Wiederholung von Fehltritten schützend eintreten würde. Desgleichen könnte sehr wohl in leichteren und geeigneten Fällen, namentlich bis zu einer gewissen Altersgrenze, statt der kurzzeitigen Freiheitsentziehung der Verweis oder die Verwarnung ꝛc. als erstmalige Strafe eine ausgedehntere Anwendung finden, als zur Zeit üblich, um das Princip der Humanität — und dies auch hier wohl ohne Schädigung der Gerechtigkeit und der zu leistenden Genugthuung — zeitgemäß zu fördern und somit auch die Strafrechtspflege dem Geiste der Zeit entsprechend zu modificiren.

Nicht durch eine etwaige Abwendung physischer Strafen allein aber kann die Humanität noch wesentlich mehr als bisher praktisch und vortheilhaft in den Dienst der Strafrechtspflege gestellt werden, namentlich auch im Vollzuge derselben dürfte sie sich — und auch hier zweifellos nicht zum Nachtheile etwaiger Besserung — noch sehr mannigfaltig positiv bethätigen lassen. Und zwar durch weitere Ausdehnung der erfreulicherweise schon mehrfach in das System der Strafrechtspflege aufgenommenen Institution der bedingten Entlassung bei tadelloser Führung der Sträflinge, sowie weiter durch entsprechende Belohnung für reuige und besserungswillige Verurtheilte u. A. m.; ganz besonders aber auch durch strenge Humanitätsvorschriften und energische Ueberwachung derselben für die die Strafe ausführenden Organe, insonderheit der Unterorgane, in deren Händen heut leider noch ein so großes Stück von Unhumanität zur Anwendung gebracht wird Besonders dieser Theil der Strafrechtspflege bildet noch einen so wunden Punkt in derselben, daß dessen Berücksichtigung in humanitärem Sinne nicht dringend genug den dazu berufenen Organen anempfohlen werden kann. In der richtigen Behandlung der Strafgefangenen liegt nicht nur ein hoher Werth für die Besserungszwecke, sondern vornehmlich auch ein großes Stück civilisatorischer Thätigkeit im Allgemeinen; bei einem großen Theile der Sträflinge kann es sich sehr wohl um Ueberführung zur Besserung oder um weitere Verrohung

handeln. Eine humane Behandlung der Strafgefangenen Seitens der Strafanstaltsbehörden resp. deren Unterorgane kann da, wo Hopfen und Malz überhaupt nicht verloren ist, stets nur Gutes schaffen.

Eine humanitäre Einrichtung zur Abwendung von Freiheitsstrafen dürfte nach George darin zu erblicken sein, daß bei Umwandlung von Geldstrafen im Unvermögensfalle eine öffentliche Arbeitsleistung ohne Freiheitsentziehung bei denjenigen Personen zur Anwendung gelangen könnte, in deren Lebensstellung etwas Ehrverletzendes damit nicht verbunden, oder bei denen eine solche Umwandlung im Wunsche gelegen sein würde. Auch zu der Frage der Todesstrafe nimmt J. George Stellung. Unter Umständen nennt er es einen Unfug, die Todesstrafe in ein Strafsystem aufzunehmen, sofern man nicht von vornherein gewillt ist, sie auch mit der nöthigen Consequenz in geeigneten Fällen zur Anwendung oder Rechts-Durchführung zu bringen. Um einen concreten Fall anzuführen, sei erwähnt, daß beispielsweise in jüngster Zeit in einem Cantone der Schweiz — in der hinsichtlich der Frage der Todesstrafe die Ansichten der einzelnen Cantone überhaupt ja außerordentlich auseinandergehen — ein auf Grund erdrückendster und zweifellosester Beweise überführter, unter voller und kalter Ueberlegung die That zur Ausführung gebracht habender Raubmörder von den Geschworenen lediglich deßhalb „unter Annahme mildernder Umstände," für welche ein rechtlicher oder erklärlicher Grund absolut nicht vorlag, für schuldig befunden wurde, um die Todesstrafe von ihm abzuwenden, und dies vornehmlich aus dem Gesichtspunkte heraus, daß er selbst nicht geständig war. Die Bedenklichkeit eines solchen Rechtspruches oder einer solchen Umgehung der Todesstrafe spricht für sich allein. Es sei nur darauf hingewiesen, daß der raffinirte und verstockte Verbrecher auf diese Weise der Todesstrafe stets entgehen wird, während der reumüthige und sein Gewissen entlastende Verbrecher, welcher der Milde doch vornehmlich zu empfehlen wäre, dieser überhaupt schwersten Strafe unbedingt verfallen würde und verfallen müßte.

Auch eine indirecte Besserung, sofern dieselbe auf Abschreckung für Zukunftsverbrecher beruhen soll, muß, wenn theoretisch auch durchaus denkbar, nur höchst problematisch erscheinen, da die Erfahrung lehrt, daß die Todesstrafe den schwersten Verbrechen Einhalt zu thun bisher nicht im Stande war, denn selbst unter den grausamsten Todesstrafen haben die schwersten Verbrechen stets florirt, und in Staaten, in denen die Todesstrafe nicht existirt, ist ein besonderes Ueberhandnehmen schwerer Verbrechen in Folge Fehlens derselben keineswegs constatirt, so daß sie von diesem Gesichtspunkte aus gewiß vollkommen entbehrlich wäre. — Will man aber einen ganz besonderen Grund gegen die Todesstrafe sich vor Augen führen, so sind es freilich die zahlreichen Justizmorde, welche von jeher mit ihr verbunden waren. Wenn dieselben an Häufigkeit auch abnehmen und als ruchlose Justizmorde früherer Zeiten heut so gut wie ausgeschlossen sind, so sind dieselben doch allezeit noch vorgekommen und geschehenen Falls naturgemäß nie wieder gut zu machen gewesen. Dies allein schon könnte ein unbedingtes Bedürfniß nach Abschaffung der Todesstrafe in sich schließen, wenn nicht in Folge der heut noch bestehenden Ersatzstrafen für dieselbe eine objective Entscheidung im Allgemeinen so außerordentlich schwer wäre, auf welcher Seite das kleinere oder größere Uebel zu erblicken ist.

Mit den qualificirten Todesstrafen haben auch die bestialischen, die Gesetzgeber selbst wie das Menschengeschlecht im Allgemeinen entwürdigenden Leibesstrafen — sowohl die verstümmelnden als auch die nicht verstümmelnden — ihr Ende erreicht, bis auf die körperliche Züchtigung, welche sich noch bis auf unsere Tage — theils als Strafmittel, theils als Disciplinarmittel — erhalten hat, aber auch sie fast ausnahmslos unter wesentlicher Veränderung ihres seiner Zeit ebenfalls bestialischen Charakters, der vornehmlich neben der Vollstreckungsart selbst auch in den sie begleitenden Nebenumständen, wie Ausstellung am Pranger, Oeffentlichkeit der Execution ꝛc. ꝛc. zu erblicken war. Neben oder nächst der Todesstrafe hat wohl die körperliche Züchtigung hinsichtlich ihrer Zweck- oder Unzweckmäßigkeit, ihres moralischen Werthes, ihres Besserungs- und Abschreckungszweckes, ihrer Gerechtigkeitsfrage ꝛc. das größte Streitobject auf dem Gebiete der Strafrechtspflege zwischen Gelehrten sowohl als auch zwischen Laien abgegeben, und noch heut sind auch über sie die Ansichten durchaus getheilt. J. George kommt nach sorgfältiger Prüfung der überreichen Literatur zu dem Ergebniß, daß die körperliche Züchtigung als Disciplinarstrafmittel keinesfalls gebilligt werden kann. „Eine so eingreifende Maßregel, die bekanntermaßen in einzelnen Strafanstalten in unmenschlicher, geradezu bestialischer und jedes sittliche Gefühl auf's Tiefste verletzender Weise zur Vollstreckung gelangt, in die Hand, Laune und Willkür Einzelner zu legen, ist ein Verstoß gegen Recht, Gerechtigkeit und Humanität sowie gegen jedes sittliche Gefühl überhaupt, so daß mit vollster Berechtigung Verwahrung dagegen eingelegt werden muß. Es ist nicht zu verstehen, daß in einzelnen Staaten diese Strafe als Strafmittel von Rechtswegen verurtheilt, als Disciplinarmittel von Willkür wegen dagegen aufrecht erhalten und gutgeheißen werden kann. Glaubt man sich von der Nothwendigkeit der körperlichen Züchtigung noch überzeugt, so mag man sie durch Recht und Gesetz sanctioniren, glaubt man aber einen Verstoß gegen den Zeitgeist mit ihrer Sanctionirung zu begehen, so mag man sie ausnahmslos hinthun, wo sie unter diesen Umständen hingehört — in die Vergessenheit!" George dringt mit Recht darauf, daß der Besserungszweck mehr als bisher in's Auge gefaßt werde. Man unterstütze ein humanitäres Vorgehen auch durch entsprechende Belohnung derjenigen Sträflinge, welche sich deren würdig erweisen, vornehmlich in Form von bedingter Straf- resp. Haftentlassung, und sorge weiter dafür, daß während der Strafzeit die geistige Thätigkeit der Sträflinge nicht verödet, biete ihnen vielmehr an Ruhetagen genügend belehrende und geeignete, auf das Gemüth wirkende, dabei besonders aber den praktischen Menschen berücksichtigende Lectüre, deren Auswahl und Gutheißen man aus naheliegenden Gründen keinesfalls aber — wie dies zur Zeit so gern beliebt wird — lediglich den kirchlichen Organen der Anstalten überlassen, vielmehr das praktische Leben durchschauenden, weltlichen bezw. weltlich-pädagogischen Organen anheim geben soll. Dann kröne man das Ganze weiter durch möglichste Abwendung erstmaliger Freiheitsstrafen überhaupt durch thunlichst angängliche bedingte Verurtheilung in Fällen erstmaliger Verurtheilung auf Grund nicht ehrloser vom Vernunftstandpunkte aus Rücksicht verdienender oder entschuldbarer Strafthaten, und suche ferner namentlich auch die Jugend vor den schweren Folgen einer strafrechtlichen resp. gerichtlichen Freiheitsstrafe für das spätere Leben und vor deren so vielfach höchst verderblichem Einfluß auf die moralische Entwickelung eines jugendlichen Verbrechers zu bewahren, indem man, wo irgend thunlich, Strafthaten derselben vor das Forum der mit den entsprechenden Mitteln auszustattenden Schulbehörde weist. Dann wird die Zeit kommen, in der das systematische Ueben positiver Humanität auch in der Strafrechtspflege seine goldenen Früchte tragen, d. h. für die Gesellschaft als solche auf Grund civilisatorischer Hebung dieses zur Zeit noch so beklagenswerthen gesellschaftlichen Hauptübels, dessen Abnahme und Bessergestaltung sichtbar und fühlbar in die Erscheinung treten wird!

Auch die Frage der Special-Behandlung der Strafgefangenen hinsichtlich ihres Bildungsstandes wird von J. George angeregt. Es ist dies eine Frage, welche schon viel Staub aufgewirbelt hat, und dennoch ist sie der Beachtung so außerordentlich werth, daß sie gewissen Principien nicht ohne Weiteres zum Opfer fallen sollte. Hauptsächlich

glaubt man mit einer principiellen Berücksichtigung des Bildungsstandes den Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle“ geschädigt oder durchbrochen, obwohl dies thatsächlich nur vom Standpunkte der Buchstabengerechtigkeit aus der Fall ist, während die Vernunft, die lediglich in der gleichen Wirkung der Strafe eine positive Gerechtigkeit erblicken kann, diesen Grundsatz hier nur gefördert sehen könnte. Daß die Wirkung der Strafe unter verschiedenem Bildungsstande eine verschiedene sein muß, dürfte von vornherein doch außer allem Zweifel stehen. „Mit Bildungsstand in diesem Sinne kann und darf aus Gründen der Gerechtigkeit selbstverständlich nicht lediglich die bürgerliche Stellung im Leben zu verwechseln resp. eine Bevorzugung dieser darunter zu verstehen sein, obwohl ja freilich Beides in den meisten Fällen Hand in Hand gehen wird; unter Bildungsstand kann hier nur neben der allgemeinen geistigen Reife vornehmlich die wissenschaftliche und gesellschaftliche Erziehung, die maßgebend ist für die größere moralische Wirkung der Strafe, zu verstehen sein, wobei selbstverständlich aber auch wieder das größere Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht bei Begehung einer Straftat bezw. derer Charakter Berücksichtigung zu finden haben wird. Wenn von letzterem Gesichtspunkte aus es auch nun außer allem Zweifel stehen, als selbstverständlich betrachtet werden müßte, daß unter Berücksichtigung des Bildungsstandes eine Strafe häufig eine härtere als gewöhnlich sein muß, gerade weil der Bildungsstand ein höherer und somit das Unterscheidungsvermögen als ein größeres und ausgebildeteres anzusehen ist — und würde dies vornehmlich in Betracht zu ziehen sein bei Verbrechen und Vergehen, welche offenkundiger Niedertracht und gemeiner Gesinnung ꝛc. entspringen, und somit eine bessere Bildung in grober und freventlicher Weise verleugnen — ebenso würde aber auch umgekehrt bei Delicten, welche momentaner Willensverirrung oder anderen Zufälligkeiten entstammen, sehr wohl nicht allein von Humanitätswegen, sondern gerade auch von Gerechtigkeitswegen der Bildungsstand nach anderer Richtung in Betracht zu ziehen sein, d. h. zu seinen Gunsten entschieden und dadurch die Wirkung der Strafe möglichst individuell egalisirt werden können.

Ganz besonders aber steht unter der Frage der Humanität die lebenslängliche Freiheitsstrafe, von der ohne Weiteres von J. George behauptet wird, daß sie den Gedanken positiver Humanität vollständig ausschließt, im Uebrigen hinsichtlich ihres sittlichen Werthes mindestens höchst zweifelhaften Charakters ist. Eine Strafe wird nur dann einen voll sittlichen Werth haben, wenn sie mittelbar und unmittelbar, objectiv und subjectiv einen civilisatorischen Zweck hat, der aber namentlich darin zu erblicken sein kann, daß eine Strafe, die als solche vom moralischen Standpunkte aus niemals allein dem Abschreckungs- und Züchtigungszwecke, vielmehr auch dem Besserungszwecke zu dienen hat, rechtzeitig ihr Ende erreicht, um letzterem thatsächlich — und zwar unmittelbar subjektiv — eine praktische Bedeutung zu geben, sowie überhaupt der Strafe das sittliche Moment der Verzeihung folgen zu lassen, was mit einer Begrenzung der ersteren als ausgesprochen gelten darf. Andernfalls kann eine Strafe nur als eine Maßregel roher Genugthuung bezeichnet werden, welche allenfalls in einer nothwendig oder zweckdienlich gehaltenen, außerhalb normaler Strafprincipien stehenden, acuten Vernichtung eines Menschenlebens eine mögliche Entschuldigung finden kann, niemals aber in einer Maßregel, welche moralisch eine chronische, auf der Basis an sich normaler Strafprincipien beruhende Vernichtung des Lebens bedeutet, sofern man unter Leben nicht lediglich ein mechanisches Vegetiren des thierischen Organismus versteht. „Die lebenslängliche Freiheitsstrafe bedeutet eine Maßregel roher Genugthuung, welche subjectiv nicht einmal unter dem Gesammtprincipe der heutigen Strafrechtstheorien: „Abschreckung, Züchtigung und Besserung“ steht, da ein unmittelbar subjectiver Besserungszweck mit ihr praktisch überflüssig und somit thatsächlich ausgeschlossen wird, und die Abschreckung hier nur einem mittelbaren Strafprincipe unterstellt ist, so daß unmittelbar subjektiv nur der Züchtigungszweck mit ihr verbunden ist, der ja hier freilich in seiner inhumansten Form, sofern man von Unmenschlichkeiten bestialischer Art absieht, zum Ausdrucke gebracht wird. Jedenfalls ist die lebenslängliche Freiheitsstrafe vom Vernunftsstandpunkte aus in den heutigen Strafsystemen die inhumanste Strafe, da sie eine langsame, moralische Tötung unter langanhaltenden physischen und moralischen Schmerzen bedeutet, der gegenüber selbst die Todesstrafe bei „humaner“ Vollstreckung nur als ein von der Humanität dictirtes, abgekürztes Verfahren betrachtet werden kann, worüber alle Theorien und Doctrinen nicht hinwegtäuschen sollten.“

Vom Standpunkte der Humanität aus ist auch die Beantwortung der Frage des Arbeitszwanges eine viel einfachere. Diese wird unter Berücksichtigung der Härte der Beschäftigungslosigkeit, namentlich für langjährige Freiheitsstrafen und deren bedenklicher physischer Wirkung besonders auch vom sanitären Standpunkte aus zweifellos für eine, selbstredend im Rahmen der Menschlichkeit liegende, angemessene Beschäftigung der Strafgefangenen als das für dieselben ungleich kleinere Uebel ohne Weiteres sich erklären müssen, denn wie die Erfahrung lehrt, hat man sich fast ausschließlich für den Arbeitszwang entschieden, und läßt zumeist auch eine gerechte Vertheilung der Arbeit Platz greifen, insofern man die schwersten Arbeiten den schwersten Verbrechern auferlegt und einen gerechten Unterschied macht zwischen octroyirter und Wahl-Arbeit. Die Grenzen des menschlichen Könnens auch für erstere nicht zu überschreiten, resp. dort, wo dies dennoch — wie heut leider noch vielfach — der Fall ist, dieselben entsprechend zu reduciren, liegt im Interesse positiver Humanität und kann von dieser als zeitgemäß verlangt werden. Von welcher Seite man aber die Frage des Arbeitszwanges auch auffassen mag, als ein Strafübel im Allgemeinen darf die Arbeit zweifellos nicht angesehen werden. „Die Arbeit ist ein hohes Gut der Freiheit, welches in dieser Weise nicht entwürdigt werden darf. Das Strafübel dürfte nur darin zu erblicken sein, daß die Arbeit eine unfreiwillige ist und im Princip entschädigungslos geleistet werden muß. Wenn die Praxis dem Sträflinge dennoch einen kleinen Antheil an derselben zubilligt, so wird dies auf das Conto der Humanität zu stellen und von dieser auch mit Freuden zu begrüßen sein, zumal mit der Menschlichkeit hier eine moralische Nothwendigkeit verbunden ist, insofern hierdurch nach dem Entlassen dem Sträfling eine erste Subsistenz gegeben und dadurch eventuell — theoretisch wenigstens — weiterer Strafthat vorgebeugt wird.“ Hinsichtlich dem freien Arbeiter gegenüber wird der Staat aber die Pflicht haben, die Producte der Gefängnißarbeit mit Preisen zu bemessen, die den Producten des Handwerkes eine möglichst geringe Concurrenz bereiten, und mehr auf staatliche als auf Privat-Arbeit zu sehen, mit welch' letzterer vornehmlich dem Großunternehmerthum — und dies lediglich auf Kosten des Handwerkes — Vortheile erwachsen. Von diesem Gesichtspunkte aus empfiehlt George Ablenkung der Thätigkeit einer Reihe von mit entsprechend längeren Freiheitsstrafen belegten Strafgefangenen auf ein anderes Gebiet als das der productiven Handarbeit und beantragt die Verlegung der Arbeit auf culturelle Arbeiten in Strafcolonien für diejenigen Staaten, denen sich die Gelegenheit dazu bietet, bisher aber unbenutzt geblieben ist. Zwar haben die seitherigen, in einzelnen Staaten damit gemachten Erfahrungen angeblich den gehegten Erwartungen, namentlich auch vom ökonomischen Standpunkte aus, so wenig entsprochen, daß man zum Theil sogar eine Aenderung dieses Systems anstrebt; immerhin aber ist es fraglich, ob diese ungünstigen Resultate nicht besonderen Verhältnissen und falscher Handhabung entspringen, und, wie dies wenigstens

von mancher competenten Seite behauptet und dargelegt wird, unter geeigneter und richtiger Handhabung dennoch zu einem befriedigenden Resultate führen können. Die Wichtigkeit der Frage an sich läßt jedenfalls eine dauernde Beachtung derselben als wünschenswerth erscheinen.

Literatur und Kunst.

Eine Erinnerung an Charles Baudelaire.

Von Th. de Grave.

Eines Morgens, als ich im Schaufenster einer Buchhandlung das Bild des Lyrikers Baudelaire sinnend betrachtete, stieg plötzlich die Erinnerung an ein persönliches Erlebniß in mir auf. Es war während eines Besuches bei dem berühmten Dichter der „Fleurs du Mal“.

An jenem Tage fand ich Baudelaire tief über eine Arbeit gebeugt; seine rechte Hand glitt in nervöser Eile über das Papier, die linke hatte er in das wollige Fell eines großen Angorakaters vergraben, der träge neben seinem Herrn auf einem weichen Polster lag. Das Geräusch, das mein Eintreten verursachte, erschreckte den Kater. Er drückte seinen Zorn durch wüthendes Pfauchen gegen mich aus und flüchtete unter das Sopha. Ich ließ meinen Spazierstock einige Male spielen, damit die Bestie nicht mehr hervorkomme.

„Sie lieben meinen Tiberius nicht?“ fragte Baudelaire, indem er mir die Hand reichte. „Nun, ich sehe, er hat Sie auch nicht gern.“

„Ich liebe die Katzen wirklich nicht.“

„Lieber Freund, glauben Sie mir, die Katzen sind gar nicht so stumpfsinnig, wie sie aussehen, zumal mein Tiberius nicht. Dieses Thier versteht sich auf die raffinirteste Wollust: es bot mir erst gestern noch das Schauspiel einer ausgesuchten Grausamkeit. Stellen Sie sich vor, er brachte mir in mein Cabinet ein niedliches Mäuschen und gebrauchte zwei Stunden, um es zu tödten . . . Er ist ein Feinschmecker . . .“

„Und Sie haben dies Scheusal gewähren lassen?“

„Lieber Freund, die Grausamkeit ist der einzige Punkt, worin der Mensch mit dem Thier übereinstimmt.“

„Darum haben Sie ja wohl auch Ihrem Kater den Namen eines Menschen beigelegt, denn Sie nennen ihn Tiberius.“

„Es ist mehr als der Name eines Menschen: es ist der eines Kaisers. Uebrigens ist mein Tiberius gerade so organisirt wie die Menschen: er gehorcht nur seinen Instincten.“

Als wir bald darauf beim Frühstück saßen, wurde dem Dichter ein Brief gebracht, dessen Ueberbringer im Nebenzimmer wartete und ihn persönlich zu sprechen wünschte.

Baudelaire nahm den Brief und begann zu lesen.

Während er las, beobachtete ich ihn; offenbar schien ihm die Lectüre eine gewisse Freude zu machen, denn seine feinen nervösen Gesichtszüge nahmen plötzlich den Ausdruck des vollkommensten Vergnügens an. Er kniff die Lippen zusammen, und seine lebhaften, durchdringenden Blicke begannen Funken zu sprühen.

Nach Beendigung der Lectüre hieß er den Besucher eintreten.

Kaum war der Diener verschwunden, als Baudelaire sich an mich wandte und mir vertraulich zuflüsterte: „Wenn der Mann eintritt, werde ich den Brief noch einmal überlesen. Benutzen Sie das, um ihn aufmerksam zu beobachten. Es ist gar kein gewöhnlicher Mensch“, fügte er mit malitiösem Lächeln hinzu. „Sie werden es sehen. . .“

In diesem Augenblicke trat der Fremde ein.

Es war ein Mann von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, stämmig und von gesundem Aussehen. Ohne gerade etwas besonders vorzustellen, hatte er doch auch nichts Gewöhnliches an sich, und hätte nicht die sehnige, grobknochige Hand von harter Handarbeit gezeugt, so hätte man in ihm eher einen an geistige Arbeit gewöhnten Menschen vermuthet. Der Kopf war noch recht schön; das Gesicht trug aber schon deutliche Spuren überstandener Leiden. Seine Haltung war schlicht. Er trug einen einfachen, aber sehr sauber und ordentlich gehaltenen schwarzen Anzug.

„Der Herr hier“, wandte sich Baudelaire an den Unbekannten, indem er auf mich wies, „ist einer meiner besten Freunde; wir können also in seiner Gegenwart ungenirt von unserer Angelegenheit reden“.

Der Unbekannte verneigte sich leicht vor mir. Tiberius war auf eine Weile unter dem Sopha hervorgekrochen, verbarg sich aber auf ein Zeichen seines Herrn gleich wieder.

„Wissen Sie, was in diesem Briefe steht?“ fragte Baudelaire den neuen Gast. „Einer meiner Freunde bittet mich, ich solle mich für Sie verwenden — Ihnen irgend eine Beschäftigung verschaffen.“

„Ich weiß es.“

„Sie waren zuletzt Angestellter in einem Geschäft in der rue Saint Denis?“

„Ja.“

„Warum haben Sie das Geschäft verlassen?“ fuhr Baudelaire fort, indem er dem Gespräch fast den Charakter eines Verhörs gab.

Der Fremde zögerte einen Augenblick und starrte auf den Fußboden. Dann antwortete er nach einiger Ueberwindung:

„In Folge eines recht . . . peinlichen Umstandes . . .“ Seine Gesichtszüge drückten einen schweren inneren Kampf aus.

„Nun?“ drang Baudelaire weiter in ihn.

„Ich will Ihnen Alles erzählen“ sagte der Unbekannte nach einem schweren Seufzer. „Ich war sechs Monate in dem Geschäftshause angestellt und habe sicher nie den Grund zu irgend einem Vorwurf gegeben, aber mein Prinzipal erfuhr eines Tages, ich hätte . . . gesessen.“

Hier bebte seine Stimme. Ich sah Baudelaire an.

„So? Sie kommen aus dem Zuchthaus?“ fragte der Dichter im selben Ton, als früge er einen Freund, ob er von einem Balle bei irgend einer hohen Dame komme.

Ich gestehe, daß ich bei diesen Worten eine ganz andere Art innerer Erregung empfand, als der geniale Dichter der „Fleurs du Mal“.

„Na, und wovon leben Sie, seit Sie Ihre Stelle verlassen haben?“

„Von den kleinen Ersparnissen, die ich . . . dort gemacht habe.“

„Ich dachte, im Zuchthaus sei es verboten, von den Besuchern Geld zu nehmen?“

„Ich muß es schon eingestehen . . . um die paar Geldspenden, die man uns bietet, zu empfangen, mußten wir die Wachsamkeit der Gefängnißwärter täuschen . . .“

„Das verdenke ich Ihnen nicht. Aber wie fingen Sie es an?“ fragte neugierig Baudelaire, ohne zu beachten, daß der Mann unter der peinlichen Erinnerung litt.

„Wir fanden verschiedene Mittel“, antwortete der Unbekannte sichtlich bewegt. „Das am wenigsten gebräuchliche, aber den Besucher am meisten interessirende und unterhaltende war, daß wir eine Maus darauf dressirten, uns die Geldstücke, die uns der Besucher heimlich hinwirft, zu apportiren. Ich bediente mich ausschließlich dieses Mittels. Wir hielten eine Maus die ganze Zeit über in unseren Kleidern verborgen, wo das Thier unbeweglich verharrte, bis irgend einer von den Besuchern ein Geldstück für uns hinwarf; dann schlüpfte das Mäuschen gewandt aus den Kleidern, ergriff die Münze und apportirte sie uns, indem es unter unsere Kleider zurückschlüpfte.“

„Das ist sehr interessant, nicht wahr?“ wandte sich Baudelaire an mich. „Ich hätte das gern mit angesehen!“

„Nichts leichter als das,“ sagte der Fremde.

„Wie, Sie tragen noch dressirte Mäuse bei sich?“

„Nur noch eine, aber die verläßt mich nicht; sie ist jetzt meine einzige Freundin und vielleicht das einzige Wesen auf der Welt, dem ich nicht Abscheu einflöße!“

„Würden Sie uns nicht die Kunstfertigkeit der Maus zeigen?“

„Gern; wollen Sie nur die Güte haben, irgend eine kleine Geldmünze hinzuwerfen.“

Ich warf ein Geldstück hin, das unter das Sopha rollte.

Der Unbekannte ließ einen leisen Pfiff ertönen; gleich darauf sahen wir, wie der linke Aermel seines Rockes sich bewegte und eine Maus rasch daraus hervorschlüpfte und auf den Fußboden sprang. Aber zu unserm Erstaunen blieb das Thier hart vor dem Sopha stehen und machte kehrt.

Aber als sein Herr einen zweiten Pfiff ertönen ließ und ihn noch einige Male wiederholte, gehorchte die Maus und schlüpfte unter das Sopha.

Doch in dem Augenblicke, wo das Thierchen das Geldstück fassen wollte, stieß es plötzlich einen Klagelaut aus: der Kater hielt es mit seinen Krallen fest und hackte seine spitzen Zähne in den zitternden Körper der kleinen Freundin des Sträflings.

Der Mann stieß bei dem Anblick einen heiseren Schrei aus. Todtenblaß, mit blutunterlaufenen Augen sprang er auf und schrie Baudelaire drohend an:

„Herr, nehmen Sie ihren Kater weg oder ich tödte ihn!“

Ich stürzte auf den Kater zu, ihm die Beute zu entreißen. Es war zu spät: die Maus war von den Zähnen des Würgers in's Genick gebissen worden. Ihr zarter kleiner Körper zuckte convulsivisch noch einmal im Todeskampf auf. Am Halse zeigte sich ein Tropfen Blut, wie ein Rubin auf grauem Sammet. . . .

Da richtete sich der Zuchthäusler in seiner ganzen Größe auf und stürzte mit erhobenen Fäusten auf Baudelaire zu; ich dachte er würde ihn auf der Stelle erwürgen. Aber der Dichter blickte ihn kalt an und fragte:

„Und Sie? Man hat Sie ja auch wegen eines Todtschlags in's Zuchthaus gesteckt!“

Diese wenigen Worte genügten, die Wuth des Mannes zu dämpfen. Sonst hätte er, der Himmel weiß wie, den Tod seiner kleinen Gefährtin gerächt. — — —

Es war einige Tage vor Baudelaire's Abreise nach Brüssel, als ich ihn wieder traf; es war auch das letzte Mal, daß wir uns sahen.

„Ja, was ich Ihnen noch sagen wollte: erinnern Sie sich noch jenes Sträflings, den Sie bei mir sahen?

„Allerdings; nun und . . .?“

„Ich habe ihm in einem Geschäft eine Stellung als Kassirer verschafft.“

Und er lachte herzlich.

„Ist das wahr?“

„Ja, und es ist so gekommen, wie ich mir dachte: er ist ein ehrlicher Mann geworden. Das heißt man die Logik der Thatsachen!“

Neues vom geharnischten Reichstag.

Von Archivrath Max Hurter.

Es ist nicht ganz unzeitgemäß, unserem Deutschen Reichstag von heute, den die zahlreichen Gegner den Bewilligungsreichstag, den der Jasager, wohl auch den kautschuckenen oder den schwarzen heißen, einmal einen geharnischten Reichstag gegenüberzustellen, womit die Historiker bekanntlich den Augsburger Reichstag von 1547 bezeichnen. Freilich fragt es sich, ob jener gewaltthätige, unter spanischen Hellebarden abgehaltene Reichstag des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation den Vorzug vor unserer friedlichen, wenn auch etwas charakterlosen Volksvertretung verdient. Wie grundverschieden lagen damals die Verhältnisse, obwohl auch heute wieder „katholisch Triumpf“ ist und die ultramontane Partei den Ausschlag giebt. Damals hatte Karl V. sein Meisterstück der Staatskunst vollbracht. Der schmalkaldische Bund war zersprengt. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt des Bundes, mußte am Abend des 24. April 1547 vor seinem „allergnädigsten Kaiser und Herrn“, den er noch eben als „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt“, zu tituliren pflegte, das „Knie beugen“, die spanische Reverenz machen, wie das in der damaligen spanischen Hofsprache genannt wurde. Landgraf Philipp von Hessen that wenige Wochen darauf, am Abend des 19. Juni, „auf dem großen Saale in des Kaisers Losament zu Halle, im Beisein vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl anderer Leute, soviel als in's Gemach gehen und von außen durch die Fenster darein sehen konnten“, gleichfalls den Fußfall und leistete demüthige Abbitte, erwirkte aber nichts weiter, als daß er sich keiner ewigen Gefangenschaft zu versehen habe. Die anderen Fürsten, Herren und Städte des Bundes waren den Häuptern entweder schon zuvorgekommen in rascher und schmachvoller Unterwerfung oder ihnen schleunigst gefolgt. Durch unermeßliche Contributionen, Lieferungen an Geschütz und Kriegsmaterial aller Art hatten sie die Gnade des Kaisers und Aufhebung der über sie verhängten Acht erkauft; die demüthigen Formen der Aussöhnung, die Keinem erlassen wurden, mochten im Augenblick gegen diese materiellen Opfer gar nicht in Anschlag gebracht werden. Mit Recht wurde ihnen schon damals gesagt: hätten sie nur den vierten Theil dessen, was sie dem offenkundigen Feinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit zahlen mußten, daran gesetzt, Beide zu vertheidigen, so würden sie den Krieg jahrelang haben führen können, was ebenso viel hieß, als ihn siegreich führen.

Karl V. war ein zu gewiegter Politiker, um seinen Sieg zu überschätzen. Er wußte wohl, daß er nur so weit Gehorsam fand, als die Gegenwart seiner Soldateska denselben erzwang. Alles hing daher davon ab, ob er die genügende Truppenmacht so weit zerstreuter Gebiete, vom Fuße der Alpen bis zu den Küsten der Nordsee, zusammenzuhalten vermochte. Das war aber zumeist eine finanzielle Frage. So war es jetzt die Hauptaufgabe der klugen Männer im Rathe des Kaisers, neue Geldquellen aufzuspüren, — ein Geschäft, dem sie sich mit um so größerem Eifer widmeten, als es Jedermann, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, wohl bekannt war, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil davon nebenab in ihre Taschen floß. Es kam also darauf an, möglichst viele „Schuldige“ von dem vergangenen Kriege her zu erspähen, nicht um sie zu bestrafen, sondern nur um sie bezahlen zu lassen, so viel als sich nur immer aus ihnen herauspressen ließ. Unter diese eigenthümliche Kategorie von Schuldigen wurden auch die Grafen von Waldeck gezogen, um welche man sich sonst am kaiserlichen Hofe und in der kaiserlichen Politik wenig zu bekümmern pflegte. Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterer Luft am 12. März 1548 eine Citation an die drei Brüder Wolrad, Philipp und Johann, sich zur persönlichen Verantwortung vor dem Kaiser, der damals zu Augsburg residirte, am 16. April zu stellen. Dem kaiserlichen Mandate mußte unter damaligen Umständen gehorcht werden, wo spanische, italienische und deutsche Truppen durch ganz Niederdeutschland cantonirten und jede Widersetzlichkeit durch das schärfste summarische Verfahren geahndet werden konnte. Es machten sich daher die drei Brüder schleunigst reisefertig. Schon am 5. April konnten die gräflichen Brüder mit einigen erprobten Räthen und weniger Dienerschaft vom Schlosse Waldeck ausreiten dem Süden zu.

Erst in unseren Tagen ist das hochinteressante Tagebuch des ältesten der drei Brüder aufgefunden und veröffentlicht worden. Der preußische Archivar Dr. Christian Meyer hat unlängst darüber einen Vortrag gehalten, den er unter dem Titel „Aus einem Tagebuch des 16. Jahrhunderts“ in der Hamburger Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) veröffentlicht. Das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen sind, ist von dem Grafen Wolrad eigenhändig und meist in großer Ausführlichkeit geschrieben, natürlich in lateinischer Sprache, wie es sich für einen so gelehrten Herrn ziemt. Der „Gelehrte“ ist ein Beiname, der ihm damals sehr häufig und nicht bloß aus Schmeichelei beigelegt wurde. Das Tagebuch vergegenwärtigt uns ein Stück deutscher Geschichte in der Unmittelbarkeit des selbsterlebten Begegnisses, wie keine andere geschichtliche Aufzeichnung dieser Zeit, darin hat der Münchener Archivar ohne Zweifel Recht.

Je näher der Graf von Waldeck Augsburg kam, desto deutlicher zeigten sich die Merkmale der traurigen Zustände, unter denen die Evangelischen damals seufzten. Schon in Nürnberg war Alles voll Angst und Verwirrung über die weiteren Pläne des Kaisers in Bezug auf Religion und bürgerliche Freiheit. In der Reichshauptstadt Weißenburg begegneten die Augen der zum Thore Einreitenden zuerst den kaiserlichen Fahnen, als Zeichen, wer jetzt hier der wahre Herr sei. Bei Donauwörth übernachtete man in demselben Zimmer der Herberge zum goldenen Löwen, wo kurz vorher der Landgraf von Hessen neunzehn Wochen lang als Gefangener gehalten und von seiner spanischen Wache nicht wenig gequält worden war, — eine Erinnerung, die nicht eben ermunternd wirkte. So ritten denn die drei Waldecker schweren Herzens am 14. April in Augsburg ein. Im Gewirr des Reichstags, des stattlichsten und schicksalsschwersten des ganzen 16. Jahrhunderts, hätten sich die Waldecker Herren wohl schwer zurecht gefunden, wenn sie nicht alsbald sich an einen trefflichen Führer und Berather gewendet hätten. Dies war der Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, einer der bedeutendsten deutschen Fürsten dieser Zeit, obwohl an Landbesitz Vielen nachstehend. Er war es, der Wolrad bestimmte, Alles daran zu setzen, erst seinen Streit mit dem Kölner Erzbischof auf gütlichem Wege zu schlichten. Graf Wilhelm suchte persönlich den hohen geistlichen Herrn auf. Freilich konnte er ihn nicht sprechen, da er noch mit einem tüchtigen Rausche vom vorhergehenden Tage zu Bette lag. Schließlich gelang es dem Vermittler, den Erzbischof zu einem Vergleich zu bewegen, allerdings nur gegen schwere Opfer für Wolrad. Damit war eine große Gefahr für die Hauptangelegenheit, die Rechtfertigung vor dem Kaiser wegen Hochverraths, abgeschnitten. Mittlerweile war auch dieser Hauptproceß in Gang gesetzt, aber der Gang war und blieb schneckenhaft. Formell wurde der Hochverrathsproceß in der Art geführt, daß die Angeklagten ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung in eigener Person oder durch ihre Beauftragten bei gewissen, dazu deputirten kaiserlichen Räthen anbrachten. Diese hatten dann an den Kaiser zu referiren, von dem das Urtheil gesprochen werden sollte. Thatsächlich verhielt es sich aber anders. Der Kaiser selbst kam eigentlich nur im letzten Aufzug oder in der Schlußscene dieser Tragödie auf die Bretter, und Alles wurde von seinen Ministern, dem jüngeren Granvella und Viglius, auf eigene Hand entschieden.

So fand Graf Wolrad in all' der monatelangen Wartezeit reichlich Muße zu Beobachtungen und Schilderungen. Ein zeitgenössischer Chronist berichtete damals: „Dies war nicht allein ein geharnischter Reichstag, denn ohne die spanischen Soldaten und deutschen Knechte, so der Kaiser mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte; so lag auf dem Lande um Augsburg herum hispanisch und italienisch Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, so auf dem Lande herum ausgetheilt; zwölf Fähnlein Hispanier hatten die Winterlager zu Biberach gehalten und wurden zu dieser Zeit in die Landschaft am Bodensee geführt; zu Weißenburg im Nordgau lagen 700 neapolitanische Reiter im Winterlager. . . . Sondern es war auch ein ansehnlicher Reichstag, denn es waren kaiserliche und königliche Majestäten, alle Kurfürsten in Person und trefflich Part zur Stätte, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Bayern, der Herzog von Cleve, Herr Wolfgang, Hofmeister zu Preußen oder Deutschmeister, der Bischof von Eichstädt, Herr Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaisers Schwester, und seiner Schwester Tochter, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Gesandte; sonst viele Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherren, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, fürtreffliche Männer, und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gassen stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten, auf'm wohlstaffirten Pferde ritt, seiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reisige Knechte, um ihn her; von Person ansehnlich, wie man auch sagte, sein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeld.“ So schildert der Pommer Bartholomäus Sastrow den ersten Eindruck, den er beim Betreten der Reichstagsstadt empfing, und alle weiteren Geschichten und Geschichtchen, die er und Andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wissen, rechtfertigen die Prädikate des geharnischten, ansehnlichen und pompösischen Reichstages, wie kein anderer vor und nach hier gehalten worden ist. Das gräfliche Tagebuch ist auch in diesen Dingen sehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewissenhaft die verschiedenen Einladungen, die an die Waldecker Herren, meist insgesammt ergingen, und die Gäste, die sie in ihrer eigenen Herberge sahen und bewirtheten. Auch verschweigt es nicht, wenn je einmal ein Becher zu viel geleert wurde, doch ist dieses selten genug vorgekommen. „Es fehlte unserem Grafen,“ schreibt Dr. Meyer, „jene behagliche Lebenslust, die es sich auch in den ungemüthlichsten Situationen noch immer gemüthlich zu machen weiß, — ein Zug unseres Volkscharakters, der seine liebenswürdigen, aber auch seine bedenklichen Seiten hat.“ Selbst der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Ursache hatte, über Schaden und Schande zu klagen, als unser Graf, ließ es sich nicht so hart anfechten. Er führte in seinem Gewahrsam ein ganz vorzügliches Leben und vertrieb sich seinen Kummer und seine Sorgen gerade so, wie seine Sieger und Peiniger sich die ihrigen zu vertreiben pflegten. Was aber auch bei diesem vorging, mochte es noch so wenig mit der beinahe puritanischen Sittenstrenge unseres Grafen harmoniren, wurde von diesem doch begreiflicherweise so gelind als möglich beurtheilt. Es findet sich kaum eine leise Andeutung, daß nicht Alles so war, wie man es so von dem Ideal eines Märtyrers erwartete. Denn als solcher galt er nicht bloß dem Grafen Wolrad, sondern weitaus dem größten Theil seiner deutschen Zeitgenossen. Und Dr. Meyer schreibt weiter: „Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen seiner Glaubensgenossen getilgt. Denn wenn man eine nur etwas scharfe Kritik hätte anlegen wollen, so hätte man seiner grenzenlosen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Theil des Mißgeschickes zuschreiben müssen, das die Protestanten seit dem Herbste 1546 getroffen hatte.“ Aber davon ist bei Wolrad keine Rede, und er ist hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung. „Heute war es der ewig von uns Deutschen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürst Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem sich sein Heer zur Flucht wandte und ein großer Theil seines Adels zum Feinde ab-

fiel! —" so lautet am 24. April 1548 die Geschichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt schon einigermaßen die Parteistellung: „Die spanische Wache des Gefangenen und die übrigen spanischen Hackenschützen gaben drei gewaltige Freudensalven vor seiner Wohnung und schrien Victoria. Doch der mannhafte Fürst sah aus dem Fenster ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte." Als Patriot empfand es Wolrad besonders, daß fremde Soldaten, und nun gar die so gründlich verhaßten Spanier, den edlen deutschen Fürsten bewachten. „Es ist und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutsche, daß Spanier unter Trommelschall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen," notirte er im Tagebuch, als er Abends um acht Uhr die verschiedenen Wachen hatte aufziehen sehen. Der Kaiser erhielt eine deutsche Wache, und das erschien Wolrad ebenso unpassend, wie die spanische bei dem Kurfürsten. Es ist das ein kleiner, aber doch sehr charakteristischer Zug für die ganze Stellung des Kaisers zu dem deutschen Volke und Wesen. Er gilt eben nicht für einen Deutschen, wie er selbst auch niemals es darauf abgesehen hat, für einen solchen zu gelten. „Er war, wenn er überhaupt einen besondern nationalen Typus repräsentirte," urtheilt Dr. Meyer, „ein verwelschter Niederländer mit einer gewissen phlegmatischen Vorliebe für das spanisch-aristokratische und katholische Wesen. Unter allen Erscheinungen der damaligen Welt giebt es aber gewiß keine entschiedeneren Gegensätze, als diese spanische Art und die deutsche des Reformationszeitalters, die so durch und durch demokratisch und protestantisch war." Doch hat unser Wolrad den Respect vor der geheiligten Person des Reichsoberhauptes auch in seinen vertrautesten Aufzeichnungen nicht bei Seite gesetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzusehr in die Nähe dieser fremdartigen Majestät, in deren Umgebung die Deutschen, auch wenn sie zur siegenden Partei gehörten und die erfolgreichsten Dienste geleistet hatten, doch immer über die Achsel angesehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzosen oder verwelschte Niederländer, wie der gebietende Herr selbst, ein passender Platz, allenfalls für geschmeidige Italiener, die der Kaiser übrigens nicht mochte, wahrscheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man selten ein ehrlich deutsches Wort. Der Kaiser selbst sprach mit seinen Vertrauten und Ministern ja nur französisch, hier und da einmal spanisch oder italienisch, bei feierlichen Staatsacten allenfalls lateinisch; Deutsch hat er nie gelernt, wenn man sein vlämisches Patois nicht dafür gelten lassen will. Den römischen König Ferdinand, den Bruder des Kaisers, hat Wolrad nur ein einziges Mal gesehen bei einem Spazierritt. Auch er durfte, wenngleich minder markirt als sein Bruder, als ein fremder Fürst gelten. Auch in ihm war nichts Deutsches, als das Blut des Vaters und der zufällige Umstand, daß er über eine Anzahl der schönsten deutschen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während sein Bruder sich bloß mit der mehr imaginären Stellung eines Kaisers begnügte und dafür in den Niederlanden, Spanien und Italien als wirklicher Herrscher waltete. Ferdinand hat wenigstens Deutsch gelernt und sich auch nothdürftig in der Muttersprache seines Volkes auszudrücken vermocht. Dagegen beurkundet das Tagebuch ein lebhaftes Interesse für den Erzherzog Maximilian, den ältesten Sohn des römischen Königs. Er führte damals den Vorsitz im Reichsrath, dem später sogenannten Reichshofrath, und in dieser Stellung kam er auch mit den Waldecker Grafen in geschäftliche Berührung. Maximilian bezeigte sich theilnehmend und wohlwollend, das war aber auch Alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war ihm Wolrad schon dankbar. Er rühmt öfters seine Herablassung und Freundlichkeit, er bekennt seine Hoffnungen, die er gerade auf diesen Fürsten gesetzt hat. Es waren dieselben, die damals fast ganz Deutschland oder doch das ganze protestantische Volk hegte. Man glaubte zu wissen, der Erzherzog sei der gereinigten Lehre günstig gesinnt und bloß durch seine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, sich offen für sie auszusprechen. Im Gegensatz zu Oheim und Vater machte ihn auch das in seiner Art und Natur entschieden überwiegende deutsche Element populär. Erst auf dem Throne zeigte Kaiser Maximilian, daß er nicht viel deutscher war, als die sämmtlichen anderen Habsburger bis zum heutigen Tag eben auch.

Das Gebet Wolrad's: „Herr, befreie uns von diesem unseligen Volke!" ist damals in kräftigen Variationen täglich und stündlich von Hunderttausenden zum Himmel emporgestiegen. Auch er hat es ganz so empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er sein liebes Vaterland als ein von Feinden erobertes und verwüstetes beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und späterer Parteidarstellung im kaiserlichen Interesse konnte das Gewicht der Thatsachen nicht aufheben. Man sagte und sagt wohl noch: „Die Spanier sind Truppen des Kaisers gewesen, also konnten sie keine Feinde sein." Es ist dieselbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Krieges auch als „befreundete Truppen" aufmarschiren läßt, weil sie ein deutscher Kaiser gegen das Volk losgelassen hat. Aber diese Logik ist weder 1547, noch 1630 von dem deutschen Volke begriffen worden, dessen Begriffsfähigkeit doch sonst nicht allzu enge beschränkt zu sein pflegt. Den Beweis dafür sieht Dr. Meyer darin, daß man 1552 Moritz wirklich als den Befreier Deutschlands und achtzig Jahre später den Schweden Gustav Adolf als einen von Gott selbst gesandten Erretter aus namenloser Knechtschaft ansah und sich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideclamationen darin nicht hat irre machen lassen.

Unter all' den unglaublichen Dingen, die im Laufe des Schmalkaldischen Krieges geschehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das Unglaublichste gewesen sein. Jedermann wußte, daß die Stadt, die stärkste Festung in ganz Deutschland, einer Belagerung auch von einem furchtbareren Heere als das damalige kaiserliche auf lange hinaus gewachsen war. Jedermann kannte ihre unermeßlichen Vorräthe an dem herrlichsten Geschütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugnisse die aller Concurrenten im In- und Ausland weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, Geld, war hier in solcher Fülle aufgespeichert, daß nicht bloß die kaiserlichen Finanzen, sondern die aller damaligen Potentaten der Christenheit hierher für ihre stets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen sich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an baarem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geschätzt — eher zu niedrig als zu hoch —, also nach dem heutigen Goldwerth und dem damaligen Procentsatz etwa 200 Millionen Mark. Sie und die Welser und die Baumgartner hießen nicht umsonst die reichsten Kaufleute der Christenheit. Wenn sie gewollt hätten, hätten sie allein ein ebenso großes Heer, wie der Kaiser damals nothdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu besaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmtesten deutschen Heerführer jener Zeit, einen Feldherrn, wie man ihn nur wünschen konnte. Und doch hatte das Alles, sammt der allgemein vorhandenen Begeisterung des Volkes für das Evangelium und seine städtische Freiheit und einem allgemeinen Hasse gegen das welsche Pfaffenthum und Franzenthum am Hofe des Kaisers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Geldsäcke, die Harpyen, wie sie unser Tagebuch regelmäßig nennt, die Fugger, Welser, Baumgartner, Hochstetter, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkstelligt hatten. „Ihr Interesse als Banquiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verstand sich darum auch ganz von selbst, daß sie fast allein in der großen Stadt mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden

war. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht geradezu unterdrückt oder ihre Bekenner als solche verfolgt worden. Doch deutete schon jetzt Manches auf das hin, was bald kommen sollte. Der Rath hatte, seinem übrigen Benehmen entsprechend, vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille, dafür gesorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der That zu viel für die Bedürfnisse des neuen Cultus waren, in Stand gesetzt und dem katholischen Kultus zurückgegeben wurden. In der Capitulation selbst war nichts Derartiges ausbedungen und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden solle, die Stadt zu nichts verpflichtet. Man glaubte aber durch eine solche Liebedienerei sich an dem Kaiser einen gnädigen Herrn erwerben und weitere unangenehme Maßregeln abgewendet zu haben." Aber wie man es nicht besser verdiente, so wurde man auch behandelt. Der Kaiser erklärte, daß er sich mit diesen kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit absichtlichem Gepränge wurde nun der katholische Cultus in der Stadt, die seiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patrizischen Familien, die sich noch zu der alten Kirche hielten, Niemand unter den Einheimischen, der an ihm theilnahm, es füllten sich die Kirchen doch mit vielen Fremden, die der Reichstag und die Anwesenheit des Kaisers in die Stadt zog. Auch gab man sich, nach einer Notiz in unserem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayerischen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Schaaren heranzulocken. Es gehörte zu diesem System, daß alle höheren Feste mit möglichst auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte sich am Frohnleichnam seit langen Jahren zum ersten Male wieder eine Prozession durch die Straßen. Der Kaiser, der römische König, eine Menge der höchsten Herren aller Nationen folgten ihr, und, was Wolrad wie alle Protestanten am tiefsten kränkte, darunter auch Viele, die sich zu dem Evangelium bekannten. Schon Tags vorher war Feierabend durch die städtische Polizei geboten worden, da die Prediger sich entschieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkündigen. Ein paar arme Weber, die sich Aeußerungen über den „heidnischen" Pomp der Prozession erlaubt haben sollen, wurden gefaßt und mit absichtlicher Schaustellung in Ketten durch die Straßen geführt. Und nun sollte auch Graf Wolrad, der aufrechte deutsche Mann, unter das pfäffische Joch geduckt werden.

Erst nach einer ganzen Anzahl müßig verbrachter Monate gelangten die Waldecker Grafen zur Audienz bei Granvella. Er hörte den Vortrag ihres rechtskundigen Beistandes ruhig an, aber die Antwort, die er ertheilte, gab keine günstigen Aussichten. Da mußte man sich denn in Geduld fügen und auf die kaiserliche „Resolution" — ein Wort, das damals in Deutschland noch wenig gehört und, wie das gräfliche Tagebuch sagt, erst von den neuen Leuten, die jetzt herrschten, neu hereingebracht war — so lange warten, als es den „Halbgöttern am Hofe" gefiel, sie warten zu lassen. Richtig genug bemerkte einmal selbst einer der ersten kaiserlichen Räthe, der Vicekanzler Dr. Seld, es sei die Art dieses Hofes, die Menschen durch Verzögerung umzubringen. Dieselbe Klage, die die Waldecker Grafen führten, ertönte von allen Seiten. Die Ursache erräth Archivar Meyer: alle kaiserlichen Minister und Räthe waren fleißig an der Arbeit, aber der Arbeit war zu viel. Der eine Mann, auf dessen Schultern Alles lag, war damals noch dazu alt und krank. Es war der bekannte Nicolaus Starendt, der „erlauchte Herr von Granvella", wie ihn Graf Wolrad und viele andere Hochgeborene dieser Zeit ironisch zu betiteln pflegten. Denn der bis zu dem grenzenlosesten Einfluß emporgestiegene ehemalige Schreiber aus Burgund, in dessen Hand die große Politik und die Regierung der halben Welt lag, war und blieb ihnen trotz seiner Nobilitirung nur ein pfiffiger und vom Glück begünstigter Emporkömmling. Damals aber lag er, der Sechzigjährige, schwer darnieder, und wenn auch sein Geist und seine Geschäftskenntnisse nicht zu entbehren waren, so konnte er doch unmittelbar nicht mehr in die Geschäfte eingreifen. Dies überließ er seinem Sohne Anton, dem Bischof von Arras, demselben, der sich später nach dem Tode des Vaters dem Kaiser ebenso unentbehrlich zu machen wußte, wie es der Vater gewesen war. Die jüngeren Grafen hatten auf die Forderung, welche ihre Mutter gegen den Kaiser zu haben glaubte, zu verzichten und außerdem dem Letzteren 5000, Wolrad dagegen 8000 Goldgulden zu bezahlen. Wolrad war am härtesten getroffen. Denn 8000 Goldgulden mag ungefähr das Vier- und Fünffache seiner gesammten Einkünfte betragen haben; diese waren außerdem noch durch eine nicht unbedeutende jährliche Rente an seine Stiefmutter und mancherlei Schulden vom Vater her belastet. Wolrad mußte sich sagen, daß er ruinirt und zum Bettler gemacht sei, und es kann nur Mitleid erwecken, zu sehen, welche vergebliche Mühe er sich gab, die harten Herzen seiner Feinde zu erweichen. Es war dem Hauptschuldigen Wolrad aber noch eine besondere Strafe aufgespart, die seinen Brüdern erlassen wurde. Er sollte nämlich den Kaiser knieend um Verzeihung und Gnade bitten, wie es allerdings manche andere Fürsten vorher schon hatten thun müssen. Der Graf wehrte sich aus allen Kräften dagegen, aber er mußte sich fügen. „Wehe", sagt das Tagebuch, „es kommt der Götzendienst der Aegypter wieder auf!" Granvella dagegen meinte lächelnd, warum er sich so sträube, Etwas zu thun, was Andere, viel größere Fürsten auch gethan hätten? Aber auch die Strafvollstreckung zog sich in die Länge. Am Morgen des 21. Juni schickte Wolrad seinen Rath, Magister Liborius Florus, nochmals an den bevollmächtigten Minister. Derselbe stellte Granvella vor, daß sein Herr in dem übertheuren Augsburg durch längeren Aufenthalt ganz ruinirt werde. Es sei nahe daran, daß der Graf seine Pferde verkaufen müsse. Das schien denn auch einigen Eindruck auf den Bischof zu machen. Hier war gar nichts mehr herauszupressen. Er war so überaus gnädig, die Audienz bei dem Kaiser sofort anzusetzen. Florus mußte zu seinem Herrn rennen und ihn herbeiholen, wo und wie er ihn fände. Er fand ihn auch bald und zwar in dem unscheinbarsten Alltagscostüm, sogar in bedenklich abgetragenen Schuhen. Aber er durfte sich nicht erst in die spanische Hoftracht werfen, sondern mußte, so wie er war, folgen; nur den seidenen Mantel konnte er umwerfen. Das Weitere schildert das Tagebuch in großer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, daher wir uns hier unmittelbar an dasselbe anschließen wollen.

„Als wir (d. h. Wolrad und sein Rechtsbeistand Florus) in den kaiserlichen Palast gekommen waren, fanden wir den kaiserlichen Secretär Pfinzing auf dem Gang an der hinteren Treppe. Florus fragte ihn sofort, wo es nach dem Bischof gehe. Er hieß uns in eine Stube treten, die uns gerade gegenüber lag. Ich klopfte daher an, der Thürhüter wollte uns zuerst nicht eintreten lassen. Da kam ein anderer älterer Thürhüter dazu und führte uns hinein und dann weiter durch diese und eine andere Nebenstube bis zu einem Vorsaal unmittelbar vor dem kaiserlichen Gemache. Als wir da warteten, schlüpften nach und nach vornehme Hofleute herein. Nach einer kurzen Weile kehrte jener ältere Thürhüter, der uns hereingelassen, aus dem kaiserlichen Gemache zurück und meldete, der Bischof von Arras sei allerdings bei dem Kaiser, aber der Kaiser noch nicht angekleidet. Inzwischen befahl ich Gott meine Seele mit Gebet und Meditation. Es dauerte noch einige Zeit, da trat der einäugige Pappenheim, der Reichsmarschall, herein. Der fragte den Magister Florus, wer das sei, der da am Ofen stehe. Florus antwortete, das sei der Graf Wolrad von Waldeck. Darauf sagte der Marschall: „Das ist ja wohl der Graf, der den Fußfall vor dem Kaiser thun soll?" — „Jawohl," war die Antwort. Der Marschall

begrüßte mich und sagte: „Herr, Ihr müßt Euer Schwert ablegen; wenn nur ein Edelknabe bei der Hand wäre, um es zu halten!“ Der Marschall, ein biederer und schlichter Mann, machte sich selbst auf und holte unseren Diener Adrian herbei und gab ihm das Schwert. Dann kam er wieder und instruirte uns über die Ceremonien beim Fußfall. Ich sollte das Gesicht zu Boden kehren, bis mich der Kaiser aufstehen und heraustreten heiße. Ich dankte ihm für diese Belehrung. Nun war es fast zehn Uhr worden. Da kam der Freiherr von Schaumburg (der Bruder des Kölner Erzbischofs), der kaiserliche Schloßhauptmann und der Oberste der kaiserlichen Leibwächter, der von Zeltingen und viele andere Italiener und Spanier vom kaiserlichen Hofstaate. Auch fehlte Pater Malvenda, der kaiserliche Caplan, nicht. Der sah mich tückisch von der Seite an und lachte in einem fort. Er konnte sich kaum enthalten, daß er nicht gar mit dem Finger auf mich gezeigt und gesagt hätte: So habe ich's gewollt, schlimmer konnte es dir nicht kommen! Neben dem eigentlichen Wohngemach des Kaisers liegt eine kleine Stube, und ich hoffte, daß da die Ceremonie vor sich gehen werde. Aber ein kaiserlicher Lakei kam und breitete einen Teppich vor dem Sessel aus, der an der Wand stand und der selbst mit einem anderen Teppich von Gold- und Seidenstoff bedeckt war, und so sah ich denn, daß hier im Vordergrund die Sache abgethan werden solle. Als der Marschall Pappenheim bemerkte, daß sich alle Augen auf mich richteten, sagte er: „Herr Graf, Ihr würdet besser thun, wenn Ihr in die Stube daneben ginget. Sobald sich der Kaiser hier niedergelassen hat, will ich die Thür öffnen, damit Ihr Euern Fußfall thun könnt.“ Ich gehorchte ihm sofort. Da kam der Dr. Petrus Malvenda mit ernsthaftem Gesichte auf mich zu und begrüßte mich. Zuerst that ich, als hörte ich es nicht, aber ich sah, wie er seine Handschuhe auszog und an mich herantrat. Da bot ich ihm denn meine Hand. Er sagte auch kein Wort als: „Ich will Euch nicht hinderlich sein.“ Was der spanische Jupiter damit sagen wollte, begreife ich nicht. Nun kam ein anderer Thürhüter heran und hieß uns auf der Bank niedersitzen, indem er meinte: „Der Kaiser wird nicht sobald herauskommen.“ Ich wußte, daß man den Thürhütern hernach ein Trinkgeld zu geben hatte, und bat Malvenda, er möge sich erkundigen, wieviel man bei solchen Gelegenheiten zu geben pflegte. Er versprach es, kam aber bald wieder und sagte, die Thürhüter überließen das ganz meiner Großmuth, sie würden keine bestimmte Summe nennen.

Da kam noch ein dritter Thürhüter und sagte: „Herr Graf, warum geht Ihr nicht in den Vorsaal?“ Ich antwortete: „Weil mich der Marschall hier hat warten heißen.“ — „Gut, gut, in Kurzem wird es vor sich gehen.“ Nun war es auf den Schlag elf Uhr, da knarrte die Thür und die Hofleute machten ihre Reverenzen. Als sich der Kaiser auf den Sessel niedergelassen hatte, öffnete Pappenheim die Thür und rief mich: „Nun ist's Zeit, nun kommt, Herr Graf!“ Ich stand auf; zu meiner Linken hatte ich Liborius. Wir beugten zweimal das Knie und das dritte Mal ließen ich und er uns auf beide Knie nieder. Darauf hielt Liborius vor allen diesen Zuhörern folgende Anrede in deutscher Sprache: „Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster, gnädigster Kaiser und Herr! Vor Ew. geheiligten kaiserlichen Majestät erscheint hier mein hochgeborener Herr, der Graf Wolrad von Waldeck, und bekennt, daß er Ew. Majestät zur Zeit des Aufruhrs im vorigen Jahre schwer beleidigt hat. Er bekennt auch, daß er eine schwerere Strafe verdient hat, und bereut das Gethane auf's Schmerzlichste. Aber er vertraut auf Ew. Majestät angeborene Gnade, daß ihm diese Schuld erlassen werde, worum er demüthigst fleht, und daß Ew. kaiserliche Majestät ihn und seine Unterthanen wieder in Gnaden aufnehmen möge um Gottes und Ew. kaiserlichen Majestät Barmherzigkeit willen. Mein genannter Herr Graf wird das außer seinem schuldigen Dienst mit allem Eifer zu verdienen suchen und niemals in seinem Leben Ew. Majestät Ungehorsam erzeigen, sondern mit Christi Beistand das thun, was einem treuen und ehrlichen Grafen des Reiches zu thun ziemt.“

Darauf schwieg Liborius. Der Kaiser rief nun den Bischof von Arras und den Dr. Seld heran und sprach einige Worte leise auf französisch mit ihnen. Dann ließ er durch den Vicekanzler Dr. Seld antworten, indem derselbe fast die ganze Anrede des Liborius wiederholte und noch hinzufügte: „Der unüberwindlichste, allerdurchlauchtigste Kaiser nimmt nach seiner angeborenen Gnade den Grafen Wolrad von Waldeck mit seinen Unterthanen für diesmal wieder in seine Huld auf, doch mit der Bedingung, daß Alles, was in dem Capitulationsvertrag steht, von dem Grafen erfüllt und gehalten werde. Und wenn sich der Graf von nun an treu und ehrlich hält, so soll er und seine Unterthanen einen gnädigen Kaiser an ihm haben.“ Darauf winkte mir der Kaiser zu. Weil mir aber geboten war, zu Boden zu schauen, bis er mich bei Namen rufen werde, so stieß mich Liborius an. Ich löste daher schnell meine rechte Hand und legte sie in die des Kaisers; der stand sofort auf, ging wieder in sein Gemach, und auch ich machte mich etwas geschwinder als eine Schnecke zur andern Thür hinaus. Als ich in die äußere Stube kam, fragte ich den Thürhüter: „Wieviel bekommt Ihr?“ — „Soviel beliebt; wir sind unser sechs.“ — „Was würdest Du sagen, wenn ich Jedem einen Goldgulden gäbe?“ — „Wir würden sehr dankbar sein,“ So gab ich ihm denn sechs Goldgulden und trug ihm auf, wenn einer von meinen Leuten käme und die Unterschrift für den Beweisbrief verlangte (die Urkunde, daß er vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen sei und die Abbitte geleistet habe), solle er ihm behülflich sein, was er versprach. Das war das Ende dieser Tragödie. Es erübrigt nur noch, 8000 Goldgulden zu bezahlen. Der das Leben gegeben hat, wird auch das Geld geben,“ schließt Wolrad.

Und Gott hat geholfen. Der Graf konnte seine Schuld zu den festgesetzten Fristen richtig abtragen, ohne seinen Unterthanen beschwerlich zu fallen und ohne zum Bettler zu werden. Vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumständen verbracht, denn er war ein trefflicher, sparsamer Wirth, wie auch seine ihm an Gesinnung und Bildung gleiche Gattin Anastasia, die Tochter der durch ihr muthiges Auftreten gegen Alba bekannten Gräfin Katharina von Schwarzburg, von der uns Schiller in einem Aufsatz erzählt hat. Ein Lichtblick in dieser trüben, schrecklichen Zeit vom geharnischten Reichstag.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Carmela.

Von Edmondo de Amicis.

(Fortsetzung.)

Ein und ein halber Monat war seit der Ankunft der neuen Abtheilung vorbei. Eines Abends saß der Officier in seiner Wohnung dem Doctor gegenüber und fragte: „Wie glaubst Du, daß es noch enden wird? Ich werde auch närrisch werden, für mein Theil, das ist sicher. Ich schäme mich über mich selbst, ja es giebt Augenblicke, wo ich glaube, daß Alle mich hinter meinem Rücken auslachen.“

„Worüber sollten sie lachen?“ fragte der Doctor.

„Worüber?“ fragte der Leutnant, um Zeit für seine Antwort zu gewinnen. „Nun, über meinen Eifer . . . über mein Mitleid für das arme Mädchen, und meine nutzlosen Experimente!“

„Eifer! Mitleid! Das sind keine Gründe, worüber man lachen könnte!“ sagte der Arzt, fixirte ihn scharf und rief aus: „Gestehe mir's nur, Du bist in Carmela verliebt!“

„Ich?“ protestirte der Officier und wurde dabei roth bis unter die Haarwurzeln.

„Ja, Du,“ antwortete der Doctor. „Sage mir die Wahrheit und sei aufrichtig zu mir; bin ich nicht hier Dein einziger Freund?“

„Jawohl, Du bist mein Freund, aber gerade deßhalb, weil ich aufrichtig sein will, darf ich Dir nicht etwas sagen, was nicht ist,“ antwortete er. Er schwieg einen Augenblick, dann sprach er lebhaft und hastig weiter und wurde bald blaß, bald feuerroth, wie ein Kind, das ertappt worden ist und nun seine Streiche beichten soll. „Ich verliebt? Und in Carmela? In eine Verrückte? Was fällt Dir ein, lieber Freund? An dem Tage, wo das geschähe, gebe ich Dir das Recht, meinem Oberst zu berichten, daß ich verrückt geworden sei, und daß man mich einsperren müsse. Verliebt! . . . Ich muß wirklich lachen! Ich fühle Mitleid für das arme Geschöpf, jawohl großes Mitleid; ich weiß nicht, was ich darum geben würde, sie geheilt zu sehen; ich würde gerne für ihre Genesung jedes Opfer bringen; ich würde mich über ihre Heilung freuen, als gehörte sie zu meiner Familie . . . das ist wahr; aber von da bis zur Liebe ist's noch weit! Ich bin ihr gut, auch das ist wahr, sowie ich auch glaube, daß Du sie gern hast, denn das Mitleid ist immer mit Zuneigung verbunden . . . Und dann bin ich ihr gut, weil man sagt, daß sie immer ein braves, liebes Mädchen war, und daß sie ihren ersten Geliebten wirklich geliebt hat, mit dem Gedanken seine Gattin zu werden, und ohne ihm vorher ihre Ehre anvertrauen zu wollen . . . Das ist Tugend, mein Lieber, und zwar wahrhaftige Tugend, und darum schätze ich sie; und das arme Mädchen dauert mich auch, weil sie es verdiente, glücklich zu sein! Wie sollte man sie nicht bemitleiden und ihr gut sein? Kommt nicht im Wesen ihres Wahnsinns eine edle Seele zum Ausdruck? Ich habe nie andere als sanfte, bescheidene Worte aus ihrem Munde gehört, und ihre Zärtlichkeiten gegen mich sind bloß Handlungen, die ihrer geistigen Umnachtung entspringen, aber sie überschreiten nicht die Grenzen des Anstandes. — Und ihre Schönheit erweckt mein Mitleid noch mehr! Wenn ich sie betrachte, muß ich mir immer sagen: Schade, daß man dieses sonnige Auge nicht lieben kann! Denn jenes Mädchen mit ihrem entzückenden Gesichtchen würde Allen die Köpfe verdrehen, wenn sie bei Verstande wäre! Und es giebt auch jetzt noch Augenblicke, wo man ihretwegen eine Thorheit begehen könnte; zum Beispiel, wenn sie einem fest in's Auge blickt und dann lächelt und sagt: „Du Lieber!“ — und dann Abends im Dunkeln, wenn ich sie nicht sehe, sondern sie nur sprechen höre, wenn sie mir sagt, daß sie mich erwartet hat, daß sie bei mir bleiben will bis zum Morgen, daß ich ihr Engel bin . . . was weiß ich? In solchen Augenblicken erscheint sie mir nicht närrisch. Ich sehe sie an und höre ihr zu, als ob sie vernünftig wäre und das wirklich empfände, was sie mir sagt, und ich versichere Dir, daß, so lange diese Illusion anhält, mein Herz heftig klopft . . . ich sage Dir, es klopft mir so, als ob ich verliebt wäre. Und ich versuche es, sie beim Namen zu rufen, ich weiß nicht warum — aus einem bestimmten Grunde — mit der Einbildung, sie müsse mir etwas antworten, was sie mir plötzlich als geheilt zeigt. ‚Carmela!‘ sage ich zu ihr. Und sie: ‚Was willst Du?‘ — ‚Du bist nicht närrisch, nicht wahr?‘ — ‚Ich närrisch?‘ antwortet sie mir und sieht mich mit so erstaunter Miene an, daß ich darauf schwören möchte, sie sei es nicht. Dann rufe ich von einer plötzlichen Hoffnung beseelt: ‚Carmela, wiederhole mir noch einmal, daß Du nicht närrisch bist!‘ Da sieht sie mich eine Weile ganz erstaunt an und bricht dann in lautes Lachen aus! — O Freund, glaube mir, ich möchte mir dann den Kopf an der Wand zerschellen! — Du weißt, was ich gethan habe, um ihr die Vernunft wiederzugeben — aber noch weißt Du nicht Alles. Fast jeden Abend habe ich sie zu mir in's Haus kommen lassen und stundenlang mit ihr gesprochen; ich habe ihr die Lieder, die ihr Geliebter sang, gesungen und gespielt; ich habe ihr gesagt, daß ich sie liebe, und sie mit Liebkosungen überschüttet, ich habe mich traurig gestellt, verzweifelt und habe geweint; ich habe sie thun lassen, was sie wollte, sie durfte mich küssen, umarmen und liebkosen wie ein Kind . . . Ich habe versucht, sie ebenso zu behandeln, und wie mir dabei zu Muthe war, wirst Du Dir vorstellen können: ich wüßte nicht zu sagen, ob ich dabei Scham, Furcht, Ekel oder Gewissensbisse empfand oder Alles zusammen; ich sage Dir nur, daß ich bei diesen Küssen zusammenschauerte, wie wenn man einen Leichnam küßt. Und manchmal erschien ich mir groß in meinem Opfermuth und war stolz darauf, und dann glaubte ich wieder ein Verbrechen zu begehen und schauderte vor mir selbst . . . Ich habe das Erdenklichste gelitten, und Alles umsonst! Und je stärker meine Verzweiflung, um so glühender wurde das verwünschte Fieber. Ich kann nicht schlafen, weil ich weiß, daß sie vor meiner Thür liegt. Und weil mich dieser Gedanke beständig quält, glaube ich ein Geräusch zu vernehmen, als klopfte sie an die Scheiben, und ihr verwirrtes Gesicht über dem Fensterbrett erscheinen zu sehen, wo sie mich dann mit ihren ausdruckslosen Augen anzustarren scheint! Ein andermal ist mir, als ob ich sie die Treppen hinaufsteigen hörte, und ich setze mich plötzlich im Bett auf, oder ich bilde mir ein, ihr Gelächter auf dem Platze zu hören, und dieses Lachen übt auf mich die Wirkung, als führe mir eine eisige Hand über das Herz, und ich habe nicht den Muth, an's Fenster zu treten und hinauszuschauen. Ich nehme mir vor, zu lesen oder zu schreiben, aber immer wieder muß ich an sie denken, stets bin ich traurig, unruhig, fast furchtsam, ich weiß selbst nicht einmal worüber. Und dann frage ich mich, wann wird dies qualvolle Leben aufhören, und wie wird es enden, und welche Spuren wird es in meinem Herzen hinterlassen? Ich wage nicht, mir darauf eine Antwort zu geben, ich fürchte mich davor und fahre mir wie ein Verzweifelter mit den Händen durch die Haare . . . Ach, mein Freund! rede es mir aus, daß ich nicht auch noch verrückt werde, denn ich fühle, daß sich mein Verstand verwirrt und daß ich dies Leben nicht länger ertrage . . . ich halte es nicht aus, ich halte es nicht aus!“

Er streckte die Hand hin, um die des Freundes zu erfassen. Der Doctor rückte ihm mit seinem Stuhle näher, und da er vor innerer Bewegung keine Worte finden konnte, legte er ihm die Hände auf die Schultern, sah ihn einen Augenblick fest an und umarmte ihn. Plötzlich erhob der Officier sein Gesicht und sah den Freund mit einem halblächelnden Blick an. „Nun?“ fragte der Doctor.

„Und wenn sie wieder gesund würde?“ rief der Officier plötzlich verklärt. „Wenn sie wieder das würde, was sie einst war, wenn sie die Vernunft wieder erhielte und ihr Herz wieder fände, und ihre Augen verlören für immer jenen seltsam unheimlichen Ausdruck und den unbeweglichen, fürchterlichen Blick, und ihr Mund stieße niemals mehr jenes gräßliche Lachen aus, und sie sagte dann zu mir bei vollem Verstande: ‚Ich danke Dir, ich segne Dich, denn Du hast mich dem Leben zurückgegeben, ich bin Dir gut, ich liebe Dich . . .‘ und weinte dabei. Wenn ich sie weinen sehen könnte, vernünftig sprechen, wenn ich sie immer anständig gekleidet und gekämmt sähe wie andere Mädchen; wenn ich sie in der Kirche beten sähe wie früher, und wenn nach und nach, wie in einer zweiten Kindheit, all' die Gefühle und Zuneigungen wieder erwachten deren Empfindung sie verloren hat! . . . Und wenn ich sagen könnte, daß ich es gewesen, der sie so verwandelt, der ihr alle Hoffnungen der Jugend wiedergegeben, daß ich sie einem neuen Leben, ihrer Familie und der Liebe zurückgewonnen habe! . . . O, mein Freund!“ rief er und ergriff seine Hände und blickte ihn mit feuchten Augen an, „ich würde mir wie ein Gott vorkommen, denn auch ich hätte etwas geschaffen — ja, zwei Leben würden leben und zwei Seelen besitzen, die meine und die ihre! Und ich würde sie als mein Geschöpf betrachten und glauben, daß sie mir vom Schicksal bestimmt sei, und ich würde sie meiner Mutter zuführen, als ob sie ein Engel wäre . . . O, ich glaube, ich würde vor Freude närrisch werden; o, wenn es sein könnte! Wenn es sein könnte!“

Und er ließ den Kopf auf die Hände sinken und weinte.

„O, mein Lieber!“ hörte man in diesem Augenblick unten auf dem

Platze rufen. Der Offizier sprang auf und sagte entschlossen: „Bitte, laß mich allein.“

Der Doctor drückte ihm die Hand, sagte nur: „Muth!“ und ging.

Der Leutnant blieb einige Augenblicke reglos im Zimmer stehen, dann ging er an's Fenster, öffnete es und betrachtete einen Augenblick das schöne Schauspiel, das sich seinen Blicken darbot. Es war eine helle, ruhige Nacht, wie zur Liebe. Vor seinen Augen lag der untere Theil des Ortes; die Häuser und Dächer, die öden Straßen, der Hafen, der Strand, wo das helle, weiße Mondlicht ruhte, so daß man deutlich wie am Tage jeden Vorübergehenden erkennen konnte; und dann das ruhige, klare Meer, und in weiter Ferne die deutlichen Silhouetten der sicilianischen Berge, als stünden sie dicht vor ihm, und ringsum überall tiefe Stille. „O könnte auch ich diesen süßen Frieden genießen!“ dachte der Offizier und ließ seinen Blick über das Meer schweifen. Dann stellte er sich mit klopfendem Herzen dicht an's Fenster und blickte hinab. Carmela saß unten vor der Thür. „Carmela! Was machst Du dort?“

„Was ich mache? Ei, ich warte; Du weißt ja! Ich warte, daß Du mich hinaufkommen läßt. Willst Du mich heute Abend nicht?“

„Ich komme und öffne Dir!“ Carmela war überglücklich, klatschte in die Hände vor Freude und fing an zu springen. Dann wurde die Thüre geöffnet und der Offizier erschien mit dem Licht in der Hand. Carmela trat ein, nahm das Licht, ging voraus und erstieg eilig die Treppe, wobei sie flüsterte: „Komm, komm, Du Aermster!“ Dann wandte sie sich, ihm die Hand zu reichen: „Gieb Deiner Kleinen die Hand, mein Schatz“ — und sie führte ihn an der Hand bis ins Zimmer. Dort ließ sie der Officier niedersitzen und wiederholte mit einer wahren Engelsgeduld alle Versuche der vergangenen Tage, ersann neue Proben, und übte sie mehrere Male, immer mit größerem Eifer und stärkerer Beredsamkeit. Er heuchelte Liebe, Zorn, Haß, Schmerz, Verzweiflung, aber Alles umsonst. Sie sah ihn groß an und hörte ihm aufmerksam zu, und wenn er schwieg, fragte sie mit lautem Lachen: „Was ist Dir?“ oder: „Du Aermster, Du thust mir leid!“ Und sie nahm seine Hände und küßte sie mit tiefem Mitleid.

„Carmela!“ rief endlich der Officier, um noch einen letzten Versuch zu machen.

„Was willst Du?“

Er winkte ihr, näher zu treten. Sie kam ganz langsam näher und sah ihm liebevoll in die Augen, und dann sprang sie ihm an die Brust mit einem Satz, schlang ihre Arme um seinen Hals, preßte ihren Mund darauf und sprach mit erstickter Stimme: „Lieber! Lieber!“

Er aber wußte kaum mehr, was er that, und legte einen Arm um ihre Taille, und hielt sie so fest und neigte sich immer mehr mit ihr rückwärts, bis er sie unmerklich auf das Kanapee neben dem Tischchen gleiten ließ . . . Carmela sprang plötzlich auf und machte ein finsteres Gesicht, es schien, als erinnerte sie sich an etwas; und dann flüsterte sie mit einem leichten Vorwurf: „Was machst Du da?“

Der Officier sah einen Hoffnungsschimmer und blieb stumm und angstvoll vor ihr stehen, um sie zu beobachten. Aber Carmela blieb nachdenklich oder schien es noch eine Weile, dann aber lächelte sie seltsam, wie sie noch nie vorher gelächelt und sagte: „Sind wir Beide schon vermählt?“

Der Offizier stieß einen Schrei aus, und mit dem Zeigefinger auf den Lippen dachte er einen Augenblick über die Antwort nach. In diesem Augenblick entdeckte Carmela einen Cylinderhut an der Wand; sie brach in lautes Lachen aus, nahm ihn, setzte ihn auf und sprang johlend und mit wilden Geberden im Zimmer herum. „Carmela!“ rief der Officier schmerzlich. Um so wilder wurde sie. „Carmela!“ rief er nochmals und stürzte auf sie zu. Sie aber sprang erschrocken die Treppe hinab und stand nach einem Augenblick unten auf dem Platze, wo sie johlend, kreischend und mit lautem Gelächter herumhüpfte. Der Offizier eilte an's Fenster. „Carmela!“ rief er noch einmal mit erstickter Stimme, und dann bedeckte er das Gesicht mit den Händen und ließ sich auf einen Sessel fallen. — — —

Am nächsten Morgen ging der Leutnant, gleich nachdem er aufgestanden, zu seinem Freunde. Der Doctor errieth gleich, als er sein verstörtes Gesicht und die gerötheten Augen sah, daß er Rath und Trost holen wollte; er hieß ihn Platz nehmen und hielt ihm eine Standrede in aller Form. Aber der Offizier hörte nicht zu und schien von anderen Gedanken in Anspruch genommen. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf, er schlug sich mit der Hand gegen die Stirn und rief: „Ach, daß ich nicht früher daran gedacht habe!“

„An was?“ fragte der Doctor. Der Offizier antwortete nicht, sondern nahm ein Blatt Papier und eine Feder und fing eilig an zu schreiben. Als er geendet, las er es vor:

„Herr Leutnant!

Ohne Umschweife, wie es unter Soldaten der Brauch ist: Ich bin seit ein und einem halben Monat Chef der Besatzung, deren Commando Sie vor drei Jahren in den Monaten Juli, August und September führten. Ich habe hier im Ort ein junges Mädchen von ungefähr 18 bis 20 Jahren kennen gelernt, Namens Carmela. Sie ist seit zwei Jahren wahnsinnig und zwar hat sie, wie man sagt, aus Liebe zu Ihnen den Verstand verloren. Was mit ihr nach Ihrer Abreise von der Insel vorgegangen ist, müssen Sie wissen, und ebenso die näheren Umstände ihres Wahnsinns, denn man sagte mir, daß Ihnen darüber von Jemand hier berichtet wurde. Das traurige Schicksal des Mädchens hat in mir sogleich ein tiefes Mitleid hervorgerufen, und ich versuchte Alles, um ihr die Vernunft zurückzugeben. Ich kleidete mich wie Sie, ich lernte die Guitarre und singen gleich Ihnen, ich ahmte alle Ihre Gewohnheiten nach, wie sie mir von Ihren Bekannten hier geschildert wurden, ich zeigte ihr meine Liebe, sprach von Ihnen, stellte mich, als ob ich Sie wäre. Doch Alles vergeblich! Sie werden mich nicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, wie schmerzlich mir das Fehlschlagen meiner Hoffnungen geworden ist. Aber noch bleibt ein Mittel übrig, und dieses liegt in Ihrer Hand. Verweigern Sie es mir nicht; erfüllen Sie meine Bitte und thun Sie ein hochherziges Werk! Hören Sie mich an: Man sagt, eines der wirksamsten Mittel, um Wahnsinnige zu heilen, sei die ganz genaue Darstellung irgend eines folgenschweren Ereignisses, das ihrer Krankheit vorausgegangen und die direkte oder indirekte Ursache davon gewesen. Ich habe mir gedacht, daß die genaue Wiederholung des Herganges vor Ihrer Abreise auf Carmela von günstiger Wirkung sein könnte. Ich fragte verschiedene Leute aus dem Orte, aber es gelang mir nicht, Näheres darüber zu erfahren, ausgenommen den Umstand, daß Sie in der Nacht abreisten und vorher mit dem Bürgermeister, dem Anführer der Gendarmen und verschiedenen Anderen zu Abend speisten. Ich ersuche Sie nun, mir genau Alles zu schreiben, soweit Sie sich noch erinnern. Theilen Sie mir die kleinsten Einzelheiten mit: wer zugegen war, Ihre Gespräche, Geberden, Handlungen, kurz Alles auf's Genaueste. Und besonders geben Sie mir ganz genau Stunde und Minute an, in der die wichtigsten Ereignisse stattfanden, und erzählen Sie mir die Sache klar und deutlich und der Reihe nach. Thun Sie mir den großen Gefallen, um den ich Sie bitte und beschwöre, und ich werde Ihnen mein Leben lang dankbar sein! — Ich füge nichts weiter hinzu, vertraue auf Ihr edles Herz, drücke Ihnen als guter Kamerad die Hand und sage Ihnen Lebewohl!“

Als der Leutnant die Vorlesung beendet, fragte er den Freund: „Was hältst Du von dem Briefe?“

„Gut ausgedacht,“ erwiderte der Doctor, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Weißt Du seinen Namen? Das Regiment? Den Ort?“

„Der Bürgermeister weiß Alles!“

„Und glaubst Du, daß er Dir antworten wird?“

„Ich glaube es.“

Der Offizier antwortete wirklich; — er schrieb einen acht Seiten langen Brief, worin alle verlangten Einzelheiten: Personen, Dinge, Gespräche, Zeit, kurz Alles enthalten war. Aber keine Erklärung, keine Anspielung auf seine frühere Liebe, kein Wort von anderen Dingen als

von jenem Abend und seiner Abreise; nichts als Antworten auf die ihm gestellten Fragen, ja nicht einmal ein Ausdruck des Mitgefühls für Carmela. Aber doch erfah man aus dem kalten, harten Briefe, daß er beim Schreiben heftige Gewissensbisse empfunden haben mußte, denn wenn das nicht der Fall gewesen, so hätte man doch einen erheuchelten Ausdruck des Bedauerns oder der Reue darin gefunden. Am Schlusse hätte wenigstens ein „Ich hoffe" u. s. w. Aber nichts von alledem. Der Schluß lautete bloß: „Ein Uhr nach Mitternacht ging damals der Dampfer ab. Ich grüße Sie mit Hochachtung." Und dann die Unterschrift.

„O, jetzt begreife ich, warum Niemand von den vielen Personen, die bei jenem Abendessen zugegen waren, Dir die Einzelheiten erzählen konnte!" rief der Doctor, nachdem sein Freund die Lefung des Briefes beendet hatte. „Ich mißtraue ihnen," dabei machte er eine bezeichnende Geberde.

Am selbigen Tage machten sich Beide an's Werk, um die große Probe vorzubereiten. Sie begaben sich zu dem Richter, dem Bürgermeister, dem Einnehmer, dem Polizeichef und allen Anderen, und es gelang ihnen, sie zu überzeugen, die einen mit den Argumenten der Wissenschaft, die anderen mit denen des Herzens, und sie begriffen endlich Alle, um was es sich handelte. Sie versicherten sie ihres Beistandes, sowie daß jeder, seiner Rolle getreu, auftreten werde.

„Gott sei Dank!" rief der Officier, als er das Haus des Einnehmers, des letzten Eingeladenen, verließ. „Die Hauptsache ist gethan!" Dann schickten sie zu Carmela's Mutter, um auch ihr die Sache klar zu machen, was bei Weitem weniger schwer war, als bei dem Bürgermeister und den anderen Würdenträgern, die wohl alle gute Leute, aber in Bezug auf delicate Angelegenheiten etwas schwer von Begriff waren.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Roland von Berlin.

Am Ausgang der Theatersaison, die durch unrastselige Langeweile sich ergebnißlos dem Sommer entgegenschleppt und die während all' dieser neun Monate nichts weiter gewesen ist als eine g'schaftlhuberische Vorbereitung auf die Hitzferien, kurz vorm allgemeinen Aufbruch hat uns die launische Gunst des Schicksals doch noch ein künstlerisches Ereigniß beschеert. Was wir inbrünstig ersehnt haben, was nach unserer Meinung mit Naturnothwendigkeit aus den neudeutschen Zuständen erwachsen mußte, es ist uns unerwartet zu Theil geworden. Alle Anzeichen wiesen auf die politische Komödie hin, der Boden war vorbereitet für sie, die Ehrenpforten gebaut, und dennoch vermochte auch von den scharfsinnigen, auf alles geaichten Aesthetikern um Erich Schmidt Niemand zu sagen, woher sie kommen würde der Fahrt und wie ihr Nam' und Art. Das Genie hat mit einem Schlage alle Grübeleien überflüssig gemacht, alle Zweifel gelöst. Es winkte, und Eselein streck' dich, seine Muse, legte die reife, duftende Gabe auf den Tisch des Hauses. Wir haben sie jetzt und werden sie nimmer lassen. Wenig verschlägt es dabei, daß dem Genie selbst seine gediegene politische Komödie gar nicht als solche erscheint, daß Josef Lauff, Major und Dichter, sein Schauspiel in fünf Acten „Der Eisenzahn" vielmehr durchaus ernst nimmt. Der naiv gestaltende Künstler, der sozusagen dem Geiste gehorcht, wenn er über ihn kommt, analysirt in weihevollen Schöpferstunden nicht umständlich das Wie und Was seines Werkes. Er gebiert das Kind und legt es dann vertrauensvoll der kunstverständigen Mitwelt in die Arme, damit sie Geschlecht und Gattung bestimme. Sie versteht sich zweifellos besser darauf als die vom vielen Schöpfen erschöpfte junge Mutter.

Dem oberflächlichen Blicke, der während der Wiesbadener Festspiele am Prunk der Toiletten, am Glanz der Ausstattung hing und die Dichtung darüber einigermaßen vernachlässigte, mag ihr Beziehungsreichthum entgangen sein. Schnellfertige Beurtheiler werden sich damit begnügen, die bei all' ihrer Schlichtheit doch überwältigend idiotische Handlung des Dramas zu loben, und Bernhard von Bülow, der sich wie kein zweiter auf abgeklapperte Gleichnisse versteht, wird die hinreißende Trivialität der Lauff'schen Bilder so gut zu würdigen wissen wie ihre Geschmacklosigkeit. Obgleich es ihn mit Neid erfüllen muß, daß der Major an einer besonders schönen Stelle des Poems blondes Mädchenhaar mit dem goldenen Sande vergleicht, der sich um die heimathliche märkische Scholle legt. Das geht denn doch noch über Flöte und Festungsglacis. Alle äußeren Vorzüge der Komödie verblassen indeß vor dem prickelnden actuellen Reiz, der ihr innewohnt. Sie ist just zu einer Zeit erschienen, wo die brennende Berliner Frage sich zu einem hübschen gordischen Knoten ausgebildet hat, und wenn ihre künstlerische Bedeutung auf dem Gebiete des ungewollt Komischen liegt, so erhebt sich ihre politische dafür zu tragischen Höhen. Und das ergiebt eben die rechte Mischung.

Der steinerne Roland von Berlin, den Friedrich Eisenzahn vom lieben Gott umstürzen ließ, beschäftigt die Phantasie unserer höfischen Dichter so nachhaltig, daß es schwer hält, an einen Zufall und nicht an tiefer liegende Ursachen zu glauben. Leoncavallo zwar ist mit seiner Oper immer noch nicht zu Rande gekommen, und auch Wildenbruch verliert unwiederbringliche Tage. Dafür hält Lauff den trutzigen Hauptstädtern von heute, die nach Ansicht des Herrn von Lucanus nicht übel Lust zeigen, einen neuen Roland aufzuthürmen, warnend den scharfgeschliffenen Spiegel vor. Bürgermeister Berend Ryke läßt sich von dem Magistratsbeamten und Pamphletisten Maximilian Porkeles zu frevlem Mannesstolz vor Fürstenthronen aufstacheln. Mit verbissener Energie wahrt er die Rechte der Selbstverwaltung, die er im ragenden Roland verkörpert sieht, und alle Weisheitsworte einer braven Mutter, einer liebenden Tochter bringen ihn von seinem Irrpfade nicht ab. Sogar mit den agrarischen Junkern will dieser Unentwegte ein unnatürlich Bündniß eingehen, um seine Bestätigung und Wiedereinsetzung in's Bürgermeisteramt zu erzwingen. So entfacht er denn in der Stadt, immer von Maximilian Porkeles aufgehetzt, eine blutige Revolte, bei der es den treuen Anhängern des Eisenzahns herzlich schlecht ergeht. Doch Friedrich II. hat gewußt, was er seinem historischen Beinamen schuldig war. Nachdem er der schon erwähnten jungen Dame mit den an Sand erinnernden Haaren tief in's blaue Auge geschaut und dann noch in aller Eile die Krone von Polen ausgeschlagen hat, trabt er zornmüthig nach Berlin. Hier fällt ihm die Bürgerschaft ohne Weiteres zu, und der obendrein von seiner alten Mutter feierlich verfluchte Ryke wird nach einer scharfen Vermahnung, die ihm der Fürst allerhöchstpersönlich ertheilt, von der stürzenden Rolandsfigur erschlagen.

Ob Bürgermeister Kirschner sich an Rykes schrecklichem Ende bei Zeiten ein Beispiel genommen oder ob er es verschmäht hat, Hand in Hand mit Porkeles, den Handwerkern und dem Bunde der Landwirthe die Dynastie zu bekämpfen, bleibe dahingestellt. Genug, er ist es nicht, der den Roland von Berlin wieder aufrichten will. In formvollendeter Rede hat er seine Getreuen, abzulassen von dem nutzlosen Kampfe um die Inschrift, sich dem Vorschlage des taktvollen Herrn anzubequemen, der dem Verwaltungsgerichte präsidiert, und Herrn v. Lucanus wie Herrn v. d. Recke nicht ohne Noth Unannehmlichkeiten zu machen. Excellenz v. d. Recke ist seit der Enthüllung des Alexandriner Bombenschwindels ohnehin nervös geworden. Er hatte im Abgeordnetenhause mit bedrohlich hochgezogenen Brauen erklärt, dieser Angelegenheit liege leider ein sehr ernstes Factum zu Grunde, und acht Tage später war es auch auf Spitzbergen schon bekannt, daß ein gratificationslüsterner Spitzel die Mordapparate selbst fabricirt und als * * * Cognac arglosen Bürgern in's Haus gebracht hatte. Excellenz v. d. Recke ist dem lieben Bürgermeister Kirschner allezeit huldreich gewogen gewesen, er hat seine Bestätigung beantragt und darf, da man ihn zu den verantwortlichen Rathgebern zählt, die weder Rathgeber noch verantwortlich sind,

für die Verzögerung nicht verantwortlich gemacht werden. Herr Kirschner, der bereits zehn Monate lang geduldig wartet und übrigens ebenso lange schon die Bezüge eines Oberbürgermeisters genießt, hätte ganz gerne noch länger gewartet. Diesem Ryke fehlt der aufbegehrliche Empörergeist, und er flehte die Seinen an, doch um Christi Willen nicht mit dem schrecklichen Roland zu kokettiren, sondern in Gutem klein beizugeben wie er selbst. Folge man seinem Rathe nicht, so müsse man sich auf Furchtbares gefaßt machen; jedes ablehnende Votum werde schlimme Folgen nach sich ziehen.

Bis zu dieser Stunde hat sich noch nie verrechnet, wer auf die Feigheit des Neuberliner Communalfreisinns speculirte. Herr Kirschner war der Erste, dem das begegnete. Mit ehrlicher Täppischkeit hatte er den Stadtvätern den Weg gewiesen, der aus dem Dilemma herausführte, ihm die wohlverdiente Rangerhöhung sicherte und den dunklen Schatten Rolands bannte. Vielleicht wäre es einem besseren Diplomaten auch gelungen, die Mehrheit abermals durch's Joch zu führen. Der allzu schlaue Bürgermeister jedoch, dem es zunächst darauf ankam, den draußen Thronenden eine Kraftprobe seiner versöhnlich-unterthänigen Gesinnung zu serviren, verletzte gröblich das doch wahrhaftig nicht überzarte Ehrgefühl der Rathhaus-Myrmidonen. Selbst die Rückzugskanonaden, die sogar ein weiser Feind dem geschlagenen Heere gönnt, wollte dieser absonderliche Feldherr seiner in Verwirrung gerathenen Truppe verwehren; je schändlicher ihre Schande war, je lauter sie sich aller Welt offenbarte, auf desto günstigere Friedensbedingungen hoffte er. Der Thiergarten-Liberalismus, der sich noch einem Bismarck gegenüber tausend kleine Nadelstiche erlaubte, ist seit 1890 aus dem In-die-Knie-knicken nicht mehr herausgekommen. Unerhörtes hat er schweigend ertragen, und wie die kalte Schüssel beim politischen Diner, die Rache, schmeckt, das weiß er längst nicht mehr. Diesmal aber raffte er den letzten Muth zusammen. Und Anti-Ryke sah mit offenem Munde das steinerne Rolandgespenst vor sich auftauchen.

Die Berliner Stadtverwaltung genießt außerhalb der Actionärkreise der Großen Berliner Straßenbahn keinerlei Sympathien. Ihre Impotenz, die Rückständigkeit aller communalen Einrichtungen hat sie zum Gespött der Welt, ihre Kleinlichkeit zum Gegenstand des Hasses gemacht und Niemandem thut sie größeren Schaden als dem echten Liberalismus. Sie prostituirte ihn, als sie die verbrecherische Miethssteuer so lange beibehielt, bis eine angeblich reaktionäre Regierung sie zwang, diese Marterabgabe fallen zu lassen. Sie prostituirte ihn, als sie in schrillem Gegensatz zu ihren Landtagsabgeordneten, die jedem ostelbischen Dorfe ein Lehrer-Mindestgehalt von 1200 Mark aufdrängen wollten, die hauptstädtischen Lehrer mit 1000 Mark abspeisen wollte und sich wiederum von der Regierung zurechtweisen lassen mußte. Eine Erlösung für die Hauptstadt bedeutete es, wenn die Herrschaft des Thiergarten-Ringes gebrochen würde; unter dem ärmlichsten Spreepräfecten stünde es besser mit ihr. Aber man mag den entarteten Berliner Freisinn noch so erbittert bekämpfen — in der Bestätigungsfrage muß, wer sich als Staatsbürger, nicht als Unterthan fühlt, auf seiner Seite stehen.

Auch über die Frage, ob den Märzgefallenen ein zierliches Gitter und eine Inschrift spendirt werden soll, mag tosender Streit sich erheben, obwohl der historisch Empfindende nicht versteht, weßhalb die eine Partei sich auf die Inschrift versteift, die andere sich mit Händen und Füßen dagegen sträubt. Heute könnte Deutschland so weit sein, den Märzereignissen mit derselben ruhigen Gelassenheit gerecht zu werden, wie dem Befreiungskriege von 1813. Aus der Welt zu schaffen vermag sie Niemand, und so kindisch es ist, sie über Gebühr zu feiern, so kindisch ist der rasende Haß gegen sie. Immerhin steht das formale Recht bei der Regierung, den Beschluß der Commune anzufechten und die Inschrift nicht zuzulassen. Sie kennt ihre Pappenheimer, weiß, daß Herr Singer einen Trumpf mit der „Ehrung der Revolution" ausspielen wollte und da sie die Macht dazu hat, mag sie ihm die Karte aus der Hand schlagen. Selbst die Bestätigung des gewählten Oberbürgermeisters konnte just aus diesem Anlaß verweigert werden. Aber die Stadtgemeinde durfte ein Ja ja, Nein nein, durfte eine klipp und klare Entscheidung verlangen. Die jetzt beliebte Verschleppung der Angelegenheit bedeutet einen Hohn ohne Gleichen auf die Selbstverwaltung, und das ist schlimm genug, denn noch ist die Selbstverwaltung Gesetz. Thatsächlich hat man diesen Hohn jedoch nicht einmal beabsichtigt. Der ganze verdrießliche Handel erwuchs aus der erbarmungswürdigen, unseligen Zerfahrenheit der Regierung, die nicht mehr ein noch aus weiß, weil uncontrolirbare Einflüsse sie in Schrecken halten und ihr das Concept verderben. Herr v. d. Recke meinte im Abgeordnetenhause, er übernehme gern die Verantwortung für alles Unglück, das aus der Verzögerung im Falle Kirschner entstehen sollte. Geistreich war die Bemerkung nicht, und ebenso wenig recht am Orte. Zu einem spöttisch überlegenen Tone hat dies Ministerium wahrhaft keinen Anlaß. Und das Fatale für die Excellenz liegt darin, daß aus der Verzögerung nur ein allerdings höchst persönliches Unglück, nämlich seine Entlassung, entstehen kann, für welches Malheur ihm gerechter Weise Niemand die Verantwortung aufbürden wird.

Herrn Lauff's politischer Komödie vom zerbrochenen Roland fehlt die Hauptpointe. Will er der lehrhaften Jambenposse in Berlin zu demselben unbestrittenen Erfolge verhelfen, den sie in Wiesbaden errang — Intendant v. Hülsen hatte ausdrücklich durch Zettelanschläge verkündet, daß die Zuschauer sich trotz der Anwesenheit der Majestäten in ihren Beifallsäußerungen keinen Zwang anzuthun brauchten — dann muß der Dichter auch die jüngste Entwickelung der Berliner Rolands-Idee berücksichtigen. Er darf überzeugt sein, die echt mittelalterliche Stimmung, die seinem Werke hoffentlich besonderen Zauber leiht, wird dadurch nicht verloren gehen, sondern vielmehr ganz wesentlich verstärkt werden.

Caliban.

Notizen.

Aus den letzten erzählenden Novitäten der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart heben wir als empfehlenswerth heraus die Novellensammlung „Carmoisin" von Hinrik Endorff, und zwar ihrer feinen humoristischen Grundstimmung wegen. Reizend sind die Schilderungen des intimen Lebens, mögen sie uns auf den alten Adelssitz, in die Kleinstadt oder in die gesellschaftlichen und künstlerischen Kreise der Residenz versetzen. Auch die acht Novellen mit dem Gesammttitel, „Psyche" von Otto von Leitgeb gehören zu den besseren Erscheinungen. Ihr Schwerpunkt liegt in der ebenso scharfen wie intimen Charakterzeichnung und in der Lösung seelischer Probleme, in der sich der Verfasser als einen Kenner des menschlichen Herzens, zumal des Frauenherzens, zeigt. Ist der Ritter von Leitgeb ein Salonplauderer und Künstler, so giebt sich der bekannte Tiroler Rudolf Greinz als lebfrischer Naturbursch und urwüchsiger Philosoph. Er nimmt unter den Schilderern des Aelplerlebens wohl eine der ersten Stellen ein. Seine neuen Erzählungen aus dem Leben in den Tiroler Bergen „Ueber Berg und Thal" sind weder Dorfgeschichten noch Bauernnovellen im herkömmlichen Sinne, sondern etwas Neues, Eigenartiges. Ein gesunder volksthümlicher Humor zeigt sich in der Erzählung „Der Oansiedl vom Hilaribergl", nicht minder fesselt das ernstere Lebensbild „Der Stoandlnarr", und Gleiches gilt von der gemüthvollen Erzählung „Jörgs Brautschau." Die kleinen Beiträge führen in der Form einer Skizze oft ein ganzes Lebensschicksal vor, das gerade durch die knappe Form seines Vortrags auf uns wirkt. Greinz ist weniger Poet als Rosegger und sein Meraner Landsmann Karl Wolf, aber unstreitig der schärfere und freiere Beobachter.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

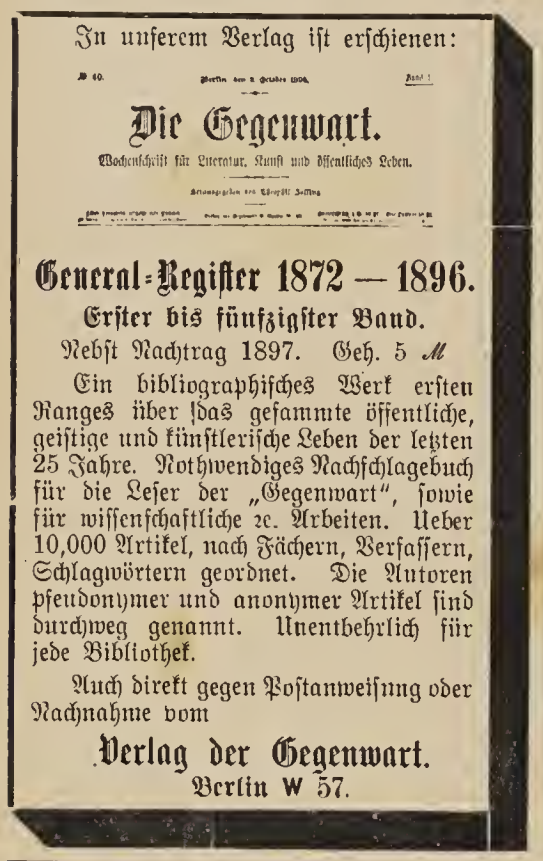
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procedduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth.-St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
Ml. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Hour
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Vigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winterkurort.

Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September, Winterkur 1. October bis Mitte Mai. Thermal- und Soolbäder, Medico-mechanisches Zander-Institut, Röntgenkammer, Molken- und Milchkuranstalt. Allgemeine Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Prospecte und Beschreibungen übersendet frei die

Königliche Badeverwaltung.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Heilbach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 21. Berlin, den 27. Mai 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Gerichtsorganisation für Berlin und dessen Vororte. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Rodbertus, Lassalle und Rudolph Meyer. Von Max Heiderich. — **Literatur und Kunst.** Bismarck als Redner. Von Ludwig Ahleborn. — Das chinesische Theater. Von Herman Ermeler. — **Feuilleton.** Carmela. Von Edmondo de Amicis. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Haager Kriegs-Scat. Von Caliban. — Anzeigen.

Die Gerichtsorganisation für Berlin und dessen Vororte.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Unter dem 14. April d. J. ist dem Preußischen Abgeordnetenhause der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Gerichtsorganisation für Berlin und Umgebung, vorgelegt. Derselbe umfaßt zwar nur vier Paragraphen. Aber verfehlt wäre es, daraus die Schlußfolgerung ziehen zu wollen, daß er auch nur wenig zu bedeuten habe. Im Gegentheile ist derselbe von so einschneidender Wirkung auf die zukünftige Rechtspflege für die Einwohner Berlins und seiner Umgebung, daß er die Beachtung der weitesten Kreise verdient, deren Aufgabe es sein wird, Stellung zu demselben und zu seinen leitenden Grundzügen zu nehmen, und dies umsomehr, wenn man ihn im Zusammenhang bringt mit dem unter dem 3. Mai d. J. eben demselben zugegangenen Entwurfe eines Gesetzes betr. die Polizeiorganisation für Berlin und dessen Vororte. Bei vorurtheilsfreier, unbefangener, aber auch weitsehender Prüfung wird man schwerlich umhin können, Zweifel in seine Durchführbarkeit zu setzen und so viele Bedenken gegen dessen praktischen Werth zu erheben, daß die Aussicht als eine nur sehr schwache erscheint, er werde die Billigung der gesetzgebenden Körperschaften finden, während andererseits eine Abänderung in wesentlichen Bestimmungen die Besorgniß in sich birgt, daß ihm die landesherrliche Zustimmung versagt bleibt.

Schon bei Durchberathung des zur Durchführung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Civilproceßordnung erforderlichen Gesetzes betreffend die Errichtung der Landesgerichte und Oberlandesgerichte wurde in der zweiten Session der 13. Legislaturperiode 1877/78 hervorgehoben, daß die Ausnahmestellung, die Berlin durch seine Bevölkerung und seine überreiche Geschäftsproduction einnimmt, jeder Gerichtsorganisation große und eigenartige Schwierigkeiten entgegensetzen muß. Damals war geplant, an Stelle der beiden vorhandenen Gerichte nur ein Landgericht zu errichten. Auf Grund eines Beschlusses des Herrenhauses einigte in dem Gesetze vom 4. März 1878 man sich jedoch dahin, daß neben einem Landgerichte für die Stadt Berlin ein zweites für dessen Umgebung errichtet wurde. Die stets wachsende Einwohnerzahl und steigende industrielle Thätigkeit sowohl in Berlin wie in dessen Vororten bewirkten, daß die Landgerichte und Amtsgerichte Berlin I und Berlin II in ihrer Mitgliederzahl derart vermehrt wurden, daß gegenwärtig an denselben 3 Präsidenten, 44 Directoren, 146 Landrichter, 182 Amtsrichter angestellt und 691 Rechtsanwälte zugelassen sind, von welchen letzteren allerdings bloß 18 auf nur amtsgerichtliche Thätigkeit sich beschränken. In Folge dessen wurde bereits durch ein Gesetz vom 10. April 1892 für das 303 richterliche Mitglieder umfassende Land- und Amtsgericht Berlin I dessen Präsidenten die Ausübung seiner verwaltenden Thätigkeit dadurch erleichtert, daß ihm ein Amtsgerichtspräsident zur Seite gestellt, auch zugestanden ist, einen Theil der beaufsichtigenden Thätigkeit auf seine 35 Directoren zu übertragen. Und weil für die Strafrechtspflege dies zweckmäßig erschien, sind auch von vornherein die Strafkammer und Schöffenabtheilungen beider Land- und Amtsgerichte in einem Gebäude räumlich vereinigt.

Der vorliegende Entwurf nimmt in Aussicht, den seitherigen zwei Landgerichten ein drittes mit der Bezeichnung Berlin-Charlottenburg, sowie den bestehenden Amtsgerichten fünf neue, Berlin-Wedding, Berlin-Schöneberg, Groß-Lichterfelde, Lichtenberg und Neu-Weißensee hinzuzufügen, sowie die Bezirke der Amtsgerichte Berlin I, Berlin II, Rixdorf, Charlottenburg, Oranienburg in ihren Grenzen zu verändern. Unter Festhalten an der Weichbildgrenze, wie dieselbe vor Einverleibung eines Theiles der Vorortsbezirke auf Grund der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 28. Januar 1860 bestand, soll das Landgericht Berlin I sich im Wesentlichen mit denjenigen Stadtgrenzen decken, welche bis dahin das Gebiet des Stadtgerichtes bildeten. Nur ist der Uebersicht wegen an äußerlich erkennbaren Grenzmarken festgehalten, als welche die Wasserstraßen und Eisenbahnlinien gelten. Die davon südlich belegenen Gebiete der Stadt und deren Umgebung soll das Landgericht II, die nördlichen das Landgericht III umfassen. Hiermit sich deckend wird das Amtsgericht I in seinem Hauptbestandtheile als Amtsgericht Berlin-Mitte fortbestehen. Der südwestliche Theil desselben wird mit einem Theile des Amtsgerichtes Berlin II in Berlin-Tempelhof umgewandelt. Im Uebrigen werden die ausgeschlossenen Theile den sonstigen Amtsgerichtsbezirken zugetheilt. Es fallen darnach einzelne Straßen in die Bezirke mehrerer Amtsgerichte, z. B. wird die Potsdamer Straße vom Thore bis zur Potsdamer Brücke dem Amtsgericht Berlin-Mitte, von da ab Berlin-Schöneberg, die Yorkstraße von der Belle Alliance bis zur Katzbachstraße Berlin-Tempelhof, von da ab Berlin-Schöneberg, die Brunnenstraße bis zum Humboldshain Berlin-Mitte, darüber hinaus Berlin-Wedding zugehören, was leicht

für die Rechtssuchenden zu Weitläufigkeiten führen kann. Zwar wird in der Begründung geltend gemacht, es habe sich ein Uebelstand daraus bisher nicht herausgestellt, daß manche Straßenzüge in ihren beiden Straßenfluchtlinien verschiedenen Gemeinden angehören, in Sonderheit sei bei einem geplanten Wohnungswechsel dieser Umstand nicht in Berücksichtigung gezogen worden und werde deßhalb auch ein Rechtsnachtheil durch die geplante Verlegung der Gerichtsgrenzen sich nicht herausstellen. Allein dieser Behauptung kann nicht ungetheilt zugestimmt werden. Die Thatsache mag zwar stimmen, daß wegen des äußeren Aussehens der beiden Straßenfluchten z. B. in der Groß-Görschenstraße, der Maaßenstraße, der Kurfürstenstraße die Miethssuchenden sich nicht bewußt waren, daß durch Verlegung ihrer Wohnung aus dem einen Hause in ein gegenüberliegendes Haus sie gleichzeitig die Zugehörigkeit zwischen Berlin und Schöneberg, Schöneberg und Charlottenburg, Charlottenburg und Berlin wechselten, allein, nachdem sie verzogen, wurde durch die zahlreichen daraus erwachsenden Schwierigkeiten ihnen dies doch fühlbar zum Bewußtsein gebracht. Und seitdem sie Strafen wegen Verwendung unrichtiger Beitragsmarken in die Quittungskarten ihrer Bediensteten, Strafen und Vermögensnachtheile wegen wahrheitswidriger Krankencassen-Anmeldung derselben, Weitläuftigkeiten wegen Ausschulung ihrer Kinder erlitten, haben recht Viele ihr unbedachtes Vorgehen bitter beklagt. Bei Beamten mag dies weniger empfindsam in Erscheinung getreten sein wie bei Geschäftsleuten und daraufhin sich das Urtheil herausgebildet haben, welches also mehr einen theoretischen als einen praktischen Werth hat.

Daß die Theilung der Landgerichtsbezirke unabweisbare Folge der Zweckmäßigkeit einer kleineren Begrenzung der Amtsgerichte sei, kann nicht zugegeben werden. Ausschlaggebend dürfen auch nicht Wünsche der Justizverwaltung, vielmehr die berechtigten Interessen der Rechtsuchenden hierfür sein. Die Führung der Aufsicht läßt sehr wohl auch für größere Bezirke sich gut bewirken, wenn nur die erforderliche Sorgfalt darauf gelegt wird, daß auch den dazu geeigneten Personen solche anvertraut werde. Einen unwiderlegbaren Beleg hierfür liefert die Thatsache, daß die durch Zusammenlegen sämmtlicher Appelationsgerichte einer Provinz für deren Umfang gebildeten Oberlandesgerichte Anlaß zu Klagen über mangelnde Aufsicht bisher nicht gegeben haben. Aber auch bei denjenigen Landgerichten, welche über einen sehr großen Bezirk sich erstrecken und viele örtlich zerstreute Amtsgerichte aufweisen, ist ein Beschwerdegrund nicht erkennbar geworden. Und deßhalb bleibt völlig unerfindlich, weßhalb es sich nicht sollte durchführen lassen, zu dem ursprünglichen Plane zurückzukehren, für Berlin und dessen Umgebung nur ein einziges Landgericht zu errichten.

Die Vorlage sieht vor, sämmtliche Strafkammern und Schöffengerichte räumlich in dem durch einen Erweiterungsbau zu vergrößernden Criminalgerichtsgebäude zu vereinigen. Dies bedingt, daß für diese eine besondere, wenngleich mit beschränkterem Aufsichtsrechte ausgestattete Aufsichtsbehörde eingesetzt wird. Ebenso wird in der Begründung hervorgehoben, daß es zulässig sei, den bei jedem der drei Landgerichte zugelassenen Rechtsanwalten das Auftreten bei den beiden anderen zu gestatten. Daraus erhellt, daß man sich eigentlich ein einziges in drei räumlich getrennten Civil- und einer Strafabtheilung zerlegtes Landgericht, ähnlich den drei Landesgerichten für Civil-, für Straf- und für Handelssachen in Wien vorgestellt hat und aus rein administrativen Gründen dieser räumlichen Trennung den Vorzug giebt. In Erwägung der Thatsache, daß vor dem Landgerichte die Partei selbst fast gar nicht persönlich zu erscheinen hat, vielmehr nur Rechtsanwälte verhandelnd auftreten, dürfte einer Vereinigung der geplanten drei Civilabtheilungen in einem Landgerichte, also der Verwirklichung des ursprünglichen Planes um so mehr der Vorzug zuzugestehen sein, als solche im Interesse der Anwaltschaft liegt, ferner den aus Zertrennung entspringenden Schwierigkeiten vorbeugt und sehr leicht in dem Neubau des Gerichtsgebäudes in der Neuen Friedrichstraße sich unterbringen läßt, wenn das Amtsgericht räumlich davon getrennt bleibt.

Auf der anderen Seite mag die geplante Eintheilung der Amtsgerichte vom Standpunkte der Gerichtsverwaltung sich empfehlen; vom Standpunkte der Rechtsprechung ist sie jedoch nicht zu billigen. Nicht Zweckmäßigkeitsgründe der Verwaltung, vielmehr die berechtigten Interessen der Rechtsuchenden sollen aber ausschlaggebend dafür sein, was als empfehlenswerth zu gelten habe. Der Entwurf anerkennt in seiner Begründung S. 10 die Zweckmäßigkeit, die Führung des Handelsregisters, des Genossenschaftsregisters, des Musterregisters, des Börsenregisters und des Güterrechtsregisters auch in Zukunft einem einzigen Gericht zu übertragen. Daraus folgt jedoch mit logischer Nothwendigkeit, daß auch für das Bahngrundbuch das Gleiche zu gelten habe und sämmtliche Amtsgerichte einem einzigen und nicht drei Landgerichten unterstellt sein sollen. Der Umstand, daß schon jetzt einem Amtsgerichtspräsidenten die Disciplinargewalt über die Beamten des Amtsgerichts Berlin I übertragen wurde, also nach dieser Richtung hin eine Entlastung des Landgerichtspräsidenten besteht, zeigt den Weg, welcher verfolgt werden soll. Wenn Ersterem zur Bewältigung seiner aus der Beaufsichtigung entspringenden Arbeitslast die erforderliche Zahl von Hülfskräften beigeordnet wird, läßt von einer Centralstelle aus sich die Aufsicht sehr wohl ausüben. Ein aufsichtsführender Amtsrichter wird, sinnentsprechend wie die Landgerichtsdirectoren nach Gesetz vom 10. April 1892, jeder einzelnen dislocirten Amtsgerichtsabtheilung vorstehen. Wer nicht bloß von theoretischen Anschauungen ausgeht, vielmehr das Leben und Treiben innerhalb der einzelnen Abtheilungen der Berliner Amtsgerichte kennt und gehörig würdigt, der wird sich mit den Vorschlägen in dem Entwurfe nicht befreunden können. Bei Einführen des Verfahrens vor den Amtsgerichten wurden die gesetzgebenden Körperschaften von der Voraussetzung geleitet, daß in schwebenden Rechtsstreiten die Parteien selbst verhandeln, also nur in der Minderzahl der Fälle sich durch Rechtsanwälte vertreten lassen würden. Und in der That pflegt dies bei den kleineren Amtsgerichten auch der Fall zu sein, welche in Provinzialstädten ihren Sitz haben. Die Erfahrung hat statistisch nachweisbar gelehrt, daß sowohl in dem ehemaligen Bagatellprocesse als auch in dem heutigen amtsgerichtlichen Verfahren in kürzerer Zeit, sei es durch Anerkenntniß, sei es durch Vergleich die schwebenden Rechtsstreite beendet werden konnten, wenn der Richter unmittelbar mit den Parteien, als wenn er mit Anwälten zu verhandeln hatte, und zwar dergestalt, daß durch Versäumnißurtheil, Anerkenntniß, Vergleich bei unmittelbarer Verhandlung $^3/_5$, bei Mitwirkung von Anwälten aber nur $^1/_3$ der eingeleiteten Processe sich erledigen ließen. Die Partei wird selbst aber nur auftreten, wenn der zurückzulegende Weg zwischen ihrer Wohnung und der Gerichtsstätte nicht gar zu weit ist, sie also nicht gar zu viel Zeit im Dienste der Rechtspflege unnütz aufzuwenden braucht. Und weil das Ideal einer guten Rechtspflege in schneller, die Rechtsuchenden befriedigender Rechtsprechung zu finden ist, so spricht dieser Erwägungsgrund bereits für eine größere Dislocirung der bestehenden in zahlreichere kleinere Amtsgerichte.

Wer jedoch die Schwierigkeiten kennt, welche die Partei zu überwinden hat, um ihre Personenidentität dem Richter bei Vornahme von Rechtshandlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu führen, der wird die Berechtigung der Forderung zugestehen müssen, die Führung des Grundbuches und der Vormundschaftssachen möglichst in diejenigen Gebiete zu verlegen, innerhalb deren die bezüglichen Grundstücke liegen und die Grundeigener zu wohnen pflegen. Wenn heute die Auflassung eines Grundstückes vor dem zuständigen Grundbuch-

richter erklärt werden soll, dann muß wegen nicht geführter Legitimation der Erschienenen nicht selten solche unterbleiben, weil an der Gerichtsstätte Niemand vorhanden ist, welcher den Grundeigner persönlich kennt oder die miterschienene, dem Gerichte bekannte, legitimirende Person diesem nicht genügend glaubwürdig erscheint. Solches ändert sich jedoch, wenn die Gerichtsbezirke sich mit diesen der Polizeireviere decken, und der Sitz beider Behörden in demselben oder in benachbarten Häusern sich befindet. Denn dann wird in der Mehrzahl der Fälle der Polizei- oder der Postbeamte des Reviers in der Lage sein, die Erschienenen oder doch wenigstens den Grundeigner recognoseiren zu können.

Eine Uebereinstimmung der Gerichtsbezirke mit den Verwaltungsbezirken ist in europäischen Culturstaaten nichts Außergewöhnliches. So giebt es z. B. in Paris 20 justices de paix (Friedensgerichte), welche sich mit den 20 arrondissements, in welche die Stadt zerfällt, decken und ihre Geschäftsräume durchweg in der mairie haben. Aehnlich verhält es sich hinsichtlich der 8 in Lyon und Marseille, der 6 in Bordeaux, Nantes und Rouen 2c. In Neapel sind 14, in Mailand 10, in Genua 9, in Turin 8, in Rom und Palermo 7, in Messina und Florenz 6 pretures (Präturen), welche den französischen Friedens- und den deutschen Amtsgerichten entsprechen, gleichfalls nach Verwaltungsbezirken abgegrenzt und räumlich mit denselben untergebracht. Auch in Madrid entsprechen die 10 juzgados muncipales und juzgados de primera instancia y de instruccio'n den gleich vielen distritos municipales (Stadtdistricten), in welche die Stadt eingetheilt ist. London ist in 10 county courts (Grafschaftsgerichte) eingetheilt, während in Wien 22 Bezirksgerichte vorhanden sind, welche die den deutschen Amtsgerichten zugewiesene Thätigkeit in 19 städtischen Bezirken ausüben, und je eines derselben in Handels- bezw. Executionssachen für das ganze Gebiet zuständig ist. Eine Uebereinstimmung aller dieser Städte besteht also darin, daß die Gerichtsbezirke mit den Stadtbezirken sich decken.

Warum solches für Berlin nicht angänglich sein sollte, ist nicht absehbar. Wenigstens wäre doch eine Polizeihauptmannschaft als der weitgehendste Bezirk festzuhalten gewesen. Die aus der Begründung erkennbare Besorgniß, daß dann Anwälte in genügender Zahl mit ausreichender Rechtskenntniß und praktischer Erfahrung sich nicht finden würden, wenn die Amtsgerichtsbezirke zu klein abgegrenzt seien, ist nicht zutreffend. Nur müßte allerdings die Gerichtsverwaltung dadurch die Praxis bei den Amtsgerichten schmackhafter machen, daß bei Verleihung des Notariats in erster Linie die bei dem Amtsgerichte zugelassenen, innerhalb desselben wohnenden Rechtsanwälte berücksichtigt, sowie daß die höchst einträglichen, seitens der Amtsgerichte zu vergebenden Vermögensverwaltungen und ähnlichen Geschäfte bloß den bei diesen zugelassenen Rechtsanwälten übertragen werden, welcher erstere Gesichtspunkt bei wenig begehrten Amtsgerichten für die Niederlassung von Rechtsanwälten ausgenutzt zu werden pflegt. Wird die Eintheilung in kleine Amtsgerichtsbezirke durchgeführt, welche sämmtlich von nur einem Landgerichte ressortiren, so wird auch die Gefahr vermieden, welche für Bestimmung des Grundwerthes durch die Zutheilung zu einem der geplanten Vorortsgerichte denkbar ist. Denn erfahrungsgemäß wird der Grund und Boden entwerthet, welcher als zu einem in seiner Entwickelung und industriellen Bedeutung schwächeren Stadtbezirke gehörig, äußerlich erkennbar wird. Und ganz dieselben Bedenken, welche gerade aus den Kreisen des Handels und der Industrie gegen die in dem Gesetzentwurfe vom 15. December 1897 geplanten Neubaubezirke und gegen die Abschätzung des Grund und Bodens innerhalb derselben durch die Bauschöffenämter erhoben wurden, müssen gegen die in Aussicht genommene Abgrenzung der Amtsgerichtsbezirke in die Waagschale fallen.

Rodbertus, Lassalle und Rudolph Meyer.

Von Max Heiderich.

Am 16. Januar ist in Dessau Rudolph Meyer gestorben, in dessen Briefsammlung wir eine Hauptquelle für das Leben des großen Nationalökonomen Rodbertus haben. Der jüngste Biograph von Rodbertus, der bekannte Volkswirthschafter Karl Jentsch hat diese Quelle für seine schöne Arbeit (Stuttgart, Frommann) fleißig benutzt. Wie Rodbertus von 1870 ab bis zu seinem Tode die politischen Ereignisse und die wirthschaftliche Entwickelung denkend und schreibend begleitet hat, erfahren wir aus seinen Briefen an Dr. Rudolph Meyer. Dieser nannte Rodbertus seinen verehrten Lehrer und vertrat damals unter der Leitung des Geheimraths Herman Wagener, des Gründers der Kreuzzeitung, den socialreformerischen Flügel der conservativen Partei. Im Sommer 1870 übernahm er die Redaction der Berliner Revue, und begann mit einem Angriff auf die, „gegen den Wunsch der Conservativen und gegen das Votum des Ressortministers concessionirte Preußische Central-Boden-Credit-Actiengesellschaft, sowie mit der Empfehlung einer Reform der Landschaften, die dann später auch durchgeführt wurde". Er bat Rodbertus um Rath und literarischen Beistand. Daraus entwickelte sich ein so lebhafter Briefwechsel, daß selten eine ganze Woche zwischen zwei Briefen liegt, und zu Zeiten die Briefe einander Tag für Tag folgen. Und Jentsch bemerkt dazu: „Wenn Meyer, der als Gehülfe des Kreuzzeitungs-Wagener und mittelbarer Gehülfe Bismarck's angefangen hat, zuletzt in katholische und socialdemokratische Zeitschriften flüchten mußte, so charakterisirt das weit weniger den Mann, als unser deutsches Zeitschriftenwesen*), anstatt dem Publicum die Ergebnisse der Geistesarbeit der Denker zu vermitteln ohne Rücksicht darauf, was daran dieser oder jener Partei gefällt oder mißfällt, sind sie selbst in Abhängigkeit von den Parteien gerathen und vertiefen die Klüfte zwischen diesen, anstatt sie zu überbrücken."

Johann Karl Rodbertus wurde geboren am 12. August 1805 in Greifswald, wo sein Vater Professor des römischen Rechts und schwedischer Justizrath war. Dieser gab 1808 sein Lehramt auf, um das seiner Frau gehörige Rittergut Beseritz in Mecklenburg zu bewirthschaften. Karl besuchte das Gymnasium zu Mecklenburg-Friedland, studirte von 1823 bis 1826 in Göttingen und Berlin die Rechte, arbeitete als Auscultator in Alt-Brandenburg und wurde 1830 nach bestandenem zweiten Examen bei der Regierung in Oppeln angestellt. Aufgeregt durch die Julirevolution, warf er sich auf die Nationalökonomie, nahm Urlaub zu einer Studienreise, ließ sich längere Zeit in Dresden und Heidelberg nieder, wo er Geschichte, Philologie und Nationalökonomie betrieb. Dann besuchte er die Schweiz, Frankreich und Holland, beobachtete überall scharf und hatte sich bei der Heimkehr 1834 jene echt weltmännische Politur angeeignet, die ihm zum Staatsmann und Diplomaten im besten Sinne des Wortes qualificirt hätte. Die norddeutschen Ecken waren abgeschliffen, eine bequeme und gefällige Erscheinung herausgebildet, ein liebenswürdiger Gesellschafter mit Geist und Herz in ansprechenden Formen. Zunächst ließ er sich in Beseritz nieder, kaufte aber schon im folgenden Jahre die Besitzung Jagetzow im Demminer Kreise in Pommern, auf der er sich vierzig Jahre hindurch als tüchtiger praktischer Landwirth bewährt hat. Auch einen preußischen Ministerposten hat er kurze Zeit bekleidet. Besonders einschneidend war seine Thätigkeit im „tollen" Jahr. Obwohl man schon in der Conflictszeit deutlich sah, daß es so kommen werde, nahm Rodbertus doch — ohne öffentlich her-

---

*) Dies ist ein Irrthum. Meyer war seit Jahren ein lieber und eifriger Mitarbeiter der „Gegenwart". Der letzte Artikel, den der schwer Leidende überhaupt geschrieben, erschien kurz vor seinem Ende in unserer Nummer vom 14. Januar. Der Tod überraschte ihn inmitten einer Arbeit, die er uns versprochen hatte, „wenn ich das bei 3½% Zucker kann". Ehre seinem Andenken! D. Red.

vorzutreten — für die Regierung Partei. Je vollständiger sich sein staatswissenschaftliches System entfaltete, desto mehr wurde seine Losung: nicht Volks-, nicht Fürsten-, sondern Staatswille. Stärkung der Staatsgewalt war die Grundbedingung einer Lösung der socialen Frage in seinem Sinn, damit war fortan seine Stellung zur Regierung gegeben, und daraus läßt sich erklären, daß er eine Zeit lang trotz einem Nationalliberalen Bismarck verehrte, wenn er auch nicht so weit ging wie sein Freund, das kleine b, der dem großen B gegenüber (so pflegt er Bucher und Bismarck in den Briefen an Rudolf Meyer zu nennen) seine Selbstständigkeit aufgab. In der Hoffnung, daß sein sociales Programm von Bismarck durchgeführt werde, scheint er sich über die vorläufige kleindeutsche Lösung der deutschen Frage hinweggesetzt zu haben. Jedenfalls betrachtete er die Vielheit der Regierungen und Dynastien als ein Hinderniß großartiger Reformen. In einem Briefe an Meyer am 6. November 1872 verspottet er die aus den verschiedenartigsten Trümmern bestehende conservative Partei, in der es Legitimisten gebe, die seinerzeit allabendlich Gott gebeten hätten, er möge den König Wilhelm vor dem „Raube" an den Dynastien bewahren, „während Sie [der ebenfalls conservative Meyer], wenn ich nicht irre, mit der nationalen Aufräumung ganz einverstanden waren und vielleicht mit mir bedauerten, daß nicht noch einige mottenzerfressene Polsterstühle mehr aus dem Hause geworfen wurden". Die glänzenden Erfolge des Jahres 1870 machten ihn dann vollends zu einem Verehrer Bismarck's.

Ueber die vorläufige Lösung, sagt Jentsch, habe er sich hinweggesetzt, „denn den Gedanken, daß diese Lösung endgiltig sein solle, muß jeder deutsche Patriot mit Entrüstung zurückweisen." Und daran knüpft Jentsch eine Darlegung seiner eigenen politischen Ansichten, die im Wesentlichen auf Rodbertus fußen. „Rodbertus' Kampf gegen die Regierung im Jahre 1848 war eine Verirrung, die in der damaligen Verwirrung der Geister ihre Entschuldigung findet, aber in der deutschen Frage hat die Weltgeschichte noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, und wenn es gesprochen werden wird, so wird es hoffentlich im Sinne der Dreimännerkundgebung von 1861 geschehen. Das Nationalitätsprincip hat die Italiener in einen Sumpf und die Deutschen in eine Sackgasse gelockt... Halten wir vorläufig die Hoffnung aufrecht, daß die immer unerträglicher werdende Lage der Deutschen Oesterreichs-Ungarns und der Zerfall der Türkei unsere Regierung zwingen werden, in jenen Gegenden einzugreifen, die angeblich die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht werth sind; vielleicht ist dann in Frankreich die Fäulniß der herrschenden Classen und in Rußland das Volkselend so weit vorgeschritten, daß diese beiden Staaten die Macht nicht mehr haben, das deutsche Volk an der Lösung seiner größten weltgeschichtlichen Aufgabe (im Osten) zu hindern. Hätte es Bismarck 1866 versucht, so würde er allerdings wahrscheinlich einen furchtbaren und für uns gefährlichen Weltkrieg heraufbeschworen haben. Das hätte nach dem Programm geschehen müssen, welches Lassalle in einem Brief an Rodbertus (2. Mai 1863) mit den kurzen Worten aussprach: „Großdeutschland moins les dynasties", was man nur zu verbessern braucht in: Großdeutschland ohne die Habsburger. In Rodbertus' Antwortschreiben kommt die Stelle vor, die uns glücklicher Weise im nächsten Briefe von Lassalle erhalten geblieben ist: „Ich hoffe noch die Zeit zu erleben, wo die türkische Erbschaft an Deutschland gefallen sein wird und deutsche Soldaten oder Arbeiter-Regimenter am Bosporus stehen."

Wie Rodbertus mit Lassalle in Verbindung gekommen ist, erfahren wir aus Aufzeichnungen, die sich nach seinem Tode in seinen Papieren gefunden haben. „Als Lassalle seine Arbeiteragitation begann, theilte er mir sein Vorhaben mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Lassalle hatte meine Schriften gelesen und ich die seinigen. Eine mehrstündige ernste und eingehende Unterhaltung über nationalökonomische und sociale Fragen hatte uns im Allgemeinen darüber orientirt, wie weit wir übereinstimmten und wie weit wir auseinander gingen. Eine längere, mehr wissenschaftliche als politische Correspondenz endlich, die sich an jene Aufforderung anknüpfte, präcisirte diese Punkte genau. Unsere rechts- und geschichtsphilosophische Auffassung stimmte namentlich darin überein, daß wir die Reihe der in der Geschichte aufeinander folgenden Staatenordnungen nicht mit der auf Grund- und Capitaleigenthum beruhenden Staatenordnung oder denjenigen Staaten dieser Ordnung, die man den constitutionellen oder Repräsentationsstaat nennt, für abgeschlossen hielten. Wir waren vielmehr beide davon überzeugt, daß vor einer idealeren und schärferen Rechtsphilosophie, als heute die Tagesmeinungen beherrscht, dem Grund- und Capitaleigenthum wesentliche Mängel anklebten; daß es ein gereinigteres Eigenthum gäbe, bei welchem die einem Jeden zufallende Eigenthumsportion in gerechterem Verhältniß zu dem persönlichen Verdienste des Individuums um die Gesellschaft stehe; daß eine solche Art Eigenthumsinstitution nur zu realisiren sei, wenn es nur ein Einkommenseigenthum gäbe. ... Die Theilnahme an Lassalle's Arbeiteragitation mußte ich versagen, da wir uns über die beiden Hauptpunkte der Agitation nicht verständigen konnten. 1. Lassalle wollte bekanntlich die Lage der arbeitenden Classen mittelst eines allgemeinen Systems von Productivassociationen durch pecuniäre Staatshülfe heben (also die Arbeiter zu Unternehmern machen.) Ich meinerseits wollte das Lohnprincip beibehalten wissen, aber eine Reform desselben, allerdings auch durch den Staat, unternehmen lassen. 2. Lassalle wollte aus der socialistischen Partei zugleich eine politische machen. Ich wollte, sie sollte lediglich eine wirthschaftliche bleiben. Die politische Parteibildung stellte Lassalle als die conditio sine qua non einer Verbindung mit mir hin. Seine Gründe waren: die Arbeiter seien schon unter Schulze-Delitzsch zu einer politischen, aber wirthschaftlich mißleiteten Partei geworden. Sie könnten dieser wirthschaftlichen Mißleitung nur durch eine gesteigerte politische Agitation wieder entrissen werden. Daher die Forderung des allgemeinen Stimmrechts, dem die freihändlerische Demokratie schon sehr abgeneigt geworden war." Er lasse das Gewicht dieser Gründe dahingestellt, aber jedenfalls sei diese Bedingung der Grund gewesen, daß sie sich nicht einigen konnten. „Der Productivassociation würde Lassalle wahrscheinlich den Rücken gekehrt haben, vorausgesetzt, daß ihm ein anderes Mittel plausibel gemacht worden wäre. Theilen Sie mir eins mit, schreibt er (im 4. Briefe). Diese Mittheilung fand meinerseits nicht statt, da sich meine Ansichten mit keiner politischen Agitation vertragen, welche die arbeitenden Classen gegen die bestehende Staatsgewalt aufregt." Dieser dritte Grund wird wohl der eigentliche und Hauptgrund gewesen sein. Im Entwurf eines Schreibens an einen Arbeiterführer behauptet Rodbertus, der Adressat habe Lassalle's eigentliche Meinung nicht gekannt; er, Rodbertus, habe sie kennen gelernt. Es gebe nämlich außer dem in der Arbeiteragitation erschienenen exoterischen Lassalle einen esoterischen. Ueberhaupt müßten Weltfragen wie die sociale immer zugleich esoterisch und exoterisch behandelt werden. Mit diesen Grundsätzen steht es einigermaßen in Widerspruch, daß er sich durch Lassalle bestimmen ließ, an das Comité des Deutschen Arbeitervereins zu Leipzig einen offenen Brief zu richten, der nichts von seinen Gedanken verheimlichte und der ganz geeignet war, die arbeitenden Classen gegen die bestehende Staatsgewalt aufzuregen. Lassalle meinte, um mit Nachdruck fordern zu können, müssen die Arbeiter einen Ort haben, wo sie Forderungen aussprechen dürfen, ohne daß ihnen von der Polizei und vom Strafrichter das Wort abgeschnitten wird. Der einzige solche Ort ist das Parlament, und dahinein kommt beim Classenwahlsystem kein Arbeiter. Die Arbeiter waren also auf dem rechten Wege, indem sie nach dem Wahlrecht strebten. Damit hatte freilich wieder Rodbertus Recht, daß dieses Recht noch keineswegs

die Besserung der Lage der Arbeiter verbürgt, und daß sich die Vorkämpfer der politischen Freiheit gewöhnlich in grimmige Feinde der Arbeiter verwandeln, sobald diese, nachdem sie den „Liberalen“ als Werkzeuge gedient haben, die Bezahlung ihrer Leistungen und Opfer verlangen. Auch darin hatte Rodbertus Recht, daß ein erleuchteter Cäsar, auf den er hoffte, wie man aus den Briefen Lassalle's entnehmen kann, für die Arbeiter mehr thun könne als ein in Parteien gespaltenes und zum größten Theil aus Arbeiterfeinden bestehendes Parlament. Aber es fragt sich nicht allein, ob der Cäsar will, sondern auch, ob es ihm ohne parlamentarische Arbeitervertretung auch nur möglich ist, die Lage der Arbeiter und die Mittel zur Besserung dieser Lage zuverlässig kennen zu lernen. Die Briefe von Rodbertus an Lassalle sind leider verschwunden; weder ihm selbst noch den Ordnern seines Nachlasses ist es gelungen, sie aufzufinden. Aber aus einem Briefe Lassalle's erfahren wir, daß dieser, ehe er den offenen Brief an die Arbeiter, dem ausgesprochenen Wunsche des Verfassers gemäß, in Druck gab, darin die Worte gestrichen hat: „ich wiederhole, daß ich mir auch von den Productivassociationen nicht im Geringsten einen Beitrag zu dem verspreche, was man die Lösung der socialen Frage nennt.“ Es sei das ja, bemerkt Lassalle, nur eine Wiederholung des Vorangehenden, was er wörtlich stehen gelassen habe; aber in dieser Wiederholung sei der Widerstreit zwischen ihnen beiden so schroff ausgedrückt, daß die Arbeiter, wenn sie eine solche Uneinigkeit zwischen ihren Führern sähen, entmuthigt werden müßten, und daß ihm dadurch seine ohnehin schwierige Stellung noch mehr erschwert werde. Die Indemnität, um die er bittet, scheint ihm nicht ohne Weiteres ertheilt worden zu sein, denn ein paar Tage später verspricht er, nie mehr etwas fortzulassen, ohne zu fragen. Seine dringenden, in ehrerbietigster Form wiederholten Bitten, Rodbertus möge seinen Beitritt zum Arbeiterverein erklären, blieben ohne Erfolg; auch die Einladung zu dem Stiftungsfeste, das am 23. Mai 1863 gefeiert werden sollte, war vergebens; Rodbertus scheint sich durch Kränklichkeit entschuldigt zu haben. Lassalle hielt trotz aller Abweisungen den freundlichen und ehrfurchtsvollen Ton fest, den er von Anfang an in seinen Briefen angeschlagen hatte, doch heißt es in einem der letzten, aus dem Januar 1864: „Daß Sie mir so sehr gegenüberstehen, wie Ihr vorletzter Brief mir sagt, hätte ich nicht geglaubt, hat mich verwundert und geschmerzt.“ Lassalle's Irrfahrten in den nächsten Monaten — sein letzter Brief an Rodbertus ist im Februar geschrieben — unterbrachen den Briefwechsel, und sein Tod im August überhob ihn der Entscheidung der Frage, ob es unter solchen Umständen räthlich sei, ihn noch einmal wieder anzuknüpfen.

Besonders interessant sind Rodbertus' Zeitglossen in seinen Briefen an Meyer. Am 2. September 1871 sagte er den Krach schon ganz zuversichtlich voraus. „Uebrigens rüsten Sie sich darauf, daß wir im nächsten Jahr die größte Handeskrisis bekommen (sie ist erst im Frühjahr 1873 eingetreten), die in diesem Säculum gewesen ist. Eine allgemeine Preissteigerung ist noch jeder Krisis vorausgegangen, und kommt dann eine schlechte Ernte hinzu — und die heurige ist es im Allgemeinen — so ist immer der Teufel los, und es brauchten nicht einmal französische Milliarden noch mit in's Spiel zu kommen. Fast möchte man deßhalb die Strikes preisen, weil sie die Productivkräfte etwas hemmen, wenn sie nur nicht zugleich die Kaufkraft der arbeitenden Classen schwächten.“ Die Pariser Commune weckt einen Gedanken wieder auf, den er in der Abhandlung von 1839 ausgesprochen hatte. „Bisher sagte man: die Grundlagen der modernen Civilisation können nicht mehr wie die der antiken zertrümmert werden, denn es fehlen fortan auf dem Erdenrund die auswärtigen Barbaren dazu. Und jetzt zeigt sich, daß die moderne Civilisation solche auswärtige Barbaren gar nicht dazu nöthig hat, sondern sie in ihrem eigenen Schooße erzieht. Noch mehr! Die Barbaren der Völkerwanderung trieb nur die Gier nach den Lebensgenüssen der antiken Civilisation; unsere einheimischen Barbaren treibt nicht allein dieselbe Gier, sondern auch ein tiefes Gefühl erlittenen Unrechtes und deßhalb auch des Hasses und der Rache. Das ist die Erklärung, weßhalb Alarich bei der Plünderung Roms seinen Barbaren befahl, alle monumentalen Gebäude zu schonen, und weßhalb die heutigen Barbaren diese in ihrem eigenen Vaterlande niederbrennen. Auch eine Differenz, die einen Geschichtsphilosophen zur Verzweiflung bringen kann. Und was brachten unsere besten Blätter? Schimpfworte! Schimpfworte zu einem Ereigniß, das, so grausig es ist, doch an Bedeutung in der Geschichte gerade so groß dastehen wird wie seine glückliche, glorreiche Kehrseite: das wiederaufgerichtete deutsche Kaiserreich! Digitus Dei est hic! Wer darin nicht den Finger der Vorsehung erkennt, daß der deutsche Staat berufen ist, sich auch der socialen Frage anzunehmen, nachdem er die nationale gelöst, der würde allerdings seine Darwin'sche Abstammung beweisen, denn das religiöse Element ist in der That das einzige, was Darwin nicht im Thier nachzuweisen vermocht hat; Ethik vindicirt er ihm mit Recht.“ Die Commune zusammen mit der deutschen Arbeiterbewegung veranlaßte die Conservativen natürlich, ihr altes Klagelied über die Zuchtlosigkeit wieder einmal anzustimmen. Für die Behandlung dieses Gegenstandes in der Deutschen Landeszeitung, einem Agrarierorgan, dessen Oberleitung Meyer übernommen hatte (den landwirthschaftlichen Theil redigirte der berüchtigte Niendorf), giebt Rodbertus den Rath, es möge neben dem Mangel an Zucht der Ueberfluß an Noth nicht verschwiegen und dieser stärker betont werden als jener. In beiden Beziehungen stehe es bei den ländlichen Arbeitern, namentlich weil sich die alten Lebens- und Lohngewohnheiten theilweise noch erhalten hätten, etwas besser als bei den städtischen, aber die Unzufriedenheit und ihre Ursachen seien dort wesentlich dieselben wie hier, höchstens mache es noch einen Unterschied, daß der ländliche Arbeiter sein eigenes Dach und Fach habe. Dann bekennt Rodbertus mit Beziehung auf diese Frage, es verfolge ihn eine große Angst, „daß nämlich die Verhandlungen der europäischen Cabinette bezüglich der Internationalen zu einer Art Karlsbader Beschlüssen gegen die Bestrebungen der arbeitenden Classen führen könnten. Das wäre ein Unglück, daß das Glück des wiedererstandenen Deutschen Reiches aufwiegen würde.“

Meyer war, wie es scheint, nicht allein religiös, sondern positiv gläubig und vermochte daher auch, den conservativen Traditionen entsprechend, die Religion als sociales Heilmittel zu empfehlen. Damit war Rodbertus schlechterdings nicht einverstanden. „Sie fragen, wie mir Ihre letzten vier Artikel gefallen haben? Die ersten sehr gut. Den letzten vermag ich nicht zu billigen, weil er dem Mißverständniß Raum giebt, es solle den arbeitenden Classen der Himmel wiedergegeben werden, damit sie nicht zu viel von der Erde verlangten. Meine Gedanken, als ich den Artikel las, durchfuhr wenigstens plötzlich der Vers:

> Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
> Ich kenn' auch die Herren Verfasser,
> Ich weiß, sie trinken heimlich Wein,
> Und predigen öffentlich Wasser.“

Sie thun es nicht einmal heimlich, und werden daher mit Recht von den Socialdemokraten ausgelacht. Das Recht, Leute, die in bitterer Armuth schmachten, auf den Himmel zu vertrösten, gestehe ich nur solchen zu, die selbst auf die Erde verzichtet haben, also Asketen, die mit der Askese vollen Ernst machen, und deren Zahl ist nicht groß.“ Meyer erwiderte, er hege die feste Ueberzeugung, daß die Arbeiter nur mit Hülfe der Religion über die schmerzliche Erkenntniß ihrer Lage hinwegkommen könnten. Rodbertus antwortete: „Ich bin von dieser Ihrer Ueberzeugung überzeugt. Aber glauben Sie nicht, daß die Arbeiter einmal mit Hülfe der Nationalökonomie über diese schmerzliche Lage selbst hinwegkommen

werden, und zwar, ohne aufzuhören, Arbeiter zu sein, und ohne Capitalisten zu werden? Hiervon bin ich meinerseits innig überzeugt. Aber das berührt nicht die durch Ihren Artikel zwischen uns angeregte Frage. Ich, meinerseits, stelle die subjective Befriedigung, die der Mensch aus der Religion zieht, gleichfalls viel höher, als die objective Wirksamkeit, die sie im Staate als Zuchtmittel übt. Ich selbst könnte gar nicht ohne Religion sein; jede politische, jede nationalökonomische Frage knüpfe sich an Gott, wenn ‚der Herr Pfarrer' freilich auch nur ‚ungefähr so sagt'. Ich bin so religiös, daß ich die Trennung von Kirche und Staat für einen Irrthum der Weltgeschichte halte, den sie dereinst einsehen und remediren wird. Aber ich meine, so weit die Religion vorzugsweise subjectives Befriedigungsmittel ist, so weit ist sie gerade weniger Mittel der Willensbildung, und nur in dieser Beziehung hatten Sie, wie mir scheint, um nicht Mißverständnisse zu erregen, in einem weltlichen Blatt die Religion zu behandeln." Als zwischen ihnen von der Zucht die Rede gewesen war, hatte er bemerkt, er denke nicht an die rohen Zuchtmittel früherer Zeiten, sondern meine nur Willensbildung. Ihm ist jede Einmischung der Religion in politische und sociale Fragen widerwärtig und er ist deßhalb nicht erbaut davon, wenn Männer wie Wichern politischen Einfluß üben. Ein gemeinsamer Freund hatte Meyer längere Zeit nicht geschrieben. Daß diesem vor Meyer's kirchlich gefärbtem Conservatismus graue, schreibt Rodbertus, traue er ihm nicht zu. „Ich glaube, da denkt er wie ich, der ich immer Freude an Ihrem Umgange und an Ihrer Correspondenz empfinden würde, wenn Sie selbst von St. Wichern bis zu St. Loyola gingen. Damit will ich natürlich gegen Wichern erst recht nichts gesagt haben. Ich bin ihm einmal in den vierziger Jahren flüchtig in seinem Rauhen Hause begegnet und er hat den liebenswürdigsten Eindruck auf mich gemacht. Er hatte nicht Zeit, uns selbst das Rauhe Haus zu zeigen, und es begleitete uns also ein ‚Bruder'. Dieser zeigte uns zuletzt auch sein eigenes bescheidenes Zimmer, an dessen einer Wand ein kleines Bücherbrett stand. Zudringlich, wie ich war, ging ich auf dasselbe zu und stöberte unter den Bänden. Ich fand eine ‚Weltgeschichte vom christlichen Standpunkt', eine ‚Naturgeschichte vom christlichen Standpunkt', eine ‚Erdbeschreibung vom christlichen Standpunkt'. Plötzlich durchfuhr mich der Gedanke, ob wohl eine Mathematik vom christlichen Standpunkt unter den Büchern wäre. Aber der Bruder mußte wohl so etwas auf meinem Gesicht gelesen haben, denn er ward ungeduldig, und ich durfte meine Nachforschung nicht zu Ende bringen. St. Loyola — St. Wichern, du sublime au — plus sublime il n'y a qu'un pas." Bei so geringem Verständniß für die Empfindungen der Orthodoxen darf es nicht wundern, daß ihm der Katholicismus völlig unverständlich geblieben war, und daß er daher den Culturkampf mit Freuden begrüßte, denn selbstverständlich sah er, als ein Verehrer der Staatsallmacht, in einer selbstständigen und starken Kirche nur eine schädliche Beeinträchtigung der Wirksamkeit des Staates. Er lobte also das Schulaufsichtsgesetz, freute sich über den Aerger der Frommen bei Falk's Ernennung, freute sich darüber, daß Bismarck Rom gegenüber die Staatshoheit so fest vertrat. Als der mit solcher Zuversicht erwartete Erfolg zweifelhaft zu werden anfing, schrieb er einmal: „Die eigentlichen Waffen gegen Rom liegen in der altkatholischen Partei, dem Protestantismus (der sich dabei ebenfalls etwas würde regeneriren müssen) und der Schule." Mit dem Altkatholicismus und dem Protestantismus ist es nichts gewesen, und mit der Schule ist es auch nichts mehr. Eben jetzt macht man Miene, den Unterricht in der Volksschule, in den Präparandenanstalten und Seminaren auf den Stand der Stiehl'schen Regulative zurückzuschrauben, weil man Angst bekommen hat vor den klug gewordenen Arbeitern, und die „Liberalen" machen zwar von Zeit zu Zeit ein wenig Lärm über die „Reaction", aber keine ernstliche Opposition dagegen. Diese Herren hat Rodbertus schon sehr früh durchschaut. „Auch der Liberalismus ist ja jetzt nur noch Maske; sie zittern ja Alle vor ihren eigenen Grundsätzen", schreibt er schon am 18. April 1873.

Bei aller Anerkennung der politischen Verdienste Bismarck's vermochte doch Rodbertus die Hoffnung, die er in socialer Beziehung auf ihn gesetzt hatte, nicht lange aufrecht zu erhalten. Meyer drängte ihn, sich mit Bismarck in Verbindung zu setzen. Der Weg, den Meyer vorschlage, schreibt er am 29. November 1871, sei nicht gangbar. „Audienz geht nicht; dazu ist die Frage noch nicht reif genug, um sie in einer Stunde Sprechens aufzuklären, und Denkschrift — würde nicht gelesen. Gleich nachdem Bismarck aus Frankreich zurückgekehrt, orientirte ich mich deßhalb. Bei Bucher allerdings nicht, weil mir das gar nicht geholfen hätte; Bucher ist der reine Staatsmönch, oder vielmehr Staatstrappist geworden. Wenn ich nicht zuweilen anderswo was erführe, von dem keine Silbe! Eher beim Kronprinzen. Möglich, daß die offene Verschlossenheit Bismarck's, mit der er so viel ausrichtet, in petto die Absicht hat, wie er den Parlamentarismus durch den Parlamentarismus halb schon zu Tode gehetzt, so auch auf capitalistischem Gebiet den Teufel durch Beelzebub austreiben will. Aber ich habe die schmerzliche Ahnung, daß die Sache einen andern Ausweg nehmen wird. Zwei Riesen trägt das 19. Jahrhundert, einen Imperator, der seinen Platz neben Alexander dem Großen, Cäsar, Karl dem Großen findet, Napoleon, und einem Diplomaten und internationalen Staatsmann, der vielleicht gar nicht seines Gleichen hat. Aber Ersterer mußte doch auf den Schneefeldern Rußlands verbluten, und ich meinerseits fürchte, die sociale Frage ist auch der russische Feldzug von Bismarck's Ruhm".

Je mehr seine Hoffnung auf Bismarck schwand, desto freundlicher wandte er sich den Socialdemokraten zu. „Den Socialdemokraten", schreibt er am 9. September 1871, „halte ich jetzt selbst. Ich muß die Idee dieser Leute verfolgen. Wenn sie bloß auf das ökonomische Gebiet zu beschränken wären, so ließe sich doch viel mit ihnen machen. Aber es war schon mein Zwist mit Lassalle, daß dieser das Politische mit hineinzog." Lassalle habe es durchaus ehrlich mit den Arbeitern gemeint; das Gerücht von seiner Verbindung mit der Regierung halte er für das albernste Geschwätz; „die Bourgeoisie hatte damals den Arbeiter für sich eingefangen, und die individualistisch-capitalistische Theorie der Bourgeoisie brachte damals den Staat in Gefahr, Lassalle hielt aber was auf den Staat; Lassalle wollte deßhalb vor allen Dingen die Arbeiter den Täuschungen der Bourgeoisie entziehen; das ist die Erklärung seines Auftretens. Daß unser Staat dazu günstig war, war klar, aber Lassalle operirte in der concreten Weise, wie er that, durchaus nicht des preußischen Staates, sondern der Staatsidee wegen so. Daß er zugleich ein warmes Mitgefühl für die Leiden der arbeitenden Classen hatte, versteht sich dabei von selbst." Wir citiren zum Schluß Jentsch's Erklärung der Thatsache, daß von Rodbertus der durchschnittliche Gebildete höchstens den Namen, der gemeine Mann nicht einmal diesen kennt. Agitator, erklärt Jentsch, hat er nicht werden mögen, und ihren Marx haben die Arbeiterführer zu einem eifersüchtigen Gotte gemacht, der keine anderen Götter neben sich duldet. Seinen Standesgenossen aber sind die Grundwahrheiten, die Rodbertus aufgedeckt, und die Grundsätze, zu denen er sich bekannt hat, so verhaßt, daß sie um keinen Preis die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf ihn lenken möchten und ihn daher auch dann nicht nennen, wenn sie von seinen aus jenen Grundwahrheiten abgeleiteten Vorschlägen, soweit diese ihnen selbst nützlich sind, in der Gesetzgebung reichlich Gebrauch machen. Aber es ist unseres Erachtens gewiß, daß Rodbertus' Einfluß und Ruhm im Wachsen begriffen ist.

Literatur und Kunst.

Bismarck als Redner.

Von Ludwig Ahleborn.

Bismarck als Redner ist oft geschildert worden, die redende Persönlichkeit mit all' ihren Eigenheiten im Parlament wohl am besten von Theophil Zolling in seinem Roman „Der Klatsch." Es fehlten Bismarck gewisse natürliche Gaben, die für einen Redner wesentlich sind: Unverwüstlichkeit des Organs, sonore Stimme, glatter Fluß der Rede und leichte, natürliche Gestikulation. Jetzt, wo seine gesammelten Reden in verschiedenen Ausgaben vorliegen, kann man auch die formelle Seite seiner Reden würdigen. Seine Sätze fließen nicht in langen, formvollendeten, allseitig abgerundeten Perioden hin, wie sie der antike Hörer mit seinem feinen Gefühl für Formenschönheit am Redner liebte. Bismarck spricht aber auch nicht in kurzen, knappen Sätzen, — jeder Satz ein Gedanke, und die Gedanken, wie die Sätze, mehr einfach nebeneinandergestellt, als innerlich miteinander verbunden. Auch diese, für jede Volksrede äußerst wirkungsvolle Form der Satzbildung, die unter den Neueren Stöcker mit vollendeter Meisterschaft ausgebildet hat, ist Bismarck im Ganzen fremd, so gut er es versteht, zu Zeiten kurze schlagende Sätze zu formuliren. Vielmehr leidet der Satzbau in seinen Reden nicht selten unter einer gewissen Schwerfälligkeit. Er fällt oft aus der Construction, wie auch noch im stenographischen, also immerhin ein wenig geglätteten Bericht, deutlich zu erkennen ist. Der Marinestations-Pfarrer Christian Rogge, der bei H. Eckardt in Kiel eine ganz ausgezeichnete Studie über Bismarck als Redner veröffentlicht, hat das überreiche Material auf seinen sprachlichen und gedanklichen Inhalt genau untersucht, und auch ihm ist natürlich das Improvisatorische, Spontane und Abrupte überall aufgestoßen. Freilich, manche Anakoluthe oder unvollendete Sätze können beabsichtigt und dann eine außerordentlich wirksame Redefigur sein. Auch davon findet Rogge Beispiele. Als Bismarck z. B. davor warnte, Lauenburg bei der Einverleibung Gewalt anzuthun, führte er aus: „Wenn dieses Land, welches das einzige unter den drei Herzogthümern ist, welches uns freiwillig entgegengekommen ist, und zu einer Zeit, wo die Geschicke der Zukunft noch sehr ungewiß waren, seinen Wunsch und seinen Willen, Preußen anzugehören, öffentlich kundgegeben hat — der Satz vollendet sich von selbst, ich weiß nicht, warum ich es thun soll." Hier kann man vielleicht von einer beabsichtigten Unterbrechung reden, aber oft baut Bismarck so außerordentlich verzwickte Sätze, ein Nebensatz in den anderen eingeschachtelt, daß er sich selbst im Ende nicht mehr zurecht findet und mit kühnem Entschluß den gordischen Knoten zerhauen muß. Nur selten wird er ganz unverständlich, so wenn er einmal von Depeschen spricht, „welche geschrieben zu haben wir für die Männer angesehen zu werden wünschen". Doch möchten wir hier eher an einen Druckfehler des stenographischen Berichtes glauben. „Im Ganzen ist im Satzbau ein Gegensatz zwischen Bismarck und seinem großen Mitarbeiter Moltke nicht zu verkennen. Des großen Strategen Sätze fließen so klar und durchsichtig dahin, wie ein crystallheller Bach durch eine grüne Wiese, Bismarck's wie ein sprudelnder Gebirgsbach, der sich bald nur mühsam einen Durchschlupf erkämpft, bald in mächtigen Cascaden über hinderndes Gestein hinüberspringt." Rogge's hübsche Parallele ist gewiß sehr zutreffend.

Auch der in Bismarck's Reden auffallende Ueberfluß an Fremdwörtern muß jedem Leser der Reden auffallen. Hin und wieder begegnet es Bismarck, daß ihm ein passender Ausdruck fehlt, dann greift er zu einem englischen oder französischen Worte: „Die Klagen, welche hier ausgesprochen werden . . . haben ein zu weites — retentissement — mir fällt im Augenblick kein entsprechendes deutsches Wort ein," (als daß ich nicht widersprechen sollte). Ueberhaupt zeigt er eine, für unsere puritanischen Sprachreiniger nicht ganz angenehme Vorliebe für ziemlich unnöthige Fremdwörter. Rogge fand z. B. in einer kurzen Rede folgende Fremdwörter: Budgetposition, Position, accreditirt, Souverän, constitutionell, comminatorisch, Modification, principiell, promulgirt, Concordat, effacirt, Motive, confessionell, Intentionen, intim, Instruction, delicat, Courtoisie, fungirt, flagrant, absolut, und mehrere von diesen Ausdrücken wiederholen sich. Das sind doch nicht nur termini technici, die sich in die politische Sprache eingebürgert haben, sondern darunter finden sich manche Worte, die unserem heutigen Sprachgefühl höchst wunderbar vorkommen. Diese Erscheinung erklärt Rogge mit einem Rückblick auf Bismarck's Jugendzeit, wo noch nicht ein solcher Eifer, um nicht zu sagen Uebereifer, für Reinigung der deutschen Sprache gang und gäbe war, wie heute. Man vergleiche z. B., wie viele französische Worte in den Briefen Kaiser Wilhelm's vorkommen! Auch ist zu berücksichtigen, daß Bismarck als Diplomat oft genöthigt war, sich fremder Sprachen zu bedienen. Nur einmal findet Rogge, daß er ein Fremdwort falsch gebraucht, wo er den Socialdemokraten den Vorwurf macht, daß sie ihre aufrührerischen Flugblätter in 100 000 Exemplaren „in die Analphabetenkreise" tragen. Nun, denen würde es nichts schaden, da sie die Blätter doch nicht lesen könnten! Als charakteristisch sei die kleine Episode erwähnt, die sich im preußischen Abgeordnetenhause abspielte, als ein Abgeordneter Lauenburg „ein fremdes Reich" genannt hatte, und Bismarck flugs dagegen Schlegel's Shakespeare-Uebersetzung citirte: „Statt Herzogthum und Stuhl sag' Thron und Reich." Der stenographische Bericht verzeichnet dabei „Bewegung", und der Fortgang der Debatte beweist, daß die Herren Abgeordneten die Feinheit dieser sprachlichen Unterschiede nicht begriffen.

Bismarck war kein Redner, aber einer der glänzendsten und geistreichsten Unterhalter. Im Gespräch entzückte er Alle, die mit ihm in Berührung kamen, durch seine schlagenden und treffenden Antworten, wie durch seine feinen und witzigen Bemerkungen. Er war von früher Jugend bei all' seiner Schroffheit in gewissen Dingen doch stets der Mittelpunkt der Gesellschaft, wo er sich auch befand. Diese lebendige Frische der Unterhaltung ist in seine Rede übergegangen. Seine parlamentarischen Reden sind nicht Staatsreden großen Stiles in der Art eines Demosthenes und Cicero, überhaupt nicht in der Art der Antike, die an der Rede stets auch um der Rede willen Gefallen hatte, sondern sie sind, wenn der Ausdruck trotz seiner Mißverständlichkeit gestattet ist, Plaudereien großen Stiles, bei denen auch die sachliche Beweisführung mit persönlichen Erlebnissen, Anekdoten, Geschichten u. A. durchsetzt wird.

Ueberhaupt diese Anschaulichkeit der Bismarck'schen Rede! ruft Rogge aus. „Alles wird ihm unter den Händen lebendig, Bild, Beispiel. Feind aller theoretischen Ausführungen, jeder leeren Abstraction, die Hörer und Redner nur ermüden, greift er hinein in's volle Menschenleben, und wo er's packt, da ist's interessant. Durch ein geschickt gewähltes Beispiel wirft er ein Schlaglicht auf die ganze Situation." Will er die Zerrissenheit Deutschlands schildern, so spricht er z. B. von der „Stimmung, die vor Kurzem noch bei einem Mainzer den Biebericher als einen rechtlosen Ausländer betrachten ließ, dem man den Hafen zudämmen könnte, die den Frankfurter bewogen, den Bockenheimer als einen von allen Frankfurter Rechten auszuschließenden Fremdling zu behandeln." Anschauliche Bilder strömen ihm in Fülle zu: „Das Kleine reißt sich von dem Größeren los, das Bewegliche von der Basis, ein angewachsenes Schaalthier von dem Schiffe." Oft führt er seine Beispiele breit aus: „Es sind immer Leute gewesen, die sich beispielsweise auf einen Potsdamer Zug gesetzt haben, während sie nur bis Kohlhasenbrück wollten, und denen der Schaffner sagt: der Zug hält da niemals, so meinen sie: Er hat bisher da zwar nie gehalten, wird aber vielleicht heute da halten.

So werden sie nicht nach Kohlhasenbrück gelangen, sondern darüber hinaus nach Potsdam. So ist es auch in der Politik; der Liberalismus geräth immer weiter, als seine Träger wollen." Bismarck's Reichthum an derartigen Bildern ist unerschöpflich. Wie Ahlfeld über Luther's und Victor Hehn über Goethe's Bilder und Gleichnisse eingehende Studien veröffentlicht haben, so verdienen auch Bismarck's Bilder ihre gesonderte Behandlung. Hier können nur einzelne von Rogge unter vielen anderen angeführte Beispiele herausgehoben werden, die beweisen, wie Bismarck's Sprache durch solche Bilder etwas geradezu Frappantes, unvergeßlich sich Einprägendes bekommt. „Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten", sagt er, um zur Geduld zu mahnen, und an derselben Stelle, als sei dies Bild noch nicht eindringlich genug, warnt er, „daß wir uns nicht einbilden, wir können den Lauf der Zeit dadurch beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen". Sehr selten begegnet es ihm dabei, daß er verschiedene Bilder vermischt: „Mit einem Zuge an diesem Netze, unter dem wir jetzt in steuerlicher Beziehung gefangen sind, da klirren alle Maschen bis in die kleinsten Staaten hinein". Oft nimmt er nur ganz kurze Bilder, unerwartete, verblüffende Zusammenstellungen. Er schlägt vor, den Kreisrichter zum constitutionellen Hausarzt zu ernennen, er spricht von der Reichslocomotive, von publicistischen Klopffechtern, bösartigen Reptilien, politischer Brunnenvergiftung, von einer parlamentarischen Laterna magica. Er versichert, daß er keine Neigung habe, den Schulmeister Europas zu spielen oder nennt den Fortschritt die Vorfrucht der Socialdemokratie. Zuweilen wird er dabei drastisch: Unterstützen wir nicht die hanseatischen Colonialbestrebungen, „dann kriechen wir auf unsern Thüringer Bergen zusammen und sehen das Meer mit dem Rücken an". Nie dagegen wird Bismarck, und darin bildet er einen Gegensatz zu seinem großen Vorläufer, dem ihm geistesverwandten Luther, derbe oder gar roh. Gebraucht er einmal ein derbes Beispiel, so unterläßt er es nicht sich zu entschuldigen: Er werde sich in orientalische Händel nicht einmischen, so lange er für Deutschland dabei kein Interesse sähe, „welches auch nur — entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdrucks — die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth" wäre. Oder: „dann können wir — um mit einem gemeinen Berliner Ausdrucke zu sprechen — die Reichsbude überhaupt zumachen".

Bismarck stehen Citate und Aehnliches in unglaublicher Menge zur Verfügung, und er verwendet sie sehr gerne mit feinem Gefühl für ihre Wirksamkeit. Abeken schränkt an einer Stelle seiner neuerdings erschienenen „Denkwürdigkeiten" die Belesenheit Bismarck's auf geschichtliche, staats- und rechtsgeschichtliche Werke ein, und in der That stehen dem Fürsten geschichtliche Züge, sowohl anekdotenhaften wie ernsten Charakters im Ueberfluß zur Verfügung. „Nach andern Seiten hin," urtheilt Abeken, „ist er freilich weniger belesen, namentlich was schöne Literatur anbetrifft". Man findet aber doch bei Bismarck eine sehr umfassende Literatur-Kenntniß. Sehr oft braucht er biblische Wendungen und Bilder, und zwar nicht nur allgemein bekannte und landläufige, sondern auch solche, die von genauem Bibellesen zeugen. Er bittet die Abgeordneten, ihm nicht Steine für Brod zu geben und nennt an derselben Stelle ihren Starrsinn bei Geldbewilligungen „einen Fels, aus dem selbst Moses mit seinem Stabe kein Wasser schlagen würde". In prachtvoll durchführtem Bilde warnt er, in seiner früheren Zeit, „vor der constitutionellen Delila, die dem Simson der Monarchie die Locken abschneidet, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Hände zu liefern". Nur einmal findet Pfarrer Rogge dabei ein irriges Bild, eine Verwechselung des sechsten mit dem siebenten Schöpfungstage, die aber an ihrer Stelle rhetorisch begründet ist. Neben der Bibel führt Bismarck unsere großen deutschen Dichter an. Von Goethe entnimmt er öfter dem „Faust" Citate. „Was kannst Du armer Teufel geben?" ist ihm besonders geläufig. Am häufigsten braucht er wohl Schiller'sche Worte, die sich um ihrer prägnanten und sentenziösen Fassung willen am meisten dazu eignen, an Höhepunkten der Rede verwendet zu werden. So schildert er z. B. die Lage im Orient vor dem Berliner Congreß: „die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen!" Unter fremden Dichtern erfreut sich Shakespeare seiner besonderen Gunst. Von ihm citirt Bismarck oft ganze Scenen. Der Heißsporn Percy ist sein Liebling. Wenn ihn die Abgeordneten mit allerlei Querelen ärgern, „dann kommt man sehr leicht, auch ohne gerade künstlich nervös gemacht zu sein, in eine Stimmung, die ich dem Herrn Abgeordneten nicht besser charakterisiren kann, als wenn ich ihm empfehle, in einer der ersten Scenen von Heinrich IV. nachzulesen, was Heinrich Percy für einen Eindruck hatte, als der dort besagte Kammerherr kam, ihm die Gefangenen abforderte und ihm, der wund und kampfesmüde war, eine längere Vorlesung über Schußwaffen und innere Verletzungen hielt. Die Stelle steht am Anfang des Stücks und fängt mit den Worten an: I remember That when the fight was over, there came a certain Lord u. s. w." So genau hat er seinen Shakespeare im Kopfe. Außer diesen allbekannten Dichtern findet Rogge noch bei ganz flüchtiger Durchsicht Citate aus Homer (Phäaken), Vergil (timeo Danaos; peccatur intra muros et extra); Horaz (metuentes verbera linguae); Burns (Mit meinem Mantel vor dem Wind); Moore, dessen „falschen Propheten" er sehr wirkungsvoll gegen die Socialdemokratie verwendet; Béranger (König von Yvetot); Klopstock („kaum wie der Tropfen dem Eimer am Ocean"); Chamisso (festen Blicks vom Rabenstein in das Nichts hineinsieht); Herwegh („der in etwas gezwungenem Reim auf Meleager sagt: Behüt' uns vor dem Zaren, Deinem Schwager!") u. A. m. Bismarck hat einen sichern Blick für das Komische. Zuweilen erzielt er die lächerliche Wirkung einfach durch plastische Darstellung der Situation. Oft muß ihm die Bureaukratie, für die ihm jedes fremde Ressort „feindliches Ausland" ist, als Stichblatt für seinen Humor dienen, oder die sogenannten Curialien mit ihrem Widersinn. Nach der Vorlesung eines groben, um nicht zu sagen flegelhaften Briefes des hessischen Cabinetssecretärs Schimmelpfeng fügt Bismarck trocken hinzu: „Auch hier versichert der Schreiber mich am Schlusse seiner ausgezeichneten Hochachtung". Man muß bei allen diesen Bemerkungen noch beachten, wie sehr Ort, Stimmung, Zusammenhang und Temperament des Redners beim gesprochenen Wort die komische Wirkung vermehren, aber Viele werden auch in dieser unvollkommenen Wiedergabe ihres Eindrucks nicht verfehlen. Wie köstlich ist die Abwehr der immer wiederholten eintönigen Vorwürfe Richter's in der Rede vom 29. April 1881: „Es wird mir ja recht oft das Vergnügen zu theil, eine Probe seiner Eloquenz mit anzuhören, und da habe ich nachgerade dasselbe Gefühl, wie bei einer Vorstellung der Jungfrau von Orleans, wo einen der endlose Triumphzug im Anfang überrascht, bis man beim dritten Vorbeimarsch bemerkt: Mein Gott, das sind ja immer dieselben Leute, die nochmals über die Bühne ziehen in demselben Costüm". Bismarck sind Zwischenrufe und Unterbrechungen augenscheinlich unangenehm, und er beweist auch dadurch, daß er kein „geborener Redner" ist. Er beansprucht für sich, was ein parlamentarisches Auditorium nicht immer zu geben gewillt ist, ungetheilte Aufmerksamkeit, und wir können wohl sagen, daß er ein Recht hatte, sie zu beanspruchen. Er achtete auf jede Bewegung im Hause, oft auf die Gesticulationen eines einzelnen Abgeordneten, und knüpfte an sie an. Werden diese Bewegungen lebhaft, so wird er nervös und erregt. „Sie sitzen so dicht vor mir", herrscht er das Centrum an, „daß ich jedes Wort höre, Sie werden nachher volle Zeit haben, mir zu antworten, ich habe das Angesicht der Herren noch nicht gesehen, ich höre aber jedes Ihrer Worte, jetzt stört es mich, und ich glaube, Sie haben doch auch das Inter-

esse, mich deutlich und bis zu Ende zu hören". In gleicher Weise sind ihm einzelne Zwischenrufe lästig, er geht häufiger auf sie ein, als es vielleicht nöthig und wünschenswerth wäre. Sehr erregt wird er, wenn die Abgeordneten, was leider nicht selten vorkam, seiner Meinung nach die Grenzen des parlamentarischen Anstands überschritten. Schon Gelächter regt ihn auf. Dabei unterscheidet er scharf zwischen Heiterkeit und Gelächter. „Heiterkeit ist sehr schmeichelhaft für den Redner, Gelächter ist Verhöhnung für den Redner". „Ja, ja, meine Herren, Sie verlegen sich wieder auf das Auslachen, es ist das nur, damit das in den Bericht kommt, in Klammern: Gelächter . . . . Das ist die letzte Waffe Derer, denen alle Gründe und Fähigkeit, etwas zu erwidern, ausgegangen sind: man stellt dann, — verzeihen Sie mir den Ausdruck — ein banausisches Gelächter an". „Widerlegen Sie mich, aber lachen — wie leicht ist das! Sie glauben gar nicht, wie ich lache, wenn Sie nicht dabei sind". Noch schärfer wird Bismarck, wenn Murren oder Zischen ihn unterbricht. „Sie bestätigen nur durch Ihr Zischen, daß Sie sich getroffen fühlen. Sehen Sie, das Geschöpf Gottes, von dem das Zischen herkommt, zischt ja nicht, wenn es sich nicht beunruhigt fühlt". Wagt es aber Jemand „Pfui!" zu rufen oder gar, wie einmal der Abgeordnete Struve: „Schamlos!", dann machen sich bei dem greisen Fürsten Zorn, Verachtung und Empörung in scharfer Replik Luft: „Pfui! ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren, glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen, ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen!" In solchen Fällen konnte er wohl, besonders in den letzten Jahren, wo seine Erregtheit zunahm, seinen Platz verlassen, direkt auf die Linke zugehen und den Abgeordneten, die bange vor dem grollenden Löwen zurückwichen und die Urheberschaft des Zwischenrufes ableugneten, ein donnerndes: Danken Sie Ihrem Gott! zurufen. Er hielt wenig von glänzenden parlamentarischen Rednern und erzählte gerne Beispiele von Rednern, wie z. B. Radowitz, die durch ihre Beredsamkeit Zuhörer bis zu Thränen rührten, ohne daß der sachliche Inhalt der Rede auch nur den geringsten Werth gehabt hätte. Es war ihm fast ein Axiom, „daß ein guter Redner selten ein guter Whistspieler, selten ein guter Schachspieler, noch seltener ein sicherer Staatsmann sein wird." Denn, „es ist die Rednergabe etwas sehr Gefährliches, das Talent hat seine hinreißende Macht, ähnlich wie bei der Musik und Improvisation. Es muß in jedem Redner, der auf Zuhörer wirken soll, ein Stück von einem Dichter stecken, und soweit das der Fall ist, soweit er als Improvisator Sprache und Gedanken beherrscht, soweit hat er die Gabe, auf seine Zuhörer zu wirken". Oder ein andermal mit leiser, humoristischer Färbung: „Ein guter Redner muß etwas vom Dichter haben, darf es also mit der Wahrheit nicht ganz mathematisch genau nehmen".

So ist Bismarck's Beredsamkeit zunächst durch und durch sachlich und praktisch zugleich. Er ist nicht Doctrinär, oder wie er sich einmal stark ausdrückt „kein theoretischer Narr", sondern stets ist ihm die Politik eine Kunst — Kunst abgeleitet von „können". Diese Sachlichkeit verträgt sich wohl mit schneidender Schärfe. Bei Allem, was er sprach und vorschlug, handelte es sich doch immer um das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes. Polen und Centrum haben diese Schärfe oft erfahren müssen, ebenso aber auch die, welche sich jeder positiven Mitwirkung entzogen und ihre Thätigkeit auf die Kritik beschränkten. „Ruhig zu sitzen, fruges consumere, Zeitungen lesen, und wenn eine Regierungsmaßregel kommt, mit bitterer und leidenschaftlicher Kritik der Regierung, deren Gesammtlage man nicht zu beurtheilen im Stande ist, einen Stein zwischen die Räder zu werfen — das ist kein patriotisches Gewerbe!" Dabei ist es aber erstaunlich, wie der Fürst aus dem höchsten Affect sofort wieder in eine kühle, sachliche Behandlung übergehen kann. Die Rede vom 6. Februar 1888 bietet ein außerordentlich prägnantes Beispiel hierfür. In längerer Ausführung legt Bismarck dar, wie er für alle seine Bemühungen um Rußland nur Undank geerntet habe und schließt diesen Theil seiner Rede ab: „Die russische Presse, die russische öffentliche Meinung hat einem alten, mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Thür gewiesen; wir drängen uns nicht auf. Wir haben versucht, das alte vertraute Verhältniß wiederzugewinnen, aber wir laufen Niemand nach". Hier wird der Fürst von allen Seiten durch schallende Beifallsrufe unterbrochen, die ihm zeigen, daß er den rechten Ton angeschlagen habe. Doch er läßt sich nicht fortreißen, sondern fährt kühl und sachlich fort: „Das hält uns aber nicht ab — im Gegentheil, es ist uns ein Sporn mehr, die Vertragsrechte, die Rußland uns gegenüber hat, mit doppelter Genauigkeit zu beobachten". Im weiteren Verlauf werden dann mehrere Punkte aufgeführt, bei denen Rußland auf Deutschlands Zustimmung rechnen könne. So hat Bismarck sich selbst jederzeit im Zaum und bewährt sich dadurch als echten Redner; „die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan"; es ist ihm nicht um rethorische Effekte, es ist ihm um die Sache zu thun.

Weil Bismarck sachlich zu verhandeln wünscht, ist er grundsätzlich einem Hineinziehen von Persönlichem in die Debatte abgeneigt. „Es verursacht mir stets ein unbehagliches Gefühl der Beschämung, wenn ich mich genöthigt gesehen habe, von meiner Person zu sprechen". Nichtsdestoweniger ist es unverkennbar, daß besonders in den letzten Jahren seiner parlamentarischen Thätigkeit die Debatten oft außerordentlich erregt wurden und höchst persönliche Spitzen bekamen. So konnte es bei Bismarck's stark cholerischem Temperament dahin kommen, daß er in den Debatten, wie Schmoller ihm vorwirft, „über Kleinigkeiten, über Dinge, die dem Unbefangenen als Mißverständnisse erscheinen müssen, mit einer Leidenschaft gestritten hat, daß man nicht mit Unrecht sagte, er habe mit Kanonen nach Spatzen geschossen. Sein Feuergeist konnte, wenn er gereizt war, nur mit Donner und Blitz, mit Keulenschlägen und Dolchstichen antworten". Aber Rogge erinnert daran, wie unheimlich geschickt es ein Windhorst verstand, diesen Riesen mit fein berechneten Nadelstichen zu reizen, und wie die Thersites-Natur eines Richter einem wahrhaft unersättlichen Hasse gegen den Fürsten immer von neuem Ausdruck gab, folglich werde der unbefangene Zuschauer doch geneigt sein, Bismarck mildernde Umstände zu bewilligen und, seinem eigenen Verlangen entsprechend, „einer Reizbarkeit unter Umständen etwas zu Gute zu halten, ohne die ich andererseits nicht im Stande wäre, Ihnen und dem Lande Dienste zu leisten". Aus dieser persönlichen Hingabe an die Größe Deutschlands, vereint mit seiner elementaren Kraft, entsprang das gewaltige Pathos, dessen Bismarck fähig war. So einfach und schlicht, fast plaudernd seine Rede für gewöhnlich dahinlief, so mächtig konnte er sie anschwellen lassen. Oft wird dieses Pathos zu einem donnernden Quos ego! mit dem er über die Wogen des Parteihaders hinfährt. „Glauben Sie wirklich", ruft er den Abgeordneten zu, die ihm 1867 bei der Annahme der Verfassung seiner Meinung nach höchst unnütze Schwierigkeiten machen, „daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und Dnjestr zum Kampf führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde, — daß die Millionen deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen, — daß die Tausende und Abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können, — meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation!" Hie und da nimmt aber auch dieses Pathos eine melancholisch-lyrische Färbung an, so in der berühmten Klage: „Es liegt

eine eigenthümliche prophetische Voraussicht in unserm alten nationalen Mythus, daß sich, sobald es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder, wie der verstorbene College Völk sich ausdrückte, anbricht, daß dann auch stets der Loki, nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, respective niederzustimmen". Dann aber auch wieder, bei dem Siebzigjährigen, ein heller, hoffnungsvoller Klang: „Ich habe zu der deutschen Nation und namentlich zur Jugend, zu der jetzt studirenden Jugend, zu der Jugend, die unter den Eindrücken der großen Zeit studirt hat, die unser Kaiser an der Spitze seines Heeres inaugurirte, das Vertrauen: die wird mit Poschinger'schen Augen auf die heutige Politik, auf den Particularismus der zehn oder zwölf Fractionen, die hier miteinander kämpfen, zurückblicken. Das ist die Hoffnung, in der ich ruhig sterben werde".

Unsere modernen Parlamente sind ein schlechter Nährboden für wahrhafte Beredsamkeit. Die Hauptarbeit der Parlamente liegt in den Commissionen und leider in den Fractionssitzungen. Wenn die Plenarsitzung beginnt, ist in den meisten Fällen die Abstimmung schon entschieden. Die Reden, die noch gehalten werden, sind entweder decoratives Beiwerk, oder sie werden zum Fenster hinaus gehalten. Bismarck hat oft darüber geklagt, daß es eigentlich gleichgiltig sei, ob er rede oder nicht, jeder Abgeordnete stehe und stimme ja doch unter dem Banne seiner Fraction. Aber er hatte auch ein starkes Gefühl dafür, daß dieses seiner nicht würdig sei, und er war in keiner Weise geneigt, das lodernde Feuer in seinem Busen einfach als parlamentarisches Feuerwerk verpuffen zu lassen. „Er sprach nur, um Handlung zu erzeugen," wie Rogge sich ausdrückt. So gab er z. B. nach seinen großen Reden für die Armee-Verstärkung am 13. Januar 1887 den Abgeordneten noch einen Tag Bedenkzeit, indem die Abstimmung auf den 14. Januar vertagt wurde. In den meisten Fällen aber wandte er sich mit seiner Rede an das ganze Land, wohl gar an ganz Europa, und rechnete auf den Widerhall, den seine Wort im Volke finden würden. Niemals redet er ohne bestimmten Zweck, ohne ein klares Ziel auf das er hinauswollte. Ob er dabei rednerische Kunstwerke schuf, war ihm sehr gleichgiltig — „Reden halten ist nicht meine Beschäftigung" rief er stolz ablehnend den Rednern von Beruf zu — aber gerade durch dieses Verzichten auf alle gleißende Kunst schuf er wahre Kunstwerke. „Seine Reden," schreibt Rogge, „sind nicht gemacht und zusammengedrechselt, sondern sie sind aus der Situation herausgeboren und wachsen in die Situation hinein. Da ist niemals etwas Gesuchtes und Geschraubtes, sondern jedes Wort, jeder Gedanke steht an seiner natürlichen Stelle. Zudem, wie einem Midas jedes Ding, das er berührte, zu Gold wurde, so gehört es zu den Wesen eines Genius, daß ihm Alles unter den Händen zum Kunstwerk wird. Der Genius ist der geborene Künstler, denn er kann wirklich etwas Großes. So hat auch Bismarck, fast ohne es zu wollen, Reden gehalten, die dem Bedeutendsten, was die Redekunst je geleistet, ebenbürtig zur Seite gestellt werden können." Rogge erwähnt, außer Bismarck's köstlichem Nachruf an Kaiser Wilhelm I. am 9. März 1888, die große Rede vom 6. Februar 1888, die allein genügen würde, um ihm einen Ehrenplatz unter den großen Rednern der Welt zu sichern. In grandiosen Zügen giebt er darin einen Ueberblick über die europäische Geschichte der letzten vierzig Jahre, besonders über das Verhältniß zwischen Preußen-Deutschland und Rußland. Die Rede ist meisterhaft nach Form und Inhalt, bald sachlich schlicht, bald von hohem Pathos; anschaulich und reich an reizenden Episoden, hier voll endzückenden Humors und dicht daneben schneidend scharf, jetzt ballt er drohend die Faust und im nächsten Augenblick reicht er die Hand zur Versöhnung dar, bis endlich zum Schluß in einem letzten Aufschwung das nationale Motiv geradezu eine religiöse Weihe erhält, und so tönende Posaunen sich mit Friedensschalmeien und Kriegsdrommeten zu einem Schlußaccord von hinreißender Wirkung vereinen: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst Nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesammte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß Derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen; Gott wird mit uns sein!" Diese Rede ist ein monumentum aere perennius, ein classisches Kunstwerk von Anfang bis zu Ende, im Ganzen und im Einzelnen. Jeder Deutsche müßte sie kennen; in keinem Schulbuch, wenigstens der oberen Classen, dürfte sie fehlen. Für die Entwickelung unseres Volkes ist es jedenfalls wünschenswerth, daß Bismarck als der classische Redner der Deutschen studirt wird, denn unsere politische Beredsamkeit liegt noch sehr in den Windeln. Eins ist sicher: seit Luther's Zeiten hat Niemand wie Bismarck zum Herzen des deutschen Volkes geredet, und das ist schließlich der Schlüssel für seine Bedeutung als Redner. Bismarck war ein großer Redner, weil er ein großer Mann war, der seinem Volke Großes zu sagen hatte.

Das chinesische Theater.

Von Herman Ermeler.

Seitdem wir in China militärisch und wirthschaftlich festen Fuß gefaßt, sind auch die entlegensten Dinge der chinesischen Cultur unserem Interesse näher gerückt. Ferd. v. Richthofen, v. Samson-Himmelstjerna, Ernst v. Hesse-Wartegg u. A. haben an dieser Stelle sich öfter über chinesische Dinge ausgesprochen, aber wie viel ist hinter der großen Mauer noch dunkel und unverständlich. Da ist z. B. die altchinesische Philosophie und deren mittelbare Einwirkung auf den Werdegang der chinesischen Staatsform, — also das Thema, das unlängst der langjährige Gesandte und Vertreter des Deutschen Reiches in Peking, M. v. Brandt, in einer hochbedeutenden Schrift (Stuttgart, Strecker & Moser) behandelt hat, worin er uns zugleich ein Bild der großen Weisen Confucius, Mencius und Laotse und ihrer wenig bekannten Schüler und Nachfolger entrollt. Auch der Holländer Henri Borel hat in seinem von den Zünftigen viel angefochtenen Buch „Weisheit und Schönheit in China" manches Neue und Gute über die Lehre von Tas, den Buddhismus und chinesische Kunst erzählt. Er nennt sich zwar einen Nicht-Sinotogen, aber seine Kenntnisse sind so tief und umfassend, obwohl er vor allem ein Phantasiemensch und Künstler ist, daß er es mit jedem Gelehrten aufnehmen kann. Während Pierre Loti und Marcellus Emants nur das Bizarre im Reiche der Mitte sehen, hat Borel ein offenes Auge und ein empfängliches Herz für alles Schöne und Eigenartige in Literatur und Leben. Nun eine gute deutsche Uebertragung von Ernst Keller (bei O. Hendel in Halle) herausgekommen ist, kann sich unser Publicum in Borel's schöne und sinnige Phantasien über chinesische Themata vertiefen. Sehen wir einmal, was er über das chinesische Theater zu berichten weiß, von dem wir zwar ein Buch von Rudolf Gottschall besitzen, aber doch herzlich wenig wissen.

In keinem Land ist augenblicklich das Theater so populär als in China. Die Einrichtung des Theaters ist so primitiv und bequem wie möglich. Es existiert dort kein Theater-Verband und ist kein Theater-Gebäude von Nöthen; Alles geschieht für und durch das Volk. Kommt ein „glücklicher Tag" — der Geburtstag des einen oder anderen „Poeten" (Buddha) — dann cirkulirt unter den Bewohnern irgend eines Viertels eine Einzeichnungsliste. Jeder Chinese opfert gerne sein bischen „cash," und die erforderliche Summe wird stets voll gezeichnet. Auf einem geeigneten Platz, am liebsten

gegenüber einem Tempel, wird das hölzerne Gerüst — „Tai" — aufgeschlagen, welches in einer Stunde fertig ist und die Bühne darstellt. Es ist ein ganz einfaches Balkengerüst, nicht viel mehr als ein Estrade, wie sie bei uns auf Jahrmärkten zu sehen sind, wo Quacksalber ihre Künste produciren, gerade genug Bretter, daß etwa dreißig Personen darauf stehen können. Keine Coulissen und gar keine Decorationen. Ebenso wenig ein besonderer Platz für die Zuschauer. Die Kunstfreunde sehen im Freien zu, stehend oder auf einem einfachen Rohrstühlchen sitzend, welches sie selbst mitbringen. Entrée wird nicht bezahlt. Jeder Chinese kann frei kommen und sich ansehen, was die gemeinsame Spende dieses oder jenes Viertels ihm Schönes bietet.

Gerade das Primitive der Einrichtung giebt diesen Vorstellungen etwas Anziehendes und wohlthuend Poetisches, wie Borel es noch nie bei einer unserer europäischen Darstellungen empfunden hat. Besonders bei Abend wirken die chinesischen Theatervorstellungen sehr schön. „In der lauen Abendluft sitzen die in hellblau oder grün gekleideten Chinesen unter den mächtigen Zweigen des großen banyan-tree; Andere stehen graciös gelehnt gegen den Pfeiler eines Tempels, in der vornehm-nachlässigen Haltung, die jedem Orientalen etwas Malerisches verleiht. Prächtig nehmen sich die sanften Farben ihrer Gewänder im Abendschein aus, und zuweilen flammt auch ein Widerschein heller Fackeln von der Bühne über sie hin. Es herrscht eine ehrfurchtsvolle Stille unter diesen Hunderten von Zuschauern, die dem Europäer fast unglaublich erscheint, zumal man nirgends einen Polizisten oder Soldaten sieht. Es wird sogar nicht einmal applaudirt; und wenn man sich bewegt, oder von seinem Platze geht, so geschieht dies ganz ruhig, mit leisem Tritt. Es besteht eine Ehrfurcht und Liebe für das Theater in China, welche beweisen, daß selbst in dieser letzten, verderbten Zeit der Tai-Ts'ing-Dynastie das Kunstgefühl im Volke noch ebenso lebendig ist wie in dem goldenen Zeitalter, als die großen Bühnenspiele geschrieben wurden."

Das Theater befindet sich in Händen von Privatunternehmern, die ihre Leute ausbeuten, daß sie eben noch am Leben bleiben können. Die Leute werden für eine bestimmte Zeit des Jahres engagirt, während welcher sie in Allem streng zu gehorchen haben. Der erste Künstler einer Truppe bekommt fünfzig mexikanische Dollars pro Monat, was wahrlich nicht viel ist. Die anderen Spieler erhalten weniger, je nach dem Fach. Die gewöhnlichen Figuranten bekommen $4^1/_2$ bis 5 Dollars. Die Musiker jeder elf.

Die Spiele werden eingetheilt in regelmäßige Zeitabschnitte, „pî" genannt. Ein pî dauert ungefähr 4 bis $4^1/_2$ Stunden. Man kann ein pî spielen lassen gegen Bezahlung von nur 12 Dollar an den Unternehmer. Es kommen dann gewöhnlich noch 3 Dollar für die Kosten der Bühne und für Thee und etwas Reis (für die Künstler) und für Oel und Fackeln (wenn es abends ist) hinzu, welche Kosten der Gastgeber bezahlen muß. Gewöhnlich sind die Abendvorstellungen in zwei pî eingetheilt; eine von 2 bis 6 Uhr und eine von 9 bis $^1/_2$2 Uhr Nachts. Es wird in einem pî mehr als ein Stück gespielt, aber ohne Zwischenpause, eins gleich nach dem Andern. Man kann sich denken, wie müde die Darsteller werden müssen, besonders wenn sie auch Morgens schon spielen mußten. Die lebhafteste Zeit für die Theaterspiele ist im siebenten Monat des chinesischen Jahres, ungefähr in der zweiten Hälfte des August und der ersten Hälfte des September nach unserer Zeitrechnung; es ist die Zeit der Opfer und Ceremonien. Es werden in diesem Monat nicht zwei pî, sondern meistens fünf pî täglich gespielt, daß will sagen, daß einen Monat hindurch zweiundzwanzig Stunden pro Tag gespielt wird. Mit Tagesanbruch beginnt es und um zwei Nachts ist's erst zu Ende, und dies mit einer Zwischenpause von noch nicht zwei Stunden. „Die armen Schauspieler! Sie haben in diesen Tagen fast keinen Augenblick der Ruhe. Wenn sie für kurze Zeit abtreten, so schlafen sie eben ein, um dann gleich wieder geweckt zu werden und wieder aufzutreten," klagt Borel.

Die vornehmlichsten Classiker, aus denen die Stücke geschöpft sind, sind der Long Tsiu Liet Kok, der Sam Kok Tsi — oder Annalen der drei Reiche —; der Tong Su — oder Dinge der Thang-Dynastie —; der Se Ju — oder Reisen im Westen —; der Tsing Tong — oder Kampf im Osten —; der Tsing Se — oder Kampf im Westen — und Andere mehr, zu viel, um sie Alle zu nennen. Diese — Classiker und Legenden — könnte man als die Romantik des allerersten chinesischen Mittelalters bezeichnen. Das war die Zeit der großen Kriege, als die Chinesen die Eroberer von fast ganz Ostasien waren. Man findet darin dieselben Wunder wieder, wie in den Nibelungen und anderen Heldenliedern. Es giebt da Helden, die unverwundbar sind und berühmte Schwerter tragen, mit denen sie selbst Geistern und Teufeln widerstehen; es giebt Wunderkappen, die den Träger unsichtbar machen; Zaubersprüche, auf welche Heere von Dämonen zu Hülfe eilen, und Pokale, aus denen ein großes Feuer gezaubert wird, welches die Feinde zu Tausenden verbrennt. Da sind Frauen, die unbesiegbare Kriegshelden sind und ihren Geliebten mit der Gewalt des Schwertes und mit Teufelskünsten erobern. Todfeinde verfolgen einander unten im Meer, in den Wolken und bis in das Innerste der Erde. Es kommen Weltbrände vor, die ganze Heere vertilgen; aber gute Geister lassen dann Himmelswolken niederfallen, um sie wieder zu löschen und den Lieblingshelden aus dem Feuer zu erretten. Wunder-Rosse fliegen, schneller, als mit Zauberkraft geworfene Speere, durch die Luft, und es giebt Pfeile, die bis in die Wolken dringen. Und diese kindliche, imposante Romantik wird von der Bühne hier in einer ebenso kindlichen, imposanten Weise dargestellt. Die chinesischen Schauspiele entbehren des Täuschenden, bequem Darstellenden unserer europäischen Ausstattungen und Decorationen; aber es ist jenes überwältigende Starke, jenes einfache Große darin, das einem Werke den Stempel der großen Kunst giebt. Und daß der gewöhnliche Chinese aus den unteren Ständen so viel Schönes empfindet bei einer so primitiven Darstellung, daß er Stunden lang in stiller Andacht zur Nachtzeit davor steht, nachdem er über Tag wie ein Thier gearbeitet hat, das ist ein Beweis dafür, daß in dem chinesischen Volk unter dieser traurigen Regierung noch ein intuitives Empfinden für die Kunst schlummert — ein glückliches Zeichen für eine wiederzugewinnende bessere Zeit, sowohl für das Volk selbst als auch für seine Kunst.

Es ist doch gewiß nichts Primitiveres denkbar als ein Theater, auf dem der Schauspieler, wenn er eben „ab"-getreten ist, sich ruhig auf der Bühne nebenhin stellt, ein Täßchen Thee trinkt oder seine Pfeife ansteckt und mit einem der Figuranten sich unterhält. Auch werden auf der Bühne die Gewänder gewechselt, sogar dicht hinter dem Helden, der noch in der Rolle ist. Man kann selbst sehen — ohne daß dies irgend zu verbergen gesucht wird — wie ein Schauspieler sein Gesicht bemalt, oder seinen Bart festklebt, vor einem kleinen Spiegel. Wenn auf der Bühne zwei lange Stöcke aufgerichtet werden, mit einem Stück Segeltuch dazwischen, so stellt dies eine Stadtmauer dar. Wenn mit den Händen die Bewegung des Ruderns gemacht wird, so stellt die Bühne die See vor, und die Spieler befinden sich auf Schiffen. Ein kleines Pulverflämmchen ist ein Weltbrand, und ein wenig heruntergeschüttetes Wasser ist ein Wolkenbruch. Eine beinahe unmerkbare Haltung der Hände zeigt an, daß der Spieler zu Pferde sitzt, und wenn einer mit den Füßen auf- und niederstampft, vor- und rückwärts, so zieht er einen Wagen fort. Ein Brett, auf dem man vorsichtig vorwärts schreitet, ist eine gefährliche Brücke über die See, und ein kleiner Sprung in die Höhe bedeutet: Auffliegen in die Wolken. Aber das Schöne hierbei ist, daß dies Alles

nicht lächerlich gefunden wird und der Ernst bei dem Zuschauer durch diese sonderbaren Darstellungen nicht leidet. Der andächtige Chinese ist von der Schönheit in dem Spiele so sehr in Beschlag genommen, daß er das dicht in seiner Nähe befindliche Häßliche nicht sieht; seine Pantasie ist willig und leicht beweglich, und sie folgt mit wunderbarer Schnelligkeit auch der leisesten Andeutung eines Vorganges von Wichtigkeit. Er ist nie ermüdet und er läßt sich durch nichts aus der Fassung bringen. Alle die primitiven Darstellungen sind für den Chinesen lichte Symbole, und er verlangt durchaus nichts mehr als die Schönheit des Stückes selbst, als Geschichte. Er will nur die Bewegungen und die Stimme der lebenden Menschen dabei vor sich haben, begleitet von dem Rhythmus der Musik.

Im Hintergrunde sitzen die bei jeder Vorstellung unentbehrlichen Musiker. Sie haben keinen Dirigenten und spielen Alles aus dem Kopfe, ohne Notenhefte. Das Orchester ist aus drei Bestandtheilen zusammengesetzt: aus Schlaginstrumenten, Streichinstrumenten und Blasinstrumenten. Von der ersten Categorie sind gewöhnlich zwei große Gongs aus Kupfer vorhanden, die mit einem Hammerstock geschlagen werden. Da nur acht Musiker vorhanden sind, können nicht alle diese Instrumente zugleich gespielt werden. Erstaunlich schnell wechselt daher auch ein Musiker während des Spielens sein Instrument. Wunderbar exact ist das Tacthalten beim Begleiten eines Solo-Gesanges. Es wird dann mit vier kleinen Stöckchen, gegeneinander, der Tact geklopft.

Nicht jedes chinesische Theaterstück hat, wie unsere Opern, seine eigene Musik. Aber es giebt besondere Musik für jede Art Geschehniß in einem Stück, und diese wird bei jedem Stück an der passenden Stelle gespielt. Ein Fremder, der zum ersten Mal in China ist, denkt leicht, daß hier von dem Orchester nur so wild in's Blaue hinein Lärm gemacht werde, und er hat das Gefühl, als ob etwas in ihm zerrissen würde, so falsch klingt die Musik in seinen Ohren. Wenn man aber regelmäßig den Aufführungen beiwohnt, lernt man sehr bald unterscheiden und fängt die seltsame Musik an, wirklich das Gemüth zu bewegen, versichert uns der allerdings enthusiastische Borel. Es giebt für jede Scene in dem Stück ein besonderes Motiv. Wenn ein Civil-Mandarin auftritt, ist dieses ein Anderes, als wenn ein Militair-Mandarin erscheint. Es giebt eine bestimmte Kriegsmusik; eine Angriffsmusik und eine Abzugsmusik und ein jubilirend festliches Kaisermotiv. Ein Chinese versteht aus der Musik von der Ferne schon, was vorgeht, ohne daß er die Bühne sieht. Er kann hören, wenn ein Heer anmarschirt, wenn Kampfgetümmel ist und wenn in der Ferne die Trommeln zum Abzug schlagen. Er weiß, wenn die Musik von Liebe singt und wenn sie von Haß lodert. Schön wird der Angriff eines Heeres durch die Musik veranschaulicht. Dann schlagen zuerst die Gongs eben an, ein sanftes Bummen, worauf die kleinen Trommeln erst leise wirbeln, dann schneller und lauter, wie das Anstürmen von vielen Soldaten, mit wildem Pferdegetrappel, und endlich, bei dem Kampf selbst, geht es in rasender Eile, ohne Unterbrechung, mit solcher Schnelligkeit des Beckenschlagens und Trommelwirbelns, daß es sich aus der Ferne wirklich anhört wie das Durcheinanderstürmen von Tausenden von Kriegern. Dann folgen zuweilen ein oder zwei dumpfe Gong-Schläge und darauf eine kurze Stille —: es ist ein Leben niedergeschmettert worden vom Schicksal. Und wenn dann die Blasinstrumente jammernd klagen, so sind dies die Schmerzenslaute der kleinen Menschen, die nach der Donnerstimme des Fatums weinend aufsteigen.

Borel erzählt den Inhalt verschiedener sehr beliebter Schauspiele, in denen es freilich etwas toll hergeht. Neben der Musik übt die vornehmlichste Anziehungskraft das Gewand der Darsteller aus. Wird die Scene in Bezug auf örtliche Umgebung für das Auge ganz gleichgiltig behandelt, so wird desto größere Sorge den Gewändern der Schauspieler gewidmet. Diese sind keine gewöhnlichen Kleider mehr; sie bilden eine Kunst für sich selbst. „Der Held Si Dzin Kui hatte ein Paradekleid aus grüner Seide weit um sich hin, mit majestätischen Falten niederhangend. Die Aermel bis unter das Knie reichend in herrlichem Fall. Er kann sich in diesem Gewand nur langsam bewegen, mit feierlichem Schritt, wie es einem greisen Mann geziemt. Auf seinem Kleid eine reiche Figuren-Composition aus Gold. Um seine Füße herum das Meer, mit dick-goldenen Wogen, die hoch aufschäumen und Funken sprühen. Daraus erheben sich in wilden Krümmungen zwei goldene Drachen zu goldenen Wolken empor. Diese Wolken haben eine prächtige Form und scheinen luftig dahinzuschweben, so schön sind sie gemacht. Auf der Brust eine dicke goldene Sonne; um diese herum wieder zwei goldene Drachen, mit Augen aus grünem Edelstein, und mit langen gewundenen Zungen. Drachen auf den Aermeln, auf dem Rücken und um den Hals. Das Gold ist gleich einer lebendigen Glorie, die ihn mit einem eigenen Licht umstrahlt. Wenn er sich nur eben bewegt und sich wendet, schwingt das Kleid sich in breiten Falten um ihn hin, und es ist, als ob die Drachen sich ringelten und Licht ausstrahlten nach allen Seiten. Auch das leise Rauschen des Goldes verleiht ihnen etwas Lebendiges. Die Falten seines Gewandes drücken sein Alter und seinen feierlich-ernsten Charakter aus. Seine Geberden sind alle langsam und keusch, als seien sie sich dessen bewußt, daß sie rund um ihn herum in den Bewegungen des Kleides das innere Wesen der dargestellten Persönlichkeit wiederspiegeln."

Die mehr untergeordneten Schauspieler, Gefolge, Diener und Soldaten sind gleichfalls in farbiger Pracht, ohne Goldschmuck, meist in hellroth, welches beim Scheine des Fackellichts flammt mit blutigem Schimmer, wie er zu diesen Schauspielen des Mords und Todschlags paßt. Borel hebt aber besonders hervor, daß er die Darsteller beinahe alle für echte Künstler erachtet. Gebildet sind sie nicht. Aus Gesprächen mit ihnen ersah er später, daß sie nicht viel mehr wußten, als was gerade ihr Theater betraf; daß sie weder die alte Literatur, noch die Philosophie ihres Landes kannten, soweit diese nicht direct mit ihrem Beruf zusammenhing. Sie konnten ihm auch nicht sagen, in welcher Zeit z. B. die Geschichte mit Han Lee Hoa angeblich sich zugetragen haben soll, und sie waren, im Ganzen genommen, ein ziemlich rohes Völkchen. „Aber sie haben in ihrem Spiel eine Erhabenheit der Bewegung, ein Feingefühl der Geberde, ein künstlerisches Geschick, mit ihren schimmernden Gewändern umzugehen, damit diese stets zur schönsten Geltung kommen; sie zeigen eine königliche Vornehmheit in ihrem ganzen Gebahren, die sie zu um so größeren Künstlern macht, je mehr sie instinctiv und unbewußt ist. Besonders für den Künstler, welcher Han Lee Hoa darstellte, habe ich sehr große Bewunderung. Diese Han Lee Hoa war gar keine Frau; es war ein Mann, der diese Frauenrolle spielte. Als ein chinesischer Freund, mit welchem ich der Vorstellung beiwohnte, mir sagte, daß in Amoy niemals Frauen in Theaterrollen auftreten und daß diese Han Lee Hoa in der That ein Mann ist, wollte ich es ihm nicht glauben. Auch war ihr Körper sehr zart und geschmeidig, beinahe gleich einem Blumenstengel, so schlank und zart vom Boden sich erhebend. Und in ihren Augen war wundersames Licht." Wie man sieht, ist das chinesische Theater wohl im Stande, ein künstlerisches Europäer-Gemüth zu begeistern.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Carmela.

Von Edmondo de Amicis.

(Schluß.)

Carmela war seit einigen Tagen nicht ganz wohl und blieb daher immer zu Hause. Der Officier und der Doctor suchten sie auf. Sie saß vor dem Hause auf der Erde, mit dem Rücken an der Thür. Als

sie die Herren sah, stand sie etwas weniger eilig auf als sonst, wandte sich dem Leutnant zu und versuchte ihn wie gewöhnlich zu umarmen, wobei sie mit leiser Stimme ihre alten Reden murmelte.

„Carmela," sagte der Leutnant, „wir haben Dir etwas mitzutheilen, eine Neuigkeit!"

„Eine Neuigkeit," wiederholte sie sanft und streichelte dreimal mit ihrer Hand dem Officier die Wange.

„Morgen gehe ich fort von hier!"

„Morgen gehe ich fort?"

„Nein, ich gehe fort, ich gehe fort von hier. Ich verlasse diesen Ort! Ich reise mit meinen Soldaten ab. Ich besteige das Schiff und dieses trägt mich weit, weit fort!" Und er machte mit dem Arm eine weite, große Geberde.

„Weit, weit fort!" flüsterte Carmela und schaute nach der von dem Officier bezeichneten Richtung. Sie schien einen Augenblick nachzudenken und sagte dann mit gleichgiltigem Ausdruck: „Das Dampfboot . . . . welches raucht?" Und nochmals versuchte sie es, den Officier zu umarmen, und nannte ihn mit den gewöhnlichen Schmeichelnamen.

„Nichts begriffen!" flüsterte der Leutnant ärgerlich seinem Freund zu.

„Man muß es ihr oft wiederholen," tuschelte der Doctor. „Hoffen wir auf später!" Und sie entfernten sich, nachdem sie Carmela barsch angerufen, damit sie ihnen nicht folge.

Das Mahl war für den nächsten Abend festgesetzt. Heute Abend ging Carmela wie gewöhnlich zum Marktplatze, sich vor die Thür des Officiers auf die Schwelle zu setzen. Sobald er nach Hause kam, hieß sie der Leutnant mit hinaufsteigen, wo der Bursche schon damit beschäftigt war, die Sachen zu packen. Alles war im größten Wirrwarr. Auf dem Tische, den Sesseln, dem Sopha lagen Wäsche, Kleidungsstücke, Bücher und Karten verstreut, und mitten im Zimmer standen zwei geöffnete Koffer, in welche der Soldat die Sachen einzupacken begann. Carmela machte beim Anblick dieser Unordnung eine erstaunte Miene und sah den Officier lächelnd an.

„Ich mache meine Bagage fertig zur Abreise," erklärte er. Carmela sah sich nochmals im Zimmer um und runzelte die Stirn, was man sonst nie an ihr bemerkte. Der Officier beobachtete sie aufmerksam. „Ich gehe fort, weit fort von hier, ich reise mit dem Dampfer ab . . ."

„Du reist mit dem Dampfer ab?"

„Ja wohl . . . Ich reise morgen Abend fort!"

„Morgen Abend," wiederholte Carmela mechanisch, und da sie die Guitarre auf einem Stuhl erblickte, griff sie mit einem Finger in die Saiten und ließ sie erklingen.

„Thut es Dir nicht leid, daß ich fortgehe? — Ist es Dir nicht schmerzlich, daß Du mich nie wiedersehen wirst?" Carmela sah ihm fest in die Augen, dann neigte sie den Kopf, als ob sie nachdächte. Der Officier sagte nichts weiter, sondern sprach leise mit dem Soldaten und half ihm die Kleidungsstücke legen. Das Mädchen sah ihnen zu, ohne sich zu rühren. Nach einer kleinen Weile trat der Leutnant an sie heran und sagte: „Jetzt geh, Carmela; Du bist lange genug hier gewesen, geh jetzt nach Hause!" Und er ergriff sie am Arme und drängte sie sanft gegen die Thür . . . Sie drehte sich um und streckte die Arme aus, um ihn zu umarmen. „Ich will nicht!" sagte der Officier.

Carmela stampfte zwei oder drei Mal mit dem Fuße auf und streckte wieder die Arme aus, dann umschlang sie seinen Hals und drückte den Mund auf seine Wange, ohne ihn zu küssen, als ob sie an etwas Anderes dächte, und endlich ging sie still und langsam fort, ohne zu lachen, ohne sich umzusehen, mit einem nichtssagenden Gesicht, wie ein Zerstreuter, der an hundert verschiedene Dinge zugleich denkt.

Was ist das? dachte der Officier. Sollte das ein gutes Zeichen sein? . . . Gott geb' es! Hoffen wir!

Am nächsten Tage ging der Leutnant nicht aus und wollte selbst Carmela nicht sehen, obschon er wußte, daß sie, wie immer, an der Thür saß. Seine Wohnung bestand aus zwei Zimmern und einer Küche. Zwischen dem Schlafzimmer und der Eingangsthüre lag das größere Zimmer, dessen Fenster ebenfalls auf den Platz gingen. In diesem Zimmer ließ er das Abendessen vorbereiten. Der benachbarte Gastwirth lieh ihm einen großen Tisch; er kam selbst und bereitete die wenigen Schüsseln im Hause; dann richtete er Alles mit dem größtmöglichen Luxus an und trug es selbst auf, so wie er es vor drei Jahren bei dem anderen Officier auch gethan hatte.

Gegen neun Uhr Abends kam zuerst der Doctor. „Sie ist unten," sagte er eintretend; „sie hat sich bei mir beschwert, daß sie Dich noch nicht gesehen hat. Ich habe sie gefragt, ob sie sich wohl befände und sie hat mir ohne zu lachen geantwortet: ‚Dampfschiff!' Aber wer vermag zu sagen, was in diesem Kopfe vorgeht? Gott allein! Da sieh' nur, welch' glänzende Tafel!"

Und nachdem sie die Tafel gemustert, beriethen sie darüber, wie sie die Vorstellung oder vielmehr das Drama am besten in Scene setzen könnten, denn es war ein Drama und zwar ein sehr ernstes. Dann fragte der Doctor: „Haben Alle ihre Rolle gut gelernt?" Der Officier erwiderte, er hoffe es.

Kurz vor zehn Uhr hörten sie auf der Treppe die Schritte und die verworrenen Stimmen der Geladenen.

„Sie sind hier!" sagte der Doctor und zündete die vier Armleuchter an, die an den vier Ecken des Tisches standen.

„Wie mir das Herz schlägt!" sagte der Officier.

„Muth, Muth!" sagte der Freund und drückte ihm die Hand.

In diesem Augenblick hörte man Carmela rufen: „Auch ich gehe auf's Dampfschiff!" und dann in die Hände klatschen.

„Muth!" wiederholte der Doctor, schnell seinem Freunde in's Ohr flüsternd: „Hast Du es gehört? Dieser Gedanke setzt sich in ihrem Gehirn fest; ein gutes Zeichen; fasse Muth! — Da sind die Gäste."

Die Thür wurde geöffnet und der Bürgermeister, der Richter und alle Anderen traten lächelnd und sich verneigend ein. Sie hatten sich im Café versammelt. Während der Officier sie begrüßte, sagte der Doctor dem Burschen, der bis dahin unbeweglich in einer Ecke gestanden, einige Worte in's Ohr, worauf dieser verschwand. Nach einer Minute kehrte er unbemerkt mit Carmela zurück, und alle Beide gingen auf den Fußspitzen schreitend längs der Mauer in das andere Zimmer.

„Setzen wir uns," sagte der Officier.

Alle setzten sich. Ein lautes Geräusch von rückenden Stühlen und dann ein langes, gedehntes Ah der Befriedigung, indeß die Gäste an der reich besetzten Tafel Platz nahmen. Dies übertönte das leichte Geräusch, welches der Bursche und Carmela machten. Sie rief: „Heute habe ich ihn noch gar nicht gesehen!" und öffnete die Thür, um sich auf den Officier zu stürzen. Der Bursche hielt sie zurück; er stellte einen Sessel in die Nähe der Thür und hieß sie sich darauf setzen; dann öffnete er die Thür eine Hand breit, und durch diese Öffnung steckte sie das Gesicht und beobachtete Alles, was vorging. Keiner der Gäste drehte sich nach jener Seite und sah hin, weder jetzt noch später, und Carmela bewegte sich nicht.

Nun begann ein verworrenes Geklapper und Geklirr von Gabeln und Messern, Gläsern und Tellern, auch heiteres Gelächter und verworrene Stimmen. Außer dem Doctor und dem Officier aßen Alle mit dem besten Appetit und tranken und stießen fröhlich an. Sie lobten die Disciplin der Soldaten, Corporäle und Sergeanten der Abtheilung, dann die Weine und die Speisen, sprachen auch von dem herrlichen Wetter, der bezaubernden Nacht und der köstlichen Reise; endlich sprachen sie von der Politik, dann wieder von den Soldaten und noch einmal von der Reise und so fort. Immer lauter wurden die Stimmen, die Gläser leerten sich immer schneller, bis alle Gesichter glühten und die Worte immer unzusammenhängender wurden. Fast ohne es zu merken, hatte Jeder seine Rolle ernst genommen und führte sie folgerichtig durch. Aber jemehr sie den Zweck vergaßen, weßhalb sie gekommen waren, und in der Fröhlichkeit aufgingen, um so stärker fühlte der Officier das Pochen seines Herzens und auf seinem Gesicht verrieth sich der Sturm seiner Seele. Doch Niemand bemerkte es, außer dem Doctor, der ihm von Zeit zu Zeit Muth zusprach und Carmela im Auge behielt. Diese hielt das Gesicht immer aufmerksam auf die Thürspalte gerichtet. Der Bursche war fortgegangen.

Pünktlich traten drei Soldaten herein, und jeder hob einen der Koffer auf die Schulter, die in einer Ecke standen und entfernten sich damit. Carmela folgte mit den Augen jeder ihrer Bewegungen, bis sie verschwunden waren, und dann richtete sie ihre Blicke wieder auf die Tafel.

Der Doctor flüsterte dem Bürgermeister einige Worte in's Ohr. „Ich bitt' um's Wort!" rief dieser sofort und erhob sich mühsam, das Glas in der Hand. „Ich trinke auf die Gesundheit des wackeren Herrn Leutnants, der die brave Abtheilung befehligt, welche jetzt fortgeht und

dennoch immer in schöner Erinnerung bei uns fortleben wird, diese brave Abtheilung, die unser wackerer Leutnant commandirt . . ." Er blieb einen Augenblick stecken, dann schloß er mit überzeugtem Ausdruck: „Es lebe der Herr Leutnant!"

Und alle Anderen stießen geräuschvoll mit den Gläsern an, daß der Wein auf das Tischtuch floß: „Er lebe hoch!" —

Andere brachten noch Toaste von der gleichen Güte aus, und dann sprachen sie wieder Alle durcheinander von Soldaten, Politik, von Wein und von der Reise. „Herr Einnehmer, singen Sie uns ein Lied!" rief der Doctor. Die Anderen stimmten in die Bitte ein, daß es wie ein Echo klang. Der Einnehmer zierte sich ein wenig, entschuldigte sich und ließ sich eine Weile bitten, dann lächelte er, räusperte sich, nahm die Guitarre und sang zwei oder drei Verse. Die Anderen singen wieder an zu lärmen.

„Jetzt ist's an mir!" rief der Leutnant, und Alle schwiegen. Er nahm die Guitarre, stimmte sie, erhob sich und that, als ob er schwankte, dann begann er . . . Er war blaß und seine Hände zitterten, doch sang er sein Lied mit wirklich bezauberndem Ausdruck:

„Carmela, hier zu Deinen Füßen
Da will ich selig ruhn,
Dein holdes Engelsantlitz küssen,
Dir alles Liebe thun."

Carmela hörte immer aufmerksamer zu und runzelte die Stirn, wie in tiefe Gedanken versunken. „Bravo, sehr gut! Sie singen wie ein Gott!" riefen die Gäste einstimmig. Und der Officier sang den zweiten Vers:

„Und ruft am letzten holden Tag,
Zum Scheiden mich die Pflicht,
Will ich an Deinem treuen Busen
Verbergen mein Gesicht."

Es waren dieselben Worte, dieselbe Musik, Alles war wie in jener Nacht. „Bravo, sehr gut!" wiederholten die Gäste. Der Officier fiel wie erschöpft auf den Sessel zurück, und wieder singen Alle zu rufen und zu schreien an. Carmela war wie zu einer Bildsäule erstarrt und richtete die weit geöffneten Augen auf das Gesicht des Leutnants: der Doctor beobachtete sie heimlich.

„Ruhe!" rief der Officier. Alle schwiegen, und durch das offene Fenster hörte man von dem Platz herauf eine fröhliche Musik und die verworrenen Stimmen der Menge. Es war die Dorfmusikkapelle, von einem großen Theil der Bevölkerung umgeben, alle im Glauben, daß die Abtheilung fortginge.

Carmela fuhr zusammen und wandte sich dem Fenster zu. Ihr Gesicht belebte sich leicht, und ihre großen Augen wanderten unablässig vom Fenster zum Leutnant und von diesem zu den Gästen und dann wieder zum Fenster, als ob sie die Musik hören und doch auch nicht die geringste Bewegung der Gesellschaft übersehen möchte.

Als die Musik aufgehört hatte, klatschte die herbeigeströmte Menge unten in die Hände, wie sie es auch vor drei Jahren gethan hatte. In diesem Augenblicke kam der Bursche mit schnellen Schritten und kündigte mit lauter Stimme an: „Herr Leutnant, das Schiff ist zur Abfahrt bereit!"

Der Officier erhob sich und sagte: „Ich muß scheiden!" — Carmela erhob sich langsam, den Blick fest auf ihn gerichtet und schob den Sessel leise zur Seite.

Auch die Gäste erhoben sich und umringten den Leutnant. Im nämlichen Augenblick erschien Carmela's Mutter, trat ungesehen in das andere Zimmer und umarmte zärtlich ihre Tochter mit den Worten: „Fasse Muth, in zwei Monaten kehrt er wieder!"

Carmela starrte ihre Mutter an, befreite sich langsam aus ihrer Umarmung und heftete ohne ein Wort ihren Blick auf den Officier. Die Gäste schüttelten ihm die Hand, und es entstand ein Durcheinander von Wünschen und Abschiedsgrüßen; er schnallte sich den Säbel um, setzte die Mütze auf, hing die Reisetasche um . . .

Während das Alles geschah, öffnete Carmela leise die Thüre, trat einen Schritt vor und sah mit entgeisterten Augen den Officier, die Gäste, den Burschen, die Mutter neben sich an, ihre Blicke flogen von einem zum andern, sie rieb mit beiden Händen die Stirn und zerraufte sich das Haar, seufzte schwer und zitterte an allen Gliedern. Da ertönte noch einmal die Musik auf dem Platze und abermaliger Beifall . . .

„Gehen wir!" sagte der Officier entschlossen und wandte sich zum Gehen. Plötzlich stieß Carmela einen lauten, verzweifelten, durchdringenden Schrei aus. Mit einem Sprunge stürzte sie auf den Leutnant, umschlang ihn mit übermenschlicher Kraft und küßte ihm wie rasend Gesicht, Hals, Brust, wohin es gerade traf; dabei schrie und jammerte sie, streichelte schluchzend seine Schultern, Arme, den Kopf, wie es eine Mutter mit ihrem Sohne gethan haben würde, den man aus den Wellen gerettet und ihr zurückgegeben. Und nach wenigen Minuten fiel die Arme bewußtlos zu Boden, mit dem Kopf zu Füßen des Officiers. Sie war gerettet.

Der Leutnant warf sich in die weit geöffneten Arme des Arztes. Die Mutter kniete neben ihrer Tochter nieder und weinte laut. Die Gäste standen ergriffen da und dankten Gott. Die Musik spielte immer weiter. — — —

Vier Monate später, in einer schönen, taghellen Septembernacht näherte sich das Dampfboot, das von Tunis kam und wie immer an unserer kleinen Insel angelegt hatte, eilig der sicilianischen Küste. Das Meer war so ruhig, daß das Schiff sich gar nicht zu bewegen schien. Die Passagiere standen alle auf Deck und betrachteten still den klaren Sternenhimmel und das mondbeleuchtete Meer.

Etwas abseits von den Anderen lehnten ein junger Mann und eine Dame an dem Geländer, Arm in Arm, daß ihre Köpfe sich beinahe berührten. Weitab in der Ferne sah man noch die schwachen Umrisse der Insel, die sie soeben verlassen hatten. So standen sie lange, ohne sich von dem Anblick losreißen zu können, bis endlich die Dame das Gesicht erhob und flüsterte: „Ade, Du meine armselige Heimath, wo ich so viel gelitten, wo ich Dich zum ersten Mal gesehen, und wo Du mir das Leben wiedergabst!" Und sie lehnte die Stirn an die Schulter ihres Gefährten.

„Wir werden einst zurückkehren!" sagte er und hob ihr Köpfchen zu sich empor, um ihr in die Augen zu sehen.

„Und werden wir in Dein Haus zurückkehren?" fragte sie sanft.

„Ja."

„Und Abends wieder an jenem Fenster sitzen, von dem Du mich einst riefst, und zusammen plaudern?"

„Gewiß!"

„Und Du wirst wieder die Guitarre spielen und jenes Lied singen?"

„Ja, ganz gewiß!"

„Singe es jetzt!" rief Carmela begeistert; „sing' es leise."

Und der Officier näherte den Mund ihrem Ohr und sang ganz leise:

„Carmela, hier zu Deinen Füßen,
Da will ich selig ruhn . . ."

Carmela schlang ihren Arm um den Hals ihres Gatten und weinte.

„Du liebes armes Wesen," rief er gerührt und drückte sie an sich; „hier, hier an meiner Brust sollst Du für immer Ruhe finden!"

Carmela schrak plötzlich zusammen, blickte um sich und sah das Meer, die Insel, ihren Gatten an. „O, es ist ein Traum!" rief sie.

Doch der junge Gatte unterbrach sie: „Nein, mein Herz, es ist das Erwachen."

Und das Schiff flog dahin wie auf Windesflügeln.

Aus der Hauptstadt.

Der Haager Kriegs-Scat.

Zwar hat die Berliner Börse den 18. Mai 1899 mit einer erquicklichen Hausse in Montanpapieren gefeiert, aber ihre Begeisterung galt weniger dem zufälligen Umstande, daß an diesem Tage die internationale zarische Friedensconferenz zusammentrat, als der Meldung von neuen fetten Fusionsprojecten im rheinisch-westphälischen Hüttenrevier. Mit beleidigendem Gleichmuth sind die Zeitungsleser über die Meldung hinweg gegangen, daß der Congreß unter vollkommenem Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandeln werde, und zu zählen sind die Häupter der Gewissenhaften, die, um wenigstens etwas von seinen Wortdelicatessen zu genießen, die feierliche Eröffnungs-Declamation des niederländischen Bevollmächtigten gelesen haben. Wie Königin München sich um die alten Herren im Buschschlosse nicht kümmerte am Eröffnungstage, sondern

es vorzog, in den Baden-Badener Spuren des Cellistenmäcens Onkel Chlodwig zu wandeln, so steht auch die ganze übrige Welt den Haager Friedensengeln theilnahmslos gegenüber. Daß Bertha von Suttner und ihr Gundacar sich entschlossen haben, während der Congreßwochen ebenfalls Cercle in der reingewaschenen, stillen Stadt zu halten, wird auch die paar Fremden, die sonst wohl den Ort besucht hätten, zu einer schleunigen Aenderung ihrer Reisepläne bewegen. Ja, was gelten Fürstengröße, Illusionsfähigkeit und origineller Wagemuth in diesem ebenso skeptischen wie demokratischen Jahrhundert? Eigentlich sollte der Erdball wiederhallen von der hochherzigen That des Zaren. Er achtete es gering, daß sein Finanzminister die letzte Kraft anstrengte, um den Schienenweg nach Wladiwostok, diese Diagonale durch die zukünftige Provinz China, zu vollenden; daß sein Marineminister sechs neue Panzer auf die Hellings setzte, sein Kriegsminister weitere drei Armeecorps an die Westgrenze schob und zugleich ein neues Geschütz studirte, das zwanzig Schuß in der Minute abgeben kann. All' diese krampfhaften Anstrengungen übersah Nicolaus in Güte und forderte ihnen zum Trotze die Culturmenschheit auf, mit den ewigen, Rußland erschöpfenden Rüstungen endlich einmal inne zu halten. So verwunderlich klang Parsifal's Ruf in die Welt, und so verblüffend seltsam contrastirte er mit Parsifal's Thaten, daß Niemand eine diplomatische Hinterlist des ideal gesinnten Monarchen auch nur zu wittern wagte. Angesichts der Haltung des russischen Reiches athmete sein Vorschlag eine köstliche, bezaubernde Naivetät, die nicht gekünstelt sein konnte, die aus ehrlichem Herzen kommen mußte. Ob das Haager Excellenzenkränzchen irgend ein praktisches Ergebniß zeitigen wird, ist heut fraglicher als je. Denen aber, die an das gute Princip in der Menschenbrust glauben, die nicht zugeben wollen, daß der schwärmerische Idealismus längst seinen Bankerott angesagt hat, Denen ist großes Heil widerfahren. Nicolaus II. von Rußland straft alle Ausstreuungen der Misanthropen Lügen.

Doch die rein innerliche Freude, die der ethische Gourmet ihm verdankt, klingt leider nicht durch die Seele der Menge. Ihr ist die Friedensidee ein wesenloser Schemen, und obgleich sie ihr von Rechts- und Verstandeswegen mit Halleluja und Hosianna beifallen müßte, lehnt sich doch der Volks-Instinct entschieden und zornig dagegen auf. In Wahrheit, nichts spricht ein so abfälliges Urtheil über die Bestrebungen der Friedensfreunde wie die Thatsache, daß alle eifrige und geschickte Propaganda, alles erbitterte Mühen bis heute vergeblich abgeprallt ist an der Wurstigkeit Derer, die es zu überzeugen galt, und daß selbst das Eingreifen des mächtigsten Fürsten der Welt keine Wandlung herbeizuführen vermochte. Niemand verschließt sich der Erwägung, daß es zweifellos im weltbürgerlichen Sinne sittlicher und menschenwürdiger ist, den theuren Nebenmenschen nicht mit Hurrah nieder zu knallen. Niemand, er sei denn gerade Fabrikant einbalsamirten Fleisches und habe die Lieferungen für das Heer contractlich, Niemand wird leugnen, daß ein Zustand dauernden Friedens dem bürgerlichen Erwerbsleben günstiger ist als unaufhörliche kriegerische Zuckungen, die die Conjuncturen jäh ändern und die feinsten Berechnungen roh durchkreuzen. Ethiker und Profitjäger stimmen überein im flammenden Hymnus auf den Frieden, den lieblichen Knaben, und doch kommen die Kanonen nicht außer Mode und doch zahlen gerade die Waffenfabriken ihren Actionären die erstrebenswerthesten Dividenden. Hätte ein anderer Fürst als Zar Nikolaus die Nationen zur Abrüstungsconferenz geladen, ein Fürst, der eben so arglos-naiv träumt wie er, aber nicht wie er von ganz Europa umschmeichelt und umworben wird, dann wäre einstimmiges höhnisches Lachen die Antwort gewesen. Den Zaren wagt man nicht zu kränken, dieser Friedensapostel spielt eine bedeutsame Rolle im nächsten Kriege, und so giebt man sich den Anschein, ihn und seine Anregung ernst zu nehmen. Aber selbst die freisinnigen Zeitungen, die grundsätzlich für alles Erhabene glühen, fanden am 18. Mai nur etliche frostige Phrasen der Begrüßung für die armen alten Herren, die sich im waldumstandenen Oranierschlosse dem Zaren zu Liebe langweilen und erkälten müssen. Dem gewiegtesten Leitartikler ging hier der Schwung aus, und eilends ließ er das unheimliche Thema fallen, um aufathmend mit hellem Jubelschrei die Regierung zu ermahnen, freiheitlich zu denken und verfassungsmäßig zu handeln, das heißt sämmtliche conservative Landräthe, die gegen das Canalgesetz stimmen würden, zu maßregeln, den Kaiser ein Machtwort in der Angelegenheit sprechen zu lassen und schlimmsten Falls den Mittellandcanal nach Thun'schem Muster durchzudrücken. Es war kein Zufall, daß im selben Lenze, wo einem uralten freisinnigen Traume, dem ewigen Weltfrieden, Erfüllung winkte, der Freisinn sich auch sonst von der besten und vornehmsten Seite zeigte.

Abrüstung, Schiedsgerichte und Dauerfrieden waren damals discutabel, als über die Bretter, die die Welt bedeuten, das Jahrhundert ging, an dessen Neige Schiller, des schöneren Effectes wegen, durchaus einen Menschen mit Palmenzweig gestellt wissen wollte. Damals dachten und empfanden die gebildeten Schichten kosmopolitisch, Rousseau's Contrat social, Kant und die Antike stießen aufeinander und schufen den biedermeierischen Weltbürger. Dennoch häuften gerade damals sich die Kriege, entfernte man sich mit jedem Jahre weiter von dem Ideal. Und als fünfzig Jahre später Clarendon und der Neffe des korsischen Parvenüs abermals einen Vorstoß wagten und die Idee neuerdings auf's Tapet brachten, war es überhaupt schon zu spät. Die Nationalitätsfragen hatten sich in den Vordergrund gedrängt. Sie waren ohne Krieg nicht zu lösen, und sie werden von der Bildfläche erst mit dem letzten Kriege verschwinden.

So lange die aufklärenden Philosophen an die Möglichkeit einer Verbrüderung aller Erdbewohner glaubten und sie für nützlich hielten, stand der zeitweisen Verwirklichung des Planes nur die kleinkrämerische Cabinetspolitik, der Ehrgeiz strebsamer Generale gegenüber. Inzwischen aber ist das Zeitalter Darwin's hereingebrochen. Wir bekennen uns zum Gesetze der Auslese. Wir wissen, daß lebenskräftige, jungfrische Nationen emporkommen wollen und müssen, auf Kosten absterbender, zeugungsunfähiger Völker. Daß eine Stabilirung der Grenzen ein Unding ist, wenn man nicht auch die Zahl der Geburten stabiliren kann. Entschließt die slavische Mutter sich, so unfruchtbar zu sein wie die französische, und bescheiden sich die eisernen Habenichtse von Barbarenland, denen der Glanz und der Luxus benachbarter, weichlicher Culturen in die Augen stechen, ewig mit ihrer Armuth, dann sind die Anregungen des Zaren ausführbar. Er hat es ja in der Hand, am Beispiel seines Russenvolkes auch den Ungläubigen nachzuweisen, daß der Drang nach Gold und Genuß, daß die rasche Vermehrung der Menschenmassen nicht nothwendig zur Eroberungspolitik, zur Sprengung der Grenzen führen. Bis ihm das gelungen ist, bis sein Machtgebot nicht die Grundbedingungen der Menschennatur umgestürzt hat, glauben wir weiter daran, daß im Völkerdasein Macht vor Recht geht. Daß nur eine Nation, die zum Selbstmord entschlossen ist, ihr Schwert in die Rumpelkammer werfen oder sich von den Nachbarn verschreiben lassen kann, wie lang und scharf dies Schwert sein darf. Sechs Jahrtausende haben gelehrt, daß alle friedliche Entwickelung der Menschheit, alle Civilisation geschaffen worden ist vom Krieg. Ihre stolzen Marmorhallen erhoben sich stets auf den Grundmauern, die er zog, und wenn die Zeit erfüllt war, trug er sie wieder ab, um neuen Baumeistern Platz zu schaffen.

Man wird sich abgewöhnen müssen, über die Phantastereien der Zukunftsstaatler zu lachen, wenn man die Haager Conferenz ernst nimmt. Sie ist freilich ungleich gefährlicher, sie, die den Frieden bringen soll, trägt doch in den Falten ihrer Toga den Krieg. Und die wenig geschickte Behandlung, die sie Seitens der zünftigen Diplomatie erfährt, macht sie noch bedrohlicher. Wer den Frieden will, muß zunächst den Ursachen nachforschen, die bisher immer wieder Kriege auslösten. Hundert Wunden, die noch schwären, von denen man jedoch, stillschweigendem Uebereinkommen folgend, selten und wenig sprach, werden bei dieser Gelegenheit brutal aufgerissen, jeder halb vergessene Schmerz findet eingehende Analyse und Erörterung. Dabei hofft selbst der letzte Vertreter der letzten Balkanmonarchie oder südamerikanischen Republik nicht auf eine Heilung des Uebels, und Niemand giebt sich irgend welche Mühe, ein Recept zu schreiben. Wenn auch keiner von ihnen eine Ueberzeugung hat oder einer Ueberzeugung treu geblieben ist — die Ueberzeugung hat er, und ihr wird er ewig treu bleiben, daß der Congreß den ärgsten Humbug des Jahrhunderts darstellt. Nur um den Zaren einen Gefallen zu thun, giebt man sich zu der Posse her. Nur um den Zaren einen Gefallen zu thun, stört man den Sumpf auf, präsentirt sich gegenseitig die Rechnung und rückt der Zahltag näher. Nicht die Friedensconferenz, die Kriegsconferenz wird der Haager Diplomatentag in der Geschichte heißen.

Er möchte seine Existenzberechtigung dennoch gar zu gern erhärten, dennoch seinem menschenfreundlichen Decknamen irgendwie Ehre machen. Und darum beschäftigt er sich außer mit der Hauptfrage, mit der er sich nicht beschäftigen darf, mit allerhand Fragen des sogenannten Völkerrechtes. Doch hätte es dazu des gewaltigen Apparates nicht bedurft, und der gewaltige Apparat läßt das Ergebniß doppelt klein und jämmerlich erscheinen. Die Erleichterungen, die man den Verwundeten im nächsten Feldzuge und ihren Aerzten gewähren will, die humanen Bestimmungen über Explosivgeschosse und das Bombardement offener Städte — sie hätte sich in aller Stille, ohne den thörichten und beschämenden Reklame-Tamtam, viel schneller und sicherer durchsetzen lassen. Jetzt ist es sogar fraglich, ob man sich wenigstens über diese selbstverständlich einigen wird. Jeder Tag, den der Haager Congreß über den 18. Mai hinaus zusammenbleibt, verschlimmert die Situation. Wäre Zar Nikolaus wirklich der Friedensheld, als den er sich träumt, so jagte er die alten Herren mit bewaffneter Hand auseinander. Sie stören fortgesetzt den Frieden Europas.

Eine Hoffnung bleibt: die Oeffentlichkeit ist während der Verhandlungen ausgeschlossen. Vielleicht giebt es einen feinen Kopf unter den feierlichen Weißköpfen. „Meine Herren," würde er sagen, „wir sind nicht im Stande, uns oder der Welt ein X für ein U zu machen. Hätten wir vor überfüllter Tribüne zu arbeiten, so müßten wir allerdings den Schein wahren, um uns nicht wie der erste Vicepräsident des deutschen Reichstags zu blamiren. Statt dessen sind wir glücklicher Weise unter uns. Was hindert uns also, die Sache von der gemüthlichen Seite zu nehmen und wenigstens zu versuchen, so befreundet von hier zu scheiden, wie wir ankamen? Treten wir erst einmal in die Debatte ein, so ist jede Aussicht darauf verloren. Ich schlage Ihnen deßhalb vor, daß wir uns in Subcommissionen von je drei Mitgliedern teilen und dann einen vierzehntägigen Dauersest dreschen. Wir werden uns dabei ja ebenfalls in die Haare geraten, hätten jedoch wenigstens etwas Plaisir von der Zankerei. Und der gewinnende Staat kommt, wenn wir den Point nicht zu niedrig rechnen, billig zu einem neuen Panzerschiff.

Worauf Herr v. Staal mit müder Stimme, aber leuchtenden Augen ausrufen würde: „Jean, bringen Sie uns sofort die Karten!"

Und da eine Friedenseconferenz der kartographischen Hülfsmittel bedarf, könnte selbst Nikolaus von Rußland nichts gegen diesen Befehl seines Vertreters einwenden.

Caliban.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Nervenleiden und Nervenschmerzen, ihre Behandlung und Heilung durch Handgriffe,

gemeinverständlich dargestellt

von Dr. med. Otto Naegeli.

Mit 22 Abbild. im Text.

Zweite gänzlich umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage.

Preis: brosch. 2,40 M., geb. 3 Mark.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker und -Werkmeister.
Nachweis von Lehrstellen für Volontäre.
Director Jentzen.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winterkurort.

Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Saison vom 15. Mai bis Ende September, Winterkur 1. October bis Mitte Mai. Thermal- und Soolbäder, Medico-mechanisches Zander-Institut, Röntgenkammer, Molken- und Milchkuranstalt. Allgemeine Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Prospecte und Beschreibungen übersendet frei die

Königliche Badeverwaltung.

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 22. Berlin, den 3. Juni 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Directer Bezug landwirthschaftlicher Erzeugnisse. Von Paul Ernst. — Napoleon's zweite Heirath. Nach neuen österreichischen Quellen. Von Archivrath P. Keßler. — **Literatur und Kunst.** Socialdemokratische Jugendschriften. Von J. G. Wopfner. — Ex libris. Von Otto Stoeßl (Wien). — **Aus der Hauptstadt.** Seifenschaum. Von Caliban. — Die Große Berliner Kunstausstellung. I. Von Johannes Gaulke. — Anzeigen.

Directer Bezug landwirthschaftlicher Erzeugnisse.

Von Paul Ernst.

Unsere heutige Nationalökonomie ist entstanden in der Zeit, wo durch rasch aufeinanderfolgende technische Verbesserungen die Herstellung der Waaren gegen früher außerordentlich vereinfacht wurde. Das treibende Element für die Anwendung der Verbesserungen war der Reingewinn privater Unternehmer gewesen. Das treibende Element für die Anwendung der Verbesserungen war der Reingewinn privater Unternehmer gewesen. Die Schattenseiten dieses Entwickelungsprocesses kamen zunächst nur Wenigen zum Bewußtsein, da der Fortschritt zum Höheren so offenkundig war. Es ist deßhalb begreiflich, daß der theoretische Nationalökonom damals nur an die technische Seite der Weiterentwickelung dachte und ihre sociale Bedeutung übersah; etwa die Fortschritte in der Landwirthschaft pries und die Aneignung der Gemeinweiden Seitens Einzelner durchaus berechtigt fand, da hierdurch ja das Land in besseren Betrieb komme und Werth erhalte, während es früher vernachlässigt war und fast werthlos; und dabei ganz vergaß, daß die kleinen Leute auf dem Lande nunmehr besitzlose Proletarier waren. Es ist begreiflich, daß sie bei diesem allgemeinen Aufschwung glauben konnten, die Erhöhung des Reingewinns der Einzelnen bedeute auch Besserung der Lebenslage der Anderen, die ja nunmehr lohnende Arbeit erhielten, und es sei allgemein in der Gesellschaft so eingerichtet, daß Jeder, wenn er einen eigenen Nutzen fordere, damit auch den Nutzen der Anderen bewirke.

Im Verlauf des Processes machten sich aber Wohlwollenden und Einsichtigen die Schattenseiten bemerkbar, welche social sich aus ihm ergaben, und die zunächst Leidenden, die Arbeiter, begannen ein Bewußtsein des Druckes zu bekommen und remonstrirten, theilweise mit gewerkschaftlichen Zielen: Erhöhung des Lohnes und Erleichterungen aller Art ihrer Arbeit durch den Druck ihrer coalirten Massen gegen die vereinzelten Unternehmer; theilweise mit socialistischen, indem sie aus den Resultaten der classischen Nationalökonomie für sich Schlüsse zogen. Diese behauptete, daß der Werth der Waaren lediglich der Ausdruck des in ihnen verkörperten Arbeitsquantums sei, also die Arbeit allein Werth schaffe. Es erschien den Arbeitern nun, daß sie nicht den vollen Wert ihrer Arbeit erhielten, und daß darin ihre Leiden begründet seien. Dieselben seien gehoben, wenn sie den vollen Werth ihrer Arbeit erhielten, was entweder möglich sei, indem sie Productiv-Associationen bildeten und in diesen den Unternehmer ausschalteten, oder indem sie sich der politischen Macht bemächtigten, alle Productionsmittel als gesellschaftliches Eigenthum erklärten und statt für den einzelnen Privatunternehmer, für die Gesellschaft, die für ihre eigene organisirte Gesammtheit arbeiteten.

Schon ihre letztere Auffassung, die marxistische, rechnete damit, daß der eigentliche Grund der Leiden in der Planlosigkeit und dem Mangel an Organisation im wirthschaftlichen Leben liege. Von Jahr zu Jahr mehren sich nun die Ansätze, aus den bestehenden Verhältnissen heraus zu einer befriedigenderen Ordnung der Dinge zu kommen, welche auch den socialen Ansprüchen gerecht wird; und immer klarer wird es, daß nicht in der capitalistischen Production an sich, wie der ältere Socialismus annahm, auch nicht in der capitalistischen Waarenproduction, wie der Marxismus glaubt, sondern bloß in der Waarenproduction allein der Punkt liegt, an dem die Umgestaltung zu social befriedigenderen Verhältnissen beginnen muß. Nicht in der Production heißt es anzusetzen, sondern in der Circulation.

Theoretisch wie praktisch sehr bedeutsam sind hier die Consumvereine. Deren Entfaltung ist in Deutschland leider zurückgehalten, früher, weil die Arbeiter in naivem Glauben an das eherne Lohngesetz und aus Mißtrauen gegen die fortschrittliche Patronage der Bewegung sich abseits hielten; und die Arbeiterclasse, als der größte Consument mit den gleichmäßigsten Bedürfnissen, ist naturgemäß der geborene Träger der Bewegung; heute wird ihre Entwickelung gehemmt durch die unerhörte Politik der Regierung, welche dem sogenannten Mittelstandsinteresse, die den Krämern und Kleinhändlern zu Liebe, den Consumvereinen Bedingungen auferlegt, welche ihre Bewegung und Ausdehnung hindert.

Die Consumvereinsbewegung hat sich bekanntlich aus sehr kleinen Anfängen in England gebildet: eine Anzahl armer Weber thaten sich zusammen, um billiger im Großen einzukaufen. Die Zufälligkeit und Unbedeutendheit des Anfangs darf bei solchen Dingen nicht stutzig machen; liegen sie im Zuge der Entwickelung, so gewinnen sie bald Umfang und Macht; und während gleichzeitig die Wissenschaft, ohne etwas von ihnen zu ahnen, auf ganz anderen Wegen sucht, werden sie in Dunkelheit und ohne Beachtung groß, bis dann schließlich die Wissenschaft plötzlich vor einer vollendeten Thatsache von größter Bedeutung steht. Es ist deßhalb wichtig, auch solche unscheinbare Dinge zu betrachten und sie

auf ihr Princip zu untersuchen; entspricht dieses den großen Tendenzen der Zeit, so haben wir eine wichtige Erscheinung vor uns.

In dem schönen Buch von Otto de Terra „Im Zeichen des Verkehrs", das soeben erschienen ist, wird von einem Versuche berichtet, den englische Bahnen gemacht haben, die landwirthschaftlichen Producenten ihres Rayons in directe Beziehung mit den Consumenten zu bringen. 1395 begann die englische Ostbahn, und zwar vermittelte sie mit den Einwohnern Londons. de Terra erzählt, daß „die Farmer aufgefordert wurden, bei der ihnen nächstgelegenen Station anzumelden, für welche landwirthschaftlichen Erzeugnisse und für welche Mengen davon sie regelmäßige unmittelbare Abnehmer zu haben wünschten. Nachdem ihrer Aufforderung von den meisten Farmern entsprochen worden war, konnte eine Liste dieser Farmer und ihrer zum Verkauf angebotenen Erzeugnisse in London in zehntausenden von Abdrücken verteilt werden. Und bald hatte sich auf diese Art ein sehr reger Geschäftsverkehr zwischen den Producenten auf dem Lande und den Consumenten in der Stadt entwickelt, der in Folge der großen Vorteile, die er beiden Theilen bietet, von Tag zu Tag an Umfang gewann und bald auf fast alle größeren Stationen der Ostbahn ausgedehnt wurde. Von der Eisenbahn wurde dieser Verkehr außerordentlich gefördert durch die Einführung eines einheitlichen Tarifs von 3 Pence (= 34 Pfg.) für Ladungen unter 20 (engl.) Pfd. (9,07 kg), 1 Pence (8 1/2 Pfg.) für jede weiteren 5 Pfd. (2,27 kg), und 1 sh (1,02 Mk.) für das höchst zulässige Gewicht von 60 Pfd. (27,2 kg) ohne Unterschied der Entfernung — die längste in Betracht kommende Strecke hat eine Ausdehnung von 240 km — und einschließlich der Zustellung am Bestimmungsort (in London 3 Meilen [4,8 km] um Bahnhof Charing Cross). Für den Versand dürfen im Interesse der Raumausnutzung und Handlichkeit nur besondere, von der Eisenbahnverwaltung in 6 verschiedenen Größen ausgestellte — nur einmal zu benutzende — Holzkisten (vernagelt und verschnürt) verwendet werden, die auf den Stationen zum Selbstkostenpreis (1 1/2—5 Pence = 12 3/4—42 1/2 Pfg.) abgegeben werden." Die Frachtgebühr wird durch Aufkleben von Marken entrichtet; die Beförderung geschieht mit den Personenzügen, und die angekommenen Packete werden sofort bei den Empfängern angerollt. Hauptsächlich werden Butter, Käse, Eier, Geflügel, Fische, Honig, Früchte, Kartoffeln, Blumen auf diese Weise befördert. Bestellung und Bezahlung geschieht durch die Post. Schon im ersten Jahr, 1896, wurden über 60000 derartige Sendungen befördert; von 3000 in den ersten beiden Monaten von 1896 stieg der Verkehr auf 12000 in den correspondirenden Monaten von 1897. Andere Eisenbahnen folgten dem Beispiel mit mehr oder weniger Modificationen, welche durch die anderen Verhältnisse geboten sind. Trotz des sehr niedrigen Tarifs ist bis jetzt schon wenigstens bei der Ostbahn wegen der außerordentlichen Entwickelung des Verkehrs kein Fallen der Einnahmen zu bemerken.

Die Agrarkrisis ist auf verschiedene Weise eng mit den aus den gegenwärtig noch gährenden Zuständen unserer Productions- und Distributionsverhältnissen sich ergebenden Uebelständen verwachsen; nicht so naiv äußerlich, wie unsere Agrarier glauben, die durch Schutzzölle, Erschwerung der Einfuhren und der Abwanderung und Aehnliches hohe Preise und niedrige Löhne erzielen möchten, sondern in einer weit complicirteren Weise, die hier nicht klargelegt werden kann. Einen Theil dieser Zusammenlage hat Rodbertus dargestellt. Einer der Hauptschäden, an denen die Landwirthschaft heute laborirt, ist gleichfalls ihre Entfernung vom Consumenten. Gewisse Zweige der landwirthschaftlichen Thätigkeit werden durch sie einfach unrentabel, so z. B. der Obstbau. Daß wir in so großen Mengen amerikanisches Obst importiren, rührt nicht daher, daß wir unseren eigenen Bedarf nicht hervorbringen könnten; es hat sich nur noch kein Mittel gefunden, die verstreuten Quantitäten und vielen Qualitäten des bei uns wachsenden Obstes ohne zu große Vermittlungskosten an den Consumenten zu bringen. Vor einigen Jahren wurde einmal ein Versuch gemacht, derselbe scheint aber fehl geschlagen zu sein.

Die Leser dieses Blattes erinnern sich vielleicht noch an den Artikel von Rudolph Meyer über das Brodmonopol des Herrn Pill. Hier wurde nachgewiesen, daß lediglich durch zweckmäßigere Organisation des Distributionsprocesses das Brod billiger und besser und ein den Wünschen der Landwirthe entsprechender Kornpreis gezahlt werden konnte, daß also Landwirth und Consument, beide Vortheil hätten. Das gilt überall, wo es gelingt, an die Stelle des gegenwärtigen Zwischenhandels etwas Höheres zu setzen.

Kleinbauern in nicht allzu großer Entfernung von kleineren und mittleren Städten können sich unter scheinbar ganz ungünstigen Bedingungen halten, weil hier noch die primitive Art des geschäftlichen Verkehrs herrscht, daß sie mit dem Wagen oder auf dem Rücken, in letzter Zeit auch mit der Bahn, Gemüse, Hühner, Eier, Kartoffeln zu ihren Kunden direct in's Haus oder auf den Wochenmarkt bringt; und das Leben in den Kleinstädten ist nicht zum Wenigsten deßhalb billiger als in den Großstädten, weil man hier direct von den Erzeugern kauft. Voraussetzung dafür sind einigermaßen stabile Verhältnisse. In Industrie- und Großstädten mit ihrer fluctuirenden Bevölkerung kann sich kein festes Kundenverhältniß herausbilden, und ohne dieses geht es nicht, weil das Aufsuchen gelegentlicher Käufer zu viel Zeit in Anspruch nimmt und bei den Käufern nicht das nöthige Vertrauen vorhanden ist. Da entwickelt sich ein ganz kleiner Zwischenhandel, es bildet sich die Butterhandlung, Geflügelhandlung ꝛc. und der in Berlin sogenannte Grünkramkeller. Dessen Umsatz ist minimal, und auf ihm lasten dann die Spesen für ein Geschäftslocal, den Unterhalt einer Familie, das Risico des Verderbens u. s. f. Der Verkäufer wie der Käufer haben die Spesen zu tragen: der Eine bekommt weniger für seine Waaren, der Andere erhält mehr. Da es sich um leicht verderbliche Gegenstände handelt, so wirkt der Zwischenhandel noch nicht einmal ausgleichend; der Mangel jeder menschlichen Beziehung führt nebenher dazu, daß die Käufer sich viel weniger dem Angebot anpassen und dadurch verursachen, daß viel mehr verdirbt, als sonst der Fall wäre.

Die Aufgabe für die heutige Volkswirthschaft ist also die frühere directe Beziehung zwischen Consumenten und Producenten wieder herzustellen auf Grund der heutigen Lebensbedingungen. Es sind mannigfache Pläne und Versuche aufgetaucht. Man dachte etwa daran, den Zwischenhandel in Vieh und die Großschlächter zu eliminiren durch genossenschaftliche Fleischhallen der Züchter; könnte man die übrigen Schlächter auch ausschalten, so wäre das vielleicht noch werthvoller, denn im Allgemeinen sind die Aufschläge desto höher und ungerechtfertigter, je näher die Waare dem Publicum kommt. Indessen stellen sich allen diesen Plänen große Schwierigkeiten entgegen. Die hauptsächlichsten sind, wo es sich um genossenschaftliche Organisationen handelt, der Mangel an Solidaritätsgefühl und das Fehlen von aufopferungsfähigen Personen, welche die Leitung übernehmen; und in den anderen Fällen die Indolenz der Käufer und die Unehrlichkeit der Producenten.

Die beiden letzten Momente würden sich bei uns einem Versuche entgegenstellen, der dem geschilderten englischen nachgeahmt wäre. Es ist nicht zu verkennen, daß hier eine Superiorität der englischen Rasse vorliegt — vielleicht auch nur eine Superiorität der höheren Entwickelung. Mit demselben Recht, mit dem man alles Sociale auf materielle Ursachen zurückführen kann, kann man es ja auf sittliche reduciren: wo Gemeinsinn, Ehrlichkeit, Umsicht und Sparsamkeit fehlen, ist schwer eine sociale Reform irgend welcher Art möglich.

Ein großer Theil der Uebel, an denen die Handwerker

leiden, wäre ja gleichfalls zu heben, wenn es gelänge, wieder eine Beziehung zwischen Producenten und Käufern herzustellen, welche wirkte, wie die frühere persönliche Beziehung. Derjenige Theil der Handwerker, deren Thätigkeit von der großindustriellen Production übernommen wird, kann ja natürlich in der alten Weise nicht weiter bestehen; bei einem sehr großen Theil aber handelt es sich gar nicht um die Concurrenz einer fortgeschrittenen Betriebsform. Es ist sehr thöricht, wenn man alle die Dinge über einen Leisten schlagen will. Zum Glück für ein geistiges und seelisches Leben gehen wir durchaus nicht einer Zukunft entgegen, wo nur noch Räder schnurren: ja, wenn man genau zusieht, so findet man, daß, weit entfernt, sich zu uniformiren, die productive Thätigkeit und mit ihr die Menschen sich immer weiter differenciren. Der Handweber wird verdrängt durch den mechanischen Webstuhl; aber so lange es Menschen mit entwickeltem Geschmack giebt, wird man doch noch handgewebte und handgesponnene Sachen verlangen, weil diese allein individuellen Bedürfnissen genügen. So erhalten sich Handpapierarbeiter neben der maschinenmäßigen Großproduction von Papier, so der Schuhmacher neben der Schuhfabrik. Bei ihnen allen ist nur die Schwierigkeit vorhanden, wie sie an den Consumenten kommen. Ist erst diese gelöst, so wird man einen starken Rückschlag gegen die maschinenmäßige Production und ein neues Aufblühen der Handarbeit erleben, und zwar auf einer Basis, welche der im Mittelalter ähnlich ist: es ist wieder ein schöpferisches Interesse vorhanden, und die triviale, mechanische Arbeit für den gewöhnlichen Bedarf wird von den Maschinen gemacht.

Auch hier geht uns ja England voran. Obwohl dort die Handwerker fast ganz ausgestorben waren, hat doch mit der Neubelebung der individuellen Production die Handweberei dort sofort eine so hohe Stufe erstiegen, daß wir in Deutschland, obwohl wir noch zahlreiche Handweberdistrikte haben, wenn wir vollendete Gewebe haben wollen, uns doch nach England wenden müssen. In Folge der Verthenerung durch diese Complicationen des Handels sind die Handspinnsachen heute Luxusartikel, die nur Wenige erwerben können; aber es wird die Zeit kommen, wo durch eine neue Organisation der Distribution die Preise angemessener werden, und dann wiederum Beiden geholfen ist, den Herstellern wie den Käufern.

Napoleon's zweite Heirath.

Nach neuen österreichischen Quellen.

Von Archivrath P. Keßler.

Die napoleonische Legende, die in Frankreich wieder auflebt und den Staatsstreich eines bonapartistischen Prätendenten zu kräftigen wohl im Stande wäre, hat eine reiche Literatur hervorgerufen. Wir sprechen natürlich nicht von den Boulevarddramen mit „dem Mann im kleinen Hütchen", die das Pariser Publicum bejubelt, sondern von den historischen Quellenforschungen und archivalischen Veröffentlichungen; sogar die stark auf das Sensationelle und Piquante ausgehenden Vandal und Masson haben manches wichtige Actenstück, manche bedeutsamen Briefschaften — selten zum moralischen Vortheil ihres Helden — aufgestöbert und herausgegeben. Auch außerhalb Frankreichs, überall wo der Titan mit dem brutalen Schritte des Eroberers auftrat, besonders bei uns, bergen die Staatsarchive noch viele Documente, die für das napoleonische Zeitalter wichtig oder bezeichnend sind, und an solchen Veröffentlichungen fehlt es keineswegs. Sogar die österreichischen Archive, die ihre Schätze am zähesten festhalten und aus guten Gründen ängstlich secretiren, beginnen sich zu öffnen. Zumal der Wiener Professor Eduard Wertheimer hat viel neues Material über die noch vielfach dunklen Beziehungen Napoleon's und seiner Dynastie und Regierung zu dem österreichischen Erzhause und seinen Ministern zu Tage gefördert. In seinen Fußstapfen wandelt der Wiener Historiker Fedor v. Demelitsch, der soeben bei Cotta den ersten Band seiner Metternich-Biographie veröffentlicht, wozu er die k. und k. Haus-, Hof-, Staats-, Kriegs- und Kammerarchive benutzen durfte. Allerdings sagt uns schon der Titel seines Werkes: „Metternich und seine auswärtige Politik", daß es sich um keine Lebensbeschreibung des classischen Diplomatiemeisters der alten Schule handelt, indeß ist in einem Gesammtbilde der österreichischen auswärtigen Politik der ersten Jahrhunderthälfte naturgemäß Metternich der Mittelpunkt, und helle Schlaglichter fallen dabei auch auf den Menschen und sein Leben. Der Verfasser zeigt uns zuerst die Anfänge des Diplomaten, wie er tastend, mit ängstlicher Vorsicht die schwierige, verantwortliche Laufbahn betrat, an deren Beginn er schon jenes „Finassiren" an den Tag legte, das ihm Stein und Andere so oft vorgeworfen haben. „Metternich war nicht aus einer großen nationalen Bewegung hervorgegangen; er war auch nicht der Ausdruck des gesammten Fühlens, Denkens und Strebens seiner Zeit, die er in ihrem innersten Kern auch wohl nie erfaßte. In seinem Charakter lag es nicht, sich den großen weltbewegenden Ideen hinzugeben und mit ihnen zu stehen oder zu fallen. Sein Talent bestand vielmehr in dem raschen Durchschauen der Verhältnisse und dem Anpassen an sie. Für Oesterreich, das schon seiner Natur nach nicht ein Staat kühner Initiative sein kann, war er jedenfalls der geeignete Mann, um die Monarchie durch die Gefahren zu führen, welche sie von allen Seiten bedrohten." Wie man sieht, steht F. v. Demelitsch seinem Helden mit aller wünschenswerthen Objectivität gegenüber. Besonders reich an neu benutzten Urkunden ist jener bedeutsame Abschnitt, der Napoleon's Scheidung von Josephine und Heirath mit der Erzherzogin Marie Luise betrifft. Die Unterhandlungen mit Napoleon 1810 leitete Metternich. Es war sein erstes Auftreten und seine Meisterprobe. Oesterreich lag besiegt zu den Füßen des Corsicaners. Nun galt es die möglichst günstigen oder wenigst drückenden Friedensbedingungen herauszuschlagen. Mitten in den Berathungen der Unterhändler traf die Nachricht von der bevorstehenden Auflösung der Ehe Napoleon's in Wien ein. Gleichzeitig verlautete, es schwebten Verhandlungen wegen einer Familienverbindung mit dem russischen Hofe. So geheim letztere auch geführt wurden, Einiges davon kam doch zur Kenntniß der österreichischen Staatskanzlei, und je unbestimmter die Mittheilungen lauteten, um so höher stieg die Besorgniß. Wie Vandal in seinem geistvollen Werke nachweist, legte Napoleon großen Werth darauf, die Hand der jüngsten Schwester des Kaisers Alexander zu erhalten. Da aber ein Scheitern dieser Bemühungen durchaus nicht ausgeschlossen erschien, meint Vandal, so hatte er schon damals eine Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause im Auge. Es wird vielfach erzählt, daß auf dem Congresse zu Altenburg die österreichischen Unterhändler diese Familienverbindung selbst zur Sprache gebracht und sich anheischig gemacht hatten, dieselbe anbahnen zu wollen. Allein die französischen Bevollmächtigten erblickten hierin nur eine diplomatische Finte Metternich's, um günstigere Friedensbedingungen zu erwirken, und legten demzufolge dem Anerbieten keine weitere Bedeutung bei.

Wenn nun die österreichischen Unterhändler das obige Angebot wirklich in der Hoffnung stellten, den Kaiser der Franzosen für die Monarchie günstiger zu stimmen, so mußten sie der Ueberzeugung gewesen sein, daß Napoleon nach der Hand einer Erzherzogin auch wirklich strebte, und daß ihr Antrag somit bei ihm eine gute Aufnahme finden würde. In österreichischen Quellen findet sich nicht die leiseste Andeutung, daß die Heirath Napoleon's mit einer Erzherzogin mittelbar oder unmittelbar in Altenburg zur Sprache ge-

bracht worden sei. Wohl aber werden vielfache Anspielungen Napoleon's und Champagny's auf die Heirath citirt. Metternich betont in seinen nachgelassenen Papieren, daß weder vor noch nach dem Abschluß des Wiener Friedens über die Heirathsabsichten des Kaisers der Franzosen mit einer österreichischen Erzherzogin Worte gefallen seien, und auch Wertheimer, der dem Grafen Metternich die Initiative in der Frage der Familienverbindung zuschreibt, bemerkt, daß man sich in den Wiener Regierungskreisen zu Ende des Jahres 1809 das erste Mal ernstlich mit der Möglichkeit einer österreichisch-französischen Heirath beschäftigt habe. Es entsprach auch wenig dem Wesen Metternich's, der obigen Finte sich bedient zu haben, wo doch das Zustandekommen des Friedens noch fraglich erschien, und wo über die Auflösung der Ehe Napoleon's nichts vorlag. Die hierauf gerichteten Absichten des Kaisers waren freilich seit lange bekannt, aber zur Entscheidung kam die Frage im Augenblick nicht, und es hätte von geringem Tact der österreichischen Congreßmitglieder gezeugt, wenn sie ohne allen Anlaß diesen Gegenstand zur Sprache gebracht hätten. Auch wäre es höchst auffallend, wenn Metternich in einer so heiklen Angelegenheit, deren Erfolg mehr als zweifelhaft erschien, sein ganzes Spiel vorzeitig aufgedeckt hätte; war er doch der kluge, vorsichtige Staatsmann, welcher jede Bloßstellung so sehr fürchtete und welcher sich in nichts Napoleon gegenüber ohne positive Anhaltspunkte binden wollte, ja welcher Allem auswich, was der Kaiser der Franzosen nur irgendwie gegen ihn als Waffe hätte gebrauchen können. Demelitsch glaubt nicht, daß sich der österreichische Minister einer derartigen List bedient hatte. Nach einer solchen Aeußerung wäre es auch kaum glaublich, daß Napoleon noch immer so große Zweifel darüber hegte, ob man ihm, dem Emporkömmling, dem Fürsten ohne Ahnen, die Hand einer Erzherzogin geben werde.

Inzwischen erfolgte die Auflösung der Ehe Napoleon's. Das Tuileriencabinet erließ an alle französischen Missionen im Auslande ein Circular, in welchem ihnen dies Ereigniß mit dem Beifügen mitgetheilt wurde, daß der Kaiser über die Wahl seiner zukünftigen Gemahlin noch keinen Beschluß gefaßt habe. Ob nun diese Wahl auf die Tochter eines Privaten oder aber auf eine fremde Prinzessin falle, die neue Verbindung werde in nichts die bisherigen Beziehungen Frankreichs zu den anderen Mächten ändern, da Se. Majestät in seiner zukünftigen Gemahlin nur die Mutter des Thronerben erblicken wolle. Minister Champagny las dieses Circular auch dem Fürsten Schwarzenberg vor und kam sofort, nachdem er die Lectüre geendigt, auf die österreichische Kaiserfamilie zu sprechen. Er wiederholte beiläufig, was er schon dem Legationsrath Floret darüber gesagt hatte, kam also über das „Tatonnement", wie Schwarzenberg sagte, nicht hinaus, wie schon Helfert bestätigt hat.

Mittlerweile kam in Paris die Frage der Heirath zur Entscheidung. Am 28. Januar fand der napoleonische Familienrath statt, in welchem über die Wahl der künftigen Gemahlin des Kaisers verhandelt wurde. Die Mehrheit der Stimmen erklärte sich für eine österreichische Prinzessin. Napoleon hob die Sitzung auf, ohne seinen Entschluß kundgegeben zu haben, sagte aber zu Herrn von Maret, es wäre ihm lieb, wenn Fürst Schwarzenberg von dem Geschehenen unterrichtet würde. Laborde erhielt hierauf den Auftrag, dem Botschafter nahe zu legen, daß es angezeigt wäre, dem österreichischen Hofe hierüber eine Mittheilung zu machen. Als Fürst Schwarzenberg sich sodann bereit erklärte, einen Curier nach Wien abzusenden, wenn dies Herr von Maret wünsche, so erwiderte Laborde, dies würde jedenfalls den besten Eindruck machen. Aber Napoleon spielte ein doppeltes Spiel. Einer russischen Prinzessin hätte er ohne Zweifel den Vorzug gegeben, denn eine solche Verbindung würde ihm, wie er calculirte, den Frieden oder die Allianz mit Rußland gesichert haben, während er das niedergeschmetterte Oesterreich fast als ein quantité négligeable glaubte behandeln zu dürfen. So hatte er denn auch bereits in Erfurt unverbindlich und mit halben Worten um die Schwester des Zaren angehalten. Am 5. Februar traf endlich der französische Curier aus Petersburg in Paris ein, der jedoch wieder nur eine ausweichende Antwort brachte. Um einer Abweisung zuvorzukommen, entschied sich also Napoleon, mit Oesterreich abzuschließen. Am 6. Nachmittags wurde zu dem Fürsten Schwarzenberg geschickt. Dieser befand sich auf der Jagd, als ihn die Nachricht traf. Noch am Abend desselben Tages sprach der Vicekönig von Italien bei dem Fürsten vor und theilte ihm mit, die Wahl Napoleon's sei auf die Erzherzogin Marie Luise gefallen. Der Kaiser wolle eben durch die Sendung Eugen's sich vorerst der Zustimmung Oesterreichs versichern, ehe die getroffene Wahl der feierlichen Ratification des Kaisers Franz unterbreitet würde. Ob nun der Conseil betreffs der Wahl der kaiserlichen Braut am 6. Abends oder in der Nacht auf den 7. stattgefunden hat, Schwarzenberg wurde am Abend des 7. zu dem Herzog von Cadore gebeten, bei welchem, trotzdem der Botschafter erklärt hatte, hierzu nicht bevollmächtigt zu sein, die Ehecontracte unterschrieben wurden.

Kaiser Franz I., dieser von dem „süßen" und verschlagenen Exjesuiten Hohenwarth in Italien erzogene elende Schattenkaiser, der kurz zuvor die deutsche Kaiserkrone nieder gelegt und damit das Ausscheiden Oesterreichs aus der deutschen Culturgemeinschaft besiegelt hatte,*) war über Napoleons' überstürztes Vorgehen, noch ehe um die Hand seiner Tochter in feierlicher Weise gefreit ward, sehr betroffen. Fürst Schwarzenberg entschuldigte sein Vorgehen damit, daß bei einer weniger bestimmten Haltung er den günstigsten Augenblick für die Rettung der Formen versäumt hätte. Nachdem er erklärte, zur Unterzeichnung nicht bevollmächtigt zu sein, konnte der Act den französischen, nie aber den österreichischen Hof bloßstellen. Französischerseits unterzeichnete der Minister unter den Augen und im Auftrage des Kaisers. Die Unterschrift Schwarzenberg's bedeutet dagegen höchstens die Geneigtheit des österreichischen Monarchen zu der Verbindung seiner Tochter mit Napoleon. Der Botschafter gab ein bloßes Versprechen gegen die feierlichste Garantie. Schwarzenberg bat den Grafen Metternich, die Angelegenheit so rasch als möglich zu Ende zu führen. Er bedaure zwar die Erzherzogin, es sei aber doch schön, so guten Völkern, wie es die österreichischen seien, den Frieden zu geben und persönlich als Bürge desselben dazustehen.

Die noch bestehenden Bedenken des Erzbischofs von Wien, Grafen Hohenwarth, wußte Graf Metternich auch bald zu beheben, und so stand der Verbindung keinerlei Hinderniß mehr im Wege. Der Kaiser von Oesterreich und Marie Luise wünschten, daß Graf Metternich die Erzherzogin nach Paris begleite. Wohl dürfte Graf Metternich selbst diese Begleitung angeregt haben, denn es drängte ihn, persönlich mit Napoleon in Verkehr zu treten, um endlich dessen eigentliche Absichten zu erfahren und dann sein politisches System zur Ausführung zu bringen. Die Nachricht von der beabsichtigten Reise des Grafen hat jedoch in den Pariser Regierungskreisen sehr befremdet. Man erblickte darin ein Miß-

*) „Die bisher beobachtete Erziehungsart hat in seiner Seele nich die einfachsten allgemeinsten Empfindungen erweckt, woraus eine unermeßliche Eigenliebe, eine Trägheit im Denken, dann eine Gleichgiltigkeit und Unentschlossenheit in seinem Handeln erwachsen ist." So urtheilte der scharfblickende Joseph II. über den 17jährigen Erzherzog Franz, aber die Worte gelten buchstäblich nicht nur für den Jüngling, sondern vorausschauend auch für den späteren Mann und Kaiser. Die Leser finden die Erziehungsgeschichte des gekrönten Schwächlings in einem soeben bei Braumüller in Wien erscheinenden zweibändigen Werke über Franz I. von dem Benedictiner Dr. Cölestin Wolfsgruber, das ein reiches Material für die Geschichte des Florentiner und Wiener Hofes enthält; doch wird wider Willen des Verfassers vielfach aus der beabsichtigten Apologie eine böse Satire auf das Haus Habsburg und dessen Regierungen.

trauen des Kaisers von Oesterreich betreffs des Schicksals seiner Tochter, und Champagny las dem Fürsten Schwarzenberg eine lange Weisung vor, die an den Marquis von Durford ergangen war, und in welcher ausdrücklich betont wurde, daß der Erzherzogin auf der Reise keine österreichische Begleitung folgen dürfe. Kaiser Napoleon genehmigte aber noch am selben Abend die Reise Metternich's, mit dem sich direct auseinander zu setzen wohl auch er verlangen mochte.

Am 11. März fand in Wien durch Procuration die Trauung der Erzherzogin Marie Luise statt. Erzherzog Karl war in Stellvertretung Napoleons zum Altar mit ihr getreten. Am 13. März verließ die junge Kaiserin die österreichische Residenz. Sie ward begleitet österreichischerseits vom Grafen Metternich und der Gräfin Lazansky. Letztere mußte jedoch an der Grenze Frankreichs ihre Gebieterin wieder verlassen und nach Oesterreich zurückkehren, was in Wien großes Aufsehen erregte und dem ohnehin schon bestehenden Argwohn neue Nahrung zuführte. Am 27. März traf Marie Luise in Compiègne, am 1. April in Paris ein. Die bürgerliche Trauung fand in St. Cloud, die kirchliche am 2. April in Paris statt. In der französischen Hauptstadt waren damals 29 Cardinäle versammelt. Der Civiltrauung wohnten bloß 12 an, weil sie von den Päpsten niemals anerkannt war. Bei der kirchlichen Trauung erschienen nur 15 Cardinäle. Zu den fehlenden gehörten Consalvi und Caprera, welch' Letzterer schwer krank darnieder lag. Als Grund des Wegbleibens führten die sich fernhaltenden Kirchenfürsten an, daß nach dem seit Jahrhunderten bestehenden Gebrauch die Auflösung der Ehen gekrönter Häupter allein dem Papste und dem von ihm berufenen Concile zustehe. Bei der Trennung der Ehe Napoleon's sei aber der Papst gar nicht befragt worden. Die bei der kirchlichen Feier erschienenen Cardinäle rechtfertigten dagegen ihr Erscheinen damit, daß die Gepflogenheit, die Ehen von Souveränen könnten nur durch den Papst aufgelöst werden, vom heiligen Collegium selbst nicht als feststehendes Gesetz betrachtet worden sei. Der Senior der Cardinäle, Mattei, soll noch im Monat März Namens seiner Genossen dem Cardinal Fesch mitgetheilt haben, daß es ihnen ihr Gewissen nicht gestatte, bei der Trauung zu erscheinen; sie baten demnach, um jedem Aergerniß vorzubeugen, nur 10 bis 12 Cardinäle zur kirchlichen Feier zu laden. Allein Napoleon bestand auf der Einladung Aller, und so waren 15 Cardinäle in der Kirche erschienen, man wußte aber die Stühle so geschickt zu ordnen, daß die Lücken gar nicht bemerkt wurden.

Ueber den Verlauf der Feierlichkeit weicht die Darstellung des Fürsten Schwarzenberg von der des Freiherrn von Helfert in einigen Punkten ab. Entgegen der Behauptung des Letzteren erzählt der Botschafter, daß sich Kaiser Napoleon am ersten Tag den Anschein gab, als merkte er gar nicht das Fernbleiben der Cardinäle. Erst am dritten Tag, bei der großen Cour, wo sie sich alle eingefunden hatten, ließ er sie seinen Zorn fühlen. Allein nicht vom Throne herab, wie Freiherr von Helfert anführt, schleuderte er gegen sie die Schmähungen, er ließ ihnen auch nicht durch einen Ordonnanzofficier bedeuten, sich zu entfernen, sondern ein Kammerherr überbrachte ihnen im Vorsaale, wo sie mit den übrigen Würdenträgern und Diplomaten des Empfanges harrten, den kaiserlichen Befehl, die Tuilerien zu verlassen.

Man begann eben in Petersburg in die Gestaltung der Beziehungen zu Oesterreich einiges Vertrauen zu gewinnen, als die Nachricht von der österreichisch-französischen Heirath die Welt überraschte. Ganz Rußland war bestürzt. In einer russischen Familie in Wien, wo ein Ball stattfand, wurde dieser sofort unterbrochen, und in Petersburg trat an die Stelle der Zuversicht und Hoffnung Argwohn und Unmuth. In officiellen Kreisen hütete man sich jedoch, von dem Aerger etwas merken zu lassen, im Gegentheil, man gab sich den Anschein, als freute man sich über die glückliche Aussöhnung der beiden Mächte. Nunmehr sei der Friede gesichert und der Lieblingsplan des Kaisers Alexander, ein gleichartiges Verhältniß zwischen den drei Kaisermächten hergestellt zu sehen, erfüllt. Im selben Sinne äußerte sich Fürst Kurakin dem Fürsten Schwarzenberg gegenüber, den er überdies versicherte, daß französischerseits um die Hand der Großfürstin gar nicht angehalten worden sei, was ja eigentlich auch vollkommen den Thatsachen entsprach. Caulaincourt suchte, so hieß es, nur zu ergründen, ob Kaiser Alexander geneigt sei, sein in Erfurt gegebenes Versprechen zu halten. Die steten Ausflüchte desselben mußten endlich Napoleon überzeugen, daß er ihm die Hand seiner Schwester nicht geben wollte. Die fortwährende Berufung auf seine Mutter und die gebrauchten anderen Ausflüchte verletzten endlich den Kaiser und, um der directen Ertheilung eines Korbes auszuweichen, entschied er sich rasch für die österreichische Heirath. Graf St. Julien berichtet, aus sicherer Quelle erfahren zu haben, daß im Monate Februar in Petersburg Berathungen stattfanden, in denen es gelang, den Widerstand der Kaiserin-Mutter zu brechen. Dieselbe willigte endlich in die Verbindung ein, unter der Bedingung jedoch, daß die Hochzeit um ein Jahr verschoben werde. Der Kaiser Alexander soll sich einer Vertrauensperson gegenüber geäußert haben, daß wenn die Verbindung nicht zu Stande käme, Napoleon ihn mit Krieg überziehen würde. St. Julien scheint aus dieser Aeußerung zu folgern, daß der letztere Umstand auch die Kaiserin-Mutter bewogen habe, sich der höheren Staatsraison zu fügen. Nun weist Herr von Vandal nach, daß nicht auf den Widerstand der Kaiserin-Mutter der Hauptschwerpunkt zu legen, sondern daß der Grund des Scheiterns des Heirathsplanes auf den Kaiser Alexander selbst zurückzuführen sei. Dieser wollte die Heirath nicht, und wenn er auch gegen den Vertrauensmann die obige Aeußerung gethan hatte, so wurde sie gewiß nicht als ein Beweis gegen seine Mutter vorgebracht. Der Kaiser mochte diesen Umstand auch nur als Grund für den bevorstehenden Bruch mit seinem Verbündeten angeführt haben. Die Bedingung des Aufschubs der Hochzeit um ein Jahr oder gar zwei Jahre war eine förmliche Absage. Vandal dürfte im Recht sein, wenn er annimmt, daß sich Kaiser Alexander der Heirath nur geneigt gezeigt habe, um Napoleon zur Ratifikation der Convention betreffs Polens zu bewegen. Nach derselben sollte der Name Polen aus allen officiellen Acten verschwinden und die Ritterorden der alten Polen abgeschafft werden. Kein Pole, der russischer Staatsangehöriger war, dürfte Dienste des Königs von Sachsen annehmen. Das Herzogthum Warschau sollte in Zukunft keinerlei Gebietsausdehnung auf Kosten irgend eines Theiles des ehemaligen Königreiches erhalten und Sujets mixtes würden nicht mehr anerkannt werden. Als der obige Beschluß gefaßt wurde, glaubte Alexander offenbar, daß die Ratifikation bereits stattgefunden, daß er somit einen Erfolg errungen hatte, ohne eine Großfürstin geopfert zu haben. Der Grund des Bruches mit Frankreich war eben nur Polen, sowie die Verhältnisse des Handels, und selbst eine Familienverbindung hätte ihn auf die Länge der Zeit nicht beseitigen können.

Was die österreichische Heirath anbelangt, so zerstörte sie alle Illusionen des Papstes. Namentlich fühlte er sich verletzt, daß der Wiener Hof der Excommunication so wenig Werth beilegte, und daß man ihn bei der Trennung der ersten Ehe Napoleon's ganz überging, obwohl das Urtheil in Angelegenheit der Auflösung von Ehen der Souveräne seit undenklichen Zeiten in die Competenz der Päpste fiel. Trotzdem verschloß sich der heilige Vater nicht der Erwägung, daß das Bündniß mit Frankreich eine unausbleibliche Nothwendigkeit sei. Oesterreich bedurfte es zu seiner Erhaltung des Friedens, das erkannte der Papst ebenso an, wie daß es der Rettungsanker für die Kirche und für die Bestrebungen aller Gutgesinnten der Erde sei. Um zu diesem Frieden zu gelangen, mußten Opfer gebracht werden. Trotzdem war der

Papst befremdet, daß eine katholische Kaiserstochter einem Fürsten die Hand reichte, über den die kirchlichen Strafen verhängt waren. Herr von Lebzeltern hob in seiner Erwiderung die Verschiedenheit der Auffassung der Laienwelt über diesen Gegenstand von der des Papstes hervor. Wenn Seine Heiligkeit die politischen Gründe, die den österreichischen Kaiser bestimmten, in die Verbindung zu willigen, gut geheißen habe, müsse er es nur billig finden, daß die geistliche Censur die Fürsten nicht bloßstelle. Denn selbst, wenn der sehr zweifelhafte Fall vorausgesetzt würde, daß die Monarchen die Wirkung der Excommunication hätten gelten lassen wollen, so erklärten doch die Cardinäle, sie sei modificirt und könne daher den Verkehr mit Napoleon nicht hindern. Dieselbe Ansicht sprach der Nuntius in Wien aus, der darüber befragt wurde. Seine Heiligkeit habe also in dieser Frage selbst Zugeständnisse gemacht; übrigens sei in dem Excommunicationsacte der Name des Kaisers Napoleon gar nicht genannt, wie dies die päpstlichen Constitutionen erforderten. Der Papst erwiderte hierauf, der Name des Kaisers sei nicht ausdrücklich in dem Acte erwähnt, um ihm die Rückkehr in den Schooß der Kirche zu erleichtern. Dennoch sei Napoleon auf das Positivste excommunicirt und er wäre es in Folge seiner Thaten auch factisch, ohne Verhängung der Censur. Der Papst ließ aber die Frage fallen. Er mochte einsehen, daß die ganze Excommunicationsfrage im Grunde nur eine halbe war, und sagte, er begreife wohl, daß die Staatsinteressen Oesterreichs alle anderen Erwägungen in den Hintergrund stellen; er beweise dem Kaiser Franz genügend seine Freundschaft und aufrichtige Anhänglichkeit, wenn er über diesen Gegenstand völliges Schweigen beobachte und seine heißesten Gebete für die Wohlfahrt der jungen Kaiserin zum Himmel erhebe, auf daß sie der Allmächtige vor den Unglücksfällen bewahre, die gewiß ihrem Gemahle drohten, wenn er nicht seine Verirrungen aufgäbe.

In Oesterreich hatte die Familienverbindung große Hoffnungen erweckt. Man glaubte nunmehr den Frieden für lange Zeit gesichert und sah einer glücklichen Zukunft entgegen. Die Geschäftswelt freute sich, die erlittenen Verluste allmälig ersetzen zu können. Helfert schreibt dieser günstigen Stimmung das Hinaufschnellen der Curse zu. So hoffnungsvoll man daher auch die zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande gekommene Familienverbindung begrüßte, so hatte doch das österreichische Volk ungeheure Lasten zu tragen, die nicht so leicht zu beseitigen waren; mit den Hochzeitsfesten schwand bald auch die freudige Stimmung der Bevölkerung, namentlich als einige Maßregeln der französischen Regierung bekannt wurden, die man nach dem Ehebündnisse wohl nicht erwartet hatte. So wurde der österreichische Credit durch die Verordnung des königlich illyrischen Gouvernements, nach welcher den österreichischen Bankbilletten jeder Werth aberkannt wurde, auf's tiefste geschädigt. Der Wechselcurs verschlechterte sich beständig, und die österreichischen Handelsleute erlitten bei der Liquidation ihrer Rechnungen mit Triest und den abgetretenen Distrikten große, sich immer steigernde Verluste. Eine der größten betraf die Verfertigung von 14 Millionen österreichischer Bankozettel in Stücken von 1000 Gulden, welche die französische Regierung kurz vor dem Friedensschluß angeordnet hatte, und die zu Ankäufen verschiedener Armeebedürfnisse verwendet werden sollten. Champagny gestand dem Fürsten Schwarzenberg, daß diese Maßregel getroffen wurde, weil man überzeugt war, Oesterreich habe bloß den Frieden geschlossen, um Zeit zu gewinnen, sich zu einem neuen Kriege vorzubereiten. Der Kaiser suchte also die Entwickelung der inneren Hilfsmittel der Monarchie auf jede Art zu hemmen. Dermalen wurde jedoch die Vernichtung dieser Banknoten zugesagt. Die Ausfolgung der Notenpresse erfolgte nun zwar nicht, der Kaiser verbürgte aber sein Ehrenwort, daß von den Poinçons, Formen ꝛc. nichts mehr vorhanden sei. Natürlich alles dreiste Lügen, wie aus den neulich in der Revue bleue abgedruckten eigenhändigen Briefen Napoleon's hervorgeht, der Oesterreich auch durch Falschmünzerei ruiniren zu wollen erklärt. Daß die Erzherzogin ein ganz vergebliches Opfer habsburgischer Staatsraison war, sollte sich bald genug herausstellen.

Literatur und Kunst.

Socialdemokratische Jugendschriften.

Von J. G. Wopfner.

Die öffentlich kundgegebene äußere Veranlassung zur Herausgabe socialdemokratischer Jugendschriften ist eine ohne jede weitere Besprechung angenommene Resolution des socialdemokratischen Erfurter Parteitages (14.—20. October 1891) von folgendem Wortlaute: „Da die Socialdemokratie eine ihrer edelsten Aufgaben damit erfüllt, durch gute, den Volksclassen zuzuführende Lectüre die Menschheit für eine bessere Zukunft zu erziehen, möge der Congreß beschließen, den befähigten Mitgliedern der Partei es zur Pflicht zu machen, ein Augenmerk mehr wie bisher darauf zu richten, daß eine Jugendliteratur zu Stande kommt, welche in unterhaltender Weise, dem Wesen der Kindheit entsprechend, den Geist und das Fühlen der Jugend zu Gunsten des Socialismus weckt und bildet. Wir beantragen, dieses Unternehmen dadurch zu organisiren, daß eine Commission ernannt wird, welcher die Pflicht obliegt, dafür zu sorgen, daß nach Möglichkeit Literatur in diesem Sinne geschaffen, resp. daß solche in anderer Sprache erscheinende Werke in unsere Landessprache übersetzt und diese Literatur agitatorisch der Jugend zugänglich gemacht wird." Es sind nun darauf hin zahlreiche socialdemokratische Bilderbücher und Jugendschriften erschienen, die auch im gegnerischen Lager geprüft worden sind. Der bekannte pädagogische Schriftsteller Wilh. Meyer-Markau in Duisburg hat sie neulich in einem Vortrag gewürdigt, der soeben im Verlage von F. Soennecken in Berlin und Leipzig erschienen ist. An seiner Hand unternehmen wir diese Wanderung durch die socialdemokratische Erziehungsliteratur.

Und nun denke man sich das kleine Kind eines „Zielbewußten", das am Weihnachtsabend sein neues Bilderbuch mit freudig erregter Hand aufschlägt, und sein erster Blick fällt auf ein Bild, worin Vater und Mutter im Spielwaarenladen zu Weihnachten einkaufen, und auf den schönen Reim darunter:

Der Vater, Mutter, wie ihr seht,
Sorgt stets für's Kind, ob früh, ob spät.
Sie sind's, die Alles euch bescheert,
Kein Weihnachtsmann, wie man euch lehrt.

Muß es da dem Kinde nicht sein, als habe der Winter von draußen in's Stübchen hinein die eisige Hand gestreckt und auf sein kleines, warmes Herzchen gelegt? fragt Meyer-Markau mit Recht. „Mit rauher, ungeschickter Faust wird das Kind so aus dem Jugendparadiese kindlicher Vorstellungen hinaus gestoßen auf die Straße nüchternster Verstandesbildung. Und damit das Kleine sich nicht wieder aufraffe und doch wieder einen Blick werfe in die Poesie der Kindheitsvorstellungen, erzählt man ihm in demselben Bilderbuche eine „wahrheitsgetreue Erzählung" vom Weihnachtsmann — der im Osten unseres Vaterlandes die Stelle des Christkindes als weihnachtlicher Gabenspender vertritt —, worin die Nützlichkeitspädagogik in platter Art darlegt, daß Eltern sich viel eher die Liebe ihrer Kinder erwerben, wenn sie ihnen sagen, daß sie sich so manchen Zehnpfenniger abdarbten, um den Kindern zum Feste der Liebe — „was eigentlich das Weihnachtsfest sein sollte", heißt die socialdemokratische Brühe dazu —

nützliche und schöne Sachen zu kaufen, als wenn sie sie an den Weihnachtsmann glauben lehren. Der kleine Fritz verspricht denn auch: „Ich will nicht mehr beten zum Weihnachtsmann." Welcher Triumph für jeden „Zielbewußten"!

Welcher Art das angezogene Bilderbuch „Arm und Reich, der Arbeit ABC" übrigens ist, kann man aus einigen ABC-Reimereien und den dazu gehörigen Bildern erkennen:

A (Ein zerlumpter Feldarbeiter steht barfüßig und barhäuptig mit der Rodehacke in der Hand de- und wehmüthig vor dem wohlgenährten Gutsherrn):

Die Arbeit schafft Besitz und Brod
Und leidet selber bittere Noth.

B (Ein behäbiger Wirthshausgast sitzt hinter Seet und Leckerbissen, während der Kellner eine Hand voll Goldstücke zur Begleichung der Zeche einstreicht):

Manch' Bummler häufig das verpraßt,
Was du mit Fleiß erworben hast.

C (Der Geizhals wägt in charakteristischer Stellung Goldstücke von einem Haufen Münzen; an der Wand fehlt das Crucifix nicht):

Ein frommer Christ heißt jener Mann,
Der Wucher treibt und beten kann.

L (Lassalle mit rother Fahne und Säbel über zerrissene Geldsäcke hinschreitend):

Lassall trat muthig für uns ein,
Drum soll er unser Vorbild sein.

M (Marx' Brustbild über rothem Bande mit der Aufschrift: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!):

Marx sprach zu Geldsacks größter Pein:
Das Arbeitsvolk soll einig sein,

O (Dame mit Bedienten auf dem Markte einkaufend):

Obst, Früchte schönster Art, vollauf,
Der Arme hat kein Recht darauf.

R (Unteroffiecier prügelt einen Rekruten beim Stiefelwichsen):

Wie schön ist das Rekrutenleben,
Da soll es öfter Prügel geben.

Selbst die Abzählreime müssen herhalten, um socialdemokratische Propaganda in die Kinderstube zu tragen:

1 2 3 und 4
Der Unterofficier
Schimpft den Rekrut
Pufft ihn voll Wuth
Weil er nicht fein
Steht auf ein Bein
Der Rekrut empört
Sich nun aber wehrt
Doch das soll nicht sein
Bums man steckt ihn ein.

1 2 3
Jetzt kommt die Polizei
Bettler bat um Stückchen Brod
Hunger kennet kein Gebot
Gleich ist man ihm hinterdrein
Spunnt den armen Menschen ein.
Doch da macht mit großem Raub
Ein Bankier sich aus dem Staub
Und noch eh' man sich's versah
Ist er in Amerika.

Vater und Mutter zu ehren, ist bei armen Leuten nöthig. Daß aber z. B. der Goldschmiedssohn, der Maler Albrecht Dürer, seinem Vater gehorchte in einer dem kindlichen Verständnisse gänzlich fernliegenden Sache — es handelt sich um des Sohnes unglückliche Heirath —, wird der Jugend als falscher Gehorsam zur Beurtheilung unterbreitet. Wenn die Menschen allesammt Brüder genannt werden, so sind natürlich die Reichen, die Gensdarmen, die Geistlichen und die Könige ausgeschlossen; nur die handarbeitenden Mitmenschen und was sich von anderen Sterblichen zur socialdemokratischen Lehre bekennt, sind der Bruderliebe würdig. Besonders rücksichtslos und systematisch wird die Autorität der Eltern und Lehrer bei der Jugend untergraben. Da sind Bücher für die Jugend eigens zu dem Zwecke erschienen, in geregelter Weise Dasjenige zu widerlegen, was der Lehrer das Kind in der Schule lehrt. Z. B. das „Lesebuch für Kinder aufgeklärter Eltern" von Theobald Werra. Was der Verfasser mit seinem Lesebuche erreichen wollte, sagt er fast am Schlusse des letzten Theiles. Dort läßt er das Kind dem Vater einwerfen: „Manches . . ." war „so verschieden von dem, was uns in der Schule gelehrt wird." Darauf der Vater: „Das will ich dir gern glauben . . . Man will euch Kindern die Jugend nicht durch die häßlichen Bilder des Lebens trüben und füttert euch zu diesem Zwecke mit einer unverantwortlichen Täuschung, mit einer Lüge auf . . . All' dies ist . . . ein ungeheuerlicher Verrath an den Elenden dieser Welt." Der Plan des Buches ist im Vorwort dargelegt. Dort heißt es: „Das vorliegende Lesebuch soll den neuen Geist pflegen . . . Die Zwiegespräche sollen dazu dienen, auch die Eltern anzuregen, sich in die Erzieherrolle in unserem Sinne hinein zu arbeiten. Die Lesestücke scheinen auf den ersten Blick bunt durch einander gewürfelt, allein sie sind durchaus streng systematisch geordnet . . . Der alte Geist, der Geist der Herrschsuch und Vergewaltigung soll auf das Kind zuerst in seinen abschreckendsten Zügen wirken, es soll mit Entsetzen gegen allen Fanatismus erfüllt werden. Hat es einen gründlichen Blick in die alte Zeit des Schwertes, der Blutgier und Rohheit gethan, dann soll es in den folgenden Büchern auf die Ideale der neuen Zeit, die Ideale wahrer Menschlichkeit vorbereitet werden." Im ersten Theile werden als abschreckende Beispiele aus der Geschichte vorgeführt: Alexander d. Gr., Caligula, die Inquisition, die römischen Arenakämpfe und die spanischen Stiergefechte. Der zweite Theil bringt zunächst eine Art Naturgeschichte, bei deren Abfassung dem Herausgeber „zunächst am Herzen lag, die Thierwelt in einem anderen Lichte aufzufassen, als dem Kinde in der Schule gelehrt wird". Es handelt sich im Wesentlichen darum, den Menschen als das höchst entwickelte Thier hinzustellen und Schlüsse auf die Vergangenheit des Menschengeschlechts ziehen zu lassen. Dann heißt es einmal: „So weit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen, finden wir, daß es zu allen Zeiten und unter allen Völkern Faulenzer die Menge gegeben hat, die die Culturerzeugnisse wohl benutzen und genießen, aber nicht durch eigene Arbeit erringen wollten. Was thaten diese Faulenzer, um ihren Zweck zu erreichen? Sie gebrauchten Gewalt und List gegen ihre arbeitenden Nebenmenschen und nahmen ihnen die Culturerzeugnisse einfach weg . . . Die faulenzenden Gewaltmenschen haben es nicht allein fertig gebracht, daß die Arbeit, die Quelle aller Cultur verachtet wurde, sondern daß auch das arbeitende Volk alles Selbstgefühles und alles Selbstbewußtseins beraubt wurde und sich vor dem faulenzenden Gewaltmenschen in den Staub warf. Anstatt die Arbeit anzustaunen, wird heute noch die Gewalt angestaunt, selbst unsere heutigen Geschichtsschreiber kümmern sich auf keiner Seite um die Entwickelung, um die Großthaten der arbeitenden Culturmenschheit, sondern einzig und allein um die Heldenthaten der Gewaltmenschen, um die Schilderungen der Eroberer, die Aufzählung ihrer Schlachten, der dabei gebrachten Menschenopfer, der erbeuteten Schätze, um die Triumpfbögen und Denkmäler, die das verblendete Volk solchen Würgern der Menschheit errichtete!"

Dr. Bruno Wille hat ein „Lehrbuch für den Jugendunterricht freier Gemeinden" verfaßt, worin im ersten Theile Lieder enthalten sind, über deren Zweck der Herausgeber sagt: „Als Jugendlehrer der ‚Freireligiösen Gemeinde' zu Berlin folge ich dem Herkommen, die Unterrichtsstunde mit einem Gesange beginnen zu lassen. Abgesehen von dem sonstigen Nutzen, bringt dies die Zöglinge, welche von der Straße gekommen sind, zu einer gewissen Sammlung und Reinigung des Sinnes." Und nun eine Probe dieser Lieder zum löblichen Zwecke „gewisser Sammlung und Reinigung des Sinnes":

Fort mit der alten Muckerei,
Die nur den Kopf verdreht!
Es singt sich noch einmal so frei,
Wenn's frisch vom Herzen geht.
Wenn Jeder treu das Seine thut,
Geht ohne Pfaffen Alles gut.

Sie möchten rings die ganze Welt
Zum Bethaus richten ein.
Doch da hat sie der Fuchs geprellt;
Fürwahr, das soll nicht sein!
Muß Alles haben Zeit und Ort;
Drum heißt's bei uns: Ihr Mucker, fort!

Nach der Melodie: „Im schwarzen Walfisch zu Askalon" erklingt z. B. folgender Vers:

„Ein gut Gewissen, der treue Quell,
Ist besser als Saus und Braus,
Drum wankt auch unser Häuflein nicht,
Wir halten wacker aus."

Lieder „bürgerlicher" Dichter sind der Aufnahme mehrfach nur nach Verballhornung gewürdigt worden. So lautet Falk's bekanntes Weihnachtslied in Wille'scher Umdichtung:

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Lag die Welt in Winters Bann,
Jedesmal entstand ein Mann
Und bescheerte sie mit edler Menschlichkeit . . .

O du fröhliche, o du selige,
Liebesstärkende Weihnachtszeit!
Der Bescheerer denken wir,
Und zum Dank beschenken wir
Uns're Nachwelt mit erhöhter Menschlichkeit.

Der zweite Theil dieses Lehrbuches, moralische Erzählungen enthaltend, ist im Ganzen genommen weit besser als der erste; aber Wille's verballhornende Hand hat auch hier wieder an vielen Stellen gewaltet. Mit wie viel größerem Geschick als dieser deutsche „Pädagog" Wille haben es die Franzosen verstanden, ihrem in allen französischen Schulen eingeführten Moralunterricht geeignete Lehrstoffe unterzulegen! Wer sich dafür interessirt, sei verwiesen auf des französischen Seminarlehrers Moulet Vortrag „Der französische Moral unterricht ohne confessionelle Religionslehre."

Endlich die Unterhaltungsschriften für die socialdemokratische Jugend! Da bildet z. B. „Hans Röder's Abenteuer" von Theobald Werra, dem Lesebuchverfasser also, das erste Heft einer „Sammlung socialistischer Jugendschriften". Nach socialdemokratischem Schema ist der Bergmannssohn Hans Röder ein Musterknabe, während der kleine Schlürgen ein „böser Bube" ist. Bei einem Grubenunglück kommt der Bergmann Röder um's Leben. „Schlürgens waren nicht die Leute, außer einem Almosen viel für die Hinterlassenen der Verunglückten zu thun . . . Grubenunglücke kommen so häufig vor, das läßt sich nun einmal nicht ändern, da kann man sich doch nicht jedesmal aus seinem gewohnten Leben reißen lassen . . . Frau Röder hatte sich mit noch anderen Wittwen an den Grubendirector um Unterstützung gewandt, allein der verwies sie an die Unterstützungscassen und vertröstete sie auf den Beistand Gottes". Hans wird Matrose, erleidet Schiffbruch, geräth unter Indianer — lauter brave Menschen, unter denen es keine „Ausbeuter und Ausgebeutete" gab. Nach mancherlei Abenteuern kehrt Hans heim und „blieb unter den Elendsten und Aermsten; er arbeitete auf den Kohlenschleppern auf der Ruhr, aber nicht nur um Kohle ein- und auszuladen, sondern vor Allem an dem Geiste seiner Arbeitsgenossen, um sie aufzurütteln aus ihrer Gleichgiltigkeit, sie zu belehren an der Hand dessen, was er gesehen und erfahren hatte, sie zu begeistern für den höchsten und erhabensten Gedanken: für die Befreiung der Menschheit aus Elend und Sklaverei".

Das „Märchenbuch für die Kinder des Proletariats" kennzeichnet sich schon äußerlich durch den rothen Deckel, auf dem u. A. eine zerbrochene goldene Krone niederfällt. Fast jedes der „Märchen" ist auf die socialdemokratische Lehre zugespitzt. Das Ganze speit Gift und Geifer gegen die heutige Gesellschaftsordnung. Die Bienenkönigin belehrt z. B. das beflügelte Arbeitervolk:

„Beim Menschenvolke hält man den in Ehren,
Der gar nichts thut, doch reich und vornehm ist.
Er, der da müßig schwelgt im Ueberfluß,
Indeß die Armen sich erbärmlich plagen;
Ihm geht das Jahr dahin in lauter Feiertagen,
Indeß der Mann der Arbeit darben muß."

Auch Frauen haben zur Abfassung socialdemokratischer Jugendschriften wiederholt die Feder geführt. Eins dieser Art Märchenbücher führt den Titel: „Hühnerweisheit-Lust und -Leid", deren Verfasserin Ida Altmann ist. Auf dem Wochenmarkte gekaufte Hühner sind in einen Käfig gesperrt, erzählen einander ihre Erlebnisse und knüpfen daran allerlei mehr oder weniger weise Betrachtungen. Ein graugesprenkeltes Hühnchen, das viel gereist ist und mancherlei erlebt hat, hat die Rolle zugetheilt bekommen, das kleine Hühnervolk — und damit das Kind — über socialdemokratische Lebensweisheit aufzuklären. Von dem „Bilderbuche für große und kleine Kinder" liegen drei Bändchen vor. Dieselben sind in ihrer äußeren Ausstattung — Papier, Bilder und Druck — geradezu musterhaft zu nennen. Eine Probe aus Jahrgang 1895: Der Riese Goliath.

War einst ein Riese Goliath,
Ein gar gefährlich Mann,
Der, wo er immer ging und stand,
Auf böse Dinge sann;
Er nannte sein die ganze Welt,
Sein Götze war ein Haufen Geld . . .

Da kam der kleine Arbeitsmann,
Der sprach: „Du arger Wicht,
Zwar bist du groß und ich bin klein,
Doch fürcht' ich mich drum nicht!
Und pochst und prahlst du noch so sehr,
Dein Schädel ist doch hohl und leer!"

Er streckte sich und reckte sich
Wohl über Land und Meer,
Und wie ein Alpdruck lastete
Er auf den Völkern schwer;
„Wer wagt's, mit mir zu messen sich",
Rief er, „den Knirps zerschmettre ich!"

Da spottete der Goliath:
„Schaut doch das Kerlchen an!"
Der aber stand ganz unverzagt
Fest auf dem Kampfesplan,
Die Wahrheit gab ihm Muth und Kraft,
Sein Schleuder war die Wissenschaft!

Der traf den Riesen an die Stirn,
Das hätt' er nicht gedacht,
Er sank dahin, aus war es nun
Mit seiner Protzenpracht.
Der Arbeitsmann, das war der Held,
Und frei und glücklich war die Welt!

Im Jahrgang 1894 werden in verschiedenen Beiträgen die socialdemokratischen Lehren in schroffen Darstellungen gepredigt. In einer Erzählung von den rothen Blumen heißt es:

„Denke daran, mein Kind," sagte der gute Gärtner (zu dem bösen, eigensinnigen, ungehorsamen Buben des reichen Mannes), „daß Dein Vater es nur dem Zufall verdankt, wenn er reich ist und deßhalb nicht zu arbeiten braucht. Und vernimm auch, daß es der Vernunft und der menschlichen Natur viel mehr entsprechen würde, wenn Jedermann, ohne Ausnahme, arbeiten würde. Glaubst Du denn, mein Kind, daß es gerecht ist, wenn die große Masse, die Arbeiter, hart arbeiten und darben, während die Reichen herrlich und in Freuden leben, ohne zu arbeiten? Nein, nein, das ist nicht gut. Aber der Tag ist nahe, an dem alle Menschen ihren Antheil an Glück empfangen werden . . ."

In der Erzählung „Eine Pfingstreise" wird mit Geschick dargestellt, wie es auf Schüler wirken kann, wenn der Lehrer glaubt, in der Schule die Socialdemokratie in directer Weise bekämpfen zu sollen. Das Bändchen von 1893 zeigt recht klar, in welche Richtung die Socialdemokratie die Denkweise der Jugend über das Vaterland zu lenken sucht. In der Erzählung „Hüben und drüben", die an der deutsch-französischen Grenze spielt, heißt es in einem Zwiegespräche zwischen den Knaben Franz und François:

„Weißt Du auch, François, daß wir alle die Zeit her rechte Dummköpfe gewesen sind? Du bist ein Franzose, ich bin ein Deutscher; aber brauchen wir uns deßwegen blutige Köpfe zu schlagen wie die andern dummen Buben? Sind wir denn nicht zu allererst Menschen und was geben uns das Vaterland und la patrie dafür, daß wir mit einander wie Hund und Katze sind? Denke nur einmal nach: Was ist Dein Vater — was ist der meine?"

„Sie arbeiten in der Fabrik, meiner drüben, Deiner hüben!" gab François erstaunt zur Antwort.

„Sind wir reich?" fragte Franz unverdrossen weiter.

Jetzt mußte François aber doch lachen. Was hast Du denn heute? Willst Du mich foppen? Fabrikarbeiter und reich — als ob es das überhaupt gäbe?"

„Arm, blutarm sogar sind wir also," fuhr Franz unbekümmert fort. „Kennst Du Jemanden, der reich ist?"

„Einen — den Herrn, dem die Fabrik gehört, und Eure doch auch?"

„Und unsere auch — das ist es ja eben, François! Er hat eine Fabrik jenseits und eine diesseits der Grenze, ist er nun ein Franzose oder ein Deutscher, hat er eine patrie oder ein Vaterland?" . . .

„Du fragst heute lauter tolles Zeug — ich antworte gar nicht mehr!"

„Eine Antwort wirst Du mir doch geben müssen! Wenn wir, die wir nichts haben, hüben und drüben für den arbeiten müssen, der viel hat — sind wir dann geborene Feinde oder natürliche Bundesgenossen? Und wenn die Reichen nicht darnach fragen, in welchem Lande sie aus ihrem Gelde immer noch mehr Geld machen — ist es dann nicht Unsinn, wenn die Armen sich die Köpfe einschlagen, weil die Farben des Landes, in dem sie zufällig geboren wurden, in einem Falle schwarz-weiß-roth, im andern blau-weiß-roth sind? Und sollen wir nicht schon als Knaben anfangen, uns als Brüder anzusehen, die sich einander beistehen?"

Als letztes der zu besprechenden Bücher nennt Meyer-Markau das „Buch der Jugend. Für die Kinder des Proletariats herausgegeben von Emma Adles." Dasselbe wird dadurch besonders interessant, daß „Proletarier" daran mitgearbeitet haben: es sind das zwei Weber, ein Schneider, ein Glasschleifer und eine Spinnerin. Dies Buch der Jugend dürfte überhaupt diejenige socialdemokratische Jugendschrift sein, die am vollkommensten dem Ideal entspricht, das jene angeführte Resolution des socialdemokratischen Parteitages erstrebte. Zu den Mitarbeitern zählen auch Liebknecht und Bebel. Ersterer schildert ein Landmädchen, das ihn und andere 48er Freischärler bei Laufenburg über den Rhein ruderte. Als Gegenstück stellt er dem muthigen Mädchen einen deutschen Dichter gegenüber, der nach Liebknecht noch lebt, sehr patriotisch ist, inzwischen unzählige Franzosen verspeist hat und ein berühmter Mann geworden ist, der aber 1849 in Heidelberg als Flüchtling in Weiberkleidern eine jammervolle Rolle spielte. „Nur um eins bat er flehentlich, seinen Namen nicht zu verrathen." Wir finden es vom alten Liebknecht anständig, daß er auch jetzt noch den Namen verschweigt; denn wir haben keinen Grund, an der Wahrheit seiner Erzählung zu zweifeln. Aber hervorragend geeignet zum Jugendlesestoff ist die Doppelgeschichte ihrer Form wegen nicht; sie ist geschrieben, als sei sie eine Plauderei für Erwachsene. Besser, oder ohne Vergleich gesprochen: gut hat Bebel den Ton der Jugendschrift getroffen in seiner Darstellung des Handwerksburschenlebens, woran er ganz ungezwungen die sehr beherzigenswerthen Lehren für die Jugend knüpft, nicht voreilig und lieblos zu urtheilen und mildthätig zu sein. Aus andern Sprachen will die angezogene Resolution für die Jugend geeigneten Lesestoff übersetzt haben. Das Buch der Jugend bringt solche Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Dänischen, Norwegischen, Russischen, Magyarischen, Tschechischen, Bosnischen, Slowakischen und Japanischen. Zu diesen Beiträgen aus elf fremden Zungen kommen noch Arbeiten von Ausländern, so z. B. eine ergreifende Schilderung der Bettler Moskau's von Tolstoi. Was die handarbeitenden Mitarbeiter beigesteuert haben, ist von verschiedenem Werthe. Der Glasschleifer Grundmann treibt die Tendenzschreiberei in seinen „Brüdern" auf die äußerst erreichbare Spitze. Er schildert zwei Brüder, Heinrich und Anton Jäkel, in einer Doppelerzählung, deren erste „In's Auge" betitelt ist. In anschaulicher, fesselnder Weise erzählt er, wie beim Wilhelm Tell-Spiel der eine Bruder dem andern ein Auge ausschießt. Der Tellschütze wird Soldat, kümmert sich um Eltern und Bruder nicht mehr, wird der bestgehaßte Unterofficier und geht als Gensdarm ab. Der halbgeblendete Bruder ist Fabrikarbeiter geworden. Da bricht ein Streik aus, und der Gensdarm erschießt seinen Bruder, wie er später erfährt. Daran wird nun die Nutzanwendung geknüpft: „Vornehmlich die Reichen und Mächtigen wollen nichts wissen von Brüderlichkeit. Sie sehen in den Armen nicht ihren Bruder, sondern ihren Knecht. Sie sehen es nicht, wie viel Schweiß und Herzblut ihr Wohlbefinden Andern kostet . . ."

Heißt das nicht, das jugendliche Gemüth mit Haß gegen Besitzende und Ordnungsgewalten, doch schließlich auch der Armen Brüder, vergiften? fragt Meyer-Markau. „Diese Erzählung zeigt übrigens auch wieder einmal die Bestätigung einer alten Erfahrung, daß nämlich auch hier das Päpstlein Grundmann päpstlicher ist, als die Parteipäpste Liebknecht und Bebel: solche grausige Mordgeschichte zur Classenverhetzung setzten sie ihren jugendlichen Lesern nicht vor, davor hat sie sicher ein angeborener pädagogischer Taet bewahrt." Wie die Jugend über Fürsten zu denken gelehrt wird, zeigt ein Wort von Maria Zebrikowa in einem naiven Märchen von dem gefundenen Hemde: „Dummköpfe sind wir, daß wir hergekommen sind zum Fürsten im Glauben, Gerechtigkeit zu finden. Ist denn das die Sache des Fürsten, zu richten, wie es die Gerechtigkeit fordert? Seine Sache ist, Krieg zu führen und die Beute zusammen zu raffen." In einem socialdemokratischen Lesebuche heißt es über die Könige, die doch sozusagen auch Menschen sind:

„Die Könige sind die selbstsüchtigsten aller Geschöpfe. Wenn die Schlangen, von welchen unsere Poeten so Schlimmes zu erzählen wissen, eine Literatur hätten, sie würden die Könige zum Symbol der Undankbarkeit machen. Ich habe irgendwo gelesen, Gott habe, nachdem er das Herz der Könige gemacht und solches von einem Hunde weggeschnappt worden, seine Arbeit nicht von vorne anfangen wollen und einen Stein an die Stelle gesetzt. Weil man diesen Leuten ein Kreuz auf die Stirne gemalt mit ein wenig Oel, ist ihre Person geheiligt; sie sind Majestäten, ihre Kleinen, zu deren Wiege ein Hühnerkäfig genug Platz hätte, sind allerhöchste Hoheiten, und daß man den Ammen derselben nicht die Brustwarzen vergoldet, ist Alles. Sie glauben, diese armen Thoren, das Stück Erde, wo sie regieren, sei ihr Eigenthum; Gott habe ihnen Grund und Boden zu erbeigenthümlichen Genusse gegeben, ihnen und ihren Nachkommen, und das ohne Einsprache oder Hinderniß . . ."

Wenn sich diese abscheulichen Hetzschriften an erwachsene und gereifte Leser wendeten, würden wir sie hier schwerlich niedriger gehängt haben. Streit um Politik und Religion ist an und für sich schon ein leidiges Ding; viel Unheil ist dadurch seit jeher in die Welt gekommen. Wenn nun aber gar das unmündige und urtheilslose Kind in diesen Streit hineingezerrt, wenn ihm das Paradies der Kindheitsunschuld vergiftet werden soll durch Lehren, die es nicht versteht und die die Mehrheit der Erwachsenen als falsch erkennt, dann ist es Pflicht, mit Entschiedenheit gegen ein solch' Unterfangen aufzutreten.

Ex libris.

Von Otto Stoeßl (Wien).

Wunderlich, daß man die staatserhaltende Kraft der Liebhabereien nicht in ein System gebracht, mit Preisen geehrt und der Erziehung dienstbar gemacht hat. Ein Staatsmann mit einigem Blick für Details würde darin erfolgreiche Studien anstellen können. Wer das Beseligende von manchen Liebhabereien nicht empfunden hat, an dessen Erziehung und Jugend ist ein gewohnter Schmuck und Reiz, an dessen Zukunft ein vielleicht thörichtes, aber reizendes Tröstungsmittel versäumt worden. Unsere Schmetterlingssammlungen und unsere Jagden im Sonnenglanz und über alle Felder! Und die gehüteten Schätze der Gesteine! Wir haben als Kinder bei Juweliren um Edelsteine gebettelt und zuweilen sogar einen unbrauchbaren Topas gekriegt! Oder die Raufhändel

und Tauschgeschäfte um Marken! Und später die beseligende Stimmung der Kammermusik, die Andacht sogar minderer Talente bei ihren häuslichen Quartetten! selbst Ansichtskarten können ein Genußmittel werden. Und gar Bücher! Nicht bloß das Einzelne, um seines Inhaltes willen, sondern die Menge als Schatz! Die aufgehäuften Berge der gesammelten Dinge sind Mauern gegen das Mißvergnügen. Ich glaube, Sammler sind keine staatsgefährlichen Leute, warum hat man doch daraus kein System gemacht? Welche Prophylaxis gegen lebhafte Geister! —

Es giebt immer ein Lächeln, mit Neid und Bewunderung, eine gewisse Ehrfurcht vor diesen frommen Leidenschaftlichen, und mitunter haben sie sogar heitere Zwecke und gescheitere, als Liebig-Bilder. Der Besitztrieb hat sich ein tieferes Ziel gesteckt und die Habsucht einen bedeutenden Gegenstand. In unserer armen Zeit, „nivelée et decapitée de toute grandeur“, nennt sie Barbey, steigt die Liebhaberei zu den armen Leuten hinab, und schließlich giebt es glückliche Sammler von Tramwaykarten. Man muß ihnen entgegenkommen. Auf dem großartigen Aequivalent für kostbarere Schätze, das den Wünschen und Sehnsuchten der Menge wohlfeil und getreu dient und das Sammeln um seiner selbst willen zu Erziehung, Belehrung, Bildung graziös benutzt, beruht diese oftmals abscheuliche Manie der Ansichtskarten — eine grandiose, demagogische Erfindung, werth, Gedanke eines Genies gewesen zu sein. In der höchsten Art können die Wissenschaften und Künste dasselbe gewähren, aber eben den Bevorzugten. Die Sammlung ist eben meist wieder ein aristokratisches Privileg der Reichen und Besitzenden, denen die Cultur mit offenen Armen entgegenkommt, sie dürfen wirklich die Weisheit mit Löffeln essen, wenn ihr Gehirn es verträgt. Dadurch wird zwar einerseits das „Volk“ ein bißchen beeinträchtigt, aber die Wissenschaft und Kunst gewinnt, sie gedeiht gut auf reichem Boden. Die Geschichte der Liebhabereien müßte von einem höheren Verstande, als von dem des Sammlers und Liebhabers geschrieben, die Entstehung einer Cultur, ihre Erweiterung und Vertiefung illustriren. Es ist fast eben so wichtig, die Geschichte der Bücherei, als die des Buches, der Gemäldesammlungen, als die der Malerei zu wissen. Die Entwickelungsgeschichte des Buches, der Bibliophilie mit allen Seitenlinien muß einen ganz angenehmen Seitenweg gewähren — eben für Liebhabereien in einem höheren Sinn. Man bekommt jetzt den Geschmack daran, und nicht nur Drucke, Einbände, Ausgaben werden gesammelt, auch die Ex libris, diese kleinen bedruckten Papierstreifen mit dem Namen des Besitzers, eventuell mit noch einigen Emblemen, Zierrathen, diese kleinen Anhängsel an das Buch selbst, mit denen der Liebhaber sich selbst ehrt und ein bißchen unsterblich macht — für Sammler. Darüber giebt es nun schon eine ganze Literatur. Das Bücherzeichen ist ein Signum des Sammlers und daraus wird wieder eine Sammlung gemacht. Es giebt jetzt Ex libris-Vereine in allen Ländern, diese Collectionen werden populär und sind auch vernünftiger, als andere, weil sie sowohl in die Kunst, als in die Wissenschaft thätig eingreifen, sie beschäftigen sich mit Bücherschätzen und mit Bildern von guten Künstlern. Der Buchdruck, die demokratische Kunst, der Diener der Menge, wird wieder dem Einzelnen zugeführt, aus dem Gut des Armen wird wieder ein auserwählter Reichthum.

Mit dem Anfang der Buchdruckerkunst entstanden die ersten Eigenthumszeichen, vorher mag es derartige gemalte Wappen der adeligen oder geistlichen Besitzer schon gegeben haben, als man aber druckte, wurden sie allgemein. Die neugewonnene Kunst, die der Holzschneider und Stecher, ging ja in gleichem Schritt, spielte noch im Eifer ihrer Jugend, man konnte nicht genug drucken und bedrucken. Die Geistigkeit war fast schon Nebensache und das ist der Zustand, wo die Liebhaberei wie ein deus ex machina herauskommt. Darum ihre Macht: sie spricht nicht zu den Eigenen, zu den Findern und Schöpfern, sondern zu dem guten Mittelmaß, zum Chor, sie setzt Einiges voraus und schmeichelt der Eitelkeit, ohne zu viel zu verlangen. Genies sind nicht erforderlich. Aus einigen guten Sammelbüchern und Aufsätzen wird man sich über alle Details der Ex libris-Geschichte ausreichend informiren. Hier wollen wir nur einen Ueberblick versuchen und Einzelnes betrachten, was wieder auf Allgemeines leitet. Außer den periodischen Ex libris-Zeitschriften, den Organen der bibliophilen Vereine wird man aus folgenden Schriften das Beste erfahren: Friedrich Warnecke, Die deutschen Bücherzeichen (Ex libris) von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart (Berlin, J. A. Stargardt); French Book-Plates by Walter Hamilton. London, George Bell; A. Poulet-Malassis: Les ex-libris français depuis leur origine jusqu'à nos jours (Paris, 1875). Henri Bouchot: Les ex-libris et les marques de possession du livre (Paris, 1890). Egerton-Castle: English book-plates (London, 1893). W. J. Hardy: Book-plates (London, 1893). Charles Dexter Allan: American book-plates (London, 1895) und endlich das kleine Handbuch von Seyler: „Ex libris“ (Berlin, J. A. Stargardt).

Die ältesten Eignerzeichen gehen auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurück. Vom Beginn der Sitte bis zum heutigen Tag kann man an den Ex libris den ganzen Gang der Kunst, die Moden, die Zeitgeberden studiren, und aus manchen auf wunderliche und schrullige Eigenarten der Besitzer schließen. Es gab keinen bedeutenden Holzschneider oder Stecher, der nicht seine Uebung auch in dieser Kleinkunst gesucht hätte, die dem Wesen der Vervielfältigung treu auch einen guten Erwerb begründet haben muß. Die Bücherliebhaberei ging von den Klöstern und reichen Adeligen aus, so finden sich auf den ältesten Zeichen Wappen und Devisen, die Phantasie der alten Meister spielt mit den Wappenthieren und zeichnet Wortspiele, zu denen der Name des Bestellers Anlaß giebt. Der Besteller redet mitunter drein, er fügt einen Eigenthumsvermerk, ein mehr oder minder gelungenes, lateinisches Namensquiproquo, einen komischen Fluch gegen säumige Entlehner hinzu, bald in eigener Handschrift, bald vom Künstler angebracht. Bis Ende des 16. Jahrhunderts herrscht der Holzschnitt, dann tritt der Kupferstich dominirend auf, bis die Lithographie Farbenmöglichkeiten bringt. Heute ist lebhafte Concurrenz der drei Vervielfältigungsarten. Die Geschichte des Buches geht nebenher und bei bedeutenden Besitzern länft oft noch ein Exemplar als Stammbuch durch die Zeiten und Sammlungen. Je nach der Größe und Zugehörigkeit der Bibliothek und nach der Art der Zeichen giebt es persönliche, Familien-, Memorienzeichen, und, wenn man will, uneigentliche, die nicht einem bestimmten Besitzer angehören, sondern eine ornamentale Verzierung an sich leisten. Der Zweck des Signums: Namensvermerk des Eigenthümers, urkundliche Angaben, Bestimmungen über die Benutzung der Bibliothek wird in einfachen gedruckten Zetteln erreicht, bald setzt aber die Kunst ein und umgiebt den starren Zweck mit Bilderzeichen: Wappen, Darstellung von Landschaft, Menschen, Thieren, dem Porträt des Eigners, Symbolen aller Art. Die Bücher und die Kunst werden beredt und was das Werk von seinem Besitzer nicht verräth, soll das Signum mindestens andeuten. Die alten deutschen Zeichen haben eine köstliche Plauderhaftigkeit und Naivetät. Das Bücherzeichen des Fürst-Erzbischofs von Augsburg zeigt das Wappen des Bischofs in einer achteckigen Einfassung, von der aus drei Strahlenbündel sich auf die von den Stiftsheiligen gehaltene Karte des Bisthums ergießen. Ein Herr Hos hat einen ganzen Tempel, in welchem sein Helm und Wappen ruht, das Wappen: die Hose. Zum Wappen trat oft noch das Porträt hinzu, die Porträt-Ex libris haben wohl den bedeutendsten Werth, weil sie höchst sinnreich nicht den bloßen Namen, sondern den Eigenthümer selbst vor das Buch setzen, als träte der Herr eines Hauses vor seine Schwelle. Dem Verstand und Witz

des Zeichners sind die verschiedenen mehr oder minder guten Anspielungen auf Heimath, Beruf, Schrullen des Eigners überlassen, wenn auch manchmal dieser selbst für gezeichnete Kalauer verantwortlich ist, da er sie bestellt und angegeben. Ein Bischof läßt seine Insignien, ein Jurist die Justizia mit Binde, Waage, Richtschwert, ein Arzt den Hippokrates mit seinem Heilstab das Todesgeripp vertreibend, ein Schriftsteller die Feder, ein Musiker eine ganze Reihe von Musikgeräthen anbringen. Am üblichsten ist die unmittelbare Beziehung zum Zweck: die Anbringung von Büchern, Büchereien selbst. Die Grenze des Stoffgebietes ist durch die Natur der Sache gegeben, und in ihr giebt es noch immer für den einzelnen Künstler und für die Zeiten Spielraum genug; wesentliche, einzuhaltende Erfordernisse sind für jedes Bücherzeichen: Namenangabe (das bloße Wappen genügt nicht, auch nicht das bloße Symbol); für den Namen die Umrahmung; (je nach der großen oder genremäßigen Stilisirung wird dafür das Motiv gewählt). Die im gothischen Geschmack aufgewachsenen deutschen Meister legen das Buchzeichen sozusagen heroisch an, als Architektur, Säulenumrahmung, Halle, in der Barocke wird es ein von üppigen Putten umschwebter, gehaltener Schild, oft genügt ein Kranz. Wird außer dem Namen und Spruch noch ein Wappen, oder eine andere bildliche Darstellung auf dem Bücherzeichen gegeben, so tritt diese meist in den Vordergrund, und Name, sowie Motto wird auf einem Spruchband anzubringen sein, was wieder dem Geschick des Zeichners Vorwand giebt. Fischart's Buchzeichen von Jost Ammann, — zwei rechte Leute, die sich da gefunden, — zeigt das sprechende Wappen des Dichters, daneben steht ein Triton in's Horn blasend, oben eine Cartouche mit religiösen Symbolen, seitwärts rechts und links ein Spruchband. Der innere Rahmen (der äußere ist ein einfaches Rechteck) trägt die Inschrift: Insignia J. Fischarti Mentzer V. J. D., links: Jove Fovente Signitur Minerva. Derart ist die wesentliche Grundform der Zeichen, die erst in unserer Zeit durch neueste Inventionen geistreich verändert und belebt wurde. Die Sammlungen von Ex libris sind trotz ihrer engen Specialität doch lehrreich und für Kunst- und Literaturgeschichte, Heraldik, Culturgeschichte bedeutend. Nicht nur Private: (Graf Leiningen-Westerburg hat deren über 17 000, desgleichen sind Mr. Fincham, Octave Uzanne als Kenner geschätzt; Sir Aug. W. Franks in London soll mehr als 30 000, die werthvollste Sammlung besitzen; von öffentlichen Instituten: die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, die Hof- und Staatsbibliothek zu München, das British-Museum, die Bibliothèque Nationale, die Ex-libris-Vereine).

Was die künstlerische Werthung der Zeichen betrifft, fluctuiren sie mit dem Sinken und Steigen der künstlerischen Bedeutung einer Periode, haarscharf sind oft die Halbjahrhunderte voneinander abzugrenzen: jede Mode, der Stil, die Naturanschauung, die politische Gesinnung, der Zeitgeschmack...! Nach wie viel Richtungen kann man urtheilen! Am reichsten quillt Erfindung und Eifer in der ersten Kraft der entstehenden Sitte, wie auch jetzt, bei ihrer frischen Neubelebung, in dem eigentlichen Curiositätenland England am stärksten, in Deutschland minder lebhaft, aber im Einzelnen werthvoller, in Frankreich manieristisch, aber durchaus graziös. Im 17. und 18. Jahrhundert liegt für Deutschland eine gewisse Sterilität dieser Production vor, im 18. ragt eigentlich nur Chodowiecky, dieser entzückendste und feinste Kleinkünstler seiner Zeit, hervor. Jedenfalls ist die Sitte nicht so allgemein, daß man eigene Namen für die einzelnen Stilperioden aufgebracht hätte. England kennt deren genug. Aus dem englischen Book-Plates wird man auch für die Entstehung und Entwickelung am meisten lernen. Die ältesten, — ausschließlich Wappenzeichen — theilen drei Generationen und Stilarten: Tudoresque-, Carolian- und „Restoration"-Style. Die zweite Gruppe enthält das 18. Jahrhundert. The Queen-Anne und Early Georgian-Style, „Jakobean", The middle Georgian, „Chippendale" or „Rococo-Style", das Wappen herrscht vor, nur die Umrahmung schwelgt in den Rococoformen, die Schrift ist meist außen, unter das Zeichen in lateinischen Rococolettern gesetzt, The latest Georgian Style (Festoon) wird einfacher in den Umrahmungen, welche den Ernst zeigen, den gerade die Barocke oft hat; einfache Bänder, Zweige bilden den Rahmen, das Urnenmotiv kehrt häufig wieder. Nebenher gehen immer die „Pictorial-Plates", welche eine malerisch freie Erfindung an Stelle des Wappens setzen, bis in unser Jahrhundert sind gerade die Engländer darin nicht sehr bedeutend gewesen, über die Symbolisirung des Zweckes durch Anordnung einzelner Bücher oder deren Anhäufung kommen sie selten hinaus. Die französischen Ex libris sind im Wesentlichen nach zwei Perioden zu sondern: die erste, heraldische bis zur Revolution, die zweite, malerisch freiere bis heute, wobei freilich oft die Heraldik in die freie Erfindung, wie diese in jene hinüber greift. Auch die monarchisch-aristokratische Periode der französischen Bücherzeichen zeigt eine gewisse Leichtigkeit und Grazie, die angewandten Kunstmittel stehen auch den mittelmäßigen Künstlern völlig zu Gebote, aber eine gewisse Schablone in der Behandlung kehrt immer wieder, was durch die Herrschaft der Wappenzeichen auch in Deutschland und England bedingt war, nur ist die Sonderung der Halbjahrhunderte wegen der vollendeten Manier weniger streng, die Uebergänge von einem Stil zum andern sind nicht scharf geschieden. Mit der Revolution beginnt ein strengerer, demokratisch-ernster Stil, einfache Blumenumrahmungen ersetzen die Wappen, welche erst wieder im Kaiserreich etwas parvenumäßig auftreten. Mit dem 19. Jahrhundert beginnt die freie Kunst in den Ex libris, wo sowohl Wappen, als freie Darstellungen in reichster Erfindung auftreten. Die Gegenwart (von den 50er Jahren des Jahrhunderts an) zeigt den größten Reichthum, eine neue Blüthe dieser Liebhaberei: wieder wenden sich die bedeutendsten Künstler auch diesem Seitenzweige zu. Die folgenden Zeilen versuchen eine keineswegs vollständige Orientirung, die bildlichen Documente wird man zum Theile in der Winternummer des „Studio" finden, welche die modernen Bookplates und ihre Meister in einer encyclopädischen Weise behandelt, ohne jedoch auf die früheren Jahre des Jahrhunderts zurückzugehen.

Deutschland zeichnet sich vor Allem durch historische Ex libris aus, welche den Versuch machen, den mittelalterlichen Stil, welcher die Bücherzeichen erschuf, auch in der Gegenwart zu erhalten, wobei die freie Erfindung des Zeichners eingeschränkt, seine technische Fertigkeit und sein Vergangenheitsblick geschärft wird. Immerhin wird man bei aller Treue der Stilcopien, welche Sattler*) liefert, bei aller Bewunderung der vollständigen Durchdringung der Vergangenheitsformeln, deren ausschließliche Anwendung einförmig und ungenügend finden, denn im Wesen der Ex libris liegt es ja, die Art des Eigenthümers und der Bibliothek, die Zeit, welche durch Bücher und Sammler ausgedrückt wird, symbolisch zu umfassen und darzustellen. Nicht einmal die Ironie mancher Sattler'scher Blätter kann diesen Eindruck der Einförmigkeit abschwächen. Doepler versucht eine Synthese modernen Motivs und stilisirter Wiedergabe, die manchmal gelingt (Bibliothekszeichen des königlichen Kunstgewerbemuseums, die bekannte Faust mit dem Hammer auf das Buch gestützt. Rechts und links Stadt- und Handwerkswappen, darüber ein schwebender Reichsadler). Hans Thoma giebt Bücherzeichen in seiner romantischen Weise, die für eine Halbvergangenheit passend scheinen, wie geschaffen für die Bibliothek eines Novalis oder Tieck; ein märchenhafter Reiz geht von ihnen aus, obgleich sie äußerst skizzenhaft und flüchtig behandelt sind. Paul Voigt steht in einiger Verwandtschaft mit Sattler. Bernhard Wenig dürfte unter allen deutschen Bücher-

*) Von Sattler ist eine ganze Sammlung von Ex libris erschienen. Berlin, Stargardt.

zeichnern den exactesten Sinn für das Wesen des Signums haben, das nicht so sehr als selbstständiges Kunstwerk, denn als ornamentale Umrahmung und Umschreibung des jedem Buch beizugebenden Namens des Besitzers gelten muß. Mit Recht legt er daher das Hauptgewicht auf die Schriftzeichen und auf das Monogramm, das er in einfacher Stilisirung mit ornamentalen Blatt- und Zierleisten (Palmetten, Aehren, Lilienmotiv) umgiebt. Hirzel nähert sich der englischen Weise. Das eigentliche Gebiet und die Grenze des Signums verlassen die beiden großen Schwarz-Weißkünstler Klinger und Greiner; sie wollen auch in diesem kleinsten Rahmen das ganze und große Kunstwerk leisten, jedoch gelingt diese Verbindung nur dem wunderbaren Stilgefühl des ersten, obgleich auch er in fast ausschließlicher Verwendung antiker Motive sozusagen Renaissanceblätter zeichnet, ohne stärkeren Bezug auf die Gegenwart, der seine Seele fremd und fast feindlich ist. Man weiß, wie tief dieser ernsteste Geist der neuen deutschen Kunst sich in Beethoven's Art versenkt; dieser Musiker und Michelangelo dürften als Heroen für ihn gelten; man weiß, wie lange und köstlich er sein Beethoven-Bildniß vorbereitet; eine kleine, unvergeßliche Studie dazu dürfte jenes Zeichen der Edition Peters sein, mit dem Brustbilde Beethoven's. Der Meister auf dem Spaziergang gedacht. Rastend lehnt er an einer Mauer, den rechten Arm an die Mauerbrüstung gelegt, die Hand, zur Faust geballt, liegt an der Brust, der linke Arm mit ihr gekreuzt, hält in seiner Hand den Hut, der über die Mauer hinabhängt. Das Gesicht hat diesen wild-schmerzlichen Ausdruck, nur ist es jugendlich gedacht und wenig stilisirt. Außer diesem Blatt hat Klinger noch neun andere gezeichnet. Greiner liefert mit seinem lithographischen Zeichen für Otto Wigand ein ungemein figuren- und motivreiches Bild, das aber in seinem geradezu barocken Ueberschwang den Zweck vernachlässigt und verliert. Bei der großen Zahl und Energie der „Kunstgewerbler" darf man erwarten, daß sich bald die bedeutendsten Zeichner auch dieser Kunst zuwenden, von Pankok, der neuerdings sich im Möbelbau versucht hat, existirt bereits Eines oder das Andere, von Otto Eckmann, Erler, Dietz, Eichler dürfte man wohl ausgezeichnete Ex libris erwarten, wobei Eckmann, Erler, Eichler jenen neuromantischen Zug wunderbar ausdrücken könnten, der den modernen lyrischen Roman hervorgebracht hat. Eckmann und Erler haben überdies in Bucheinbänden ihren feinen Sinn für diese angewandte Kunst glänzend gezeigt. Dietz hat vor Sattler den Humor in der Behandlung mittelalterlicher Motive voraus, die er höchst grotesk verwendet. Th. Th. Heine, dieser genialste moderne satirische Zeichner, hat gleichfalls einen ausgesprochen stilistischen Zug und eine gewisse decorative Manier, die ihn auch zum Bücherzeichen glänzend befähigen müßte. Eine Bibliothek von Humoristica würde durch ein Signum Heine's erst die rechte Sanction erhalten. Die österreichische Kunst, ohnedies seit lange ein Annex der deutschen, kommt in der ganzen Halbvergangenheit nicht in Betracht; die „Alten" hatten für derlei sonderbare, vom Alltäglichen abweichende Aufträge, die zudem eine solche Selbstverleugnung verlangen, wenig Sinn und die „Jungen" kommen doch erst seit Kurzem in Betracht; ein einziger Meister, dieser aber ganz vorzüglich, ist zu nennen: Emil Orlik. In der geistreichsten Weise verwendet er die gegebenen Motive (Stand des Eigners, Wesen der Bibliothek, Name u. dgl.) für seine Zeichen, die bei aller malerischen Erfindung niemals über die Grenzen ihres Zweckes hinausgehen: für einen musikalischen Juristen zeichnet er einen Grund von Urkunden, ein eingerolltes Doctordiplom trägt den Namen, davor steht ein Tintenfaß und Bücher, deren Deckel die Worte „Ars" und „Jus" tragen. Eine Eule sitzt vor dem Tintenfaß, die Feder in den Klauen. Die Einrahmung, gebildet von zwei schlanken Lorbeerschaften, gipfelt oben in zwei Blätterkronen, von denen eine einen weißen Violinschlüssel, die andere einen weißen Paragraphen zeigt, um diese beiden gegenüberstehenden Stämme ist das Spruchband geschlungen. — Einem grübelnden Rechtsgelehrten entschleiert sich die Justizia, oben läßt ein kleiner Engel von einer Champagnerflasche den Kork knallen (ein Blatt von französischer Leichtigkeit). Ein anderes Blatt für einen Chemiker zeigt wieder in der kräftigsten Stilisirung Retorte, Brille, Buch, Tinte und Feder. Aus dem Rauch der Retorte ist das Spruchband gebildet. Lauter vorzügliche Dinge.*)

Die reichste Zahl von modernen Book-plates fällt natürlich auf England, dort ist auch ein fast strenger, moderner Ex libris-Stil entwickelt, welchen nur die bedeutendsten Meister willkürlich umändern oder verlassen. Im Wesen sind für seine Bildung wohl die Präraphaeliten und die decorativen Künstler, mit Walter Crane, entscheidend gewesen. Zugleich giebt es noch einige Anhänger der alten Wappenzeichen. D. E. Wilson hat die modernste Stilisirung, J. W. Simpson die ausgezeichnetsten Einfälle; für einen jungen Dichter macht er ein köstliches, ein bißchen ironisches Blatt, das den Dichter sehr modisch schwarz gekleidet, vorlesend zeigt, etwas emphatisch; im Hintergrund die Damen. Die Kreisumrahmung hat eine Leiste von Stiefmütterchen, deren Stengel in Herzen als Wurzeln endigen. Sein eigenes Bücherzeichen stellt ihn (wahrscheinlich ist es ein Porträtzeichen) in alterthümlicher Malertracht, eine lange Pfeife rauchend dar. Schwarzer, breitschattender Calabreser über den dunklen Locken. Er blättert in einem Bilderbuch. Das Blatt ist so vorzüglich wegen der großartigen Schlichtheit, womit in einer etwa Vallotton vergleichbaren Weise Schwarz und Weiß einfach massig gegeneinander gesetzt selbst für Porträt- und Genredetails aufkommen. Andere Blätter wirken wieder durch ihre Liniengrazie, in einfacher Strichmanier werden die schönsten, complicirtesten Motive bewältigt. Dazu kommt noch eine große Lieblichkeit der dargestellten Mädchenköpfe. E. F. New erinnert ein wenig an die französischen Meister: er zeichnet für den Herrn eines Landhauses ein Signum, das in seinem schmalen Raum die ganze, friedliche Stimmung des Gütleins trägt, in Holzschnitt das Landhaus gezeichnet, ein Zug von Wolken darüber, ausgespart. Gordon Craig nimmt unter seinen Landsleuten etwa die Stellung ein, wie Bernhard Wenig bei uns, er ist auf das Ernsteste auf das Wesen des Zeichens bedacht und durch keinerlei malerischen Ehrgeiz zu bewegen, die vorgesetzte größte Einfachheit und Zweckmäßigkeit zu verlassen. Eine grob und einfach stilisirte Blüthe mit den Initialen des Eigners, eine schlicht geschnittene Gallione in's Meer steuernd und ähnliche rein decorative Motive, suchen in der vollsten Zweckmäßigkeit ihre höchste Schönheit. D. Y. Cameron hat den gleichen Sinn für das Zeichen, aber gesteigert durch geniale, hoffmanneske Phantasie; er ersinnt ganz neue Umrahmungen und Wappenmotive, ohne die Grenzen der Gattung zu überschreiten. Dagegen ergiebt sich die Mehrzahl der Künstler gerade in dem Ex libris den anmuthigsten Spielereien, es entstehen entzückende Genrebilder, als kleine Kunstwerke reizend, aber von ihrer eigentlichen Bestimmung allzu entfernt. Lobt man sie und nennt ihre Namen, so macht man die Leser nur auf große Talente aufmerksam, ohne diese gerade in der vorliegenden Gattung besonders rühmen zu dürfen. (Anning-Bell, H. Ospovat); bei der größten Zahl der Künstler ist doch die Auslese an wahrhaften, zweckentsprechenden Ex libris gering genug; desgleichen unter den Amerikanern. Die Franzosen haben in ihren Zeichen von jeher weniger auf Formenreichthum und Detail (was die freien Zeichen betrifft, von

*) Für das Organ der jungen Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs „Ver sacrum" zeichnen jetzt fast alle jungen Maler „Buchschmuck", mehr oder minder werthvoll, meist eine Spielerei mit den modernen Ornamenten, worunter wohl auch manches reizende sich findet (Engelhardt, Schwaiger). Wunderlich, daß noch Niemand von ihnen auf das Ex libris, den wesentlichsten Buchschmuck, gekommen ist. Es wäre auch ein Verdienst, diese Gattung zu populariſiren, was sie für alle andern Kunstzweige so gern und gut zu thun beginnen.

denen hier die Rede ist), als auf die Pikanterie die Motive gesehen, die sie meist wie eine Pointe, nachlässig-kokett stechen. In der Mehrzahl sind die französischen Zeichen dieses Jahrhunderts gestochene Epigramme, wie die des vorigen gestochene Rebusse waren. Dadurch, daß die Schätzung der Bücherzeichen in Frankreich nicht von den Bibliophilen ausging, sondern von den Freunden der Künstler, von den Dichtern, Kritikern, Bibliographen, Kunstkennern, blieb ihnen ihre intime, scherzende Grazie eigen, sie sind immer voll Witz und Wärme. Der fruchtbarste Meister ist Aglau Bouvenne; für den ganzen Parnaß hat er gesorgt. Victor Hugo's Namenszeichen bildet in der colossalen Phantasie des Zeichners (der des Originals ebenbürtig) die Notre-Dame Kirche — ein Riesen-H, durchzuckt von einem Blitz —; Gautier's Signum ist eine feine, geflügelte Sphinx in einem stilisirten Säulenrahmen, der oben unter einem Rundbogen das Monogramm trägt, Bracquemond hat ebenso köstliche Einfälle, das Zeichen für M. Ponlet-Malassis ist so einfach, als entzückend: ein aufgeschlagenes Buch, von der obern Schlinge eines großen C umrahmt, das der Ueberschrift angehört: Je l'ai. Oder für den unsterblichen Manet ein Signum mit dem geistreichen Motto: Manet et manebit. Von Gavarni ist ein ebenso einfaches Zeichen für die Gebrüder Goncourt, eine Hand mit ausgestrecktem Mittel- und Zeigefinger auf ein Blatt gestemmt, das die Lettern E G trägt. Auch von dem genialen Rops sind einige Bücherzeichen vorhanden, u. A. eine Daphne: das Spruchband hat die Inschrift: Libri semper virescit amor. Die Belgier schließen sich den Franzosen an, der herrliche Fernand Khnopff ist wie geschaffen zur Kunst bedeutungsvoller und tiefsinniger Insignien. Die große Zahl der genannten Namen erschöpft noch bei Weitem nicht die Reihe der hierin thätigen Meister (Jules Chéret, Eugène Grasset, Vac, Gerbault, die bekannten Zeichner und Placatisten haben auch hierin gearbeitet).

Bei dieser Fülle von Künstlern und der Sorgfalt, welche Ex libris-Vereine und einzelne Bibliophilen auf die Bücherzeichen verwendet haben, ist die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde nicht allzu eifrig und vor Allem nicht allgemein genug. Das Bücherzeichen ist so sinnreich und anmuthig, daß die Sitte seiner Verwendung allgemeiner zu sein verdiente. Ueberhaupt müssen gerade die vervielfältigenden Künste wegen ihrer sozusagen demokratischen Tendenz in jedem Erzeugniß gefördert werden, weil sie die Cultur wirksam weithin tragen. Sie müssen endlich der voraneilenden Schwesterkunst des Buchdrucks nachkommen, und der Zeichner, Lithograph, Holzschneider und Kupferstecher muß dem Volke seine eignen Werke und die der Meister, die er nachbildet, so nahe bringen können, wie der Buchdrucker die Dichter. Die Künste müssen unmittelbar und rasch den Weg zum Ganzen finden, Jedem zugänglich und für Jeden bedacht, und untereinander in steter und enger Verbindung. Auch das Ex libris könnte und sollte dazu dienen.

Aus der Hauptstadt.

Seifenschaum.

„Die Bedeutung des ersten Tuberkulose-Congresses war das allgemeine Gesprächsthema. Der Kaiser ließ sich in sehr eingehende Unterhaltung über die einschlägigen Fragen aus. Er betonte besonders, daß nur durch eine sachgemäße Hygiene etwas auf diesem schwierigen Gebiete zu erreichen sein wird. „Wissen Sie," so äußerte er zu einem der Herren, „Seife ist die Hauptsache, nur Seife."

Dieser Bericht über den Empfang der Congreßtheilnehmer im Potsdamer Neuen Palais trägt die Fabrikmarke so deutlich, daß es kaum eines Hinweises auf seine grammatischen und sonstigen kleinen Schwächen bedarf, um die Quelle zu erkennen. Der fixe Gelegenheitsjournalist, der dem B. T. die leckere Schilderung lieferte, hat leider offenbar den Kaiser ebenso wenig verstanden wie die Grundregeln der deutschen Sprache. Aber das Wirken des Congresses selbst hat er geschickt und mit ahnungsloser Ironie in eine gediegene Formel gebannt. Sieben Tage lang ist der Congreß zur Bekämpfung der Tuberkulose mit heißem Bemühen seiner Arbeit nachgegangen; sieben Tage lang haben berühmte und halbberühmte Autoritäten aus allen Weltwinkeln die Räthselfrage zu entscheiden versucht, wie man der modernen Völkerpest ihre Opfer entreißen könne, ohne den priviligirten Sumpf auszutrocknen, dem sie entstammt. Daß die Verhandlungen keinen nennenswerthen Erfolg erzielen würden, war vorauszusehen. Viel zu ausschließlich beschäftigten sich die gelahrten Herren mit der doch ganz secundären Prüfung der Schwindsuchts-Heilmittel, und allzu viel kostbare Zeit nahmen die Erörterungen über das unselige Tuberkulin fort, das höllische Latwerg, das weit schlimmer hauste als die Pest selbst; über die Ergebnisse der Höhenstationen und allerhand andere Nebensächelchen. In den Hintergrund trat das Bestreben, die Zuflüsse der schrecklichen Krankheit zu verschütten, nachzuforschen den socialen Uebeln, denen sie entspringt, und mit lautem Mahnerwort auf Abhülfe zu dringen. Die Mehrzahl der Aerzte und Universitätsprofessoren hält die Lungentuberkulose für unheilbar. Um so dringender ist für sie die Verpflichtung, Vorbeugungsmaßregeln zu ersinnen, die Gewissen zu schärfen und, wenn ihre Kraft dem unheimlichen Vampyr gegenüber versagt, feierlich zu erklären, daß auf einen Tuberkulose-Congreß nicht sowohl Aerzte, als Socialpolitiker und verantwortliche Regierungsmänner gehören.

Wie das Mittelalter seinen Schwarzen Tod hatte, der mörderische Kraft aus einer verkehrten und unnatürlichen Lebensweise der damaligen Cultur-Menschheit sog, so entspringt der Weiße Tod unserer Zeit nicht minder verdammenswerthen socialen und wirthschaftlichen Mißständen. Erst seitdem der Industrialismus groß geworden ist, der das flache Land vereinsamt und die Massenpferche der Riesenstädte geschaffen hat, erst seitdem ist die Schwindsucht zu der volkverheerenden, gefürchteten Seuche geworden. Im giftigen Dunst und Qualm der Fabriken, an den klappernden Nähmaschinen, die ihre blassen Sclavinnen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht fesseln und zu entnervender Frohn zwingen, ist die Schwindsucht so schreckhaft groß geworden. Die dumpfen und heißen Laufgräben der Vorstadtstraßen lassen kein fröhliches Wachsthum der Arbeiterjugend zu; kümmerliche Nahrung und ein erbärmliches Nachtlager in stickiger Stube, die noch ein halbes Dutzend anderer Armseliger beherbergt, sind gleichfalls kaum als Prophylaxis anzusprechen. Dem Proletarierkind gönnt man zudem nicht einmal die paar Stunden unruhigen Schlafes, der in diesen überfüllten Höhlen möglich ist. Bis nach Mitternacht bethätigt er sich im Dienste bier- und zotenfröhlicher Kegelbrüder, und beim Morgengrauen ist er schon wieder Zeitungsausträger und Frühstücksbote. Systematisch zerrüttet eine nichtswürdige Wirthschaftsordnung Körper und Nervensystem der heranwachsenden männlichen Jugend, die nicht im Stande ist, an den Segnungen der günstigen Conjunctur in Montanpapieren theilzunehmen, und systematisch richtet diese selbe Wirthschaftsordnung, so oder so, die proletarischen Mädchen zu Grunde. Woher soll den Ausgemergelten Kraft und Widerstandsfähigkeit kommen den tausend Keimen gegenüber, die sich jedem Elemente entwinden? Und ihre Kinder — sind sie nicht schon im Mutterleibe gebrandmarkt als leichte Beute der Schwindsucht, tragen sie nicht vom Tage der Geburt an das grausige Stigma auf dem hinfälligen Leibe? Seife mag ein vortrefflicher Bildungsmesser sein, ein besserer sogar noch als der Verbrauch von Zeitungen es ist, der ja eben so gut auf hochgradiges Lese- und Lernbedürfniß wie auf eine gesegnete Verdammung schließen läßt. Aber die Bekämpfung der Tuberkulose mit Seife verspricht selbst dann keine Resultate, wenn man das Heilmittel innerlich anwendet. Und es ist nicht möglich, daß der Kaiser in Anwesenheit von Männern der Wissenschaft einen Ausspruch gethan hat, der das

Wesen der Sache ganz und gar nicht trifft. Wilhelm II. ist ein Militär, keine ärztliche Autorität, und er hat das Recht, sich in medicinischen Fragen zu vergreifen, wie er sich mitunter in Fragen des Kunstgeschmacks vergriffen hat. Die Lungentuberkulose jedoch geht den Arzt bedeutend weniger an als den Sociologen. Eine zermalmende Anklage gegen den Nichts-als-Industrialismus, spricht sie in Flammenzeichen zu dem Wirthschaftspolitiker, also auch zu dem thatsächlichen und formalen Haupte der Reichsregierung. Der Jammer der Millionen schreit zum Himmel und schreit nach Licht, Luft und Brod — was soll ihm die Seife? Der Jammer der Millionen, die dem unheimlichen Gespenst erliegen, beschwört das Bild einer unsagbar trostlosen Zukunft herauf — können wir die noch ungeborene Zukunft, die in den frühwelken und blutleeren Leibern der arbeitenden Frauen schläft, mit Seife umgestalten und glänzend machen?

Es ist erklärlich, daß die Congreßbesucher die Wahrheit nicht zu sagen wagten und sich mit eiligen Worten um den Kern des Problems herumdrückten. Sie wissen Alle, daß die Tuberkulose nur die Schwachen und Ausgehöhlten überfällt, und sie haben nicht widersprochen, als man die Seuche schlichtweg Proletarierkrankheit nannte. Aber sie hüteten sich, in's Wespennest zu stechen. Die Meisten von ihnen kommen aus den Schichten her, die noch immer der manchesterliche Gedanke beherrscht und die in dieser Beziehung weder Scrupel noch Zweifel plagt. Und wem höhere Einsicht eignet, der schrickt doch davor zurück, den Congreß zum Tummelplatz politischen Gezänkes zu machen, wie der hübsche Fachausdruck lautet. Der Herr, dem im Neuen Palais die Seife als Hauptmittel gegen den Würgengel empfohlen worden sein soll, hat, so scheint es, nichts zu antworten gewußt Und ähnliche Gründe wie die, die ihn im Angesichte der Majestät zu schweigen bewogen, haben vielleicht auch die Gesammtheit der Aerzte veranlaßt, nur ganz flüchtig und im Vorbeigehen auf den eigentlichen Heerd des Uebels hinzuweisen. Die mächtige Presse des Großcapitals hätte den Congreß wesentlich anders begrüßt, wenn er sich statt mit Tuberkulinpräparaten mit den scheußlichen Zuständen in Spinnereien und Webereien, Schleifereien und Bergwerken befaßt hätte. Daß er die wohlhabenden Kranken nach Davos und die anderen nach Grabow schicken will, hat ihm Niemand verargt, und zum Dank für seine Bescheidenheit ist die unwesentliche Thatsache übersehen worden, daß die günstigen Resultate, womit manche Volksheilanstalten paradiren, in der Regel aus rasch curirten, ungefährlichen Katarrhen destillirt werden. Der Congreß hat sich ferner anerkennenswerther Weise darauf beschränkt, viel Bewegung in freier Luft und gute Verpflegung bloß für die bereits Erkrankten zu fordern. Dies durfte man ihm hingehen lassen. Erstens ist es ja nur ein Fünftel oder ein Sechstel aller Arbeiter, das sich mit der Schwindsucht einläßt, und zweitens besaß der Congreß Taet genug, auch in diesem Falle ausreichende Nahrung, Ruhe und Waldluft nur als wünschenswerth, nicht als direct nothwendig, hinzustellen. Er hütete sich, ungezügelte Begehrlichkeit zu entfesseln, und das rechneten ihm die Staatserhaltenden hoch an. Aber erstaunlich unfreundlicher wären die prunkenden Begrüßungsworte der civilisatorischen, humanen und freiheitlichen Presse ausgefallen, wenn ein ehrlicher Uneingeweihter gute Nahrung und gute Luft auch für den gesunden Arbeiter in Anspruch genommen hätte. Nicht der Adler der Unsterblichkeit, sondern die Paragraphen der sagenhaften Zuchthausvorlage hätten dann sein Haupt umschwebt.

Mit besonders erschreckender Grausamkeit rast die Schwindsucht in den Bergwerken; nirgendwo erreichen die Verlustlisten eine betrübendere Höhe. Die Arbeit der Häuer ist trostlos und gefährlich zugleich; vordem thaten sie nur schwere Verbrecher und Sclaven, die man besonders hart züchtigen wollte. Um das Leben von Verbrechern und störrischen Sclaven brauchte man nicht übermäßig besorgt zu sein und war es auch nie. Immerhin wissen wir von umfassenden Vorsichtsmaßregeln zu ihrem Schutze, und von einer bemerkenswerth weitgehenden, heute würde man sagen, krankhaften Sorge für ihre Gesundheit. Dabei stand die Betriebssicherheit der antiken Steinbrüche und Silberbergwerke thurmhoch über der unserer Steinkohlenschächte. Das Jahrhundert der Technik und Erfindungen hat nicht vermocht, die Gefahr der schlagenden Wetter zu bannen; weder giebt es eine elektrische Beleuchtung der Schächte, noch berieselt man die von Kohlenstaub erfüllten Gänge vorschriftsmäßig — es müsse denn gerade der Revisionsbesuch des Berginspectors angezeigt worden sein. Zu der immer auf der Lauer stehenden Todesnoth, die dem Augenblick entspringt, gesellt sich die Tuberkulose, die langsam an den Knappen heranschleicht, ihn aber um so gewisser packt. Gerade jetzt, in einer Periode ungeahnten Aufschwunges, wo die Zechen nicht wissen, wie sie ihre Riesengewinne verstecken, abschreiben, in Reservefonds schütten sollen, um die Begehrlichkeit nicht übermäßig zu reizen, gerade jetzt würde sich ein Beweis verstärkter Fürsorge für die Arbeiter nicht unschön machen, die das Gold zu Tage fördern. Nichts davon geschieht. Auch auf dem Tuberkulose-Congreß rieth Niemand den Bergherren zu einer weiseren Dividendenpolitik, als sie augenblicklich treiben, und Niemand rief die Erinnerung an den Streik von 1890 wach und die Bergarbeiter-Deputation, die bis an die Stufen des Thrones drang. „Jeder Unterthan, wenn er einen Wunsch oder eine Bitte vorträgt, hat das Ohr des Kaisers", so ermuthigte Wilhelm II. damals die Verzweifelten. Sie haben seitdem keine Bitte mehr gethan. Eine große Hoffnung sprang in Stücke, und es ist dunkel geworden über der Arbeit.

Dunkel und freudlos wie in den Bergwerken. Der Industrialismus, an den wir glauben und an dessen Früchten die Zukunft uns erkennen wird, verscheucht das Lachen und Singen aus seinen Fabriken, entsittlicht und entgeistigt die Arbeit. Ginge es nach ihm und hätte er die starrköpfige Landwirtschaft schon zerbrochen, die eigensinnig an ihren unrentablen Aehrenfeldern, ihrem Schaffen in freier Luft und Sonne, festhält, dann wäre Deutschland längst ein großes Maschinenhaus und eine einzige Schwindsuchts-Brutanstalt. Der kranke Arbeiter ist schwächer und im Gefühl seiner Ohnmacht nachgiebiger als der Gesunde; er würde ausgiebigem Lohndruck geringeren Widerstand leisten und so die heimische Industrie konkurrenzfähiger machen auf dem über alles geliebten Weltmarkt, dem letzten Nothanker einer bankrotten Wirthschaftspolitik.

Erst in dem glückseligen Zeitalter, das die Erfüllung dieser Träume bringt, wird auch der Seifenschaum- und Tuberkulose-Congreß von 1899 gerechte Würdigung und lobende Erwähnung finden.

Caliban.

Die Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Die „reinliche" Scheidung ist endlich vollzogen worden, Berlin hat, wie jede andere deutsche Kunststadt, seine Secession bekommen. Etwas spät. Hoffentlich wird sie sich um so länger jugendfrisch erhalten. Ob die Spaltung der Berliner Künstlerschaft die künstlerische Production günstig beeinflussen wird, sei dahin gestellt. Ich halte Sonderausstellungen in ihrem Zweck für verfehlt. Liegt denn ein zwingender Grund vor, den Landesausstellungspark zu boykottiren? oder ist der Secession der Eintritt von der Akademie und dem Künstlerverein verwehrt worden? In München beschicken die drei dort bestehenden Künstlerorganisationen, die Genossenschaft, die Luitpoldgruppe und die Secession die Jahresausstellung — den Glaspalast. Nur in offener Feldschlacht ist der Gegner zu überwinden und eines Besseren zu belehren. — Doch einerlei, auf wessen Seite die Schuld liegt, der gegenwärtige Zustand ist nichts weniger als erfreulich und dürfte sich mit der Zeit wohl als unhaltbar erweisen. Vorläufig, so lange es der secessionistischen Künstlerschaft gelingt, unter sich zu bleiben, wird sie die Lorbeeren davontragen, denn von der altersschwachen Akademie und dem bevormundeten Künstlerverein ist eine kraftvolle That nicht mehr zu erwarten. Anstatt alle Kräfte anzuspannen, ließ man die Dinge ruhig ihren Weg gehen; wie mir scheint, ist von der Ausstellungscommission wenig unternommen, um Künstler von Ruf und Bedeutung für ihre Sache zu gewinnen. Die Große Berliner Kunstausstellung hat meistens im Zeichen des Durchschnitts gestanden, nunmehr ist sie auch noch hochgradig langweilig geworden. Man kann sich dort nicht einmal mehr ärgern. Gähnende Langweile starrt uns von den leinwandbehangenen Wänden entgegen. Welch' eine Lust war es früher hier zu wandeln, als noch der Kampf an allen Ecken tobte! Ruhe herrscht im alten Künstlerwald — die unheimliche Ruhe des Kirchhofs. Das Kraftmenschenthum scheint erstorben,

Naturalisten und Symbolisten geberden sich gleich sittsam und bescheiden, die Sinneslust und Leidenschaft ist dahin, der Fleischeslust und Liebesgluth singt keiner mehr das hohe Lied ... Die edle lex-Heinze wirft ihre Schatten voraus. — Ob auch die secessionistische Ausstellung schon unter dem Eindruck dieses edlen Sittlichkeitsgesetzes steht, darüber später. —

Es sind meistens ausländische und auswärtige Künstler, die wir auf der diesjährigen Ausstellung an bevorzugter Stelle antreffen. War es ein Act internationaler Höflichkeit, ihnen den „Ehrensaal" einzuräumen oder ein einfacher Act der Gerechtigkeit? Auf dem Gebiet der Naturschilderung gebührt den holländischen und belgischen Künstlern die Palme der Kunst. Da ist Mesdag, Haag, der in Berlin kein unbekannter Gast mehr ist, mit einem Seebilde vertreten „Zur Abfahrt fertig", Fischerboote, die mit einer frischen Morgenbrise in die See hinaussteuern. Jansen, Amsterdam, hat das Abendroth am Meere zur trefflichen Wiedergabe gebracht. Den Sylter Hafen schildert Andreas Dirks, Theergeruch und die feuchte balsamische Seeluft weht uns entgegen; die genannten Künstler überschreiten kühn die Grenzen der Malerei, indem sie nicht allein die Farbe und die Lichteffecte, sondern auch andere Lebensäußerungen der Natur zum Vortrag bringen. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", das Wort scheint auch in der Künstlerschaft Beifall gefunden haben, die Marinemalerei erfreut sich von Jahr zu Jahr einer größeren Beliebtheit. Auch Binnenländer schweifen gern an die Gestade der heimischen Gewässer hinaus. Julius Wentscher, Berlin, hat die weltverlorene, samländische Düne auf die Leinwand gebannt, es ist dem Künstler vortrefflich gelungen, den ernsten, freudlosen Charakter der nordischen Küste zum Ausdruck zu bringen.

Mag sich die Kunst auch fortwährend neue Stoffgebiete erobern, die alten verschwinden darum nicht plötzlich von der Bildfläche. A. Delug, Wien, hat sich für das alte Votivbild von Neuem begeistert: der Jungfrau mit dem Kinde wird von dem Auftraggeber und seiner Familie gehuldigt. Etwas fremdartig muthet uns der Vorwurf an, man kann diesen festlich gekleideten Menschen nicht recht Glauben schenken, der Künstler überzeugt uns nicht von der Aufrichtigkeit der Betenden. Die naive Darstellungsart, die uns an dem alten Meister entzückt, wird hier zu einem leeren Schaugepränge. Ebenso unwahr wirkt Karl Becker, der unermüdliche Schilderer der venetianischen Herrlichkeit. „Aus Venedigs Blüthezeit" nennt sich sein neuestes Opus, es ist nicht besser und nicht schlechter als seine Vorgänger, der greise Künstler sollte es sich an dem Ehrenpräsidium der Akademie genügen lassen, künstlerische Lorbeeren wird er nicht mehr erringen. Von einem nicht minder großen Schaffensdrang ist Rudolf Eichstaedt beseelt, auf den letzten Ausstellungen ist er stets mit mehreren größeren Arbeiten vertreten gewesen, und was er malt ist der Beachtung werth. Trotz seines Fleißes und seiner Vielseitigkeit hat er sich aber zu einem rechten Standpunkt noch nicht durchgerungen, er lavirt hin und her. Diesmal holt er seinen Vorwurf aus der christlichen Mythe, er schildert den Moment, wo Jesus von den Jüngern, die ihn nach Emmaus begleitet haben, als der Auferstandene erkannt wird. Es ist Stimmung in der Arbeit, auch ist die Ueberraschung der Jünger, ihre Furcht und Schrecken gut zum Ausdruck gebracht, aber es fehlt dem Bilde an überzeugender Kraft. Ein anderes Bild von Eichstaedt, Beethoven in seinem Dachkämmerlein bei der Arbeit, ist viel lebenswahrer, trefflich herausgearbeitet ist der Kopf des Geistestitanen, der nur der Inspirationen lauschend alle Beziehungen mit der Außenwelt gelöst hat.

Es ist nicht Bedingung, daß der Künstler in nebelhaften Fernen das Ideal sucht, auch das wirkliche Leben bietet genügend große erhabene Momente, die ihn zum Schaffen anregen. Der Franzose George Rochegroße hat es unternommen, ein Moment, das die moderne Welt beherrscht, die Gewinnsucht und die Geldgier, in seiner „Jagd nach dem Glück" bildlich darzustellen. Das Bild ist häßlich und abstoßend in seinen Einzelgestalten, wenig befriedigend in der Composition, sensationell in der Tendenz, aber es ist durchaus eigenartig, und das ist schon etwas; man könnte es auch allegorisch auffassen, als eine Apotheose des capitalistischen Zeitalters. Menschen aller Gesellschaftsclassen und Berufsstände, Alt und Jung, Mann und Weib, stürmen eine Anhöhe, die sich vor einer Fabrikstadt erhebt, empor, um das Phantom, das über ihnen in den Lüften schwebt, zu erhaschen. Sie Alle sind dem sicheren Verderben preisgegeben, wer nicht unterwegs von den Nacheilenden zerstampft wird, oder des Hastens müde, selbst Hand an sich legt, der wird in die Tiefe geschleudert, wo ihm der Kirchhof die letzte Freistätte gewährt. Im Hintergrunde qualmen dazu die Fabrikschlote und hüllen die Scenerie in eine düstere melancholische Stimmung. — Das Gemälde mag unbefriedigt lassen, jedenfalls ist aber Rochegroße ein Künstler, der etwas sagen will. Und ihrer sind wenige. Sehr, sehr ernste Töne schlägt auch die talentvolle Cornelia Paczka an. Wir haben die Künstlerin im Vorjahre von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen gelernt, als Schildererin anmuthiger Mädchengestalten, die sich ihres Daseins freuen. In dem Gemälde „Vanitas" bekundet sie jedoch höhere künstlerische Ambitionen, sie ist glücklich im symbolischen Wundergarten angelangt. Die liebe, liebe Eitelkeit! Sie bekommen Alle ihre Strafe, die holden Mägdelein, die der Versuchung nicht widerstehen können und ihre unsterbliche Seele dem eitlen Tand preisgeben. Diese wunderschöne moralisirende Tendenz könnte man aus dem Werk der Cornelia Paczka herauslesen. Um einen hohen Altar, auf dem ein Kalb (Götze der Eitelkeit?) steht, sehen wir sie ihren wilden Reigen aufführen bis sie erschöpft zusammenbrechen; im Vordergrund steht eine Gruppe, die am Ende angelangt ist, in ihrer Mitte grinst der grausige Knochenmann und fordert seine Opfer. Das wäre eine Deutung dieses symbolischen Ringelreigens, ein Anderer wird wieder etwas Anderes herauseonstruiren. Dunkel ist der Sinn, wie das mitternächtige Colorit, das nur von einigen intensiv rothen Lichtstreifen aufgehellt wird. Es ist immer eine heikle Sache, eine abstracte Idee in eine künstlerische Form zu gießen, Stuck vermag es, und auch er schießt oft daneben, wenigstens bleibt er aber immer groß in der Form.

Fast wesenlose Lichtgestalten hat Rob. Böniger, Düsseldorf, in den beiden Jungfrauen und Jünglingen am Meeresgestade geschaffen. Er ist weniger anspruchsvoll als die vorgenannte Künstlerin, er nennt es ein Idyll und eine elegische Stimmung durchzittert die überaus duftige Seenerie — ein leiser Windstoß und die erträumte Herrlichkeit bricht jäh zusammen. — Wo bleiben die Kraftnaturen? Idyllen und kein Ende. Herrmann Clementz, Berlin, möchte uns auch gern in seiner „Idylle" der gemeinen Wirklichkeit entrücken, aber es gelingt ihm nicht, die Phantasie des Beschauers anzuregen. Das hatte auch Ludwig Fahrenkrog, Barmen, zweifellos beabsichtigt, als er sein großes Bild: Lucifer sagt sich mit seinem Anhang von Gott los, schuf. Die Figuren sind mit großer Verve hingesetzt, an wirklicher Action fehlt es ihnen aber, darum wirkt das Bild nur rein decorativ.

Julius Exter, München, der im Vorjahre eine poetische Märchenstimmung brachte, hat in einem Triptychon, Geburt der Eva, Versuchung, verlorenes Paradies, das Schicksal des ersten Menschenpaares, das nach der jüdisch-christlichen Mythologie zum Menschheitsschicksal geworden ist, geschildert. Es ist ein großer dramatischer Vorwurf, der immer modern bleiben wird, wenn er leidenschaftlich entwickelt wird. Das hat Exter nicht verstanden, seine schemenhaften Gestalten sind nicht Fleisch von unserem Fleisch, darum läßt uns ihr Schicksal gleichgiltig, auch weiß man nicht recht, ob seine Naivität ehrlich oder nur gewollt ist. Ist Ersteres der Fall, dann kann er sich noch weiter entwickeln, sonst dürfte ihm aber eine große Enttäuschung nicht erspart bleiben. Kraftvollere Gestalten sind die apokalyptischen Reiter von Christian Speyer, aber die Vorstellung von der Vollendung des Weltenlaufs ist nicht mit ihnen verknüpft. Dieser Aufgabe war wohl ein Dürer gewachsen, ein moderner Künstler vermag sich nicht mehr recht in die mystisch-religiöse Idee hinein zu leben. Auf feurigen Rossen durcheilt man auch nicht mehr die Welt, man vertraut sich lieber dem Dampfroß an, das einen mit vorschriftsmäßiger Pünktlichkeit an's Ziel bringt. Ein Eisenbahnzug ist eine eminent praktische Erfindung, darum ist er wohl auch selten in den künstlerischen Darstellungskreis gezogen worden. Ferd. Pacher, München, hat es unternommen und eine beachtenswerthe Arbeit geschaffen. Aus dem Coupéfenster blickt ein Mann in die einsame Landschaft, die Nacht senkt sich nieder, er denkt zurück an Alle, die seinen Lebenspfad gekreuzt haben, das Gerassel der Räder, das Schnaufen der Locomotive hat ihn von seiner Umgebung abgezogen, nur die Phantasie arbeitet noch ungestüm weiter — und plötzlich nehmen die Dampfwolken, die der Locomotive entsteigen, für ihn Form an und ohne Unterbrechung sieht er die Gestalten der Vergangenheit an sich vorüber ziehen. —

Der italienische Maler Giovanni Segantini, eine der eigenartigsten Erscheinungen der modernen Kunst, ist mit einem Werk „Kindesmörderin" vertreten. Segantini ist ein Hauptvertreter der sogenannten neuimpressionistischen Maltechnik, die darauf ausgeht, der lichten Farbenwirkung der Natur möglichst nahe zu kommen. Zu dem Zweck sollen die einzelnen Farben nicht ineinander gemischt, sondern nebeneinander auf die Leinwand gesetzt werden, denn es wirkt bekanntlich der Farbenton um so unklarer und erdiger, je häufiger er gemischt wird. Die neue Technik beruht auf der prismatischen Farbenwerththeorie. Segantini hat wunderbare Lichteffecte erzielt, andere Künstler, die nach der alten Weise malten, aber auch, daher dürfte seine Technik wohl nicht überall Anklang finden. Eine zu große wissenschaftliche Tüftelei hat der Kunst auch noch nie zum Vortheil gereicht.

Johannes Gaulke.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

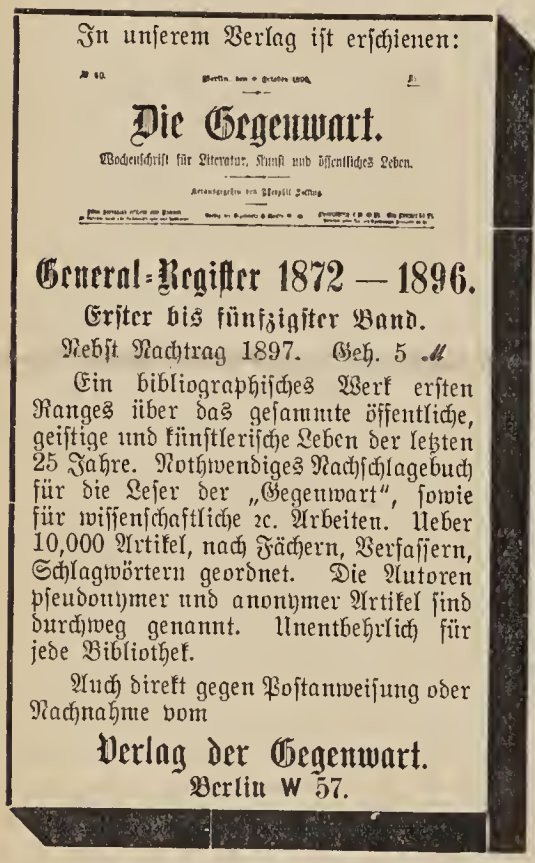
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:


Nr. 40. Berlin, den 8. Oktober 1898.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W. 57.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,

ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"
bearbeitet von
Dr. Oskar Stillich,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 23. Berlin, den 10. Juni 1899. 28. Jahrgang Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Deutsche Damenpolitik. Eine Glosse zu Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Von Freidank. — **Literatur und Kunst.** Letzte Erinnerungen. Von Klaus Groth. — Ehescheidungen in der erzählenden Literatur. Von Marcus Landau. — **Feuilleton.** Spätsonne. Von D. Staack. — **Aus der Hauptstadt.** Wirkl. Geh. Regierungsrath Drakon. Von Caliban. — Die Große Berliner Kunstausstellung. II. Von Johannes Gaulke. — Anzeigen.

Die gesetzliche Regelung der Wohnungsfrage.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

In einem Zeitalter, welches unter dem Gestirn der Arbeiterwohlfahrt steht, kann es nicht befremden, wenn der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse innerhalb der Kreise der arbeitenden Bevölkerung gleichfalls eine größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Denn die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß eine erhebliche Zahl von Wohnungen namentlich in Großstädten und größeren Industrieorten, vielfach sogar auch auf dem platten Lande nicht denjenigen Voraussetzungen entspricht, welche die Gesundheitslehre und das Sittengesetz beanspruchen können. Viele derselben sind ihrer Lage und Beschaffenheit nach so schlecht und ungesund, daß in ihnen ein kräftiger Menschenstamm sich nicht fortzupflanzen vermag, andere bieten einen geradezu menschenunwürdigen Aufenthalt, in anderen wieder wird durch das enge Zusammenwohnen der Geschlechter gegen Anstand und Sitte arg verstoßen, so daß das Urtheil als zu scharf nicht gelten kann, es seien der Keim schleichender Krankheiten sowie die Ursache der Entnervung und der Entsittlichung in hohem Grade auf die ungünstigen Verhältnisse im Wohnungswesen zurückzuführen. Diesem Uebel abzuhelfen oder wenigstens doch auf Milderung desselben hinzuwirken, haben der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege und der Verein Reichs-Wohnungsgesetz sich zur Aufgabe gestellt, welche in ihren Bestrebungen durch diejenigen Genossenschaften unterstützt werden, deren Thätigkeit sich auf Beschaffen gesunder und preiswerther Wohnungen erstreckt, wie dies z. B. bei der 1893 entstandenen vegetarischen Obstbau-Colonie Eden bei Oranienburg und dem 1892 begründeten Berliner Spar- und Bau-Verein zutrifft. Neuerdings haben diese einen mächtigeren Bundesgenossen gefunden, welcher der Verwirklichung ihrer Ideen wesentlich näher tritt, indem die Seitens des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern ausgearbeiteten Normativvorschriften für eine Ortsbauordnung den von jenen aufgestellten Grundlehren wenigstens theilweise gesetzliche Anerkennung verschaffen wollen. Und dieser Stand der Sache bietet Anlaß, den einzelnen Vorschlägen näher tretend, sie auf ihre Zweckmäßigkeit, Ersprießlichkeit, Durchführbarkeit zu prüfen.

Als erste These stellt der Verein Reichs-Wohnungsgesetz in dem 1. Hefte der Schriften zur Wohnungsfrage S. 35: „die Einführung einer allgemeinen, die kleineren Wohnungen in Stadt und Land umfassenden Wohnungsinspection" auf. Zweck derselben ist die allmälige Beseitigung der allerschlechtesten Wohnungen und dadurch Verbesserung namentlich der alten Quartiere in den Städten durch Ziehung einer untersten Grenze, unter welche der Einzelne nicht sinken kann. Seinen Gedanken nimmt der sächsische Entwurf im § 58 insofern auf, als er der Polizei die Befugniß beilegt, im Einverständnisse mit dem Bezirksarzte die Leerstellung von Wohnungen anzuordnen, welche den ortsstatutarisch geregelten Bestimmungen über Lage, Beschaffenheit, Luftraumgehalt, Lichtzufluß nicht genügen. Die wohlmeinende Absicht, von welcher diese Sätze getragen werden, läßt sich nicht verkennen und demungeachtet doch behaupten, daß der theoretische Gedanke praktisch unverwerthbar ist, wenn er nicht dahin führen soll, statt Heil zu bringen Unheil zu schaffen, und diejenigen Kreise der Bevölkerung, deren Wohl damit gefördert werden soll, aus dem Regen unter die Traufe zu versetzen. Denn einmal ist es bedenklich, eine Verwaltungsbehörde mit der Machtbefugniß auszustatten, nach arbitrairem Ermessen eine Wohnung als, sei es unbewohnbar, sei es überfüllt, zu erklären, ohne gleichzeitig einen Rechtsmittelzug zur Anfechtung der erlassenen Anordnung zu geben, will man nicht der Gefahr Vorschub leisten, einer Verwaltungswillkür Geltung zu verschaffen, wo doch Verwaltungsrecht am Platze sein sollte. Deßhalb fordert der Verein Reichs-Wohnungsgesetz eine dreigegliederte Organisation, nämlich den Bau- und Wohnungsrath als eine collegiale, aus ehrenamtlich wirkenden Laien bestehende Behörde, über welchem für weitere Communalverbände ein staatlich angestellter Wohnungsinspector und als oberstes Glied das von dem Reichsamt des Innern ressortirende Reichswohnungsamt gedacht wird. Sodann würde die angeordnete Leerstellung doch bloß dann erfolgversprechend sein, wenn deren Durchführung auch erzwungen werden kann, also die Polizei die ungeeigneten Wohngelasse zu räumen, d. h. deren Inhaber aus denselben zu entsetzen vermag. Diese Zwangsmaßregel verfehlt aber wieder ihren Bestimmungszweck, wenn nicht gleichzeitig für andere ausreichende Räume Sorge getragen ist, in welche die aus ihrer Wohnung entsetzte Familie wieder eingesetzt werden kann. Denn sonst dürfte doch leicht sich der Fall ereignen, daß Jemand, welcher bisher zwar ein ungeeignetes Obdach hatte, nunmehr völlig obdachlos wird, was von zwei Uebeln zweifellos das schlechtere ist. Soll also nicht der Satz sich bewahrheiten, daß leicht das Streben nach dem Besseren der

Feind des Guten wird, so müssen zunächst auf Rechnung des Gemeinwesens taugliche Wohnungen beschafft werden, in welchen diejenigen Familien Aufnahme finden, denen es nicht gelingt, den Anforderungen des Wohnungsgesetzes entsprechende sich selbst zu besorgen, was darauf hinauskommt, den Ideen von Lassalle, Marx, Hertzka, Krecke ꝛc. gesetzliche Anerkennung zu verschaffen. In Lübeck wird damit der Anfang gemacht, wo der Senat neuerdings beschloß unter Aufwendung von 2000000 Mark zweckdienliche Arbeiterwohnungen in den Vorstädten St. Lorenz und St. Gertrud zu errichten.

Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege befürwortete 1889 als unabweisbare Voraussetzungen der von ihm angeregten reichsgesetzlichen Regelung der Wohnungsverhältnisse, daß

a) bei Gründung neuer Ansiedelungen nicht nur für Straßen und Plätze, vielmehr auch für öffentliche Gärten ein entsprechender Theil des Baugrundes als unbebaubar zu erklären,
b) die Höhe eines Gebäudes nicht höher sei, als der Abstand desselben von der gegenüberliegenden Baufluchtlinie;
c) die zulässige größte Höhe der Hoffronten das $1^1/_2$fache des mittleren Abstandes von der gegenüberliegenden Begrenzung nicht übersteige;
d) die mittlere Breite eines Hofes nicht unter 4 m zu bemessen sei;
e) Aborte möglichst für jede Wohnung einzurichten und mit einem in's Freie gehenden Fenster zu versehen seien;
f) Räume, welche zu längerem Aufenthalt von Menschen dienen, eine lichte Höhe von mindestens 2,5 m haben und nicht höher als im 4. der über dem Erdgeschoß liegenden Stockwerke sich befinden sollen;
g) die lichtgebende Gesammtfläche der Fenster wenigstens $^1/_{12}$ der Grundfläche betrage;
h) der Fußboden aller Wohnräume über dem höchsten Grundwasserstande, im Ueberschwemmungsgebiet über Hochwasser liege und gegen Bodenfeuchtigkeit zu sichern sei;
i) Wohnungen in Kellern unbedingt nicht zulässig, bei Geschäftsräumen daselbst der Fußboden höchstens 1 m unter, der Fenstersturz mindestens 1 m über der Erdoberfläche liege;
k) eine Gebrauchsabnahme der Benutzung von Wohnräumen vorangehe;
l) vermiethete, als Schlafräume benutzte Gelasse für jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 5 cbm, für jede ältere Person mindestens 10 cbm Luftraum enthalten und auf jedes Kind mindestens 0,1 qm, auf jede ältere Person mindestens 0,2 qm, lichtgebende Fensterfläche entfallen müssen.

In seiner Sitzung vom 16. September v. J. entschied er sich an Stelle der reichsgesetzlichen für eine landesgesetzliche oder ortsstatutarische Regelung des Wohnungswesens, erachtete aber eine Wohnungsbeaufsichtigung für ein dringliches Bedürfniß, so daß nach dieser Richtung hin er sich den vorangestellten Forderungen anschloß, welche in der Reichstagssitzung vom 13. December v. J. Seitens des Abg. Bassermann und im Preuß. Abgeordetenhause am 30. Januar d. J. durch den Abg. Dr. Max Hirsch ihrem wesentlichen Inhalte nach gestreift wurden.

Der sächsische Entwurf hat diesen Grundzügen im weitesten Sinne Rechnung getragen. Er fordert im § 8, daß bei Aufstellen der Bebauungspläne auf die Anforderungen der Feuersicherheit, des zu erwartenden öffentlichen Verkehrs und der öffentlichen Gesundheit thunlichst Bedacht zu nehmen, weßhalb (gemäß Z. 3) für Herstellung öffentlicher Anlagen und zur allgemeinen Erholung insbesondere als Spielplätze für Kinder eine reichliche Anzahl freier Plätze in genügender Größe vorzusehen seien, was vorher schon in der Straßenbauordnung für die Stadt Dresden vom 30. März 1897 § 9, und in der Bauordnung für die Stadt Leipzig vom 27. October 1897 Berücksichtigung gefunden hatte. Nach § 49 wird der Bezirk der Gemeinde hinsichtlich der zulässigen baulichen Ausnutzung des Grund und Bodens in zwei bis drei Zonen eingetheilt, deren äußerste vornehmlich das neuerschlossene Baugelände umfaßt. Innerhalb dieser dürfen (§ 50 II) von jeder Baustelle nur $^4/_{10}$ mit Gebäuden überbaut werden, soll in Landgemeinden die offene Bauweise die Regel bilden, aber auch in Städten das Außengelände möglichst weiträumig bebaut werden, ferner ist die Gebäudehöhe, von öffentlichen Gebäuden abgesehen, in Städten thunlichst auf 3, in Landgemeinden thunlichst auf 2 Geschosse einschließlich des Erdgeschosses zu beschränken, in der Regel für Straßen, auf denen ein größerer Geschäftsverkehr zu erwarten steht, eine von der Straßenflucht verschiedene Bauflucht anzuordnen und deren Abstand als Vorgarten zu verwenden, muß unmittelbar hinter jedem Vorderhause in dessen voller Länge als Hof oder Garten ein unbebauter Raum vorhanden sein, dessen Tiefe der Hauptsimshöhe des Vordergebäudes wenigstens gleichkommt. Der Erdgeschoßfußboden soll (§ 52) in der Regel wenigstens 0,50 m über der Oberfläche der Straße oder des Vorgartenlandes liegen. Der Einbau von selbstständigen Wohnungen und von Werkstätten im Kellergeschoß wird (§ 59) zwar untersagt, aber ausnahmsweise für Hausmanns-, Kutscher- oder Gärtner-Wohnungen zugelassen, wenn das Grundstück in einem Gebiete liegt, wo die Möglichkeit einer Ueberschwemmung ausgeschlossen erscheint, die Wohnräume nur nach Süden, Osten oder Westen liegen, einen dauernd gesicherten Zugang des Sonnenlichtes haben, nur nach derjenigen Seite eingebaut werden, vor welcher sich Gartenanlagen befinden, mit einem Isolirschacht versehen sind, deren Sohle wenigstens 1 m über den muthmaßlich höchsten Stand des Grundwassers angelegt, deren Fußboden in einer Dicke von 0,15 m betonirt ist, sobald die lichte Höhe 2,85 m beträgt, auch die Fenster in ihrer ganzen Fläche und zwar mit der Sohlenbankoberkante noch wenigstens 0,20 m über dem Erdboden liegen, endlich von innen beheizbar sind und einen selbstständigen Zugang hat. Im Dachgeschoß werden (§ 60) Wohnungen überhaupt nur in Vorderhäusern zugelassen. Doch muß dann das Dach als Mansarde ausgebaut, die Umfassung doppelwandig mit einem Isolirluftraum hergestellt sein, jeder der Räume wenigstens für die Hälfte der Deckenfläche eine lichte Höhe von nicht unter 2,85 m haben, auch in keinem Theile unter 0,80 m heruntergehen, endlich stehende nach außen sich öffnende Fenster von $^1/_{10}$ der Bodenfläche erhalten. Abgesehen von Eckhäusern und solchen Gebäuden, die von öffentlichen Behörden, gemeinnützigen Vereinen oder Stiftungen und dergleichen verwaltet werden, sollen (§ 61) in der Regel nicht mehr als 2 selbstständige Wohnungen im Geschosse eingebaut werden. Endlich ist (§ 70) für jede Familienwohnung ein besonderer Abort vorzusehen.

Der Forderung des Vereines Reichs-Wohnungsgesetz auf Ziehung einer untersten Grenze, unter welche der Einzelne nicht sinken kann, entspricht der § 58. Denn es soll darnach eine Familienwohnung in der Regel wenigstens aus einem gut heizbaren Wohnraum, einem Schlafraum und einer Küche nebst dem nöthigen Gelaß zur Aufbewahrung von Geräthschaften, Holz ꝛc. bestehen. Wohn- und Schlafräume müssen zusammen wenigstens 30 qm Grundfläche, in's Freie führende Fenster von $^1/_{12}$ der Grundfläche und eine lichte Höhe von 2,85 m haben. Von den Fenstern jeder Wohnung sollen wenigstens zwei sich gegenüberliegen, um eine gründliche Lüftung der Räume zu ermöglichen. Deßhalb ist auch der Einbau dunkler sogenannter Alcoven untersagt. Als überfüllt ist eine Wohnung anzusehen, wenn sie nicht wenigstens 20 cbm für jede erwachsene Person und 10 cbm Luftraum-

gehalt für jedes Kind bietet. Nach Dr. v. Mangold fordert die Gesundheitslehre 20 cbm Luftraum auf den Kopf des Bewohners in der ganzen Wohnung, 10 cbm Luftraum im Schlafzimmer als Mindestmaaß, das auch in Gefängnissen und Armenhäusern angeblich eingehalten werden soll. Daß in Gefängnissen Arbeitsräume von Schlafräumen vielfach getrennt sind, ist zwar eine unstreitige Thatsache, namentlich wenn die Gefangenarbeitskraft für gewerbliche Betriebe mit elementarer Kraft abgegeben wurde, jedoch ist uns keine Gefangenanstalt bekannt, in welcher besondere Wohnräume hergerichtet wurden, so daß eine Prüfung der Richtigkeit seiner diesfälligen Angaben sich uns entzieht. Der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege hält für Kinder die Hälfte des Luftraumgehaltes für Erwachsene als ausreichend, und dieser Auffassung schließt der sächsische Entwurf sich an, an welchem nur zu mißbilligen ist, daß er sich einer Bestimmung enthält, mit welchem Zeitpunkte das Kindesalter überschritten, also der Luftraum Erwachsener erforderlich werden soll. Hierin ist aber der Anlaß zu widerstreitenden Ansichten gegeben, welcher um so mehr vermieden werden sollte, so lange nicht im Verwaltungsstreitverfahren die bezügliche Anordnung auf ihre rechtliche Haltbarkeit geprüft, bezw. außer Kraft gesetzt werden kann. Denn wenngleich es gerechtfertigt erscheint, erkannten Mißständen im Wohnungswesen entgegenzutreten, auch es nicht gutgeheißen werden darf, daß nach dem Statistischen Jahrbuch deutscher Städte mehr als sechs Personen in nur einem heizbaren Zimmer in Berlin in 27160, in Breslau in 7109, in Königsberg in 5299 Wohnungen hausen, ja sogar in Berlin 311 Wohnungen ohne heizbares Zimmer für mehr als sechs Einwohner gezählt wurden, so wird die Abhülfe doch auf anderem Wege zu suchen sein.

In den Bestrebungen auf Verbesserung der Wohnungsverhältnisse ist einem sehr wesentlichen ausschlaggebenden Factor die ihm gebührende Berücksichtigung versagt geblieben, nämlich der wirthschaftlichen Lage, den Erwerbsverhältnissen und der Familiengliederzahl. Nach den Regeln der Wirthschaftslehre müssen die Bedürfnisse in ein richtiges Verhältniß zu den Einkünften gebracht werden, sollen nicht wirthschaftlich ungesunde Zustände sich entwickeln, als deren Folge sich entweder Entbehrung und Noth oder Eingriff in fremdes Eigenthum herausstellt. Beide widerstreiten einer auf sittlicher Grundlage beruhenden Gesellschaftsordnung; und deßhalb ist zu vermeiden, was hierauf hinauszukommen vermag. Das derzeitige Bestreben auf Erzielung eines Normalarbeitsverdienstes hat zur Folge, daß in demselben Industriezweige die gewerblichen Arbeiter annähernd gleichmäßig gelohnt zu werden pflegen, mithin die Einkünfte derselben unter sich fast gleiche sind, unabhängig davon, ob eine größere oder geringere Zahl von Familiengliedern in ihrem Unterhaltsbedürfnisse darauf angewiesen werden. Die Lohnsätze innerhalb der gewerblichen oder landwirthschaftlichen Betriebe sind gegenwärtig so herabgedrückt, d. h. stehen in einem so ungünstigen Verhältnisse zu den Preisen der Lebensbedürfnisse, daß meist die Arbeiterfrau darauf angewiesen ist, durch Verwerthung ihrer Arbeitskraft mitzuverdienen, um Ausgaben und Einnahmen in richtigen Einklang zu bringen. Ist der Hausstand klein, wird ihr die erforderliche Zeit hierzu bleiben, in einem größeren Hausstande jedoch fehlen, weil ihre ganze Arbeitskraft in letzterem für Erhalten der Reinlichkeit und Ordnung im Hauswesen, sowie Beaufsichtigung, Erziehung, Pflege der Kinder in Anspruch genommen wird. Während bei einer kleinen Familie der Nebenerwerb dem Verdienste des Mannes hinzutritt, fällt in der größeren solcher fort. Und deßhalb pflegen die Einkünfte einer kinderreichen Familie stets geringer als die einer minderbekinderten zu sein. Als naturgemäße Folge dessen stellt sich aber weiter noch heraus, daß ein größerer Theilbeitrag derselben für Beköstigung und Bekleidung dort als hier beansprucht wird, mithin ein kleinerer für Wohnungsmiethszins aufgewendet werden kann. Das Geld ist jedoch der gesetzliche Werthmesser, welcher nach dem Verkehrsgesetz und dem Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage auch auf Beschaffenheit, Größe, Lage einer Wohnung ausschlaggebend wird. Wer weniger Geld an Miethszins aufzuwenden vermag, der muß auch in seinen Anforderungen auf Bequemlichkeit, Beschaffenheit, Auskömmlichkeit der Wohnung herabgehen. Und daraus folgt mit logischer Nothwendigkeit, daß der kinderreiche Arbeiter nicht geräumigere und umfangreichere, vielmehr kleinere und mangelhaftere Wohnungen sich zu verschaffen vermag, als sein kinderarmer Berufsgenosse. Dies ist in dem sächsischen Gesetzentwurfe übersehen und ebenso Seitens seines Verfertigers mit der Erscheinung nicht gerechnet worden, daß jeder Hauseigner lieber Familien mit weniger als mit zahlreichen Kindern aufnimmt, weil durch Letztere das Aufrechthalten der Hausordnung erschwert, die Miethsgelasse mehr eingewohnt also eher erneuerungsbedürftig werden und die Verwendung des bei Bestehen öffentlicher Wasserleitungen kostspieligen Wasserbedarfs eine erheblichere ist. In Folge dessen wird bei dem Aufsuchen der Wohnung die Zahl der Kinder vielfach unrichtig beziffert. Und dies wird noch auf das Alter derselben sich ausdehnen, wenn die Grundsätze des sächsischen Entwurfes hier und anderswo gesetzliche Anerkennung finden sollten. Dazu tritt, daß die Pflicht auf Gewährung des Unterhaltes an hülfsbedürftige Familienglieder innerhalb der Arbeiterfamilien nicht selten auf Vergrößerung des Hausstandes einflußvoll wird, um die Bedenken gegen das geplante Wohnungsgesetz zu erhöhen, so lange nicht das Gemeinwesen für Beschaffung auskömmlicher Wohnungen sorgt; selbst abgesehen davon, daß das Festsetzen eines Mindestluftraumgehaltes auch dahin führen müßte, die Aufnahme von Logirbewohnern und von Hausthieren zu versagen, durch welche der Luftraumgehalt unter das Mindestmaaß des Zulässigen gebracht wird.

Deutsche Damenpolitik.

Eine Glosse zu Bismarck's Gedanken und Erinnerungen.

Der Altreichskanzler klagt an mehreren Stellen seines Buches über die Schwierigkeiten, die ihm die Kaiserin Augusta durch ihre verkehrte Damenpolitik bereitet hat, und widmet diesem unerfreulichen Gegenstand sogar einen besonderen Abschnitt, woraus man die Gefahren dieser unbefugten Einmischung erkennt, zumal Bismarck selbst gesteht, daß ihm das Brechen des Widerstandes von dieser Seite stets am schwersten gefallen sei. Dabei war die verewigte Kaiserin eine sehr kluge Frau. In dieser Beziehung stehen wir jetzt jedenfalls günstiger, soweit die Person der regierenden Kaiserin in Frage kommt. Wenn der unheilvolle Einfluß der Lebensgefährtin des alten Kaisers auch schließlich an Bismarck's staatsmännischer Kraft zerschellte, so haben ihm doch die politischen Launen der hohen Frau manche bittere Stunde bereitet, was das deutsche Volk ihr kaum verzeihen wird.

Der Schreiber dieser Zeilen hat als harmloser Abiturient das geheimnißvolle Walten dieser Frauenmacht am eigenen Leibe erfahren. Er kam mit sonst mäßigen Zeugnissen von Berlin an den Rhein als Primaner, jedoch in Deutsch und Geschichte mit der Censur vorzüglich. Die Güte des Berliner Joachimsthal'schen Gymnasiums zeigte sich unerwarteter Weise darin, daß er in allen Fächern nunmehr gut abschnitt mit Ausnahme der gedachten. Der Grund war höchst einfach. Der Director des rheinischen Gymnasiums war ein politisch thätiger Ultramontaner, unter dessen Vorsitz in einer Wahlversammlung offen Windhorst als dem kleinen David ein Hoch ausgebracht wurde, der den großen Goliath Bismarck besiegt habe, obschon der Vorsitzende als Gymnasialdirector in diesem angeblich

erschlagenen Riesen seinen höchsten Vorgesetzten zu verehren hatte. Der Berliner Schüler war ziemlich geschichtskundig und mochte nicht dulden, daß die deutsche Geschichte nicht nach den deutschen Königen und Kaisern, sondern nach den römischen Päpsten eingetheilt und Luther in einem paritätischen Gymnasium und bei Ueberwiegen der protestantischen Schüler schlimmer, als bei Janssen geschildert wurde. Der Director konnte den störrischen Primaner freilich nicht schlechter als befriedigend censiren, dagegen ließ er bei der Beurtheilung im deutschen Unterricht seiner Rache freien Lauf und aus dem Berliner „Vorzüglich" wurde ein ständiges „Ungenügend". Der Vater des Gemißhandelten fuhr zum Minister, wo amtlich festgestellt wurde, daß die ungenügenden Aufsätze sämmtlich befriedigten. Ein Einschreiten wurde im Interesse der Schuldisciplin abgelehnt, doch Besserung verheißen. Der Director sei ein Freund des Oberpräsidenten und der hohen Frau, die allsommerlich in Coblenz residirte, sein Geschichtsbuch schon längst auf dem Index, aber bei dieser Sachlage müsse man seinen freiwilligen Rücktritt abwarten. Die erste Censur nach dieser ministeriellen Prüfung lautete „befriedigend", um sich dann wieder in „Ungenügend" zu verwandeln. Aber das Provinzial-Schulcollegium that bei der Abgangsprüfung seine Pflicht. Dem sonst vorzüglichen Schulmanne hatte man seit Jahren den Vorsitz hierbei überlassen und ahnungslos erklärte er am Vorabend, daß der Provinzialschulrath nicht zu erwarten sei. Doch der Schüler war davon unterrichtet. Er folgte daher auch nicht dem menschenfreundlichen Rathschlage des Directors, vom Examen wegen des ungenügenden deutschen Aufsatzes zurückzutreten, obwohl er sonst wegen des übrigen Ausfalles der Arbeiten vom Mündlichen entbunden worden wäre. Der Schulrath erschien und der Prüfling bestand das Examen, erntete auch in der Geschichte besonderes Lob. Aber mit Rücksicht auf die früheren Leistungen setzte der Director das Gesammturtheil in diesem Fache auf ein einfaches „Befriedigend" herab. Schließlich ist zu bemerken, daß nach ministerieller Vorschrift mit Recht ein ungenügender deutscher Aufsatz die Zulassung zur mündlichen Prüfung ausschließt. Der Günstling der Kaiserin mußte sich also der paritätischen Staatsgewalt beugen.

Bismarck erwähnt auch die kleinstaatliche Fremdenliebe der Kaiserin, die sie aus Weimar mitgebracht hatte, wo noch jüngst diese lächerliche Sucht bestand. Wer in London einmal die Stiefeln geputzt hatte, durfte darauf rechnen, dort hoffähig zu sein, während man bei deutschen distinguirten Fremden mit Recht deren Hoffähigkeit erst feststellte. Der Verfasser hat wunderbare Fremden dieser Art auftauchen sehen, so daß man schließlich doch vorsichtiger wurde, da es sich um thatsächliche Hochstapler handelte. Aber auch die harmlosen Fremden entstammten häufig einer gesellschaftlichen Schicht, die ihnen sonst das Hofparquet verschlossen haben würde. Jedoch der Nimbus des Londoner slang war genügend zur bereitwilligen Aufnahme, zumal die welfischen Hofschranzen eine angeborene englische Vorliebe hatten. Das Herrscherpaar bediente sich zumeist der französischen Sprache, wie die sonst vortreffliche und kluge Großherzogin auch niemals ordentlich deutsch gelernt hat, obwohl sie als Holländerin doch eine Niederdeutsche war. Also noch aus der Gegenwart ist die Haltung der Kaiserin Augusta erklärlich, wenn man den Weimar'schen Hof kennt. Preußisch hat sie daher trotz allem Patriotismus wohl kaum gefühlt, wie noch heute Hof und Beamtenschaft ihres Heimathstaates antipreußisch sind. Freilich ist der Großherzog stets ein guter Deutscher und ein überzeugter Verehrer des größten preußischen Junkers gewesen. Die thüringischen Kleinstaaten schillerten alle mit Ausnahme Altenburgs liberal aus Angst vor dem großen Magen Preußens, dessen finstere Reaction sie nach dunkler Sage ohne viel Federlesen verschlingen wollte, obschon beispielsweise Weimar ein Drittel seines Gebietes der preußischen Gnade und Fürsorge auf dem Wiener Congreß verdankt.

Die Weimarische Fremdensucht hat aber auch eine patriotisch erfreuliche Erscheinung gezeitigt. Man kann auch als Deutscher mit Leichtigkeit den Falkenorden erwerben. Nur muß man auf afrikanischem Boden geweilt haben. Die Officiere der Schutztruppen pflegen daher beim Heimathsurlaub Ilmathen mit Urlaub aufzusuchen und niemals ohne Erfolg, der ihnen auch herzlich zu gönnen ist. So hat sich auch in dem schönen und literarisch berühmten Kleinstaat ein nationaler Umschwung vollzogen. Der deutsche Afrikaner hat den windbeuteligen Franzosen und ungeschlachten Engländer geschlagen. Die verewigte Großherzogin war die erste Fürstlichkeit, die Capitalien in unseren Schutzgebieten anlegte, was nicht nur ihrem holländischen Geschäftssinn, sondern noch mehr ihrem patriotischen Empfinden zur besonderen Ehre gereichte. Die Weimarische, echt deutsche Fremdenliebe gehört also jetzt auch einem glücklich überwundenen Zeitabschnitt an, an den nur des großen Kanzlers geheime Kämpfe in der Hofluft wieder erinnert haben. Aber wir wollen für die Zukunft diese geschichtliche Mahnung beherzigen, da auch jetzt noch in Berlin gelegentlich dänischer und englischer Fremdeneinfluß zu verspüren ist, während die deutsche Damenpolitik, Dank der kaiserlichen Hausfrau auf dem Throne, wohl ausgespielt hat. Leider macht sich noch häufig der unheilvolle Einfluß der königlichen Großmutter in London auf deutsche Verhältnisse bemerkbar. Daß deutsche militärische Geheimnisse 1870 von London nach Paris verrathen wurden, soll auch unvergessen bleiben.

Freidank.

Literatur und Kunst.

Letzte Erinnerungen.

Von Klaus Groth.*)

Schon als Knabe hatte ich eine besondere Freude an plattdeutschen Versen. Ich übersetzte ein Schornsteinfegerlied aus dem Hochdeutschen und dang einen Nachbarssohn durch einen Sechsling dazu, das Lied in dieser Form unter unsere Kameraden zu bringen. Ich selbst schämte mich, es zu thun, ich scheute die Fragen nach dem Grunde und dem Urheber. In der Erinnerung ist mir nur die Strophe haften geblieben:

Des Morgens, wenn ik fröh opstah,
Denn gah ik ut to fegen,
De Junges schriegt: De Döwel kumt,
Un lopt mi ut den Wegen.

Alle umlaufenden plattdeutschen Reime und Gedichte, Kinder- und Wiegenlieder, Räthsel und Sprüche blieben mir im Gedächtnisse haften und bildeten später den Hauptstock, an dem ich meine Studien über Rhythmus und Reim des plattdeutschen Idioms im Unterschiede vom Schriftdeutsch machen konnte und machte. Plattdeutsch in Schrift und Druck kam mir kaum zu Gesicht. Umsomehr reizten mich die paar Sachen, die ich fand, dahin gehörten in dem Rechenbuch, im sogenannten Großen Kroymann, einige plattdeutsch eingekleidete Aufgaben.

Es wurde viel im Volke bei uns gesungen. Das Sprichwort Ditmarsia, Frisia oder Holsatia non contat ist vollständig falsch, wenigstens in diesem Sinne. Als ich in späteren Jahren zuerst die Sammlungen von Uhland, Hoff-

*) Der große plattdeutsche Dichter gedachte seine für uns niedergeschriebenen Lebenserinnerungen an Brahms, Arndt, Bettina, Kaiser Friedrich, Hebbel ꝛc. gelegentlich fortzusetzen. Nun ist er selbst dahingegangen — so kurz nach seiner achtzigjährigen Jubelfeier! In herzlicher Trauer bringen wir hier die letzten Aufzeichnungen des treuen Freundes und ältesten Mitarbeiters der „Gegenwart" zum Abdruck.

D. Red.

mann, Erk ꝛc. zu Gesicht bekam, verwunderte ich mich, wie wenige von den Volksliedern aus allen deutschen Gauen mir ganz neu und gänzlich unbekannt waren, von Melodieen kaum eine und die andere. Aber auch Kunstlieder aus neuerer Zeit lernten und sangen wir, gute und schlechte, aus den damaligen Singspielen, Operetten, Gassenhauern. Drehorgeln vermittelten dafür die Kenntniß. Wer sich ein Flugblatt mit „fünf ganz neuen Liedern" kaufte, der stand so lange bei dem Leierkasten herum, bis er die Melodie zu wenigstens einem neuen Liede mit nach Hause nehmen konnte. Ich selbst eignete mir in jedem „Pferdemarkte" mehrere an, da ich Musik in allen Formen leicht behielt. Geschriebene Textsammlungen unter dem Titel „Liederbuch für X." gab es fast in jedem Hause, wo ein fertiger Schreiber sich fand, oft in gar schöner Handschrift. Auch ich legte mir eine solche an, bin noch Abends im Dunkeln im ärgsten Wetter ausgelaufen, um mir irgendwo ein Lied zur Abschrift zu leihen. Bei leichter Arbeit sang ich den ganzen Tag, manche Lieder rührten mich tief und innig, und ich träumte mir Gestalten und Gegenden dazu, z. B. beim Schweizer Heimweh, zu dessen Text mein Vater mir einzelne Worterklärungen geben mußte. Von Schubart's Lied für die nach Südafrika verkauften Hessen erinnere ich mich, daß ich mehrmals für mich ganz allein in einen Weinparoxismus gefallen bin. Das eine Mal war ich allein auf dem Felde. Bei der Stelle:

An Deutschlands Grenze füllen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie ꝛc.

überfiel mich eine solche fürchterliche Angst der Einsamkeit am hellen Tage des Sommers, daß mich noch bei der Erinnerung ein leiser Schauer anweht. Ein anderes Mal kam ich mit einer Flasche und einem Topf in jeder Hand vom Krämer, wo ich etwas geholt. Vor unserer gefensterten Hausthür überfiel mich, indem ich Schubart's Lied summte, ein so bitterliches Weinen, daß ich schluchzend stehen blieb und meinem Vater, der mir zufällig die Thür öffnete, auf seine milde Frage (er war sonst ein robuster, fester Mann) nichts zu antworten wußte, als ich sei gefallen, worauf er lachend entgegnete: Glücklicher Weise, ohne Topf noch Flasche zu zerbrechen.

Mit sonderbarem Schauern hörte ich beim Kartoffelaufnehmen einem hübschen netten Mädchen vom nahen Rüstdorf zu, an deren Seite ich Tage lang auf der Erde kniete und sammelte, wenn sie mit leiser etwas tauber Stimme echte Volkslieder sang, deren tief ethischen Sinn ich nicht faßte, aber wohl ahnte: „Es spielt ein Graf mit seiner Dirn . . ." Doch waren wir keineswegs ein sentimentales Völkchen, und das Lachen stand uns eben so nahe.

Gesprochen wurde nur Plattdeutsch und zwar rein und gut. Mein Vater hielt darauf in seiner ganzen Umgebung. Einmal etwa um 1845 bemerkte Pastor Petersen zu mir: er habe in einer Versammlung der damals lebhaft agitirenden Mäßigkeitsvereine von einem Schuhmacher, den ich sehr wohl kannte, eine plattdeutsche Rede gehört, die ihn so ergriffen, er würde sie mit Gold aufwiegen, könnte er sie gedruckt haben. Ein Feld dieser Art war das einzige, wo etwa ein geborener Volksredner in plattdeutscher Sprache auftauchen konnte. Bei der Gelegenheit schlug ich das Wort heraus: „So etwas will ich Ihnen einmal schreiben." Denn auch mein Pastor wußte nicht recht, wo mit mir hinaus. Und ich hörte die erstaunte Antwort: „Sie können sehr viel, mein junger Freund, aber dies können Sie nicht, dazu sind Sie zu sehr mit Grammatik und Gelehrsamkeit getränkt." Seitdem schwieg ich über meine Pläne still. Auch nicht ein Vers drang weiter, als bis in die allervertrauteste Nähe, bis ich 1852 mein erstes Buch konnte drucken lassen.

„Wenn die Lyrik für sich allein leben will, so muß das Gefühl sehr stark sein", sagt Emil Kuh. Wenn ein Gedicht leben bleiben soll, so steckt irgendwie Schweiß und Blut darin. Da „Min Jehann" immer citirt wird, so ist es wohl verzeihlich, wenn ich über seine Entstehung etwas berichte. Um dieselbe Nachsicht bitte ich noch für ein anderes kleines Poem, das fast noch bekannter und namentlich Liebling der Kinder geworden. Es ist „Lütt Matten de Has!" Dies Gedichtchen ist innerhalb einiger Minuten geboren und niedergeschrieben und recht eigentlich ein Kind der Angst. Nämlich ich wohnte in Kiel in einem Hause, hinter dem ein Garten mir als Spazierplatz diente. Hier entstand manches Gedicht beim Herumwandern. Zuweilen, vielmehr oft wurde ich hier in meiner Arbeit durch Besuch gestört, der vorn durch die Hausthür kam, den Flur entlang ging, etwa das Mädchen fragte, ob ich im Garten sei und dann in der Hinterthür auf der Treppe sichtbar wurde. Zu diesen Besuchern gehörte ein lieber zartbesaiteter älterer Mann, Rhebenitz mit Namen, hochgebildet, aus Idealismus Maler geworden nach seinen Studierjahren, Vetter von Overbeck, mit diesem in Italien gewesen, jetzt, ohne Malertalent als akademischer Lehrer seines Faches an der Kieler Universität mit geringem Gehalt angestellt. Wie solche Leute immer, kam er gewöhnlich zu unpassender Zeit und war bei seiner Höflichkeit nicht einmal mit Grobheit zu regaliren. Also eines Morgens geh' ich im Garten, als mir plötzlich die Idee zum „Lütt Matten" durch den Kopf schießt, Situation, Versmaaß alles fertig. Ich ziehe mein Taschenbuch heraus, um mir das Gedicht langsam niederzuschreiben, von dem ich natürlich nur Anfang und Refrain in Worten hatte, als ich die Hausthür gehen höre und denke: Herr Gott, wer kommt wohl! Der macht dir das Gedicht entzwei, das jedenfalls jetzt gut werden würde! In der Angst hocke ich mich am äußersten Ende des Gartens hin, forme und schreibe, wie wenn es das Leben gilt, seh' die Gartenthür sich öffnen, meinen langen mageren Rhebenitz mit dem sonderbaren Malerhut erscheinen, die Treppe heruntersteigen, die Gartenwege langsam absuchen — und als er endlich vor mir steht, stecke ich von meiner Angst erlöst das Taschenbuch ein in der Ueberzeugung, etwas gemacht zu haben, was nicht untergehen wird, wenn nicht die Sprache untergeht, in der es geschrieben ist.

Mit meinem Bruder reiste ich etwa im März 1853 von der Insel Fehmarn, wo ich mich erholen sollte, ab und ließ meinen lieben getreuen Freund Selle mit tiefem Seelenschmerze allein auf der einsamen Insel, in einer Stellung, die für ihn und seine Fähigkeiten gar nicht paßte, unter Leuten, die, so gut sie waren, ihn gar nicht verstanden, zurück. Er war in einem kleinen Flecken Organist und Elementarlehrer, ein Mann, der schon vor dem er das Schullehrerseminar mit mir in Tondern besuchte, Gymnasialbildung besaß, durch Geldmangel aber verhindert war, die Universität zu besuchen. Er las mit mir fast sämmtliche europäische Sprachen, wir lasen zusammen fast die ganze alte classische Litteratur der Italiener und Spanier durch, winterabends gewöhnlich ein Capitel aus dem Vergil. Dänisch und Schwedisch hatten wir schon auf dem Seminar gelesen, englische und französische Werke erhielten wir kistenweise aus der Hamburger Leihbibliothek von Laeiß, gelehrte Werke aus der Universitätsbibliothek in Kiel und durch einen freundlichen Buchhändler Namens Klose. Mathematische und philosophische Studien lagen ihm ferner, auch fehlte es ihm natürlich an Zeit, obgleich er, unverheirathet, fast unmittelbar nach seinen Amtsgeschäften sich mit mir an's Buch setzte. Was ich damals in fünf Jahren auf Fehmarn gelesen habe, das würden wohl vier Pferde nicht zu ziehen vermögen. Ich las noch einmal Goethe, Schiller, sämmtliche Briefwechsel, so weit sie erschienen waren, alle deutschen Dichter neuerer Zeit, geschichtliche und philosophische Werke wie Schlosser und Macaulay, Schleiermacher's Uebersetzung Plato's, Alles was zugänglich war an Philosophen, womöglich im Urtext, wie Spinoza, Cartesius, die englischen und deutschen, so weit ich sie nicht kannte, eingeschlossen, Werke wie Whewell's Geschichte der inductiven

Wissenschaften, Ritter's 12 Bände Geschichte der Philosophie, Carl Ritter's 14 Bände Geographie, Geschichte der Chemie von Knapp, die Chemie von Graham-Otto, die technische Chemie von Knapp, die „Epoche" von Apelt, Hunderte von Bänden Reisebeschreibungen in allen Sprachen, Grimm's Grammatik 4 Bände, Dubois-Reymond's schwieriges Buch über thierische Elektricität — um Einiges zu nennen, was mir eben einfällt, denn eine ganze Anzahl wäre noch anzuführen, wenn das Register vollständig sein sollte. Dazu trieb ich eifrig botanisch-anatomische Untersuchungen selbstständig, kannte Schleiden's großes Werk „Grundlage einer wissenschaftlichen Botanik", sehr genau, so daß ich recht wohl als Professor der Botanik hätte angestellt werden können. Und diese botanischen Studien theilte Selle.

Von Haus aus aber war Selle Musiker. Schon sein Vater galt als tüchtiger Organist und Orgelkenner, der bei keinem neuen Werk der Art im Lande bei der Aufnahme als Richter fehlte, und schon aus dem 17. Jahrhundert nennt unser Choralbuch einen Vorfahr, einen Ditmarscher Sell, Organist in Wesselburen, als Componist eines noch gebräuchlichen Kirchengesanges. Wenn mein Selle es nicht zu einem weitklingenden Ruf gebracht, so ist es Schuld des Schicksals, das ihm nicht den geeigneten Platz, Muße und Freiheit gegönnt. Eine geachtete Stellung hat er immer eingenommen und bei bescheidenem Sinn sich darin glücklich gefühlt. Ich darf mich rühmen, daß ich, seit ich ihn verließ, es nicht daran habe fehlen lassen, für ihn das Wort zu führen, auch, daß ich ihn ermuntert und getrieben, von meinen Liedern zu componiren. Und der Ruf dieser Lieder hat bewährt, daß ich mich nicht in ihm getäuscht, denn seine beiden Hefte Quickbornlieder werden wenigstens in der Heimath noch immer am meisten gesungen, oft von Leuten, die nicht ahnen, wer sie gemacht hat, obgleich seitdem ein Viertelhundert deutscher Componisten sich an meist denselben Texten versucht und ihre Lieder haben drucken lassen. Wie eingewurzelt übrigens das Vorurtheil gegen die plattdeutsche Sprache war, wie man sie für alles eigentlich Schöne unfähig hielt, davon giebt auch Selle's ursprüngliche Ansicht als Musiker einen Beweis, und ich führe ihn an, da man es jetzt als immer selbstverständlich gewesen ansieht, daß man Gedichte höheren Tones und Compositionen dazu gemacht, nicht, daß diese Stellung erkämpft sei, und daß ich dafür in die Bresche getreten. Meine Gedichte erkannte mein Freund zwar an, aber daß man plattdeutsch singen könnte, war ihm lange nicht einzureden, bis er es endlich versuchte. Ich nahm aber, wenn mir auch Niemand an's Herz gewachsen war wie Selle, doch von manchem Freunde Abschied auf Fehmarn. Besonders war ich in der Dänenzeit Manchem werth geworden durch Rath und Schrift; stand doch für mich eines Tags die Gefängnißthür deßwegen schon geöffnet, an der ich nur durch Klugheit im Gespräch mit dem fatalen Amtmann Brodersen vorbeischlüpfte. Daß meine Production im Ganzen durch die traurigen Ereignisse der damaligen Zeit ihre Farbe mit erhalten und ihre Wirkung erlangt, haben Andere schon erzählt.

Zunächst besuchte ich in Hamburg meinen väterlichen Freund „Ohm" Köster und wartete in seinem gastlichen Hause, unter der sorgsamsten Pflege die warme Jahreszeit ab. Wir wohnten parterre in der vornehmen, damals ländlich stillen Ferdinandstraße. Ein Garten ging bis an die Promenade um die Binnenalster hinaus. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich nicht bloß, sondern genoß den Comfort eines reichen Patrizierhauses, wo Möbel, Gemälde, Teppiche, Alles stimmte, zum Behagen und Genuß einlud. Zwei alte Mädchen dienten der Familie so lange sie bestand, säuberten, kochten, bedienten fast ohne daß man sie gewahrte, in die wohlthuende Stille drang nur fernher das Geräusch der großen reichen Handelsstadt.

Die Geselligkeit im Hause des Ohms war seiner leidenden Gesundheit wegen beschränkt. Größere Diners und Soupers wurden selten gegeben. Doch kam viel Besuch und es pflegten wöchentlich einige Male Freunde den Kreis am gastlichen Tische zu vergrößern. Auf diese Weise lernte ich einen Theil der ersten Familien Hamburgs kennen, Väter der Stadt, Theilhaber der Regierung, Senatoren, Kämmerer, Chefs großer Handlungshäuser ꝛc. Ich gewann dadurch einen Blick in das Regiment und die Verwaltung dieser alten reichen Republik, geleitet von Leuten ohne Orden und Titel, Leute die einem täglich auf der Straße begegneten, ohne daß man ihnen am Aeußeren ansah, daß sie sich von der übrigen großen geschäftigen Menge sonderlich unterschieden, obgleich Millionen durch ihre Hände gingen und Tausende nach Wohl und Weh von ihnen abhingen. Da kamen Leute, die nicht bloß von Frankreich und England, nein, die von Indien und China sprachen, wie wir zu Haus von Wesselburen und Tellingsted. Mir öffnete sich die Welt, eine neue Welt. War von Kunst und Poesie weniger die Rede als in Kiel, so hörte ich von Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, von Vorsorge für alle Klassen der städtischen Bevölkerung. Ich erwarb mir damals manchen Freund für's ganze spätere Leben, zu ihnen gehört als der nächste H. A. Meyer, dessen Vater sich aus niederer Sphäre zu einem großen Fabrikanten emporgearbeitet hatte. Stock-Meyer war sein Ehrenname, eine Handstockfabrik bildete den Anfang seiner Carrière. Der Sohn, mein Freund, siedelte später für den Sommer nach Kiel über, wo sein schönes Besitzthum „Forsteck" jedem Fremden als die Perle in der schönen Umgebung des Hafens gezeigt wurde. Er begann schon im Anfang der Fünfziger Jahre naturwissenschaftliche, besonders zoologische und biologische Studien. Ich war nicht ohne Einfluß darauf, daß er diese in erweitertem Maße in der Kieler Bucht fortsetzte, wodurch seine feste Uebersiedelung veranlaßt ward. Meyer ist der Begründer der Tiefseeforschungen, die sich zu einem eigenen Fach entwickelt haben. Er ist der Erfinder mehrerer dazu unentbehrlichen Instrumente, die längst von Engländern und Amerikanern bei ihren See-Expeditionen angewandt werden. Ihm verdankt die praktische Fischerei und die künstliche Fischzucht wichtige Entdeckungen. Für seine wissenschaftlichen Verdienste promovicirte ihn die Kieler Universität zum Ehrendoctor. Als Dr. Meyer-Forsteck war er während einer Legislaturperiode Mitglied des Reichstages. Eine Schwester von ihm war verheirathet mit dem berühmten Karl Schurz, dem Freunde des Präsidenten Lincoln in den Vereinigten Staaten, dem geistigen Hauptleiter in der Bewegung für die Emancipation der Schwarzen in den Südstaaten, General in dem Unabhängigkeitskriege, später Senator und Minister. Er besuchte in späterer Zeit mehrmals Meyer auf Forsteck, meine Frau wurde die Freundin der seinigen, und ich hatte das Glück viel mit dem interessanten Manne zu verkehren. Bemerken will ich hier gleich noch, daß der herrlichste Sänger der Welt, Julius Stockhausen, mit der Schwester der Frau Dr. Meyer verheirathet war. Ich war von Bonn her mit Stockhausen längst befreundet. Wir vier Familien haben auch oft in meinem Häuschen am Schwanenwege zusammen gegessen, geplaudert, musicirt. —

Adolf Meyer wurde mir zugeführt durch den namhaften Wasserbaumeister in Hamburg Mr. Lindley, der schon während des großen Brandes 1843 dort thätig war, den Plan zu dem neuen Hamburg entwarf und durchsetzte, den bewundernswerthen Saalbau durchführte, durch Neider endlich und englischen Eigensinn aus seinem großen Wirkungskreise verdrängt wurde. Lindley hatte ich durch seinen Schwiegervater M. E. Heerlein, einen Freund Kösters, der damals und noch gegenwärtig als Achtziger einige Gärten vom Ohm entfernt nahe der Binnenalster wohnte, kennen gelernt. Wir begegneten uns, Lindley und ich, in der Bewunderung seines Landsmannes Robert Burns. Ich hörte aber auch gern von seinen Bauten, kolossalen Unternehmungen, die er plante und leitete. Damals leitete er die Anlage der Altonaer Wasser-

kunst. Er nahm mich mitunter mit nach dem Pump- und Filtrirwerk in die schöne Ufergegend der Unterelbe bei Blankenese, wo diese Anlagen gemacht wurden, zeigte und erklärte mir sie. Inzwischen disputirten wir dann über Burns, von dem er meistens eine kleine Taschenausgabe bei sich trug — er schenkte auch mir eine solche — er bewunderte sonderbarer Weise ganz im Gegensatz zu seinem störrigen Charakter, die sentimentalen Gedichte unseres Lieblings, ich seine humoristischen, was Stoff genug absetzte für lange Gespräche.

Zu Heerbein ging ich, früh aufstehend wie er, jeden Morgen durch die Gärten „hintenum". Er saß dann schon im sauberen Gartenzimmer vor der dampfenden Kaffeemaschine auch noch allein bei der Arbeit. Er war damals Kämmerer, sagen wir Finanzminister Hamburgs. Mir wurde eine Tasse gebraut, eine Cigarre gereicht und von vorliegenden interessanten Angelegenheiten, Personen, Zuständen erzählt. — Wer lernen will und lernen kann lernt ja immer; hier schöpfte ich neues Wissen aus erster Hand. Oben ruhte noch Alles, hier wie beim Ohm. Ich konnte noch ein Stündchen wandern, auf der Promenade oder im Garten und das reiche Leben auf und um die Alster sich entwickeln sehen. Oft kam ich dann den ganzen Tag kaum wieder aus dem Garten. Es gab immer etwas zu schauen, auch wohl zu hören, wenn die Bürgerwehr auszog mit Musik, wenn es Festlichkeiten gab. Wenn ich damit mein einförmiges Dasein auf Fehmarn verglich, war es mir, als säße ich hier mitten in einem großen Theater, auf welchem immerfort gespielt wurde, und ich saß abseits in einer Loge, ungestört von Allem was vorging und wovon Alles meine Aufmerksamkeit erregte und befriedigte, seien es Lustfahrer in Ruder- und Segelböten auf der Alster, seien es Ewer und Kähne, beladen mit Allem, was die große Stadt mit versorgte an Gemüsen, Früchten, Fischen, Kohlen oder was sonst, seien es die Ausrufer mit ihren stereotypen, fremden, unverständlichen, halb gesungenen, halb gesprochenen Phrasen, seien es elegante Equipagen mit Damen in Toilette. In einer Laube hatte ich Schreibgeschirr und Bücher. Wenn ich mich satt gesehen, konnte ich meditiren oder lesen. Bücher hatte ich die Auswahl aus der großen Stadt- wie aus der Kaufmanns-Bibliothek. Und bald begann meine Leidenschaft für Lectüre und Studium zum Nachtheil für meine Gesundheit. Dann trieb der Ohm mich hinaus.

Hamburg ist im Frühling in seiner Umgebung wahrhaft zauberisch. Wohlgepflegte Gärten reihen sich auf Meilen aneinander. Es gab damals noch in der Nähe der Alster Promenaden mit blühenden Obstbäumen, Syringen, Goldregen, wo die Nachtigallen schlugen, dicht neben, mitten im Geräusch des Geschäftslebens, dorthin richtete ich meine Morgenspaziergänge, erst später weiter hinaus etwa bis zur Uhlenhorst an der Außenalster entlang. Abends hörte ich dann vierhändig von Frau Maria und einer Freundin, Musiklehrerin, spielen und lernte jetzt erst Beethoven's, Mozart's, Schubert's, Schumann's Symphonien gründlich kennen.

Noch sei erwähnt, daß ich in Hamburg, auch zum ersten Mal in meinem Leben, einen Kreis von wirklichen Schriftstellern kennen lernte, Litteraten, Männer die von der Feder lebten. Ich muß ihre Liebenswürdigkeit gegen mich, den immer etwas schwächlichen, zurückhaltenden Einsiedler im höchsten Maße loben. Robert Heller, Walesrode, Moritz Hartmann und Andere holten mich dann und wann mit solcher Freundlichkeit heraus zu einer Bootfahrt auf der Alster nach Uhlenhorst, daß ich ihnen wahrhaft dankbar war und blieb, so wenig ich auch es damals noch später habe zeigen und äußern können. Es war eine ganz andere Sorte von Rittern des Geistes als meine professörlichen Freunde in Kiel. Es waren keine eigentlichen Gelehrten, aber Leute von ausgebreitetem Wissen und Erfahrung im Leben. Wenn Moritz Hartmann auf einer solchen Fahrt ganze Scenen aus Shakespeare's Dramen aus dem Gedächtniß recitirte, so gerieth ich in's Erstaunen. Robert Heller steckte voll von Anekdoten, Alle kannten eine Anzahl von dichterischen, schriftstellernden Berühmtheiten persönlich und erzählten davon. Es war interessant genug für einen Neuling, wie mich, der plötzlich in diesen Kreis als Zugehöriger aufgenommen war. Moritz Hartmann kam damals eben noch leidend aus dem Krimkriege von Konstantinopel zurück und erzählte gern von seinen Erlebnissen und Beobachtungen. Auch der schweigsame Walesrode mußte gelegentlich mit seinen Erfahrungen als politischer Agitator vor 1848 und Gefangener herausrücken. So bereicherte ich auch hier meine Menschenkenntniß in behaglichster Weise.

Aus diesen Kreisen zu scheiden, wurde mir natürlich sehr schwer. Aber endlich drängten Mitte Juni 1855 Aerzte und Freunde — ich hatte im Frühfrühling wieder Wochen lang das Bett nicht verlassen können — Ohm an der Spitze auf meine Abreise. Die ganze Familie brachte mich an die Fähre nach Harburg und unter zwiespältigen Gefühlen nahm ich auf Jahre Abschied von den Lieben. Meine Bestimmung war zunächst Pyrmont nach dem Rath der Aerzte. Wie schwach ich aber war, zeigte sich schon in Hannover, wo ich Tage lang bleiben und meinen Freund von Kiel her, damals Generalstabsarzt in Hannover Prof. Dr. Stromeyer, consultiren mußte. Dann ging es nach Hameln, wo ich halb todt ankam. Endlich kutschirte ich mit einem Einspänner von da nach dem erfrischenden Badeaufenthalt, wo Ohm mir Quartier und Arzt hatte bestellen können, da er Jahre lang, ehe er Kiel vorzog, dort Aufenthalt genommen hatte.

So war ich denn zum ersten Male allein — doch nicht ungern. Man trieb hier das Nichtsthun systematisch, mit Pflichteifer und ich lernte es rasch mitzuthun: Morgens bei Musik aufstehen, ein wenig Brunnen trinken und unter den prachtvollen Baumalleen spazieren gehen, bis man mit gutem Kaffee und schönem Brod abwechselte, pflichtgemäß ausruhen, wieder promeniren, Mittagessen, Alles in plaudernder Gesellschaft, die diese schwere Arbeit ebenso mit machte, per Esel nach dem Congs- oder Schellenberg reiten und zur Abendmusik und Mahlzeit wieder zu Haus kommen — das ist für einen so geschwächten Menschen, wie ich es war, das rechte Element. Auch war ich nur einige Tage allein. Etwas von meinem Ruf hatte sich bald verbreitet und bald umgab mich eine ganze Schaar besonders von Verehrerinnen, jung und alt — denn Damen besuchen das stärkende Bad bekanntlich am meisten — und machten mir die Stunden kurz, mehr oder weniger angenehm, meist immer interessant, da mir die Sache neu, und ich kühl genug war, mich durch Schmeicheleien nicht eitel machen zu lassen. Einer von den Damen trat ich sehr bald besonders nahe; sie hat mir den Aufenthalt in Pyrmont vor Allen reizvoll und heilsam gemacht. Es war die Enkelin des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr, im Anfang des Jahrhunderts Kirchspielschreiber in Meldorf in Ditmarschen, meiner Heimath, jüngste Tochter des noch berühmteren Geschichtsforschers Barthold Niebuhr, verheirathet an den Minister Ratje in Weimar, früher eine gepriesene Schönheit, noch damals eine Erscheinung, die ein junges Herz wohl mochte höher schlagen machen, schlank mit wunderbaren Augen, äußerst lebhaft, etwas nervös, reich an Geist und Bildung. Wir waren bald die ganzen Tage ungetrennt zusammen, schütteten gegenseitig unser Herz gegeneinander rücksichtslos aus, und konnten wohl beim Abschied Beide sagen, daß wir einander viel gewesen; blühte sie doch sichtlich auf, und ich durfte nach vier Wochen es wagen nach dem Rheine aufzubrechen. Jetzt ist sie dahin, wie so viele meiner Lieben.

Ich ward natürlich von allerlei Berühmtheiten, auch einfachen Neugierigen vielfach aufgesucht. Wenn sie mich nicht aufgriffen, sondern sich anmelden ließen, schlug ich meistentheils ihren Besuch ab, denn ich hatte nichts davon und sie auch nicht. Wenige nahmen mich einfach wie ich mich gab,

wie ich war und sie mich fanden. Schon meine äußerliche Erscheinung stimmte selten zu dem Bilde, das sie sich von einem plattdeutschen Dichter gemacht, und meistens konnten sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Oft wurden Fragen an mich gerichtet, die mich geradezu beleidigten. In solcher Stimmung verweigerte ich auch eines Tags dem guten Eckermann, Goethes Getreuen, den Zutritt zu mir. Doch er fing mich draußen auf, und ich war rasch von seiner Freundlichkeit bezwungen; das war einmal ein Mann, der mich wirklich verstanden hatte. Noch höre ich seine krächzende Stimme, er war erkältet, heiser wie ein Rabe, und sehe seine kleine komische Figur. Durch die Brille guckte er an meiner schmalen, riesigen Gestalt empor, als mäße er mich und sagte: „So groß war der alte Herr" — nur so nannte er Goethe. — Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Art des Empfanges ganz sonderbar rührte oder schmeichelte. Es bedurfte seinerseits nicht mehr der Entschuldigungen, die er vorbrachte: er hätte mich sehen und sprechen müssen. Als er dann mit einem Seufzer ausrief: „Wenn der alte Herr doch noch Ihren Quickborn erlebt hätte!" da war ich bis in's Herz hinein gerührt. Es war mir, als spräche der Dichterfürst selbst mir seinen Beifall aus. Es durchschauerte mich die geistige Nähe des Gewaltigen, den ich über Alles verehrt. Zum ersten Mal traf ich auf einen Lebenden, der Goethe persönlich gekannt, ja mit ihm gelebt hatte im täglichen Verkehr. Man kann sich vorstellen, wie ich ihn ausfragte über Dinge, die man nicht weiß und erfährt, wenn man auch, wie ich, die ganze Goethe-Litteratur kennt. Und wie gern erzählte der getreue Alte einem so begeisterten Zuhörer wie mir! Wir saßen sehr bald am Strande auf einem niedrigen Brett hinter einem Schuppen. Ich erfragte besonders Dinge aus dem täglichen Thun und Treiben Goethe's, über Gang und Stimme, Manieren u. s. w.

Gern entsinne ich mich besonders einer Mittheilung Gustav Freytag's: „Sie haben einen unbekannten Freund — Theodor Mommsen." Ich sagte, daß mich diese Freundschaft sehr ehre, und Freytag erzählte weiter, daß ihn Mommsen mit rühmendem Hinweis in Breslau gefragt habe: „Kennen Sie den Quickborn?!" Mommsen schickte mir alsbald den ersten Band seiner Römischen Geschichte mit den Widmungsversen:

Zerstreut von bösen Winden
Fremdling in Land und Stadt,
Es wird uns ewig binden
Das alte liebe Platt.
Die Heimath ist zerschlagen,
Der edle Stamm verdorrt,
Die lieben Klänge tragen
Wir mit dem Herzen fort.
Es reicht dem Stammverwandten
Der Landsmann seine Hand.
Es grüßt den Musikanten
Ein andrer Musikant.

Ehescheidungen in der erzählenden Literatur.

Von Marcus Landau.

„Einst war der Brauch, daß, wenn man einem Menschen den Schädel eingeschlagen hatte, er mausetodt blieb, und damit war die Geschichte zu Ende; jetzt stehen die Erschlagenen wieder auf, selbst wenn sie zwanzig tödtliche Wunden im Kopfe haben," klagt Macbeth, da ihm Banquo's Geist erscheint. So geht es uns mit den Romanen: Wenn wir uns in unserer Jugend, von dem Moment, da Hans sich in die Grethe verliebte, durch alle ihnen sich entgegenstellende Hindernisse, „der Väter feindlich Zürnen" und andere Prüfungen durchgelesen hatten, bis sie sich endlich kriegten, da „war die Geschichte zu Ende". Wir konnten den letzten Band — sie hatten deren gewöhnlich mehrere — in den Bücherkasten zurückstellen oder, wie es Leuten comme il faut geziemt, dem Leihbibliothekar zurückgeben. Wir konnten uns denken, daß die endlich Vermählten recht glücklich waren, Kinder und Kindeskinder gebaren und, wie es im Märchen heißt, wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch. Solid gearbeitete englische Romane berichteten gewöhnlich noch auf der letzten Seite in aller Kürze, wie es der Dienerschaft, den Feinden und Freunden und sonstigen Nebenpersonen ergangen ist. Heutzutage ist das Alles anders geworden. „Ich muß ein Clavier für meine Tochter kaufen, denn sie hat Französisch gelernt, und Französisch ohne Musik hat gar keinen Geschmack," sagte ein polnischer Jude. Jetzt heißt es, ein Roman ohne Ehebruch oder Ehescheidung hat gar keinen Geschmack. Selbst bei der höchst tugendhaften „Gartenlaube" ist dies Thema nicht mehr verpönt. Und wie treiben es erst die „Jungen", die nicht für Familienblätter schreiben!

Es giebt aber zwei Arten von Eheromanen. Die einen beginnen noch etwas zaghaft nach alter Manier mit Verlieben und Hindernissen und gelangen ungefähr in der Mitte des Romans zum Traualtar. Dann geht erst der Spektakel los, und wir gelangen durch Streit, Eifersucht oder Ehebruch zur Scheidung oder Trennung der Ehe, je nach den Gesetzen des Landes, in dem die Handlung vor sich geht. Alles getreu der horazischen Vorschrift: Desinat in piscem mulier formosa superne. Häufiger ist es aber der Mann, mit dem so klägliche Verwandlung vor sich geht.

Andere befolgen wieder eine andere Vorschrift des Horaz, beginnen in medias res, fallen mit der Thüre, will sagen mit Ehebruch oder Ehezwist in's Haus und gelangen mitunter, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, zur zweiten Ehe. Ich weiß nicht, werden von den modernen und modernsten Autoren keine andern Themen behandelt oder war es ein leidiger Inhalt, der mir in der letzten Zeit nur dieses heikle Thema behandelnde Romane — deutsche, englische, italienische — in die Hände spielte. Und es waren darunter einige recht gute, unterhaltende; aber ich kann mir nicht helfen — wie ich sie rein literarisch-ästhetisch beurtheilen will, drängt sich der Inhalt vor, und der Kritiker wird unwillkürlich zum Beisitzer eines Ehegerichtshofes. Die meisten dieser Romane plaidiren für die vollständige Auflösbarkeit der Ehe, wie sie in manchen Staaten bereits gestattet ist, während in andern die Untrennbarkeit der katholischen Ehen auch von der staatlichen Gesetzgebung festgehalten wird. Nebenbei aber, und, wie mir scheint, ohne Absicht der Erzähler, gestalten sich manche dieser Romane auch zu Plaidoyers für die Convenienzehen, denn die Gatten, die in ihnen so sehr auseinanderstreben, sind durch die Liebe zusammengeführt worden. Die Verfasser werden vielleicht einwenden, daß die Disharmonie daraus entstand, daß die wahre Liebe nur auf einer Seite vorhanden war, auf der andern nur Eigennutz oder Eitelkeit zur Verbindung führten und die nachträgliche Entdeckung der schlechten Eigenschaften des Geliebten die Liebe in Haß oder Ekel verwandelte. Aber es kann auch auf Seite der Getäuschten ursprünglich nicht die wahre Liebe gewesen sein, denn diese „verträget Alles, glaubet Alles, hoffet Alles, duldet Alles", heißt es in der Epistel Pauli an die Korinther. In der That kommt es auch bei manchen dieser Liebesheirathen vor, daß die Disharmonie entsteht oder die entstehende reiche Nahrung findet, weil der früher so heiß verliebte Theil zu spät entdeckt, daß er jemand Andern als den geheiratheten mehr liebt. So erweist es sich, daß die Eltern Recht hatten, welche sich durch das ungestüm auflodernde Strohfeuer der jugendlichen Liebe nicht täuschen ließen und, leider vergebens, eine vernünftige Convenienzehe anstrebten.

Sainte-Beuve rühmt sich, daß in Folge seiner Vorlesungen in Lausanne über Port-Royal viele Heirathen stattfanden. Es waren aber nicht die frommen von ihm ge-

schilderten Harfeniſten, welche die Werbeofficiere Hymens machten, ſondern wie er ſagt, „die regelmäßigen und unſchuldigen Rendezvous“ zu denen ſeine Vorträge Gelegenheit gaben. In den Vortragenden ſelbſt ſcheint ſich keine der jungen Zuhörerinnen verliebt zu haben, wenigſtens ſagt er nichts davon. In Italien ſcheint es aber — nach den Romanen zu urtheilen — oft der Fall zu ſein, daß man ſich in den Vortragenden, den Conferenziere, verliebt. So verliebt ſich in Gerolamo Rovetta's „Idolo“ die kleine reiche Erbin Emma Dioniſy in den Privatdocenten Giordano Mari, in E. Caſtelnuovo's „I conjugi Varedo“ die junge Diana Inverigo in den Profeſſor Varedo. Emma erringt nach ſchweren Kämpfen mit ihren Eltern ihren Privatdocenten, der endlich Profeſſor wird, Diana findet gegen den ſchwachen Widerſtand ihres Onkels Guſtav Aldini die Unterſtützung ihrer Mutter und länft mit dem Profeſſor Varedo glücklich in den Hafen der Ehe ein. Und er iſt nicht bloß Profeſſor, eine Leuchte der Wiſſenſchaft, er wird in's Parlament gewählt und endlich ſogar Miniſter. Was kann man von einem geliebten Conferenziere mehr verlangen? Aber trotz oder gerade während dieſer Erfolge bricht im Ehehafen der Sturm aus.

Profeſſor Varedo hat ein ſchönes Buch über die „Pflicht“ geſchrieben, und wenn wir den Autor des Romans recht verſtehen, will er beweiſen, daß der Theoretiker der Pflicht ein ſchlechter Praktiker iſt, oder, daß die Liebe mehr werth ſei als die Pflicht. In der That iſt aber der Profeſſor ein ehrlicher, nur etwas ehrgeiziger Mann, der anſtatt den ſchmachtenden Liebhaber bei ſeiner Frau zu machen, nach politiſchem Einfluß ringt. Er legt ſich die Pflicht ſo aus, wie ſie ſeinem Ehrgeiz und ſeiner Eitelkeit entſpricht, aber er verletzt doch keine wichtigere. Daß ſein zweijähriges, geiſtig etwas zurückgebliebenes Kind von ihm weniger geliebt wird als von der Mutter, dafür kann er nichts, und Aehnliches wird wohl in vielen Ehen vorkommen. Daß er trotz der Telegramme ſeiner Frau nicht nach Turin zum Sterbelager dieſes Kindes eilt, weil er die wichtige Parlamentsſitzung, in der er eine große Rede im Namen ſeiner Partei zu halten hat, nicht verſäumen will, das iſt vielleicht eine Hartherzigkeit, giebt aber der Gattin nicht das Recht ihre frühere Liebe in Gleichgiltigkeit oder gar Haß zu verwandeln und ihren Mann zu verlaſſen. Diana kehrt zu ihrer Mutter nach Venedig zurück. Das Wort Scheidung wird hier nicht ausgeſprochen, aber es lauert im Hintergrunde. Den Gegenſatz zum Pflichtmenſchen bildet der Onkel Aldini, deſſen Liebe wirklich „Alles verträgt“. Er ſteht in einem nicht einwandfreien Verhältniß zu Adelaide Nocera und würde ſie gern heirathen, wenn ſie nicht bereits einen anderen Mann hätte. Aber in Italien iſt die Eheſcheidung nicht geſtattet, und ſo muß der Liebhaber warten bis der Gatte ſtirbt. Herr Nocera thut zwar dem guten Aldini dieſen Gefallen, aber die Wittwe erkrankt und ſtirbt noch bevor es zur zweiten Ehe kommt.

Viel berechtigter als Diana Varedo's iſt Emma Mari's Streben nach Scheidung in Rovetta's „Idolo“. Der von ihr früher als Gelehrter und glänzender Redner bewunderte Mann, der ſich in ſie verliebt ſtellte, weil ihm das junge friſche Mädchen und mehr noch ihre große Mitgift gefiel, entpuppt ſich dann als verächtlicher Charakter. Er iſt ein Lügner, ein Plagiator, ein Streber, der zur Erreichung ſeiner Zwecke auch krumme und ſchmutzige Wege nicht ſcheut, aber doch nichts begeht was gegen irgend einen Paragraphen des Strafgeſetzes verſtößt. Wie ſeine Frau endlich ſeine Gemeinheit vollſtändig kennen lernt und zugleich entdeckt, daß ſie eigentlich ihren edelmüthigen Couſin Carlo liebt, verläßt ſie den Gatten und geht zu ihrem Couſin. Das giebt natürlich der böſen Welt reichen Stoff zu Klatſch und Tadel. Wäre aber die Scheidung erlaubt, ſo könnte dann Emma ihren Couſin heirathen, und Alles wäre in ſchönſter Ordnung. Quod erat demonstrandum.

Daß die beiden Romane ſehr unterhaltend ſind, viele intereſſante Epiſoden und feine Charakterzeichnungen enthalten, iſt bei Erzählern wie Rovetta und Caſtelnuovo ſelbſtverſtändlich. Ich kann aber hier darauf nicht eingehen, da ich mich auf mein Thema beſchränken muß. Ernſthaftere Urſache auf Scheidung zu klagen als Diana Varedo, ſelbſt viel ernſtere als Emma Mari hat Nelly Tilberti in Grazia Pierantoni Mancini's Roman „Signora Tilberti“.

Sie hat, weil ſie ſich von ihrem Ziehbruder Robert verſchmäht glaubte und von dem einſchmeichelnden Benehmen des Deputirten, Speculanten und Mitgiftjägers „Commendatore“ Tilberti getäuſcht, dieſen viel älteren Mann geheirathet. Allein bald nach der Hochzeit beginnt ſie Widerwillen gegen ihn zu empfinden, denn ſie lernt ihn als Schurken kennen. Um dem Zuchthaus zu entgehen entflieht er nach Amerika, und von dort kehrt Robert als berühmter Arzt und Gelehrter zurück. Die alte Liebe erwacht mit verſtärkter Kraft in den Jugendgeſpielen, aber Nelly iſt unauflöslich an den niederträchtigen Flüchtling gebunden. Sie intereſſirt ſich natürlich ungemein für die im Parlamente zur Discuſſion ſtehende Geſtattung der Eheſcheidung, und wir müſſen ſie nach Monte Citorio begleiten, um dort lange Reden für und wider anzuhören. Dort findet ſie auch auf der Gallerie einige mitintereſſirte Zuhörerinnen; denn es geht in dieſem Roman ungefähr wie in der Arche Noae zu. Wir finden allerlei ſchadhafte oder unvollkommene Ehen nach ihrer Art, Männlein und Weiblein. Nelly wohnt im Hauſe der Deutſchen Martha Stahl, die nach glücklicher Scheidung ſchon die zweite Ehe eingegangen iſt; ihr gegenüber wohnt der Hauptmann Malzi, der mit ſeiner Frau nur kirchlich, nicht geſetzmäßig getraut iſt; ihre Freundin, Gräfin Borro, lebt von ihrem Manne getrennt in wilder Ehe mit ihrem Liebhaber, und Nelly ſelbſt iſt unter dem Eindrucke der Rückkehr ihres Mannes, deſſen Proceß ſchneller als der des Dreyfus zu ſeinen Gunſten revidirt wurde, nahe daran, ihrem geliebten Robert ohne Sanction von Kirche und Standesamt zu folgen, als ein unerwartetes Hinderniß eintritt: ihr kleines, ſechsjähriges Söhnchen Emilio, obwohl das Kind des verhaßten Schurken Tilberti, von ihr abgöttiſch geliebt und verzärtelt, lehnt ſich gegen den in Ausſicht ſtehenden Stiefvater auf und wirft ſich zwiſchen die Liebenden. Nelly opfert ihm ihr Glück und ſchickt den Jugendgeliebten fort. Damit wird aber der Tendenz des Romans der Boden vollſtändig entzogen, und wir haben die langen Parlamentsreden ganz umſonſt anhören müſſen. Denn ein ſolches Hinderniß könnte ja auch dort wo die Scheidung geſetzlich geſtattet iſt eine zweite Ehe vereiteln. Man könnte aus dem Roman eher die Moral ziehen, daß die Scheidung unſtatthaft iſt, wo Kinder vorhanden ſind. Eine moraliſche Lehre ſoll es vielleicht auch ſein, daß das Kind Tilbert's und ſeiner Maitreſſe Ermelinde ein Cretin iſt, obwohl beide Eltern geſund und ſehr intelligent ſind.

Ich unterlaſſe es auch hier auf die Epiſoden und die Nebenperſonen einzugehen und wende mich zu einem deutſchen Scheidungsroman, deſſen Tendenz ſchon im Titel „Nur durch den Tod“*) ausgedrückt wird. Das heißt: es iſt ein Jammer, daß in Oeſterreich katholiſche Ehen nur durch den Tod getrennt werden können. Merkwürdigerweiſe macht hier die Verfaſſerin, die ſich unter dem Pſeudonym Leo Norberg verbirgt, im Gegenſatz zu den italieniſchen Erzählern, nicht die Frau ſondern den Mann zu dem unter der Unlösbarkeit leidenden Theil. Aber es iſt ihr nicht gelungen, unſere Theilnahme für ihn zu erwecken, er iſt nicht das richtige Argument für die Nothwendigkeit der Eheſcheidung. In dieſem Wiener Roman, der, was der Verfaſſerin gar nicht zum Bewußtſein gekommen zu ſein ſcheint, an Grillparzer's „Jüdin von Toledo“ erinnert, ſpielen die Hauptrollen ein ſogenanntes „ſüßes Mädel“ aus dem niederen Stande mit

*) Leo Norberg, Nur durch den Tod. Leipzig, Grübel & Sommerlatte.

derangirten Familienverhältnissen und der in sie verliebte junge Lehndorf, aus gut bürgerlicher, wohlhabender Familie. Ausnahmsweise verführt er Lulli nicht um sie dann sitzen zu lassen, sondern heirathet sie wirklich. Aber bald nach den Honigmonden beginnt die süße Lulli ihren bittern Kern zu zeigen, Lehndorf wird ihrer überdrüssig, und, da er ein besser erzogenes, vornehmes und reiches Mädchen kennen lernt, möchte er seine Frau los werden und eine zweite Ehe eingehen. Er hat aus Uebereilung und ohne zu prüfen geheirathet, aber er war kein unerfahrenes Kind mehr und kann nicht, wie die jungen Mädchen der italienischen Romane seine Unerfahrenheit und Weltunkenntniß als Entschuldigung anführen. Seine Lulli ist leichtsinnig und cokett, aber lange nicht so unehrlich wie Giordane Mari im „Idolo"; schlecht wird sie erst in Folge der Behandlung, die der Mann ihr zu Theil werden läßt. Lulli ist eine in's Christliche und moderne Wienerische übersetzte Rahel, Lehndorf ist eben so unbeständig und schwach wie König Alphons, und die vornehme Edith Holländer, die seine Gattin aus seinem Herzen verdrängt, ist ebenso kühl, erscheint dem Leser beinahe so unsympathisch wie Königin Leonore. Wenn wir aber selbst bei Grillparzer, wo die Maitresse von der Gattin verdrängt wird, der armen Rahel unsere Theilnahme nicht versagen können, um wie viel mehr Theilnahme müssen wir für Lulli, die rechtmäßige Gattin haben, die nichts Ernstes verschuldet hat, ihren Mann liebt, soweit es ihre leichtsinnige Natur gestattet und nur aus ihrem Recht gedrängt werden soll, weil dieser unbeständige Mann eine Andere gefunden hat, die ihm besser gefällt, ihm ebenbürtiger ist. Und unsere Sympathie kann er wahrlich nicht dadurch gewinnen, daß er das Gesetz umgeht und mit Edith eine sogenannte siebenbürgische Ehe eingeht. Wir müssen seiner stolzen Schwester Recht geben, welche sein Gerede von einer höhern Moral, von dem ewigen Gesetz der Wahrheit und Aehnliches, was er zur Entschuldigung seiner Unbeständigkeit anführt, für leere Phrasen erklärt. Wenn dann am Schlusse die arme verstoßene Lulli zu Grunde geht, während Lehndorf mit seiner zweiten nicht ganz rechtsmäßigen Frau „sich erlöst fühlt, durch einen Zufall beglückt, durch ein Ereigniß, mit dem man niemals rechnen, ja das man kaum im Traume erhoffen durfte": nämlich durch den Tod seiner noch so jungen ersten Frau, so fallen uns die Worte Esthers ein:

„So sind die Großen, haben zum Versöhnungsfest
Ein Opfer sich geschlachtet aus den Kleinen."

Und gerade weil im Roman der Standesunterschied viel geringer ist als im Drama, erscheinen uns diese „durch den Tod" erlösten Großen noch unsympathischer. Nein, solche Leute verdienen es nicht, daß man ihretwegen das Ehercht ändern soll. Glücklicher Weise geht Norberg's Roman nicht ganz in Tendenz auf und bietet mit einer Menge von Nebenpersonen, Episoden und lebhaft bewegter Scenen unterhaltungsbedürftigen Lesern reiche Nahrung. Auch die hübschen Naturschilderungen aus Korfu lesen sich mit Genuß.

In den bis jetzt besprochenen Romanen ist die Unlösbarkeit der Ehe das tragische Motiv, Unverträglichkeit und Ehezwist werden aber mitunter zu komischen Motiven, wenn sie zu gesetzlich erlaubter Scheidung und zweiter Ehe führen. Und die Komik wird drastisch wenn der zweiten eine dritte, vierte Ehe u. s. w. folgen. Dann spottet ein Juvenal über die Frauen die achtmal heirathen, und selbst der ernste Seneca (De beneficiis III 16) spricht von vornehmen Damen, die die Jahre nicht nach den Consuln, sondern nach der Zahl ihrer Ehemänner berechnen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die römischen Schriftsteller stets nur die Frauen als so veränderungssüchtig schildern. Waren die Männer damals beständiger oder fand man ihre vielfachen Ehen nicht tadelnswerth? In der Gegenwart ist die Zahl der Scheidungen, auch dort, wo sie erlaubt sind, eine verhältnißmäßig geringe: in Paris 207 jährlich auf 100000 Ehen, in Berlin 171, in ganz Deutschland und Frankreich nur bei 80, am höchsten merkwürdiger Weise in Kopenhagen mit 512 Scheidungen. Leider fehlen mir die Daten über die Wiederverheirathungen und das Verhältniß der zweiten Ehen zu den Scheidungen. Mir scheint, daß das Sprichwort von den gebrannten Kindern, die das Feuer scheuen, hier am wenigsten zutrifft.

Die römischen Satiriker sprechen auch von Frauen, die sich schon in der ersten Ehe den zweiten Gatten vorbereiten, von Scheidungen, die nur zum Zweck der Wiederverheirathung vorgenommen werden. In Goethe's Wahlverwandtschaften leben Eduard und Charlotte schon in zweiter Ehe, zu der sie „nur durch den Tod" gelangen konnten. Aber es ist auch der Tod, welcher Eduard am Eingehen einer dritten Ehe hindert. Der Graf, dem die Scheidung von der ungeliebten Frau und die eheliche Verbindung mit der geliebten Baronin nicht möglich ist, meint freilich, daß nur die dritte Ehe unauflöslich sein sollte — ungefähr wie man rückfällige Verbrecher zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt.

Goethe's Roman unterscheidet sich aber von den bisher betrachteten Romanen auch dadurch, daß die früheren Ehen der handelnden Personen nicht aus Liebe geschlossen wurden, denn Eduard und Charlotte haben einander wohl „als junge Leute recht herzlich geliebt", aber die Liebe war doch schon etwas abgekühlt als sie die zweite Ehe, beinahe schon eine blose Vernunftehe schlossen. Goethe hatte keine Veranlassung, einen Tendenzroman für die Ehescheidung zu schreiben, und eben so wenig Charlotte Bronte in ihrem Gouvernanten-Roman, der vor einem halben Jahrhundert so großes, wie ich glaube unverdientes, Aufsehen erregte und noch jetzt viel gelesen wird. Aber auch sie hat die Liebe so weit respectirt, daß sie die erste Ehe Rochesters zur Convenienzehe machte. Auch bei ihr wird der Knoten nicht gelöst, sondern durch den Tod zerhauen, aber wir gönnen der armen Jane Eyre das späte Glück viel mehr als der kalten hochmüthigen Edith Norberg's.

Befriedigender löst auch A. Cahan in seiner New-Yorker Ghettogeschichte „Yekl" a tale of the New-York Ghetto, den Knoten. Und es thut uns wohl, nach so viel mehr oder weniger tragischen Eheromanen die Scheidungsfrage in humoristischer Weise behandelt zu sehen. Freilich ist sie bei ihm nur eine Episode in seinem der Schilderung von Sitten und Lebensweise der nach Nordamerika ausgewanderten russischen Juden gewidmeten Buche. Bei diesen sind die Ehen gewöhnlich nur Convenienz-Ehen, aber trotzdem oder vielleicht gerade deßhalb erweisen sie sich oft ganz glücklich oder wenigstens erträglich. Auch Jekl's Ehe mit seiner Gitl würde wohl, trotzdem den Juden die Scheidung erlaubt ist, nur durch den Tod gelöst worden sein, wenn nicht Jekl einige Jahre früher als seine Frau ausgewandert wäre. Diese ist die fromme Jüdin geblieben, während er schon viele Eigenschaften des Amerikaners, und darunter manche nicht lobenswerthe sich angeeignet hat. Er ist ein fleißiger Besucher von Tanzschulen geworden und nimmt es mit der Religion nicht sehr genau. Indessen hätte auch die Frau, als er sie endlich nach New-York kommen ließ, sich nach und nach amerikanisirt, und ein erträgliches Zusammenleben hätte sich herausgebildet, wenn nicht die hübsche und willensstarke Marie, eine Bekanntschaft Jekl's aus der Tanzschule gewesen wäre, die sich in den Kopf gesetzt hat ihn zu heirathen. Dabei kommen ihr ein paar Hundert Dollars gut zu statten, die sie sich als fleißige Arbeiterin erspart hat. Ein Theil davon dient dazu, Gitl zur Einwilligung in die Scheidung zu bewegen, mit dem Rest will Jekl, sein Schneiderhandwerk aufgebend, eine Tanzschule etabliren. So folgt denn die Trauung bald der ausführlich und lebenswahr geschilderten Scheidungsceremonie. Die geschiedene Gattin vergießt zwar einige Thränen, aber eine gute Freundin hat ihr schon den zweiten Gatten, „einen gelehrten frommen Mann und dabei so smart wie ein Advocat", vorbereitet. Den wird sie nach Ablauf der gesetzlich vor-

geschriebenen Wartezeit heirathen und mit der von Jekl erhaltenen Abfindungssumme will sie eine Victualienhandlung errichten.

So erscheint die Scheidungsfrage in diesem durchaus nicht romantischen Romane einfach und schmerzlos gelöst. Das Ziel ist erreicht und, wie der Graf in den Wahlverwandtschaften sagt, „der Vorhang fällt und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach“.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Spätsonne.

Von D. Staack.

Line Ehrich legt sich fester gegen die Nußbüsche zurück, die ihr zu Häupten stehn. Sie horcht auf das Rascheln in den Zweigen und ihr Blick gleitet über die langgestreckte Koppel hin, die sich jenseits des Zaunwalls voll sprießender Wintersaat bis an den Horizont drängt. Die grüne Saat gehört ihr, und der Knick auf dem sie sitzt — da, wo für das Drehkreuz eine Lücke gebrochen ist — steht im Grundbuch des hübschen Walddorfs gleichfalls ihrem Erbe zugeschrieben. „Wie das schon wieder hochkommt!“ denkt das Weib, — seufzend, sehnend, denn die Einsamkeit streicht ihm lind an's Herz und wischt das Herbe und Unfrohe aus dem schmalen Gesicht heraus. Line Ehrich weiß das genau: daß sich ihr Hab und Gut wie ein Schutzwall um sie herum legt, — daß sie — frei wie ein Baum auf weitem Feld — der kläffenden Horde verfiele, die jetzt aus Respect vor dem hohen Gatter die Mütze zieht. Ist das die Gerechtigkeit? Die Strafe dafür, daß sie einmal Jemand auf ihr Gebiet herübergezogen, der nicht von selbst gekommen wäre? Dem sie entgegengedürstet wie der Hochsommertag dem Regen und den sie ersehnt wie ein Johannes den Heiland?

Die Frau seufzt. Sie hat die Hände in den Schooß gelegt und den Trauring mechanisch hin und her gedreht. Als sie den Mann hatte, wollte sie ein Kind. „Doppelt reißt nicht!“ dachte sie. Und dann hätte sie ihn halten dürfen... Sie wird roth. Ihr Selbstbewußtsein liegt am Boden, bis der Hochmuth kommt und es jäh wieder aufrüttelt. Hat er nicht mit beiden Händen zugegriffen? Hat sie ihn etwa in die Enge getrieben? Und hat sie nicht gemeint, das Theil Liebe, das ihm noch fehlte — gegen ihre Gluth gemessen — würde die Ehe in ihn hineinbringen? „Ja!“ sagt sie laut. Und dabei steht ihr das plötzlich vor Augen: der sonnenheiße Mittag, die verstaubten Bäume und die leere Dorfstraße, die er zum Kramladen heraufgeschlänkert kommt. Sie sieht sich in ihrem schwarzen Kleid vor der Thür unter dem Lindenschatten stehen und sich die Krepp-Rüsche höher auf den magern Hals heraufzupfen. Schwarz kleidet ihr nicht, aber das Trauerjahr für den Vater ist noch nicht herum. Dann ist er bei ihr. „'n Tag, Line!“

„'n Tag, Fritz!“

Sie schütteln sich die Hände und Beide gehen über die große Lehmdiele in den dämmerigen Laden, der überall mit bunten Reclamekarten behängt ist und vor dessen schmalem Fenster sich draußen in der Sonnengluth Resedabüschel hinbreiten. Er will Taback haben, drei Groschen das Viertel, und während sie die Trittleiter ansetzt und ihm den Portorico herunterlangt, erzählt er ihr, daß er zum nächsten Ersten nach Hamburg gehe. Er wolle es zu Eigenem bringen. Sie läßt den Taback aus der Hand fallen und er kommt lachend um den Ladentisch herum, um das zerplatzte Packet aufzusammeln. Ihr wirbelt Alles im Kopf herum. Sie starrt ihm schweigend auf den blonden Haarschopf nieder. Sie denkt an Peter Witt und Mutter Wittsch, die die Herrschaft hat und die den Fritz, das flügge „Ziehkind“, wie eins von ihren eigenen wilden Küken hält. An sich selbst denkt sie nicht, — was sie mit ihm verliert. Aber es kommt mit einem Mal eine Ruhe über sie, die sie stark macht. Sie steigt die Sprossen wieder nach unten und sieht ihm voll in's Gesicht.

„Fritz,“ sagt sie, laut und fest, „wist Du min Hus to egen nehmen? seit Kinnertid hess ick Di leev!“ Es ist etwas in ihr, daß sie zwingt, jede Bemäntelung zu verschmähen. Er sieht ihr bewegt in die Augen.

„Arme Deern!“ sagt er. Dann nimmt er ihre Hand und streichelt sie. Da kommen ihr die Thränen. Er zieht sie an sich und sie weint sich aus. Nach einem Monat gehen sie als Brautpaar durch's Dorf. Die Frist hat sie gesetzt, für ihn, zum Besinnen. Sie will später keine Reuethränen weinen. Line Ehrich lacht bitter auf. Der Wille für die Sache ist heil geblieben. Selbst das glimmende Abendroth soll jetzt kein Naß in ihren Augen sehen. Vor drei Jahren — wie ist das schon lange her! denkt sie — sah es Freude in ihrem Blick leuchten. Und als sie ging und der Wille sie nicht zurückstampfen konnte, nahmen die rothen Wolken ihre Selbstachtung mit.

Sie ist in einem Kaufladen groß geworden. Sie springt mit Zahlen um, wie ein Schäferhund mit der Heerde. Jetzt will sie hier in der Stille eine Bilanz ziehen und sie fängt an, das Soll und Haben ihres Lebens zu rubriciren. Colonnenweise kommt das anmarschirt —: Liebe, Leid, Sehnsucht, Haß, Trauer, Müdigkeit und Lust. Wer vor sechzehn Jahren vom Küster die Eins für Kopfrechnen bekam, hat schon von Mancherlei probirt.

Da kommt aus dem Wald, über die Tannenschonung und den arg verfahrenen Weg hinweg, ein heller Gesang langsam näher. Die Frau horcht auf. Das sind Mutter Wittsch ihre Küken. Die halbreifen Dinger nehmen sich schon jetzt mit keckem Griff von der Lebenstafel weg, was ihnen schmeckt. Drückt die ein enger Schuh, — schwubbs! saust er durch die Luft und sie laufen jubelnd auf Strümpfen davon. Wer im Schatten heranwächst, wird scheu, wie sie. Die Küken sind in die Sonne gesetzt: Da, lauft! Und die Mutter, das pralle Weib, hat hellauf dazu gelacht. „Hennfalln kann Jeder,“ sagt sie, „dat Uppstahn makt dat ut!“ Sie — Line Ehrich — hat das Aufstehen einmal vergessen. Dadurch hat sie das Letzte verspielt, das sie dem Mann gegenüber oben hielt: ihre Würde.

Am Pfingstmarkt in Ahrensburg — voriges Jahr im Mai — eh ihr Mann die Zilla niederkutschirt... Sie unterbricht sich mit einem Lächeln. Es giebt ihr etwas Verjüngendes, Harmonisches, Geklärtes. Das bringt Zilla's Andenken zu Wege. Es blinkt ihr wie ein helles Sternchen entgegen und singt und klingt ihr wie ein feines Glöckchen in's Gemüth. Als sie ging, hat sie ihr die Spieldose geschenkt, die ihr Vater Sonntags auf den runden Tisch stellte, weil ihre Mutter es in den zehn glücklichen Ehejahren so eingeführt und er von der todten Frau mehr hielt, als von dem vereinsamten Kind. Die „reiche Line“, wie die Burschen sie genannt, als sie anfingen mit dem Geldkasten der Fünfzehnjährigen schön zu thun, hält sich die Ohren zu. Sie meint im Rauschen des Windes die zarten Klänge zu hören, die sich wie in leichtem Hüpfschritt aus dem zierlichen Tempelchen des Spielwerks herausschwangen und bei denen Zilla's junger Busen sich zu Atemzügen hob, die tief und hörbar wie bei schwerer Arbeit durch das Zimmer gingen... Line hatte den Markttag kaum erwarten können. Sie wollte ihrem Mann in ihrem Staat gefallen. Wie stolz war sie an jenem Mittag vor die Thür getreten! Wie hatten ihr beim Anziehen die Wangen geglüht und wie erwartungsvoll hatte sich ihr heißes Gesicht aus dem gelblichem Spitzengewirr ihm entgegengestreckt! Ihr machte in dem Augenblick Alles Freude: daß die Sonne schien, daß ihr Kleid rauschte und daß ihr Gatte, der voll prickelnder Ungeduld mit der Peitsche knallte, wie ein richtiger Herrenmann auf dem Jagdwagen saß.

Bei ihrem Anblick sprang er mit halblautem Fluch wieder auf das Hofpflaster nieder. „Reiß Dir den hellen Kram da vom Leib!“ herrschte er sie an. „Soll ich mich auslachen lassen? Bist Du 'n jung' Deern, die zum Heirathsmarkt fährt?“ Der Frau auf dem Zaunwall schlägt eine Blutwelle in's Gesicht. Sie ist nicht feig. Sie fühlte, daß es ihr Recht sei, „aufzustehn“, und doch ging sie damals schweigend in's Haus und holte sich ihren langen Mantel aus dem Schrank...

Es war das herrlichste Maiwetter. Rothdorn und Syringen- und hochstengeliche Tulpen standen in Blüthe. Ueberall sah man vergnügte Menschen, — vor den Bauernhäusern, die mit ihren bunten, muschelbesteckten Beeten behäbig am Wege lagen, und auf den vielen schmucken Wägelchen, an denen sie im Galopp vorübersausten. Sie saßen stumm nebeneinander. Er fuhr wie toll darauf los. Bis das eintrat, was sie halb gleichgiltig, halb mit Genugthuung erwartet: Dicht vor'm Ziel, an der Marktstraßenecke, wo sich ein Häuflein Kinder um einen Leierkastenmann geschaart hatte, wurden die Pferde scheu. Ein schwarzköpfiges Mädchen, das ein flaches Körbchen mit allerlei buntem Firlefanz an einem Riemen vor der Brust hängen hatte, kam dabei unter die Räder und in ihr — Line Ehrich's — Herz stieg ein Grauen auf vor der Thatwerdung ihres gottlosen Gedankens. Sie sprang rasch vom Wagen, unter dem Gejohl der Marktjugend, das den bunten Ballons galt, die sich vorher an langer Schnur vom Arm des Mädchens aus keck in der Luft gewiegt und die jetzt mit einem Mal in rasender Geschwindigkeit wie eine durchsichtige Riesentraube gen Himmel schwebten. Als sie sich niederbog, um die Verunglückte aufzurichten, sprang ein grauer Pintscher knurrend gegen sie an. Sie zuckte unwillkürlich zurück. Kleine Hunde waren ihr ein Gräuel. Da stand ihr Mann auch schon neben ihr. Er nahm den schmächtigen Körper ohne Weiteres vom Boden auf und legte ihn behutsam in den Wagen hinein. Dann ging es durch die schreienden Gaffer hindurch auf weichem Sommerweg um das kleine Oertchen herum zum Doctor. Der war über Land. Fritz Ehrich wollte nicht warten. „Wi föhrt na Hus!“ sagte er kurz, — na unsen!“

Sie schwieg. Was sollte sie auch sagen! Das arme Ding da vor ihr wollte die Augen noch immer nicht wieder aufschlagen, trotzdem sie ihm die Schläfen wiederholt mit Kölnischem Wasser gerieben. Dabei war es drückend heiß. Kein Blatt rührte sich, und die Unruhe, die sie wie ein Fieber packte, wurde immer schlimmer. Sie hätte abspringen und durch die Kornbreiten laufen mögen, als wenn es ihr an's Leben ginge. Er hatte nur Sinn für die kleine Fremdländische, in deren weiches Kindergesicht das Blut allmälig zurückfloß. Bei jedem Stein, über den die Räder mit fühlbarem Ruck hinweggingen, drehte er sich unruhig um und bei dem ersten Laut, der über ihre Lippen kam, hielt er die Pferde an.

Die Frau mit dem vergrämten Gesicht und dem trotzigen Mund,

die ihre Erinnerungen von Grund aus aufwühlt, als wolle sie Brachland pflügen für neue Saat, zieht jetzt mit raschem Griff die straffe Blouse lockerer aus dem Gürtel heraus. Mit wohlichem Athmen giebt sie sich dem anbrausenden Winde hin, der das junge Korn zur Erde streicht und ihr das Haar wirr in die Stirn schlägt. Ihr ist so heiß wie damals, als die Zilla in's Leben zurückkam und mit angstvollem Locken nach ihrem Beppo schrie. Sie hatte das Gefühl, als müsse sie das Mädchen aus dem Wagen stoßen. Etwas wie Furcht und Abneigung hielt ihr die Kehle zugeschnürt. Sie rührte sich nicht vom Fleck und ihr Mann, der warmherzigen Blicks auf die Fremde einsprach, lächelte spöttisch über sie hin. „Er hält mich für eifersüchtig," dachte sie. Dann war der graue Pintscher zum Vorschein gekommen, der ihr die Zähne gezeigt hatte und der heimlich unter dem Wagen mitgelaufen war.

„Is dat Din Hund, lütt Deern?" fragte Fritz. Er hielt die Pferde kurz und drehte sich auf dem Kutschbock herum. „Na, denn man hopp!" Während das junge Ding unter dem Freudengeheul Beppo's in die tiefe Ohnmacht zurücksiel, machte das beklemmende Empfinden, das Line wie ein Alp gedrückt, plötzlich einem tiefen Mitgefühl Platz. Sie kauerte sich bei Zilla nieder und strich dem Hund, der leise wimmerte, die krausen Härchen aus den Augen.

Das hübsche Mädchen war vogelfrei durch die Welt gelaufen. Niemand that Einsprache, daß man es weggeführt. Seine Augen — groß, glänzend, duldsam, heldenhaft und zuthunlich zugleich — schmolzen mit Frühlingssonne die Strenge fort, die Line's Wesen wie Rauhfrost überdeckte. Alles Gute in ihr quoll hoch, und der Sehnsucht nach Glück wuchsen die Flügel. Nach Feierabend, wenn sie reglos bei Zilla am Bett saß, wenn die Dämmerung friedsam niederglitt und die Mägde auf leisen Sohlen unter den Fenstern weg zum Liebsten schlichen, packte es sie, in diese Stille hinein mit lauten Jammertönen gegen das Schicksal aufzubegehren, das ihr ein Kind versagt.

Sie hatte die Mutter nicht gekannt und in der Welt des Vaters war kein Platz für sie. Er lief eigensüchtig im engen Kreis seiner Erinnerung herum. Sein Tod traf sie nicht in's Herz, als es aufzucken wollte, griff der Verstand gleich mit harter Hand zu. Die Giebelstube, die nach Osten liegt, war ihr ein Guckloch in ihre Welt. Hinter dem Steinwall, der sich an jener Seite den schmalen Gartenstrich entlang zieht, liegt Mutter Wittsch's neues Haus, von dessen breitem Hofplatz ab Fritz Ehrich unter lustigem Pfeifen den Milchwagen zur Stadt kutschirte. Als er nach Berlin zur Garde kam — seine Ziehmutter weinte im Dunkel des letzten Morgens dicke Thränen auf den großen Abschiedskuchen und Line stand heimlich am Thor, um ihm noch mal die Hand zu geben — hat sie ihr Sehnen zu festem Entschluß zusammengerafft: ihn zu gewinnen oder als letzte Ehrich auf Ehrichshof, mit dem Jungfernkranz angethan, aus dem Leben zu gehn. Das Wort „Erbtochter" hatte damals schon seit Langem den Schmelz gläubigen Vertrauens von ihrer Jugend genommen. Sie wußte, daß die Welt sie lästerte, weil ihr die Worte nicht keck und sprudelnd von den Lippen kamen und daß sie jetzt, da dem „Hochmuthsteufel" die „famose" Ehe wie ein Glas zersplittert ist, voll heimlicher Schadenfreude vor sich hinlacht.

Hat sie Schuld? „Klug sein ist besser als gut," hat mal Jemand gesagt. Sie ist zu zärtlich gewesen. Sie hat die Klugheit, welche Liebe hütet, in den Winkel gestellt. Sie hat immer nur auf ihr Recht gepocht. Jetzt fragt sie sich, ob das Korn da vor ihr ohne Sonne groß wird und ob Liebe anders als mit Liebe bezahlt werden kann? Sie setzt mit fester Hand die Schlußzahl unter ihre Rechnung. Er soll frei sein und sie — die sich von der Leidenschaft in den Staub treten ließ — will sich in Achtung wieder finden. Sie springt auf und streckt sich plötzlich unter leidenschaftlichem Weinen über das Drehkreuz hin.

Dann geht sie heim. Die Sonne sinkt. Hinter den Bäumen glüht es auf wie Feuer. Als sie endlich am Thor steht, läuft ihr ein Frösteln durch die Glieder. Sie sieht so fremd über das stattliche Gewese hin, als gehöre sie da nicht hinein. Vor ihr, auf dem Steinwall, blüht ein Büschel Löwenzahn. Sie muß an Zilla denken, die sich mit den seinen Blümchen putzte, ehe sie heimwehkrank von ihnen schied. Sie wundert sich, daß sie auf das hübsche, buschige Ding nicht eifersüchtig gewesen ist.

Die Magd ist im Laden. Zwei kleine Mädchen suchen sich bunte Griffel aus. „De Herr is an de Bahn föhrt," sagt sie. „Meyer hätt em een Depesch' bröcht!" Die Frau nickt. Sie geht in die Kammer hinüber, in die er sich einquartirt, seit er die Jagd auf der Feldmark gepachtet. Er wolle ihren Schlaf nicht stören, wenn er spät auf den Anstand gehe, hat er gesagt. Der enge Raum ist voll heißer Luft. Die Nelkenstöcke, die vor den weißen Gardinen stehn, strömen einen scharfen Duft aus, und Wäsche und Kleidungsstücke, bunt durcheinander geworfen, zeigen die Hast der plötzlichen Abreise. Sie stößt das Fenster auf. Das Heimliche, Ungewisse verwirrt sie. Sie weiß nicht, was sie thun soll. Mit brennenden Augen starrt sie auf das Geflimmer der bunten Wolken, die nahe der Erde das Himmelsblau säumen. Jetzt, da sie ihn auch ohne ihren Freispruch verloren, flammt die Leidenschaft für ihn noch einmal mächtig in ihr auf. Sie kämpft den Kampf, den sie beim Windgebrause vor sprießender Saat gefochten, mit verstärkter Wucht wieder durch. Sie weiß, daß die Reue ihren Weg pflastern wird und der Stolz ein schwerer Stecken ist. Dann findet sie ein Bild von Zilla. Das weiße Lämmchen blickt mit Augen, die von Liebe wissen. Die Frau sieht reglos vor sich nieder. An die hat sie nicht gedacht. Die hat sie wie ein Kind geliebt. Sie hält sich die Hände an die Schläfen. Die kleine Weckuhr, die er auf dem Schränkchen neben seinem Bett stehn hat, tickt so laut, daß es ihr weh thut. Soll sie in diesem letzten Kampf unterliegen? Weil die Kugeln am heißesten pfeifen und zwei Schwerter zusammen einen Stoß machen? Muß man wie Zilla's Gottesmutter, erst deren sieben im Herzen tragen, um sich erbarmend neigend zu können? Sie springt auf und trinkt den Wein aus, der eingeschenkt dasteht. Die Kehle ist ihr trocken wie in Juligluth und es graut ihr plötzlich vor der Stille um sie her. Sie saugt gierig die Laute auf, die von außen hereinkommen: Das Schmeicheln der Magd mit dem Kälbchen und den Singsang der Nachbarskinder beim Reigen. Wie friedsam die kleinen Mädchen sich drehn und wie weich der Ton in der Stille verklingt:

Ade mein Schatz, mein liebes Kind!
Jetzt muß ich von Dir scheiden!

Sie legt den Kopf auf die Fensterbank und weint. Das ist wie Abschied von einem frischen Grab, wie ein Aufstieg auf lichte Spur, die Zilla's „Heimwehthränen" gebahnt.

— — — „Du, Jung', — weest Du Stin' Möllersch ehr' Kath'?" Der barfüßige Junge, der lustig pfeifend vor Line Ehrich herschlänkert, dreht den Kopf herum.

„Stin' Möllersch ist dod!" sagt er.

Die Frau wird blaß. Sie bleibt unwillkürlich stehn. „Dumm' Zeng!" murmelt sie dann. „So'n Jung!"

Sie läuft wieder vorwärts. Der Landweg nimmt ja kein Ende, kahl und nüchtern, wie ein straffes Band, spannt er sich über den Wiesengrund hin bis zur Bahn. Links und rechts weiden Kühe und hin und wieder streckt sich eine Erle in die Höhe. „Rothes Haar und Ellernholz wächst auf keinem guten Boden", denkt sie. Mutter Wittsch hat ihr mal gesagt, daß die Stina Möller ein keckes Weib gewesen, dem die rothen Haare, die ihm bis zu den Knieen gehangen, wie ein Feuermantel auf Liebeswegen geleuchtet. Fritz ist ihr Vetter. Sie hat die Depesche, die ihr — Line — noch gestern zu guterletzt in seiner Kammer vor Augen gerathen, an ihn abgeschickt:

Sofort kommen. Gefahr.

Stina Möller.

Sie hat Nachts ein paar Mal Licht gemacht, um das immer wieder zu lesen. Morgens hat es sie dann fortgetrieben. Es jagt sie wie mit zwingender Gewalt zu ihm hin. Als müsse ihre Kraft seine Noth brechen, und die Liebe, die jetzt mit reiner Flamme in ihrem Herzen leuchtet, das, was gering in ihm ist, aus dem Staub ziehn. —

Das Häuschen liegt endlich vor ihr; abseits vom Weg, hinter Dünen, auf welchen Sandhafer und wilde Stiefmütterchen blühn. Das Strohdach hängt über niedrige Fenster weg, — vier Scheiben, weißgerahmt, mit rother Kresse davor. Ueberall blüht es. Die Luft ist voll Duft. An hohen Sonnenblumen entlang geht sie bis zur Schwelle, auf der sich ein Kätzchen sonnt. Niemand wird gewahr, daß sie die Thür aufklinkt. Rechts im Nebenraum hält ein stattliches Weib eine Holzwiege in Gang: „Eia poppeia, wat raschelt int Stroh."

„Wo ist mein Mann?" fragt sie. Sie erschrickt vor der eigenen Stimme. Es liegt da etwas in der Luft, das jedes Laute verbannt. Stin' Möllersch zeigt schweigend auf die andere Seite hinüber, — jenseits des Flurs. Sie hört noch, wie ein feines Stimmchen gegen die Wände klingt. Dann tritt sie bei ihm ein. Er liegt auf den Knieen vor einem breiten Bett. Die darin schläft ist todt. Das stille Gesicht hängt wie ein welkes Blümchen zur Seite. Er schluchzt und murmelt vor sich hin, reibt ihr die kalten Hände und ruft sie mit Herzenstönen, welche die einsame Zeugin vor Qual erbeben machen. „Min Lütten, min Söting, min slinke Swolk, seh mi doch bloß noch eenmal an! Ick bün ja bi Di, lütt Deern, waak up!"

„So ein seliges Sterben!" denkt sie. „So ein Inliebedahingehen!" Sie wird auf Fremde blicken beim letzten Schauen. „Fritz," sagt sie flehend, „gieb mir das Kind! Ich hab Dich mehr geliebt als mein Leben! Du bist frei!"

Er lacht schneidend auf. Dann kommt er müde und schwerfällig in die Höhe und stellt sich wie zur Deckung vor Zilla's todten Leib. „Die war mein! Die hab ich geliebt!" sagt er dumpf. „Und Dich könnt ich würgen, kreuzigen, quälen, — bis zum letzten Blutstropfen! Rührst Du sie an, schlag ich Dich nieder!"

Sie lehnt sich fest gegen die Wand. Hat sie ihn auf dem Gewissen? Weil sie die Schwäche genutzt, mit der er sich dem Herkommen gefügt, das Scheidung brandmarkt? Und die den Muth in Banden geschlagen, mit dem er wohl sonst dem Sturm in die Zähne gelacht: Du, halt mich, wenn Du kannst! Mit diesen Fäusten, kraftvoll und rein, will ich der Liebsten die Hütte bauen.

„Du willst ihr Kind haben?" höhnt er. „Mein' lütten Jung? O Zilla, Zilla, warum hast Du mir das gethan!"

Sie fühlt, daß sie zu Ende kommen muß. Ihr singt und klingt es vor den Ohren. Als sie zu sprechen anfängt, wundert sie sich, wie es schallt. Es soll Liebe haben, sein Kind, sagt sie ihm, sie will mit ihm jung werden. . . . Und das liebliche Wesen, vor dem er kniet und das in so friedsamer Ruhe daliegt, als throne ein Engel des Lichts auf seiner jungen Stirn, das soll hören was sie ihm noch zu sagen hat: daß ihm sein Kind die Heimath offen hält, — wann er auch kommt . . . Sie fällt mit dem Tischchen, an dem sie sich halten will, zu Boden.

„Beppo ist auch da!“ denkt sie noch, — oder hat sie es laut gesagt? — als sich etwas Kaltes gegen ihre Wange drückt. „Beppo, wo is uns' Zilla?“

Eine Woche lang liegt sie fiebernd in Stin' Möllersch Kammer. Zilla ist begraben. Er ist in die Welt gegangen. Als sie heimkehrt, hat sie ein Kind auf dem Arm . . .

— — — Fünf Jahre sind verstrichen. Das Herbstlaub steht in Pracht, als er die Dorfstraße heraufkommt, um seinen Jungen zu sehen. Sie sitzt unter der Linde, — weicher, frauenhafter. Ein kräftiges Bübchen, das auf einem Steckenpferd an ihr vorüber galoppirt, legt eben zwei Finger grüßend an den bunten Helm, der ihm verwogen auf den dunkeln Haaren sitzt. Als Line Ehrich den Mann erkennt, steht sie ruhig auf. Sie ruft den Kleinen heran. „Fritz!“ sagt sie, „Vater ist da! Hab' Vater lieb!“

Dann sitzen sie schweigend auf der Bank. Das Kind zwischen sich. Es schiebt sein Händchen in Vaters braune Faust und lehnt den Kopf an Mutters Schulter, wie ein Schwälbchen zwitschernd.

Als Fritz Ehrich zum dritten Mal wieder kommt, bleibt er da. „Spätsonn!“ sagt Mutter Wittsch, „Line, ick bün mit Di tosräden!“

Aus der Hauptstadt.

Wirkl. Geh. Regierungsrath Drakon.

Wer noch nicht in die inseratenlosen Berge gegangen ist, sondern der süßen Gewohnheit des Zeitungslesens unentwegt weiter fröhnt, dem lohnte die verflossene Woche seine opferfreudige Dauerhaftigkeit mit einer besonders köstlichen Erkenntniß. Deutschland wird regiert, und seine Regierung thut Thaten! Für fünfzehn Millionen Mark, es können auch sechzehn daraus werden, sind die Karolinen-, die Marianen- und die Palaos- (einige schreiben sogar Palau-)Inseln von Spanien erworben worden. Der ganze Spaß, der das Prestige des Reiches neu befestigt, kostet lumpige fünf Millionen mehr als der Raschdorff'sche Dombau in Berlin, und dabei hat er, sehr im Gegensatz zu diesem Monumentalwerke, kein einziges Menschenleben gefordert. Um die Wichtigkeit des Abkommens in ihrer Totalität zu erkennen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Fürst Bismarck vergebens um die spanischen Südsee-Schönheiten warb und daß er es heute, nachdem Guam in amerikanische Hände gerathen ist, wahrscheinlich überhaupt ablehnen würde, sich mit ihnen zu befassen. Die Ueberlegenheit des neuen Courses leuchtet, wie die Informationslecker und Kostgänger des Auswärtigen Amtes mit Fug betonen, auch aus Bülow's letzter Großthat grell hervor; spielend glückte ihm, was dem sogenannten Reichserbauer glänzend mißlang. Gewiß, die wirthschaftliche Bedeutung der Handvoll Eiländchen ist gleich Null, strategischen Werth können sie auch nicht haben, weil sonst die Yankees sie sammt und sonders eingesackt hätten, und da Amerika sich den größten von den Zwergen wohlweislich gesichert hat und uns nun wie ein Pfahl im Fleische sitzt, so ist auch unterm Gesichtspunkte der Arrondirung oder der Herstellung einer Verbindung mit Kiautschau wenig Staat mit den Korallen- und Lagunenwerdern zu machen. Trotz alledem haben wir es gläubig hinzunehmen, daß hier wiederum ein überzeugender Beweis für die Schwäche und Feigheit der Bismarck'schen äußeren Politik geliefert worden ist. Es war hohe Zeit, daß der senile Neuralgiker anno 1890 kraftvolleren Männern Platz machte. Der Großherzog von Baden wäre sonst vielleicht in die unangenehme Lage gekommen, ihm noch Einiges mehr als das Hauptverdienst an Deutschlands Einigung absprechen zu müssen.

Geheimnißvoll und unerwartet wie der Dieb in der Nacht, dann aber auch lärmend wie ein Gewappneter ist die Kunde von der Abtretung der Karolinen über uns hergefallen. Man hat sich dieses reichen Ersatzes für Zanzibar, Witu, Uganda so wenig versehen, wie des Gesetzes zum Schutze Arbeitswilliger. Ja, fast scheint es, als sei der Kaufvertrag dazu bestimmt gewesen, im Schmiedefeuer nationaler Begeisterung das peinlich-mitleidige Erstaunen zu ersticken, womit die leudenlahme Zuchthausvorlage allenthalben aufgenommen worden ist. Die Ministerialräthe, die das Scheusal ausgearbeitet haben, dürfen die Zubilligung mildernder Umstände erbitten. In Oeynhausen hatte der Kaiser ausgerufen: „Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, davon zu hindern sucht oder gar zu einem Streik aufreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll.“ Unablässig war seitdem das angekündigte Gesetz von Uebelgesinnten besprochen worden. Weitschichtige Erörterungen hallten durch die Ministerien, aber wie man sich auch drehte und wandte, es fand sich keine Form, dem Verhängniß zu entgehen. Dem Angstproduct, das schließlich der Retorte entstieg, steht sein Geburtsjammer zu deutlich an der Stirn geschrieben, als daß ein menschlich Fühlender in die Versuchung gerathen könnte, es eingehend und nach Gebühr zu zerfasern. Dennoch darf man einen ernsten Tadel nicht verschweigen.

Die Autoren des Entwurfes sind keine Ironiker. Sie vollendeten die ihnen aufgegebene, mühselige Arbeit, ohne daß ein verrätherisches Lächeln ihre in der Anstrengung des Grübelns zusammengekniffenen Lippen anmuthig umzuckte. Sie lebten wirklich und wahrhaftig der Hoffnung, es werde irgend ein Mensch für ihr Opus eintreten außerhalb der Kreise der Serailstummen und der Eisenwerks-Actionäre, die sich in alle Ewigkeit eine Entbehrungs-Dividende von 15 bis 30% sichern und deßhalb jeden Streikversuch mit Zuchthaus bestrafen möchten. Deßhalb trachteten die Geheimräthe darnach, ihre Schöpfung discutabel zu machen. Und so geriethen sie in Halbheiten, Widersprüche und — mich entrüstet, es zu sagen — in disciplinlose Auflehnung gegen kaiserliche Befehle hinein. Mit Zuchthaus hatte der Monarch Jeden, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, bedroht, der deutsche Arbeiter zu einem Streik aufreizte. Die Geheimräthe glaubten es besser wissen zu sollen, unterschlugen das Zuchthaus im Allgemeinen und ließen es nur an einer belanglosen Stelle stehen. Auch wenn ihr fastloser Entwurf zur Annahme gelangte, hätte man in Deutschland Aufreizung zum Streik in neunundneunzig von achtundneunzig Fällen nur mit simplem Gefängniß zu büßen. Der und Jener mag es vielleicht zur Not entschuldigen, daß die vom Herrscher bereits im Frühherbste 1898 ausdrücklich „für dies Jahr“ zugesagte Vorlage erst Ende Mai 1899 an den Reichstag gelangte. Daß sich die Regierung aber auch hinsichtlich des Inhaltes nicht nach den Ankündigungen und Wünschen des Kronenträgers richtete, verdient scharfe Zurechtweisung.

Der Fluch der Compromißlerei lastet auf dem allzu umfangreichen Entwurfe und raubt ihm alle natürliche Frische. Eine flüchtige Lectüre schon ruft den fatalen Eindruck hervor, als sei es entweder den Urhebern darum zu thun gewesen, ihre Schöpfung todtsicher zum Scheitern zu bringen, oder aber als seien sie von einer selbst in unserem legislatorischen Zeitalter beachtenswerthen Unfähigkeit. Da kein Grund vorliegt, die ehrenwerthen Geheimräthe einer Tücke für fähig zu halten, die ihnen mitleidlos die Carrière verderben würde, so wird es schon mit der Unfähigkeit seine Richtigkeit haben. Sie erklärt denn auch ohne Zwang, weßhalb die Verfasser zwar hoch und heilig betheuern, das Coalitionsrecht der Arbeiter nicht antasten zu wollen, und trotzdem die „planmäßige Ueberwachung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Arbeitsstätten, Wegen, Straßen, Plätzen ꝛc. ꝛc.“ bei Gefängnißstrafe verbieten. (Das Zuchthaus ist hier leider ebenfalls unterschlagen worden.) Die arbeitsamen Geheimräthe haben zuversichtlich noch nie einen Streik in Scene gesetzt, und das ehrt sie. Dagegen war es, wenn sie sich schon gesetzgeberisch bemühen wollten, ihre Pflicht, über das Werden und Wachsen eines Ausstandes, über seine ganze Naturgeschichte Erhebungen anzustellen. Es wären ihnen dann folgende schlichte Beobachtungen gekommen. Just so wie der Geheimrath, wenn er sich einen Scatabend einrichten will, zwei Geistesverwandte zum gemeinsamen Spiele aufreizen muß, ist der streiklustige Arbeiter gezwungen, Genossen für die Ausstandsbewegung zu werben. Andernfalls gelingt weder Scat noch Streik. Der Geheimrath hilft sich nun in seinem Falle dadurch, daß er während

der Bureaustunden den zerkauten Federhalter bei Seite legt, das sinnige Auge von den Gartenanlagen vor'm Fenster auf den Arbeitsgenossen schweifen läßt und ihm in längerer Darlegung die Annehmlichkeiten des geistvollen Spiels auseinandersetzt. Aehnlich verfährt der Arbeiter in Werkstatt und Versammlungssaal. Wie aber, wenn der Geheimrath keinen Leidensgefährten im selben Zimmer, keinen opferfreudigen Bekannten hat? Es bleibt ihm dann die Annonce bei Scherl, Mosse oder Lessing; gegebenen Falles kann er sich auch den dritten Mann auf der Straße suchen. Diesen dritten Mann, der weder in die Versammlungen kommt, noch in den Werkstätten zu beeinflussen ist, sucht auch der Streiklustige auf der Straße. Es muß ihm unbenommen bleiben, etwaigen Zuzug, der die Sachlage nicht kennt, aufzuklären und zur Umkehr zu bewegen. Er muß das Recht haben, sich Gewißheit über den Stand des Streiks zu verschaffen, indem er Morgens oder Mittags oder Abends, je nach seinem Gusto und seiner Gemüthsart, die Zahl der noch arbeitenden Collegen feststellt. — Dem konfusen und unmöglichen Drohungsparagraphen gleichen seine Brüder an socialem Gedankenreichthum, Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes wie ein Windei dem andern. Es bedürfte kaum des interpretirenden Richters, um mit ihnen jede Lohnbewegung der Industriearbeiter unmöglich zu machen. Wer es nach der Veröffentlichung dieses Gesetzes noch unternimmt, einen Ausstand zu organisiren, ist rettungslos dem Rumfutsch verfallen.

Soweit die Culturmenschheit nicht durch den Dreyfusprozeß in Athem gehalten wird, legt sie sich in diesen Tagen die erstaunte Frage vor, welche unerhörten Vorkommnisse in dem so freiheitlich regierten deutschen Reiche die aufgeklärte Regierung wohl zur Vorlage der elf elastischen Paragraphen gezwungen haben mögen. Man wird auf wüste Arbeiterkrawalle à la Riga oder Pittsburg und Carmaux schließen; die jammervolle geschäftliche Lage der deutschen Industrie, die keine Lohnbewegung mehr erträgt, wird man zur Entschuldigung anziehen. Bedauerlicherweise steht davon in den umfangreichen Motiven der vereinigten Geheimräthe kein Wort zu lesen. Statt dessen sprechen die Courszettel beredte Sprache und die Stimmungsberichte aus dem Ruhrrevier, aus dem Saargebiet und Oberschlesien. Die großen Werke sind außer Stande, den an sie gestellten Ansprüchen zu genügen, der Preis für Thomasröheisen schnellte neuerdings um volle 15% in die Höhe, und die Börsenblätter theilen schmunzelnd mit, daß in der vergangenen Woche Cementactien um 17—42%, Montanwerke um 8—52% gestiegen sind. Bei alledem hat man nichts von großen Lohnbewegungen gehört. Der geschäftskluge Dr. Miquel belegt insgeheim die Arbeiter vielleicht mit dem Kosenamen, den er den Conservativen für den Fall zugedacht hatte, daß sie die Handelsverträge annehmen würden. Musterhaft ruhig verhalten sich die Bergleute; in den schlotübersäeten Bezirken des Westens wie des wasserpolnischen Ostens stört kein Werkmann die Generaldirectoren bei der so herzerquickenden Ausnutzung der Conjunctur. Der gute Drakon hat das Recht, zuweilen so nachdrücklich zu schlafen wie Homer, aber allzu auffällig schnarchen darf er nicht dabei. Und das hat er diesmal gethan.

Die deutsche Industrie bedarf keiner Schutzmaßregeln, die einen gehässigen und aufreizenden Charakter selbst dann trügen, wenn wirthschaftliche Noth, wenn der nackte Selbsterhaltungstrieb und Classenegoismus ihn erzwänge. So werden sich im Reichstage für die neueste Socialreform des neuesten Courses nur die Eisenbarone und die Aufsichtsräthe wirklich erwärmen. Der Freisinn, dessen geliebter Zwischenhandel durch das Gesetz nichts profitirt, darf endlich einmal wieder die geharnischte Opposition spielen, und seine Drommeten schmettern bereits, daß man selbst im Auswärtigen Amt sich unangenehm berührt fühlt. Sogar Dr. Lieber vermag sich diesmal kein Vergelt's Gott zu verdienen; die wackeren katholischen Capläne, die sich um Herrn Hitze schaaren, und die katholischen Arbeiter halten den Compromißlustigen im Schach. Mit aller Energie aber muß sich, wenn sie anders die Zeit recht erfaßt hat und gewillt ist, ihre Interessen, nichts als ihre Interessen zu verfechten, die conservative Landwirthschaft gegen den Entwurf erklären. Ihr zumuthen, an der Knebelung der Industriearbeiter mitzuwirken, heißt ihr den Strick in die Hand geben, womit sie sich am Thorpfosten aufhängen soll. Den wilden ausschweifenden Weltmarktphantasien gegenüber, den kühnen Schwärmereien vom Industriestaate Deutschland, der Korn- und Fleisch- zu Ramschbazarpreisen vom Auslande bezieht, muß sie darauf bedacht sein, ein krankhaftes Ueberwuchern des Industrialismus zu verhindern. Heute wirkt der organisirte Fabrikarbeiter unbewußt als wohlthätiger Hemmschuh, und wenn man die gesunde Entwickelung nicht brutal stört, wird er seiner ausgleichenden Aufgabe in Zukunft immer mehr gerecht werden. Man zerschlage die Gewerkschaften, zerschmettere das Coalitionsrecht, erweitere die Zuchthäuser, und man macht die Actiengesellschaften zum alleinigen Herrn im Lande. Brauchen sie auf ihre geknebelten und entrechteten Arbeiter keine Rücksicht mehr zu nehmen, dann kann Niemand sie hindern, die lästige Landwirthschaft zu erwürgen, die keine Handelsverträge will und keine Weltmarktpolitik. St. Manchester hat noch nie gezögert, im günstigen Moment die letzten Consequenzen zu ziehen, besonders, wenn ihm die Wirkl. Geh. Regierungsräthe mit aller Kraft ihres Geistes den Weg ebneten.

Nicht daß Drakon eine so unheilvolle Entwickelung im Auge gehabt hätte, als er nach stärkendem Mittagsschläfchen seinen finstern Entwurf säuberlich in's Reine schrieb. Er hat ja nur ein Amt und keine Meinung. Von den Wellenkreisen, die der in's Wasser geworfene Stein zieht, bemerkt sein bebrilltes Auge nichts. Und das hat seine Vortheile. Es möchte sonst dem Geheimrath, der mit tappender Hand in das unendlich feine Getriebe des wirthschaftlichen Lebens eingreift, der sich unterfängt, organisches Werden zu reglementiren, zu schuhriegeln und abzuschnüren, vor seiner Gottähnlichkeit bange werden. Und Drakon verließe dann, sehr zum Schaden seiner Verdauung und seines gesunden Schlafes, vor der Zeit etatsmäßig pensionirt das Bureau.

Caliban.

Die Große Berliner Kunstausstellung.

II.

Auf dem Gebiet der Porträtmalerei arbeiten Künstler und Dilettanten um die Wette, der Eine schildert Charaktere, der Andere malt Bilder, wie man sie für's Haus braucht. Wegen ihres überwiegenden dilettantischen Elements wird die Porträtmalerei häufig nur als eine Kunst zweiten Ranges angesehen. Wer aber vom bloßen Bildnißmaler zum Seelenschilderer wird, wie Lenbach, der hat das Höchste in der Kunst erreicht. Wer ihn noch nicht kennt, lernt ihn auf der diesjährigen Ausstellung, wo er mit einer größeren Collection seiner Werke vertreten ist, in seiner ganzen Bedeutung würdigen. Ob er das Porträt eines Kindes oder eines Greises malt, eines Geistestitanen oder eines Durchschnittsmenschen, stets weiß er den Beschauer im höchsten Grade zu beschäftigen. Jedes Bild athmet ein eigenes individuelles Leben, selbst der unscheinbarsten Person gewinnt er interessante Momente ab. Welch' einen psychologischen Scharfblick verräth er in den Köpfen Wilhelm's I. und Bismarck's! Zwei Greise, Beide hat das Alter niedergebeugt, den Einen körperlich und geistig, den Andern nur körperlich, der Thatendrang und Trotz des Alten von Friedrichsruh ist in dem verfallenen Körper noch lange nicht verstorben. Und mit welchen einfachen künstlerischen Mitteln ist das Geistig-Bedeutende herausgearbeitet worden. Diese Porträts sagen uns mehr als die beste Biographie. — In seinem Selbstbildniß hat der Altmeister sich selbst übertroffen. Das ist der größte aller „Lenbach's".

Man darf ihn nicht zuvor gesehen haben, will man sich an den Arbeiten Anderer noch ergötzen. Koner und Gussow mögen ihm an Productivität nicht nachstehen, sie verstehen auch zu malen, darüber hinaus reicht aber ihr Vermögen nicht. Sonst erregten noch zwei Damenbildnisse, das eine von T. Steinthal, das andere von W. Petersen, und das flott gemalte Porträt Friedrich Spielhagen's, in dem die Persönlichkeit des Dichters mit sicheren Strichen festgehalten ist, von Arthur Weiß, Berlin, meine Aufmerksamkeit.

Wie die Bildnißmalerei, so kann auch die Landschaftsmalerei mit einer großen Auswahl aufwarten. Wir finden alle Schulen und Richtungen vertreten, die realistische Naturschilderung und das symbolistische Stimmungsbild in vielen Abstufungen, ja selbst die ehrwürdige heroische Landschaft mit den wundervoll gewachsenen Bäumen, den wuchtigen Felsformationen und phantastischen Wolkenbildungen ist in den hinteren Seitensälen, wohin sich selten ein Besucher verirrt, in mehreren Exemplaren vertreten. Von bekannten Berlinern oder auswärtigen Berühmtheiten sind nur wenige anzutreffen, was ja an sich kein Fehler ist,

wenn nur die vielen „Unbekannten“ ihnen Gleichwerthiges zur Seite zu stellen haben. Und erfreulicher Weise braucht sich der Altmeister der Berliner Landschaftsmalerei, Eugen Bracht, seiner Schüler und Nacheiferer nicht zu schämen. August Achtenhagen, der schon mehrmals mit seinen italienischen Studien hervorgetreten ist, hat sich den großen monumentalen Stil seines Meisters angeeignet ohne aber dabei in seinem Vorbild aufzugehen. Sein „Felswinkel“, ein sicilianisches Motiv, ist mit wuchtigen Strichen hingesetzt und in der coloristischen Wirkung außerordentlich reizvoll. Carl Kayser, ein anderer Bracht-Schüler, hat die Poesie in der deutschen Landschaft gesucht und gefunden. Es ist keine große Scenerie, die er bringt, ein einfacher Ausschnitt aus der Natur, einige Baumgruppen am einsamen Weiher, über den sich der Abendhimmel wölbt, das ist Alles. Aber wie hat der Künstler den Vorwurf zu vertiefen verstanden! Das Unscheinbarste in der Natur birgt eine Fülle von Schönheit und Poesie in sich, aber nur für den, der künstlerisch zu schauen gelernt hat.

Ueber die Collectivausstellungen der Scheurenberg, E. Hausmann, Herrmann Meyer kann ich hinweggehen, da die ausgestellten Arbeiten der Oeffentlichkeit bekannt sind. Wer sich mit dem Entwickelungsgang der genannten Künstler vertraut machen will, für den bieten die Collectivausstellungen, die wir als einen erfreulichen Fortschritt des Ausstellungswesens begrüßen können, ein schätzenswerthes Material. — Eine Sammlung gewissenhafter Studien von der Meeresküste stellt Hans Bohrdt aus, außerdem ein größeres Gemälde „Heimkehr der Hamburger nach Besiegung der Vitalienbrüder“, das mehr ein geschichtliches als künstlerisches Interesse beanspruchen dürfte. Desgleichen ist auch der Italiener Michetti mit einer auserlesenen Anzahl von Landschaftsstudien, Volkstypen und Charakterköpfen, vertreten. Max Rabes, der vorzügliche Kenner des Orients, bringt viele Charakterstudien und Landschaftsbilder. Am meisten fesselt er in seinen Schilderungen des orientalischen Volkslebens, die eine große Beobachtungsgabe bekunden, so „Ein Barbier“, „Briefschreiber in Cairo“, „Politiker“ u. A. Dann treffen wir einige Bilder und Skizzen aus der Kaiserreise an, denen aber der Charakter der Gelegenheitsmalerei zu offen anhaftet, um als Kunstwerke betrachtet werden zu können. Es rächt sich stets, wenn sich der Künstler eines beliebigen höfischen Ereignisses bemächtigt, um daraus Capital zu schlagen.

Wir wollen unseren Rundgang nicht beenden, ohne des für die Kunst zu früh verstorbenen Düsseldorfer Malers Karl Gehrts gedacht zu haben. Die Ausstellung seiner Studien und Entwürfe lehrt uns seine Bedeutung als Künstler und Mensch schätzen. Es giebt wenige Künstler, die so in der Volksseele zu lesen verstanden haben, wie Gehrts, daher wird er auch nie in seinen monumentalen Wandmalereien frostig und langweilig. Mehrere Cartons zu seinem Hauptwerk, die Fresken des Treppenhauses der Kunsthalle zu Düsseldorf, finden wir vor. In den sechs Wandbildern sind die Hauptepochen der Kunstgeschichte allegorisch geschildert, die Kunst in den ältesten Zeiten, die höchste Blüthezeit der Kunst im Altertum, deren Verfall und Wiederbelebung bis zur Wiederaufnahme der kunstgeschichtlichen Studien durch Winkelmann. Auf den sechzehn Lünettenbildern sind als Ergänzung hierzu die Schicksale der Kunst im Wechsel der Zeiten dargestellt. Dem gemüthvollen deutschen Künstler lauscht man aber am liebsten, wenn er im liebenswürdigen Plauderton die deutsche Märchenwelt schildert, da werden die Gnomen und Riesen und Nixen aus der Jugendzeit wieder in uns lebendig. Seine „wortreiche Bilder-Selbstgeschichte“, die im dritten Jahrgang der „Kunst für Alle“ erschienen ist, sei bei dieser Gelegenheit als eine der prächtigsten Aeußerungen seines reichen Humors erwähnt.

Ueber die Plastik kann ich mich diesmal kurz fassen. Berlin hat seinen Ruf als die traditionelle deutsche Bildhauerstadt nicht zu wahren verstanden. Es wird ja immer noch genug geschaffen, aber die Qualität scheint von Jahr zu Jahr zu sinken. Die Werke der patriotischen Denkmalkunst verdienen nicht einmal eine abfällige Kritik, so schablonenhaft langweilig und geistlos sind sie gearbeitet. Von monumentalen Arbeiten, die nicht auf Bestellung gearbeitet sind, dürfte Kokolsky's Colossalgruppe „Die Verspottung Christi“ mit dem Leitwort: Dennoch ein König, das Interesse des Publicums auf sich lenken. Etwas Königliches haftet nun gerade der Figur des gepeinigten und verspotteten Gottessohnes nicht an, die gute Absicht des Künstlers etwas Großes zu schaffen sei anerkannt, es fehlen ihm aber die Mittel einen derartigen Vorwurf zu überwältigen. Wenig befriedigend sind auch die Figuren des Kriegsknechtes und des Pharisäers, denen es so geht wie den heroischen Kriegern Cornelius', die immer zum Schlage ausholen, aber nie die Faust sinken lassen. — Einen tiefstragischen Vorwurf behandelt Chr. Roth in der Gruppe „Im Sterben“. Es hätte sich etwas daraus machen lassen: der ernste, durch die Arbeit abgehärtete Vater, der sein sterbendes Kind in den Armen hält, wohl heftig ergriffen, aber sich mit männlicher Würde in sein Schicksal fügend, im Gegensatz dazu die feinfühligere Mutter, die über den herben Verlust des Lieblings in sich zusammengebrochen ist. In Roth's Gruppe gelangt aber die seelische Bewegung nur im bescheidenen Umfang zum Ausdruck. Gut in der Composition und kräftig bewegt ist die Ringergruppe von Paul Schulz, Rom; das Gleiche gilt auch von der Mittelgruppe zu einem Monumentalbrunnen von Hosäus, dem ein Motiv aus der nordischen Mythologie, der Kampf mit dem Drachen, zu Grunde liegt. Bei Weitem das hervorragendste Werk der Plastik ist die Reiterfigur „Der Sieger“ von Tuaillon, Rom, das vor dem Hauptportal der Ausstellung aufgestellt ist. Vornehm in der Stimmung und ruhig in der Bewegung erinnert es an die besten Arbeiten des Altertums. Der Künstler hat von den Alten gelernt, wie man die Natur zu schauen und nachzubilden hat, darum ist er Idealist und Realist nicht minder. Das Wesen des Realismus sucht er aber nicht in der sclavischen Nachbildung aller unschönen Details, sondern allein in der lebenswahren Wiedergabe der Bewegung und der großen Form.

Ein Zweig der Bildhauerkunst, die Grabsculptur, die im nüchternen Norddeutschland bisher wenig gepflegt worden ist, scheint neuerdings etwas in Aufnahme zu kommen. Wenigstens lassen die zahlreichen Grabmonumente und -Figuren, die wir auf den Ausstellungen antreffen, auf ein steigendes Bedürfniß nach dieser Richtung hin schließen. In viel höherem Grade als die Denkmalsculptur, wo das persönliche Moment stets in den Vordergrund tritt, muß die Grabsculptur die Phantasie des Künstlers anregen, gilt es doch hier einer Idee Ausdruck zu verleihen. Die meisten Künstler sind allerdings über die conventionelle Grabfigur, die überaus betrübt dreinschauende, sorgfältig gewandete Dame, oder den gesittigten Todesengel nicht hinausgekommen, so Heer, Müller, Schauß und Haverkamp. Die beiden für die Fürstengruft in Dessau bestimmten Grabfiguren von Haverkamp überragen wohl die anderen an Tiefe der Empfindung, ein origineller Zug haftet ihnen aber auch nicht an. Die eigenartigste Grabfigur hat Hans Dammann geliefert: der Schlaf. Er hätte die Figur mit demselben Rechte auch die Somnambule nennen können, mit geschlossenen Augen tastet sie weiter, die Ausführung ist gut und auch der Ausdruck der Nachtwandlerin vortrefflich gelungen; trotz ihrer Vorzüge paßt sie aber nicht recht in den Charakter des Grabdenkmals. Um die Vergänglichkeit des Irdischen, die rastlos dahineilende Zeit darzustellen, hat Hans Latt den sanft entschlummerten Vater Kronos wieder zum Vorschein geholt. Aber zu einem rechten Leben hat Latt den alten Göttervater nicht zu erwecken vermocht, der gute Alte ist etwas zu sanftmüthig und träumerisch gerathen.

Aetdarstellungen begegnen wir selten und vielleicht werden sie unter dem edlen Sittlichkeitsgesetz, das uns bald bescheert sein wird, gänzlich verschwinden — die Antiken in der Münchener Glyptothek verdecken schon züchtig ihre Scham, das Gesetz besitzt demnach auch eine rückwirkende Kraft. Die Freude an dem Nackten wird trotz alledem nicht ersterben, das beweist Paul Aichele, Berlin, in seiner mit großer Liebe und seinem Formenverständniß durchgeführten Gruppe „Neckerei“. Es sind zwei an der gefährlichen Grenze stehende Kinder, noch geben sie sich der unschuldigen Tändelei hin, aber der nächste Augenblick schon kann sie zur vollen Reife entwickeln — und der reine Jugendtraum ist ausgeträumt. Wir brauchen eine so herzerfrischende naive Kunst nach den vielen Verirrungen der subventionirten Denkmalkunst.

Einen im Ganzen erfreulicheren Eindruck macht die Kleinplastik und auch die Porträtbildnerei. Ich verweise besonders auf eine Bildnißgruppe, ein Knabe und zwei Mädchen, von Fritz Hausmann, Frankfurt, die außerordentlich reich bewegt ist. Eine Beethovenstatuette von Rob. Weigl, Wien, ist trefflich in der Charakteristik und mit großem Fleiß durchgearbeitet. Anmuthige Mädchengestalten hat Otto Riesch in mehreren Gruppen geschaffen. Ferd. Lepke stellt zwei in ihrem Wesen grundverschiedene Arbeiten aus, die aber in ihrer künstlerischen Lösung gleich gut gelungen sind. „Ueberrascht“, das alte Motiv der ewig jungen Liebe; wunderbar ist die sinnliche Erregung, die den Körper des jungen Weibes bei der Berührung mit dem Geliebten durchzittert, zum Ausdruck gebracht. Ernstere Töne klingen in der Arbeit „Böses Gewisses“ durch. An einem Felsen ist der Missethäter unter der Last seiner That niedergesunken, aber die Ruhe, die er ersehnt, findet er in der Einsamkeit am allerwenigsten, die starren Felsen nehmen ein unheimliches Leben für ihn an, er sieht nicht mehr Steine, sondern die grausig verzerrten Gesichter der Rachegöttinnen. Der Vorwurf ist so packend entwickelt, daß man wünscht, ihn in größeren Dimensionen bald ausgeführt zu sehen.

Johannes Gaulke.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Yigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,

ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"
bearbeitet von
Dr. Oskar Stillich,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 3 Mark 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 24. Berlin, den 17. Juni 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Werth der Carolinen. Von Oberstleutnant R. von Bieberstein. — Nationale Lebens- und Ehrenfragen. Von Stadtpfarrer Otto Umfrid (Stuttgart). — **Literatur und Kunst.** Johann Strauß. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — Mark Twain in Deutschland. Von Carl von Thaler. — Neue Lyrik. Von Erich Urban. — **Feuilleton.** Die Ruhmsucht. Von Jean Richepin. — **Aus der Hauptstadt.** Integer vitae. Von Caliban. — Die Kunstausstellung der Berliner Secession. I. Von Johannes Gaulke. — Notizen. — Anzeigen.

Der Werth der Carolinen.

Von Oberstleutnant R. von Bieberstein.

Neue Gebietserwerbungen üben, namentlich wenn sie der Allgemeinheit unerwartet kommen, auch heute noch einen Zauber auf die Gemüther aus. Es erinnert etwas an den Ideenkreis der alten Cabinetspolitik, bei deren politischer Aktion es sich fast ausschließlich um Ländererwerb handelte, und zwar oft ohne jede Rücksicht darauf, ob das zu erwerbende Gebiet mit seiner Bevölkerung dem eignen leicht zu assimiliren oder homogen sei, oder sichere wirthschaftliche Vortheile verspreche, die gleiche Cultur, Gesittung und Religion aufweise ꝛc. Mit der überraschenden Erwerbung der Carolinen fühlt man sich in dieser Hinsicht etwas in jene Zeit zurückversetzt, und es ist von Interesse zu prüfen, worin der Werth dieser inclusive der Palau- und Marianen Inseln ca. 68 Quadrat-Meilen großen Inselgruppen die sich auf etwa 800 Inseln mit ca. 36000 Einwohnern vertheilen, besteht.

Man hat als einen der Hauptvortheile des Erwerbs der Inseln, in Ermangelung besserer, die durch ihn entstehende Abrundung unseres ständige Reichszuschüsse bedürfenden übrigen Südsee-Archipelbesitzes und desjenigen auf Neu-Guinea bezeichnet. Allein die „Abrundung" ist ein geometrischer Begriff, der an und für sich um so weniger Werth besitzt, wenn sie ganz überwiegend durch eine Kette von unfruchtbaren Korallen und Atolls repräsentirt ist, und der gesammte der Cultur eventuell im Laufe vieler Jahrzehnte zugänglich zu machende erworbene, benutzbare Flächenraum sich höchstens auf 20—30 Quadrat-Meilen veranschlagen läßt. Diese 20 bis 30 Quadrat-Meilen aber liegen über 2000 geographische Meilen von Deutschland entfernt, und ihr Klima ist, wie sich heute herausstellt, keineswegs so gesund, wie es anfänglich hieß. Zwar ist die Luft auf den ozeanumspülten Carolinen staub- und bacterienfrei, aber das tropische Klima wird auf diesen unter dem 3. bis 11. nördlichen Breitengrade, also dicht am Aequator, gelegenen Inseln noch schädlicher dadurch, daß selbst während der Nacht keine Erfrischung der Temperatur stattfindet, was Schlaflosigkeit erzeugt. Der russische Entdeckungsreisende von Kotzebue berichtet in seinem bekannten Werke über die Witterungsverhältnisse der Carolinen: „Der Meeresstrich, den die Carolinen einnehmen, ist heftigen Stürmen unterworfen, die meist den Wechsel der Monsoons bezeichnen. Diese Orkane, die die Spanier auf den Philippinen- und Marianen-Insel mit dem Tagalischen Wort „Bagyo" nennen, verwüsten zuweilen auf den niedrigen Inseln alle Früchte, so daß die Menschen eine Zeit lang sich vom Fischfang allein zu ernähren gezwungen sind. Sie gefährden die Inseln selbst, gegen die sie das Meer empören. Radu hat auf Mogemug einen Orkan erlebt, während dem das Meer eine zwar unbewohnte, jedoch mit Cocospalmen und Brodfruchtbäumen bewachsene Insel wegspülte."

Als ein Vorzug der Erwerbung wurde ferner darauf hingewiesen, daß es Deutschland unerwünscht sein müsse, die Inseln in fremdem Besitz zu sehen. Allein einerseits hat keine andere Macht, außer dem früher in den Philippinen benachbarten Spanien, je nach dem Besitz dieser im ganzen recht dürftigen Insel- und Klippenreihe gestrebt, es sei denn in neuster Zeit Japan, das dort Handelsinteressen besitzt und eine Kohlenstation und den Besitz eines Zufluchtshafens wünschte; aus fast demselben Grunde könnte das Deutsche Reich den Rückkauf der Insel Zanzibar motiviren, da es für uns unbequem sei, daß sich die Insel, nur 15 Meilen von unserer ostafrikanischen Küste, im Besitz einer fremden Macht befinde. Auf den Marianen ist überdies bereits heute Amerika auf der besten und größten Insel derselben, Guam, der künftige „unbequeme" Nachbar. Allein es ist nicht ersichtlich, weßhalb eine die Carolinen besitzende fremde Macht die Entwicklung unseres sehr unbedeutenden südoceanischen Handels störend beeinflussen oder gar unserem dortigen Besitz militärisch hinderlich werden sollte. Der deutsche Handel entwickelte und entwickelt sich in sehr zahlreichen Gegenden der transoceanischen Welt auch in von fremden Mächten besetzten Gebieten und Plätzen, wir erinnern nur an Hongkong und Shanghai, ungestört und höchst gedeihlich, und nur die Dürftigkeit der Producte der Carolinen und ihr geringes Areal sind es, die diese Entwicklung dort zu hindern vermögen. Von dem bis jetzt neben dem Trepang der Palau-Inseln einzigen Ausfuhrproduct der Carolinen, den getrockneten Cocosnußkernen (Copra) entfallen auf Deutschland von 13000 Tonnen jährlicher Gesammtausfuhr bloß 10000 Tonnen. Dies Object aber ist ein so unbedeutendes für unsern Gesammthandelsverkehr, daß ein angeblich besserer Schutz dieses Handelszweiges mit einem Aufwande von 16 Millionen sich nicht im Mindesten lohnt, selbst wenn der Copra-Handel einen ganz unerwarteten Aufschwung nähme, wofür nicht der mindeste Anhalt vorliegt. Wenn auch auf der 15 Quadrat-Meilen großen Palau- und Yap-Inselgruppe vielleicht 10 Quadrat-Meilen dem Anbau zugänglich sein

werden, und dieselben neben der Cocosnuß, den Brodfruchtbaum, Sago, Trepang und eßbare Schwalbennester hervorbringen, und die Marianen Reis, Baumwolle, Mais, Zuckerrohr und Cacao, so ist jedoch, da ihre Bevölkerung von 14 000 bezw. 10 000 Einwohnern zunächst auf diese Producte angewiesen ist, sowohl vor der Hand wie überhaupt bei der geringen Bodenfläche der Inseln weder auf eine namhafte Production noch Export um so weniger zu rechnen, als von den 1140 Quadrat-Kilometer (etwa $21\,^1/_2$ Quadrat-Meilen) und 10 000 Einwohnern der Marianen 514 Quadrat-Kilometer und 8500 Einwohner für die in amerikanischem Besitz befindliche Insel Guam abgehen, und somit auf den Marianen nur ein Rest von ca. $12\,^1/_5$ Quadrat-Meilen mit 1500 Einwohnern für den deutschen Besitz verbleibt. Von diesen $12\,^1/_5$ Quadrat-Meilen sind jedoch kaum $^2/_3$ als bald culturfähig anzunehmen, da die Inseln stark bewaldet sind. Wenn daher schon der geringfügige Umfang dieser Inseln auch im Verein mit demjenigen von 1700 Quadrat-Kilometern oder ca. $30\,^1/_2$ Quadrat-Meilen der östlichen Carolinen mit ihren größeren Eilanden Ruk, Ponape und Kusai eine Massenansiedlung, ganz abgesehen von der gewaltigen Entfernung, sowie der vom Weltverkehr sehr isolirten Lage und dem ungesunden tropischen Klima, ausschließt, so haben dieselben, wie sogar ein sehr colonialfreundliches Blatt zugiebt, auch für einzelne Ansiedler nichts Verlockendes. „Die Lebensmittel sind überaus theuer, die Arbeitslöhne hoch, die Eingebornen wenig arbeitswillig und geschult. Verheerende Krankheiten, darunter besonders die Syphilis, raffen die Bevölkerung mehr und mehr dahin. Für den Garten fehlt die Humus-Erde. Vieh, außer Schafen und Schweinen, gedeiht nicht, und die meisten Weißen, im Ganzen etwa 800 an Zahl, spüren nach Verlauf einiger Jahre, daß ihre körperliche und geistige Spannkraft unter dem Einfluß des Klimas abgenommen hat, wozu ein überaus monotones Leben, da nicht einmal Jagd möglich ist, beiträgt."

Bisher waren die Import- und Exportverhältnisse der Carolinen höchst unbedeutend, und zwar erreichte die Einfuhr nach Hamburg 1894 das Maximum von 145 000 Mk., sank jedoch schon 1896 auf 3970 Mk. und 1897 auf 2650 Mk. Die Ausfuhr Hamburgs nach den Carolinen betrug 1893 im Maximum 6520 Mk., 1895 dagegen nur 600 Mk. und hat seitdem ganz aufgehört. Die Einfuhrartikel waren: Tabak, Pfeifen, Werkzeuge, Angelhaken, Pulver, Blei, Zündhütchen und Gewehre. Die Insulaner trinken wenig oder gar keinen Branntwein. Wie soll sich aber künftig für eine auf 800 Inseln vertheilte Bevölkerung von 36 000 bedürfnißlosen Einwohnern, deren Geld zum besten Theil in Steinscheiben und einer Art von Emailstücken besteht, eine namhafte Einfuhr entwickeln? Der ganze Besitz muß daher als mercantil recht werthlos bezeichnet werden, bei dem die Höhe der Ankaufssumme jedenfalls auch nicht annähernd im Verhältniß zu seinem Werthe steht. Bremen hat gar keinen Handel mit den Carolinen, und das Hauptorgan seiner Geschäftswelt bemerkt ausdrücklich, man werde nicht leicht dahin gelangen, einen erheblichen Nutzen versprechenden Handel zu erwarten. Alle diese Inseln seien kleine Pünktchen, die so weit aus einander liegen, daß die Ansammlung ihrer Erzeugnisse mühsam und kostspielig sei. Dazu bestänben die Erzeugnisse fast nur im getrockneten Kern der Cocosnuß. Die vielen Corallenriffe und Atolls aber werden auch nie etwas Anderes hervorbringen.

Somit erübrigt nur die politische und maritime Bedeutung der Carolinen für unsern pacifischen Besitz und die Kriegsflotte als Stützpunkt für deren Action. Die jüngsten Ereignisse in Ost-Asien und im Stillen Ocean und zwar die Besitzergreifung Kiautschaus mit dem Hinterlande und Interessengebiet Shantungs durch Deutschland, sowie das Festsetzen der Amerikaner auf den Philippinen sind allerdings geeignet, die commerzielle und maritim-strategische Bedeutung einer Schiffs- und Kohlenstation auf den Carolinen wieder etwas zu erhöhen. Auf dem 2000 deutsche Meilen langen Seewege nach Kiautschau besitzt Deutschland außer derjenigen Deutsch-Ostafrikas, keine Schiffs- und Kohlenstation, folglich sind unsere Kriegs- und Handelsschiffe für Kohlenversorgung, Reparaturen und Verproviantirung auf die Häfen des Auslands angewiesen. Allein die Palau-Inseln und selbst ihre westlichsten Inseln Babelthamp und Yap, geschweige denn die Carolinen, liegen zu weit ab von der directen kürzesten Route nach Shantung, nämlich etwa 380 deutsche Meilen Luftlinie, und ihre Entfernung von Kiautschau beträgt ca. 520 deutsche Meilen. Der Bismarck-Archipel oder Neu-Guinea vermochten jedoch einen derartigen Stützpunkt ganz ebenso zu bieten wie die Carolinen, wenn er auch nicht zugleich den Vortheil bot, auf dem directen Wege zwischen San Francisco und den Philippinen zu liegen. Es fragt sich daher sehr, ob die für die Erwerbung der Carolinen und die dortige Anlage und Unterhaltung einer Schiffs- und Kohlenstation, eines Beamten-, polizeilichen und militärischen Apparats, sowie die daraus erwachsenden vermehrten Aufwendungen für die Flotte auch im Verhältniß zu dem Nutzen stehen, den jene voraussichtlich beträchtlichen Ausgaben dereinst zu erzielen gestatten. Aufgabe des Reichstags müßte es sein, dies auf's Sorgfältigste zu prüfen. Stehen die erforderlichen Aufwendungen jedoch nicht im Verhältniß zu einem mit Sicherheit zu erwartenden Nutzen, so sind sie unbedingt zu verwerfen. Wir subventioniren bereits die Colonien in Afrika und Kiautschau sehr beträchtlich und arbeiten bis jetzt bei beiden mit Unterbilanz. Es ist daher sehr die Frage, ob wir auf dieser betretenen Bahn unter immer neuen unrentablen Vorschüssen fortschreiten sollen. Die Ausgabe von 16 Millionen Mk. für die Carolinen ꝛc. ist zwar an und für sich für das Budget des Deutschen Reiches keine beträchtliche; allein sie muß im Verein mit den erheblichen Aufwendungen betrachtet werden, die die Colonialpolitik der Regierung in stetig sich steigerndem Maße fordert, und die bis jetzt nicht als ein Plus, sondern nur als ein beträchtliches Minus im Staatshaushalt wirkten. Für die bloße Abrundung unseres pacifischen Archipel- und Landbesitzes und die angebliche Steigerung unseres Einflusses und Ansehens als Colonialmacht durch den werthlosen Carolinenbesitz aber 16 Millionen und das, was sich daran schließen würde, auszugeben, hätte gar keinen Sinn, wenn sich nicht entsprechende materielle und politische Vortheile daraus ergäben. Schon bisher besaß jedoch Deutschland dem päpstlichen Schiedsrichterspruch zu Folge alle wesentlichen von Spanien ihm eingeräumten Rechte für die Fructificirung der Carolinen. Nämlich Freiheit und Schutz von Handel und Schifffahrt, sowie das Recht der Anlage einer Schiffs- und Kohlenstation und von Plantagen und sonstigen landwirthschaftlichen Niederlassungen, und wenn der deutsche Handel seit einer Reihe von Jahren mit einem Capital von nur 1 200 000 Mark, wie dasjenige der Jalnit-Gesellschaft, dort engagirt ist, das mehrere Jahre hindurch keine Zinsen und nur 1896 und 97 5 und 6 % ergab, im letzten Jahre allerdings 10 %, so bilden die Carolinen immerhin dem Ausspruch Fürst Bismarck's zu Folge für Deutschland „eine Lumperei". Es ist kaum anzunehmen, daß die Zinsen der Ankaufssumme und der für die maritimen Anlagen ꝛc. zu machenden Aufwendungen bei der neuen Erwerbung herauskommen werden, und man darf bezweifeln, ob die militärisch-maritimen Vortheile der Kohlenstation auf der Insel Yap, bei ihrer entfernten Lage vom großen chinesischen Kurse bedeutend genug sind, um die Erwerbung zu rechtfertigen.

Was die international-politische Seite des Vorgangs betrifft, so ist ein Einspruch Amerikas nicht erfolgt. Die amerikanische Presse begrüßte selbst Deutschland als culturtragende Nation als einen Nachbarn auf den Carolinen,

und die öffentliche Meinung in England sprach sich dahin aus, daß in England kein Einwand gegen die Erwerbung bestehe. Dies Alles aber deutet nur darauf hin, daß man uns Seitens dieser Mächte den neuen Erwerb als einen werthlosen gönnt.

Allein die Erwerbung der Carolinen gehört in das Gebiet der wichtigen Frage, ob die Bestrebungen der Regierung, Deutschland zu einer bedeutenden Colonial- und Seemacht zu machen, überhaupt begründete Aussicht auf Erfolg und daher triftige Berechtigung haben. Nach Ansicht Vieler ist dies jedoch nicht der Fall. Denn einerseits ist der beste und werthvollste überseeische Besitz bereits in fremden und festen Händen, so daß wir nur auf die Erwerbung der beaux restes, die uns vieles Geld kostet und bis jetzt nichts einbringt, angewiesen sind, so daß die Aussicht, daß Deutschland eine auch in seinen Colonien blühende Macht werde — das keine Kaufkraft besitzende Shantung, in welchem die Masse der Bevölkerung von Arbeitslöhnen von 30 Pf. pro Tag lebt, nicht ausgenommen, — äußerst gering ist; andrerseits aber spricht die politische und geographische Situation Deutschlands dagegen. Zu Lande ringsum von mächtigen ihm zum Theil feindselig gesinnten Staaten umgeben, kann Deutschland der Entwickelung seiner Seemacht nicht jene Aufmerksamkeit und Mittel zuwenden, die ihre Weiterbildung zu einer solchen ersten Ranges erfordert, und hat stets zu besorgen, daß beim Ausbruch eines Krieges mit einer Seemacht, ein Nachbar zu Lande mit jener gemeinsame Sache macht. Die vielgenannten Ausführungen Capitain Mahans: „On Seapower“ beziehen sich im Wesentlichen nur auf Nord-Amerika, England, Frankreich und die eigentlichen ringsum vom Weltmeer umspülten Seemächte. Deutschland aber ist ungeachtet seines den zweiten Platz einnehmenden Welthandels eine ganz überwiegend continentale Macht, und durch die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte an eine Entwickelung als europäische Continentalmacht gebunden. Seine wesentlichste Aufgabe ist es, europäische Großmacht und Militairmacht allerersten Ranges zu bleiben, namentlich gegenüber den Fortschritten des Panflavismus und Rußlands mit seinen heute bereits 129 Millionen Einwohnern, dem in Ostasien ein neuer bedeutender Machtzuwachs entgegenreift. Sind wir jedoch im Stande einmal werthvolle Colonien von andern Staaten, vielleicht Portugal oder Holland, zu erwerben; — denn in Süd-Amerika ist dies heute der ausgesprochenen Haltung der Vereinigten Staaten gegenüber nicht mehr angängig, — so ließe sich dagegen kaum etwas einwenden. Die Carolinen, Palaus und Marianen aber scheinen uns mit 16 Millionen und den sich daran knüpfenden dauernden Ausgaben zu theuer bezahlt, falls nicht die wirthschaftliche, politische und maritime Rentabilität der neuen Erwerbung unzweifelhaft nachgewiesen wird, was wir um so mehr bezweifeln, als das an die Abtretung sich knüpfende Handels-Abkommen mit Spanien nur diesem überwiegende Vortheile sichert.

Nationale Lebens- und Ehrenfragen.

Von Stadtpfarrer Otto Umfrid (Stuttgart).

Der Vorschlag, den Herr von Staal der Friedensconferenz im Haag zu unterbreiten hatte, geht bekanntlich dahin: Die Mächte sollen sich verpflichten, an ein Schiedsgericht zu appelliren, sofern die strittigen Fragen nicht die vitalen Interessen oder die nationale Ehre der streitenden Parteien berühren. In Geldfragen oder bei Fragen betreffend Vertragsauslegung soll das Schiedsgericht obligatorisch, sonst facultativ sein. Nachdem Kaiser Wilhelm II. erklärt hat, daß seine Vertreter auf der Conferenz Instructionen erhalten haben, welche mit den russischen Absichten übereinstimmen, nachdem der Engländer Pauncefote in der hellen Begeisterung die Einsetzung eines permanenten Schiedsgerichts beantragt hat, und der Franzose Bourgeois gleichfalls der schiedsrichterlichen Entscheidung von Völkerstreitigkeiten das Wort geredet hat, ist Aussicht vorhanden, daß der maßvolle, den Zeitverhältnissen angepaßte russische Vorschlag angenommen wird. Das Interesse wird sich mehr und mehr um diese Frage concentriren; denn wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist die Zeit für eine Abrüstung oder auch nur für einen Stillstand in den Rüstungen noch nicht gekommen. Die Waffen werden fallen, wenn die Völkerbündnisse ihre Haltbarkeit auch in stürmischen Zeiten erwiesen haben und wenn das internationale Rechtsverfahren sich eingelebt haben wird.

Wenn es also wahrscheinlich sein dürfte, daß die erste der im Haag berathenden Commissionen mit einem Fiasco enden wird, so ist um so mehr Aussicht vorhanden, daß die zweite eine Ausdehnung der Genfer Convention auf den Seekrieg zu Stande bringen wird, und daß trotz der verbrecherischen Vorliebe Albions für die Dum-Dum-Geschosse und die Rammsporen der Kriegsschiffe Einiges zur Humanisirung des Krieges geschehen dürfte. Es giebt gewisse Philister, die eine Fortsetzung des Werkes von Henry Dunant als das einzig praktische Ziel der Haager Conferenz betrachten und sich und Andere damit zu trösten suchen, daß bei der Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse und bei der Unvermeidlichkeit des Krieges schon eine gewisse Milderung seiner Schrecken ein Ereigniß wäre, das unserem „humanen Jahrhundert“ die Anerkennung kommender Geschlechter sichern würde. Wir Friedensfreunde sind nun wunderlicher Weise obstinat genug, von einer derartigen Humanisirung des Krieges nichts wissen zu wollen. „Man muß ohne Zweifel den Verwundeten helfen, so lang man Verwundete macht“, schreibt Frédéric Passy, „aber das Uebel besteht eben darin, daß man sie macht.“ Wir sind nun einmal überhaupt für Mord nicht zu haben, auch nicht für einen „anständigen Mord“. Wenn wir für Humanisirung des Krieges eintreten wollten, das wäre gerade, wie wenn wir sagen wollten: Wir geben zu, es wird immer wieder vorkommen, daß ein Räuber eines seiner Opfer erwürgt. Weil das uns unvermeidlich scheint, so werden wir von dem betreffenden Uebelthäter verlangen, daß er den Wanderer, den er tödten will, nicht erst noch lange quäle, sondern ihn auf eine möglichst wenig schmerzhafte Weise aus dem Leben schaffe. Nein, wir verbieten Rauben und Morden ganz im Allgemeinen, und können daher keinerlei Gesetze für die Ausführung von Raub und Mord erlassen. Noch ein Beispiel! Wenn wir für die Humanisirung des Krieges eintreten wollten, das wäre gerade, wie wenn man zur Zeit der Abschaffung des Faustrechts gesagt hätte: das Faustrecht muß zwar nach und nach beseitigt werden; wir sehen aber ein, das geht nicht so rasch, also machen wir den Raubrittern die Auflage, daß sie beim Ueberfall von irgend einem Waarenzuge mit den Handelsleuten säuberlich verfahren; sie mögen dieselben todtschlagen; aber das Einkerkern und das Auspressen von Geständnissen über verborgene Schätze mittelst der Folter ist verboten. Nein, hier gilt ein scharfes Entweder — Oder. Entweder muß nach wie vor die eiserne Gewalt das ausschlaggebende Moment der Weltgeschichte sein; dann wird Derjenige im Vortheil sich befinden, dessen Zerstörungsmittel die größte Durchschlagskraft besitzen. Oder aber: das Recht tritt an Stelle der Gewalt, der Krieg wird als solcher entrechtet; dann hat es keinen Sinn, das heiße Bad, das er darstellt und in dem die Nationen verbrüht werden könnten, um ein paar Grade herunterzusetzen; es gilt dann, die Badewanne überhaupt auslaufen zu lassen. Es ist aber ganz bezeichnend für die kleinen Geister unserer Tage, derartige Bagatellgeschichten für das einzig Erreichbare zu halten, während man sich an das einzig nothwendige Große gar nicht heranwagt. Eben auch hier wieder das alte Schauspiel: Gehirne, die nichts Anderes sind

als Mückenstiebe, und daneben geistliche Schweinsmagen, die es fertig bringen, ganze Kameele von Ungerechtigkeiten zu verschlucken.

Wie steht denn nun eigentlich die Sache im Haag? Man kann das ganze Unternehmen als ein Entgegenkommen gegen den friedensfreundlichen Zeitgeist, so weit man von einem solchen reden darf, betrachten. Aber das Entgegenkommen ist nur ein halbes. Für den Gegenstand der ersten Commission, die Abrüstung, sind die Regierungen nicht zu haben; für den Gegenstand der zweiten, die Humanisirung des Krieges, sind die Friedensfreunde nicht zu begeistern. So bleibt nur die dritte Commission, deren Berathungen einem relativ befriedigenden Ziel entgegenzustreben scheinen. Es wird nun sicher allgemein empfunden werden, daß die russischen Vorschläge außerordentlich vorsichtig abgefaßt und nach den bisherigen Erfahrungen orientirt, ganz abgesehen von der gegenwärtigen verhältnißmäßig friedlichen Constellation der Mächte, gegründete Aussicht auf Annahme haben, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie in der Hauptsache den Staaten nur die Sanctionirung des bisherigen Gewohnheitsrechtes zumuthen und also nur das ausdrücken, was man schon bisher geübt hat. Neu ist nur das Wort „obligatorisch", aber in einem Zusammenhang, der es absolut ungefährlich erscheinen läßt und dem es ein Blinder anmerkt, daß keinerlei Präjudiz für eine etwaige Beschränkung der Souveränität geschaffen werden soll. In hunderten von Fällen hat man schon thatsächlich im rebus levioribus die schiedsrichterliche Entscheidung angegangen; und wenn die Mächte sich dazu verpflichten, bei dergleichen Nebensachen an ein Schiedsgericht zu appelliren, so erheben sie damit das, was bisher Gewohnheitsrecht gewesen ist, einfach auf den Standpunkt des positiven Rechts, ein Fortschritt, wie er bei der Bildung des Rechts zu jeder Zeit und in jedem Fall beobachtet werden kann. Es ist eine kindliche Vorstellung zu meinen, ein Solon, ein Lykurg haben die Gesetze, die sie ihrem Volk gegeben haben, sozusagen vom Himmel herunter geholt; sie haben thatsächlich das, was vorher schon in ihrem Staatswesen als recht und billig gegolten hat, statutarisch gemacht und mit dem Moment der Erzwingbarkeit bekleidet. Als gesetzgebende Versammlung für das Völkerrecht hat nun die Haager Conferenz eine ähnliche Aufgabe. Sie hat das bisher Gebräuchliche zu sanctioniren. Ob sie die Beobachtung des von ihr zu schaffenden Rechts erzwingbar machen kann, das ist freilich eine andere Frage. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß nach dem Ausdruck Dr. Steinbach's (Zur Friedensbewegung, 1899) ein Recht, damit, daß es nicht erzwungen werden kann, doch noch nicht aufhört, Recht zu sein. Ob ein nur für politische Kleinigkeiten errichteter permanenter Schiedsgerichtshof — wenn die Thätigkeit der Diplomatie nicht völlig auf den Absterbe-Etat gesetzt werden soll, genug zu thun haben wird, ob er nicht vielmehr bisweilen der leergehenden Klappermühle vergleichbar sein dürfte, mag die Zeit lehren. Immerhin wird sein Dasein beruhigend wirken und, — das muß immer wieder betont werden: Der Fortschritt, den die Haager Conferenz bedeuten dürfte, dieser Fortschritt vom usus zum jus wird zwar kein großer sein; aber es ist ein Anfang, ein Keim, aus dem Größeres werden kann.

Das Größere wird aber dann entstehen, wenn es Gewohnheit unter unseren Völkern wird, auch nationale Lebens- und Ehrenfragen nicht mit dem Schwert zu lösen. Das dürften die Friedensfreunde von jetzt an als ihre Aufgabe betrachten, die Volksgeister für den Gedanken empfänglich zu machen, daß es auch für derartige tief einschneidende Conflicte eine rechtliche statt der gewaltsamen Lösung geben müsse. Es dürfte sich vor Allem darum handeln, klar zu machen, was man unter nationalen Lebens- und Ehrenfragen zu verstehen hat. Um mit dem Letzten anzufangen, so ist zu bemerken, daß es noch keine allgemein angenommene Definition für den Begriff der Ehre giebt. Ein Officier hält seine Ehre für gefährdet, wenn er von einem Menschen stark fixirt oder auf der Straße aus Versehen angestoßen wird; ein Bürger oder Bauer hält denselben Vorgang keineswegs für ehrenrührig. Eine Sudermann'sche Magda hält ihre Ehre für gewahrt, wenn sie im Irrgarten der freien Liebe schweifend nur immer „sich selbst treu geblieben" ist, indeß die Schwester Marie durch den kleinsten Fehltritt ihre Ehre unrettbar verlieren würde. Nicht viel anders steht es auf dem großen Welttheater, wo die Nationen ihre Rolle spielen. Ein China meint noch nicht seine Ehre verloren zu haben, wenn sich die Fremden darauf verlegen, ihm die schönsten Ländereien „abzupachten"; der stolze Spanier hätte es für eine unauslöschliche Schmach gehalten, auf die Perle der Antillen ohne Schwertstreich zu verzichten.*) Ein Emir von Afghanistan kann sich brüskiren lassen und klein beigeben gegenüber den Drohungen einer überlegenen Macht; das „brusquez le roi" vom Sommer 1870 hat die erwachende nationale Empfindlichkeit der Deutschen zur Siedehitze gebracht. Dasselbe Volk kann in seinem Ehrgefühl stumpfsinnig oder empfindlich sein. Die diplomatische Niederlage von Olmütz wurde seiner Zeit weit nicht so tief empfunden, wie dann später die von Napoleon geplante Emser Demüthigung aufgefaßt wurde. Es wird zunächst wohl sein Bewenden dabei haben, daß die Auffassung von dem, was Ehre ist, immer eine subjective Färbung haben muß. Das eine Volk wird sich in seiner Ehre gekränkt fühlen, schon wenn ein trunkener Haufe die nationale Fahne beschmutzt; ein anderes Volk wird es unter seiner Würde halten, sich dadurch in Harnisch bringen zu lassen. Aber gerade weil es keinen objectiv feststehenden Ehrbegriff giebt, so bleibt nichts Anderes übrig, als es den Völkern selbst anheim zu geben, wenn sie ihre Ehre für verletzt ansehen und sich für verpflichtet halten wollen, Genugthuung zu verlangen.

Sollten nun aber alle derartigen Conflicte, bei denen es sich um nationale Ehre handelt, der rechtlichen Entscheidung sich entziehen? Wenn die Nationen heute noch der Meinung sind, sie können einen etwaigen Flecken, den ihr Schild im rücksichtslosen Kampf um den Besitz der Welt davongetragen hat, nur mit Blut abwaschen, — wird das immer so bleiben? Werden sie sich nicht der Erkenntniß erschließen, daß ihre Ehre, wenn sie in einem unglücklichen Krieg auch noch ihr Blut vergießen, damit keineswegs reparirt erscheint? Werden sie es, sobald diese Erkenntniß zur herrschenden geworden ist, dann nicht für richtig halten, vor einem Völkertribunal die Herstellung der verletzten Ehre zu verlangen, wenn das gegnerische Volk zu der geforderten Genugthuung auf diplomatischem Weg sich nicht bewegen läßt? Und könnte nicht das klägerische Volk dadurch befriedigt werden, daß das beklagte Volk, das die geforderte Genugthuung verweigert, vom obersten Gericht für ehrlos erklärt und damit seinerseits an der Ehre gestraft würde, die es etwa von leidenschaftlicher Erregung fortgerissen, bei dem andern nicht geachtet hat?

Es wird sich übrigens in seltenen Fällen um eine glatte Ehrenfrage handeln. Wann wird denn eine Nation in ihrem Ehrgefühl gekränkt? Gewöhnlich dann, wenn nationale Leidenschaften aufeinander platzen. Das aber wird gewöhnlich dann geschehen, wenn sogenannte Lebensfragen auf der Tagesordnung stehen, wenn sich das eine Volk von einem anderen in einer Weise übervortheilt sieht, daß es, wenn nicht geradezu in seiner Lebenskraft vernichtet oder auch auf's Aeußerste bedroht, so doch in seiner Lebenshaltung irgendwie geschwächt, gestört, gehindert ist. Auch hier ist, eh' wir weitergehen, festzustellen, was unter Lebensfrage zu verstehen ist, und dabei gilt's zuerst den Begriff des nationalen Lebens, ja des Lebens überhaupt zu fassen. Volles Leben ist nur

*) Wie verkehrt dieser Ehrbegriff ist! Also ehrlos wäre es, einen Gegenstand beispielsweise zu verkaufen oder sonst freiwillig abzutreten. Aber ehrenvoll soll es sein, zuerst eine tüchtige Tracht Prügel zu bekommen und dann gezwungener Weise das Streitobject aufzugeben?!

dort, wo ein Organismus sich ungehindert entwickeln darf, wo es ihm möglich ist, so vielen Stoff sich anzueignen, als er für die genügende Ernährung jedes seiner Glieder braucht, nur dort, wo die Functionen seiner Glieder und die Thätigkeit seines Centralorgans weder durch einen chronischen Druck noch durch ein gewaltsames Eingreifen gestört wird. Wenn wir versuchen, diese Anschauung mutatis mutandis auf das nationale Leben anzuwenden, so ist zu sagen: Ein Volk lebt nur dann im vollen Sinn des Worts, wenn seine Grenzen weit genug für die Bewohner sind, wenn sein Wachsthum ein normales ist, wenn die Lebensmittel, die es producirt, oder die es gegen eigene Producte eintauscht, zur Ernährung der Massen genügen, wenn es die Freiheit hat, sich selbst Gesetze zu geben, wenn es durch keinen fremden Druck, vor Allem nicht durch eine fremde Herrschaft an der Gestaltung seiner Einrichtung gehindert wird*), wenn die moralische Verfassung eine gesunde ist, wenn der Körper des Volks stark genug ist, ungesunde Elemente auszustoßen, wenn die inneren Schwierigkeiten nicht am Mark des Stammes zehren. Die inneren Zustände gehen uns hier zunächst nichts an, obwohl dieselben bei weit vorgeschrittener Zerrüttung eine Form annehmen können, welche auch die äußere Politik nöthigt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Wir haben es hier aber vor Allem mit den Hemmungen, die von außen kommen, zu thun. Und dabei werden wir das in Rede stehende Problem am besten formuliren, wenn wir fragen: Welche Hemmungen müssen eintreten — ganz abgesehen von etwaigem subjectivem Empfinden —, damit ein Volk berechtigt sei, die sogenannte Lebensfrage aufzuwerfen? Eine wirklich letale Krisis ist, soviel ich sehe, nur in drei Fällen gegeben: 1) wenn ein Volk einer fremden Herrschaft unterworfen wird, denn mit der Unterwerfung ist die nationale Selbstständigkeit vernichtet. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. 2) Wenn ein Volk verdammt sein sollte, den Erstickungstod zu sterben, indem es ihm trotz seiner numerisch gewaltigen Ausdehnung unmöglich gemacht würde, einen Theil seiner Bevölkerung in Colonien anzusiedeln. 3) Wenn dem Volk der Hungertod drohen würde, in Folge der Unmöglichkeit seine Waaren auszutauschen oder die genügende Zufuhr von ausländischen Nahrungsmitteln, auf die es angewiesen ist, zu erhalten.

Andere Hemmungen mögen zwar auch tief genug empfunden werden, sind aber keineswegs so gefährlich, wie sie in der Fieberhitze nationaler Leidenschaft betrachtet zu werden pflegen. Der Culturhistoriker Scherr hat einmal erklärt: Dänemark sei ohne Schleswig-Holstein zu klein zum Leben, mit Schleswig-Holstein zu groß zum Sterben. So hätten wir also hier eine eigentliche Lebensfrage; aber in Wahrheit ist Dänemark durch die Abtrennung der Elbherzogthümer keineswegs lebensunfähig geworden, es lebt ja doch. Und Frankreich meint noch heute, eine Lebensfrage aufzuwerfen, wenn es von seinen verstümmelten Grenzen redet. Die Reichslande sind nun aber schon seit 28 Jahren abgetrennt und Frankreich lebt ja immer noch und amüsirt sich immer noch in seiner Weise. In Wahrheit ist es vielmehr ein Lebensinteresse Deutschlands, bei seiner rapiden Bevölkerungszunahme Elsaß-Lothringen in seinen Grenzen festzuhalten, und damit so zu sagen einen Anbau an dem Haus, das ihm zu enge wird, zu haben und in der Lage zu sein, ein paar Kammern weiter für die Kinder einzurichten. — Spanien meinte, es sei als Lebensfrage anzusehen, ob Cuba und die Philippinen unter seiner Herrschaft bleiben. Es hätte damit Recht gehabt, wenn ihm die Colonien unentbehrlich gewesen wären zum Abfluß überschüssiger Bevölkerung. So wie die Sachen standen, hat sich's in Wahrheit nur um einen Theil eines der Nation entbehrlichen Urväterhausraths gehandelt, den sie besser auf dem Trödelmarkt verkauft hätte, statt ihn in krampfhafter Verzückung festzuhalten. Gewisse Deutsche meinten, die Samoa-Frage sei nahe daran gewesen, sich zu einer Lebensfrage für uns auszuwachsen, — als ob es uns nicht so gleichgiltig sein könnte, wie ein Knopf, ob auf ein paar Inselchen in der Südsee ein Mann mit Namen Mataafa oder ein solcher mit Namen Malintoa Tanu regiert, als ob die deutsche Nation als solche etwas dabei verlieren würde, wenn die Samoa-Inseln plötzlich in den Mond erhoben würden! Der ganze Handel war ein Zeichen davon, wie dem fiebernden Gehirn der Chauvinisten jeder Maaßstab für die Größe und Bedeutung von politischen Gegenständen fehlt, wie es die Fliege, welche im Gesichtsfeld seiner Phantasie erscheint, sofort für einen Elephanten hält. Was aber nicht als Lebensfrage angesehen werden kann, das muß schon nach den jetzigen Gepflogenheiten, die im Haag auf ihre Sanctionirung warten, vor ein Schiedsgericht verwiesen werden.

Soviel ist richtig: es ist heute nicht Gewohnheit, Gebietsveränderungen von größerer Tragweite von irgend einem Tribunal entscheiden zu lassen. Aber daß auch derartige tiefgreifende Umgestaltungen nicht nothwendig unter Anwendung von Waffengewalt vor sich gehen müssen, dafür kann eine Reihe von Belegen vorgebracht werden. Hier liegt ein weites Feld für eine kluge, zielbewußte und vorsichtige Diplomatie. Auf diplomatischem Wege sind nicht bloß die Einflußsphären in China und diejenigen in Afrika mit genialer Raschheit abgegrenzt worden; auf diplomatischem Weg ist Kreta mitten im Frieden der Türkenherrschaft entzogen worden, während der sinnlose griechisch-türkische Krieg resultatlos verlief; auf diplomatischem Wege entsteht das größere Deutschland vor unseren Augen. Ohne Krieg ist Kamerun, Damara- und Namaqua-Land, Ostafrika, der Bismarckarchipel, Helgoland und Kiautschou gewonnen worden. Während wir diese Zeilen schreiben, trägt der Telegraph die Nachricht in die Welt, daß die Carolinen, um derentwillen wir anno 1885 fast zu den Waffen gegriffen hätten, sammt den Palaos-Inseln und dem größten Theil der Marianen auf friedlichem Wege von Spanien an Deutschland abgetreten wurden. Zugleich fängt Deutschland an, im Orient sich einzubohren. Daß dabei die Interessen heftig aufeinanderplatzen können und daß z. B. in dem Kampf um Kreta auch Kanonen wenigstens als Drohung eine Rolle spielten, ist nicht wegzuleugnen. Aber die Völker und die Diplomaten dürften doch allmälig lernen, daß sie nach dem Ausspruch des amerikanischen Gesandten White ein anderes Mittel zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten haben, als den Krieg. Gewöhnen sich die Nationen daran, auch bei Gebietsveränderungen einfach den diplomatischen Weg zu beschreiten und wenn derselbe nicht zum Ziele führt, das Conzert der Mächte anzurufen, so wird auch hier allmälig sich derselbe Gang vollziehen, den die Haager Conferenz im Hinblick auf politische Kleinigkeiten gehen wird: Was heute noch Gewohnheit ist, wird morgen Recht. Auch tiefergreifende Gebietsveränderungen sind keineswegs so schwierig durchzuführen, daß sie die völkerrechtliche Behandlung ausschließen müßten.

So bleiben also nur die drei schon oben angeführten Lebensfragen. Zuerst die Unterwerfung eines Volkes unter die Gewalt und Herrschaft einer fremden Nation. Wir haben das am eigenen Fleisch erlebt. Als Deutschland im Anfang des Jahrhunderts unter dem fürchterlichen Druck der fremden Herrschaft schmachtete, da war es eine Lebensfrage in dem vollen Sinn des Wortes, ob es unserem Volke möglich sei, mit Anspannung der letzten Kräfte seine Ketten zu zerbrechen. Wenn die Befreiung nicht gelungen wäre, so

*) Vorausgesetzt ist bei dem Allem, daß das Volk bereits zur Nation geworden ist, daß es ein wirklich nationales Dasein führt. Die Frage der nationalen Einigung, wie sie für Italien in den Jahren 1849—70 und für Deutschland in dem Zeitraum 1866—71 entschieden wurde, ist nicht in unserem Sinn als Lebensfrage, vielmehr als Werdensfrage aufzufassen. Ihre Lösung bedeutete für uns die Pflanzung der deutschen Eiche und nun beginnt erst das, was uns am Herzen liegt: die Frage, was geschehen muß, um diesen Baum am Leben zu erhalten.

wäre unser nationales Leben, soweit von einem solchen überhaupt geredet werden konnte, sicherlich dem Tod verfallen. Es dürfte naheliegen, dies auf andere Völker anzuwenden. Immerhin ist zuzugeben: die Leiden, unter denen unterworfene Völker schmachten, werden erst acut, wenn ihre heiligsten Gefühle gekränkt, Gut und Ehre, Leben und Frieden des häuslichen Herdes fanatischen Rotten preisgegeben ist, wie dies heutzutage bisweilen in der Nähe des Bosporus der Fall sein soll. Aber abgesehen davon, mögen unsere Polen, Iren, Dänen und Franzosen sich beruhigen; sie werden nicht zertreten werden. Eine andere Frage würde lauten: ob Eroberungen in Europa — denn wir haben Grund, bei unserer Betrachtung uns auf diesen Welttheil zu beschränken — heute noch zu fürchten sind. Ich glaube, diese Frage verneinen zu dürfen; das sittliche Bewußtsein unserer Nationen ist dafür schon allzu wach geworden. Man erinnert sich des Wortes, das ein Großer in dem Kreis der Fürsten*) ausgesprochen hat: „daß der Eroberer zwar den Lorbeer, der Straßenräuber den Strick für seine That bekomme, daß aber der Erstere den Strick zweimal verdienen würde." Man kann getrost behaupten: die Eroberungspolitik kommt wenigstens in Europa aus der Mode, und weil sie aus der Mode kommt, so wäre auch kein großes Risico dabei, den Satz der Friedensfreunde in die Form des Völkerrechts zu gießen: „Es giebt — in Zukunft wenigstens und in Europa — kein Recht mehr der Eroberung." Daß dieses Recht halbcultivirten und uncivilisirten Staaten gegenüber nach wie vor geübt wird, und daß gewaltig aufstrebende Völker sich unter Umständen an die Stelle der abgelebten Nation setzen, ohne deßhalb dieselben vernichten zu müssen, daß sie z. B. Colonien übernehmen, welche die bisherigen Herren nimmer festzuhalten fähig sind, das soll wieder nicht geleugnet werden. Aber daß derartige Veränderungen ohne Krieg nicht vor sich gehen könnten, ist wieder nicht zuzugeben, vielmehr ist zu betonen, daß der Weg freiwilliger Abtretung immer mehr gangbar erscheinen wird, je deutlicher es den Völkern zum Bewußtsein kommt, daß es für einen Staat, der seiner Mission nicht mehr gewachsen ist, besser sein muß, ein abgestorbenes Glied vollends abzustoßen, statt sich durch einen gewaltsamen Eingriff an den Rand des Abgrundes gedrängt zu sehen.

Und nun das Zweite, was die Frage über Tod und Leben unserer Nationen nahe legt. Der Besitz von Colonien, und zwar von ackerbau- und handeltreibenden Colonien wird für ein Volk, wie das deutsche, in absehbarer Zeit zu einer Lebensfrage werden. Man spricht davon, wenn uns die Wahl gelassen würde, entweder im Gedränge unserer Uebervölkerung zu ersticken oder loszuschlagen, — so wäre Krieg die einzige Lösung. Wir sind nicht in der Lage, das Dilemma zuzugeben. Es giebt ein Drittes, das heißt Rechtsvertrag. Die Nationen müssen lernen, es als eine Art Naturrecht anzusehen, daß der Mensch, der in die Welt hereingeboren wird, auch einen Anspruch auf den Grund und Boden, welcher unter seinen Füßen liegt, mit auf die Erde bringt, und daß ein Volk, das in den eigenen Grenzen nicht mehr leben kann, im Einverständniß mit den anderen Nationen in wenig bevölkerten Gegenden der Erde colonisiren darf. Bis dieser Grundgedanke auf die Stufe einer völkerrechtlichen Satzung erhoben wird, bis dahin mag der grüne Rhein noch manche Welle in die Nordsee wälzen; aber principiell ist der Gedanke ohne Widerspruch.

Bleibt noch die dritte Lebensfrage übrig, die Möglichkeit ein Volk allmälig auszuhungern, sei's dadurch, daß ihm sein Absatzgebiet geraubt oder daß ihm die Zufuhr abgeschnitten wird. Es ist selbstverständlich, daß ein derartiges Verfahren heute sofort den Krieg bedeuten würde, so gewiß als im Jahr 1531 die Ureantone, als ihnen von Zürich und Bern die Zufuhr abgeschnitten wurde, sofort wuthentbrannt hervorbrachen, um die Stadt an der Limmath für diesen Frevel zu züchtigen. Aber wozu sind wir denn am Schluß des 19. Jahrhunderts auf die sinnreiche Einrichtung von Handelsverträgen zurückgekommen? Und sollte es nicht möglich sein, dieselben so zu fassen, daß sie jedes Volk gegen eine vernichtende Handelspolitik des Auslandes sicherstellen würden? Und sollten Gegensätze, die der Handel mit sich bringt, nicht auch gerichtlich ausgeglichen werden können? Es käme nur darauf an, das Völkerrecht nach dieser Seite mit der nöthigen Vor- und Umsicht auszubauen. Anknüpfungspunkte sind auch hier genug vorhanden. Die Hoffnung dürfte nicht ganz illusorisch sein, daß die Menschheit wenigstens, soweit sie in Europas Grenzen wohnt, den Krieg wirklich, wie Pauncefote will, als einen Anachronismus betrachten lernt, und daß sie von der mächtigsten der Leidenschaften, dem Lebenstrieb ergriffen, auch ihre Ehren- und Lebensfragen auf friedlich-rechtlichem Wege zu entscheiden sich entschließen wird.

*) Friedrich II.

Literatur und Kunst.

Johann Strauß.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Der heilige Johann Nepomuk von Prag mag sich jetzt freuen, daß er nicht der heilige Johannes von Wien ist. Denn dann müßte er, statt auf der Prager Moldaubrücke, auf der Wiener Reichsbrücke stehen und auf die fluthenden Gewässer der „schönen blauen Donau" hinblicken. Und ein trübes Gefühl müßte ihn beschleichen bei dem Gedanken, daß nun der auch todt sei, dem das Donauweibchen seine heimlichsten Geheimnisse anvertraute, jenen süßen Dreivierteltakt vor Allem, dessen Dreiklangsmotiv noch immer wie ein silberner Wasserstrahl hoch aufspringt. Todt! Ein hartes Wort. Es klingt so wenig glaubwürdig in diesem Fall, so ganz unglaublich. Und der Verstorbene selbst würde es kaum glauben, wenn er darum wüßte und vielleicht sogar in urwienerischer Laune spötteln: „Geht's Kinder, das is ja gar nit wahr. Weil's der Professor Nothnagel g'sagt hat? Die Hof'räth' wollen immer Recht." Denn dieser Siebziger war einer der lebendigsten Menschen Wiens. Wie seine Seele mit der Seele Wiens verschmolzen war, so machte er auch die Bauschicksale der Stadt, ihre Vergnügungen und Umgestaltungen am eigenen Leibe mit durch. Er demolirte in und an sich, was alt und morsch und baute neu auf, hier ein Stückchen Gesundheit, dort ein Eckchen Lebensfreude, unermüdlich. Die Worte Tod, Sterben, Begräbniß gab es in seinem Sprachschatz nicht. Er haßte alles Schwarzgeränderte, aber auch auf das weißeste Papier hat er niemals einen Trauermarsch geschrieben. Gevatter Hein war ihm höchlichst verhaßt, der einzige Verwandte, den er schlecht behandelte und verleugnete. Alljährlich hatte er einen schwachen Tag, das war sein Geburtstag. Da erfuhr er nämlich aus den Zeitungen, wie alt er war. „Dreiundsiebzig" sagte er das letzte Mal mit einem Schauer in sämmtlichen Nerven, „das muß ein Irrthum sein." Sein Spiegel war in der That viel höflicher. Er zeigte eine schlanke bewegliche Figur, kaum ergrautes Haar, einen kühn gezwirbelten Schnurrbart, verwegen leuchtende Augen. Alles in Allem ein Fünfziger mit dem Aussehen eines Vierzigers. Aber man mußte Strauß auf der Straße sehen, um seine Jugendlichkeiten voll zu würdigen. Die Bevölkerung der Wiedener Hauptstraße erinnert sich seiner mit Vergnügen. Er wohnte dort oben in der Igelgasse, einer Seitengasse der Hauptader des Bezirkes Wieden, wo es sehr vornehm

zugeht und doch auch sehr wienerisch. Mehrere erzherzogliche und herzogliche Paläste befinden sich in der Nähe mit sehr viel Gartenluft, und jeder neue Siedler sichert sich rasch seinen grünen Fleck. In der Igelgasse hatte sich Strauß sein Haus erbaut, aus alt- und neuwienerisch gemischt, sein eigenes Porträt gleichsam. Denn es gab keinen merkwürdigeren Mischling, als diesen aus der Gemüthlichkeit Wiens stammenden Wiener. Wer ihn näher kannte, mußte sich auf sonderbare Ueberraschungen, wahre Purzelbäume des Temperaments gefaßt machen. Er konnte gesellig und ungesellig in zwei Athemzügen sein, launig und launisch, jetzt Findesseelemensch mit den unbotmäßigen Nervenbündeln seiner Zeit und im nächsten Augenblick wieder ein alter „Drahrer", dessen Blut im vormärzlichsten Tempo kreiste. Wenn Strauß so die Wiedener Hauptstraße hinunterschritt, war es ein Anblick für sich. Sein ganzes Temperament lag da offen zu Tage, Jeder konnte ihm durch die bewegliche Hülle hindurch auf den Seelengrund blicken. Die Leute rannten aus den Geschäften und sahen ihm nach. Einer stieß den Anderen an: „Das ist der Strauß!" Besonders aber hatten die Fiaker vor der Paulanerkirche ihre besondere Freude an Strauß. Sie spürten aus der Verfeinerung die Zusammengehörigkeit, die Blutsverwandtschaft heraus. Der noble Herr da war ja ihres Gleichen, aus demselben Urstoff gezeugt wie sie, aus jener famosen Urwiener Mischung, die die Natur in einer Feierstunde ersonnen. Der Fiaker ist aber auch zugleich der musikalische Großcapitalist von Wien, dem aus der Wiener Luft jene Wiener Musik zuströmt, die Strauß auf so freie künstlerische Höhen führte. Nicht zu leugnen übrigens, daß Strauß auch in seinem Aeußeren dem Wiener Fiaker glich. Ein Idealfiaker freilich, der Nobelste der Zunft, mit dem blanken Stößer, dem Spazierstöckchen und den Lackschuhen, eine Kutschbockerscheinung von ausnehmender Vornehmheit. Cavaliere äfften ihn nach, wie sie auch den Wiener Fiakerkutscher nachäfften.

Die schneidige Eleganz, deren sich übrigens auch sein Bruder Eduard rühmen kann, hatte Johann kaum vom Vater geerbt. Dafür besaß er von ihm, was dieser selbst mit den scheelsten Augen sah: die musikalische Begabung. Darum schäumten diese beiden Naturen so heftig gegeneinander, bis sie die starke Strömung des eigensinnigen Blutes völlig schied. „Nach Sprengung sämmtlicher Bande der Natur", um mit Johann Nestroy zu reden, wird dem jungen Strauß erst wohl. Er lüftet erst den einen Flügel, dann den zweiten, und plötzlich fliegt er hoch hinauf in den Aether. Der Vater erscheint hier in der Rolle des Tyrannen und hartköpfigen Cholerikers. Er hängt dem Sohn die Fiedel immer höher, je sehnsüchtiger dieser darnach langt. Die alte Mär! Auf Umwegen, nach tragischen Schulerlebnissen, wird der Sohn das, was er von Hause aus war, der Nachfolger des Vaters. Im genauesten Anschluß baut er dort weiter, wo jener aufgehört hat. In diesen feindlichen Temperamenten herrscht eine merkwürdige musikalische Uebereinstimmung, eine Nacheinanderbestimmung möchte man sagen. Der Eine ist eigens von der Natur erfunden, um dem Anderen zu sueeediren, jeden sprossenden Keim zu Blüthe und Frucht zu entwickeln. Es ist, wie die Geschichte des Wiener Tanzes selbst. In drei genialen Persönlichkeiten, Lanner, Strauß und wieder Strauß verkörpert sich der Wiener Tanz, er findet, früher ein herrenloses Gut, plötzlich seine gepflegte und gesäuberte Heimstätte, er wird Bürgerliebling, noch mehr: gesellschafts- ja hoffähig. Die alte Wiener Tanzweise fand, nach der naiven Barbarei früherer Jahrhunderte, durch Strauß und Lanner eine noch halb im Unbewußten steckende Behandlung. Die Blümlein, die sie in der Hast zusammenbanden, waren Feldblumen von eigenthümlich mildem bethörendem Duft. Denn Beide waren Künstler rein von Gottes Gnaden, dicht am Busen der Natur aufgewachsen, von ihr genährt und gelehrt ... Anders Strauß, der Sohn. Er war auch Künstler, aber Künstler ganz allein, zuweilen bis zur Künstelei. Er stiehlt sich sachte weg von der großmächtigen Natur, denn sein Ehrgeiz reichte höher. Was in ihm erklang, sollte auf das Feinste zugeschliffen, in elegantester Fassung erscheinen. Dazu brauchte er aber Gelehrsamkeit. Und er lernte soviel, wie noch kein Walzercomponist vor ihm. Er hätte damit Opern, und sogar Messen und Oratorien schreiben können. Dieser leise künstelnde Zug, der in späteren Jahren noch schärfer hervortritt, läßt uns nicht bedauern, daß Strauß keinen musikalischen Leibeserben hinterließ, der die „Firma" weiterführte. Es war zuletzt schon etwas Dekadentes in ihm, das bewies, daß hier die Spitze erreicht sei und der nächste Schritt nur in die Tiefe führen könne. Das engumsteckte Gebiet, welches ihm sein Vater als blühenden Naturgarten hinterlassen, hat er nach allen Seiten durchmessen, Alles was trieb und sproßte, veredelt, verzierlicht, zur höchsten Blüthe gebracht. Es blieb nichts mehr zu thun übrig.

Vielleicht ahnte sein Vater diesen Lauf der Walzerdinge, als er sich an der Scheide der alten und der neuen Zeit zum Sterben anschickte. Es war ihm unheimlich geworden, die Welt ging so viel schneller voran, Erfolg und Mißerfolg waren so stürmisch. Die alte Zeit war gestorben, mit ihr der alte Walzer. Da stand sein Sohn, dem er nach seinen ersten Erfolgen vergebens das Compagniegeschäft angetragen, der würde wohl jetzt den richtigen Tact schlagen. Neue Zeiten, neue Walzer. Schon schleifte der höfische Sechstritt heran, Worte schwirrten in der Luft, wie Durchführung, brauchbarere Themen, Contrapunkt; die reine Walzerrevolution. Mit dem ganzen Mißtrauen des genialen, der eigentlichen Zunftwissenschaft unkundigen Naturalisten spürte der alte Walzerkönig diese scholastische Luft um sich wehen. Die Leute, ha, ha, ha! lernten Composition, um Walzer zu schreiben. Hatte ihn Jemand Walzer schreiben gelehrt? Beim heiligen Donubius, nein! War in seinen „Herztönen", „Schwalben", „Aetherträumen", „Sorgenbrechern", „Feldblümeln" ꝛc. ꝛc. der kleinste contrapunktische Schritt vom Wege oder Aehnliches zu finden? Tausendmal nein! Sein Recept war: „Ich singe, wie der Vogel singt." Mit dieser Ueberzeugung starb er, ein noch junger Mann, kaum fünfundvierzigjährig.

Volle fünfzig Jahre hat der Sohn des alten Strauß auf dem ererbten Throne gesessen, ein Erhalter, aber kein „Mehrer" des Reichs, wie Viele behaupten möchten. Denn vor Allem, und das möge sein vornehmster Ruhm bleiben, ist Johann Strauß Tanzcomponist gewesen. Der erregte Puls, diese fortwährende Champagnerlaune, die uns seine Musik so kostbar machen, stammen direct vom Tanz. Diese erhitzte, rosige Fröhlichkeit, das Schmachten und Langen, Wiegen und Biegen, es ist Tanz und wieder Tanz. Eine emporgesteigerte, aus der Welt des Leibes in die Welt der Seele gerettete Gattung. Das ist der Tanz einer Zeit, die Nerven hat und ohne den Fuß zu rühren, rhythmisch schwelgt und poetisch genießt. Strauß hat Tänze geschrieben für Leute, die gar nicht tanzen wollen, sondern ästhetische Feste des Dreivierteltakts feiern, mit gelegentlichem Fußwippen und Kopfnicken.

Seine feine Bildung, das Kunstvolle seiner größeren Tanzcompositionen, die Grazie und Anmuth seiner Instrumentation, lenkte immer wieder die Aufmerksamkeit der ernsthaftesten Musikkritiker auf ihn. Oft und öfter ließ Eduard Hanslick den dringenden Ruf ertönen, Strauß möge den Walzer reformiren, ihn aus einer Reihe lose zusammenhängender Nummern, in der die schönsten Melodien zwecklos vergeudet werden, zu einem organischen Ganzen mit höchstens zwei bis drei Themen verwandeln. Der Ruf blieb unbeachtet. Alle Strauß'schen Walzer tragen noch die alte Form: verschiedene Melodien, nummerweise aneinandergereiht, bloß durch Einleitung und Coda verbunden. ... Weniger widerstand Strauß den Lockungen des Theaters. Nach dreißigjähriger reichster schöpferischer Thätigkeit machte er plötzlich seinen ersten Sprung auf die Bühne. Seine erste Operette

war „Indigo", ihr folgten noch dreizehn andere. Man kennt sie in der ganzen Welt, in den weißesten und schwärzesten Ländern. Darunter das Meisterwerk „die Fledermaus", ein Auszug aller schönen Strauß'schen Gaben. Seine ganze Anmuth, Liebenswürdigkeit und Erfinderkraft schmücken die „Fledermaus" die in merkwürdigem Gemisch zugleich urwienerisch und echtfranzösisch erscheint.

Nach so blendenden Bühnenerfolgen schien der Uebergang von der Operette zur Oper ein Leichtes. Mit dieser dramatischen Nase, diesem „Flair" für alles Bühnenmäßige, dieser sprudelnden Erfindung, gründlichen Bildung u. s. w. konnte es nicht fehlen. Aber es fehlte an allen Ecken und Enden. Der blitzende Stern, aus seiner Bahn geworfen, erlosch plötzlich. Wer würde den fahlen, künstlich aufgeblähten „Ritter Pasman" für ein Strauß'sches Werk halten, wenn er es nicht wüßte, daß Strauß ihn geschrieben? Oper und Operette waren eben doch zwei grundverschiedene Dinge.

Die höfliche Ablehnung des „Ritter Pasman", den Strauß flugs zum Schmerzenskind erhob, hatte in seinem Herzen doch einen leichten Stachel gelassen. Nun auf keinen Fall ein Ballet für die Hofoper, nun erst recht nicht! Was nützte es, ihm vorzustellen, daß berühmte Operncomponisten, zumal französische, Ballete geschrieben, so Herold und Adam, Halévy und Delibes. Ja, das waren Opern- aber keine simplen Operettencomponisten, wie er einer war. Und er blieb hart, bis fast an die Schwelle des Todes. Da plötzlich gab er den Bitten des schwerbedrängten Hofopernballets nach. Das Librettoballet, „Aschenbrödel" wurde geschrieben, ein Theil der Musik war schon fertig gestellt, den Rest wollte Strauß in Ischl schreiben. Nur noch schnell eine Erstaufführung der „Fledermaus" im Hofoperntheater. Der Meister dirigirt die Ouvertüre. Eine vielleicht mehr geistige, als leibliche Erhitzung soll ihn veranlassen das kalte Pfingstwetter zu scheuen. Angeblich hat er sich damals beim verlassen des Hofoperntheaters zu seinem alten Bronchialcatarrh eine neue Lungenentzündung geholt. Doch wer weiß das? Die Menschlein in ihrer Rathlosigkeit dem Ehernen, Unerbittlichen gegenüber, das hoch über den Wolken waltet, nehmen es an. Parzentücke, Nornenneid nennen sie es. Seine Uhr war eben abgelaufen.

Ganz Wien hat sich zur Leichenfeier eingefunden. Nicht bloß jene oberen Schichten, die nur ein feinerer Abschaum sind. Die am allerwenigsten. Es konnte befremden, wie wenig Offieielles, Kaiser- und Königliches sich in Trauerhaus und Kirche zeigte. Der Hofballmusik-Director von ehedem erfuhr beinahe die Ehrungen eines Demagogen. Dunkle Menschenwälle säumten die Straßen, durch welche der Zug wallte; zumeist kleine Leute, deren dunkles bedrücktes Dasein mancher Strahl Strauß'scher Kunst erhellt hatte. So ging es weiter. Hier, das Theater an der Wien — vorbei! — das Hofoperntheater — vorbei! die Gesellschaft der Musikfreunde — vorbei! Weiter hinaus, zum großen Todtengefild, zu jener heimlichen Ecke, die beinahe ein Idyll geworden für posthume Naturfreunde. Schubert schläft da, und Beethoven, und die Gebeine, die angeblich Mozart sind, und neuestens auch Brahms. Neben Brahms haben sie die Grube gegraben und Strauß hineingesenkt und den Hügel gewölbt. So liegen sie nebeneinander, wie sie im Leben nebeneinander gestanden: Johannes und Johann, Nord und Süd, und manche heimliche Zwiesprach mögen sie halten im beschwingten Walzertempo oder in ernsten Requiemrhythmen. Wir Zurückgebliebenen aber wollen uns bescheiden und zurückkehren in das verarmende Leben.

Mark Twain in Deutschland.

Von Carl von Thaler.

In keinem Lande der Welt wird so viel und so gut übersetzt, wie in Deutschland. Wir haben eine wahre Leidenschaft dafür. Aus allen fremden Literaturen tragen wir mit Bienenfleiß das Beste, ja selbst manches Minderwerthige zusammen, um es unserem geistigen Eigenthum einzufügen. Was jemals Großes und Bedeutendes geschrieben ward, kann man in deutscher Sprache lesen. Von Dante und Shakespeare, Ariosto und Camoens haben wir Verdeutschungen, die den Originalen kaum nachstehen; ja von der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung Shakespeare's haben wir Engländer, welche der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren, mit aufrichtiger Bewunderung versichern gehört, daß sie öfters an Feinheit des Ausdruckes den englischen Text übertreffe. Meisterleistungen wie die Uebersetzung der aristophanischen Komödien von Droysen, der Ilias und Odyssee von Wilhelm Jordan, Byron's von Adolf Böttger hat keine andere Literatur aufzuweisen. Der Deutsche ist stets geistiger Weltbürger. So national er fühlen mag, bleibt er doch empfänglich für alles Schöne im fremdsprachlichen Gewande. Er geht darin manchmal zu weit und überschätzt das Fremde. Das ist ein Fehler, der aus der Universalität des deutschen Geistes entspringt. Im Vergleich mit der Engherzigkeit anderer Nationen wird er fast zum Vorzug.

Diesen Fehler oder Vorzug hat der amerikanische Humorist Mark Twain während seines Aufenthaltes in Wien, das man doch wohl noch eine deutsche Stadt nennen darf, mit Wonne kennen gelernt. Man hat ihn überschwänglich gefeiert und beräuchert, — in einer Weise, wie es noch keinem deutschen Schriftsteller in der österreichischen Hauptstadt widerfuhr. Der kleine Mann mit dem struppigen Schnurrbart, dessen Gesicht an die Physiognomien californischer Goldgräber erinnert, nahm die Huldigungen mit wohlwollender Herablassung entgegen und behandelte seine Bewunderer zuweilen ironisch-höflich. Während er den Wiener Weihrauch einschlürfte, erschien bei Robert Lutz in Stuttgart eine deutsche Ausgabe seiner Werke, welche ausgewählte humoristische Schriften in sechs Bänden, die „Reise um die Welt" und den Roman „Querkopf Wilson" enthält.

Auch wenn man nicht zu den rückhaltlosen Anbetern Mark Twain's gehört, wird man diese Uebersetzung freundlich begrüßen. Sagen wir gleich, daß sie gut, ja vortrefflich ist. Der ungenannte Dolmetsch hatte eine schwere Aufgabe zu bewältigen. Humoristische, mit Dialectdornen gespickte Prosa ist kaum leichter zu übertragen als lyrische Gedichte. Der Güte der Uebersetzung entspricht die Ausstattung. Der Verleger hat an die deutsche Ausgabe Mark Twain's so viel Sorgfalt und Geld gewendet, daß man nur wünschen kann, es möchte demnächst einem deutschen Schriftsteller die gleiche zarte Aufmerksamkeit geschenkt werden. Zu den humoristischen Schriften haben zwei begabte Maler, Albert Richter und H. Schrödter, charakteristische Bilder geliefert, die sich dem Text anpassen. Kurz, Mark Twain kann stolz sein auf die Toilette, in welcher er vor dem deutschen Publicum erscheint.

Nur eins mißfällt mir an der schönen Ausgabe. Es liegt ihr ein Blatt bei, auf welchem man eine literarische Würdigung des Autors liest. Das ist eine Mode gewordene Unsitte. Man weiß, wie sie aufkam. Die Verleger geben den Büchern, welche sie als Recensionsexemplare verschicken, von ihnen oder auch von den Verfassern selbst geschriebene, dick aufgetragene Reclamen mit, in der stillen Hoffnung, die verehrlichen Kritiker würden die Waschzettel gefälligst zum Druck befördern und sich die Mühe ersparen, die Bücher zu lesen. Das soll auch bei manchen Redactionen in aller Gemüthlichkeit geschehen, und vielleicht liegt darin die Erklärung für manche sonst unbegreifliche Lobhudelei für irgend einen Schund, der man nicht selten begegnet. Die Verleger sollten

sich die Hauskritik abgewöhnen. Sie schießt gewöhnlich über das Ziel und schadet mehr als sie nützt, denn man ärgert sich über die Einladung zu geistigem Wiederkäuen.

Auf dem bewußten Blatte wird Mark Twain der größte Humorist der Welt genannt. Das raucht einem förmlich in die Nase. Man denkt an die „Pickwickiers“ und „Master Humphrey's Wanduhr.“ Nicht an drastischer Situationskomik, noch weniger an Gefühlstiefe erreicht Mark Twain den großen Engländer, der diese Meisterwerke ersonnen. Im eigenen Lande läuft ihm Bret Harte den Rang ab. Stockton und andere amerikanische Humoristen sind ihm ziemlich ebenbürtig. Unter den Wiener und Berliner Collegen giebt es einige, die es mit ihm aufnehmen können. Ueberflüssig ist es, ihre Namen zu nennen, denn es kennt sie Jeder. Also keine Uebertreibungen! Mark Twain braucht man deßhalb nicht zu unterschätzen. Er verliert nichts von seiner Eigenart und seinem Werth, wenn man ihn ohne Verhimmelung würdigt.

Mark Twain's Humor ist specifisch amerikanisch. Er gefällt sich in Unmöglichkeiten. Nichts ist so typisch für seine Art, als die Scene, in welcher der Farmer, der bei einer „kleinen geschäftlichen Auseinandersetzung“ drei Kugeln in die Brust erhalten hat, die Anwesenden höflich grüßt und ruhig fortreitet; oder die Geschichte von dem stellvertretenden Redacteur, der binnen einigen Stunden sechs Mal angeschossen wird und hierauf seine Stelle mit der Bemerkung aufgiebt, es sei ihm in der Redaction zu lebhaft. Man kann über solche blutige Späße kaum herzlich lachen. Die Schilderungen aus dem etwas uncivilisirten Westen, aus dem Gold- und Silberlande sind culturhistorisch außerordentlich interessant, wenn sie der Wirklichkeit entsprechen. Leider ist man in dieser Beziehung nicht ganz beruhigt, denn es läuft so viel Unwahrscheinliches mit ein, daß dem Leser berechtigte Zweifel aufsteigen. Erinnert man sich aber an das berühmte Gesetz der Prairie: „Recht hat, wer zuerst schießt“ — natürlich unter der Voraussetzung, daß er trifft — so kann man die Möglichkeit nicht ableugnen, daß vor vierzig Jahren im Westen der Vereinigten Staaten derlei barbarische Zustände herrschten. Mark Twain beschreibt sie mit guter Laune und scheint sie im Ganzen beinahe selbstverständlich gefunden zu haben. Dem europäischen Leser sträuben sich über diesen Revolverhumor die Haare.

Mark Twain's Stärke ist die kleine Skizze, die literarische Momentphotographie. Je kürzer, desto schlagender wirkt er. Er zeichnet unmittelbar nach dem Leben. So verschiedenartige Menschen und Verhältnisse wie er, so viele seltsame Exemplare des Genus Homo hat kein zweiter Schriftsteller kennen gelernt; kein anderer einen so sonderbaren Entwickelungsgang genommen. Er war nacheinander Buchdruckerlehrling, Lootse, Privatsecretär, Tagelöhner, Goldgräber, Journalist, wieder Goldgräber. Er wanderte in dem weiten Gebiete der Vereinigten Staaten herum und die Paläste New-Yorks blieben ihm ebenso wenig fremd wie die Hütten von Carson City. Ueberall hielt er die Augen offen und beobachtete scharf. Das Leben ersetzte ihm die Schule; sein Talent bildete sich nicht in der Stille, sondern im Geräusch der Welt. Weite Reisen bereicherten seine Anschauungen und Erfahrungen, weiteten seinen Gesichtskreis. Klarer Verstand und die bittere Nothwendigkeit, schon vom zwölften Jahre an sein Brod verdienen zu müssen, ließen ihn früh reifen. Mit Büchern gab er sich nicht viel ab. Als Junge wollte er, nach dem Zeugniß seines Vaters, nichts lernen; später hatte er keine Zeit dazu. Vielleicht schreibt er darum so frisch und urwüchsig, weil ihm jede Universitätsbildung meilenfern liegt.

Nächst den kurzen Skizzen sind die Reiseschilderungen Mark Twain's hervorzuheben. Mit der Beschreibung seiner ersten Fahrt nach Europa, die unter dem Titel „Innocents abroad“ erschien, erwarb er sich einen literarischen Namen. Es war das erste Buch, das von ihm gedruckt ward. Die Lutz'sche Ausgabe enthält nur eine Auswahl der besten Stücke, und es war wohlgethan, zu sieben und zu sichten. Auch der „Reise um die Welt“ hätte eine solche Sichtung nicht geschadet, denn neben vielen anmuthigen Naturschilderungen und lustigen Episoden enthält dies Reisetagebuch Spreu genug. Auch wimmelt es von abenteuerlichen Uebertreibungen im Stile Münchhausen's, die natürlich scherzhaft gemeint sind, aber die fatale Meinung erwecken, es sei auch das Wahre und Richtige erlogen. Mark Twain erzählt zum Beispiel seine Fahrt mit der Bahn nach Dardschiling, dem bekannten Sommeraufenthalt des Vizekönigs von Indien und der in Bombey residirenden fremden Consuln. Auf einer Zwischenstation, welche in einer arg von Tigern heimgesuchten Gegend liegt, steigt er zu kurzem Aufenthalt aus. „Ich tödtete dort sechzehn Tiger“ berichtet er ganz ernsthaft und fügt einige Seiten weiter noch vier Elephanten hinzu. Um die starken Krümmungen der berühmten Gebirgsbahn zu veranschaulichen, sagt er von einer Schleife: „der Zug glich einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt; die Lokomotive lief an dem letzten Wagen des eigenen Zuges vorbei.“ Dieser Spaß ist einmal in den „fliegenden Blättern“ bildlich dargestellt worden mit der witzigen Variante, daß die Passagiere im letzten Waggon entsetzt aufspringen, weil sie die Lokomotive hinter sich sehen, im Glauben, es käme ein anderer Zug nach. Ernsthaft und ausführlich, ohne allen Humor, bespricht Mark Twain die Lage Transvaals und den Einfall Jameson's. Die Buren haben ihm nicht gefallen. Seine Sympathien gehören den Engländern, denen er auch in seinen indischen Tagebuchblättern schmeichelt. Die englische Gesellschaft in Indien behandelte ihn außerordentlich liebenswürdig und feierte ihn als berühmten Mann; er stattet seinen Dank dafür ab. Für die Strömungen der Geister, die auch unter den Völkern Indiens wachgeworden sind, für die dumpfe Unzufriedenheit, welche von Zeit zu Zeit in wilden Ausbrüchen aufschäumt, hat der Vorlese-Tourist, der das ungeheure Land rasch durchflog, keine Augen.

Außer den zahlreichen kleinen Skizzen, welche unbedingt eine Zierde der amerikanischen Literatur bilden, hat Mark Twain drei größere Werke geschrieben. Romane kann man sie nicht nennen, denn es fehlt ihnen das Element, ohne das ein Roman nicht gedacht werden kann: die Liebe. Das Gefühl, welches das Menschenherz tiefer und wilder aufrüttelt als jedes andere, welches zu den höchsten Opfern anspornt und zu den größten Thorheiten treibt, ist in Mark Twain's Erzählungen ausgeschlossen. Eine auffallende und befremdende Erscheinung. Die Liebe kann erhaben und lächerlich sein: sie führt Tragödien und Possen herbei. Sie bietet dem Humoristen ein unerschöpfliches Feld, sie ist die menschlichste aller Menschlichkeiten. Die Liebe macht Weise zu Narren, sagt das Sprichwort. Wie komisch wirkt der Knabe, der zu früh, der Greis, der zu spät liebt! Die heitersten Verwandlungen ergeben sich aus dem Verhältniß der beiden Geschlechter, sobald man es mit der Lupe des Humors betrachtet. Trotzdem hat Mark Twain vollständig darauf verzichtet. Ein einziges Mal — in der Geschichte von der Millionenbanknote — kommt ein Liebespaar vor. Sonst scheint die stärkste menschliche Leidenschaft für ihn nicht vorhanden.

Die „Abenteuer und Streiche Tom Sawyer's“ wie die „Abenteuer und Fahrten Huckleberry Finn's“ sind darum Alles eher als Romane. Wir möchten die beiden Bücher für treffliche Jugendschriften erklären. Sie werden jedem Knaben, dem man sie in die Hand giebt, viel Vergnügen bereiten und von ihm mit Nutzen gelesen werden. Sie enthalten nichts, was über sein Verständniß hinausginge, und prägen seinem Gemüth trotz der ungezogenen Streiche, welche die zwei halbwüchsigen Helden verüben, manche gute Lehre ein. Daß ein europäischer Junge in Versuchung kommen könnte, dem Bei-

spiel Tom Sawyer's oder Huckleberry Finn's zu folgen, ist nicht zu fürchten. Das Wagniß, es ihnen nachzuthun, würde am ersten Tage von der Polizei vereitelt. Solche Abenteuer sind nur in Amerika möglich, vielleicht auch bloß in der Phantasie eines Amerikaners. Die lebhafte und anschauliche Schilderung macht sie jedoch glaublich.

Wenig wahrscheinlich ist dagegen die Handlung in „Querkopf Wilson". Sie spielt in der Stadt Dawson am Mississippi. Wilson ist ein Sonderling, den seine Mitbürger geringschätzen, weil er heller denkt als sie. Er kommt nicht dazu, seinen Beruf als Rechtsanwalt auszuüben, da Niemand Vertrauen zu ihm hat. Aus Mangel an einträglicher Beschäftigung widmet er sich einer sonderbaren Liebhaberei. Er nimmt Abdrücke von den Fingerspitzen aller möglichen Menschen; die feinen Linien, die auf der Haut der Fingerspitzen sichtbar sind, gelten ihm als untrügliches Kennzeichen des einzelnen Individuums. Er nöthigt fast alle Einwohner von Dawson, ihm dies Kennzeichen zu überlassen. Sie müssen sich erst mit der Hand durch die Haare fahren und dann ihre Finger auf eine Glasplatte drücken, welche Wilson, mit Namen und Datum versehen, seiner Sammlung einverleibt. Im Laufe der Jahre bildet er sich zum Meister der neuen Chiromantie aus. Man spottet über ihn; aber als ein geheimnißvoller Mord in der Stadt verübt und ein ganz schuldloser Fremder der That verdächtigt wird, rettet er ihn und entlarvt den wahren Verbrecher, den liederlichen Neffen des Getödteten, indem er dessen Fingerabdrücke auf dem Griff des Dolches nachweist, mit welchem der Mord begangen ward. Originell ist das gewiß; dem Leser bleibt es überlassen, ob er die Fingerspitzenkunde ernst oder scherzhaft nehmen will.

Werthvoller als die wunderliche Criminalgeschichte sind die Citate aus „Querkopf Wilson's Kalender", welche vor jedem einzelnen Capitel der „Reise um die Welt" stehen. Sie bringen manches treffende ironische Wort und es lohnt sich einige von ihnen im Gedächtniß zu behalten. „Es ist leichter, sich ein Dutzend Mal in's Gesicht tadeln zu lassen, als eine einzige unwahre Schmeichelei anzuhören." — „Ehrlich währt am längsten, sagt das Sprichwort, aber mit dem Schein der Ehrlichkeit kommt man oft sechs Mal so weit." — „In jedem Beruf muß Einer, dem es glücken soll, gesunden Menschenverstand zeigen; nur bei der Rechtspflege ist es schwer ihn zu verbergen". — „Der Mensch thut viel, um geliebt zu werden; er würde Alles thun, um beneidet zu werden." — „Classisch nennt man Bücher, die viel gelobt werden, die aber kein Mensch liest." — „Es giebt mancherlei Schutzwehr gegen die Versuchung, aber die wirksamste ist Feigheit." — „Im Wohlstand kann man seine Grundsätze am besten festhalten." — „Wer sich seiner Sittsamkeit rühmt, gleicht einer Statue mit dem Feigenblatt." — „Es zeugt von Mangel an Ehrfurcht, wenn man den Gott anderer Menschen mißachtet." — „Jeder hat, wie der Mond, seine dunkelen Seiten, welche er keinem Menschen zeigt." —

In diesen Aphorismen steckt Geist und Lebenserfahrung. Wir lernen durch sie Mark Twain von seiner besten Seite kennen, nicht bloß den Amerikaner, sondern den Menschen. Er gewinnt dabei, er steigt in unserer Achtung. Wir verzeihen ihm ob seiner klugen Aussprüche, die sich auf allgemein Menschliches beziehen, seinen Aufsatz: „Ueber die Schrecken der deutschen Sprache." Es ist immer mißlich für einen Ausländer, sich über eine Sprache lustig zu machen, die er nur sehr oberflächlich kennt. Ist diese Sprache die deutsche, die reichste und schwierigste der arischen Schwestern, dann blamirt sich der Fremde ganz gewiß. In einem Punkt hat Mark Twain übrigens Recht: Wenn er die ungeheueren klafterlangen Wortbildungen verhöhnt, welche im deutschen Amtsstil vorkommen. Wir können ihm ein Monstrum zur Verfügung stellen, das alle seine Beispiele aus dem Felde schlägt. Es stammt von einer Visitenkarte und lautet: Oberlandesbaudirectionsrechnungsabtheilungsrevisionsassistent. Aber für solche Mißgeburten darf man die deutsche Sprache ebenso wenig verantwortlich machen, wie für den schlechten Stil, in dem sie zuweilen mißhandelt wird. Die Hand des Stümpers entlockt dem edelsten Instrument falsche Töne. Wenn Mark Twain einen aus dem Zusammenhang gerissenen Satz Lessing's — es ist wohl der längste und verzwickteste, den der Verfasser des „Laokoon" geschrieben — als Muster classischen deutschen Stils anführt, so entschuldigt ihn seine Unkenntniß. Auch der größte Verehrer Lessing's, der dessen Verdienste um die deutsche Sprache würdigt, würde sich hüten, einen ähnlichen Satzleviathan zu erzeugen. Aber Mark Twain scherzt ja auch nur und erhebt wohl keinen Anspruch darauf, den Goldgehalt der deutschen Sprache als philologischer Markscheider zu bestimmen.

Neue Lyrik.

Von Erich Urban.

Ein verehrter Freund, auf dessen Schreibtisch ich neulich die Lyriker aus der Schule Holz' bemerkte, meinte verschmitzt, die gäbe es überhaupt nicht. Nur Arno Holz existire, die Uebrigen seien lustige Parodien — vielleicht von Stettenheim oder sonst einem Spaßvogel. Es sei also die äußerste Vorsicht geboten. Man solle diese Leute ja nicht ernst nehmen, damit sie hinterher den leichtgläubigen Kritiker verhöhnten . . . Ich dankte dem freundlichen Warner, versicherte ihm jedoch gleichzeitig, dazu wäre gar keine Gefahr vorhanden. Und diese Dichter leben wirklich. Sie meinen es auch ganz ernst. Aber mit ihnen hat man nur ein inniges Mitleid. Hier und da auch ein herzliches Gelächter . . .

Ueber ihre Theorie braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Seit Arno Holzens Selbstanzeige ist darüber genug Tinte geflossen. Man weiß, was er will. Man hörte sich seine Botschaft geduldig an und dachte sich sein Theil dabei. Ueberflüssig ist dabei ein Erlaß des einen Holz-Schülers, Rolf Wolfgang Martens, in dem er zu dem Urtheil gelangt, daß „die alte Form" in ein und dasselbe Schema den divergirendsten Inhalt stopfte. Liebeslieder, Todtenklagen, Heldenlieder, — für sämmtliche langte dieselbe Schablone; einmal war das Sonett „Mädchen für Alles", das andere Mal die „Nibelungenstrophe". Das soll nun jetzt anders werden. — „Die neue Technik läßt die Form jedes Mal individuell aus dem Inhalt entstehen." Und diese Weisheiten werden an einem Orte gefunden, über den der zweite „Phantasus" von Holz die sicherste Auskunft giebt. Zugleich sei das Gedicht eine Probe der „neuen Technik" . . .

„In meine Dachkammer,
eine Etage höher als der Himmel,
kommen sie Alle.
Menschen, die Goya und Utamaro lieben,
seltene, ganz ausgefallne, verdrehte Exemplare und Hühner,
die Palestrina über Pietro Mascagni stellen,
alte Herren, die heimlich, wenn im März die Veilchen wieder blüh'n,
auf den Straßen kleinen Rotznasen Bonbons zustecken,
und junge Leute, die Bücher verkaufen
und Sonntags, in ihren Mußestunden, den lieben Gott todtschlagen.
Der Meister, der Meester, der Maëstro, der Maëstrino und der Maëstrillo.
Der Maëstrillo, wie immer ist der Erste.
Er schüttelt den Schnee von den Schultern,
zieht die Handschuhe aus, knüpft das Halstuch ab,
die nassen Galoschen stellt er draußen neben den Rauchfang auf die Bodentreppe.
Um unser rothes, irisches Oefchen, auf Feldstühlchen
sitzen wir dann,
horchen, wie ab und zu, unsichtbar, durch die Stille auf den Rost der Coaks nachrutscht,
und freuen uns, wie durch's Dunkel unsre Cigarren glühn!"

Man wird sich fragen, warum z. B. nicht so abgetheilt wurde:

„Um unser rothes, irisches Oefchen,
auf Feldstühlchen,
sitzen wir dann . . .“

Aber fragen ist hier verpönt. Hier gilt nur der Glaube. Kennt man Holz, so weiß man auch von seiner Schule. Nur daß in ihr die feine poetische Stimmung, die trotzdem bei Holz immer wieder durchbricht, ganz fehlt. Seine Jünger heißen: Georg Stolzenberg („Neues Leben“), R. W. Martens („Befreite Flügel“), Ludwig Reinhard — der junge Mann, der Bücher verkauft und Sonntags, in seinen Mußestunden, den lieben Gott todtschlägt — („Meine Jugend“), Robert Reß („Farben“). Man vergönne es mir, eine von den „Farben“ hier zum Schluß wiederzugeben.

„Metallisch glänzt der Abendhimmel,
Unter dunklem Geäst
bläft ein Hirt.
Noch springen munter die Zicklein.
Mücken tanzen.
Ein Schaf schaut in die untergehende Sonne.
Bäh!“

„Optische Lieder“ von C. Christomanos (Wien, bei Carl Konegen) feiern in trunkenen Dythyramben die Einheit von Mensch und Natur. Es ist viel Phantasie in ihnen und eine absonderliche Kunst der Tonmalerei und Wortmusik. Freilich findet sich auch manches Gesuchte und Geschwollene. Den reinsten Eindruck hinterläßt der Abschnitt „Von der Liebe des Menschen“, in dem die kleine Leukeia ihrer Syrinx das Abenteuer mit dem Hirten Myrrinos erzählt. Jedenfalls sind doch diese Orphischen Gesänge wirkliche Dichtung und nicht wie jener Polymeter-Cyclus mühsam verkleidete Prosa. Nichts paßt da besser, als des großen Reß classischer Ausspruch:

„Ein Schaf schaut in die untergehende Sonne.
Bäh!“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Ruhmsucht.

Von Jean Richepin.

Er hatte kein Glück. Er war arm, ohne Talent und hielt sich für ein Genie. Bei seinem Eintritt in die Literatur war seine erste Sorge, für seinen Namen Oskar Lapisotte mehrere Pseudonyme zu finden, um die Neugier seiner Zeitgenossen irre zu führen. Aber er mochte sich nennen, wie er wollte, er blieb der unbekannteste aller Literaten.

Es ist kaum glaublich, wohin die literarische Eitelkeit, die Ruhmsucht einen Menschen treiben kann. Männer von Geist und Talent hat sie oft verführt, sich lächerlich zu machen oder sogar eine ehrenlose Handlung zu begehen. Noch größer wird die Gefahr, wenn sie sich eines Menschen bemächtigt, der eine Null ist. Wenn seine Geduld erschöpft, sein Wesen verbittert, sein Leben durch die beständigen Enttäuschungen verwüstet ist, dann liegt der Gedanke an Selbstmord nicht sehr fern. Oskar Lapisotte fehlte der Muth dazu. So gab er denn seinem Ehrgeiz ein neues Ziel. Er redete sich ein, sein Genie sei nicht für die Träume der Kunst, sondern für die Thatwerdung einer Idee geeignet. Ein klug erdachtes Verbrechen werde ihm möglicherweise den so lang ersehnten Reichthum verschaffen, und dann werde sein in der Armuth verkümmerter Geist in vollem Glanze leuchten.

Eines Abends besuchte er einen Freund im Krankenhause und erkannte beim Fortgehen in einem der Säle die alte Wirthschafterin einer sehr reichen Dame, in deren Hause er vor beiläufig zehn Jahren gewohnt hatte, und die ihn nur unter einem seiner Schriftstellernamen kannte. Die Kranke klagte ihm, sie sei schon seit drei Wochen hier, und in einem Zustande der Verzweiflung. „Ich hatte,“ so erzählte sie, „auf der Straße einen Schlaganfall und wurde hierher gebracht. Meine Herrin hat mich hier gelassen, da sie selbst schwer krank liegt. Sie hat mir aber ihre Gesellschafterin geschickt. Doch dieser kann ich nicht sagen, was mich quält. Ich habe zu Hause ein Packet Briefe von dem Kutscher meiner Herrin, meinem Liebhaber, aus denen hervorgeht, daß ich für ihn meine Herrin oft bestohlen. Ich hätte die Briefe verbrennen sollen, aber sie enthielten seine Liebeserklärungen, sein Eheversprechen. Eines Tages verweigerte ich dem Kutscher Geld, das er von mir forderte, und da drohte er mir, er werde mir die Briefe wegnehmen; wenn er sie habe, werde ich ganz in seiner Gewalt sein. Da bekam ich eine Höllenangst und bat meine Herrin, Familienpapiere, die für mich von großer Wichtigkeit, in Verwahrung zu nehmen. Sie gab mir eine Schieblade in ihrem Schreibtisch und den Schlüssel dazu, und dort habe ich sie hineingelegt. Ich könnte ihr nun sagen, daß ich meine Papiere nöthig habe. Aber ich mißtraue der Gesellschafterin; sie würde die Briefe gewiß lesen. Begreifen Sie nun meine Verlegenheit? O wenn Sie mir doch diesen Dienst leisten wollten!“

„Welchen Dienst?“

„Mir die Briefe zu bringen.“

„Aber wie soll ich sie bekommen?“

„Ganz einfach! Um zehn Uhr Abends nimmt meine Herrin Chloral; dann schläft sie sehr fest. Die Gesellschafterin geht um sieben Uhr aus. Madame hat aus Furcht, von ihr bestohlen zu werden, ihr nichts von dem Chloral gesagt. Keinem, außer mir, denn mir schenkte sie ihr volles Vertrauen. Sie könnten also hineinkommen, ohne von ihr gehört zu werden, und würden mir meine Briefe bringen. Sie wissen, daß das Haus zwei Eingänge hat. Nehmen Sie die Hintertreppe, dann wird der Portier Sie nicht sehen. O bitte, thun Sie das für mich!“

„Aber Sie sind nicht recht klug. Wie soll ich denn in die Wohnung Ihrer Herrin hineingelangen? Wie den Schreibtisch aufschließen?“

„Ich habe einen Nachschlüssel zur Wohnung; ich ließ ihn machen, um meine Herrin zu bestehlen. Hier, und dieses ist der Schlüssel meiner Schieblade. Hier ist auch der Schlüssel zur Küchenthür. Durch diese können Sie von der Hintertreppe in die Wohnung gelangen. Ich bitte Sie um Alles, erweisen Sie mir diese Liebe, damit ich ruhig sterben kann.“

Lapisotte nahm die Schlüssel. Seine Augen bekamen einen starren Ausdruck, seine schmalen Lippen zuckten krampfhaft. Wenn dieses Weib jetzt stürbe, wäre ein Raub bei ihrer Herrin leicht auszuführen.

Das viele Sprechen hatte die Kranke sehr erschöpft. Der Saal war nur von einer Nachtlampe schwach erleuchtet. In den Nachbarbetten schliefen Alle. Oskar richtete den Kopf der Kranken auf, zog das Kopfkissen hervor, drückte es ihr auf den Mund und hielt es mit eiserner Faust zehn Minuten fest. Er hatte sogar den Muth, mit der Uhr in der Hand diese That zu vollbringen. Als er das Kissen fortnahm, war die Kranke erstickt. Sie hatte keine Bewegung machen, keinen Laut ausstoßen können. Er legte das Kissen wieder unter ihren Kopf und zog die Decke bis an ihr Kinn hoch. Sie sah aus wie eine Schlafende.

Ihr Bett stand nicht weit von der Thür. Leise schlich der Mörder aus dem Zimmer und verließ durch eine Hinterthür, ohne bemerkt zu werden, das Krankenhaus. Es war zwanzig Minuten nach neun. In fieberhafter Aufregung ging er mit großen Schritten nach der Rue Saint Denis. Um Zehn betrat er das Haus. Zuerst ging er in den Stall, wo er dem Kutscher gehörige Effecten zu finden hoffte. Er riß von einer Kravatte ein Stückchen ab und steckte es in seine Tasche. Dann stieg er, immer vier Stufen auf einmal nehmend, die Hintertreppe empor. Die Wittwe wohnte im ersten Stock. Er schloß die Thür auf, schlich auf den Zehen in's Schlafzimmer und erwürgte die alte Dame mit der größten Geschwindigkeit. Wieder hatte er die Kaltblütigkeit, ihre Kehle wenigstens fünf Minuten mit eisernem Griff festzuhalten. Dann öffnete er den Schreibtisch. In der großen mittleren Schieblade lagen Aktien, rechts Goldrollen. Werthpapiere, Bankbillete und Gold, im Ganzen 140 000 Francs steckte er in seine Tasche. Dann suchte er die Briefe, die er nach der Beschreibung der Alten leicht fand, verbrannte sie im Kamin, ließ aber einige übrig. Nur die Ränder ließ er etwas anbrennen und warf sie neben den Kamin hin, damit es aussähe, als hätte Jemand die Briefe in großer Eile verbrannt und wäre dabei gestört worden, noch ehe sie ganz vom Feuer verzehrt waren. Das Stück der Kravatte steckte er in die rechte Hand der Todten. Dann schlich er wieder auf die Straße und nahm hier den gewöhnlichen Gang eines Spaziergängers an.

Lapisotte hatte sich entschieden nicht überschätzt, wenn er sich für ein Genie hielt. Ein Verbrechergenie war er jedenfalls.

— — — Ein Meisterstück ist ein Verbrechen freilich nur dann, wenn es unbestraft bleibt, und vor der Strafe ist der Verbrecher erst dann sicher, wenn ein Unschuldiger sie erlitten hat. Lapisotte genoß die Straflosigkeit. Die Polizei wußte es gleich, daß der Kutscher der Mörder sei. Die Bruchstücke der Briefe waren entscheidende Beweise gegen ihn. Wer hätte sonst alle dem Verbrechen günstigen Umstände wissen können? wer außer ihm konnte die Schlüssel besitzen? Hatte er nicht damit angefangen, die Wittwe zu bestehlen? War es nicht logisch, daß schließlich aus einem Dieb ein Mörder wurde? Am Belastendsten sprach das Stück seiner Cravatte gegen ihn? Zu seinem Unglück war er nicht im Stande anzugeben, wo er zur Zeit des Verbrechens gewesen sei. Er mochte seine Unschuld betheuern, so viel er wollte, Alles sprach gegen ihn. Er wurde also verurtheilt und hingerichtet, und die Richter, die Geschwornen, die Advokaten, die Zeitungen und das Publikum fühlten sich ruhig in ihrem Gewissen. Nur ein Punkt blieb unaufgeklärt. Wo war das gestohlene Vermögen geblieben? Der Spitzbube mußte es gut versteckt haben, denn man konnte es nirgends finden, aber gleichwohl konnte Niemand daran zweifeln, daß er es gestohlen habe.

— — — Daß die Straflosigkeit einer bösen That einen beglückenden Einfluß auf die Seele des Thäters ausüben könnte, hat noch kaum irgend jemand behauptet. Und doch war dies mit Lapisotte der Fall. Er fühlte weder Reue noch Furcht, nur Stolz, den Stolz des Künstlers über sein gelungenes Werk. Er berauschte sich geradezu in diesem Gefühl. In allem Uebrigen blieb er, was er immer war, ein mittelmäßiger Kopf, der auf keine Berühmtheit Anspruch machen konnte. Seine Verse, seine Prosa, seine dramatische Versuche trugen das Gepräge des Unbedeutenden.

„Und dennoch!“ sagte er sich oft mit einem Aufblitzen der Augen, „und dennoch! Wenn ich nur wollte! Wenn ich mein Meisterstück erzählen wollte! Es ist ein furchtbarer Gedanke, daß eine That, so klug ausgedacht, so kräftig durchgeführt, so von Erfolg gekrönt, ewig unbekannt bleiben soll. Nur eine Sache ist mir gelungen, aber leider habe ich sie erlebt statt zu schreiben.“

Zuletzt wurde dieser Gedanke bei ihm zur fixen Idee. Zehn Jahre kämpfte er gegen sie. Anfangs verzehrte ihn der Kummer, daß er nicht die Idee statt der That gehabt hatte, dann wuchs der Wunsch, seine That zu erzählen, in's Ungeheure. Der Durst nach Ruhm. Diese fixe Idee schlug jede Einwendung seines Verstandes nieder.

„Warum sollst du nicht die Wahrheit schreiben? Was fürchtest du noch? Das Verbrechen gehört der Vergangenheit an. Der Mörder ist todt und begraben. Man wird annehmen, du habest nur einen alten Kriminalfall künstlerisch bearbeitet. Nur du selbst wirst wissen, daß du aus dem wirklichen Leben geschöpft hast. Dann wirst du endlich sein, was du immer sein wolltest: ein großer Schriftsteller. Du wirst einen Genuß von deinem Verbrechen haben, wie kein Verbrecher vor dir. Du wirst ihm nicht nur dein Vermögen, sondern auch deine Lorbeeren verdanken. Sei muthig, sei kühn, entsage dem Pseudonym, das für deinen wahren Namen gilt.“

Und eines schönen Abends setzte sich Oskar Lapisotte wirklich hin, mit glühendem Kopf, in fieberhafter Aufregung, und schrieb in einem Zuge die Geschichte seines Verbrechens nieder. Er erzählte Lapisotte's erste literarische Fehlschläge; sein Bummelleben; seine immer neuen Enttäuschungen; von seiner unzweifelhaften Mittelmäßigkeit; dem furchtbaren Groll, der in ihm wüthete; von geplantem Selbstmord; von Verbrechen, welche sein Gehirn durchzogen; die Verzweiflung, die sich seiner bemächtigte, als kein Traum in Erfüllung ging, und das Verlangen, sich an der Wirklichkeit zu rächen; kurz, er secirte sein Herz vor den Augen der Leser. Dann schilderte er mit entsetzlicher Genauigkeit die Scene im Krankenhause, in der Rue Saint Denis, den Tod des unschuldig Verurtheilten und den Triumph des Mörders. Und zuletzt entwickelte er mit dämonischer Schlauheit die Gründe, die den Schriftsteller dazu trieben, sein Verbrechen der Oeffentlichkeit preis zu geben.

Die Novelle erschien in der Revue des Deux Mondes und machte ungeheures Aufsehen. Alle Zeitungen und Zeitschriften brachten die günstigsten Kritiken darüber. Im „Figaro“ hieß es unter Anderem: „Alle Welt weiß, daß sich unter dem Pseudonym Oskar Lapisotte der Schriftsteller Anatole Desroses verbirgt, der es besonders liebt, immer neue Namen anzunehmen. Nach vielen unbedeutenden Versuchen hat er uns seine wahre Größe gezeigt. Seine Phantasie hat einen vor zehn Jahren begangenen banalen Raubmord in ein Werk von erstaunlicher Combination verwandelt.“ Aber in allen Kritiken, selbst in den schmeichelhaftesten, waren zwei Dinge, die Lapisotte im höchsten Grade ärgerten: daß man seinem wahren Namen für ein Pseudonym hielt und ihn Anatole Desroses nannte, zweitens daß man seine Erzählung für ein Phantasiestück hielt.

Eines Tages, als ihm Jemand mit vollen Händen Weihrauch streute, antwortete der große Mann: „Mein Herr, Sie würden mich ganz anders beglückwünschen, wenn Sie die Lösung des Räthsels wüßten. Meine Novelle ist keine Erdichtung, sondern Wirklichkeit. Das Verbrechen ist ganz so begangen worden, wie ich es erzählt habe. Und ich selbst habe es begangen. Mein wahrer Name ist Oskar Lapisotte.“ Er sagte das so ruhig, so überzeugend, nach jeder Phrase mit einer kleinen Pause, wie Jemand, der von Herzen wünscht, daß man ihm glaube.

„Famos, ausgezeichnet!“ rief der Andere. „Ein Scherz von unwiderstehlicher Komik.“

Am folgenden Tage wiederholten alle Zeitungen diese Anekdote. Man fand sie köstlich, höchst originell. Der Einfall, sich selbst für den Mörder auszugeben, um die Pariser zu mystificiren, war der Bewunderung werth. Lapisotte aber war wüthend. Er wiederholte sein Geständniß allen seinen Freunden. Am ersten Tage fand man den Witz sehr gut, am zweiten abgedroschen, am dritten langweilig. Schließlich meinte man, Anatole Desroses sei übergeschnappt.

„Das ist zu arg!“ sagte er in seinem Aerger zu einigen Ungläubigen im Café. „Niemand will mir glauben, daß ich das Meisterstück ausgeführt habe. Nun, morgen soll ganz Paris wissen, wer Oskar Lapisotte ist.“

— — — Er begab sich zu dem Richter, der in dem Mordproceß Vorsitzender des Schwurgerichts gewesen, und sagte: „Mein Herr, ich bin Ihr Gefangener. Ich bin Oskar Lapisotte.“

„Nicht weiter, mein Herr,“ antwortete der Richter lächelnd. „Ich habe Ihre interessante Novelle gelesen. Ich kenne auch den excentrischen Einfall, womit Sie sich und uns seit acht Tagen amüsiren. Ein Anderer würde sich vielleicht ärgern, daß Sie Ihren Spaß auch mit dem Gerichte treiben wollen. Aber ich bin ein Freund der Literatur und zürne Ihnen nicht, denn dieser Scherz verschafft mir ja das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft.“

„Es handelt sich nicht um einen Scherz! Ich schwöre Ihnen, daß ich Oskar Lapisotte bin, und daß ich den Mord begangen habe. Ich habe das Verbrechen ersonnen und ausgeführt.“

„Ersonnen und geschrieben, wollen Sie sagen. Dann erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie die dem Schriftsteller erlaubten Grenzen doch etwas überschritten und Ihren Lesern gar zu Unwahrscheinliches vorgetragen haben.“

„Aber ich sage Ihnen . . .“

„Erlauben Sie, Sie werden doch zugeben, daß ich etwas von Verbrechen verstehen muß. Nun, einige Umstände in Ihrer Novelle sind unnatürlich z. B. die Begegnung mit der Wirthschafterin im Krankenhause und die Geschichte mit dem Chloral. Als Kunstwerk ist Ihre Novelle ergreifend, aber Ihr berühmtes Verbrechen ist als Wirklichkeit einfach unmöglich. Lieber Herr Desroses, es thut mir leid, wenn ich Sie kränke, aber als Schriftsteller bewundere ich Sie, doch als Verbrecher kann ich Sie nicht ernst nehmen.“

„Dann sollst Du es lernen!“ brüllte Oskar Lapisotte, auf den Richter zuspringend. Er hatte Schaum auf den Lippen, seine Augen waren blutunterlaufen, und er hätte in seiner Wuth den Richter erdrosselt, wenn auf dessen Geschrei nicht Hülfe herbeigeeilt wäre.

Man fesselte den Rasenden und sperrte ihn ein. Bald darauf wurde er in's Irrenhaus gebracht Dort blieb er bei seinen Behauptungen.

„Man bringe mich auf's Schaffot, aber man soll die Wahrheit erkennen. Ich will gerne sterben, wenn ich nur einen Augenblick vor meinem Tode den Ruhm meiner That genossen habe!“

Solche Reden wurden mit der Douche behandelt. Endlich wurde er wirklich verrückt und glaubte, er sei Anatole Desroses und habe seine Novelle nur erdacht. Dann wurde er aus dem Irrenhause entlassen und blieb bei diesem Glauben bis zu seinem Tode.

Aus der Hauptstadt.

Integer vitae.

Am offenen Grabe Theodor Fontane's hielt auch der ehemalige Brodherr des märkischen Wanderers, der Besitzer der Vossischen Zeitung, Herr Geheimer Justizrath Lessing, eine Leichenrede. Besser gesagt, er hielt die Leichenrede. Denn während man sich aus den phrasenschönen Expectorationen der geistlichen und nichtgeistlichen Demosthenesse, die den Verblichenen beweinten, durchaus kein gegenständliches Bild seines mühseligen Erdenwallens machen konnte, entklangen den Darlegungen des Herrn Geheimen Justizrathes höchst persönliche Noten. Ihm war in Theodor Fontane ein Mitarbeiter gestorben, der auf gute Behandlung mehr Gewicht legte als auf hohes Gehalt, ein bescheidener Mann, dem zweihundert Mark monatlich fürstliche Apanage schienen. Mußte er nicht in dem ihm vom Urenkel G. E. Lessing's zugebilligten Monats-Honorare ein unerhörtes Nabobgeschenk erblicken, nachdem von andrer Seite das Manuskript seiner gesammelten Balladen und Gedichte mit einem — wahrscheinlich ungebundenen — Exemplare der deutschen Shakespeare-Ausgabe honorirt worden war? Doch nicht die spottbillige Arbeitskraft des Kritikers Fontane lobte Herr Geheimer Justizrath Lessing, als er mit thränenfeuchten Augen auf den blumenbekränzten Sarg sah. Nein, seine Integrität hob er hervor, seine Unbestechlichkeit. Nun hegte sicherlich Niemand aus der Trauergemeinde den mindesten Verdacht, daß Theodor Fontane je den silbernen Löffeln des Herrn Geheimen Justizrathes Lessing gefährlich geworden ist. Bei zweihundert Mark Monatsgehalt kann ein Familienvater allerdings leicht auf dumme Gedanken kommen, aber so selten ist die Ehrlichkeit doch noch nicht in dieser besten aller Welten, daß man sie einem hochbegabten alten Poeten als das Ueberschwänglichste aller Lobe nachsagen kann. Es ging deßhalb leises Raunen durch die Trauerversammlung, als der Eigenthümer der Vossischen Zeitung seiner Begeisterung für Fontane's Redlichkeit in Geldangelegenheiten ebenso taktvollen wie hinreißenden Ausdruck verlieh. Zwar hatte man all' den wesenlosen, gekünstelten und innerlich unwahren Darlegungen der anderen Oratoren gegenüber bei seinen Worten die angenehme Empfindung, daß hier ein wackerer Mensch so sprach, wie es ihm wirklich um's Herz war, aber arglose Gemüther fragten sich doch, was den Rivalen Scherl's wohl zu seinem Vortrage über Fontane's Verhältniß zum siebenten Gebote veranlaßt haben mochte.

Dem Geheimen Justizrath Lessing war kurz vorher von seiner Redaction wieder eine verdrießliche, wenn auch keineswegs ungewohnte Ueberraschung bereitet worden. Der leitende Handelsredacteur hatte es nämlich nicht unterlassen können, in die Fußstapfen der auchvossischen Herren Schweitzer, Ebeling und Meyer zu treten. Freilich war er nur ein Zwerg im Vergleich mit diesen Giganten, ein schwächlicher Epigon. Gerüchte liefen um, wonach er während seiner Thätigkeit in der puritanisch streng geleiteten Redaction allerhand unschuldige kleine Arbeiten für Berliner Bankhäuser ausgeführt hatte, für Firmen also, deren Unternehmungen und Emissionen er gegebenen Falls pflichtgemäß in der Vossischen Zeitung

besprechen mußte. Die Bankhäuser hatten ihn schlecht und recht dafür bezahlt, genau so schlecht und recht, wie ihn die Vossische Zeitung bezahlte. Der Epigon fand nichts in dem kleinen Nebenverdienste, andere Leute auch nicht; er und die ihm nahestehenden Personen waren eben der Meinung, daß es sich mit der Stellung eines unabhängigen, an einem unabhängigen Blatte arbeitenden Journalisten durchaus vertrage, wenn er von den großen Berliner Actienbanken kleine Trinkgelder annehme. Indessen widerfuhr dem armen Kerl, der wirklich nur instinktmäßig, ohne böse Absicht gesündigt hatte, etwas Merkwürdiges. Der Vorstand des Vereines Berliner Presse mischte sich in seine Privatangelegenheiten. Frühere Vorstände hatten dies nie gethan; Niemand hatte von Herrn Schweitzer Rechenschaft über die Herkunft seiner Million verlangt, Niemand die andern glücklichen Börsenredacteure der siebziger und achtziger Jahre gehässig über die Solidität der Grundmauern ausgeforscht, worauf sich ihre hübschen Villen und Zinshäuser erhoben. Immer hatte man den drakonisch strengen Principien, nach denen die Vossische Zeitung und die übrigen maßgebenden Annoncenblätter ihre Redacteure richten, seine Reverenz gemacht, und sogar Schweitzer's Gründung der Nienburger Zuckerfabrik, die selbst heute noch eines Hugo Löwy Neid wachrufen muß, hatte zu keinerlei Einschreiten Veranlassung gegeben.

Weiß Gott, warum die Zeiten sich geändert haben. Dem Vorstande des Pressevereins war wohl bekannt, daß der Epigon, an sich eine runde Null, doch mächtigen Rückhalt hatte, und trotzdem legte er entschlossen Hand an. Es wird schwer festzustellen sein, ob alle seine Mitglieder nur sachlichen Erwägungen gehorchten, als sie in das Wespennest griffen, ob nicht vielmehr der Eine oder der Andere persönlichen Abneigungen Raum gab — jedenfalls verdient der Muth Anerkennung, womit sie die Attacke wagten. Denn hinter Duntz, dem Ganzkleinen, ragte der schon minder kleine Stephany auf, und hinter Stephany, die Lande überschattend, der Herr Geheime Justizrath Lessing. Dank dem freundschaftlich-collegialen Verhältniß, das, wie alle Welt weiß, in der Redaction der Vossischen Zeitung hochgradig grassirt, verkehrte der Ganzkleine sehr intim in der Familie seines Unter-Chefs Stephany. Eine Tochter Stephany's gab den Duntzschen Clavierunterricht und erkundigte sich bei dem verehrten Leiter des Handelstheiles, wie das bischen ersparte Geld zinsbringend anzulegen wäre. Und Duntz bemerkte gelegentlich in schönem Opfermuth, daß er grobe Zweifel an seiner vossischen Integrität deßhalb nicht gerichtlich verfolge, weil er dadurch auch seinem Chef und Freund Stephany Aerger bereiten, oder, wie er sich duntzisch täppisch ausdrückte, ihn kompromitiren würde. Beide Familien waren, das geht schon aus den paar Beispielen hervor, ein Herz und eine Seele. Nie hat innigere Collegialität, aufrichtigeres gegenseitiges Vertrauen bestanden. Wenn Kastor und Pollux, Orest und Pylades Redacteure gewesen wären, hätten sie sich wie Duntz und Stephany geliebt.

Zwanglos erklärt sich aus diesem anmuthigen Verhältniß die Stellungnahme Stephany's, als über den Epigonen die Katastrophe hereinbrach. Der Verdacht lärmte durch die Gassen, Buben warfen Koth auf blendend weiße Mäntel, und der bloße Verdacht, so erklärte Stephany am 8. Juni d. J. vor Gericht, genügt, um Jemand in der Redaction der Vossischen Zeitung unmöglich zu machen. Mancher mag das hart und grausam, mag es schier unmenschlich nennen, aber die strengen Grundsätze der Vossischen Zeitung erfordern solches Vorgehen. Wenigstens erfordern sie es neuerdings. Im Falle Schweitzer mußten zu dem Verdacht erst erwiesene, unbestreitbare Thatsachen kommen, und auch dann ließ sich sein weiteres Verbleiben in der Redaction der Vossischen Zeitung noch mit der Integrität und den strengen Grundsätzen dieses achtbaren Organs vereinigen. Bei Duntz hingegen, der nicht werth ist, ihm die Schuhriemen aufzulösen, blieb das schöne Bildniß gnadenlos. Stephany suspendierte ihn sofort vom Dienst, und das, obgleich der Allergestrengste, Herr Geheimer Justizrath Lessing, nervös erkrankt war und deßhalb nur flüchtige Directiven hatte geben können. Doch zwei Seelen wohnten, ach, in Stephany's Brust. Als unerbittlicher Chefredacteur der integern Vossischen Zeitung mußte er den armen Sünder von sich stoßen; als mild verzeihender Vereinsbruder schloß er ihn mit klammernden Organen an sich. Unterschiedliche Leute waren baß erstaunt, als sie den greisen Feuerkopf auf der Generalversammlung des Pressevereins mit schöner, jugendlicher Wärme für das verlorene Schaf plaidiren hörten, und sie legten sich die verwunderte Frage vor, weßhalb der nach Stephany eine Zierde des Vereins sein sollte, der gleichfalls nach Stephany unwürdig war, fürderhin die Redactionsräume der Vossischen Zeitung zu schmücken. Die Integrität dieses Blattes in allen Ehren, aber schließlich darf doch selbst der Chefredacteur eines mit Vorliebe zu HeirathS- und Massenannoncen benutzten Journals keinen Unterschied konstruiren zwischen seinen Untergebenen, die er ängstlich vor dem Zusammenarbeiten mit einem nur ganz obenhin, ganz beweislos verdächtigten Collegen bewahren will, und den anderen Berliner Zeitungsplantagenarbeitern, die sich nach seiner Meinung sogar die Gesellschaft eines überführten und geständigen Preßbetheiligten gefallen lassen müssen.

Wo in die Tiefen des Gemüthes geschürft wird, da sind immer der psychologischen Räthsel viel, und so kam es, daß die Gerichtsverhandlung am 8. Juni von Morgens neun Uhr bis Nachmittags vier Uhr währte, ohne zu einer Klärung zu führen. Zwar einigten sich die Parteien auf einen Vergleich, der über Herrn Stephany's Integrität quittirte, aber dem ruhigen Zuhörer schien doch die Fülle der Erscheinungen nicht genügend gesichtet worden zu sein. Die Verhandlung ergab alles Andere eher als ein sauberes anatomisches Präparat der zur Debatte stehenden Vorgänge und Anschuldigungen. Lag dies nun daran, daß zu viel nebensächlicher Klatsch an der Sache hing und gerade die Nebensächlichkeiten von den Rechtsbeiständen Stephany's dick unterstrichen wurden, während der Vertreter des Beklagten es offenbar mit Niemandem verschütten wollte und vorsichtig um den Brei herumging; oder lag es daran, daß der den Vorsitz führende Amtsrichter in frischer Subjectivität seine Ueberzeugung allzu deutlich und allzubald erkennen ließ, so daß ihn der sonst sehr ruhige und zurückhaltende Beklagte einmal bitten mußte, das Ergebniß der Beweisaufnahme doch nicht vorweg zu nehmen — genug, um vier Uhr Nachmittags wallte um die entscheidenden Punkte des Streites derselbe mystische Nebel wie um neun Uhr Vormittags. Und nur zwei Thatsachen traten in erwünscht greller Buntheit aus dem grauen Gewoge hervor. Der geplagte Duntz, dem die Bauernschläue des bedrückten, hungrigen Habenichtjes eignet und der mit rührend-dreister Unentwegtheit und bittender Geberde die strengen Grundsätze der Vossischen Zeitung pries, führte doch von hinten herum einige wuchtige Hiebe gegen seinen Quälgeist Lessing. Er erzählte ganz naiv, daß ein sehr häßlicher Ehebruch seine Stellung an dem Blatte durchaus nicht erschüttert hätte. Der Herr Geheime Justizrath habe ihm mit dem Gespenst der Entlassung nur für den Fall eines öffentlichen Skandals gedroht. Insgeheim zu sündigen, ist den schlecht bezahlten Kulis der Integrität gestattet, bloß der Schein muß gewahrt bleiben. Des Weiteren klagte Duntz, in trefflicher Pose und mit bebender Stimme, daß er zu Beginn seiner Handelsredacteur-Laufbahn noch weniger als Theodor Fontane, nämlich nur 2000 Mark jährlich, erhalten habe und auch bei der millionenreichen Vossischen Zeitung nach siebenjähriger Dienstzeit nur bis zu 6000 Mark Jahresgehalt aufgestiegen sei. 6000 Mark für einen Mann in der verantwortlichen, an glitzernden Versuchungen reichen Stellung eines Leiters der Handelsredaction! 6000 Mark ihm, während das Blatt jährlich eine runde und nette Million einträgt oder doch noch vor kurzer Zeit eintrug! Wer will einen Stein auf den Aermlichen werfen? Als Handelsredacteur der Berliner Neuesten Nachrichten, die ihm gnädig 166 Mark 66 Pfennig Lohn für den Monat bewilligten, war der Bedauernswerthe gezwungen, bei den Banken um ein paar Schmutzgroschen anzupochen, und die vergleichsweise kaum minder erbärmliche Bezahlung, die ihm das nach strengen Grundsätzen geleitete Breitestraßenblatt gewährte, hoben ihn aus dieser Sphäre nicht empor. Er ist zuversichtlich nie im Stande gewesen, Erspartes auf die hohe Kante zu legen wie sein Freund Stephany, und er hat zuversichtlich nie glückliche Geschäfte damit gemacht. Auch Stephany ist kein reicher Mann. Die harte Arbeit, darin er seit Decennien steht, trägt ihm nicht so viel ein, daß der Siebzigjährige seine letzten Lebensjahre und seine Familie unbedingt vor Noth sichern kann. Diese Thatsache muß auch die milde stimmen, die hart über ihn und sein Verhalten urtheilen. Allerdings rechtfertigt sie dies Verhalten nicht. Vor Gericht ist dem Chefredacteur der Vossischen Zeitung zwar bescheinigt worden, daß seine Transactionen nichts Bedenkliches an sich gehabt haben, und man hat die Vernehmung journalistischer Sachverständiger darüber abgelehnt, ob seine Zeichnung von 20,000 Mark elektrischer Actien mit journalistischen Ehr- und Anstandsbegriffen vereinbar sei. Daß sie sehr bösen Schein erwecken konnte, ist indeß trotz den erfreulich lebhaften Betheuerungen vom Anwaltstische aus gewiß. Ein Advokat darf Manches thun, was dem ersten Redacteur einer integern Zeitung unbedingt verboten ist. Herr Stephany mußte wissen, daß die drei plumpen Reclameartikel, die er über den Kopf seines Börsenredacteurs hinweg im Handelstheil des Blattes veröffentlichte, aus dem Preßbureau der Deutschen Bank stammten, desselben Instituts, dem die Emission der darin überschwänglich angepriesenen Papiere oblag. Er mußte wissen, daß die angeblich so interessanten Stilübungen des Herrn Archivars Dr. Fuchs geradezu Mißdeutungen erzwangen, und daß der fatale Zufall, der ihm sämmtliche verlangten zwanzig Actien in den Schooß warf, während andere Zeichner mit winzigen Theilbeträgen fürlieb zu nehmen hatten, den Verdacht aufpeitschen würde. Einen Verdacht, der bei den strengen Grundsätzen der Vossischen Zeitung genügt hätte, ihn um Amt und Brod zu bringen. Trotzdem betrat er den gefährlichen Pfad. Er wird inzwischen erfahren haben, was Herr Wiener vom Berliner Tageblatt, den seine Vertreter als ihren Sachverständigen aufgerufen hatten, über solche Verquickung von Journalismus und Speculation denkt. Und obgleich er vor Gericht erklärte, den Handelstheil des von ihm verantwortlich gezeichneten Blattes nicht zu lesen, wird er in Zukunft kaum umhin können, sehr eingehend über seine Stellung zu diesem Handelsteile nachzudenken.

Im Uebrigen dürfen gerechte Richter ihn so wenig wie den erbarmungswürdigen Duntz verantwortlich machen für den kleinen Schritt vom Wege der absoluten, unantastbaren, unbezweifelbaren Integrität, die unter allen Umständen aufrecht zu erhalten zu den strengen Grundsätzen der Vossischen Zeitung gehört. Alle Schuld an den Verirrungen der Kleinen tragen die Großmogule des Großcapitalismus, die Inseratenkönige, die den geistigen Arbeiter mit einem Bettel abspeisen und ihn dadurch zu nächtlichen Raubzügen und zur schmutzigen Prostituirung zwingen. Nicht jeder Literat, der den Berliner Asphalt tritt, ist ein so reines, großes Kind wie Theodor Fontane, und nicht Jedem wird Stütze und Stab in Stunden der Versuchung und des Hungers die frohe Aussicht sein, daß ein Geheimer Justizrath dereinst an seinem offenen Grabe das Lied von der Uebung der Redlichkeit singt und die Integrität des treuen Dahingeschiedenen anerkennt.

Caliban.

Die Kunstausstellung der Berliner Secession.

I.

Mit einer kleinen Auswahl von Werken anerkannter zeitgenössischer Meister und hochstrebender jüngerer Talente tritt die Berliner Secession zum ersten Mal im eigenen Hause an die Oeffentlichkeit. „Denn wir sind der Ueberzeugung, daß die massenhafte Anhäufung von Kunst ebenso sehr gegen das Interesse des Publicums wie das der Kunst selbst verstößt", heißt es im Vorwort des Katalogs. Es wird ferner darauf hingewiesen, daß der Beschauer durch die lange Flucht von Bildersälen nur ermüdet wird und die wahrhaft guten Werke durch den Wust der Mittelmäßigkeit erdrückt werden. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Weder in den Museen noch in den Jahresausstellungen der deutschen Kunststädte kommt man zu einem rechten Kunstgenuß. Auch dürfte es oft mit Schwierigkeiten verknüpft sein, hier die Spreu von dem Weizen zu unterscheiden — selbst auf der hochgradig langweiligen großen Berliner Kunstausstellung mag im Verborgenen, zwischen „Schmarren" wohl versteckt, manch eine Wunderblume blühen, die dem Kritiker entgangen ist. Aber wie Abhülfe schaffen? In dem Maaße, wie sich die künstlerische Production steigert, wird auch die Massenanhäufung von guten und minderwerthigen Kunstwerken an Ausdehnung gewinnen. Denn es stellt auch der Geringste sein Licht nicht gern unter den Scheffel, und außerdem kann man es keinem Künstler verdenken, wenn er jede Gelegenheit benutzt, um sich ein Absatzgebiet für seine Arbeiten zu erobern. Darum soll man auch dem Schwachen die Möglichkeit gewähren, zu zeigen, was er kann, dem Stärkeren schadet es nichts, und er selbst kann im Wettstreit lernen, wie er es besser zu machen hat. Von diesem Standpunkte betrachtet, darf man die Massenausstellung nicht verdammen. Ueberhaupt läßt sich an dieser Erscheinung, die in ihrem Wesen eine rein wirthschaftliche ist, nicht rütteln, so lange das Culturleben auf wenige Punkte concentrirt bleibt. Für die deutsche Kunst kommen nur München, Berlin, Dresden und Düsseldorf, vielleicht auch noch Karlsruhe und Weimar in Betracht, alles Andere ist Provinz, deren bloße Namensnennung den Großstadtmenschen schon erschaudern läßt. Die Franzosen haben es in der Concentration noch weiter gebracht: Paris ist Frankreich. Möge uns ein gütiges Geschick vor einem ähnlichen Schicksal bewahren. Nicht die Centralisirung aller Kräfte der Nation vertieft und erweitert das Cultur- und Kunstleben, sondern die Decentralisirung, die das in den Großstädten Errungene in die Provinz hinausträgt und sie von dem Odium der Langweiligkeit und Oedigkeit befreit.

Dem verflachenden Einfluß des centralistischen Princips entgegenzuwirken, ist die Aufgabe einer Secession. Darum hat auch die Secession der Berliner Künstlerschaft sich auf eine Auslese solcher Werke beschränkt, die den Beschauer über den Stand der gegenwärtigen künstlerischen Production unterrichten. Ihre Ausstellung ist eine Kampfesausstellung im vollkommensten Sinne. Sie zeigt uns sowohl an den Werken der großen modernen Meister, deren Namen schon Jedem geläufig sind, als auch an denen der Jüngeren, daß bei aller Gegensätzlichkeit der Anschauung der immerwährende Kampf das Lebenselement der Kunst ist. Ohne den Kampf würde sie versimpeln und verflachen. Wer stehen bleibt, wird schon zu seinen Lebzeiten vergessen, das häßlichste Loos, das einem Künstler beschieden sein kann. Und ihrer sind gar Viele, mag ihnen auch die fürstliche Gnadensonne lächeln, mögen sie officielle Aemter bekleiden und mit äußeren Ehrenbezeugungen überhäuft werden, für die Kunst sind sie abgethan, sie haben nicht den rechten Entwickelungskeim in sich getragen. Nur Adolf Menzel hat sich im Greisenalter die Jugendfrische erhalten. Auch Arnold Böcklin, der immer abseits der großen Heerstraße gelebt hat, ist dennoch ein Rufer im Streit geblieben. An seinen Werken können wir seinen Entwickelungsgang verfolgen. In einer italienischen Landschaft älteren Datums entfernt er sich kaum vom heroischen Landschaftsstil, in der „Cimbernschlacht" bindet er sich nicht mehr an beengende Compositionsregeln, die nur für den Geltung haben, der sie anerkennt. Die „Quellennymphe" zeigt ein neues Entwickelungsstadium an, den Fortschritt, den er als Colorist gemacht hat. Und in seinem neuesten Werk „Nessus und Deianeira" lernen wir ihn als den eigenartigen Grübler kennen, der die antike Mythe geistvoll zu interpretiren weiß.

Auch die Führer der Berliner Secession, die Liebermann, Dettmann, Skarbina, Leistikow, Frenzel, von Hofmann u. A. sind nicht stehen geblieben. Max Liebermann zeigt in seinen Bildern und flott hingesetzten Farbenskizzen, welche Meisterschaft er in der Behandlung der Licht- und Schattenwirkungen erlangt hat. Ludwig Dettmann stellt zwei Kircheninterieurs aus „Crypta in Tirol" und „Das Abendmahl". Seine höchste Künstlerschaft entfaltet er stets, wenn er die heimische Erde und seine engeren Landsleute schildert, darum gebührt auch dem letzteren Gemälde der Vorzug. Er hat die friesischen Bauern und Fischer bei der Arbeit vom Sonnenlicht umfluthet mit unnachahmlicher Treue geschildert, hier sehen wir sie im Dämmerlicht der alten Dorfkirche ihre Andacht in kindlichem Gottvertrauen verrichten. Es sind prächtige Gestalten; in der Charakterzeichnung hat Dettmann hier das Höchste erreicht. —

Am eigenartigsten und vielseitigsten dürfte sich von den Berliner Secessionisten Walter Leistikow entwickelt haben. Bald bringt er einen Ausschnitt aus der Natur zur anschaulichen Wiedergabe, bald fesselt ihn eine Luftstimmung und ein anderes Mal wird er zum Symbolisten, indem er einige besonders charakteristische Linien und Töne der Landschaft unter Ausschluß aller anderen Erscheinungen festhält. Größere Gegensätze als er in seinem „Wald" und „Visby" entwickelt hat, dürfte man in der Natur nur selten beobachten. . Nichts weiter als Baumstämme sehen wir auf dem Bilde dargestellt, nach unten einiges Wurzelwerk, nach oben einige schwache Verästelungen. Vom Standpunkte der Schulästhetiker ist dieser Vorwurf nichts weniger als malerisch, er wird es aber dadurch, daß der Künstler die Domstimmung des Buchenwaldes, das geheimnißvolle, schwermüthige Waldschweigen, hinein verflochten hat. Die hohen schlanken Bäume des Vordergrundes kommen in ihrer Wirkung den Säulen und Pfeilern des Kirchenschiffes nahe, und mit einem geringen Aufwand von Phantasie kann man in dem hinteren Durchblick das dreitheilige gothische Spitzbogenfenster mit dem reichverästelten Maaßwerk erkennen. — Einen Hauch aus alten Tagen verspüren wir zwischen den mächtigen Burgruinen der einstigen nordischen Hansastadt Visby. Die Behandlung ist eine rein stilistische, alle Lichteffecte, von denen Leistikow im vorigen Bilde den ausgiebigsten Gebrauch gemacht hat, sind hier sorgsam vermieden und die Farben auf einige Grundtöne reducirt, allein durch die kräftige Contourirung der Gegenstände, die sich sogar auf die Wolkenbildungen ausdehnt, ist die monumentale Wirkung hervorgerufen.

Zu derartigen wuchtigen Ausdrucksmitteln nimmt Ludwig von Hofmann nicht seine Zuflucht, sie würden auch schlecht in den Charakter seines Vorwurfs passen, der immer auf Moll gestimmt ist. Er ist ein feinfühliger Stimmungsmaler und reichbegabter Colorist, dessen Kunst darin besteht, daß er seine vielfach nüancirten Farbtöne zu einer großen Einheit zu verbinden weiß. Den eigenthümlichen Zauber seines Colorits genießen wir in dem überaus duftig behandelten Bilde „Adam und Eva", das zu den abgeklärtesten Arbeiten des Künstlers zählt.

Wer mit Farben zu operiren versteht, ist darum noch kein Colorist, das beweist Martin Brandenburg in seinem „Phantom". Wasser und Luft intensiv blau in intensiv blau, dazu die beiden menschenartigen Schemen, die von irgend woher angeschwirrt kommen, natürlich auch mit Blau oder Grün übergossen, das ist doch etwas zu viel Farbentrunkenheit. Auf der Großen Berliner Kunstausstellung wäre der Schöpfer dieses Bildes jedenfalls auf den Index gesetzt worden. Ueberhaupt scheint der alleinseligmachendende Glaube an die Farbe eine große Verbreitung unter der jüngeren Künstlerschaft gefunden zu haben. Es lassen sich auch noch andere als rein coloristische Wirkungen in der Malerei erzielen, das ersehen wir an dem „Kirchgang im Spreewald" von demselben Künstler. Ein eigenartiges Bild, etwas aus der Vogelperspective gesehen, das nicht eines kernigen Humors entbehrt; man betrachtet sich mit Vergnügen die frommen Kirchgänger, die hurtig vorwärts schreiten, damit ihnen nichts von der gottesdienstlichen Handlung entgehe. Daß Brandenburg auch etwas Tüchtiges gelernt hat, zeigt er an seinem weiblichen Act, darum wollen wir mit seinem Farbenexperiment „Phantom" nicht zu strenge in's Gericht gehen.

Hans Baluschek, der durch seine Berliner Studien schnell bekannt geworden ist, schweift nicht hinaus in nebelhafte Fernen, ihn fesselt die rauhe Wirklichkeit. Ernste und heitere Episoden aus dem Volksleben schildert er, je nachdem es die Situation erheischt, mit beißender Satyre oder überlegenem Humor. Durch sein Berliner Bilderbuch „Zwischen O. und W." hat er sich als ein scharfer Beobachter und Charakterzeichner, von dem wir noch manche treffliche Arbeit erhoffen dürfen, gut eingeführt.

Nächst der Berliner ist die Münchner Secession am hervorragendsten an der Ausstellung betheiligt. Es sind Stuck, von Uhde, Samberger, Zügel, Slevogt und Andere, wenn auch nicht mit ihren bedeutendsten, so doch guten und für ihre Kunst charakteristischen Arbeiten erschienen — denn Meisterwerke lassen sich nicht aus der Erde stampfen, ist schon im Vorwort des Catalogs gesagt worden, um von vornherein allen hochgespannten Erwartungen entgegenzutreten. Max Slevogt stellt zwei Arbeiten aus, die die Kritik herausfordern: „Todtentanz" und „Der verlorene Sohn". Beide Bilder haben im Vorwurf nicht den Reiz der Neuheit für sich, in der Auffassung und der coloristischen Behandlung jedoch um so mehr. Slevogt hat Rembrandt studirt, die Figuren sind äußerst wirksam aus dem Dunkel des Hintergrundes herausgearbeitet, darum liegt aber noch gar kein Grund vor, daß die Form gänzlich vernachlässigt werden muß, einzelne Körpertheile erscheinen, als wären sie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet worden. Rembrandt hat auch die Form dem Colorit untergeordnet, aber nicht willkürlich verzerrt. Die plastische Darbildung der Form, wie sie Rubens eigen, und die transparente Wirkung des Nackten hat Raffael Schuster-Woldan in den weiblichen Körpern seiner „Legende" mit gutem Erfolg angestrebt. Die sinnenbestrickende Ueppigkeit und die verführerische Schönheit hat Louis Corinth im „Dämon" mit kräftigen Pinselstrichen geschildert. Eine effectvolle Beleuchtungsstudie ist von Jos. Oppenheimer „Im Atelier" geschaffen. Auch dominirt in der Münchener Landschaftsmalerei die Beleuchtungs- und Luftstimmung. In dieser Hinsicht ist das Gemälde „Vorfrühling" von Fritz Bär besonders beachtenswerth, goldig lichte Töne durchfluthen die Natur, in der sich überall neues Leben regt. In ein lichtes Purpurmeer ist die Abendlandschaft mit den Aehrenleserinnen von Carl Hartmann getaucht.

In der Beleuchtungsstimmung kommt das Gemälde „Feierabend" von Franz Hochmann, Dresden, wo wir einen Bauern mit zwei Pferden nach vollbrachter Arbeit heimwärts ziehen sehen, dem vorigen

sehr nahe. Von den Landschaftsmalern der Dresdener Secession sind ferner Bantzer, Müller-Breslau und Pietschmann erschienen. Gottfried Kühl stellt ein fleißig gearbeitetes ländliches Interieur aus. Max Stremel hat das Sterbezimmer Schiller's in neoimpressionistischer Manier gemalt, tausende von leichtflüchtigen Farbtönen sind hier mit großem Geschick zu einer einheitlichen Gesammtwirkung vereinigt, mit größter Virtuosität ist das Spiel der Sonnenstrahlen auf den Rücken der Bettstelle wiedergegeben.

Die Befürchtung, die ich an anderer Stelle äußerte, daß die Malerei nur zu oft zur Erzielung coloristischer Wirkungen mißbraucht werde, dürfte auf Sascha Schneider, der mit der Farbe nichtsdestoweniger umzugehen versteht, nicht zutreffen. Er hat dem Publicum stets etwas Neues zu sagen und er weiß auch für seine Idee den entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu finden. Diesmal schildert er in allegorischer Form die Ueberlegenheit des Christenthums gegenüber der asiatischen Cultur. Er giebt dem Bilde die Bezeichnung „Ungleiche Waffen", wodurch er die ihn leitende Tendenz schon andeutet. Der Träger des Asiatenthums ist ein Assyrier, der in fatalistischer Ruhe den Bogen spannt, der Träger des Christenthums ein Pfaffe, der mit dem Kreuz in der Hand in überlegener Ruhe die Manipulationen seines Gegners beobachtet. Der Vortrag Schneiders ist stets gemessen, nie leidenschaftlich bewegt.

Aehnliches gilt auch von dem Schweizer Ferd. Hodler, der vielleicht eine noch geheimnißvollere Sprache führt. Schon einmal hatte er in Berlin eine Arbeit ausgestellt „Die Nacht". Von den Schläfern ist er auf „Die Lebensmüden" gekommen. Ob dieses Bild denselben Erfolg erleben wird, wie seiner Zeit die Lebensmüden vom Neide, ein Sensationsbild der bedenklichsten Art, dürfte wohl ausgeschlossen sein, da Hodlers Werk nichts weniger als sensationell ist, was doch die Vorbedingung zur Popularität ist. Hodler zeigt, daß man auch ohne Liebeskummer ein Abtrünniger des Lebens werden kann, die fünf Gestalten sehen nicht so aus, als hätte sie Eros jemals verwundet, der eine ist in stumpfsinniger Arbeit alt und lebensmüde geworden, die Andern im stumpfsinnigen Gottvertrauen, die Energie ist dahin, zurückgeblieben ist nur noch die äußere Hülle. —

Von Künstlern, die abseits des Parteigetriebes stehen, deren Arbeiten aber nie veralten werden, hat Hans Thoma, Frankfurt, der poesievolle Naturschilderer, und Wilhelm Leibl, Gaibling, der treffliche Charakterschilderer, die Ausstellung beschickt. Auch die Worpsweder und Karlsruher Künstlergruppe ist mit beachtenswerthen Arbeiten vertreten. Es ist Niemand zurückgeblieben, dem an einer Gesundung der hiesigen Kunstverhältnisse gelegen ist, und die Secession hat alle Kräfte angespannt, um eine Ausstellung zu Stande zu bringen, wie sie uns in Berlin noch nie geboten worden ist. Während in der officiellen Kunstwelt eine unerfreuliche Stagnation eingetreten ist, tobt in den Reihen der Secessionisten der Kampf. In der Jugendhitze hat man sich vielleicht zu manchem kühnen Experiment hinreißen lassen, auch begegnen wir keiner epochemachenden Arbeit, wohl aber vielen kräftigen Ansätzen dazu. Was uns die erste selbstständige Ausstellung der Berliner Secession aber namentlich sympathisch macht, das ist der ehrliche künstlerische Geist, der sie durchweht, der nicht die Kunst gewerbsmäßig, sondern um ihrer selbst willen ausübt. Wenn die Secession auf diesem Wege weiter fortschreitet, dann werden auch die materiellen Erfolge nicht ausbleiben, und sie wird in absehbarer Zeit die Schächer aus dem Landesausstellungspark vertreiben, und was noch wichtiger ist: einen neuen Geist dorthin verpflanzen.

Johannes Gaulke.

Notizen.

Heinrich v. Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1866. Erzählt von Theodor Schiemann. (Zweite Auflage. München, R. Oldenbourg.) Die Lehr- und Wanderjahre erzählen uns auf Grund eines überaus reichen Materials an Briefen und Akten die Entwicklungsgeschichte des großen Historikers, also die Zeit von 1834 bis 1866, von Treitschke's Geburt bis zu der großen Entscheidung, die das Fundament zum neuen Deutschland legte. Es sind drei Hauptabschnitte, die dabei scharf hervortreten: die Kindheit und die Schuljahre, die Studienzeit und endlich die ersten Docentenjahre, an welche sich die bahnbrechende publicistisch-historische Thätigkeit Treitschke's knüpft. Interessant ist zumal die Folgerichtigkeit, mit welcher diese reiche und leidenschaftliche Natur sich vom Knaben zum Manne ausbildete, stets den Blick auf die Interessen des Vaterlandes gerichtet und zu einer Zeit Unitarier, als der Particularismus in der Blüthe stand. Bildet so die politische Richtung Treitschke's das Band, welches diese drei Perioden miteinander verknüpft, so fesselt uns zugleich die Schilderung der wissenschaftlichen, poetischen, religiösen und philosophischen Arbeit Treitschke's. Das Treiben auf der Kreuzschule, der Dresdner Aufstand von 1849, das Studentenleben um die Mitte der fünfziger Jahre, endlich die rüstige Thätigkeit der preußisch gesinnten Männer der Kleinstaaten treten uns lebendig entgegen. Aus reichen und lautern Quellen, den Mittheilungen von Verwandten und Altersgenossen über Treitschke's Jugend, vor Allem aus seinem Briefwechsel mit dem Vater, dem Generallieutenant Eduard von Treitschke († 1867), schöpfend, hat Schiemann den Grund zu einer Biographie des großen Historikers und Publicisten gegeben. „Dieses Leben war so rein, daß es nichts zu verbergen hatte: ein stetes Ringen nach Erkenntniß und Selbstbeherrschung, ein Heldenkampf gegen ein schweres physisches Gebrechen, ein glühendes Verlangen, zu schaffen und zu nützen, vor Allem mitzubauen an der Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes, ein Herz voll Liebe und ein Sinn, der allem Menschlichen offen war, ein sittlicher Muth endlich, der keine Menschenfurcht kannte: das war der Inhalt dieser reichen, leidenschaftlichen und mannhaften Natur." Klar und plastisch treten uns die Züge dieses wahrhaft heldenhaften Charakters entgegen. Wer sich in Treitschke's Leben versenkt, wird verstehen, warum Carlyle unter den Erfordernissen eines Helden die Wahrhaftigkeit obenan stellt. Unerschütterlich folgte Treitschke dem einmal für wahr und recht Erkannten. Daß ihn äußere Vortheile nicht von dem eingeschlagenen Wege ablockten, wäre für einen solchen Mann geringes Lob; aber nicht einmal die Bande des Blutes, nicht die Rücksicht auf seinen Vater, den er mit der ganzen Wärme und Tiefe seines Herzens liebte, vermochte ihn zu beirren. Die Conflicte, in die ihn seine Ueberzeugung von Preußens deutschem Beruf mit dem in der Treue gegen das sächsische Königshaus ergrauten Vater führte, sichern Treitschke allein schon den Platz unter den wahren Helden unseres Volkes. Aber in seinem Leben war noch ein anderer Conflict, den Schiemann verschweigt: die badische Familie v. Bodmann, der seine Braut und nachmalige Gattin angehört, stand im gegnerischen Lager der Ultramontanen und groß-deutschen Particularisten. Wir haben noch 1874 von einem Bruder — oder Vetter? — der Frau von Treitschke geradezu preußenfresserische Ansichten gehört. Der neuen (billigeren) Ausgabe des köstlichen Buches, das bald fortgesetzt werden möge, sind zwei Bildnisse beigefügt. Schön sind endlich die bewegten Kieler Tage nach den Erinnerungen der starkgeistigen Lotte Hegewisch, ein wahrhaft erhebender Abschluß.

Geschichte der neueren Philosophie. Von Kuno Fischer. (Carl Winter, Universitätsbuchhandlung.) Die schöne Jubiläumsausgabe schreitet rüstig vorwärts. Der nun vollständige achte Band bringt eine Darstellung von Hegel's Leben und System. Quellenforschungen Fischer's in Berliner Archiven haben manche dunklen Punkte in Hegel's Berliner Leben aufgehellt. So namentlich den vielbesprochenen Fall mit dem Philosophen Benecke, der sich zu Hegel's Gunsten aufklärt. Auch hier imponirt der berühmte Heidelberger Lehrer durch klare Darstellung der philosophischen Systeme. Die Lebensläufe der Philosophen, die Charakterzüge ihrer Zeit werden eingehend geschildert, damit dem Leser Alles, was diese Bücher ihm bieten, in wohlgefügtem Zusammenhange erscheint.

Berichtigung. In dem Artikel von Marcus Landau in letzter Nummer ist zu lesen: S. 360, Sp. 2, Z. 35: Zufall (statt Inhalt); S. 361, Sp. 1, Z. 1: Jansenisten (statt Harfenisten).

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Vorlesungen
über
Agrarwesen u. Agrarpolitik
von
Dr. Theodor Freiherrn von der Goltz,

Geh. Regierungsrat, ord. öffentl. Professor an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität und Direktor der Landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf.

Preis: brosch. 6 Mark, geb. 7 Mark.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Jn unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

Jn allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Die englische Agrarkrisis,
ihre Ausdehnung, Ursachen und Heilmittel.

Nach der Enquête der „Royal Commission on Agriculture"
bearbeitet von
Dr. Oskar Stillich,
Docent an der Humboldt-Akademie in Berlin.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 25. Berlin, den 24. Juni 1899. 28. Jahrgang. Band 55.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Welthandel und Weltmacht. Von Arthur Dix. — Ueber die Genfer Convention. Von Paul Herrmann. — Die Tagespresse und der Postzeitungstarif. Von Paul Dehn. — Das Landeserziehungheim. Ein pädagogisches Experiment. Von Wilhelm Bode (Hildesheim). — **Literatur und Kunst.** Anatole France. Von A. Brunnemann (Paris). — Ein japanisches Drama. Von Erich Urban. — **Feuilleton.** Das künftige Schlachtfeld. Von Emile Zola. — **Aus der Hauptstadt.** Die rothe Mappe. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Welthandel und Weltmacht.

Von Arthur Dix.

Die Lehre von Samoa wirkt. Eine herbe Lehre, aber eine, wie es scheint, nützliche und nachhaltige. Wie Schuppen ist es von den Augen Derer gefallen, die die neue Weltlage noch immer nicht erkannt hatten, die noch immer in süßer Sicherheit auf das europäische Gleichgewicht und die europäische Großmachtstellung Deutschlands bauten. Jetzt endlich erweitert sich ihr Blick, jetzt erkennen sie, wie gründlich sich die Verhältnisse umgestaltet haben. Heute gilt nicht mehr das europäische Gleichgewicht, die europäische Großmachtstellung, der europäische Horizont. Heute heißt es Weltmacht, Weltpolitik, Weltverkehr, Welthandel, Weltwirthschaft. Wie der moderne Staat an diesen Dingen theilnimmt, darauf kommt es an, nicht mehr allein auf seine Stellung im Concert der alten europäischen Großmächte. —

Seit dreißig Jahren hat das Kabel die Welt erobert — ein Siegeszug, der seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht hat, und dessen volle Bedeutung wir erst in dem Augenblick erkennen, da unser Auge sich daran gewöhnt, über den europäischen Horizont hinauszuschauen in jene ganze, weite Welt — eine Welt der wirthschaftlichen und politischen Kämpfe in einer Ausdehnung und Intensität, wie sie vor dem Siegeszuge des Kabels gar nicht möglich gewesen wäre. Das Kabel und der große Oceandampfer sind die beiden Hauptwerkzeuge des modernen Weltverkehrs und der Weltwirthschaft. Wer diese beiden Werkzeuge beherrscht, der hat die erste Anwartschaft auf die Beherrschung des Weltmarktes. Nun sind aber die bei weitem wichtigsten intercontinentalen Kabel überwiegend in englischen Händen, und in denselben Händen ruht mehr als die Hälfte der gesammten Welthandelsflotte, wenn man von der etwa 65 Millionen Tonnen betragenden Leistungsfähigkeit dieser Welthandelsflotte als dem einzig richtigen Maaßstabe ausgeht.

Deutschland dagegen ist an den Weltkabeln noch so gut wie gar nicht, an der Welthandelsflotte aber in rasch und bedeutend steigendem Maße beteiligt. Freilich regen wir uns heute auch auf dem Gebiete des intercontinentalen Kabelwesens, das bisher bei uns völlig vernachlässigt war, wiewohl das Kabel eine deutsche Erfindung und vor etwa einem halben Jahrhundert durch Werner Siemens zuerst in Deutschland gelegt ist. Vor kurzer Zeit ist endlich eine deutsche Kabelgesellschaft in's Leben gerufen worden, die zunächst eine neue, selbstständige Verbindung mit Amerika schaffen will.

An der Welthandelsflotte ist, wie gesagt, der Antheil Deutschlands schon sehr bedeutend, besitzen wir doch in der Hamburg-Amerika-Linie die erste Rhederei der Welt; die Leistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte hat sich seit 1870 — allen anderen Ländern, selbst England, in ihrer Zunahme weit voran — vervierfacht; sie wird allerdings von der englischen noch immer um fast das Sechsfache übertroffen, läßt aber alle übrigen Staaten in weitem Abstande hinter sich. Diese Zunahme entspricht dem großartigen Wachsthum des deutschen Antheils am gesammten Welthandel. Gegenwärtig ist Deutschland bereits etwa mit einem Neuntel an diesem Welthandel betheiligt und England dadurch immer näher gerückt; von den 70—75 Milliarden Mark, auf die sich der jährliche Werth des Welthandels berechnen läßt, entfallen 12 Milliarden auf England und 8 auf Deutschland, während beispielsweise Frankreich und selbst die Vereinigten Staaten nur mit je 5—6 Milliarden betheiligt sind. Außerdem aber arbeitet eine kaum geringere Summe deutschen Capitals in allen Ländern der Welt in Plantagen, Handelshäusern, industriellen Unternehmungen, Eisenbahnen, Bergwerken u. dergl. Nach amtlichen Quellen wurde der ungefähre Betrag dieser Capitalien kürzlich von Dr. von Halle auf etwa 7 Milliarden Mark geschätzt.

Deutschlands Interessen auf dem Weltmarkt und seine Theilnahme am Welthandel sind nach alledem — und es ließen sich noch zahllose weitere Belege anführen, wenn ich nicht fürchten müßte, die Leser durch trockenes statistisches Material zu ermüden — höchst bedeutend. Zwar steht Großbritannien uns weit voran, doch wir haben uns ihm im Laufe der letzten Jahrzehnte und speciell der letzten Jahre immer mehr genähert, alle anderen Concurrenten überholend und in beträchtlichem Abstande hinter uns zurücklassend.

Angesichts dieser hervorragenden Stellung und der auf viele Milliarden sich beziffernden deutschen Handelsinteressen sprechen wir heute gern von einer „Beherrschung" des Weltmarktes, in die wir uns mit England theilen. Wie aber steht es denn damit in Wirklichkeit? Werden wir uns doch einmal darüber klar: Wirthschaftliche „Herrschaft" ohne politische Herrschaft ist nichts als wirthschaftliche Abhängigkeit! Deutschland beherrscht nicht den Weltmarkt — Deutschland ist von ihm vielmehr in gefährlichem Grade abhängig. Sein eigener Boden erzeugt nicht die für seine Bewohner nothwendigen Nahrungsmittel — Deutschland ist abhängig von der importirten Zufuhr von Nahrungsmitteln, wenn keine Hungersnoth

eintreten soll. Sein eigener Boden erzeugt, der geographischen Lage gemäß, nicht alle für die Industrie nothwendigen Rohproducte — Deutschland ist abhängig von der importirten Zufuhr dieser Rohproducte, wenn seine Industrie nicht ruhen, wenn nicht Hunderttausende arbeitlos werden sollen. Seine eigenen Bewohner sind nicht in der Lage, alle Erzeugnisse dieser Industrie selbst zu verbrauchen — Deutschland ist abhängig von fremden Märkten, wenn es sich den Absatz seiner Erzeugnisse sichern und wenn es die nothwendigen Importe bezahlen will. Jede Stockung der Aus- und Einfuhr setzt uns den größten Gefahren aus — und wir haben nicht die Macht, derartige Stockungen zu verhindern. Da liegt's, deßhalb beherrschen nicht wir den Weltmarkt — trotz unseres hervorragenden Antheils am Welthandel — sondern der Weltmarkt beherrscht uns.

Sind die Milliarden unsers Außenhandels, sind die Milliarden deutscher Werthe im Auslande, sind die Interessen unserer Mitbürger in der Fremde gesichert? Ist die nothwendige Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, ist die nothwendige Ausfuhr von Fabrikaten gesichert? Ist unser Volk gesichert gegen Arbeitlosigkeit und Hungersnoth? Diese ernsten und dringenden Fragen werden wir nur dann mit einem ehrlichen „Ja" beantworten können, wenn mit unserm Antheil am Welthandel das Wachsthum unserer Weltmacht gleichen Schritt hält.

Es genügt nicht, daß unsere Kauffahrteiflotte im Frieden groß und glänzend dasteht — die hohe Politik der Großstaaten ist die Politik des gepanzerten Kauffahrers. Hinter der wirthschaftlichen Macht steht — und muß stehen — die Waffenmacht; mit Waffengewalt werden ferne Länder der Tauschwirthschaft erschlossen, wird die Ein- und Ausfuhr der Staaten gesichert, der Boden für die Erzeugung der nothwendigen Rohproducte gewonnen, der Markt für den nothwendigen Absatz der Fabrikate geöffnet. Nur das Land kann seine Wirthschaft in der unerläßlichen Weise ausdehnen und sich unbesorgt seines Antheils am Welthandel freuen, kann den nothwendigen Tauschverkehr mit anderen Ländern jederzeit aufrecht erhalten, kann eine günstige Stellung auf dem heißumstrittenen Weltmarkt behaupten und seinen Bürgern dauernde und fruchtbare Beschäftigung gewährleisten, daß seine Stellung im Nothfalle auch „mit gepanzerter Faust" zu vertheidigen, seine wirthschaftliche Macht durch eine entsprechende Waffenmacht zu ergänzen und zu unterstützen vermag. Soweit der Boden des eigenen Landes für die Bedürfnisse der nationalen Wirthschaft nicht genügt, muß er durch Colonien ergänzt werden, die theils Rohstoffe für die Industrie, theils Nahrungsmittel liefern, und theils einen Markt für den Absatz der industriellen Erzeugnisse bilden; soweit es aber auch an Colonien gebricht, muß zum Mindesten eine so starke Seemacht vorhanden sein, daß die nothwendige Zu- und Ausfuhr jederzeit erzwungen werden kann.

Die Welt der Politik ist nun einmal die Welt des Kampfes und der Macht, und Kampf und Macht herrschen nicht minder auf weltwirthschaftlichem Gebiet. Welthandel und Weltwirthschaft werden eines Tages für jeden Staat zum Fluch, der sich dem Glauben hingab, ihren Segen genießen zu können, ohne sich zu entsprechender Weltmacht zu rüsten. Heute ist es für einen politisch exponirten Staat ein Wahnwitz, großen Welthandel treiben zu wollen ohne diese Weltmacht. Die erste Vorbedingung zur Erringung einer Weltmachtstellung ist aber der Wille zur Macht — selbstverständlich! Wir Deutschen, die wir beschaulich auf unsern Lorbeeren als europäische Großmacht ausruhten — wir haben es in den trüben Tagen von Samoa erfahren müssen, was es heißt, eine Weltmacht sein und sein wollen. Die Vereinigten Staaten haben jenen herrischen Willen zur Macht — und wir haben ihn gefühlt, haben ihn deßhalb gefühlt, weil wir eine Zeit lang diesen Willen nicht hatten.

Wir haben den ausgesprochenen Willen, wirthschaftlich eine herrschende Rolle zu spielen und uns der ersten Welthandelsmacht anzuschließen; wohl, so müssen wir auch den Willen haben, politisch eine gleiche Rolle zu spielen, uns auch politisch den ersten Weltmächten anzuschließen — wenn anders nicht der erste scharfe Windstoß unser ganzes, stolzes, wirthschaftliches Gebäude umwerfen soll. Ohne eine politische Weltmacht zu sein, können wir nie für die Dauer eine wirthschaftlich herrschende Macht werden; darüber darf uns der gegenwärtige Zustand keineswegs hinwegtäuschen, denn im Ernstfalle wird es uns nur zu fühlbar werden, daß wir nicht den Weltmarkt beherrschen, sondern jämmerlich abhängig von ihm sind.

Bereit sein, ist Alles! Der Wille zur Macht, das ist der Schlüssel, der uns die große Pforte zur Macht öffnet. Siehe die Vereinigten Staaten. Sie haben uns ein Beispiel und zugleich eine empfindliche Lehre gegeben. Das deutsche Volk wird es nicht vergessen — es wird den Willen zur Macht fassen — und dann, aber auch nur dann, können wir getrost in die Zukunft blicken und uns unserer hervorragenden Stellung auf dem Weltmarkte freuen.

Ueber die Genfer Convention.

Von Paul Herrmann.

Im Mittelpunkt der Berathungen der zweiten von der Haager Friedensconferenz eingesetzten Commission, der einzigen, von der man wohl praktisch verwerthbare und wichtige Resultate erwarten kann, wird die Genfer Convention vom 22. August 1864 mit den mannigfachen Abänderungs- und Besserungsvorschlägen der verschiedenen Nationen stehen, jene berühmte völkerrechtliche Vereinbarung, durch welche die Fürsorge auch für die feindlichen verwundeten und kranken Krieger und die Unverletzbarkeit von Allen und Allem, was ihrem Schutz und ihrer Pflege dient, für alle civilisirten Staaten zur objectiv bindenden Rechtsnorm erhoben ist. Weitverbreitet ist die Meinung, daß unser neunzehntes Jahrhundert das Verdienst der Humanisirung des Krieges, wie sie in der Genfer Convention zum Ausdruck gekommen ist, für sich in Anspruch nehmen könne, und daß die Genfer Convention der erste allgemeine und bleibende Ausdruck der ihr zu Grunde liegenden Idee sei. Und es ist eine interessante Thatsache, daß selbst die bei dem Zustandekommen der Convention Betheiligten in dem irrigen Glauben befangen waren, einer bis dahin nur vorübergehend und vereinzelt aufgetauchten Idee zu dauernder Verwirklichung verholfen zu haben, denn erst nach 1864 unternahm man eine Umschau nach „précédants historiques", und es ist das Verdienst des Professors Dr. Gurlt, das ganze große historische Material an's Licht gezogen und nachgewiesen zu haben, in welchem Umfange die Idee der Genfer Convention schon seit fast drei Jahrhunderten lebendig gewesen ist.

Schon aus dem Alterthum und dem Mittelalter sind, wenn auch nur sporadische Aeußerungen dieser Idee nachweisbar. Dann aber ist sie in immer wieder abgeschlossenen Specialverträgen vom Ende des 16. Jahrhunderts an in ununterbrochener regelmäßiger Geltung, um erst während der ersten Hälfte unsers „humanen" Jahrhunderts, wenigstens in der völkerrechtlichen Praxis — man denke an die Gräuel des Krim-, des italienischen und des Secessionskrieges — beinahe völlig in Vergessenheit zu gerathen. Die ältesten der hierher gehörenden Verträge sind die bei der Gefangennahme von Truppenkörpern oder der Uebergabe fester Plätze geschlossenen Capitulationen, deren erstbekannte aus dem Jahre 1581 datirt. Alle diese Capitulationen beschäftigen sich am Ausführlichsten mit den Kranken und Verwundeten, die meistentheils nicht

als Kriegsgefangene betrachtet werden. Schon damals wird ein Unterschied zwischen transportablen und nicht transportablen Kranken und Verwundeten gemacht. Bezüglich der Ersteren findet sich die fast überall wiederkehrende Bestimmung, daß ihnen die zur Fortschaffung erforderlichen Transportmittel gegeben, daß sie mit Lebens- und Heilmitteln versehen und in Begleitung von Aerzten und Pflegern unter sicherem Geleit auf vaterländisches Gebiet gebracht werden sollen. Noch ausführlicher und sorgsamer wird zu Gunsten der nicht Transportfähigen paktirt, die an dem in Feindesgewalt gerathenen Ort zurückbleiben. Durchweg dürfen sie ungefährdet in ihren Hospitälern und Privatquartiren verbleiben, erhalten sie Lebensmittel und Medicamente, die später von ihrer Nation billig erstattet werden müssen, dürfen alle zu ihrer körperlichen und geistigen Pflege nothwendigen Personen unbehelligt bei ihnen zurückbleiben, und werden sie endlich nach ihrer Genesung, mit Pässen und sicherm Geleit versehen, zu ihren Regimentern oder dem nächsten vaterländischen Garnisonorte oder den Vorposten ihrer Armee befördert. Bisweilen findet sich auch — das erste Auftauchen der Neutralisirungsidee — die Bestimmung, daß das Hospital, das Quartier, in dem sie verpflegt werden, geschützt sein soll, wie ein „dépôt sacré“, ferner, daß ihre Quartirwirthe von Einquartirung verschont bleiben, daß den Abziehenden gestattet wird, Verbandzeug, Medicamente und Lebensmittel mitzunehmen u. A. m. Auch des ärztlichen Personals und der Feldgeistlichen wird, wie schon angedeutet, fürsorglich gedacht. Nur ausnahmsweise werden diese Personen zu Kriegsgefangenen gemacht, fast immer dürfen sie frei unter sicherem Geleit mit ihrem Eigenthum abziehen oder, wenn sie bei den nicht transportabeln Kranken und Verwundeten zurückbleiben, ohne die geringste Gefährdung und Beeinträchtigung ihren Obliegenheiten nachkommen.

Die in diesen Conventionen den Kranken und Verwundeten und ihren Pflegern gewidmete Fürsorge erreicht ihren Höhepunkt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der Zeit des spanischen Erbfolge- und des nordischen Krieges, in der sich die bezüglichen Bestimmungen in die minutiösesten Details verlieren. In die Mitte desselben Jahrhunderts fällt die Blüthezeit der Cartells und Conventionen zur Auswechselung und Ranzionirung von Kriegsgefangenen, die sich erst von 1602 an nachweisen lassen. In diesen Cartells wird der Kranken und Verwundeten erst spät gedacht, eher der Aerzte, Chirurgen, Feldscheerer und Apotheker, jedoch nur in dem Sinne, daß sie behandelt werden sollen, wie die übrigen Angehörigen der Armee, d. h. daß sie für ihre Befreiung ein Lösegeld (Ranzion) bezahlen müssen. Erst seit 1675 werden sie regelmäßig ohne Ranzion freigegeben, eine Vergünstigung, die schon vorher für die Feldgeistlichen und noch früher für die bei der Armee befindlichen Frauen und Kinder unter 10 Jahren gegolten hatte. Vereinzelt findet sich sogar in den älteren Cartells die später als selbstverständlich weggelassene Bestimmung, daß die auf der Wahlstatt liegenden Leichname ohne Ranzion ausgeliefert werden sollen. Die ständig fortschreitende Entwickelung brachte den obbenannten Personen bald das Recht, mit Pässen versehen, unbehelligt nach Hause zurückzukehren, bis sie schließlich überhaupt nicht mehr als Kriegsgefangene betrachtet werden. Auch bezüglich der Kranken und Verwundeten gelangte man bald zu jener humanen Behandlung, wie sie sich bereits in den Capitulationen zeigt. Man beginnt regelmäßig Listen der noch zu verpflegenden Verwundeten und Kranken, sowie der Verstorbenen auszutauschen; der Frankfurter Cartell von 1743 zwischen England und Frankreich erklärt zum ersten Mal die Feldhospitäler für unverletzbar. Hierher gehören jene interessanten Vorträge aus der Zeit von 1743 bis 1800, die wenigen, die schon bei dem Abschluß der Genfer Convention bekannt waren: der Vertrag von Aschaffenburg von 1742, nach der Schlacht bei Dettingen abgeschlossen zwischen den Commandirenden der pragmatischen und der französischen Armee, zum Zweck des Schutzes der Verwundeten und der Hospitäler; der 1759 zu Sluys in Holland zwischen Frankreich und England abgeschlossene Vertrag, der Hadmerslebener Vertrag zwischen Preußen und Frankreich von 1757 und endlich die berühmte Convention von Brandenburg, die 1759 zwischen Friedrich dem Großen und Ludwig XV. abgeschlossen wurde. Zu nennen ist hier auch der Conventionsvorschlag, welcher 1800 von dem berühmten französischen Chirurgen Percy dem commandirenden General der französischen Armee vorgelegt und von diesem dem ihm gegenüberstehenden österreichischen General übersandt, aber nicht zur Ausführung gebracht wurde, und dessen leitende Ideen sich mit denen der Genfer Convention fast völlig decken. Die erstgenannten vier Verträge stimmen inhaltlich völlig überein und sind sogar, weil einer dem andern zu Grunde gelegt, in der Hauptsache fast gleichlautend. Am berühmtesten ist der von Friedrich dem Großen mit Frankreich geschlossene und interessant genug, um in seinen Grundzügen kurz mitgetheilt zu werden. „. . . die Feldpredigers . . . ., Medici, Chirurgi und Apothekers, die Directores und andere Bediente, so in denen Hospitälern und Lazarethen der Armée die Aufsicht haben . . . .“, bestimmt Art. 23, „sollen nicht zu Krieges-Gefangene gemacht, sondern, sobald als nur möglich zurückgesandt werden. Beyderseitige Blessirte, so in feindliche Hände gerathen, sollen nach ihrem Stande wohl gehalten, und die Arzney sowohl als auch was ihnen zu ihrer Verpflegung gereichet worden, gehörig wieder bezahlet werden; auch soll erlaubt seyn, ihnen die benöthigte Chirurgos oder Domestiquen, welche vorher mit Passeports von denen kommandierenden Generals versehen worden, nachschicken zu können. Ueber das aber sollen so wohl diejenige Blessirte so gefangen, als auch die, so noch frey sind, unter dem Schutz und gegebener Salve Garde des kommandirenden Generals zurückgesandt und ihnen die Freyheit accordiret werden, nach ihrer Commodité, zu Wasser oder zu Lande, nach dem es die Zeit und Gelegenheit mit sich bringen wird, auf den nächsten Weg weiter transportiret zu werden, mit der Bedingung, daß die Gefangenen nicht eher, als bis sie ausgewechselt oder ranzioniret worden, wieder dienen können“. So lautet Art. 27, während Art. 28 hinsichtlich der Kranken Folgendes bestimmt. „Die Kranken von beyderseitigen Armeen, sollen nicht als Krieges-Gefangene angesehen werden, sondern vielmehr mit aller Sicherheit in denen Hospitälern oder Lazareths liegen bleiben können“, und „nachhero mit den nöthigen Passeports von der resp. Generalité versehen, ohne alle Hinderniß, auf den nächsten Weg zurück geschicket werden.“ Die gleichen Ideen wie in den Capitulationen und Cartells finden sich in fortschreitender Entwickelung in den Waffenstillständen, Friedenspräliminarien und -schlüssen und den Verträgen, welche nunmehr speciell die Verpflegung der im Feindesland zurückgelassenen Kranken und Verwundeten zum Gegenstande haben. Als Curiosität anzuführen sind endlich auch die Verträge, durch welche in Kriegszeiten den Brunnen- und Badeorten und den in ihnen sich aufhaltenden Kurgästen Schutz zugesichert wurde, und welche zugleich einen Beweis dafür geben, wie unendlich weit die Fürsorge auf dem einmal eingeschlagenen Wege sich erstreckte.

Als dann in den großen Kriegen der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts die bis dahin so eifrig bethätigte humane Idee kaum noch zu praktischer Geltung kam, ja theilweise geradezu außer Acht gelassen wurde, bemächtigte sich die Literatur ihrer, begabte sie mit neuer Lebenskraft und verhalf ihr zu jenem glänzenden Siege, dessen monumentum aere perennius die Genfer Convention von 1864 ist. Im Jahre 1820 nahm der nachmalige preußische Generalarzt Dr. Wasserfuhr die Neutralitätsidee von Neuem auf, entwickelte sie in ebenso warmer wie klarer Weise und gelangte zur Aufstellung von Vorschlägen, die sich im wesentlichen mit dem Inhalt der Genfer Convention decken. Nach langer Friedenspause hatten dann der Krimkrieg und der italienische

Krieg mit ihren Schrecken die Gemüther aufgerüttelt, und in den Jahren 1861/62 traten zu gleicher Zeit völlig unabhängig von einander drei Philantropen auf, welche zu Gunsten der Verbesserung des Looses der verwundeten und erkrankten Krieger ihre Stimme erhoben. Während der Italiener Dr. Palasciano und der Pariser Arrault Neutralisirung der verwundeten und kranken Soldaten, der Militärärzte und Krankenträger, sowie der Verbandplätze und Ambulancen forderten, schlug der Genfer Dunant, der Neutralisirung nur nebenher gedenkend, in seinem berühmten „Un Souvenir de Solférino" die Bildung von großen privaten Krankenpflegervereinen vor, um der Mangelhaftigkeit des Sanitätswesens abzuhelfen. Und Dunant's Vorschlag war es, der, obgleich selbst nicht auf Anerkennung des Neutralitätsprincips ausgehend, doch indirect zu der die Neutralisirungsidee sanctionirenden Genfer Convention geführt hat, ohne daß den beiden andern, an sich hochbedeutsamen und anerkennenswerthen Vorschlägen ein Antheil an dem Verdienst um das Zustandekommen dieser Convention gebührt. Was den Inhalt des epochemachenden Buches anlangt, so schildert Dunant zunächst die Eindrücke, die er während und nach der Schlacht von Solferino empfangen, die Vorgänge der Schlacht selbst und das Verhalten der kämpfenden Truppen, die entsetzlichen Folgen des Kampfes und die furchtbaren Leiden der Verwundeten, um im Anschluß daran mit seinem Vorschlag hervorzutreten und darzuthun, wie durch Eingreifen privater Hülfe das Elend und die Leiden der Verwundeten außerordertlich gelindert, so manches Leben gerettet werden könnte. Trotz des tiefen Eindrucks, den Dunant's Buch machte, würde es wohl schwerlich zu einer practischen Verwirklichung seiner Vorschläge gekommen sein, wenn nicht die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft unter dem Präsidium Moynier's, desselben, mit dessen Revisionsentwurf zur Genfer Convention sich die zweite Haager Commission zu beschäftigen haben wird, durch Dunant's Buch angeregt, sich zur Aufgabe gemacht hätte, den Zusammentritt einer internationalen Versammlung zu erreichen, welche die Vorschläge des „Souvenir de Solférino" einer Prüfung unterzog. Die Gesellschaft ernannte eine Commission von fünf Mitgliedern, zu der außer Moynier und Dunant auch der schweizerische General Dufour, der Urheber des Gedankens einer unterscheidenden internationalen Armbinde, gehörte, um eine Verwirklichung jener humanen Idee in die Wege zu leiten. Vor allen trug Dunant selbst zum Zustandekommen des Planes bei. Es gelang ihm durch unermüdliche Thätigkeit, indem er von Land zu Land, von Hof zu Hof reiste und allenthalben Verbindungen anknüpfte, die Fürsten, die Staatsmänner und sonstigen maßgebenden Persönlichkeiten Europa's für seine Ideen zu interessiren und sie zur Betheiligung und Beschickung der in Genf geplanten Versammlung zu bewegen. Zufolge seiner rastlosen Bemühungen und nicht minder des lebhaften und thatkräftigen Interesses, das die damalige Königin Augusta von Preußen, der König Johann von Sachsen und, erst gewonnen, auch das französische Kaiserpaar bewies, trat auf Grund der nunmehr erlassenen Einladung der Genfer Commission am 26. October 1863 in Genf die erste internationale Genfer Versammlung zusammen. Außer der Schweiz hatten Frankreich, Oesterreich, Preußen, Bayern und fast alle übrigen deutschen Staaten, England, Rußland, Italien, Spanien, Schweden und die Niederlande im Ganzen 36 theils private, theils officielle Vertreter entsandt. Die Grundlage der unter Moynier's Vorsitz stattfindenden Berathungen bildete der der Einladung zur Conferenz beigefügte, vom Comité nach Dunant's Vorschlägen ausgearbeitete Entwurf über die Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege und eine auf preußischen Einfluß zurückzuführende Nachtragsproposition betreffend die Neutralisirung sämmtlicher im Sanitätsdienst thätigen Personen.

Ueber die Unzulänglichkeit des bisherigen Sanitätswesens und die Nothwendigkeit der Verbesserung des Looses der Verwundeten im Kriege war man einig, aber über die Ausführbarkeit der gemachten Vorschläge, über die Annehmbarkeit der Privathülfe, namentlich über ihre Zulassung auf dem Schlachtfelde, und über die Art und Weise ihrer Ausübung gingen die Meinungen weit auseinander. Namentlich der preußische und der französische Vertreter machten lebhafte Bedenken gegen die weitgehenden Vorschläge der Genfer Commission hinsichtlich der freiwilligen Privathülfe im Kriege geltend, wiesen jedoch andererseits auf die Neutralitätsidee als das zum richtigen Ziele Führende hin. Im Princip jedoch wurde der Commissionsentwurf mit unwesentlichen Aenderungen angenommen. Danach besteht in jedem Lande ein beliebig organisirter Ausschuß, der die Aufgabe hat, im Kriegsfalle bei dem Sanitätsdienst der Heere mitzuwirken, indem er die freiwilligen Krankenpfleger organisirt und in Thätigkeit setzt und Lokale zur Verpflegung der Verwundeten bereitstellt. Auf den Ruf oder mit Zustimmung der Militärbehörde schickt er freiwillige Helfer, die er mit dem nothwendigen Unterhalt zu versehen hat, auf das Schlachtfeld, wo sie der Leitung der militärischen Führer unterstehen. Die freiwilligen Helfer aller Länder tragen eine weiße Armbinde mit rothem Kreuz als Erkennungszeichen. Hinsichtlich der Nachtragsproposition einigte man sich dahin, daß die Neutralität der Ambulancen und Spitäler, des Sanitätspersonals und der freiwilligen Helfer, der Verwundeten selbst und endlich der Einwohner, die den Verwundeten Hülfe leisteten, anzuerkennen, und daß eine gleiche Fahne für die Ambulancen und Spitäler und ein gleiches Erkennungszeichen für die Sanitätspersonen aller Länder anzunehmen sei. Diese Resolutionen hatten freilich, ensprechend dem Charakter der Conferenz, lediglich die Bedeutung einer Feststellung der Ansicht der Versammelten, ohne sie und die von ihnen vertretenen Regierungen irgendwie zu binden. —

Die Genfer Commission, die sich, von der Conferenz autorisirt, in Permanenz erklärt hatte, war nunmehr zur Lösung einer doppelten Aufgabe berufen, einmal die Vereine freiwilliger Pfleger in's Leben zu rufen und zu organisiren, zweitens aber der Neutralisirungsidee zur Verwirklichung zu verhelfen. Die Erfüllung des ersten Theils der Aufgabe konnte dank dem Interesse, das den Vorschlägen der Genfer Conferenz überall entgegengebracht wurde alsbald in die Wege geleitet werden, und allerorten entstanden gemäß den Genfer Resolutionen organisirte Centralcomités zur Pflege der Verwundeten im Kriege. Schwieriger war der zweite Theil der Aufgabe zu lösen; denn zur Realisirung der Neutralitätsidee bedurfte es ihrer völkerrechtlichen Anerkennung. Es galt also die Staaten zum Abschluß eines internationalen Vertrages zu veranlassen. Der nächstliegende Weg war die Einberufung eines internationalen diplomatischen Congresses, also mit Bevollmächtigten beschickt, welche die vertretenen Regierungen durch Abschluß eines völkerrechtlichen Vertrages zu binden befugt waren, und unverweilt nahm in dieser Erkenntniß das internationale Comité eine solche in Angriff. Nachdem es die Stimmung der einzelnen Regierungen erforscht und sonst mit Hülfe der Mitglieder der 63er Conferenz den Weg geebnet hatte, richtete es ein Rundschreiben an die Regierungen mit der Anfrage, ob sie an einem internationalen Congreß theilnehmen würden, auf dem über die in dem Rundschreiben angegebenen Fragen verhandelt werden sollte. Diese Fragen betrafen die in der Nachtragsproposition von 63 enthaltene Neutralisirungsidee und die Annahme einheitlicher Abzeichen. Fast von allen Seiten erfolgten zustimmende Antworten. Der schweizerische Bundesrath übernahm, die ganze materielle Sorge und Verantwortlichkeit dem internationalen Comité überlassend, die von der französischen Regierung befürwortete Einladung an die Mächte, und am 8. August 1864 traten die Vertreter von 16 Staaten zum Genfer Congreß zusammen. Oesterreich und der Kirchenstaat hatten pure abgesagt, Rußland die Einladung zwar an-

genommen, war aber nicht vertreten, ebenso wenig wie es die 63er Conferenz officiell beschickt hatte. Der Grund der Nichtbetheiligung war bei diesen Staaten der gleiche: die Abneigung gegen die Neutralisirung des Sanitätswesens. Das Präsidium übernahm General Dufour. Auch diesmal wurde den Berathungen ein fertiger Entwurf zu Grunde gelegt, der vom internationalen Comité ausgearbeitet war. In den Verhandlungen trat, entsprechend der damaligen Stellung Frankreichs im europäischen Concert, ein ziemliches Uebergewicht der französischen Bevollmächtigten hervor, umsomehr, als auch Dufour, der schweizer Vertreter und die der meisten andern Länder in fast allen wichtigen Fragen sich ihnen anschlossen, so daß speciell die Vertreter Preußens einen recht schweren Stand hatten. Der Entwurf wurde vielerlei einschneidenden Veränderungen unterworfen, namentlich durch die Amendements der Franzosen, die sich gegen die Neutralisirung der freiwilligen Krankenpfleger äußerst sperrten und große Furcht vor Spionage zeigten. Am 22. August 1864 wurde dann die Genfer Convention von Baden, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Hessen-Darmstadt, Italien, den Niederlanden, Portugal, Preußen, der Schweiz und Württemberg unterzeichnet, den nicht vertretenen Mächten aber der Beitritt offen gelassen.

Die Tagespresse und der Postzeitungstarif.

Von Paul Dehn.

Bei der Aufstellung des geltenden Postzeitungstarifs war der Industrialismus gewisser Unternehmer noch nicht bekannt und wurde daher auch nicht in Betracht gezogen. So konnte es dahin kommen, daß die Mängel des Postzeitungstarifs ausgenützt wurden zur Gründung und Entwickelung von Zeitungen, die der deutschen Presse wahrlich nicht zur Zierde gereichen. Das deutsche Zeitungswesen hat einen großen Aufschwung genommen, aber bei näherer Betrachtung zeigt er sich nur als ein rein quantitativer, ja es besteht die Gefahr, daß die ernsten Blätter allmälig von rein geschäftlichen Unternehmungen verdrängt werden, die annähernd auf derselben Stufe stehen wie die Schlender- und Ramschbazare. Eine jede politische Zeitung muß eine Ueberzeugung und eine Gesinnung vertreten; sie kann nicht in der Luft über den Parteien schweben, sie soll auch nicht als ein bloßes Geschäftsunternehmen lediglich nach geschäftlichen Grundsätzen geleitet werden, was schon deßhalb unzulässig ist, weil eine jede Zeitung vorgiebt, dem Gesammtwohl dienen zu wollen. In den letzten Jahren, seitdem sich gewisse Unternehmer darauf verlegt haben, die Mängel des geltenden Postzeitungstarifs auszunützen, sind in Deutschland Hunderte von Zeitungen als rein geschäftliche Unternehmungen entstanden, begründet auf Sensation und Reclame. Kann doch in Deutschland jeder Speculant, auch der anrüchigste, heut zu Tage eine Zeitung gründen und dabei die raffinirtesten Praktiken üben. Man läßt das Blatt, um es rasch einzuführen, wochenlang ganz unentgeltlich vertheilen, dann giebt man es gegen bloße Zahlung des Botenlohnes ab, später schreitet man zu Erhöhungen entweder des Abonnementspreises oder der Anzeigengebühren. Viele Zeitungen werden den Abonnenten unter dem Kostenpreis des Papieres geliefert, d. h. das Papier, das die Zeitung giebt, hat ihr bei der Fabrik mehr gekostet, als sie es bedruckt den Abonnenten berechnet. Selbst die „Vossische Zeitung“ hat vor einiger Zeit zugestanden, daß sie für Druckpapier mehr Aufwendungen machen muß, als der ganze Abonnementspreis beträgt. Auf dieser Grundlage, die von einem höheren Standpunkt aus als eine solide und gesunde nicht anerkannt werden kann, beruhen die meisten der sogenannten Generalanzeiger und ähnlicher Inseratenblätter, wie sie so zahlreich entstanden und so üppig emporgewuchert sind. Der Schwerpunkt dieser Unternehmungen liegt durchaus in dem rein geschäftlichen Theile der Zeitung, in dem Anzeigen- und Reclamewesen, das die betreffende Zeitung nach Kräften zu entwickeln bemüht ist, um zu bestehen und zu gedeihen. Denn aus dem Ertrage der Anzeigen muß sie zunächst ihren Verlust an dem Papier decken und sodann die Kosten für Satz, Druck, Verwaltung, Redaction, Nachrichtendienst und Honorar bestreiten und den Gewinn schöpfen, der für diese Unternehmungen ja die Hauptsache ist. Anzeigen und Reclamen bringen den Hauptgewinn, und weil die weite Verbreitung einer Zeitung Voraussetzung ist für die ausgiebige Benutzung und Ausbeutung ihres Anzeigen- und Reclametheils, deßhalb sind jene Blätter zunächst darauf bedacht, sich einen großen Abonnementenkreis zu schaffen.

Wie sie dabei vorgehen, hat man nur zu oft beobachten können. Nach Analogie der Lockartikelpraxis in den Großbazaren geben sie, wie schon erwähnt, ihre Erzeugnisse unter dem Selbstkostenpreise ab und sodann suchen sie die Abonnenten zu fesseln durch Reizungen der verschiedensten Art. Auf den politischen Theil wird geringer Werth gelegt, im Allgemeinen aber der manchester-liberale Standpunkt innegehalten, der den Interessenten des Anzeige- und Reklametheils und somit den Interessenten des betreffenden Blattes selbst am meisten dient. Um so eifriger bringt man Klatsch- und Scandalgeschichten mit packenden Ueberschriften in pikanter Sauce, vor allem Depeschen über Gräuelthaten und Unglücksfälle, je blutiger desto besser. Alles muß sensationell zugespitzt sein, mit der Wahrheit wird es nicht genau genommen. Besonderen Werth legen diese Blätter auf Berichte über Mordthaten und Verbrechen, die mit allen Einzelheiten breitgetreten, womöglich mit den Bildnissen der Mörder und ihrer Opfer, mit den Lebensbeschreibungen der Verbrecher und zuweilen sogar mit Abbildungen der Mordwerkzeuge u. s. w. versehen werden. Zudringliche Reporter fragen Verwandte und Nachbarn aus und wissen dann die Spalten zu füllen. Diese Praxis kann nicht ohne bedenklichen Einfluß auf die Verbrecher selbst bleiben und bereits hat man sich in Gelehrtenkreisen damit beschäftigt. So wurde vor einigen Jahren auf dem Genfer Criminalistencongreß der Einfluß der Presse auf die Criminalität gestreift und von Dr. Aubry hervorgehoben, daß der Verbrecher im Allgemeinen nicht erfinderisch ist, daß er nur zwei bis drei Kniffe und Systeme kennt, dabei aber den dringenden Wunsch hegt, neue Kniffe zu lernen, daß die Sensationsblätter mit ihrer Ausmalung aller Einzelheiten den Verbrecher lehren, wie er es geschickter anfangen, wie er der Polizei entgehen kann. In manchem jugendlichen Kopfe sind durch Lectüre solcher Blätter verbrecherische Neigungen erst erweckt worden. Im österreichischen Abgeordnetenhause hat am 20. Juli 1895 der liberale Abgeordnete Dr. Roser die Zunahme jugendlicher Verbrecher geradezu auf solche Ausartungen der Presse zurückgeführt, deren ausführliche Berichte oft eine Apotheose der Verbrecher enthalten. Es ist zu erwägen, ob nicht irgendwie darauf hingewirkt werden kann, daß die Zeitungen über gewisse Criminalfälle, handele es sich nun um Untersuchungen oder um Gerichtsverhandlungen, nur ganz kurze, nüchterne Berichte bringen. Diese Anzeigen- und Reklamepresse speculirt auf die bösen Neigungen und auf den schlechten Geschmack der Menge, sie bildet und erzieht nicht, sie befördert vielmehr die Volksverrohung und Volksverdummung und entwickelt bedenkliche Keime und Triebe.

In erster Reihe sind es diese so gekennzeichneten Zeitungen, die gegen die Reform des Postzeitungstarifs mit dem Eifer der Meistinteressirten ankämpfen. Denn das Privilegium, das sie bisher in Gestalt einer allzuniedrigen Versendungsgebühr besaßen, soll nunmehr fortfallen, es soll die Versendungsgebühr nicht mehr nach dem Abonnementspreise

bemessen werden, der nicht mehr maßgebend sein kann, seitdem er in vielen Fällen erheblich unter den Selbstkosten angesetzt wird. Früher, als noch das Zeitungswesen auf einer soliden Grundlage beruhte, konnte der Abonnementspreis als Grundlage für die Bemessung der Versendungsgebühr gelten. Heut zu Tage ist das nicht mehr zulässig. Giebt es doch Tageszeitungen, die nur eine Mark vierteljährlich kosten, demnach der Post nur 20 Pfennige vierteljährlich für die Beförderung von rund 75, nicht selten noch dazu umfangreichen Nummern zu zahlen haben! Bei einer derartigen Gebührenbemessung kam die Post nicht auf ihre Rechnung und überdies wurden diejenigen Blätter benachtheiligt, die einen entsprechenden Abonnementspreis aufrecht erhielten, etwa das Fünffache kosteten, also das Fünffache der Post an Versendungsgebühr zahlten, obschon sie ihr nicht mehr Kosten verursachten wie jene billigen Blätter.

Die Reform des Postzeitungstarifs, wie sie Staatssecretär von Podbielski in Vorschlag gebracht hat, ist grundsätzlich nicht nur aus Gründen der Gerechtigkeit nothwendig, sondern erwünscht auch im Interesse der anständigen Tagespresse, die unter dem unlauteren Wettbewerb der Anzeigen- und Reclameblätter leidet. Wenn der neue Postzeitungstarif die Sensations- und Klatschblätter vertheuern und etwas zurückdrängen sollte, so würde darin nur eine Verbesserung der geistigen Nahrung, wie sie das Volk aus den Zeitungen zieht, zu erblicken sein. Billig sind ja die Anzeigen- und Reclameblätter, aber das „Billig und schlecht" gilt auch hier. Hoffentlich wird man sich im Reichstage von den Declamationen der Vertreter der Anzeigen- und Reclamepresse nicht abhalten lassen, den neuen Zeitungstarif in seinen Grundzügen so anzunehmen, wie ihn Staatssecretär von Podbielski in Vorschlag gebracht hat.

Es ist nicht wahr, was die Anzeigen- und Reclameblätter behaupten, daß eine „starke Erregung" in der „ganzen Bevölkerung" gegen die Postreformpläne überhaupt besteht. Wohl zeigten sich die Anzeigen- und Reclameblätter bemüht, eine solche Erregung hervorzurufen und die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu beeinflussen, aber dieses Bestreben ist, wie jeder Unbefangene zugeben muß, durchaus erfolglos geblieben. Mit ihren lauten Klagen über die Vertheuerung der billigen Zeitungen, d. h. über die Geschäftsbeeinträchtigung, stehen die betreffenden Unternehmer allein da, und in den Kreisen aller politisch denkenden Männer, ohne Unterschied der Partei, erhofft man von dem neuen Postzeitungstarif eine empfindliche Zurückdrängung der Reclame- und Anzeigenblätter, die mit ihrem ganzen bedenklichen Geschäftsbetrieb darauf hinwirkt, den Einfluß und das Ansehen der ernsten deutschen Tagespresse zu untergraben.

Das Landerziehungsheim.

Ein pädagogisches Experiment.

Von Wilhelm Bode (Hildesheim).

Zu Ostern hat eine deutsche Schule ihr Probejahr vollendet, die ohne Zweifel das eigenartigste und kühnste Erziehungsunternehmen der letzten Jahrzehnte ist. Sie ist die Schöpfung eines jungen Pädagogen, der es an herzlicher Liebe zu seinen Zöglingen, an Aufopferungsfähigkeit für seine Aufgabe, an Muth nach allen Seiten mit Pestalozzi und den anderen Großen seines Faches aufnehmen kann. Kein Wunder, daß die Eltern aufhorchen, wenn man anfängt, von seiner Reformschule zu erzählen, daß manche sofort auf den Gedanken kommen, das sei ja das Rechte für diesen oder jenen Knaben ihrer Bekanntschaft, und daß sie sich gern ihren Muth stärken lassen durch die Mittheilung, daß so bekannte Männer wie Moritz v. Egidy oder der Abgeordnete Barth oder Emmanuel Reicher ihre Jungen dem kühnen Neuerer anvertrauten.

Dr. Hermann Lietz ist dieser Neuerer; er stammt aus Rügen, holte sich seine pädagogischen Ideale namentlich als Student in Jena, dann sah er sie großentheils verwirklicht in der New School zu Abbotsholme in England, und im März 1898 ergriff er eine gute Gelegenheit, die deutsche Musterschule, wie er sie sich dachte, zu gründen. In Ilsenburg am Harz hatte man, wie in so vielen kleinen Städten, eine kleine Privatschule, in die die wohlhabenderen Einwohner ihre Jungen schickten, um sie später an die Quarta oder Tertia eines Gymnasiums oder einer Realschule der Nachbarstädte weiterzugeben, oder auch nur, um ihre Zugehörigkeit zu den Honoratioren zu beweisen. Für diese Schule fand sich zuweilen der nöthige Candidat der Theologie oder Philologie nur schwer in makelloser Qualität, desto froher war man, als Dr. Lietz sich meldete. Er hatte freilich ganz Anderes im Sinn, als die Ilsenburger Jungmannschaft in den Anfangsgründen der höheren Schulwissenschaft zu dressiren. Er miethete sofort eine alte Pulvermühle, die an der Ilse zwanzig Minuten vom Orte liegt und ihre Fenster dem Ilsestein und dem Vater Brocken zuwendet. Die Pensionäre der Pulvermühle sind seine eigentlichen Zöglinge; im Anfang waren es sechs, am Ende des Schuljahres dreißig; eine Verdoppelung in diesem Jahre ist recht wahrscheinlich. Die Knaben stehen im Alter zwischen 9 und 16 Jahren, an Classen sind jetzt Sexta bis Obertertia vorhanden; der berüchtigte Berechtigungsschein zum einjährigen Dienst fehlt natürlich noch, doch zweifelt der Leiter nicht, daß die Schüler die in der Anstalt selbst zu haltende Prüfung gut bestehen werden, und ebenso drei Jahre später die Abiturientenprüfung. Und der Berichterstatter, der dem Unterricht beigewohnt hat, zweifelt auch nicht daran.

Was ist nun eigenartig an der Schule? Ungefähr Alles. Lassen wir einen Schultag an uns vorübergehen. Um halb sechs Uhr früh bläst ein Schüler die Signaltrompete, die Jungen springen aus den Betten, natürlich „Reformbetten", in denen sie ohne Aufsicht eines Lehrers zu je dreien in einem Zimmer schlafen. Zehn Minuten später finden wir sie nackend unter dem Sturzbach des Mühlenwehrs, und ein paar können sich rühmen, daß sie auch im Winter jeden Tag in diesen Fluthen begonnen haben. Und wenn sie ihre Kleider anhaben, so sehen wir auch wieder, daß Abhärtung hier ein erster Grundsatz ist: kurze Hosen, kurze Strümpfe, bloße Knie, Sweater, rothes Barett. Nun laufen sie barfuß im Grase der Wiese herum, bis um 6 Uhr das Frühstück angerichtet ist. Hafermus mit Milch und Zucker, dazu Eier, Fische, Käse sind nach einem guten englischen Vorbild das erste Gericht. Dann heißt's Betten machen, Bücher in Ordnung bringen und zur Schule; früher war der Unterricht in Ilsenburg, und unsere Knaben kamen dahin zu Rad, im Dauerlauf oder im gewöhnlichen Schritt, jetzt wird aber Unterricht in der Pulvermühle ertheilt und die Ilsenburger Knaben müssen herauswandern. So ist die Schule mitten in ländlicher Einsamkeit. Von viertel acht bis zwölf ist Unterricht, aber die Pausen dauern jedesmal eine Viertelstunde und werden durch Spiel und Sport im Freien ausgefüllt. Und den Unterricht dürfen wir uns nicht vorstellen, wie wir selbst ihn erlebten; keines unserer langweiligen Lehrbücher finden wir hier wieder; Interesse zu erwecken, vorhandenes Interesse unmerklich zu leiten und zu stärken, vorhandenen Wissenstrieb zu befriedigen, ist hier oberste Aufgabe des Lehrers. Wenige alte Gymnasien haben eine so vorzügliche Lehrmittelsammlung wie Dr. Lietz, und kaum eine Stunde vergeht, ohne daß ein Bild oder Modell oder sonst ein Gegenstand gezeigt wird. Beispielsweise wäscht sich der englische Lehrer auf englisch, und Jungen, die nur ein Vierteljahr bei ihm Unterricht hatten, plaudern die schönsten eng-

lischen Sätze über die Körpertheile, über die Manipulationen des Waschens, über die Dinge im Classenzimmer; denen wird es einmal nicht passiren, was mir passirte, als ich die oberste Lehrberechtigung im Englischen und den angelsächsischen Doctor hatte: daß ich mich nämlich in London mit einem Taschentuche abtrocknen mußte, weil ich zufällig nicht wußte, das Handtuch towel heißt. In der französischen Stunde hörte ich dieselben Sextaner oder Quintaner französische Lieder singen, und nur wenige deutsche Wörter wurden gebraucht; dazu hilft natürlich am Meisten, daß die Lehrer der fremden Sprachen Ausländer sind. Schon dadurch werden die Knaben vor dem Chauvinismus behütet, der an vielen Schulen gezüchtet wird. Aber sie stehen auch direct mit den Schülern von Abbotsholme und einer französischen Schule in brieflichem und persönlichem Verkehr; eine Anzahl englischer Knaben waren im Sommer zu Besuch und diesen Sommer wollen mehrere Ilsenburger nach England und nächstes Jahr nach Frankreich. Und so geht auch in allen übrigen Fächern alle Belehrung von der Anschauung und dem Erlebniß aus, streng verpönt sind Extemporalien, Dictate, zusammenhangslose Uebungssätze, lange Vorträge der Lehrer; dagegen werden immer wieder freie Vorträge der Schüler und freie Aufsätze über das Gelernte verlangt; man hat hier von Sexta an eine systematische Redner- und Schriftstellerschule. Auch beim Unterricht in Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Mathematik wird der freie Vortrag des Lehrers möglichst vermieden, statt dessen wird der Stoff gemeinsam mit den Schülern entwickelt, wobei der Lehrer nicht sagt, was der Schüler selbst finden könnte. Alles todte Namen- und Zahlenwissen ist ausgeschlossen, dagegen treibt man in der Geschichte z. B. Quellenstudium, wozu es ja auch für Knaben brauchbare Sammlungen giebt. Die Mathematik und Naturwissenschaften werden im Zusammenhang mit dem modernen kaufmännischen und industriellen Leben gelehrt, Buchführung wird erlernt, das Sparcassenwesen praktisch geübt, industrielle Unternehmungen werden besichtigt. Schon in der Quinta fängt man mit Physik und Chemie an, da es darauf ankommt, das früh vorhandene naturwissenschaftliche Interesse des Kindes zu benutzen und zu neuen Beobachtungen anzuregen. Mit Pflanzen- und Thierkunde wird auch in den oberen Classen nicht aufgehört, weil das früher geweckte Interesse nicht schwinden darf und die schwierigeren physiologischen Thatsachen dann erst verstanden werden können. Natürlich verzichtet man im Religionsunterricht erst recht auf alles Pauken, Drillen und Pressen; man vermeidet allen Lernstoff, der dem Innern des Kindes und dem religiösen Leben der Gegenwart fern liegt, vielmehr ist die Aufgabe, das im Kinde schlummernde, ihm noch unbewußte religiös-sittliche Leben ihm bewußt werden zu lassen, ferner das Kind bekannt zu machen mit den Pflichten, die es als Glied des Gottesreiches gegen Gott und Mitmenschen hat, und endlich daran mitzuhelfen, daß sich in ihm eine feste religiös-sittliche Weltanschauung bildet. Ein wichtiges Mittel zum Zweck ist das Einlebenlassen des Kindes in solche religiös-sittliche Persönlichkeiten, die es verstehen kann, aber die Hauptsache ist das religiös-sittliche Leben im „Schulstaat" und nach außen hin. So werden die Pflichten gegen die arbeitenden Stände klar gemacht an den Dienstboten der Anstalt oder an den Pflasterern und Steinklopfern auf der Straße und ebenso die an den Nothleidenden durch Sammlungen für eine von besonderem Unglück betroffene Familie und ähnliche Fälle. Dr. Lietz ist Licentiat der Theologie, aber man sieht schon, daß ein confessioneller Katechismusunterricht von ihm nicht zu erwarten ist. Lassen wir ihm selbst sagen, was er erstrebt:

„Es darf über der Einzelarbeit nicht vergessen werden, daß alle Erziehung schließlich Selbsterziehung zum sittlichen Charakter ist, die der eigenen Vervollkommnung, sowie der des Menschengeschlechtes dient. Darum muß sie sein: Erziehung zur Treue und Zuverlässigkeit, die allein den Bestand der Gesellschaft ermöglicht; und zwar nicht durch Zwang, sondern durch freie Einwirkung auf's Gemüth, durch Vertrauen und Liebe, die dem Zögling entgegengebracht werden, durch Treue, die ihm immerwährend erwiesen wird. Erziehung zur Wahrheit durch Verfeinerung des sittlichen Geschmacks und Verschärfung des Gewissens. Erziehung zur Tapferkeit und zum Muth dadurch, daß Begeisterung für hohe Aufgaben und Lust, sich an sie zu machen, erweckt wird, daß an die Leistungsfähigkeit immer größere Anforderungen gestellt werden, daß das Bewußtsein seiner Kraft, das Selbstvertrauen und das Vertrauen auf Andere im Zögling gestärkt werden. Erziehung zur Unbefangenheit, zur Toleranz auf religiösem wie politischem Gebiet im Gegensatz sowohl zur Gleichgiltigkeit wie zur Unduldsamkeit, indem man die Eigenart des Zöglings achtet und, soweit sie nur irgend berechtigt ist, weiter entwickelt, indem man ferner ihn fremde Eigenart verstehen, achten und pflegen lehrt. Erziehung zu sittlicher Unbefangenheit, Offenheit, Reinheit, Keuschheit, indem jede Heimlichthuerei ferngehalten, überall sittlicher Ernst gewahrt, die Seele mit hohen, edlen Vorbildern erfüllt, alles in Nahrung, Beschäftigung, Wohnung und Kleidung ausgeschlossen ist, wodurch unnatürliche, verfrühte Sinnlichkeit entsteht, indem das gesammte Leben so eingerichtet wird, daß der Leib zum Tempel der Seele heranwachsen kann. — Kurz, Alles zusammengenommen: Ueberwindung der Selbstsucht und sinnlich-materiellen Lebensrichtung durch Erziehung zum Idealismus, zur Liebe." Man muß den Verfasser dieser Zeilen kennen, um zu wissen, wie heiliger Ernst es ihm ist. Ich will gestehen, daß mir sein Idealismus zu weit geht und daß ich zuweilen einen Schiffbruch des herrlichen Unternehmens fürchte, weil der Leiter, den keine besorgte Gattin im Zaume hält, seine große Kraft durch übermäßige Anstrengung und Aufopferung allzufrüh zerstören könnte. Auch der Teufel der Nervosität hat uns schon längst am Kragen, ehe wir ihn spüren.

Je weniger er sich selbst behütet, desto besser sorgt Dr. Lietz dafür, daß seine Zöglinge nicht nervös werden. Er verlangt nur fünf Stunden geistige Arbeit, andere fünf Stunden gehören der körperlichen Arbeit und den Kunstübungen, vier den Erholungen, Mahlzeiten, dem Baden u. dgl., zehn Stunden dem Schlaf, der um halb Neun schon beginnen soll. Die Körperpflege kann nirgends besser sein, im Sommer wird täglich zwei oder drei Mal gebadet, die Ernährung vermeidet alles Reizende und Pikante, geistige Getränke sind ganz ausgeschlossen, die Schüler sind wie die Lehrer von ihrer Schädlichkeit überzeugt und wir lesen z. B. von einer sechstägigen Radfahrt, wo weder Schüler noch Lehrer je Bier oder Wein genossen. Körperliche Uebungen und Spiele werden täglich gepflegt und auch hierbei sind der Director und die Lehrer die eifrigsten. Da sind Wanderungen im nahen Harze, Brockenbesteigungen im Sommer und Winter, große und kleine Radfahrten, Dauerlaufen, Schwimmen, Rudern, Schlittschuhlaufen, Schneeschuhlaufen, Schlittenfahren, Fahren mit selbstgebauten Flößen, Schießen mit Luftgewehren, Faugball, Schlagball, Fußball, Ballrundspiel, Barlauf, Räuber und Soldaten, Schneebällen, Turnen, Ringen, Boxen, Fechten ꝛc. Ich sah ein blasses Schulstubenpflänzchen, das diesen wilden Dingen furchtsam noch entfloh, die Lehrer lachten: in wenigen Wochen wird es braun und stark in Wind und Sonne. Noch werthvoller als das Spiel und die egoistische Körperpflege ist die körperliche Arbeit; alle Knaben müssen arbeiten, und keine Arbeit ist zu niedrig. Die Knaben des Berliner Schauspielers mögen sich noch so ungeschickt anstellen beim Anhäufeln der Bohnenpflänzchen, sie müssen ihr Beet in gutem Stande erhalten und sie werden nicht wenig stolz sein, wenn ihre Bohnen auf den Mittagstisch kommen. Andere graben, planiren, drainiren, Andere bringen das Heu zusammen, Andere bauen ein Taubenhaus, und im Winter

zimmern und tischlern sie: einen Schrank für die Hausapotheke, Sprungbretter, Freisprungständer, Schlitten, Mistbeetfenster und dergleichen mehr. Ein Werkmeister der nahen Eisenhütte unterrichtet im Tischlern, ein Anderer im Modelliren. Diese Kunst wird von Vielen mit Leidenschaft betrieben, sie beginnen mit Blattformen, bilden dann den Ilsestein mit seinem Kreuze oder das Brockenhotel nach, dann Thierköpfe oder die geliebte Pulvermühle; das Modellirte wird in Gyps gegossen, oft auch bunt bemalt.

Damit sind wir schon zur künstlerischen Erziehung gekommen. Selbstverständlich wird das Zeichnen, das auf dem Gymnasium oft ein verachtetes Fach ist, mit Begeisterung gepflegt, namentlich das Zeichnen im Freien nach der Natur. Die schönsten Kunstwerke aller Zeiten werden den Kindern vertraut durch die Bilder, die in ihren Zimmern ausgehängt und immer wieder gewechselt werden. Ebenso wird die Musik gepflegt; von 28 Knaben spielten schon acht Clavier, vier Geige, zwei Cello, vier Trompete, drei Signalhorn; Gesang in drei Sprachen wird täglich geübt. Ebenso wird täglich das Vorlesen und Declamiren gepflegt. Ueber die Ausbildung in der Redekunst sprachen wir schon, sie wird besonders auch durch die Debattirabende ausgebildet, die jeden Mittwoch stattfinden. Das ist wieder ein kühner Versuch, aber er wird von Kennern der Knabennatur gemacht und scheint zu gelingen. Ein paar Themata lauten: Warum treiben wir körperliche Uebungen und praktische Arbeit? — Ist Fußball ein rohes Spiel und was haben wir auf die Angriffe des Herrn Professor Planck in Stuttgart zu erwidern? — Sind Streiks nothwendig und wie sind sie zu beurtheilen? — Alkoholfrage. — Thierschutz. Diese Debatten dauern oft gegen zwei Stunden, die Knaben können sich kaum davon losreißen. Den Vorsitz führen Schüler, die von den Andern gewählt sind; die Lehrer greifen nur ganz selten ein, um neue Gedanken anzuregen oder Abschweifungen zu bewahren, nur zum Schluß geben sie ein Urtheil. Aber sie horchen genau zu, denn hier bietet sich die beste Gelegenheit, das innerste Leben ihrer Zöglinge kennen zu lernen. Manche Knaben zeigen recht gute rednerische Gaben, bei Allen kann man wahrnehmen, wie sie an Ruhe, Selbstbeherrschung, Urtheilskraft und Gewandtheit wachsen. Man kann manches bemerkenswerthe, richtige Urtheil aus Kindermund vernehmen. Verliert Jemand die Selbstbeherrschung, verfällt er in einen persönlichen Ton, so weist die Versammlung selber ihn zurück, gerade so wie wir das bei den Straßenversammlungen auch der ungebildetsten Engländer beobachten können. Mit diesen Debattirabenden werden Sitzungen eines Schulparlaments verbunden, in denen Einrichtungen und Gesetze des Schulstaates berathen und theilweise auch beschlossen werden. So geschah es über das Fußballspiel, die praktische Arbeit und die Ernennung älterer Knaben zu Präfecten. Dadurch werden die Schüler zu aufrichtigen Vertheidigern und Anhängern der Einrichtungen und lernen deren Nutzen einsehen. Ja, es besteht der Plan, dem Schulstaate eine ganze Verfassung zu geben, die sich an die des Deutschen Reiches anlehnen soll.

„Solche Einrichtungen mögen Manchen wunder nehmen", schreibt Dr. Lietz in einem Viertelsjahrbericht an die Eltern. „Aber man bedenke, daß wir weder zum Sclaventhum, noch zur Unmündigkeit erziehen, sondern daß wir selbstständig urtheilende und handelnde, selbstthätige, unternehmungsfreudige Jünglinge eines freien constitutionellen Staates heranbilden wollen. — Jeder soll sich bei uns als ein mit ganz bestimmten Rechten und Pflichten begabter Bürger eines freien Gemeinwesens fühlen, in dem er einerseits streng zu gehorchen, andererseits sich zu einer selbstständigen Persönlichkeit heranzubilden hat."

Literatur und Kunst.

Anatole France.

Von A. Brunnemann (Paris).

Eine Insel mitten in den reißenden Wogen des in so vielerlei Strömungen fluthenden literarischen Lebens hat sich Anatole France aufgesucht und sich dort ein Observatorium erbaut, von dem er lächelnd auf die tosenden Fluthen herab und bisweilen empor zu den ewigen Gestirnen blickt. Mit keinem der modernen Schlagwörter, Realismus, Naturalismus oder gar Neu-Idealismus ist ihm beizukommen, weil er sich, kritisirend, über Alles stellt. Er geißelt besonders neuerdings die heutige Gesellschaft mit blutigen Scorpionen und mit ihr die menschliche Thorheit bis zurück in die graue Vergangenheit. Und doch steckt hinter dem anscheinend nihilistischen Spötter ein ernster Weltweiser, ein tiefsinniger Philosoph der Zukunft. Um ihn als solchen zu erkennen, muß der Urgrund seines Wesens, die leitende Idee seiner Werke aus dem großen Trümmerhaufen seines vernichtenden Thuns empor gewühlt werden.

In drei Typen hat sich sein Geist verkörpert: zunächst in der köstlichen Gestalt des alten Gelehrten Sylvestre Bonnard („Le crime de Sylvestre Bonnard"), sodann in dem lockeren Kinde des achtzehnten Jahrhunderts, l'Abbé Jérôme Coignard („La rôtisserie de la reine Pédauque" und „Les Opinions de l'Abbé Jérôme Coignard") und endlich in Monsieur Bergeret, Maître des Conférences an der Universität einer kleinen Provinzstadt („Sous l'Orme du Maïl"; „Le Mannequin d'Osier" und „L'Anneau d'Amethyste"). Leicht ist es, den echten Weltweisen in der ersten Gestalt zu erkennen, denn France hat im Crime de Sylvestre Bonnard sein dichterisch und zugleich menschlich Bestes gegeben. Später paart sich der Dichter immer mehr mit dem Satiriker, bis dieser ihn schließlich ganz in den Hintergrund drängt. Dann spricht France nur noch vorwiegend zum Verstand. In diesem ersten Meisterwerke aber schöpft er aus Geist und Gemüth und redet eine allen Menschen verständliche Sprache.

Ein paar Jugendwerke tragen bereits die hervorstechenden Züge all' seiner Schöpfungen, besonders die „Noces corinthiennes", ein Epos, mit dem France, ein Pariser Kind von vornehm humanistischer Bildung, im Kreise der Parnassiens seine ersten literarischen Erfolge davontrug. Es sind dies: meisterhafte Form bei schlichtestem Aufbau, leise Ironie und ein nachsichtiges Erbarmen für das Elend und die trostlosen Verirrungen der Menschheit. Die darauffolgenden kürzeren Prosaerzählungen, zumeist mit anscheinendem Vergessen der heutigen Welt, frühchristliche Zeiten oder die Tage der Renaissance heraufbeschwörend, liegen unserer Culturepoche keineswegs fern, und die zahlreich eingestreuten satirischen Betrachtungen sind mit greifbarer Deutlichkeit gegen die Menschen von heute gerichtet. Diese stilistisch vollendeten Kleinigkeiten verlieren jedoch an Bedeutung, wenn ihnen eines der späteren Werke entgegengehalten wird. Zu den Perlen der französischen Literatur gehört: „Le Crime de Sylvestre Bonnard". Die Fabel! Einfach wie eine echt menschlich ergreifende Stelle aus Homer: Ein alter Gelehrter, Junggesell, der mit seiner respectablen, goldtreuen, aber ziemlich tyrannischen Haushälterin ein monotones, nur durch gelegentliche heimliche Wohlthaten unterbrochenes äußeres Leben führt, interessirt sich für Jeanne, eine Waise, deren Mutter er einst geliebt hat. Er entführt das junge Mädchen aus der Pension, wo sie sich sehr elend fühlt, nimmt sie in sein Haus auf, sieht mit Freuden ein Liebesidyll zwischen ihr und einem früheren Schüler entstehen, vereint die jungen Leute und sein resignirtes Alter sonnt sich in ihrem Glück. Wie wenig das ist und so verschieden von dem, was die französische Literatur zu bieten pflegt! Und doch, welche Fülle von Schätzen enthält das Buch! Wie klar

spiegelt sich die ganze Menschheit in der tiefen Seele des Alten wieder, der äußerlich pedantisch und unpraktisch, vor seiner Haustyrannin zittert (und sich selbst deswegen gelegentlich verspottet), der an innerem Reichthum so unendlich hoch über die Alltagsmenschen hinaus ragt und sie doch so zu verstehen weiß. Die Seele Sylvestre Bonnard's ist die eines gütigen Weisen, dessen Augen viel gesehen haben, dessen Stirn viel gedacht hat und der drei Dinge für den harmonischen Ausgleich aller Widersprüche des Lebens als unumgänglich nothwendig hinstellt: Nachsichtiges Mitleid mit den menschlichen Schwächen, stille Resignation vor dem Unabwendbaren, Nothwendigen und leise Ironie, die mit einer erhabenen Heiterkeit verwandt ist.

Immer und immer wieder, nur durch ein paar Striche gezeichnet, tritt die wunderbar sympathische Gestalt des Greises vor uns hin, und wir werden nicht müde, ihm zuzuhören. Seine Worte lassen uns zugleich lachen und weinen — es durchweht sie ein Ton echten Humors, wie wir ihn nur bei Dickens wiederfinden. Einmal ist der Professor schwer krank, er sucht auf des Arztes Gesicht zu lesen, wie es um ihn steht: „aber der Doctor ist schlau und ich weiß wirklich nicht, was er von mir denkt. Das tiefsinnige Wort Goethe's fällt mir ein und ich sage: Doctor, der Alte hat eingewilligt, krank zu sein, aber mehr wird er der Natur nicht gewähren. — — Der Tag hat sich geneigt und die Schatten setzen sich zu Häupten meines Bettes für die lange Nacht fest. Beim Morgengrauen fühle ich mich von einem Frieden, einem unendlichen Frieden erfüllt. Oeffnest Du mir Deinen Schooß, o Herr, mein Gott?" Das ist Sylvestre Bonnard, der in seiner engen Studierstube den reichen Pulsschlag des Lebens fühlt. Er weiß gar viel. Er weiß, daß die keines Aufschwunges, keiner Erneuerung fähigen Seelen im Guten wie im Bösen verharren und darin immer enger werden. „Sie ist eine schlichte Creatur," räth er Jeanne in Bezug auf die Haustyrannin, „die so lange im Guten ausgeharrt hat, daß sie darin verhärtet ist; dulde mit Nachsicht die Engherzigkeit dieser wackeren Seele." Er weiß aber auch, daß jede Weiterentwickelung das Leid des Loslösens vom alten Liebgewordenen mit sich bringt, das sich am Ende unserer Laufbahn zu einer wehmüthigen Resignation mildert oder zu einer erhabenen Heiterkeit verklärt.

„Ja, mein Freund," sagt er zum Colporteur, der ihm den ‚Schlüssel für Träume' anbietet, „all diese Träume und tausenderlei andere freudige und tragische Dinge bilden doch nur eines: den Traum des Lebens, — und wird mir Ihr kleines gelbes Büchlein dazu den Schlüssel geben?" Sylvestre Bonnard's stille Heiterkeit beruht auf der Erkenntniß des einzig Unvergänglichen im Leben, der ewigen Neugestaltung des Lebens selbst. „Wo Du auch heute bist, Clementine, sieh' auf dies Herz, das das Alter nun erkaltet hat und dessen warmes Blut doch für Dich wallte. Sag' mir, ob es nicht wieder in's Wallen gerieth bei dem Gedanken, das zu lieben, was von Dir auf Erden geblieben ist. Alles vergeht, denn Du bist vergangen, aber das Leben ist unsterblich: und das müssen wir in seinen unaufhörlich sich erneuenden Gestalten lieben. Alles Uebrige ist Kinderspiel, und ich komme mir mit all' meinen Büchern vor wie ein Kind, das mit Knöchelchen Kurzweil treibt. Du, Clementine, hast mir das Ziel meines Lebens offenbart."

Sylvestre Bonnard lächelt über das Kleinliche — er zuckt die Achseln mit einem leisen Anflug von Spott und vergiebt Alles; dabei empfindet er so groß, daß er alle, auch die bescheidensten Bethätigungen des Lebens mit des Lebens Allheit verwandt weiß. Mit dieser echten Größe und Tiefe schließt das Buch, das so viele mächtig ergreifende Seiten enthält: Der kleine Sylvestre, Jeannes erstes Kindchen ist gestorben. „Heute sind Vater und Mutter auf sechs Wochen unter das Dach des Greises gezogen. Da kommen sie eben aus dem Walde zurück, Arm in Arm. Jeanne ist in einen großen schwarzen Shawl gehüllt und Henri trägt Crepp an seinem Strohhut. Aber sie strahlen Beide in Jugendschöne und lächeln einander sanft zu. Sie lächeln der Erde zu, die sie trägt, der Luft, die sie umweht, dem Licht, das ein Jeder in des Anderen Augen erglänzen sieht. Ich winke ihnen mit meinem Taschentuch und sie lächeln meinem Alter zu. Jeanne steigt rasch die Treppe hinauf, umarmt mich und flüstert mir ein paar Worte in's Ohr, die ich mehr errathe als verstehe. Gott segne Dich, Jeanne, Dich und Deinen Mann bis zu Deinen fernsten Nachkommen! Et nunc dimittis servum tuum Domine." (S. 323—346). Hier ist also der erhabene Triumph nie versiegender Lebenshoffnung, die einzige Möglichkeit, die Disharmonien des Einzeldaseins zu lösen und die großen Harmonien des Weltalls zu finden — und zugleich ein winziges Stückchen Menschheit als Reflector des Alls, ein Menschendasein sub specie aeternitatis.

Diesen Ton findet France nur noch in den herzigen Kindheitseindrücken, gesammelt im „Livre de mon ami", ein friedliches Buch, das von den Freuden und Leiden des Kindes spricht von da an, wo es ein Menschlein zu werden beginnt, bis zu den Tagen der Erkenntniß, die es echtes Gold von Truggold unterscheiden lassen, ihm aber auch so manches Unerquickliche über seine Mitmenschen offenbaren. Es ist wiederum ein Buch voll intimster idyllischer Bilder, auch dem harmlosesten Leser zur Freude und doch erfüllt von tiefster Lebensphilosophie, die das ewige Loslösen schmerzhaft empfindet und im Auflösen und Neugestalten allein wiederum Trost und neue Lebenshoffnung sucht. Auch dieses Buch beherrscht der große Glaube an den Fortschritt der Menschheit: „Alter Ahnherr" (ruft der Vater des kindlichen Helden Angesichts eines Zahnes aus, der ihm das Bild eines prähistorischen Menschen vor Augen stellt) „Du warst immerhin ein Mensch. Ein dunkles Ideal zog Dich zu dem hin, was schön und gut für die Menschen ist. Du lebtest jämmerlich, aber Du lebtest nicht vergebens, und das Leben hinterließest Du Deinen Kindern als etwas weniger schlecht; sie wiederum arbeiteten daran, es besser zu gestalten ... Unsere Aufgabe ist nicht zu Ende; wir würden weniger großmüthig sein, als die Höhlenmenschen, wenn wir unsererseits nicht das Leben für unsere Kinder gesicherter und besser gestalten würden, als es für uns ist. Zwei Geheimnisse giebt es dafür: lieben und erkennen. Mit Wissenschaft und Liebe gestaltet man die Welt."

Eine ganz andere Gestalt nimmt Anatole France mit dem „Abbé Jérôme Coignard" an. Diesen dunklen Ehrenmann und verbummelten Priester treibt der Hunger eines Tages in die Garküche des Meister Ménétrier, dessen Söhnchen den Bratspieß dreht, viel lieber aber in lateinischen Büchern liest, denn ein armseliger, lasterhafter Bettelmönch hat dem Jungen für Speise und Trank sein bischen Latein beigebracht. Der Abbé macht sich der wackeren Familie unentbehrlich, wird Lehrer des jugendlichen Bratenwenders Jacques, mit dem Beinamen „Tournebroche", treibt sich mit ihm in mehr schlechter als guter Gesellschaft umher, und trichtert ihm dabei seine Lebensweisheit ein. Nach längerem Aufenthalt bei einem vornehmen Occultisten und Alchemisten und nach diversen galanten Abenteuern wird der Abbé meuchlings ermordet, tief betrauert von Jacques „Tournebroche", der sich später einen Buchhandel zulegt, mit rührender Pietät das Andenken seines Lehrers „mon bon maître" pflegt und dessen Memoiren herausgiebt. Das ist kurz der Inhalt von „La Rôtisserie de la Reine Pédauque" und „Les opinions de l'Abbé Jérôme Coignard." Beide Werke bieten eine schwere Kost, die mit Vorsicht und innerer Reife genossen sein will. Mit scharfer Dialectik und geradezu beißendem Spott wendet sich France in alterthümelndem unübertrefflich satirischem Stil (er kann überhaupt als größter französischer Stilist der Jetztzeit gelten) gegen Alles, was die landläufige Moral, was Gesetz, Ordnung und Religion aufgestellt haben. Es ist eine der schärfsten Zeit- und Mensch-

heitssatiren, aus der heutige Vorkommnisse oft sehr deutlich durchblicken. Verschärft wird dieses Hohelied der Verachtung von Sitte und Gesetz durch die Nachahmung des Colorits jener liederlichen Zeit (Mitte des 18. Jahrhunderts). Alles erscheint dadurch, wie von einem vergrößernden Spiegel zurück geworfen, noch cynischer, beißender, als es in der Gegenwart erscheinen würde. Die schon äußerlich groteske Gestalt von „mon bon maître“ wächst durch dessen unaufhörliche Cynismen und durch sein grobes faunisches Lächeln in's Ungeheuerliche (besonders in der „Rôtisserie de la Reine Pédauque“). „Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen, daß Du ein Mensch mit Menschen bist“, scheint der Grundsatz des biederen Abbé zu sein, der alle Moral auf den Kopf stellt, um zu beweisen, daß alles werthlos ist, daß die Menschen nicht aus ihrer Niedrigkeit und Dummheit herauskönnen, daß sie nicht einmal für diese verantwortlich gemacht werden dürfen, und nur abwechselnd Nachsicht, Mitleid oder Verachtung verdienen. Die Nachsicht überwiegt bei der Gemüthsart des trefflichen Abbé — er scheint dem zügellosesten Lebensgenusse das Wort zu reden und führt dabei immer seine Frömmigkeit im Munde, die er mit allen Lastern in versöhnenden Einklang zu bringen weiß, ein Hohn auf die so dehnbaren Begriffe von Reue und Buße mittelalterlich kirchlicher Ueberlieferung. Der denkende Leser blickt noch tiefer in die Seele des grotesken Alten und lernt allmälig verstehen, was den jungen „Tournebroche“, der einen naivbeschränkten Durchschnittsmenschen von der gutmüthigen Sorte repräsentirt, instinctiv zu seinem Lehrer hinzieht: dessen gleichfalls instinctives Gefühl von höchster Güte und Gerechtigkeit, das aus allem Spott und Hohn als hehrer Grundton leise herausklingt und zuletzt (am Schlusse der „Opinions“) mit stolzem Siegesgesang hervorbricht.

„Lange betrachtete“, so erzählt uns Jacques Tournebroche, „mein guter Lehrer die blauen Höhen am Horizont. Seine Züge waren ernst und traurig. Dann legte er sanft die Hand auf meine Schulter und sprach zu mir in einem Tone, der tief in meiner Seele nachzitterte: Tournebroche, mein Sohn, du siehst mich plötzlich verwirrt und stammelnd — — und doch setzt nichts die Kühnheit meines Denkens in Erstaunen. Merke auf das, was ich Dir sage. Die Wahrheiten, die die Vernunft entdeckt, bleiben unfruchtbar. Das Herz allein ist fähig, die Träume zu befruchten. Es durchtränkt alles, was es liebt, mit Leben. Durch das Gefühl wird die Saat des Guten in die Welt gestreut. Der Verstand besitzt keine solchen Tugenden. Und ich bekenne Dir, daß ich bisher zu verstandesgemäß bei meiner Kritik von Sitte und Gesetz vorgegangen bin. Darum wird diese Kritik fruchtlos vergehen und vertrocknen, wie ein Baum, den der Aprilfrost getödtet. Um den Menschen zu nützen, muß man alle Vernunft wie einen überflüssigen Ballast bei Seite werfen und sich auf den Flügeln der Begeisterung erheben. Kommt man mit Vernunftgründen, so wird man niemals emporfliegen!“ Hiermit berühren wir auch den Urgrund seines Denkens. Der rothe Faden eines höheren moralischen Bewußtseins, einem instinctiven Gefühl edelster Liebe und Gerechtigkeit entstammend, leitet den Leser aus trostlos verwirrenden Dunkelgängen hinaus in eine bessere Zukunft. Seine späteren Werke fügen nichts Neues mehr hinzu.

„Thais“ bringt in frühchristlichem Gewande viel heidnische Lebensweisheit, viel Dialectik und viel Spott und oft erschütternden Ernst. „Le lys rouge“ ist keine Streitschrift, nur der Roman einer Leidenschaft die tragisch endet, weil die Heldin, eine moderne Weltdame, die Heiligkeit der Liebe erst erkennt, nach dem sie mit der Liebe gespielt, und ihre Heiligkeit profanirt hat. Wundervolle Einzelheiten, trefflich gezeichnete Künstlertypen (der Roman spielt zum Theil in Florenz) heben das Buch über die gewöhnliche Pariser Romanwaare hinaus.

Die jüngste Incarnation des France'schen kritischen Geistes ist „Monsieur Bergeret“, die charakteristische Figur der drei bereits erwähnten letzten Bände, die der Gesammttitel: „Histoire contemporaine“ vereinigt. Alle drei sind satirische Zeitspiegel, die für Frankreich besonders berechnet sind, obwohl jeder Angriff als ein der ganzen heutigen Gesellschaft entgegengeschleudertes Pamphlet erscheint. Hier kein Ausgleich, keine Versöhnung, keine trostreiche innere Harmonie, keine dichterische Verklärung; wie fern ist der liebe alte Sylvestre Bonnard! Nichts als Kampf bis auf's Blut — nicht mit den derben Waffen, sondern mit den feinen haarscharfen Instrumenten anatomischer Forscher, die kaltblütig alles zerschneiden, um ein dürres Gerippe herauszuschälen.

Die Fabel ist die denkbar einfachste: Zwei Priester, l'Abbé Lantaigne und l'Abbé Guitrel bewerben sich um den Bischofssitz zu Tourcoing und wenden tausenderlei Schliche und Spitzfindigkeiten an, um Fürsprecher zu gewinnen. Abbé Guitrel trägt den Sieg davon, denn er weiß die Frauen für sich zu gewinnen (in Frankreich immer ein unfehlbares Mittel) und macht durch seine liberalen Versprechungen den Unterrichtsminister kirre. Kaum jedoch trägt er den Amethyststring als Zeichen der Bischofswürde am Finger, so schlägt er ganz andere Töne an und entpuppt sich als fanatischer Vertreter römisch-kirchlicher Macht. Das wird durch drei Bände hindurch breit ausgesponnen. Es ist kaum Handlung darin, das Ganze besteht in nach Art der „Opinions de Jérôme Coignard“ abgefaßten Unterredungen der maßgebenden Persönlichkeiten der kleinen Universitätsstadt: der beiden Priester, des Präfecten und vor allem des Professors Bergeret. Alle Gestalten, vorzüglich charakterisirt, repräsentiren verschiedene Parteien — Bergeret allein steht über diesen als Geist der schärfsten Kritik, „der Geist der stets verneint“. Mit Vorliebe pflegt er sich mit dem Abbé Lantaigne auf einer Bank unter einer großen Ulme vor der Stadt zu unterhalten, denn obgleich er und der Priester sich geistig geradezu als Antipoden betrachten, sind sie doch die einzigen des Städtchens, die sich für allgemeine Ideen interessiren. Bergeret wird uns mit folgenden Worten eingeführt: M. l'Abbé Lantaigne begegnete den Maître de conférences, M. Bergeret, der für einen „außerordentlichen, aber bizarren“ Geist galt. In ein paar Sätzen tauschten sie „ihr großes Mitleid aus, das ihnen die Welt, in der sie lebten, einflößte“. Und als der Abbé darüber klagt, die Menschen haben früher einen höheren Flug genommen, erwidert Bergeret trocken: „Die Menschen waren ehedem, was sie heute sind, mittelmäßig gut und mittelmäßig schlecht.“ Von da ab tritt Bergeret in den Vordergrund des Interesses. Im Gegensatz zu dem herzlichen Sylvestre Bonnard und dem sinnlichen Epikuräer des achtzehnten Jahrhunderts lebt er nur mit dem Gehirn und ist völlig ideal- und illusionslos. Schüchtern, linkisch, unpraktisch, hat er sich weder Liebe in seiner Familie, noch Sympathien bei seinen Mitmenschen zu erwerben gewußt, aber sein Geist ist gefürchtet. Sein Skepticismus verschont nichts und mit der Unerschrockenheit eines kühnen Operateurs setzt er das Messer an alle Schäden der menschlichen Gesellschaft und nimmt seine Landsleute, sein Vaterland, das eine große Rolle ausgespielt hat, arg mit. Die jüngsten Scandale, die politischen Ereignisse, die wissenschaftlichen und literarischen Streitigeiten Frankreichs werden erbarmungslos zerstückelt und der von Voltaire'scher Philosophie genährte Bergeret, der „curieux des choses humaines“ ist, kommt zu dem trostlosen Ergebniß: „Schwer ist zu begreifen, daß vernünftige Menschen noch Hoffnung hegen können, den Aufenthalt auf dieser kleinen Kugel, die sich unbeholfen um eine gelbe, schon halb erkaltete Sonne bewegt, erträglich zu gestalten. Das Leben ist an und für sich eine Katastrophe, eine unaufhörliche Katastrophe. Das Leben einer Nation, wie das des Individuums, ist ein fortgesetzter Ruin, eine Reihe von Zusammenbrüchen, eine unendliche Entfaltung von Elend und Verbrechen.

Unser Vaterland besteht auch, wie die anderen Länder nur durch die Erneuerung seines Elends und seiner Fehler. Leben heißt zerstören, handeln heißt schaden." — Bergeret giebt jede Hoffnung auf einen Fortschritt der Menschheit auf. Er rächt sich an seinem freudlosen Dasein, indem er über alles, selbst über seine warmen, innerlichsten Regungen die zersetzende Lauge seines Spottes ausgießt und das Bewußtsein höchster geistiger Ueberlegenheit bereitet ihm seltene, unvergleichliche Freuden. Dennoch berührt M. Bergeret nicht unsympathisch, wir fühlen sein Herz hindurch, das bei alledem leer ausgeht und in den besten Seiten der drei Bücher nach Befriedigung schreit.*) Dieses Herz läßt ihn alle Unglücklichen lieben und unter der Gleichgültigkeit Empfindungsarmer bitter leiden: „Diese trüben Seelen, die nichts wiederspiegeln, diese Wesen, in denen das Weltall wie nichts versinkt, sie sind ein Anblick, der zur Verzweiflung treibt."

Ist nun Anatole France identisch mit Monsieur Bergeret? Ist er, wie so viele annehmen, nur der unerbittliche Skeptiker, ja der Nihilist, der gegen eine aufgestellte Wahrheit ebensoviele Für als Wider zu Felde führt? Läßt er nach seiner secirenden Thätigkeit nur ein dürres Knochengerüst übrig, werth zu zerfallen? Wir glauben es nicht, denn man höre nur, wie er Bergeret widerspricht. „Sie stellen treffliche Sophismen auf, Herr Bergeret. Trotz alledem glaube ich mit Renan, mit Zola, daß die Wahrheit eine durchdringende Kraft besitzt, wie sie weder der Irrthum, noch die Lüge enthalten. Ich sage „die Wahrheit" und Sie verstehen mich, Bergeret! Denn es genügt nicht, die so schönen Worte von Wahrheit und Gerechtigkeit zu definiren, um ihren wahren Sinn zu begreifen. Sie haben durch sich selbst eine Schönheit die leuchtet, ein himmlisches Licht. Ich glaube also an den Triumph der Wahrheit." Da liegt's! Das undefinirbare instinctive Gefühl von Wahrheit und Gerechtigkeit, dies höchste moralische Bewußtsein wird die Menschheit weiter leiten — trotz Bergeret. Nicht ihn, sondern seinen Widersacher halten wir hier für maßgebend, da dessen Ausspruch eben mit dem Leitmotiv zusammenklingt, das aus allen Werken des Verfassers heraustönt**).

Auch die schärfsten Auslassungen, die erbarmungslosesten Verspottungen erscheinen, mit dieser erhabenen Idee als Urgrund nur als ein Protest jenes höchsten sittlichen Gefühls gegen die menschliche Härte und Unduldsamkeit, gegen alle Ausschreitungen des Egoismus, die die Ueberlieferung sanctionirt hat. Freilich ist dieser Protest oft so scharf, so paradoxal, das es schwer ist, durch den Nihilismus hindurchzudringen und auf der grausam zerstörten Welt vertrauensvoll eine Neue aufzubauen. Auch das starke Uebergewicht das er dem Gefühl in den besten Seiten seiner Werke einräumt, kann zu Mißverständniß Anlaß bieten. Wie soll das Gefühl allein die Weltordnung bessern, ein Gefühl von Liebe und Gerechtigkeit, auf das France alle Moral zurückführt? Und doch, ein Mann der Zukunft, will er die Unhaltbarkeit alles Bestehenden nach den erhabenen Gesetzen des Fortschritts beweisen, der nichts Endgültiges, Absolutes aufstellt und niemals absolut und unduldsam ist, auf welchem Gebiete es auch sei. Als Grundbedingung aber dieses Fortschrittes hat er das aus dem verworrensten Dunkel sich immer von neuem ans Licht ringende Gefühl des Wahren und Guten erkannt. Unverkennbar bildet das auflösende, negative Element das Stärkere in France's letzten Werken, deren dichterischer Gehalt merklich abgenommen hat. Es blickt auch oft eine zu große Freude am Zerstören hindurch, so daß diese Bücher für unreife Geister gefährlich werden können; an solche wendet sich freilich ein Mann wie er niemals.

*) Besonders da, wo er sein häusliches Glück in der Korbpuppe symbolisirt sieht, auf die seine Gattin, hohl und gemüthsarm, wie dieses Rohrgestell, ihre Kleider drapirt (Mannequin d'osier, daher der Titel des Bandes), und ferner als sein echtes Heimathsgefühl erwacht, beim letzten Durchschreiten der Stadt seines Wirkens. (Vgl. die herrliche Stelle über wahre Heimathliebe im Anneau d'Amethyste S. 401).

**) Auch seine feinsinnigen literarischen Essays, gesammelt unter dem Titel: La vie littéraire, 4 Bde., die etwas Verwandtschaft mit Jules Lemaitre's stark subjectiver literarischer Kritik haben, durchklingt es. Vergl. Bd. III S. 271: „Les raisons du coeur sont les grandes, les vraies, les seules saisons."

Ein japanisches Drama.

Von Erich Urban.

Reisende, die Ostasien genau kennen, wissen von dem Theater dort grausige Dinge zu erzählen. Von Zuständen berichten sie, die wir selbst bei unseren wildesten Bühnen nicht antreffen würden. Tage dauert da oft eine Vorstellung. Masken, grell in den Farben und abenteuerlich in der Form, tragen die Schauspieler vor dem Antlitz. Und vor dem Spiel, in den Pausen, häufig aber auch — und zwar an den bedeutsamsten Stellen — in der Mitte ertönt eine ohrenzerreißende Musik, peinigend vorzüglich durch den erschütternden Klang des Gong. Der Bühnenkunst wegen mag man also ruhig zu Hause bleiben. Sie lockt noch am wenigsten. Um so überraschender kommt uns ein kleines, einaktiges Drama, das Herrn Takeshi Kitasato zum Verfasser hat und „Námah amitábha" heißt. Es spielt kaum eine halbe Stunde. Keine Masken schrecken mich. Kein Gong dröhnt an mein Ohr. Wunderbar einfach ist der Vorgang. Schlicht und rein menschlich das Thema. Nur zwei Menschen eigentlich sind die Träger der Handlung. Und gegen den Schluß hin vernehmen wir Worte, die aus einer Philosophie des „Jenseits von Gut und Böse" geboren, uns seltsam genug anmuthen.

Otóme ist eine junge Bauersfrau. Nicht immer war sie es. In der Stadt war sie geboren. Aber, mein Gott, wie das Leben ist. Einst hatte sie fast Ueberdruß an städtischer Lust und Freude. Nun steht sie mit einem bunten Tuch auf dem Kopf und beide Aermel mit einem Bande aufgebunden am Heerd. Draußen — auf dem Felde — ihr Mann. In diesem Drama ist Alles natürlich und einfach. Ohne Absicht. Und so erscheint es denn als selbstverständlich, daß die Eingangsscenen den Contrast von Stadt und Land zum Ausdruck bringen. Gorosáku, ein alter Bauer, der berufene Lobredner des rusticalen Lebens, tritt in der Otóme Haus. Gorosáku: Guten Tag. Otóme (ihm entgegen): Guten Tag, Herr Gorosáku. Gorosáku: Gott sei Dank, daß wir so schönes Wetter haben! Nicht? Otóme: Ja, ja, gerade recht für die Erntezeit. Sind Sie mit der Ernte schon zu Ende gekommen? — So hebt gemüthlich das Gespräch an. Anspruchslos fließt es dahin, bis ein herber Ton die Harmonie stört — Otóme's Ehe blieb kinderlos. Gorosáku (ernst): Du hast ja den guten Willen, das genügt. Ihr habt kein Kind, Ihr seid ganz allein, auf diese Weise könnt Ihr ja gut leben. Ach, du lieber Gott! daß die armen Leute gerade die meisten Kinder haben. Otóme: Diese haben wenigstens die Freude — für ihre Kinder zu arbeiten. — Arbeit macht also Otóme keine Freude. Wie könnte sie es auch, da sie — und das ist der zweite Schatten, der rasch über ihre Seele läuft — ein Stadtkind auf dem Lande wie in einem Exil lebt. Gorosáku: Daran glaub' ich nicht, doch da läßt sich nichts machen, das kommt halt davon, daß auch die Eltern — nicht nur der Sohn — eine Frau aus der Stadt wollten. Otóme: Da haben Sie Recht. (Gutmüthig lächelnd.) Bin ich doch ebenfalls ein Stadtkind und kann darum auch nicht bei der Arbeit mithelfen. Gorosáku (schnell einfallend): Nein, was fällt Dir ein? Nein. Du in Deinem Bauernhause bist die unbezahlbare Perle in der Muschel. Otóme: O, Sie Schmeichler! Mit einem

artigen Scherz gleitet Gorosáku über die Tiefen hinweg, die in Otóme's Seele sich aufthun. Er bindet sein Pferd los und verschwindet mit einem leisen Gruß.

Das „Land" ging davon. Die „Stadt" tritt ein. Eine Naivetät, die man nicht übel nehmen kann. In ihrem schwarzlackirten Jinrikischa fährt eine elegante Dame, Miyáko, über die Brücke. Eine Stadtschöne, die bei uns die Lorgnette tragen müßte und durch das Doppelglas sich die Natur besehen. Hier läßt sie sich eine Tasse Thee reichen. Sie hat eine Spazierfahrt heut gemacht. Davon ist sie so müde. Und diese Hitze! . . . Es fehlt uns noch: „Schönes Wetter, nicht wahr?" Otóme ist wie verwandelt. Sie fühlt sich ganz große Dame. Miyáko ist entzückt von der Gegend. Nachdem sie bis jetzt die Umgegend betrachtet hat, wendet sie sich zu Otóme: Wirklich, Sie haben hier eine schöne Gegend! Diese tiefklare Fluth, so rein, daß man jedes Steinchen am Grunde zählen kann; das satte Gelb des wogenden Aehrenmeeres; die Strohdächer da drüben, die aus dem dunkelgrünen Kieferwalde hervorzulugen scheinen, weithin das von der Natur für die Herbstgöttin gewebte Festkleid, mit herrlichrothen Blättern gemustert; und dort in weiter Ferne der erhabene Bug, dessen Gipfel von weißen Wölkchen umsäumt, sich auf dem Blau des Herbsthimmels so scharf abhebt — was für ein Bild ist das! Sie sind glücklich, hier in dieser herrlichen Gegend Ihr Leben zubringen zu können. Otóme: Gewiß, gnädige Frau, aber wenn man vom Morgen bis Abend, Tag für Tag immer dieselbe, wenn auch noch so prächtige Landschaft vor sich sieht, fühlt man nichts mehr von der Schönheit. — Und zum zweiten Mal geht zaghaft über ihre Lippen eine Klage. „Man sehnt sich manchmal nach der Stadt, wo es so lebendig zugeht, während es hier auf dem Lande so stille ist, so einsam!" Man sieht, das gute Kind ist im Angesicht der vornehmen Miyáko blasirt geworden. Miyáko besteigt den Jinrikischa. Otóme ist allein. Eine Saite in ihrem Herzen ist angeschlagen. Auf deren Tönen und Summen muß sie lauschen. Und nimmer mag sie das Ohr anderen Klängen neigen . . . Einst war auch sie ein Stadtkind . . . Und nun . . . Ein langes Geständniß, fast wie ein zages Sich-erinnern, zusammenhangslos und flüchtig irrend, kommt über ihre Zunge geschlichen . . . „Heute, heute ist gerade der 17. October — der Sterbetag des —." Vor der Nische, die die Namen der Ahnen birgt, sinkt sie auf die Knie und betet leise: „Námah amitábha! Námah amitábha! Námah amitábha!"

Wir stehen vor der dritten Scene. Der letzten. In Wahrheit — der einzigen. U'nsui, der Mönch, naht der Knieenden. Lange, lange schon sah er die Gefilde hier nicht. Kaum erinnert er sich noch. Die Brücke hat man wieder neu aufgebaut. Und die Mühle drüben am anderen Ufer war früher auch nicht da. Aus der Stadt kam er einst oft hierher . . . Aus der Stadt . . . Wie Otóme! Zum dritten Mal in so kurzer Zeit — und nun erträgt Otóme die Last nicht mehr. Sie muß sich einem Menschen entdecken. Und wem lieber, als einem heiligen Mann, der das Leben lebte? Sie beginnt ihre Beichte . . .

Einst wohnte sie in der Stadt. Sie war die Tochter eines angesehenen Kaufmanns. Der Nachbar, ebenfalls ein Kaufmann, hatte einen Sohn. Die Kinder spielten zusammen. Spielkameraden waren sie von der Schulbank her. Ihre glücklichste Zeit! Denn da sie älter wurden, ward aus dem Spiel die ernsthafte Liebe, aus den Kameraden ein Liebespaar. Und wenig kümmerte sie der Widerstand der Eltern. Das ewige Gelöbniß gaben sie sich der Treue bis in's Jenseits. Plötzlich soll sie verheirathet werden. Die Verwandten dringen darauf — aus Geschäftsrücksichten. Den Liebenden erscheint als einzige Rettung aus der Bedrängniß der gemeinsame Tod. Heut vor zehn Jahren gerade — jener unglückselige 17. October — beabsichtigten sie an einem Festabend ihren Plan auszuführen. Fürchterliche Zeichen schreckten sie auf dem Wege zur That. Der Mond warf ihre Schatten gespenstisch auf die Erde zu ihren Füßen. Die Dschisósstatue bekam Leben und nahte ihnen mit Geberden. Da füllten sie die weiten Aermel mit Kieselsteinen, banden die Leiber aneinander und stürzten sich in seligster Umschlingung also in die Fluthen.

Als Otóme erwacht, befindet sie sich in der Hütte, die sie noch heute bewohnt. Der Mann des Hauses war in jener Nacht auf den Fischfang ausgezogen. In seinem Netze brachte er Otóme herauf. Hier gewinnt sie, gepflegt von dem fremden Mann und dessen Mutter, ihre Gesundheit wieder. Die braven Leute lassen sie nicht ziehen. Und als die alte Frau zum Sterben kommt, thut sie die Beiden — Retter und Errettete — zusammen zu einem Paar. Und seitdem ist sie hier thätig als Bauersfrau. Doch die Ehe schafft ihr nicht die ersehnte Ruhe. Wie, wenn es ihr bestimmt war, den Geliebten nicht zu besitzen, konnte sie dann nicht einen Anderen haben, mit dem verbunden sie auch gleichzeitig die Eltern erfreut? So aber lebt sie ein ewiges Ende. Sie hadert mit dem „lieben Buddha". Wenn der Körper der Anstifter alles Handelns ist und er beim Tode der Erde übergeben wird, wie sollen dann seine Thaten vergolten sein? Also gilt im Jenseits Gut und Schlecht gleich? Und der Geliebte ging umsonst in den Tod . . . Oder giebt es eine Vergeltung, so ist sie — wehe — ihm treulos . . . Zweifel, sündhafte Zweifel allüberall . . . Und hier setzt nun U'nsui, der welterfahrene Mann, der das Leben gekostet hat, Otóme's Glauben von Gut und Böse seinen Glauben entgegen, der „jenseits von Gut und Böse" steht. „Sei wie ein Spiegel," so lehrt er Otóme, leidenschaftslos — „jenseits von Gut und Böse . . . Zu dieser Anschauung die Menschen hinzuleiten, benutzen wir verschiedene Wege. Der Eine geht, der Andere fährt, doch das Ziel kann Jeder auf seine Weise erreichen." Und er verbietet ihr das Gerede von Gnade und Gewissen . . . „Was geschehen ist, ist geschehen. Du mußt vergessen lernen." Er versichert sie, daß ihr Geliebter ihr gar nicht zürnt, daß er im Gegentheil ihr dankbar ist, weil er durch sie ein Mann geworden. Von dem Haupt nimmt er den verbergenden Hut — er selbst ist es, der verschollene Geliebte. Auch er ward aus den Fluthen gerettet. Und nun er von der Braut die Spur nicht fand, trat er in ein Kloster.

Und sie — treulos — auf der Welt, eines Anderen Weib! Unter der Last dieser Sünde bricht sie zusammen. „Ich weiß ja jetzt, wo du weilst," tröstet er sie, „laß mich oft von dir hören. Aber für heute muß ich weiter gehen." Mit einem irren „Leb' wohl" erhebt sich Otóme. Fassungslos wirft sie, anstatt gleich ihm zu leben „jenseits von Gut und Böse", das Leben achtlos von sich. Von der Brücke stürzt sie sich in den Fluß. U'nsui aber, der eben noch so trefflich belehren konnte, bewährt in diesem höchsten Augenblick seine Predigt schlecht. Er, der sich ganz „jenseits von Gut und Böse" glaubte, steht noch mit einem Fuße im „Diesseits". Der aber zieht bald den ganzen Leib nach sich . . . U'nsui (eilt erschrocken nach. Ueber die Brücke ab. Man hört sein Rufen): Hülfe! Hülfe! (Die Bühne bleibt eine Weile leer. U'nsui kommt langsam zurück, ganz bleich und gebrochen.) O was bin ich? Ein Mönch? — Ha, was ist doch meine Pflicht? — Menschen vom Verderben retten! Ha, ha, ha! (Ein häßliches Lachen tönt aus seinem Munde; seine Augen blicken wild umher; dann kreuzt er die Arme in tiefem Hinbrüten und starrt auf seinen Rosenkranz.) Wozu bist du mir noch nütze? (Er schleudert den Rosenkranz auf die Erde, starrt ihm nach und lacht höhnisch. Das Gleiche thut er mit dem Almosensack.) Und du? (dann nach seinem Habit greifend.) Warum hab' ich noch diesen Habit an? — (Die Aermel wegfetzend.) Der führte bloß irre! — Bin ich doch nichts Anderes als Alle! Ha, ha, ha! (Ein lang nachklingender Ton einer Abendglocke dringt von Weitem mit langem, bebenden Zittern durch die Luft. U'nsui schaut be-

troffen und schmerzlich.) Ach! O! (Die Glocke ertönt wieder.) Ha! (Er starrt nach der Brücke, den Athem zurückhaltend, dann mit gedämpfter Stimme.) Otóme! O-tó-me! (Eilt wahnsinnig über die Brücke hinweg, ab. Noch einmal ertönte die Glocke, dann fällt der Vorhang langsam.)

Wir sind dem Dichter dankbar, daß er uns keine Schicksalstragödie geschrieben, daß dieser „17. October" kein „24. Februar" ward. Bewunderungswürdig aber ist es, wie er seinen U'nsui keinen Enoch Arden werden läßt und keinen heimkehrenden Maupassant'schen Matrosen — von dem Helden des Axel Delmar'schen Dramas „See" ganz zu schweigen, — sondern an der entscheidenden Stelle dem Thema eine neue und sicherlich auch tiefere Wendung giebt. Der haltlosen, von diesseitigen Anschauungen angefüllten Otóme tritt dieser U'nsui, der Typus eines aus Lebenskenntniß lebensfrohen, jenseits von Gut und Böse stehenden Mannes entgegen. Otóme bricht unter dem Leben zusammen. Aber auch U'nsui trägt noch des Diesseitigen Einiges im Herzen. Sein Gut ging nun in Stücke. Verächtlich wirft er die äußeren Zeichen einstiger Würde weit von sich ... „Bin ich doch nichts Anderes als Alle!" Nicht anders auch als Otóme, deren Ideenkreise er entwachsen zu sein vermeinte. „Nicht anders als Alle" ... und wahnsinnig stürzt er dahin. Manches wird er auf seinen Wegen noch finden. Nur eins nicht — das fühlen wir — das Leben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das künftige Schlachtfeld.

Von Emile Zola.

Wo ist es, das kleine Dorf? Wo liegen seine weißen Häuser? Breiten sie sich um die Kirche herum, oder stehen sie tief an irgend einem Abhang? Oder an einer Landstraße, alle in einer Reihe? Oder klettern sie einen Hügel hinan, wie muthwillige Ziegen, eins über's andere gebaut, die rothen Dächer halb im Grün verborgen. Und hat es einen wohlklingenden Namen, das kleine Dorf? Einen weichen, der leicht über die Lippen huscht, oder einen harten, voller Consonanten und Zischlaute, rauh wie ein Rabengekrächz? Und wird Erntefest oder Weinlese gehalten in dem kleinen Dorf? Ist's ein Getreideland oder ein Weinland? Was thun seine Bewohner jetzt, zu dieser Stunde, in der Sonnenhitze, auf ihren Feldern? Bleiben sie einen Augenblick stehen, auf dem Heimweg am Abend, um noch einen Blick über die Kornbreiten zu werfen und dem Himmel zu danken für all' den Sommersegen?

Ich denke es mir gern auf einer Anhöhe. So bescheiden liegt es dort zwischen den Bäumen, daß man es von weitem für eine mit Moos bewachsene Burgruine halten könnte. Aber der Rauch erhebt sich, und auf der Landstraße, wo es hinuntergeht, stoßen ein paar Kinder einen Karren vor sich her. Dann sieht man wohl mit Neidgefühl hinüber und nimmt eine liebe Erinnerung an das wie im Fluge geschaute Nest mit sich fort.

Doch nein, ich denke es mir lieber in der Ebene, am Rand eines Baches. Es ist so klein, daß eine Pappelreihe es dem Auge verbirgt. Seine Hütten verschwinden zwischen den Weiden am Ufer, gleich scheuen badenden Mädchen. Ein Stück grüner Wiese dient ihm als Teppich, eine Hecke umschließt es, wie ein Park, von allen Seiten. So geht man an ihm vorbei, ohne es zu sehen. Die Lieder der Wäscherinnen klingen herüber wie Lerchensang. Nicht die kleinste Rauchsäule. Es schläft in seinem Frieden, hinter seinem grünen Bettvorhang.

Keiner kennt es. Kaum daß die nahe Stadt von seinem Dasein weiß; es ist so bescheiden, daß kein Geograph sich darum kümmert. Es ist nichts. Sein Name weckt keine Erinnerung. Unter all' den Städten mit hochtönenden Namen ist es ohne Geschichte, ohne Ruhm oder Schande, ein Fremdling, der sich bescheiden absondert. Und darum lächelt es wohl so hübsch, das kleine Dorf. Seine Bauern leben still dahin, seine Kinder spielen, die Frauen spinnen im Schatten der Bäume. Das kleine Dorf ist glücklich in seiner Unberühmtheit und zufrieden mit dem Glanze seines Himmels. Es ist so fern vom Schmutz und Lärm der großen Städte. Ihm genügt seine Sonne, und es freut sich seiner Stille, seiner Abgeschiedenheit, seiner grünen Pappelreihe, die es vor der ganzen Welt verbirgt.

— — — Und morgen vielleicht weiß die ganze Welt von dem kleinen Dorf und seinem Dasein. Wehe, der Fluß wird sich rothen, durch die Pappeln werden die Kugeln sausen, die Hütten werden durch ihre aufgerissenen Mauern stumm verzweifelte Menschen zeigen. Und das kleine Dorf wird berühmt werden, — ein Schlachtfeld.

Kein Gesang von Wäscherinnen mehr, keine spielenden Kinder am Abhang, keine Ernte, keine Stille, keine glückliche Bescheidenheit mehr. Das kleine Dorf wird ein neuer Name in der Geschichte, der Inbegriff von Sieg oder Niederlage, eine blutige Erinnerung, ein neuer Erdenfleck, mit dem Blut unserer Kinder gedüngt. Und heute lacht es noch, es schlummert, es weiß nicht, daß es seinen Namen einer Schlacht geben soll, und morgen wird es blutige Thränen weinen, morgen wird sein Todesröcheln durch ganz Europa dringen. Dann bleibt es haften auf dem Boden, wie ein Blutfleck. Das kleine Dorf, so heiter und friedlich, wird sich in einen düstern Schatten hüllen, und Besucher werden kommen, die mit blassen Gesichtern an seinen Trümmerhaufen vorübergehen, scheu wie man an den Marmortischen der Morgue vorübergeht. — Es wird verflucht sein.

Besudelt, entweiht, mit seinem Himmel voll krächzender Raben, seinen blutgedüngten Aeckern mit ihrem Leichengeruch, wird es durch die Jahrhunderte weiterleben als eine Mördergrube, als der verfehmte Ort, wo zwei Völker sich hingemordet. Der Winkel, das friedliche Nest, das kleine Dorf, es wird nur noch ein Kirchhof sein, ein Massengrab, wo die trostlosen Mütter nicht wissen, wo sie ihre Kränze niederlegen sollen.

— — — Ueber die ganze Welt hat Frankreich solche Todtenfelder gesät. An allen vier Ecken Europas könnten wir niederknien und beten. Unsere Friedhöfe heißen nicht nur Père Lachaise, Montmartre, Montparnasse, wir haben noch die mit den Namen aller unserer Siege, aller unserer Niederlagen. Es giebt keinen Fleck unter dem Himmel, wo nicht ein ermordeter Franzose liegt, von China bis Mexiko, von Rußlands Schneefeldern bis zu Egyptens Sandwüsten. Einsame Friedhöfe sind es mit ihrem tiefen Schlaf in dem weiten, unendlichen Frieden der freien Natur. Die meisten, fast alle, liegen an irgend einem öden Weiler, dessen zerfallenes Gemäuer noch das Entsetzen birgt. Waterloo war nur ein Bauerngehöft, Magenta hatte kaum fünfzig Häuser. Ein schauriger Sturm ist über diese Kleinen gekommen, und ihre Namen, bis dahin noch harm- und schuldlos, erfüllt ein solcher Blut- und Pulvergernch, daß die Menschheit bis die in fernsten Zeiten erschauert, wenn ihre Lippen sie aussprechen.

— — — Gedankenvoll betrachte ich eine Karte des Kriegsschauplatzes. Ich befrage die Höhen und die Niederungen. Liegt das kleine Dorf zur Linken oder zur Rechten des Stromes? Muß man es in der Nähe der Festungen suchen, oder weiter, auf irgend einem einsamen Gelände? Und dann schließe ich wieder die Augen und versuche, mir noch einmal diesen Frieden zurückzurufen: den Vorhang grüner Pappeln, der vor die weißen Häuser gezogen ist, die Kornbreiten, worüber die Schwalben streichen, den Gesang der Wäscherinnen, die jungfräuliche Erde, die der Krieg entweihen wird und deren Ruhm die Trompeten frech in alle Winde verkünden werden.

Wo ist es denn, das kleine Dorf? ...

Aus der Hauptstadt.

Die rothe Mappe.

Spät erst, man darf wohl sagen, im wehmüthigen Abendrothe seines Reichskanzlerthumes, hat Onkel Chlodwig rednerische Erfolge eingeheimst. Noch in dem Augenblicke, da er sich mühsam erhob, um den preußischen Landtagsabgeordneten eine seiner gediegenen Vorlesungen zu halten, die ihre Kürze wegen mit Recht so beliebt sind, noch in diesem entscheidenden Augenblicke glaubten nur Wenige, daß es ihm gelingen würde, der für die Binnenfahrt bestimmten Yacht „Hohenzollern II" das nöthige Fahrwasser zu sichern. Und wer der denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses nicht beigewohnt hat, dem fällt es auch heute noch schwer, eine Erklärung für das Geheimniß des Chlodwig'schen Triumphes zu finden. Denn wahrlich, obgleich der Fürst spricht, als habe er beständig Kieselsteine im Munde — mit seinem athenienſischen Vorbilde wird ihn doch Niemand verwechseln. Und Niemand war, der in dem eintönig heruntergelesenen Vortrage einen imponirenden oder auch nur imponirend aussehenden Gedanken bemerkt hätte, eine bedeutsame oder auch nur hübsch eiselirte Wendung. Es sei denn, daß man das fürstliche Aperçu dafür gelten lassen wolle, bei der Einführung der Eisenbahnen habe sich eine starke Minderheit ebenfalls mit Händen und Füßen gegen dies neue Verkehrsmittel gesträubt und ihm jede Rentabilität abgesprochen. Fürst Chlodwig vergaß in seiner liebenswürdigen Weise, daß die Locomotive zu Anfang dieses Jahrhunderts etwas Ungewohntes und Originelles war, die Menschheit also naturgemäß anders berühren mußte als seine oratorischen Darlegungen oder als irgend ein abgeklappertes Canalprojeet. So wenig halten von ihren Canälen die praktischen Engländer und Amerikaner, daß sie die bestehenden, mit geradezu Miquel'scher

Verschwendungssucht gebauten jetzt schmählich verfallen lassen. Im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität scheinen ihnen die plumpen, langweiligen und unzuverlässigen Wasserwege ein greller Anachronismus; Mc. Kinley und die Queen legen sich nicht auf die brave, doch immerhin primitive Verkehrspolitik der Washington und der George fest. Aehnliche Empfindungen wie sie beseelen zuversichtlich die aus Dreiclassenwahlen hervorgegangene kluge Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses. Und die einzige, dürftige Redeblüthe, die im schieren Sande Hohenlohe'scher Sprachkunst aufsproß, hätte gerechterweise selbst schwankende Landräthe, um die Carrière ihrer Söhne, Neffen, Vettern ꝛc. besorgte Volksvertreter stutzig machen können. Wenn trotzdem die starke Mehrheit von 240 gegen 160 das wüste, in seinen Folgen unübersehbare Canalproject an die Commission zurückverwies, so mußte dem ein geheimnißvoller Zauber zu Grunde liegen. Die rothe Mappe, mit der Fürst Chlodwig vor, während und nach seiner Ansprache gemüthlich kokettirte, barg diesen Zauber. Das Centrum beeilte sich, den hingeworfenen Hamen zu verschlucken; sein mit Jubel und unterschiedlichen hörbaren Uffs aufgenommener Rettungsantrag befreite das Haus von der bitteren Nothwendigkeit, auf der Stelle durch's Joch kriechen zu müssen, und sicherte doch Herrn Miquel und den Kölnischen Zeitungsleuten, die ihn scharf gemacht hatten, den großen Wundercanal. Allerdings desavouirte man mit dem Beschlusse, muthig die Retirade anzutreten, eine Commission, deren Fleiß und gediegene Arbeitsart ihresgleichen sucht und deren Rechenschaftsbericht dem phantastischen Wasser-Monumentalwerke unbarmherzig und gründlich den Garaus macht. Doch es ist besser, Herr Am Zehnhoff habe die Nachtruhe einer Woche umsonst geopfert, als daß Hunderte von wackeren Abgeordneten in erbitterter Wahlcampagne auf den gewohnten Nachmittagsschlaf verzichten müssen. Und es ist ferner besser, eine Blamage einzustecken, dafür aber Mitglied des Landtages zu bleiben, als durch übertriebene Zähigkeit in der Canalgegnerschaft sich und die Seinen zu verderben.

Man sagt dem Centrum hinterrücks häßliche Neigung zu Schachergeschäften und Kuhhandel nach, und man sucht die Oeffentlichkeit in Schrecken zu setzen durch wirres Gerede von ungeheuren Compensationen, womit den steifleinenen Canalfeinden ihr Ja abgekauft werden müsse. In der That, wenn Herr Miquel all' den Ansprüchen gerecht werden wollte, die jetzt aus den verlorensten Provinzen an ihn heranklingen, dann müßte er nicht 260 Millionen, sondern annähernd ebenso viel Milliarden für Canal- und verwandte Zwecke zu Wasser machen. Bestünde dann doch selbst Berlin auf seiner Compensation und verlangte, daß der Staat ihm die Sorge für die übermächtig hohen Gehälter der Volksschullehrer abnehme, oder menschliche Arbeiterwohnungen für die Blankenfelder Schnitter baue. Die dunklen Wolken werden sich zum Glück im stillen Frieden der Commission sämmtlich spurlos verflüchtigen. Und wiederum wird die Lieber'sche Centrumsfraction mit rühmenswerther Uneigennützigkeit der Regierung einen Liebesdienst erweisen, der ebenso werthvoll ist und deßhalb auch sicherlich ebenso unbelohnt bleibt wie die Durchdrückung der letztjährigen Militär- und Marine-Vorlagen. Die neudeutsche Politik ist die Politik der Undankbarkeiten. Zu denen, die sich am lautesten über sie beklagen dürften, gehört Herr Dr. Lieber. Daß er es nicht thut, daß er vielmehr den Quietschvergnügten spielt, ehrt seinen bescheidenen Sinn. Nur sollten ernsthafte Leute den lustigen Unfug nicht mitmachen, den das Centrum sich seiner Wähler wegen gern gefallen läßt und der diese Partei officiell zum Mephistopheles, Herrn Staatsminister Miquel dagegen zum armen, um seine Seele geprellten Faust stempelt. Das Centrum hat wie andere Parteien mehr seit Bismarck's Sturz seine Oppositionsstellung aufgegeben. Noch genirt es sich ein bißchen, noch trägt es das Feigenblatt, und darum ist ihm die fable convenue von den gewaltigen Gegenleistungen, wovon Niemand nichts weiß, so über die Maßen angenehm. Man macht die Regierungspolitik begeistert wie nur irgend ein kleiner Freisinniger mit, aber man darf doch immer das Gesicht zum Augurenlächeln verziehen: „Wenn ich nicht dafür bezahlt kriegte, thät' ich's weiß Gott nicht". Damit ist der Ehre Genüge geschehen und doch auch des Herzens Gelüste gestillt.

Des Herzens Gelüste. Denn Dr. Lieber's Liebe zum neuen Kurse ist tief und ohne Falsch. Er, er allein unter Vielen, braucht die rothe Mappe, die die Auflösungsordre mit der kaiserlichen Unterschrift birgt, nicht zu fürchten. Seine hundert Vasallen bedroht keine Los-von-Rom-Bewegung, und die bäuerlichen Centrumswähler halten treu zum Montabaurer Tyrannen, ob er gleich caprivisanatisch für die rettende That der Handelsverträge eingetreten ist und bei der Abstimmung über den Ankauf der Karolinen die niedliche Weinklausel nicht verwerfen wird, die den einheimischen Winzer der drückenden Concurrenz des spottbilligen spanischen Landweins überantwortet. Nein, Neuwahlen haben für den ehrlichen Maller aus Camberg keine Schrecken. Wenn er trotzdem den Wink mit der rothen Mappe verstand, so geschah es wiederum aus selbstloser Freundschaft für die Regierung. Und von allen Liebesdiensten, die er ihr bisher erwies, ist dieser der schönste und edelmüthigste. Dr. Lieber weiß, daß der Ministerpräsident Hohenlohe wie seine vielleicht glücklicheren, sicher aber nicht tapferen Nachfolger ohne eine starke, besser gesagt, umfangreiche conservative Partei im Landtag nicht leben können. Und hier hätte die rothe Mappe nie wieder gut zu machende Verwüstungen angerichtet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutigen Conservativen bei den Wahlen auf die kräftige Unterstützung des Regierungsapparates angewiesen sind. Läßt man diesen Apparat einmal gegen sie spielen, und zwar nicht zum Spaße, sondern in blutigem Ernst, so zerbräche die Partei, und mitten im Wahlkampfe bildete sich eine gouvernementale, altconservative Gruppe, die nicht lassen mag und darf vom Hofe, von lieben erprobten Beziehungen; deren Mitglieder Rücksicht nehmen auf ihre Familienmitglieder in der Garde und der Verwaltung. Auf der anderen Seite jedoch stiege die agrarisch-mittelständische Partei empor, die schroffe, rücksichtslose. Keinen gröberen Fehler könnte die Regierung machen, als ihre Geburt zu beschleunigen. Noch liegt der Zeitpunkt vielleicht fern. Noch haben selbst kluge und scharfäugige Männer aus der Landwirthschaft nicht erkannt, daß sie eines Tages auf Leben und Tod mit dem mobilen Capital, dem Industrialismus sans phrase werden ringen müssen. Noch hoffen sie, daß eine Aussöhnung der Gegensätze möglich sein wird. Eine Aussöhnung von Gegensätzen, die doch wüthend aufeinander losfahren und sich zerfleischen müssen; ein Friedensschluß zwischen der Landwirthschaft und der Industrie, die doch immer lauter, immer brünstiger nach dem Weltmarkt schreit und den Weltmarkt so lange nicht erobern kann, als die Interessen der Landwirthschaft günstigere Handelsverträge verbieten. Biederen Sinnes, zum Theil auch befangen in der Furcht vor dem vierten Stande, stellt der Bauer dem Industrialismus Hülfstruppen im Kampfe gegen die Arbeiterbewegung und ahnt nicht, daß er damit sich selbst die Schlinge um den Hals legt. Ist das Großcapital erst einmal mit der ihm gefährlichsten Macht, den industriellen Arbeitergewerkschaften, fertig, dann tritt endgiltig an die Stelle des Landadels die Finanzaristokratie. Sie bestimmt dann die Höhe der Zölle, und sie wird erbarmungslos aufräumen mit dem halsstarrigen und unbequemen Volke, das auf seiner Scholle pflügt und säet und Schutz seiner sauren Arbeit verlangt.

Ehe es dahin kommt, wird der Bauer erwachen und seine unbändigen Kräfte gebrauchen. Fielen ihm heute schon die Schuppen von den Augen, sähe er heute schon, daß sein Untergang gewiß ist, dann vernichtete vielleicht seine Berserkerwuth die noch schwanke Herrschaft des Großcapitals. Denn noch ist Simson gewaltig stark, und noch ist keine Scheere an seine Locken gekommen. Die rothe Mappe in der Canalfrage hätte leicht seinen Schlummer stören können. So gute Wirkung das Mittel für den Augenblick vielleicht auch ausgeübt, so verhängnißvoll wäre es im letzten Grunde geworden. Und tief Athem holend, mit etwas hastiger Bewegung gab Fürst Hohenlohe dem Diener die rothe Pandorabüchse zurück. Lieber's eifrige Treue hatte das gefahrvolle Wagniß unnöthig gemacht.

Fünf Minuten lang war davon die Rede, auch im Reichstage das Schreckgespenst der Auflösung umgehen zu lassen. Die Zuchthausvorlage, die einer Anregung des Kaisers ihren Ursprung verdankt und die trotzdem so jämmerlich, ohne alle Lust und Liebe hingehudelt worden ist, schien etlichen Weisen zur Wahlparole geeignet. Und zwar Weisen, die nicht um Singer, sondern um Herrn v. d. Recke sitzen. Nachdem wir in diesen Tagen schaudernd die Finanzkünste einer bundesstaatlichen Regierung erlebt haben, die es im Handumdrehen fertig bekam, den Kredit des Reiches schwer zu erschüttern, darf getrost angenommen werden, daß andere, ähnlich hochbegabte und leider leitende deutsche Staatsmänner in aller Aufrichtigkeit von etwaigen Neuwahlen einen zuchthausfreundlichen Reichstag erhoffen. Der Heine'sche Student, der statt in den nächtigen Himmel, in das Kleiderspind starrt und dort die Wunder der Sternenwelt erblickt, ist nicht gestorben, sondern trägt den Titel Excellenz und hilft hier zu Lande regieren. Herr Dr. Lieber verdient zwar nicht die Anerkennung seiner Mitbürger, wohl aber die der maßgebenden Kreise dafür, daß er grade wie im Landtage so auch im Reichstag eine allzu splendide Anwendung der rothen Mappe glücklich verhindert hat. Freilich wird der Lohn auch hier ausbleiben, doch den Unentwegten berührt es nicht. Er hüllet schweigend sich in sein Bewußtsein ein.

Caliban.

Notizen.

Der Harz von Hans Hoffmann. (Leipzig, C. F. Amelang.) Vor einigen Jahren erschien über den Schwarzwald ein wunderschönes Buch. Es war keines der herkömmlichen Prachtwerke, wo der Text, von irgend einem Dutzendschreiber verfaßt, bloß dazu da ist, um den „reichen Bilderschmuck" — damals sagte man noch Illustrationen — zu erläutern und den ebenfalls sogenannten „stattlichen Band" mit werthlosem Lesestoff zu füllen. Auf jenem Titelblatt prangte der allverehrte Name: Wilhelm Jensen und zwar nicht nur als Lockvogel, sondern der große Dichter hatte das ganze Buch mit Liebe selbst geschrieben und war zu diesem Zweck als rastloser Wandersmann die Thäler und Berge auf- und abgegangen, um ihre Schönheiten und Wunder zu schauen, die nur ein Sonntagskind von Poet erfassen und schildern kann. An jenes Schwarzwaldbuch erinnert uns nun das Amelang'sche Harzbuch. Auch hier hat ein feinsinniger Verleger sich gleich an den rechten Dichtersmann gewendet, an den prächtigen Erzähler Hans Hoffmann, von dem wir die entzückendsten Schilderungen von Griechenland und Corfu besitzen und der nun, seit Jahren im Harz wohnhaft, uns hier die intimen Schönheiten des nordischen Berglandes enthüllt. Ebenso wenig

wie Jensen schreibt natürlich auch er bloßen Illustrationstext, ja man kann sich die — übrigens sehr schönen — Bilder ganz gut wegdenken, ohne daß der Text dadurch verliert, ganz im Gegentheil. Man versuche dies aber einmal bei den landläufigen Prachtwerken! . . . Nur darin unterscheidet sich der „Harz" von dem Schwarzwaldbuch, daß ihm ein wissenschaftlicher Theil vorangeschickt ist. In seiner humorvollen Vorrede gesteht Hans Hoffmann, daß er bei seiner Aufgabe „so respektabeln und furchterweckenden Wissenschaften gegenüberstand, wie die Geologie, die Botanik und Zoologie, sowie die Prähistorie es sind, von denen ich ungefähr so viel verstand und verstehe wie die Kuh vom Seiltanzen; selbst in das menschlichere Gebiet der Geschichte und Culturgeschichte wagte ich nur von Weitem verschüchterte Blicke zu thun; jedenfalls war ich zu faul für die ungeheure Mühe, mich da hineinzuwühlen. Aus dieser Noth haben denn Verlag und Herausgeber eine Tugend zu machen gesucht, indem sie die Hülfe solcher Männer anriefen, die auf jenen wilden Gebieten in Bezug auf den Harz je am besten zu Hause waren". Und auch hier sollte sich wieder das Geschick und Glück des Verlegers bewähren. Autoritäten wie Bergrath von Koenen, der die Geologie übernahm, Prof. Regel, der den geographischen Theil, Prof. Marshall, der den zoologischen, Prof. Peter, der den botanischen auf sich nahm, wurden für das Naturwissenschaftliche gewonnen, während Major Förtsch die Prähistorie und Archivrath Jacobs die Geschichte und Culturgeschichte zugewiesen bekamen. Neben diesen gelehrten Mitarbeitern nimmt sich nun der frohe Dichter und Wanderer Hoffmann nur um so liebenswürdiger aus; man mag es uns glauben. Er schreibt selbst über seine Art des Sehens und Schilderns: „Ich habe in Worte zu kleiden versucht, was ich mit diesen zwei Augen, wie sie mir der liebe Gott gab, auf der Wanderschaft gesehen habe. Kein Zweifel, daß andere Augen, dafern sie überhaupt sehen, viele Dinge anders sehen. Auch mußte ich mich naturgemäß des Schnabels bedienen, der mir gewachsen ist, da ich einen andern nicht zur Verfügung habe; und wenn ich da Manchem nicht zu Danke rede und kräftigen Widerspruch wecke, so kann ich's leider nicht ändern. Immer aber ist auch bei solchem Gespräch eine gewisse Einheit der Grundanschauung und Grundstimmung hinsichtlich des Hauptthemas wünschenswerth. Solche Einheit der Grundstimmung aber schafft, wie ich denke, zwischen mir und meinen Lesern die gemeinsame Liebe zum Harze — wär' es auch nur eine vorgeahnte Liebe Derer, die ihn erst kennen lernen wollen. Bei mir nun, der ich von Geburt kein Harzer oder Harznachbar bin, ist diese Liebe keine angeborene, anerzogene und also vielleicht mehr oder weniger blinde, sondern eine durch ruhige Anschauung und Vergleichung erworbene. Auch fehlte es mir keineswegs an hochachtbaren Objecten der Vergleichung: ich kannte, ehe ich in den Harz kam, nicht nur die meisten deutschen Gebirge mit Einschluß der Tyroler und Schweizer Alpen, zum Theil aus jahrelanger Anschauung, sondern auch etliche landschaftlich besonders wohlbeleumdete Ausländer, wie Italien, Griechenland, Norwegen. Und obgleich ich diese reiche Blendung in den Augen hatte, habe ich mich im Wandern und Schauen ganz herzhaft und nachdrücklich in den Harz verliebt; und wenn ich nun, wie es nicht ganz selten geschieht, weltkundige Leute, die einmal die Schweiz gesehen haben, mit einem milden Mitleiden über die „bescheidenen" Reize des Harzes reden höre, so denke ich mir mein Theil, nicht über den Harz, sondern über die Leute. Wer die Schönheit freilich mit dem Meterstab mißt, für den ist der Harz dürftig, denn der Brocken ist noch nicht ein Viertel so hoch als der Montblanc: aber für den kann auch die römische Campagna oder die attische Landschaft oder Corfu nicht viel bedeuten; da sind die schönsten Berge ja auch nicht höher". Und diese Liebe nun hat auch dem Schriftsteller die Feder geführt, und sie ist es vor Allem, was uns seine Harzschilderung und sein ganzes Buch so sympathisch und interessant macht. Möge es so viele Freunde finden, wie das grüne Bergland selbst sie hat!

Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Von Professor Friedrich von Esmarch. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Einer der Altmeister unsrer Chirurgie, der hochverdiente Förderer des Samariterwesens, bietet in seinen Ausführungen die Erweiterung eines früher von ihm gehaltenen Vortrags, der seinerzeit eine sensationelle Aufnahme erfuhr, für den jedoch noch nicht die Erfahrungen der letzten großen Kriege zu verwerthen waren. Gerade in diesen hat sich gezeigt, wie wohlbegründet die Vorschläge waren, die Esmarch bereits vor einem Menschenalter gemacht hatte. Als Anhang dient dem Werkchen eine interessante Skizze aus dem Kriegsleben von 1870/71, woraus der Nutzen der Samariterhilfe auf dem Schlachtfelde besser als aus langen Abhandlungen erhellt.

Kürschner's Staatshandbuch für 1899 ist soeben, zwar etwas verspätet, aber dafür in um so vollkommener und vollständiger Form erschienen. Unsere Leser wissen, was sie in diesem Staats-, Hof- und Communalbuch des Reichs und der Einzelstaaten, das zugleich ein statistisches Jahrbuch ist, Alles finden: die Hofstaaten sammt Civillisten, die diplomatischen Vertretungen, die obersten Behörden, Kriegsmacht, Rechtspflege ꝛc., sowie endlich statistische Angaben aller Art. Es ist bewundernswerth, wie der gewiegte Organisator Kürschner aus tastenden Anfängen und Versuchen dieses eminent praktische Buch geschaffen hat, das für die weitesten Kreise ein wahres Vademecum geworden ist, unentbehrlich und unübertrefflich.

Das von unserem Kaiser warm empfohlene Marinewerk des amerikanischen Capitäns A. T. Mahan: „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812", ist in der durch die Vice-Admirale Batsch und Paschen besorgten, im Verlage der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin herausgegebenen deutschen Uebersetzung soeben in seinem zweiten Bande vollständig erschienen. Capitän Mahan's Werk, welches zum ersten Male und auf Grund sorgsamster Forschung den Einfluß nachweist, den eine Macht zur See auf die Geschicke der Staaten jederzeit gehabt hat, hat nicht nur in anderen Ländern, sondern auch bei uns in seiner trefflichen Uebersetzung, berechtigtes Aufsehen erregt, so daß es angezeigt ist, Alle, die den großen internationalen Fragen der See- und Landmacht ihre Aufmerksamkeit zuwenden, nochmals auf diese bedeutende Erscheinung hinzuweisen. Das Werk bietet viele neue Gesichtspunkte, und die in ihm dargebotenen Untersuchungen haben geradezu einer neuen Auffassung über wichtige Fragen der Seekriegskunst Geltung verschafft; weltgeschichtliche Ereignisse erscheinen in einem bisher unbeachteten Zusammenhange, indem überall gleichmäßig die Kriegführung zu Lande und zur See in ihrem Verlaufe und politischen Werthe gewürdigt wird. Historiker, Wirthschaftshistoriker, Politiker und Volkswirthe schöpfen daher aus Mahan's Werk neue Belehrung. Man war gerade in Deutschland gewöhnt, die großen welthistorischen Vorgänge der letzten Jahrhunderte nur zu betrachten, insofern Deutschland dabei unmittelbar in Frage kam; entlegenere Vorgänge, die in ihren Folgen mindestens ebenso entscheidend für die Entwickelung im Vaterlande waren, blieben leicht außer Acht; so ist z. B. der Seekampf um das coloniale Weltreich im 17. und 18. Jahrhundert mit seinem Gipfelpunkt in Napoleon's Continentalsperre uns nur wenig bekannt. Es ist zu hoffen, daß das Buch in weitesten Kreisen diesem Mangel abhelfen und dazu beitragen wird, dem deutschen Leser wesentliche Gesichtspunkte bei der Beurtheilung moderner Probleme näher zu rücken. Das reichhaltige, durch viele Karten und Skizzen erläuterte Werk verdient nicht nur in seemännischen oder militärischen Fachkreisen, sondern seiner Ergebnisse wegen von allen Gebildeten, die an den großen Fragen unserer Zeit Antheil nehmen und ihr Urtheil über sie bereichern wollen, beachtet zu werden.

Die rechtliche Stellung der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche von Prof. Dr. Planck (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht). Der Meister des Bürgerlichen Gesetzbuches erklärt hier besonders schwierige und vielumstrittene Stücke dieses Riesenwerkes auch vor der großen Laienwelt. Da ist nichts von Gereiztheit den extremen Elementen gegenüber, im Gegentheil, oft ein überraschendes, freudiges Anerkennen der Berechtigung dieser Frauenbewegung, aber gleichzeitig ein bestimmtes Abweisen aller Utopien unter Darstellung des Charakteristischen eines jeden Gesetzes, das nicht auf das „Vielleicht" einer unbestimmten Zukunft hin gemacht werden kann, sondern sich an das historisch Gewordene anschließt. „Gesetze können nur dann aufgehoben werden, wenn der Nachweis geliefert wird, daß das bestehende Recht wirklich der Auffassung und dem Rechtsbewußtsein des Volkes nicht mehr entspricht." Das Bürgerliche Gesetzbuch erkennt das Bedürfniß einer rechtlichen Regelung nach drei Richtungen hin an: Eingehen der Ehe, Scheidung der Ehe, Wirkung der Ehe. Die letzte Gruppe stellt Planck in den Mittelpunkt der Behandlung und geht von hier aus die folgenden Leitsätze durch, indem immer das ältere und das jetzt bestehende Recht zum Vergleich herangezogen werden: „Die Ehegatten sind zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet; in den das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten ist die Stimme des Mannes entscheidend. Unbeschadet dieses Rechtes des Mannes ist die Frau berechtigt und verpflichtet, das Hauswesen zu leiten." Was der Lectüre der kleinen Broschüre einen besonderen Reiz verleiht, ist die Art und Weise wie Planck in die „Seele" der Gesetzgebung einführt, von welcher der Laie sonst zumeist nur dürres Gerippe, eine todte Masse langweiliger Paragraphen erblickt. So läßt man sich gern bis an's Ende führen, gleichviel ob hie und da im Einzelnen sich auch die gegentheilige Ansicht noch erhält, und freut sich nun mit dem Verfasser des thatsächlich im Bürgerlichen Gesetzbuch Errungenen: „Es giebt der Frau ein einheitliches Recht; es giebt ihr ein klares Recht; es giebt ihr ein Recht, das in vielen Beziehungen für sie außerordentlich viel günstiger ist, als das bisherige Recht", schließt Planck seine Darstellung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Vorlesungen
über
Agrarwesen u. Agrarpolitik
von
Dr. Theodor Freiherrn von der Goltz,

Geh. Regierungsrat, ord. öffentl. Professor an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität und Direktor der Landwirthschaftlichen Akademie Poppelsdorf.

Preis: brosch. 6 Mark, geb. 7 Mark.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf** (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Procedur en,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Sechsundfünfzigster Band.

(Nr. 26—52.)

Berlin 1899.

Verlag der Gegenwart.

Register.

Sechsundfünfzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die slavische Gefahr. Von Kurd von Strantz . . . . . 1.	19
Englands schwacher Punkt. Von Karl von Bruchhausen . .	4
Der Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses. Von Benno Hilse	17
England in Indien. Von Gustaf F. Steffen	22
Die nationale Aufgabe der Deutschamerikaner. Von St. . . .	33
Die Boerenstaaten und die Reichspolitik. Von Kurd von Strantz	65
Das Ende des ungarischen Nationalstaates. Von Willy Erhardt	81
Für und wider den Mittellandcanal. Von Kurd von Strantz	97
Die Ergebnisse der Friedensconferenz. Von Rogalla von Bieberstein	113
Großdeutsche Politik. Von Oskar Gruppe	129
Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage . . .	161
Der Socialismus und die Agrarfrage. Von Alfred Nossig .	166
Die agrarischen Fragen und der Socialismus. Von Paul Ernst	177
England und Transvaal. Von Franz Eißenhardt	179
Transvaal in wirthschaftlicher Hinsicht. Von Max Ohnefalsch-Richter	209
Die Ergebnisse der Agrarpolitik. Von Alfred Nossig . . .	225
Das Ende des Marxismus. Von K. Paul Mohr	227
Die friedliche Eroberung China's. Von Wilh. H. Andrä . .	257
Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von Johann Mäder	273
Die Lebensfähigkeit des Socialismus. Von K. Paul Mohr .	289
Zur Flottenvorlage. Von Franz Eißenhardt	305
Tausend-Mark-Actien oder Pfundactien? Von Otto von Boenigk	321
Die slavische Solidarität in Oesterreich. Von S. R. Landau .	337
Ein Friedensvorschlag. Von Otto Heyn	338
Ein Zollbündniß mit den Niederlanden? Von E. L. von Eynatten	353
Die angebliche Verschenkung Kameruns. Von Gustav Meinecke	369
Währungsreform. Von Otto Heyn	385
Die deutsche Außenhandelspolitik. Von Kurt Paul Mohr . .	401
Ein fremder Kriegshafen im Deutschen Reich. Von Franz Eißenhardt	403
Die Erde im zwanzigsten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann	417

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Die Fürsorge für Epileptische. Von Otto Dornblüth . . .	5
Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen. Von J. Behrend	38
Die Sehorgane augenloser Thiere. Von F. G. Fritzsche. . .	54
Technische Hochschule und Universität. Von A. Riedler . . .	84
Ein deutscher Vorläufer Darwin's (Johann Jacob Kaup). Von A. B.	108
Die Pest in Indien und anderswo. Von Julian Ralph . .	115
Ein todtgeschwiegener Naturphilosoph (Preuß). Von A. Bendler	118
Die Strafanstalten als Schwindsuchtherde. Von C. Wiesbacher	150
Die Hörstummheit. Von Alphons Fuld	211
Volks- und Krankenernährung. Von A. Kallert	229
Ernst Haeckel über die Welträthsel. Von Heinz Ueberschaar .	245
Aerztliche Ethik. Von Alphons Fuld	306
Die Anfänge deutscher Maschinentechnik. Von Otto Kammerer	370
Die Kunst in der heutigen Medicin. Von Medicus	422

3. Vermischte Aufsätze.

Spieltrieb und Spartrieb. Von M. Heinrich Strack . . .	35
Zur deutschen Bankpolitik. Von L. B. Hackert	49
Alte und neue Weltanschauung. Von Professor Troels-Lund .	51
Der Streit um die Teutoburger Schlacht. Von K. A. Möller .	59
Panama- und Nicaragua-Canal. Von Franz Eißenhardt .	69
Aegyptische Thontafelfunde. Von Hans Petersen	86
Unsere Spionenfurcht. Eine Warnung. Von Hoplites . . .	99
Zur Geschichte der Revolutionszeit. Von Emil Rieck	100
Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Arthur Drews	104
Ueber deutschen und englischen Schiffbau. Von Franz Eißenhardt	132
Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen. Von W. Wygodzinski	145
Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha. Von K. v. S.	148
Die Haftung der Gastwirthe. Von Benno Hilse	149
Von einem amerikanischen Milliardär. Von Frank Westermann	167
Zur Handwerksorganisation. Von Benno Hilse	180
Die Volkszählung von 1900. Von Arthur Dix	193
Die Zukunft der schwarzen Rassen. Von Karl von Bruchhausen	194
Dampfkraft und Landwirthschaft. Von Alfred Nossig . . .	196
Dürfen wir noch Bier und Wein trinken? Von Wilhelm Bode	197
Die Quelle des communistischen Manifests. Von Ferdinand Goldstein	201
Die Ausstandsclausel in den Bauverträgen. Von Benno Hilse	241
Cartelle und Privatbahnen in Oesterreich. Von Rudolf Cohn-Schlackenwerth	243
Wasserwirthschaft und Landwirthschaft. Von Karl Juhelder .	259
Die Haftung der Motorfahrzeuge. Von Benno Hilse . . .	275
Der Volksaberglaube im Strafrecht. Von Emil Elverfeldt .	290
Eine deutsche Wirthshaus-Statistik. Von Wilhelm Bode . .	324
Abessinien und die römisch-katholische Kirche. Von Karl von Bruchhausen	339
Das Strafrecht des Gymnasiums. Von Ernst Gystrow . . .	355
Ueber wissenschaftliche Traumdeutung. Von Carl Metzentin .	386
Dr. ing. Von Theodor Lessing	404
Der Niedergang des preußischen Officiercorps. Von Hoplites	420
Eine Ausstellung im polnischen Litauen. Von Josef Stutzin .	423

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Flitterwochen. Von Timm Kröger	12
Auch eine Romfahrt. Von Hermann Wichmann	29
Die Grenzpfähle. Von Martin Greif	39
Eine Abrechnung. Von Wssjewolod Garschin . 45. 61.	76
Männertreue. Von Alfred von Hedenstjerna	94
Eine Badebekanntschaft. Von Daniel Riche	110
Vor Santiago. Von Frank Norris	125
Ein gutes Werk. Von Wladimir Budischtschew	141
Die Debutantin. Von George Gissing	157
Der Erfinder. Von Karl A. Tavaststjerna	173
Die Spielhölle. Von Mark Twain	186
Die Angler. Von Guy de Maupassant	204
Registernummer Drei. Von Timm Kröger	219
Der gute Anton. Von Anselm Heine	235
Eine Bekanntschaft. Von Mark Twain	251
Ideen. Von Multatuli	266
Nur ein Modell. Von Franz Herczeg	283
Carrière. Von Gyp	297
Der Dey von Elba in Paris. Von E. T. A. Hoffmann . .	314
Das Majorspferd. Von Alfred von Hedenstjerna	330
Die Versuchung. Von Guy de Maupassant	347
Sein Diamant. Von Carrol King	362
Aus dem österreichischen Sprachenbabel. Von Robert Waldmüller-Duboc	379
Neues von Nicolaj Schtschikiewicz. Von Hans Pfeilschmidt .	394
Die Wahrheit. Von Saltykow-Schtschedrin	410
Sylvesternacht 1900. Von Wilhelm Jensen	425
In der Narkose. Von E. Würthmann	428

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Kaiser und Parlament 13. Der Parlamentarismus, wie er ist 78. Vendetta 174. Vasallen 187. Naboth's Weinberg 205. Falschmünzer-Presse 221. Die letzte Hypothek 236. Falsches Spiel 253. Der neue Kammerdienst 268. Die neue Flotte 285. Der Herr Cantor 299. Fürstenreisen 317. Victor von Schweinburg 348. Lieberalismus 395. Hochjagd 412. Kaisers Wende 429.
— Von Prinz Vogelfrei: Schorle-Morle 30.
— Von Timon d. J.: In den Wandelgängen 332. Splitter und Balken 364.
— Von Nemo: Die Hansen 381.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Literarische Amazonen. Von Theodor Ebner 8
Klaus Groth. Von A. P. 25
Ein altgriechischer Sang von Herrn Eugen Richter. Von Max Eggert 27
Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist? Von Sp. Wukadinović 40
Ein preußischer Oberpräsidialrath als Buddhist. Von Leopold Waitz 55
Eine Ehrenrettung von Goethe's Vater. Von Karl Schönstedt 70
Goethe, der Rheinländer. Von S. Simchowitz 134
Aus Goethe's Ministerzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen . . 139
Neuprovenzalische Renaissance. Von Arthur Riehl 153
Treitschke als Literarhistoriker. Von Harry Mayne 168
Zwei königliche Literaturfreunde. Von Robert Waldmüller-Duboc 182
Ungedrucktes von Georg Herwegh. Aus dem Nachlaß 199
Klaus Groth und Fritz Reuter. Von K. Köster 234
Ein holländischer Pamphletist (Multatuli). Von M. A. Gesellschap 260
„Unsere beliebteste Schriftstellerin" (N. v. Eschstruth). Von R. Wulckow 277
Vischer's Shakespeare. Von Willy Crüger 295
Jungfrankreich im Roman. Von A. Brunnemann 308
Neues von Callot-Hoffmann. Von Heinrich Jessen 310
Erinnerungen an Karl du Prel. Von Martin Greif . . . 325
Moritz Lazarus. Von Alfred Leicht 340
Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur. Von Otto Stövesandt 344
Theodor Mommsen als Dichter. Von Wolfgang Martini . 358
Zola's neuer Roman. Von Arthur Goldschmidt 361
Zur neuen russischen Literatur. Von Otto Stoeßl 373
Die Büchner's. Von Paul W. Zimmermann 376
Zur schwäbischen Literaturgeschichte. Von Theodor Ebner . . 392
Weimaraner Jahrhundertwende. Von Emil M. Tamaschke . 425

b. Bühne und Bühnenkritik.

Pailleron und Becque. Von A. Brunnemann 123
Warum fehlt den Modernen das „große" Drama. Von Hanns von Gumppenberg 183
Aus dem Archiv der Schillerbühne. Von Gustav Jansen . . 280
Die Frauen auf der Bühne. Von Mareus Landau 293
Ein Glücklicher bei dem Theater. Von Carl Schultes . . . 389
Heine- und Gustav Freytag-Feier 413
Dramatische Aufführungen: Die Wahrsagerin (Jarno-Rickelt) 47. Iris (Lange) 142. Das alte Kind (L'Arronge) 142. Kiwito (Bonn) 143. Die Genossin (Pinero) 190. Neigung (David) 190. Caub (Bloem) 191. Dolly (Christiernsen) 207. Ewige Liebe (Faber) 222. Rahab (Gottschall) 238. Als ich wiederkam (Blumenthal-Kadelburg) 238. Colinette (Lenôtre-Martin) 238. Jagdfreuden (Feydeau) 239. Splitter und Balken (Lubliner) 269. Ein glückliches Paar (Faber) 270. Ein unbeschriebenes Blatt (Wolzogen) 286. Staatsgeheimnisse (Paasch-Wrede) 287. Der Herr im Hause (Lindau) 333. Ein Gastspiel (Wolzogen-Olden) 334. Die Herren Söhne (Walther-Stein) 334. Schlaraffenland (Fulda) 365. Der Probekandidat (Dreyer) 366. Gertrud Antleß (Langmann) 396. Josefine (Bahr) 397. Busch und Reichenbach (Lee-Meyer-Förster) 397. Die Richtige (Trotha) 397. Die Richterin (Woerner) 413.

Seite

6. Bildende Künste.

Die Renaissance der Gothik. Von Erich Haenel 73
Quer durch die Dresdener Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke 121
Zur Frage der Spätgothik. Von Haus Haenel 156
Rückblick auf die Sommerausstellungen. Von J. Norden . . 189
Eindrücke von der Van Dyck-Ausstellung in Antwerpen. Von S. Simchowitz 215
Von der französischen Kunstausstellung. Von J. Norden . . 254
Berliner Bildhauerei. Von Johannes Gaulke 301
Zwei deutsche Thiermaler. Von J. Norden 319
Französische und deutsche Impressionisten. Von J. Norden . . 350
Kunst und Sittlichkeit. Von Johannes Gaulke 407
Secessionistisches. Von J. Norden. 430

7. Musik.

Max Schillings. Von Wilhelm Kleefeld 10
Richard Wagner und sein „Pogner". Von Georg Thiele . . 89
Arbeitslieder. Von J. M. Erler. 92
Zwillingskünstler. (Meßchaert und Röntgen.) Von Hedwig von Friedlaender-Abel 171
Zum Beginn der Musiksaison. Von Erich Urban 206
Erinnerungen an Gounod. Von Theophil Zolling 213
Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. 231. 249. 264
Liszt's Freundin. Von Lüder Schulze 327
Hugo Wolf und sein Verein. Von H. von Friedlaender-Abel 342
Aus den Concertsälen 382
Die Darclée und die Melba 382
Dittersdorf-Jubiläum 382
Opern und Concerte: Die versunkene Glocke (Zöllner) 47. Berlin lacht (Freund-Einödshöfer) 47. Die Reise nach China (Bazin) 380. Die Perlenfischer (Bizet) 381. In Afrika (Blon) 382 Die Grille (Döbber) 383.

8. Notizen.

Bartels 15. Bauditz 398. Berdrow 383. Biermer 79. Blume 159. Borinski 366. Braunfels 431. Bulthaupt 367. Bunsen 351. Busch 15. Caspari 303. Dahn 223. Day 334. Dietrich 270. Döring 271. Düntzer 63. Eyth 143. France 335. Giesebrecht 270. Glaß 398. Grad 398. Greif 302. Grolig 271. Groth 431. Grummach 14. Hacks 158. Hase 223. Heco 79. Heine 397. Hedin 14. Heintze 303. Hendel 335. Hesse 334. Hesse-Wartegg 287. Heyse 351. Hirth 414. Höck 207. Humboldt 414. Ichenhaeuser 95. Jellinek 271. Juraschek 287. Karnack-Hachfeld 366. Karpeles 383. Keisenberg 191. Kempe 223. Kipling 191. Kleinpaul 335. Kleucke 319. Kröger 398. Kürschner 398. Küttner 159. Larisch 159. Lassar-Kohn 223. Liebenow 270. Lothar 431. Lozinski 335. Marini 335. Maeterlinck 270. Maupassant 63. Menzen 335. Niese 398. Oertzen 143. Oppert 63. Perfall 223. Pfister 431. Poschinger 159. Prévost 63. Promber 383. Röhling 398. Roth 271. Schmitthenner 398. Schreibershofen 223. Schubart 351. Seemann 287. Servaes 239. Siercks 15. Sommerlad 159. Spemann 143. 414. Steffens 366. Stohmann 367. Sturm 398. Teichert 63. Thomas 143. Tolstoi 271. Trinius 239. Troelsch 159. Trowitzsch 431. Verkrüzen 367. Vogel 143. Volkmann 223. Weber 351. 398. Welck 271. Wengerow 191. Werckmeister 15. 143. Zapp 223. Zitelmann 366. Zöllner 303.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Kammergutsfrage in Coburg 222. Zur Düsseldorfer Goethe-Ausstellung. Von Karl Sudhoff 239. Nochmals der amerikanische Milliardär Astor. Von M. Gutsch 270. Nochmals Hugo Wolf. Von Josef Stransky 397.

№ 26. Berlin, den 1. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die slawische Gefahr. Von Kurd von Strantz. — Englands schwacher Punkt. Von Hauptmann Karl von Bruchhausen. — Die Fürsorge für Epileptische. Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth (Rostock). — **Literatur und Kunst.** Literarische Amazonen. Von Theodor Ebner. — Max Schillings. Von Wilhelm Kleefeld. — **Feuilleton.** Flitterwochen. Von Timm Kröger. — **Aus der Hauptstadt.** Kaiser und Parlament. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die slawische Gefahr.

Von Kurd von Strantz.

Gewissenhaft wird die amerikanische, die gelbe und die Frage des größeren Britanniens erörtert, der sich wohl auch eine Betrachtung über den Panslawismus anschließt, ohne daß man des tiefen Unterschiedes dieser politischen Vorwürfe bewußt wird. Man wird häufig gar nicht gewahr, daß die erstgedachten Tagesfragen ganz Europa und die alte gesittete Welt betreffen, während der sogenannte Panslawismus zwei gänzlich getrennte Bestrebungen umfaßt, die sich sogar gegenseitig ausschließen. Denn die Schwärmer für die slawische Stammesgemeinschaft und deren Bethätigung gegenüber den benachbarten Völkern kümmern sich um die politischen Grenzen selbst innerhalb der einzelnen Slawenreiche nicht und jagen somit unerfüllbaren Utopien nach. Die Wirklichkeit straft daher ihr Gebahren von der Einheit des Slawenthums auch überall Lügen. Die kleinen unabhängigen Völkerschaften des Balkans fallen gerade nach ihrer Befreiung vom türkischen Joche unbarmherzig übereinander her; ja selbst Glieder desselben Volkes bekriegen sich, wie die Serben des Königreichs und ihre Brüder in den Schwarzen Bergen, die untereinander die größten Todfeinde sind. Im heiligen Rußland stehen sich die Altrussen und die Polen in unauslöschlichem Hasse gegenüber. Weder Milde, noch grausame Härte hat Sieger und Unterworfene in Polen nähern können. Der Panslawismus will freilich dem ganzen faulen Westen den Garaus machen und erkennt auch die französische Freundschaft nicht an. Indessen ist Europa von diesem Gespenst des Ostens kaum bedroht. Die jetzt größtentheils zur ewigen Ruhe gebetteten Führer dieser einst auch in Rußland einflußreichen Bewegung haben sich nicht verhehlen können, daß ihre Ziele nicht erreichbar sind und sogar amtliche Mißbilligung im eigenen russischen Interesse erfahren haben. In der bisherigen Form dürfen wir deßhalb den Panslawismus als abgethan betrachten. Diese unklare, durch die Maßlosigkeit ihrer Zwecke und den Mangel jedes praktischen Zieles sich selbst vernichtende Richtung des angriffslustigen Slawenthums hat thatsächlich die westliche Cultur nie ernstlich gefährdet, ist daher auch mit den Eingangs gedachten Fragen nicht auf eine Stufe zu stellen und hat nur noch geschichtliches Interesse. Aber trotzdem ist das Erwachen des sonst so stumpfsinnigen slawischen Geistes außerhalb des beweglichen und stets unruhigen Polenthums bezeichnend für die Sinnesart der Slawen der Gegenwart und hat auch einen lauten Widerhall bei den einzelnen Zweigen dieser großen Völkerfamilie gefunden, dessen Wirkung von schwerwiegender Bedeutung für die europäischen Nachbarn der slawischen Stämme geworden ist. Die europäische Gefahr ist zwar beseitigt, aber das Slawenthum hat sich höchst thatkräftig und zielbewußt als der unversöhnlichste und schlimmste Widersacher seines einstigen Wohlthäters und Erziehers, freilich auch herrischen Unterdrückers kraft des Rechtes der höheren Gesittung, seines deutschen Nachbarn und Landgenossen entpuppt. Diese Beschränkung der lange schon vorhandenen und nur scheinbar schlummernden Bewegung auf das praktische Ziel des Volkskampfes gegen das Deutschthum ist das gefährliche Kennzeichen der slawischen Erhebung aus dem bisherigen dumpfen Schlafe und bedeutet zugleich das Kraftbewußtsein selbst der kleinsten Völkersplitter gegenüber ihren einst unbestrittenen Lehrmeistern. Das deutsche Dasein beruht aber auf dem siegreichen Bestehen des uns aufgedrungenen Kampfes, der wohl aufgeschoben, aber nicht mehr dauernd aufgehalten werden kann. Wir dürfen uns darüber keiner Selbsttäuschung hingeben, noch uns von den Redensarten über die gegenwärtige Machtstellung des Germanenthums in allen Erdtheilen in eine falsche Selbstzufriedenheit und irrige Siegesgewißheit wiegen lassen. Die Sachlage bildet eine oder richtiger die Lebensfrage für unser Volk, das festländische, südgermanische Volksthum.

Das heutige Slawenthum ist seiner Zusammensetzung nach kein einheitlicher Stamm desselben Blutes. Die Mischung mit dem verhaßten Germanenthum ist ziemlich beträchtlich und sogar uralt; ja sogar das führende Volk, die Russen, sind zweifellos keine Slawen, sondern deutschen Geblüts. Die Bulgaren sind Tataren und erst spät slawisirt, wogegen die sogenannten Nachkommen der Hellenen sehr viel slawisches Blut in ihren Adern haben. Die norwegischen Waräger würden sich trotz aller Wagelust niemals zu russischen Fürsten haben aufschwingen können, wenn nicht die germanischen Bastarnen den Grundstock des russischen Volkes gebildet hätten. Die nationale Schwäche beraubte jedoch die während der Völkerwanderung in der sarmatischen Ebene zurückgebliebenen germanischen Stämme ihrer angeborenen Sprache, und sie verloren sich im slawischen Völkerleben des Ostens. Die Mongolenzeit machte die schlitzäugigen Tataren zu Herren des europäischen Ostens und die Blutmischung wurde noch vielfältiger. Ein wunderbarer Zufall war es dann, daß der Name der germanischen Russen zur Sammelbezeichnung aller

slawisch sprechenden Völkerschaften westlich von den Polen wurde. Die Ausdehnung nach dem Osten geschah hauptsächlich auf polnisch-litthauische Kosten, wie ihrerseits auch die Polen ihre Machtstellung vordem durch Eroberungskriege in südöstlicher Richtung errungen hatten. Der deutsche Vorstoß längs der südlichen Ostseeküste über preußisch-lettische Volksgebiete bis zu den finnischen Esthen war die Antwort auf die Zurückdrängung und Auffaugung des deutschen Volksthums im Herzen Rußlands. Aber der deutsche Ritter- und Bürgerstolz verstand sich nicht dazu, die baltischen Unterthanen auf die Höhe des eigenen Volksthums und der eigenen Gesittung zu heben, was sich noch heute schwer rächt. Hatten dagegen einst die minderwerthigen slawischen Völkerschaften die Germanen bis auf die gothischen Reste in der Krim, welche noch im vorigen Jahrhundert ihre alte Heldensprache redeten, wie wir sie aus Wulfila's Bibelübersetzung kennen, rettungslos verschlungen, so gewann das deutsche Schwert wenigstens bis zur Weichsel den alten Volksboden zurück. Die italienische Kaiserpolitik hemmte freilich allzu sehr einen weiteren Fortschritt. Die blutige Eroberung wurde durch das friedliche Werk der Ansiedlung vollendet. Selbst über die deutsch-österreichischen Grenzen rollte der Volksstrom und mindestens vier Millionen Deutsche beherbergt noch gegenwärtig das heilige Rußland. An der Wolga, im Kaukasus, wo noch germanische Ueberbleibsel sich erhalten haben, an der Ostseeküste und im königlichen Polen sitzt der Deutsche in geschlossenen Ansiedlungen. Im Heer und der Verwaltung ist er über das ganze weite Reich zerstreut; freilich in amtlicher Stellung mehr ein guter Unterthan, als ein Sohn seines Volkes. War der Deutsche noch bis zur Mitte des Jahrhunderts der geistige Führer des schwerfälligen Russen, so ist ihm jetzt seine Culturarbeit übel gelohnt und das Mündel seiner Leitung entwachsen. Der väterliche Freund erscheint dem slawischen Kind nunmehr als ein Unterdrücker, obschon es ihm den ganzen culturellen Aufschwung dankt. Das französisch-russische Bündniß ist der Schlußstein der Deutschenhetze auch außerhalb der Landesgrenzen. Dieses unerfreuliche Bild wird leider weiter west- und südwärts nicht gemildert. Auch in Oesterreich-Ungarn und den unabhängig gewordenen kleinen slawischen Südstaaten ist das Volk zum Bewußtsein seiner Abstammung gekommen und hat sich gegen die bisher unbestrittene deutsche Herrschaft aufgelehnt, da Letztere leider wohl das Volk regiert, aber nicht germanisirt hat, wie einst die rohen Slawenvölker die östlichen Germanenstämme langsam vergewaltigt haben. Ja selbst die Colonisationsarbeit im Deutschen Reiche ist jüngst in Frage gestellt worden, da der unruhige Pole auch auf preußischem Boden zum Angriff übergegangen ist, obwohl die Gegenwehr doch nur ein übermüthiges Aufbäumen wider die feste deutsche Herrenfaust, nicht grausam, wie die russische Knute, aber auch nicht weich, wie die österreichische Sammtpfote darstellt. Dieser nationalpolitischen Lage gegenüber befindet sich das Deutschthum schon im eigenen Hause in der Vertheidigungsstellung, ohne die fast verlorenen Außenposten thatkräftig schützen zu können. Nicht die Weltmacht des Deutschthums ist bedroht, sondern das bloße Dasein des eigenen Volksthums ist gefährdet und bereits bröckelt der Fels, auf welchem unser Volk in der Mitte Europas steht. Die slawische Welle hat nicht nur die deutschen Volksinseln im Osten schon überfluthet, sie nagt sogar bereits am ursprünglichen deutschen Volksboden. Ernster kann daher die Sachlage gar nicht sein und gerade zur Zeit, wo das neue Deutsche Reich errichtet ist und dessen Volk sich eine angesehene Stellung auf dem Erdball zurückerobert hat.

Wir müssen zwei geographische Gruppen unterscheiden, die sich wieder in je zwei Unterabtheilungen gliedern, um uns ein Bild von dem Ringen unseres Volksthums mit den slawischen Stämmen machen zu können. Zur ersten Gruppe gehören die beiden deutschen Großstaaten, wenn auch für Oesterreich-Ungarn diese Annahme staatsrechtlich, wie thatsächlich schon fragwürdig erscheint. Aber wir Deutsche müssen an dem deutschen Gepräge des Donaureiches festhalten und im Nothfall selbst mit Hand anlegen, um dem vielsprachigen Land dieses einigende Aeußere zu erhalten. In Deutschland kommt hauptsächlich Preußen in Betracht, wenn es auch befremden mag, daß überhaupt andere Bundesstaaten eine polnische Frage kennen sollten, was leider der Fall ist. Preußen bietet gegenwärtig in amtlicher Beziehung eine erfreuliche Erscheinung. Die Regierung hat endlich nicht nur den festen Willen gezeigt, die großpolnische Bewegung einzudämmen, sondern auch erhebliche Mittel zu deren thatkräftiger Bekämpfung in Aussicht genommen, so daß wir mit Genugthuung von einer zielbewußten polnischen Politik des preußischen Staates wieder reden können, die erst Bismarck seit langer Zeit wieder mit staatsmännischem Blick aufgenommen hatte. Trübe sieht es dagegen mit der Verdeutschung des Ostens aus. Diese Lebensaufgabe der preußischen Vormacht von der Ordenszeit an hat sogar bereits kurz nach der Auftheilung Polens eine rückläufige Richtung genommen, welche freilich erst in unserer Zeit zu einem unmittelbaren Angriff der Polen auf das Deutschthum ausgeartet ist. Mit Recht kann daher die Verwaltung behaupten, daß sich der Staat nur in der Nothwehr befindet, wenn er die Angriffe des Polenthums auf den deutschen Volksboden zurückweist. Der vaterlandsliebende Deutsche dagegen muß offen erklären, daß nicht die Abwehr dreister polnischer Eroberungen, sondern die Germanisation fremden Volksthums auf dem Reichsgebiet überhaupt unsere Pflicht ist. Oestlich der Elbe und Saale ist aller Boden dem Slawenthum abgerungen, das übrigens nur uralte deutsche Volksgebiete während der Völkerwanderung besetzt hatte. Ist doch das jetzt polnisch-jüdische Kalisch eine altehrwürdige deutsche Stadt, die schon Ptolemäus kannte. Schlesien haben die polnischen Piastenfürsten selbst verdeutscht und jetzt tritt uns ein großpolnisches Oberschlesien entgegen, dessen sonst so treue Staatsgesinnung mit dem staatsfeindlichen Deutschenhaß Posens und Westpreußens wetteifert. Aber das Polenthum hat bereits die Sprach- und Volksgrenze überschritten, denn in der Reichshauptstadt sondert sich eine starke polnische Ansiedlung von der übrigen Bevölkerung ab und in den Kohlen- und Hüttenbezirken Westphalens muß die Regierung Maßnahmen gegen die auffässige polnische Einwanderung erwägen. Ueberall macht sich der polnische Kriegszustand bemerkbar. Auch in den mitteldeutschen Bundesstaaten spürt man die Zuckungen der polnischen Bewegung, da die zahlreichen Arbeiterzüge auf dem flachen Lande ihr fremdes Volksthum absichtlich offen zur Schau tragen und nur die Aufmerksamkeit der Behörden eine dauernde Niederlassung verhindern kann, obschon der Leutemangel in der Landwirthschaft sonst in jedem Arbeiter eine erwünschte Vermehrung der nothwendigen Arbeitskräfte erblicken läßt. In diesem verschiedenartigen Vorgehen an weitgetrennten Orten erkennt man die nicht zu unterschätzende Lebenszähigkeit und das elementare Kraftbewußtsein des geistig alle anderen slawischen Stämme überragenden Polenthums in ihrer wahren Gestalt, obwohl die polnischen Volksvertreter in den parlamentarischen Körperschaften nur von der grausamen Unterdrückung des zertretenen Volkes zu reden wissen. In der Wirklichkeit verwandelt sich das Bild in eine Bedrohung des nationalen Staates, dessen deutsche Grundlage gefährdet wird. Der Zug polnischer Arbeiter nach dem Westen bis an den Rhein läßt naturgemäß Lücken im Osten entstehen und verdrängt in Mitteldeutschland den deutschen Landarbeiter von seiner Brodstelle. Der Pole unterbietet bei seiner niedrigeren Lebenshaltung den deutschen Arbeitsgenossen und nistet sich an seinem leergewordenen Platze ein, nachdem er ihn zur lohnenderen Industrie gedrängt hat. Das ständige Wachsthum des gewerblichen Arbeiterheeres unter gleichzeitiger Entvölkerung des ackerbauenden Landes ist aber eine schwere sociale Gefahr,

wie wünschenswerth auch die industrielle Entwickelung sonst sein mag. Aber selbst im Gewerbebetrieb dringt der Pole vor, indem er die westphälischen Bergwerke füllt und durch seinen Wettbewerb den deutschen Bergmann in seinen Lebensbedingungen auf eine tiefere Stufe herabdrückt. Dagegen leeren sich die oberschlesischen Gruben von einheimischen Arbeitern und russisch-polnische schaffen einen unerwünschten Ersatz. Allmälig wird der Fremdling, welcher noch unter dem preußischen Polen in cultureller Beziehung steht, im Lande ansässig, auch wenn man amtlich seine Niederlassung thunlichst zu hindern sucht. Landwirthschaft und Großgewerbe jammern von ihrem nicht unberechtigten, selbstsüchtigen Standpunkt über die zweifellose Arbeiternoth und die Behörden müssen immer neue Schaaren russisch-polnischen Gesindels über die Grenze lassen. Eine weitere schlimme Folge ist die fortwährende Bewegung in der Bevölkerung, welche nicht auf eigenem Grund und Boden sitzt, ja landfremd ist, wenn sie nicht sogar einem ausländischen Staate angehört. Diese Zustände sind in national-politischer Beziehung auf die Dauer unhaltbar und bedrohen den Lebensnerv des preußischen Staates und Deutschlands überhaupt. Wandel muß geschaffen werden, soll nicht der slawische Einbruch den deutschen Charakter des Reiches in unliebsamer Weise verändern.

Die Polenfrage in Deutschland ist daher auch mit social- und wirthschaftspolitischen Schwierigkeiten verquickt, welche deren Lösung nicht vereinfachen, aber dadurch unter den nationalen Gesichtswinkel gerückt werden. Im staatlichen Leben muß indessen jede Aufgabe dem obersten nationalen Gebot untergeordnet werden, selbst wenn infolgedessen andere Schäden des Volkskörpers einer bestimmten Art der Heilung beraubt werden. Socialpolitisch bedenklich ist die polnische Bewegung, weil die verhältnißmäßig niedrigen Lebensansprüche des auch weniger gebildeten polnischen Arbeiters die Lebenshaltung des deutschen Genossen herabdrücken. Ferner füllt der sich fruchtbarer vermehrende Pole in steigendem Maaße das Arbeiterheer des Großgewerbes und schließlich entwurzelt er den noch an der Heimathscholle hängenden deutschen Tagelöhner und selbst den kleinen Bauer, indem er ihn im Lohne unterbietet, auch durch sein Wanderleben dem Gutsbesitzer im Winter und bei mangelnder Arbeit nicht zur Last fällt. Der Pole fördert deßhalb in gefährlicher Weise die Proletarisirung unseres Volkes. Ein Gegenstück finden wir an dem bedürfnißlosen Italiener, der in der Schweiz und Südfrankreich den einheimischen Arbeiter immer mehr vertreibt und zur nationalen Gefahr geworden ist. Wirthschaftspolitisch zeigen sich gleiche Mißstände. Der Osten wird entvölkert, da der polnische Arbeiter nach dem Westen zieht und den deutschen Gutsherrn der nothwendigen Arbeitskräfte beraubt. Den erforderlichen Ersatz bilden sodann die russischen Brüder, welche national noch schlimmeres Unheil anrichten. Der russische Pole entbehrt der deutschen Gesittung durch die Volksschule und das deutsche Verkehrsleben. Er ist schon auf russischem Boden ziemlich vogelfrei. In Deutschland tritt er bloß als Wanderarbeiter auf, den man möglichst bald nach gethanem Werke abschieben will. Trotzdem bleiben alljährlich Tausende im Lande und der deutsche Osten wird immer polnischer. Der deutsche Landwirth bedarf aber des Ersatzes an Stelle seiner früheren landflüchtigen Tagelöhner und bringt dadurch die Regierung bei ihrer Entscheidung über die höchsten Lebensinteressen des nationalen Staates in eine schwierige Lage. Schon das politisch unmögliche Zwangsmittel der Aufhebung der Freizügigkeit wurde ernsthaft in Vorschlag gebracht, um die preußischen Polen auf dem Lande festzuhalten und sodann die Grenze den russischen und österreichischen Gästen zu verschließen. Fraglos muß im Fall der Befriedigung der nationalen Forderung der Grenzsperre auf irgend eine Weise der hauptsächlich im Osten drückenden ländlichen Arbeiternoth durch gesetzliche Maßnahmen abgeholfen werden, die sich freilich nur im Rahmen einer Seßhaftmachung der Tagelöhner ohne gesetzlichen Zwang werden bewegen können. Freilich war die bedingungslose Aufhebung der Gebundenheit an die Scholle rein wirthschaftlich betrachtet eine Uebereilung, welche jedoch politisch entschuldbar ist. Man hätte ein Gegengewicht gegen die Abwanderung in die großen Städte schaffen müssen, welche das platte Land zum Schaden des allgemeinen Wohlstandes entvölkert und in den Mittelpunkten des Großgewerbes unleidliche Zustände schafft. Die Selbsthülfe der Landwirthe muß unzulänglich bleiben, da die gewerbliche Entwickelung folgerichtig eine höhere Stufe der Gesittung bedeutet. Aber der Staat hat die Pflicht, das gesunde Gleichgewicht zwischen Stadt und Land aufrecht zu erhalten, wie auch kein Theil der Volkswirthschaft andere, nothwendige und lebensfähige Gebiete schädigen darf. Indessen war social-, wie national-politisch die gegenwärtige Entwickelung des Ostens nicht vorauszusehen. Das Bestreben der Regierung, durch Schaffung gewerblicher Anlagen im polnischen Osten der Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse zu steuern und auch den höher stehenden Arbeiter aus dem deutschen Westen ins Land zu ziehen, zeugt von großem staatsmännischen Verständniß. Es ist auch die thatkräftige Durchführung solcher Maaßregeln zu erhoffen. Wesentlich ist freilich die Verstärkung der kleinbäuerlichen Ansiedelung. Die bisherige Gangart war zu langsam und die Leitung allzu vorsichtig und bureaukratisch, wenn wir auch die antinationale Geschäftsführung der Bromberger Generalcommission mit dem Schleier der vergebenden Liebe bedecken wollen, nachdem ihr von Aufsichtswegen das Handwerk der unbewußten Polonisirung gelegt ist. Freilich sollte man von höheren preußischen Verwaltungsbeamten an so wichtiger Stelle eine bessere Einsicht verlangen. Die Mitglieder dieses Geschäftsbereiches sind leider fast ausschließlich Bücherjuristen und keine Verwaltungsbeamten, welche nicht nach dem starren Buchstaben des Gesetzes, sondern nach den wirklichen Lebensverhältnissen handeln sollen. Die schlimmste Gegnerin einer erfolgreichen Verdeutschung ist freilich die katholische Kirche und nicht nur polnischer Zunge. Der Pole geht durch die deutsche Volksschule, lernt also deutsch. Verwaltung und Rechtsprechung sind ebenfalls deutsch. Es bleiben also bloß Haus und Kirche im Banne des Polenthums. Das Haus ist dem Einflusse der Staatsgewalt entzogen. Aber die religiöse Uebung ist der Staatsaufsicht unterworfen. Es hat sich nun der Irrglaube gebildet, daß die Predigt in der sog. Muttersprache gehalten werden müsse, um dem Andächtigen zu Herzen zu sprechen. Steht es unumstößlich fest, daß die sog. polnischen Provinzen Preußens deutsch werden sollen, so ist es nicht einzusehen, warum die Volksschule deutsch und die Kirche polnisch amtirt. Daß der deutsche Priester volksverrätherisch handelt, der polnisch predigt, wie dies nur allzu häufig der Fall ist, unterliegt keinem Zweifel und ist auch nur bei der vaterlandslosen deutschen Geistlichkeit der römischen Kirche möglich, während sonst der Clerus auch selbst im kirchenräuberischen Italien national gesinnt ist. Ein deutscher Oberhirte auf dem einstigen polnischen Primusstuhle genügt nicht, wie die Wahl des Erzbischofs Dinder gezeigt hat. Aber ein polnischer Prälat an solcher Stelle ist freilich eine deutsche Todsünde, welche sich wohl nicht wiederholen wird. Wir müssen demgemäß die deutschen Forderungen dahin zusammenfassen, daß wir neben der deutschen Besiedelung die Beschränkung des polnischen Abflusses nach dem deutschen Westen, die Schließung der Grenze gegenüber den fremden Wanderarbeitern, die wirthschaftliche Erschließung durch Förderung gewerblicher Veranstaltungen und deutschen Gottesdienst als unerläßliche Bedingungen einer wahrhaft nationalen Politik aufstellen. Die Hebung der geistigen Bildung auch in deutschen Kreisen durch Hochschulen, Büchereien ꝛc. sind kleinere Mittel zur Stärkung des Deutschthums, aber sie dürfen nur nebensächlich unter gleichzeitiger Eröffnung eines unmittelbaren Angriffes auf die drohenden polnischen Stellungen angewandt werden. Wir sind Herren im eigenen

Hause und die polnischen Fremdlinge haben sich unserer Ordnung zu fügen. Das heuchlerische Pochen auf die königlichen Verheißungen ist eitle Spiegelfechterei. Kraft Kriegsrechtes ist die Krone Preußen Gebieterin der ehemals polnischen Lande seit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. Zeiten. Weder der Wiener Congreß noch die romantischen Anschauungen eines kranken Herrschers können diese staatsrechtliche Grundlage erschüttern. Auch unser altes Volksrecht erheischt die Verdeutschung des Gebietes, welches unter dem deutschen Orden dem alten Reiche schon angehört hat. Deutsche Städte und Bürger können unter einer deutschen Regierung dem polnischen Fanatismus nicht mehr ausgeliefert werden, wie zur Zeit des Thorner Blutbades. Das vom Polenthum in den Zeiten deutscher Schwäche einst vergewaltigte deutsche Volksthum ist seit mehr als einem Jahrhundert wieder Gebieter in diesen Landen geworden und muß endlich sein Herrenrecht ausüben.

Schließlich dürfen wir auch eine Begleiterscheinung der polnischen Bewegung nicht außer Acht lassen, wo auch regierungsseits und von den staatserhaltenden Parteien ein Mangel an Verständniß und Voraussicht an den Tag gelegt ist. Deutsche Pfarrer und Lehrer haben in ihren Mußestunden als echte deutsche Träumer und Denker die Sagen und Sprachen der evangelischen Litthauer Ostpreußens studirt und ihnen eine besondere Pflege angedeihen lassen. Als wissenschaftliche Beschäftigung war dieses Thun nur lobenswerth. Aber das Ergebniß dieser Bemühungen wurde bald auf das politische Gebiet und zwar wiederum von Deutschen gespielt, bis endlich auch eingeborene Litthauer plötzlich ihr angestammtes Volksthum entdeckten. Deutsche Geistliche predigten litthauisch und eine litthauische Bewegung war fertig. Welche nicht harmlose Folgen diese deutsche Begünstigung eines fast schon abgestorbenen slawischen Völkersplitters, der sich seiner Eigenart innerhalb des deutschen Lebenskreises gar nicht mehr bewußt war, endlich gezeitigt hat, beweist die bisher unerhörte Wahl eines besonderen litthauischen Vertreters in den Reichstag. Deutsch-nationale Männer agrarischer Richtung glaubten nichts Böses zu thun, als sie diese auffällige und unberechtigte Wahl unterstützten. Jetzt sind in drei preußischen Wahlkreisen Litthauer als Candidaten zum Abgeordnetenhause aufgestellt. Bereits früher haben sich auch die Wenden der Lausitz Preußens und Sachsens geregt. Auch hier ist von den allzu willigen deutschen Kirchenbehörden wendischer Gottesdienst neu eingeführt worden. Die Zeit wird kaum fern sein, wo in den Reichstag auch ein Wende einzieht. Welch' schweren nationalen Verlust diese Schaustellung interessanter, längst germanisirter slawischer Völkerschaften aber bedeutet, erkennt der Politiker erst dann, wenn er sich vergegenwärtigt, daß die Wendenkriege und der Kampf des deutschen Ordens in Preußen demnach vergeblich gewesen sind und der Deutsche selbst in bedauernswerther Verblendung aus der erloschenen Asche die gefährlichen slawischen Funken hervorbläst. Staatstreue Gesinnung mag man Litthauern und Wenden nicht abstreiten. Aber auch bei allem Unterthauengehorsam mehren sie vielleicht unbewußt das deutschfeindliche Element und bilden besonders werthvolle Hülfstruppen der Polen, da man ihnen ja bisher offenen Deutschenhaß nicht vorwerfen kann. Das protestantische Bekenntniß wird jedoch die scheinbar harmlosen slawischen Volksgenossen nicht abhalten, schon in Folge einer nur naturgemäßen nationalen Entwickelung, später bei einem etwaigen Siege oder auch bloß bei der leisen Hoffnung auf Erfolg seitens des Polenthums die gemeinsame slawische Volkssache unter polnischer Führung zu verfechten, sei es auf parlamentarischem oder gewaltsamem Wege. In der Wahl der Mittel ist der verschlagene Slawe nie sehr zimperlich gewesen; auch entschuldigt die glühende Vaterlandsliebe mit Fug und Recht die krummen Wege, die die polnische Schlachta und der gleich fanatische Clerus gegangen sind. Die Lausitz liegt vor den Thoren Berlins und Dresdens, und Ostpreußen ist das Stammland des neuen preußisch-deutschen Reiches. Wir spielen also leichtsinnig mit dem Feuer, wenn wir diese schwachen Flämmchen des slawischen nationalen Erwachens nicht bei Zeiten austreten; eine falsche Gefühlsschwäche könnte leicht verhängnißvoll werden. Noch sind Litthauer und Wenden nicht zum deutlichen Bewußtsein der Gemeinsamkeit der slawischen Interessen gelangt. Aber die polnische Propaganda wird mit der Belehrung nicht auf sich warten lassen und schon werden die evangelischen Polen meuterisch gemacht. Die volksverwandten evangelischen Glaubensgenossen werden den katholischen Hetzern mit Naturnothwendigkeit auf dieser abschüssigen Bahn folgen und die längst vollendete Germanisation alter Slawenlande wird in Frage gestellt werden. Der deutsche Michel ist dann wieder einmal vom listigen Slawen übertölpelt worden. (Schluß folgt.)

Englands schwacher Punkt.

Von Hauptmann Karl von Bruchhausen.

England hat wenig Freunde auf der Welt, und diejenigen, welche das Gegentheil davon sind, haben sich seit mehr als einem Jahrhundert weidlich das Gehirn zermartert, um einen Weg zur Niederzwingung des Inselreiches zu finden. Es wurde schon genau ausgerechnet, wieviel Landtruppen — gar so viel sind gar nicht einmal nöthig — mit kühnem Handstreich an die englische Küste geworfen werden müssen, um das an einem verrotteten Wehrsystem krankende Land über den Haufen zu rennen. Schade nur, daß der einfache Plan unausführbar ist. Englands Streitkräfte zur See sind so stark, daß nie und nimmer im Ernste an eine solche Ueberraschung zu denken ist. Oder es wurde unwiderleglich festgestellt, daß das auf die Zufuhr vom Auslande in ungewöhnlichem Grade angewiesene vereinigte Königreich elend durch Hunger zu Grunde gehen muß, wenn es gelingt, ihm diese Zufuhr auch nur für ein paar Wochen abzuschneiden. Aber wie wäre das, also eine Blokade, möglich, so lange England die unbedingte Herrschaft zur See, selbst gegenüber dem vereinigten Europa, zu behaupten vermag?

In den starken und zahlreichen Kriegsschiffen beruht ganz allein seine Stärke, und der Zusammenbruch ist da, wenn dieses Instrument versagt. Nun sind die prächtigsten Panzer mit den gewaltigsten Kanonen nicht mehr werth als altes Eisen, wenn ihnen ihr tägliches Brod, die Kohle, fehlt. Das traurige Ende des spanischen Geschwaders unter Admiral Cervera liefert in dieser Beziehung eine in die Augen springende Lehre. Es kann sich aber eines Tages ereignen, daß es England an Kohle mangelt, um die Maschinen seiner Kriegsschiffe zu heizen. Noch mehr: es hat sich bereits ereignet und zwar vor Jahresfrist. Damals mußten zur großen Verblüffung des englischen Volkes — entgegen dem seit undenklichen Zeiten geübten Brauch — die großen Flotten-Manöver abbestellt werden, weil die Bergleute der Kohlendistricte von Süd-Wales in Ausstand getreten waren. Wenn es auch nach der Versicherung des ersten Lords der Admiralität für den Augenblick nicht an Kohlen fehlte, so würden die gewohnten Flottenmanöver — der Manöververbrauch beträgt an die 50000 Tonnen Kohlen! — in die vorhandenen Vorräthe ein solches Loch gerissen haben, daß der unmittelbare Ersatz des Ausstandes wegen nicht möglich gewesen wäre. Das aber hielt man mit Rücksicht auf einen etwaigen Kriegsausbruch für bedenklich.

Angesichts des Kohlen-Reichthums Englands erscheint eine solche Verlegenheit auffallend. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß die modernen Schiffscolosse Leckermäuler sind und nicht mit jeder Speise vorlieb nehmen. Als der

erwähnten Ausstandes wegen im vergangenen Frühjahr die Zufuhr der guten Kohle aus Süd-Wales aufhörte, suchte man sich auf den in Dienst gestellten Schiffen vorübergehend mit Kohlen aus den Nord-Districten zu helfen. Das Ergebniß war: eine störend starke Rauchentwicklung und das Zurückbleiben von allerhand Ueberresten in den Heizräumen, wodurch dann wieder geringere Hitzegrade und in weiterer Folge eine Herabsetzung der Fahrgeschwindigkeit der Schiffe bedingt wurden. Die vorgeschriebene Schnelligkeit konnte nicht eingehalten werden, alle Berechnungen wurden zu Schanden, und das Endergebniß war die Manövrirunfähigkeit der Geschwader bis zu einer gewissen Grenze! Die Kohlen aus Süd-Wales sind also ein Lebensbedürfniß für die englische Kriegsflotte. Und nicht nur in den heimischen Gewässern, sondern auch im Ausland müssen die Schiffe zum größten Theil mit guter englischer Kohle versorgt werden, da die fremden Kohlen vielfach an denselben Nachtheilen leiden, wie die aus den Nordbezirken von Wales bezogenen. Die Versorgung und Complethaltung der über den ganzen Erdball zerstreuten Kohlendepots mit zum Theil englischer Waare stellt gewaltige Anforderungen; der Verbrauch ist ein enormer. Für den Kriegsausbruch und für einen kurzen Krieg reichen die Vorräthe der Depots daheim und im Auslande wohl aus; nicht aber für einen Krieg von längerer Dauer. Im Auslande darf während eines Krieges Ersatz nicht angekauft werden; der Verkäufer würde sich nach landläufiger Auffassung eines Bruches der Neutralität schuldig machen, wenn er Schiffen einer kriegführenden Macht mehr Kohlen abließe, als zur Fahrt nach dem nächsten Hafen jener Macht erforderlich sind. Man erinnere sich nur der Erlebnisse des spanischen Admirals Camara in Suez während des Krieges mit den Vereinigten Staaten. Es wurden ihm keine Kohlen ausgefolgt.

So muß denn für England der Haupttheil der unmittelbaren Kriegsrüstung in der Beschaffung und Aufstapelung gewaltiger Mengen brauchbarer Kohlen bestehen. Thatsächlich wurde Ende October v. Js., als der Faschoda-Zwist in ein überaus kritisches Stadium getreten war, von der Admiralität an 17 Firmen in Cardiff der Auftrag für sofortige Lieferung von 200000 Tonnen bester Kohle gegeben; die Tonne zu 13 bis 13,6 Mark. Für den Fall des wirklichen Ausbruches des Krieges mit Frankreich wurden dann noch mit den größten Bergwerken von Wales Verträge über außerordentlich starke Kohlenlieferungen abgeschlossen. Hierbei hätte die Admiralität schon, wenn es wirklich zur Lieferung gekommen wäre, einen Preis von 17 bis 17,6 Mark für die Tonne bezahlen müssen. Aus dieser Thatsache ergiebt sich schon, wie abhängig die britische Kriegsflotte von der heimischen Kohlenindustrie ist. Wir glauben auch nicht, daß Letztere im Ernstfalle die geringste Scheu tragen würde, die Nothlage der Flottenverwaltung auszubeuten. Ein Beweis dafür ist schon das vorerwähnte Aufschnellen der Kohlenpreise für die Kriegslieferungen. Freilich, wenn das Vaterland in Gefahr käme, würden die englischen Staatsleiter trotz aller Achtung vor dem persönlichen Eigenthum nicht zögern, etwa sich bildende Kohlenringe kurzer Hand zu brechen. Das kann der Staat. Aber machtlos steht er den Kohlenbergarbeitern gegenüber, wenn diese sich in Kriegszeiten weigern sollten, ihre Arbeit fortzusetzen. Da liegt der schwache Punkt der englischen Kriegsrüstung. Er kommt nicht von außen, sondern findet seinen Ursprung in den inneren Verhältnissen. Ob ein Appell an die Vaterlandsliebe der Bergleute von Erfolg sein würde? Wer vermag diese Frage zu beantworten. Aber zweifellos erscheint uns, daß die Arbeiter einen Fall der Bedrängniß der Kriegsflotte wegen Kohlenmangels zu ihrem eigenen Vortheil ausnutzen werden, und zwar gründlich. Sie werden arbeiten, aber das liebe Vaterland muß zahlen, daß ihm die Augen übergehen. Das sind unerquickliche und gefährliche Zustände für einen Staat, dessen Macht zusammenbricht, sobald seine Kriegsflotte lahm gelegt ist. Daher sehen wir denn auch im letzten Jahre in England Versuche mit der bis dahin gründlichst verachteten flüssigen Heizung für Kriegsschiffe (Petroleum-Rückstände, Masut) ausgeführt. In Italien und Deutschland hat sie Eingang gefunden und zwar in der Weise, daß die Kohlen-Heizvorrichtungen verschiedener Schiffstypen in ein paar Stunden auch für die Verwendung flüssiger Feuerung umgeändert werden können. Aber die Engländer schütteln zu diesem Auskunftsmittel vorläufig noch den Kopf, denn ihr Bedarf an Heizmaterial für die Kriegsflotte ist riesengroß, und sie wären bei der Beschaffung von flüssiger Heizmaterial auf das Ausland angewiesen. Wer aber kann sagen, wie lange z. B. die Freundschaft mit den „angelsächsischen Vettern" jenseits des atlantischen Oceans anhalten wird?

Zum Schluß noch ein Ausblick in die ferne Zukunft. Von Staatswirthschaftslehrern wurde ausgerechnet, dann die Kohlenlager der Welt erschöpft sein werden. Dieser Zeitpunkt dürfte zuerst mit für England eintreten. Freilich liegt er noch so weit hinaus, daß Frankreich mit der Revanche für Faschoda nicht gut auf ihn warten kann. Aber kommen wird er. Ob bis dahin neue Erfindungen den schwarzen Brennstoff auch für die gewaltigen Bedürfnisse der Kriegsflotte entbehrlich machen werden? — Jedenfalls muß es für ein Reich, welches keine ehrlichen Freunde hat und kaum jemals solche erwerben wird, zu ernstem Nachdenken Anlaß geben, daß seine Weltmachtstellung sich in letzter Linie auf einen Gegenstand gründet, dessen Verschwinden mit Sicherheit vorauszusehen ist, auf — die Steinkohle.

Die Fürsorge für Epileptische.

Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth (Rostock).

Es ist eine sehr erschreckende und unheimliche Erscheinung, wenn ein anscheinend gesunder Mensch plötzlich wie vom Blitz gefällt zusammenstürzt, das Bewußtsein verliert und eine Zeit lang starr oder von Krämpfen bewegt daliegt, bis er schließlich wieder zu sich kommt und anscheinend die schweren Zufälle eben so schnell wieder abschüttelt, wie er sie bekommen hat. Die alten Griechen nannten solche Zufälle Epilepsie, was ziemlich genau unserem Worte Anfall entspricht. Andere Bezeichnungen dafür waren morbus Herculeus, weil Herculeus daran gelitten haben sollte, und morbus sacer, heilige Krankheit, im Hinblick darauf, daß in ähnlichen Zuständen die Tempelpriesterinnen ihre Weissagungen verkündeten. In Rom nannte man die Krankheit morbus comitialis, weil ihr Vorkommen während einer Comitialsitzung die Unterbrechung der Verhandlungen nach sich zog; so wollte es das Gesetz, das dem Unheimlichen der Erscheinung Rechnung trug. Auch heute sind sowohl im Volke wie in gewissen religiösen Kreisen noch die Auffassungen verbreitet, daß irgend ein übernatürlicher Einfluß die epileptischen Erscheinungen hervorrufe. Jedenfalls ist die Krankheit eine sehr wichtige, weil sie nicht nur auffallend und schwer, sondern auch sehr häufig ist. Genaue Zählungen liegen in Deutschland nicht vor, man kann aber ziemlich sicher annehmen, daß unter je 1000 Einwohnern ein an Epilepsie Leidender ist. In Frankreich fanden sich vor Jahrzehnten bei der Conscription fast gleichmäßig 16 auf 10000. Wenn man sich die Armee von Epileptischen berechnet, die danach in Deutschland vorhanden sind, so begreift man schwer, wie es möglich ist, daß der Staat erst seit einigen Jahren für die unbemittelten Kranken dieser Art zu sorgen begonnen hat. In Frankreich zählte man am 1. Januar 1878 33225 Epileptische, davon waren 1650 in Krankenhäusern und Special-Anstalten untergebracht, 3550 in

Irren-Anstalten, dagegen wurden 28 000 in Familien verpflegt, während für mindestens 10 000 von ihnen eine Krankenhauspflege nöthig gewesen wäre Von den 50 bis 60 000 Epileptischen in Deutschland mögen etwa 8000 in Anstalten sein, während die Erfahrung lehrt, daß bei allermindestens einem Drittel der Kranken die Krankenhaus-Behandlung erforderlich wäre.

Das Elend, das in dem Mangel geeigneter Unterbringung liegt, besteht nun nicht etwa bloß darin, daß der Anblick der epileptischen Zustände Kinder und Schwächliche gefährden kann, auch nicht allein darin, daß die Kranken bei ihren plötzlich auftretenden Zufällen allerlei Beschädigungen und Gefahren ausgesetzt sind, sondern vor Allem darin, daß eine große Zahl heilbarer Epileptischer die Gesundheit nicht wieder erlangt, weil es an der Erfüllung der nothwendigen Bedingungen fehlt. Die ungeheilt gebliebenen Kranken sind leidlich aufgehoben, so lange ihre Angehörigen die Mittel besitzen, für die Kranken zu sorgen; sie sind auch dann einigermaßen versorgt, wenn sie bei mangelnden Mitteln schwer erkranken, denn dann nimmt sich die öffentliche Fürsorge ihrer an. Am traurigsten ist das Loos der wenig Bemittelten mit leichteren Krankheitsformen. Es wird ihnen aus leicht ersichtlichen Gründen schwer, eine dauernde Beschäftigung zu erlangen; die von Zeit zu Zeit auftretende Krankheit bringt Störungen in der Arbeitsfähigkeit, in der Zuverlässigkeit, oft auch directe Gefährdung des Kranken (z. B. im Fabrik-Betrieb) mit sich; alle Berufe, die ein Arbeiten in einer gewissen Höhe, auf Leitern u. s. w. erfordern, sind von selbst ausgeschlossen, und so gerathen sie leicht in unverschuldete Arbeitslosigkeit und damit auf die Bahn des Landstreichens und Bettelns. Ein Beweis für diesen Zusammenhang liefert die große Zahl der Epileptischen in den Armen- und Arbeits-Häusern. Ueberall, wo seit dem segensreichen preußischen Landesgesetz vom 11. Juni 1891 Staats-Anstalten für Epileptische eingerichtet worden sind, findet man massenhaft Kranke, die in dieser Beziehung sehr traurige Lebens-Schicksale zu erzählen haben. Es giebt ja wirklich kaum etwas Traurigeres, als wenn ein Arbeitswilliger wegen zeitweise auftretender Gebrechen keine Arbeit finden kann und damit der Noth und der Verwahrlosung anheimfällt.

Aber auch die Kranken aus den wohlhabenderen Ständen sind sehr zu bedauern. Die Art des Leidens bringt es mit sich, daß sie auch in liebevollen Familien schließlich oft als eine große Last empfunden werden. Der Kranke selbst gewöhnt sich bis zu einem gewissen Grade an sein Leiden; er sieht ja seine Krankheit nicht, weil ihm die Bewußtlosigkeit, in dieser Hinsicht wohlthätig, einen Schleier darüber zieht. Umsoweniger versteht er es, wenn er von der Theilnahme an allerlei Vergnügungen ausgeschlossen werden soll, und das bringt seine ohnedies oft reizbare Stimmung oft sehr in Wallung. Die dadurch entstandenen Zusammenstöße tragen natürlich wiederum dazu bei, das Familienleben zu stören. Treten Verschlimmerungen der Krankheit ein, so fehlt bis zu einem gewissen Grade die bei anderen Krankheiten gewöhnlich gegebene Aushülfe eines Krankenhauses, denn mit Rücksicht auf die anderen Kranken suchen diese so viel wie möglich die Aufnahme von Epileptischen zu umgehen oder doch die Aufgenommenen so bald wie möglich wieder loszuwerden. So lange es keine besonderen Krankenhäuser für Epileptische gab, fanden sich in dieser Richtung oft die größten Schwierigkeiten. Es ist daher auch ein überaus großes und unvergängliches Verdienst des Pastors von Bodelschwingh in Bielefeld, daß er schon vor Jahrzehnten aus dem Ertrage milder Sammlungen die Epileptikeranstalt in Bethel bei Bielefeld errichtete. Die Gründung entsprach so sehr einem Bedürfniß, daß alsbald Hunderte und Tausende von Epileptischen aus ganz Deutschland dahin zusammenströmten. Uebrigens war nicht nur die Thatsache der Gründung ein Verdienst Bodelschwingh's, sondern auch die Art der getroffenen Einrichtungen: die Kranken wurden nicht im geschlossenen Raume eines Krankenhauses untergebracht, sondern in freistehenden Einzelhäusern, die nach Möglichkeit den Charakter des Familienhauses und auch im Innern den des Familienlebens tragen sollten. Diese Anordnung wuchs zwanglos daraus hervor, daß nicht von vornherein eine Anstalt nach bestimmtem Plane gebaut worden war, sondern daß in einem Landhause zunächst vier Epileptische untergebracht wurden, und daß man diese Einrichtungen nach den allmälig wachsenden Mitteln und Anforderungen erweiterte. Die dabei gemachte Erfahrung, daß die im Ganzen ziemlich reizbaren Epileptischen sich untereinander besser vertrugen, als mit anderen Menschen, und daß man durch regelmäßige Beschäftigung mit allen in solchem Betriebe vorkommenden Arbeiten nicht nur die Kosten der Anstaltspflege wesentlich verringern, sondern auch den Kranken an ihrer Gesundheit nützen könne, hat sich weiterhin für die Errichtung anderer Epileptikeranstalten sehr nützlich gemacht. Wir können auch mit Freude sagen, daß Deutschland gegenwärtig Musteranstalten dieser Art besitzt, leider noch in viel zu geringer Zahl.

Aber die beste Anstalt führt nicht über das Leid hinweg, das eine so häufige und langdauernde Krankheit den Einzelnen und den Familien bringt. Es ist daher von allergrößtem Werth, daß man sich darüber klar wird, was geschehen kann, um die Ausbildung einer solchen Krankheit zu verhüten, und wenn sie entstanden ist, sie möglichst schnell und sicher zu heilen.

Auch in Laienkreisen ist es bekannt, daß nicht alle Krampfzustände als Epilepsie zu bezeichnen sind. Eine andere Stellung nehmen besonders die Lach- und Weinkrämpfe und die anderen Formen der „nervösen“ Krämpfe ein; diese Erscheinungen der Hysterie bedeuten in der That etwas ganz Anderes, sie bilden eine Krankheit für sich, oft mit sehr schweren Krampfzuständen, dürfen aber nicht etwa mit Verstellung und dergleichen in Zusammenhang gebracht werden, wie das Unverstand und Herzlosigkeit der Umgebung nicht selten thun. Der eigentliche epileptische Anfall äußert sich darin, daß der Kranke plötzlich zusammenstürzt, mit völlig aufgehobenem Bewußtsein. Häufig gehen dem Anfall bestimmte Vorboten voraus, sekunden- oder minutenlang, in Gestalt von Kriebeln oder hauchartigen Empfindungen in bestimmten Körpertheilen, seltener in Form leichter Zuckungen ꝛc. Diese Vorboten sind für den Kranken oft sehr werthvoll, weil sie ihm gestatten können, vor dem Eintritt des Anfalles sich hinzulegen und so den Sturz zu vermeiden. Alsbald treten nun zunächst Starre des Körpers und dann zitternde oder schüttelnde Bewegungen der Glieder und des Gesichtes auf, das anfangs blasse Gesicht wird durch die gestörte Athmung bläulich gefärbt, es tritt Schaum vor den Mund, nicht selten durch Zungenbiß blutig gefärbt. Die meisten Kranken kommen nach minutenlanger Dauer dieses Zustandes zur Ruhe, sie schlafen fest ein; Andere erholen sich schnell und merken nur aus verschiedenen Zeichen, was vorgefallen ist.

Aber nicht immer ist das Bild der Krankheit so schwer. Oft kommt es, namentlich in den ersten Jahren oder Monaten der Krankheit, nur zu Anfällen von schnellvorübergehendem Schwinden des Bewußtseins, ohne Zusammenstürzen, nach außen hin vielleicht nur durch starren Blick, kurzes Stocken im Gespräch oder in der Beschäftigung, manchmal auch durch leichtes Gesichtszucken oder Gliederzittern angedeutet, für die Kranken selbst manchmal ganz unbemerkt, öfters unter dem Gefühl einer Ohnmacht- oder Schwindelanwandlung. Diese Erscheinungen von sogenanntem petit mal verdienen eine recht große Beachtung und im Grunde einen viel ernsteren Namen, denn sie sind sehr oft die Einleitung einer schweren Epilepsie, verleiten aber in zahlreichen Fällen durch die Geringfügigkeit der Erscheinungen zu der trügerischen Hoffnung, daß das Leiden unbedeutend sei und von selbst oder doch

ohne nachdrückliche Behandlung vorübergehen werde. Alle Aerzte, die sich auf diesem Gebiet größere Erfahrung erworben haben, sehen immer wieder mit Bedauern, wie oft aus dieser irrigen Auffassung heraus der richtige Zeitpunkt für die Heilung des Leidens versäumt wird!

In noch anderen Fällen tritt keine völlige und reine Bewußtlosigkeit im Anfall ein, sondern eine mehr oder weniger erhebliche Störung des Bewußtseins, die sich in traumartigem Umhergehen, zwecklosen, nicht selten sehr gefährlichen Handlungen, Abwehr gegen vermeintliche Gefahren u. s. w. äußert. Dabei können alle körperlichen Erscheinungen der Krankheit fehlen, sodaß dem Laien die Zugehörigkeit des Bildes zur Epilepsie oft nicht ohne Weiteres klar ist. Er ist eben gewöhnt, das Wesentliche der Krankheit in den Krämpfen zu sehen, während thatsächlich das Wesen des Leidens in der anfallweise auftretenden Bewußtlosigkeit oder Bewußtseinstörung liegt. Die geistigen Erscheinungen der Epilepsie können vollkommen die körperlichen Erscheinungen vertreten, aber beide können sich auch in der vielfältigsten Weise mit einander verbinden.

Anfälle und Störungen kommen in manchen Fällen nur alle paar Jahre, in anderen täglich oder gar viele Male an einem Tage. Oft wechseln bessere und schlechtere Zeiten mit einander ab. Bei manchen Kranken treten die Anfälle nur Nachts auf, so daß sie lange unbemerkt bleiben können, wenn sie nicht Zeichen hinterlassen. Mit der Dauer der Krankheit, oft auch schon von vorn herein, kann der Charakter der Kranken einige Besonderheiten annehmen: die Epileptischen sind sehr oft reizbar, eigensinnig, jähzornig, in anderen Fällen tritt allmälig eine geistige Stumpfheit ein. Diese von jeher bekannte Erscheinung ist von Unerfahrenen vielfach auf den Gebrauch der Bromsalze als Arzneimittel gegen Epilepsie geschoben worden, aber sie war, wie gesagt, schon zu Zeiten bekannt, wo man noch gar nicht an die Bromsalze dachte, und sie findet sich mindestens so oft oder vielmehr weit häufiger bei den gar nicht oder mangelhaft behandelten Fällen der Epilepsie.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß jeder Epileptische ohne Schaden beliebig mit Brom behandelt werden könne. Die Epilepsie ist eine so verwickelte und von so wechselnden Verhältnissen abhängige Krankheit, daß jeder einzelne Fall nach besonderen Erwägungen und sorgfältiger Beobachtung seiner Weiterentwickelung behandelt werden muß. In dieser Richtung hat auch der wohlgemeinte Bromsalzversandt aus Bethel bei Bielefeld, der auf briefliche Befragung hin ausgeführt wird, schon viel Schaden gethan, weil darüber die besonderen Erfordernisse des Einzelfalles versäumt wurden, die natürlich nur bei persönlicher Untersuchung des Kranken und seiner ganzen Lebensverhältnisse zu erkennen sind. Es giebt, wie bei allen anderen Krankheiten, so auch bei der Epilepsie kein Mittel, das die Krankheit direct heilte, es giebt immer nur Methoden, die je nach dem Einzelfall ausgeübt und verändert werden müssen. Man kann dabei auch eine Reihe von Arzneimitteln mit sehr großem Vortheil in Gebrauch ziehen, aber darüber zu reden ist hier nicht der Ort, für die öffentliche Belehrung kann es sich immer nur um allgemeine Anweisungen handeln.

Vor Allem muß gesagt werden, daß alle Epileptischen wie überhaupt alle zu Krampfzuständen und zu nervösen Aufregungszuständen Leidenden den Alkohol als ein gefährliches Gift zu meiden haben. Mit unverzeihlichem Leichtsinn geben zahllose Eltern die im Kindesalter überhaupt völlig zu verwerfenden alkoholischen Getränke, Wein und Bier, auch solchen Kindern, die an Epilepsie leiden oder durch Krämpfe in der ersten Kindheit bewiesen haben, daß ihnen eine Anlage zu Krampfkrankheiten anhaftet. Es kann nicht streng genug betont werden, daß das unter keinen Umständen geschehen darf. Zahllose Fälle von Epilepsie schließen sich an die fieberhaften Kinderkrankheiten, Masern, Scharlach ꝛc. an, sicher zum Theil unter dem Einfluß der während dieser Krankheiten unsinniger Weise verabreichten „stärkenden“ Weine und der „zur Blutbildung“ während der Genesungswochen gegebenen Biere. Wann wird sich endlich die Erkenntniß allgemeine Geltung verschafft haben, daß alkoholische Getränke niemals blutbildend, niemals kräftigend, sondern immer nur als vorübergehender, oft schädlicher Reiz wirken!

Ob Kaffee und Thee den Epileptischen schaden können, vernünftige Mäßigkeit vorausgesetzt, halte ich für sehr zweifelhaft, jedenfalls könnte ich trotz reicher Erfahrung dafür keine Belege beibringen. Nach theoretischen Erwägungen wird man noch eher geneigt sein, vor Bouillon, Fleischextract und Fleischsäften zu warnen, deren Extractivstoffe anscheinend eine Reizwirkung auf die Krampfcentren im Gehirn ausüben. Aus demselben Gesichtspunkte muß auch eine überreiche Fleischnahrung für Epileptische als unzweckmäßig bezeichnet werden, ebenso wie für Nervenkranke überhaupt. Ich bin auch auf diese Frage in meinem Büchlein „Gesunde Nerven“ (Berlin, W. Werther's Verlag) genauer eingegangen.

Für die Lebensweise ist von Allem abzusehen, was Aufregungen und geistige Anstrengungen mit sich bringt. Kinder, die während der Schuljahre an Epilepsie erkranken, sollen nicht nur aus Rücksicht auf die Mitschüler, sondern auch ihrer selbst wegen sofort dem Schulunterricht entzogen werden. Es ist dringend zu rathen, daß man sich nicht lange mit halben Maßregeln aufhalte, sondern gleich die besten Hülfen zur Heilung heranzieht. Es liegt sicher an den Versäumnissen der ersten Krankheitszeit, wenn bis vor einigen Jahren in Deutschland die Zahl der Heilungen bei Epilepsie nur 3—5 von 100 Fällen betrug. Schon die verbesserte Anstaltsfürsorge hat den Prozentsatz der Heilungen auf 10—12 gesteigert, und es ist kein Zweifel, daß die neueren Methoden, die erst in den letzten Jahren aufgefunden und noch im Ausbau begriffen sind, bald noch sehr viel bessere Ergebnisse bringen werden. Die Anstalten des Pastors von Bodelschwingh wollten anfangs nicht mehr sein als eine Heimstätte für die von so schwerer Krankheit Getroffenen; in den neueren Staatsanstalten (z. B. in Biesdorf bei Berlin, in Freiburg in Schlesien, in Uchtspringe in der Altmark u. s. w.) ist Alles besonders auf eine in's Einzelne gehende ärztliche Ueberwachung und Behandlung eingerichtet, so daß der Heilzweck durchaus im Vordergrunde steht. Ich habe in den Jahren, wo ich selbst die genannte schlesische Provinzial-Heilanstalt einrichtete und leitete, wahrhaft überraschende Erfolge auch in älteren Fällen gesehen. Ich halte für alle Fälle, wo man nicht das ganze häusliche Leben nach den Erfordernissen der Cur umgestalten oder die Kranken der privaten Fürsorge eines besonders in dieser Beziehung erfahrenen Arztes anvertrauen kann, die Anstaltsbehandlung für die beste Gewähr des glücklichen Erfolges, und rathe, so schwer der Entschluß im einzelnen Falle werden mag, ihn nicht zu lange hinauszuschieben. Die gewonnene Zeit lohnt fast immer die vorübergehende Trennung, und man erspart sich hinterdrein die Vorwürfe, daß man nicht Alles gethan habe, was Erfolg versprechen konnte. Die modernen Anstalten sind ja sämmtlich so eingerichtet, daß die Kranken sich dort wohl fühlen können: Erwachsene finden Gelegenheit zu gesunder Beschäftigung, vorzugsweise in der Gärtnerei und anderen gesunden Arbeiten, Kinder finden Erziehung, Unterricht und Spiele und fühlen sich, so lange sie krank sind, oft unter den Leidensgenossen wohler als in den häuslichen Verhältnissen, wo sie wieder und immer wieder wegen ihres Leidens Manches entbehren müssen, was gesunden Kindern gewährt wird. Die Anstalten mit der großen Summe der dort gesammelten Erfahrung geben auch die besten Winke für die Zukunft der geheilt Entlassenen, was sie thun und treiben, welchen Beruf sie ergreifen, welche Schädlichkeiten sie vermeiden sollen.

Es bleibt noch übrig, einige Worte über die Ursachen

der Epilepsie zu sagen. Der Alkohol ist vorhin schon genannt, er spielt aber auch noch in anderer Beziehung hier mit: die häufigste Ursache der bei Kindern auftretenden Epilepsie ist der Alkoholismus der Eltern! Die Kinder von Alkoholisten, von Menschen, die ihre Nerven durch Alkohol geschädigt haben, haben sämmtlich ein reizbares, zu Krampfzuständen neigendes Nervensystem. Natürlich können auch andere Einwirkungen ein durch angeborene oder erworbene Anlage schwaches Nervensystem bis zu diesem Grade erschüttern; dazu gehören Kopfverletzungen, Fieberkrankheiten, heftige Gemüthsbewegungen, Schreck, unzweckmäßige Ernährung, insofern sie Blutarmuth und Schwäche hervorruft, und dergleichen mehr. Nervöse Kinder müssen vor allen solchen Einwirkungen sorgfältig geschützt werden, und wenn sie ihnen doch einmal unterliegen, so soll man sie mit der größten Vorsicht behandeln. Es ist gerade bei Kindern gefährlich, Aeußerungen der Nervosität mit Gewalt unterdrücken zu wollen. Man muß sie vielmehr rechtzeitig als krankhaft erkennen und demgemäß schonend und vernünftig behandeln. Nur auf diese Weise kann man sich gegen spätere Vorwürfe sichern.

Literatur und Kunst.

Literarische Amazonen.

Von Theodor Ebner.

Seit Bebel's hinlänglich bekanntem Buche von der Frau spielt das Weib der Zukunft eine beachtenswerthe Rolle in der modernen Literatur Deutschlands. Und zwar zumeist eine solche, die mit den socialen Bestrebungen der Frauenbewegung nur wenig zu thun hat. Denn die Tendenzen derselben lassen sich discutiren, über die Frage der weiblichen Concurrenz auf allen Gebieten des Wissens und Arbeitens läßt sich debattiren, und kein vernünftiger Mensch wird dieser Frauenbewegung ihre Berechtigung bestreiten wollen. Wenn wir dabei auch manche traditionelle Anschauungen über Bord werfen, wenn wir auch unter dem Drucke von Verhältnissen, die wir nun einmal nicht ändern können, Manches billigen müssen, was uns zuvor unbegreiflich erschien, so bleibt doch in dieser ganzen Culturerscheinung noch so Manches, was uns einfach als ein Gesetz unserer socialen Fortentwickelung erscheinen muß, so daß wir ihm gerne und willig den ihm gebührenden Platz in der Gegenwart und Zukunft einräumen. Dabei natürlich immer eins vorausgesetzt: ein unbefangenes Urtheil und eine gewisse Disciplin in unserem socialen Denken. Anders ist es freilich, wenn sich diese Bestrebungen für die Gleichstellung beider Geschlechter mit einem kühnen Sprung auf das ethische Gebiet hinüberspielen, wenn das moderne Weib auch hier seine redliche Hälfte verlangt, und dieselbe dadurch zu erreichen sucht, daß es sich nach dem bekannten Nietzsche'schen Recepte des Jenseits von Gut und Böse als das Ueberweib aufspielt, das jeder socialen Moral ein Schnippchen schlägt, und mit allerlei voll- und in manchen Ohren recht wohltönenden Phrasen das Recht der Selbstbestimmung, des individuellen Auslebens für sich in Anspruch nimmt. Wegen etwaiger Uebergriffe der Frau auf dem Gebiete moderner Culturarbeit brauchen wir uns keine Sorgen zu machen; die Natur zieht da bekanntlich von selbst ihre Grenzlinien und Mann, und Frau wissen heute beide ganz gut und genau, daß gerade dieses Naturgesetz mit all' seinen Voraussetzungen auch die kühnsten Theorien nicht aus der Welt schaffen können. Bei den ethischen Gesetzen, die unser Leben bestimmen, ist das nicht der Fall. Form und Inhalt derselben wechseln zu oft und zu rasch, und die Geschichte der Ethik selbst lehrt mit unumstößlicher Gewißheit, daß eben dieser rasche Wechsel ihrer Begriffe, das treibende und befruchtende Element in unserem Culturleben ist. Nur darf dieser Wechsel kein unnatürlicher, kein solcher sein, welcher der nun einmal gegebenen Thatsache der organischen und psychischen Differenzirung der Geschlechter einfach einen Faustschlag in's Gesicht giebt. Denn das ist vielleicht noch brutaler, als die nun einmal leider vorhandene Gewohnheit, dem Manne auch die rohen Rechte sinnlicher Leidenschaft weit eher und nachsichtiger zuzugestehen, als dem Weibe. Vor der Ethik hält eine solche Anschauung ja niemals Stand, und es erscheint deßhalb umsoweniger verständlich, wie es gerade jetzt, in einer Zeit, wo unsere sittlichen Begriffe ohnedem so unklar wie möglich geworden sind, Frauen geben kann, die es sich zur Aufgabe ihres literarischen Arbeitens gemacht haben, auch hier den Kampf mit dem Manne aufzunehmen, auch da Frauenrechte zu beanspruchen, wo auch das Weib der Zukunft nur mit Verirrungen und Verkehrtheiten zu rechnen hätte. Dafür freilich scheinen unsere literarischen Amazonen der Gegenwart jedes Verständniß verloren zu haben. Ihre fixe Idee von der sittlichen Emancipation des Weibes hat nachgerade Formen angenommen, die in der That für unser geistiges und soeiales Leben eine Gefahr bilden, weil sie den niedrigsten Trieben des Menschen schmeicheln, und ihre Grundsätze durch eine Sophistik aufrecht zu halten suchen, wie man sie raffinirter, aber auch frivoler sich kaum denken kann. Der Gedanke, daß das Weib an der Spitze derer marschire, die den Kampf gegen die Familie auf allen Flanken eröffnen, ist an und für sich schon ein, gelinde gesagt, höchst origineller, und wenn die Sache nicht gar so ernst wäre, so könnte man leicht in Versuchung kommen, einmal gründlich darüber nachzudenken, ob eine Art von Altjungfernliteratur, wie sie uns beispielsweise die bekannte Schriftstellerin Ilse Frapan in ihrem neuesten Roman „Wir Frauen haben kein Vaterland" bietet, ihre Entstehung und ihre familienfeindliche Tendenz nicht einfach der Geschichte von dem Fuchse, dem die Trauben zu hoch hingen, und dem Grolle der „Sitzengebliebenen" gegen die böse Männerwelt, zu verdanken habe. Indessen, das wäre ja nur der unfreiwillige Humor an der Sache; die Frau ohne Heimath und Familie, die nun vermöge der nur ihr eigenen Logik sich als Opfer unserer traurigen Gesellschaftsverhältnisse betrachtet und jedenfalls auch trotz ihrer Seelengröße bemitleidet wissen will, will für sich betrachtet und social wie literarisch gewartet sein: eine Beschäftigung, bei der einem freilich das bischen Humor, das man noch besitzt, vollends ganz abhanden kommen kann.

Soviel ist unumstößlich sicher; unsere literarischen Amazonen blasen von allen Seiten her zur Attacke. Unsere modernen Frauenrechtlerinnen sind ihnen gegenüber nur Waisenkinder, die noch immer von allerhand traditionellen Vorurtheilen befangen sind. Das Evangelium vom Weibe der Zukunft ist ihnen offenbar noch ein siebenfach versiegeltes Buch, und ihre Forderungen und Wünsche sind annoch so zahme und bürgerliche, daß es nachgerade einmal an der Zeit ist, sich mit ihnen hierüber auseinanderzusetzen. Das thut Ilse Frapan in ihrem schon genannten Buche und das thut neben ihr Helena Böhlau, alias Frau al Raschid Bey, die Verfasserin der „Rathsmädelgeschichten", in ihrem neuesten Roman „Halbthier", der erstmals unter dem Titel „Adam und Eva" in der Deutschen Rundschau erschien, während Ilse Frapan ihre neueste Arbeit, die zudem den merkwürdigen Untertitel „Monologe einer Fledermaus" führt, zuerst in der Frankfurter Zeitung veröffentlichte. Man könnte schon an diese Thatsachen mancherlei Betrachtungen anknüpfen, und es wäre wohl hier, wie sonst nur selten, einmal Gelegenheit geboten, über das problematische Institut der neuerdings etliche Mal gekennzeichneten „Waschzettel" unserer Herren

Verleger ein offenes Wort zu reden. Man könnte vielleicht auch in einer Zeit, wo die weibliche Hysterie sich ihre eigenen literarischen Gesetze geschaffen hat, wo eine Elsbeth Meyer-Förster das höhere und niedere Dirnenthum mit dem Heiligenschein des Märtyrers schmückt, wo eine Marie Janitschek ihre beinahe unglaublichen Geschichten schreibt, und eine Juliane Dery selig gepriesen wird, weil sie keine Lust und keine sittliche Kraft hatte, ihr zerfahrenes Leben und ihre eigenwillige Phantasie zu ordnen oder zu zähmen — man könnte in einer solchen Zeit vielleicht sich auch einmal ganz ernsthaft daran machen, die Erfahrungen der modernen Gynäkologie durch das Wirken und Schaffen unserer derzeitigen Federheldinnen zu commentiren. Man dürfte dabei freilich den Namen des nun nachgerade literarisch hinlänglich zermarterten Friedrich Nietzsche nicht vergessen, der freilich Alles, nur kein Frauenfreund war, aber doch mit den schönen Worten von „Jenseits von Gut und Böse" und von der Herrenmoral des Uebermenschen überall da herhalten muß, wo es gilt, irgend einen perversen Sittlichkeitsbegriff zu rechtfertigen, oder wohl gar die Lehre vom menschlichen Herdenthiere in zweckdienliche Beleuchtung zu rücken. Indessen — das sind Dinge, die schon mehr als einmal gesagt und geschrieben worden sind, das sind alles Probleme, deren Lösung sich nicht einmal durch literarische Kraftstückchen nach Art der Frapan-Böhlau'schen Bücher erwarten läßt, da dieselbe doch nur eine Phase in unserer natürlichen Fortentwickelung bilden wird. Daß aber eine solche einmal zur Auflösung der Familie führen wird, und daß das Weib der Zukunft einmal in der That die Verkörperung anarchistischer und socialistischer Ideen sein wird — das zu glauben sind wir, ohne jede Beschämung gestanden, doch zu altväterisch und idealistisch angelegt. Also aber lautet das Evangelium von dem Weibe der Zukunft:

„Wir unverheiratheten Frauen, freie Menschen sind wir. Wir dürfen die Hände regen für Andere. Oh, auf uns muß man rechnen, auf die künftigen Heere von Amazonen des Geistes und der Begeisterung, der Kunst, der Menschenliebe. Wir haben Zeit! Nicht ewig die Kette am Fuße, die sich Familie nennt, nicht ewig die Augen gerichtet auf das Heim und seine Tyrannei." — „In den Familien wird nach wie vor Zwang, Druck, Heuchelei, Autoritätsglauben, Bequemlichkeit und Plattheit zu finden sein, — die Ruthe und der Schlafrock. Unter ihnen aber (NB. den Unverheiratheten) wird freies Wort und freie Liebe, frohe Kraft, Wahrheit und Muth eine Stätte finden." — „Wenn wir nichts weiter erreichen, als daß wir für unser eigenes Futter sorgen können, dann wären wir taube Blüthen. Nein, dies Bestreben ist nur der Anfang. Der Zweck ist, die Hände frei zu bekommen, um der Menschheit dienen zu können mit allen Kräften." — „Ich beschwöre Euch, thut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. Nichts Kluges — nichts Vernünftiges — laßt die That der Frau wie eine lang verschüttete, eingeengte Quelle mächtig rücksichtslos hervorsprudeln, thut etwas, das davon zeugt, daß Ihr den großen Willen habt, den weltüberwindenden Willen. Breitet Eure großen Flügel aus wie Glucken. Bereitet dem jungen starken Weib ein Nest. Ein eigenes Nest mitten in der harten frechen Welt. Baut eine uneinnehmbare Veste aus Eurem Willen. Ohne daß ein Funke von Verachtung in Eurem Blicke aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen dürfen... Ein Kind und Arbeit. Gebt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht. Seht Ihr — ich gebe Euch den großen Willen — nehmt ihn. — Laßt sie nicht in der Arbeit, nach einem Kinde hungernd, wie ein Raubthier verlangen. — Macht etwas Ganzes aus ihr. — Breitet Eure großen Flügel aus, wie Glucken und laßt ihnen nichts geschehen. — Schützt sie und sie sind geschützt, sagt ihnen, sie sind ehrbar und sie sind ehrbar. — Des Menschen Wille schafft die Welt. Weßhalb dem jungen Weib nicht ein Nest, worin es werden kann, was es werden will, und werden muß, wenn es einmal mit beiden Lungen frei athmen kann, wie ein Geschöpf Gottes und beides hat, ein Kind und Arbeit. Und aus diesem kleinen Nest wird eine neue starke Menschheit kommen, — allen zum Trotz, die eine Menschheit von Sclaven und Hausthieren wollen. — Achtung wird das Weibe unter der Sonne genießen — lachen und jubeln wird's — die ungeheure Gesetzeslast und die Mißachtung hat die Frau mit einem leichten Fußtritt bei Seite geschoben, wie durch ein Wunder und wieder wie durch ein Wunder ist sie nun frei geworden und sieht, daß sie nie gefangen war. Streicht ihr über die verwirrten Augen mit sanften, klugen, wollenden Mutterhänden und breitet die großen Flügel aus wie Glucken."

Das sind so die Töne des Stil-Componisten Nietzsche. Und wenn diese Worte, die herzloseste und frivolste Verhöhnung der Familie die einen, und die widerlichste Glorificirung des hysterischen Dirnenthums die andern, etwa in einer socialdemokratisch-anarchistischen Apotheose des freien Menschenthums ständen, — dann gut, kein Wort darüber. Aber sie sind zu finden in Büchern von Frauen, deren Namen und Arbeiten bis jetzt auch da Anerkennung und Beachtung fanden, wo man noch ein thatsächlich ästhetisches und social-moralisches Empfinden voraussetzen durfte, und sie stammen von zwei Frauen, deren literarisches Schaffen sich bekanntlich früher auf anderen Bahnen bewegte.

Der Inhalt der beiden Geschichten ist ein sehr einfacher: Ilse Frapan erzählt die Erlebnisse einer Züricher Studentin, die, eine solche ohne Wissen ihres Vaters und mit heimlicher Unterstützung ihrer Mutter geworden, sich später um Förderung ihrer Studien an ihre Vaterstadt Hamburg wendet, von dieser aber abschlägig beschieden wird, und sich nun ohne weitere Umstände in die gerne ausgebreiteten Arme der Socialdemokratie wirft. Denn „Wir Frauen haben kein Vaterland". Es lohnt sich wohl kaum, näher auf den Roman selbst einzugehen, die Haltlosigkeit ihrer eigenartigen Logik liegt auf der Hand, und wenigstens das Gute ist dabei hervorzuheben, daß sie sich mehr auf das sociale Gebiet beschränkt, um hier mit allerlei Sophismen und kräftig tönenden Phrasen für eine Gleichstellung der Geschlechter zu plaidiren, die sie in die schon citirten Worte von dem Dienst für die Menschheit kleidet. Ganz neu klingen diese Worte ja nicht, und wenn uns Fräulein Frapan auch nur mit einem Worte andeuten wollte, wie sie sich praktisch diesen Dienst für die Menschheit denkt, so wären wir recht dankbar. Unseres Wissens hat, seit die Menschheit existirt, die Culturaufgabe der Frau gerade in dem Schutze und der Heilighaltung der Familie bestanden, und den Glauben, daß dies auch in der Zukunft der Fall sein werde, wird einem thatsächlich sittlich denkenden Menschen Niemand wegdebattiren können.

Zwar wollte ich noch eher riskiren, hierüber mit Ilse Frapan als mit Helene Böhlau zu streiten, deren Roman wohl das Menschenmöglichste in der Schilderung weiblicher Hysterie geleistet, und sich damit auf ein Gebiet begeben hat, auf dem von vornherein jede vernünftige Discussion ausgeschlossen ist. Ihr Roman ist eine Art von Künstler-Roman, der freilich mit dem denkbar brutalsten Knalleffect schließt. Ihre Heldin ist ein ganz junges Ding, ist eine Art jener Demi-vièrges, die den Mann mit allen Mitteln weiblicher Koketterie und Sinnlichkeit heranlocken, und dann, als er hieraus die freilich nicht sehr moralischen Consequenzen zieht, Zeter und Mordjo über die Brutalität der Herren der Schöpfung schreien, ja sogar wie Isolde Frey in dem Böhlau'schen Romane zur Pistole greifen, ihren Galan einfach niederschießen, und an seiner Leiche dann erbauliche Betrachtungen darüber anstellen, daß sie hier stehen als „der Begriff des ewig gedrückten Weibes, des geistberaubten, unentwickelten Geschöpfes, dem Alles geboten werden darf, das Alles hin-

nimmt, waffenlos und rechtlos jeder Erniedrigung gegenüber". Und die dann in einem ihrer „heißgeliebten Seelenräusche" „eingebadet, ganz frei und erlöst", gewissermaßen als Testament ihren noch immer unter der Liebe leidenden Mitschwestern die Lehre zugehen lassen: „Zieh' die Liebe in Dir nicht so unselig groß. Siehst Du, wir Frauen neigen dazu, Alles in die Liebe zu legen. Wir haben die Liebe zu einer Art Unthier erzogen, zu einer Bestie! Sie hat unseren Geist gefressen. Wir haben uns von ihr arm und dumm gefüttert". Man weiß nicht, wie man derartige Tiraden, wie man überhaupt ein Buch nennen soll, das in allerlei mehr oder weniger dithyrambischen Ergüssen das Evangelium von dem freien Weibe der Zukunft verkündigt, und als letztes Ziel unserer „Frauenbewegung" klar und deutlich die Idee von der freien Liebe und der zügellosen Leidenschaft predigen möchte. Der Wettkampf der Frau mit dem Manne ist eine sociale Frage, über die sich bekanntlich sehr gut reden läßt, weil sie in vielen Beziehungen ihre volle Berechtigung hat. Der Frau, die um ihre Theilnahme an der Arbeit ringt, wird kein Mensch seine Achtung versagen. Dem hysterischen Weibe aber, das auch die letzte Spur religiösen und moralischen Empfindens über Bord geworfen hat, wie es uns die Damen Frapan und Böhlau schildern, stehen wir mindestens kalt und theilnahmlos gegenüber. Eine solche Wirkung haben diese Bücher gewiß nicht beabsichtigt — aber sie ist eine unbestrittene Thatsache.

Max Schillings.

Von Wilhelm Kleefeld.

„Das Interessante", meint Schopenhauer, „findet sich allein bei Werken der Dichtkunst ein, nicht bei denen der bildenden Künste, der Musik und Architektur." Er hat eben die nachwagner'sche Schule nicht mehr kennen gelernt. Das Interessante, dessen Begriff immer ein Ablenken, Abirren vom einfach Schönen in sich schließt, ist so recht die Schutzpatronin unserer modernen Componisten. Sie wollen mit musikalischen Mitteln nicht musiciren, sondern dichten, malen, Rechenexempel und philosophische Probleme lösen; sie denken so in einer fremden Sprache, die sie erst nachträglich in ihre musikalische Muttersprache übersetzen. Das Tonmotiv, sein rythmischer und melodischer Gehalt, tritt zurück vor seiner symbolischen, malerischen Bedeutung. Die Farbe ist diesen Musikern Alles — sie vergessen, daß ein Bild ohne feste Conturen bei der verwegensten Genialität nur ein Tumult von schreienden Farbenklecksen werden kann, kein Gemälde. Sie sind kühn, maßlos bis zur Selbstvernichtung. Form- und Maßlosigkeit verzeiht man unter Umständen einer starken, kraftvollen Individualität, die, bestürmt von der schönen, wilden Jagd der Leidenschaft, rücksichtslos ihren Reichthum von Gedanken ausschüttet. In diesem Sinne waren Schumann, Wagner und Brahms in ihren besten Jugendwerken maßlos; und in diesem Sinne ist auch Schillings in seiner mit 23 Jahren geschriebenen Oper „Ingwelde" maßlos, maßlos im Sinne des Uebermaßes.

Max Schillings, in Düren geboren, war für die juristische Laufbahn bestimmt. In München, der Wagnerstadt, traf ihn der Strahl der Erleuchtung. Wagner's Geist kam über ihn und löste aus der Tiefe der seelischen Ueberzeugung den Ruf nach Weltallsharmonieen. So ward Schillings Musiker. Schon im Jahre 1891 begann er die Composition der „Ingwelde"; er vollendete zunächst die 1. Scene des dritten Acts, die größte und bedeutungsvollste. Aber erst nach mehreren gründlichen Umarbeitungen des Stoffes, die er mit dem ihm befreundeten Textdichter gemeinsam unternahm, setzte er die Vertonung fort und konnte im Herbst 1893 die Instrumentation abschließen. Die Erstaufführung fand am 13. Nov. 1894 in München statt; das Werk des namenlosen Musikers hatte einen durchschlagenden, auch von den Gegnern der Richtung bestätigten Erfolg. Schillings erwachte am 14. November als berühmter Mann. Der Name des Autors ging von Mund zu Mund; überall bemühte man sich, schnell wenigstens Bruchstücke des Werkes kennen zu lernen. Der geistesverwandte Richard Strauß brachte schon zum ersten Philharmonischen Concert des Winters 1894 das Vorspiel des zweiten Actes nach Berlin und erzielte damit einen gewaltigen, nachhaltigen Eindruck. Im Jahre 1895 wurde ein Orchesterwerk „Seestück" im Kölner Gürzenich mit großem Erfolg eingeführt. Auch ein anderes Instrumentalstück, „Zwiegespräch", fand seinen Weg durch die Concertsäle. Weingartner hatte das eigenartige Werkchen für ein Programm seiner Sinfonieconcerte in der Berliner Hofoper ausgewählt, aber unbegreiflicher Weise nach der sehr lauen Aufnahme in der Generalprobe wieder zurückgezogen. Man war um so mehr erstaunt, daß Weingartner seine Ueberzeugung der des Publicums unterordnete, als er selbst seiner Zeit sich so entrüstet gegen dasselbe auflehnte und, nicht ganz mit Unrecht, über seinen Unverstand und seine Interesselosigkeit klagte. Es ist ja nicht leicht, in der absoluten Musik diesen „Modernen" zu folgen. Auch bei der schwierigsten Vocalmusik wird der Aufmerksamkeit wenigstens durch den Text ein zartes Leitseil gegeben, an dem man mit geringer Mühe über so manche musikalischen Höhen und Tiefen hinüberkommt. Nicht so der reinen Instrumentalmusik gegenüber; da wird es selbst Musikern schwer, den vom Autor beabsichtigten Sinn zu ergründen. Aber läßt sich die Musik nicht auch ohne theoretische Zergliederung genießen? Die Sonaten und Sinfonieen unserer großen Meister haben Tausende und aber Tausende entzückt, die den ästhetischen Schlüssel dazu noch nicht besitzen. Erlabten und erquickten sich doch die Menschen, seit sie existiren, an einem Trunk frischen Wassers, ohne zu ahnen, daß es aus Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sei. Das „Zwiegespräch" (zwischen Fräulein Violine und Ritter Cello) beschäftigt sich zwar mit ernsten oder gar gelehrten Betrachtungen über Ewigkeit, Erlösung und Auferstehung; aber die Stimmung bleibt immer wohlwollend und freundlich, sie will uns mehr fesseln als überzeugen. Jedenfalls steckt tiefe Empfindung und ausgesprochene Musikalicität in dem kleinen Tonstück.

Inzwischen waren auch eine Anzahl Lieder in die Welt hinausgegangen. Bei Fürstner erschien die erste Folge; da ist ein Frühlingslied, ein Wanderlied und ein Spielmannslied. Im „Wanderlied" springen die Vögel munter von Ast zu Ast; sie locken den Jüngling hinaus zu „glühendem, glücklichem Wagen". Weit ist die Bahn; auf weltfernen Irrwegen gleiten die Harmonieen vorüber. Die Melodik, in ihrer rhythmischen Eigenthümlichkeit, ist etwas rauh, wie es die Verse der Gräfin Schwerin veranlassen. Merkwürdige Wortdehnungen fallen hier, wie auch in bescheidenerem Umfang bei dem Liede „Ein Spielmann", auf. Es ist auf den Volkston gestimmt. Was man bei Schillings so Volkston nennt; man darf da nicht an Mendelssohn's „Sonntagsmorgen" oder Lassen'sche Vorbilder denken. Schillings hat seine eigene Welt, er hat auch sein eigenes Volk, das ihm lauscht und das er belauscht. Eine kraftvolle Frische tritt in dem gleichmäßigen $^4/_4$ Takt und der munter fortschreitenden Hauptmelodie hervor; der Mitteltheil zwingt bei kräftiger Stimmentfaltung den Hörer in den berauschenden Bann der treuen, weltbeherrschenden Liebesallmacht. Entzückend, duftig verhaucht der Schluß:

„Zwei braune Augen sah'n ihm nach,
Die ganz voll Thränen waren,
Ihm aber dünkt, er hätt' noch nie
Ein schön'res Leid erfahren!"

Ueber H dur und Es dur schwingt sich ein verhallender Seufzer nach der Grundtonart G dur empor. Die meisten Lieder sind in freier Strophenform gehalten. Im „Frühlingsgedränge“ — der Frau seines Gesinnungsfreundes Strauß gewidmet — umranken die drängenden Figuren wie die Blüthenknospen im Lenz den Melodieenstamm. In einer Folge kürzerer Gesänge wird der Genuß durch manche Uebertreibungen getrübt. „Im Entschlafen“ und „Tief glücklich“ zeigen viele hartnäckig wiederkehrende Dissonanzen, die im Orchester weniger hart klängen als auf dem trockenen Clavier. „Waldesstille“ und „Landschaft“ sind schwer sangbar in Folge der häufig eine Octave durchmessenden und überragenden Melodie-Sprünge. Eigenthümlich reizvoll ist die Uebergehung des Leittons. Doch warum durchspielt das Mondlicht in solch dreifachen Dissonanzen „das Buchengehege“?

Schon in den Liedern zeigt sich der Meister der Stimmungsmalerei, der Psychologie der Musik; aber seine Ueberdurchschnittsgröße wird uns erst recht in dem Opernwerk klar. Zwei scheinbar widersprechende Qualitäten zeichnen die „Ingwelde“ aus, die reife technische Meisterschaft und die jugendlich kühne Urwüchsigkeit und Natürlichkeit. Man fühlt es, die Farben des Gemäldes sind noch feucht. Es liegt nicht der Staub verbriefter und verjährter Classicität, es ruht der frische Reiz frühlingsprächtiger, neuaufgeschossener Jugendkraftblüthen auf den Tönen und Accorden. In unserem modernen Kunstculturkampf kann sich kein Musiker der Macht Wagner's entziehen; auch Schillings macht gar nicht den Versuch, der Gefahr zu entrinnen, er sucht sie auf. Freilich haben wir hier einen Künstler bei dem nicht mehr — wie bei unzähligen Rivalen — die Reminiscenzen, sondern die Consequenzen Wagner'scher Musik zu Tage treten. Schillings geht in allen Punkten über Wagner hinaus, doch nicht immer mit Erfolg. Wie er die Leitmotive ineinander schachelt, zwei, drei, in der Verwandlung des 1. Actes gar 4 Themen im doppelten Contrapunkt über einander thürmt — das greift mehr in das Gebiet der Mathematik als der Musik. Und die folgenschwere Rückwirkung bleibt nicht aus; um die Motive für solche Künste verwerthen zu können, müssen sie von vorn herein zu protensartiger Verwandlungsfähigkeit ersonnen werden. Selbstverständlich büßen sie dadurch leicht ihr charakteristisches Gepräge, ihre melodisch ausdrucksvolle Physiognomie ein. Die wunderbare Prägnanz, den melodischen Reiz der Wagner'schen Leitmotive wird man hier vergeblich suchen. Auch die Linienführung des Gesanges ist oft gebrochen und zickzackförmig und stellt den Ausführenden undankbare, wirkungslose Aufgaben. Aehnlich geht es mit dem Orchester. Schillings' Instrumentation ist die von Wagner entdeckte Farbenwelt, aber in ihren letzten theoretischen Folgerungen. Die Nibelungen-Effecte kehren in outrirter Häufung und Potenzirung wieder. Das Englisch-Horn, das bisher nur markante Stellen ausmalte, erhält bei ihm die Alltagsgleichberechtigung mit Oboe und Clarinette. Er bringt einen Orgelpunkt auf der großen Trommel zu Beginn des Vorspiels; er läßt die Leiche Klaufe's mit gestopften Posaunen, seinen Geist mit Sordinen auf den Contrabässen erscheinen. Bei dem Zusammenstoß der Schiffe muthet er den Hörnern gewagte Triller zu. Die Eigenart dieser Gewaltsamkeiten steht meistens nicht im Verhältniß zu ihrer thatsächlichen Wirkung. Die Dehnung der Motive und ihre Anpassung an jede beliebige Taktart, die Wagner mit solcher Meisterschaft durchführt, ist hier vom Uebel; sie entstellt oft die Themen bis zur Unkenntlichkeit und zeigt uns, daß Schillings noch die Fähigkeit abgeht, das Unterscheidende sicher zu treffen.

Das kurze Vorspiel baut sich aus den sieben Motiven auf, die die Oper tragen; das Ingwelde-Motiv erklingt aber erst in der folgenden Scene ungekürzt. Um den Besitz des Weibes streiten zwei seit grauer Zeit feindliche Sippen, die Thorsteinsöhne und die Gladgardmänner. Ingwelde glaubt den Kampf zu enden, indem sie sich mit feierlichem Eid dem vor ihren Augen gefallenen Wikingerkönig Klaufe angelobt. Durch das plötzliche Wiedererwachen des Scheintodten wird der Conflict neu beschworen. Ingwelde hält ihren Eid; doch lockt sie pflichtvergessen den Gemahl ins Verderben, um dem geliebten Gest anzugehören. Der Bruder Klaufe's erscheint als Rächer, tödtet Gest und geht mit Ingwelde gemeinsam in den Tod. Am Schlusse eröffnet sich die tröstliche Aussicht, daß so viel Blut nicht umsonst geflossen; der Streit der Völker ist darin ertränkt, ein neuer, friedlicher Culturarbeit gewidmeter Lebensmorgen bricht an:

„Aus den ewigen
Tiefen des Todes
Quillt das freudige
Leben hervor!“

Der Librettist, Graf Sporck, ist ein geborener Dramatiker und warmblütiger Dichter. Schade, daß er, noch mehr als der Componist, im Banne Wagner's steht; der Stoff enthält weit mehr Anklänge als die Musik. Dabei erdrücken die immer neu aus dem Boden wachsenden dramatischen Conflicte und Ueberraschungen sich gegenseitig und schwächen die Gesammtwirkung. Der ganze erste Act ist Kampf, der zweite Liebe. Hier steht der Charakter Bran's, des jungen sonnigen Sängers, neben Ingwelde im Mittelpunkt der Handlung; er ist vom Dichter wie vom Musiker gleich liebevoll behandelt. Der zweite Act ist überhaupt musikalisch der beste, das Beste vom Besten sein in geschlossener Form prächtig gesteigertes Vorspiel. Es strömt die Seele Bran's aus, eine Art schwärmerischen Zwiegesangs des Skalden mit seiner geliebten Harfe. Das Skaldenthema athmet große, weltumspannende Züge; das Horn trägt es in die Weite, träumerisch, waldesprächtig, Flöten umspielen es tändelnd, flüsternd und kosend. Wie wunderbar überzeugend malt die Kunst des Musikers die Umwandlung des sehnsüchtig schmachtenden Träumers zum thatkräftigen Helden! Und wie geistreich läßt der Tonmeister des Phantasten Motive von den Kriegern verzerren und parodiren! Der zweite Act beweist, daß Schillings die geschlossenen Formen sicher beherrscht. Das dritte Vorspiel könnte man „Ingwelde's Seelenqual“ betiteln; acht Mal steigert sich ihr Charaktermotiv, erst gemartert und zerrissen, dann in „leuchtender Liebeskraft“ umglüht, von Freundesarmen der Solo-Violine umschlungen und erwärmt. Eine Tristanische Liebesapotheose ist das breit angelegte Duett zwischen Ingwelde und Gest. Die Scene Bran-Ingwelde ist die dramatischste der ganzen Oper; sie lehrt erkennen, daß nur gemeinsamer Tod die Verbrechen sühnen kann.

„Willkommen, ihr Kinder
des Muths und der Minne,
ihr ewig Vermählten
bei des Meergottes Mahl!“

Hochbedeutend wie das ganze Werk ist auch sein Abschluß. Wer es liebt, dem Zeitgeist in der Musik an den fiebernden Puls zu fühlen, der wird nicht ohne Rührung und Erhebung das Werk genießen.

„Den Namen Schillings muß man sich merken. Er bedeutet nicht den Anfang einer neuen Epoche, sondern das Ende einer alten. Er ist Erbe aller Errungenschaften von Jahrhunderten; aber ich meine, Erben von einer solchen Größe der Gesinnung, von einem solchen Reichthum der Kunst, von einer so gesunden, tapferen Männlichkeit, Naivität, Reinheit wie Schillings, sind die tiefste Huldigung für jene künstlerischen Väter, deren Erbesverwalter sie sind.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Flitterwochen.

Von Timm Kröger.

Noch immer bilde ich mir ein, jung zu sein, wenn Peter es auch in Zweifel zieht; ganz unbestritten bin ich jedenfalls jung verheirathet. Die Leute sagen, meine Frau ist hübsch, — Freunde, die mir was Liebes anthun wollen, lassen es nicht dabei; sie erklären: „Hübsch hin, hübsch her, hübsch und niedlich sind viele, hübsch ist auch die neue Kellnerin zum Rathsbrunnen, und doch steinigen wir Jeden, der ihr Gesicht mit den Zügen deiner Frau zusammen an einem Tage nennt". Deine Frau ist ganz was Anderes, als hübsch: Deine Frau ist schön. Und die Allervertrautesten beglückwünschen mich zu der sanften und edlen Gemüthsart meines Weibchens. Sie blicken mich mit aufrichtiger Hochachtung an. Wer so ein Weibchen sein eigen nennen darf, muß nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann sein. Als mein Freund Peter meine Frau zum ersten Mal sah, da stand Staunen und Verwunderung in so ausgeprägter Fracturschrift auf der breiten Stirn, daß mein Herz im Leibe lachte. Nach Tisch — wir rauchten eine Havanna in meinem Arbeitszimmer — legte er seine beiden großen Hände gewichtig auf meine Schulter.

„Laß mich Deine Augen sehen!" rief er und blickte mit feierlicher Fröhlichkeit hinein. „So strahlt das Gesicht eines Glücklichen" — kam es endlich. Und andächtig ließ er sich in meinen weichen Sessel nieder. Die Cigarre, die er vor dem feierlichen Act auf den Rauchtisch gelegt hatte, nahm er wieder auf und rauchte. Er rauchte dicke zufriedene Wolken vor sich hin.

„Ich strahle wie ein Glücklicher, und Du rauchst wie ein Philosoph," sagte ich lachend und reichte ihm den Aschenbecher. „Die weiße Asche Deines Glimmstengels ist lang geworden und droht Dir auf's Knie zu fallen."

— — — Alle preisen mich glücklich; aber Niemand sagt, daß ich mein Glück verdiene. Daraus mache ich mir aber nichts. Ich lasse die Leute reden und meine Freunde lache ich an. Das heißt, ich lächle, wie es wohlerzogene Männer thun, wenn sie Complimente einheimsen. Ich betheure, daß ich Allen für ihre gute Meinung über meine Frau von Herzen dankbar bin. Und niemals ist eine Versicherung aufrichtiger gewesen. Meinen Peter umarme ich in schwellender Rührung. In mich hinein aber, da lächle ich nicht nur, da lache und frohlocke ich laut. Ich bin nicht ängstlich wegen meiner Würdigkeit. Soll die Sonne nur über Gerechte leuchten: niemals hätte ihr Licht die Welt aus dem Chaos gehoben. Und Tag für Tag bade ich mich in Sonne und Glück.

Früher liebte ich weite Spaziergänge: Stunde auf Stunde im Schweigen des Waldes, durch wilde Bruchwiesen, über die weiten Ebenen hallender Haide. Damit ist es jetzt rein aus. Nun führe ich meine Frau in den Anlagen der Stadt umher, durch die Wagenburg der Kindermädchen, durch den Strom der Bürgersleute, die sich etwas vertreten und ihren Sonntagsrock zeigen wollen, durch das schwarze Meer der Herrensilze, durch den Frühlingsgarten blühender Damenfrühlingshüte. Oder — um bei der Wahrheit zu bleiben — ich werde geführt. Es ist das schon nothwendig, da ich immer nur ganz unbestimmte Vorstellungen davon habe, was mich umgiebt. Nicht allein, daß ich eine beständige Gefahr dem Radsport gegenüber darstelle, ich bin zuweilen außer Stande, einen Handwerker von einem Fabrikanten zu unterscheiden, einen Fabrikanten von einem Rath, einen gewöhnlichen Rath von einem Geheimrath, einen Geheimrath von einem Präsidenten, diesen von der Excellenz . . . und so weiter. Ich verwechsele Adler vierter Classe mit solchen dritter Classe, Adler ohne Eichenlaub und Adler mit Eichenlaub. Denn ich denke fort und fort an mein Glück. Wenn ich so in schnöder Mißachtung der natürlichen, durch göttliche Ordnung geheiligten Rangunterschiede dahin schlendere, dann fühle ich wohl einen leichten Druck des auf meiner Rechten ruhenden Handschuhs, der mich veranlaßt (ich halte es für unbewußte Intelligenz), ihm durch eine tastende Bewegung meiner Linken Gewähr dafür zu bieten, daß er noch im Besitze meiner Liebe ist. Dann aber kann mir von der Eigenthümerin des besagten Handschuhs die Belehrung nicht erspart bleiben, daß der kleine Druck, nämlich das Hintasten der Linken . . . an und für sich ganz nett, nun aber wenig angebracht sei, weil der kleine Knuff gar kein Liebesknuff, sondern vielmehr ein Denkzettel habe sein sollen. Er habe mir sagen sollen, daß ich zu grüßen habe, wolle ich fürder als anständiger Mensch auf der Promenade passiren. Soeben seien nämlich Directors oder Präsidents oder Raths So und So vorübergegangen. Bei ihrem freundlichen Gruß hätte ich sie mit irren Augen angestarrt, den Hut aber „unentwegt" auf meinem Schädel behalten. Ich bitte dann, noch immer zerstreut, um Entschuldigung, ziehe aber nachträglich meinen Hut im leeren Raum tief herab. Die Staare in den Alleebäumen spotten, meine herzige Frau lacht auch, aber halb und halb ist sie bös. Sie zweifelt daran, ob ich überhaupt zu erziehen sei.

In den letzten Tagen hat sich das häufiger wiederholt. Wieder und wieder halte ich den Druck des Handschuhs für eine Liebeserklärung, wieder grüße ich in die freie Luft hinaus, und wieder erhalte ich von meiner Eheliebsten so eine von den kleinen Scheltreden, die ihr so entzückend stehen und sich von ihren Lippen so klug ausnehmen. Allgemach kommt in mir so eine Art Achtungsgefühl auf vor der Wichtigkeit einer Sache, die ich bisher so burschikos und junggesellenhaft leicht behandelt habe.

„Aber bester Mann," sagte sie gestern, „Du läufst noch Leute um oder richtest sonst ein Unglück an. Allein kann ich Dich nicht ausgehen lassen. Sag, Liebster, wie hast Du Dich früher ohne mich hinausgeholfen?"

„Ich ging auf die Haide und in den Wald."

„Das ist ein Ausweg. Morgen habe ich große Gardinenstopferei — und dann noch allerlei, wobei die Männer nicht zu gebrauchen sind. Da schick' ich Dich auf die Haide."

— — — Weit draußen in einer Grube, dicht bei dem großen Hünengrab, wohnt ein alter Hase, der freilich auch ein Kaninchen sein kann, denn so genau läßt sich so was nicht sagen. Ich will ihn aber bis weiter für einen Hasen halten. Dieser alte Hase hat — mirabile dictu — trotz der Donnerbüchse des gutmüthigen, im Pachtbesitze der Jagd befindlichen Spareassenverwalters nun schon vier Mal (d. h. wenn er, der Hase, die Wahrheit bekundet) die Welt wieder grün werden sehen. Vor zwei Jahren, als der rauhe Winter war, bin ich mit ihm bekannt geworden. Ich brachte ihm Kohlstengel und Heu mit, und dadurch haben wir uns so weit mit einander angefreundet, als ein Mensch sich mit einem Hasen, der möglicher Weise nur ein Kaninchen ist, anfreunden kann. Obgleich er meinen Schritt schon kennt, so kann es doch wohl vorkommen, daß ich ihn im Schlafe störe und ihn erschrecke. Er springt dann mit großem Getöse auf, bis ich ihm zurufe: He, gut Freund! — oder was mir sonst gerade einfällt, was zur Folge hat, daß er seinen Schreckenslauf mäßigt. Immerhin aber hüpft er einige hundert Meter davon und fängt dann an zu weiden, ohne sich viel um mich zu kümmern. Er ist ein alter Eremit, aber Koketterie und Eitelkeit sind ihm nicht fremd, was ich daraus schließe, daß er mit seinem sauberen Spiegelchen gar anmuthig zu winken versteht, wenn er davon kratzt. Er trägt einen Zwickelbart und hat ungeheure Löffel. Wenn er sie lässig auf den Rücken legt, gewinnt er das Aussehen eines guten Kerls. Redselig ist er nicht. Er unterhält sich mit mir nur aus angemessener Entfernung. Zweihundert Meter vom Leibe — das ist sein Grundsatz. Es ist eine Art optische Telegraphensprache. Rechter Löffel und linker Löffel, rechter Arm und linker Arm. Ich möchte gern das Alphabet mittheilen, fürchte mich aber in Weitläufigkeiten zu verlieren. Uebrigens geht unsere Unterhaltung über die allergewöhnlichsten Redensarten nicht hinaus. Wir können uns aber gut leiden. Alles, was mir nahe steht, versehe ich mit einem Namen. Auch mein alter Hase sollte einen Namen haben. Aber das war leichter gesagt, als gethan. Schnellfuß, Leichtfuß — das erschöpfte nicht Alles, was ich mir bei dem alten Kerl dachte. Und vor allen Dingen: ich wollte ihm mit dem Namen eine Art Talisman gegen die erwähnte Donnerbüchse stiften. Ich wünschte um den Hünenhügel und um die Heimathsgrube einen heiligen Bann zu ziehen, einen Gottesfrieden für ihn zu weihen. So nannte ich ihn Gottfried.

Vor meinem Fenster krächzt ein alter Rabe, der sein Nest dauerhaft und kunstvoll im dichtesten Grün einer Buchenkrone hergestellt hat, so versteckt, daß man es nur im kahlen Winter entdecken kann. Er ist auch ein guter Bekannter von mir, ein Freund, der mir vortreffliche Dienste leistet, führen ihn doch seine Tagesflüge in den Wald und auf die Haide. Mit dem alten Gottfried steht er sich so gut, wie nur die Verhältnisse einer Krähe und einem Kaninchen, das aber doch wohl eher ein Hase ist, erlauben. Ist er gut gelaunt, so erzählt er mir von seinen Reisen. Ich nenne ihn Klaus und das schmeichelt ihm, denn er will mal in einer alten Chronik gelesen haben, daß die Klaus immer kluge Leute gewesen seien.

„Du hör' mal," krächzte er mich heute früh an, „hör' mal," wiederholte er, „Du solltest doch mal wieder auf die Haide gehen. Draußen und im Walde fällt Dein Wegbleiben auf. Der alte Gottfried sorgt sich, ob Du etwa krank oder gar gestorben seiest, und das kleine Federvolk im Walde spricht allerlei. Hör' auf mich! Wenn Du nicht bald einen andern Lebenswandel anfängst, dann kommst Du schließlich noch in schlechten Ruf. Geh' wieder Deine alten Wege; ich rathe Dir als guter Freund, Bekannter und Nachbar."

Meine Frau hat recht, Gottfried hat recht und Klaus hat recht — Alle haben recht. Ich will mal wieder auf die Haide.

— — — Ich nahm Abschied, als gälte es für's Leben. Sie saß mit Nähen beschäftigt in der Fensternische, groß und dunkel, wie immer, lieb und schön, wie immer. Ein gelbes Morgenkleid, das liebkosend ihre biegsame Gestalt umschloß, warf Falten auf den Boden. Ich werde immer eifersüchtig auf den gelben Kattun — ist mir doch, als läge Jemand vor ihr auf den Knieen und betete sie an. Sie hat blauschwarzes Haar. Zahllos sind die Küsse, womit ich diesem wundervollen Haar meine Liebe erklärt habe. Ja, es ist mir in glücklichen Stunden vergönnt gewesen, all' die Fesseln, die die dunkeln Schlangen jetzt so fromm erscheinen ließen, zu lösen. Dann überringelte und überfluthete der schwarze Glanz meine schlanke Herrin. Es ist ein wundervolles Haar. Wenn eine zärtliche Hand über die Wellen streicht, stäuben Goldfunken der Liebe heraus. Wie weich und voll mein Weibchen die reichen Flechten sich um das Haupt zu legen weiß! Die reiche Last beugt ihr den schönen Nacken. Ein feines stolzes Krönchen schmückt den Scheitel. Eigentlich ist es nur ein Kamm, gelblich, goldig, durchscheinend. Seinen Rand aber trägt er wie eine Mauerkrone, und die runden Zapfchen dieser Mauer bilden sich sicherlich ein, auf einer Krone zu sitzen.

Was ist das! Wer bist du, schemenhafte Erscheinung zu ihren Häupten? Was hältst du in deiner Hand? — Ist es die Dornenkrone des Dulderthums? Welch' ein wunderlicher Heiliger bin ich doch! Zwar beginnt die Truggestalt vor meinen Augen zu zerfließen, aber noch immer erinnern mich die so voll um ihr Haupt gelagerten Flechten an eine Dornenkrone. Und auf der reinen Stirn meines Weibchens sehe ich den Schattenflug zukünftiger Leiden. Aber sie sollen vergehen, vor meinen Küssen sollen sie vergehen!

— — — Drei Mal hatte ich die Klinke in der Hand, und drei Mal ließ ich sie, um wieder und wieder in ihre Arme zu fliegen. Zum vierten Mal wagte ich — Feigling, der ich war — wagte ich es nicht mehr. Sie drohte nämlich mit der spitzesten Nähnadel, die sie in den Handlungen unserer Stadt hatte auftreiben können.

„Mach' nun, daß Du fort kommst! Klaus lärmt im Baume und erzählt dem ganzen Walde von Deiner närrischen Verliebtheit. Hör'! . . . Und Gottfried — — — Ich will es nun nicht mehr" — drohte sie und stach, als ich doch noch einmal einen Versuch machte, mich zu nähern, damit nach meinem Herzen. „Ist das eine Art und Weise, seiner Frau alle Nähereien in Unordnung zu bringen. Und ich muß noch die Gardinen fertig stopfen, und morgen . . ."

Die letzten Haussorgen vernahm ich nicht mehr, ich hatte die Thür hinter mir zugemacht und befand mich auf dem Wege nach dem Walde und zu Gottfried.

— — — Als ich in den Wald trat, wurde ich von der Vogelwelt mit großem Hallo empfangen; das Gerücht, daß ich wieder da sei, lief rasch über die Baumkronen. Ich hatte keine zwanzig Schritte unter den Bäumen gemacht, da wurde ich schon von einem ganzen Heer zwitschernder Neugierigen ausgefragt. Man wollte wissen, wo ich so lange gesteckt hätte.

„Kinder," entschuldigte ich mich, „wißt ihr denn gar nicht, daß ich mich verheirathet habe?"

Ein Ah der Verwunderung lief durch die Zweige. „Nein, wie sollten wir das wissen, hast uns ja nichts gesagt. Gratuliren übrigens" — ging es hin und her.

„Er hat sich verheirathet!" wiederholte die Schwarzdrossel Gelbschnabel. „Hm, Hm!"

„Er hat sich verheirathet!" hallte es durch den Wald, schwirrte es durch die Zweige, und einmüthig kehrte es zu mir zurück: „Er hat sich verheirathet!"

„Ja, wenn er sich verheirathet hat, dann ist es freilich ganz was anderes, dann können wir nichts sagen."

Das ganze Federvolk des Waldes hatte für die Gewalt und Macht der ehelichen Liebe viel Verständniß. „Dann that er ganz recht, bei seinem Franchen zu Hause zu bleiben," bestätigte die Frau Buchfink. Sie hat ein strahlendes Auge und ist offenbar gleichfalls in den Flitterwochen.

Gelbschnabel hatte noch nicht viel dazu gesagt. Er erwog den Fall nachdrücklichst durch gewichtige Hm! Hms! „Wie sieht sie denn aus?" platzte er heraus. Man hatte meinem Gelbschnabel immer Dreistigkeit und Derbheit nachgesagt, wie sich nach dieser Frage herausstellte, nicht ohne Grund Da es aber ein Vogel war und überdies ein guter Bekannter, so nahm ich ihm nichts übel, ich gab sogar Bescheid:

„Schwarze Haare hat sie und rehbraune Augen und ein sanftes Gesicht. Alle sind in sie vernarrt. Wenn sie aber lacht, und sie lacht viel, so sind sie's am meisten in ihren Mund und in die Zähne, weil es so was Entzückendes eben gar nicht giebt. Ja, und wenn sie mich anlacht, so bin ich ganz hin und schließe ihr den Mund mit meinen Küssen. Ach, sie ist zu schön, zu lieb und zu gut," schloß ich seufzend.

„Das ist sie!" sagte einer von den Ehegatten des Buchfinkenpaares. Diesmal war es der Eheherr. „Das ist sie, wenn ich an die Rechte denke. Aber nach Deiner Beschreibung kann es keine Andere sein — — ja, ja, ich muß sie kennen. Wohnt sie nicht an den Wiesen, in dem Haus mit dem kleinen Thurm, und füttert sie uns Vögel nicht immer aus dem Fenster?"

„Das stimmt!" sagte ich. „Sie streut Weißbrod vom Frühstückstisch, Wicken und Weizen außer den Mahlzeiten."

„So, das ist Deine Frau? ja, die kennen wir Alle," schwatzte es durcheinander. „Wir sprechen oft über sie und nennen sie die Geheimräthin. Sie hat so was Vornehmes und Geheimes."

Die Drossel wetzte ihren gelben Schnabel an einem Zweig. „Es wundert mich eigentlich," sagte sie grob, „daß die Dich genommen hat. Die hätte doch ganz andere Partien machen können!" Ich that, als überhörte ich diese ungehörige Bemerkung.

„Weßhalb hast Du sie nicht mitgebracht?" fragte Frau Buchfink.

„Kinder," vertheidigte ich mich, „sie ist zart und kann keine weiten Märsche machen, und bis zum Wald ist es doch über eine Stunde. Und Flügel, wie ihr, hat sie doch nicht."

„Hat keine Flügel, kann nicht fliegen!" bedauerte die ganze Vogelwelt. „Und ist zart, die Arme!"

„Da würde ich gar nicht von ihr gehen," entschied die Buchfinkin. „Es ist eigentlich nicht hübsch von Dir, daß Du sie allein läßt."

„Erlaubt," rief ich, „sie stopft ja Gardinen. Uebrigens leide ich an Heimweh schon den ganzen Weg, und eigentlich komme ich ja nur euretwegen. Habt ihr mich nicht rufen lassen? Habt ihr euch nicht über mein langes Ausbleiben gewundert, habt ihr nicht gesagt, daß mein Ruf leide, daß . . ."

„Das sollen wir gesagt haben?! Wer behauptet das von uns?" Gelbschnabel schrie es und plusterte sich grimmig auf.

„Nun, Klaus Krähe hat das gesagt."

„Das lügt er! — Das soll er uns wahr machen. — Nun wird's Tag! — Das geht über die Federhaube! — Er ist wohl nicht bei Trost! — Er hat wohl geträumt! — So ein Klatschschnabel! Ein Petzer! — Nun, der soll wieder kommen und mit uns vespern wollen!"

Der ganze Wald war empört. Ich empfahl mich und ging schnell, meinen Freund Gottfried zu besuchen.

Aber ich kam nicht bis Gottfried. Ich blieb in den Bruchwiesen stecken. Dort voltigirte eine Himmelsziege in der Luft, ein Tütvogel — auch eine Bekanntschaft von mir, das heißt eine flüchtige, so von der Straße her. Eine Unterhaltung suchte ich nicht mit ihr anzuknüpfen: ich fand sie zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Er — natürlich war es ein Männchen — hämmerte und meckerte seiner im Sumpf sitzenden Eheliebsten was vor und machte ihr den Hof. Die Gnädige ließ den Gemahl lange zappeln und hämmern — er war schon ziemlich matt —, als endlich, endlich! der gewährende leise Liebesruf aus dem Gras zu ihm in die Höhe gurrte. Ich sah nur noch, wie der Vogel, einem Stein vergleichbar, herabfiel; dann machte ich Kehrt und befand mich auf dem Nachhausewege.

In meiner Seele war das Bild einer jungen schönen Frau aufgestiegen. Die Gardinen hatte sie zurückgeschoben und die Hände in den Schooß gelegt. Sie dachte, wie lieb es doch wäre, wenn der Gatte unvermuthet von seinem Spaziergang zurückkehre, im Thürrahmen erscheine und in ihre Arme fliege. Diese Arme hingen jetzt lässig und faul am Leibe. Aber, wie wollten diese Arme den losen Tütvogel greifen und an ihre Brust drücken! Viele, viele Male!

Aus der Hauptstadt.

Kaiser und Parlament.

Der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes hat einen Erdenrest, zu tragen peinlich, von sich abgestoßen und seine bisher nur hochwohle Geburt in eine hohe verwandelt. Die Weltgeschichte zählt einen Grafen Bülow mehr. Allerdings hat der jüngste glückliche Sproß des wackeren Pommerngeschlechtes keine französischen Heerhaufen vor den Thoren Berlins mit dem Kolben zusammengehauen, wie sein tapferer Blutsverwandter Bülow von Dennewitz that, sondern sich damit begnügt, bei der Versteigerung des spanischen Colonialramsches Meistbietender zu bleiben. Der Zerschmetterer Ney's empfing den Grafentitel, weil er Hauptstadt und Land aus unsagbar fürchterlicher Gefahr gerettet hatte; dem Mann am grünen Tisch der Wilhelmstraße 77 lachte solche Ehrung, weil er die für den Ankauf der Karolinen erforderlichen paar Millionen Mark vom Reichstag bewilligt erhalten hatte. Während die Volksvertretungen allen anderen hervorragenden Kräften des neuen Kurses schwere Niederlagen bereiten, haben sie für Bernhard von Bülow beständig ein liebevolles Lächeln. Längst sind Samoa, Oberrichter Chambers, Maxse und Kautz vergessen, und über die kitzliche Frage, wer das zerbombardirte Eigenthum der samoanischen Reichsangehörigen ersetzt, zerbricht sich kein Gutgesinnter den Kopf. Bernhard von Bülow hat so viel Glück, daß weiland Polykrates im Vergleich mit ihm als ein ausgemachter Pechvogel erscheint. Diesmal profitirte er davon, daß der Reichstag der Regierung seine Geneigtheit zeigen wollte und mußte, ihr in nebensächlichen Dingen so wenig Schwierigkeiten wie möglich zu machen. Alles grobe Geschütz war auf das Zuchthausgesetz gerichtet, und selbst wenn Jemand unpolitisch und unklug genug gewesen wäre, ein harmloses Kaufgeschäft als Staatsaction ersten Ranges zu behandeln, so hätte er in diesen Tagen kein williges Auditorium gefunden. Man begehrte große Schlachten zu sehen, und zu großen Thaten stand der Reichstag gerüstet. Was bedeutete die Handvoll Palmeninseln, die er den Maßgebenden lächelnd in den Schooß warf, gegenüber der vernichtenden Niederlage, die er ihnen auf dem wichtigen socialwirthschaftlichen Kampfgebiete beibrachte? Mit siebzehn Millionen Mark ist die politische Machtvergrößerung des Parlamentes wahrlich nicht zu theuer bezahlt. Wenigstens nicht von seinem Standpunkt aus.

Wer seine Augen dann und wann noch zu dem freilich unmodernen Zwecke benutzt, zu sehen, dem ist es einigermaßen klar, daß die mit neuem Inhalte gefüllte Verfassung nach neuen Formen ringt. Mehr und mehr tritt die ministerielle Macht in den Hintergrund; Kaiser und Reichstag werden die ausschlaggebenden Gewalten. Das Parlament, unter Bismarck eine quantité négligeable — sobald es sich ungehorsam zeigte, wurde es nach Hause geschickt — setzt immer eigensinniger seinen Kopf durch. Gewiß, in neun Fällen von zehn zeigt es eine früher ungewohnte Concilianz, aber just dies allzu höfliche Entgegenkommen hat einen verteufelten Beigeschmack. Man fühlt sich als Großmacht, und man wirft mit belanglosen Liebenswürdigkeiten um sich, weil Einem das stolze Bewußtsein der Stärke innewohnt. Rasch genug ist die Entwickelung vor sich gegangen. Kaum ein Jahr lang ruhen unter'm Sargdeckel die sterblichen Ueberreste des

gewaltigen Dompteurs, vor dessen Blick und Peitsche der Tiger zitterte. Und heute tritt die gefährliche Bestie dem Kronenträger wie ein vollkommen gleichberechtigter Factor, ja bedenklicher noch, wie ein Richter und Berichtiger entgegen. Während ringsum in schwachen Monarchien mit schwachen Monarchen die beschworenen Rechte des Parlamentes, also auch der Parlamentsminderheiten, mißachtet werden, während in Oesterreich der § 14, in Italien das System Pelloux und demnächst in Belgien die Ministerialverordnung an die Stelle des Gesetzes tritt, muß seltsamerweise just die starke Monarchie Deutschland mit ihrem starken Monarchen es ruhig dulden, daß der Reichstag über ausdrückliche und wiederholte Willensäußerungen des Kaisers hastig zur Tagesordnung übergeht. Wäre Wilhelm II. nicht eben Wilhelm II., nicht sein eigener Reichskanzler und die Seele seiner Regierung, dann ließen sich die letzten Geschehnisse zur Noth ertragen. Wie sie sich aber jetzt darstellen, bedeuten sie eine Schädigung des monarchischen Gedankens. Der Parlamentarismus gewinnt langsam das Uebergewicht, und die Minister des Kaisers sind entweder nicht wachsam oder nicht entschlossen genug, dieser Verschiebung der Machtverhältnisse bei Zeiten ein Paroli zu biegen.

„Die schwerste Strafe dem, der sich untersteht, einen Nebenmenschen, der arbeiten will, an freiwilliger Arbeit zu hindern", hatte der Fürst am 17. Juni 1897 in Bethel bei Bielefeld gesagt, und am 6. September 1898 ward in Oeynhausen das neue Programm ausgebaut. „Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Streik anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe habe ich damals versprochen, und ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu mir stehen wird."

Dem klaren Wortlaut der kaiserlichen Auslassungen haben Regierung und Reichstag zuwider gehandelt. Es ist an dieser Stelle bereits darauf hingewiesen worden, daß das Ministerium die Zuchthausvorlage fast ein volles Jahr später einbrachte, als der Monarch angekündigt hatte, und daß die Zuchthausvorlage ihren Namen nur sehr mittelbar verdient. Die gesetzgeberischen Gedanken Wilhelm's II. sind arg verwässert worden. Statt seinem Wunsche gemäß jeden Störer eines Arbeitswilligen oder gar jeden Streikanreizer mit Zuchthaus zu bestrafen, hat man diese strenge Sühne auf einen einzigen, wunderlich ausgetüftelten, praktisch gar nicht in Frage kommenden Fall beschränkt. Bei ganz genauer Betrachtung ergiebt sich sogar, daß nicht eigentlich der Reichstag, sondern die Regierung der Träger der Opposition gegen die kaiserlichen Anregungen ist. Denn dem Reichstage sind diese Anregungen rein und unverdünnt überhaupt nicht vorgelegt worden; er verwarf ein Geheimraths-Machwerk, das mit den Reden von Bethel und Oeynhausen nur oberflächlich zusammenhängt. Deßhalb lastet die Verantwortung für das Scheitern der Reform, für die Schlappe, die die Socialpolitik des Kaisers erlitten hat, in erster Linie auf dem Ministerium. In welcher Weise Wilhelm II. sich mit seinen Rathgebern und Dienern auseinandersetzen wird, steht dahin. Gewiß ist, daß der Vorgang neuerdings die Ueberflüssigkeit eines selbstständigen Mittelgliedes zwischen Kaiser und Parlament erhärtet. Zwar hat die politische Geschichte der letzten elf Jahre schon hinreichendes Zeugniß dafür abgelegt, und mit dem Sturze Bismarck's schien es entschieden, daß den Ministern hinfort außer Verwaltung und bureaukratischer Executive lediglich die Pflicht obliegen sollte, die Gedanken und Pläne des Monarchen vor den Kammern zu vertreten. Leider aber machen sich immer wieder Trübungen dieses fest umrissenen Bildes bemerkbar. Immer wieder tritt bei einzelnen Mitgliedern der Regierung ein Ringen nach Selbstständigkeit hervor, das nothwendig zu schweren Zwiespalten und Verwirrungen führen muß.

Darum ist das Rede-Geplänkel zwischen dem Reichstagspräsidenten und Herrn Nieberding, das der vorletzten Sitzung des Hauses einen so sensationellen Anstrich verlieh, als ein Zeichen beginnender Klärung freudig zu begrüßen. Graf Ballestrem hat die bedeutsame Frage offenbar noch nicht in ihrer Tiefe erfaßt, und seine Centrums-Frohnatur macht ihn zu Compromissen geneigt. Er vermochte sich nicht der Einsicht zu verschließen, daß dem höchsten Leiter der Staatsgeschäfte nun und nimmer die Berechtigung abgesprochen werden darf, sich in directer Rede an Volk und Volksvertretung zu wenden. Er befreite sich innerlich von der liberalistischen constitutionellen Phrase, die nur ein Kartenkönigthum wünscht und die Monarchie zum blutlosen Schemen, zum Aushängeschild parteipolitischer oder ministerieller Sonderbestrebungen herabwürdigen will. Er bekehrte sich bei Zeiten zu den markanten Anschauungen des von ihm so verehrten Bismarck, der sich gern auf den persönlichen Willen seines Herrn berief und der Linken vorwarf, sie beabsichtige den Kaiser immer höher zu stellen, bis er hoch oben in den Wolken verschwinde. Auch Graf Ballestrem's Ideal ist das starke, höchst persönliche Kaiserthum, das durch den Gekrönten zur Nation spricht und dem die Nation durch ihre Abgeordneten antwortet. Wenn der Reichstagspräsident darum bat, solche Antworten auf die im Reichsanzeiger oder sonstwie beglaubigten Ansprachen des Monarchen zu beschränken, so wirkt das allerdings als Halbheit und Willkürlichkeit, läßt aber doch die im besten Sinne moderne Absicht unumwunden hervortreten, mit der früheren, stark veralteten Auffassung zu brechen, wonach nur die vom Reichskanzler gegengezeichneten Aeußerungen des Kaisers officielle Giltigkeit hätten. Es lag in dieser angeblich verfassungsmäßigen Vorstellung stets etwas wie eine grobe Mißachtung, ja eine Beleidigung des Monarchen. Nur wenn es seinem Ministerpräsidenten, seinem Untergebenen, gefiel, sollten die königlichen Worte Bedeutung haben. Welch' ein Hausmeierthum! Welche vorlaute Keckheit! Verweigerte der Beamte seine Unterschrift, so galt des Fürsten Rede oder Erlaß nicht mehr als die Willensmeinung jedes Privatmannes. Constitutionelle Doctrinäre, heimliche Gegner des monarchischen Gedankens mochten an derlei schattenhaften und gewundenen Theoremen ihre Freude haben; einen willenskräftigen, impulsiven und stolzen Fürsten mußten sie unerträgliche Bevormundung dünken. Wilhelm II. ist ein warmer und aufrichtiger Freund der Verfassung, die er zu schützen versprach und die sich in ihrer Totalität seiner Wesensart so vortrefflich anschmiegt. Nimmermehr aber kann er den abstracten Klügeleien freisinniger Weisheitslehrer gehorchen, die aus den Paragraphen der Charte quetschende Fesseln für den Herrscher schmieden wollen, statt einzugestehen, daß ihm diese weite Ringschule ebenso gut geöffnet sein muß wie dem letzten Bürgersmanne.

Nur ein Augur, dem es leicht fällt, sich das Lächeln zu verbeißen, kann heute noch an der strengen constitutionellen Fiction der vierziger Jahre festhalten. In allen europäischen Verfassungsstaaten wächst zusehends die Macht der Monarchen. Man hat nur nöthig, die Aufzeichnungen englischer Staatsmänner zu studiren, um zu erkennen, in wie hohem Maaße sogar die Constitutionellste der Constitutionellen, die brave und unbegabte Queen, unmittelbar auf ihre politischen Entschlüsse und Handlungen einwirkte. Daß Wilhelm II., frischer und lebendiger als irgend ein regierender Fürst, hervorragend großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte begehrt, versteht sich am Ende von selbst. Und es ist ebenso selbstverständlich, daß er nur geringe Sympathie hat für den ministeriellen Zwischenhandel, der mit seinen Anregungen getrieben wird und der ihrer Unmittelbarkeit wahrhaftig oft genug schadet. Besonders nach den verdrießlichen Erfahrungen der letzten Zeit wird in ihm der Wunsch brennender geworden sein, das, was er zu geben hat, aus erster Hand zu geben. Und die Anordnung des Grafen Ballestrem, daß kaiserliche Willensmeinungen im Reichstage erörtert werden dürfen, natürlich respectvoll und gentlemanlike, wird gerade ihm große Freude machen. Wer zur Volksseele spricht, der will, daß sie ihm antworte, und ein freimüthiger Geist, dem königliche Vornehmheit eignet, nimmt den Freimuth Anderer dankbar und herzlich auf. Wilhelm II. verlangt durchaus nicht darnach, beständig im Schutze der Verantwortlichkeit einherzugehen, die Fürst Hohenlohe übernimmt. Er greift in die Discussion ein, um sie in seinem Sinne zu lenken, um *seine* Gedanken zu entwickeln, und er wäre mit Recht empört, wenn die Erwählten des Volkes achselzuckend schwiegen oder in constitutioneller Verlegenheit so thäten, als existirten seine Worte und Anregungen gar nicht.

Der directe Verkehr zwischen Kaiser und Parlament ist nur Denen ein Dorn im Auge, die durch ihn Einfluß und Bedeutung zu verlieren fürchten, oder deren antimonarchische Hoffnungen er durchkreuzt. Sie werden sich hinter die Buchstaben der Verfassung verschanzen, werden vielleicht allen Ernstes meinen, den Herrscher vertheidigen zu müssen gegen eine nothwendige Folge seines Herrscherrechtes. Ob sie nun aber wie Herr Nieberding in ehrlicher Entrüstung die abgestandene Wahrheit von vorgestern verkünden, daß der Monarch über den Parteien stehe und daß es in gesitteten Ländern Brauch sei, die Person des Fürsten nicht in die Debatte zu ziehen; ob sie wie die parfümirte Demokratie und der Schlotadel denselben Grundsatz aufstellen, allerdings in minder redlicher Absicht und in geheimer Furcht, der unmittelbaren Berührung zwischen Herrscher und Volk könne ein kraftvolleres Königthum entsprießen, das ihre Nebenregierung völlig und für immer ausschaltet — das ist einerlei, die Entwickelung geht doch ihren Gang. Und der Staatsmann, der sie fördert, statt sich ihr entgegen zu stemmen, wird den Grafen Bülow nicht zu beneiden brauchen. Caliban.

Notizen.

Die physikalischen Erscheinungen und Kräfte. Von Prof. Leo Grunmach. (Leipzig, Otto Spamer.) In gemeinverständlicher Sprache, ohne Voraussetzung besonderer mathematischer oder naturwissenschaftlicher Vorbildung und dabei doch nicht ohne wissenschaftliche Strenge erklärt und erörtert der Verfasser hier die Probleme und Errungenschaften der Physik, stets mit Rücksicht auf deren praktische Verwerthung. Selbstverständlich haben auch die Entdeckungen der allerjüngsten Zeit Berücksichtigung gefunden z. B. in der Spectralanalyse die von Ramsay neu entdeckten Elemente der Atmosphäre, das neue Riesenfernrohr der Treptower Sternwarte, das anomale thermische Verhalten gewisser Körper, das Goldschmidt'sche Verfahren zur Gewinnung reiner Metalle, das Zeemann'sche Phänomen, die magnetische Waage, die Marconi'sche Funkentelegraphie, die neuesten X-Strahlenapparate. Die Physik ist ohne Zweifel eine Wissenschaft, der in Zukunft eine immer größere Bedeutung zufallen wird. Um so dankenswerther ist der vorliegende glänzend gelungene Versuch ihrer Popularisirung. Möge das schöne Buch in immer weiteren Kreisen das Interesse und Verständniß unseres Volkes wecken.

Klaus Groth, sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Diese zur Feier des achtzigsten Geburtstages des Dichters erschienene Biographie ist durch dessen mittlerweile erfolgten Tod leider zum Nekrolog geworden. Der Verfasser ist ein engerer Landsmann Groth's, voll begeisterter Verehrung für die unsterblichen Schöpfungen die ihm von Jugend auf vertraut sind, giebt er uns ein getreues Bild seines Lebens und Wirkens. Eingehend und charakteristisch ist namentlich Groth's Entwickelungsgang geschildert. Wir sehen ihn im Elternhaus und auf der Schule, in der Schreibstube beim Kirchspielvogt, auf dem Seminar und in seiner Thätigkeit als Lehrer; wir begleiten ihn nach Fehmarn, nach Kiel und auf Reisen, durch Tage stillen Glücks und durch Tage schweren Kummers, bis zu seinem trauten Heim am Swanenweg. Ueberall aber zeigt uns der Verfasser alle die Personen, die auf unseren Dichter eingewirkt haben, und schildert uns die Art ihrer Einwirkung. Seine Hauptquelle sind natürlich Groth's in der „Gegenwart" erschienene „Erinnerungen" an Brahms, Kaiser Friedrich III., Liebig, Hebbel, Storm, Geibel, Arndt ꝛc., wobei dem Verfasser aber das ebenfalls an dieser Stelle (Jahrgang 1891) zuerst abgedruckte reizvolle Gedenkblatt an den Minister und General v. Pfuel, den Freund Kleist's, entgangen ist. Wer in dem warmherzigen Buch eine mehr ästhetische Kritik der Dichtungen vermißt, der sei auf Adolf Bartels' Festschrift „Klaus Groth, Zu seinem 80. Geburtstage" (Leipzig, Ed. Avenarius) hingewiesen. Auch Bartels ist ein geborener Dithmarscher und als ausgezeichneter Kenner des Plattdeutschen wohl der kompetenteste Beurtheiler der Groth'schen Lyrik. Besonders dankenswerth ist der Hinweis auf Groth's Bedeutung als hochdeutscher Liedersänger und Sonettist („Hundert Blätter") und die Anregung einer möglichst vollständigen und chronologischen Ausgabe dieser hochdeutschen Dichtungen. Man kann das Büchlein ein Meisterstückchen der Kritik nennen, das nicht nur die Freunde des Dichters, sondern jeden Literaturkenner erfreuen wird.

Durch Asiens Wüsten. Von Sven Hedin. 2 Bände. (Leipzig, F. A. Brockhaus). Als Seitenstück zu dem bekannten Nordpolwerke Nansen's giebt der Verlag hier diese ebenso glänzend ausgestattete als hochinteressante Reiseschilderung des schwedischen Forschers heraus, der die Eiswüsten, Sandwüsten und Steinwüsten Asiens bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald auf dem Rücken der Kamele oder tibetanischer Ochsen, bald im russischen Tarantas oder im chinesischen Karren oder Tragstuhl, zum größten Theil auf ganz neuen Wegen durchquert hat. In lebensvoller Schilderung führt er uns zuerst durch die Kirgisensteppen, die Heimath eines freiheitsliebenden Nomadenvolkes; trotz sibirischer Winterkälte und Lawinengefahr steigt der Reisende mit seiner Karawane auf das „Dach der Welt", nach Pamir, dem zwischen England und Rußland vielumstrittenen Lande, von wo aus die Russen die Thore Indiens bedrohen. Schneestürme umtosen ihn, als er vier Mal den Mus-tag-ata zu ersteigen versucht, den mächtigen „Vater der Eisberge", dessen von der Sage verklärter Eisdom sich 10 000 Fuß höher als der Montblanc erhebt und dessen Flanken auf allen Seiten in einen Panzer gefährlicher Gletscher gekleidet sind. Dann dringt der Forscher in die geheimnißvollen Sandwüsten des chinesischen Turkestan. Trotz der grauenhaften Erlebnisse in der Wüste dringt Hedin nochmals, nachdem er seine Ausrüstung ergänzt hatte, in den „menschenmordenden Sand", wie die Eingeborenen diesen Theil der Wüste Gobi nennen. Diesmal ist das Glück ihm hold. Er entdeckt zwei untergegangene, einst volkreiche Städte, die, ein Pompeji der Wüste, seit mehr als 1000 Jahren unter der schützenden Decke des Sandes, der sie verschlang, liegen. In ihnen lebten Menschen von hoher Cultur, Bekenner des Buddhismus in einem Lande, dessen jetzt spärliche Einwohner heute dem Islam fanatisch anhängen; selbst Spuren, die auf christliche Bewohner in alter Zeit schließen lassen, fanden sich. Es folgen idyllische Tage in der großen chinesischen Stadt Kaschgar, vor deren Thoren der deutsche Reisende Adolph von Schlagintweit 1857 meuchlerisch ermordet worden war. Aus den Schilderungen Hedin's ist die Macht, deren sich Rußland auch in diesem Theile Chinas erfreut, deutlich ersichtlich. Eine Erholung für den Reisenden war auch die Zeit, die er als Gast der russischen und englischen Officiere verbrachte, die auf dem Pamir-Plateau gerade zu Vereinbarungen über die künftigen Grenzen des russischen und indischen Reiches zusammengetreten waren. England gab nach, wodurch ein russisch-englischer Krieg vermieden wurde. Dann löst Hedin ein geographisches Räthsel, die Bestimmung der vielumstrittenen Lage des Lop-nor-Sees, wobei Prof. v. Richthofen Recht behält gegen den Russen Prschewalskij. Endlich durchquert seine Karawane das höchste Bergland der Erde, Tibet. Fünfundfünfzig Tage lang mußte sich Hedin durch eine menschenleere Steinwüste durchkämpfen; seine eingeborenen Begleiter meuterten. Dank der rücksichtslosen Energie des Reisenden wurden auch die räuberischen Tibetaner zurückgeschlagen. Endlich gelangt Hedin nach Peking im Besitze reicher wissenschaftlicher Ausbeute. Nehmen doch z. B. seine eigenhändig gezeichneten Karten eine Länge von 111 Meter ein. Die Ergebnisse sind so reich, daß die geographischen Gesellschaften von Berlin, Wien, London, Paris, Stockholm und Kopenhagen dem todesmuthigen Forscher ihre goldene Medaille zuerkannt haben. Die Bescheidenheit, mit der er seine Mühen und Abenteuer erzählt, machen ihn dem Leser lieb. Auch liefert er keine schwerfällige, gelehrte Arbeit, sondern eine leichte und bis zuletzt anregende, fesselnde Lectüre, die zum Theil so spannend wie ein Roman anmuthet.

Als eine schöne und harmonische Gabe zu den Goethe-Feiern dieses Jahres, das am 28. August den 150. Geburtstag des Dichters bringt, kann man das Goethe-Heft des culturgeschichtlichen Werkes von Karl Werckmeister: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" (Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin) betrachten, welches uns die schönsten Goethe-Bildnisse in künstlerischen Reprodnetionen vor Augen führt. Aus dem bekannten Werke von Hermann Rollet wissen wir, daß leider nur die wenigsten Bildnisse Goethe's von wahrhaft künstlerischem Werthe sind. Auf diese ist hier besondere Rücksicht genommen. Das May'sche Bildniß finden wir zuerst, und zwar wie die andern nach neuer unretouchirter Aufnahme: Goethe dreißigjährig aus den Tagen seiner Weimarer Blüthe. Fast zehn Jahre später fällt das theatralische Bildniß, das Wilhelm Tischbein, sein Freund und Cicerone in der römischen Zeit, gemalt hat, „wie er auf den Ruinen der Campagna sitzt und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenkt". Noch finden wir ihn in der Silhouette von Klauer mit Fritz von Stein, dem Sohne der Geliebten, den er in Wilhelm Meister's Felix so liebenswürdig zeichnet. Das schöne Bild von Lips, im Besitze des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt, zeigt ihn schon als reifen Mann an der Schwelle des neuen Jahrhunderts. Aus diesen späten Jahren finden wir die Marmorbüste Rauch's, Stieler's repräsentatives Kniebild aus der alten Pinakothek in München, das sich König Ludwig malen ließ, und die fesselnde Zeichnung Schwerdtgeburth's mit den großen Augen in den schon greisenhaften Zügen des letzten Lebensjahres. Bettina von Arnim's Entwurf endlich, ausgeführt von Steinhäuser, Goethe in historisch symbolischer Gestalt, „in heroischer Kraft, als einen Dichter, dessen Stimme, wenn er sie erhöbe, allen erdbewohnenden Menschen hörbar würde." Angenehm liest sich auch der Text: Goethe von Hermann Grimm und die Lebensskizze Karl August's von Ottokar Lorenz, zu einem von Kolbe gemalten Bildniß des Fürsten. Diese Lieferung wird dem verdienstvollen Werke, das nun schon 240 authentische Bildnißtafeln mit begleitenden biographischen Aufsätzen von berufener Hand enthält, und dessen Preis im Verhältniß zu dem gebotenen werthvollen Material ein überaus niedriger ist, gewiß viele neue Freunde zu den alten erwerben. Wir kennen kein schöneres und reicheres Porträtwerk unserer großen Geister.

Confession und höheres Schulwesen in Preußen. Von Wilhelm Busch. (Kiel, Lipsius & Tischer). Der wohlunterrichtete Friedenauer Oberlehrer liefert den Nachweis, daß es confessionell ungemischte Schulen in dem Sinne, daß sie nur von Angehörigen einer Confession besucht werden, in Preußen nur in ganz geringer Zahl giebt und erörtert die Frage, ob der von mancher Seite angestrebte confessionelle Charakter unserer höheren Schulen nicht wie bisher in der Zusammensetzung der Lehrercollegien zum Ausdruck kommen müsse oder dürfe. Da ist von besonderem Interesse, daß die von katholischer Seite so oft vorgebrachten Klagen über Imparität im höheren Schulwesen als ganz unberechtigt erwiesen werden. Denn an der Hand eines untrüglichen Materials wird der Nachweis geführt, daß die Katholiken durchaus nicht benachtheiligt sind, sondern im Gegentheil weit mehr Stellen an unseren höheren Schulen mit Katholiken besetzt sind, als ihnen nach der von ihnen gestellten Schülerzahl zukommt. Da schon eine große Anzahl unserer höheren Schulen sowohl nach der Zusammensetzung der Lehrercollegien als auch der der Schüler thatsächlich paritätisch sind, da ferner, wie ebenfalls nachgewiesen wird, im Laufe der Zeit eine Reihe von Anstalten, die früher einen confessionellen Charakter hatten, zu paritätischen umgestaltet worden sind, so wird die Forderung aufgestellt, daß der confessionelle Charakter unserer höheren Schulen, wo er noch besteht, beseitigt und alle höheren Schulen paritätisch werden. An dem christlichen Charakter unserer höheren Schulen hält die Schrift aber mit Entschiedenheit fest. Wie die höhere Schule ihre Aufgabe auch erfüllen kann, wenn sie ihren confessionellen Charakter verliert und die Lehrer ohne Rücksicht auf ihr Bekenntniß angestellt werden, das wird hier eingehend nachgewiesen. Besonders glücklich ist Busch's Polemik gegen die ultramontanen Klopffechter und Hetzepläne, deren offenbares Endziel einer Katholisirung unserer Schulen kaum noch verschleiert werden kann. Sollte freilich bei uns Centrum noch lange Trumpf bleiben, dann dürfte Busch's Forderung paritätischer Schulen ein zweischneidiges Schwert sein zum Nachtheil der evangelischen Majorität. Die Zukunft dürfte am Ende doch der confessionslosen Schule gehören.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

C. F. Amelangs Verlag in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Hans Hoffmann,

Der Harz.

In Großquart-Format, 360 S. stark mit einer Heliogravüre, 16 ganzseitigen Ansichten, 160 Textabbildungen und einer Karte.

In Ganzleinen gebunden: 15 Mark.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

☞ **Volksausgabe.** ☜

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
☞ **Freund und Feind.** ☜

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch- u. Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung der Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 27. Berlin, den 8. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die slawische Gefahr. Von Kurd von Strantz. (Schluß.) — England in Indien. Von Gustaf F. Steffen. — **Literatur und Kunst.** Klaus Groth. Ein Erinnerungsblatt. Von A. P. — Ein altgriechischer Sang von Herrn Eugen Richter. Von Max Eggert. — **Feuilleton.** Auch eine Romfahrt. Von Hermann Wichmann (Rom). — **Aus der Hauptstadt.** Schorle-Morle. Von Prinz Vogelfrei. — Anzeigen.

Der Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Bei Prüfung der Frage, weßhalb das Volk socialistisch wählt, wurde hier neulich die Ansicht vertreten, daß die Ursache dessen darauf zurückzuführen sei, weil man an maßgebender Stelle nicht die einzige, aus dem Studium der römischen Geschichte für unsere Zeit praktische Lehre zu ziehen wisse, die Lehre, daß der gewaltigste Staat, den die Geschichte kennt, untergehen mußte, weil seine Gewalthaber nicht verstanden, seinen Mittelstand zu erhalten. In der römischen Kaiserzeit waren gleiche gesellschaftliche und wirthschaftliche Zustände, wie sie gegenwärtig bei uns sich anbahnen: Großcapital, Großgrundbesitz, Großindustrie, Großhandel auf der einen, das nackte nach Brod und Spielen schreiende Proletariat auf der anderen Seite. Aehnliche führten schon zu den die derzeitige Gesellschaftsordnung gefährdenden Kämpfen der Patrizier und Plebejer. Die Sittenschilderungen eines Sueton und Tacitus, eines Martial, Persius und Juvenal zeigen eine überraschende Aehnlichkeit mit dem, was gegenwärtig sich bei uns vollzieht. Mit allem Glanz ausgestattete Paläste als Wohnstätten der Patrizier, erbärmliche, verfallene, ekelerregende Löcher als Unterkunft der Plebejer; Erstere schwelgten bei überladenen Tafeln im Uebergenusse der raffinirtesten Speisen und Getränke, Letztere vermochten mit Einsetzen ihrer Arbeitskraft kaum die kärglichste Kost für sich und die Ihrigen zu beschaffen. Die Auswanderungen der Plebejer auf den heiligen Berg gleichen den Arbeitsausständen der Gegenwart. Und die Rolle eines Cajus und Tiberius Gracchus als Volkstribunen wird heut von Singer und Bebel gespielt, nur mit der einzigen Ausnahme, daß sie nicht in gleichem Grade vorurtheilsfrei und gerecht die wirkliche Lage würdigen, wie ihre römischen Vorbilder.

An die Spitze seines Programms stellte Karl Marx „das Recht auf Arbeit". Von diesem ausgehend, entwickelte Ferdinand Lassalle die Lehren seines Zukunftsstaates. Er muß mithin als Grundpfeiler der heutigen Socialdemokratie festgehalten werden. Recht auf Arbeit fordert diese deßhalb auch für ihre Anhänger stets dann, wenn es gilt, deren Lage zu verbessern oder ihnen ein verlockendes Bild der nach ihren Plänen umgestalteten Gesellschaftsordnung zu entwerfen. Frei soll der Arbeiter in der Wahl seiner Arbeitsstätte, in der Verwerthung seiner Arbeitskraft, in der Entschließung über Verdingen derselben, in dem Eingehen, Festhalten oder der Lösung eines Arbeitsverhältnisses sein. Und diese Forderung hat ihre volle, sittliche, wirthschaftliche, rechtliche Berechtigung. Aber es darf nicht nur bei dem theoretischen Gedanken stehen geblieben, es muß vielmehr auch die praktische Verwirklichung desselben erstrebt werden. Daß dem so sei, wird aber Niemand behaupten können, welcher in dem gewerblichen Leben steht, dessen Vorgänge aufmerksam verfolgte, sowie vorurtheilsfrei und unbefangen die Ausschreitungen bei den Arbeitskämpfen der letzten Jahre überblickt, welche in der dem jüngst abgelehnten Gesetzentwurfe beigefügten, 107 Seiten umfassenden Denkschrift niedergelegt sind. Im Gegentheil geht daraus die unverantwortlichste Verletzung des Rechtes des Einzelnen auf Arbeit hervor. Die Willensfreiheit des Einzelnen dem Gesammtwillen einer Mehrheit, der Herrschaft der reinen Gewalt zu unterwerfen, erachteten die Führer der Arbeiterbewegung in zahlreichen Fällen als ihre Aufgabe und ihr gutes Recht, sobald es darauf ankam, ihren Plänen den Erfolg zu sichern oder doch dem entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen. Sie bedienten hierzu sich nicht nur der erlaubten, oftmals vielmehr der verbotenen, ja sogar der verwerflichsten Mittel, um zum Ziele zu gelangen, ausgehend von dem Satze: Der Zweck heiligt die Mittel. Der arbeitswillige Fachgenosse wurde ohne Rücksicht darauf, welche Beweggründe ihm das Fortsetzen eines bestehenden oder Eingehen eines neuen Arbeitsverhältnisses begehrenswerth erscheinen ließen und ob vielleicht der mit dem Niederlegen der Arbeit verbundene Ausfall des Arbeitsverdienstes Entbehrung, Noth, Elend über seine darbende Familie brachte oder gar die Ursache zum Erlöschen des matten Lebensfunkens eines theuren Familiengliedes werden konnte, durch Beleidigungen, Drohungen, Gewalthandlungen bestimmt, sich dem Arbeiterausstande anzuschließen. Wer standhaft blieb, der wurde verfehmt und geächtet. Wehe ihm; denn nach Beendigung des Ausstandes und Wiederherstellen geordneter Verhältnisse zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde an ihm Rache in der Weise geübt, daß man den Arbeitgeber zwang, ihn aus dem Arbeitsverhältnisse zu entlassen, und einen anderen Betriebsunternehmer hinderte, ihm Beschäftigung zu geben. Wie einem Geächteten waren ihm sämmtliche Arbeitsstätten verschlossen, Arbeitsgelegenheiten abgeschnitten; er wurde und blieb brodlos gemacht, bis er reumüthig Buße that, Besserung gelobte, kurz, sich dem nachsichtslosen Gebote der Machtgeber blindlings unterwarf. Und diese Zustände hielt man im Einklang stehend mit dem Rechte auf Arbeit.

Die arbeitswilligen, mit ihrem Loose zufriedenen Arbeiter und ebenso die Arbeitgeber waren anderer Meinung. Sie erblickten hierin eine Verletzung des Rechtes auf Arbeit. Gleich ihnen sah die Regierung darin eine Störung des Friedens, der Ordnung, Ruhe und Sicherheit des Gemeinwesens und der einzelnen Staatsbürger. Sie meinte, nicht ruhig zusehen zu dürfen, wie der Classenhaß genährt, die gewerbliche Thätigkeit gefährdet, der Nationalwohlstand geschädigt und der ruhige Staatsbürger in seinen Rechten verletzt werde. Einen wirksamen Schutz der Bedrängten gegen Vergewaltigung zu schaffen, wozu die heutige Gesetzgebung versagt, war die abgelehnte Gesetzesvorlage bestimmt. Schon in der Gewerbevorlage vom 6. Juli 1890 war das gleiche Ziel in das Auge gefaßt und zwar durch eine verschärfte Fassung des § 153 der Gewerbeordnung. Auch damals begegnete die Absicht der Reichsregierung einem starken Widerspruche innerhalb des Reichstages. Um das Zustandekommen des Arbeiterschutzgesetzes vom 1. Juni 1891 nicht aufzuhalten, wurde deßhalb in der dritten Lesung desselben am 6. Mai 1891 dieser Theil der Vorlage unter dem ausdrücklichen Vorbehalte ihres Wiedereinbringens in veränderter Form zurückgezogen. Inzwischen ereignete Vorgänge gröblichster Art auf diesem Gebiete forderten eine strenge Abhülfe. Wer sich die Strafthaten vergegenwärtigt, welche am 21. Januar d. J. durch das Schwurgericht des Landgerichts Berlin II und am 3. Februar d. J. seitens des Schwurgerichtes zu Dresden die gerichtliche Sühne fanden, dort, weil ein jugendlicher Arbeiter am 13. September v. J. zu Spandau vorsätzlich einen Schuppen in Brand setzte, welcher herangezogenen italienischen Arbeitern als Schlafraum diente, um, wie er cynisch bekundete, die Italiener auszuräuchern, hier, weil am 6. Juli v. J. zu Löbtau ausständige Bauarbeiter sich zu Ausschreitungen hinreißen ließen, welche die Merkmale des Landfriedensbruches erfüllten, der wird sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß hierin strafwürdige Handlungen zu finden sind, welche, die Grenzen des Vereinigungsrechtes überschreitend, mit diesem gar nichts gemeinsam haben. Dergleichen Vorgänge haben sich aber auch seit Bekanntwerden solcher Straffolgen wiederholt. In einem Vororte Berlins kam es seitens der zu einem Richtschmause vereinigten Bauarbeiter zu Ausschreitungen gegen die auf einem Nebenbau beschäftigten Fachgenossen, weil sie Ueberstunden machten, sowie am 1. Mai d. J. in Berlin seitens Maifeiernder gegen werkthätige Steinsetzer, welche beide schwere Körperverletzungen im Gefolge hatten. In diesen letztgedachten Fällen handelte es sich aber gar nicht um Erzielung günstigerer Lohn- und Arbeitsbedingungen, vielmehr lediglich um eine Kraftprobe. Denn in dem ersteren Falle war die Vornahme einer Accordarbeit, im letzteren die von der Arbeiterschaft beschlossene Maifeier Ursache der thätlichen Angriffe. In beiden versagte deßhalb der ang. § 153 seine Anwendbarkeit, weil er sich lediglich auf Verabredungen einer Vereinigung im Sinne des vorangehenden § 152 beschränkt. Hier wie bei so vielen anderen ähnlich gestalteten Vorgängen kam mithin in Frage, ob die Merkmale einer durch das Strafgesetzbuch strafbedrohten Zuwiderhandlung erfüllt wurden. Der Thatbestand des § 241 setzt die Bedrohung mit einem Verbrechen, ebenso die Nöthigung des § 240 voraus, durch welche die Willensentschließung des Bedrohten beeinflußt wird, während zur Erpressung des § 253 die Erzielung eines Vermögensvortheils für sich oder einen Anderen gehört. Sowohl die Beleidigung der §§ 185 ff., wie auch die Körperverletzung der §§ 223, 223a sind nur auf Antrag des Verletzten verfolgbar, welcher aus Furcht vor späteren Nachtheilen überwiegend aber nicht gestellt wird. Unter Hausfriedensbruch § 123, Zusammenrottung, Landfriedensbruch §§ 124 ff. lassen sich wegen Fehlens einzelner Merkmale die Strafthaten auch nur sehr selten unterordnen. Und deßhalb folgt zur Zeit in zahlreichen Fällen die Sühne nicht der Schuld. Seitens der Führer der Arbeiterbewegung wird geltend gemacht, daß sie das Verschulden derartiger Gewalthandlungen nicht auf sich nehmen könnten, weil die unmittelbaren Thäter ihrer Organisation gar nicht angehörten. Dies soll zugegeben werden; aber ebenso unstreitig ist es, daß die aus Mißverstehen der planmäßig geschürten Aufregung solchergestalt Verirrten, obschon sie als Opfer der Aufstachelungen und Irrlehren gelten können, Strafe wegen Störung der öffentlichen Ordnung unmittelbar verdienen, eine solche aber auch diejenigen treffen muß, welche ihren Geist verirrten und wenigstens mittelbar die Uebelthat heraufbeschworen haben.

Ungestraft dürfen derartige Gewaltthaten nicht bleiben, und ebenso kann der Rechtsstaat nicht dulden, daß friedfertige, arbeitswillige, werkthätige Staatsbürger dazu vergewaltigt werden, ihr Arbeitsverhältniß zu lösen und zu feiern, während Arbeitsgelegenheit genug vorhanden ist, infolgedessen sich aber ein bereites Arbeitsverdienst entgehen zu lassen, sowie sich und die Ihrigen der Entbehrung und Noth auszusetzen. Nicht mehr als einen Schutz hiergegen, also gegen das willkürliche, planlose Heraufbeschwören derart ungesunder gesellschaftlicher und gewerblicher Zustände faßte der abgelehnte Entwurf in das Auge. Er strafbedroht im § 1 denjenigen, wer es unternimmt, durch körperlichen Zwang, Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärung Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Theilnahme an Vereinigungen oder Verabredungen, die eine Einwirkung auf Arbeits- oder Lohnverhältnisse bezwecken, zu bestimmen oder von der Theilnahme an solchen Vereinigungen oder Verabredungen abzuhalten. Demselben wird (§ 2) gleichgestellt, wer es unternimmt, durch solche Handlungen zur Herbeiführung oder Förderung einer Arbeiteraussperrung Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitnehmern zu bestimmen oder an der Annahme oder Heranziehung solcher zu hindern; zur Herbeiführung oder Förderung eines Arbeiterausstandes Arbeitnehmer zur Niederlegung der Arbeit zu bestimmen oder an der Annahme oder Aufsuchung von Arbeit zu hindern; bei einer Arbeiteraussperrung oder einem Arbeiterausstande die Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Nachgiebigkeit gegen die dabei vertretenen Forderungen zu bestimmen. Dem körperlichen Zwange im gesetzlichen Sinne wird (§ 4) die Beschädigung oder Vorenthaltung von Arbeitsgeräth, Arbeitsmaterial, Arbeitserzeugnissen oder Kleidungsstücken, der Drohung die planmäßige Ueberwachung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Arbeitstätten, Wegen, Straßen, Plätzen, Bahnhöfen, Wasserstraßen, Hafen- oder sonstigen Verkehrsanlagen gleichgeachtet. Eine Verrufserklärung oder Drohung liegt nicht vor, wenn der Thäter eine Handlung vornimmt, zu der er berechtigt ist, insbesondere, wenn er befugter Weise ein Arbeits- oder Dienstverhältniß ablehnt, beendigt oder kündigt, die Arbeit einstellt, eine Arbeitseinstellung oder Aussperrung fortsetzt, oder wenn er die Vornahme einer solchen Handlung in Aussicht stellt. Gegen keine dieser Rechtsregeln wird sich etwas seitens derjenigen einwenden lassen, welchen das Recht auf ehrliche Arbeit, die Sicherheit der Staatsbürger, der Nationalwohlstand am Herzen liegt, und welche ruhig prüfen, sorgfältig sondiren, parteilos urtheilen. Durchweg ist nur Gefängniß als Strafübel angedroht, allerdings in der Weise, daß für den Rädelsführer stets das Mindestmaaß und das Höchstmaaß der Strafe dem unmittelbaren Uebelthäter gegenüber geschärft wird. Auf Zuchthausstrafe ist nur zu erkennen, wenn in Folge des Arbeiterausstandes oder der Arbeiteraussperrung eine Gefährdung der Sicherheit des Reichs oder eines Bundesstaates eingetreten oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder das Eigenthum herbeigeführt worden, so daß die Vorlage ganz zu Unrecht als Zuchthausvorlage bezeichnet wurde. Was sie brachte, ist theilweise schon jetzt bei uns, aber durchweg sinnentsprechend in anderen Culturstaaten rechtens. Seit länger als 20 Jahren steht in England die Conspiracy and Protection of Property Act in Geltung, ohne daß sie in dem Mutterstaate der Coalitionsfreiheit Anlaß zu Klagen über Beschränkungen der Rechte des Arbeiters

geboten hätte. Durch §§ 2, 3 des österreichischen Gesetzes vom 7. April 1870 betr. Verabredungen von Arbeitgebern oder Arbeitnehmern zur Erzwingung von Arbeitsbedingungen ꝛc., durch Art. 166, 167 des italienischen Strafgesetzbuches vom 30. Juni 1889, durch Art. 310 des Code pénal belge, durch §§ 23, 24 des schwedischen Strafgesetzes, durch § 145 des Züricher Strafgesetzbuches in Verbindung mit §§ 27—29 der Allgemeinen Polizeiverordnung vom 5. April 1894 endlich § 127 des Solothurner Strafgesetzbuches werden die gleichen Strafhandlungen in sinnentsprechender Weise getroffen. Unter Berücksichtigung dieser thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse erscheint allerdings ein gesetzgeberisches Vorgehen im Principe gerechtfertigt, und konnte es sich höchstens darum handeln, ob die aufgestellten Rechtsregeln in ihrer Fassung, sowie die angedrohten Strafen in ihrer Höhe einer Abänderung benöthigt waren, was zu prüfen und festzustellen einer seitens des Reichstages einzusetzenden Commission voraussichtlich in einer alle Classen der Staatsbürger befriedigenden Weise gelungen wäre. Allein der Reichstag hat am 22. Juni den Antrag auf Commissionsberathung abgelehnt, nachdem in den viertägigen Verhandlungen der ersten Lesung schwerwiegende Bedenken gegen ein gesetzgeberisches Vorgehen nach dieser Richtung hin geltend gemacht wurden. Damit dürfte das Geschick der Vorlage endgültig entschieden sein. Demungeachtet erscheint es aber angebracht, daß Für und Wider dahin abzielender Maßnahmen zu klären, um über die Zweckmäßigkeit oder Verderblichkeit solcher den weiteren Kreisen ein eigenes Urtheil, frei von parteiischen Leidenschaften zu gestatten.

Die slawische Gefahr.

Von Kurd von Strantz.

(Schluß.)

Ist man sich im Reiche endlich der Polengefahr bewußt geworden und begegnet ihr mit kräftigen Abwehrmitteln, so schaut es desto trauriger im deutschen Nachbarstaate aus. Die Heeres- und oberste Amtssprache ist in Cisleithanien freilich noch deutsch; aber schon Ungarn hat sich auf Kosten der Mehrheit seiner Bewohner zum Nationalstaat magyarischer Zunge ausgebildet. Deutschland in seiner neuen Gestaltung fand Transleithanien bereits als selbstständige Reichshälfte vor. Es ist dies der Beginn des Zerfalls des Habsburger Reiches, denn schon glauben die Magyaren an ihr eigenes Bestimmungsrecht und reden von der Personalunion mit Oesterreich, indem sie unter üblicher Geschichtsfälschung einfach die Thatsache unterschlagen, daß der deutsche Kaiser und Erzherzog von Oesterreich ihr Land allmälig den Türken entrissen und somit Ungarn kraft Kriegsrechtes besitzt. Aber schon in der Hofburg hat man diesen klaren Anspruch aufgegeben und unsere Diplomatie hat sich leider auch damit abgefunden, Ungarn als selbstständiges Staatsgebilde anzuerkennen, wodurch 2 Millionen Deutsche der asiatischen Willkür eines Pferdehirtenstammes preisgegeben sind. Diese deutsche Behandlung dankt Ungarn Andrassy's Deutschfreundlichkeit, die leider nicht von seinen Volksgenossen getheilt wird. Nun die Zustände der anderen Reichshälfte lassen vielleicht auch das amtliche Deutschland zu einer gegentheiligen Auffassung der Sachlage kommen, da die Magyaren selbst ein Uebergreifen des österreichischen Föderalismus über die Leitha und somit die Beseitigung des den anderen Stämmen nur aufgedrungenen und rechtswidrigen ungarischen Nationalstaates fürchten. Oesterreich hat trotz seiner starken slawischen Beimischung bisher stets als deutsches Land gegolten und ist seit Jahrhunderten deutsch regiert worden. Kam mit Galizien ein rein slawisches Land zum Erzhaus, so wurde doch die wilde Bukowina sofort deutsch verwaltet. Auch in Oesterreich hat eine schwache Politik, wie in Preußen, das gegenwärtige Uebel verschuldet. Obwohl Galizien mehr Ruthenen und Juden als Polen zählt, auch Krakau eine deutsche Stadt mit deutschem Bürgerrechte war, so blieb doch die polnische Neuerwerbung ein slawischer Pfahl im deutschen Fleische des Gesammtstaates. Mit einem gewissen Rechte sagten sich die anderen Slawen Oesterreichs, Tschechen, Mähren und Slowaken, daß ihnen eine gleiche Stellung nunmehr auch billig sei. Die freiheitliche Verwaltung seit 1848 hatte freilich die stumpfen slawischen Stämme mündig gemacht, aber nicht das führende Deutschthum verfassungsmäßig gegen die Ansprüche einer slawischen Mehrheit geschützt. Mit Hülfe des vaterlandslosen Clerikalismus ist das Slawenthum in Oesterreich überall siegreich vorgedrungen, wenn es seinen Erfolg auch hauptsächlich der Mitwirkung des deutschen Adels und der Geistlichkeit dankt, die die Kirche über ihr deutsches Vaterland in schmählicher Gesinnungslosigkeit stellen. Der sarmatische Uebermuth hat freilich auch die sonst so zerissenen deutschen Gegner, selbst kirchlicher Richtung, geeint und schließlich die verfassungsmäßigen Grundlagen des Staates erschüttert. Das formelle Recht steht indessen auf slawischer Seite, aber selbst die slawenfreundliche Regierung wagt diesen äußeren Vortheil nicht auszunutzen, da die Vergewaltigung der führenden deutschen Minderheit in ihren berechtigten Forderungen sonst so deutlich aus Tageslicht tritt. Diese Verschärfung des langen Kampfes des Slawenthumes wider die deutsche, geschichtlich geheiligte Vormundschaft hat endlich auch dem amtlichen Deutschland, wenn auch nicht die Augen geöffnet — dazu waren die Vorgänge zu klar verständlich —, so doch eine andere Stellungnahme aufgenöthigt. Die deutsche Reichsregierung mußte naturgemäß gerade wegen des bestehenden Bündnisses mit Oesterreich darauf bedacht sein, jeden Anschein einer Einmischung in das innere Leben des verbündeten Landes zu vermeiden, selbst wenn das eigene Volksthum das Opfer der inneren Politik Oesterreichs wurde. Freilich hatte diese Rücksichtnahme auch seine Grenzen, die nunmehr von der anderen Seite überschritten sind. Schon Bismarck hatte kurz nach seinem Rücktritt der Anschauung Ausdruck gegeben, daß der Bestand Oesterreichs durch die Slawenpolitik bedroht und der leitende Adel zur Regierung unfähig wäre. Nur mit Unterstützung der klerikal-feudalen Staatsmänner konnte das Slawenthum seine bisherigen Erfolge erringen und die Folgen dieser verhängnißvollen Geschäftsführung liegen jetzt klar zu Tage. Das deutsch-österreichische Bündniß beruhte auf der deutschen Grundlage beider einst im deutschen Bunde geeinten Staaten und verliert jetzt diese wichtigste Voraussetzung seines Abschlusses. Lediglich zur Vertheidigung gegen französisch-russische Angriffe ist es geschaffen, also gegen jede deutschfeindliche Handlung des europäischen Festlandes. War Ungarn gewissermaßen schon im Bunde ein unsicherer Kantonist, der nur durch seinen Russenhaß an Deutschland gekettet wurde, so sind die österreichischen Slawen offen franzosen- und russenfreundlich und stehen im bewußten Gegensatze zum Deutschthum, dessen geborener Vertreter das Deutsche Reich ist. Das jüngste, ziemlich kindische Verbrüderungsfest in Prag hat sorglos die auch offen zur Schau getragene Gemeinschaft des Slawenthums Osteuropas deutlich bewiesen. Der Charakter des Bündnisses ist verändert und auch unsere Diplomatie kann sich nicht verhehlen, daß der Werth der Verbindung fast hinfällig geworden ist. Die Rückendeckung gegen Rußland bei einem französischen Ueberfall einem slawischen Oesterreich zu überlassen, darf Deutschland nicht zugemuthet werden. Jetzt ist auch der Augenblick gegeben, wo die deutsche Zurückhaltung aufhören muß. Es hat auch den Anschein, als ob nunmehr von Berlin aus freundschaftliche Rathschläge nach Wien, wenn auch vielleicht nicht amtlich, ergangen sind.

Im deutschen Oesterreich bedeutet die slawische Frage einfach die Daseinsfrage. Löst sich der Staat diesseits der Leitha in einzelne selbstständige Länder mit fast überwiegendem slawischen Gepräge auf, so ist dieses Staatsbündel kein Bundesgenosse für Deutschland mehr, sondern ein Spielball Ungarns und schließlich der slavischen Großmacht, Rußlands. Die habsburgische Monarchie würde sich dann ebenbürtig den kleinen, halbwilden Balkanstaaten anreihen und die Theilung der österreichischen Beute nur eine Frage der Zeit sein. Der Gedanke des Anschlusses der deutschen Lande Oesterreichs würde sich wider den Willen des Deutschen Reiches vollziehen und zwar nicht zu Gunsten der Slawen; denn Böhmen darf nicht in russische Hände fallen, noch ein unabhängiges Königreich werden. Die Wünsche der äußersten deutschen Linken würden schnell verwirklicht und der Tscheche für seine deutschen Sünden gründlich gestraft werden. Diese Lösung der slawischen Frage Oesterreichs kann aber Deutschland kaum erwünscht sein. Eine deutsche Herrschaft im Donaureiche, freilich auch in der ungarischen Hälfte ist viel werthvoller für das Deutschthum und das deutsche Reich, als der Zerfall der benachbarten Monarchie und deren Auftheilung, wobei leicht auch deutscher Volksboden unwiederbringlich verloren gehen kann. Indessen muß denn auch rechtzeitig eine Umkehr zur deutschen Politik in Oesterreich eintreten, sonst dürften auch wir Vorsorge für den Fall der Theilung zu treffen genöthigt sein. Die Slawisirung Böhmens und seiner Nebenlande Mähren und Schlesien können wir als Grenznachbarn nicht dulden und müssen Partei für unsere Volksgenossen ergreifen, woran uns jetzt nur der völkerrechtliche Vertrag mit dem noch officiell deutschen Oesterreich verhindert. Fällt diese Schranke, dann ist eine aktive deutsche Politik schon mit Rücksicht auf das französisch-russische Bündniß geboten, da uns die Rückendeckung im Osten fehlt. Wir sind also stark an den gegenwärtigen inneren Wirren an der Donau betheiligt und werden kaum noch müssige Zuschauer bleiben dürfen, falls sich nicht in letzter Stunde die österreichische Regierung von ihrer verderblichen bisherigen Politik abwendet, die staatsrechtlich bereits den Staat in eine arge Lage gebracht hat und nationale Verwickelungen über die Reichsgrenzen hinaus mit Sicherheit nach sich ziehen wird. Diese Erkenntniß scheint auch in Ischl bei den Ministerzusammenkünften unter Vorsitz des Kaisers aufgedämmert zu sein, weßhalb der ministerielle Vertreter des deutschgesinnten Großgrundbesitzes bisher im Cabinet Thun verblieben war und sich an den Berathungen weiter betheiligt hatte. Sein späterer Rücktritt hat daher auch die Sachlage nur verschärft. In Deutschland müssen wir nach diesen betrübenden Erfahrungen auf der Hut bleiben und den Zusammenhang der gemeinsamen slawischen Gefahr mit unserer Polenfrage nicht mehr vergessen. Der große Entscheidungskampf zwischen Germanenthum und Slawenthum, zwischen der altüberlieferten germanischen Gesittung ganz Westeuropas und der asiatischen Rohheit des slawischen Osteuropas, spukt nicht in der Einbildung chauvinistischer Geister beider Volksstimmen, sondern muß mit tödtlicher Gewißheit herannahen. Schon tritt der Slawe in der deutschen Ostmark als Würger auf, wie auch bereits im Deutschen Reiche längst erloschene slawische Regungen sich erneuern und mehren. Gelingt dem Hause Habsburg die Niederhaltung der den Bestand des Staates bedrohenden Kräfte, falls es überhaupt noch den ernstlichen Willen hat, so muß die deutsche Grundlage des ganzen Donaureiches verfassungsmäßig dauernd festgelegt werden. Schreitet jedoch die Verslawung, beziehentlich Magyarisirung weiter, so zerfällt der altehrwürdige Bau der Habsburgischen Hausmacht und Deutschland muß seine Söhne auf der Wahlstatt retten, denn mehr als 10 Millionen Kerndeutsche sind sonst hoffnungslos dem slawischen Hasse preisgegeben, dem der magyarische Uebermuth nicht nachsteht. Leider wird durch diesen nur aufgeschobenen Völkerstreit die Abrechnung mit dem französischen Erbfeind nicht ausgeschlossen, da der Ausgleich des letzten Krieges nur ein unvollständiger war und seitdem Frankreich auf seinem eigenen Gebiet in den sogenannten französischen, aber urniederdeutschen Niederlanden und ferner in Belgien, sowie der Schweiz reißende Fortschritte in der Verwälschung macht. Der Krieg nach zwei Seiten, der die Sorge unseres Generalstabes und unseres Auswärtigen Amtes bildet, ist also auch national begründet. Es wird nur darauf ankommen zu verhindern, daß der Kampf gleichzeitig entbrennt. Die Slawenpolitik Oesterreichs bedeutet unzweifelhaft eine Verschärfung der Sachlage, da ja gerade das deutsche Oesterreich dazu bestimmt ist, den russischen Einfall auch auf die österreichische Grenze zu lenken und somit die Kraft des Gegners zu zersplittern. Auch wenn die Bündnißtreue Oesterreichs auf festeren Füßen stände, als sie gegenwärtig selbst beim besten, nicht anzuzweifelnden Willen der verantwortlichen Regierung steht, so würde doch Rußland sich den Vortheil nicht entgehen lassen, die Fahne des slawischen Volkskrieges, wie einst im Orient das Christenbanner, zu entfalten und Tschechen, Slowaken und seine nächsten Stammverwandten, die Ruthenen, durch geheime Sendlinge aufzuwiegeln. Ob selbst die Polen dem Versprechen der Wiederaufrichtung ihres Reiches widerstehen könnten und dem Hause Oesterreich, welchem sie die beinahe vollständige Unabhängigkeit Galiziens danken, die Unterthanentreue halten, erscheint uns sehr fraglich. Hierzu kommt noch der erschwerende Umstand, daß anscheinend selbst an allerhöchster Stelle die bisherige Slawenpolitik nicht mißfällt; sonst würde nicht der vertraute Jugendfreund des Kaisers, Taaffe, dieselbe sofort nach seinem Amtsantritt zielbewußt eröffnet haben.

Verlassen wir das deutsche Einflußgebiet, das die erste Gruppe unserer Betrachtung gebildet hat, so betreten wir den Boden des östlichen und des südöstlichen Europas, um den Spuren deutschen Lebens nachzugehen. Die Balkanstaaten haben freilich rein national nur eine untergeordnetere Bedeutung für das Deutschthum, da die Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs mehr wirthschaftlicher Art sind. Indessen beweisen schon die nicht unbeträchtlichen deutschen Ansiedelungen in der Dobrudscha auch die Wichtigkeit des Südostens Europas für unser Volksthum. Hauptsächlich sind aber der deutsche Kaufmann und Techniker die Vertreter unseres Volkes, ein Umstand, der hoffentlich auch sonst auf dem Erdenrund unser nationales Interesse erregen wird, ohne jedoch eine Lebensfrage für das Deutschthum in nationaler Hinsicht zu bilden. Die Beziehung zu den unabhängig gewordenen Gliedern der Türkei in Europa ist auch anderer Natur. Bis zur Mitte des laufenden Jahrhunderts hat Oesterreich eine deutsche Vorherrschaft in jenen Gegenden als Vertreter der abendländischen Christenheit ausgeübt, während im asiatischen Theil der Türkei an der Mittelmeerküste die Franzosen die europäische Vormacht darstellten, denen dann später die Engländer an die Seite traten. Trotz des unglücklichen Krimkrieges hat dank Oesterreichs innerer Schwäche Rußland dessen Rolle in der europäischen Türkei übernommen und zwar mit steigendem Erfolg, über den auch die augenblickliche Bedachtsamkeit der russischen Politik auf dem Balkan nicht täuschen kann. Die Verschlagenheit der sarmatischen äußern Staatskunst ist bisher auf ihrem Arbeitsfeld unerreicht geblieben. Nur Bismarck hat ihr gelegentlich erfolgreich die Spitze geboten. Oesterreich ist in's Hintertreffen gerathen und gebietet zur Zeit in keinem Balkanstaat über irgend einen nennenswerthen Einfluß. Serbien ist ein höchst unsicherer Gefolgsmann. Nur Milan's schmähliche Geldnoth kettet das Land manchmal an Oesterreichs allzu gefällige Bankleute. Man hat die ausgesprochene slawische Politik Oesterreichs auch mit seinem südostslawischen Interesse erklärt und entschuldigt. Es will demnach als slawischer Mitbewerber Rußlands um die Gunst der einer Anlehnung bedürftigen kleinen Slawenstaaten auftreten. Daran würde es aber schon seine ungarische

Reichshälfte hindern, welche sich entschieden antislawisch und noch mehr antirumänisch geberdet. Das dünkelhafte Ungarn ist aber gegegwärtig der einzige feste Punkt im Getriebe der verfahrenen österreichischen Staatskunst. Nur ein deutsches Oesterreich kann Rußland den Rang als Beschützer der kleinen Slawenländer ablaufen, da die Gefahr der russischen Einverleibung eine große und stets lebendige ist, wie die Wegnahme Bessarabiens zeigt. An eine Verdeutschung Osteuropas oder auch nur an eine österreichische Auffangung dieser Landstriche denkt Niemand. Bosnien und die Herzegowina sind schon ein harter Brocken für den Kaiserstaat, der kaum seine eignen Glieder mehr regieren kann. Ein slawisches Oesterreich setzt sich indessen dem Verdachte aus, die russischen Aneignungsgelüste, die nur aufgeschoben sind, bei günstiger Gelegenheit nachzuahmen und dadurch die Selbstständigkeit der Balkanstaaten zu bedrohen. Rumänien ist wallachisch und muß am meisten die slawische Umgarnung fürchten. Diese Thatsache giebt auch der ungarischen Regierung einen Wink, den magyarischen Chauvinismus zu zügeln, da sonst die äußere Politik der Gesammtmonarchie leicht Schaden leiden könnte. Die gewaltsame Bedrückung der ungarischen Rumänen gleich deren deutschen Bundesgenossen hat fraglos die Rumänen in letzter Zeit in's russische Lager getrieben und verschafft mühelos dem Zarenreiche das Uebergewicht in Bukarest. Nur der deutsche König Rumäniens hat den offenen Bruch mit dem westlichen Nachbarlande verhindert, was sich die Magyaren und Slawen dortselbst merken mögen. Bei dem wirthschaftlichen Aufschwung der Balkanländer und deren allmäliger Entwicklung hat Deutschland aber ein lebhaftes Interesse daran, daß deutsche Unternehmungen den Südosten erschließen und deutscher Arbeitskraft der ergiebige Markt gesichert bleibt. England und Frankreich haben seit langer Zeit dort Fuß gefaßt. Oesterreichs schwaches Capital lag in französischem Schlepptau. Die Ackerbaucolonien der Dobrudscha ermächtigen uns andererseits zu dem nationalen Verlangen, in Rumänien überhaupt unser Volksthum zu stärken und zum Schutze dieser Siedlungen slawischen Einfluß abzuwehren, wenn er auch aus Oesterreich kommen sollte. Die Unabhängigkeit Bulgariens, Rumäniens und Serbiens beruht auf dem Gegensatz der erobernden russischen Politik und der lediglich schützenden Staatskunst der deutschen Mächte, welche auch eine vorzeitige Auftheilung der Türkei verhindert haben. Ein slawisches Oesterreich mit einem Slawen und Wallachen gleich bedrängenden magyarischen Chauvinismus schließt aber den Sieg Rußlands in sich, da Deutschland allein kaum ein solches Interesse an den ehemals türkischen Länderfetzen hat. Nur im Kriegsfall würde gegen Rußland die active Freundschaft des europäischen Südostens als kleines Ableitungsmittel von bescheidenem Werthe sein. Also selbst auf südslawischem Boden, wo deutsches Volksthum fast gar nicht in Frage kommt, droht eine slawische Gefahr in Folge der österreichischen Wandlung aus einer deutschen Ostmark zu einem slawisch-magyarischen Staatenbündel. Wir dürfen uns der Erkenntniß dieser unaufhaltsamen Folgen nicht verschließen und daher bald zu unserm Theile daran arbeiten, eine Wendung in diesen Zuständen herbeizuführen, soweit uns ein Eingriff zusteht. Nicht kleinliche diplomatische Rücksichten, sondern allein der nationale Gesichtspunkt darf den Umfang unserer Einmischung bestimmen. Die Form ist Sache der handwerksmäßigen Diplomatie. Es handelt sich auch um Oesterreichs eigues Wohl.

Rußland ist der slawische Jungbrunnen, aus welchem die nach Glaubensbekenntniß und Charakter so verschieden gearteten Stämme ihre Kraft schöpfen und welcher die versiegenden slawischen Rinnsale des Westens von Neuem speist. Thatsächlich sind Polen, Südslawen und Tschechen himmelweit ihrer Veranlagung nach von den selbst in drei Stämme zerfallenden Russen verschieden. Selbst Klein-, Roth- und Weißrussen bilden getrennte Völkerschaften, deren Unterscheidungsmerkmale beträchtlicher, als ihre gemeinsamen Eigenschaften sind. Trotzdem ist das heilige Rußland die große Slawenmutter geworden, wie zahlreich auch Tataren und andere Mongolenstämme im Lande vertreten sind. Rußland bedeutet auch eine Macht, deren Kraft in der Zukunft noch größer sein wird. Ein unermeßliches Gebiet, groß genug, die doppelte Bevölkerung bei verständiger Bodenbearbeitung aufzunehmen, ein Naturvolk voll unerschöpflicher Lebenskraft und die Bodenschätze aller Breiten. In diesem weiten Lande sind aber auch vier Millionen Deutsche zerstreut, theils in zusammenhängenden Niederlassungen, wie an der Ostsee, in Polen, an der Wolga und am schwarzen Meer, theils im Heer, in der Verwaltung und im Handel vertreten. Einst bildeten letztere Elemente das gesittete Bindemittel der höheren Stände des Reiches und deutsche Bildung und Sprache beherrschten das russische Leben. Das Altrussenthum hat inzwischen den deutschen Lehrmeister wieder zum russischen Knecht gemacht und nur allzuwillig ist dieser abhängige Theil des Deutschthums vom eigenen Volk abgefallen; jedenfalls findet das eigene Volksthum keine Stütze mehr an ihm. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Handel der drei größten Gewerbestädte, Moskau, Odessa und Petersburg ganz in deutscher Hand ist. Die russische Bedrückung der Balten ist bekannt, weniger schon die Bedrängung der starken deutschen Ansiedelungen in Polen, wo man den deutschen Fabrikherren und Werkmeistern den Aufenthalt zu verbieten oder wenigstens zu verleiden sucht. An der Wolga und am schwarzen Meer, wie auch im ehemaligen rumänischen Bessarabien, wüthet ebenfalls der blinde Deutschenhaß mit erbärmlichen Verwaltungsmitteln. Ganze deutsche Dorfschaften mit eigener Gemeindeverfassung werden russificirt. Die feierlichen kaiserlichen Verheißungen zum Schutz der angesiedelten Deutschen, der Musterbauern Südrußlands werden schon lange nicht mehr gehalten. Abgesehen von den Ostseeprovinzen handelt es sich bei den russischen Deutschen um Einwanderer, welche erst in den letzten zwei Jahrhunderten Deutschland verlassen haben, auch zum Theil in Beziehung mit dem Heimathlande geblieben sind. Sollen wir diese zahlreichen Söhne aufgeben, weil seit kaum dreißig Jahren die Russen ihrer deutschen Erzieher überdrüssig geworden sind und ihnen ihr minderwerthiges Volksthum aufdrücken wollen? Das Riesenreich kann freilich mit Leichtigkeit diese Schaar verschlingen; aber vier Millionen Deutsche wiegen viel für unser Volksthum und ihr Verlust stärkt den slawischen Widersacher. Trotz der widersprechendsten Elemente und aller nationalen Gegensätze im Innern tritt der russische Coloß fest geschlossen nach Außen hin auf und ballt sich immer mehr zusammen, wie die ungemessene Ausdehnung in Asien zeigt. Die germanische Welt hat bisher allein einer gleichen Steigerung nach Westen die Bahn versperrt. Freilich sind schon Finnland und die herrlicheren Gestade der Ostsee dem Germanenthum entrissen, und werden bald dem Russenthum selbst verfallen, wenn nicht noch Hülfe in letzter Stunde eintritt. Indessen diese Hoffnung ruht auf schwachen Füßen, wenn wir nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß die Aufsaugung des russischen Deutschthums unser eigenes Fleisch und Blut berührt und wir werden um unserer Selbsterhaltung willen diesen Vorgang verhindern müssen. Das Mittel wird freilich nur ein gewaltsames sein können, denn auf freundnachbarliche Mahnung wird das selbstbewußte, franzosenfreundliche Rußland nicht hören, nachdem selbst ein Bismarck die deutschen Ostseeprovinzen aufgegeben hatte. Wir haben in Rußland zwei deutsche Lebenskreise demnach zu unterscheiden, zunächst das deutsche Culturgebiet, welches das gesammte europäische Rußland umfaßt, und dann die gedachten geschlossenen deutschen Colonien, von denen freilich gerade die Ostseeprovinzen in ihrem socialen Unterbau die deutsche Grundlage der niederen Stände vermissen lassen. Es fehlt hier der deutsche Bauer und Handwerker. Das deutsche Culturgebiet erscheint uns völlig verloren, wie stark auch die

Ströme deutschen Blutes sind, welche für Rußlands Gesittung und gegenwärtige Entwickelung geflossen sind. Ob sich die deutschen Culturbringer in ihrer Eigenart erhalten, ist auch sehr zweifelhaft. Schon jetzt sind viele deutsche Beamten- und Officiersgeschlechter völlig verrusst, zumal wenn sie zur orthodoxen Kirche freiwillig oder gezwungenermaßen übergetreten sind. Die Pflege der deutschen Sprache, welche sonst auch in jedem gebildeten russischen Hause gesprochen wurde, hat selbst in deutschen Familien sehr abgenommen. Den über das ganze Land zerstreuten Deutschen fehlt ein Mittelpunkt und eine Anlehnung. Zu ihrer nationalen Rettung müßten sie sich zusammen schaaren, da sie nicht mit jüdischer Zähigkeit oder polnischem Fanatismus auch in der Fremde an ihrem Volksthum festhalten. Gerade Rußland bietet das Beispiel einer bereits vor Jahrhunderten abgeschlossenen Russificirung germanischer Stämme, wie wir bereits Eingangs erwähnt haben. Wer ahnt jetzt noch, das um's Jahr 1000 in Moskau deutsch gesprochen und die urkundlich überlieferten Namen der Häuptlinge germanisch waren? Die Gefahr einer zweiten, vielleicht noch umfassenderen Verslawung liegt daher sicherlich nahe. Die fernen Siedlungen in Südrußland bis zur Krim und im Kaukasus werden sich an Ort und Stelle in ihrer Vereinzelung kaum halten lassen, wenn nicht von Petersburg aus selbst der Russificirung der unteren Verwaltung entgegengearbeitet würde, woran aber gar nicht zu denken ist. Die zahlreichen Deutschen in den leitenden Stellungen sind entweder zu vaterlandslos, um für ihr eigenes Volksthum einzustehen, oder sie fürchten den Deutschenhaß, der auch ihre eigene Lage bedrohen könnte. Also von der Selbsthülfe des Deutschthums in Rußland ist nicht viel zu hoffen, wenn auch die zunächst gefährdeten Stellen eine größere Widerstandskraft als bisher an den Tag legen müssen, soll ihnen die Hülfe des größeren Deutschlands nicht mangeln. Nur die schwächste Stelle hat bisher am kräftigsten die russischen Uebergriffe abzuwehren versucht. Es sind dies die baltischen Provinzen, denen aber ein deutscher Grundstock fehlt. Adel und Bürgerschaft haben wenigstens die allzu raschen Fortschritte der Russificirung aufzuhalten gesucht und auch im deutschen Reiche einen patriotischen Widerhall für ihre Bestrebungen gefunden. Freilich war auch ihre staatsrechtliche Lage günstiger, die sich auf völkerrechtliche Verträge mit der russischen Krone stützt. Aber in dem spärlich bevölkerten Lande ist ein dauernder Widerstand nur unter der Voraussetzung möglich, daß thatsächlich deutsche Bauern und Handwerker den bisher allein vorhandenen höheren Ständen an die Seite treten und den Führern ein brauchbares Heer geben. Rußland selbst enthält diesen Ersatz in den südrussischen Siedlungen. Die Ostseeprovinzen sind dann sehr wohl durch Anschluß an das deutsche Mutterland vertheidigungsfähig, wie auch die starke deutsche Bevölkerung Polens der Heimath nahe benachbart ist. Diese Völkerverschiebung wird sich freilich nur als Folge einer siegreichen kriegerischen Verwickelung verwirklichen lassen. Aber gerade in Rußland sind solche kleine Völkerwanderungen auch in der Gegenwart keine neue Erscheinung. Indessen besteht zur Zeit die slawische Gefahr für die zahlreichen deutschen Volkskreise Rußlands, deren Vernichtung einen Rückschlag auch auf das Mutterland, abgesehen von dem millionenreichen Verlust deutschen Blutes, in folgenschwerster Weise ausüben muß, unverändert fort: das siegreiche Rußland wird die ganze slawische Welt zum Kampfe gegen das verhaßte Germanenthum von Schweden bis Siebenbürgen entflammen und die größere Völkermenge steht dann auf seiner Seite. Auch das Polenthum wird sich diesem Eroberungsdrange nicht entziehen und die Füße des russischen Bedrängers lieber küssen, als mit dem Westen gemeinsame Sache machen. Diese nothwendige Entwickelung ist kein Gespensterwahn, sondern eine greifbare Wirklichkeit, die ohne deutsche Vorbeugungsmaßregeln in absehbarer Zeit in's Leben treten muß. Ostasien hält Rußland nicht dauernd in Schach. Der Ingrimm gegen den faulen Westen bildet außerdem einen Theil des politischen Glaubensbekenntnisses des sonst so stumpfen russischen Volkes, mit dessen Instincten gerade die Regierung eines absoluten Staates rechnen muß. Der als Herrscher unfähige Alexander III. war trotzdem eine größere Macht, als alle seine Vorgänger, weil er sich eins wußte mit dem Volke in seinem blinden Deutschenhaß. Diese Thatsache hat auch die Stärke der russischen Politik gebildet und Rußland an Deutschlands Stelle zum Gebieter Europas gemacht. Vielleicht hätte Bismarck diesen Rollenwechsel noch verhindern können; jedenfalls haben es seine Nachfolger nicht verstanden.

Die Größe der slawischen Gefahr liegt für das Reich und das größere Deutschland in der Umklammerung des eigenen Volksthums im eigenen Lande und außerhalb seiner Grenzen, wo ein weites deutsches Cultur- und Wirthschaftsgebiet mit einem Schlage vernichtet werden kann. Schon hat die Abbröckelung deutschen Volksbodens begonnen und weder in Oesterreich-Ungarn, noch in Rußland ist ein Ende dieser deutschfeindlichen Bewegung abzusehen. In beiden Ländern sind bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Deutschen kaum im Stande, der slawischen Fluth zu widerstehen, die wir selbst mit Mühe in Preußen eindämmen müssen. Es ist eine eigenartige Schicksalsfügung, daß gerade seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches der slawische Angriff ein drohender und zum Theil schon erfolgreicher geworden ist. Dürfen wir aber dulden, daß dieser Zeitabschnitt dereinst die Aufgabe eines großen Theiles unseres Volkes bedeuten wird? Dann muß Bismarcks Ausspruch falsch gewesen sein, daß wir Deutschen nichts auf der Welt außer Gott fürchten.

England in Indien.

Von Gustaf F. Steffen.*)

Die englische Herrschaft über Indien hat ihre heroische Zeit gehabt, in der sie der Welt großartige Schauspiele von militärischer und administrativer Thatkraft und Genialität bot. Englische Generale und Statthalter haben mit ihren ungeheuren, unglaublich verwickelten Aufgaben in Indien für die unklaren Interessen des Vaterlandes mit unbegrenzter, auch in der schlimmsten Gefahr nie versagender Hingebung gekämpft, die sie zu Helden in der Geschichte treuer Pflichterfüllung stempelt. Und obwohl jetzt die stürmischen Tage der Eroberung längst vorüber sind, fehlt es doch auch heute keinen Augenblick an dunkeln Verwickelungen und lauernden Gefahren bei der Aufgabe, das Kaiserthum Indien für Rechnung Englands zu regieren. Die heldenhafte Stimmung aber ist bei der erobernden Rasse verklungen. Sie behandelt ihre wunderbare Daseinsaufgabe in dem sagenhaften Riesenreiche und die damit verknüpften Gefahren und Beschwerden als eine Werktagsarbeit, die für Gedanken und Stimmung keinen Stoff liefert. Man sitzt mit prosaischem Muthe auf „dem indischen Pulverfasse", einem Muthe, dem recht viel von der Dummdreistigkeit eines phantasielosen Routiniers innewohnt. Im Uebrigen läßt man es sich theils angelegen sein, das Land mit jungen englischen „Administratoren" höheren und niederen Ranges zu überschwemmen, die nach kurzer, reichlich entlohnter Dienstzeit mit hohen, lebensläng-

*) Die Verlagsbuchhandlung von Hobbing & Büchle in Stuttgart stellt uns die ersten Bogen eines demnächst erscheinenden Werkes von Gustaf F. Steffen „England als Weltmacht und Culturstaat" zur Verfügung. Der Verfasser — unseres Wissens ein Schwede von Geburt, aber seit Langem in London ansässig — ist unseren Lesern durch seine früheren Schriften „Aus dem modernen England" und „Streifzüge durch Großbritannien" bereits bestens empfohlen.

lichen Pensionen nach der Heimath zurückkehren, theils vertieft man sich in die große Aufgabe, den indischen Staat allen modernen Formen commercieller und industrieller Ausbeutung dienstbar zu machen. Wenn die Engländer davon reden, das schon mit einer hohen, uralten Civilisation versehene Indien zu „civilisiren", so findet man, daß sie damit: es zu bureaukratisiren und zu commercialisiren sagen wollen.

Unter den englischen Autoritäten herrschen zwei Ansichten darüber, wie der Einfluß des englischen Systems, das Land zu regieren, finanziell zu behandeln und wirthschaftlich zu revolutioniren, auf die Landwirthsclasse Indiens einwirkt. Nach der einen Theorie erzielt der indische Bodenbauer dadurch unerhörten Nutzen, nach der anderen ruinirt es ihn und macht ihn mit jedem Jahrzehnt weniger widerstandskräftig gegen die Krisen, die dadurch verursacht werden, daß die Unregelmäßigkeiten des Klimas seine Ernten dann und wann mit Vernichtung bedrohen.

Das Regierungssystem der Engländer ermuntert Handel und Industrie, bürdet aber den armen Landbauern eine stetig zunehmende Steuerlast auf. Vergleicht man die von Engländern unmittelbar verwalteten Gebiete mit denen, die noch von eingebornen, wenn auch tributpflichtigen Herrschern regiert werden, so findet man — sagen verschiedene beachtenswerthe anglo-indische Autoritäten —, daß die Bauern in den ersten ärmer, in den zweiten wohlhabender werden. Auch Bewunderer des englischen Regierungssystems erkennen an, daß dies darauf beruht, daß die von einheimischen Herrschern regierten Provinzen alles in allem keinen so hohen Tribut an die Engländer zu entrichten haben, wie jene, die die Engländer zu hohem Preise selbst zu verwalten belieben. Andere Leute sehen das als ein Unrecht gegen die armen, von der englischen Verwaltung bedrückten indischen Landbauern an und wollen diese Verwaltung in Indien auf die Ueberwachung der einheimischen Regenten und deren Beamten beschränkt wissen. Dann bliebe aber der „indische Dienst" für die Söhne der englischen Mittelclasse nicht länger mehr so fabelhaft lohnend — und das wäre ein schweres „Aber" vom englischen Gesichtspunkte aus gesehen.

Die von den Engländern erbauten Eisenbahnen und Canäle sind vielleicht an sich wirthschaftlich ganz vortrefflich, da sie keine rein strategischen Anlagen im militärischen Interesse der Eroberer darstellen; die englische Regierung beansprucht jedoch für Rechnung ihrer Ingenieure und Beamten so hohe Löhne und läßt diese nach kurzer Dienstzeit sich mit so hoher, von den Hindus bezahlter Pension nach England zurückziehen, daß die ganze Sache, vom hinduischen Standpunkt betrachtet, ruinirend wird. Die zum Theil aus Engländern bestehende und von solchen ausschließlich befehligte indische Armee kann zwar in gewissem Maße auch für die Hindus dadurch nützlich werden, daß sie den Landfrieden zwischen den vielen kleinen und großen Staaten der Halbinsel aufrecht erhält, sie verschlingt aber jährlich ungeheure Summen an Unterhaltung, Sold und an Pensionen. Das indische Staatswesen verausgabt zur Zeit jährlich etwa 60 Millionen Pfund Sterling, wovon mehr als 17 Millionen (340 Mill. Mark) an England überwiesen werden. In der Hauptsache ist dies ein besonderer Ersatz für die Dienste, die die Engländer in wohlverstandenem eigenen Interesse schon dem indischen Staate geleistet haben (einschließlich der Zinsen für die indische Staatsschuld, wovon zwei Drittel oder 108 Millionen Pfund in englischen Händen sind). Einen kleinen Theil verwendet man für die Unterhaltung des indischen Regierungsdepartements in London und andere Regierungsbureaus und Anstalten daselbst, die irgendwie mit der Theilnahme von Engländern an der indischen Regierungsthätigkeit oder an der Ausbildung solcher für diese Thätigkeit zu schaffen haben. Ein parlamentarisches Comité ist schon seit einigen Jahren mit Untersuchungen darüber beschäftigt, in welchem Umfange das indische Staatsbudget mit Ausgaben belastet sei, die eigentlich von England allein oder vom britischen Weltreiche als Ganzem bestritten werden müßten. Inzwischen lassen die sparsamen Engländer jedoch die Hindus nicht allein die kostspieligen, durch englische Uebergriffe hervorgerufenen und in rein britischem Machtinteresse geführten Grenzkriege oben im Himalaya bezahlen, sondern lassen sie auch mit Geld und mit Truppen am Sudan-Feldzuge in Egypten theilnehmen!

Selbst vorausgesetzt, daß die Hindus trotz augenfälliger wirthschaftlicher, politischer und moralischer Nachtheile einen rein culturellen Nettogewinnst dadurch erreichen, daß sie sich des Privilegs des friedensichernden, abendländisch aufgeklärten Despotismus der Engländer erfreuen, so ist doch nicht ausgeschlossen, das englische Geldgier sie für diese Wohlthat über Gebühr zu bezahlen zwingt. Man darf eben nicht vergessen, daß die Engländer nie dauernd in Indien wohnen, sondern daß eine Generation nach der andern dort nur so lange verweilt, als es gesellschaftlich und wirthschaftlich vortheilhaft erscheint — infolgedessen die Einkünfte der Civilbeamten, Militärs, Ingenieure, Fabrikanten und Kaufleute zum großen Theil den Charakter eines gewaltigen Tributs tragen, der schließlich aus dem Lande strömen und sich in England ansammeln muß. Im Grunde hassen die allermeisten englischen Civil- und Militärbeamten, ebenso wie die rein wirthschaftlichen Speculanten, das ganze Indien und den Aufenthalt daselbst. Sie empfinden in der Regel kein tieferes Interesse für Land und Volk, lassen das Schöne und Merkwürdige in der indischen Civilisation nicht auf sich einwirken, sondern begnügen sich damit, sich als Ueberlegene zu fühlen und Alles zu verachten, was ihnen selbst nicht bis in's Kleinste gleicht. Man trifft wohl im Allgemeinen auf das redliche Bestreben, gerecht, wenn auch streng zu sein, der „Anglo-Indier" scheint aber nicht zu ahnen, daß zur wirklichen Gerechtigkeit auch ein Theil Zuneigung gehört und daß sogenannte Gerechtigkeit ohne wohlwollende Einsicht oft zu nichts Anderem, als zu einfältiger, herzloser Pedanterie wird.

Englische Juristen sind da als Richter bestellt und handhaben indisches Recht mit anerkannt und unausweichlich mangelhafter Einsicht in dieses, und mit vollständigem Mangel an jeder Sympathie für dessen, von moderner, europäischer Rechtsauffassung stark abweichenden Geist. Sie halten es für ganz natürlich, ihren tiefen Widerwillen gegen indische Gesetze, Sitten und Gebräuche ebenso unverhüllt an den Tag zu legen, wie den gegen indische Menschen. Im Uebrigen ist es mit der Unparteilichkeit dieser Richter auch nicht immer besonders wohl bestellt. Die indische Civilverwaltung ist nämlich so praktisch eingerichtet, daß Steuereintreiber, Polizeimeister, öffentlicher Ankläger und Richter einer Provinz oft in ein und derselben Person vereinigt sind. Man hört wohl von „gerichtlichen Scandalen" infolge dieser unmöglichen Vereinigung einander widersprechender Pflichten; die anglo-indische Beamtenschaft thut aber Alles, das Parlament an der Durchführung einer Reform zu hindern, die die werthvolle Richtermacht des englischen Steuererhebers über die, die er mit Steuern belegt, abschaffen würde.

Die Controle des Parlaments über die indische Verwaltung wird wohl richtig gleich Null geschätzt. Minister sind ja oft hülflos gegenüber einer Bureaukratie, die sie unter den Augen haben; um wie viel mehr dann, wenn eine Beamtenschaft controlirt und reformirt werden soll, welche mehrere tausend Meilen entfernt in einem Lande ist, von dessen merkwürdigen Verhältnissen man keine Speeialkenntniß hat und über das die Beamtenschaft selbst die Angaben zu berichten verpflichtet ist, die für ihre gute oder schlechte Verwaltung zeugen sollen. Uebrigens haben die indischen Beamten eine unfehlbare Zauberformel, um die vom elementarsten Rechtsgefühl dictirten Reformvorschläge zu nichte zu machen — nämlich: „Die Sicherheit unserer Herrschaft in Indien würde dadurch leiden". Nicht unwahrscheinlich ist

es, daß diese „Sicherheit" beständig untergraben wird, nämlich durch den ungeschminkten Rassenhochmuth der Engländer.

Die Römer, mit deren Regierungssystem die Engländer das ihrige zu vergleichen lieben, ließen begabte Männer aus den unterjochten Völkern willig zu hohen Aemtern in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes aufsteigen; einige von Rom's kraftvollsten Provinz-Gouverneuren gehörten Völkern an, die erst unlängst unterworfen und dem Römerreiche einverleibt waren, und mancher Kaiser war kein Römer, nicht einmal ein Italiener, sondern ein militärisch-politischer Emporkömmling aus den Grenzmarken des Reiches. Die englischen Herrscher in Indien dagegen, die sich gern rühmen, „die Hindus zu erziehen," schließen diese mit ängstlicher Beharrlichkeit von allen höheren und verantwortungsreicheren Aemtern in der Landesverwaltung aus. Nur in den wenigen, von einheimischen Herrschern regierten Vasallenstaaten ist es den Hindus möglich, sich in persönlicher Thätigkeit auf dem Felde des öffentlichen Lebens zu üben. Und diese engherzige Politik ist nur die letzte Consequenz einer auf allen Lebensgebieten und in allen englischen Gesellschaftsclassen in Indien unablässig gezeigten Geringschätzung des Menschenwerthes auch der ethnologisch höchsten und civilisirtesten Hindus. Der Engländer kann es niemals unterlassen, unterjochte fremde Völker (oder Fremdlinge überhaupt) in deren Selbstachtung dadurch zu verwunden, daß er ihren Menschenwerth unter-, und seinen eignen selbstgefällig überschätzt; er kann deßhalb auch nie ihre Zuneigung gewinnen und ihrer Treue sicher sein, wieviel Bewunderung er jenen vielleicht zuweilen durch seine Thatkraft, seinen Muth und seine nutzbringende Arbeit auch abnöthigen mag. Der typische Anglo-Indier bekennt auch diesen hochwichtigen Fehler als Eroberer, indem er prahlerisch erklärt, „Indien mit dem Schwerte gewonnen zu haben und es mit dem Schwerte festhalten zu wollen". Unzweifelhaft wird ihm das so lange glücken, als Indien „mit dem Schwerte festgehalten werden" ... kann.

Mehr als ein zuverlässiger Beobachter hat darauf hingewiesen, daß Rußlands Eroberertaktik in Asien der englischen in höchst wesentlichen Zügen ganz entgegengesetzt und sehr überlegen ist. Vom Generalgouverneur bis zum Bauern und Arbeiter behandelt der Russe die von seiner Nation unterworfenen Asiaten als Mitmenschen und nicht als niedriger stehende Wesen. Alle sind dem Weißen Zaren Gehorsam schuldig; die asiatischen Würdenträger brauchen aber nicht zu befürchten, systematisch abgedankt zu werden, um lauter europäischen Emporkömmlingen Platz zu machen, und der russische Lieutenant, Regierungsschreiber oder Contorist träumt nicht, wie sein englischer College in Indien, davon, eine Art Uebermensch oder Halbgott gegen Jeden, wenn auch noch so gebildeten, talentvollen und seelisch vornehmen „schwarzen Mann" zu spielen, mit dem er in Berührung kommt.

Unter solchen Verhältnissen ist es eine eigenthümlich interessante, doch schwer zu beantwortende Frage, in wieweit der abendländische Typus von Seelenveredlung, religiösem und moralischem Gefühl, von ästhetischer Auffassung und wissenschaftlichem Denken wirklich einen tieferen Eindruck auf die höheren indischen Gesellschaftsclassen gemacht hat. Sind sie, trotz des in der Regel so unsympathischen Auftretens der englischen Reformbringer, doch ein wenig zu der Einsicht gekommen, daß ihre eigene Cultur, wie ehrwürdig durch deren Alter und wie trefflich angepaßt sie ihrem orientalischen Seelentypus auch sein mag, doch in allgemein menschlichen Punkten der europäischen nachstehe? Und wenn es eine solche Einsicht — abgesehen von dem Eifer einzelner Streber, die dadurch persönliche Vortheile zu erzielen hoffen, daß sie sich mit den Eroberern auf guten Fuß stellen und deren Absichten fördern — wirklich giebt, wie viel wirklichen Willen, in Uebereinstimmung damit zu handeln, wird man dort wohl finden? Zeigt Indien eine fortschreitende geistige Entwickelung mit aus Europa entlehnten Zügen, und würde diese nach Aufhebung der politischen Oberherrschaft der Europäer auch noch in derselben Richtung fortschreiten? Oder würden die Hindus in einem solchen Falle mit allen wirthschaftlichen, politischen und juristischen Einrichtungen und den bescheidenen culturellen Experimenten der Engländer tabula rasa machen und zu ihrem rein orientalischen Regime zurückkehren? Würde Indien, vom abendländischen Gesichtspunkte aus beurtheilt, sich wohl unwürdig zeigen, sein eigenes Geschick zu leiten?

Indien zeigt eine so außerordentlich bunte Mischung von gänzlich verschiedenen Menschenrassen, Civilisationsstufen, Religionen, staatlichen Einrichtungen, Sprachen und Naturverhältnissen, daß es der Gipfel der Ungereimtheit wäre, die Möglichkeit einer klaren, für Abendländer „befriedigenden" Antwort auf solche Fragen voranszusetzen. Die Sachlage könnte dadurch beleuchtet werden, daß wir uns Europa in der Lage Indiens, von einem asiatischen Eroberer unterjocht vorstellen. Nehmen wir weiter an, daß ein indischer, den Europäern an allumfassender Menschenliebe weit überlegener Philosoph darüber nachsänne, ob Europa freigegeben werden solle, und daß er als Preis für die zu gewährende Freiheit die Ueberzeugung verlangte, daß Europas zwanzig verschiedene Nationen mit einander Frieden halten würden, nachdem sie ihres, den Frieden erzwingenden asiatischen Herrschers ledig geworden wären! Im Grunde wäre es ja weit billiger, so etwas von ganz Europa als von ganz Indien zu erwarten. Unser Welttheil hat ja nur etwa um ein Fünftel mehr Bewohner, als jenes einzige orientalische Mosaikreich; doch obwohl unsere außerordentlich aufgeklärten, civilisirten und rasch fortschreitenden europäischen Völker alle der arischen Rasse, alle der christlichen Religion angehören und fast alle ungefähr auf gleicher nationaler Civilisationsstufe stehen, ist es ihnen doch bisher unmöglich gewesen, den Frieden dauernd aufrecht zu erhalten, und sie befinden sich in socialen und geistigen Entwickelungskrisen, deren glückliche Lösung noch keineswegs gesichert erscheint. Wie können wir Europäer da vernünftiger Weise verlangen, daß das orientalische Indien erst unsere noch unverwirklichten abendländischen Ideale politischen und socialen Friedens, religiöser Duldsamkeit und culturellen Fortschreitens erfüllen soll, um seiner Unabhängigkeit von übermüthiger und geldgieriger Fremdlingsherrschaft würdig zu sein?

Thatsächlich ist, wie ein hervorragender anglo-indischer Beamter unlängst geäußert hat, „kein fremder Beobachter im Stande, zuverlässiges und erschöpfendes Material über die allgemeine Richtung der Ideenströmung in Indien im Laufe der letzten vierzig Jahre (d. h. nach dem großen Aufstande von 1857/58) zu sammeln". Die Europäer aber, die durch Erfahrung und Sympathie competent erscheinen, das höhere, geistige Leben vorzüglich unter den indischen Eingebornen arischer Abkunft zu beurtheilen, versichern, daß „man es als Axiom betrachten könne, daß nichts von wirklichem, innerem Werthe, womit der Hindu einmal in Berührung gekommen sei, irgend einmal wieder völlig verloren gehe. Die freie, beschauliche Seele des Hindus, die für uns werkthätig lärmende, hastende Abendländer gar so still und behutsam arbeitet, sichtet und prüft alle Ideen, nimmt aber nur auf, was tiefere Verwandtschaft mit ihrem eigenen Lebensprocesse hat, und weist mit unfehlbarem Instinct Alles zurück, was sie als im Streit wider die Daseinsbedingungen, denen sie unterworfen ist, empfindet."

Wir — die Europäer im Allgemeinen und die Engländer ganz besonders — vergessen wohl allzu oft, daß auch unsere Cultur eine unreife Localcultur und keineswegs geeignet ist, die uralte Localcultur eines anderen Erdengebiets zu verdrängen. Jeder Typus der Bildung kann gewiß nur gewinnen, wenn er sich allgemein-menschlich werthvolle Bestandtheile anderer Bildungstypen aneignet, den gesunden Zustand dürfte es aber doch bezeichnen, wenn alle ihre wohl ausgeprägten localen Sonderzüge behalten. Der Schade, den die Engländer Indien und schließlich auch ihrer eigenen

Herrschaft daselbst zufügen, entspringt dem angeborenen Unvermögen, einzusehen, daß auch englische Ideen eine örtliche Beschränkung und auch indische etwas allgemein-menschlichen Werth haben. Inwiefern die mit großer Einsicht und Sachverständniß betriebenen Forschungen mancher englischen Gelehrten über die Literatur und die sociale Geschichte der Hindus zur wesentlichen Aenderung dieses Verhältnisses beitragen werden, dürfte jetzt noch schwierig zu entscheiden sein.

Literatur und Kunst.

Klaus Groth.

Ein Erinnerungsblatt.

Meine erste Erinnerung an Klaus Groth datirt etwa zwei Jahrzehnte zurück. — Es war an einem schwülen Sommertage, als Theodor Horstmann, der bekannte Recitator, auf der Durchreise zu Klaus Groth in mein elterliches Haus kam. Am Abend während eines aufziehenden Gewitters las Horstmann uns bei offenem Fenster mit lauter, mehr und mehr anwachsender Stimme sein Gedicht „De Floth" vor. Ich sehe noch den scharfgeschnittenen Kopf mit den voll herabhängenden schwarzen Locken, die auf uns Kinder begreiflicherweise tiefen Eindruck machten, sich gegen das Stahlblau des Himmels abheben. Das ungewohnte Temperament und das „Sich-ganz-hingeben" packte uns Kinder. Wir sahen mit Schaudern die Fluth höher und höher steigen:

„Un jümmer höger — Wagg an Wagg
As Tünns int Trünneln, Slagg an Slagg,
Un Slött un Pallschen gegen Rügg,
Un Schum un Solt bet int Gesich."

Dann mit laut erhobener, dröhnender Stimme:

„Dat is verbi! Dat is de Floth!
Dar's nix to hoepen, as de Dod." — —

Mit dem Worte „Floth" flammte ein greller Blitz auf, gleichzeitig prasselte ein Donner herunter, der das Haus erzittern ließ, ein zweiter folgte, und ein dritter, jedesmal wie eine gewaltige Begleitung bei den Höhepunkten jeder Strophe einsetzend. Seitdem lese ich das Gedicht nie, ohne das Rollen des Donners und die ihn noch übertönende Stimme Horstmann's in den Ohren klingen zu hören. — Am nächsten Tage sandte uns Horstmann aus Kiel ein kleines Album mit Bildern, in dem außer einem plattdeutschen Gedichte Horstmann's Klaus Groth eigenhändig zu unserem Jubel „Matten Has" als Gruß an „de lütten nüdlichen Gören" geschrieben hatte.

Ein oder zwei Jahre später, in Eckernförde, wohin wir durch die blühende Landschaft Schwansen unsere gewohnte Sonntagswanderung gemacht hatten, lernten wir „endlich" unseren Dichter von „Lütt Matten de Has" und dem stets mit gleichem Jubel begrüßten „Ick sprung noch inne Kinnerbüx" persönlich kennen und schlossen mit ihm auf der tiefblauen Föhrde schnell eine Freundschaft, die nach Kinderart glühend und schwärmerisch war — und was mich angeht, auch geblieben ist. Im Laufe der nächsten Jahre galt ein schon lange vorher herbeigesehnter Ausflug regelmäßig Kiel und hier unserem Freunde. Das Bild dieser Besuche ist, vom ersten Tage an bis zum letzten Besuch in diesem Jahre, immer dasselbe geblieben. Entweder fanden wir seine große, hagere Gestalt auf seine „Poort" gelehnt, oder er wanderte, die Arme auf den Rücken gelegt, langsam vor der „Cajüte", seinem reizenden, behaglichen Arbeitsstübchen im Erdgeschoß, umher. Lora, dieser klügste aller Papageien, mit dem sein Herr stets vertraulich Zwiesprache zu halten pflegte, saß nachdenklich auf seiner Stange und knurrte seinen Aerger vor sich hin über die Vögel, die dann und wann über sein Revier hinwegflogen.

Nach der Begrüßung, bei der Groth's große, freundliche Augen aufleuchteten und einen ungemein liebenswürdigen, ja geradezu zärtlichen Ausdruck annahmen, wurde zuerst die schöne Blutbuche bewundert, die auf dem köstlich frischen Rasen stand, und hier und da in das Nest einer Drossel oder eines Rothkehlchens gelugt. Mit gleicher Regelmäßigkeit wurde sodann eine Flasche schweren rothen Weines, den Groth mit Vorliebe zu trinken pflegte, von einem Schränkchen geholt, und wenn dann die Unterhaltung in das alte, behagliche Fahrwasser gerathen, dann sprudelten die in ihrer Frische so köstlichen Bemerkungen und Anekdoten hervor. Leider ist Vieles im Laufe der Zeit meinem Gedächtniß entschwunden. Das, was ich nachstehend zu berichten vermag, entstammt zum größten Theil dem Sommer 1895, wo ich während eines längeren Aufenthaltes in Kiel ein kleines Relief von Groth machte.

Er hatte eine ungemein lebhafte und fesselnde Art des Erzählens. So sprach er nie in indirecter Rede, sondern führte die Personen, von denen er erzählte, stets redend ein. Dabei nahm seine ganze Haltung und Stimme etwas von dem Charakter der redenden Person an, wenngleich er die Stimmhöhe nur unmerklich wechselte. Während des Erzählens waren die Brauen hoch gezogen, und die auffallend langen, schlanken und feinen Hände erhöhten durch lebhafte Geberden die Dramatik der Erzählung, die beim Wechsel der redenden Personen mit „sä ick" und „seggt he" eingeleitet wurde. Lora wurde auch bei dieser Gelegenheit in's Gespräch gezogen und gab seine Theilnahme durch ein behagliches Knurren und leises „Schnacken" zu erkennen. Bezeichnend für dieses köstliche Verhältniß ist folgender kleiner Vorfall:

Eines Morgens, als ich vor dem Modellirbrett saß, kam eine Dame, die sich in nicht gerade geistreichen Phrasen über Kunst erging und mich mit thörichten Fragen in einige Verlegenheit brachte. Groth saß ganz still dabei. Als sie fort war, sagte er ganz trocken: „Na Lore, wat hett se seggt? Gar nix hett se seggt! Ja, was die Leute sich denken, was Kunst ausüben ist! Wir wissen, was es ist, — arbeiten ist es! Da kam auch 'mal so Eine zu mir, — ja — und redete von Stimmung und solchem Unsinn. Kennen Sie meinen Orgeldreier? fragte ich sie. — Ja, gewiß. — Wissen Sie, in was für einer Stimmung ich den gemacht habe? Ich hatte die fürchterlichsten Gesichtsschmerzen und lag auf dem Fußboden, weil ich nicht ruhig sitzen konnte, aber ich hatte das Gedicht im Kopf und mußte es machen. So lag ich da mit den rasendsten Schmerzen und schrieb. So entstand das Gedicht."

Im Anschluß daran erzählte er mir dann die Entstehung einiger anderer Gedichte: „Min Jehann, das lag mir lange Zeit im Sinn, ich wollte die Sehnsucht nach der Jugend schildern. Ich machte eine ganze Reihe von Gedichten, aber es wurde immer etwas ganz Anderes (ich habe leider vergessen, welche Gedichte es waren). An einem heißen Sommermittag ging ich im Garten spazieren. Da wußte ich auf einmal, jetzt hatte ich es, ich wußte, es mußte etwas werden. Ich griff ein Stück Papier und einen Bleistift aus der Tasche, stellte mich an ein offenes Fenster, ich hatte keine Zeit, durch die offene Thür in's Haus zu gehen, und schrieb und schrieb, bis das Gedicht fertig war. Als ich dann hineinging, um es abzuschreiben, fühlte ich etwas über meine Kniee krabbeln. Ich glaubte, es seien wohl Ameisen an der Stelle gewesen, wo ich gestanden — ja — und als ich nachsah, waren es Schweißtropfen, die in die Stiefel liefen. — Ja, das ist nu Dichten, und die Leute denken, es ist nichts als Vergnügen, — nein, eine Arbeit ist's!"

Als wir vom Dichten auf die Dichter kamen, sprach er

u. A. von Theodor Fontane, mit dem er sich nicht recht hatte verstehen können: „Er besuchte mich und wir gehen zusammen an den Hafen spazieren. Ich denke, er soll sich recht über die Natur freuen, aber er fängt an zu fragen, — über Uniformen. Ich sage: Ich kenne keine Uniformen und will auch keine kennen. Dann fragt er nach den Schiffen, nach den Zeichen, nach Allem. Ich wußte nichts, und er sprach sein Erstaunen aus. Ja, sag' ich, kennen Sie alle Blumen? Kennen Sie alle Vögel? — Nein. — Ja, das brauche ich als Dichter, das Andere brauche ich nicht. — Da fragte er nicht weiter."

Ein andermal sprachen wir von dem Bokelmann'schen Bild in der Nationalgalerie und er erzählte: „Ich wollte mit meinem Freunde Th. gerade eine Reise machen, da hielt ein Wagen vor der Thür. Ein Mann mit hektisch geröthetem Gesicht sprang heraus und gab seine Karte ab, darauf stand: „Bokelmann, Maler, Ehrenmitglied der Wiener Akademie ꝛc." Ich kannte den Mann nicht, aber ließ ihn vor. Er kam herein und sagte: Sie müssen mir sitzen, ich will Sie für die Nationalgalerie malen. — Mich für die Nationalgalerie? — Ja, da gehören Sie hin, sagte er ganz ernst. — Ich — segg ick — das wußte ich gar nicht, daß ich irgendwo hingehöre. — Ja, haben Sie Zeit? — Nee, sag' ich, ich will gerade verreisen. — Haben Sie nicht eine Stunde Zeit? — O ja, noch etwas mehr. — Na, dann können wir gleich anfangen, ich habe Alles mitgebracht. — Er holte aus dem Wagen Staffelei und Alles herbei, wir suchten das Zimmer auf, das am meisten Licht hatte, und dann sagte er: Nun stellen Sie sich mal hin! — Na, da ging's los. Nach einer Stunde kam Th. und sagte in seiner trockenen Weise nur: Ja, das ist er! — Bokelmann reiste gleich ab und wir auch. Im nächsten Jahre schrieb er mir: Die Skizze gefällt mir nicht, Sie müssen mir sitzen. Ich habe gemerkt, daß Sie auch am Halse leiden, gehen Sie mit mir nach Ems und sitzen Sie mir. — Ich ging zu ihm nach Düsseldorf und saß ihm geduldig. Der Mann malte mit einer Liebe — — —. Da hab' ich denn auch was von der Malerei gelernt. Ich fragte, und er beantwortete Alles. An meinen Stiefeln malte er mehrere Tage. Lieber Freund, sag' ich, da kann mein Schuster Hansen mir ja schneller ein paar neue machen. — Ja, sagte Bokelmann, man muß aber auch sehen, daß es Ihre Stiefel sind. — Ja, das war ein begabter Mann! — Er stammte aus der Gegend von Bremen, sein Vater war Lehrer auf dem Lande. Nur im Winter kamen ein paar Kinder zum Unterricht für die Confirmation; „sonst", erzählte Bokelmann, „waren wir allein. Als Knabe schon zeichnete ich Alles, was ich sah, und ich sagte meinem Vater, ich will Maler werden. — Nee, sä de, min Jung, das sind brodlose Künste. Du sollst Kaufmann werden, versprich mir, daß Du nicht mehr zeichnen willst. Ich versprach es und wurde Kaufmann und hielt getreu mein Versprechen. So stand ich drei Jahre hinter dem Ladentisch und drehte Tüten und verkaufte Syrup. Dann starb mein Vater. Ich kam als Commis in eine Hartgummifabrik. Da mußte ich den ganzen Tag auf dem halbdunkeln Boden sitzen und aufpassen, wie verpackt wurde; etwas Anderes hatte ich nicht zu thun. Da hatte ich nun eines Tages einen Bleistift in der Hand, und ich mußte zeichnen, was ich sah: den Boden, die Lente, und so zeichnete ich jetzt immer den ganzen Tag. Eines Tages kam der erste Buchhalter, um meine Bücher nachzusehen. Da lag in dem einen eine von meinen Zeichnungen. Wer hat das gemacht? fragte er. Ich hatte das Gefühl, ich stände vor meinem Vater, und sagte ganz kleinlaut: Ich hab's gethan! — Woher haben Sie das, haben Sie noch mehr? — Ich zeigte. — Sie müssen Maler werden. Gehen Sie nach München! — Ich war sprachlos, aber ich ging; ich hatte etwas Vermögen." Ein Jahr ist er dort gewesen, dann malte er ein Porträt, das man ihm für eine größere Summe abkaufen wollte, dann die „Testamentseröffnung". Da stand in der Ausstellung ein Kind aus seiner Heimath davor und sagte: Sieh' mal, das ist Tante U., und das ist der, und das ist der! — Das mußt Du nicht immer sagen, Kind! sagte ein Herr. — Aber sie sind es ja doch! — Es waren auch alles Porträts. — Jedes Bild verkaufte er von der Staffelei weg für große Preise. Ich war später einmal vier Wochen bei ihm und hab' ihn sehr lieb gewonnen als Freund, — ja — das war ein Mann!"

Zum 70. Geburtstage bekam Groth etwa 200 Telegramme, die alle gebunden aufbewahrt sind. „Kommt da der Postbote", erzählte er, „und bringt wieder einen ganzen Haufen, und das Eine, sagt er, möchte ich dem Herrn Professor selbst geben. Ich mache die Depesche auf, gebe sie meinem Sohn und sag': „Kiek mal," segg ik, „das ist 'mal nett von Willem! — ich hab' einen Schwager, der Wilhelm heißt." — „Was?" seggt he, „Du bist wohl dwallerig, Papa, die ist ja vom Kaiser!" —

Das Erste, wenn ich kam, war an jedem Morgen, daß er mir ein Glas Wein einschenkte: „Trink, Kind, das thut gut!" An einem Tage ging es ihm nicht gut, und ich wollte gleich wieder fortgehen. „Nein, Kind, bleib nur hier. Meine Zeit absitzen muß ich doch, ob Du hier bist oder nicht, und in Gesellschaft ist's mir lieber, als allein." Wir unterhielten uns sehr lebhaft, und als ich fortging, meinte er, es habe ihm gut gethan, daß ich dagewesen sei. An jenem Tage erzählte er u. A. von Geibel. Groth neckte ihn gern: „Du, sag' mal, Emanuel," sagte er eines Tages, „wie kommt es, daß Du noch nicht mehr Auflagen erlebt hast? Bodenstedt's Mirza Schaffy hat ja nun wohl die 100. Auflage erlebt." — „Das kommt (mit Pathos), mein lieber Klaus, das will ich Dir sagen, weil Bodenstedt ebensowenig Poesie hat, wie das Publicum, das ihn liest." — Bodenstedt war eines Tages bei der Taufe des Schiffes „Klaus Groth" dabei gewesen und hatte geredet:

„Bei einer solchen Gelegenheit
Kommt man nicht in Verlegenheit,
Drum öffn' ich Herz und Mund weit,
Und trink' auf Klaus Groth's Gesundheit."

„Das soll nun Poesie sein!" sagte Groth, „so 'n Unsinn! Seine Reisebeschreibung, das ist ein gutes Buch, dahin passen diese Reimereien! O, diese Spruchdichter! Ist das 'ne Sorte! Goethe, das ist der Einzige, der Mann hat Alles gewußt, kann man beinahe sagen. Der Westöstliche Divan, in dem steht der ganze Mirza Schaffy schon drin. — Da kommen denn auch noch diese Pastoren und Lehrer und reden und denken, sie wissen was davon, aber gar nichts wissen sie davon! Das sag' ich ihnen denn auch: Ich weiß nichts, aber Ihr, Ihr wißt erst recht nichts. — Bei den weisen Pastoren, da fällt mir der Pastor S. ein, ein Kerl, der konnte nicht durch die Thür, so dick war er. Ich war auf Fehmarn, ich war Schulmeister gewesen. Das haben mich die Leute da nachfühlen lassen, daß ich hätte Ohrfeigen austheilen mögen. — — Ja, — ich bearbeitete meinen Quickborn, aber ich sagte keinem Menschen etwas davon. Den ersten Theil schickte ich Gervinus zur Durchsicht, und der schrieb mir: „Sie brauchen mich nicht. Die Sachen werden sein wie eine Oase in der Wüste." Den Brief schrieb ich ab, schickte ihn mit den Sachen an die Verleger und fand auch bald einen. Dieser Pastor S. nun hatte mich zuweilen besucht, aber mich ganz von oben herab behandelt. Ich war ja nur Schulmeister gewesen. Da schickte ich ihm den Brief mit den Sachen. In einer halben Stunde war er bei mir: Ist das der berühmte Gervinus? — Kennen Sie einen anderen? — Nein. — Ich auch nicht. — Dann sind Sie in einem Monat ein berühmter Mann. — Wahrscheinlich. — Und davon hab' ich gar nichts gemerkt! — Adieu. — Adieu. — Und das sagt der Esel auch noch; fünf Jahre mit mir verkehrt und nichts gemerkt! Ich hab' ihn nie wieder gesehen. — Ja, Kind, ich schimpfe heute. Ich habe Leibschmerzen, sonst bin ich milder.

Aber Grund hab' ich eigentlich. Scheußlich haben die Leute mich behandelt, — nichts konnte ich, — nichts — ja, manchmal dachte ich, pack' nur ein, Du bist ja doch zu nichts nütze!"

Ein andermal empfing Groth mich scheltend: „Hat mir da so ein adeliges Frauenzimmer ihre Gedichte geschickt. — Kriegt sie gleich wieder! Und was für 'n Unsinn! Hat natürlich nichts zu thun; sollte arbeiten! — Und sieh bloß 'mal, was 'ne Handschrift, muß alles Anders herum sein, als bei anderen Leuten. Und so 'n Format! — Soll ich auch noch Laufereien davon haben? — Das Couvert kehr' ich um, das kriegt sie wieder." — Er erzählte dann von seiner Jugend, und mir ist besonders in Erinnerung geblieben, wie er Weihnachtslieder lernen sollte, und als sein Vater ihm für jedes einen Schilling versprach, lernte er achtzehn in vier Tagen. —

Mit meinem Relief beeilte ich mich nicht sonderlich. Ich änderte wiederholt daran und machte es mit allem Behagen fertig. Ob das zu seinem Besten gewesen, ist mir allerdings sehr fraglich, aber die behaglichen Stunden waren mir so lieb, daß ich sie gern in die Länge zog. Kurz bevor ich mit der Arbeit fertig war, traf ich eines Tages bei Groth auch mit Hermann Allers zusammen. Die beiden waren herzlich befreundet, und Groth besuchte im Winter darauf Allers auf Capri. Als ich in dieser Zeit in Kiel bei seiner Haushälterin fragte, wie es dem Herrn Professor in Italien gefalle, hieß es, er habe nur geschrieben, man solle ihm sofort einen Sack mit Buchweizengrütze schicken. — — Das war Alles. Und es gefiel ihm gar nicht! Er war nicht mehr jung genug, um Heimath und die alte Umgebung entbehren zu können. Ganz abgemagert und scheltend kam er zurück. So sah ich ihn auf der Rückreise in München, wo er bei Freunden, die ihn auf's Beste pflegten, sich für die lange Reise erholen sollte. Er war aber erst der Alte wieder, als er in Kiel in seiner alten behaglichen Cajüte wie früher saß, die obere Hälfte der Thür offen; als er wieder die Drossel in seinem Garten singen hörte und die gewohnten Gesichter um sich sah.

Zum 80. Geburtstag fuhr ich nach Kiel. — Im Garten traf ich eine ganze Reihe von Besuchern, die jedoch alle wieder umkehren mußten, da das Geburtstagskind nicht wohl war. Nur die Deputationen könnten empfangen werden, hieß es. Trotzdem gelang es mir, auf den vertrauten Wegen mich einzuschleichen, und da stand ich zwischen schwarzbefrackten Herren, welche die drei nebeneinander liegenden Zimmer anfüllten. Im letzten Zimmer, Alles überragend, sah ich die hohe Gestalt des Dichters. Stehend ließ er all' die Reden, von denen nur dann und wann ein abgerissenes Wort zu uns herüberklang, über sich ergehen, wenn es ihm auch recht schwer zu werden schien. Einmal flog sein Auge etwas müde über die — meist ziemlich fremden — Gesichter, und das liebe, gütige Aufleuchten des Blickes begrüßte mich. Mit seinen dithmarscher Landsleuten, die ihm die Grüße seiner Vaterstadt Heide überbrachten, kam endlich auch die Reihe an mich, ihm die Hand zu drücken.

Am nächsten Tage besuchte ich ihn vor meiner Abreise noch einmal — es sollte das letzte Mal sein. — Er saß, wie immer, allein in der Cajüte, inmitten von Blumen, Büchern, Bildern und Briefen. „Ich habe gerade an Dich gedacht, Kind!" rief er mir entgegen, „es ist gut, daß ich Dich noch mal in Ruhe sehe. Es war mir eine wirkliche Freude, als ich gestern Dein Gesicht unter all' den Menschen sah." Dann mußte ich Alles sehen, was ihm Freude gemacht hatte, und bald dies, bald jenes herbeiholen. Eine Radirung von Brahms, im Halbprofil, fast silhouettenhaft, hatte ihn besonders erfreut. Ich suchte darnach und ergriff statt dessen eine neue Photographie von ihm selbst. „Nein, Kind, das nicht," sagte er lächelnd, „Klaus Groth den habe ich nun satt!" Wir tranken noch fröhlich mit einander auf den 90. Geburtstag, noch einmal nahm er, wie er es zu thun pflegte, meine Hand in seine beiden schlanken Hände, und damit schied ich von ihm.

Ein Brief, in dem er mir unmittelbar vor seinem Tode noch einmal für eine kleine Büste dankte, die ich ihm zum Geburtstage gebracht, zeigte noch die ganze Frische und Jugendlichkeit der Empfindung, mit der er sich bis in die letzten Tage über das Kleinste zu freuen vermochte, und die Erinnerung an diese lebenswarme, frische Empfindungskraft und jugendliche Lebensauffassung, mit der er aus dem Leben geschieden, ist es, die den Schmerz über seinen Verlust einem jeden seiner Freunde mildern wird. A. P.

Ein altgriechischer Sang von Herrn Eugen Richter.

Von Max Eggert.

Nachdem erst unlängst der Lyriker Bakchylides wieder das Licht der Welt erblickte, sind neuerdings eine ganze Reihe bedeutungsvoller griechischer Schriftwerke, welche ein helles Licht über ihre Zeit verbreiten, aus den Grabstätten und Trümmerhaufen Egyptens hervorgezogen worden. Ein ziemlich unsicherer Dr. H. Chalkeus behauptet nun ebenfalls, zwei altgriechische Epen aufgefunden zu haben. Er schreibt darüber: „Zurückgekehrt von einer Reise in den Orient beschloß auch ich das Büchlein zu entrollen, das ich aufzufinden vermochte. Fundort und Erwerb können auch bei dieser Gelegenheit ebenso wenig offenbart werden, wie bei den hervorragendsten egyptischen Funden die bis jetzt veröffentlicht sind. Wer etwas von Aufgrabungen weiß, begreift die Gründe. Doch die Hauptsache ist, daß diese Werke der modernen Menschheit wieder zugänglich werden, und die sicherste Beglaubigung liegt in den Texten selbst." Und er erzählt weiter, daß der Fund so vorzüglich schön und lückenlos erhalten war, daß die Niederschrift in den jetzt gebräuchlichen Buchstaben des griechischen Alphabetes nicht die geringste Schwierigkeit bereitete. „Der Dichter scheint eine ziemlich große Rolle hinterlassen zu haben. Da ich aber wenig neugierig bin, so habe ich nur das Ende der Rolle entrollt. Vielleicht befinden sich am vorderen Ende der Rolle noch mehr „Schilderungen"; vielleicht hat der Dichter aber diesen Raum nur als Titelblatt benutzt, und darauf seinen Namen genannt. Wir wollen das auf sich beruhen lassen, oder vielleicht zu passender Zeit die Entrollung fortsetzen. Unzeitige Neugierde ist immer der Feind der echten Forschung gewesen, und ich möchte mich des Fehlers in diesem Falle nicht schuldig machen." Immerhin giebt der gelehrte Forscher seinen Fund jetzt der Oeffentlichkeit preis. Zuerst das altgriechische Original der „Ophioktoneia" und „Eugenias", dann seine deutsche Uebersetzung, beides in zwei Broschuren des Verlages von Carl Stracke in Hagen i. W. Die Sprache ist im Wesentlichen die alt-epische, Homerische, doch finden sich hier noch mehr Anklänge an die äolische Mundart, als in der Iliade oder der Odyssee. Jedenfalls muß der Dichter in recht alter Zeit gelebt haben; oder auch, er war ein Aeolier aus den nördlichen Stämmen, die unmerklich in die der Epiroten übergingen. Die Erwähnung von Kleon zwingt uns, den Dichter in die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege zu versetzen. Mancher Leser, meint der gelehrte Mann, wird sogar moderne Anklänge finden wollen. „Solche Beurtheiler aber können wir leicht durch eine schärfere Kritik widerlegen. Man wird Tabak und Cigarren erwähnt finden; denn es scheint sicher, daß ζιγάρη nur diese Bedeutung haben kann. Aber man lasse nur die alten Vorurtheile fahren. So nennt man bis auf den heutigen Tag den flandrischen König Gambrinus als Erfinder des Bieres; und doch haben die Egypter schon Jahrtausende vor Christi Geburt das Bier gebraut, und die Brauer von Pelusium waren schon damals ebenso berühmt wie die heutigen Münchener Brauer. So findet man auch Tabakspfeifen in den ältesten ‚mound-buildings' in Nordamerika, die Jahr-

tausende zurückreichen. Und man hat längst erkannt, daß verschiedene Tabaksarten schon in uralten Zeiten in China und anderswo angebaut wurden. Auch kann man kaum staunen, daß dieselben Namen dafür noch jetzt in Gebrauch sind. Weiß man denn nicht, daß viele allgemein gebrauchte Erzeugnisse seit den ältesten Zeiten bei den verschiedensten Völkern denselben Namen haben?" Beide epische Vorgänge spielen bei dem sonst unbekannten Volk der Gigéer oder Giger (*Γιγῆες*). Auch dieser Name weist uns auf den nördlicheren Theil der Balkan-Halbinsel. „Noch heutigen Tages heißen die nördlichen Albanesen Geger, zum Unterschied von den südlichen, den Schkipetaren. Und die Wiener, die doch dem Schauplatz des Gedichtes so viel näher leben als wir Reichsdeutschen, kennen noch aus der Ueberlieferung das Volk der Gigerl. In gelehrten Zeitschriften, irre ich nicht z. B. in den Fliegenden Blättern, werden diese mit vielen Symbolen halb kannibalischer Menschen abgebildet, jedenfalls der wilden Menschen, die in Verunstaltungen des Körpers und sinnlosem Aufputz Unglaubliches leisten. So die an Raubthiere erinnernden unbeschnittenen Fingernägel, der gewaltige Krückstock, die Schnabelschuhe, der bienenkorbähnliche Cylinder. Da dürfen wir nun auch wohl in den Namen der bei ihnen auftretenden Helden höchst alterthümliche Formen erwarten, welche noch deutlicher die Verwandtschaft der einzelnen arischen Stämme verrathen." Der König, von dem das Doppelepos handelt, heißt dort Bilemos, sein „Berather" Bisomarx, sein Feldherr Molkes. Wie leicht erweisen sich diese Namen als alt-griechisch, oder vielmehr als alt-arisch! Baal, Bel u. s. w. (auch in der griechischen Grußformel *βάλε* = walte Gott) heißt der Herr; also in der Superlativform Bil-emos ein „hervorragender Herrscher, ein idealer Herrscher", wie *βασιλεύτατος*. Sein Berather Biso-marx ist der auf die Bisonte oder Wisente, das ist auf das wilde und bösartige Rindvieh, das in alten Zeiten so oft die Fruchtfelder verwüstete, immer sein Auge richtende („merkende"), natürlich, um es abzuwehren. „Molkes" stammt von *μαλακός*, und bedeutet also den „weich oder mürbe machenden", was sich auf die feindlichen Heere bezieht. Doch genug von diesen Proben! Nach dieser zuverlässigen kritischen Grundlage können wir nun in wenigen Zügen den Inhalt der beiden Gedichte andeuten.

Die Ophioktoneia ist offenbar ein Scherz über ein Abenteuer mit einer ganz unschädlichen Schlange, wie etwa der Schlingnatter, die Jemand für die giftige Kreuzotter oder gar Viper hielt. In dem zweiten Gedichte soll die Wirksamkeit eines Demagogen geschildert werden. Wer gemeint sei, wissen wir nicht; denn sein Name Ithyner ist sicher ein frei geschaffener, um das vorwärtsstürzende Wesen des Mannes auszudrücken. Denn *ἰθύς* heißt „gerade drauf los"; *ἰθύνειν* „gerade darauf los stürzen oder richten". Nichts wäre verkehrter, als den Namen durch „Richter" zu übersetzen. Soll damit ein Mann von gesundem Urtheil bezeichnet werden, so müßte *κριτής* der griechische Name sein; sollte es den Handhaber des Gesetzes bedeuten, so wäre das *δικαστής*. Aber weder von gesundem Urtheil, noch von Kenntniß des eigentlichen Wesens der Gesetze zeugen die Reden dieses Ithynter. So wählt Dr. Chalkeus für die Uebersetzung lieber das Wort „Strecker". Dieser „Strecker" des Epos sagt z. B. mit der größten Unfehlbarkeit die schwerste Demüthigung seines Vaterlandes voraus. Es tritt das Umgekehrte ein, vielleicht ein Aufschwung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und eine Machtentfaltung, wie kein anderes Volk sie bisher erlebte. Und der Redner-Prophet? Er hat wieder vollkommen Recht behalten: wer in den Schlingen seiner Sophistik ist, der sollte glauben, daß er, der politische Reiseonkel, seine Nation aus dem tiefsten Verfalle gerettet habe. „Seine Anhänger, denen jedes geschichtliche Verständniß fehlt, erblicken die ganze Welt nur in dem farbigen Glas, das ihnen von den Kunstbrillen-Lieferern der eigenen Partei in Zeitungen und Reden geboten wird. Würden die Leute einmal mit natürlichen Augen sehen lernen: sie würden bald gewahr werden, daß Welt und Leben, Staat und Gesellschaft in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit sich nicht durch ein einziges doctrinäres System ummodeln lassen, aber nicht einmal auf den Namen der Doctrinäre dürfen diese Redekünstler Anspruch erheben. Ihr Ziel ist vielmehr kein anderes, als den großen Männern Schwierigkeiten zu bereiten; und so verbinden sie sich bald mit dieser, bald mit jener Partei, den aller-widersprechendsten, nur wo sie jenes erreichen, und zugleich die eigene Person in ein möglichst helles — aber so bald verlöschendes — Licht setzen können. So sehen wir zuerst, wie Strecker der Große gegen den König Bilelmos und seinen Berather Bisomarx hetzt, weil sie sich in den Hader der Danen und Holsten mischen und Geld und Soldaten opfern wollen. Er warnt also:

„Siehe die Holsten wirst du geben den Danen zur Speise
und der Albinger Land, die starken Gigéer beraubend.
Drum so urtheil' ich: man soll keinen Pfifferling geben
Dem rathgebenden Mann. Du bist uns Allen verächtlich."

Und als dann im folgenden Gesang die bösen Prossen gegen der Austrer König ziehen, da zeigt Strecker den Schild der Gorgo von Olmütz und ruft wieder sein ceterum censeo:

„Drum so geb' ich nicht einen Heller dem nichtigen Bismarx."
So sprach er wohlgesinnt, doch folgten sie nicht seiner Rede.

Natürlich abermals zu seinem Schaden, denn der Volksprophet behält ja immer Recht, wie er behauptet.

Schlachtgetümmel brach los, das Gefilde erdröhnte von Waffen,
und in den Krieg sie strebten: jetzt aber sie büßten es Alles.
Denn die Senfenmänner seh' ich und die Brut aus dem Schmutze,
auch die starken Züge der mäusefangenden Männer,
wie gekommen sie sind nach Berlin und der lieblichen Sprea.
Ja, gefangen wanderten sie, die kriegerischen Männer,
unter der Götter Schutz und untadeliger Obhut der Prossen.
Viele treffliche Männer auch haben zu Stein geschaffen
Künstler emsig bemüht: die gedachten der Gorgo von Olmütz.
Ganz von Stein steht da Bisomarx, von Stein Held Molkes,
ja die Säule sogar der gewaltigen Siegesgöttin.
Wandere dahin: du erkennst in vielen der prossischen Städte
Helden von Stein und Erz: sie sind ein dauerndes Schreckniß
allen die nicht folgen dem Wort des großen Propheten.

Aber der alte Grieche weiß uns von Strecker noch andere Thaten zu singen.

Denn es war einmal bei den Gigéern gewaltiger Hader:
oft in den Hallen der Städte versammelten sich ihre Schaaren,
und der Worte Streit entstand aus heftigem Zorne.
Von dem Tabak kam der Groll: denn der böse Bismarx
wollte diesen benutzen als Quelle für Steuer und Zölle.
Da erfaßte Schmerz die Seele des großen Giganten,
Des gewaltigen Streck, und er flehte zu allen Göttern,
ihm ein großes Zeichen herab zu senden vom Himmel,
das mit Staunen erfüllte brodessende Menschen hienieden
alle zusammt. Und sie, die ewig lebenden Götter
sandten als Reitthier ihm den luftdurchfahrenden Glimmer,
welcher schnell ihn trug durch die Luft in jegliche Gegend.
Wann sich versammelten nun in den Hallen berathende Männer,
schnell erschien da der Held, getragen von Wolken und Winden.
Oft ermahnte er auch die Gigéer mit wuchtigen Worten:
Höret mich, o Gigéer, ihr Raucher vortrefflichen Knasters,
und die ihr die Rollen des Tabaks kaut mit den Zähnen,
oder die Nasen stopft mit dem Staub des rühmlichen Krautes!
Aus all' diesem Stoff will wieder Reichthum und Wohlstand
schöpfen der Mann, der da ist der unbesonnenste aller.
Der Cigarren will er berauben die Männer der Arbeit,
von dem Munde ziehen die Rollen des braunen Tabakes
und den duftenden Staub des Knasters nehmen den Nasen.
Wer wird ferner noch opfern den Göttern die Rauchhekatomben,
duftend so schön, und wer den braunen Saft des Tabakes,
die Trankopfer des Mundes, in sprudelnder Fülle ergießen?
Wird noch ferner niesen die Nase, den Göttern zur Freude?
Und mit diesem Zoll will Geräthe des Kriegs er beschaffen,
und ein großes Heer für den Krieg aufziehn und ernähren:
drum will plündern er die Raucher und gänzlich berauben.
Also erhebt euch nun, und verweigert jegliche Summe
dem geldgierigen Marx, wonach er immer verlanget.
Ich aber bin des großen Zeus selbsteigener Verkünder,
Strecker der Große, den man den Wohlgeborenen nennet.

Man mag in dem Epos auf griechisch oder deutsch weiter lesen, wie Strecker nach einander die speckspendenden Schweine, die sensenbewehrten Polacken, die übergebirgischen Priester, die Wucherer-Zunft u. s. w. gegen Bismarx in Schutz nimmt. Zuletzt wird Strecker der Große von den Musen gekrönt und lieblich tönt ihr Lobgesang:

Ehrengabe sei dies dem ruhmgedunsenen Redner,
der stets pries der Polacken Geschlecht und stets die Cigarren,
mit der Rede Schwall einführte die Gottheit des Schnapses,
doch Bismarkischer Kraft nur Schmach und Höhnen bereitet.
Auch für ewige Zeit wirst im Lande des Hades du tragen
dieses Angebinde der Reden die immer du schwatztest.

Der altgriechische Scherz ist mit Geist, Witz und viel Gelehrsamkeit verfaßt, und Eugen Richter wird wohl über sein äolisches Spiegelbild, den großen Strecker, am meisten lachen. Uebrigens ist es nicht der erste Versuch einer philologischen Satire. Wir erinnern nur an das prächtige Büchlein der Siebzigerjahre: „Reise des Cheirisophos nach Boötien", worin ein anonymer Philosoph mitten im Triumphzug des Darwinismus die Zuchtwahl, die Entstehung der Arten u. s. w. lächerlich machte. Und damals gehörte dazu mehr Muth als heute.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auch eine Romfahrt.

Von Hermann Wichmann (Rom).

Storno heißt mein Rompilger. Emilio Perosi ist sein eigentlicher Name; warum er Storno genannt wird, weiß er selber nicht. Er ist seines Zeichens Führer in Tosi, einem toscanischen Dorfe nahe dem Kloster Vallombrosa, hoch auf dem Bergrücken des Prato Magno im Appenin. Trotz seines Alters von 58 Jahren ist Storno überaus kraftvoll und ausdauernd. Wer je den borghesischen Fechter gesehen hat, dieses anatomische Kunstwerk, das nur Muskeln und Knochen aufweist, der kann sich einen Begriff von dem Körper dieses Bergführers machen. Gegen jede Strapaze, gegen jede Erkältung ist Storno gefeit; oft hat er sich nach langen Bergtouren, wenn er kein Unterkommen mehr fand, in kalten Nächten, nur von seinem Mantel umhüllt, unter einen Baum geworfen und fast bis zum Sonnenaufgang geschlafen. Am folgenden Tage war er dann frisch wie zuvor.

Mich und meine Familie verbindet mit ihm ein zwanzigjähriges Zusammenleben in Vallombrosa während der Sommermonate. Wir verbringen diese Jahreszeit wegen der Hitze, die in italienischen Städten herrscht, immer in dieser hohen Region und in reiner Luft. Meine Anhänglichkeit an Storno schreibt sich von den Diensten her, die er meiner in Vallombrosa verschiedenen Tochter bei ihrer Krankheit geleistet und von den wochenlangen Ausflügen in die Casentiner-Berge und Apenninen mit meinen Söhnen, deren Schutz ich ihm wegen seiner Zuverlässigkeit ohne Gefahr überlassen durfte.

Und nun beabsichtigte also dieser Sohn der Berge eine Pilgerfahrt nach Rom, wie dergleichen Wanderungen zum heiligen Vater bekanntlich häufig stattfinden. Schon zu Anfang des Jahres war ich von seinem Plan in Kenntniß gesetzt worden und zwar durch ihn selbst. Vergeblich suchte ich ihn davon abzubringen, denn mir ahnte nichts Gutes. Aber Storno war die Hartnäckigkeit selbst. Um zwei Uhr Nachts macht er sich also auf die Beine, lief sieben Stunden nach San Giovanni und setzt sich an dieser Station in den Bummelzug, um Abends nach Neun in Rom einzutreffen. Hier das erste Mißgeschick. Am Bahnhofe wurde ihm sein Säckchen getrockneter Pilze abgenommen unter dem Vorwande, daß auch giftige darunter sein könnten. Storno, der von Kindheit an Pilze, Erdbeeren und andere Waldfrüchte gesammelt, verstand das natürlich viel besser als die Beamten des Stadtzolls, bringt doch seine Heimath fast nur gerade diese Früchte hervor. Nun, er tröstete sich ziemlich rasch über seinen Verlust, nahm einen kleinen Jungen als Führer mit und erschien an unserem Horizonte. Er wollte ohne Weiteres in die Wohnung dringen und versicherte dem Hausmädchen an der Thür, er sei ein galantuomo. Aber in Rom sind alle Ehrenmänner, und erst, als er sich als Storno zu erkennen gab und verlangte, daß mir dieser Name angemeldet werde, erhielt er Einlaß.

Wir saßen gerade bei dem einfachen Nachtessen, und da Storno noch nicht gespeist hatte, auch nicht mehr viel übrig war, ließen wir eiligst im Hause gemachte Nudeln kochen, Schinken und Käse holen, setzten ihm einen guten römischen Wein vor, und so war er froh, sich ordentlich satt essen zu können. Wir dachten nun, es sei ihm irgend eine Herberge empfohlen worden, aber das war ein Irrthum. Storno wollte sich nicht so bald von uns trennen. Also wurde ihm ein Bett zurecht gemacht, von dem er meinte, daß es für seine geringen Ansprüche ein wahres Hochzeitsbett sei, so weich und schön hätte er es in Tosi nicht. Unsere beiden Dienstmädchen aber kamen aus dem Kichern nicht heraus, weil er in seinem toscanischen Dialecte Witze machte. Seine groteske Bergtracht, der große rothe Fuchspelz und unbändig breite Hut trugen dazu bei, seine Reden und Geberden noch komischer erscheinen zu lassen. Vor dem Schlafengehen wurde noch folgende Verabredung getroffen: Storno kann drei Tage und drei Nächte unser Gast sein, erstes und zweites Frühstück, dann Abends das pranzo einnehmen und zu jeder Zeit sich nach Belieben in der Küche aufhalten.

Damit erklärte er sich einverstanden, doch schon am anderen Morgen, als ich noch im Bette lag, schien er sich eines Besseren besonnen zu haben. „Ich will," sagte er zu meiner Frau, „lieber gleich Addio sagen, denn ich habe viel für meine Interessen in Rom zu thun. Sagen Sie dem Professore meinen Gruß, und auf Wiedersehen in Vallombrosa!" Zwar wurde ihm zu Gemüth geführt, daß es unrecht von ihm sei, nicht persönlich Abschied von mir zu nehmen, indessen möge er nach Belieben verfahren; bei unserer Abmachung bliebe es unter allen Umständen: drei Tage Essen und drei Nächte Quartier. Er sei immer willkommen, vorausgesetzt, daß er nicht etwa bei einem anderen Bekannten sich behaglicher fühlen sollte. Damit machte er sich auf den Weg für seine Interessen.

Und Storno hatte wirklich viele Bekannte in Rom. Hatten doch die Vallombrosa besuchenden Römer, Engländer und Amerikaner alle zu ihm gesagt: „Wenn Sie einmal nach Rom kommen, so besuchen Sie uns doch auch." Das heißt so viel wie: wir sagen Ihnen guten Tag und geben Ihnen ein Glas Wein. Storno aber hatte die Sache so aufgefaßt, daß Alle nur darauf warteten, ihn in Rom gastlich aufzunehmen und fürstlich zu beschenken. Erzählte er doch später unseren Dienstmädchen, als sich die Verhältnisse anders gestalteten, wie sehr er sich getäuscht habe. „Wißt Ihr, Kinder, wenigstens so 25 Franken von jedem Freunde hätte ich schon erwartet!" Und so lief er nun also den Tag nach seiner Ankunft zu allen Bekanntschaften, die er in Vallombrosa gemacht hatte. Dabei war er in Begleitung eines Burschen, den er für einen Franken engagirt hatte, damit er den natürlich des Weges Unkundigen überall hinführe. Er hatte sich Jahre lang eine Menge Visitenkarten der Sommergäste von Vallombrosa gesammelt; jetzt sollten deren Namensinhaber herhalten. Aber, wer wüßte nicht, wie es mit so freundlichen Einladungen zu gehen pflegt! Von den vornehmsten Herrschaften wurde er gar nicht erst empfangen; Andere gaben ihm, nur um ihn los zu werden, ein paar Geldstücke, noch Andere sagten ihm „Guten Tag", bedankten sich, daß er sie nicht vergessen habe, und ließen ihn unbeschenkt weiter ziehen. So nahmen also die sogenannten Interessen des armen Storno einen kläglichen Verlauf.

Auf allen Straßen und Plätzen war er zu sehen, immer auf der Suche nach seinen „guten Freunden". Ich selbst traf ihn nach Tisch auf dem Corso, wo er bei dem herrlichen December-Frühlingswetter im Sturmschritt, mit seinem dicken Pelz bekleidet, nach der Porta del Popolo zustrebte, an seiner Seite den Führer; zu uns war Storno zum zweiten Frühstück nicht gekommen. Lieber hatte er in einer Weinschenke eine Kleinigkeit zu sich genommen, denn seine Interessensphäre lagen offenbar zu weit von unserer Wohnung ab, als daß er zur richtigen Stunde hätte eintreffen können. Als ich ihn sah, war er sehr enttäuscht und mißmuthig. Rom sei eine überaus häßliche, langweilige Stadt, seine Bewohner höchst unangenehm, und Volk und Stadt wären nicht im Entferntesten mit Florenz und den Florentinern zu vergleichen. Er kündigte mir an, daß er Abends zwar zum Essen erscheinen werde, dann aber wolle er vor Mitternacht nach Rignano fahren, das von Tosi und Vallombrosa nur so weit entfernt liege, um auf dem Marsche gemüthlich eine Cigarre ausrauchen zu können.

„Das wäre eine saubere Pilgerfahrt," hielt ich ihm vor. „In Rom gewesen und nicht mal San Pietro gesehen!"

„Nein, nein," rief er aus und sträubte sich mit Händen und Füßen, „je schneller weg aus Rom, desto besser. Dente cavato non duole più (Ausgezogener Zahn schmerzt nicht mehr)," sagte er, und das sollte heißen, sei er erst fort aus Rom, so höre für ihn aller Aerger auf. Und noch ein doppelsinniges Sprüchwort citirte er: „Più marche si gira, più marcheggiani si trovano." (Je mehr Meilensteine, desto mehr Lumpen trifft man.)

Also Abends, es war kaum dunkel geworden, fand er sich wieder bei uns ein, überaus niedergeschlagen. „Meine Frau hat Recht behalten," stöhnte er, „sie hatte mir von der ganzen Schwindelfahrt abgerathen. O wäre ich erst wieder in Tosi!"

Indessen, mit ganz leeren Taschen kam er doch nicht von seinen Pilgerfahrten durch die ewige Stadt zurück; gegen zwanzig Francs hatte er auf seinen Besuchen eincassirt, wozu ich nach meinen Kräften einen Beitrag zulegte. Wenn aber der Mensch Hunderte erhofft und muß mit einer so kleinen Summe abziehen, so ist dies eine bittere Pille. Auch mit uns war er nicht zufrieden, denn er hatte gehofft, ich und meine Frau würden ihm um den Hals fallen und ihm wenigstens vierzehn Tage lang seinen römischen Aufenthalt bezahlen und versüßen. Wenn auch nicht uns gegenüber, so doch zu unseren Dienstleuten äußerte er sich in diesem Sinne deutlich genug, wobei er in der Küche als Abendbrod einen halben Lammbraten, Kartoffeln, Salat, dann Butter, Käse

und Wein mit größtem Behagen vertilgte. Ich bedeutete ihm noch einmal, er solle doch Rom nicht verlassen, ohne das größte Wunder der Welt, Sankt Peter, gesehen zu haben. Umsoweniger, als er den ganzen Tag umhergerannt war und der Tag vorher gleichfalls sehr anstrengend für ihn gewesen, und jetzt wollte er schon wieder die Nacht durch fahren und eine weite Wanderung unternehmen.

„Gut," entgegnete er, „ich werde also erst morgen früh reisen, aber nicht wegen San Pietro, denn den habe ich gesehen."

„Wie so?" fragte ich, „Du bist ja doch in keiner Kirche gewesen."

„Das gerade nicht, aber ich war auf einem Platze mit einer Menge zerbrochener Säulen; nur eine war ganz, auf der höchsten stand eine Figur, und der Führer sagte mir, es sei Sankt Peter. Hab' ich ihn also nicht gesehen?"

Ich lachte laut auf: Storno war offenbar auch auf das Forum Trajanum gestoßen, wo bekanntlich auf der antiken Säule jetzt die bronzene Statue des heiligen Petrus steht.

So verabschiedete ich mich denn von meinem Sohn der Berge. Bald schnarchte er in seinem „letto di nozze", daß unser alter Palazzo dröhnte. Am folgenden Morgen trank er noch behaglich seinen Kaffee und zog dann um halb zehn Uhr wieder pelzumhüllt ab. Meine Frau begleitete ihn noch bis an die Hausthür.

„Signora," flüsterte er ihr zu, „entschuldigen Sie, aber meine Frau wäre wohl sehr böse, wenn ich ohne ein Geschenk von Ihnen wieder heimkäme." Was blieb also der Hausfrau übrig, als noch ein buntes seidenes Tuch für seine Eheliebste herauszusuchen.

Er dankte und wiederholte, er sei nur froh, wenigstens mit heiler Haut davon zu kommen. „O dieses Rom!" rief er aus. „Und erst diese Römer!"

Er trollte sich also, glücklich, am Ende seiner Leiden angelangt zu sein. Und auch wir glaubten, der gute Storno habe gemüthlich seinen Waggon gefunden, sei ruhig zurückgereist, in Pontassieve abgestiegen und in die Arme seiner besseren Hälfte geeilt, um von den Widerwärtigkeiten seiner Pilgerfahrt auszuruhen. Weit gefehlt! Der Biedere wurde noch unfreiwillig in Rom zurückgehalten. Die Polizei am Bahnhof fand eine überaus curiose Aehnlichkeit mit einem Individuum heraus, das man von Sicilien her als Anarchisten signalisirt hatte. Brauner Pelz, breiter Calabreserhut, ein Maal über dem rechten Auge, graugrüne tückische Augen, hager, und mit langem Bergstock versehen. Alles stimmte. Und eben als Storno in einen Wagen dritter Classe einsteigen wollte, fing ihn der mißtrauische Carabiniere ab und brachte ihn in Begleitung zweier Kameraden schnurstracks nach der Quästur. Dort hatte er auf Befragen, wo er die Nacht zugebracht habe, angegeben, daß dies bei einem Deutschen Namens Wikamanno gewesen sei. Man wollte ihm nicht glauben und sperrte ihn vorläufig ein. Immerhin hatte man nachträglich den Einfall, sich doch auch nach dem deutschen Spießgesellen zu erkundigen. Man fand aber einen stillen Bürger, der seit Jahrzehnten in Rom wohnt, pünktlich seine Steuern bezahlt und kein Wässerchen trübt. Und er bestätigte, Storno beherbergt zu haben. Immerhin — man kann nicht wissen . . . Also wurde ich auf die Quästur berufen, wo ich mich meinem Freunde Storno gegenüber fand, der mir als seinem Retter in der Noth um den Hals fiel. Ich legitimirte mich bald. Aus alter Gewohnheit führe ich nämlich zwei verschieden gedruckte Visitenkarten in der Tasche, die eine einfach mit meinem Namen, die andere für den Fall, daß ich, sozusagen, officielle Besuche zu machen habe, mit meinen Titeln. Letztere wies ich denn vor, und der „professore" und noch mehr der „cavaliere" bewirkten mit einem Schlage eine Wandlung der Gemüther. Nachdem ich über alles Storno Betreffende genaue Auskunft gegeben hatte, wurde die Untersuchung abgebrochen und der arme Kerl sofort in Freiheit gesetzt. Ja, man bat ihm wegen der ihm zugefügten Unbill mit italienischer Höflichkeit um Entschuldigung und bewilligte ihm sogar eine kleine Entschädigung, da seine Casse durch das bereits gelöste Billet arg zusammengeschmolzen war. Ueberdies war der Bummelzug nach Toscana längst abgefahren. Storno mußte also bis zum Abend auf den zunächst abgehenden Zug warten. Er blieb gegen billige Bezahlung zum Mittagessen und bis zur Abfahrt bei dem Portier im Quästurgebäude, um so lieber als dieser eine hübsche Frau besaß, mit der mein Storno, wie ich nachher erfuhr, noch den Niedlichen gespielt haben soll. So verklärte also die Liebe zuletzt noch die Schrecken seiner Romfahrt . . .

Endlich schlug die Stunde der Erlösung, gewiß nicht für unsern Storno allein, sondern wohl für Alle, die mit ihm zu thun gehabt hatten. Von nun an scheint Alles glatt von statten gegangen zu sein, erhielt ich doch durch die dritte Hand Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Tosi, wo er eine furchtbare Schilderung seiner Qualen gemacht haben soll. Auch von ihm selbst empfing ich neulich eine Postkarte, deren Hieroglyphen ich nicht ohne Mühe entzifferte.

„Liebster Freund" (Storno liebt die Superlative) „wann kommen Sie wieder zu uns? Beeilen Sie sich, denn sonst sehen wir uns so bald nicht wieder. Ihr Rom kann mir nämlich gestohlen werden, Rom und alle Römer, ohne Ausnahme. Vergessen Sie aber nicht, meiner Frau was Schönes mitzubringen."

Aus der Hauptstadt.

Schorle-Morle.

Im bergwerkberühmten Kattowitz hängt, wie die Zeitungen melden, in einer Wirthschaft folgendes Placat: „Bei vorkommenden Schlägereien bitte ich nicht die Biergläser zu benutzen. Hinter'm Ofen liegen die Knüppel. Hochachtungsvoll der Wirth."

Die Haager Friedensconferenz hat das vortrefflich eingerichtete Local bereits für ihre nächste Tagung gemiethet.

*

Nach den Enthüllungen Memminger's über die Schatulle der alten Fürstin von Bückeburg soll hinfort in deutschen Kirchen die anzügliche sechste Bitte aus dem Vaterunser: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern" nicht mehr gesprochen werden.

*

Vor einiger Zeit hat man die Oden eines weniger bekannten griechischen Dichters, des Bakchylides, von den Mumien egyptischer Könige abgewickelt. In unseren Tagen benutzt man die Werke schlechter oder unberühmter Poeten mit Vorliebe zum Einpacken von Wurst und Käse. Da waren also die Alten denn doch erheblich idealer veranlagt, und im Vergleich mit den heutigen Zuständen muß es damals eine Lust gewesen sein, Lauff zu heißen.

*

Die Eisenbahn-Direction Berlin hat ihre Beamten neuerdings darauf aufmerksam gemacht, daß den Angestellten sowohl die Annahme von Trinkgeldern wie die Sammlungen zu Ehrengaben an Vorgesetzte verboten seien.

Etliche freisinnige Hauptstadtväter schwebten in Furcht, daß die Große Berliner Straßenbahn-Gesellschaft dem bösen Beispiele folgen und ebenfalls von Trinkgeldern und Ehrengaben nichts mehr werde wissen wollen. Glücklicherweise besannen sie sich rechtzeitig darauf, daß die für sie von der Straßenbahn aufgebrachten Gelder jede andere Bezeichnung, nur nicht den Titel einer Ehrengabe verdienten, und gingen darauf am 1. Juli ruhig zur Casse der Gesellschaft, um die üblichen halbjährlichen Trinkgelder, Dividenden und Tantièmen abzuheben.

*

Die Kunst, Majestätsbeleidigungen zu construiren. Ein Hülfs- und Nachschlagebuch für Denuncianten und Solche, die es werden wollen. (Preis 50 Pfennige. In Partien billiger. Für Bedürftige und Leute mit geistigem Armuthszeugnisse kostenlos.)

Durch dies Buch wird einem täglich stärker hervortretenden, unleugbarem Bedürfnisse in der denkbar glücklichsten Weise abgeholfen. Der Verfasser weist in einer glänzend geschriebenen Vordenunciation zunächst darauf hin, daß die vielberufene, sociale Frage an sich schon eine Majestätsbeleidigung ist, da es in einem wirklich gut regierten Staate keine sociale Frage geben kann. Der Vorwurf aber, ein Land sei nicht gut regiert, kennzeichnet sich ohne Weiteres als Verbrechen gegen die Majestät. Würden diese Criminalthaten rücksichtsloser verfolgt und strenger bestraft, so verringerte sich fraglos ihre Zahl, und auch die sociale Frage fiele alsbald fort.

Nachdem der Verfasser diese gleichsam ideale Seite der Angelegenheit mit überzeugender Logik und in blumenreicher Sprache behandelt hat, wendet er sich zu den mehr realen Vortheilen, die das eifrige Forschen nach Majestätsbeleidigungen für den Denuncianten haben muß. Er zeigt, wie man sich an hartherzigen Gläubigern, Brodherren, hochnasigen Flurnachbarn ꝛc. in billiger und angenehmer Weise rächen kann, indem man sie wegen Majestätsbeleidigung anzeigt. Verfasser giebt eine Reihe von übersichtlichen Anleitungen und behauptet, mit Hülfe allerliebster Fallen und Provocationen bereits an 150 Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts wegen Majestätsbeleidigung in's Gefängniß gebracht zu haben, darunter die sechzehn Schuhmacher- und vierund-

zwanzig Schneidermeister, die in den letzten beiden Jahren für ihn arbeiten, sowie etliche zwölf Geliebte, denen er zwar ihre Sparcassenbücher abnahm, deren Kinder er aber nicht alimentiren wollte. Von einer soeben eingereichten rassinirten Denunciation gegen seinen derzeitigen Bureauvorstand erhofft Verfasser besonders gut klingende Vortheile. Ebenso verspricht er sich viel von einem durch ihn in die Wege geleiteten Verfahren gegen seinen einzigen Bruder, der dem Wortlaute des Gesetzes zufolge nach rechtskräftiger Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung von den Eltern bekanntlich enterbt werden kann.

Da das Buch mit besonderer Berücksichtigung der Zuchthausvorlage geschrieben worden ist, verdient es die aufmerksame Beachtung aller Arbeitswilligen; doch wird es auch auf der Fondsbörse mit Nutzen gelesen werden.

*

Die Nachrichten über den schlechten Gesundheitszustand des Erbprinzen Danilo von Montenegro und seine niedergedrückte Stimmung bestätigen sich nicht. Der Erbprinz ist vielmehr Dank der guten ärztlichen Behandlung augenblicklich von geradezu quecksilberner Munterkeit.

*

In den maßgebenden liberalen Berliner Blättern häufen sich in letzter Zeit auffallend die pikanten Anzeigen.

Diese Zeitungen haben zwar nicht mehr die Massen, dafür aber die Massensen hinter sich.

*

Die zur begeisterten Verherrlichung der Berliner Stadtverwaltung bestellten Journale weisen mit einigem Stolze darauf hin, daß in diesen Tagen wieder mehrere subalterne Magistratsbeamte ihr fünfundzwanzigstes Dienstjahr zurückgelegt haben.

Das ist aber auch das Einzige, was sie in dieser Zeit, Dank der Großmuth des Berliner Magistrates, zurücklegen konnten.

*

Ein ahnungsvoller Engel.

Hausknecht: Wann soll ich Ew. Gnaden morgen wecken?

Die Excellenz auf Urlaub: Nicht nöthig, mein Bester! Wenn ich abreisen will, wache ich regelmäßig zur richtigen Stunde von selbst auf!

Hausknecht (in Bewunderung): Sapperment — da ist ja an Ew. Gnaden ein prächtiger Hausknecht verloren gegangen!

*

Der Kampf um die Canalvorlage und die krampfhafte Opposition der Conservativen hat die seit langem auf den Nullpunkt herabgedrückten freisinnigen Hoffnungen, daß doch noch einmal ein Ministerium aus ihren Reihen gebildet werde, neu belebt. Selbstverständlich ist, wenn die Berliner Linke zur Macht kommen will, ihre Einigkeit das Haupterforderniß. Es haben sich denn auch etliche hervorragende Preßorgane der Partei dazu entschlossen, die früher so beliebt gewesenen Ermahnungen zur Einigkeit in Leitartikelform wieder aufzunehmen, und man darf hoffen, daß diese Aufsätze jetzt wieder eine ständige Rubrik in den davon befallenen Blättern bilden werden.

Aber der richtige Fortschritt muß mit der Zeit fortschreiten. Selbst wenn in einem Blatte solche Artikel nur zehn bis zwölfmal jährlich erscheinen, verursachen sie dem betreffenden Verleger große Satz- und Redactionskosten, die der arme Kerl nachher an Heirathsannoncen mit Mühe und Noth wieder einbringen muß. Um nun die Interessen der Partei mit denen der freisinnigen Verleger zu versöhnen, erbieten wir uns vom 1. August d. J. ab

Artikel über die Einigung aller liberalen Parteien, mit siegesfreudigen Ausblicken in die Zukunft, auf Bleiplatten

zu liefern. Es werden im Ganzen zwölf verschiedene Plattenartikel (siehe Verzeichniß) hergestellt, für jeden Monat einer; sobald das Jahr herum ist, fängt die Geschichte von vorn wieder an. Kein Leser wird das merken, und wer es merkt, liebt seine Zeitung wegen ihrer ehernen Consequenz noch inniger als bisher. Der Verlag aber erspart das hohe Gehalt für den Redacteur, der früher regelmäßig die Einigungs-Artikel zu schreiben hatte, und die nicht unbeträchtlichen, unnütz zum Fenster hinausgeworfenen Satzkosten.

Aus unserer Preisliste führen wir an:

Nr. 1. August. Hochsommer-Einigungs-Artikel mit Citat aus Wilhelm Tell („sagte doch schon der alte Attinghausen ꝛc. ꝛc.") mit schwungvoller Prophezeihung und geistvollem Scherz gegen den Kuhhändler Miquel . . . . . 75 Pfennige die Platte.

Nr. 1a. Derselbe Artikel mit zwei Citaten und der Ueberzeugung, daß die Macht der Reaction gebrochen wird, sobald die Regierung nur den Muth hat, Neuwahlen auszuschreiben, die Platte . 85 Pfennig.

Nr. 3. September. Herbst-Einigungs-Artikel, mit sechs poetischen Bildern und einem namentlichen Verzeichnisse der ältesten Greise Deutschlands (d. h. sämmtlicher Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei), die Platte . . . . . 80 Pf.

Nr. 3a. Derselbe Artikel, aber mit Gedicht von Albert Träger, die Platte nur . . . . . 40 Pf.

Nr. 5. November. Anti-Herbert Bismarck-Einigungs-Artikel, mit den Clichees aller Charakterköpfe der Freisinnigen Vereinigung, die für das Ministerium Barth-Rickert-Pachnicke in Frage kommen, die Platte . . . . . 65 Pf.

Nr. 12. Juni. Düster gefärbter Sonnenwende-Einigungs-Artikel. Bedauert die Thatsache, daß sich die drei Mann umfassende Freisinnige Vereinigung abermals gespalten hat, wodurch der Tod des dritten herbeigeführt worden ist, der bei der Theilung in zwei Hälften ging. Mit Citat, Siegeszuversicht und heiliger Ueberzeugung, ganz wie Nr. 1a, die Platte . . . . . 10 Pf.

Bei Entnahme von zwei Platten die Hälfte. Nutzen thut es ja doch nichts.

*

Damit sein Talent nicht verkümmert.

Gefängnißdirector: Sie haben nunmehr die Ihnen wegen schwerer Urkundenfälschung zudictirte Strafe abgesessen. Was gedenken Sie jetzt anzufangen? Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein?

Der Sträfling: Wenn Ew. Gnaden an's Reichstagsbureau schreiben möchten — die Reden des Herrn Präsidenten druckfertig zu machen, das getraut' ich mir schon!

*

„Miserabel schlecht geht mein Bankgeschäft! Das ist nun schon das elfte Jahr, wo ich zusetzen muß!"

„Na, warum giebst Du es dann nicht auf?"

„Ja — wovon soll ich denn leben?"

*

„Wissen Sie schon — Bankier X. hat einen Orden und den Commerzienrathstitel zur Belohnung erhalten!"

„Zur Belohnung wofür!"

„Weil er sein Geschäft aufgegeben hat!"

Prinz Vogelfrei.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

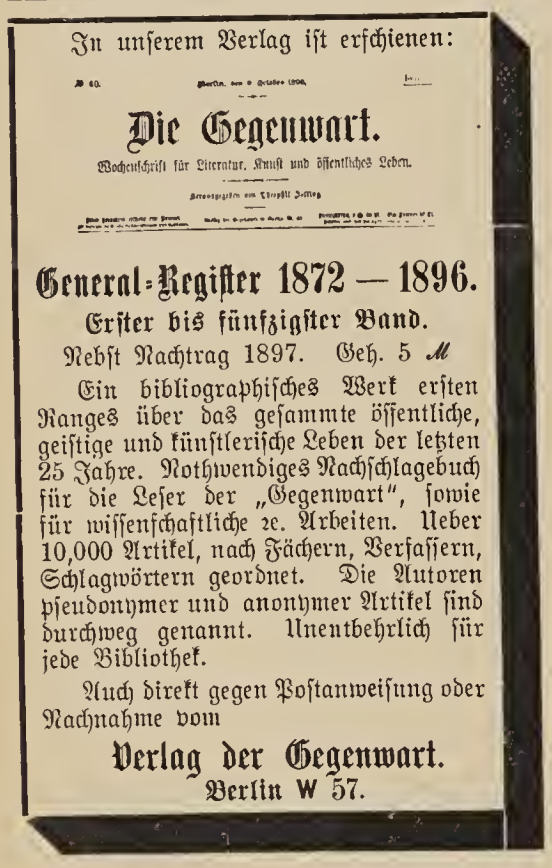
Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

In unserem Verlag ist erschienen:



Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—
1/4 Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 28. Berlin, den 15. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die nationale Aufgabe der Deutschamerikaner. Ein Mahnruf. Von St. — Spieltrieb und Spartrieb. Von M. Heinrich Strack. — Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen. Von Dr. jur. J. Behrend. — **Literatur und Kunst.** Die Grenzpfähle. Von Martin Greif. — Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist? Von Sp. Wukadinović (Prag). — **Feuilleton.** Eine Abrechnung. Von Wssjewolod Garschin. — **Aus der Hauptstadt.** Sommertheater. — Anzeigen.

Die nationale Aufgabe der Deutschamerikaner.

Ein Mahnruf.

Unlängst hat sich an dieser Stelle ein Deutschamerikaner über die europäische Aufgabe seiner alten Heimath ausgesprochen. Seine sonst so patriotisch empfundene und politisch durchdachte Erörterung verwechselt freilich das Deutschthum mit dem Germanenthum und wirft die Nordgermanen der skandinavischen Dänen, Norweger und Schweden mit einzelnen Gliedern der Westgermanen, d. h. uns Deutschen selbst zusammen. Die Niederdeutschen Belgiens und Hollands sind Fleisch von unserem Fleische und stammesgleich mit den reichsdeutschen Niederrheinern (Rheinfranken) und den Friesen und nicht mit den Skandinaviern zu vergleichen. Daher ist das längst erwünschte Einschreiten gegen das Dänenthum in Nordschleswig keine Gewaltthat des Polizeibüttels, sondern eine nationale Pflicht des Deutschthums gewesen. Der Deutschamerikaner ist vom vaterlandslosen Freisinn leider irre geführt. Doch haben selbst dessen Parteigenossen, soweit sie unterrichtet waren, gegen das würdelose Gebahren der Kieler Zeitung offen Stellung genommen. Außerdem wird in Nordschleswig kein Dänisch als Volkssprache geredet, sondern eine deutsche Mundart, die wohl dem jütischen Plattdänisch ähnelt, aber nicht dem Hochdänisch, das die dänischen Hetzer wider die alte Volksübung einschmuggeln wollen. Freilich ist der Gedanke einer Annäherung an unsere nordgermanischen Vettern nicht zu verwerfen und herrscht in Schweden bereits eine ausgesprochene Deutschenliebe an Stelle der früheren Franzosenfreundschaft. Aber hier liegt ein politischer Anlaß zu Grunde. Wie Deutschland die baltischen Provinzen als alte Glieder seines Volksthums ansieht, so fühlt sich Schweden mit Recht in Finnland durch die fortschreitende Verrussung vergewaltigt. Der normannische Zweig der Skandinavier, die Norweger und Dänen, die eines Stammes sind, wie ihre Sprache zeigt, sind dagegen französisch gesinnt. Erst der deutsche Sieg über Frankreich und Rußland wird sie auf unsere Seite zwingen. Indessen theilen wir die allgemeine Anschauung des Eingangs gedachten Aufsatzes, dessen Grundgedanke unserem Volksempfinden entspricht. In den Alldeutschen Blättern hat daher auch eine anregende Besprechung stattgefunden, die den Ausführungen des überseeischen Landsmannes volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Schließlich möchten wir nur einen leider vielverbreiteten Irrthum des Verfassers berichtigen, als ob das Wallonenthum Belgiens und die sogenannte französische Westschweiz nicht deutsch wären. Nicht nur diese Landstriche sind erst französirt, sondern das Gleiche gilt vom französischen Hochburgund, der Franche Comté und den französischen Niederlanden bis zur Somme.

Doch der europäische Schauplatz interessirt uns hier nicht, vielmehr die undeutsche Auffassung des Amerikanerthums deutscher Herkunft. Der Deutschamerikaner betrachtet England und die Union als die gleichartigen großen angelsächsischen Reiche, vergißt also, daß mehr als zwanzig Millionen Nordamerikaner reines deutsches Blut in ihren Adern haben und daher nicht als nicht vorhanden anzusehen sind. Er schreibt wörtlich von sich: „Selbst daß er sich bewußt ist, mit seinen Nachkommen in das angelsächsische Wesen aufzugehen, kann ihn nicht mit dem Gedanken befreunden, daß es in hundert Jahren in der Welt nur noch Russen und Angelsachsen als Gebieter geben soll.“ Das Deutschthum Nordamerikas beträgt ein Drittel der weißen Bevölkerung; eine solche Minderheit läßt sich nicht ohne Weiteres vergewaltigen. Die englische Mehrheit besteht zu einem beträchtlichen Theile aus minderwerthigen Iren, die nicht Angelsachsen, sondern Kelten sind, mögen sie auch eine angelsächsisch-normannische Beimischung haben. Außerdem ist ein starker Procentsatz noch germanischen Geblütes, wie die ältesten Einwanderer, die Holländer, und die neuen Ankömmlinge mit erheblicher Kopfzahl, die Norweger. Das romanische Element des Südens, die Franzosen in Louisiana und die Spanier in Süd-Carolina, Florida, Texas, Californien und Nordmexiko sind keineswegs englisch gesinnt, noch im Angelsachsenthum aufgegangen. Die schwächste Widerstandskraft haben freilich die Deutschen trotz ihres zahlenmäßigen Uebergewichts, besonders in älterer Zeit, bewiesen, wo bloß die nationale Selbstentwürdigung der deutschen Vertreter der englischen Sprache zum Siege verholfen hat, da sonst das Deutsche als Staatssprache vom Congreß angenommen worden wäre, wie es die Amtssprache Pennsylvaniens gewesen ist.

National ist die große Republik der neuen Welt keineswegs ein englisches Staatswesen, sondern das englische Gepräge ist das Werk einer rücksichtslosen, aber gar nicht besonders starken Mehrheit, die sich sogar auf das nicht englische irische Element stützen muß, um das englische Aeußere der zahlreichen Minderheit aufzudrängen. New-York ist nächst Berlin die größte deutsche Stadt, da es eine Million Deutscher beherbergt. Aber nirgends ist das Deutschthum würdeloser und national gleichgültiger als in der thatsächlichen

Hauptstadt der Union. Die Jingohetze hat wohl das Deutschthum des Westens, aber nicht des Ostens, der viel deutscher als das Neuland an den Seeen und jenseits des Felsengebirges ist, zu thatkräftiger Abwehr erweckt. In New-York segelt das Deutschthum, besonders der reichsten und gesellschaftlich wichtigsten Schicht, munter im englischen Fahrwasser, weil es sich in der englischen Vermummung feiner als im deutschen Gewande dünkt. Freilich beweist es durch diese kindliche und feige Fremdenliebe am deutlichsten seine deutsche Abstammung, da dieser Erbfehler auch in der alten Welt noch unser bezeichnendstes Merkmal ist. Das Erwachen der deutschen Volksseele in Nordamerika berechtigt uns aber zu der Erwartung, daß die Deutschamerikaner sich des nationalen Unterschiedes vom Engländerthum bewußt werden und bleiben. Bisher hat sich das ziemlich gemischte Angelsachsenthum als das wahre Amerikanerthum aufgespielt und die Gefolgschaft der anderen Volksstämme als selbstverständlich angenommen. Die Hetze gegen das Deutsche Reich hat unser Volksthum in der Union mit Recht verletzt und ihm wenigstens theilweise die Augen geöffnet. Zahlenmäßig müßten im Congreß ein Drittel Deutsche sitzen; ein Drittel der sonstigen Volksvertreter und Gouverneure, wie der Gerichte und Schulen deutsch sein. Im überwiegend deutschen Staate Illinois mit seiner gleichfalls wesentlich deutschen Hauptstadt hat es wohl einen deutschen Gouverneur Altgeld gegeben, der sich jedoch kaum als Deutscher fühlte. Die Staatssprache ist auch in diesem Lande ruhig die englische der Minderheit geblieben. Der reichste Mann Chicagos, Pullmann, hat gänzlich vergessen, daß sein Vater ein hessischer Schäfer gewesen ist. Es ist daher höchste Zeit, daß das nationale Gewissen unserer Landsleute geschärft wird, damit sie nicht als der übliche Völkerdünger auch dem Angelsachsenthum dienen, das mit dem Slaventhum unser grimmigster Gegner trotz der germanischen Blutsgemeinschaft ist. Wir dürfen daher nicht dulden, daß die national zerrissene Union gemeinsame Sache mit England macht, um unsere Weltmachtstellung zu untergraben. Unsere Reichspolitik hat daher verständnißvoll das Hauptgewicht auf die Trennung der beiden englischen Staaten in den Samoawirren gelegt und sich gegen Amerika nachgiebiger und versöhnlicher gezeigt, als es dem rohen Friedensbruch gegenüber zu entsprechen schien. Der Schachzug ist muthmaßlich gelungen. Wir können auch einem Lande, das mehr als zwanzig Millionen Deutsche in sich schließt, nicht feindlich begegnen, solange sich das Deutschthum dortselbst nicht mit Bewußtsein aufgegeben hat. Einem englisch gesinnten Amerika werden wir auch rücksichtslos unsere Macht zeigen, und wir sind keine Spanier, sondern das waffengewaltigste Volk der Welt. Unsere Flotte ist trotz ihrer Kleinheit jedenfalls der amerikanischen ebenbürtig und durch Manneszucht ihr sicherlich überlegen, zumal im Ernstfall schwerlich deutsche Matrosen sich zur Ergänzung der Besatzung amerikanischer Kriegsschiffe finden werden, wie im spanisch-amerikanischen Kriege die Hälfte der Mannschaft Deutsche waren. Nur bei dieser Erwägung läßt sich unser Entgegenkommen erklären, da wir bloß der amerikanischen Einfuhr die Grenzen zu sperren brauchten, um eine böse wirthschaftliche Krise über die Union heraufzubeschwören, während bei uns lediglich die Kinderspielwaarenindustrie verloren wäre, da unsere sonstigen Ausfuhrgewerbe schon mit so unmäßigen amerikanischen Zöllen belegt sind, daß sie prohibitiv wirken. Der deutsche Zucker richtet sich schon auf den Verlust des amerikanischen Absatzes ein. Trotz des doch nicht andauernden Aufschwunges unserer Industrie geht unsere Ausfuhr immer mehr zurück und kann daher des amerikanischen Marktes entbehren, der seinerseits mit seinen landwirthschaftlichen Erzeugnissen auf uns nächst England angewiesen ist. Unsere wirthschaftliche Abhängigkeit von Nordamerika ist daher sehr gelockert und in absehbarer Zeit sicherlich fast beseitigt, wenn auch zu unserem Schaden, der jedoch viel größer auf amerikanischer Seite ist.

Den Deutschamerikanern liegt demgemäß national- wie wirthschaftspolitisch die Aufgabe ob, durch Betonung und Aufrechterhaltung ihres eigenen Volksthums die Beziehungen zu ihrem alten Mutterlande zu festigen und zu verstärken, indem sie zugleich die Zumuthung abweisen, die Union als lediglich englische Republik zu gestalten. Nur mit irischer Hülfe können die Yankees eine englische Herrschaft ausüben, und diese ungebildeten Kelten, die nur als Stimmvieh gelten, sind unsichere Cantonisten, die leicht gegen das Engländerthum gewonnen werden können. Aus diesem nationalpolitischen Grunde müssen die Deutschen ihre Abneigung gegen den rothköpfigen Paddy unterdrücken und dessen große Volkszahl gegen die Yankees ausspielen. Das Deutschthum im Bunde mit den Iren, den übrigen germanischen und romanischen Volkstheilen gewinnt dadurch sofort die Mehrheit, was im Lande des absoluten Stimmrechts Alles bedeutet. In Chicago hat sich schon ein Umschwung in dieser Richtung vollzogen. Die Iren machen aus ihrem Abscheu gegen die englische gelbe Presse auf amerikanischem Boden kein Hehl. Eine besonnene Politik zwingt das Deutschthum, diese Stimmung zu benutzen und sich die ihm gebührende Stellung im amerikanischen Staatsleben zu erringen. Bedingung ist als Kennzeichen des eigenen selbstständigen Volksthums die Herrschaft der deutschen Sprache im Amts- wie im Privatverkehr. Ein Mehrheitsbeschluß genügt in der Union. Zugeständnisse an die verbündeten anderen Volksstämme dürfen sich dann nicht auf nationalem Gebiete bewegen. Der Kampf muß daher vor Allem der englischen Sprache gelten, deren Uebergewicht im Staats- und Verkehrsleben gebrochen werden muß. Schon jetzt besteht keine Spracheinheit. Alle die bunten Volkssplitter der Republik reden ihre Muttersprache; nur der Deutsche radebrecht daneben und oft genug fast ausschließlich die häßlich verstümmelte englische Mundart, die leider nicht mehr das schöne niederdeutsche Angelsächsisch ist, die herrliche Sprache des Beowulf.

Bei dieser Sachlage ist es selbstverständlich, daß der Deutschamerikaner jede Stärkung des Deutschthums im neuen Erdtheil nur mit Genugthuung begrüßen muß. Die deutschen Siedlungen in Südamerika bilden naturgemäß einen Zuwachs des deutschen Volksthums und damit dessen Kräftigung in der Union selbst. Die berühmte und anmaßende Monroelehre haben die Yankees selbst aufgegeben, indem sie aus dem Rahmen einer amerikanischen Binnenpolitik heraustraten und eine angreiferische Weltpolitik führten, deren Folgen noch nicht abzusehen sind. Vorläufig sind aber die Antillen- und Philippinenbrocken noch nicht verdaut und liegen den Siegern mit den allzu billigen Lorbeeren schwer im Magen. Der Blaine'sche Panamerikanismus hat in den spanischen Südstaaten trotz ihrer elenden Regierungen einen kläglichen Schiffbruch gelitten. Der europäische Wettbewerb war in Südamerika nicht zu beseitigen. Nicht einmal das benachbarte Mexiko hat das Liebeswerben erhört, vielmehr entwächst das früher so verrottete Land dank der Geschicklichkeit seines tüchtigen Präsidenten immer mehr der aufgedrungenen Vormundschaft der Schwesterrepublik. Nur mit den centralamerikanischen Raubstaaten ist noch ein näheres Zusammengehen geglückt, so daß vielleicht der Durchstich und die Verbindung beider Weltmeere unter nordamerikanischer Flagge dem König Dollar gelingt. Frankreichs Thatkraft ist leider durch innere Wirren gelähmt, so daß die Fertigstellung des Panamakanals freilich fraglich erscheint.

Trotz dieser politisch und wirthschaftlich klaren Sachlage glaubt aber unser Landsmann jenseits des großen Wassers, daß das Deutsche Reich sich fürchte, die deutschen Siedlungen in Südamerika unter seine Oberhoheit zu stellen, um nicht die waffengewaltige Union zu reizen. Es ist richtig, daß das Reich beim Zusammenbruch des brasilianischen Kaiserreiches, wie leider öfters in seiner Colonialpolitik, die Gelegenheit versäumt hat, den Trennungsgelüsten der Südstaaten mit starker deutscher Bevölkerung Vorschub zu leisten und die

vier südlichen Bundesgebiete unter deutschen Schutz zu stellen. Zu spät wurde das Heydt'sche Verbot aufgehoben. Die Wiederaufnahme der südamerikanischen Besiedelung im großen Maaßstabe unter besonderer gesetzlicher Regelung beweist jedoch wohl am besten, daß das deutsche Volk keineswegs auf den Gedanken verzichtet, nach entsprechender Entwickelung dieser erst in den Anfängen stehenden Colonisation das Werk auch unabhängig von den Eingriffen der brasilianischen Mißwirthschaft zu stellen. Der Reichsadler wird in späterer Zeit sicherlich seine Fittiche über die Siedler deutscher Zunge schützend ausbreiten, mögen auch die Jingos in Nordamerika Zeter schreien. Pflicht der Deutschamerikaner ist es aber, mit dem Gewichte ihres politischen Einflusses diese deutsche Bewegung vor den Umtrieben der Yankees zu sichern und offen ihr Einverständniß und ihre Genugthuung darüber auszudrücken, daß der deutsche Aar diese deutschen Volksinseln auf dem südlichen Erdtheil der neuen Welt in seinen Fängen hält. Sollte sich der republikanische Deutsche der Union vor seiner heimathlichen Monarchie fürchten? Das Gerede von den Tyrannen und der von der finsteren Reaction bedrohten Völkerfreiheit schreckt doch nur noch politische Thoren. Weitgehende Selbstverwaltung ohne Assessorismus und Militarismus ist den brasilianischen Siedlungen sicher. Dazu haben wir selbst zu schlechte Erfahrungen mit diesem System der Bevormundung gemacht. Das englische Beispiel des self-government werden wir gern und zu unserem eigenen Vortheil benutzen. St.

Spieltrieb und Spartrieb.

Von M. Heinrich Strack.

Der größte Feind der Sparsamkeit ist die Spielsucht und schon darum hat es viel Verlockendes, die Spielsucht durch die Sparsamkeit zu bezwingen. Um nun einerseits die Spieler allmälig vom Spiele zu entwöhnen und andererseits die Beharrlichkeit des Sparens, seine beständige Uebung und damit gewissermaßen eine Trainirung zur Wirthschaftlichkeit zu erzielen, ist es nothwendig, den von Haus aus etwas schläfrigen Spartrieb zu beflügeln. Der beste Weg hierzu scheint die Verbindung des Spielens mit seinem socialen Widerpart: dem Sparen. An Vorschlägen, diesen Gedanken praktisch auszugestalten, hat es bisher nicht gefehlt, wohl aber an seiner Begründung vom Standpunkte der national-ökonomischen Theorie. Besonders in Oesterreich, dem neben Italien classischen Lande der Staatslotterie, hat man sich eifrig und vielfach mit Reformen befaßt, die aber nie über das Versuchsstadium hinausgekommen sind. Auch ein interessantes Buch über die öffentlichen Glücksspiele von Dr. Rudolf Sieghart (Wien, Manz) nimmt vornehmlich auf österreichische Verhältnisse Bezug. Sieghart schildert ausführlichst Vergangenheit und Gegenwart der öffentlichen Glücksspiele, zeigt ihre bewegenden Kräfte und welch' festen Halt sie in den herrschenden gesellschaftlichen Zuständen haben, endlich Wesen und Schicksale der verschiedenen Reformvorschläge. Wir erfahren, daß schon um die Mitte dieses Jahrhunderts im Schooße der Wiener Hofkammer der Plan auftauchte, das Zahlenlotto durch eine Rentenlotterie zu ersetzen. Etwa um dieselbe Zeit (1849) überreichte ein Baron Julius Sourdeau, wie er in einem „Lotterie-Sparcassen" betitelten kleinen Aufsatze erzählt, dem Minister v. Bruck auf dessen Wunsch eine Denkschrift über die Abschaffung des Zahlenlottos. An dessen Stelle sollten Sparcasse-Collecturen treten, die auf den Namen ausgestellte Loose zu 1, 2, 5, 10, 20 fl. auszugeben hätten. Für eine Million Loose zu 1 fl. erhielte die Casse eine Million Gulden. Aus den Zinsen von 50 000 fl. hätte sie beiläufig 10 000 Gewinnste zu 5 fl. zu vertheilen, während das Capital den Einlegern erhalten bliebe. Bei den Loosen zu 2, 5, 10 fl. u. s. w. würde sich auch entsprechend der Gewinnst steigern. Sourdeau erzählt, der Gedanke habe bei Bruck, Kübeck und auch beim Finanzminister v. Krauß Anklang gefunden. Nur habe Krauß erklärt, er könne die sichere jährliche Einnahme von 4 Millionen aus dem Zahlenlotto nicht missen. — Sieghart meint, die großen Mängel dieses Planes seien offenkundig. Es reizt viel zu wenig zum Sparen und viel zu sehr zum Spiele. „Die bloße Erhaltung des Capitals ohne Zinsengenuß ist eine zu schwache Triebkraft zum Sparen und die Ausgabe so zahlreicher kleiner Loose würde die Spiellust im Allgemeinen nur beflügeln. Abgesehen davon enthält der Vorschlag nichts über die Deckung der Verwaltungskosten."

Einen ernsteren Plan legte der spätere Präsident der Anglo-österreichischen Bank, Guido Elbogen, im Jahre 1865 dem österreichischen Abgeordnetenhause vor, das diesen Plan der Regierung zur Berücksichtigung empfahl. Elbogen schlug damals für Oesterreich die seither erfolgte Nachahmung der englischen Staatssparcassen (Post Office Savings Banks) vor. Als Uebergangseinrichtung vom Lottospiele zu den Staatssparcassen wären jedoch „Lottosparcassen" mit folgenden Aufgaben einzuführen: 1. Annahme von Einlagen bis zu den kleinsten Beträgen zum Zwecke der Anhäufung und Verzinsung mit 3 vom Hundert ohne Theilnahme am Spiele. 2. Annahme von Beträgen, deren Hinterleger sich damit am Spiele betheiligen wollen und daher mit der niedrigeren Verzinsung von 2% vorlieb nehmen müssen, weil der Unterschied von 1% zur Bezahlung von Gewinnsten verwendet würde. Zu diesem Zwecke wäre den Lottosparcassen ein Spielplan beizugeben, mit der Bestimmung, den Uebergang vom Spielen zum Sparen anzubahnen. Elbogen nimmt an, die Einlagen in diesen Sparcassen würden nach 3 Jahren 70 Millionen Gulden betragen, ohne diese Schätzung stichhaltig zu begründen. Mittelst dieser Hypothese rechnet er dann aus, daß schon nach etwa 8 Jahren der staatliche Zinsengewinn aus den Sparcassen den damals veranschlagten Einnahmen aus dem Lotto gleichgekommen wäre.

Einen verwandten Zweck verfolgt ein im Jahre 1869 erschienenes Schriftchen: „Eine Prämiensparbank und eine Centralsparcasse des Norddeutschen Bundes" von G. A. B. Schierenberg. Er schlägt vor, Antheilscheine von 10 und 20 Thalern im Gesammtbetrage von 10 Millionen Thalern auszugeben. Für diese 10 Millionen sollten $4^1/_2$procentige königlich-preußische Staatsschuldscheine gekauft werden, die damals zu 94% notirt wurden. Der 6procentige Ueberschuß (638 000 Thlr.) sollte einen Reservefond bilden, dessen Zinsen die Verwaltungskosten zu decken hätten. Von den Zinsen des Hauptfonds sollte $^1/_3$ = 150 000 Thlr. zu 100 jährlich auszulosenden Sparprämien verwendet und in Beträgen von 1000 bis 30 000 Thlr. an die Inhaber der Antheilscheine ausgezahlt werden. Von den übrigbleibenden 3% Zinsen (= 300 000 Thlr.) sollten alljährlich Staatspapiere angekauft, und so das Grundcapital durch Zinseszins vermehrt werden. Wenn das Grundcapital (nach 44 Jahren) auf das Fünffache oder (nach 56—58 Jahren) auf das Zehnfache des ursprünglichen Betrages angewachsen wäre, sollte es unter die Inhaber der Antheilscheine vertheilt werden und der Inhaber für einen 10 Thalerschein einen solchen über 50 oder 100 Thlr. erhalten. Schierenberg hoffte von diesem Plane eine Verdrängung der Lotterieanlehen. Das inzwischen eingetretene Sinken des Zinsfußes zieht er kaum in Betracht. Sein Plan hat vom socialen Standpunkte keinen wesentlichen Vorzug vor den von ihm bekämpften Lotterieanlehen, er fördert in keiner Weise das beharrliche Sparen, er nimmt nur auf die Anlegung in Staatspapieren, nicht zum Besten örtlicher Creditbedürfnisse Rücksicht. Die Einlage soll zu einem Zeitpunkte zurückgezahlt werden, der sehr ferne liegt und vom Inhaber nicht beeinflußt werden kann. Ernstlich kann dieser Plan wohl nicht in Betracht kommen.

Der Zeitfolge nach ist ein in Italien unternommener praktischer Versuch zu verzeichnen, das Spielen in eine Beziehung zum Sparen zu setzen. Ein Gesetz vom 19. Juli 1880 bestimmte nämlich: Gewinne der Staatslotterie unter 1000 Liren werden auf Wunsch des Gewinners mittelst Postsparcassebüchern ausgezahlt. Die Zinsen laufen vom Tage, an dem das Buch begehrt wurde. Da erfahrungsgemäß die Mehrzahl der Gewinne im Zahlenlotto 1000 Lire nicht übersteigt, so hoffte man dadurch die Spieler zum Sparen heranzuziehen. Allein dieser Versuch hatte keinen nennenswerthen Erfolg und konnte ihn auch nicht haben, weil die Verbindung des Spielens und Sparens in dieser Art verfehlt ist. Nachdem soeben der Spieler mit seinem Gewinne erfahren hat, welch goldenen Boden für ihn das Spiel habe, soll er plötzlich einsehen, daß das Spiel verderblich und nur die Sparsamkeit seiner Wohlfahrt förderlich sei! Abgesehen davon wird gewiß zahlreichen Spielern diese gesetzliche Ermächtigung unbekannt sein.

Einen etwas phantastischen Vorschlag machte im Jahre 1886 der Italiener Alfredo Codacci-Pisanelli. Er will die schädlichen Wirkungen des Lottospiels dadurch neutralisiren, daß jeder Spieler dazu verhalten werden soll, mit diesem Acte der Verschwendung zugleich einen Act der Voraussicht zu setzen. Mit dem Einsatze in's Lotto sollte gleichzeitig ein ebenso hoher oder höherer Betrag für Capitalbildungszwecke — „als Pension oder Versicherung" — erlegt werden. Allmälig müßte das Geltungsgebiet des Spiels durch Verminderung der Ziehungen, Herabsetzung der Gewinnwahrscheinlichkeit u. s. w. eingeschränkt, dagegen das der Ersparung erweitert werden. Als Uebergangsstadium will Codacci eine Classenlotterie nach holländischer Art einführen. Diese Grundsätze deutet er nur kurz an, über die Möglichkeit ihrer praktischen Durchführung hüllt er sich in Schweigen.

Von neueren Vorschlägen, den Spieltrieb auf den Spartrieb abzulenken, werden von Sieghart noch zwei erwähnt. Der eine, von Dr. Anton Reitler, hat die Schaffung eines durch Verloosung aufzutheilenden Prämienfonds für Postsparcasseeinlagen zum Gegenstande. Reitler berichtet über seinen Vorschlag, wie folgt: „Zu Ende des Jahres 1896 war in der österreichischen Postsparcasse für 1 174 902 Einleger ein Betrag von rund 50 Millionen Gulden eingelegt. Von dieser Armee von Sparern bestand mehr als ein Achtel aus Kindern, an 30% aus Studenten und Schülern, an 180 000 waren gewerbliche und Handlungsgehilfen, 170 000 Arbeiter, Tagelöhner und Dienstboten. Von je 1000 Einwohnern waren 48 Personen im Besitze eines Postsparcassebüchels. Nun sagt aber die Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1890, daß von 13 559 287 berufsthätigen Personen, welche Oesterreich im Jahre 1890 zählte, 3 842 640 Selbstständige, 539 177 Angestellte, 8 084 814 Arbeiter und 1 102 656 Tagelöhner waren. 1000 Berufsthätige kamen auf 1761 Einwohner und von diesen 1000 Berufsthätigen waren 283 Selbstständige, 40 Angestellte, 596 Arbeiter und 81 Tagelöhner. Dagegen entfielen im Jahre 1896 auf je 1761 Einwohner nur 84 Besitzer von Postsparcassabüchelu und von diesen waren nur ungefähr 44 Berufsthätige. Diese Ziffern zeigen, in welchen Grenzen sich die Postsparcassa noch zu entwickeln vermag; aber sie kann heute für die weitere, ausgiebige Heranziehung von Sparern nichts thun, sie besitzt heute keine Mittel, den Sparsinn anzuregen; hier setzt die vorgeschlagene Reform ein, sie will ohne wesentliche Arbeitsvermehrung oder ohne wesentliche finanzielle Belastung eine große Steigerung des Postsparcassenverkehrs herbeiführen.

Von den Sparern verfügten am Schluße des Jahres 1896 rund 30% über ein einen Gulden nicht übersteigendes Guthaben, 16,5% hatten Guthaben zu 1 fl. bis 3 fl., 6,3% von 3 fl. bis 5 fl., 9,04% von 5 fl. bis 10 fl. Die kleinen Sparer mit Einlagen von 50 Kr. bis 10 fl. bilden daher mit rund 62% aller Einlagen den Hauptstock der Postsparcassenclientel, ihre Einlagen freilich repräsentiren mit rund 1,4 Millionen Gulden nur 2,9% der Gesammtguthaben. Für die Sparer, welche nicht mehr als 10 fl. einlegen, deren Zinsen somit nach einem Jahre 3 kr. bis 30 kr. jährlich betragen, ist das Zinsenerträgniß ein derart geringfügiges, daß sie es wohl ohne Weiteres für die Möglichkeit einer Prämie opfern würden, einer Prämie, die selbst mit dem niedrigsten vorhergesehenen Satze für die Mehrzahl der kleinen Sparer einen respectablen, nicht zu unterschätzenden Betrag zu bedeuten hätte. Ich schlug demnach vor, daß von jedem Sparcassabüchelguthaben ein Betrag bis 10 fl. für den Sparer unverzinst bleiben soll, richtiger, daß von den Zinsen eines jeden Büchels ein Betrag bis zu 30 kr. dem neuen Prämienfonds zufließe. Im Jahre 1896 hatten 630 763 Personen in ebenso viel Sparcassabücheln bei der Postsparcasse in Beträgen von 1 fl. bis 10 fl. ein Gesammtguthaben von 1 391 654 fl.; hierzu kamen 396 706 Personen mit ebenso viel Sparcassabücheln, deren Einlagen über 10 fl. betrugen, so daß ein Zinsenbetrag von rund 120 000 fl. den auf diese Weise entstandenen Prämienfonds des Jahres 1896 bilden würde. Die größeren Prämien würden im vorhinein vor der Ziehung festgesetzt werden, während die Zahl der kleinsten Prämien zu 10 fl. je nach der Höhe des zur Verfügung stehenden Prämienfonds veränderlich wäre und noch im Laufe der Ziehung eine wesentliche Vermehrung erfahren würde. So lange der Jahres-Prämienfonds 150 000 fl. nicht überschritte, könnte etwa eine Prämie mit 30 000 fl., eine Prämie mit 10 000 fl., 20 Prämien zu 1000 fl., 20 Prämien zu 500 fl., 100 Prämien zu 100 fl. und mindestens 4000 Prämien zu 10 fl. festgesetzt werden. Prämienberechtigt wäre jedes am 31. December des Prämienziehungsjahres aufrecht bestehende Postsparcassabüchel, auf das ein Mindestbetrag von einem Gulden durch mindestens drei Monate eingelegt ist; maßgebend wäre der Stand vom 31. December, die Ziehung selbst müßte selbstverständlich einige Zeit später, nach erfolgtem Jahresabschluß aller Conti, erfolgen. Ein prämienberechtigtes Postsparcassabüchel, dessen Loosnummer in der Prämienziehung gehoben würde, erhielte für je drei Kreuzer Prämienfondszinsen $^1/_{10}$ der auf seine Loosnummer entfallenden Prämie. Hätte die gezogene Loosnummer darnach nicht auf die ganze Prämie, sondern nur entsprechend der Höhe der Prämienfondszinsen des zugehörigen Büchels bloß auf einen Theil der Prämie Anspruch, so fiele der Rest dieser Prämie in den Prämienfonds zurück, so daß sich dieser im Laufe der Ziehung zu Gunsten der Zahl der kleinsten Treffer zu 10 fl. vergrößern würde. Daß der Gewinnst je nach der Höhe der Prämienfondszinsen $^1/_{10}$ bis $^{10}/_{10}$ der Prämie zu betragen hätte, wäre für die kleinen Sparer der mächtigste Anreiz, ihre Einlagen durch unabläßiges Sparen bis zur Höhe des Betrages von 10 fl. zu bringen, bis zu jenem Betrage also, der im Falle eines Gewinnes den Anspruch auf die ganzen $^{10}/_{10}$ der Prämie gäbe. Die Art der Ziehung würde keine Schwierigkeiten bieten; da jede der bestehenden acht Sprachausgaben der Postsparcassabüchel ihre besondere Nummernreihe hat, so würde die Ziehung nicht nach den Büchelnummern erfolgen können, sondern nach besonderen „Prämiennummern", die zugleich mit den Zinsengutschriftsanzeigen den prämienberechtigten Einlegern jährlich mitgetheilt würden. Unter Zugrundelegung der Ziffern des Jahres 1896 würde sich eine Mindestzahl von 4140 Prämien ergeben, die mit Rücksicht auf die große Zahl der Einlagen unter 10 fl. und auf den geschilderten Zuwachs an kleinsten Prämien im Verlaufe der Ziehung auf rund 6000 steigen würde, so daß bei einer Einlegerzahl von 1,174 Millionen bereits auf jeden Hundertfünfundneunzigsten eine Prämie entfiele."*)

*) Aehnliche Zwecke, jedoch ohne Verloosung, verfolgen die Prämiensparcassen, die den Sparern entweder in der schwierigen Zeit des Sparbeginnes oder nach einer Zeit längerer Bewährung eine Belohnung zu-

Der Hauptmangel dieses Vorschlags liegt in der Zinslosigkeit der Einlagen bis zu 10 fl. Dagegen wendet sich auch mit Recht die Erledigung, die der Vorschlag durch das Postcassenamt fand. „Es ist nicht zu verkennen", heißt es daselbst, „daß die Gewährung von Prämien auf die Einlagebücheln der Postsparcasse einen großen Anreiz bilden würde, sich dieses Instituts bei Veranlagung der Ersparnisse zu bedienen, daß in Folge dessen eine bedeutende Steigerung der Zahl der Einleger zu gewärtigen wäre, und daß auch, wenn die Prämien von einer gewissen Höhe und längeren Dauer des Guthabens abhängig wären, die meisten Einleger bestrebt sein würden, ihre Einlagen auf diese Höhe zu bringen und auf derselben zu erhalten. Es würde also nebst der Erhöhung der Zahl der Einleger und der eingelegten Beträge voraussichtlich auch eine Verminderung der Kündigungen und Saldirungen Platz greifen und damit eine größere Stabilität der Guthaben erzielt werden, was nicht nur im Interesse der Sparer, sondern auch des Amtes höchst wünschenswerth wäre . . . Durch die Aufhebung der Verzinsung für alle Guthaben bis 10 fl. würden gerade die zahlreichen kleineren Einleger, welche nicht in der Lage waren, mehr als 10 fl. zu ersparen, am meisten getroffen, da sie ihre ganzen Zinsen dem Spiele opfern müßten, welche, wenn auch im Einzelnen nur geringfügig, doch einen Anreiz zum Sparen bilden und nach einigen Jahren zu einem Betrage heranwachsen, der nicht mehr als nichtssagend bezeichnet werden kann, wenn er auch nicht im Stande ist, eine Besserung in der wirthschaftlichen Lage des Sparers herbeizuführen."

Der zweite Vorschlag ist das vor einigen Jahren von August Scherl in Berlin angeregte, in mehrfacher Richtung bemerkenswerthe Sparsystem. Dieses System will das Sparen kleinerer Beträge erleichtern und regeln, indem die Einlagen, statt sie zu den Annahmestellen der Sparcassen bringen zu müssen, wöchentlich in Beträgen von je 50 Pf., 1 Mk., 2 Mk., bis höchstens 4 Mk. bei den Sparern gegen Sicherstellung abgeholt werden. Wie Scherl in seiner Brochure: Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Sparsystem erzählt, erhielt er nach fast vierjähriger Prüfung seines Vorschlages am 5. April 1894 den Bescheid, daß diesem eine weitere Folge nicht gegeben werden könne, so lange die Durchführung seines Sparsystems auf die Verbindung mit einem Lotterieunternehmen gegründet sei. In der That hat das Ministerium des Innern versucht, den grundlegenden Gedanken des Scherl'schen Planes ohne die Lotterie bei den Sparcassen zu verwirklichen. Am 10. October 1897 hat nämlich der Deutsche Reichsanzeiger das folgende Rundschreiben dieses Ministeriums an die Oberpräsidenten veröffentlicht: „Vor einiger Zeit ist auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, die breiten Schichten der Bevölkerung dadurch mehr an regelmäßiges Sparen zu gewöhnen, daß die Spargelegenheit dem Sparer entgegengehe, indem etwa folgendes Verfahren einzuschlagen sei: Kleinere Sparbeträge in der Höhe von 50 Pfennigen, 1, 2 oder 4 Mark werden durch Sparcassenboten allwöchentlich bei den Sparern abgeholt. Die Cassenboten quittiren über den Empfang der Sparbeträge durch Sparmarken, welche von den Sparern in besondere, 52 Felder enthaltende „Sparmarkenbücher" eingeklebt werden. Nach Schluß des Sammeljahres werden die während desselben eingezahlten Spareinlagen mit $1^7/_{10}\,\%$ von der Sparcasse verzinst und die Sparmarkenbücher in Sparcassenbücher umgetauscht, auf welche dann in der bisher üblichen Weise weitere Spareinlagen eingezahlt oder zurückgenommen werden können. Die Durchführung dieser Vorschläge, welche wenigstens in den Städten ohne größere Schwierigkeiten möglich sein wird, erscheint im Interesse der Gewöhnung namentlich der minder bemittelten Volksclassen an regelmäßiges Sparen durchaus wünschenswerth und würde voraussichtlich auf die Hebung des Sparcassenwesens förderlich einwirken." Das preußische Ministerium brachte nun bei den öffentlichen Sparcassen die Schaffung ähnlicher Einrichtungen in Anregung, aber nur einige wenige Sparcassen haben den Erlaß anzuwenden versucht. Der Erfolg war sehr ungünstig, was um so leichter vorauszusehen war, als das Ministerium die Verbindung des Sparsystems mit der Lotterie gelöst und dadurch den stärksten Antrieb zum Sparen beseitigt hat. Hervorragende Männer der Theorie und Praxis wie Adolf Wagner, Wilhelm Roscher, dessen Sohn, der Ober-Regierungsrath Karl Roscher, und Georg Evert haben sich in anerkennender Weise für den Plan ausgesprochen und dessen Verwirklichung warm empfohlen. Gleichwohl ruft der Vorschlag manche ernste Bedenken wach. „Zunächst," urtheilt Sieghart, „sprechen dagegen alle Erwägungen, die grundsätzlich und im Allgemeinen dem Privatbetriebe solcher Unternehmungen entgegenstehen, worunter die Gefahr, daß eine solche Einrichtung trotz aller Vorsichtsmaßregeln und oft gegen den Willen des Urhebers in den Dienst von Privaten oder Parteiinteressen gestellt werden könne, nicht die unwichtigste sei. Das Fundament der ganzen Einrichtung ist der Abholungsdienst, und so richtig auch theoretisch der Gedanke sein mag, durch das Abholen die einmal für Sparzwecke bestimmten Beträge dafür auch möglichst zu sichern, so würde die Verwirklichung dieses Gedankens auf große Schwierigkeiten stoßen. Auf die größten aber gerade dort, wo die Förderung der Planmäßigkeit der Wirthschaft, der Nachhaltigkeit des Sparens und der Capitalbildung am wichtigsten ist, nämlich beim kleinen Gewerbestande, beim Bauernstande und bei den lohnarbeitenden Classen. All' diese Schichten haben bei ihren schwankenden Einkommensverhältnissen — man denke nur an Krisen und längere Arbeitslosigkeit — nicht freies Einkommen genug, um sich mit Aussicht auf Erfolg einem regelmäßigen Sparzwange zu unterwerfen. Dazu kommt noch die technische Schwierigkeit, diese Leute immer anzutreffen, und so die Wiederholung von Gängen, Mahnungen u. s. w. zu vermeiden. Besonders aber in ländlichen Verhältnissen wie überhaupt bei dünner Bevölkerung würde der Abholungsdienst entweder völlig versagen oder, falls man ihn doch durchführen wollte, die Verwaltungskosten in's Maßlose steigern und damit das ganze Unternehmen gefährden."

Mag nun also der Scherl'sche Vorschlag in cultnrell vorgeschrittenen, gleichmäßig dicht bevölkerten Gegenden vielleicht ausführbar sein, so empfiehlt er sich gewiß nicht für Länder, wo es sich zunächst darum handelt, die Bevölkerung allmälig vom Glückspielwesen zu heilen. Dazu ist aber das Scherl'sche System nicht geeignet. Denn es verbindet mit dem Zwange zum Sparen das Spiel, während ein Staat, der das Lotto aufheben will, zunächst mit dem freiwilligen Spiele den Zwang zum Sparen verknüpfen muß. Eine einmalige Ziehung im Jahre, wie dies Scherl vorschlägt, sowie die Nöthigung, 208 Mk. Spareinlagen zu machen, um ein Loos zum Einsatze von 1,80 Mk. zu erwerben, sind viel zu geringe Reizmittel, um die Spieler mit Erfolg vom Spiele zu entwöhnen. Aber auch wer nicht spielen, sondern in erster Linie sparen will, kommt bei diesem Systeme in Folge der geringen Verzinsung der Einlagen ($1{,}7\,\%$) und der Einbuße an Zinsen während der sechswöchentlichen zinslosen Respectfrist eines jeden Sammeljahres nicht auf seine Rechnung.

Sieghart versucht nun selbst, die Grundlinien einer staatlichen Einrichtung zu zeichnen, die auf dem Gedanken einer organischen Verbindung zwischen dem Spieltrieb und dem Spartrieb beruht. Natürlich hat er dabei zunächst österreichische Verhältnisse im Auge. Als Grundsatz hätte zu gelten, daß der eingelegte Capitalsbetrag sowie ein Theil der normalen Verzinsung den Einlegern unter allen Umständen erhalten bleiben müßte.

---

kommen lassen. So die an 20 Orten bestehenden Prämiencassen des Aachener Vereines zur Beförderung der Arbeitsamkeit, der 1834 für die handarbeitenden Classen begründet wurde, und die nach dem Aachener Muster im Jahre 1855 in Brünn errichtete „Prämiencasse für sparsame Arbeiter und Dienstboten."

Jedermann hätte das Recht, bei den Postämtern, den Lottocollecteuren, die für diese Einrichtung fortbestehen könnten, gegen Aushändigung eines Postsparcassabüchels mit fortlaufenden Nummern Einlagen von 30 kr. an zu machen. Von dem der Einlage folgenden Monate beginnt bereits die Verzinsung und wenn 2 fl. angesammelt sind, die Theilnahme an der Verloosung. Die Einsätze müßten jedoch mindestens einen vollen Monat in der Sparcasse liegen, um an der nächsten Ziehung theilnehmen zu können, da sonst die Gefahr bestünde, daß sie unmittelbar vor der Ziehung eingelegt und gleich nachher wieder herausgenommen würden. Bei dem jetzigen Zinsfuße erzielt der Staat vier vom Hundert der eingelegten Beträge. Von diesen Zinsen wären zunächst die Verwaltungskosten zu decken, für die bei der Anlehnung des Unternehmens an die bewährte Einrichtung der Postsparcasse — sie hätte die Oberleitung des Ganzen — ein halbes Procent wohl hinreichen würde. Von den verbleibenden $3^1/_2\,\%$ wären $2\,\%$ den Einlegern gutzuschreiben, der Rest, also $1^1/_2\,\%$, unter sämmtliche Theilnehmer als Prämien zu verloosen. Jeden Monat würde eine Prämienziehung vorgenommen. Damit jeder Sparer im Verhältnisse zu seiner Sparthätigkeit an der Gewinnverloosung theilnehme, wären die Prämien grundsätzlich mit einem Vielfachen der Einlage festzusetzen. In dieser Bestimmung liegt auch ein Sporn zu größerer Sparsamkeit. Die Höhe des Vielfachen wäre verschieden. Eine gewisse Zahl von Nummern hätte etwa das 10fache, eine andere das 25fache, wieder eine andere das 50fache der Einlage als Prämie zu erhalten. Jedoch wären Einlagenbeträge über 100 fl. bei der Berechnung des Gewinnes nur mit 100 fl. in Ansatz zu bringen, so daß der größte Gewinn 5000 fl. nicht übersteigen kann. Die Ziehung wäre solange fortzusetzen, bis durch die gezogenen Treffer der für diese Ziehung ausgesetzte Gesammtbetrag der Gewinnste erschöpft ist.

Die Verwirklichung des von Sieghart vorgeschlagenen Planes dürfte sich besonders nach der Aufhebung des Zahlenlottos als Uebergangsmaßregel, als Mittel zur allmäligen Entwöhnung der Bevölkerung vom Lottospiele, empfehlen. Vielleicht wird eine solche Zinsenlotterie in der schon so lange wogenden Gährung der Lottofrage der lösende Gedanke sein, der bei rationeller Ausgestaltung thatsächlich eine Umwerthung des Spieltriebs zum Spartriebe herbeiführen könnte. Ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen.

Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen.

Von Dr. jur. J. Behrend.

„Wenn der Pflug der Gesetzgebung ein Rechtsgebiet noch nicht bestrichen hat," sagte Prof. L. Oppenheim 1892 in seiner Antrittsrede, „und eine Frage von diesem jungfräulichen Boden her dem Juristen vorgelegt wird, so ist seine Aufgabe eine außerordentlich schwierige. Denn es fehlt in solchem Falle der objective Maaßstab des Gesetzes. Was Recht ist, sagt hier dem Juristen nicht das Gesetz. Er muß sich das Recht erst suchen, nach welchem er urtheilen soll... Die Schwierigkeit dieser Aufgabe kann sich nirgends mehr zeigen als auf dem Gebiet, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit hinlenken möchte, dem Gebiet des ärztlichen Rechtes zu körperlichen Eingriffen an Menschen. Daß hier in gewaltigem Strome Rechtsleben vorhanden ist, zeigt ein Blick auf unsere Spitäler, wo tagtäglich an Hunderttausenden von Menschen Operationen und andere körperliche Eingriffe vorgenommen werden, welche zum Theil die Patienten dem Tod überliefern, ohne daß man in der Regel die betreffenden Aerzte strafrechtlich zur Verantwortung zieht. Daß andererseits dieses Rechtsleben in seinem Wesen ergründet werden muß, zeigt ein Blick in unsere Gerichtssäle, wo häufig Aerzte wegen ihrer körperlichen Eingriffe an Menschen sich zu verantworten haben, sei es, daß es sich um sogenannte Kunstfehler oder um Anklagen nach anderen Richtungen hin handelt."

An der durch dieses Citat gekennzeichneten Rechtslage hat sich bis zum heutigen Tage noch nicht das Geringste geändert. Weder ist irgend ein gesetzgeberischer Act zu notiren, noch haben die Verurtheilungen der Aerzte und die durch sie hervorgerufenen Polemiken aufgehört: sind doch erst kürzlich die Breslauer Syphilisimpfversuche und das Urtheil eines sächsischen Gerichtes über die Zulässigkeit der Castration in allen Blättern besprochen worden. Ja nicht einmal eine wissenschaftliche Untersuchung über das ärztliche Recht zu Eingriffen ist seit Oppenheim wieder erschienen. Mit um so größerem Rechte darf daher wohl an dieser Stelle die Aufmerksamkeit aller betheiligten Kreise auf ein vor Kurzem herausgegebenes Buch gelenkt werden, das bei aller Anerkennung der Leistung Oppenheim's einen wesentlichen Fortschritt über diesen hinaus bezeichnet und berufen scheint, die überaus wünschenswerthe Klärung der Ansichten herbeizuführen. Es ist dies „Medicin und Recht. Medicinisch-juristisches Handbuch bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsklagen, in Sachen des ärztlichen Berufsgeheimnisses und des Operationsrechtes ꝛc." von Wilhelm Rudeck, Dr. med. (Jena, Hermann Costenoble). Den Hauptinhalt des für einen Arzt mit seltener juristischer Kenntniß geschriebenen Werkes bildet allerdings die Darstellung des Ehescheidungsrechtes, die in ihrer Eigenart auch nicht entfernt ein Seitenstück in den bekannten Lehrbüchern über gerichtliche Medicin findet (die letzteren kennen das Thema kaum) und dem Studium, vor Allem auch dem Laien in jedem praktischen Falle dringend empfohlen werden kann. Daneben sind jedoch noch eine Fülle anderer hochinteressanter Fragen behandelt, wie das Berufsgeheimniß der Medicinalpersonen, die Vaterschaft in strittigen Geburtsverhältnissen, die rechtlichen Folgen der Syphilis für die Ehe u. s. w., darunter auch unser Thema, und es sei gestattet, die Differenzpunkte zwischen Rudeck und Oppenheim hier kurz zu skizziren.

Bezüglich des obersten Grundsatzes, daß Niemand, wenn er volljährig und geistesgesund ist, sich Eingriffen zwecks Heilung gegen seinen Willen zu unterziehen braucht, und bezüglich deren Ausnahmen besteht zwischen beiden Autoren volle Uebereinstimmung. Auch führt Rudeck noch einige bestätigende interessante Entscheidungen oberster Gerichte an. Dagegen schränkt Rudeck den Satz „Was die Art der Mittel angeht, welche zu Eingriffen verwendet werden dürfen, so gilt als Regel der Grundsatz, daß jedes zweckentsprechende Mittel berechtigt ist" viel weiter ein als Oppenheim. Letzterer verwarf nur die unsittlichen Mittel und die körperliche Züchtigung, während Rudeck außerdem noch auf die Besonderheit der Castration und der Freiheitsberaubung hinweist. So sagt Rudeck: „Auch wenn der Kranke im Allgemeinen zum operativen Eingriff seine Einwilligung gegeben hat, wird heute von den besonnenen Aerzten die Regel anerkannt, daß keine Castration vorgenommen wird, ohne dem Kranken eindringliche Vorstellungen über die seelischen Folgezustände und die fernere Unfruchtbarkeit gemacht zu haben, und wenn es sich um eine verheirathete Person handelt, verlangt man zugleich die Einwilligung des anderen Ehegatten. Man geht heute mit Recht so weit, wenn irgend möglich, die Verschneidung ganz zu vermeiden und durch andere Eingriffe zu ersetzen. Denn die geschlechtliche Verstümmelung kann die schwersten Zustände seelischen Gedrücktseins und geistiger Krankheit hervorrufen. Ein beredter Beweis hierfür ist das tragische Schicksal des Chirurgen Delpech. Derselbe hatte einem Kranken wegen Krampfaderbruchs das Gefäßpacket nach alter Manier zwischen umschlungenen Nähten eingeklemmt, und als Folgen waren Schwund der Hoden und geschlechtliche Unfähigkeit eingetreten. Der so Operirte ermordete den unglücklichen Arzt aus Rache. — In den

siebziger und achtziger Jahren dieses Jahrhunderts war eine ganz ungerechtfertigte und unverzeihliche Sucht Mode geworden, bei allen möglichen Frauenleiden die Eierstöcke und Eileiter zu entfernen. Es gab übereifrige Operateure, welche bei verhältnißmäßig unwesentlichen nervösen Beschwerden Mädchen und Frauen für immer unfruchtbar machten. So erzählt Kisch folgenden unbegreiflichen Fall: Vor einigen Jahren consultirte mich eine 26jährige schöne Frau von blühend gesundem Aussehen. Sie hatte als junges Mädchen allmonatlich an intensivem Erbrechen und verschiedenen spasmodischen Beschwerden gelitten. Damals kam gerade die Castration gegen nervöse Zufälle in Schwang, die betreffende Patientin wurde castrirt, das Erbrechen hörte mit den Menses auf, die nervösen Beschwerden aber blieben zurück, wurden zeitweise noch intensiver. Seitdem hat sich die junge Dame mit einem Herrn aus den höheren Gesellschaftskreisen verheirathet, und nun, seit vier Jahren in selbstverständlich unfruchtbarer Ehe lebend, wollte sie meinen Rath hören, ob es ihr doch nicht ermöglicht werden könnte, ein Kind zu bekommen. — Nun, heute hat allerdings die Messerfreudigkeit der Frauenärzte und ihre Sucht, zu verschneiden, ganz bedeutend nachgelassen; aber die Gefahr einer leichtsinnigen Castrirung besteht immer noch. Doch dürfte heute ein Fall wie der von Kisch erzählte vom Strafrichter gesühnt werden." Die letztere Prophezeiung Rudeck's hat, nebenbei gesagt, inzwischen eine glänzende Bestätigung durch das schon erwähnte sächsische Urtheil erhalten. Weiter verneint derselbe Autor die Frage, ob im Laufe einer Bauchöffnung eine Castration gemacht werden dürfe an Stelle einer anderen in Aussicht gestellten und wirklich beabsichtigten Operation, und erwähnt den Fall Cullingsworth. Derselbe hatte bei einer an Eierstockgeschwulst leidenden Kranken, die ihre Zustimmung zur Entfernung des kranken Eierstockes gegeben, gegen die Herausnahme beider Eierstöcke aber Verwahrung eingelegt hatte, dennoch beide entfernt, weil auch der zweite tief erkrankt befunden wurde. Es kam zur Klage, doch zog man sie wieder zurück.

Sehr interessant ist die von Rudeck aufgeworfene Frage, ob dem Arzt das Mittel der Freiheitsberaubung zusteht, um einen Kranken zu heilen. Denn es kommt tausendfach vor, daß Aerzte ihre Kranken gegen deren ausdrücklichen Wunsch nicht entlassen. Eine besondere Rolle spielt dies in der Entziehungskur bei Morphiumsüchtigen. Der Morphiumsüchtige kommt in die Anstalt und verlangt vom Arzte, der Entziehungskur unterworfen zu werden, obwohl er weiß, was ihm bevorsteht. Die Kur beginnt. Aber mit der Entziehung des Morphiums setzt ein solcher Sturm von Erscheinungen ein, daß die Patienten meist sofortige Abreise verlangen, die rohesten Auftritte hervorrufen, mit Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, mit Veröffentlichung drohen. Läßt sich der Arzt nicht beirren, dann allein vermag er die Kur zu beenden und den Kranken zu heilen. Und er hat das Recht dazu. Denn durch die Abstinenzwirkungen verliert der Morphiumsüchtige sein klares Urtheil über das ihm Nothwendige und Nützliche; er wird unzurechnungsfähig, Wünsche und Willen werden unter dem Eindruck körperlicher Leiden auf falsche Bahnen gelenkt. „Die Behauptung," heißt es in einem von Rudeck citirten Ausspruch Erlenmeyer's, „daß durch die gegen den Willen des Kranken beendete Entziehungskur der strafbare Fall einer Freiheitsberaubung geschaffen wurde, ist mir ganz unverständlich. Dasselbe Verhältniß liegt doch bei der Behandlung vieler innerer und chirurgischer Krankheiten vor, und dort fällt es Niemandem ein, von Freiheitsberaubung zu sprechen. Der Typhuskranke verlangt während der Delirien stürmisch seine Entlassung; darf dem entsprochen werden und ist es eine Freiheitsberaubung, wenn er mit Gewalt im Spital zurückgehalten wird? Der Schwerverletzte giebt seine Einwilligung zur Amputation, aber in dem durch Chloroform künstlich erzeugten Delirium widerruft er plötzlich die gegebene Einwilligung, obgleich die Weichtheile vielleicht schon durchschnitten. Darf der Arzt die Operation etwa unterbrechen, und ist es eine Freiheitsberaubung, wenn er durch ihre Beendigung den Kranken widerwillig auf Wochen an das Bett fesselt? Aehnliche Beispiele bietet die Praxis jeden Tag, und in den ausgewählten stehen sich Typhus-, Chloroform- und Morphiumdelirium treffend gegenüber."

Bezüglich der Eingriffe zur Linderung von Krankheiten und zur Correctur entstellender Mängel befinden sich Oppenheim und Rudeck in völliger Uebereinstimmung. Dies gilt auch im Ganzen für die geburtshülflichen Operationen. Doch macht hier Rudeck noch darauf aufmerksam, daß der Arzt vielfach gesetzlich verpflichtet ist, sofort den Kaiserschnitt vorzunehmen, wenn eine Hochschwangere vor oder während der Niederkunft stirbt, ohne ihr Kind geboren zu haben. Es ist dies der einzige Fall, wo ein Arzt berechtigt und verpflichtet ist, eine eingreifende Operation ohne Einwilligung, ja sogar gegen den Wunsch der Angehörigen und ohne Aufforderung eines Gerichtes vorzunehmen. Fast ganz ablehnend stehen Rudeck und Oppenheim den medicinischen Experimenten an Gesunden und Kranken gegenüber. Insbesondere verwerfen sie die Versuche an Irren und die künstliche Erzeugung und Uebertragung von Krankheiten — mit einer einzigen Ausnahme. Es werden nämlich auch Krankheiten eingeimpft, um Leiden zu beseitigen. So hatte man die Erfahrung gemacht, daß bisweilen durch das Auftreten von Gesichtsrose bösartige Geschwülste und fressende Flechten aufgesaugt wurden und verschwanden. Daraufhin hat man versucht, die Gesichts- oder Wundrose planmäßig zur Heilung verzweifelter Gewächse zu verwenden, ein Verfahren, dessen Gefährlichkeit zwar sehr groß ist, dessen Berechtigung aber nicht bestritten werden kann.

Im Ganzen sind also die von juristischer Seite vor sieben Jahren gezogenen Grundlinien des ärztlichen Rechtes zu körperlichen Eingriffen nicht verrückt worden. Nur ihre Präcisirung und Ausführung im Einzelnen hat allerdings wesentliche Aenderungen durch die medicinische Kritik erfahren. Und dieses Resultat erscheint als eine glückliche Gewähr für die Zukunft. Hoffen wir, daß Rudeck's inhaltreiche Arbeit ein neuer Anstoß zu der allseits befriedigenden Lösung der wichtigen Frage werde!

Literatur und Kunst.

Die Grenzpfähle.

Von Martin Greif.*)

Was kümmert's die eilende Wolke,
Die über die Länder zieht,
Ob der Grenze von einem Volke
Sie droben vorüber flieht.

Allein nur der Mensch im Wandern,
Er macht vor den Pfählen Halt,
Die Ein Reich scheiden vom andern
Mit schicksalsvoller Gewalt.

*) Der Münchener Lyriker und Dramatiker hat unlängst seinen 60. Geburtstag gefeiert. Während die bayrische Hofbühne eine Vorstellung der gewaltigen Tragödie „Heinrich der Löwe" veranstaltete und die zahlreichen Freunde und Verehrer sich um den Dichter schaarten, hat der Jubilar selbst die schönste Festgabe gestiftet: sein neues Drama „General York", das soeben bei Amelang in Leipzig erscheint. Da hier nicht im Stile der Hohenzollerndichter die Halbheit Friedrich Wilhelm's III. byzantinisch verdeckt wird, so wird Greif wohl auch mit diesem Drama schwerlich in Berlin auf die Bühne kommen. Der Dichter getröstet sich dessen und schreibt inzwischen seine „Lebenserinnerungen" nieder. Die „Gegenwart", zu deren ältesten Mitarbeitern Greif gehört, wird demnächst ein Capitel daraus veröffentlichen: „Mein Eintritt in die Literatur", worin, wie er uns schreibt, „ein eigenthümliches Licht auf unsere literarische Verhältnisse fällt und doch noch nicht meine eigentlichen, noch fortwährenden Kämpfe geschildert werden". Die Redaction.

Wann hüben das Volk im Frieden,
Herrscht drüben im anderen Krieg,
Was diesem zum Heil beschieden,
Gilt jenem als fremder Sieg.

Doch wehe, wenn gar sich befehden,
Vom Hasse der Zwietracht blind,
Die einerlei Sprache reden,
Weil Eines Blutes sie sind.

Hilf Gott, daß die so Getrennten
Sich schaaren zu Einem Reich:
Was gleich ist den Elementen,
Ist's nicht den Menschen auch gleich?

Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist?

Von Sp. Wukadinović (Prag).

Vor etwas mehr als Jahresfrist versetzte eine Zeitungsnachricht die literarische Welt in eine begreifliche Spannung. Der Kieler Professor Eugen Wolff hatte, — so hieß es da, — seinen Hörern die Mittheilung gemacht, daß es ihm gelungen sei, zwei bisher unbekannte Jugendlustspiele Heinrich von Kleist's aufzufinden. Das bedeutete für die Kleistforschung keine Kleinigkeit. Denn es giebt vielleicht in der ganzen neueren Literatur keinen zweiten, dessen dichterische Anfänge in so räthselhaftem Dunkel liegen, als eben Kleist, der als ein Siecher nach Würzburg gewandert war und als ein von der Muse Geweihter zurückkehrte, und der auch dann noch, als es für ihn feststand, daß er zum Dichter erkoren sei, über seine poetische Thätigkeit sich in keusches Schweigen hüllte. Hier eröffneten sich also neue Perspectiven für die Erforschung seines dichterischen Werdens. Und auch das große Publicum, bei dem das Interesse für Kleist in erfreulicher Zunahme begriffen ist, war neugierig zu erfahren, wie denn die Erstlingsfrüchte eines so seltsamen Geistes ausgesehen haben mochten.

Um so größer war die Enttäuschung, als diese beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" bald darauf wirklich erschienen (Oldenburg, Schulze). Da war nichts, was an den späteren Kleist auch nur im Entferntesten erinnert hätte. Sprache und Stil zeigten seines Geistes auch nicht einen Hauch, und die Technik dieser beiden Schablonenstücke war so schülerhaft, — kurz, ein Mensch von einigem Stilgefühl mußte sich gegen die Zumuthung aufbäumen, daß derselbe Dichter, der 1803 als erstes uns bekanntes Werk die „Familie Schroffenstein" veröffentlichte und zu eben dieser Zeit bereits am „Zerbrochenen Krug" arbeitete, ein Jahr vorher solche Intriguenlustspiele vom reinsten Wasser sollte geschrieben haben. Dazu kam noch, daß diese beiden Lustspiele keineswegs als Kleistisch fest beglaubigt waren. Es handelte sich nicht etwa um ein Manuskript, das von irgend einem Zeitgenossen des Dichters pietätvoll der Nachwelt erhalten worden war und nun der Allgemeinheit nicht mehr vorenthalten werden sollte, sondern diese zwei Lustspiele waren schon 1802 im Geßner'schen Verlage zu Bern und Zürich gedruckt, wodurch Wolff durch verschiedene Umstände zu der Vermuthung gedrängt wurde, daß der auf dem Titelblatte nicht genannte Autor Heinrich von Kleist sei. Ich erhob daher gegen diese Vermuthung sofort meine gegründeten Bedenken*), und alle Aufsätze, die sich seither mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, stimmen mit mir darin überein, daß Kleist unmöglich der Verfasser dieses anonymen Büchleins sein könne. Mit dieser Feststellung warf sich aber von selbst die Frage nach dem thatsächlichen Verfasser auf, und auch dieser ließ sich ermitteln. Es geht nämlich aus dem Briefwechsel Wieland's mit seinem Sohne Ludwig unzweifelhaft hervor, daß dieser im Jahre 1802 im Verlage Geßner's zwei Lustspiele anonym erscheinen ließ, und da der Band mit den beiden Lustspielen nachweislich die einzige poetische Publication ist, die der Leipziger Meßcatalog für das Jahr 1802 aus dem Geßner'schen Verlage anführt, glaubte ich nicht fehl zu gehen, wenn ich diese Lustspiele mit denen des jungen Wieland identificirte.

Doch möchte ich mich mit dieser an sich schon schwerwiegenden Thatsache nicht begnügen. In einem so wichtigen Falle, wie es der vorliegende ist, kann man nicht genug sicher gehen. Und gerade hier giebt es ein sehr naheliegendes Mittel, um die Probe auf die Richtigkeit des eben angeführten Schlusses zu machen: die Vergleichung der beiden fraglichen Lustspiele mit den bekannten Schriften Ludwig Wieland's. Dieses Mittel soll im Folgenden angewendet werden.

Ich habe mir hierbei nach zwei Seiten hin Beschränkungen auferlegt, indem ich erstens überall nur die wichtigsten Beispiele anführe und zweitens für die Vergleichung nur die zeitlich enganschließenden Schriften Ludwig Wieland's heranziehe, glaube mir aber dieses in anderen Fällen vielleicht nicht ganz unanfechtbare abgekürzte Verfahren umsomehr erlauben zu können, als das von mir beigebrachte Material vollkommen genügt, um die Autorschaft Wieland's außer allen Zweifel zu stellen. Für die Vergleichung mit den beiden Lustspielen kommen also in erster Linie folgende Werke Wieland's in Betracht: der 1803 in Leipzig erschienene erste Band der „Erzählungen und Dialogen", in dem zwei Dialoge*) und die Erzählung „Das Fest der Liebe" enthalten sind, und ein Band „Lustspiele", mit den beiden Stücken „Ambrosius Schlinge" und „Die Bettlerhochzeit", zwar erst 1805 veröffentlicht, aber, wie aus mehreren ungedruckten, mir von Bernhard Seuffert gütigst zur Verfügung gestellten Briefen hervorgeht, wohl schon Ende 1803 abgeschlossen. „Ambrosius Schlinge" wurde überdieß, laut einer Mittheilung Wustmann's an Seuffert, am 7. Juni 1803 in Leipzig zum erstenmale aufgeführt. Seuffert macht mich auch auf Berührungen in den beiden Lustspielen mit den häuslichen Verhältnissen Wieland's aufmerksam. So sei es gewiß mehr als Zufall, daß dort zumeist Namen von Geschwistern Ludwig Wieland's vorkommen: Sophie, Charlotte, Amalie, Julie, Ludwig, Karl, Wilhelm. Eduard heißt der damals freilich noch ganz kleine Sohn von Heinrich und Charlotte Geßner. Ueber den Verkehr in des alten Wieland Hause schreibt Seuffert: „Die mir bekannten Briefe der Töchter Wieland's erlauben zwar nicht, ihre Charaktere als Originale zu den Lustspielen zu greifen, dazu sind sie zu wenig zahlreich und zu lückenhaft; aber daß die Wieland'schen Töchter lustige Geschöpfe waren, umliebt wurden, harmlos liebelten und gegenseitig intrigant im Guten spielten, und daß der Alte sie sehr gerne verheirathen wollte, stimmt. Und warum soll Macdonald nicht darunter gewesen sein (als Williams), da der alte Vater sehr für ihn schwärmte (S. Böttiger, Lit. Zustände und Zeitgenossen 2, 173 f., auch 1, 239; 2, 163, 167). All' das wußte Louis, aber nicht Kleist."

Im Folgenden sollen nun diese beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" in Bezug auf Sprache, Stil und Motive untersucht werden, wobei ich besonders jene auffälligen Erscheinungen und auch jene Beispiele heranziehen will, die von Wolff für Kleist in Anspruch genommen wurden.

Schon in der Sprache der beiden Lustspiele hat Wolff einen Beweis für die Autorschaft Kleist's zu finden geglaubt.

*) Allgem. Zeitung 1898 Beilage Nr. 145.

*) Diese Dialoge wurden von Knebel dem alten Wieland zugeschrieben (vgl. Goethejahrbuch 10, 124), stammen aber nachweislich von Ludwig (vgl. u. A. Gruber, Wieland 4, 343).

Er läßt Alles bei Seite, was „unser Dichter mit manchen Zeitgenossen gemeinsam hat“, und wendet sich direct den sprachlichen Eigenthümlichkeiten der beiden Stücke zu, die nach seiner Meinung einzig und allein auf Kleist hinweisen. Aber alles das, was Wolff anführt, findet sich in den als solchen bekannten Schriften des jungen Wieland in reicher Fülle vor. So das Durcheinanderwerfen der starken und schwachen Declination (die Symptomen, der Männerscheue, die Trümmern; vgl. bei Wieland: die Trümmern, der Lärmen, Männerscheue, Scheue, Liebesscheue. — Kleist kennt, so viel ich ersehen kann, die Form „Scheue“ überhaupt nicht), die Verdumpfung des i zu ü in verdrüßlich, kützlich (vgl. bei Wieland: kützeln; bei Kleist nicht belegt), die Apocopirung des schwachen Präteritums und des starken Imperativs (sah', sieh', geh'; vgl. bei Wieland: hör' auf, geh', dacht' ich, macht' ich), ferner die Verwendung des einfachen Zeitwortes statt des zusammengesetzten (kühlen statt abkühlen, sparen statt aufsparen, nehmen statt annehmen; vgl. auch bei Wieland: hielt statt verhielt, nahm statt benahm). Als „besonders glückliche Sprachschöpfung“ begrüßt Wolff den activen Gebrauch von Zusammensetzungen mit inactiven Zeitwörtern (sich herausscherzen, herausspotten; vgl. bei Wieland: hinabwalzen, sich herausbetteln, sich herausfressen). Wie man also sieht, lassen sich alle diese für Kleist reclamirten sprachlichen Besonderheiten nicht nur auch bei Ludwig Wieland belegen, sondern dieser stimmt in einzelnen Formen mit den beiden Lustspielen überein, die Kleist ganz fremd sind. Es liegt mir aber nichts ferner, als aus dieser Uebereinstimmung schon Schlüsse auf die Verfasserschaft Wieland's ziehen zu wollen, wie mir denn überhaupt die Methode, wie Wolff aus der Sprache auf den Autor schließt, etwas oberflächlich erscheint. Das Resultat der von Wolff gesuchten Uebereinstimmungen ist für den vorliegenden Fall höchstens das: Der Verfasser der beiden Lustspiele kann auch L. Wieland sein. Aber ebensogut können sich die von Wolff vermerkten Eigenthümlichkeiten alle bei einem anderen Dichter vorfinden. Auch mit Dialectformen und Idiotismen wird man bei einem Schriftsteller des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht viel anfangen können. Von wirklicher Beweiskraft werden nur solche Bestandtheile des Wortschatzes, seien es einzelne Wörter, seien es ganze Redewendungen, sein können, die von dem Gebrauche der Schriftsprache auffällig abweichen, aber nicht einem, wenn auch noch so eng umschriebenen Dialectgebiete angehören, sondern das charakteristische Eigenthum eines bestimmten Schriftstellers sind oder doch, selbst wenn sie auch anderswo belegt sind, direct auf seine Spur zu führen vermögen. Solcher charakteristischer Ausdrücke glaube ich, nach Ausscheidung alles nur halbwegs fraglichen, zwei gefunden zu haben, und zwar S. 61: *streuet nur den Andern Staub in die Augen*, und S. 99: Die Menschen fangen an, mich zu *belangweiligen*. Beide Ausdrücke sind in den Schriften des jungen Wieland belegt (Dialogen S. 82, Fest der Liebe S. 14), Kleist sind sie vollkommen fremd. Die auffallende Redensart „Staub (statt des gewöhnlichen Sand) in die Augen streuen“ kann ich überhaupt nirgends sonst finden, als eben beim jungen Wieland und bei dem Verfasser der beiden anonym erschienenen Lustspiele. Auch der Ausdruck „belangweiligen“ (statt langweilen) ist so selten, daß Grimm und Adelung ihn nicht kennen. Nur der alte Lampe, und von neueren Lexikographen Sanders, führen ihn an. Beide kennen aber nur einen einzigen Beleg dafür — und zwar aus den Schriften des Vaters Wieland! Nun wissen wir auch ganz genau, woher der Sohn dieses ungewöhnliche Wort hat: es war eine Art Familienwort, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt hatte. Es ist übrigens möglich, daß die hier angeführten, gewiß nicht alltäglichen Ausdrücke sich auch bei anderen Schriftstellern finden lassen werden, daß sie aber Beide bei einem und demselben vorkommen, scheint mir hier mehr als ein zufälliges Zusammentreffen.

Nicht viel anders steht es mit dem, was Wolff aus den stilistischen Eigenthümlichkeiten der beiden Lustspiele für die Verfasserschaft Kleist's folgert. Auch hier zeigt es sich, daß diese „speciell Kleistischen“ Eigenthümlichkeiten allesammt auch bei Ludwig Wieland nachzuweisen sind, ja daß Wieland in einzelnen Fällen herangezogen werden kann, wo Kleist versagt. Da fallen zunächst die zahlreich eingestreuten französischen Wörter und die vielen französischen Redewendungen auf. Wolff begründet sie mit Kleist's geläufiger Kenntniß des Französischen, hält sie dagegen bei Ludwig Wieland, der ja „die Franzosen nicht leiden kann“, für ausgeschlossen. Aber schon ein flüchtiger Blick in die Schriften des jungen Wieland belehrt uns, daß er französische Ausdrücke sehr gern gebraucht, und daß er eine ganz besondere Vorliebe für Gallicismen hat, — eine Vorliebe, die sich in seinen späteren Prosaschriften noch steigert. Es lohnt sich nicht, lange Verzeichnisse zum Beweise dieser Thatsache anzulegen. Daß er „seine Schilderungen mit erotischen und moralischen Gallicismen überfüllt hat“, bemerkten übrigens schon seine Zeitgenossen (vgl. Neue Leipziger Literaturzeitung 1806 1, 137). Wieland's Dialog ist ferner reich an Pointen und Bildern. Der Sohn und Nachahmer des alten Wieland ist, wenn man so sagen darf, ein Meister des Flirt. Sophiens Bemerkung zu Eduard (in „Coquetterie und Liebe“): „Wir werfen uns nur leere Worte zu“ ist für den Dialog Wieland's überhaupt charakteristisch. Aehnlich heißt es auch in der „Bettlerhochzeit“: „Was sind denn Worte? Wollt Ihr mich mit meinen eigenen Worten fangen?“ Und im „Fest der Liebe“ wird ausgemacht, daß die Gesellschaft sich „witzige Fragen und kurzweilige Antworten wie Bälle zuwerfen“ solle. Große Scheingefechte sind seine Dialoge, in denen das Thema Mann und Weib den ständigen Mittelpunkt bildet und die einzelnen Personen sich zu Vertretern ihres ganzen Geschlechts aufwerfen, dessen Standpunkt sie nachdrücklich vertreten. Daher die so häufige Ansprache: „Ihr Männer, Ihr Frauen“, die in den beiden Lustspielen ebenso beliebt ist wie in den bekannten Werken Wieland's. Daher auch das so auffällige Ueberwiegen von Bildern aus dem Militär- und Gerichtsleben. Besonders die ersteren findet Wolff bei einem eben aus dem Dienst geschiedenen Officier erklärlich. Ich begnüge mich damit, statt einer langen Reihe von einzelnen Ausdrücken, wie sie bei Wieland in Menge vorkommen, eine zusammenhängende Stelle aus dem „Fest der Liebe“ zu geben, aus der man gleich ein Bild von der Art des Dialoges bei Wieland gewinnt: „O, Sie thun Alles, das Urtheil leicht zu machen!“ — „In Liebessachen sollte gar Niemand richten, denn wir sind da alle Partei.“ „Doch giebt es Freibeuter, wider die man gemeine Sache machen sollte.“ — „Halten Sie uns wirklich für so gefährlich? Unsere Fehde ist die offene, unser Angriff unverdeckt, und maskiren wir uns, so geschieht es mehr, die Niederlage unserer schönen Feinde in ihren eigenen Augen zu entschuldigen ... „Geduld! Gegen einen Feind wie Sie muß man sich besonders verwahren. Ehe ich Ihnen gestatte, mir nur von Liebe vorzusprechen, verlange ich die Erfüllung eines Präliminar-Artikels ... Allenfalls verzeihe ich Ihnen einen leichten Angriff auf Wilhelminen“ u. s. w. Derartige Stellen ließen sich noch viele herausgreifen. Kleist aber verwendet gerade diese Art von Bildern gar nicht, wie die sorgfältige Zusammenstellung bei Minde-Pouet (Heinrich v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar 1897) beweist. Aus dem antithetischen Charakter des Wieland'schen Dialoges erklärt sich endlich auch das häufige Vorkommen von Antithesen (z. B. Du bist langsamer als je — und Sie ungeduldiger als gewöhnlich; nie war er so allerliebst unartig — ich wette darauf, wenn er artiger wäre, Du fändest ihn unausstehlich). Auch in den zur Vergleichung herangezogenen Werken Wieland's finden sie sich häufig (z. B. Eure Antworten sind kurz und spitz — und Eure Fragen lang und stumpf; es ist mir ganz

wunderbar — nun, gewiß nicht sonderbarer als mir). Wolff findet sie Kleistisch, bringt aber keinen Beleg aus Kleist. Noch eine Eigenthümlichkeit der beiden Lustspiele möchte ich erwähnen, die bei Kleist ganz ausgeschlossen ist, bei Wieland dagegen auch sonst öfters vorkommt, — ich meine den schon damals nicht mehr ganz neuen Witz der Verdrehung von Fremdwörtern. In „Coquetterie und Liebe" sagt z. B. Nanntchen: „Mamsell Sophiens Name soll transpirant brennen, oder wie es heißt." In der „Bettlerhochzeit" meint der alte Bettler Penny: „Ja, ja, sonst war ich pragmatisch, wie mein Sohn ganz richtig bemerkt", um auszudrücken, daß er früher an Podagra gelitten habe, und fordert seinen Sohn, den Bräutigam Arthur auf, seiner Braut doch „etwas Odiöses, Insultantes" zu sagen, während er natürlich das Gegentheil im Sinne hat.

Doch ich habe schon in meinem früheren Aufsatze auf die geringe Zuverlässigkeit derartiger stilistischer Beobachtungen hingewiesen und bin natürlich auch jetzt weit entfernt, aus ihnen so weitgehende Schlüsse für Wieland abzuleiten, wie Wolff dies für Kleist gethan hat, obwohl ich hierzu, wie man sieht, weit mehr Berechtigung hätte. Als dienendes Glied dem Ganzen eingefügt, leisten sie aber gute Dienste. Größeren Nachdruck möchte ich dagegen auf die Momente legen, aus denen sich auf die Individualität des Verfassers Schlüsse ziehen lassen, und da fallen zunächst die Motive und Gedanken, die in die Gespräche der einzelnen Personen eingestreut sind, in's Gewicht. Wir haben gehört, daß das Thema dieser Gespräche in den beiden Lustspielen und in den bekannten Werken Wieland's das Gleiche ist. Immer drehen sie sich um Liebe, Ehe, überhaupt um das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Definitionen aller Art des Begriffes Liebe finden sich hier wie dort in Menge. Die verschiedenen Arten der Liebe in den verschiedenen Zeiten menschlicher Cultur werden eingehend miteinander verglichen. So wird im „Liebhabertheater" die Liebe „aus den guten, alten Ritterzeiten" als die „romantische" der „neumodischen, sentimentalen" gegenübergestellt. In „Coquetterie und Liebe" preist Eduard die reine Liebe aus der „Zeit der Unschuld", während heute alles anders geworden sei, und ein andermal spricht er von der „Zeit der romantischen Liebe", die nun vorüber sei. Genau so wird in dem ersten der beiden Dialoge gezeigt, wie die Liebe aus dem „Anfang des mittleren Zeitalters" sich nach und nach zu der von heutzutage verbildete, und in der „Bettlerhochzeit" wird geradezu eine Geschichte der Liebe von den Schäferzeiten bis auf die Gegenwart entworfen. Doch macht sich Wieland über die Bestrebungen, in der „Kunst zu lieben" theoretisch Unterricht zu ertheilen, wie sie etwa Mansos schon in den Xenien hart mitgenommenes Buch „Die Kunst zu lieben" vertritt, weidlich lustig. „Freilich kriegen sie [die Weiber] auch ordentlich wissenschaftlichen Unterricht in der Kunst zu lieben. Unsere beliebtesten Romane sind gleichsam eine hohe Schule der Liebe", sagt Roderigo im „Liebhabertheater". In der „Bettlerhochzeit" heißt es (S. 209): „Lassen wir diese frostigen Winterblumen alten verliebten Gecken, die nach der Schule lieben." Im „Fest der Liebe" äußert Anselmo (S. 12) die Besorgniß, es möchte einer oder der andere „eine Kunst zu lieben, oder gar eine Metaphysik der Liebe zusammensetzen", und verkauft als Wunderarzt (S. 166) „die Kunst, wie man in Spanien thut lieben". Auch allgemeine Sentenzen über die Liebe finden sich häufig. In „Coquetterie und Liebe" bemerkt z. B. Eduard: „Furcht setzt schon Neigung voraus". Etwas breiter formulirt findet sich derselbe Gedanke im „Fest der Liebe" (S. 41): „O, es ist nur zu wahr, daß wer sich fürchtet zu lieben, schon liebt!" Die Ansichten über die Ehe sind in den beiden anonymen Stücken dieselben wie in den übrigen Werken Wielands. Als Hauptgrundsatz gilt ihm, daß die beiden Ehegenossen ihrem Charakter nach nicht zu ungleichartig sein dürfen. So begründet Sophie den Korb, den sie Williams ertheilt, mit folgenden Worten: „Wir taugen nicht für einander; unsere ganze Art, zu fühlen und zu sein, ist verschieden, ja entgegengesetzt". In der „Bettlerhochzeit" (S. 239) giebt Robin seiner Tochter den Rath: „Laß deinen künftigen Mann dir weder zu ähnlich noch zu ungleich sein, denn das letzte erzeugt Feindseligkeit und Widerspruch." Und im „Fest der Liebe" meint einer der Gäste, sein Verhältniß zu einer gewissen Dame sei „zu ungleichartig", um ihn binden zu können (S. 84). Ueberhaupt räumt Wieland dem Weibe in der Ehe wie im Leben die zweite Stelle ein. Deshalb zieme es dem Weibe auch nicht, seine Liebe zu gestehen: „Dem Manne ziemt Geständniß seiner Wahl . . . , das Weib ergiebt sich nur dem Liebenden", sagt Sophie in „Coquetterie und Liebe" zu Eduard (S. 77), und dem Grafen Schall gegenüber äußert sie sich (S. 67): „Einem Weib ist es nicht erlaubt, dem innern Aufruhr des Gemüths durch Worte Luft zu machen; unsere Meinungen, unsere stillen Wünsche müssen wir in unserer Brust verschließen." An einer Stelle der „Dialoge" heißt es: „Was dem Manne gebührt, steht darum dem Weibe noch nicht wohl an" (S. 44), und bei einer anderen Gelegenheit klagt Constanze (S. 70), es sei hart, „zu fühlen, was man nicht gestehen darf." Allerdings sei dies früher ganz anders gewesen als jetzt, wo „die Eitelkeit und die Mode die Welt regieren" (Coquetterie und Liebe, S. 78). Und ähnlich sagt Alessandro in dem einen der beiden Dialoge (S. 71): „Die Convenienz, die Mode haben dieses unnatürliche Gebot erschaffen." Auch an Klagen über die Rücksichtslosigkeit der Männer fehlt es nicht von weiblicher Seite. So sagt Sophie (Coquetterie und Liebe, S. 102): „Zu Eurem Eigenthum möchtet Ihr uns machen, der Listige und Gewandte verbirgt das so lange hinter schönen Worten und demüthigen Gebärden, bis er seinen Zweck erreicht hat." Desgleichen beschwert sich im „Fest der Liebe" Wilhelmine (S. 149): „Die Männer haben weder Sinn für eine gänzliche Hingebung; noch verdienen sie sie durch Großmuth, nichts gewinnt sie, nichts füllt sie aus, nur unsere Schwachheit gefällt ihnen, unedel lauern sie ihr auf und bestrafen uns dann für ihre eigene Schuld." Und in dem zweiten der beiden Dialoge beklagt sich Constanze (S. 82): „Wir werden von Euch mehr als Sachen denn als Wesen Euersgleichen angesehen, und Ihr erkennt nur unsere Persönlichkeit, um sie zu vernichten." In „Coquetterie und Liebe" macht Graf Schall Sophie folgendes Compliment (S. 67): „Nur wenige besitzen eine so glückliche Gemüthsruhe wie Sie, schöne Sophie. Frei vom Sturm der Leidenschaften, die uns andere arme Sterbliche zerwühlen, pflücken Sie überall nur Blumen . . ." Damit vergleiche man die Aeußerung Bettina's: „Das Gemüth des Weibes ist selten getrübt und stürmisch, oder die leichten Wellen glätten sich doch bald wieder" (Dialogen S. 25), und Constanzens Frage: „Wird unser reiner, frommer Sinn nicht durch Eure finsteren Zweifel und Grübeleien und durch den Sturmwind Eurer Leidenschaften getrübt und beunruhigt werden?" (ebd. S. 88.)

Ich könnte noch ganze Seiten von derartigen Parallelstellen citiren, könnte insbesondere noch darauf hinweisen, wie die Liebeserklärungen von Eduard und Williams sich später fast wörtlich wiederfinden, wie Ludwig Wieland's Ansichten über den Adel, über Schauspieler, Schriftsteller, Gelehrte mit den in den beiden Lustspielen darüber vorgebrachten Urtheilen sich vollständig decken, aber das scheint mir unnöthig. Denn schon aus der von mir gebotenen Auswahl geht wohl ohne Zweifel hervor, was ich beweisen will: daß wir als Träger einer so übereinstimmenden Lebensanschauung, wie sie in den beiden Lustspielen und in den Schriften Ludwig Wieland's gleicherweise zum Ausdrucke kommt, nicht zwei verschiedene Persönlichkeiten, sondern nur eine, — eben Ludwig Wieland — annehmen dürfen.

Wenden wir uns nun den Motiven zu, aus denen die Handlung der beiden Lustspiele zusammengesetzt ist, und vergleichen wir sie mit den Motiven, die Ludwig Wieland in

seinen beiden Lustspielen „Ambrosius Schlinge“ und „Die Bettlerhochzeit“, sowie in der Erzählung „Das Fest der Liebe“ verwendet. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß ein Mensch von der geringen dichterischen Begabung des jungen Wieland über einen sehr großen Schatz von solchen Motiven verfügt habe. Im Gegentheil, wir werden eher annehmen müssen, daß er schon in seinen poetischen Erstlingswerken sich so ziemlich verausgabt haben wird. Ein Blick auf die beiden strittigen Lustspiele bestätigt diese Annahme. Es giebt nicht ein einziges wichtigeres, und fast gar kein Nebenmotiv in diesen Stücken, das sich in späteren Schöpfungen Ludwig Wieland's nicht wiederholte. Auch hier werden einige markante Beispiele genügen, um diese Thatsache als zweifellos festzustellen. So besteht z. B. die Handlung der Bettlerhochzeit aus lauter Einzelheiten, die in anderem Zusammenhange früher zum Aufbaue der Handlung in den beiden anonymen Lustspielen verwerthet worden waren. Zwei junge reiche Leute aus der guten Gesellschaft, Harry und Edgar, begeben sich dort, als Bettler verkleidet, in das Haus des „Bettlerkönigs“ Robin, der dieses Gewerbe nur mehr aus Passion betreibt, da er ja bereits einen sorgfältig verwahrten Schatz zusammengespart hat. Ebenso benützen im „Liebhabertheater“ Karl und Emma die schwache Seite des Barons Eichthal, seine Passion für Theatervorstellungen im Hause, um sich in der Verkleidung von Schauspielern bei ihm Zutritt zu verschaffen. Beide treten mit angenommenen Namen auf, die erst zum Schlusse als solche entdeckt werden, wie denn übrigens auch im „Ambrosius Schlinge“ der Name des Titelhelden sich schließlich als ein falscher herausstellt. Beide Stücke spitzen sich auf eine große Erkennungsscene am Schlusse zu, in der an den Tag kommt, daß der eine der beiden unter falscher Flagge Eingedrungenen der Sohn des nichts ahnenden Gastgebers ist. Den Mittelpunkt der „Bettlerhochzeit“ bildet eine lang ausgesponnene Entführungsgeschichte. Edgar, der impulsivere von den beiden Freunden, hat den ganzen Plan ausgeheckt, während der sanfte, sentimentale Harry sich nur ungern für dieses unredliche Spiel gebrauchen läßt und mancher energischen Aufforderung des Freundes bedarf. Genau ebenso steht das Verhältnis zwischen Roderigo und Felix im Gegenspiel des „Liebhabertheaters“. Die Entführung selbst — an und für sich ein Lieblingsmotiv Wieland's — findet sich bereits Zug um Zug in „Coquetterie und Liebe“ vorgezeichnet, wo Williams die widerspenstige Charlotte durch dieses radicale Mittel in seine Gewalt bekommen will. Der Entführungsplan ist in beiden Stücken höchst einfach. Das betreffende Opfer soll durch vorgespiegelte Liebesbetheuerungen in den rückwärts hart an der Straße befindlichen Garten gelockt werden, auf ein verabredetes Zeichen springen dann plötzlich „zwei maskirte Kerls“ hervor, die die sich Sträubende möglichst unauffällig und schnell fortzuschaffen haben. In „Coquetterie und Liebe“ mißlingt das Attentat, in der „Bettlerhochzeit“ kehrt das vermißte Paar gleich wieder ganz freiwillig zurück. Noch auffälliger ist die Uebereinstimmung dieses Motives zwischen „Coquetterie und Liebe“ und „Ambrosius Schlinge“, wo in beiden Stücken der Anstifter der Entführung zum Schluß der Dupirte ist. Der kurzsichtige Alte, der auch da noch nicht sieht, wo die anderen handelnden Personen bereits klar sehen, und der sich besonders über die Herzensneigungen seiner jüngeren Familienglieder wohl unterrichtet glaubt, während er gerade da nichts als Fehlschlüsse macht, diese conventionelle Figur kehrt in allen vier Stücken wieder. Besonders der alte Bettler Robin und Onkel Cornelius in „Coquetterie und Liebe“ können ihre Verwandtschaft nicht verleugnen. Beide spielen eine ziemlich klägliche Rolle. Sie wissen sehr wohl, daß ihre Töchter, beziehungsweise Nichten, vielumworben sind und suchen die Wichtigkeit ihrer Person recht nachdrücklich zu betonen. In beiden Stücken wenden sich die verschiedenen Bewerber an den Alten um Unterstützung, und er sagt sie jedem scrupellos zu. Beide befinden sich dabei über die Absichten der Mädchen auf falscher Fährte, lassen sich aber um keinen Preis eines Besseren belehren. „Ich kenne das,“ erwiderte der alte Robin auf derartige Vorstellungen, während Cornelius sie mit einem schmunzelnden: „Mich führt ihr nicht an“ kurz abschneidet. Beide reden und hören gern davon, wie „gefährlich“ sie in ihrer Jugend gewesen seien. In allen hier herangezogenen Dichtungen des jungen Wieland bildet ferner, wie in den beiden anonymen Stücken, ein gastfreies Haus den Schauplatz der Handlung. Gewöhnlich kommt noch eine besondere Veranlassung hinzu, welche die Gäste versammelt. So im „Liebhabertheater“ die geplante Aufführung, in „Coquetterie und Liebe“ der Geburtstag Sophie's, in der „Bettlerhochzeit“ die Hochzeit Tony's, im „Fest der Liebe“ das Frühlingsfest. Die Gastfreiheit und Gutmüthigkeit der Gastgeber wird aber oft mißbraucht. Ambrosius Schlinge ist das Prototyp eines Schmarotzers, der Graf Schall in „Coquetterie und Liebe“ ein — allerdings sehr aristokratischer — Ambrosius Schlinge. Beide werden zum Schlusse entlarvt, und zwar ist wieder der Vorgang hierbei ein ganz gleicher. In „Coquetterie und Liebe“ ist der Schauplatz der Entlarvung „ein Saal mit Zimmern im Hintergrund, zu beiden Seiten sind Cabinete“, im Ambrosius Schlinge „ein Saal in Vinzent's Hause, mit zwei Cabineten, zu beiden Seiten“. In eines der beiden Cabinete wird nun der Uebelthäter unter einem listigen Vorwand versteckt und beim Heraustreten gehen ihm dann die Augen über seine wahre Lage auf. Wir bemerken also hier dieselbe Armuth an Erfindung neuer Situationen wie in den Entführungsscenen. Auch der tolle absonderliche Williams, dieser „echte Sohn des Spleen“, entspricht genau dem Bilde, das Wieland sonst von den Engländern entwirft. „Britannien ist das Land, wo das Meiste vorgeht, wo täglich die abenteuerlichsten und tollsten Dinge geschehen ... Schon der Todtengräber im Hamlet meint, in England wären sie alle etwas toll“. So äußert sich Albert in dem einen der beiden Dialoge, und Eugenie bricht das Gespräch, das er auf die Engländerinnen gebracht hatte, mit den Worten ab: „Lassen wir die englischen Damen, sie machen mir Spleen“. Auch der athletische Schwede Gustavson im „Fest der Liebe“ hat einige Züge von Williams erhalten, besonders dessen Vorliebe für den Sport. Er bittet die von ihm verehrte Ottilie mit ihm in seinem neuen Phaeton auszufahren, „er wolle zwei neue rasche Engländer zum ersten Male probiren“, und in „Coquetterie und Liebe“ fordert Charlotte Williams auf, mit ihr auszureiten. „Ich will Ihren Wettrenner probiren“. In eben dieser Novelle tritt auch ein Marquis auf, von dem es heißt: „Er hatte einige Sonderbarkeiten an sich, die man ihm zu gute hielt, weil er eben aus England kam.“ Williams trägt Sophien's Farbe, ebenso trägt im „Fest der Liebe“ jeder Herr „die Farbe seiner Dame“. Kleist, den Wolf hier heranzieht, trägt dagegen nur ein Band, das ihm seine Braut um den linken Arm gewunden hat. In der genannten Erzählung liebt der schüchterne Thalheim die muthwillige Julie, „oder wie sie lieber hörte, Juliette“. Auch die Baronesse Eichthal im „Liebhabertheater“ will nicht mit ihrem gewöhnlichen Namen Brigitte gerufen werden und bittet ihren Bruder: „Nenne mich doch bei meinen andern, Isabelle oder Marie“. Thalheim schreibt „dicke Bände voll Elegien und Nachtgedanken“, Charlotte („Coquetterie und Liebe“) erzählt von einem ihrer Verehrer: „Wenn ich traurig bin, so schreibt er Nachtgedanken“. Als Thalheim von seiner Julie abgewiesen wird, macht er eine Reise, weil er „vergessen lernen“ will. Diese Abreise wegen verschmähter Liebe spielt im „Fest der Liebe“ überhaupt eine große Rolle. Von den drei Verehrern Wilhelmine's reist der eine „plötzlich ab, und ließ nichts mehr von sich hören“, der zweite kommt in Reisekleidern um Abschied zu nehmen. „Erst um Mitternacht wollte er abreisen, und wünschte mich vorher zu sprechen“. Auch Eduard Felseck in „Coquetterie und Liebe“ will abreisen, da er sich von

Sophie einen Korb geholt hat. Gegen Mitternacht erscheint er in Reisekleidern: „Ich will sie noch einmal sehen, und dann zu Schiff". Und auf Sophien's Frage, was ihn denn zu dieser Reise zwinge, ist seine Antwort: „Nur vergessen lernen will ich". Er will nach der neuen Welt, die auch das allerdings unfreiwillige Reiseziel des Ambrosius Schlinge ist. Ein Maskenfest beschließt den Abend in „Coquetterie und Liebe" wie im „Fest der Liebe". Dort ist die muntere Charlotte die Urheberin, weil sie sich davon das Beste für die Ausführung ihrer muthwilligen Pläne hofft. Das gleiche Motiv bewegt auch den Doctor Anselmo, eine Maskerade vorzuschlagen. Dieser Vorschlag „gefiel zuerst den Damen, denn alle Weiber lieben von Natur Verkleidungen". Charlotte erscheint dann mitten im besten Gange als Zigeunerin, Anselmo „phantastisch gekleidet" als Wunderdoctor. Beide lassen ihre Laune und ihren Witz an den neugierigen Gästen aus. Charlotte „verläßt dann den Saal und kommt in ihrer vorigen Kleidung wieder", Anselmo „war klug genug, sich zeitig mit seinem Kram zurückzuziehen, und kam in ehrlicher Pantalonstracht wieder herein". — Daß von all' diesen Motiven, deren Zahl ich leicht hätte vermehren können, sich bei Kleist auch nicht eine Spur findet, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.*)

Nun kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Verfasser des „Ambrosius Schlinge", der „Bettlerhochzeit" und der „Erzählungen und Dialogen" und der Autor der beiden anonymen Lustspiele eine und dieselbe Person sind. Was aus den Briefen von Vater Wieland und dessen Sohne ganz deutlich hervorging, das ergiebt sich nun mit zuverlässiger Sicherheit: „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" sind Werke Ludwig Wieland's. Sprache, Stil, Gedankeninhalt und Motive der Handlung haben sie als solche unwiderleglich gekennzeichnet. Nur ein sehr wesentliches Moment, das diese beiden Lustspiele charakterisirt, wurde bis jetzt von mir nicht berührt, ein Moment, das auch für die Beweisführung Wolff's die Hauptgrundlage bildet. Wolff weist nämlich darauf hin, daß uns in Eduard Felseck „schlechtweg der ganze Heinrich von Kleist" entgegentrete. Besonders die Aeußerung Sophies über sein Benehmen: „Und was ist das anders als Hochmuth, der entweder Alles oder nichts besitzen will, und auch da ungestüm fordert, wo man nur durch Hingebung und Bescheidenheit am meisten gewinnt," ist schlagend, umsomehr, als sie sich fast wörtlich mit der Charakteristik Kleist's durch Tieck berührt, der in der Einleitung zu seiner Kleistausgabe (S. XIV) sagt: „Er ... wollte immer mit Gewalt und in kurzer Zeit, mit Trotz, das erzwingen, was nur Geduld, Ausdauer und Resignation auch dem ausgezeichneten Geiste gewähren können." Ich bin in dem Auffinden Kleistischer Charakterzüge noch weiter gegangen als Wolff und habe besonders nachgewiesen, daß im „Liebhabertheater" der Dichter Kleist auf's Korn genommen sei. Dieses Stück ist voll von Anspielungen auf die Schroffensteiner und macht sich vor Allem über den „neuen Dichter" und die Verlegung der Handlung seines Dramas nach dem fernen Spanien lustig, wie dies ja Wieland's sarkastischer Art nahe lag. Wolff aber traut dem jungen Wieland diese Ergründung von Kleist's geheimsten Regungen nicht zu und blieb auch in seiner Entgegnung auf meine Ausführungen*) fest dabei, nur Kleist selbst könne ein so getreues Bild von sich entworfen haben, wie es vor Allem in der Gestalt Eduard Felseck's zum Ausdrucke kommt. Wenn es nun gelänge nachzuweisen, daß Ludwig Wieland seinen Freund Kleist auch in anderen Schriften charakterisirt hat, und zwar womöglich mit denselben Mitteln und Worten wie in den beiden Lustspielen, dann wäre die Kette meiner Beweisführung geschlossen, und das Bild der Persönlichkeit Wieland's, wie es uns aus diesen beiden Stücken entgegentritt, würde sich Zug für Zug mit dem Bilde decken, das wir uns aus den späteren Schriften von diesem Dichter entwerfen können. Dieser Beweis ist nicht schwer. Auf eine ausgedehnte literarische Satire, wie sie das „Liebhabertheater" durchzieht, werden wir uns freilich ein zweites Mal nicht gefaßt machen dürfen. Dennoch glaube ich eine boshafte Anspielung auf die „Familie Schroffenstein" auch in einem späteren Werke Wielands, dem „Fest der Liebe", wiederzufinden. Dort tritt der Doctor Anselmo beim Maskenfeste als Wunderarzt auf und verkauft allerlei hübsche Sachen, darunter: „Die Kunst, wie man in Spanien thut lieben, Alles in Bildern und Reimen mühsam beschrieben, 'S kommt von einem ganz neuen Dichter, Drum nehmt vorlieb und schneid't keine Gesichter." Um so reicher sind die Züge zur Charakteristik des Menschen Kleist verstreut. Fast jeder Liebhaber ist bei Ludwig Wieland ein Stück Eduard Felseck. In der „Bettlerhochzeit" wirft z. B. Harry seiner Geliebten vor, daß sie „viel zu spröde, viel zu wenig unterwürfig" sei, und sie klagt: „Stolzer Mensch, der Du nie um Liebe betteln kannst." Auch an Eduard tadelt Sophie seinen „Stolz gegen Weiber". Aber es bleibt nicht bei solchen allgemeinen Zügen. Im „Fest der Liebe" scheint Louis seinem Freundschaftsbunde mit Kleist und Geßner ein Denkmal gesetzt zu haben. Eine junge Wittwe Namens Wilhelmine erzählt hier von drei Freunden, die in ihr Leben bedeutsam eingriffen. Mit dem einen von ihnen, Sylva, ist wohl Heinrich Geßner gemeint, doch vermag ich nicht anzugeben, ob die hier vorgebrachte Schilderung seiner Person und seines Wesens mit etwa vorhandenen Schilderungen Geßner's übereinstimmt. Sehr gut gelungen ist dagegen Wieland's Selbstportrait, wenn man es mit den von mir im früheren Aufsatze mitgetheilten Aeußerungen des Vaters über den Sohn vergleicht. „Paulin's Physiognomie," heißt es da, „war mehr verborgen, zusammengehalten und besonnen, doch hatte er einen spöttischen, etwas komischen Zug im Gesicht, der ihn verrieth und ihm gar nicht wohlstand, wenn er Empfindungen ausdrücken wollte." Am ausführlichsten aber verweilt Wieland bei dem Dritten, in dem ich Kleistische Züge zu finden glaube. Wohl mit Bezug auf den „Robert Guiskard", an dem Kleist gerade damals mit Aufgebot aller Kräfte arbeitete, nennt er ihn Robert. „In Roberts Gesicht konnte man nichts lesen, als suchende Unruhe und Leidenschaftlichkeit, seine Züge waren immer gespannt, sein Körper in steter Bewegung, und sein ganzes Wesen in solch' ewigem Wechsel, daß ich ihn lange Zeit wie ein Räthsel anstaunte ... Robert, von dem Beide mir viel Wunderliches erzählt hatten, war mir gleich bei seiner ersten Erscheinung sehr aufgefallen. Er schien etwas verlegen und sprach doch sehr dreist, seine Manieren waren höflich, ja galant, und doch bekümmerte er sich um Niemand. In seinen Urtheilen war er kühn, schneidend, immer die Extreme berührend; von den gleichgültigsten Dingen sprach er mit großem Eifer, und die wichtigsten Angelegenheiten schienen ihm nur zum Scherz da zu sein, dagegen konnte ihn ein einziges Wort, ein Ton, ein Nichts in Feuer und Flamme setzen, er ward dann wider seine Gewohnheit bereit, Alles regte sich an ihm und dehnte sich aus und vergrößerte sich und bekam einen heroischen Ausdruck, den man gar nicht in ihm gesucht hätte." Alles das stimmt auffallend mit dem überein, was wir aus

*) Nur auf einen ganz äußerlichen, aber, wie mir scheint, nicht unwichtigen Umstand, möchte ich hier noch aufmerksam machen, nämlich auf die Scenenangaben am Schlusse des Personenverzeichnisses der beiden Lustspiele. Im „Liebhabertheater" heißt es: „Die Scene ist zu Eichthal, auf dem Gute des Barons", in „Coquetterie und Liebe": „Die Scene spielt in Cornelius' Hause". Ganz ebenso lautet es in den beiden späteren Lustspielen Ludwig Wieland's: „Die Scene ist ein Saal, in Vinzent's Hause" und „die Scene spielt in der Gegend von London". Kleist dagegen leitet seine Anweisungen nie mit diesen Worten ein. Bei ihm heißt es: Das Stück spielt in ... (Fam. Schroffenstein), oder: Die Handlung spielt in ... (Zerbr. Krug, Käthchen), oder schlechtweg: Scene: (Penthesilea), oder die Bemerkung fehlt gänzlich (Guiskard, Hermannsschlacht, Prinz von Homburg).

*) Allgemeine Zeitung 1898, Beil. Nr. 152.

dem Munde Anderer über Kleist wissen. Ich will hier nur Einiges davon anführen. So sagt die Rahel (Gallerie von Bildnissen 2, 91): „Seine Augen geben mir keine Sicherheit.“ Der alte Wieland berichtet über ihn und seinen Verkehr zu Osmannstädt: „Desto zurückhaltender war Kleist, und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affectation halten konnte, hielt mich in den ersten zwei Monaten unserer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war.“ „Eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach,“ fiel ihm an seinem Gaste auf, „so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, worauf er von dem, was man ihm sagte, nichts vernahm und also auch jede Antwort schuldig blieb.“ Bei Tische murmelte er häufig etwas zwischen den Zähnen und hatte dabei die Miene eines Menschen, „der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem anderen Orte und mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt ist.“ Auch in des jungen Wieland Novelle wird von Robert erzählt, er sei „ganz in Gedanken verloren und wie abwesend“ gewesen. Zschokke fühlte sich ihm „wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens“ verwandt. Daß er „leicht verlegen ward“, bestätigt Bülow (Kleist's Leben und Briefe S. 74). Und Tieck schreibt über ihn (Hinterl. Schriften S. XXVIII): „Er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Betragen.“ Jeder Zweifel aber, ob hier eine beabsichtigte Schilderung Kleist's vorliegt, oder ob wir es nur mit einem seltsamen Spiele des Zufalls zu thun haben, muß schwinden, wenn man den Schluß der erwähnten Erzählung Wilhelminens liest: „Robert war jetzt allein übrig, er hatte nur noch mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen, die durch die bloße Zeit immer schwächer werden mußten, nur sein Ungestüm und der Trotz, mit dem er Alles oder nichts begehrte, war ihm noch im Wege. Vielleicht hätte er endlich gesiegt, und wir wären glücklich geworden, aber seine Verhältnisse, seine Bestimmung riefen ihn anderswohin, er schrieb mir noch einmal sehr freundschaftlich und dann nicht mehr.“ Hier haben wir Zug für Zug die Liebestragödie Kleist's vor uns. Wilhelmine, wie die Erzählerin, hieß seine Braut. Von der Schweiz aus war es zwischen ihnen zum Bruche gekommen, und Kleist hatte daher, als Ludwig Wieland ihn kennen lernte, thatsächlich „mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen“. Den Freunden aber wird er sein Herz ausgeschüttet haben. Denn nur so kann man sich Ludwigs genaue Kenntniß der Einzelheiten erklären. Kleist hatte seiner Braut den Plan, nach der Schweiz zu ziehen, als einen Schritt dargestellt, zu dem ihn „zugleich Neigung und Nothwendigkeit“ führe, als den Schritt, der allein seinen „inneren Forderungen“ entspreche. Und als Wilhelmine trotz alledem nicht darauf einging, schrieb er ihr aus seiner neuen Heimath noch einmal sehr freundschaftlich — und dann nicht mehr. Zu all' diesen frappirenden Uebereinstimmungen tritt dann noch die wörtliche Berührung in der Charakteristik Eduard Felseck's und Roberts. Zu beiden Gestalten kann nur Einer Modell gestanden haben, — Heinrich von Kleist. Vollends die letzten Worte Wilhelminens aber, die über die weiteren Schicksale der drei Freunde berichten, kann man nur verstehen, wenn man das über Robert Gesagte auf Kleist bezieht. Es heißt dort: „Erst neulich hörte ich wieder etwas von den drei Freunden. Sylva (Geßner) hat sich verheirathet, Paulin (Wieland) streift in der Welt herum, und Robert (Kleist) ist ganz vom Ehrgeiz verschlungen.“ Wurden ja doch diese Zeilen fast zu der gleichen Zeit geschrieben, als Kleist, am Guiskard sich mühend, seiner Braut schrieb: „Ihr Frauen versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz,“ und als er Ulriken gegenüber in die rührende Klage ausbrach: „Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir dahingegeben.“ —

Es ist nur ein Glück, daß die Erzählung „Das Fest der Liebe“ als das Werk des jungen Wieland feststeht, denn sonst hätte sie Wolff gewiß auch noch auf Kleist's Rechnung gesetzt. Demselben Wieland aber, der hier die geheimste Herzensgeschichte seines Freundes der Oeffentlichkeit preisgegeben und dessen intimste Charakterzüge für die Gestaltung Roberts verwerthet hat, demselben Wieland wird man wohl nun auch die im Vergleiche hierzu nur in den Hauptzügen nach Kleist modellirte Figur Eduard Felseck's zutrauen dürfen. Und wenn wir uns zum Schlusse erinnern, daß zwei Lustspiele für Ludwig Wieland im Jahre 1802 sicher feststehen, von denen wir überdies aus den Briefen seines Vaters bestimmt wissen, daß sie bei Geßner anonym erschienen sind, wenn wir uns ferner vor Augen halten, daß Sprache, Stil und Gedanken dieser beiden Stücke direct auf Ludwig Wieland hinweisen, und daß fast sämmtliche in ihnen verwendeten Motive in seinen späteren Schriften wieder begegnen, — dann muß für jeden, der sehen will, die Thatsache unleugbar feststehen: die von Eugen Wolff herausgegebenen Lustspiele haben zu ihrem Verfasser nicht Heinrich von Kleist, sondern Ludwig Wieland.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Abrechnung.

Von Wssjewolod Garschin.

Leise und einförmig sang die Taschenuhr auf dem Schreibtisch ihre zwei Noten. Sogar einem feinen Ohre wäre es fast unmöglich gewesen, den Unterschied zwischen beiden Tönen herauszuhören; dem am Tische sitzenden bleichen Herrn jedoch erschien es wie ein vollständiger Gesang.

„Dies Lied ist melancholisch und trostlos,“ sagte der bleiche Mann, „alle Zeit singt sie es, und singt es wie mir zur Lehre so erstaunlich einförmig. Vor drei, vier, zehn Jahren tickte die Uhr wie jetzt und wird nach zehn Jahren auch gerade so ticken ... genau ebenso!“

Der bleiche Mann warf einen trüben Blick auf die Uhr, wandte die Augen aber gleich wieder ab und dorthin, wohin er, ohne etwas zu sehen, früher geblickt hatte.

„Bei diesem Takt ihres Doppelschlages ist mein ganzes Leben vergangen mit all' seinen scheinbaren Mannigfaltigkeiten: Trübsal und Wonne, Verzweiflung und Entzücken, Liebe und Haß. Erst in dieser Nacht, wo Alles schläft in dieser großen Stadt, in diesem großen Hause, wo kein Ton, außer dem Schlage des Herzens und dem Ticken der Uhr zu vernehmen ist, jetzt erst sehe ich, daß alle Trübsal, alle Freuden, alles Entzücken, daß Alles im Leben nur körperlose Schemen waren. Den Einen jagte ich nach, ohne zu wissen weßhalb, vor den Anderen floh ich, ohne zu wissen warum. Damals wußte ich nicht, daß es im Leben nur ein wirklich Bestehendes giebt: die Zeit ... die Zeit, die unerbittlich gleichmäßig und unaufhaltsam dahinfliegende Zeit, welche nur ein Lied kennt, jenes Lied, das ich jetzt so qualvoll deutlich vernehme.“

Das waren seine Gedanken, die Uhr aber tickte und tickte und wiederholte unaufhörlich das ewige Lied von der Zeit. So Vieles rief ihm dieses Lied in die Erinnerung zurück.

„Seltsam! Ich weiß, oft ist irgend ein besonderer Duft, ein Gegenstand von ungewöhnlicher Form, ein lautes Musikstück, das ein vollständiges Bild von Längsterlebtem im Gedächtniß zurückruft. So erinnere ich mich: es starb mir Jemand; ein italienischer Drehorgelmann war vor dem geöffneten Fenster stehen geblieben, und im selben Augenblick, da der Sterbende seine letzten zusammenhängenden Worte hervorbrachte und zurückfallend im Todeskampfe röchelte, ertönte die zum Ueberdruß oft gespielte Melodie aus ‚Martha‘.

Jägerin, schlau im Sinn, zielet mit den Blicken.
Weiß in Eil' Pfeil auf Pfeil aus dem Aug' zu schicken . . .

Seit jenen Zeiten aber, immer wenn diese Melodie mein Ohr trifft — und bis zum heutigen Tage geschah es oft genug — erscheint vor meinen Augen sogleich ein zerknittertes Kissen und ein blasses Antlitz darauf. Kaum sehe ich aber ein Begräbniß, so höre ich vor meinem Ohr eine kleine Drehorgel spielen:

Jägerin, schlau im Sinn, zielet mit den Blicken . . .

Pfui, wie häßlich! Ja, woran hatte ich aber eben gedacht? Das war's — ganz recht: warum die Uhr, an deren Klang ich doch eigentlich gewöhnt bin, mich an so Vieles erinnert? Bei diesen Erinnerungen verzerrt sich mein Gesicht, ballt sich meine Faust und schlägt zornig auf den Tisch . . . Und siehe, der Schlag übertönt das Lied der Uhr; einen Augenblick höre ich nichts von ihm, aber nur einen Augenblick, dann ertönt es auf's Neue keck, eigensinnig, unaufhörlich: Tiktak, denk' nur, denk' nur, Tiktak! . . . Ja, ja, ich denke schon daran, — habe gar nicht erst nöthig nachzudenken. Mein ganzes Leben — klar liegt es vor mir. Man könnte seine Freude daran haben!" Laut rief er dies aus und doch mit gepreßter Stimme, denn es drückte ihm die Kehle zu. Er glaubte sein ganzes Leben vor sich zu sehen; eine Reihe häßlicher, düsterer Bilder, wo er die handelnde Persönlichkeit war. Er erinnerte sich aller dunklen Flecken seines Lebens, wühlte die Tiefen seiner Seele auf, fand keinen einzigen Lichtpunkt und war überzeugt, daß nichts als Unlauteres in ihm übrig bleibe, gar nichts weiter.

„Nicht nur nichts ist übrig geblieben, niemals ist überhaupt Anderes darin gewesen," verbesserte er sich. Und eine schwache Stimme aus irgend einem Winkel seiner Seele flüsterte ihm schüchtern zu: „Unsinn, war wirklich nichts darin?"

Er hörte nicht darauf, oder gab sich wenigstens vor sich selbst den Anschein, als ob er nicht auf sie hörte, und fuhr dann fort sich abzuquälen. „Alles habe ich in meinem Gedächtniß durchstöbert, und mir scheint, ich habe Recht: nichts bleibt, mich aufzuhalten, nichts, wohin ich meinen Fuß setzen könnte, um den ersten Schritt vorwärts zu thun. Wohin denn vorwärts? ich weiß nicht, nur fort aus dem verdammten Kreise! Kein Halt im Vergangenen, nichts als Lüge und Trug! Ja ich log und betrog mich auch selbst ohne Bedenken. So betrügt der Betrüger Andere, indem er sich für einen reichen Mann ausgiebt und von seinen Reichthümern erzählt, die er irgendwo besitze, ohne sie erlangen zu können, die aber vorhanden seien, — und daraufhin borgt er links und rechts Geld. Mein ganzes Leben lang habe ich mich in Schulden gestürzt. Jetzt ist der Verfalltag da, und ich bin bankerott, wissentlich, betrügerisch bankerott."

Mit einer Art seltsamer Wollust durchdachte er diese Worte. Er brüstete sich gewissermaßen damit. Er merkte nicht, daß er gerade jetzt, indem er sein ganzes Leben Lug und Trug nannte und sich in den Koth zog, die schlimmste Lüge von der Welt beging: die Lüge gegen sich selbst. Denn in Wirklichkeit schätzte er sich durchaus nicht so niedrig ein. Hätte ihm Jemand auch nur den zehnten Theil gesagt, wessen er sich selbst an diesem langen Abende fälschlich anklagte, auf sein Antlitz wäre die Röthe des Zornes, doch nicht der Scham über die Wahrheit des Vorwurfs getreten. Auch hätte er dem Beleidiger zu antworten gewußt, der seinen Stolz so verletzte, seinen Stolz, den er jetzt anscheinend so unbarmherzig selbst mit Füßen trat.

Er selbst? Er war in einen Zustand geraten, daß er nicht einmal mehr sagen konnte: ich selbst. In seiner Seele wurden gewisse Stimmen laut: sie sprachen Verschiedenes, aber welche davon ihm ausschließlich angehörte, sein eigenes Ich, vermochte er nicht zu fassen. Die erste Stimme seines Innern, die deutlichste, quälte ihn sogar mit schönen Phrasen. Eine andere undeutliche, aber zudringliche und beharrliche Stimme übertäubte die erste bisweilen. „Quäle Dich nicht zu Tode," sagte sie, „wozu? betrüge lieber bis zu Ende, täusche sie Alle. Mache aus Dir für Andere was Anderes als Du bist, so wird es Dir wohlgehen." Es gab noch eine dritte Stimme, die von früher, die schüchterne, kaum hörbar. Schließlich verlor er die Geduld. „Täusche Alle," rief er aus. „Mache aus Dir was Anderes als Du bist . . . Ja, habe ich mich nicht mein ganzes Leben lang bemüht, es zu thun? Habe ich nicht getäuscht, nicht die Rolle eines Possenreißers gespielt? Und ist etwa Gutes daraus hervorgegangen? Nein, und daß ich jetzt Gesichter schneide wie ein Schauspieler und selbst das nicht bin, was ich in Wirklichkeit bin. Weiß ich denn auch, wer ich in Wirklichkeit bin? Allzu sehr habe ich mich verwickelt, um es zu wissen. Doch gleichviel, ich fühle, daß ich hier schon einige Stunden nacheinander Gesichter schneide und mir die erbärmlichsten Dinge sage, die ich selbst nicht glaube, sie mir sogar jetzt sage: vor dem Tode! . . . Aber auch wirklich vor dem Tode! Ja, ja, ja!" rief er laut, indem er jedesmal boshaft mit der Faust den Tischrand schlug. „Endlich kann man sich aus diesem Wirrwarr davon machen. Der Knoten ist so geknüpft, daß man ihn nicht zu lösen vermag: also zerhauen wir ihn. Wozu die Seelenqual noch in die Länge ziehen, wenn es nun einmal beschlossene Sache ist? Wozu noch von acht Uhr Abends bis jetzt wie eine Bildsäule hier sitzen?!"

Und eilig zog er aus der Seitentasche seines Pelzes einen Revolver. Er hatte in der That von acht Uhr Abends bis drei Uhr Nachts auf einer Stelle gesessen. Um sieben Uhr hatte er seine Wohnung verlassen, einen Schlitten gemiethet, sich zusammengekrümmt hineingesetzt und war nach dem anderen Ende der Stadt gefahren. Dort wohnte sein alter Freund, ein Arzt, welcher heute, wie er wußte, mit seiner Frau zusammen in's Theater gehen wollte. Er wußte, daß er sie nicht zu Haus treffen werde, und fuhr auch gar nicht zu dem Zwecke hin, sie zu besuchen. Als Freund des Hauses werde man ihn sicher eintreten lassen, und das war Alles, was nöthig war.

„Ja, gewiß wird man mich einlassen, ich werde sagen, daß ich nothwendig einen Brief zu schreiben habe. Wenn es nur dem Hausmädchen nicht einfällt, sich im Cabinet zu mir hinzustellen . . . Fahr schneller, Alterchen!" rief er dem Miethkutscher zu.

Dieser war ein kleines Männchen mit einem vom Alter gekrümmten Rücken; sein magerer Hals war von einer farbigen Schärpe umwickelt, die unter dem breiten Rockkragen hervorschaute; seine gelbgrauen Locken sahen unter der großen runden Mütze hervor. Er schnalzte, zog die Zügel an, schnalzte wieder und sagte mit gebrochener Stimme: „Wir werden Euer Gnaden schon hinbringen, zweifeln Sie nicht . . . Na, na, Du Racker! Welch' ein Pferd, mit Verlaub!" Er gab dem Pferde die Peitsche, worauf es mit einer leichten Bewegung des Schweifes antwortete. „Ich bin ja froh, es allen Kunden recht zu machen, aber ein Pferd hat mir mein Fuhrherr gegeben . . . na, so'n Pferd! Die Herrschaften werden böse, aber was ist da zu thun?! Mein Herr aber sagt: Du bist Großvater, also alt, so nimm denn auch ein altes Thier. Ihr seid Altersgenossen, sagt er. Unsere jungen Kutscher aber lachen. Sie lachen hell auf; was kümmert es sie? Man weiß ja, — verstehen sie denn was davon?"

„Verstehen sie nichts?" fragte der Herr, der gerade daran dachte, wie er wohl das Hausmädchen abhalten könne, mit ihm in das Zimmer zu treten.

„Die Jungen verstehen nichts, Euer Gnaden, verstehen rein gar nichts; woher sollten sie auch etwas verstehen?! Dumm sind sie, die Jungen. Bei uns auf dem Fuhrhofe bin ich Alter allein. Darf man denn einen alten Mann beleidigen? Achtzig Jahre lebe ich auf der Welt, sie aber lachen mich höhnisch an. Dreiundzwanzig Jahre lang war ich Soldat . . . Dumm sind sie, alle Welt weiß es . . . Na, Alter, Du willst wohl gar nicht mehr weiter?!" Er gab dem Pferde wieder die Peitsche, aber es schien den Schlag gar nicht zu merken. „Was ist mit ihm anzufangen?" fuhr der Kutscher fort; „der Klepper muß auch schon an einundzwanzig Jahre haben. Da sieh, du wedelst mit dem Schweife!" . . .

Auf dem erleuchteten Zifferblatt einer Uhr, die in einem der Fenster eines großen Gebäudes angebracht war, wies der Zeiger auf halb acht. Sie müssen schon ausgefahren sein, dachte der Passagier vom Doctor und seiner Frau. „Vielleicht aber noch nicht . . . Meinetwegen,

Großväterchen, brauchst Du nicht so zu jagen! Fahre nur langsamer: ich habe keine Eile."

„Keine Eile, lieber Herr?" sagte der Alte erfreut. „Lieber etwas langsamer . . . Na, Alter, das soll Dir wohl gefallen!" Eine Weile fuhren sie schweigend weiter. Dann wurde der Alte dreister. „Nur das Eine möchte ich wissen, Herr," begann er plötzlich, indem er sich nach seinem Passagier umdrehte und dabei sein runzliges Gesicht mit dem dünnen grauen Bart und den rothen Augenlidern zeigte, „wie kann so'n Unglück über den Menschen kommen? Es war ein Miethkutscher bei uns, Iwan nannten sie ihn, ein Bursche von fünfundzwanzig oder weniger. Und kein Mensch weiß warum, kurz, der Bursche legte Hand an sich."

„Wer?" fragte leise und heiser der Fahrgast.

„Ja, der Iwan, Iwan Sideroff. Unter uns Miethkutschern lebte er. Lustig war er und arbeitsam, gerade heraus sag' ich's. Aber was für'n Mensch! Eines Montags hatten wir zu Abend gegessen und legten uns schlafen. Iwan aber, legte sich ungegessen nieder. Der Kopf zerspringt mir, sagte er. Und so schlafen wir, er aber war in der Nacht aufgestanden und fort. Niemand hatte es gesehen. Des Morgens gingen wir anspannen; da hing er im Pferdestall an einem Nagel. Das Pferdegeschirr hatte er vom Nagel genommen und daneben gelegt — den Strick daran festgemacht . . . Ach Du lieber Gott! Das gab mir damals einen Stich in's Herz. Und was für eine Ursache kann es geben, daß ein Miethkutscher sich aufhängt? Wie ist das möglich, daß ein Miethkutscher sich erhängt! Wie, sonderbar und wunderbar!"

„Weiß ich's denn?" fragte der Passagier hustend und hüllte sich mit zitternden Händen fester in seinen Pelz.

„Auf derlei Gedanken kommt ein Miethkutscher ja gar nicht. Die Arbeit ist schwer und hart; Morgens, ohne Licht, ohne Sonne, heißt's anspannen und hinaus! Bei Sturm und Kälte, wie Jeder weiß. Dann bleibt ihm nur übrig, sich im Wirthshause etwas zu erwärmen und seine Einnahme womöglich bis auf einen halben Rubel zu bringen, und dann nach Haus und schlafen! Da ist das Nachdenken schwierig. Euresgleichen dagegen, Herr, na Sie wissen ja schon, Euch steigt so Manches in den Kopf beim Faulenzen — auch vom Essen kommt's!"

„Von was für Essen?"

„Vom guten Tisch, mein' ich. Dann steht der Herr auf, zieht den Schlafrock an, trinkt Thee und geht im Zimmer auf und ab. Ringsum aber lauert Sünde. Hab' es auch gesehen, kenne das. Bei uns im Regimente, in Tenginsk, im Kaukasus diente ich damals — ein Herr Leutnant Fürst Wichljaeff; zu ihm kam ich als Officiersbursche" . . .

„Halt, halt!" rief der Fahrgast. „Hier an die Laterne! Hier gehe ich zu Fuß."

„Wie es Ihnen beliebt . . . also zu Fuß. Ich danke Euer Gnaden." Der Kutscher kehrte um und verschwand im Schneegestöber, der Herr ging aber gesenkten Blickes weiter. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommertheater.

„Die versunkene Glocke". Musikdrama von Heinrich Zöllner. (Theater des Westens). — „Die Wahrsagerin". Schwank von Josef Jarno und Gustav Rickelt. (Neues Theater). — „Berlin lacht". Heitere Revue aus dem Berliner Leben von Julius Freund. Musik von J. Einödshofer. (Metropoltheater).

Der nun schon seit Jahren landesübliche Regensommer scheint besonders den Opernunternehmungen günstig. Die Hofbühne, die mit dem unglaublichen Machwerke „Mudarra" des auch in Frankreichs weitesten Kreisen unbekannten Parisers Fernand Le Borne noch einen heilloseren Durchfall erlebte, als mit Kienzl's Don Quixote und Chabrier's Briseïs, hatte knapp vor Thorschluß einen gewissermaßen exoterischen Erfolg mit Max Schilling's Ingwelde, die das sonderbare, aber dankenswerthe Gastspiel der Schweriner Oper unter Hermann Zumpe's Leitung nach Berlin brachte. Dagegen ist Max Hospauer's Oper des Westens an ihren Mißerfolgen (Beer's Streik der Schmiede, Lohse's Prinz wider Willen, Giordano's André Chénier, Löwengard's Vierzehn Nothhelfern, Brüll's Husar) noch immer nicht gestorben, nicht einmal die elenden Aufführungen bewährter älterer Opern (Johann von Paris, Dinorah, Wildschütz) beschleunigten den Auflösungsproceß dieses unglücklichen „Kunsttempels". Ueber das stillose, unsichere Ensemble, die mittelmäßigen Gesangskräfte und das unzulängliche Orchester sah man höchstens dann hinweg, wenn etwa ein fremder Star gastirte, z. B. die italienisch singende Prevosti oder der bayerische Hofopernsänger Theodor Bertram mit seinem frischquellenden Organ und besten schauspielerischen Münchener Stil oder der noch immer treffliche Rothmühl. Zum Ueberfluß hat sich nun auch im Schillertheater eine Sommeroper aufgethan unter der Direction Morwitz. Die Vorstellungen stehen künstlerisch auf dem Niveau der dramatischen Darbietungen des Schillertheaters, also unter der Kritik. Ohne Zweifel wirkt da der Einfluß des genius loci mit.

Gewissermaßen ein Ereigniß ist Zöllner's Oper „Die versunkene Glocke" im Theater des Westens. Prof. Zöllner, der fast ein Jahrzehnt einen New Yorker Gesangverein dirigirte, hat von Amerika eine verhängnißvolle Vorliebe für das Sensationelle mitgebracht. Schon sein „Faust", der in München, Köln und Hamburg aufgeführt wurde", war das Werk einer schrullenhafte Effecthascherei. Und nun diese Vertonung von Hauptmann's Drama, bis auf etwa die Hälfte genau nach dem Text des Dichters! Die zum Theil stimmungsvollen, zum guten Theil aber auch abstrusen und mittelmäßigen Blankverse widerstehen nun einmal der musikalischen Interpretation. Die vielfach dunkle psychologische Entwickelung der Charaktere und Handlung nicht minder. Was Zöllner für sein Werk mitbringt, ist wenig genug, denn seine musikalische Erfindung ist schwach und dürr, was sich besonders auf den dramatischen Höhepunkten zeigt, wo die Effecte gehäuft werden, aber hinter allem Lärm nichts steckt. Daß Zöllner ein guter Musiker und ehrlicher Künstler ist, erkennt man zumal an seiner Orchesterbehandlung, die nicht nur geschickt und fleißig, sondern auch fein und vornehm ist. Als Wagnerianer operirt er stark mit Leitmotiven, die jedoch vielfach unplastisch und trivial sind. Will man Zöllner's Bedeutung gerecht werden, so halte man sich an die romantischen Partien. Das Volksthümliche, Märchenhafte ist seiner Tonsprache adäquat. Wer die Lieder und Themen Rantendeleins, des Waldschrats und Nickelmanns, vor Allem aber den Gesang der tanzenden Elfen componirt hat, darf schon auf alle Sensationsmache verzichten. Die Darstellung blieb dem Werk alles schuldig.

Auch im Neuen Theater ist ein Sommerdirector eingezogen: Herr Jarno, der uns zugleich als Dichter und Schauspieler kommt. Die Posse ist zu thöricht und confus, um erzählt zu werden oder eine ernsthafte Kritik zu verdienen, aber sie enthält als echtes Schauspielerstück dankbare Rollen für einen männlichen und einen weiblichen Komiker. Diese fanden sich nun für die drei Sommermonate in Hr. Thielscher, der in seinem Adolf-Ernst-Stil einen Berliner Butterhändler giebt, und in Frl. Hansi Niese, der „reschen" Wiener Dichtersbraut, die von dem besagten Butterhändler 20 000 Mark erpreßt, weil er das für 500 Mark gekaufte Stück ihres Bräutigams unter seinem eigenen Namen aufführen läßt und einen Riesenerfolg damit erzielt. Die übrigen Scherze des liederlich zusammengeschriebenen Stückes sind ebenso wählerisch und neu. Fräulein Niese, das „goldene Wiener Herz", ist eine treffliche Schauspielerin, ihr Humor echt, ihr Gemüth sonnig. Sie verklärt den ganzen Schmarren und giebt ihm erst Sinn und Witz. Wie sie die blutige „Ballade von der Plunzen (Blutwurst) und der Leberwurst" vorträgt, das ist ein Meisterstückchen parodistischer Laune. Endlich wieder eine würdige Nachfolgerin der Gallmeyer, ohne deren Genialität, aber auch ohne ihre Frechheit.

Im Metropoltheater, das nächsten Winter dem angestammten Nonachergenre anheimfällt, wird vor den Sommergästen aus der Provinz „Berlin lacht" gegeben, eine Nachahmung der Pariser Revuen mit dem herkömmlichen compère, der sich die künstlerischen und localen Ereignisse der verflossenen Saison vorspielen läßt. Der unbestätigte Bürgermeister Kirschner, Schwester Carola, die Puppen der Siegesallee, Fuhrmann Henschel, Cleo de Mérode, das Panopticum, Reichspost und Packetfahrt, Cecil Rhodes, die Hochbahn, die Kunstausstellungen, Cyrano von Bergerac mit immer wachsender Nase, bekannte Gassenhauer, alte Walzer auf neu geändert, Couplets, Märsche, Aufzüge — Alles ist da, nur der Humor ist leider ausgeblieben.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Zur Frage der Lohnermittelung,

Eine methodologisch-kritische Untersuchung

von

Dr. Franz Eulenburg,

Privatdocent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Leipzig.

Preis: 3 Mark.

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Klinger, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 29. Berlin, den 22. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur deutschen Bankpolitik. Von L. B. Hackert. — Alte und neue Weltanschauung. Von Professor Troels-Lund. — Die Sehorgane augenloser Thiere. Von F. G. Fritzsche. — **Literatur und Kunst.** Ein preußischer Oberpräsidialrath als Buddhist. Von Leopold Waitz. — Der Streit um die Teutoburger Schlacht. Von K. A. Möller. — **Feuilleton.** Eine Abrechnung. Von Wssjewolod Garschin. (Fortsetzung.) — Notizen. — Anzeigen.

Zur deutschen Bankpolitik.

Von L. B. Hackert.

Der Kampf um die Reichsbank, der im verflossenen Winter und Frühling in den Commissionen und im Plenum des Reichstags ausgefochten wurde und mit einer stark modificirten Annahme der Regierungsvorlage schloß, hat überall im Lande und auch über seine Grenzen hinaus viel Staub aufgeworfen. Die Ansichten darüber, ob die Reichsbank ihre Aufgaben erfüllt hat oder nicht, waren bei dieser Debatte getheilt. Aber wie war die Zusammensetzung dieser zwei abweichend denkenden Gruppen? Auf der einen Seite die agrarischen Parteien, bei deren Mißgefühl gegen die Reichsbank, wie Bamberger nicht mit Unrecht bemerkt, ein guter Theil Aerger über die äußeren Vortheile steckt, welche eine Legion von Emporkömmlingen in den letzten Jahrzehnten davongetragen, während ein ahnenstolzer Landadel im Nacheifer um erhöhten Glanz und Genuß des Lebens seinen väterlichen Besitz mit Schulden belastet hat. Auf der anderen Seite alle zur Beurtheilung derartiger Fragen wohl berufenen Organe: die Handelskammern und als berufenste und sachverständigste Körperschaft: der deutsche Handelstag; dieser erklärte einstimmig, daß „die gegenwärtige Organisation der Reichsbank sich trefflich bewährt hat" und sprach ebenso einstimmig der Leitung der Reichsbank Dank und Anerkennung aus für die vorzügliche Weise, in welcher dieselbe die Geschäfte der Reichsbank geführt hat. Was allein schon die Regelung des Geldumlaufs betrifft, die währungspolitische Thätigkeit der Reichsbank mit inbegriffen, so hat die Reichsbank auf diesem Gebiete allerdings mehr geleistet, als man bei ihrer Begründung von ihr billigerweise erwarten durfte; die Thatsache, daß die deutsche Goldwährung, und mit ihr der deutsche Credit, trotz aller Angriffe unerschüttert dasteht, ist zum nicht geringen Theile der Reichsbank zugute zu schreiben. Die Reichsbank ist es, die heute die Saldirung der deutschen Goldbilanz besorgt, und die den fortschreitenden monetären Bedarf durch Prägung von Reichsgoldmünzen befriedigt. Sie hat seit ihrem Bestehen bis zum Schlusse des Jahres 1898 insgesammt für 2405966000 Mark Gold in Barren und fremden Münzen angekauft; die Prägung von Reichsgoldmünzen erfolgt fast ausschließlich auf ihre Kosten. Für die zehn Jahre 1888 bis 1897 belaufen sich diese Prägungen auf netto 1146 Millionen Mark. Wie erheblich dieser Betrag ist, ergiebt ein Vergleich mit Frankreich, wo innerhalb desselben Zeitraumes nur 404 Millionen Mark zur Ausprägung kamen. Der deutsche Geldumlauf ist mit Gold gesättigt, wie außer dem englischen kein zweiter. Auch muß hier der Thatsache gedacht werden, daß vom deutschen Thalerumlauf dauernd circa 170 bis 180 Millionen Mark in den Gewölben der Reichsbank ruhen. Indem die Reichsbank den Verkehr um diese Summe minderwerthigen Silbers entlastete, ohne aber thatsächlich (nicht formell!) diesen Betrag fidneiären Geldes als specielle Notendeckung oder zur Noteneinlösung zu gebrauchen, hat sie sich um das deutsche Geldwesen ein nicht leicht zu überschätzendes Verdienst erworben.

In gleicher Weise hat sich die Thätigkeit der Reichsbank auf dem zweiten ihrer Sorge überlassenen Gebiete bewährt, auf dem der Erleichterung der Zahlungsausgleichungen. Der deutsche Giroverkehr betrug im Jahre 1876: $16,_{7}$ Milliarden Mark, im Jahre 1898: $120,_{8}$ Milliarden Mark. Und während im Jahre 1876 auf eine Mark jährlich 240 Mark Umsatz im Giroverkehr kamen, stieg die Umsatzintensität im Jahre 1898 auf 484 Mark. Die durch den Giroverkehr bewirkte Ersparniß an baarem Gelde betrug 1876: 10 Milliarden Mark, im Jahre 1898: 98 Milliarden Mark. In den durch die Reichsbank an zehn großen Handelsplätzen eingerichteten Clearingshäusern haben im Jahre 1898 125 Bankfirmen ohne Vermittelung von Baargeld oder Noten gegenseitige Forderungen im Betrage von $27,_{9}$ Milliarden ausgeglichen.

Wie die Reichsbank für die Nutzbarmachung verfügbarer Capitalien sorgte, dies ist am besten aus den nachfolgenden Zahlen zu ersehen: Es betrug im Durchschnitt des Jahres in Millionen Mark: das Wechselportefeuille 1876: $402,_{9}$, 1898: $713,_{8}$; die Lombardanlage 1876: $50,_{9}$, 1898: $96,_{4}$. Wenn heute, ohne von der Wahrheit abzuweichen, gesagt werden kann, daß in Deutschland jedes wirthschaftlich berechtigte Creditbedürfniß seine Befriedigung findet, so ist dies nicht zumindest ein Verdienst der Reichsbank.

Wir entnehmen diese Zahlen einer sehr zu empfehlenden kritischen Studie, die ein bekannter Fachmann, Herr Julius Landmann, unter dem Titel „Zur Abänderung des deutschen Bankgesetzes" in Kiel bei Lipsius & Tischer erscheinen läßt. Dieselbe giebt einen Ueberblick über die bisherige Thätigkeit der Reichsbank, eine Antwort auf die Frage, inwiefern die Reichsbank ihren Aufgaben gerecht wurde, inwiefern die derzeitigen Bestimmungen des Bankgesetzes sich hindernd und unzulänglich erwiesen und inwiefern Reformen erforderlich waren; sie beurtheilt nachher die verschiedenen

Anforderungen, die von agrarischer, kleingewerblicher und bimetallistischer Seite an die Reichsbank herantreten, um endlich die einzelnen Nenbestimmungen des Gesetzes auf ihren Werth und ihre voraussichtlichen Wirkungen zu prüfen. Besonders eifrig wendet sich Landmann gegen die agrarische Behauptung, daß die Reichsbank in erster Linie den großen Geldinstituten diene. Die mit der Reichsbank in Verbindung stehenden Banken und Bankiers machen aber nur $3,_{9}\,\%$ der Gesammtsumme der Creditberechtigten aus; dieser Procentsatz erscheint durchaus angemessen, wenn man sich die Stellung der Banken und Bankiers als Creditvermittler vergegenwärtigt. Nach einer Mittheilung des Reichsbankpräsidenten Koch in der Reichstagssitzung vom 26. März 1895 entfallen $11,_{33}\,\%$ aller mit der Reichsbank im Discontoverkehr stehenden Personen und Firmen auf landwirthschaftliche Kreise; in den vier östlichen Provinzen steigt dieser Antheil der landwirthschaftlichen Betriebe bis auf $31,_{8}\,\%$, in manchen Gegenden, so z. B. bei der Reichsbankstelle in Tilsit, erreicht er $40\,\%$. 6414 selbstständige Landwirthe stehen mit der Reichsbank in direktem Verkehr, und von den Mitgliedern der 700 Genossenschaften, die zu der Reichsbank in Creditbeziehungen stehen, entfällt nahezu die Hälfte auf Landwirthe oder Besitzer landwirthschaftlicher Betriebe. Diese Zahlen stammen aus dem Jahre 1895; daß seit damals die Entwickelung sich immer mehr zu Gunsten des landwirthschaftlichen Credites vollzog, dies leugnen sogar die Agrarier nicht.

Das Grundcapital der Reichsbank beträgt derzeit 120 Millionen Mark, dazu kommt noch der Reservefonds von 30 Millionen Mark. Der Vorschlag der Regierungsvorlage ging nun dahin, das Grundcapital um 30 Millionen Mark zu erhöhen und gleichzeitig eine allmälige Erhöhung des Reservefonds bis auf zwei Fünftel des verstärkten Grundcapitals — mithin bis auf 60 Millionen Mark — zu verordnen. Diese Verstärkung der eigenen Mittel der Reichsbank wäre auch, wie von der zur Beurtheilung dieser Frage competentesten Seite, vom Präsidenten des Reichsbank-Directoriums, erklärt wurde, vollständig genügend gewesen. Nichtsdestoweniger sind ebenso während der drei Lesungen des Gesetzes im Plenum, wie auch innerhalb der Commission, Stimmen laut geworden, die eine wesentlich stärkere Erhöhung des Grundcapitals verlangten. Obwohl diesen Bestrebungen die anerkanntermaßen unrichtige Vorstellung zu Grunde liegt, eine Erhöhung des Grundcapitals sei geradezu mit einer Vermehrung des werbenden Mittel identisch, von der man eine Verbilligung des Credites erwarten zu dürfen glaubt, so errangen sie doch in der Commission den Sieg. Ueber den Regierungsvorschlag hinaus und in directem Widerspruche mit der Reichsbankleitung, beschloß die Commission eine Erhöhung des Grundcapitals um 60 Millionen Mark, wovon 30 Millionen bis zum 31. December 1900, die zweite Hälfte bis zum 31. December 1905 aufgebracht werden soll. Dieser Commissionsvorschlag ist auch nach der dritten Lesung im Reichstag angenommen worden, obwohl der Reichsbankpräsident zu wiederholten Malen und in der unzweideutigsten Weise erklärte, daß die in der Regierungsvorlage vorgeschlagene Erhöhung des Grundcapitals um 30 Millionen Mark vollständig genügt, daß die Reichsbank aber keine genügende Verwendung haben könnte für ein um 60 Millionen Mark erhöhtes Grundcapital, insbesondere, da nun, nach Wiedereröffnung des Reservefonds, auch dieser in stets steigendem Grade den Umfang der werbenden Mittel erweitern wird. Diese Mittel wollen dann aber auch angelegt werden, was zu Zeiten großer Geldflüssigkeit nicht gar so leicht ist, und so wird dann an die Reichsbank die Versuchung herantreten, in den Anforderungen, die sie an ihr Discontomaterial stellt, etwas nachzulassen, um dadurch den Umfang des Portefeuilles, freilich auf Kosten seiner Güte, zu erweitern, oder aber sie wird Effecten kaufen, resp. das Effecten-Lombardgeschäft übermäßig ausdehnen. Nun räumt Landmann allerdings ein, daß vorsichtige Lombardirung guter Papiere eine sichere Anlage ist, aber um die Sicherheit allein handelt es sich hier nicht. „Bei der Anlage einer Notenbank kommt es auf die Liquidität ebenso viel an als auf die Sicherheit; und die Liquidität der Anlage müßte darunter leiden, wenn Effecten einen zu großen Raum in den Beständen der Reichsbank einnähmen.“ Gewiß ein durchaus zutreffender Einwurf. Aber Landmann ist auch mit der vom Reichstag beliebten Vertheilung und Limitirung der künftigen Dividenden gar nicht einverstanden. Setzt man die Ergebnisse des Geschäftsbetriebes in den Jahren 1891—1898 der Berechnung der zukünftigen Erträge der Reichsbank zu Grunde, was aber jedenfalls zu optimistisch ist, so darf man in der Zukunft auf eine Durchschnittsdividende von $4,_{93}\,\%$ des Nennwerthes, resp. $3,_{79}\,\%$ des Emissionskurses rechnen. Aber die reale Rentabilität der Reichsbankantheilscheine ist noch kleiner; für den Fall nämlich einer Verstaatlichung der Reichsbank würden die Antheilseigner nicht den bezahlen Preis von $130\,\%$ des Nennwerthes ihrer Antheile, sondern nur etwa $120\,\%$ (Nennwerth plus Hälfte des Reservefonds) erhalten. Dieser eventuell eintretende Capitalverlust kommt nach den Regeln der Rentenrechnung einem jährlichen Abzuge von der Dividende in der Höhe von $0,_{66}\,\%$ gleich, es stellt sich hiernach also die reale Rentabilität der Antheilscheine auf $3,_{13}\,\%$. Hingegen hat die frühere Preußische Bank Dividenden bis zu $20\,\%$, die Bank von Frankreich $29\,\%$, die Bank von England $11\,\%$, die Niederländische Bank $25\,\%$ vertheilt. Vergleicht man mit diesen Dividenden die armseligen $3,_{13}\,\%$, die die Reichsbank ihren Antheilseignern bietet, so muß man geradezu staunen, wie denn da noch von „Liebesgaben an das Großcapital“ gesprochen werden kann. Und Landmann schreibt mit Recht: „Es darf doch nicht vergessen werden, daß die Antheilscheine der Reichsbank ein Papier von schwankender Rentabilität sind, denen ein Risicomoment innewohnt, daß sich demnach also das in ihnen angelegte Capital höher verzinsen sollte, als das in festverzinslichen Papieren locirte. Es ist zu befürchten, daß sich diese Politik schon in allernächster Zeit rächen wird, im Augenblicke, wo man dazu schreitet, die zweiten 30 Millionen Mark zu begeben, was bis zum 31. December 1905 geschehen soll; ob sich dann auch in entsprechender Menge und entsprechender Qualität Zeichner finden werden? Denn es wäre keine Uebertreibung zu sagen, daß in Folge der Neuregelung des Vertheilungsmodus die Antheilscheine der Reichsbank so ziemlich das ärgste Papier unter den in Betracht kommenden deutschen Bankeffecten geworden sind. Ein Papier, das sich mit $3,_{79}$ resp. $3,_{13}\,\%$ p. a. verzinst, dessen Dividende nach unten hin bis auf $2,_{84}\,\%$ sinken kann, nach oben aber, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich, mit etwa 6 resp. $5,_{34}\,\%$ limitirt ist, ein Papier, das in sich die Gefahr eines Capitalverlustes trägt, dessen Besitzer auf die Leitung der Geschäfte so gut wie gar keinen Einfluß ausüben können, ein solches Papier wird sich wohl keiner übergroßen Sympathieen erfreuen.“

Sehr zu beklagen ist ferner die particularistische Verschlechterung der Bankvorlage. Das Privatinteresse der einzelnen Notenbanken siegte über die Interessen der Reichswährung, und so wurde die Regierungsvorlage dahin abgeändert, daß es den Privatnotenbanken nur dann verboten sein soll, unter dem öffentlich bekannt gemachten Procentsatze der Reichsbank zu discontiren, sobald dieser $4\,\%$ erreicht oder übersteigt; im Uebrigen dürfen sie, wenn die Reichsbankrate unter $4\,\%$ steht, sich in ihren Sätzen von dieser um $^1/_4\,\%$ nach unten hin entfernen, resp. falls die Reichsbank selbst zum Privatsatze discontirt, diesen um $^1/_8\,\%$ unterbieten. „Es ist sonnenklar,“ schreibt Landmann, „daß die Privatnotenbanken nun, wie bisher, die Möglichkeit haben, der Reichsbank eine im Interesse des deutschen Geldwesens durchaus unerwünschte Concurrenz zu machen; und außerdem wurde der in der Regierungsvorlage enthaltene Schritt vorwärts in der Vereinheit-

lichung des deutschen Bankwesens, die doch das Ziel der deutschen Bankpolitik sein sollte, nun rückgängig gemacht, als Opfer der Engherzigkeit und der Sonderinteressen."

Was endlich die Verstaatlichung der Reichsbank anbetrifft, so vermag sich auch J. Landmann nicht dafür zu erwärmen. Zieht er die finanzpolitische Seite der Frage in Betracht, so muß er zu dem Ergebniß gelangen, daß der eventuelle Gewinn, den eine Verstaatlichung der Reichsbank für die Reichskasse zur Folge hätte, in gar keinem Verhältniß stünde zu den Schwierigkeiten und zu dem Risico, die mit einer derartigen Action verbunden wären. Im Durchschnitte der acht Jahre 1891—1898 betrug der durchschnittliche Reingewinn der Reichsbank pro Jahr 16080994 Mark, wovon, nach den Bestimmungen des § 14 des Bankgesetzes, 7326036 Mark der Reichscasse zufielen, während 8754958 Mark zur Vertheilung an die Antheilseigner gelangten. Angenommen, daß die Reichsbank nach einer eventuellen Verstaatlichung ebenso günstige Resultate erzielen würde, was aber keineswegs wahrscheinlich ist, dann würde dieser Betrag von brutto etwa 7 Millionen Mark den jährlichen finanziellen Mehrgewinn des Reiches darstellen. Da aber die Regierung die Antheilscheine zum Nennwerthe erwerben (120 Millionen Mark) und die Hälfte des Reservefonds (15 Millionen Mark) an die bisherigen Antheilseigner ausschütten müßte, da ferner bei der derzeitigen Anspannung des Credites ein Ausschütten des Reservefonds kaum statthaft wäre, so läßt sich eine Verstaatlichung der Reichsbank nicht anders denken, als erst nach Aufbringung von 135 Millionen Mark im Wege einer Reichsanleihe. Den günstigsten Fall angenommen, daß es gelingen würde, $3^1/_2$ %ige Schuldverschreibungen al pari zu begeben, was nach den letzten Erfahrungen nicht sehr wahrscheinlich ist, so würde deren Verzinsung jährlich 4725000 Mark erfordern; diesem Betrage stünde gegenüber der Gewinn von etwa 7 Millionen Mark — es würde also der reale Gewinn des Reiches etwas über $2^1/_4$ Millionen Mark betragen. Es ist dabei zu bedenken, daß die derzeit hochgehende wirthschaftliche Conjunctur in einer, vielleicht nicht mehr allzu fernen Zukunft gewiß umschlagen muß, was nicht ohne Einfluß auf den Gewinn der Reichsbank verbleiben kann. Es kann wohl kaum zwei Antworten auf die Frage geben, ob dieser kleine Gewinn, der in den circa $1^1/_2$ Milliarden Mark betragenden Einnahmen des Reichsbudgets fast völlig verschwindet, groß genug ist, um die vielen Schattenseiten aufzuwiegen, die eine Verstaatlichung der Reichsbank im Gefolge hätte. Landmann gedenkt dabei der Gefahr, die sich immer als Begleiterscheinung einer allzu starken Abhängigkeit der Centralbank vom Parlamente einstellt; „es ist hier gar nicht nöthig, gleich an die italienischen Erfahrungen zu denken, da Erscheinungen dieser Art, Angesichts der Zusammensetzung des Reichstags, in Deutschland unmöglich wären, aber es dürfte wohl kaum von Nutzen für die Reichsbank sein, wenn ihre ganze Geschäftsthätigkeit, jeder Schritt, jede Erhöhung des Discontosatzes, im Reichstag des Breiten discutirt werden sollte. Dafür sei der Gefahren gedacht, die eine Verschmelzung von Staats- und Bankvermögen zu Folge haben könnte; der Umstand, daß eine Privatbank im Kriegsfall unter dem völkerrechtlichen Schutze steht, während eine Staatsbank, im Falle einer feindlichen Invasion, ganz schutzlos ausgeliefert wäre, soll hier außer Betracht gelassen werden; „es ist", sagt der Abgeordnete Arendt, „nicht deutsche Art, für den Fall eines unglücklichen Krieges Gesetze zu machen", und da mag er Recht haben, — wenn der Himmel einfällt, sind alle Spatzen todt. Aber es ist auch gar nicht nöthig, den Fall eines unglücklichen Krieges anzunehmen, eine Staatsbank kommt auch in Friedenszeiten oft in Gefahr, ihre Noten nach und nach in Staatspapiergeld verwandelt zu sehen, dies lehren die Erfahrungen in Oesterreich, in Italien, in Rußland. Und Landmann erinnert hier daran, daß sogar der preußische Staat, der in seiner Bankpolitik seit jeher die solidesten Principien befolgte, der Versuchung nicht widerstehen konnte, mit den Mitteln der (staatlichen) „Königlichen Bank" das Retablissement des süd- und ostpreußischen Grundbesitzes durchzuführen und zu diesem Zwecke der Bank circa 10 Millionen Thaler zu entziehen, was dann zur Folge hatte, daß diese bis zum Jahre 1846 mit einer Unterbilanz von über 7 Millionen Thalern arbeitete. Auf alle Fälle glauben wir nicht, daß es rathsam wäre, unter dem Zickzackkurs die Reichsfinanzverwaltung noch mehr am Ertrage der Reichsbank zu interessiren. Wir haben es ja bei der preußischen Eisenbahnpolitik, die jeder Verkehrserleichterung und Tarifreform abhold ist, erleben müssen, daß die fiscalischen Gesichtspunkte bei uns gar leicht ausschließlich dominiren.

Alte und neue Weltanschauung.

Von Professor Troels-Lund.*)

Das 16. Jahrhundert war ein abschließender Punkt in der Entwickelung der Menschheit. Jahrtausende alte Gedanken flammte hier mit erneuter Kraft auf, leuchteten, nachdem sie alle durchdrungen hatten, jetzt zum letzten Male. Teufelsglaube und Sterndeutung setzten alle in Aufruhr, indem sie als zwei gewaltige Ungeheuer der Vergangenheit vom Boden aufschossen und sich im Kampfe erhoben. Der Schuß, welcher sie fällte, schloß eine lange und merkwürdige Periode in der Entwickelung der Menschheit und weihte die neue ein, an deren Schwelle wir stehen.

Warum mußte die Lebensbeleuchtung des 16. Jahrhunderts aufhören? Was gab den Anstoß zu dem geistigen Durchbruch, von dem wir mit Recht den Sturz des uralten Gedankenganges, den Anfang einer neuen Hauptperiode datiren? Wenn unsere ursprüngliche Behauptung Stich hält, muß der tiefste Grund in einer neuen Ansicht von den Himmelsverhältnissen, in einer neuen Ansicht von Licht und Dunkel, von dem Abstande zwischen Himmel und Erde zu suchen sein. Man hat diese neue Ansicht in Kopernikus' großer Entdeckung, daß die Erde sich um die Sonne dreht, zu finden geglaubt. Und Kopernikus' Lehre enthielt den Ansatz eines Einspruches gegen den alten Gedankengang. Es rührte sich in ihr eine andere Art Leben als in ihrer Umgebung. Aber sie war sich selbst des Unterschiedes nicht voll bewußt, geschweige im Stande, sich ganz geltend zu machen. Hier war dasselbe Mißverhältniß vorhanden wie bei der Vogelbrut, welche, zum Leben erwacht und zu freier Bewegung bestimmt, sich noch in dem engen Gefängnisse des Eies befindet. Kopernikus' Systems entspricht in seiner Entstehung im 16. Jahrhundert dem Uebergangszustand, in dem der Menschengeist, zu neuem Verständnisse, einer höheren Art des Lebens geweckt, sein Gefängniß zu ahnen anfing, aber noch nicht die Schaale des Welteneies zu durchbrechen vermochte.

Der deutlichste Ausdruck für dieses Unvermögen ist der Fortbestand der Sterndeutung. Tycho Brahe und Kepler bezeichnen gegenüber der Kopernikanischen Welterklärung den Zweifel und den noch sicherer begründeten Beweis, aber beide

*) Aus dem in deutscher Uebersetzung bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Buche des scandinavischen Historikers Troels-Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung", das im Norden großes Aufsehen erregt hat und wohl auch bei uns viel bemerkt werden wird. Das Buch will in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten den treibenden Gedanken in der Entwickelung des menschlichen Geistes zeigen und giebt so eine Geschichte des menschlichen Denkens vom Morgen der Zeiten bis heute. Ein maßgebender Kritiker, Georg Brandes, urtheilt über das schöne Buch: „Man wird lange nach einem merkwürdigeren, originaleren und anziehenderen historischen Werke suchen können, das in dieser Weise genialen Blick, warmes Fühlen und vortreffliche Darstellung vereinigt." Die Red.

waren gleichwohl — eifrige Sterndeuter. Und mit Recht. Denn wenn Gottes Wille sich mechanisch im Weltenuhrwerk nach unten fortpflanzt, von dem äußersten ungeheuren Triebrade an bis hinab zu einer schlichten Krebsscheere oder der Säftevertheilung in einem neugeborenen Hündchen, so war — mochte der Gang des Rades so oder so gehen — in Ermangelung wirklicher Zeiger der tactmäßige Gang von Gottes Willen am deutlichsten in den äußersten großen Zahnrädern zu beobachten. Es war verhältnißmäßig gleichgiltig, ob die Erde hier oder dort in dem Räderwerk saß. Das Entscheidende war, daß Alles in innerer Verbindung stand. Alles bildete eine Einheit. Wie scheinbar wild auch die Spren flog und das Mehl stob, während das Leben im Kreise herum mahlte, Alles zusammen war die geschlossene Weltenmühle, die ging und ging, während Gottes Wille über das Triebrad brauste.

Kopernikus' Lehre wurde der erste Ausdruck dafür, daß die Mühle ein Gefängniß sei. Gerade dadurch, daß man von einem anderen Mühlwerk sprach als dem früher angenommenen, führte der Gedanke auf das Mühlwerk selbst hin und machte schließlich darauf aufmerksam, daß das Leben, die Welt nur ein Mühlwerk war. Gab es da außerhalb der Mühle gar nichts? Wer war der Befreier des Menschengeistes? Der war es, der zuerst den Gedanken aussprach, daß der Fixsternhimmel, die achte Sphäre, nicht die Grenze der Welt bildete. Es gab überhaupt gar keine Wölbung, gar keinen Fixsternhimmel, denn das Alles war nur Raum und Kugeln, Raum und wieder Kugeln; denn die Welt ist nicht endlich, sondern unendlich.

Niemals ist Jemand mit mehr Fug verurtheilt worden als Giordano Bruno, als er im Jahre 1600 zum Tode verurtheilt wurde. Nachdem man ihn sieben Jahre im Gefängniß gehalten und vergebens versucht hatte, ihn zu überzeugen, übergab die römische Kirche ihn endlich der weltlichen Gewalt, mit der freundlichen Zumuthung, „ihn milde und ohne Blutvergießen zu behandeln". In der Sprache des damaligen Rechtsganges hieß das, daß man ihn lebend verbrannt zu sehen wünsche. Am 17. Februar 1600 bestieg er ruhigen Muthes im Vertrauen auf die Wahrheit seiner Ueberzeugung den Scheiterhaufen auf dem Campo di fiore in Rom. Als der Scheiterhaufen erloschen war, wurde die Asche des Verbrannten in den Tiber geworfen, damit jede Spur von ihm vertilgt würde. Die Strafe war hart, aber vom Standpunkt der Richter durchaus gerecht. Denn Giordano Bruno war ein gefährlicher Wegweiser. Wenn man ihm folgte, so würden alle die großen Gedanken der Zeit, nicht nur Teufelslehre und Sterndeutung, sondern auch die Dreieinigkeit, ja die Kirche selbst entgleisen und den Abhang hinab in die schwarze Tiefe stürzen. Denn alle diese Gedanken wurden zu Kleinigkeiten und verschwanden im Verhältnisse zu dem neuen, schwindelnden von einer unendlichen Welt, einem unendlichen Gotte. Mit Fug beraubte da das Bestehende seinen ärgsten Widersacher des Lebens.

Aber das Wunderbare an jenem Scheiterhaufen vom 17. Februar 1600 war, daß, obschon der Blick, der sich vertrauensvoll zum Himmel kehrte, im Tode brach, obschon die Hand, welche neue Wege gewiesen hatte, zu Asche verwandelt in die Wasser des Tiber verstreut wurde, doch nicht das Neue, sondern das Alte auf ihm in Lohe aufging. Unsichtbar entzündeten Giordano Bruno's Gedanken die alten Vorhänge. Und ohne daß einer der Anwesenden es ahnte, war es die alte Weltauffassung, welche an diesem Tage zum Tode verurtheilt wurde, waren es Jahrtausende alte Vorstellungen, deren Gang zum Scheiterhaufen begann. Langsam, aber sicher. Denn der neue Gedanke, der so groß und kühn war, daß nicht einmal Kepler sich zu ihm zu erheben vermochte, hat sich von da an verbreitet. In unserer Zeit wird er schonungslos über Jedermann ausgestreut, sproßt er auf in dem jungen Kindergemüth. Jeder von uns erinnert sich jener schrecklichen Stunde, da er sich uns zum ersten Male aufdrängte, da die gemüthliche Vorstellung von der Himmelswölbung zerbrach, und der Gedanke an den unendlichen Raum, die unendliche Welt uns zu Boden riß. Von der Stunde an waren wir gezeichnet. Selbst wenn wir im Laufe der Zeit den Schmerz vergessen konnten, war der Durchbruch geschehen, und wir waren an einen Gedanken gefesselt, welchen wir nie mehr loslassen konnten, und welcher uns nicht mehr losläßt. Denn man kann nicht mehr zurückkehren. Die alte Periode in der Entwickelung des Menschengeistes ist abgeschlossen. Eine neue und unbekannte hat angefangen. Wir stehen an ihrer Schwelle. Dreihundert Jahre scheinen eine lange Zeit für uns, aber es ist nur wenig, wo es sich um die gewaltigen Zeiträume der menschlichen Entwickelung handelt. Der Vorhang ist hinter uns gefallen. Mit geblendetem Blicke starren wir vorwärts.

Wenn aber so die alten Gedanken zusammenbrachen, welches sind da die neuen Gedanken der Zeit, welche daran gehen, jene abzulösen? So weit es überhaupt schon jetzt möglich ist, sich eine Ansicht über das besondere Gepräge der neuen Zeit zu bilden, so scheint dieses bis jetzt zuerst und zumeist von dem einen Grundgedanken bestimmt: Die Welt ist unendlich. Hiermit ist eine neue Antwort auf die Frage nach dem Abstande zwischen Himmel und Erde, nach dem Verhältnisse zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel gegeben. Ist die Welt unendlich, so will dies mit anderen Worten sagen, daß der Abstand von der Erde nach oben, nach außen, nach unten auch unendlich ist. Es giebt überhaupt keinen Himmel. Was wir Himmel nennen, ist nur das blaue Bild, welches sich in unserem Auge als Eindruck des unendlichen Raumes bildet. Die Erde ist nur ein winzig kleiner Theil der Welt, eine verschwindende Flocke, und jeder Einzelne von uns wieder ein unendlich kleines verschwindendes Wesen auf der kleinen Erde. Die erste Wirkung dieses Gedankens ist ein erstarrendes Gefühl von Kälte, welches aus dem unendlich großen Raume hereinströmt, ein Schaudern, sich so schrecklich klein zu fühlen. Hier giebt es keine Gnade. In dem hohen Kältegrade des unendlichen Raumes, gleichgiltig gegen das irdische Leben, umschließt uns diese Empfindung, erfriert unser früheres Gefühl von unserer selbstständigen Bedeutung, unser Kinderglaube, daß Alles nur auf uns sieht, sich um uns dreht. Durch das Thor dieser Demüthigung müssen Alle hindurch.

Der Menschengeist würde jedoch nicht er selbst sein, wenn er sich damit begnügte, sich gegenüber dem Neuen und Großen nur scheu zu verbergen. Vorwitzig und keck hat er auch den Kopf herausgestreckt, um sich umzusehen. Und innerhalb der neuen Periode hat er angefangen, sich auf zwei Wegen zurecht zu finden. Der allzu schwere Druck der unendlichen Welt über uns läßt sich in's Gleichgewicht bringen durch einen entsprechenden Druck von unten aus einer anderen, unendlichen Welt. Die Einzahl liegt genau in der Mitte zwischen den unendlich großen Zahlen und den unendlich kleinen Brüchen. Aehnlich mußte es dem Menschen gelingen zu schwimmen, das Gleichgewicht zu gewinnen, wenn darunter eine Welt des unendlich Kleinen entdeckt werden konnte. Hat es uns erschreckt mit dem Fernrohr hinauf unter die zahllosen Kugeln zu sehen, wohlan, so richte zur Abwechslung das Mikroskop auf die Erde und auf dich selbst!

Auf diesem Wege hat der Menschengeist seine erste Form der Befreiung erreicht. Das unendlich Kleine hat in unserem Jahrhundert eine Rolle gespielt wie nie zuvor. Auf der Voraussetzung von dem unendlich Kleinen und seiner entscheidenden Bedeutung beruht die ganze heutige Lebensansicht. Was ist nach der Erklärung unserer Zeit Gesundheit anders als die unermüdliche Wirksamkeit der zahllosen Blutkörper? Was ist Krankheit und Ansteckung anders als die Wirkung der unzähligen Bacterien und Bacillen? Das Leben selbst, das unserer Kugel wie das des einzelnen Menschen, ist in

sich nur die Summe der zahllosen, unendlich kleinen Uebergänge. Denn kein äußerer gewaltsamer Wille hat nach unserer Auffassung zu Zeiten ungeduldig eingegriffen und die Steinchen aufgestellt und das Spiel zusammengeworfen. Still und halb unmerklich, durch zahllose geduldige Tröpfchen unendlich kleiner Uebergänge hat sich unsere Kugel entwickelt, ihr Leben gelebt von dem ersten lockeren Nebelballe an bis zu der festen Form, in welcher sie jetzt rollt, von der Sonne gelöst, nach Norden und Süden hin eisbedeckt, in der Mitte mit blinkendem Meere und dazwischen weit ausgedehnten Länder mit Wäldern und Menschengewimmel. Durch die unendlich kleinen Uebergänge hat sich auf der Erde das Leben wieder in eine Unzahl Formen gespalten, stark verschiedene, stammverwandte. Durch die unendlich kleinen Uebergänge entwickelt sich jeder einzelne Mensch aus der Keimzelle des Mutterleibes; indem er sich heraufentwickelt durch die Pflanzen- und Thierformen des fötalen Zustandes, gelangt er endlich — immer nur durch kleine Uebergänge — zu der Selbstbewußtsein genannten Gedankenklarheit, die durchsichtig auf ihrem Hintergrunde das Leben wiederspiegelt. Denn Alles fließt, jeder Augenblick bebt vor Veränderung, das Leben selbst ist Wachsthum und Entwickelung.

In dem Gedanken an die Entwickelung hat der Menschengeist in der jetzt begonnenen Periode seine andere und höhere Form der Befreiung erreicht. Auf dem Wege des unendlich Kleinen ist man dazu gekommen, sich selbst als Einer anzusehen und zu fühlen, hat man das Gleichgewicht gewonnen und einen festen Platz für die Füße gefunden. In dem Begriffe der Entwickelung wagt man hervorzugucken nach außen und aufwärts auf die unendliche Welt, den unendlichen Gott.

Alle jenen große Fragen, welche zu ihrer Zeit als mächtige Wolken über den Mittelmeer-Ländern lagerten: Sterndeutung, Teufelslehre, Dreieinigkeits-Glaube und Gottes Menschenwerdung, haben jetzt angefangen, sich zu heben, und haben an Schwere verloren. Nur eine Frage bleibt noch lebenskräftig bestehen, hat sich zu größerer Macht ausgewachsen, nicht zum Wenigsten durch die größere Annäherung der Völker in unserem Jahrhundert, das ist die Frage der Menschheit als großer Brüderschaft. Die tiefste Antwort des Alterthums war, wie bekannt: Es ist die höchste Aufgabe des Menschen, sich selbst als Opfer hinzugeben. Die Epikureer nannten diese Selbsthingabe Freundschaft, die Stoiker Pflichterfüllung. Jesus von Nazareth bestimmte sie als Nächstenliebe, geweckt durch Gottes Liebe zu uns. Die Antwort der Neuzeit, daß das große Mitleid die vorwärtstreibende Kraft der Entwickelung ist, ist derselbe Gedanke. Nur schließt die Gegenwart umgekehrt als Jesus. Er lehrte: Gott liebt uns als Vater, darum sollen wir einander als Brüder lieben. Die Gegenwart sagt: Das höchste, beste Gefühl, das wir in uns selbst entdecken können, ist das Mitleid mit Anderen, die Liebe zu Anderen. Laß uns also diesem Gefühle folgen, welches die höchste Norm unseres Wesens zu sein scheint.

Hier bleibt die Gegenwart wie mit einem Ruck stehen in der Erkenntniß und sagt: Weiter wissen wir nichts und können nichts wissen. Denn der Mensch ist endlich, Gott ist unendlich. Aber verstohlen blickt das Menschenherz aufwärts und träumt: Ist Liebe das Höchste im menschlichen Wesen, das einzige Gefühl, welches sich warm und selbstleuchtend über die irdischen Verhältnisse zu erheben vermag, mag sie da nicht der Schößling eines höhern Daseins sein, des nächsten nach dem der Pflanze, des Thieres, des Menschen? Die Liebe fordert keinen Lohn, sie ist sich selbst genug. Aber ob die Vernunft in der Entwickelung im Stande ist, von Geschlecht zu Geschlecht Blüthen anzusetzen und in Liebeshandlungen zu erglühen? Muß nicht Liebe selbst von Liebe stammen? — Es sind nur Träume, Hirngespinnste, Sommerfäden des Bewußtseins. Aber während sie neue Kraft in das Gemüth gießen, sprechen sie Worte des Segens über das große Unbekannte der Zukunft.

Das sind, soweit man jetzt schon unterscheiden kann, die Hauptzüge in der Lebensanschauung der neuen Periode, welche daran ist, die der Vergangenheit abzulösen. Zurückzukehren ist nicht länger möglich. Sicherlich werden aber Jahrhunderte vergehen, ja wohl Jahrtausende, ehe die neue Auffassung zur Klarheit gelangt ist, ehe sie alles zu voller Entfaltung gebracht hat, was sie in ihrem Schooße trägt. Nicht nur jetzt im Anfange, wo das Neue sich noch am Alten bricht, wird die Beleuchtung des Lebens oft recht bunt zusammengesetzt sein. Auch die Zukunft eröffnet in dieser Hinsicht Möglichkeiten, welche wir nicht überschauen können.

Ist die jetzt in's Leben getretene Deutung die letzte und höchste Antwort der Menschheit auf das Lebensräthsel? Muß man sagen, daß dies im Wesentlichen durch die neuen Anschauungsweisen gelöst ist: Entwickelung, unendliche Welt, unendlicher Gott? Die Begeisterten hoffen es. Aber die großen Fragen selbst: Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Abstand zwischen Himmel und Erde weisen immer noch hinaus über ferne, ferne zukünftige Bahnen. Nüchtern betrachtet stehen wir jetzt erst am Anfange der Antwort. Es ist wieder einmal gelungen, eine neue wahrscheinlichere Antwort auf das Wie? des Verhältnisses zu finden, aber wir sind noch nicht zu dem Warum? der Sache gelangt.

Denn das hat noch kein Mensch beantworten können: Warum ist das Dasein, wie es ist? Warum leiden wir Schmerz? Buddha, Sokrates, Jesus, Giordano Bruno haben nicht einen Zipfel dieses Schleiers zu lüften vermocht. Für die Gedanken der Gegenwart liegt das Verhältniß ebenso unerklärt wie vordem. Vergebens verschleiern wir die Sachlage, indem wir von Entwickelung und von Streben des Endlichen nach dem Unendlichen hin sprechen. Aber warum giebt es den Abstand? Warum soll die Erde eine Nachtseite haben, der Mensch dem Schlafe, der Schlaffheit, der Krankheit, dem Tode unterworfen sein? Die Ausdrücke Entwickelung, Endliches, Unendliches erklären nicht das Bitterste in dieser Beziehung. Warum eine Entwickelung, welche sich nur spät und schmerzhaft ihrem Ziele nähert? Warum gerinnt das Unendliche stets in endlichen Welten und Einzelwesen? Jeder menschliche Versuch, darauf zu antworten ist bisher, von welcher Seite der Auffling auch versucht worden ist, mit durchbohrten Flügeln und blutend wieder aus der Höhe heruntergestürzt. Ist das Dasein und sein Schmerz ein Werk des Zufalls? — Noch räthselhafter als der Zufall selbst. — Ist es eine Wirkung der Vernunft? — Unfaßbar. — Ist es von Liebe hervorgerufen? — Ewige Liebe, wie kannst du dazu das Herz haben!

Es ist möglich, daß die Menschheit niemals zu einer befriedigenden Antwort auf ihre Fragen gelangen soll. Vielleicht ist es ihr Loos, als Blutkörper im Adernetz der alten, immer noch jungen Erde immer eine Haut zwischen sich und Licht und Luft zu haben. Die Erde selbst bringt es ja auch nur dazu, beständig um das Feuer zu kreisen, von dem sie stammt. Aber sicher wird die Menschheit ununterbrochen nach Antwort auf die Fragen streben, welche das Dasein selbst ihr stellt. Dieses beständige Streben wird ihren Lebenslauf zeichnen. Und von den wechselnden Antworten wird die wechselnde Lebensbeleuchtung abhängen.

Mit dieser langen Wanderung vor Augen fällt ein neues Licht über den Lebenszug, wie er sich jung, keck und bunt am Morgengrauen des zwanzigsten Jahrhunderts vorwärts schlängelt. Die Lüftung des Unendlichen hat den Blick der Vordersten erfrischt; das Brausen des großen Unbekannten summt vorn. Jetzt wie zuvor verstehen nur die Wenigsten einander, so wenig als sich selbst. Aber während der Blick gespannt vorwärts dem zueilt, was ihnen entgegen braust, tönt noch vertrauensvoll der alte Feldruf durch die Reihen, wenn auch in verschiedenen Deutungen: „So bleiben denn die drei, Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Die Sehorgane augenloser Thiere.

Von F. G. Fritzsche.

Die naturwissenschaftliche Forschung hat erkannt, daß die lichtempfindenden Organe vieler Thierarten ganz anders beschaffen sind, ja auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Auge des Menschen zu haben scheinen. Zunächst fällt es uns auf, daß eine große Anzahl vollständig augenloser Thiere sehr lichtempfindlich ist. Hierher gehört z. B. der bekannte Olm der Adelsberger Grotte. Ebenso der Lanzettfisch (Amphioxus lanzeolatus), der eine Zeit lang viele Gemüther dadurch beunruhigte, daß er in einigen Forscherkreisen als Ahnherr des Menschen galt. Auch unser Regenwurm ist lichtempfindlich, obgleich an seinem ganzen Körper sich kein einziges Auge nachweisen läßt. Gegen alle diese Angaben könnte man vielleicht einwenden, daß die soeben erwähnten Thiere nicht das Licht, sondern die Wärme der Strahlen empfinden. Um diesem Einwande zu begegnen, läßt man bei den Versuchen das Licht durch einen Glasbecher fallen, der mit Alaunlösung gefüllt ist, da man durch sehr empfindliche Wärmemessungen festgestellt hat, daß derartige Lösungen den Strahlen vollständig die Wärme entziehen und nur das Licht hindurch lassen. Man kann durch diese Versuche es als nachgewiesen ansehen, daß Olm, Lanzettfisch und Regenwurm wirklich durch Lichtstrahlen erregt werden, obgleich sie keine Augen besitzen. Eine Erklärung dieses „Sehens ohne Augen" geben die Darlegungen von Hesse in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie 1898. Es gelang nämlich nachzuweisen, daß bei verschiedenen Würmern, Schnecken und Muscheln sich an lichtempfindlichen Körpertheilen in der Haut kleine Knötchen finden, die von Farbstoff umgeben werden. Diese Knötchen sind bei einigen Thieren sehr zahlreich und sitzen dann an den verschiedensten Körpertheilen (Kennel). Bei genauerer Untersuchung mit dem Mikroskope entdeckt man, daß diese Knötchen die Endigungen von Nerven bilden und in ihrer ganzen Beschaffenheit an jene Nervenendigungen erinnern, welche bei höheren Thierarten die Lichtempfindlichkeit der Augen bedingen. Diese sogenannten Sehstäbchen der Augen höherer Thierarten übertragen ja bekanntlich die Lichtempfindungen auf den Sehnerven, welcher wiederum diese Empfindungen zum Gehirn leitet. Die erwähnten Nervenknötchen sind bei einigen Würmern und Schnecken nach außen hin offen und von Farbstoff umgeben. Sie zeigen eine Art Becherform und führen daher den Namen „Pigmentbecher" (Pigment = Farbstoff). Die Becher sind bei einigen Thieren mit einer gallertigen Masse gefüllt, bei anderen, z. B. bei der Schnecke Patella, fehlt diese Gallertmasse (Glaskörper), und der Becher ist vollständig leer. Der Bechergrund wird von einer Fortsetzung der Körperhaut gebildet, in welcher die Sehstäbchen nebeneinander liegen. Dieser „Pigmentbecher" der Schnecke Patella verdient gewiß noch lange nicht den Namen Auge. Die Empfindungen desselben können nur gemischte sein, wie der bekannte Rigaer Naturforscher und Arzt Dr. Otto Thilo in seiner schönen Abhandlung „Die Augen der Thiere" (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei-A.-G.) nachweist, — denn die Endigungen der Nerven, die „Sehstäbchen", liegen doch recht ungeschützt da, und alle Reize, die von außen her kommen, müssen unmittelbar auf dieselben einwirken. „Aetzende Stoffe, Wärme, Kälte, Druck, Licht ꝛc. müssen recht gemischte Empfindungen im Nervensystem des Thieres hervorrufen. Die Einwirkung eines Theiles all dieser Reize finden wir daher an den lichtempfindenden Organen höherer Thierarten durch besondere Schutzvorrichtungen ausgeschlossen. Schon die gallertige Masse, der sogenannte „Glaskörper", welcher den Becher vieler Würmer und Schnecken erfüllt, entzieht den eindringenden Sonnenstrahlen ihre Wärme, in ähnlicher Weise, wie es bei den obenerwähnten Belichtungsversuchen der augenlosen Thiere durch eine Alaunlösung bewirkt wurde. In Folge dessen können durch den „Glaskörper" nur Lichtstrahlen zu den Sehstäbchen gelangen, keine Wärmestrahlen. Bei noch höher entwickelten lichtempfindlichen Organen findet man die Oeffnung des Bechers bedeutend verengt und von der Körperhaut verschlossen. Wenn die Oeffnung zu einem kleinen Loche verengt ist, so können Lichtstrahlen, welche durch dieses Loch dringen, auf dem Hintergrunde des Loches ein umgekehrtes Bild entwerfen."

Eingehender sind diese Verhältnisse am Sehorgane des Tintenfisches (Nautilus) untersucht. Dieses bildet gleichfalls eine nach außen hin offene Blase, welche vom Seewasser erfüllt ist. Der Ausgang der Blase kann bis zum kleinen Loche (1 mm Durchmesser) verengt werden. Diese Verhältnisse konnte man am Tintenfisch Nautilus ziemlich bequem erforschen, da seine Sehorgane die Größe eines Rinderauges erreichen. Gewiß kann man derartige Organe als Augen bezeichnen, denn auf ihrem Hintergrunde wird ein bestimmtes Bild entworfen, aber dieses Bild wird nach Dr. Thilo recht lichtschwach ausfallen, und gewiß ist der Gesichtskreis des Tintenfisches Nautilus sehr beschränkt. Diesen Uebelständen wird abgeholfen bei vielen Würmern und Schnecken dadurch, daß im Vordergrunde des Auges eine Linse entsteht. Diese entwickelt sich nach Schreiner bei den Würmern und Schnecken aus dem vorderen Theile des Glaskörpers; sie ist zunächst nichts Anderes, als eine Stelle des Glaskörpers, die allmälig immer härter wird. Dr. Thilo hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese Verhärtung nach Art einer Schwiele durch äußere Einflüsse sich bildet, um das Innere des Auges vor Verletzungen zu schützen. Erst allmälig sehen wir die Linse bei den niederen Thieren ihre große Bedeutung für das Sehvermögen des Auges erlangen.

Höher entwickelt, als das Auge des Nautilus ist das des Tintenfisches Sepia. Es ist durch eine „Hornhaut" nach außen geschlossen. Vor der Linse liegt eine derbe Haut, in deren Mitte sich das „Sehloch" befindet. Dr. Thilo erinnert an die „Blenden" der photographischen Apparate, die in der Mitte mit Oeffnungen von verschiedenem Durchmesser versehen sind, damit die Lichtstärke gesteigert oder abgeschwächt werden kann. Auch das Sehloch der Sepia kann verengt oder erweitert werden. Hierzu dienen kräftige Muskelfasern in der Haut, welche das Sehloch umschließen; diese Haut führt den Namen Regenbogenhaut, da sie reichlich mit Farbstoff versehen ist. Bei den Tintenfischen dient sie wohl auch zugleich als Schutz gegen den Druck von außen her; denn feste Knorpel sind in dieselbe eingelagert. Auch die Linse der Sepia soll nach Prof. Rud. Leuckart zum Theil als Schutzorgan des Auges dienen. Uebrigens kann die Sepia ihre Linse durch Muskeln hin und her schieben, also verstellen, wie ein Fernrohr, wenn man es für verschiedene Entfernungen einstellt. Leuckart meint sogar, diese Verstellbarkeit (Accomodation) müsse recht bedeutend sein.

Dr. Thilo weist mehrfach darauf hin, daß die bisher besprochenen Augen eine große Aehnlichkeit mit unseren künstlichen, optischen Apparaten zeigen. In Folge dieser Aehnlichkeit kann man sich vorstellen, wie auf dem Hintergrunde der erwähnten Augen ein Bild entworfen wird. Viel größere Schwierigkeiten bereitet es, zu verstehen, wie auf dem Hintergrunde der Insecten- und Krebsaugen ein Bild entsteht; denn diese Augen gleichen nicht im geringsten unseren optischen Apparaten. Während nämlich auf dem Hintergrunde des Menschenauges ein umgekehrtes Bild von einer Linse entworfen wird, entsteht auf dem Hintergrunde der Krebs- und Insectenaugen ein „aufrechtes Bild", und Hunderte von Linsen entwerfen das Bild. Dieses aufrechte Bild dem Menschenauge sichtbar zu machen, gelang dem berühmten Wiener Physiologen Sigmund Exner. Er durchschnitt das Auge des Krebses Limulus, klebte das abgeschnittene vordere Stück des Auges mit einem Wassertropfen auf ein Glasplättchen und legte das Glasplättchen unter ein Mikroskop. Stellte er nun das Rohr des Mikroskopes wagerecht, so konnte er durch das Fenster

seines Arbeitszimmers eine fernliegende Kirche sehen oder richtiger, er sah mit dem Mikroskop das Bild einer Kirche, welches von den Krystallkegeln des Krebsauges entworfen wurde; denn mit einem Mikroskope kann man ja bekanntlich keine Häuser sehen. Das Mikroskop zeigt nur kleine in der Nähe befindliche Gegenstände. Exner gelang es sogar, dieses Bild mit Hülfe des Mikroskopes zu photographiren und so Allen sichtbar zu machen. Er hat es gewiß sehr passend als Titelblatt seinem berühmten Werke über Facettaugen vorgesetzt. Es zeigt uns im Vordergrunde das Bogenfenster seines Arbeitszimmers, auf dessen Glasscheibe eine Zahl aus schwarzem Papier geklebt ist. Im Hintergrunde sieht man die fernliegende Kirche.

Exner hat auch das Leuchten der Insectenaugen erklärt. Er hat nachgewiesen, daß dieses Leuchten von Strahlen herrührt, welche von außen her auf das Auge fallen und zurückgeworfen werden. Das Auge der Leuchtkäfer ist ebenso wenig „selbstleuchtend" wie die Augen der Katzen oder Eulen, die man ja früher ganz allgemein als Lichtquellen betrachtete, obgleich doch schon Aristoteles darauf hingewiesen hat, daß sie kein Licht erzeugen, sondern nur auffallendes Licht zurückwerfen. Trotzdem giebt es aber auch Thiere, von deren Augen man sagen kann: „Es giebt sich selber Licht und Glanz." Diese Thiere sind kleine Krebse, welche in Meerestiefen leben, die nie von Lichtstrahlen erhellt werden. Genauer bekannt wurden sie durch die Tiefseeforschungen der englischen Challengerexpedition, welche sie mit verschließbaren Netzen aus sehr großen Tiefen zog. Die Leuchtkrebse sind durchsichtig und daher bequem mit dem Mikroskop zu untersuchen. Sie haben etwa 1—2 cm Länge und erinnern ihrer Form nach an unsere Flußkrebse. Die Gattung Nematoscelis hat acht Leuchtorgane, zwei sitzen jederzeit am Brustkorbe und vier sitzen am Bauche in der Mittellinie des Körpers zwischen den Beinen. Auch an den unteren Flächen der Augen befinden sich Leuchtorgane. Bewegt der Krebs seine Augen hin und her, so leuchten sie blitzartig auf. Das blitzartige Aufleuchten hat der Breslauer Zoologe Carl Chun an lebend gefangenen Krebsen beobachtet und so die Leuchtorgane der Augen entdeckt. Die Leuchtorgane, welche am Rumpfe sitzen, bestehen aus einem Leuchtkörper, einem Scheinwerfer und einer Linse. In die Leuchtkörper verlaufen die Leuchtnerven. Die Leuchtorgane der Augen besitzen keine Linse. Sie bestehen also nur aus einem Scheinwerfer und einem Leuchtkörper, in welchem sich die Leuchtnerven vertheilen, so daß solche Leuchtorgane an unsere elektrischen Lampen mit ihrem Leitdrähten erinnern. Die Linse der Leuchtorgane des Rumpfes verleiteten einige Forscher, sie für Augen zu halten. Doch sind wohl Krebse mit acht Augen etwas höchst Ungewöhnliches, auch haben Chun und Andere jetzt wohl ganz sicher festgestellt, daß die angeblichen Augen Leuchtorgane sind.

Besonders auffallend sind die Augen der Leuchtkrebse. Schon durch ihre Größe fallen sie auf. Bei einigen Thieren sind sie kugelig, bei anderen eiförmig, ja, wir finden sogar sanduhrförmige Augen, so daß bei flüchtiger Betrachtung jedes Auge aus zwei Augen zusammengesetzt erscheint. Chun hat nachgewiesen, daß allerdings zwei verschiedene Augenformen sich in einem Auge hier vereinigt finden. Der obere Theil des sanduhrförmigen Auges hat den Bau eines Auges, welches für die Dunkelheit bestimmt ist (Dunkelauge, Nachtauge.) Der untere Theil dagegen ist ein „Tagauge". Es müssen also Krebse mit sanduhrförmigen Augen in Gewässern leben, die zur Oberfläche hin dunkel, zum Grunde hin erleuchtet sind. Auf den ersten Blick erscheint es, als wenn solche Gewässer gar nicht vorhanden wären; denn wir sind gewöhnt, die Oberfläche des Wassers hell und den Grund dunkel zu finden. Chun hat nun nachgewiesen, daß für viele Leuchtkrebse die Verhältnisse umgekehrt liegen. Die Gattung Stylocheiron mit den sanduhrförmigen Augen wurde nur aus sehr großen Tiefen mit geschlossenen Netzen gewunden (600 bis 1000 m). In diese Tiefe dringt kein Lichtstrahl. Man kann daher sagen, daß ein großer Theil der Leuchtkrebse in vollständiger Dunkelheit lebt (600 — 1000 m), ein anderer Theil Tiefen bewohnt, in denen ohne besondere Beleuchtung kaum etwas sichtbar ist. Solch eine Beleuchtung schaffen sie sich, indem sie mit ihren Leuchtorganen gleichsam wie mit „Blendlaternen" ihre Umgebung erhellen. Diese Blendlaternen sind zwischen den Beinen angebracht, die ja auch als Greifwerkzeuge dienen. Die Thätigkeit dieser Greifwerkzeuge können die Leuchtkrebse bequem mit dem unteren Theile ihrer Augen beobachten, daher ist denn auch dieser untere Theil für grelles Licht eingerichtet, also ein „Lichtauge". Der obere Theil des Lichtauges ist hingegen, wie Chun sagt, das vollkommenste „Dunkelauge", von dem wir bisher Kenntniß haben. Bei der geringen Zahl seiner dreißig bis sechzig Facettglieder und bei den weiten Zwischenräumen derselben, kennen sie wohl schwerlich ein deutliches Bild entwerfen. Solch ein Auge kann jedenfalls nur phosphorescirende Gegenstände wahrnehmen, d. h. Organismen, welche gleichfalls leuchten. Derartige Wesen giebt es aber massenhaft in den Meerestiefen. Man denke nur an die verschiedenen niederen Organismen und an die leuchtenden Tiefseefische, welche sie als Schmarotzer aufsuchen oder als Feinde fliehen können. Wir finden bei den Leuchtkrebsen, je nach der Tiefe des Wassers, in dem sie leben, verschiedene Arten von Augen. Euphausia hat Lichtaugen, Nematoscelis und Stylocheiron Lichtaugen und Dunkelaugen zugleich, so daß man von ihnen sagen kann, jedes Auge derselben ist auf der oberen Hälfte „tagblind", auf der unteren „nachtblind". Bei Stylocheiron, welches weniger Leuchtorgane als andere Krebsarten hat, ist wohl überhaupt die Sehschärfe nicht sehr bedeutend. Als Ersatz hierfür verfügt dieses Thier über gewaltige Fühler, welche es ihm gestatten, tastend seinen Weg zu suchen. Einige Tiefseefische sind vollständig blind, Andere besitzen wiederum große eulenartige Augen. Diese Gegensätze wären unerklärlich, wenn nicht die Tiefseefische mit Eulenaugen über Leuchtorgane verfügen würden; denn offenbar, bemerkt Dr. Thilo sehr hübsch, „können sie nur dann ihren Weg durch's Leben finden, wenn sie gehörig ihr eigenes Licht leuchten lassen."

Literatur und Kunst.

Ein preußischer Oberpräsidialrath als Buddhist.

Von Leopold Wäitz.

Es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß während aus Europa die Missionäre nach Süd- und Ostasien ziehen, um Hindus und Buddhisten zum Christenthum zu bekehren, europäische Gelehrte daheim Vedânta und Buddhismus zum Gegenstand ihrer Studien machen und Darstellungen derselben liefern, welche unverkennbar aus einem selbständigen und positiven Interesse an diesen alten und ehrwürdigen Meditationen des tiefsinnigsten und religiösesten unter den Völkern der Erde hervorgegangen sind, und nicht etwa aus dem Wunsche, den schlagfertigen Streitern des Jahve Waffen zum Kampf für dessen „Offenbarung" und gegen das „blinde Heidenthum" darzureichen. „Und wenn ich mich selbst fragte" — sagt Max Müller (Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung), „aus welcher Literatur wir hier in Europa, die wir beinahe ausschließlich von den Gedanken der Griechen und Römer und einer semitischen Race, der jüdischen, gezehrt haben, dasjenige Correktiv herleiten können, dessen wir am Meisten bedürfen, um unser inneres Leben vollkommener, umfassender, universeller, in Wahrheit menschlicher zu machen; zu einem Leben nicht nur für diese Welt, nein

zu einem verklärten und ewigen Leben zu gestalten: — ich würde auf Indien weisen." Das heißt, in gemäßigter Weise ausgedrückt, nahezu dasselbe, was Schopenhauer in seinen Paralipomena derber ausgesprochen hat, indem er den Missionären, welche sich um das Bekanntwerden der brahmanischen und buddhistischen Schriften verdient gemacht, die Reime widmet:

Als Lehrer geht Ihr hin,
Als Schüler kommt Ihr wieder;
Von dem umschlei'rten Sinn
Fiel dort die Decke nieder.

und dann fortfährt: „Wir dürfen daher hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden, denn sie sind nach langer Verirrung für dieselben wieder reif geworden." Auch der anonyme Uebersetzer des buddhistischen Kanons „Das Dhammapada" (1885) drückte sich in seiner Vorrede ähnlich aus: „Ich bin der Meinung: daß es sehr fraglich ist, ob die Lebensansicht, welche die frühesten Buddhisten zur Weltflüchtigkeit bestimmte, von der wahren nach der Seite hin weiter abliegt, als die verwickelten Concurrenzen, die unwürdigen gesellschaftlichen Kämpfe, die eifrige gierige Rastlosigkeit dieses unseres Babels nach der andern." Dieser Uebersetzer trat dann später aus seiner Anonymität heraus, indem er 1891 unter seinem Namen Theodor Schultze, Oberpräsidialrath a. D. ein Werk veröffentlichte unter den Titeln: „Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe; ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion" und „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand (d. h. Samsara und Nirwana). Später erschienen beide Bändchen in einem Buche vereinigt unter dem Gesammttitel: „Vedanta und Buddhismus als Fermente für eine künftige Regeneration des religiösen Bewußtseins innerhalb des europäischen Culturkreises". (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Es konnte nicht ausbleiben, daß sich nach dem Erscheinen dieses Werkes starker Widerspruch gegen seine Verherrlichung des Buddhismus auf Kosten des Christenthums geltend machte. Als einer der ersten Gegner erörterte Max Schneidewin die Anschauungsweise Schultze's unter dem Titel „Die Chancen des buddhistischen Glaubens für Europa" und gelangte zu dem Schlusse, daß dem Buddhismus keine günstigen Aussichten blühen. Auch der Pfarrer J. Schiller protestirte in einem polemischen Aufsatz: „Sollen wir Buddhisten werden?" Bald kamen sogar Proteste aus dem Lager der Indologen. Leopold v. Schröder, damals Professor des Sanskrit an der Universität Dorpat, veröffentlichte zwei Vorträge: „Buddhismus und Christenthum; was sie gemein haben und was sie unterscheidet". In diesen Vorträgen sagt er u. A.: „Außerhalb des Christenthums aber, in der großen Menge Derjenigen, welche mit Christenthum und Wunderglauben für immer abgeschlossen haben, träumen gar Viele von einer Zukunftsreligion, die ihre hervorragenden charakteristischen Züge gewöhnlich dem Buddhismus entliehen hat. Ja, eine Art moderner Buddhismus beginnt sich zu entwickeln, der bereits seine begeisterten Apostel hat, wie Th. Schultze und Karl Eugen Neumann, der mitten in der christlichen Welt buddhistische Gemeinden sich bilden läßt und in christlichen Kreisen schon vielfach ernstliche Sorgen und Befürchtungen rege gemacht hat." Schultze veröffentlichte eine Erwiderung, in welcher er u. A. Folgendes ausführte: „Wenn es mir auch nicht in den Sinn gekommen ist, als ein buddhistischer Missionär wirken zu wollen, so bin ich doch allerdings der Meinung, daß wenn man dem Buddhismus und dem Christenthum mit gleicher Unbefangenheit gegenübersteht, wenn man beide als Thatsachen der menschlichen Culturgeschichte betrachtet und nach dem Werthe fragt, den die eine und die andere dieser Religionen für das Wohl der Menschheit gehabt haben, man den Buddhismus weit höher schätzen muß, als das Christenthum; und ich hoffe, daß diese Ansicht sich in den christlichen Ländern bei deren nur noch nominell christlichen Bewohnern mehr und mehr Geltung verschaffen wird. Einen höheren praktischen Werth hat er aber ferner meiner Meinung nach nur deßhalb gehabt, weil er einen höheren theoretischen Werth besitzt, weil in ihm die metaphysischen Fragen viel reiner und tiefer aufgefaßt sind, als im Christenthum und er einer befriedigenden Lösung derselben weit näher kommt, als dieses."

Wer war nun dieser sonderbare Heilige in Gestalt eines ehemaligen königlich preußischen Ober-Präsidialraths? Erst jetzt, nach seinem Ableben, erfahren wir es aus einer enkomiastischen Schrift des bekannten Frankfurter Philosophen und Dichters des Epos „Laskaris": Dr. Arthur Pfungst, die unter dem Titel: „Ein deutscher Buddhist (Ober-Präsidialrath Theodor Schultze)" soeben in Stuttgart bei E. Hauff (Fr. Frommanns Verlag) erschienen ist. Pfungst, einer der Wenigen, die Th. Schultze nahegestanden, hat sich hier die Aufgabe gesetzt, dessen Lebensgang und Wirken zu schildern, einestheils um eine Freundespflicht zu erfüllen, andererseits um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, welche sich mit wachsendem Interesse den eigenartigen religiösen Problemen zuzuwenden beginnt, deren Lösung Schultze in unermüdlicher Gedankenarbeit erstrebt hat. „Schultze war ein Selbstdenker, der den religiösen Nöthen der Gegenwart ohne jedes Vorurtheil gegenüberstand und mit bewundernswerther Energie den Versuch unternahm, eine Brücke zwischen der indischen Gedankenwelt und dem Abendlande zu schlagen. Er ist als Erster nicht davor zurückgeschreckt, sich als Anhänger der buddhistischen Weltanschauung zu bekennen." Und so versucht Pfungst als gründlicher Kenner des Buddhismus uns in Schultze's Schriften einzuführen und darzulegen, wie dieser hohe preußische Beamte dazu gelangen konnte, sich dem Buddhismus zuzuwenden.

Theodor Schultze war am 22. Juni 1824 zu Oldenburg in Holstein geboren, woselbst sein Vater Apotheker war. Seine Mutter war eine Frau von besonders stark entwickeltem Pflichtgefühl. Er war ein frühreifer Knabe und las schon mit 12 Jahren fließend Homer und Horaz. Später bezog er das Gymnasium zu Lübeck, das er in seinem achtzehnten Jahre verließ. Seine glänzende Begabung für Mathematik erzeugte das lebhafte Verlangen in ihm, dieses Fach zu studieren. Auf dringenden Wunsch seines Vaters ließ er sich jedoch dazu bewegen, in Kiel und Berlin Jura zu studieren. Er betrieb das Studium als Autodidakt. Während der zehn Semester, die damals das Studium erforderte, hat er nur elf Collegien, darunter ein mathemathisches, belegt — das Minimum, um nicht relegirt zu werden. Theoretische Collegien betrachtete er als gänzlich überflussig. Als Student litt er häufig Noth trotz größter Sparsamkeit. Im Jahre 1848 trat er als Auskultant am Schleswigschen Landesgericht ein. 1857 wurde er Etatsrath und avancirte 1863 zum Rath der holsteinischen Regierung. Der deutsch-dänische Krieg brachte eine einschneidende Veränderung in Schultze's so glänzend begonnene Carrière. Nachdem Preußen die Herzogthümer besetzt hatte, blieb er provisorisch in der Verwaltung beschäftigt. Aber sein von der Mutter ererbtes Pflichtgefühl ließ es nicht zu, daß er sich dabei beruhigte, unter einem neuen Gebieter weiter Beamter zu bleiben, bevor er von dem Könige, dem er den Eid der Treue geleistet hatte, seines Eides entbunden war. Er fuhr darum am 1. Juli 1864 zum König Christian IX. von Dänemark und ließ sich von diesem persönlich seines Eides entbinden. Von allen Beamten hatte sich ihm nur noch ein einziger angeschlossen, der zudem noch später Preußen gegenüber pater peccavi sagte. Bei der preußischen Regierung erregte sein Schritt die höchste Entrüstung, als er bekannt wurde, und vier Tage später war der Mann, der sich vor seinem Gewissen

für verpflichtet hielt, von seinem gegebenen Eide entbunden zu werden, ehe er einem anderen Landesherrn Treue gelobte, aus dem preußischen Staatsdienste entlassen. Diese Entlassung bildet wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geschichte der preußischen Verwaltung, schreibt Pfungst mit Recht. „Vom moralischen Standpunkte aus betrachtet war sie geradezu verwerflich, weil sie eine Strafe auf eine Handlungsweise setzte, die jeder anständige Mensch als selbstverständlich betrachten muß. Vom dynastischen Standpunkte aus ist sie überhaupt unbegreiflich — denn darüber kann es doch keine Meinungsverschiedenheiten geben, daß jeder König wünschen muß Beamte zu haben, die ihren Eid auch als etwas Bindendes auffassen! Wie muß diese jammervolle Erfahrung auf Schultze's edles Gemüth gewirkt haben, der sich plötzlich aus seiner Beamten-Laufbahn herausgeschleudert sah, weil er das Verbrechen begangen hatte, seinem Gewissen zu gehorchen und seinen Eid zu halten." Er ging hierauf nach Oldenburg, wo er Geheimer Hofrath wurde, und dort verfaßte er in Gemeinschaft mit Professor Pernice ein großes juristisches Werk über die Schleswig-Holsteinische Successionsfrage. Auf Grund dieser Schrift zahlte Preußen dem oldenburgischen Hause eine Million Thaler zur Abfindung. Nachdem diese Angelegenheit ihre Erledigung gefunden hatte, weigerte sich Schultze, länger am oldenburgischen Hofe zu verbleiben, wo es für ihn keinen geeigneten Wirkungskreis mehr gab. Er trat auf's Neue in die Preußische Verwaltung ein und wurde 1866 Regierungsrath in Kiel. Im Jahre 1868 wurde er nach Potsdam versetzt; 1874 bemühte sich Bismarck, ihn in's Ministerium zu bekommen, aber Schultze lehnte ab, weil „Bismarck keine Männer um sich dulde". Im Jahre 1881 wurde er Oberpräsidialrath und ließ sich 1888 wegen andauernder Krankheit pensioniren. Von 1888 bis zu seinem Tode, also etwa zehn Jahre lang, lebte Schultze ganz seiner litterarischen Thätigkeit und seinen vielseitigen Studien. Zunehmende körperliche Leiden, vor allem auch ein Augenübel hinderten ihn in seinen letzten Lebensjahren häufig am Arbeiten, doch hat er bis zu seinem Ableben niemals seine Studien und sein literarisches Wirken unterbrochen. Am 6. April 1898 ist Theodor Schultze in Potsdam gestorben. Nach dem Berichte des Arztes, der ihn in seiner letzten Krankheit behandelt hat, (eines seiner Verwandten) starb er an Krebs der Speiseröhre. In dem Berichte heißt es: „Der Verstorbene ist in den Tod gegangen mit der Seelenruhe, die er im Leben sonst bethätigte. Er fürchtete nicht den Tod. Nach seiner eigenen Aussage sehnte er ihn herbei. Die Natur seines Leidens ist ihm vermuthlich unbekannt geblieben. Als er nichts mehr schlucken konnte außer Kaffee und Thee, verweigerte er jeden Versuch, das Leben durch künstliche Ernährung zu verlängern. Vierzehn Tage dauerte es, bis er dem Hungertode erlag. Ich als Arzt habe schon Manchen den Tod erwarten sehen, aber zwei Dinge sind mir hier aufgefallen: Erstens die Ablehnung jedes Versuches, die Lebensspanne etwas zu verlängern; das ist mir bisher noch nicht vorgekommen. Ferner, daß ihn der sichere nahe Hungertod nicht zu einer Aenderung in seinen täglichen Verrichtungen bewog. So lange es möglich war, ging er täglich spazieren; bis etwa zehn Tage vor seinem Tode machte er sein Bett selber, putzte seine Lampe, erschien bis drei Tage vor seinem Ende zu den gemeinsamen Mahlzeiten und forderte die Anderen auf, zu essen. In seinem Testamente verbat er sich Ankündigung des Leichenbegängnisses, Anwesenheit eines Priesters, Setzen eines Grabsteines und das Anlegen von Trauerkleidung."

Zur weiteren Charakterisirung von Schultze's eigenartiger Persönlichkeit, führt Pfungst u. A. noch die folgenden Einzelheiten an: In den letzten 17 Jahren seiner Beamtenthätigkeit kannte er keinen Sonntag; Tag für Tag ging er zum Bureau. Alsdann machte er einen Spaziergang, an welchen sich Privatstudium anschloß. Verkehr pflegte er fast keinen. Gesellschaften besuchte er überhaupt nie. Schon als Jüngling war er allen Festlichkeiten abhold. Aus dem Jahre 1855 ist noch ein Brief von ihm erhalten, in welchem er über ein Hoffest bei der Königin-Wittwe berichtet, zu dem er geladen war. Er schrieb damals, daß die Dame nicht vielen Dank geerntet hätte, wenn ihr alle Geladenen so wenig Dank wüßten wie er. Auf äußere Ehren legte er überhaupt keinen Werth. Er besaß eine ganze Reihe von Orden, worunter auch sehr hohe; sie erschienen ihm stets als etwas, was ein Weiser über sich ergehen läßt im Leben, wie so vieles Andere! Daß ein solcher Mann nicht „Carrière" machte — um diesen schönen Ausdruck zu gebrauchen — kann man sich leicht vorstellen. Er lebte ganz in seiner eigenen Welt. Seine Lebensbedürfnisse waren höchst bescheidene. Im dritten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigte er sich viel mit deutscher Literatur, namentlich auch mit Goethe, von dessen Werken er vor Allem den zweiten Theil des Faust ungemein hoch schätzte. Später stand er der Literatur weniger theilnahmsvoll gegenüber und wandte sich mehr mathematischen und physikalischen Studien zu, für die er stets große Neigung gehabt hatte. Aehnlich wie Goethe und Schopenhauer wurde er von der Farbenlehre mächtig angezogen, über die er viele Jahre lang experimentelle Untersuchungen machte, deren Resultate er in einer noch ungedruckten Arbeit niedergelegt hat. Ferner beschäftigte er sich mit theoretischer Astronomie; zehn Jahre lang mikroskopirte er; mit fabelhafter Geduld machte er Präparate von Diatomeen, feinste Schliffe von Knochen und Zähnen und dergl. mehr. Er berechnete Hohlspiegel für einen jetzt verstorbenen Herrn von Schlicht, die dieser aus Liebhaberei zu schleifen pflegte. Von diesen Hohlspiegeln befinden sich einige auf der Potsdamer Sternwarte. Etwa im Alter von 55 Jahren fing er an, sich mit philosophischen Studien zu beschäftigen, und in den Jahren 1882—83, also im Alter von etwa 58 Jahren, wandte er sich dem Studium der indischen Philosophie-Systeme und Religionen zu, um ihm nicht mehr untreu zu werden. Schriftstellerisch (eben als Uebersetzer) ist er erst im 60. Lebensjahre hervorgetreten. Der genannte polemische Aufsatz gegen die Vorträge L. v. Schroeders ist das Letzte, was Schultze über das Verhältniß von Christenthum und Buddhismus veröffentlicht hat. Was er sagen wollte, hatte er in seinem Hauptwerk niedergelegt, und damit ließ er es sich genügen. Nie hat er Verlangen darnach getragen, das große Publicum für seine Ideen zu gewinnen. Er war auch in dieser Hinsicht ganz vom indischen Geiste erfüllt und jener Smriti-Vers, den er besonders hoch hielt, sprach aus, was er in der Tiefe seines Gemüthes selbst empfand.

„Wen Niemand kennt als hoch- noch tiefgeboren,
Niemand als hochgelahrt noch ungelahrt,
Niemand als bösen Wandels, guten Wandels,
Der ist ein Brahmana von rechter Art!
Verborg'ner Pflichterfüllung ganz ergeben,
In Unbekanntheit bring' er hin sein Leben;
Als wär' er blind und taub und ohne Sinn —
So ziehe durch die Welt der Weise hin!"

Arthur Pfungst, der die noch unveröffentlichten Arbeiten aus dem Nachlasse des Potsdamer Buddhisten herauszugeben verspricht, analysirt sehr ausführlich dessen Hauptwerk. Wir verweisen unsere Leser daher auf seine in jeder Beziehung hochinteressante Schrift mit der lichtvollen Darstellung des Buddhismus. Besonders interessant ist Schultzen's Kritik des Christenthums. Er analysirt zumal den Begriff des Wortes „Liebe" unerbittlich und weist nach, daß die Bezeichnung des Urchristenthums als Religion der Liebe auf unrichtigen Voraussetzungen beruht. Für uns ist hier von besonderem Interesse, daß die Auffassung der Upanishads von der „Liebe" für viel richtiger erklärt wird als Alles, was im neuen Testamente darüber gesagt ist. Um seine Behauptung zu stützen, citirt Schultze die berühmte Stelle der Brihadaranyaka, an welcher Yâjnavalkya zu seiner Gattin Maitreyî spricht:

„Nicht aus Liebe zum Gatten ist, o Beste, uns der Gatte lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Gatte lieb. Nicht aus Liebe zur Gattin ist, o Beste, uns die Gattin lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns die Gattin lieb. Nicht aus Liebe zu den Söhnen sind, o Beste, uns die Söhne lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Söhne lieb. Nicht aus Liebe zum Reichthum ist, o Beste, uns der Reichthum lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Reichthum lieb. Nicht aus Liebe zum Priesterstand ist, o Beste, uns der Priesterstand lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Priesterstand lieb. Nicht aus Liebe zum Kriegerstand ist, o Beste, uns der Kriegerstand lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Kriegerstand lieb. Nicht aus Liebe zu den Stätten sind, o Beste, uns die Stätten lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Stätten lieb. Nicht aus Liebe zu den Göttern sind, o Beste, uns die Götter lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Götter lieb. Nicht aus Liebe zu den Wesen sind, o Beste, uns die Wesen lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Wesen lieb. Nicht aus Liebe zu Allem ist, o Beste, uns Alles lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns Alles lieb. Das Selbst muß, o Beste, gesehen, gehört, gedacht und mit Aufmerksamkeit verfolgt werden. Durch das Sehen, Hören, Denken und Erkennen des Selbst ist, o Beste, Alles gekannt.“ Auf Grund dieser Stelle constatirt Schultze, daß sich die indischen Waldphilosophen schon lange vor der Entstehung des Christenthums der Thatsache bewußt gewesen, daß die Liebe durchweg als Motiv und Zweck eine Beziehung auf das Selbst des Liebenden enthält. Ferner untersucht Schultze, was das Christenthum für den europäischen Culturkreis geleistet hat und kommt u. A. zu folgenden Resultaten: Das was man den Sieg des Christenthums über das Heidenthum auf dem Gebiete des altrömischen Reiches zu nennen pflegt, könnte man ebenso gut als Sieg des Heidenthums über das Christenthum bezeichnen, weil es in einer christlichen Uebertünchung des Polytheismus und einer philosophischen Uebertünchung des Christenthums bestehe. Das Christenthum habe es so wenig wie die Philosophie verstanden, den sittlichen Verfall der alten Welt aufzuhalten, wie vor Allem die sittlichen Zustände des 6. und 7. Jahrhunderts sowohl im fränkischen, als auch im byzantinischen Reiche beweisen — wobei sich Schultze u. A. auf die fränkische Geschichte des Bischofs Gregor von Tours stützt und die Ansicht ausspricht, daß man eine Religion nicht sehr hoch als Culturfactor schätzen dürfe, wenn 500 bis 600 Jahre nach ihrer Entstehung und 300 Jahre nach ihrer Erhebung zur Staatsreligion auf dem von ihr beherrschten Gebiete derartige Zustände entstehen konnten. Des Weiteren wendet sich Schultze gegen die besonders häufig auftretende Behauptung, daß dem Christenthum zwei Verdienste zuzurechnen seien: nämlich, daß es die Sclaverei beseitigt und den Frauen zu der ihnen gebührenden Stellung den Männern gegenüber verholfen habe. Er bestreitet, daß das Neue Testament für diese Verdienste einen Beweis erbringe. Die Abschaffung der Sclaverei findet er durch eine Umwandlung ökonomischer und rechtlicher Verhältnisse bedingt und nicht durch eine Humanisirung des Charakters der europäischen Nationen in Folge der Einführung des Christenthums. Er schließt dies u. A. aus der Thatsache, daß nach der Entdecknug Amerikas dort unter der Herrschaft des Christenthums die rein persönliche Unfreiheit in schlimmerer Gestalt wieder aufkam, als sie das Alterthum gekannt hatte, und stellt die Behauptung auf, daß Leibeigenschaft und Negersclaverei auch in neuerer und neuester Zeit nicht durch den Einfluß des Christenthums beseitigt worden sind, sondern durch die steigende Macht einer von dessen Glaubenslehren unabhängigen Humanität. Hieran anschließend weist der Verfasser ferner nach, daß in Bezug auf die Stellung der Frau im Neuen Testament ein Fortschritt gegen die vorchristliche Zeit nicht zu erkennen sei.

Es muß aber schließlich darauf aufmerksam gemacht werden, daß Schultze sich höchst vorsichtig darüber ausgesprochen hat, wie weit wir in Europa wohl mit der Annahme von Gedanken der indischen Philosophie- und Religionssysteme gehen könnten. Es ist deßhalb von ganz besonderer Wichtigkeit, seine Stellungnahme genau zu präcisiren, weil seine Publication vielfach so aufgefaßt worden war, als ob er den Völkern des europäischen Culturkreises schlechthin den Rath ertheilt hätte, Buddhisten zu werden, d. h. den Buddhismus mit allen seinen ihm anhaftenden religiösen Vorstellungen einfach nach Europa zu verpflanzen. Es erschien wichtig, von Schultze selbst eine ausführliche Darlegnng seines Standpunktes in dieser Frage zu erhalten. Arthur Pfungst ertheilt denn auch die empfangene Antwort des Potsdamer Buddhisten mit. Schultze schreibt ihm u. A.: „Meine Meinung ist, daß wir uns wohl den eigentlichen Kern der buddhistischen Welt- und Lebensanschauung — wie er in der Predigt von Benares, den vier großen Wahrheiten und dem achtfachen edlen Pfad, kurz und bündig ausgesprochen ist — aneignen können, nicht aber auch gewisse konkrete Vorstellungen, die mit jenem Kern von Anfang an verwachsen waren, und durch die ganze Geschichte des Buddhismus hin verwachsen geblieben sind, so daß sie noch heut zu Tage in den buddhistischen Ländern Asiens als absolut wesentliche Theile desselben angesehen werden. Dazu gehören namentlich die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit des religiösen Medicantenthums, die phantastische Weltvorstellnng mit ihren 26 Himmeln und 108 (oder wie viel sonst) Höllen, die einem Sammasambuddha zugeschriebenen übermenschlichen Fähigkeiten und das periodische Wiedererscheinen solcher Persönlichkeiten in der Menschenwelt, das Fruchttragen der guten und der bösen Thaten des Menschen, d. h. der Glaube, daß glückliche oder unglückliche Ereignisse und Lebensbedingungen, die ihn selbst später (oder ein anderes nach seinem Tode geborenes mit Empfindung begabtes Wesen) treffen mögen, mit jenen Thaten in einem causalen Zusammenhange stehen (Karma); die periodischen Weltuntergänge und das Wiederentstehen der Welt durch das übriggebliebene Karma der untergegangenen Geschöpfe u. a. m. — Was insbesondere das Karma anbetrifft, so fallen allerdings auch nach unserer Anschauung die menschlichen Handlungen in den allgemeinen Causalzusammenhang des natürlichen Geschehens hinein, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Nachwirkungen der eigenen Handlungen später einmal deren Urheber so oder so treffen. Daß aber diese Möglichkeit sich in ihrer Verwirklichung dergestalt den Postulaten des moralischen Gerechtigkeitsgefühl anpassen sollte, wie für das buddhistische Karma nothwendig wäre, können wir nach unserer Kenntniß der natürlichen Causalzusammenhänge doch schlechthin nicht glauben. Bloß an die Wiedergeburt als solche und an deren Bedingtheit durch die in dem sterbenden Individuum noch fortdauernde Lebenslust, könnten wir — wenn uns damit gedient wäre — gerne so lange glauben, als es unserer exacten Naturwissenschaft noch nicht gelungen ist, das bewegende Princip des individuellen Lebensprocesses nachzuweisen, und mit der bloßen Verfehmung des Wortes „Lebenskraft“ ist das noch lange nicht gethan. Endlich das Nirwana ist ja nichts Anderes, als unser Begriff des Metaphysischen oder Transcendenten und jeder nüchterne Kopf muß sich sagen, daß wir davon nichts wissen und nichts wissen können aus dem einfachen Grunde, weil das Außerbewußte nicht zugleich Innerbewußt sein kann. Glauben aber müssen wir daran, wenn uns nicht die Existenz unseres eigenen Bewußtseins zu einem unlösbaren Räthsel werden soll, und wir nicht mit dem Satze des Widerspruchs in Conflict gerathen wollen. Das Nirwana als logisch nothwendige Hypothese kann uns auch die exacte Naturwissenschaft nicht rauben.“

Der Streit um die Teutoburger Schlacht.

Von K. A. Möller.

Zwei Jahrhunderte haben sich vergeblich an der Lösung des Räthsels, wo das Schlachtfeld im Teutoburger Walde zu suchen ist, abgemüht. Besonders als das Standbild Hermanns auf der Grotenburg bei Detmold eingeweiht wurde, bewegte die Frage: ragt das Denkmal wirklich über der Todesstätte der römischen Legionen? viele Herzen, und eine zahlreiche Literatur gab Zeugniß davon. Nun ist beinahe ein Vierteljahrhundert seit jener Feier vergangen; aber keine der zahlreichen Vermuthungen und Erklärungen, die das Licht der Welt erblickten, hat sich mit siegender Gewalt aus dem Wirrwarr emporgerungen; doch findet neuerdings allmälig eine Sichtung der mannigfaltigen Hypothesen statt und eine Ausmerzung derjenigen, deren Irrthümlichkeit, ja Widersinnigkeit allzusehr an der Oberfläche liegt. Manche Annahme, die noch vor Kurzem im Schwange war, ist schon „eliminirt" worden, mochte sie auch von noch so gewichtigen Autoritäten gestützt und getragen sein. Selbst die Mommsen'sche Münzentheorie, die auf Grund der merkwürdigen Münzsammlung des Schloßherrn zu Barenau — am nördlichen Abhange des Wiehengebirges — das Schlachtfeld an diese Stätte zwischen bewaldeten Bergen und weiten Sumpfstrecken verlegte, ist heute schon bei Seite geschoben, und wer tiefer in diese schwierige Materie eindringt, der wird sich dem Eindrucke nicht verschließen können, daß sich die Geister wieder langsam dem Lippischen Walde, dem Detmolder Theile, als dem wahren saltus Teutoburgiensis zuwenden. Nur ein Abschnitt des ganzen Gebirgsstranges, des Osning, macht ihm noch den Rang streitig und behauptet, die Reste der römischen Legionen zu bergen, das sind die Tecklenburger Höhen bei Osnabrück und Iburg, und mit rücksichtsloser Entschlossenheit streitet der Urheber dieser Hypothese, Gymnasialdirektor Prof. Knoke, den letzten Kampf für dieses sein Schlachtfeld und für diesen seinen Teutoburger Wald. Ihn bekämpft mit Geschick und Ueberzeugungskraft der Professor und Landwehrhauptmann A. Wilms, der soeben wieder eine neue, sehr lesenswerthe Schrift „Die Schlacht im Teutoburger Walde" (Leipzig, Freund & Wittig) erscheinen läßt. Sehen wir uns seine Beweisführung zu Gunsten von Detmold etwas näher an.

Das Quellenmaterial, das uns aus dem Alterthum überkommen, ist eben höchst mangelhaft, trüb, ungleichartig. Der Reiteroberst des Tiberius, Velleius Patereulus, ein Zeitgenosse der Schlacht, speist uns mit einigen dürftigen Brocken ab und vertröstet uns auf einen ausführlichen Bericht, von dem wir nicht einmal wissen, ob er überhaupt geschrieben wurde. Den Rhetor Florus dagegen interessirt nur die juristische Seite der Römerherrschaft unter Varus und das Schicksal seiner Fachgenossen. Er schildert den Widerwillen der Germanen gegen das römische Recht, gegen seine Vertreter und Büttel, des Varus hochmüthiges Gebahren und seine sträfliche Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit, den Ueberfall der Gerichtssitzung, die überraschende Eroberung des Lagers, die Vernichtung der römischen Legionen, den Selbstmord des Feldherrn und die Aeußerungen germanischer Wuth und Rachsucht, vornehmlich gegen die römischen Advocaten. Die zwar ausführlichere, aber an festen Anhaltspunkten arme Beschreibung des griechischen Historikers Cassius Dion beginnt mit der heuchlerischen Demuth der Germanen und der leichtfertigen Vertrauensseligkeit des Varus unter Hindeutungen auf die planvolle Vorbereitung der Empörung durch Arminius und Segimer. Auf schwierigem und widrigem Marsche erfolgt der Ueberfall. Die Legionen schlagen unter großem Verluste im Waldgebirge ein Lager auf, verbrennen ihr Gepäck und suchen noch vor Sonnenaufgang im nächtlichen Marsche die feindlichen Linien zu durchbrechen, um die Freiheit der Ebene zu gewinnen. Die aufgehende Sonne beleuchtet die Zerschmetterung des Römerheeres. Die wenigen Ortsbestimmungen sind bei Allen zu allgemein gehalten. Diese Unterlassungssünde wird einigermaßen gutgemacht durch Tacitus, der uns den späteren Besuch des Germanicus auf dem Todesfelde im Jahre 15 berichtet, aber auch seine geographischen Angaben sind unsicher. Die dürftigen Ueberlieferungen wurden mit aller Energie durch natürliche und gekünstelte Auslegung ausgenutzt und häufig mit rücksichtsloser Kritik verändert; von der Etymologie erwartete man neue Resultate durch Deutung der Ortsnamen, aber diese Hoffnung trog; was ferner des Landmanns glückliche Pflugschaar oder der Zufall dem dunkelen Schooße der Erde entriß an Münzen und anderen Gegenständen, das hat bis jetzt leider eine zwingende Beziehung auf die Varusschlacht vermissen lassen, und ebensowenig hat die gewaltig anschwellende Zahl der Moorbrücken in Norddeutschland den Weg auf das Todesfeld der Legionen zu weisen vermocht. Vergeblich war endlich der Versuch, die Tiefen der germanischen Göttersage aufzureißen und die geheimnißvollen Gesänge der Edden auf dieses Ereigniß zu deuten. Durch all' dieses Beiwerk ist die Frage nicht lichtvoller oder klarer geworden, sondern verdunkelter, verwickelter fast unentwirrbar. Es bleibt nichts übrig, als zu unseren Quellen zurückzukehren und an ihrer Hand das Gelände von Hannover bis zum Rheine zu durchwandern. Das Bindeglied zwischen diesen beiden Factoren aber ist das militärische Verständniß, d. h. die Fähigkeit, moderne und antike Kämpfe aus dem Gelände heraus zu verstehen und militärische Phantastereien, an denen die Geschichte gerade dieser Frage so unendlich reich ist, zu trennen von militärischen Möglichkeiten. Prof. Wilms, dem auch die militärische Vorbildung zur Lösung dieser Frage eignet, führt daher alle seine Gegner der Reihe nach ab. Er löst das Räthsel, das den Forschern Veranlassung zu den verzwicktesten Verrenkungen und Dehnungen gegeben hat, auf so einfache und natürliche Weise, daß nur seine Einfachheit und Selbstverständlichkeit der Lösung hinderlich gewesen zu sein scheint. Das erste Lager des Varus kann nach ihm nur das Sommerlager gewesen sein, und dies kann nur unter dem harmonischen Beifalle unserer Quellen aus militärischen Gründen — am Flusse, an Straßen, am Fuße der Volksburg — und aus politischen — am Centralpunkte des Verkehrs (Gerichtsstätte), am Vereinigungspunkte mehrerer Völkerschaften, vielleicht am religiösen Mittelpunkte (Externsteine) — das heutige Detmold gewesen sein. Darum ist auch von diesem Varuslager nichts übrig geblieben, während sonst Wallreste von theilweise bewunderungswürdiger Höhe sich erhalten haben. Von dort aus verfolgte das Römerheer die Todesbahn über Hiddesen in das Thal zwischen der Grotenburg, dem Beilstein, dem Ahornberge, Zedling oder kahlem Eheberge, dessen tiefste Stellen der sumpfige Hiddeser Bent, der Krebsteich und der Donoperteich einnehmen. Hier haben wir ein Gelände, dessen Unheimlichkeit und Gefährlichkeit vom militärischen Standpunkte sofort in die Augen fällt, hier finden wir heute noch einen wirklichen Sumpf, nicht nur grüne, duftende Wiesen, die sich widerstandslos und stillschweigend den Vorwurf der Versumpftheit in ihrer urgermanischen Jugend gefallen lassen müßten.

Dieses Dauerlager des römischen Heeres an einem verkehrsreichen Punkte (Detmold) mußte natürlich für die Westgermanen und insbesondere für die Cherusker große Bedeutung gewinnen. „An dasselbe klammerte sich der Verkehr, eine Stadt wuchs an seinen Wällen empor, und mancherlei Beziehungen knüpften sich an zwischen den Fremden und Germanen. Die Fügsamkeit dieser war eine Folge der gewaltigen militärischen Demonstrationen des Tiberius, die sich bis zur Elbe erstreckt hatten, und seiner vorsichtigen, klugen Politik, mit der er die Fehdelust der Stämme durch Verhetzung steigerte, ohne ihre nationalen Sonderheiten anzutasten. Das war die Methode, auf die er sich später als Kaiser gelegentlich der Abberufung des Germanicus mit verstecktem Vorwurfe gegen diesen bezog. Von einer solchen Kunst zu

Theilen und zu Herrschen, den trotzigen, wilden Sinn der Germanen durch allmälige Gewöhnung in ein wirkliches Unterthanenverhältniß überzuleiten, hatte Varus keine Ahnung; den asiatischen Despotismus brachte er aus Syrien mit; sein Hochmut und die Leidenschaftlichkeit, die grausame Menschenverachtung, mit der er unter ihnen nach römischem Rechte, mit römischen Advocaten und den Beilen römischer Büttel schaltete, weckten ihre Freiheitsliebe und Waffenfreudigkeit, sie empfanden die tiefe Schmach, daß ihre Schwerter rosteten und ihre Rosse unthätig standen. Der sicher sehr kostspielige Unterhalt dieser herrischen Gäste steigerte die Unzufriedenheit und den Groll über die nationale Schande. Die Vornehmen sehnten sich nach ihrer früheren Machtstellung zurück, und die breite Masse zog bald den alten Zustand der neuen Herrschaft vor." Der Plan des Arminius ging dahin, die Römer zu trennen, in einen Hinterhalt zu locken und zu vernichten, bevor sie das Gebirge überschritten hätten; in der Ebene südlich des Osning war ihnen nicht mehr beizukommen. Seit den Tagen der Cimbern und Teutonen war es den Germanen nicht mehr gelungen, die Römer in offener Feldschlacht zu besiegen. Selbst der Sieg über Lollius war die Folge einer Ueberrumpelung. Nicht, wenn Varus zu friedlicher Heimkehr nach dem Rheine aufbrach, war den Germanen die Gelegenheit zum erfolgreichen Losschlagen geboten, sondern wenn er zum Kriege ausrückte, denn erst dann waren sie in der Lage, unter dem Deckmantel der Pflicht und der Freundschaft ihren Heerbann aufzubieten und an das Sommerlager heranzuziehen. Jede andere unbegründete Ansammlung waffenfähiger Männer hätte die Einzelbesatzungen der Bezirke und den Varus kopfscheu gemacht und ein Mißtrauen erweckt, an das die Verrätherei eines Segestes nicht vergeblich gepocht hätte. Darum mußte sich ein deutscher Stamm fern von Varus empören. Es lag im Interesse der Verschworenen, im Augenblicke des Ueberfalls ein möglichst schwaches Römerheer sich gegenüber zu haben, und daher mußte die Absonderung möglichst zahlreicher Detachements veranlaßt werden. Diesem Zwecke diente die Demuth und Fügsamkeit der Cherusker, laut priesen sie das Glück der Römerherrschaft; sie heuchelten eine solche Unselbständigkeit und Untüchtigkeit, daß sie um den militärischen Schutz römischer Besatzungen baten und Mannschaften zur Bedeckung der Transporte. Was Arminius bezweckte, gelang ihm in allen Stücken. Die Vertrauensseligkeit des Varus war so groß, daß er, allen Warnungen unzugänglich, nicht einmal dem offenbaren Verrathe des Segestes und seiner doch gewiß überzeugungskräftigen Aufforderung, ihn und den Arminius zu verhaften, Gehör schenkte. Für einen zweiten Verrath war keine Zeit; am nächsten Tage erfolgte der Aufbruch.

Es ist nicht unwahrscheinlich, ja es ist sicher, daß der Abmarsch sich verzögerte, daß diese Verzögerung wiederum von den Verschworenen beabsichtigt worden ist. Mancherlei Gründe sprechen für diese Vermuthung. Die Zeit drängte die Römer nicht, am wenigsten die zum Wohlleben und zum Müßiggange neigende Schwerfälligkeit des Feldherrn. Die bundesgenössischen Contingente waren noch nicht zur Stelle, und es hatte keinen Zweck, einen allzugroßen Vorsprung vor ihnen zu gewinnen. Sturm und Regen, die treuen Verbündeten der Germanen, werden, wie während des Marsches, wohl schon in der Morgenfrühe getobt und einen Aufschub befürwortet haben, und obendrein kamen nun noch die Germanen mit ihren erdichteten Klagen, oder wurden gar vor sein Tribunal citirt und forderten vor seinem Weggange endgiltige Entscheidungen. „Da kann der Aufbruch aus dem Sommerlager erst im Laufe des Tages erfolgt sein, denn Varus war noch geraume Zeit mit richterlichen Entscheidungen beschäftigt. Was ist nun selbstverständlicher, als daß zur Zeit des beginnenden Ausmarsches, während die Heeresabtheilungen sammt ihrem Troße sich aus dem Thore herausschlängelten und dem Waldgebirge zustrebten, die übrigen Truppen unbeschäftigt und ihre Zeit erwartend, also gleichsam „dienstfrei" umherstanden? Draußen aber umwogten das abziehende Heer die Massen der Germanen, die theils der Befehl des Römers als Wehrmänner zum Feldzuge, theils persönliches Interesse, Neugierde, Freude über das Scheiden der herrischen Quälgeister zusammengerufen hatte. Aus der drohenden Ansammlung und auffälligen Stimmung der Germanen müssen die römischen Officiere die Gefahr erkannt haben; ihnen konnte es jetzt nur darauf ankommen, dem verhängnißvollen Gelände zu entrinnen; die rücksichtslose Bestrafung eines Germanen konnte jetzt zum Funken werden, der die Explosion hervorrief, und diesen Funken scheute man."

Auf diese Weise legt Wilms bei seiner Vorgeschichte der Schlacht die Quellen sinnvoll und ohne Zwang aus, auf die naturgemäßeste Weise. Hatte die Spitze des Heeres die Stelle erreicht, wo sich an der Grotte der Weg nach Hiddesen abzweigt, oder war sie schon bis zur Biegung gegenüber dem Teutehof und der Sophienanstalt, d. h. etwas über 2 km vorgerückt, so hatte ungefähr die Hälfte der Truppen oder mehr das Lager verlassen. Die Marschcolonne der drei Legionen sammt ihrem Trosse, dem militärischen, mag nach Hauptmann Wilms ungefähr die Länge von drei deutschen Regimentern in Marschformation gehabt haben. „Ein marschirendes Infanterieregiment mit Bagage ist nach dem Reglement 1532 m lang, d. i. im gewöhnlichen Marschtempo von 12 Minuten auf den Kilometer circa 18 Minuten. Eine größere Masse des Trosses wurde vielleicht zum Theil wieder wett gemacht durch eine breitere Marschformation." Daß Weiber und Kinder zwischen den Soldaten einhergetrabt sind und zur Lockerung der Colonne beigetragen haben, erzählt Dion, und wenn nach ihm schon vor dem Ausbruche des Kampfes die Nothwendigkeit vorlag, den Weg auszubessern und Brücken wieder herzustellen, so werden sicherlich die Germanen der vom Regen angeschwollenen Knochenbache und dem Sturme bei der Beschädigung des Weges und der Uebergänge und beim Umstürzen der Bäume ihren Beistand nicht versagt haben. Das rief dann wieder Stockungen und Stauungen im Marsche hervor und steigerte das Mißbehagen. Jetzt muß der Angriff auf das Lager erfolgt sein. Das Lager ist nach Florus erobert worden, und zwar geht seine Eroberung dem offenen Kampfe voraus. Das eroberte Lager versperrte den Ausgang des Thales; die durch das Thor und über die Wälle hinausgejagten Feinde wurden in furchtbarer Hast in das enge Thal der Knochenbache hineingepreßt, zwischen die Höhen des Schützenhauses und des Schanzenberges auf dem linken Ufer und des Büchenberges, des Papenberges und Königsberges auf dem rechten, wo wohl die vorderste Legion inzwischen schon in den Kampf verwickelt war. „Die Verwirrung in diesem auf engstem Gelände zusammengepreßten, durch den Troß und die Fülle unmilitärischer Elemente in jeder freien Bewegung behinderten Massen muß eine furchtbare gewesen sein. Die Hauptstraße über das Gebirge war gewiß auf alle mögliche Weise ungangbar gemacht; ein Rückwärts gab es nicht, und nur ein Weg blieb übrig, über den Sattel von Hiddesen in das Thal am Nordabhange der Grotenburg, der aber doch auch die Möglichkeit bot, die Ebene jenseits der Berge zu erreichen. Dort, wo sich die Wege trennen, öffnet sich das Thal ein wenig; hier konnte doch die Ordnung und Zucht einigermaßen wieder hergestellt werden, aber die Leiden und Mühen waren damit nicht überwunden, denn aus dem Dickicht der Wälder tauchten die Germanen bald hier, bald dort in stets überlegener Zahl gegen die Seitendeckungen der Colonne auf bekannten Pfaden hervor. Daß die Römer sich überhaupt aus dem engen Thale auf einen Punkt im Waldgebirge (oder auf eine waldige Höhe) emporgerungen haben, wo es wenigstens möglich war, ein Lager aufzuschlagen, ist kein geringer Beweis ihrer Kriegstüchtigkeit. Unter solchen Umständen einen langen gewöhnlichen Tagemarsch zurückzulegen, war eine militärische

Unmöglichkeit; dem widerspricht aber auch die Ueberlieferung. Cassius Dion sagt: ‚Dort an Ort und Stelle lagerten sie sich, nachdem sie einen einigermaßen geeigneten Punkt gewonnen hatten‘, und wenn wir sie bis auf den Sattel von Hiddesen oder bis zum Heinebache ziehen lassen, so haben wir ihnen gegenüber einem so wilden und so erbitterten Feinde Tapferkeit und Arbeit genug zugemuthet. Soweit aber mußten sie kommen, oder sie waren verloren.“

Die Mehrzahl der Wagen und des Gepäcks wurde in der Nacht verbrannt. Unter Zurücklassung eines anderen Theiles nebst einer entsprechenden Bedeckung und wahrscheinlich der Reiterei brach Varus am nächsten Tage in besserer Ordnung und geschlossenerem Zuge auf, so daß er auf eine Lichtung vordrang. „Jedoch auch diese Strecke wurde nicht ohne Blutvergießen zurückgelegt. Von dort geriethen sie wieder in den Wald. Dabei mußten sie sich gegen die auf sie einstürmenden Feinde vertheidigen, aber gerade dadurch erlitten sie starke Verluste; denn in dem engen Gelände drängten sie sich zusammen, damit Reiter und Legionssoldaten geschlossen gegen die Feinde anrennen könnten, aber sie behinderten sich vielfach gegenseitig, vielfach wurden sie auch durch die Bäume behindert; denn da brach ihnen während des Marsches der Tag an. Nun setzten auch Regen und Wind wieder ein; so konnten sie weder vorschreiten noch festen Fuß fassen, auch die Möglichkeit, die Waffen zu gebrauchen, wurde ihnen genommen . . .“ An diesen Worten des Dion haben die modernen Herausgeber und Erklärer Anstoß genommen, und zwar nur aus dem Grunde, weil sie diese Teutoburger Frage nicht in ihrem ganzen Umfange kannten, weil sie das Sommerlager an der Weser annahmen und darum Spuren eines mehrtägigen Marsches darin suchen und finden zu müssen glaubten. Mit dieser Annahme räumt Wilms wohl endgiltig auf.

Und dann kam die Niedermetzelung der Römer. Also in einem Aufbruche vor Sonnenaufgang suchte Varus das Heil, aber ohne Erfolg. Die Germanen waren wach. Anfangs zwar rückte er in einigermaßen größerer Ordnung vor; doch die Schwierigkeiten häuften sich; gegenüber der in den vorigen Kämpfen gewaltig zusammengeschmolzenen Zahl der Römer schwollen die Massen der Germanen immer mehr an. Die Legionen wurden umzingelt und niedergemacht. Der anbrechende Tag beleuchtete das entsetzliche Bild der Vernichtung. In dem Nachtlager war ein Theil des Gepäckes und eine Besatzung unter der Leitung des Lagerpräfecten Ceionius und Eggius, deren Velleius Erwähnung thut, zurückgeblieben. „Der Grund dieser Maßregel des Varus ist einleuchtend. Sollte der Durchbruch nicht gelingen, so dachte er sich dorthin zurückziehen zu können, ein neuer Beweis der Nothwendigkeit für die Germanen, sich beim Beginn des Ueberfalles zuerst des Sommerlagers zu bemächtigen. Auch die Reiterei befand sich noch dort und hatte das Nachtgefecht nicht mitgemacht; im Dunkel und Dickicht des Waldes war mit jenen Schwadronen nichts anzufangen. Im Lager waren sie keineswegs überflüssig; sie konnten als Vertheidiger auf den Wällen die Besatzung verstärken und, wie so oft, bei einem Ausfalle gute Dienste leisten.“ An dieses Lager rückten die Germanen, der Erschlagenen Köpfe auf Stangen tragend und mit dem halbverkohlten Leichname des Varus ihren Spott treibend, siegestrunken heran und forderten Ergebung. L. Eggius sprach sich für die Vertheidigung aus, Ceionius empfahl die Uebergabe und drang durch, da die Schlacht den bei weitem größten Theil des Heeres verzehrt hatte. Sein Leben rettete er aber nicht, denn auch so fiel er der Rache der Germanen zum Opfer. Die Reiterei hatte sich unter Vala Numonius zu retten gesucht und dadurch den Muth der Infanterie gebrochen; das ersehnte Ziel erreichte sie nicht, auch sie wurde vernichtet. Nichts Grausigeres gab es, als jenes Morden zwischen Wald und Sumpf. Den Schluß des denkwürdigen Sieges bildeten alle die Ausbrüche rasender Wuth und brennender Rache, auf die unsere Quellen hindeuten. Alle festen Punkte, die die Römer im Lande inne hatten, wurden genommen bis auf einen Alliso (Haltern?)

Wir glauben nicht, daß Wilms Gegner — auch Knoke nicht — dieser wohlbegründeten Hypothese etwas Einleuchtenderes werden entgegensetzen können. So ungefügig und unvereinbar auch anfangs die Quellen erschienen, so leicht und willig schmiegen sie sich harmonisch aneinander, sobald wir mit Wilms das unhaltbare Sommerlager an der Weser aufgeben. „Detmold als Ort des Sommerlagers“, schließt Wilms, „entspricht allen militärischen und politischen Anforderungen, löst die schwierige Frage, wie Germanicus zuerst auf das erste Varuslager stoßen konnte, gestattet uns bei den quellengemäßen zwei Lagern zu verharren und führt den Todesweg in ein Gelände, in ein schluchtenreiches Waldgebirge, in dem es zwischen Wäldern und Sümpfen kein Entrinnen gab. Das Denkmal auf der Grotenburg steht am rechten Platze.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Abrechnung.

Von Wsjewolod Garschin.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten später stieg der Todescandidat die herrschaftliche Treppe eines Hauses bis in die dritte Etage hinauf und klingelte an einer mit grünem Tuche beschlagenen Thüre, woran sich eine blankgeputzte Kupferplatte befand. Endlos schienen ihm die wenigen Minuten, bis man die Thür öffnete. Dumpfe Selbstvergessenheit hatte ihn befallen; Alles war ihm entschwunden: die quälende Vergangenheit wie das Geschwätz des Alten, das ihn gezwungen hatte, zu Fuße weiter zu gehen, — selbst die Absicht, in der er hier erschien, war ihm entschwunden. Vor seinen Augen stand nur die grüne Thür mit den schwarzen Wollbändern, die mit bronzenen Nägeln befestigt waren. Für ihn gab es in der ganzen Welt nichts weiter.

„Ach, Alexei Petrowitsch!“ Das Hausmädchen mit einem Licht in der Hand war es, das die Thüre öffnete. „Eben ist meine Herrschaft ausgefahren; sie sind gerade die Treppe hinunter. Wie kommt es nur, daß Sie ihnen nicht begegnet sind?“

„Sie sind ausgefahren? Wie verdrießlich!“ log er mit so seltsamer Stimme, daß sich in den Zügen der ihm in die Augen blickenden Dienerin ein gewisses Erstaunen ausdrückte. „Und ich sollte sie doch so nothwendig sprechen. Na, hören Sie, Duniascha, ich muß nur auf eine Minute im Zimmer an den Herrn . . . Ist's möglich?“ fragte er mit schüchterner Stimme. „Nur ein paar Zeilen . . . eine dringende Angelegenheit“ . . .

Mit überredend bittendem Ausdruck in den Augen blickte er sie an, ohne von der Stelle zu weichen. Duniascha gerieth in Verwirrung. „Ja, warum denn nicht, Alexei Petrowitsch . . . habe ich denn jemals . . . es ist doch nicht zum ersten Male!“ sagte sie gekränkt. „Kommen Sie.“

Er trat also ein. Jetzt galt es sie fortzuschicken. Wohin schickt man sie nur? Sie muthmaßt, vermuthet ganz gewiß etwas, hat es sogar jetzt schon errathen. Aber nein, Duniascha hatte durchaus nichts errathen, sondern war nur über das seltsame Aussehen und Betragen des Besuchers erstaunt. Sie war ganz allein in der Wohnung und eigentlich erfreut, mit einem lebenden Wesen, wenn auch nur auf fünf Minuten, zusammen zu sein. Nachdem sie das Licht auf den Tisch gestellt, blieb sie an der Thüre stehen. Geh' hinaus, geh' um Gottes Willen, bat sie Alexei Petrowitsch in Gedanken. Er setzte sich an den Tisch, ergriff ein Blatt Papier und begann nachzusinnen, was er zu

schreiben habe, indem er den Blick Duniascha's auf sich fühlte, welche, wie ihm schien, seine Gedanken las.

„Peter Nikolajewitsch," schrieb er, nach jedem Worte einhaltend; „ich war bei Dir in einer sehr wichtigen Angelegenheit, welche . . . welche, welche" . . . flüsterte er: — sie aber stand da und blieb stehen. „Duniascha! bringen Sie mir, bitte, ein Glas Wasser," sagte er plötzlich laut und kurz.

„Gern, Alexei Petrowitsch." Sie drehte sich und ging. Da erhob er sich vom Stuhl und ging auf den Fußspitzen schnell zum Divan, über dem des Arztes Revolver und Säbel hingen, welche ihm im Feldzuge gegen die Türken gedient hatten. Leicht und rasch schnallte er die Lederklappe auf, riß den Revolver heraus, steckte ihn in die Seitentasche seines Pelzes und nahm aus einem Täschchen des Futterals noch einige Patronen dazu. Schon nach fünf Minuten war das von Duniascha gebrachte Glas Wasser ausgetrunken, der nicht zu Ende geschriebene Brief gesiegelt, und Alexei Petrowitsch fuhr nach Hause. „Es muß ein Ende nehmen, ein Ende!" brauste es ihm durch den Kopf. Doch nicht gleich nach seiner Rückkehr machte er ein Ende. Nachdem er in's Zimmer getreten und eingeschlossen war, warf er sich, unausgekleidet, in einen Lehnstuhl, betrachtete eine Photographie, ein Buch, die Zeichnung der Tapete, hörte auf das Ticken der vor ihm auf dem Tische liegenden Uhr und versank in Gedanken. Und so blieb er sitzen, ohne mit einer Muskel zu zucken, bis in die tiefe Nacht, bis zu der Minute, wo der Leser ihn kennen lernte.

Erst wollte der Revolver lange nicht aus der engen Tasche heraus; dann, als er schon auf dem Tische lag, zeigte es sich, daß alle Patronen, außer einer, durch einen kleinen Schlitz in's Pelzfutter hineingefallen waren. Alexei Petrowitsch nahm also den Pelz und ergriff ein Messer, um die Tasche aufzutrennen und die Patronen herauszuholen, besann sich aber eines Andern, verzog seine trockenen Lippen zu einem schiefen Lächeln und hielt ein.

„Warum sich bemühen? auch an einer ist's genug," sagte er sich. „O ja, auch an einem dieser winzigen Dingerchen ist's genug, um Alles und auf immer verschwinden zu lassen. Die ganze Welt verschwindet: keine Reue mehr, kein verwundeter Stolz, keine Gewissensbisse mehr, keine Menschen, die uns hassen, aber sich für gut und schlicht ausgeben, Menschen, die man durchschaut und verachtet und denen gegenüber man sich dennoch freundlich gesinnt und wohlwollend stellt; nichts von alledem. Keinen Trug mehr wider sich selbst und wider Andere, nur noch Wahrheit wird es geben, die ewige Wahrheit des Nichtseins."

Er hörte seine Stimme; schon dachte er nicht bloß, sondern sprach laut. Das aber, was er sprach, erschien ihm widerwärtig.

„Immer dasselbe . . . Man stirbt, man giebt sich den Tod, aber ohne lange Reden geht es nicht ab. Vor wem schauspielert man eigentlich? Vor sich selbst. Ach, genug damit, genug, genug" . . . wiederholte er mit müder, sinkender Stimme und machte sich mit zitternden Händen am Verschluß des Revolvers zu schaffen. Endlich gehorchte der Mechanismus; die mit Fett eingeschmierte Patrone ließ sich glatt in die Oeffnung der Trommel schieben, und der Hahn spielte fast von selbst. Nichts konnte seinen Tod mehr hindern: der Officiersrevolver war ein Meisterstück, die Thüre war verschlossen, Niemand konnte herein.

„Wohlan denn, Alexei Petrowitsch!" sagte er und preßte krampfhaft den Kolben. Und der Brief? fuhr ihm plötzlich durch den Kopf. „Kann man denn sterben, ohne auch nur eine Zeile zurückzulassen? Warum, für wen? Es ist ja doch Alles vorüber, nichts bleibt; was kümmert's mich . . . Ja, ja, so ist's. Dennoch will ich schreiben. Warum sollte man sich nicht ein einziges Mal, durch nichts, hauptsächlich auch nicht durch sich selbst beeinflußt, vollkommen frei aussprechen? Die seltene, ja einzige Gelegenheit hierzu ist ja gegeben."

Er legte den Revolver weg, nahm aus einem Fach ein Heft Briefbogen, wechselte mehrere Federn, die nicht schrieben, sondern brachen und das Papier zerrissen, besudelte einige Blätter und schrieb endlich: Petersburg, 28. November. Darauf flog seine Feder ganz von selbst über das Papier, Worte und Phrasen darauf zurücklassend, die er selbst kaum verstand. Er schrieb, daß er ruhig sterbe, weil er nichts zu beklagen habe; das Leben sei durch und durch Lüge; die Menschen, die er geliebt habe — wenn er überhaupt irgend Jemand geliebt und sich nicht nur verliebt gestellt habe — seien nicht im Stande, ihn im Leben zurückzuhalten, weil sie für ihn allen Reiz, alles Interesse verloren hätten, nun er sie einmal verstanden habe. Auch sich selbst habe er verstanden, habe begriffen, daß auch in ihm, außer der Lüge, nichts existirte und daß, wenn er irgend etwas Gutes gethan, es nur aus Eitelkeit geschehen sei; daß er Unrechtes und das Böse nicht aus Mangel an schlechten Eigenschaften, sondern nur aus kleinmüthiger Furcht vor den Menschen unterlassen habe; daß er sich gleichwohl nicht für schlechter halte als „Ihr, die Ihr zurückbleibt, um bis an das Ende Eurer Tage zu lügen," und daß er keinerlei Verzeihung von den Menschen erbitte, sondern mit Verachtung gegen sie wie gegen sich selbst in den Tod gehe. Am Schlusse des Briefes entriß sich ihm die unsinnig bittere Phrase: „Lebt wohl, Menschen! lebt wohl, Ihr blutgierigen, Gesichter schneidenden Affen!"

Er hatte nur noch den Brief zu unterschreiben. Doch als er ihn beendigt hatte, fühlte er, daß ihm heiß war; das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen und begann an seine erhitzten Schläfen zu klopfen. Und indem er des Revolvers wie des Umstandes vergaß, daß er, indem er sich des Lebens entledige, zugleich auch der Hitze entrinne, stand er auf, trat an's Fenster und öffnete es. Ein nebliger Frost wehte ihm entgegen. Es hatte aufgehört zu schneien, der Himmel war rein. Auf der anderen Seite der Straße schimmerte ein blendend weißer, mit Reif überzuckerter Garten im Mondschein. Einige Sterne glitzerten am weiten Himmel; einer von ihnen war heller als die anderen und funkelte in röthlichem Glanze.

„Arktur," flüsterte Alexei Petrowitsch. „Wieviel Jahre mögen es sein, daß ich diesen Arktur nicht mehr sah? Noch im Gymnasium, als ich studirte" . . .

Er konnte die Augen nicht mehr von dem Stern abwenden. Jemand ging rasch über die Straße und stampfte mit seinen frierenden Füßen auf die Fließen des Bürgersteigs, im leichten Paletot zusammenschauernd vor Kälte. Knirschend rollten die Räder einer Kutsche über den gefrorenen Schnee. Ein Miethschlitten fuhr mit einem dicken Herren vorüber. Alexei aber stand noch immer wie erstarrt da.

„Es muß aber doch geschehen!" sagte er sich endlich.

Er ging an den Tisch. Vom Fenster zum Tisch waren es im Ganzen fünf Schritt, doch schien es ihm, daß er sehr lange dazu brauchte. Als er schon den Revolver ergriffen hatte, erklang durch das geöffnete Fenster, entfernt aber deutlich, der zitternde volle Ton einer Glocke.

„Eine Glocke!" sagte er erstaunt und setzte sich in den Lehnstuhl, den Revolver wieder auf den Tisch legend. „Eine Glocke!" wiederholte er. „Warum die Glocke? Läutet man etwa zur Messe? Zum Gebet? . . . Eine Kirche . . . erstickende Hitze . . . Wachskerzen. Ein alter Pope, der Vater Michael, verrichtet mit kläglich zitternder Stimme die heilige Handlung; der Vorsänger singt im Baß. Ich möchte schlafen: durch das Fenster dämmert die Morgenröthe. Mein Vater, der neben mir steht, schlägt mit gesenktem Haupt eilfertig Kreuz um Kreuz; der Haufen Bauern und Weiber hinter uns macht unaufhörlich tiefe Kniebeugen . . . Wie lange das her ist! . . . So lange, daß es kaum glaubhaft scheint, daß es einmal Wirklichkeit war, daß ich selbst es irgend einmal gesehen und es nicht irgendwo las oder von irgend Jemand hörte. Nein, nein, das Alles ist wirklich geschehen und damals war es besser. Und nicht allein besser, sondern auch schön war es. Wenn es jetzt noch so wäre, brauchte ich keinen Revolver."

„Mach' ein Ende!" flüsterte ihm ein Etwas zu. Er warf einen Blick auf den Revolver und streckte die Hand nach ihm aus, zog sie aber gleich wieder zurück. „Bist Du feige?" flüsterte der Gedanke.

„Nein, nicht feige, das nicht. Was ist denn Schreckliches dabei! Die Glocke aber — wozu?"

Er sah nach der Uhr.

„Zur Frühmesse muß es sein. Die Leute gehen in die Kirche! vielen wird es leichter dabei. So sagt man wenigstens. Uebrigens erinnere ich mich, daß es auch mir leichter davon geworden. Damals war ich ein Knabe. Später verlor sich das wieder! Von gar nichts mehr wollte mir leichter werden. Wirklich, so ist's in Wahrheit . . . In Wahrheit! In solcher Minute hat sich die Wahrheit gefunden!"

Und die Minute schien gekommen. Langsam drehte er den Kopf und warf wieder einen Blick auf den Revolver. Er war von großem Kaliber, System Schmitt & Wesson, wie die Militärverwaltung sie liefert. Er lag auf dem Tische, mit dem Kolben ihm zugewandt, so daß ihm das abgenutzte Holz mit dem Ringe für die Schnur, ein Stück der Patronentrommel mit dem gespannten Hahn und das Ende des nach der Wand gerichteten Laufes sichtbar war.

„Hier ist der Tod! Jetzt gilt's zuzugreifen . . .!"

(Schluß folgt.)

Notizen.

Nach ihrem einbändigen Shakespeare und Schiller giebt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart nun auch einen Goethe in einem Band heraus. Der greise Heinrich Düntzer hat die Herausgabe übernommen, die Auswahl getroffen und eine biographische Einleitung dazu geschrieben. Es ist ein Band von 1304 Seiten Lexikon-Octav. Zu den Gedichten, die fast vollständig aufgenommen sind, gesellen sich der West-östliche Diwan, die Sprüche und Xenien, die Epen „Hermann und Dorothea" und „Reineke Fuchs"; leider fehlt die Achilleis. Dagegen sind die Dramen sämmtlich vorhanden, an die sich die Prosaschriften anschließen: Werther, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Novelle und Aus meinem Leben (Wahrheit und Dichtung). Die Auswahl ist also minder reichhaltig, als die der bekannten Prochaska'schen Ausgabe, die in einem nur wenig schwereren Bande die sämmtlichen lyrischen, epischen und dramatischen Werke und von den Prosaschriften außerdem noch die Italienische Reise, die Campagne in Frankreich, die Belagerung von Mainz, Winkelmann und einige ästhetische Schriften enthält, was wir Alles ungern vermissen. Dafür druckt Prochaska die Verse ohne Alinea hintereinander ab, nur mit Trennungsstrichen, was vielen Lesern lästig sein mag. Auch ist diese neue Stuttgarter Ausgabe schöner ausgestattet, besonders der Einband besser, und unbeschadet der nur kleinen Lettern hebt sich der Druck klar und scharf von dem guten Papier ab.

Eine stark judenfreundliche Gedichtsammlung: „Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe" aus dem Verlage von Schuster und Löffler in Berlin läßt Adolf Teichert erscheinen, wobei er an die Antisemiten manchen geharnischten Vers richtet. Empfehlenswerther ist des Verfassers — seines Zeichens Oberlehrer in Küstrin — neuerliche Veröffentlichung, die unter dem Titel „Neue Gedichte" bei E. Pierson in Dresden erschienen ist. Die Tendenz waltet freilich auch vor, dieweil der streitbare Verfasser sich auch hier gern in die Kämpfe unserer Tage mischt und soeiale wie politische Zeitfragen lyrisch zu behandeln versucht. Er bringt dafür nicht nur ein schönes Pathos mit, das stets von dem Brustton starker, glühender Ueberzeugung erfüllt ist, sondern auch einen hohen Sinn für alles Gute und Bedeutende. Zumal sein fortwährendes Eintreten für wahre Humanität, sein Eifern gegen die Unduldsamen, seine Bewunderung für Rousseau und den jüngstverstorbenen Egidy giebt den Versen eine scharf ausgeprägte Physiognomie. Weniger gefallen uns die Zeitgedichte, die sich wie versifizirte Leitartikel lesen, offenbar auch für den Abdruck in Tagesblätter berechnet waren und in der Buchform etwas verblaßt und veraltet erscheinen. Das grauliche „Nach einem Eisenbahnunglück" könnte in einer zweiten Auflage füglich wegfallen, ebenso „Allons enfants de l'Europe", das einige prosaische Wendungen enthält; auch „der G'ringste" ist nicht hübsch. Solche Härten fallen um so mehr auf, als Teichert sonst so ziemlich alle Dichtungsarten und Formen mit großer Gewandtheit beherrscht. Seine epischen Dichtungen haben den rechten Balladenklang, seine Visionen die gewollte mystische Stimmung; die Octave beherrscht er so sicher wie das Sonett, und auch das schlichte Lied gelingt ihm fast immer. Denn nach der Forderung des „West-östlichen Diwan" läßt Teichert nicht nur die Drommete schnettern, sondern will, daß die Liebe „vor allen Dingen unser Thema" sei. Einige dieser Lieder behandeln einen schönen, zarten Gedanken und zeichnen sich durch Innigkeit und Melodie aus, so daß sie sich für die Composition eignen. Endlich sei auch der poetischen Reiseblätter aus Italien, von Paris und aus der Schweiz lobend gedacht, wie der zum Theil sehr ausfallenden Distichen, wo die Byzantiner, die Aerzte, die Modedamen und Nietzsche arg gezaust werden.

Ostasiatische Wanderungen. Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea. Von Ernst Oppert (Stuttgart, 1899). Der Verfasser des ersten ausführlichen deutschen Werkes über Korea veröffentlicht in diesem neuen Buch eine Sammlung von Skizzen und Erinnerungen aus seinem fast 20jährigen Aufenthalt in Ostasien, die bei der genauen Kenntniß desselben von den einschlägigen Verhältnissen gerade jetzt, wo die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf die Entwickelung der „ostasiatischen Frage" gerichtet ist, von um so besonderem Werth für alle jene Kreise sein dürften, die sich für frühere und zukünftige Vorgänge im fernen Osten interessiren. Sie geben auch nicht die flüchtigen und oberflächlichen Eindrücke mancher Reiseschilderungen wieder, sondern sind auf langjährige persönliche Erfahrungen und Erlebnisse begründet.

Bei Albert Langen in München sind wieder zwei originell ausgestattete Bändchen guter französischer Belletristik erschienen. In Marcel Prévost's „Camilla" wird ein echt französisches Problem behandelt. Die Heldin wird als unwissendes, ungeschütztes Kind das Opfer eines gewissenlosen Verführers, rettet sich aber noch rechtzeitig in die Arme eines liebenden und geliebten Mannes. Als dieser dann durch einen Zufall erfährt, daß die Frau, die er, selbst noch unbefleckt, für das reinste Geschöpf hielt, mit schwerer Schuld beladen in die Ehe trat, so opfert er zuletzt doch lieber Selbstgefühl und Mannesstolz und kehrt zu der schon Gemiedenen zurück. Aus geradezu dramatischen Seenen, die nach dem Theater schreien, baut sich die Handlung auf, ohne daß es dabei an den mannigfaltigsten Schilderungen und komischen Figuren aus der französischen Stadt- und Landbevölkerung fehlt. Literarisch noch werthvoller ist Guy de Maupassant's „Zur See", das in deutscher Sprache zum ersten Mal erscheint. Das Buch ist aus Maupassant's letzter Zeit, und man meint schon hier und da einen schwarzen Schatten über seine Seiten huschen zu sehen. Maupassant schildert eine Tour auf dem Mittelländischen Meer, die er nur in Begleitung zweier Matrosen auf seiner Yacht Bel-ami machte. Auf die See hinaus floh der arme Leidende vor den Menschen, deren Leben und Streben, Hassen und Lieben, Hasten und Treiben ihm zum Ekel geworden war. Und in künstlerischem Contrast zeigt er uns sein doch immer noch sehnendes Herz und die große blaue Fluth. Sehr hübsch sind besonders die mehr feuilletonistisch gehaltenen Blätter über Monaco mit ihrer plastischen Menschenschilderung und ihrem behäbigen Humor. Sogar ein guter Operettenstoff ist da verborgen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

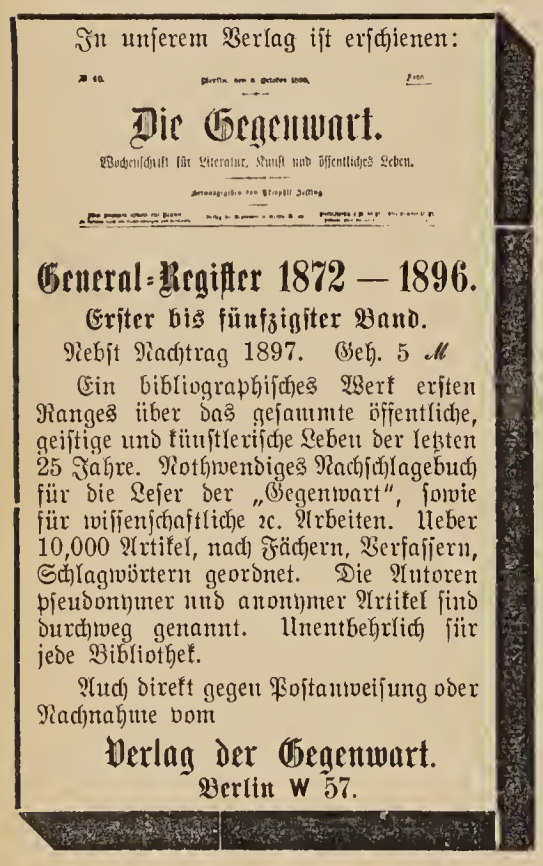
Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. F. Amelangs Verlag in **Leipzig.**
Soeben erschien:

Hans Hoffmann,
Der Harz.

In Großquart-Format, 360 S. stark mit einer Heliogravüre, 16 ganzseitigen Ansichten, 160 Textabbildungen und einer Karte.

In Ganzleinen gebunden: 15 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

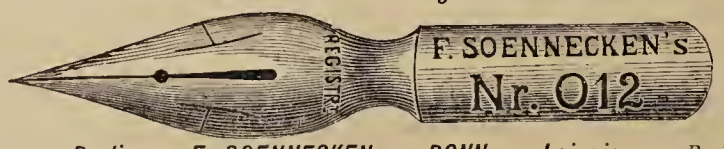
In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

*Soennecken's Schreibfedern * Anerkannt vorzüglichste Qualität und Konstruktion*

1 Auswahl (15) Federn 30 Pf



1 Gros Nr 012 M 2.50
1/4 Gros 70 Pf

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 30. Berlin, den 29. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Boerenstaaten und die Reichspolitik. Von Kurd von Strantz. — Panama- und Nicaragua-Canal. Von Franz Eißenhardt. — **Literatur und Kunst.** Eine Ehrenrettung von Goethe's Vater. Von Karl Schönstedt. — Die Renaissance der Gothik. Von Erich Haenel. — **Feuilleton.** Eine Abrechnung. Von Wssjewolod Garschin. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Parlamentarismus, wie er ist. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die Boerenstaaten und die Reichspolitik.

Von Kurd von Strantz.

In Deutschland stehen sich in südafrikanischen Angelegenheiten zwei Parteien schroff gegenüber. Das internationale Jobberthum, die Großbankenwelt und der noch nicht genügend vaterländisch erzogene Handel wettern gegen die goldgierigen, rückständigen und in ihrer Gesittung beschränkten Niederdeutschen im Süden des dunkeln Erdtheiles und verhehlen den angreiferischen Engländern in der Dulderrolle der unterdrückten Gewerbetreibenden ihre Zuneigung nicht. Sie sehen in den Boeren lediglich Holländer, die uns in Europa trotz der Blutsgemeinschaft und, obwohl sie nur entfremdete Söhne des deutschen Reiches sind, feindlich genug gegenüber stehen und sich jedenfalls ihres Deutschthums herzlich wenig bewußt sind. Von nationalem Verständniß sind diese Anschauungen sicherlich nicht beeinflußt, sondern sie befinden sich unter dem Banne reiner Geschäftsinteressen. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß auch solche handelspolitischen Erwägungen berechtigt sind, soweit sie nicht der reine Eigennutz und unverhohlene Gewinnsucht bestimmen. Wenn beim Telegramm des Kaisers an den Präsidenten der südafrikanischen Republik ein Director der größten deutschen Bank ohne Anflug von nationalem Stolze in einer Hamburger Versammlung darüber jammerte, daß das arme England darüber sehr erbost wäre und nun der deutsche Handel darunter leiden würde, so war dieses Gebahren nicht sehr selbstbewußt und verrieth kaum die Selbstständigkeit und Macht des deutschen Handels. Schaute man hinter die Coulissen, so erfuhr man, daß die Großbanken Deutschlands erheblich an Goldgrubenspeculationen betheiligt waren und den Coursrückgang fürchteten, zumal manche Unternehmen thatsächlich schwindelhaft waren. Dieses Geschrei des Händlerthumes war also nicht ernst zu nehmen. Indessen erheischte freilich das in südafrikanischen Werthen angelegte deutsche Capital eine gewisse amtliche Berücksichtigung und mußte jedenfalls des Schutzes des Reiches sicher sein. Internationale Geldinteressen durften die deutsche Politik nicht berühren, jedoch konnten wirkliche deutsche Unternehmungen durch die Haltung unserer maßgebenden Kreise nicht gefährdet werden. Schlimm war es, daß die deutschen Capitalisten ersichtlich im englischen Fahrwasser segelten und ihre Vermögensanlagen stets mit ausschließlich englischen Interessen verquickt waren. Selbstständige deutsche Unternehmer waren sehr zum Schaden unseres Volksthums überhaupt nicht zu finden. Die größten deutschen Unternehmer waren ihrem Wohnort und ihrer Gesinnung nach völlige Engländer, wenn sie auch noch die Reichsangehörigkeit besaßen. Der Hamburger Beit war unter diesen als geistiger Urheber des Jameson'schen Freibeuterzuges sehr böse bloßgestellt worden. Die Handelswelt Berlins und Hamburgs als der führenden Plätze bekundete daher eine Haltung, wie sie den Zeiten der deutschen Erniedrigung und Zerrissenheit vor der Reichsgründung nur allzudeutlich entsprach. Der nationale Unwillen ob dieser allzu eigennützigen Aengstlichkeit aus Furcht vor internationalen Verwickelungen wurde in Folge dessen in scharfer Abwehr solcher Berufung auf den Geldbeutel bei nicht immer einwandfreien Handelsunternehmungen überall laut, und der nationale Stolz fühlte sich durch das kaiserliche Telegramm gehoben.

Den vielleicht übervorsichtigen Handelsherren und noch mehr den gewerbsmäßigen Börsenjobbern stand der patriotisch empfindliche Theil des Volkes gegenüber, der in den Boeren nur ein Glied des eigenen Volksthums sah. Thatsächlich sind die Boeren auch lediglich Niederdeutsche, die sich aus allen Gegenden von der Maas bis über die Elbe hinaus zusammensetzen und keineswegs allein Holländer sind. Nur die Sprache ist schriftmäßig die holländische. Daß katholische Missionsblätter diesen deutschen Volksstamm als französische Hugenotten wegen der geringen Beimischung solcher welscher Einwanderer hinstellen, zeugt von ihrem schwachen nationalen Verständniß und religiösen Fanatismus auch in Sachen, die mit dem Bekenntniß nichts zu thun haben. Eine halbe Million Niederdeutsche, die sogar die Mehrheit im englischen Cap-Parlament haben, sind gewiß keine Kleinigkeit im nationalen Leben unseres Volkes. So stark ist aber die niederdeutsche Bevölkerung Südafrikas, wozu noch 50000 Deutsche treten, denen bloß 100000 Engländer und andere Volkssplitter gegenüberstehen. Auf eigenem britischen Boden sind also die Angelsachsen in der Minderheit und abhängig von den Beschlüssen der Selbstverwaltung, die sie sonst als die Grundlagen der englischen Freiheit preisen. Mit Hülfe des englischen Pfundes und schamloser Wahlbeeinflussung unter thätiger Mitwirkung der Londoner Regierung versuchen sie bisher vergeblich eine parlamentarische Fälschung des selfgovernements herbeizuführen. Auf Grund dieser Thatsachen ist die Vorliebe nationaler Kreise Deutschlands für die Boeren nicht verwunderlich, und noch findet jede Vergewaltigung des Boerenthums einen lebhaften Widerhall in der nationalen

deutschen Presse, soweit sie nicht zugleich Börseninteressen vertritt, wie die Kölnische Wetterfahne am Rhein. Beinahe wider Erwarten hat sich die Lage der capländischen boerischen Mehrheit selbst gebessert, indem sie wieder die parlamentarische Mehrheit errungen haben und zwei ihrer Führer, Schreiner und Hofmeyr, im Ministerium sitzen. Rhodes' Verherrlichung in London und seine übertriebene Ehrung in Berlin haben den Sieg der Afrikanderpartei auch bei den Stichwahlen gesichert. Dagegen hat der plötzliche Umschwung der deutschen Politik die boerischen Gefühle der Dankbarkeit und der Achtung vor Deutschland, das dem räuberischen Albion zur rechten Zeit in die Zügel gefallen war, erheblich herabgestimmt und das Selbstbewußtsein dieser Niederdeutschen, auch ohne fremde Hülfe mit den Engländern fertig zu werden, gewaltig gesteigert. Beide Umstände sind für uns durchaus unerfreulich. Die Meinung, daß unverantwortliche persönliche Einflüsse auf eine hohe Stelle im Reiche eine vom deutschen Volke nicht getheilte Engländerfreundschaft nicht nur in afrikanischen Dingen gezeitigt haben, fand nicht nur im Transvaal, sondern auch bei uns Glauben, der eine Stütze in gewissen nichtamtlichen Vorgängen auch fraglos für sich in Anspruch nehmen konnte. Daß aber die Leitung unserer auswärtigen Politik, die mit verdeckten Karten spielen muß, von solchen unzulässigen Einwirkungen doch sicherlich nicht abhängig ist, leuchtete der öffentlichen Meinung umso weniger ein, als der Schein gegen eine zielbewußte, von Schwankungen freie Politik sprach. Naturgemäß griff in Deutschland eine weitgehende Mißstimmung Platz, da man mit Recht die Boerenfeindschaft der Großbanken für verdächtig hielt, und auch der Abkehr nationaler Blätter, wie der Kreuzzeitung, nicht recht traute. Man fürchtete höhere Einflüsterungen, zumal die Brutalität Albions und die versteckte Drohung mit roher Gewalt außer Frage stehen. Diesen beiden Strömungen befindet sich das Auswärtige Amt gegenüber. Nach Bismarck's eigenem Zeugniß ist aber für unsere Colonialpolitik und in deren nationaler Richtung die öffentliche Meinung stets treibend und häufig ausschlaggebend gewesen. Das internationale Jobberthum kann eine solche Beachtung nicht verdienen, auch wenn es mit seinem Gelde in den Spalten sonst führender Zeitungen sein unlauteres Wesen treibt.

Zur Beurtheilung unseres politisch gebotenen Verhaltens müssen wir auf die Anfänge unserer praktischen Colonialbewegung zurückgehen, als Bismarck mit geschickter Hand das gegenwärtige südwestafrikanische Schutzgebiet dem britischen Einfluß entriß und die Mitte der ostafrikanischen Küste dem Reichsadler vorbehielt. In Südafrika war die Grenzbestimmung unserer unmittelbaren Herrschaft nicht wichtig, werthvoll dagegen die Ausdehnung unseres Einflußgebietes bis zum Orangefreistaat. Unser südlicher Grenzfluß bildete zugleich die ununterbrochene Verbindung mit den Boerenstaaten. Das englische Capland war durch diesen deutschen Keil vom afrikanischen Norden geschieden, der Zambesi in unserer Hand nebst einer ausdrücklich und vertragsmäßig bedungenen Heerstraße. Die Neuschöpfung des britischen Caplands, Zambeson oder Rhodesia, d. h. die Betschuana-, Maschona- und Matabeleländer, war nur unter unserer Hoheit möglich. Die Goldstadt Sembabye, die jetzt Karl Peters mit einer englischen Expedition aufsucht, lag in unserem Bereich. Nördlich stieß das Einflußgebiet an die portugiesische Besitzung in Ostafrika, die uns somit ganz als reife Frucht in den Schooß fallen mußte. Der Zanzibarvertrag gab diese weiten Landstriche in unglaublicher Verblendung und Kurzsichtigkeit auf. Die uns Deutschen so gefährliche Wirksamkeit von Rhodes und seiner vielleicht noch schlimmeren englischen Helfershelfer, die sicher in London saßen, konnte nun beginnen. Ein großes, wenn auch noch unfertiges Reich erstand unter den Pranken des englischen Löwen in Südafrika. Der deutschen Thatkraft wäre vielleicht diese Aufgabe nicht gelungen, zumal unser Großcapital für eigene Unternehmungen nur selten zu haben ist, freilich schließlich auch in englische Colonien geht, wo stets etwas zu holen ist. Der kühne Wagemuth der Engländer fehlt unserem Volke der Denker und Träumer, der Soldaten und Bureaukraten, die wir ja leider alle selbst nur zu sehr sind, ohne zu ahnen, wie unvergleichlich nützlicher und auch national werthvoller der praktische Geschäftssinn unserer Stammesvettern ist, der keineswegs bei aller Erwerbssucht eines gewissen Idealismus entbehrt. Der ungekrönte König von Südafrika ist als Mensch ein sittlich höchst bedenkliches Wesen, der als Premierminister des Caplandes den Schmuggel mit Waffen und Branntwein durch den Auswurf der englischen Menschheit, was schon etwas sagen will, nach unseren südafrikanischen Schutzgebiet treiben ließ, ohne der gewöhnlichsten Anstandspflicht als höchster Beamter der Kronколonie zu gedenken. Seine rücksichtslose Thatkraft ist aber nur zu bewundern und hat daher ihre Wirkung auf das englische Volk im Mutterland selbst nicht verfehlt. Diesem Gegner stand das arme Deutsche Reich mit einem unfähigen Reichskanzler und einem national unempfindlichen Großcapital hülflos gegenüber. Nur in den zähen Niederdeutschen seines eigenen Wirkungskreises fand er seine Meister. Er wurde sammt seinem Anhang aus der Mehrheit des Cap-Parlamentes verdrängt. Während wir selbst durch einen politischen und nationalen Selbstmord unsere Stellung in Südafrika verloren gaben und uns in rührender Bescheidenheit auf die Sandbüchse von Angra Pequena beschränkten, machte dieser Verrath höherer alldeutscher Interessen die Boeren zu Siegern über ihre kampflustigen und beutegierigen englischen Widersacher. Damit war auch das deutsche Prestige in Südafrika verschwunden, das wohl ein Bismarck auch bei ziemlicher Zurückhaltung gegenüber dem boerischen Liebeswerben bisher aufrecht erhalten hatte. Die Boerenstaaten und Portugal hatten zu des Altreichskanzlers Zeit vergeblich um ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England gefleht. Freilich behielt sich Bismarck die Entscheidung bei passender Gelegenheit vor und vielleicht hätte er den erbetenen Schritt bei der drohenden Haltung der Engländer doch noch gethan. Caprivi zerriß das lose Band, um ja nicht des treulosen Albions Freundschaft zu verscherzen. Die Deutschfreundlichkeit der Boeren erlitt daher sehr berechtigter Weise einen harten Stoß. Der deutsche Stamm wurde nicht nur scheel, sondern mit Mitleid und Verachtung angesehen. Caprivi's Sturz und der freche englische Freibeuterzug änderten die Sachlage. Aber leider gelang es der englischen Diplomatie im Verein mit unerwünschten weiblichen Einflüssen und persönlicher Vorliebe für das englische Wesen an hoher Stelle die Folgen dieser wohlüberlegten kaiserlichen Kundgebung, die auch die Billigung der verantwortlichen Rathgeber gefunden hatte, fast aufzuheben oder doch völlig abzuschwächen. Freilich kam diesmal England mit offener Hand. Die deusche Colonialverwaltung muß aus wirthschaftlichen Gründen unser Ostafrika als größtes Schutzgebiet mit bequemer Verbindung und regem arabisch-indischen Handel am meisten schützen. Daher liegt ihr auch dessen Entwickelung besonders am Herzen. Die Auftheilung des portugiesischen Ostafrikas kann nur eine Frage der Zeit sein. England hatte sich bereits für diesen Fall den Süden im Wege des Verkaufsrechts gesichert, großartig ließ es nun Deutschland den Norden für sich in Anspruch nehmen, da die Ausschüttung der lusitanischen Erbschaft nur noch künstlich aufgeschoben wird und bald zu erwarten ist. Sicherlich war ein Abkommen mit Großbritanien von Vortheil für das Reich, da sonst leicht das britische Gold unter nachdrücklicher Hülfe einer Flottenentfaltung den Anfall dieses portugiesischen Besitzes an den südlichen englischen Nachbarn herbeiführen konnte. Durch die geographische Theilung fällt aber die Delagoabucht mit Lourenço Marques unter das englische Machtgebiet, und den Boeren ist dadurch dauernd der Zugang zum Meere versperrt. Naturgemäß kann diese

Thatsache die Vorliebe der holländischen Siedler für Deutschland nicht vermehren. Das Reich hat hierdurch eine offene Abschwenkung von Transval vollzogen, nachdem es zum Schutz der Delagoabucht bereits beim Jameson'schen Einfalle deutsche Matrosen in Lourenço Marques gelandet hatte. Der portugiesische Küstenstreifen, der dem boerischen Swasilande vorgelagert ist, war damals durch diese deutliche Kundgebung als unberührbares Gebiet für England erklärt worden, während er jetzt vertragsmäßig als gute Beute desselben Landes beim bevorstehenden Zusammenbruch der portugiesischen Herrschaft zu betrachten ist.

Die heutige auswärtige Politik des Reiches hat mit diesem ziemlich verwickelten Thatbestand zu rechnen. Man kann die einzelnen Abschnitte unseres Vorgehens nicht frei von schweren Fehlern und Versäumnissen sprechen, muß auch einen entschiedenen Mangel Folgerichtigkeit anerkennen. Freilich giebt es in der Politik keine unabänderlich-feststehenden Grundsätze. Abgesehen von dem groben Ungeschick des ausgesprochen colonialfeindlichen Grafen v. Caprivi waren thatsächlich auch Umstände für die deutsche Politik gegeben, die eine Aenderung der bisherigen Richtschnur erklärlich finden lassen. Die inzwischen eingetretene kühle Behandlung Transvals muß jedoch schon einer erneuten Nachprüfung zu dessen Gunsten weichen, da wir anläßlich der Samoawirren die Deutschfeindlichkeit aller englischen Kreise am eigenen Leibe zu spüren genugsam Gelegenheit hatten. Zum Vortheil unserer Politik kann man wohl von England Zugeständnisse sich erwirken, aber niemals, bei ersichtlichen Beweisen seiner Feindseligkeit gegen uns, zur Befestigung seiner behaupteten Vorherrschaft in Südafrika weiter Partei wider die Boeren ergreifen. Zank und Herrschaftsgelüste sind die Kennzeichen der englischen Politik auf der Erde. Ist sie ohnmächtig, so sät sie Zwist unter die Betheiligten; fühlt sie sich stark, so unterdrückt sie die scheinbar schwächeren Gegner. Die Selbsterhaltung zwingt uns daher, alle nothgedrungenen oder freiwilligen Widersacher des britischen Löwen zu unterstützen und sie gegebenen Falls um uns zu sammeln. Nur bei Frankreich liegt das Verhältniß anders. Der Wasgenwaldnachbar will unsere noch immer geschmälerten Rechte auf unsere Westmarken, das alte Lotharingien, nicht anerkennen. Wir können daher bei der Entscheidung zwischen ihm und England nicht auf seiner Seite stehen, sondern müssen uns neutral verhalten. Vorläufig ist ein Ausgleich zwischen dem Erbfeind und uns nicht zu erwarten, vielmehr spricht Alles für einen zwar aufgeschobenen, aber nicht aufzuhaltenden Austrag in einem erneuten Waffengange, wo wir für unser staatliches Dasein kämpfen werden. Anders steht es mit den übrigen englischen Gegnern, die unsere natürlichen Bundesgenossen sind.

England will offenkundig den südafrikanischen Boeren-Staaten den Garaus machen: Chamberlain mit plumper Gewalt, die schon einmal auf dem Schlachtfelde kläglich gescheitert ist, Salisbury mit feinen Mitteln, wozu auch der parlamentarische Sieg über die neue boerische Mehrheit im Cap-Parlament gehört. Da der Sieg zur Zeit nicht zu erwarten ist, so zieht Salisbury jetzt arglistig mildere Saiten auf, ohne darum die Streitkräfte in Natal zu vermindern. Vielmehr treffen ständig neue Truppenverstärkungen dort unten ein, und die Boeren sind mit Recht auf ihrer Hut. Es steht fest, daß nach der Absicht der Vertragschließenden der § 4 der Londoner Abmachungen 1884 die volle Abhängigkeit der südafrikanischen Republik nicht antasten sollte, und nur britische Verschlagenheit der Bestimmung über die auswärtigen Beziehungen des Freistaates eine vieldeutige Fassung gegeben hat, um daraus später eine Schlinge zu machen. England bot hierdurch bloß seine guten Dienste im diplomatischen Verkehr an. Jetzt wird aus diesem harmlosen Abkommen wider besseres Wissen die Beschränkung der Selbstständigkeit Transvals abgeleitet. Zu diesem fadenscheinigen Vorwande, der allerseits als solcher längst erkannt ist, ist nun ein zweiter scheinbar besser begründeter getreten. Aber auch diesem ist bereits durch die eigne Entschließung des Präsidenten Krüger und des Volksrathes die Spitze abgebrochen. Mit Fug und Recht konnten sich die Ausländer über wirthschaftliche Belästigungen und fiscalische Ausbeutung beschweren. Hauptsächlich kam das Dynamit-Monopol in Betracht, dessen Wegfall bereits zugestanden ist. Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist eigentlich nicht Sache der Fremden, und kein Staat duldet deren Einmischung. Die englischen Einwanderer wollten daher auch das Bürgerrecht des Freistaates erwerben. Auffällig erscheint es, daß stolze Engländer bescheidene Angehörige des Transvals werden wollen. Hier steckt auch der Pferdefuß. Nach englischem Staatsrecht verliert der Engländer überhaupt nicht die Unterthanenschaft Ihrer britischen Majestät, es sei denn, daß er förmlich aus dem Staatsverband entlassen wird. Der boerische Staatsangehörige englischer Abstammung bleibt also unter Umständen zugleich weiter Engländer. Wie bequem kann dann Albion seine Söhne auch dort unter seine Fittiche nehmen, wenn sie offen die Vernichtung ihrer Adoptiv-Heimath planen. Auch sonst wird England seine Kinder nicht verlassen. Indessen auch hierin will der Freistaat nachgeben, indem er die Aufnahme-Bedingungen erleichterte, die nicht ohne Gefahr für die Boeren-Republik sind. Aufrichtige Staatsbürger wird er an den Engländern nicht gewinnen. Freilich könnten auch wir Deutsche ein Interesse daran haben, daß das ausschließlich holländische Gepräge dieses niederdeutschen Gemeinwesens durch weiteres deutsches Blut aus dem Reiche geändert werde. Der Boere fühlt sich zu Unrecht als afrikanischer Holländer. Er bezieht seine fähigsten Beamten aus den nördlichen Niederlanden, ahmt deren Staats-Einrichtungen nach und behandelt auch seine deutschen Stammesbrüder als Muffs, wie unser holländischer Nachbar. Ja er fürchtet sogar thörichterweise das große deutsche Mutterland und schreibt ihm Angliederungsgelüste zu! Als ob das Transval auf die Dauer ohne den mächtigen deutschen Reichsschutz bestehen könnte! Rettungslos wird es trotz aller Tapferkeit die Beute des großen britischen Nachbarn. Der Freiheitsstolz des Boeren ist sehr schön, und und wir wollen ihm sicherlich nicht zu nahe treten. Aber den lächerlichen holländischen Sondersinn muß er sich abgewöhnen, so echt deutsch auch diese Eigenschaft ist. Diese Zersplitterung der deutschen Stämme hat ja unser nationales Unglück seit einem Jahrtausend verschuldet und darf sich auf afrikanischem Boden nicht fortsetzen. Wir verlangen kein Aufgehen im Reiche Seitens der halben Million Niederdeutscher in Süd-Afrika, aber das rückhaltlose Bekenntniß ihrer Zugehörigkeit zur großen Heimath. Die Engländer wissen genau, daß sie ohne unsere Zustimmung die Boeren-Staaten nicht überwältigen können. Sie ahnen auch, daß der boerische Volkstheil im Capland eine stete Bedrohung der englischen Herrschaft in Süd-Afrika überhaupt bildet. Wir können es offen aussprechen, daß das letzte Ziel der deutschen Reichspolitik nur die Entfernung Englands aus dem Capland sein kann. Nur auf diese Weise wird Ruhe in Süd-Afrika werden und auch unser nationales Interesse gewahrt, da ohne Anlehnung an das Reich die Unabhängigkeit der Boeren-Staaten nicht aufrecht zu erhalten ist. Die Zeit der kleinen Staatswesen ist vorbei, und auch das europäische Holland kann sein staatliches Dasein nur durch engen Anschluß an sein Mutterland retten. Treitschke hat schon vor Jahren erklärt, daß wir die Mündungen unseres größten Stromes nicht dauernd in fremder, schwacher Hand lassen können. Die Bundes-Verfassung des Reiches gestattet aber auch den künftigen Gliedern deutschen Stammes die volle Wahrung ihres Sonderbestandes, wenn sie nur nach Außen als treue Genossen des größeren Reiches erscheinen. Dieser holländische Sondergeist, der von Europa kurzsichtig geschürt wird, verhindert das offene Schutz-

bündniß der Boeren-Staaten mit dem Mutterland. In dieser Beziehung ist daher die Zurückhaltung der deutschen Politik trotz der damaligen kaiserlichen Kundgebung völlig berechtigt. Ein uns feindliches oder mindestens gleichgiltiges Staats-Gebilde können wir trotz aller Abneigungen gegen das gewaltthätige England nicht schirmen, wenn wir nicht die Gewähr haben, daß es in seiner auswärtigen Politik den verderblichen deutschen Sondergeist fahren läßt und uns als den gebornen Beschützer seiner staatlichen Freiheit unter des Reiches Oberhoheit anerkennt. Die volle staatliche Selbstständigkeit können die Boeren nicht mehr beanspruchen. Sonst ist auch ihr Kampf gegen England aussichtslos. Geld und Truppen hat England in Hülle und Fülle, nur die Furcht vor deutscher Einmischung hielt das englische Schwert in der Scheide, wie peinlich ihm auch die sicherlich tapfere Gegenwehr der niederländischen Boeren sein wird.

Für unsere Politik erwächst nun die ernste Mahnung aus dieser Sachlage, daß wir uns durch persönliche Verstimmungen und englische Lockstimmen nicht von dem nationalen Standpunkte abbringen lassen dürfen: daß wir national verpflichtet sind, den südafrikanischen Niederdeutschen unseren Schutz angedeihen zu lassen und das deutsche Element dort unten auf alle Weise zu stärken. Wir müssen unseren Capitalisten verbieten, mit England gemeinsame Sache zu machen, oder ihnen unseren Schutz entziehen. Der deutsche Aar schirmt jetzt die deutschen Interessen kräftiger, als der englische Löwe, da die Zeiten vorbei sind, wo wir um englischen Beistand für unsere Kaufleute betteln mußten. Die britische Flotte braucht uns nicht zu schrecken; der Entscheidungskampf wird auf südafrikanischer Erde ausgefochten, mögen deutsche Waffen dort mitspielen oder nicht. Zum Soldatenspiel haben wir doch auch nicht 1000 deutsche Reiter im benachbarten Schutzgebiet. Unser sonst mit Recht verlästerter Militarismus in den Colonien muß doch einen praktischen Nutzen haben. Daher ist auch national der dürre Küstenstreifen Südwestafrikas unser werthvollster Besitz, was wir Bismarck nicht vergessen wollen. Das Steppenland des britischen und boerischen Südafrika ist übrigens nicht besser, als unser Schutzgebiet und trotzdem ernährt es eine stetig wachsende Bevölkerung von kraftstrotzender Gesundheit. Der Reichthum an edlen Erzen ist kaum ein Vortheil für das Land selbst, da den wirklichen Nutzen fremde Capitalisten ziehen. Der Abschaum der Menschheit und Abenteurer aller Art finden sich unerfreulicher Weise auf den Diamantenfeldern und in den Goldgruben ein. Der Staatssäckel leidet darunter freilich keinen Schaden, und den Boerenstaaten fließen die Mittel zu ihrer Kriegsrüstung lediglich aus den Bergwerksabgaben zu. Der nationale Werth für unser Volksthum liegt aber in dem anbaufähigen Lande. Die Bodenschätze sind von zweifelhaftem Werthe und von anderer Art als z. B. unser heimischer Bergbau. Kaliforniens Entwickelung haben auch endgültig die Goldfunde nicht bestimmt, deren Zeit fast vorbei ist. Freilich wird auch der südafrikanische Bergbau in ehrbare Bahnen einlenken und dann eine werthvolle Zugabe zum Reichthum des Landes bilden. Das Goldfieber erst hat die erwerbsdürstigen Engländer nach Südafrika gezogen, das sonst unmerklich deutsch geworden wäre. Jetzt müssen wir uns auf ernsten Kampf gefaßt machen, dessen Kosten in erster Reihe die Boeren tragen werden. Aber wir dürfen aus unseren Ansprüchen und unserer Stammesgemeinschaft kein Hehl machen, sondern im Ernstfall thatkräftig eingreifen, um nicht England das Blachfeld zu überlassen oder lebensunfähige holländische Staatswesen zum Schaden der nationalen und wirthschaftlichen Entwickelung dort weiter vereinzelt und vereinsamt bestehen zu lassen, deren sonstige Erhaltung unsere vornehmste Pflicht ist. Wir reden gern vom größeren Deutschland, aber unsere Thaten entsprechen nicht dieser Losung. Der amtliche Verkehr darf freilich nicht den Boden der Wirklichkeit verlassen und muß mit gegebenen Verhältnissen rechnen. Daher haben wir trotz aller Mißhelligkeiten auch bisher mit England Freundschaft gehalten. Es ist aber doch die Frage, ob uns nicht der tückische Verrath auf Samoa eine erwünschte Handhabe gewährt, unsere südafrikanische Politik trotz des letzten Abkommens mehr in nationale Wege zu leiten und bloße wirthschaftliche Erwägungen zur Erschließung Ostafrikas zurückzustellen. Die bisherigen wirthschaftlichen Rücksichten und internationalen Bedenken waren durchaus beachtlich. Aber neue Verhältnisse und allmälige Machtverschiebungen erfordern auch eine veränderte Haltung. Das offene Begehren einer britischen Vorherrschaft in Südafrika können wir nie bewilligen und die dadurch bedingte Boerenfreundschaft bietet uns die Gelegenheit auch national die Südspitze des Erdtheils für uns zu gewinnen.

Die deutsche Besiedelung ist eine Lebensfrage für's Reich, da sonst nur Südbrasilien und die La Platastaaten uns eine gleiche Möglichkeit gewähren. Wir müssen daher auch mit allen Kräften eine deutsche Einwanderung nach Südafrika fördern. Auch selbstständige Kaufleute und sonstige Handelsbeflissene sind willkommen, sofern sie nicht englische Interessenpolitik für ihre etwaigen Londoner Brodherren treiben. Deutsches Capital müßte in beträchtlicherem Umfange und auf selbstständiger Grundlage im Lande angelegt werden. Eine Colonisation unseres eigenen benachbarten Schutzgebietes muß damit in größerem Maaßstabe Hand in Hand gehen. Die Mannschaften der Schutztruppe sollten auch mit Baarmitteln zur Uebernahme von Viehländereien ausgestattet werden, um sie sämmtlich im Lande zu halten. Die paar mit Unterstützung der deutschen Colonialgesellschaften hinausgesandten Dienstmädchen bilden einen zu geringen Stamm für deutsche Hausfrauen. Die allzu große Aengstlichkeit vor wirthschaftlichen und sittlichen Gefahren im deutschen Neulande haben bisher eine werkthätigere Ausnutzung dieser Gelegenheit zur Bildung des Hausstandes verhindert. Staatssecretäre a. D. und sonstige hohe Beamte mit fehlender Erfahrung auf diesem Gebiete sind auch nicht die richtigen Leiter solcher Bewegungen. Keine bureaukratische Prüfung, sondern freie Ueberfahrt nebst einem Zehrgroschen für die auswanderungslustigen Mädchen sind genügend, um den deutschen Soldaten einen Hausstand zu verschaffen und sie dann an die neue Heimath zu binden. Die Regierung thut Alles, was in ihren Kräften steht. Nur etwas weniger Schablone und mehr Unternehmungslust wäre zu wünschen, was freilich hauptsächlich auch für die dortigen Colonialgesellschaften gilt. Schlimm war es, daß bei der Abneigung der deutschen Geldleute das englische Capital stark betheiligt ist. Die deutschen wirklich finanziell Betheiligten bieten keine Gewähr dafür, daß sie nationales Verständniß besitzen. Nur der Geldbeutel will auf seine Rechnung kommen. Wirklich patriotischen Leuten dieser Richtung fehlen ja leider häufig die Mittel und der kühne Wagemuth, die eigene Existenz einzusetzen. Wir können in Südafrika nur von unseren Volksfeinden, den lieben englischen Stammesvettern, lernen. Erst eine Masseneinwanderung, dann kleine Putsche und schließlich offene Vergewaltigung, so gewinnt man die Herrschaft. Wir bewundern doch sonst immer an falschem Platze die englische Thatkraft. Handeln wir einfach nach dieser Vorschrift, und der Erfolg wird uns nicht mangeln. Auch der heuchlerische Engländer pflegt seinem brutalen Thun ein ehrsames Mäntelchen umzuhängen. Unsere Diplomatie wird um die Mittel und Wege doch wohl nicht verlegen sein. Nur der Erfolg entscheidet im politischen Kampfe, und ihn vorzubereiten und zu erringen, ist im Völkerleben sogar die höchste Pflicht des Staatsmannes. Dies ist die neue überseeische Aufgabe Deutschlands, dessen Zukunft nach dem Wort aus hohem Munde auf dem Wasser liegt.

Panama- und Nicaragua-Canal.

Von Franz Eißenhardt.

Die Wichtigkeit dieser beiden Wasserstraßen in strategischer wie tactischer Hinsicht hat der amerikanisch-spanische Krieg von 1898 gezeigt und zeigt weiter der amerikanisch-philippinische Krieg heute und für vorläufig nicht absehbare Zeit. Ein großer Theil der Schiffe des Admiral George Dewey in den Philippinen gehört der amerikanischen Atlantik-Flotte an, sie, sowie auch Truppentransport-Schiffe haben zum Theil ihren Weg um Cap Horn, zum Theil über Gibraltar-Suez nehmen müssen. Bitter, wie den Mangel eines Kabels durch den Stillen Ocean, empfindet man in den Vereinigten Staaten den eines Canals, welcher, durch Mittelamerika gehend, den Weg zum Kriegsschauplatz erheblich abkürzen würde. Aus diesem Grunde mit ist es erklärlich, daß man sich neuerdings in den Staaten für den Nicaragua-Canal begeistert und die Alarmtrommel zu rühren beginnt. In weiten europäischen Kreisen ist die Meinung verbreitet, dieses Unternehmen sei weit vorgeschritten, da es doch amerikanischem Capitel ein Leichtes wäre, ihn herzustellen, während man das Panama-Unternehmen nach dem großen Krach mit tiefem Mißtrauen betrachtet. Vom Nicaragua ist allerdings seit vielen Jahren die Rede gewesen, ja, der „North-Atlantic-Pilot" brachte im Juli 1895 einen Artikel, nach welchem das Hydrographische Amt zu Washington auf Wunsch der Handelskammer zu San Francisco Karten hergestellt habe, welche die Abkürzung der Routen von England nach Hongkong-Yokohama-San Francisco zeigen; das Blatt bringt auch die Zahlen, die sich bei Benutzung des Canals ergeben würden. Sie sind hier gleichgiltig, denn wie sich aus den folgenden Ausführungen ergeben wird, ist von einem „Bau" des Nicaragua-Canals noch nicht zu reden, geschweige von seiner Eröffnung. Man hat sich, wie so oft, auch hier wieder einmal von amerikanischer Bramarbasirerei täuschen lassen, denn thatsächlich steht es um den Canal, der zudem in Amerika selbst viele Gegner hat, äußerst kläglich. Nach „Scientific-American" 1899 sind von der großen 170 Meilen (engl.) langen Trace $^3/_4$ Meilen, nämlich 1220 Meter ausgehoben und auf eine Wassertiefe von 5 Metern gebracht; weitere 30 Meilen hat man von Baumstämmen gesäubert. Gearbeitet wird nur mit fünf Baggern und außer einem Maschinenschuppen in Graytown sind Baulichkeiten und Unterkunftsräume nicht vorhanden; ja sogar über die Trace ist man sich noch nicht einmal klar.

Sehen wir dagegen den Panama an! Man hat an ihm weitergebaut, trotz des Panama-Skandals, der noch immer nicht zu Ende zu sein scheint. Da am 1. October 1894 das gesammte Rieseninventar der Gesellschaft, wovon die Maschinen, Dampfer und das Eisenbahnmaterial allein 30 Millionen Werth repräsentirten, contractmäßig an die Regierung von Columbien als Eigenthum fiel, falls am genannten Datum die Arbeiten nicht wieder aufgenommen sein sollten, so sandte man Ingenieure an den Canal, die den Stand der Dinge untersuchen sollten. Da die Arbeiten seit fast fünf Jahren eingestellt waren, hegte man keine allzugroßen Hoffnungen auf ein günstiges Ergebniß. Es stellte sich jedoch heraus, daß die Dinge lange nicht so schlimm standen, wie man befürchtet hatte, daß der Chagres-Fluß nur auf fünf Kilometer, der Canaltrace folgend, sie verschlammt hatte, um dann in den Rio Mindi abzufließen, und daß gerade die gefürchtete tropische Vegetation als conservirendes Element sich erwiesen hatte, ein leicht zu beseitigendes Hinderniß. Die Schleusen waren sämmtlich, abgesehen von der Bewachsung, im alten Zustande, die Wasserdurchbrüche waren unbedeutend. Das Material war gesammelt. Von sechzehn Baggern waren zehn so gut wie neu, davon zwei Seebagger, zwei Typ Suez-Canal. Die Fahrzeuge waren ebenfalls an verschiedenen Stellen gesammelt, selbst Locomotiven waren brauchbar; nur das Wagenmaterial war zerfallen. Ueberhaupt hatten sich alle metallenen Theile gut gehalten. Der neuen Canalgesellschaft stand damals allerdings nur ein Capital von 240 Millionen Mark zur Verfügung. Das war 1894.

Es würde zu weit führen, hier den Fortgang der Arbeiten zu verfolgen. Man fand Capital und solche Leute, die sich sagten, daß trotz aller Schwindeleien und colossalen Unterschlagungen immerhin sehr Bedeutendes an Arbeit geleistet sein mußte und die sich mit Recht daran erinnerten, daß der Bau des Suez-Canals, der heute seinen Actionären seit drei Jahrzehnten eine Goldgrube ist, auch nicht, nach dem Anschlag fertig wurde. Man baute also, und heute nach etwa vier Jahren, ist der Stand der Arbeiten folgender, wobei amerikanischen Ausführungen, nicht etwa französischen, gefolgt wird und gleich voraus bemerkt sein soll, daß die Kosten bis zur Eröffnung — bei hohen Anschlägen — auf rund 100 Millionen Dollar geschätzt sind, gegen 150 Millionen Dollar — bei niedrigen Kostenanschlägen — des Nicaragua.

Schon 1895/96 wurden zu den vorhandenen 1800 Arbeitern auf Jamaica und den anderen westindischen Inseln 2000 weitere angeworben, und man wollte den Stand auf 6000 bringen. Allerdings schätzte der Correspondent der „Times", Mr. Colquehoun, die Gesammtkosten auf 200 Millionen Dollar und meinte, die Flüsse Chagres und Culebra würden unüberwindliche Hindernisse bieten. In letzterer Annahme hat er sich schon heute geirrt, denn die Flüsse sind derartig in Dämmen eingefangen, daß sie dem Canal durch Ueberschwemmungen keinen Schaden mehr zufügen können. Auch das Culebramassiv ist durch Tunnelbauten und Durchstiche heute überwunden, wie denn überhaupt auf Schwierigkeiten technischer Art kaum mehr gerechnet wird. Von der 46 Meilen langen Canaltrace — gegen 170 des Nicaragua — sind 18 Meilen vollendet, auf die vorgeschriebene Breite und auf neun Meter Wassertiefe gebracht. Weitere 15 Meilen haben die normale Breite bei 5 bis 9 Meter Wassertiefe. Maschinen sind genügend vorhanden, und Unterkunft für 15000 Mann (?) ist gleichfalls da. Das einst so gefürchtete Klima hat sich in Folge von Abgrabungen gebessert, auch sind weitgehende sanitäre Vorkehrungen gegen Witterungseinflüsse getroffen. — Sonstige gute Eigenschaften sind die vorhandenen Häfen an den Enden, die Limon-Bai und der Hafen von Panama, welche beide als Endpunkte der seit über 40 Jahren im Betrieb befindlichen Panama-Eisenbahn, seit derselben Zeit in Benutzung sind, endlich, nicht zum Wenigsten beachtenswerth, die doppelgleisige Eisenbahn selbst, die den Canal auf seiner ganzen Länge begleitet.

Beim Nicaragua-Canal muß eine Straße erst geschaffen werden, desgleichen sind Hafenanlagen bei Briton und Graytown anzulegen und zwar das Alles mit gewaltigen Kosten. Die zweispurige Eisenbahn allein berechnet General Hoins vom Walker Board auf 100000 Dollar für die Meile und 166 Meilen sind zu bauen, da nur 9 Meilen eine Eisenbahn von Graytown aus dem Canal folgt, — macht für die Eisenbahn allein 16,1 Millionen Dollar, dazu die Hafenbauten mit rund 15 Millionen — macht 31,1 Millionen Dollar. Von dem mangelhaften Material haben wir schon gesprochen. Wenn man diese Angaben nebeneinander sieht, kann man sich die Baulust der Amerikaner umsoweniger erklären, als naturgemäß ein Canal dem anderen Concurrenz machen wird, und weil die Zufahrt von Europa für beide fast gleich ist, naturgemäß die kürzere Tour gewählt werden wird, also der Panama, der höchstens in 15 Stunden zu durchfahren ist, während man auf dem Nicaragua die dreifache Zeit mindestens gebraucht. Bei der Eigenart des amerikanischen Charakters in solchen Dingen giebt es verschiedene Erklärungen. Nationale Eitelkeit, da der Panama ein französisches Unternehmen ist; — Hoffnung, an dem Unternehmen durch Speculation nach Panama-Muster Geld zu verdienen, endlich politische Beweggründe. Was letzteren

Punkt anbelangt, so muß man in Rechnung ziehen, daß vor Inangriffnahme des Panama ausdrücklich gefordert wurde, der Canal müsse für neutral erklärt werden. Kriegs- und Handelsschiffen jederzeit offen bleiben, unter gemeinsamem Protectorat stehen und kein Staat dürfe Befestigungen anlegen. Diesen Abmachungen sind auch die Vereinigten Staaten beigetreten. Jedenfalls ist es ohne einen dieser drei Gründe nicht recht zu fassen, weßhalb Bruder Jonathan mindestens 150 Millionen Dollars für ein Unternehmen opfern will, welches, im besten Falle, ein mindestens gleichwerthiges Concurrenzunternehmen bereits vorfindet oder in allernächster Zeit erhält. Möglich, daß ihm seine Eroberungen in kurzer Zeit so viel zu thun geben, daß seine Dollars bedenklich schwinden, und bei den winzigen Anfängen ist es dann nicht schlimm, zurückzutreten. Während man den Panama sogleich auf der ganzen Strecke angriff, tippt er nur zögernd an einem Punkte an, was sonst nicht seine Art zu sein pflegt. In jedem Falle aber steht es um den Panama nicht so schlimm, wie man gemeinhin glaubt, und ohne Frage ist er nach seiner Vollendung diejenige Wasserstraße zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean, welche das Concurrenzunternehmen an Werth übertrifft. Diese Fertigstellung scheint aber gesichert, wenn man, sanguinisch, auch die Zeit noch allgemein zu kurz annimmt. An Rentabilität wird es der Gesellschaft, welche schließlich den fertigen Panama in Besitz hat, ganz sicher nicht fehlen, denn der Staat mit seinen Kriegs- und der Kaufmann mit seinen Handelsschiffen fragen nicht danach, ob das Unternehmen reell durchgeführt ist, oder viele Male verfracht war.

Literatur und Kunst.

Eine Ehrenrettung von Goethe's Vater.

Von Karl Schönstedt.

Während aller Glanz auf Frau Aja und ihren großen Sohn fällt, liegt ein kalter Schatten auf dem Charakterbilde seines Erzeugers. Fast alle literarischen und menschlichen Urtheile über den Kaiserlichen Rath Johann Kaspar Goethe lauten ungünstig. Schon die Mitlebenden, die Freunde des großen Dichters haben hart über ihn abgesprochen, ja der eigene Sohn ist ihm selten ganz gerecht geworden. Es ist also kein unnützes Beginnen, seine Ehrenrettung zu versuchen. Den absprechenden Lewes, Viehoff, Düntzer, Heinemann treten neuerdings entschiedene Lobredner gegenüber. Erst der treffliche Otto Volger, der jüngst Verstorbene, und nun auch eine warm empfindende und kluge Wiener Dame, Felicie Ewart.*) Sie sucht namentlich geschickt nachzuweisen, daß der alte Goethe seinen Sohn sehr planvoll und streng erzogen habe. Greifen wir gleich einen Punkt dieses Erziehungswerkes heraus, der dem Alten besonders den Namen eines nüchternen Pedanten eingetragen hat. Uneingeschränkt darf man behaupten, daß, wenn Goethe's Dichtung eine Wahrheit der Situationsschilderung und Classencharakteristik, eine Natürlichkeit der Gestaltenschöpfung und plastischen Vollendung des Individuellen in die Welt gebracht hat, wie sie vorher nicht da waren, so war dies darum möglich, weil Goethe durch seinen Vater zu den Systemen des Menschendaseins, den Lagen und Schichten der Gesellschaft in ein ungleich vielseitigeres, praktischeres, wirkliches Verhältniß gesetzt wurde, als irgend einer seiner Vorgänger und Nebenbuhler. Vielleicht wird man einwenden, daß nur Bequemlichkeit und Egoismus den alten Goethe dazu trieben, seinem Sohne frühzeitig einen Theil der geschäftlichen Lasten zu übertragen. Wer aber jemals versucht hat, aus Erziehungsrücksichten jüngere, unerfahrene Hände in das eigene Arbeitsgebiet eingreifen zu lassen, der weiß, daß dieses Unternehmen einen hohen Grad von Geduld und Selbstentäußerung beansprucht, und daß es daher andere Beweggründe gewesen sein müssen, welche den Ausschlag gaben. Ja, es scheint F. Ewart bei unbefangener Würdigung der Thatsachen unmöglich, diesen Theil der Erziehung des jungen Goethe nicht als ein zielbewußtes, wohlüberlegtes Vorgehen aufzufassen. „Ist man überhaupt geneigt, einen erziehenden Einfluß von außen anzuerkennen, dann muß man die größte Dankbarkeit dem Kaiserlichen Rath gegenüber empfinden, denn er hat seinem Sohn eine Ausbildung gegeben, reicher und tiefer, als sie Fürstensöhnen zu Theil wird." Fast ohne Vorgang in bürgerlichen Kreisen steht z. B. die gründliche Einführung des fünfzehnjährigen Jünglings in das politische Getriebe Deutschlands. Hier ein Beispiel!

Der erste Liebesroman mit Gretchen war in vollem Gange. In Frankfurt aber rüstete man zur Kaiserkrönung und Alles bereitete sich auf eine Periode des Schauens und Genießens vor; auch die Gesellschaft junger Leute, in welche der Knabe gerathen war, benutzte die Freiheit einer allgemeinen Feststimmung, um mehr als sonst beisammen zu sein und sich der Zucht des väterlichen Hauses zu entziehen. Aber obwohl der Vater Goethe keine Ahnung von den etwas krummen Wegen hatte, auf denen sein Sohn damals wandelte, durchkreuzte er öfters die Pläne Wolfgang's und hielt ihn fest, indem er sich bemühte, ihm den Gang der Weltgeschichte klarzulegen. So lebt Wolfgang ein reiches Leben in diesen bewegten Monaten, er hat kein Interesse, als das Aeußere der Gegenstände zu beobachten, kein Geschäft, als das ihm von seinem Vater aufgetragene, wodurch ihm freilich der innere Gang der Dinge verständlich wurde. In dem Verhältnisse Goethe's zu dem Sohn der Frau von Stein begegnet man ähnlichen Momenten; und da es einer Künstlernatur entspricht, die Triebfeder ihrer Handlungen bloßzulegen, so findet sich die erzieherische Absicht klar ausgesprochen. Man könnte die darauf bezüglichen Worte ungezwungen als Text für die Methode des Vaters benützen.

Aber es muß einmal gesagt sein: der geniale Sohn war mit Recht das Sorgenkind des Hauses und verdiente alle Strenge. Während der Kaiserliche Rath sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet hatte, dem Knaben das seltene Schauspiel einer Kaiserkrönung nach allen Seiten hin nutzbar zu machen, erlitt sein Vaterstolz eine bittere Enttäuschung. Die Gesellschaft, in der sich Wolfgang damals ohne sein Wissen bewegte, hatte durch das unehrenhafte Vorgehen einiger ihrer Mitglieder die Aufmerksamkeit der Stadtoberen auf sich gelenkt. Man hatte der Obrigkeit die Anzeige von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen gemacht, und in diese unsauberen Geschichten erschien der Name des jungen Goethe auf unbegreifliche Weise verflochten. Der strenge, rechtliche Sinn des Kaiserlichen Rathes ward durch diese Mittheilung auf das Aeußerste betroffen und empört. Die Mutter, immer geneigt, vermittelnd einzugreifen und sich in dieser Angelegenheit nicht ganz schuldlos fühlend, — hatte sie doch dem Vater die späten Stunden der Heimkehr, die von Wolfgang außer Haus verbrachte Nacht zu verheimlichen gewußt — bewog ihn durch ihre Bitten, die Angelegenheit von einem Dritten untersuchen und des Sohnes Antheil an den peinlichen Geschichten feststellen zu lassen, ehe er selbst mit ihm sprach. Bald genug stellte sich seine Schuldlosigkeit heraus, aber dabei kam auch sein Verhältniß mit Gretchen zur Sprache, und er wurde unsanft aus seiner Jugendschwärmerei gerissen. Seine Verzweiflung war heftig und thränenreich; er schloß sich in sein Zimmer ein und wollte von Welt und Menschen eine Zeit lang nichts wissen; auch das Anerbieten des Vaters, die Reichsinsignien mit ihm zu beschauen, wies er von sich. „Der kleine Zug

*) Goethe's Vater. Eine Studie. Hamburg, Leopold Voß.

bezeugt den ausgezeichneten Tact des Kaiserlichen Rathes. Sobald er sich von der Unschuld seines Sohnes überzeugt hatte, trachtete er vor Allem darnach, ihn in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. Ein Gang durch die Stadt, zu den Schaustellungen im Römer, mußte den Verständigen beweisen, daß er keine Ursache hatte, sich seines Sohnes zu schämen." Doch waren die Aufregungen der letzten Tage für Wolfgang zu viel gewesen; er vermochte Niemanden als Mutter und Schwester um sich zu ertragen, und verfiel in eine fieberhafte Krankheit, die seinem leidenschaftlichen Toben ein Ziel setzte. In dieser schwierigen Periode zeigte sich die liebevolle Geduld, die weise Fürsorge des Vaters auf's Neue.

Aber auch später machte der junge Feuergeist dem Alten viel Kummer. Früh schon hatte der Kaiserliche Rath seinem Sohne den Lebensplan auseinander gesetzt, der ihm als der beste und richtigste vorschwebte, und seinerseits Alles gethan, was den Knaben würdig dafür vorbereiten konnte. Das Studium der Jurisprudenz schien ihm geeignet, den Weg zu den höchsten Würden im Staat zu ebnen; und wohl mußte der Mann, dessen Sinn stets auf das Reale gerichtet war, der sich aber selbst durch eine seltsame Verkettung von Umständen außerhalb der treibenden Factoren im öffentlichen Leben gesetzt hatte, den Stand des Rechtsgelehrten für seinen Sohn anstreben. Juridische und politische Kenntnisse sollten ihn befähigen für sich und Andere zu wirken, die gesellschaftlichen Stufen zu erklimmen, die in eine höhere Lebensstellung führen. Sicherlich hat der Kaiserliche Rath die Uebereilung sein Leben lang schwer empfunden und gebüßt, die ihn selbst vom öffentlichen Wirken für immer ausschloß. „Die Befangenheit des Abkömmlings einer bescheidenen Handwerkerfamilie hatte sich mit dem selbstbewußten Stolz des unterrichteten, weitgereisten Doctor juris noch nicht in's Gleichgewicht gesetzt, und als Rest war jene krankhafte Empfindlichkeit zurückgeblieben, welche die üblichen Gepflogenheiten einer Wahl nicht ertragen, und sich nicht eingestehen wollte, daß eigenes Verdienst allein, niemals und nirgends den Platz in einer Körperschaft sichern würde. Der Mangel an Lebensklugheit im Verkehr, der sich bei dem Uebertritt der meisten Menschen aus einer Sphäre in die andere fühlbar macht, hat den Kaiserlichen Rath in seine Sonderstellung gedrängt, und es besteht auch nicht der geringste Zweifel, daß er sich dieses Fehlers gar wohl bewußt war, und Alles daran setzte, um ihn bei der Erziehung seines Sohnes zu vermeiden. Es ist ihm so gut gelungen, daß gerade dieser, der aus den bitteren Lebenserfahrungen den reichsten Gewinn zog, am wenigsten Nachsicht mit den väterlichen Eigenthümlichkeiten besaß, eine Erscheinung, die sich bei gut erzogenen Kindern täglich wiederholt. Denn nichts schätzt der junge Mensch weniger, als was ihm ohne eigene bewußte Anstrengung, gleichsam als etwas Selbstverständliches zu Theil geworden ist; nirgends übersieht er leichter die Arbeit und Sorge, als wenn sie dazu gedient haben, ihm die Steine aus dem Weg zu räumen." Aber was hilft der schönste Studienplan, was alle Liebe und Strenge gegenüber der überschäumenden Jugendlust! Wolfgang's Rückkehr aus Leipzig, das er krank und elend verlassen mußte, nachdem ein Blutsturz (?) ihn danieder geworfen hatte, schien ein Zusammenbruch aller Hoffnungen. Man braucht nur Goethe's Briefwechsel jener Zeit zu durchblättern, um die wahre Natur seiner Krankheit zu errathen. „Einen Schiffbrüchigen" nennt er sich selbst, und der Kaiserliche Rath hatte den Schmerz und die Enttäuschung zu tragen, statt eines gesunden, leistungsfähigen Sohnes, der die Universitätszeit ausgenutzt hatte, einen geschwächten, lebensüberdrüssigen, mit sich und der Welt im Streite liegenden Jüngling wiederzusehen. Mochte er auch seinen Verdruß darüber zu verhehlen suchen, der damals besonders reizbare Jüngling wird ihn sicherlich empfunden haben, und der Contrast zwischen seiner Mißbilligung und der hätschelnden Sorgfalt der Frauen für ihren geliebten Kranken trat schärfer als je in das Bewußtsein aller Betheiligten. Viel trug auch die hysterische Schwester Cornelie dazu bei, die Stimmung gegen den Vater zu verschärfen. Mit leidenschaftlicher, eifersüchtiger Liebe hing sie an dem Bruder, hegte jede seiner Launen, bewunderte seine Absonderlichkeiten, kurz, that Alles, um die Spannung zwischen den Männern zu steigern. Die Darlegung dieser unbehaglichen Verhältnisse nimmt in der Selbstbiographie Goethe's einen ziemlich breiten Raum ein; sie schildert Wolfgang seine Zeit mit alchymistischen Spielereien hinbringend, im regen Verkehr mit dem mystisch angehauchten Fräulein von Klettenberg. Seine Krankheit wird mit Geheimmitteln behandelt, die, weil ihre Anwendung durch einen im Kreise der Gläubigen hochangesehenen Arzt mit einer plötzlichen Besserung zusammenfällt, das Vertrauen zu dem „unerklärlichen, schlaublickenden, freundlich sprechenden, übrigens abstrusen Mann" auf's Höchste steigert.

Durch Fräulein von Klettenberg angeregt, vertieft sich der junge Goethe in Welling's Opus mago-cabalisticum, stellt einen Windofen in seinem Zimmer auf, und versucht es immer und immer Liquor silicum herzustellen. Nach und nach fängt er wieder an zu zeichnen und zu radiren, zieht sich aber bei der Verwendung von Säuren (?) eine Kehlkopferkrankung zu, die ihn abermals an's Krankenlager fesselt. Endlich ist er doch so weit hergestellt, daß der Wunsch in ihm rege wird, das väterliche Haus von Neuem zu verlassen. „Mit dem Vater selbst konnte ich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven (!) meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen, mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag (?), geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge."

F. Ewart ist ferner der Meinung, daß J. K. Goethe auch Cornelien gegenüber stets als liebender, sorglicher Vater gehandelt; mag sein, daß seine Erziehungsmethode auf der schwermüthigen Natur des Mädchens härter lastete, als es in seiner Absicht gelegen war. Daß Cornelie auch mit der fröhlichen, leichtlebigen Mutter in keinem innigen Verhältniß stand, wird von allen Berichterstattern gleichmäßig versichert; es giebt eben Menschen, die auf keinem Boden zu gedeihen scheinen, ohne daß man deßhalb ihrer Umgebung daraus einen Vorwurf machen könnte.

Der Aufenthalt des Jünglings im väterlichen Hause nach seinen ersten Universitätsjahren dauerte nicht ein halbes Jahr, wie es die Selbstbiographie angiebt, sondern nach den Erhebungen von Viehoff anderthalb Jahre, nämlich vom September 1768 bis zum Frühjahr 1770. Eine Zeit, die nach allen Ueberlieferungen bloß der Herstellung seiner Gesundheit und dem dilettantenhaften Betrieb verschiedener Wissenszweige gewidmet war. Die Ungeduld des sechzigjährigen Vaters erscheint durch diesen Umstand durchaus erklärlich. Auch das Verhältniß zu Käthchen Schönkopf in Leipzig, darnach angethan, die Spannkraft und Stimmung Wolfgang's dauernd zu beeinflussen, konnte dem Vater unmöglich verborgen bleiben. Die Briefe, die der Jüngling aus Frankfurt an sie schrieb, geben Einblick in sein zerrissenes Gemüth; sein leidenschaftliches Naturell immer stärker hervortretend, läßt den Wunsch des Vaters nur zu begreiflich erscheinen, durch die Rückkehr zu einem mit Studien ausgefüllten Leben dem ungesunden Dahindämmern zwischen physischen und psychischen Leiden und Heilmethoden ein Ende zu machen. Daß auch die alchymistischen und kabbalistischen Spielereien, dereinst im Colorit des Faust verwerthet, zur Unsterblichkeit gelangen würden, konnte der Herr Rath nicht voraussehen; für einen Studenten der Jurisprudenz war es zum Mindesten eine zeitraubende Beschäftigung, und jeder andere Vater hätte ebenso darauf dringen müssen, die angefangenen Studien fortzusetzen, die Universität von Neuem zu beziehen.

Also der väterliche Mentor mahnte immer wieder an

die Erfüllung des einmal Begonnenen, den Abschluß der juridischen Studien. Beim Abschied hatte Wolfgang dem Vater versprechen müssen, eine Dissertation zu schreiben; da er aber durch andere Interessen abgezogen, sich in keine Materie wirklich vertieft hatte, so fehlten ihm die nöthigen Grundlagen zu einer gelehrten Abhandlung. Seine Freunde in Straßburg riethen ihm, bloß über einzelne Thesen zu disputiren, und er schrieb in dieser Angelegenheit seinem Vater und hoffte ihn auch auf diese Weise zu befriedigen. Der Kaiserliche Rath aber „verlangte ein ordentliches Werk", das Wolfgang, wie er meinte, sehr wohl anfertigen könnte, wenn er nur wollte und sich die gehörige Zeit dazu nehme. So gedrängt, bequemte sich der Jüngling, an die trockene Arbeit zu gehen und verfaßte eine Disputation in lateinischer Sprache. „Eine reinliche Abschrift wurde dem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei. Doch versprach er sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung." Freilich war er später, als diese Dissertation nicht gedruckt und sein Sohn auf Grund einiger Thesen am 6. August 1771 nur als Licentiat nicht als Doctor promovirt wurde, von Neuem unzufrieden. Nicht der Wunsch, bei den Frankfurter Bürgern damit Ehre einzulegen, gewiß nur die Enttäuschung, seinen Liebling mit einem zweiten Grad vorlieb nehmen zu sehen, wo er leicht den ersten hätte erringen können, verstimmte ihn. Aber er hob das Manuscript sorgfältig auf und hoffte auf die Zukunft.

Zwei Interessen sind es, die fortan die Seele des alternden Mannes erfüllen. Der allmälig erwachende Dichterberuf seines Sohnes, dem der Vater zwar aufmerksam und theilnahmsvoll, aber nicht kritiklos gegenüber steht, und die Verfolgung der eingeschlagenen juristischen Laufbahn. Man hat den Kaiserlichen Rath oft und hart getadelt, daß er dem stürmischen Drängen des jungen Goethe immer wieder seine Forderungen nach bürgerlicher Arbeit, nach einem geordneten Lebensweg entgegen hielt. Das verletzte Selbstgefühl des Jünglings, den der Zweifel an der Größe seines Talentes an der wundesten Stelle trifft, die schier unerträglich scheinende Bevormundung in Bezug auf Zeit und Geldverwendung, sie haben jene Aeußerungen des Unwillens hervorgerufen, welche sich in den Briefen des jungen Goethe zerstreut finden und deren subjective Berechtigung auch F. Ewart zugeben will. Und doch hat der Kaiserliche Rath auch in dieser Zeit seine weise Voraussicht, seine liebevolle Sorge für den Sohn niemals verleugnet. Trotz aller Conflicte, deren Spuren uns erhalten sind, hat er dem jugendlichen Feuergeist gegenüber eine Selbstbeschränkung, eine Bescheidenheit und Güte gezeigt, die um so höher anzuschlagen sind, je größer der Altersunterschied zwischen den Beiden, je schroffer der Contrast ihrer damaligen Weltanschauungen gewesen sein mochte. Wie liebevoll und hingebend nimmt sich z. B. der Alte der advocatorischen Kanzlei seines Sohnes an! Mit Hülfe eines Schreibers bewältigt er die trockene Geschäftsarbeit, befriedigt die Clienten, fertigt die Schriftstücke aus, zufrieden, wenn er durch solche Nachhülfe dem jungen Advocaten alles Handwerksmäßige des Berufes vom Leibe halten, ihm die Freiheit des dichterischen Schaffens ermöglichen kann. Sein Sohn soll vom Elend einer Literatenexistenz frei bleiben, die Muse nicht zur Magd erniedrigen müssen.

Auch daß Wolfgang's Umgang mit Karl August nicht des Alten Beifall fand, ist wohl erklärlich. Betrachtet man die vorliegenden Thatsachen, so hat man in erster Linie mit der Abneigung des stets unabhängig gewesenen Mannes gegen jeden Fürstendienst zu rechnen. Zwei Mal hatte er es versucht, durch eine Reise Gedanken und Wege seines Sohnes von Weimar abzulenken, es war umsonst gewesen. Als aber die Einladung nach Weimar angenommen, und der Aufenthalt am Hofe sich immer mehr und mehr verlängerte, als zuerst leise, dann immer lauter die Kunde der tollen Geniestreiche in die Welt drang, in denen sich der junge Fürst und sein Freund gefielen, da wurde das Gemüth des Vaters immer trüber und sorgenvoller. Dazu hatte er sein halbes Leben gesorgt und gearbeitet, damit im Wirbel des Hoflebens die herrlichen Anlagen Gefahr liefen, zu verkümmern? Alles worauf er im Leben Werth legte, schien in Frage gestellt zu sein. Wolfgang hatte in Frankfurt Schulden hinterlassen, die dem Vater zur Begleichung vorgelegt wurden; seine Forderungen aus Weimar wurden immer dringender; der Beruf, für den er ihn mit solcher Sorgfalt und Geduld vorbereitet hatte, war aufgegeben, keine festen Pflichten, keine Schranken hielten und stützten den Bürgerssohn auf dem ungewohnten, glatten Boden. Ist es dem fast Siebzigjährigen so sehr zu verargen, fragt F. Ewart mit Recht, wenn er in diesen Monaten von bitterem Groll und Schmerz erfüllt, all' dies ruhelose Treiben als den Zusammenbruch seiner liebsten Hoffnungen ansieht, wobei die Geldverluste, die er zu tragen hatte, sicherlich den geringsten Theil seines Kummers ausmachten. Daß der greise Kaiserliche Rath zuletzt mehr vom pathologischen Standpunkt aus beurtheilt werden muß, hebt seine Ehrenretterin gebührend hervor. „Die medicinischen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts waren in Bezug auf Störungen der psychischen Functionen nicht zu der heutigen Höhe gediehen. Man sperrte die Irren ein, man strafte sie wohl auch als Verbrecher, weil man den physischen Grund ihrer Verworrenheit nicht erkannte. Kein Wunder also, daß der langsame Verfall der Geisteskräfte bei dem Kaiserlichen Rath lange nicht als eine nothwendige Folge seiner Erkrankung, sondern als höchst unerfreuliche Charaktereigenthümlichkeit aufgefaßt wurde. Nach den heute geltenden Ansichten darf er vom Jahre 1777 nicht mehr als ganz zurechnungsfähiger Mensch betrachtet, seine Schrullen und Launen müssen mit einem anderen Maaße gemessen werden, als dies Hausfreunde und Zeitgenossen, vielleicht sogar der eigene Sohn gethan haben. Einzelne Eigenschaften und Interessen, die den eigentlichen Lebensinhalt ausmachen, pflegen bei solchen Erkrankungen wie Inseln in dem sich mehr und mehr ausbreitenden Chaos erhalten zu bleiben. Beim Kaiserlichen Rath überdauert die Liebe zu seinen Kindern, das Bedürfniß nach Wissen und Belehrung, wenigstens die ersten Jahre seines Siechthums." Und schließlich sollte Vater Goethe in seiner Antipathie gegen die Weimarer Hofluft vielfach Recht behalten. Der große Dichter hat dort viel Zeit und Geist vertrödelt, Allotria getrieben, seine Ministerschaft war im Grunde auch nur ein Schritt vom Wege seiner eigentlichen Bestimmung, als Theaterleiter mußte er einem gelehrigen Hunde weichen, und das Verhältniß zu Karl August wurde zuletzt kühl, ja eisig. Und der Herzog ist es denn auch, der dem Vater Wolfgang's einen geradezu ekelhaften Nachruf widmete. Er schrieb an Merk im längst obsolet gewordenen Kraftgenietil: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen. Die bösen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bei diesem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieser Abmarsch wohl der einzige gescheute Streich wäre, den der Alte je gemacht hätte." Auch Hirzel erwähnt in seinen „Zwölf Briefen von Goethe's Eltern" diese Aeußerung und fügt die wohlthuende Bemerkung hinzu: „Mit dieser auch sonst verbreiteten abschätzigen Meinung über Goethe's Vater, stehen die mündlichen Traditionen, die sich über ihn in Frankfurt erhalten haben, in entschiedenem Widerspruch."

Goethe aber, als nun selbst altgewordener Dichter, beurtheilte zuletzt seinen Vater richtiger: „er war ein tüchtiger Kerl". Auch Volger schrieb schon 1882 in seiner Ehrenrettung sehr schön: „Je tiefer wir eingehen, je mehr finden wir in dem Wesen des Sohnes nur die erweiterte Wiederholung des väterlichen Wesens wieder, überzeugen wir uns, daß der Sohn des Vaters Leben in schönerer Vollendung nachgelebt hat — größtentheils ohne dies selber zu erkennen — fühlen

wir uns hingerissen, dem Vater den schuldigen Dank zu zollen für Alles, was der Sohn ihm verdankte.“ Und hierzu F. Ewart's Schlußwort: „Die festen, unerschütterlichen Grundlagen einer thätigen, geordneten Existenz, die Goethe den unermeßlichen Vortheil einer ewig befruchtenden Wechselwirkung zwischen Handeln und Dichten gegeben haben, er hat sie von seinem Vater übernommen und nach seinen Bedürfnissen weiter gebildet. Der Kaiserliche Rath hat ihn zum universalen Menschen erzogen, ohne den der universale Dichter nicht möglich gewesen wäre, und darin liegt sein großes, nicht genügend anerkanntes Verdienst um die deutsche Nation und die Gebildeten aller Zeiten.“ Möchte doch Johann Kaspar Goethe künftig immer so gerechte Richter finden!

Die Renaissance der Gothik.

Von Erich Haenel.*)

Vergegenwärtigen wir uns, in welcher Weise das persönliche Empfinden des Beschauers von dem gothischen Dom aus der Blüthezeit des Stiles berührt wurde. Schon das Portal mit seiner nach innen sich abstufenden Wölbung mit der Darstellung der Heilsgeschichten und den Bildern von Heiligen und Märtyrern bereitete den Gläubigen auf die Mysterien des Innern vor. Und wenn er die Pforte durchschritten hatte, that sich die ganze umfassende Macht des verkörperten Gottesreiches vor ihm auf, und schon beim ersten Aufblick strahlte ihm von fern aus dem Chor in dem geheimnißvollen Schimmer der bunten Fenster, dem Halbdunkel der von Kerzen durchglühten, von Weihrauchwolken umhüllten Wölbung der wunderbare Ausdruck einer erhabenen Machtfülle entgegen. Die Reihe der Pfeiler bot in ihrem gemessenen Wechsel dem suchenden Auge keinen Punkt, wo es mit Befriedigung hätte verweilen können, aber sie wies den Weg zu der Stätte des Allerheiligsten selbst. Noch einmal weitete sich der Raum; rechts und links in den Armen des Kreuzschiffes schaarte sich die Gemeinde, in strahlender Lichtfülle öffnete das Gotteshaus gleichsam seine beiden Arme, um alle seine Kinder an sein Herz zu ziehen. Aber erst wenn sich die Tiefe des Chores vor dem Andächtigen aufthat, erst wenn er in der Betrachtung der mannigfaltigen Lichterscheinungen, die aus dem Kranz der Kapellen zusammenströmen, das Gefühl für die mechanische Gebundenheit der ihn umgebenden Materie verlor, wenn sein Blick das Gewirr der allenthalben sich verschlingenden Rippen und Grate vergebens zu enträthseln suchte, konnte er in inbrünstiger Andacht sich ganz der erhabenen Offenbarung göttlicher Größe, der umfassenden Versinnlichung eines strengen gesetzmäßigen Zusammenhaltes im Ganzen hingeben. Der aufstrebende Drang der Pfeiler hob ihn empor und in dem Zusammenschließen aller Glieder, der großen und kleinen im Scheitel der Decke ward ihm der Glaube neu, daß eine ewige Harmonie, ein fester Wille alle Erscheinungen, alle Wege und Wünsche des Daseins in seiner Hand habe. Aber nicht in starrer Geschlossenheit, die keine Vervollständigung mehr zuläßt, erstand dies gewaltige Bild, sondern aus allen Theilen quoll in den buntesten Formen ein stetes Wachsen und Werden, ein kraftvolles Streben nach Größe und Einheit empor, und gab dem ganzen ungeheuren Organismus das unverkennbare Gepräge starken inneren Lebens. So gingen in dem Gotteshaus gothischen Stils Erregung und Beruhigung, constructive Nothwendigkeit und phantastisches Ausweiten der Form wundersam Hand in Hand. Längenausdehnung und Höhendimension verbanden sich zu einer Gesammtwirkung, die Verstand und Phantasie in gleicher Weise gefangen nahm. Wenn die kühle Berechnung der unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit dieses Gebildes ihre Bewunderung nicht versagen konnte, so verlor sich die gläubige Naivität mit ehrfurchtsvollem Entzücken in den Tiefen des unermeßlichen Raumes.

Den gläubigen Christen mahnte die geduldige Unterordnung aller constructiven Glieder unter die Herrschaft der hochstrebenden Wölbung an das System des Gottesreiches selbst mit seiner allumfassenden, jedes Einzelwesen in dem einen Geiste sich unterwerfenden und wieder emporhebenden Wundermacht. Gern mochte der geistige Arbeiter des Mittelalters, der an die scharfsinnige und analytisch-consequente Thätigkeit der scholastischen Deduction gewöhnt war, mit kundigem Auge verfolgen, wie sich die gothische Kathedrale auf complicirtem, aber für den Wissenden doch leicht übersehbarem Grundriß, dem scharfgegliederten Bau der scholastischen Doctrin gleich, erhob. Und dem von mystischen Lehren Beeinflußten wieder, der mit einer Art Pantheismus, einem stillen Unendlichkeitssehnen in der Systemlosigkeit das Princip seiner Ideenrichtung suchen mußte, bot die im Dunkel verschwimmende Tiefe des Raumes, der durch die mannigfaltigste Verschiebung und Verkürzung der überschneidenden Linien und Flächen hervorgerufene perspectivische Eindruck des Unermeßbaren, Allumfassenden und so Unfaßbaren ein weites Feld zu selbstvergessener, verzehrender Andacht. So wuchs der mittelalterliche Mensch mit dem Kunstwerk zusammen, das die Sprache seines Inneren so wunderbar verstand, so wuchs der Bau seiner Hände selbst unmittelbar aus dem heraus, was die ureigene Entwickelung einer Religion, einer Epoche zum Ausdruck brachte.

So lange die Entwickelung der geistigen Zustände in den Bahnen fortschritt, die in den gekennzeichneten Bewegungen eingeschlagen waren, konnte auch das künstlerische System sich consequent in gleichmäßigem, jener Entwickelung parallelem Fortschritt weiterbilden. Es trat aber ein Zeitpunkt ein, wo die Keime, die in dem gothischen System vorhanden waren, emporschossen, und der alte Stamm so ganz von ihnen umschlossen wurde, bis er selbst, verjüngt, wieder neues Leben bekam.

Das wichtigste Moment in dem Wesen der Gothik, in ihrer strengsten Durchbildung liegt darin, daß sie in der Ausbildung der Höhe bis zu einem Punkte, wo diese Dimension als optisch unermeßbar ästhetisch zu einem irrationalen Factor wird — obwohl sie natürlich in der That fest begrenzt ist — durch die Anweisung auf die Unendlichkeit, die Berührung mit dem Unabsehbaren gleichsam ihren Werken den Charakter des Erhabenen, Ueberwältigenden giebt, wie ihn kein anderer Stil in dem Maße erreicht hat. Das Operiren mit der Höhendimension beherrscht ja überhaupt das ganze formale und tektonische System der Gothik. Der Spitzbogen selbst, ihr Lebenselement, ist nur der Versuch, zwei Senkrechte zu vereinigen, die von ihrem Verticalcharakter nur ebenso viel aufgeben, als es ihrer Aufgabe nach als Umschließung einer Fläche nach den Seiten und nach der Höhe hin erforderlich ist. Im Rundbogen entstand eine Einheit der so zusammengefügten Glieder, wenn kein trennendes Horizontalelement den Zusammenstoß der Verticallinien mit der Kreishälfte markirte. Zwar selbst kein wahrer Vertreter der Horizontalen, konnte er doch im Zusammenhang der ganzen Figur als ein solcher gelten, indem er ohne Absatz die beiden Verticalen miteinander verband. Der Spitzbogen dagegen enthält immer eine Zweiheit, eine Compromißbildung mit deutlichem Verticalcharakter. So erweist er sich auch, wenn er in dreidimensionaler Verwendung, als Spitzbogengewölbe, auftritt. Hier wachsen die Wände in die Höhe, aber sie dienen nur als Bestimmungsformen der Horizontaldimensionen, die Verticalaxe bleibt scheinbar unbegrenzt. Noch einen Schritt weiter

*) Aus der in Paul Neff's Verlag in Stuttgart erscheinenden Monographie: „Spätgothik und Renaissance, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur“.

in dieser Auffassung, und wir gelangen zu der Theorie: die Gothik hat eine Dimension gleichsam aus ihrem Compositionsschema herausgeworfen, indem sie ihr das Maaß der menschlichen Beherrschung entzog und es den Bestimmungsmomenten der Breite und Tiefe allein überließ, im Verlauf ihres eigenen Wachsthums der Schwesterdimension dieses Maaß zuzuertheilen. In diesem Zusammenhang werden die Profilirungen der Pfeiler immer straffer und schärfer, die Capitelle verschwinden, und die Rippen erscheinen nur noch als die Bestandtheile, in die bei dem natürlichen Auflösungsproceß der Pfeiler seine Verticalkraft verstreut. Schild- und Gurtbögen als zwei entgegengesetzte Constructionstheile verschwinden; die Wand, die zwischen den Begrenzungspfeilern des Raumes ausgespannt ist, gleichwie die Gewölbkappen aus secundären, nicht in dem Stilprincip mit enthaltenen, praktischen Rücksichten, fällt fast ganz der Fensteröffnung zum Opfer. In dieser herrscht im Kleinen dieselbe Tendenz wie bei dem Bau-Ganzen, nur auf die Fläche projicirt. Schon die Laibungen lösen sich, in ihrem Drang nach oben, in scharfe, selbstständig auftretende Grate und Rippen auf. Das Stabwerk folgt dem Zug des umschließenden Gewändes, schlingt sich vielleicht auf halbem Wege noch einmal zusammen, um mit erneuter Kraft emporzuschießen, und verliert sich endlich, unfähig, sein Ziel zu erreichen, in phantastischen Windungen und Figuren, die, frei von Anlehnungen an die Formen der lebendigen Natur, nur der Raumwissenschaft ihre Gestalt verdanken. Wollen die Aesthetiker der Architektur ein Bauwerk nur dann als solches gelten lassen, wenn es durch feste Dachconstruction die klare Gegenüberstellung von Kraft und Last, tragenden und getragenen Theilen aufweist, so können sie hier zuerst die Haltbarkeit dieser These erproben. Denn man kann hier, will man in dieser Betrachtungsweise consequent bleiben, nicht mehr sagen: die Pfeiler tragen das Gewölbe, — womit dann obige Forderung erfüllt wäre — sondern die Gewölbklappen schließen nur die Oeffnungen, die nothwendiger Weise zwischen den Pfeilern und den anderen Repräsentanten des aufstrebenden Dranges, den Rippen, entstehen, zwischen natürlicher Verticalfläche und abgeleiteter Horizontalebene vermittelnd, gerade so wie die Wände die Zwischenräume der den Raum nach den Seiten abgrenzenden Glieder in absoluter Verticaleinheit ausfüllen. Der constructiven Zusammensetzung nach sind natürlich die Pfeiler die Träger des Gewölbes, (die Kappen können ja nicht frei in der Luft schweben), der Geist des Stils aber weist diese aus dem System heraus, und sie können als eine praktisch begründete, also secundäre Folgeerscheinung des architektonischen Princips nicht in ein solch' ebenbürtiges Verhältniß zu den Repräsentanten dieses Princips, den Pfeilern, treten, wie es der Ausdruck „Kraft und Last" bezeichnet.

Wenn vollends die Rippen durch charakteristische Bemalung von dem Grund des Gewölbes abgesetzt wurden, wie das vielfach geschah, und zwar demselben Ton genähert wie die Pfeiler, so betonte man damit deutlich die organische Zusammengehörigkeit dieser Theile, und das einfarbige Gewölbe blieb etwas Fremdes, Hinzugefügtes. Erhielt es aber gar einen hellblauen Ton, im Gegensatz zu den dunkeln, bräunlichen Pfeilern, dann war das Princip entgiltig festgelegt: der Himmel selbst schaute in das Haus herein, das Dach war entmaterialisirt, die Wände, die Pfeiler allein blieben bestehen. So ging die farbige Ausstattung mit dem architektonischen Aufbau Hand in Hand; das fertige Bauwerk vermochte sie ebenso wenig zu missen wie den Schein der seitlich einströmenden Lichtstrahlen. Wenn die Sonne um die Pfeiler spielte, dann verflüchtigte sich immer mehr das körperliche Beruhen der Glieder zu wesenloser Bewegung, die im Drang nach oben von der Materie kaum noch beschwert zu sein schien. Dieser Charakter der Gothik spricht sich um so klarer aus, je weiter diese Entmaterialisirung gediehen ist, je mehr der äußere Ausdruck als Vertreter einer inneren Erregung über das Körperlich-Greifbare, Feste, das Plastische die Oberhand gewonnen hat.

In diesem System, das der einen Dimension des Raumes ihre Bestimmung gleichsam selbst überläßt, ruht auch schon der nothwendige Keim einer inneren Umgestaltung. Der psychologische Vorgang, der diesem ganzen Entwickelungsproceß zu Grunde liegt, läßt sich wohl am besten bezeichnen als das Bedürfniß einer Rückkehr zum Menschlich-Natürlichen im Gegensatz zu der transcendentalen Verstiegenheit; es war die Reaction des gesunden Empfindens auf die abnorm gesteigerte Sensibilität. Der Wunsch nach normaler Orientirung in der wahrnehmbaren Welt beherrschte die gesammte geistige Thätigkeit, er kam auch in dem architektonischen Schaffen immer mehr zur Geltung. Trug der Flug einer freien alles Ueberirdische erstrebenden Phantasie über die leichten Flächen der Decke hinweg, so verlangte ein klares, nüchtern erwägendes Bewußtsein die Festlegung dieser Raumgrenze um so energischer. Es konnte den auf dem Boden ruhiger Logik sich bewegenden Geist nicht befriedigen, wenn der Raum, in dem sein geheimstes Fühlen Ausdruck finden sollte, nicht sich von der Außenwelt mit scharfen Grenzen absonderte. Das Gegeneinanderneigen der Wandflächen im Spitzbogengewölbe mußte besonders dann, wenn die religiöse Stimmung nicht mehr das objective Erfassen der umgebenden Welt trübte, beunruhigend wirken. Die Empfindung der durch die fortwährende Kraftanstrengung und Spannung hervorgerufenen tektonischen Unsicherheit all' der leicht geschwungenen und gebogenen Glieder trat in dem Profanbau, wo sich die Höhe naturgemäß in absehbaren Grenzen hielt, um so stärker auf, je dichter sich das Gewölbe über dem Haupte des Bewohners zusammenschloß. Gleichwie jede Strömung der horizontalen Grundfläche auf das menschliche Körpergefühl beunruhigend wirkt, so fühlt sich auch das empfindende Subject in einer Behausung nicht wohl, die einen ruhigen Abschluß nach oben vermissen läßt. Als solcher ist das Tonnengewölbe, die Ausdehnung des Rundbogens in die Fläche, wohl erträglich, denn es ist von einem Maaße beherrscht, sein Mittelpunkt ist leicht zu finden, und es gewährt in seinem gleichmäßigen Flusse dem Blick keinen Punkt, wo er zur Trennung der Seitentheile einsetzen könnte. Es ist die vollkommenste, klarste Verbindung zweier Verticalflächen. In demselben Sinn ist auch die Kalotte, die Kuppel eine vollendete und wohlthuende Form des Raumabschlusses, letztere noch durch Analogie mit dem Himmelsgewölbe psychologisch, und in der Folge auch ethisch dem Menschen nahestehend. Das Spitzbogengewölbe ist viel persönlicher, gleichsam von einer immerwährenden, inneren Bewegung beunruhigt. Das Auge gleitet an den Wänden empor und haftet in seinem Scheitel, wo die Stein gewordene Gebärde ihre höchste Concentration findet; es kehrt aber nicht beruhigt und befriedigt wieder zum Erdboden zurück, sondern reißt sich stets nur mit einer gewissen Anstrengung los, enttäuscht über den plötzlichen Abbruch des so kühn unternommenen Fluges nach oben. Wenn gar die Decke von einem Netz durcheinanderschießender und dicht verschlungener Rippen überzogen ist, wird die Verwirrung vollständig, ein harmonisches Ausleben im Raume fast undenkbar.

Das Bewußtsein, daß in diese Formen die neue Weltanschauung sich nicht einleben könnte, trieb die Künstler dazu, das alte System zu dehnen und zu strecken, um auf irgend eine Weise auch dem veränderten Raumgefühl Luft zu machen. Dem kam die gediegene Kenntniß aller technischen Dinge zu Hülfe. Man setzte aber nicht da ein, wo allein der Bann hätte ganz gesprengt werden können, bei dem Princip der Wölbung selbst, sondern vermochte nur schrittweise der alten Art die neuen Formen abzugewinnen. Die Wände rücken weit auseinander, der Bogen der Wölbung wird flacher und energieloser, nähert sich immer mehr der horizontalen Fläche. In der Empore wagt man schon, eine reine Horizontalebene als gleichsam provisorischen oberen Abschluß der Wände ein-

zuführen, aber sie bleibt an ihrem Ursprungsort haften, und nur unsere Phantasie ergänzt sie zur vollen Fläche. Sie bedeutet einen wichtigen Fortschritt in dem Streben nach scharfer, selbstständiger Raumbedeckung. In der Unterdrückung des ziellosen Verticaltriebes verfällt man stellenweise in das andere Extrem, der Decke einen Drang nach unten zuzuweisen: die Rippen lösen sich von der Fläche los und hängen in phantastischen Verschlingungen herab. Mochte man aus technischen Gründen genöthigt sein, das flache Gewölbe in möglichst viel kleine Kappen zu zerlegen, oder mochte gar die Rippe nur noch als ein ornamentales Glied angesehen werden, das man der Decke anlegte: in beiden Fällen wurde das Stern- oder Netzgewölbe das Resultat. Seine Grundfläche setzte sich zwar noch nicht als eigener Bestandtheil von den Wänden ab, brachte aber ihren gegensätzlichen Charakter immer reiner zum Ausdruck. Mit den Formen, für die noch kein Ersatz gefunden war, ging man dem veränderten Raumideal so weit nach als es nur irgend möglich war. Die Renaissance fand für die künstlerische Idee auch die organische Form. Auf der einen Seite nahm sie das Tonnengewölbe und die Kuppel auf — Motive, die der romanische Stil enthalten hatte und über die das gothische System hinausgewachsen war —, durchdrang sie aber so intensiv mit ihrer jungen Lebenskraft, daß sie als etwas völlig Neues dem alten Schema gegenübertraten. Auf der anderen Seite aber, und das scheint mir hier für die Entwickelung der Raumidee noch wichtiger, führte sie die gerade Decke wieder in die monumentale Architektur ein. Sie konnte das leicht, denn die antiken Bauglieder, die sie sich aneignete, vor Allem der Pilaster, waren für eine derartige räumliche Ausdrucksweise geschaffen. Und hier liegt die Wurzel der Bedeutung, die sie für die Profankunst hatte: sie componirte Wohnräume, deren Umschließungsflächen nach Tiefe, Breite und Höhe sich nicht nur als ebenbürtige Theile zusammenfügten, sondern auch durch ein bestimmtes harmonisches Verhältniß, das allerdings mehr dem natürlichen künstlerischen Feinsinn als logischer Berechnung entsprang, das ästhetische Empfinden des Bewohners befriedigten. Wir können beobachten, daß sich in der Spätgothik zum Theil gleichfalls schon das Bestreben regte, durch consequente Anwendung eines Grundmaaßes eine künstlerische Einheit in den Bau zu bringen; und die Erfolge dieser Bemühungen waren durchaus nicht gering. Ein so wunderbar selbstverständliches und wirkungsvolles Gesetz wie es die Renaissance in der stetigen Proportion besaß, war allerdings nur eben in dem System der Renaissance möglich; es ist in dem Erbe der Antike, das sie antrat, der größte Schatz.

Wenn wir versuchen, die Ausprägung des neuen Geistes in künstlerischer Form, wie sie in Italien zum Durchbruch kam, der Entwickelung auf deutschem Boden gegenüberzustellen, so dürfen wir Eines vor allem nicht vergessen: in Italien war die Einheit des nationalen Geistes, des Lebens und der Begeisterung da, trotz aller politischen Spaltungen und partikularen Sonderbildungen. Der Sturmwind der neuen Zeit brauste über das ganze Land; über den Wappen von Venedig und Mailand, Florenz und Rom wehte das Banner der Nation. Und dieser nationale Zug fehlte in den deutschen Landen. Der Norden und der Süden und die vielen kleinen Territorien und Städte traten sich nicht nur politisch als Einzelgebilde gegenüber, sondern auch ihr Fühlen und Denken ging in verschiedene Bahnen. Ihr künstlerisches Schaffen lag in den Banden des großen gothischen Stils. In Italien hatte die Gothik nie in dem Volksempfinden Wurzel schlagen können: „es ist eine gährende, nirgends ganz harmonische Uebergangsepoche" (Burckhardt). Das Neue, das kommen mußte, hatte leichten Kampf. Bei uns trat ihm eine in Jahrhunderten gefestigte Tradition entgegen, die sich rühmen konnte, einst den künstlerisch höchsten Ausdruck für ein geistiges und sittliches Ideal des Volkes gefunden zu haben. Diese Ideale waren zwar immer verblaßt und was sie im Räumlichen versichtbarte, trug jetzt andere Züge, aber die positive Geltung war doch noch eine ganz andere als in Italien. Das ist das Eine: eine Renaissance aus sich selbst heraus wäre für die deutsche Baukunst etwas Ungeheures gewesen. Die Wiederentdeckung der Natur, die für den Aufschwung der Malerei und Plastik maßgebend wurde, konnte für die Kunst von keiner Bedeutung sein, die ihrem Wesen nach aus der Natur nur das Mittel nahm, dessen sie zu einem idealen Zwecke bedurfte; hier konnte die Architektur nur auf Abwege gerathen. Das heißt: insofern konnte auch hier das Vorbild der Natur als bestimmend gelten, als die Rückkehr zum menschlichen Maaßstab, wie ihn Brunellesco mit der Einführung des Säulenorganismus zur Geltung brachte, ihre Entwickelung beeinflußte, freilich mehr im plastischen als im rein architektonischen Sinne. Dies in demselben Zusammenhang, der in Italien den freien Mann aus einem aristokratischen Gemeinleben heraus, das körperliche Individuum zum Träger des Aufschwungs machte, während der normale Bürger des Nordens, der im demokratischen System aufwuchs, mehr als seelische Persönlichkeit mit starker innerlicher Durchbildung und fortwährendem Antheil des Gemüthes der neuen Zeit voranschritt.

Das Grundelement der Epoche, hier wie da, war der wiedererwachte Individualismus. Die Persönlichkeit trat in das künstlerische Schaffen ein, und wie sie den Gestaltungen der Fläche und des Körpers ihren Stempel aufdrückte, so griff sie auch mit fester Hand in die des Raumes ein. Das architektonische System der Zeit konnte sie nicht befriedigen. Ein festes Dach sollte sich über ihrem Haupte ausspannen, wenn sie sich einmal aus der freien Welt in die engen Grenzen eines architektonischen Raumes begab. So entwickelte sich der spätgothische Stil, noch immer in den ererbten Formen, aber selbstständig und, wie sein Schöpfer, persönlich. Die Decke wird flacher, nähert sich der Horizontalen, die Wände rücken auseinander, die Pfeiler werden schlank, die Fenster breit, das Ganze wird deutlich als Einheit charakterisiert. Vor Allem aber strebte das Individuum danach, sich selbst ein Haus zu schaffen, wo sein Eigendasein eine Stätte fand, wo sein künstlerisches Fühlen und sein praktisches Bedürfen befriedigt wurde. Hier besonders waren ruhige Linien, gerade Flächen nothwendig, um das Gefühl der Sicherheit und doch der Freiheit rege zu erhalten. Und da versagte die Gothik: mit ihrem System von Verticalgliedern konnte sie den Eindruck der festen Abgeschlossenheit nie erzielen und die Spitzbogenwölbung, ihr Lebenskern, war psychologisch und praktisch unmöglich. Die geschlossene Kraftanspannung, mit der die Glieder des gothischen Gewölbes emporschießen, verbot mit Entschiedenheit eine Wiederholung dieses Prozesses; das Gefühl verlangte zum Mindesten, daß die gewaltsame Bewegung im Scheitel zur Ruhe gelange. So muß der Stockwerkbau im Gewölbschema als ein Unding erscheinen, abgesehen davon, daß auch technisch, aus Gründen der Raumökonomie, das Aufsetzen einer Fläche auf den Rücken des Spitzbogengewölbes die größten Schwierigkeiten bietet. Daher ist es gekommen, daß das Spitzbogengewölbe im Großen nur da angewandt worden ist, wo nicht das Individuum in seinem alltäglichen Dasein, sondern eine abstracte Idee oder eine unpersönliche Mehrheit den Inhalt des Raumes bilden sollte: in Kirchen, Hallen und Repräsentationssälen. Da, wo es in die Wohnräume hineingezogen ist, wird der Charakter des Zimmers als Stätte des persönlichen Gebrauchs vernichtet. Denn in der Profanarchitektur, wo mehr als auf jedem anderen Gebiete die Entwickelung von innen nach außen vor sich gehen muß, konnte noch viel weniger als im Kirchenbau die äußere Erscheinung den Organismus des Innern wiederspiegeln. Und so ist auch, trotz seiner ungeheueren constructiven Vorzüge, das Spitzbogengewölbe völlig aus der weltlichen Baukunst verschwunden. Arnold von Westfalen war der Letzte, der den Versuch wagte, es diesen Zwecken dienstbar zu machen; wer einmal die Zimmer der Albrechtsburg, besonders die des zweiten Stockwerks, durchschritten hat, wird

die Unfruchtbarkeit und Unerträglichkeit dieses Systems, das hier im Einzelnen genial durchgearbeitet ist, selbst empfunden haben.

Man mußte beim Wohnbau dazu kommen, im Kampfe mit der tyrannischen Höhendominante sich in's Breite auszudehnen, im Verzicht auf plastische Geschlossenheit dem Malerischen Thür und Thor zu öffnen. Hier wurde die Renaissance eine wahrhafte Erlösung; sie erst brachte dem Individuum den persönlichen Ausdruck im Räumlichen, der ihm allein entsprach. Daß die Gothik des Privatbaus nicht auf denselben Gesetzen der Raumbildung beruhen konnte wie die des Sakral- und Monumentalbaues, ist einer der ersten Gründe für den Niedergang des ganzen Stils. Der Mensch der neuen Zeit brauchte vor Allem ein charakteristisches und zweckmäßiges Wohnhaus. Dazu fand er in der Gothik keine Mittel. Sie konnte ihm keine geben, weil sie ihrem innersten Wesen nach nur für Werke idealen Zweckes geschaffen war. Die Profanarchitektur brauchte Flächen, die Gothik gab ihr nur Linien, nur Glieder. In der Renaissance lag die natürliche Kraft, den praktischen Zwecken und dem einfachen künstlerischen Empfinden völlig entsprechende Raumgebilde zu bieten. Daher erklärt sich auch noch heute ihr großer Einfluß auf die Profanarchitektur, besonders die zum persönlichen Gebrauch bestimmten Wohnbauten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Abrechnung.

Von Wsjewolod Garschin.

(Schluß.)

Auf der Straße war es still: niemand ging mehr vorüber. Und durch diese Stille erklang aus der Ferne ein zweiter Glockenschlag; die Tonwellen drangen durch das geöffnete Fenster und schlugen an sein Ohr. Sie redeten in einer ihm fremden Zunge, aber von Hohem, Hehrem, Feierlichem. Schlag auf Schlag ertönte, und als die Glocke zum letzten Mal erklang und ihr Ton zitternd in der Ferne verhallte, da war es ihm, als ob er etwas verloren hätte.

Die Glocke that ihre Wirkung: sie erinnerte einen verirrten Menschen, daß es außer seiner eigenen engen Welt, die ihn auf das Aeußerste gequält und bis zum Selbstmorde gebracht, noch ein Anderes gebe. Unaufhaltsamen Wogen gleich stürzten die Erinnerungen auf ihn ein, in Bruchstücken, ohne Zusammenhang, und alle wie ganz neu für ihn. Vieles hatte er schon in dieser Nacht durchdacht und sich in die Erinnerung zurückgerufen, er hatte sich eingebildet, daß er sein ganzes Leben überblickt und klar und deutlich sich selbst darin gesehen habe. Jetzt erst fühlte er, daß in ihm noch eine andere Seite war, von der ihm die schüchterne Stimme seines Herzens gesprochen hatte.

„Erinnerst Du Dich Deiner als kleines Kind, als Du mit dem Vater auf dem kleinen weltvergessenen Landgute lebtest? Er war ein unglücklicher Mensch, Dein Vater, und liebte Dich über Alles in der Welt. Erinnerst Du Dich, wie ihr Beide an langen Winterabenden da saßet, er über Rechnungen, Du über Deinem Buche? Das Talglicht brannte mit rother Flamme und wurde nach und nach trübe, bis Du die Lichtscheere nahmst und die Schnuppe abschnittest. Das war Deine Arbeit, und Du erfülltest sie mit soviel Ernst, daß der Vater jedes Mal die Augen vom großen Wirthschaftsbuch erhob und Dir mit seinem altgewohnten schmerzlich freundlichem Lächeln zusah. Eure Augen begegneten sich.

‚Sieh, Papa, wieviel ich schon gelesen habe,' sagtest Du und zeigtest die durchgelesenen Seiten, indem Du sie mit den Fingern zusammen drücktest.

‚Lies, lies, lieber Junge!' antwortete der Vater zufrieden und vertiefte sich von Neuem in seine Rechnungen. Er erlaubte Dir Alles zu lesen, weil er dachte, daß in der Seele seines lieben Knaben nur das Gute haften bliebe. Und Du lasest und lasest, ohne das Gelesene mit Deinem Verstand urtheilend zu erfassen, und nahmst Alles nur auf Deine kindliche Art in Dich auf. Ja, damals war Alles so, wie es erschien. Das Rothe war auch an sich roth und nicht nur rothe Strahlen zurückwerfend. Damals gab es für die erhaltenen Eindrücke noch keine fertigen Formen, worin der Mensch alles Empfundene gießt, ohne darum zu sorgen, ob die Form auch tauglich sei und nicht etwa Risse zeige. Und wenn Du jemand liebtest, so wußtest Du, daß Du ihn liebtest; daran war kein Zweifel."

Ein hübsches, spöttisches Gesicht sah jetzt dem Sinnenden in die Augen und verschwand wieder.

„Und sie? habe ich sie auch geliebt? Es ist nicht zu leugnen, wir haben genug mit Gefühlen gespielt. Und doch habe ich damals wohl offenherzig gesprochen und gedacht . . . Was waren das für Qualen! Und als das Glück da war, erwies es sich durchaus nicht als ein Glück und hätte ich damals der Zeit befehlen können: „verweile doch, es ist so schön," so würde ich mich noch bedacht haben, ob ich befehlen solle oder nicht. Später aber und zwar bald nachher, wäre es nöthig gewesen, die Zeit zur Eile anzutreiben . . . Doch, hinweg jetzt mit diesen Gedanken! An das, was war, will ich denken, nicht aber an das, was zu fein schien."

Dessen gab es freilich nur wenig: die Kindheit allein. Und aus ihr gerade waren nur unzusammenhängende Flocken in seinem Gedächtniß zurückgeblieben, welche er gierig zu sammeln begann. Er besann sich auf das kleine Häuschen, das Schlafzimmer, wo er dem Vater gegenüber schlief. Er besann sich auf den rothen Teppich, der über Vaters Bett aufgehängt war. Jeden Abend beim Einschlafen blickte er nach diesem Teppich und fand aus seinem wunderlichen Muster immer neue Gestalten heraus: Blumen, wilde Thiere, Vögel, menschliche Gesichter. Er besann sich auf den Geruch des Strohs, womit man des Morgens heizte. Nikolaus, der Bursche, hatte schon das ganze Vorzimmer voll Stroh geschleppt und steckte ganze Arme voll davon in den Ofen. Es brannte lustig und hell und rauchte mit einem angenehmen, etwas scharfen Geruch. Er wäre damals bereit gewesen, eine ganze Stunde lang vor dem Ofen zu sitzen, doch der Vater rief ihn herbei zum Thee, worauf der Unterricht begann. Er besann sich, wie er die Decimalbrüche nicht begreifen konnte, wie der Vater sich ereiferte und sich alle Mühe gab, sie ihm zu erklären.

„Mir scheint, er selbst hatte sie damals nicht los," dachte Alexei jetzt. Darauf kam die biblische Geschichte an die Reihe. Diese liebte Klein-Alex mehr. Wunderbare, riesige, phantastische Bilder. Kain, dann die Geschichte von Joseph, die Könige, Krieger. Wie die Raben dem Propheten Elias Brod zutragen. Auch ein Bildchen war dabei: Elias mit einem großen Buch auf einem Steine, zwei Vögel aber mit etwas Rundem im Schnabel flogen zu ihm.

„Papa, sieh' mal, dem Elias tragen die Raben Brod zu, uns aber schleppt der unsere Alles fort."

Ein zahmer Rabe mit rothbemaltem Schnabel und Füßen hüpfte in der That auf der Sophalehne her und bemühte sich mit ausgestrecktem Halse, ein glänzendes Broncerähmchen von der Wand zu ziehen. In diesem Rahmen steckte das Miniaturporträt in Aquarell eines jungen Mannes mit an den Schläfen glattgekämmten Haaren, in dunkelgrüner Uniform mit Epauletten, hohem rothen Kragen und einem kleinen Kreuz im Knopfloche. Das war Papa vor fünfundzwanzig Jahren . . . Und der Rabe und das Porträt schwebten vorüber und verschwanden.

„Ferner, na, was denn gleich? Sterne, eine Höhle, eine Krippe. Ich erinnere mich, daß diese Krippe ein ganz neues Wort für mich war, obgleich mir schon früher die im Pferdestall und auf dem Viehhofe bekannt war. Diese Krippe aber erschien mir als etwas ganz Besonderes."

Das neue Testament lernte er damals nicht wie das alte aus einem dicken Buche mit Bilderchen. Der Vater selbst erzählte seinem Alex von Jesus Christus und las oft ganze Seiten aus dem Evangelium vor. „Und wer Dich schlägt auf einen Backen, dem biete auch den anderen dar. Verstehest Du, Alex?“ Und der Vater begann eine lange Erklärung, auf welche der Knabe nicht hörte. Plötzlich unterbrach er seinen Lehrer.

„Erinnerst Du Dich, Papa, als Onkel Demetrius Iwanitsch kam? Siehst Du, damals war es gerade so: er schlug seinen Thomas in's Gesicht, der aber blieb stehen, und Onkel Demetrius Iwanitsch schlug ihn auf die andere Seite; Thomas blieb immer noch stehen. Er that mir leid, und ich fing an zu weinen.“

Und Alexei seufzte jetzt. „Ja, damals fing ich an zu weinen,“ sagte er, stand vom Lehnstuhl auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. „Damals fing ich an zu weinen!“ Bei dem Gedanken an die Thränen des sechsjährigen Knaben, an jene Zeit, da er darüber weinen konnte, daß man in seiner Gegenwart einen schutzlosen Diener schlug, wurde ihm weh um's Herz.

Immer noch drang die kalte Luft durch das Fenster und ergoß sich wie eine Dampfwolke in's Zimmer, wo es bereits kalt wurde. Die auf dem Schreibtische stehende große Lampe brannte hell, erleuchtete aber nur die Oberfläche des Tisches und einen Theil der Decke oben, wo sie einen zitternden runden Lichtfleck bildete; alles Uebrige im Zimmer lag im Halbdunkel. Darin war ein Bücherschrank, ein großes Sopha, noch einige andere Möbel, ein Spiegel an der Wand mit dem Gegenbilde des hellen Schreibtisches und seine aus einer Ecke in die andere, acht Schritt vor und acht Schritt zurück, sich unruhig hin- und her bewegende eigene Gestalt, die jedes Mal auch im Spiegel vorüber strich. Bisweilen blieb er am Fenster stehen; der kalte Nebel ergoß sich ihm über das erhitzte Haupt, den entblößten Hals und die Brust. Er zitterte und wurde doch nicht abgekühlt. Er fuhr fort, seinen bruchstückartigen, unzusammenhängenden Erinnerungen nachzusinnen, rief sich hundert kleine Umstände in's Gedächtniß zurück, verwirrte sich darin und konnte nicht fassen, daß in ihnen gerade allgemein Gültiges enthalten war. Nur das Eine wußte er, daß er bis zum zwölften Jahre, wo ihn der Vater in's Gymnasium geschickt, ein ganz anderes, inneres und auch besseres Leben gelebt hatte.

„Was ist's wohl, was Dich so zu dem halbbewußten Leben der Kindheit zurückzieht? Wer war denn das Gute in jenen Jahren? Ein einzelnes Kind und ein einzelner erwachsener Mann, ein „schlichter“ Mensch, wie Du ihn bei seinem Tode nanntest. Du hattest Recht, er war ein schlichter Mensch. Rasch und leicht brach ihn das Leben, nachdem es alles Gute in ihm, das er sich in seiner Jugend angeeignet, vernichtet hatte; doch auch nichts Schlechtes hatte es in ihn hineingetragen. Kraftlos verbrachte er sein Leben hin, in ohnmächtiger Liebe, die er fast ganz Dir zuwandte . . . .“

Alexei Petrowitsch dachte an seinen Vater und fühlte zum ersten Male nach vielen Jahren, daß er ihn in all' seiner Schlichtheit geliebt habe. Gern hätte er sich jetzt, wenn auch nur auf eine Minute, in seine Kindheit zurückversetzt, auf das Land, in das kleine Häuschen, und sich an jenen vergessenen Menschen angeschmiegt, einfach, nach Kinderart angeschmiegt. Die Lust an jener reinen, einfachen Liebe, welche nur Kinder und höchstens ganz reine unentweihte Naturen unter den Erwachsenen kennen, war ihm wieder gekommen.

„Ist es denn unmöglich, dieses Glück zurückzurufen und sich bewußt zu werden, daß man die Wahrheit denkt und spricht? Wieviel Jahre ist es her, daß ich dieses Glück nicht empfunden habe! Man spricht eifrig, scheinbar aufrichtig, im Herzen aber sitzt immer ein bohrender Wurm. Dieser Wurm ist der Gedanke: lieber Freund, lügst Du aber auch nicht? Denkst Du wirklich das, was Du sagst?“

In Alexei Petrowitsch's Kopfe bildete sich noch eine anscheinend ganz unsinnige Phrase: Denkst Du auch wirklich das, was Du jetzt denkst?“

Sie war unsinnig, doch begriff er sie.

„Ja, damals dachte ich das, was ich dachte. Ich liebte meinen Vater und wußte, daß ich ihn liebte. Ach, gäbe es doch nur ein wirkliches, unverfälschtes Gefühl, das in meinem Innern nicht stürbe! Es giebt ja doch eine Welt! Die Glocke erinnerte mich an sie. Als sie ertönte, erinnerte ich mich der Kirche, der Menge, der vielen Menschen, erinnerte mich des wirklichen Lebens. Dahin muß man aus sich heraus gehen, dort gilt's zu lieben! Und so zu lieben, wie Kinder lieben. Wie Kinder . . . Das sagt Alles.“

Er trat an den Tisch, schob ein Fach heraus und begann darin zu wühlen. In der Ecke lag ein dunkelgrünes Büchlein, das er einst auf der Ausstellung wegen seiner merkwürdigen Wohlfeilheit gekauft hatte. Freudig griff er danach. Rasch begannen die Blättchen mit den zwei engen Spalten kleinsten Druckes durch seine Finger zu laufen, bekannte Worte und Sätze wurden in seinem Gedächtnisse wachgerufen. Er fing auf der ersten Seite zu lesen an, las Alles durcheinander, indem er sogar den Satz vergaß, wegen dessen er das Buch hervorgesucht hatte. Dieser war ihm längst bekannt und längst vergessen. Als er darauf stieß, war er betroffen von der Größe ihres in neun Worten ausgedrückten Inhalts:

„Wenn Ihr Euch nicht bekehrt und wie Kinder werdet . . .“

Es schien ihm, daß er jetzt Alles begriff.

„Weiß ich denn, was diese Worte bedeuten? Sich bekehren und wie Kinder werden! . . Das heißt, sich nicht in Allem voranzustellen; aus dem Herzen diesen widerlichen Götzen herauszureißen, diese Mißgeburt mit großem Bauche, dieses abscheuliche Ich, welches wie ein Wurm an der Seele nagt und immer neues Futter will. Woher soll ich es denn nehmen? Du hast ja Alles schon verzehrt. Alle Zeit, alle Kräfte waren Deinem Dienste geweiht. Bald habe ich Dich genährt, bald Dich angebetet; obgleich ich Dich haßte, habe ich Dich dennoch angebetet und Dir alles Gute, was mir gegeben war, zum Opfer gebracht. So weit ist es durch diese Anbetung gekommen! So weit, so weit . . .!“

Er wiederholte diese Worte, indem er noch im Zimmer auf- und abging. Doch schon wurde sein Gang kraftlos, er schwankte wie ein Betrunkener, ließ den Kopf auf seine vom Schluchzen erzitternde Brust sinken und wischte sein thränenfeuchtes Gesicht nicht ab. Seine Füße versagten den Dienst, er setzte sich, drückte sich in die Sophaecke, legte die Arme auf die Lehne und seinen heißen Kopf darauf. Dann weinte er wie ein Kind. Lange dauerte dieser Verfall der Kräfte, doch litt er schon nicht mehr an der bisherigen Qual. Die künstliche Erbitterung milderte sich; seine Thränen erleichterten ihn, er schämte sich ihrer nicht! wer immer in dieser Minute eingetreten wäre, vor Keinem würde er diese Thränen, die den Haß von ihm nahmen, zurückgehalten haben. Er fühlte jetzt, daß noch nicht Alles von den Götzen verschlungen war, dem er so viele Jahre gehuldigt, daß noch Liebe und Selbstverleugnung übrig blieb, daß es sich schon deßhalb noch zu leben lohne, um diesen Rest aufzubrauchen. Wohin, wofür, — das wußte er nicht; was soll er in dieser Minute aber auch wissen, wohin er sein schuldiges Haupt zu tragen habe. Er erinnerte sich an Elend und Leiden, wie es ihm im Leben vor Augen getreten war, wirkliches irdisches Elend, vor dem all' seine erlittenen Qualen bedeutungslos wurden, und er begriff, daß er diesem Elend nachzugehen, seinen Theil daran zu nehmen habe, um dann erst den Frieden in seiner Seele dämmern zu sehen.

„Schrecklich! so kann ich hinfort nicht mehr für eigene Gefahr und Rechnung leben; muß mich vielmehr an das allgemeine Leben binden, mich quälen und freuen, hassen und lieben, nicht um des eigenen, Alles verschlingenden, elenden Ichswegen, sondern um der allgemeinen Wahrheiten willen, die nun einmal bestehen, wie ich dagegen auch tobe, und die zum Herzen sprechen, ungeachtet aller Anstrengungen, sie zu unterdrücken. „Ja, ja!“ wiederholte er in schrecklicher Erregung: „dies Alles ist in dem grünen Buche gesagt, in Wahrheit und für alle Zeiten gesagt: Es gilt, sich zu bekehren, das eigene Ich von sich zu werfen, zu tödten! . . .“

„Welchen Nutzen aber hast Du davon, Du Thor?“ flüsterte ihm eine Stimme zu.

Die andere jedoch, vorher schüchtern und kaum hörbar, donnerte als Antwort: „Schweig! Welchen Nutzen hat er, wenn er sich selbst zerfleischt?“

Alexei Petrowitsch sprang auf die Füße und richtete sich in seiner vollen Größe auf. Klarheit war über ihn gekommen und mit dieser Klarheit auch die Begeisterung. Noch nie, weder über irdische Erfolge, noch über weibliche Liebe, hatte er solches Entzücken empfunden. Diese Begeisterung entsprang seinem Herzen, rang sich empor, strömte in einer heißen, breiten Welle aus, ergoß sich durch alle Glieder und durchwärmte und belebte auf einen Augenblick das erstarrte unglückliche Wesen. Feierlich erklangen tausend Glocken. Blendend loderte die Sonne auf, erleuchtete die ganze Welt und verschwand.

Die in der langen Nacht ausgebrannte Lampe flackerte immer trüber und erlosch endlich. Doch im Zimmer war es schon nicht mehr dunkel: der Tag war angebrochen. Sein ruhiges, graues Licht verbreitete sich allmälig im Zimmer und beleuchtete die geladene Waffe und den auf dem Tische liegenden Brief mit seinen sinnlosen Verwünschungen, — inmitten des Zimmers aber einen Todten mit friedlichem, glücklichem Ausdrucke auf dem blassen Antlitz.

Aus der Hauptstadt.

Der Parlamentarismus, wie er ist.

Jene berühmten Geheimnißvollen, die man die Einsichtigen nennt und die Gutgesinnten und auf deren Unterstützung jede Partei schon deßhalb pocht, weil von ihnen kein Dementi zu befürchten steht; also jene höchst wahrscheinlich gar nicht existirenden Herrschaften werden gewiß mit Vergnügen anerkennen, daß unter anderen Errungenschaften des Jahrhunderts auch der Parlamentarismus hinreichend reformbedürftig ist. Ja, man kann sagen, daß er sich bereits in voller Reform befindet. Es wäre auch seltsam, wenn eine so betagte Einrichtung scharfblickenden Beobachtern im Laufe der Zeit nicht allerhand kleine Mängel verrathen hätte, die dringend nach Abhülfe schreien, und wenn hervorragende, zufällig gerade portefeuille- und beschäftigungslose Politiker diesem Schrei ihr Ohr verschlossen hätten. Unser aus England importirter Parlamentarismus — Lord Castlereagh sagte, der Continent werde nie reif dafür werden — hat zudem ganz offenbar just in diesen Tagen das erste Stadium seiner Entwickelung vollendet, einer Entwickelung, die sich ungezwungen mit dem beliebten circulus vitiosus vergleichen läßt. Etwas Neues will werden, und es muß werden. Wir stehen mit unseren Parlamenten jetzt wieder da, wo der selige Jacobinerconvent unseligen Angedenkens stand, als sein Berg die Gironde terrorisirte und durch einen kühnen Handstreich die Majorität an sich riß. Wir sehen in Rom, in Brüssel, in Wien, eigentlich auch in Paris die Mehrheit von der Minderheit überwältigt oder doch wenigstens in ihrer gesetzgeberischen Arbeit lahm gelegt, sehen, wie eine Handvoll phrygischer Mützen die wimmelnden Cylinderhüte brutalisirt und den ersten Grundsatz des parlamentarischen Regimentes mit stolzem Sapieha-Rufe vernichtet. Nachdem die Völker Europas, einschließlich der serbischen und bulgarischen Nation, ein ganzes Säkulum hindurch daran geglaubt haben, daß die Mehrheit kein Unsinn sei, vielmehr die Herrschaft zu führen habe, kehren sie jetzt zu den jacobinischen Heilslehren zurück. Und wahrlich, es ist die letzte Stunde. Der Parlamentarismus ist alt und grau geworden, siech bis in die Knochen. Wie weiland König David schleppt er seine greisen Tage hin, morsch, kalt und kraftlos, zwar noch mit der Krone auf dem wackelnden Haupte, insgeheim aber ein Spott der Gassenbuben. Schlingt nicht zu rechter Zeit eine dralle Dirne, eine vollblütig verwegene Idee den warmen Arm um seinen Hals und verjüngt ihn durch ihre eigene Frische und Unmittelbarkeit, dann muß er elend verathmen. Doch Gottlob, diese revolutionäre originelle Idee ist auf dem Anmarsche. Sie rettet den Parlamentarismus, indem sie ihn scheinbar vernichtet. Sie verkehrt ihn in's Gegentheil, stülpt ihn um, wie eine Qualle sich umstülpt, und schenkt ihm dadurch fünfzig Jahre neuen Lebens.

Der Parlamentarismus hat seinen alten Credit so ziemlich eingebüßt. Nur die naiven Gemüther, die Hunnen und Barbaren aus dem vierten und fünften Stande, schwärmen noch nach Kinderart für ihn, weil sie ihn nicht begreifen. Gerade sie aber stellen auch für den Aufgeklärten die eigentliche Gefahr der parlamentarischen Regierungsform dar. Ihre Masse sichert ihnen die Mehrheit, und die Mehrheit entscheidet. So will es zum Mindesten die gäng und gäbe Doctrin. Indessen kann man es der Bourgeoisie und den für sie arbeitenden maßgebenden Kreisen nicht verdenken, daß ihnen unter diesen Umständen alle Freude an ihrem ehemaligen Lieblingskinde verloren gegangen ist. Schon anno 1848, als es das köstliche Gut der Constitution zu erringen galt, zog eine große Zahl vaterländisch und vornehm gesinnter Bürgersleute die Strohsäcke und Kellerecken den Barrikaden vor. Ihre Enkel nun gar würden unter keinen Umständen auch nur einen Dachziegel für das Danaërgeschenk des Parlamentarismus schleudern. Sie beklatschen vielmehr mit unverhohlener Genugthuung, wenn auch in Heimlichkeit, die krampfhaften Anstrengungen opfermuthiger Staatsmänner, den Scorpion zu tödten, der das politische Leben vergiftet, und nichts wünschen sie sehnlicher, als daß der Scorpion seiner Naturgeschichte Ehre mache und den Stachel gegen sich selbst kehre. Die Beispiele und Beweise dafür häufen sich. Kein Zweifel kann daran bestehen, daß dem preußischen Herrenhaus, seiner Erbweisheit ungeachtet, all' und jede Berechtigung fehlt, die Beschlüsse des Reichstages zu kritisiren, und daß es nothwendig zur Vernichtung des Parlamentarismus führen muß, wenn die gesetzgebenden Körperschaften ihre fest abgegrenzten Competenzen in dieser Weise überschreiten. Dessenungeachtet fiel es dem Reichstags-Präsidium so wenig ein, den Uebergriff in irgend welcher Form zurückzuweisen, wie es mit Ernst daran ging, die Fälschung der Ballestrem'schen Auslassungen zu verfolgen und aufzuklären. Selbst die obersten Spitzen der parlamentarischen Hierarchie wagen nur scheuen Leisetritt, weil sie den Boden unter sich schwanken fühlen und das Verderben nicht beschleunigen möchten. Ein Sturm braust über die Kammern Europas hin und zerbricht die alten Tafeln; an die Stelle der Mehrheiten, die bisher die Völkergeschicke lenkten, treten die Minderheiten, zur ausgeprägt schroffen Aristokratie schrumpft die Demokratie zusammen. Und das Wunderbare, das Tragikomische an dieser Wandlung ist, daß sie heraufgeführt wird von dem Heerbann der Tiefe. Die erregten Proletarier und ihre Vertreter, die Unterdrückten und Gequälten, sie Alle, deren nächste Zukunft schon die Majorität und damit die Herrschaft bringen muß, sie sprengen die Brücke zu ihrem Ziel in die Luft.

Ueberall das gleiche lächerlich traurige und beunruhigende Bild. Nachdem in den Novembertagen 1897 die Opposition den Wiener Reichsrath zerstört und mit Pultdeckeln, Tintenfässern und Kindertrompeten den Grafen Badeni geradezu aufgefordert hatte, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, war es der österreichischen Regierung ein Leichtes, die ohnehin schwindsüchtige Verfassung zu sistiren und den schwer verhaßten, unmöglichen Ausgleich mit Ungarn durchzuführen. Die Anwendung des § 14, wie sie Herr Thun betreibt, ist ungefähr die frechste und an sich auch dümmste Farce, auf die ein Staatsmann verfallen konnte, aber seine Widersacher drückten ihm diese Waffe in die Hand und zeigten sich dadurch nicht viel weiser als er selbst. Thun strangulirte die Wiener Charte mit dem Stricke, den einst der heuchlerische Liberalismus in der Hoffnung gedreht hatte, damit jeder Zeit unbequeme Gegner und Gegenströmungen aus dem Wege räumen zu können. Es war nicht klug von der Opposition, durch klipp und klare Gesetzwidrigkeiten dem Minister erwünschten Anlaß zu Repressalien auf demselben Gebiete zu geben.

Der Ausgleich, der Oesterreichs Interessen mit plumpen Fäusten in's Gesicht schlägt, wäre im Parlament nun und nimmer zur Annahme gelangt; jede Partei, die dem eigenen Lande dies Schandgesetz zugemuthet hätte, wäre selbst bei den Bratspieß-Phäaken aus der Liste der Lebendigen gestrichen, für alle Ewigkeit gebrandmarkt worden. Zieht man das Facit des erbitterten Feldzuges der österreichischen Opposition, so ergiebt sich, daß sie für ihren verächtlichen Feind, den Taaffeaffen und Coriandoligreis Thun gearbeitet, der parlamentarischen Idee dagegen unermeßlich Schaden gethan hat. Man mag dem übermüthig geistvollen Dr. Lecher und dem unerschrockenen Wolf noch so reichen und fröhlichen Beifall zollen — die Thatsache bleibt bestehen, daß ihre Obstruction den alten Parlamentarismus zertrümmert und zu allermeist dem revolutionären Gedanken von der Herrschaft der Minderheit Bahn gebrochen hat. Wenn die Wiener Industrie-Arbeiter jetzt auf die Straße steigen und eine Wahlreform verhindern wollen, die von den zuständigen Volksvertretungen mit erheblicher Majorität beschlossen worden ist, so wandeln sie in den Fußstapfen der November-Opposition. Daß die Tyrannis des Pöbels im natürlichen Rückschlag immer von der Ochlokratie oder dem Absolutismus abgelöst wird, wissen sie nicht, so wenig wie sie wissen, daß der um seine Emancipation ringende vierte Stand in dem Augenblick verloren und dauernder Sclaverei überantwortet ist, wo er den einzigen Weg verläßt, der ihn sicher zum Siege führt: den der pedantisch strengen Gesetzlichkeit.

Rom und Brüssel sind nur Nachäffungen des Wiener Beispiels. In beiden Städten haben sich die unleugbar in der Minderheit befindlichen Parteien dazu hinreißen lassen, aus eigener Machtvollkommenheit den Parlamentarismus abzuschaffen. Sachlich ist es gleichgiltig, welche Gründe sie bei ihrem Vorgehen leiteten, und sachlich ist es auch gleichgiltig, ob sie ein moralisches Recht auf Widerstand gegen die thatsächlich unbilligen Gesetzentwürfe der Mehrheit hatten. Es bleibt das Factum bestehen, daß die sich wider den Parlamentarismus auflehnten, die seiner am lebhaftesten bedürfen und die einst am lebhaftesten nach ihm schrien. Wer eine Revolution wagt, ohne die Macht zur siegreichen Revolution zu haben, ist ein schlechter Politiker. Er beschwört muthwillig den Gegenschlag herauf, der ihm seine mühselig erkämpften Grundrechte, seinen letzten staatsbürgerlichen Besitz rauben wird. Und er hat nicht einmal das Recht, sich über den Raub zu beklagen. Das Brennus-Wort gilt heute wie ehedem, besonders aber den Friedensbrechern gegenüber.

Wir feiern in kurzer Zeit Goethe's 150. Geburtstag, doch vom Verständniß Goethe'schen Geistes sind wir weiter entfernt als vor hundert Jahren. Quieta non movere, das Wort des weisen Sachsenwäldlers stimmt wunderbar fein zusammen mit dem unerschütterlichen Glauben an die ruhige, organische Entwickelung, die der Ewige von Weimar lehrte. Weil man den Parlamentarismus in seinem stillen Wuchse störte und Feigen vom Dornbusch erwartete, hat man ihn zertrümmert oder doch schwer discreditirt. Die Gassen-Rohheiten von Wien, Brüssel und Rom üben ihre unheilvolle Wirkung aus auch auf den Parlamentarismus der Länder, die Alles thun, das zarte Gewächs bei sich zu acclimatisiren. Nicht von unbeugsamen Königswillen und nicht von herrschsüchtigen Staatsmännern droht dem constitutionellen Gedanken Gefahr, sondern just von Denen, die nie Aufhebens genug von ihrem constitutionellen Denken machen können. Sie läuten das Zügenglöcklein des Parlamentarismus; die Minderheit hat immer Recht, jubelt es aus ihrem Reformprogramm. Eine unangenehme Ueberraschung wird ihnen aus ihrem Thun nur insofern erwachsen, als sie eines schönen Morgens bemerken werden, daß die von ihnen propagirte, vorbereitete und durchgesetzte Idee der Minderheitsherrschaft unglücklicherweise nicht ihnen, sondern ihren erbarmungslosen Feinden zu Statten kommt.

Caliban.

Notizen.

Die deutsche Handelspolitik des 19. Jahrhunderts von Prof. M. Biermer (Greifswald, L. Bamberg). In knapper und klarer Darstellung verfolgt der Verfasser den Weg der deutschen Handelspolitik. Nach dem Sturz der Fremdherrschaft entsprach die wirthschaftliche Lage des deutschen Volkes und die Zerfahrenheit auf dem Gebiete der Zollpolitik durchaus dem trostlosen Zustande des übrigen politischen Lebens; von einer deutschen Handelspolitik konnte erst dann die Rede sein, als mit der Begründung des Zollvereins die ersten Schritte zur wirthschaftlichen Einigung der Nation geschahen. Das Jahr 1862 verhalf dem Freihandel durch den Abschluß des Handelsvertrages mit Frankreich zu einem Siege, der ihm nicht gelungen wäre, wenn nicht politische Erwägungen, zumal der Gegensatz gegen das schutzzöllnerische Oesterreich, mitgewirkt hätten. Auch erinnert der Verfasser daran, daß damals der ostelbische Großgrundbesitz, der in England einen wichtigen Absatzmarkt hatte, mit leidenschaftlicher Entschiedenheit für die Beseitigung aller Zollschranken eintrat, eine Thatsache, die einer gewissen Komik nicht entbehrt, wenn man denselben adeligen Namen, die damals unter den freihändlerischen Programmen standen, heute unter den Wortführern der agrarischen Schutzzollpolitik begegnet. Auch dem harten Urtheil des Verfassers über unsere Bureaukratie pflichten wir bei, von der er bei Betrachtung des Handelsvertrags mit Frankreich 1862 und der Handelsverträge von 1891/92 mit Oesterreich-Ungarn, Belgien, der Schweiz und Italien sagt, „daß sich hier ihre bedenkliche Allwissenheit in unerfreulichstem Lichte gezeigt habe. Ohne jede Enquête, ohne Rücksprachen mit irgend einer Handelskammer, ja ohne ernstliche Fühlungnahme mit einer anderen deutschen Regierung wurden von einigen preußischen Geheimräthen Zugeständnisse gemacht, die weit über das zur Zeit gegebene Ziel hinausgingen.“ Daß es die Reichsregierung heute anders macht, erkennt der Verfasser im Hinblick auf die Bildung des „Wirthschaftlichen Ausschusses“ freudig an, und wir sind mit ihm der Meinung, daß „hierbei die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes auf ihrer Seite steht.“ Schutzzoll und Freihandel sind für Biermer, wie er selbst einleitend bemerkt, keine principiellen Fragen, sondern Mittel der staatspolitischen und volkswirthschaftlichen Therapie, die man bald in größeren, bald in kleineren Dosen verabreichen muß. Der Verfasser hegt das Vertrauen, daß die Erneuerung der Handelsverträge zum Vortheil des deutschen Wirthschaftslebens ausschlage; die Behauptung, daß dadurch der Ruin unserer ackerbautreibenden Stände herbeigeführt werde, ist ihm eine Gespensternmalerei, der er ein sehr wesentliches Zukunftsbild entgegenhält: daß eine maaßlose agrarische Schutzzollpolitik die nothwendige Anpassung der deutschen Landwirthschaft an die neuen Verhältnisse künstlich verzögern und mit einer Proletarisirung der kleinbäuerlichen Bevölkerung enden werde. Die treffliche Schrift kann warm empfohlen werden.

Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwickelung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Heco (Tokio). Nach dessen Originalaufzeichnungen übersetzt, bearbeitet und mit einer Einleitung von Ernst Oppert (Stuttgart, 1899). Die „Erinnerungen“ eines Japaners, das erste derartige auf dem deutschen Büchermarkte erscheinende Werk, sind nicht allein dadurch sehr werthvoll, daß sie uns an der Hand eines Eingeborenen in das Familien- und geistige Leben des alten Japan einführen, wie es kein Fremder zu schildern vermag, sie entwerfen auch zum ersten Mal aus authentischen Quellen Schilderungen der spannenden politischen Entwickelung des Inselreichs bis auf die Neuzeit, die bei dem großen Interesse, welche die Vorgänge im fernen Osten gerade jetzt erregen, wohl geeignet sind, ihnen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie weiteren Kreisen zu empfehlen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 31. Berlin, den 5. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Ende des ungarischen Nationalstaates. Von Willy Erhardt. — Technische Hochschule und Universität. Von Prof. A. Riedler. — Aegyptische Thontafelfunde. Von Hans Petersen. — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner und sein „Pogner". Von Georg Thiele. — Arbeitslieder. Von J. M. Erler. — **Feuilleton.** Männertreue. Von Alfred von Hedenstjerna. — Notizen. — Anzeigen.

Das Ende des ungarischen Nationalstaates.

Von Willy Erhardt.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Deutschen den Magyaren aufrichtige Sympathien entgegenbrachten, wo sie als Vorkämpfer der Volksfreiheit, des Liberalismus erschienen. „Und wenn ich einen Ungarn seh', wird mir mein deutsches Wams zu enge." Solche Gesinnung ist heute gründlich in's Gegentheil verkehrt, wenn es auch noch einige unwissende Schwätzer in deutschen Landen giebt, die in liberalen Phrasen schwelgend den Sinn für nationale Ehre und für die Wirklichkeit der Dinge verloren oder nie besessen haben. Besonders jetzt, wo die Regierung des Herrn v. Szell den um ihr Volksthum kämpfenden Deutsch-Oesterreichern in den Rücken fällt und durch Sanctionirung des Nothparagraphen 14 das absolutistische Regiment in Cisleithanien und dessen völlige Slavisirung ermöglicht. Daß sie damit selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzen, und das Slaventhum im eigenen Lande stärken und großziehen, sehen die Herren Magyaren nicht ein. Und doch kann nur die hochmüthige Selbstverblendung die Augen schließen vor der Unmöglichkeit, aus Ungarn einen magyarischen Einheitsstaat zu machen. Die Magyaren haben unter dem Banner des historischen Rechtes gegen den Absolutismus um die Centralisation des Wiener Hofes gekämpft und gesiegt, doch schon erheben die Nationalitäten dasselbe Banner gegen die Unterdrückung ihrer Sprachen. Und allezeit sind die Ideen, die aus tiefgefühlten Bedürfnissen der Völker ihre Kraft schöpfen, siegreich geblieben gegen die brutale Gewalt. Die „magyarische Staatsidee" aber, d. i. die Herrschaft der magyarischen Minderheit, beruht nur auf dem Ausschluß der Mehrheit des Landes aus dem hohen Rath der Gesetzgebung. Schon pocht das allgemeine Stimmrecht an die Pforten des ungarischen Reichstags. Man kann ihm den Einlaß verweigern — aber ohne Zugeständnisse läßt es sich nicht mehr lange aufhalten, und jede Erweiterung des Wahlrechts, jede Besserung des heutigen Wahlunrechts kommt den nichtmagyarischen Nationalitäten zu Gute. Es fällt den Magyaren ohne Zweifel schwer, dem Ideal der Magyarisirung und der Unabhängigkeit, d. h. dem Nationalstaat, zu entsagen, aber sie werden sich sehr bald doch dazu verstehen müssen.

„Die Zustände in Ungarn" — so schreibt ein slavischer Politiker — „sind trostlos. Von einer europäischen Verwaltung, von einer europäischen Justiz ist nicht zu reden. Auch die persönliche Freiheit ist gefährdet. Wenn ich nicht durch Grundbesitz festgehalten wäre, würde ich am liebsten auswandern." Die beste Illustration zu solchen Klagen bildet der scandalöse Proceß gegen die rumänischen Unterzeichner des Memorandums. Die Angeklagten durften mit Recht erklären, daß es sich nicht um ein Gericht, sondern um eine einfache Execution, um eine Gewaltthat handle. Eine magyarische Pester Zeitung sprach dabei ihr Bedauern aus, daß die ausgezeichnete Institution des Pfählens außer Gebrauch gekommen sei. „Wie gründlich könnte man sonst die walachische Frage lösen, und welch' herzerhebender Anblick wäre es, die Köpfe der berüchtigten Hetzer auf der Spitze des nationaldreifarbigen Pfahles zu sehen!" Um den Wahnwitz solcher Auslassungen zu erkennen, braucht man doch nur auf die Vertheilung der Völker und Sprachen in Ungarn einen Blick zu werfen. Die Magyaren nehmen in geschlossenen Massen die Mitte des Landes ein, die große Tiefebene zu beiden Seiten der Theiß und der Donau, dann die südöstliche Ecke Siebenbürgens, das Land der Szekler; sie besitzen in 24 ungarischen und vier siebenbürgischen Comitaten die Mehrheit. Das ist der kleinere Theil des Landes (rund 120000 Quadratkilometer), in der größeren Hälfte des Landes (160000 Quadratkilometer) stellen die Magyaren insgesammt nur ein Viertel der Bevölkerung dar, theilweise so, daß die Comitate Bruchstücke des geschlossenen magyarischen Sprachgebietes mit anderen Bevölkerungstheilen zusammenknüpfen, theilweise, besonders im Osten, als Sprachinseln. Den Nordwesten des Landes beherrschen die Slowaken, die allein in neun Comitaten die Mehrheit bilden; in ihrem Kerngebiet finden sich (1890) nur 36000 Magyaren unter 914000 Einwohnern, nicht einmal vier vom Hundert. In drei weiteren Comitaten der westlichen Grenze bilden die Deutschen und Slaven zusammen die Mehrheit. Der Nordosten Ungarns ist von Ruthenen bewohnt, mit den Slowaken, Deutschen Rumänen haben sie in sechs Comitaten die Mehrheit. Der gesammte Osten und Südosten Siebenbürgen und der Banat, abgesehen von der Sprachinsel der Szekler, hat nur vereinzelte magyarische Sprachinseln. In 18 Comitaten, auf einer Fläche von 88650 Quadratkilometern haben die Rumänen die absolute Mehrheit (2370000 = 57,55 Procent nach der letzten den Magyaren günstigen Zählung). Dieses Verhältniß erscheint noch günstiger, wenn man die vom geschlossenen magyarischen Sprachgebiet hereinragenden Stücke von drei Comitaten, weil sie nur scheinbar eine Mischung darstellen, ausscheidet. Das rumänische Sprachgebiet bildet ein zusammenhängendes

Ganzes, ein großer Vortheil gegenüber der Zersplitterung des deutschen Elementes in Ungarn. In elf Comitaten haben die Rumänen eine Majorität von 72 Procent der Bevölkerung, die Magyaren nur 16 Procent in Gestalt von einzelnen Sprachinseln; in sechs Comitaten mit 33000 Quadratkilometern und 1454000 Einwohnern stehen nur 79000 Magyaren den 959000 Rumänen gegenüber, unter dem Rest sind fast 300000 Deutsche. Man vergleiche nun damit das Verhältniß der 700000 Deutschen und 1054000 Polen in der preußischen Provinz Posen (29000 Quadratkilometer), auf deren „Germanisirung" die Magyaren so gern zu ihrer Vertheidigung Bezug nehmen!

Auch die ethnographische Lage ist den Magyaren ungünstig. Mit Ausnahme der Deutschen grenzen all' die Nationen, welche der ungarischen Krone unterthan sind, unmittelbar an ihre auswärts wohnenden Stammesbrüder. Die „Walachen" im Banat und in Siebenbürgen berühren sich mit den Rumänen im Königreich und in der Bukowina; die Serben und Serbo-Kroaten unterhalten einen unterbrochenen Verkehr mit ihren angrenzenden Brüdern jenseits der Donau und der Save, die Slovaken in Oberungarn berühren sich mit ihren mährischen Stammesbrüdern und die Ruthenen im Nordosten grenzen unmittelbar an die galizischen Ruthenen. Im Westen berührt sich sogar eine Gruppe der Deutschen Ungarns (die freilich in keinem Zusammenhang steht mit den übrigen Deutschen der Stephanskrone) mit den Deutschen in Niederösterreich und Steiermark. Und in der Mitte all' dieser Völkerschaften, die fast 70% der Gesammtbewohner Ungarns repräsentiren, lagert die magyarische Minorität als die herrschende Rasse. Sie ist bloß 6 Millionen stark, hat keine Stammesgenossen in Europa und ihre Zeugungskraft ist gering, sie vermehrt sich seit Jahrzehnten nur noch durch Magyarisirung fremder Elemente. Und darum werden in Ungarn Alle vergewaltigt, die nicht magyarischen Stammes sind, darum werden alle Nationen in dem Bereiche der Stephanskrone nur als fetter Völkerdüngen angesehen für das Gedeihen der magyarischen Rasse.

Allerdings hat die Magyarisirung Erfolge gebracht, — aber mit Recht entgegnet eine Vertheidigungsschrift aus dem rumänischen Lager, daß selbst bei einem noch rascheren Tempo des nationalen Umwandlungsprocesses es doch nur die unterwerthigen Bestandtheile seien, die als Renegaten den „staatsbildenden" magyarischen Stamm der Zahl nach vergrößern, diese Vergrößerung bedeute aber noch keineswegs eine Verstärkung. Es gilt das vor Allem von den magyarisirten Juden, deren „Patriotismus" doch allzu deutlich den Stempel der Berechnung, des Eigennutzes trägt. Man hat auch ursprünglich gar nicht an die „Assimilirung" der Juden gedacht, der innere Gegensatz der christlichen Magyaren und der Juden ist noch heute ebenso scharf geblieben, wie früher, er hat sich eher noch verschärft. Anders lautet freilich die amtliche Auffassung: „Die magyarische Nationalität", so verkündete 1896 das Jubiläumswerk des ungarischen Handelsministers, „stellte sich nie auf den engen Standpunkt der Stammesabgeschlossenheit, sondern nahm die Besseren der fremden Stämme stets mit Freuden in seine Mitte auf. Die Auslese aus den verschiedenen Volksstämmen schuf eine starke, an hervorragenden Eigenschaften reiche und allen Stürmen Trotz bietende Nation." Zu dieser „Auslese" gehören vor Allem die Juden. „Während der verflossenen fünfzig Jahre sind mehr als die Hälfte der Juden aus deutschsprechenden Ungarn Magyaren geworden und unterscheiden sich nur noch durch ihre Religion." Diese 450000 magyarisirten Juden stellen die eifrigsten Parteigänger der Magyarisirung; das jüdische Element erkauft durch das bereitwillige Eingehen auf diese fixe Idee der Magyaren einen förmlichen Freibrief für andere Dinge. Der jüdische Einfluß ist in Ungarn riesengroß emporgewachsen. Der Aufschwung des heutigen Ungarn in so mancher Hinsicht, insbesondere aber der Glanz von Pest-Ofen, ist in der Hauptsache der Rührigkeit der Juden zuzuschreiben, aber selbstverständlich ist der Gewinn davon in die Tasche jüdischer Geldmänner geflossen. Vor Allem ist auch der Grundbesitz so tief verschuldet, daß die Zinsen der Hypotheken und die Steuern über die Hälfte des Bodenertrags verzehren. Der Kern des magyarischen Stammes, der kleine und mittlere grundbesitzende Adel und die Bauernschaft des Tieflandes geräth immer mehr in Abhängigkeit von den jüdischen Capitalisten. Ein Gut um das andere geht aus dem Besitz des magyarischen Adels in die Hände der Gläubiger über; einestheils greift die Zersplitterung des Bodens, anderntheils die Auffaugung durch den Großgrundbesitz um sich. Daraus erklärt sich theilweise das Wachsthum der Städte des ungarischen Tieflandes und ebenso die Schaffung immer neuer Beamtenstellen für den verarmenden Kleinadel. Hat doch heute Ungarn zehn Mal so viel Beamte, als in der verlästerten Zeit des Absolutismus mit seiner Schreibstubenherrschaft.

Die Wortführer der Magyarisirung betrachten die Juden nicht nur als ihre besten Helfer bei der Zersetzung der anderen Nationalitäten, sie erwarten von deren Verschmelzung mit den Magyaren auch die Uebertragung der jüdischen Vorzüge der Richtigkeit und Findigkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit, auf die erhoffte Mischrasse der Judäomagyaren. Vor der Hand wird das Urtheil richtig sein, das ein juristischer Mitarbeiter der Kronstädter Zeitung im Sommer 1897 aussprach: „das Magyarenthum, das bis zum Jahre 1848 nur aus Adeligen und Hörigen bestand, hat noch keine Mittelclasse, kein Bürgerthum, wie es in anderen Ländern als Ablagerung einer geschichtlichen Culturentwickelung sich gebildet hat. Was in Ungarn heute als magyarische Mittelelasse gilt, ist ein haltloses, von Streberthum erfülltes, von semitischem Geist und Cynismus durchseuchtes Gemenge von Elementen, auf das das griechische Wort zutrifft, alles ist im Fluß begriffen." Diese Verschmelzungen zu beschleunigen, war auch ein wichtiger Gesichtspunkt bei der sog. kirchenpolitischen Reform des Jahres 1894, bei der Einführung der bürgerlichen Eheschließung. Der berühmte Baron Hirsch hat damals eine Stiftung von einer halben Million Gulden gemacht zum Zweck der „Einschmelzung der Juden in das Magyarenthum." Nur diese Ueberläuferin der Juden in's magyarische Lager hat das heute als mißlungen zu erachtende Experiment eines ungarischen Nationalstaates möglich gemacht.

Die Magyaren pflegen sich damit zu brüsten, daß die große Masse des ungarischen Deutschthums sich in die bestehenden Verhältnisse fügt, und sie sündigen darauf, daß ihre jetzige Machtstellung unter dem Schutze des Dualismus und des Bündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche steht. Nach Außen deutschfreundlich, im Innern deutschfeindlich — das ist so lange gegangen, warum sollte es denn nicht weitergehen? „Das Deutschthum im eigentlichen Ungarn," schreibt Dr. Guntram Schulheiß in München, der unermüdliche Kämpfer für das gute Recht der Deutschen in Ungarn, „das Deutschthum ist heute am wenigsten in der Lage, an diesem politischen Kampf für die Herstellung gesunder und gerechter Verhältnisse in den Vorderreihen Theil zu nehmen, seitdem die rücksichtslose Vergewaltigung des Unterrichtswesens seinen Söhnen die Möglichkeit geraubt hat, sich in ihrer Muttersprache für einen geistigen Beruf auszubilden. Die Schmach einer Fremdherrschaft lastet auf keinem Volksstamm Ungarns so drückend, wie auf dem tüchtigsten und fleißigsten, der Ungarn gegeben hat, was heute dort an Cultur vorhanden ist. Auf die Dauer kann es den Magyaren nicht gelingen, das ungarische Deutschthum in geistiger Knechtschaft zu halten, aus seinem emporstrebenden Nachwuchs sich den „Volkesdünger" zu holen, dessen sie bedürfen, um die geistige Arbeit leisten zu können, die sie durch die Gründung eines magyarischen Staates auf sich genommen haben. Auf die Dauer wird sich der Deutsche nicht gefallen lassen, zum Dank für seine Verdienste um Ungarn bei fest-

lichen Anlässen als „Hundsfott“ angejohlt zu werden. So vielfach das deutsche Nationalgefühl der ungarischen Deutschen „in der Zerstreuung“ eingeschlummert ist, so wird doch immer lauter auch an ihr Ohr der Zuruf klingen, der heute über die weite Welt hin erklingt: Gedenke, daß du ein Deutscher bist.“

Wie wir Deutsche den Magyaren gegenüber zu stehen haben, zeigen die nachstehenden Worte aus dem Brief eines in Ungarn lebenden Reichsdeutschen. „Wenn man bedenkt, daß die Herren Magyaren in den 30er Jahren, die der angeblich tausendjährige „magyarische“ Staat besteht, den geduldigen Deutschen von ihren früheren 1200 Schulen über 600 genommen d. h. magyarisirt haben, wenn man beobachtet, mit welcher Rücksichtslosigkeit im Widerspruch mit dem sogen. Nationalitätengesetz, nach dem alle Sprachen des Landes gleichberechtigt sein sollten, in Schule und Kirche, in Verwaltung und Rechtspflege nur das Magyarische zuläßt, wenn man Tag für Tag erleben muß, wie dies Pack uns Deutsche, denen es sein bischen Cultur verdankt, behandelt und deutschen Hundsfott, deutsche Wanze u. s. w. nennt, da reißt schließlich auch der längste Geduldfaden. Der einzige Trost, daß das Vergnügen nicht mehr lange währen wird, und ich freue mich jetzt schon auf die groteskeste Komödie, die die Weltgeschichte je gesehen hat, wenn die „allein staatsbildende Nation“, wie die Magyaren sich bescheiden nennen, zu der Erkenntniß gebracht werden wird, daß sie mit ihren sechs Millionen nicht mehr sind als Andere.“ In ähnlicher Weise äußerte sich eine siebenbürgisch-sächsische Stimme anläßlich der Verhandlungen des ungarischen Abgeordnetenhauses über die Schwurgerichte: „Das erwachende Bewußtsein aller Völker Ungarns wird stark genug sein, um mit einem System aufzuräumen, das nur Unfrieden sät, das auf die Dauer mit dem Bestande der Monarchie unvereinbar ist, dies Verhängniß heraufbeschwören müßte. Hoffentlich sieht bald eine bessere Zeit, in der die Volksrechte wieder geachtet werden, mit Bedauern auf die Irrthümer der Gegenwart zurück. Möge dann dem siebenbürgisch-sächsischen Volke vergönnt sein, sich zu sagen: ich habe auch mein Theil an dem Anbruch der besseren Tage.“

„Wenn,“ schreibt der Siebenbürger Sachse Dr. Emil Neugeboren in Hermannstadt, „wenn der ungarische Reichstag ein Gesetz nach dem anderen macht, dessen Haupt- oder Nebenziel verhüllt oder unverhüllt darin besteht, der culturellen Entwickelung der Nichtmagyaren Luft und Licht zu entziehen, ihnen an hundert Orten den Pfahl des Magyarismus in's Fleisch zu treiben, wobei über ihre Proteste, soweit man sie überhaupt an die Oeffentlichkeit gelangen läßt, kaltblütig zur Tagesordnung übergegangen wird, so kann man das schwer anders nennen, als eine gewaltthätige Ausnützung des günstigen Umstandes, daß die Legislative mit verschwindenen Ausnahmen aus Magyaren besteht. Dieser Umstand selber wird zwar nicht geradezu durch Anwendung von Gewalt erreicht, obwohl die berüchtigte Stampfener Wahl (im December 1895) auch hierfür ein Beispiel giebt, aber — um von der famosen ungarischen „Wahlkreisgeometrie“ zu schweigen — die ganz ungeheuerliche Wahlbestechung und die durch die Oeffentlichkeit der Wahl möglich gemachte, einer völligen Knebelung des Volkswillens gleichkommende terroristische Beeinflussung der Wähler lassen sich doch auch nicht recht zu den „sanften Mitteln“ rechnen. Nicht erst das allgemeine Wahlrecht, für das sich zu erwärmen die Siebenbürger Sachsen nicht die mindeste Ursache haben, sondern schon geheime und reine Wahlen würden ganz andere Ergebnisse zu Gunsten der Nichtmagyaren ergeben. Ein Regierungsblatt, der „Pesti Napló,“ hat das vor einigen Jahren offenherzig zugestanden, indem es dem Grafen Apponyi zu verstehen gab, die Reinheit der Wahlen sei eine zwar ideal gedachte, aber vom Standpunkte der magyarischen Hegemonie unpraktische Forderung.

Noch illusorischer werden alle Nationalitätenrechte dort, wo in den weltlichen oder geistigen Corporationen, die sie in Anspruch nehmen können, die Nichtmagyaren nicht in überwiegender Mehrheit vorhanden sind, etwa wie die Siebenbürger Sachsen in ihrer Kirche und ihren politischen Gemeinden. Ein lehrreiches Beispiel bietet die ungarländische evangelische Kirche, der „deutsche Glaube“, der ebenfalls zur Magyarisirung mißbraucht wird. Diese evangelische Kirche vereinigt rund 450 000 Slovaken, 220 000 Deutsche und 310 000 Magyaren in sich, die Letzteren machen also etwa $^1/_3$ der Gesammtzahl aus. Trotzdem konnte schon 1882 Superintendent Szeberenyi in einem Senioratsausschreiben sich damit brüsten, daß im ganzen Kirchendistrict die Kirchenmatrikel ausschließlich in magyarischer Sprache geführt und in vielen Gemeinden jetzt magyarisch gepredigt werde, wo es früher nicht geschah; daß zahlreiche Schulen in nichtmagyarischen Gemeinden errichtet werden, und daß die Amtssprache zwischen Superintendent und den Senioraten ausschließlich die magyarische sei. Am 16. August 1882 faßte der Theißer Districtualconvent den Beschluß, daß „Diejenigen, welche Gegner der nationalmagyarischen Bestrebungen seien, amtsunfähig sein sollen“ und „ihre Kinder in der Schule an keinerlei Wohlthaten der Kirche und Lehranstalten theilnehmen können“. 1891 giebt der Bischofstellvertreter des Montandistrictes der Hoffnung Ausdruck, daß in Schemnitz bald auch im Gottesdienste das deutsche Wort verstummen werde, 1885 beschließt der Generalconvent, seine Protokolle ausschließlich in magyarischer Sprache zu führen und zu drucken. 1887 beschließt der Kirchendistrict jenseits der Donau, in seinen deutschsprachigen Volksschulen Geographie und Rechnen in magyarischer Sprache zu lehren. Seit 1895 gebraucht der District diesseits der Donau ausschließlich die magyarische Sprache in seinen Verhandlungen. Alle Proteste der Slovaken gegen diese Vergewaltigungen sind natürlich auf „panslavistische Agitationen“ zurückzuführen. Nicht minder deutlich spricht auch der Umstand, daß die (ungefähr) 120 000 Deutschen der Hauptstadt keine einzige öffentliche Schule mit deutscher Unterrichtssprache haben, wie überhaupt die Zahl der deutschen Volksschulen in 30 Jahren um die Hälfte vermindert worden ist. Der Magistrat derselben Stadt hat — das sei ganz nebenbei bemerkt — im Mai 1893 den Beschluß gefaßt, daß auf dem städtischen Friedhofe nur solche Grabsteine aufgestellt werden dürfen, die mindestens auch eine magyarische Inschrift tragen, ein Ukas, der an Rohheit seinesgleichen schwerlich finden wird! Von anderen Narrenstreichen, wie dem Verbot reichsdeutscher Blätter, der Wahl des Französischen als wissenschaftlicher Vermittelungssprache, der Magyarisirung der Familien- und Ortsnamen ꝛc., schweigen wir lieber. Wenn ein anscheinend echter Magyare sich auszeichnet, so können wir meist annehmen, daß hinter dem Barnay, Sparvady, Nemenyi, Doczi, Munkacsi ꝛc. ein deutscher Schindler, Hirsch, Neumann, Dux, Lieb sich versteckt. Und was die Ortsnamen anbelangt, so hat das Reichskursbuch unter dem Druck der öffentlichen Meinung die überall bekannten deutschen Namen bereits wieder neben die unaussprechlichen halbtürkischen der magyarischen Geheimsprache gesetzt. Es kann die Letzteren, die kein Culturmensch in Europa kennt, in Zukunft ruhig ganz weglassen.

Die Magyaren feierten lärmend das tausendste Jahr ihres europäischen Daseins und sie gaben dieser Feier den Anstrich, als ob alle Völker des Landes hinter ihnen ständen, als ob sie alle glücklich wären, Magyaren zu sein und zu heißen. Das ist eine politische Lüge. Die im Besitze der staatlichen Macht sind, die alle Kräfte des Landes für ein Werk anzuspannen in der Lage sind, sie besitzen weder die Liebe, noch das Vertrauen der 9 Millionen Andersprachigen, welche sie beherrschen, und sie sind heute so einsam in ihrem Reiche wie vor tausend Jahren. Nur staatskluge Einsicht, nur Achtung vor den bestehenden Gesetzen, nur Duldsamkeit gegen die anderen ungarländischen Völker kann die Herrschaft der Magyaren in Ungarn für die Zukunft

sichern, kann diese Herrschaft zu einem Culturfactor erheben. Denn das ist sie bis heute nicht, trotz des blendenden Schimmers, der von Ofen-Pest ausgeht. Die Magyaren sind eine politische, aber keine culturelle Macht in Europa, denn sie sind nicht befähigt, die ihnen anvertrauten Völker geistig zu befruchten, sie zu bilden, zu erziehen, und es ist den modernen Magyaren auch die Erkenntniß verloren gegangen: daß die Gerechtigkeit die höchste und männlichste aller Tugenden ist. Selbst ein begeisterter Ungar, der Pester Journalist Hugo Ganz, hat die Befürchtung ausgesprochen und begründet, daß der ungarische Nationalstaat auf die Dauer nicht wird bestehen können. „Das nächste Jahrhundert gehört der Demokratie; seine erste Forderung ist das allgemeine Wahlrecht mit geheimer Abstimmung. An dem Tage, da diese Forderung erfüllt ist, wird der ungarische Nationalstaat todt und begraben sein. Er existirt ja auch jetzt nur von Gesetzes Gnaden, nicht aus eigener nationaler Kraft. Die Magyaren sind noch immer eine Minorität in ihrem eigenen Staate und sie haben die Kraft nicht, die Majorität zu assimiliren oder auf die Dauer unter ihrer Hegemonie zu beugen. Nicht einmal die gesammte Intelligenz der Nationalitäten läßt sich in den Dienst der magyarischen Staatsidee ziehen. Die Rumänen studiren in Bukarest, die Serben in Belgrad, die Slovaken in Prag, die Siebenbürger Sachsen in Deutschland. Sie alle hassen den ungarischen Staat und den ungarischen Stamm, dessen Hegemonie sie nicht anerkennen wollen. Sie werden nie ihren Frieden mit diesem Staate machen und am Tage der Einführung des allgemeinen Stimmrechts als Gegner des ungarischen Staates in das ungarische Parlament einziehen. Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes aber ist nur eine Frage der Zeit, um so mehr, als die Mächtigen dieser Erde, die Clericalen, in ihm ein Mittel erblicken, die Herrschaft der anticlericalen magyarischen Gutsbesitzerclasse zu brechen. Schon hat die clericale Volkspartei die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes in ihr Programm aufgenommen." Die Magyaren müssen das thörichte Streben nach einer politischen Quadratur des Cirkels, nach der Magyarisirung von zehn Millionen durch sieben Millionen eben aufgeben und ein für allemal mit der eminent staatsfeindlichen und staatzerstörenden fixen Idee des Nationalstaates gründlich brechen, so schmerzhaft ihnen dies sein mag. Wenn die gegenwärtige Offensive einmal aufgegeben ist, so wird der magyarische Stamm zu einer Defensive seines wirklichen nationalen Bestandes und einer in bescheideneren Grenzen sich haltenden Hegemonie noch immer stark genug sein. Dann erst, wenn in einem föderalistischen Staate die anderen Nationalitäten, vor Allem die Sachsen und Schwaben, die ihrer Volkszahl entsprechende Vertretung und den ihnen gebührenden Einfluß gewonnen haben, dann wird auch das deutsche Reich und Volk dem Staate Ungarn wieder die alte Sympathie zuwenden. Dann wird auch der Dreibund, unter dessen Schutz die Magyaren ihre selbstmörderische Nationalitätenhetze betrieben haben, wieder erneuert und auf ein festeres Fundament gestellt werden können, so daß dem kleinen, zerklüfteten und vom Slaventhum bedrohten Ungarn eine schöne Zukunft blühen wird. Denn das mag man sich in Pest gesagt sein lassen: für einen chauvinistischen Magyarenstaat ist zwischen den nationalen Kolossen künftig ebenso wenig Platz, wie für ein deutschfeindliches Tschechien. Da beiden einst nur die Wahl bleibt zwischen russischer Satrapie oder deutschem Schutzstaat, so wird man gut thun, bei Zeiten wieder einzulenken und sich die reichsdeutschen Sympathien nicht für immer zu verscherzen.

Technische Hochschule und Universität.

Von Prof. A. Riedler.*)

In Universitätskreisen wurde öffentlich und an hervorragendster Stelle der grundsätzliche Unterschied aufgestellt, daß der Universität die wissenschaftliche Forschung gebühre, den technischen Hochschulen aber die Rolle von aufblühenden Fachschulen zufalle. Wenn diese Auffassung zutrifft, so werde ich der Erste sein, der die damit ausgesprochene Kritik unserer technischen Hochschulen dankbar anerkennt, und ich werde das Wort dafür erheben, daß wir uns aus dieser Rolle emporarbeiten; trifft sie aber nicht zu, so muß sie richtiggestellt und abgewehrt werden.

Der Begriff einer Fachschule ist nicht feststehend. Jedenfalls müßten sich ihre Kennzeichen äußerlich bemerkbar machen durch das Ueberwiegen von Fachgegenständen zum Schaden der allgemein bildenden und innerlich durch die Art des Wissenschaftsbetriebs. Zunächst die Außenseite: da bieten Vorlesungsverzeichnisse und Prüfungsgegenstände Anhaltspunkte für die Einschätzung. Danach wäre die am engsten begrenzte Fachschule die für Rechtsgelahrtheit an den Universitäten. Sie umfaßt keine allgemein bildende Disciplin, pflegt nichts von mathematischer und naturwissenschaftlicher Bildung, sondern umfaßt und verlangt nur Fachgegenstände. Aber auch die uns am nächsten stehende vielseitigere Facultät für Heilkunde ist eine Fachschule strengster Art. Selbst die Naturwissenschaften sind auf das unmittelbar Fachliche gerichtet. Unter den Lehrgegenständen fehlt z. B. die Mechanik, ohne welche volles Verständniß von Naturvorgängen, auch der physiologischen, unmöglich ist; es fehlen graphische und analytische Mathemathik, sowie jede Disciplin zur Uebung der Raumvorstellung und im zeichnerischen Ausdruck hierfür, und überall herrscht die Beschränkung auf das besondere Fach. Nicht das bloße Vorhandensein einer Vorlesung entscheidet, sondern die Thatsache, ob und wie von ihr Gebrauch gemacht wird. Deßhalb muß noch besonders erwähnt werden, daß auch die vielseitige philosophische Facultät im Wesentlichen nur eine Specialfachschule für Lehrerausbildung ist, daß das Sonderstudium dort nach Fachrichtungen vollständig getrennt ist, daß die philologische Richtung mit der naturwissenschaftlichen oder mathematischen in keinem Zusammenhange steht.

Die technischen Hochschulen können niemals solche Beschränkung auf die Fachwissenschaften anstreben; sie werden trotz der großen Schwierigkeit und Fülle der Fachwissenschaften immer eine weitgehende allgemeine Bildung zu vermitteln suchen. Noch sind unsere Wünsche in dieser Richtung nicht vollständig erfüllt, aber schon das Vorhandene hebt unsere Abtheilungen weit über den Rahmen von Fachschulen hinaus. So legen wir besonderen Werth auf die Ausbildung aller unserer Studirenden in den grundlegenden Naturwissenschaften, insbesondere in Mechanik, Statik und Dynamik, sowie in höherer Mathematik und den verschiedenen Zweigen der Geometrie, also in allgemein bildenden Disciplinen, die zu den höchststehenden Bildungsmitteln gehören, die jedoch im Universitätsbereiche mit Ausnahme der Specialfächer für die Lehrerausbildung gar keine Rolle spielen, die somit der überwiegenden Mehrheit der an den Universitäten Gebildeten völlig fremd bleiben. Wir verlangen von allen Studirenden gründlichste Uebung im zeichnerischen Ausdruck für die Raumvorstellung und Beherrschung nicht nur der analytischen sondern auch der graphischen Methoden, die für den gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb unentbehrlich sind und wahr-

---

*) Der Verfasser, dessen auch im Reichstag erörterte Reformbestrebungen auf dem Gebiete des technischen Hochschulunterrichts an dieser Stelle wiederholt gewürdigt wurden, stellt uns den Wortlaut seiner jüngst zum Antritt des Rectorats der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin gehaltenen Rede zur Verfügung. Wir entnehmen daraus die allgemein interessanten Ausführungen über die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer technischen Hochschulen. D. Red.

scheinlich für das medicinische Studium ebenso große Bedeutung haben wie für uns. In der Abtheilung für Maschinen-Ingenieurwesen an der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin z. B. sind im ersten Studienjahre 78% der Vorlesungen allgemein wissenschaftlicher Natur, im zweiten Studienjahre noch 50% und erst im dritten Jahre überwiegen die Fachvorlesungen mit 75%. In dieser Abtheilung pflegen wir insbesondere Physik, Mechanik, Wärmemechanik und Elektromechanik, in größter Vertiefung, außerdem Volkswirthschaftslehre, Volkswirthschaftspolitik, Finanzwissenschaft, Hygiene und moderne Sprachen, und wir bedauern lebhaft, daß unsere Kräfte und Mittel in dieser Hinsicht so knapp bemessen sind, daß wir nicht ausgiebiger von den allgemeinen Bildungsmitteln Gebrauch machen können.

Die äußeren Kennzeichen einer bloßen Fachschule sind daher auf unserer Seite nicht vorhanden. Untersuchen wir nun den Wissenschaftsbetrieb.

In Universitätskreisen ist das Vorurtheil weit verbreitet, wir fänden die Ergebnisse der Wissenschaft fertig vor und brauchten sie nur mühelos für eine mehr oder weniger selbstverständliche Anwendung zurechtzurichten. Allerdings finden wir viel wissenschaftliches Rüstzeug fertig vor, aber die allgemeine wissenschaftliche Erkenntniß versagt bei der ersten Berührung mit der vielgestaltigen Wirklichkeit, so daß wir ungeheuere Lücken ausfüllen müssen, indem wir selbst wissenschaftliche Forschung treiben. Die überlieferte Einsicht genügt nicht, weil wir auch in verwickelten Fällen wissenschaftlich durchdringen müssen, wo uns keine Abstractionen gestattet sind, sondern wo wir die Bedingungen so verwickelt hinnehmen müssen, wie sie gestellt sind. Deßhalb müssen wir unsere Studirenden planmäßig zu wissenschaftlicher Forschung anleiten, denn nur auf dem Forschungswege sind Leistungen in unsern Fachwissenschaften möglich. Große Gebiete der Naturerkenntniß haben auf diesem Forschungswege durch unsere Fachgenossen neuen Inhalt und neue Grundlagen erhalten: so die ganze Festigkeits- und Elasticitätslehre, die Hydraulik; andere Gebiete haben durch sie große wissenschaftliche Erweiterung erfahren, wie die Wärmemechanik, Elektromechanik, Statik und Dynamik. Auf unserem Boden sind wissenschaftliche Methoden ausgebildet worden, wovon u. A. wichtige Zweige der Geometrie und die graphischen Methoden Zeugniß ablegen.

Auf technischen Gebieten läßt sich nur das, was auf der Oberfläche liegt, mit den überlieferten wissenschaftlichen Hülfsmitteln ohne Weiteres ermitteln und beherrschen; das ist aber längst abgebaut. Wer bei der jetzigen Entwickelung der Technik irgend Nennenswerthes leisten will, muß in die Tiefe steigen, mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug arbeiten, die Natur wissenschaftlich befragen und ihre Antworten richtig verstehen, muß die gewonnene wissenschaftliche Einsicht richtig anwenden, das heißt: in richtige Beziehung zur vielgestaltigen Wirklichkeit bringen; dann erst ist wissenschaftliche Beherrschung erreicht, die allein zum Können und verantwortlich richtigen Schaffen befähigt. Unsere Arbeit bedarf der strengen Wissenschaftlichkeit, und sie muß immer verantwortlich geleistet werden, weil die Natur selbst sie unfehlbar richtet. Diese Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Forschungsarbeit für unsere ganze Thätigkeit hat dazu geführt, daß beispielsweise die Abtheilung für Maschinen-Ingenieurwesen eine große Erweiterung ihrer Laboratorien erfahren hat. Sie muß, um in Materialienkunde, Maschinenlehre, Wärmemechanik und Elektromechanik überhaupt wissenschaftliches Verständniß zu ermöglichen, durch Laboratoriums-Uebungen richtige Beobachtung und Schlußfolgerung und wissenschaftliche Forschung lehren. Um die Bedeutung unserer wissenschaftlichen Thätigkeit gegenüber der abstract wissenschaftlich arbeitenden Richtung zu kennzeichnen, mögen einige Thatsachen berührt werden.

Seit mehr als zwei Jahrtausenden sind die Eigenschaften des Wasserdampfes bekannt, seit zwei Jahrhunderten sind sie in der Hauptsache, seit einem Jahrhundert nach abstracter Auffassung in allen Einzelheiten wissenschaftlich festgelegt, aber erst seit einigen Jahrzehnten verstehen wir, sie in vollkommenen Dampfmaschinen richtig auszunutzen. Erreicht wurde dies durch eine gewaltige Ingenieurarbeit, welche neue wissenschaftliche Einsicht schaffen mußte und darauf fußend die vollkommene Anwendung zu Stande brachte. Aehnlich liegt es auf dem ganzen Gebiete der Umsetzung der Energie. Ein Beispiel, das auch in Universitätskreisen gewürdigt werden dürfte, ist die Nernst-Lampe. Wissenschaftlich lag Alles klar, als Nernst an die Ausführung seiner Idee ging. Da aber begannen die Schwierigkeiten, und viele Mitarbeiter standen entmuthigt von der Lösung der Aufgabe ab, bis sie endlich einer hervorragenden Mitarbeiterschaft gelang. Nernst selbst hat dies voll anerkannt und es in einem Vortrage vor Fachleuten ausgesprochen, er sei erstaunt gewesen, zu sehen, welche Geistesarbeit die Ausbildung der ursprünglichen Idee erforderte. Welche Arbeit auf solchem Wege, selbst nur bis zu einer brauchbaren Gestaltung liegt, kann nur der ermessen, der ihn wenigstens einmal selbst gegangen ist. Dieser mühevolle Weg ist bei allen unseren technischen Aufgaben die Regel. Die Ausgestaltung des wissenschaftlichen Gedankens, zunächst zur lebensfähigen, brauchbaren Form und dann zu immer größerer technischer Vollkommenheit ist unsere laufende Aufgabe, die aber nur durch wissenschaftliche Arbeit gelöst werden kann.

Es ist ferner ein Irrthum, anzunehmen, daß unserem Wissenschaftsbetriebe irgend eine der Universitätseinrichtungen, etwa die Seminare, fremd geblieben sei. Der Unterricht an den technischen Hochschulen war nie ein anderer als ein seminaristischer und kann gar kein anderer sein. Dieser seminaristische Unterricht wird bei uns in den Uebungen in einem Umfang betrieben, der der Universität unbekannt ist. Die juristische Facultät beginnt erst jetzt, vor der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches, infolge Anregung von außen her, Uebungen einzuführen. Mit der bloßen wissenschaftlichen Einsicht, mit dem Verständniß allein ist auf unseren Gebieten nichts gethan, das Können ist entscheidend. Das kann nur durch Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntniß, wie sie in unseren seminaristischen Uebungen gelehrt wird, erlangt werden. Deßhalb findet der Einpauker, trotz der bestehenden Prüfungseinrichtungen, bei uns keinen Boden. Weil wir wissenschaftliche Wege gehen, haben wir es erlebt, daß alles Unwissenschaftliche, Empirische bei uns ausgestorben ist, daß aber auch alles einseitig Doctrinäre, Alles, was sich von der Vielheit gegebener Bedingungen und den Schwierigkeiten der Wirklichkeit loslöst, auf dem absterbenden Aste sitzt, und daß auch die technisch schaffende Welt, die Praxis selbst, längst wissenschaftlich zu arbeiten gelernt hat. Dies ist unser Stolz, die Frucht und der Lohn unserer wissenschaftlichen Bemühungen. Also auch die Art des Wissenschaftsbetriebes läßt eine Minderwerthigkeit unserer Bestrebungen nicht erkennen. Nirgends ist eine Begründung der Annahme zu finden, daß die wissenschaftliche Forschung der Universität vorbehalten, uns dagegen der Fachschulcharakter eigen sei.

Es sind vielmehr vielversprechende Anfänge vorhanden, daß die Universität unsere Leistungen und unsere Eigenart zu erkennen und damit zu schätzen beginnt. Von den 2425 Studierenden der Technischen Hochschule zu Berlin, welche die Universität Berlin in ihrer amtlichen Statistik über das Winterhalbjahr 1898/99 als „Hörberechtigte" anführt, hören in Wirklichkeit nur 17 Vorlesungen an der Universität, obwohl bei uns keine Vorrechte zu holen sind. Unsere Hochschule hingegen hat auf 96 Universitätsstudierende Anziehungskraft ausgeübt. Zwei altberühmte Universitäten haben Ingenieure als Professoren berufen, haben neue, nämlich unsere Wissenschaftsbetriebe eingeführt, die, wenn richtig gepflegt, alte Ueberlieferungen auch an den Universitäten verdrängen werden. Es sind aber nur Theile unseres Wissen-

schaftsbetriebes, welche so auf die Universität umgestaltend einwirken. Große wissenschaftliche Erfolge wird die Universität mit solchen Bruchstücken technischer Bildung ohne Zusammenhang mit den übrigen technischen Wissenschaften nicht erringen können. Es ist aber bezeichnend, daß das neue Institut Physikalisch-technisches Universitäts-Institut heißt, daß Wärmetechnik und Elektrotechnik betrieben werden und neuestens auch Technologie, allerdings nur für Juristen, hinzugekommen ist. Immerhin werden selbst solche vereinsamte Einzelgebiete unseres Wissenschaftsbetriebes schon manche ehrwürdige, bisher hochgepriesene Universitätseinrichtung verdrängen und einen Bruch mit den bisher geheiligten Traditionen der Universitäten herbeiführen müssen.

Indem Nernst die Wissenschaft nicht bloß um ihrer selbst willen betrieb, sondern an die deutsche Industrie herantrat und mit ihrer Hülfe seine Idee ausgestaltete, bewies er, daß er die Wissenschaft in ihren vielfältigen Beziehungen zum Leben richtig erfaßt hat und leistete er der Wissenschaft selbst einen Dienst. Sein großer Vorgänger Weber ließ es beim ersten unvollkommenen Schritte bewenden und so ist es gekommen, daß seine Idee, um in brauchbarer Gestalt zu uns zu kommen, den Umweg über das Ausland machen mußte, das nunmehr selbst das deutsche wissenschaftliche Verdienst bestreitet. Bei der Enthüllung des Gauß-Weber-Denkmals in Göttingen ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Naturwissenschaften sich nicht mehr allein auf die reine um ihrer selbst willen betriebene Wissenschaft beschränken dürften, sondern Anwendung und Verwerthung suchen müßten. Das ist ein vollständiger Bruch mit der Ueberlieferung und das Einlenken in die vielgestaltige wissenschaftliche Thätigkeit, die unser Arbeitsfeld ist. Wir können diese Richtungsänderung nur mit Genugthuung begrüßen. Die Universitäten sind es, die große Lücken auszufüllen haben; sie werden anerkennen müssen, daß die technischen Wissenschaften der kommenden Zeit ihr Gepräge geben werden, und daß sich Wissenschaft und Forschung nicht enge, überlieferte Grenzen vorschreiben lassen.

Unser Schaffen steht mit der Gestaltung der Lebensbedingungen des Einzelnen und aller menschlichen Gemeinschaften, mit der Erhaltung des physischen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens aller Schichten des Volkbs im engsten, untrennbaren Zusammenhang. Unser Antheil an der Erhaltung und Verbesserung des physischen Lebens liegt auf dem Gebiete der Hygiene, auf dem die Technik durch Wasserleitungen und Canalisationen und gesundheitliche Verbesserung aller Wohn- und Arbeitsstätten lange vor den medicinischen Wissenschaften große Erfolge errungen, menschenwürdigere Verhältnisse in allen Ländern geschaffen hat. Ohne die großartige Mitarbeit der Technik hätte die Heilkunde ihre eigenen Erfolge auf diesem Gebiete nicht erringen können. Als Leiter der organisirten technischen Arbeit stehen wir mitten im Volke und haben auf sein geistiges Leben mehr Einfluß als etwa die Universität, indem sie durch volksthümliche Vorlesungen in's Volk zu dringen sucht. Unser größtes Arbeitsfeld ist das wirthschaftliche Leben, die Vereinigung von Wissenschaft und Leben. Den innigen Zusammenhang unserer Arbeit mit dem Schicksal der Einzelnen, der nationalen Arbeit und den höchsten Aufgaben des Staates und der Politik verkennen, heißt unsere ganze Zeit und die großen Aufgaben der Zukunft verkennen.

Aegyptische Thontafelfunde.

Von Hans Petersen.

Schon um das Jahr 1820 war es in Europa bekannt, daß in Mittelägypten, am östlichen Nilufer der Strecke Miniech-Siut, die Ruinen einer großen altägyptischen Stadt liegen. Die preußische Forschungsexpedition von 1842—1845 fand hier, etwa 80 Kilometer südlich von Minieh, ein ausgedehntes Trümmerfeld vor, das bei dem Dorfe Schech Kandil beginnt und ein landwärts von Felsen umgebenes Thal füllt, welches nach dem Fellachenweiler El-Amarna benannt ist. Aus den zahlreichen Grotten der das Thal schließenden Felswände kam Licht über die Bedeutung des Platzes. Hier lagen die Gräber der vornehmeren Bewohner, mit Inschriften und eigenthümlichen Abbildungen versehen. Da zeigte sich, daß man auf der Stätte von Chut-Aten stand, der Residenz des Königs Amenophis IV., welche dieser um 1380 v. Chr. eigens erbauen ließ und die bald nach seinem frühen Tode wieder zerstört wurde. Vor etwa zehn Jahren gruben nun einige Fellachen unweit des Trümmerfeldes nach Mergel und stießen dabei auf eine Anzahl vermorschter Holzkisten, mit Thontafeln angefüllt, die auf beiden Seiten eng bekritzelt waren. Um noch mehr solcher marktgängigen Alterthümer zu haben, zerschlugen die Finder die besonders großen Exemplare unter den Tafeln je nachdem in zwei oder vier Theile, manchmal zu schmerzlichem Schaden der nachherigen Entzifferungsarbeit. Doch sehr bald wurde die Sache ruchbar, die Regierung griff ohne Verzug ein, und so wurde fast der ganze Fund noch rechtzeitig geborgen, der Zerstreuung der einzelnen Tafeln und Bruchstücke vorgebeugt. Etwa 80 der besterhaltenen Amarnatafeln nahmen sogleich ihren Weg nach London in's Britische Museum; einige sechzig wurden dem Museum von Bulak (Kairo) überlassen; über 180 Nummern, darunter freilich auch kleine Fragmente, doch in der Mehrzahl inhaltlich wichtige Urkunden bietend, wurden für das Berliner Museum erworben. Im Privatbesitz sind nur wenige Tafeln des Fundes verblieben.

Obgleich einige Alabasterplatten mit den hieroglyphischen Namen der Könige Amenophis IV. und seines Vaters Amenophis' III. beim Amarna-Fund zu Tage gekommen waren, die offenbar als Verschlußstücke der Kisten gedient hatten, obgleich ferner einige Tafeln Vermerke in rother Tinte und hieratischer Schrift aufwiesen, erkannte man doch sofort, daß alle in babylonischer Keilschrift abgefaßt waren. Die Lesung der jeweiligen Anfangszeilen ergab, daß der Fund einen Theil des ägyptischen Staatsarchives aus den Zeiten der beiden Amenophis bildete. Mit Ausnahme einiger Tafeln, welche mythologischen Inhaltes und in Babylonien geschrieben waren, sowie zweier Verzeichnisse von Gegenständen, lagen lauter Briefe vor. Die Mehrzahl rührte von ägyptischen Beamten aus Syrien und Kanaan her, in der Regel an die Adresse ihres Königs gerichtet. Daneben fanden sich Schreiben asiatischer Könige an den ägyptischen Herrscher in größerer Menge und Länge, endlich noch einige Schriftstücke aus der Kanzlei des „Pharao" selbst, wobei aber zu bemerken ist, daß diese Bezeichnung für die ägyptischen Könige, dem Alten Testament so geläufig, hier anscheinend nirgends vorkommt. Der bekannte Orientalist Carl Niebuhr — recte Carl Krug, Redacteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — schreibt im zweiten Heft der von der Vorderasiatischen Gesellschaft herausgegebenen gemeinverständlichen Darstellungen „Der alte Orient" (Leipzig, J. C. Hinrichs): „Interessant ist die Art, in welcher die Schwierigkeiten der Keilschrift und der den allermeisten Absendern nicht völlig geläufigen semitisch-babylonischen Sprache jeweilig bewältigt wurden. Schon die gelehrten Schreiber des königlichen „Sonnenhauses" in Aegypten haben unverkennbar ihre liebe Noth damit gehabt. Vielfach kommt es auch vor, daß hinter einem babylonischen Worte noch das entsprechende kanaanäische erscheint, natürlich ebenfalls in Keilzeichen, aber mit einem Merkmal versehen, durch das diese Uebersetzung als solche angezeigt wird. Die babylonischen Königsbriefe endlich nehmen Rücksicht auf den ägyptischen Empfänger, indem sie durchgängig Lautzeichen verwenden, so daß sie leicht durchbuchstabirt werden konnten, während ein dem Vorleser ungeläufiges Begriffszeichen Stocken verursacht hätte."

Die beiden Pharaonen der Amarnazeit gehören der 18. ägyptischen Dynastie an, welche um 1560 v. Chr. das Land von einer langen Fremdherrschaft asiatischer Eindringlinge, der Schasu, befreit hatte. Bald griff das neue Herrscherhaus selbst nach Asien hinüber. König Thutmosis III. (1503—1449) eroberte im Laufe vieler und gewiß wechselvoller Kriegszüge Syrien bis zur Bucht von Iskanderun, nach der afrikanischen Seite hin dehnte er die Grenzen des Reiches bis zur Mündung des Atbara in den Nil aus, sodaß der größte Theil Nubiens ihm ebenfalls gehorchte. Unsere Thontafeln legen dafür Zeugniß ab, indem sie zweimal an die Tage des starken „Manachbiria" — so lautete der gebräuchliche Vorname von Thutmosis — mit Nachdruck erinnern. Denn seit der Thronbesteigung von Amenophis III. hörte die Kriegslust am Hofe zu Theben auf. Die beiden berühmten „Memnons"-Kolosse, ihn selbst darstellend, und zahlreiche andere Bauten sind geeignet, uns ein Bild von dem veränderten Wesen zu geben, welches mit Amenophis III. sich geltend machte. Aber sein Sohn Amenophis IV. war weit entfernt, etwa die Spuren der kriegerischen Ahnen wieder aufzunehmen. Niebuhr nennt ihn mit körperlichen Mängeln behaftet, und so begann dieser Sonnensohn eine Reform des ägyptischen Götterdienstes, die offenbar auf eine Art von Monotheismus abzielte, und zwar zu Gunsten der Sonnenscheibe, also des Symbols, unter welchem der Gott Ra zu Heliopolis am Delta verehrt wurde. Er reizte dadurch den Widerstand der mächtigen Priesterschaft des Gottes Amon in Theben und da der König seine Hofhaltung bald aus Theben verlegte und in der noch ganz unfertigen, eben erst zu erbauen befohlenen neuen Stadt bei El-Amarna schon seinen Sitz nahm, so glaubt Niebuhr an einen Mißerfolg. Desto energischer brach die officielle Welt mit der alten Religion. Der König änderte seinen Thronnamen Amenophis in „Chu-en-Aten" (d. h. Abglanz der Sonnenscheibe) um, auch seine noch unmündigen Töchter bekamen Namen, die mit Aten zusammengesetzt waren, während die Großen des Reiches und die Hofgesellschaft den etwa vorkommenden Amon aus den ihrigen streichen und dafür den des mit Aten mehr oder weniger identischen Ra einsetzen mußten. Auch die neue Residenzstadt erhielt ihren angemessenen Namen „Chut-Aten" (Sonnenhorizont) und wurde feierlich eingeweiht, lange bevor sie halbwegs fertig dastand. Die Wittwe Amenophis' III., die Königin-Mutter Teje, kam gelegentlich zum Besuch herbei und ward mit allen Ehren eingeholt, also hat sie den Anschauungen ihres Sohnes jedenfalls zeitgemäße Reverenz erwiesen. In wiefern die Lehre vom Aten einen Fortschritt dargestellt hat, ist nur aus dem Inhalt einiger Hymnen zu schließen, die an Grabwänden erhalten blieben, und dieser Inhalt ist nach Carl Niebuhr „nicht gerade verblüffend". Bei alledem erfreuen sich die asiatischen Länder unter ägyptischer Hoheit der Selbstverwaltung. Sie zeigt freilich ihre Schattenseiten in jeder Hinsicht, sodaß zahlreiche Briefe mit großer Regelmäßigkeit in die Bitte auslaufen, der König möge selbst eingreifen oder wenigstens Beamte nebst Truppen senden. Das geschieht zuweilen, aber nur selten hat eine solche Intervention, welche auch gewöhnlich mit ungenügenden Kräften unternommen wird, Beruhigung zur Folge. „Die einheimischen Fürsten, Grafen und Stadtschultheißen," schreibt Carl Niebuhr, „bekriegen einander rastlos, bilden Sonderbünde oder stehen gar in heimlichem Einverständniß mit Nachbarstaaten, das sie dann mit eiserner Stirn abzuleugnen wissen. Vielleicht lassen sich diese trostlosen Verhältnisse auf zwei specielle Hauptursachen zurückführen: die Tributfrage und die Einwanderung von Beduinenstämmen. Soviel zu sehen ist, versteht der König keinen Spaß, sobald der Tribut überfällig wird. Auch die tristigste Entschuldigung — Verlust von Ortschaften, Kriegsnoth, Fehlernte — begegnet großem Mißtrauen, dessen allgemeine Berechtigung keinem Zweifel unterliegt, das aber doch im Einzelfalle leicht zu Härten führte. Die normalen Abgaben sind fest bestimmt, ebenso die eintretenden Lieferungen für passierende königliche Truppen und die zu stellenden Mannschaften im Bedarfsfalle. Allein die Begleitgeschenke, welche nicht nur für die hohen Beamten am Hofe, sondern auch für den König selbst mit dreingehen — Sclavinnen beispielsweise — verthenern die Leistung ungemein; eine persönliche Citation nach Aegypten aber galt weniger reichen Gauherren beinahe als sicherer Ruin. Daß sie sich dann sperren würden, war so klar, daß eine derartige Aufforderung hie und da nur im Hintergrunde, mehr als Drohung auftaucht. Wenn jedoch ein Paar Gräflein in Palästina oder Syrien ihr Malter Korn ihre drei Ochsen oder zwanzig Schafe zurückhielten oder mit dem Zuschlag an Bakschisch so gespart hatten, daß dieser Tribut unterwegs dafür angegriffen wurde und aus den Buchungen verschwand — sollten deßhalb kostspielige Maßnahmen getroffen werden? Dann übertrug man einfach den getreuen Nachbarn die Execution und der kleine Krieg war fertig. Sind doch sogar die Mandate directer königlicher Sendboten bei Gelegenheit angezweifelt worden; es war also kaum zu verlangen, daß eine an Gleichstehende übertragene Vollmacht sonderliche Achtung fand. Beide Parteien empfingen Zuzug, der lachende Dritte griff im passenden Moment zu, es bildeten sich verschiedene, oft entlegene Herde der Zwietracht, und zuletzt konnten selbst die herbeigeeilten königlichen Commissare nicht sagen, ob die Execution vollzogen sei oder nicht. Denn den anfänglich für schuldig Betrachteten war im Ueberfluß Gut vernichtet oder entrissen, aber der Raub selbst durch zahllose Hände gegangen, er hatte sich verkrümelt, und der Beamte konnte fragen von Beerseba bis Dan oder noch weiter. Aus einer Beschwerde war zudem ein Dutzend geworden, bis der Oberherr mit Gewalt zu seinem Rechte kam, ohne daß Friede blieb." Die Tafeln sind voll von diesen durcheinander gewirrten Streitigkeiten, welche genauer zu verfolgen nicht immer möglich ist. Hierzu gesellen sich die Einwanderungen beduinischer Stämme. Im Norden dringen die Sutu-Nomaden, im Süden die Habiri vor und schmälern den ägyptischen Besitz. „Man sieht ein, daß diese weitere Bedrängniß ganz geeignet war, dem Fasse den Boden auszuschlagen, denn sie traf natürlich wiederum die tributpflichtigen Gemeinwesen und Dynasten. Zwar fehlt es der Regierung des Pharao nicht eigentlich an Wachsamkeit, und mit Nachrichten wird sie recht gut, sogar zu gut bedient. Dem Könige und seinen Räthen blieb aber Angesichts der ewigen Klagen und Widerklagen, der Bitten um Hülfe und der meist unglaubwürdigen Versicherungen ewiger Treue kaum ein Anderes übrig, als entweder einen militärischen Spaziergang im Großen anzuordnen oder sich skeptisch zu verhalten und nur auf den Tribut zu sehen." Das Bewußtsein der Fürsten und Beamten in Syrien-Kanaan, daß der Sonnensohn hoch und Aegypten weit sei, führte bald zu Thaten offener Mißachtung des Suzeräns. Gesandte fremder Staaten werden beim Durchzug durch Aegypten beraubt, Karawanen geplündert, Geschenke des Pharao unterschlagen. Immer aber fließen Briefe an ihn von Ergebenheitsfloskeln über.

Die Thontafeln sind aber nicht nur für die altägyptische Geschichte und Geographie werthvoll, wie Carl Niebuhr's Untersuchungen lehren, auf die wir unsere Leser nochmals verweisen. Auch culturgeschichtlich bieten sie uns viel allgemein Interessantes. Wir können nur Weniges hier kurz berühren. Charakteristisch ist z. B. die immer wiederkehrende Bitte um Gold. Die nubischen Minen waren nämlich damals ergiebig. So fehlt in den Mittheilungen des Beherrschers der Babylonier nicht die Anregung, daß er jenes gelbe Metall wünsche, und zwar bald als Gegengeschenk für werthvolle Gaben von seiner Seite, bald als Tempelspende oder Morgengabe. Ein Hauptmittel, sich mit dem Nachbar auf gutem Fuße zu erhalten, sind Verschwägerungen mit ihm, und die orientalische Polygamie erlaubte in dieser Hinsicht

alles Mögliche. Merkwürdiger Weise stellt sich aber heraus, daß die am Nil für den König beanspruchte göttliche Verehrung bereits im diplomatischen Verkehr kleine Schwierigkeiten verursucht. Natürlich fällt es dem „Sonnensohne“ nicht ein, von seinen Herren Brüdern etwas der Anbetung Aehnliches zu verlangen — das war eine für die Unterthanen reservirte Erkenntniß — aber er hat doch den größten Widerwillen gegen eine Hingabe seiner Töchter in das Ausland. Niebuhr hebt hervor, daß gerade in der 18. Dynastie der Bruder oftmals die Schwester heirathet, was später von den Ptolemäern in affectierter Form nachgeahmt wird, und zwar weil der königliche Stamm eigentlich ein göttlicher und daher für diese Welt im Grunde viel zu vornehm war. Dieser schmeichelhaften Fiction entsprechend, konnte also ein Pharao, außer mit seiner leiblichen Schwester gar keine wahrhaft ebenbürtige Verbindung schließen. Bei Nimmuria traf das allerdings nicht zu, dafür aber hat dieser Uebermensch sein eigenes göttliches Bild selbst angebetet! So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß er seine Sprößlinge wie Offenbarungen betrachtet und sich sperrt, sie wegzugeben. Der Babylonier Kadaschman-Bel scheint diese kleine Schwäche richtig zu würdigen; ohne Zweifel boten die sterblichen Götter am Nil damals allen vorderasiatischen Höfen ein reiches Thema zur spöttischen Unterhaltung. Er antwortete also auf eine Bemerkung Nimmuria's, daß nie eine Königstochter von Aegypten weggegeben worden sei, mit köstlicher Trockenheit: „Warum das? Du bist doch König und kannst nach Belieben handeln. Wenn Du sie auch giebst, wer wollte dagegen etwas sagen? Ich schrieb (übrigens schon): ‚Schicke wenigstens irgend ein schönes Weib. Wer sollte behaupten, sie sei keine Königstochter?‘ Thust Du aber auch das nicht, so bist Du eben nicht auf (unsere) Brüderschaft und Freundschaft bedacht.“ Er werde nun ebenfalls die Hand seiner Töchter weigern und die gleichen Ausflüchte benützen. Schließlich kamen aber diese Verhandlungen dennoch zum erwünschten Abschluß, und die Geschenke flossen von beiden Seiten für eine Weile wieder reichlicher.

Aus dem Lande Alaschja, das wohl an der kilikischen Küste zu suchen ist, schreibt ein König, der weder seinen eigenen Namen noch den des ägyptischen Herrschers jemals nennt, kleine Briefe, vorwiegend geschäftlichen Inhaltes. Gold reizt ihn nicht; er ist bescheiden und verlangt Silber für Kupfer, Oel, Kleiderstoffe und Gegenstände des Kunsthandwerks für Bauholz. Gerade deßhalb sind die Tafeln aus Alaschja reich an kleinen Mittheilungen über handelspolitische Dinge und Fragen des damaligen Völkerrechtes. Besonderes Interesse hat heute der Umstand gewonnen, daß in einem dieser Alaschjabriefe die erste historische Erwähnung der Pest vorkommt. „Jetzt, mein Herr Bruder, habe ich Dir 500 Talente Kupfer geschickt als Geschenk ... Daß es zu wenig ist, lasse Dein Herz nicht betrüben. Denn in meinem Lande hat „die Hand des Nergal“ (d. h. des Pestgottes) alle Beamten getödtet und Kupfer kann nicht erzeugt werden darum ... Und, mein Herr Bruder, nimm es auch nicht zu Herzen, daß Dein Gesandter drei Jahre in meinem Lande blieb. Ist doch die Hand des Nergal darin, und in meinem Hause starb mir die junge Gattin.“

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte Nimmuria noch eine Tochter Tuschratta's, die Taduchipa, geheirathet, deren langes Mitgiftverzeichniß sich zu El-Amarna ebenfalls vorfand. Auf die Nachricht, daß der greise neue Schwiegersohn diese Welt verlassen habe — auf deren Eintreffen er ja schon gefaßt war — schickt Tuschratta sofort die Gesandten Pirizzi und Bubri „zum Wehklagen“ an Napchuria. Gleich hernach tritt er mit der Forderung hervor, Napchuria möge ihm doch die „goldenen Bilder“ (Statuetten) senden, welche Nimmuria versprochen habe. Und Napchuria verliert kein Wort, sondern schickt durch den Gesandten Hamaschi — die hölzernen Modelle. So meint er als guter Sohn und kluger Mann seines Vaters Wort ohne Unkosten eingelöst zu haben. Aber Tuschratta ist nicht abzuschütteln. Er sendet Geschenke und sein letztes Schreiben (über 200 lange Zeilen) nähert sich schon einem Ultimatum. Schon droht Napchuria, allen mitanesischen Unterthanen sein Land zu verschließen, und da kein späteres Actenstück vorliegt, so sind die Beziehungen wohl gelöst worden. Ob man einen sehr zerstörten Brief aus Gebal nach Aegypten, worin der Ausmarsch des Königs von Mitani mit bewaffneter Macht gemeldet wird, hier heranziehen darf, bleibt Niebuhr zweifelhaft.

Vier Fünftel des Fundes, wenn die Zahl der Briefe allein in Betracht gezogen wird, erwiesen sich als Berichte und sonstige Mittheilungen von ägyptischen Statthaltern, Truppenbefehlshabern, Stadtobersten und anderen Beamten in Vorderasien. Gerade hier zeigt sich, welch' eine unvergleichliche Fundgrube für unsere historische und sittengeschichtliche Erkenntniß mit dem Archive von Amarna erschlossen worden ist. Regulare Kriegszüge zwischen den Statthaltern sind an der Tagesordnung. Wie wenig die kleinen Gaufürsten im Guten oder Bösen von ihrem Oberherrn erwarten, zeigen krasse Beispiele, die man bei Niebuhr nachlesen mag. In besonders lebhaftem Verkehr mit Aegypten befinden sich naturgemäß die Präfecten der Hafenstädte Kanaans. Die klügeren Herren darunter haben entdeckt, daß es den König amüsirt und befriedigt, wenn ihm gleichzeitig allerlei Schiffer- und Botenposten von nah und fern mitgetheilt werden. Am weitesten in dieser Beziehung hat es Abimilki von Tyrus gebracht, namentlich das Denunciren versteht er nebenbei wunderschön. Wir verdanken diesem Wackern ein wahres Kabinetstück der Briefsammlung: den wohlstilisirten Jubelhymnus eines Strebers vor 3300 Jahren. Uebrigens weist Niebuhr darauf hin, daß die dabei verwendeten Redeblüthen sich vielfach mit denen der hebräischen Psalmistik decken. Die Bibelkritik hat aus den Tafeln überhaupt mancherlei zu lernen. Nach der üblichen Eingangsformel seines Schreibens geht Abimilki nun folgendermaßen in's Zeug: „Mein Herr König ist der Gott Sonne, der sich alle Tage über dem Erdkreise erhebt, nach dem Willen seines wohlthätigen Vaters, des himmlischen Sonnengottes (Aten). Seine Worte spenden Leben und Wohlfahrt, allen Ländern giebt seine Macht Ruhe. Wie der (phönizische) Gott Ramman, so donnert er vom Himmel herab, und das Erdreich zittert davor. Siehe, dein Knecht schreibt, sobald er Botschaft für den König hat, die gut ist. Und die Furcht des Herrn, meines Königs, kam über das ganze Land, bis der Gesandte gute Botschaft des Königs, meines Herrn, verkündet hatte.“ So geht es noch eine Weile fort; am Schlusse aber besinnt sich der höfliche Mann auf seine Angeberwürde und fügt schnell hinzu: „Zimrida, der Präfect von Sidon, sendet übrigens alle Tage Bericht an Aziru, den Sohn des Abd-Aschera. Jedes Wort, das aus Aegypten kommt, hinterbringt er ihm. Ich aber theile es dem Könige als nützlichen Wink mit.“

Mag man die religiöse Reform des Königs Napchuria ihrem Wesen nach noch so günstig beurtheilen: sie hat das Ansehen des Nilstaates in Asien durchaus nicht fördern helfen. Die allergewaltigsten Schläge konnten auf die Dauer doch nicht verhindern, daß die Habiri nach kurzer Zeit immer wiederkamen; ihr Bedürfniß nach Wohnsitzen war eben größer als die Furcht, und außerdem war es dem Pharao gleichgiltig, ob ihm ein Habiru oder ein Kanaanäer in Palästina zinste, sobald die Eindringlinge sich zur Anerkennung seiner Rechte bequemen wollten. Napchurias besonderer Fehler lag offenbar in seiner Parteilichkeit für seine Beamten, welche Atenbekenner geworden waren, und diese scheinen das königliche Vertrauen um so rücksichtsloser ausgebeutet zu haben, je weniger sie an eine Dauer der Reformbewegung glaubten. Sogar seine Schöpfung bei El-Amarna hat Napchuria wahrscheinlich nicht mehr vollendet gesehen, denn er starb schon

1370. Die Reform folgte ihm nach, und die siegreichen Verteidiger des Amon konnten jene verhaßte Sonnenscheibenstadt wieder dem Boden gleichmachen. Sie müssen eben im Anzuge gewesen sein, als ein königlicher Archivar den glücklichen Gedanken hatte, unsere Thontafelschätze an sicherem Orte in der Erde zu bergen und so für eine späte Nachwelt zu retten.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner und sein „Pogner".

Von Georg Thiele.

Zu der Zeit seines Exils, welche Richard Wagner mit seiner ersten Gattin Minna, geb. Planer, in Zürich verlebte, lernte er dort den Kaufmann, Rentier und Kunstfreund Otto Wesendonck kennen, mit dessen Hause ihn alsbald eine innige, und bis an's Ende seiner Tage dauernde Freundschaft verband. Wesendonck, ein 1815 in Bonn geborener Rheinländer und — irren wir nicht — ein Vetter des Deutschamerikaners Hugo Wesendonck, der vor einiger Zeit seine Erinnerungen an das Frankfurter Parlament in der „Gegenwart" erzählt hat, war als mehrfacher Millionär von New-York nach der Schweiz übergesiedelt, um sich dort anzukaufen. Bei allem Freiheitsinn war er ein guter Preuße geblieben und wurde ein Verehrer Bismarck's. Seine Gattin Mathilde geb. Luckemeyer, um 14 Jahre jünger und ihm 1848 angetraut, hatte künstlerische Neigungen und dichterisches Talent. Die „Fünf Lieder für eine Frauenstimme", die Wagner componirte und herausgab, hat sie gedichtet; auch ein Drama „Gudrun" erschien von ihr. In ihrem Hause brachte man Wagner nicht nur ein ungewöhnliches Verständniß für seine Bestrebungen entgegen, sondern er fand dort vielfache Anregung, andererseits aber auch Ruhe und Sammlung zu weiterem Schaffen. Dem Wagnerfreunde waren diese Beziehungen, sowie auch die reiche materielle Förderung, die der Meister jederzeit bei dem freigebigen Deutschamerikaner gefunden, längst bekannt, und man erwartete früher oder später die Veröffentlichung interessanter Briefschätze als bleibende Zeugen dieses Freundschaftsbundes. Nun sind diese Briefe Wagner's an Otto und Mathilde Wesendonck auch wirklich im Druck erschienen, im Verlag der Allgemeinen Musikzeitung in Charlottenburg und zum Besten der Bayreuther Stipendienstiftung. Der bekannte Wagnerianer Albert Heintz hat die Herausgabe übernommen und im Ganzen mit Geschmack und Tact durchgeführt, wenn auch nicht ohne Aengstlichkeit, wie die zahlreichen Auslassungen und nur fragmentarisch mitgetheilten Briefe beweisen. Einer späteren Zeit, die keine Rücksicht auf die annoch Lebenden zu nehmen braucht, wird also die vollständige und definitive Ausgabe vorbehalten bleiben.

Die Briefe Wagner's gehen von 1852 bis 1870 und zeigen uns den um sein Ideal gegen eine ganze Welt kämpfenden Genius, seine Hoffnungen und Enttäuschungen bis zum endlichen Triumph. Für die Biographie des Meisters sind sie unschätzbar, denn wichtige Perioden werden durch sie erhellt. So die Fahrt mit Minna nach der südlichen Schweiz und die unselige Concertreise nach London 1855, die Wagner recht eigentlich auf Anrathen der Züricher Freunde und von ihnen mit Empfehlungsbriefen und — Geld versehen, unternahm. Hier äußert sich Wagner sehr bitter über die Engländer und ihr musikalisches Verständniß. Da schreibt er einmal: „Es mag wohl wahr sein, daß dem Publicum letzthin meine Musik gefallen hat; ich erfahre das auch jetzt noch bestätigt: schön! aber damit ist die Sache zu Ende. Ganz ebenso wie meine Musik, gefällt den Leuten auch das Langweiligste, und ganz ebenso wie meine Aufführungen, applaudirt man Tags darauf auch Aufführungen der niederträchtigsten Art. Somit hätte ich mich allerdings auf die Höhe der erbärmlichsten hiesigen Musikmacherei geschwungen und stünde mit den anderen hiesigen Helden auf gleicher Linie: das wäre etwas! Nun käme es aber nur darauf an, daß ich von diesem gewonnenen Standpunkte aus ganz dasselbe thäte, was die Andern thun, um Vortheil von ihrer Anerkennung zu ziehen; ja ich wüßte es besser thun können als Jene, wenn ich etwas davon haben wollte. Sehen Sie, Liebster, da kommt nun aber der Punkt, wo ich nichts tauge. Ich müßte mich endlich, unter kräftiger Anleitung und inspirirender Unterweisung auch darin fügen können, mit Lumpen ein Lump zu sein: oh, was lernt der Mensch nicht, wenn er ein Ziel, einen Zweck vor Augen hat, den er durchaus und nothwendig erreichen muß! Aber, das ist nun eben das Schlimme, daß ich mit dem besten Willen keinen Zweck auftreiben kann, den ich dadurch zu erreichen hätte. Meine Zwecke, liebster Onkel, liegen wo ganz anders und himmelweit von alle dem ab, was man hier erreichen kann! Ich dachte, Sie wüßten das. — Lassen wir das gut sein! Ich bin hier, und werde bis zum achten Concerte aushalten: — weiter erwarten Sie doch wohl nichts von mir??" Und ein andermal fährt er fort: „Liebster Freund, geben Sie es auf, mich „unabhängig" machen zu wollen; ich werde zeitlebens — namentlich im Sinne der Engländer — ein Lump bleiben, und muß somit nur wünschen, es hinge auch Niemand von mir ab; denn wer an mir hängt, kommt nicht leicht vom Flecke. Es ist nun einmal so! Vielleicht aber gebe ich bald einmal die Kunst ganz auf; dann ist Alles gut. Nur diese hält mich für Zeiten noch aber in Täuschungen fest, die für mich nur schlimme Folgen haben können. Periodenweise stimmt sie mich sehr leichtsinnig, und Sie wissen, daß Leichtsinn Niemand gut thut, am allerwenigsten Demjenigen, der ihm sich hingab. Aber gewiß — nur Weniges noch — und ich bin einmal im Stande diesen Quell aller Unvernunft meines Daseins gründlich zu verstopfen. Anlaß genug hätte ich dazu; die Schmerzen, die mir selbst meine Kunst bereitet, wiegen übermäßig die seltenen Entzückungen auf, die sie mir hervorbringt. Es braucht noch Weniges, ja, ein Einziges: und ich gebe auch dieses Spiel auf: — dann wird sich's wahrscheinlich machen, wenn auch auf andere Weise, als Manche glauben könnten. — Wäre ich allein nur Musiker, so war auch Alles ganz in der Ordnung: so bin ich aber zum Unglück noch etwas Anderes, und dies macht, daß ich so schwer in dieser Welt unterzubringen bin, so daß es an tausend Irrungen dabei nicht fehlen kann. Es ist eine liebe Noth mit mir: aber soviel ist gewiß, — zum Geldverdienen bin ich nicht in der Welt, sondern zum Schaffen, und daß ich das ungestört kann, dafür hätte nun eigentlich die Welt zu sorgen, die man bekanntlich aber nicht zwingen kann, sondern die ganz nur thut, wozu sie Lust und Laune hat, ungefähr wie ich es einzig auch nur thun möchte. So sind wir denn — die Welt und ich — zwei Starrköpfe gegeneinander, von denen natürlich der mit dem dünneren Schädel eingeschlagen werden muß, wovon ich wahrscheinlich oft meine nervösen Kopfschmerzen habe."

Zum Glück halten diese trüben Stimmungen nicht lange vor; ein Sonnenstrahl, und mit unglaublicher Schnellkraft erhebt sich der Genius wieder. Und vor Allem ist es die Freundschaft, die ihn aufrichtet, unterstützt, seinem Schaffen die Wege ebnet. Gewiß, Wagner hatte eine Welt von Feinden gegen sich, aber auch eine Schaar unvergleichlicher Freunde. Liszt, Bülow, die beiden Ritter, Tausig, Weisheimer, Draeseke und wie sie alle heißen, — was war das für eine tapfere, opferbereite Leibgarde! Aber schließlich waren es doch Musiker, die für den Meister und seine Kunst, aber auch für sich kämpften, dieweil Wagner's Sieg auch ihr eigenes Streben fördern sollte. Wie anders die selbstlosen Züricher Freunde, die aus reiner Freundschaft und Kunstbegeisterung mit vollen Händen spendeten

und keinen Lohn erwarteten. Man lese nur Wagner's Gegenvorschlag: „Sie wollen mir nun entre nous nach Kräften Musikalien-Verleger und Fürsten ersetzen? Ach Gott, wenn ich in Ihrer Lage wäre und es vermöchte, würde ich gewiß ganz dasselbe thun, denn Geben ist seliger als Nehmen; das ist so recht meine Art, der ich von dem Geben (in meiner Weise) eigentlich ganz von Kräften gekommen bin. Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten kaum, da ich sicher weiß, daß das Gefühl, ein solches Anerbieten stellen zu können, eine Wonne sein muß, die sich selbst mehr belohnt, als jede Dankesbezeugung dies vermöchte. Käme es dazu, daß Sie Ihre Absicht mit mir ganz ausführen könnten, so dürften Sie, wenn ich je in der Geschichte der Kunst eine Rolle spielen sollte, wahrlich keine geringe Stelle ebenfalls einnehmen, und diese Ihnen mit Energie und aller Rückhaltslosigkeit zu wahren, sollte mir eine wahre Herzensgenugthuung sein. Haben Sie Lust, sich mit mir so hoch zu stellen?" Da Breitkopf & Härtel die Verlagsübernahme des noch unvollendeten „Nibelungenringes" ablehnten, so sprang Wesendonck abermals in die Bresche. Hier zeigte sich Wagner als ganz guter Geschäftsmann, indem er die Bühnenrechte sich reservirte und sogar seinen Tod und die Nichtvollendung in Berechnung zog. Er schreibt darüber: „Hielten Sie mich wirklich für einen so gar schlechten Geschäftsmann, daß ich in diesen Punkten unbedachtsam verfahren könnte? Sehen Sie, so verdrießt Sie es, wenn man Sie nur als Geschäftsmann anredet, und mir thun Sie Unrecht, wenn sie Geschäftssinn mir gar nicht zutrauen. Glauben Sie mir, auch ich kann rechnen: leider habe ich aber immer nur so Verdrießliches zusammenzurechnen, daß es mir nicht hoch angerechnet werden muß, wenn ich mich einmal verrechne. Geben Sie mir so Angenehmes zu berechnen, wie das bei Ihnen denn doch ab und zu vorgekommen sein muß, so sollten Sie sich über meine Pünktlichkeit verwundern." Dann der Rückschlag: „Fast verzweifle ich aber, ob mir zu helfen sei! Mein Leben ist ein Meer von Widersprüchen, aus dem ich wohl nur mit meinem Tode aufzutauchen hoffen darf. Was thaten Sie nicht Alles schon für mich, um mir zu helfen und meiner Lage Ruhe zu geben! und immer stellt sich Alles wieder als ungenügend heraus. Besondere Bedürfnisse, eigenthümliche Rücksichten, die ich in meiner nächsten Häuslichkeit zu nehmen habe, unerwartete Störungen u. s. w. erschweren mir, nach jedem Versuche hierfür eine sichere Norm zu gewinnen für ein Auskommen." Aber der unermüdliche Mäcen übertrifft sich selbst: im Frühling 1857 kauft er ein neben seiner Villa gelegenes Landhäuschen und bietet es dem Meister als Asyl an. Man kann sich des Heimathlosen Freude denken. „Wie mit einem Zauberschlage ist plötzlich Alles um mich her anders: alles Schwanken hat ein Ende: ich weiß, wo ich nun hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo Trost und Stärkung, Erholung und Labung finden soll, und kann nun getrost allen Wechselfällen meiner künstlerischen Laufbahn, Anstrengungen und Mühen, entgegensehen; denn ich weiß, wo ich wieder Ruhe und Erfrischung finde: im wirklichsten Sinne an der Seite, im Schooße der rührendsten treuesten Freundschaft und Liebe. O Kinder! Ihr sollt dafür mit mir zufrieden sein — gewiß, das sollt Ihr! Denn für dieses Leben gehöre ich Euch, und meine Erfolge ja meine Heiterkeit und Productivität sollen mich freuen, ich will sie pflegen und lieben, um Euch damit Freude zu machen!"

Ende April 1857 bezog Wagner das Landhaus „am grünen Hügel" und wohnte mit Minna anderthalb Jahre darin. „Als diese im Spätsommer 1858 krank geworden und nach Sachsen übergesiedelt war, um in größter Stille dort zu leben und sich zu erholen, ging Richard zur Arbeit an „Tristan und Isolde" nach Venedig, später nach Luzern." So berichtet Heintz. Etwas weniger lakonisch äußert sich Frau Eliza Wille, eine andere hilfreiche Freundin des Meisters, wenn sie vom „Neid der Götter" munkelt. Eine Erklärung findet sich erst in Präger's „Wagner, wie ich ihn kannte", wo es heißt: „Ich befürchtete einen Ausbruch der Eifersucht bei Minna und verließ Zürich mit bangem Vorgefühl". Und als Präger von Paris aus Wagner warnte, erhielt er von diesem eine Depesche: „Der Teufel ist los hier, ich komme zu Dir nach Paris". Aber Wagner kam nicht, sondern schrieb bald darauf: „Gottlob! Alles ist so ziemlich wieder im Geleise, und für's Erste giebt's Ruhe — aber die Bösartigkeit der Leute!!" Die Folgen dieses häuslichen Zwistes, sagt Präger weiter, wurden später von der feindlichen Presse in nicht homöopathischen Dosen dem an Scandalsucht leidenden Theil des Publicums eingegeben und die schändlichsten Verleumdungen machten sich Platz in der öffentlichen Meinung; er führt als Gegenbeweis nur das Factum an, daß er später Herrn Wesendonck in Paris bei Wagner antraf, als der Tannhäuser dort aufgeführt wurde. Das ist Alles ganz richtig, und die Thatsache bleibt bestehen, daß Wagner und das Züricher Ehepaar freundschaftlich verbunden blieben, wenn sie auch nie wieder nachbarlich zusammenlebten.

Im Jahre 1859 machte Wesendonck dem von allen Subsistenzmitteln entblößten Meister das freundschaftliche Anerbieten eines Darlehns. Im Briefe vom 24. August 1859 lehnt Wagner dies dankend ab. Am 28. August aber meldet er den Abbruch der wieder nicht zum Ziele gelangten Verlagsverhandlungen mit Breitkopf & Härtel in Leipzig, und schlägt nun dem Freunde vor: „ein Geschäft mit ihm zu machen". Dieser solle ihm den vollständigen (noch zu vollendenden) „Ring des Nibelungen" abkaufen, wobei dem Autor nur die durch theatralische Aufführungen zu erzielenden Einnahmen — nicht die Erträgnisse des Musikalienverlages — verbleiben sollten. Dieser Vertrag kam zwischen beiden Freunden zu Stande, und Wesendonck zahlte an Wagner nach und nach die ganze vereinbarte Summe aus. Man würde jedoch irren, wenn man wähnte, daß der Freund die an Wagner gegebenen Summen als ein zurückzahlbares Darlehn betrachtete; denn er wußte, wie leicht der Meister sich der Täuschung hingab, die Schuld einst abzahlen zu können. Nur um dessen Selbstgefühl zu schonen und ihm das drückende Bewußtsein einer Schuld zu benehmen, willigte er ein, dem gemeinsamen Uebereinkommen die erwähnte Form zu geben. Und nun Wagner's erschütterndes Bekenntniß: „Alles leide ich und ertrage es endlich unter der Macht des Wunsches, einmal wieder Ruhe und Sicherheit in dieser Räuberwelt um mich zu haben, um — alles Elend vergessend — wieder einmal arbeiten zu können! Glauben Sie mir, ich habe keinen Wunsch mehr, wie diesen: ich bin in diesen Tagen wieder lebhaft zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich auch der Aufführung des „Tristan" und Allem entsagen kann, wenn ich nur weiß, daß ich ungestört weiter schaffen kann! Jetzt stemme ich mich, um wieder Luft für meinen letzten Akt des „Siegfried" zu bekommen: athme ich erst diese wieder, dann ist mir Alles gleich. Denn das sehe ich: ganz bin ich nur was ich bin, wenn ich schaffe. Die eigentliche Aufführung meiner Werke gehört einer geläuterten Zeit an, einer Zeit, wie ich sie erst durch meine Leiden vorbereiten muß! Meine verwandtesten Kunstfreunde haben eben nur Staunen für meine neuen Arbeiten; zur Hoffnung fühlt sich Jeder, der unserem öffentlichen Kunstleben näher steht, zu schwach. Ich begegne da nur Mitleid und Wehmuth! Und sie haben so recht! Nichts lehrt mich mehr, wie furchtbar ich Alles um mich her übersprungen habe, als wenn ich — von mir ab — genau und scharf auf die blicke, die zwischen mir und eben jener Welt stehen. — Laßt mich nun still vollends ausarbeiten: oh, hätte ich nichts, nichts sonst auf dieser Erde mehr zu schaffen! Ruhe! Ruhe! daß das innere Licht sanft und hell leuchten kann, das unter dem Hauche dieses nothreichen Lebens so wild flackert und — bald verlöschen muß. Laßt mich noch die Werke schaffen, die ich dort empfing, im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten (beglänzten?) Berge: es sind Wunderwerke, und nirgends hätte ich sie

empfangen können. Laßt mich sie vollenden: dann bin ich fertig und erlöst! Aber nichts, nichts verlangt sonst von mir, und freut Euch nicht, wenn mir „Erfolge“ winken: sie sind furchtbar erkauft.“

Als Wagner, gegen Ende 1861, von Wien aus die damals in Venedig sich aufhaltenden Freunde besuchte und seine traurigen Verhältnisse mit ihnen besprach, erinnerte ihn Frau Wesendonck daran, daß er ihr einst den Entwurf zu einer komischen Oper (die Meistersinger von Nürnberg) zum Geschenk gemacht habe. Beseligt durch den Gedanken, sich wieder dem ihm eigensten Schaffen hingeben zu können, rief der Meister hier aufathmend aus: „Das ist ein Gedanke! Schicken Sie mir das Manuscript sofort nach Wien!“ — Drei Wochen später war die Dichtung vollendet und alsbald auch in den Händen der Freundin. — So schuf der Meister in einer Zeit der bittersten Lebenserfahrungen dieses wunderbar heitere und gemüthvolle Drama, welches gegenwärtig alle Welt entzückt.

Um in stiller Abgeschiedenheit die Arbeit an den „Meistersingern“ weiterführen zu können und gleichzeitig in der Nähe seines Verlegers, Schott in Mainz, zu weilen, hielt sich Wagner im Jahre 1862 in Bieberich am Rheine auf. Am 21. Juli d. J. wendete er sich, nach einer niederschlagenden Conferenz mit seinem Verleger, nochmals bittend an Wesendonck: ihm in seiner äußersten Noth auszuhelfen, in welcher er auch für seine leidende Frau der Mittel bedurfte, um für ihre bevorstehende Niederlassung in Dresden Unterstützung zu schaffen. Aus Bülow's Briefen und Weisheimer's „Erinnerungen“ wissen wir, daß die Freunde, unter ihnen auch Liszt, damals daran verzweifelten, wie und ob überhaupt dem Meister materiell zu helfen sei. Sie wunderten sich aber nicht nur darüber, wie schnell Wagner, der zum Schaffen den Luxus eines Grandseigneurs brauchte, mit allen Vorschüssen und Zuschüssen fertig wurde, sondern auch über sein „Finanzgenie“, das sich immer von Neuem die ergiebigsten Geldquellen zu öffnen verstand. Jetzt haben wir die Lösung des Räthsels: der treue Wesendonck half immer wieder. Es müssen ganz colossale Summen sein, die der Freund seinem Meister im Laufe der Jahrzehnte geopfert hat. Leider hat Heintz in den Briefen fast alle rein geschäftlichen Auseinandersetzungen, alle Zahlen und Ziffern unterdrückt, — wahrscheinlich um „den Duft von innigster Seelenfreundschaft“ nicht zu materialisiren und Wesendonck nicht bloß als Geschäftsmann und Wagner's Bankier erscheinen zu lassen. Der Meister selbst schreibt ja einmal nach Zürich: „Die Großherzogin von Baden glaubte in meinem Pogner, den ich mit besonderer Wärme las, eine mir wohlthätige Lebenserfahrung zu erkennen, und forderte mich schließlich auf, auf einen vorzüglichen Repräsentanten für diese Rolle bei meinen Austheilungen zu denken. Ueber diesen Eindruck freute ich mich ganz besonders. Es ist mir wirklich, als ob ich in der Liebe, mit der ich diese Partie — jetzt auch musikalisch — behandelte, einem Freunde ein Monument gesetzt habe!“ In der That pflegte Wagner seinen großmüthigen Helfer im vertrauten Verkehr seinen „Pogner“ zu nennen, in übermüthiger Laune freilich auch seinen „Borger“. Gewiß ist, daß kein deutscher Künstler je von einem Privatmanne so fürstlich und mit so viel Seelengüte, Nachsicht, Verständniß, und Noblesse unterstützt worden ist. Aber auch für diesen Freund, wie für Bülow, Weisheimer und alle die Anderen, nahte die Stunde, wo das Genie, dem die Dankbarkeit eine Fessel ist, „Ablösung vor!“ commandirt. So wurde der bürgerliche Mäcen durch einen König abgelöst. Und die Abrechnung erfolgt. Im Sommer 1865 schreibt Wagner aus München an Wesendonck: „Wie Ihre Freundschaft, die Opfer Ihrer Fürsorge, mir dennoch keine Ruhe, keinen Frieden bringen konnten, muß ich mir zu erklären suchen: ich verstehe es, wenn ich inne werde, wie kein Verhältniß der Welt, keine Freundschaft, keine Liebe mir wahren Frieden und Ruhe bringen konnten. Ich verstehe die Vergangenheit, in welche auch Sie so nahe verschlungen waren, wenn ich aus den seltsamen Spannungen und Aufregungen der Gegenwart, in welche die schwärmerischeste, innigste Liebe eines wunderbar begabten königlichen Jünglings zu dem gereiften, ruhesehnsüchtigen Manne sich mächtig eingewoben hat, auf jene Vergangenheit zurückblicke. — Mir ist Fried' und Ruhe nicht beschieden: — das hat denn wohl einen tiefen Grund! — Aber wie glücklich, wenn ich wenigstens in der Erinnerung Frieden finden kann: lassen Sie mich im Gedanken an die Zeit, wo ich in Ihrem Schutze lebte und schuf, Ruhe erträumen! Es war eine mächtig productive Zeit; noch sind wir mit den größten Anstrengungen nicht so weit, der Welt zu geben, was damals geschaffen wurde. Die Störung, die mich vor sechs Jahren von Ihnen trieb, hätte vermieden werden sollen: sie hat mein Leben mir so entfremdet, daß Sie selbst, wie ich, mich eigentlich nicht wiedererkannten, als ich mich zuletzt einmal wieder zu Ihnen wandte. Auch dies Schmerzliche hätte mir erspart sein sollen: mir war es, als wäre es möglich gewesen, und schön, sehr schön, ja erhaben wäre es gewesen, wenn es mir erspart worden wäre, — aber das Erhabene darf man nicht fordern, — und ich hatte Unrecht. Nun hat sich viel mit mir geändert. Es ist Alles ziemlich neu um mich geworden. Doch belebte die neue Welt nur das Streben: die alte Welt neu zu beleben. Auch die „Nibelungen“ sollen nun wieder aufgenommen, beendigt und der Welt vorgeführt werden. Was Ihrer großmüthigsten und aufopferungsvollen Theilnahme nicht gelingen sollte, kann jetzt nur ein König zum Ziele führen. Ich habe Ihnen bekannt, daß mein Leben mit meinem Fortgang aus Ihrer Nähe in eine Strömung gerieth, welche Alles verschlang, was auf das Gedeihen meines Schaffens berechnet war. Auch die reichlichen Vorschüsse, die Sie mir auf die Herausgabe der Nibelungenwerke machten, verschlangen sich in einer Verwendung, welche mit diesen Werken in keiner fördernden Beziehung mehr stand. Schon vor einem Jahre mußte ich Sie bitten, jene Vorschüsse als verloren zu betrachten, da sie durch die Herausgabe der Werke selbst in keiner Weise wieder einzubringen wären. Fast muß ich jetzt froh sein, überhaupt sie nur herausgegeben zu sehen: für die „Walküre“, von der ich Ihnen heute ein Exemplar zusende, kann ich von meinem Verleger nichts gewinnen, als eine sehr geringe Abrechnung von den Vorschüssen, welche er mir auf die „Meistersinger“ machte, dem Werke, dessen Vollendung mir jetzt sehr fern liegt. Muß ich Sie jetzt darum bitten, Ihre Ansprüche auf meine Nibelungenarbeiten gänzlich aufzugeben, so will ich doch damit die Hoffnung nicht aufgeben, Ihre Vorschüsse Ihnen selbst dereinst wiedererstatten zu können. Es kann dies natürlich nur durch die Großmuth meines königlichen Freundes möglich werden. Soll ich aber an Wiedererstattung selbst solcher Freundesschulden durch ihn denken, so muß ich nothwendig die günstige Zeit hierfür mit Geduld abwarten, und abzuwarten bitten. Für den Augenblick begreifen Sie, wie vorsichtig ich darin sein muß, den jugendlichen, kaum mündigen Gönner in kein zu großes System der Ausgaben für mich zu verstricken. Bei seinem Feuer faßt er die Aufführung der Werke selbst vor Allem in das Auge; wir gründen eine besondere Schule zur Heranbildung der Darsteller, und ein besonderes Theater soll für die festlichen Vorstellungen erbaut werden. Sie haben zur Genüge wahrgenommen, wie aufregend solche Pläne nach allen Seiten hin wirken, welche Verfolgungen und Bedrohungen diese Entwürfe des jungen Königs mir bereits zugezogen. Ich weiß, daß Sie der Erste sein werden, der mir hier zur Vorsicht und Mäßigkeit räth, und — da es in Ihrer Macht ist — werden gerade Sie gewiß durch Geduld und Nachsicht gern mir darin beistehen, diese Vorsicht und Mäßigung üben zu können. Diese Werke aber, welche mir nun nie das Mindeste durch den Weg des Verkehrs mit dem Publicum mehr einbringen können, sollen und müssen nun dem Könige

von Bayern angehören. Schon „Tristan und Isolde“ werde ich nirgends anders je aufführen lassen, — jetzt wohl auch nie mehr selbst in München. Die „Nibelungen“ können nur durch den König der Nation als Festgeschenk vorgeführt werden; mit dem eigentlichen Theater, mit dem Spiel auf Gefallen und Mißfallen, Kaufen und Nichtkaufen, hat es ein Ende. Gewiß, lieber Freund, verstehen Sie mich auch gütig und mißdeuten die verständnißvolle Bitte mir nicht, wenn ich Sie herzlich ersuche, dem Vollender und Aufführer des Nibelungenwerkes auch den einzigen Besitz dessen, was daran mein Werk ist, zu gönnen. Verstehen Sie mich und seien Sie mir gütig, wenn ich Sie darum bitte, für den König von Bayern mir die Originalpartitur des „Rheingoldes“, welche Sie verwahren, freundlich und mild abzutreten. Der König soll und wird Ihre Rechte auf diese Werke erfahren: ich bin gewiß, daß er Sie nicht ohne Entschädigung läßt. Wenn wir nun diese Wiedererstattung aufsparen, so geschieht es im Vertrauen auf die Güte des alten Freundes, der durch diesen neuen Beweis seiner edlen Gesinnung zum Gedeihen des Schöpfers jener Werke selbst eben in der Weise beitragen soll, daß er Ruhe und Muße gewinnt, der Vollendung und Aufführung sich zu erhalten. Gewiß, Sie zürnen mir nicht und verstehen meine Bitte?“ Auch diesmal sollte sich Wagner nicht in der edlen Gesinnung des Freundes täuschen. Wesendonck opferte auch dieses letzte Pfand auf dem Altar der Freundschaft. Ohne Weiteres übersandte er das Gewünschte nach München und empfing dafür ein eigenhändiges Dankschreiben des Königs. Da sich Ludwig II. der Anrede: „Mein lieber Herr von Wesendonck“ bedient, so ist anzunehmen, daß eine Nobilitirung — vielleicht unter Verleihung des damit verbundenen bayrischen Maximiliansordens — beabsichtigt war. Sicher ist, daß Wesendonck niemals vom Adelsprädicat Gebrauch gemacht hat. Uebrigens muß bemerkt werden, daß sich des Königs Dank sowohl auf die Partitur des „Rheingoldes“ wie der „Walküre“ bezieht, da ihm beide gleichzeitig übersandt wurden. Der „Siegfried“ war bekanntlich damals noch unvollendet. Jene beiden Partituren sind von Wagner kalligraphisch schön, mit einer Goldfeder geschrieben, welche ihm Frau Wesendonck dazu geschenkt hatte.

Damit schließt der interessante Theil des Briefwechsels. Was Wagner in den folgenden Jahren noch an die Schweizer Freunde schrieb, waren kurze Briefe, Einladungen, Danksagungen, Dedicationen ꝛc. Im Kriegsjahre 1871 verlegte die Familie Wesendonck ihren Wohnsitz nach Dresden, später nach Berlin. Die Schweiz war ihr in Folge des „Tonhallescandals“, wo die französischen Internirten zusammen mit dem Züricher Pöbel die Siegesfeier der deutschen Colonie sprengten und auch Wesendonck's mit Steinen bewarfen, gründlich verleidet. Ob Wagner oder seine Erben die riesigen Vorschüsse zurückbezahlt, verräth der überdiscrete Herausgeber der Briefe nicht. Bei den Festspielen in Bayreuth haben die Freunde nie gefehlt. Im November 1896 starb zu Berlin Wagner's treuer „Pogner“.

Arbeitslieder.

Von J. M. Erler.

„Der Rhythmus entspringt dem organischen Wesen des Menschen. Alle natürliche Bethätigung des thierischen Körpers scheint er als das regulirende Element sparsamsten Kräfteverbrauchs zu beherrschen. Das trabende Pferd und das beladene Kameel bewegen sich ebenso rhythmisch wie der rudernde Schiffer und der hämmernde Schmied. Der Rhythmus erweckt Lustgefühle; er ist darum nicht bloß eine Erleichterung der Arbeit, sondern auch eine der Quellen des ästhetischen Gefallens und dasjenige Element der Kunst, für das allen Menschen ohne Unterschied der Gesittung eine Empfindung innewohnt. Durch ihn scheint in der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts das ökonomische Princip instinctiv zur Geltung zu kommen, welches uns befiehlt, möglichst viel Leben und Lebensgenuß mit möglichst geringer Aufopferung an Lebenskraft und Lebenslust zu erstreben.“ So schreibt der bekannte Leipziger Volkswirthschafter Prof. Karl Bücher in seinem epochemachenden Buche „Arbeit und Rhythmus“, das soeben bei B. G. Teubner in stark vermehrter zweiter Auflage erscheint. Sehr schön weist Bücher nach, wie aus dem Naturlaut der Rhythmus und aus ihm die Musik und der Tanz entsteht, ja wie die Arbeit zum Gesang, zum Liede, zum Fest wird. Wer einmal schwer arbeitende Menschen — etwa Holzhauer beim Zerkleinern von Erdstöcken — beobachtet hat, wird die Bemerkung gemacht haben, daß sie jede mit starker Kraftaufbietung verbundene Bewegung mit einem kurz hervorgestoßenen Sprachlaut begleiten. Reisende berichten uns von den indischen Bergbewohnern, daß sie ohne ihr hau, hau! nicht arbeiten zu können erklären. Diese im Augenblick der höchsten Muskelanspannung herausgepreßten Sprachlaute müssen physiologisch begründet sein, und da ihnen ähnliche Laute gerade in den urwüchsigsten unserer Arbeitsgesänge das Grundelement bilden, so liegt die Vermuthung nahe, daß diese Gesänge, bez. ihre Refrains nur als Figuration jener von der Arbeit unzertrennlichen Naturlaute anzusehen sind. Der hart arbeitende Mensch pflegt auf der Akme der einzelnen Muskelspannung eine Inspirationspause zu machen, indem er durch einen Muskelverschluß der Stimmritze die gespannte Luft in der Lunge am Entweichen hindert. Mit der Erschlaffung des arbeitenden Muskels wird dann zumeist die Glottis „durch einen Exspirationsstoß gesprengt“ und es kommt durch Schwingen der Stimmbänder zu einer sogenannten tönenden Exspiration. Diese äußert sich je nachdem als ein offener Vocal a, aoh, hoh! oder als ein dumpfer Vocal mit einem Lippenverschluß-Consonanten als Endung: uff, up! Es wäre Sache des Versuches, ob auf diesen Laut die Körperstellung — gebückt, aufrecht ꝛc. — von maßgebendem Einfluß ist. Der erste Schritt, den der primitive Mensch bei seiner Arbeit in der Richtung des Gesanges gethan, hat nach Bücher nicht darin bestanden, daß er sinnvolle Worte nach einem bestimmten Gesetze des Silbenfalls aneinander reihte, um damit Gedanken und Gefühle zu einem ihm wohlgefälligen und andern verständlichen Ausdrucke zu bringen, sondern darin, daß er jene halbthierischen Laute variirte und sie in einer bestimmten, dem Gang der Arbeit sich anpassenden Abfolge aneinander reihte, um das Gefühl der Erleichterung, das ihm an und für sich jene Laute gewähren, zu verstärken, vielleicht es zum positiven Lustgefühle zu steigern. Er baute seine ersten Arbeitsgesänge aus demselben Urstoff, aus dem die Sprache ihre Worte bildete, den einfachen Naturlauten. Auf den Inhalt scheint ihm sehr wenig anzukommen; er weiß oft selbst nicht anzugeben, was er singt. Entweder werden Wörter und Sätze im Liede aneinander gereiht, die keinen Sinn ergeben, oder es werden sinnlose Naturlaute immer von Neuem wiederholt. Australische Stämme sollen Lieder von andern Stämmen übernehmen, deren Sprache sie gar nicht verstehen. Aber auch wo der Gesang einen sinnvollen Inhalt erlangt, erhebt derselbe sich selten über das Nächstliegende: die Leiden und Freuden des Dichters und seine unmittelbaren Erlebnisse. Das formale Element, auf das die Naturvölker darnach allein Werth legen, ist jedoch nicht die Melodie. Ihre Gesänge sind monoton, fast melodienlos; auch die entwickelteren unter ihnen erreichen fast nie den Tonumfang einer Octave, und ebenso vermißt man bei ihnen das harmonische Element. Alle Beobachter weisen vielmehr darauf hin, daß bei ihnen allein dem Rhythmus Bedeutung beigelegt, dieser aber auch mit aller Stärke hervorgehoben

wird. Immer aber treten diese Gesänge in Verbindung mit Körperbewegungen auf, an die sie sich anlehnen.

Ueberall wo Häufung der Arbeitskräfte technische oder wirthschaftliche Nothwendigkeit war und wo demgemäß der Chorgesang der Arbeiter oder die Trommel das Werk begleitete, mußte dieses eine Art festlichen Charakters annehmen. Die Arbeit wurde in gehobener Stimmung verrichtet; sie konnte dem Einzelnen nicht als Last erscheinen. Und noch bis auf den heutigen Tag finden sich Reste dieses festlichen Grundzuges, wenn man auch den Gesang, der bei der Arbeit selbst keine Stätte mehr findet, an den Anfang oder das Ende derselben verlegt hat. Die Wilden ziehen unter Gesang oder Trommelschlag und im Tactschritt zur Jagd, zum Fischfang und tragen im Triumphzuge die Beute nach Hause. Die Schnitter und Schnitterinnen legen zur Ernte ihre besten Kleider an; singend, an manchen Orten mit Musikbegleitung, wandern sie hinaus und kehren ebenso am Abend wieder heim. Ihre Beköstigung ist eine bessere, und nach Vollendung der Ernte schließt sich ein Fest mit Tanz an. In Korea befindet sich in jedem Orte die nothwendige Anzahl von Trommeln, Flöten, Hörnern und Cymbals, da nicht nur Abends nach der Arbeit, sondern auch in der Mittagspause die Landleute verschiedene Weisen aufspielen, die zumeist von Gesängen begleitet werden. In Nassau singt man, wenn man von der Schafwäsche im Sommer heimkehrt, und wenn wir auch nicht mehr zum Hausbau die Trommel schlagen, so ist doch an das Ende desselben das Richtfest gelegt, bei dem der Gesang nie fehlt. Bei der Einzelarbeit wirkt der Gesang wenigstens tröstend und ermunternd oder unterhaltend. Mag ihn die Negerin zum Reibeisen oder zur Kornstampfe anstimmen, mag der Tischlergeselle zur Säge, der Zimmermaler zu den Bewegungen des Pinsels sein Lied ertönen lassen, immer hilft es über die Beschwerden und die Einförmigkeiten des Werkes hinweg, erleichtert die Arbeit. Das Werk, das sich tactmäßig mit Gesang verrichten läßt, gelingt, wie von Zauberhänden beschleunigt.

Schon die Griechen legten dem Element der formalen Gliederung in der Musik eine hohe Bedeutung für die Erziehung der Jugend bei. „Rhythmus und Harmonie sollten die menschliche Seele erfüllen und das ganze Leben durchdringen, weil sie tüchtig zum Reden und Handeln machen. Aber nicht minder schätzten sie den Rhythmus der Körperbewegung, den sie als Ausdruck feiner Bildung und sittlicher Selbstzucht ansahen. Den von Musik und Gesang begleiteten Tanz, als die vollkommenste Ausprägung des Rhythmus, betrachteten sie als eine religiöse Handlung; ihm zu Ehren waren die mythischen Figuren der Kureten und Korybanten entstanden; er ist an der Entwickelung der poetischen Literatur des alten Hellas in hervorragendem Maße betheiligt, und bis in späte Zeiten hinein hat er eine nicht unwichtige sociale und politische Rolle gespielt. Bei den Thessaliern war das Amt des „Vortänzers“ eine hohe staatliche Würde, und die kriegerischen Erfolge der Lakedämonier schrieb man nicht in letzter Linie der durch die orchestischen Uebungen der Jugend erzielten Disciplin zu. Die Alten hatten darum auch ein außerordentlich feines Gefühl für den Rhythmus der Körperbewegungen und der Sprache und ließen Verstöße gegen beides im Theater nicht leicht ungerügt. Aber sie haben auch schon den Begriff des Rhythmus auf ursprünglich ihm fern liegende Gebiete übertragen, wie namentlich auf Werke der Kunst und selbst des Handwerks. Rhythmisch war ihnen schließlich alles in richtigen Verhältnissen Gegliederte und durch seine innere Ordnung Wohlgefällige. Der Rhythmus war ihnen ein Princip, welches das Weltall durchdringt, gleichzeitig entstanden — wie uns Lukian in seiner Schrift über den Tanz erzählt — mit dem alten orphischen Eros, der das uranfängliche Chaos ordnete und den „Reigen der Sterne“ in Bewegung setzte.“

Der heutigen Menschheit muß diese Auffassung fremdartig vorkommen. In unserer Erziehung spielt der Rhythmus keine Rolle mehr; bei den Körperbewegungen wird er kaum beachtet, und selbst in der Tonkunst ist er so sehr hinter Melodie und Harmonie zurückgetreten, daß sogar Musikgelehrte Miene machen, ihm nur eine Nebenrolle zuzuerkennen. Allerdings beobachten wir noch den Einfluß, den ein frischer Militärmarsch oder eine lustige Tanzweise auf die ermüdeten Glieder ausüben, wie sie gleichsam die Muskeln straffer zu spannen, die verlorene Kraft wieder zu bringen, den Geist zu ermuntern und die Stimmung zu heben scheinen. Wir empfinden, daß unrhythmische Geräusche uns nach kurzer Zeit unerträglich werden; aber an unrhythmischen Bewegungen nehmen wir kaum noch Anstoß; das Tanzen erscheint uns als eine bedeutungsvolle conventionelle Belustigung, und ein politischer Redner, der wie jener Athener seine Zuhörer als seine „Mittänzer“ anreden wollte, würde sich dem Gelächter aussetzen. Diese Umkehr der Anschauungen scheint Professor Bücher nicht in letzter Linie mit der tiefgreifenden Veränderung unserer Lebensbedingungen und speciell unserer Arbeitsweise zusammenzuhängen, insbesondere aber mit dem Einfluß, den der Gebrauch künstlicher Arbeitsinstrumente auf die Haltung und Bewegung des Körpers ausübt. Die ganze Gestaltung des Arbeitsverfahrens ist durchaus individuell. Selbst das Werkzeug wird gleichsam zu einem Theil des Individuums, wie wir noch heute bei der gewöhnlichen Handarbeit beobachten können, wo Jeder mit der eigenen Schaufel oder Hacke, dem eigenen Beil oder Schlägel am besten fertig wird. Dazu sind die meisten dieser Arbeitsmittel noch relativ wenig wirksam; jede einzelne Arbeit muß lange gleichmäßig fortgesetzt werden, wenn die erstrebte Wirkung erreicht werden soll: alles Umstände, die auch auf dieser Stufe noch der rhythmischen Gestaltung der Arbeitsbewegungen den weitesten Spielraum sichern. Zugleich aber ergeben sich mit der Anwendung von Werkzeugen aus hartem, stark schwingendem Material rhythmisch verlaufende und darum musikalisch wirkende Arbeitsgeräusche, die auf den primitiven Menschen einen incitirenden Einfluß üben, weil sie Lustgefühle erregen, die er zu wiederholen und zu verstärken strebt. So gesellt sich zum Klang des Werkzeugs der nachahmende Laut der Stimme: es entsteht der Arbeitsgesang.

Offenbar hat Bücher damit alle Voraussetzungen gegeben, welche beim Tanze der Naturvölker zutreffen: automatische Gestaltung der Körperbewegung, Gesang und begleitendes oder bloß tactirendes Instrument, und in der That beobachten wir, wo sich eine derartig gestaltete Arbeit noch erhalten hat, z. B. bei den Ruderfahrten der Südseeinsulaner, auch die Wirkungen des Tanzes: große Ausdauer in den Körperbewegungen und wachsende Schnelligkeit derselben, verbunden mit einer sich steigernden Fröhlichkeit. Bücher lehrt uns mehrfach Arbeitsbewegungen kennen, die sich von Tanzbewegungen kaum unterscheiden lassen; die Römer verglichen das Stampfen der Walker mit dem Waffentanz der Salier; die Arbeit der antiken Keltertreter gestaltete sich wie ein Fest, und die Abbildung des Teigknetens (mit den Füßen) in einer altegyptischen Bäckerei nimmt sich wie eine orchestische Scene aus.

Uebrigens warnt Bücher selbst davor, derartige vereinzelte Beobachtungen zu verallgemeinern; „aber man darf auf der anderen Seite noch viel weniger in den Ton der modernen Nationalökonomen einstimmen, welche jede einförmige Arbeit als „geisttödtende“ und besonders „aufreibende“ Arbeit ansehen. Gerade die Einförmigkeit der Arbeit ist die größte Wohlthat für den Menschen, so lange er das Tempo seiner Körperbewegungen selbst bestimmen und beliebig aufhören kann. Denn sie allein gestattet rhythmisch-automatische Gestaltung der Arbeit, die an sich befriedigend wirkt, indem sie den Geist frei macht und der Phantasie Spielraum gewährt. Rhythmische Arbeit ist aber auch an sich nicht geistlose, sondern in hohem Maße vergeistigte Arbeit; nur daß die dafür nöthigen psychischen Operationen an den Beginn der Verrichtung verlegt sind

und ihre späteren Wiederholungen nur beeinflussen, wie das aufgegossene Oel den Gang der Maschine. Aufreibend werden nur solche einförmige Arbeiten, die sich nicht rhythmisch gestalten lassen und bei jeder neuen Operation eine neue, wenn auch gleichartige Action unseres Vorstellungsvermögens erfordern."

Und indem Bücher auf die unterste unserer Beobachtung noch zugängliche Stufe socialen Daseins zurückweist und sogar in die Kinderwelt hinabsteigt mit ihren Reigen- und Spielliedern, zeigt er uns überall die unzertrennliche Verbindung des Gesanges mit dem Bewegungsrhythmus des menschlichen Körpers. Nachdem wir die gleiche Verbindung in zahlreichen Fällen auch bei Völkern höherer Gesittungsstufen kennen gelernt haben, verliert die merkwürdige Vereinigung von Arbeit und Gesang das Befremdliche, das sie für den ersten Anblick hatte und tritt in einen großen Zusammenhang. „Die Gesammtheit der rhythmischen Bethätigung des Menschen, die in unserer Culturwelt jede für sich ihr selbstständiges Dasein haben und scheinbar eigenen Gesetzen folgen, stellt sich uns, je weiter wir zurückgehen um so mehr als eine Einheit dar, die auf der festen Grundlage der anatomischen und physiologischen Verhältnisse unseres Körpers beruht. Diese Einheit ist über den bloßen Mechanismus der automatischen Bewegung hoch emporgehoben durch das poetisch-musikalische Begleitelement, das sie zwar missen kann, das aber selbst zu einem Eigendasein noch nicht gelangt ist." Und nun zeigt uns Bücher an zahleichen Text- und Notenbeispielen die Arbeitslieder der wilden und der Culturvölker, der verschiedenen Berufe ꝛc. Ziemlich häufig sind z. B. Lieder der Wäscherinnen, die beim Bläuen gesungen werden, d. h. beim Klopfen der nassen Wäsche mittels eines breiten, mit Stiel versehenen Holzes. Das gleiche Instrument und die gleiche Verrichtung finden sich auch in einzelnen Gegenden bei der Flachsarbeit, beim Klopfen von Fleisch, Stockfischen u. s. w. Ein kurzes französisches Bläuelied steht in einem bekannten Roman E. Zola's. Es lautet:

Pan, pan! Margot au lavoir
Pan, pan! à coups de battoir
Pan, pan! va laver son cœur
Pan, pan! tout noir de douleur.

Das französische Beispiel verräth schon im Wortlaut den engen Anschluß an die Arbeit und dieser ist noch obendrein durch den Gebrauch sicher gestellt, den der Dichter davon machen läßt (eine Wäscherin prügelt eine andere nach dem Tacte dieses Liedes). Und hier handelt es sich nicht etwa um eine romantische Erfindung des Dichters. Das hübsche Arbeitsliedchen ist echt. Zola hat es aus der geradezu documentarischen Werth besitzenden Pariser Arbeiterstudie von Denis Poulot „Le Sublime" geschöpft, wie übrigens fast alle Zustandsschilderungen, Fachausdrücke ꝛc. seines „Assommoir". Ueberhaupt scheint der Arbeitsrhythmus im Französischen noch lebendiger zu sein als bei uns. Wer das Pariser Nachtleben kennt, hat gewiß auch schon das rhythmische Gestöhn der knetenden Bäcker vernommen, das schauerlich aus den Kellern hervordringt. Jetzt wird ihm freilich die Knetmaschine ein Ende machen.

Und das ist symptomatisch: die Maschinenarbeit als Zerstörerin des Arbeitsgesanges. Die Maschine hat dem Menschen zunächst ja immer nur einzelne Arbeitsbewegungen abgenommen, und Bücher verzeichnet es als eine denkwürdige Thatsache in der Geschichte des Maschinenwesens, daß viele der ältesten Maschinen rhythmischen Gang haben, indem sie sozusagen die Hand- und Armbewegungen des bisherigen Arbeitsverfahrens bloß nachahmen. Die ältesten Hobelmaschinen ahmen die Stöße des Handhobels nach; die ältesten Sägewerke zeigen in der Gattersäge das Abbild der Handsäge, die älteste Wursthackmaschine die Bewegungen des Wiegemessers; die ältere Schnellpresse in der Buchdruckerei lehnt sich eng an die Handpresse an; die Lederglättmaschine wiederholt die Bewegungen des Glättsteins. Mit der weiteren Entwickelung des Maschinenbaues strebt man darnach, den mit dem rhythmischen Gang des Mechanismus meist verbundenen todten Rückgang zu vermeiden und geht, wo nur immer möglich, von der wage- oder senkrechten zur gleichförmigen rotirenden Bewegung über, die jenen Kraftverlust vermeidet. An die Stelle der Gattersäge tritt die Kreis- und später die Bandsäge; für die Glättung des Holzes kommen Scheiben- und Walzenhobelmaschinen auf; an Stelle der einfachen Schnellpresse tritt die Rotationsschnellpresse. Damit schwindet die alte Musik der Arbeit, welche die rhythmisch gehenden Maschinen noch deutlich erkennen ließen, aus den Werkstätten; bei der raschen Bewegung der Triebwerke sind nur noch wirre, ohrenbetäubende Geräusche zu vernehmen, in die man wohl einen Rhythmus hineinhören kann, die aber für unsere Wahrnehmung nicht mehr rhythmisch sind und darum auch nur Unlustgefühle erwecken können. Und Bücher sieht darin das Aufreibende der Fabrikarbeit und das Niederdrückende: „der Mensch ist ein Knecht des nie rastenden, nie ermüdenden Arbeitsmittels geworden, fast ein Theil des Mechanismus, den er an irgend einer Stelle zu ergänzen hat. Und damit ist auch der Arbeitsgesang verschwunden. Was vermöchte die Menschenstimme gegen das Knattern des Räderwerkes, das Surren der Transmissionen und alle jene unbestimmbaren Geräusche, welche die meisten Fabriksäle erfüllen und aus ihnen das Behagen verscheuchen! Zum Glück ist nur ein kleiner Theil der Maschinenarbeit auch Fabrikarbeit, und im Uebrigen bleibt auch die Arbeit an der Maschine immer „Handarbeit". Wo aber die Arbeit körperliche Bewegung erfordert, da strebt sie auch, wo immer sie sich in gleichmäßiger Dauer fortsetzt, nach rhythmischer Gestaltung und wird immer darnach streben." Und Bücher wirft die Frage auf, ob aus dieser Erkenntniß für die technische Gestaltung des Arbeitsprocesses praktisch wichtige Fingerzeige entnommen werden können? Fast möchte man es glauben. Behauptete doch schon P. J. Schneider im Jahre 1835, daß durch kluge und aufmerksame Anwendung rhythmischer Kraft bei den meisten Entrepriſen, als Straßenbau, Wasserbau, Civil- und Militärbau und Webereien aller Art, in Bergwerken, Salz- und Zuckersiedereien, in Eisenhämmern, Glashütten, Fayence- und Tabaksfabriken u. s. w. ein Viertel gewonnen werden könnte. Mag das phantastisch klingen, übersehen dürfen wir nicht, daß rhythmisches Arbeiten und Arbeitsgesang sich gerade bei den schwersten Verrichtungen (Treideln, Rammen) am längsten erhalten haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Männertreue.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Beide stammten aus einer Bauernfamilie. Er hatte sein Abiturientenexamen gemacht und war Doctor der Philosophie geworden; sie hingegen war zu Hause geblieben unter dem väterlichen Dache, eines ärmlichen Bauernhauses. Zu jener Zeit, da Beide als artige Kinder Hand in Hand gingen, um sich von dem alten Invaliden für die höhere Schule vorbereiten zu lassen, war sie ihm ein leuchtendes Beispiel. Mit vieler Mühe erklärte sie ihm das Chaos der Buchstaben und mit besserem Erfolg, als der alte Invalide es konnte. Sie brachte es auch nie über's Herz, ihre Milchflasche ganz allein zu leeren, wenn sie sah, daß der arme Peter noch durstig war. Sie verstanden noch nichts von der Liebe, aber liebten sich doch schon, denn es geht mit der Liebe bekanntlich wie mit der Gicht; irgendwo versteckt sie sich im Körper, und wenn

sie es für gerathen hält, erscheint sie mit einem Male. Dann aber mußte Peter daran denken, der Gelehrtere zu werden. Der alte Kask konnte ihnen nicht mehr genug beibringen, und so kam denn Karin in eine Webeschule und Peter auf ein Gymnasium. Wenn man genauer zusah, so standen sie beide dieselbe Quälerei aus. Peter hatte bloß als Anszug Griechisch und als Einschlag Latein. Karin hingegen mußte mit Wolle und Leinen hantiren und that es nur zum eigenen Besten, während Peter für seine Zukunft und sein Brod sich plagen mußte. Später erschien Peter stolz mit der Studentenmütze, Spazierstöckchen und Cigaretten. Karin hingegen hatte noch wie früher schelmisch in die Welt blickende graublaue Augen, lichtblonde Locken, Wangen voller Grübchen; doch so wie die Augen leuchteten, wenn Peter in die Hütte trat, wie die Locken glänzten und die Wangen röther wurden, das sah man sonst nie. Dann gingen sie wieder hinaus in's Feld, und jetzt war es Peter der half, aber es war ein anderes Lernen als ehemals, denn er verstand es, die Lippen aufeinander zu legen und so die Worte zu fügen, daß eines in des anderen Herz lesen konnte.

Wieder einmal war es Frühling nach langen Jahren, die Sonne zeigte ein lächelndes Gesicht, und die ganze Natur lebte unter ihren erwärmenden Strahlen auf. Ueberall ein Duft; ringsum die Kirschbäume voller Blüthen, und in jedem Dorfe froher Glockenklang, um den morgenden Feiertag einzuläuten. Zwei junge Leute, der Peter und Pälle, der Sohn des Posthalters, liefen beide um die Wette heimwärts, aber Peter war um wenigstens hundert Meter voraus. Er war ja auch glücklich, denn glänzend hatte er das Examen bestanden, und glänzend malte er sich die Zukunft aus. Schon sah er sich lorbeergekrönt und dachte einen Augenblick an verschiedene Professorentöchter, auf die er gewiß Eindruck gemacht hatte, die aber doch ein wenig enttäuscht gewesen wären, wenn sie hätten ahnen können, daß in der Brust des Herrn Magisters ein ganz kleines bescheidenes Bauernmädchen ihren Platz gefunden hatte. Im schnellen Fluge eilte sein Herz weiter, immer weiter, bis er zuletzt auf der Straße nach Hause war; dort begrüßte er jeden Baum und jeden Strauch, stürzte über den Gartenzaun, flog durch die Stubenthür gerade vor Karin's Füße. Armer Pälle, zu einem solchen Wettrennen taugst Du allerdings nicht! Endlich war er da. Aber was heißt denn das? Auf Karin's Hose standen so ungefähr 200 Personen, Männer mit entblößten Häuptern, weinende Frauen, und unter all' diesen, das Gesicht zur Erde gewandt, unter Kissen vergraben, lag ein Weib und redete mit erhobenen Armen in Kauzelton: „O du mein Gott, Karin!“ ... Wie ein Besessener, mischte sich Peter unter die Menge und lauschte.

„Ihr Elenden, Ihr Nachkommen der Schlange, ich prophezeie Euch, der Tag der Ernte ist nahe. Nicht Gottes Gnade ist mit uns, sondern sein Zorn, der über uns und unsere Kinder ausgegossen wird. Weh' Euch, Ihr Verdammten, die ihr nur der Welt lebet, Euch mit ihrem Tand schmückt, und den verlästert, der auf dem Himmelsthron sitzt und mich und Euch alle hassen muß, meiner blutrothen Sünden wegen. Himmel und Erde werden von feurigen Flammen verzehrt werden, aber der Tag des Zornes wird gar nicht vergehen. Bittet um Gottes Gnade und Barmherzigkeit!“

Bei jedem dieser Worte von Reue und Zerknirschung, ging ein Beben durch den Volkshaufen. Das Weinen wurde immer stärker, und als die Kranke bei den letzten Worten zu Boden fiel, fielen sie Alle auf die Knie, Greise berührten die Falten der Erleuchteten, und Mütter hielten die Hände ihrer Säuglinge an die Hände der Prophetin. Die Kranke war sehr schön gewesen, als ihr gesundes Blut noch durch die Adern rollte. Jetzt entfernte sich die Menge, und nur Peter weilte an ihrem Bette. Endlich öffnete sie die Augen, starrte voll Entsetzen auf den Mann an ihrer Seite und rief:

„Weiche von mir, Du Verfluchter, der mich zur elenden Sünde zurückrufen will. Ich liebe nichts Anderes als Gott, darum gehe von mir, damit ich nicht auch vom höllischen Feuer verzehrt werde.“

„Aber Karin, so höre mich doch! Dein alter Freund ist ja bei Dir. Ich bitte Dich, erwache aus Deiner unglücklichen Verwirrung. So schaue mich doch nur an, Karin!“

„Dort in der Verdammniß wird sein Heulen und Zähneklappern! Gehe von mir, denn ich kenne Dich nicht.“

„Aber, meine Geliebte, Gott ist der Gott der Liebe, und wir wollen ihm beide dienen, vereint in Liebe und Treue. Komm, meine Karin, und lege Deinen Kopf an meine Brust, ich will Dich gesund machen.“

„Du Verfluchter, weiche von mir, sage ich Dir! Glaubst Du, ich werde mich so gegen Gott versündigen?“

* * *

Der arme Herr Magister war hart getroffen von dem schweren Schlage. Wochenlang beobachteten ihn seine guten Bekannten scharf, damit er nicht etwa Hand an sich lege. Nach einem Jahre heirathete er eine hübsche junge Dame, die ihm an Alter und Bildung gleich stand. Es war in jeder Hinsicht eine gute Partie. Dann kam Ruhm und Ehre, auch der Nordstern-Orden erschien, und die Ernennung zum Professor erhöhte seinen Eifer. Wenn er dann in den alten Archiven arbeitete, so fiel auch was von dem alten Staub in sein Herz und blieb dort haften. Daraus wurde nun mit den Jahren ein altes verständiges Herz, das mit anderen Nordsternbesitzern weinte und trauerte. Zuletzt starb seine Frau und ließ ihn einsam zurück in dem großen kinder- und freudelosen Hause. Niemand sorgte sich darum, ob Abends sein Bett erwärmt war, ob er auch warme Kleider zum Ausgehen wählte, und als er krank wurde, kam er in ein Krankenhaus und blieb beinahe todt liegen. Zufällig kam der König, um sich die Universität zu besehen, und besuchte auch den armen Professor im Krankenhause. Darauf erholte sich der Kranke und dachte nach, wie er seinen Ruhm vergrößern könnte. Wenn er dann mit mattem, trübem Blick über seine Folianten gebeugt sitzt, so huscht oft ein Schatten über seine Züge. Denkt er vielleicht an seinen Jugendtraum, oder hat er wieder eine neue Entdeckung gemacht im Reiche der Wissenschaft?

* * *

In seiner Heimath aber geht die alte gebeugte Karin einher und stolpert über ihre Füße, wenn sie zum Nachbardorf geht. Jetzt ist sie vernünftig geworden, und der religiöse Wahn hat nur drei Wochen gewährt. Als Peter's Ring damals zurück kam, waren schon die Schleier von ihren Augen genommen. Beinahe hätte die Verzweiflung ihr Herz zerrissen, aber die Herzen aus den Föhrenwäldern Smalands sind stark und zäh. Mit Geduld hat sie Alles ertragen und nun pilgert sie den alten bekannten Weg, den sie als Kind so oft gewandert ist an der Seite des lieben Burschen. Alle Sträucher sind groß geworden, überall ist Gras gewachsen, nur über ihre Erinnerung nicht.

Notizen.

Zur Frauenfrage. Von Eliza Ichenhaeuser. Zweite Folge (Berlin, Carl Duncker.) Während die „erste Folge“, wie es ja in der Natur der Sache lag, mehr Auslandserfolge beleuchten konnte, behandelt die „zweite Folge“, Dank dem Fortschritt, den die Frauenfrage nunmehr auch in Deutschland hat, zum größeren Theile deutsche Probleme und deutsche Erfolge. Die unseren Lesern wohlbekannte Verfasserin, gleich gewandt auf dem theoretisch-praktischen Boden der Frauenfrage, wie auf dem scheinbar nüchternen der Erwerbsfrage, zeigt an der Hand reichen statistischen Materials die Lage der erwerbsthätigen deutschen Frau im Allgemeinen, wie auf den Specialgebieten des Handels und Verkehrs, der Profession, des Beamtenthums, und kehrt schließlich zu den beliebten Hinweisen auf die besser gestellten Westeuropäerinnen und Amerikanerinnen zurück.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

№ 40. Berlin, den 8. October 1892. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Das Princip des
Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 32. Berlin, den 12. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Für und wider den Mittellandcanal. Von Kurd von Strantz. — Unsere Spionenfurcht. Eine Warnung. Von Hoplites. — Zur Geschichte der Revolutionszeit. Von Emil Rieck. — **Literatur und Kunst.** Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Professor Arthur Drews. — Ein deutscher Vorläufer Darwin's. (Johann Jacob Kaup.) Von A. B. — **Feuilleton.** Eine Badebekanntschaft. Von Daniel Riche. — Anzeigen.

Für und wider den Mittellandcanal.

Von Kurd von Strantz.

Selten ist eine rein wirthschaftliche Frage von folgenschwerer Bedeutung in so maßloser und voreingenommener Weise von zwei feindlichen Lagern aus erörtert worden, deren Parteigänger wirthschaftlich zum Theil auf dem gleichen Boden stehen. Die doch sicher nicht unbeachtlichen technischen Bedenken, die unter Umständen sogar den Ausschlag geben müssen, sind kaum behandelt, geschweige denn geprüft worden, obschon angenommen werden darf, daß die preußische Regierung gerade die baulichen Unterlagen sehr sorgfältig ausgearbeitet hat. Nur die Eisfreiheit entzieht sich der technischen Berechnung, da sie von der höheren, nicht bestimmbaren Gewalt abhängig ist, wo auch Durchschnittsberechnungen häufig haltlos sind. Freilich der Schwerpunkt liegt in der wirthschaftlichen Nothwendigkeit oder dem Nutzen dieser großen Anlage, die jedenfalls einen Verkehrsfortschritt und eine wichtige neue Beförderungsgelegenheit bildet. Auch die bösen Agrarier und die schlesischen Hüttenbesitzer bestreiten diese Thatsache nicht; selbst das auf den Verkehr als Umschlage- und Stapelplatz angewiesene Hamburg bekämpft den ihm freilich schädlichen Plan aus diesem Grunde nicht. Die Canalfreunde bilden eine etwas buntscheckige Gesellschaft. Zunächst die Regierung, die ein neues Verkehrsmittel zur Bewältigung der Massengüter des rheinisch-westfälischen Industriebezirks für erforderlich hält. Die Vermehrung der Beförderungsmittel ist sicherlich löblich und auch nothwendig, wenn man die Klagen über die Eisenbahnverwaltung, die doch ihren Wagenpark unter Aufwendung eines erheblichen Geldbetrages beträchtlich erhöht hat, in Betracht zieht. Die Stellung der Regierung ist also ganz verständig, sofern sich Nutzen und Kosten ausgleichen, worüber der Landtag zu befinden hat. Als Betheiligte erscheinen die Bergwerke, Hütten und Fabriken des Westens diesseits des Rheins, die mit Recht die Verwirklichung des Gesetzentwurfes erstreben. Die Interessentengruppe handelt in ihrem eigenen Nutzen und muß abwarten, ob die Allgemeinheit auch glaubt kostenpflichtig für ein Unternehmen zu sein, dessen greifbarer Vortheil dem reichsten Landestheile Preußens zufällt. Eine Steigerung des Wohlstandes dieser Gegend kann aber sehr wohl auch im allgemeinen Nutzen des Staates liegen. Ferner ist wirthschaftlich durch das Unternehmen das wieder aufblühende Bremen berührt, das durch die Regulirung der Unterweser dem Stromgebiet des Mittellandcanals angeschlossen wird. Die begünstigte Hansastadt hat sich daher auch zur Kostentragung für die Canalisirung der Weser bis Minden erboten. Hier liegen also berechtigte Interessen vor, deren Geltendmachung verständlich ist. Anders steht es mit der zweiten Gruppe der Canalfreunde. Im Lande des freilich leider nothwendigen Militarismus hat dort die Kriegsverwaltung den Vortritt. Unsere Kriegsbereitschaft beruht bekanntlich auf der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen für den Grenzaufmarsch. Jetzt soll sogar der Mittellandcanal dem Kriegsgotte dienstbar sein. Wenn thatsächlich der Chef der Eisenbahnabtheilung in der Commission für dieses doch rein wirthschaftliche Unternehmen eine Lanze gebrochen hat, so hat er wohl selbst keine besondere Wirkung auf militärfromme Gemüther erzielen wollen. Daß der Heeresbedarf an Munition und Lebensmitteln auch schließlich auf diesem Wege nachgeführt werden kann, wird unsere Eisenbahnen kaum entlasten. Die 600 Tonnenkähne gehen aber bloß bis zur Elbe, also weiter östlich ist man auf die kleinen Zillen von 300 bis sogar schließlich bloß 180 Tonnengehalt angewiesen. Das Eintreten des Generalstabes war wohl bloß eine Artigkeit gegen die in Verlegenheit gerathenen Amtsgenossen im bürgerlichen Kleide. Aber hier herrschte doch noch eine gewisse Sachlichkeit der Gründe, die sich hören lassen.

Schlimm ist es dagegen mit der übrigen Gesellschaft bestellt. Einerseits unerfahrene Theoretiker vom Schlage der von England hinter's Licht geführten fanatischen Freihändler, deren Tage vorbei sind, sonst bloße Börsenjobber, die um jeden Preis ein Geschäft machen wollen und sich mit Recht sagen, daß vielleicht doch noch wie bei der thörichten Politik des zweiten Kanzlers die Zeit gleich wiedersinniger Handelsverträge vorübergehend wieder kommt und damit der einträgliche Sieg eines gewissenlosen, internationalen Händlerthumes. Beide Arten beherrschen die Presse, die ja auch wohl wissen wird, warum sie für die Tasche der Börse eintritt. Bestimmen jetzt in Oberdeutschland durch Mannheim der russische Roggen und der amerikanische Weizen den Preis des einheimischen Getreides, so könnte ja der Mittellandcanal auch Mitteldeutschland dergleichen Segnung bringen, die wir in Berlin auch schon genießen. Was kümmert den internationalen Getreidehandel der inländische Körnerbau, der immerhin $^9/_{10}$ des Verbrauches ausmacht und bei lohnendem Preise auch den Rest mit Leichtigkeit decken kann. Die Freude dieser Kreise an dem sicher sonst erwünschten Aus-

bau unseres vernachlässigten Canalsystems muß ernste Beobachter stutzig machen. Nur erbaulich wirkte daher auch die Angeberei der Landräthe, die gegen die Vorlage gestimmt hatten, obschon es sich nicht um eine politische sondern eine wirthschaftliche Frage handelte. Selbst ein sicherlich nichtpolitischer Beamter, der Präsident der Seehandlung, Herr v. Zedlitz, wurde wegen seiner Abstimmung und Preßthätigkeit in der „Post" verdächtigt. An dieser Hetze haben sich Zeitungen vom Schlage der Kölnischen-, Nationalzeitung und des Berliner Tageblattes betheiligt, die lediglich Börseninteressen vertreten, wie sich ja ihre antinationale Vorliebe für die Goldspeculanten in Transvaal als übliche Börsenmachenschaft entpuppte. Daß man in diesen Blättern ständig mit dem kaiserlichen Herzenswunsche liebängelte, ließ den liberalen und börsenfreundlichen Mannesstolz vor Fürstenthronen in eigenartiger Beleuchtung erscheinen. Kaiserliche Anregungen brauchen um ihrer Quelle willen noch lange nicht sachgemäß zu sein, wenn sie sich auch z. B. in der Flottenfrage als scharfblickend erwiesen haben. Im verfassungsmäßigen Staate liegt aber der Volksvertretung eine besonnene Prüfung ob. Das kaiserliche Ansehen leidet ebenso wenig bei einer unbegründeten Ablehnung, wie dadurch Bismarck's Stellung gelitten hat. Je besser die kaiserlichen Vorschläge sind, um so höher wird deren Beachtung steigen. Die Pflicht der verantwortlichen Rathgeber der Krone ist es jedoch, sie so zu gestalten, daß sie als wirklich staatsmännische Handlungen erscheinen. Dort liegen aber gerade die Mängel der Canalvorlage.

Die Widersacher des Entwurfs leugnen keinesfalls den wirthschaftlichen Werth einer solchen Maßnahme, die von weitem Blick und großem technischen Können zeugt. Aber in ihrer Beschränkung liegt der Fehler. Es soll wohl ein westlicher Mittland-Canal gebaut werden, der mit der Elbe endet, aber der nöthige Ausbau des ganzen preußischen Systems wird übergangen. Thatsächlich bildet der Canal dasselbe Einfallsthor für eine fremde Massen-Einfuhr, wie jetzt der Rhein bis Mannheim. Jedermann hat das Zutrauen zur Regierung des Reiches, daß wir bei Erneuerung der Handels-Verträge einen autonomen Tarif mit erhöhten Zollsätzen, besonders für das ausländische Getreide, aufstellen werden. Aber die Zwischenherrschaft Caprivi-Marschall hat doch gezeigt, daß auf eine beständige Politik nicht ohne Weiteres zu rechnen ist und wir deren unliebsamer Wiederholung gewärtig sein müssen. Die Ernennung des Reichskanzlers und seiner Gehülfen sind unbeschränkte Willenshandlungen des Kaisers. Solange an der verantwortlichen Stelle nicht ein bewährter und zugleich thatkräftiger Rathgeber seines kaiserlichen Herrn steht, ist die Möglichkeit eines gefährlichen Wechsels der Leitung nicht ausgeschlossen. Die Zeiten Friedrichs des Großen, der außerdem nur über ein bescheidenes Reich gebot, sind vorbei, wo ein genialer Herrscher sein eigener Minister sein konnte. Die verwickelte Verwaltung eines modernen Großstaates würden auch einem fleißigen und begabten Fürsten nicht die Möglichkeit gewähren, selbst das Staatsschiff auf allen Gebieten zu lenken. Die Mißerfolge der deutschen Politik seit Bismarck's Weggang haben sogar nicht einmal den Beweis einer guten Führung geliefert. Die Bildung des Zweibundes, der Zerfall des Dreibundes und die theure Engländer-Freundschaft mit dem Danke in Samoa und Transvaal sind nicht gerade vertrauenerweckend. Kiautschau und die Carolinen sind reife Früchte der Bismarckischen Politik. Samoa wäre der Prüfstein, ob die gegenwärtige Regierung die Folgen der Kurzsichtigkeit des Reichstages und der nicht ausreichenden Befähigung des damaligen Grafen Herbert Bismarck beim Abschluß der Samoa-Acte und Ordnung der Südsee-Verhältnisse wett zu machen im Stande ist. Die Kraft einer siegreichen Politik kann sich nur in der ausschließlichen deutschen Herrschaft auf Samoa äußern, wovon wir noch weit entfernt sind. In der inneren Politik sind die Flottenvermehrung und die preußische Finanzreform zwar Erfolge, aber in Sachsen besteht längst die neue preußische Einkommensteuer. Ueber die wiederholten Niederlagen der deutschen Staatskunst wollen wir den Mantel der Liebe in der Hoffnung breiten, daß wir für die Zukunft daraus die Lehren ziehen werden, was aber in Südafrika nicht geschehen ist. Der freche Uebermuth der Engländer wird uns freilich noch aus unserer Unthätigkeit rütteln, falls das tapfere Albion nicht selbst muthig vor den Burenbüchsen zurückweicht. Im europäischen Kriege waren die englischen Maulhelden niemals sieggewohnte Soldaten, die ihnen vielmehr das geduldige Deutschland stellt. Das Mißtrauen der Canal-Gegner betreffs der künftigen Gestaltung unserer auswärtigen Politik ist also keineswegs unberechtigt und zieht daher mit Recht auch die preußische Vorlage auf dem Gebiete der inneren wirthschaftlichen Staatskunst in Mitleidenschaft, eine Verquickung, die sachlich sicher zu bedauern, aber deren Stichhaltigkeit nicht zu leugnen ist.

Die Canal-Gegner bilden ihre Gefolgschaft aus den Kreisen der Landwirthschaft und des Gewerbes, also werkthätigen Ständen, die politisch größtentheils durchgehends getrennt sind, so daß nur wirthschaftliche Uebereinstimmung sie zusammenführen kann. Die Landwirthschaft fürchtet zunächst den Mangel an Stetigkeit in der Regierung, wodurch der Canal ein Einfallsthor für fremdes Getreide gleich den großen Strömen würde. Diese Reichssache ist auch für Preußen sicherlich von Bedeutung, ohne daß dabei Zweifel an dem Sachverständniß der gegenwärtigen Leiter der Reichspolitik laut werden, da man unter dem dritten Kanzler von einer Einheit der Verwaltung nicht mehr reden kann. Die Selbstständigkeit der kaiserlichen Staatssecretäre ist auch kein Unglück und eine naturgemäße Entwickelung, die die Altersschwäche des jetzigen greisen Inhabers der obersten Reichsstelle freilich beschleunigt. Nur die auswärtige Politik hat hat eine gewisse Schwäche gegen Amerika gezeigt, die jetzt politisch vielleicht sogar geboten ist, um die Union von England zu trennen und unsere Volksgenossen jenseits des großen Wassers im Kampfe gegen das Angelsachsenthum an der Stange zu halten. Die augenblicklichen Anfänge sind verheißungsvoll und entschuldigen auch ein Nachgeben auf wirthschaftlichem Gebiete, soweit es sich in maßvollen Grenzen bewegt und nicht ein schwächliches Zurückweichen, wie bisher, ist. Die Feindschaft der Landwirthschaft ist leider begründet. Der Köder der Regierung und ihre fraglos beste agrarische Absicht, dem Osten das Absatzgebiet des Westens zu erobern, wird an der schon betonten Thatsache zu Schanden, daß von der Elbe ostwärts die Canal-Verbindung durch die immer geringer werdende Fahrrinne die Durchfuhr erschwert und selbst eine solche unzulängliche Gelegenheit für Ostpreußen, das ärmste Land des preußischen Staates, überhaupt nicht vorhanden ist. Herr v. Tiedemann irrt sehr, wenn er durch die richtige Behauptung, daß das posensche Getreide bis Böhmen auf dem Inlandswege zu Wasser schon jetzt verfrachtet werde, den Nachweis erbringen will, daß die gleiche Folge auch für die Verschiffung bis zum Rhein durch den Mittelland-Canal eintreten werde. In Böhmen hat eben das deutsche Getreide keinen Wettbewerb durch einen anderen Binnenwasser- oder gar Seeweg, wie dies leider im ganzen Rheingebiet der Fall ist. Die westliche Landwirthschaft braucht daher die heimische Concurrenz nicht zu fürchten, die auch zu ertragen wäre. Die fremde Getreide-Ueberschwemmung ist viel gefährlicher und wird durch den Mittelland-Canal gefördert, da man dauernd einen als Prohibitivzoll wirkenden Schutzzoll gesetzlich nicht gewährleisten kann. Dieses Mißtrauen haben Bismarck's Nachfolger verschuldet.

Daher ist ein Ausgleich nur durch den Ausbau des nicht mehr leistungsfähigen Canalsystems des Ostens möglich, was ja durch die Aufforderung zu Compensationen die Re-

gierung auch verständiger Weise anerkannt hat. Aber hier beginnt die finanzielle Schwierigkeit. Bei völliger Durchführung einer Durchquerung Deutschlands zu Wasser unter entsprechendem Anschluß des oberschlesischen Bergreviers durch die obere Oder würde auch die Landwirthschaft das Bedenken des etwa mangelnden Zollschutzes gern fallen lassen, da hierdurch thatsächlich dem Osten der westliche Markt wettbewerbsfähig erschlossen wird. Die östlichen Provinzen thun durchaus Recht daran, wenn sie auch bei diesen Canalbauten die Entwässerung als Bodenverbesserung in's Auge fassen, die sogar dringender als der Mittelland-Canal in manchen Gegenden ist. Selbst das Berliner Tageblatt erkennt bei der Schilderung der fortschreitenden Versandung des Spreewaldes in Folge unaufhörlichen Hochwassers die Nothwendigkeit der sofortigen Angriffnahme der Spreeregulirung an. Natürlich vertheuern diese dringenden Nebenarbeiten den Regierungsentwurf. Den oberschlesischen Industriellen, die größtentheils unter der Führung des Breslauer Freisinns stehen, ist die Regierung selbst schon freiwillig dadurch entgegengekommen, daß sie im Falle der Unzulänglichkeit des Wasserweges eine eigene Schleppbahn zur Abfuhr der dortigen Massengüter zu erbauen sich verbindlich macht. Aber was dem reichen Hüttenrevier recht ist, muß auch der noch nothleidenden Landwirthschaft billig sein, die schon bei den Handelsverträgen die Zeche für die Industrie bezahlt hat. Die Besserung der ländlichen Verhältnisse, abgesehen von der Arbeiterfrage, läßt sogar hoffen, daß bei einer nationalen Zollpolitik auch das landwirthschaftliche Gewerbe wieder zur Blüthe kommt und für den Nothfall den Gesammtbedarf des Inlandes an Brodkorn decken kann. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint sogar die Schaffung einer Wasserstraße vom Westen nach dem Osten behufs billigen Austausches der gegenseitigen Erzeugnisse das Gebot einer nationalen Verkehrspolitik. Aber die leidige Geldfrage läßt die Erfüllung dieses Wunsches doch keineswegs leicht erscheinen. Zur Zeit hat Preußen Ueberfluß an Geldmitteln. Ob nach dem Rückschlag des gegenwärtigen gewerblichen Aufschwunges nicht wieder Ebbe in der Staatscasse herrscht, darf nicht außer Acht gelassen werden, zumal der Bau sich auf 10 Jahre vertheilen wird. Der Einwand, daß die kleinere Hälfte von den Provinzen und anderen Verbänden aufgebracht werden soll und daher der staatliche Beitrag sich erheblich mindert, ist kaum ernst zu nehmen, da doch der Steuerzahler für den Staat oder den Communalverband derselbe ist, mag auch mit Fug und Recht der reiche Westler dadurch mehr leisten, weil er den unmittelbaren Vortheil von der Anlage hat. Nicht die Zahlstelle, sondern der belastete Theil sind bei der Prüfung des Gesetzentwurfes in Betracht zu ziehen. Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit. Trotz aller Wahrscheinlichkeitsrechnungen und technischer Vorarbeiten ist diese Frage nicht gelöst, wie überhaupt der geplante Canal nur ein Stückwerk bildet, das nicht das Gesammtinteresse des Staates berührt, da das Canalsystem bloß bis zur Elbe reicht und daher den Namen einer vermittelnden Wasserstraße zwischen beiden Grenzen Preußens gar nicht verdient, wenn er auch die Hälfte des Staates durchquert. Der Gedanke ist gut, aber die gedachte Ausführung schlecht und daher die Verabschiedung der Vorlage auch wohl nicht erreichbar.

Unsere Spionenfurcht.

Eine Warnung.

Von Neufahrwasser über Zoppot bringen Berliner Blätter die Nachricht, man habe dort einen angeblichen Kaufmann aus Berlin unter dem Verdacht der Spionage verhaftet, weil er Festungswerke photographirt habe. Zufälligerweise war ich vor genau einem Monat auch in jener Gegend und habe einen Theil der Festungswerke, welche ich auf meinem Wege Westerplatte nach Brösen vorfand, zwei Strandbatterien und das Fort Brösen zwar nicht photographirt, sie mir aber in allen Details ganz so genau angesehen, daß ich jedes Geschütz und sein Emplacement kenne, desgleichen die Beschaffenheit der Traversen, Lage der Geschoß- und Unterkunftsräume u. s. w. Es ist keinem Menschen eingefallen, mich zu verhaften, und — Jedermann kann sich das Alles so genau beschauen wie ich, ohne daß Jemand daran denken wird, ihn zu behelligen. Die Sache liegt nämlich so:

Die ganze sogenannte Westerplatte, einst eine Insel zwischen dem Hafen Danzigs, an dessen anderer Seite die Hafenstadt Neufahrwasser liegt und der ehemaligen Weichselmündung, jetzt, d. h. nach dem Durchbruch der Weichsel bei Neufähr und Versandung der Mündung, eine Halbinsel, ist mit Parkwald bedeckt, worin das Seebad Westerplatte mit Curhaus und Wohnhäusern mit Herren-, Damen- und Warmbad liegt, nebst einer Strandhalle und einem Seesteg. Natürlich giebt es in diesem hübschen Park zahlreiche Promenadenwege, aber auch ein Luftpulvermagazin und — drei Strandbatterien, die ihre Geschütze drohend nach der See richten. Ein Blick auf das Luftpulvermagazin, das ca. 40—50 Schritte links am Wege vom Dampfer-Anlageplatz nach dem Curhaus sichtbar ist, genügt dem Kenner. Ein ganz gewöhnliches preußisches Magazin, wie es in zahlreichen Exemplaren vorhanden ist, mit gemauertem Unterbau, leichtem Dach, mit Blitzableiter, von einer leichten Umwallung in Redoutenform umgeben — ganz und gar nichts Besonderes. Das ergiebt ein Recognoscirungs- oder, wenn man will, Spionageblick. Die Batterie unmittelbar an der rechten Hafenmole, ist nicht zugänglich, nur ein schmaler, verbotener Weg führt zu ihr. Da sie aber, von See aus gesehen, genau den beiden andern gleicht, so ist nicht anzunehmen, daß sie von ihnen sehr verschieden sein wird. In die beiden anderen Batterien aber — spaziert man eben hinein! Sie haben offene Kehlen, sind nach hinten also ganz offen, und an diesen offenen Kehlen, vielleicht 20 Schritt entfernt, führen sehr bequeme, belebte Promenadenwege entlang, so daß man in der einen die darin stehenden sechs 21 cm-Mörser, in der anderen die gleiche Zahl langer 15 cm-Kanonen mit Behaglichkeit beschauen kann, sowie die ganze Anlage des Werkes und seiner Räume. Seine Schritte zu zählen, ist Niemand verboten, — das thut man, und hat dann die Länge der Kehle des Werkes; schreitet man bis zur nächsten Gabelung der Wege, so hat man auch dieses Maaß, und kann nun, wenn es einem Spaß macht, diese Maaße in seinen Plan von Westerplatte, der selbstverständlich überall mit den Parkwegen zu kaufen ist, sauber eintragen. Ein Blick auf eine Flanke und auf die Front vom Strande aus, der ebenfalls Tag und Nacht Jedem offen steht, zeigt die Grundform des Werkes. Geht man von Neufahrwasser nach dem Seebad Brösen, so hat man zunächst an der Hafenmole, entsprechend an der rechten, eine Batterie, dann kommt man an Fort Brösen vorbei, das wohl eine geschlossene Kehle besitzt, aber eine solche aus Stahlgittern, so daß man bequem in das Fort hineinsehen und sich die Wallgeschütze, die alle in Position sind, begucken kann. Wenn man will, kann man auch einen Krimmstecher zu Hülfe nehmen, den hier alle Welt trägt, — Sehen ist erlaubt.

So habe ich das im letzten Juni gemacht, aber ich hätte es bequemer haben können. Im Jahre 1895 erhielt ich nämlich von einem Militärverlag zur Besprechung: La défense nationale et la défense des côtes, par Patiens, Paris 1895, ein sehr nobel ausgestattetes Werk mit vielen Karten. In ihm befinden sich auch, schön in Roth eingezeichnet, die Werke von Weichselmünde, Westerplatte und Neufahrwasser. Ich schloß damals meine Besprechung mit den Worten: „Würde man als deutscher Officier sich unterstehen, etwas Aehnliches über unsere Küstenbefestigungen zu veröffentlichen, so käme man schleunigst hinter Schloß und Riegel."

Trotzdem leiden wir nicht gerade an Spionenfurcht, im

Gegentheil, man könnte deutscherseits etwas aufmerksamer sein, denn man macht es den feindlichen Spionen in vielen Fällen gar zu leicht. Ich erinnere an die beiden französischen Seeofficiere, die mit der englischen Yacht „Insect" die Befestigungen unserer Küsten inspicirten und trotz ihres auffallenden Aufzuges — wann fährt eine englische Vergnügungs-Yacht die Nordseeküste entlang und landet an Orten, wo es absolut nichts zu sehen giebt? — trotz ihrer Unkenntniß des Englischen und Deutschen, durch den Nordostseecanal und nach Besichtigung der Anlagen Kuxhafen, Lehe, Femarn und Brunsbüttel nach Kiel mitten in den Kriegshafen hineinkommen konnten! Und nun ein Selbsterlebniß! Ich habe über ein Jahrzehnt in einer großen Grenzfestung zu der Zeit gestanden, als sich ihr Ausbau der Vollendung näherte. Da sah ein Officier auf dem Bahnhof einen ihm fremden Ingenieur-Stabsofficier und einen Hauptmann der Fußartillerie den Zug nach der Grenze hinüber besteigen und fröhlich davondampfen. Der Officier, noch jung und erst kurze Zeit in der Garnison, grübelte darüber nach, weßhalb der Hauptmann der Fußartillerie denn keine Sporen getragen habe, erstens als Hauptmann, zweitens weil alle Officiere der preußischen Fußartillerie Sporen tragen — meist sogar tüchtig lange. Das gab er zum Besten, aber als es zu spät war, um die Vögel zu fangen, denn es waren Officiere von jenseits gewesen, die sich in aller Ruhe ein bestimmtes Fort angesehen hatten. Die Officiere der Garnison wechselten damals häufig, die Garnison wuchs gewaltig, man kannte sich untereinander nicht mehr genau, und zudem waren die fremden Herren tadellos preußisch uniformirt, was für den Ausländer ungemein schwierig ist, und wofür der jüngste Leutnant bedeutende Sehschärfe besitzt. Hier war Alles ohne Tadel — bis auf die fehlenden Sporen des Fußartilleristen. Ueber die Untersuchung drang nichts in die Oeffentlichkeit; auch bis heute wissen nur die direct Betheiligten Näheres.

Damals wurden die Vorschriften für das Betreten von Festungswerken verschärft und mehrere Einrichtungen getroffen, aber ob Erfolg nachweisbar war, möchte ich stark bezweifeln. Wer spioniren will, der stellt sich nicht breit mit seiner Camera auf, das läßt sich anders machen. Aehnliche Leute wie den in Neufahrwasser brachten damals unsere übereifrigen Posten und Patrouillen von Zeit zu Zeit angeschleppt, darunter öfter ganz bekannte Herren aus der Stadt, die sich bei irgend einer Lünette eine Notiz gemacht hatten. Es ist auch für einen Amateur-Photographen der Moment zu verführerisch, wenn er plötzlich vor sich eine vollständig armirte Batterie von 21 cm-Mörsern erblickt; — so ein Bild hat er noch nicht in seiner Sammlung, so was giebt's ja gar nicht, nicht mal in Berlin und Umgegend. Er knipst! Wer will ihm das verdenken? — Eine heitere Episode, die zeigt, daß man sich bei uns nicht vor Spionen fürchtet, passirte im Mai d. J. in Spandau. Ein großes Münchener Kunstinstitut hatte einen Photographen nach Brandenburg entsandt, der nach bestimmtem Plane Aufnahmen zu machen hatte. Darunter befand sich auch die Citadelle Spandau mit Juliusthurm, und so wurde ihm der wohlmeinende Rath gegeben, die Erlaubniß zur Aufnahme von der Commandantur entweder selbst einzuholen oder, besser, durch sein Institut einholen zu lassen. Er wußte das aber noch besser, ging hin und stellte sein Dreibein auf. Der Commandant ritt vorüber, den er natürlich nicht kannte. Er wollte eben seinen Apparat in Thätigkeit setzen, als ein Gefreiter der Wache sich einstellte und ihm in der bekannten freundlichen Manier die Alternative stellte, entweder seinen „Kram" sofort einzupacken und schleunigst zu verschwinden oder aber sofort als Arrestant auf die Wache bugsirt zu werden, Excellenz habe das so befohlen! Der Photograph wählte natürlich nicht lange, wich der bewaffneten Macht und — hatte nach etwa fünf Tagen die Erlaubniß, die alte Citadelle nebst Julinsthurm nach Herzenslust seinen Platten einzuverleiben.

Bei uns wird also nicht jeder harmlose Fremde, und sei er ein Franzose, ohne Weiteres für einen Spion angesehen — der betreffende Herr in Spandau war zufällig Franzose von Geburt — wenn er in der Nähe von Festungswerken spazieren geht. Dem Deutschen, namentlich aber dem prussien, und besonders, wenn er gedient hat und avancirt ist, kann man nur rathen, in Frankreich jedem einem Werk ähnlichen Ding weit aus dem Wege zu gehen. Man faßt ihn nicht nur, sondern das Volk hält sich für verrathen, spielt mit und möchte ihn gern lynchen; bei uns regt sich, falls ein wirklicher Spion gefaßt wird, keine Seele weiter darüber auf, wir haben ein gutes Gewissen nach dieser Richtung hin, das heißt nämlich: „Bitte, kommt, unser Pulver ist hübsch trocken gehalten!" Immerhin dürfte sich etwas weniger Vertrauensseligkeit wohl empfehlen. Hoplites.

Zur Geschichte der Revolutionszeit.

Von Emil Rieck.

Das deutsche Volk darf sich Glück wünschen, daß ihm ein so wichtiger Abschnitt seiner Geschichte, wie die Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, von zwei Meistern, Häusser und Sybel, geschildert worden ist. So reich an wichtigen Begebenheiten, an Umwälzungen, die mit der Revolution in Frankreich begannen, aber nicht endigten und einem Jahrhundert noch nachwirken, so furchtbar und fruchtbar war jene Zeit, daß schon im Jahre 1811 ein deutscher Schriftsteller, Karl Reichard, in seinen „Modernen Biographien" ohne Uebertreibung sagen konnte: „Die zwanzig Jahre seit dem Ausbruch der Revolution verdienten um ihrer großen, sich gewaltsam häufenden Begebenheiten willen den Namen eines Jahrhunderts." Für Deutschland brachten jene Jahre das schwerste Verhängniß, Kriegsunglück, Fremdherrschaft, den Zusammenbruch des Reiches, dann aber auch das Herrlichste, den siegreichen Kampf des Volkes um seine höchsten Güter. Diese wechselvolle und lehrreiche Geschichte von der Demüthigung und Wiedergeburt der deutschen Nation haben die genannten Gelehrten, die beide mit staatsmännischer Einsicht den stillen Geist des Forschers verbanden, in unübertrefflicher Weise geschrieben. Ihnen gesellt sich als Ebenbürtiger jetzt der bekannte Münchener Historiker Karl Theodor Heigel, der den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches" in der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erscheinen läßt. Im Gegensatze zu Häusser und Sybel hat er sich bestrebt, mehr Reichsgeschichte zu geben. Freilich ist es dankbarer, sich auf die Politik der zwei größten deutschen Staaten zu beschränken. Die Wandlungen, wie sich diese beiden Mächte einander nähern, sich abstoßen und dieses Schauspiel sich immer wiederholt, ist in allen Lagen interessant. Die Archivalien über die Reichsangelegenheiten, z. B. über die Kaiserwahlen jenes Zeitalters, waren vorher kaum von anderen Forschern zur Hand genommen worden. Aus dem nämlichen Grunde, weil Sybel und Häusser nur flüchtig darüber hinweggingen, behandelt Heigel manche Ereignisse, z. B. den Aufstand in den Niederlanden, den Krieg in Holland u. A. ausführlich. Von erschöpfender Ausbeutung des Quellenstoffes kann natürlich keine Rede sein; daran ist bei neuerer Geschichte überhaupt nicht zu denken. Allein er darf wohl behaupten, daß er wenigstens den größten Theil der auf die politischen Vorgänge bezüglichen Urkunden mit redlichem Bemühen durchforscht hat, um daraus ein umfassendes, treues Bild der Ereignisse und Zustände zu gewinnen. Der in den Wiener Archiven gelagerte Quellenstoff ist in Vivenot's Werk der Oeffentlichkeit übergeben. In preußischen und bayerischen Archiven hat er die einschlägigen Acten und Briefschaften selber durchgesehen, wenigstens etwas genauer, als es seinen

Vorgängern möglich war. Auf manche Begebenheit fällt demzufolge in seiner Darstellung mehr Licht, und er darf sagen, auf manche ein neues Licht. Freilich, vorsichtige Behandlung ist auch bei diesen Quellen ersten Ranges geboten. Einer, der's am besten wissen mußte, Bismarck, äußert sich sehr argwöhnisch über die Benützung der Gesandtschaftspapiere durch die Historiker: „Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal etwas enthalten, Denjenigen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich; wer weiß da nach 30 Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte" u. s. w. Die Schwierigkeit, sich diese Fragen zu beantworten, hat Heigel erkannt, doch der redliche und kritische Forscher wird sich schließlich doch über die Persönlichkeit des Verfassers und den Wert seiner Berichte klar werden. In zweifelhaften Fällen hat er ja für die Geschichte neuerer Zeit ein riesiges gedrucktes Material zur Controlle vor sich, zeitgenössische Berichte und Aeußerungen aller Art, die zwar nicht amtlich, aber trotzdem und zuweilen eben deßhalb vollwichtige Zeugnisse sind. „Der Hauptdienst," sagt Taine, „den die literarischen Schriften dem Historiker erweisen, besteht darin, daß sie ihm die erloschenen Gefühle vor Augen führen." Aber nicht nur dem Geschichtsschreiber, auch seinen Lesern vermitteln die Stimmen der Zeit das leichtere Verständniß dieser Zeit. Deßhalb schöpft Heigel aus der Literatur jener Tage reichlicher als seine Vorgänger. Die politische Geschichte war wie billig das Wichtigste, doch bemüht er sich auch nachzuweisen, wie über diese wechselnden Ereignisse damals in den verschiedenen Volkskreisen gedacht wurde; insbesondere sucht er darzulegen, wie sich der Eindruck der französischen Revolutionen auf den deutschen Volksgeist mit ihrem Fortschreiten veränderte. An sich wertlose Erzeugnisse der damaligen Tagesliteratur waren für diesen Zweck sehr schätzbar, denn solche Flugblätter und Leierkastenverse drücken nicht selten gerade die Stimmung und Gesinnung der großen Mehrheit aus.

Neu und interessant, wie so manches Detail in seiner Darstellung, ist z. B. Heigel's Untersuchung über die Entstehung des unseligen Manifestes des Herzogs von Braunschweig, das mit seiner bramarbasirenden und drohenden Sprache die Franzosen zum Aeußersten erregte. Zur Lösung des Räthsels, wie der sonst besonnene und tüchtige Fürst ein so maßloses Schriftstück mit seinem Namen decken konnte, ist behauptet worden, dem Herzog habe eine Concept ohne die berüchtigte Stelle von der Bedrohung der Stadt Paris zur Unterzeichnung vorgelegen; als ihm später das gefälschte Document in die Hand gekommen, habe er es zornig zerrissen, ohne jedoch den Muth zu finden, es öffentlich zurückzuweisen. Auch der freilich als Gewährsmann nicht unverdächtige preußische Oberst Massenbach erwähnt eine Aeußerung des Herzogs: „Ich würde gern mein Leben hingeben, wenn ich die Unterzeichnung des Manifests ungeschehen machen könnte!" Heigel ist nun der Ansicht, vielleicht habe der Herzog wirklich die Veröffentlichung des widerwärtigen Schriftstücks in vertrautem Kreise beklagt; ganz gewiß sei aber die Fälschungsgeschichte erfunden; „der Herzog hat, daran ist nicht zu zweifeln, das Manifest, so wie es gedruckt vorliegt, unterzeichnet. Abgesehen von der schuldigen Rücksicht auf Kaiser und König, Karl Wilhelm war zu sehr Soldat, als daß er sich im Augenblick des Einmarsches in Frankreich von philanthropischen Erwägungen oder persönlichen Neigungen hätte leiten lassen." Der Erlaß einer auf Einschüchterung der Oppositionsparteien berechneten Erklärung der kriegführenden Mächte ist auf unmittelbaren Wunsch des französischen Königspaares zurückzuführen. Marie Antoinette schickte schon bald nach der Kriegserklärung dem Grafen Mercy „Ideen, welche die Grundlage des Wiener Manifests bilden sollen", in welchen aber keine Drohung enthalten ist. Dagegen wurde, als der König den Schweizer Mallet du Pan mit dem Entwurf zu einem Manifest der Mächte beauftragte, in der Instruction ausdrücklich gefordert, es sollten die Mitglieder der Nationalversammlung und der Behörden persönlich mit Gut und Blut für alle gegen den König und die königliche Familie, sowie gegen Leben und Eigenthum der Bürger gerichteten Angriffe verantwortlich gemacht werden. Einen nach diesen Richtpunkten bearbeiteten Entwurf legte denn auch Mallet du Pan den deutschen Staatsmännern in Mainz vor. Sybel vermißt in diesem Schriftstück eine entschiedene Gewährleistung, daß die verbündeten Mächte nicht bloß keine Eroberung, sondern auch nicht die Wiederaufrichtung des Feudalstaates in Frankreich beabsichtigten. Eine Andeutung war aber wenigstens gegeben in der Versicherung, daß zwischen der Revolutionspartei und den Freunden einer gemäßigten Freiheit unter einem Monarchen mit beschränkter Machtvollkommenheit unterschieden werden soll. Allerdings hätte noch klarer und bestimmter ausgesprochen werden können, daß die Bundesgenossen des Königs ebenso wenig, wie dieser selbst daran dächten, die wichtigsten Errungenschaften des Jahres 1789: die Zugänglichkeit aller Aemter und Ehren für alle Stände, die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte und die Abschaffung der Kirchenzehnten, rückgängig zu machen. Doch nicht einmal die abgeschwächte Betonung des Konstitutionalismus, wie sie Mallet du Pan sich erlaubt hatte, fand den Beifall der deutschen Staatsmänner; aus Mallet's Entwurf wurde wohl der eine und andere Gedanke bei Abfassung des Manifests berücksichtigt, aber in so vergröberter Form, wie sie der kluge Schweizer nie gebilligt hätte. Dagegen wurde nach Heigel ein anderer, mehr den Wünschen der Emigranten entsprechender und auch aus ihrem Lager gekommener Entwurf zur Grundlage der „Declaration" bestimmt. Im Auftrag des Grafen Fersen, des bekannten Geheimagenten der Königin, hatte Limon, früher Finanzdirector des Herzogs von Orleans, seit Kurzem aber ein feuriger Anhänger der legitimen Grundsätze, den Entwurf ausgearbeitet und in Frankfurt den kaiserlichen Ministern übergeben.*) In Mainz wurde das Schriftstück auch dem Grafen Schulenburg mitgetheilt, und nach Vornahme einiger Aenderungen kam dasselbe in den Druck. Die wichtigste Aenderung war der Abstrich der ganzen Einleitung des Entwurfes. Später stellte Limon die Behauptung auf, nur dieser Abstrich habe den üblen Eindruck des Manifests in Frankreich verschuldet, denn ohne die vorbereitenden, erklärenden Worte habe die Drohung mit der Einäscherung von Paris nur als brutale Prahlerei wirken können. Zugleich beklagte Limon die verfrühte Veröffentlichung des Manifests; man habe ihm in Mainz versprochen, dasselbe erst, wenn die Armeen der Verbündeten vor den Thoren von Paris ständen, bekannt zu machen; statt dessen sei die Kundgebung schon bei dem ersten Einmarsch der Preußen auf französisches Gebiet erfolgt, also zu einer Zeit, da die Pariser noch gar keinen Anlaß hatten, sich beunruhigt zu fühlen. Heigel ist nun der Meinung, die eine Beschwerde sei so wenig begründet wie die andere. „Der gestrichene Theil des Entwurfes — Limon hat denselben gesondert als Manifeste de tous les peuples erscheinen lassen — ist im Tone nicht minder herausfordernd und beleidigend, als der beibehaltene, und in Bezug auf die Veröffentlichung ergiebt sich aus den Briefen Limon's an Schulenburg gerade das Gegentheil des später Behaupteten. Der Verfasser verlangte Vertheilung von großen Massen von Exemplaren an die Mitglieder der Generalversammlung, die Befehlshaber der französischen Festungen und die Bürger-

*) Näheres fand Heigel unter Zugrundelegung der im Berliner Staatsarchiv verwahrten Correspondenz in Betreff der Entschädigung Limon's für die Auslagen bei Ausarbeitung des Manifests. Limon erhielt 1793 vom Wiener Hofe 200 Friedrichsdor, während er in Berlin mit seiner Forderung abgewiesen wurde. „Hoffen wir nunmehr," schrieben die Minister Haugwitz und Alvensleben am 13. Februar 1798 an den ehemaligen Collegen Schulenburg, „diesen lästigen Querulanten auf immer abgestreift zu haben".

meister der französischen Städte; Schulenburg beschränkte sich auf Versendung an Zeitungen und die fremden Höfe."

Die Wirkung war sicherlich eine ganz andere, als die deutschen Monarchen und ihre Rathgeber erwartet hatten. Den „in's Pulverfaß fallenden Funken" nennt Michelet dies Manifest. Der Verfasser der Geschichte der Schreckensherrschaft, Mortimer-Ternaux, beklagt, daß mit diesem Schriftstück den Gegnern des Thrones ein furchtbares Beweisstück in die Hände gespielt wurde. Sorel nennt das Manifest „berühmt in der Geschichte der diplomatischen Unverschämtheiten". Sogar der in seinem Urtheil immer gemäßigte Chuquet versichert, daß an unermeßlich verderblicher Wirkung der unbesonnenen Herausforderung des französischen Volkes nicht zu zweifeln sei. Heigel geht nicht so weit: „Es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden, daß die Meuterei vom 10. August 1792, die den Sturz des Königthums nach sich zog, von langer Hand vorbereitet war. Die Clubs und die Commune konnten nicht bei dem halben Erfolg des 20. Juni stehen bleiben; der 10. August war die logische Folge des vorausgegangenen Angriffes auf den Königsthron. Man darf also wohl sagen: Das Manifest des Braunschweigers hat die Schrecken des 10. August ebenso wenig heraufbeschworen, wie ein freundlicheres sie verhindert hätte. Doch beschleunigt hat es vielleicht die Absetzung des Königs, und vor Allem gab es den Vorwand zur Beschönigung der rohen Gewaltthat, denn nun konnte den Drohungen des angeblich mit den Tuilerien verbündeten Auslands patriotischer Stolz der beleidigten Nation entgegengesetzt werden."

Wir müssen es uns versagen, andere Einzelheiten und Glanzstellen herauszugreifen, wie z. B. Heigel's prächtige Charakteristik des alten Fritzen und Joseph's II., den wir den vielleicht einzig echt deutschen Habsburger auf dem Throne nennen möchten. Nur Heigel's erschöpfender und überzeugender Beantwortung der alten Frage: Warum kam die Revolution nicht auch in Deutschland zum Durchbruch? sei noch gedacht. Heigel schreibt: „In der Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen und im Verlangen nach einer gerechteren Gesellschaftsordnung begegneten sich Franzosen und Deutsche. Mit gleicher Leidenschaftlichkeit donnerten die Einen wie die Andern gegen die herrschenden Mächte, mit gleichem Mangel an Klarheit und realer Gründlichkeit sprachen sie sich über die Ziele, die wünschenswerthe Zukunft aus. Doch weder das Pathos, noch die Dunkelheit der Sprache kann darüber täuschen, daß beide Völker nicht dasselbe wollten den ungleichen Verhältnissen und dem verschieden gearteten Nationalcharakter gemäß nicht dasselbe wünschen konnten. Die Franzosen waren ein geeignetes Volk mit einer Centralregierung, seit acht Jahrhunderten durch ihre Könige, vor Allem durch Ludwig XIV. in einem starken Nationalbewußtsein erzogen und erhalten. Was war Deutschland für den Deutschen? Ein Schock Staaten von vielerlei Umfang und allerlei Einrichtung, durch die Sprache und eine schwächliche Reichsverfassung lose miteinander verbunden. Das Stammland oder Stammländchen und dessen Regent waren das Concrete, Kaiser und Reich ein allgemeiner Begriff." Johannes Müller sah schon im September 1789 richtig voraus, daß als festester Damm gegen Ausbreitung der Revolution der deutsche Particularismus sich bewähren werde. „Daß Frankreichs Beispiel die Nachbarn aufweckt," schrieb er (25. September 1789), an Professor Vogt, „ist sehr natürlich; in mehr als einer Rücksicht haben sich ja gewisse deutsche Länder noch mehr zu beklagen. Es ist aber wohl nicht zu besorgen, daß in Deutschland eine gewisse Revindication der vergessenen Menschenrechte mit solcher Barbarei wie dort vor sich gehen sollte; unser Volk ist phlegmatischer, es hat auch keine St. Barthelemy, eher einen Dreißigjährigen Krieg. Und dann vermag auch die Menge nicht so viel; unsere Heere sind disciplinirter und, leider! die Provinzen einander zu fremd, um in irgend etwas gemeine Sache zu machen." Wer die Sonderrechte und Sonderart antastete, war für den Hessen oder Bayer oder Sachsen ein Feind, mochte er von der Spree oder von der Seine kommen. Schlagbäume überall, und jeder Schlagbaum eine Kluft zwischen den Nachbarn! Darum konnte Frau von Staël sagen: „Es giebt in Deutschland zu viel neue, zu wenig gemeinsame Ideen." Und Heigel fährt fort: „der Germane dachte über die höchsten Güter der Menschheit, die Freiheit des Gewissens und das Recht der Persönlichkeit, so viel und so gern, wie der Franzose, aber der in Deutschland weit stärker als in Frankreich entwickelte Individualismus lehnte sich gegen die Freiheitsschablone des revolutionären Doctrinarismus auf. Dem Deutschen hingen sich an den kühnen Gedanken die nüchternen Einwände. Mit der Ueberlieferung und mit der Urväter Gewohnheit um einer Neuerung willen zu brechen, zauderte er, während der Franzose für die junge Göttin Alles ließ, was ihm bisher lieb oder heilig gewesen, und der neuen Fahne wahrlich bis in die Hölle folgte! So verschieden geartet die deutschen Stämme unter sich waren, einen deutschen Nationalcharakter gab es immer. Zur Wesenheit aber gehört das Temperament, und das der Germanen ist nicht das der Lateiner! Dazu kam, daß die Deutschen trotz alledem weit religiöser geblieben waren, als ihre Nachbarn. Die Religionsverachtung war bei ihnen nicht, wie in Frankreich, in's Volk gedrungen; bei ihnen war die Religion noch immer Gegenstand der Wissenschaft, Poesie und allgemeinen Erbauung." Diesen Unterschied hielt schon Chateaubriand in seinen 1797 erschienenen Betrachtungen über die Revolutionen für den entscheidenden: „Die Religion behauptet sich in in Deutschland durch die moralische Stärke des Volkes und durch die Tugenden und die Aufklärung des Clerus. Oft sah ich in Deutschland einen ehrwürdigen Pfarrer vor der Thür seiner ländlichen Behausung in zwangloser Unterhaltung mit den Dörflern, die ganz gerührt schienen, und ich glaubte mich in die Zeiten versetzt, da der Gott Jakob mit den Patriarchen am Bord der Brunnen verkehrte." Sogar der Rationalismus war in Deutschland ein anderer, als im Vaterland Voltaire's. Der Protestant konnte ohne Abfall vom Bekenntniß alten Glauben mit neuen Ideen weiterbauen. Während in Frankreich das „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars" nur ein geistliches Paradoxon in der Constitution civile fand, hatte es in Deutschland eine tiefe und nachhaltige Bewegung der Gemüther zur Folge. Man lese darüber bei Kant. Wie frostig war die Rhetorik, mit der Robespierre das höchste Wesen feierte, verglichen mit der Inbrunst eines Schleiermacher, wie lächerlich erscheint der Cult des Prairial neben der großartigen Reform des deutschen Protestantismus! Auch bei den Katholiken hatte die Zweifelsucht des achtzehnten Jahrhunderts nicht dem Unglauben zur Herrschaft verholfen. Joseph II. blieb trotz seines Kampfes mit Rom ein gehorsamer Sohn der Kirche und verwahrte sich gegen den Vorwurf, als wolle er die Philosophie über die Religion setzen. „Wenn alle anderen Völker der Erde," sagt Chateaubriand, „der Religion den Gehorsam und die Achtung aufgesagt haben werden, wird sie bei den Deutschen noch eine Zuflucht finden!"

Ebenso vermißt Heigel bei den Deutschen den demokratischen Zug, der den Franzosen im Blute liegt. „Im ersten Revolutionsjahr genügte ein Decret, um die demokratischen Grundsätze in die Gesetzgebung und in's Leben zu führen, und die Neuerung fand nirgends Widerstand. In Deutschland wäre dies einfach undenkbar gewesen. Wie schon in der germanischen Urzeit eine Scheidung des Volkes in Edle und Gemeinfreie bestanden hatte, so war die Achtung vor historischen Rechten auch noch an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts lebendig." Sogar jene Schriftsteller, die den Streit der Stände mit Genugthuung begrüßt hatten, wollten „das korinthische Capitäl des Staates", wie Burke den Adel nannte, nicht schlechtweg beseitigt wissen. Jean Paul, der in den „Grönländischen Processen" die blinde Ehrfurcht der Massen vor „gothischen Alterthümern" verspottet hatte, schuf in seinen Romanen eine

Reihe von Idealgestalten aus dem Kreise der Bevorzugten der Gesellschaft. Echte Humanität, erklärt Mauvillon, müsse Allen gemeinsam sein, aber von Brissot und seinesgleichen werde ein falscher Begriff von Humanität gepredigt, und der Ehrgeiz eines Paine, der Neid eines Forster werde nur Unruhen und Bürgerkrieg erregen. „Gewisse Schranken müssen in der menschlichen Gesellschaft bestehen bleiben."

Vor Allem war auch in Deutschland — dieses Moment wird auch von Taine besonders hervorgehoben — das Feudalregiment nicht so drückend, wie in Frankreich. Der Bauer stand nach Heigel zwar auch in harter Dienstbarkeit, mußte alle möglichen Abgaben entrichten, peinliche Eingriffe in sein häusliches Leben erdulden, aber es hatte sich ein gewisses patriarchalisches Verhältniß zwischen ihm und seinem Herrn erhalten; in jähen Nothfällen fand der Landmann Hülfe beim Gutsherrn, sicher war seinem Alter eine Zufluchtsstätte; er besann sich also, die schwere Hand abzuschütteln, die ihn zwar drückte, aber hielt. Der Bürger war in den meisten deutschen Staaten von Civilämtern und Officierstellen nicht so streng ausgeschlossen, die Unterordnung des dritten Standes nicht so schroff durchgeführt, wie in Frankreich, wo alle wichtigeren und einträglicheren Stellen dem Adel vorbehalten waren, wo Kaufherren und Gelehrte, Handwerker und Bauern sich als Tiers-état zu einem Ganzen verbunden ansahen und gemeinsam die Befreiung vom Joch des Privilegiums anstrebten. In Deutschland rechneten sich die Graduirten gar nicht zum dritten Stande; sie bildeten eine Art Bindeglied zwischen Adel und Bürgerthum. Auch der Reichthum war in Deutschland vortheilhafter vertheilt. Mochte immerhin das politische Regiment in den meisten Reichsstädten in den Händen des Patriziats sein, so trennte doch den Bürgerstand nicht eine so tiefe Kluft von den Geschlechtern, daß nicht stattlicher Besitz eine Brücke gebildet und in tausend Fällen ein Connubium ermöglicht hätte. Und es gab in Deutschland keine Stadt, in der alle Lebenselemente concentrirt gewesen wären, wie in Frankreich, dessen Hauptstadt entscheidenden Einfluß auf die politische und sociale Entwickelung des ganzen Landes übte.

„Auch das fürstliche Regiment hatte sich in den meisten deutschen Staaten weniger Blößen gegeben, wie das ancien régime im großen Nachbarreiche. Gerade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten nicht wenige Fürsten in Beseitigung von Mißbräuchen und in Schöpfungen zu Gunsten edler Menschlichkeit gewetteifert, Staatswirthschaft, Unterrichtswesen und Rechtspflege wohlthätig reformirt. Die Vielstaaterei erschien aus diesem Grunde vielen Zeitgenossen nicht einmal als ein Uebel." Nicht bloß der conservative Kammerherr v. Creuz behauptet, daß „ein Volk wie das deutsche, um so freier ist, in je mehr Staaten es sich theilt"; auch Wieland vertritt im „Patriotischen Beytrag zu Teutschlands höchstem Flor" die Auffassung, daß das deutsche Volk gerade in Folge seiner Zersplitterung „einen höheren Grad menschlicher und bürgerlicher Freyheit" genieße, als irgend ein anderes „großes policirtes Volk in der Welt". „Der eine von den vielen Reichsständen wird immer den anderen im Schach halten, es wird also immer Gewissens- und Redefreiheit geben, der einzelne Tyrann wird dem Abscheu der übrigen Theile der Nation ausgesetzt sein." Der aufgeklärte Absolutismus hatte in Deutschland auch viel Gutes gewirkt; das wurde vom Volk anerkannt, und es bestand auch deßhalb weniger Geneigtheit, dem französischen Beispiel zu folgen. Aus allen Theilen des Reiches führt Prof. Heigel Stimmen an, die zwar der Revolution grundsätzlich eine gewisse Berechtigung zuerkennen, doch den Gedanken einer Ausdehnung auf das eigene Vaterland als Undank gegen wohlgesinnte Fürsten zurückweisen.

Aber die Gebildeten! Sie waren doch, möchten wir hier einwenden, in der Mehrheit den neuen Lehren zugethan? Mit Maaß und Ziel, entgegnet Heigel. „Auch die Gelehrten, die Dichter und Künstler zeigten sich germanischen Geblütes. Sobald in Frankreich die Göttin der Vernunft ihr weißes Kleid besudelte und, mehr Megäre als Lichtgestalt, Personen und Eigenthum zerstampfte, während sie von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit brüllte, wandten sie sich schaudernd ab." Kant bewunderte zwar immer noch eine Verfassung mit Volksvertretung, doch wie er seinem System der reinen, wagemuthigen Vernunft die conservative praktische gegenüberstellte, war er im Leben zugleich ein unabhängiger Forscher und ein gehorsamer Unterthan. Was er von den Philosophen und der Ungefährlichkeit ihrer Speculation sagte, konnte von allen seinen gelehrten Kollegen gelten: „Diese Classe ist ihrer Natur gemäß nicht geeignet, Zusammenrottungen zu bewirken und Clubs zu stiften, kann also vom Argwohn, daß sie gefährliche Propaganda mache, nicht getroffen werden." Alles in Allem: Die große politische Bewegung in Frankreich hatte in Deutschland — mit unerheblichen Ausnahmen — nur eine geistige Bewegung zur Folge. Ihr Anfang war glühende Begeisterung, ihr Ende Resignation, doch nicht feiges Verzichten auf die That, sondern klare Erkenntniß der Schranken, der Kräfte und ihrer Aufgaben. Goethe behielt Recht mit seiner Mahnung, daß jeder sein eigen Feld bestelle und daß bei Neuerungen mehr die Bedürfnisse, als die Wünsche zu berücksichtigen seien, denn die Bedürfnisse haben Grenzen, die Wünsche schweifen in schrankenlose Weite; nicht in der Revolution, in der Evolution beruhe die Hoffnung besserer Zeiten; die natürliche Entwickelung der Keime zu fördern, darin bestehe die Kunst zu regieren.

„Nicht weil Volk und Staat in Frankreich weiter," sagt Lorenz von Stein, „sondern eben weil sie nicht so weit waren, als in Deutschland, traf dort die Revolution ein, während hier nur eine Umgestaltung stattfand". Im Volksleben der Franzosen, wo Alles von äußerlichen, stürmischen Impulsen ausgeht, komut es zu vulkanischen Eruptionen, nicht aber zu organischen Entwickelungen; die deutschen Bildungen, jene Reformen, die nicht bloß die Gesundung Preußens, sondern ein neues Deutschthum zur Folge hatten, lassen sich mit den langsam heranwachsenden neptunischen Formationen vergleichen. In Frankreich, sagt der Franzose Sorel, wo aller Boden gleich gemacht wird, ergießt sich der wilde Strom verheerend über alles Land; in Deutschland halten ihn Dämme auf, er vertieft sich zu Seen und zieht aus ihnen beruhigt und abgeklärt hervor in's Weite. Und zum Schlusse sei Heigel's eigenste Ansicht über die französische Revolution angeführt: „Gewiß, Taine und Tocqueville haben aufgeräumt mit der Legende der „großen", der „glorreichen" Revolution. Marat und sein blutgieriger Pöbel waren immer der Abscheu aller menschlich Fühlenden, aber auch die donnernden Desmoulins und Danton, die pathetischen Girondisten und der überlegen lächelnde Robespierre, sogar die „ewigen Menschenrechte" sind im Werth gesunken. Dennoch bleibt die weltgeschichtliche Bedeutung der französischen Volkserhebung ungeschmälert. Ihre Frucht war köstlich: eine neue Staatsordnung mit gerechterer Vertheilung der Rechte und Lasten. Das Gespenst des Mittelalters, die Ueberlieferung vom Fluch und Segen der Geburt, spukte noch immer. Von diesem Alp wurde Europa in der Nacht vom 4. August 1789 befreit! Auf den Beschlüssen, die damals in der französischen Nationalversammlung gefaßt wurden, beruht unsere heutige Gesellschaftsordnung. Ja, jene heißblütigen Parlamentarier haben das historische Recht mit Füßen getreten, sich am Eigenthum vergriffen und Heiligthümer des Gemüthes entweiht. Nichtsdestoweniger waren sie es, die dem Menschen und der Arbeit für alle Zeiten eine höhere Bedeutung gaben. Die kritische Forschung hat in den Romanen der Miguet und Thiers die Uebertreibung und Verlogenheit gezeigt, doch ebensowenig ist das Gezeter berechtigt, als ob alle That der französischen Revolution nur Vergeudung unschuldigen Blutes gewesen wäre. Die Deklamationen jener Kammer- und Clubtyrannen mögen uns heute ebenso anwidern, wie das Geheul des Pöbels, wir

mögen uns über die Blutopfer der Guillotine und der Schlachtfelder entsetzen, doch welcher Fortschritt im Schicksal der Völker ist ohne Irrthümer und schwere Opfer errungen worden? Jene Bewegung, die Gans mit Recht eine Bewegung des germanischen Geistes in Frankreich genannt hat, war doch Frühlingsfluth. Sie riß eine Welt in Trümmer, doch aus den Ruinen blühte neues Leben."

Literatur und Kunst.

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Professor Arthur Drews.

Unter allen in der letzten Zeit erschienenen Versuchen, das Wesen und den Geist des absterbenden 19. Jahrhunderts begrifflich zu fassen, nimmt das Werk von Chamberlain über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (München, Bruckmann) unzweifelhaft die erste Stelle ein. Bei der Beschäftigung mit den Vorarbeiten zu einem Werke, welches das gesammte Culturleben dieser Epoche einheitlich und zusammenfassend darstellen sollte, drängte sich dem Verfasser die Ueberzeugung auf, daß es unmöglich sei, über die Bedeutung unseres Säkulums und den relativen Werth seiner Leistungen ein wohlbegründetes, klares Urtheil zu fällen, ohne eine deutliche Vorstellung der Grundlagen, auf denen das Wirken und Mühen dieses Jahrhunderts aufgebaut war. So beschloß er, den ursprünglich als kurze Einführung gedachten ersten Theil seines Werkes breit anzulegen und zu einem selbstständigen Ganzen auszuarbeiten. Es ist somit der erste Band eines umfassenden Werkes über das 19. Jahrhundert, was wir unter dem oben genannten Titel vor uns haben, und zwar von diesem einstweilen auch nur erst die eine Hälfte, welche „die Ursprünge" unserer Cultur bis zum „Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte" behandelt.

Als den Angelpunkt der Geschichte Europas betrachtet Chamberlain das Erwachen der Germanen zu ihrer welthistorischen Bedeutung als Begründer einer durchaus neuen Civilisation und einer durchaus neuen Cultur, indem er als den mittleren Augenblick dieses Erwachens das Jahr 1200 annimmt. Das scheint im ersten Augenblick sehr willkürlich zu sein und allen unseren gewohnten Anschauungen zu widersprechen. Aber Chamberlain sucht in einer allgemeinen Einleitung seines Werkes, die eine Fülle von neuen und anregenden Gesichtspunkten darbietet, „jene beiden Undinge, die Begriffe eines Mittelalters und einer Renaissance" zu beseitigen, durch welche nach seiner Ansicht mehr als durch irgend etwas Anderes das Verständniß unserer Gegenwart nicht allein verdunkelt, sondern geradezu unmöglich gemacht wird. Wir haben in der Regel die Auffassung, daß der „germanische Barbar" die sogenannte „Nacht des Mittelalters" heraufbeschworen habe und unsere Cultur eine Wiedergeburt der hellenischen und römischen sei. Es kann nach Chamberlain's Ansicht nichts Verkehrteres geben. Unsere gesamnte heutige Cultur und Civilisation ist ihm vielmehr das Werk der Germanen: ohne sie hätte sich ewige Nacht über die Welt des römischen Imperiums gesenkt, das dem intellektuellen und moralischen Bankerott verfallen war, erst durch sie wurde die Wiedergeburt vergangener Großthaten möglich, während die Renaissance mindestens ebenso hemmend, wie fördernd gewirkt, uns auf lange Zeit aus unserer gesunden Bahn herausgeworfen und wesentlich mit verschuldet hat, daß wir Germanen selber mitsammt unserem stolzen 19. Jahrhundert in einem echten Mittelalter mitten drin stecken. „Denn das Vorwalten des Provisorischen, des Uebergangsstadiums, der fast gänzliche Mangel an Definitivem, Vollendetem, Ausgeglichenem ist ein Kennzeichen unserer Zeit; wir sind in der „Mitte" einer Entwickelung, fern schon vom Anfangspunkt, vermuthlich noch fern vom Endpunkte."

Man sieht, Chamberlain ist keineswegs ein unbedingter Lobredner des 19. Jahrhunderts. Er ist weit entfernt von der Selbstzufriedenheit und dem vulgären Stolze derjenigen, die mitleidig auf die vergangenen Jahrhunderte herabsehen in dem billigen Bewußtsein „wie wir's so herrlich weit gebracht". Er findet es nicht leicht, sich von dem Inhalt dieses Jahrhunderts zu jenem „Enthusiasmus" entzünden zu lassen, den Goethe für den Geschichtsschreiber fordert. Es scheint ihm besonders deßhalb schwer, sich für denselben zu erwärmen, weil das Stoffliche in ihm so sehr überwiegt. Denn Chamberlain ist mit Recht der Ansicht, daß nicht die einzelnen Thatsachen und Personen, sondern die allgemeinen Tendenzen, die Ideen das eigentlich Wichtige und Wesentliche der Geschichtsschreibung bilden. Nicht die Ideen aber sind in unserem Jahrhundert das Charakteristische, sondern die materiellen Errungenschaften. In idealer Beziehung ist unser Jahrhundert weder Fisch noch Fleisch. „Es pendelt zwischen Empirismus und Spiritismus, zwischen dem Liberalismus vulgaris, wie man es witzig genannt hat, und den impotenten Versuchen seniler Reactionsgelüste, zwischen Autokratie und Anarchismus, zwischen Unfehlbarkeitserklärungen und stupidestem Materialismus, zwischen Judenanbetung und Antisemitismus, zwischen raffinirten Meyerbeer'schen Opern und urnaiver Volksmelodiemanie, zwischen Millionärwirthschaft und Proletarierpolitik." Es ist mithin unfertig und unreif in jeder Beziehung. Aber so erscheint es nur, wenn man es isoliert betrachtet. Im Zusammenhange der gesammten historischen Entwickelung dagegen, als eine bloße Etappe auf dem Wege des Fortschritts angesehen, glaubt auch Chamberlain, die Hoffnung aussprechen zu dürfen, „daß wir Germanen und die Völker, die unter unserem Einfluß stehen, einer neuen harmonischen Cultur entgegenreifen, unvergleichlich schöner als irgend eine der früheren, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, einer Cultur in der die Menschen wirklich „besser und glücklicher" (glücklicher?) sein werden, als sie es jetzt sind." Und darum vor Allem erscheint es ihm so wichtig, die Vergangenheit in ihrer Beziehung zur Gegenwart näher in's Auge zu fassen, um zu sehen, inwieweit wir über sie hinausgelangt sind, was wir ihr zu verdanken haben, aber auch worin wir keine Ursache haben, uns eines Fortschrittes über sie hinaus zu rühmen.

Als die Wiege unserer gesammten Cultur gilt Hellas. Darum betrachtet Chamberlain in einem ersten Capitel „die hellenische Kunst und Philosophie", soweit sie noch gegenwärtig im Bewußtsein der Menschheit gestaltend weiter leben. Ausgehend von einer Betrachtung über den Unterschied zwischen Thier und Mensch, den er in Uebereinstimmung mit Schiller darin setzt, daß der Mensch allein dazu gelangt, ohne Noth zu erfinden, sich vom Naturzwang loszumachen und sich frei als Künstler zu bethätigen, sieht Chamberlain das bleibend Werthvolle am Hellenenthum vor Allem darin, daß es diese künstlerische Seite im Menschen, wie kein anderes Volk, gepflegt und die Bedeutung des Genies, der schöpferischen Persönlichkeit ein für alle Mal der Menschheit vor Augen geführt habe. Was dem Denken eines Demokrit, eines Plato, eines Euklid, Archimedes u. s. w. ewige Jugend verleiht, das ist genau dieselbe Geisteskraft, welche Homer und Phidias unsterblich und jung macht, das Schöpferische, das Künstlerische in ihnen. Mögen wir die hellenische Wissenschaft, über welche Chamberlain viel Beherzigenswerthes anführt, mögen wir ihre Religion oder ihre Philosophie betrachten, überall finden wir als das Wesentliche die Genialität, welche die verborgenen Zusammenhänge der Dinge nicht nur zu schauen, sondern sie auch in unnachahmlicher Weise darzustellen und zu gestalten weiß. Besonders für die kunstbeseelte Religion der Hellenen hat Chamberlain eine unbegrenzte Bewunderung, ja er geht darin so weit, daß er die gedankliche Auflösung derselben als einen Rückschritt bedauert und es der Philosophie zum Vorwurf macht, daß sie die Anschauungen und Symbole der Religion zerstört und Begriffe an die Stelle ihres ästhetischen Scheines eingesetzt habe.

Das scheint mir jedoch eine arge Verkennung des Wesens der Religion überhaupt und eine gewaltige Ueberschätzung der hellenischen Religion zu sein. Denn mag man jenen Prozeß aus ästhetischen Gesichtspunkten immerhin bedauern, aus religiösem Gesichtspunkte, der hier doch schließlich allein Ausschlag gebend sein kann, war es thatsächlich ein Fortschritt, daß die Wissenschaft in Hellas die Unzulänglichkeit der religiösen Anschauungen aufdeckte, und Ranke, auf den Chamberlain überhaupt nicht gut zu sprechen ist, bleibt doch wohl im Recht, daß die hellenische Philosophie den alten Glauben von dem „götzendienerischen Element" gereinigt und eine Versöhnung zwischen rationeller und religiöser Wahrheit wenigstens angebahnt hat. Hier scheint mir Chamberlain, der uns die schöne Wagnerbiographie geschenkt hat, doch zu sehr unter dem Banne des Bayreuther Meisters zu stehen, wenn er die gesammte hellenische Religion und Weltanschauung einseitig nur vom Standpunkte des Künstlers aus betrachtet und bedauert, daß sie ihre reine künstlerische Schönheit dem abstracten Gedanken und den zweifelhaften Gebilden der Metaphysik geopfert haben. Gewiß haben die Inder in manchen Punkten tiefer und consequenter gedacht, als selbst Plato und Aristoteles und in ihren verschiedenen Systemen mehr Möglichkeiten erschöpft als die Griechen; allein daß nicht die Inder, sondern die Griechen mit ihrem Denken die gesammte Philosophie der Folgezeit bis auf den heutigen Tag beherrscht und insofern, wenn nicht gerade der ganzen Welt, so doch jedenfalls dem 19. Jahrhundert vorgedacht haben, das wird doch Chamberlain nicht bestreiten wollen. Es mag dahin gestellt sein, ob die Griechen Metaphysiker waren — ihren größten Metaphysiker, der es mit jedem indischen Denker und mit sämmtlichen Philosophen der Folgezeit aufnimmt, Plotin, scheint Chamberlain leider nicht zu kennen, denn er spricht von ihm mit unverhohlener Verachtung — für die abendländische Metaphysik sind sie jedenfalls von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, und vielleicht stehen wir noch heute in keinem Punkt so sehr unter hellenischem Einfluß, wie gerade in metaphysischer Beziehung. Denn während hellenische Kunst und Poesie bei uns nur mehr ein künstliches Dasein führen und uns täglich fremder zu werden scheinen, leben und athmen wir in den Begriffen und Vorstellungen, die ein Demokrit, ein Plato, ein Aristoteles und Plotin zuerst aufgebracht und der Nachwelt überliefert haben. Wir befinden uns zwar heute wieder in einer romantischen Periode, und es ist üblich, die geniale Persönlichkeit überall in den Vordergrund zu rücken und alle Dinge unter dem Gesichtspunkte des Aesthetischen zu betrachten. Allein ich glaube nicht, daß man von diesem Standpunkte der hellenischen Philosophie gerecht werden kann; denn ich sehe gerade darin ihre größte Bedeutung für die Menschheit, daß sie die unbewußte Harmonie zwischen Denken und Sein zerstört und dem ästhetischen Scheine gegenüber den Werth und die Bedeutung der Realität betont hat. Ich meine demnach auch, daß Chamberlain's rein ästhetische Bewunderung eines Plato und Aristoteles zu ihrem Lobe viel zu wenig sagt und habe die Empfindung, daß ihm jene Bewunderung von seinem Standpunkt aus schwer genug geworden ist. Aber das halte ich für sehr verdienstlich, daß er strenge zwischen der schöpferischen und künstlerischen Begabung der Hellenen und ihrer moralischen Beschaffenheit unterscheidet und mit seiner Verachtung der Letzten ebenso wenig zurückhält, wie mit seiner Bewunderung der Ersteren. Nein, die alten Hellenen waren keine großen und edlen Charaktere, und Alles was man so gewöhnlich zu ihrem persönlichen Lobe vorbringt und wofür man die Begeisterung der Nachwelt zu entflammen sucht, ist, wie Chamberlain darlegt, eitel Schwindel. Wir haben keinen Grund, bei den Namen Marathon, Thermopylä und Salamis in verzückte Bewunderung zu gerathen. Es ist gut, dies einmal offen ausgesprochen, die Erbärmlichkeit der griechischen Geschichte bloßgelegt und auf die „ungeheure Mystifikation" hingewiesen zu haben, die darin liegt, daß man unserer Jugend jene zweifelhaften griechischen „Helden" als Muster von Tapferkeit (!) und jeder Art von Tugend hinstellt. Chamberlain trifft in diesem Punkte mit keinem Geringerem als Jakob Burckhard zusammen, der in seiner „Griechischen Culturgeschichte" gleichfalls dem Idealbilde, das wir uns von den alten Hellenen zu machen pflegen, mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit zu Leibe gerückt ist.

Die sittliche, bürgerliche und politische Tüchtigkeit, deren Mangel Chamberlain den Hellenen mit Recht zum Vorwurf macht, findet er im vollsten Maße im alten Rom vorhanden. Im Gegensatze zu Hellas, wo Alles auf die einzelne geniale Persönlichkeit gestellt war, ist in Rom Alles „anonym"; keiner seiner großen Männer ragt an die Größe des gesammten römischen Volkes heran. Chamberlain weist die landläufige Meinung zurück, als ob die Römer ein Volk von ehrgeizigen Eroberern gewesen wären. Er legt dar, wie es nur ihre Liebe zur Heimath war, der verzweifelte Entschluß, den unabhängigen Besitz ihrer Scholle nur mit dem Leben aufzugeben, was die Römer ursprünglich in den Krieg trieb. Nicht die Härte, der Eigennutz, die Gier haben die Römer zu Beherrschern der alten Welt gemacht, sondern ihre Erfolge beruhen auf einer geistigen und sittlichen Ueberlegenheit über die anderen Völker. Ich glaube mit Chamberlain, daß dieser Punkt in der Darstellung der römischen Geschichte bisher noch nicht genügend gewürdigt ist. Wir sind immer noch sehr leicht geneigt, uns mit unserem Gefühle auf die Seite des unglücklichen Carthagos zu stellen und den Römern ihre Grausamkeit vorzuwerfen, womit sie das catonische „delenda est Carthago" zur Ausführung gebracht haben. Aber Chamberlain weist demgegenüber auf den richtigen Gesichtspunkt hin, aus welchem dies Vorgehen aufzufassen ist, auf den Dienst, welchen sie damit der gesammten europäischen Cultur geleistet haben: „Wäre das phönizische Volk nicht ausgerottet, wären seine Ueberreste nicht durch die spurlose Vertilgung seiner letzten Hauptstadt eines Vereinigungspunktes beraubt und zum Aufgehen in andere Nationen gezwungen worden, so hätte die Menschheit dieses 19. Jahrhundert niemals erlebt". „Mit den Arabern, die unsere Existenz lange arg bedrohten, sind wir bis heute noch nicht fertig geworden, ihre Schöpfung, der Mohammedanismus bildet ein Hinderniß für jeden Fortschritt der Civilisation und hängt in Europa, Asien und Afrika als Damoklesschwert über unserer mühsam aufstrebenden Cultur, das Problem des Judenthums gehört zu den schwierigsten und gefährlichsten der Gegenwart. Nun denke man sich dazu noch eine phönizische Nation, von frühester Zeit an alle Häfen besetzt haltend, allen Handel monopolisirend, im Besitze der reichsten Metropole der Welt und einer uralten nationalen Religion — es ist kein phantastisches Geschichtsphilosophiren, sondern eine objectiv beweisbare Thatsache, daß unter solchen Bedingungen das, was wir heute Europa nennen, niemals hätte entstehen können." Angesichts der geradezu entsetzenerregenden geistigen Unfruchtbarkeit der Phönizier, die dasjenige, was wir „Cultur" nennen, noch nicht einmal geahnt haben, hat Rom, indem es seine eigenen Interessen mit der rücksichtslosen Energie eines moralisch starken Volkes verfocht, jene geistige Entwickelung der Menschheit, die auf dem indogermanischen Stamm beruht, vor sicherem Untergang bewahrt. Und wenn die Römer dabei wirklich mehr, als sonst bei ihnen üblich, den niedrigen Eingebungen der Rache, vielleicht sogar der Eifersucht gefolgt sind, so ist um so mehr die unfehlbare Sicherheit des Instinktes zu bewundern, welche sie, selbst dort, wo sie von bösen Leidenschaften verblendet waren, dasjenige treffen ließ, was nur irgend ein kühl berechnender, mit prophetischem Blick begabter Politiker zum Heil der Menschheit von ihnen hätte fordern müssen. Aehnlich urtheilt Chamberlain über die Zerstörung Jerusalems, welche die christliche Religion erst vom jüdischen Einflusse befreit und völlig selbstständig gemacht hat. Ohne Rom wäre somit

Europa eine bloße Fortsetzung des asiatischen Chaos geblieben. „Griechenland hat stets nach Asien gravitirt, bis Rom es losriß. Daß der Schwerpunkt der Cultur endgiltig nach Westen verlegt, daß der semitisch-asiatische Bann gebrochen und wenigstens theilweise abgeworfen wurde, daß das vorwiegend indogermanische Europa nunmehr das schlagende Herz und das sinnende Hirn der ganzen Menschheit wurde, das ist das Werk Roms. Indem dieser Staat sein eigenes praktisches Interesse rücksichtslos eigennützig, oft grausam, immer hart, selten unedel verfocht, hat es das Haus bereitet, die starke Burg, in welchem sich dieses Geschlecht nach langen, ziellosen Wanderungen niederlassen und zum Heil der Menschheit organisiren sollte."

Aber das ist nicht das Einzige, was wir Rom zu verdanken haben. Nicht minder wichtig ist es, daß Rom zuerst das Beispiel eines Staates gegeben, der stabile rechtliche Zustände verbürgte, und daß es der Menschheit ein bis ins Einzelnste ausgearbeitetes Recht geschenkt hat. Wie sehr der Staat sowohl wie das Recht von den Römern als organische Gebilde aufgefaßt wurden, wie in ihnen alles elastisch, in beständiger Fühlung mit den Bedürfnissen des Lebens blieb und erst zur Kaiserzeit unter kleinasiatischem oder semitischem Einfluß eine allmälige Erstarrung eintrat, das hat Chamberlain trefflich nachgewiesen. Und auch darin offenbart sich nach seiner Ansicht der indoeuropäische Geist jener beiden Schöpfungen, mit wie künstlerischem Instinkte es die Römer verstanden haben, ihrer Begriffsplastik in den rechtlichen Handlungen einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Man spricht heute so viel von einem „deutschen Recht", das uns durch die Einführung des römischen geraubt worden sei. Aber Chamberlain weist darauf hin, daß es nie ein deutsches Recht gegeben hat, sondern lediglich ein Chaos von widerstreitenden, rohen Rechten, ein besonderes für jeden Stamm. Und wie tief war den Römern der Sinn für Recht oder Gerechtigkeit eingeboren! „Unsere Civilisation steht hoch über der römischen; in Bezug auf lebendiges Rechtsgefühl kann sich dagegen ein gebildeter Mann des 19. Jahrhunderts mit einem römischen Bauer aus dem Jahre 500 vor Christus nicht vergleichen."

Den Schwerpunkt des römischen Rechtes aber, wodurch die Römer alle anderen Völker des Alterthums, zumal auch die Hellenen übertreffen, findet Chamberlain in ihrer Auffassung der Familie und der Ehe. Wenn die Achtung, welche der Mann dem Weibe zollt, und die Stellung des letzteren in der Gesellschaft ein Werthmesser ist für die Cultur eines Volkes, dann können die Römer nicht hoch genug gestellt werden. Man bedenke doch, was es heißen will, daß nach römischem Erbrecht die Tochter genau dasselbe erhielt, wie der Sohn, die Agnatin wie der Agnat ꝛc. Man rufe sich die Verehrung ins Bewußtsein, welche die römische Ehefrau als Fürstin, als princeps familiae in ihrem Hause genoß, wie in Rom zuerst die „Heiligkeit der Familie" zum Gesetz erhoben und in der That so hoch gestellt wurde, daß es über ein halbes Jahrtausend währte, bis das erste Parricidium begangen wurde. Daß wir heute ähnlich fühlen, ist römische Erbschaft. Auch die heutige Achtung vor dem Weibe, wodurch sich unsere Cultur von der hellenischen und von den verschiedenen Abarten der semitischen und asiatischen so vortheilhaft unterscheidet, ist nicht, wie Schopenhauer meint, eine christlich-germanische, sondern eine römische Schöpfung. Daß überhaupt das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte, das war römisches Werk. Man hat in dieser Beziehung besonders dem Christenthum viel Gutes nachgesagt. Aber das Christenthum bedeutet durchaus keine Stärkung der Familie. „Im Gegentheil, sein eigentliches Wesen ist, daß es alle politischen und rechtlichen Bande zerreißt und jedes einzelne Individuum auf sich selbst stellt. Als Ausfluß des Judenthums ist außerdem das Christenthum von Hause aus eine anarchische Macht, eine antipolitische. Daß die katholische Kirche ganz andere Wege ging und eine politische Macht erster Größe wurde, ist einfach dem Umstande zuzuschreiben, daß sie die klare Idee Christi verleugnete und dafür die römische Staatsidee wieder aufgriff — wenn auch nur die Idee des verkommenen römischen Staates."

Wenn wir in alledem den Römern zu höchstem Dank verpflichtet sind, so hält dagegen Chamberlain von ihrer Poesie nicht viel. Er nennt es einen „Beweis von unglaublicher Geschmacklosigkeit," griechische Poesie und lateinische Poesie zusammenzuthun zu dem einen Begriff „klassische Litteratur" und meint, solange dieses bloße Gedankending, der Begriff „klassische Litteratur", unter uns als Dogma weiterlebt, solange umfange uns noch die Nacht des Völkerchaos und seien unsere Schulen Sterilisirungsanstalten zur Vertilgung jeder schöpferischen Regung. Denn in Rom war das Genie verboten. Seine Dichter, ein Ovid, ein Horaz, ein Juvenal ꝛc., waren Virtuosen, aber keine Künstler. Und auch seine Sprache war durchaus unpoetisch. Sie ist ein großartiges Monument des folgenschweren Kampfes freier Menschen um ein gesichertes Recht, sie ist unvergleichlich, wo sie in Uebereinstimmung mit der besonderen Anlage des römischen Volkes das vollbringt, was nie eine andere Sprache gekonnt hat, noch können wird, beim plastischen Ausbau rechtlicher Begriffe — dort soll man sie unserer Jugend am Werke zeigen —; inzwischen aber findet Chamberlain in unserem Verhalten zur lateinischen Sprache, „eine schlecht verwaltete und darum ziemlich sterile Erbschaft."

Der Grundgedanke der beiden vorangegangenen Capitel war, daß unsere gesammte Cultur auf indoeuropäischem oder indogermanischem Boden ruht (in jenem weiten Sinne, wie Chamberlain das Wort „Germane" auffaßt) und daß sie nur da etwas wirklich Werthvolles zu Tage gefördert hat, wo der indoeuropäische Geist nicht durch asiatische und besonders semitische Einflüsse getrübt wurde. Es ist daher von Interesse, zu sehen, wie Chamberlain sich unter diesen Umständen mit der Erscheinung Christi abfindet. Denn hier haben wir doch, scheint es, einen semitischen Einfluß, der für die Menschheit von höchstem Werthe gewesen ist, und ohne welchen unsere heutige Cultur überhaupt nicht denkbar wäre. Auch Chamberlain ist weit entfernt, die Bedeutung Jesu zu verkleinern. Er betrachtet ihn und seine Lehre als die alleinige Grundlage aller sittlichen Cultur. In ihm erwachte der Mensch zum Bewußtsein seines moralischen Berufes. Chamberlain sieht in der Erscheinung Christi den deutlichsten Beweis dafür, daß in der menschheitlichen Entwickelung schließlich alles auf die große, lebendige, unvergleichliche Persönlichkeit ankommt und verwirft die Versuche eines David, Strauß und Renan, die Persönlichkeit Jesu erklären zu wollen, wobei er freilich Strauß wohl kaum gerecht wird. In einer interessanten Parallele stellt er Buddha und Christus einander gegenüber. Er findet in ihnen Gegensätze. Was sie einigt, ist die Erhabenheit der Gesinnung und das aus ihr hervorgehende unvergleichliche Leben mit seiner weitreichenden Wirkung, sonst aber trennt sie fast alles. Buddha ist Pessimist, Jesus Optimist. Jener wandte sich vom Leben weg, dieser zu ihm hin. Ich gestehe, daß ich von dieser Gegensätzlichkeit nicht überzeugt bin. Die Betonung der optimistischen Seite von Jesu Lehre und Wandel kommt dem liberalen Protestantismus viel zu weit entgegen. Chamberlain verschließt seine Ohren vollständig gegen den „monastischen, weltfeindlichen" Ton, der durch Jesu Lehre hindurchklingt. Er leugnet, daß Jesus Keuschheit, Armuth und Gehorsam gefordert, er sieht nicht, wie sehr auch die Stellung Jesu zur Ehe im Grunde eine negative ist. Er weist nicht darauf hin, daß, wenn Jesus „das Leben" verheißt, hierunter immer nur das Leben im Jenseits gemeint ist, daß also der Optimismus Jesu nur ein transcenter ist, der den irdischen Pessimismus nicht ausschließt, sondern vielmehr gerade als seine Bedingung fordert. Dadurch wird aber seine ganze Charakteristik Jesu schief und einseitig. Der Chamberlain, der Jesus durchaus zum Optimisten stempeln

möchte, ist derselbe, der in seinem prächtigen Wagnerwerke den pessimistischen Charakter des „Tristan“ und des „Parsifal“ leugnet. Im übrigen hat er Recht, zu sagen: Christus gewann der alten Menschheit eine neue Jugend ab, aber freilich wohl in einem ganz anderen Sinne, als er selber meinte. Er senkte der alt gewordenen Menschheit den Hoffnungsstrahl eines transcenten Optimismus ins Herz, an dem sie sich bis zum Beginn der Neuzeit erwärmt hat. Wenn aber diese Menschheit mehr und mehr dahin gelangte, den von Jesus vertretenen irdischen Pessimismus zurückzudrängen, und den Optimismus auch in's Diesseits hereinzog, so that sie dies zunächst nicht im Sinne Jesu, sondern weil die lebensfrischen germanischen Völkerschaften für den irdischen Pessimismus kein Verständniß hatten. Es ist historisch unrichtig, auf Jesu Rechnung zu schreiben, was aus ganz anderen Quellen herfloß.

Und wie verhält sich nun Chamberlain gegenüber der Zugehörigkeit Jesu zur semitischen Rasse? Er wirft die Frage auf, ob Christus überhaupt ein Jude war, und er beantwortet sie dahin: „Der Religion und der Erziehung nach war er es unzweifelhaft; der Rasse nach — im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes „Jude“ — höchst wahrscheinlich nicht.“ Die ganze Fragestellung selbst ist nicht neu. In dem Kreise um R. Wagner ist sie vielfach behandelt worden und hat neuerdings auch eine gewisse tendenziöse Rolle in der antisemitischen Propaganda gespielt. Aber an einer von Hintergedanken freien, rein sachlichen Behandlung derselben hat es bis jetzt gefehlt. Chamberlain versucht, eine solche zu geben. Er weist auf die gemischte Bevölkerung Galiläas hin, das besonders von den Assyriern systematisch colonisirt worden war, und worin außer Phöniziern, zumal auch Griechen sich niedergelassen hatten. Er macht auf den eigenthümlichen von den eigentlichen Juden prineipiell verschiedenen National-Charakter der Galiläer aufmerksam, die als „energische Idealisten“, als Männer der That galten und von den Juden sich auch durch ihre Sprache unterschieden. Dieses und noch mancherlei Anderes führt ihn zu dem Ausspruch: „Wer die Behauptung aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge: eine Dummheit, wenn er Religion und Rasse unwissend durcheinander wirft, eine Lüge, wenn er die Geschichte Galiläa's kennt und den höchst verwickelten Thatbestand zu Gunsten seiner religiösen Vorurtheile oder gar, um sich dem mächtigen Judenthum gefällig zu erzeigen, halb verschweigt, halb entstellt (wie Chamberlain dies Renan zum Vorwurf macht). Die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so groß, daß sie einer Gewißheit fast gleichkommt.“ Es muß den Historikern überlassen werden, die Stichhaltigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen. Eine ganz andere Frage aber ist es, inwiefern Christus als moralische Erscheinung zum Judenthum gehört, inwiefern nicht. Und hier nun bietet Chamberlain eine solche Fülle von neuen, tiefen und anregenden Gesichtspunkten, daß ich diese Partie seines Werkes für die gelungenste erklären möchte. Vortrefflich ist die Gegenüberstellung des arischen und semitischen religiösen Bewußtseins in ihrer psychologischen und metaphysischen Gegensätzlichkeit. Höchst dankenswerth die Zerstörung des Vorurtheils, als ob das jüdische Volk als das religiöse Volk par excellence zu betrachten, und der Nachweis, daß es im Verhältniß zu den indoeuropäischen Rassen ein religiös durchaus verkümmertes sei. Jesus ist ihm nicht der Vollender des Judenthums, d. h. seiner religiösen Ideen, sondern der Anfang eines Neuen; der Einfluß des Judenthums auf das Christenthum ist nur zum kleinsten Theil ein religiöser. Es mag dahingestellt bleiben, ob Chamberlain nicht hier der Persönlichkeit Jesu zugeschrieben hat, was in Wahrheit erst auf Rechnung der christlichen Religion als solchen zu setzen ist. Mir scheint er in seiner Betonung des Unterschiedes der Lehre Jesu vom gleichzeitigen idealen Judenthum sich von den üblichen Uebertreibungen nicht frei gehalten zu haben. Weder ist der Gottesbegriff Jesu so neu, wie Chamberlain es darstellt, noch entfernt Jesus sich in seinen ethischen Anschauungen so weit vom Judenthum, daß dies allein schon dazu berechtigte, ihm jene unvergleichliche Bedeutung zuzuschreiben, wie es denn wohl kaum zweifelhaft sein kann, daß ohne Paulus das Christenthum nur eine Seete innerhalb des Judenthums geblieben wäre. Das wesentlich Neue an Jesus aber, die frohe Botschaft vom Gottesreich, den transcenten Optimismus mit seiner Voraussetzung des irdischen Pessimismus, ihn hat Chamberlain nicht genügend berücksichtigt und sich dadurch, ebenso wie der liberale Protestantismus, veranlaßt gesehen, Unwesentliches zum Wesen aufzubauschen und mit dem Schimmer der Neuheit und Unvergleichlichkeit zu verbrämen. Aber darin hat er Recht, daß die wesentliche Bedeutung Jesu überhaupt nicht auf seiner Lehre, sondern auf seiner Persönlichkeit beruht. Sein Versuch, dieses rein Persönliche von dem Historischbedingten zu unterscheiden und das Eigenthümliche der Erscheinung Christi, das nach Chamberlain wesentlich arischen Geistes ist, von dem speeifisch Jüdischen in ihm zu sondern, bietet jedenfalls so viel des Neuen und Eigenartigen, daß man ihm auch da mit Interesse folgt, wo man außer Stande ist, ihm beizustimmen.

Mit der Untersuchung der Erscheinung Christi schließt Chamberlain seine Darstellung des Erbes ab, welches wir von der alten Welt empfangen haben. Die nächsten Erben waren die Menschen des „Völkerchaos“, jenes rassenlosen, nationalitätslosen Gemenges, das auf dem Boden des römischen Weltreiches heranwuchs, und dessen wesentlichster Charakter war, daß es überhaupt keinen bestimmten Charakter hatte. Welcher Art diese Menschen waren, hat Chamberlain sehr drastisch an dem Beispiele zweier der Hervorragendsten von ihnen, des Lucian und des Augustinus, dargelegt. Chamberlain erörtert sehr eingehend den schwankenden und unklaren Begriff der Rasse und sucht nachzuweisen, welche Bedeutung ihr als der Grundlage alles edlen Menschenthums zukommt. Die Universal-Kirche ist noch heute ein sichtbares Ueberbleibsel jener rassenlosen, schrecklichen Zeit, in welcher die Menschen sich mit Abscheu von der Welt ab und der Askese zuwandten, weil die Natur selbst die Geburten zu vermindern suchte. Es ist das große Werk der Germanen, daß sie mit ihrer Gründung von Nationalstaaten jenem Unding eines unnationalen Staates, jener Form ohne Inhalt, jenem seelenlosen Menschenhaufen, jener Vereinigung der nur durch gleiche Steuern und gleichen Aberglauben, nicht durch gleiche Herkunft und gleichen Herzschlag aneinander geknüpften Bastarde, jener Versündigung an dem Geschlechte der Menschen, die Chamberlain in dem Worte „Völkerchaos“ zusammenfaßt, ein Ende gemacht haben. Ihre Fürsten, ihre Krieger und Staatsmänner haben die europäische Menschheit gerettet. Ihre Niederwerfung des römischen Imperiums bedeutete nicht das Niedersinken der Nacht, sondern das Entreißen eines großen Erbes aus unwürdigen Händen, das Anbrechen eines neuen Tages.

Ich hoffe, der im Vorigen gegebene Auszug wird genügen, um zu zeigen, daß wir in Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ ein Werk von nicht geringer Bedeutung vor uns haben. Es ist eine Art von Geschichtsphilosophie, was der Verfasser bietet, ein großartig conceipirter Versuch, das Wesen des 19. Jahrhunderts aus der Ideenentwickelung der Vergangenheit zu begreifen. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus wird man ihm freilich manche Einwendungen machen können. Schon der aphoristische Charakter des Buches, das sich an kein bestimmtes Schema bindet, sondern die Gedanken vielfach ausspricht, wie sie dem Verfasser gerade durch den Kopf gezogen sind, schließt es aus, einen streng wissenschaftlichen Maaßstab an dasselbe anzulegen. Aber Chamberlain erhebt auch keinen Anspruch darauf, ein Gelehrter zu sein. Er bekennt sich ausdrücklich

selbst als Dilettanten. Indessen dieser Dilettantismus ist von solcher Art, daß es engherzig wäre, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Im Gegentheil, meine ich, sollten auch die Gelehrten sich freuen, bei einem Dilettanten ein solch' tiefes Verständniß für die großen Ideen der Geschichte, eine solche Begeisterung für die menschheitliche Entwickelung und nicht zum wenigsten einen solchen herzerfreuenden Glauben an die Größe und die Zukunft der germanischen Cultur zu finden. Chamberlain hat nicht bloß neue und eigenartige Ideen, er weiß sie auch mit vollendeter Meisterschaft darzustellen. Er ist immer originell, geistvoll und anregend auch da, wo er offenbar im Irrthum ist, und er hat eine Art und Weise, sich dem Leser mitzutheilen und ihn mit sich fortzureißen, daß Keiner sein Werk ungelesen lassen wird, der einmal einen Blick hineingeworfen. Was er schreibt, ist zugleich erlebt und erschaut; dies persönliche und künstlerische Moment macht die Lectüre seiner Werkes zu einer außerordentlich anziehenden und genußreichen. Wir hören einen Menschen, eine starke Individualität aus seinen Worten reden, und wir lauschen ihr gern, weil wir den Eindruck haben, daß wir Dinge von ihr zu hören bekommen, die wir sonst in keinem gelehrten Werke finden werden. Und so wünsche ich dem schönen Buche recht viele Leser, dem Verfasser aber, daß er Kraft und Muße finden möge, dasjenige glücklich zu Ende zu führen, was er in diesem ersten Theile seines großen Unternehmens so verheißungsvoll begonnen hat.

Ein deutscher Vorläufer Darwin's.

(Johann Jacob Kaup.)

Es war natürlich, daß man, nachdem der berühmte britische Naturforscher mit seiner Lehre von der Entstehung der organischen Arten so viel Aufsehen gemacht hatte, in den Schriften älterer Beobachter nach ähnlichen Gedanken forschte. Die Idee von der Verwandtschaft der organischen Formen war im Grunde viel einfacher, als jene von der Unabhängigkeit der Arten, so daß man erwarten durfte bei früheren, philosophisch beanlagten Forschern auf ähnliche Ansichten zu treffen. In der That fand Darwin selbst, daß fünfzig Jahre vor ihm Lamarck in seiner „Philosophie zoologique" die Evolutionsidee fast in ihrer ganzen Größe concipirt hatte, und Haeckel versuchte den Nachweis zu führen, daß Kant und Goethe von der Verwandtschaft der organischen Formen eine klare Ahnung gehabt hätten. Später zeigte sich, daß von Treviranus (1779—1864) ungleich deutlicher als von dem Kritiker der reinen Vernunft und dem Dichter des Faust die Idee von der Entwickelung der Lebewesen aus niederen Formen begriffen worden war, wovon zahlreiche gelegentliche Bemerkungen in seinen Schriften Zeugniß ablegten. Es wäre in der That wunderbar gewesen, wenn bei dem speculativsten aller Völker, nämlich dem Deutschen, nicht schon alsbald nach dem Erwachen des Naturstudiums ähnliche Gedanken aufgetaucht wären. Es ist nun das Verdienst des Naturphilosophen Wilh. H. Preuß, daß er einen dritten deutschen Vorläufer Darwin's entdeckt hat*), der bereits dreißig Jahre vor Darwin, im Jahre 1829 — ohne von Lamarck abhängig zu sein — mit einer Entwickelungsidee an's Licht trat, welche ernster Beachtung werth war, aber von den Zeitgenossen so wenig verstanden wurde, daß sie fast ganz der Vergessenheit anheim zu fallen droht.

In dem angegebenen Jahre veröffentlichte Joh. Jac. Kaup, ein junger Beamter am großherzoglichen Naturaliencabinet in Darmstadt, seine „Skizzirte Entwickelungsgeschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt", worin er, beim Amphibium beginnend, aus diesem die Vogelwelt hervorgehen läßt, um so Glied für Glied fortschreitend zur Entstehung der Säugethierarten zu gelangen. Die höheren europäischen Thiere (Säugethiere und Vögel) ordnet er in dreiundsechzig parallelen Reihen, an deren Fuße jedesmal ein Amphibium steht, aus dem sich eine Anzahl Vögelarten entwickeln, welche dann im Verlaufe der Zeit durch immer höhere Potenzirung eine Säugethierart hervorbringen, welche nun als Blüthenglied an die Spitze einer Reihe tritt.

Sein Zweck ist die Nachweisung der Stufenfolge vom Einfachen bis zum Vollkommenen in der europäischen Thierwelt, also die Darstellung der Entwickelung unserer vollkommensten Thiere aus niedrigeren und immer niedrigeren bis zu den untersten an der Grenze der Pflanzenwelt stehenden thierischen Formen hinab, so daß die ganze Thierschöpfung in einer Menge langer Reihen stufenweise bis zu den höchsten Blüthengliedern aufsteigt. Von seinem Werke ist, wegen Mangel an Interesse bei seinen Zeitgenossen, nur der erste Theil erschienen, welcher die aus Vögeln hervorgegangenen europäischen Säugethiere enthält; die Fischsäugethiere und die Pachydermen, nebst einigen anderen Arten, deren Entwickelung nicht erst durch die Classe der Vögel gegangen ist, hat er für den zweiten und dritten Theil aufbehalten, deren Herausgabe aber unterblieben ist. Auch die Nachweisung der Entwickelung der Amphibien, Fische und Insecten hoffte er noch zu vollenden und er meinte, sie sei ihm vielleicht noch bis zu den Mollusken und Pflanzen hin vorbehalten, wenn es nur gelänge die unendlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die der Untergang ganzer Familien hier dem Forscher entgegensetze. Sein Gedankengang ist folgender:

Das einfache Princip seiner Naturordnung und seines Systems ist das Princip steigender Vervollkommnung — stufenweises Erheben von einer gewissen Anzahl sehr niedriger uranfänglicher Wurzelglieder durch eine Anzahl verbindender Mittelglieder hindurch bis zu den höchsten Blüthengliedern. In den höhern Gliedern aber finden alle niederen sich gewissermaßen wieder; ein jedes Blüthenglied repräsentirt also seine ganze Reihe, da in ihm, als dem Hochpunkt des Ganzen die Idee der Reihe sich in höchster Vollkommenheit ausspricht und die ganze Reihe sich zu ihm verhält, wie das Mittel zum endlichen Zweck. —

Die obersten Glieder aller seiner Reihen sind die Säugethiere, sie sind die vollendetsten Schöpfungen, gleichsam die Blüthen und Früchte der gesammten organischen Natur; ihre höhere Stufe der Bildung bringt auch eine größere Bestimmtheit und Differentiirung ihrer Organe mit sich; aber deßhalb ist eine schärfere Absonderung oder Zusammenstellung nach ihrer Verwandtschaft möglich und es lassen sich hier die sich nahe stehenden Gattungen in höhere Abtheilungen — Familien, Ordnungen 2c. zusammenstellen, von deren Dasein bei den Mittelgliedern nur selten eine Spur zu finden ist. Die Ordnung der Blüthenglieder ist daher der natürlichste Wegweiser und der Schlüssel zur richtigen Anordnung der ihnen untergeordneten Reihen.

Daß nun jene progressive Steigerung der Thierwelt nicht bloß factisch als Resultat gewaltig schaffender Factoren uns vor Augen liege, sondern daß auch der Bildungsproceß dieses Factums selbst mit der allmäligen Umbildung der Erde zu ihrer jetzigen Gestalt geschichtlich gleichzeitig sei, daß also die auf den niedrigsten Stufen des Thierlebens stehenden Glieder auch am frühesten existirt haben müssen, die höheren und höchsten aber, gleichen Schrittes mit der immer höher und höheren Bildung der schöpferischen Erde, erst später ihr Dasein erhalten konnten, — diese an sich schon natürliche Annahme erscheint wohl völlig gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß die untersten Glieder der Entwickelungsreihen fossil nur in den älteren, die höheren aber nur in den jüngeren Gebirgsarten sich vorfinden. Die verschiedenen Gebirge, diese aufgethürmten Ruinen der Vorwelt, konnten nur die Reste der derzeitigen Pflanzen- und Thierwelt in ihrem Schooße begraben.

*) Geist und Stoff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz.)

Unsere Erde als eine einzelne Erscheinung im zeitlich und räumlich unendlichen All hat gewiß zu irgend einer Zeit einmal angefangen, als solche zu existiren. Die Zeit und Art ihres Entstehens mögen uns wohl stets Probleme bleiben; hingegen besitzen wir zur Erklärung der jetzigen Form ihrer Rinde schon weit mehr Daten und haben gewiß von der Zukunft darüber noch manche Aufschlüsse zu erwarten. Sie wird uns nicht allein durch verschiedene äußere einflußreiche Katastrophen, sondern auch durch mancherlei chemische Processe einigermaßen erklärbar. Diese chemischen Processe, welche im Innern der Erde noch fortdauern und die sogenannte eigenthümliche Wärme derselben erzeugen (wie wenigstens die Erdbeben, die Vulkane und die heißen Quellen wahrscheinlich machen), müssen im Kindesalter der Erde mit viel größerer Energie vor sich gegangen und mit viel größerer Wärmeentwickelung verknüpft gewesen sein; — ja es läßt sich sogar annehmen, daß die ganze Masse der Erde zu irgend einer Zeit einmal im Glühfluß gewesen sei, und auf diese Weise ihre abgeplattet sphäroidische Gestalt erhalten habe, da die Urgebirge durch eine Schmelzung entstanden zu sein scheinen. Jedenfalls aber war die Hitze der Erde so groß, daß nirgends etwas Organisches existiren konnte, wie dieses aus der Thatsache hervorgeht, daß in jenen Urgebirgen bis jetzt weder Pflanzen- noch Thierüberreste entdeckt werden konnten. Erst allmälig zog sich jener große Verbrennungsproceß und mit ihm die dadurch erzeugte Hitze bei zunehmender Abkühlung tiefer in den Schooß der Erde zurück. Diese allmälige Abkühlung aber mußte nothwendig von den Polen ausgehen, da diesen ein bedeutender Zuschuß von Sonnenwärme fehlte. Sobald nun diese Abkühlung so weit gekommen war, daß sie die Möglichkeit des organischen Lebens nicht ausschloß, so mußte dieses mit Nothwendigkeit entstehen, denn es beginnt unter dem Einfluß der Sonne überall, wo die chemischen Processe der unorganischen Natur erlöschen. Da also die Abkühlung der Erdkugel nothwendig von den Polen ausgehen mußte, so konnte und mußte auch die organische Schöpfung an den Polen am frühesten beginnen, welche Meinung bekanntlich Spiller vierzig Jahre später als etwas Neues wieder ausgesprochen hat.

Es ist ferner mehr als wahrscheinlich, daß das organische Leben in den nächsten Umgebungen der Pole und später auch in den Tropenländern, anfangs nur in vegetabilischen Formen aus der unorganischen Natur hervorsproßte, weil die organischen Reste, die man in den Uebergangsgebirgen findet, nur vegetabilischer und zwar kryptogamischer Natur sind; fossile Reste von höheren Pflanzen und von Thieren aber erst in den Flötzgebirgen zu finden sind.

Aus den Pflanzen, als den niedrigsten Organismen, bildeten sich aber wieder, entweder durch Auflösung derselben im Wasser, oder durch directe Umwandlung des Ganzen oder einzelner Theile die untersten Thierformen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Pflanzenwelt in ihrer Entstehung der Thierwelt vorausging, indem bei den Infusorien ein augenscheinlicher Uebergang von Pflanze zu Thier stattfindet, indem ferner Polypen, Korallen und Medusen Pflanzenformen nachahmen, und überhaupt in dem Thierreich sich wohl pflanzliches Leben, niemals aber im Pflanzenreich thierisches Leben wiederholt. Aus Pflanzen entstanden mithin die untersten thierischen Formen, Infusorien, Helminthen, Schalthiere, Medusen, Korallen ꝛc. Aus diesen ersten Anfängen der thierischen Schöpfung gingen später Weichthiere und Insecten, aus beiden wieder niedere Fische hervor. Die höchsten Fische entwickelten sich theils zu Fischsäugethieren wie Walen und Delphinen, theils zu Amphibien und Schildkröten. Aus den Fischsäugethieren bildeten sich Robben (Phoken) und aus diesen wieder die Phokiden d. h. die Faulthiere und ein Theil der Pachydermen, wie Elephas, Mastodon, Megatherium, Bradypus ꝛc. Den höheren Amphibien verdanken ihren Ursprung die untersten Glieder aller Vogelreihen, aus deren obersten Gliedern die edelste Classe der Säugethiere — die Vogelsäugethiere wie Affen, Raubthiere, Nager und Wiederkäuer entsprangen. Aus den Schildkröten (Cheloniern) entstanden die Chelouiden d. h. die übrigen Pachydermen, Equus (Pferd, Esel und Zebra) Anoplotherium, Rhinoceros und Nilpferd ꝛc. — Die Säugethiere überhaupt entwickelten sich aus höheren Fischen auf dreifachem Wege, entweder unmittelbar, als Fischsäugethiere, oder mittelbar, entweder durch Amphibien und Vögel oder bloß durch Schildkröten hindurch.

Diese gesteigerte Entwickelung fand gleichzeitig mit der allmäligen Umbildung der Erde und zwar in vielen coordinirten Reihen statt, deren jede in niederer Pflanzenform aus dem Reiche des Unorganischen sich erhebt, immer höher und höher aufsteigt und als Blüthenglied an der Spitze ein Säugethier trägt, in welchem der eigenthümliche Charakter der Reihe in höchster Vollendung sich ausspricht. Als solche Blüthenglieder nun sind alle Säugthiere, mit Ausnahme der Fischsäugethiere und Phoken zu betrachten. Sämmtliche Blüthenglieder entsprangen zunächst entweder aus Phoken (Robben) oder Vögeln und Schildkröten.

Außer der Erzeugung der Blüthenglieder ihrer Entwickelungsreihen hat die Natur zugleich auch einen anderen Zweck — den Zweck der Bevölkerung der ganzen Erde mit den mannigfaltigen Geschöpfen — durch den zu jener Erzeugung nothwendigen Entwickelungsproceß auf die einfachste Weise erreicht und jedes Mittelglied (Nichtblüthenglied) einer Reihe erscheint demnach in der Gegenwart mehr als Selbstzweck und in der Vergangenheit mehr als Mittel zum Zweck, nämlich als Mittel zur Erzeugung der Blüthenstufe der irdischen Schöpfung.

Was nun die Menschenfamilie, die Blüthenkrone der ganzen organischen Natur, betrifft, so scheint nach ihrer Erschaffung als dem Hoch- und Endpunkt — wenn auch nicht Endzweck — unserer gesammten Erdenschöpfung die Temperatur der Erde sich dergestalt vermindert zu haben, daß seit dieser Zeit der potenzirende Einfluß ihrer mütterlichen Wärme auf die Organisation so gut wie erloschen ist.

Die drei verschiedenen Gattungen der Menschenfamilie, welche Kaup annimmt — Mongolen, Kaukasier und Neger sind von den drei einzigen vollkommenen schwanzlosen Affengattungen Hylobates, Simia und Inuos abzuleiten und sie ragen als die einzigen Säugethiere, welche nicht direct aus Vögeln, sondern aus der vermittelnden Vorbildung eines anderen Vogelsäugethieres entsprungen sind, als Blüthenglieder in der höchsten Potenz über alle übrigen hervor.

Der Mensch war das letzte Erzeugniß des letzten großen Schöpfungstages, denn er steht auf der höchsten Stufe der ganzen Natur und dem natürlichen Laufe der Entwickelung, d. h. dem Naturprincip der immer steigenden Vervollkommnung gemäß, mußte das Höchste nothwendig auch zugleich das Letzte sein. — Ob er aber, da er eine Stufe höher in der Potenzirung gelangt ist, als die übrigen Blüthenglieder, eben deßhalb nur allein als Ziel und Erdenzweck unserer Schöpfung anzusehen sei und ob diese übrigen Blüthenglieder, da sie nicht auch, gleich der menschlichen Familienreihe, in der Entwickelungsgeschichte als bedingende Mittelglieder für sein körperliches Dasein dastehen, dennoch vielleicht in geistiger Entwickelung als Mittel sich zu ihm verhalten, läßt sich nur muthmaßen.

Was nun die Ausbreitung der organische Schöpfung über die ganze Erde betrifft, so entstanden Pflanzen, ebenso Korallen, Schalthiere ꝛc. überall; allein der Ort ihres Entstehens war ihnen meistens Wiege und Grab. Nur locomobile Wesen konnten freier und eigentlicher die Erde beleben, wie die Insecten das Land und die Fische das Wasser. In den Robben stiegen die Fischsäugethiere, in den Amphibien und Schildkröten die Fische an's Land; allein erst durch die Vögel, die Flug und Schwimmen vor jedem Untergang schützte, wurden auf einem schnellen und sicheren Wege die

Resultate des größten Theiles der bisherigen Schöpfung in alle Länder übergetragen und in ihrer allgemeinen Verbreitung war zugleich die baldige allgemeine Bevölkerung der Erde bis in ihre fernsten Winkel erreicht. Sowie die Natur zu Anfangsorten der organischen Schöpfung beide Pole bestimmte, so hat sie zum Anfangs- und Mittelpunkt der allgemeinen Verbreitung der Thierwelt, besonders der Vögel, über die nördliche und sogar über die südliche Halbkugel vorzugsweise den Nordpol gewählt, vielleicht, weil seine Lage und Beschaffenheit hierzu die günstigste sein mochte, indem er nicht, gleich den Südpolgegenden, fast ganz von Meer bedeckt war, sondern die großen Continente in ihm ihren Vereinigungspunkt hatten und von ihm aus also eine strahlenförmige Verbreitung fast über alle Erdtheile am leichtesten geschehen konnte. Am Nordpol begann zum großen Theile die Metamorphose der Fische in höhere Formen, und aus der Menge der so im hohen Norden entstandenen und von hier aus über Europa, Asien und Nordamerika verbreiteten untersten Glieder der Vögel gingen wieder alle höheren Potenzirungen eben so vieler Entwickelungsreihen über den größten Theil des ganzen Festlandes aus. Für diese zugleich mit allmäliger klimatischer Veränderung der Erde vom Nordpol über die nördliche und einen Theil der südlichen Hemisphäre ausgegangene Verbreitung sprechen noch die herbstlichen und winterlichen Züge vieler Vögel gegen Süden und ihr instinctmäßiger Rückzug im Frühling nach Norden, um hier in der alten Heimath zu brüten, wo sie seit der Erkaltung der nordischen Zone, nur noch einen Theil des Jahres zu bleiben vermögen.

Haben nun gleich durch die Verbreitung vom Nordpol aus Europa, Asien und Nordamerika (von Afrika gilt dieses seiner isolirten geographischen Lage halber, viel weniger) sehr viele Bildungen miteinander gemein und deßhalb schon verwandte Faunen, so hat doch jeder Erdtheil auch wieder seine eigenthümliche örtliche Entwickelung erfahren, indem sehr viele seiner Reihen nicht durch Verbreitung von Norden ihm zugekommen, sondern ihre Entwickelungsbahn in seinen mehr südlichen Regionen durchlaufen haben. Die meisten Glieder aller dieser Reihen, die so den Ort ihrer Entstehung wenig oder gar nicht verließen, sind denn auch durch ihre besondere Natur schon zu einer weiten oder schnellen Ausbreitung nur wenig oder gar nicht geschickt (z. B. Wald- oder Feldhühner).

Wie nun ein jeder Erdtheil eine eigenthümliche Entwickelung erlitten hat, so hat ein jeder auch eine in sich abgeschlossene Anzahl Thiere. Das Verhältniß der Zahl der Gattungen zu der Zahl der Arten ist in allen Classen in Europa durchgängig wie 9 zu 14. Bei den europäischen Vogelsäugethieren läßt sich ferner das Verhältniß der Anzahl der Gattungen und Arten ihrer untersten Ordnung zu denen der oberen kurz in folgender arithmetischen Formel ausdrücken: Die Zahl der Gattungen und Arten der Wiederkäuer ist a, die der Nager 2 a und die der Raubthiere 4 a. Dies in Zahlen übersetzt, giebt es 9 Gattungen und 14 Arten Wiederkäuer, 18 Gattungen und 28 Arten Nager, 36 Gattungen und 56 Arten Raubthiere — zusammen 63 Gattungen und 98 Arten Vogelsäugethiere. Diese letzte Zahl, welche Kaup, wie auch die übrigen Zahlen, nach Aufstellung seiner Entwickelungsreihen nothwendig finden mußte, stimmt nach Preuß gut mit der Anzahl der bisher bekannten und angenommenen Arten überein. Dieselbe Zahlenprogression findet ebenso auch in den Gruppen statt; die Ordnung der Wiederkäuer bildet eine, die der Nager zwei und die der Raubthiere vier Gruppen. Jede von diesen läßt sich in drei Familien, jede Familie in drei Gattungen zertheilen. Jede Gattung aber besteht überhaupt nie aus mehr als drei Arten.

In den drei Ordnungen der europäischen Vogelsängethiere (Raubthiere, Nager und Wiederkäuer) als der edelsten aller Classen, läßt sich noch einmal gleichsam eine Wiederholung des Säugethieres, Vogels und Amphibiums erkennen. In den Wiederkäuern erscheinen die Amphibien, in den weit feiner gebildeten Nagern die Vögel gleichsam wieder; in den Raubthieren aber spricht sich der eigenthümliche Charakter der Säugethiere am deutlichsten aus. In den Nagern wiederholen sich noch einmal die Vögel und Amphibien und in den Raubthieren die Säugethiere, Vögel und Amphibien. Dieselbe Wiederholung findet aber auch in den Familien, Gattungen und selbst in den Arten statt. Die Berücksichtigung dieser Wiederholung ist der Schlüssel des ganzen Natursystems, da nur nach ihr die Blüthenglieder der Reihen ohne Willkürlichkeit sich ordnen lassen. Kaup kennt auch bereits das nachher von Haeckel formulirte Gesetz der organischen Entwickelung, daß nämlich die Ontogenie (Entwickelung des Einzelwesens) eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenie (der Stammesentwickelung) sei. Er nennt es unleugbar, daß der Fötus im Lauf seiner Entwickelung alle Stufen der niederen Thierwelt, im Kleinen, freilich auf eigenthümliche Weise wiederholt, ebenso wie die Eier der Insecten und Frösche selbst außerhalb des mütterlichen Organismus durch mehrfache Metamorphosen sich zur Höhe der elterlichen Stufe hinaufbilden und daher scheint ihm der Schluß nicht sehr gewagt, daß auf dieselbe Weise wie die Individuen jeder Species in ihrer individuellen Entwickelung aller unter dieser Species im System stehenden Formationen durchlaufen, ebenso auch die ganze Species nichts als eine potenzirte Entwickelung aus den unter ihr stehenden Arten einer Entwickelungsreihe. Wie aber jetzt bei der Entwickelung der Individuen die mütterliche oder Sonnenwärme als das wichtigste Agens erscheint, so ehemals die viel höhere Temperatur der mütterlichen Erde als das potenzirende Princip bei der allmäligen Entfaltung der organischen Schöpfung aus ihrem Schoße.

Wie man sieht, steht Kaup mit seiner Entwickelungslehre auf durchaus physikalischen Gesetzen, und er ist Darwin gegenüber im Vortheil, der sich auf mehr negative Principien, wie Kampf um's Dasein oder auch problematische, wie die natürliche Zuchtwahl stützt. Um so mehr ist zu verwundern, daß diese Arbeit Kaup's, womit er sich als ein Forscher ersten Ranges documentirte, länger als fünfzig Jahre hat unbeachtet bleiben können, bis Preuß ihn entdeckte. Kaup starb im Jahre 1873. Es wäre der Mühe werth, in seinem Nachlasse nach Vorarbeiten zu forschen, welche er in der Richtung seiner Entwickelungstheorie unternommen hatte, namentlich was bereits für den beabsichtigten zweiten und dritten Band, welche ihn die Theilnamlosigkeit der Zeitgenossen verhinderte herauszugeben, fertig gestellt ist.

A. B.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Badebekanntschaft.

Von Daniel Riche.

Der decadente Dichter und Kunstkritiker François Servet, genannt das Kunstgigerl, stand vor dem Ankleidespiegel seines Junggesellenheims, dem eine Menge chinesischer Nippsachen ein kokettes Aussehen gab, und kleidete sich mit peinlichster Sorgfalt an. Nachdem er sich der Frau Charlotte Berton drei Wochen hindurch am Strande nur im Lawn-Tennis-Costum gezeigt hatte, suchte er jetzt einen gewissen perversen Reiz darin, sie durch seine Elegauz fin de siècle in Erstaunen zu setzen. Mit zufriedenem Blick musterte er sich vom Kopf bis zu den Füßen. Die Rococo-Uhr auf dem Kamin zeigte noch nicht zwei Uhr; ärgerlich sagte er sich, daß es noch zu früh sei. Der Gemahl würde noch nicht auf sein Amt gegangen sein — diese Bureaukraten haben es ja so wenig eilig! Er ließ sich auf einen Fauteuil sinken und dachte zurück an jene drei herrlichen Wochen im Seebade, jenen discreten Flirt, für den er heute zweifellos seine Belohnung finden würde. Wie hübsch

war sie gewesen mit ihren frischen Wangen, dem blonden Haar, den großen dunklen Augen, die so unschuldig in die Welt sahen und so leidenschaftlich aufblitzten, in ihrer distinguirt einfachen Toilette, die ihre entzückenden Formen hervorhob! Seine letzte Liebe war die ätherische Ninon gewesen, die „Lilie à la Bottiecelli“, die jetzt in Cannes an der Schwindsucht dahin siechte, — er hatte genug von dieser Kranken, dieser „weißen“ Liebe. Jetzt wollte er das Leben, ein wirkliches Weib, einen Sturm der Leidenschaft, statt der Apokalypse die Erfüllung. Würden seine zarten, überfeinerten Nerven so viel Glück aushalten? O Charlotte! Wer war sie? Er wußte es nicht. Am Strande schließt man leicht Bekanntschaften, man wird so rasch bekannt und vertraut, daß man nur selten Genaueres über die Personen erfährt, mit denen man Verkehr pflegt. Sie gehörte sicher zur besten bürgerlichen Gesellschaft, ihr Gemahl bekleidete gewiß in irgend einem Ministerium eine hohe Stellung.

In süßer Erinnerung verloren, sah er sie erröthen, als er ihr während des Cotillons im Casino das Geständniß zugeflüstert hatte, daß er sie liebe. Erst schien es, als zürnte sie ihm, er war trotz ihrer Zurückhaltung doch von der Erwiderung seiner Gefühle überzeugt. „Gewiß war es das erste Mal, daß man so zu ihr sprach,“ sagte er sich im Stillen. „Der erste Liebhaber einer großen Dame! Ach ja, die weibliche Tugend ist eine Sache des Zufalls!“

In drei hellen Klängen ertönte das Schlagwerk der Uhr. Mit einem Satze sprang er auf und die Treppen hinunter. Hastig durcheilte er die Straßen, voll Verachtung schweiften seine Blicke über die geputzten Damen, von denen keine an Schönheit jener gleich kam, die er besuchen wollte. Er schwamm in einem Meer von Seligkeit, ein glückliches, zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen. Aber überrascht blieb er an der Ecke der von ihr bewohnten Straße stehen: eine enge Gasse, die sich in Schlangenwindungen zwischen zwei Reihen hoher, dunkler Häuser hinzog. Er mußte Acht geben, daß er seine Lackstiefel nicht beschmutzte. Sehr anmuthend war die Gegend gewiß nicht, aber er wußte, daß in diesen Gassen, den letzten Spuren des alten Paris, sich nicht selten recht schöne Hôtels mit geräumigen, von Wohlstand zeugenden Wohnungen befanden. Doch vor dem engen Thorweg runzelte er doch unwillkürlich die Stirn. Entschieden war dieses Haus seiner Angebeteten unwürdig. Sein verletzliches Dichtergemüth empörte sich.

„Madame Berton?“

„Fünfte Etage links,“ antwortete von der Höhe seines Tisches ein kleiner alter Portier, der im Nebenamt das Handwerk eines Schneiders betrieb.

Der Dichter stieg die unregelmäßige Treppe hinauf. Ein unbestimmtes Gemisch von Küchendüften benahm ihm den Athem — er mußte sich das seidene Taschentuch vorhalten. Endlich oben angelangt, rückte er die Cravatte zurecht, glättete die Falten des Ueberziehers, strich über den nagelneuen Cylinder und zog furchtsam, wie ein Knabe, die Klingel der Thür, deren blitzendes Schild den Namen „Robert Berton“ trug. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie sich öffnete. Da stand sie vor ihm, Charlotte Berton, die elegante Weltdame, die kurz zuvor die Eifersucht aller Damen des kleinen Seebades wachgerufen hatte, mit gerötheten, thränenden Augen, mit einem verschossenen Hauskleid, das schief zugehakt war und den Hals bloß ließ, auf den ihr blondes Haar wirr herabfiel. Das Kunstgigerl erkannte sie kaum, während sie ganz erschrocken sich entschuldigte: „O mein Herr, Sie sind's! Ach, hätt' ich das geahnt ... oh, oh!“ Aber wie sie ihn so bestürzt sah, auf der auf der Schwelle verlegen den Cylinder drehend, entschloß sie sich rasch: „Treten Sie näher, mein Herr, treten Sie näher!“

In dem sehr kleinen Salon, den François trotz des dürftigen Mobiliars aus Mahagoni recht hübsch zu finden bemüht war, mußte er sich doch sagen, daß sie nicht die „chike“ Frau sei, als die sie ihm früher erschienen war. Er hörte mit überzeugter Miene ihre Erzählung von einer Migräne an, die sie gehindert habe, Toilette zu machen, und endlich flüsterte er, indem er ihre Hand zu fassen suchte: „Ich bin glücklich, Sie zu sehen.“

„Warum sind Sie gekommen?“ gab sie zur Antwort, ihm hastig die Hand entziehend. „Hab' ich es Ihnen doch verboten!“

„Kann man den Gegenstand seiner unwandelbaren Liebe fliehen und doch leben?!“

Aber sie litt es nicht, daß diese Liebelei, die am Strande sie amüsirt hatte, während ihr Gemahl vier Wochen Sommerleutnant spielte, in ihrer Häuslichkeit fortgesetzt werde. Sie unterbrach ihn also in strengem Ton: „Herr Servet!“

„Ich kann nicht anders,“ beschwor er sie, „ich muß Sie sehen, muß Ihnen sagen, daß ich Sie liebe!“

„Wozu das Alles? Sie wissen doch, ich bin verheirathet.“

„Und was weiter?“

„Was weiter, mein Herr? Ich bin eine anständige Frau.“

„Der Anstand kommt hier nicht in Frage. Starke und unabhängige Geister unterwerfen sich solchen unnatürlichen Verträgen nicht. Das ist nicht fin de siècle!“

„Wie meinen Sie das, mein Herr?“

„Es ist absurd,“ fuhr er zornig fort, „daß Sie, nachdem der Zufall Sie an einen Mann gefesselt hat, der in seinem Denken, seinem Geschmack, seinem Fühlen in völliger Disharmonie mit ihnen lebt, daß Sie sich einem solchen Manne blindlings unterwerfen. Zumal Sie nun auf Ihrem Lebenspfade einem anderen Menschen begegnet sind, für den Sie sich interessiren.“

„Das sind aber doch Ansichten, mein Herr, die von den Forderungen der Moral stark abweichen.“

„Moral? Sie sprechen von Moral? Als Sie im Seebad einem Anderen, als Ihrem Gatten, Ihr Herz schenkten, hatten Sie mit der Moral bereits abgeschlossen.“

Sie nahm eine erzürnte Miene an. „Ich verbiete Ihnen, so mit mir zu reden!“

„Ich möchte Sie aber doch gern überzeugen, daß Sie längst mir gehören, daß ich Ihr Kostbarstes bereits besitze — Ihr Herz!“

„Mein Herz? Hahaha? Aber ich liebe ja meinen Mann, liebe ihn über Alles! Und das dort am Strande ... das war einfach ein Scherz ... ein leichtsinniger Spaß vielleicht ...“

„Das ist nicht möglich!“

„Und warum nicht?“

„Weil Ihr Mann ein einfältiger, brutaler Mensch ist ...“

„Ganz und gar nicht, mein Herr, er ist ein reizender Junge, und so sanft!“

„Suchen Sie ihn nicht zu vertheidigen! Bevor er das Haus verließ, hat er sie mißhandelt!“

„Wie kommen Sie darauf!“ rief die junge Frau ganz erstaunt aus.

„Jawohl, mißhandelt — Sie weinten noch, als ich kam ... Leugnen Sie nicht, Sie haben noch jetzt gerötheten Augen!“

Jetzt konnte die junge Frau sich nicht mehr halten und lachte aus vollem Halse. „Sie glauben ... daß ich über mein Unglück weinte? Hahaha, das ist ja köstlich!“

„Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen! Die Augen der Liebe sehen scharf.“ Und indem er sie trotz ihres Sträubens um die Taille faßte, fuhr er fort: „Sage mir, Geliebte, warum weintest Du?“

„Lassen Sie mich los, lassen Sie mich los!“

„Warum weintest Du?“

„Ich putzte gerade Zwiebeln, als Sie klingelten!“

Bei dieser unerwarteten Enthüllung wurde der decadente Dichter sprachlos ... Wie? die gefeierte Weltdame, die cokette, allerliebste Strandfee war nichts weiter als eine ganz gewöhnliche kleine Bürgersfrau, die mit dem Korb auf den Markt ging und ihre Küche selbst besorgte! ...

Die Enttäuschung war so groß, der Schlag kam so unerwartet, so zerschmetternd, daß er nichts mehr zu sagen wußte. Ein scharfer Zwiebelduft stieg ihm in die Nase und betäubte seine Sinne.

Er machte noch ein paar Redensarten und empfahl sich dann.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

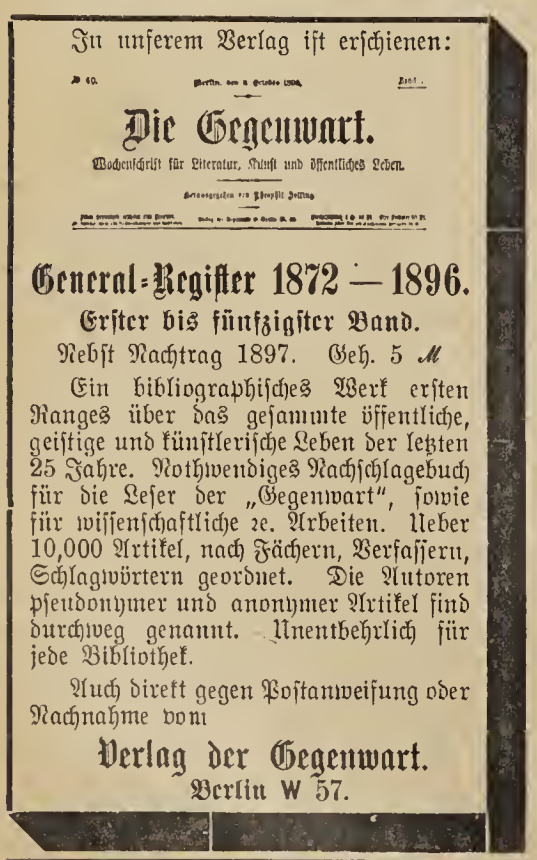
Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Das Princip des
Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von
Georg Freiherrn von Hertling. 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 33. Berlin, den 19. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ergebnisse der Friedensconferenz. Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein. — Die Pest in Indien und anderswo. Von Julian Ralph. — Ein todtgeschwiegener Naturphilosoph. Von Albert Bendler. — **Literatur und Kunst.** Quer durch die Dresdener Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke. — Pailleron und Becque. Von A. Brunnemann (Paris). — **Feuilleton.** Vor Santiago. Episoden aus dem spanisch-amerikanischen Kriege. Von Franz Norris. — Anzeigen.

Die Ergebnisse der Friedensconferenz.

Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Die Ergebnisse der Friedensconferenz haben die Erwartungen enttäuscht. Denn die Errichtung eines permanenten Schiedsgerichtshofes mit dem erforderlichen Apparat zur Entscheidung internationaler Streitigkeiten, dessen Anrufung ganz in's Belieben der Mächte gestellt ist, und der daher nur facultativ nicht obligatorische Kraft besitzt, bildet, ungeachtet der Bestimmung des Artikel 27, daß die Signatarmächte die äußerste Anstrengung machen müßten, um das Schiedsgericht zu sichern und einen Krieg zu vermeiden, ein Forum, an das zu apelliren die Regierungen sich nicht verpflichteten und das sie daher jeder Zeit völlig zu ignoriren in der Lage sind. Es ist daher im Wesentlichen eine Attrappe. Was ferner die Convention über die Bestimmungen und Gebräuche für den Landkrieg und die Convention über die Anwendung der Grundsätze der Genfer Convention auf den Seekrieg, sowie die drei Erklärungen betrifft, wonach es verboten sein soll, Geschosse und Explosivstoffe aus Luftballons herabzuschleudern oder in analoger Weise zu verwenden, wonach ferner Geschosse verboten sind, deren einziger Zweck ist, Stickgase oder giftige Gase zu verbreiten oder solche Kugeln zu gebrauchen, welche im menschlichen Körper explodiren, so sind diese Ergebnisse, soweit die Mächte überhaupt sich bis jetzt durch ihre Unterschrift verpflichteten, sämmtlich im Vergleich zu den angestrebten Zielen von ganz untergeordneter Bedeutung. Das gilt auch von den fünf frommen Wünschen, die das Schlußprogramm der Conferenz enthält, wenn auch der darin erfolgte officielle Ausspruch der Ansicht, daß die Beschränkung der militärischen Lasten, die gegenwärtig die Welt bedrücken, in hervorragender Weise für die Förderung des materiellen und moralischen Wohlbefindens der Menschheit wünschenswerth ist, einen gewissen Werth besitzt, und ebenso der Wunsch, die Rechte und Pflichten der Neutralen auf das nächste Conferenz-Programm zu setzen, und die auf Art und Caliber der Gewehre und Maximgeschütze bezüglichen bereits geprüften Fragen einheitlich zu lösen, die Genfer Convention zu revidiren und die Frage des Privat-Eigenthums im Seekriege zu regeln, sowie die Frage des Bombardements von Hafenplätzen und Städten und Dörfern durch feindliche Flotten einer weiteren Conferenz zu überweisen.

Die Vertreter der Staaten auf der Friedensconferenz und auch die Herrscher, deren Anweisungen sie folgten, haben daher den sich ihnen bietenden günstigen Moment versäumt, ihren Völkern die Segnungen des Friedens und wenigstens eine Entlastung von den ungeheuren unproductiven Ausgaben für die Erhaltung übermäßig angeschwollener Heere und Flotten, wenn auch nicht vollständig, so doch möglichst zu sichern. Immerhin vermag jedoch der moralische Eindruck, den die durch die Beschlüsse wenigstens gebotene Möglichkeit, in Conflictsfällen den strittigen Fall einem Forum internationaler Schiedsrichter zu unterbreiten, hervorzurufen geeignet ist, einen Factor zu bilden, mit welchem die Regierungen der öffentlichen Meinung gegenüber künftig rechnen müssen, und der ihnen Streitigkeiten verbieten kann, bei denen ausschließlich das „Macht geht vor Recht“ oder das „sic voleo sic jubeo“ das Agens bildet, und deren Austrag vor dem selbstgewählten Tribunal und der öffentlichen Meinung gestatten. Zu große Hoffnungen darf man jedoch an derartige Schiedsgerichte nicht knüpfen, da es der Diplomatie nicht schwer fallen kann, selbst da, wo es sich de facto nur um eine Vergewaltigung eines anderen Staates handelt, dieselbe de jure zu verschleiern und derartige Rechtsgründe „billig wie Brombeeren“ zu finden, die ihren Ansprüchen einen Schein des Rechts zu verleihen im Stande sind.

Man hat allerdings wieder in- und außerhalb der Friedensconferenz auf die Productivität der enormen Ausgaben für die Heere und Flotten, als der Versicherungsprämie für den Nationalwohlstand und für die productiven Zweige des Staatslebens hingewiesen. Allein, wenn man das Uebel, gegen welches diese Prämie Schutz bieten soll, den Krieg, abschafft oder wenigstens auf ein Minimum einschränkt, so würde das jährliche Opfer von über vier Milliarden, welches, wie statistisch nachgewiesen, die Wehrmacht alljährlich allein der sechs europäischen Großmächte erfordert, mit dem Zweck, in Conflictsfällen dem Widersacher unter Aufopferung Hunderttausender von Menschenleben und Vernichtung unermeßlicher Werthe des Nationalwohlstandes und unter dem Risiko des Einbüßens der eigenen Machtstellung und des eigenen Nationalreichthums, den Willen zu dictiren, überflüssig werden. Wenn sich ferner das Rechtswesen aller civilisirten Völker im Laufe der Jahrhunderte innerhalb der verschiedenen Staaten zu einem Organismus von hoher Vollendung und segensreichster Wirksamkeit entwickelte, der die Person, den Besitz und die Rechte des Einzelnen mit größtem Erfolge schützt, so ist aus den Verhandlungen der Friedensconferenz in Abstracta nicht im Mindesten hervorgegangen,

weßhalb nicht auch das Völkerrecht zu Ende des 19. Jahrhunderts einer ähnlichen Entwickelung fähig und das Territorium, den Besitz und die einzelnen Rechte der Nationen genügend zu schützen im Stande sein sollte, sondern nur, daß nicht sowohl die Menschheit, wie Professor Zorn in seiner Erklärung behauptete, sondern ihre leitenden Kreise mit vereinzelten Ausnahmen für die Durchführung dieser Entwickelung noch nicht reif sind. Wenn die Feudalherren des Mittelalters, obgleich sie vielfach an der Spitze starker, gut ausgerüsteter Vasallenschaaren standen und stets bereit waren, ihre Ansprüche und das, was sie für ihr Recht hielten, „mit gepanzerter Faust" durchzusetzen, im Laufe der Zeit durch die Fortschritte im Rechtsbewußtsein und der Gesetzgebung genöthigt wurden, auf ihr usurpirtes souveränes Fehderecht zu verzichten, so ist nicht im Mindesten ersichtlich, weßhalb nicht auch die heute zu Staatenbunden und Reichen unter einem einzigen Fürsten oder Präsidenten vereinigten Länder und deren Herrscher bei internationalen Streitfragen sich nicht einem selbst geschaffenen Gesetz und Gerichtshof der Völker beugen, und bei derartigen Streitfragen auf einen Theil ihrer Souveränetät verzichten und den Richterspruch eines Schiedsgerichts auch obligatorisch anzurufen und sich ihm zu unterwerfen veranlaßt sein sollten. Träte der Fall ein, daß sie sich von demselben ungerecht behandelt glauben und erschiene ihnen sein Ausspruch unerträglich, so bliebe ihnen immer noch das äußerste Mittel übrig, den Vertrag zu brechen, denn jeder Krieg erfolgt unter Brechung „ewiger" Friedensverträge und an das Schwert zu appelliren. Daß ein internationaler Schiedsgerichtshof jedoch falsch oder parteiisch Recht sprechen würde, ist durch dessen Organisation und namentlich seine völlige Unabhängigstellung sowie durch die weitere Entwickelung und Codificirung des Völkerrechts durch ihn unschwer zu vermeiden. Dieser Schiedsgerichtshof müßte aus den juristisch und politisch am befähigsten, die höchste Achtung und das größte allseitige Vertrauen ihrer Mitbürger genießenden Persönlichkeiten der verschiedenen Länder bestehen, die nicht von den Regierungen bestimmt, sondern vom Volke gewählt werden müßten. Allein nicht sowohl das ungerechtfertigte Mißtrauen, welches man den internationalen Schiedsgerichten mit obligatorischer Berufung in den leitenden Kreisen entgegenbringt, als das Bestreben der Machthaber und der daran besonders interessirten Classen, ihre Macht festzuhalten, ist es, was die Ablehnung des obligatorisch anzurufenden Schiedsgerichts hervorrief.

Man betont heute fortwährend, daß der Friede nie gesicherter sei, als beim Vorhandensein einer starken schlagfertigen Wehrmacht, und daß daher die Abrüstung eine Unmöglichkeit sei. Dies ist ein Trugschluß. Denn wenn wir die Ursache zum Kriege, d. h. den mindestens barbarischen Modus, die Streitigkeiten der Nationen mit den Waffen in der Hand durch Ströme von Blut und Aufopferung unermeßlicher Werthe des Nationalwohlstandes zu schlichten, beseitigen und an seine Stelle das obligatorisch anzurufende Schiedsgericht treten lassen und die Wehrmacht vermindern, so wird der Krieg dadurch jedenfalls sicherer vermieden, als wenn man jeder Zeit im Heer und der Flotte ein gewaltiges, gefügiges Werkzeug zur Hand hat, um Streitigkeiten in der selbst gewollten Weise auszutragen. Die Minderung dieses gefügigen Werkzeugs durch die Abrüstung oder einen fünfjährigen Stillstand in den Rüstungen fand aber bei den Vertretern der Regierungen in der Conferenz keinen Anklang, wobei sich der deutsche Militärdelegirte in halbstündiger Rede dies technisch motivirend ausgesprochen. Allein das Brillantfeuerwerk seiner Ausführungen vermag uns nicht zu blenden. Denn wenn es auch richtig ist, daß die Reduction des Friedensstandes und die Reduction der Wehrkraft und Schlagfertigkeit keineswegs identische Dinge sind, und daß die Dauer der activen Dienstzeit und der Einberufungen, die Zahl der Cadres, die Zulässigkeit der Stellvertreter, die Gesetze für den Ersatz der Mannschaften, das Eisenbahnnetz und viele andere Dinge des Verkehrswesens, sowie die Officiercadres, die Mobilmachung, wirthschaftliche und finanzielle Voraussetzungen, der Grad des öffentlichen Unterrichts, innere Organisation, die Zahl und Lage der Festungen, die Unterbringung der Truppenkörper u. s. w. dabei mitsprechen, so bleibt die Zahl der Friedenspräsenzstärke, d. h. die Anzahl der geschulten permanenten Truppenkörper und ihre Präsenzstärke immerhin das wichtigste unter den Momenten, die für die Wehrkraft eines Heeres in's Gewicht fallen, und jedenfalls das am leichtesten ziffermäßig zu controlirende und vor Allem Dasjenige, dessen Reduction oder mindestens Nichtvermehrung eine ziffermäßig am besten nachweisbare und an Arbeitskräften am meisten ersparende Entlastung der Völker im Gefolge haben würde. Volle Gleichmäßigkeit in der Abrüstung der Heere oder der Einschränkung der Rüstungen wird sich nie erzielen lassen, da die Heere an sich allzu verschiedenen Bedingungen unterliegen. Allein darauf kam es bei der anzustrebenden Entlastung der Völker auch nicht an, sondern darauf, überhaupt eine namhafte Reduction der Opfer an Geld und Arbeitskräften herbeizuführen, und dazu bot die Reduction der Zahl der Truppentheile und ihrer Präsenzstärke das controlirbarste, sicherste Mittel. Man hat ferner deutscherseits als einen Haupteinwand die Aufhebung unseres Vorsprungs in der Mobilisirung durch das Dazwischentreten eines Schiedsgerichts bezeichnet. Allein dieser Einwand ist, näher betrachtet, kein so gewichtiger, als er auf den ersten Blick erscheint. Denn die Mobilmachung Frankreichs vollzieht sich, allerdings noch nicht in der Praxis in großem Stile bewährt, nach den für sie gegebenen Bestimmungen etwa ebenso rasch wie die unserige, und Rußland ist bekanntlich genöthigt, auf einen gleichzeitigen Aufmarsch seiner Heere mit dem unserigen an seiner äußersten Westgrenze zu verzichten, und denselben an der Weichsellinie, gestützt auf deren Befestigungen, und an der Bug- und Narew-Linie und deren Befestigungen zu vollziehen. Damit gewinnt es jedoch, allerdings unter Preisgabe des westlichen Polens acht Tage für den Aufmarsch seiner Armee, die von dem mittleren und südlichen Theil der deutschen Heere zum Vormarsch an die Weichsel benutzt werden müssen. Auf unserer Südfront aber ist unser Mobilmachungsvorsprung kaum beträchtlich und fällt überdies in absehbarer Zeit nicht in's Gewicht. Gewisse und namhafte Verschiedenartigkeiten in den Armeen werden immer vorhanden sein. Wir erinnern nur an die minderwerthige Ausbildung der mittleren und auch eines Theils der höheren Führerchargen der russischen Armee, an die ihr noch fehlende Einführung der Schnellfeuergeschütze, die erschwerten Verhältnisse des strategischen Aufmarsches und des Nachschubs an Kriegsmaterial aller Art, in Folge des mangelhaft entwickelten russischen Eisenbahnnetzes, die verhältnißmäßig geringe Friedenspräsenzstärke der österreichischen und der italienischen Armee und das unverhältnißmäßige Ueberwiegen ihrer Truppen zweiter Linie, an die physische Minderwerthigkeit des französischen Heeresersatzes, den Mangel eines monarchischen Oberhauptes, die politischen Spaltungen im Officiercorps und die schwachen Infanterie-Effectivstärken der französischen Armee u. s. w. Selbstverständlich vermag eine Reduction oder wenigstens Nichtvermehrung dieser Heere diese Ungleichheiten nicht zu beseitigen. Allein sie würde eine ganz wesentliche Entlastung der Völker bedeuten, und auf diese aber kommt es an. Man darf sich durch die Ausführungen des deutschen Militär-Bevollmächtigten, die unter anderen auch auf die größtentheils unabkömmlichen Colonialarmeen exemplificiren, die, mit Ausnahme der indischen, überall verhältnißmäßig gering an Zahl und durch so weite Entfernungen und Transportschwierigkeiten von den Heeren des Mutterlandes getrennt sind, daß sie zu den bereits in den ersten acht Tagen fallenden Hauptentscheidungen nur zum Theil und nicht rechtzeitig einzutreffen vermögen, und durch

das Hinderniß des Quinquenats, welches durch ein neues Gesetz entsprechend modificirt werden kann, nicht täuschen lassen, wie dies bei den Mitgliedern der Friedensconferenz, größtentheils Nichtmilitärs, der Fall gewesen zu sein scheint.

Der Punkt aber, an welchem eingesetzt werden mußte, war, da man auf die Reduction der Friedenzpräsenzstärken nicht einging, die Verminderung oder mindestens die Begrenzung der Ziffern der vorhandenen ungeheuren Militärbudgets, damit die Nationen eine fühlbare Entlastung erhielten, mochten dann die verschiedenen Regierungen und Heeresverwaltungen die für sie disponiblen Mittel, je nach dem besonderen Bedarf und den Verhältnissen ihrer Wehrmacht, beliebig verwenden. Die Controle der betreffenden Maßregeln aber würde sich in beiden Fällen aus amtlichen Berichten ad hoc, den Budgetpositionen und selbst den Mittheilungen der Presse ergeben können. Wenn der deutsche Militärbevollmächtigte endlich hervorhob, Deutschland sei keineswegs ruinirt, seine Lebenshaltung und in Folge dessen seine Zufriedenheit seien vielmehr in erfreulicher Weise in stetigem Wachsen begriffen, so müssen wir Letzteres, sowie seine Behauptung, der Deutsche sehe in der Dienstpflicht durchaus keine drückende Last, sondern eine heilige patriotische Pflicht, von deren Erfüllung sein Dasein, seine Wohlfahrt und seine Zukunft abhänge, im Hinblick auf das stetige Anwachsen der Socialdemokratie denn doch etwas bezweifeln. Zwar müssen wir zugeben, daß wir uns in einer Periode des wirthschaftlichen Aufschwunges befinden, die wir größtentheils der durch die Armee bewirkten Einigung des Reiches verdanken, allein andere Staaten prosperiren ebenfalls wirthschaftlich und nicht etwa in Folge der Leistungen ihrer Armeen, wie z. B. Belgien, Holland, Frankreich und die Vereinigten Staaten, und unser Prosperiren würde jedenfalls offenbar ein noch weit bedeutenderes sein, wenn ein obligatorisch anzurufendes internationales Schiedsgericht den Krieg, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch auf ein äußerstes Minimum einzuschränken, und daher die jährliche Verwendung eines namhaften Theiles der 512 Millionen, die die Landmacht, und der $62^{3}/_{4}$ Millionen, die die Flotte erfordert, mithin inclusiv der Extraordinarien für beide, sowie des Pensions- und Invalidenfonds, in Summa der 819 Millionen unseres Kriegsbudgets (1899) für productive Ausgaben gestattete.

Auch das Beispiel Englands ist in dieser Hinsicht belehrend. Allerdings hat Großbritannien heute das bedeutendste Militärbudget von allen Großmächten, und zwar beträgt dasselbe 458,5 Millionen Mark für die Armee und 558,4 Millionen für die Flotte. Allein dafür ist England auch das reichste Land der Welt mit einem Gesammtbudget von über $5^{1}/_{2}$ Milliarden Mark, so das seine Ausgaben für seine Wehrmacht verhältnißmäßig weit unbedeutender sind, als diejenigen Deutschlands. England verwendet aber nur etwa $^{1}/_{5}$ seiner Einnahme für seine Wehrmacht, während Deutschland mehr als die Hälfte seiner Reichseinnahmen und etwa $^{1}/_{3}$ seiner Gesammteinnahmen für seine Wehrmacht ausgiebt. England vermöchte daher weit mehr Mittel auf die productiven Ausgaben zu verwenden, und sein Nationalwohlstand läßt daher, überdies ganz wesentlich durch den Besitz großer ertragreicher Colonien gehoben, Alles bisher Dagewesene hinter sich zurück. Die verhältnißmäßig starken Aufwendungen Deutschlands für seine Wehrmacht, zu denen wir namentlich auch den Verlust von Arbeitskräften eines künftig über 623 000 Mann starken stehenden Heeres rechnen müssen, beeinträchtigen jedoch den vollsten Aufschwung seiner Productionskraft, und was den erzieherischen Theil des Heeresdienstes betrifft, so zeigt ebenfalls England bei seiner nur gegen ein Drittel so starken Wehrmachtspräsenzstärke, daß es der allgemeinen Wehrpflicht nicht absolut bedarf, um einer Nation die kriegerischen Tugenden zu erhalten und ihre Stellung im Völkerconcert in wirthschaftlicher wie militärischer Hinsicht zu sichern. Allerdings sprechen hierbei auch die maritimen Verhältnisse und die insulare Lage Englands erheblich mit.

Das Scheitern der Abrüstung und selbst der Rüstungseinschränkung auf der Friedensconferenz berührt jedoch noch einen Punkt, den wir besonders hervorheben müssen. Es ist die sociale Gefahr und die Lage der arbeitenden Classen. Die jährlichen Budgetausgaben von circa 4 Milliarden und 35,6 Millionen für die Wehrmacht der sechs Großmächte werden zum großen Theil von den arbeitenden Classen aufgebracht, und ferner stellen diese, da ihnen der Einjährig-Freiwillige-Heeresdienst aus Mangel an Mitteln nicht zugänglich ist, jedenfalls das bei weitem stärkste Contingent der Armeen. Die Gefahr, welche den Staaten aus dem beständig anschwellenden Socialismus erwächst, wird allgemein als eine große, ja als die bedeutendste anerkannt. Würde man jedoch von jenen vier Milliarden einen namhaften Theil alljährlich, anstatt auf die Heere und Flotten, auf eine wirksame Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen verwenden, so würden damit die Gründe zur Unzufriedenheit an der Wurzel gefaßt und ganz wesentlich gemindert, vielleicht beseitigt werden. Die Unfallversicherung, die Krankenkassen, das unpraktische Klebegesetz, dessen Früchte höchstens 1 % der Arbeiter zu genießen vermag ꝛc., bilden unzureichende Palliativmittel; allein wie es scheint wird man erst dann belangreiche Mittel gegen die sociale Gefahr, unter Einschränkung der alles Maaß überschreitenden Aufwendungen für die Verstärkung der Wehrmacht ergreifen, wenn es zu spät ist. So lange die Machthaber der Welt jedoch die Streitigkeiten der Nationen nur mit Strömen von Blut und der Einsetzung des gesammten Nationalwohlstandes, sowie der besten Kräfte zur gegenseitigen Vernichtung ihrer kräftigsten Individuen zu schlichten geneigt sind und den Spruch internationaler Schiedsgerichte nicht obligatorisch anzurufen und sich ihm zu unterwerfen verpflichten und ihre Heere nicht reduciren, wird eine Befriedigung der arbeitenden Classen und somit eine gründliche Minderung oder Beseitigung der socialen Gefahr nicht zu erzielen sein.

Die Pest in Indien und anderswo.

Von Julian Ralph.

Der Schwarze Tod oder die Beulenpest brach im Jahre 1894 in Hongkong in China aus und erreichte Bombay in Indien im Jahre 1896. Heute ist die Seuche auf Madagascar, in Ost-Afrika und der Mandschurei und hat sich in Mekka und Turkestan gezeigt. In Hongkong haben die gewaltthätigsten und durchgreifendsten Maßregeln, wie die Zerstörung der schmutzigen Stadttheile, in denen sie wüthete, dazu geführt, daß die Epidemie eingedämmt ist, obwohl sie noch nicht aufgehört hat, unter den Eingeborenen ihre Opfer zu finden. Man versichert, daß sie während der letzten zweihundert Jahre in China nie ganz erloschen sei. In Bombay nimmt sie beständig an Heftigkeit und an Zahl der Opfer zu, so daß sie heute täglich dreihundert Menschen hinwegrafft und ihre Wirkung im allgemeinen tödtlicher ist als je zuvor. Während der drei letzten Jahre ließ beim Anbruch der heißen Zeit die Krankheit nach. In diesem Jahre hat nach Ablauf des Winters ihre Heftigkeit zugenommen. Dasselbe ist auch in Calcutta der Fall.

Man gesteht 300 tägliche Todesfälle in Bombay ein. Sechs wird als die tägliche Durchschnittszahl der Todesfälle in Folge der Pest in Calcutta angegeben. Aber diese Zahlen haben keinen Werth. Von weißen Bewohnern, Aerzten und Beamten, wie von Eingeborenen, erfuhr ich, daß von den Beamten in den verseuchten Districten die Wahrheit unterdrückt wird. Die volle Wahrheit würde eine Panik in Indien und große Aufregung im Auslande hervorrufen. Deßhalb werden viele Pesttodesfälle auf die Rechnung von Krankheiten

mit anderen Namen gesetzt. In einer indischen Stadt werden planmäßig nur die Todesfälle registrirt, die unter die directe Beobachtung der Pestdoctoren kommen, während man die bei weitem größere Anzahl von Sterbefällen, wo gar keine Hülfe europäischer Aerzte in Anspruch genommen wird, todtschweigt.

Kurz, so schlimm die Pest in Indien zu sein scheint, in Wirklichkeit ist sie noch viel schlimmer. Sie hat China überschwemmt, wie Indien, und steht aller Wahrscheinlichkeit nach im Begriff, auch nach Europa zu kommen. Es ist noch weniger Grund vorhanden, weßhalb sie nicht Amerika erreichen sollte, vielleicht noch ehe sie die strengen Barrieren übersteigt, die die erschreckten Aufseher der Häfen des Mittelmeeres dagegen errichtet haben.

Als ich im Februar und März in Indien war, mußte ich diesem schrecklichen Zerstörer nothgedrungen überall Aufmerksamkeit schenken, denn die Opfer wurden an so vielen Stellen vor meinen Augen vorüber getragen und sogar verbrannt. Zur selben Zeit sammelte eine englische Commission Material über die Krankheit. Dieses verschaffte ich mir und studirte es. Ich lernte daraus aber nicht, was die Pest ist, wie sie kommt oder wie sie behandelt werden muß. Aber die Commission lernt diese Dinge ebenso wenig. Ein kaiserlicher hoher Beamter, der tausende von Pestopfern besucht und untersucht hat, sagte zu mir: „Ich weiß von der Pest so viel, wie nur irgend ein Mensch, nämlich absolut gar nichts.“ Ich glaube, daß in diesem Ausspruch alles wichtige, was von dieser Geisel bekannt und erkannt ist, enthalten liegt.

Dr. Koch behauptet, daß die Epidemien in China und Indien auf einen ständigen Herd der Krankheit in Yunnan in China an der Grenze von Thibet zurückzuführen seien. Es giebt aber noch andere Plätze, wo die Pest nie ausstirbt. Einer davon ist in Asir südlich von Mekka. Ein dritter beständiger Pestheerd ist in Kisiba in der nordwestlichen Ecke von Deutsch Ost-Afrika. Koch glaubt, daß die Epidemien, die Europa in der Vergangenheit heimgesucht haben, in Persien und Mesopotamien entstanden sind.

Eine Uebersicht über die wichtigeren Ergebnisse der Commission wird der bisherigen Summe menschlichen Wissens von dieser Seuche nicht viel hinzufügen. Die Krankheit tritt gegenwärtig unter vier Gestalten auf: 1. die Beulenpest, wo das Opfer die Ansteckungskeime durch das lymphatische System aufnimmt; 2. die septicaemische Form, wo die Krankheit direct durch das Blutsystem in den Körper gelangt; 3. der pneumonische Typus, der durch die Lungen aufgenommen wird und eine ganz besondere Art von acuter Lungenentzündung verursacht; 4. die Form, die durch eine directe Aufnahme des Giftes in die Speiseröhre hervorgerufen wird. Diese tritt manchmal so milde auf, daß der Patient dabei seiner Beschäftigung nachgehen kann.

Als die Pest in der Stadt Jawalpare auftrat, raffte sie 116 Opfer hin; davon waren 81 Fälle von Beulenpest, 19 waren pneumonisch, 15 gehörten zum septicaemischen Typus, und einer war ein Fall innerlicher Bubonen. Hier wurde es klar, daß die Beamten es vermeiden, das Publicum aufzuregen, indem sie nur Fälle der Beulenpest in ihre Listen eintrugen und alle anderen Todesfälle in Folge der Pest der Lungenentzündung, dem Fieber und anderen Krankheiten zurechneten.

Säuglinge scheinen gegen die Krankheit immun zu sein. Sie tritt bei Kindern milder auf, als bei Erwachsenen; Frauen, besonders solche, die in anderen Umständen sind, scheinen besonders disponirt. Kräftige Personen erliegen ihr leichter als magere, obwohl schwächliche Leute schnell daran sterben, manchmal innerhalb vierundzwanzig Stunden. Der Krankheitsproceß dauert von drei bis zu vierzehn Tagen, doch das ist bei den verschiedenen Formen verschieden. Einige Fachmänner behaupten, daß die aufgezählten Formen streng unterschieden sind und nie in einander übergehen. Wenn ein Patient sich von der pulmonaren Form erholt, spricht er wie ein kleines Kind und verliert das Gedächtniß. In diesem Zustande bleibt er lange, manchmal ein Jahr und darüber. Fieber ist mit der Pest in allen ihren Arten verbunden. Bei der bubonischen Form treten die Drüsenanschwellungen sogleich auf, obwohl man beobachtet hat, daß sie sich zuweilen erst am achten Tage nach dem Fieber gezeigt haben.

Weiße gelten in Indien als pestfrei; es sollen unter ihnen nur sechzehn Todesfälle an der Pest in drei Jahren vorgekommen sein. Man muß dabei aber bedenken, daß selbst unter den eingeborenen Indiern die Pest ihre Opfer hauptsächlich unter den Armen, unzulänglich Genährten, den eng zusammen Wohnenden, den Schmutzigen und Schwachen aussucht. Die armen Stadtviertel sind ihr Weidegrund, dort giebt es aber keine Weißen. Die Krankheit würde sonst wohl auch unter den Weißen wüthen. Kein Zweifel, daß sie wie ein Feuer durch die armen Stadttheile europäischer Städte fegen würde, wenn sie dort einmal festen Fuß gefaßt hätte. Die Aengstlichkeit, womit Franzosen, Italiener, Spanier und Griechen bemüht sind, sie von ihren Häfen fern zu halten, beweist, wie sehr man sich fürchtet. Auch der Wiener Pestfall und zahllose ähnliche zerstören das Märchen von der Immunität der weißen Rasse.

Affen, die in Indien zahlreich sind, bekommen die Pest leicht und häufig. Todesfälle sind unter ihnen in der Nähe von verseuchten Orten in vielen Theilen Indiens beobachtet worden. Eichhörnchen werden ebenfalls angesteckt. Seit dem Beginn des Ausbruches hatte man erkannt, daß Ratten Träger der Krankheit sind. Professor Haffkine schreibt: „Abgesehen von Wasserscheu, Rotz, Karbunkeln und einigen Haut- und Haarkrankheiten, die beim Menschen nicht epidemisch auftreten, ist die Pest die einzige Krankheit, von der feststeht, daß sie sowohl menschliche Gemeinwesen als auch Thiere epidemisch angreift.“ Diese kranken Thiere verbreiten die Krankheit durch ihre Entleerungen, wobei sie mit den Keimen das Wasser vergiften, das von ihnen und den menschlichen Wesen gebraucht wird, und — aller Wahrscheinlichkeit nach — durch Insecten, die ihnen und den Menschen und menschlichen Wohnungen gemeinsam sind. Oberstabsarzt Dimmick von Bombay erklärte, daß die Ansteckung durch die Ausscheidungen von Patienten und kranken Thieren, von Ratten und vielleicht von Insecten entstehe. In der Nähe eines Pestkranken seien dunkle, überfüllte und schlecht gelüftete Räume der Hauptsitz für die Giftstoffe, ebenso auch unterirdische Abzugscanäle. Das Zusammendrängen von Menschen an solchen Plätzen sei das Hauptagens zur Verbreitung der Pest. Oberst Adams, ein Militärarzt, hielt es für bewiesen, daß die Ansteckung durch Kleidungsstücke weithin verschleppt werde und in kleinerem Maaße auch durch Ratten. Ein anderer Militärarzt berichtete, daß die Eingeborenen einiger Provinzen die Seuche die „Rattenkrankheit“ nannten. Dr. Underwood von Bombay erklärte, daß die Pest durch überfüllte Räume, durch schlechte Luft und durch Mangel an Ventilation verursacht werde. Er versicherte, daß während der Pest die Ratten sich in größerer Zahl zeigen als vorher. „Sie wanderten von einem Ort zum anderen, schienen in einem Zustande der Trunkenheit zu sein und bekümmerten sich nicht um menschliche Wesen, wenn sie solchen begegneten.“ Ein eigenthümliches Zeugniß war das von Hauptmann Wilkinson. Es handelte sich um einen vereinzelten Fall von Pest in einem Dorfe, wo kein Eingeborener mit dem Kranken in Berührung kam. Die alleinigen Opfer waren Ratten. Ein Sanitätsinspector im Punjab wußte von einem Fall zu erzählen, wo pestkranke Ratten in einen Brunnen gefallen waren und das Wasser vergiftet hatten. Es wurden zahllose Zeugnisse vorgebracht, daß der Schmutz der Straßen und die unreinlichen Sitten der Eingeborenen, die selbst aus angesteckten Häusern Unrath auf die Straße werfen, die Ausbreitung der Krankheit fördern. In ganz Indien findet sich der Volksglaube, daß die Eingeborenen die Pest

durch die Füße aufnehmen, denn Alle, die Reichen ausgenommen, gehen barfuß. Das begünstigt die Vorstellung, daß sie ihre Füße verletzten und dann die Keime mit dem Kothe der Straßen in sich aufnehmen. Auch ein Doctor Shikare von Bombay meint, daß bei der Beulenpest das Gift durch kleine Wunden und Hautschürfungen eindringe. Die Sitte des Barfußgehens erkläre die Häufigkeit von Bubonen in den Lenden der Eingeborenen. Er hat einen Bubo am Hinterkopfe eines Mannes beobachtet, dessen Kopf erst kürzlich rasirt und wahrscheinlich durch das Rasirmesser verletzt worden war. Er bestätigt, daß andere Verbreitungsmittel angesteckte Personen, angesteckte Ratten und verseuchte Luft seien. Durch solche Luft werde die pneumonische Pest verbreitet.

Im Allgemeinen war es leicht festzustellen, daß die Pest 1894 in Hongkong in den Ansiedelungen indischer Arbeiter entstanden und von hier 1898 nach Ost-Afrika eingeschleppt worden ist. Einerlei, ob es in Getreide oder in Kleidungsstücken, durch Ratten oder sonstiges Ungeziefer oder im Körper angesteckter Personen verschleppt wurde, die Thatsache einer ungehinderten und häufigen Verbindung zwischen dem alten und dem neuen Pestherde lag überall unleugbar vor. Die Pest machte jedoch auch einen überraschenden Sprung, als sie wie ein Blitzstrahl das Dorf Angzap in Turkestan traf. Dieses liegt 14 000 Fuß über der See im Gebirge, wo das Klima beständig kalt und trocken ist, also dem siedenden Klima von Hongkong, Calcutta und Bombay so schroff entgegengesetzt, wie es überhaupt nur möglich ist. Dabei ist der Ort im russischen Turkestan 200 Meilen von Samarkand ganz abgelegen und schwer zugänglich. Die einzigen Zugänge werden als unwegsame Pfade über Berghänge beschrieben, die so gefährlich sind, daß sie den gewöhnlichen Reisenden abschrecken. Der Ort enthielt letzten Herbst 600 Seelen, aber plötzlich brach die Pest aus, und ehe sachverständige Hülfe eintraf, waren 378 Dorfbewohner gestorben. Niemand weiß, wie die Keime dorthin gelangten, aber da der Ausbruch der Krankheit und der Besuch eines Fakirs oder „heiligen Mannes“ zusammenfielen, wird diesem allgemein die Einschleppung der Krankheit zugeschrieben. Er stammte ursprünglich aus dem Dorfe, hatte sich aber dem Wanderleben der Bettelmönche ergeben, an denen der Orient so reich ist. Man weiß, daß er in Afghanistan war, aber Niemand kann angeben, ob er in Indien gewesen ist. Er brachte einige Kleidungsstücke in das Dorf, von denen er angab, daß sie Decken aus Heiligengräbern gewesen seien. Diese gab er einer Wittwe, um sie zu zerschneiden und als Amulette unter die Gläubigen zu vertheilen. Sie starb an der Pest. Sieben ihrer Freunde und Verwandten folgten ihr. Dann wurde ihr Leichnam ausgegraben und wieder beerdigt, und die Pest ergriff die Leute, die an dieser Arbeit theilgenommen hatten. Von diesem Zeitpunkte an wüthete die Krankheit bis zum Herannahen des Winters, bis sachverständige Hülfe aus St. Petersburg kam. Die Ueberlebenden wurden geimpft. Dann badete man sie in heißem Wasser und darauf in einer Sublimatlösung. Die Kleidungsstücke jedes Einzelnen wurden verbrannt und neue Kleider geliefert. Selbst die Wolle, die die Schäfer sammelten, wurde verbrannt. Alle Häuser wurden desinficirt, die Fußböden aufgegraben und mit Kalk vermischt. Die Heimsuchung wurde auf diese Weise ebenso rasch beschworen, wie sie gekommen war. Vier Tage nach der Ankunft der Aerzte forderte sie ihr letztes Opfer. War nun die Einimpfung von Haffkine's Lösung von Bedeutung beim Erlöschen der Epidemie oder waren die Maßregeln des Desinficirens von größerer Wichtigkeit? Jedenfalls kann jener Ausbruch im Gebirge von unschätzbarem Werthe sein, sofern seine Lehre klar verstanden wird. Er zeigt, daß die Epidemie nicht der Hitze und feuchten Atmosphäre bedarf, um sich zu entwickeln. Marseille fürchtet die Pest, ebenso Malta und Neapel. Aber der Fall lehrt, daß alle Menschen sie fürchten müssen, selbst jene, die an den Abhängen des Montblanc wohnen.

Noch später brach die Pest unter den Arbeitern aus, die an der neuen russischen Eisenbahn durch die Mandschurei beschäftigt sind. Bald darauf trat sie bei Mekka auf. Es wird nicht bestritten, daß der Ausbruch auf Madagaskar der Ankunft einer Sendung Reis aus Bombay folgte, und es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß manche Forscher den Ausbruch in Bombay ebenfalls von der Ankunft einer Ladung Reis aus Hongkong datiren.

Ein Pestbeamter in Hyderabad hat entdeckt, daß Ballen roher Baumwolle sich als ein günstiger Nährboden für Pestkeime erwiesen. Er bemerkte ein auffälliges Zusammentreffen in der Eröffnung von Baumwollenballen und dem Pestausbruch in gewissen Theilen von Hyderabad. Er berichtete dies an die Pest-Commission, die sofort Proben von Baumwolle aus den inficirten Dörfern sammelte und feststellte, daß daraus entwickelte Culturen einen Bacillus enthielten, der mit den Pestkeimen identisch und im Stande war, die Krankheit durch Impfung auf Kaninchen zu übertragen. Es giebt kein anderes Mittel, Baumwolle zu desinficiren, als sie zu verbrennen.

Die Commission ist zu dem Schlusse gekommen, daß die Ansteckung in den meisten Fällen durch Kleidungsstücke verbreitet wird. Gerade wie die Vertheilung von Tüchern durch einen Fakir die Pest in einem Bergneste Turkestans hervorrief, so übertrug in Multan in Indien eine Kiste mit Zeug, die aus einer Pestgegend kam, dem Empfänger die Krankheit. Dutzende von ebenso sicheren Fällen sind in Indien vorgekommen, weil die Eingeborenen der Meinung sind, daß ein einfaches Waschen ihrer Bekleidung in kaltem Wasser sie von Krankheitskeimen befreie. Das regelmäßige Heftigerwerden der Seuche bei Eintritt kalten Wetters ist zweifellos dem Hervorholen von dicken Kleidungsstücken zuzuschreiben, die von ihren Besitzern während des warmen Wetters weggepackt waren. Das hat man in den Seehäfen von Arabien, Aegypten und am Mittelmeere schon lange gewußt. Dort kann ein Reisender von Calcutta oder Bombay nur landen, wenn er seine Person erst einem antiseptischen Bade und seine Kleidung und sonstigen Sachen einer Desinfection durch Hitze oder den Dampfproceß unterwirft.

Die Conferenz in Venedig, die 1897 Schutzmaßregeln für Europa aufstellen sollte, führte die folgenden Bestimmungen ein: 1. Strenge Vorsichtsmaßregeln in den indischen Abfahrtshäfen, 2. eine zweite Schutzlinie in dem Rothen Meere und dem persischen Golfe und endlich 3. eine peinliche Aufsicht in den europäischen Ankunftshäfen. Der französische Mediciner Dr. Proust hat aber unlängst erklärt, daß sich seit der Aufstellung dieser Maßregeln zwei schwache Punkte herausgestellt haben. Der erste ist, daß gegenwärtig den Pilgern gestattet wird, von Indien nach Mekka zu gehen, und der zweite, daß die indischen Behörden in der Durchführung der verlangten Vorsichtsmaßregeln in ihren Häfen, von denen aus Güter und Personen verschifft werden, nachlässig sind. Er ist im Rechte, zumal im Bezug auf den indischen Pestherd. Die Vorsichtsmaßregeln, die gegen die Verbreitung der Pest in indischen Häfen getroffen werden, sind so thöricht, daß man ebenso gut gar nichts thäte. Dr. Proust behauptet, daß innerhalb zweier Jahre fünf englische Schiffe die Pest aus Indien eingeschleppt haben. Während ich in Indien war, konnte ich beobachten, was bei der Ankunft, dem Aufenthalte und der Abfahrt eines der Passagierdampfer der Peninsular und Oriental-Company geschieht. Es war eins der vielen Schiffe, die regelmäßig und häufig zwischen Calcutta und London verkehren, wobei den Behörden mehr als die nöthige Zeit für die Ausführung der vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln zu Gebote steht. Zuerst führen diese Schiffe wegen der niedrigen Löhne, wofür diese Leute zu haben sind, eine große Anzahl von eingeborenen Indiern mit, die als Seeleute, Wärter, Heizer, Bediente und in anderen Eigenschaften arbeiten. Schmutzigere Menschen kann man sich überhaupt kaum vorstellen. Das in Rede stehende Schiff lag einen Monat nach seiner Ankunft im Hoogly-Flusse bei Calcutta, und die siebzig oder

mehr Eingeborenen der Besatzung gingen ungehindert an's Land und zwar in solche Theile der verpesteten Stadt, die Leute dieser Art natürlich besuchen. Es stand ihnen nichts im Wege, noch wurde irgend eine Aufsicht darüber ausgeübt, wohin sie gingen oder was sie thaten. Während der Zeit, die sie in der Stadt waren, nahmen die Todesfälle so sehr zu, daß Calcutta wieder für einen inficirten Hafen erklärt und in sämmtlichen Seehäfen von Indien bis nach England Quarantäne dagegen eingeführt wurde. Schließlich kam der Tag der Abfahrt, und die Officiere, die Besatzung und die Passagiere, — unter den Letzteren befand sich mindestens ein Indier — wurden von den Pest-Inspectoren untersucht. Eine ärztliche Untersuchung, selbst wenn sie auf das Genaueste durchgeführt wird, kann nur Fälle von Ansteckung, die bereits weiter vorgeschriten sind, feststellen. Die Schiffsofficiere rechneten auch mit der Wahrscheinlichkeit, daß sie mit einem Dutzend Pestkranker belastet sein würden, ehe sie Port Said erreichten, selbst wenn die Untersuchung noch so gründlich wäre. Ich wohnte der Untersuchung der Passagiere bei. Sie bestand darin, daß man beim Besteigen des kleinen Dampfers, der die Fahrgäste zum großen Schiffe brachte, bei einem Arzt vorbei mußte, der Jeden bloß an den linken Oberarm klopfte und fragte: „Sind Sie ein Passagier?" Man gab mir die Versicherung, daß, was in diesem Falle geschah, weder an Oberflächlichkeit noch Strenge von dem üblichen Verfahren bei allen aus indischen Häfen abfahrenden Schiffen abweiche. Das Gepäck und anderes Eigenthum der Passagiere entging jeder Untersuchung. Ich weiß aber, daß ein Mann einen beträchtlichen Vorrath alter indischer Kleidungsstücke an Bord des Schiffes brachte, die er von indischen Hausirern gekauft hatte. Wenn sie Ansteckungskeime enthielten und etwa zur Decoration von Kissen, Stühlen und Kaminbehängen gebraucht wurden, so genügte es, um ganz London zu verpesten.

Es war Alles eine Komödie, aber es konnte nichts anderes sein, und alle Vorkehrungen dieser Art bleiben wirkungslos, so lange nicht die Aufgabe, die Herde der Epidemie zu überwachen, von einer internationalen Commission in die Hand genommen wird und zwar von Beamten, die von den Mächten Europa's und Amerika's ernannt werden. Man muß die Stellung der Engländer in Indien verstehen und in Betracht ziehen. Sie leben neben der Pest und haben schon lange aufgehört, sich davor zu fürchten, weil die Seuche das indische Pestfutter dabei vorzieht und die Weißen verschont. Aber in Europa und Amerika wird man mit dieser Sorglosigkeit nicht einverstanden sein und einen Druck auf England ausüben müssen.

Ein todtgeschwiegener Naturphilosoph.

Von Albert Bendler.

Auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens sind die Verkannten und Todtgeschwiegenen häufiger, als auf jenem Felde, wo Naturwissenschaft und Philosophie, Erfahrung und Hypothese in einander übergehen. Wie lange hat der große Heilbronner Arzt Jul. Rob. Mayer gebraucht, um mit seiner mechanischen Wärmetheorie durchzudringen, und nicht einmal Helmholtz ist ihm ganz gerecht geworden. Noch schlimmer erging es dem jungen Beamten am Darmstädter Naturaliencabinet Joh. Jacob Kaup, der dreißig Jahre vor Darwin und ohne von Lamarck zu wissen die Entstehung der Arten beschrieben hat. Auch der Navigationslehrer in Elsfleth: Wilhelm Heinrich Preuß, der schon mehrere Schriften über materielle und psychische Bedeutung des Lebens, über den vorgeschichtlichen Menschen, über Nautik und Planimetrie veröffentlicht hat und sich überall als origineller Denker und kenntnißreicher Naturforscher zeigt, ist nur wenig bekannt geworden. Immerhin hat er jetzt die Genugthuung, daß sein Hauptwerk „Geist und Stoff, Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen" eine durch Nachträge vermehrte zweite Auflage (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) erlebt.

Wie Preuß zu seiner ganz eigenartigen Weltanschauung gekommen ist, erzählt er uns selbst. Sein früherer Beruf als Hauptlehrer für Naturwissenschaften an einer größeren landwirthschaftlichen Lehranstalt gab ihm öfter Veranlassung, über das Problem des Lebens nachzudenken. Als nunmehriger Lehrer der Astronomie brachte er seine biologischen Studien und Erfahrungen in Verbindung mit kosmischen Problemen, wobei er aber noch immer im Gedankengleise von Kant und Laplace wandelte und das Problem des Lebens zu lösen versuchte auf Grund der Weltanschauungen dieser Denker. Er versetzte sich in Gedanken zurück in die fernsten Zeiten unserer Weltära und sah mit geistigem Auge glühende Planetenfeuerbälle um die feurige Sonne wandeln. Unmöglich konnte sich auf diesen kosmischen Gebilden Leben finden, denn der hohe Temperaturzustand würde jeden organischen Complex reducirt haben auf einfache chemische Verbindungen. Indem er sich dann vorstellte, daß er nach langer Zeit abermals desselbigen Weges fuhr und nun dort, wo vorher nur verzehrende Feuergluthen züngelten, üppig sprossendes Leben in einem buntgewirkten Pflanzenteppich erblickte und dazwischen Thiere aller Art sich ihres Daseins freuen sah, legte er sich die Frage vor: Wie und von wannen sind diese Organismen hierhergekommen? Er dachte längere Zeit nach, endlich schien die Schwierigkeit zu weichen. Da noch die Kometen zurückgeblieben waren aus dem Kreise der Betrachtung und in das System von Laplace nicht passen, nahm er an, diese seien nicht durch den feuerflüssigen Zustand gegangen, und während also bei der Bildung des Sonnensystems Alles eine Gluth gewesen war, habe sich das Leben auf den Kometen gerettet aus dem allgemeinen Brande in unermeßliche Tiefen des Weltraumes und sich hier erhalten. Da auch die Kometenbahnen sich mit den Planetenbahnen kreuzen, so schien es wahrscheinlich, daß zu geeigneter Zeit eine Zusammenkunft zwischen diesen Weltkörpern eingetreten sei, wobei denn der Komet den Planeten besaamt — und gleichsam befruchtet habe — so daß nun die Kometen das männliche, die Planeten aber das weibliche Princip im Kosmos verkörperten. Die Planeten waren nur die Träger des Lebens, das auf diesen einem höheren Zustande — gleichsam durch ein Uebergangsstadium — entgegengehen sollte. Es war jetzt nur nöthig, den Samen aufgehen zu lassen; aber da leistete die Lehre Darwin's ja alles Nöthige und die Arbeit aus dem Samen der Kometen das ganze organische Reich auf unserem Planeten hervorgehen zu lassen, schritt unter Führung des Kampfes um's Dasein, der Transmutation und natürlichen Zuchtwahl bald wacker vorwärts. So weit war er gekommen, als er an der Hand seiner anderen philosophischen Forschungen versuchte, das Gefundene zu controliren und die Entwickelung des menschlichen Geistes aus dieser Entwickelung des des Lebendigen zu construiren. Da ging denn bald Alles in die Brüche; er mußte sich sagen, daß der Mensch auf solche Weise geworden, nicht im Stande sein könne, die anorganische Materie des Erdballs nach ihren physikalischen und chemischen Verhältnissen zu erforschen, da sie ihm ganz fremd sei, und fast nur als Unterlage für seine Fuß- und Schuhsohlen gedient habe. Ferner, daß durch unterirdische Kräfte leicht einmal die dünne Erdrinde durchbrochen und das so mühsam erhaltene Leben in einer einzigen Katastrophe zerstört werden könnte. Die Continuität der Entwickelung, für welche die menschliche Vernunft ein unwiderlegbarer Zeuge ist, lief bei dieser Weltconstruction die allergrößte Gefahr und dem Leben selbst wurde eine so kümmerliche Stellung im Weltprocesse angewiesen, welche erfahrungsgemäß ihm nicht zu Theil geworden ist. Das Leben hatte offenbar eine größere Bedeutung erhalten. Er mußte sich also nach einer Modification seiner Ansicht umsehen und begann nun damit,

an der Kant'schen Kosmogenie zu rütteln. Er bildete sich ein, daß die Summe aller Erscheinungen, welche Tag für Tag an unseren Sinnen vorübereilt, auf einen großen Werdeproceß deute, der fort und fort um uns her walte und dessen Verlauf in der Vergangenheit aus dem täglichen Verlauf der Erscheinungen sich construiren lassen müsse. Auf welche Weise mag wohl die Erde nach und nach ihre Größe erhalten haben? war eine Frage, welche sich, wie er meint, in erfahrungsmäßiger Weise beantworten ließ, da wir ja noch täglich, ja stündlich eine Vermehrung der Erdmasse in dem Fall kosmischer Meteormassen sehen. Somit war der Schluß nahe, daß der ganze große Erdball aus dem Zusammensturz kosmischer Meteormassen entstanden sei. Da nun auch die Kometen aus Meteoriten und Sternschnuppen bestehen und Preuß diesen bereits die organische Materie vindicirt hatte, so mußte er auch folgerichtig dasselbe von denjenigen Substanzen annehmen, welche unsere Erde gebildet haben. Auf einmal zeigte sich ihm der organische Ursprung des ganzen Weltalls und er brauchte nur noch nach Beobachtungen zu suchen, welche das Resultat seines Nachdenkens aus dem Bereich der Hypothesen in das volle Licht einer Erfahrungserkenntniß heben konnten. Nun hatte ja bereits Wöhler in Meteorsteinen organische Verbindungen gefunden und Galle hatte die einzelnen Fälle gesammelt, welche von dem Herabfallen gelatinöser Substanzen aus dem Himmelsraume berichten. Instinctiv fühlte er, daß er auf dem rechten Wege war. Er prüfte die Summe seines Nachdenkens an chemischen und physikalischen Gesetzen, wo sich ihm gleich die große Bedeutung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie im organischen Proceße aufthat und der Begriff der organischen Materie selbst gewann ein neues Leben, eine neue Organisation. „Nunmehr stimmten die materiellen Forschungsresultate auch vortrefflich zu der philosophischen Controle — es enthüllte sich mir ein Theil der Welt und ihres Laufes nach dem andern, ich sah den Mikrokosmus in schöner Relation zum Makrokosmus und subjective und objective Erkenntniß konnten sich zur Welterkenntniß ergänzen." Im März 1876 war er mit seinen Ideen vollständig im Reinen. In zwei kleinen Schriften „Materielle Bedeutung des Lebens" und „Psychische Bedeutung des Lebens" (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung) machte er zuerst sein System bekannt. Er schließt also auch auf eine allmälige Umwandlung aller Organismen unseres Planeten; aber er stellt die Menschheit in den Vordergrund. Es war nicht Zufall, daß die menschliche Natur aus der Entwickelung alles Irdischen hervorging, sondern Nothwendigkeit. Der Mensch ist das Ziel aller tellurischen Vorgänge und jede andere neben ihm auftauchende Form hat aus der seinigen ihre Züge entlehnt. Der Mensch ist das erstgeborene Wesen des ganzen Kosmos, freilich nicht in der gegenwärtigen Form, sondern wie er diese sich in 273 Tagen aneignet im Mutterleibe, mit dem Graaf'schen Follikel und den Spermatozoiden beginnend, so hat auch das Menschengeschlecht diese Umwandlungen von den allereinfachsten Lebenszuständen bis zur jetzigen vollkommenen Gestalt an sich erfahren. Es hat auch erst eine solche Entwickelungsreihe, die ein Analogon zur Schwangerschaft bildet, durchlaufen und zwar so lange als die Sonne noch nicht mit dem allgewaltigen Zauber ihres Lichtes in seine Entwickelung eingriff, als noch die tellurische Energie den Menschen allein am Leben erhielt. Jetzt hält ihn die allmächtige Sonne und das Leben der Erde ist fast erloschen. Nur eine glimmende Kohle ist noch in dem großen Aschenhaufen geblieben, welche der Forscher aufsucht und aus ihrem schwachen Schimmer erkennt, daß jener große unorganische Rückstand, den wir Erdball nennen, einst durch und durch voller Leben war. Empfindung hat den Menschen gebildet nach einem überall im Universum herrschenden strengen Gesetz; Empfindung hat auch die Thier- und Pflanzenwelt gebildet nach demselben Gesetz; aber der Mensch ist mit dem Löwenantheil davon gegangen. Als seine Keime entstanden waren, hatte der gebliebene organische Rückstand nicht die nöthige Kraft mehr, um weitere menschliche Keime zu erzeugen. Was noch entstand, wurde Thier oder Pflanze mit Anlage zu immer unvollkommenerer menschlicher Differentiirung. Als dem Rückstande alle Zeugungskraft erloschen war, fiel er dem unorganischen Zustande anheim und die Kraft der geschlechtlichen Liebe verwandelte sich in die welterhaltende Schwerkraft der unorganischen Materie. Wie man sieht, ist Preuß — um es in einem Schlagwort auszudrücken — der umgekehrte Darwin. Doch hören wir seine Beweisführung.

Unsere besten Fernröhre von größter optischer Kraft zeigen uns in schwindelnden Raumfernen in Bildung begriffene Welten, welche ein Analogon bilden werden zu den Zuständen, welche unser Planet einst durchlaufen hat. Unsere Erde ist auch einmal ein Nebelfleck gewesen, welcher in mildem planetarischem Lichte geleuchtet hat. Aber das war schon nicht mehr die Zeit der biologischen Einheiten, sondern dazumal war die Collision unter diesen unruhigen Lebewesen, die auf der denkbar einfachsten Stufe der Organisation standen, schon so weit fortgeschritten, daß sich ein bestimmtes Bildungsgesetz aus der Nebelmasse erkennen ließ, welches zur Verdichtung derselben zu unserem Planeten und seinem Begleiter, dem Monde führte. Indem sich bei einer Collision der biologischen Einheiten unorganische Partikel — als Gase wohl zunächst — ausschieden und das neu entstehende organische Wesen umgaben, wurde dieses in seiner Bewegung beschränkt und es trat jene eigenthümliche Kraft der unorganischen Materie auf, welche im Weltall eine so große Rolle spielt, nämlich die Schwerkraft, wodurch es möglich wurde, daß große Complexe von neu entstehenden Organismen sich zu einer Nebelmasse zusammenthaten und andere Complexe in ihr Bereich zogen und so die Bildung der Weltkörper einleiteten. In einer solchen Nebelmasse konnten sich vermöge der geringen Dichtigkeit die aus der Collision hervorgegangenen Organismen noch mit Leichtigkeit bewegen, sie schwammen fast noch frei in derselben herum. Dies war aber auch nothwendig, denn ihre geringe Organisation gestattete ihnen noch keinen Flug durch dichte Luft, noch weniger aber einen Aufenthalt im Wasser oder gar auf einer festen Unterlage, wie der jetzige Erdball eine ist. Indem sie nun in der Nebelmasse fortfuhren zu collidiren und sich in neue Organismen zu verwandeln, ging zugleich Hand in Hand damit die Ausscheidung unorganischer Materie, welche dem Gesetze der Gravitation folgend sich mehr und mehr zu einem Kern im Nebel verdichtete und dem unorganischen Träger, auf dem sie später wandeln sollten, Ursprung gab. Die Materie der Organismen sublimirte sich immer mehr, und während der Kern einerseits wuchs, nahm auf der anderen Seite die Entwickelung der Organismen ihren Lauf, so daß dasjenige, was an ausgeschiedener unorganischer Materie den Organismen verloren ging, ihnen in Gestalt einer fortschreitenden Entwickelung und Zunahme an Organisirung wieder zu Gute kam. Die ausgeschiedene unorganische Materie, oder, der Hauptsache nach, der Kern in der Nebelmasse bildete das Maaß der Entwickelungshöhe der ihn umgebenden Organismen. Die Organismen selbst, welche die leichtere Nebelmasse erfüllten und den Kern umgaben, hatten mittlerweile die Gestalt von gallertartigen Bläschen erreicht — denn so werden wir uns nach Preuß ihren Zustand zu denken haben, wenn wir nicht vergessen, daß noch jetzt die Organismen sich aus ähnlichen Keimen bilden. Den unendlich langen kosmischen Bildungsvorgang wiederholen noch jetzt die Organismen in der Entwickelung der Individuen, was Haeckel bekanntlich zuerst am deutlichsten bemerkt hat, weßhalb er das Gesetz aufstellte, daß die Ontogenie eine Wiederholung der Phylogenie sei. Dieser Ausspruch involvirt einen außerordentlichen Fortschritt in der biologischen Erkenntniß. Die Ontogenie ist ein durch den ungeheuren Energiezufluß des Sonnenlichtes ermöglichter abgekürzter phyloge-

netischer Entwickelungsproceß. Als nun die Planeten noch aufgelöst in kosmische Nebelmassen sich allmälig niederschlugen, war auch die Sonne noch nicht so weit verdichtet, daß sie wirksam leuchten konnte und der Lebensproceß in diesen Nebeln war daher ein bedeutend verzögerter gegen den jetzigen. Es folgt namentlich aus dem Mangel des Sonnenlichtes eine unvollständige Ernährung der ersten Organismen und ein vollständiges Fehlen derselben bei den biologischen Einheiten. Von einer Ernährung konnte umsoweniger die Rede sein bei den ersten Organismen, als ihnen noch alle Organisation abging; die Ernährung wurde vielmehr erst möglich, als sie so weit durch Differentiation gelangt waren, daß sich Ernährungsorgane bilden konnten. Unter den Organismen in den kosmischen planetarischen Nebeln herrschte deßhalb nur Zeugung, welche eintrat, sobald zwei oder mehrere collidirten. Dann ging aus einem solchen Complex von Organismen ein neuer durch Zeugung hervor. Dieser neue Organismus blieb so lange mehr oder minder unverändert, bis er auch mit einem ähnlichen Organismus collidirte, worauf wieder Zeugung eintrat und Umbildung zu einem höheren. Bei dieser Umbildung trat zugleich eine Ausscheidung von unorganischer Materie ein, wodurch der Energieaufwand bestritten wurde, der zu einer Neu- und Umbildung, zu einem Aufsteigen in der Entwickelung, erforderlich war. „Nun liegt auf der Hand, daß derjenige Organismus am höchsten in der Entwickelung gestiegen ist, der am häufigsten diesen Umbildungsproceß an sich erfahren hat, oder dessen Entwickelung in gerader Linie hinaufreicht bis zu den biologischen Einheiten. Dieser Organismus ist auf unserem Planeten der Mensch, der wirkliche Herr der Erde. Die ganze organische Entwickelung im großen Processe der Erdbildung hat sich zugespitzt zur Menschenentwickelung, denn der Mensch ist der vollkommenste aller irdischen Organismen. Alle übrigen sind ihm weit untergeordnet, und er ist im Stande, sie alle von sich abhängig zu machen und auf ihr Dasein hemmend oder fördernd einzuwirken. Es ist daher nicht anders möglich, als alle übrigen Organismen, welche aus dem Processe der Erd- und Menschenbildung noch hervorgegangen sind, als Nebenproducte dieser großen Entwickelung anzusehen. Wir müssen deßhalb alle Organismen, welche aus der Collision der biologischen Einheiten hervorgingen, für anthropogenetische Keime halten, welche auf dem geraden Wege waren, sich zu dem späteren Menschen umzubilden, wenn sie auch nicht alle dieses Ziel erreichten. Der Ursprung des Menschen reicht daher in gerader Linie bis hin zu den biologischen Einheiten; er ist der Erstgeborene der Schöpfung."

Wenn daher eine Anzahl der biologischen Einheiten sich zu einem Complexe vereinigte, so war das Zeugungsproduct ein anthropogenetischer Keim, auf welchen die meiste organische Energie der Eltern überging. Was nachblieb vom Complexe, ging entweder in Folge der Schwächung nach und nach zu Grunde oder aber existirte als ein zeugungsfähiger Organismus anderer Art weiter und wenn es wieder zu einer Collision mit einem gleich geschwächten Organismus kam, so war das Zeugungsproduct kein anthropogenetischer Keim — denn das war unmöglich, da der erste Energieverlust durch Ernährung nicht wieder ersetzt werden konnte —, sondern ein Keim niederer Art, ein thierischer oder zoogenetischer Keim. So war es vielleicht möglich, daß der alte Complex nach dieser zweiten Schwächung immer noch Energie und Beweglichkeit genug behielt, um mit einem anderen Seinesgleichen eine abermalige Collision einzugehen. Das Product war ein niederer Organismus als der vorher erzeugte zoogenetische Keim, konnte aber trotzdem noch zur Zoogenesis — wenn auch einer niederen als der vorigen Art — dienen, bis schließlich der alte Complex so weit geschwächt war, daß er nur noch bei erneuerten Collisionen so unbeweglichen Lebewesen, wie die Pflanzen sind, den Ursprung geben konnte. Aus der ersten Zeugung der biologischen Einheiten gingen mithin nur anthropogenetische Keime hervor, aus den späteren zoogenetische, bis zuletzt die Zeugung bei den phytogenetischen Keimen erlosch. Wenn nun später in den kosmischen Nebeln zwei oder mehrere anthropogenetische Keime collidirten, so war auch nur das erste Zeugungsproduct wieder ein höherer anthropogenetischer Keim, weil noch immer der Mangel der Ernährung einen Ersatz für die bei der Zeugung verlorene Energie nicht aufkommen ließ. Die Eltern existirten als zoogenetischer Keim weiter, bis sich ihre Zeugungskraft zuletzt in der Phytogenesis verlor. Ebenso war bei einem zoogenetischen Zeugungscomplex der Energieverlust so stark, daß die Eltern niemals bei einer erneuerten Collision einen zoogenetischen Keim derselben Art wieder hervorbringen konnten als bei der früheren Collision. Die Zeugungsproducte wurden mit immer geringeren Anlagen zur Organisation und Differentiation geboren, bis schließlich nach einer oder mehreren phytogenetischen Zeugungen der alte Complex zu Grunde ging. „Dieses Spiel konnte sich in den planetarischen Nebeln eine sehr lange Zeit fortsetzen und es läßt sich keine so große Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt erdenken, welche nicht aus demselben mit leichter Mühe abgeleitet werden könnte. Und es ist dieses, wenn wir gehörig über die Sache nachdenken, wirklich der einzige Weg, der von der Natur eingeschlagen sein kann zur Entfaltung ihres Reichthums an thierischem und pflanzlichem Leben. Wir können hierbei leichten Herzens Verzicht leisten auf den Kampf um's Dasein, die natürliche Zuchtwahl und wie alle die Willkürlichkeiten heißen mögen, die gestaltend auf das Reich der Organismen eingewirkt haben sollen und mit denen man, bei Lichte besehen, nicht aus der Stelle kommen kann. Warum konnte denn die Natur nicht auch das Reich der Menschen so vielgestaltig umformen, wie das der Thiere, wenn ihr der so gefügige Kampf um's Dasein und andere negative Prinzipe zu Gebote standen? Warum ist unter allen Himmelsstrichen der Mensch immer nur einer und im Großen und Ganzen gleich beanlagt, gleich differentiirt? Unsere Erklärung kennt in der That nur eine Menschenart, das ist immer die Erstgeburt aller kosmischen Zeugung und es folgt daraus, daß in der That keine andere möglich ist. Der Mensch ist der Erstgeborene aller Creatur und die Zoogenesis ist ein Secundärproduct der Anthropogenesis, wie die Phytogenesis ein Secundärproduct der Zoogenesis ist. Wie nun der einzelne Mensch selbst emporwächst aus Zuständen, welche sich von seinen dermaligen immer weiter und weiter entfernen und welche sich zum Graaf'schen Follikel und zu den Spermatozoiden verfolgen lassen — so ist auch das ganze Menschen-, Thier- und Pflanzengeschlecht emporgestiegen aus ganz anderen Zuständen, welche sich freilich nicht so deutlich, aber dennoch einigermaßen sicher verfolgen lassen bis hin zum Protosperma der biologischen Einheiten, aus dem die Welt mit allen ihren belebten Wesen und deren Geschlechtern hervorgegangen ist."

Um nun die Weltentwickelung begreifen zu lernen, um sie gleichsam nachdenken zu können, ist es nach Preuß nöthig, daß wir in unserer eigenen (ontogenetischen) Entwickelung die des ganzen menschlichen Geschlechts wiederholen. Wie sollten wir wohl zweckmäßiger die Weltvorgänge fassen und begreifen lernen, als indem wir eine analoge, wenn auch weit kürzere Entwickelung durchmachen müssen, welche ein Abbild jenes großen Processes ist, der Alles, was da ist, umfaßt? Da nun das Thier ein nachgeborener Organismus ist, dessen Generationsfolge nur indirect bis zu den biologischen Einheiten geht, so folgt, daß dieses auch niemals bis zu der Höhe aufsteigen kann, auf welcher der Mensch sich befindet. „Der Mensch ist allerdings aus unvollkommenen thierischen Zuständen durch Entwickelung emporgestiegen, aber dennoch ist er niemals ein Thier gewesen, daher wird sich in seiner Ahnenreihe auch kein Affe oder ein Quadruped nachweisen lassen. Er war vielmehr in seiner Entwickelung den gleichzeitigen Thieren um eine ähnliche Entfernung voraus, wie jetzt seinen thierischen Zeitgenossen, so daß er sich vor den

gefährlichen Raubthieren nicht sonderlich zu fürchten brauchte. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte ihm der Kampf um's Dasein sicherlich ein Ende gemacht. Der Mensch ist daher nicht allein graduell vom Thiere, sondern auch specifisch verschieden. Es besteht zwischen ihm und den menschenähnlichsten Affen eine unausfüllbare Kluft, welche kein Darwinist zu überbrücken vermag, so gern er es sich auch einreden möchte. Daß nun die menschliche Entwickelungsstufe sich so weit von der thierischen unterscheidet, wurde nur möglich, vermöge des Mangels an Ernährung unter den Organismen in dem Urzustande unseres Weltalls. Es herrschte nur Zeugung unter ihnen und das ganze organische Individuum war mehr oder weniger nur Zeugungsorgan. Den Organismen mangelten alle differentiirten Organe; nur dadurch, daß sie sich frei bewegten und aus umsetzbarer Materie bestanden, kennzeichneten sie sich als die Grundorganismen, welchen vermöge ihrer Entwickelungsfähigkeit beschieden war, auf den betreffenden Planeten einst diejenige Stufe der Entwickelung zu erklimmen, welche sie jetzt erreicht haben. Solchen Wesen, denen bei der Collision Alles in Geschlechtstrieb ausging, denen alle differentiirte Organe fehlten, wäre Luft oder Wasser und noch mehr ein fester, abgekühlter Planet ein sicheres Grab gewesen. Erst nachdem sie alle diese unorganischen Bestandtheile ausgeschieden und deren Lebensenergie in sich aufgenommen hatten, konnten sie ihre Organisation vervollständigen und mit Hülfe dieser ausgeschiedenen Substanzen fördern. Was noch an Energie in der ausgeschiedenen unorganischen Materie übrig blieb, das äußerte sich nunmehr als Adhäsion, Cohäsion, Schwerkraft ꝛc. Ja, man darf diese Erscheinungen, ohne paradox zu sein, dreist als modificirten Geschlechtstrieb in der umgewandelten Materie bezeichnen, und so ist es denn die Liebe selber gewesen, aus welcher die ganze Weltentwickelung ihren Ursprung genommen hat und welche auch jetzt noch das ganze Weltall trägt und zusammenhält."

So klingt denn diese Weltanschauung des Naturforschers spiritualistisch aus und wirkt erhebend und befreiend. Auf die Einzelheiten seiner Beweisführung können wir hier nicht eingehen; sie sind oft paradox, scharf polemisch, aber immer geist- und kenntnißreich, meist überzeugend oder doch frappirend. Freilich ist aber mehr als nur die Weltäthertheorie durchaus Hypothese, wenn auch Preuß es bestreitet. Dem (übrigens von ihm vorher erdachten) Hahn'schen Nachweis, daß Granit, Gneiß, Serpentin, Kalk, gewisse Sandsteine und Basalt aus Pflanzen bestanden haben, also Niederschläge des Lebensprocesses sind, legt er eine zu große Bedeutung bei, denn er beweist noch lange nicht den organischen Ursprung unseres Planeten. Seine Bedenken aber gegen die Feuertheorie der Sonne sind sehr beherzigenswerth: „es ist mit ungeheuren Wärmegraden in der Natur eine große Verschwendung getrieben, als ob die Welt weiter nichts zu thun hätte, als riesenhaftes Feuerwerk abzubrennen." Nicht einmal das feuerflüssige Erdinnere läßt Preuß gelten; die Vulkane sind ihm keine Schlote des Feuerkerns, sondern nur Zeugen einer unter dem Einfluß des Sonnenlichtes und des Wassers stattfindenden chemischen und physikalischen Thätigkeit in den oberen Luftschichten. Kein Vulkan reicht tiefer als zehntausend Meter hinab, der Boden darunter muß hart und fest sein, um dem ungeheuren Drucke zu widerstehen; auch Petroleum und Naphtha beweisen, daß es mit der großen Gluth nicht weit her gewesen sein kann, sonst würden sie eben verbrannt sein. Das Genialste ist aber jedenfalls Preuß' Lehre, daß die Ernährungsorgane aus den der Zeugung dienenden entstanden sind, auch der verkümmerte und obsolet gewordene Dickdarm deutet auf diesen Proceß hin. Besonders fruchtbar ist vielleicht der Gedanke von der Zeitlichkeit der Welt. „Alle jene Kräfte, wie chemische und physikalische, welche wir jetzt den Erscheinungen der unorganischen Materie zu Grunde legen, haben ihren Ursprung in der Zeit gehabt und sind nimmermehr der Materie von Ewigkeit her als solche eigen gewesen. Gleichwie die Vernunft selber erst mit dem Umsatze der organischen Materie zu unorganischer entstehen konnte, so sind auch sämmtliche Eigenschaften des metamorphosirten Stoffes, welche sie darin entdeckt, im Laufe der Zeit erschienen. Wir müssen uns daher gewöhnen, sämmtliche sogenannten Naturgesetze als von der Zeit abhängig anzusehen und auf ihre Unveränderlichkeit Verzicht zu leisten. Wären die Kräfte der Materie unwandelbar und von Ewigkeit her gewesen, also völlig unabhängig von der Zeit, so hätten im Universum nur Gebilde Raum, welche ebenfalls von der Zeit unabhängig wären. Die Ansicht also, welche sich auf die Unabänderlichkeit der Naturgesetze stützt, nach welcher sich alle Materie constituiren und bewegen soll, führt auf ein Weltgebäude, das in sich selber unveränderlich beharrt und worin kein Wandel statthaft ist. Die Welt aber, in der wir leben, ist kein solches starres Gebilde, sondern Veränderlichkeit und Wechsel ist die Regel und daher kann es nur von Kräften seinen Ursprung und Halt genommen haben, welche von der Zeit abhängig sind. Diese Kräfte aber wirken in der organischen Materie, aus welcher daher Alles, was ist, sein Dasein herleiten muß."

Literatur und Kunst.

Quer durch die Dresdener Kunstausstellung.

Von Johannes Gaulke.

Wohl selten hat uns eine Kunstausstellung einen so umfassenden Ueberblick über die zeitgenössische Kunstproduction gewährt, wie die diesjährige Deutsche Kunstausstellung in Dresden. Es sind alle ohne Unterschied der Richtung zu Worte gekommen, die Alten, die sich zu dem letzten Waffengang gegen die moderne Kunstanschauung wohl gerüstet haben, und die Jungen, die mit überlegener Ruhe den Ereignissen entgegensehen. Auch auf eine längst verflossene Kunstepoche werden die Augen des Beschauers durch die Collectivausstellung der Werke des sächsischen Meisters Lukas Cranach des Aelteren gelockt. Welch' ein Wechsel der Anschauung hat sich seit dem Auftreten Cranach's vollzogen! Es ist eine andere, uns fremdartige Welt, in die er uns schauen läßt. Wenn wir gegen uns selbst ehrlich sein wollen, wenn wir uns unbeeinflußt durch eine gelehrte Kunstforschung in seine Werke versenken wollen — wir vermögen ihm nicht mehr zu folgen. Fast vier Jahrhunderte sind darüber verflossen, eine Zeit des tiefsten Verfalls des deutschen Volkes, aber auch die Zeit des Niederganges der katholischen Kirche und der Ueberwindung der transcendenten Weltanschauung und der Befreiung des Menschengeistes von imaginären Fesseln. Ueber Cranach's künstlerische Bedeutung ist das Urtheil wie über Dürer und Holbein noch nicht abgeschlossen. Er ist kein Meister großen Stils wie Jene, und er wäre ohne seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Reformatoren und seine Anhänglichkeit zu seinem Kurfürsten, dem er hochbetagt freiwillig in die Verbannung folgte, wohl keine besonders populäre Erscheinung der deutschen Kunst geworden. Seinen Nachruhm hat er andererseits nicht zum Geringsten den Kunstgelehrten zu verdanken, die ihn drei und ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode nicht haben zur Ruhe gelangen lassen. Die Ausstellung seiner hervorragendsten Werke mag den Schulästhetikern wiederum eine willkommene Gelegenheit zu neuen spitzfindigen Kunstfragen bieten. Einen großen Aufruhr hatte bereits die sogenannte Pseudo-Grünewald-Frage verursacht. In diesem Streite handelte es sich um die Feststellung der Autorschaft einer Anzahl mittelalterlicher Werke, die einerseits an den Stil Cranach's gemahnen, andererseits aber auch in der Malweise Berührungspunkte mit den Arbeiten des aus Frankfurt gebürtigen Malers Matthias Grünewald

aufweisen. Da sich aber bald auch schwere Bedenken gegen die Autorschaft des Letzteren geltend machten, so holte man flugs einen Dritten zur Schlichtung des Streites herbei, den sogenannten Pseudo-Grünewald. Man sieht, daß die gelehrten Kunstforscher eine nicht minder große Verwirrung anzurichten vermögen als die Literaturhistoriker, die sich um die Verfasserschaft von Shakespeare's Werken herumstreiten. An der Sache selbst wird dadurch glücklicherweise nichts geändert. Das Gute wird weiter bestehen und das Schlechte wird auch ohne das Zuthun Anderer verschwinden. Daher dürfte uns die Zukunft Lukas Cranach's nicht gerade mit banger Sorge erfüllen: er wird immer eine hochinteressante Erscheinung einer vorwiegend religiös gestimmten Zeit bleiben, sonst aber keinen Einfluß auf die Kunstentwickelung ausüben.

Die religiöse Malerei nach Art der Dürer, Holbein, Cranach ist überwunden, mag auch das religiöse Stoffgebiet immer noch die Phantasie des Künstlers beschäftigen. Die Naivität, mit der die alten Meister an ihren Vorwurf herangetreten sind, ist unserer Zeit abhanden gekommen, in der Kunst und Dichtung überwiegt Reflexion. Dies gilt auch von einem der Größten der Modernen, von Max Klinger. Was will er mit seinem Christus im Olymp sagen? Es ist schon viel Tinte im Kampf der Meinungen um dieses Werk geflossen. Ueberaus fromme Leute haben es als eine Verhöhnung der christlichen Religion hinzustellen beliebt. Wie konnte auch Christus zu den Olympiern gehen, bei denen er nichts zu suchen hat! Seine Mission hat er auf dieser Erde zu erfüllen, und die alten lebensfreudigen Götter dürften wohl auch schwerlich seinem Rufe folgen. Es ist ein gewaltiger Vorwurf, an dessen Lösung sich Klinger begeben hat: „Christus im Olymp" ist etwas mehr als eine persönliche Angelegenheit des Messias, es ist darin der Auflösungsproceß der antiken Cultur und das siegreiche Vordringen der christlich-germanischen geschildert. Noch tummeln sich die Olympier im Hochgefühl ihrer ewigen Jugendkraft — nur Zeus, der Göttervater erscheint etwas gealtert —, da tritt plötzlich der hagere blonde Mann mit den leidenden Zügen unter sie. Vier Frauen mit dem Kranz folgen ihm — keusch und züchtig gewandet, wie es sich in guter Gesellschaft geziemt. Mit scheelen Blicken werden sie von den üppigen, kraftstrotzenden Olympierinnen, die die irdische Liebe symbolisiren, gemustert. Nur eine der nackten Frauen ist vor dem Messias in das Knie gesunken, sie ist mit Hymens Band an einen heidnischen Jüngling gefesselt, den sie im Stiche läßt — eine Variation auf eine der schönsten Stellen des Evangeliums: „Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Auch auf die Versuchung Christi ist leicht Bezug genommen: Dionysos streckt ihm den Weinbecher entgegen. Aber der Messias schreitet gemessenen Schrittes weiter, Liebeslust und Sinnesfreuden haben nie sein Herz erfüllt, darum mußte er über die Olympier siegen. Im Predellenstück des altarförmigen Gemäldes sehen wir sie sich selbst zerfleischen im fruchtlosen Kampf. Die Scene in der Unterwelt ist mit der Farbengluth Dante's geschildert. — Klinger hat in diesem großen Werk alle Gesetze über die Composition, die Form und Anlage des Kunstwerkes negirt. Von einer Composition der Figuren zu einzelnen Gruppen, die wiederum durch Bindeglieder zu einer großen Einheit verschmolzen werden, kann hier nicht die Rede sein, ebenso wenig von einer zusammenhängenden, innerlich motivirten Handlung. Es sind hier einzelne, bestimmt begrenzte Momente, eine Reihe von Stimmungsbildern in einem Rahmen vereinigt. Auch in dem Aufbau sprengt Klinger die conventionellen Fesseln. Am Fuße des Gemäldes reihen sich fast unvermittelt zwei echt Michelangelo'sche weibliche Rundfiguren den gemalten an.

In der Plastik hat Klinger nicht weniger bedeutende Erfolge zu verzeichnen als in der Malerei, ja, man schätzt zeitweise den Bildhauer Klinger höher als den Maler. Das ist Temperamentssache. Wichtiger ist, daß er, wie auch Arthur Volkmann (Rom) und Adolf Hildebrand (Florenz) zu den Vorkämpfern einer der naturalistischen entgegengesetzten Anschauung in der Plastik gehört. Als der Realismus in der Plastik durch Reinhold Begas, der wie die Vorigen mit einer größeren Anzahl seiner Werke in Dresden vertreten ist, mit glänzenderem Erfolge angewendet wurde, glaubte man, daß die Zukunft der Bildhauerkunst auf dieser Basis allein beruhe. Dieser Glaube ist durch neuere Erscheinungen nur zu schnell erschüttert worden. Wie hatte einst der elektrische Funke von Begas das Berliner Publicum entzückt! Mit welcher Begeisterung sprach man von seinen mythologischen Arbeiten: Raub der Sabinerinnen, Pan und Nymphe u. A.! Dieser Enthusiasmus ist verrauscht, mag auch das Können des Meisters uns immer noch unsere höchste Achtung abnöthigen. Denn unaufhaltsam bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß das Wesen der Kunst nicht in der sclavischen Nachbildung der Natur beruhe, sondern in der Veranschaulichung einer Idee oder auch in der Fixirung einer Stimmung. Werke, die nur das Auge des Beschauers beschäftigen, veralten bald, die aber der Phantasie und dem Gemüth etwas bieten, nie.

Diese Aufgabe der Kunst hat Hugo Lederer (Berlin) richtig erfaßt. Er ist einer der Wenigen, die sich in der Hauptstadt der patriotischen Muse zu einem eigenen Standpunkt durchgerungen haben. In der Colossalgruppe „Schicksal" veranschaulicht er die bittere Nothwendigkeit, das eiserne Muß, dem wir Alle ohne Unterschied des Standes und der Herkunft unterworfen sind. Ein kaltes, stolzes Weib, in dessen Zügen sich keine menschliche Rührung wiederspiegelt, schleift zwei menschliche Gestalten hinter sich her. Die eine, das schwächere Weib, hat sich willenlos dem Schicksal ergeben, während der Mann sich noch einmal mit dem letzten Kraftaufwand dagegen aufbäumt. Die Gruppe, die vor zwei Jahren in Berlin zum ersten Mal die Aufmerksamkeit auf ihren Schöpfer lenkte, zeugt von einer großen Gestaltungskraft und einem seltenen Ideenreichthum. In einer anderen Arbeit „Haide" gelangt in dem Weibe, das, auf einem Ast ruhend, den Blick träumerisch in die Ferne richtet, eine melancholische Naturstimmung zum Ausdruck.

Für die Richtung, welche die moderne Kunst einschlägt, sind auch die Arbeiten der Dresdener secessionistischen Maler von charakteristischer Bedeutung. Die nackte Naturschilderung konnte auf die Dauer nicht befriedigen, es mußte der Maler ein rein persönliches Moment in seine Arbeit versenken, wollte er im Kampf mit der Photographie den Sieg erringen. In welcher Weise dies geschieht, ob durch eine figürliche Staffage, ob durch eine besondere Anordnung der Gegenstände oder begrenzte Licht- und Luftstimmungen, kommt weniger in Betracht, wenn nur der Künstler überhaupt etwas zu sagen hat. Diese Forderung haben die Dresdener Secessionisten, die Pietschmann, Müller-Breslau, Stremel, Mediz, Lührig, Besig u. A. erfüllt. Pietschmann ist Lyriker in der Stimmung, wenn er den Frühling schildert, das Hoffen und Harren, das sich aus der werdenden Natur in die Herzen der Menschen ergießt. Müller-Breslau ist herber im Ausdruck, er neigt mehr zu melancholischen Stimmungen; wenn sich der Abend schwer über die Landschaft senkt oder wenn der Herbstwind durch die Baumkronen rauscht, dann vermag er seine höchste Künstlerschaft zu entfalten. Lührig und Mediz wissen ihre Figurenbilder mit einem tiefen symbolischen Gehalt zu erfüllen. Auch von Ledebur mit seinen duftig behandelten Innen- und Freilichtbildern, Bantzer mit seiner derben Kost und Herrmann Prell, der Meister des monumentalen Stils — sofern er seine Kunst nicht in den Dienst der höfischen Muse stellt — sind Künstler von Temperament und Eigenart. Wer nur immer seinen Intentionen folgt, wird nie verflachen, gefährlich werden dem Künstler nur die großen Vorbilder. Das hat Hans Unger, ein vielversprechender jüngerer Künstler bewiesen, der so weit in seinem Vorbild Böcklin aufgegangen

ist, daß man ihn schlechtweg als einen Copisten des großen Meisters ansehen könnte.

Ein Gebiet, das noch nicht vom Autoritätsglauben durchseucht ist, sondern im Gegentheil sich von jeder conventionellen Fessel zu befreien sucht, ist das moderne Kunstgewerbe. Lange Zeit führte es ein Scheindasein, bis eine neue Stilbewegung einsetzte, welche Kunst und Handwerk wieder in Fühlung zu einander brachte. Ueber die Lebensfähigkeit des neuen Stils und seine endgiltige Erscheinungsform können wir ein abschließendes Urtheil noch nicht abgeben; die in Dresden ausgestellten Gegenstände, die Wohnungseinrichtungen, das Ameublement, die Wanddecorationen, die Wirthschaftsgeräthe und Schmuckgegenstände legen jedoch von dem ernsten Streben, eine neue Formensprache zu erfinden, Zeugniß ab. In der Decoration der Wände dominirt das naturalistische, wenig entwickelte Motiv, Lilien und Rosen, Fasanen und Pfauen sind nach dem Vorbilde der Japaner durch verschnörkelte Linien in die Ornamentik gezogen. Andererseits gelangt aber auch die leichtflüssige charakterlose Linie und das decente Colorit, wie es die Engländer lieben, in der Flachdecoration zur Anwendung. Es macht sich in dieser Hinsicht eine Reaction auf die überladenen Formen des Renaissance- und Barockstils, der die Architektur und die angewandten Künste bisher fast ausschließlich beherrscht hat, bemerkbar. Am deutlichsten tritt das Streben nach Einfachheit in dem neustilistischen Ameublement in die Erscheinung. Der Schrank, die Truhe, der Tisch, die Stühle sind jeden überflüssigen Brimborimms entkleidet und die Decoration allein auf die aus der Construction sich ergebende Grundform beschränkt worden. Auch in der keramischen Technik ist man zur Einfachheit zurückgekehrt, indem man sich ausschließlich die Entwickelung der Gefäßform hat angelegen sein lassen. Das ist immerhin schon ein gewaltiger Fortschritt gegenüber den verzopften und bis zur Unkenntlichkeit mit Ornamenten umsponnenen Arbeiten der königlich sächsischen und preußischen Porzellanmanufacturen, die lange Zeit den Ton angaben.

Der Gesammteindruck, den wir in einem neustilistischen Zimmer empfangen, bleibt aber immer noch ein fremdartiger. Sei es, daß die anerzogenen ästhetischen Vorstellungen noch nachwirken, sei es, daß der neue Stil zu stark das historisch Gewordene negirt und zu häufig an exotische Vorbilder anknüpft — wir vermögen uns noch nicht Rechenschaft über die fremdartige Empfindung zu geben. Zweifellos hat die japanische Kunst nicht unwesentlich das Schicksal des neuen Stils bestimmt, andererseits machen sich aber auch gothische Einflüsse stark bemerkbar. Das mystische, durch die bunten Glasfenster hervorgerufene Halbdunkel des modernen Zimmers erinnert sogar an die gothische Domstimmung. Dann wiederum das lustige Spiel der Linien an der Decke und den Wänden, die massigen Formen der Möbel und Geräthe schließen schwer zu vereinbarende Gegensätze in sich. Dies ist nicht der künstlerische Ausdruck unseres vorwiegend auf praktische Ziele gerichteten Zeitgeistes, noch will es mir erscheinen, daß ein modernes Zimmer, wie es die Neustilisten erdacht haben, das adäquate Milieu des modernen Menschen sei. Trotz ihrer verfehlten Experimente bleibt aber die neustilistische Bewegung eine der interessantesten Erscheinungen der Zeit und läßt uns eine neue Blüthe der Kunst und des Kunstgewerbes erhoffen, sobald sie die Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat.

Pailleron und Becque.

Von A. Brunnemann (Paris).

Zwei von den besten Vertretern der heutigen dramatischen Literatur Frankreichs sind kurz nacheinander aus dem Leben geschieden. Sie lassen sich in dem unsicheren Umhertasten und Experimentiren der Jüngsten als Talente von entschiedener Färbung erkennen. Die meisten jüngeren Autoren pflegen zunächst darauf zu achten, woher der Wind der literarischen Mode weht und holen von Norden oder Osten die nöthigen Ingredienzen herzu, mit denen das unvermeidliche Pariser Sittenstück wieder schmackhaft gemacht wird, das seit Dumas fils in Mißcredit gerieth. Pailleron und Becque schöpften aus sich selbst; sie haben specifisch französische, wenn auch diametral entgegengesetzte literarische Eigenschaften: Pailleron den „esprit“ und die liebenswürdige vornehme Grazie; Becque die scharfe, bittere, ideal- und poesielose naturalistische Beobachtungs- und Schilderungsgabe. Der Eine schied, begleitet von den Triumphen seiner gefällig-graziösen Muse, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Lorbeeren ernten durfte, der Andere von ein paar mühsam errungenen Achtungserfolgen und der verspäteten Werthschätzung einiger jüngerer Kritiker. Beide schilderten ein Stück bürgerliche Gesellschaft, der Eine aber ließ geistreich und wohlgefällig von netten Dingen, die das Leben angenehm machen, plaudern und mit ernsten Dingen ein wenig tändeln; der Andere schmucklos und illusionslos Dinge, die weder angenehm, noch anmuthig sind, mit bitterer Ueberzeugung für sich selbst sprechen. Deßhalb sah die Menge den Ersten weit lieber.

Pailleron hat keinen Rivalen im graziös-geistreichen Salonlustspiel, wie es nur in Frankreich geschrieben und gespielt werden kann, weil die Eleganz der französischen Sprache selbst eines seiner trefflichsten Kunstmittel ist; weil die temperamentvolle Lebendigkeit, die geschmeidige Elasticität, die Schlagfertigkeit und das Brillantfeuerwerk des so schwer definirbaren „esprit“ in der leichten Causerie unnachahmlich sind. Leicht ist es Pailleron (geb. 1835) nicht geworden, sich durchzuringen, als er jedoch das in aller Welt bekannte Lustspiel: „Le monde où l'on s'ennuie“, geschrieben, flogen ihm die Herzen zu. Wer läßt sich nicht gern etwas in so geistreicher und dabei so treuherzig natürlicher Weise vorplaudern! Ernste Hörer, die literarisch Werthvolles begehrten, wurden durch das ernste Thema zufriedengestellt: die Verspottung eines geistvoll und tief sein wollenden Schönredners, um den sich eine enthusiastische Gemeinde von Schöngeistern und modernen Pretiösen schaart. Das Urbild hat der verstorbene Philosoph Prof. Caro geliefert. Und wenn diesem die entzückendste erfrischende Natürlichkeit triumphirend gegenüber gestellt wurde, so klang das nahezu wie Molière. Dazu kommen die köstlichsten Typen aus alter guter, innerlich vornehmer Zeit, wie sie im Faubourg St. Germain heute immer seltener werden; vor Allem die prächtige Marquise mit den Urgroßmutter-Löckchen und dem noch jugendfrischen Geist, der in milder Toleranz den Schwächen ihrer Welt gegenübersteht; mit dem großen warmen Herzen, das sich so gern an kindlicher, heiterer Natürlichkeit erquickt. Auf dies feingefügte, an geistreichen Pointen und unterhaltenden Scenen reiche Lustspiele folgte: La Souris. Wieder eine Schloßherrin — freilich etwas nichtssagend; dann deren Tochter Clotilde, unglücklich verheirathet an einen polnischen Grafen, der im Irrenhaus weilt, eine durch Leiden vielgeprüfte interessante junge Frau. Endlich Martha, die Naive, der reizende-kindliche Backfisch, soeben dem Kloster entronnen. Der Held: ein schöner, wohlhabender Gentleman, vierzig Jahre alt, einstiger Don Juan, jetzt vernünftig geworden, entschlossen „de faire une fin“. Er schaut sich nach einer Gattin um. Zunächst zieht ihn Frau Clotilde an und er gedenkt, sie zu heirathen, denn der irrsinnige Pole sieht seiner Auflösung entgegen. Plötzlich aber entdeckt er, daß ihn Martha schwärmerisch liebt, und er gelangt zu besserer Einsicht. Martha ist's, die sein Herz höher schlagen macht; um sie wird er werben. Die arme Clotilde, die inzwischen Wittwe geworden ist, bleibt, um eine schöne Hoffnung betrogen, trauernd allein. Als Intermezzi Tändeleien des Helden mit zwei picanten verführerischen Coketten aus der Gesellschaft. Flotter, trefflich pointirter Dialog, prickelnde Lebendigkeit, ohne tieferen Gehalt.

Das ist Alles? Nein, ein wenig tiefer geht Pailleron doch in ein paar schlicht ergreifenden Scenen: Max, der Held, gesteht Clotilden mit unbewußter Grausamkeit, daß er ihr nur aus Galanterie den Hof gemacht habe, daß er sie nicht liebt, denn: „Sie lieben mich ja auch nicht." „Nein!" preßt die Arme hervor und erbietet sich, als sie einsieht, wie die Dinge wirklich liegen, bei Martha Fürsprecherin zu sein. Dann folgt die Unterredung mit der Kleinen, sie scheint etwas zu ahnen und umarmt Clotilde zärtlich: „Nein, ich will nicht mehr! Ich würde zwar Anfangs ein wenig leiden, aber Niemand soll es mir anmerken." Clotilde überwindet sich und redet zu. „Heirathe ihn," sagt sie, „aber küsse mich noch einmal recht, recht innig!" Die Scenen sind mit großer Feinfühligkeit, ohne aufdringliches Rührenwollen geschrieben. Sie plänkeln nicht leicht auf der Oberfläche hin; sie schlagen tiefere Saiten der Menschenseele an, den tapferen Heroismus der Entsagung, der bei stillen Durchschnittsmenschen seinen ungesehenen aber sehr schmerzlichen Kampf kämpft. Dieses diserete Hinabtauchen in das heimliche innere Leid einer Frauenseele giebt dem Stück einen melancholischen Zauber, der immer in den Grenzen des Lustspiels bleibt. Alles ist heiter fein, ja glänzend geschrieben, menschlich wahr und bisweilen menschlich ergreifend.

Als sich Pailleron an eine größere Aufgabe wagte, versagte seine Kunst. Der Schilderer der liebenswürdigen Mittelmäßigkeit war nicht im Stande einen Vorwurf, wie die Schilderung des Komödiantenthums außerhalb der Bretter, des „Cabotinage" unter Künstlern, Politikern und Strebern mit schneidender Schärfe zu behandeln. Mit keiner seiner Figuren trifft er den Kern der Sache. Die vorgeführten weltlichen Komödianten, der Akademie-Aspirant und Gelehrte Laversée, der Journalist Pégomras, der Arzt Saint-Marin, welcher sich mit Hinterlist in Laversée's Familie einschleicht und die Beziehungen zu dessen Gattin frech ausbeutet, ferner der Dichter Larjévol, der sein vom Theatre-Libre zurückgewiesenes naturalistisches Drama in ein mystisches verwandelt, und der Maler Caracel, der eine Schule der Apartisten gründen will und mit unverständlichen Scheußlichkeiten den Bourgeois entsetzt — sind zum Theil gute, dem Leben abgelauschte Typen, verdienen aber eher den Namen fumistes als cabotins. Pailleron wollte übrigens noch mehr, ein Sittenbild, eine Zeitsatire geben und es geht ihm dabei wie Léon Daudet mit dem Roman: Les Kamtschatka, der gleiche Ziele verfolgt. Beide kommen nicht über das Oberflächlich-Novellistische und Melodramatische hinaus. Dem complicirten, personenreichen Stück fehlt es an Sicherheit des Aufbaues, an künstlerischer Einheit. Halb ist's Vaudeville und zeigt dann plötzlich ein tragisches Gesicht, und der Zuschauer, zu stetigem unvermittelten Stimmungsumschlag gezwungen, gelangt zu keinem reinen Genuß. Nur in den engen Grenzen seiner geistvoll-graziösen Salonkunst, der liebenswürdigen Causerie bleibt Pailleron ein Meister; verläßt er sie, so verliert seine Technik ihr Bestes und seine Gestalten müssen ein gutes Theil ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit aufgeben. Das letztere Moment gerade macht seine Stücke zu so vortrefflichen Wirklichkeitsausschnitten: in seinen Meisterlustspielen überhäuft er die Menschen nicht mit Tugend und Sentimentalität, wie es Feuillet und Ohnet zu thun pflegen; er verleiht ihnen eine rechtschaffene Natürlichkeit, die sich allerdings selten über die gute Mittelmäßigkeit erhebt. Er läßt ihre Erlebnisse so verlaufen, wie sie im gesellschaftlichen Alltagsleben ohne große psychologische Spitzfindigkeiten wohl verlaufen mögen — befriedigender Ausgang für die Einen, friedliche Resignation für die Anderen, ohne Pathos, Leidenschaft, Tragik — ganz wie es im Salonstück sein soll. Der Hauptreiz besteht im geistvollen Dialog, der stets fesselt, ohne Probleme aufzustellen, Theorien zu verfechten. Von den Verirrungen der „bösen" Welt blickt gerade so viel hindurch, als zur absoluten Glaubwürdigkeit der Personen, die immer zur besseren Species Mensch gehören, nothwendig ist und mit Anmuth und Grazie gesagt werden kann — — darum ist Pailleron, in Frankreich eine Seltenheit, sogar für Backfische genießbar.

Und sein Antipode? Zu Zeiten großer Entsittlichung der französischen Gesellschaft hat es stets grausame Philosophen gegeben, die, selbst Weltmänner, die Grundsätze ihrer Lebenssphäre als bittere Aphorismen veröffentlichten. Erbarmungslose Pessimisten und Misanthropen waren es, die keine tröstliche Illusion mehr übrig ließen: La Rochefoucauld, Vauvenargues u. A. Im heutigen Frankreich haben sich die Naturalisten diese Aufgabe gestellt, nur mit dem Unterschied, daß sie alle Schichten der menschlichen Gesellschaft und mit Vorliebe die untersten behandeln und eine Sprache reden, wie sie Demokraten geziemt; die Moralisten des 18. Jahrhunderts waren Aristokraten. Becque (geb. 1837) hat den Naturalismus auf die Bühne gebracht und sich die Bourgoisie zu seinen scharfen Beobachtungen gewählt. Mit zäher Hartnäckigkeit erkämpfte er seinen Stücken die Annahme auf den ersten Bühnen von Paris. Sein erstes umfangreiches Werk „Michel Pauper", ließ er nach vielen gescheiterten Hoffnungen auf eigene Kosten aufführen, ohne den gewünschten Erfolg zu finden. Noch ist es, trotz mancher groß angelegter Charaktere, nicht bezeichnend für Becque's Eigenart. Elemente des Sensationsstückes, des Melodramas beeinträchtigen die Gesammtwirkung. Vorwurf: Michel Pauper, ein Arbeiter, auf dem besten Wege eine gute Erfindung zu machen, faßt eine Leidenschaft zu einer Frau und geht an dieser Leidenschaft, die ihn zur Trunksucht führt, zu Grunde. Hier steht der Dichter auch noch auf einem Boden, auf dem er sich nicht ganz heimisch fühlt; im bürgerlichen Sittenstück erst entfaltet sein eigenartiges Talent die volle Kraft. Er gab sodann La Parisienne.

Ein grausames Stück, diese „Pariserin". Nicht der Ehebruch, das Lieblingsthema der Pariser Komödie und Novelle wird in neuer Variante behandelt; das mariage à trois ist bereits vorausgesetzt. Die kleine, herzlose, bildhübsche Frau Clotilde, die mit ihrem Gatten und ihrem amant de coeur in bester Eintracht lebt, betrügt den Letzteren um eines Dritten willen, der dem legitimen Gatten eine einträgliche Stellung zu verschaffen weiß. Nach einer Tactlosigkeit dieses Dritten söhnt sich Frau Clotilde wieder mit dem amant de coeur aus; ihr Gatte ahnt von alledem nichts, ist befriedigt über sein neues Amt und zufrieden mit seiner klugen kleinen Frau, die ihn ja auf ihre Weise herzlich liebt. Das Alles geht ganz natürlich zu, und die redenden und handelnden Personen sagen so einfache, selbstverständliche Dinge, dem alltäglichen Leben mit verläßlicher Treue abgelauscht. Das Verhältniß aber, in dem diese Personen zu einander stehen, macht diese Selbstverständlichkeiten zu den größten moralischen Ungeheuerlichkeiten. Wenn Lasont, der erste Liebhaber, die Sprache des ermahnenden Gatten annimmt und etwa folgendermaßen zu Clotilde redet: „Bleibst Du mir treu, so bleibst Du eine würdige und ehrbare Frau", so ist nicht das, was er sagt, unmoralisch, aber in seiner Lage kennzeichnet es eine Verderbtheit, die alles moralische Bewußtsein bereits erstickt hat. Das Gewissenloseste spricht Clotilde mit den selbstzufriedenen Worten aus: „Was hätte mein Mann thun sollen, wenn er mich nicht gehabt hätte?" Jules Lemaître nennt die „Parisienne" mit Recht „die erstaunlichste individuelle Abweichung von der Moral, die man auf dem Theater gesehen hat." Becque findet ein grausames Vergnügen daran, die erbärmlichste Seite der Wirklichkeit, lächerliche, eitle, boshaft berechnende Menschen vorzuführen, nicht aus den untersten Schichten der Menschheit, was edlen Zorn und noch edleres Erbarmen herausfordern würde, sondern aus der gut bürgerlichen Gesellschaft, aus den sogenannten gebildeten Kreisen, mit denen wir täglich verkehren. Ohne zu moralisiren, träufelt er uns das zerstörende Gift bitterster Scepsis ein, die zu der furcht-

baren Frage führt: Ist auch dies oder jenes Wesen, das allem Anschein nach ein civilisirter, moralischer, denkender Mensch ist, solch ein herzloses, selbstzufriedenes, moralisches Ungeheuer, jedes Gewissens bar? Wer kann es wissen?

Becque's Meisterwerk sind „les Corbeaux". Niemals ist das alltägliche Leben genauer auf der Bühne dargestellt worden. Ohne die geringste Phrase schildert er das Elend einer reich gewesenen Familie, deren Oberhaupt plötzlich stirbt. Beutegierig fallen die „Raben", gewissenlose Geschäftsleute, über sie her und führen ihren Ruin herbei. Die Besucher des Théâtre français, dessen Pforten sich dem Dichter endlich geöffnet hatten, wollten wenig von dem bitter wahren, quälenden Stück wissen; es wurde kein Cassenstück und dieser Umstand schnitt alle weiteren Beziehungen Becque's zu dem „Hause Molière's" ab. Eine jüngere kühne Kritik hat seinen wahren Werth erkannt und feiert es sogar nach des Dichters Tod als dramatische That. Ein ernster Gehalt ist in dieser Komödie der Wahrheit; wie weit geht sie über die liebenswürdige Wirklichkeit Pailleron's mit ihren freundlichen Durchschnittsmenschen, deren Daseinskampf ein leichter ist, hinaus, tief hinein in den Daseinskampf unter jenen Geschöpfen, die trotz aller Tünche von Cultur und Sitte noch beutegierige, von rohen Gelüsten erfüllte Raubthiere geblieben sind. Um so verzweifelter ist der Kampf, als hier, statt der brutalen Kraft, List und Heuchelei die Waffen sind und der breite Mantel der Civilisation das verlogene Thun und Treiben gütig verhüllt. Ohne Theatergerede werden hier die Dinge hart beim Namen genannt; jede Illusion über unsere Mitmenschen wird zerrissen. „Die Liebe existirt nicht, es giebt nur Geschäft, heißt es in den „Corbeaux". Und diese Welt von Geschäftsleuten, die weder Grundsätze, Gefühle und Vorurtheile haben, die ihre Geschäfte machen auf Kosten des Ideals, der Menschenrechte, auf Kosten jeder besseren Regung der Menschenseele, wie hat sie der Dichter beobachtet. Flaubert scheint ihm das Gift der Verachtung des Bourgeois in's Herz gegossen zu haben; von Zola's „Pot-Bouille", dieser widerlichsten aller Darstellungen des Bürgerthums, unterscheidet sich Becque nur durch die Glaubwürdigkeit seiner Gestalten und durch maßvollere, dem raffinirten Charakter und der gesellschaftlichen Tünche dieser Gestalten mehr entsprechende Sprache. Durch ihre treue Natürlichkeit wirkt diese erbärmliche menschliche Komödie um so erschütternder. Läßt der Dichter dem Zuschauer keine Illusionen mehr über seinen Nächsten, so zeigt er auch mit schneidender Schärfe, wie die handelnden Personen selbst das Possenspiel der äußerlich Strebenden und Glänzenden durchschauen. Wie trefflich sagt Clotilde, die „Parisienne": „Jedesmal, wenn es sich darum handelt, etwas zu vergeben, eine Stelle, einen Orden, eine große oder kleine Vergünstigung auf die zwei Candidaten reflectiren, — auf der einen Seite ein rechtschaffener Mann, nicht außergewöhnlich tüchtig, aber bescheiden und verdienstvoll, und auf der anderen irgend ein Schwätzer, der nur seine Gewandtheit dagegen einzusetzen hat, — so wird stets der Schwätzer den Sieg davontragen und der rechtschaffene Mensch leer ausgehen." Neben diesen selbstzufriedenen Strebern, die sich egoistisch in ihrem Glücke sonnen, stehen die Enttäuschten, die Pessimisten und Misanthropen, die mit unsäglicher Bitterkeit auf das Leben blicken und ihm kein freundliches Wort mehr gönnen: „Wenn man mir den Vorschlag machen würde, das Leben von Neuem zu beginnen, ich würde ‚Nein' sagen, so viele Enttäuschungen hat es mir gebracht", heißt es in Michel Panper — und ein ander Mal: „Ich weiß, was das Leben heißt; satte Befriedigung, Pflichten ohne Größe."

Eine zu ernste Schulung hat unsere Zeit durchgemacht, um noch an irgend welcher Unwahrscheinlichkeit oder gar Schönfärberei Gefallen zu finden. Muß aber deßhalb jene naturalistische Beobachtung, welche nur die abschreckend häßliche Seite des Lebens und der Menschennatur, Häßlichkeit ohne Größe, ohne ein versöhnendes Element, ohne einen Hoffnungsstrahl, der aus der Nacht der Verirrung herausleuchtet, zu ihrem Gebiet macht, das letzte Wort sprechen? Ist der Ausschnitt, den Becque vom Menschenleben giebt, nicht verhältnißmäßig noch kleiner, als der Paillerons, der alle Seiten seiner Welt schilderte und die freundlichen, gütigen in seinen Durchschnittsnaturen gern zeigte? Becque's Beobachtungsgebiet ist ein einseitiges, die erbärmliche, moralisch gesunkene Mittelmäßigkeit. Ihr gegenüber steht, ebenso zahlreich (um nicht in blindem Optimismus zu sagen, noch zahlreicher) jene Mittelmäßigkeit des Menschenthums, die noch ein gesundes moralisches Bewußtsein hat und diesem sogar, wagen wir zu glauben, gern ein Opfer zu bringen im Stande ist, das, zwar keine Heldenthat, dennoch viel zur Erhöhung der persönlichen Würde des schlichten Durchschnittsmenschen beiträgt. Indem Pailleron solche Menschen darstellte, schlug er mehr Saiten in der Seele seiner Zuhörer an, als sein stärkerer College. Herbe, gallebittere Wahrheiten können noch erhebend wirken, wenn sie aus dem Munde enttäuschter, edler Menschen kommen. Wird uns aber durch solche Wahrheiten unaufhörlich die jammervollste, keines Aufschwunges fähige Gemeinheit der Menschen gezeigt, die sich in den schlammigen Wassern ihrer moralischen Gesunkenheit ganz behaglich und sehr daseinsberechtigt fühlt, sich auch für befugt hält, alles höher Fliegende in diesen Schlamm herabzuzerren, so legt sich etwas Lähmendes auf die Schwingen unserer Seele; eine bleierne Muthlosigkeit zieht uns nieder. Ist das das Leben? Ist das die Menschheit? Von Ekel durchschüttelt, gleichen wir den Pessimisten und Misanthropen auf den Brettern. Soll es die neueste Aufgabe der Sittenkomödie sein, solche zu bilden — niemals kann es als Aufgabe wahrer, großer Kunst angesehen werden. Das echte Sittenbild müßte, so meinen wir, neben der menschlichen Erbärmlichkeit auch die menschliche Würde anerkennen. Und darum wird, bis ein Größerer Beide in den Schatten stellt, stets die liebenswürdige Oberflächlichkeit Pailleron's, dem man sein Scheitern an der Darstellung elender Komödianten des Lebens gern vergab, über die trostlose Tiefe eines Becque siegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vor Santiago.

Episoden aus dem spanisch-amerikanischen Kriege.

Von Franz Norris.

Das Freiwilligen-Regiment, dessen Wechselfälle ich zu theilen hoffte, war auf Cuba gelandet und einen Tag vor mir abmarschirt. Ich verweilte in Daiquiri nur lange genug, um mein Gepäck in Ordnung zu bringen, und machte mich dann hinterher. Bei Siboney holte ich es ein, wie es sich nach den langen Tagen der engen Quartiere auf dem Schiffe im Grase rollte und die Füße in einem Wäldchen von Cocosnußpalmen in die Luft streckte. Eine Woche oder länger ereignete sich nichts Besonderes. Wir marschirten hin und her, brachen unser Lager ab und schlugen es wieder auf. Eines Morgens hörten wir Schießen in den Bergen, und zehn Stunden später wußten wir, daß man bei Guasimas gekämpft hatte. Dann rückten wir in leichten Märschen bis zu einem Punkte an der Santiago-Straße vor. Dort lagen wir drei Tage, indem wir versuchten, uns trocken zu halten und eine neue Methode zu entdecken, Mangoes in Schweinefett zu backen. Brigaden und ganze Divisionen zogen in solcher Zahl an uns vorüber, daß wir, anstatt an der Spitze zu sein, uns am Ende befanden. Es waren schon Gerüchte von einer Uebergabe im Umlauf, und wir fingen an zu glauben, daß es schließlich gar nicht zum Kampfe vor Santiago kommen werde. Auf einmal aber schien Jeder in der Brigade zu wissen, daß am nächsten Tage eine Schlacht geschlagen werde.

Als Capron's Batterie ankam, fingen die Trompeten an zu locken. Um 5 Uhr Nachmittags zog die Brigade hinter der Batterie her. Als es dunkel war, hatte die Colonne angefangen, die Abhänge der Hügel zu ersteigen, die Santiago umgeben. Die aus Lawton's Division bestehende Brigade ging stoß- und sprungweise vor, einmal im Laufschritt,

ein anderes Mal hielten wir bis an den oberen Rand der Gamaschen im Koth, ohne daß ein Grund dafür ersichtlich war; dann ging es wieder im Schneckenschritt voran; dann lösten wir uns ganz auf, wenn die ermüdeten Leute ihren Gürtel und die gerollte Decke ein wenig lüfteten und sich zu kurzer Rast in's nasse Gras fallen ließen. Der Marsch war nicht lang, aber äußerst ermüdend. Denn da auf den cubanischen Pfaden die Leute im Gänsemarsch gehen müssen, so zog sich die Colonne fortwährend auseinander und wieder zusammen. Keine zwei Compagnien konnten geschlossen marschiren, und der flotte Schwung und die Bewegung fehlten ganz, die auf besseren Straßen den einzelnen Mann wie mit einem Unterstrom ergreifen und ihn trotz seiner Ermüdung mit fortführen. Es wurde gar nicht in den Reihen gesprochen, aber von vorne konnten wir das Rasseln der fahrenden Batterie vernehmen. Dann war das einförmige Platschen vieler Stiefel da, die den Koth des Weges aufrührten, das Klappern von an den Bayonnettscheiden anschlagenden Blechtassen, das unbeschreibliche Geräusch einer sich bewegenden Truppenmasse, das an's Rauschen der See und des Waldes erinnert. Irgendwo war der Mond, aber noch sehr niedrig. Zu unserer Linken, weit im Thale, war in einem schwachen weißen Schimmer wie in einem Nebel eine Gruppe von scharfen Spitzen. Dort lag Santiago und von einer Berghöhe bis zur andern leuchteten die spanischen Wachtfeuer.

Wir gingen gegen 10 Uhr in's Lager mit dem strengen Befehl, kein Feuer, nicht einmal die Pfeife anzumachen und höchstens im Flüstertone zu sprechen. Wir wunderten uns darüber, bis wir eine halbe Stunde später, als wir unser Abendbrod von hartem Zwieback, kaltem Speck und Wasser verzehrten, durch die stille Nacht den langgezogenen Ruf der feindlichen Vorposten: „Centinela alerta!“ keine Viertelmeile von uns entfernt hörten. Als wir uns zur Ruhe legten, wußten wir, daß die Batterie am folgenden Tagesanbruch ihr Feuer auf die Stadt El Caney, die gerade vor uns lag, eröffnen werde. Als ich am nächsten Morgen in der Richtung, nach der unsere Geschütze zeigten, Ausschau hielt, war El Caney deutlich sichtbar — rothe Dächer, ein oder zwei weiße Mauern, die Doppelthürme der Kirche, ein ungewöhnlich großes Blockhaus auf einem zuckerhutförmigen Hügel gerade vor der Stadt, und ganz oben auf seinem einzigen vorspringenden Thurme eine flammenfarbige Zunge von Fahnenzeug, die Flagge Spaniens. Um 5 Uhr war Capron's Batterie wach. Während der Nacht waren die Geschütze in ihre Stellungen gebracht worden, und als wir unser Frühstück verschluckt hatten, sprangen die Leutnants der Batterien mit ihren Entfernungsmessern von Bronce herum und rechneten die Distanz des Blockhauses trigonometrisch aus. Die vier Geschütze standen auf der Höhe des Hügels, die Protzen dahinter, die Pferde waren weiter unten am Hügel in den Büschen angebunden, während die Soldaten, die den Geschützen als Bedeckung dienten, das cubanische Anhängsel und die Berichterstatter einen großen Haufen hinter den Protzen bildeten.

Es war um Sonnenaufgang, und das Distanzmessen war noch im Gange, als ich zufällig mein Glas auf eine offene Wiese links von der Stadt richtete. Dort bewegte sich in langsamem Trabe Cavallerie, die die Stadt verließ. Ich erzählte dies einem Manne neben mir, und in einem Augenblick wußte es die ganze Gesellschaft. Aber weder der commandirende Officier noch seine Leutnants konnten die Cavallerie sehen, und während wir hinzeigten und vor Ungeduld tanzten, verschwand sie langsam hinter einem Hügel aus unserem Gesichtskreise. Das Distanzmessen wurde wieder aufgenommen. In der ganzen Landschaft unter uns gab es kein Anzeichen eines menschlichen Wesens — nichts als Bäume, offene Felder, die rothen Häuser von Caney, und die flammenfarbige Flagge auf dem Blockhause.

Plötzlich ertönte ein Geräusch, das die Stille des frühen Tropenmorgens durchbrach; es fing an, wie wenn Mais zu platzen beginnt, unregelmäßig und mit Pausen. Dann nahm es zu und knatterte und rollte und breitete sich aus, bis es ein großes Echo irgendwo dort oben in der kleinen Hügelschlucht weckte. Das Schießen der Gewehre auf dem Schlachtfelde ist nicht laut, es klingt aus der Entfernung gehört nicht einmal scharf. Die Gewehre spucken wie heißes Fett, die Schüsse ertönen in unordentlicher Folge, manchmal eins, zwei, drei wie das Ticken einer Uhr, manchmal verworren durcheinander sausend; zuweilen knallen sie gerade in der Mitte einer Pause, wobei sie immer aufzuhören scheinen, aber nie ganz aufhören. Ein anderes Mal kommt es als ein vereinzeltes Rollen, wenn Salvenfeuer befohlen wird. Aber ganz allmälig nahm das Geräusch auf unserer Linken an Umfang zu, bis es sich schließlich in stetige Schmiedehammerarbeit verwandelte.

„Da sind sie! Sehen Sie schnell, da sind sie wieder! Sehen Sie dort drüben!“ rief ein Artillerie-Sergeant, der mit einem Feldstecher vor den Augen auf einer Protze stand. Die Reiterabtheilung tauchte hinter einer Hügelreihe auf, und dieses Mal nahm Jedermann, einschließlich des commandirenden Officiers, sie wahr. Capron beschoß die Abtheilung mit Schrapnels. Ich muß gestehen, daß ich etwas überrascht und ein wenig enttäuscht war. Ich hatte mir das Exereieren einer Batterie in einer wirklichen Schlacht strammer vorgestellt und mir eingebildet, daß die Befehle mit größerer Präcision gegeben würden. Der Hauptmann war zu Fuß, er hatte nach gut nordamerikanischer Art seinen Rock und seine Weste ausgezogen und zog bei jeder Bewegung seine Hosenträger über seine Schultern zurecht. Die Leute beeilten sich nicht sonderlich mit der Bedienung des Geschützes. Sie gingen zu den Protzen, suchten unter der Munition und sprachen aufgeregt, während sie die Zünder zurechtschnitten. Es ging ungefähr folgendermaßen her:

„Wo sind die Lumpenkerle?“ Das kam vom Hauptmann, der mit der einen Hand seinen Feldstecher an die Augen hielt, während er mit der anderen seine Hosenträger in die Höhe zog.

„Dort, dort! Sehen Sie sie nicht in einer Linie mit den Palmen? Sehen Sie sie nicht, gerade dort, wohin ich zeige!“

„Stimmt. Nun Leute vorwärts — mit Schrapnells! Es ist ungefähr sechsundzwanzighundert Meter; vorwärts! Worauf wartet Ihr? Was ist los? Sie werden in einer Minute verschwunden sein! Jeder hält jetzt das Maul! Jeder, der nicht zur Batterie gehört, geht zurück!“

Die Geschosse wurden in den Kammern verschlossen, die Geschütze gerichtet und einer der Richtkanonire nach dem anderen sprang auf die eine Seite, nachdem er gezielt hatte, und die ganze Linie entlang erschollen die Rufe: „Numero drei fertig! — Numero zwei fertig! — Numero eins fertig! — Numero vier fertig!“ Unterdessen war der Hauptmann auf eine Seite gegangen, um die Stadt und die sich bewegende Colonne durch sein Glas zu beobachten; jeder sprach zur selben Zeit, und die Zeitungsberichterstatter und ein oder zwei Militärattachés sprangen mit ihren Notizbüchern und Kodaks in der Hand herum.

„Was ist los?“ schrie der Hauptmann wüthend, „warum fangt Ihr nicht an?“

„Alles ist fertig hier. Numero vier fertig!“

„Gut, dann schießen Sie los! Flink!“

„Numero vier, fertig!“ begann der Leutnant, „Feuer!“ Auf den Knall folgte ein durchdringender Ton, worauf das Geschoß durch die Luft über das Thal hinweg sauste. Wir alle eilten Hals über Kopf auf die linke Seite der Batterie, um dem Rauche aus dem Wege zu gehen und die Explosion zu beobachten, wenn das Geschoß crepiren würde. Ungefähr zehn Secunden herrschte Stille, während hundert Augen die sich bewegende Colonne und die Masse von grünem Buschwerk und Hügeln und hellblauem Himmel darüber beobachteten. Dann puffte plötzlich ein kleiner Ball wie von weißer Baumwolle auf dem blauen Hintergrunde der entfernten Landschaft auf. Die Gesellschaft schöpfte Athem.

„Zu hoch!“

„Was ist mit Euch los, Burschen?“ schrie der Hauptmann. „Ihr seid hundert Meter zu hoch! Ist Numero zwei fertig? Vorwärts, schießt! Ich will sie Alle zerreißen! Ich will sie Alle in Stücke schneiden!“

Numero zwei und drei feuerten, und als der dichte Vorhang von weißem Rauche dünner wurde, konnte man sehen, daß das Ziel gefunden und die Colonne zerstreut war und fortgaloppirte. Die Batterie feuerte noch zwei Mal, aber das traf nur den Platz, wo die Colonne gewesen war. Wir fingen wieder an, das Fauchen der Gewehre zu hören, diesmal zu unserer Rechten, wo Chaffee's Brigade auf der Santiago-Straße vorrückte. Links erschallte das Spucken wüthender als je, bis es bald ein ununterbrochenes nervöses Geplätscher von Schüssen wurde, das sich der ganzen Front unserer Linie entlang ausdehnte. Wir begannen einander anzuschauen und mit dem Kopfe zu nicken.

„Teufel, dort unten wird's heiß!“

„Sieh, da sind sie; sie feuern aus dem Blockhause, dem großen auf dem Hügel. Ich wußte ja, daß, so lange die Flagge aufgezogen war, Truppen dort sein müßten.“

Ein leichter, blauer Dunst kräuselte von dem Gipfel des Hügels gerade unter dem Blockhause in die Höhe.

„Nun denn,“ schrie der Hauptmann, „auf das Blockhaus, auf 2400 Meter mit Pereussionsgeschossen!“ Eine Pause des Rennens und Durcheinanders folgte, dann hieß es nacheinander: „Numero vier fertig! — Numero eins fertig! — Numero zwei fertig!“

„He, was ist los mit Euch, Leute? Numero drei nicht fertig?“

„Numero drei fertig!“

„Numero vier feuert!“

„Numero vier, fertig! Feuer!“

Solches Schießen, wie wir an jenem Morgen sahen, werde ich nicht wieder sehen. Denn es war beinahe vollkommen. Die Kanonire trafen nicht nur das Blockhaus jedes Mal, sondern sie trafen auch jeden Winkel und jede Ecke, die sie im Voraus bestimmten. Der erste oder die beiden ersten Schüsse gingen vorbei; dann begannen die Geschosse näher und näher hinanzukriechen, und große Fontänen brauner Erde sprangen in der Nähe der Verschanzungen und Schützengräben auf. Wirbel von Rauch, Mörtelstaub, Ziegeln und Steinen fuhren von der Oberfläche des Forts in die Höhe, wenn die Granaten einschlugen. Bei jedem erfolgreichen Schuß brachen die Beobachter auf der Spitze des Hügels in ein Jubelgeschrei aus. Jetzt kam die Flagge herunter.

„Paßt jetzt auf!“ schrie der Hauptmann der Batterie. „Wahrscheinlich wird ein Mann kommen, um sie wieder anzupflanzen; trefft ihn mit einem Schrapnell, wenn ihr könnt!“ Wirklich kam ein Spanier heraus. Wir konnten ihn sehen, wie er sich aus einer Schießscharte um einen Winkel des Forts schlich. „Er wird in einer Minute auf der Spitze sein. Faßt ihn jetzt mit einem Schrapnell. Wer ist fertig da? Das Geschütz, das fertig ist, feuert!“

Numero vier feuerte. Das Geschoß zischte noch, als wir den Mann bemerkten, wie er auf den Rand des Blockhauses in der Nähe der zerbrochenen Fahnenstange kletterte. Da kam gerade über dem Fort, direct über der Fahnenstange und dem Kopfe des spanischen Soldaten, der kleine weiße Baumwollenball in Sicht. „Getroffen!“ rief die ganze Batterie, als das explodirende Schrapnell den Mann von der Mauer des Blockhauses fegte, wie ein Schwamm eine Schiefertafel abwischt. Trotzdem behaupteten sich die Spanier. Einem, dem das grimmige

Spiel, das bei Santiago an jenem Tage gespielt wurde, neu war, erschien es unfaßbar, daß Leute im Besitze ihrer Sinne in jenen Schützengräben unter den berstenden Geschossen aushalten könnten. Wenn das Feuer schlecht gewesen wäre, wenn einige Schüsse ihr Ziel verfehlt hätten, wenn eine Aussicht auf Entkommen gewesen wäre, würden wir uns weniger gewundert haben; aber wir wußten — konnten in der That sehen — daß von je sechs Geschossen, die die Batterie feuerte, fünf gerade in's Ziel gingen und in den Schützengräben selber explodirten. Wir werden an diese spanischen Soldaten von El Caney denken, denn erst spät am Nachmittage, nach zehn Stunden ununterbrochener Beschießung, entschlossen sie sich endlich, das Feld zu räumen — das heißt, was von ihnen übrig war.

Unterdessen ging die Schlacht ihren Gang. Wir suchten immer wieder das Thal mit unseren Gläsern nach sich bewegenden Truppen ab, aber ohne allen Erfolg. Der Feind war in seinem Fort und seinen Blockhäusern verborgen; unsere Brigaden hielten sich gedeckt. Das Thal war ganz verlassen von lebenden Wesen. Um den hohen Mittag und in der größten Hitze des Tages ereignete sich das Unerwartete. Das Feuer ließ nach und hörte auf. Es war Zeit für das Mittagsmahl. Die Leute wollten fechten; darum mußten sie auch gespeist werden. Es war gegen 3 Uhr Nachmittags, als wir unsere Truppen wahrnahmen, ein Dutzend kleiner Flecke, die in einer unregelmäßigen Linie in einem Getreidefelde zerstreut waren und sich in Sätzen vorwärts bewegten, wobei sie ab und zu anhielten und feuerten. Sie waren weit entfernt und bald verschwunden; aber ihr Erscheinen ließ unser Blut schneller durch unsere Adern rollen und uns rascher Athem holen. Dann kamen fern zur linken in einer Oeffnung zwischen Bäumen mehr Flecke, die wie aufgescheuchte Ameisen herumliefen, wobei sie immer vorrückten, während das Spucken der Gewehre plötzlich seinen Höhepunkt erreichte und von einem Ende unserer Linie zum anderen lief und wieder zurück wie der elektrische Strom über einen Draht. Die Batterie stellte jetzt ihr Feuer ein. Unsere Leute waren zu nahe am Feinde. Das war der Anfang des Endes, und unsere Linien, die sich den ganzen Tag auf El Caney und sein Fort zu bewegt hatten, begannen sich plötzlich zu concentriren.

Die Zuschauer auf dem Hügel um die Batterie herum waren jetzt außer aller Controlle; sie drängten nach dem Gipfel des Hügels vor, schwärmten über Geschütze und Protzen, nahmen Besitz von jeder Erhöhung in der Begierde den letzten Zug des Spieles zu sehen und riefen und sprachen laut, ohne sich um eine Antwort zu kümmern. Ein deutscher Graf, ein Gesandschafts-Attaché, stritt mit einem Compagniekoch über eine Distanzfrage; ein Brigadecommandeur richtete an einen Gemeinen, der auf einer Kiste stand, bescheidene Fragen; Obristen, Majore, Correspondenten, Soldaten, Cubaner, Photographen drängten sich zusammen, stießen sich mit den Ellbogen, gesticulirten, äußerten ihre Meinungen, widersprachen einander, alle außer sich in der Aufregung des Augenblickes. Dann begann plötzlich der Sturmangriff in voller Sicht in der Ferne an dem Fuße des Zuckerhutes mit seinem zertrümmerten, von Granaten durchlöcherten Blockhause. Dort waren unsere Soldaten, unsere Jäger, die vorwärts und aufwärts drängten, wobei die sich bewegenden Flecken in eine Masse zusammenströmten, eine große keilförmige Masse, die den Abhang des Hügels hinauf und hinab drängte. Wir hörten sie rufen, so dachten wir wenigstens, und wir riefen selber Hurrah — nein, es war kein Hurrah; wir brüllten; es war ein unartieulirtes Freudengeheul, ein Echo der Steinzeit.

Das Blockhaus wurde durch den Sturmangriff genommen, aber die Stadt hielt sich noch, und auf der fernen linken Flanke führten die Gewehre noch immer das Wort. Die Batterie rückte vor, von dem sie bedeckenden Regimente begleitet. Ich aber ging vor, so schnell mein kleines Pferd mich tragen konnte, ließ es dann bei meinem cubanischen Führer in einem Cocosnußpalmengebüsch und erkletterte, den Spuren des Sturmlaufes folgend, den Hügel und erreichte das Blockhaus und seine Schützengräben. Das Blockhaus war ein Ort des Schreckens, die Schützengräben unbeschreiblich. Der erste Spanier, den ich sah, lag auf dem Boden eines Grabens: ein junger Bursche — es waren alles junge Leute — sein Gesicht wachsfarbig; eine arme, schmutzige Hand ballte sich wie eine Habichtsklaue; sein Arm war unter ihm zusammen gezogen, und — aber der Rest kann nicht durch Worte ausgedrückt werden. Eine Kugelwunde ist ein Loch, aber eine Schrapnellwunde ist ganz was anderes. Es zerschmettert seinen Mann, wirft ihn nieder, wirbelt ihn stückweise in den Staub hinein. Die Todten waren überall; sie lagen in den Gräben, in den Ananasfeldern, in den Winkeln des Blockhauses und in schrecklichen Stellungen unten am Abhange. Die Luft war mit Gerüchen aller Art erfüllt — dem abgestandenen Pulvergeruch, dem des Rauches, eines Pferdecadavers, der schon zwei Tage dalag, dem Gestank des zermalmten Kalkes und der Tünche im Blockhause und dem scharfen, salzigen Geruche des Blutes. Unsere Soldaten machten sich an die Arbeit, die Todten zu begraben und die Verwundeten fortzutragen, und wir wandten unsere Aufmerksamkeit der Stadt zu.

El Caney lag da, eine Fläche von rothen Ziegeldächern, vom Thurm einer Kathedrale überragt, die gerade auf der anderen Seite einer tiefen Schlucht stand, wo ein Strom floß. Am Rande der Stadt waren ein oder zwei Blockhäuser. Auf den ersten Blick sah die Stadt verlassen aus, ein einziger weißer Maulesel in einem Hofe bei der Kirche schnupperte ruhig im Futter herum. Aber während wir hinsahen, kamen eine Frau und zwei Männer, keine Soldaten, vor die Thür einer der Hütten. Ich stand mit einem Unterofficier, fünf Soldaten und einem Redacteur von San Francisco am Abhange des Hügels. Wir riefen in dem wenigen Spanisch, das wir kannten, diesen Leuten zu, daß sie zu uns herauskommen sollten, und erzählen ihnen, daß wir amigos (Freunde) seien. Sie kamen zögernd, blieben alle fünf Schritt stehen und riefen. Dann gewannen sie Vertrauen und kamen, die Frau ein Bündel auf ihrem Kopfe. In fünf Minuten war die Stadt lebendig von Leuten, Männern, Frauen und kleinen, nackten Kindern mit aufgetriebenen Bäuchen, die aus jeder Thür und jeder Straße strömten, eine lange Linie bildeten und zu uns nach dem Abhange des Hügels kamen. Die meisten waren Frauen, die jeden Augenblick in hysterische Krämpfe zu fallen drohten. Die nicht halb verrückt vor Aufregung, waren stumpfsinnig, blickten langsam um sich, ohne etwas zu sehen, und ließen sich wie Schafe vorwärts treiben. Ein paar von ihnen weinten; eine, die fast vor Schluchzen erstickte, aß zur selben Zeit so schnell, wie sie die Gabel nur hantiren konnte, aus einer Blechbüchse Sardinen, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, was sie that. Die Kinder waren in den meisten Fällen äußerst aufgeregt und sehr interessirt und erfreut. Für sie war es eine neue Art von Picknick. Aber unter diesen Leuten herrschte viel Elend. Eine schöne Frau, deren Gatte, ein Cubaner, von einer unserer Granaten getödtet worden war, erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei, ihren Seufzern und Flüchen, wobei sie in dem Uebermaß ihres Schmerzes in ihre Hände biß, daß einem das Herz beim Zuhören brach. Eine alte Frau von fünfundsechzig Jahren, die kaum im Stande war zu gehen, trug an ihren Handgelenken, die wie die Bänder eines Kornsackes über ihre Schultern gezogen waren, eine andere Frau auf ihrem Rücken, die sicherlich mehr als neunzig Jahre alt war; sie war blind und taub und kaum im Besitze irgend welcher Sinne. Sie war in ihrem Nachthemde, gerade wie sie aus dem Bette genommen war, das sie vielleicht viele Jahre lang nicht verlassen hatte.

Wir eilten vorwärts, überschritten die Schlucht und den Fluß und betraten die Stadt. Der Unterofficier hatte den Befehl, nach spanischen Soldaten, verwundeten und anderen, die sich verborgen halten mochten, Umschau zu halten. Wir fanden die Häuser unversehrt; unsere Geschütze hatten die Schützengräben, aber nicht den Ort beschossen. Wir spannten unsere Revolver und gingen durch die engen und verlassenen Gassen und Straßen und in die größeren Häuser, das Gefängniß, das Hospital, die Kirche, die Wohnung des Bürgermeisters und in die meisten Häuser am Markte. Es war ein unheimliches Wagniß, daß wir ungeladen in diese Häuser eindrangen, die Hausthüren aufstießen und die dunklen und stillen Räume betraten mit ihrem seltsamen Hausrathe und den ungewohnten Gerüchen, ohne zu wissen, was uns auf der nächsten Schwelle begegnen werde. Im Hause des Bürgermeisters stieß ich plötzlich auf den Leichnam eines ziemlich unschönen jungen Mädchens, das auf dem Boden lag. Ihr Haar breitete sich über ihrem Gesichte wie Seetang aus. Sie war nicht erschossen, sondern erstochen. Wir fanden einige Todte, Männer, die zum Sterben in die Winkel gekrochen waren. In einem der größeren Gebäude am Marktplatze trafen wir einige vierzig Verwundete, die nicht mehr an's Kämpfen dachten, einer davon war ein äußerst erbarmenswerther Krüppel. In einem Blockhause ergaben sich mir zwei unverwundete spanische Soldaten. Ich ließ sie vor mir hergehen und schöpfte erst freien Athem, als ich mich wieder unter dem Schutze unserer Gewehre befand. Später sah ich einen davon in der Einfriedigung zu Sibuney wieder. Wir erkannten einander gleichzeitig und reichten uns die Hände, wie alte Freunde, die aufrichtig froh waren, einander wieder zu sehen.

Die Dämmerung brach an, als wir das Blockhaus wieder erreichten, und die Brigaden waren wieder in Bewegung. Wir fürchteten, daß wir unsere Pferde und unseren cubanischen Führer in der Dunkelheit und dem Gedränge verfehlen möchten, und arbeiteten uns zu ihnen durch. Dann marschirten wir in der Dunkelheit durch ein wildes Durcheinander von Regimentern, Compagnien und Brigaden, sowie Bahrträgern, die Verwundete und Todte trugen, um das Regiment wiederzufinden, dem wir zugeteilt waren, und das drei Meilen auf der Santiago-Straße vorgerückt war. Und dann ereignete sich etwas Merkwürdiges. Unsere Armee hatte von früh bis spät gekämpft und den Feind geschlagen. Es war also Grund zu triumphiren und zu jauchzen. Statt dessen lag ein bedrückendes Gefühl auf uns und den Soldaten, mit denen wir marschirten. Es wurde wenig gesprochen. Es war eine traurig gestimmte Armee, die da nach dem Siege durch die Dämmerung marschirte. Ehe es ganz dunkel wurde, traf ich an einer Wendung der Straße auf einen Brigade-Adjutanten. Wir kannten einander nur oberflächlich, aber aus irgend einem Grunde faßten wir uns herzlich bei der Hand und waren so froh darüber, einander wieder zu sehen, daß die rechten Worte nicht kommen wollten. So standen wir im Schmutz der Straße und plauderten, bis die marschirenden Truppen wie ein anbrausender Strom uns auseinander rissen. Selbst dann noch winkten wir einander durch den Schleier der geschulterten Gewehre Lebewohl. Es war jetzt dunkel. Die Armee rückte in neue Stellungen vor; Artillerie bewegte sich mühsam den Weg entlang; das Klappern der Blechtassen an den Scheiden klang wie das Zirpen eines großen Schwarmes von Heimchen. Irgendwo im Süden ließen schwere Geschütze in längeren Pausen ihren Ruf erschallen. Es war zehn Uhr Nachts, als wir unsere Gesichter wieder auf Santiago zuwandten.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

In unserem Verlag ist erschienen:

№ 40. Berlin, den 3. Oktober 1896. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des
Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 34. Berlin, den 26. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Großdeutsche Politik. Von Oskar Gruppe. — Ueber deutschen und englischen Schiffbau. Von Franz Eißenhardt. — **Literatur und Kunst.** Goethe, der Rheinländer. Von S. Simchowitz. — Aus Goethe's Ministerzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen. — **Feuilleton.** Ein gutes Werk. Von Wladimir Budischtschew. — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Großdeutsche Politik.

Von Oskar Gruppe.

Als es sich nach der Niederwerfung des ersten Napoleon für die Deutschen darum handelte, aus den Trümmern des alten Heiligen römischen Reiches deutscher Nation einen lebensfähigen Deutschen Bund zu schaffen, da sonderten sich nach den unerquicklichen Kämpfen gegen die Reaction zwei Hauptrichtungen ab, die zumal in den Wirren der Vierzigerjahre hart gegeneinander stritten: die Großdeutschen, die das neue Reich nur mit Einschluß ganz Oesterreichs anstrebten, und die Kleindeutschen mit der „preußischen Spitze", die zwar Oesterreich aufnehmen wollten, aber ohne seine stockslavischen, magyarischen und italienischen Länder. Die Kleindeutschen blieben Sieger, und Oesterreich wurde durch den „Kaiserschnitt" von 1866 aus dem deutschen Staatskörper eliminirt. Aber die Großdeutschen, obwohl viele von ihnen durch den glorreichen Krieg um den Rhein und die Weltmachtstellung des Deutschen Kaiserreichs zum Uebertritt in's bismärckische Lager bewogen wurden, gaben sich doch in ihren besten Geistern noch nicht gefangen. Gervinus, der von Hamburg als der wahren Reichshauptstadt schwärmte, der edle Uhland, der leidenschaftliche Herwegh, der Republikaner Kinkel und mit ihnen so mancher unbeugsame „Achtundvierziger" standen bis zum Tode der neuen Reichsschöpfung, diesem „verlängerten Preußen" (Wilhelm I.) ablehnend, ja zum Theil feindlich gegenüber. Noch nach 1866 schrieb Trautwein von Belle: „Es giebt kein Schwert, das den gordischen Knoten ‚Deutschland-Oesterreich' zerhauen könnte, Natur und Geschichte haben ihn unabreißbar zusammen gefügt! Dagegen vermag kein Gothaismus, und habe er alle Gelehrsamkeit aller Schreibstuben des Erdballs gepachtet! Das Geheimniß des gordischen Knotens bestand nach den neueren archäologischen Entdeckungen in dem Einheitsbande der physischen Gattung. Eine solche Natureinheit wird von Deutschland und Oesterreich verkörpert. Die Völkerwanderungen des frühen Mittelalters, dann die Kaisergeschichte Deutschlands und das Glück Habsburgs, dessen Heirathsgewinn der östlichen Richtung des Wandertriebes der Deutschen folgte, endlich die Jahrhunderte gemeinsamen Schicksals haben das Loos der südostdeutschen Stämme mit dem der Südslaven und der Magyaren in die nächste Beziehung gebracht. Es ist deutsche Bildung und Gesittung, welche die buntfarbigen Völkerschaften Oesterreichs über die Barbarei des Ostens emporhebt, es ist deutsche Manneskraft, welche bis an das ‚Eiserne Thor' und an die Ausläufer des Balkans Vorposten europäischer Cultur hinausgerückt hat. Sollte das deutsche Gemüth sich dessen nicht freuen und der deutsche Geist in diesen Thatsachen nicht große Aufgaben erkennen? Hier zeigt sich aber gerade die Verwandtschaft mit der Mark Brandenburg. Denn auch das Erzherzogthum Oesterreich ist eine den Barbaren des Ostens kriegerisch abgerungene Mark, es ist die alte Ostmark des Deutschen Reiches, welche das Schwert Karls des Großen, also das deutsche Kaiserschwert, den Avaren entriß. Der Name ‚Oesterreich' spiegelt den Ursprung wieder! Haben die Habsburger ein uraltes Wächteramt an der Donau, und verweist sie der Lauf ihres Hauptstromes auf das Schwarze Meer und den Bosporus, so haben die Hohenzollern das Wächteramt an der Oder und Weichsel, und der Lauf dieser Ströme weist auf die Ostsee, auf die deutsche Herrschaft am Baltastrande. Nordostwärts also geht die Richtung des natürlichen Berufes der preußischen Monarchie. Oesterreichs Mission ist schon in seinem Namen verkörpert. Es gibt einen mächtigen Nachbar beider, der, besser als die deutschen Großmächte selbst, ihren wahren Beruf erkannt hat. Das ist Rußland seit Peter dem Großen! Nicht umsonst und nicht aus rein diplomatischen Gründen hat Rußland die Zwietracht Habsburgs und Hohenzollerns stetig begünstigt." Gewiß ist das Alles sehr richtig, aber noch richtiger ist, daß bloß Hohenzollern, aber nicht Habsburg seine deutsche Mission verstanden und ausgeführt hat. Und doch ist Oesterreich, die alte deutsche Ostmark, das was es heute ist, geworden als Theil Deutschlands. Die Geschichte Oesterreichs ist ein Theil der deutschen Geschichte, sie ist insbesondere ein wesentlicher Theil der deutschen Siedelungsgeschichte. Es ist wahr, daß Oesterreich schon seit drei Jahrhunderten für eine große europäische Macht gegolten hat und in der That als eine solche aufgetreten ist. Aber wie wesentlich war dies durch die deutsche Kaiserkrone bedingt, deren Wichtigkeit für Oesterreich schon nach den Anstrengungen zu ermessen sein dürfte, welche das Haus Habsburg vier Jahrhunderte lang gemacht hat, um sich im Besitz derselben zu behaupten. Zwar waren die materiellen Machtmittel, welche diese Krone gewährte, nur sehr gering, und verringerten sich noch immer mehr, dennoch war sie ein unschätzbares Kleinod, durch den Zauber großer Erinnerung geweiht, und das Symbol der ganzen feudalen Ordnung des alten Europa. So wirkte sie mit der Macht eines Princips, so lange diese alte Ordnung selbst noch bestand,

d. h. bis zur französischen Revolution, welche durch die Zerstörung dieser feudalen Ordnung Europas der österreichischen Macht eine unheilbare Wunde schlug. Man konnte seitdem ein österreichisches Kaiserthum errichten, aber dieses präsentirt kein europäisches Princip und ist keineswegs vermögend, der österreichischen Monarchie die Bedeutung einer in sich selbst ruhenden und sich selbst genügenden Macht zu verleihen. Vielmehr haben die Ereignisse bewiesen, daß diese Macht ohne Deutschland nicht bestehen kann. Die österreichische Stellung in Deutschland war die eigentliche Grundlage seiner Macht in den nichtdeutschen Ländern. Mit dieser Stellung mußte daher Oesterreich stehen und fallen, und so ist es verständlich, wenn es heute nur noch eine Macht zweiten Ranges ist und ganz auseinander zu fallen droht.

Das ist nun aber ein Resultat, womit das Deutsche Reich nichts weniger als zufrieden sein kann. In den Ereignissen von 1866 hatte es sich nach einem Ausspruch, den Bismarck am 27. August 1866 im preußischen Landtag that, gehandelt, „um das Recht der deutschen Nation, um ihr Recht: zu existiren und zu athmen, und um ihre Kraft, welche in Preußen wurzelt." Werfen wir nun einen Blick auf die Karte, sehen wir uns das Deutschland vor 1866 an und vergleichen wir damit Neudeutschland, jene Schöpfung, in der also der deutschen Nation „das Recht zu existiren und zu athmen" erobert worden sein soll, so werden wir sehen, daß die siegreiche kleindeutsche Politik Deutschland in seinem Kerne zwar stark und mächtig gemacht, aber als Ganzes arg verstümmelt hat. Das alte Deutschland war durch Luxemburg mit den Niederlanden verbunden, Aufgabe einer deutschen Staatskunst wäre es gewesen, nicht dieses Verhältniß zu lösen, sondern es fester und lebendiger zu gestalten. Am andern Ende, im Südosten ragte Deutschland durch das alte Kaiserhaus bis in die äußersten Ausläufer der Karpathen hinein und bis nahe an die Mündung der Donau heran. Im Süden verband uns Oesterreich mit der Adria und verlieh uns sogar durch seine italienischen Besitzungen die Herrschaft über Italien. Das neue Deutschland nun ist abgeschnitten von seinen Niederlanden, an der Rheinmündung herrscht ein Staat, der uns so fremd gegenübersteht, wie Rußland oder China. Die Ostmark ist verloren, von der Adria sind wir abgedrängt, und an der Donaumündung steht Rußland. Deutschland, welches, um existiren und athmen zu können, die Möglichkeit, sich auszudehnen brauchte, hat sich verkleinert und eingeengt in eine Form, die aller Natur, allen gesunden Bedürfnissen Hohn spricht. Seine politische Unzulänglichkeit zwingt es, in schwerer, drückender Rüstung immer auf der Wacht zu stehen, selbst auf Kosten seiner Culturaufgaben. Denn es ist leider nur zu wahr: die Zeit unserer „glorreichen Errungenschaften" war zugleich die Zeit eines allgemeinen Niederganges des Deutschthums — außerhalb und innerhalb der Grenzen des Habsburger Reichs; in der alten deutschen Ostmark und auch in Rußland war es die Zeit eines wüthenden Vernichtungskrieges gegenüber deutschem Volke und deutschem Wesen. Seitdem sind allein in Oesterreich und Rußland Millionen Deutscher von fremden Völkern verschlungen worden. In Oesterreich betrug nach Böckh 1860/61 der Procentantheil der deutschen Bevölkerung noch 24,72, im Jahre 1890 aber war er bereits auf 23,10 zurückgegangen. Die ganze Bedeutung dieser Thatsache aber wird dann recht klar, wenn man erwägt, daß bis zum Jahre 1866 das österreichische Deutschthum, verglichen mit dem nichtdeutschen Volksthum, jährlich um 0,25 Procent zugenommen hat. Früher wanderten die Deutschen aus den Ländern des heutigen Reiches nach Oesterreich, heute wandern umgekehrt die Oesterreicher nach Deutschland. Nebenher geht das Aufflammen einer vorher nie gekannten slavischen Nationalbewegung, die dem Deutschthum den Kampf auf Leben und Tod ankündigt.

„Welcher denkende Mensch möchte nun aber behaupten wollen, daß die Völkerbewegung in unserer Ostmark an der deutschen Reichsgrenze einst Halt machen werde?" fragt der bekannte Großdeutsche Ottomar Schuchardt in seinem hochinteressanten Buch „Die deutsche Politik der Zukunft" (Celle, Schulbuchhandlung). „Schon fluthet das fremde Element in die an Böhmen grenzenden Länder hinein und es bedarf schließlich nur eines unglücklichen Krieges, um auch hier öffentlichrechtliche Verhältnisse zu schaffen, wie sie in Böhmen seit der Badenischen Sprachenverordnung schon zu Recht bestehen.*) Wie begeisterte man sich nach der bekannten Depesche an Onkel Krüger auf einmal für die „niederdeutschen Brüder" am äußersten Ende von Afrika; für einen Volksstamm, der sich für nichts so sehr bedanken würde, als für den Anschluß an Deutschland. Daß dicht vor unserem Hause eine deutsche Culturwelt untergeht in asiatischer Barbarei, daß dort allein in Ungarn über 2 Millionen deutscher Brüder erwürgt werden, das will in den Augen unserer auf ihre Realpolitik so stolzen deutschen Patrioten gar nichts besagen."

Bismarck selbst hat den negativen Erfolg seiner „kleindeutschen" Politik sehr wohl erkannt. Da Habsburg seinen deutschen Beruf so schlecht erfüllt, sich nur immer von dynastischen Rücksichten leiten ließ und darum mit Absicht die Germanisirung seiner Länder unterließ, so mußte eben Hohenzollern die deutsche Frage einseitig lösen, zu welchem Zweck es einer blutigen Auseinandersetzung bedurfte, um die Hände frei zu bekommen. Wie Bismarck in seinen „Gedanken" (2. Bd., S. 264) verräth, war die Haupttriebfeder für sein Bündniß mit Oesterreich die Furcht vor einer Verständigung Rußlands mit dieser Macht, die zur Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Deutschland und damit zur Niederwerfung der preußischen Herrschaft führen konnte. Je mehr er sich später aber von der Grundlosigkeit dieser Befürchtung überzeugte, desto nachdrücklicher suchte er sich Rußland wieder zu nähern. Ja, Schuchardt geht noch einen Schritt weiter, als die meisten Dolmetscher der Bismarck'schen Enthüllungen zu gehen wagten, und behauptet, daß Bismarck's Plan bei Abschluß des preußisch-russischen Vertrages von 1886 der war, Oesterreich bei einer Verwickelung mit Rußland in die Zwangslage zu setzen, seinen Schwerpunkt nun in der That nach Osten zu verlegen, d. h. eine ungarisch-habsburgische Monarchie zu begründen und die Länder bis an die Adria Preußen zu überlassen. Und Schuchardt fährt fort: „Es bedarf wohl kaum noch eines Beweises, daß der Plan Bismarck's nur die zielbewußte Verfolgung jenes Gedankens ist, der Bismarck bei den Annexionen im Jahre 1866 leitete, und, was die Hauptsache ist, bis zu diesem Punkte ist das Zusammengehen einer preußischen und russischen Politik sehr wohl denkbar. Nach Bismarck's Meinung hat eben Deutschland keine Interessen im Orient. Sollte diese Anschauung auch fernerhin von den deutschen Staatsmännern vertreten werden, nun, so wird ohne Zweifel eine Zeit kommen, in welcher der unter russische Herrschaft gerathene Orient seinerseits Interessen in Deutschland geltend machen wird."

Die orientalische Frage, das ist die deutsche Frage, sagte 1854 mit seltener Weitsicht Bruno Bauer, und andere großdeutsche und weitausschauende Männer, ein Leibnitz, ein List, ein V. A. Huber, ein Constantin Frantz, auch Lagarde, Rodbertus und Roscher haben den wirthschaftlichen Anschluß des Orients an Mitteleuropa, d. h. an Deutschland als das Alpha und Omega aller wahren Staatskunst bezeichnet, und (wenigstens Frantz und Huber) haben schließlich rund heraus erklärt, daß, sollte dieser Anschluß nicht gelingen, sollte der Orient vielmehr unter der Führung anderer Staaten gerathen, es um die Zukunft Deutschlands geschehen sei. „Unsere materielle Entwickelung", meint Constantin Frantz, „weist uns in erster

*) Besonders Dresden wird von tschechischen Arbeitern und Dienstmädchen überschwemmt, und in Berlin, wo die polnischen und tschechischen Turnvereine und Besedas sich immer lästiger machen, entfallen von hundert Naturalisationen volle 40 auf böhmische Eingewanderte.

Linie auf unsere östlichen Nachbarländer hin, und daß diese sich an Deutschland anschließen, davon hängt geradezu unsere ökonomische Zukunft ab. Man sieht demnach, wie auch unter diesem Gesichtspunkte die deutsche Frage über Deutschland selbst hinausführt, und wie sehr unsere inneren Zustände durch die sogenannte auswärtige Politik bedingt sind. Denn damit jene Länder für den deutschen Handel gewonnen würden, dazu gehörten offenbar erst große politische Veränderungen, und eben solche Veränderungen herbeizuführen, hätte dann das Hauptziel einer wahrhaft deutschen Politik sein müssen. Was sollen wir also sagen, wenn hingegen Preußen, welches doch die deutsche Politik dirigirte, seine Thatkraft statt nach Osten vielmehr nach Westen richtete? Ist jetzt officiell eingestanden, daß das seit 1866 befolgte ökonomische System sich nicht bewährt habe — wird man nicht endlich auch zu der Einsicht und zu dem Bekenntniß gelangen müssen, daß hier nicht bloß ökonomische Mißgriffe vorliegen, sondern daß vielmehr das ganze politische System von 1866, als worauf doch im letzten Grunde auch unsere heutige ökonomische Situation beruht, verfehlt war? Denn die Handelspolitik und die sogenannte hohe Politik müssen doch zusammen, stimmen und ineinander greifen. Unmöglich, daß die eine sich in östlicher, die andere sich in westlicher Richtung bewegen könnte." Ein anderer Großdeutscher, der geniale Nationalökonom List, verweist die Norddeutschen auf Süd- und Mittelamerika und verlangt, daß Süddeutschland seine Auswanderung nach den Ländern des Südostens lenke: „Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Provinzen der Türkei und die westlichen Ufer des Schwarzen Meeres bieten", wie er sehr richtig erkannte, „dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenutzter und fruchtbarer Ländereien. In jenen Gebieten winkt dem deutschen Volke eine Zukunft, die es sich nicht verscherzen darf, denn jede Nation, die in unseren Tagen nicht wächst, muß untergehen, weil alle andern Völker von Tag zu Tag wachsen, weil sich folglich die beste Gewähr der Selbständigkeit, die eigene Kraft, bei der stehenbleibenden Nation andern Nationen gegenüber von Tag zu Tag vermindert. Deutschland kann noch bedeutend wachsen durch seine innere und äußere Entwickelung, vorzüglich aber kann es wachsen durch zweckmäßige Benutzung seiner zeitweiligen Uebervölkerung. Warum aber zu diesem Zwecke nach überseeischen Ländern sich umsehen, wenn zunächst an unserer südöstlichen Grenze unermeßliche Landstrecken liegen, wohin wir den Ueberschuß unserer Bevölkerung auf einem unserer eigenen Ströme, der fast die ganze Breite von Deutschland hindurch schiffbar ist, mit Leichtigkeit befördern und mit welchem wir vermittelst dieses Stromes in einen vortheilhaften Handelsverkehr treten können." Unterliegt es also keinem Zweifel, daß die reich ausgestatteten aber schwach bevölkerten Länder des Südostens: die Donau- und Balkanländer und darüber hinaus die Uferländer des Schwarzen Meeres und Kleinasien die nothwendige natürliche Ergänzung des übervölkerten, zwischen zwei große Militärmächte eingeklemmten winzigen Deutschen Reiches darstellen, so kommt Schuchardt zu dem Schlusse, „daß eine Politik, die uns die Möglichkeit der Angliederung dieser Länder zu rauben droht, eine undeutsche, eine verderbliche und verdammenswerthe ist. Das wieder hergestellte Deutschland freilich räumt mit solch' altväterischen Gedanken gründlich auf. In seinen Rahmen passen Reminiscenzen, die nur allzu sehr an das alte Groß-Deutschland gemahnten, nicht hinein; man schwelgt hier in jener selbstmörderischen Politik, die vom Sattsein träumt, während ringsum mißgünstige hungrige Nachbarn gierig die Hände ausstrecken nach deutschen Brocken, Rußland von der Weichsel her erdrückend auf uns lastet, die Donau hinaufdringt und bereits am Sunde zu herrschen beginnt, während im Westen der Rhein uns verlegt ist und fränkische Unversöhnlichkeit darauf sinnt, alte deutsche Grenzlande auf's Neue zu ergattern. Solcher Politik entspricht es durchaus, daß man sich in unabsehbare, nutzlose oder geradezu gefährliche überseeische Unternehmungen einläßt, die sich wie Hohn ausnehmen auf das von List Geforderte und nach Lage der Dinge noch heute für Deutschland zu Fordernde. Oder glaubt man vielleicht durch jene Afrika- und Samoa-Politik oder durch die colonialen Unternehmungen der neuesten Zeit, — dadurch, daß man an allen Ecken und Enden der Welt den deutschen Namen lärmend nennt und andere zwingt, ihn zu nennen, an Achtung und Ansehen zu gewinnen? Und ist man so naiv, zu glauben, daß solche Anmaßungen genügen, die von uns losgelösten Volkssplitter und insbesondere auch die über die Vereinigten Staaten verstreuten, unserm Volksthume zu erhalten? Wir hingegen glauben und rufen es mit Posaunenstimme hinaus: Zu retten für unser Volk sind diese Millionen Deutscher nur dann, wenn wir in Europa wieder etwas werden, wenn wir zeigen, daß wir zum mindesten das bedrohte Deutschthum innerhalb der Grenzen des historischen Deutschlands zu schützen vermögen. So lange wir aber zusehen müssen, wie dicht vor unsern Thoren in Oesterreich und Rußland Jahrtausende alte deutsche Culturgebiete in slavisch-mongolischer Barbarei untergehen, so lange sollten wir doch, um nicht den Fluch der Lächerlichkeit auf uns zu laden, von einer Beschützung des Deutschthums und von einer Wahrung deutscher Interessen jenseits der Weltmeere schweigen."

Wenn freilich diese wohlmeinenden Patrioten sagen, wie sie sich die Herstellung von Großdeutschland denken, so kommt nicht viel Brauchbares heraus. Karl Jentsch, ebenfalls ein Großdeutscher, räth zu einem Eroberungskriege gegen Rußland. Schuchardt wünscht die Wiederherstellung Polens als Pufferstaat; Preußen solle dafür Gnesen opfern und Russisch-Polen mit Galizien unter dem Scepter eines preußischen Prinzen, Lithauen aber unter einem Radziwill vereinigen. Als ob ein neues Polen je auf das Meer, auf Danzig und — die Intriguen mit Frankreich und Rom verzichten würde! Aber auch für eine Vereinigung mit dem sich slavisirenden Oesterreich, wie Schuchardt sie wünscht, ist es wohl zu spät. Schon der Eintritt Deutschösterreichs in unser Reich wäre ein zweifelhafter Gewinn. Die religiösen Beweggründe, die für Schuchardt gar nicht vorhanden zu sein scheinen, sind bei uns eben noch immer lebendig und oft ausschlaggebend, gerade heute bei dem überragenden Einfluß des Centrums im Reichstag. Der Culturkampf wird doch früher oder später durchgefochten werden müssen. Darum bleibt Bismarck's Wort bestehen: „Wir haben schon übergenug Katholiken." Die österreichische „Los von Rom-Bewegung", obwohl sie von der bayrischen Regierung (!) bekämpft wird, hat im ganzen protestantischen Deutschland unleugbar mächtig gezündet, viel mehr als je ein nationaler Hülferuf aus Oesterreich es vermochte. Freilich müßten die Uebertritte in ganz anderem Umfange Platz greifen, auch die ohnehin auf den Aussterbe-Etat gesetzten Altkatholiken evangelisch werden, wie jetzt in Graz, — denn was sollen wir etwa mit den wackeren aber pechschwarzen Tyrolern?! Ja wenn man als Gegengewicht die Holländer, Balten, Jüten haben könnte! ... Gott bewahre das Reich also vor einem Wiedereintritt Oesterreichs, der uns nur wieder den glücklich überwundenen Zank zwischen den beiden Großmächten in's Haus bringen und die religiösen Gegensätze verschärfen würde, sowie uns wieder Habsburgs alte reactionär-clerical-dynastischen Intriguen eintrüge, gestützt auf die beiden engverwandten Herrscherhäuser Sachsens und Bayerns, in absehbarer Zeit auch auf das wieder katholische Württembergs. Aber zwischen den großdeutschen Politikern und den alldeutschen Schwarmgeistern, die Oesterreich-Ungarn einfach verschlucken oder mit Rußland theilen wollen, wobei natürlich u. A. Deutschböhmen, Siebenbürgen, Triest, Pola und Fiume uns zufielen, giebt es noch einen Mittelweg. Da ein slavisirtes Oesterreich für uns eine viel größere Gefahr ist, als der thönerne Koloß im Osten

der genug mit sich selbst zu thun hat, so müßten wir nicht nur moralisch, sondern mit allen im Frieden völkerrechtlich erlaubten Mitteln eingreifen, um eine Slavisirung, die für uns gleichbedeutend mit einem Zusammenbruch Oesterreichs ist, aufzuhalten und den Nachbarstaat zu kräftigen. Ein Wiederaufbau Oesterreichs auf föderalistischer aber im Wesentlichen deutscher Grundlage ist noch möglich. Die reindeutschen und gemischtsprachlichen Länder wären zu einer engeren Staatseinheit zu verbinden, etwa als autonomes aber im Reichstage nicht vertretenes Deutsches Reichsland unter Habsburgischem Scepter. Die übrigen rein magyarischen, tschechischen und polnischen Theile könnten sich ebenfalls zu selbstständigen Staaten als Habsburgische Hausmacht constituiren. Die Zollschranken hätten natürlich zu fallen, und ein Wirthschaftsgebiet von der Adria bis zur Nordsee wäre geschaffen. Bei der gegenwärtigen Verbohrtheit der österreichisch-ungarischen Regierung, die sogar alle „freundschaftlichen Vorstellungen" der Reichsregierung ignorirt oder gar wie Graf Thun verhöhnt, ist allerdings an den Erfolg solcher Anregungen jetzt nicht zu denken. So lange Goluchowski polnische, Thun tschechische und v. Szell magyarische Politik treiben und den Kaiserstaat vereint herunterregieren dürfen, muß man den Dingen eben ihren Lauf lassen, der ja kein langer mehr sein kann. Die Deutschen Oesterreichs werden schließlich unsere Intervention *fordern*, und wir werden uns dieser nationalen Ehrenpflicht nicht mehr entziehen können. Die Drohungen mit der Nichterneuerung des Dreibundes, wie sie das Ministerium Thun-Kaizl beliebte, lassen uns herzlich kalt, denn ein slavisirtes Oesterreich hat für uns nicht den geringsten Bündnißwerth, obendrein ist uns die Erhaltung des Deutschthums von $8^1/_2$ Millionen Oesterreichern wichtiger, als alle Balkan-Interessen. Der Dreibund ist für Oesterreich, nicht aber für uns eine Lebensfrage, die wir immer noch die Wahl zwischen Rußland oder England haben und sogar ein Zusammengehen mit Frankreich ermöglichen können, zunächst wenigstens in der Colonialpolitik. Noch thörichter ist die tschechische Drohung mit Goluchowski's bisher geleugneter Entente mit Rußland. Schon Bismarck hat darauf erwidert, daß wir ja Oesterreich in Petersburg jederzeit überbieten könnten. Der allezeit impulsiv ritterliche Wilhelm II. soll angeregt haben, Bosnien und die Herzegowina dem Kaiser Franz Joseph als Jubiläumsgeschenk definitiv zu überlassen, hat jedoch in Petersburg damit keine Gegenliebe gefunden, was für Rußlands wahre Gesinnung gegenüber Oesterreich bezeichnend, dabei erfreulich ist. Auch die Südslaven haben auf das mit europäischem Mandat occupirte Bosnien ebenso wenig endgiltig verzichtet, wie die Türkei. Die Irredenta wartet nur auf eine Gelegenheit, um wieder den Ruf um Triest und Trient zu erheben, und vielleicht ist dann der italienischen Monarchie, die auch nach dem Ausscheiden Oesterreichs unverändert zu uns steht, eine solche Ablenkung der inneren Krisen nach außen nicht unerwünscht. Daß aber auch Rußland einen katholisch-slavischen Concurrenzstaat nicht gerne sehen würde, ist offenkundig. Wir brauchen bloß unsere schützende Hand von Oesterreich abzuziehen, um so intim mit Rußland zu werden wie früher, worauf es seine Balkanpolitik wieder aufnehmen könnte, der jetzt kein Stambuloff und kein Battenberger mehr entgegentreten würde. Lieber geben wir Konstantinopel, Serbien und Macedonien den Russen preis, als unsere deutschen Brüder den Tschechen, Magyaren, Polen und Slovenen. Und so vereinigt sich Alles, um Oesterreich-Ungarn schließlich klar zu machen, daß es auf die Freundschaft und den Schutz des mächtigen Deutschen Reiches dringend angewiesen ist. Je bälder es dies einsieht und je schneller es auf seiner abschüssigen Bahn umkehrt, umso besser für seine heute so schwer bedrohte Existenz.

Ueber deutschen und englischen Schiffbau.

Von Franz Eißenhardt.

Die Thätigkeit deutscher Werften hat sich seit 1871 gewaltig gehoben, und das ist im In- wie im Auslande allgemein anerkannt. Ja, man kann wohl sagen, daß sie nach der Englands vielleicht die regste ist. Ganz nahe aber stehen ihr ganz sicher die französischen und amerikanischen Etablissements. Wir bauen wohl für auswärtige Staaten, aber die Werften jener Länder auch, mehr, und, was Frankreich angeht, seit längerer Zeit. Was aber einen Vergleich mit den Etablissements Englands angeht, so läßt sich der eigentlich gar nicht ziehen, denn England baut sicher ebenso gut, jedoch schneller, billiger und etwa sieben bis acht Mal so viel als wir. Ziehen wir nur einen Vergleich im Bau von zwei modernen Schlachtschiffen beider Länder. Das deutsche Schlachtschiff „Kaiser Friedrich III.", das erste eines neuen Typs von 11000 To. Wasserverdrängung, wurde begonnen am 23. November 1894, auf Stapel gelegt am 5. März 1895, lief ab am 1. Juli 1896 und empfing Juni, Juli 1899 seine artilleristische Armirung, mit deren Einbau man Juli begann. Es brauchte somit der Panzer von seiner Kiellegung bis zu seiner Indienststellung vier und ein halbes Jahr. Demgegenüber wurde zum 15900 To. großen Engländer „Majestic", nebst dem fast zugleich aufgelegten Schwesterschiff „Magnificent" ebenfalls dem ersten Schiff einer neuen Classe, die erste Kielplatte am 5. Februar 1894 gelegt, der Stapellauf erfolgte am 19. December desselben Jahres, und das Frühjahr 1896 sieht das Schiff — nach einer Bau- und Ausrüstungszeit von zwei Jahren — als Flaggschiff des britischen Canalgeschwaders. Der Preis des deutschen und des englischen Schiffes ist ungefähr gleich, ca. 20 Millionen Mark. Da aber der Engländer fast 5000 To. größer ist, so ist er billiger und, wie klar hervorgeht, in der Hälfte der Zeit fertig gestellt. Noch ein Beispiel! Unser großer Kreuzer „Freya" wurde auf der Kaiserlichen Werft zu Danzig am 2. Januar 1896 aufgelegt, lief am 11. Mai 1897 ab und lag am 1. Juli 1899, für Probefahrten bereit, an der Werft. Er brauchte also mehr als drei Jahre bis zur Indienststellung. In England baut man Kreuzer dieser Größe in nie mehr als drei Jahren.

Was nun die deutschen Schnelldampfer anbelangt, so besitzen gegenwärtig die Flotten des Norddeutschen Lloyd und der Hamburger Packetfahrt zusammen zwölf, wovon zehn auf die erstgenannte Gesellschaft entfallen. Es sind das: Kaiser Wilhelm der Große, Kaiserin Maria Theresia (früher Spree), Havel, Lahn, Saale, Trave, Aller, Ems, Fulda, Werra. Der vom Lloyd als solcher angeführte „Kaiser Wilhelm II." ist mit 15,75 Meilen Maximalgeschwindigkeit als Schnelldampfer nicht anzusprechen. Diesen zehn Lloyddampfern stehen „Fürst Bismarck" und „Auguste Victoria" der Packetfahrt gegenüber. Im Bau liegen zwei, einer bestellt vom Lloyd, „Deutschland", für die Hamburger Linie auf der Werft des Vulkan zu Bredow bei Stettin. Die Abnahme des „Kaiser Friedrich" hat der Lloyd *abgelehnt*, der Dampfer steht zum Verkauf und wird schwerlich in Deutschland bleiben. Vier von diesen zwölf fertigen Schnelldampfern haben Doppelschrauben, nämlich die beiden der Packetfahrt, „Kaiser Wilhelm der Große" und die verlängerte und in ein Zweischraubenschiff umconstruirte ehemalige „Spree", jetzt „Kaiserin Maria Theresia". Von diesen zwölf Schnelldampfern sind jedoch nur fünf auf deutschen Werften gebaut, die anderen sieben, nämlich die letztgenannten des Lloyd, stammen aus England von der Fairfield-Shipbuilding-Comp. in Glasgow.

Abgesehen von England, das zuletzt betrachtet werden soll, haben aber noch andere Nationen Schnelldampfer. Die Vereinigten Staaten besitzen vier sehr große Doppelschrauber: St. Louis, St. Paul, Paris und New York, die beiden ersten bei Cramp u. Sons, Philadelphia gebaut, die anderen beiden

aber in England bei Tompson u. Sons. — Frankreich hat sechs der Messageries Maritimes, nämlich: Armand Behic, Australie, Polynésie, Ville de Ciotat, Ernest Simons und Indus. Dazu kommen sechs der Compagnie générale transatlantique, nämlich Aquitaine, La Touraine, Normandie, Bretagne, Champagne, Bourgogne. Zusammen also zwölf, alles Doppelschraubendampfer, wovon elf in Frankreich gebaut, einer in England. Es ist der Aquitaine, 1890 von von der Faifield-Comp. Glasgow für die Hamburger Packetfahrt A. G. geliefert, vor dem Kriege 1898 mit Amerika an Spanien verkauft, wo das Schiff unter dem Namen „Rapido" bei der Flotte des Admiral Camara war, und im Sommer 1899 an Frankreich verkauft wurde. — Spanien hat einen Schnelldampfer, Patriota, gebaut von Laird Brothers Birkenhead, England, die frühere Columbia der Hamburger Packetfahrt. — Rußlands freiwillige Flotte des Schwarzen Meeres verfügt über fünf Doppelschraubenschiffe: Mosqua, Poltawa, Cherson, Tambow, Orel, alle in England gebaut, 17 bis 19 Meilen schnell. Von den demnach hier angeführten 34 Schnelldampfern sind auf deutschen Werften 5 (dazu „Kaiser Friedrich") auf französischen 11, auf amerikanischen 2, und alle übrigen — also 16 — auf britischen für fremde Rechnung. Nur England hat für fremde Gesellschaften Schnelldampfer geliefert. Dazu kommen noch die beiden verloren gegangenen des Lloyd: „Eider" und „Elbe".

Was nun Englands Schnelldampferflotte angeht, so umfaßt dieselbe zur Zeit nach meiner Rechnung 18 Dampfer von vier Rhedereien. Es sind das von der Cunard Line: Campania, Lucania, Aurania, Etruria, Umbria. Von der White Star Line: Majestic, Teutonic. Von der Peninsular and Oriental Comp.: Arcadia, Australia, Britannia, Himalaya, Oceana, Peninsular, Oriental, Victoria. Von der Canadian Pacific Comp.: Empress of India, Empress of China und Empress of Japon. Sie sind natürlich alle in England gebaut wie der gesunkene „Oregon" der Cunard Line, sodaß von allen gegenwärtig vorhandenen und gesunkenen 56 Dampfern von 17 Meilen Fahrt und mehr — die man heute als „Schnelldampfer" bezeichnet — 33 auf englischen, 6 auf deutschen Werften gebaut sind. In Bau sind drei: zwei unbenannt und „Deutschland" beim Vulcan, wie erwähnt, „Oceanic" bei Harland & Wolff, Belfast für die White Star Line. Die beiden letztgenannten Dampfer, von denen „Oceanic" bereits am 14. Januar 1899 vom Stapel lief, sind zugleich die größten und sollen auch die schnellsten sein, trotz der Erklärung der White Star Line, „Oceanic" solle nicht den Wettlauf über den Ocean mitmachen! Wozu hätte man ihn denn anders in Bau gegeben, ein Schiff von 704 Fuß (engl.) Länge, 18000 Register To., mit Maschinen von 32000 Pferdekräften, wogegen „Deutschland" 683 Fuß lang wird und Maschinen von 33000 Pferdekräften bei 14000 Register To. Größe erhält! Man hofft Seitens der Hamburger Packet die Ueberfahrt in fünf Tagen zu machen und alle Records damit zu schlagen. Warten wir es ab.

Das größte und schnellste, auch das neueste aller dieser Schiffe ist ohne jeden Zweifel ein deutsches, der „Kaiser Wilhelm der Große" des Norddeutschen Lloyd, welche Gesellschaft, was Zahl der Schnelldampfer angeht, weitaus an der Spitze aller Rhedereien steht. Der Dampfer ist 196 Meter lang und hat Maschinen von 28000 Pferdestärken bei 14349 Register To. Größe. Was seine Schnelligkeit anbelangt, so genügt die Angabe, daß er Dienstag, den 11. Juli von New York kommend, nach einer Ueberfahrt von 5 Tagen 20 Stunden 55 Minuten in Cherbourg eintraf, was einer stündlichen Durchschnittsgeschwindigkeit von 22,61 Meilen entspricht. Auf der Rückkehr von seiner ersten Doppelreise lief das Schiff Southampton an. Man hatte ihm einen breiten Leinwandstreifen um den Rumpf gelegt, worauf zu lesen: „Made in Germany"! Das ist „der" Dampfer, mit dessen Leistungen die deutschen Rhedereien jede Concurrenz schlagen.

Ueber dem zweiten, welcher zu gleichen Zwecken gebaut wurde, dem schon erwähnten „Kaiser Friedrich", aber stand ein Unstern. Auf acht Doppelreisen ist er geprobt worden, ohne die von ihm verlangten 21 Meilen im Durchschnitt zu leisten. Das 176 Meter lange Schiff, mit 24000 Pferdekraft starken Maschinen hat es über 20,5 Meilen nie gebracht, und daher verweigerte der Lloyd seine Abnahme, wenn auch Danziger Blätter die etwas wunderlich klingende Meldung brachten, die Firma Schichau hätte das Schiff zurückgefordert. Es wäre bedauerlich, wenn sich aus dieser Angelegenheit ein Federkrieg oder ein Proceß entwickeln sollte, Dinge, die, wie ich weiß, von Seiten des Lloyd nicht gewünscht werden. Am besten wäre es gewesen, die Etablissements hätten sich geeinigt, und der Dampfer wäre umgetauft. Nach kurzer Zeit weiß im großen Publicum kein Mensch etwas von der ganzen Sache. Käufer sollen genügend vorhanden sein. Das klingt wenig glaublich, denn außer der American Line kann keine Linie ein derartiges Schiff kaufen. Bei den Engländern verbietet es der Nationalstolz, und daß französische Linien es wagen, einen auf deutscher Werft gebauten, von deutscher Linie zurückgewiesenen Dampfer zu erwerben, daran glaubt wohl im Ernst niemand, der die Verhältnisse kennt.

So folgen denn unmittelbar auf „Kaiser Wilhelm den Großen" die beiden 12500 Register To. großen Cunard Liner „Lucania" und „Campania" von der Fairfield Comp. Glasgow 1893 erbaut, 182,9 Meter lang, die bei den Probefahrten bis 23 Meilen liefen. Auch die White Star Liner „Teutonic" und „Majestic", von Harland & Wolf Belfast 1890, 172,2 Meter lang und 9680 Register To. groß, sind dem „Fürst Bismarck" der Hamburger Packetfahrt, dem auch der Franzose „La Touraine" ähnelt, mindestens gewachsen. „Fürst Bismarck", vom Vulkan 1891 geliefert, hat bei 153,2 Meter Länge 8000 Register To. Es kämen dann die vier Amerikaner: St. Louis, St. Paul von 554 Fuß Länge, 11600 To., New York und Paris 160,8 Meter lang, 10800 To., und dann die deutsche „Auguste Victoria" der Packetfahrt, 1889 beim Vulkan abgelaufen, mit 140,2 Meter Länge, 7661 Register To. Ihnen schließen sich an „Normannia" (jetzt „Aquitaine", Frankreich) und „Columbia" (jetzt „Patriota", Spanien) an. Damit ist die Zahl der erstklassigen, 19 Meilen und darüber laufenden Schnelldampfer erschöpft, und die jüngst von der Kölnischen Zeitung behauptete „Ueberlegenheit" Deutschlands ist nicht festzustellen auch einschließlich des „Kaiser Friedrich". Von den genannten sechzehn Dampfern sind vier auf einer deutschen Werft, einer auf französischer, zwei auf amerikanischer gebaut, acht stammen aus englischen Etablissements. Möglich, daß die umgebaute „Kaiserin Maria Theresia" bedeutende Leistungen aufweist, und dann wird der Umbau der „Havel" dasselbe Ergebniß haben. Dadurch würde Deutschland England ganz nahe rücken und in sehr ernsthafte, durchaus nicht relative Concurrenz treten.

Beide große deutsche Rhedereien sind zudem seit etwa vier bis fünf Jahren mit einer starken Anzahl von Dampfern aufgetreten, die zugleich dem Passagier- und dem Frachtverkehr dienen, und es will scheinen, als ob ein großer Theil des Reisepublicums diese Schiffe, obwohl sie nur ca. 14 Meilen laufen, bevorzugt. Der Lloyd erschien 1896 mit vier Schiffen, die, bei 10000 Register To. Größe, alle Vorzüge in Unterkunft, Verpflegung und Sicherheit der Schnelldampfer besitzen. Die Packetfahrt folgte mit einer Anzahl noch größerer Dampfer, ließ sie aber — so den ersten, „Pensylvania" — nicht alle in Deutschland bauen, sondern zog englische Werften vor, wie denn überhaupt von deutschen Rhedereien, namentlich kleineren, noch England vielfach herangezogen wird, so daß gut ein Drittheil, fast die Hälfte der Dampfer englischen Ursprungs sind. Es ist erfreulich constatiren zu können, daß eine Abnahme in den Bezügen vom Ausland stattfindet, aber die Zeit ist noch nicht abzusehen, in der ausschließlich nur in-

ländische Werften das Flottenmaterial liefern werden, wie das für jeden Engländer ganz selbstverständlich ist. Als Grund wird vielfach angegeben, die Werften hätten Bestellungen genug und wären nicht in der Lage, neue anzunehmen. Dann stünden aber die deutschen Firmen sehr hinter England zurück. Für das Ausland hat Deutschland, abgesehen von sehr zahlreichen Torpedofahrzeugen und Booten, verhältnißmäßig noch wenig gebaut. Nur zwei Schlachtschiffe, die Chinesen Ting Yuen und Chen Yuen, wogegen englische Werften seit dieser Zeit, 1881/82, zahlreiche an Chile, Dänemark, Schweden, Norwegen, Brasilien und Japan lieferte. Gewiß, Japan, Rußland und Brasilien haben bei uns Schiffe bestellt, aber in England, Frankreich und Amerika mehr, und mit dieser Thatsache muß man sich abfinden, so erfreulich es auch ist, daß Deutschland in kurzer Zeit überhaupt bei solchen Aufträgen in Frage kommt, woran vor fast einem Viertel Jahrhundert gar nicht zu denken war. Der damalige größte Rheder Preußens zu Danzig huldigte noch der Ansicht, daß eiserne Schiffe nicht schwimmen könnten, eine Ansicht, welche dem Schreiber dieses noch 1885 von einem alten Danziger in Zoppot mit den Worten illustrirt wurde: „Wer hätt' gedacht, daß Eisen schwimmen kann." Natürlich hatte der alte Herr bei solch ungeheurem Umschwung es vorgezogen, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, und seine Rente in Ruhe zu genießen. Besagter Rheder baute weiter wie vordem, mächtige, eichene Vollschiffe, Danziger Modell, und ihre weitesten Fahrten waren — nach England. Das ist nun anders geworden, Gott sei Dank, sogar in Danzig. Von Elbing, das weit ungünstiger liegt als Danzig, kam der Mann, der den Danzigern zeigte wie man eine große Werft anlegt, F. Schichau, und der Aufschwung der Anlage macht es den modernen Hanseaten klar, daß das Vorwärtsgehen heute zu Tage unumgänglich nothwendig ist, will man nicht in die Hintersielen gerathen.

Wir concurriren mit der ersten Seehandelsmacht der Welt, mit Erfolg sogar! Auch ist es heute nicht mehr möglich, die unliebsamen Concurrenten einfach in's Wasser zu werfen, wenn man irgendwo ihrer Herr werden will, welche mit Erfolg begleitete Taktik bekanntlich die Phönizier anwandten, aber wo immer es sei, auf allen Meeren der Erdkugel ist Deutschland niemals „erste", sondern höchstens „zweite" Handelsmacht. Erste Kriegsmacht ist es in der Ostsee ohne Frage, gegenwärtig, weil die Ostseeflotte Rußlands, soweit es für die Entscheidung auf dem Wasser betreffende Schiffe angeht, in Ostasien und im Mittelmeer sich befindet.

Deutschland stark zur See! Ein seit mehr als einem Jahrzehnt von mir verfolgter Gedanke, als kein Mensch an Flottenvereine u. s. w. dachte. Jetzt aber kann durch den großen Zug, der für die Stärkung der Seemacht durch das Reich geht, sehr leicht eine Ueberproduktion der Geister stattfinden, welche in dem Geschaffenen und in ihrem Geiste zu Schaffenden schon Deutschland als Weltmacht auf dem Wasser sehen. Davon sind wir weit entfernt, und Flottenvereine schaffen da nicht Rath, wo englische, amerikanische, französische und japanische Parlamente bereit sind „jede" Summe zu bewilligen, die gefordert wird, und wo in Rußland der Zar einfach befiehlt. Man täusche sich also nicht. Eine Ueberlegenheit des Materials bei gleichen Faktoren, das will heißen bei gleichen Zeitmaßen, giebt es heute bei den Seemächten nicht mehr, soweit sie selbst bauen. Ueberlegenes Material ist nur bis zu einer gewissen Grenze durch überlegenes Personal auszugleichen, und es wäre ein Irrthum zu glauben, daß das Personal einer anderen, mit besten Kräften nach dieser Richtung hin arbeitenden Nation dem unserigen gegenüber minderwerthig sei! Es heißt bei einer Seeschlacht nicht etwa: Muthig in den Tod gehen für die Flagge! Das ist ganz falsch, wie in neuster Zeit noch die Admirale Montojo und Cervera gezeigt haben. Siegen wollen wir und müssen wir! Das will heißen: Der Gegner wird vernichtet bis auf den letzten Balken der schwimmt! Dazu braucht man aber Material und Personal, und ersteres nicht zu wenig, denn heute sind die Zeiten Nelson's taktisch vorüber, wenngleich die Regeln der Strategie für immer feststehen werden, und der Erfolg dem bleiben muß, der ihrer Herr ist, und sie mit der gehörigen Energie befolgt.

Literatur und Kunst.

Goethe, der Rheinländer.

Von S. Simchowitz.

„Uns Rheinländern fließt der Rheinstrom durch das Herz wie der Blutstrom." So äußerte sich einst der Ur- und Erz-Rheinländer Joseph Görres einem Freunde gegenüber. Er wollte damit zunächst der Heimathliebe des Rheinländers Ausdruck verleihen, der Sehnsucht, die jeden an den Ufern des grünen Stromes Geborenen mit magischer Gewalt aus der Ferne zu seinem glitzernden Wasserspiegel, zu seinen rebenbewachsenen Hügeln hinzieht. Aber in dem Worte liegt noch eine zweite Deutung verborgen, die seinem Urheber wohl kaum entgangen sein dürfte. Der Rheinstrom verleiht den Anwohnern seiner beiden Ufer äußerlich und innerlich ein bestimmtes Gepräge, und der Rheinländer repräsentirt eine fest umrissene Abart der deutschen Volksseele. Freilich ist der Begriff Rheinländer hier recht weit zu fassen. Wir müssen den Strom verfolgen von Basel, wo er smaragdgrün in jugendlichem Ungestüm dahinschießt, bis zu den Niederlanden, wo er lehmfarben in altersschwacher Bewegungslosigkeit versiegt. Und wir müssen zu ihm auch sein ganzes System rechnen, nach Osten vor Allem den Main, und an der Mündung die Niederlande. Dieses also umgrenzte „größere Rheinland" bildet geographisch, ethnisch, culturell eine Einheit. Es ist kein Zufall, daß die mittelalterliche Politik es zunächst versuchte, dies Gebiet als ein einheitliches Reich zu gestalten, und, als dies nicht zu halten war, bei weiteren Theilungen die Grenzlinie immer in beträchtlicher Entfernung vom Strome legte. Nur die rationalistische natur- und geschichtslose Politik Frankreichs machte den Versuch, den Rhein seiner Stellung im Centrum einer einheitlichen Cultur zu berauben und ihn zum Grenzstrom zweier Culturen zu machen. Man hat es schon längst eingesehen, daß die Theilung Deutschlands durch die Mainlinie nicht nur politisch, sondern auch völkerpsychologisch und culturell eine ganz mechanische war. Viel richtiger ist es, Deutschland durch eine Linie zu theilen, die etwa an der nordholländischen Grenze beginnend über das Fichtelgebirge auf Wien zugeht. Nordöstlich von dieser Linie ist das abstrakte Denken zu Hause, die kritische Analyse, der kategorische Pflichtbegriff, südwestlich aber das concrete Schauen, das künstlerische Gestalten, der freundliche Genuß des Daseins. Innerhalb des Südwestens aber ist der Rheinländer neben dem Schwaben und Oesterreicher der wichtigste Typus. Das Schauen, das Erfassen der Welt mittelst des Sehorgans ist ihm ganz besonders zu eigen, und im Rheingebiet sind die großen Schauer germanischen Stammes zu Hause: an seinem Knie wurde Böcklin geboren, unweit seines Oberlaufs, der „hübsche Martin", in Köln entstand das Dombild, „die Achse der niederländischen Kunstgeschichte", und an seiner Mündung träumte der unvergleichliche Müllerssohn von Leyden seine ersten Künstlerträume, schwelgte der große Peter Paul in jener Farbenfülle, von der ein anderer großer Rheinländer meint, er habe sie in freudigem Rheinweinrausch gemalt. Und wie die Eigenschaft des Sehens, so ist dem Rheinländer in hohem Grade die des Sagens und des Singens verliehen.

Jeder Rheinländer ist ein geborener Redner und Gelegenheitsdichter, Humorist und Musiker. Wer das Rheinische Leben kennt, der weiß, daß dies nicht nur von den sogenannten oberen Ständen gilt, sondern von allen Rheinländern ohne Ausnahme. Kein Wunder, daß wir dem Rheinland auch zahlreiche Meister des Wortes und der Töne verdanken: dem Norden den ungezogenen Liebling der Grazien, dem Mittellaufe den Schöpfer der C-moll-Sinfonie, des größten Wunderwerkes der Musik aller Zeiten, dem Winkel aber zwischen Main und Rhein, wo das Rheinland gewissermaßen am Rheinischesten ist, den Dichter des „Faust".

Taine hat uns gelehrt, daß jede Individualität durch drei Momente determinirt wird: durch Rasse, Zeit und Ort. Während nun die Literatur- und Kunstwissenschaft die beiden letztgenannten Momente auf's liebevollste berücksichtigt, läßt sie das erste meist ganz außer Acht. Sie begnügt sich damit bei Betrachtung einer künstlerischen Individualität, einige Vorfahren und ihre Eigenheiten zu charakterisiren, während doch das Hauptgewicht auf den Stamm und seine Eigenschaften zu legen wäre. Meines Wissens hat in der modernen deutschen Literarhistorie nur Richard Weltrich in seinem verheißungsvollen Torso einer Schiller-Biographie es versucht, hier gründlich vorzugehen: bevor er Schiller darstellt, sucht er sich erst über die Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Stammes Klarheit zu verschaffen. Wie fruchtbar würde eine solche Betrachtungsweise werden, wenn sie allgemein und vergleichend angewandt würde. Wie würde da oft sich zeigen, daß das, was zwei künstlerische Individualitäten trennt, das specifisch Persönliche, das, was sie eint, die Stammeseigenthümlichkeit ist. Man nehme etwa Lessing und Richard Wagner. Welche Verschiedenheit in den Einzelheiten und doch welche Gleichheit in den großen Umrissen ihrer geistigen Physiognomien! Sie sind eben Obersachsen, also beredt, kampflustig, voller Freude an siegreicher Logik, stets nach „Reform an Haupt und Gliedern" lüstern, geborene Protestanten, stets im Namen des Kommenden gegen das Bestehende protestirend. Oder Rubens und Beethoven, der Maler des Fleisches und der Künder der tiefsten Seelenschmerzen. Aber Beide sind Rheinländer und Beethoven's Familie, echt rheinisch in ihren Tugenden und Fehlern, entstammt sogar der Rubensstadt. Der dionysische Taumel, den Rubens in so manchem Bacchanale gemalt hat, er umbraust uns oft in den jauchzenden Beethoven'schen Scherzi und Schlußsätzen; auch hier denkt man oft an Winzerfest und Rheinweinrausch. Das rheinische Element in Rubens hat übrigens mit seinem Spürsinn sein Landsmann Heine herausgefunden. Und von Heine selbst meint Treitschke, daß das rheinische Element das Beste an ihm wäre. Er begeht nur den Fehler, daß er den Heine'schen Witz als specifisch-jüdisch betrachtet. Nichts falscher als dies; wer den rheinischen Carnevalshumor kennt, der kann darüber nicht in Zweifel sein, daß dieser, natürlich zur höchsten künstlerischen Potenz erhoben, ein bedeutsames Element des Heine'schen Witzes bildet.

Wunderlich, daß man den Größten aller Rheinländer niemals von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Goethe's Biographen citiren wohl die bekannten Verslein, aber sie ziehen nicht die nöthigen Consequenzen daraus: sie verfolgen die Ahnenreihe nicht so weit hinauf, bis sie sich zum Stamme erweitert. Mich dünkt, die Analyse der rheinischen Elemente in Goethe's Persönlichkeit, in seinen Dichtungen, könnte noch ganz ungeahnte Resultate zu Tage fördern. Es war daher kein übler Gedanke, in Düsseldorf eine rheinische Goethe-Ausstellung zu veranstalten, deren Zweck es ist, dem Beschauer Goethe's Beziehungen zum Rheinland, wie die Anregungen, die er diesen Beziehungen verdankt, zu illustriren, um so auch dem großen Publicum in's Gedächtniß zurückzurufen, was es beinahe vergessen hat, daß Goethe nämlich nicht bloß ein Weimarischer Geheimrath, sondern auch ein fröhlicher Rheinländer gewesen ist. Die Sommer- und Herbstmonate stehen, wie es so schön im Zeitungsdeutsch heißt, „im Zeichen Goethe's". Eine Fluth von seichten Vorträgen, jämmerlichen Zeitungsartikeln und „poetischen Festgrüßen", von erbärmlichen Theater-Aufführungen und sonstigen abgeschmackten Veranstaltungen ergießt sich über Deutschland und scheucht den wirklichen Goethe-Verehrer in die Stille seines Zimmers, wo er das thut, was die meisten Fêtirenden zu thun vergessen: nämlich einen Band Goethe vom Bücherbort herunterzulangen und darin zu lesen. Möglich, daß uns am Ende die Düsseldorfer Ausstellung vergleichsweise als sehr gelungen erscheinen wird. Vorläufig können wir nur sagen, daß sie zwar manches Schöne bietet, daß aber nicht Alles, was sie bietet, schön ist. Das bildliche Material an Porträts und Veduten wird man im Großen und Ganzen nur loben, aber leider wird das Bildliche bei Weitem durch das Papierene überwogen. In einer Unzahl von Vitrinen ist Brief an Brief und Buch an Buch aufgestapelt. Auf den Laien wirkt natürlich das Alles verwirrend; wäre ihm der vierte, ja der achte Theil dieses ganzen Vorraths in charakteristischer Auswahl und recht prägnanter Aufstellung gezeigt worden, er hätte sicherlich viel mehr davon gehabt. Für den Goethekenner hat das Ganze erst recht keinen Zweck, denn die meisten Briefe und Bücher sind ihm längst bekannt, und das wenige Neue kann er natürlich unmöglich im Ausstellungssaal studiren. Es fehlt auch nicht an Mißgriffen schlimmster Art. So ist z. B. eine Abtheilung „Rheinische Goetheforscher" vorhanden, wo man einen großen Theil der Goethe-Literatur, soweit sie von Rheinländern herrührt, beisammen sieht. Aber was soll man sagen, wenn dazwischen die „Gedanken über Goethe" von Victor Hehn liegen, von Hehn, der ein Ostseeprovinzler war. Das ist ein Schnitzer, aber eine Geschmacklosigkeit ist es, wenn Max Bewer mit seiner Schrift „Bismarck, Moltke und Goethe" uns ebenfalls als Goetheforscher vorgeführt wird. Oder welchen Sinn hat es, eine funkelnagelneue Ausgabe von Simrock's „Nibelungenlied" auszulegen? Doch es sei gern anerkannt, daß der nachdenkliche Besucher in der Ausstellung, wenn auch keine sonderliche Aufklärung, so doch manche Anregung zu dem Thema „Goethe, der Rheinländer", erhält.

Goethe, der Rheinländer! In dem bekannten Epigramm halbirt Goethe sein Wesen zwischen väterlichem und mütterlichem Erbtheil. Das väterliche Geschlecht stammt aus Thüringen, das mütterliche dagegen war ein echt rheinisch-fränkisches. Und Goethe ist thatsächlich weit mehr der Sohn seiner Mutter, als der seines Vaters. Man vergleiche nur seine Züge mit denen seiner Mutter, die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Aber noch verblüffender wirkt es, wenn man das Porträt seiner Großmutter, der Anna Margaretha Textor, heranzieht. Es ist geradezu, als wäre der alte Goethe in ein Frauencostüm geschlüpft. Der gleiche Schädelbau, die gleiche Gesichtsform, Stirn, Nase, Mund, Kinn und vor Allem die mächtigen Augen, alles bei Großmutter und Enkel von derselben Bildung. Diese Großmutter aber, eine geborene Lindheimer, entstammte einem alten Frankfurter Geschlecht. Und so ist denn Goethe mit seinem braunen Haar und seinen dunkeln Augen, schon in der äußeren Erscheinung der schönste Typus eines echten Rheinländers. Ja, diese Goethe-Augen, deren Zauber sich kein Zeitgenosse zu entziehen vermochte, und die uns Nachlebende aus jedem guten Porträt wie schwarze Diamanten anfunkeln, sie waren in seinem Gesicht das Auffälligste, ihre Sterne schienen das Weltall einzusaugen. Und da dem Körperlichen immer ein Geistiges, dem Physiologischen ein Psychologisches entspricht, so ist schon a priori die Annahme gestattet, daß in Goethe's Psyche das Sehen eine besonders wichtige Rolle gespielt hat. Es ist oben ausgeführt worden, wie das Schauen den Rheinländer auszeichnet, wie eine Reihe der bedeutendsten Maler und Malerschulen den Rheinlanden angehören. Diese

Eigenschaft des Schauens erscheint nun bei Goethe auf ihrem Gipfel. So, wie er, hat vielleicht noch nie ein Mensch in die Welt geblickt. Es ist kein Zufall, daß Goethe sein ganzes Leben lang ein eifriger Zeichner war, und es ist keine Marotte von ihm, daß er, fast 40 Jahre alt, noch daran zweifeln konnte, ob er mehr zum Maler oder zum Dichter bestimmt sei. Das Zeichnen entsprach einem tiefen Bedürfniß seiner Phantasie. Die Kraft, die sich mittelst des Auges in seinem Hirn angehäuft hatte, vermochte sich in Worten allein gar nicht zu entladen; ihr unverbrauchter Ueberschuß drückte ihm den Griffel in die Hand. Und in engster Verbindung mit diesem allmächtigen und allgegenwärtigem Schauen stehen auch seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Seine Methode ist ganz und gar eine anschauende, und das, was die Anderen nur als Abstractionen und Ideen betrachten, das, so betont er wiederholt, *sieht* er wirklich an den Erscheinungen. Am stärksten documentirt sich diese Eigenschaft natürlich in seiner Poesie, sobald man sie auf den Antheil untersucht, den die einzelnen Sinnesthätigkeiten an ihr haben. Er ist ein *Seher* in der wörtlichen Bedeutung; er *sieht* die Dinge in erster Linie, während z. B. die Romantiker im Gegensatz zu ihm, sie vor Allem zu *hören* suchten. Auch die anderen rheinischen Eigenthümlichkeiten, die Begabung zum Rednerischen und zum Musikalischen sind bei Goethe nachweisbar. Goethe als Redner: das scheint zunächst eine unhaltbare Annahme. Oeffentlich ist er als Redner nur selten aufgetreten; dazu bot das damalige Leben auch nicht viel Gelegenheit. Aber man muß sich über den Charakter Rheinischer Beredtsamkeit erst klar werden: nicht die pathetische Rhetorik ist da die Hauptsache, sondern die lebendige, unmittelbare An- und Aussprache. „Eine Rede soll keine Schreibe sein", hat einmal der alte Vischer geäußert. Bei Goethe ist aber jede Schreibe eine Rede, gerade so wie bei Luther und bei Lessing auch: diese drei Schöpfer unseres modernen Hochdeutsch haben sich nicht an die abstracte, ausgetrocknete Ausdrucksweise ihrer Zeitgenossen gehalten, sondern sie „haben den Leuten auf's Maul gesehen". Goethe's Dichtungen, so weit sie nicht mit Absicht und Bewußtsein stilisirt sind, haben den Tonfall der lebendigen Rede, und dies um so mehr, je stärker bei ihrer Entstehung der Einfluß der Rheinischen Atmosphäre war. Nicht nur im „Götz" und „Werther", sondern auch in den Briefen und ästhetischen Abhandlungen aus jener Zeit glaubt man bei jedem Satz die klingende Stimme zu hören, so vollkommen ist hier alles Papierene getilgt. Die Herrschaft über das Wort muß natürlich dazu verführen, die prosaische mit der poetischen Form zu vertauschen. Nirgends werden so viele Gelegenheitsgedichte gemacht, wie im Rheinland, und Goethe spricht allen seinen Landsleuten aus dem Herzen, wenn er meint, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sei. Und wenn man alle seine Schöpfungen von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so darf man nicht vergessen, daß es sich hier um eine Stammeseigenthümlichkeit handelt, die in dem genialen Individuum auf ihrem Gipfel erscheint. Auch der rheinische Humor, der, wie es der Carneval beweist, mit Vorliebe parodistische Formen annimmt, kommt in Goethe's Farcen reichlich zu seinem Recht.

Goethe's äußerliche Beziehungen zur Musik sind schon häufig Gegenstand von Untersuchungen gewesen. Weit wichtiger wäre es, das musikalische Element in seinen Dichtungen nachzuweisen, zu zeigen, wie z. B. seine Lyrik im Anschluß an das Volkslied, also an eine Kunstform, bei der Wort und Ton untrennbar verbunden sind, erstarkte. Goethe war der Mann, „der Musik hat in ihm selbst", in seinen Gedichten ist die Musik latent, es sind Lieder ohne Noten*), und es darf uns nicht wundern, daß es gerade die Schöpfungen der zwei Rheinländer Goethe und Heine sind, die am häufigsten in Musik gesetzt sind. Und als Grundlage des ganzen Charakters das echt rheinische Temperament, die „Frohnatur" der rheinischen Mutter, die bei Genies, bei Goethe, bei Beethoven sich bis zu dämonisch tobender und überschäumender Lebenslust steigert, aber nie in Rohheit verfällt; so wird auch der gewöhnliche Rheinländer aus dem Volke trotz der hochgehenden Wogen der Carnevalsfröhlichkeit von Ausschreitungen und Thätlichkeiten fern bleiben.

Die landläufige Betrachtung des geographischen Kreises, innerhalb dessen Goethe sich bewegt hat, ist gewöhnt, Weimar und Italien als die beiden wichtigsten Punkte aufzufassen. Bei seiner Jugendzeit wird die Einwirkung des örtlichen Milieus meist zu gering taxirt. Man darf nicht vergessen, daß Goethe von den ersten 26 Jahren seines Lebens 23 in rheinischer Umgebung zugebracht hat. Der dreijährige Aufenthalt in Leipzig erscheint uns als eine Episode von wenig heilsamer Wirkung. Die Leipziger Luft bekam ihm weder körperlich, noch geistig: er kehrte krank heim in's Vaterhaus und seine poetischen Producte, die er mitbrachte, zeigen eine wenig erquickliche Mischung von Unreife und Ueberreife. Erst in der heimischen Atmosphäre entwickelt er sich zum Götterjüngling, erst nach Ueberwindung der Leipziger Einflüsse beginnt die Phantasie gewaltig ihre Schwingen auszubreiten. Niemals später, auch nicht zur Zeit, als seine Liebe zu Frau von Stein am feurigsten loderte, noch da er das gelobte Land Italien mit eigenen Augen schauen durfte, noch als die Freundschaft zu Schiller sich am innigsten gestaltete, ist er so fruchtbar gewesen, wie in den fünf Jahren, die zwischen seinem Einzug in Straßburg und seiner Abreise nach Weimar liegen. Man darf hier nicht nur das Fertiggestellte berücksichtigen, sondern vor Allem die zahllosen Conceptionen, von denen ein Theil sein ganzes späteres Dasein ausfüllt: Götz, Werther, Clavigo, Stella, die Entwürfe und Anfänge zu Egmont, Julius Cäsar, Mahomet, Prometheus, Ahasver und Faust, die Satiren, die Singspiele und dazwischen die duftigen Blüthen einer unverwelklichen Lyrik. Und es ist nicht schwer, in vielen dieser Dichtungen das Rheinische Element nachzuweisen: die lieblichen Landschaftsbilder in „Werther", in zahlreichen Liedern sind eine poetische Wiedergabe dessen, was der Dichter ständig vor Augen hatte, und in Mahomet's Gesang möchte man neben der Symbolik noch eine Verherrlichung des mächtigen, heimathlichen Stromes erblicken. Aber der Rheinstrom ist nicht nur ein Gegenwärtiges: er lenkt auch den Blick zurück in die deutsche Vergangenheit. Deutsche Vergangenheit! Was war sie damals mehr als ein Wort! Freilich hallte der deutsche Dichterwald wieder von patriotischem Bardengeschrei, aber der Mann, der es angestimmt hatte, Klopstock, war ein Sohn des Nordostens, wo die deutsche Geschichte erst verhältnißmäßig spät beginnt, wo ihre sichtbaren Reste spärlich gesät sind. So trug denn sein Patriotismus den Charakter einer noch obendrein falschen Construction; seine Dichtungen sind ein Gemisch aus Gelehrsamkeit und Phantasterei. Anders bei dem Rheinländer Goethe: ihm war die Vergangenheit seines Volkes etwas Sichtbares, die deutsche Geschichte, das waren ihm die zerfallenden Burgen auf den Bergen, die alterthümlichen engen Städte mit ihren Domen in den Thälern. Daran knüpft sein gegenständliches Denken an, und der Patrotismus hört auf, gelehrt zu sein, er wird künstlerisch. Wenn er mit den Freunden im Juli 1774 die Lahn hinunterfährt, so wird, mitten in der ausgelassensten Lustigkeit, auf dem zerfallenden Thurme von Burg Lahneck des Helden edler Geist ihm lebendig, und er dictirt dessen Ansprache improvisirend in Lavater's Tagebuch. Das war nicht der erste Burgherr, den er aus der Gruft beschworen: Drei Jahre vorher hatte er den erb- und eigenthümlichen Herrn von Jagsthausen und den gewaltigen Vertheidiger der Ebernburg wieder lebendig

*) „Goethe war selbst im Grunde, wie Spitta ausgeführt hat, eine musikalisch schöpferische Natur. Verse, wie „Meine Ruh' ist hin", sind von innen in Arienform gehört; „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" z. B. gewiß symphonisch empfunden." (Max Graf, Deutsche Musik im 19. Jahrhundert).

gemacht, und mit ihnen das ganze rheinisch-fränkische Volk, den Reichsritter hoch zu Rosse und den Bürger in seinem Rathhaus, den Bischof im Palais und den Bettelmönch in der Herberge, den Bauer in der Schenke und den Zigeuner auf der Landstraße, alles Gestalten, wie sie seit Jahrhunderten, mit nur wenig verändertem Costüm ihr Wesen im rheinischen Lande getrieben haben und zu Goethe's Zeiten noch trieben. Im Schatten des Straßburger Münsters steigt ihm die Gestalt des Schwarzkünstlers Faust auf. Der mittelalterliche Gottesglaube, der dies Haus aufgethürmt, hat ja den Teufelsglauben zur nothwendigen Ergänzung. Und als er einige Jahre später, im Sommer 1774, vor der Kölner Domruine steht, da werden die von Straßburg her gewohnten Gefühle in ihm erregt, und in dem so viel Mittelalterliches bergenden Köln, wo noch eine vom Hauch der neuen Zeit unberührte Universität scholastischer Observanz mit ihren Magistern, Doctoren, Schreibern und Pfaffen existirt, führt ihn die Gedankenassociation wohl abermals zu Faust hin. Nun empfindet er, wie er selbst sagt, Vergangenheit und Gegenwart in Eins, und das ist die Stimmung, in der er am besten zum dichterischen Schaffen aufgelegt ist: zwei Monate nach seiner Rückkehr von Köln beginnt er, den Faust niederzuschreiben. Und in dem letzten Jahre seines Aufenthaltes in der Heimath formt er eine Gestalt, die geradezu der Typus einer Rheinischen Frohnatur wird: den Egmont, der mit dem geschichtlichen nichts weiter gemeinsam hat, als den Namen und das Endschicksal, und der mit seiner „ungemessenen Lebenslust" als eine Verkörperung aller hellen und dunklen Seiten des Rheinischen Charakters gelten kann. Eine eingehende Analyse würde da sehr interessante Resultate ergeben, selbst die liebenswürdige Unpünktlichkeit des Rheinländers, die einen Norddeutschen oft zur Verzweiflung bringen kann, fehlt dem Sieger von Gravelingen nicht. Für die räsonnirenden Bürger von Brüssel, deren Devise „leben und leben lassen" ist, kann man die Modelle unschwer noch jetzt in jeder Rheinischen Stadt nachweisen, wo altpreußische Zucht und Strammheit den braven Philistern oft ähnliche Aeußerungen entlockt, wie sie Gevatter Jetter und Genossen über das Spanierthum im Munde führen. Die Frauengestalten jener Epoche aber sind nach Rheinischen Vorbildern ausgeführt: Götzens Elisabeth nach seiner eigenen tapferen Mutter, Clärchen und Gretchen nach der Pfarrerstochter von Sesenheim, das kaum eine Viertelstunde von einem Rheinarm entfernt lag, und nach den Frankfurterinnen Gretchen und Lili. Eine echte Rheinlandstochter ist auch Werther's Lotte, die so absolut frei ist von jeder Buchgelehrsamkeit, deren ganze Lectüre in einigen Romanen besteht, deren Leidenschaft das Tanzen ist, die ihre seelischen Conflicte durch das Vortrommeln eines Contretanzes auf verstimmtem Klavier löst und deren Mund, wie Goethe selber auf eine noch erhaltene Fensterscheibe mit einem Diamant geschrieben hat, „nur zum Küssen geschaffen war".

Ueberall am Rhein wohnen dem Dichter gute Freunde und Freundinnen: in Straßburg und Heidelberg, in Darmstadt, und Wetzlar, in Coblenz und Düsseldorf, hier derjenige, mit dem ihn trotz aller Verschiedenheit der Weltanschauung und trotz aller gelegentlicher Mißverständnisse, ein Band von mehr denn 40jähriger Dauer verknüpfte: Friedrich Heinrich Jacobi. Die Reise zu Jacobi im Sommer 1774 ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen. Wenn man die genialisch-tolle Rheinfahrt, die er gemeinsam mit den beiden „Propheten" Lavater und Basedow unternahm, eine Reise zu Jacobi nennt, so ist das nicht ganz correct. Denn sie war nicht mit Bewußtsein und Absicht als solche unternommen. Ganz im Gegentheil hegte er gegen Fritz Jacobi und seinen Bruder, den Lyriker Georg Jacobi, die „beiden Jackerls", wie er sie nennt, eine entschiedene Antipathie; nach Allem, was er von ihnen gehört hatte, erschienen sie ihm weichlich und unmännlich. Aber kaum hat er eine Nacht in Düsseldorf geschlafen, so eilt er am frühen Morgen von seinem „einfältigen Herzen", das es besser mit ihm meinte, als sein bewußtes Denken, getrieben durch die schattigen Linden- und Ulmenalleen des Hofgartens hinaus nach Pempelfort, „dem angenehmsten und heitersten Aufenthaltsort" mit seinen wohlunterhaltenen Gärten am Ufer der stillen Düssel. Und was jahrelange Vermittelungsversuche guter Freunde nicht vermochten, die persönliche Bekanntschaft bringt es bald zu Stande. „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! — Ihr Fritz, Betti, mein Fritz." So meldet er jubelnd an Betty, die Gattin Jacobi's, die damals von Düsseldorf abwesend war, und die er schon von früher her kannte. Und vielleicht war es nicht in letzter Linie das landsmannschaftliche Element, das ihn zu den beiden Menschen hinzog: Fritz Jacobi war zwar nicht durch seinen Vater, wohl aber durch seine Mutter Johanna Maria Fahlmer aus Frankfurt, ein echter Rheinländer, und Betty stammte aus Vaels bei Aachen. Und an der Letzteren rühmt Goethe geradezu das Niederländische, d. h. also Rheinländische ihres Wesens. Nachdem er in „Wahrheit und Dichtung" ihre große Heiterkeit hervorgehoben, fährt er fort: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte". Man mag übrigens auch hier wieder die Treffsicherheit von Goethe's Auge bewundern: wie Betty Jacobi auf dem uns erhaltenen Porträt in ein rothes Sammtgewand mit Pelzbesatz gekleidet, dasitzt, erinnert sie in der That sofort an den großen Vlamen. Und mit dem neugewonnenen Freunde ging es dann wieder längs des Rheinufers zurück. Auf dem Wege zwischen Düsseldorf und Köln, am Fuße des Jagdschlosses Bensberg, wo sie in einer Laube Halt machten, ließ Goethe Fritz Jacobi als den Ersten einen Blick in das Chaos hineinthun, das in ihm gährte, und in dem Spinoza vorläufig den ersten festen Punkt bildete. In Köln nahmen sie im Gasthof zum „Heiligen Geist" Quartier, unmittelbar am Rheinufer, das Siebengebirge auf der anderen Seite im Blau der Ferne verschwimmend. In der Dämmerung, während die Wellen des Stromes im Vollmondschein erglänzten, recitirte Goethe seine neuesten und liebsten Balladen: den König von Thule und „Es war ein Buhle frech genung." Um Mitternacht suchten sich die Freunde noch im Dunkeln auf und ihnen wurde „wie eine neue Seele". Es war nicht das erste Mal, daß Goethe den Rhein befuhr. Schon zwei Jahre vorher, im September 1772, war er, von Frau von La Roche kommend, zusammen mit Freund Merck von Coblenz nach Mainz den Strom hinaufgefahren. Er konnte sich an „der Größe und der Gefälligkeit, der unendlich mannigfaltigen Gegenstände" nicht satt sehen und der Zeichenstift war eifrig in Bewegung. Er ist stolz auf die Herrlichkeit des heimathlichen Stromes, und so oft er später in „Wahrheit und Dichtung" seiner erwähnt, unterläßt er es nicht, ein Epitheton ornans beizufügen.

Die Entfernung von Weimar nach dem Rhein ist nicht sehr groß. Aber Thüringen trägt noch einen ganz nordischen Charakter, während der Rheingau und Frankfurt in Bezug auf Klima, Anbau und Bevölkerung schon südlich anmuthen, so daß das Land nicht mit Unrecht „Deutsch-Italien" genannt wird. Dem Rheinländer Goethe bekommt der Aufenthalt im Norden ganz und gar nicht. Er leidet körperlich sehr häufig an Katarrhen und ist seelisch verstimmt. „Das Klima ist abscheulich und ich bin ein bestimmtes Barometer", das ist der ständige Refrain seiner Briefe, und seine Unfruchtbarkeit in den ersten Weimarer Jahren ist sicherlich mit darauf zurückzuführen. Als er 1779 auf der Reise nach der Schweiz das „paradiesische Rheinthal" wieder sieht, da empfindet er „eine Art Behagens, das er lange entbehrte": „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele." Wer die Correspondenz des ersten Weimarischen Jahrzehnts aufmerksam verfolgt, der sieht, daß die

zuletzt schier unstillbare Sehnsucht nach Italien eigentlich ein nach anderer Richtung hin projicirtes Heimweh war. Da er den fünfzigsten Breitengrad passirt, vergißt er nicht, daß dies die Polhöhe seiner Vaterstadt ist, und er freut sich des klaren Himmels; in Tirol aber wird er sich selbst darüber klar, daß seine Reise nur eine Flucht gewesen sei vor allen den Unbilden, die er unter dem 51. Grad erlitten. Wiederholt sollte auch der heimathliche Strom seine heilende Kraft an ihm erweisen. Im Herbst 1792 befindet er sich, durch die Weltereignisse und durch persönliche Erfahrungen tief verstimmt, auf dem Rückweg von der wenig glorreichen Campagne. Seine Laune bessert sich, da er das Rheinland betritt; er geht von Trier die Mosel hinunter und dann in 24 Stunden mittelst eines Nachens von Coblenz nach Düsseldorf, wo er Jacobi in dunkler Nacht in Pempelfort überrascht. Innerhalb des Monats, den er hier verweilt (6. November bis 4. December) fängt, wie er selbst sagt, seine „Auferbauung" an. Er findet sich hier wie „neugeboren und fängt erst wieder an, gewahr zu werden, daß er ein Mensch sei". Und hier dürfte ihm wohl zuerst die Idee zu einer Dichtung gekommen sein, die den Gegensatz des wilden Kriegswesens zum gefestigten häuslichen Behagen darstellen sollte. Seine Erlebnisse während der Belagerung von Mainz im folgenden Jahre (1793) mögen ihn in dieser Absicht bestärkt haben, und die schöne Frucht, die diesem Keime vier Jahre später entwuchs, war „Herrmann und Dorothea".*) Das rheinische Element in dieser Dichtung kann gar nicht genug betont werden. Dorothea kommt etwa aus der heutigen bayerischen Pfalz oder aus dem links rheinischen Hessen, und das Städtchen, in dem sich die Vorgänge abspielen, liegt offenbar im Rheingau, allerdings etwas landeinwärts. Das Gedicht gewinnt unendlich an Farbe und Leben, wenn man es so localisirt, und nur, wer die „hochgesegneten Gebreite" jenes Erdwinkels kennt, der wird die ganze Herrlichkeit des Ganges durch den Weinberg zu würdigen wissen. Hegel, im ersten Theil der Aesthetik, hat die feine Bemerkung gemacht, wie sehr selbst in Kleinigkeiten das Goethe'sche Gedicht durch und durch deutsch sei. So werde z. B. in Voss'en's „Luise" viel Kaffee consumirt, also ein exotisches Getränk. Der Wirth zum Goldenen Löwen aber setzt seinen Freunden Rheinwein vor, der ihm auf seinem eigenen Grund und Boden wächst, und zwar in grünen Römern auf blankem zinnernen Teller: das sei wieder deutsch. Hegel hätte gut gethan, lieber das Wort „Rheinisch" zu wählen, denn für Nordost-Deutschland ist Rheinwein exotischer als Kaffee. Und als interessantes Curiosum mag noch angeführt werden, daß Goethe achtzehn Jahre nach Vollendung des Gedichtes (1815) in einer schönen Müllerstochter in der Nähe von Wiesbaden ein Gegenstück zu seiner Dorothea zu finden glaubte („Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit", heißt es lakonisch in den Aufzeichnungen von Boisserée, der uns diese Bemerkung berichtet) und in ihrer alten Muhme — den Apotheker aus seinem Epos. Sein geliebtes Heimathland hat er sich hier poetisch noch einmal näher gebracht, und man begreift es wohl, warum er selbst gerade dies Werk nie ohne Rührung vorzulesen vermochte.

Epochemachend, fast wie die Italienische Reise, ist für ihn der Aufenthalt in den Rheinlanden in den Jahren 1814—1815. Man thut gut, seine beiden Reisen als ein Ganzes zusammenzufassen: von den $14^1/_2$ Monaten, die zwischen Ende Juli 1814 und Mitte October 1815 liegen, hat er $7^1/_2$ (Ende Juli bis Ende October 1814 und Ende Mai bis Mitte October 1815) in seiner Heimath zugebracht. Noch einmal hat er hier „des Rheins gestreckte Hügel, hochgesegnete Gebreite, Auen, die den Fluß bespiegeln, Weingeschmückte Landesweiten" wieder gesehen, noch einmal, zum letzten Mal, all' die Stätten seiner Jugend, Frankfurt und Wiesbaden, all' die weinberühmten „Heime" und „Berge", Darmstadt und Heidelberg und den ganzen Rhein hinunter bis Köln, diesmal nicht in Gesellschaft zweifelhafter Propheten, sondern in Begleitung des größten deutschen Staatsmanns, des Freiherrn vom Stein. Noch einmal genoß er all' das, was er an seinem „ausgebreiteten, wohlgelegenen Vaterlande" so hochschätzte, „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen". Und dem fröhlichen Rheinischen Volksleben setzt er in seiner Schilderung des St. Rochusfestes ein unvergängliches Denkmal. Mit Recht verlegt die neuere Forschung in das Jahr 1814 eine Verjüngung Goethe's; zu dieser Verjüngung hat die Berührung mit dem heimathlichen Boden nicht wenig beigetragen. Seine Productivität ist wieder erweckt. Der lyrische Strom, der so lange erstarrte, thaut wieder auf und sprudelt in unbegreiflicher Fülle und Frische. Wie in alten Zeiten verwandelt sich ihm jedes Erlebniß in ein Gedicht und mit Entzücken fühlt er sich als Dichter. Wie er einst von Italien aus an den fürstlichen Freund schrieb, daß er nun sich erst entdeckt habe und zwar als Dichter, so spricht er sich jetzt zu Sulpiz Boisserée darüber aus, wie er doch, trotzdem er sich mit so vielen anderen Dingen beschäftige, so ganz zum Dichter geboren sei. In Boisserée hat ihm das Schicksal einen Mann entgegengeführt, der ihn auch nach anderer Richtung hin verjüngen half. Goethe's erste Kunsteindrücke sind rheinischer Herkunft gewesen. Sie fallen in die Zeit von 1770—1775. Erwin von Steinbach's Werk versetzte ihn in Ekstase, der Kölner Dom interessirte ihn, und ein Kupferstich Martin Schongauer's gab ihm einen Begriff von altdeutscher Kunst. Dann aber waren die Ideale seiner Jugend ihm geradezu widerwärtig geworden. Jetzt wird Boisserée sein Führer zur Kunst seiner Heimath. Die Zeichnungen zum Kölner Dom erregen sein höchstes Interesse, und bei der Besichtigung der hauptsächlich aus altkölnischen und altvlämischen Bildern bestehenden Boisserée'schen Sammlung ruft er fast alle Tage aus: „Ach Kinder, was sind wir dumm, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle wie wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben!" Es ist, als wäre hier nicht nur die Anschauungsweise, sondern auch der Stil des „D. M. Erwini a Steinbach 1772" wieder lebendig geworden.

Aber das Glück einer Natur wie Goethe, der es trotz seiner 66 Jahre und trotz seiner Geheimrathswürde nicht verschmähte, einem frischen jungen Wirthsmädchen gelegentlich einen Kuß zu rauben*), wäre nicht vollkommen gewesen, wenn nicht das Ewig-Weibliche sich hinzugesellt hätte. Und so war es ihm denn vergönnt, noch einmal, nicht zum letzten Mal, mit der ganzen Gluth und der ganzen Zartheit eines Jünglings zu lieben: die kurze Episode auf der Gerbermühle lockte eine Lyrik und eine Correspondenz hervor, die der durch Frau von Stein veranlaßten nicht unwürdig zur Seite steht. Goethe hat seine Rhein-Reise selbst beschrieben, ein poetisches Tagebuch aber bilden zahlreiche Lieder des „Westöstlichen Divan". Und das Buch Suleika erzählt uns von seiner Liebe zu Marianne von Willemer, wie „Werthers Leiden" von seiner Leidenschaft für Charlotte Buff. Und was ihm noch nie in seinem Liebesleben widerfahren war: Suleika erwiderte nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Lieder mit gleichwerthigen Gaben. Es ist oft betont worden, daß der „Westöstliche Divan" trotz der orientalischen Vermummung

*) Die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz als „die höhere Quelle des Idylls" hat sehr schön und überzeugend L. Cholevius nachgewiesen, in seinem Commentar zu „Hermann und Dorothea" (1863).

*) Sulpiz Boisserée, der Goethe auf seiner Rückreise bis Würzburg begleitete, berichtet in seinem Tagebuch zum 8. October 1815: „In Hardtheim Mittagessen. Ein junges frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß."

eine durchaus deutsche Dichtung sei. Ich möchte dieses „Deutsch“ als „Rheinisch“ specificiren. Seine Entstehung und seinen Geist verdankt der Divan im Wesentlichen den Rheinreisen des Dichters. Zahlreich sind die Hinweise auf den Rheingau. Es ist die rheinische Luft mit ihren feuchten Schwingen, die diese Strophen umweht, und die Blume des Elfers, des Kometenweins, dem Goethe so gerne zusprach, duftet uns entgegen.

Goethe hat seine Heimath seit dem October 1815 nicht mehr wiedergesehen. Aber die Liebe zu ihr hörte nimmer auf. Noch in seinem letzten Lebensjahre erwarb er eine Zeichnung des alten holländischen Meisters Saftleven, eine Rheinlandschaft darstellend, und wenn er „inmitten der tristen Thüringischen Hügelberge“ das Abbild seiner Heimath betrachtete, dann übermannte ihn eine unsägliche Rührung, und die Stimmung kam über ihn, der er selbst schon früher Ausdruck verliehen:

„Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
„Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich.
„Was ich besitze, seh ich wie im Weiten,
„Und was entschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“

Aus Goethe's Ministerzeit.

Mit zwei ungedruckten Briefen.

Unter den Gründen, die den jungen Bürger der alten freien Reichsstadt am Main bewogen, nach Weimar zu ziehen und in die Dienste seines fürstlichen Freundes zu treten, waren, wie er schreibt, solche von der Art, „daß sie auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen und antreiben können.“ Anknüpfend an die kurz vorher erschienenen Patriotischen Phantasien von Justus Möser, hatte Goethe den Weimar'schen Prinzen in Frankfurt und Mainz über Staat und Regierung seine Ansichten entwickelt, die auf Karl August einen so tiefen Eindruck machten, daß er sie in seinem Lande auszuführen gedachte, wobei ihm der Freund mit Rath und That behülflich sein sollte. Besonders hoffte Goethe, den jungen Herzog ganz nach seinen Ideen leiten und zu einem Regenten-Ideal heranbilden zu können. Wir wissen, daß ihm dies Ziel nicht gelungen ist, denn Karl August war für Goethe's Jahre zu jung und stand für dessen Führung zu hoch. Aber man kann doch sagen, daß er ohne Goethe nicht der geworden wäre, den die Nachwelt in ihm verehrt. Mit Decret vom 11. Juni 1776 wurde nach vielen Schwierigkeiten „der Doctor juris Goethe aus Frankfurt am Main zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Consilium“ ernannt, „auch demselben einen mit Johannis an. curr. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thlrn. ausgesetzt.“ Das Geheime Consilium war, was man jetzt etwa einen Ministerrath nennt; gleichwohl führten Goethe und seine Collegen den Ministertitel officiell nicht. Nur gelegentlich und bloß wenn er über die Last der Geschäfte seufzte, nannte sich Goethe selbst Minister, und auch Andere bezeichneten ihn so, wie denn Wieland gleich im Anfang klagt: „Wer soll Dramen machen, seit Goethe Minister ist!“ Wollen wir sein Amt mit dem jetzt gebräuchlichen Ausdruck bezeichnen, so müßten wir sagen: er leitete das Ministerium des Innern und das der Auswärtigen Angelegenheiten, die wichtigsten Aemter also, in denen er seine Pläne am besten auszuführen und am directesten auf den Regenten einzuwirken hoffte. Welche Erwartungen von einsichtigen Männern an Goethe's Eintritt in die Regierung geknüpft wurden, sagt uns der alte Wieland: „Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Das Erste, was er zu thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist dahinter wie ein Feind. Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele. ... Goethe ist bald da, bald dort, wollte Gott, er könnte wie Gott überall sein.“

Goethe trat sein Amt mit dem von der herrlichen Mutter überkommenen frischen, tapferen Sinn an, wie aus seinen Aeußerungen und Briefen an vertraute Freunde hervorgeht. „Es ist ein wunderbar Regiment dieser Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten.“ Aber auch das väterliche Erbtheil machte sich geltend: des Lebens ernstes Führen, Ordnungsliebe, strengste Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit. Seinen Geschäften stand er mit nie ermattendem Eifer vor, und immer drang er darauf, daß die Actenrepositur nicht der Unordnung verfalle. Den Sitzungen des geheimen Consils, die wöchentlich einmal, Dienstags, bisweilen auch zweimal stattfanden, wohnte er so regelmäßig bei, daß er sich rühmen konnte, er habe sie nie versäumt, als wenn er durch Krankheit oder andere unabweisliche Hinderuisse abgehalten worden sei. Niemals ließ er Actenstöße in seinem Arbeitszimmer sich ansammeln, denn es war ihm Gewissenssache, alle Geschäfte rasch abzuthun. Zu diesem Zwecke las er stets am Vormittage die nöthigen Acten ꝛc. Wenn man die Archive in Weimar durchsucht, findet man tausendfache Spuren seiner Arbeitskraft und seiner amtlichen Thätigkeit. Abgesehen von den Berichten ꝛc., die er selbst lieferte und die sich bei den Acten befinden, hat er eine große Masse von Concepten geprüft, zum Theil corrigirt und dann sein zustimmendes „G“ daran gesetzt. Nur durch strenge Zeiteintheilung, die ihm sein Vater angewöhnt und zur Pflicht gemacht, konnte es ihm möglich werden, neben diesen amtlichen Arbeiten noch Zeit und Lust zu poetischen Schöpfungen und später zu naturwissenschaftlichen Studien zu finden, was um so bewunderuswerther ist, wenn man bedenkt, wie viele Zeit die Freundschaft des Herzogs, das besonders im Anfang recht tolle Hoftreiben, die Anforderungen der Gesellschaft, diplomatische Reisen, Recrutirungsritte im Lande umher ꝛc. in Anspruch nahmen.

Seine erste amtliche Thätigkeit betraf die unglückliche Wiederaufnahme des Silberbergbaus in Ilmenau, auf den er bei den Jagden in der Umgegend aufmerksam geworden war. Viele Bände Acten und seine „Nachrichten“ über die Lage der Dinge (1781) ꝛc. zeugen von seinem rastlosen, aber vergeblichen Eifer. Auch die Direction des Bauwesens, zu dem der Wegebau gehörte, fiel in sein Ressort. Herder nannte ihn deßhalb spottend den „Pontifex maximus, zu deutsch den obersten Wegaufseher und Straßenkehrer“. Große Sorge machten ihm die zahlreichen und bedeutenden Brände, die in die ersten Jahre seiner Verwaltung fielen und die Veranlassung wurden zu einer Ausarbeitung einer neuen Feuerordnung. Wenn es ihm irgend möglich war, eilte er jedes Mal an den Schauplatz des Unglücks. So schreibt er bei Gelegenheit eines Brandes in Apolda: „Den ganzen Tag ward ich gebraten und gesotten. Meine Pläne, Zeiteintheilung ꝛc. verbrannten zum Theil mit. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben behalte; doch erwarte ich noch stärkere Prüfungen. Die Augen brennen mich noch von der Gluth und dem Rauch und die Fußsohlen schmerzen mich. Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch für ein Kaminfeuer, aber ich lasse nicht ab von meinem Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel und sollte ich mir die Hüften ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Bemühen bitte ich euch, doch nicht zu lachen, zuschauende Götter!“

Zu diesem Amte kam später die Direction der Kriegscommission oder, wenn man sich recht volltönend ausdrücken will, das Kriegsministerium — gewiß eine starke Belastung, denn Goethe mußte sich doch erst in diese ihm ganz neuen und unbekannten Dinge hineinarbeiten. Sogar das „alberne Geschäft" der Recrutenauslesung im ganzen Weimarischen Lande hatte er persönlich zu leiten. Interessant ist besonders heute, daß einer seiner ersten Pläne, den er freilich ebenso wenig wie der Zar Nicolai zur Ausführung bringen konnte, auf die Reducirung des Militärs ging. Auch als er von seiner „Genie-Reise" in die Schweiz, die den geheimen erzieherischen Zweck haben sollte, den Herzog aus den gewohnten schädlichen Verhältnissen herauszureißen, zurückkehrte, wartete eine Menge Arbeit auf ihn und selbst so trocken-prosaische wie das Ordnen der Kriegscommissions-Repositur. „Hab' ich das doch in anderthalb Jahren nicht zu Stande bringen können!" ruft er aus. „Und es wird doch und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten." Aus Goethe's Militär-Departement stammt auch das folgende ungedruckte Canzleischreiben, verschnörkelt in Stil und Schrift, das aber durch des Dichters eigenhändige Devotion „gehorsamster Diener" und die volle Unterschrift Werth erhält. Es ist zwar nur ein trockenes amtliches Schreiben, aber doch auch an einen Dichter gerichtet. Der Adressat ist nämlich der Weimarische Kammerrath Georg August v. Breitenbauch (1731—1817), der mit Mendelsohn und Lessing befreundet war und zu Bucha in Thüringen dem Amt und den Musen lebte. Er gab Gedichte, bukolische Erzählungen und Schilderungen berühmter Gegenden heraus.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Cammerrath!

Euer Hochwohlgeb. unterm 21sten vorigen Monaths an mich erlassenes geehrtestes Schreiben, den in Dero Diensten sich befindenden hiesigen Recruten, Johann Caspar Eckardt, aus Greitschen gebürtig, betr., ist richtig eingegangen.

Die Fürstl. S. Kriegs-Commission, hierselbst, hat, in Rücksicht des von Euer Hochwohlgeb. für genannten Eckardt eingelegten Vorworts, selbigen von seinem bisherigen militar Engagement losgegeben, und es gereichet mir zu einem wahren Vergnügen, solches Denenselben zur Antwort andurch zu vermelden, der ich mit vollkommenster Hochachtung allstets verharre

Euer Hochwohlgeb.
gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar,
den 5. Maii
1784.

Adr. mit Weimarischem Staatssiegel:

An
des Herrn Cammerraths
von Breitenbauch
Hochwohlgeb.
zu
Bucha.

Herrschaftl.
frey.

Im Sommer 1782 wurde Goethe eine neue Last, das Kammerpräsidium d. h. Finanzministerium übertragen. „Nun," schreibt er an Knebel, „hab' ich zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben — oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links. Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben". Aber bald klagt er wieder: „Am Schlimmsten plagt mich der Teufel des Unverstandes, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen... Die Sorgen fallen mich an wie hungrige Löwen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuße als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen... Ich lade fast zu viel auf mich und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen und ich möchte doch auch so vieles Andere nicht fallen lassen." Mehr Freude hatte er an der Verwaltung der Kammergüter oder Domänen, zumal seit ihm der durch Merck empfohlene Landcommissär Bäty zur Seite stand. Der Mann wußte genau was er wollte, und das imponirte Goethe. Namentlich bei den Vorarbeiten zu wichtigen Aenderungen im Steuerwesen, die Goethe im Sinne trug, war seine Hülfe unschätzbar. Schon 1783 konnte er sagen, daß es mit den Finanzsachen besser gehe. Er habe Glück und Gedeihen in seiner Administration, halte aber auch auf's Festeste über seinem Plane und seinen Grundsätzen. Namentlich lag ihm viel daran, die Ausgaben mit den Einnahmen im Gleichgewichte zu erhalten, unnöthige Geldverwendungen zu verhindern und Ersparnisse zu machen.

Auch das folgende Schreiben ist ungedruckt, doch nur von halbamtlichen Charakter. Der Jenaer Adressat konnte noch nicht ermittelt werden, vielleicht ein Beamter der Universität, für deren Hebung Goethe unablässig besorgt war.

Hochwürdiger &
insonders Hochgeehrter Herr

Es erfreut mich Ew. Hochwürd. zu einem neuen Zeichen höchster Zufriedenheit Serenissimi glükwünschen zu können, und ergreife begierig diese Gelegenheit um Sie zu versichern daß Ihnen nichts Angenehmes begegnen könne woran ich nicht lebhaften Antheil nehme.

Zugleich statte ich meinen Dank ab, daß Sie bey den in Jena verschiedentlich zu treffenden nöthigen Anstalten gefälligen Beystand leisten und uns haben in den Stand sezen wollen darinn stärkere Vorschritte zu thun. Lassen Sie auch während der Zeit daß ich genöthigt bin mich in Eisenach aufzuhalten nicht nach, den Hinterlassenen mit Rath und That an Handen zu gehen. Ich habe besorgt daß Ew. Hochwürd. das nöthige wegen Berichtigung der Kabinetsrechnung zugestellt werde und es wird sich auch diese Angelegenheit leicht berichtigen lassen. Ich empfehle mich Ihnen bestens und indem ich hoffe bald nach meiner Zurückkunft in Jena einen Besuch abzustatten unterzeichne ich mich mit aller Hochachtung

Ew. Hochwürd.
gehorsamen Diener
Goethe.

Weimar d. 29t May 1784.

NS. Noch habe ich einen Auftrag mich bey Ew. Hochwürden nach etwas zu erkundigen. Man wünscht zu wissen was ein gewisser Doktor Müller aus Halle für ein Mann ist? Serenissimus werden veranlaßt selbigem einen Charakter zu geben und da sie es niemals gerne thun ohne die Person wenigstens etwas näher zu kennen: so habe ich geglaubt Ew. Hochwürd. würden darinn am besten eine unpartheyische Auskunft geben können.

Pegasus im Joche! möchten wir ausrufen, aber wenn man sich über seine Unermüdlichkeit wundert, dann erklärte Goethe selbst, es sei wenig Verdienst dabei. „Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfachten Thätigkeit und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu

leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Doch mit den Jahren nehmen seine Klagen überhand. „Daß man geplagt ist mit kleinen Geschäften, ist einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könnte und wenn's um und an kommt, so hat man alle Hände voll zu thun, nur ihren Mist bei Seite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, indessen muß es auch sein." — Offenbar fing er an zu erkennen, wie schwer es halte, seine Beglückungspläne auszuführen. „Bei Gott," sagte er, „es ist kein Canzlist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß, in zehn Jahren thun kann." Und dann die Stoßseufzer: „Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin- und hergezogen... Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen." — „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein."

Es ist oft ausgesprochen und ebenso oft geleugnet worden, daß Goethe die Versetzung nach Weimar auf die Bühne der Welt, des Hofes und einer kleinstaatlichen Regierung nicht wohlthätig gewesen sei. Noch heute hat die Ansicht, daß nur der vorweimarische der echte Goethe sei, viele Anhänger. Jedenfalls trifft Goedeke das Richtige: wäre Goethe's Leben kurz vor der Flucht nach Italien abgebrochen, so würde kaum Jemand leugnen, daß er an Weimar zu Grunde gegangen sei. Goethe selbst wurde das Bewußtsein seiner Lage immer unerträglicher. „Sein Geschäftskreis war, je festere äußere Formen er annahm, desto schwerer mit seinem innersten Beruf in Einklang zu bringen. Was er für den Hof schrieb, war seines Talentes nicht werth und was er mit ungetheilter Kraft hätte schaffen und bilden mögen, litt unter den Geschäften und dem Hofe. Geschätzt und gefeiert wie kein Anderer in Weimar, stand er doch mitten in der regsamen Welt einsam, mußte, um die Fülle seiner Liebe auszuströmen, mit den Kindern spielen, oder die Frau eines Anderen zur Vertrauten seiner Seele machen" (Goedeke). Er selbst klagt, sein prosaisch Leben verschlinge die Bächlein Reime wie ein weiter Sand. „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Recht zum Privatmenschen bin ich geschaffen und ich begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken können." Und endlich der Nothschrei: „Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen: die causa finalis der Welt und der Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst, denn das Zeug ist sonst zu nichts zu gebrauchen." Und wie der junge Schiller aus den unleidlichen Stuttgarter Verhältnissen entfloh, so folgte auch der Minister Goethe der Eingebung seines Genius, sich mit der Flucht zu retten. Aber auch hier handelte er überlegt und überlegen, als gewissenhafter Staatsbeamter. Nachdem er 1786 seine Geschäfte in einen so festen und regelmäßigen Gang gebracht hatte, daß sie recht wohl von einem Anderen provisorisch verwaltet werden konnten, erbat und erhielt er einen längeren Urlaub. Von Karlsbad aus trat er heimlich, aber bald im Einverständniß mit dem Herzog, die Reise nach Italien an, die er nach seines Vaters Wunsche schon zehn Jahre zuvor hätte ausführen sollen. Das war seine Rettung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein gutes Werk.

Von Wladimir Budischtschew.

Der Kosak Siudsalow trat in das Arbeitszimmer des Kreisrichters und meldete mit tiefer Baßstimme: „Karnei Tichonitsch liegt im Sterben!"

Der Kreisrichter Milowidow wendete verdrießlich sein Gesicht dem Ruhestörer zu. Er war eben erst von einer Dienstfahrt zurückgekehrt und in der schlechtesten Verfassung. Eine Weile blickte er den Kosak zornig an, dann sprang er auf ihn zu und pflanzte sich in seiner ganzen Größe vor ihm hin.

„So mag er doch sterben!" donnerte er ihn an. „Was geht das mich an? Bin ich Arzt oder Pfaffe?"

Der Soldat zuckte die breiten Schultern. „Freilich nicht," sagte er, indem er vor lauter Ehrfurcht seinen Baß in einen Bariton umzustimmen suchte. „Der Doctor ist aber über Land, und der Vater Ammwrossi ist zum Kirchenaufseher gefahren."

Zornröthe bedeckte wieder des Kreisrichters Gesicht. Wie es möglich sei, einen Menschen so zu quälen?! Er sei müde zum Umsinken, könne nicht mehr denken, nicht mehr die Schuldigen von den Unschuldigen unterscheiden. Mord, Einbruch, Schmuggel, Holzdiebstahl, Schulden, Trunksucht, Unfälle — all' das hatte seine Kräfte wie eine Spinne ausgesogen, so daß er nicht mehr Gedanken wie eine todte Fliege hatte. Aber er sagte kein Wort mehr und blickte gebrochen auf seine Stiefel, seine Hände tief in den Hosentaschen versenkt. Auch der Kosak schwieg. Endlich richtete der Kreisrichter etwas besänftigt seine Augen auf den Soldaten. „Warst Du bei ihm? Was ist denn mit Karnei Tichonitsch?"

„Er röchelt. Drei Tage hindurch hat er Schnaps getrunken," antwortete der Kosak und seufzte. „Jetzt geht es zu Ende," fügt er in tiefem Baß hinzu, „er bittet um Ihren Besuch. Er scheint Ihnen was mittheilen zu wollen." Und während der Kreisrichter seinen abgetragenen Militärmantel anzog, klagte der Soldat: „Alle Vorgesetzten sind bei uns überarbeitet. Es ist ein Elend! Sogar die Hebamme ist nicht zu haben; sie hat eben selbst ein Kind geboren. ‚Fünf Jahre hab' ich gewartet,' sagte sie mir, ‚und hatte keine Zeit; jetzt entschuldigen Sie, ich habe selbst ein Kind!'"

Milowidow watete durch die schmutzige Dorfstraße zum Hause des Karnei Tichonitsch. Herbstnebel lag auf der Landschaft, die Dämmerung begann, alle Gegenstände nahmen undeutliche Formen an. Dem Kreisrichter wurde unheimlich; er schüttelte sich. „Herr Gott, das ist ja kein Leben, das ist Zwangsarbeit. Nächstens werde ich noch Kinder taufen müssen! Ueber Alles soll man Auskunft ertheilen. Dem Landrath soll man Mißernte melden, der Polizei gute Ernte. Hol' es der Teufel!"

Milowidow spuckte aus und trat in das Haus des Sterbenden. In der Zerstreutheit reichte er sogar der pockennarbigen Köchin, die ihn auf der Schwelle begrüßte, die Hand. Schon im Vorzimmer hörte man das Röcheln des Kranken, und während Milowidow seinen Mantel ablegte, erzählte ihm die Köchin in weinerlichem Ton, indem sie sich die Augen und Nase mit der Schürze wischte: „Er stirbt. Drei Tage hindurch hat er Schnaps getrunken, zwei Quart! Gott mit ihm! Was ist ihm nur eingefallen?!"

Milowidow betrat vorsichtig das halberleuchtete Gemach. Drin war es dumpfig und roch nach Steinöl und Thymian. Das Lämpchen vor dem Gottesbild verbreitete ein schwaches Licht. Die Dunkelheit, der Geruch, die Stille, das Röcheln ließen erkennen, daß hier der Kampf des Lebens mit dem Tode vor sich ging, ein Kampf, in dem der Tod Sieger bleiben wird. Milowidow trat an's Bett. Karnei lag auf einer hohen, hölzernen Bettstelle, der Kopf steckte tief in den baumwollenen Kissen, die Nase war spitz, der lange, weiße Bart wiegte sich auf der schwerathmenden Brust, die Augen waren geschlossen. Milowidow blickte ihn kopfschüttelnd an und sagte halblaut, indem er sich über ihn beugte:

„Guten Tag, Karnei Tichonitsch! Was machen Sie denn für Geschichten, mein Lieber?"

Ein glanzloser, durchdringender Blick traf den Kreisrichter, die Bettdecke bewegte sich, und Milowidow hörte: „Ich ster — be — der Tod —, setze Dich — hier — her" ...

Milowidow setzte sich dicht an's Bett und lauschte.

„Alles bin ich gewesen," flüsterte Karnei, „Tagelöhner — habe — bei — den Schmelzöfen — gearbeitet — 40 000 Rubel .. habe sie der Kirche — geschenkt ... habe einen Neffen — würde Alles — vertrinken ... höre ... habe noch 10 000 Rubel ... Niemand weiß — es — sind im Garten — vergraben — beim Apfelbaum ... Nimm sie ... benutze sie zu einem guten — Werk ... nach — Deinem Ermessen — ich kann — nichts — ausdenken — die Kirche — braucht — sie nicht — die hat ihr Theil — thue es — Gott — wird es Dir — lohnen" ...

Karnei Tichonitsch schweigt. Milowidow denkt niedergeschlagen: Ich danke, wieder eine Arbeit! Jetzt soll ich gar noch über ein gutes Werk nachdenken! Er beugt sich noch einmal über den Kranken ... im Zimmer ist Alles still, der Wind heult hinter den Scheiben, das Flämmchen in der Lampe flackert. Karnei Tichonitsch ist todt, die Augen starr, der Mund halb offen, das Gesicht wie eine Gipsmaske. Milowidow bekreuzigt sich und eilt in die Küche, um die Köchin zu benachrichtigen ...

Eine Stunde später ging Milowidow in seinem Zimmer auf und ab und dachte nach. Zuerst schien es ihm sehr leicht, ein gutes Werk zu erdenken. Ein gutes Werk kommt einem von selbst in den Kopf, z. B. eine Schule eröffnen, wäre ein gutes Werk. Eine Schule — selbstverständlich eine Schule! Aufklärung ist eine wichtige Sache!

„Wirklich eine Schule?“ fährt Milowidow in seinen Gedanken fort. „Bei uns wäre die Schule nicht angebracht. Das Volk ist arm, hat nichts zu essen! Und wer die Schule auch besuchte, nach einem Jahre wüßte er doch nichts mehr. Er würde keine Uebung mehr haben. Von wo sollte er Bücher bekommen? Wir haben doch keine Bibliotheken. Nein, eine Schule wäre da gar nicht am Platze. Denken wir über etwas Anderes nach.“

„Sollte man nicht eine Bibliothek gründen?“ doch diese Idee läßt Milowidow sogleich fallen. „Was sollen wir mit einer Bibliothek?! Da würde mir nur noch Arbeit erwachsen, denn ich müßte die Aufsicht führen und die Bücher wählen ... Sollte nicht ein Krankenhaus das Richtige sein? Ein Krankenhaus ist eine großartige Sache. Die Kinder sterben bei uns wie die Fliegen, denn das Volk ist kränklich. Gesundheit ist doch die Hauptsache. Wird aber auch Jemand in's Krankenhaus gehen? Der Bauer wird nicht 'mal mit Gewalt hereinzubekommen sein; er fürchtet sich vor den Aerzten und glaubt nur an Wunder. Ein Wunderdoctor könnte ihm mit einer Sichel den Leib aufschlitzen, und er würde nicht zucken; aber ein chirurgisches Instrument, groß wie ein Mückenstachel, macht ihn zittern. Ein Krankenhaus wäre also auch nicht das Richtige. Hol' der Teufel alle Krankenhäuser!“

Milowidow geht wieder unruhig von einer Ecke des Zimmers in die andere und überlegt: „Wie wär's mit einer Nachtherberge? Im Herbst kommen Arbeiter zu Tausenden her, von der Wolga, dem Don, der Weichsel; sie sind hungrig, zerlumpt, erstarrt, ohne einen Heller in der Tasche, können kaum noch kriechen und wissen nicht, wo sie übernachten sollen.“

Dieser Plan beschäftigt lange die Gedanken Milowidow's, doch verwirft er ihn wie die Vorhergehenden. „Das wäre gefährlich!“ murmelte er, „man kann dabei seinen Posten verlieren. Man wird sagen, ich sei liberal, ein Volksfreund, ein Demokrat ... nein das geht nicht. Lassen wir das!“

Fünf Stunden lang wandert Milowidow im Zimmer auf und ab, fährt sich in die Haare, streicht seinen Schnurrbart. Alles umsonst! Ein gutes Werk fällt ihm nicht ein. Er macht tausend Pläne, um sie sofort wieder zu verwerfen. Er denkt an elektrische Beleuchtung des Kreisgerichts, an einen artesischen Brunnen, an eine Expedition zum Nordpol, und endlich beschließt er für alle 10 000 Rubel Insectenpulver zu verschreiben, um das Ungeziefer in seinem Amtsbezirk zu vertreiben. Zuletzt sinkt er erschöpft in den Stuhl am Schreibtisch. Die Lampe ist erlöscht, das Zimmer dunkel, durch das Fenster sieht man feuchte, schwarze Erde und trüben Himmel. Und Himmel und Erde sehen ihn theilnahmlos an und geben ihm auch nicht den leisesten Wink zu einem guten Werk.

„O, verfluchtes Schicksal!“ Er möchte weinen. Sein Dienst hat alle seine Kräfte ausgesogen, er ist nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Bei dem Gedanken an den Dienst springt Milowidow vom Stuhl auf; morgen früh um sechs Uhr muß er in das benachbarte Dorf fahren und dort zwangsweise einem verlumpten Bauern das Vieh wegnehmen. Milowidow entkleidet sich rasch, wirft sich auf's Bett und zieht die Decke über die Ohren. Aber er kann nicht schlafen.

„O, mein Gott, mein Gott!“ seufzt er. Hätte er doch eine kleine Besitzung, er würde den Dienst aufgeben, ruhig und vergnügt leben, Niemand Angst und Schrecken mehr einflößen, lesen, denken, die Nachbarn besuchen. Und er springt auf.

„Ist's möglich denn?“ ruft er aus. „Ist es wirklich möglich, daß ich ein gutes Werk gefunden?“ Ja ja ja, er hat es! Die 10 000 Rubel für sich nehmen, den Dienst quittiren, ruhig und still für sich leben, ist das kein gutes Werk? Ohne Zweifel, das ist das einzige, wahre gute Werk!

Milowidow wickelt sich wieder in seine Decke. Jetzt ist es ausgemacht. Morgen geht er zum Apfelbaum und holt sich das Geld. Dann nimmt er seinen Abschied und kauft ein kleines Gut. Er wird sich ein Häuschen bauen und ein friedliches Leben führen. Mit den Bauern wird er in Freundschaft leben, sie mit Geld unterstützen, des Abends die Nachbarn zum Plaudern besuchen. Und der Nachbar wird ihn willkommen heißen und mit freundlichem Lächeln ihn schon auf der Schwelle begrüßen. „O Gott, ist das nicht Glück?“

Als am nächsten Morgen um sechs Uhr der Kosak in's Zimmer tritt, um mit dem Kreisrichter in das benachbarte Dörfchen zu fahren, findet er ihn noch schlafend. Ein seliges Lächeln schwebt um seine Lippen. Er träumt gewiß von seinem Hause, seinem Feld, von dem blauen Himmel über seinem Dache und den zwitschernden Vögeln auf seinen Bäumen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Iris“. Komödie von Sven Lange. — „Das alte Kind“. Schauspiel von Hans L'Arronge. (Lessingtheater.) — „Kiwito“. Komödie von Ferdinand Bonn. (Neues Theater).

Die Theatersaison hat in der üblichen Weise begonnen: mit den chronischen Durchfällen des Lessingtheaters. Der dänische Autor, der in München lebt und den Kreisen des „Simplicissimus“ nahestehen soll, hat sein schlechtes Stück von Adolf Paul recht gut übersetzen lassen. Er schildert mehr als er darstellt eine Frau, die ihren Mann trotz seiner Unbedeutung abgöttisch liebt und ihm zu einer Stellung verhelfen möchte. Da sie jung und hübsch ist, so kann es ihr nicht fehlen, aber da sie obendrein anständig ist, so muß sie sich durch Klugheit und List behelfen. Und das thut sie nicht immer wählerisch und geschmackvoll. Drei einflußreiche Männer, ein Politiker, ein Commerzienrath und ein Maler, umschwärmen also die verführerische Iris und streiten sich um die Ehre, ihrem Gatten die Directorstelle abzutreten, natürlich gegen die herkömmliche Provision in Küssen und Hoffnungen. Einstweilen werden die glühenden Anbeter in verschiedenen Zimmern versteckt, und zum Schlusse ziehen sie als Gefoppte ab. Die übrig bleibenden Courmacher werfen sich dann gegenseitig heraus, so daß das Nest für das girrende Paar rein bleibt. Ein nettes Einacterchen im Geschmacke von Steigentesch, Benedix oder dem Moser erster Manier, aber durch maßloses Geschwätz zur Länge einer Theaterabendtantième breit geschlagen, in der Ausführung theils altmodisch und possenhaft, theils voll moderner Velleitäten. Ibsen liefert die socialen Sarcasmen und manche feineren Züge, und jedem beliebigen Schauspielerstück sind die Effecte der anspruchsvollen Hauptrolle abgeguckt, doch mit der Unbeholfenheit des Anfängers in Scene gesetzt. Immerhin verräth sich da und dort ein entschiedenes Talent, das hoffentlich wachsen wird.

Die zweite empfindliche Schlappe holte sich das Unglückstheater am Friedrich-Karl-Ufer mit einem neuen dramatischen Versuch von Herrn L'Arronge jun. Daß das Stück von einem kritischen Publicum mit Zischen und Hohngelächter aufgenommen würde, scheint sogar der Theater- und Literaturfremdling auf Blumenthal's Directionsstühlchen, Herr Neumann-Hofer, geahnt zu haben, weßhalb er es vor der als naiv und genügsam gepriesenen Sonntagsgemeinde zuerst prodneirte. Aber nicht einmal hier wollte der faule Zauber verfangen. Das alte Kind ist der junge Dichter Gerhart, der eine beliebte Schauspielerin geheirathet hat, damit sie ihn bei seinem dichterischen Schaffen anrege und begeistere. Vergebliches Hoffen und Beginnen, denn Bertha ist ein kokettes Scheusal und vergiftet ihm Ehe, Leben und Dichten. Bis dann das bewußte süße Mädel erscheint, der Gesponsin strahlendes Widerspiel. Elschen wird also geliebt und nach den vorgeschriebenen Scheidungsformalitäten zum Standesamt geführt. Da sich nun Jung-Hänschen aber in den Kopf gesetzt hat, er wolle diesmal ein fünfactiges Schauspiel schreiben, so wird die magere Bettelsuppe mit einer weitausgesponnenen sogenannten Intrigue gewässert. Und hier verhüllt Papa L'Arronge, der sich mit seiner bürgerlichen Muse noch nie eine Pieanterie erlaubt hat, schamhaft das weißbärtige Haupt ob dem Erstgeborenen seiner ehelichen Muße. Hans ist auch gar zu frivol. Man denke nur: eine Ariadne, wie die in Frankfurt, ganz ebenso decolletirt vom Kopf bis zu den Füßen, nur ohne den Panther, und nun noch das lebendige Modell dazu, also etwa so eine Dame ohne Vorurtheil, wie die Cäsarenschwester Pauline Borghese, die ihr Modellstehen damit entschuldigte, daß das Zimmer geheizt war. Doch der biedere Vater L'Arronge scheint zuletzt noch ein Machtwort gesprochen zu haben, und so wird Alles wieder gut bürgerlich reinlich und zweifelsohne, als wär's ein Stück von ihm. Nein, nein, bewahre Gott: die schlimme Bertha hat einzig zum Kopf der Figur gesessen, und es ist nur rohe Reclamensucht und Renommage von ihr, wenn sie auf der Ausstellung der Ariadne besteht, obwohl — welche Verwickelung! — der Bildhauer zugleich ihr jetziger Schwiegervater ist, der darum auch gegen die Heirath war. Gespielt wurde die unreife Frucht von L'Arronge's Ableger so schlecht, als es im Lessingtheater möglich ist, was sehr viel sagen will. Dafür hat Neumann-Hofer seinen Schauspielern und „Dichtern“ gütigst wieder gestattet, sich für den Applaus zu bedanken. Wir fürchten, sie werden nicht oft zu der Ehre kommen, es sei denn, daß sie wie in „Iris“ und dem „Alten Kind“ jedes Räuspern der Zuschauer als Applaus auffassen und durch Verbeugungen quittiren. Die Schnelligkeit aber, womit der junge L'Arronge immer „wie gerufen“ aus den Coulissen tänzelt, scheint das einzige Talent, das er von seinem Papa geerbt hat.

Dafür hatte Frau Director Nuscha Butze mit ihrem Eröffnungsstück einen schönen und wohlverdienten Erfolg, denn bei ihr wird fast immer gut gespielt, mit Fleiß und Liebe, Jeder an seinem Platz, ein dienendes Glied im Ganzen. Auch Ferdinand Bonn, der ein stets interessanter Darsteller, wenn auch allzu sehr Solospieler ist, fügte sich bescheiden in das harmonische Bühnenbild. Wenn nur seine „Komödie“ — denn der Verwandlungsreiche kommt uns diesmal als Dichter — nicht gar so effecthaschend, übertreibend und zum Theil geradezu roh wäre. Ein scharfes Tendenzstück gegen die Stützen der Gesellschaft. In anderen Komödien ist es ein Afrikareisender oder ein Viehhändler aus

Oberösterreich oder ein Mohrenfürst, der unserer Civilisation den Spiegel der Wahrheit und Natur vorhält und den verschrobenen und verkommenen Mitteleuropäern den Kopf zurecht setzt. Bonn wählt einen Japaner. Ob die überhitzte und überreizte Cultur der Japaner und ihre Moral besser ist, als unsere alte und oft faule Civilisation, kann man bezweifeln. Sicher ist nur, daß Bonn mit ausgesuchter Bosheit unsere verlottertsten Kreise ausgesucht hat, um seinem radebrechenden Kiwito aus Tokio die selbstgefällige Moralpauke: „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen" zu ermöglichen. Eine noch „standesgemäß" lebende, aber verarmte und verlumpte Familie, eine abstoßende Mutter, die ihren Dienstboten das Gehalt schuldig bleibt, eine auf den „Mannfang" dressirte Tochter, ein hohlköpfiger Sohn, der ewig vor dem Staatsexamen steht ... Was verschlägt es dem Streber, daß seine Braut die Geliebte des Prinzen ist und es als seine Frau bleiben wird, wenn nur das Geld im Kasten klingt; auch seine Schwester fängt den Japaner auf so plumpe und gemeine Art, daß Kiwito versichert, so was komme bei ihm zu Hause nicht vor, auch nicht auf den berüchtigten Freundeninseln. Wie gesagt, weniger wäre mehr, und zu viel Pfeffer und Senf verdirbt das beste Gericht.

Notizen.

Das „Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen", herausgegeben von Karl Werckmeister (Photographische Gesellschaft, Berlin), leitet seinen neuen Band mit einem interessanten Selbstporträt von Peter Cornelius aus der ersten römischen Zeit ein. Daran schließt sich eine Reihe von Gelehrten-Porträts: Macaulay, nach dem Bilde in der Londoner Porträt-Galerie; Gustav Fechner, der stille Gelehrte, der in seiner Persönlichkeit den scharfsinnigen Philosophen und Psychologen mit dem humorvollen Erzähler Dr. Mises vereinigt; Friedrich Albert Lange, beide nach ausgezeichneten Naturaufnahmen porträtirt, Hegel's Antipode Beneke, Friedrich Vischer, der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne, Gute, Rechte und Wahre (nach Gottfried Keller's Worten), Jacob Burckhardt, nach einem Bildniß von Hans Lendorff in Basel, und endlich der Kunsthistoriker Schnaase, nach dem Porträt der Berliner National-Galerie. Es folgen aus der Welt der medicinischen Wissenschaft: der Wiener Skoda, der wundervolle Kopf Gräfe's und Virchow, gemalt von Hanns Fechner. An den wunderlichen Philisterkopf Fr. Fröbel's schließen sich Thaer, Thünen, Louis Blanc, sowie aus dem Gebiete der Technik Humphrey Davy, Thomas Graham, Schönlein, der Erfinder der Schießbaumwolle, Oersted und die Porträts der drei großen Russen Puschkin, Dostojewski und Glinka. Die technische Ausführung der Reproductionen läßt an Schärfe, Schönheit und Treue Alles hinter sich, was auf diesem Gebiete bei uns geleistet wurde.

Ein wahrer Hausschatz, der in keinem Hause fehlen sollte, ist auch Wilhelm Spemann's hier schon wiederholt angezeigtes Lieferungswerk „Das Museum, Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst". Das Geschick in der Auswahl geeigneten Anschauungsstoffes und die Schönheit der Reproductionen sind ebenso lobenswürdig, wie die Güte des Textes, der uns abgeschlossene Betrachtungen über Kunst und Künstler bietet, wie ganz vortreffliche Erläuterungen der betreffenden Bildertafeln. Hier wissen die Herausgeber R. Gaul und R. Stettiner immer mit ganz wenigen Worten alles Wissenswerthe mitzutheilen: Erklärung des Dargestellten, Entstehung, Geschichtliches und Kritisches mit fortwährender Betonung dessen, worauf es ankommt. Dieser kunstpädagogische Zweck drängt sich aber nie pedantisch und schulmeisternd hervor. Es ist, wie wenn die Künstler selbst ihr Werk erklärten, so wie es bei jeder volksthümlichen Aesthetik geschehen müßte und so selten geschieht, weil uns der Schulzopf eben immer hinten hängt.

Goethe's Leipziger Studentenjahre, ein Bilderbuch zu „Dichtung und Wahrheit", bearbeitet von Dr. Julius Vogel (Carl Meyer's Graphisches Institut, Leipzig). Die Festgaben zum Goethetage erscheinen schon überall auf dem Büchermarkt. Viel Ueberflüssiges wird ohne Zweifel dabei zu Tage treten, aber auch manches Erfreuliche. Zu der letzteren Kategorie gehört Vogel's prächtiges kleines Bilderbuch. Da wird nicht ein längst bekanntes Bildermaterial von Neuem, nur in etwas anderer Fassung wiedergekäut, sondern ein Werk geboten, das an Ort und Stelle der Geschehnisse aus unmittelbarer Anschauung herausgewachsen ist und zu dem der Verfasser, der Berufensten einer, Jahre lang mit glücklichem Finderauge gesammelt hat. So kommt es, daß unter den mehr als 70 Abbildungen, welche alle in intimster Beziehung zu Goethe's Leipziger Aufenthalt stehen, weit über die Hälfte bis jetzt vollständig unbekannt und unveröffentlicht sind. Sämmtliche Illustrationen sind getreu nach dem Original wiedergegeben, und der Autor hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auch längst verschollenen Originalen nachzuspüren. So sehen wir denn hier das damalige Leipzig, die Bauten in ihren alten, längst entschwundenen Formen, die akademischen Lehrer, zu deren Füßen unser Dichter saß, der Leipziger Student mit seinen Sitten und Galanterien, Käthchen Schönkopf, des Dichters Jugendgeliebte mit der ganzen lustigen Schönkopfischen Tafelrunde, endlich Oeser als Maler, Bildhauer und Lehrer, seine Werke und seine Familie. Der Verfasser wirft auch einen Blick auf Goethe's Dichtungen und Briefe aus der Leipziger Zeit und schildert den Besuch in Dresden. Wunderschön sind zumal die Bildnisse Meister Anton Graff's wiedergegeben. Wie schade, daß der große Porträtist, der nicht nur äußerlich „traf", sondern auch alles Geistige aus seinen Modellen herausholte, nicht ein Bild des jungen Goethe malen durfte! Es würde uns für so manches schlechte Goethebild entschädigen, zumal für den Mangel photographischer Aufnahmen.

„Unter uns gesagt." Von Georg von Oertzen. (Wien, Hartleben). Tagebuchblätter aus dem Seelenleben eines Mannes, der viele Jahre hindurch in der Welt weit und breit sich umgesehen hat und als Diplomat und Consul Gelegenheit fand, Zustände und Personen in den mannigfachsten Schichten der menschlichen Gesellschaft, wie innerhalb verschiedener Berufskreise zu beobachten. Heiterer Ernst, Gerechtigkeitssinn, Genußfähigkeit und nicht zuletzt der Kampf wider Plattheit, hohles Wesen und Vorurtheile sind ihm bei seinen Epigrammen bestimmend gewesen. Voll neckenden Witzes und zuweilen scharfer Satire sind die dem ewig Weiblichen gewidmeten Stachelverse. Ganz vortrefflich sind zumal die Ritornelle über Ehe, Weiber, Weine: abgeklärte Lebensweisheit eines Weltmannes, reizend pointirt und in blankgeschliffener Form — beste Platen-Schule.

Handbuch der Geschichte des alten und neuen Bundes. I. Geschichte des alten Bundes. Von Dr. C. Thomas. (Magdeburg, S. Bühling). Des Verfassers Methode ist die historisch-kritische, „welche in der sogenannten Profangeschichte allein Bürgerrecht besitzt und auch auf dem theologischen Gebiete mehr und mehr als gleichberechtigte Schwester der religiös erbaulichen anerkannt wird", wie er sagt. Allerdings widerstreiten die Ergebnisse dieser Forschung an manchen Punkten einer durch ihr Alter ehrwürdigen Ueberlieferung; aber deßhalb den „Laien" die Kenntniß der Resultate der Wissenschaft vorenthalten zu wollen, das würde eine Verleugnung der Grundsätze der Reformation und der christlichen Wahrheitsliebe bedeuten. „Die erbauliche und die wissenschaftliche Behandlung des alten Testaments sind also gleichberechtigt, und wenn jede streng in ihren Grenzen sich hält, so werden beide, jede in ihrer Weise, die Aufgabe, die aller Schriftforschung gestellt ist, Gottes Offenbarung verstehen zu lernen, lösen und am Aufbau seines Reiches arbeiten helfen." Diesem seinem Grundsatze bleibt der Verfasser während seiner Darstellung, von der Urgeschichte bis zum Untergange des israelitischen Staatswesens, treu. Im Wesentlichen folgt er den gewiegtesten Bibelforschern und Kritikern, wie Ewald, Hitzig, Schrader, Lagarde, Oppert, Mommsen, Stade, Wellhausen; aber in der Wahl der Meinungen zeigt sich Thomas sehr tactvoll und verschmäht jene Art, die durch kühne subjective Combination die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen sucht. Wir können das klar gliedernde und schön darstellende, inhaltreiche und gut ausgestattete Handbuch zum geschichtlichen Verständniß des alten Testaments nicht nur Fachmännern warm empfehlen, sondern zumal den Lehrern unserer Jugend, dann aber auch dem gebildeten Publicum.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Eyth. 2 Bde. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Endlich hat auch ein Beruf, der an der Entwickelung unserer Gegenwart betheiligt ist wie kaum ein zweiter, seinen Poeten gefunden! Diese scheinbar willkürlich aus dem bunten und vielseitigen Leben eines Ingenieurs herausgegriffenen Skizzen zeigen uns, wie seine Thätigkeit in alle Gebiete des modernen Lebens eingreift und die mannigfachen Seiten, die brennenden Fragen der Zeit berührt. Bilder aus Deutschland und England, Rußland und Belgien, aus dem Orient und aus Amerika reihen sich aneinander, doch verleugnet der Verfasser nie das deutsche Wesen und den Humor, der ihm auch in den mißlichsten Verhältnissen treu bleibt. Heutzutage, wo leider Alles zu gelehrten oder bureaukratischen Berufen drängt, sollte dieses Buch, daraus Jeder ersehen kann, was an Leid und Freud' der Beruf des Ingenieurs zu bieten vermag, eine volkswirthschaftliche und patriotische Ehrenpflicht erfüllen können und der heranwachsenden Generation neue Wege und Ziele weisen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

In unserem Verlag ist erschienen:

№ 40. Berlin, den 8. Oktober 1892. Band I.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des

Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 35. Berlin, den 2. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen. Von W. Wygodzinski (Bonn). — Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha. Von K. v. S. — Die Haftung der Gastwirthe. Von Kreisgerichtsrath Dr. Bruno Hilse (Berlin). — Die Strafanstalten als Schwindsuchtherde. Von Dr. med. C. Wiesbacher. — **Literatur und Kunst.** Neuprovenzalische Renaissance. Von Arthur Riehl. — Zur Frage der Spätgothik. Von Hans Haenel (Halle). — **Feuilleton.** Die Debutantin. Von Georg Gissing. — Notizen. — Anzeigen.

Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen.

Von W. Wygodzinski (Bonn).

Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland feiert in diesem Jahre sein erstes Halbjahrhundertjubiläum; 1849 gründete der Bürgermeister Raiffeisen in seiner in dem Westerwaldkreis Altenkirchen gelegenen Bürgermeisterei den „Flammersfelder Hülfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirthe". Von diesem Wohlthätigkeitsverein bis zu der heutigen Genossenschaft ist freilich ein weiter Weg, und viele Männer haben ihren Theil an dem großen Werke. Und doch müssen wir die Schöpfung Raiffeisen's als den Ausgangspunkt unseres landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens bezeichnen, denn Raiffeisen, ein Mann unerschütterlichen Glaubens an seine Mission, war die treibende Kraft der Bewegung, die ohne ihn vielleicht zum Stillstande gekommen wäre. So hat denn die populäre Vorstellung, die Raiffeisen und das Genossenschaftswerk identificirt, ihre gute Berechtigung. Heut zu Tage freilich ist das Genossenschaftswesen weit aus dem Rahmen hinausgetreten, den Raiffeisen ihm gespannt hatte, und neben die Organisationen, die sich nach ihm nennen, sind andere, bald an Zahl sie überflügelnd, getreten, die von gleichem Geiste beseelt sind, aber auf anderem Wege zum Ziel zu kommen suchen.

Die ersten Genossenschaften waren Kampfmittel gegen den Wucher, und lange Zeit sind die Spar- und Darlehnscassen die wichtigsten Genossenschaften geblieben. Ihren Zweck haben sie längst erreicht; auf dem Gebiete des Personalcredits existirt, so weit das menschenmöglich ist, kein Wucher mehr. Freilich wird es immer Leute geben, die sich scheuen, ihre Verhältnisse zu offenbaren und die deßhalb den „verschwiegenen" Menschenfreund vorziehen; ebenso werden Leichtsinnige in Wucherschlingen gerathen können. Im Großen und Ganzen ist die Organisation des Personalcredits vortrefflich, wenn auch bei Weitem noch nicht lückenlos. Ein Erfolg der genossenschaftlichen Spar- und Darlehnscassen ist auch die Thatsache, daß die communalen (städtischen und Kreis-) Sparcassen mehr und mehr ihre Organisation und ihren Zinssatz den Bedürfnissen der Landwirthschaft anpassen mußten. In der Entwickelung der landwirthschaftlichen Creditorganisation lassen sich vier Perioden deutlich voneinander abgrenzen. Die erste Periode umfaßt den größten Zeitraum von dem ersten Auftauchen der Spar- und Darlehnscassenvereine im Jahre 1849 bis zur Schaffung des Genossenschaftsgesetzes im Jahre 1868; bis dahin sind sie an Zahl gering und nur in dem engeren Gebiete der Rheinlande von größerer wirthschaftlicher Bedeutung. In der zweiten Periode, in der sich die Genossenschaften auf eine ihnen angepaßte eigene Gesetzgebung stützen können, differenciren sich die ländlichen Spar- und Darlehnscassenvereine von den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften städtischen Charakters, die sich um Schulze-Delitzsch und seinen Verband vereinigen und treten dadurch in einen unmittelbaren Gegensatz zu diesem Systeme, von dessen Trägern sie auch befehdet werden. Gerade durch diese Gegnerschaft gelangen sie zur strafferen Kennzeichnung ihrer Sonderart, zur Aufstellung bestimmter Grundsätze ihrer Organisation, zur inneren und äußeren Zusammenfassung. Trägt die erste Periode das Merkmal des Versuchs und der Vorbereitung an sich, so der zweite Zeitraum das Gepräge des Kampfes nach außen und der Sammlung nach innen, sowie die Ausbreitung, mit der Hand in Hand eine Vertiefung des inneren Aufbaus geht. In der ersten Hälfte dieses Zeitraums war Neuwied, Raiffeisen's Sitz, für die ländliche Creditorganisation der Crystallisationskern; später traten daneben locale Organisationen. Die Spar- und Darlehnscassenvereine werden mittlerweile ein wichtiger Factor des wirthschaftlichen Lebens der deutschen Landwirthe und lenken die Aufmerksamkeit und das Interesse der Regierungen auf sich, die bis dahin, beeinflußt durch die Freihandelsdoctrin, ihre Entwickelung mit peinlichem Mißtrauen verfolgten. In Neuwied vollzieht sich am Ende dieser Periode eine Erscheinung, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit auftritt, wo eine schaffende Persönlichkeit einer neuen Idee Gestaltung giebt und zum Durchbruch hilft. Aus Erfahrungssätzen werden Dogmen, die ganze Organisation ein System, der Gründer und Führer Autorität und Meister, jede Abweichung erscheint als Secte. Diese schärfere Sonderung führt aber gleichzeitig zur Kräftigung nach innen und außen und giebt insbesondere der Propaganda Feuer, Schwung und Erfolg. Die erhöhte Bedeutung Neuwieds sowie auch der provinciellen Organisationen und die zielbewußte Action des zunächst den Absatz- und Productivgenossenschaften gewidmeten Offenbacher Allgemeinen Verbands der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften übt einen sichtbaren Einfluß auf die Gesetzgebung; das Gesetz von 1889 trägt den Bedürfnissen des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens in erhöhtem Maße Rechnung. Die dritte Periode, die bis zum Jahre 1895 reicht, trägt das gemeinsame Merkmal des Zusammenschlusses unter gleich-

zeitiger Festhaltung des Grundsatzes der Decentralisation. Die Spar- und Darlehnscassen, die in nie geahnter Raschheit wachsen, treten zu gegenseitiger Geldausgleichung, gemeinsamer Creditbeschaffung, gemeinsamem Einkaufe von Productions- und Consummitteln zu Centralgenossenschaften mit beschränkter Haftung zusammen; die nunmehr erlaubte Bildung von Revisionsverbänden gestattet eine zweckmäßige, den Bedürfnissen der Landwirthschaft der verschiedenen Länder Rechnung tragende Decentralisation. Die Gründung der Preußischen Centralgenossenschaftscasse endlich im Jahre 1895 leitet die vierte Periode der ländlichen Creditorganisation ein, in der wir uns noch befinden. Gekennzeichnet wird diese zunächst dadurch, daß in jenen Staats- und Landesgebieten, wo die Creditorganisation der Landwirthe schon festen Boden gefaßt hat, die Maschen des Netzes immer enger werden; zugleich werden die Centralcassen durch die liberale Creditgewährung der Centralgenossenschaftscasse in die Lage gesetzt, unabhängig von dem Zufluß von Depositen die nöthigen Betriebsmittel auf der bloßen Grundlage der Gesammthaftung zu gewinnen. So wird es möglich, daß auch in den östlichen Landestheilen, wo der Nothstand der Landwirthschaft besonders empfunden und die Ansammlung von Geldüberschüssen, welche dem Geldbedarfe zugeführt werden können, erschwert und zeitweilig ausgeschlossen ist, nun an die Gründung von Spar- und Darlehnscassenvereinen im großen Maßstabe gedacht werden kann. Das Beispiel, das Preußen durch Gewährung von Staatsmitteln für den Betriebscredit der Genossenschaftsorganisation gegeben hat, findet Nachahmung in Bayern, Baden, Württemberg, Mecklenburg und im Königreich Sachsen. Es ist die Zeit von Massengründungen von Spar- und Darlehnscassen, in der wir noch leben. Wie viele von den Neugründungen einem wirklichen Bedürfniß entsprungen und wie viele Treibhausblüthen sind, muß die Zukunft lehren.

In diesem halben Jahrhundert hat sich also das Genossenschaftswesen neue Formen und neue Ziele geschaffen, deren Mannigfaltigkeit und Größe überrascht. Wir besaßen bisher keine Darstellung, die erschöpfende Auskunft über den, freilich fast von Tag zu Tage sein Antlitz wechselnden Stand des Genossenschaftswesens gegeben hätte. Wie wir die beste Schilderung der deutschen landwirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart einem Ausländer danken — ich meine Blondel's Populations rurales de l'Allemagne —, so haben es auch zwei Oesterreicher zuerst unternommen, das Genossenschaftswesen in der deutschen Landwirthschaft in seiner Gesammtheit zu studiren. Der stattliche Band von tausend Seiten, der die Doctoren Ertl und Licht zu Verfassern hat, (Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland, Wien 1899) bietet selbst deutschen Fachmännern eine Fülle des Neuen und Interessanten, wie von zwei so hervorragenden Sachkennern nicht anders erwartet werden konnte.

Wie eine Creditgenossenschaft gegründet und geleitet wird, wie sie arbeitet und sich entwickelt, führt uns das Werk lebendig unter steter Anknüpfung an die Praxis vor; es will ja auch ein Handbuch für die Praxis sein. Wer sich in die Einzelheiten des genossenschaftlichen Lebens vertiefen will, kann nirgends — auch für die anderen Genossenschaftsformen — bessere Belehrung finden als hier. Noch ein paar statistische Angaben; wir entnehmen sie dem den Verfassern noch nicht zu Gebote stehenden Jahrbuch des Offenbacher Allgemeinen Verbands für 1898. Darnach waren am 1. Juli 1898 8451 Creditgenossenschaften vorhanden (die Gesammtzahl aller Genossenschaften überhaupt betrug 11854). 96% der Creditgenossenschaften waren auf der allein richtigen Basis der unbeschränkten Haftpflicht begründet. Die Hälfte aller Creditgenossenschaften entfällt auf Preußen; Bayern ist mit ein Viertel betheiligt. Auffällig gering ist der Bestand im Königreich Sachsen; dort waren nur 88 vorhanden, während das kleine Sachsen-Weimar-Eisenach 90 aufweist. Welche Rolle die Spar- und Darlehnscassen bereits im wirthschaftlichen Leben der Landbevölkerung spielen, erhellt daraus, daß im Jahre 1897 der Umsatz pro Casse in Rheinpreußen 563882 Mk. betrug, in Schleswig-Holstein auf jeden Genossen im Durchschnitt 4490 Mk. In diesen beiden Provinzen ist man dem Ideale, den gesammten Geldverkehr der Genossen durch die als Banquier fungirende Spar- und Darlehnscasse zu leiten, nahe gekommen. Bei dem rascheren Fortgange der Entwickelung des Genossenschaftswesens stellte sich das unabweisliche Bedürfniß nach Centralstellen ein, welche die Vertretung der gemeinsamen Interessen der gleichen Zielen dienenden Genossenschaften übernehmen und den einzelnen Genossenschaften da helfend zur Seite treten sollten, wo deren Kräfte nicht ausreichten. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit, zunächst eine derartige Organisation zu schaffen, bildete sich aus der persönlichen Erfahrung, welche die Führer des deutschen Genossenschaftswesens gewonnen hatten. Unlengbar gebührt das Verdienst der Initiative Schulze-Delitzsch, der schon im Jahre 1864 der Anwalt des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften wurde. Der Entwicklungsgang bei den landwirthschaftlichen Genossenschaften war ein ähnlicher wie bei den städtischen. Wie dort Schulze-Delitzsch am Beginne der genossenschaftlichen Bewegung als Führer, Leiter und Helfer gewissermaßen in seiner Person die Aufgaben späterer Verbandsorganisation allein erfüllte, so war auch Raiffeisen der Mittelpunkt eines umfassenden Verkehrs mit den seiner Richtung folgenden Vereinen geworden. Durch Correspondenz und persönlichen Verkehr gab er Anleitung und Nachhülfe. Nach mehreren mißglückten Versuchen, eine dauernde Vereinigung seiner Genossenschaften zu schaffen, gelang es, im Anschluß an die im Jahre 1876 constituirte „Landwirthschaftliche Central-Darlehnscasse" zu Neuwied im Jahre 1877 einen Anwaltschaftsverband zu gründen, als eine Stelle für die gesammte Auskunfts- und Rathserholung, die den Austausch der Erfahrungen bei den Darlehnscassenvereinen mit der Agitation für die weitere Verbreitung des Genossenschaftswesens Raiffeisen'scher Richtung und später mit der für die angeschlossenen Vereine pflichtmäßigen Revision von deren Geschäftsthätigkeit vereinigte.

Die Durchführung des Geldausgleiches zwischen den einzelnen Spar- und Darlehnscassenvereinen sowie die Sicherung der Beschaffung von weiteren Betriebsmitteln war die Aufgabe der Centraldarlehnscasse in Neuwied, welche die Form einer Actiengesellschaft annahm. Der Grundsatz der strengen Selbsthülfe wurde freilich dabei verlassen; Kaiser Wilhelm I. widmete ihr einen Betrag von 30000 Mk. und das preußische Landwirthschaftsministerium gewährte ihr einen jährlichen Zuschuß von 3000 Mk. zur Förderung ihrer Bestrebungen. Zu welcher Bedeutung die Casse gediehen ist, ergiebt sich daraus, daß ihr Gesammtumschlag (mit ihren 10 Filialen) im Jahre 1897 rund 269 Millionen Mark betrug. Die Voraussetzung der Mitgliedschaft des Neuwieder Verbandes ist, wie Licht sagt, daß die dogmatische Grundlage des Neuwieder Raiffeisensystems unbedingt festgehalten wird. Dem gegenüber wurde im Jahre 1883 von Haas, Weidenhammer, Havenstein, Leemann, v. Mendel und anderen Führern der Genossenschaftsbewegung ein neuer Verband gegründet, dessen Grundsatz es war, die volle Selbstständigkeit der localen Organisationen in keiner Weise zu beschränken und dem Allgemeinen Verbande nur eine rein anwaltliche, theoretisch-wissenschaftliche, der Vervollkommnung des Genossenschaftswesens in allen Zweigen gewidmete Thätigkeit zuzuweisen. Zugleich nahm der neue Verband Genossenschaften jeder Art auf, während Raiffeisen alle genossenschaftlichen Fragen nur mittels Darlehnscassenvereinen lösen wollte. Das Princip der Freiheit, wie es der Offenbacher Verband vertritt, hat sich glänzend bewährt; er ist zur Zeit der größte Genossenschaftsverband der Welt. Eine Reihe weiterer kleiner Verbände verdankt theils particularistischen, theils religiösen Interessen ihre Entstehung.

Der Offenbacher Verband hat nicht, wie der Neuwieder, eine Centralcasse gegründet. Die provinciellen Verbände haben für sich Hauptcassen geschaffen; ihre Zusammenfassung hat in Preußen der Staat übernommen.

Die Geschichte der Preußischen Central-Genossenschaftscasse — Preußencasse wird sie in Genossenschaftskreisen kurzweg genannt — ist zwar erst kurz, aber bewegt; sie hat in der Werthschätzung der Genossenschafter wie von außen her eine sehr wechselnde Rolle gespielt. Der Vater des Gedankens, die Centralcassen aller Verbände wiederum zu einer Centralausgleichsstelle, gleichsam einer Genossenschaftscasse in der dritten Potenz, zu vereinigen, ist bekanntlich der Finanzminister Miquel. Das heißt, er ist eigentlich der Adoptivvater; der Wunsch ist unter den Genossenschaftern Deutschlands, abgesehen von denen Schulze'scher Richtung, schon alt, und gelegentlich, wenn man mit der Preußencasse unzufrieden ist, droht man, eine genossenschaftlich organisirte Centralcasse für ganz Deutschland in's Leben zu rufen. Ob die Drohung jemals Wirklichkeit wird, ist sehr zweifelhaft; denn — abgesehen von allen particularistischen Hindernissen — hat die Preußencasse eine sehr beträchtliche Anziehungskraft, nämlich das vom Staat zur Verfügung gestellte Betriebscapital, das sich seit dem Gesetz vom 20. April 1898 auf 50 Millionen Mark beläuft, eine sehr stattliche Mitgift des Adoptivvaters. Das eine aber muß man der Preußencasse nachsagen: sie hat in den wenigen Jahren ihres Bestandes bereits einen außerordentlichen Aufschwung genommen; und Dank ihrer immer vorsichtiger werdenden Geschäftsleitung ist es ihr auch gelungen, die zuerst stark drohende Gefahr der Entstehung von „Pumpgenossenschaften" sehr zu reduciren. Wie sie zuerst dazu beigetragen hat, die Zahl der Neugründungen stark zu vermehren, wirkt sie jetzt mit gutem Erfolge in der Richtung des inneren Ausbaues und der Consolidirung der Genossenschaften.

Wie die Creditgenossenschaft den Geldwucher bekämpft, so sind die Au- und Verkaufsgenossenschaften das wirksamste Mittel zur Bekämpfung des Waarenwuchers. Die Bezugsgenossenschaft giebt dem Landwirthe die günstige Position des Großconsumenten; denn nicht der einzelne Landwirth, sondern die den Bedarf der einzelnen Landwirthe zusammenfassende Genossenschaft verhandelt mit dem Fabrikanten und dem Händler und erlangt dadurch die Zubilligung von Rabatten und Preisnachlässen. Durch die damit verbundene Analyse wird zugleich der Landwirth vor der Uebervortheilung und Ausbeutung durch die Waarenlieferanten und Zwischenhändler geschützt. Vor Allem aber giebt der Zusammenschluß zu Einkaufsgenossenschaften und Verbänden den Landwirthen die Möglichkeit, den Händlerringen entgegenzutreten. Der Kampf gegen das Thomasmehlsyndicat, den die genossenschaftlich vereinigten Landwirthe im vergangenen Jahre wagten, ist freilich fehlgeschlagen, aber die nächste Zukunft schon kann ein besseres Resultat ergeben. Die Verbandsgenossenschaften, die die Offenbacher Statistik anführt, bezogen im Jahre 1897 bereits Waaren im Werthe von $14^1/_2$ Millionen Mark; der von dieser Statistik nicht erfaßte Betrag ist mindestens der doppelte. Die landwirthschaftlichen Genossenschaften sind also als Consumenten schon eine Macht ersten Ranges. Nur ist dieser junge Riese noch etwas ungeschlacht und weiß seine Kraft noch nicht zu verwerthen, wie es die Consumvereine Englands, dieser „Staat im Staate" thun.

Bedeutend jünger sind die auf den genossenschaftlichen Verkauf gerichteten Bestrebungen. Will der genossenschaftliche Einkauf die Productionskosten verringern, so will der genossenschaftliche Verkauf die Arbeit des Landwirths lohnender machen. Die directe Verbindung des Producenten mit dem Consumenten und die Ausschaltung gewisser unreeller und unrationeller Formen des Zwischenhandels soll es ermöglichen, daß der Landwirth wieder annehmbare Preise für seine landwirthschaftlichen Producte erzielt, ohne daß der Consument dadurch einer Vertheuerung der Lebensmittel ausgesetzt wird. Im Vergleich zu den gemeinsamen Bezügen stellt der gemeinsame Absatz der landwirthschaftlichen Producte ein viel schwierigeres genossenschaftliches Problem dar, woraus es sich erklärt, daß bis vor Kurzem an diese Aufgabe (mit Ausnahme der Winzer- und der Molkereigenossenschaften) nur sehr vereinzelt herangetreten wurde. Während bei einer Bezugsgenossenschaft die Verbindung mit einigen tüchtigen Firmen genügt, um das Geschäft halbwegs gut zu führen, werden bei einer Verkaufsgenossenschaft ganz andere Anforderungen, an die Genossenschaftsleitung gestellt. Man steht einem großen unberechenbaren Publicum, einem erst aufzusuchenden Consumentenkreise gegenüber. Der Markt muß erst mühsam belastet, Absatzwege müssen aufgesucht, Verbindungen mit vieler Mühe und Sachkenntniß angeknüpft werden. Um auf dem Markte einigermaßen beeinflussend auftreten zu können, ist ein gewisses Netz von Genossenschaften nöthig, ohne welches es dem Händlerwesen immer wieder gelingt, einzudringen. Dazu kommt sehr oft die Nothwendigkeit der Sammlung und Lagerung oder sogar der Verarbeitung gewisser landwirthschaftlicher Producte, während sich das Bezugsgeschäft sehr oft als reines Buchgeschäft abspielt und Reservelager keineswegs zum Wesen des Geschäftsbetriebes gehören. Der interessanteste Typus dieser Art ist die Getreideabsatzgenossenschaft, die durch die preußische und bayerische Regierung eine besonders nachdrückliche Unterstützung empfangen hat. Die Darstellung der dahinzielenden Bewegung ist ein Glanzpunkt in dem Ertl'schen Berichte. Von der Getreideabsatzgenossenschaft ist nur noch ein Schritt zur Müllerei- und Bäckereigenossenschaft, die nicht nur das Zwischenglied des Handels, sondern auch das des Handwerks ausschaltet. Hier zeigt sich nun ein neues Problem, von höchstem Interesse auch für alle Nichtlandwirthe, da auch alle Nichtlandwirthe Brodconsumenten sind. Wenn die landwirthschaftlichen Genossenschaften die Brodversorgung der städtischen Bevölkerung übernehmen, wird bei richtigem Verständnisse das Interesse von Producenten und Consumenten Hand in Hand gehen können, da es für die städtische Bevölkerung ebenso wichtig ist, daß die Landwirthe einen auskömmlichen Getreidepreis erhalten wie für die Landwirthe selbst, und da es umgekehrt wieder im Interesse der Landwirthe gelegen ist, sich durch billiges und gutes Brod den Absatz bei der städtischen Arbeiterbevölkerung zu sichern. In Frankreich, wo bereits zwei Drittel des Brodes durch Müllerei- und Bäckereigenossenschaften producirt und direct an die Consumenten abgesetzt werden, zeigt sich nun auf diesem Grenzgebiete von Production und Consumtion eine interessante Erscheinung. Während nämlich in Deutschland die Bäckereigenossenschaften entweder von den städtischen Consumenten oder von den landwirthschaftlichen Producenten errichtet werden, hat sich in Frankreich eine Annäherung der beiden Interessentenkreise vollzogen. Die Rücksichtnahme auf die Consumenten der Müllereiproducte zeigt sich hauptsächlich in zwei Punkten. Wenn eine Genossenschaft gegründet wird, so pflegt gewöhnlich mit besonderem Nachdrucke als Zweck die Herstellung von gutem und billigem Mehl, bezw. Brod hervorgehoben zu werden. Was aber noch wichtiger erscheint, ist die Berücksichtigung der Consumenten bei der Gewinnvertheilung. Bei der Müllerei des landwirthschaftlichen Syndicats in Arbois (Jura) z. B. wird der Reingewinn in der Weise vertheilt, daß 20% in den Reservefonds fließen, 5% auf die Geschäftsantheile entfallen, 25% die Angestellten nach dem System der Gewinnbetheiligung erhalten und 50% an die Consumenten ausgezahlt werden, mögen sie nun Genossen sein oder nicht. Wenn die Landwirthe der städtischen Bevölkerung gutes, gesundes und billiges Brod verschaffen, ihre eigenen Producte dabei zu annehmbaren Preisen verwerthen und ein eventuell aus der Ausschaltung aller un-

rationellen Zwischenprofite sich ergebender Reingewinn noch zwischen Producenten und Consumenten getheilt wird, dann kann man sich wohl kaum eine idealere Lösung der Brod- wie der Getreidepreisfrage denken. So stellt denn das Gebiet des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens in dem traurigen und düsteren Bilde, welches heute die Nothlage der Landwirthschaft dem Wirthschaftspolitiker bietet, einen Lichtpunkt dar. Dank der rührigen Selbsthülfe der deutschen Landwirthe, welche in der schweren Zeit nicht die Flinte in's Korn werfen, und Dank der zielbewußten Unterstützung der deutschen Regierungen kann man heute wenigstens auf diesem einem Gebiete des landwirthschaftlichen Lebens eine blühende, für die Zukunft noch großartige Erfolge versprechende Bewegung sehen.

Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha.

Die unsichere Thronfolge in dem kleinen thüringischen Herzogthum, das staatsrechtlich sogar noch zwei getrennte Staaten bildet, um das Elend der Kleinstaaterei noch besonders grell zu beleuchten, hat auch das Domänenabkommen des verstorbenen Herzogs Ernst II. vom Jahre 1855 zur Erörterung gestellt. Dieser Vertrag zwischen Herrscher und Landesvertretung ist auch politisch höchst lehrreich. Der einst so volksbeliebte liberale Fürst hat dabei gehörig sein Schäfchen geschoren, was keinem seiner conservativen wettinischen Vettern gelungen ist. Die übervortheilte Demokratie hat in ihrer Kurzsichtigkeit den klugen Geschäftssinn der Coburger zu spät erkannt und Mangels jedes geschichtlichen Verständnisses von der Entwickelung des Kammervermögens gar nicht gewußt, daß die Domänen lehns- und staatsrechtlich niemals unbeschränkter Besitz des regierenden Zweiges aus dem Hause Wettin sind, auch sich nicht aus dem Privatvermögen der Familie gebildet haben. Die Zwerghaftigkeit der thüringischen Staatsverhältnisse hat freilich stets diese kleinen Landesfürsten mehr als Großgrundbesitzer, denn als Staatsoberhäupter erscheinen lassen. Die Länderfetzen wurden außerdem bei jeder Erbtheilung, die noch bis in dieses Jahrhundert zum Schaden des Gesammthauses Wettin reichten, einem anderen Aste zugesprochen, so daß das Gefühl eines wirklichen Staatsverbandes nicht aufkommen konnte. Die Ernestiner waren auch thatsächlich nicht anders gestellt, als die übrigen nunmehr mediatisirten Familien des hohen Adels. Nur ihre Zugehörigkeit zum Wettinischen Stamm, der einst das mächtigste Kurfürstengeschlecht des alten Reiches gebildet hatte, bewahrte sie vor der Aufsaugung mächtigerer Nachbarn. Sie trauten darin weder ihren albertinischen Vettern, noch dem aufsteigenden Preußen, das zum Dank für diesen thörichten Haß schließlich diese Kleinstaaten vor dem Untergange bewahrt und sogar Weimar und Gotha noch vergrößert hat, trotzdem es 1866 in seiner Macht lag, Weimar und Meiningen wegen ihrer offenen Feindseligkeit das Schicksal der größeren Genossen in Hannover und Nassau zu bereiten. Leider ist die Dankbarkeit dafür nicht in diese Ländchen eingekehrt, vielmehr sind beide noch die größten Preußenhasser. Auch Herzog Ernst II. gehörte anfänglich zu diesen traditionellen Preußenfeinden, bis der eigene Vortheil und wohl auch das nationale Empfinden ihn auf die Seite der norddeutschen Vormacht führte. Beim gedachten Abkommen war er der Abgott der harmlosen Freiheitshelden, die von Tyrannenmord und deutscher Republik redeten und doch ohne ihren kleinen Hof nicht leben konnten. Die Regierung hat verfassungsmäßig die Rechte des Herrschers und des Landes zu wahren. Es ist aber heikel für den Staatsminister dieser Kleinstaaten, beim Zwiespalt der Interessen beider Theile seinem Gebieter und Brodherrn einen Nachtheil zuzufügen, der rechtlich vielleicht sogar begründet ist. Je kleiner diese Staatsgebilde, um so persönlicher ist das Verhältniß dieser Staatsleiter en miniature und um so schwieriger für sie, die Interessen der regierenden Familien von den durchaus verschiedenen des Ländchens zu trennen. Eine Ironie des Schicksals ist es freilich, daß der gegenwärtige gothaische Staatsminister bisher als Rechtsanwalt Vorsitzender des freisinnigen Vereins Richter'scher Observanz war. Die Kammergutsfrage ist der Prüfstein. Das Kammervermögen aller deutschen Bundesstaaten setzt sich aus drei Bestandtheilen zusammen. Zunächst das private Hausgut der regierenden Familie, soweit es in Liegenschaften, wie Gütern und Forsten, besteht. Sodann aus den Besitzungen, die dem Landesherrn in seiner Eigenschaft als Vertreter des Lehnsstaates als herrenloses Gut, als verwirktes Lehn oder als heimgefallenes Lehn oder als mehr oder minder gewaltsame Kriegsbeute für seinen Staat zugefallen sind. Diese Elemente sind zweifellos Staatsgut und wurden als solches auch von den alten Landständen als solches für gemeine Zwecke angesprochen. Ueber das Privatvermögen des landesfürstlichen Lehnsherrn hätten sie sonst auch nicht bestimmen können. Schließlich capitalisirte landständische Bewilligungen, da gerade in diesen Kleinstaaten die Steuerschraube fester, als sonstwo, angesetzt wurde und noch wird.

Auch in Coburg-Gotha ist der Ursprung des Kammergutes der gleiche. Zufällig kann der Verfasser sogar bei der werthvollsten Domäne den Erwerb aus seiner eigenen Familiengeschichte nachweisen. Döllstedt (damals Tüllstedt) ist der Stammsitz seiner Familie, der von den Wettinern nach Aussterben des einen Asts einfach als herrenloses Gut widerrechtlich eingezogen wurde, obwohl das Geschlecht noch in der Mark Brandenburg fortblühte. Man hat so oft fälschlicherweise von Raubrittern gesprochen. Hier war es Fürstenraub. Die Wettiner, ursprünglich nur ein kleines Herrengeschlecht, haben in Thüringen ihre Landgrafschaft, wie sonst überall in der Welt, hauptsächlich durch Gewalt gegenüber den schwächeren Dynasten gefestigt und dabei ihr Hausgut gemehrt. Indessen galt schon damals bei der Entwickelung des Lehnstaates zum modernen Staat das heimgefallene Gut nicht als Eigen des Landesherrn, sondern er war sogar verpflichtet, es als Lehn wieder auszuthun. Man geht nicht fehl, wenn man den größeren Theil, vielleicht sogar den größten des späteren Kammergutes als reines Staatsgut anspricht. Diese Thatsache hat auch eine reinliche Scheidung zwischen Haus- und Landesgut in der Regel verhindert. Nur im reichen Bauernlande Sachsen-Altenburg ist eine solche Abschichtung erfolgt und wahrlich nicht zum Nachtheil der landesfürstlichen Familie. In den reußischen Landen mit seinen mehr gutsherrlichen und patriarchalischen, als staatlichen Verhältnissen hat das Fürstenhaus das Kammergut für sich in Anspruch genommen, was natürlich der geschichtlichen Entwickelung und dem Staatsrecht Hohn spricht und zeigt, daß die Kleinstaaterei keineswegs so harmlos und uneigennützig ist. Im Königreich Sachsen, im Großherzogthum und in Meiningen ist ein solcher Ausgleich nicht gelungen, da das Land sein Eigenthumsrecht nicht aufgeben wollte. Freilich ist dafür der Antheil am Erträgniß des Staatsvermögens recht reichlich ausgefallen. In Weimar beträgt die jährliche Civilliste 960000 Mark nach mannigfachen Erhöhungen neuerer Zeit, die vielleicht dem sinkenden Werthe des Geldes und der steigenden Rente des Kammergutes entsprechen. Mit 9656218 Mark balancirt aber überhaupt der Staatshaushalt, so daß die regierende Familie ein Zehntel des gesammten Staatseinkommens erhält. In Preußen weist der Staatshaushalt in Einnahme und Ausgabe eine Milliarde auf, während der Kronfideicommissfonds und der Zuschuß zu demselben $15\frac{3}{4}$ Millionen Mark betragen. Dabei trägt der König von Preußen aus eigener Tasche die kaiserliche Repräsentation, die allein im Reiche politisch nöthig und werthvoll ist. Der Volksmund hat daher in seinem dunkeln Instinkt nicht so unrecht, wenn er die Kleinstaaterei für ein theures

Spielzeug hält. Daß in diesen kleinen Bundesstaaten der Hof Manches wieder den Steuerzahlern zufließen läßt, soll nicht bestritten werden. Aber der gegenwärtige kaiserliche Hof in Berlin fördert wohl in ganz anderer Weise das Kunst- und gewerbliche Leben, als dies in dem engen Rahmen der bescheidenen Hofhaltungen der Fall ist.

In Coburg-Gotha hat sich freilich der Herzog unter geschickter Benutzung seines liberalen Rufes, der auf allen Schützenfesten gepriesen wurde, mit der Volksvertretung zum offenbaren Schaden des Landes dahin geeinigt, daß ihm das Eigenthum am Kammergut zufiel, während er dafür vom Erträgniß einen verhältnißmäßig kleinen Theil zur Bestreitung der Landesbedürfnisse wieder abgab. Es ist ein Löwenvertrag, wenn man diese Auseinandersetzung mit geschichtlichem Sinn staatsrechtlich betrachtet. Die thüringischen Demokraten waren aber in diesem Falle zum Nachtheil ihres eigenen Beutels ohne jede geschichtliche Kenntniß, und ihr Landesvater erschien ihnen so uneigennützig, daß sie ihm gern einen Nutzen gönnten. Der moderne Staat schreibt sich aber ein zwingendes Recht in allen Lebensverhältnissen zu und unterwirft diese seiner Ordnung. Preußen hat daher die durch die Bundesacte, also europäisch garantirte Steuerfreiheit der ehemals reichsunmittelbaren Standesherren aufgehoben, ohne sich um den berechtigten Widerspruch der Betroffenen zu kümmern, die sich auch patriotisch fügten. Bei dieser Erwägung erscheint auch das Domänenabkommen des Herzogs Ernst II. keineswegs unanfechtbar, da dadurch fraglos Staatsgut dem Lande entfremdet ist. Die Bestimmung, daß beim Wegfall des regierenden Hauses das Kammergut reines Privatvermögen wird, ohne die Verpflichtung zur untheiligen Tragung der Staatskosten, ist staatsrechtlich überhaupt ungültig. Nur unter der Voraussetzung der letzten Bedingung war der Landtag befugt, eine solche unvortheilhafte Abmachung zu treffen.

Der industrielle Herzog hat bei seinen kostspieligen galanten Neigungen auch sonst noch seine Einnahmen geschickt zu erhöhen gewußt. Er war der Abgott aller Börsenjobber, die für billiges Geld dort Barone wurden. Freilich wurden sie sonst im Deutschen Reiche nicht anerkannt und in Berlin sogar wegen unbefugter Führung von Adelstiteln bestraft. Für diese Ausnutzung landesherrlicher Rechte fehlt uns in Deutschland das Verständniß und ist daher dieser Zweig des altehrwürdigen Hauses Wettin herzlich unbeliebt im eigenen Vaterlande geworden. Die Coburger haben sich selbst expatriirt, indem sie ausländische Fürstenstühle mit Thronfolgern versehen haben. Der regierende Herzog ist englischer Prinz mit entsprechender Apanage und zwei Adjutanten geblieben. Er sehnt sich wohl selbst nach London und dem lustigen Malta zurück. Die Frau Herzogin hat sich redlich bemüht, eine deutsche Fürstin trotz der hohen russischen Abkunft zu werden, dem erlauchten Gemahl ist es nicht gelungen. Die nunmehr gesetzlich geregelte Nachfolge des körperlich schwächlichen Herzogs von Albany bleibt ein Nothbehelf, der natürlich staatsrechtlich unanfechtbar ist. Daher bleiben die Erbprinzen nach kluger Coburger Berechnung apanagirte englische Prinzen, also stets abhängig vom Ausland. Hat doch sogar die Mutter des künftigen Beherrschers aller Coburg-Gothaer, die Herzogin von Albany, eine geborene deutsche Prinzessin von Waldeck-Pyrmont, jüngst öffentlich erklärt, sie werde „an die vielen ihr in England zu Theil gewordenen Beweise des Wohlwollens denken, so lange sie mit ihrem Sohne in Deutschland verweile, und sie sehne schon jetzt den Tag herbei, wo sie wieder ihren Wohnsitz in England aufschlagen werde." Die arme Verbannte! ... Es war schon die beste Gelegenheit gegeben, aus Braunschweig und Coburg Reichslande zu machen. Bismarck dachte ernstlich daran. Der englischen hochmögenden Verwandtschaft ist leider die Durchkreuzung dieser Absicht gelungen, obschon in Deutschland jetzt erfreulicher Weise ein selbstbewußter Engländerhaß herrscht, freilich nicht an leitender Stelle. K. v. S.

Die Haftung der Gastwirthe.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Eine Frage von außerordentlicher Bedeutung ist bei dem derzeitigen lebhaften Reiseverkehr die Haftung der Gastwirthe für die von den Reisenden mitgeführten und durch den Aufnahmevertrag eingebrachten Gegenstände. Das Bürgerliche Gesetz-Buch regelt dieselbe abweichend von den seitherigen Particularrechten. Es trifft eine Unterscheidung zwischen Gebrauchsgegenständen, sowie Geldern und Werthsachen. Darnach hat ein Gastwirth, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbergung aufnimmt, einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenen Gaste den Schaden zu ersetzen, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung eingebrachter Sachen erleidet. Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Schaden von dem Gaste, einem Begleiter des Gastes oder einer Person, die er bei sich aufgenommen hat, verursacht wird oder durch die Beschaffenheit der Sachen oder durch höhere Gewalt entsteht. Als eingebracht gelten die Sachen, welche der Gast dem Gastwirth oder Leuten des Gastwirths, die zur Entgegennahme der Sachen bestellt oder nach den Umständen als dazu bestellt anzusehen waren, übergeben oder an einen ihm von diesem angewiesenen Ort oder in Ermangelung einer Anweisung an den hierzu bestimmten Ort gebracht hat. Ein Anschlag, durch den der Gastwirth die Haftung ablehnt, ist ohne Wirkung. Für Geld, Werthpapiere und Kostbarkeiten haftet der Gastwirth nur bis zu dem Betrage von eintausend Mark, es sei denn, daß er diese Gegenstände in Kenntniß ihrer Eigenschaft als Werthsachen zur Aufbewahrung übernimmt oder die Aufbewahrung ablehnt oder daß der Schaden von ihm oder von seinen Leuten verschuldet wird. Diese dem Gaste zustehenden Ansprüche erlöschen jedoch, wenn nicht der Gast unverzüglich, nachdem er von dem Verlust oder der Beschädigung Kenntniß erlangt hat, dem Gastwirth Anzeige macht. Der Anspruch erlischt nicht, wenn die Sachen dem Gastwirth zur Aufbewahrung übergeben waren. Bei näherem Eingehen auf die Begründung der einschläglichen Rechtsregeln mit dem dazu erstatteten Commissionsberichte und den Ausführungen im Reichstage kann als gesetzgeberischer Wille festgehalten werden, daß dem Gaste der Beweis für das Einbringen und den Verlust obliegt, der Gastwirth aus seiner Haftung sich aber nur durch den Nachweis befreien kann, daß höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Gastes oder seiner Begleiter letzteren herbeiführten, ferner, daß für Gelder und Werthsachen die Haftung auf eintausend Mark als Regel eingeschränkt, aber auch der Gastwirth dagegen geschützt werden sollte, nach längerer Zeit noch in Anspruch genommen zu werden. In Erwägung des Umstandes, daß die Vorschrift des Entwurfes § 627 „für solche Gelder, Werthpapiere und Kostbarkeiten, welche nicht zu den laufenden Bedürfnissen des Gastes dienen" in dem Entwurf II, § 642 und dem Gesetz § 702 durch die Worte „nur bis zu dem Betrage von eintausend Mark" ersetzt wurden, sowie daß die Motive hierzu besagen, „der durch die Ausnahmebestimmungen dem Gaste auferlegte Hinterlegungszwang kann für Gelder, Werthpapiere und Kostbarkeiten nur, insoweit sie nicht zu den laufenden Bedürfnissen des Gastes gehören, bestimmt werden," folgt, daß die Haftung des Gastwirthes nach dem gesetzgeberischen Willen stets sodann als ausgeschlossen gelten soll, wenn der Gast Gelder und Werthsachen über den Betrag von eintausend Mark hinaus in eigener Verwahrung behält. Dagegen soll der Gastwirth rechtsunbedenklich auch dafür haften, daß zu den nach der Verkehrssitte für die Aufbewahrung derartiger Werthstücke bestimmten verschließbaren Behältern nicht auch Schlüssel anderer Einrichtungsgegenstände passen, der Gast also durch das Einstecken des Schlüssels dagegen gesichert sei, daß nicht dessen Oeffnung durch andere vorhandene Schließwerkzeuge ermöglicht werde. Diese gegen das seitherige gemeine preußische und rheinisch-französische Recht gemilderte

Haftung für Werthsachen entsprang der Erwägung, daß die Verlustgefahr für die Gastwirthe eine zu erhebliche und in ihrem Umfange gar nicht abzusehende sein würde, wenn ihre Einschränkung nicht auf einen Höchstbetrag erfolgte, zumal sie nicht in der Lage seien, sich durch geeignete Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahr zu schützen. Das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch gestattete dem Gastwirthe, die Haftung für Geld und Werthpapiere mittelst Anschlages abzulehnen. Dies wollte der sächsische Entwurf als Reichsrecht aufrecht erhalten, während der bayerische Artikel 680 eine Milderung dahin vorschlug, daß, wenn dem Gaste bei seiner Aufnahme von dem Gastwirthe besondere Anordnungen wegen der Aufbewahrung von Geld, Werthpapieren und Kostbarkeiten mündlich oder durch Anschlag bekannt gegeben worden, eine Vernachlässigung dieser die Haftung des Gastwirthes auf nachgewiesenes eigenes Verschulden desselben oder seiner Leute beschränke. Beides erschien jedoch unannehmbar in Berücksichtigung der Thatsache, daß erweislich nur die Minderheit der Gäste derartige Anschläge zu lesen pflege und überdies noch unabweisbare Voraussetzung zu deren Zweckmäßigkeit bilden sollte, daß er auch in der Sprache des Gastes abgefaßt sein müßte. In Folge der Festsetzung eines Höchstbetrages für die Haftung und des Erlöschens derselben in Folge nicht rechtzeitiger Bekanntgabe des Verlustes konnte darauf auch verzichtet werden.

Nach heute allgemein geltenden Rechtsregeln sowohl des Gemeinen Rechtes, wie auch der Sonderrechte in Preußen, Sachsen, Rheinland und der Schweiz, haftet der Gastwirth wegen des Verlustes bezw. der Vernichtung und der Beschädigung der sonstigen eingebrachten Sachen, gleichviel wodurch der Verlust oder die Beschädigung entstanden und ob sie durch seine Leute, andere Gäste oder dritte Personen herbeigeführt wurden. Solches ist als Reichsrecht festgehalten worden. Dem Gastwirth ist aber der Rechtsauffassung des früheren Oberhandelsgerichtes entsprechend die Einrede gestattet, daß der Schaden von dem Gaste verursacht oder durch die Beschaffenheit der eingebrachten Sachen oder durch höhere Gewalt entstanden ist, so daß auch hierin seine Haftung gegen jetzt zukünftig gemildert wird. Dagegen ist aus der Entstehungsgeschichte der Rechtsregel des § 701 als unanzweifelbar festzuhalten, daß die Haftung sich auch auf diejenigen Gegenstände erstreckt, welche dem Beauftragten des Gastwirthes, also dem Hôtelcommissionär oder dem Hôtelkutscher übergeben wurden oder sich in dem Gefährt befinden, mit welchem der Gast vor dem Gasthause eintraf und welches bei seinem Betreten des Gasthauses der Aufsicht eines Hôtelbediensteten unterstellt wurde. Die Haftung beginnt sonach mit dem Besteigen des Hôtelwagens am Bahnhofe und endet erst mit der Uebergabe derselben an die Bahngepäckträger oder den Gast selbst. Auf die im Gasthause zurückgelassenen Sachen des abgereisten Gastes erstreckt solche sich aber nicht mehr. Die in Sachsen zur Zeit bestehende Haftung tritt mithin am 1. Januar 1900 außer Kraft.

An diesen Rechtsregeln festhaltend sind solche für die Reisenden dahin praktisch verwerthbar:

1. Der einkehrende Fremde braucht nur das Einbringen der Sachen und deren bei dem Gastwirth eingetretenen Verlust oder Beschädigung und die Größe des erlittenen Schadens, nicht aber auch ein Verschulden des Gastwirthes oder seiner Leute daran zu beweisen, um Anspruch auf Entschädigung zu erheben.

2. Bei Geld, Werthpapieren und Kostbarkeiten wird diese Haftung jedoch auf einen Betrag von eintausend Mark eingeschränkt, sobald sie in eigener Verwahrung des Gastes verbleiben und nicht dem Gastwirth zur Verwahrung übergeben wurden.

3. Der Anspruch erlischt, wenn von dem Gaste versäumt wurde, unmittelbar nach erlangter Kenntniß von dem Verluste oder der Beschädigung dem Gastwirthe Mittheilung zu machen.

4. Der Gastwirth kann sich aus seiner Haftung durch den Nachweis befreien, daß durch Verschulden des Fremden selbst oder seiner Begleiter oder dritter von ihm aufgenommener Personen der Schaden verursacht ist.

5. War durch einen als höhere Gewalt anzusehenden Zufall, etwa durch Ausbruch eines Feuers, der Verlust herbeigeführt, so trägt den erlittenen Schaden der Gast, aber nicht der Gastwirth, es sei denn, daß Letzterer aus den Rechtsregeln der Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens für sich selbst oder seine Leute einzustehen hat.

6. Für Beschädigungen der zum Reinigen gegebenen Kleidungsstücke durch Zerreißen oder Beflecken haftet der Gastwirth und ebenso für deren ganzes oder theilweises Entwenden.

7. Verwahrt der Gast Werthgegenstände statt im Tresor des Schreibtisches in einem anderen Behältnisse, z. B. in dem Kleiderspinde oder zieht er die Schlüssel der Behältnisse nicht ab, oder versäumt er, die Geldtasche aus dem zum Reinigen gegebenen Kleide zu nehmen, so verwirkt er den Entschädigungsanspruch an den Gastwirth, es sei denn, daß ihm der Beweis dafür gelingt, es habe ein Gasthausbediensteter widerrechtlich sich das abhanden Gekommene angeeignet.

Die Strafanstalten als Schwindsuchtherde.

Von Dr. med. C. Wiesbacher.

Der neuliche Berliner Tuberculose-Congreß hat uns wieder vor Augen geführt, wie viel zur Bekämpfung der Schwindsucht und mit unermüdlichem Eifer und freudigster Hingebung geleistet worden ist. Man hat eine Massenprophylaxe durchgeführt durch Belehrung und Aufklärung des Volkes, durch sanitätspolizeiliche Maßnahmen gegen die in Milch und Fleisch der Thiere erkannten Quellen der Tuberculose, durch zum Theil weitgehende Desinfectionsvorschriften u. s. w. Dazu kommt neuerdings die Volksheilstättenbewegung. Nur auf einem Gebiete ist der Kampf in größerem Umfange noch nicht geführt worden: auf dem Gebiete der Repressionsmaßregeln gegen die Schwindsucht an solchen Orten, an denen sie nachweislich gehäuft auftritt und die also als Seuchenherde zu bezeichnen sind. Es ist nun das Verdienst eines Mainzer Arztes, des Dr. Theodor Büdingen, in seiner Schrift „Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) neuerdings auf unsere Strafanstalten als Lungenschwindsuchtherde hingewiesen zu haben.

Wie viele Menschen in sämmtlichen deutschen Strafanstalten an Tuberculose erkranken, weiß Niemand. Daß es sehr viele sein müssen, läßt sich aus dem hohen Antheil der Schwindsucht an der Mortalität, vor Allem aber aus der beträchtlichen Anzahl von Schwindsüchtigen in vorgerückteren Stadien, den Lazarethkranken, schließen. Nach den officiellen Ausweisen (Criminalstatistik des Deutschen Reiches) wurden im Jahre 1896 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze 256544 Personen zu Gefängniß verurtheilt, darunter 104872 zu mehr als einem Monat. Es wäre ein müßiges Beginnen, bei den vorliegenden Ergebnissen der Morbiditätsstatistik die Zahl der Schwindsüchtigen unter den ca. 100000 alljährlich zur Entlassung kommenden dieser Kategorie berechnen zu wollen. Ebenso kann nicht festgestellt werden, wie viele von den 151672 zu weniger als einen Monat Gefängniß Verurtheilten sich während ihres Aufenthaltes inficirt haben. Zu Zuchthaus wurden im Jahre 1896 verurtheilt 10465 Personen. Die Statistik der unter den Zuchthäuslern vorgekommenen Sterbefälle und Erkrankungen an Tuberculose

kann allein den Anspruch auf eine annähernde Genauigkeit erheben. Dr. Büdingen schreibt: Um volle Aufklärung über den derzeitigen Bestand an Tuberculösen in den Strafanstalten und Gefängnissen des Deutschen Reiches zu erhalten, müßte eine möglichst umfassende Enquête unter Zugrundelegung der erwähnten Zählkarte für tuberculöse Strafgefangene veranstaltet werden, wobei nicht nur die mit tuberculbacillenhaltigem Auswurf, sondern auch die lediglich mit den auscultatorischen Erscheinungen eines Lungenspitzenkatarrhs Behafteten zu berücksichtigen wären. Hoffentlich folgt man dieser Anregung.

Nach Cornet wird die überwiegende Mehrzahl der Tuberculose in die Gefängnisse eingeschleppt. Er zieht daraus den Schluß, daß der dem Gefängnißwesen gemachte Vorwurf, die Tuberculose hervorzurufen, in dem Umfange jedenfalls ein ungerechtfertigter ist. Zum Beweise entnimmt er den statistischen Erhebungen über die Strafzeit der an Tuberculose Gestorbenen die Thatsache, daß über die Hälfte aller Todesfälle an dieser Krankheit bereits am Ende des zweiten Haftjahres zu constatiren ist. Da nun der Verlauf der Lungenschwindsucht innerhalb der Strafanstalten nach Cornet mindestens $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Jahre durchschnittlich dauert, während sie unter der freien Bevölkerung bis zum Eintritt des Todes 6 bis 7 Jahre in Anspruch nimmt, so läßt sich die Annahme in der That nicht zurückweisen, daß über die Hälfte der Verstorbenen die Tuberculose mit in die Gefängnisse brachte. Damit ist aber durchaus nicht bewiesen, daß diese Leute, welche in der Freiheit inficirt wurden, auch ohne den Aufenthalt in dem Zuchthause in gleicher Anzahl und in ebenso kurzer Zeit gestorben wären.

Ein anderer Fachgenosse, Dr. Stickl sagt, daß jeder Tuberculöse, der zu längerer Haftstrafe verurtheilt wird, dem sicheren Tode verfallen ist. Auch die Beschleunigung des Verlaufes der Phthise ist nach Büdingen allein auf das Conto der Gefangenschaft zu setzen. „Während Kriegsjahre in Rücksicht auf die Gefahr doppelt in Anrechnung gebracht werden, ist die Zeit der Gefangenschaft für den Schwindsüchtigen mit dem dreifachen Umfange des Verderbens ausgestattet. Der pathologische Proceß in seinen Lungen schreitet annähernd dreimal so rasch vorwärts, wie bei dem frei Lebenden. Ein mit den Anfangssymptonen der Schwindsucht Behafteter, welcher — beispielsweise — zu einem halben Jahre Gefängniß verurtheilt ist, erfährt also in dieser Zeit eine Förderung seines leidenden Zustandes um $1^1/_2$ Jahre. Diese Schuld setzt sich aus drei Factoren zusammen. 1. Die Freiheitsstrafe bedingt einen rapideren Verlauf der Schwindsucht. 2. Sie läßt die in der Freiheit häufig beobachtete Tendenz zur Selbstheilung oder Inactivirung der Tuberculose nicht aufkommen. 3. Sie begünstigt in hohem Grade durch die mit ihr verbundenen, die Widerstandskraft des Organismus herabsetzenden Einflüsse das Fortbestehen tuberculöser Endemieen trotz aller bisher dagegen angewendeten Maaßregeln. „Die Mortalitätsziffern, die unbekannte, aber zweifelsohne große Anzahl von Lungenschwindsüchtigen, die dort die Schwindsucht erworben haben, lassen erkennen, daß der Wahrspruch des Richters auf Freiheitsstrafe häufig ein Todesurtheil ist. Unermüdlich kämpfen die Anstaltsärzte und -beamten dagegen an, aber dieser Kampf ist, wie jede isolirte Bemühung gegen die Schwindsucht, von nur geringen und dazu fraglichen Erfolgen begleitet. Die Tuberculose in den Gefängnissen läßt sich nicht als Einzelerscheinung auffassen. Sie wird von der Tuberculose in der freien Bevölkerung beeinflußt und sie giebt mit reichlichen Zinsen das empfangene Unheil zurück. Man muß sich nur ein Bild zu machen suchen, zu wievielerlei Infectionsmöglichkeit ein schwindsüchtig entlassener Sträfling auf der Wanderschaft, der Landstreicherei oder in wiedererlangter Stellung, in der Werkstätte und in seiner eigenen Behausung Veranlassung geben kann! Darin liegt die große, die gefahrvolle Bedeutung der Strafanstalten auch für die freie Bevölkerung. In der Geschichte der Ausbreitung der Tuberculose spielen sie eine große, jedenfalls eine über ihre bisherige Würdigung herausgehende Rolle in allen Ländern."

Es hat freilich nicht den Anschein, als ob die Behörden geneigt wären, hier den Hebel zur Besserung anzusetzen, und es ist fraglich, ob die Aufbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Strafanstalten mittelst frischer Luft und ausgiebigerer Bewegung — eine größere Einwirkung dieser Factoren vorausgesetzt — mit dem Zwecke der Freiheitsstrafe als vereinbar angesehen werden kann. — Von einer eigentlichen Unterernährung ist in den preußischen Strafanstalten seit 1887 keine Rede mehr. Die Beschäftigung des Gefangenen in meist sitzender Haltung kann nicht abgeschafft werden; denn nur in dieser Haltung läßt sich die Mehrzahl der zur theilweisen Deckung der Strafanstaltskosten nothwendigen Arbeiten ausführen. Die preußischen Strafanstalten kosten den Staat circa 12 Mill. Mark; 5 Mill. Mark werden von den Gefangenen aufgebracht. Gegen jede Verminderung dieser letztgenannten Summe wird man sich also entschieden sträuben. Die schwächenden Einflüsse zu schwerer Arbeit lassen sich zwar bei genauer Prüfung sicher vermeiden, aber die übrigen sind zu enge mit dem Leben in der Gefangenschaft verknüpft und sind deßwegen unvermeidbar. Das so schädliche Schweigsystem in den Gefängnissen ist, wenn auch nicht ausdrücklich aufgehoben, keinenfalls aber mehr mit Strenge durchgeführt.

Eine die Tuberculose besonders berücksichtigende Assanirung der preußischen Zuchthäuser wurde übrigens aus eigener Initiative der Strafanstaltsverwaltung begonnen. Eine 1887 erschienene Verfügung des Berliner Polizeipräsidiums hebt die wichtigsten Punkte hervor: Thunlichste Isolirung der phthisisch Kranken von den Gesunden wurde angeordnet, Spucknäpfe überall aufgestellt, Anweisung aller hustenden Gefangenen zur Benutzung derselben vorgeschrieben. Die Leib- und Bettwäsche der Schwindsüchtigen sollte in Lauge gekocht werden. Eine Ergänzung dieser Vorschriften erfolgte durch ministerielle Erlasse aus den Jahren 1889 und 1890. Zusätze wurden gemacht hinsichtlich eingehender Desinfection und gründlicher Reinigung der Zellen beim Wechsel der Insassen. Demgemäß sollten Desinfectionsapparate für jede Anstalt angeschafft werden. Dazu kam das Verbot der Beschäftigung der Phthisiker bei der Anfertigung von Gebrauchsgegenständen. Cornet weist darauf hin, daß die Tuberculose-Sterblichkeit in der That nicht unbeträchtlich herabgeht, aber dieser Erfolg tritt erst 1889 ein, d. h. nach Erlaß der neuen Kostordnung.

Nach Cornet starben auf 10000 Lebende in den preußischen Strafanstalten (Zuchthausgesangene) in den Jahren 1884/85 bis 1886/87: 174.7, dagegen in 1887/88 bis 1889/90 nur 101.0. Da aber in den Jahren 1875/76 bis 1877/78 118.9 (ebenso verrechnet) gestorben sind, so ist keine sehr wesentliche Reduction zu erkennen, und nimmt Büdingen an, daß willkürliche Factoren mitwirkten. Innerhalb der letzten vier Jahre aber lassen sich daselbst keine wesentliche Rückschritte mehr constatiren, ja er beobachtet in diesem Zeitraume sogar ein allerdings geringfügiges Ansteigen der Erkrankungsziffer für Tuberculose, welche, zumal sie im Wesentlichen nur die Lazarethkranken zu umfassen scheint, nichts weniger als einen imponirenden Eindruck von dem Erfolge der erstrebten Assanirung hervorruft. Diesem Princip zu Folge empfiehlt Büdingen: 1. die möglichste Beschränkung des Zugangs nach den Seuchenherden und seine ärztliche Ueberwachung; 2. die thunlichste Verhütung der Entlassung schwer Erkrankter und die Ueberwachung bezw. Behandlung der bedingt entlassenen leicht Erkrankten an einem angewiesenen Aufenthaltsorte; 3. zweckentsprechende, mit Isolirung der Schwindsüchtigen verbundene Maßnahmen in den Anstalten selbst zum Schutze der gesunden Insassen.

Es fragt sich nun, lassen sich derartige Forderungen mit der Strafrechtspflege in Einklang bringen. Die erste

Anordnung fällt in die Machtsphäre des erkennenden Richters, die beiden letzten in die der Behörden des Strafvollzugs. Was nun den ersten Programmpunkt anlangt, so ist die gegenwärtige Zeit insofern für ihn günstig, als eine mächtige Reformbewegung sich gegen die bisherigen Grundsätze der Judicatur richtet; und es ist besonders erfreulich, zu constatiren, daß sie sich in demselben Geleise bewegt, wie das ärztliche Verlangen nach Herabsetzung der Präsenzziffer in unseren Strafanstalten durch Verminderung des Zuganges Ihren Angriffspunkt sieht die Reformbewegung neben einer geplanten Revision des Strafgesetzbuches in der Beseitigung bezw. Verminderung der kurzzeitigen Strafen. Ein Anfang ist in dem Allerhöchsten Erlasse vom 23. October 1895 an den preußischen Justizminister gemacht. Der Erlaß gewährt dem Justizminister die Befugniß, Strafaufschub unter den mitgetheilten Voraussetzungen eintreten zu lassen. An diesen Strafaufschub können dem Ermessen der Vollzugsbehörde überlassene, vom Uebelthäter zu erfüllende Bedingungen geknüpft werden, von deren Ausführung der dauernde Straferlaß in Form der Begnadigung abhängig gemacht wird. Ausnahmsweise kann auch ein über 18 Jahre alter und zu einer längeren als sechsmonatlichen Freiheitsstrafe Verurtheilter der bedingten Begnadigung theilhaftig werden. Um eine große Anzahl schwächlicher Individuen, Reconvalescenten und Kranken, insbesondere Lungenkranken, vor dem gefahrvollen Aufenthalt in den Strafanstalten zu bewahren, die Infectionsmöglichkeiten für gesunde Sträflinge zu verringern, und damit der Weiterverbreitung der Schwindsucht durch größere Massen schwindsüchtig entlassener Sträflinge zu steuern, zu diesen Zwecken empfiehlt Büdingen die Erweiterung des Erlasses in der angegebenen Richtung als nothwendig in Betracht zu ziehen sein, vorausgesetzt, daß die Umstände der Strafthat diese Vergünstigung nicht ausschließen. Eine nachträgliche Hinzufügung dieser Gründe zu den Motiven des Erlasses wäre sehr wünschenswerth.

Der Zustand des für die bedingte Begnadigung in Aussicht genommenen Lungenkranken ꝛc. erfordert aber einen rascheren Bescheid, als er zur Zeit möglich ist. Auf welchem Wege derselbe zu erreichen ist, bleibe der Fürsorge der competenten Kreise anheimgestellt. Stellte man in Berücksichtigung dieses Umstandes die Befugniß zu Strafaufschub und Straferlaß dem erkennenden Richter anheim, so wäre dies gleichbedeutend mit der Einführung der bedingten Verurtheilung, einer Institution, der von den gesetzgebenden Factoren des deutschen Reiches großes Interesse entgegengebracht wird. Die Maaßregel, die Büdingen vorschlägt, ist die Zwangsbehandlung bedingt Begnadigter in den Frühstadien der Lungentuberculose stehender Kranken, nicht aller, sondern nur derjenigen, in deren Familien die erbliche Disposition zur Schwindsucht nicht nachweisbar ist, bei denen jedoch nach dem bereits bestehenden Umfange der Erkrankung auf eine Naturheilung ohne entsprechende Unterstützung nicht gerechnet werden kann. „Wir erreichen damit die Besserung oder Heilung der betreffenden Individuen, die Verringerung oder den Fortfall der aus der Verschleuderung des Auswurfs sich ergebenden Gefahr für die Gesellschaft, und in jenen Fällen, in denen eine krankhafte Constitution vielleicht der Stimmung eine verbrecherische Richtung gab, die Wiederherstellung einer mens sana nach Gesundung des Körpers; und von dieser mens sana ist eher zu erwarten, daß sie die Wege zum Gefängnisse meidet, als von der mit Haß und Rachegefühl erfüllten Seele eines entlassenen Sträflings. Ferner kann auf solche Weise eine viel vollkommenere Ueberwachung des bedingt Begnadigten eintreten, als es sonst bei der herrschenden Freizügigkeit möglich ist. Die in dem Erlasse geforderte „gute Führung" kann demnach direct festgestellt werden. Durch die aus Opportunitäts-, nicht aus ärztlichen Gründen gebotene Ausscheidung der erblich Belasteten unter den bedingt begnadigten Tuberculösen von der Liste der für die Zwangsbehandlung in Betracht kommenden ist eine Garantie für die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gegeben. Diese Wahrscheinlichkeit wächst aber mit der Länge des Aufenthaltes in den Heilanstalten.

Selbstverständlich kann man vom Staate nicht die Bezahlung der Kosten einer derartigen Cur verlangen. Dagegen will Büdingen eine Vereinbarung mit den Versicherungsanstalten herbeiführen, welche das größte Interesse haben, daß Leute mit tuberculösen Anfangssymptomen keine kurzzeitige Strafen abbüßen, zumal der pathologische Proceß in den Lungen in der Gefangenschaft annähernd dreimal so rasch fortschreitet, als in der Freiheit. Gerade hierdurch kann der entlassene Sträfling unverhältnißmäßig früh in die Lage kommen, Invalidenrente in Anspruch zu nehmen, vorausgesetzt, daß er vor Antritt seiner Strafe die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl von Beitragszahlungen geleistet hat. Denn die Strafhaft hebt im Allgemeinen nicht den Rentenanspruch auf. Im Interesse der staatlichen Versicherungsanstalten liegt es nun, möglichst den Eintritt der Invalidität zu verhindern. Die zunehmende Zahl von Rentenempfängern ist für die Versicherungsanstalten der Grund, um von der Befugniß des § 12 des Gesetzes über Alters- und Invaliditätsversicherung Gebrauch zu machen, schon vor eintretender Erwerbsunfähigkeit zur Verhütung der mit Rentenbewilligung verbundenen Invalidität in die Behandlung einzugreifen. Deßwegen bauen sie die Volksheilstätten. Der Staat leistet also den Versicherungsanstalten mit der Einweisung zur Zwangsbehandlung der bedingt Begnadigten in diese oder ähnliche Anstalten einen Gefallen, und es ist immerhin denkbar, daß sie sich zur Bezahlung der gleichen Quote an den Curkosten, wie sie für die freie Bevölkerung in Aussicht genommen ist, verstehen werden. Den anderen Theil müßte allerdings an Stelle der Ortskrankencassen der Staat übernehmen, d. h. nur vorläufig. Sobald der bedingt Begnadigte geheilt und wieder arbeitsfähig, müßte er nach einem einfachen Modus, z. B. mittelst ratenweiser Abzahlung, zur Erstattung angehalten werden, eine Maaßnahme, die zugleich einen erzieherischen Werth hat. Jede derartige Leistung würde ihn an sein Vergehen erinnern und die durch die Maaßregeln des Staates in ihm angeregten Gegenmotive gegen verbrecherische Anwandlungen kräftigen. Daneben würde er durch die Androhung des Vollzuges der einstweilen nur aufgeschobenen Strafe zu einem arbeitsamen und sparsamen Leben erzogen werden. Nachlässigkeit in der Ratenzahlung müßte, soweit nicht unverschuldete Veranlassung dazu vorliegt, Verwirkung der definitiven Begnadigung nach sich ziehen. Auch schon während des Aufenthalts in der Volksheilanstalt könnte der bedingt Begnadigte, um die Kosten zu verringern, zu leichteren Arbeiten herangezogen werden.

Außer den Lungenkranken in den Frühstadien der Phthise kommen auch solche zur Verurtheilung, die bereits in vorgerückteren Stadien der Schwindsucht stehen. Von Schwindsüchtigen, die dem Sterben nahe, ist selbstverständlich nicht die Rede, sie kommen überhaupt nicht in Betracht; wohl aber solche, die zwar unheilbar, aber doch noch eine geraume Zeit zu leben haben. Es wäre, wenn wir überhaupt die Anwendung des Principes der bedingten Begnadigung auf Kranke billigen, eine unnöthige Grausamkeit, solche Leute für ein paar Tage einzusperren. Ganz anders liegt die Sache aber, wenn es sich um Monate handelt. Büdingen betont, daß gerade die Schwindsüchtigen in vorgerückten Stadien eine erhöhte Gefahr für ihre Umgebung und nicht nur für diese, sondern für alle sind, die im Zustande der Disposition mit ihnen in Berührung kommen. „Die Möglichkeit der Versetzung der Schwindsüchtigen im Verhältnisse, wo eine schärfere Abgrenzung seines Verkehrs mit der Außenwelt stattfinden kann, bedeutet daher einen Gewinn für die Gesellschaft, jede Woche seiner Fernhaltung vielleicht die Erhaltung hoffnungsvoller Menschenleben." Aus diesen Gründen ist Büdingen trotz der Härte, die zweifellos in dieser Ansicht zu finden ist, gegen die Anwendung der bedingten Begnadigung auf solche Kranke, also

für die Fortdauer des bisherigen Zustandes. Dasselbe Recht auf Schutz gegen Ansteckungsgefahr hat auch der gesunde Sträfling. Es muß also auf Isolirung der Schwindsüchtigen in den Strafanstalten gedrungen werden. Gerade in diesem Punkte wird besonders in den mit den Localen der Untersuchungshaft verbundenen Gefängnissen größerer Städte aus Platzmangel viel gesündigt.

Dieses Ziel kann nicht in der vollständigen Ausrottung der Tuberculose in den Strafanstalten bestehen, noch weniger darin, den Sträfling in bessere Lebensbedingungen zu versetzen, als sie die freie Bevölkerung hat. Das erstrebenswerthe und unverrückbar festzuhaltende Ziel ist die Einstellung der Sterblichkeits- und Erkrankungsziffer für Schwindsucht auf dieselbe Höhe wie innerhalb der freien Bevölkerung der gleichen Altersstufe. „Gelingt es bei solchem Bestreben, diese Ziffer noch weiter herabzubringen, um so besser und um so erfreulicher. In diesem Sinne sollte aber nicht die bedingte Entlassung, die wir überall in ihrem nachtheiligen Einflusse auf die Zuverlässigkeit der Statistik kennen lernen, Verwendung finden. Im Gegentheil, ihre Anwendung auf Sträflinge in den vorgerückten Stadien der Lungenschwindsucht müßte direct verboten sein; es sei denn, daß hinreichende Garantie für die Unterbringung in geschlossene Heilanstalten von Seiten der Angehörigen, der Heimathsgemeinde oder von sonst Jemand gegeben wird. Wäre man von jeher nach Büdingen's Vorschlag verfahren, so wäre wohl der größte Theil der 2756 bedingt Entlassenen nicht in die Lage gekommen, den Todeskeim in die empfänglichen Massen des Volkes zu tragen. „Man glaube nicht, daß die Gewährung der bedingten Entlassung in solchen Fällen eine Wohlthat, ihre Versagung eine Grausamkeit gegen den Sträfling sei. Was soll ein derartiger bedauernswerther Mensch — doppelt bedauernswerth: als Kranker, wie als entlassener Gefängniß- oder Zuchthausinsasse — in und mit der Freiheit beginnen? Gewiß bringen dieselben Gefahren auch die Anderen, nie mit einer Strafanstalt in Berührung gekommenen Schwindsüchtigen in den vorgerückteren Stadien. Bei allen diesen hat der Staat kein Recht einzuschreiten, dort aber, wo er es kann — und er kann es den Sträflingen gegenüber —, hat er nicht nur ein Recht, sondern die unabweisbare Pflicht, zum Mindesten aus Rücksicht auf die drohenden Leiden der freien Bevölkerung, die bedingte Entlassung der oben charakterisirten Schwindsüchtigen zu untersagen. Dafür kann man ihnen gewisse Erleichterungen ihrer Obliegenheiten in der Gefangenschaft und gewisse Vergünstigungen gewähren."

Büdingen erhebt nun noch die Frage, was soll mit solchen schwindsüchtigen Strafgefangenen geschehen, bei denen sich Lungentuberculose erst zur Zeit ihrer Entlassung, d. h. nach Verbüßung ihrer Strafe herausstellt, ferner mit solchen, bei denen eine Frühdiagnose während der Gefangenschaft gestellt wird? „Mit Zuchthäuslern und Gefängnißinsassen, die noch eine mehrjährige Strafe abzusitzen haben: nichts. Man überläßt sie ihrem Geschick, dem man in Anbetracht ihrer Verschuldung nicht mit dem Maaße des natürlichen Mitgefühls gegenüberstehen kann. Bei allen anderen in Betracht Kommenden müßte die Entscheidung von der Frage abhängig gemacht werden: welches wird der voraussichtliche Verlauf der Schwindsucht bei dem Betreffenden sein, wird er nach dem Zeitpunkte seiner gesetzlich vorgeschriebenen Entlassung als Unheilbarer noch längere Zeit eine Gefahr für die freie Bevölkerung bilden? Besteht die sogenannte galoppirende Schwindsucht oder tritt Miliartuberculose ein, so ist eine andere Unterbrechung der Haft als durch Ueberweisung an das betreffende Gefängniß- oder Zuchthauslazareth nicht denkbar. Für die übrigen nicht frühdiagnosticirten Fälle aber, welche durch die Acquisition der Tuberculose eine vom Richter unbeabsichtigte Verschärfung ihrer Strafe erfahren haben und deren Behandlung daher zu den moralischen Verpflichtungen des Staates gehört, sollte die sofortige Zwangsbehandlung angeordnet werden." Wie man sieht, greifen diese „Streifzüge eines Arztes" tief in das Gebiet der Strafrechtspflege ein. Wir sind daher begierig, wie Dr. Büdingen's Anregungen von juristischer Seite aufgenommen werden. Jedenfalls sind die Strafanstalten für die Allgemeinheit so gefährliche tuberculöse Seuchenherde, daß alle an den humanitären Bestrebungen zur Bekämpfung des Würgengels theilnehmenden Kreise, insbesondere Aerzte und Hygieniker, die einschlägigen staatlichen und communalen Organe, Verwaltungsbeamte wie Juristen, die wirksamsten Mittel zur Einschränkung und Abwehr des Uebels erörtern und eine Reform herbeiführen sollten.

Literatur und Kunst.

Neuprovenzalische Renaissance.

Von Arthur Riehl.

Die Sprache der alten Troubadours lebt in der neuprovenzalischen Mundart von ganz Südfrankreich noch heute fort, und auch die alte Sangesfreudigkeit ist nicht ausgestorben. Bekanntlich haben sich diese Volkssänger oder Felibres, wie sie sich nach einem alten Chronikwort für Schriftgelehrte nannten, anfangs der Fünfzigerjahre zu dem Dichterbunde des Felibrige (spr. Felibridje) geeinigt. Die Buchhändler Roumanelle und Aubanel, der Avignoner Hotelbesitzer Mathieu und Allen voran der geniale Bauernsohn Frederi Mistral (übrigens ein „Studirter") sind die hauptsächlichen Begründer und Stützen dieser neuen Literatur, die namentlich in Mistral's herrlichem Jugendepos „Mirèio" (Gounod's „Mireille") zu Weltruf gelangte. Bis 1876 blieb die Mistral'sche Bewegung auf die engere Provence beschränkt. Nur der südöstliche Theil des eigentlichen Languedoc mit den Städten Nimes und Montpellier war ihr beigetreten und hatte einige tüchtige Kräfte, unter Andern den Dichter Louis Roumieux, gestellt, im westlichen Languedoc und in Aquitanien aber wurde dem Felibrige und seinen Zwecken nur sehr wenig Beachtung geschenkt. Nun fanden sich in Avignon der Publicist Xavier de Ricard und August Fourès, der glühende Dichter, zusammen, beide Freidenker und blutrothe Republikaner. Sie mußten sich in der Gesellschaft der Freunde Roumanilles etwas fremd vorkommen, denn die Schule von Avignon war entschieden kirchlich und royalistisch gesinnt. Mit einem solchen Programm aber gaben sich Ricard und Fourès nicht zufrieden. Wohl traten sie dem Felibrige bei; aber sie befürworteten in der von ihnen herausgegebenen Monatsschrift La Lauseto (1877—1879) die Gleichstellung des Languedoc'schen Dialects mit dem Provenzalischen und betonten die freisinnigen und republikanischen Ueberlieferungen des Südens, seine einzig nationalen Ueberlieferungen, wie sie sagten, gegenüber der Verführung des Felibrige durch das klerikal-monarchische Element, das von jeher für den Süden die Ursache der Zerstörung, der Knechtschaft und des Elendes gewesen sei. Erleuchtung suchten und fanden diese Heißsporne bei Napoléon Peyrat, dem begeisterten Verfasser einer „Histoire Albigeoise". „Eure Vorfahren", rief er ihnen zu, „wollt Ihr kennen? Eure Vorfahren sind die heldenmüthigen Troubadoure des 12. und 13. Jahrhunderts. Jede Wiedergeburt hat zur Voraussetzung einen Märtyrer, der in seinem Grabe aufwacht. Dieser große und heilige Märtyrer ist Aquitanien. Unsere Poesie entströmt den Kriegen des Vaterlandes, den Gewitterstürmen des Paraklets. Die Provenzalen blieben beim König René stehen, die Catalonen beim König Don Jaime. Sie schöpfen aus dem Moraft, anstatt aus dem Wasserfall, in den Wolken, zu schöpfen. Dahinter liegt eine Welt des Heldenmuthes und des Schmerzes."

Diese Dichter und ihre Freunde begannen demnach als echte Söhne des Südens, die Zeit des Unheils, das Jahrhundert der Albigenserkriege, zu brandmarken und sangen Kriegslieder voll Blut und Wuth. Im Gegensatz zu den Felibern der Avignoner Schule knüpften sie nicht an die fröhlichen Zeiten des Minnedienstes und der Troubadours an, sondern wandelten in den Fußstapfen Peter Cardinal's, dessen pfaffen- und franzosenfeindliche Sirventen ihnen als Muster dienten. Die Leitung des Felibrige wagte es nicht, das hastige Vorgehen der Jüngeren zu rügen; es gut heißen durfte es auch nicht, und so begnügte es sich damit, nachdem auch Marius André in öffentlicher Rede dem Programm der Pariser Freunde beigetreten war, zu erklären: „Einige Personen sollen an der politischen Färbung der Rede des Marius André Anstoß genommen haben und darin eine Verletzung unserer Statuten erblicken; doch müssen wir dazu bemerken, daß der Redner, der übrigens nur im Namen einer bestimmten Gruppe das Wort geführt, in öffentlicher Sitzung gesprochen hat, wo Feliber und Nichtfeliber unter ihrer alleinigen persönlichen Verantwortlichkeit alle Meinungen vorbringen dürfen, die ihnen für gut scheinen. Der Bund glaubt also in keinerlei Weise in dieser Angelegenheit verwickelt zu sein, und will, wie immer, so auch jetzt, jeder politischen und religiösen Auseinandersetzung fern bleiben."

Hielten sich aber die Führer des Felibrige officiell jeder Politik fern, so traten sie um so nachdrücklicher für die Rechte der Muttersprache ein und verlangten laut und lauter ihre Wiederherstellung. Alle Reden Mistral's und der folgenden Capoulié (Bundespräsidenten) gipfeln in diesem Gedanken. Bestärkt wurden sie in ihrem Vorgehen durch die günstigen Urtheile bedeutender Gelehrten und Schulmänner, von denen besonders Michel Bréal zu nennen ist. Schon 1872 hatte dieser allgemein anerkannte Pädagog in seiner Brochure: „Quelques mots sur l'instruction publquie en France" auf den Nutzen aufmerksam gemacht, den der Lehrer aus einer weisen Zuhülfenahme des Dialects für den Unterricht im Französischen erzielen könnte, und diese Ansicht betonte er noch zu verschiedenen Malen auf's Nachdrücklichste. Auch der katholische Clerus suchte sich die Bewegung zu Nutze zu machen. Ein Sendschreiben mehrere Bischöfe ermahnte die Landgeistlichen für Katechisation und Predigt die Sprache des Volkes zu gebrauchen, und bedeutende Kanzelredner erfreuten sich bald eines großen Zulaufes, Allen voraus der tüchtige Prämonstratenser Don Xavier de Fourvières, Mitglieder des Felibrige, der seine Zuhörer zu Tausenden in der Lorenzkirche zu Marsaille versammelt.

Den mächtigsten Anlauf nach dieser Richtung hin nahmen die Feliber, als sie am 22. September 1896 unter Mistral's und Gras' Vorsitz in Avignon zusammenkamen und in einer stürmisch bewegten Sitzung folgende Beschlüsse faßten: 1. In den Schulen soll das Provenzalische gelehrt, das Französische mit Hülfe des Provenzalischen gelernt werden. 2. Es ist das Recht und die Pflicht der Prediger und der Volksvertreter, sich auf der Kanzel und auf der Tribüne der provenzalischen Sprache zu bedienen. Diese Beschlüsse wurden, wie leicht begreiflich, von verschiedenen Seiten auf's Leidenschaftlichste bekämpft, denn die französisch Gesiunten witterten darin eine Gefahr für den Bestand der Republik und fürchteten für die Einheit der Staatsgewalt, die doch vor wie nach der großen Revolution mit allen Mitteln angestrebt wurde und wird. Dem zum Trotze gehen die Feliber unentwegt ihre Bahn und halten ihr Ziel fest im Auge, und so sprach noch im Januar 1898 Felix Gras bei seinem letzten Besuche in Paris zu den dortigen Freunden: „Was uns einig macht, ist die Liebe zu unserer schönen Lengo d'O, was uns stark macht, ist der Wille nicht nachzulassen, bis sie zu ihrem vollen Rechte gelangt ist."

Die Liebe zur Heimathsprache ist denn auch das Band, das alle Feliber einigt. Die verschiedensten Richtungen finden sich unter ihnen vertreten, und jedes ihrer Dichterfeste bietet ein sonderbares Schauspiel. Dann sitzen nämlich Royalisten und Republikaner, Katholiken und Atheisten, Socialisten und Priester Seite an Seite, und kein Mißton stört die fröhliche Harmonie. Mögen auch sonst die Ideen und Ueberzeugungen himmelweit auseinandergehen, unter dem Sternenbanner des Felibrige streiten Don Xavier de Fourvières und Clovis Hugues Mann neben Mann. Diese Einigkeit macht die Kraft des Bundes aus, und wie sehr die provenzalische Renaissance populär geworden, das zeigen die glänzenden Festlichkeiten, die zu Ehren der Dichter veranstaltet werden. Die südfranzösischen Gemeindevorsteher verwenden eine größere Sorgfalt auf den Empfang der Feliber als auf den der Minister; ein Beweis, daß die Behörden mit dem Einflusse rechnen, den Erstere auf das Volk ausüben, und daß die Furcht vor dem allgemeinen Stimmrechte sie Alles thun läßt, was in ihren Kräften steht, um „Messieurs les Félibres" zu befriedigen.

Wenn also die Erfolge, die das Felibrige bis jetzt errungen hat, vielleicht nicht so sehr in die Augen fallen, so ist doch seine Bedeutung für das südliche Frankreich nicht zu unterschätzen. „Wie ein Freimaurerbund umspannen seine Mitglieder, deren Zahl mehrere Tausend beträgt, ganz Südfrankreich. Unschätzbar sind die Verdienste, die sie sich um die Hebung der provenzalischen Kunst erworben haben; denn für die Errichtung von Bildsäulen und Denkmälern, mit denen der Feliberbund die großen Männer des Südens und seine Vorfahren in der heimischen Dichtkunst ehrt, werden ausschließlich Künstler provenzalischer Herkunft herangezogen. Die französischen Gelehrten, die für die Provinzialuniversitäten eine unabhängigere, würdigere Stellung erstreben, finden die eifrigsten Förderer unter den Mitgliedern des Felibrige, das dadurch einen fortwährend steigenden Einfluß ausübt. Auch durch ihre Preisaufgaben suchen die Feliber eben so sehr die provenzalische Wissenschaft und Kunst wie die heimische Literatur zu unterstützen. Sie haben mit das Meiste beigetragen zur Bildung der Gesellschaften der amateurs de l'université, die fast jede südfranzösische Universität um sich versammelt. Es ist zum Theil ihnen zu verdanken, wenn die südfranzösischen Universitäts-Städte ihren Hochschulen freiwillig Paläste bauen, den Facultäten reiche Mittel für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stellen, und wenn die aus Bürgerkreisen sich zusammenfindenden Universitätsfreunde es unternehmen, auf eigene Kosten neue Lehrstühle zu begründen. Die von den Felibern so geförderte Decentralisationsbewegung macht denn auch in Frankreich fortwährend langsam, aber stetige Fortschritte; und in diesen Bestrebungen stehen den Felibern auch in den anderen Provinzen, besonders in den Bretagne, thatkräftige Freunde zur Seite. Der Ausgang der Bewegung ist also noch nicht abzusehen; etwas aber darf nicht vergessen werden, nämlich, daß sie einem von vielen Seiten geäußerten Wunsche entspricht, und daß eben der von dem Dichter oder Philosophen angeregte Gedanke oft als geharnischter Streiter plötzlich unter die Völker springt und sie zur gewaltsamen That treibt."

Dies ist das Urtheil eines guten deutschen Kenners der neuprovenzalischen Literatur: Nicolaus Welter, der soeben ein schönes Buch „Frederi Mistral, der Dichter der Provence" (Marburg, Elvert'sche Buchhandlung) erscheinen läßt, eine fleißig zusammenfassende und warmherzige Biographie des hente 70 jährigen Sängers von Maiano (Maillane bei Avignon), die aber auch die ganze politisch-literarische Bedeutung des Felibrige erörtert. Dabei ist Welter kritisch genug, um auch in seinem Enkomion zu betonen, daß sich unter den zahlreichen Productionen der Schule vieles Mittelmäßige und Unbedeutende findet und man es einem leichtbegreiflichen Geist der Koterie nachsehen muß, wenn Manches als Meisterwerk gerühmt wird, was nur ein leichtes Reimgeklingel ist. Immerhin aber trifft man, neben der avig-

nonesischen Dreiheit Mistral, Aubanel und Roumanille, einige andere Meister, die als solche in den weitesten Kreisen anerkannt werden, wenn auch ihre Werke der Weltliteratur nicht angehören. Ewigkeitswerth haben wohl nur die Dichtungen Mistral's, vor Allem seine „Mirèio", die uns Deutschen aus einer schlechten Uebersetzung der buckligen Baslerin Betty Dorieux-Brodbeck und einer guten Nachdichtung von August Bertuch in Paris bekannter geworden ist. Sie ist Mistral's erste und unübertroffene Glanzleistung, neben der alle anderen neuprovenzalischen Erzeugnisse verblassen. Zwar bemüht sich Welter, uns auch für die späteren Schöpfungen dieses Dichters zu interessiren, aber sie enthalten doch nur geniale Einzelheiten und sind im Wurf als Ganzes verfehlt, die Gedichtsammlung der „Goldenen Inseln" natürlich ausgenommen, die wahre Perlen enthält. Trotz Welter's Begeisterung sind namentlich Mistral's letzte Werke recht schwach, besonders das Drama „La Reino Jano" (1890) die mißlungene Ehrenrettung des gekrönten Scheusals Johanna von Neapel, die wunderlich genug in der Provence populär ist. Bloß zwei Mal setzte sie den Fuß auf südfranzösischen Boden, aber sie eroberte aller Herzen im Fluge und ist noch heute unvergessen. Die Sage bemächtigte sich ihres Namens, umgab ihn mit ihrem Zauber, und so erscheint sie wie die gute Fee des Landes zur Zeit seiner Unabhängigkeit. Für den Provenzalen ist Johanna noch immer die volksthümliche, ideale, mythische Königin, und zahlreiche Legenden, Namen und Redensarten bezeugen ihren zeitweiligen Aufenthalt an irgend einem Orte oder ihren flüchtig blendenden Vorübergang. Für die Feliber aber, und vor Allem für unseren Mistral, wurde Johanna die lichtvolle Repräsentantin einer herrlichen Vergangenheit, die bezaubernde Verkörperung einer geschwundenen Jugend, einer gewesenen Unabhängigkeit und Poesie, nach der seine Seele sich in Liebessehnsucht immer wieder zurückwendet. Das Andenken seiner Lieblingsheldin bei den Zeitgenossen zu ehren und zugleich vor jedem Verdacht der Mordschuld rein zu waschen, dichtete er das fünfactige Drama, das im ersten Augenblick an Schiller's „Maria Stuart" gemahnt; denn die Geschicke der beiden Fürstinnen bieten eine große Aehnlichkeit dar. Hier wie dort handelt es sich um eine ideale Frauengestalt, geschmückt mit allen Vorzügen des Aeußeren und der Seele, der Jugend und des Gemüthes, beladen mit dem Verdacht des Gattenmordes und verklärt durch die Weihe eines tragischen Unterganges. Aber eine erste Lectüre des Mistral'schen Dramas belehrt uns eines Anderen und zeigt, wie weit beide Dichtungen von einander abstehen. „Maria Stuart" ist die richtige Tragödie von erschütternder und läuternder Kraft; „Die Königin Johanna" hingegen bleibt ein mißlungener dramatischer Versuch, das schwächste der Mistral'schen Werke, ein lyrischer Epos in Gesprächsform, nicht mehr.

Nur wenig höher steht Mistral's letztes Werk, das Rhonelied, Lou Pouème dóu Rose (1896). Auch Welter erkennt, das sei nicht mehr der Stil, der uns in „Mirèio" und „Nerto" bezaubert hat. Das heißt, die bündige Deutlichkeit des Ausdrucks, die ein Hauptvorzug der Mistral'schen Sprache ist, findet sich auch hier; ja Mistral hat sogar unter dem Gesichtspunkte der Klarheit und Bestimmtheit des Wortes nirgends Größeres geleistet als im „Rhonelied". Aber das blühende Rankenwerk, das sich um den markigen Stamm in duftiger Fülle emporschlang, ist vertrocknet. Stellenweise erinnert der Vortrag an den Stil eines Waarenverzeichnisses, an die Notizen eines Kahnbauers, in solch trockener Folge drängen sich die technischen Ausdrücke. Auf einer anderen Seite werden wir mit all' den Ingredienzien einer gewürzten Matrosenküche bekannt gemacht, um gleich darauf eine Probe zu erhalten aus dem Schatz von Kraftausdrücken und Kernflüchen, über die die Schifferknechte in ausgiebigem Maße verfügen. Das mag ja photographisch genau und greifbar deutlich sein, doch diese öden Hantierungen, allein für sich dargestellt, sind immer prosaisch, bemerkt Welter mit Recht und fährt fort: „Mit dem ‚Rhonelied' hat Mistral sein poetisches Werk zu Ende geführt. Diese Dichtung bildet den Schlußstein zu der herrlichen Walhalla, die der Sänger von Maiano seiner Provence errichten wollte. Berg und Meer und Stadt und Land fanden sich dort in göttlichen Gebilden verewigt, auf unsterblichen Weihetafeln gefeiert. Nur die Rhone*) fehlte noch, sie, die dritte der provenzalischen Naturgottheiten. Lou Mistrau! Lou Soulèu! Lou Rose! so heißt die gewaltige Dreiheit, zu deren Preise sein Lied geklungen. Den zwanzigjährigen Jüngling begeisterte der Sturmdrang, der brausende Siegesmarsch des Mistral's; dem kräftigen Mann entströmte ein Hymnus zum Preis der Schönheit und Freude zeugenden Sonne; der besonnene Sechziger endlich gefällt sich in der Betrachtung des mächtigen Stroms, der aus unerschöpflichem Born an ihm vorüberfluthet, mit stets wechselnder Woge, aus der ihn der Heimath hehres Antlitz, bald heiter, bald ernst und bald traurig, doch immer groß und bedeutsam anblickt. Daher auch die gewaltige Wirkung des Poems auf Mistral's engere Landsleute, eine Wirkung, die aus dem gleichen Grunde auch die Rèino Jano auf sie ausübt und von der sich der Land und Leute erst aus den Dichtungen selbst kennen lernende Nichtprovencale kaum einen Begriff zu machen im Stande ist. Hier gilt es vor Allem nicht der Ausnahmestellung zu vergessen, die sich Mistral erkämpft hat. Er ist nicht bloß Dichter, er ist auch der Schöpfer einer Sprache, er ist der „Vater und Pathe, der Apostel und das Haupt" des Felibrige und von diesen verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, steht er einzig unter seinen Zeitgenossen da. Es genügte ihm auch nicht, seines Volkes größter Dichter zu sein. Diese Liebe zur Heimath ließ ihn die Riesenarbeit eines neuprovenzalischen Wörterbuches bewältigen; sie fesselte ihn an die Fluren Maianos und trieb ihn dazu an, bis in die kleinsten Einzelheiten des häuslichen Lebens hinein den Cultus der Vergangenheit hochzuhalten; sie beseelte ihn mit dem Wunsche, auch der Lehrer seines Volkes zu werden und ihm in seinen Schriften einen reichen Hort alter Weisheit zu hinterlegen: in den „Geschichten meiner Großmutter", Anekdoten und Märchen aus früheren Tagen, die er an den langen Winterabenden gesammelt und mit zwerchfellerschütternder Würze erzählt hat, bietet er das trefflichste Volksbuch, und durch mustergiltige Uebertragungen will er seinen Landsleuten eine provenzalische Bibel vermachen; sie spornte ihn endlich an zur Gründung des Muséon Arlaten, worin er, während der drei letzten Jahre, allen „Urväter Hausrath", alle Werkzeuge und Einrichtungen, Trachten, Geschirre u. s. w., die in seinen Werken erwähnt sind, in je einem Exemplar angesammelt, um sie vor dem Untergange oder der Vergessenheit zu retten und der Nachwelt zum Gedächtniß aufzubewahren. Mag auch der Lieblingstraum Mistral's, die Provence als das Bindeglied der verwandten lateinischen Racen und Marseille als die Hauptstadt dieses „Sonnenreiches" zu sehen, nur eine sonnige Illusion ein; mag auch der von dem italienischen Capitän Alberto Rovere in seiner Brochure: Lingua e città internazionali erörterte Vorschlag, das Provenzalische zur Weltsprache und Monaco zu dem Sitz einer Weltakademie zu machen, in's Reich der erheiternden Utopieen gehören; mag auch all' die Anstrengung der Feliber ein bloßer ohnmächtiger Versuch bleiben und der unaufhaltsame Gigantenschritt erbarmungsloser Naturgesetze sie und ihr Werk in den Boden stampfen: einen Ruhm haben sie doch errungen, der allein schon des Schweißes der Edlen werth gewesen ist: sie haben

*) Welter schreibt nach dem neusten Sprachunfug, dem übrigens auch Brockhaus' Conversationslexikon fröhnt, „die Rhône". Und doch entspringt dieser Strom wie sein Quellennachbar der Rhein kerndeutschen Bergen und wird in der ganzen deutschen Schweiz auch gut deutsch „die Rhone" ausgesprochen. Beide Namen sind auch offenbare Synonima, keltisch oder vielleicht urgermanisch von „rinnen" (ῥέειν), also „der Fluß" schlechtweg.

den Cultus des Schönen bei ihrem Volke wieder zum Leben erweckt, sie haben endlich, und das wird ihnen die Nachwelt zur größten Ehre anrechnen, bewunderungswürdige Dichter zu verzeichnen, die in Wahrheit eine Sprache wiedergeschaffen und eine ganze Reihe von classischen Werken hinterlassen haben."

Zur Frage der Spätgothik.

Von Hans Haenel (Halle).

In Nr. 30 der „Gegenwart" hat sich Erich Haenel (Dresden) bemüht, das Verständniß für die beachtenswerthen künstlerischen Eigenheiten der als Spätgothik bezeichneten Stilepoche zu wecken, die man nach den bisherigen Anschauungen gewohnt ist, als eine solche des Niederganges, des schwülstigen, gedankenlosen und hohlen Formelwerkes zu betrachten. Es ist ihm gelungen zu beweisen, was bisher wenig beachtet zu sein scheint, daß in den Bauwerken jener Epoche sich das Bestreben geltend macht, eine Umänderung des Princips der Raumbildung anzubahnen, und daß in der Behandlung dieser wesentlichen, für alle Architekturwerke grundlegenden Stilfrage eine directe Ueberleitung zu denjenigen stilistischen Principien sich aufzeigen läßt, die bald darauf für die Renaissance charakteristisch geworden sind. Gegen diese neue Thatsache, die Erich Haenel in seiner eben erschienenen Monographie „Spätgothik und Renaissance"*) durch zahlreiche Einzelstudien an ober- und niederdeutschen Bauten ausführlich begründet, dürfte sich zur Zeit wohl kaum ein triftiger Widerspruch erheben; dasjenige, was zur Kritik anreizen könnte, ist sein Erklärungsversuch und die Schlußfolgerung.

Erich Haenel stellt als das hauptsächlichste Motiv für die damals sich abspielende Umänderung des Raumideals den wiedererwachenden Individualismus hin, er findet das charakteristische des neuen Stils in seiner größeren Selbstständigkeit und Persönlichkeit. Anschließend daran führt er aus, daß der Mensch jener Zeit „vor Allem darnach strebte, sich selbst ein Haus zu schaffen, wo sein Eigendasein eine Stätte fand, wo sein künstlerisches Fühlen und sein praktisches Bedürfen befriedigt wurde". Aus der Erkenntniß, daß für derartige Bedürfnisse der gothische Stil nicht nur ästhetisch, sondern auch in rein constructiver, raumökonomischer Beziehung unzulänglich sei, soll sich dann, unter der von Italien aus herüberspielenden Einwirkung der neuen, antikisch inspirirten Weltanschauung der neue Raumstil gebildet haben. Dem ist Folgendes entgegen zu halten: Das Wohnhaus und das Gotteshaus sind zwei dermaßen verschiedene architektonische Begriffe, daß die Forderungen und Principien des Einen nur sehr mittelbar oder überhaupt nicht auf das Andere anwendbar und übertragbar sind. Dies geht schon daraus hervor, daß — mit Ausnahme vielleicht des Roccoco — alle Stilarten hauptsächlich im Kirchenbau ihren Ausdruck und ihre Entwickelung gefunden und den Wohnraum im Wesentlichen unberührt gelassen haben. Vor Allem ist die gerade Decke des Wohngemaches meines Wissens niemals ernstlich in Gefahr gewesen zu verschwinden, auch nicht zu einer Zeit, als das künstlerische Empfinden eines Volkes so universell wie wohl kaum früher oder später wieder von einer Stilform beherrscht wurde — eben zur Zeit der Hochgothik. Die Beispiele, wo der gothische Stil bei Profanbauten angewendet worden ist, zeigen schon durch ihre Seltenheit, daß derselbe ihrem Wesen weniger angepaßt sein kann, und bei genauerer Betrachtung sind es auch zum allergrößten Theile keine Wohnräume im engeren Sinne, sondern Repräsentationsräume, Festhallen, Rathhaussäle ꝛc., die die Aufgabe für den Baumeister abgegeben haben. Daß auch hierbei der Widerstreit von Inhalt und Ausdrucksform oft zu keinem völlig befriedigenden Ausgleich geführt hat, darauf hat E. Haenel gelegentlich der Albrechtsburg in Meißen selbst schon hingewiesen; wenn er aber sagt, daß trotz der ungeheuren constructiven Vorzüge das Spitzbogengewölbe völlig aus der weltlichen Baukunst verschwunden ist, so dürfte die Erklärung für das Fehlen derselben wohl eher darin zu suchen sein, daß es in nennenswerthem Umfange niemals in derselben heimisch war. Auch die Kuppel und das Tonnengewölbe, für die Renaissance ebenso bestimmend wie der Spitzbogen für die Gothik, sind nirgends im Stande gewesen, die gerade Decke des Wohnraumes zu verdrängen; es scheint fast, als ob das Bedürfniß, in einem sechsflächig begrenzten Raume zu wohnen, eine ganz tiefliegende, psychologische Wurzel haben müsse; auch die primitive Architektur der Völker strebt nach Ueberwindung der einfachsten Nest- und Zeltform überall sehr bald dem sechsflächigen Raume zu; im Gegensatz zu allen, selbst den kunstreichsten Thierbauten.

Wenn also der Hellene und Römer so gut wie der Mensch des Mittelalters und der Renaissance in dem viereckigen Zimmer mit gerader Decke gewohnt haben, so ist es nicht ersichtlich, wie dieses plötzlich den Anstoß zu einer so einschneidenden Stilrevolution, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert sich abspielte, hat geben können, — selbst nicht unter der Voraussetzung, daß damals erst der Mensch dieser Raumbildung bewußtermaßen sich zugewandt hätte, was schwer nachzuweisen sein dürfte. Auch dann noch ist es sehr eine Frage der individuellen Neigung, welchen Stil man persönlicher, individueller nennen will; einen, der die seit unzähligen Generationen ererbten Raumgesetze, von denen er täglich und stündlich umgeben ist, auch auf die Kirchenbauten überträgt, oder einen, der sich in kühnem Fluge von der einen der drei Dimensionen loslöst, den Stein zugleich belebt und „entmaterialisirt", das Ganze und alle seine Theile immer und überall dem einen Gedanken unterordnet, den es außen und innen singt, preist und predigt: „Hinauf!" Wenn irgendwo in einem Baustile „das Ganze deutlich als Einheit charakterisirt" wird, dann ist es sicher in der Hochgothik der Fall; auch die scheinbar die Einheitlichkeit des Gedankens störenden Glieder, wie die niedrigen Seitenschiffe, der Kranz der Capellen um den Chor, sind logisch aus jenem einen Hauptgedanken der Herrschaft der Verticaldimension erwachsen: zwischen und unter den Strebepfeilern, die allein die schlanke Höhe des Hauptschiffes ermöglichten, entstanden von selbst die erwähnten Nebenräume, die deßhalb auch ihr Secundär-Dasein zu verleugnen niemals versuchten. In der stärkeren Ausprägung der Individualität kann man demnach wohl ebenso wenig wie in der größeren Einheitlichkeit des formalen Ausdruckes die unterscheidenden Merkmale der Spätgothik begründet finden.

Es erhebt sich natürlich nun die Frage, welches denn die cultur-historischen Motive gewesen sein mögen, die jenen nicht zu verkennenden Umschwung des architektonischen Empfindens herbeigeführt haben, wenn die besprochenen Momente als unzulänglich sich erwiesen haben. Der eine Umstand, auf den auch Erich Haenel in seiner Schrift hinweist — die Umgestaltung des kirchlichen Cultus durch das Auftreten der Predigerorden und die zunehmende Bedeutung einer ausreichenden Akustik des Raumes — scheint mir zwar dem Wesen der Sache näher zu kommen, doch erheben sich dagegen chronologische Bedenken. Die Stiftung und rasch zunehmende Bedeutung der Dominikaner- und Franziskanerorden fällt in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, während der größte Theil der Bauwerke, von denen hier die Rede ist, um die Mitte oder den Anfang des 15. Jahrhunderts entstanden sind, die sächsischen spätgothischen Kirchen sogar noch etwa

*) Paul Neff Verlag in Stuttgart.

ein halbes Jahrhundert später. Noch mehr: die Hochgothik selbst ist, jedenfalls in Deutschland, kaum älter als die Predigerorden; hätten diese und ihre neuen Anforderungen an den Cult wirklich eine so maßgebende Bedeutung auf die architektonische Form der Kirchen ausgeübt, so hätte eine so ausgedehnte Entwickelung der Hochgothik gar nicht zu Stande kommen dürfen. Thatsächlich haben eben doch die Baumeister durch die Jahrhunderte hindurch die Kirche um die Hostie herum gebaut, und die Kanzel hat sich stets mit einem untergordneten Platze begnügen müssen. Selbst die protestantischen Kirchen haben sich nur in den seltensten Fällen entschließen können, den Gedanken, daß die Verkündigung von Gottes Wort hier die Hauptsache sein soll, auch architektonisch, durch die entsprechende Placirung der Kanzel, zum Ausdruck zu bringen. Was man in jeder Volks- oder Festversammlung für einen Unsinn erklären würde: daß der Redner sich in einer Ecke des Raumes aufstellt oder sogar auf dem ihm angewiesenen Platze einem Theil der Hörer den Rücken zukehren muß, daran nimmt man in der Kirche noch heute kaum Anstoß. Einem katholischen Baumeister des Mittelalters hätte allerdings die Zumuthung, die Kanzel vor oder über den Altar zu setzen, beinahe als Tempelschändung vorkommen müssen. Jedenfalls steht das eine fest, daß die Bettel- und Predigermönche fast zwei Jahrhunderte lang in den gothischen Kirchen gepredigt haben, ohne daß Mängel der Akustik oder das Gefühl, das gesprochene Wort nicht nach Gebühr zu berücksichtigen, die Architekten davon abgehalten hätten, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren und sie etwa dazu bestimmt hätten, einem Stil, der die Eigenschaften zu höchster, formenreinster Entwickelung in sich trug, diese Entwickelung zu versagen. Sie hat sich, wie es bei jedem wirklichen „Stile“ der Fall ist, gleichwie nach einem Naturgesetz vollzogen und erst Halt gemacht, nachdem alle in ihrem Keime schlummernden Fähigkeiten zum vollkommensten Ausdruck gekommen waren, nachdem eine Steigerung nach dieser Dimension hin nicht mehr möglich war.

Und an diesem Punkte ist wohl die Wurzel zu suchen für das Verständniß der weiteren Entwickelung, die die Baukunst über die Spätgothik zur Renaissance genommen hat. Die Linie war nach einer Richtung hin ausgelaufen; eine weitere Zunahme an Höhe, Länge und Schmalheit, sowie an Steinschnitz- und decorativem Füllwerk mußte constructiv wie ästhetisch zu Unmöglichkeiten, jedenfalls zu Monstrositäten führen. Ebenso wenig war ein Stillstand möglich, besonders nicht zu einer Epoche, wo das Morgenroth der Renaissance schon den Himmel zu färben begann und auf allen Seiten neue Geisteskräfte nach Gelegenheiten zur Bethätigung suchten. Es mußten also principielle Veränderungen Platz greifen, und zwar auf dem Gebiete der Raumbildung sowohl wie auf dem des Decorativen, des architektonischen Schmuckwerkes. Es ist nun sehr interessant, zu sehen, wie hier einmal die beiden sonst so eng in der Architektur verbundenen Glieder sich trennen: in dem Wesentlichen des baukünstlerischen Schaffens, in der Raumbildung begann in der That aus der Erkenntniß der erreichten Grenze sich ein neues Ideal zu entwickeln, führte zu der bewußten Betonung der bisher vernachlässigten Horizontaldimension und öffnete dadurch den Weg zum fruchtbarsten Weiterschaffen; bei der Bewerthung des decorativen Antheils scheint eine ähnliche Erkenntniß versagt zu haben, man fand nicht den Muth zur Umkehr, sondern kletterte auf dem immer dorniger und ungangbarer werdenden Pfade weiter, bis man schließlich dorthin kam, wohin dieser Pfad stets führt: auf dem Gipfel der Schwülstigkeit, Gedanken- und Geschmacklosigkeit, der Monstrosität. Ob diese Disharmonie in vielen spätgothischen Bauten vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß die einheitliche Ausführung der Bauwerke auf Schwierigkeiten stieß, daß mit dem wachsenden Individualitätsbewußtsein die absolute Unterordnung des Steinmetzen unter den Baumeister und seine höhere Einsicht zu leiden anfing, will ich hier nicht erörtern; jedenfalls ist aus diesem Widerstreit der künstlerischen Ausdrucksformen die oft ungerechte Beurtheilung der Spätgothik zu erklären, die über den angreifbaren und aufdringlichen Aeußerlichkeiten die weniger offen zu Tage tretenden inneren Vorzüge, die Erneuerung und Umbildung des Raumideals in ihren Werken übersieht. Auf diesen letzteren Punkt, sowie auf die nahen Beziehungen desselben zu den Ideen der Renaissance hingewiesen zu haben, ist Erich Haenel's unbestreitbares Verdienst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Debutantin.

Von Georg Gissing.

Schauspieldirector Howard Hawker begab sich, als sich die Londoner an den paar Stücken, die er aufführte, satt gesehen, mit seiner Truppe auf Reisen und kam dabei auch nach Wuttleborough, wo sie zwei Abende hindurch mit schönem Erfolg spielten. Hawker war ein Original, ein Tyrann, der seine ganze Gesellschaft, mit Ausnahme seiner würdigen, wohlbeleibten Gattin, am Schnürchen hatte. Sein Steckenpferd war, zu behaupten, es gäbe keine wahren Schauspieler mehr, sie wären alle nur noch elende Krämer, welche die edle Kunst für ihre kleinlichen Vortheile ausbeuteten. Er war daher begreiflich, daß sich auch kein anderer Kritiker heranwagen durfte, sonst wehe — immer ausgenommen seine Frau, an die sich übrigens auch kein anderer Kritiker heranwagen durfte, sonst wehe ihm! — er hätte an Hawker einen bitteren Feind für ewige Zeiten gehabt.

Dieses würdige Paar saß am Morgen nach der ersten Aufführung vergnügt beim Frühstück, als eine junge Dame gemeldet wurde, die es zu sprechen wünsche. Ueberzeugt, eines der jungen Dämchen kennen lernen zu sollen, die ihn dutzendweise überallhin verfolgten und alle das Zeug zur ersten Heroine ihrer Zeit in sich fühlten, begab sich Hawker ziemlich mißmuthig in's Nebenzimmer. Zu seinem Erstaunen fand er sich aber einer wirklichen sehr jungen und reizenden Dame gegenüber, die ihm mit großer Verlegenheit entgegenblickte. Hawker erkundigte sich freundlichst nach ihren Wünschen. Zuerst konnte das junge Mädchen vor Aufregung gar nicht sprechen und dann kam unter Stottern und Zittern und Zagen doch das alte Lied: sie fühle den unwiderstehlichen Drang in sich, zum Theater zu gehen, und bitte ihn, sie auf ihr Talent hin zu prüfen. Der Director lächelte und erkundigte sich, ob sie schon einmal irgendwie gespielt habe. „O ja, schon oft, in Privatcirkeln,“ war die Antwort, „und ich habe auch immer sehr viel Beifall gefunden. Aber,“ fuhr sie fort, „ich weiß wohl, daß ich noch sehr, sehr viel zu lernen habe, und will auch gewiß keine Mühe scheuen, wenn ich nur mein Ziel erreiche. O, wie dankbar wäre ich, wenn Sie mir dazu verhelfen wollten.“

Interessirt blickte Hawker auf seinen jungen Gast. Es sprach so viel aufrichtige Begeisterung und so viel fester Wille aus den großen, grauen Augen, daß er sofort fühlte, es war ihr ernst mit ihrem Vorhaben. „Sie scheinen mir vom wahren Geist beseelt, liebes Fräulein,“ sagte er warm, „doch will ich Ihnen keine falschen Hoffnungen machen. Noch eine Frage, haben Sie denn schon das Alter, um einen solchen Entschluß selbstständig ausführen zu dürfen?“

„Ich werde in wenigen Tagen siebzehn Jahre; ist das zu jung?“ fragte sie, athemlos vor Angst.

„Um Schauspielerin zu werden, ist man nie zu jung — aber haben Sie denn keine Verwandten, die etwas dagegen einzuwenden hätten?“

„Ich kann thun, was ich will,“ antwortete sie mit einem hochmüthigen Zucken der Augenbrauen, „und habe auch ein kleines Vermögen, von dem ich allenfalls ein paar Jahre leben kann.“

Hawker überlegte und sagte dann: „Wissen Sie was, liebes Fräulein, ich will Ihnen meine Frau schicken. Frauen besprechen unter einander gewisse Dinge leichter als mit einem Manne.“

Nach einer guten Stunde kam Frau Hawker von ihrer Unterredung mit der jungen Dame wieder zu ihrem Manne zurück. „Es ist Alles so, wie ich's dachte,“ sagte sie. „Tochter eines reichen Mannes, keine Mutter, der Vater ein reicher Mann, der die zarte Seele seines holden Töchterleins häufig durch seine Rauhheit verletzt. Sie fühlt sich also zu Hause unglücklich, kommt gestern von ihrem Gut in der Nähe hier in die Stadt, geht mit Bekannten in's Theater und bildet sich nun ein, vom Hause der Freunde weg frischweg zum Theater gehen zu können.“

„Wie heißt ihr Vater?“

„Major Saxby, Medlow House.“

„Ich gehe hin und spreche mit ihm, er muß seine Einwilligung geben!“

„Wird ihm nicht einfallen,“ erklärte die Frau Directorin, „sie ist sein einziges Kind.“

Aber Hawker war begeistert von seiner Idee und nicht mehr zu halten und befand sich in kürzester Zeit auch wirklich auf dem Wege zum Landgut des Majors und grausamen Vaters. Der Empfang dort war nicht sehr ermuthigend. Zuerst wollte der Diener ihn gar nicht anmelden, da der Herr Major beschäftigt sei, und bequemte sich hierzu erst nach Empfang einiger kräftiger Grobheiten und eines Trinkgeldes; doch dauerte es ziemlich lange, bis er, sehr echauffirt, wieder erschien und Hawker einzutreten bat.

Der Major war ein cholerisch aussehender älterer Herr, der seinen Besucher mit den liebenswürdigen Worten empfing: „Ich bitte sich möglichst kurz zu fassen, mein Herr, ich habe keine Zeit zu einer längeren Unterhaltung.“

Da kam des Directors Blut sofort in Wallung: „Mein Herr, wenn Sie keine Zeit haben, wollen wir die Unterredung lieber verschieben. Ich bin heute nicht in der Stimmung, mich zu beeilen.“

„Dann machen Sie, daß Sie fortkommen!“ schrie der Major in steigender Wuth, „und theilen Sie mir Ihre interessanten Wünsche schriftlich mit.“

„Mein Herr, ich werde Sie schneller verlassen, als Ihnen lieb sein dürfte und werde meine Zeit nicht damit verlieren, Ihnen zu schreiben. Guten Morgen!“

Müde, hungrig, racheschnaubend, kam Hawker in sein Hôtel zurück. „Liebes Fräulein, bleiben Sie bei Ihrem gestrigen Entschluß?“

„Gewiß!“

„Gut, dann bin ich so frei, Ihnen eine kleine, ganz kleine Rolle zu übergeben, die Sie übermorgen in Millington, wohin wir von hier aus reisen, spielen werden.“

Blaß, aber gefaßt, erklärte Miß Saxby ihr Einverständniß. Frau Hawker war sehr erstaunt, schwieg aber wohlweislich, und Hawker schwelgte schon im Voraus im Vollgefühl befriedigter Rache, wenn er an den Streich dachte, den er dem alten steifnackigen Aristokraten damit spielte, daß sich seine Tochter wahrscheinlich öffentlich blamirte.

Uebernächtig, ermüdet, mit heftigen Kopfschmerzen, abgestoßen von dem ungewohnten, ihr höchst unsympathischen Tone, der unter dem munteren Schauspielervölkchen herrschte, kam Miß Saxby, jetzt Miß Woodward, wie ihr Künstlername lauten sollte, in Millington an. Ihre Begeisterung hatte seit gestern stark gelitten und eine gewisse Ernüchterung war eingetreten. Sofort nach ihrer Ankunft mußte sie mit Hawker in's Theater, um auf der schmutzigen, im Tageslicht unglaublich nüchtern aussehenden Bühne „Gehübungen“ vorzunehmen. Trotzdem es der Kunstnovize sonst durchaus nicht an natürlicher Grazie fehlte, zeigte sie jetzt eine betrübende Ungeschicklichkeit, und so gab es denn, trotz des besten Willens, alsbald Thränen einerseits, Zornesausbrüche andererseits. Das Fräulein redete sich endlich auf ihre Kopfschmerzen aus und wurde ziemlich unwirsch an die Luft geschickt, um frische Kräfte zu sammeln. Dann wurde die Probe fortgesetzt. Ein Zimmermann und ein anderer Arbeiter mit einer abscheulich qualmenden Pfeife im Munde waren die Zeugen von Miß Saxby's erstem kläglichen Debut. Aber jetzt ging es besser. Hawker brummte hier und da ein ermuthigend klingendes Wort, Miß Saxby nahm sich zusammen, und so trennte man sich schließlich ziemlich befriedigt. Die darauf folgende Nacht verbrachte das junge Mädchen in Thränen der Verzweiflung und Entmuthigung. Ihr Selbstvertrauen war verschwunden und wurde auch nicht mehr durch die am nächsten Tage vor der ganzen Truppe wiederholte Probe gehoben, obwohl Alle nur Worte der Nachsicht und Ermuthigung für die arme Verzagte fanden.

Mittlerweile war die Flucht der Tochter des Majors Saxby in Wuttleborough bekannt geworden. Die Verwandten, von deren Hause aus die Flucht vor sich gegangen war, waren in Verzweiflung, Major Saxby war ganz außer sich und tobte und wüthete entsetzlich, was aber Alles nichts half, da man vorläufig nicht die geringste Spur von dem Flüchtling hatte. Da, als die Wogen der Aufregung am höchsten gingen, kam ein Brief. Director Hawker schrieb:

„Sehr geehrter Herr! Da Sie mich neulich nicht anhören wollten, bin ich gezwungen, Ihnen auf diesem Wege mitzutheilen, daß Ihre Tochter, Miß Saxby, heute Abend im Theater zu Millington in einer ihrem Können entsprechenden kleinen Rolle auftreten wird. Ich hoffe aber, daß sie einst eine Zierde des Standes, den sie gewählt, werden wird.

Mit dem Ausdrucke vollkommenster Hochachtung

Howard Hawker, Schauspieldirector.“

Ohne ein Wort der Aufklärung an seine Umgebung steckte der Major den Brief in die Tasche, stürmte davon, erreichte noch glücklich den nach Millington abgehenden Zug und langte auch wirklich noch vor Beginn der Vorstellung dort an. Er begab sich eiligst zum Theater und verlangte den Director zu sprechen. Hawker sei beschäftigt und nicht zu sprechen, erklärte der Diener, als der Besucher seinen Namen nannte.

„Melden Sie mich augenblicklich,“ schrie der Major in höchster Aufregung, „ich habe keine Zeit, auf solche Ausflüchte Rücksicht zu nehmen!“

Der Diener ging, kam lange nicht wieder, führte den Major aber dann doch in das Bureau des Directors. Liebenswürdig, aber äußerst würdevoll, erhob sich Hawker von seinem Sitze, als Major Saxby eintrat. „Sie haben wohl meinen Brief erhalten, mein Herr, bitte sich daher kurz zu fassen, meine Zeit ist sehr gemessen.“

„Das ist eine Unverschämtheit!“ schrie der Major.

Der Director richtete sich noch würdevoller auf: „Mein Herr, ein beleidigendes Wort und ich lasse Sie auf die Straße werfen. Hier bin ich der Herr und brauche mir nicht das Geringste gefallen zu lassen. Merken Sie sich das. Ihr Fräulein Tochter hat sich vor Ihnen in meinen Schutz geflüchtet, sie hat Talent, sehr viel Talent sogar, und ich hoffe, daß sie es unter meiner Leitung recht weit bringen wird. Und von Ihnen verlange ich, daß Sie mich mit der meiner Stellung zukommenden Achtung behandeln, sonst werden Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben.“

Der Major fand es gerathen, andere Saiten aufzuziehen. „Sie mißverstehen mich, mein Herr. Als Sie mich damals in meinem Hause besuchten, war ich sehr beschäftigt und vielleicht nicht so höflich, wie es sich gebührt. Ich bitte daher nachträglich um Entschuldigung. Jetzt ersuche ich aber um Aufklärung über den Inhalt Ihres Briefes.“

„Da ist nicht viel zu erklären. Miß Saxby wird heute Abend auftreten, und meiner Meinung nach wäre es ein Unrecht, sie ihrem selbstgewählten Berufe wieder zu entziehen. Doch bin ich bereit, Major Saxby —“

Jetzt war des Majors Geduld zu Ende. „Ich danke für jede Bereitwilligkeit Ihrerseits, ich werde mir schon selbst helfen. Wo ist meine Tochter?“

„Im Hôtel, in Gesellschaft meiner Gattin.“

Der Major drehte sich um und war verschwunden, bevor noch eines der vielen Worte, die dem Director noch auf der Zunge brannten, ausgesprochen war. Etwa eine Stunde später hielt vor dem von der Schauspielergesellschaft bewohnten Hôtel ein Wagen, den Major Saxby und Miß Saxby, seinem Töchterchen, bestiegen. Das Mädchen sah etwas kleinlaut und verweint aus, der Major dagegen ernst, aber milde. Sie fuhren in der Richtung gegen den Bahnhof, und dem entflohenen Vögelchen wird sein heimathliches Nest jetzt wohl lange nicht mehr so unbehaglich vorkommen, als vor seinem Ausflug in die Welt.

Notizen.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Abrüstung. Von J. Hacks. (Kattowitz, G. Siwinna.) Der Verfasser will auf Grund einer wissenschaftlichen Untersuchung die Frage lösen, welches die volkswirthschaftliche Bedeutung der Abrüstung ist, oder mit anderen Worten, welches die wahren volkswirthschaftlichen Kosten des Heeres sind. Er formulirt also die Frage nach den Kosten der Landesvertheidigung folgendermaßen: wie viele Arbeitskräfte und wie viel Boden gehen durch jene der nationalen Production verloren? In der Einzeluntersuchung zeigt sich, daß Mancherlei, was bei oberflächlicher Betrachtung Jeder zu den Kosten des Heeres zählen würde, nicht dazu gehört und umgekehrt. Als Gesammtergebniß wird schließlich berechnet, daß die Kosten der Landesvertheidigung den 18. Theil der gesammten Arbeitskräfte und den 80. Theil des gesammten Bodens betragen, welche Theile im Falle einer vollständigen Abrüstung für anderweitige Productionen frei werden würden. Wenn man dann freilich liest, daß die Belastung des Landes durch den Alkohol den 10. Theil der nationalen Arbeit und den 10. Theil des deutschen Bodens beträgt, so wird es einem in Zukunft schwer fallen, von einer „unerschwinglichen“ Last zu reden, die uns die Unterhaltung des Heeres auferlege. Der Einwand Jener, die in der Inanspruchnahme einer großen Anzahl von Arbeitskräften durch das Heer eine Wohlthat für das Land sehen, da ohnehin Arbeitskräfte genug da seien und der Kampf um's Dasein ohnehin schon hart genug geführt werden müsse, wird vom Verfasser als unrichtig erwiesen, mit der Einschränkung jedoch, daß bei plötzlicher, vollständiger Abrüstung eine äußerst gefährliche Krisis im Erwerbsleben eintreten und daher vom volkswirthschaftlichen Standpunkte entschieden verlangt werden müsse, daß, falls die Abrüstung politisch möglich sei, sie stufenweise erst nach und nach eingeführt werde. Wir können die gut und klar geschriebene Schrift nicht nur Jedem empfehlen, der sich für diese Frage selbst besonders interessirt, sondern

auch Allen, die sich über die grundlegenden volkswirthschaftlichen Probleme Klarheit verschaffen wollen.

Die von uns ausführlich angezeigte Promotionsschrift von Dr. Georg M. Küttner: „Die Deutschen im Sprichwort" ist nunmehr auch im Buchhandel erschienen und zwar in Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. Das mit Bienenfleiß zusammengetragene und äußerst geschickt verarbeitete überreiche Material verleiht diesem interessanten Beitrag zur Culturgeschichte einen bleibenden Werth.

Ueber Zierschriften im Dienste der Kunst. Von Rudolf von Larisch. (München, Jos. Albert.) Der geistreiche Verfasser der anthropometrisch-ästhetischen Schrift „Der Schönheitsfehler des Weibes" geht hier von der Thatsache aus, daß Künstler ihre Werke durch Zierschrift meist verunzieren. Der Verfasser weist an einer großen Anzahl von graphisch dargestellten Beispielen nach, daß dies namentlich in den letzten Jahrzehnten bei der Antiqua hervortritt und in dem durch den Unterricht verbreiteten linearen Abstandsprincip bei Vertheilung von Schrift seinen Grund hat. Von diesem kritischen Ausgangspunkte kommt der Verfasser sehr bald zu positiver Arbeit und bietet viel Anregung und Belehrung, indem er entweder auf die Darstellung des Buchstaben-Umrisses oder auf die Stellung der Buchstaben zu einander hinweist. Die Beweisführung ist überzeugend, so daß das hübsch ausgestattete Heftchen berufen erscheint, auf diesem engeren Gebiete der Kunst eine Wendung zum Besseren herbeizuführen und ihm eine ästhetische Fürsorge zuzuwenden, deren es trotz der lebhaften Kunstbestrebungen unserer Tage vielfach noch entbehrt hat. Man denke nur an die vielfach abscheulichen Titelblätter der „Moderne" mit ihrem rohen Plakatstil und den unleserlichen Hieroglyphen, die jeden Käufer abschrecken müssen z. B. die Verlagswerke der Firma Schuster & Löffler u. A. Jedem denkenden Kunstfreund, Künstler und Typographen sei Larisch's Schrift bestens empfohlen.

Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. 4. Band. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In der Fluth der Bismarck-Literatur ragt jedes Werk dieses Verfassers wie ein fester Punkt hervor. Der neue Band enthält u. A. neue Bismarckbriefe, Bismarck im französischen Kriege, nach der Schilderung von Augenzeugen, an Bismarck gerichtete Briefe des Legationsraths Wentzel aus der Frankfurter Zeit, Gespräche des englischen Malers Richmond mit Bismarck, Aus Bismarck's Leben, nach Mittheilungen von Lothar Bucher, Bismarck's Entlassungsgesuch u. s. w., also Bekanntes und Unbekanntes und eine Fülle interessanten Stoffes. So wächst sich das Portefeuille von Band zu Band zu einem wahren Bismarck-Archiv aus, das neben Horst Kohl's Jahrbuch der wichtigste Sammelpunkt für alle Bismarckiana zu werden verspricht und zum Theil schon jetzt ist.

„Die sociale Wirksamkeit der Hohenzollern" von Theo Sommerlad (Leipzig, J. J. Weber). Der Verfasser ist Privatdocent an der Universität Halle und hat sein Thema mehrfach in Vorträgen behandelt, die in diesem Buche gesammelt vorliegen. Die Würdigung der Reformation in ihrer Bedeutung auch für das wirthschaftliche Leben des deutschen Volkes leitet die Darstellung der socialen Thätigkeit des Großen Kurfürsten ein. Der hervorragende Empiriker auf dem Throne, Friedrich Wilhelm I., sein ruhmreicher Sohn, der „König der Genien", die Stein-Hardenberg'sche Reform, die Begründung der deutschen Zolleinheit, die durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 eingeleitete Socialgesetzgebung im neu geeinigten Deutschland werden dem Leser vor Augen geführt. Besonders gut sind die Einwirkungen der französischen Revolution und die mannigfachen, nur leider oft auf dem Papier stehen gebliebenen socialen Reformen des schwachen, genußsüchtigen Königs Friedrich Wilhelm II. geschildert. Die warme, schwungvolle Sprache wird dem patriotischen Werke viele Freunde sichern, aber auch der wissenschaftliche Werth ist nicht unbeträchtlich, weil der Verfasser alte und neue Quellen gewissenhaft ausnutzt. Freilich beurtheilt der Verfasser Alles als Optimist, der die Schattenseiten oft übersieht. So verschweigt er, daß die vielgerühmte Verwaltungsthätigkeit Friedrich's II. dem Bauernstande mehr geschadet als genützt hat; ebenso hat die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung im Osten zu einer ausgedehnten Enteignung des Bauernstandes und zur Vertreibung vieler ansässiger Landarbeiter geführt.

Ueber die neuesten Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben. Vortrags-Cyclus von W. Troeltsch. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) Diese Vorträge, seiner Zeit im Kaufmännischen Verein zu Stuttgart gehalten, behandeln im Zusammenhang die einschneidenden Neugestaltungen und brennenden Tagesfragen unserer Zeit: die veränderten Bedingungen der Production, die Umwälzungen der Technik, die weitgehende Arbeitstheilung, die Bewegung der Bevölkerung (Zug nach den Städten), das moderne Capital und seine Macht, die Arbeiterfrage, Handwerkerfrage und Großindustrie, die Entwickelung des Genossenschafts- und Gesellschaftswesens, Kartelle, Ringe, Syndikate, die Hausindustrie, Geld- und Creditwesen, Wanderlager, Consum- und Einkaufsgenossenschaften, die heutigen Verhältnisse der Landwirthschaft, Concurrenz der überseeischen Staaten, wachsende Verschuldung ꝛc. ꝛc. — und orientiren auf diesem Gebiet alle Diejenigen, welche den Erscheinungen unserer Zeit nicht theilnahmlos gegenüberstehen und doch die Zeit zum Studium der unübersehbar großen Fachliteratur nicht finden. Der Tübinger Professor nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein, was sich schon daraus ergiebt, daß er zwar die wilde Agitation der Agrarier verwirft, aber doch die Lage der auch ihm überaus wichtigen Landwirthschaft als sehr der Besserung und Staatshülfe bedürftig erkennt.

Gerade im gegenwärtigen Augenblick gewinnt eine Schrift besonderes Interesse, die General v. Blume, einer unserer ersten Militärschriftsteller, zuletzt commandirender General des 15. Armeecorps, über „Die Grundlagen unserer Wehrkraft" soeben veröffentlicht (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Ausgehend von all' den Anforderungen, die der Krieg an die nationalen Kräfte stellt, untersucht der Verfasser, welche Verhältnisse und Einflüsse im Staats- und Volksleben der Entwickelung jener Kräfte förderlich oder schädlich sind, was insbesondere uns noth thut, um uns stark zu erhalten zur Wahrung unserer Ehre und Unabhängigkeit, zum Schutz unseres Rechts und unserer Interessen, zur Sicherung unser Culturentwickelung. Der Eigenart des Gegenstandes entsprechend, erstrecken sich die Betrachtungen des Verfassers auf die verschiedensten Gebiete des öffentlichen Lebens, auf das volkswirthschaftliche, sociale und politische, ebenso wie auf das militärische. Aber gerade darin, daß in dem Buche die allgemeinen Fragen des Staats- und Volkslebens unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für die Wehrkraft des Landes beleuchtet werden, während das militärische Interesse an jenen Fragen bisher nur beiläufig berührt, niemals im Zusammenhange dargestellt worden ist, liegt der Vorzug der hochinteressanten Schrift.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

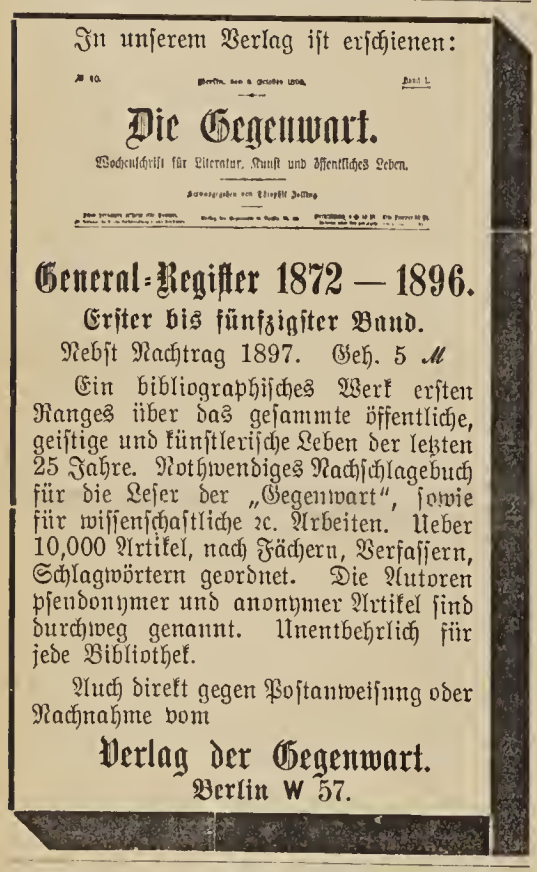
von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

In unserem Verlag ist erschienen:


Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter 2c.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des

Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von **Arwed Strauch** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 36. Berlin, den 9. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage. Betrachtungen eines Wählers. — Der Socialismus und die Agrarfrage. Von Alfred Nossig (Paris). — Von einem amerikanischen Milliardär. Von Frank Westermann (New York). — **Literatur und Kunst.** Treitschke als Literarhistoriker. Von Harry Mayrinc. — Zwillingskünstler. (Johannes Meßchaert und Julius Röntgen.) Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — **Feuilleton.** Der Erfinder. Von Karl A. Tavaststjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Vendetta. Von Caliban. — Anzeigen.

Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage.

Betrachtungen eines Wählers.

Alle Dinge der Welt sehen von außen anders aus als von innen. Es spricht eine gewisse Vermuthung dafür, daß es mit parlamentarischen Verhandlungen ebenso ist. Wer mitten im Parlamentarismus steht, hat gewiß den Vorzug genauerer Kenntniß der Einzelheiten für sich. Aber doch ist es möglich, und es ist auch schon wiederholt vorgekommen, daß denen, die mitten im Getriebe stehen, Dinge anders erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Darum dürfte es eine gewisse Bedeutung haben, wenn neben den Erwählten der Nation auch ab und zu Stimmen von Wählern sich vernehmen lassen, die den parlamentarischen Verhandlungen nur von außen her gefolgt sind. Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage ist ein solcher Fall, der sich von außen angesehen ganz anders ausnimmt, als er dem Parlamentarier inmitten der Verhandlungen erscheint. Der Reichstag ging auseinander mit dem Gefühl, daß die Regierung eine complete Niederlage erlitten habe, daß die Zuchthaus-Vorlage todt sei. Nach außen trat von einer Niederlage der Regierung nichts in die Erscheinung. Die Regierung war nach jener Niederlage genau das, was sie vorher gewesen war. Die angeblich todte Zuchthaus-Vorlage entwickelte ein reiches Leben. Die „Berliner Correspondenz" brachte Artikel zur Rechtfertigung der Vorlage. Jeder solcher Artikel ist in den nächsten Tagen in Tausenden von Kreis- und sonstigen abhängigen Blättern zu lesen und geht in die Köpfe von Millionen von Lesern über. Das Material der Denkschrift wird weiter benutzt, so als ob es niemals zerpflückt worden wäre. Arbeitgeber-Verbände werden zu Gunsten der Zuchthaus-Vorlage mobil gemacht. Dem steht keine erhebliche Action von Seiten der Gegner der Vorlage gegenüber. Kurzum, wenn man als Sieger den bezeichnet, der vorwärts marschirt, so sollte man fast den Eindruck haben, daß die Regierung Sieger gewesen ist; oder zum Mindesten kann die Entwickelung dahin führen, wenn die Gegner der Vorlage sich nicht darüber klar werden, daß dem Vormarsch der Regierung auch ihrerseits ein Vormarsch entgegenzusetzen ist. Es kann sich leicht die Erzählung von dem auf den Lorbeeren eingeschlafenen Sieger hier wiederholen. Darum ist es zunächst erforderlich, sich über die Sachlage klar zu werden. —

Die Zuchthaus-Vorlage wurde vom Reichstag in erster Lesung an vier Tagen, vom 19.—22. Juni, berathen. Darauf ging der Reichstag bis zum 14. November in die Ferien. Wie alle Geschäfte des Reichstags, so war auch die Weiterberathung dieser Vorlage nur vertagt. Damit war nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Nothwendigkeit der Weiterberathung geschaffen. Dies war der Stand, wenn man sich nüchtern an die äußeren Thatsachen hielt. Hören wir demgegenüber, wie es parlamentarisch begründet wurde, daß dieser Ausgang eine Niederlage der Regierung darstelle. Eine derartig wichtige Vorlage wie diese könne nur mit Hülfe einer Commissionsberathung zu Stande kommen. Ein Gesetz, das so schwere Freiheitsstrafen vorsehe, könne nach den Regeln parlamentarischer Technik in bloßen Plenarberathungen zwar abgelehnt, aber nicht angenommen werden. Denn da die unveränderte Annahme ausgeschlossen sei, jede Veränderung eines derartig wichtigen Gesetzes aber unter juristischen Gesichtspunkten genau durchgeprüft werden müsse, so sei es ein Ding der Unmöglichkeit, alle derartig nothwendig werdenden Abänderungsvorschläge und Nachprüfungen anders vorzunehmen, als mit Hülfe einer Commission. Da das Haus nach Schluß der ersten Lesung die Commissionsberathung abgelehnt habe, so habe es sich damit bereits indirect für Ablehnung des Entwurfs ausgesprochen. Diese Argumentation hat aber ein Loch. In der Geschäftsordnung des Reichstages (§ 21) heißt es ausdrücklich: „Der Reichstag kann, wie am Schlusse der ersten, so in jedem Stadium einer folgenden Berathung bis zum Beginn der Fragestellung den Gesetzentwurf oder einen Theil desselben zur Berichterstattung an eine Commisson verweisen ꝛc." Die Ablehnung der Commissionsberathung hat also keinerlei dauernde rechtliche Bedeutung. Sowie in der zweiten Lesung Anträge eingebracht werden, die für das Plenum zu verwickelt sind, wird der Antrag auf Commissionsberathung (das ist inzwischen auch ziemlich unzweifelhaft geworden) erneuert werden. Wenn die Opposition eine Spur von Sicherheit hätte, daß dann der Antrag wiederum abgelehnt würde, so hätte sie ein Recht, schon jene erste Ablehnung als einen Sieg zu feiern. Wo aber ist unter unseren parlamentarischen Verhältnissen die Sicherheit, ja auch nur die Wahrscheinlichkeit dafür? — Gewiß ist es richtig, daß die Ablehnung einer Commissionsberathung in England, Frankreich, Belgien, Italien ꝛc. wiederholt als Niederlage schlimmster Art, als Begräbniß zweiter Classe bezeichnet worden ist, allein in diesen Staaten hat eine solche Ablehnung den Sinn, daß die Mehrheitspartei des Parlaments sich auf diesen Standpunkt festgelegt hat,

und von ihm nicht abweichen wird. Bei uns wäre es die reine Vogel-Strauß-Politik, wenn man behaupten wollte, die einmalige Ablehnung der Commissionsberathung gewähre eine Garantie dafür, daß im ganzen Laufe der Berathung niemals eine Commission eingesetzt werde.

Nun wird man vielleicht fragen, worin denn ein Sieg der Opposition hätte in die Erscheinung treten können, wenn nicht in der Ablehnung der Commissionsberathung. Hier zeigt sich nun so recht jener Unterschied zwischen der Betrachtung der parlamentarischen Verhandlungen von außen und von innen. Die Parlamentarier halten sich an die Frage, wie sie im Parlament gestellt worden ist, und wenn die Abstimmung auf die Frage so ausfällt, wie sie es wünschen, so halten sie das für einen Sieg. Der Wähler, der diesen Verhandlungen von außen folgt, beurtheilt Sieg und Niederlage nach einfacheren Gesichtspunkten. Er sieht die Thatsache, daß die Regierung eine Vorlage eingebracht hat. Wird diese Vorlage abgelehnt, so hat die Regierung eine Niederlage erlitten; wenn nicht, nicht. Nun sind im deutschen Reichstage die Vorschriften über die Ablehnung von Regierungsvorlagen ganz klar. Wenn in der zweiten Berathung kein einziger Paragraph angenommen wird, so ist die Vorlage gefallen; andernfalls muß eine dritte Berathung stattfinden und am Schluß derselben abgestimmt werden. Wollte die Opposition der Regierung eine Niederlage bereiten, so mußte sie also verlangen, daß die zweite und dritte Lesung sofort vorgenommen werden. — In diesem speciellen Falle hatte die Opposition ein Mittel in der Hand, die sofortige Vornahme zu erzwingen. Die Regierung wollte den Reichstag bis zum 14. November vertagen. Eine so lange Vertagung ist nur zulässig mit der Zustimmung des Reichstages selbst. Hier konnte die Opposition einsetzen. Sie konnte sagen, die Zustimmung zur Vertagung machen wir abhängig von der vorherigen Absolvirung der Zuchthaus-Vorlage. Wenn über Sieg oder Niederlage entschieden werden soll, so muß eine Schlacht geschlagen werden. Der parlamentarische Feldzug muß dann durchaus unter dem Gesichtspunkte eingerichtet werden, daß eine Abstimmung von entscheidender Bedeutung erfolgt. Es giebt keine andere Möglichkeit, parlamentarische Schlachten zu schlagen, als mit entscheidenden Abstimmungen. Die Frage der Commissionsberathung war keine derartige. Wohl aber wäre die Vertagungsfrage es gewesen. Bei einer Abstimmung darüber, ob erst der Vertagungsantrag oder erst die zweite und dritte Lesung der Zuchthaus-Vorlage auf die Tagesordnung gesetzt werden solle, hätte sich gezeigt, ob das Centrum fest ist. Wäre es gelungen, die Situation so auszunutzen, daß das Centrum sich moralisch genöthigt gesehen hätte, seine Zustimmung zur Vertagung zu verweigern, so lange, bis die Zuchthaus-Vorlage definitiv begraben war, so wäre das eine Niederlage der Regierung gewesen. Begnügte man sich mit der bedeutungslosen Abstimmung über Commissionsberathung, so war es keine Niederlage.

Es ist nicht schwer, sich das überlegene Lächeln vorzustellen, mit dem der gewiegte Parlamentarier diese Zeilen lesen wird. Er sagt sich; diese Tactik hätte unfehlbar zur Niederlage der Opposition geführt. Denn darauf wäre das Centrum niemals eingegangen. Der Erfolg wäre nur der gewesen, daß bei der Abstimmung über die Vertagung die Opposition in der entschiedenen Minderheit und das Centrum nach der Regierungsseite gedrängt worden wäre. Dies mag vielleicht richtig sein. Allein wenn es richtig ist, so beweist es eben, daß die Opposition nicht einen Sieg erfochten hat, sondern dem Kampf aus dem Wege gegangen ist. Unter Umständen kann ja auch ein solches Manövriren einen gewissen Erfolg bedeuten. Allein niemals soll ein Manövrir-Erfolg als ein Sieg ausgegeben werden. Denn eine solche Selbsttäuschung wäre stets der Anfang der eigenen Niederlage. Hätte daher die Opposition nach Schluß des Reichstages erklärt, sie habe in Anbetracht ihrer geringen Truppenzahl und der Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen sich statt mit einer Entscheidungsschlacht mit einem geschickten Manövriren begnügen müssen, so hätte sich nichts dagegen sagen lassen. Wenn aber in alle Welt hinausposaunt wurde, die Opposition habe den Sieg errungen, so war dies vollkommen unberechtigt. Jene Bescheidenheit hätte zur Folge gehabt, daß die Opposition im Lande desto mehr auf Sammlung und Stärkung der Streitkräfte bedacht gewesen wäre. Diese unberechtigte Ruhmredigkeit droht aber dahin auszuschlagen, daß die Gegner der Zuchthaus-Vorlage sich in Sicherheit wiegen und in Unthätigkeit versinken. Weßwegen im Parlament Niemand auf den Gedanken gekommen ist, die Zustimmung zur Vertagung als Pressionsmittel zu benutzen, das hat freilich noch einen anderen Grund. In allen Parteien des Reichstages giebt es Leute, die sich geradezu darauf freuen, daß die Session nicht geschlossen, sondern nur vertagt wird. In den endlosen Commissionsberathungen über die Unzahl von Gesetzentwürfen, die den jetzigen Parlamenten, zum Theil ganz ungebührlicher Weise, zugemuthet werden, setzen bald diese, bald jene Mitglieder etwas durch, oder machen sich Hoffnung, etwas durchzusetzen. Da freut sich der Eine, daß er in der Berathung der Strafproceß-Novelle eine Art von Berufung in Strafsachen durchgesetzt hat; der Andere hat in der lex-Heintze die Annahme eines Antrages erreicht, der den conservativen Urhebern ein Schnippchen schlagen soll; ein Dritter hat einen eigenen Initiativantrag glücklich so weit gebracht, daß er zur Endberathung kommen könnte, wenn nur der Reichstag nicht geschlossen, sondern vertagt würde. Außerdem behalten die Eisenbahn-Freikarten ihre Giltigkeit. Freiheitsstrafen brauchen nicht abgebüßt zu werden, so lange der Reichstag nicht geschlossen, sondern nur vertagt ist. Im Hinblick auf alle diese kleinen Vortheile und Hoffnungen schlägt die Regierung einen Ton an, als ob sie mit der Vertagung den Mitgliedern ein Geschenk machte. Politisch ist das Umgekehrte der Fall. Der große Grundsatz unseres parlamentarischen Lebens, daß mit Schluß der Session alle Vorlagen erledigt sind, ist eines der wenigen Machtmittel, das die Parlamente im Wettstreit mit den Regierungen haben. Eine Regierung, die ihre Vorlagen nicht will verfallen lassen, wäre genöthigt, den Reichstag sozusagen als permanente Volksvertretung neben sich zu dulden. Eben um der Volksvertretung dieses Machtmittel zu lassen, verbietet Artikel 26 der Reichsverfassung eine Vertagung über 30 Tage hinaus ohne Zustimmung des Reichstages selbst. Mit der Versagung dieser Zustimmung hat der Reichstag es in der Hand, entweder die Regierung zum Schluß und damit zum Aufgeben aller ihrer Vorlagen zu nöthigen, oder zur einstweiligen Permanenz des Reichstages. Die mit letzterer bewirkte Machtstärkung ist desto größer, da der Reichstag ohne Zustimmung der Regierung sich auf beliebige Zeiträume vertagen, weil ihn Niemand hindern kann, seine Sitzungen anzusetzen, wie er es für gut hält. Ein Parlament, das dieses Machtmittel aus den Händen giebt, arbeitet an der Verminderung des eigenen Einflusses. So leichten Herzens hat wohl noch niemals ein Parlament sich darüber hinweggesetzt, wie das unserige. Als am 22. Juni der Antrag auf Zustimmung zur Vertagung vorlag, hat sich nicht einmal Jemand zum Wort gemeldet, und ohne Debatte constatirte der Präsident die einstimmige Annahme. Statt daß die Regierung, wie die Verfassung es will, um eine solche Zustimmung zu bitten hätte, ist es bei uns so weit gekommen, daß um kleiner und unbedeutender Dinge willen der Reichstag die Vertagung wie ein ihm gebotenes Geschenk betrachtet, und die verfassungsmäßige Zustimmung ist eine leere Form geworden für die Annahme des Geschenkes. Genügt freilich hätte jener regelrecht organisirte parlamentarische Abstimmungs-Feldzug, auch wenn er möglich gewesen wäre, nicht. Denn auch solche Abstimmungen, die eine Vorlage zu Fall bringen, sollten im parlamentarischen Leben nicht Zweck, sondern nur Mittel zum

Zweck sein. Wenn, wie es bei uns der Fall ist, Regierungen Vorlagen bringen, die die Billigung des Parlamentes nicht finden, und sie nichts zu riskiren haben als die Ablehnung, so wird es das Parlament niemals zu Einfluß bringen. Eine parlamentarische Opposition hat einer derartig ungeheuerlichen Vorlage gegenüber, wie das Zuchthaus-Gesetz es ist, nur ein Ziel in's Auge zu fassen: den Sturz ihrer Urheber. Unter unseren Verhältnissen ist die Opposition nicht dafür verantwortlich zu machen, daß sie dieses Ziel erreicht, wohl aber dafür, daß sie es anstrebt. Charakterisirt werden die viertägigen Verhandlungen über die Zuchthaus-Vorlage in erster Linie dadurch, daß aus dem ganzen Hause Niemand gewagt hat, den Ministern in's Gesicht zu sagen, daß sie mit dieser Vorlage ihre Unfähigkeit zu regieren bewiesen haben. In keinem Parlamente der Welt wäre es wohl möglich gewesen, daß eine Regierung eine solche Vorlage einbringt, ohne daß die Opposition den Versuch gemacht hätte, das ganze Regime vor dem Lande zu charakterisiren. —

Der Einwand, daß bei uns das Parlament keinen Minister stürzen könne, trifft hier in keiner Weise zu. Denn erstens handelt es sich nicht darum, den Minister zu stürzen, sondern den Sturz zu versuchen. Nirgends hat ein Parlament den Einfluß auf die Minister-Ernennung auf einen Schlag erreicht. Er ist überall nur erreicht worden durch eine ununterbrochene und ohne Ermüdung aneinander gereihte Kette von Versuchen. Wir Wähler schicken unsere Abgeordneten nicht bloß dazu in's Parlament, damit sie sich ein ungefähres Urtheil über das bilden, was erreichbar ist, und im Uebrigen die Hände in den Schooß legen. Wozu wir Vertreter am Königsplatz in Berlin haben wollen, daß ist in erster Linie, um unserer politischen Meinung über das Regime Ausdruck zu geben. Kein Mensch in ganz Deutschland glaubt, daß die Minister, die augenblicklich an der Spitze stehen, etwa die fähigsten Menschen seien, die man dafür finden könnte; ein sehr großer Theil glaubt, daß es ganz besonders unfähige sind; die Wähler der Opposition sind sammt und sonders der Ueberzeugung, daß diese Männer aus den Ministerien heraus und andere an ihre Stelle müssen. Die Abgeordneten haben die Verpflichtung, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben, und dieser Verpflichtung können sie sich nicht mit dem Einwand der Aussichtslosigkeit entziehen. Zweitens aber lag die Sache in dem vorliegenden Falle gar nicht so, daß die Aussichtslosigkeit so sicher gewesen wäre. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Initiative zur Zuchthaus-Vorlage nicht von den Ministern ausgegangen, daß diese vielmehr erst nach langem Widerstreben sich zur Einbringung entschlossen haben. Die Initiative ging vom Kaiser aus. Der Kaiser betrachtet die Minister nur als seine Beauftragten. Wenn nun ein Auftrag mit einer derartigen Unfähigkeit ausgeführt wird, wie es Graf Posadowsky in diesem Falle gethan hat, wenn ein Mann ein derartiges Maß von Unkenntniß der gewerblichen Verhältnisse entwickelt, wie der eben genannte Minister, — ist es da wirklich unmöglich, an maßgebender Stelle Eindruck zu machen? Die Opposition befand sich in einer ganz besonders günstigen Lage, wenn sie schilderte, wie diese Minister der ihnen gestellten Aufgabe gar nicht gewachsen sind. Sie konnte, in geschickter Weise geleitet, auf der einen Seite die Vorlage bekämpfen, und auf der anderen Seite an maßgebender Stelle den Eindruck hervorrufen, daß die Minister ihre Sache schlecht gemacht haben und davongejagt werden müssen. Statt dessen aber — womöglich gar aus Furcht vor den Männern, die nach ihnen kommen könnten — auf jeden Angriff zu verzichten, das heißt wiederum nicht einen Sieg erringen, sondern einem Kampfe aus dem Wege gehen. —

Wenn man heute, nachdem eine Strecke Zeit in's Land gegangen ist, die stenographischen Berichte wieder nachliest, so erstaunt man über das niedrige Niveau, auf dem die Debatten sich bewegten. Auch nicht von einem einzigen Redner wurde der Versuch gemacht, die Debatte auf die Höhe einer Erörterung unserer inneren politischen Lage überhaupt zu erheben. Kein einziger Redner regte die Frage an, wer denn eigentlich die Leute sind, die dem deutschen Volke unaufhörlich mit derartigen Zwangsgesetzen kommen: mit großem und kleinem Socialistengesetz, mit Vereinsvorlagen, mit unsinnigen Verschärfungen des Strafgesetzbuches, Zuchthaus-Vorlagen ꝛc. Sind das denn Leute, die irgend ein Recht haben, zu verlangen, daß, wenn sie mit den vorhandenen Zwangsmitteln nicht auskommen, man diese Zwangsmittel vermehren müsse? Liegt nicht vielmehr die umgekehrte Forderung nahe, daß, wenn sie nicht im Stande sind, mit den Gesetzen zu regieren, sie dies gefälligst Anderen überlassen mögen, die fähiger sind als sie? Ist es nicht unaufhörlich derselbe kleine Kreis von ostelbischen Adeligen und ihren Anhängen, der die höchsten Aemter im Staate besetzt, und der gar nicht mehr auf den Gedanken kommt, daß, wenn er nicht weiter regieren kann, er Anderen Platz zu machen hat? Bringt eine Regierung eine derartig unerhörte Vorlage ein, so muß dies als Bankerott-Erklärung vor dem Lande so laut und so deutlich dargethan werden, daß diese Stimme der Opposition in die Paläste und in die Hütten dringt. Wenn eine Regierung von einem Parlamente nichts zu befürchten hat, als im schlimmsten Falle die Ablehnung einer Forderung, so wird sie sich niemals genieren, eine Vorlage auf dieses Risiko einzubringen. Nur wenn sie weiß, daß sie mehr als die bloße Ablehnung, daß sie unangenehme Debatten, daß sie eine gründliche Discreditierung zu riskieren hat, nur dann wird sie in der Frage, ob sie eine Vorlage einbringen oder lieber gänzlich unterlassen soll, auch auf das Parlament Rücksicht nehmen. Die Gegenstände der parlamentarischen Debatte werden durch die Regierung bestimmt; die Gesichtspunkte aber, unter denen sie geführt wird, durch die Opposition. Das ist die alte Vertheilung der parlamentarischen Rollen. Eine Opposition, die einer solchen Vorlage gegenüber sich auf bloße Widerlegungen beschränkt und der Regierung es erspart, bei dieser Gelegenheit eine Gesammtabrechnung über sich ergehen zu lassen, eine solche Opposition hat sich ihre Hauptwaffe, die Bestimmung der Gesichtspunkte, unter denen Debatten zu führen sind, aus den Händen winden lassen. —

Ebensowenig wie in Bezug auf die Regierung, hat ein Redner der Opposition in Bezug auf die Parteigruppierung ein höheres Niveau erklommen. Die beiden conservativen Fractionen haben zusammen 74, Socialdemokraten und Freisinnige ꝛc. zusammen 87 Stimmen. Je nachdem die 106 Stimmen des Centrums mit ihrer Verstärkung aus Polen, Wilden ꝛc. sich auf die eine oder andere Seite neigen, fällt der einen oder der andern Seite die Mehrheit (199 Stimmen) zu, während die Teilnahme der 48 Nationalliberalen dazu noch nicht ausreichen würde. Das Centrum gab Erklärungen ab, die nicht Fisch und nicht Fleisch waren. Seine Redner sangen Loblieder auf die Coalitionsfreiheit und betheuerten, daß es in unserer Situation auf eine Verstärkung der Coalitionsfreiheit ankomme, daß ohne eine solche von neuen Zwangsgesetzen überhaupt keine Rede sein könne. Aus diesen Aeußerungen konnte man sich herausnehmen, was man wollte. Es konnte heißen, das Centrum werde die Vorlage ablehnen; es konnte aber auch heißen, das Centrum behalte sich seine Stellungnahme vor, so bald sich die Möglichkeit zeige, auch coalitionsgünstige Bestimmungen hineinzuarbeiten. Von Seiten der entschiedenen Opposition wurde kein Versuch gemacht, den Fuchs aus seinem Loche zu locken. Kein Redner der Linken stellte sich die Aufgabe, die Centrumsredner, die schweigen wollten, so zum Reden zu reizen, daß durch ihre eigenen Worte ihnen ein nachheriger Rückzug abgeschnitten sei. Keiner suchte auch die thatsächlich doch vorhandenen Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Centrums parlamentarisch irgendwie auszunutzen. Ja selbst auf das gewöhnlichste Mittel parlamentarischer Festlegung, auf die namentliche Abstimmung, wurde verzichtet. So konnte es kommen, daß die Nationalliberalen nicht ge-

schlossen gegen die Commissionsberathung stimmten, sondern daß, wie es in den Correspondenzen heißt, „einige" Nationalliberale mit den Conservativen gingen, ohne daß hierüber amtlich etwas constatiert wäre. Die namentliche Abstimmung ist in solchen Fällen das gelindeste Mittel der Festlegung, aber es ist doch wenigstens eines und man kann gar nicht wissen, wie man in unsicheren Zeitläuften auf eine solche urkundliche Feststellung noch zurückzugreifen hätte. Aber das ganze Vorgehen der Opposition machte eben den Eindruck der Ermüdung. Man befand sich am Schlusse eines arbeitsreichen und lang hingezogenen Sessionsabschnittes und war froh, daß es zu Ende ging. Das mag menschlich vielleicht entschuldbar sein. Allein dann soll man nachher nicht ausrufen, man habe der Regierung eine eclatante Niederlage bereitet, sondern man soll offen eingestehen, daß man, da es nicht anders ging, die Regierung für diesmal habe ungeschoren lassen müssen. Die Folgen dieser parlamentarischen Handlungsweise der Opposition sind auch nicht ausgeblieben. Regierung und Centrum waren klug genug, die Opposition in ihrem Siegesrausch nicht zu stören. Beide hatten das Bewußtsein, daß es für den Augenblick für sie gar nichts Günstigeres geben könne, als wenn die Opposition der Meinung lebte, die Vorlage todtgeschlagen zu haben. Die beiden negativen Thatsachen, daß in den viertägigen Debatten der Regierung kein Haar gekrümmt und das Centrum in keiner Weise festgenagelt war, waren für sie schließlich gesicherte Ausgangspunkte. Vierzehn Tage später, nachdem der Reichstag auseinandergegangen war, brachte im preußischen Herrenhause Graf Mirbach einen Antrag ein, welcher die Regierung aufforderte, in Sachen der Zuchthaus-Vorlage auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen. Hier übte zum ersten Mal die Haltung des Centrums im Reichstage einen Einfluß auf eine parlamentarische Verhandlung. In der Sitzung vom 5. Juli ergriff im Herrenhause der neu ernannte Vertreter der Universität Berlin, Professor Schmoller, das Wort, um zwar gegen den Antrag zu stimmen, aber gleichzeitig seine Motivirung darauf zu beschränken, daß er nicht weiter gehe, als das Centrum im Reichstage gegangen sei, hierbei präcisirte er seinen Standpunkt in den Worten, die er an den Schluß seiner Rede stellte: „Ich würde als Mitglied des Reichstages mit der Majorität gestimmt, ich würde mich auf den Standpunkt des Abgeordneten Lieber gestellt haben, der dahin ging, diese Strafparagraphen seien nur discutirbar im Zusammenhang mit einer Reform des Arbeiter-Vereinsrechts und des gesammten deutschen Coalitionsrechts." Hier ist — zum ersten Male — der Standpunkt des Abg. Lieber dahin interpretirt, daß „diese Strafparagraphen" für „discutirbar" erklärt werden (wenn auch nur im Zusammenhange mit sonstigen Reformen), und man muß gestehen, daß die Debatten des Reichstags nichts gethan haben, um dem (demokratischen) Centrumsführer eine Erklärung zu entlocken, die eine solche Interpretation unmöglich gemacht hätten. Im Herrenhause war ferner von den Nationalliberalen die Rede. Während in den Reichstagsdebatten unter den Fanfarenklängen der Bassermann'schen Rede die „Einigen" seiner Freunde, die nach rechts abgeschwenkt waren, nicht weiter bemerkt wurden, erklärte hier im Herrenhause der Referent bereits, im Reichstage sei die Commissionsberathung abgelehnt worden gegen die Stimmen der Conservativen und „eines Teils" der Nationalliberalen. Es giebt im Herrenhause eine sogenannte neue Fraction, die in der Hauptsache Alles umfaßt, was sich nicht zu den Fendalen rechnet und die ihre Kerntruppe in den Oberbürgermeistern hat, deren Mehrheit ungefähr nationalliberale Richtung innehält. Im Namen dieser Fraction erklärte der Oberbürgermeister Becker-Köln, daß die Mehrzahl seiner politischen Freunde die Tendenz des Gesetzentwurfs billige, daß sie aber gleichwohl gegen den Antrag stimmen werde, weil er ihnen nicht zeitgemäß scheine. Man pflegt den Verhandlungen des Herrenhauses keine große Bedeutung beizulegen. Immerhin war diese Sitzung des Herrenhauses die erste parlamentarische Verhandlung nach Auseinandergehen des Reichstages, und sie giebt ein Symptom dafür, wohin die Entwickelung geht. Und so viel beweist diese Herrenhaus-Sitzung zum Mindesten, daß jene Reichstagsdebatte, die angeblich mit einer eclatanten Niederlage endete, den Feind wenigstens nicht so sehr in Schrecken gejagt hatte, daß er nicht schon vierzehn Tage darauf gewagt hätte, sich von Neuem zu zeigen.

Fragt man sich nun, woher es kommt, daß die Debatten über die Zuchthaus-Vorlage sich auf einem so niedrigen Niveau bewegten, daß sie gänzlich des Schwunges ermangelten, den die Opposition doch früher in deutschen Parlamenten gezeigt hat, so mag das zum Theil damit zusammenhängen, daß das geistige Niveau unserer Parlamente überhaupt gegen früher gesunken ist. Allein es hat zum Theil auch ganz positive parlamentarische Gründe. Wo die Opposition nicht als festgeschlossene Minderheitspartei auftritt, fällt der größten ihrer Gruppen naturgemäß die Führung zu. Im deutschen Reichstage denkt diese Gruppe nicht daran, die Führung zu übernehmen, und Niemand denkt daran, sie ihr zu übertragen. Die Socialdemokratie verfügt über 56 Stimmen. Weder die deutsche Volkspartei (8), noch die freisinnige Volkspartei (39), noch die freisinnige Vereinigung (13—14), noch auch alle diese zugenommen (wenn sie zusammenzunehmen wären) kommen der Socialdemokratie gleich. Keine dieser kleinen Gruppen kann eine kraftvolle Führung der Opposition bilden, und da die Socialdemokratie die Führung nicht übernimmt, so bleibt die Opposition thatsächlich führungslos. Das ist das unterscheidende Merkmal des deutschen Reichstages im Vergleiche zu allen Parlamenten der Welt: es giebt in ihm zwar eine Opposition, aber keine Oppositionsführung. Noch niemals ist dies so deutlich hervorgetreten, wie während der Zuchthaus-Debatten. Wenn sonst der einzige wirkungsvolle Redner, den der Liberalismus von seiner Blüthezeit her besitzt, zu Angriffen auf die Regierung das Wort nimmt, so wird in Hörern und Lesern der Eindruck hervorgerufen, daß es die alte liberale Opposition ist, die hier ihren Kampf kämpft, und über die Thatsache, daß eigentlich nicht mehr der Liberalismus, sondern die Socialdemokratie im Vordergrunde dieses Kampfes steht, täuscht man sich unwillkürlich hinweg. In diesen Debatten fehlte Eugen Richter. Es war seit seiner parlamentarischen Wirksamkeit wohl zum ersten Mal, daß Gesundheitsrücksichten ihn nöthigten, einer Debatte über einen Gegenstand ersten Ranges fern zu bleiben. Die Freisinnigen und Demokraten, die sonst sprachen, Lenzmann, Haußmann, Rösicke, Schrader, sind nicht Personen, in denen ein Stück Oppositionsgeschichte in so hohem Maaße verkörpert wäre, daß sie durch das Schwergewicht ihrer Masse Andere bei Seite schöben. Die Debatte wurde in der That von Bebel eröffnet und am letzten Tage sprach als zweiter socialdemokratischer Vertreter Heine. Namentlich die Eröffnungsrede von Bebel hat den Charakter der Debatte bestimmt. Es war eine Rede, die auch nicht im Mindesten den Versuch machte, der Debatte neue Zielpunkte zu geben. Ganz gewiß ist Bebel ein Mann, der um die demokratische Sache in Deutschland große, bis jetzt noch gar nicht gewürdigte, Verdienste hat. Aber nie in seinem Leben hat Bebel sich zur Aufgabe gemacht, ein bestimmtes einzelnes politisches Ziel zu verfolgen. Es soll nicht einmal behauptet werden, daß ihm, und der Socialdemokratie überhaupt, ein sonderlich großer Vorwurf daraus zu machen sei. Es ist im Wesentlichen nur die alte Untugend der deutschen Demokratie, die hier in etwas höherer Potenz erscheint: die Untugend allzugroßer Zurückhaltung. Die Männer, die man in Deutschland für Umsturzmänner ausgiebt (früher die Demokraten, jetzt die Socialdemokraten) besitzen von Umsturzneigungen nicht zu viel, sondern zu wenig. Sie gehen nicht einmal darauf aus, die Ministersessel umzustürzen, damit die, die darauf

sitzen, umfallen und Andern Platz machen. Einmal ist unter ihnen Einer gewesen, der in jungen Jahren diese Quintessenz aller Politik richtig erkannt und in die Worte gebracht hat: „Was wir wollen? Sie herunter und wir hinauf!“ Aber dieser eine Umsturzmann ist aus ihren Reihen ausgeschieden, und er ist heute Finanzminister und Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums. Wie früher die Demokraten, so wollen heute die Socialdemokraten sich nicht damit lächerlich machen, daß sie erklären, eigentlich müßten ihnen die Zügel der Regierung anvertraut oder wenigstens ein Antheil an derselben eingeräumt werden. Das mag man nun als Verhängniß hinnehmen oder nicht (daß es nicht unbedingt als Verhängniß hingenommen zu werden braucht, dürfte schon das Beispiel Frankreichs lehren), jedenfalls liegt darin der Schlüssel für die Führungslosigkeit unserer Opposition. —

Wie soll nun die zukünftige parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage vor sich gehen? Die Oppositionsverhältnisse und namentlich die Stellung der Socialdemokratie im parlamentarischen Leben lassen sich von heute auf morgen nicht ändern. Man muß sehen, welcher Weg unter den vorhandenen gangbaren der beste ist. Auszugehen ist bei allen Erwägungen davon, daß die Minister kein Interesse daran haben, die Vorlage, so wie sie ist, durchzubringen. Sie haben nur ein Interesse: nicht mit geradezu leeren Händen vor dem zu erscheinen, der die verfassungsmäßige Befugniß hat, sie mit einem Federstrich aus ihren Aemtern zu entlassen. Kann das Gesetz zu Stande gebracht werden, wenn der Zuchthaus-Paragraph gestrichen wird, so ist ihr Erfolg nicht geringer. Denn dem Monarchen haben sie selbst von der Zuchthausstrafe abgerathen, ihr Werk war es, daß die ursprünglich allgemein angekündigte Zuchthausstrafe auf einzelne Fälle beschränkt wurde. Zeigt sich der Zuchthaus-Paragraph als parlamentarisch ungangbar und wird die übrige Vorlage Gesetz, so haben die Minister erreicht, was sie erreichen wollten: ihre Stellung beim Monarchen ist wieder einmal gesichert.

Dieser Ausweg muß also der Regierung abgeschnitten werden. Schon in jener Herrenhaus-Sitzung hat der Referent, der kein Geringerer als v. Levetzow war, den Zuchthaus-Paragraphen geopfert: „Ich nehme an, daß diese Bestimmung hineingekommen ist aus Gründen, die ich hier nicht erörtern will, meine aber weiter, daß die Zuchthausstrafen in dem ganzen Gesetz sehr wohl entbehrlich wären, und daß das Gesetz in seiner Wirksamkeit kaum leiden würde, wenn überhaupt von Zuchthaus darin nicht die Rede wäre.“ Daß ein Minister im Reichstag eine solche Rede nicht halten wird, ist selbstverständlich. Wohl aber können sie Conservative halten, und wohl ist es möglich, daß der conservative Flügel des Centrums nach Opferung der Zuchthaus-Bestimmung eine Brücke findet, auf die er treten und seine Partei nach sich ziehen kann. Nicht bloß möglich, sondern so gut wie sicher ist es, daß die Minister an einem solchen Verlauf ihre Freude hätten. Die Mittel, um den Ministern diese Preisgebung der Zuchthausstrafe unmöglich zu machen, liegen auf der Hand. So sehr auch die Erwähnung des Monarchen in den parlamentarischen Debatten zu Unrecht eingeengt worden ist: die Oeynhauser Rede des Kaisers ist nun einmal freigegeben. Die vielen Preßerörterungen, die sich an die Präsidial-Erklärung des Grafen Ballestrem, an die dazu gemachte Einschiebung, an die amtliche Zurücknahme dieser Einschiebung geknüpft haben, machen es dem Präsidium des Reichstages unmöglich, in Bezug auf diese Rede Schwierigkeiten zu bereiten. Daß also der Kaiser Zuchthausstrafen angekündigt hat, daß das Gesetz, wenn es nicht die Zuchthausstrafe enthält, nicht das angekündigte Gesetz ist, daß die Minister, wenn sie das Gesetz ohne Zuchthausstrafe aus dem Reichstage hervorbringen, gerade das unerreicht gelassen haben, was die Ankündigung des Kaisers enthielt, das sind Dinge, die in der bevorstehenden Berathung mit der ganzen Energie gesagt werden müssen, die in der ersten Berathung nur allenfalls durch den Abgeordneten Rösicke in den Worten, die zu der Präsidial-Bemerkung Anlaß gegeben hatten, vertreten war. Je weniger es möglich ist, in einer zweiten Lesung die großen Gesichtspunkte nachzuholen, die in der ersten versäumt waren, desto leichter ist es, bei der Erörterung dieser Paragraphen unter diesen Gesichtspunkten eine neue Generaldiscussion zu erzwingen, und zwar eine solche, die sich wesentlich darum dreht, ob die Minister es als ihre Aufgabe übernehmen wollen, die kaiserliche Ankündigung der Zuchthausstrafe vor dem Parlament durchzusetzen oder ob sie diese Aufgabe ablehnen und sich trotz der kaiserlichen Ankündigung, die nichts als Zuchthausstrafe enthält, mit geringeren Strafmitteln begnügen wollen.

Ein zweiter Zielpunkt der parlamentarischen Behandlung wird der sein müssen, das Centrum zum Farbebekennen zu zwingen. Das Centrum muß heraus mit der Sprache, ob es die Vorlage wegen des Mangels an allgemeinen Coalitionsreformen ablehnen oder ob es diese Reformen in die Vorlage hineinarbeiten will. Ist das Erstere der Fall, so müssen Centrum und Opposition in zweiter Lesung sofort sämmtliche Paragraphen zu Fall bringen, so daß es dann nach der Geschäftsordnung einer dritten Lesung nicht mehr bedarf. Ist (was beinahe wahrscheinlicher) das Letztere der Fall, so muß die Opposition sich sehr überlegen, ob sie nicht besser daran handele, den Scheinerfolg der Commissionsablehnung lieber dranzugeben und im Laufe der zweiten Lesung die Commissionsberathung zu bewilligen, weil nur eine Commissionsberathung die Möglichkeit giebt, das Centrum zu stellen. Dann aber heißt es, aus der Noth eine Tugend zu machen und die Commissionsberathung so zu gestalten, daß der Regierung die Lust vergeht, noch einmal mit einer solchen Vorlage zu kommen. Vor allen Dingen muß mehr Material an Thatsachen verlangt werden. Brentano hat lange vor Einbringung der Vorlage einmal gesagt: wenn man eine Sammlung sämmtlicher in Coalitionssachen ergangenen Erkenntnisse veröffentlichte, so würde diese viel eher geeignet sein, die öffentliche Meinung für eine Aufhebung als für eine Verschärfung der Strafbestimmungen zu erwärmen. Eine solche Sammlung muß beschafft werden. Die Strafacten der Gerichte werden aufbewahrt. Die Bestrafungen auf Grund des bisherigen § 153 der Gewerbeordnung, die in der Denkschrift summarisch angeführt sind, sind in den Registraturen der Gerichte vorhanden. Sie müssen gedruckt dem Reichstage vorgelegt werden. Einem dahingehenden Verlangen stände freilich das eine Bedenken entgegen, daß eine solche Verschleppung der Regierung am Ende noch lieb sein könnte. Darum wäre es vorzuziehen, wenn bei Eröffnung des Reichtages eine solche Sammlung, soweit sie mit Privatmitteln zu erreichen ist, von Oppositionswegen veranstaltet, vorgelegt werden könnte. Ueberhaupt wird der Verlauf der Reichstagssession zu einem erheblichen Theile davon abhängen, was vorher geschieht. Die preußischen Conservativen haben mit ihrer Herrenhausdebatte den Weg gewiesen. Der Schwerpunkt ist in die Landesparlamente zu verlegen. Vom Bundesrathstische aus ist amtlich erklärt worden, daß die Zuchthaus-Vorlage im Bundesrath einstimmig angenommen worden sei. Wird dies den Regierungen von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen durchgehen? In Württemberg ist die Demokratie noch immer der Mehrheit näher als irgend eine andere Partei. Sie verlangt in ihrem Programm (und das mit vollem Recht) „stetige Controlle der Abstimmungen der württembergischen Regierung im Bundesrath“. In Bayern hat das Centrum seine Mehrheit mit Hülfe der Socialdemokratie errungen. Wird die Socialdemokratie nichts thun, um hier ihre Bundesgenossen in die Nothwendigkeit zu bringen, der eigenen Regierung wegen der Bundesraths-Abstimmung über die Zuchthaus-Vorlage den Text zu lesen? Aber die Landtage sind auch

nur eine Handhabe unter vielen. Die Hauptsache ist, daß überall, wo noch Sinn für bürgerliche Freiheit vorhanden ist, die aus der Zuchthaus-Vorlage drohende Gefahr vor Augen gestellt wird. In Vereinen und Versammlungen, in der Presse und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit im öffentlichen Leben muß darauf hingewiesen werden, daß diese Gefahr für die persönliche Freiheit besteht und nicht beseitigt ist.

Um hierzu anzuregen, müßte gezeigt werden, daß die Regierung in der ersten Lesung keine Niederlage erlitten hat, daß es sich vielmehr erst darum handelt, ihr diese Niederlage zu bereiten. Wenn dieser Ueberzeugung weitere Anhänger gewonnen werden, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Der Socialismus und die Agrarfrage.

Von Alfred Nossig (Paris).

Die Entwickelung des Grundeigenthums im Rahmen des freien Systems, welche heute als Gegenstand theoretischer Betrachtung und Ausgangspunkt praktischer Propaganda im Vordergrunde des socialistischen Interesses steht, nimmt diesen bevorzugten Platz bekanntlich nicht seit Langem ein. Der französische Socialismus begann erst auf den Congressen von Marseille (1892) und von Nantes (1894), der deutsche auf jenen von Frankfurt (1894) und von Breslau (1895) ernstlich mit der Agrarfrage sich zu befassen. Zwei Fragen drängen sich unwillkürlich auf. Warum hat der Socialismus den Agrarverhältnissen früher nicht genügende Beachtung gewidmet? Und was hat ihn neuerdings veranlaßt, zur Agrarfrage Stellung zu nehmen, ja, ihr ein so lebhaftes Interesse zu widmen?

Das erste Ziel der socialistischen Doctrin und Propaganda, das Lieblingsgebiet beider durch Jahrzehnte bildete naturgemäß die industrielle Entwickelung, als die auffallendste, dominirende Erscheinung im modernen Wirthschaftsleben, die classische Trägerin aller charakteristischen Merkmale des neuen Regimes in seiner ausgeprägtesten Gestalt. Der Analyse der capitalistischen Industrie, der Organisirung des industriellen Proletariats war in erster Linie die Lebensarbeit Karl Marx's gewidmet. Zur Bewältigung der zweiten Aufgabe — der Agrarfrage — hat sein Leben nicht mehr hingereicht. Der nach-marx'sche Socialismus aber verblieb theoretisch zu sehr im Banne des Meisters, er war von der praktischen Propaganda auf industriellem Gebiete und von politischen Kämpfen zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich an einen neuen, höchst complicirten wissenschaftlichen Interessencomplex hätte heranwagen können. Er vernachlässigte die Agrarfrage um so lieber, als nicht nur der Großgrundbesitz, sondern auch die Bauernschaft den socialistischen Ideen den heftigsten Widerstand entgegensetzten und einer geradezu uneinnehmbaren Festung zu gleichen schienen. Was den Socialismus schließlich dennoch zwang, der Agrarfrage in's Auge zu blicken, waren merkwürdigerweise eben jene politischen Kämpfe, die ihn zunächst von ihr abgelenkt und jener starre Widerstand der Bauernschaft, der ihn abgeschreckt.

Die Führer des Socialismus überzeugten sich, daß der Bauer „von Irland bis Sicilien, von Andalusien bis Rußland und Bulgarien ein sehr wesentlicher Factor der Bevölkerung, der Production und der politischen Macht sei" (Friedrich Engels) und daß der Socialismus ohne ihn nie in den Parlamenten werde triumphiren können. Es wurde ihnen klar, daß die socialistische Propaganda in den cultivirtesten Ländern, wo ihre Flagge bereits von den Zinnen der industriellen Burg siegreich herabweht, schließlich vor denselben Bauer gestellt werde, auf den sie in wenig civilisirten, industrielosen Gebieten von Anfang an angewiesen ist. Freilich hätte die Agrarfrage, auch abgesehen von diesen politisch-praktischen Rücksichten, den Theoretikern des Socialismus als eines der fundamentalen Probleme schließlich mit unabweisbarer Kraft sich aufdrängen müssen. Die wirthschaftliche Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat übrigens die Agrarverhältnisse so sehr in den Vordergrund gerückt, sie hat, neben den industriellen Krisen, so schwere landwirthschaftliche Krisen mit sich gebracht, daß der Socialismus auf die große Bedeutung der Agrarfrage gewissermaßen mit der Nase gestoßen wurde. Und nicht zum Wenigsten war es die gefährliche Concurrenz der Boden-Verstaatlichungs-Bewegung in Amerika und England, die demokratische Agrarpropaganda eines Evans, George und Wallace, welche den Socialisten die Augen hierfür öffnete, daß „die industrielle Pyramide sich auf den Boden stütze," daß „die sociale Frage ihren Ursprung und ihre Lösung in dem System der Bodenbearbeitung finde."

Vor die gebieterische Nothwendigkeit gestellt, sich mit der Agrarfrage zu befassen, suchten die Socialisten nachzuweisen, daß dieses Problem seit jeher in den Bereich ihrer Untersuchungen gehört habe. Sie beriefen sich auf die Verschwörung des ersten französischen Socialisten Babeuf, welcher die Kühnheit, die sociale Frage als Agrarfrage aufgefaßt zu haben, mit dem Tode bezahlt, und auf die Verhandlungen über die Landfrage auf den Congressen der Internationale. Aber Babeuf's Agrarprojecte und die Verhandlungen der Internationale haben für die theoretische Fixirung der Agrarfrage nur eine sehr untergeordnete Bedeutung und können keineswegs als wissenschaftliche Kritik und Lösung des landwirthschaftlichen Problems gelten.

Wahr ist es allerdings, daß der weitblickende Haupttheoretiker des Socialismus, Karl Marx, die Bedeutung der Agrarfrage nicht übersehen, ja in dem letzten Abschnitte seiner wissenschaftlichen Thätigkeit voll erkannt hatte. Wenn auch eine kritische Untersuchung der Agricultur in ihren geschichtlichen Phasen, wie Marx bemerkt, jenseits der Grenzen seines Hauptwerkes lag, so bezeugt doch Engels, daß er die Absicht hatte, den capitalistischen Productionsproceß auf dem Gebiete der Agricultur ebenso gründlich zu bearbeiten, wie auf dem der Industrie. Er hatte in den siebziger Jahren neue Specialstudien in russischer Sprache gemacht, da Rußland im Abschnitt über die Agrarfrage dieselbe Rolle spielen sollte, wie England bei der industriellen Lohnarbeit.*) Die volle Ausführung dieses Planes blieb ihm versagt. Und selbst das, was er geleistet, blieb durch Jahrzehnte Manuscript; der Socialismus entbehrte eines soliden, theoretischen Stützpunktes für die Agrarpropaganda. Da erschien gerade, als die Agrarfrage brennend wurde, der dritte Band des „Capitals" — ein Geschenk, das der Meister von Jenseits zur rechten Zeit seinen Schülern übersandte.

Was bietet nun der gewaltige Torso, der den Namen „Capital" führt, auf dem Gebiete der Agrarfrage? Hauptsächlich eine Untersuchung der Grundrente und der mit ihr zusammenhängenden Fragen, eine Untersuchung, die insofern unvollständig ist, als sie in Folge der Vernachlässigung der Concurrenzlehre die Theorie der Ackerbaukrisen nicht in befriedigender Weise entwickelt. Jedoch selbst wenn sie in sich abgeschlossen wäre, könnte diese Untersuchung nicht als genügend erachtet werden, weil sie nur eine rein abstracte Theorie giebt und als solche gewissermaßen in der Luft hängt. Hätte Marx seine Theorie in gründlicherer Weise mit den Thatsachen zu vergleichen vermocht, so hätte er ihr vielleicht den Charakter der starren Formel, der ihr jetzt eigen ist, benommen und hiermit der Wissenschaft ebenso wie dem Socialismus einen großen Dienst geleistet. Allerdings muß bemerkt werden, daß die Mehrzahl der factischen Erhebungen und der theoretischen Untersuchungen, welche zur Klärung der modernen Agrarfrage hauptsächlich beitrugen, erst nach dem Tode von Marx erschien.

*) K. Marx, „Das Capital", Bd. III, Hamburg 1894, Einl. S. IX.

In der Gestalt aber, wie ihn Marx hinterlassen, hat der dritte Band des „Capitals“ die theoretische Verlegenheit der Socialisten der Agrarfrage gegenüber keineswegs vollkommen gelöst. Die Thatsachen traten auf und rächten sich dafür, daß sie übersehen worden waren. Je mehr die Socialisten in die Agrarfrage eindrangen, desto klarer sahen sie, daß zwischen der Agricultur und der Industrie tiefgreifende Unterschiede bestehen, derart, daß eine einfache Deduction, eine theoretische Construction nach Analogie der für die Industrie gefundenen Formel die Agrarfrage keineswegs erklärt und löst. Sie überzeugten sich überhaupt, daß die Agrarfrage, welche auf den ersten Blick viel einfacher zu sein scheint, als die Frage der industriellen Nothlage, viel mannigfachere Erscheinungen und bei Weitem complicirtere Zusammenhänge aufweist denn jene.

Dies erklärt uns zum Theil jenen lebhaften Meinungsstreit, der sich im socialistischen Lager vor dem Breslauer Parteitag entsponnen und in einer schier endlosen Reihe von Agrarartikeln in der „Neuen Zeit“ seinen Ausdruck gefunden. Karl Kautsky's „Agrarfrage“ (Stuttgart, Dietz) sollte dieser Discussion ein Ende setzen und die durch die vorangehenden Theoretiker belassenene Lücke in autoritativer Weise füllen. Trotz aller Verdienste dieses Werkes kann ihm jedoch diese lösende Kraft nicht zugesprochen werden, da es zu sehr im Banne der alten, durch die Thatsachen widerlegten Marx'schen Formel verbleibt. Das Erscheinen der Bernstein'schen Schrift über „Die Voraussetzungen des Socialismus“ genügte, um die Autorität dieses Werkes zu erschüttern. So wird es klar, daß der Socialismus, obwohl er sich heute nicht mehr in kurzen Aufsätzen, sondern in wohldurchdachten Werken über die Agrarfrage auseinandersetzt, sein letztes Wort auf diesem Gebiete noch nicht gesprochen, daß die endgiltige Revision und Ausgestaltung der socialistischen Doctrin hier noch aussteht.

Von einem amerikanischen Milliardär.

Von Frank Westermann (New York).

Die Yankees haben mit ihren Millionären und Milliardären viel Verdruß. Diese ehemaligen Schweinezüchter, klagen sie, sind schlechte Amerikaner und womöglich noch schlechtere Republikaner. Alle hat sie der Hochmuthsteufel erfaßt, und sie träumen nur von Fürstenkronen, besonders ihre Töchter. Und so gehen ungezählte, weil zahllose Millionen aus dem Lande hinaus, um irgend ein moderiges Wappenschild zu vergolden. Ein Pariser Statistiker hat neulich berechnet, daß Frankreichs Nationalreichthum in den letzten Jahren um mehrere Milliarden gestiegen sei, wobei er aber verschwieg, daß diese Fülle und Ueberfülle zum größten Theil aus den Heirathsgütern und Erbschaften der amerikanischen Millionentöchter stammt. Sogar im Proceß Dreyfus spielen die Millionen des seligen Gould eine große Rolle. Aber den tiefsten Schmerz bereitet Onkel Sam der Sprosse des alten Astor. Der heute 50 jährige William Waldorf Astor ist nämlich in den letzten Wochen britischer Unterthan geworden. Er hat auf jede Verbindung mit den Vereinigten Staaten Verzicht geleistet, nur das Recht, ein enormes Einkommen von dort zu beziehen, sich vorbehalten.

William Waldorf Astor ist der Großenkel von John Jacob Astor, der aus dem Dörfchen Walldorf bei Heidelberg stammt. Johann Jacob Astor wanderte im Jahre 1784 nach Amerika aus und erwarb hier das größte Vermögen, das in jener Zeit irgend Jemand besaß. Dieser Besitz ist bis auf den heutigen Tag erhalten und vermehrt worden. Es ist wohl das einzige große Vermögen, das sich durch vier aufeinanderfolgende Generationen erhalten hat. Der Besitz des alten Astor, der sich durch Pelzhandel mit den Indianern, dann namentlich durch New Yorker Grundstücksspeculationen bereichert hatte, wurde bei seinem Tode (1848) auf 20, beim Tode seines Enkels (1890) auf über 100 Millionen Dollar geschätzt. In Folge eines alten Familienbrauchs, wonach das Grundeigenthum sich fast ausschließlich auf den ältesten Sohn vererbt, war fast das ganze Astor'sche Vermögen auf diesen Enkel übergegangen. William Waldorf war das einzige Kind und erbte so gleichfalls das immense Astor'sche Vermögen intakt. Der junge Millionenerbe wurde durch Privatlehrer unterrichtet, und graduirte im Jahre 1871 in der Rechtsabtheilung des Columbia College. Er nahm zunächst ein oberflächliches Interesse an Politik und beschäftigte sich auch literarisch. Mit dreißig Jahren wurde er Mitglied des Staatssenats. Unter den Wardpolitikern erfreute er sich einer gewissen Popularität, da er für sie stets eine offene Hand hatte. Aber unter den republikanischen Senatoren machte er sich sehr bald durch seine Arroganz Feinde. In der Legislatur selbst spielte er keine Rolle. Nach Ablauf seines Termines glaubte er, daß der Congreß seinen Talenten ein weiteres Feld bieten würde. Er wurde in einem sogenannten „sicheren“ republikanischen Distrikt aufgestellt, aber von Roswell P. Flower schmählich geschlagen.

Von dieser Zeit an entwickelte sich in ihm die Idee, daß Amerika kein Land sei, „in dem ein Gentleman leben könnte“. Die Kritik, welche Politiker und Zeitungen an ihm übten, verbitterte ihn noch mehr, obgleich sie mehr frivoler als ernster Natur war. Dennoch gab er seine politischen Bestrebungen nicht auf. Sein Reichthum ermöglichte es ihm, die Ernennung zum italienischen Gesandten zu erhalten, einen Posten, dem man damals noch keine große Wichtigkeit beimaß. Während seines italienischen Aufenthalts schrieb Astor zwei Novellen „Valentino“ und „Sforza“. Auf diese Producte stützte er seinen Anspruch, Schriftsteller zu sein. Beide Novellen sind nicht schlecht geschrieben, aber sie sind farblos und ohne Originalität.

Nach der Wahl Grover Cleveland's mußte W. W. Astor abdanken. Er kehrte auf eine Reihe von Jahren nach New York zurück. Im Jahre 1890 siedelte er indessen ganz nach England über. Seit jener Zeit hat er sein Heimathsland nur zweimal besucht; dagegen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um seiner Verachtung amerikanischer Institutionen Ausdruck zu geben.

Astor's Entschluß, englischer Unterthan zu werden, soll nebenbei durch den Wunsch herbeigeführt sein, sich von der Bezahlung der persönlichen Steuern zu befreien. Er kam im März dieses Jahres nach New York, um gegen die Einschätzung seines persönlichen Eigenthumes im Betrage von $2 000 000 zu protestiren. Er behauptete erstens, er sei in New York nicht ansässig, zweitens sei die Einschätzung zu hoch. Nach einem langwierigen Verfahren wurde schließlich entschieden, daß er die Steuern zu bezahlen habe. Dieser Entscheidung hat er sich nicht gefügt, sondern dagegen appellirt. In der Zwischenzeit ist er britischer Unterthan geworden, und unter dem gegenwärtigen Gesetze scheint es wahrscheinlich, daß er zur Zahlung der persönlichen Steuern nicht angehalten werden kann, da er in der Lage ist, zu beweisen, daß er keinen legalen Wohnsitz in der Union hat. Wenn man nun bedenkt, daß W. W. Astor Grundeigenthum im Werthe von $2 000 000 in New York besitzt und daß er seit vielen Jahren ein Einkommen von mindestens $10 000 000 pro Jahr hat, so scheint eine Einschätzung von $2 000 000 sehr gering. Herr v. Miquel hätte ihn gewiß ganz anders eingeschätzt!

Mit das Erste, was der „Abtrünnige“ in England that, war der Ankauf der „Pall Mall Gazette“, eines englischen Blattes, das er sofort zu einem aggressiven Toryorgan umwandelte. Er gründete außerdem das „Pall Mall Magazine“, eine Publication, die in jedem Hefte deutlich zeigt, daß er antirepublicanischen Ideen huldigte. Redacteur des Magazines ist Lord Frederic Hamilton, ein Bruder des Herzogs von

Abercorn, der ein enormes Gehalt bezieht, aber nichts zu thun hat — das letztere wird ihm Niemand verübeln. Unter den Mitarbeitern befinden sich immer zahlreiche Personen von Rang, deren Artikel lediglich mit Rücksicht auf den Adel der Verfasser veröffentlicht sind.

Um William Astor's Carrière vollständig zu verstehen, wird es auch nöthig sein, sich mit seinen häuslichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Er heirathete im Jahre 1878 Miß Mary Dahlgren Paul, die Tochter von James W. Paul von Philadelphia, eines der schönsten Mädchen der Stadt der Bruderliebe. Im Jahre 1894 starb Frau Astor. Sie hinterließ drei Kinder: Waldorf, Pauline und John Jacob Astor. Pauline Astor ist kürzlich bei Hofe vorgestellt worden. Sie ist jetzt ein Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit von Seiten aller englischen Mitgiftjäger. Die Astor's schlugen zunächst ihren Wohnsitz in London in Carlton House Terrace auf. Später wünschte der Marquis von Landsdowne sein Schloß im Mittelpunkt von London zu vermiethen, und Herr Astor schloß mit ihm einen Contract ab. Kein englischer Aristokrat besitzt eine glänzendere Wohnung als diese. Im Jahre 1893 erwarb er zudem ein prachtvolles Landhaus, Cliveden an der Themse, das vor ihm dem Herzog von Westminster gehört hatte. Der Kaufpreis betrug $1 250 000. Nach Erwerb dieses Landsitzes ergriff Astor die Gelegenheit, sich durchaus aristokratisch zu benehmen, noch aristokratischer, als der Herzog von Westminster selbst. Der Herzog hatte vorher den Besuch seines Parkes erlaubt; Astor schloß den Park für das Publicum, was zu einer großen Auseinandersetzung der englischen Presse führte, in welcher der Amerikaner nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt wurde.

Im Jahre 1894 errang W. W. Astor seinen ersten großen gesellschaftlichen Triumph. Der Prinz von Wales nahm eine Einladung von ihm an. Aber hier beging er gleich einen großen Fehler, den ihm der Prinz niemals verziehen hat. Anstatt sich zu vergewissern, welches die Wünsche seiner Hoheit waren, stellte er einfach selbst ein Programm auf und lud den Prinzen zu einer Vergnügungsfahrt auf seiner Yacht ein. Von einem Amerikaner, der eben erst nach England gekommen war, hätte der Prinz ein solches Benehmen entschuldigt; nicht aber von einem Manne, der bereits seit mehreren Jahren in England weilte. Der Thronfolger und Herr Astor sind seither verschiedentlich zusammengekommen, und der Prinz hat diesen immer sehr lästig gefunden. Im Frühjahr dieses Jahres hat der Thronfolger den Herzog und die Herzogin von Buccleuch in Schottland besucht. Die Herzogin ist bekannt wegen ihrer feindseligen Stellung gegen Amerikaner in englischer Gesellschaft. Da indessen ihr Bruder Lord Frederic Hamilton beim „Pall Mall Magazine" ist, so machte sie Herrn Astor gegenüber eine Ausnahme. Die Liste der Gäste wurde dem Brauche gemäß dem Prinzen vorher vorgelegt. Er strich den Namen Astor aus der Liste und bemerkte: „Nein, nicht diesen Herrn Astor, der Mensch langweilt mich."

Es ist unmöglich, alle die Excentricitäten, die W. W. Astor in England begangen hat, hier aufzuzählen. Man wird einen Begriff von seinen Streichen bekommen, wenn man einen Artikel liest, den er für die Juni-Nummer des „Pall Mall Magazine" geschrieben hat. Der Artikel erhebt Anspruch darauf, eine biographische Skizze seines Urgroßvaters zu sein. In der Einleitung zweifelt der Verfasser an der Zukunft eines Landes, das Johann Jacob Astor, einen einfachen deutschen Bauern, in den Stand setzte, ein fabelhaftes Vermögen zu erwerben. Er behauptet, sein Vater habe oft bemerkt: „Die Angriffe auf reiche Leute in diesem Lande sind derart, daß sie Einen bewegen könnten, auszuwandern". William Astor fügt hinzu: „Ich habe gelernt, diese Ansicht meines Vaters zu theilen." Der interessanteste Abschnitt dieses Artikels ist aber der Stammbaum, durch den die Herkunft der Astor's von einem alten Geschlecht, den d'Astory, nachgewiesen werden soll.

Die D'Astory, von denen W. W. Astor seine Abstammung herleitet, waren ein berühmtes Geschlecht in Frankreich, das seit Anfang dieses Jahrhunderts in der männlichen Linie erloschen ist. Kein D'Astory hat jemals in Deutschland Zuflucht gesucht. Sie waren sämmtlich gläubige Katholiken. Wenn der alte Johann Jacob Astor wirklich von einem Hugenotten abstammt, so stammt er von einem der gewöhnlichen Astory's ab, deren es im Süden Frankreichs viele giebt. Ein in Pau lebender angeblich echter D'Astory-Abkömmling resp. Herabkömmling (der Mann nagt trotz seines echten Stammbaumes am Hungertuch!), hat sich auch bereits beeilt, den Herrn Astor von seinem Stammbaum herunterzuschütteln. Diese Blamage giebt den amerikanischen Blättern nun reichlichen Stoff zu Spott und Hohn über den neugebackenen Engländer. Die New Yorker Morgenpost schreibt: „Warum griff Astor nicht, statt zu Astory zu Pastor? Es giebt in Neuengland Pastor's genug, und da auch der bekannte New Yorker Volkssänger dazu gehört, wäre in diesem genealogischen Attentat immerhin „Musik gewesen". Oder wenn das für den Ehrgeiz des famosen Expatriirten nicht weit genug hinaufreicht, warum griff er unter der gleichen Buchstaben-Aenderung nicht auf Castor, den Zwillingsbruder des Pollux zurück, der in Europa als märchenhafter Ahnherr schon deßwegen einen um so besseren Klang gehabt hätte, als sich schon Julius Cäsar, da er sich einmal in stammbäumlichen Nöthen befand, seiner bediente. Auch hätte der himmlische Dioskur sich gegen die ihm zugedachte Ehre einer Verastorisirung nicht so unhöflich wehren können, wie der lebende gräfliche Hungerleider von Pau!"

Daß sich hinter diesem Spotte der Yankees ein gutes Theil Aerger verbirgt, liegt auf der Hand. Immerhin könnte der „Nachkomme des Einwanderers, der jetzt ein Auswanderer geworden", seine Millionen auf würdigere Weise verwerthen. Hat er doch ein schönes Vorbild an dem armen Instrumentenmacher, seinem Großvater, der viel Gutes that. Auch dessen großartige Astor-Bibliothek in New York, wie das Astorhaus in Walldorf, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder und zugleich Asyl für hülfsbedürftige arme Leute, zeugen noch heute von seinem edlen Sinn.

Literatur und Kunst.

Treitschke als Literarhistoriker.

Von Harry Mayrinc.

Das Princip der Arbeitstheilung herrscht auch in der modernen Wissenschaft, die jedem ihrer Jünger ein kleines Feld zum Beackern abzäunt. Dünkt diesen aber die ihm zugewiesene Ackerbreite nicht ausreichend, und nimmt er seinem Zaunnachbar, dessen Arbeit nicht flecken will, ohne zu fragen den Pflug aus der Hand, gleich tönt das schlimme Wort Dilettantismus, und man zuckt hochmüthig und mißbilligend die Achseln über den, der weiter sehen und mehr umfassen will als die Allgemeinheit. Wenn Goethe als Naturforscher auftritt, so hat er von vornherein Unrecht, denn er ist kein „Gelernter". Oft ist solche Abweisung sicherlich berechtigt, z. B. wenn Du Bois-Reymond dem Faustdichter Vorschriften machen will, wie er sein Werk besser hätte gestalten sollen. Hier treibt die Herrschaft auf einem Gebiet zur Ueberhebung, die dadurch wenigstens entschuldigt wird. Wer aber ohne wissenschaftlichen Grundbesitz nur bei seinen Nachbarn herumschmarotzen will, kann nicht scharf genug abgelehnt werden. Bedeutende Menschen setzen sich ihre Grenzen selbst. Man braucht nicht auf Leibniz zurückzugehen, um zu Zeiten zu gelangen, da man noch mehrere Fächer umspannen konnte. Lessing und Schiller waren nicht nur Dichter und Redacteure,

sondern außerdem noch der Eine Philolog, Theolog und Aesthetiker, der Andere Mediciner, Historiker und Philosoph. Auch Heinrich von Treitschke ist über sein eigentliches Fach hinausgegangen und hat in seinen historischen und politischen Aufsätzen die Literaturgeschichte von Milton bis Gottfried Keller durch eine Anzahl großer Abhandlungen bereichert. Nun berühren sich ja die historische und die literarhistorische Wissenschaft auf's Engste, so daß man, um in der einen etwas zu leisten, die andere als Hülfswissenschaft beherrschen muß; dazu kommt, daß Treitschke als durchaus ernst zu nehmender Dichter noch ganz besonders den Befähigungsnachweis für literarische Arbeiten erbringt, aber das ändert für Manchen nichts an der Thatsache, daß er doch einmal nicht zur Zunft gehöre. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Wissenschaft an sich niemals zur Zunft werden, sondern nur Zünfte als ungesunde Mißbildungen in sich entstehen sehen kann, denn die Wissenschaft, die sich hermetisch abschließen will, muß naturgemäß ersticken. Treitschke citirt mit Behagen das Wort Kleist's, dem das gelehrte Treiben widerwärtig wird: „Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, Jeder glaubt, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht"*). Daher ist es ein Lob, in diesem Sinne nicht zur Zunft zu gehören, ein Lob, das Treitschke ganz besonders gebührt. Er freut sich denn auch seiner Freiheit und hat den Muth, „den Fabeln des literarischen Götzendienstes" zu widersprechen. „Zum Schrecken orthodoxer Germanisten" spricht er von langweiligen Strecken im Nibelungenliede und überschüttet die zeitgenössische Tageskritik mit einer vollen Salve seines Hohnes in der Person eines „beliebigen Herrn Schulze, der im Erdgeschoß einer politischen Zeitung seinen kritischen Sorgenstuhl aufgestellt hat." Gerade daß Treitschke nicht abhängig ist von landläufigen Traditionen und allem literarischen Cliquenwesen fern steht, vielmehr mit großartiger Ehrlichkeit urtheilt, das giebt seinen literarhistorischen Arbeiten so hohen Werth. Er hat selbst sein Programm ausgesprochen: „Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessing's, der vor einem Kunstwerk seiner Empfindung nicht traute, ‚wenn sie von Niemanden getheilt würde', fassen wir den Muth, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen, was wir fühlen." Treitschke wendet sich mit maßvoller Polemik gegen den herrschenden literarhistorischen Betrieb übertriebenen Herausgebens. Namentlich das Publiciren von Briefsammlungen widerspricht seiner von ihm selbst in Recensionen des Literarischen Centralblattes als ketzerisch bezeichneten Meinung. In der Besprechung der Kleist'schen Briefe an seine Schwester Ulrike führt er aus, wie solche Briefe oft schillernde Kinder der Stimmung seien und daher leicht ein Zerrbild des Schreibers geben könnten; darum solle man sie, wenn es schon edirt sein müßte, wenigstens vollständig herausgeben. Mehrfach betont er, wie man überhaupt zu sehr in's Detail gehe und das große Ganze darüber vergesse.

Es wäre höchst ungerecht, Treitschke's literarhistorische Arbeiten nur als interessante Studien einer bedeutenden Persönlichkeit gelten lassen zu wollen. Er hatte so gar nichts vom Dilettanten an sich oder vom hochmüthigen Allerweltswisser, der auf rascher Streife flüchtige Eindrücke zusammenrafft. Er konnte nichts halb thun und steht immer auf dem sichersten Boden. Er ist in der mittelhochdeutschen Poesie sehr belesen und weiß z. B. auch in den acht starken Bänden der Uhland'schen Prosaschriften wohl Bescheid. Der vierte Band der historischen und politischen Aufsätze lehrt ihn uns auch als eifrigen Tageskritiker kennen. In seinen 125 Recensionen für Friedrich Zarncke's Literarisches Centralblatt setzt er sich mit den bedeutendsten Erscheinungen der Jahre 1858—1867 auseinander. Klug und scharf analysirt er die Literaturgeschichten von Julian Schmidt und Rudolf Gottschall und verliert bei aller Schätzung der Werke Friedrich Vischer's doch nicht den rechten Maßstab für das Eigenwillige dieses vorzüglichen Forschers. Solche vorbereitende literarische Kleinarbeit kommt dann den großen Essays sehr zu gute. Treitschke kramt in ihnen sein bedeutendes positives Wissen nicht selbstgefällig aus, sondern er arbeitet es mit echt wissenschaftlicher Entsagung, die doch ihren Lohn in sich trägt, in den Stoff hinein. Damit unterscheidet er sich wesentlich von solchen Schriftstellern, die das Material zu einem Buche erst im Buche selbst verdauen und den Leser zum Zeugen dieser nicht gerade erquicklichen Gewohnheit machen. Treitschke kennt alle seine Vorgänger auf dem betreffenden Gebiet, doch nennt er selten ihre Namen; eine Ausnahme macht eigentlich nur der Schluß seines Aufsatzes „Byron und der Radicalismus", wo er seine von Herman Grimm's feinem Byron-Essay abweichende Darstellung durchaus sachlich begründet. Sein tiefgründiges Wissen giebt ihm die geistvollsten Parallelen an die Hand. Der glänzende Vergleich zwischen Milton und Dante fängt in seinem Spiegel zwei ferne Jahrhunderte auf, sowie an Lessing und Friedrich dem Großen das achtzehnte mit seinem Januskopf historisch begriffen wird. Das Faust'sche „Erwirb es, um es zu besitzen" ist bezeichnend für Treitschke's blutwarmen Subjectivismus. Denn was will dies Wort anders besagen, als daß man das äußerlich Gegebene, das empirisch Erkannte sich innerlich assimiliren und aneignen solle. So verstanden ist die viel befehdete historische Subjectivität nichts als eine erst wirklich lebensfähig gewordene Objectivität, und mit vollem Rechte schreibt daher der eben Promovirte seinem Vater: „Jene blutlose Objectivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegentheil des echten historischen Sinnes"*). Freilich birgt ein solcher Subjectivismus eine Gefahr, und nicht nur, wenn ein kleiner Mensch sich auf ihn beruft. Auch Treitschke ist dieser Gefahr nicht immer entgangen. Daß das Genie nun einmal etwas Einseitiges hat, ist hinzunehmen, aber nicht zu bekritteln. Wessen Auge nach den Wipfeln und Wolken trachtet, dessen Fuß tritt manches Pflänzchen achtlos in den Boden, das der bebrillte Botaniker sorgsam bewahrt.

Wir freuen uns des schönen Individualismus Treitschke's, der seinen Worten einen so warmen, überzeugten und überzeugenden Ton einhaucht. Er spricht in der ersten Person als ein Mann, der etwas zu sagen hat, was er eigenster Denkarbeit verdankt, was er innerlich erlebt hat. Wir bewundern die Schilderungskunst Taine'schen Milieus, durch die Treitschke mit seinem Sinn für Land und Leute z. B. Uhland's Schaffen mit dem Wesen seiner Heimath in so feine Beziehung bringt; dessen Spuren in Tübingen er verständnißvoll nachgegangen ist. So erinnert er sich z. B. bei der Besprechung des „Käthchen von Heilbronn" seiner Mutter und jener Stunden, deren er nicht ohne Rührung gedenken könne, da sie dem Knaben von der Theaterwirkung des Kleist'schen Dramas erzählte. Um desselben Stückes willen hält Treitschke es auch nicht für unter seiner Würde, für die Vorstadtbühne und den gemeinen Mann eine Lanze zu brechen. Er scheidet weise zwischen den mannigfachen Abstufungen des Publicums. Für den biederen Mittelstand sei das „Käthchen von Heilbronn" mit seinem Vehmgericht und seinen etwas kräftig geschminkten Personen noch ganz am Platze: „Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen." So nimmt er auch keinen Anstand, es Gustav Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" als dankenswerthes Verdienst anzurechnen, daß sie auch von Frauen verstanden und mit Freude gelesen werden könnten.

Heinrich von Treitschke ist eben kein starrer Kunst-

*) Historische und politische Aufsätze. 4 Bde. Leipzig, S. Hirzel.

*) Schiemann, Treitschke's Lehr- und Wanderjahre. 2. Aufl. München, Oldenbourg.

dogmatiker, sondern, was zu seiner in den Banden der speculativen Aesthetik liegenden Zeit noch selten war, ein anempfindender Impressionist. Diese Schmiegsamkeit müßte gerade bei ihm befremden, wenn wir nicht bemerkten, daß er eigentlich nur solche Charaktere darstellt, mit denen er innerlich sympathisirt, mit denen er einen Zug — auch eine Schwäche — gemein hat. Seine künstlerische Weitherzigkeit verlangt für jede Individualität ihr Recht. Er schilt den in den Reihen der Kritik eingerissenen unwürdigen Ton handwerksmäßiger Rohheit, der das Fleisch und Blut eines begabten Dichters als Nr. 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane" bespricht, und predigt im „Gottfried Keller" ein wenig Pietät vor individueller Eigenthümlichkeit: „Wer nicht einzusehen vermag, daß in jedem Kunstwerke außer seinem absoluten ästhetischen Werthe und seiner historischen Bedeutung noch ein höchst persönliches Element liegt, das gebieterisch Verständniß fordert, der ist für Kunstbetrachtungen verdorben." Und gelegentlich Otto Ludwig's verbietet er mit einem an Lessing's „Laokoon" anklingenden Wort der Theorie die Anmaßung, feste Grenzen ziehen zu wollen, „welche der Muth eines schönheitssinnigen Künstlers jeder Zeit überspringen kann." Treitschke bindet sich nicht an überlieferte Formeln, sondern er sucht neue, und Formeln für Kunstindividuen zu finden, durch die sie im eigentlichen Sinne erst verstanden werden, das macht ja nach einem Worte Friedrich Hardenberg's das Geschäft eines artistischen Kritikers aus. Und welche glücklichen Sätze verdanken wir Treitschke's schöpferischer Nachempfindung. Wie treffend umreißt der Vergleich des „Prinzen von Homburg" mit einem wächsernen Achill den Charakter dieses schwärmenden Helden, wie schlagend bestimmt den Zwiespalt in Lord Byrons schwankendem Bilde der Satz: „Nirgends in diesem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht, und es ist ein ebenso origineller wie annehmbarer Gedanke, Byron's Weltschmerz zum Theil aus dem englischen Spleen herzuleiten." Mit runden klaren Worten erfaßt Treitschke im Reiche der Kunst Gesetze, die jeder dunkel ahnt und tastend streift, ohne sie so in Worten binden zu können. Wie schön formulirt ist der Satz: „Es scheint, als müßten manche großen Stoffe der Poesie erst durch viele Hände gehen, bevor das Eisen zum Stahl wird und nun ein echter Künstler die schneidige Klinge schmieden kann." Seltsamer Weise berührt sich Treitschke in solchen allgemeinen Sätzen und Gesetzen mehrfach mit seinem Antipoden Heinrich Heine. Seine gesunde Auffassung vom geistigen Eigenthum, wonach der ohnmächtige Finder einer Idee nicht klagen darf, wenn ein großer Künstler sie ihm abnimmt und verkörpert, eine Auffassung, die sich sowohl im „Milton", als auch mit denselben Worten im „Gottfried Keller" findet (wie derartige Wiederholungen bei ihm nicht selten sind), sie ist genau dieselbe wie die Heine's in der „Romantischen Schule"; und wenn Heine in demselben Buche den Brauch der nordamerikanischen Wilden in der Literatur wiederfindet, bei denen die Söhne die Väter todtschlagen, sobald diese alt und schwach geworden, so sieht Treitschke in der Geschichte der geistigen Bewegungen „eine fortwährende Umkehrung der alten Fabel vom Saturn; jede jugendliche literarische Richtung, die eine verlebte bekämpft und vernichtet, ist ein Kind ihrer Feindin."

Es muß freimüthig zugegeben werden, daß manches in Treitschke's Abhandlungen sich nicht mit dem verträgt, was wir von einem ganz unbefangenen Kritiker verlangen. Treitschke hat viel von Milton, dem sein erster Essay gewidmet ist: auch dieser reine Mensch dringt in allem, was er ergreift, auf den sittlichen Kern der Dinge. Aber was für den Menschen ein goldner Schmuck ist, wird für den Kritiker zur eisernen Fessel. In der Kunst wandelt das Ethische nur im Gefolge des Aesthetischen. Die Kunst ist Gefühlssache, die Moral Willenssache. Aus diesem Grunde darf der Kritiker auch die Person des Künstlers nicht auf ihren Charakter hin ansehen. Es ist einmal eine zwar schwer zu begreifende, aber nichts desto weniger feststehende Thatsache, daß die schönsten Blumen auf Mistbeeten gezogen werden. Für Treitschke ist die Person Heine's oder Börne's „unausstehlich"; wir glauben das gern und theilen diese Ansicht, aber das rechtfertigt noch lange nicht Treitschke's Verblendung gegenüber der Stellung Heine's in der Geschichte der deutschen Litteratur. Weil Heine kein deutscher Patriot war, soll er auch kein deutscher Dichter sein. Des Dichters Reich ist aber doch nicht der Staat, sondern die Sprache, und die deutsche Sprache, die Heine begnadet hat, würde sich ins eigene Fleisch schneiden, wollte sie einen ihrer wortmächtigsten Dichter verleugnen. Treitschke konnte Heine nicht völlig verstehen, er mußte ungerecht gegen ihn sein; aber Niemand braucht sich zwischen Beiden zu entscheiden. Treitschke bleibt, was er ist, und Heine bleibt, was er ist. Mit einiger Beschränkung gilt auch für Treitschke sein Wort über Milton: „Er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen"; er kann so unchristlich hassen wie nur irgend ein echter Deutscher und schlägt dann rücksichtslos darauf ein „nach seiner kühnen Weise, der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl ist", wie er ebenfalls von Milton sagt. Doch übertreibt man, wenn man meint, Treitschke habe Heine z. B. gar nicht gelten lassen wollen. Spricht er doch von seinen „hochpoetischen, tiefempfundenen Schilderungen" und nennt die der Cleopatra in „Shakespeare's Mädchen und Frauen" „unwiderstehlich reizend und ein echtestes Zeugniß Heine'schen Geistes"; er erkennt auch einzelne männliche, ehrenhafte Züge bei ihm an; so sei Heine den lächerlichen Maßregelungen der Censur gegenüber immer mit Muth und Selbstgefühl verfahren. Treitschke überschätzt entschieden den Staatsbegriff in seiner Bedeutung für den Künstler. So fragt er bei Lessing, wie er „sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate"; ebenso fragt er bei Byron und mit weit größerer Berechtigung bei Milton. Wenn Treitschke wiederholt die Ansicht vertritt, es könne keine geistige Blüthe geben ohne festen Staat und sittliche Tüchtigkeit eines Volkes, so möchte man eher das Gegentheil behaupten. Kannte die Zeit unserer classischen Dichtung den Begriff des Staates? Als Napoleon Deutschland zu Boden warf, da präparirte Goethe in Seelenruhe die Knochen seiner bei Jena gefallenen Landsleute. Das ließe sich individuell erklären, aber selbst in der preußischen Hauptstadt interessirte ein neues Theaterstück fast mehr als ein Sieg der Franzosen. Und wie schlimm stand es um die sittliche Tüchtigkeit unseres Volkes um die Wende des Jahrhunderts, als die Tieck und Schlegel der Ehrfurcht vor der Ehe Hohn sprachen. Und doch fand Schiller um dieselbe Zeit seine nationalsten Töne in der „Jungfrau von Orleans" und im „Wilhelm Tell"; nichtswürdig schalt er damals die Nation, die nicht ihr Alles freudig setze an ihre Ehre und wies auf die starken Wurzeln menschlicher Kraft hin, die im vaterländischen Boden ruhen. Und mächtig wirkten diese Worte, die noch nicht an Napoleon dachten, später noch in den Tagen von Preußens Unterdrückung und Befreiung. So ist die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes öfter die Folge seiner künstlerischen Blüthe, als die Vorbedingung für sie. Denn immer ist die Sehnsucht die größte Muse gewesen, die Sehnsucht nach etwas Verlorenem oder zu Erreichendem. Der Besitz macht schlaff und satt, und in Deutschlands schweren Tagen sind unendlich viel schönere Vaterlandslieder gesungen worden, als bei seinen Siegen.

Treitschke ist auch als Literarhistoriker zu oft der Vorkämpfer des deutschen Reiches, der Preuße aus Wahl, den es so mächtig zu Heinrich von Kleist zog und seinem Trutzwort: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Mit diesem Trumpf schließt Treitschke seinen Kleist-Essay, und in einem ähnlichen patriotischen Aufruf klingt auch sein „Uhland" aus. Wer wollte das dem Historiker verwehren; er soll und muß eine Tendenz haben, nicht aber der Kunstrichter. Das Letztere will Treitschke im Grunde auch gar nicht, aber sein streitbares Temperament geht mit ihm durch. Was thut's, wenn der Treitschke, der die verfahrene deutsche Politik schilt, sich den Ausdruck ganz persönlicher Freude darüber nicht

versagen kann, daß in Kleist's „Hermannsschlacht" dem Ubierfürsten — oder dem König Friedrich von Württemberg — der Kopf vor die Füße gelegt wird. Bedenklicher ist es, wenn er mit dem „gesunden Sinn des modernen Deutschen" den „Castellan von Couci" aus Uhland's „Sängerliebe" fortwünscht, weil er fremd und verletzend wirke; Uhland tritt doch aber in dieser höchst kunstvollen Romanze als süd-französischer Troubadour auf. Dergleichen ist indessen vereinzelt. Wie nüchtern und unparteiisch urtheilt Treitschke wiederum in demselben Aufsatze: „Uhland deshalb zu den ersten Dramatikern der Deutschen zu zählen, weil seine Dramen ‚nationale' Stoffe behandeln, das heißt prosaisch am Stoffe kleben und das Wesen aller Kunst verkennen." Einsichtig beurtheilt er die Tendenzdichtung des jungen Deutschland. Fern von deutscher Voreingenommenheit in der Werthung fremder Nationalitäten stellt er im „Byron" die liberalsten Grundsätze auf, nach denen er die nationalen Charaktere als ein Gegebenes hingenommen und in ihrer Nothwendigkeit verstanden wissen will: „Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche von dem Fremden mit seinem Maße gemessen, zu schonungsloser Verdammung führen müßten."

Da Treitschke bei allem was er sagt, hassend oder liebend mit ganzer Seele betheiligt ist, muß manches cum grano salis genommen werden. Treitschke liebt die Superlative, und namentlich eine grammatische Form ist geradezu typisch für ihn: „Nie war das Schaffen eines Dichters so ganz subjectiv", sagt er von Byron und wenige Seiten weiter: „Nie ist eine Opposition berechtigter, nothwendiger gewesen" und abermals nach ein paar Blättern, es sei „nie ein schuldvolles Leben durch einen edleren Tod gesühnt" worden. Derartige positivistische Uebertreibungen sind also stillschweigend auf den Standpunkt rein syntactischer Formgebung herabzuschrauben. Nicht völlig gerecht wird Treitschke auch der Kunst eines Otto Ludwig. Diesem peinlich motivirenden Realismus mit seiner überaus feinen Seelenmalerei steht er ziemlich rathlos gegenüber. Der im Koth festgefahrene Schubkarren der Heiterethei ist ihm doch sehr im Wege, und bei der Erinnerung an eine Prügelscene in der Schenke kann der Idealist der alten Schule ein „O ihr Grazien!" nicht zurückhalten. Er verweist auf die Stelle der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde", wo das geliebte Weib in Apollonius' Armen liegt und dieser dabei die dunkle Vorstellung hat, als stehe er an seinem Tische und könne ein Tintenfaß umwerfen. „Ja wohl, solche Bilder", fügt er sehr bezeichnend hinzu, „mögen in solchem Augenblick das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selbst ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei so großem Anlaß ertragen?" Treitschke spricht sich selbst das Urtheil, wenn er die Möglichkeit des Motives zugiebt, aber, da es ihm peinlich ist, die freie Bildung des Lesers vorschiebt. Im Uebrigen ist der Aufsatz über Otto Ludwig sehr lehrreich, nur befremdet es uns, nirgends den Namen Schillers zu begegnen, mit dessen Schatten sich der Dichter doch sein ganzes Leben lang herumgeschlagen hat. Ebenso auffallend ist es, daß in dem Aufsatz „Ludwig der Bayer", der das Drama Paul Heyse's bespricht, dessen Vorgänger Uhland mit keinem Worte erwähnt wird. Befangen in den Anschauungen der zeitgenössischen Aesthetik zeigt sich Treitschke, wenn er im Hebbel-Essay das Schwinden der Idee der tragischen Schuld bemängelt und ein Phantom befehdet, das wir heut glücklich verbannt haben.

Ueber den Stil in diesen literarhistorischen Abhandlungen, wozu die betreffenden Ueberblicke in der „Deutschen Geschichte" zu nehmen sind, bedarf es nicht vieler Worte; es ist der Stil Treitschke's, des Historikers. Dieser Stil sucht an Klarheit und Schärfe seines Gleichen, sodaß anfangs alle Kritik verstummt. Noch erhöht wird die Wirkung so lichtvoller Darstellung durch weite Ausblicke und treffliche Vergleiche. Der Stil blendet nicht durch Geistreichthum und überzeugt desto mehr. An Lessing denkt man bei Treitschke selten, eigentlich nur in der Kritik von Heyse's Drama „Ludwig der Bayer", wo er, nachdem er einige Verse aus dem Munde des Helden citirt hat, diesen ganz Lessingisch apostrophirt: „Mit Verlaub, König Ludwig, . . ." und ihm dann eine gute Belehrung giebt, die an des Dichters Adresse gerichtet ist. Doch hat Treitschke nichts von Lessing's musivisch arbeitender Deduction, die Steinchen an Steinchen reiht, oder dem Raketetenfeuer Heine'scher Dialektik, nichts von dem bohrenden Tiefsinn, der zerreibenden Grübelei der Theoretiker Hebbel und Otto Ludwig. Treitschke's Sätze haben vielmehr etwas Lapidares, sie könnten fast alle auf Votivtafeln stehen. Es beruht das auf genialer künstlerischer Intuition, die es Anderen überläßt zu leimen und zu flicken, vielmehr aus ganzem Holze zu schneiden liebt. Treitschke gleicht darin Goethe und sein Stil dem von „Dichtung und Wahrheit".

Zwillingskünstler.

(Johannes Meßchaert und Julius Röntgen.)

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Die Kunst, die gerne den verhüllenden Schleier von der Persönlichkeit zieht, giebt uns nur selten das Schauspiel von Zwillingsbildungen. Sie sagt nicht gern auf zweimal, was sie auf einmal sagen kann. In der Literatur kommt das gemeinsame Fliegen zweier Phantasien öfter vor. Am wenigsten erlaubt es die Musik. Sie ist die wahre stille Kunst, die Kunst des Alleinseins, bei der der Schaffende in die tiefe Einsamkeit seiner Seele gebannt ist.

Johannes Meßchaert und Julius Röntgen nun sind die beiden künstlerischen Persönlichkeiten, die sich von weither zusammengefunden und auf das Engste verbündet haben. Ihre Kunst hat nur scheinbar etwas Paarweises, in Wahrheit ist sie aus einem Samen aufgesproßt. Als beide zusammen in der Oeffentlichkeit erschienen, erkannte man bald, daß die vollkommenste innere Uebereinstimmung diese zwei Künstler aneinander geschmiedet hatte. Aeußerlich freilich war kein größerer Gegensatz denkbar. Das erkannte auch jener Carricaturist, der seit einigen Jahren in Wien Alles, was musikalische Berühmt- oder Besonderheit ist, in lustiger Silhouette auf weißem Papier festhält. An den erschöpflichsten Typen hatte diese schwarze Hand schon ihren unerschöpflichen Witz geübt. Wie kamen ihr da Meßchaert und Röntgen zu paß! Eine ganze Tafel voll schwarzer Anspielungen, hinter dem Schaufenster einer bekannten Musikalienhandlung geborgen, erheiterte bald die Vorübergehenden. Besonders gründlich hatte der boshafte Schwarzkünstler an Röntgen sein Müthchen gekühlt. Was ihm diesen nämlich so kostbar machte, war dessen wunderliche Blutbeschaffenheit. Dickes Philister- und leichtes Künstlerblut revoltirten in Röntgen's Adern fortwährend gegeneinander, wie Bier und Champagner, die man zufällig in ein Gefäß gegossen. Röntgen's ganzes Gehaben war ein fortwährendes Besessensein von dieser seltsamen Mischung. Nichts Ergötzlicheres für das Publicum, als dieses beständige Ausderhautfahrenwollen von blutswegen. Leute aus allen Schichten und von allen Farben liefen in's Concert, weil Röntgen's bloßer Anblick ein unbezahlbarer Spaß war. „Wie er demenirt!" flüsterten die ältesten Damen des Sternkreuzordens in einer längstverblichenen Feudalsprache hinter verschwiegenen Fächern einander zu. Ja wahrlich, der Silhonettist auf dem Kärntnerring, in der Rosé'schen Auslage, hatte Recht mit seinem unförmlichen Kloß, aus dem ein paar Dünnbeine und Arme und ein Dickschädel mit langhinflatterndem Strafshaar auskrochen. Deßgleichen mit dem kauernden Bündel, das so seltsam um die Achsel blicken konnte, krumm herum, als sei der Kopf des Menschen zum Abschrauben eingerichtet, wie der Deckel einer Tabaksdose. Aeltere Jungfräulein behaupteten in der That, Röntgen könne sein

Gesicht nach Belieben vorne oder rückwärts tragen, wie der berühmte Gott Janus, leider nicht zu gleicher Zeit, wie dieser. Anatomen, die Röntgen's räthselhaftes Niederklappen und das Scheuern der Tasten mit der Nase beobachteten, behaupteten, Röntgen sei gar nicht menschlich, sondern in der Art eines „Taschenfeitels" construirt.

Jammerschade, daß noch kein Portraitmaler oder Bildhauer diese Erscheinung in ihren Bedeutsamkeiten festgehalten hat. Ein Letztmoderner hätte dies thun müssen, ein Allerneuester, der nicht mehr Gegenwart ist, sondern schon Zukunft. Man denke sich Röntgen in der Hand eines Pointillisten, wie Theo van Rysselberghe z. B., blau gesprenkelt oder mit erbsengroßen grünen und rothen Tupfen besät und hinter eine gelbliche Luftwand hingesetzt, wie jener belgische Kunstkritiker Verhaeren auf dem berühmten Bild. Eine solche Behandlung würde Röntgen vortrefflich vertragen, obgleich das Viele nicht einsehen wollen. Bah! meinen sie. Ein Gesicht, wie ein anderes auch. Eine deutsche Professorenvisage, breit- und weitgedehnte Züge von pastorhafter Salbung. Nase, Mund, Kinnladen; Alles im Dutzend- und Schockstyl. Im protestantischen, wohlgemerkt.

Deutlich erinnern wir uns des ersten Auftretens der Beiden in Wien. Man hatte gleichgültig die Ankündigung des Liederabends Meßchaert-Röntgen gelesen. Jenen kannte man noch von der Theater- und Musikausstellung her, wo er als Leiter eines holländischen Vocalquartetts aufgetreten war. Aber wer war der Pianist Röntgen? Just zu jener Zeit schwebte der Name des berühmten X-Strahlenerfinders auf allen gebildeten Lippen. Um so tiefer war das Dunkel, das auf dem Namen seines unberühmten Vetters lag. Wenige kannten ja die musikalische Tradition dieser Familie oder hatten jemals von dem Leipziger Conservatoriumsprofessor Engelbert Röntgen gehört.

So war denn der Bösendorfer-Saal, in welchem das erste Concert Meßchaert-Röntgen stattfinden sollte, leer. Die Wenigen, die sich ihrer Freikarten erbarmt hatten, wünschten sich noch vor Beginn wieder fort. Man schämt sich nämlich in solchen Fällen für den Künstler, man kostet schon vor ihm seine Enttäuschung. Aber hier hatte man sich umsonst geschämt. Als sei der Bösendorfer-Saal nie ausverkaufter gewesen, mit so sichtlichem Vergnügen gingen die Concertgeber an die Abwickelung ihres Programms. Der behäbige Meßchaert trug eine gewisse nachsichtige Bonhommie zur Schau, gleichsam, um die burschenhafte Jugendlichkeit seines Genossen zu rechtfertigen. Es bedurfte dessen in der That. Denn kaum hatte Röntgen die erste Taste gedrückt, als er sich in einem Zustand vergnügtester Tollheit befand. Deutlich erkannte man das Wohlbehagen, welches ihm das Plätschern in seinem Elemente bereitete. Man lachte laut und leise. Anfangs hörte man eigentlich gar nicht, man sah nur. Es war Augenweide und Zwerchfellluft zugleich. Hier war Alles so ganz anders, wie bei Anderen, so wenig officiell. Das waren zwei Privatmenschen, die ihre hohe Kunst in die Oeffentlichkeit getrieben, die aber dabei nichts von ihrem Privatthum verloren hatten. Auch ihre Kunst, die auf einer vollkommenen Wechselseitigkeit, einem seligen Geben und Nehmen beruhte, blieb unberührt von dem schädigenden Einfluß des großen Concertlebens. Es lag noch immer Blüthenstaub auf dieser Kunst, der selbst mit den großen und größten Erfolgen nicht verflog. Zu Beginn freilich vermochte nur ein Tieferschauender auf den Grund dieser zwei schönen Künstlerseelen zu blicken. Die Menge labte sich nur an den ungewöhnlichen Aeußerlichkeiten, wie z. B. an dem Verkehr der Beiden untereinander. Wer hatte aber auch je Aehnliches erlebt in Wien? Man höre. Meßchaert singt als erste Nummer Beethoven's „Liederkreis an die ferne Geliebte". Ein etwas abgetragener Cyklus, in dem der kühlste Formalismus herrscht. Allein er wird durch die liebenswürdige Kunst des Vortragenden lebendiger, um ein halbes Jahrhundert jünger, durch die starre Form reines rothes Blut. Gerne lauscht man dieser vollkommen geschulten Baritonstimme, deren leichter Gaumenton ein Reiz für sich ist. Oder man würde ihr gerne lauschen, wenn Röntgen es erlaubte. Ganz unwissentlich jedoch zwingt er die Aufmerksamkeit zu sich heran, von der Haupt- auf die Nebensache; er concentrirt sie auf die Urkomik seines Entzückens, das sich in den affenartigsten Bewegungen kundgiebt. Jetzt fliegen die Hände hoch, jetzt sinkt der Kopf nach rückwärts, während die Arme lang und länger werden, als seien sie aus Gummi-elasticum. Ein seltsames Geräusch begleitet diesen Liederkreis, gemischt aus Gekicher und Gelächter. Aber Meßchaert merkt das kaum, und vollends Röntgen? Haha! Was ist ihm Hekuba, was Beifall oder Gelächter in seiner rosafarbenen Träumerei, wo der Mensch die schwarzbefrackte Hülle abgestreift hat und bloß noch Trommelfell und Gehörnerv ist. . . . . Meßchaert hat geendet, jetzt tritt Röntgen als Solospieler auf. Er wird die E-moll-Sonate von Beethoven spielen. Neue Unerhörtheit. Der Solist kommt nicht allein, hinter ihm schreitet Meßchaert. Er schwingt sich mit kräftiger Faust einen Stuhl herbei und setzt sich darauf, hart an die Rampe, Aug in Aug mit dem Publikum. Voilà! Er faltet die Hände ineinander, wie zum Daumendrehen, ein kurzer Blick Röntgen's und dieser beginnt. Immer häufiger fliegt sein Kopf herum, immer eifriger nickt Meßchaert. Es ist ein Preisspielen, wie es früher ein Preissingen gewesen, einem Einzigen zu Gefallen. So seltsam dieser Anblick, das Lachen vergeht dabei doch den Lachlustigsten. Kein Zwerchfell rührt sich. Es ist zu viel Größe in der Kunst dieses bescheidenen kleinen Zappelmanns, und in dem Ganzen ist etwas Gottesdienstliches, eine freie Religionsübung in einer unsichtbaren Kirche.

Die folgenden Concerte Meßchaert-Röntgen waren überfüllt, theils aus Neugier und Lachlust, theils aber auch aus ehrlichster Begeisterung. Das Wiener Publicum ist im Grunde viel zu musikempfänglich, um Persönlichkeiten, wie Meßchaert und Röntgen lange widerstehen zu können. Der vocale Künstler hatte es schon an dem ersten Abend erobert, Röntgen gelang die Bezwingung an dem zweiten vollständig. Man ward einig darin, daß die Beiden es nicht nöthig hätten, gegenseitige Stützen zu sein, vielleicht stahl sogar der Eine dem Anderen einige Blätter vom Lorbeer. In Meßchaert erkannte man den größten Liedersänger, einen Poeten, der jede Stimmung instinctiv bezwang, und seine Macht reichte auch in's Dramatische. Die Dichtung führte er in die Musik hinüber, Wort wurde zu Ton, Ton zu Wort, Alles durchschauert von einer feinen Nervosität, die nichts von Sentimentalität hatte. Im Neckischen, Zierlichen und wieder Balladenhaften zu Hause — man denke an Löwe's „Kleiner Haushalt", „Der Nöck" ꝛc. giebt der Meister sein Meisterstück doch in den psychischen Liedern gleichsam. Im romantischen Dämmer Schumann's, in dessen zwischen Tagschatten und Nachthelle webender Lyrik ist er noch immer, wie vor vier Jahren, am meisten zu Hause. Er greift in seine Brust und holt Innerlichkeit hervor, und es singt und klingt: „Im wunderschönen Monat Mai", „Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne" u. s. w., alle Lieder der „Dichterliebe". Schon als er sie in Wien das erste Mal sang, wurden dabei alle seine künstlerischen Vorzüge lebendig. Heute singt er auch neben Schumann und Schubert manchen modernen Skandinavier, vor Allem Grieg und von den Jungdeutschen sogar Hugo Wolf. Aber wie mit ausgebreiteten Armen stürzt er immer wieder zu Schumann, aus dessen oft kranker Lyrik er Gesundheit, Kraft und Männlichkeit saugt. Männlichkeit, eine bei aller Tiefe heitere Sinnlichkeit und aus der Tiefe seines Wesens hervorsprudelnde Liebenswürdigkeit sind Meßchaert's bestürmende Züge. Aus ihnen baut er sich auf. Man kann das noch besser erkennen, wenn er einmal, ohne Röntgen, im großen Oratorium auftritt. Ob er nun den Evangelisten Matthäus singt, oder den Propheten Elias, oder die Baßpartie in der „Schöpfung", er ist auch hier der Unvergleichliche. Es giebt von diesen Abenden her unauslöschliche Erinnerungen, die sich namentlich an ein gewisses Recitativ („Seid fruchtbar Alle") und an eine Arie „Theure Gattin" knüpfen.

Am liebsten aber sieht man doch Meßchaert mit Röntgen beisammen, weil seine Kunst durch Röntgen's Begleitung einen unvergleichlichen Rahmen erhält. Man kann sich keine vollkommenere Clavierbegleitung vorstellen. Das ist ein Eindringen in den tiefsten Sinn, ein Stützen und Beflügeln, ein Hervortreten und Zurückweichen bei einem steten Beharren auf dem musikalischen Moment. Röntgen weiß es eindringlich darzustellen, wie der harmonische Grundbaß unter allen Umständen durchklingen muß, ohne die Singstimme zu behelligen. Zu dieser scharfen musikalischen Logik gesellt sich ein zauberhafter Anschlag und eine alles Große und Kleine beherrschende Technik. So erwartet jeder Wissende mit heimlicher Freude die Zwischenspiele in der „Dichterliebe", wo der Componist die Weise heimlich noch weiter spinnt in geheimnißvollen harmonischen Verschlingungen, während der Gesang schweigt.

Doch können wir nicht alle feinen Künste Röntgen's des Begleiters aufzählen, sondern müssen der großen Kunst Röntgen's des Solospielers — ein häßliches Wort — gedenken. Auf den ersten Blick gehört er der Richtung d'Albert's an. Wie bei diesem ist auch bei Röntgen der bestimmende Zug Klarheit. Er lüftet das dunkelste contrapunktische und harmonische Geheimniß, er reinigt jeden Winkel von Staub. Aber Röntgen erstarrt nicht zu Marmor, wie d'Albert. Seine Klarheit ist feurig, es giebt keinen toten Punkt bei ihm. Der Untergrund ist immer Logik, über welchen die Begeisterung hoch aufschäumt. Eine ewige Flamme lodert in ihm, ähnlich jenen heiligen Feuern der Alten, die immer wärmten und niemals verbrannten. Röntgen baut nicht allein auf dem classischen Grunde. Er nimmt auch den sogenannten Classiker Beethoven ganz modern, in einer unherkömmlichen Art, die sämmtliche Zöpfe zum Erzittern bringt, Die Cmoll-Sonate, op. 111 hat er so gespielt, logisch durch und durch, trotz aller Freiheit in Rhythmik und Dynamik. Er faßt den großen Logiker Beethoven im heutigen Sinn, als einen gesunden Nervösen, der nicht nach einem starren ästhetischen Programm, sondern von lebendigem Fleisch und Blut gespielt werden soll. In den Schatten Beethoven's pflanzt Röntgen Brahms. Von den Modernen pflegt er eifrig Grieg und — sich selbst. Er ist ein geistvoller Componist, von dem Schlage Jener, denen die ganze Hand schnell dazu wächst, wenn man ihnen einen Finger gegeben. Variationen und Phantasieen über fremde Themen gelingen ihm daher ganz besonders. Viel contrapunktische Weisheit blitzt und funkelt darin und eine oft waghalsige Meisterschaft der Form, die in ihrer Kühnheit beinahe origineller Inhalt wird.

Es ist nicht zu befürchten, daß Meßchaert und Röntgen jemals Trennungsgelüste haben werden. Sie sind am Kunsthimmel doch schon zu lange das Sternbild der Zwillinge gewesen, um sich nun von den Astronomen als Einzelgestirne nen entdecken zu lassen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Erfinder.

Von Karl A. Tavaststjerna.

Er empfing uns ruhig und höflich, nachdem der Arzt mehrmals an seine Thür geklopft hatte, und bat uns, Platz zu nehmen. Aber seine Gedanken schienen noch bei dem großen Zeichentische, den er verlassen hatte, um uns zu öffnen. Er war ein Mann in mittlerem Alter, hager und blaß, mit eigenthümlich grauen Augen, die uns deutlich sagten, daß seine Gedanken weit weg waren, und er wolle sich nicht bemühen, sie unsertwillen zu sammeln. Als aber der Doctor auf uns hindeutend erklärte, wir seien gekommen, seine Erfindungen kennen zu lernen, wurde er aufmerksamer, musterte uns mißtrauisch und fragte dann traurig: „Welche meiner Erfindungen?"

„Ihre große Erfindung, natürlich," sagte der Arzt.

„Alle Erfindungen sind groß, auch die scheinbar kleinen," wendete er ein.

„Ihre große Erfindung, das lenkbare Luftschiff und das Dampfschiff auf Rädern, meine ich," erklärte der Arzt.

„Sehr gern," antwortete er, „aber ... aber verstehen die Herren derlei Dinge? Es ist Mechanik und Aërostatik, und das interessirt sonst nur Mechaniker und Sportsmen ..."

„Wir sind Beide Sportsmen," sagte ich.

„Luftschiffsport?" fragte er.

„Nein, den haben wir nicht üben können, der ist noch zu theuer. Aber Segel- und Radsport ..."

„Ja, der Luftsegelsport ist noch ein Vergnügen für Wenige, sehr Wenige," fiel der Erfinder lebhaft ein und wandte plötzlich dem Zeichentische, dem er sich genähert, wieder den Rücken. „Aber dafür ist er auch der Sport aller Sporte," fuhr er im gleichen Athemzuge fort. „Laufen und Schwimmen zu lernen, fällt dem Menschen leicht, aber das Fliegen hat er noch nicht gelernt, und darum erscheint auch die Kunst des Menschenfluges als Idealsport."

„Sie haben sich also mit dem Problem der Luftschifffahrt beschäftigt?" fragte ich, vielleicht etwas herablassend und mit gemachtem Interesse.

„Nein," antwortete er trocken, „nicht das hat mich hier in die Irrenanstalt gebracht. Sie müssen nämlich wissen: ich habe mehrere fixe Ideen," setzte er hinzu und lächelte ganz vernünftig.

Es war uns etwas peinlich, daß er so freimüthig über seine Verrücktheit sprach, und wir wußten nicht, was wir dazu sagen sollten, aber der Arzt klopfte seinem Patienten gutmüthig auf die Schulter und bemerkte mit verschmitztem Lächeln: „Ingenieur Ellmann ist nicht verrückter, als ich es bin; er kann es nur nicht lassen, über seine Erfindungen zu brüten."

„Ganz recht!" sagte er selbstbewußt. „Ich kann und will es nicht lassen, über die Geheimnisse der Natur nachzudenken, und da ich das hier in Ruhe thun kann, habe ich mich als geisteskrank einschreiben lassen. Hier ist mein Arbeitszimmer, wie die Herren sehen, hier mein Zeichentisch und hier meine Lectüre — die neueste Fachliteratur auf dem Gebiete der Erfindungen!"

Ich blätterte einige Hefte einer technischen Zeitung an und sah, daß sie neueren Datums waren. Der sonderbare Patient fing an, uns immer mehr zu interessiren, zumal er fortfuhr, äußerst vernünftig sein Hiersein zu erklären.

„Die Leute meinen, ich sei verrückt, und der Doctor hier glaubt es auch, wenn er es auch bestreitet, das können Sie ihm ansehen. Na ja, — verrückt und verrückt! Ich möchte wissen, wer absolut hell genannt werden kann, und nach welcher Scala Ihr die Vernunft meßt. Ich bestreite, daß es eine allgemeingiltige Norm giebt. Unsere menschliche Vernunft ist ein allzu verwickelter Mechanismus, als daß Jemand sagen könnte, diese Vernunft ist besser als jene. Wo haben Sie den vernünftigen Mustermenschen? Zeigen Sie mir ihn erst, dann können wir an die Werthung der menschlichen Vernunft denken. Nun giebt es aber keinen Allen gemeinsamen Ausgangspunkt, ergo kann mich Keiner überzeugen, daß meine Vernunft nicht ebenso gut ist wie die des Doctors, obwohl ich, nebenbei gesagt, finde, daß sie etwas heller ist."

Der Ingenieur machte mit satirischem Lächeln eine bezeichnende Geberde, und der Doctor sah ein wenig blöde aus. Um das Gespräch auf weniger verfängliche Wege zu leiten, benutzte ich die Pause zu der Frage: „Aber Ihre Erfindung?"

Es ging zu seinem Schreibtisch, und wir folgten ihm. Während er in seinen Papieren kramte, sprach er eifrig weiter und demonstrirte dabei.

„Ich habe, wie die meisten anderen Erfinder, Unglück gehabt. Unsere kleinen Staaten sind nicht für Erfinder geschaffen, es fehlt an Capital und Unternehmergeist. In den großen Staaten giebt es noch Möglichkeiten für einen Erfinder, aber in neun Fällen von zehn verhungert er auch dort, oder ein Glücklicherer kommt mit derselben Erfindung vorwärts, womit ein weniger Glücklicher gescheitert ist. Genau so ist es mir mit meinem Dampfboot auf Rädern gegangen, das heißt einem Dampfboot, das im Wasser auf Rädern läuft."

Der Ingenieur zog eine Menge Papiere hervor und breitete sie vor uns aus, während der Doctor, der die Sache wohl schon zehn Mal gehört hatte, gähnte und sich mit der Versicherung zurückzog, der Ingenieur sei kein gefährlicher Kranker, und sein Vortrag sei recht interessant, wenn man ihn zum ersten Mal höre. Außerdem würden wir dem armen Manne eine Stunde ungetrübter Freude verschaffen, wenn wir ihm zuhören und seine Erfindungen sehr genial finden wollten.

Als der Doctor uns verlassen hatte, lächelte der Erfinder spöttisch und sagte: „Es ist seine alte Gewohnheit, mich ein wenig aufzumuntern und meine Zuhörer zu ermahnen, mir ihren Beifall zu schenken. Das ist übrigens hübsch von ihm. Wenn er nur nicht die fixe Idee hätte, ich sei verrückt, so würde er mir ganz gut gefallen. Jetzt ärgert er mich manchmal mit seiner Klugschwätzerei, während er doch so dumm ist, daß er erst vor Kurzem eingesehen hat, daß ich hier gar kein Patient, sondern nur wie in einem Pensionat bin. Uebrigens, meine Herren, ein ganz nettes Pensionat für unglückliche Erfinder, das kann ich Sie versichern!"

Wir zwei Gesunden sahen einander an, und in unseren Köpfen begann sich Alles zu drehen. Wir fingen schon an, zu glauben, der Doctor habe sich mit uns einen Scherz erlaubt, als er uns den Ingenieur als Geisteskranken vorgestellt. Der Ingenieur bemerkte unsere zweifelnden Blicke und lächelte überlegen.

„Ja, ja, meine Herren," sagte er, „Sie finden, daß ich mich vernünftig aufführe, nicht wahr? Und daß ich zu klar und logisch denke und eigentlich allzu klug spreche, um in einer Irrenanstalt zu sein? Aber darüber brauchen Sie sich gar nicht zu wundern, denn ich habe keine Lust, mich verrückter zu stellen, als ich bin. Also — meine Er-

findung! Ja, wie Sie vielleicht in den Zeitungen gelesen, hat man kürzlich Versuche angestellt mit Dampfbooten, die auf Rädern im Wasser rollen, statt sich darin vorwärts zu schaufeln. Die Idee ist sehr alt, ich hatte sie schon auf der technischen Schule. Man braucht kein großes Genie, um einzusehen, daß die Reibung gegen das Wasser auf solche Art viel geringer werden muß und die Geschwindigkeit viel größer. Aber meine Idee blieb nur Idee, hier ist die Ausführung leider nur auf dem Papier. In diesem Jahre las ich nun von einem Engländer oder Franzosen, der mehr Glück damit gehabt als ich, und dem es gelungen ist, meine Idee bekannt zu machen und Anerkennung zu finden. Bald soll sie ausgeführt werden. Ich wünsche dem Erfinder Glück."

Er breitete die Zeichnung des sonderbarsten Fahrzeuges aus, das man nur denken konnte. Es war eigentlich kein Schiff, sondern ein Wagen auf colossalen Rädern, die zu einem Drittel ihrer Höhe in Wasser lagen. Der Ingenieur beobachtete uns, ob seine originelle Idee uns imponire, aber ich glaube, wir sahen ziemlich ungläubig aus, denn ohne die Zeichnung näher zu erklären, suchte er eine Zeitung hervor und zeigte uns darin ein ungefähr gleiches Fahrzeug, dessen Beschreibung er uns zu lesen bat. Als wir dies gethan, erschien uns die Idee unzweifelhaft viel ausführbarer, ja ganz einleuchtend. Die Zeitung war nicht sehr alt, und sie versicherte, daß ein solches Fahrzeug schon im Bau sei.

„Da sehen Sie," sagte er, „wie eine Idee viel glaubwürdiger wird, sobald eine große Zeitung sie ausspricht, als wenn ein unglücklicher Erfinder in einer Irrenanstalt sie zeigt! Nicht wahr? Um Vieles glaubhafter! Und um Sie davon zu überzeugen, daß ich die Idee wirklich früher gehabt, bitte ich, das Datum auf meiner Zeichnung zu beachten — sie ist vor acht Jahren angefertigt — und hier das Datum der Zeitung — sie ist einige Monate alt! Ist es nicht merkwürdig, was Glück und Zufall in der Welt bewirken? Ein und dieselbe Erfindung macht den Einen zum weltberühmten Millionär, und den Anderen bringt sie in's Irrenhaus. Es lebe der Zufall, es lebe die Göttin des Glücks!"

Er stellte seine Betrachtungen mit der gleichgiltigen Ruhe und Selbstbescheidung eines lebenslänglich Verurtheilten an. Dabei lag keine Bitterkeit in seinem Ausruf, es war wie eine einfache Wiederholung von Gedanken, die er tausendmal schon früher gedacht. Nun wurde uns etwas ungemüthlich. Sollten wir ihm glauben oder nicht? Ich für mein Theil zog vor, an seiner Priorität zu zweifeln, denn ich glaube gar zu gern an eine allweise Vorsehung und die Belohnung des Verdienstes. Als wir schwiegen, strich er sich nachdenklich über die Stirn und fuhr lebhaft fort:

„Sie sagten, Sie seien Sportsmen, meine Herren? Segel- und Radsportsmen? O, ich habe auch eine gute Erfindung im Segelsport, die kein Anderer bisher gemacht. Es ist das Ballonboot — ein Mittelding zwischen Ballon und Boot. Die Erfindung ist auf André's Erfahrungen mit der sogenannten Schleppleine begründet und auf die modernsten Fortschritte des Yachtbaues. Mein Ballonboot ist eine äußerst leichte Yacht aus imprägnirter Seide, versehen mit einem Steuer in der Mitte oder einem tiefgehenden Kiel. Das Innere der Yacht wird mit Gas gefüllt und nimmt gerade so viel auf, daß das Boot nicht in die Luft steigt, sondern leicht auf dem Wasser ruht. Sind Sie Yachtsegler, meine Herren, so begreifen Sie, von welcher Bedeutung es für die Geschwindigkeit ist, wenn die Reibung mit dem Wasser so gut wie aufgehoben wird. Nun, mit einem kleinen Segel von Seide will ich mit diesem Boot eine Fahrgeschwindigkeit erreichen, die alle bisherigen Dampfschiffsrecorde schlägt. Vor dem Winde laufe ich mit ihm um die Wette, sobald der Kiel aufgezogen ist, und ein Sturmwind kann bekanntlich eine Geschwindigkeit von dreißig Meter in der Secunde haben. Ich berühre kaum die Wellen, der Kiel hält mit einem kleinen Bleigewicht das Boot aufrecht, und die Elasticität der Seide und des Gases hebt alle Stöße auf. Wie eine Schlange schmiegt sich das Boot den Wogen an, „zu schwer für die Luft, zu leicht für die Wogen", wie Ibsen vom Dichtervogel sagt. 30 Meter pro Secunde, macht 1800 Meter in der Minute, 108 Kilometer in der Stunde, also eine Geschwindigkeit von 60 Knoten! Ich glaube kaum, daß mein Dampfboot auf Rädern mehr schaffen wird. Bei Seitenwind und beim Kreuzen muß man vielleicht die Segel reffen und sich mit 10 bis 20 Knoten begnügen, so viel wird das Boot schon aushalten. O ich möchte unsere besten Schnellsegler mit dem Ballonboot wettsegeln sehen! ... Aha, Sie wenden wohl ein, das Gas sei bald aufgebraucht? Wochenlang kann es das Boot gefüllt halten. Verschwindet es allmälig, so wird es durch Luft ersetzt. Natürlich ist eine Luftpumpe im Boot. Und wird das Boot auch etwas schwerer, so hält die Luft es dennoch über Wasser, und es bleibt auf jeden Fall so leicht, daß ich mit ihm doppelt so schnell fahre als jemals ein Segler. Hier ist die Zeichnung, wenn es Sie interessirt!"

Wir sahen eine Zeichnung, ungefähr wie für ein Segelboot. Es lag nichts Einleuchtendes darin, und unser Sportsinn fühlte sich beleidigt. Wir wollten unsere Meinung sagen, als der Doctor gerade zur Thür hereinschaute. Er fand, daß wir uns lange genug bei dem Erfinder aufgehalten, und wir beeilten uns, von ihm Abschied zu nehmen, indem wir ihn versicherten, daß seine Erfindungen uns auf das Höchste interessirten. Er begleitete uns höflich bis zur Thür, lächelte in seiner eigenen Weise und sagte zum Abschied:

„Wollen Sie mir ein ganz besonderes Vergnügen bereiten, meine Herren, so senden Sie mir doch die erste Sportzeitung, worin mein Ballonboot beschrieben ist."

„Aber weßhalb senden Sie nicht selbst Ihr Project an irgend eine Fachzeitung?" fragte ich.

„Meine Pläne kommen nie aus der Pension heraus," antwortete er trocken. „Ich habe es schon mehr als einmal versucht, aber — sie sind ja wahnsinnig, natürlich!"

— — — Bevor wir uns trennten, theilte uns der Doctor noch Einiges über den Erfinder mit: Er war ein wohlhabender Mann gewesen, hatte aber all' sein Vermögen für Erfindungen und Experimente verschwendet. Niemand zweifelte an seinem Willen und Geschick, aber er wandte es nie fruchtbringend an. Eine Stellung in einer mechanischen Werkstatt mußte er verlassen, weil er nur seinen Theorien nachgrübelte. Als er kaum noch die Kleider an seinem Körper hatte, nahmen sich freundliche Verwandte seiner an, und mit seinem Willen wurde er in diese Pflegeanstalt für Geisteskranke geschickt. Er fühlt sich hier wohl und äußert nie den Wunsch, fortzukommen.

„Ist er denn wirklich verrückt?" fragte ich.

„Hm — ja!" antwortete der Doctor. „Verrückt und verrückt ... Wo ist die Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn?!"

Aus der Hauptstadt.

Vendetta.

Mehr haben die drei letzten Wochen zur Charakteristik Wilhelm's II. und seiner Regierungskunst beigetragen, als die öde und inhaltslos verlaufenen drei letzten Jahre, denen von dem Augenblick an Relief und Bedeutung fehlte, da Bismarck es nicht mehr der Mühe für werth hielt, Opposition zu machen. Die verächtliche Bonhommie, womit der Sachsenwäldler am Ende seiner Tage den neuen Cours behandelte, ist inzwischen weiten Volkskreisen in Fleisch und Blut übergegangen. Man nimmt die wackeren Herren, die angeblich die kaiserliche Politik vor'm Lande vertreten und sich doch bei jeder Gelegenheit hinter dem Kaiser verstecken, so wenig ernst wie er, und man ist ihrem Thun und Treiben gegenüber so abgebrüht, daß die hochgradige, immer ausschweifender werdende Selbstverleugnung dieser Dulder längst schon Niemanden mehr in Erstaunen setzt oder gar unerhört dünkt. Das Interesse der Bevölkerung gehört nur noch dem Fürsten allein, dessen Entwickelung jetzt offenbar an ihrem kritischen Punkte angelangt ist. Der Kampf um die Canalvorlage und seine Begleiterscheinungen beleuchten hell die Herrschereigenschaften Wilhelm's II. und damit seine wie Deutschlands Zukunft. Daß im Hader dieser Tage seiner Minister überhaupt noch Erwähnung geschieht, hat seinen Grund nur in der angeborenen Verfassungsdufelei der Deutschen, der leider noch immer Rechnung getragen werden muß.

Nicht leicht wird man dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe altrömische Tugenden und Untugenden nachsagen können. Weder die starre Zähigkeit noch die Kraft des Hasses eignet ihm, welche beiden nützlichen Eigenschaften den Weltbesiegern ihre Aufgabe so sehr erleichterten. Aus seiner innigen Freundschaft mit den Koryphäen der freiwillig officiösen Presse erhellt, daß er auch die antisemitischen Neigungen der Forumanwohner nicht theilt, und wenn man schon zugeben muß, daß er als Vorleser jeden Martial beschämt, so darf man andererseits seine Rednergabe gerechter Weise nicht mit der des älteren Cato vergleichen. Nach alledem nimmt es eigentlich Wunder, daß dieser so ganz moderne, so wahrhaft liberale Herr auf seine alten Tage plötzlich eine der minder erfreulichen socialen Einrichtungen des verschollenen Römerreiches nachahmt und ganz sullanisch mit Proscriptionslisten wirthschaftet. Es hat den Anschein, daß der Fürst Reichskanzler in einer schläfrigen Stunde, wo er die Zeit nicht anders todtzuschlagen wußte, Mommsen's Geschichte durchblätterte und dabei auf den Gedanken kam, die beleidigte preußische Regierungsautorität nach antikem Muster zu rächen. Zum Mindesten ist dies immer noch die einleuchtendste und verfassungsmäßigste Begründung des enriosen Schrittes, den das unglückselige Staatsministerium zur Niederschlagung der Landrathsrebellion that und der als komisches Intermezzo in hohem Ansehen stehen wird, so lange es einen neuen Cours und Leute von Humor giebt.

Wer den unberechenbaren Bahnen der nachbismarckischen Sterne am Himmel deutscher Staatskunst treulich gefolgt ist und jede wirre Zickzack-Linie zu photographiren suchte, den wird es Angesichts des Canalrummels wie grenzenloses Mitleid überkommen, und er wird eine Kritik dieser Regierungshandlungen unterlassen. Giebt es doch einen fröhlichen Dilettantismus, dem gegenüber jeder Widerspruch verstummt; giebt es doch eine rührende Hülflosigkeit, deren große Kinderaugen jede Nörgelei unmöglich machen. Gehorsam ist des Christen Schmuck, und es hat niemals bessere Christen als die königlich preußischen Staatsminister gegeben. Aber aller Muth und aller Geist darf auch dem unbeschränktesten Gehorsam nicht fehlen, weil er dann als beschränkt, und als etwas Schlimmeres noch, erscheint. Gewiß, der Mittellandcanal hat von Anfang an begeisterte Vertheidiger nur in den Kreisen der Ruhrkohlen-Interessenten gefunden, die den oberschlesischen Grubenbesitzern den Garaus machen zu können hofften, und bei den hoffnungsfreudigen Besitzern von Cementactien. Nichts destoweniger war die Durchdrückung des Canalprojectes Ehrensache für die Regierung geworden, nachdem sie zugelassen hatte, daß der Monarch sich wiederholt unzweideutig und nachdrücklich dafür in's Zeug legte. Aus einer bloßen Zweckmäßigkeitsfrage, die man über Gebühr aufgebauscht hatte, ward durch das Eingreifen Wilhelm's II. eine politische Machtfrage. Zweifellos hätte das Ministerium diese Entwickelung dadurch verhindern können, daß es den falsch berichteten Fürsten bei Zeiten über die wahre Stimmung der Bevölkerung und des Parla-

mentes aufklärte. Aber solche Aufklärungsarbeit erwartet man vergeblich von Staatsmännern, die zum überwiegenden Theil höchstens politische Kammerherren sind, die sich immer und immer wieder dirigiren und commandiren, sich von den kaiserlichen Reden eben überraschen lassen wie das Zeitungsleserpublicum, und deren gesammte gesetzgeberische Thätigkeit auf gelegentlichen rhetorischen Aeußerungen des Monarchen fußt. Nachdem indeß das Ansehen der Krone einmal in die Wagschale geworfen worden und der Fürst mit aller Macht seiner Persönlichkeit für den Canal eingetreten war, gab es für sein Ministerium kein Zögern mehr. Mochte es der Willenskraft und der Wucht der eigenen Ueberzeugung immerhin entbehren, so mußte es dies Manko jetzt durch verdoppelte Dienerschlauheit und rücksichtslosen Fleiß ersetzen. Eine Ablehnung der Canalforderung war gleichbedeutend geworden mit einer schweren Niederlage der Krone. Und wenn schon kein monarchisch gesinnter Mann ihr diese Schlappe wünschen konnte, obwohl sie selbst sie verschuldet hatte, so war es ernsteste und heiligste Pflicht der verantwortlichen Rathgeber der Krone, solchen Ausgang unter allen Umständen zu verhüten. Statt dessen that man in ahnungsloser Begrenztheit Alles, ihn herbeizuführen. Man stellte die ausschlaggebende conservative Partei vor das ungeheuerliche Dilemma, sich selbst das Rückgrat zu brechen, und nicht genug daran, wollte man sie zur Prostitution vor allem Volke zwingen. Die preußischen Conservativen haben für den neuen Cours schon so viel gethan, daß ihnen zu thun nichts mehr übrig blieb. Knickten sie auch bei der Canalfrage ohne ersichtlichen Grund in die Knie, auf einen bloßen, ungnädigen Wink hin, so hatten sie sich endgiltig ihr Urtheil gesprochen. Auch dachte die Regierung gar nicht daran, den Rückzuglüsternen unter ihnen goldene Brücken zu bauen; sie hielt sie vielmehr durch allerlei plumpe Drohungen mit Gewalt in ihren Stellungen fest. Dem Fasse schlug den Boden aus die famose Unterredung, die der nun entlassene Minister des Innern kurz vor der dritten Lesung mit seinen Landräthen pflog. Jetzt war es jedem dieser Parlamentarier absolut unmöglich gemacht, noch in letzter Stunde umzuschwenken. Er hätte sonst Schändlicheres als politischen Selbstmord vollzogen; mit eigener, schamloser Hand hätte er sich auf offenem Markte entehrt. In die zerrütteten und schwankenden Reihen der Conservativen kam nun erst die kalte Entschlossenheit, die die Aufrechten lange vergebens gepredigt hatten. Und während man vor dem Beginn der großen Ferien in eingeweihten Kreisen kaum noch an der Mehrheit für die Vorlage zweifelte, bereitete man sich nach dem Recke'schen Privatissimum mit Ernst auf alle Consequenzen der Ablehnung vor.

Die über Erwarten stattliche Majorität, die den Mittellandcanal und seine Appendixe verwarf, brachte das Ministerium außer Rand und Band. Erschreckt und besinnungslos harrten die Excellenzen des Glockenzeichens von oben. Im Grunde gab es nur eine Antwort auf die ablehnende Haltung des Landtages: die sofortige Auflösung. Sie durfte nicht hinausgeschoben, nicht gemildert, durch keinerlei ängstliche Erwägungen beeinflußt werden. Seine Majestät der König hatte eine Bataille verloren, Autorität und Ansehen der Krone hatten, gleichgiltig welches der Anlaß dazu war, einen unerhört derben Stoß erlitten und schrieen nach Revanche. Aber Herr von Miquel war auch diesmal zu klug. Er bewies seinen Collegen zweierlei: erstens, daß eine liberale Kammermehrheit, wie sie zur Annahme des Canalplanes doch nöthig war, das Preußen Wilhelm's I. zu Grunde richten würde, und zweitens, daß eine solche Kammermehrheit einfach nicht zu erzielen sei. Unter allen zwölf bis zwanzig Wahlordnungen, nach denen augenblicklich in Deutschland gewählt wird, hat der verberlinisierte Liberalismus im letzten Decennium Jahr für Jahr immer schlechtere Geschäfte und schließlich glatt Bankrott gemacht. Es fiel Miquel nicht schwer, seine unschuldigen und unsichern Collegen mit derlei scheinbar real-politischen Erwägungen zu gewinnen. Obgleich die freisinnige Presse nicht versäumte, Abends und Morgens mit erfrischender Ehrlichkeit und Herzlichkeit über die unverzeihliche Schädigung des königlichen Ansehens zu jammern, und obwohl alle Denuncierkünste sprangen, wagte der Ministerpräsident und seine Gehilfen dem preußischen Abgeordnetenhause doch die Freundschaft nicht aufzukündigen.

So blieb ihnen nur ein Weg übrig, ein minder ehrenvoller zwar als der Kriegspfad, den zu beschreiten sie nicht riskirten, dafür aber auch ein mehr Erfolg versprechender. Was mit Gewalt und Drohungen nicht durchzusetzen gewesen war, mußte man in Güte zu erreichen suchen. Onkel Chlodwig setzte die Flöte an den Mund und probirte eine sanfte Melodie, deren Perlentöne die Schlußfeierlichkeiten des Vereinigten Landtages verschönten. Von Auferstehung und Wiederkehr des herrlichen Canalplanes, von lächelnder Hoffnung und Liebeslust klang es darin. Die sonst dem großen Florentiner in ihren grobdrähtigen Gedankengängen so wenig ähneln, schienen sich nun doch noch der alten Weisheit erinnert zu haben, daß nicht der Sturmwind, sondern allein die Sonne dem Wanderer den Mantel abzunehmen versteht.

Aber es ist das Schicksal des neuen Courses, daß er dem alten unmittelbar folgte. Obwohl er Bismarck's so wenig bedurfte wie der bismärckischen Kunst, hat er sich doch nicht völlig von ihm befreien können. Mitunter, so scheint es, überkommen den bedauernswerthen Erben krankhafte Anwandlungen von Energie, mitunter kann er sich der Reminiscenzen nicht erwehren, und dann denkt, dann handelt er im Geiste Bismarck's, zumal er eigenen nicht hat. Schade, daß dies immer an falscher Stelle geschieht. Schade, daß die Energie immer nur nach einem Kronrath grassirt.

Der vom Fürsten Chlodwig unterzeichnete Erlaß an die Oberpräsidenten ähnelt obenhin gewissen Ausführungen des alten Kanzlers und die Maßregelung der Landräthe nimmt sich in der Entfernung beinah wie eine That aus. Aber es ist nicht nur der gewundene, ängstliche, in jeder Hinsicht undeutsche Stil des Schriftstücks, der es als ein Originalerzeugniß des neuen Courses kennzeichnet, und es ist nicht nur das Unerwartete, Verspätete in der Unternehmung gegen die canalfeindlichen Beamten, wodurch die erhoffte Wirkung aufgehoben wird. Fürst Chlodwig verlangt von den höheren politischen Beamten, daß sie die ihnen bekannten Anschauungen der Regierung vertreten und die Durchführung der Regierungspolitik erleichtern, sowie das Verständniß dafür in der Bevölkerung erwecken und pflegen sollen. Diese Marschroute ist klar und leicht zu befolgen, wenn sie von einem Ministerium ausgegeben wird, dessen Politik aller Welt bekannt ist und dessen politische Grundsätze ein für allemal feststehen. Obgleich man auch dann mit Recht einwenden könnte, daß die Hauptarbeit der Landräthe gerade die ist, der Regierung reinen Wein über die Stimmungen und Meinungen der Bevölkerung einzuschänken, damit sie dann um so eher grobe Fehlgriffe vermeiden kann. Eine Mittellandcanal-Vorlage und die damit verbundene ungeheure Blamage der Regierung wäre uns und ihr erspart geblieben, wenn sie sich rechtzeitig über die weitgehende Gleichgiltigkeit der Bevölkerung diesem Culturwerke gegenüber unterrichtet hätte. Weit bedenklicher ist indeß die Thatsache, daß es heute auch dem sixesten und unbedenklichsten Landrathe kaum möglich sein wird, die Anschauungen der Regierung mit eben der Schnelligkeit zu vertreten, wie diese Anschauungen zu wechseln. Es ist ja wahr, nicht nur zwischen der Redaction der Vossischen Zeitung und manchen Nordseebädern, sondern auch zwischen Berlin und den Landrathsstädten besteht telegraphische Verbindung. Trotzdem liegen gewisse Schwierigkeiten vor, die politischen Beamten stets prompt über jeden Frontwechsel in der Regierungspolitik auf dem Laufenden zu halten. Ist es doch vorgekommen, daß selbst Fürst Chlodwig die eigentliche Meinung seiner Regierung über eine so wichtige Frage wie den Arbeitswilligenschutz erst aus den Morgenblättern erfahren hat. Schreibt man selbst allen Landräthen die Fähigkeit zu, nach kurzer telegraphischer Aufforderung alsbald die Ueberzeugung zu wechseln, und dies, wenn's Noth thut, öfter am Tage, wie das Chamäleon die Farbe wechselt, so muß man doch immer noch Rücksicht auf die guten Sitten nehmen. Wenn der Landrath heute verbrennt, was er gestern angebetet hat; heute auf Oom Paul und die Burenbarbaren schimpft, während er sie gestern anbetete, heute in Professor Wagner, morgen in Stumm den socialen Messias preist — wohin geräth er da in der Achtung seiner doch immerhin minder beweglichen, schwerfälligen Kreisangehörigen! Wir sind nicht alle Staatsminister und staatsministerell veranlagt. Besteht also nicht dringende Gefahr, daß just solches Verhalten die allzu oft berufene, noch von Niemandem bemerkte Autorität der Staatsregierung schwächen, ihre sogenannte Kraft lähmen und Verwirrung in den Gemüthern hervorrufen würde, wie es in Fürst Chlodwig's Erlaß so schön und ergreifend heißt?

Dieser Erlaß jedoch setzt sich aus Worten zusammen, und der neue Cours hat der Worte so viel gewechselt, daß lange schon Niemand mehr Achtung giebt auf sie. So ist er der Nothwendigkeit enthoben, logisch zu sein und zu schreiben. Ein Anderes ist es um die Rachethat, die 22 beamtete Canalgegner auf Wartegeld setzte. Den politischen Zweck dieser Uebung wird kein Historiker jemals ergründen. Denn daß die Regierung auch nur einem der Betroffenen die dumme Infamie zutraut, jetzt von der Opposition abzuschwenken und der paar Gehaltsgroschen wegen in Begeisterung für das große Wasser aufzuflammen, das ist schlechterdings ausgeschlossen. So bleibt nichts übrig, als die Annahme, daß man im ersten Aerger über die verdrießliche, obschon redlich verdiente Niederlage doch wenigstens eine kleine persönliche Revanche üben wollte. Indeß, Rache ist immer unpolitisch, selbst wenn sie kalt genossen wird, was hier nicht der Fall war. Die unglaubliche Action birgt des Thörichten so viel, daß man allen seinen Ausstrahlungen kaum zu folgen vermag. Ganz besonders scharf tritt indeß der Unverstand zu Tage, der vom politischen Gebiet auf das persönliche hinübervoltigirt, Männer wie Schulbuben abstrafen will und mit kleinlichen Verfolgungen da eingreift, wo ihm die Kraft, zu überzeugen, ausgegangen ist. Auch wenn der verwerfliche Racheact nicht verfassungswidrig wäre, auch wenn er nicht einen einzigen Aufschrei aller nobel Denkenden hervorgerufen hätte, auch dann noch qualificirte er sich als der gröbste aller Fehler und die kindlichste Dummheit, die die Regierung in dieser unseligen Angelegenheit begangen hat. Dank ihr werden wir in der Politik zu corsicanischen Zuständen gelangen. Die nur halb todtgeschlagenen Märtyrer dürsten nach Rache, und bald genug wird die Vendetta in üppiger Blüthe stehen. Wer der Stärkere ist, haben die Conservativen dem Ministerium Hohenlohe erst eben gezeigt. Die Maßregelung der Landräthe wird den Einfluß der Desperados und damit die Druckkraft der Partei erhöhen. Schon bleichen Recke's und Bosse's Gebeine auf der Wahlstatt. Ueber ein Kleines liegen, daran ist kein Zweifel, auch die anderen Schuldigen vom Vendettastahl gefällt auf der Strecke, gesellschaftlich wie politisch geächtet, und Miquel kann sich glücklich schätzen, wenn er aus diesem jammervollen Schiffbruch wenigstens den Ruhm seiner Klugheit rettet. Als er den Collegen zum Frieden rieth, als er sie glücklich davon überzeugte, daß es das Beste sein würde, beide Augen zuzudrücken, Alles zu vergessen und die ganze Sache zu vertagen, da leuchtete noch einmal sein Licht. Miquel und mit ihm die ganze Regierung, die dem Ueberlegenen auch hierin blindlings folgte, sind dann schwach genug gewesen, einen gemessenen Befehl, der ihre den Umständen schlau angemessene Tactik durchkreuzte, nicht mit der sofortigen Demission zu beantworten. Und nun schauen sie bleich der Nemesis, der Vendetta in's starre Antlitz.

Caliban.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten etc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

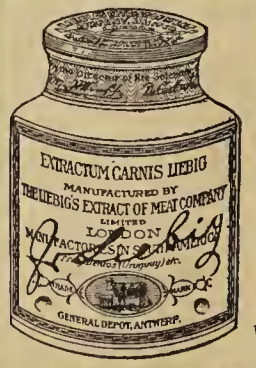
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter etc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—

¼ Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 37. Berlin, den 16. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die agrarischen Fragen und der Socialismus. Von Paul Ernst. — England und Transvaal. Von Franz Eißenhardt. — Zur Handwerksorganisation. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Zwei königliche Literaturfreunde. Von Robert Waldmüller-Duboc. — Warum fehlt den Modernen das „große" Drama. Von Hanns von Gumppenberg. — **Feuilleton.** Die Spielhölle. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt.** Vasallen. Von Caliban. — Rückblick auf die Sommerausstellungen. Von J. Norden. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die agrarischen Fragen und der Socialismus.

Von Paul Ernst.

In dem Streit innerhalb der Socialdemokratie, dessen äußere Form der Kampf um die Ausführungen Bernstein's ist, spielt eine sehr wichtige Rolle die Stellung der Socialdemokratie zu den agrarischen Fragen. Schon seit Jahrzehnten lagen hier ungelöste Probleme, während in den industriellen Dingen die erlösende Formel gefunden zu sein schien. Unter dem Socialistengesetz war deren Discussion niedergehalten gewesen; unmittelbar nach dessen Aufhören begann sie wieder, ohne bis jetzt ein eigentliches Resultat erzielt zu haben. Als das Agrarprogramm debattirt wurde, zeigten sich die merkwürdigsten Anschauungen, aus denen hervorging, daß die Einen noch immer mechanisch das, was sie aus der Betrachtung der Industrie gelernt hatten, auf die ganz anderen Verhältnisse der Landwirthschaft übertrugen, und die Andern, welche doch wenigstens so viel wußten, daß die Landwirthschaft eine principiell verschiedene Betrachtung erforderte, kritiklos allerhand Reformvorschläge zusammenstellten, die häufig genug allen Principien der Socialdemokratie Hohn sprachen, etwa zum Beispiel auf eine Erhöhung der Grundrente auf Kosten des übrigen Volkes hinausliefen.

Von Karl Kautsky, der heute den Anspruch machen dürfte, der Nachfolger von Marx und Engels in der geistigen Leitung der Partei zu sein, kam dann ein Buch heraus, das im Wesentlichen, mit geringen Concessionen an die realistische Richtung, die alten Doctrinen, welche aus der industriellen Entwickelung hergeholt sind, enthält; ein jüngerer Schriftsteller, Friedr. Otto Hertz, hat gegen diese Schrift eine Antwort verfaßt, welche zwar für den mit der allgemeinen ökonomischen Literatur Bekannten kaum Neues enthält, aber doch sehr interessant ist für die Beobachtung, wie sich allmälig gegenüber jenem reinen Doctrinarismus, der sich überhaupt nicht an die Wirklichkeit kehrt, sondern nur das construirte Bild vor sich hat, die realistische Betrachtung immer mehr Bahn bricht; damit auch die Wahrscheinlichkeit einer ruhigen Entwickelung zu der höheren Gesellschaftsordnung, zu der ja Alles tendirt. Die von Kautsky vertretene, etwas modificirte, orthodox-marxistische Ansicht ist in der guten Zusammenfassung von Hertz folgende: Der Großbetrieb ist dem Kleinbetrieb in allen bedeutenden Zweigen der Landwirthschaft technisch überlegen, wenn auch nicht in dem Grade, wie in den entscheidenden Zweigen der Industrie. Infolge der Landwirthschaft eigenthümlicher, durch den Capitalismus selbst entwickelter Tendenzen ist ein Untergang des Kleinbetriebs in der heutigen Gesellschaft ebenso wenig zu erwarten, wie der des Großbetriebs. Trotzdem wachsen die Schwierigkeiten der Waaren producirenden Landwirthschaft im steigenden Maaße; die ökonomische Entwickelung der reinen Landwirthschaft endigt in einer Sackgasse, diese kann nicht vorwärts und nicht rückwärts, nicht leben und nicht sterben. Es muß ein Anstoß von außen kommen, um die Landwirthschaft aus dieser Sackgasse zu befreien. Diesen Anstoß erwartet Kautsky von einer Industrialisirung der reinen Landwirthschaft, von der Entwickelung der landwirthschaftlichen Nebengewerbe, der Ersetzung landwirthschaftlicher Producte durch industrielle Surrogate. Die steigende Abhängigkeit der Landwirthschaft von der Industrie und die ausgesprochene Richtung dieser zum Socialismus würden dann bewirken, daß die Industrie die Landwirthschaft gleichsam in den Socialismus mit sich hinüberreißt, wie dies angeblich schon beim Uebergang vom Feudalismus zum Capitalismus der Fall war. Einer Gewinnung der Bauernschaft steht Kautsky pessimistisch gegenüber, er ist zufrieden, wenn diese neutralisirt wird. Ueberdies sei diese zur Eroberung der politischen Macht nicht nothwendig, denn die weitaus große Masse der Kleinbauern gehöre zum Lohnproletariat, sei also durch eine energische Vertretung der Interessen der landwirthschaftlichen Lohnarbeit zu gewinnen. Wenn die Socialdemokratie alsdann ihr Ziel erreicht hat, würde der Boden Eigenthum der Gesellschaft werden und im Großbetrieb für sie bearbeitet.

Schon für die Industrie beginnt man heute doch einzusehen, daß die früheren Generalisirungen, die aus der classischen Nationalökonomie herrühren, nicht angebracht sind. Die Baumwoll-Industrie war das Paradigma gewesen, nach dem man alle Industrien abgewandelt hatte; heute wissen wir, daß der Entwickelungsgang: Handweber, der für den Kunden arbeitet — Handweber, der für den Verleger arbeitet — Fabrikarbeiter — gar nicht allgemein zu sein braucht, etwa daß in einem Gewerbe der alte Handwerksbetrieb unmodificirt, im anderen modificirt bestehen bleibt, oder daß ein Gewerbe nur bis zur Verlagsindustrie kommt. Weder ist der Großbetrieb überall dem Kleinbetrieb wirklich überlegen, noch hat er überall die Möglichkeit, seine abstracte Ueberlegenheit geltend zu machen, weil andere Factoren hindern. Noch viel mehr muß man sich vor dem Generalisiren hüten in der Landwirthschaft, wo die natürlichen, socialen, histo-

rischen, geographischen und sonstigen Bedingungen stets eine so große Bedeutung haben. Hier verwirren sich die Tendenzen so, daß man allgemeine Sätze, wie: „der Großbetrieb ist dem Kleinbetrieb überlegen“ oder auch umgekehrt, gar nicht aufstellen kann. Man kann nur zweierlei constatiren: Erstens, daß in gewissen Zeiten der Großbetrieb sich auf Kosten des Kleinbetriebes ausgebreitet hat und in andern der Kleinbetrieb auf Kosten des Großbetriebes; und daß heute, wenn man die Dinge statistisch oder auch einfach unbefangen theoretisch betrachtet, der mittlere und Kleinbetrieb überall den Großbetrieb zurückdrängt. Und zweitens, daß gewisse Vortheile sich immer beim Großbetrieb und gewisse andere immer beim Kleinbetrieb finden, etwa so: in der Viehzucht ist an sich der individualisirende und das einzelne Stück liebende Kleinbesitzer dem Großbesitzer überlegen, der die Arbeiten durch schablonisirende und weniger interessirte Leute vornehmen läßt; da aber zur ordnungsmäßigen Aufzucht von Pferden ein größeres Areal gehört, so hat trotzdem hier der Großbesitzer einen Vorzug. Sollten große Gemeinweiden vorhanden sein, so könnten trotzdem die Bauern bessere Resultate erziehen. Wenn neue, vortheilhaftere Methoden sich Bahn brechen, etwa Kreuzung mit fremdem Blut, so ist zunächst wieder der Großgrundbesitzer im Vortheil, denn er ist intelligenter, dem Neuen zugänglicher und hat größere Mittel zur Verfügung; späterhin, und die Zeit richtet sich nach der höheren oder geringeren Intelligenz der Bauern, nehmen diese durch Benutzung provinzialer, communaler oder vielleicht genossenschaftlicher Einrichtungen diese Vortheile gleichfalls auf. Bei alledem muß man dann noch bedenken, daß in dieser Provinz schon ein Rittergut ist, was in der anderen noch als Bauerngut gilt. Das ist ein einfaches und vereinfachtes Beispiel. Schon aus ihm kann man ersehen, daß allgemeine Behauptungen über die größere Concurrenzfähigkeit der einen oder anderen Art ganz werthlos sind. Es kommt dazu, daß man bei der Untersuchung auseinanderhalten muß: soll sich die größere Concurrenzfähigkeit darauf beziehen, daß mit den geringsten Mitteln das werthvollste Product erhalten wird; oder daß der Besitzer leichter oder schwerer bestehen kann den Anderen gegenüber. In der Industrie wäre die Frage sinnlos. Aber im landwirthschaftlichen Betriebe werden eine große Menge von Producten erzeugt, die der Besitzer selbst consumirt; es ist nun sehr möglich, daß er im Wesentlichen sein Leben von diesen Producten fristet und das, was er nicht verbraucht, dann zu einem billigeren Preis verkaufen kann, nicht nur, als es ihm an Arbeit ꝛc. kostet, sondern auch, was es dem kosten würde, der technisch ihm überlegen ist.

Fragt man nach dem „Zusammenbruch“, so kommt natürlich nur diese letzte Art von Concurrenzfähigkeit in Frage. Nun sehen wir aber heute bei uns den Parcellenbesitzer höhere Preise für das Land zahlen als den Bauern, und diesen wieder höhere als den Großgrundbesitzer; und trotzdem besteht der Erstere in seiner Art besser als der Zweite und dieser wieder besser als der Dritte. Das beweist doch klar, daß der Kleinbesitzer heute dem Großgrundbesitzer überlegen ist, wenn es sich um Concurrenz dieser Art handelt. Daß die Kleinbesitzer ihre Nöthe haben, ist gar keine Frage; aber es sind keinerlei Nöthe dabei, die ihre Existenz als Classe gefährden; darauf kommt es hier an. Umgekehrt ist heute die Existenz der Großgrundbesitzer-Classe gefährdet; denn wenn das Fallen der Preise noch weiter anhalten würde, so könnten sie ihren Betrieb nicht weiter fortsetzen: ohnehin werden schon Viele lange mit Unterbilanz arbeiten. Man braucht sich ja nur in der Geschichte umzusehen: fallende Grundrente hat stets Rückgang der großen Besitzer zu Gunsten der kleinen zur Folge. Die verschiedenen europäischen Staaten erkennen diese Tendenz auch an, indem überall, bald bessere, bald schlechtere, Gesetze entstanden sind, welche die Parcellirung der großen Güter und den Erwerb der Parcellen durch kleine Leute ermöglichen sollen. Das schlechteste dieser Gesetze sind die preußischen Rentengütergesetze. Und es liegt gar nicht im Wesentlichen der Entwickelung, daß alsdann ein verkommender Kleinbauernstand geschaffen wird; wenn die Parcellirungen intelligent und ehrlich vorgenommen werden und die Leute nicht mehr bezahlen, als der augenblickliche Großgrundbesitzer-Werth ist, der durchaus nicht etwa niedrig steht, so müssen sie sehr gut auskommen können; werden die Leute zu einer übermäßigen Bezahlung verführt, wie das durch die preußischen Gesetze geschieht, so haben sie natürlich eine gedrücktere, unter Umständen wirklich elende Existenz in Aussicht. Aber das ist die Schuld eines von Interessenten gemachten Gesetzes und durchaus nicht wirthschaftlich-technische Nothwendigkeit.

Der allgemeine Grund für die gegenwärtigen Leiden der Landwirthe ist der, daß der anbaufähige Boden sich durch die rasche Entwickelung der Communicationsmittel schneller vergrößert hat, als die Bevölkerung sich vermehrt, und daß dadurch ein Druck auf die Grundrente ausgeübt wird. Schon sonst hat es Zeiten fallender Grundrente gegeben, und sie zeigten dieselben Erscheinungen, wie wir heute beobachten. Irgend welche principielle Schwierigkeiten der bestehenden Wirthschaftsform liegen hier nicht. Wenn man die Marx'sche Krisentheorie bezweifelt, so giebt es solche principiellen Schwierigkeiten auch nicht in der Industrie. Unzweifelhaft muß ja für unsere Wirthschaftsform einmal eine Katastrophe kommen, wenn die Dinge so fortgehen, daß nämlich die productiven Fähigkeiten der Gesellschaft immer stärker wachsen, als ihre consumtiven. So lange aber der Weltmarkt noch ausdehnungsfähig ist, ist sie noch nicht zu befürchten. Und die Art der Katastrophe muß in der Industrie ganz anders sein als in der Landwirthschaft; denn in der Landwirthschaft erarbeitet der Arbeiter auf jeden Fall ein Minimum, nämlich das, was er selber verzehrt; denn er kann unmittelbar von seinem Product leben; in der Industrie erarbeitet er eventuell Null, denn wenn sein Product unverkäuflich ist, so ist es überhaupt werthlos, weil er von seinem Product nicht unmittelbar leben kann. Macht man ja doch schon jetzt Versuche, das Geldbudget eines Gutes wieder zu verkleinern, indem man dem Arbeiter wieder mehr Bodennutzung und Naturalantheil zuweist. Denken wir uns die furchtbarste Krise über ein Land dahingebraust: alle Fabriken werden still stehen, denn es kann Niemand etwas von ihnen kaufen; aber auf dem Lande werden die Leute noch immer arbeiten können: die Bauern, welche ihren Bedarf an Dingen, welche sie kaufen müssen, auf ein Minimum einschränken, und die Gutsbesitzer, welche ihre Arbeiter durch einen Theil des Gutsertrags ernähren und den Rest für sich behalten. Das landwirthschaftliche Product muß eben nicht unter allen Umständen Waare werden; das ist das große Geheimniß der Solidität des landwirthschaftlichen Erwerbes. Nur zwei Dinge können hier gefährlich werden: hohe Steuerlasten und hohe Hypothekenzinsen. Eine Krisis würde doch eben darin bestehen, daß die letzteren erleichtert würden, indem Bankerotte stattfinden, durch welche ja die Besitzer als Personen wechselten, aber doch alles Uebrige erhalten bleiben könnte; und die Steuerlasten haben doch auch ihre Grenze eben an der Leistungsfähigkeit. Wenn nicht der Boden ruinirt und das Volk corrumpirt ist, kann auch das überstanden werden, wie es ja doch schon vielfach überstanden ist. Kautsky ist wohl nicht zum klaren Bewußtsein dieses Unterschiedes gekommen; indessen hat er doch den Einwänden der Realisten genügend nachzugeben, um den „Zusammenbruch“ auch nicht für die Landwirthschaft zu erwarten, sondern nur „sich steigernde Schwierigkeiten“. Den „Zusammenbruch“ erwartet er vielmehr dadurch, daß die Industrie immer mehr der Landwirthschaft ihr Gebiet abgraben werde, und daß man schließlich Alles, was der Mensch gebraucht, chemisch und industriell herstellen werde.

Vor allen Dingen würde diese technische Entwickelung kaum so schnell gehen, als die rasende ökonomische Entwickelung der Industrie, wo doch spätestens in einem Menschen-

leben die Grenze erreicht werden muß, über die hinaus jede Steigerung des Absatzmarktes unmöglich ist. Außerdem ist doch mindestens fraglich, ob man die Beefsteaks und Semmeln chemisch wird billiger herstellen können, als es heute durch den Landwirth geschieht; und endlich ist bekanntlich der Mensch nun einmal darauf eingerichtet, seine gegenwärtige Nahrung zu kauen und zu verdauen, und nicht nur eine chemische Kraftpille von einigen Millimetern Durchmesser zu verschlucken; höchstens, man müßte dann noch für die Beschäftigung des Magens Quantitäten werthlosen Stoffes zugeben, wie zu dem Kraftfutter den Häcksel oder den Kaff. Das sind doch alles Dinge, die man gar nicht ernsthaft nehmen sollte; solche Prophezeiungen sind es am meisten, welche die Socialdemokratie in Mißcredit gebracht haben. Indessen ist nach Kautsky's Meinung eine Eroberung der besitzenden Classen auf dem Lande gar nicht nöthig, denn die Besitzlosen seien so in der Ueberzahl, daß deren Anhang für die Socialdemokratie schon genüge. Es ist ein großes Verdienst des Buches von Hertz, daß es diesen Irrthum widerlegt. Der statistische Beweis kann natürlich hier nicht wiederholt werden. Wenn die Socialdemokratie die Herrschaft erlangt hat und die Gesellschaft, resp. die Vertheilung und Benutzung der Productionsmittel nach ihrem Programm regulirt, soll nun nach Kautsky's Meinung der Großbetrieb überall eingerichtet werden. Er muß also annehmen, daß er der „concurrenzfähigste" in der ersten Bedeutung des Wortes, die wir oben explicirten, sei. Nun ist ja in manchen Fällen der Großbetrieb das allerdings, so in der gesammten Forstwirthschaft. Im Allgemeinen aber ist er es nach dem heutigen technischen Stande der Dinge, von dem wir doch allein ausgehen können, und bei der Annahme höherer Bildung der Landwirthschafttreibenden, die wir in einer socialisirten Gesellschaft auch machen müssen, nicht. Für den Getreidebau scheint heute diejenige Betriebsgröße die vortheilhafteste zu sein, welche die Anwendung aller modernen Feldmaschinen ermöglicht und dabei eine Bauernfamilie ohne fremde Hülfe voll beschäftigt. Das ist die amerikanische Durchschnittsfarm von 160 acres. Vergrößerung des Betriebes wäre für die socialistische Gesellschaft durchaus sinnlos, denn durch das Arbeiten von mehr Menschen wird durchaus nichts gespart, sondern, durch die Verlängerung der Wege, wird die Arbeit nur unproductiver.

Wer die Erfolge der Domänenverwaltungen mit eigener Regie und mit Verpachtung kennt, die auch Hertz erwähnt, oder wer, ganz unwissenschaftlich, nur weiß, was Landarbeit überhaupt bedeutet, der weiß, daß ohne ein Eigeninteresse die Arbeit auf dem Lande viel weniger Werth hat, als die mit dem Interesse am eigenen Besitz. Eine gesellschaftliche Production in der Landwirthschaft ist so lange die reine Utopie, bis nicht das moralische Durchschnittsniveau der Menschen auf die Höhe gehoben ist, die einige wenige besonders Pflichttreue haben; bei der Verschlechterung der Sittlichkeit und der Rasse, welche unsere moderne Entwickelung, besonders durch das massenhafte Hereinziehen der Polacken und das Gehenlassen der Tüchtigsten in die Städte, verursacht hat, wäre das besonders schwer. Es kommt heute wohl nicht mehr viel vor, daß Landarbeiter im Tagelohn ebenso viel leisten, wie im Accord. Indessen eine von der Gesellschaft ausgehende Regelung der Production, d. h. ein einfaches Vorschreiben, was im Allgemeinen in einem bestimmten District gebaut werden, resp. an die Gesellschaft abgeliefert werden soll, und individueller Besitz am Boden ist ja doch durchaus zu vereinigen. Wenn man etwas genauer zusieht, so ist das die Form, in welcher asiatische Gesellschaften mit höher entwickelter städtischer Cultur gelebt haben. Was das Land an die Stadt abzuliefern hat, nimmt hier einfach die Form der Naturalsteuer an; und der Boden wird so besessen, wie das auch in einer socialistischen Gesellschaft der Fall sein würde, nämlich daß er unverkäuflich und nicht hypothecirbar ist.

England und Transvaal.

Von Franz Eißenhardt.

Es scheint Ernst in Südafrika werden zu sollen. Weßhalb auch nicht? Es hat sich wohl Niemand in den letzten Jahren der Meinung hingegeben, daß England auf Jahrzehnte hinaus dort ruhig bleiben werde, der die Thätigkeit von Cecil Rhodes einigermaßen verfolgt und gesehen hat, wie man dieser Wühlerei in allen Kreisen Englands entgegenkommt. Also ob früher oder später, ist für England ziemlich gleichgiltig, und da es „später" mehr Schwierigkeiten haben könnte als jetzt, ist es am besten, sobald wie möglich loszuschlagen. Der Popanz der Herrschaft Portugals über Mozambique kann ja vorläufig ruhig bestehen bleiben; in Wirklichkeit ist die Delagoabai englisch, beherrscht durch eine kürzlich in ihr gekaufte Insel, durch das Geld der Mozambique-Gesellschaft, sowie anderer Societäten und die in britischen Händen befindliche Delagoa-Eisenbahn. Mit Mozambique macht England es genau wie mit Liberia. Das ist nominell freie Republik und kann es ruhig so lange bleiben, bis man es haben muß. Liberia hat einmal vor langer Zeit eine Anleihe von einer Million Pfund bei England gemacht, aber seit 1883 vergessen, die Zinsen zu zahlen. Man drängt es auch nicht — aber man hat es gänzlich in der Hand. Ob Chartered- oder Mozambique-Gesellschaft bleibt sich völlig gleich für Portugal, denn britisches Geld ist es auf alle Fälle, das den Ausschlag giebt. Mit welchen Summen englische Colonialspeculation herangeht, davon hat man im lieben Vaterland höchst schwache Begriffe. Man geht aber in England nur darum mit Privatcapital heran, weil man mit Bestimmtheit weiß, daß die Regierung hinter diesem Capital steht und — wie der Fall beweist — selbst einen sehr kostspieligen Colonialkrieg keineswegs scheut. Wenn dagegen die deutsche Regierung den Colonien mit ein paar Dampfern oder einem Stückchen Eisenbahn hilft, dann erhebt sich ein groß Geschrei, und man weist darauf hin, daß in England das Alles vom Privatcapital bestritten werde. Es ist das ganz einfach nicht wahr. Hier ein paar Zahlen! Die Südafrika-Compagnie hat von 1890/91 bis 1899/1900 für 4152652 Lstr. Ausgaben gehabt, denen in derselben Zeit 1601564 Lstr. Einnahmen gegenüberstehen. Zu den Ausgaben kommen ferner 2689323 Lstr. für den Krieg gegen die Matabele, wonach sich die Totalsumme der Ausgaben auf 6841978 Lstr. stellt, so daß abzüglich der erwähnten Einnahmen, sowie von 448411 Lstr. für Verkäufe von Ländereien noch ein Mehr der Ausgaben über die Einnahmen von 5688825 Lstr. übrig bleibt, das sind hundertundsechs Millionen Mark. Das rührt den Briten wenig, weiß er doch, daß man ihm das schon einbringen wird — „man", nämlich der Racker Staat. Das ist dort selbstverständlich, und deßhalb ist der Transvaal-Krieg populär. Bei uns ist so etwas undenkbar, und deßhalb kommt England in seinen Colonien eben weiter als wir.

Nun ergeht sich ein Theil unserer Presse in Combinationen, wie der Krieg sich gestalten wird. Man berechnet — auch die Fachpresse betheiligt sich stark daran — wieviel Truppen die Boeren aufstellen können, wieviel Geschütze sie haben, wie sie bewaffnet sind. Man hebt ihre Tapferkeit in den Himmel, führt frühere Beispiele an und wünscht ihnen alles Glück. Dagegen schimpft man auf den englischen Söldner, spricht von der geringen Achtung, die in England der Soldat wie der Offizier genießt, weist auf die nicht hochmoderne Bewaffnung hin, die in früheren Kriegen nicht immer gute Führung, die Schwierigkeiten des Geländes, namentlich auch für die großen nothwendigen Trains und — wünscht den Engländern das möglichst Schlechte. Es ist eine Thatsache, daß ganz ernsthafte Blätter aus allerlei Berechnungen zu dem Schluß kommen, daß die Boeren als Sieger vor der sie bewundernden Welt stehen werden. Und wie anders stehen die Dinge in Wirklichkeit!

Es ist anzunehmen, daß die Boeren sich der Riesengefahr völlig bewußt sind, wenn es wirklich zum Kriege kommt. Sie wissen aber auch, daß ihr weitestes Nachgeben auf die Dauer doch nichts hilft, daß es nur eine Galgenfrist ist, die man ihnen anstandshalber gewährt, und daß einer von beiden doch weichen muß. Wenn sie schlagen, so geschieht das aus zwei Gründen: entweder sie sagen sich, daß Aufschub nichts nützt und wollen nach tapferer Gegenwehr als Staat verschwinden, oder aber sie hoffen auf Hülfe von außen. Der erste Fall ist — bei aller Anerkennung der persönlichen Tapferkeit — wahrscheinlich nicht ganz ernst gemeint, sondern der Boer hofft auf den Druck, der von den anderen Großmächten auf England ausgeübt werden kann. Wenn es sich darum handelte, ob die Deutschen bereit seien, ihre Regierung zu veranlassen, diesen Druck auszuüben, dann wären die Boeren gut daran, aber Deutschland allein macht es nicht, Italien und Oesterreich haben an den Boeren kein Interesse, Frankreich hat genug mit sich zu thun, die Amerikaner mischen sich sicher nicht hinein, denn sie wollen selbst erobern, und Rußland — thut, was ihm allein gut scheint. Wenn der Boer auf auswärtige Hülfe hofft, ist er verloren. Er darf zudem auch nicht vergessen, daß er sich gegen die Uitlanders, deren Heimathstaaten er jetzt mit einem Male sehr braucht, nicht besonders liebenswürdig betragen hat. Er läßt sie arbeiten, alle Steuern bezahlen, alle Pflichten, die er bestimmt, erfüllen, aber Rechte hat er ihnen keine gegeben, und das straft sich jetzt sehr. Der Boer wird also allein stehen.

Gewiß, die Boeren können vereinzelt auch siegen. Sie sind tapfer und mögen wohl hier und da ein Gefecht gewinnen, aber die Entscheidung werden sie höchstens hinausschieben können, und sie muß gegen sie fallen. Der britische Söldner ist gut disciplinirt und hat sich in allen Himmelsstrichen vorzüglich geschlagen. Den Boeren fehlt die feste Organisation und die Uebung in der Führung größerer Truppenkörper. Die Uitländer haben theilweise, wie namentlich die Deutschen, kleine Truppenkörper formirt, aber wenn man glaubt, mit diesen 50—100 Mann starken Compagnien ohne Zusammenhang, deren Photographien unsere Blätter bringen, eine britische Invasionsarmee schlagen zu können, die als Basis das nahe Indien, als Transportmittel eine beliebig große Flotte hat und in der Absicht erscheint, unter Aufwendung aller Mittel ihr Ziel zu erreichen, so befindet man sich in starkem Irrthum. Auch hinsichtlich der britischen Streitkräfte herrschen vielfach ganz falsche Ansichten. Großbritannien hat so viel Landtruppen unter den Waffen wie das Deutsche Reich, nur sind sie auf der ganzen Erdkugel vertheilt. Das Budget für das Heer ausschließlich Kaiserreich Indien für 1898/99 war 461292000 Mark, fast eine halbe Milliarde. Im Jahre 1898 betrug die reguläre Armee 221487 Mann, ferner eine Armee-Reserve von 82063 Mann. Dazu tritt die Kaiserlich Indische Armee mit 239000 Mann und noch 84000 Mann aller Kategorien kommen hinzu, die von den Colonien unterstützt werden; in Summa 627550 Mann. Dazu kommen in der Heimath 117221 Mann Miliz, 10191 Mann Yomanry Cavallerie und 232711 Volunteers, sodaß Großbritannien, abgesehen von den Truppen des Khedive, der indischen Vasallenfürsten und den Milizen der Colonien, über ein Landheer von 987581 Mann verfügt. Selbstverständlich ist davon nur ein kleiner Theil für einen Feldzug in Südafrika verwendbar, aber weßhalb sollte man nicht die nothwendigen etwa 30000 Mann dorthin werfen können, weßhalb sie nicht im Bedarfsfalle auf 60000 Mann verstärken?

Die Stärke der Boeren wird sehr verschieden angegeben, aber sie dürfte 50000 Mann sicher nicht erreichen, und es ist schon sehr viel, wenn es ihnen gelingt, ein Heer von 25000 Mann zu formiren, dauernd zusammenzuhalten und nach Bedarf zu bewegen.

Ein gewaltiger Factor aber auf Englands Seite wird zumeist ganz außer Acht gelassen: die Flotte. Sie ist es, welche die Verbindung mit Indien und dem Mutterlande vermittelt, die, gänzlich unbelästigt, Truppen, Munition, Trains und Proviant heranbringt und zwar, da sie sehr groß ist, in beliebigen Massen und, weil sie aus schnellen Dampfern zusammengesetzt wird, mit großer Schnelligkeit und Präcision. Der Kriegsflotte aber fällt die Aufgabe zu, dem Gegner die Kehle zuzuschnüren. Wenn der Krieg beginnt, erhält Transvaal keine Zufuhr vom Auslande her und ist lediglich auf die Vorräthe angewiesen, die es augenblicklich im Lande hat. Englands Flotte wird sicher dafür sorgen, daß die Küste derartig blockirt wird, daß nichts hinein kann, d. h. man wird die Delagoabay wohl für neutral erklären, aber mit der Bedingung, daß Kriegscontrebande nicht gelandet werden darf. Unter Kriegscontrebande aber kann man schlechterdings so ziemlich Alles verstehen, denn was der Mensch braucht, braucht auch der Soldat. Also beispielsweise Lebensmittel und Kleider, Leder, ja sogar Holz, denn mit den Lebensmitteln und Kleidern könnte man Soldaten beköstigen und kleiden, aus Leder und Holz Ausrüstungsstücke, Gewehrschäfte oder Zeltstangen machen. Daß auf dem Landwege nennenswerthe Einfuhr stattfinden könnte, ist ganz ausgeschlossen. Da nun aber Transvaal schwerlich auf lange Zeit mit Kriegsmaterial schon allein versehen ist, jedenfalls aber über kurz oder lang Mangel daran eintreten muß, da ferner die Einfuhr überhaupt auf die Dauer nicht entbehrt werden kann, so leuchtet es ein, daß England schließlich die Oberhand bekommen muß, selbst ohne große Siege, denn es kann den Krieg aushalten, bis der Gegner völlig erschöpft ist und sich gezwungen sieht, auf jede Bedingung einzugehen. Freilich, der Boer selbst kann vom Lande leben, aber wie steht es in diesem Punkte mit dem Uitländer? Sehr bald, wenn sich Mangel an gewohnten Genüssen einstellen wird, wenn die Preise steigen und der Verdienst fehlt, werden sich die Outlanders selbst gegen die Boeren erheben und sich ganz und gar nicht um deren Rechte kümmern, die ja auch nicht die ihrigen sind. Ja, würden sich die Uitlanders als wirkliche Staatsbürger von Transvaal mit allen Pflichten und Rechten solcher fühlen, die Sache läge wesentlich günstiger, aber jetzt kommt der Zusammenbruch des Systems: der Boer will Herr sein, der Uitländer ist rechtloser Arbeiter, geduldet höchstens, aber sonst über die Achsel angesehen. Alte Sünden lassen sich dann nicht in ein paar Monaten gut machen, und wenn der Boer nicht in letzter Stunde sich sehr nachgiebig zeigt, wird Transvaal nach weniger denn Jahresfrist britisch sein.

Zur Handwerksorganisation.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Dem nach Aufklärung über sein dereinstiges Geschick strebenden Pilger rief die Inschrift an dem Tempel des Orakels zu Delphi zu: „Erkenne dich selbst.“ Was die Pythia als die vornehmste Lebensregel ihren Gläubigen anempfahl, sollten auch Diejenigen sich zu eigen machen, welche sich für berufen halten, dem deutschen Handwerk Berather und Beschützer sein zu wollen. Die Weisheit der Griechen legte der Priesterin des Rechtes eine Binde um die Augen, weil die Gerechtigkeit blind sein soll gegen äußere Eindrücke, um vorurtheilsfrei und unbefangen Recht mit Unrecht abwägend, wie es recht ist zu schlichten und was schlecht ist zu richten. Ein jedes Uebel vermag nur Derjenige abzuwenden, welcher dessen Sitz festgestellt, dessen Entstehungsursache erkannt, dessen Verbreitungsmöglichkeit erforscht und die Mittel aufgefunden hat, wodurch dessen Keim vernichtet, der Heilungsproceß gefördert, die Genesung gesichert werden kann. Die wahren Freunde

des Handwerks handeln gewissenhaft nach diesen Grundsätzen, die vermeintlichen aber folgen dem Beispiele des Pharisäers, indem sie Denjenigen steinigen wollen, welcher anders handelt, als wie sie denken und es in ihren Plan paßt, ohne daß sie der Weisung gedenken, nur Demjenigen geziemt es, den ersten Stein aufzuheben und zu werfen, welcher in seinem Herzen frei von Fehlern und in seinem Gewissen frei von jeder Schuld ist. Unter die Zahl der Fehlerfreien und Schuldlosen Diejenigen einreihen zu wollen, welche in frivoler Weise ein höchst absprechendes Urtheil über das Handwerks-Organisationsgesetz vom 26. Juli 1897 fällen, wäre höchst verwegen und verfehlt. Denn gerade diese sind es, auf deren eifriges Bestreben diejenigen Bestimmungen in das Gesetz eingefügt wurden, welche den Anlaß zu den jetzt zahlreich erhobenen, allerdings nicht unberechtigten Klagen bieten.

Um den Beweis der Wahrheit dieser Behauptung zu führen, muß in Erinnerung gebracht werden, daß nach dessen Vorgeschichte das Gesetz lange und heftige Kämpfe zu überwinden hatte, bis es in seiner heutigen Gestalt endlich zu Stande kam. Denn es wurden gleichzeitig zwei in ihrem Endziele gleiche, aber in ihrer Durchführung verschiedenartige Richtungen verfolgt, um die Forderungen des Handwerks nach einer zuverlässigen Vertretung seiner Interessen zu erfüllen. Die Reichsregierung und die Preußische Staatsregierung stimmten in ihren Bestrebungen, dem darniederliegenden Handwerk zu helfen, insoweit überein, als sie Handwerkskammern schaffen wollten, welchen die Aufgabe zufällt, über die Verhältnisse im Handwerk genau sich zu unterrichten und die zur Hebung desselben geeigneten Schritte zu ermitteln, auch an maßgebender Stelle zum Gehör zu bringen oder durchzusetzen. Sie gingen aber darin auseinander, daß das Reich ohne Unterbau solche zu errichten für gut fand, das Preußische Handelsministerium aber als Krönung eines dreigliederigem Unterbaues sie wünschte. Auch im Handwerk finden sich zwei unterschiedliche Strömungen, welche in dem Centralverbande der vereinigten Innungsverbände Deutschlands zu Berlin und in dem deutschen Handwerkerbunde zu München ihre Vertretung haben. Die Ersteren stehen auf der Grundlage der Innungen, der Letztere auf solcher der Gewerbevereine. Und hieraus erklärt sich deren abweichende Stellungnahme zu den verschiedenen vorgelegenen Entwürfen. Die Reichsregierung, welche nur ein Ziel in das Auge faßte, blieb in allen drei Entwürfen sich ziemlich gleich. Das Handelsministerium dagegen ging in den erstveröffentlichten Grundzügen von Fachgenossenschaften für engere Bezirke aus, neben welchen freie Innungen zugelassen wurden, über welchen Handwerksausschüsse für weitere Bezirke und endlich Handwerkerkammern für größere Communalverbände vorgesehen waren. Hiergegen machte der Centralausschuß geltend, daß die Innungen die Grundlage der Organisation, also das unterste Glied derselben sein sollten. Der zweitveröffentlichte Organisationsplan, welcher der aus Vertretern der Staats- und Reichsregierung und des Handwerks bestehenden gemischten Conferenz 1895 zur Durchberathung vorgelegt wurde, hatte die Fachgenossenschaften in Innungen, die Handwerksausschüsse in Innungsausschüsse und die Handwerkerkammern in Handwerkskammern umgetauft, dabei auch den mittleren die doppelte Aufgabe zugetheilt, Aufsichtsbehörde für die ersten und unterstes Glied für solche Handwerker zu sein, welche in jenen ein Unterkommen nicht finden konnten. Der Centralausschuß bestand in dieser von seinem Vorsitzenden geleiteten und von seinem Generalsecretär protocollirten Conferenz darauf, daß ein Zwang zum Eintritt in die Innungen geschaffen, auch die in dem Organisationsplane fehlenden Innungsverbände erhalten bleiben, also eingefügt werden müßten, während der deutsche Handwerkerbund Freiheit für den Eintritt in die Innung begehrte. Infolge dessen ist der dem Reichstage als Nachtrag zu dem bereits 1895 vorgelegten Entwurfe über Errichten von Handwerkskammern 1896 zugegangene Entwurf des Organisationsplanes, welcher innerhalb des Bundesrathes noch eine Abschwächung erhalten hatte, auf der Grundlage der Zwangsinnung und neben dieser der freien Innung aufgebaut, aus welchen Innungsausschüsse als Vertretung der gemeinsamen Interessen verschiedenartiger Berufszweige innerhalb eines engeren Bezirks sich bilden können und über welchen die Handwerkskammern als die gesetzliche Vertretung der verschiedenartigen Berufszweige innerhalb weiterer Bezirke gesetzt, neben welchen auch die Innungsverbände als Vertretung der gemeinsamen Interessen gleichartiger Berufszweige für größere Landesgebiete oder das Deutsche Reich zugelassen wurden.

Während der Centralausschuß der vereinigten Innungsverbände jauchzend diesen in dem Gesetze zum Ausdruck gebrachten Plan begrüßte und an ihm als das Schätzenswertheste die Zwangsinnung erkannte, weßhalb er diese letztere seinen Anhängern als den allein anstrebenswerthen Weg zu dem leuchtenden Ziele, dem Handwerke den goldenen Boden seiner mittelalterlichen Blüthe wiederzugewinnen, dringend empfahl, zeigt er die andere Seite seines Janiskopfes jetzt, wo die von ihm heraufbeschworenen Zwangsinnungen ihre Schatten darin vorauswerfen, daß deren Vorstand sich zumeist aus Anhängern der Socialdemokratie zusammensetzt und er die gerufenen Geister nicht mehr zu bannen versteht, die das stolze Bollwerck der Centralleitung in seinen Fundamenten erschüttern und zu zerstören drohen. Er hatte seinerzeit eben die Abrechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. nicht beachtet, daß in unserer Zeit der fortschreitenden Erfindungen und Einstellung der maschinellen Kraft mit der darauf beruhenden Theilung der Arbeit, sowie bei einer Gesellschaftsordnung, welche aus der Sclaverei in die Leibeigenschaft, aus dieser in die Erbunterthänigkeit und aus der letzten in die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze sich entwickelt hatte, es völlig ausgeschlossen sei, das ihm vorschwebende Ideal mittelalterlicher Zunft- und Bannrechte zu verwirklichen und den Boden für die auf den Zwangsrechten beruhenden persönlichen und gesellschaftlichen Gewerbebeschränkungen wiederzugewinnen. Denn darauf, daß die Innungen in die bestehende Gewerbeordnung eingefügt wurden, glaubte er einen Werth nicht legen zu brauchen. In Folge dessen beachtete er auch nicht, daß diese auf der Grundlage der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit beruht, also die Innungsverfassung sich solchen anpassen muß. Weil darnach der Betrieb eines Gewerbes Jedermann unabhängig von dem Geschlechte gestattet ist, so weit nicht Ausnahmen und Beschränkungen für die concessionspflichtigen Gewerbe vorgeschrieben sind, so müssen nach der den Eintritt in eine Zwangsinnung regelnden Vorschrift der Gew.-Ord. § 100f als Mitglied einer Zwangsinnung alle Diejenigen angehören, welche das Gewerbe, wofür die Innung errichtet ist, als stehendes Gewerbe selbstständig betreiben, ohne daß es gestattet werden darf, die Aufnahme von Führung eines Befähigungsnachweises abhängig zu machen. Dieser letztere schwebte aber gerade als Leuchtstern den gegenwärtigen Inhabern handwerklicher Betriebe vor, weil sie hofften, mit seiner Hülfe einer ihnen gefahrdrohenden Vermehrung entgegenzutreten, also eine ihren Einkünften nachtheilige Concurrenz abwehren zu können. Sie hatten sich eben die Zwangsinnung so vorgestellt, daß hinsichtlich der Zahl ihrer Mitglieder sie Bestimmung treffen und ebenso die ihr genehmen Aufnahmebedingungen festsetzen könne, hinsichtlich deren sie selbstredend den persönlichen und örtlichen Verhältnissen würde Rechnung tragen dürfen. Die Aufnahme in die Innung sollte nach ihrem Plane der Eröffnung eines selbstständigen Gewerbebetriebes vorangehen müssen. Wäre in diesem Sinne das Gesetz zu Stande gekommen, dann würde später in gleicher Weise dasselbe gehandhabt wie es in den Zünften des Mittelalters beliebt, d. h. es keinem aufstrebenden Handwerker möglich geworden sein, die gewerbliche Selbstständigkeit zu erlangen,

welcher den Innungsmeistern nicht genehm war, oder welcher nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem solchen stand. Dies Zurückhalten tüchtiger aufstrebender Kräfte war aber gerade der Anlaß zur Beseitigung der persönlichen Gewerbebeschränkungen, mit welchen in Württemberg 1826, in Preußen 1845 der Anfang gemacht wurde und welche in dem Beschlusse des Reichstages des Norddeutschen Bundes auf Erlaß einer Gewerbeordnung auf der Grundlage der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit ihren gesetzlichen Ausdruck fand. Ein Rückschritt zu veralteten, längst nicht mehr zeitgemäßen, auch in die heutige Gesellschaftsordnung und das entwickelte Verkehrsgesetz nicht mehr passenden Zuständen zu machen, lag jedoch den gesetzgebenden Körperschaften fern. In Sonderheit hatte der damalige Staatssecretär des Innern Dr. v. Bötticher wiederholt mit unzweideutiger Bestimmtheit erklärt, daß der Bundesrath sich damit nicht befreunden könne, den geforderten Befähigungsnachweis dem gesammten Handwerke zuzugestehen, wenngleich für einzelne mit besonderer Gefahr verbundene Betriebe er wohl zulässig sein möge. Hätten die Anhänger der Zwangsinnung Solches gewürdigt, dann würden sie von vornherein sich haben sagen müssen, daß ihr Ideal seine Verwirklichung nicht gefunden habe, und als Folge dessen würden sie ihren Kampf gegen die freie Innung der Gewerbe-Ordnung §§ 81 ff. entsagt haben. Denn nur mittelst dieser, welche gemäß Gewerbe-Ordnung § 87 eine Auswahl unter den Bewerbern um die Aufnahme treffen und als Vorbedingung solcher eine Aufnahmeprüfung fordern kann, wäre es angänglich, im Laufe der Zeit den Befähigungsnachweis wiederzugewinnen und Diejenigen von dem selbstständigen Gewerbebetriebe zurückzuhalten, welche die für dessen Ausübung erforderliche technisch-wissenschaftliche Befähigung und praktische Erfahrung sich nicht angeeignet haben. Das freie Spiel der Kräfte, welches sie fürchten, würde, wenn auch nicht ganz abstellbar, so doch jedenfalls in dem Grade gemildert werden können, daß ihm die gefährlichen Stachel genommen sind. Durch die Zwangsinnung, welcher jeder fachlich und persönlich vollständig Ungeeignete mit allen denjenigen Rechten und Pflichten angehört, die dem Wohlbefähigten zustehen, ist die Möglichkeit dessen abgeschnitten und statt einer Hebung des Handwerkes muß ein Rückgang desselben sich herausstellen.

Die Gegner der heutigen Gesellschaftsordnung sind längst zu dieser Erkenntniß gelangt und sie lassen es sich auch angelegen sein, in der socialistischen Zwangsinnung ihre Stellung zu behaupten und ihre Pläne durchzuführen. Zunächst nehmen sie darauf Bedacht, den Vorsitz in ihre Hände zu bringen, d. h. die Stellen der Vorstandsmitglieder mit Anhängern ihrer Partei zu besetzen. Dies ist ihnen auch überwiegend gelungen. In der Zwangsinnung der Schneider zu Halberstadt wurden ebenso wie in derjenigen der Drechsler zu Berlin für sämmtliche Vorstandsmitglieder vom Obermeister herab Anhänger der socialdemokratischen Partei gewählt. Dies kann aber Angesichts des Erfahrungssatzes gar nicht befremden, daß gerade die Inhaber größerer Betriebe der Entwickelung der Dinge gleichgiltig gegenüberstehen, so lange es darauf ankommt zu handeln, während solche kleinerer Betriebe rührig zu sein pflegen und deßhalb den Erfolg für sich gewinnen, jenen das Nachsehen und die Aussicht überlassend, Klagelieder anzustimmen, wenn es zu spät ist. Daß eine von Gegnern der Innungsbestrebungen geleitete Innung niemals im Geiste derselben die Innungsaufgaben erfüllen wird, liegt auf der Hand, und deßhalb auch die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es dem Vorstande bald gelingen werde, die Innung zu sprengen, d. h. einen Beschluß herbeizuführen, welcher gemäß Gewerbe-Ordnung § 100t der höheren Verwaltungsbehörde Anlaß giebt, die Anordnung einer Zwangsinnung wieder zurückzunehmen. Inzwischen ist das von der Zwangsinnung übernommene angesammelte Vermögen der in solche aufgegangenen bisherigen freien Innung verbraucht, so daß, wenn ein Theil der Mitglieder der aufgelösten Zwangsinnung zu einer freien Innung zusammenzutreten beschließt, dann sie erst von Neuem anfangen müssen ein Innungsvermögen anzusammeln, welches sie zuweilen sogar in hohem Betrage besitzen konnten, wenn die Zwangsinnung nicht eine Zeit lang bestanden hätte.

Die Schuld liegt also nicht an der Untauglichkeit des neuen Handwerksorganisationsgesetzes, wie die Anhänger der Centralleitung frei in die Welt hinausrufen, vielmehr an der Kurzsichtigkeit dieser Ankläger selbst. Daß den Handwerkskammern gelingen wird, die handwerklichen Interessen zu wahren, sowie das Handwerk in gewerblicher, wirthschaftlicher, gesellschaftlicher Stellung mit Hülfe der freien Innung zu heben, das wird die Erfahrung bald lehren. Ist dieser Zeitpunkt erst gekommen, dann wird das Handwerk, aber für viele Berufszweige leider zu spät, erkennen, auf welcher Seite es seine wahren Freunde zu finden und wem es zuzuschreiben hat, daß der erstrebte Erfolg zu spät erreicht werden konnte oder ihm versagt blieb. Noch ist es Zeit, bei der Wahl für die Handwerkskammern, welche Ausgang des scheidenden Jahres bevorsteht, einen bisher begangenen Fehler gut zu machen durch Eintritt in bestehende und Errichten neuer Innungen, sowie durch Betheiligung an der Wahl des Innungsvorstandes. Denn Wahlkörper sind nicht die Innungsmitglieder, vielmehr bloß die Mitglieder des Vorstandes, so daß diejenigen Zwangsinnungen als verloren gelten können, deren Vorstand den Anhängern der staatszersetzenden Parteien zufiel.

Literatur und Kunst.

Zwei königliche Literaturfreunde.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

Im vorigen Jahrzehnt ist in Dresden zum Besten der dortigen Kinderheilstätte unter dem Titel „Liebes-Spende" eine illustrirte Festnummer erschienen. Da in dem literarischen Nachlasse des Königs Johann sich eine Novelle befunden haben sollte, welche eine Duell-Verweigerung zum Gegenstande hatte, so war es von hohem Interesse, die Erlaubnis zu ihrem Abdruck zu erhalten, und diese wurde denn auch bewilligt.

Man wird sich des Conflicts erinnern, in welchen vor längerer Zeit ein westphälischer Officier gerieth. Er hatte erklärt, aus Gewissensbedenken nicht in der Lage zu sein, eine Forderung ergehen zu lassen oder eine Forderung anzunehmen, und die Folge war, daß er seinen Dienst quittiren mußte. Andere folgten seinem Beispiel. Die betreffenden Officiere waren Katholiken und hatten sich auf die Vorschriften ihrer Confession, welche das Duell verbiete, berufen. König Johann schrieb unter dem Eindruck dieser Ereignisse die Novelle: „Der Entehrte". Kurz vor seinem Tode erinnerte er sich noch der kleinen Arbeit, und ließ sie sich vorlesen. Zu ändern fand er nichts daran. Was sie enthielt, blieb das Geheimniß nur ganz Weniger, dem König Nahestehender. Es ist damals vielfach darüber gestritten worden, wie König Johann die Sache in seiner Novelle wohl zum Austrag gebracht habe. Der Titel klang nicht gerade vermittelnd, und im Allgemeinen hielt man wohl für wahrscheinlich, der König werde eben so wenig wie jene Officiere über die confessionellen Scrupel hinausgekommen sein.

Der Held der Geschichte, Leutenant von Wendheim, war im Interesse seiner Schwester mit ehrenrührigen Vorwürfen und Bezichtigungen gegen einen Kameraden herausgegangen, und dieser ließ ihn deßhalb fordern. Wendheim lehnte ab; „denn," sagte er, „ich bin zu sehr von der Unsittlichkeit und Unehrenhaftigkeit des Zweikampfes überzeugt". Also eine

moralische Ueberzeugung, kein specifisch-katholisches Hinderniß. Er mußte nun quittieren, zog sich auf's Land zurück, legte den adligen Namen seines Adoptivvaters wieder ab und vertiefte sich in die Oeconomie. Einer seiner Gutsnachbarn, ein alter General, lernt ihn kennen, läßt sich durch ihn über landwirthschaftliche Schwierigkeiten hinweghelfen, gewinnt ihn lieb und verschließt ihm erst wieder sein Haus, als unverhofft bei einer Jagdpartie ein Neffe des Generals in jenem Berather des Letzteren den Duell-Verweigerer wieder erkennt. In dem Rechtfertigungsbriefe des nun von dem Verkehr mit dem General und den beiden lieblichen Töchtern desselben Abgeschnittenen, schreibt der Entehrte: „Ich sagte mir: Entweder ist der bei einem Zweikampf Betheiligte der Beleidigte oder der Beleidiger. Im ersten Falle ist der Zweikampf nichts als eine Rache und zwar eine blutige Rache; also mit dem christlichen Gebote der Versöhnlichkeit und Feindesliebe unvereinbar. Im zweiten Falle ist es aber noch unverzeihlicher, zu der Beleidigung noch Beschädigung an Leib und Leben hinzu zu fügen!“ Der General beläßt es indessen bei dem eingetretenen Bruche; denn, wie er zu seinen Töchtern äußert, bleibt es nach seiner Ueberzeugung „eine Thorheit“, wenn der Einzelne sich einem in der öffentlichen Ansicht feststehenden Grundsatze entgegenstellen will. In welcher Weise der Entehrte Gelegenheit findet, sich in den Augen des Generals zu rehabilitiren, das möge man in der „Liebes-Spende“ selbst nachlesen. Hier genüge die Bemerkung, daß die Novelle (die Liebesgeschichte zwischen dem Entehrten und der einen Tochter des Generals konnte im Vorstehenden übergangen werden), mit den Worten schließt: „Wohlan!“ sagte der General, „nächstens soll Hochzeit sein; aber auch mein Neffe Heinrich muß dabei erscheinen, Ihnen sein Unrecht abbitten und Sie für einen Ehrenmann erklären.“

Man muß gestehen, daß König Johann das heikle Thema mit großem Geschick verarbeitete, denn ein hochgestellter Militär ist's doch endlich, der den Entehrten als Schwiegersohn gutheißt. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Novelle des königlichen Schriftstellers mit den einst viel besprochenen drei militärischen Novellen „Servitude et grandeur militaire“ in Parallele zu bringen, in welchen von Alfred de Vigny nachgewiesen wurde, daß die soldatische Ehre nicht eines Schlachtfeldes bedarf, um Zeugniß von sich abzulegen und daß, wie sein Biograph sagt, „ein Heldenmuth, welcher sich unscheinbar vollzieht, um so größer ist, je selbstloser die Beweggründe sind, aus denen er sich herleitet.“ Aber erinnert werden mag an die Wirkung, welche Schriften dieser Art hin und wieder hervorgerufen haben, und da ich einmal Alfred de Vigny's gedachte, so sei hier aus seinen Aufzeichnungen an ein in Deutschland fast unbekannt gebliebenes Verhältniß erinnert, das in Folge jener seiner drei militärischen Novellen sich zwischen ihm und einem deutschen Prinzen knüpfte, der später eine Krone trug. So erzählt de Vigny den Vorgang unterm 7. December 1837:

Als ich nach einer durcharbeiteten Nacht mich gegen Mittag erhob, kündigte man mir den bayerischen Gesandten, Herrn v. Jounison, an. Er erwartete mich in meinem Salon und rückte bald nach meinem Eintritt mit der Frage hervor: „Wollen Sie mir einen Dienst leisten?“ — „Wenn Sie ihn persönlich verlangen, gern.“ — „Der König von Bayern hat einen Sohn, 26 Jahre alt, der Thron-Erbe. Der Kronprinz wünscht mit Ihnen in Briefwechsel zu treten, würden Sie ihm antworten?“ Ich schwieg einen Augenblick, dann erwiderte ich: „Was Sie von mir fordern, ist in der That ein Dienst: denn hätte der Tag achtundvierzig Stunden, für mich wäre er noch zu kurz. Unter einer Bedingung willige ich ein: nämlich der, daß weder jetzt, noch in Zukunft der Prinz sich verbunden glaubt, mir seinen Dank jemals anders zu beweisen, als durch einen Brief. Ohne diesen Vorbehalt wäre das Ganze nur ein Vertrag, ein Handel.“ Er unterbrach mich lebhaft, indem er meine Hand drückte: „Nein, es soll ein Dienst bleiben, ein Dienst, dessen Werth verstanden wird, und für den der Kronprinz Ihnen nichts Entsprechendes zu bieten vermag, als seine Freundschaft.“ — Bedenken Sie,“ wandte ich ein, „daß es nichts so Festes und Ausdauerndes giebt wie meinen Charakter. Lassen Sie sich nicht durch meine sanfte Stimme täuschen. Was ist eigensinniger als eine Taube? Ich kannte eine, die man hätte tödten müssen, um sie von meinem Bette zu verjagen; ich ließ sie dort, sie hat ihren Proceß gewonnen. Das Einzige, was mir den Zwang, über Dinge reden zu müssen, für die ich theilnahmlos geworden bin, erträglich machen kann, ist die Aussicht, in meinen alten Tagen — wenn mir alte Tage vorbehalten sind (woran ich zweifle) — denken zu dürfen, daß ein junger König mir richtige Anschauungen über Frankreich und dessen geistiges Leben verdanke. Da also von beiden Seiten ein reiner, ein selbstloser Wunsch vorliegt, möchte ich diesen Briefwechsel für nichts Anderes gehalten wissen, als den élan zweier Seelen, die den König und den Dichter in ihrem Verkehr miteinander vergessen. Eine Frage: „Geht der Gedanke von Ihnen aus?“ — „Nein, von ihm selbst. Er hat Ihre Werke gelesen. Ebenfalls sein Vater, der König.“ — „Steht er bereits mit jemand Anderem in brieflicher Verbindung?“ — „Mit Niemand!“ — „Nun gut, ich werde antworten. Sie wissen, in England, dem classischen Boden der Etiquette, giebt der im Range höher Stehende zuerst seine Karte ab.“ — „Der Prinz wird auf Alles eingehen, um Sie zum Freunde zu gewinnen und sich nach Ihnen zu bilden.“

Dies die von Alfred de Vigny niedergeschriebene Einleitung der merkwürdigen Anknüpfung. Er war ein sehr armer Edelmann, ernährte seine alte, hülflose Mutter auf Kosten seiner Gesundheit, indem er die Nächte für seine Arbeiten zu Hülfe nahm. Ueber den Briefwechsel selbst wird wohl noch einmal das Nähere bekannt werden. Die Früchte desselben kennen wir: König Maximilian — das war ja jener Carlos, der seinen Posa unter den Poeten suchte — hat zeitlebens nicht nur die Literatur geliebt, er hat auch sich angelegen sein lassen, Männer der Poesie und der Wissenschaft um sich zu sammeln und Einer aus diesem Kranze erlesener Geister, Emanuel Geibel, hat ja in seinem Gedichte „Abschied von Lindau“ ihm ein dauerndes Denkmal gesetzt:

Wohl mag ich treu ihm danken,
Der für den Wanderstab
Mir frommen Wirkens Schranken,
Mir Heerd und Heimath gab.
Und weil er selbst tiefinnen
Die heil'ge Flamme nährt,
Mit fürstlich hohen Sinnen
Des Dichtes Freiheit ehrt.

Warum fehlt den Modernen das „große“ Drama?

Von Hanns von Gumppenberg.

In allen Tonarten hat die jüngstdeutsche Bühnendichtung ihr Glück versucht, von den rauhesten Dur-Charakterstücken des Naturalismus bis zu traumhaften fis- und cis-moll-Phantasieen à la Maeterlinck. Aber mitten aus dem Beifallslärm der klatschenden Cliquen heraus tönt melancholisch und sehnsuchtsvoll die Klage der besonneneren und weiter schauenden Modernen: „Hätten wir nur auch schon die große Kunst! Wir selber sind nur Vorläufer und Vorbereiter, nicht die Erfüller, denen die Zukunft gehört; ein brausender Wirbelwind sind wir, der das dürre Laub welker Zeiten vom Wege fegt, von dem aber kein Hauch übrig sein wird, wenn der neue Frühling deutscher Dichtung seinen Einzug hält, denn wir sind nur berufen, die ‚Scene zu reinigen‘, zum ‚würd'gen

Sitz' einer neuen Melpomene, die da kommen soll und wird: der großen modernen Bühnenkunst."

Der großen modernen Bühnenkunst? Vergebens horcht man nach allen Seiten, welche „Größe" eigentlich von diesem Zukunftsdrama erwartet wird. Die am schmerzlichsten nach ihm verlangen, wissen das eben am allerwenigsten mit einfachen Worten zu sagen, und doch fühlen sie von Jahr zu Jahr deutlicher und resignirter, daß unserer jungen Bühnendichtung, so Bedeutendes sie in objectiver Wirklichkeitstreue, Stimmungskraft und sinniger Phantasiegestaltung leistet, noch etwas Wesentliches zur Vollendung fehlt. Dem schwächlicheren Urtheil der Epigonen macht die Lösung des Problemes freilich kein Kopfzerbrechen; es vermißt in dem Schaffen der Jüngsten lediglich jenes „Erfreuende", „Beglückende" und „Erhebende", das der älteren Bühnendichtung eigen gewesen sei, also, richtig verstanden, etwa die grandiose Romantik und den Bilderreichthum der Shakespeare'schen Poesie, die göttliche Harmonie Goethe's, den hinreißenden idealistischen Schwung der Schiller'schen Sprache, ja es ist so äußerlich und kurzsichtig, daß es in dem einschmeichelnden Klingklang glatter Verse schon eine Annäherung an die verlorene Größe erblickt. Dieses noch immer weit genug verbreitete Urtheil macht sich bekanntlich zweier schweren Irrthümer schuldig; es sucht die Größe der classischen Bühnendichtung da, wo sie keineswegs zu finden ist, nämlich in nebensächlichen, zeitlich oder individuell bedingten Aeußerlichkeiten, und es sieht, blind gegen das Princip des Fortschrittes, den höchsten Zweck neuen Kunstschaffens nur in sclavischer Nachahmung älterer Meisterleistungen. Wer wollte die bleibende, über alle Zeitwandlungen erhabene Größe Shakespeare's bestreiten? Wer aber heute als Bühnendichter nach „shakespeare'scher Größe" oder auch nur nach der Größe der deutschen Classiker strebt, der muß erst eingesehen haben, worin die Größe dieser Dichter in Wahrheit bestand, und wenn er sich dann noch der Aufgabe gewachsen fühlt, muß er Aehnliches mit seinen und seiner Zeit eigenen Mitteln zu erreichen suchen. Gewiß giebt es für ihn, wenn er das Wesen der bühnendichterischen Größe erkennen will, keine besseren Instructoren als die großen Dramatiker der Vergangenheit; er kann aber von ihnen gar nichts weiter „lernen" als Einsicht in die Tragweite seiner eigenen Begabung. Denn dramatische Größe kommt wie dichterische Größe überhaupt nicht etwa dadurch zu Stande, daß sich ein gewaltiges Wollen, zu dem man sich im Wetteifer aufraffen könnte, mit vollendeten technischen Fertigkeiten verbindet, die sich abgucken oder selbstständig erarbeiten ließen: sondern sie beruht lediglich auf einer angeborenen Seelenstimmung. Und auf welcher? Daß es sich nicht um die rein subjective oder in vorübergehenden Zeitströmungen begründete Vorliebe für das Schöne, Erhebende, wohlthuend Beruhigende und Versöhnende handeln kann, wurde bereits betont. In der That wäre es mehr als lächerlich, einem Werk von der finsteren Wucht des „Timon von Athen" oder der tiefsinnigen Zerrissenheit des „Hamlet" die Größe abzusprechen, nur weil diese Dichtungen einer weichlichen Harmonie, Schönheit und Ruhe entbehren. Wie uns alle große Bühnendichtung der Vergangenheit in auffälliger Uebereinstimmung lehrt, besteht das Wesen der dramatischen wie auch überhaupt der dichterischen Größe vielmehr darin, in einem einzelnen Fall der Menschendarstellung eine Krisis des Menschenthums überhaupt zu geben: und dies ist wieder nur dann möglich, wenn der Dichter auch alle seine eigenen, persönlichen Erlebnisse im Lichte des allgemein Menschlichen zu sehen pflegt, wenn er sich in seinem eigenen Dasein als Menschheitsrepräsentanten fühlt, wenn er selbst gewissermaßen als der Mensch lebt, nicht bloß als irgend ein Menschenindividuum; denn nur unter dieser eigenthümlichen psychischen Voraussetzung wird ihm auch in der Beobachtung der übrigen Menschenwelt wie an den Gestalten seiner Einbildungskraft das allgemein Bedeutsame klar und lebendig hervortreten. Ob diese Veranlagung und Anschauungsweise, dieses überall das Allgemeine erfassende Interesse die höchste „gesunde" Blüthe des menschlichen Geistes darstellt oder eine krankhafte, dem Größenwahn verwandte Entartung, darüber mögen Philosophen und Psychiater sich zanken, sie werden nichts Sicheres darüber behaupten können, so lange für Beide der geistige „Normalmensch", der einer solchen Entscheidung als Maaßstab dienen müßte, noch ein so vielumstrittener Begriff ist; jedenfalls tritt an Allem, was dauernd als dichterisch empfunden wird, der bestimmende Einfluß dieser psychischen Stellungnahme unverkennbar hervor. Shakespeare's Hamlet, Lear, Macbeth, Julius Cäsar, Timon, Othello, Coriolan, Romeo und Julia, Antonius und Kleopatra, bezeichnender Weise auch seine so eng an die historische Wirklichkeit sich anlehnenden englischen Königsdramen sind voll von diesem „Menschheitsgefühl", wie ich es der Kürze halber nennen will, Goethe's dramatische Meisterwerke nicht minder; auch den hervorragendsten Werken der älteren Spanier, Schiller's und unserer hochstrebenden Nachclassiker giebt es Kraft und Bedeutung, freilich aber wirkt es hier mehr nur als richtiges Wollen, während das entscheidende, gestaltende Können sich vielfach in der entsprechenden Form vergriff. Das „Menschheitsgefühl" ist nämlich wohl die unerläßliche Voraussetzung der dichterischen Größe, es verbürgt sie aber noch nicht in vollem Maße; es liefert wohl den geistigen Inhalt einer „großen" Bühnendichtung, aber noch nicht die künstlerisch-sinnliche Form, durch welche der Inhalt erst überzeugendes Leben gewinnt, und diese nöthige Vorspiegelung sinnlichen Lebens setzt eine starke Fähigkeit der Einzelbeobachtung und individuellen Charakteristik voraus. Wahrhaft große Bühnendichtungen werden daher nur solchen Poeten gelingen, die angeborenes Menschheitsgefühl mit wirklichkeitstreuem Gestaltungsvermögen derart vereinigen, daß in ihren Werken beide ungeschmälert zur Geltung kommen. Fehlt einem Bühnendichter das Menschheitsgefühl, so wird er auch bei vollendetster Wiedergabe der Wirklichkeitsformen keine großen Wirkungen erzielen; fehlt dagegen die Fähigkeit überzeugend lebenstreuer Einzelgestaltung, so wird auch das stärkste Menschheitsgefühl dem Dichter nur blutleere Abstraetionen zeitigen, die bestenfalls die Sehnsucht nach dichterischer Größe zum Ausdruck bringen. Beispielsweise ist es gewiß richtig und groß empfunden, daß dem jungen Melchthal im „Tell" unter dem Eindruck der Nachricht von der Blendung seines Vaters erst ganz die gewaltige Bedeutung des Augenlichtes für den Menschen zum Bewußtsein kommt; aber das formell allzu allgemeine Raisonnement, das Schiller dem Erschütterten in den Mund legt, könnte man nur bei einem beschaulichen Philosophen von feiner Bildung, nicht als den unmittelbaren Gemüthsausdruck eines heißblütigen jungen Bauern glaubhaft finden. Auch von der Tochter des versonnenen Friedländers mag man es wohl begreiflich finden, daß sie seelische Größe genug besitzt, ihre persönliche Klage um den jäh entrissenen Geliebten zur allgemeinen Klage um „das Loos des Schönen auf der Erde" zu steigern; sollte aber dieses größere Moment mit überzeugender Lebenswahrheit wirken, so mußte es in durchaus individueller Form gegeben werden, in strengstem organischem Zusammenhang mit der leidenschaftlichen Natur des unglücklichen Mädchens und durchtränkt von der heißen Verzweiflung des Augenblickes. Statt dessen wird die Schiller'sche Thekla, sobald sie sich zur Seelengröße erheben soll, zum sentimental declamirenden Blaustrumpf, dessen kühles Pathos mit einem Schlage alle Wirklichkeitsillusion der Scene vernichtet. Immerhin ist diese Art dichterischen Mangels noch aussichtsvoller als die andere, die den Aufschwung in's Allgemeine überhaupt nicht kennt, schließt sie doch eine allmälige Ueberwindung der Schwäche nicht aus, die sie noch von der vollen, lebendigen Größe trennt. Realistische Gestaltung läßt sich in zielbewußter Arbeit und strenger Selbstzucht lernen — das Menschheitsgefühl aber nicht.

Daß der jüngstdeutschen Bühnendichtung vornehmlich durch den Mangel an echtem Menschheitsgefühl wahre Größe bisher noch versagt blieb, liegt zu klar, als daß es erst erläutert werden müßte. Zwar fehlt es ihr nicht an jedem allgemeineren Gefühl; das Mitleid mit den bedürftigen Volksclassen tritt stark bei ihr hervor, wenn auch die rührselige sociale Modedramatik eiskalter Streber oft genug mit dem ehrlichen socialen Mitgefühl verwechselt wird. Allein auch das echte Mitgefühl mit dem Proletariat ist noch kein „Menschheitsgefühl", zu dichterischer Größe kann es noch nicht verhelfen, denn es verweilt mit einem Eifer, dessen tiefere Berechtigung sehr zweifelhaft ist, parteiisch-tendenziös nur auf den gröbsten äußeren Unterschieden der menschlichen Existenzen und sucht durch diesen wohlfeilen Contrast zu ergreifen, eventuell zur thatkräftigen Besserung ökonomischer Mißstände anzuregen, durch „Erweckung des socialen Gewissens", wie eine neuerdings gemünzte Phrase so schön sagt; das Menschheitsgefühl hat schon darum nichts damit zu schaffen, weil es sich nicht auf das bezieht, was die Menschen unterscheidet, sondern auf das, was sie gemeinsam haben, weil es nicht die wechselnden ethischen und praktischen Zeitfragen, sondern die ewigen Fragen der Menschheit selbst zum Gegenstande hat. Ein Bühnenwerk von wahrhafter Größe steht allen Theaterbesuchern gleich nahe und wirkt auf sie — abgesehen natürlich von den verschiedenen Graden der auffassenden Intelligenz — gleichartig, während auch die besten socialen Dramen unserer Jüngsten für Einzeltendenzen, Einzelanschauungen, Sonderinteressen um Theilnahme werben, die nicht Jedermanns Sache sind. Die Fabrikantenfamilie in Gerhart Hauptmann's „Webern" ist nicht mit jener Liebe eines großen Künstlers erfaßt und dargestellt, die in allen vorgeführten Individualitäten den Menschen, wie er in Jedem von uns lebt, sieht und offenbart; vielmehr ist sie rein negativ verurtheilend, abschreckend und erbärmlich geschildert, sie kann daher einerseits nur die kurzsichtige Parteileidenschaft steigern, andererseits — bei den Angehörigen der besitzenden Classen — höchstens die ebenso tendenziös-unkünstlerische Pharisäerempfindung hervorrufen: Gott sei Dank, wir sind nicht so! Und wo die jüngstdeutsche Bühnenproduction ihren Gehalt nicht aus dem einseitigen Mitleid für eine materiell beeinträchtigte Gesellschaftsclasse bestreitet, buhlt sie bezeichnender Weise um Mitgefühl mit den besonderen persönlichen Lebenskrisen des betreffenden Dichters selbst. Gewiß ist auch für den „großen" Bühnendichter das eigene innere Erlebniß von ausschlaggebender Wichtigkeit; er wird aber nur solche Eigenerlebnisse schöpferisch verwerthen, mit welchen er an den allgemeinsten Conflicten des Menschenthums Theil hatte, er wird die Bühne nicht zum Resonanzboden seiner kleinen Privatschicksale machen.

Das „Allgemein Menschliche" hat freilich in den letzten Decennien das Zutrauen unserer Literaturwächter verloren; man ist jetzt gewohnt, sich etwas Blasses, bleichsüchtig Schwächliches, unklar Verschwommenes, Phrasen- und Schemenhaftes darunter vorzustellen. Das ist aber lediglich die Schuld einer falschen Auslegung, die diesem Begriff, dessen Hochhaltung sich vortrefflich mit concretester Darstellungsweise verträgt, den Charakter einer künstlich-abstracten, naturfeindlichen Verallgemeinerung unterschob. Versteht man das „Allgemein Menschliche" richtig, nämlich einfach und unmittelbar als die Summe dessen, was jedem Menschen von Natur aus eigen ist, woran Alle Theil haben, mögen sie im Uebrigen individuell beschaffen sein wie sie wollen, so stellt sich ein darauf gegründetes Kunstschaffen mit der individuellen und allerindividuellsten Wirklichkeit keineswegs in Gegensatz, es läßt die Einzelgestalten der Dichtung wirklichkeitstreu und selbstständig lebensvoll, ganz wie der Naturalismus, es betont nur neben den tausendfältigen Verschiedenheiten der menschlichen Individuen mit besonderer Vorliebe das, worin sie von Natur aus Alle gleich sind. Eine aus dieser Anschauung heraus geborene Bühnenpoesie steht den Lebenserscheinungen mit vielseitiger Empfänglichkeit und daher gerechter gegenüber, sie wirkt fesselnder, unmittelbarer und tiefer, weil sie bei aller charakteristischen Besonderung der dargestellten Personen und Vorgänge das böse „Was ist uns Hekuba?" von vornherein ausschließt. Eine solche Bühnendichtung ist aber auch dramatisch viel reizvoller als das einseitig nur in feinen und feinsten Differenzirungen schwelgende naturalistische Schauspiel, stehen ihm doch weit wirksamere Contraste zu Gebote, nämlich alle Arten des Contrastes zwischen dem, was den Einzelnen von anderen Menschen unterscheidet, und dem, was er trotz allem mit den Uebrigen gemeinsam hat. In dem Mohren Othello ist keine dichterische Differenzirung seiner naiven und elementar-leidenschaftlichen Sondernatur versäumt, aber das allgemein Bedeutsame seines Schicksals gelangt dadurch nur zu um so mächtigerer Wirkung; der „Othello" eines deutschen Dramatikers unserer Tage wäre dagegen entweder in den subtilen Besonderungen einer virtuos-exotischen Mohrenschilderung stecken geblieben, oder er hätte ein lebloses Schema der Eifersucht geboten. Warum ist uns Richard III. mehr als ein fremdartiges, abstoßendes Ungeheuer? Weil er trotz aller Besonderungen seiner Verbrechernatur, im Contraste zu ihnen, ja in inniger Verbindung mit ihnen Empfindungen und Fähigkeiten zeigt, die wir auch als unser — wenn auch vielleicht nur potentielles — Eigenthum erkennen und die in anderen Individuen und unter anderen Verhältnissen Großes und Gutes in der Welt wirken; weil der Mensch auch in diesem Verbrecherfürsten bloßgelegt ist, der Mensch in seiner dämonischen Kraft und seiner zwiespältigen Schwäche, der dem Menschen in uns ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen. Jenem einseitigen Bühnennaturalismus, der ohne Organ für das menschlich Gemeinsame lediglich auf das Dogma der äußersten Individualisirung schwört, könnte es nie gelingen, einem menschlichen Scheusal solcher Art die Sympathie eines gebildeten Theaterpublicums zu gewinnen; würde er die betreffende Gestalt auch mit den allerfeinsten Zügen der Wirklichkeit besondern, sie würde den Zuschauern dadurch noch nicht lebendig, vielmehr risse jede neue Bemühung in dieser Richtung die Kluft zwischen ihnen und seinem Geschöpf noch tiefer. Und wie ist es Shakespeare gelungen, diese Kluft zu überbrücken! Man denke nur an jene gewaltige Nachtscene Richard's, wo der nach Liebe verlangende Mensch in ihm alle Differenzirungen der kalten, berechnenden, energischen Verbrechernatur durchbricht.

Würde nun das „Menschheitsgefühl" allen unseren jüngstdeutschen Dramatikern fehlen, so wäre die Beantwortung der Frage, warum wir noch keine große Bühnendichtung haben, einfach genug. Allein bei dem unaufhaltsamen Fortschritt der Geistescultur, der sich trotz Nietzsche gerade in der allmäligen Niederlegung aller Schranken zwischen Mensch und Mensch äußert, und bei der Fülle kräftiger Begabung, die in der aufstrebenden Dichtergeneration zu Tage tritt, wäre diese Annahme mindestens sehr gewagt, und eine eingehende Prüfung würde auch sicher ihre Unhaltbarkeit erweisen. Gar manche von unseren Jüngsten tragen vielleicht das „Menschheitsgefühl" und damit die Anwartschaft auf dichterische Größe in sich, sie haben aber noch nicht den richtigen Weg gefunden, es in ihrem Schaffen zu voller Geltung zu bringen. Die Einen verkennen die Wahrheit, daß die köstliche Gabe, die ihnen geworden ist, nur in der Hülle sinnlich lebendiger Wirklichkeitsgestaltung ihren Werth und ihre Wirkungskraft bewahren kann, sie wollen sie unmittelbar verwerthen, ja verschwenden, und schaffen dann statt concentrirter Lebensbilder Gedankenpräparate, die den Zuschauer noch fremder berühren und noch weit weniger erwärmen können, als der oberflächliche Lebensabklatsch des consequenten Naturalismus. Die nervöse Hast und Ungeduld der Zeit, wohl auch voreilige Selbstüberschätzung sind die neidischen Dämonen dieser Berufenen, aber noch nicht Auserwählten. Andere verbergen ihr „Mensch-

heitsgefühl“ ängstlich vor aller Welt, ja auch vor sich selbst, weil sie es für altmodische Ueberspanntheit, für eine höchst unzeitgemäße Schwäche halten, und suchen mit Gewalt einseitig-naturalistisch zu schaffen, ohne jedoch in dieser Richtung volle äußere Anerkennung und innere Befriedigung zu finden, da sie bei alledem nicht mit ganzer Seele Naturalisten zu werden vermögen; ihrem allzuschwachen Selbstgefühl hat es eine literarische Mode angethan. Wieder andere von den Berufenen — vielleicht die meisten von ihnen — gelangen überhaupt nicht zu dichterischer Bethätigung, weil sie der herrschenden Zeitströmung zufolge in jenem angeborenen Gefühl alles eher erblicken als bedeutende dichterische Begabung. Durch ihren tieferen und allgemeineren Künstlergeist getrieben werden sie vielleicht mittelmäßige Componisten oder excentrische Maler oder phantastische Halbphilosophen, oft aber wenden sie sich überhaupt keiner geistigen Production zu; kaum daß dann ihre nächsten Freunde zuweilen einen Hauch der fruchtbaren Dichterkraft verspüren, die in ihnen brach liegt. Und selbst wenn heute ein Bühnendichter aufträte, der das „Menschheitsgefühl“ mit starkem Individualisirungsvermögen verbände, seine Erstlinge wären hinsichtlich der Wirklichkeitstreue naturgemäß noch unvollkommen, bei dem zunächst noch in ihm bestehenden geistigen Uebergewicht der Menschheitsempfindungen: nirgends aber ist das Urtheil unserer Zeit härter, ungerechter, von vornherein absprechender, als wo sie Mängel der äußeren Wirklichkeitstreue entdeckt oder zu entdecken glaubt. Das ist wieder die Schuld der modernen Naturwissenschaft, die zum einseitigen Cult der äußeren Währheit verführte und auch in der Kunst alle „Größe“ lediglich von der peinlichsten Wiedergabe der Lebensdifferenzirungen erwartet. Solange die materialistische Naturwissenschaft sich nicht selbst auf ihrem eigenen Wege ihrer bisherigen Einseitigkeit bewußt wird oder eine mächtigere, umfassendere Anschauung sie aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängt, solange ist daher für das Erblühen einer „großen“ modernen Bühnendichtung wenig zu hoffen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Spielhölle.

Von Mark Twain.

Ich war, erzählte mir ein Professor, noch jung an Jahren, mit bescheidenen Aussichten und Feldmesser von Beruf. Daß ich einmal Gymnasiallehrer würde, ahnte ich dazumal nicht. Vor mir lag die ganze Welt, und ich war bereit, sie zu vermessen, wenn mir Jemand den Auftrag ertheilt hätte. Jetzt führte mich ein Vertrag nach einem Goldminenbezirk in Kalifornien; die Seereise sollte drei bis vier Wochen dauern. Mit meinen Fahrtgenossen hatte ich wenig Verkehr; meine Hauptbeschäftigung war Lesen und Schreiben, und zu diesem Zwecke wich ich möglichst jeder Unterhaltung aus. An Bord waren drei Spieler von Beruf, rohe, widrige Burschen; natürlich sprach ich nie ein Wort mit ihnen, doch mußte ich ihnen häufig begegnen, wenn ich meinen gewohnten Spaziergang auf Deck machte. Sie saßen nämlich dort früh und spät bei den Karten in ihrer Kajüte, deren Thür offen blieb, um Tabaksqualm, Flüche und Kraftausdrücke hinauszulassen. Der Anblick dieser Spielhölle war mir in hohem Grad ekelerregend, allein ich mußte mich drein ergeben. Ein anderer Fahrgast kam mir aber häufig in den Wurf, und er schien entschlossen, sich mit mir anzufreunden. Ich hätte ihn, ohne ihn zu kränken, nicht loswerden können, und das brachte ich nicht fertig; auch nahm mich seine ländliche Einfalt und Gutmüthigkeit für ihn ein. Als ich ihn das erstemal sah, hatte ich mir gleich gedacht, er müsse ein Farmer aus den Hinterwäldern im Westen sein — vielleicht aus Ohio —, und bei näherer Bekanntschaft bestätigte es sich, daß er Viehzüchter war und aus Ohio kam. Die Freude über meinen Scharfsinn war wohl mit ein Grund, daß ich für John Backus, so hieß der Mann, ein warmes Interesse empfand.

Täglich nach dem Frühstück pflegten wir uns zu treffen und dann auf Deck spazieren zu gehen. Nach und nach theilte er mir in seiner harmlosen Redseligkeit Alles mit, was seine Person betraf, Geschäfts- und Familienangelegenheiten, Verwandtschaften, Aussichten, politische Meinungen u. s. w. Dabei ließ er sich auch von mir erzählen und fragte nach meinem Berufe, meiner Herkunft, auch wollte er meine Pläne und Zwecke wissen und meine ganze Lebensgeschichte. Daß ich ihm bereitwillig Auskunft gab, spricht für die Macht seiner Ueberredungskunst, denn es lag sonst nicht in meiner Natur, über meine Privatangelegenheiten mit Fremden zu reden. Einmal ließ ich etwas über Trigonometrie fallen, und er erkundigte sich nach der Bedeutung des langen Wortes, die ich ihm erklärte. Von da an nannte er mich nie mehr bei meinem Namen, sondern immer nur „Trigo“, und zwar mit so liebenswürdiger Vertraulichkeit, daß ich es ihm nicht verübeln konnte. Für seine Viehzucht war er riesig begeistert. Bei bloßer Erwähnung eines Ochsen oder einer Kuh strahlten seine Augen und gerieth er in einen unaufhaltsamen Redefluß, so lange ich ihm geduldig zuhörte. Er kannte und liebte eine jede Rasse und sprach in den zärtlichsten Ausdrücken von ihr. Sobald die Rede auf sein Rindvieh kam, ging ich stumm und verdrießlich neben ihm her, bis ich es nicht länger aushielt und das Gespräch auf irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand lenkte; dann leuchtete mein Auge auf und das seine wurde matt; seine Zunge stockte, meine wurde beweglich; ich freute mich meines Daseins, und er versank in Traurigkeit.

Eines Tages sagte er in etwas unsicherem und zögerndem Tone: „Würden Sie mir wohl den Gefallen thun, Trigo, einen Augenblick in meine Kajüte zu kommen? Es ist wegen einer Anlegenheit, die ich gerne mit Ihnen besprechen möchte.“

Ich erklärte mich sogleich bereit. Nachdem wir eingetreten waren, steckte er noch einmal den Kopf zur Thür hinaus und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um; dann drehte er den Schlüssel und wir nahmen auf dem Sopha Platz. „Ich möchte Ihnen einen kleinen Vorschlag machen,“ begann er; „wenn er Ihnen gefällt, können wir Beide unseren Vortheil dabei finden. Zum Spaß gehen Sie doch nicht nach Kalifornien — und ich auch nicht. Wir wollen Beide Geschäfte machen, was? Nun könnten wir einander recht nützlich sein, sofern es Ihnen paßt. Sehen Sie, ich habe viele Jahre lang gespart und zusammengeschachert und habe hier Alles bei mir.“ Er öffnete einen alten Lederkoffer, wühlte in einem Haufen schlechter Kleider und zog ein wohlgefülltes Beutelchen hervor, das er mich einen Augenblick sehen ließ, worauf er es wieder in der Tiefe des Koffers begrub und diesen zuschloß. „Die ganze Summe ist drinn,“ fuhr er in leisem Flüstern fort, „runde zehntausend Dollars in Goldfüchsen. Ich habe nun also gedacht: die Viehzucht verstehe ich so gut wie nur Einer, und in Kalifornien kann man einen Haufen Geld damit verdienen. Beim Landvermessen — das wissen wir Beide — fallen nun aber bald rechts, bald links kleine Dreiecke ab, die der Feldmesser gratis bekommt. Alles, was Sie nun zu thun hätten, wäre, die Sache so einzurichten, daß diese Dreiecke auf gutes, fettes Weideland fallen. Dies überlassen Sie dann mir, ich bringe mein Vieh da hin, und berechne Ihren Antheil sofort und zahle baar aus und . . .“

Es that mir leid, ihn mitten in seinem begeisterten Vorschlage zu unterbrechen, doch es ließ sich nicht ändern. „Das ist nicht meine Art, Geschäfte zu machen,“ sagte ich mit ernster Miene; „sprechen wir von was Anderem, Herr Backus.“

Beschämt und verwirrt stotterte er allerlei Entschuldigungen; es ging mir wirklich nahe, seine peinliche Verlegenheit zu sehen, zumal er keine Ahnung zu haben schien, daß in seinem Vorschlag etwas Anstößiges zu finden sei. Um ihn über seinen Mißgriff zu trösten, wußte ich kein besseres Mittel, als ihm so schnell wie möglich den Genuß einer Unter-

haltung über Rinderzucht und Viehhandel zu bereiten. Wir hielten gerade vor Acapulco, und als wir auf Deck kamen, waren die Matrosen damit beschäftigt, einige Kühe mit Schlingen an Bord zu ziehen. Im Nu hatte mein Freund seine schwermüthige Stimmung und Erinnerung an seinen mißlungenen Schachzug vergessen. „Nein, sehen Sie nur!“ rief er. „Du lieber Gott, was würden wir dazu in Ohio sagen, Trigo! Wie würden unsere Leute die Augen aufmachen, wenn sie die Art von Behandlung sähen — es ist nicht zu glauben.“

Alle Passagiere ergötzten sich an dem Schauspiel, sogar die Spieler. Backus kannte alle drei und hatte schon Jeden mit seinem Lieblingsthema gelangweilt. Im Fortgehen sah ich, wie einer der Spieler sich ihm näherte und ihn ansprach; diesem folgte der zweite und dann der dritte. Ich stand still, um zu sehen, was daraus werden würde. Bald waren die vier Männer in eifrigem Gespräch versunken, dann aber zog sich Backus von ihnen zurück, doch sie folgten ihm und wichen nicht von seiner Seite. Das war mir unbehaglich. Als sie gleich darauf an mir vorbeikamen, hörte ich, wie Backus in ärgerlichem Tone sagte: „Sie machen sich unnütze Mühe, meine Herren; ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon hundertemal sagte: ich kenne es nicht und will mich nicht darauf einlassen.“

Ich athmete erleichtert auf. Sein gesunder Sinn wird ihn bewahren, sagte ich mir. Während unserer vierzehntägigen Fahrt von Acapulco nach San Francisco sah ich die Spieler öfter eifrig mit Backus reden. Endlich konnte ich es mir nicht länger versagen, ihn gelegentlich im Gespräch zu warnen. Er lachte wohlgefällig.

„Freilich,“ sagte er, „sie bearbeiten mich schon die ganze Zeit, ich solle doch nur zum Spaß 'mal ein Spielchen mit ihnen machen, aber ich werde mich hüten. Die Meinigen haben mir — wer weiß wie oft — eingeschärft, mich vor derlei Pack in Acht zu nehmen.“

Die Reise ging weiter, und wir näherten uns San Francisco. Es war eine dunkle Sturmnacht, doch ging die See nicht sehr hoch. Ich brachte den Abend allein auf Deck zu und wollte mich gegen Zehn in meine Cajüte begeben, als ich aus der Spielerhöhle eine Gestalt auftauchen und im Finstern verschwinden sah. Ich erschrak, denn Niemand anderes war es als Backus. Ich eilte die Schiffstreppe hinunter und spähte überall nach ihm, konnte ihn aber nicht finden. Dann eilte ich wieder hinauf und kam gerade noch recht, um zu sehen, wie er in die Spielhölle schlüpfte. Hatte er sich doch verlocken lassen? Höchst wahrscheinlich. Vielleicht war er heruntergegangen, um seinen Beutel mit den Goldstücken zu holen. Voll schlimmer Ahnungen näherte ich mich der Thüre. Sie war nur angelehnt, und durch die Spalte sah ich mit Schmerzen meinen armen Freund, der am Spieltisch saß. Wie sehr bereute ich jetzt, nicht eifriger bemüht gewesen zu sein, ihn zu warnen und zu retten, statt mich immer in meine Bücher und Träumereien zu vertiefen!

Backus spielte nicht nur, er hatte auch bereits dem Sect so fleißig zugesprochen, daß er anfing ihm in den Kopf zu steigen. Laut verkündete er das Lob des Weines und meinte, so was Gutes sei ihm noch nicht über die Zunge gekommen, und er wolle weiter trinken, trotz aller Mäßigkeitsvereine. Ich sah, wie die Schurken verstohlen einander zulächelten; sie schenkten alle Gläser voll, aber indeß Backus das seine bis auf den Grund leerte, nippten sie nur und gossen den Wein heimlich über die Schulter. Mir war der Auftritt so widerlich, daß ich fort ging, mich durch den Anblick des Meeres und das Rauschen des Windes zu zerstreuen. Eine innere Unruhe trieb mich aber alle Viertelstunden wieder der Thürspalte zu, und jedesmal sah ich, wie Backus seinen Wein austrank und die Anderen ihn weggossen. In so peinlichen Gefühlen hatte ich noch niemals eine Nacht verlebt. Meine einzige Hoffnung war, daß wir recht bald vor Anker gehen würden, damit dem grausamen Spiel ein Ende gemacht wäre. Um den Lauf des Schiffes zu fördern, schickte ich manches Gebet gen Himmel, und als wir endlich mit vollen Segeln durch das „Goldene Thor“ einliefen, klopfte mein Herz freudig. Wieder eilte ich nach der Spalte und sah hinein. Ach — mein Hoffen war vergeblich gewesen! Backus saß da und lallte mit schwerer Zunge, seine schwimmenden Augen waren blutunterlaufen, sein dunkles Gesicht glühte und sein ganzer Körper wiegte sich trunken hin und her, mit der schwankenden Bewegung des Schiffes. Eben führte er wieder das Glas zum Munde, indeß die Karten ausgetheilt wurden. Als er seine Hand erhob, leuchteten seine verglasten Augen in hellem Scheine. Die Spieler sahen es und wechselten kaum merkliche Blicke des Einverständnisses. „Wie viele Karten?“

„Keine,“ erwiderte Backus. Einer der Schurken — Wiley mit Namen — warf eine Karte ab, die Anderen jeder drei. Dann fingen sie an zu bieten, anfangs nur kleine Summen, einen oder zwei Dollars, bis sich Backus auf zehn Dollars verstieg. Wiley zögerte einen Augenblick, dann bot er zehn Dollars darüber. Die beiden andern „paßten“ und legten die Karten hin. Backus bot zwanzig Dollars höher.

„Ich halte mit — hundert Dollars mehr!“ sagte Wiley lächelnd und streckte die Hand aus, um das Geld einzustreichen.

„Liegen lassen!“ rief Backus lallend.

„Was — Sie wollen höher bieten?“

„Gewiß will ich — ich halte mit, und hier sind noch hundert drüber.“ Er griff in seine Rocktasche und legte die Summe auf den Tisch.

„Oho, wollen Sie da hinaus? Dann sage ich fünfhundert an,“ schrie Wiley.

„Und ich biete fünfhundert mehr!“ rief der bethörte Viehzüchter, holte den Betrag heraus und thürmte ihn auf den Goldhaufen. Die drei Verschworenen konnte ihre Freude kaum mehr verbergen. Jetzt galt weder Schlauheit noch Verstellung länger, das Bieten ging Schlag auf Schlag und die goldene Pyramide wuchs. Endlich lagen zehntausend Dollars beisammen. Wiley warf einen Beutel voll Gold auf den Tisch.

„Fünftausend Dollars drüber! Nun, meine liebe Unschuld vom Lande, wie steht es jetzt?“

„Aufdecken!“ rief Backus und legte seinen Goldsack auf den Haufen. „Worauf haben Sie geboten?“

„Vier Könige, Sie Narr!“ antwortete Wiley lachend und wies ihm die Karten, während er zugleich mit beiden Armen den Einsatz schützte.

„Vier Asse, Sie Dummkopf!“ schrie Backus mit Donnerstimme und hielt ihm einen gespannten Revolver vor. „Ich bin selbst ein Spieler von Profession und habe die ganze Reise über Sprenkel gestellt, um Gimpel für Euch zu fangen.“

Kladderadatsch! Der Anker sank in den Grund und die lange Reise war zu Ende. Ja, ja, wir leben in einer argen Welt! Einer von den Spielern war Backus' Spießgeselle. Er hatte die verhängnißvollen Karten auszutheilen, und es war verabredet worden, er solle Backus vier Damen geben, aber ach! das hatte er eben nicht gethan!

— — — Eine Woche später traf ich auf der Straße Backus, der nach der neusten Mode gekleidet war. „Was ich Ihnen noch sagen wollte,“ fügte er bei, als wir uns verabschiedeten, „die fetten Weideplätze — die Dreiecke, wissen Sie — von denen wir sprachen, darüber brauchen Sie sich keine Gedanken mehr zu machen. Ich verstehe eigentlich nicht mehr von Viehzucht, als was ich in den letzten vierzehn Tagen vor der Abreise aufgeschnappt habe. Meine Schwärmerei für Rindvieh hat ihren Zweck erfüllt — jetzt brauch' ich sie nicht mehr.“

Aus der Hauptstadt.

Vasallen.

„In ihren Versammlungen lassen die Kerls mich immer hochleben, nachher aber thun sie doch, was sie wollen,“ meinte Wilhelm II. ärgerlich, als letzthin seine Umgebung das Gespräch auf den nun geächteten Bund der Landwirthe brachte. Auch die ernsten Ereignisse der letzten Wochen haben den Monarchen nicht abgebracht von der roman-

tischen Ueberzeugung, daß die Männer der preußischen Landwirthschaft sammt und sonders seine Vasallen und Lehnsleute und deßhalb von Geburt an dazu bestimmt seien, ihm unter allen Umständen treue Heeresfolge zu leisten. Ihre starre Opposition in der Kanalfrage deucht dem Kaiser etwas Schlimmeres als bloße Fronde; sie ist ihm Rebellion, Ausbruch des Bauernkrieges. Daß er sich auf seine wahrlich nicht verhätschelten Agrarier in Sturm und Noth unbedingt verlassen könne, und mehr noch, daß sie auch in nebensächlichen Fragen der inneren Politik mit ihrem Markgrafen durch Dick und Dünn gehen würden, das stand bei dem Herrscher bisher unerschütterlich fest. In den verflossenen Tagen der Brettinherrlichkeit, des einzigen Mannes, der dem Bismarckcommerse als Ehrengast beiwohnte und jetzt den Gau des Sauerkrautes milde regiert, in jener rosenrothen Zeit hielt der Redeminister dem kaiserlichen Herrn einmal pflichtgemäß seinen üblichen Vortrag über die gemeingefährlichen Bestrebungen der Landwirthe. Majestät war just bei sehr guter Laune, und er wandte sich an den aufmerksam zuhörenden Köller mit den huldvollen Worten: „Da sehen Sie, wie Ihre Agrarier sind.“ Köller benutzte die günstige Gelegenheit, dem freundlichen Staatssekretär eins auszuwischen, mit besonderem Eifer: „Und wenn's zum Klappen kommt, Majestät,“ sagte er, „dann sind diese meine Agrarier doch die Einzigen, auf die Sie sich unbedingt verlassen können.“ — „Ja,“ entgegnete der Monarch ganz erstaunt, „wenn das nicht einmal der Fall wäre!“

Der jauchzende Freisinn, der seine Zeit gekommen wähnt und sich nun gar keine Mühe mehr giebt, den politisch Ehrbaren zu spielen, die liberale Presse irrt schwer, wenn sie jetzt ernsthaft auf den sagenhaft gewordenen Systemwechsel rechnet. Sie mag ihre Leute nach oben hin noch so aufdringlich, im waschechten Mühlendamm-Stil, empfehlen, mag noch so vieldeutig betonen, daß einem Rickert, einem Barth, einem Pachnicke keine, aber auch keine einzige Ministerqualität abgehe — dieser Liebe Mühe ist doch umsonst. Unter'm directen Einfluß des Kaisers, dessen Erbitterung selbst Hans v. Miquel nicht zu mildern wagte, hat das Ministerium allerdings beschlossen, den Kampf gegen den Bund der Landwirthe, die Seele der Canaloppositon, aufzunehmen. Man hat ungemein energische Beschlüsse gefaßt, die möglicherweise sogar zu Thaten werden können. Aber der Feldzug, den man plant, ist kein Eroberungs- und Vernichtungskrieg. Man will nur aufsässigen Unterthanen einen gehörigen Denkzettel verabreichen und ihnen zeigen, wer der Herr im Hause ist. Sobald sie dann geziemend zu Kreuze gekrochen sind, ist Alles wieder gut.

Gewiß, man rüstet mit Macht gegen den Bund. An alle Landräthe und höhere Verwaltungsbeamte, die ihm angehören, ist die mündliche Weisung ergangen, aus der verhexten Agrariergemeinschaft auszutreten. Ausdrücklich ward dabei auf bevorstehende Neuwahlen hingewiesen. Am liebsten hätte man das Abgeordnetenhaus so nach etwa zwei, drei Monaten aufgelöst, ohne die Störrigen nochmals mit dem Mittellandcanal zu befassen. Die Besorgniß aber, dadurch den Eindruck der Confusion und Willkür hervorzurufen, veränderte den Schlachtplan. Ehe sein Todesurtheil ergeht, muß der preußische Conservatismus zum fünften Male die Canalgötter im Feuer verbrennen. Daß es auch diese Todsünde auf sein Haupt laden wird, daran zweifelt heute selbst der am wenigsten intelligente königlich preußische Staatsmann nicht mehr. Die Maßregelung der 22, die man erst schuldig werden und dann der Pein überließ, hat die Reihen der Opposition eisern zusammengeschweißt; selten ist eine niedliche kleine Revanche gleichzeitig ein so böser politischer Fehler gewesen. Wenn der hingesunkene v. d. Recke v. d. Horst seine Beamten früher zu sich entboten hätte, und zwar in der Heimlichkeit der Nacht, vielleicht wäre mancher Saul dann als Paul in sein schlichtes Hôtelzimmerchen zurückgekehrt. Nicht alle Leute sind wie der eherne v. Jagow, der eine unerhört glänzende Carrière in die Schanze schlug, um seiner Ueberzeugung willen, aber ein Umfallen in der letzten Minute, im grellen, beschämenden Licht der Oeffentlichkeit, das vermögen sich doch nur besonders geartete Charaktere oder Nichtcharaktere zu leisten.

Die Regierung rechnet mit Sicherheit auf den Sieg. Sie rechnet auf eine Spaltung der conservativen Partei. Nie war Renée, der Vertrauensmann und Berichterstatter des ragenden Bureaus, thätiger als in diesen Tagen; nie klopfte der politische Rechercheur der jüdischen Kreuzzeitung häufiger an die Thür des Herrn v. Manteuffel. Doch wie in so vielen Dingen, möchte die Regierung auch in ihrer allerneuesten Hoffnung täuschen. Immer stärkerer Unwille grollt durch die conservativen Reihen und richtet sich gegen den heute noch officiellen Führer, der durch seine Intimität mit dem übel berufenen Leipziger Blatte die ganze Partei rettungslos discreditirt. Und der befremdliche Mißerfolg, den man bei der letzten Reichstagswahl im agrarischen Kreise Rastenburg-Gardauen mit einer hochofficiellen Candidatur einheimste, sollte die siegesfrohen Gouvernementalen bedenklich machen. Der Verwaltungsapparat wird vielerorts versagen, wenn Wahlen gegen den Bund gemacht werden sollen. Bereits jetzt hat die Regierung auf ihre vertraulichen Aufforderungen zum Austritt von zahlreichen Landräthen Antworten erhalten, die weder Hörner noch Zähne haben und die sich die Excellenzen kaum hinter den Spiegel stecken werden. Maßregelt man alle Renitenten, so muß man die Neuwahl mit lauter Neulingen durchführen, die die schwierige Technik natürlich noch nicht heraushaben und durch täppische Beeinflussungsversuche einen einzigen Schrei der Wut auslösen werden. Und wie will man denen in's Herz schauen, die sich der Sache wegen entschließen, auf ihrem Posten auszuharren und ganz insgeheim einer übel berathenen Regierung Vernunft beizubringen?

Der Stern der Stunde lacht den Agrariern. Sie dürfen, da der Freisinn um so mehr quantité négligeable bleibt, je würdeloser er sich jetzt benimmt, auf einen leichten und dennoch imponirenden Wahlsieg rechnen. Dieser Wahlsieg aber wäre ein Glück für die Regierung, trotz alledem. Es ist wahr, er würde das Selbstbewußtsein der Sieger wesentlich erhöhen, würde auch den Bund an sich stärken, da durch den Wahlkampf Bewegung in die Reihen auch der schlaffen und trägen Mitglieder kommt und neue Bauernmassen herangezogen werden. Dennoch hätte die Regierung des Fürsten Hohenlohe alle Ursache, einen solchen Ausgang ihres kühnen Zuges nach Syrakus herbeizuwünschen. Gelingt es ihr nämlich wider alles Erwarten, die agrarische Bewegung, wie sie jetzt ist, niederzuschlagen, so springt unverzüglich hinter den Gemäßigten, den Wangenheim, Rösicke und Lucke die radicale Bauernpartei empor. Noch halten die vorsichtigen, ruhigen Elemente die Zügel in fester Hand. Unter der Decke aber gährt es und brodelt. Wie in jeder großen politisch-wirthschaftlichen Vereinigung ringen auch hier feindliche Mächte miteinander, und längst ist eine Gruppe der scharfen Tonart an der Arbeit. Sie wurde nach dem Jahre 1893 mühsam zurückgedrängt; sie würde zum Siege gelangen, sobald eine große Wahlniederlage des Bundes die ruhigen Führer von heut entmuthigt und zur Abdankung veranlaßt.

Ganz offenbar hat sich das Ministerium diese Kehrseite der Medaille nicht klar gemacht. In hastigem Fiebereifer bemüht, einen Befehl des tief gekränkten Herrschers mit fliegender Eile auszuführen, will die Regierung einen Schlag wagen, der sie so wie so vernichten muß. Bisher hat die agrarische Gruppe bedingungslos alle Forderungen bewilligt, die Wilhelm II. zur Verstärkung der deutschen Waffenmacht stellte. Es ist ihr nie beigekommen, Schacherhandel nach der freilich zweck- und ergebnißlosen Methode Lieber zu treiben; kein Staatsbedürfniß ist von ihr unbeachtet gelassen worden, und die kaiserlichen Flottenpläne finden hier fast sentimentale Förderung. Nun aber erklingen bereits Stimmen, die einer Budgetsverweigerung das Wort reden. Und das Beispiel der radical-demokratischen Bauernvereine in Süddeutschland, die für neue Soldaten und neue Schiffe keinen Groschen mehr hergeben, zeigt deutlich, wie die Dinge sich in Norddeutschland entwickeln können. Fällt das preußische Bauernvolk von Regierung und Krone ab, dann ist der letzte Tag gekommen.

Realpolitiker werden dem Bunde der Landwirthe vor Allem einen

Vorwurf zu machen haben: daß er sich sechs Jahre lang immer von Neuem hat vertrösten und an der Nase herumziehen lassen, daß er jeder neuen Regierung mit immer neuem Vertrauen entgegentrat, so oft er darin auch getäuscht wurde. Mit Versprechungen und Drohungen hat man ihn hingehalten, und vielleicht war nur die Hohenlohe'sche Ungeschicklichkeit daran Schuld, daß das letzte Versprechen und die letzte Drohung nicht mehr verfing. „Die Herren werden es bei dem nächsten Handelsvertrage zu spüren kriegen, wenn sie den Canal ablehnen." Das war freilich allzu starker Tabak. Eine derartige, in ihrer Plumpheit nur mit den gleichzeitigen und späteren Regierungs-Maßnahmen in derselben Frage zu vergleichende Attacke mußte gährend Drachengift selbst in die frömmsten Gemüther gießen. Nach Tische las man die Hohenlohe'sche Erklärung denn auch anders, doch die Kugel war bereits aus dem Laufe. Das traurige Schicksal des Canales hat einzig und allein die unbegreiflich ungeschickte Politik des Ministeriums verschuldet. Mit einem bißchen Diplomatie hätte man den verfahrenen Karren noch aus dem Sumpfe herausziehen können. Welche Kunst haben die Conservativen während der vergangenen Monate nicht im Bau goldener Brücken bewiesen! Doch auf der anderen Seite trug man Scheuklappen.

Nun ist der Kampf da, ein verhängnißvoller Kampf, wenn Wilhelm II. ihn nicht als Manöverübung betrachtet und rechtzeitig abbricht. So begreiflich seine Erregung ist, und so tief die Niederlage ihn verwunden muß, so wünschenswerth wäre es doch, daß sein gerechter Zorn sich auf die Häupter der eigentlich Schuldigen entlädt. Sein Ministerium war es, das ihn nach Dortmund gehen ließ; sein Ministerium gab es zu, daß sich der König mit solchem Feuer und Nachdruck für eine Vorlage einsetzte, von der es pflichtgemäß wissen mußte, daß keine sichere Mehrheit im Landtage dafür vorhanden war. Ohne Zweifel, Ansehen und Autorität der Krone haben durch die jammervoll verunglückte Canalcampagne Schaden gelitten. Nun aber ist es wichtige und vornehmste Aufgabe aller Betheiligten, den Schaden nach Möglichkeit zu repariren, statt ihn in's Endlose zu vergrößern. Die Gefahr liegt vor und ist dringend. Tritt die Krone selbst ein in den Kampf gegen eine Interessengruppe, deren unwandelbare Königstreue und Vaterlandsliebe die Jahrhunderte bestätigt haben, dann kann ihre Liebe zum Herrscherhause nicht unversehrt aus dem erbitterten Ringen hervorgehen. Was das für Preußen und Deutschland besagen will, weiß Jeder, der Gelegenheit hatte, freimüthige Gespräche in Casinos verschiedener Art mit anzuhören. Um Alles in der Welt — wenn dort schon so gesprochen wird, dann darf kein Pfennig mehr vergeudet werden aus dem Schatz monarchischen Empfindens, der fast noch unberührt in dem Herzen unseres Bauernvolkes ruht.

Wilhelm II. muß sich dazu entschließen, den Volksschichten, die von Alters her mit treuer Liebe an seinem Hause hängen, unbedingt dieselben verfassungsmäßigen Rechte einzuräumen wie denjenigen Kreisen, die das Königthum bisher immer nur gezwungen duldeten. Die Landbevölkerung und ihre Vertreter haben nicht die Pflicht, unbedingt für jede Regierungsvorlage einzutreten; sie müssen sie vielmehr pflichtgemäß darauf prüfen, ob sie dem flachen Lande auch von Nutzen ist oder ob sie den Kern des monarchischen Staates, den bäuerlichen Mittelstand, in seinen Grundfesten angreift. Der Herrscher rief dem Grafen Dönhoff, der für die Handelsverträge gestimmt hatte: „Recht wie ein preußischer Edelmann gehandelt!" lobend zu; wir Anderen aber glauben, daß die Gegner der Handelsverträge in noch höherem Grade ihrem preußischen Edelmannthum Ehre machten. Die Bedeutung des Kampfes um den Canal, sowohl für unsere innere Geschichte wie für die Entwickelung Wilhelm's II. liegt darin, daß sie die Landstände endgiltig den städtischen Politikern an Rechten gleich stellt und die poetische, aber am Ende des Jahrhunderts unhaltbare Legende vom Vasallenthum zerstört.

Caliban.

Rückblick auf die Sommerausstellungen.

Die nach Pariser Muster, nur mit weniger Geist und Geschmack, gefertigte „Revue", die unter dem Titel „Berlin lacht" den ganzen Sommer über im Metropol-Theater aufgeführt wurde und auch jetzt noch aufgeführt wird, berücksichtigt auch unsere beiden großen Kunstausstellungen am Lehrter Bahnhof und in der Kantstraße. Beide werden durch phantastisch gekleidete Mädchen dargestellt. An der „ganz Großen" nestelt und tupft und deutelt der „compère" der „Revue" herum. „Ja — aber wo sind denn eigentlich die Bilder?" fragt er zuletzt. „Die Bilder?" antwortet die „commère", „ja, die befinden sich mehr im Hintergrunde!" Wuppdich — dreht sich das Mädchen um und unter ihrem Rücken baumelt in der That ein kleines Landschaftsbild. Geschmackvoll ist der Witz nicht, aber er ist treffend. Das beweist schon das Jauchzen des Publicums. Desselben Publicums, das, wie die Geschäftsleitung der Ausstellung mit hohem Stolz immer wieder verkündet, zu so und so viel Tausenden hinauspilgert. Um die „Kunst" dort zu studiren? Bewahre! Man mache einmal die Probe auf das Exempel: Wenn das Dreher'sche Bier und das Tamtam der Militärmusik fehlte — wie stark würde die Zahl jener Tausende und Abertausende zusammenschmelzen. Man bilde sich doch nur nichts ein auf diesen Besuch. Weder für den Kunstgeschmack unseres Publicums, noch für die Werthschätzung der Ausstellung ist er maßgebend. Freilich dieses Mal wird es dem Publicum kaum verübelt werden können, wenn es den zahllosen Sälen des Ausstellungspalastes selbst nur eine knappe Anstandsvisite macht und dann hinauseilt. Ich brauche nicht den Beweis dafür zu liefern, daß die diesjährige Ausstellung einfach schlecht ausgefallen ist, wenn man das Verhältniß des Werthvolleren und Besseren zu der ungeheuren Masse des Mittelmäßigen und eben Schlechten, des wirklich Künstlerischen zur simplen Marktwaare in's Auge faßt. Vielleicht der achte Theil des Vorhandenen hätte eine sehenswerthe Ausstellung abgegeben, wenn auch lange keine Aufsehen erregende. Nun aber wird das wenige Gute durch das Uebrige völlig erdrückt. Wie gesagt, das kann als Axiom gelten. Und das Publicum — wem gelten seine Anstandsvisiten in Sonderheit? Wie oft habe ich in den letzten Wochen, wenn ich im Gespräche dieses und jenes Bild aus der Masse hervorhob, immer wieder gehört: „wo? was? — Das haben wir ja gar nicht gesehen!" Jawohl — vor Rochegrosse's greulicher Allegorie „Jagd nach dem Glücke", vor Max Rabes Illustrationen zur Palästinafahrt des Kaisers, vor allerlei Anekdotischem und Romantischem, allenfalls noch vor Kossak's „Reiterattacke bei Zorndorf" und Chokichi Suzuki's „Jagdfalken" stand man länger. Sehr lehrreich wäre auch ein Blick in die Verzeichnisse der verkauften Werke. Doch wir wollen ihn lieber nicht thun.

Ob's symptomatisch ist, daß es heuer so gar lange mit der Medaillen-Vertheilung dauerte? Konnte man nicht so leicht schlüssig werden, obschon doch die bösen Herren von der Opposition und Secession von der Jury ausgeschlossen waren? Wie dem auch sei — recht gemacht hat man es schließlich wieder wohl den Allerwenigsten, die Medaillenempfänger natürlich ausgenommen.

Es erhielten die große goldene Medaille: der Maler Professor Joseph Scheurenberg-Charlottenburg und der Kupferstecher Professor Hans Meyer-Berlin; die kleine goldene Medaille: der Maler Friedrich v. Schennis-Berlin, der Bildhauer L. Tuaillon-Rom, die Architekten Vollmer und Jassoy-Berlin, der Maler Julius Schmid-Wien, der Maler Gonzalo Bilbao-Sevilla, der Illustrator Hermann Vogel-Loschwitz, der Maler Adalbert Ritter v. Kossak-Berlin, der Maler Julius Wentscher-Berlin, der Maler Isidor Kaufmann-Wien. Vier von diesen Medaillen sind auf Collectiv-Ausstellungen entfallen. Scheurenberg erhielt sie wohl in erster Linie für seine langjährige ersprießliche Lehrthätigkeit. Sieht man sich seine Ausstellung an, so zeigt sich so deutlich ein Wandel in seiner künstlerischen Ausdrucksweise, daß man sich fragen darf, welcher seiner beiden Richtungen die Medaille zuerkannt worden ist? Auch bei Hans Meyer liegt die Frage nahe — ist der Graphiker oder der Maler also geehrt worden? Daß Tuaillon eine Medaille davontragen würde, lag so zu sagen in der Luft. Sie wird ihm gewiß gegönnt von Vielen, wie auch dem liebenswürdigen, gemüthreichen Zeichner Vogel-Plauen die seinige. Die Baukünstler Vollmer und Jassoy, die zusammen eine Medaille erhielten, haben sich in der modernen Kirchenbaukunst einen ansehnlichen Platz errungen. Es sei nur auf die Kaiser-Friedrich-Gedächtnißkirche und auf die Charlottenburger Trinitatiskirche hingewiesen. In Bezug auf die auswärtigen Künstler mag man dieses Mal besonders in Verlegenheit gewesen sein: die Hervorragenderen, die sich an der Ausstellung betheiligt haben, sind ja schon meistens ausgezeichnet worden. Freilich von Lavary, der eines der höchststehenden Frauenbildnisse geliefert hat, weiß ich das nicht. Hat er noch keine Medaille — dieses Bildniß wäre doch wohl einer Auszeichnung werth gewesen . . .

Doch kehren wir in's Metropol-Theater zurück. Da steht ja noch eine junge Schöne auf der Bühne: die „Secession", in einem liliengeschmückten durchsichtigen Gewande im Stil der „Jugend", wie letzthin zu sagen unser Publicum angenommen hat. „Was ist denn das?" fragt der „compère". „Das? Das ist die junge Secession!" — „Weiß schon, weiß schon, die den Conflict mit Menzel hat." Der Text ist schon seit einem Vierteljahr nicht mehr zutreffend, denn der Conflict ist ja beigelegt. Aber wiederum scheint mir die Bemerkung bedeutsam. Nämlich, indem so auf das Element des Sensationellen angespielt wird, in

dessen Zeichen die Ausstellung in der Kantstraße stand. Ich sage „stand", denn thatsächlich hat man sich sehr bald beruhigt. Sie ist in der ersten Zeit sehr viel, zu viel gelobt worden, sie ist sehr viel besucht worden, auch in der ersten Zeit, und ihre Eröffnung war ein „Ereigniß" für die kunstfreudigen und sensationslustigen Bewohner von „Berlin W." Daß Berlin nach all' den anderen Kunstcentren als letztes mit einer „Secession" hervortrat, ist weiter nicht verwunderlich, denn wir hinken hier ja in Kunstdingen ein wenig nach. Die Gründe für ihre Entstehung sind aber doch wohl zumeist nur mehr äußerlicher Art gewesen; eine innere Nothwendigkeit lag nicht mehr vor. Auch früher waren ihre Mitglieder beim Lehrter Bahnhof stets in erster Reihe anzutreffen und die great attraction. Der Kampf der „Alten" und „Jungen" hat ja schon ausgetobt. Der Verein der „IX", der vor 7—8 Jahren unter Liebermann's Führung zusammentrat, und der einige Jahre jüngere „Westclub" — das waren unsere eigentlichen „Secessionisten". Ihre Ausstellungen sind schon längst kein vielumstrittenes Sensations-Ereigniß mehr und die vornehmsten Mitglieder beider Vereine haben sich im Ausstellungspalast und in der Akademie große und kleine Medaillen und tönende Titel geholt. Also: „wozu der Lärm?" Denn Lärm gab's genug in der allendlichen Geburtsstunde unserer „Secession". Doch will's mir stets scheinen, als wäre der Kampf zuletzt nur noch einer der Personen und nicht um die Sache gewesen. Doch dem sei, wie da wolle. Genug — auch Berlin erhielt seine „Secession". Was hat sie mit ihrer ersten Ausstellung geleistet? Begrüßt wurde sie wie etwa eine sensationelle Première in einem unserer literarischen Theater. Das Drum und Dran sicherte ihr von vornherein einen großen Erfolg bei unserem Premièrenpublicum. Daß man in kaum drei Monaten eine eigene Ausstellung im eigenen Hause aus dem Boden stampfte, das trug mit dazu bei, daß zunächst ein Gefühl angenehmer Ueberraschung aufkam. Und — was nicht zu vergessen — die Ausstellung am Lehrter Bahnhof diente der an der Kantstraße in der That als eine sehr wirksame Folie. So erklärt sich denn wohl eine gewisse Ueberschätzung, die man ihr in der ersten Zeit, wo zudem Alles sich hindrängte, entgegenbrachte. Und ich stehe nicht an, zu erklären, daß so oder so die allermeisten Kunstwerke irgend ein Interesse darboten. Aber wenn man wieder und wieder hinging und die Ausstellung als Ganzes auf sich wirken ließ und im Einzelnen näher zuschaute, dann blieb von dem Sensations-Erfolg schließlich eigentlich nur noch die Sensation übrig. Vor Allem ist der Zweck „von dem heutigen Stande der deutschen Kunst" ein richtiges Bild zu geben, wie man wollte, nicht erreicht. Dazu sind denn doch zu viel Lücken vorhanden, sind andere Künstler nicht charakteristisch genug vertreten. Man höre nur herum in den linksstehenden Künstlerkreisen: gerade dort wird über die eigene Ausstellung das härteste Urtheil gefällt. Auch dort schon Klagen über Zurücksetzung, Nichtzulassung, die Unmöglichkeit, nicht etwa „ein" Bild, sondern „das" Bild vorzuführen, worauf es dem Künstler am meisten ankam. Und im Schooße der „Secession" träumt man schon von „Secessiönchen". Das schöne Liebermann'sche Wort aber: „durch das, was wir nicht bringen, wird sich unsere Ausstellung von den sonst üblichen unterscheiden", erhält so eine Nebenbedeutung, die sie gerade von den „sonst" üblichen" nicht mehr unterscheidbar macht. Bezeichnend erscheint mir auch, daß von Allem, was gebracht wurde, schließlich Böcklin, Leibl und Menzel immer wieder als Haupttrumpf ausgespielt wurden — drei Namen, die über allem Kampfgetriebe und allen Secessionsbestrebungen stehen. Im Uebrigen sind Karlsruhe, die Worpsweder und auch Dresden recht dürftig aufgetreten und bei den Berlinern und Münchenern — wie viel Neues gab es denn zu sehen? Und wie viel neuen Namen überhaupt begegnete man, wo man denn doch glauben sollte, daß das „Bahn frei!" sie in Schaaren herbeiziehen würde? Ich besinne mich im Augenblick nur auf Klein, Erich Hancke, etwa noch Emil Pottner.

Jedoch — es sei zugegeben, daß aller Anfang schwer ist. Warten wir die nächste Ausstellung ab. Vielleicht liefert die uns den Beweis der inneren Nothwendigkeit und Daseinsberechtigung, den die heurige uns doch wohl noch schuldig geblieben ist. An dem Kunstwerth der einzelnen Werke wird dadurch nichts geändert. Aber man erinnere sich nur des gewaltigen künstlerischen Erfolges der ersten Münchener Secessions-Ausstellung, oder, um ein Beispiel aus jüngster Zeit heranzuziehen, des Eindrucks, den die Wiener „Secessions"-Ausstellung machte — und man wird verstehen, was ich meine ... Daß etwa ein Drittel der verkäuflichen Sachen verkauft worden ist, will weiter nichts sagen.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

„Die Genossin." Schauspiel von A. W. Pinero (Lessingtheater). — „Neigung". Schauspiel von J. J. David (Lessingtheater). — „Taub". Schauspiel von Walter Bloem (Kgl. Schauspielhaus).

Noch ehe die übrigen Bühnen ihren Winterfeldzug begonnen, hat es das leichtsinnig früh eröffnete Lessingtheater fertig gebracht, nacheinander mit drei abendfüllenden Novitäten durchzufallen. Der Dritte im Bunde mit Sven Lange und L'Arronge jun. ist der Londoner Bühnenschreiber Pinero, der von den kundigen Leuten unserer Kritik als Englands erster zeitgenössischer Dramatiker gefeiert wird. Wir haben seine Kunst schon früher („Die Zweite Frau") genossen, doch ist diesmal nicht wieder Blumenthal, der bekanntlich kein Wort englisch versteht, der ballhornende Uebersetzer, sondern sein ehemaliger Oberregisseur Hans Meery, dessen „freie" Bearbeitung schon darum verdienstlich ist, weil sie das Originalwerk „The notorious Mrs. Ebbsmith" vorweg um zwei Acte und damit unsere Langeweile um eine Stunde verkürzt. Doch bleibt des Trivialen, Verschrobenen, Oeden und Aergerlichen noch genug übrig. Auch hier mischt Pinero wieder ein Ragout aus anderer Schmaus, fast alles Ingredienzien aus der bewährten französischen Küche Sardou-Dumas-Meilhac, dann noch etwas scharfgepfefferte Worcestersauce zum Aufffrischen darüber, „und man servirt", wie es bei Goussé und Desbarats heißt. Nicht zu vergessen die plumpe Sensation des „Schlüsselstückes", wo irgend eine cause célèbre in durchsichtiger Umhüllung auf die Bühne gezerrt wird. Wenn wir sagen, daß die Heldin die Tochter eines socialdemokratischen Agitators ist, die in ihres Vaters Fußstapfen tritt und für die Verbesserung des Looses der Enterbten Reden hält, nebenher aber mit einem vermeintlich gleichgesinnten, liederlichen und schon beweibten Genossen in wilder Ehe lebt, so wissen wir Alle, daß damit roh auf die unglückliche Tochter von Karl Marx, die starkgeistige Eleanor Aveling, angespielt wird. Die weiteren Motive werden dann verändert, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge nicht allzu handgreiflich zu machen. Agnes Ebbsmith hat als Krankenpflegerin einem jungen Engländer, Charles Cleeve, der seiner Frau durchgegangen und in Florenz erkrankt ist, das Leben gerettet. In Venedig — o Frou-Frou! — treffen wir das liebende Pärchen wieder. Aber Agnes ist keine leichtsinnige Puppe wie Meilhac's vielbeweinte Pariserin, sondern eine ideale Geliebte, die ihr Verhältniß vor der „niedrigen Leidenschaft" bewahren will. Damit ist ihr Charley, der bald revolutionäre Brandschriften verübt, bald lyrische Gedichte begeht, allerdings nicht einverstanden, aber er denkt: was nicht ist, kann noch werden. Nun tritt aber der Charakterspieler auf, der gräßliche Herr Adolph Klein als Haase-Imitator: ein alter Familiendiplomat in angeblicher Disraeli-Maske, hüstelnd, gichtisch und ausgemergelt, von überaus vornehmen Manieren, auch gutmüthig, aber mit den cynischen Manieren und dem Lächeln des Lüstlings. Dieser Herzog von St. Olpherts erscheint also in Venedig, denn die Frau und die Verwandten Charley's machen unbegreifliche Anstrengungen, um diesen von der Genossin loszueisen. In einer Capitalscene, der bloß die tremolirende Orchesterbegleitung des Pariser Melodramas fehlt, erzählt der noble Herzog der armen Agnes, weß Geistes Kind der saubere Herr Neffe ist, und als sie ihm entgegnet, Little-Charley werde sie nie verlassen, da meint der alte Cyniker: „Wenn Sie ihn als Weib nicht fesseln, als Missionarin (?) nimmermehr!" Ein Wink mit dem Scheunenthor. Die Verächterin aller niedrigen Leidenschaften, das bisherige Mannweib, weiß sofort Rath und wird nun Charley's Geliebte — voll und ganz. Im letzten Acte zeigt es sich, daß das Opfer vergeblich war. Charley hat kein Kleingeld mehr, muß sich also, zum Scheine mindestens, mit seiner Frau aussöhnen. Entrüstet weist Agnes seinen und seiner zärtlichen Verwandten wohlgemeinten Vorschlag eines dreieckigen Verhältnisses zurück, und da sie einsieht, daß alle ihre emancipirten Theorien an ihr selbst zu Schanden geworden sind, so wird sie eine fromme Betschwester und findet als solche ein Asyl bei einer Pastorsschwester, die der büßenden Magdalena die Arme öffnet. Gott sei Dank, die englische Scheinheiligkeit ist gerettet! Aber was geht uns die ganze Geschichte an?

Und auch der vierte und letzte Streich des Lessingtheaters ging daneben. Und doch ist David nicht der Erstbeste, sondern ein eigengeartetes, entschiedenes Talent. In seinen Gedichten sind ein paar Verse, die den Schmerz über die Noth seiner elenden Jugend ausströmen, von ergreifender Schönheit; ebenso enthalten seine Novellen, die sich nur anfangs stark an Conrad Ferdinand Meyer's Manier anlehnen, manches Gute. Ob er ein Dramatiker ist? Das von ihm zuerst in Berlin aufgeführte Schauspiel „Hagar's Sohn" operirte zu viel mit novellistischen Zügen und psychologischen Subtilitäten, um sich halten zu können, und auch „Neigung" spricht nur von einer wesentlich epischen Begabung. Obwohl sich David inzwischen wieder gehäutet hat. Nach Meyer ist nun Ibsen sein Vorbild, doch verschmäht er auch die theatralischen Drucker unserer Tantièmenschreiber nicht mehr. So verführerisch wirkt also der Bühnenzauber auch auf ein ehrliches, herbes, strenges Talent! Wir sehen hier einen gutmüthigen Erfinder und phantastischen Egoisten, dem Hjalmar Ekdal nachempfunden, daneben seine seelisch verkümmerte Frau und eine verlotterte Bettelwirthschaft, alles frei nach Ibsen. Dann aber die Drucker und Schlager. Der Projectenmacher, im sicheren Glauben, einen Geldmann gefunden zu haben, veruntreut als Cassirer Gelder, wird vom Gewissen gefoltert und stürzt sich zum Fenster hinaus. Der letzte Aufzug ist dann wieder der schlechte Schlußact von Björnson's „Fallissement" oder das Schlußcapitel eines Romans der Marlitt oder Hillern, denn die „schöne Leserin" will doch wissen, was aus den übrigen Figuren wird. Also die Familie in Schwarz: der Sohn verläßt um seiner Beamtencarrière willen das compromittirliche Milieu, die Jüngste wird einstweilen Confectionöse, und die Aeltere heirathet einen biederen Lehrer und folgt so ihrer Neigung. Daher der Titel. Anerkennung verdient, daß David das Tendenziöse seines Stoffes nur mit Maß andeutet, dann die hübsche Steigerung bis zur entsetzlichen Katastrophe, vor Allem die ansprechende Darstellung des Kleinlebens der den mittleren Classen angehörigen Wiener Beamtenfamilien. Zumal die Mutter, diese Ehemär-

tyrerin, ist fein gezeichnet. Als ihre Tochter ihr jubelnd mittheilt, sie habe sich mit einem braven und geliebten Manne verlobt, da stellt ihr die vergrämte Frau das Bild ihrer eigenen trostlosen Ehe und Zukunft entgegen, denn auch sie hat einen armen Mann geheirathet; für sich erwartet sie längst nichts mehr, aber auch für ihr Kind wagt sie nichts zu hoffen. Der verzweifelte Schrei nach Geld, der durch das ganze Stück geht, hat etwas Ermüdendes und Niederdrückendes.

Ueber das patriotische Drama des Wupperthaler Rechtsanwalts ist platterdings nichts zu sagen, als daß die vaterländische Gesinnung tadellos ist. Wieder ein Hohenzollerndrama, nur daß statt Friedrich Wilhelm III. der wackere alte Blücher, sein Feldmarschall, auftritt und die gut preußische Hurrahstimmung weckt. Im Uebrigen wird der neue Concurrent Josef Lauff's vielleicht diesem, ganz gewiß aber nicht Wildenbruch gefährlich werden, so gut er ihm auch die opernhaften Tableaux, die kindliche Motivirung, die überraschenden Knalleffecte, die hochpathetische Sprache und die verwickelte Handlung abgelernt hat. Nicht weniger als drei sehr uninteressante Liebesaffairen umranken das historisch verbürgte Gerüst von Blücher's Rheinübergang bei Caub, wobei freilich unserem Dramatiker ein kleiner Schnitzer passirt. Russen waren es, die bei scharfem Frost eine Schiffbrücke nach dem Inselchen der altersgrauen Pfalz hinüberschlugen, und erst um Mitternacht brachen die jenseits gelandeten brandenburgischen Füsiliere das anbefohlene Schweigen. Ihr jubelndes Hurrah klang gewiß echter, als im Kgl. Schauspielhaus.

Notizen.

Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Von Moritz v. Keisenberg. (Hannover, M. und H. Schaper.) Interessante Culturstudien eines zu der Gesandtschaft in Tokio commandirten jungen deutschen Ulanenofficiers, der nach einer kurzen Liebesepisode mit einer japanischen Gräfin amerikanischer Herkunft in der Blüthe seiner Jahre an einem Herzleiden endet. Der kleine Roman, den wohl der Herausgeber im Interesse der „Spannung" hineingeschrieben hat, spielt nur eine untergeordnete Rolle; den Hauptinhalt bilden die Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens, der staatlichen und militärischen Einrichtungen, der religiösen Zustände, des Kunstlebens und der Volkssitten. Gerade neulich hat der Schauspieler Bonn versucht, unserer Cultur die japanische Treibhauscivilisation als Muster und Ideal vorzuhalten, und wir haben dazu kritische Glossen und Fragezeichen gemacht. Das Menschliche, Allzumenschliche bleibt unter jedem Himmelsstriche wohl gleich, und auch der junge Cavallerieofficier dieses Buches würde gegen Kiwito's „So was kommt bei uns nicht vor" gewiß energisch protestiren. Besonders Bonn's Lob der japanischen Wohlanständigkeit im Gegensatze zu unserem cant käme da übel fort. Der Briefschreiber erzählt uns zwar von der naiven Unbefangenheit dieser graziösen Naturkinder, wie sie sich in dem Ignoriren der Geschlechtsunterschiede kundgiebt, viel Seltsames, aber er betont doch immer, daß diese Wesen nicht mit der Seele zu lieben vermögen. Seine Beobachtungen an Geishas, kleinen „Musmis" und derartigen leichten Personen mögen ja vorwiegen, und in besseren Kreisen wird es damit auch besser bestellt sein. Aber den japanischen Tugendspiegel müssen wir doch höflich ablehnen.

Das Licht erlosch. Roman von Rudyard Kipling. Dritte Auflage. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wir haben diesem schönen und guten Buch schon bei Gelegenheit seines ersten Erscheinens in deutscher Sprache eine Anzeige gewidmet. Die damalige Uebersetzung blieb dem Werke freilich Manches schuldig, weßhalb der Verlag diese 3. Auflage in einer ganz neuen und unvergleichlich besseren Verdeutschung aus anderer Feder erscheinen läßt. Es ist nun ein wirklicher Genuß, den Roman zu lesen und wieder zu lesen, denn er ist das Werk eines echten, begnadeten Dichters. Schon die Wahl des Stoffes ist für Kipling charakteristisch. Ein Maler verliert in dem Augenblicke, wo sein eigenartiges Talent sich zu allgemeiner Anerkennung durchzuringen beginnt, sein Augenlicht und büßt zugleich mit diesem unschätzbaren Gut den Glauben an die sich herzlos von ihm abwendende Jugendgefährtin ein. Als blinder Mann sucht und findet er dann den Tod auf einem jener Schlachtfelder Egyptens, wo sich vordem seine künstlerische Begabung zum ersten Male erfolgreich bethätigt hatte. Und wie ergreifend und doch so einfach ist das erzählt! Die Scenen am Meer, in Paris, in der Wüste wird kein Leser so bald vergessen, und das ist der beste Prüfstein einer dichterischen Schöpfung.

Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur. Von S. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. (Berlin, Johannes Räde, Stuhr'sche Buchhandlung.) Der Verfasser deckt die Grundelemente auf, woraus sich die neueste literarische Bewegung entwickelt und, zeigt uns, wie diese Grundzüge der gesammten russischen Literatur ein durchaus eigenartiges Gepräge geben und sie eine wesentlich andere Rolle spielen lassen, als die Dichtung westeuropäischer Völker. Die interessante Aufgabe wird untersucht, welcherlei Umstände diesen Literaturaufschwung vorbereitet haben und wie es gekommen sei, daß der Aufschwung sich lediglich auf litterarischem Gebiet vollzogen hat, ohne die übrigen Sphären socialen Lebens aus ihrem Rückstand in eine fortschrittliche Bewegung mit hineinzuziehen. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung erblickt Wengerow vor Allem darin, daß in Folge der politisch brachgelegten Kräfte der russischen Gesellschaft alle ihre geistige und sittliche Energie sich ganz der literarischen Production zuwandte und sich ausschließlich darin bethätigte. Eine natürliche Folge davon war, daß die russische Literatur den specifischen Charakter einer literarischen Propaganda gewann. Diese Literatur, sagt der Verfasser, habe sich nie in die engere Sphäre rein-ästhetischer Interessen verschlossen, sondern sei stets ein Katheder gewesen, von dem aus ein lehrendes Wort erklang. Schon die Vierzigerjahre bezeichnen einen hohen Stand der socialen Erregung, die in Belinski gipfelt. Unter seinem Banern verdienen sich die Künstlersporen Turgenjew, Dostojewski, Gontscharow, Pissemski, Grigorowitsch. Sie Alle bekennen sich zu einer an westeuropäischen Ideen großgezogenen Weltanschauung. Ihre fortschrittlicheren Zeitgenossen, an deren Spitze der Satiriker Schtschedrin, der Tendenzdichter Nekrassow und Uspenski stehen, sind so recht die Annalisten der socialen Sturmfluth, die die Periode der Bauernreform in den Sechzigerjahren charakterisirt. Andererseits wieder hat sich der russische Gedanke gespalten — in Nationalismus und Europäismus, und der erstere erhob triumphirend sein Haupt im Organ Aksakow's. Die Kritik verlor immer mehr den Charakter literarischer Werthschätzung und gab sich als lyrisches Manifest irgend einer politischen Partei. Die Frage über die Ziele der Kunst, über die Kunst „für die Kunst" oder „für's Leben" dient nur als Vorwand für die Discussion social-politischer Probleme. Alles in Allem genommen würde man, wie Wengerow betont, irre gehen, wenn man die neueste Geschichte der russischen Literatur in Perioden etwa nach ihrem Kunststil oder ihren Kunstformen eintheilen wollte. Die einzig richtige Eintheilung ergiebt sich aus der Entwickelung der den Kunstschöpfungen eingeprägten Ideen, die einander ablösten in beständiger Abhängigkeit von der jeweiligen Cultur- und Gesellschaftsbestrebung. Somit kann man heute in Rußland nicht sowohl von Perioden der Romantik, des Realismus, Naturalismus oder Symbolismus reden, als vielmehr von Perioden des Hegelianismus (Belinski), Nihilismus (Pissarew), Nationalismus, Nietzscheanismus und sogar Marxismus. Wir empfehlen die kleine, aber kenntniß- und gedankenreiche Schrift.

Berichtigung. Der Verfassername des Aufsatzes „Treitschke als Literarhistoriker" in letzter Nummer ist leider verdruckt; es soll heißen Dr. Harry Mayne.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Abenteuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten etc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

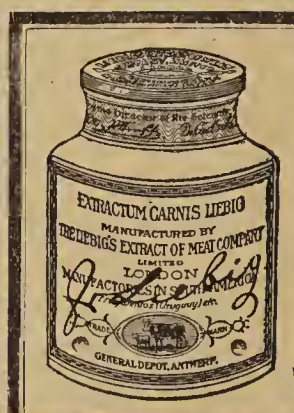
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter etc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

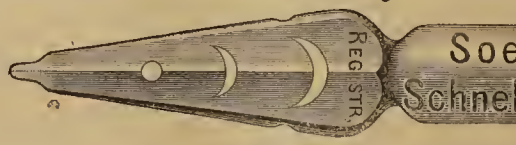
Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf



1 Gros Nr 402: M 3.—

1/4 Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor Hellbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 38. Berlin, den 23. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Volkszählung von 1900. Von Arthur Dix. — Die Zukunft der schwarzen Rassen. Von Karl von Bruchhausen. — Dampfkraft und Landwirthschaft. Von Alfred Nossig (Paris). — Dürfen wir noch Bier und Wein trinken? (Zur Mäßigkeitsbewegung.) Von Wilhelm Bode. — **Literatur und Kunst.** Ungedrucktes von Georg Herwegh. Mitgetheilt aus dem Nachlaß. — Die Quelle des communistischen Manifests. Von Ferdinand Goldstein. — **Feuilleton.** Die Angler. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt.** Naboth's Weinberg. Von Caliban. — Zum Beginn der Musiksaison. Von Erich Urban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Volkszählung von 1900.

Von Arthur Dix.

Die Wende des Jahrhunderts, an der so viele Bilanzen gezogen werden, soll uns auch eine große Bilanz über die Bevölkerung des Deutschen Reiches bringen. Eine Volkszählung freilich ist einem Culturstaat zum Glück keine Seltenheit mehr, sondern ein in kurzen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrendes Ereigniß. Aber die Volkszählung von 1900 soll mehr sein als eine gewöhnliche Zählung nach dem alten Muster. Sie soll in großem Stile angelegt, umfassend und ein würdiger Jahrhundertschluß, sozusagen eine Generalabrechnung sein. Obwohl uns noch mehr als zwölf Monate von ihr trennen, wird an ihrer Vorbereitung doch schon emsig gearbeitet*), und es ist an der Zeit, Wünsche und Rathschläge, die berücksichtigt werden wollen, baldigst vorzubringen. In erster Linie gilt es, fühlbare Lücken auszufüllen, die die Volkszählung von 1895 gehabt hat. Darüber hinaus aber tauchen neue, große Gesichtspunkte auf, die vielleicht der großen Mühen und auch Kosten wegen nicht in jedem Jahrfünft berücksichtigt werden können, die aber bei einer so groß angelegten Zählung, wie der zur Jahrhundertwende vorbereiteten, nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Zunächst muß nochmals auf eine in der Presse schon gelegentlich erörterte Lücke der letzten Zählung hingewiesen werden: das ist der vollständige und tiefbedauerliche Mangel einer Erfassung der Nationalitäten- und Sprachenverhältnisse im Jahre 1895. Von welcher Bedeutung diese Lücke ist, das hat sich namentlich in vielen Erörterungen über die Polenfrage aus solchen deutschen Kreisen gezeigt, die über die Lage der Dinge in den Ostmarken nicht genügend unterrichtet sind und über die thatsächliche Verbreitung des Slaventhums in ganz Preußen wegen jener Lücke in der amtlichen Statistik nicht schlagend genug unterrichtet werden konnten. Doch da kein Grund vorliegt, an der Ausfüllung dieser unerklärlichen Lücke in der nächsten Volkszählung zu zweifeln, so soll auf diese Frage heute nicht mehr näher eingegangen werden. Aber eine andere, aus mannigfachen wirthschaftlichen, socialen und nationalen Gründen ungemein wichtige Frage ist bisher noch so gut wie gar nicht in den Kreis der Erörterungen gezogen worden, und auf ihn soll deßhalb an dieser Stelle mit allem Nachdruck verwiesen werden.

In unserem Zeitalter des Verkehrs hat die Volksbewegung, die fortgesetzte Wanderung großer Volksmassen von Ort zu Ort, eine überragende Bedeutung gewonnen. Ein Blick auf die Statistik unserer Großstädte genügt, um von ihrem Umfang ein Bild zu geben. Sehen wir beispielsweise nach Hamburg: dort waren im Jahre 1867 noch 77, im Jahre 1890 aber nur noch 54 vom Hundert der Bevölkerung Hamburger Staatsangehörige; im Hamburgischen Staate geboren war 1890 gerade noch die Hälfte der Bevölkerung, und von je 100 männlichen Einwohnern im Alter von 25—35 Jahren waren nicht weniger als 79 Fremdgeborene, die nach Hamburg eingewandert waren, und zwar ganz überwiegend aus Preußen. Dieses eine Beispiel mag zur Kennzeichnung des Umfanges der Volkswanderungen vollauf genügen. Die Bedeutung dieser Wanderungen tritt jedem Leser lebendig vor Augen, wenn er an die Sachsengängerei, die Anhäufung polnischer Colonien in Westphalen (Herne!), die Entvölkerung des preußischen Ostens denkt. Doch damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft; in Betracht zu ziehen sind noch — und nicht in letzter Linie! — Fragen wie die Lebensfähigkeit und Wehrfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung, die Volksgesundheit und Volksvermehrung. Es liegt offen zu Tage: die Volkswanderungen sind überaus wichtig vom nationalen Standpunkte — wegen der Verschiebung der slavischen Elemente —, vom wirthschaftlichen — wegen der Entvölkerung des platten Landes einerseits, des Zustroms in die Industriemittelpunkte und Großstädte andererseits —, vom socialen — wegen ihres Einflusses auf Arbeitslosigkeit und Arbeitsbedingungen — um nur einige Hauptpunkte hervorzuheben. Die wichtigste, die nationale Bedeutung, ist aber keineswegs mit jener slavischen Frage erschöpft; ganz abgesehen davon, daß alle wirthschaftlichen und socialen Wirkungen auch schließlich immer wieder hier einmünden, sind für Staat und Nation die oben angedeuteten Erscheinungen von höchster Bedeutung: Die Wechselwirkungen zwischen Volkswanderung auf der einen, und Volksgesundheit, Lebens- und Wehrfähigkeit und Volksvermehrung auf der anderen Seite. Die Frage, welche Rolle die städtische und industrielle Bevölkerung einerseits, die ländliche und agrarische anderseits in Bezug auf die Wehrfähigkeit spielen, hat vor einiger Zeit zu lebhaften wissenschaftlichen und politischen Kämpfen Anlaß gegeben. Wer keine gewagten Taschenspielerkunst-

*) Zur Feststellung des Planes für die Volkszählung findet in diesen Tagen eine Versammlung von Vertretern aller staatlichen statistischen Aemter Deutschlands in Rostock statt. Den einzelnen Bundesstaaten und Gemeinden stehen Zusätze zu den dort festzusetzenden Zählkarten frei.

stücke mit der Statistik treibt, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß nach wie vor das platte Land in der Wehrfähigkeit seiner Bewohner durchaus die führende Stelle einnimmt. Auch die Lebensfähigkeit im Allgemeinen ist eingehend und gründlich untersucht worden, und es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß diese Untersuchungen schließlich zu dem zwar praktisch noch nicht ganz spruchreifen, aber wohlbegründeten Vorschlage geführt haben, für die agrarische Bevölkerung eine besondere Lebensversicherung mit einem der größeren Lebensfähigkeit entsprechenden, niedrigeren Prämiensatze zu schaffen!

Doch genug davon. Schon auf Grund der heute zur Verfügung stehenden unzureichenden Materialien steht es fest, daß zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten in Stadt und Land erhebliche Unterschiede in Bezug auf Lebens- und Wehrfähigkeit, Volksgesundheit und -vermehrung bestehen. Durch die fortgesetzten Volkswanderungen werden diese Verhältnisse fortgesetzt verschoben; theils ist die Verminderung der Landbevölkerung als Nachtheil für die allgemeine, durchschnittliche Höhe der Volksgesundheit und Volkskraft zu betrachten, theils auch wieder der Zuzug frischer Kräfte vom Lande nach den Städten und Industriemittelpunkten als durchaus nothwendige Ergänzung und Auffrischung der dortigen Kräfte zu begrüßen. Unter allen Umständen aber steht es fest, daß diese Wanderungen in der Gesammtheit für den socialen und nationalen Organismus eine tief einschneidende Bedeutung haben.*) Je größer dieser Einfluß aber ist, um so nothwendiger ist es, daß wir den Verlauf und den Umfang dieser Wanderungen genau kennen. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn wir bei der Beurtheilung einer so bedeutenden Grundlage unserer ganzen Volksentwickelung dauernd im Dunkeln umhertappen sollten. Hier soll und muß die Volkszählung von 1900, die große Bilanz der Bevölkerung an der Jahrhundertwende, helfend und aufklärend eingreifen.

Bisher ist unsere Kenntniß von dem eigentlichen Verlauf und der Art der Binnenwanderung einfach kläglich. So ziemlich das Einzige, wozu wir es bisher gebracht haben, ist, festzustellen, wieviel Einwohner der Provinz X aus der Provinz Y stammen. Was will das sagen? Diese Aufklärung ist minimal gegenüber den Anforderungen, die heute gestellt werden müssen, wenn wir einen wirklich tiefen und unanfechtbaren Einblick in die Grundlagen unserer Volksbewegung und Volkskraft gewinnen wollen. Gewiß, gar zu viel dürfen wir in dieser Beziehung von einer Volkszählung nicht verlangen, dürfen auch nicht vergessen, daß eins nie verloren gehen darf: die Uebersichtlichkeit. Um ein großes Stück aber können wir jedenfalls auch in dem nun einmal gegebenen Rahmen weiterkommen, und werden wir hoffentlich durch die Volkszählung von 1900 weiterkommen, wenn wir auch das Ziel nicht ganz erreichen. Dieses Ziel wäre etwa Aufschluß über Folgendes: Wie lange hat jeder deutsche Reichsangehörige in seinem Heimathort, wie lange in jedem weiteren Ort, in dem er längeren Aufenthalt genommen und eine wirthschaftliche Existenz zu behaupten gesucht, geweilt, und welcher Art und Größe waren die betreffenden Orte? Das heißt also: Welche Stufen, welche Stationen hat der Wanderungszug genommen — und wie verhält sich die Reihenfolge dieser Stationen und die Dauer des jeweiligen Aufenthaltes zu dem Lebensalter, dem Familienstand u. s. w. Nun muß ja immer wieder zugegeben werden: die Statistik kann uns nicht erzählen: Meyer hat 15 Jahre auf einem Bauernhof, 2 Jahre in einem Landstädtchen von 4000, 3 Jahre in einer Industriestadt von 20000, 12 Jahre in Großstädten von 100000 Einwohnern gelebt, hat gedient, 3 Kinder, die und die Brustweite, die und die Lungenstärke, die und die Krankheit ꝛc. ꝛc. Die Statistik rechnet mit Massenerscheinungen und ihre Aufzeichnungen sind nicht nur dann werthlos, wenn sie zu wenig, sondern auch dann, wenn sie zu viel umfassen und ergründen wollen. Aber zwischen dem „Zuviel" und dem heutigen Stande, unserer heutigen Kenntniß von den Wanderungsverhältnissen, ihrem Umfang und Verlauf ist doch noch ein weiter Abstand, und wir haben alles Recht und gute Gründe, von der nächsten Volkszählung eine ganze Reihe neuer Aufklärungen zu erwarten und zu fordern. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß daneben auch die Militärverwaltung durch genaue Erhebungen und Veröffentlichung der Ergebnisse bei der Untersuchung der Militärpflichtigen in dieser Beziehung ungemein viel werthvolles Material zur Beurtheilung der wichtigen Fragen beitragen kann. An Anregungen in dieser Richtung hat es nicht gefehlt, und es ist zu hoffen, daß sie nicht unbeachtet bleiben.

An die Volkszählung von 1900 aber vor Allem stellen wir die Forderung — und wir dürfen wohl glauben, daß das in ihrer Vorbereitung so rührige Statistische Amt sich solchen berechtigten Wünschen nicht verschließen wird — in der großen Bevölkerungsbilanz der Jahrhundertwende auch Aufklärung zu schaffen über die Volkswanderungen, deren tiefe Wirkung wir auf Schritt und Tritt in den bedeutendsten Fragen der socialen und wirthschaftlichen, in allen Zweigen unserer nationalen Entwickelung verspüren.

*) Diese Erkenntniß hat auch zur Gründung des Vereins für deutsche Wanderungspolitik geführt, der sich namentlich mit der Erforschung des Wesens und der Wirkung der großen Volkswanderungen beschäftigen will; eine tiefer gehende und ersprießliche Thätigkeit in dieser Richtung kann aber erst entfaltet werden, wenn durch eine Erweiterung der statistischen Erhebungen in dem hier angedeuteten Umfange eine zuverlässige Grundlage geschaffen ist.

Die Zukunft der schwarzen Rassen.

Von Karl von Bruchhausen.

Die Lehre von der Gleichheit aller Menschen ist ein trügerisches Ideal. Es giebt Herren-Rassen und — das Gegentheil davon; alle Erziehungskünste dieser Welt vermögen daran nichts zu ändern, da es sich um eine organische Veranlagung handelt. So zeigen unsere schwarzen Mitbrüder eine auffallende Unfähigkeit, innerlich tüchtige und dauerhafte — eines bedingt ja das Andere — Staatsgebilde zu schaffen. Das gilt nicht nur von den im Herzen des dunkeln Erdtheils sitzenden Völkerschaften, sondern auch von solchen Angehörigen der Negerrasse, denen es an Berührung mit neuzeitlicher Cultur nicht gefehlt hat. Wie anders die Völker weißer und gelber Rassen! Man gedenke der aufstrebenden Japaner und ihrer minder strebsamen Nachbarn, der Chinesen, denen man bei aller Verknöcherung in überlebten Formen nicht absprechen kann, daß sie ein festgefügtes, langlebiges Reich zu bilden im Stande waren. Oder auch der Inder, wenngleich ihre Fürstengeschlechter vor dem englischen Eroberer und Ausbeuter zu Vasallen heruntergesunken sind. Einen gewissen soliden Kern kann man ihren Reichen trotzdem nicht absprechen. Dagegen sind die Negerstaaten die reinen Spottgebilde und zwar ganz besonders da, wo sie Einrichtungen moderner Culturstaaten nachahmen. Haïti, San Domingo (Mulatten) und Liberia: wer etwas von diesen köstlichen Republiken weiß, lächelt, wenn er daran erinnert wird. Mit komischen Gespreize gefallen sich die schwarzen Herren in ihren Rollen und mit einer Corruption, welche eben so naiv ist, wie zum Beispiel die nordamerikanische raffinirt, nutzen sie den Staat — als milchende Kuh aus. Wer an der Quelle sitzt, füllt seinen Säckel nach Möglichkeit, und so kommt es, daß die öffentlichen Cassen jederzeit fast leer sind. Von irgend welcher Voraussicht in der Staatswirthschaft und von geordneter Verwaltung ist keine Rede. Wie der Neger, von einzelnen Ausnahmen, die aber nur die Regel bestätigen, abgesehen, in

seinem privaten Leben kindlich-gedankenlos, genußfröhlich und träge in den Tag hinein lebt, sich um das Morgen nicht allzu viel den Kopf zerbricht — Ameisen und Bienen könnten ihn beschämen —, genau so benimmt sich die Staatsleitung jener Republiken. In Folge dessen fristet der Staat dort ohne Geld und ohne Credit eine kümmerliche Existenz. Die Wegeverhältnisse liegen ganz im Argen, und die Republik Liberia, die seit 1847 besteht, verfügt nicht einmal über einen Telegraphen. Viel Spaß machen dem Kundigen auch die Militairverhältnisse: eine unglaubliche Comödie, welche nur noch durch das Gebahren der „Parlamente" überboten wird. Willkürherrschaft macht sich an allen Enden breit, und Menschenleben stehen nicht hoch im Werthe. Die Rechtspflege läßt Alles zu wünschen übrig, worunter besonders die in jenen Ländern ansässigen Europäer zu leiden haben. Der Neger fühlt sich dort als herrschende Rasse und findet es ganz in der Ordnung, unbequeme Weiße rechtlich zu vergewaltigen. Auch von den internationalen Rechten und Pflichten hat er nicht die geringste Ahnung, und von Zeit zu Zeit muß irgend eine europäische Macht ein Kriegsschiff dorthin entsenden, um brutal verletzte Rechte seiner Angehörigen zu schützen. Dann weicht der eben noch übermüthige und unverschämte Neger muthig zurück; dann muß er zahlen. Aber selbst aus dieser ihm überaus peinlichen Nothwendigkeit zieht er keine Lehre für die Zukunft und bei der nächsten Gelegenheit macht er es wieder ebenso. Die Zeit des Bestehens dieser drei kleinen und daher um so leichter zu regierenden Republiken hat lange genug gedauert, daß die Neger durch Selbsterziehung etwas hätten lernen können. So muß man denn, noch gestützt auf die Erfahrungen, welche die Vereinigten Staaten mit ihrem schwarzen Element gemacht haben, die Hoffnung auf Besserung fahren lassen. Unter diesen Umständen ist es unvermeidlich, daß jene Republiken eines Tages ihre Selbstständigkeit verlieren und in einem besser geordneten Staatswesen aufgehen werden. Sie verdienen nichts Anderes.

Man könnte nun sagen, daß die schwarze Rasse unter dem republikanischen Regiment nichts leistet, weil sie für diese — nothwendiger Weise zugleich parlamentarische — Regierungsform nicht die erforderliche Reife besitze. Aber die Erfahrung, die wir mit den Monarchien in Afrika machen, beweisen, daß der Fehler in der Rasse liegt. Im Allgemeinen kommen diese „Reiche" nicht über das Gebiet eines einzelnen Stammes hinaus, und die Staatskunst der Oberhäupter steht auf einer entsprechenden Stufe, auch wo besondere Verhältnisse die Grenzen weiter gezogen haben. Solche besondere Verhältnisse sind fast stets dadurch entstanden, daß begabtere und energische Herrscher — häufig Emporkömmlinge — sich mit Waffengewalt benachbarte Stämme unterworfen haben. Ein so gefügtes Reich hält nur so lange zusammen, wie das Tribut erpressende Militär-Regiment Kraft besitzt; meist bricht es, wenn nicht schon unter dem Sohne, so doch unter dem Enkel des Gründers zusammen. Etwas länger mag der Bestand dauern, wenn das Oberhaupt sich zum Träger einer religiösen Idee macht. Beides, Glaubensfanatismus und Soldatenherrschaft, kamen bei der Gründung des Mahdireiches (1882) zusammen. Der Mahdi sollte der von Gott gesandte Erlöser sein und der menschenreiche, tapfere Stamm der Baggara — sie sitzen für gewöhnlich im Süden von Kordofan — bildete den Kern seiner begeisterten Schaaren. So entstand ein Reich, welches sich von Emin's alter Provinz im Süden bis Wadi-Halfa im Norden und von Kassala im Osten bis weit nach Dar Fur hinein im Westen erstreckte: das ist eine dünn bevölkerte Fläche, dreimal so groß wie Deutschland. Aber mit der Zeit schwand die Glaubenszuversicht; die unterworfenen Stämme empfanden unwillig, daß sie mit ihrem Eigenthum und ihrer Arbeit lediglich die Baggara-Krieger zu füttern und den reichbesetzten Harem des Khalifen zu unterhalten hatten, ohne dafür die Wohlthaten einer geordneten, fürsorglichen Regierung einzutauschen. Jeglicher Handel wurde von dem Mahdi und seinem Nachfolger niedergehalten, die Grenzen des Reiches ängstlich geschlossen. Dank dieser unsinnigen Wirthschaft war das Reich der Derwische bereits innerlich morsch, als die Engländer 1896—98 ihm den Garaus machten. Ihr Sieg hat nur beschleunigt, was sonst in einigen Jahrzehnten doch eingetreten wäre.

Wenn wir nun die dunkelhäutigen Horden im Ostsudan vorübergehend eine derartige Macht erlangen sehen, daß Aegypten vor ihrem Einbruche zitterte (1885/86), so dürfen wir nicht vergessen, daß gerade die leitenden Persönlichkeiten des Mahdismus nicht der negritischen Rasse, mit der wir es hier zu thun haben, angehörten, sondern der Herkunft nach Araber waren. Ebenso steht es mit dem Sultanat Marokko, dessen Einwohner einen richtigen „Völkersalat" darstellen. Aber auch dort ist der Staat ein höchst merkwürdiges culturwidriges und machtloses Ding. Wie schwer wird es dem Haremsgewächs Abdul Aziz, auch nur eine gerechte Strafe zu vollstrecken, wenn — wie leider nicht allzu selten geschieht — irgend ein Europäer von seinen Unterthanen ruchlos ermordet ist. Daß der Raubstaat Marokko überhaupt noch auf der Karte von Afrika verzeichnet steht, verdankt er nur der gegenseitigen Eifersucht der europäischen Mächte: keine gönnt der anderen diesen, seiner Lage am Mittelmeer wegen sehr schmackhaften Bissen.

Es bleibt nun noch die einzige innerafrikanische Macht von einiger Bedeutung zu erwähnen: Abessinien. Auch hier gilt, was wir vom Mahdi-Reiche und von Marokko sagten. Die Abessinier bilden, obgleich sie vom hellen Gelb bis zum Ebenholzschwarz in der Hautfarbe spielen, eine mit semitischem Blut durchsetzte Volksart für sich, die den Negern in geistiger Beziehung unendlich überlegen ist. Daß die Abessinier, von einzelnen mohamedanischen Enclaven abgesehen, Christen sind, und zwar seit Jahrhunderten, möchten wir nicht zu hoch veranschlagen. Dieses Christenthum ist nichts als ein leerer, gedankenloser Formelkram, und im innersten Herzen sind die Söhne von Habesch noch ungeleckte Barbaren. Von europäischer Gesittung wollen sie in einer Art von aufgeblasenem Stolze — „seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!" — nichts wissen. Wenn heutzutage, nach dem Erfolge über die Italiener, viel von dem aufstrebenden Abessinien die Rede ist, so bleibt das auf französische und russische Schönfärberei zurückzuführen. In Wirklichkeit verkörpert sich ein entsprechendes Streben nur in seinem Herrscher, dem Negus Negest Menelik. Sein Volk steht aber keineswegs hinter ihm und wer weiß, was geschieht, sobald er die Augen schließt. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Abessinien einen altüberlieferten Staatsaufbau besitzt, aber nur auf seinem eigentlichen Boden. Wo die Abessinier — wie in den Galla-Ländern — als Eroberer erscheinen, führen sie ein das Land ruinirendes Militär-Regiment ein. Den Zusammenhalt erzwingen aber auch im eigentlichen Abessinien wohl erst die etwa 100 Geschütze und 100000 Mehrlader, womit Menelik es jederzeit in der Hand hat, aufrührerische Vasallen — so im vorigen Jahre noch den Ras Mangascha von Tigre — niederzuwerfen. Ein geistiger Zusammenhalt zwischen den Abessiniern, mit anderen Worten: Nationalgefühl, ist nicht vorhanden, so oft auch das Gegentheil versichert werden mag.

Dieser Mangel ist in verstärktem Maße den Neger-Stämmen eigen. Dazu kommt denn auch noch eine allgemein verbreitete große moralische Schwäche. Die Religion bedeutet bei ihnen nicht viel mehr, als einen äußeren Firniß, und bei den im Allgemeinen gutartigen Menschen kommt gelegentlich ganz unvermuthet die Bestie zum Ausbruch. Gemeinwohl ist ihnen ein unbekannter Begriff, und wenn Sclaven das Drückende ihres Looses bisweilen fühlen: das sittlich Entwürdigende der Sclaverei kommt ihnen nicht zum Bewußtsein. Die Schwarzen sind — und das ist eine unausrottbare Natur-

anlage — einmal nicht dazu geschaffen, sich selbst zu regieren. Es giebt daher nichts Thörichteres, als das bisweilen auch auf dem dunkeln Erdtheil angewandte Wort: Afrika den Afrikanern. Oder gar die Klage, daß diese schwarzen Völkerschaften aus freien Herren ihrer Gebiete zu Unterthanen der Weißen geworden sind. Für den Neger giebt es keine größere Wohlthat, als daß er vom Weißen gut regiert wird. Er gedeiht dabei vorzüglich und ein Aussterben der schwarzen Rasse — gleich den Rothhäuten Amerika's — ist dort, wo sie mit Weißen in Berührung kommt, keineswegs zu befürchten.

Dampfkraft und Landwirthschaft.

Von Alfred Nossig (Paris).

Die Dampfkraft hat auf die Entwickelung der Landwirthschaft ähnlich wie auf die der Industrie, in zweifacher Weise eingewirkt: einmal durch die Umgestaltung des Verkehrswesens, hierauf durch die Revolution in der Technik des Betriebes. Eine mittelbare Bedeutung für die Landwirthschaft gewinnen die Eisenbahnen und die Dampfschiffe, indem sie zur Entwickelung der Großstädte und der Industrie beitragen. Unmittelbar dienen sie ihr, indem sie ihre Producte den Großstädten und Industriecentren zuführen, als billige Vermittler des Massentransportes, ohne welche die Landwirthschaft nie zur Waarenproduction im großen Stil sich hätte entwickeln können. Eine ungeheure Bedeutung haben die Eisenbahnen für die Landwirthschaft dort, wo es sich um dünnbesiedelte oder noch ganz unbesetzte Gebiete handelt. Da werden sie zu Bahnbrecherinnen der Agricultur, zu Schöpferinnen neuer landwirthschaftlicher Productionsgebiete. So war es in den nordamerikanischen Colonialdistricten. In der Hoffnung, Ansiedler in die zu erschließenden Gegenden zu locken, bauten die Eisenbahn-Compagnien Linien durch noch völlig menschenleere Territorien und kamen dann den Farmern in jeder Weise entgegen. Sie ertheilten billige Fahrbillets an Landsucher, verkauften ihnen Land unter bequemen Abzahlungsbedingungen, erleichterten die Einfuhr von Samen, errichteten längs ihrer Linien Getreidespeicher. So haben sie in weniger als einem halben Jahrhundert fast die Hälfte der Union für die Landwirthschaft erschlossen.

In dieser schöpferischen Kraft des Dampfverkehrs lag aber zugleich eine gewisse Gefahr für die Landwirthschaft verborgen, insbesondere für die der alten europäischen Culturstaaten. Es tritt uns hier einer der wichtigsten wirthschaftlichen Unterschiede zwischen Landwirthschaft und Industrie entgegen. Während für die intensive maschinelle Industrie Europas die Eisenbahn- und Canalbauten, die Dampfschiffe, kurz, das Heranrücken entfernter Continente durch technische Vervollkommungen des Verkehrswesens und bessere Organisirung des Handels nur Vortheile brachten, da sie ihr den Absatz erleichterten, bedeuteten sie für die europäische Landwirthschaft eine gefährliche Concurrenz: die des jungfräulichen Bodens ferner wenig civilisirter Länder, wie Rußland, Amerika, Australien, Ostindien. Ja, es ist eine fast ausnahmslose Regel in der Wirthschaftsgeschichte, daß die Landwirthschaft bis zu einem gewissen Grade den Erfolg der Industrie bezahlen muß.*) Das normale capitalistische Tauschverhältniß zwischen Ländern, welche auf verschiedener industrieller Entwickelungsstufe stehen, ruht darin, daß das industrielle Land nach dem Agriculturland Industrieartikel ausführt und ihm zugleich landwirthschaftliche Producte abkauft. Oft übertrifft sogar die Kaufsumme dieser Producte den Werth der ausgeführten Industriewaaren, und doch hat das Industrieland zwei bedeutende Vortheile hierbei: es kauft Getreide und Rohmaterial für die Industrie billiger als bei sich zu Hause, und vermehrt die Kauffähigkeit des Agrieulturlandes um die Kaufsumme.*) Was aber darunter leidet, das ist die Landwirthschaft des industriellen Staates; die Preise für ihre Producte sinken, die Landwirthe können die Concurrenz nicht ertragen, kurzum, die Entwickelung des Verkehrswesens ist zur Ursache der Agrarnoth geworden. Diese Concurrenzgefahr erscheint weniger drohend, wenn das Agrieulturland in der landwirthschaftlichen Betriebsweise noch primitive Methoden befolgt, wie Rußland, wo der mittelalterliche Agrarcommunismus mit dem bindenden Flurzwange noch heute fortdauert. Furchtbar wird sie jedoch, wenn ein Land von noch unerschöpfter Bodenfruchtbarkeit sich zugleich die Vortheile der modernen landwirthschaftlichen Technik, der Transport- und -Handelserleichterungen sichert, wie dies in Amerika, der Heimath der Agrieulturmaschinen nnd des Elevatorensystems der Fall ist.

Erhebt man sich aber auf den Standpunkt der Weltwirthschaft, der ökonomischen Interessen der ganzen Menschheit, welche sich früher oder später mit dem der einzelnen Nationen dennoch decken werden müssen, so kann man die productionssteigernde Wirkung der landwirthschaftlichen Maschinen sowie die riesigen Verkehrserleichterungen, welche der mechanische Transport und die mit ihm verbundene Handelsorganisation für landwirthschaftliche Producte erzeugen, nur mit Bewunderung und ungetheilter Genugthuung verfolgen. Daß Amerika auf diesem Wege den europäischen Staaten voranging, ist leicht erklärlich. Die Amerikaner waren durch die ungeheuren Dimensionen ihres Landes und die große Entfernung desselben von dem europäischen Markte ebensowohl wie durch den hohen Preis menschlicher Arbeit am meisten dazu gedrängt, bei der Bearbeitung des Bodens und dem Transport der Früchte Arbeit, Geld und Zeit zu sparen, billig zu produciren und die Producte rasch und billig zu vertreiben. Diesen Zweck aber erreichten sie am besten durch die Ausbildung der landwirthschaftlichen Technik, wozu sie als eminent modernes, von der Kette traditioneller Wirthschaftsmethoden freies Volk besonders berufen waren.**)

So sehen wir dann in den ersten Jahrzehnten nach dem Unabhängigkeitskriege, die besten Köpfe, ja die ersten Staatsmänner, vielfach aus dem Farmerstande hervorgegangen, über die Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Geräthe nachsinnen. Die erste Verbesserung des alten Pfluges erfand der Präsident Jefferson. Bald kamen gußeiserne Pflüge allgemein in Anwendung. Das erste amerikanische Patent für eine Dreschmaschine datirt vom Jahre 1791; gegen 1840 waren Dreschmaschinen in Amerika schon allgemein verbreitet; sie wurden um diese Zeit durch Göpelwerke getrieben: gleichzeitig verbesserte man die Maiscultur durch die Einführung von Cultivatoren. Auch die ersten brauchbaren Mähemaschinen wurden von Amerikanern hergestellt und fanden seit der Londoner Weltausstellung Verbreitung. In den siebziger Jahren wurden diese Maschinen vervollkommnet durch die Anbringung des mechanischen Garbenbinders. Um dieselbe Zeit wurde die Dreschmaschine durch Anwendung des Dampfmotors aus-

*) Eine Kompensation von zweifelhaftem Werthe findet sie in dem mit der industriellen Entwickelung Hand in Hand gehenden Steigen der Grundrente und der Bodenpreise.

*) In diesem Verhältnisse stand England, das ursprüngliche industrielle Land, zu den übrigen europäischen Ländern bis um die Mitte der sechziger Jahre. Aus Rußland hat England von 1856—1894 um circa 400 Millionen Pfund mehr Waaren eingeführt, als es nach Rußland ausgeführt.

**) Siehe für die Entwickelung der landwirthschaftlichen Maschinen und Verkehrseinrichtungen in Amerika Sering „Die landwirthschaftliche Concurrenz Nordamerikas“ 190 ff.; ferner W. H. Brewer „History of american agriculture“ im Ackerbau-Census der Vereinigten Staaten von 1880, S. 513 ff., und Ch. H. Fitch „The manufacture of agricultural implements“ im Gewerbe-Census von 1880. S. 686 ff. — Für die am Beginne des Jahrhunderts in England benützten Maschinen D. W. Hamm „Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands“ 2. Aufl. 1856.

gebildet. Dank diesen und zahlreichen anderen Maschinen, wie den Dampfpflügen und den Drill- oder -Säemaschinen ist in Amerika jede einzelne Feldarbeit, die Bestellung des Bodens, die Ernte und die Fertigstellung erleichtert, beschleunigt und potenzirt. Mit dem amerikanischen mehrschaarigen Pfluge (sulky gang plow), welcher mit 3—8 Pferden bespannt ist, kann ein Mann täglich 2 Acres (0,81 ha) umpflügen; in Californien gelten sogar 6—8, ja 10 Acres als eines Mannes Tagewerk. Die Ernte wird durch reaper und selfbinder bewerkstelligt, mit denen ein Mann auf ungünstigem Boden 8—12, in Californien 15—25 Acres täglich mähen kann. Die Krone des landwirthschaftlichen Maschinenwesens aber ist der „giant header", der „combined header and thrasher", welcher das auf den Halmen wogende Getreide zugleich schneidet, drischt, reinigt und in Säcke gefüllt auf die Stoppeln wirft. Diese Riesenmaschine, welche besonders auf den großen Ebenen Californiens zur Anwendung kommt, wird durch 24 Maulthiere in Bewegung gesetzt. Der „giant header" legt drei englische Meilen in der Stunde zurück; er schneidet und drischt 36—40 Acres täglich. 450 Sack von je 100 Pfund sind seine gewöhnliche Tagesleistung.*)

In der Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Production durch Anwendung von Maschinen folgen die entwickelteren Länder Europas Amerika auf dem Fuße. Unübertroffen aber steht Amerika in der Organisation des Getreidetransportes und des Getreidehandels. In Europa erfolgt bekanntlich der Transport des Getreides in Säcken und jede einzelne Umladung wird von Menschenhänden vorgenommen. Der Getreidehandel wird durch ein Netz von kleinen Zwischenhändlern besorgt, welche den Landwirthen die Ernte abkaufen und an die Großhändler in den Städten liefern. In Nordamerika wird, abgesehen von den Küstenländern des Stillen Oceans, das Getreide ausschließlich in losem Zustande transportirt, wodurch die Anwendung mechanischer Hülfsmittel beim Abwägen, Einladen, Umladen und Transport des Getreides ermöglicht wird. Mit solchen mechanischen Vorrichtungen sind die Getreidespeicher versehen, welche, behufs Erleichterung des Getreidehandels an allen Eisenbahnstationen des Getreide-Export-Gebietes errichtet wurden. Diese Getreidespeicher, Elevatoren genannt, dienen nicht nur dazu, das Getreide zu lagern, sondern auch die Umladung desselben in den Eisenbahnwagen oder den Oceandampfer zu vermitteln.**) In den Seestädten baut man dieselben weit in's Meer hinein, so daß gleichzeitig auf beiden Seiten die Dampfschiffe beladen werden können, während vom Lande her die beladenen Eisenbahnwaggons in die Halle des Elevators hineinfahren. Dank dem Ineinandergreifen aller technischen Mittel gelangte man dazu, täglich 300 Eisenbahnwaggons (150 000 Bushels) auszuladen und 200 000 Bushels (auf jeder Seite 100 000) in die Schiffe einzuladen. Von dem Augenblick an, wo das Getreide den Wagen des Farmers verlassen hat, bis es den europäischen Hafen erreicht, kommt menschliche Arbeitskraft bei dem Transport derselben nur insoweit zur Anwendung, als sie den Mechanismus der Elevatoren, der Eisenbahnzüge und Dampfschiffe lenkt.

Neben dieser ungeheueren Ersparniß an Zeit und Geld, welche der mechanische Transport bewirkt, bietet das Elevatorensystem den amerikanischen Landwirthen noch andere große Vortheile, indem es die wirthschaftlichen und rechtlichen Formen des Getreidehandels vereinfacht. Vor Allem wird der kleinere Farmer durch die Elevatoren der Nothwendigkeit enthoben, einen eigenen Speicher zu halten. Will er nicht unmittelbar nach der Ernte verkaufen, so kann er sein Getreide gegen mäßige Gebühr an den Elevator zur Aufbewahrung geben. Er enthält dafür einen Lagerschein „warehouse receipt", ein Ordrepapier, welches leicht von Hand zu Hand wandert. Er hat den Vortheil, daß er gegen Verpfändung des Lagerscheins bei der Bank des nächsten Marktfleckens sofort zu Gelde kommen kann, ohne genöthigt zu sein, sein Getreide zu ungünstiger Zeit loszuschlagen.

Bei der geschilderten Art des Einlagerns der ungesackten Körner ist es allerdings unmöglich, die von einzelnen kleinen Producenten gelieferten Getreidequantitäten getrennt zu halten. Man ist vielmehr genöthigt, alles in die Elevatoren gelieferte Getreide nach wenigen Hauptsorten zu scheiden und dem Eigenthümer eine Anweisung auf eine bestimmte Menge Getreide von bestimmter Qualität auszufolgen. Die Classificirung wird natürlich von Sachkennern, in größern Handelscentren unter Aufsicht der Handelskammern oder Kornbörsen vorgenommen.

So spielen im Getreidehandel die Elevatoren dieselbe Rolle wie im Geldverkehre die Banken. Der außerordentliche Vortheil dieses Systems für den Handel besteht vor Allem in der Vereinfachung der Besichtigung und des Verkaufs der Waare. Der Handel hat nur mit einigen wenigen großen Qualitätsclassen zu rechnen und die Preise für dieselben zu normiren. Dem überseeischen Exporthandel werden feste, öffentlich verbürgte Marken zur Verfügung gestellt: der unsichere Handel nach Probe fällt weg. Hochwichtig ist auch der Umstand, daß der Kaufmann für seine Operationen einen festen Anhalt findet; denn da sämmtliche Lagerscheine zu ihrer Gültigkeit der Eintragung in öffentliche Register bedürfen, so ist die Menge der in jedem Momente vorhandenen Vorräthe — der so gen. „visible supply" genau bekannt. Der Producent aber verdankt dem Elevatorensystem die Möglichkeit, seine Vorräthe jederzeit an eines der wenigen großen Handelshäuser zu verkaufen, welche die Elevatoren errichtet oder gepachtet. Findet er den Preis des Localagents zu niedrig, so kann er sein Getreide direct an den Elevator eines größeren Handelsplatzes verpachten. So erscheint die Gefahr, welche in dem Ausschlusse der Concurrenz der Käufer lag, die Monopolisirung der Preisbildung, ausgeschlossen. Jedenfalls hat der Farmer den großen Nutzen, daß er in Folge des Wegfalls des Zwischenhandels mit dem Welthandel direct in Verbindung steht.

*) Siehe die nähere Beschreibung dieser Maschine bei Sering l. c., S. 245, und bei Lafargue „Origine et évolution de la propriété". S. 481.

**) Die innere Einrichtung der Elevatoren beruht auf folgenden Principien. Zunächst wird das Getreide vermittelst eines Paternosterwerkes, d. i. eines mit Schaufeln besetzten, über Rollen laufenden, endlosen Gurtes auf die Höhe des Gebäudes gehoben. Dort wird es in einer Windkammer und durch Siebe gereinigt, in einem Behältniß mit beweglichem Boden abgewogen, hierauf durch eine Holzröhre in den Lagerraum herabgelassen. Dieser Raum, „Bin" genannt, bildet einen großen, nach unten trichterförmig zulaufenden Kasten. Um das Getreide von hier wieder auszuladen, öffnet man einen Schieber auf dem Boden der „Bin" und läßt die Körner durch eine bewegliche Röhre in den Eisenbahnwagen oder das Schiff gleiten.

Dürfen wir noch Bier und Wein trinken?

(Zur Mäßigkeitsbewegung.)

Von Wilhelm Bode.

Mitte Juni konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Guttempler in Hamburg große Versammlungen abgehalten hätten, bei denen Tausende den Rednern und ihren radikalen Forderungen Beifall zollten. Vielleicht wurde auch hinzugefügt, daß es in Hamburg und nächster Umgebung jetzt rund 3000 Guttempler gäbe. Was diese Guttempler eigentlich sind und wollen, wissen manche Leser heute noch nicht und vor fünfzehn Jahren wußte es Niemand in Deutschland. Sie wollen ein Zeitalter herbeiführen, in denen weder Spirituosen, noch Bier und Wein getrunken werden; es soll sie Niemand mehr mögen und es soll sie Niemand herstellen oder verkaufen dürfen. Da sie die Mehrheit im Reichstage noch nicht haben — ihr einziger Kandidat bei der letzten

Wahl hatte kaum einen Achtungserfolg — so beschränken sie sich bei uns auf die Durchführung dieses Verbots für ihre eigenen Personen, und da viele ehemalige Trinker unter ihnen sind, so bedeutet auch das recht viel; es bedeutet für einige tausend Familien geradezu Rettung aus der größten Noth. Für die Orte, in denen sie zahlreich sind, haben sie noch etwas Schönes bewirkt; sie zeigen beständig, daß man auch ohne Rauschgetränke gemüthlich und gesellig sein und Feste aller Art feiern kann. Ihr Name wird in der Arbeiterfrage nicht genannt, und doch bewähren sie sich für die Arbeiterkreise, in die sie eingedrungen sind, als sociale Reformatoren ersten Ranges. Wir wollen uns also freuen, daß sie 1894 aus Amerika über Dänemark zu uns gekommen und in drei verschiedene Gruppen jetzt auf etwa 9000 Männer und Frauen angewachsen sind; in der ganzen Welt sollen sie 320000 zählen.

Aber haben sie Recht? Das ist nun freilich eine andere Frage. Ist der Genuß der geistigen Getränke, auch der mäßige und mäßigste, etwas so Verwerfliches, daß Jedermann sich davon lossagen sollte, wie die Guttempler fordern, daß ihn sogar der Staat mit Gewalt unterdrücken sollte? Ehe ich antworte, muß ich von mir selbst sagen, daß ich einer der Ersten war, die in Deutschland die geistigen Getränke für ihre Person ganz aufgegeben haben, daß ich zwölf Jahre lang Bier und Wein und erheblich länger die stärkeren Getränke nicht gekostet habe. Ich habe 1889 den ersten ganz radicalen Enthaltsamkeitsverein, den Alkoholgegnerbund, gegründet, der unter anderer Leitung eine wichtige agitatorische Propaganda entfaltet und in der Schweiz auch viele Mitglieder gefunden hat; die deutschen Guttempler — damals nur 205 Mann — gestatteten zu jener Zeit noch ein leichtes Bier, während das 1889 auch noch um die Existenz ringende „Blaue Kreuz“ nur von bestimmten Personen die Enthaltung fordert. Ich habe trotz dieses radicalen Vorstoßes sehr bald zu den gemäßigteren Trunkbekämpfern gehört, auf den internationalen Mäßigkeitskongressen beinahe zu den Reactionären, und habe sechs Jahre lang dem Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gedient, dem die Radicalen sehr wenig gewogen sind. Ich habe die Frage, um die es sich handelt, also von verschiedenen Seiten angesehen und weiß auch aus persönlicher Erfahrung, wie die volle Enthaltsamkeit, der mäßige Genuß und — die Betrunkenheit bekommen, nur trunksüchtig war ich noch nicht.

Wenn man mich nun fragt: „Sollen wir auf alle alkoholischen Getränke verzichten?“, so antworte ich: Sagt mir, wer ihr seid! Eines schickt sich nicht für Alle. Völlig verzichten sollten erstens die Trunksüchtigen; damit meine ich die, die man leider noch oft „Säufer“ oder „Trunkenbolde“ nennt. Es sind Kranke, und man soll sie behandeln wie Kranke; sie sollen sich aber auch selbst als Kranke ansehn und ihre Pflicht, das einzige Heilmittel zu ergreifen, nicht versäumen oder aber sich den Zwang gefallen lassen, zu dem der Gesunde dem Kranken gegenüber berechtigt ist. Es ist verfehlt, wenn sie sich bemühen, mäßig zu trinken; es ist thöricht, wenn Andere sie zur Mäßigkeit ermahnen. Mäßig sein können sie eben nicht, darin besteht ihre Trunksucht; sie dürfen ihrem Specialteufel auch nicht den kleinen Finger reichen. Es ist noch nicht lange her, daß die allgemeine Meinung war: „die Säufer bleiben Säufer“; es kommt vielleicht auf dem Lande jetzt noch vor, daß man solche Leute mit Absicht sich todtsaufen läßt. Der Wissende aber kann jetzt hinweisen auf die Tausende von Trinkern, die bei den Guttemplern oder Blaukreuzlern zu nüchternen und nützlichen Menschen wieder geworden sind, er denkt auch an die Trinkerheilanstalten, von denen die zu Ellikon in der Schweiz es dahin gebracht hat, daß zwei Drittel ihrer Patienten auf die Dauer geheilt sind. Wer wegen eines Angehörigen nähere Angaben braucht, lasse sich für eine Zehnpfennigmarke vom Mäßigkeits-Verlag in Hildesheim meine „Rathschläge für Trinker und ihre Freunde“ kommen.

Völlig enthaltsam werden sollten ferner die, die die Trunksucht zu fürchten haben oder sonst vom Trinken erheblichen Schaden spüren. Wir haben nicht Alle das Glück, von durchaus gesunden Vorfahren abzustammen, wir haben auch nicht Alle einen durchaus gesunden Beruf, der uns gestattet, nebenbei dann und wann auf unseren Körper loszustürmen; es sind nicht die schlechtesten allemal, die sich vor der einen oder anderen Form der Nervosität in Acht zu nehmen haben. Wer bei ehrlicher Selbstprüfung findet, daß auch der mäßige Genuß ihm nicht zuträglich ist oder daß er Gefahr läuft, an den Alkohol seine Freiheit zu verlieren, der muß eben den mäßigen Genuß aufgeben. Wie wir diese Selbstprüfung meinen? So, daß man probeweise Wochen oder Monate lang jeden Tropfen Wein, Bier und Schnaps meidet und sich beobachtet, ob diese Enthaltung leicht oder schwer fällt, ob sie dem allgemeinen Befinden zuträglich oder schädlich ist. Es schwadroniren Viele über die Unentbehrlichkeit dieser Getränke, ich habe schon oft an sie die Frage gerichtet: habt ihr's je versucht? Man sollte doch endlich den Wahn lassen, daß es zur Männlichkeit gehöre, eine gehörige Menge starken Getränkes vertragen zu können.

Der scheint mir eher ein rechter Mann,
Der einsam geh'n und Nein sagen kann.

Wer die Verschiedenheit der menschlichen Veranlagungen und Gesundheiten kennt — und das sollte doch jeder Erwachsene — der muß Jedermann das Recht zugestehen, sein eigenes Verhalten gegen den Alkohol so weit frei zu bestimmen, als er seine Pflicht gegen Andere damit nicht verletzt. Daraus folgt, daß der „Comment“ mit seinem allgemeinen Trinkzwang und seinem Cultus des Masseneinschüttens ein Stück Rohheit und Dummheit ist, das in's zwanzigste Jahrhundert nicht mehr geschleppt werden sollte, daß aber auch der feinere Trinkzwang bei unseren geselligen Veranstaltungen, in unseren Hotels, bei unseren patriotischen und kirchlichen Festlichkeiten, in unseren Curanstalten(!) ein großes Maaß Gedankenarmuth voraussetzt. Drittens geziemt sich die völlige Enthaltung für die, die unter dem Einfluß des Alkohols unrechte Dinge thun, vielleicht Verbrechen begehen. Wir verhalten uns darin ja verschieden, zur Vorsicht haben wir Alle Anlaß; nach meiner bescheidenen persönlichen Erfahrung kann z. B. ein geschmierter Wein Demjenigen schnell die Selbstbeherrschung rauben, der von reinem Wein und gutem Bier nichts Schlimmeres als Kopfschmerzen und Magenstörung bekommt. Gar viele unserer Mitbürger, sonst sehr achtungswerthe Menschen, fangen schon nach einem geringen Quantum an, zu krakehlen oder sie müssen irgend etwas zerstören oder fremdes Eigenthum an sich nehmen oder ihre beleidigte Ehre rächen oder begehen sonst etwas, das sie am anderen Tage bitter beklagen. Wie furchtbar ernst dieses Capitel ist, wird klar durch die Thatsache, daß jährlich zweihunderttausend Landsleute, zumeist junge Männer zwischen 17 und 27 Jahren, in die Strafanstalten wandern, weil sie „Vergehen oder Verbrechen gegen die Person“ begingen, d. h. bei den allermeisten, weil sie den Alkohol nicht vertragen konnten, den sie trinken zu müssen glaubten. Und warum hat denn unser hochgestellter Freund X. ein Menschenleben auf dem Gewissen? Weil er unter dem Einfluß des Weines wegen einer lumpigen Kleinigkeit zu einem Duell kam. — Es wird bald Zeit, daß wir einem Theile der Bürger nicht mehr gestatten, zwischen Wirthshaus und Gefängniß beständig abzuwechseln, daß wir Wirthshausbesuch und Alkoholgenuß Demjenigen durch Gericht und Polizei verbieten, der wiederholt unter ihrem Einfluß Anderen gefährlich geworden ist. Noch besser aber ist, wenn solchen Gefährdeten durch ihr eigenes Gewissen und die sittliche Anschauung ihrer Umgebung Schranken gezogen werden.

Eine vierte Gruppe der Verzichter muß ganz anderer Art sein. Es sind Diejenigen, die den Anderen den Verzicht leicht machen, die mit den Schwachen schwach werden wollen, wie es die Bibel nennt. Wir finden sie als besondere Schutz-

truppe im „Blauen Kreuz“, unkenntlicher bei den anderen Enthaltsamkeitsvereinen, wir sollten sie überall finden. Tausende von Frauen haben schon ihr Schicksal bejammert, weil ihr Mann trinkt, vielen von ihnen wäre geholfen worden, wenn sie selbst tapfer das Beispiel völligen Verzichtes vorgelebt hätten. Der Schwache bedarf des „Nächsten“, der mit ihm der Welt von Versuchern trotzt. Denn von dummen Teufeln ist ja der arme Trinker fast immer umgeben, und keinen Tag schweigen ihre Zuflüsterungen, ihre hetzenden Spottreden, keinen Tag, bis er zähe eine Zeit lang sich als unbelehrbar erwiesen hat und sie müde werden.

Nun ist noch ein großer Theil der Menschheit nach dem Urtheile nüchterner Fachmänner von den Alkoholgetränken ganz fernzuhalten, das ist unsere heranwachsende Jugend. Ich habe vor einigen Jahren hundert angesehenste Aerzte und Schulmänner befragt, was sie vom Trinken der Kinder hielten, und die einmüthige Antwort war: Kinder bedürfen dieser Getränke nicht und haben nur Schaden davon. Sie haben sofort Schaden, ihr Nervenleben wird belastet, sie schlafen schlechter, werden unaufmerksamer, unartiger; sie bekommen namentlich einen falschen Appetit, mögen Milch und süße Speisen nicht mehr, gewöhnen sich an das Scharfe und Beizende; sie lernen namentlich aber die dem Kinde natürliche Abneigung gegen diese bitteren und sauren Getränke überwinden, mögen Bier und Wein bald gern, trinken mehr und mehr davon und verlieren schließlich ihre junge Freiheit sehr bald an den schlimmsten Zwingherrn, den die Welt kennt. Die „Trunkenbolde“, die auf der Straße oder in ihren Häusern eine so traurige Rolle spielen, sind es nicht erst als reife Männer und Familienväter geworden, sondern in ihrer Kindheit ist oft der Keim der Trunksucht in sie hineingelegt, oft durch die eigene Mutter. Meine Schrift „Zum Schutz unserer Kinder (40. Tausend, 20 Pf.) oder mein Flugblatt „Warum unsere Kinder Bier und Wein nicht haben dürfen“ (210. Tausend, 5 Pf., das Tausend 15 Mk.) kann der Leser vom Mäßigkeits-Verlag in Hildesheim beziehen, wenn er die Kinder seiner Freunde und Nachbarn vor dieser Gefahr zu beschützen suchen will.

Es bleiben nun übrig die erwachsenen normalen Menschen in normalen Verhältnissen. Dürfen sie Bier und Wein trinken? Die radicalen Alkoholgegner sagen Nein, denn auch bei geringen Qualitäten sei der Alkohol ein Gift und wirke als solches sogleich oder mit der Zeit schädlich; namentlich aber komme der Mißbrauch der Getränke mit seinen bösen Folgen davon her, daß sie überhaupt gebraucht werden; die Trinksitte sei deßhalb völlig auszurotten, damit die Trunksucht verschwinde. Wer zu dieser Schule nicht gehört, antwortet, daß eine geringe Menge eines sehr verdünnten Giftes trotz des bösen Namens „Gift“ unschädlich sein kann und daß die alltägliche Erfahrung lehrt, daß der normale Mensch von einem Glase Bier oder Wein nicht vergiftet wird. Die Universitätsprofessoren Moritz in München und Ziehen in Jena sind nach sorgfältiger Prüfung zu dem Ergebniß gekommen, daß eine halbe Flasche Wein oder ein Liter Bier das zulässige Tagesquantum Alkohol für den gesunden Mann darstellen. Am Mißbrauch gehen Menschen und Völker zu Grunde, am mäßigen Gebrauch weder die einen noch die andern; Goethe und das jüdische Volk sind die besten Beispiele. Der Mißbrauch hebt den Gebrauch beim Alkohol so wenig wie bei Messern, Pulver, Dynamit auf; es wird auch Niemand bloß deßhalb zum Säufer, weil die Trinksitten bestehen. Und wenn auch sehr Vieles gegen den Alkohol spricht, so hat er doch seine Verbreitung nicht bloß der Thorheit, Unwissenheit und Schlechtigkeit der Menschen zu verdanken. Die eine Wahrheit: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ schützt seine Existenz gegen alle die andern Wahrheiten, die über ihn gleichfalls in der Bibel stehen. Die Menschheit sehnt sich nach Freude, sie verdankt diesen Getränken außer schrecklich vielem Bösen auch unausdenkbar viel Freude und Behagen. Sie sind „Betrüger“, aber die Menschheit will ja auch über das graue Leben hinweggetäuscht sein, sie wird stets das am meisten lieben und verherrlichen, was sie am meisten mit Illusionen füllt. Die geistigen Getränke sind sehr bequeme Illusionsfabrikanten, und deßhalb haben sie nur eins zu fürchten: noch bequemere Schönfärber.

Der Menschenkenner weiß, wie wenig weit das Entsagungsevangelium dringt; eine Zeit lang wachsen die Zahlen seiner Anhänger rasch, dann kommt ein Stillstand, dann oft ein rapider Rückgang. Und der Menschenfreund gönnt es den Leuten, wenn sie auch durch gröbere Mittel die ernsten Gedanken eine Zeit lang bannen. Der Lebensgenuß ist kein Unrecht, und es ist kein Unrecht, Bier und Wein zu genießen. Aber eben: genießen! Nur bei strenger Mäßigkeit, bei öfterem Fortlassen durch Wochen oder Monate, wird man sie recht genießen, ohne Reue und ohne Vorwurf. Und der schön Genießende ist auch ein Vorbild. Ich meine damit nicht, daß man den Leuten Bier und Wein vortrinkt, ohne es zur Trunksucht kommen zu lassen, sondern unsere Umgebung muß es erfahren, daß wir den Wein oder das Bier leicht entbehren, selten wünschen, obwohl wir sie bei guter Gelegenheit auch mit Freude genießen. In dem Streite „Mäßigkeit oder Enthaltung?“ schlage ich deßhalb gern ein Mittleres vor: die nicht völlige Enthaltung, ein so seltenes und so mäßiges Trinken wie es Moltke, Döllinger und Pettenkofer*) geübt haben, um nur drei Zeitgenossen zu nennen, die durch ihr hohes Alter wie durch ihre geistigen Leistungen die Vorzüglichkeit ihrer Lebensweise deutlich erwiesen. Freilich, so gefallen wir weder den Wirthen und Brauern, noch den Guttemplern und anderen Radicalen, aber der Lieblingsplatz der Wahrheit ist der in der Mitte.

Literatur und Kunst.

Ungedrucktes von Georg Herwegh.

Mitgetheilt aus dem Nachlaß.

Petrarca besang ein sterbliches Wesen wie eine Heilige, Rafael malte die Heiligen wie sterbliche Wesen. Beides gefällt. Wer hat Recht?

O hätt' ich die Posaune des Engels am jüngsten Tage, ich würde nicht so lange damit warten; jetzt schon blies ich darein: Erwachet!

Tyrannen und Pöbel sind mir verhaßt, in Beiden verhüllt sich auf verschiedene Weise der Mensch.

Nicht geopfert hat man die deutschen Völker, sondern in's Haus geschlachtet.

Führe die Geißel in Handschuhen, und das deutsche Volk klatscht Beifall.

Drei Becher hat das Schicksal:
Einen, uns zu vergiften —
Einen, uns zu berauschen —
Einen mit Wasser, Freud' und Schmerz zu verdünnen.

Freiligrath und Geibel:
Einsam wären die Dichter? Ihr lügt —, wie Sclaven des Bagno,
Paarweis, schmiedet man sie an die Galeere des Staats.

Der Ocean, so wild und prächtig, gehorcht, denn er ist der Sclave des Stromes. Die Wolken, die ihre Blitze auf ihn schleudern, sind die Kinder des Sturmes.

An die Deutschen: Lieber ein tobend Meer, als ein unbewegter Sumpf.

*) Pettenkofer ist neuestens zu den ganz Enthaltsamen übergegangen; wir lassen ihn hier stehen, weil er sein großes Lebenswerk vor diesem Schritte gethan hat.

Zur selben Zeit, da die Eule auf Raub ausgeht, singt die Nachtigall.

Wenn die Erbsünde das Gute und Böse unterscheiden lehrt, dann leben die Deutschen noch heut im Paradies.

Einst galt's die Welt zu verstehen, nun gilt's, sie zu erschaffen.

Gebt den Völkern! Was sie bitten, ist wenig; was sie nehmen, viel.

Immer noch die alten Geschichten. Wie oft habt ihr ihn gekreuzigt, wie oft begraben! Rafael malte, was alle Tage vorkommt — Mutter und Kind.

Man vergoldet uns die Ketten um sie vor dem Roste zu schützen.

Christus erlöste den Menschen, zur Seite des Kreuzes starben gleich noch zwei.

Echte und falsche Steine — reine und unreine Reime.

Ein Schaf retten, ob auch die Herde verdirbt.

Dem Teufel und der Freiheit muß
Man sich mit Blut verschreiben.

Tyrannen sind Kometen; ihr Schweif ist das Fürchterlichste.

Der freie Mann kennt nur ein Heut; dem Sclaven laßt das Morgen.

An die Deutschen:

Die Freiheit selbst vergleich ich einer Kette,
Weil ihr das Bild am besten doch versteht.

Die Menschheit ist so weit gekommen, daß sie das, was sie bisher über sich glaubte, in sich fühlt.

Nero spielte den Hanswurst, und Hanswurste haben seitdem wie oft — den Nero gespielt.

In Frankreich hat die Revolution die Kinder verschlungen, in Deutschland verschlangen die Kinder die Revolution.

Emma.

Ich bin nicht ganz
Von dir getrennt.
Im Abendglanz,
Wenn schweigend brennt
Die Meeresfluth
Zu Füßen dir:
O denk', die Gluth,
Sie kommt von mir.

Vielleicht — vielleicht
Dann wird dir warm, —
Dein Herz beschleicht
Ein stiller Harm,
Und hörbar kaum
Für sich allein
Spricht's wie im Traum:
Ich harre dein.

Eva.

Ihr saht wohl manchen holden Leib,
Wer aber malt den Blick,
Den das unselig schöne Weib
Dem Engel warf zurück?
Dem Engel, den am Paradies
Der Schöpfer aufgestellt,
Als Eure Mutter er verstieß,
Verstieß — in seine Welt.

Wer malt mir ihres Anges Strahl,
Als Eva trat zum ersten Mal,
Den treuen Gatten an der Hand,
Auf blumenloses wüstes Land?
Als unter Schmerzen, unter Pein
Das Herz des Weibes klopft,
Und in den dürren Sand hinein
Die erste Thräne tropft?

Die nun aus Eden war verbannt,
Die Liebe hatte sie entflammt,
Und der die Liebe sich genannt,
Der Herr des Himmels sie verdammt ...
Da wuchs die Frucht in ihrem Schooß,
Die erste Frucht zum Kain groß.

Nur Einer, sagt man, hatt' Erbarmen:
Der Engel, der die Wache hielt,
Der hat den Schmerzensblick der Armen,
Die Noth des schönen Weibs gefühlt.
Wenn still die ganze Welt geworden
Und schweigend auf ihr lag die Nacht,
Hat er des Paradieses Pforten
Dem Weibe heimlich aufgemacht.

Fragment.

Von einem Schrank an grauer Klosterwand,
Wo friedlich Heid' und Christ beisammen stand,
Nahm ich ein altes Bibelbuch herab.
Ich wischt' den Staub von hundert Jahren ab,
Und wie ein Spiegel hell und blank geschliffen,
Strahlt mir das Schloß mein blasses Bild zurück,
Indeß daneben, ziemlich abgegriffen,
Faust's Leben, Thaten, sammt der Höllenfahrt
Verrieth ein ungleich größer Leseglück.
Es ist nun einmal meine schlimme Art,
Wenn man im Land die Steuern ausgeschrieben
Und Manchem nicht der Stein vom Haus verblieben,
Da schau' ich stille Gottes Wort mir an,
Daß mir's vom kranken Lazarus berichte,
Wie Engel noch gepflegt den armen Mann,
Und Teufel — doch ihr kennt ja die Geschichte.

Ich öffnete den schweren Folianten,
Mich zu erbauen am Alten, Wohlbekannten.
Doch eh' es mir in meiner Hast geglückt,
Den reichen Mann zu schau'n im Höllenrachen,
Sah zwischen gelben Blättern ich erdrückt
Ein zartes Blümchen mir entgegenlachen.

Wie manche Rose starb auf Mädchenwangen,
Wie mancher Sonnenstrahl hat ausgeglüht,
Wie mancher Frühling ist zu Grab gegangen,
Seit jenem Tage, da du aufgeblüht!
Die deinen Fuß geküßt, die Silberwellen,
In denen du dich sehnend einst beschaut,
Sie schlafen längst im Urschooß aller Quellen,
Und keine deiner Schwestern wiegt bethaut
Ihr schwankes Köpfchen mehr im Morgenlicht,
Das seinen Glanz in neuen Blüthen bricht.
Wo sind die Farbenkelche hingekommen,
Darin die Biene trunken einst geschwommen?
Wo der Unsterblichkeit beschwingt Symbol,
Das sich so keck in jenem Lenz geschaukelt?
Es ist, wie andre Schmetterlinge wohl,
Am End' auch in das Element gegaukelt.
Wie oft hat sich der Aether umgestaltet,
Seitdem du dich in seinem Arm entfaltet,
Wie oft der West die Schwingen schon vertauscht,
Seitdem er sich in deinem Duft berauscht!
Du kleiner Tropfen aus dem Ocean,
Du stiller Hauch entrissen dem Orkan,
Einsamer Zeuge jener hohen Kraft,
Die in dem Herz der Erde webt und schafft,
Die ewig wirksam wie die reinen Sterne
In Menschenbrust! Du in geheimster Ferne

Des Todes Hand entwundene Trophäe,
Was zwingt mich heut' in deine Zaubernähe?
Was ahn' ich hier, daß ich so trunken bin?
Was reißt die volle Seele zu dir hin?

Die Lerche stürzt sich schmetternd in die Luft,
Vom eignen Jubel sonnenan getragen;
Ich hör' den Frühling schon im Blüthenduft
Die Flügel gleich der jungen Schwalbe schlagen;
Der Strom ist muthig seiner Haft entsprungen
Und brach die Fesseln ungestüm entzwei,
Er hat ein neues Freiheitslied gesungen
Und rauschet klingend am Gestad vorbei.
Sein stolzes, silberstrahlend Siegerhaupt
Ist mit des Jahres erstem Grün belaubt,
Und um ihn her in liebenden Gedanken
Sieht man des Maien bunte Kinder schwanken,
Wie träumend sie zum eignen Bild entbrennen,
Gleich sel'gen Geistern, die sich selbst erkennen.

An Cosima Wagner.

Auf jedes Menschen Angesicht
Liegt leise dämmernd ausgebreitet
Ein sanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der sein Schicksal leitet.

Der Genius der Harmonie
Wird Dich mit seinen Wundertönen
Umrauschen, und Du wirst Dich nie
Mit der verstimmten Welt versöhnen.

Letzte Vorsicht.

Brutus, Cassius sind ex,
Die es einst so toll getrieben,
Und ich hab' an einen Rex
Keine Briefe mehr geschrieben.

Punktum, und das Stück ist aus,
Und der Vorhang senkt sich leise.
Sterbensmüde geht's nach Haus —
Gute Nacht und — gute Reise!

Wär's nur mit der ganzen Kraft,
Wär's nur mit den vollen Gluthen,
Wär's mit aller Leidenschaft,
Daß man taucht' in Lethe's Fluthen!

Doch das Leben kühlt uns ab,
Langsam, eh' wir drunten liegen,
Daß wir nicht im feuchten Grab
Noch einmal den Schnupfen kriegen.

Die Quelle des communistischen Manifests.

Von Ferdinand Goldstein.

Daß die von Marx und Engels construirte materialistische Geschichtsauffassung die Basis ist, auf der unsere Socialdemokratie fußt, wird kein Arbeiter oder Arbeiterführer leugnen. Diese neue Wissenschaft ist von den beiden Männern in dem im Jahre 1847 erschienenen communistischen Manifest begründet worden, und diese Arbeit ist dann nicht nur die Basis der deutschen Socialdemokratie, sondern auch die der Arbeiterparteien aller Länder geworden. Daß sich dieses thatsächlich so verhält, lehrt uns das amtliche, von der Buchhandlung Vorwärts herausgegebene Schriftenverzeichniß vom Jahre 1897, in dem es wörtlich heißt: „Das im Jahre 1847 verfaßte Manifest ist die bedeutungsvollste Schrift der socialistischen Literatur. Trotz der 45 Jahre Zeitfortschritt haben die darin aufgestellten allgemeinen Grundsätze im Ganzen heute noch ihre Richtigkeit; und die hier in unerreichter Meisterschaft und programmatischer Kürze entwickelte Marx-Engel'sche Auffassung ist heute die wissenschaftliche Grundlage der socialistischen Parteien aller Länder geworden." Wenn man sich über den Werth dieses für den Socialismus entscheidende Wichtigkeit besitzenden Schriftstückes die richtige Vorstellung machen will, so muß man sich zunächst seine Entstehung vergegenwärtigen. Diese lernen wir aus Vorrede I des Manifests kennen: „Der Bund der Communisten, eine internationale Arbeiterverbindung, die unter den damaligen Verhältnissen selbstredend nur eine geheime sein konnte, beauftragte auf dem in London im November 1847 abgehaltenen Congresse die Unterzeichneten mit der Abfassung eines für die Oeffentlichkeit bestimmten, ausführlichen theoretischen und praktischen Parteiprogramms. So entstand das nachfolgende Manifest . . ." Es war demnach nicht wissenschaftliches Streben, was Marx und Engels zur Verfassung der Arbeit veranlaßte, sondern das Machtwort einer Arbeiterversammlung, also muß entweder in den Köpfen der beiden die neue Geschichtsauffassung schon fix und fertig gewesen sein oder sie muß ihnen in Folge jenes Machtspruchs wie eine Erleuchtung von oben gekommen sein. Die erste der beiden Möglichkeiten ist auszuschließen, denn Marx und Engels haben in ihrem ganzen Leben kein größeres Geschichtswerk verfaßt, in dem sie ihre Auffassung an der Hand von Thatsachen begründet hätten; die kurzen Behauptungen im Manifest sind eben Behauptungen und keine wissenschaftlichen Beweise, sie verhalten sich wie die alttestamentliche, dogmatische Schöpfungsgeschichte zu der wissenschaftlichen Entwickelungslehre. Die zweite Möglichkeit ist ebenfalls auszuschließen, denn die Erleuchtung von oben, als möglich angenommen, kann hier nicht in Frage kommen, da sie von den tiefsten Volksschichten hätte kommen und demnach eine Erleuchtung von unten hätte sein müssen. Bleibt also nur das eine, die im communistischen Manifest entwickelte materialistische Geschichtsauffassung kann kein Product ihrer vermeintlichen Erzeuger sein.

Wenn wir den reichlichen Phrasenbombast bei Seite lassen, so bleibt als eigentlicher Inhalt der materialistischen Geschichtsauffassung die Entwickelung der Bourgeoisie und der Kampf des Proletariats gegen dieselbe. Die Bourgeoisie hat, wie das Manifest auseinander setzt, eine lange Entwickelung durchgemacht; sie entstand aus dem Pfahlbürgerthum, gewann durch die Entdeckung Amerikas und die Umschiffung Afrikas erheblich an Kraft und nahm endlich mit der Nutzbarmachung der Dampfkraft die Zügel der Regierung in die Hand, die sie heute noch festhält. Wenn daher von Bourgeoisie als Regierung die Rede ist, so ist immer von unserer Zeit die Rede, denn unsere Epoche ist die Epoche der Bourgeoisie (S. 10). Dieser Bourgeoisie schrieb nun das communistische Manifest im Jahre seines Erscheinens, also im Jahre 1847, bereits eine fast hundertjährige Classenherrschaft zu (S. 13), sie muß demnach 1750 zur Herrschaft gekommen sein. Damit widersprechen sich erstens die Manifestanten selber, denn die Bourgeoisie ist ja erst durch die Dampfmaschine zur Herrschaft gekommen, zweitens schlagen sie der Geschichte in's Gesicht, denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schmachtete Europa im Joch des eisernen Despotismus, nirgends ist von ernstlichen Versuchen, dies abzuschütteln die Rede, wodurch allein doch der Wechsel oder die Veränderung eines Regiments sich in der Weltgeschichte kundgiebt. Und in diesem 100jährigen Regiment soll die Bourgeoisie namhaftere und colossalere Productionskräfte geschaffen haben, als alle vergangenen Generationen zusammen: Unterjochung der Natur-

kräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen ... So unwissend konnten die beiden Volksmänner unmöglich sein, daß sie all' diese großartigen Entdeckungen in die traurige Mitte des vorigen Jahrhunderts verlegten, sie wußten ganz bestimmt, daß erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Keime zu diesen grandiosen Culturpflanzen gelegt wurden, daß es aber erst unserem Jahrhundert und zwar keineswegs seinem Beginn vorbehalten war, sie zur Blüthe zu bringen. Die Lösung des Räthsels ist, daß die beiden hier unvorsichtig waren: sie sprechen von zwei ganz verschiedenen Zeiträumen, sie waren so sicher, daß ihre Parteigenossen den Widerspruch nicht merken würden, daß sie seit tausend Jahren begrabene und moderne Verhältnisse in einander verflochten und dieses Gewebe als neue Wissenschaft dem urtheilslosen Proletariat präsentirten. Ebenso unwahr sind die Einheitsbestrebungen der Bourgeoisie unserer Zeit. Man höre: „die Bourgeoisie hat die Bevölkerung agglomerirt, die Productionsmittel centralisirt und das Eigenthum in wenig Händen concentrirt. Die nothwendige Folge hiervon war die politische Centralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zöllen wurden zusammengedrängt in Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Classeninteresse, Eine Douanenlinie." Als diese Worte geschrieben wurden, war Deutschland ein Knäuel kleiner, unabhängiger Staaten, heute ist aus diesem Knäuel ein Staatenbund geworden. Es mochten vor 50 Jahren einsichtige Staatsmänner die künftige Einheit Deutschlands mit Sicherheit vorausgesehen haben; daß Marx und Engels zu diesen gehört haben, ist nicht erwiesen. Was soll es aber heißen, wenn von unabhängigen, fast nur verbündeten Provinzen die Rede ist, die zu einer Nation zusammengedrängt wurden ꝛc.? Nicht einmal von England, wo Marx und Engels lebten, ist dies zuzugeben. Ebenso räthselhaft ist es, wenn wir lesen, „die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit, Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und localen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur." (S. 12). Wie können wir heute von einer einzigen Weltliteratur reden, wo alle Völker in dem schönen Wettkampf sich befinden, die beste Literatur zu haben. Ebenso ist es nicht charakteristisch für unsere Zeit, wenn Marx und Engels behaupten, an die Stelle der alten durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Producte der entferntesten Länder und Climate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten localen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen von einander." Dieser allseitige Verkehr, dieser Import von Rohstoffen aus den entlegensten Zonen wurde bereits nach der Entdeckung Amerikas von den europäischen Völkern in's Leben gerufen und eifrigst gepflegt, ist also nicht charakteristisch für unsere Bourgeoisie. Gänzlich unverständlich ist es auch, wie die Beiden schreiben konnten „sie (die Bourgeoisie) hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Theil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den civilisirten, die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Occident abhängig gemacht." Wer kann heute, geschweige vor fünfzig Jahren behaupten, der Orient hinge vom Occident ab, der Orient, der seit mehreren Jahrhunderten fast gänzlich aus der Reihe weltgeschichtlicher Länder ausgeschieden ist? Nach all' diesen unwahren Behauptungen bricht endlich die gesammte Darstellung jäh mit den Worten ab „Unter unseren Augen geht eine ähnliche Bewegung vor." Damit ist der Beweis geliefert, daß das Vorhergehende von einer anderen Zeit gesagt wurde, daß es garnicht unsere Verhältnisse waren, die geschildert wurden.

Von welcher Zeit reden die beiden Verfasser? Antwort: vom römischen Kaiserreich. Doch war es nicht etwa eigenes Nachdenken, was ihnen die Aehnlichkeit zwischen unserer Zeit und dem sinkenden Römerreich zeigte; wäre das der Fall gewesen, hätten sie gewiß auf diese wichtige Uebereinstimmung aufmerksam gemacht; sie schrieben vielmehr die Schilderungen, wie sie Gibbon im ersten Bande seines weltberühmten Werkes über das Sinken und den Fall des römischen Kaiserreiches gegeben hatte, mit einigen Aenderungen ab. Das Manifest schreibt: „Die kaum hundertjährige Classenherrschaft." Gibbon sah in der Regierungszeit von Nerva bis zu den Antoninen eine besondere Periode des Kaiserreichs; über diese schrieb er: „Während einer glücklichen Periode von mehr als achtzig Jahren wurde das Staatswesen durch die Weisheit und Geschicklichkeit von Nerva, Trajan, Hadrian und den beiden Antoninen geleitet." (S. 1 f.) Diese Stelle haben also die beiden Manifestanten kritiklos benutzt, sie änderten nur die mehr als achtzig Jahre in kaum hundert Jahre um. Doch weiter! „Barbarische und halbbarbarische Völker von den civilisirten abhängig gemacht." Hören wir Gibbon:

> Die wildesten Barbaren unterwarfen ihre Streitigkeiten häufig dem Schiedsspruch des Kaisers und wir sind durch einen zeitgenössischen Schriftsteller unterrichtet, daß Gesandtschaften die Ehre verweigert wurde, in die Reihe von Unterthanen aufgenommen zu werden, die sie nachsuchten (Gibbon S. 11).

„Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Classeninteresse, Eine Douanenlinie, Eine Weltliteratur."

> Bis die Vorrechte der Römer sich über alle Einwohner des Reiches ausgedehnt hatten, hatte sich ein wichtiger Unterschied zwischen Italien und den Provinzen erhalten. Ersteres wurde angesehen als das Centrum der staatlichen Vereinigung und die feste Basis der Verfassung ... Vom Fuße der Alpen bis zum äußersten Ende Calabriens waren alle Eingeborenen Italiens geborene römische Bürger. Die Unterschiede waren erloschen, und die Völker wuchsen unmerklich zu einer großen Nation zusammen, verbunden durch Sprache, Gewohnheiten, bürgerliche Einrichtungen ... Virgil stammte aus Mantua, Horaz zweifelte, ob er sich einen Apulier oder einen Lucanier nennen sollte; aus Padua stammte der Historiker, der würdig war, die majestätische Reihe der römischen Siege zu verzeichnen (Livius). Die patriotische Familie der Cato stammte aus Tusculum, und die kleine Stadt Arpinum beanspruchte die zwiefache Ehre, Marius und Cicero hervorgebracht zu haben ... (S. 45 f.) Ein römisches Volk wurde nach und nach in den römischen Provinzen gebildet durch das doppelte Mittel der Colonisation und Reception der würdigsten der Provinzialen unter die römischen Bürger ... (S. 46.) Die Enkel der Gallier, die Julius Cäsar bei Alesia belagert hatte, commandirten Provinzen und wurden zum römischen Senat zugelassen ... (S. 48). Die alten Dialecte Italiens, das Sabinische, Etruskische, Venetische sanken in Vergessenheit. Von den Provinzen waren die östlichen weniger gelehrig als die westlichen ... Die westlichen Länder waren durch dieselbe Hand civilisirt worden, die sie unterworfen hatte. Sobald als die Barbaren in Botmäßigkeit gebracht waren, wurde ihr Geist für jede neue Kenntniß und Bildung empfänglich. Die Sprache Virgils und Ciceros, allerdings mit unvermeidlicher Verschlechterung, war so allgemein in Afrika, Spanien, Gallien, Britannien und Pannonien geworden, daß die schwachen Spuren des Punischen oder Keltischen sich nur in den Bergen oder bei den Bauern halten konnten. Erziehung und Studium flößte den Eingeborenen solcher Gegenden unmerklich römisches Empfinden ein, und Italien gab Gewohnheiten sowohl wie Gesetze ihren lateinischen Provinzialen. Sie forderten begieriger und erhielten bereitwilliger die Freiheit und die Ehren des Staats; sie arbeiteten mit an der stolzen Nationalliteratur — Spanien allein brachte Columella, die Seneca Lucanus, Martial, Quintilian hervor — und an dem Waffenruhm; endlich lieferten sie in Trajan einen Kaiser, den die Scipionen nicht als ihren Landsmann anerkannt hätten (Gibbon, S. 48—50).

Doch weiter im Texte des Manifestes. „Erst die Bourgeoisie hat bewiesen, was die Thätigkeit der Menschen zu Stande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als egyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gothische Cathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt, als Völkerwanderungen und Kreuzzüge." Das stimmt allerdings für unsere Zeit, die den Gotthardtunnel, die Pacificbahn, die Forthbrücke, die Doppel-Schraubendampfer und ähnliche Wunderwerke ihre Schöpfungen nennen darf,

für die Mitte dieses Jahrhunderts stimmt es aber nicht, denn um diese Zeit war das Menschengeschlecht noch nicht so weit, geschweige weiter als zur Zeit der römischen Cäsaren. Aber Gibbon hatte ganz recht, wenn er mit Bewunderung von den zu gemeinnützigem Zwecke aufgeführten Bauten der römischen Kaiserzeit sprach. Er nennt das Stadium des Herodes Atticus zu Athen, das 600 Fuß lang war, ganz und gar aus weißem Marmor bestand, geräumig genug, das gesammte Volk zu fassen; derselbe errichtete zum Gedächtniß seines Weibes Regilla ein Theater, zu dem als Holz nur das der Ceder verwandt wurde .... Ferner Nero's goldenes Haus, das Colosseum, die Bäder des Titus, die claudische Säulenhalle, die Tempel, die dem Gotte des Friedens und dem Genius von Rom geweiht wurden, das Forum Trajans mit der berühmten Säule, die den Dakerkrieg in Reliefs darstellte, 110 Fuß hoch. Alle anderen Viertel der Hauptstadt und alle Provinzen des Reichs wurden auf dieselbe Weise verschönt, wurden mit Amphitheatern, Theatern, Tempeln, Säulenhallen, Triumphbögen, Bädern, Wasserleitungen versehen; die letzteren rufen besonders die Bewunderung Gibbons hervor. (S. 60—63).

„Die Bourgeoisie hat enorme Städte geschaffen." Auch das stammt aus Gibbon.

Das alte Italien soll 1100 Städte gehabt haben ... Der Geist der Vervollkommnung überschritt die Alpen und machte sich sogar in den Waldungen Britanniens fühlbar, die nach und nach für bequeme, elegante Wohnungen Raum geben mußten. York war der Sitz der Regierung, London bereicherte sich schon damals durch den Handel, und Bath war berühmt wegen seiner heilsamen Quellen. Gallien konnte sich seiner 1200 Städte rühmen ... Marseille, Arles, Nîmes, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, Autun, Vienne, Lyon, Langres, Trier mögen damals in einem ähnlichen oder vielleicht noch glücklicheren Zustande gelebt haben wie heute. In Spanien zählte Plinius 360 Städte. 300 afrikanische Städte erkannten einst die Oberhoheit Carthagos an; es ist unwahrscheinlich, daß ihre Zahl unter der Herrschaft der Kaiser geringer gewesen wäre. Carthago selbst erhob sich mit neuem Glanze, und diese wichtige Stadt erlangte bald alle Vortheile, die ohne Unabhängigkeit möglich sind ... Die eigentliche Provinz Asien zählte allein 500 Städte ... (Gibbon, S. 64—65).

„Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle civilisirten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Welttheilen zugleich verbraucht werden."

Der Osten war in dem Besitz der Künste und des Luxus, der Westen war von rohen, kriegliebenden Barbaren bewohnt, die entweder den Ackerbau verachteten oder ihn überhaupt nicht kannten. Im Schutze einer verständigen Regierung wurden die Producte glücklicherer Climate und die Industrie civilisirterer Nationen nach und nach in Westeuropa eingeführt, und die Eingeborenen wurden durch einen gut entwickelten und einträglichen Handel ermuthigt, die ersteren zu vermehren und die letztere zu verbessern. Es wäre unmöglich, alle die Dinge aufzuzählen, vegetabilische und animalische, die nach und nach in Europa eingeführt wurden von Asien und Egypten, aber es ist nicht unwerth, wenigstens oberflächlich einige der wichtigsten Dinge zu erwähnen (dies geschieht darauf S. 68—73).

„Die Bourgeoisie reißt (durch die rasche Verbesserung der Produktionsinstrumente), durch die unendlich erleichterten Communicationen alle, auch die barbarischen Nationen in die Civilisation ꝛc."

Alle Städte waren untereinander und mit der Hauptstadt durch öffentliche Chausseen verbunden, die vom Forum in Rom ihren Anfang nahmen, Italien durchzogen und erst an der Grenze des Reiches endeten. Wenn wir die genaue Entfernungslinie vom Wall des Antoninus bis Rom und von hier bis Jerusalem ziehen, finden wir, daß die große Kette von Verbindungen vom nordwestlichsten bis zum südöstlichsten Punkte des Reiches 4080 römische Milien beträgt. Der Vortheil, zuerst Kenntniß (von allen Geschehnissen) zu erhalten und Ordres möglichst schnell übermitteln zu können, nöthigte die Kaiser, durch ihr ausgedehntes Reich regelmäßige Posten einzurichten. Ueberall wurden Stationen errichtet in einer Entfernung von nur 4—5 Milien; jede von diesen war immer mit 40 Pferden versehen, und mit Hülfe dieser Relais war es leicht, hundert Milien an einem Tage auf den römischen Straßen zurückzulegen ... Die Verbindungen zur See waren nicht weniger brauchbar und offen. Die Provinzen schlossen das Mittelmeer ein, und Italien schob sich wie ein gewaltiges Vorgebirge in die Mitte dieses großen Wassers vor. Die Küsten Italiens sind im Allgemeinen entblößt von guten Häfen, aber menschlicher Fleiß hat diesen natürlichen Mangel corrigirt ... Von Ostia, das nur 16 Milien von der Hauptstadt entfernt war, trug eine günstige Brise Schiffe häufig in sieben Tagen nach den Säulen des Hercules und in neun oder zehn nach Alexandrien in Egypten (S. 66—66). — Die Liebe zur Literatur, fast unzertrennlich vom Frieden und dem Fortschritt der Cultur war bei den Unterthanen Hadrian's und der Antonine, die selbst unterrichtete Männer waren, allgemein. Sie war verbreitet über die Gesammtausdehnung des Reiches; die nördlichsten Völker Britanniens gewannen Geschmack an der Rhetorik, Homer sowohl wie Virgil wurden abgeschrieben und an den Ufern des Rheins und der Donau studirt, und bereitwillig ausgesetzte Belohnungen machten auch das kleinste literarische Talent ausfindig (S. 75).

„Die Bourgeoisie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt."

Herodes Atticus gab dem Sophist Polemo über 8000 Pfund für drei Declamationen. Die Antonine gründeten eine Schule in Athen, in welcher Lehrer der Grammatik, Rhetorik, Politik und die vier großen Philosophenparteien unterhalten wurden zur Belehrung der Jugend. Das Gehalt eines Philosophen betrug 10000 Drachmen; ähnliche Institute wurden in den übrigen großen Städten des Reichs gegründet. Juvenal muß in einer mürrischen Satire, die auf jeder Linie seine eigene Enttäuschung und seinen Neid verräth, sagen:

O Juvenes, circum spicit et agitat vos,
Materiamque sibi Ducis indulgentia quaerit.

(Gibbon II, Anm. 110.)

„Die Bourgeoisie hat die persönliche Würde in den Tauschwerth aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die Eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt." In diesem Satze spricht sich recht deutlich die thatsächlich reactionäre Natur der Socialdemokratie aus; wie aber konnten Marx und Engels nur wagen, ihren Mandanten etwas von verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten zu erzählen? Allerdings war das Waguiß nicht allzu groß, denn wie hätte ihre aus den tiefsten Volksschichten sich recrutirende Gefolgschaft vermocht, gegen die dogmatischen Sätze auch nur das Geringste einzuwenden? Die Quelle für diesen Satz bildete aber ebenfalls Gibbon's Werk:

Nachdem alle die verschiedenen Rechte der Executiv-Gewalt auf die „kaiserliche Magistratur" übertragen waren, erlahmten die gewöhnlichen Staatsämter und sanken in Vergessenheit ... Die Volksversammlungen waren für immer abgeschafft ... (S. 88.)

Wie eben aus einander gesetzt, paßten die im communistischen Manifeste gegebenen Charakteristica der Bourgeoisie nicht für die Zeit, in der Marx und Engels ihre Arbeit schrieben, und auf unsere Zeit passen sie ebenso wenig. Ob in tausend Jahren etwas Aehnliches eingetreten sein wird, wird heute niemand zu behaupten wagen, an Hellseherei glaubt die Welt nicht mehr, und aus diesen Gründen hat man ein Recht zu dem Verdachte, daß die beiden die Verhältnisse einer anderen Zeit geschildert haben, und da sie uns in den Worten „unter unseren Augen geht eine ähnliche Bewegung vor" das direct eingestehen, so wird der Verdacht zur Gewißheit. Findet man ein älteres, in Fachkreisen wohlbekanntes Werk, das ähnliche Verhältnisse schildert, so darf man annehmen, daß dieses selbst oder eins auf ihm aufgebautes und ihm demnach ähnliches benutzt worden ist. Ich spreche daher hiermit den Satz aus: Marx und Engels haben ihre materialistische Geschichtsauffassung nicht der Erfahrung und dem Leben, sondern als echte Stubengelehrte dem Buch entnommen, und in recht ungeschickter Weise die von Gibbon geschilderten Zustände des Römerreichs einfach auf unsere Zeit übertragen. Höchst merkwürdig ist aber, daß die Quelle des Manifests bisher noch nicht entdeckt worden ist, allein bei der Oberflächlichkeit der socialdemokratischen Parteiführer und der Unwissenheit ihrer Gefolgschaft einerseits und der leider so großen Indolenz der gebildeten Classen ihnen gegenüber anderseits wird auch dies erklärlich werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Angler.

Von Guy de Manpassant.

„Schwere Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang.“ Darauf lautete die Anklage, die den Tapezirer Leopold Renard vor das Schwurgericht brachte. Die Hauptzeugen waren Frau Flamèche, die Wittwe des Opfers, Louis Ladureau, Tischler, und Jean Durdent, Klempner. Neben dem Verbrecher stand seine Frau, schwarzgekleidet, klein, häßlich, wie eine als Dame aufgeputzte Meerkatze. Und Renard erzählte den Hergang wie folgt:

„Mein Gott, es ist ein Unglück, dessen erstes Opfer jedenfalls ich selbst war, und wobei mein Wille gar nicht in Betracht kommt. Die Thatsachen sprechen für sich selber, Herr Präsident. Ich bin ein ehrlicher Mann und habe mein Tapezirgeschäft seit sechzehn Jahren in ein und derselben Straße, bin bekannt, beliebt, geachtet von Allen, wie es die Nachbarn bestätigen, ja, wie es selbst die Portiersfrau zugiebt, die nicht alle Tage guter Laune ist. Ich liebe die Arbeit, die Sparsamkeit, die anständigen Menschen und die anständigen Vergnügungen. Und das hat mich in's Verderben gebracht; mein Wille hat aber nichts damit zu thun, ich brauche die Achtung vor mir selbst nicht zu verlieren. Also, — seit fünf Jahren verbringen meine Frau und ich jeden Sonntag in Poissy. Erstens können wir dabei ordentlich frische Luft schnappen, und außerdem lieben wir das Angeln, ach und wie! wir lieben es so sehr, wie die kleinen Zwiebeln. Meine Mélie hat mir diese Leidenschaft eingeflößt, und sie ist noch viel passionirter dabei als ich, und alles Böse in dieser Geschichte kommt nur von ihr, wie Sie auch bald sehen werden. Was mich betrifft, so bin ich ein starker, aber stiller, sanfter Mensch, und gar nicht böse. Aber sie! O, sie sieht nach nichts aus, nicht wahr? klein, mager! und ist dabei niederträchtiger als eine Bluthündin. O, ich will nicht leugnen, daß sie auch gute Eigenschaften hat; ach ja, für einen Kaufmann sogar sehr schätzbare Eigenschaften. Aber ihr Charakter! Erkundigen Sie sich nur bei den Nachbarn und selbst bei der Portiersfrau, die vorher für mich gezeugt hat . . . Da werden Sie was zu hören kriegen. Also, — fortwährend machte sie mir Vorwürfe wegen meiner Sanftmuth: ‚Ich lasse mir gar nichts gefallen, — nicht so viel! . .‘ Hätte ich auf sie gehört, Herr Präsident, wahrhaftig, ich hätte monatlich mindestens drei Duelle oder Faustkämpfe zu bestehen gehabt . . .“

Hier unterbach ihn Frau Renard: „Schwatz' Du nur zu, wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Der Angeklagte wandte sich ihr zu: „Ja wohl, ich kann Dich ruhig beschuldigen, weil Du auch Schuld daran bist . . .“ Dann sich wieder zu dem Präsidenten wendend, fuhr er fort: „Also, wie gesagt, jeden Sonnabend Abend ging's nach Poissy, um dort am Sonntag von Sonnenaufgang an zu fischen. Diese Gewohnheit war uns, wie man zu sagen pflegt, schon zur zweiten Natur geworden. In diesem Sommer waren es drei Jahre, daß ich ein Plätzchen entdeckt hatte, o, ein Plätzchen! Ganz im Schatten, acht Fuß tief das Wasser mindestens, vielleicht gar zehn, ein wahres Paradies für den Angler. Und dieses Plätzchen, Herr Präsident, konnte ich thatsächlich als mein Eigenthum betrachten, denn ich war der Entdecker. Alle Welt wußte das und erkannte es ohne Widerrede an. Man sagte: ‚Das ist Renard's Plätzchen‘, und kein Mensch wäre mir dort je in die Quere gekommen, nicht mal Plumeau, der doch dafür bekannt ist, ich sage das, ohne ihn beleidigen zu wollen, daß er gern die Plätze den Anderen wegnimmt. Meines Plätzchens sicher, kehrte ich also jeden Sonntag mit den Gefühlen eines Eigenthümers dahin zurück. Kaum angekommen, bestiegen wir schon ‚Dalila‘. Das ist nämlich mein Boot, ein leichtes, sicheres Fahrzeug. Ich sage also, wir bestiegen Dalila und warfen den Köder aus. Den Köder richtig auszuwerfen, für diese Kunst giebt es nur Einen, und der bin ich, und die Collegen wissen das wohl. Sie werden mich fragen wollen, was ich für Köder auswerfe? Aber darauf kann ich nicht antworten. Das hat auch mit dem Unglück gar nichts zu thun; ich kann darauf nicht antworten, weil es mein Geheimniß ist. Mehr als Zweihundert haben mich schon darnach gefragt. Man hat mir Schnäpse angeboten und Kuchen und Fischsuppe, um mich zum Reden zu bringen. Ah ja, was haben sie nicht Alles versucht, um mein Recept herauszukriegen. Nur meine Frau kennt es, und die giebt das Geheimniß ebenso wenig preis wie ich . . . Nicht wahr, Mélie?“

Der Präsident unterbrach ihn: „Kommen Sie nun bald zur Sache.“

Der Angeklagte nahm wieder das Wort. „Ich komme zur Sache, ich bin ja schon mitten drinn. Also Sonnabend, den 8. Juli, waren wir mit dem Zug um 5 Uhr 25 abgefahren; wie immer gingen wir noch vor dem Mittagessen den Köder auswerfen. Das Wetter versprach uns das Beste. Ich sagte zu Mélie: ‚Famos für morgen!‘ Und sie antwortete: ‚Ja, es ist vielversprechend.‘ Viel mehr Worte wechselten wir nie miteinander . . . Dann gingen wir zum Mittagessen. Ich war ganz froh, so weit zu sein, denn ich hatte Durst. Und das, Herr Präsident, ist die Ursache von allem Unglück . . . Ich sagte zu Mélie: ‚Weißt Du, Mélie, es ist so schönes Wetter; wie wär's, wenn ich eine Nachtmütze tränke?‘ Das ist nämlich ein weißes Weinchen, das wir so getauft haben, weil es, wenn man zu viel davon trinkt, einen am Schlafen verhindert. Sie verstehen? . . . Darauf antwortete sie mir: ‚Thu, was Du willst, aber Du wirst davon krank, und kannst dann morgen früh nicht aufstehen.‘ Der Rath war klug, weise, sein, das muß ich zugeben. Und trotzdem konnte ich mich nicht enthalten. Ich trank meine Flasche. Und das war die Ursache von allem Unglück. Ich konnte also nicht einschlafen! Bis zwei Uhr Morgens trug mein Kopf diese Nachtmütze. Und dann plötzlich schlafe ich ein und zwar so fest, daß ich die Trompeten des jüngsten Gerichts nicht mal gehört hätte. Kurz, um sechs Uhr weckt mich meine Frau . . . Ich springe vom Bett auf, ich fahre in Hosen und Jacke, einen Guß Wasser über's Gesicht und wir springen in unsere Dalila. Zu spät! Als ich an mein Plätzchen komme, ist es besetzt! Das war mir noch nie passirt, Herr Präsident, in drei Jahren niemals. Der Anblick machte einen Eindruck auf mich, wie wenn man mich ausgeplündert hätte. Ich rief: ‚Himmeldonnerwetter!‘ Und nun beginnt meine Frau mich auszulachen: ‚He, Deine Nachtmütze! Da hast Du's, Du Säufer? Bist Du nun zufrieden, alter Süffel?‘ Ich sagte nichts, weil sie Recht hatte. Trotzdem lande ich dicht neben dem Plätzchen, um wenigstens noch etwas zu profitiren. Vielleicht, daß dieser Mensch auch gar nichts fängt und dann ruhig seines Weges geht? Es war ein mageres Männchen, in weißem Anzuge, mit einem großen Strohhut auf dem Kopf. Er hatte seine Frau bei sich, eine große Person, die hinter ihm saß und strickte. Als sie bemerkte, wie wir uns dicht nebenan niederließen, hörte ich sie flüstern: ‚Es scheint am ganzen Ufer sonst keinen Platz mehr zu geben?‘ Und meine Frau, die schon wüthend war, antwortete: ‚Leute von Lebensart lassen sich erst über des Landes Brauch belehren, bevor sie reservirte Plätze besetzen.‘ Da ich keinen Krach machen wollte, sagte ich: ‚Sei ruhig, Mélie! Wir werden ja sehen.‘ Wir ließen also Dalila unter den Weiden, stiegen an's Ufer und angelten nun Seite an Seite, Mélie und ich, dicht neben den beiden Anderen. Und hier, Herr Präsident, muß ich nun in Einzelheiten übergehen . . . Nach kaum fünf Minuten sehe ich, wie der Korken meines Nachbarn sich zwei-, dreimal bewegt; und dann zieht er einen herauf, so dick wie mein Schenkel, vielleicht nicht ganz so dick, aber doch beinahe! Mir klopft das Herz, der Schweiß perlt mir an den Schläfen, und Mélie wendet sich zu mir und sagt: „Na, Süffel, hast Du den gesehen, was?“ In diesem Augenblick fährt Herr Bru, der Gewürzkrämer von Poissy, ein passionirter Angler, im Boot vorbei und ruft mir zu: ‚Na, Renard, man hat Ihnen ja Ihren Platz weggenommen?‘ Ich antwortete: „Ja, es giebt eben sehr undelicate Menschen in dieser Welt, die keine blasse Ahnung von dem haben, was sich schickt.“ Der kleine Weiße neben mir that, als hörte er nichts, und seine große dicke Frau, ein wahres Faß, desgleichen!“

Hier unterbrach der Präsident den Angeklagten zum zweiten Male: „Sehen Sie sich vor! Sie beleidigen die hier anwesende Wittwe.“

Renard entschuldigte sich: „Verzeihung, die Leidenschaft reißt mich fort . . . Also nicht eine Viertelstunde vergeht, da zieht der Kleine wieder einen herauf . . . und gleich darauf noch einen, und fünf Minuten später noch einen. Mir standen schon die Thränen in den Augen. Und außerdem fühlte ich, wie es in meiner Frau kochte; in einem fort flüsterte sie mir zu: ‚Frechheit! Siehst Du nun, daß er Dir Deine Fische stiehlt? Du wirst heute nichts fangen, nichts, nicht einmal einen Frosch . . . nichts, nichts, nichts.‘ Donnerwetter, mir zittert die Hand, wenn ich nur d'ran denke . . . Ich sagte darauf: ‚Warten wir bis zwölf Uhr. Er wird doch frühstücken gehen, dieser Wilddieb, und dann nehme ich mir meinen Platz wieder.‘ Denn, Herr Präsident, ich habe die Gewohnheit, Sonntags immer am Platze selbst zu frühstücken. Wir nehmen unseren Proviant stets mit in der Dalila . . . Aber es schlägt zwölf! Der Kerl hat ein eingewickeltes Huhn bei sich, und während er ißt, muß ich sehen, wie er noch einen fängt. Mélie und ich, wir bringen kaum einen Bissen hinunter, so schwer waren unsere Herzen. In diesem Augenblick erscheinen am anderen Ufer unsere beiden hier anwesenden Zeugen, Herr Ladureau und Herr Durdent. Wir kannten uns so vom Sehen . . . Der Kleine hatte sich wieder ans Angeln gemacht. Er fing so viel Fische, daß ich ordentlich in Wuth gerieth. Und seine Frau sagte: ‚Das ist ja ein ausgezeichneter Platz! Hierher werden wir jetzt immer gehen, Desiré!‘ Da lief es mir kalt über den Rücken. Und neben mir wiederholte meine Frau in einem fort: ‚Du bist gar kein Mann; Du bist kein Mann! Fischblut hast Du in den Adern.‘ Da sagte ich ihr plötzlich: „Weißt Du, ich möchte lieber weggehen. Ich mache sonst noch eine Dummheit.“ Und sie flüstert mir immer wieder zu, in einem Tone, als hielte sie mir ein glühendes Eisen unter die Nase: ‚Du bist gar kein Mann. Fliehen willst Du also, freiwillig den Platz räumen? Na, so gehe doch, Memme!‘ Da fühlte ich schon, wie mir das Blut hoch stieg. Aber dennoch rühre ich mich nicht. Und da zieht der andere einen Hecht herauf: ach, so was hab' ich noch nie gesehen! Nie! . . . Und da beginnt meine Frau laut vor sich hin zu reden, gerade als ob sie laut dächte. O, Sie werden ihre Bosheit schon erkennen. Sie sagte: ‚Das ist, was man einen Fischdiebstahl nennt, weil wir hier den Köder ausgeworfen haben. Zum Mindesten müßte man uns doch das Geld zurückgeben, das wir für den Köder ausgegeben haben.‘ Da wendet sich die Dicke des kleinen Weißen um und fragt: ‚Sprechen Sie vielleicht zu uns, Madame?‘ — ‚Ich spreche zu den Fischdieben, die aus dem Geld der Anderen Profit schlagen.‘ — ‚Sind wir es, die Sie Fischdiebe nennen?‘ Und nun gehen die Erklärungen los, und bald kommen die Schimpfworte. Ach, was für Worte wissen die Weiber, und dann kamen auch Schläge. Sie heulten so stark, daß unsere beiden Zeugen am anderen Ufer zu schreien begannen, um sich zu amüsiren: „He! Ihr dort unten! Gebt Ruhe! Ihr verhindert ja Eure Männer am Angeln!“ Thatsache war nämlich, daß der Kleine und ich uns trotz alledem nicht rührten. Wir blieben da, wo wir waren,

die Nase überm Wasser, als hätten wir gar nichts gehört. Aber wir hörten nur zu gut: ‚Sie Lügnerin!' ‚Sie Luder!' ‚Sie Dirne!' Und so weiter und so weiter. Wahrhaftig, ein Matrose weiß keine derberen Ausdrücke. Plötzlich höre ich hinter mir ein Geräusch. Ich drehe mich um. Da sehe ich die Dicke, wie sie über meine Frau herfällt und mit ihrem Regenschirm auf sie einschlägt. Klapp, klapp, da hat Mélie zwei weg. Aber sie tobt, und wenn Mélie tobt, so haut sie auch. Sie packt die Dicke bei den Haaren, und da regnen die Ohrfeigen schon wie die reifen Pflaumen auf sie herab. Ich ließ sie ruhig gewähren. Die Frauen unter sich, die Männer unter sich ... Man muß die Schläge nicht durcheinander mischen. Aber da fährt zuletzt der kleine Weiße auf wie ein Teufel und will auf meine Frau losspringen. Doch nein, daraus wird nichts, Herr College! Wie er springt, empfange ich ihn mit meiner Faust. Und nun vorwärts. Eins auf die Nase, eins in den Bauch. Er erhebt die Arme, ein Bein und fällt hintenüber in den Fluß.. Ich hätte ihn sicherlich wieder herausgefischt, Herr Präsident, wenn ich nur gleich Zeit gehabt hätte. Aber die Dicke gewinnt nun die Oberhand und verhaut Mélie nach allen Regeln der Kunst. Ich weiß wohl, daß ich ihr nicht hätte zu Hülfe eilen dürfen, während jener Wasser schlucken mußte. Aber ich dachte gar nicht daran, daß er so schnell ertrinken könnte. Ich sagte mir: Pah, das wird ihn abkühlen, und lief zu den Weibern, um sie auseinander zu bringen. Zum Danke dafür bekomme ich Schrammen und Schläge und werde mit Nägeln und Zähnen zerkratzt. Kurz und gut, ich brauchte volle fünf, vielleicht gar zehn Minuten, um die beiden Weiber endlich zu trennen. Dann wende ich mich um. Nichts mehr zu sehen. Das Wasser spiegelglatt wie ein See. Und drüben die Collegen schrieen in einem fort: ‚Fischt ihn auf! Zieht ihn raus!' Die hatten gut reden, ich kann nicht schwimmen und noch weniger tauchen. Dann endlich kam ein Dammarbeiter herbei und zwei Herren mit Ruderstangen. Das Ganze muß gut eine Viertelstunde gedauert haben. Man fand ihn endlich unten am Boden meines Plätzchens, gut acht Fuß unter Wasser, wie ich gesagt habe, und so war er hin, der kleine Weiße. — So war die ganze Sache. Das beschwöre ich. Ich bin unschuldig, so wahr ich lebe."

Die Zeugen bestätigten die Wahrheit dieser Erzählung, und der Angeklagte wurde freigesprochen.

Aus der Hauptstadt.

Naboth's Weinberg.

Der Haager Friedenseonferenz und ihrer fröhlichen Ergebnisse gedenkt heute kein Mensch mehr; es ist, als seien nicht drei Monate, sondern dreimal drei Jahrhunderte vergangen seit dem Tage, da die Mächte Europas, Asiens und Amerikas sich dem weißen Zaren zu Liebe in beträchtliche Geld- und Gefühls-Unkosten stürzten. Nur von dem englischen Edelmuthe, der auf jener Versammlung wieder so glänzend hervorbrach, geht noch fromme Sage. Man erinnert sich dunkel, daß die wahrhaften Menschenfreunde jenseits des Canales begeisterter als der Zar selbst für Abrüstung, Einsetzung von Schiedsgerichten und andere ideale Forderungen des gekrönten Gregor Werle eintraten. Um den mörderischen Kriegen in Zukunft rascher ein Ende zu machen und vor Allem die blutdürstigen Wilden gründlich an die Cultur zu gewöhnen, hatten britische Philantropen es sich sogar nicht verdrießen lassen, die Dum-Dum-Kugel zu ersinden. Nikolaus von Rußland hat, daran kein Zweifel, in gerechtem Entzücken über Albion's Haltung seine früheren Absichten auf Indien reuevoll aufgegeben. Hinfort braucht England, wenn es Civilisation und Bildung in barbarische Distriete trägt, nicht mehr zu befürchten, daß unversehens der Kosak vom Pamir hinabsteigt, um den indischen Ebenen seinerseits die Cultur zu bringen, die er meint. Und bei der erwarteten Potsdamer Monarchen-Entrevue wird das Gespräch der beiden befreundeten Herrscher sich lange um Englands regen civilisatorischen Eifer drehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man Großmama auf ihre alten Tage noch offieiell zur Welt-Friedensfürstin krönen wird, was die würdige Dame um so inniger erfreuen muß, als ihre tiefe Abneigung vor all' und jedem Eroberungskriege erst neulich wieder von den maßgebenden Organen der öffentlichen Meinung eingehend besprochen und belobt wurde.

Es bleibe dahingestellt, ob Englands rege Thätigkeit im Interesse des allgemeinen, großen Culturwerkes ausschließlich auf Conto der edlen Londoner Volksseele zu setzen ist, oder ob auch das europäische Gewissen, von dessen Entdeckung in diesen Wochen die Rede ging, einen Theil daran hat. Wie ungehener streng die gesammte Welt heute über jeden Verstoß gegen Humanität und Gerechtigkeit denkt, das geht mit erfrischender Klarheit aus dem allerdings mißglückten Boykott der Pariser Ausstellung hervor. Wenn man es auch nicht verhindern kann, daß Bordeauxsäuser und Dirnenjäger im nächsten Jahre die Worlds Fair mitmachen, ja, wenn man anno 1900 vielleicht sogar selbst zu diesen schamlosen Schlemmern und Wüstlingen gehört — augenblicklich hat man doch das Recht und die Pflicht, gesittet Pfui zu sagen. Diese Entrüstung über die Verurtheilnng des Dreyfus, wie schön stand sie den Nachbarn Frankreichs zu Gesicht! Den Engländern, die in Indien mißliebige Eingeborene ohne Proceß erschießen, verbannen und einsperren lassen! Den Italienern, vor deren Kriegsgerichten sich Milan nebst seinem Belgrader Hochverraths-Tribunal verstecken kann! Den Spaniern, die im Fort Monjuich und auf Cuba ganz neue, sicher wirkende Mittel entdeckt haben, Unschuldige zu jedem gewünschten Geständniß zu bringen! Am ergriffensten von allen Nationen war natürlich wieder die deutsche. Ihre gemüthvolle Regierung erließ im „Namen der Menschlichkeit" eine Kundgebung für Dreyfus, die zwar keine Wirkung thun konnte, weil sie erstens nur längst Bekanntes und Gesagtes wiederkäute, und weil sie zweitens zu spät kam. Dafür brachte sie aber ganz Gallien gegen uns auf und zerstörte so die ohnehin dürftige Frucht der zehnjährigen unausgesetzten Bemühungen Wilhelm's II., die Franzosen und besonders die Pariser mit uns zu versöhnen. Erbaulich ist es ja grade nicht, zu sehen, wie die Diener des Kaisers in holdem Wahn beständig seine besten Absichten durchkreuzen. Was bedeuten jedoch alle Feinheiten der Politik, alle Interessen des Vaterlandes, wenn die Menschlichkeit in Frage kommt, die Philantropie, die moderne Cultur?

Ein wahrer Segen, daß den Kämpen für diese herrlichen Dinge der Stoff nie ausgeht, so daß sie immer in der Uebung bleiben und sich immer größere Gewandtheit aneignen. Kaum ist Rennes von der Tagesordnung abgesetzt, so steht Südafrika darauf. Man weiß, was es mit den Buren für eine Bewandtniß hat. Herrn Mosse's junge Leute, über die sich Heinrich von Treitschke in seinem letzten Colleg so ungemein schmeichelhaft ausdrückte, schenken uns auch in Bezug auf Oom Paul und die anderen Zurückgebliebenen reinen Wein ein. Ihnen zu Folge haben die Buren ihre Unabhängigkeit durch die Corruption, die oligarchische Unterdrückung der Mehrheit und durch ihre Culturfeindschaft verwirkt. Zwei Weltanschauungen prallen augenblicklich der Abwechslung halber in Südafrika aufeinander: Fortschritt und höhere Gesittung, Aufklärung, Wahrheit und Gerechtigkeit hüben; verbohrte Reaction, Trottelei, Bestechlichkeit und Zurückgebliebenheit drüben. Der Fortschritt, die höhere Gesittung u. s. w. wird von den englischen Großcapitalisten repräsentirt, die mit Hülfe von Mord und Brand und Maximgewehren höhere Dividenden aus ihren Transvaal-Minen herauszuwirthschaften hoffen; die Reaction und die Bestechlichkeit ist auf Seite der Buren zu suchen, weil sie ihr bißchen Unabhängigkeit vertheidigen und Herrn Chamberlain das Actien-Trinkgeld nicht gönnen wollen, das ihm Beit und Rhodes für die Einnahme von Prätoria versprochen haben. Das genügt. Hinzu kommt, daß, wie Herr Brandes aus London seinem Brodherrn telegraphirt, „die englischen Burenfreunde fast durchweg verschämte Antisemiten sind". Dafür kann zwar der arme Krüger blutwenig — thut aber nichts, er wird verbrannt. Der Mißwirthschaft in Transvaal muß durchaus ein Ende gemacht werden, und daß dabei die Goldfelder endlich in die Hände des Mr. Rhodes und seiner Cumpane gerathen, daß Mr. Chamberlain's Actien dadurch endlich zu steigen beginnen, das ist nur ein neuer Beweis für die Corruption der Buren. Diese Menschen besaßen die Unverschämtheit und Culturfeindlichkeit, Herren im eigenen Lande sein zu wollen und ungebetenen Fremdlingen, deren einziger Wunsch schnelle Bereicherung war, das Wahlrecht zu verweigern. Nicht einmal zu verweigern — aber sie knüpften an die Verleihung des Wahlrechtes gewisse Pflichten und Lasten, wie sie zwar der gewöhnliche Bner auf sich nehmen muß, der gebildete und cultivirte Einwanderer dagegen nun und nimmer tragen mag. Unsere Halboffiziösen und die es gern sein möchten vertreten ernsthaft die bescheidene Forderung der Uitlanders, Bürger des Transvaallandes werden zu dürfen, ohne deßhalb das englische Bürgerrecht aufgeben zu brauchen; von allem Waffendienst befreit, aber doch stimmberechtigt zu sein wie jeder Einheimische, der sein Blut für die Republik bei Majuba Hill oder Laing Neks verspritzt hat. Sie finden es gerecht, daß eine fremde Macht der südafrikanischen Republik Verfassungsänderungen durchgreifender Art aufdrängen will, denn diese fremde Macht handelt nach ihrer Meinung als Bannerträger der Cultur, Humanität und Philantropie. Wenn England eines Tages entdeckt, daß die Verfassung von Mecklenburg-Strelitz gewisse Mängel besitzt, und wenn Mr. Chamberlain aus philantropischen Rücksichten oder weil er den Kurs der in seinem Besitz befindlichen Mecklenburg-Strelitzer Staatsanleihen zu steigern wünscht, an den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz dieselben humanen Forderungen wie an die Transvaalrepublick stellt, so wird er hoffentlich ebenfalls die thatkräftige Unterstützung des für Freiheit, Menschlichkeit und Profit erglühenden Berliner Börsenfreisinnes finden.

Was den Transvaal-Handel anbelangt, so ist Downing Street nicht nur der Hülfe dieser Notabeln, sondern auch der deutschen Regierung gewiß. Langsam beginnen sich die Nebel zu verflüchtigen, die noch immer das merkwürdige deutsch-englische Abkommen umwallen. Es scheint, als seien dem Reiche gewisse Vortheile zugedacht für den Fall, daß es der Abwürgung des Transvaals mit gefalteten Händen zuschaut. Mit gefalteten Händen, denn die Abwürgung geht im Namen der höheren europäischen Cultur vor sich, dem die bornirte Burenrückständigkeit zu weichen hat. England darf dem Reiche jene kleinen Vortheile schon gönnen. Weiß es doch, daß nach der Vernichtung der holländischen Freistaaten Südafrika englisch sein wird für alle Zeit, und John Bull's nächste Aufgabe dann darin besteht, den Deutschen nicht nur die zugebilligten kleinen Neuerwerbungen wieder abzunehmen, sondern sie gleichzeitig überhaupt aus Afrika hinaus-

zuwerfen. Schwer kann ihm diese Arbeit, die zuversichtlich ebenfalls im Namen der Cultur und Civilisation unternommen wird, nicht fallen; denn nach der Wegnahme Transvaals und der bereits gesicherten Erwerbung des portugiesischen Ost-Afrikas ist weder Kamerun noch die deutsche Ostküste mehr zu halten. Hoffentlich findet sich bei Zeiten ein neues Helgoland als Tauschobject.

König Ahab und die Königin Isebel, die in London residiren, brauchen Naboth's Weinberg, und sie werden ihn nehmen. Die capitalistischen Gesellschaften, von denen der unbestechliche Chamberlain sich Actien im Werthe von Millionen hat dediciren lassen, brauchen die Goldfelder der bestechlichen Transvaal-Leute, um nicht zusammenzukrachen. Da giebt es kein Zurück, da wird freudig Gut und Blut auf's Spiel gesetzt — Gut und Blut der gemeinen Soldaten, nicht der Actienbesitzer, versteht sich. Unter dem Klange von Hymnen auf den Fortschritt, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit wird man den kostbaren Raub einstecken, wie man die Diamanten-Minen von Kimberley einsteckte, gleichfalls beim Klange humanitärer Hymnen. Und das hochgebildete und ebenso cultivirte Preß-Europa applaudirt. Ahab und Isebel trafen es einst ähnlich gut; auch ihnen jauchzte Jerusalem zu. Es steht dann aber also geschrieben: „Ein Mann spannete den Bogen von ohngefähr und schoß den König Ahab zwischen den Panzer und Hengel. Und der König starb des Abends . . Und die Hunde leckten sein Blut . ." Graf Bülow ist zum Glück ein friedliebender Mann, deß zum Dank er ja den Grafentitel empfing. Er wird all' sein Leben lang nicht auf Ahab schießen und den Hunden keinen Festschmaus bereiten. Caliban.

Zum Beginn der Musiksaison.

Das erste Concert hat stattgefunden. Der Anfang ist gemacht. Ich will nicht sagen, daß uns dieses Ereigniß unvorbereitet angetroffen hätte. Aber wie es mit allen schmerzlichen Dingen zu gehen pflegt, man wartet stündlich darauf, und dann thut's am Ende doch weh. Wüßten wir es nicht aus den Zeitungen und aus mündlicher Ueberlieferung, daß der kommende Winter besonders schrecklich werden würde, so hätte der Beginn der Concertsaison es uns kund gethan. Jenes erste Concert nämlich veranstaltete Herr Professor Reimann in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniß-Kirche. Professor, Kirche, Orgel — wenn das nichts Schlimmes bedeutet! Und wirklich ist zur Thatsache geworden, was man vor einem Jahr noch kaum geglaubt hätte. Das Angebot nach Musik ist abermals gesteigert worden. Die alarmirendsten Gerüchte schwirren bereits durch die Luft. Daß z. B. Recensenten rar sind wie die Dienstmädchen. Daß demnächst sämmtliche Berliner Musikkritiker — außer denen der „Vossischen Zeitung" — in den Ausstand treten, weil man ihnen ihre Forderungen — täglich 20 Stunden Dienst und ½ Pfennig Honorar pro Zeile — nicht bewilligen mochte. Wenn nicht alles trügt, so gehen wir bösen Zeiten entgegen.

Die Zahl der Orte, an denen in Berlin Musik gemacht werden kann, läßt sich genau gar nicht bestimmen. Zu dem Kgl. Opernhaus, das in früherer Zeit beladen und geschützt durch allerlei Monopole und Privilegien ohne Concurrenz dastand, ist die „Oper des Westens" gekommen. Ferenczy spielt im Central-Theater Operette. Das Victoria-Theater — bis vor kurzem noch Alexanderplatz-Theater — huldigt ebenfalls der leichtgeschürzten Muse. Das Thalia-Theater pflegt die Gesangsposse. Apollo-Theater und Metropol-Theater bringen Ausstattungsoperetten, bei denen sich das Schauen mehr lohnt als das Hören. Das sind die Bühnen. Und nun die Concertsäle. Das sind die Räume, die mit einem bestimmten Programm nicht gleich verbunden sind. Da geht es nicht hier ernst und dort lustig her. Sondern überall ist es einmal traurig und einmal heiter. An zehn Abenden des Winters verwandelt sich der Zuschauerraum des Opernhauses in einen Concertsaal, um Felix Weingartner an der Spitze der Kgl. Capelle in sich aufzunehmen. Die „Philharmonie" ist für große Orchesterconcerte bestimmt, der Beethovensaal und Singakademie sind intimeren Darbietungen geneigter. Der Bechsteinsaal endlich beherbergt die Liedersänger, Quartette — mit einem Wort, die Künstler des Kammerconcerts. Zu diesen officiellen Stätten der Musikpflege können in jedem Augenblick die freiwilligen treten, die Festsäle der großen Hôtels, die Aulen der Gymnasien, nicht zu vergessen die Kirchen, die jede für sich ihr besonderes Musikleben besitzen. Stellt man sich nun vor, daß an manchen Abenden neben Oper und Operette fünf bis sechs Concerte stattfinden, daß dazu doch auch Menschen gehören, sogar solche, die ihre Billets bezahlen, daß vor Allem jede dieser Veranstaltungen in den Zeitungen besprochen sein will, so wird man Die nicht recht verstehen, die Angesichts derartiger Zustände sich in die Brust werfen und auf andere Großstädte — Paris z. B. — mit Verachtung herabblicken. Mir will es scheinen, als sei Paris ein glücklicheres Loos beschieden. Dort hört man an wenigen Stätten nur das Auserwählte, während wir, um das wirklich Gute zu genießen, das Minderwerthige mit in den Kauf nehmen müssen. Berlin hat sich im Laufe der Zeit zu einer Quarantaine für die mit Musik befallenen Menschen der ganzen Welt herausgebildet. Es werden hier Concerte von den allermöglichsten und -unmöglichsten Künstlern veranstaltet. Wem zum Heile? Und gleichzeitig mit dieser Frage steigen in mir bange Zweifel auf, was wir denn wirklich von der kommenden Musiksaison zu erwarten haben.

Bei den Bühnen ist die Antwort ziemlich sicher zu ertheilen. Die Kgl. Oper wird ruhig ihren Weg machen und mit Hülfe von Richard Wagner und Johann Strauß wohl auch ihre Geschäfte. Sie wird einige — doch nicht zuviel — Neuheiten bringen, von denen mehr durchfallen als Behagen erwecken. Das Theater des Westens wird sich quälen und abmühen um die Gunst des launischen Publicums. Sein ganzes Sein ist auf den Erfolg einer Neuheit gestellt. Gelingt der große Wurf, so ist das Theater in der Kantstraße wahrscheinlich für den Winter geborgen, doch hat man nach dem bisher bekannten Spielplan allen Anlaß, nicht allzu optimistisch zu sein. Central-Theater, Thalia-Theater und Victoria-Theater befinden sich in der gleichen Lage. Nur ist bei ihnen die Arbeit kleiner und die Gefahr geringer. Apollo-Theater und Metropol-Theater endlich brauchen um ihre Schicksale nicht besorgt zu sein. Haben sie sich doch zum Bundesgenossen einen mächtigen Helfer — die „Specialität" — erkoren. Was das Neue Kgl. Opernhaus bei Kroll im Schilde führt, weiß man nicht genau. Wenn der Erfolg der „Fledermaus" bis zum letzten Tropfen ausgepreßt ist, sollen zwei italienische Operntruppen die ertragreiche Operette ablösen, die erste — und das ist eine Merkwürdigkeit — unter der Führung des Marquis de Souza, der sich vor einiger Zeit getödtet hat. Es wird wohl also nur eine Theaterpistole losgegangen sein. Auch unter den Concerten giebt es manche, denen man in Ruhe prophezeien darf. Die zehn Symphonie-Concerte unter Weingartner und die großen Philharmonischen Concerte sind sich ihrer Ausgänge vollkommen sicher. Ueberraschungen stehen uns auch von den Concerten des Philharmonischen Chors, des Stern'schen Vereins und der Singakademie nicht bevor. Anerkannte Künstler werden den Nachweis führen, daß sie ihrer Vollendung näher gekommen sind oder stillgestanden und gar nachgelassen haben. Ein oder mehrere Wunder werden entdeckt werden. Aber — und hier schwindet mir das behagliche Lächeln — der Rest? Man hat vor einigen Jahren, als die Concertseuche einen immer bedrohlicheren Charakter annahm, auf die Anstifter dieses Unfuges, die sogenannten Concertdirectoren, vulgo Concertagenten geschlagen und sie für die Ausschreitungen verantwortlich gemacht. Die Antwort der also Mißhandelten pflegte dann so zu lauten, daß der Geschmack des Publicums mehr Musik verlange und auch befriedigt werden müsse. Daß sie selbst aber auch — und an dieser Stelle kamen sich die Herren gewiß nicht klein vor — durch eine gesteigerte Musikpflege nicht wenig zu dem Ansehen der Reichshauptstadt beitrügen. In dieser Form haben sicherlich beide — Schlagende und Geprügelte — Recht. Das Verlangen des Publicums nach Musik war mit dem Wachsthum der Stadt gestiegen. Es wurde befriedigt und mit hastigem Eifer so lange gestillt, bis eine Uebersättigung eintrat. Und die Concertagenten erwarben sich ihrerseits durch Zuführung frischer Musikgenüsse unbestreitbare Verdienst, dachten aber schließlich mehr an den Verdienst als an die Verdienste. Jedenfalls hat der Lärm, den man damals schlug, etwas reinigend und klärend gewirkt. Man wagte es selten mehr, wie es früher oft genug geschah, wahre Ungeheuerlichkeiten dem Zuhörer anzubieten. Man unterwarf die betreffenden „Objecte" erst einem privatissimum, um sich von ihrem Können zu überzeugen. Nachher hatte man wenigstens das Bewußtsein, den Anstand gewahrt zu haben. Bestehen aber blieben die mannigfachen Gefahren, in die bei der immer fortschreitenden Vermehrung der Concerte Concertgeber selbst und Publicum gestürzt werden. Verlangt das Publicum überhaupt so dringend nach Concerten und ist auch sein Verständniß, seine Aufnahmefähigkeit den Darbietungen gewachsen? Die guten Concerte mit Maß genossen sind sicherlich ein Bedürfniß. Man stelle sich aber ein Hetzjagd von Concerten vor, wie wir sie in den letzten Wintern mit Entsetzen erlebt! Bei Weingartner und Nikisch sitzen genug Leute, denen der Besuch dieser Concerte nur Gesellschaftssache ist, die hineingehen, weil die Mode es so will. Nun aber hundert Weingartner und Nikisch — von Joachim ganz zu schweigen! Welche Heuchelei, welches Kokettiren mit Genüssen, die in Wirklichkeit eine Qual bedeuten! Und wären es nur lauter Weingartner und Nikisch und Joachim. Aber das Künstlerproletariat, das sich einen Genossen wirbt, um in irgend einem Saal dem nichtsahnenden Musikfreund etwas vorzugeigen, vorzuklimpern oder vorzusingen? Was bietet es dem Publicum und was bedeutet es diesem? Die Fabel von dem armen Künstler, der sich den letzten Bissen abgespart oder ein geringes Erbe aufwendet, um nur ein Concert veranstalten zu können, riecht bedenklich nach der Hintertreppe. Aber sie hat einen wahren Kern. Das bis in's Maßlose fieberhaft gesteigerte Künstlerleben Berlins hat neben anderen Nachtheilen die große Gefahr, daß es Menschen zum Künstler macht, die sonst irgendwo in einer Pfarre säßen, auf dem Katheder thronten oder anderweitig sich ein ehrliches Brod schüfen. Aber Anerkennung, Ruhm und Gold winken. Man entdeckt plötzlich den höheren Beruf in sich, rackert sich in Instituten ab und feiert dann schließlich vor einem Parterre von Freunden bescheidene Triumphe, die gerade ausreichen, um in der Provinz, wo sie am dunkelsten ist, umherzureisen und kümmerlich sein Dasein zu fristen. Denn nicht etwa aus dem Grunde, der doch der selbstverständliche und einzige wäre, geben sie heut die Concerte, nämlich angetrieben von einer inneren Macht und unter dem Bann einer geheimnißvollen Gewalt. Man giebt Concerte erstens — und das sind eben jene wenigsten und auserwählten — als echter Künstler. Dann als Lehrer, der auf den Schülersang ausgeht

und sich in dem bengalischen Licht irgend einer „Methode“ bewundern lassen will. Als Componist, der seine Werke spielt, damit sie doch wenigstens einmal Jemand spielt. Als Mann der Gesellschaft, der seinen Freunden zeigen will, was für ein verschlagter Kerl er ist. Als Habenichts, der auf diesem Wege zartfühlend seine hohen Gönner anbettelt. Man giebt Concerte als Narr, Phantast, Schwindler und armer Schlucker. Für alle diese Individuen ist der Concertsaal ein angenehmes Asyl, das sie in würdiger Haltung betreten und für den rechten Ort betrachten, wo sie sich unter den Augen einer „wohlwollenden“ Kritik produciren. Die Leiter solcher Veranstaltungen aber sehen dem Treiben mit geheimem Vergnügen zu, verfehlen dagegen nie, äußerlich stets ernsthaft und würdig zu bleiben, würdig einer so großen Sache!

Die Dinge soll man gehen lassen, wie sie laufen. Die Entwickelung des Menschen bringt eben allerlei mit sich, worüber man sich nicht freuen kann, sicherlich aber auch nicht ärgern. Das Kunstleben ist nun einmal auch eine Geschäftssache geworden. Und wenn das Geschäftliche das Künstlerische von Zeit zu Zeit überwindet, so ist das unumgänglich. Die Kunst nährt ihre Leute und läßt sich wiederum von ihnen fördern. Sie ist ein Artikel geworden, den man in Massen herstellt. Scherl und Wertheim sind nicht umsonst unsere führenden Geister. Also kein Kampf und keine Entrüstung! Aber schaden kann es nichts, wenn man ihnen einmal die Wahrheit sagt.

Erich Urban.

Dramatische Aufführungen.

„Dolly“. Lustspiel von H. Christiernsen (Berliner Theater). — „Die heilige Frau“. Schauspiel von Hugo Ganske (Neues Theater). — „Der Platzmayor“. Gesangsposse von Jean Kren und Alfred Schönfeld (Thalia-Theater).

Vom Berliner Theater des Herrn Aloys Prasch spricht man nicht mehr gerne. Der Herr Intendant kam zwar mit den besten künstlerischen Absichten von Mannheim nach Berlin und leitete eine Zeit lang seine Bühne nicht ohne Geschick und Glück, aber das reiche Barnay'sche Erbe, das in der rührenden Anhänglichkeit eines großen Publicums an das Haus in der Charlottenstraße bestand und freilich schon durch Blumenthal's kurzes Interregnum etwas geschmälert war, das ist nun heute bis auf den letzten Rest verthan. Das Berliner Theater zählt kaum noch mit, wenn man unsere ersten Bühnen nennt. Wie das gekommen ist, alle die Mißgriffe und auch Mißgeschicke aufzuzählen, würde hier zu weit führen. Es fehlte vor Allem an der dramaturgischen Leitung, am Geschmack der Regie, an der Kunst, sich die schauspielerischen und dichterischen ersten Kräfte dauernd zu verbinden. Die Hauptschuld trägt der Director aber als guter Ehemann. Eine so aufdringliche, lärmende Provinzschauspielerin wie Frau Prasch-Grevenberg stellt man in einem vornehmen Theater nicht in die vorderste Reihe, fast Abend für Abend und in allen Stücken. Wer die eingereichten Novitäten nur darauf prüft, ob sie auch eine Bomben- und womöglich Hosenrolle für die Eheliebste enthalten, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn bei sinkender Gestaltungskraft oder Beliebtheit der zum star aufgetrommelten Directorin das Theater immer mehr verödet. Aber auch wo sie nicht dominirte, also im classischen Repertoire nach Barnay's Vorgang, lag der Verfall klar zu Tage. Gerade die „classische“ Tradition des Directors Barnay, der noch ein besserer Bühnenleiter und Regisseur als Schauspieler war und sein Berliner Publicum und dessen Geschmack („Hüttenbesitzer!“) gründlich kannte und umschmeichelte, ist bei Prasch nur noch im Schlechten lebendig. Man brauchte bloß dem diesmaligen Eröffnungsabende beizuwohnen, diesem „Faust, der Tragödie erster Theil“, um das deutlich und schmerzhaft zu empfinden. Sieht man von dem trefflichen Bassermann ab, so war kaum eine Rolle angemessen besetzt, dazu das liederliche Zusammenspiel, die falsch angewandte Meiningerei und die Versündigungen am Dichtergeiste, z. B. ein Schauspieler in Goethemaske, der die „Zueignung“ declamirt, indeß die „schwankenden Gestalten“ im Hintergrunde vorüberziehen, und anderer grober Unfug mehr. Nur in der Kunst der billigen Claque zeigt sich die Barnay'sche Tradition noch lebendig. Wie die sämmtlichen gerade unbeschäftigten Künstler, Theaterarbeiter, Lieferanten, Schreiber und ihre Familien, Freunde und Anhänger aufgeboten und strategisch klug im ganzen Zuschauerraum vertheilt werden, und wie dann diese freiwilligen Claqueurs wirklich aus reiner Begeisterung jubeln, heulen, klatschen und trampeln, — wer es unter Barnay nicht mit dem Schmerzgefühl des lustigen Altmayer („Baumwolle her“ 2c.) schaudernd erlebt, der kann den Genuß unter Prasch bei jeder Première wieder haben. Nur daß der entfesselte Lärm unter Barnay etwas half und manchen Durchfall zu einem Sensationserfolg, den Director selbst aber in wenigen Jahren zum vielfachen Millionär machte, während sein Schüler und Nachfolger . . . nun Herrn Prasch's Rücktritt ist ja bereits angekündigt, wenn auch diesmal noch dementirt worden . . .

Auch das dänische Lustspiel, von Emil Jonas übersetzt, hatte jenen ironisch „lärmend“ genannten Erfolg, an denen das Berliner Theater so reich ist, daß es darüber immer ärmer wird. Es soll ein Lieblingsstück des Königs von Schweden und in Stockholm über hundert Mal gegeben worden sein, was für den Kunstsinn weder des Monarchen noch seiner Unterthanen spricht. Ein Gemisch von Meilhac's „La Cigale“ und Wilbrandt's „Malern“. Der Deutsche lieferte die unscheinbare Atelierraupe, die sich zum liebenden Schmetterling entwickelt, der Pariser ihre hochwohlgeborenen Verwandten und den ganzen zweiten Act mit dem vornehmen Hause, das der Kobold auf den Kopf stellt. Aber über Meilhac und Wilbrandt und über alle Begriffe hinaus geht die Thorheit der Lösung: wie Dolly verschleiert und unerkannt ihrem geliebten Maler Modell steht und zuletzt um den Hals fällt! Das Merkwürdigste mit an diesem merkwürdigen Abend war, daß Frl. Pahlen den Atelierbackfisch gab und nicht Frau Director Prasch. Sollten kommende Ereignisse schon ihren Schatten vorauswerfen?

Da loben wir uns das Neue Theater der Frau Nuscha Butze. Mit welchem Eifer wird da gespielt, ohne stars, ohne künstlerische Prätension, gut bürgerliche Familienküche und Alltagskost, aber „mit Lieb'“ zubereitet, wie es in der „Gustel von Blasewitz“ heißt. Und überall spürt man die kluge Hand eines unermüdlichen Regisseurs, wenn auch in Weiberröcken. Hier haben sie offenbar ihr Gutes. Diesmal giebt es sogar etwas sociale Frage, freilich nur gerade so viel, um eine moderne und realistische Stimmung zu verbreiten. Im Grunde ist der Klassenkampf gar nicht so schlimm gemeint und dient bloß als Einleitung zu einem Ehedrama, das unnöthig in's Tragische verfällt. Der Fabrikant wird für seine ganz kleine Untreue gar schwer bestraft, denn seine trotz alledem geliebte „heilige“ kleine Frau stirbt an der Aufregung, und dem guten Onkel bleibt rein nichts mehr zu vermitteln. Der ostpreußische Dichter ist nicht mehr bei seinem ersten Stück, aber seinem ersten Bühnendebüt. Möge er vor Allem daraus lernen, daß unser Publicum nicht halb so grausam ist, wie die Modernen behaupten, und daß es noch immer der schönsten Familienkatastrophe einen sogenannten guten Ausgang vorzieht. Besonders in Fällen, wo es sich nur um eine eingebildete Schuld, um Mißverständnisse und Lappalien handelt, wie in der „Heiligen Frau“. Vielleicht schreibt uns Ganske nächstes Mal das Lustspiel dazu, dem er hier mit so viel Eigensinn aus dem Wege gegangen ist. Manche muntere Scene, manch' hübscher Zug und gutes Wort spricht für seine Begabung nach der anderen Seite hin.

Am Thaliatheater, wo Director Hasemann tapfer, wenn auch unglücklich mit Wiener Volksstücken, Pariser Operetten und zuletzt Berliner Possen gegen den Widerstand seines kleinbürgerlichen Publicums kämpfte, ist der angestammte Geist Adolph Ernst's mit seiner „Ausstattungsposse“ eingezogen. Der Director ist hier auch der Hausdichter, wenigstens der halbe Dichter, denn dem Possenschriftsteller Kren hat sich der bisherige Localredacteur Schönfeld associirt. Thomas und Thielscher, Junkermann und Helmerding, hübsche Figurantinnen, Aufzüge, pieante Costums, Gesang und Tanz, „Prospecte und Maschinen“ thun dann reichlich das Uebrige. August mit den Illusionen, nämlich der den Platz Berlin bereisende Commis Weyermann, — doch wer erzählt diesen wirren Blödsinn von vertauschten Briefen, einer wiedergefundenen Tochter, Hindernissen und Verwechslungen?! Es fehlt die echte Volksstückstimmung, der Humor und sogar der Witz. Das Beste ist noch die muntere Tingeltangelmusik des Herrn Gustav Wanda. Aber es ist doch ein verlorener Abend.

Notizen.

Der verändernde Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands. Von F. Höck. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vormals J. F. Richter].) Während in den größeren Erdzeiträumen, deren Betrachtung der Geologie obliegt, das Klima in erster Linie verändernd auf die Pflanzenwelt eines Landes eingewirkt zu haben scheint, zeigt der Verfasser, daß die wesentlichsten Aenderungen in der Pflanzenwelt unserer Heimath während geschichtlicher Zeiträume meist auf den Menschen zurückzuführen sind. Dieser führte zahlreiche, seinen Zwecken dienende Arten aus der Ferne ein, pflanzte gleich ihr ursprünglich heimische Arten in bestimmten, bisher nicht vorhandenen Beständen an; neben ihnen erscheinen da eine Reihe ursprünglich fremder, gegen den Willen des Menschen eingeführter Unkräuter. Solche treten dann auch an anderen Orten, durch Ballast, Wolle u. a. eingeschleppt, auf. So ist die Mehrzahl der echten Kräuter von auswärts in Norddeutschland eingeführt. Doch auch alle früher vorhandenen Pflanzenbestände sind durch den Menschen verändert, wie der Verfasser an Wäldern, Wiesen u. s. w. zeigt. Sicher hat daher keine andere Kraft in dem Maaße verändernd auf unsere Pflanzenwelt eingewirkt, wie der Mensch. Die Beweisführung ist dem Verfasser in seinem knappen Rahmen durchaus gelungen.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

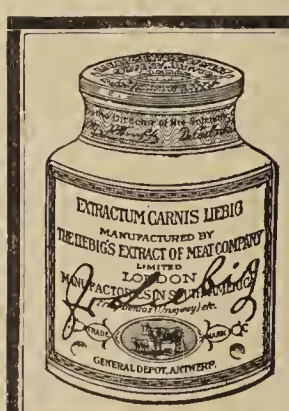
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—

¼ Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 39. Berlin, den 30. September 1899. 28. Jahrgang Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Transvaal in wirthschaftlicher Hinsicht. Von Max Ohnefalsch-Richter. — Die Hörstummheit. Von Dr. med. Alphons Fuld. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Gounod. Von Theophil Zolling. — Eindrücke von der Van Dyck-Ausstellung in Antwerpen. Von S. Simchowitz. — **Feuilleton.** Registernummer Drei. Von Timm Kröger (Kiel). — **Aus der Hauptstadt.** Falschmünzer-Presse. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Kammergutsfrage in Coburg. — Notizen. — Anzeigen.

Transvaal in wirthschaftlicher Hinsicht.

Von Max Ohnefalsch-Richter.

Ohne auf die schwebenden Controversen, die nur hier und da gestreift werden sollen und allem Anschein nach jetzt doch zum Kriege führen, näher einzugehen, wollen wir uns den wirthschaftlichen Werth und die wirthschaftliche Lage Transvaals vor Augen führen. Als ehemaliger Land- und Forstwirth, der Naturwissenschaften studirt, auch selbst den Pflug geführt und im Orient umfangreiche Bewaldungs-Arbeiten für die englische Regierung geleitet hat, vermochte ich mir bei meinen durch ganz Transvaal von der südlichen Natalgrenze bis hinauf zur Rhodesischen Nordgrenze ausgeführten Reisen selbst ein Urtheil zu bilden, was einen gewissen Werth beanspruchen dürfte, zumal da mich meine Thätigkeit als Material sammelnder Transvaal-Ausstellungsdirector in die entlegensten, selten vom Europäer betretene Gegenden führte und mich mit allen Classen der Bevölkerung und allen Nationalitäten in enge Berührung brachte. Diplomatische, missionarische und commercielle Empfehlungen thaten das Weitere, mich in alle Kreise der Gesellschaft, von den Präsidenten der beiden Buren-Republiken, den ersten Goldkrösussen bis zu den letzten Minen- und Feldarbeitern, weißen wie schwarzen, einzuführen. Schwerlich dürfte ich je wieder in die Lage kommen, in einer kurzen Spanne Zeit von $5^2/_3$ Monaten so viel Reichthum und Protzenthum, so viel Elend und Hungersnoth, so viel Bodenfruchtbarkeit und Dürre, Gesundheit und Krankheit, körperlich wie geistig genommen, so viel Fortschritt und Rückschritt, so viel Freisinniges und Reactionäres neben und durcheinander anzutreffen.

Das nach den neuesten Vermessungen ungefähr 308 560 qkm große Land erstreckt sich vom 29. bis 22. Grad südlicher Breite, also über einen Landgürtel von sieben Breitengraden, ganz wie Deutschland, von der nördlichsten Spitze Ostpreußens bis zu der südlichsten Spitze Bayerns gerechnet. Von den Niederungen des Nordens, mit seinem heißen subtropischen Klima abgesehen, gehört Transvaal zu den gesündesten Ländern der Erde und wird deßhalb heute auch von Heilbedürftigen, besonders Lungen- und Asthmakranken aufgesucht, die unter dem klaren Himmel, in der reinen, warmen Luft des Hochfeldes oft noch ihre Genesung finden. Auch das 1706 m über dem Meeresspiegel gelegene Johannesburg ist, seitdem man die Stadt mit genügendem Trinkwasser durch eine von Pretoria geführte Leitung versehen hat, recht gesund geworden. Noch vor wenigen Jahren war allerdings zuweilen der Wassermangel so groß, daß die Minen ihren Betrieb einstellen und sich die Europäer mit Sodawasser waschen mußten. Die Temperatur steigt im Sommer, der in die Monate October bis April fällt, in den wärmsten Strichen des Nordens allerdings zuweilen bis zu 59° C. im Schatten, eine Temperaturhöhe, die ich selbst noch Anfang März 1897 bei Ha Tschevase, einer der Stationen der Berliner Missionsgesellschaft, nur eine Tagereise vom Limpopo, beobachtet habe. Auch Schmeißer hat in seinem Werke über die Goldfelder Transvaals dieselben Hitzextreme mitgetheilt. In den nördlichen Niederungen wird die große Hitze vom Körper um so unerträglicher empfunden, weil die Regenzeit in die Sommermonate October bezw. November, bis Ausgang März zu fallen pflegt. Diese feuchtwarme Atmosphäre ist ebenso fruchtbar wie Miasmen bildend, weßhalb ich überall im Norden des von mir im Februar und März bereisten Zoutpansberg-Districtes viele Fieberkranke, namentlich unter den Weißen, fand, dazu die böse Pferdekrankheit und noch schlimmere Rinderpest. Auch litten die Eingeborenen noch unter den Folgen von mehrjährigen Mißernten, die durch Ausbleiben der Niederschläge und der damit in heißen Ländern oft verbundenen Heuschreckenplage hervorgerufen worden waren und zu einer schlimmen Hungersnoth geführt hatten. Und doch ist die östliche Seite Afrikas in Folge der Verschiedenheiten der großen Windströmungen auf den Oceanen viel regenreicher, als die westliche und das Innere. Leider steht die meteorologische Statistik nicht auf dem Regierungsprogramm Transvaals, weßhalb nur mit approximativen Zahlen gerechnet werden darf. Doch wurde, soweit lückenhafte Beobachtungen einen Werth haben, das in den vier Hauptregenmonaten December bis März fallende Regenquantum auf 25 Zoll im Mittel angegeben und soll im Allgemeinen zwischen 20 und 30 Zoll, in trockenen Unglücksjahren aber noch viel erheblicher nach unten zu schwanken. Um dieses Sommerwasser für die regenlose Winterzeit aufzuspeichern, das heute meist in den Flüssen unbenutzt in's Meer fließt, sollte man Thalsperren, Flußabdämmungen und Senkbetten anlegen, um das befruchtende Naß für die Landwirthschaft nutzbar zu machen. Hier wird sich, wenn die Goldfelder ausgebeutet sein, oder nachlassen sollten, den Johannesburger Mineningenieuren und Großcapitalisten ein weites segensreiches Feld zukünftiger Thätigkeit eröffnen, ein neues Goldfeld, das nicht zu erschöpfen ist, da bei intensivem Landwirthschaftsbetriebe dem Boden durch Düngung das an Stoffen zurück-

gegeben wird, was ihm durch die Aberntung der Früchte genommen war. Neuerdings hat beispielsweise ein intelligenter fremder Landwirth, ein Uitlander, eine Thalsperre zum Zurückhalten des Sommerwassers bei Pretoria eingerichtet, die phänomenale Erfolge zeitigt. Denn Wasser im Süden ist flüssiges Gold und bewässerbares Land liefert dann Erträge, von denen man sich bei uns keine Vorstellung machen kann. Weizen beispielsweise giebt 40—60fältige Frucht. Auch liegt dann der Boden nie brache und gewährt eine Ernte nach der anderen ohne Unterlaß und je nach der Wachsthumsdauer der cultivirten Gewächse zwei, drei, vier und mehr Ernten im Jahre. Für Kalifornien hat die Ausbeutung und Erschöpfung der Goldfelder die landwirthschaftliche Erschließung des Landes auf weite Strecken hin zur Folge gehabt, die gewaltige Ausdehnung eines lucrativen Körnerfrucht-, Obst- und Weinbaues, wo vorher kein Getreidehalm, kein Obstbaum, keine Weinrebe wuchs. Dieselben goldigen oder noch goldigere Aussichten in landwirthschaftlicher Hinsicht winken in Transvaal, und diese Erwägung mag heute einen weiterer Anlaß für die Annexionspolitik der Engländer sein.

In Transvaal haben übrigens seit nun vierzig Jahren die Deutschen zur Hebung der Landwirthschaft mehr beigetragen, als alle übrigen Nationen zusammengenommen, die Buren mit eingerechnet. Deutsche Missionare begannen von 1857 an auch ihr Werk als landwirthschaftliche Culturpioniere, denen dann die Colonisten gefolgt sind, so daß wir heute in einzelnen Gegenden, wie in den Districten Rustenburg und Lichtenburg des Südwesten und in Lüneburg des Südosten breite Flächen in den Händen von deutschen Landwirthen sehen, auf denen Ackerbau und Viehzucht, wie ich mich persönlich überzeugte, erfolgreich getrieben wird. Eignet sich der Süden und die Mitte von Transvaal auf den besseren Ländereien für Körner-, Hülsenfrucht und Tabakbau (noch berühmter, als der in Paris prämiirte Weizen ist der durch ganz Südafrika gesuchte Tabak des Landes), die schlechteren zur Viehzucht, so besitzt der üppige Norden mit seiner subtropischen Vegetation und den Resten herrlicher Urwälder mit Mahagoni-, Eisen- und Ebenholz weite Strecken, auf denen der Plantagenbau, der Anbau aller erdenklichen Südfrüchte, Nähr- und Handelsgewächse (als da sind Kaffee, Thee, Reis, Ananas, Zuckerrohr, Bananen, Palmen, Guavas, aber auch Citronen, Orangen, Feigen u. s. w.) eine große Zukunft hat. Auch dort im subtropischen Norden, wo der farbige Arbeiter des Sumpf- und Tropenfiebers wegen die Hauptfeldarbeiten verrichten muß, haben sich, wie ich mich ebenfalls an Ort und Stelle überzeugte, deutsche Colonisten hervorgethan. Aber im Verhältniß zum Gesammtareale ist der in Cultur gewonnene Theil ein verschwindend kleiner, wodurch sich auch zum Theil das Ueberhandnehmen der Heuschrecken erklärt, die nur in uncultivirten Boden ihre Eier legen und in hochcultivirten Ländern von selbst verschwinden. Ungarn, das nur wenige tausend Quadratkilometer größer als Trasvaal ist, ernährt über 17 Millionen Menschen, exportirt alljährlich große Mengen Getreide und Wein und unterhält dabei, ähnlich metallreich wie Transvaal, eine große blühende Montanindustrie. Dagegen ist Transvaal, ähnlich fruchtbar wie Ungarn, nicht im Stande, die schwachgesäte Bevölkerung von wenig über 1 Million, davon 288 750 Weiße und ungefähr 750 000 Farbige, selbst zu ernähren, und muß, wie erst neulich Paul Krüger in öffentlicher Rede dargethan hat, ein gut Theil seiner Lebensmittel importiren. So kommen Früchte und selbst Eier von Madeira, Mais, der die Hauptvolksnahrung der Schwarzen bildet, in schlechten Erntejahren bis aus Südamerika. Dabei existiren unglaubliche Einfuhrzölle von erschreckender Höhe, die erst von 1895 an von der Regierung der Hungersnoth wegen vorübergehend ermäßigt wurden, aber trotzdem noch sehr hoch geblieben sind. Wie muß unseren Agrariern das Herz im Leibe lachen, wenn sie hören, daß bis zum Ausbruch der letzten Hungersnoth für je 100 Pfund Mehl 15 Mark und je ein Pfund Speck 1 Mark Einfuhrzoll zu zahlen war. Und doch wagten auch vor dem Acutwerden der Krisis sich nur sehr wenige Landwirthe in den letzten zwei Jahrzehnten anzusiedeln, weil schon seit Jahren die schutzzöllnerische, monopolistische und reactionäre Burengesetzgebung jeden Fortschritt gehindert hat. Die Folge davon war, daß noch vor den jetzigen Unruhen der Hectar guten Landes in den besten Districten und in der Nähe der Eisenbahnen zu einem niedrigen Preise von 30 Mark vergeblich zum Kaufe angeboten wurde. Der völkerrechtswidrige Jameson'sche Einfall, so unglücklich er erdacht und ausgeführt war, — ein schlechter Einfall wörtlich und bildlich genommen — hat wenigstens das Gute gestiftet, daß er aus der chronischen Krisis eine acute gemacht hat. Die Katastrophe, ob sie nun schließlich noch ohne oder mit Krieg vor sich geht, ist unaufschiebbar, unaufhaltbar. Nur dadurch, daß mit der bestehenden Wirthschaft gebrochen (in welcher Form und unter welcher Regierung, lassen wir hier unerörtert) und tabula rasa gemacht wird, kann das wirthschaftlich kranke Land gesunden. Um vorläufig noch bei den landwirthschaftlichen Verhältnissen zu bleiben, hindert beispielsweise das „Plackerwet"-Gesetz jede landwirthschaftliche Entwickelung des Landes. Nach demselben dürfen auf einer Farm von 9000 Magdeburger Morgen nur fünf Familien Schwarze wohnen, es sei denn, die Regierung will eine Ausnahme machen. In Folge dessen ist jeder intelligente Landwirth, der doch vielmehr als fünf Familien farbiger Arbeiter zu einem Betriebe von 9000 Morgen bedarf, der Gnade und Willkür der Regierung und deren Beamten überliefert.

Während der jetzigen großen, ganz Südafrika vom Aequator bis zum Cap umfassenden Geschäftsdepression sprengen aber am Witwaters Rand die Mineure tief unter der Erde, besonders in den Tief-Flötzen, den Deep Leevel-Mines ruhig weiter, die Pochwerke zerstampfen immer gehaltreicheres Golderz (das bekanntlich mit der Tiefe an Goldgehalt zunimmt) und die Johannesburger Goldproduction wird, wenn sie nicht plötzlich in den nächsten Wochen oder Monaten eine gewaltsame Unterbrechung erleidet, im Jahre 1899 alle früheren Erfolge weit hinter sich lassen. Nach den zuverlässigen Angaben eines mir befreundeten großen Mineninteressenten, der sich am vorigen Sonnabend mit großer Besorgniß von Southhampton für Südafrika einschiffte, schätzt man die Goldausbeute pro 1899 gegenüber der vorjährigen um so viel höher, daß allein an Dividende 20 Millionen Mark mehr zur Ausschüttung an die Shareholders gelangen müssen, notabene — wenn nicht inzwischen die Buren die unterirdischen Goldbergwerke sprengen und die oberirdischen Anlagen mit ihren Kanonen vom Johannesburger Fort aus dem Erdboden gleich machen. Obgleich eine Sprengung der Minen einen nach Millionen von Pfund Sterling zählenden Verlust involviren müßte, so thun die Shareholders der Goldbergwerke gut, auch darauf gefaßt zu sein. Gerade ein solcher Verzweiflungsschritt, so barbarisch er uns erscheinen mag, würde zum Charakter des hartköpfigen Treckburen, der die bedrohte Unabhängigkeit seines Vaterlandes im gleißenden Golde sieht, vortrefflich passen.

Die Goldproduction Transvaals hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre nahezu verhundertfacht. Nach den amtlichen Berichten betrug sie im Jahre 1887 erst 169 401 Pfund Sterling, 1898 etwas über 16 Millionen Pfund Sterling und wird, jetzt schon für 1899 auf mehr als 20 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Transvaal hat alle übrigen Länder als erstes goldproducirendes Land weit hinter sich gelassen, indem die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer Production von $13^1/_2$ Millionen Pfund Sterling pro 1898 an zweiter Stelle stehen. Während sich 1898 Transvaal an der Gesammtgoldproduction der Welt nur mit 6 Procent

betheiligte, ist sie bis 1898 auf 28 Procent gestiegen. — England, das bei den Minen den großen Hauptantheil besitzt, dessen 150 000 Staatsangehörige unter den 208 750 Uitlanders Transvaals (davon höchstens 10 000 Deutsche) 80 000 Buren gegenüberstanden, weiß also auch hier, was es will. Jetzt hat man in den Tief-Flötzen eine Steiger-Teufe von circa 1000 Fuß erreicht, hofft aber mit dem Fortschreiten der Technik bis zu 5000 Fuß Tiefe hinunter zu gehen und berechnet, daß die Goldausbeute erst nach ungefähr 50 bis 80 Jahren (nach Anderen 100 Jahren) beendet sein wird. Transvaal ist jedoch auch an vielen anderen werthvollen Mineralien reich und große Lager von vorzüglichen Silber-, Blei-, Zinn- und Eisen-Erzen, von Kobalt, Antimon, Mangan, Asbest und Steinkohle harren des Abbaues. Mit Silber, Zinn, Eisen und Kohle sind bereits glückliche und vielversprechende Anfänge gemacht. Wie auch Schmeißer in seinem schönen Werke über die nutzbaren Mineralien Transvaals ausführt, sind nächst dem Golde nicht Silber, sondern Eisen und Steinkohle als die reichsten und zunächst wichtigsten Mineralschätze des Landes zu betrachten, die man sehr bald, wenn nur erst die Krisis überwunden sein wird, in größerem Maaßstabe zu heben bestrebt sein dürfte. Wenn man bedenkt, daß fast hundert Goldbergwerke, viele davon trotz der unruhigen Zeit einen an Umfang fortwährend zunehmenden Maschinenbetrieb unterhalten und immer neuere und bessere Maschinen unter colossalen Kosten expreß in Europa und Amerika für Transvaal anfertigen lassen müssen, liegt der Gedanke nahe, Eisenwerke und Maschinenfabriken im Lande selbst anzulegen. Bis jetzt hat man erst mit Maschinen-Reperaturwerkstätten begonnen, aber selbst das Eisen, dessen man dazu bedarf, aus fremden Erdtheilen bezogen. Dabei ist das Land voll von guten Eisenerzlagern und nicht minder reichen und guten Steinkohlen-Flötzen, welche einen brauchbaren Koaks liefern, der bekanntlich zur Reduction der Eisenerze in den Hochöfen und zur Gewinnung des Roheisens unerläßlich ist. Das Land besitzt also Alles, was es braucht, Erze und Kohle oder Koaks zur Gewinnung des Eisens und zum Betriebe der Maschinenfabriken. Das förmlich zu Tage liegende kostbare Eisenerz ist bisher bergmännisch von Europäern noch gar nicht gewonnen worden. Dagegen benutzen es einzelne Kaffernstämme Nord-Transvaals, die Basuto und Bawenda, seit Jahrhunderten für ihre häuslichen und kriegerischen Zwecke, zur Herstellung ihrer Pfeil- und Speerspitzen (Assageie), ihrer Schlachtbeile und Bodenhacken. Sie schmelzen das Eisen aus dem Erz ihrer Berge mit Holzkohle in kleinen offenen Oefen und erzeugen mit ihrem primitiven Gebläse von drei Paar Blasebälgen aus Antilopenfellen und Antilopenhörnern eine ganz respectable Weißgluthhitze. Ich habe einige solche kafferische Erzschmelzer, die auch vorzügliche Schmiede sind, 1897 mit nach Charlottenburg auf die Transvaalausstellung gebracht. Die Steinkohlenlager sind dagegen bereits in regelrechten Abbau genommen, da man der Kohle als Brennmaterial unbedingt bedarf. Jedoch beträgt die gesammte Förderung in ganz Transvaal pro Jahr bis jetzt nicht viel mehr als $1^1/_2$ Millionen Tonnen. Bereits hat sich ein Transvaal Coal-Trust gebildet, der die systematische Ausbeutung der Steinkohlen-Flötze und die Vereinigung der verschiedenen, kleinen, bisher meist schlecht betriebenen Kohlengruben anstrebt. Mit dem Nachlassen des Gold-Output, der damit dann verbundenen definitiven Betriebsverminderung und Betriebseinstellungen der in den Erträgen zurückgehenden Goldbergwerke wird dementsprechend ein gut Theil menschlicher Arbeit und Capitalkraft frei und, weil einmal im Lande, sich anderen lucrativen Unternehmungen zuwenden. Diese wird sowohl den vielen anderen industriellen und hüttenmännischen Werken, sowie der Landwirthschaft zu gute kommen, so daß der Transvaal dazu berufen ist, bald der Maschinen- und Kohlenlieferant, die Frucht- wie die Kornkammer für ganz Südafrika zu werden, wie es bereits das erste goldproducirende Land der Welt ist. Das heutige Streitobject zwischen England und Transvaal ist also seines Preises und eines Kampfes werth.

Die Hörstummheit.

Von Dr. med. Alphons Fuld.

Zu den merkwürdigsten Anomalien der an Störungen und Besonderheiten so reichen Entwickelung der Lautsprache gehört die Stummheit ohne Taubheit, die „Hörstummheit", wie sie heute mit einem sprachlich ganz uncorrecten, aber von der Mehrzahl der Autoren adoptirten Ausdruck zumeist benannt wird. Das Leiden fordert unser Interesse nicht allein vom engen, fachmännischen, sondern auch von einem weiteren, psychologischen Standpunkt aus und es ist außerdem eines der praktisch bedeutsamsten Sprachgebrechen. Gehört es doch auch heute noch nicht zu den Seltenheiten, daß hörstumme Kinder von Eltern oder Erziehern ganz verkehrt beurtheilt und einer Taubstummenanstalt zugeführt werden, oder daß ein oberflächlich beobachtender Lehrer ein solches Kind für blödsinnig hält und auf seine Unterbringung in eine Idiotenanstalt dringt. Das Wesen der Störung besteht, kurz gesagt, darin, daß Kinder von normaler Intelligenz und gutem Gehör nichts oder nur wenige Worte sprechen können; dabei verstehen die Kinder die Sprache ihrer Umgebung, sie führen erhaltene Aufträge in der Regel gut aus, verständigen sich auch wohl durch eine Geberdensprache, aber ihr Sprachschatz und ihr Sprachvermögen ist nur auf wenige Worte beschränkt oder fehlt vollkommen. Hand in Hand damit geht ein scheues, zerstreutes Wesen, eine namentlich fremden Personen gegenüber weitgehende Zurückhaltung, so daß der Fernerstehende allerdings leicht dem Glauben verfällt, als ob die Intelligenz dieser Kinder unter die Norm herabgesetzt sei. Wenn wir die im Grunde verblüffende Besonderheit dieser Art von Sprachstörung in ihrem Wesen verstehen wollen, so müssen wir zuvor mit wenigen Worten auf die normale Entwickelung der Sprache eingehen. Schon ziemlich frühe, gegen das Ende des ersten Vierteljahres beginnt das Kind, das bisher nur sein mehr bekanntes als beliebtes Geschrei hören ließ, einzelne lautähnliche Töne zu produciren; zu derselben Zeit ungefähr, wo es die ersten Greifbewegungen macht, wo die Zappel- und Strampelübungen des Kleinen schon einen mehr geordneten, „zielbewußteren" Eindruck erwecken, fängt es auch an, eine Reihe von Lippen-, Zungen- und Gaumenlauten zu bilden, die bereits eine entfernte Aehnlichkeit mit den Lauten der Muttersprache zeigen. Man bezeichnet dieses erste Stadium der sprachlichen Entwickelung als die Periode der „wilden Laute". Daran schließt sich die zweite Periode, ausgezeichnet durch die beginnende akustische Aufmerksamkeit; mit zunehmender Intelligenz achtet das Kind mehr auf die Töne und Geräusche seiner Umgebung, es lernt die einzelnen Töne von einander unterscheiden und zugleich erwacht der Nachahmungstrieb „in seiner ganzen ursprünglichen Macht." Das Kind bildet zu dieser Zeit Laute, späterhin Silben und Worte, oft ohne besonderes Verständniß; viele Worte werden ohne jeglichen Sinn herausgeplappert, für andere besitzt das Kind wieder volles Verständniß, ohne daß es aber den Versuch macht, sie nachzusprechen. Die Periode dieser im Wesentlichen rein mechanischen Sprachausbildung beginnt zu ganz verschiedenen Zeiten, je nach der Lust zur Lautnachahmung, die bei den einzelnen Kindern verschieden früh und in ganz differenter Stärke erwacht. — Endlich nähert sich das Kind der höchsten Stufe sprachlicher Leistung, es entwickelt diejenige Fähigkeit, welche allein vom psychologischen Standpunkt aus als Sprache zu bezeichnen ist, die Sprache wird zum Ausdruck der geistigen Thätigkeit.

Natürlich ist im Beginne dieser Periode auch die mechanische Ausbildung noch nicht zum Abschluß gekommen, manche Laute werden noch ganz verkehrt, mangelhaft oder überhaupt nicht gebildet, das Kind stammelt noch. Auch die Fähigkeit, Gedanken und Gefühlen in zusammenhängender Rede Ausdruck zu verleihen, ist noch sehr unvollkommen; die einzelnen Worte werden nicht oder nur fehlerhaft flectirt, die Wortstellung ist noch ganz primitiv, Artikel, Fürwörter, Präpositionen werden ausgelassen, die Sprache ist noch agrammatisch. Ganz allmälig werden diese verschiedenen Mängel ausgeglichen, immer reicher und vollkommener wird die Sprache und mit dem Ende des dritten Lebensjahres ist gewöhnlich ein gewisser Abschluß erreicht; immerhin ist es gar nichts Seltenes, daß die Entwickelung viel langsamer verläuft und daß nicht wenige Kinder selbst zu Beginn ihrer Schulpflicht über die Periode des Stammelns und des Agrammatismus noch nicht hinausgekommen sind. Es ist nun sehr lehrreich und erleichtert das Verständniß der verschiedenen Sprachgebrechen in hohem Grade, daß jedes der verschiedenen Stadien der Sprachentwickelung und der Uebergänge zwischen ihnen sein Analogon in den zur Beobachtung kommenden Störungen der Sprache hat. Wenn wir jetzt zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren und eine Erklärung des Wesens der Hörstummheit versuchen, so müssen wir kurz der verschiedenen Möglichkeiten gedenken, welche eine Hemmung in der Ausbildung der Sprache herbeiführen können. Hochgradige Anomalien und Entwickelungsstörungen an den Sprachorganen kommen bei Hörstummheit nicht vor und dürfen darum hier unerörtert bleiben. Hochgradiger Blödsinn kann völlige Sprachlosigkeit zur Folge haben; wo alle Begriffe fehlen, da stellt auch kein Wort mehr zur rechten Zeit sich ein; niedrigere Grade des Blödsinns sind oft mit Stammeln, mit Agrammatismus und dergleichen Störungen verbunden. Mangelnde Lust zur Lautnachahmung kann auch bei wenig erheblichem Schwachsinn die Sprache auf eine dürftige Anzahl weniger Worte beschränken oder auch völlige Sprachlosigkeit herbeiführen. Angeborene oder frühzeitig erworbene Taubheit ist eine der häufigsten Ursachen der Sprachlosigkeit; Taubstumme, die nicht nach der in den deutschen Taubstummenanstalten üblichen Methode unterrichtet wurden, befinden sich in Bezug auf die Lautsprache im allerersten Stadium der Entwickelung, genau wie Kinder in den ersten Lebensmonaten. Alle diese verschiedenen Möglichkeiten liegen bei den hörstummen Kindern nicht vor; sie hören gut, ihre Intelligenz weicht nicht wesentlich von der gleichalteriger Kameraden ab. Wenn da und dort eine Herabsetzung der geistigen Begabung beobachtet wurde, so liegt das, abgesehen von der Verwechselung mit niederen Graden des Schwachsinnes, daran, daß das wichtigste Mittel zur Ausbildung des Intellects bei diesen Kindern versagt. Es ist unmöglich, irrige Auffassungen und Vorstellungen solcher Kinder zu erkennen und zu corrigiren; das Bedürfniß, logisch und bis an's Ende zu denken, fällt bei Kindern fort, die nie in die Lage kommen, ihre Gedanken klar zu ordnen und denselben sprachlichen Ausdruck zu verleihen. So erklärt es sich denn leicht, daß manche hörstumme Kinder gegen ihre Altersgenossen in der Ausbildung der Verstandesthätigkeit zurück sind, von einer ursprünglichen mangelhaften Begabung darf man aber darum noch lange nicht reden.

Wenn wir die Geschichte eines hörstummen Kindes verfolgen, so finden wir in der Regel, daß bei ihnen nicht nur das Sprachorgan in unvollkommener Weise thätig ist; auch im Gebiet der gesammten übrigen, willkürlich bewegten Muskulatur zeigen sich ähnliche Störungen. Die Kinder haben fast alle erst in später Zeit gehen gelernt, sie sind auch, nachdem sie endlich diese Fähigkeit erlangt haben, ihren Altersgenossen gegenüber darin zurück; sie sind ungeschickter und langsamer in ihren Bewegungen, sie zeigen gewöhnlich nichts von dem lebhaften Bewegungsdrang anderer Kinder, sie sind körperlich träge und wenig geneigt, die einmal eingenommene Körperstellung spontan zu verändern, kurz, in der gesammten willkürlich bewegten Muskulatur macht sich ein gewisses Ungeschick und eine Unlust zur Bethätigung bemerkbar. Diese Verhältnisse geben uns einen wichtigen Schlüssel zum Verständniß des Leidens. Die Sprache im mechanischen Sinne ist der complicirteste aller Bewegungsakte; drei mächtige Muskelsysteme, die Muskulatur des Athmungsapparates, des Kehlkopfes, der Mundrachenhöhle müssen zu gleicher Zeit und in ganz verschiedener, fortwährend wechselnder Stärke und Abstufung thätig sein. Eine wohl artikulirte und modulirte Sprache verlangt eine Summe von Bewegungsakten, mindestens so complicirt, wie eine schwierige turnerische Leistung. Wir werden uns der Schwierigkeit für gewöhnlich nur nicht bewußt, weil wir von frühester Jugend an gewöhnt werden und darauf angewiesen sind, uns eine verständliche, lautreine Sprache anzueignen. Der ungeübte Redner, der Ungebildete, der sich in gewählter, hochdeutscher Rede auszudrücken versucht, liefern oft einen ergötzlichen Beweis dafür, wie schwierig im Grunde genommen die Sache ist. — Nun wird es leicht verständlich, daß bei einem allgemeinen Ungeschick zu complicirten motorischen Leistungen das Sprachorgan am augenfälligsten und intensivsten von der Störung betroffen sein muß; wenn schon der Erwachsene Leistungen, die ihm schwer fallen, nur durch eiserne Consequenz und energische Uebung zu erlernen vermag, dann ist es nicht weiter zu verwundern, wenn das Kind, dem natürlichen Gesetz der Trägheit folgend, die ersten erfolglosen Bemühungen bald aufgiebt und die wohl von vornherein nicht besonders große Lust zur Lautnachahmung bald völlig bei ihm schwindet. Auch die oft beobachtete Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit ist die einfache Consequenz des ursprünglichen Mangels; es wäre wunderbar, wenn das Kind der Sprache seiner Umgebung, die es doch nicht nachahmen kann, besonderes Interesse entgegenbringen sollte.

Ich habe im Eingange gesagt, daß die Hörstummheit auch in praktischer Beziehung ein bedeutsames Leiden sei. Sie ist es nicht sowohl deßhalb, weil Verwechselungen mit Idiotismus und Taubstummheit vorkommen und die Kinder dadurch unter Verhältnisse gelangen können, die die denkbar ungünstigsten zur Entwickelung ihres Intellekts oder zur Ausbildung ihres Sprachvermögens sind, sondern vor Allem, weil das Leiden heilbar ist. Freilich ist mit der auch in gebildeten Köpfen noch nicht ganz ausgerotteten Ammenweisheit von der angewachsenen Zunge nichts anzufangen; ein zu kurzes Zungenbändchen, das übrigens nicht zu den häufigen Vorkommnissen gehört, könnte höchstens die Bildung einzelner Laute erschweren, aber niemals völlige Stummheit zur Folge haben. Die Behandlung muß vielmehr eine rein erzieherische sein, sie kann nur von Jemand, dem die nöthige Zeit und Geduld, ein besonderes pädagogisches Geschick und eine ausreichende sprachphysiologische Schulung zur Verfügung steht, mit günstigen Aussichten unternommen werden. Dazu geeignete Personen finden sich in den Kreisen der Taubstummenlehrer und anderer, speciell in der Sprachphysiologie bewanderter Lehrer. Zur Behandlung bedarf es keiner besonderen ärztlichen Kenntnisse oder Fertigkeiten, es genügt dazu vollauf der Pädagoge; wohl aber sollte vorher die genaue Untersuchung durch einen sachkundigen Arzt nicht versäumt werden. Nur dadurch wird sich eine verhängnißvolle Verwechselung mit Taubstummheit, Schwachsinn oder einem nervösen Leiden mit Sicherheit verhüten lassen. Die richtig getroffene Auswahl und die geschickte pädagogische Behandlung werden dann auch in der übergroßen Mehrzahl der Fälle zu glücklichen Erfolgen führen.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Gounod.

Von Theophil Zolling.

In diesem Jahre kann Gounod's „Faust" das vierzigjährige Jubiläum feiern. Er ist, trotz Wagner's phänomenal wachsendem Weltruhm, neben Verdi's noch immer unverwüstlichem „Troubadour" wohl die populärste Oper geblieben, die sich auf allen Bühnen Europas und Amerikas mit ungeschwächtem Erfolg erhält und trotz der Verballhornung Goethe's im Text und aller Concessionen an den französischen Geschmack in der Musik auch im „Vaterlande Gretchens" noch immer allgemein beliebt ist. An diese Jubelfeier mögen hier einige persönliche Erinnerungen an den 1893 verstorbenen Componisten anknüpfen.

Charles Gounod brachte zu Ende der Siebzigerjahre, als ich ihm näher treten durfte, nur die strengen Wintermonate in Paris zu und zwar an der Place de Courcelle in einem neuen stattlichen Hause, wo die Wohnstube mit den Bildern seines Vaters, eines vor Zeiten geschätzten Malers, und seines Sohnes geschmückt war und wo das riesige Arbeitszimmer den Umfang und die Akustik eines unvergleichlichen Concertsaales hatte. Den größeren Theil des Jahres aber lebte er auf seinem Landsitze bei Saint-Cloud, und dorthin lud er mich 1879 mit einem freundlichen Handschreiben ein, das man auf den ersten Blick für ein Billet-doux halten konnte: kleinstes Format, feinstes blaues Bristol-Papier mit künstlerisch gestochenen Initialen und ganz verliebtem Dufte, und darauf ein regelmäßiges Gekritzel ohne Kraft und Schwung, eine wahre Frauenhand. Nur die niedlichen, kugelrunden Punkte schienen den Componisten zu verrathen, der sich mehr in Noten- als in Buchstabenschrift übt.

Die Versailler Bahn brachte den Besucher in einer Viertelstunde von Paris nach Saint-Cloud, zu dessen Füßen jenseits der Seine und des grünen Boulogner Gehölzes die Steinwüste der Weltstadt liegt, unabsehbar, von Thürmen überragt, unter einem leichten Nebelschleier. Der Weg vom Bahnhofe führt ziemlich steil den Berghang empor, woran das Städtchen mit seinen Kapellen, Häusern und Landgütern klebt, immer zwischen hohen Mauern, die dem Auge das frohe Grün der Gärten entziehen und höchstens da und dort die Wipfel sehen lassen. Gounod's Haus glänzte wie eben erbaut in der Sonne, und doch war der zierliche Back- und Sandsteinbau durchaus nicht neu. Während des Krieges hatte er unter dem Feuer des Mont-Valérien viel gelitten und war nur durch ein Wunder dem Schicksale des Schlosses entgangen, dessen ausgebrannte Ruinen noch heute zu sehen sind. Ich trat durch das offene Thor und stand bald dem Meister gegenüber, einem kräftigen Manne von mittlerer Größe, der seinen Tropenhelm lüpfte. Ich sah die Stirne, die von einer endlosen Breite, Wölbung und Höhe war. Ueber dem langen dichten Vollbarte, der bis auf die ersten Knöpfe der hochgeschnittenen Weste reichte und vom Schnee des Alters angeflogen war, verschwand die Nase beinah. Der ganze Kopf der eines Kapuziners. Die leichte, graue Sommerjacke, die weißen Gartenhosen, die hellen Stanbschuhe an den kleinen Füßen paßten nicht dazu. Man spähte nach Kutte und Sandalen. Allein den ersten Eindruck hob dann ein Blick der großen, braunen Augen auf, welche schelmisch, voll Esprit und Leben in die Welt sahen. Sie schienen nicht an asketische Verzückung gewöhnt, und wenn sie noch so gläubig gen Himmel schauten. Seine Lippen zwischen dem Mönchsbart waren roth, voll, sinnlich aufgeworfen, zum Lachen und Küssen geschaffen. Auch seine wohlklingende Stimme mit ihrer hohen Tonlage und sein herzliches Lachen sprachen von Weltlust.

In der Folge kam ich noch öfter mit ihm zusammen, auch in seiner Stadtwohnung, wo er mir seine Gemahlin, seine Tochter Jeanne und seine Schwiegermutter Madame Zimmermann (spr. Simärmann), die Witwe eines in den dreißiger Jahren beliebten Pianisten und Tonsetzers, seinen Neffen Guillaume Dubuffe, den ausgezeichneten Maler, vorstellte, endlich seine kleine Großnichte, die unter den Schutz einer Kinderfrau ihre ersten Schritte wagte. Gounod war ein entzückender Plauderer. Seine Gedanken faßte er meist in kleine Sätze zusammen, aber im Feuer der Begeisterung erhob er sich zu hübsch geformten, echt akademischen Perioden, zumal wenn er über seine Kunst sprach. Dabei erzählte er mir Manches von seinem Leben und seinem Bildungsgange. „Mein Dasein ist äußerlich einfach, still und klar," sagte er einmal. „Es gleicht dem Weltmeer, dessen Oberfläche nichts von den schrecklichen Kämpfen auf seinem Grunde verräth. Meine gute Mutter hatte mich zum Notar bestimmt, aber als ich einmal Rossini's Othello gehört, war es aus damit. ‚Mama, ich will auch Othello's componiren!' rief ich. Später hörte ich den Don Juan. ‚Mama, ich werde Othello's und Don Juan's machen!'"

„Ihr Traum hat sich erfüllt," sagte ich, während er sich vor Lachen schüttelte. „Ihre Musik hält in der That die Mitte zwischen deutscher und italienischer Kunst."

„Ich setzte meinen Willen durch. Meine Mutter, selbst eine arme Clavierlehrerin, bat den Professor Reicha, mir so schwere Dosen Contrapunkt einzugeben, bis ich für immer von meiner Leidenschaft geheilt sei. Nach zwei Jahren erklärte ihr endlich mein Lehrer, der Unterricht sei jetzt nicht mehr nöthig. ‚Und ist Charles curirt?' fragte Mütterchen freudig. ‚Nein, er kann jetzt mehr als ich.'"

Er schwieg wieder. Sein ganzes Gesicht strahlte.

„Im Conservatorium kam ich in die Classe von Halévy, dem Schöpfer der „Jüdin". 1837 gewann ich mit einer religiösen Composition den zweiten Grand-Prix und zwei Jahre darauf den Großen Römerpreis, der in einem Stipendium für einen Studienaufenthalt in der ewigen Stadt besteht. Jene drittehalb Jahre sind vielleicht die wichtigsten und jedenfalls die schönsten meines Lebens. Zwei Momente spielen in meinem Dasein eine entscheidende Rolle. Zuerst die Religion. Man mag sagen, was man will, aber die Eindrücke auf das kindliche Gemüth sind unauslöschlich. Meine Eltern waren strenge Katholiken, und ich wurde sehr fromm erzogen. Ihrem großen Luther ist in Rom sein katholischer Glaube abhanden gekommen; der meinige bestärkte sich im Schauen und Hören der herrlichen Werke des künstlerischen Katholicismus. Tagelang saß ich in den Kirchen vor einem schönen Bilde und versäumte keine wichtige Messa cantata. Oft machte ich auch den Klöstern einen Besuch, und das stille, beschauliche Leben ihrer Insassen schien mir ein begehrenswerthes Ziel. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt ich eine Stelle ganz nach meinem Geschmack. Ich wurde nämlich im Fremdenmissionskirchlein Organist, Kapellmeister über fünf Sänger und — Tenor . . . Ich hatte damals ein gute Stimme. Nebenbei componirte ich Messen, Motetten und Cantaten, aber nur für den Hausgebrauch. Ich war für die Welt verschollen und wollte ihr ganz entsagen. Ich hörte im Priesterseminar Saint-Sulpice Theologie, empfing die sogenannten niederen Weihen (ordres mineurs) und trug geistliches Gewand."

„Ganz wie Abbé Vogler, Allegri, Liszt . . ."

„Man sagt, die Liebe habe mich abtrünnig gemacht. Glauben Sie kein Wort davon. Die Musik entzog mich dem Kloster. Ich hatte meine Kräfte im Stillen geübt und vermehrt. Ich fühlte, daß mir etwas Höheres oder vielmehr etwas allgemein Giltiges gelingen müßte. Die umfassendste Wirkung des musikalischen Schaffens wollte ich erreichen. Wohlmeinende Freunde redeten mir zu, und ich kam ihnen halben Weges entgegen. Augier und Ponsard versprachen mir Textbücher zu schreiben. Ich wagte den ersten Wurf mit der Oper:

„Sappho“ und wurde nicht entmuthigt. Sie kennen die Stationen meiner künstlerischen Passion? Auch nicht Ein großer, durchschlagender Erfolg auf den ersten Wurf ... Ich meine bei den Pariser Premièren. Sogar „Faust“ wurde anfänglich vom Publikum sehr lau und von der Kritik schlecht aufgenommen. Und mein letztes und liebstes Werk „Polyeucte“, womit ich eine ganz neue Bahn betrete, ist ganz einfach, sagen wir es heraus, ein colossaler Durchfall! Den Parisern gefiel darin höchstens das lustige Heidenthum, doch meinen Märtyrer gähnten sie an. Bah, was schadet das! Lassen Sie nur eine ernsthaftere Zeit kommen, und er wird wie ein Phönix auferstehen.“

„Sie sprechen von einer neuen Bahn? Polyeucte ist doch eher eine Rückkehr zu Ihrem älteren Ideal?“

„Ganz Recht. Ich komme allmälig auf das Oratorium zurück, von dem ich ausgegangen. Aber mit ganzer Seele!... Ja wohl, ich möchte nicht mehr für die Bühne schaffen, doch wen der Theaterteufel einmal hat, den läßt er nicht mehr los. Und merken Sie wohl, daß für mich der materielle Erfolg nicht den mindesten Werth besitzt. Er ist höchstens ein Ergebniß und selten ein endgiltiges, und nie und nimmermehr ein Ziel. Nichts ist mir verhaßter als die Erfolgjäger. Ich verstehe ihre Sinnesart nicht. Es geht über meinen Horizont. Je tiefer mein Nachdenken dringt, um so erhabener und göttlicher erscheint mir die Kunst und ihre Jüngerschaft. Glauben Sie mir, es giebt ein dreifaches Priesterthum auf Erden.“ Und er zeichnete mir das Schema auf:

1. Das Priesterthum des Guten: die Heiligen.
2. Das Priesterthum des Wahren: die Gelehrten.
3. Das Priesterthum des Schönen: die Künstler

Die substantielle Einheit:
das Ideal.

Auch dagegen verwahrte er sich einmal, daß man ihn als clerical verschrie. „Ich bin zuvörderst ein Christ und dann erst ein Katholik. Als solcher aber hasse ich ebenso sehr die Gläubigen, welche die Religion compromittiren, als die Ungläubigen, die aus religiösen Unklugheiten und Schwächen Vortheil ziehen wollen. Uebrigens bin ich toleranter als irgend Einer. Eines Tages neckte mich Victor Hugo, indem er vor mir seinen bekannten Vers declamirte:

Prêtre, c'est toi l'athée, et moi le vrai croyant!

Ich antwortete ihm: Lieber Meister, das Orchester hat mich daran gewöhnt, alle Instrumente zu hören.“

Doch nicht nur die Religion und die Musik griffen entscheidend in seine Entwickelung ein, erklärte er einmal. „Es ist das, was Ihr Goethe so schön das Ewig Weibliche, l'éternel féminin, genannt hat. Wahrlich, ich sage Ihnen, kein echter Künstler ist ein Weiberfeind. Freilich habe ich da auch manches Schmerzliche empfunden ... Zum Glück hat mich die Vaterliebe gerettet. Sprechen wir nicht weiter davon.“

Ich wußte wohl, worauf er anspielte. Obgleich die abenteuerliche Verirrung seines Herzens längst überwunden schien, so stieg doch noch hier und da die Erinnerung an die Londoner Ereignisse der Jahre 1871—74 vor ihm auf. Dann sah er wohl vor seines Geistes Auge ein Frauenbild: Georgine Weldon, das geniale Weib, um dessentwillen er seine Familie verließ. Sie war nicht schön, aber ihr mater dolorosa-Gesicht hatte es ihm angethan. Ueberdies war sie musikalisch und hatte eine seelenvolle Stimme. So sang denn Gounod mit ihr das urewige Duett der Liebe, aber es war eigentlich ein Trio. Georgina hatte alle Tugenden und Talente von der Welt, aber einen störenden Fehler: einen Mann. Drei Jahre verbrachte das sonderbare Kleeblatt zusammen im Tavistockhouse zu London hatte, wo Dickens gelebt hatte. Sie pflegte den Componisten in gesunden und kranken Tagen. Sie war seine Muse, sein Cassirer, sein Alles. „Ich machte den Teufel, damit er als ein Gott erscheinen sollte,“ entschuldigte sie sich später. Eine Arbeitsfreude kam über ihn, wie er sie noch nie empfunden. Drei Opern und eine große Menge von Symphonien, Liedern und Transscriptionen entstanden dort. Er gründete Sängervereine und gab Concerte, und ihr praktischer Verstand organisirte Alles. Ihr allein hat er es zu danken, daß er sich während seines Aufenthaltes in England ein großes Vermögen erworben. Da erwachte plötzlich in ihm die Sehnsucht nach seiner Familie, die Liebe zu seinem Sohne, das Gewissen ... Er verabschiedete sich unter einem Vorwande und kam nicht wieder. Er schrieb ihr nur noch einmal, um seine Manuscripte zurückzufordern. Sie verweigerte die Herausgabe seines Eigenthums, weil sie wohl noch immer auf seine Wiederkehr hoffte. Zum höheren Spasse der Pariser mischten sich die Gerichte und Zeitungen ein. Da und dort fielen böse Worte. Die Partei Gounod nannte die „theure Mimi“ eine Verrückte, eine Freibeuterin, eine Diebin und Schlimmeres. Gounod selbst schwieg. Umso lauter vertheidigte sich das Kraftweib in öffentlichen Vorträgen und gab schließlich den „Polyeucte“ und alles Uebrige zurück. Die Scandalchronik aber war um einen häßlichen Fall reicher.

Damals stand er noch unter der seelischen Nachwirkung dieser häßlichen Geschichte. Er freute sich wieder im Schooße seiner Familie zu sein, aber die „Verirrung“ hatte er noch nicht überwunden. Für seine Stimmung sehr bezeichnend, lagen lauter mystische Bücher auf seinem Schreibtische: das seltene Liber conformitatum über die vierzig Aehnlichkeiten des heiligen Franz von Assisi, dann Thomas a Kempis, Pater Gratry und die Summa theologiae des doctor angelicus Thomas von Aquino. Von den Uebrigen getrennt lagen die „Ketzer“: Renan und Goethe's Faust in der Uebersetzung von Marc Monnier.

„Wie Schade, daß ich Ihren Dichter nicht im Original lesen kann!“ rief er aus. „Selbst bei der besten Uebertragung geht immer eine Welt von Schönheit verloren. Ich weiß wohl, man hat mir in Deutschland zum Vorwurf gemacht, daß mein ‚Faust‘ eine Profanirung von Goethe's Werk sei. Mir als Partei steht darüber kein Urtheil zu, ich glaube jedoch, daß die Pietät oder Pedanterie, wie Sie wollen, hier zu weit geht. Jedenfalls wird Deutschlands größtem Sohn in keinem Hause in Frankreich mehr Bewunderung und Verehrung gezollt, als in meinem Heim. Und nicht nur Deutschlands dichterischer, sondern auch sein musikalischer Genius hat bei uns eine Heimstätte, nicht doch, einen Altar gefunden. O, der herrliche Bach! Er ist der erhabenste Schöpfer im Reiche der Harmonie oder vielmehr, er ist der Schöpfer der Harmonie selbst. Seine Werke sind ewige Probleme und ewige Lösungen. Und der göttliche Mozart! Sein Don Juan ist das Größte, was je der Menschengeist geschaffen hat. Seit Jahren trage ich mich mit dem Gedanken, zwölf Mustervorstellungen davon zu veranstalten. Zu diesem Zwecke will ich ein Theater bauen, das man nachher wieder abbrechen soll. Ich werde die ganze Welt bereisen, um würdige Sänger zu entdecken. Ich will zu ihnen sagen: ‚Lernt Eure Rolle wie Ihr sie versteht und studirt sie hierauf nach meiner Auffassung.‘ Da es dazu viel Geld bedarf, so soll eine Subscription eröffnet werden, aber der Ehre der Unterschrift wird man erst dann theilhaftig, wenn man eine strenge Mozartprüfung bestanden hat. Nur Kenner und in Mozart Verliebte sollen Einlaß finden. Wahrlich, im Reiche des Schönen verdient neben Griechenlands Plastik und Neu-Roms Farbenwelt nur Deutschlands Tonkunst zu thronen. Und so groß ist bei Ihnen die musikalische Anlage, daß Sie in Schumann, Mendelssohn, Brahms, Wagner und in dem prächtigen Weber eine zweite Classicität erlebt haben. Namentlich Wagner verdanke ich viel Anregung, und man hat im dritten Acte des ‚Faust‘ und im ganzen ‚Romeo‘ Spuren davon finden wollen. Er ist ein großer Musiker, und sein zum Theil auch selbstverschuldetes Pariser Mißgeschick habe ich aufrichtig bedauert. Tannhäuser, Lohengrin, das ‚Gespensterschiff‘ (Fliegender

Holländer) sind Meisterwerke in ihrer Art, und sie werden ihre Geltung nie verlieren. Aber seine neueste Phase ‚Der Ring des Nibelungen' ist ein Attentat auf die Fundamentalgesetze unserer Kunst. Ich glaube, das wird ewig nur Zukunftsmusik bleiben. Von da an trennen sich unsere Wege. Er ist für stets größere symphonische Beschwernng der Partitur, und ich strebe immer mehr zu den Urformen der Harmonie zurück. Er ist die Complication, das Chaos, die Wissenschaft, und ich will die Einfachheit, die Klarheit, die Inspiration sein."

Man weiß, daß aus Gounod's phantastischem Plan eines Mozart-Festspielhauses nichts geworden ist. Auch hinsichtlich Wagner's irrte er sich. Den großen Erfolg des Meisters in Paris hat er selbst noch erlebt. Er arbeitete damals an einem Seitenstücke zum „Polyeucte", an der Oper „Abälard und Heloise". Und wenn er nicht componirte, so dichtete er. Er wälzte ein großes Musikwerk in seinem Gehirn und wollte selbst den Text dazu schreiben: eine Art Passionsspiel „La Rédemption" (Die Erlösung). „Kann man sich einen herrlicheren Stoff denken?" rief er begeistert. „Ich habe schon an tausend Verse dafür verfaßt. Setze ich sie in Musik, so soll man einsehen, was ich unter der apostolischen Wirkung und der christlichen oder philosophischen Mission der Musik verstehe."

Auf meine Bitte setzte er sich zuweilen an den Flügel und spielte einige Nummern aus „Abälard" vor, indem er seine noch immer angenehme, wenn auch nicht mehr kräftige Stimme dazu erschallen ließ. Namentlich die Geisterscene des letzten Actes, wo Abälard seiner Nonne erscheint und der Hintergrund sich zertheilt, um das Grab der Liebenden auf dem Kirchhofe Père Lachaise zu zeigen, war voll geistreicher und effectvoller Einzelheiten, obwohl der Quell der melodischen Erfindung manchmal weniger voll und frisch zu fließen schien. Bei einem dieser privaten Concerte in seinem Landhaus in Saint-Cloud wurde der Vortragende mitten im schönsten Satze von einem durch Mark und Bein dringenden Pfiff unterbrochen. Ich sprang entsetzt auf.

„Keine Angst!" rief Gounod, „das ist die Eisenbahn. Gerad unter unserem Hause befindet sich der Tunnel. Warten Sie ein Weilchen, und Sie werden noch ein Erdbeben erleben!"

Und richtig, im selben Augenblicke zitterte das ganze Haus und klirrten alle Scheiben; über den Büschen des Gartens aber flatterte eine Rauchwolke empor, die in der warmen Sommerluft zerstob. Die Stimmung war zerstört. Gounod erhob sich.

„Nein, beklagen wir uns nicht," sagte er mit etwas priesterlichem Ernst; „wir müssen uns daran gewöhnen, daß unsere liebsten Träume jeden Augenblick von der rohen Realität zerstört werden. Uebrigens habe ich mich an diese indiscrete Nachbarschaft gewöhnt, und mir ginge es wie dem Müller, wenn er sein Geklapper entbehren sollte. Es würde ihm etwas fehlen. Ueberdies bringt die Eisenbahn ein belebendes und modernes Element in unsere Einsamkeit. Sie pfeift unsere Träumereien aus, rüttelt uns wach und erinnert uns daran, daß wir nicht allein auf der Welt sind und auch unser Tagewerk vollbringen müssen."

Dieser Gleichmuth kam ihm übrigens in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens sehr zu Statten. Keines seiner neuen Werke schlug ein, weder seine Opern Le tribut de Zamora und Cinq-Mars, noch seine Oratorien Rédemption und Mors et vita. Und zuletzt nahmen gar Lohengrin, Tannhäuser und Walküre von der Pariser Oper Besitz. So flüchtete er sich wieder zu seinem geliebten Mozart, über dessen Don Juan er eine interessante Schrift veröffentlichte, die auch in's Deutsche übertragen wurde. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Eindrücke von der Van Dyck-Ausstellung in Antwerpen.

Von S. Simchowitz.

Vor der Kirche zu Unser Lieben Frau in Antwerpen, am Fuße des vollendeten Nordthurmes, der trotz der schwindelnden Höhe in seinem zierlich durchbrochenen Aufbau den Eindruck macht, als müßte man ihn, nach dem Worte Kaiser Karls V., in ein Schmuckkästchen legen, steht ein alter Brunnen. Laubranken und Grotesken, aus Eisen geschmiedet, bekrönen ihn, und obendrauf steht eine kleine Mannsgestalt, den Degen zur Linken, in der Rechten aber eine abgehackte Riesenhand wie ein Siegeszeichen schwingend. Eine alte Sage, die mit naiv-falscher Etymologie an den Namen der Stadt anknüpft, hat hier ihre Verkörperung gefunden. In grauer Vorzeit saß an der Scheldemündung ein Riese, der von allen Schiffen eine hohe Abgabe erhob und den widerstrebenden Schiffern eine Hand abschnitt; da kam Salvius Brabo, „der Schützer von Brabant", besiegte den Riesen, hackte ihm nun seinerseits die Hand ab und warf sie in den Fluß. Und als dann später an diesen Ufern eine Stadt erstand, da nahm sie von der hineingeworfenen Hand den Namen Antwerpen an. Salvius Brabo ist eine Art brabantischer David, und ungefähr zu derselben Zeit, da die großen Italiener sich bemühten, den Riesentöter der Bibel in Erz oder Marmor zu bilden, soll ein Antwerpener Künstler die Brunnenfigur geschaffen haben: Quinten Massys, „in synen tyd groffmidt en daernaer samues schilder," wie seine Grabschrift besagt. Die Mythen bildende Kraft, die in der Kunstgeschichte nicht minder wirksam ist, als in der Religionsgeschichte, hat hier ihr Werk verrichtet: sie hat den sagenhaften Gründer von Antwerpen in Verbindung gesetzt mit dem Mann, der in historischer Zeit unzweifelhaft als erster Begründer der Kunststadt Antwerpen dasteht. Die Riesenhand aber, die übrigens auch im Wappen der Stadt auftaucht, sie ist gleichsam das prophetische Symbol von Antwerpen. Die Hand war es, die der Scheldestadt unvergänglichen Ruhm sicherte, die Hand nämlich, die mit dem Pinsel des Lebens farbigen Abglanz festhielt. Antwerpen gehört zu den Malerstädten. Deren giebt es gar viele, aber im ganzen nördlichen Europa keine zweite, die auf eine so lange Tradition zurückblicken kann. Wohl gedieh innerhalb Brügges, innerhalb Cöln's Mauern eine frühere Schule, wohl blühten zu Haarlem und Amsterdam zwei bis drei Generationen hindurch größere Künstler, zahlreichere Kunstfächer, aber Antwerpen bleibt die Ehre, vier Jahrhunderte lang die Heimaths- und Aufenthaltsstätte einer Reihe von Meistern zu sein, die zwar nicht überall von gleicher Bedeutung ist, die aber nie unterbrochen wird, auch nicht zu Zeiten kriegerischer Drangsale oder wirthschaftlichen Niederganges. Diese künstlerische Vergangenheit der Stadt drängt sich Jedem auf, der ihr Weichbild betritt, auch Demjenigen, der keine Kunde davon haben sollte. Eine ganze Schaar von Statuen erinnert ihn an die Größen der Antwerpener Malerschule, von Quinten Massys bis Hendrik Leys. Mitten auf dem Groenplaats, dem „Grünen Plan", im Schatten der Kathedrale, die seine hehre Kreuzabnahme birgt, steht Peter Paul der Erste und Einzige, der ungekrönte König von Antwerpen. An dem Kreuzungspunkt der Avenuen, wo das Volk, Alt und Jung, Vornehm und Gering, sich lustwandelnd ergeht, blickt David Teniers lächelnd auf das fröhliche Treiben herab, und auf dem kleinen Platz vor der Akademie, von stillen Gärten umrahmt, begrüßt uns Anton van Dyck, der, wenn Rubens als König von Antwerpen bezeichnet wird, sicher den Titel des Kronprinzen beanspruchen darf. So lebt er auch im Gedächtniß der Nachwelt, in der Empfindung seiner Landsleute. Man trennt Rubens und Van Dyck durch einen Zwischenraum, aber man sondert auch Van Dyck von der ganzen Schaar der Rubensschüler und giebt ihm einen Platz für sich. Die Antwerpener haben vor 22 Jahren den 300. Geburtstag ihres Rubens mit einem Pomp gefeiert, wie ihn die Welt bis dahin bei Künstler-

ehrungen noch nie erlebt hat. Sie haben in diesem Sommer den 300. Geburtstag des Van Dyck festlich begangen, zwar minder prächtig, aber nicht minder herzlich. Einem dritten vlämischen Künstler dürfte diese Ehre wohl kaum widerfahren. Es gab bei der Van Dyck-Feier, ganz nach dem Muster der Rubens-Feier, einen großen Festzug und noch andere schönen Dinge für die Menge. Von weit größerer Wichtigkeit für den wirklichen Verehrer des Meisters ist aber die in Antwerpen veranstaltete Ausstellung von über hundert seiner Werke, die, theils Bekanntes aus belgischen Museen und Kirchen, theils Unbekanntes aus Privatbesitz vorführend, uns einen guten summarischen Ueberblick über sein Schaffen ermöglicht.

Ein prächtiger Junge, von zierlichem Wuchse, aber wohlgenährt, von frischer, rosiger Gesichtsfarbe, bartlos, mit lässiger Gebärde seine schöne Hand zeigend und aus lebhaften, klaren Augen der Zukunft sanft entgegenlächelnd: so steht der junge Anton auf seinem ersten Selbstporträt vor uns da. Er dürfte sich etwa zwischen seinem 17. und 20. Lebensjahr befinden: ein halber Knabe noch, etwas Mädchenhaftes in seinem Wesen, und doch eine Erscheinung, die auf Frauenherzen Eindruck machen mußte. Aber dieser halbe Knabe war schon ein ganzer Meister. Mit zehn Jahren hatte er seine künstlerische Carriere begonnen, schon 1609 finden wir ihn in den „Liggeren", den Registern der Antwerpener St. Lucas-Gilde als Lehrling von Hendrik van Balen eingetragen. Van Balen genoß damals bei seinen Landsleuten eines viel größeren Rufes als der eben heimgekehrte Rubens, den man als dreisten Neuerer mit einem gewissen Mißtrauen überwachte. Er zeigt uns in typischer Weise den Zustand der vlämischen Kunst kurz vor der Einwirkung des Rubens: sorgfältige, aber zaghafte Arbeit, ziemlich lebhafte Empfindung für weibliche Schönheit und kindliche Anmuth, aber vollkommener Mangel an individueller Kraft und Originalität und darum ein beständiges Benutzen einer abgegriffenen Schönheitsschablone. Doch mochte für das Kind Van Dyck der weiche Van Balen ein passenderer Lehrer sein als der riesenhafte Rubens. Die zarte Empfindsamkeit des Meisters kam dem Naturell des Schülers entgegen. Trotzdem der junge Van Dyck unter den denkbar günstigsten materiellen Verhältnissen heranwuchs, muß es doch über seiner Jugend wie ein leichter Flor gelegen haben: in seinem achten Lebensjahre verlor er die Mutter, und dieser Verlust mußte seine Phantasie tief erregen, dieser frühzeitige Schmerz in die Seele des Verwaisten den Keim jener rührenden Trauer gesenkt haben, die später in seinen Werken zum Durchbruch kommen sollte. Und das Leben in der frommkatholischen Umgebung trug sicher dazu bei, seine Feinfühligkeit zu steigern. Ist seine Seele aber auch sehr leicht in Schwingung zu versetzen, so sind Hand und Augen darum nicht minder sicher. In kurzer Zeit hat er das gelernt, was sein Meister ihm überhaupt beibringen konnte, und mit 15 Jahren schlägt er bereits seine eigene Werkstatt auf und nimmt, gleich Rembrandt, selbst Aufträge entgegen. In diesem Lustrum aber, das er im Atelier des Van Balen zugebracht hat, vollzog sich die große Revolution der vlämischen Kunst.

Mit einigen entscheidenden Schlägen hat sich Rubens die Stellung erkämpft, die ihm gebührte, und der neue Stil beginnt nun wachsende Geltung zu gewinnen. Wie ein Rausch kommt es über die Antwerpener Malerwelt; auf die Epoche der lächelnden Grazie folgt die der überschäumenden Kraft, ähnlich wie in der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts auf die tändelnden Anakreontiker die Sturm- und Drang-Genies folgten. Auch Van Dyck wird von der allgemeinen Strömung ergriffen; weit von sich weist er die ängstliche Manier seines ersten Meisters, und mit breiten wuchtigen Pinselstrichen wirft er die Köpfe der zwölf Apostel hin, die selbst Rubens' Aufmerksamkeit erregen. In das Atelier seines Abgottes aufgenommen zu werden, darauf ist Van Dyck's Streben gerichtet. Nach wenigen Jahren hat er sein Ziel erreicht: 1617 wird er Rubens' Arbeits- und Hausgenosse. Er lebt nun in dem prächtigen Palais am Meir-Plaats, das der siegreiche Meister sich eben erbaut hat, mitten zwischen antiken Statuen und venezianischen Gemälden, im Verkehr mit großen Herren, geistreichen Gelehrten, schönen Frauen, die sich da zusammenfinden. Hat ihn das Leben im Vaterhause mit einer gewissen sanften Melancholie imprägnirt, so fangt er hier mit allen Poren das glühende Verlangen ein nach distinguirter Gesellschaft, nach exquisiten Vergnügungen, nach vornehm-prächtiger Lebensführung, eine Geschmacksrichtung, die später das Unglück seines Daseins, aber auch ein wesentliches Element seiner Kunst werden sollte. Er hatte zahlreiche Genossen, Jünglinge, die fast alle berufen waren, eine künstlerische Rolle zu spielen: Jordaens, Van Thulden, G. de Crayer, Quellin u. A. Aber binnen Kurzem war er ihnen allen voraus. Schon im April 1618 nennt ihn Rubens in einem Brief an Lord Dudley Carleton „seinen besten Schüler". Mehreren Gemälden des jungen Mannes widerfährt die Ehre, von Rubens selbst erworben und seiner auserlesenen Sammlung einverleibt zu werden. Als Rubens im März 1620 mit den Antwerpener Jesuiten einen Contrakt betreffs der Ausmalung ihrer Kirche abschließt, da bedingt es sich der P. Jacob Tirinus, der Prior des Profeßhauses aus, daß Rubens die Skizzen machen und sie „durch Van Dyck nebst einigen anderen von seinen Schülern" ausführen lassen sollte. In der Uebereinkunft wird noch weiter bestimmt, daß der Jesuitenprior zu gelegener Zeit bei Van Dyck ein Altargemälde für eine Seitencapelle bestellen solle. Im Juli desselben Jahres schreibt der Geschäftsträger des großen englischen Kunstfreundes, Grafen Thomas Arundel, an seinen Auftraggeber: „Van Dyck wohnt bei Herrn Rubens und seine Werke fangen an, beinahe ebenso hoch geschätzt zu werden als die seines Lehrers." Und in dem Brief eines anderen englischen Kunstfreundes, vom November 1620, heißt Van Dyck „des Rubens berühmter Schüler". Man sieht wohl, er war schon damals — der Kronprinz.

Rubens hatte mit großem Scharfblick die eigentliche Begabung seines Schülers, der über sich selbst noch im Unklaren war, erkannt. Er fand in ihm in erster Linie die Fähigkeit psychologischer Analyse, und weiter die Gabe, unter allen seelischen Regungen gerade den stillen Schmerz, die elegische Rührung hervorzurufen. Und so weist ihn der Meister auf die beiden Gebiete hin, die ihm adäquat sind: auf das Porträt, und innerhalb der religiösen Malerei auf die Leidensgeschichte Christi. Van Dyck malt eine ganze Passionsfolge: die Gefangennehmung, die Dornenkrönung, die Kreuztragung. Er sucht seinem Lehrer seine Art abzusehen und sie womöglich zu überbieten. Des Rubens' schwellende Muskeln bäumen sich bei ihm, das leuchtende Colorit wird zu dunkelrother Gluth. Seine Henker können nicht häßlich genug, seine Märtyrer nicht ekstatisch genug sein. Rubens versteht es, auf seinen Bildern große Massen in Bewegung zu setzen, bei Van Dyck drängt sich um die Hauptperson eine Menschenmenge, die innerhalb des gegebenen Raumes gar keinen Platz findet, die sich gleichsam selbst Licht und Luft wegnimmt. Was uns mit diesen Bildern wieder aussöhnt, das ist die Erscheinung Jesu: schön und zart von Gestalt, reinen und erhabenen Geistes blickt er seine Peiniger mit stiller Kümmerniß an, wortlos, ohne Zeichen des Grolls. Wo diese Figur fehlt, da werden Van Dyck's Jugendwerke in ihrer gewollten Kraft derb und roh; das „Martyrium des hl. Petrus" ist von geradezu widerwärtiger Wüstheit, und noch unglücklicher fällt ein Versuch auf dem eigensten Gebiet seines Lehrers, auf dem der Mythologie, aus: in seinem „Satyrstück" wird des Rubens' trunkene Lebenslust zur Gemeinheit und seine Breite zur Rohheit. Man merkt es: der junge Künstler fühlt sich am wohlsten, wenn er ein schönes Menschenantlitz vor sich hat, wenn er edle Gedanken, zarte Empfindungen ausdrücken kann; er übernimmt sich aber, sobald er mit aller Macht ganze Figuren in bewegter Stellung gruppiren soll.

Er ist noch voller Gährung und Unruhe in seinen Gruppenbildern, aber er wird zum perfecten Meister, sobald er ein Porträt malt. Man betrachte nur die Porträts des Sieur Vinck, eines Antwerpener Patriciers, und seiner Gattin. Gewiß erkennt man sofort den Rubensschüler, aber den Schüler, der seinem Meister fast gleichkommt. Zur Klarheit über sich selbst gelangte er erst in Italien. Die für jeden vlämischen Maler damals obligatorische Italienreise unternahm Van Dyck am Anfang des Jahres 1623, und erst Ende 1626 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Er hat während der $3^1/_2$ Jahre die Mehrzahl der italienischen Kunststädte besucht: Venedig und Florenz, Bologna und Mantua, und natürlich auch die ewige Roma. Von allen Meistern hat er gelernt: von den venezianischen Coloristen und den bolognesischen Akademikern, von den lombardischen Realisten und den römischen Praktikern. Aber ein Meister ist ihm der liebste: Tizian, und eine Stadt bevorzugt er vor allen anderen: Genua. Von Tizian lernt er seine unruhigen vlämischen Farben zu einem gesättigten harmonischen Gesammtton zu verschmelzen, von ihm, seine Gestalten in adliger Ruhe verharren zu lassen, kurz, das Einzelne dem Gesammteindruck unterzuordnen. In Genua aber weilt er so gern, obwohl oder vielmehr weil es keine Kunststadt war. Van Dyck's aristokratische Neigungen hatten sich entwickelt: er wünschte durchaus nicht, immer auf seine Kunst festgenagelt zu werden, sondern wollte in erster Linie als Cavalier auftreten. Der Reiz seiner distinguirten Erscheinung, die er durch eine passende Toilette zur Geltung zu bringen wußte, die Feinheit seiner Umgangsformen, seine geistvolle Unterhaltung machten ihn zu einer Zierde jedes Salons und er fühlte sich nirgends so unbehaglich, wie im Verkehr mit seinen Landsleuten und Collegen, die damals in den italienischen Kunstcentren, namentlich in Rom, als rechte Bohémiens lebten. Nur einige Wenige unter ihnen würdigte er seines Umganges, die übrigen mied er und wurde von den wüsten Zechkumpanen als pittore cavaliereseo verspottet. In Genua war er von dieser beständigen Mahnung an seine Zunft befreit. Hier war er in erster Linie der „Sinjoor", wie ihn seine Landsleute wohl höhnisch nennen mochten, und erst in zweiter Linie der Maler. Und das that ihm wohl, gerade so wie es ein Jahrhundert früher dem feinfühligen Albrecht Dürer wohl that, in Italien ein „signore" zu sein, während er daheim nur ein „Schmarutzer" war. In der That war aber auch für den Künstler Van Dyck der Verkehr mit den genuesischen Nobili weit nützlicher, als der öde Atelier-Klatsch der Collegen. Die Bewohner der Via Nuova bildeten das vornehmste Material seiner Kunst. Im Umgang mit ihnen lernte er jene Feinheit und Schärfe psychologischer Analyse, die wir an seinem italienischen Skizzenbuch bewundern. Mit wenigen Strichen ist hier oft Rasse, Temperament, Beruf, Charakter eines Menschen festgehalten. Seine ausgeführten Porträts füllen noch jetzt die Prunksäle des genuesischen Adels, denn alle die Spinola, Brignole, Durazzo, Pallavacini ließen sich von ihm abconterfeien, und zuletzt noch, kurz vor der Rückkehr des Künstlers in seine nordische Heimath, das Staatsoberhaupt, der Doge Ambrosio Doria. In einer offenen Halle sitzt er da, im Hintergrunde braust das von Schiffen belebte Meer, der Schauplatz so mancher Heldenthat seiner kriegerischen Ahnen; er selbst, ein tiefbrünetter Mann, Mitte der Vierziger, kein Herrschertypus, sondern Aristokrat, primus inter pares, ein echter Repräsentant jenes Adels, der im erblichen Besitz aller Errungenschaften einer raffinirten Cultur, wohl fühlen mochte, daß seine große Zeit vorüber sei, dessen Haupttugend nicht Thatkraft, sondern Klugheit ist, eine Klugheit, die mit einer gewissen vornehmen Resignation Hand in Hand gehen muß. Diese Resignation ist auf dem Gesichte des Dogen deutlich ausgeprägt und verleiht ihm einen eigenartig fesselnden Reiz. Und der Gesammtstimmung entspricht auch das Colorit. Der Maler wählte eine Gewandfarbe, an der er seine ganze Virtuosität zu zeigen vermochte: der Doge trägt einen schwarzen Faltenrock, aber dieses Schwarz ist von einer Wärme und einer Leuchtkraft, und dabei von einer Feinheit in der Abstufung der Valeurs, wie es kein anderer seiner Zeitgenossen, Velasquez und Franz Hals ausgenommen, zu liefern vermochte.

Er ist in Italien nicht nur zu einem durchaus originellen und unabhängigen Porträtisten herangereift, auch auf dem Gebiete der religiösen Malerei hat er nun seinen eigenen Stil gefunden. Die sechs Jahre seines Antwerpener Aufenthalts (1626—32) sind außerordentlich fruchtbar nach dieser Richtung hin: in der Zeit von 1628—30 sind allein an dreißig große Altarbilder entstanden. Sein Ruhm hatte sich sehr rasch verbreitet, und die Aufträge flossen ihm von allen großen kirchlichen Gemeinschaften seines Vaterlandes zu, aus Antwerpen nicht minder, wie aus Mecheln und Courtrai, aus Dendermonde und Gent. Er beginnt seinem früheren Lehrer ein ernsthafter Concurrent zu werden: in seinen Werken ist eine aparte Note vorhanden, die dem Empfinden seiner Zeitgenossen besonders zuzusagen scheint. Das Andachtsbild hatte schon im Laufe des 16. Jahrhunderts eine große Wandlung durchgemacht. Mustert man den vorhandenen Vorrath von Altarbildern aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunnerts, so sieht man, daß die religiöse Malerei damals weit mehr auf die Darstellung der Ruhe als der Bewegung, der Freude als des Schmerzes ausging. Heilige Familien, heilige Unterhaltungen (Sante conversazioni), heilige Sippen sind weit zahlreicher als die Kreuzigungen und Grablegungen. Der Beschauer soll vor diesen Bildern schon einen Vorgeschmack himmlischer, rein geistiger Wonne haben. Das wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunders anders. Zwei Momente sind es, die diese Aenderung bedingen: einerseits der übermächtig gewordene Einfluß einer großen künstlerischen Persönlichkeit, des Michelangelo, andererseits jene Wandlung der allgemeinen Empfindungsweise, die man mit vollem Recht in erster Linie dem Jesuitismus auf Rechnung schreiben muß. Michelangelo's stürmisches Temperament ließ die Heiligen nicht mehr in ihrer früheren statnarischen Ruhe verharren; unter seinen Händen beginnen sie sich gewaltsam zu bewegen, nicht nur Freuden, sondern auch Schmerzen zu empfinden. Sie bleiben zwar Uebermenschen, aber sie erscheinen weit eher als kämpfende Titanen, denn als der himmlischen Seligkeit theilhaftig. Seine Nachfolger bleiben auf diesem von ihm gebahnten Wege: sie verbannen das epische Element aus ihren Darstellungen und werden dramatisch, ja oft rein theatralisch. Und da das Dramatische mit dem Tragischen und Pathetischen eng verknüpft ist, so beginnen sie die tragischen Sujets zu bevorzugen, die Martyrien und darunter natürlich das höchste Martyrium, das auf Golgatha. Dieser künstlerischen Strömung kam nun die jesuitische Empfindungsweise entgegen. Der Jesuitismus strebte danach, die Religion aus einer Sache des Verstandes und des Herzens, zur Sache der Phantasie, der Sinne, der Nerven zu machen. Wer sich die Mühe nimmt, das sehr lehrreiche Büchlein des Ignatius von Loyola, die „Exercitia spiritualia", zu lesen, der wird finden, daß diese Definition keine bloße Redensart ist. Hier wird ganz systematisch die Anleitung ertheilt, Visionen, mit starker Betonung der Sinnesempfindungen, hervorzurufen; einzelne Capitel sind mit einer Gluth geschrieben, die sie als Bilder in Worten erscheinen läßt. Man begreift nach der Lectüre des Buches, warum nun in der religiösen Kunst das visionäre Andachtsbild auftaucht. Man begreift aber auch, warum diese Auffassung der Religion an dem pathetischen, ja oft sogar pathologischen Andachtsbild Gefallen finden mußte, denn erfahrungsgemäß wirkt der Schmerz auf die Nerven weit stärker, als die Freude. Diese beiden Strömungen, die eine rein künstlerischer, die andere allgemeiner Natur, fließen zusammen, und das Resultat ist das, was man „Jesuitenkunst" nennt. Ihre ewig gültige Ausprägung hat diese Kunst durch Rubens erfahren. Bei

keinem Anderen ist der Schmerz so gewaltig und durchbohrend, aber auch bei keinem Anderen sind die heiligen Männer so schön, sind die heiligen Frauen so mit allen Reizen üppiger Weiblichkeit geschmückt. Wie der Sturmwind weht es durch alle seine Bilder; das ist ein Rausch in Farben, ein Schwelgen in Formen, und wie ein Rausch kommt es auch über den Beschauer. Auf die Nerven will Rubens wirken, aber man muß gesunde, robuste Nerven besitzen, um ihn zu ertragen.

Damit war nun seine Generation, in deren Adern noch die letzte feurige Blutwelle der Renaissance rollte, wohl versehen. Aber die Generation, die auf ihn folgte, und der auch sein Lieblingsschüler angehörte, hatte nicht über diesen Ueberschwang der Phantasie, über dieses Uebermaaß von Leidenschaft zu verfügen. Sie war schwächer, zarter, feiner organisirt. Nicht das Handeln, sondern das Empfinden war ihre Hauptstärke. Sie war nicht mehr lärmend in ihrer Freude, nicht mehr heftig in ihrem Schmerz. Sie lachte nicht, sie lächelte, sie schluchzte und heulte nicht, sie weinte stille Thränen und empfand dabei eine geheime Wollust. Den rechten Ton für diese Empfindungsweise findet nun Van Dyck in seinen religiösen Bildern. Wie weit entfernt ist er jetzt von der Siedehitze seiner Jugend! Auch jetzt wählt er mit Vorliebe Leidensscenen: Kreuzigungen und Beweinungen. Aber von dem Einfluß seines Lehrers hat er sich emancipirt. Da sieht man nicht mehr das Getümmel von Gestalten, keine gewaltsamen Bewegungen der Körper, selbst wenn die Leidenschaft in ihnen wühlt. Die Anordnung seiner Gruppen ist fast einförmig, die Gesten fast conventionell. Keine starken Farbenaffecte mehr, sondern ein einheitlicher, dem dämmernden Abend entnommener Ton. Auf alle Aeußerlichkeiten ist mit Bewußtsein und Absicht verzichtet, nur die tief innerliche Wirkung wird angestrebt und erreicht. Mögen diese Bilder wie die wenigen heiligen Familien, das Idyllische, oder mögen sie das Pathetische betonen, immer ist das Geistige in ihnen, der Ausdruck, von unwiderstehlicher Gewalt. Und sieht man genauer zu, so findet man, daß die Erschütterung stets von einem Punkte ausgeht: von den Gesichtern nämlich, auf denen lächelnde Heiterkeit und grenzenlose Verzweiflung mit gleicher Zartheit und gleicher Bestimmtheit ausgedrückt erscheinen. Van Dyck stellt sich in bewußten Gegensatz zu seinem Lehrer: nicht die Handlung, sondern die Empfindung ist ihm die Hauptsache, nicht das Dramatische, sondern das Lyrische. Dieses Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, zwischen älterer und jüngerer Generation findet man in der Kunstgeschichte gar häufig: so folgt auf den bewegten Rogier v. d. Weyden der sanfte Hans Memline, so, im Jahrhundert Van Dyck's, auf den heroischen Corneille der psychologische Racine, mit dem Van Dyck überhaupt, in seiner ganzen geistigen Physiognomie, eine frappante Aehnlichkeit aufweist. — Diese Umwerthung der Empfindungswerthe, die sich damals auf religiösem und künstlerischem Gebiete vollzog, sie greift auch gleichzeitig in dem gesellschaftlichen Leben Platz. Das Ursprungsland des modernen gesellschaftlichen Verkehrs, des guten Tones ist bekanntlich das Italien der Renaissance. Von da dringen die Formen eines civilisirten Umganges mit Menschen nach Spanien. Und erst im 17. Jahrhundert beginnt auch im nördlichen Europa die mittelalterliche Rohheit aus der guten Gesellschaft zu verschwinden. Gewöhnlich wird ja der Hof Ludwig's XIV. als der eigentliche Ausgangspunkt dieser Wandlung betrachtet. Man übersieht nur, daß Karl I. von England dem Roi soleil vorangegangen, daß Whitehall eine Vorwegnahme von Versailles ist. Und gerade an diesen Hof sah sich Van Dyck im Jahre 1632 zu dauerndem Aufenthalte versetzt. Genau ein Jahrhundert vorher war auch ein ausländischer Maler nach London an den englischen Königshof gekommen: Hans Holbein, der die englische Gesellschaft jener Zeit in einer Galerie von Bildnissen verewigt hat. Man vergleiche nur diese Porträts mit Van Dyck's englischen Werken, und man wird begreifen, welche Wandlung sich innerhalb diesen drei Generationen vollzogen hat. Fromentin hat dafür die kurze und glückliche Formel gefunden: Ce ne sont plus des chevaliers, ce sont des cavaliers. Die stolzen Barone haben ihre einsamen Burgen verlassen, ihre Rüstungen bei Seite gelegt. In Sammet und Seide angethan, finden sie sich nun im Salon ihres Königs zusammen. Ihr Geschäft ist nicht mehr der Krieg, sondern die Diplomatie und ihr wichtigstes Hülfsmittel die Conversation. Im Salon aber ist das erste Gebot: nicht auffallen. Und so wird denn Alles gedämpft: die Kraft der Stimme, der Bewegungen, der Empfindungen. Das Uebermaaß von Leidenschaft und Phantasie verschwindet, und eine ungeahnte Verfeinerung des Denkens, des Fühlens, der äußeren Formen tritt ein, allerdings auf Kosten der Kraft und der Originalität. Diese Menschen versuchen Alles: sie sind Hofleute, Militärs, Dichter, Kunstfreunde. Der Eine schreibt ein Liebesgedicht, während die von ihm geführte Fregatte im Sturme rollt; der Andere commandirt ein Reitergeschwader und beschäftigt sich nebenbei in erfolgreichster Weise mit einer neuen Technik der Radirung. Aber Alles, auch die Liebe, ist ihnen nur ein Spiel; sie sind einer wahren Leidenschaft nicht fähig, sie sind blasirt, trotz alles Schlürfens am Lebensbecher. Es fehlt ihnen nicht etwa an Muth, wohl aber an zielbewußter Thatkraft. Sie können gelassen für eine Sache sterben, — das haben sie auf der blutigen Walstatt von Marstonmoor und Naseby bewiesen, — aber sie vermögen nicht für sie zu leben. Das merry old England ist nicht erst durch Cromwell zu Grunde gegangen, es hat schon unter den beiden ersten Stuarts nicht mehr existirt. Wer Shakespeare's Entwickelungsgang mit Aufmerksamkeit verfolgt, der kann an der Wandlung seiner Typen die Wandlung der Zeiten feststellen: in seiner letzten Epoche treten die feurigen, thatkräftigen, tapferen Helden zurück und Prinz Hamlet taucht auf, eine bange Vorahnung des kommenden Geschlechts. Für eine so beschaffene Gesellschaft, bei der die ästhetische und intellectuelle Cultur das Uebergewicht über die ethische erlangt hat, war Van Dyck durch seine natürlichen Anlagen nicht minder wie durch seinen Bildungsgang der prädestinirte Darsteller. Hätte er etwa den ungestümen Percy oder Heinrich V. oder gar Sir John Falstaff abconterfeien sollen, sie wären mit seiner Arbeit wohl kaum zufrieden gewesen: das hätte Holbein besser gemacht. Aber die Linie zu einem Hamletkopf konnte Niemand so gut treffen wie Van Dyck.

Es war das Unglück des Hauses Stuart, daß Karl I. so ganz und gar seiner Umgebung glich. Aber für die Kunst war das vielleicht ein Glück; denn sie ist so um einige unvergleichliche Wunderwerke reicher. Betrachtet man die Züge Heinrich's VIII., wie sie uns Holbein hinterlassen hat, so versteht man es, wie dieser brutale Geselle, bei der ersten Entrevue mit Franz I., sich vor versammelten Hofstaaten in eine solenne Boxerei mit seinem königlichen Vetter von Frankreich einlassen konnte, aber man begreift auch, daß dieser Kraftmensch im Stande war, einen aus den Fugen gehenden Thron wieder einzurenken. Van Dyck's Karl I. kann man sich nicht vorstellen, wie er etwa Ludwig XIII. seine Faust in die Rippen stößt, aber seine politische Haltung wird aus seiner Physiognomie heraus erklärlich. Jedermann kennt den „Roi à la chasse“ des Louvre. Weniger bekannt ist das dreifache Bildniß des Königs aus dem Schlosse zu Windsor. Karl I. ist hier von vorne, im Profil und in Dreiviertels-Ansicht dargestellt. Das Gemälde wurde nach Rom geschickt, um dort Bernini als Modell für eine Büste zu dienen. Und als der römische Bildhauer es erblickte, da rief er, voll echt südlichen Aberglaubens, aus: „Diesem König wird ein großes Unglück widerfahren.“ So unverkennbar ist diesem Antlitz der hippokratische Zug aufgedrückt — der Hamletzug! Und von einigen spärlichen Ausnahmen abgesehen, findet man diesen Zug auf allen englischen Porträts des Van Dyck: bei der Königin Henriette Maria, bei den unsagbar holden Königs-

kindern, und bei allen Frauen und Herren vom Hofe. Die malerischen Reize dieser Werke lassen sich mit Worten kaum ausdrücken. Die Feinfühligkeit ihres Urhebers ist hier auf dem Gipfel angelangt. Er findet eine Farbenscala, die all' in ihrer Einfachheit geradezu bestrickend ist; alle Dunkelheit, jeder peinliche Erdenrest ist verschwunden. Ein Pinselstrich genügt, und das intimste Leben ist in seiner zitternden Nacktheit enthüllt, ohne daß der Vornehmheit der Erscheinung dabei im Geringsten Abbruch geschieht; es ist da oft eine ganz erstaunliche Vereinigung von kühlster Ueberlegung und kühnstem Vorgehen. Wessen Augen blieben unempfindlich bei dieser wunderbaren Frische der schillernden Töne, bei diesem wonnigen Zusammenklingen zarter Nuancen, die er namentlich bei der Darstellung dessen benutzt, was ihm das Herz stets am tiefsten bewegt hat: der holden Frauen-Schönheit und der neckischen Kindes-Anmuth! Und doch liegt es über all' diesen Gestalten wie ein melancholischer Flor, und über den Beschauer kommt das Gefühl unsagbar süßer Trauer. Hatten die Menschen wirklich jenen Zug im Gesicht, oder kam er nur aus der Seele des Künstlers? Oder, was wohl das Wahrscheinlichste ist, hat das Auge des Genies etwas gesehen, was den Augen der Alltagsmenschen entging, hat es unbewußt seiner Umgebung das Geheimniß ihres Daseins enthüllt, das Geheimniß nämlich, daß sie unrettbar verloren ist? Hat er doch sich selber mit der gleichen Unparteilichkeit geschildert. Sein Selbstporträt mit der Sonnenblume muthet uns ganz anders an als sein Jugendbildniß. Aus dem schwärmerischen Jüngling ist ein vollendeter Cavalier geworden. In ein kostbares, aber bequemes Gewand gekleidet, blickt er mit fast spöttischer Sicherheit, erhobenen Hauptes, über die Achsel; über den schöngereimten Lippen ist der Schnurrbart keck emporgezwirbelt. Aber die Züge sind scharf geworden, die Hautfarbe hat ihre Frische verloren, um den Mund liegt eine müde Linie, und aus der Tiefe des lebhaften, dunkel umränderten Auges glüht es wie von geheimen Schmerzen. Morituras te salutat!

Man giebt allgemein zu, daß Van Dyck zu den sechs oder sieben größten Porträtisten gehört. Weniger klar ist dagegen seine Stellung in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte der Kunst. Wir sahen, daß er einer bestimmten Phase des Empfindens, nicht bloß des religiösen, sondern ganz allgemein des individuellen, künstlerisch Ausdruck verliehen hat. Man könnte ihn nun, von diesem Gesichtspunkte aus, eine künstlerische Uebergangsformation nennen. Er bildet das Bindeglied zwischen dem kraftstrotzenden, pathetischen Barock und der schmachtenden Grazie des Rococo, die sonst unvermittelt neben einander stehen würden. Zwischen dem Blämen Rubens und dem Blämen Watteau steht der Bläme Van Dyck, Beiden die Hand reichend. Seinen Einfluß auf die Kunst des Rococo kann man nicht leicht zu hoch anschlagen. Daß die Bildnißmalerei des 18. Jahrhunderts, und namentlich das englische Porträt, die schönste Blüthe jener Kunstepoche, von ihm abhängt, ist wiederholt betont worden. Aber auch die religiöse Malerei der Folgezeit hat ihm bedeutende Impulse zu verdanken. Die weiche Rührung in den Andachtsbildern der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und des 18. Jahrhunderts kommt von Van Dyck, und selbst bei Overbeck glaubt man noch ganz leise Van Dyck'sche Töne zu vernehmen. Freilich verfallen seine Nachahmer oft in Rührseligkeit, seine eigenen Hauptwerke aber haben noch, trotz veränderter Empfindungsweise, nichts von ihrer Macht über das Gemüth verloren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Registernummer Drei.

Von Timm Kröger (Kiel).

An der Hauswand unserer Wohnung sah man ein Geschäftsschild: Dr. Hans Möller — Rechtsanwalt — weiß und unschuldig, wie meine Feder, die noch niemals eine herzlose Klage geschrieben und noch keinen bekümmerten Familienvater rauh an seine Verbindlichkeit erinnert hatte. Aus der gelben Messingumrahmung blinkte mein Name so vergnügt heraus, als sei er in Gold gefaßt; die Majuskeln umschlang ein anmuthiges Gewirr phantastischer Ellipsen und versinnbildlichte vortrefflich die hochfliegenden Erwartungen, womit ich vor einigen Wochen dem Schlosser zugesehen hatte, als er mit berußter Hand das saubere Kunstwerk annietete. Ging ich mit meinem jungen Weibchen aus, so standen wir wohl ein Weilchen davor, um die Fracturschrift des Porzellankünstlers anzustaunen. Wie genial er die Silben meines einfachen, sich so ehrlich ausnehmenden und so vertrauenerweckenden Namens auf die glatte Fläche geworfen hatte! — Und nun gar der Schmuck eines gelehrten Titels! Ein Vorname wie Hans, ein Familienname wie Möller, in der Strahlenglorie einer amtlich bezeugten Gelahrtheit, umrankt von wundervoll gezogenen Linien — wie viele konnten das aufweisen! Erfüllt von einem Gefühl, das ich für Ehrfurcht hielt, war ich im Anblick der Symbole meiner Persönlichkeit versunken.

„Wenn Du ein Anwaltsclient wärst und hättest einen Proceß zu führen," fragte ich meine Frau, „wärest Du im Stande, unter Hunderten einen anderen Vertreter zu wählen, als den mit diesem Namen und Titel und mit diesem Geschäftsschild?" Meine Frau strahlte mich mit ihren großen, schwarzen Augen an. „Und trotzdem — es ist merkwürdig."

„Was ist merkwürdig?" fragte sie. Ich schüttelte den Kopf. „Du machst mich ängstlich. Sag, was ist merkwürdig?"

„Weißt Du, ich wache jeden Morgen mit dem Gefühl auf, es müßte uns das Schild gestohlen sein und wundere mich Tag für Tag, daß es noch immer an der Mauer hängt. Und das finde ich merkwürdig, daß es noch immer da ist."

„Wer sollte uns denn das Schild stehlen?"

„Ich wüßte nicht, wem gerade mit dem bißchen Porzellan und Messing gedient sein könnte. Aber das Verschwinden unseres Schildes wäre die natürlichste Erklärung für eine Thatsache, die mich zu beunruhigen beginnt."

„Weißt Du eine andere dafür," fragte ich direct, „daß noch immer der erste Client auf sich warten läßt?"

„Darüber habe ich so viel noch nicht nachgedacht," antwortete sie sinnend — „ich habe mich zu sehr über das Glück gefreut, Dich so lange allein besitzen zu dürfen; im Uebrigen aber an Dich und Deine Zukunft geglaubt. Und ich finde es" — setzte sie hinzu — „selbst jetzt, wo ich darauf aufmerksam gemacht worden bin, so auffällig nicht. Denn vier Wochen sind's doch erst her. Es kommen doch nicht alle Leute eigens nach der Wiesenstraße, nur um unser Schild zu bewundern. Und siehst Du, da muß es sich doch auch erst herumsprechen, daß hier ein neuer Rechtsanwalt wohnt, daß er Hans Möller heißt und Doctor und überhaupt ein so grausam kluger Mann ist. Nun ist er freilich nicht allein ein kluger, sondern auch ein beredter Mann, aber davon wissen vorläufig nur sein Freund Peter und seine Frau."

„Gewiß, gewiß" — war meine Erwiderung. „Das heißt, von der guten Meinung, die Du von Deinem Manne hegst, abgesehen; die magst Du selbst verantworten. Im Uebrigen aber sollst Du Recht haben. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß sie peinlich ist, die Zeit des Hangens und Bangens und des Wartens und der Sorge, um so mehr, da gar nicht abzusehen ist, wie und wenn es sich 'mal ändern soll."

Aber mein Weibchen war guten Muthes. „Kleingläubiger," sagte sie lächelnd, „hast Du nicht mich, haben wir uns nicht einander und haben wir nicht immer noch auf der Bank?"

Ja, wir hatten „immer noch" auf der Bank, aber es wurde „immer" weniger. Und wenn wir unseren Wochenbedarf entnahmen, so fanden wir die Miene des Kassirers „immer" fragwürdiger. Er wußte offenbar nicht, was er aus uns zu machen hatte. Früher hatte er wohl einen Vorstoß gemacht, als halte er uns für Capitalisten, aber das that er schon lange nicht mehr. Wir wurden kühl und immer kühler behandelt. Es blieb mit sauertöpfischer Miene hinter dem Pult bei seinen Contobüchern und ließ uns durch einen Lehrling die Beträge vorzählen.

— — — Wie wohl unser erster Client aussehen würde, das war auf ausgedehnten Spaziergängen der Gegenstand meines eifrigen Nachdenkens. Eines Tages — ich war, noch immer tief in Gedanken, auf dem Heimweg und schon in der Stadt —, da hängte sich etwas an meinen Arm. Es war meine Frau. „Hurra, der erste Client ist da, war da, oder vielmehr: zwei erste Clienten waren zusammen da, einfache, aber bescheidene Leute, die ihre Schuhe auf der Vordiele ausgezogen und in Socken Deine Stube betreten haben. Sie sind zwar fortgegangen, wollen aber wiederkommen. Ich habe bei ihnen gesessen und sie so gut unterhalten, wie ich konnte, aber es dauerte ihnen zu lang."

„Zu lang bei Dir, ohne Schuh bei Deiner Unterhaltung, Schatz?

Die Welt wird schlecht und dumm und blind und immer blinder. Das Schönste versteht sie nicht zu würdigen."

Meine Frau wurde ungehalten. „Sei ernsthaft, Hans, es waren die ersten Clienten!"

„Nun, glänzend scheint die Clientel ja gerade nicht gewesen zu sein. Aber gleichviel, schade ist es doch, daß ich gerade in dem Augenblick nicht zu Hause war, wo mich die ersten Leute besuchten, die mein Schild wahrgenommen haben."

„Nicht wahr, jammerschade."

„Wir wollen hoffen, daß sie ihr Versprechen, wieder zu kommen, halten werden."

Im Gehen unterhielten wir uns weiter. „Sag 'mal Hänschen, wenn nun nachher, wie wir hoffen wollen, fort und fort Leute kommen, die mit Dir sprechen wollen, muß ich dann immer bei ihnen sein und sie unterhalten? Heute ging es an" — plauderte sie — „wir hatten Bohnensuppe und die kann Julie kochen, die kocht sich ja eigentlich von selbst; aber, wenn wir großen Braten machen, dann kann ich es ihr nicht allein überlassen. Dann muß ich mit nachsehen."

„Nein, Liebe, dann kannst Du es nicht und brauchst Du es auch nicht: ich glaube, es ist wohl überhaupt nicht Sitte, daß Anwaltsfrauen wartenden Clienten die Zeit vertreiben; auch ist Dein Plaudermündchen dazu viel zu schade."

Wir hatten unseren Weg fortgesetzt, nahmen eine Straßenecke ... und viel fehlte nicht, da wären wir mit einem Herrn zusammengestoßen. Es war ein kleiner Herr mit schwarzem Haar und Schnurrbart, klugen, schalkhaften Brillengläsern mit weichen, wie zum Lächeln geschürzten Mundwinkeln.

„Ah, Freund Peter," rief ich, — „Du kommst mir gerade recht."

„Sehr verbunden," entgegnete Peter, uns die Hände schüttelnd.

„Du bist mir hier in's Garn gelaufen und ich lasse Dich nicht, bis Du Dein Versprechen eingelöst hast."

„Mein Versprechen?"

„Gewiß, Dein Versprechen. Du hast meine Rednergabe, meine Begabung für das Anwaltsgeschäft gerühmt, Du hast mir eine Clientel zugesagt, riesengroß — sechszehn Gehülfen auf dem Bock, drei Geheimzimmer für den Chef, einen Wartesaal, geräumig wie eine Scheunendiele."

„Na, und?" fragte Peter. „Reicht die Wohnung noch immer aus? Wie viel Nummern hast Du denn in Deinem Register? Ist das Hundert voll?"

„Es gefällt Dir zu scherzen, lieber Peter, heute sind (leider in meiner Abwesenheit) die ersten Leute bei mir gewesen, die nach mir gefragt haben — bescheidene Leute mit sicherlich bescheidenen Objecten. Sie sind auf Socken in meine Stube gegangen."

Peter wurde ernst und nachdenklich. „Das ist ... allerdings ... merkwürdig," brummte er. — „Das kann nicht so bleiben. Es müssen Leute in Stiefeln kommen, fettige Brieftaschen mit fettigen Hundertmarkscheinen in den Rocktaschen. In Socken, das geht nicht. Leute in Socken sind in Anwaltszimmern nicht zu gebrauchen, die haben keine blauen Scheine, sondern Armuthsscheine in den Taschen. Da muß was geschehen. Dabei kannst Du nicht bestehen. Aber sei ruhig, ich will's schon machen, Hans. Haben Sie keine Sorge, gnädige Frau" — wendete er sich an mein Weibchen — „wir wollen's schon machen." Und geschäftig schoß er davon.

— — — Das Eis war gebrochen und kam in's Treiben. Am folgenden Tage erschienen die beiden Bescheidenen richtig wieder, wiederum auf Socken in das Allerheiligste des Herrn Doctors schleichend, Unvermögensbescheinigungen, nach Peter's zutreffender Voraussage, in den Taschen. Es waren Vater und Sohn, die sich über eine Polizeistrafe von drei Mark beschweren wollten. Dann kam noch eine Armenpartei, die eine Ehescheidungsklage einzureichen beabsichtigte. Das waren die Nummern eins und zwei im Register. Am zweiten Tag mußte ich einen Mann, der eine Unterschrift beglaubigt haben wollte, an einen Notar verweisen und wurde bei der Gelegenheit sehr bemitleidet, daß ich nicht so weit studirt hätte. Darauf drei stille Tage. Am vierten sah ich wieder nach, ob auch das Schild noch da sei, aber noch an demselben Tage kam die große Sache. Mich überschleicht immer dankbare Rührung, wenn ich an die große Sache denke, die meinen Ruf, meine Zukunft begründete und mein und meines Weibchens Glück festigte, diesem Glück jedenfalls die Probe, auch bei knappen Schüsseln fortzublühen, ersparte. Wer weiß, wie es uns ergangen wäre, hätte nicht die Feuersbrunst vom zehnten März, die weit im Westen den Abendhimmel röthete, den Hof von Kiebitzreihe zerstört. Die Feuersbrunst von Kiebitzreihe — das war nämlich die große Sache. Wenn ein Verbrechen vorlag, so mag Petrus es dem Uebelthäter in seinem Haben buchen, daß jene böse That doch eine gute Nebenwirkung gehabt hat und daß es dem Doctor Hans Möller und Frau den Lebensweg geebnet hat. Ist es aber ein Zufall gewesen ... so ... nun da läge die Sache, um das Ereigniß und die Verfolgung eines Unschuldigen doch unter einen optimistischen Gesichtswinkel zu bringen, schon etwas verwickelter. Peter nennt das moralische Drahtzieherei. Und Drahtzieherei und Unsinn ist ihm überhaupt jeder Versuch, unsere Freude an der glücklichen Wendung in unserer Lebensführung auf ihre Beschaffenheit als glückliches Ereigniß nach allen Seiten zu prüfen.

„Ein Vorgang," entwickelt er, „der eine berufsmäßige oder sonst pflichtgemäße und nutzbringende That auslöst, ist, so weit es sich um den Thäter der Folgethat und um seine Beziehungen dazu handelt — so weit ist er also im Feuer der Pflicht geläutert, oder — correcter — chemisch umgewandelt, etwas ganz Anderes geworden, als er früher war, wiedergeboren und nunmehr rein und glänzend, so trübe auch seine ursprüngliche Gestalt geworden sein mag. So ist auch die Feuersbrunst von Kiebitzreihe für Dich eine Nummer im Register, eine Anwaltssache, die mit der Journalnummer so und so eingelaufen ist, eine Nummer, die sich nur dadurch von den Nummern eins und zwei unterscheidet, daß sie einen glänzenderen Verlauf genommen hat. Nun bist Du es aber auch Dir und Deiner Frau schuldig, die Freude auszukosten, sie Dir nicht durch Moralpriestereien zu vergällen. Leute, die das thun, kommen mir immer vor wie hysterische Weiber, die ihre Hühnersuppe nicht entbehren wollen, aber auch nicht wollen, daß Hühner geschlachtet werden."

Daß mein Freund Recht hat, ist ja gar nicht zu bezweifeln. Für mich ist jenes denkwürdige Ereigniß daher schon längst auf die Nummer Drei meines Registers zurückgeführt:

Nr.	Betrifft	Gegenstand		Beendigung	Bemerkungen
3	Hofbesitzer Friedrich Albrecht Bülau v. Kiebitzreihe.	Untersuchungssache wegen Brandstiftung.	18./V.	10./VII.	Freigesprochen durch Urtheil des Schwurgerichts.

Ein Facsimile davon befindet sich mit einer kleinen Denkschrift in perpetuam memoriam für die Nachkommenschaft, die wir erhoffen, unter meinen Geheimpapieren; der Tag des Einganges dieser Sache ist zu einem Familienfesttage geworden; auf unserer Tafel erscheint am 18. Mai eine Extraflasche, wir lassen unsere Gläser leise klingen, nicken uns zu und trinken auf Nummer Drei. Es bleibt aber nicht allein die Sache in Andenken, sondern auch die Person meines Clienten, und in Augenblicken, wo ich mir Friedrich Albrecht ganz unschuldig vorstelle, rufe ich auch ihm, als dem Mitbegründer meines Glückes, ein kräftiges Heil zu. Der Brandfall und die damit in Verbindung stehende Untersuchung hatte in unserem Kreis viel Aufsehen gemacht und wuchs zu einer richtigen cause célèbre aus. Die von mir den Geschworenen gehaltene Rede, die meinen Ruhm durch Stadt und Land trug, mag den richtigen Ton getroffen haben. Ich war jung und mein Herz voll junger Begeisterung für die Wahrheit und das Recht und voll von menschlichem Mitgefühl (gleichviel, ob schuldig oder unschuldig) für denjenigen, der sich das Uebel einer so schweren Anklage zugezogen hatte. War ich auch nicht geradezu von der Unschuld meines Clienten so überzeugt, daß ich jede andere Möglichkeit für ausgeschlossen hielt, so erachtete ich es doch für ein sittliches Erforderniß, daß auf Grund eines so lückenhaften und unzuverlässigen Materials ein Schuldspruch nicht erfolgen dürfe. Ich warnte die Geschworenen, sich in das Gebiet der Vermuthungen zu verlieren und Vorgänge feststellen zu wollen, deren wahres Gesicht wir nicht mehr ermitteln könnten. Ob der Angeklagte — führte ich aus — den Brand vorsätzlich verursacht habe, oder daran unschuldig sei, wie wir Anderen alle es seien und zu sein behaupteten, — wer unterfange sich, das zu entscheiden? „Der Herr Staatsanwalt weiß es so wenig, wie ich und wie Sie. Das weiß nur Einer, von uns keiner!" Ich hatte ein ziemlich kräftiges Organ und ich stellte seine ganze Kraft in den Dienst dieser Gewissensaufrüttelung, womit ich meine Rede schloß. Und es war keine Komödiantenbegeisterung, die mich hinriß, es war kein unechtes Pathos. Vielleicht war es eben deßhalb nicht wirkungslos. Nach ganz kurzer Berathung erfolgte der Freispruch.

Friedrich Albrecht Bülau war nicht auf Socken gekommen, sondern in festen Kniestiefeln, angethan mit einem braunen Ueberzieher, worans er, wissend, was sich schickt, einen Blauen gezogen und mir eingehändigt hatte. Er besaß ein rothes, vertrauenerweckendes Gesicht, Haare von unbestimmter Farbe, blaue Augen, rothen Kinnbart und einen dünnen röthlichen Backenbart. Ich habe niemals einen Menschen gesehen, der in so kritischer Lebenslage auch nicht einen Augenblick die Ruhe verlor. Daß ich meinem Peter diesen Zuwachs meiner Praxis zu verdanken habe, hatte ich keinen Augenblick bezweifelt. Die Auskunft, die ich von meinem Clienten erfuhr, erhob meine Vermuthungen zur Gewißheit. Ich sei ihm von einem Herrn, den er im Rathsbrunnen kennen gelernt habe, dringend empfohlen — „ein liebenswürdiger Herr, klein, dunkel."

„Und Brille —" ergänzte ich.

„Das ist der Richtige", sagte Friedrich Albrecht Bülau von Kiebitzreihe.

— — — Vom Schwurgericht war ich wie ein Triumphator zurückgekehrt, den Hut stets zum Gruß der Bürger in der Hand. So war ich durch meine Rede, die sachlich nichts enthielt, was nicht schon in den Akten stand, in der Achtung meiner Mitbürger gestiegen. Oben an der Treppe unserer Wohnung erwischte mich meine Frau und zog mich, bevor ich noch die Akten in der Canzlei ablegen konnte, in ihr Zimmer. Was mir dort widerfuhr, will ich nicht preisgeben. Ich verrathe nur, daß es mich wärmer gemacht hat, als die Vertheidigung und als alle Hochachtung auf der Gasse.

Einige Veränderungen waren schon in den letzten Wochen, wo die große Verhandlung sich vorbereitete, in meiner Praxis eingetreten. Es thronten mehrere Gehülfen auf hohen Sitzböcken, die sonst so leeren Repositorien füllten sich mit Aktenheften. Die Aktenschwänze waren neu, weiß und reckten sich in ihrem jungen Eifer so steif, als wollten sie da-

durch die Festigkeit ihrer Vorsätze versinnbildlichen, das Amtsgeheimniß unter allen Umständen zu wahren. Mit dem heutigen Tage aber trat ein förmlicher Umschwung ein. Das Wartezimmer war voll von Leuten, die ich nicht kannte und die trotzdem das Bedürfniß hatten, mich anzustaunen. Die zuletzt Gekommenen hatten sogar auf dem Gange Platz nehmen müssen und zwar auf Stühlen, die Julie aus ihrer Kammer und aus der Küche hergegeben. Der allerentschlossenste Client begnügte sich mit einer Vorrichtung, die ziemlich primitiv war, wenn sie auch eigentlich ein Kunstwerk darstellte. Diese Einrichtung war nämlich eine Art Leitertreppe, sie besaß aber an verschnitzten Stellen Gelenke und Hängen und konnte daher auch die Gestalt annehmen, die sie jetzt hatte, nämlich — die Gestalt eines Brettstuhls. Aber all' die Guten mußte ich dilatorisch behandeln. Die Meisten wurden nach flüchtiger Untersuchung der Sache gebeten, morgen wieder zu kommen. Denn der heutige Abend sollte uns und unserm Freund Peter allein gehören. Und so geschah es. Ein einfaches Abendessen, aber wir waren vergnügt miteinander.

— — — Als wir die Teller zurückgeschoben und die Cigarren angebrannt hatten, fragte Peter plötzlich: „Du, hältst Du Deinen Friedrich Albrecht für unschuldig?"

„Ich constatire mit dem Vertheidiger ein non liquet und Du? Willst Du Dir die Meinung des Staatsanwalts aneignen?"

„Ich will mir gar nichts aneignen, ich will Dir nur eine Geschichte erzählen."

„Los!"

„Du erinnerst Dich, wie Du mir von den ersten Clienten sagtest, die auf Socken gekommen waren?"

„Ganz recht!"

Diese Clienten gingen mir mit ihren Socken mehr im Kopf herum, als ich zugeben wollte. Ich versuchte, eine Art Syndicat bei dem Hüttenwerk unserer Stadt für Dich zu erwirken. Das mißlang. Da fügte es schon nach einigen Tagen der Zufall, daß ich Dir von Nutzen sein konnte. Ich saß im Rathsbrunnen und las die Fliegenden. Ein guter Judenwitz, ein erträglicher Schwiegermutterwitz — das war die geringe Ausbeute. Am Nebentisch gewahrte ich einen vereinzelten Gast im braunen Ueberzieher, rauchend, aus einem großen Steinkrug trinkend, sehr nachdenklich, eine Art Oekonom, verständig aussehend, mit einem Wort — der mir damals ganz unbekannte Friedrich Albrecht Bülau. Und dieser Gast nahm sein Ungethüm von Krug und rückte, etwas verlegen, an meinen Tisch.

‚Entschuldigen Sie, ich möchte Sie etwas fragen. Sind Sie in der Stadt bekannt?'

Einigermaßen.

‚Können Sie mir einen tüchtigen Rechtsanwalt empfehlen?'

Vielleicht. Aber da muß ich wissen, um was es sich handelt.

Die Frage paßte unserem Friedrich Albrecht gerade nicht, aber er überlegte ruhig und entschloß sich dann Auskunft zu geben. ‚Ich sehe nicht ein, weßhalb ich es Ihnen nicht sagen soll. In einigen Wochen wird's durch alle Zeitungen gehen.' Und nun erzählte er mir, wie er, kaum aus der Nachbarprovinz in diese ihm ganz unbekannte Gegend, wo er, den Hof Kiebitzreihe erworben, gekommen, das Unglück gehabt habe, sein Besitzthum in Flammen aufgehen zu sehen, daß er sogar in den Verdacht der Brandstiftung gerathen sei und vor das Schwurgericht komme. ‚Ich bedarf eines Vertheidigers; nun rathen Sie mir!'

Ich rieth, entweder zu Dr. Möller, also zu Dir, oder zu Dr. Meyer zu gehen. Friedrich Albrecht sagte: ‚So! und Hm! und rauchte. Dann wendete er sich wieder an mich: ‚Wen empfehlen Sie denn am meisten?'

Ja, das kann ich Ihnen nur sagen, wenn Sie mir eine Gewissensfrage beantworten.

‚Und welche?'

Sind Sie schuldig oder unschuldig?

Er sah mich komisch verdutzt und verwundert an. ‚Wie so?'

Ja, sehen Sie, die Sache ist so. Wenn Sie schuldig sind, müssen Sie zu Dr. Möller gehen. Sind Sie aber unschuldig, dann können Sie auch zu Dr. Meyer gehen. Unschuldige vertheidigt Dr. Meyer ganz gut.

‚Hm! Hm!' sagte Friedrich Albrecht und war ganz in Rauchwolken und Nachdenken versunken. Es dauerte eine ganze Weile, bevor er den Nebel mit der Hand verjagte. Immer in's Leere starrend, leerte er seinen Krug und schloß den dicken Zinndeckel so vorsichtig, als sei er zerbrechlich wie ein ausgeblasenes Ei. Dann legte er ein Geldstück auf den Tisch und stand auf. ‚Danke Ihnen!'

Bitte sehr.

‚Ich werde wohl zu Dr. Möller gehen.'

So denke ich auch.

„Nicht wahr," schloß Peter seine Erzählung, „es ist doch was Schönes und Tröstliches um das Vertrauen auf den Sieg der Unschuld?!" Um seine Mundwinkel schwebte ein Lächeln, dessen Ursache ich jenseits von Gut und Böse vermuthe.

Aus der Hauptstadt.

Falschmünzer-Presse.

Aus Belgrad ist die erschütternd grausige Kunde gekommen, daß Herr Milan eine Reihe seiner politischen Gegner zu zwanzigjähriger Kettenstrafe hat verurtheilen lassen, und das aus keinem anderen Grunde, als aus dem persönlicher Rachsucht. Unsere großen Zeitungen aber fahren fort, die Rehabilitirung des Mannes von Rennes zu betreiben und dreyfusischer als Dreyfus selbst zu sein, der durch die Zurückziehung des Revisionsgesuches den Kampf um seine Ehre wohl aufgegeben hat. Den unschuldigen Opfern des Karten- und Dirnenkönigs sprangen keine Originalcorrespondenten hilfreich bei, ihnen zu Liebe wurde keine Preßcampagne von unerhörter Ausdehnung und Wucht eingeleitet, das Verfahren gegen sie fand kaum oberflächliche Kritik Seitens der öffentlichen Meinung, die uns von gescheiterten Handlungsgehilfen und ehemaligen Closetreinigern täglich zweimal servirt wird. Wie kam es, daß alle Welt diese Unglücklichen vernachlässigte und ihrem furchtbaren Schicksal überließ? Daß man gleichgültig den scheußlichen Spruch der Blutrichter hinnahm und auch jetzt noch dem Entsetzlichen mit einiger Gleichgültigkeit gegenübersteht? Dreyfus hat die Thränendrüsen von Tausenden geöffnet, Lieder auf den Märtyrer von der Teufelsinsel tragen die kleinen Mädchen sentimental im weißen Busen, die Dichter aller Sprachen und Zungen preisen ihn lyrisch, episch und dramatisch, und die Intellektuellen aller Länder, alle Menschen von Herz und Gefühl ergreifen einmüthig, zornflammend Partei für ihn gegen seine Verfolger. Und dabei haben wir heute, wenn man's pedantisch erwägt, weniger Anlaß als je zur Sympathie mit dem von uns vergötterten Mühlhausener. Er, der in verdächtig prahlerischen, für die Druckerschwärze und die Vorgesetzten bestimmten Privatbriefen seinem grob geschminkten Deutschenhasse allzu wilden Ausdruck gab; er, dessen übermäßiger Biereifer und unzeitige Neugier im Dienst ebenso geeignet war, Verdacht zu erwecken, wie sein rücksichtsloses Streberthum ihm die Freundschaft der Kameraden rauben mußte; er, der eine traurige Nützlichkeitsehe schloß, sein Weib nach besten Kräften betrog und sich dann, in der Stunde der Gefahr, doch nicht scheute, so zu thun, als beklage er nicht sein, sondern ihr trauriges Loos — dieser kaltsinnige, schlau berechnende Egoist beging am Ende doch den unbegreiflichen Fehler, auf seine Wiedererhrlichmachung zu verzichten und sich wie ein reumüthiger Verbrecher mit der lumpigen Begnadigung zu begnügen. Alle Eigenschaften seines Charakters, seine ganze Wesensart ist so undeutsch im Kern, daß unser innerstes Empfinden vor ihm zurückschaudert, auch wenn er unschuldig wäre. Und dennoch erhitzte sich Germanien für diese Angehörigen einer fremden Rasse, einer fremden Welt, für diesen persönlich unangenehmen Gesellen, der unser Land mit schmutzigen Reden beschimpft hatte. Wie kam nur der Fackelzug zu Stande, den ihm unsere Nation, hingerissen in schwärmerischer Liebe, darbrachte? wie kam es nur, daß einzelne Böswillige sogar ungestraft den tollhäuslerischen Gedanken propagieren durften, seinetwegen Frankreich den Krieg zu erklären?

Von den Ernüchterten wird heute sich jeder selbst die richtige Antwort zu geben wissen, und der Ernüchterten sind bereits viele, wenn auch die große Mehrzahl sich noch mit Händen und Füßen gegen das trostlose Eingeständniß sträubt, ein gerüttelt Maaß beigetragen zu haben zu der schmählichsten Blamage des Jahrhunderts. Gewiß gab die natürliche Regung des Mitgefühls für einen schuldlos Gemarterten den ersten Anstoß zu der deutschen Dreyfusbewegung. Mitleid und Rührung sind so angenehme und dabei wenig kostspielige Nervenreize, und man versagt sich dies Vergnügen nicht, wenn einen das Zeitungsblatt immer von neuem dazu einlädt. Aber die kleine Emotion wäre nach drei Tagen vergessen gewesen, niemals hätte ein solcher Taumel, eine solche Siedehitze der Wuth und solch orgiastische Antheilnahme die Gemüther verbiestert, wenn es nicht den Besitzern der Rotationspressen um eine Kraftprobe zu thun gewesen wäre. Einfach genug lautete die Aufgabe: mit den denkbar plumpsten und ordinärsten Mitteln die Masse der Bevölkerung in einen Haschischrausch zu versetzen, aus dem nur die Opiumverkäufer selbst oder grenzenlose Langeweile sie erwecken konnte. An einem markanten Beispiele sollte die Alles zerdrückende Macht der Presse nachgewiesen werden. Und es ist gelungen, den Nachweis so zu führen, daß schwarze Verzweiflung Jeden packen muß, der bisher an die Existenz einer Volksseele und eines, wenn auch noch so dumpfen Heerdenbewußtseins geglaubt hat.

Niemals noch, auch in der dunkelsten Zeit der Menschheit nicht, ist gröber und glücklicher auf ihre Gehirnarmuth speculirt worden. Nach den phantastischen Erfolgen des Scherlismus hatten Menschenfreunde alle Ursache, auf das Aeußerste gefaßt zu sein, aber diesen Triumph der Finsterniß konnten sie nicht erwarten. Wenn es den Zeitungen gelungen wäre, Dank der höllischen Schlauheit ihrer Fabrikanten die Urtheilskraft der Leser einzuschläfern und ihnen sacht, mit feinen wissenschaftlichen Kniffen, die eigene Meinung zu suggeriren, dann möchte es zur Noth hingehen. Daß dem Intelligenten der Dummkopf gehorchen und frohnen muß, die Gewißheit hatten die Intelligenten schon lange vor Darwin. Aber immer hatte man geglaubt, den Schwachen im Geist allerhand hübsches Brimborium vormachen und sie in den Wahn versetzen zu sollen, daß man sie für Reiche und Starke halte. Selbst der brave alte Oxenstierna meinte seinem Sohn nur ganz im Vertrauen sagen zu dürfen

daß die Welt mit sehr wenig Witz gelenkt werde, und er behauptete nicht, was weiser gewesen wäre, daß gar kein Witz zu ihrer Lenkung gehöre.

Dreyfus ein makelloser Heiliger, dessen weißes Gewand der generalstäblerische Lindwurm aus purer Lindwurmbosheit besudeln wollte, Parsifal und Christus zugleich; Picquart die „feinste Culturblüthe am Menschheitsbaum", ein Lichtgott, Drachentödter Siegfried, Fürst und Held, von dem man andachtsvoll verschweigt, daß er der Erfinder ebenso schmutziger wie alberner Spionagesysteme ist. Zola, früher ein „ekelhafter Pornograph", dessen Namen man nicht vor keuschen Ohren nennen durfte, jetzt der eiffelthurmhohe Kämpe für Reinheit, Wahrheit und Tugend. Wer immer für Dreyfus eintrat, ob er nun Stapfer hieß oder überhaupt keinen Namen hatte, avancirte doch auf der Stelle zum „ausgezeichneten Gelehrten, dessen kraftvollem Flug längst alle feineren Geister mit Bewunderung folgen". Aber nicht nur die geistige Physiognomie ändert sich vortheilhaft, sobald man in die Reihe der Dreyfusapostel eintritt, auch Antlitz und Körper nehmen unverzüglich ein ideales Aussehen an. Hauptmann Breon, der vier Wochen lang eine bornirte Commißvisage wie seine Leidensgefährten zur Schau trug, erfreut sich vornehmer, ausdrucksvoller, feingeschnittener Züge, sobald bekannt wird, daß er gegen die Verurtheilung votirt hat. Auf der anderen Seite, bei den Feinden des Teufelsinsulaners, wimmelt es selbstverständlich von Galgenvögeln- und Verbrechern-, Fuchs- und Idiotengesichtern. Coppée, Barrès, Lemaitre, Bertillon — alle die einst verhätschelten Größen unterm Strich haben jetzt die Wahl, viehische Schurken und Schelme oder blödsinnige Trottel zu sein. Und der Leser merkt es nicht. Der Leser verbrennt getreulich mit, was er gestern angebetet, und betet, die Stirn auf der Erde, an, was er verbrannt hat. Wofür ihn wohl die Originalcorrespondenten, Redacteure und Verleger halten: für einen viehischen Schurken und Schelm oder einen blödsinnigen Trottel? Nach dem Spruche: „Schweinehund, na ja — aber Dummkopf, nein bitte, das thut weh" zu urtheilen, haben sie ihm in den letzten Monaten und Jahren schier unerträgliche Schmerzen verursacht, und das trotz den von ihm pünktlich gezahlten Abonnements- und Insertionsgeldern.

Ob Dreyfus schuldig ist, ob unschuldig; ob die Generalstäbler ihre frechen Fälschungen in überwallender Vaterlandsliebe oder aus niederträchtig kleinen Beweggründen begangen haben — nicht darum handelt es sich mehr. Das verbrecherische Treiben der modernen Preßcamorra, die verwegenen Fälschungskunststücke der Männer, die sich uns aus eigenem Rechte zu Lehrern und Führern gesetzt haben — sie stehen zur Discussion. Niemand, auch der Freieste und Selbstständigste nicht, vermag sich dem Einflusse des gedruckten Wortes zu entziehen. Von den Zeitungen wird eine Gewaltherrschaft auf die Gemüther ausgeübt, wie sie den Königen und der Kirche nie vergönnt gewesen ist. Und Könige und Kirche gehorchen der neuen, unheimlichen Macht; blindlings unterwerfen sich ihr die Millionenvölker des Erdballs. Sie trägt das Licht der Bildung und Aufklärung, davon so viel Wesens gemacht wird, aber sie benutzt es nicht zur Erhellung der Nacht, sondern schleudert es als Brandfackel in die Paläste, die sie verwüsten will, und in die Seelen. Die Intelligenz des Einzelmenschen hat fraglos in den letzten Jahrhunderten zugenommen; die Intelligenz der Masse ist Dank der Erfindung der Zeitungen rapid zurückgegangen. Das bißchen Papier mit Druckerschwärze, das in höchstens fünfzig Jahren Staub und Schmutz geworden sein wird, hypnotisirt die Menschheit, wie kein großer Gedanke sie je hypnotisirt hat. Ihm opfert sie lächelnd Ueberzeugung und Urtheilskraft. Wäre die systematische Verdummung der Menge nicht bereits so weit vorgeschritten, wie dürften die Zeitungsfalschmünzereien es dann wagen, ihr Bleigeld am hellen lichten Tage, ohne die geringste Vorsichtsmaßregel, in den Verkehr zu bringen? Ein schlauer Betrug imponirt am Ende selbst dem Geschädigten; dummdreiste Gaunerei dagegen fügt zum Verlust auch noch den Affront.

Nach ihrem Triumphe in der Dreyfusaffaire fühlt sich die Camorra stark genug für das schwierigste Unternehmen. Ein Theil ihrer Mitglieder münzt die nackte, schamlose Börsenspeculation Chamberlain's zu einem heiligen Kriege für Cultur und Gesittung um; die Uebrigen sind angelegentlich damit beschäftigt, den deutschen Kaiser zu betrügen. Seit drei Monaten, seit dem Beginn des Canalrummels, beweisen die Organe des Berliner Freisinns unablässig, daß der preußische Adel niemals eine Stütze des Königthums gewesen ist, während die Bewohner des Thiergartenviertels alleweil durch's Feuer für die Monarchie gegangen sind. Willibald Alexis und Johann Jacoby werden als Kronzeugen angerufen, und immer tiefer werden die plebejischen Bücklinge, die der Geheimrath Lessing seine Socialdemokraten a. D. vor dem Träger der Krone machen läßt. Diese Leute wissen ganz genau, daß alle Welt ihre traditionell feindseligen Gesinnungen gegen das Haus Hohenzollern kennt, und dennoch getrauen sie sich, aller Welt in's Gesicht zu lügen und alle Welt zu zwingen, die widrige Komödie ernst zu nehmen. So aufdringlich plump sind freilich die Bemühungen, das Wohlgefallen Wilhelm's II. zu erringen, so würdelos lächerlich die Schmeicheleien und Ergebenheitsbetheuerungen, so albern die handgreiflichen Verdächtigungen, die gegen Hans v. Miquel und seine paar Getreuen im Hohen Rathe geschleudert werden, daß sie nothwendig ihren Zweck verfehlen müssen. Aber schon die bloße Thatsache des freisinnigen Feldzuges, allein die Hoffnung dieser Leute, zur Regierung zu kommen, zeigt ihr hochgradiges Selbstbewußtsein an und ihren unbändigen Machtkitzel. In beiden Parlamenten befindet sich die Hand voll Abgeordneter, die dem zerschlissenen Freisinnsbanner folgt, in humoristisch wirkender Minderheit; sobald's zur Wahl kommt und dem blinden Hödur auf etliche Stunden der Staar gestochen wird, erkennt die staunende Abonnentenschaar immer von Neuem, daß diese Art Demokratie keine Spur eines Rückhaltes im Volke mehr hat. Nichts steht ihr zur Verfügung, als ihre Rotationsmaschinen — und mit diesen Falschmünzerpressen hält sie den papiernen Reichthum aufrecht, der sie zur Herrin der deutschen Welt macht.

Daß wir uns solchem Münzrecht beugen und unsere Taschen gierig mit den Falsificaten vollstopfen, wird dem kommenden Historiker zur Charakteristik der deutschen Verfallzeit genügen. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Ewige Liebe". Schauspiel in drei Acten von Hermann Faber. (Kgl. Schauspielhaus.)

Herr Faber, dessen wirklicher Name Goldschmidt gewissermaßen doch auch ganz nett und jedenfalls auch nicht verdächtiger klingt, verdient den Ehrennamen eines Künstlers. Denn zweifellos ist es eine Kunst, Machwerke wie sein Schauspiel von der ewigen Liebe bei einer Bühne anzubringen. Herrn Faber's Held hat seiner Braut das Gelöbniß ewiger Liebe geleistet, und die Gute wartet schon deßhalb treulich sechs Jahre lang auf ihn, weil sich in dieser Zeit absolut nichts Besseres für sie findet. Nach Ablauf der Prüfungsfrist begegnet dem bis dahin gleichfalls standhaften Bräutigam das kleine Malheur, sich doch noch in eine Andere zu verlieben, eine süße Geigenfee, wie sie sich auf dem Theater so appetitlich ausnehmen. Nun ist der schreckliche Conflict da, der furchtbare Kampf zwischen Leidenschaft und Gewissen, der seit unzähligen Jahren so oft Angesichts des Souffleurkastens ausgefochten worden ist. Glücklicherweise hält sich Herr Faber nicht bis zum Schlusse dabei auf, was die Bodenlosigkeit der von ihm producirten Langweile noch vermehrt hätte. Er läßt die Geigenfee den durchschlagenden Erfolg erzielen, ohne den es zwischen den Coulissen nie abgeht — und nun berauscht der Duft des Lorbeers ihr bizarres Köpfchen. Sie will dem Ruhme nachjagen, weit über's Meer, sich in ihm sonnen, sich von ihm verbrennen lassen. Walter, der hohe Held, mag sie auf dieser Sonnenfahrt begleiten, wenn er will — doch nicht als Gatte, nur als Geliebter. Das paßt aber Waltern nicht, der als Gymnasialoberlehrer weiß, was Moral und Anstand ist. Folglich scheidet er, gebrochenen Herzens, wie üblich, von ihr. Martha, die treue Braut, taucht wieder im Hintergrunde auf. Im Allgemeinen fängt, wer zwei Hasen hetzt, gar keinen; wir dürfen aber, wenn anders der Poet Faber sich nicht bloß mißverständlich ausgedrückt hat, darauf hoffen, daß Walter als Graf von Gleichen noch mit beiden Damen glücklich werden wird, theils in zahmer, theils in wilder Ehe.

Angelesen nur und mit den Augen des täppischen Theaterarbeiters gesehen, wie diese triste Handlung, ist auch jede Einzelheit des Stückes. Keine Figur, bei der man wenigstens momentan vergißt, daß sie mit dem Winkelmaaß mühsam construirt worden ist; keine Scene, deren man sich nicht bereits dunkel erinnert, und auch in dem üppig wuchernden Beiwerk nichts, was entfernt wie Eigengewächs anmuthet. Man wird nicht warm trotz dem vielen Aufgewärmten. Faber hat auf die Nebensachen und Nebenpersonen weit mehr Gewicht als auf die eigentliche Handlung und die Herzensqualen des Helden und der Heldinnen gelegt, und seinen guten Geschmack ehrt das. Aber leider springt der bunte Episodenkram völlig aus dem Rahmen des Stückes heraus, und die paar gelungenen Witzchen, die paar hübschen Couturen, die es auf dem mißrathenen Gemälde zu sehen giebt, sind ganz willkürlich, zusammenhanglos hinaufgesetzt. An anderer Stelle nähmen sich der brummige Musikgreis und der abenteuerlustige Kleinstädter am Ende ganz erträglich aus; hier wirken sie deplacirt und sind nur weitere Beweise für die Unfähigkeit des Autors, ein Theaterstück zu bauen. Für seine Unfähigkeit, schlecht und recht, denn wer trotz inbrünstigem Studium der Theaterei sich schließlich doch so wenig heimisch zwischen den Coulissen zeigt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. „Ewige Liebe" ist fünf Jahr alt, und zwei Jahre lang hat die Intendanz gezögert, ehe sie das bei ihr lagernde Schauspiel herausbrachte. Man begreift ihre Zurückhaltung und sympathisirt damit.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Kammergutsfrage in Coburg.

Aus dem Herzogl. Staatsministerium in Meiningen erhalten wir folgende Berichtigung:

In dem Aufsatz „Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha" in Nr. 35 der „Gegenwart" behauptet Herr K. v. S., beide Ländchen,

nämlich Weimar und Meiningen, seien heute noch die größten Preußenhasser. Irgend ein Beweis für diese Behauptung ist nicht beigebracht; sie ist, so viel Meiningen anlangt, — und nicht anders wird es sich mit Weimar verhalten — gänzlich aus der Luft gegriffen. Im Gegentheil: Das Herzoglich Sachsen-Meiningische Haus steht mit dem Königlich Preußischen in den engsten verwandtschaftlichen Beziehungen: der Erbprinz und die Prinzessin Marie sind Kinder einer preußischen Prinzessin; der Erbprinz gehört seit seiner Jugend ununterbrochen als dienstthuender Officier, jetzt als commandirender General dem Preußischen Heere an, er ist mit einer Schwester des Kaisers vermählt. In Meiningen steht ein preußisches Infanterie-Regiment, die Eisenbahnen im Lande, mit zwei geringfügigen Ausnahmen befinden sich im Besitz Preußens, und das Landgericht in Meiningen ist seit 1. October 1879 neben Meininger und Coburger Richtern mit Preußischen besetzt, und zu seinem Bezirk gehören zwei preußische Kreise. Das sind gewiß keine Anzeigen einer feindseligen oder auch nur abgeneigten Gesinnung gegen Preußen, sondern vielmehr Beweise des vollkommensten Vertrauens der Regierung und der Landesvertretung des kleinen Ländchens gegenüber der preußischen Großmacht und der besten Beziehung zwischen beiden Staaten.

Herr K. v. S. sagt weiter in einer ganz haltlosen Redewendung, Herzog Ernst von Coburg-Gotha sei bei Abschluß des Domänenabkommens vom Jahre 1855 „der Abgott der harmlosen Freiheitshelden — nämlich der Landtagsabgeordneten — gewesen", „die von Tyrannenmord und deutscher Republik redeten" ... An einer anderen Stelle heißt es: „Döllstädt" — die werthvollste Domäne in Gotha, wie vorher gesagt wird — „ist der Stammsitz seiner" — des Herrn K. v. S. — „Familie, der von den Wettinern nach dem Aussterben des einen Asts einfach als herrenloses Gut widerrechtlich eingezogen wurde, obwohl das Geschlecht noch in der Mark fortblühe. Man hat ja oft fälschlicher Weise von Raubrittern gesprochen; hier war es Fürstenraub." Auch für diese schwere Beschimpfung der Wettiner ist nicht der Schatten einer Rechtfertigung beigebracht. Offenbar war Döllstädt ein Lehngut — als Allodialgut hätte es überhaupt nicht eingezogen werden können. Zur Erbfolge in ein Lehn sind aber nur die Abkömmlinge des ersten Erwerbers im Mannesstamm berechtigt; war nun der, das Lehngut Döllstädt besitzende Ast der Familie ausgestorben, so hätte der noch fortblühende Ast nur dann Anspruch auf die Lehnsfolge gehabt, wenn auch dieser Ast von dem ersten Erwerber abgestammt hätte. Daß dies der Fall, hat Herr K. v. S. anzugeben entweder nicht für nöthig gehalten, sei es, weil er mit dem Lehnrecht nicht genügend vertraut ist, sei es, weil er durch seine Behauptung von der widerrechtlichen Einziehung oder Beraubung den Leser zu verblüffen hoffte, oder er kann es nicht behaupten. Stammt aber der noch blühende Ast nicht von dem ersten Erwerber ab, so war nach dem Lehnrecht der Landesherr als Lehnsherr wohl befugt, das heimgefallene Lehn einzuziehen; die bloße Verwandtschaft des blühenden Astes mit dem letzten Lehnsbesitzer verlieh kein Recht auf Lehnsfolge und kam für den Lehnsherrn gar nicht in Betracht. Die widerrechtliche Einziehung eines Lehngutes war nicht so leicht: zunächst konnte ein Lehnsherr, zumal in einem kleinen Lande, sie schon deßhalb schwerlich wagen, weil er dadurch das Mißtrauen und die Abneigung aller seiner Vasallen erregt hätte, auf deren Treue und Ergebenheit seine eigene Macht zumeist beruhte. Weiter aber hätte dem in seinem Recht verletzten Lehnsbesitzer oder Lehnsfolger der Schutz der Reichsgerichte zur Seite gestanden, denen auch die Reichsfürsten unterstanden.

Notizen.

Da wir im Erscheinen begriffene Lieferungswerke erst besprechen, wenn sie uns vollständig vorliegen und ein abschließendes Urtheil ermöglichen, so signalisiren wir nur kurz, daß der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig unter dem Titel: Richard Leander's Sämmtliche Werke die poetischen Schriften des verstorbenen Hallenser Chirurgen Richard von Volkmann erscheinen läßt. Die im Hauptquartier vor Paris 1870/71 geschriebenen reizenden „Träumereien an französischen Kaminen" haben seiner Zeit viel Anklang gefunden und sind bereits in 25 Auflagen verbreitet; aber auch die späteren liebenswürdigen Erzählungen und Gedichte verdienen diese Gesammtausgabe. Der Verlag veranstaltet zu gleicher Zeit eine Volksausgabe von Karl v. Hase's Kirchengeschichte. Losgelöst vom Ballaste der Quellen- und Literaturübersichten, wendet sich das classische Lehrbuch, das den Mittelpunkt der Lebensarbeit des großen Leipziger Theologen bildet, nicht mehr nur an Fachmänner, sondern an jeden gebildeten Deutschen. Endlich haben Breitkopf & Härtel auch die große Ausgabe von Felix Dahn's Poetischen Werken in 21 Bänden — im Zeitraume von etwa zwei Jahren — durchgeführt. Davon enthalten 15 Bände Romane und Erzählungen (darunter das Hauptwerk: „Ein Kampf um Rom"), 4 Bände Dichtungen und 2 Bände Theater. Wir zweifeln nicht an dem großen Anklang, den diese schön ausgestattete und billige Gesammtausgabe finden wird.

Im Verlage von Richard Taendler in Berlin sind einige Romane erschienen, die besser als das gewöhnliche Lesefutter sind und eine Erwähnung verdienen: „Das Goldherz", von Anton Frhr. von Persall, ist die psychologisch feine Schilderung einer modernen Frauenseele, die auf der Suche nach sich selbst fast ihr Lebensglück verscherzt. Noch hübscher ist die Novelle „Graf Stachelberg's Brautschau", worin die amerikanische Geldheirath als Auffrischung altadeliger Namen zeitgemäß behandelt wird. Persall versteht es, durch die Kraft seiner Schilderung auch die verworrensten Conflicte und abenteuerlichsten Vorgänge dem Leser wahrscheinlich und interessant zu machen, oft zeigt er sogar echten Humor. Das gleiche Thema streift auch Arthur Zapp's „Miß Nelly's Freier": eine junge Amerikanerin, die, bei Verwandten in Deutschland zum Besuch, mit ihren Millionen eine Schaar mitgiftlüsterner Freier anlockt und einen nach dem andern „abblitzen" läßt. Weniger gefällt uns die zweite Hälfte des Romans, die in Amerika spielt und mit der üblichen Leihbibliotheken-Spannung operirt, aber aus der Schablone nicht herauskommt. Viel zu breit angelegt ist „Antonie" Roman von H. von Schreibershofen. Es wird hier die Frage der gemischten Ehen behandelt. Antonie ist ein untergeschobenes Kind, dessen Dasein ihrem angeblichen Vater ein großes Vermögen sichert. Gewissensbisse treiben ihn dazu, in der römisch-katholischen Kirche Ruhe zu suchen, ihr auch Antonie zuzuführen und deren Zukunft für alle Fälle durch eine Heirath mit einem bedeutend älteren Manne sorgenlos zu gestalten. Sehr bald trennt sich Antonie von ihrem Gatten, tritt zur evangelischen Kirche über, heirathet wieder, abermals einen Katholiken, folgt ihm nach Italien, seinem Vaterlande und macht dort die Erfahrung, daß ihre Ehe nicht anerkannt wird. Also sehr verwickelte Verhältnisse, die nur recht äußerlich verknüpft und gelöst werden, — echte Frauenarbeit. Das Beste sind die Naturschilderungen von Tirol, Italien und der Nordsee.

Der große Erfolg, den der Königsberger Professor Lassar-Cohn mit seinem Buch „Chemie im täglichen Leben" erzielte, hat ihn nun veranlaßt, im gleichen Verlage (Hamburg, Leopold Voß) einen Supplementband herauszugeben: „Einführung in die Chemie in leichtfaßlicher Form." Geist, Anordnung, Illustration und Vortrag sind die altbewährten geblieben, nur daß hier gewissermaßen eine Einleitung zu dem vielverbreiteten Werke gegeben wird, das Theoretische und Grundlegende zu Anwendung, Resultat und Praxis. Auch hier excellirt der Verfasser wieder in der schweren Kunst, strengste Wissenschaftlichkeit in leicht faßlicher Weise exact und knapp vorzutragen. Man lese nur einmal die geradezu classisch einfache Darstellung der Leuchtgasbereitung oder des Acetylens, um die geistreiche, unterhaltende, eine Fülle von Belehrung spendende Art des Verfassers zu beobachten. Eine solche Gabe populär-wissenschaftlicher und doch niemals seichter, trivialer oder unwissenschaftlicher Darstellungskunst ist bei uns Deutschen ganz ungewöhnlich. Das Buch ist denn auch aus Laienvorträgen entstanden, d.h. aus Volkshochschulvorträgen, aus dem Leben und für das Leben. Sehr lesenswerth ist in dieser Hinsicht die Vorrede, worin Lassar-Cohn seine Ansichten über den naturwissenschaftlichen Unterricht an Volkshochschulen entwickelt. Wendet sich also das Buch zuerst an Volkshochschüler, denen es als ein gutes Nachlese- und Lehrbuch empfohlen sei, so kann es doch auch jüngeren Chemikern, wie überhaupt allen gebildeten Laien werthvolle Dienste leisten. „Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Der Verlag von E. Kempe in Leipzig giebt eine Reihe von Schriften „Frauen-Berufe" heraus, die wirklich verdienstvoll und praktisch sind. „Die Comptoiristin" und „Die Lehrerin" sind bereits erschienen. Beide Büchlein bieten mehr, als man erwartet; in durchaus erschöpfender Weise sind beide Berufe nach allen Seiten hin behandelt und durchgearbeitet; es ist genau angegeben, was eine künftige Lehrerin oder Buchhalterin wissen muß und leisten soll; was sie dann aber auch in den einzelnen Fächern und Stellungen erwarten kann. Sie erfährt bis in's Einzelne, welche Mittel und Wege sie einschlagen muß, um Erfolg zu haben: Forderungen, Leistungen, Bildungsgang, Aussichten. Auch das neueste Heft „Die Schriftstellerin" enthält gute Lehren und Winke, doch fehlt leider eine Warnung vor gewissenlosen Commissionsverlegern, die für ihre Autoren weiter nichts thun, als den gepfefferten Kostenvorschuß einstreichen, nirgends inseriren, kaum Besprechungsexemplare versenden und das ihrer Thätigkeit anvertraute Buch einfach seinem Schicksal überlassen. Gerade die „stilvoll" ausgestatteten Werke sind solchen Ausbeutern die einträglichsten Objecte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Schriftsteller-Heim in Jena.

Es gelangen jetzt überall hübsch ausgestattete Baustein-Karten zur Ausgabe, die das Bild eines stattlichen Hauses im Renaissance-Stile aufweisen. Ein solches Haus soll demnächst als Schriftsteller-Heim in Jena errichtet werden, und mit den Karten richtet das Heim-Comité an alle Freunde unserer Literatur einen Appell, zur Erbauung des Hauses je nach Kräften ein Scherflein beizutragen. Ein sehr wichtiger Anfang zur Verwirklichung des Planes ist bereits gemacht worden. Ein Mitglied des deutschen Schriftsteller-Verbandes in Jena hat in hochherziger Weise den reizend gelegenen Bauplatz gestiftet, der einen Werth von 25 000 Mk. repräsentirt, die Stadt Jena ist dem Projecte durch verschiedene Vergünstigungen entgegengekommen, und der Großherzog von Sachsen, der erlauchte Förderer aller literarischen und künstlerischen Bestrebungen, hat das Protectorat über das Heim übernommen. Die Baustein-Karten sind in der Preislage von 1 Mk., 10 Mk., 20 Mk., 50 Mk., 100 Mk., 500 Mk. und 1000 Mk. überall zu haben. Wo dies noch nicht der Fall sein sollte, wolle man sich direct mit dem „**Ortsausschuß für das Schriftsteller-Heim in Jena**" in Verbindung setzen. Der Bilderschmuck wurde von Künstlerhand ausgeführt und stellt insbesondere in den höher bewertheten Exemplaren ein äußerst geschmackvolles Kunstwerk dar.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u.-Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

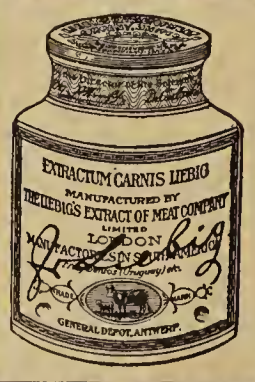
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.
Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manfteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 40. Berlin, den 7. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ergebnisse der Agrarpolitik. Von Alfred Nossig (Paris). — Das Ende des Marxismus. Von K. Paul Mohr. — Volks- und Krankenernährung. Von Sanitätsrath A. Kallert. — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. — Claus Groth und Fritz Reuter. Von Professor K. Köster. — **Feuilleton.** Der gute Anton. Von Anselm Heine. — **Aus der Hauptstadt.** Die letzte Hypothek. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zur Düsseldorfer Goethe-Ausstellung. Von Dr. med. Karl Sudhoff. — Notizen. — Anzeigen.

Die Ergebnisse der Agrarpolitik.

Von Alfred Nossig (Paris).

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, den socialpolitischen Werth, die umgestaltende Tragweite und Wirkungsfähigkeit der mannigfachen, von der organisirten Selbsthülfe und der staatlichen Intervention angewendeten „großen und kleinen" Mittel ihrer ganzen factischen und potenziellen Bedeutung nach zu untersuchen. Alle diese Reformversuche sind noch zu wenig crystallisirte Geschichte; sie sind recht eigentlich flüssige Gegenwart, die von einer abgeschlossenen Epoche zu einer künftigen, in unfaßbar verschwommenen Formen hinüberschwankt. Es soll hier also nur in allgemeiner Weise bestimmt werden, in wie weit diese Reformmittel die Wirkungen des freien Systems zu hemmen vermocht und welches wirthschaftliche Gepräge sie der Zeit, in der wir leben, verliehen. Denn das Eine springt zunächst mit aller Evidenz in die Augen, daß die Epoche der unbeschränktesten Entfaltung des Freihandels vorüber ist, und daß die letzten Decennien des 19. Jahrhunderts ein neues wirthschaftliches Regime repräsentiren. Die Entwickelung der Landwirthschaft in diesem Jahrhundert ist, so gut wie die der Industrie, in zwei abgegrenzte Perioden geschieden. Für die zweite Periode, in der wir uns gegenwärtig befinden, gelten nicht mehr jene Grundfactoren, welche uns an der Schwelle unseres Jahrhunderts entgegentreten.

Aus zwei Quellen stammen die Veränderungen, die sich in dem Geflecht der wirthschaftlichen Grundbedingungen vollzogen. Zunächst hat der Proceß der natürlichen Entwickelung, welche im Rahmen des freien Systems unter dem Einflusse der national-ökonomischen Gesetze stattgefunden, tiefgehende Modificationen gezeitigt. Er hat die permanente Agrarnoth mit allen ihren charakteristischen wirthschaftlichen Bedingungen erzeugt. Am Beginne des Jahrhunderts ein kraftstrotzender, nicht allzu dicht besiedelter Boden, heute extensive und intensive Bodenerschöpfung bei dichter Besiedelung; damals niedrige Bodenpreise, starke Nachfrage nach landwirthschaftlichen Producten, daher hohe Getreidepreise, jetzt hohe Bodenpreise, Absatzschwierigkeiten in Folge der Weltconcurrenz, daher trostlos niedrige Getreidepreise. Früher starkes Arbeitangebot und billige Löhne, nun, trotz der erhöhten Löhne, die für die Arbeitgeber zu hoch, für die Arbeitnehmer immer noch zu niedrig sind, Arbeitermangel. Einst vom Capital umworben, muß die Landwirthschaft heute, trotz der Fortschritte in der Creditorganisation, vielfach zu drückend hohen Zinsen sich bequemen; nach der Regulirung einigermaßen capitalkräftig, ist das Grundeigenthum heute überschuldet. Um die Zeit, als es zum freien Concurrenzkampfe in die Schranken trat, über einen starken Bauern- und Mittelstand verfügend, weist es gegenwärtig die pathologischen Formen des Latifundien- und Parcellenbesitzes auf. Der Arbeiterstand endlich, ursprünglich durch vielfältige, theils in der Agrarverfassung, theils in der Tradition wurzelnde Bande an den Boden geknüpft — in unseren Tagen, Dank der capitalistischen Entwickelung der Landwirthschaft, von der Productionsgrundlage vollkommen losgelöst. Mit einem Worte: Umgestaltungen fast aller wirthschaftlichen Grundfactoren, radikal genug, um eine neue Epoche zu inauguriren. Hierzu treten nun die bedeutsamen Veränderungen, welche aus einer zweiten Quelle fließen: aus dem Umschlage in den theoretischen Anschauungen und der praktischen Wirthschaftspolitik, aus der Erschütterung des Vertrauens in die Principien des Freihandels. Veränderungen, welche sich sämmtlich dahin zusammenfassen lassen: Einschränkung des individuell-capitalistischen Regimes und des freien Wettbewerbs durch organisirte Selbsthülfe und Staatsintervention. Versucht man es nun, den Charakter dieser neuen Epoche zu präcisiren, so würde man sehr fehlgehen, wenn man von einem planmäßigen Reglementirungs-System, von einem Zwangs-Regime, wie es etwa das feudale war und das collectivitische in gewissem Sinne sein will, sprechen würde. So weit sind wir lange nicht. Wir leben in einer Uebergangsepoche, in einer Epoche gemischter Systeme, in welcher das Princip der wirthschaftlichen Freiheit über das der autonomen und staatlichen Intervention noch bei Weitem überwiegt.

Daß unsere Epoche thatsächlich diesen wirthschafts-politischen Charakter trägt, beweist am besten die Entwickelung der Landwirthschaft während derselben. Ungeachtet des Netzes interventioneller Maßregeln, welches man über das heutige Wirthschaftsleben geworfen, vollzieht sich diese Entwickelung im Großen und Ganzen dennoch in jenen Richtungen, welche das System des freien Wettbewerbs vorgezeichnet. Ohne die Zweckmäßigkeit der einzelnen Interventionsarten an dieser Stelle systematisch untersuchen zu wollen, können wir den Erfolg der gesammten bisherigen Interventionsthätigkeit dahin charakterisiren, daß er den Intentionen bei Weitem nachsteht. Die Intervention — wir sprechen immer im Großen und Ganzen — ist noch zu jung, zu schwach, zu unerfahren, zu

wenig planvoll und zielbewußt, um die gewaltig angeschwollene Kraft des zweiten Grundelementes unserer Epoche, der wirthschaftlichen Freiheit, welche heute in der Form der permanenten Agrarkrise auftritt, zu binden. In der That hört man heute, trotz aller organisirten Selbsthülfe, welche vielfach schon seit der Mitte des Jahrhunderts kräftig aufgeblüht, trotz aller staatlichen Intervention, die schon in den sechziger Jahren begonnen und in den achtziger mit neuer Energie eingesetzt, dieselben Klagen, welche im Beginne der Interventionsepoche ertönten. Trotz aller privaten, gesellschaftlichen und staatlichen Wirksamkeit zur Hebung der landwirthschaftlichen Bildung und Technik, geht der Bodenerschöpfungsproceß weiter, trotz aller Reformen auf dem Gebiete des Creditwesens läuft die Bodenverschuldung fort. Und ebenso wüthet der Proceß der Enteignung, der Concentration und Zersplitterung trotz der Umkehr in der Bodenvertheilungs-Politik, breitet sich die Preisnivellirung trotz aller Schutzzölle aus, emigrirt der Bauer und der Landarbeiter trotz Wucher-Gesetzgebungen, Rentengütern, Anerbenrecht, Bimetallismus und aller anderen administrativen Schlagwörter und Agrarierpanazeen. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die großen Bodencredit-Gesellschaften statt den bedrohten Grundbesitz zu retten, ihn durch die dargebotene Leichtigkeit der Verschuldung dem Ruine noch mehr entgegengedrängt; daß die Regierungen es nirgends zu Wege gebracht, auch nur dem schreiendsten Mißstande des freien Regimes — der Speculation mit Bodenproducten — Einhalt zu thun*); daß die moderne Bodenparcellirung oft nicht zur Vermehrung der Zahl bäuerlicher Besitzer, sondern zur Vergrößerung des Besitzes wohlhabender Bauern, also zu bäuerlicher Bodenconcentration führt**), ebenso wie das Rentengut sich nur dann wirthschaftlich haltbar erweist, wenn es als Majorat bäuerliches Bodenmonopol schafft und die jüngeren Geschwister zum Elend oder zur Auswanderung zwingt.

Die Streiflichter, welche wir auf die eclatantesten Schwächen der Staatshülfe geworfen, sollen aber keineswegs die Erfolge derselben völlig in den Schatten stellen. Nur Parteiverblendung könnte es bestreiten, daß die organisirte Selbsthülfe und die staatliche Intervention auf agrarischem Gebiete Bemerkenswerthes geleistet. Gewiß, radicale Abhülfe haben sie nicht gebracht; aber ohne sie wäre die Agrarnoth noch bei Weitem größer, als sie ist. Die Bedeutung der genossenschaftlichen und staatlichen Intervention liegt vor Allem darin, daß sie in wirksamster Weise die kommende Wirthschafts-Epoche vorbereitet; jene sicherlich nicht allzu ferne Zeit, in welcher das Princip der planvollen Leitung des wirthschaftlichen Lebens der Nationen — in vollkommenerer, elastischerer Weise als während des Feudalsystems — wieder aufgenommen werden wird. Die Intervention hat dieses Princip in den Vordergrund geschoben, sie gewöhnt die Geister allmälig an dasselbe. Intervention ist die Vorschule der Administration. Aber nicht nur das. Sie war auch, sowohl in ihrer genossenschaftlichen als in ihrer staatlichen Form, unzweifelhaft die beste Lehrmeisterin der Landwirthschaft und die thätigste Freundin der agrieolen Producenten. Und nicht ihr geringstes Verdienst ist es, daß sie den überraschenden Wendungen der agrarischen Entwickelung mit Verständniß gefolgt und da fördernd eingesetzt, wo der richtig erkannte wirthschaftliche Proceß es verlangte. Wir sprechen von der bedeutsamsten Erscheinung, welche die Entwickelung der Landwirthschaft in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, die wir der Kürze halber als Interventions-Epoche bezeichnen, hervorgebracht; von jenem unerwarteten Endresultate des freien Systems auf agrarischem Gebiete, welches die einheitliche, national-ökonomische Evolutiostheorie in gewissem Sinne, wenn auch nicht vollständig, zu erschüttern droht: von der wirthschaftlichen Concurrenzfähigkeit des Bauernbesitzes.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, während der Epoche des unbeschränkten freien Systems, zur Zeit des Aufblühens der Industrie und der Städte, da die landwirthschaftliche Production den Charakter der Waarenproduction anzunehmen begann, war das wirthschaftliche Uebergewicht des Großgrundbesitzes über den Kleinbesitz eine unverkennbare Thatsache. So lange es, bei stets gesichertem Absatze, sich nur darum handelte, möglichst viel und möglichst billig zu produciren, war Derjenige im Vortheile, welcher mehr Boden unentgeltlich zur Verfügung hatte und raubwirthschaftlich exploitiren konnte. Auf jener höheren Stufe der landwirthschaftlichen Weltproduction aber, deren Erreichung mit dem Schluß der freien Epoche zusammenfällt, wird die Production en gros bei niedrigen Preisen und erschwertem Absatz vielfach zu einer Calamität, besonders wenn die Bodenerschöpfung die billige Herstellung ausschließt und den Producenten vor die Alternative stellt, entweder mit geringen Erträgen sich zu begnügen oder kostspielige Intensificirungs-Maßregeln zu treffen. Der standard of life des Großgrundbesitzes thut das Seinige dazu, um die wirthschaftliche Lage desselben zu erschweren. Ihm tritt nun der Bauer mit seinen geringen Lebensansprüchen, mit seiner Selbstarbeit, mit der liebevollen, intensiven Bewirthschaftung seines kleinen Grundstücks entgegen; der Bauer, der sich bei der Beschränktheit seiner Production um die Niedrigkeit der Weltmarktpreise weniger zu kümmern braucht, da er zu großem Theile für Eigenconsum arbeitet und das bißchen Waare, das er producirt, leichter anbringt als der Großproducent seine Riesenstocks. Kein Wunder, daß unter solchen Bedingungen der Großproducent zu Grunde geht, während der Kleinproducent sich durchschlägt. An diese als wirthschaftliche Thatsache nicht zu bestreitende Erscheinung knüpft sich die bedeutsame Frage, ob dies Verhältniß nur als das vorübergehende Resultat der Agrarkrise oder als der Ausdruck der normalen Entwickelung auf agrarischem Gebiete aufzufassen sei. Anders gesagt: ob die agrarische Entwickelung, ebenso wie die industrielle, unvermeidlich zur collectiven und nur zur collectiven Production führt, ob der während der Agrarkrise widerstandsfähige Kleinbesitz schließlich dennoch dem Großbesitz werde unterliegen müssen oder ob die Entwickelung der landwirthschaftlichen Production nach Qualität und Intensität, im Gegensatze zu jener der industriellen, die Erhaltung des Kleinbetriebes erfordere.

Zur Klärung dieser Frage haben die bisherigen Resultate der genossenschaftlichen und staatlichen Intervention wesentlich beigetragen. Dank ihnen trat die wahre Tendenz des agrarischen Concentrationsprocesses und damit die der agrarischen Entwickelung überhaupt deutlich zu Tage. Es giebt kaum einen complicirteren, schwerer zu entwirrenden wirthschaftlichen Vorgang als den der heutigen Bodenbewegung. Es wird vielfach bestritten, ob Concentration überhaupt stattfindet; diejenigen, welche sie zugeben, können sich nicht darüber einigen, ob sie auf Kosten des mittleren oder des Kleinbesitzes vor sich geht. In diese Fragen Licht zu bringen, ist eine der wesentlichsten Aufgaben der heutigen Agrarwissenschaft. Hier sei nur darauf hingewiesen, welche Anhaltspunkte die Intervention liefert. Die Intervention war dazu berufen, die verheerenden Wirkungen der Agrarkrise zu mildern und die Landwirthschaft auf der Bahn der normalen Entwickelung zu erhalten. Der Latifundienbesitz war nicht bedroht. Bedroht war nur der mittlere Großgrundbesitz und der Bauernbesitz. Nun hat es der Intervention wahrlich nicht an gutem Willen gefehlt, dem mittleren Großgrundbesitz zu helfen. Organisirte Selbsthülfe und Staatsaction waren ursprünglich nur auf die Rettung dieser Classe gerichtet. So viel aber auch von den landwirthschaftlichen

*) Die Reformen der Productenbörse haben sich bekanntlich als erfolglos erwiesen. Vergl. Blondel, „Etudes sur les populations rurales en Allemagne." S. 339—342.

**) So in eclatanter Weise in Congreß-Polen. Vergl. K. Doliwa „Objawy kapitalizmu w. Polsce" (1899) und J. Bloch „Ziemia i jej Odluzenie w król. Polskiem". Warschau 1892.

Gesellschaften zur Hebung der Rentabilität des mittleren Großgrundbesitzes geschehen, so unglaubliche Summen der Staat in Form von Steuererlässen und Subventionen dem Interesse dieser Classe gewidmet, es wollte nicht gelingen, ihren Fall zu hemmen. Unrettbar, scheint es, schmilzt sie zusammen: von oben frißt der Latifundienbesitz an ihr, von unten minirt sie der Parcellenbesitz. Man will den unaufhaltsamen Fall des mittleren Großgrundbesitzes durch die persönliche Eigenart dieser Producentenclasse erklären, durch ihre Unfähigkeit, sich im Lebenszuschnitt und im Betrieb den neuen wirthschaftlichen Bedingungen anzupassen. Aber ist dies nicht auch nur ein Hinweis, daß diese Classe in der normalen wirthschaftlichen Entwickelung nicht bestehen kann?

Welch' andere Resultate hat die Intervention in der Sphäre des Bauernbesitzes zu verzeichnen! Wo sie nicht durch das hemmende Geflecht ungünstiger, historisch entwickelter Verhältnisse beschränkt war, wo sie frei schaffend eingreifen konnte, wie in den nordamerikanischen Territorien, da hat sie einen ganzen Bauernstand begründet, welcher alle Zeichen der Lebensfähigkeit aufweist. „Das Heimstättengesetz — sagt Sering — bedeutet eine der wichtigsten Epochen der amerikanischen Geschichte. Millionen und aber Millionen Acker Landes sind unter diesem Gesetze während der verflossenen beiden Jahrzehnte vergeben worden; der Westen der Vereinigten Staaten verdankt neben der raschen Ausbreitung des Bahnnetzes wesentlich diesen Gesetzen sein wunderbar rasches Aufblühen."*) In der That ist es höchst bemerkenswerth, daß die furchbarste Concurrenz für den europäischen Großgrundbesitz nicht von einem anderen, noch besser ausgerüsteten, auf noch breiterer Basis producirenden Großgrundbesitz ausgeht, sondern von dem genossenschaftlich organisirten amerikanischen Farmerstand.

Aber auch in den alten Staaten, wo auf dem Bauernstande der Fluch der schlechten Regulirung lastete, hat die Intervention sehr bezeichnende Erfolge errungen. Wie in Amerika die staatliche Landvertheilungspolitik, so hat in Europa die genossenschaftliche Organisation, insbesondere die des Creditwesens, durch ihre Wirkungen den landwirthschaftlichen Entwicklungsproceß in's rechte Licht gerückt. Wo die Bauern auf historisch zu schwacher Grundlage isolirt fortkämpfen mußten, sah man sie, dank ihrer wirthschaftlichen Unwissenheit und dem Wucher, allerdings dem Absorptionsproceß verfallen. Wo aber die genossenschaftliche Organisation ihnen die wirthschaftliche Einsicht und die materiellen Mittel, welche früher ein Privilegium des Großgrundbesitzes waren, zugänglich gemacht, da griff ein überraschender Umschwung Platz. „Tausende, die dem Wucherer schon dreiviertel verfallen waren, sind gerettet, Tausenden ist durch leichtere Creditgewährung die Einführung neuer, vortheilhafterer Wirthschaftsmethoden ermöglicht worden, Hunderttausende aber sind .... durch den Anschluß an die genossenschaftlichen Cassen zu moderner Denkweise in wirthschaftlicher Beziehung erzogen worden .... und stehen jetzt als moderne Menschen im modernen Kampf um's Dasein. Nur so aber können sie denselben bestehen, wie nur aus dem Grunde, weil sie der modernen wirthschaftlichen Denkweise entbehren, die Großgrundbesitzer in der Mehrzahl dem langsamen Aussterben verfallen sind. Keine künstlichen Mittel können in diesem Auflösungsproceß helfen, nur da, wo von innen heraus eigene Kraft ihn in einen Umwandlungsproceß ändert, ist die Krisis zu überstehen und führt sie sogar, wie bei dem Bauernstande der Gegenwart, zur langsamen aber sicheren Hebung."

Es fragt sich nun, wie es zu erklären ist, daß gerade diese Classe, welche der älteren socialistischen These nach zum Untergange verdammt ist, die Kraft zum Bestehen des wirthschaftlichen Kampfes in sich gefunden hat? Der Formelfanatiker hat die Antwort sofort zur Hand. Für ihn giebt es keine befremdende Erscheinung; auch hier liegt nichts Neues für ihn vor. Der Concentrations- und Zersplitterungsproceß — behauptet er — geht weiter — und das ist wahr. Ob dieser Proceß den mittleren Großgrundbesitz oder den mittleren Kleinbesitz trifft, ist gleichgiltig — und das ist nicht wahr. Die Vortheile, welche die Intervention dem Kleingrundbesitz gebracht, wird weiter behauptet, bestehen hauptsächlich darin, daß er so produciren kann, wie der Großproducent, d. h. auf collectivistischer Basis. Die agrarische Entwicklung führt also, ebenso wie die industrielle, zur collectivistischen Production .... Ganz richtig! Aber warum geht dennoch der mittlere Großgrundbesitz, der sich seit jeher der Betriebsmittel zur collectiven Production, der Förderung der landwirthschaftlichen Gesellschaften und der genossenschaftlichen Creditorganisation sowie der staatlichen Hülfe erfreut, unaufhaltsam zu Grunde, während der Kleingrundbesitz sich emporschwingt? Sollte da nicht die Macht des landwirthschaftlichen Entwickelungsgesetzes mitspielen? Sollte nicht gerade eine Combination des individuellen intensiven Kleinbetriebes mit gewissen collectivistisch organisirten Productions- und Handelsthätigkeiten der landwirthschaftlichen Entwickelungstendenz am Besten entsprechen?

*) „Die landwirthschaftliche Concurrenz Nordamerikas", S. 119. — Freilich thut die Schwäche der Bundesregierung Alles, um das Land der Wohlthaten dieses vernünftigen Landgesetzes wieder zu berauben und auch auf den öffentlichen Ländereien der Concentration den Weg zu bahnen. Dank der combinirten Wirkung des Verkaufs-, des Holzcultur- und des Heimstättengesetzes ist es jetzt jedem Ansiedler möglich, 480 Acker = 760 preußische Morgen fast kostenlos zu erwerben, eine Fläche, die seine Bedürfnisse bei Weitem übersteigt. Andererseits werden die Landgesetze durch Speculanten umgangen und ausgedehnte Ländereien auf Grund betrügerisch erworbener Heimstätten-Ansprüche monopolisirt. Schließlich ist es noch immer möglich, öffentliches Land in beliebig großen Stücken von der Bundesregierung zu kaufen.

Das Ende des Marxismus?

Von K. Paul Mohr.

Wenn diese Zeilen im Druck erschienen sein werden, wird die deutsche Socialdemokratie wieder ihre Oktoberparade über ihre Heerschaar abgehalten haben. Die Parteigenerale werden, angethan mit dem ganzen Rüstzeug der marxistischen Waffen, aufmarschieren, sie werden manöveriren und paradiren und vor versammelter Genossenschaft klar zeigen, daß die alten Waffen gut und schneidig sind, insonderheit aber werden sie darthun, daß der marxistische Panzer hieb- und stichsicher ist und noch von keiner Kugel, sei es auch eine nur kleinkalibrige, im Geringsten durchlöchert ist. Neben dem kleinkalibrigen (Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokraten von Ed. Bernstein, Stuttgart, Dietz; Das Ende des Marxismus von Dr. P. Weisengrün Leipzig, Otto Wiegand) hat man auch „grobes" Geschütz vernommen. (4) Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus, Studien zur socialen Frage. Wien, Karl Konegen, Die Zukunft des Socialismus. Dresden, V. Böhmert.) Das Verdienst, die Kritik den Marxismus in regeren Fluß gebracht zu haben, gebührt Bernstern. Und da sein Buch namentlich in der „Parteipresse" viel Staub aufgewirbelt hat — Kautsky hat sogar vor kurzem eine Gegenschrift verfaßt — „Bernstein und das Socialdemokratische Programm" — entbehrt es zur Zeit nicht eines größern Interesses. Ob freilich die Socialdemokratie sofort an eine Revision ihrer wissenschaftlichen Anschauungen und Begriffe gehen wird, ist allerdings mehr als zweifelhaft. Berustein ist kein Marx oder Engels; seine Kritik ermangelt auch der Lessing'schen Schärfe und Geschliffenheit, auch jeglicher Wucht und Kühnheit. Er geht äußerst vorsichtig vor, jedes Wort erscheint sorgsamst gewählt, fast schrittweise hat er es sich ab-

nötigen lassen, daß er auch diese oder jene Position des Marxismus nicht für haltbar erachtet. Erst als man ihm direkt die Pistole auf die Brust setzte, bekannte er, daß er die sechs Artikel des Erfurter Programms in ihrer heutigen „apodiktischen" Fassung nicht anzuerkennen vermag. Ob ein solcher Mann zum Reformator von Massenanschauungen das Zeug hat, bleibt mindestens abzuwarten. Nach dem Bisherigen ist eher zu glauben, daß, wenn Bebel auf dem Parteitag über die Angriffe auf die Grundanschauungen und die taktische Stellungnahme der Partei gesprochen haben wird, wird die Bernsteiniade der Vergangenheit angehören und der ehemalige Bankbeamte und spätere Redacteur des „Socialdemokrat" während eines Decenniums, der discussionslustige Theoretiker wird am eigenen Leib erfahren haben, daß man nicht ungestraft vom Baume der Erkenntniß naschen darf. Aber was auch das Schicksal des Mannes wird, der das Erfurter Programm in seinen Hauptsätzen nicht mehr anerkennt, es kann Niemand Wunder nehmen, daß sein wider den Parteidoctrinarismus unternommener Kampf so kläglich scheitern mußte. Im Grunde genommen, was hat Bernstein gegen Marx und den Marxismus anders vorgebracht, als was vor ihm hervorragende Oekonomen in treffenderer und schärferer Weise immer und immer wiederholt haben, die Schaffl, Schmoller, Wagner, Sering! Und haben die Worte dieser Männer auf die Vertreter des Socialismus Eindruck gemacht? Was ist das anders als eine Wiederholung von früher und besser Gesagten, wenn Bernstein in seiner Zuschrift an den vorjährigen Parteitag bekennt: „Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat sich nicht in der Weise vollzogen wie sie das „Manifest" schildert. Es ist nicht nur nutzlos, es ist auch die größte Thorheit, sich dies zu verheimlichen. Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums wird nicht von einer zusammenschrumpfenden Zahl von Capitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Capitalisten aller Grade begleitet. Die Mittelschichten ändern ihren Charakter, aber sie verschwinden nicht aus der gesellschaftlichen Stufenleiter. — Die Concentrirung der Production vollzieht sich in der Industrie auch heute noch nicht durchgängig mit gleicher Kraft und Geschwindigkeit" u. s. w. Jedoch lassen wir die Frage der Originalität, da Bernstein selbst auf sie wenig Gewicht legt. Der Grundgedanke, der sich durch das ganze Werk zieht, ist der: Der Socialismus hat ebenso wie seine wissenschaftlichen Begründer Marx und Engels eine Entwickelung durchgemacht, gewisse Häutungen. Manches aber, was noch nicht ganz überwunden ist, sind Reste von Utopismus. Daher ruft er der Socialdemokratie zu: Und was sie ist, das wagt sie zu scheinen. „Je mehr die Socialdemokratie sich entschließt, das scheinen zu wollen, was sie ist, um so mehr werden auch ihre Aussichten wachsen, politische Reformen durchzusetzen." Der Hochdruck ist hier auf Reformen, d. h. demokratische, zu legen. Bernstein zeigt nun, daß man sich nicht klar geworden ist über die Tragweite der Veränderungen, die sich inzwischen überall vollzogen haben. Noch gefällt man sich im „Cant", dem gedankenlosen Nachplappern von Schlagworten oder dem Herleiern bewußt unwahrer Redensarten. Darum stellt er die Forderung auf „Kant" wider „Cant" oder noch besser zurück auf „Lange". Er ist der Ueberzeugung, daß der Socialdemokratie ein Kant Noth thut, der einmal mit der überkommenen Lehrmeinung mit voller Schärfe kritisch-sichtend in's Gericht geht, das aufzeigt, wo ihr scheinbarer Materialismus die höchste und darum am leichtesten irreführende Ideologie ist, daß die Verachtung des Ideals die Erhebung der materiellen Factoren zu den omnipotenten Mächten der Entwickelung Selbsttäuschung ist, die von denen, die sie verkünden, durch die That bei jeder Gelegenheit selbst als solche aufgedeckt ward und wird." „Die Fortentwickelung und Ausbildung der marxistischen Lehre muß mit ihrer Kritik beginnen. In diesem Sinne untersuchte Bernstein was von den Grundsätzen des Marxismus noch heute mit Recht bestehe resp., was sich an seinen Voraussetzungen inzwischen geändert habe.

Das Fundament des sogenannten wissenschaftlichen Socialismus ist die materialistische Geschichtsauffassung, auf dieser erheben sich als die Grundpfeiler des Marxismus: Die Anschauung vom nothwendigen Zusammenbruch der heutigen capitalistischen Gesellschaft aus immanenter ökonomischer Nothwendigkeit — Die Zusammenbruchstheorie. Diese Anschauung gründet sich im Einzelnen auf die Meinung von der Capitalsconcentration in Riesenbetrieben, der Zunahme und wachsenden Verelendung des Proletariats, der Ueberproduction und der in ihrem Gefolge befindlichen periodischen oder schleichenden Krisen. Bernstein geht daher zuerst an eine Untersuchung der Berechtigung der materialistischen Geschichtsauffassung, für die er mit dem Leipziger Docenten P. Barth den Namen „ökonomische Geschichtsauffassung" für bezeichnender hielt. Er zeigt, wie gerade bei den Urhebern dieser Lehre sich eine Entwickelung nachweisen lasse, wodurch die Theorie „an ihrer absolutistischen Deutung Einschränkungen erlitten". Von jenem Satz bei Marx: „Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt" — bis zu jenem Wort von Engels: „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische Entwickelung beruht auf der ökonomischen. Aber sie Alle reagieren aufeinander und auf die ökonomische Basis" — ist allerdings ein weiter Weg. Es wäre daher ein Rückschritt, wenn man von der höher entwickelten Form auf die ursprüngliche zurückginge. Als Folgerungen aber jener reiferen Darstellung ergebe sich, daß der Kausalzusammenhang zwischen technisch-ökonomischer Entwickelung und der Entwickelung der sonstigen socialen Einrichtungen ein immer mehr mittelbarer werden und damit die Naturnothwendigkeiten der Ersteren immer weniger maßgebend für die Gestaltung der Letzteren. Kurz, dem idealogischen und insbesondere den ethischen Faktoren ist nunmehr ein größerer Spielraum selbständiger Bethätigung wie vordem gegeben. Bernstein weist also den ökonomischen Faktoren die Stelle der Grundtöne, gewissermaßen den Baßton an, während die Melodie schließlich aus vielen Tönen zusammenklingt.

Mit einigen Worten geht auch Bernstein auf die marxistische Werththeorie ein, obwohl Marx selbst seine communistischen Forderungen gar nicht darauf gestützt hat, daß der Lohnarbeiter nicht den vollen Werth seiner Arbeit erhält. Nach Bernstein ist der Arbeitswerth absolut nichts als ein Schlüssel, ein Gedankenbild wie das beseelte Atom. Er begnügt sich zu constatiren, daß die Mehrarbeit eine empirische, aus der Erfahrung nachweisbare Thatsache ist, die keines deduktiven Beweises bedarf. Ob die Marx'sche Werththeorie richtig ist oder nicht, ist für den Nachweis der Mehrarbeit ganz und gar gleichgiltig. Sie ist in dieser Hinsicht keine Beweisthese, sondern nur Mittel der Analyse und der Veranschaulichung. Gewiß ist die Mehrarbeit empirisch, dennoch wäre es sehr interessant, wenn Bernstein die Ursachen gezeigt hätte, die zur Bildung von Mehrarbeit führen. Diese Untersuchung ist er uns schuldig geblieben. Den meisten Scharfsinn verwendet er auf die Widerlegung der unbeschränkten Geltbarkeit der Marx'schen Zusammenbruchs- und Verelendungstheorie, und sicher ist Bernstein hier in seinem Kampfe am glücklichsten. Die Marx'sche Lehre, wie sie in dem berühmten von der geschichtlichen Tendenz der capitalistischen Accumulation niedergelegt ist, besagt: Die capitalistische Productionsweise verwandelt die „Arbeiter in Proletarier", die bisher individuell und zersplittert angewandten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte. Hand in Hand hiermit geht eine Centralisation der Capitale in immer wenigeren Händen.

Mit der beständig abnehmenden Zahl der Capitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des capitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterclasse. Bernstein tritt nun zuerst dem Gedanken entgegen, daß der Concentration der industriellen Unternehmungen eine Concentration der Vermögen parallel laufe. Seine Gegenbeweise sind das Wesen der Actiengesellschaft, die zwar den Betrieb centralisire, aber nicht die Vermögenscentralisirung herbeiführe. Des Weiteren zeigt er an der Einkommenstatistik Englands, Frankreichs, Preußens, Sachsens, daß der gesellschaftliche Reichthum nicht auf weniger Personen, sondern auf eine wachsende Zahl sich verteilt habe. Und daß die Empfänger hoher Einkommen auch „Besitzende" sind, hat nicht allein einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, sondern läßt sich auch in Einzelfällen beweisen. „Nicht vom Rückgang, sondern von der Zunahme des gesellschaftlichen Reichthums hängen die Aussichten des Socialismus ab", diese Schlußfolgerung glaubt Bernstein aufstellen zu müssen. Auch eine fortschreitende Concentrirung der Betriebe vermag er nicht zu sehen. Nach der Gewerbestatistik repräsentirten Arbeiter

		1882	1895	Zunahme
Kleinbetriebe	(1—5 Pers.)	2457950	3056318	24,3 %
Kl. Mittelbetriebe	(6—10 „	500097	833409	66,6 „
Größere Mittelbetr.	(11—50 „	891623	1620848	81,8 „

Die Bevölkerung dagegen vermehrte sich nur um 14%. Ebenso wie in der Industrie seien auch im Handel die mittleren und kleinen Geschäfte noch nicht gewillt, den großen Waarenhäusern so rasch Platz zu machen. Ja in der Landwirthschaft zeige sich sogar ein gewisser Stillstand oder direkt Rückgang des Größenumfangs der Betriebe. Vielleicht hätte Bernstein gut gethan, darauf hinzuweisen, daß in gewissen Gewerben, wo die Tendenzen zur capitalistischen Concentration besonders stark hervortreten, sich starke Strömungen geltend machen, durch eine gestaffelte Umsatzsteuer diese Tendenzen abzuschwächen oder ganz zu inhibiren (z. B. Gestaffelte Umsatzsteuer für Mühlen in Bayern; Besteuerung der Waarenhäuser). Daß aber Umsatzsteuern in den Gewerben, in denen Mittelbetriebe und Großbetriebe gleich gut produciren, mehr und mehr zur Einführung gelangen, ist wohl keine Frage mehr. Wir werden auch hier nicht den von Marx vorgezeichneten Entwickelungsgang sehen.

Scharf tritt Bernstein der Verelendungstheorie gegenüber und allen Denen, die sie jetzt wegzuinterpretiren versuchen. Auch Kautsky versucht in seinem neuen Werk jenem obencitirten Marx'schen Satz eine andere Deutung zu geben. Er will aus jenem Satz eine dreifach mögliche Auffassung herausinterpretiren: Einmal soll der Satz eine bloße Kennzeichnung zweier einander widerstrebenden Tendenzen, einer nach Herabdrückung und einer nach Erhebung des Proletariats sein. Eine zweite Auffassung verstände unter dem Wort „Elend" ausschließlich physisches Elend, eine dritte vor allem das sociale Elend, gemessen an den gegebenen socialen Bedürfnissen, der steigenden Productivität der Arbeit und der gesellschaftlichen Lebenshaltung. Eins aber unterdrückt auch Kautsky geflissentlich. Das ist, das in der citirten Stelle auch von Knechtschaft (nicht Knechtung), von Entartung (nicht Degradation — was heißt diese Fälschung?), von Ausbeutung die Rede ist. Ebenfalls in der Krisentheorie kommt Bernstein zu einem anderen Ergebniß als Marx und Engels. Er zeigt, daß die Anschauung von Engels, wonach wir uns in der Vorbereitungsperiode eines neuen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz befänden, sich nicht aufrecht erhalten lasse. Wenn nicht unvorhergesehene äußere Ereignisse eine allgemeine Krise herbeiführen — und das kann, wie gesagt, jeden Tag geschehen — so ist kein zwingender Grund vorhanden, auf ein baldiges Eintreten eines solchen aus rein wissenschaftlichen Gründen zu folgern.

So fällt ein Stein nach dem andern aus dem Marx'schen Gebäude. Der Bann ist gelöst. Von allen Seiten stürmen die Kämpfer gegen den Marxismus heran. Sicher ist Vieles noch unwiderlegt und — auch unwiderlegbar. Aber haben die Nationen nicht auch die Pflicht, wenn sie vorwärts streben wollen, um „ihre großen Männer herumzukommen?" Und um Marx und den Marxismus wird man herumkommen."

Volks- und Krankenernährung.

Von Sanitätsrath A. Kallert.

„Macht aus Erde oder Steinen Fleisch oder Eiweiß, und die sociale Frage ist gelöst", pflegte der jüngere Dumas zu sagen. Das klingt paradox, aber nur scheinbar, denn alle wirthschaftliche Noth und die Hälfte allen Erdenwehs überhaupt resultirt aus der leidigen Magenfrage. Und da wir essen müssen, um leben zu können, so entsteht die Nothwendigkeit, die Ernährung mit dem Erwerb in ein richtiges Verhältniß zu setzen. Dies ist oft sehr schwierig, denn gerade das zur Erhaltung unserer Leiblichkeit ausgiebigste Nahrungsmittel ist auch das theuerste. Wir meinen natürlich das Fleisch, weil es am meisten Eiweiß enthält. Und Eiweiß ist für unsere Ernährung der wichtigste Stoff. Während für den erwachsenen Arbeiter von mittlerem (65 bis 70 kg) Körpergewicht und bei mäßiger Arbeit 100 bis 120 g, bei schwerer Arbeit 140 bis 150 g Eiweiß in der täglichen Kost gerechnet werden, bleibt die Kost unbemittelter Arbeiter nach vielseitigen Erhebungen nicht selten weit unter diesem Kostmaaß. Aehnliche niedrige Eiweißmengen in der täglichen Nahrung von Arbeitern, besonders von solchen, die sich vorwiegend von Pflanzenkost (hauptsächlich Kartoffeln) ernähren, sind von vielen Forschern festgestellt, und wenngleich von mehreren derselben geltend gemacht wird, daß der Arbeiter auch mit weniger als 100—120 g Eiweiß in der täglichen Arbeit auskommen kann, so kann doch eine fortgesetzte eiweißarme Nahrung mit der Zeit eine gesundheitsschädigende Wirkung äußern, indem sich eine allgemeine Hinfälligkeit, Appetitlosigkeit und mangelhafte Verdauung einstellt. Andererseits findet nach Ed. Pflüger, wie schon früher J. v. Liebig lehrte, keine Muskelarbeit ohne Eiweißzersetzung statt und läßt sich wohl durch Eiweiß, nicht durch Fett und Kohlenhydrate der Stoffwechsel weit über das Bedürfniß hinaus steigern. Um daher die Leistungsfähigkeit und den Gesundheitszustand der Arbeiter zu heben, ist überall da, wo der Eiweißgehalt unter dem Normalsatz bleibt, auf eine Erhöhung der Eiweißmenge in der Nahrung hinzuwirken. Man würde freilich das fehlende Eiweiß ohne Schwierigkeit durch thierische Nahrungsmittel (Fleisch, Schlachtabgänge) ergänzen können. Indeß stellt sich solcher allgemeinen Einführung der Kostenpunkt entgegen, indem Fleisch und Fleischwaaren für eine Erhöhung des Eiweißes in der Nahrung des Arbeiters zu theuer zu sein pflegen. Da eine Arbeiterfamilie im Durchschnitt etwa 60 Procent der Gesammtausgaben auf Beschaffung der Nahrung verwendet, so ist der Kostenpunkt nicht außer Acht zu lassen. Zwar würde sich durch billige Fische (wie Heringe, Stockfisch, Schellfisch u. a.) eine Ergänzung des Eiweißes bewirken lassen, indeß nur in beschränktem Maaße, weil der Geschmack der Fische nicht Jedermann und nicht immer zusagt. Auch Milch und Molkerei-Erzeugnisse, die reich an

Eiweiß sind, wären hierzu geeignet, aber sie lassen sich an den größeren Arbeitsplätzen nicht immer in genügender Menge und in einem haltbaren Zustande beschaffen. Von den pflanzlichen Nahrungsmitteln sind besonders die Hülsenfrüchte reich an Eiweißstoffen und auch billig. Sie sind aber schwer verdaulich, und wollte man allein durch diese oder durch Brod ꝛc. eine ausreichende Eiweißmenge in der Nahrung herbeiführen, so würde letztere zu voluminös werden und zu große Anforderungen an die Magenthätigkeit stellen.

Aber es handelt sich ja nicht nur um Volksernährung in allgemeinen, sondern auch um die Ernährung von Kranken und Reconvalescenten. Die Bedeutung, welche die Ernährungstherapie in den letzten zwanzig Jahren gewonnen hat, ist ein sprechender Beweis dafür, welch werthvollen Heilfactor wir für viele Fälle in der Anordnung einer ausreichenden und zweckmäßigen Krankenkost besitzen. Mannigfache Untersuchungen haben gezeigt, daß die Consumption, die stetige Kräfteabnahme, die sich im Gefolge vieler Krankheiten einstellen, nur zum Theil auf die Krankheit als solche, viel mehr dagegen auf die andauernd mangelhafte und unzweckmäßige Nahrungsaufnahme zurückzuführen sind, und daß gar manche Krankheit weit schneller geheilt wird, wenn der Arzt sich nicht allein darauf beschränkt, Arzneimittel zu verordnen, die den localen Krankheitsprozeß treffen sollen und so eine specifische Wirkung entfalten, sondern wenn vielmehr auf eine hygienisch-diätetische Therapie der Hauptwerth gelegt wird. „Qui bene nutrit, bene curat“: dies Wort, welches v. Leyden schon vor Jahrzehnten ausgesprochen hat, charakterisirt am besten die vorstehenden Sätze. Während der Gesunde jedoch zumeist instinctiv seine Nahrung richtig bemißt, wird der Kranke gar oft von seinem Instinct irre geführt, und man würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn man lediglich seinen Wünschen bezüglich der Ernährung Rechnung trüge. Viele Kranke haben ein sehr geringes Verlangen nach Nahrungsaufnahme, das sich bis zum Widerwillen gegen jede Speise steigern kann. Diese psychischen Hindernisse, welche sich der Krankenernährung in den Weg stellen, sind oft viel bedeutender, als die physischen, durch eine objective Erkrankung bedingten Veränderungen, welche die Resorption, Assimilation oder Umsetzung der Nahrung beeinträchtigen können. Beide Schwierigkeiten, die psychischen sowohl als die physischen, zu überwinden oder zu umgehen, wird also die Aufgabe einer rationellen Krankenernährung sein, und von diesen Gesichtspunkten aus müssen jene zahlreichen Präparate beurtheilt werden, die zur Ernährung Kranker oder Genesender so vielfach empfohlen worden sind. Sie alle verfolgen das Ziel, den Nährwerth der Nahrung ohne merkliche Vermehrung des Volumens derselben zu erhöhen und, womöglich damit noch vereint, die Nahrung in einer Form einzuführen, die dem Körper die Verwerthung derselben wesentlich erleichtert. Namentlich für das Eiweiß haben die letzten Jahre eine beträchtliche Anzahl solcher Präparate gebracht. Bekannt sind z. B. die Bemühungen von Dr. Hundhausen in Hamm i. W., den bei der Weizenstärkefabrikation gewonnenen Weizenkleber für diesen Zweck zu verwenden; ebenso hat man die bei der Mais- und Reisstärkefabrikation abfallenden Eiweißstoffe sowie die des Blutes hierzu verwendet. Alle diese Bemühungen sind aber wegen des Kostenpunktes auf Schwierigkeiten gestoßen. Wenn die mit Eiweißstoffen versetzten Nahrungsmittel wesentlich theurer sind, als letztere für sich allein, so hält es schwer, den neuen Präparaten, auch wenn sie keinen Beigeschmack besitzen, allgemeinen Eingang zu verschaffen. Von diesem Gesichtspunkt aus mußten die Versuche der modernen Chemie, concentrirte Eiweißpräparate auf den Markt zu bringen, das allgemeinste Interresse erregen. Daß dieses Interesse für Präparate wie Somatose, Nutrose, Sanatogen, Aleuron, Eucasin, Pepton ꝛc. kein tiefergehendes wurde, das lag an dem meist hohen Preis dieser Präparate, der ihre Anwendung im Haushalt, in der Küche, mit einem Wort als Nahrungsmittel ausschloß.

Hier schafft die Erfindung des Bonner Professor Finkler Wandel, und es erklärt sich aus dem Vorhergehenden zur Genüge das ungeheuere Aufsehen, das er mit seiner auf dem vorjährigen Madrider Kongreß mitgetheilten Veröffentlichung in der gesammten wissenschaftlichen Welt erregte, daß es ihm gelungen sei, durch neue chemische Verfahren aus Pflanzenstoffen ein völlig reines Eiweiß zu gewinnen, das vermöge seines concentrirtesten Nährwerthes die gewaltigsten Umwälzungen auf dem Gebiete der Volksernährung herbeizuführen berufen sei, und das ferner vermöge seiner Billigkeit einen völligen Ersatz für Fleisch biete. Die allseitige Zustimmung, mit der diese Mittheilungen aufgenommen wurden, führten bald zu einer eingehenden Prüfung dieses neuen Eiweißstoffes, der im Handel den Namen Tropon erhielt. Die größten Krankenhäuser in Deutschland, Oesterreich und Italien stellten mit diesem Mittel eingehende Versuche an; von allen Seiten fanden sich die Angaben Finklers im vollsten Maaße bestätigt, und schon heute gehört das Tropon zu den regelmäßigen Nahrungsmitteln in den Menagen der großen Kranken-, Heil- und Irrenanstalten, in den Küchen unserer Militärlazarethe, in den Waisenhäusern und Pflegeanstalten, wie sie sich namentlich auch in Norditalien in so musterhafter Einrichtung finden.

Das Tropon ist ein aus pflanzlichen und thierischen Rohstoffen hergestelltes, wenig voluminöses, hellbraunes, nahezu geschmackloses Pulver von sandiger Beschaffenheit. Es ist im trockenen Zustand nicht fäulnißfähig, nicht hygroskopisch, im Wasser unlöslich. Der Eiweißgehalt desselben beträgt nach genauen Untersuchungen 90,44 Procent; auf Trockensubstanz berechnet ca. 95—99 Procent. Die ihm von seinem Erfinder nachgerühmten Vorzüge sind: die unbegrenzte Haltbarkeit, die Geschmacklosigkeit, das geringe Volumen, billiger Preis und vor allem die gute Verdaulichkeit. Billiger als Tropon stellt sich allerdings das Aleuron mit einem Preis von Mk. 1.55 per Kilogramm. Es enthält jedoch auf Trockensubstanz berechnet nur 80 Procent Eiweiß und wird auch in seiner Ausnutzbarkeit vom Tropon bedeutend übertroffen. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vortheil, namentlich gegenüber dem nicht geschmacksfreien Eucasin und den meist bitter und auf die Dauer stets widerlich schmeckenden Peptonpräparaten, ist die nahezu völlige Geschmacklosigkeit des Tropons. Auch die billigeren Eiweißpräparate, das schon erwähnte Aleuron und die viel gerühmte Erdnußgrütze verleihen den damit bereiteten Speisen einen sonderbaren Geschmack und werden auf die Dauer nicht gern genommen.

Ueber die Herstellung des Präparates sind wir nur im Allgemeinen unterrichtet. Zur Darstellung eignen sich die verschiedensten thierischen und pflanzlichen Rohstoffe, selbstverständlich am besten solche, welche ihrer schwierigen Transportfähigkeit wegen nicht direct zur menschlichen Ernährung dienen, oder welche sich durch besondere Billigkeit auszeichnen wie Lupinen oder getrocknete Fische. Die Darstellung aus den genannten Rohstoffen gestaltet sich natürlich verschieden und ist im Einzelnen nicht bekannt. Da die thierischen Proteinstoffe einen höheren Nähr- und Nutzungswerth im Körper als die pflanzlichen Proteinstoffe zu besitzen scheinen und das Eiweiß der menschlichen Nahrung zu rund $^1/_3$ aus thierischen Nahrungsmitteln herzurühren pflegt, so werden die aus dem Thier- und Pflanzenreich dargestellten Eiweißstoffe so gemischt, daß das Tropon mindestens zu $^1/_3$ aus thierischen und zu $^2/_3$ aus pflanzlichen Eiweißstoffen besteht. Die Darstellung des Tropons haben die Tropon-Werke in Mülheim a. Rhein übernommen.

Ernährungsversuche an Menschen bestätigen den Nährwerth des Tropons. Prof. Finkler ersetzte z. B. das gesammte Eiweiß in der Nahrung eines Arbeiters durch Tropon (bis 163 g für den Tag) und fand, daß der Verlust an unverdaulichem Stickstoff durch den Darm bei der Tropon-Ernährung am geringsten war. Dazu konnte eine außer-

ordentliche große Arbeit bei ausschließlichem Tropon-Genuß ohne Verlust an Körpergewicht ausgeführt werden. Ferner wurde das Tropon an junge Mädchen im Alter von 14—15 Jahren, an Kranke und Reconvalescenten in Mengen von 15—30 g, in vielen Fällen bis 50 und 70 g verabreicht und dabei stets eine bedeutende Zunahme des Körpergewichtes beobachtet. Aus diesen Versuchen ist zu schließen, daß das Tropon nicht nur die Arbeitsleistung eines Organismus besorgen, sondern auch andererseits zum Ansatz als Muskelsubstanz im Körper dienen, also die sämmtlichen Leistungen vollziehen kann, welche dem Eiweiß überhaupt zuzuschreiben sind.

Aus der großen Zahl der von Heilanstalten herausgegebenen Veröffentlichungen beanspruchen die an der bekannten Görbersdorfer Anstalt für Lungenkranke angestellten Versuche von Dr. Weickert das meiste Interesse. Der dort 4 Wochen an 18 Patienten durchgeführte Versuch zeigte zunächst die vorzügliche Bekömmlichkeit des Tropon, die Patienten fühlten sich dabei sogar so wohl, daß sie nach Ablauf der Versuchsperiode freiwillig weiter bei der Troponkost verblieben. Ferner aber zeigte sich die ökonomische Seite und die eigentliche Bedeutung des Versuchs darin, daß die Anstalt, die entsprechend den dargereichten täglichen Troponportionen bei einem Theil die halbe, bei einem anderen Theil die ganze Fleischportion gestrichen hatte, hiermit pro Kopf und Tag 17 resp. 28 Pfennige gespart hatte. Und dabei war eine tägliche Gewichtszunahme von 2 Pfund pro Person erzielt worden.

Es leuchtet ein, wie nicht nur die großen Anstalten, die Volksküchen, die Gefängnisse, die Arbeitermenagen nach diesem Mittel greifen, um ohne Erhöhung ihres Budgets ihre Nahrung zu verbessern; es ist überdies anzunehmen, daß auch in der Haushaltsküche ein solches Präparat mit Freuden begrüßt wird, das bei seinem niedrigen Preise entweder bei gleichbleibendem Ernährungswerth die Tagesausgaben herabsetzen oder bei gleichbleibenden oder nur gering vermehrten Ausgaben den Ernährungswerth erhöhen und die Kräfte eines Jeden und seine Widerstandsfähigkeit heben wird. Die speciellen Eigenschaften des Tropon kommen hierbei sehr zu Hülfe. Es ist ein feines hellgraues Pulver, das beim Kochen allerdings, als genuiner Eiweißkörper, sich nicht auflöst, das aber genau etwa wie Mehl, allen gebundenen Speisen zur Erhöhung ihres Nährwerthes zugesetzt werden kann.

Die unbegrenzte Haltbarkeit des Tropons, sein verhältnißmäßig geringes Volumen, der außerordentlich hohe Eiweißgehalt, sowie die gute Verdaulichkeit legen den Versuch nahe, ob es sich etwa nicht auch als angenehmes Verproviantirungsmittel auf längern Reisen, namentlich Seefahrten in entlegene Gegenden (Nordpol) verwerthen lasse, insbesondere aber auch, ob es sich nicht für die Verpflegung unserer Armee im Felde eignen würde.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner's erste Frau.

Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc.

Wenn man von Wagner's Gattin und Lebensgefährtin spricht, so meint man die geniale Cosima Liszt, welche sich von Hans von Bülow trennte, um ihr Leben dem Meister zu widmen, und die auch nach seinem Tode mit großartiger Energie und Hingebung den „Gedanken von Bayreuth" in That umsetzt. Nur die Wenigsten wissen, daß Richard Wagner zweimal verheirathet war und ein Vierteljahrhundert in kinderlosem Ehebunde mit einer echt deutschen Frau lebte, welche Sorge, Verfolgung und Noth mit dem flüchtigen Barrikadenkämpfer von Dresden, dem Verbannten von Zürich und Paris theilte und alle die Launen und Härten seines Genies mitkämpfend ertrug. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet von der Dulderin, in Bayreuth wird sie todtgeschwiegen, von liebedienernden Wagnerianern wie auf Befehl verlästert. Der sozusagen officielle Wagner-Biograph Carl Fr. Glasenapp streicht, so unglaublich es klingen mag, ihren Namen aus der Geschlechtstafel des Wagner'schen Hauses, wo die gleichgiltigsten Ascendenten und Descendenten mit standesamtlicher Gewissenhaftigkeit eingetragen sind, und verzeichnet bloß: „Wilhelm Richard Wagner, vermählt mit Cosima Liszt . . ." Auch in dem sorgfältigen Register seines Buches wird man vergeblich nach dem Namen Wilhelmine Wagner suchen; ostentativ wird sie nur als Minna Planer angeführt. Aber so gern es wohl geschehen wäre, ganz und gar ließ sich die wackere Frau, die fast dreißig Jahre lang Wagner's Namen in Ehren trug, aus dieser breit angelegten Biographie nicht verbannen. So ist sie denn drei Mal flüchtig erwähnt: Verlobung, Hochzeit, Tod. Obwohl er sich sehr leicht in nächster Nähe hätte erkundigen können, denn Minna war dem Kreise Liszt-d'Agoult auch persönlich genau bekannt, so „kann" Glasenapp nur einige fremde Urtheile über sie anführen. Der Pariser Arzt de Gaspérini bezeichne sie als eine vaillante créature, eine dem Meister nahestehende langjährige Freundin (M. v. Meysenbug?) als eine „gute Frau", die es aber nicht verstand, die vielen Mißverhältnisse und die Ungunst der Lebenslage des großen Künstlers mit Seelengröße und weiblicher Anmuth versöhnend zu mildern. „Sie wollte vermitteln, indem sie von dem Genius Concessionen an die Welt verlangte, welche dieser nicht bringen konnte, nicht bringen durfte . . . Dem so ganz von seinem Dämon Beherrschten hätte von jeher ein hochgesinntes, verständnißvolles Weib zur Seite stehen müssen — ein Weib, das es verstanden hätte, zwischen dem Genius und der Welt zu vermitteln, indem sie begriffen hätte, daß diese Beiden sich ewig feindlich zu einander verhalten." Und Glasenapp fügt unmaßgeblich die Anklage bei, „es heiße (?!), daß ihr prosaischer Sinn nie einen völligen Begriff von der Bedeutung ihres Gemahls erlangte und daher auf seine Wünsche und Absichten nicht einzugehen verstand und ihm später manche Noth bereitete, die durch keinen häuslichen und ökonomischen Sinn gut gemacht wurde . . ." Kurz, sie habe „trotz vieler guter Eigenschaften wenig fördernd in das Leben des Künstlers hineingegriffen" (!). Unsere Quellen lauten freilich anders, und so mag gleich hier das wohl erwogene Urtheil einer langjährigen vertrauten Freundin Minna's stehen. Sie schreibt uns:

„Frau Minna Wagner war um 1850 herum eine stattliche, hübsche Erscheinung. Ohne auf der gleichen Bildungsstufe mit ihrem Mann zu stehen, so besaß sie doch, was das Gemüth, die wirkliche Herzensgüte betraf, viele Haupteigenschaften, in denen sie ihm weit überlegen war und um derentwillen man sie lieb haben und ehren mußte. Sie zeichnete sich keineswegs durch eine besonders geistvolle Conversation aus, aber sie hatte, was wichtiger ist, in den schwersten Zeiten, wo es Beiden oft am Allerunentbehrlichsten fehlte, trefflich verstanden, dem von ihr verehrten Mann und Künstler die Sorge um's tägliche Brod und die bittere Prosa jeder Stunde möglichst fern zu halten. Und nicht nur das; in jenen dunkeln Stunden hatte sie sogar Mittel gefunden, das Gastrecht und die Barmherzigkeit an noch Aermeren auszuüben, wodurch man sich selbst weniger mittellos vorkommt. Was sie von poetischem Verständniß besaß, suchte sie praktisch zu bekunden. Wo eine Andere geschwärmt oder schlechte Verse gemacht hätte, handelte sie, und wenige Frauen, die wie Minna Wagner durch eine so harte Schule gegangen, können sich rühmen, ihr Schlußexamen so tüchtig bestanden

zu haben wie sie. Feinen Tact mußte man von ihr freilich nicht fordern; dazu war sie eine zu leidenschaftliche, sich nicht beherrschen könnende und nicht genügend gebildete Natur, aber wer an ihr vortreffliches Herz appellirte, durfte sicher sein, verstanden zu werden und Gehör zu finden. Als sie sich mit Wagner vermählte, war sie die schöne, gefeierte Tragödin, und er der damals noch unberühmte, d. h. unscheinbare, verhältnißmäßig unbekannte und immer überschuldete Musiker. Die Eitelkeit hatte somit keinen Theil an ihrer Wahl. Allerdings, um später in einem Leben von Kampf, Entbehrungen und der ärgsten Prosa noch so viel Athem zu behalten, um trotz Allem mit einem Manne wie Wagner gleichen Schritt halten zu können, ihm stets ebenbürtig zu bleiben, dazu hätte es vielseitiger Naturanlagen und einer Schwungkraft bedurft, die die gute Minna wohl nie besessen, jedenfalls zu pflegen nie die Muße gehabt hat. Der Kern war vortrefflich! Die Welt wird es nie erfahren, was diese gute treue Proletarierseele Alles für ihren Mann gethan hat."

Ein Päcklein bisher sorgsam gehüteter Briefe, die Minna Wagner an eine Freundin in Berlin schrieb, ist dazu angethan, ein freundliches Licht auf diese im Dunkel gelassene Frau zu werfen. Sie sind nur zum kleinsten Theile zum Abdruck geeignet, denn sie enthüllen uns eine eheliche Tragödie, die besser mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt bleibt. Aber hier handelt es sich um eine Ehrenrettung. Daß Minna die Vorwürfe Glasenapp's und seiner Hintermänner nicht verdient, geht klar aus ihren Briefen hervor. Auch hier erscheint sie als eine aufopfernde Lebensgefährtin. Sie hat nicht allein tapfer mit ihm gegen Noth und Elend gekämpft, sie hat auch sein Genie erkannt und ihm einen sittlichen Halt gewährt, ohne den er vielleicht während der Pariser Nothjahre 1839—1842, wenn nicht schon früher, zu Grunde gegangen wäre. Das deutsche Volk schuldet dafür der vielfach Unverstandenen und Verunglimpften Gerechtigkeit und Dank.

Richard Wagner lernte sie 1836 als Kapellmeister des Magdeburger Stadttheaters kennen. Minna Planer, die Tochter des Directors, war die beliebte erste tragische Liebhaberin der Truppe. „Die einmal gefaßte Neigung trat bald mit derselben Heftigkeit auf, womit sich bei dem lebhaften und entschiedenen Naturell des jungen Künstlers jede Empfindung in ihm äußerte", versichert der Beschwichtigungshofrath Glasenapp. So verlobten sie sich und reichten sich in der kleinen Tragheimer Dorfkirche die Hand zum Ehebunde, obwohl alle ihre Verwandten protestirten, denn Wagner erfreute sich keines guten Rufes, wie er denn auch von Hans von Bülow's sittenstrenger Mutter stets ehrlich gehaßt wurde. Die Familie meinte, Minna habe als talentvolle Tragödin eine bessere Zukunft vor sich, denn als Frau eines verschwenderischen, ausschweifenden Musikers, von dessen Begabung die „maßgebenden" Künstler recht wenig hielten. Minna ließ sich aber nicht abschrecken, denn sie glaubte an ihn, an sein Herz, seinen guten Willen, sie glücklich zu machen. Daß sie für sein Streben, sein Genie kein Verständniß besessen, wird der Leser dieser schlichten Frauenbriefe gewiß nicht folgern. Als Schauspielerin hatte sie einen scharfen Theaterinstinct, und man versichert uns, daß Wagner's starker Sinn für scenische Wirkungen von seiner ersten Frau geweckt und gefördert worden sei. Musikalisch war sie allerdings nicht, gewiß weniger als Wagner's zweite Gemahlin, die als Wittwe mit männlicher Thatkraft und weiblicher Hingebung das Lebenswerk des Meisters fortsetzt. Dessen wäre Minna ganz gewiß nicht fähig gewesen. Es ist auch gewiß, daß sie mit der Betheiligung ihres Gatten am Dresdner Aufstande nicht einverstanden war und ihm stets einen Vorwurf daraus machte, sie Beide dadurch aus ihrer angesehenen Stellung gebracht und seine Anerkennung um Jahrzehnte verzögert zu haben. Zur Strafe las ihr Wagner oft die harten Worte in der Vorrede zu „Oper und Drama" vor, über das Unglück einer in der Jugend, unter armseligen Verhältnissen voreilig geschlossenen Ehe. Dann lächelte sie wohl gutmüthig und zeigte auf das Päckchen stürmischer Liebesbriefe, das sie wie ein Heiligthum aufhob. „Wenn Du mich nicht nimmst, schieß' ich mich morgen todt", stand in einem seiner Magdeburger Briefe. Unbegreiflich scheint jedem Kenner der Verhältnisse Wagner's Behauptung: er habe seine Frau durch übergroße Nachgiebigkeit zu heillos verwöhnt und verzogen, ihr in Allem nachgegeben, so daß sie endlich in sich selbst allen Halt zu einigem Gerechtwerden gegen ihn verlor. Weder das Eine, noch das Andere ist wahr. Wohl aber, daß ihr die Liebe zu ihm so heilig war, daß sie ihn mit keiner Anderen theilen wollte. Nicht „Concessionen an die Welt" muthete sie ihm zu; er verlangte solche von ihr. Sie aber scheute selbst vor dem Eclat nicht zurück, um seine Liebe für sich allein zu haben, und ging eher in die Verbannung. So in Zürich, so in Paris, so überall. Wagner beklagte sich oft, daß seine Frau nur die „Pflicht der Ehe" von ihm heische, nicht aber das „Recht der Leidenschaft" anerkenne. Ein Ungeheuer von Genie, wie er, bedürfe Glanz, Licht, Luxus, Schönheit, Liebe, und immer mehr Liebe. Seine Frau sei zu klein, zu kleinlich, zu philströs. Daß auch die starkgeistigen Freundinnen aus dem Liszt'schen Kreise, die ihr sonst wohl wollten, ihre Eifersucht mit strengen Worten tadelten, ist selbstverständlich. Die „gute" d'Agoult, wie sie Minna in einem Briefe nennt, stellte sie oft zur Rede, und ihre Töchter Blandine Ollivier, die lebenslustige Gattin des nachmaligen napoleonischen Ministers, und Cosima von Bülow selbst ließen es an Vorhaltungen über die „scenes douloureuses, qui ont éclaté entre le mari et la femme" nicht fehlen: „Comme vous je plains Mme. Minna sans parvenir à donner tort à Richard, notre très illustre ami." Und Frau Cosima fährt fort: „Ce que vous me dites de Minna me fait bien de la peine, elle a beaucoup à supporter et elle a en plus le chagrin de penser que son dévouement et sa patience ne sont bons à rien; la distance incommensurable qui la sépare de son mari annule les bonnes qualités, et les souffrances ne sont pas moins là."

Noch bezeichnender ist die Moralphilosophie der Fürstin Carolyne Wittgenstein, der Freundin Liszt's, nur daß sie die Eifersucht als eine echt weibliche Krankheit entschuldigt, wenn sie auch — durchaus nicht im Sinne der „philiströsen" Minna — die genialen Männer keineswegs für den Egoismus der Ehe geschaffen und als Freigut erklärt, denn die Gerechtigkeit und sogar die Treue seien relative Begriffe. So schreibt sie einmal: „Ah, vous êtes jalouse! C'est pour le coup la maladie sacrée, le tort sublime de la femme. Ne me parlez pas d'un coeur audessus de ce dessous! . . . mais guérissez, guérissez vite; soyez moins sacrée, moins sublime et plus contente. Songez d'abord que les hommes de génie, cela est à tout le monde . . . que tout le monde en veut sa part, et se fait un droit de le demander . . . Ce que vous me dites de ce pauvre Richard est si vague, et ce qu'il dit lui-même est si obscur que je ne me rends pas clairement compte de tout ce qui se passe. Vous m'accuseriez peut-être de naiveté, si je vous disais que je me crois pas capable d'un sentiment qui ferait tort à Mme. Minna, que par conséquent celle-ci ne saurait sans inconséquence et sans exagération empoisonner une relation sans aucun danger. Elle donne ainsi en pâture à la vulgarité des interprétations du vulgaire, qui ne demande pas mieux que de tout mésurer à son aune, des sentiments et des rapports qu'elle devrait tenir à honneur pour elle comme pour l'homme de génie de soustraire à des commentaires indignes. Je ne crois pas ici au pire des cas, mais dans le pire des cas, on pourrait encore bien dire que tout est rélatif en ce monde. Même la justice, même la fidelité. Ne laissez donc pas troubler la justesse de votre jugement sur Wagner et sur celle qui lui a été si pieusement bonne."

All' diese bisher ungedruckten Zeugnisse beziehen sich auf die sogenannte Züricher Katastrophe 1858, wo, um mit Eliza Wille zu reden, der „Neid der Götter" die schaffensfrohe Idylle Wagner's im Hause seines Mäcens zerstörte. Frau Minna glaubte Ursache zur Eifersucht zu haben, machte Hallo — wie sie sich in den vorliegenden Briefen ausdrückt —, erkrankte in Folge der Aufregung und reiste zu ihren Verwandten nach Sachsen, während sich Richard nach Italien zurückzog. Aus dieser Zeit, in der „Tristan und Isolde" angefangen wurde, sind mehrere Briefe Minna's vorhanden, doch verbietet die Rücksicht auf annoch Lebende die Veröffentlichung. Nur einige Auszüge, die für Richard und Minna Wagner charakteristisch sind oder Neues enthalten, mögen hier folgen.

Dresden, den 29. December 1858.

Unmöglich kann ich dieses verhängnißvolle Jahr beschließen ohne nicht zuvor Dir meine herzlichsten Grüße zu senden. Bitte, schreibe mir doch bald, ob es Dir gut geht.

Leider kann ich Dir dies nicht von mir sagen, ich bin elend und krank durch zwei Abscheulichkeiten geworden und werde mich sehr langsam, vielleicht gar nicht wieder erholen. Mein armes Herz tobt noch gewaltig. Ich sehe elend aus, daß mich meine Bekannten nicht wieder erkennen.

Daß ich mir hier eine kleine Parterre-Wohnung gemiethet hatte, glaube ich Dir geschrieben zu haben, ich wollte mir nur das Nöthige von unseren Effecten aus Zürich kommen lassen, was ich aber glücklicher Weise nicht mehr nöthig hatte, weil die gute treue Frau Tichatschek*) mir das kleine Logis, bestehend in zwei Stübchen, so nett von ihrem Ueberfluß hergerichtet hatte, daß nichts fehlte, sogar die kleine Küche und Speisekammer hatte sie ausgestattet, Holz, Kohlen, Erdäpfel, Eier, Mehl, Brod, Butter u. s. w. fehlen nicht. Es war mir dieser Freundschaftsdienst in verschiedener Hinsicht außerordentlich lieb, da mir mein Schwager das erforderliche Geld doch nicht vorschießen konnte. Ich lebe sehr eingeschränkt und sitze dennoch auf dem Trocknen. Mein guter Mann scheint in Venedig selbst sehr viel zu gebrauchen, wie das stets der Fall ist, wenn er allein lebt, so daß nichts für mich übrig bleibt. Neujahr sollte ich Geld von ihm zugewiesen bekommen, gestern jedoch schreibt er mir, daß er es selbst nöthig gebrauche. Recht hübsch das, doch ich bescheide mich und werde nicht gerade Hungers sterben, wenn ich nur ein Dach und eine warme Stube habe. Richard ist viel krank in Italien, erst drohte ihm ein garstiges nervöses Fieber, das ihn zwölf Tage in das Bett bannte. Seit beinahe fünf Wochen hat er eine große offene Wunde im Bein, die fortwährend eiterte, so daß er heftige Schmerzen dabei empfand. Von Auftreten ist gar keine Rede; er wird in und aus dem Bett getragen und kann natürlich nicht an Arbeiten denken.

Der verhängnißvolle Tristan, den ich seines Anlasses wegen gar nicht liebe, scheint nur mit großen Unterbrechungen und Anstrengungen in das Leben gerufen werden zu können. Wollen sehen, was bis dahin noch Alles geschieht. Mir scheint es, als ob bei solchen Arbeiten kein Glück wäre. Vielleicht irre ich mich hierin. Wir wollen daher sehen, was das Ende bringt, und ob diese Oper den Leuten gefällt. Ich wünsche es von Herzen! Doch einer ersten Aufführung beiwohnen kann ich aus verschiedenen Gründen noch nicht.

Die Mittheilung von dem Tode des kleinen Guido hat mich völlig erschreckt. Gott möge dieser kalten, vom Glück verwöhnten Frau alle Schicksalsschläge fern halten, aber ich glaube, daß es eine Vorsehung giebt. Ich dachte mir immer, wenn nun plötzlich unser Herrgott solchen Uebermuth durch Krankheit eines Kindes Einhalt thun würde — und siehe da! o mir schaudert völlig!

Versteht sich, daß ich keine Magd mir halten kann. In große Gesellschaften darf ich nicht gehen, nur in kleinen Familienkreis, dagegen muß ich auf Anrathen meines Arztes das Theater oft besuchen, wo ich nicht zu sprechen nöthig habe, was mich sehr anstrengt. Den Besuch der Theater durchzuführen, würde mir nicht gut möglich geworden sein, wenn mir Se. Excellenz Herr von Lüttichau, dem ich anstandshalber einen Besuch machen mußte, anderen Tages nicht ein Billet für alle Vorstellungen zugeschickt hätte, ohne daß ich nur ein Wort darum verloren. Das war höchst liebenswürdig und eine Ausnahme, die nur selten Jemandem zu Theil wird. Ueberhaupt nehmen mich die hiesigen Leute sehr herzlich und freundlich auf und, wie ich glauben muß, diesmal nur meiner selbst willen. Doch wie gesagt, ich muß mich ruhig halten, um mich nicht aufzuregen, was mir sogleich meine alte Schlaflosigkeit herbeiführt.

Meine Kur hier wird noch sehr lange dauern, somit werde ich meinen Mann nie wieder oder doch noch sehr lange nicht wieder sehen. Ich brauche Ruhe und Frieden.

. . . Das liebe Weihnachtsfest ist vor der Thür. Die Leute kaufen ungeheuer viel, trotz der entsetzlichen Theuerniß hier. Nur ich werde sehr still und ohne Bescheerung das Fest, sowie das Neujahr verleben.

Richard schreibt mir viel und herzlich, ich ihm auch, dennoch aber wünsche ich ein Zusammensein mit ihm noch sehr fern. Ich würge immer noch daran, aber es will nicht hinunter.

Apropos sage mir in Deinem nächsten Briefe doch noch einmal den Namen jenes Mannes, dem Du begegnet und der geäußert hatte: Schade, daß die Wagner wieder zu ihrem Manne geht, sie hätte zu mir kommen können, da ich Wittwer bin u. s. w. Daß ich nicht zu ihm und Keinem gehen würde, weißt Du. Das hätte ich auch schon haben können; doch interessirt mich zu wissen, wer der ist, der das zu Dir sagte. Befriedige meine Neugier.

Dresden, den 12. März 1859.
Marienstraße 9.

Meine Gute, Liebe!

Heut seit langer Zeit drang der Sonnenstrahl in mein Herz, durch Deine lieben Zeilen. Versteht sich, sehen müssen wir uns. Vielleicht läßt sich das mit einer Lohengrin-Aufführung vereinigen, zu der ich schon lange nach Berlin reisen wollte und wovon mich nur das abwechselnde Unwohlsein der Sänger abhielt. Es wäre mir auch ein doppelter Genuß, die Richard'sche Oper an Deiner Seite zu hören.

Anfang April will Richard wieder die Schweiz betreten und sogar bei Wille's in Herrliberg wohnen. Was sagst Du dazu? Doch muß ich Dich bitten, dies Geheimniß bei Dir zu bewahren, da mein guter Richard im strengsten Incognito dort wohnen will. Wenn er nicht ausgeht und nur im Zimmer stecken bleibt, dann glaube ich, ist es möglich, daß man seine nahe Anwesenheit nicht bemerkt. Er schreibt mir, daß er die beiden Knaben Wille's jetzt sehr liebt u. s. w. Seit lange schon bekam ich wieder unfreundliche Briefe, der Grund davon ist mir nun klar. Oh wie freue ich mich, Dich bald zu sehen, mit Dir sprechen zu können!

Vorgefallen ist hier nichts, was werth wäre, Dir mitzutheilen; Du dagegen wirst Manches erfahren haben, was mich interessiren könnte und Du mir in Deinen Zeilen verschweigst. Ich finde, Du hast Recht. Unwillkürlich fällt mir aber immer ein, was auch Du kennst:

Die Welt will, daß man sie betrüge
Durch ein erheuchelt fromm Gefühl,
Mit Anstand immer Frieden lüge,
Wenn's in der Brust auch dumpf und schwül.

Die Devrient ist sehr krank, ihr Mann ist jetzt hier. „Das Leben ist ein Traum, dieses wünscht Dein Staberl." Das ist doch zu hübsch und soll mein Wahlspruch für alle Zeiten sein.

Schandau, den 26. Juli [1859].

Bis Ende August bleibe ich hier. Wohin mich dann mein Schicksal führt, ist unbestimmt. Es ist möglich, daß ich nächsten Winter nach Berlin gehe, um ihn dort zu verbringen, d. h. nur in dem Falle, wenn Richard nach Amerika ginge, was für ihn pecuniär gut wäre und ihm

*) Die Gattin des Dresdner Hofopernsängers Josef Tichatschek.

auch als Künstler lieb sein müßte, weil er dort ein ausgezeichnetes Orchester zu seiner Verfügung bekommen würde, nach dem er so viele Jahre vergebens schmachtet. Daß er noch immer in Luzern sich aufhält, wird Dir nicht unbekannt sein. Durch die Unzuverlässigkeit meines lieben Mannes wurden mir neue Kränkungen nicht erspart, wodurch mir ein Wiedersehen nicht sehr bald wünschenswerth sein könnte. Doch das Schlimmste dabei ist, daß ich immer wieder Rückschritte in meiner Gesundheit machen muß. Mein altes Herzklopfen und Zittern am ganzen Körper ist wieder so heftig, daß ich kaum schreiben kann.

Mit dem Tristan wird Richard erst Anfang September fertig werden, also gerade in zwei Jahren, statt in einem. Möchte diesmal seine Muse von besserem, förderndem Einflusse in der Ferne auf ihn wirken, als es in der unmittelbarsten Nähe geschehen ist! Leider sind die Kriegszeiten der Kunst nicht sehr vortheilhaft. Wagner schrieb mir, daß er den Nachtheil sehr hart empfinde, was auch schlimm für mich ist.

Unsere Uebersiedelung nach Paris steht unter den jetzigen Bewandtnissen noch in weitem Feld, wie überhaupt mein Wiedersehen mit meinem Mann.

Bad Schandau, den 29. August [1859].

Gern hätte ich Dir früher geschrieben, wenn ich Dir Bestimmtes über meine Zukunft hätte mittheilen können, allein das ist noch Alles in der Schwebe, nichts läßt sich bis jetzt bestimmen, nicht einmal, ob ich genesen werde oder nicht; ich glaube Letzteres. Die dummen neuen Aufregungen, die ich noch vor meinem Fortgehen von dem schönen Dresden vor beinahe drei Monaten durch meinen guten Mann abermals erleiden mußte, haben mich wieder bedeutend und für lange zurückgebracht, wie dies beim Herzleiden ja so leicht der Fall ist. Muß ich nun unter solchen Umständen bei fortgesetzten Kränkungen, die meine Herzkrankheit verschlimmern und mir sogar des Nachts den erquickenden Schlaf rauben, nicht öfter rückwärts schauen? Muß ich nicht alles Vertrauen verlieren, wenn mir das kaum Versprochene: daß ich nur noch Gutes empfangen, d. h. keine Beleidigungen mehr zu ertragen haben soll — immer wieder gebrochen wird? Nein, meine Gute, da gehört ein ganz besonderer Charakter dazu, um da noch vergessen und gesund zu werden. Meinen Mann mit einem Anderen tauschen, möchte ich nicht um eine Welt; im Gegentheil, ich möchte in Ruhe und Frieden in einer Ecke der Welt mein bischen Erdenwallen verbringen.

Richard ist noch immer in Luzern im Schweizerhof. Man hatte ihn einige Wochen mit dem Visa auf seinem Paß aufgehalten; mittlerweile hat er die Lust, nach Paris zu gehen, etwas verloren, zumal auch er annahm, daß Ollivier's noch nicht zurück sind.

Am 6. d. M. wurde endlich Lohengrin auf dem Hoftheater in Dresden zum ersten Male aufgeführt. Ich liebe diese Oper sehr, und die Hauptpartien wurden besser als in Berlin durchgeführt. Ich muß mich öfter an Richard's Werken erlaben und kräftigen, sonst könnte ich keine freundlichen Briefe an ihn schreiben. An mir hat er gewiß eine glühende Verehrerin seiner früheren Werke. Mir ist es, als hätte ich sie mit geschaffen, da ich ihn währenddem pflegen und alle häuslichen Sorgen allein auf meine Schultern nehmen durfte. Wie so ganz anders war er in den letzten Jahren unseres Beisammenseins!

Man erkennt aus diesen Briefen, daß Minna ihren großen Gatten noch immer liebte und verehrte, und daß es trotz ihrer gegentheiligen Versicherungen nur seines Winkes bedurfte, sie wieder in seine Arme zu führen. Ende März 1859 war er in Folge der kriegerischen Unruhen in der Lombardei nach der Schweiz zurückgekehrt, diesmal nach Luzern, wie wir gesehen haben. Aber schon im September siedelte er nach Paris über, um sich dort in erfrischendem Verkehre mit den lebendigen Organen seiner Kunst zu erhalten und womöglich eine Aufführung des Tannhäuser durchzusetzen. Bald nach seiner Uebersiedelung traf auch Frau Minna bei ihm ein, ungeachtet der Warnungen ihrer sämmtlichen Angehörigen und Freundinnen, die ihr neue Kränkungen und alles Schlimme vorhersagten. (Schluß folgt.)

Klaus Groth und Fritz Reuter.

Von Professor K. Köster.

Klaus Groth hatte bekanntlich anfangs über Fritz Reuters Erstlingswerk ein hartes Urtheil gefällt, das nicht allein damals zu einem recht unerquicklichen Streite zwischen den beiden Koryphäen plattdeutscher Poesie führte, sondern noch bis in die jüngste Vergangenheit nach nunmehr fast vierzig Jahren Veranlassung gegeben hat, Klaus Groth die bittersten Vorwürfe wegen seiner damals ausgesprochenen Ansichten zu machen und ihn in der herbsten Weise anzugreifen. Wie erklärt sich denn Groth's hartes Urtheil über Fritz Reuter? Hat er an demselben bis zuletzt festgehalten?

Klaus Groth mußte, und zwar anfangs allein, den harten Kampf gegen alle Vorurtheile, die fast allgemein gegen das Plattdeutsche als Schrift- und Dichtersprache herrschten und von den verschiedensten Seiten mit Bitterkeit ausgesprochen und immer von Neuem wiederholt wurden, ausfechten. Und die Vorwürfe, die dem Plattdeutschen gemacht wurden, welche waren es? Die Sprache, hieß es, passe nicht für edle Gegenstände, sei nicht fähig, höhere Stimmungen des Herzens und Gemüthes in angemessener Weise zum Ausdruck zu bringen. Und die Gegner, die weder das plattdeutsche Volk noch seine Sprache anders als höchstens sehr oberflächlich kannten, die mit nicht geringer Verachtung auf das Plattdeutsche herabsahen, waren von ihrem parteiischen Standpunkte aus vielleicht im Recht. Woher hatten sie denn ihre Kenntnisse des Plattdeutschen? Die Sprache der Wissenschaft, der Kirche, der Schule, es war die hochdeutsche, — die Sprache des Handels und Verkehrs in allen höheren Schichten der Bevölkerung, die Sprache der Gebildeten im Umgange mit ihresgleichen war die hochdeutsche. Das Plattdeutsche vernahm man in den größeren Städten nur bei den niederen Volksclassen, auf dem Lande bei der kleinstädtischen und bäuerlichen Bevölkerung, und deren Gesichtskreis war dazumal allerdings bei der verhältnißmäßig geringen Schulbildung, bei dem damals nur schwierigen Verkehr mit den Centren höherer Cultur ein sehr beschränkter; er umfaßte die Gegenstände und Erlebnisse des alltäglichen Lebens dieser Kreise, der bäuerlichen Wirthschaft, der Schifffahrt, des niederen Handwerks. Derer, die aus diesen Kreisen sich emporarbeiteten, in den Mittelpunkt geistigen Lebens, in die höheren Kreise der Gebildeten traten, waren im Allgemeinen nicht Viele. Sie sprachen dann hochdeutsch. Werfen wir einmal einen Blick auf die damalige Schuljugend unserer der Zahl nach sehr beschränkten, meistens nur in den größeren Städten befindlichen höheren Schulen. Es waren mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen Söhne von Leuten, die ein Universitätsstudium hinter sich hatten oder sonst durch ihre Stellung, ihre Umgebung, ihren Wohnort an den Centren der Kunst und Wissenschaft eine höhere Bildung erworben hatten. Ganz anders heutzutage, wo selbst kleine Bauern, Handwerker, Kaufleute, Volksschullehrer ihre Söhne die in Folge der allgemeinen Einführung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes wie Pilze aus dem Boden geschossenen kleinen und größeren höheren Lehranstalten besuchen lassen. Wo man damals zur Noth einmal plattdeutsche Verse oder Gedichte, wenn man sie so bezeichnen kann, zu hören bekam, fand man, daß sie mit dem täglichen Leben dieser niederen Kreise in naher Berührung standen, „nach dem Kuhstall rochen" und die allerdings oft recht derben Späße dieser Volkskreise zum Ausdruck brachten. Bänkelsänger und andere Poeten der Art lieferten oder verbreiteten sie. Diesen Zuständen ein Ende zu machen, war Klaus Groth seit langen Jahren bemüht gewesen. Er hatte einen behaglichen und gesicherten Beruf aufgegeben, seine Gesundheit, sein Leben daran gesetzt und hatte den Versuch gemacht zu zeigen, daß auch das Plattdeutsche wohl fähig sei, die edelsten Empfindungen des menschlichen Herzens, auf die erhabensten Ziele gerichtete Gedanken, nicht nur des

alltäglichen Lebens Erfahrungen, sondern die höchsten Ideale in schöner, ebenmäßiger Sprache ausdrücken und mitzutheilen. Sein Quickborn in seiner jetzt wie damals unbestrittenen Schöne ward aber nur von Wenigen verstanden, und Viele von diesen wollten diese hochidealen und doch das reale Seelenleben des Menschen darstellenden Poesieen nicht als plattdeutsche gelten lassen; sie athmeten hochdeutschen Geist, behaupteten sie, „weil das Plattdeutsche nur gemeine und allen Idealen fernstehende Gegenstände und Seelenstimmungen darzustellen im Stande sei!“

Da erschien neben Klaus Groth als plattdeutscher Dichter Fritz Reuter mit seinen „Läuschen und Rimels“; und wenn er sich in diesen Gedichten und Schnurren auch über die bisherigen Dichterlinge der damaligen Zeit mit ihren Machwerken nicht unbedeutend erhob, der Stoff war doch der alte in Vorstellungsweise und Ton: bei ihm diente die plattdeutsche Sprache wieder, um oberflächliche, derbe Scherze und allerlei spaßhafte und witzige Anekdoten zum Ausdruck zu bringen. Aber dabei erkannte Groth sofort die hohe Begabung des Verfassers dieser Gedichte. Wer wollte es ihm mit einigem Recht verargen, wenn er Front machte gegen einen solchen — Mißbrauch der plattdeutschen Sprache durch einen hervorragend begabten Dichter?! Denn so darf man es wohl bezeichnen, wenn man sich auf Groth's Standpunkt stellt und mit ihm das große und erhabene Ziel im Auge behält, dem er zustrebte: die plattdeutsche Sprache als solche zu halten und zu heben, die Muttersprache der damals zehn Millionen Norddeutschen den Culturſprachen wieder anzureihen, wenigstens auf dem Gebiete der Erzählung und der Poesie. Waren denn die Bewohner des norddeutschen Flachlandes mit ihrer plattdeutschen Sprache nicht ebenso fähig als volle Menschen zu gelten? standen sie um ihrer Sprache willen geistig und seelisch hinter ihren Brüdern im südlichen Deutschland zurück? oder sollten sie, um ihr Menschenthum zur Geltung zu bringen, ihre Gedanken und Empfindungen erst in die ihnen immerhin mehr oder weniger fremde hochdeutsche Sprache umsetzen?

Anstatt eines Helfers fand nun Klaus Groth in dem Dichter der Läuschen und Rimels zwar keinen directen Gegner, aber einen Mann, der, ihm an und für sich nicht fern stehend, den Feinden der plattdeutschen Dichtung die besten Waffen in die Hand drückte zu Gunsten ihres Bestrebens der plattdeutschen Sprache ihre Fähigkeit, eine poetische und ideale Literatursprache im edelsten Sinne des Wortes zu sein oder zu werden, abzusprechen. Wir wollen gar nicht leugnen, daß Klaus Groth etwas über die Schnur gehauen hat in seinem Urtheile über Reuters erste Dichtungen, soweit sie ihm bekannt geworden. Groth selbst wußte sehr wohl, daß er sich in seiner Kritik anfangs zu einiger Heftigkeit hatte hinreißen lassen, obwohl er, was die Sache selbst betraf, seinen Standpunkt behauptete. Er hat es oft genug ausgesprochen, wie ja wohl bekannt ist und wie ich dessen häufig genug Zeuge gewesen bin. Sobald Reuter mit seinen folgenden Schriften auf der Bildfläche erschien, hat Klaus Groth ihn den Feinden und Nörglern des Plattdeutschen gegenüber mit Freuden als seinen hervorragendsten Genossen bezeichnet im Kampfe um die Anerkennung der Kraft, Schönheit und Würde der plattdeutschen Sprache, kurz des Werthes, den sie besitzt, der Vermittler zu sein für das Schönste, Edelste und Höchste, was in der Menschenbrust lebt und webt.

Wer könnte einem Schriftsteller höhere Anerkennung zollen, als es Groth gethan in seiner mir vorliegenden Besprechung von Reuter's „Festungstid“ und von seinem Gedichte „Hanne Nüte un de lütte Pudel“? Als Beweis meiner Behauptung führe ich einige Sätze aus diesen Besprechungen an. Ueber die „Franzosentid“ äußert sich Groth Weihnachten 1859 im Altonaer Merkur also: „Ut de Franzosentid ist von einer so köstlichen Lebendigkeit, voll ebenso echtem Humor, daß man sie dem Besten, was in der Art je von Spaniern oder Engländern geschrieben ist, kühn an die Seite setzen darf. Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich seinen Gegenstand gefunden, und die Freude des Schaffens selber, mit der diese Erzählung geschrieben sein muß, wird ihm gesagt haben, daß er ihn gefunden. Ich habe Fritz Reuter einmal aus innerster Ueberzeugung für seine Läuschen und Rimels weh thun müssen; ich konnte nicht anders, als ihm sagen, daß man auf Kosten der Würde des Volkes nicht lachen dürfe. Habe ich je seit dem Erscheinen der Pickwickier aus voller Seele gelacht, so ist es hier über diesen kostbaren Amtshauptmann aus dem echtesten Holz norddeutscher Biederkeit, seinem köstlichen Rathsherrn Hasse, über den komischen Müller und seinen Knecht Friedrich. Wie jene einen Franzosen betrunken machen und dieser ihn, den Verlorenen, später wieder sucht: es ist ohne Gleichen an Leben und Frische. Eben darin, daß der rechte Ernst die Folie bildet, daß Würde und Werth der Personen dabei nicht untergeht, ist der Unterschied von den früheren Productionen Fritz Reuter's. Bei allem Lachen wird es dem Leser an einer Thräne nicht fehlen und an der herzlichen Theilnahme für eine schöne Seele in der Hülle eines schlichten jungen Mädchens.“

Zu „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ bemerkt Groth in demselben Blatte im December 1860: „Für Freunde der plattdeutschen Litteratur würde die Anzeige genügen, daß Fritz Reuter's Neuestes in einer gereimten Erzählung besteht, die man als ein Seitenstück zu seiner Prosaerzählung „Ut de Franzosentid“ in den „Ollen Kamellen“ bezeichnen kann. Sie ist mit derselben Lebendigkeit und Frische erzählt, knüpft mit derselben Sicherheit den Faden der Handlung und führt ihn weiter ohne Irren und Schwanken.“ Nur ist der Stoff so real und die Verwickelung ist auch dem Stoffe nach so spannend, daß man fast die gebundene Rede als einen Schnür- und Hemmschuh empfindet für den nothwendigen raschen Fortschritt. Allein Reuter baut seine Reime so mühelos, Wort und Bild fließen ihm in solcher Leichtigkeit zu, daß man kaum den Zwang der Rede empfindet“ u. s. w. Und zum Schluß: „Wir aber können und müssen jedenfalls auch für diese seine Arbeit dankbar sein; sie zeigt uns unser prächtiges norddeutsches Volk in seiner Würde, sie zeigt unsere Sprache in ihrer Macht.“

Nachdem Groth bereits vor vierzig Jahren über Reuter's beste Dichtungen sich derartig anerkennend ausgesprochen, ist ganz gewiß nicht die geringste Berechtigung mehr vorhanden zu stetig neuen Angriffen auf seine Person wegen seines Urtheils über Reuter's Erstlingswerk. Ueber die Art, wie der Kampf von jener Seite geführt wird, bin ich nicht gesonnen mich weiter auszulassen. Denn in den Ton, wie er drüben stets wieder angestimmt wird, einzustimmen, verspüre ich keine Neigung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der gute Anton.

Von Anselm Heine.

Fünfzehn Jahre hat er ihr gehört und nun — — —

Von Neuem beginnt sie ihr Hin- und Herwandern, die Schleppe ihres weißseidenen Schlafrocks raschelt leise am Boden nach. Thränen fließen ihr über's Gesicht.

Sie hat es nie glauben wollen — das mit der Andern, nun schreibt er es selbst. In Helgoland hat er sich trauen lassen, ganz in der Stille. Und wie brutal er seine Mittheilung gemacht hat! Einfach ein kurzer Brief an ihren Mann: seine Heirath, daß seine Frau eine

Belgierin sei, und daß er mit ihr in Brüssel leben würde. Kein Wort an sie ... Laut aufschluchzend wirft sie sich über die Chaiselongue und bearbeitet die große weiße Decke, die da liegt, mit ihren Fäusten. Wie ein ungezogenes Kind. Dann streichelt sie das weiße Fell. Von ihm! Alles, was sie hier umgiebt, ist von ihm. Er war ja immer so sorgsam und verschwenderisch für sie. Auch das ist jetzt vorbei. Auch das hat jetzt die Andere. Sie schließt die Augen und stöhnt. Unaufhörlich muß sie sich das ausmalen: die Beiden zusammen. Sie kennt ihn so genau. Jede Situation. — Und wer weiß, wie lange sie schon getheilt hat mit der Andern? Er reiste so oft nach Belgien in den letzten Jahren. Dies ist das Erniedrigendste. Zu denken, daß er sie betrogen hat! Und sie ist immer so selig gewesen, wenn sie an seinem Arme in eine Gesellschaft trat oder an seiner Seite spazieren fuhr. Alle kannten den berühmten Künstler und beneideten sie um diesen Besitz. Selbst ihr Mann war stolz auf die Bekanntschaft. Merkwürdig harmlos ist der immer geblieben zwischen ihnen Beiden. Holthaus empfand es sogar manchmal peinlich, daß er von ihm immer wieder eingeladen wurde, nach Berlin zu kommen und bei ihnen zu wohnen. Ja, sie hat Glück gehabt bis jetzt. In Allem. Das schöne Haus, die Kinder gut verheirathet und ihr lieber Mann, der eine so rührende Verehrung für sie hat. Der Gute! Sie richtet sich auf, ganz fromm und ernsthaft.

„Ja, nun werde ich wieder eine ehrbare Frau werden." Sie hat die Hände gefaltet. Gott führte sie doch gnädig. Nun befreite er sie von all der Lüge, die doch immerhin schwer auf ihr gelastet hatte. Jetzt wollte sie ihrem Anton wieder eine treue Gattin sein. Daran sucht sie sich aufzurichten. Aber dann kommt ihr ein unbequemer Gedanke. Wenn es schon zu spät wäre? Wenn ihr Mann Verdacht schöpfte? Sie hat so haltlos geweint heute Morgen, als er ihr den Brief vorlas. Das muß er ja gemerkt haben! Mit Anstrengung ruft sie sich sein Verhalten in jenem Augenblick zurück. Hat er nicht ein sehr betroffenes Gesicht gemacht? Damals, in ihrer Aufregung hat sie auf nichts geachtet, aber nun fällt ihr Alles wieder ein. Ganz eigenthümlich hat er sie betrachtet. Sehr prüfend. Und dann äußerte er ein paar unfreundliche Worte. Er, der immer so zärtlich ist. Er sagte: „Du solltest doch mehr auf Dich halten, Amalie, mir scheint, Du vernachlässigst Dich seit einiger Zeit." Amalie! Sonst sagte er Amélie. Und keine Silbe über die Heirathsanzeige. Dann, als er in's Geschäft ging, hat er ihr nicht die Hand geküßt. Ganz steif und finster ist er aufgestanden und zur Thür hinausgegangen. Er weiß es, er weiß es! Jetzt weiß er es!

Verstört starrt sie in's Leere. Was soll sie beginnen? Er wird sie fortschicken, hinaus aus der warmen Behaglichkeit, in der sie so glücklich war. Das ist der Zusammenbruch, die Vernichtung. In diesem Augenblick erscheint ihr der Schmerz um Holthaus wie ein thörichter Luxus. Alle ihre Gedanken concentriren sich in dem einen Wunsche, der Vergeltung zu entgehen. Mechanisch tritt sie vor den Spiegel. Kann Anton sie denn wirklich entbehren? Aber der Spiegel giebt ihr keinen Trost. Er zeigt ihr eine schlaffe, allzu üppige Gestalt und ein schlaffes, vor Erregung fleckiges Gesicht. Nein, er wird ihr nicht verzeihen. Kein Ehrenmann würde das. Und Anton gerade, der seine Frau auf einen Thron stellt. Er lebte ja nur in ihren Triumphen. Jeden ihrer gesellschaftlichen Erfolge betrachtete er als persönliche Auszeichnung für sich selbst. Der Gute! Und nun auf einmal dieser Schlag für ihn. Was muß er dabei leiden! Ein warmes Mitleid mit diesem Manne, den sie all' die Zeit her halb vergessen hat, steigt in ihr auf. Sie kommt sich gegen ihn so niedrig vor, seiner Güte so unwürdig. Wie hat sie es nur über's Herz gebracht, ihn zu betrügen, Jahr um Jahr? Am liebsten möchte sie sich vor ihm verkriechen. Nicht mehr aus Furcht, jetzt nur aus überwältigender Scham und aus Jammer über das, was sie ihm angethan hat. Aber sie will sich vor ihm demüthigen, ihm Alles beichten. Und dann will sie sogleich sein Haus verlassen, damit er von ihrem Anblick befreit wird. Wirre Pläne huschen über ihre Seele.

Da klingelt es an der Hausthüre. Irgend eine Frauenstimme. Eine Commerzienräthin wird gemeldet. Merkwürdig, wie viele gute Freundinnen sich nach ihrem Befinden erkundigen, seit heute Morgen! Das ist nun schon die Vierte. Aber sie kann nicht empfangen in diesem Zustande. Sie kann nicht.

„Sagen Sie, ich hätte Migräne, Fanny!" Aber die gute Freundin geht nicht. Sie ist draußen im Flur mit dem Hausherrn zusammengetroffen, der aus dem Contor herauf kommt. Sie reden zusammen. Die angstvolle Frau hier drinnen hört jedes Wort. Erst Gleichgiltiges, und jetzt, jetzt kommt die Folter. Mit angehaltenem Athem steht sie an der Thüre und leidet. Vor Allem für ihren Mann, dem nun auch das nicht erspart bleibt.

„Also mit Holthaus ist es nun doch wahr?" fragt die Besucherin. „Man munkelte schon lange von einer schönen Belgierin. Das Verhältniß muß schon Jahre lang bestehen, und was sagt denn Ihre liebe Frau zu der Geschichte? Wußte sie davon? Und wird sie Holthaus nicht ein wenig vermissen? Wie?"

Und jetzt fängt er an zu sprechen, ihr Mann mit seiner hohen, ein wenig scharfen Stimme. Was wird er sagen? Was sagt er nur? — Das Blut rauscht ihr in den Ohren. Aber allmälig nimmt sie sich zusammen. Und jetzt versteht sie. Ganz genau. Ein hysterische Lust zu lachen kommt sie an. Kichernd und schluchzend spricht sie hier drinnen Alles nach, was sie ihn draußen sagen hört:

„Ich kann nur wiederholen, gnädige Frau, Holthaus denkt nicht daran, seine bisherige Lebensweise aufzugeben. Noch heute hat meine Frau einen Brief von ihm erhalten, in dem er auch dieses unmöglichen Gerüchtes erwähnt. Solches Geschwätz entsteht ja leicht, namentlich, wenn es sich um eine Person en vue handelt. Nein, Holthaus war und ist unverheirathet und wird es bleiben. Vielleicht verbreiten Sie das gütigst, gnädige Frau?"

Er hat sehr langsam und pointirt gesprochen. Mit beleidigter Stimme. Die Gattin sieht ihn förmlich vor sich, wie er sich bläht und sich kropft und auf die Zehen reckt. Ihr Gesicht ist weiß geworden, der Mund verzieht sich, als sähe sie ein Gewürm. Und auf einmal wird sie ganz ruhig. Jetzt ist sie keine Schuldige mehr. Er hat zurückgezahlt.

Noch immer hört sie ihn, wie er sich anstrengt und die „Familienehre vertheidigt". Sie lächelt bei dem Wort, das ihr in den Sinn kommt. Beinah ein wenig amüsirt. Und dann zieht eine Art Frieden über sie. Eine ruhige ironische Behaglichkeit. Er hat ihr über Schmerz und Reue hinweggeholfen. — Am Ende muß sie ihm noch dankbar sein.

Dem guten Anton!

Aus der Hauptstadt.

Die letzte Hypothek.

Die Hirsche schrien heuer, im total verregneten September, nicht mit der Freudigkeit und der Passion, die sie sonst vortheilhaft auszeichnet. Bei dem kläglichen Verlaufe der Brunst und dem geringen Ohrenschmause, den das königliche Wild diesmal bot, behielt man im Romintener Jagdschlosse Zeit und Ruhe, aufmerksam dem Geschrei zu lauschen, das aus den Berliner Waldungen schreckhaft herüberdrang. Das Hifthorn gellte durch den Thiergarten und durch's Kastanienwäldchen, die Piqueure sprengten rastlos von der nördlichen Wilhelmstraße zur südlichen, und die Meute der im Solde des Regenten stehenden Chefredacteure, Recherchеure, Agenten und Vertrauensmänner hoffte schon kläffend das Wild gestellt zu haben. Aber Herr Dr. Johannes v. Miquel ist kein capitaler Vierundzwanzigender, der in reckenhafter Leidenschaft mit wildem Röhren dem vermeintlichen Nebenbuhler entgegenzieht und dabei einem gewandten Schranzen Gelegenheit zum meuchlerischen Blattschusse giebt. Herr Dr. Johannes v. Miquel ist auch in Liebenberger Forsten nicht zu erlegen, wie das unglückliche Böcklein de Caprara de Monteeuccnli, das arglos in die plumpe Falle lief und sich mit Knütteln todtschlagen ließ. Herr Johannes v. Miquel gehört vielmehr als guter

Frankfurter zu den paar excellenten Goethekennern, deren wir uns rühmen dürfen, und ist mit den politischen Kunstgriffen des Reinecke Fuchs über die Maßen vertraut. So zerrann das umfangreiche Kesseltreiben gegen ihn in Erfolglosigkeit. Just der überlaute Lärm im Berliner Walde, der allzu frühe Siegesjubel des Trosses veranlaßte den Jagdherrn von Rominten, den getreuen Fuchs noch nicht auszugraben. Haman ist Minister geblieben, der Galgen, den die um Mardochai für ihn errichtet hatten, hat seinen Beruf verfehlt, und Israel darf nicht tanzen und fröhlich sein.

Wer die Geheimgeschichte der preußischen Ministerkrisis von 1899 schreiben will, thut gut, sich gleich morgen an die Arbeit zu machen, denn übermorgen ist vielleicht schon jede Spur verweht. Der Kaiser weiß und tonßte, daß sein Finanzminister niemals für den Canal geschwärmt hat. Aus den 216 Millionen Baugeld, so rechnete Miquel, werden sicherlich im Laufe der Jährlein 316 oder 416 Millionen, und zu dem Zinsverluste, den der Staat Jahr für Jahr an dem hoffnungslos unrentablen Unternehmen haben wird, kommt der Rückgang der Eisenbahnprofite. Es kommt hinzu die schwere Schädigung der Landwirthschaft, die unter Umständen zu bedrohlicher Explosion führen und neben dem militärfrommen Bunde der Landwirthe eine radicale Bauernpartei Sigl-Wieland'scher Observanz aus dem Boden stampfen kann. Es kommt hinzu die Gefährdung der schlesischen Interessen, die selbst dem Nickertknappen Gothein in die Augen gesprungen ist und ihn zu entschiedenem Widerspruche gegen das Canalabenteuer gezwungen hat. „Die Schlesier", sagte ein großer Mann, „müßten Tinte gesoffen haben, wenn sie sich in Gutem oder in Bösem den Canal aufbürden ließen". Dr. Hans Miquel vereinigt nicht umsonst in seinem Hirn die Intelligenz des Gesammtministeriums. Er erkannte die Schwächen der Canalphantasterei, erkannte auch diesmal, daß die Agrarier und alle anderen Vertreter der östlichen Provinzen Esel sein müßten, wenn sie die Aventiure mitmachten. Doch es lag nicht in seiner Art, sich dem königlichen Willen unverblümt entgegenzustemmen. Immerhin hatte er den verhältnißmäßigen Muth, von der Reise nach Dortmund abzurathen, wo dann das Wort von dem unbeugsamen und unerschütterlichen Entschlusse fiel, und an den Dortmunder Feierlichkeiten nahm er nicht Theil.

Die da behaupten, ihn allein treffe die Schuld an der Ablehnung des lustigen Projectes, haben so unrecht nicht. Allerdings trat er auf Wunsch seines königlichen Herrn und um der lieben Einheitlichkeit des Ministeriums willen im Landtage wiederholt für den Entwurf ein, aber so, daß selbst die Nichtfortgeschrittensten den Mangel an Begeisterung bemerken mußten. Auch war die Regierung ohne ihn ein todtes Uhrwerk. Die ragenden Herren hatten sich im Laufe der Jahre vollkommen daran gewöhnt, daß er Alles machte, alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. Jetzt, wo er matten Herzens die Sache ihren Gang gehen ließ, fiel es ihnen in ihrem Gottvertrauen gar nicht bei, nun wenigstens ihrerseits die doch unumgänglichen Vorbereitungen zu treffen. Wieder einmal ist bei diesem Anlasse das Ministerium von den Nörglern weit überschätzt worden. Keinem Politiker konnte der Gedanke kommen, daß die ehrlich canalschwärmenden Excellenzen, die doch dazu den dringenden, heißen Wunsch des Kaisers kannten, nicht einmal den kleinen Finger rühren würden, um sich bei Zeiten eine Mehrheit im Abgeordnetenhause zu sichern. Diese Mehrheit wäre zu beschaffen gewesen; nur zur rechten Stunde hätte es eines freundschaftlichen Winkes an die Adresse der beamteten Volksvertreter bedurft. An solche Einwirkung aber dachte man erst, als es schon viel zu spät dazu war, als bereits die politische Ehre der Landräthe auf dem Spiele stand. Daß sie dann das Wartegeld dem Harakiri vorzogen, ist weniger ein Beweis heroischer Moralität als schlichten, aber gesunden Menschenverstandes.

Zum ungeheuchelten Erstaunen des Herrn von der Recke und der übrigen Aufrechten im Ministerium fiel die Vorlage. Ihre ohnmächtige Wuth äußerte sich in gewaltigen Lufthieben, die alle krachend auf unschuldige, glücklicher Weise derb organisierte Häupter gingen. Schärferen Instinct verrieth die liberale Presse. Da Herr Alfred Dreyfus sein Revisionsgesuch zurückgezogen hatte, gab es in Frankreich für ihre Wahrheits-, Humanitäts- und Gerechtigkeitsliebe nichts mehr zu thun, und so konnte sie sich wieder mit ungeschwächter Kraft den so lange vernachlässigten inneren Angelegenheiten widmen. Längst war Johannes Miquel ihrer cultur- und fortschrittsfreundlichen Seele ein Greuel. Er hatte die fatalen Einkommen- und Vermögens-Steuer-Gesetze durchgedrückt, die dem ohnehin überlasteten Börsianer den knappen und mühevollen Gewinn noch mehr schmälern. Er galt mit Fug als ein nur lauer und verdächtiger Freund neuer Handelsverträge, er hatte, trotz seiner verflossenen Directorschaft bei der Disconto-Commandit-Gesellschaft, den Effecten- und Schlußscheinstempel wesentlich erhöht, den Terminhandel eingeengt und den Börsencommissar erfunden. Und was dem Fasse den Boden ausschlug: er stand im dringenden Verdachte, den gebenedeieten Ramschbazarismus nicht für den letzten Culturfortschritt des Jahrhunderts zu halten. Der Stern der Stunde winkte; jetzt oder nie vermochte man seiner ledig zu werden. Zudem waren die duldenden Leser einigermaßen verstimmt ob der schmutzigen denunziatorischen Hatz auf die kleinen Land- und Regierungsräthe, die couragirt dem feinen Kopf von der Recke die Heeresfolge verweigert hatten, und Stimmen wurden laut, denen dies unaufhörliche Anschwärzen und Anpetzen ebenso schmachvoll dünchte, wie das Katzbuckeln und Royalistenspielen. So beschloß man, mit Heraklesmuth an den Gewaltigen Hand anzulegen. Seit Dortmund und seit der Canal statt zu Wasser zu Luft geworden war, schien Miquel's Credit beim Kaiser erschöpft. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Monarch die Zinsen von ihm einforderte und dann die Concursanmeldung erzwang.

Die Treibjagd begann bei günstigem Wetter. Viele Hunde sind des Fuchsen Tod, und von der betäubenden Wirkung ihres Gebells hatten die Preßköter eben erst in Rennes hinreichende Pröbchen abgelegt. So trauten sie sich das Höchste zu. Miquel's Falschheit und Doppelzüngigkeit, ja, sein dreister, königsfeindlicher, unfreisinniger Ungehorsam gegen die Weisungen des Monarchen wurden mit derselben heiligen Entrüstung und derselben Ausdauer an den Pranger geschlagen, wie kurz vordem die Mercier, Boisdeffre, Roget. Als nun gar Herrn Singer's Centralorgan die Honorarrechnungen des unseligen Postleitartiklers und Entrefiletfabrikanten veröffentlichen konnte, als der Stadt eine Geschichte erzählt werden konnte, wie man Präsident der Seehandlung wird und in dunkler Nachtstunde, aus dem Kastanienwäldchen kommend, fulminante Leiter gegen das Canalproject Seiner Majestät schmiedet, da war der Ring geschlossen. Der Mantel mußte fallen, der Herzog ihm folgen. Und wäre jetzt nicht Ernst Lieber auf dem Plane erschienen, der den fest eingewurzelten Glauben an die Schlauheit der Centrumsführer mit glänzendem Erfolg zu nichte macht, und wäre nicht ein Späßlein ersonnen worden nach Art des weiland Liebenberg'schen, wer weiß, ob es dann dem in Zahlungsschwierigkeiten befindlichen Finanzminister noch gelungen wäre, sich mit so guter Art herauszuwinden.

Ernst Lieber's Thun und Reden für sich. Er verrieth so gutmüthig seines Herzens Gelüste, und so aufdringlich pries er sich als den Retter aus allen Gefahren, inclusive der socialdemokratischen, an, daß er selbst bei Vertrauensvollen Verdacht erwecken mußte. Statt die gewiß sehr heilsame Fahrt nach Kiautschau anzutreten und mittlerweile den Topf in Berlin von Andern zerschlagen zu lassen, mischte er sich vorlaut in die Affaire ein und rettete dadurch den Topf. Gleichzeitig war der ungemein geschickte Versuch gemacht worden, die Conservativen und den Bund der Landwirthe gegen Miquel zu insurgiren. Boten von angeblich recht hoher Stelle waren gekommen und hatten gewisse Kunde im agrarischen Lager verbreitet, daß der Johannes es gewesen sei, der gegen Onkel Chlodwig's liebevollen Einspruch die Maßregelung der 22 Landräthe durchgesetzt habe. Die Führer des Bundes krochen nicht auf den Vogelleim, und wenn einige Blätter der Rechten es thaten, so darf dies höchstens als neuer Beweis für die These betrachtet werden, daß die Zeitungsindustrie umgekehrt proportional den Verstandeskräften der in ihr beschäftigten Menschheit zunehme. Man darf ja Herrn Miquel als natürliche Folge seiner ein bißchen zu großen Klugheit auch zutrauen, daß er gelegentlich eine sehr große Dummheit begeht. Nichts destoweniger war es eine Tollheit, anzunehmen, daß sich dieser Mann, der ganz genau weiß, wie wenig geheim die geheimen Verhandlungen des Staatsministeriums auf die Dauer bleiben, die Narretei zu Schulden kommen lassen würde, ein ganz offenbares und albernes Doppelspiel zu spielen, seinerseits und gegen den Willen der canalfreundlichen Collegen die gehässige Maßregelungsmaßregel durchzusetzen. Er mußte ja gewärtig sein, daß dieser heimtückische Streich zwei Stunden später in allen Abendblättern bekannt gemacht und glossirt wurde. Thatsächlich erwies sich denn auch die gewisse Kunde, die von angeblich recht hoher Stelle in's agrarische Lager gedrungen war, als unwahr, obgleich sie, wie sich das in solchem Falle von selbst versteht, buchstäblich Wahrheit gewesen war. Dem Ministerrathe hatte der Antrag vorgelegen, in Folge der Abstimmung über den Canal den Landtag aufzulösen und die widerspenstigen Landräthe aus Amt und Würden zu entfernen. Fürst Hohenlohe hatte sich, im hoffnungsfreudigen Optimismus seiner achtzig Jahre, für die Auflösung ausgesprochen, während Miquel das kleinere Uebel empfahl — denn etwas geschehen mußte jetzt, etwas thun mußte das Ministerium, um seine verletzte Autorität und auch die Autorität des Monarchen nach Möglichkeit zu wahren. Dr. Hans also bat, mit der Opferung der Landräthe fürlieb zu nehmen und diese Opferung schmerzlos zu vollziehen. Die Mehrheit fiel dem gewandten Redner bei, und man ersann die seltsame Strafe, dem störrigen Landrathe das volle Gehalt zu zahlen, ihn aber von jeder Arbeit bis auf Weiteres zu dispensiren.

Durch die „Versöhnung" mit den Conservativen also, deren Presse, von bösem Traum geängstigt, eine Minute lang Front gegen ihn machte, hat der große Finanzmann nicht die letzte Hypothek aufgenommen. Diese Versöhnung war überflüssig, da keine Entzweiung vorangegangen war. Immerhin wird der kuriose Vorfall dem Manne, dessen politische Pleite zur Zeit alle bedenklichen Elemente inbrünstig ersehnen und herbeizuführen trachten, ein Memento sein. Die letzte Hypothek nimmt Johannes Miquel nicht an dem Tage auf, wo er sich die Freundschaft der Rechten von Neuem sichert, sondern er greift zu dieser verzweifelten Transaction erst dann, wenn er seine Bundesgenossen im jenseitigen Lager sucht. Und die Psychologie des eigenartigen Mannes darf für abgeschlossen nicht eher gelten, als bis er diese That gethan oder sie endgiltig ungethan gelassen hat.

Er hat von Theophrastus Bombastus genug an sich, und die pupillarische Sicherheit seiner Augen ist gering genug, so daß man ihm bei oberflächlicher Betrachtung auch solch' einen Schritt wohl zutrauen könnte. Wie wenig es ihm um die Sache zu thun ist, wie still geduldig, vorsichtig gebeugten Rückens, er jeden Wassersturz und jedes Gewitter über sich hinbrausen läßt, das hat die Reise nach Dortmund hübsch illustrirt. Mit klammernden Organen hängt er an der Macht; die Begier, sie auszubeuten, sich das heimliche Scepter nicht entwinden zu lassen,

ist groß und größer vielleicht noch als seine nicht gewöhnliche Klugheit. Tiefer Einblick in die wirthschaftliche und politische Lage Deutschlands, wissenschaftlich genaue Erkenntniß des Ziels, wohin das Schiff gesteuert werden muß, wenn es nicht in früher Zukunft elend versinken soll, versinken, weil die Lenzpumpen versagen — keinem andern deutschen Staatsmanne eignet die Gabe auch nur annähernd so wie ihm. Man spricht ihm das Herz für die Bestrebungen der Kleinen ab, die keuchend dem zermalmenden Drucke des Land und Leute vernichtenden Großcapitals zu entrinnen suchen. Es mag sein, daß ihm das Herz überhaupt fehlt. Aber diesen immerhin kleinen Mangel ersetzt seine Einsicht. Sie befiehlt ihm und zwingt ihn, den Kern der Nation vor der Auslaugung durch die Börse und den Industrialismus, durch die unsinnige Weltmarkteroberei um jeden Preis zu schützen. Und wie die Dinge zur Zeit liegen, muß man es als die glänzendste Seite seines Talentes feiern, daß er den Nächstbetheiligten gar nicht als der Schutzpatron von Bauer und Kleinbürger erscheint. Denn Stumm und die Burgstraße sind Trumpf im Reiche.

Häuser bauen darf das kleine, werkthätige Volk nicht auf Johannes Miquel. Er würde vielleicht versagen, wenn ihn ein Gewaltger klipp und klar vor die Entscheidung stellte, von nun an Canal- und Weltmarktpolitik sans phrase zu treiben oder abzudanken. Der Machtkitzel siegte dann vielleicht über seine Klugheit. Inzwischen aber ist es so interessant wie herzerfreuend, den stillen Kampf dieses merkwürdigen Mannes zu verfolgen, zu beobachten, wie er, nachdem er sich unentbehrlich zu machen gewußt hat, ohne Unterlaß das Aeußerste thut, um den von oben her rauschenden Strom einzudämmen und zu nützlicher Arbeit zu zwingen. Zu beobachten, wie er den Staatswagen ganz unmerklich, in stummem Gehorsam und seiner Liebenswürdigkeit auf ein Gleis bringt, das nimmermehr zu der frostigen Berghöhe führt, nach der heute gekrönte Phantasie noch sehnsuchtsvoll zittert. All' dies aufreibende Bestreben und Mühen Johannes Miquels, das seine zähe Kraft doch gar nicht ermüden, um wie viel weniger ertödten zu können scheint, ist der einzige erquickliche Anblick in unerquicklicher Zeit. Und mehr: es ist unsere einzige Hoffnung, ist vielleicht die letzte Hypothek, die noch aufgenommen werden kann auf das Vertrauen des deutschen Volkes.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Rahab." Drama von Rudolf v. Gottschall. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Als ich wiederkam ..." Lustspiel von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.) — „Colinette." Lustspiel von G. Lenôtre und Gabriel Martin. (Neues Theater). — „Jagdfreuden." Schwank von Georges Feydeau. (Residenztheater.)

Der sechsundsiebzigjährige Leipziger Poet, der noch immer strebend sich bemüht, noch immer tapfer im Kampfe steht und sich in der besten aller kritischen Bethätigungen versucht: nämlich im Bessermachen, Rudolf v. Gottschall hat mit seiner „Rahab" neuerdings einen beachtenswerthen Beweis für die lang anhaltende Jugend- und Schaffenskraft der alten Dichtergeneration geliefert. In den Beifall, den sein neues Werk beim Publicum des Schauspielhauses fand, mischte sich gegen den Schluß hin das übliche entrüstete Zischen der Herrschaften, die den deutschen Parnaß von der Schumannstraße und dem Prinz Friedrich Carl-Ufer begrenzt wähnen, aber der markigen und ungemein theaterwirksamen Scene, die Rahab, Astarten's Hohepriesterin, zur gemeinen Tempeldirne erniedrigt sieht, vermochten sogar die berufsmäßigen Oppositionellen keinen Widerspruch entgegenzusetzen. Gewiß erspäht das moderne Auge in Gottschall's doch so planvoll durchdachter, sauber konstruirter und reich geschmückter Tragödie allerlei Schwächen und Mängel, für die man noch vor zwanzig Jahren kein Auge hatte, und wir hätten gewünscht, daß der Dichter wenigstens auf ein Stündchen bei den Modernen in die Schule gegangen wäre. Denn so klangvoll und schön seine Verse auch sind, so unbarmherzig oft unterbricht ihr melodischer Fluß doch die Handlung und macht sie stocken, tödtet das scenische Leben und wandelt das Drama zur Sprechoper um. In Momenten, wo man sich anschickt, dem Aufeinanderprallen rasender Leidenschaften athemlos zu folgen, wo man Naturschreie, Brand und Gluth erwartet, läßt Gottschall deklamiren. Und seine Personen deklamiren allzu ausgiebig. Ihre tönenden Jamben setzen das Feuer, das in der Handlung lodert, unter Wasser; retardiren gerade an den entscheidenden Stellen, wo das Drama vorwärts stürmen möchte. Die Freude am Wortprunk verleitet Gottschall, den geschmackvollen und vorsichtigen, immer auf's Neue zu scenischen Unklugheiten. Sehr wirksame Auftritte erhalten dadurch, daß die Hauptperson sich übermäßig breit ausspricht, während von Rechtswegen der entscheidende Schlag fallen sollte, ein steifes und papiernes Aussehen. Ganz besonders unleidlich berührt diese Eigenheit des Dramatikers Gottschall in der Vergiftungsscene Rahab's, die doch von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Es handelt sich da um einen Mangel, der leicht beseitigt werden kann und der beseitigt werden muß, weil der moderne Geschmack ihn so wenig wie lange Monologe erträgt, die Gottschall ebenfalls zu sehr bevorzugt. Rahab enthält so viele dichterische Schönheiten, daß es bedauernswerth wäre, wenn diese gewissenhafte und vornehme Arbeit an puren Aeußerlichkeiten zu Grunde ginge.

Die Leute, denen Rahab's Liebesleiden und die Einnahme von Jericho durch die Israeliten zu wenig modern vorkam, amüsirten sich um so köstlicher in dem neuen und hochmodernen Schwanke des großen Blumenthal, der lang angekündigten Fortsetzung des „Weißen Rößl". Nach der Aufführung der nun verschollenen Blumenthalerei „Zwei Wappen" veröffentlichten wir hier ein spaltenlanges Verzeichniß der Witze, die der beliebte Taschenspieler anderen Scherzbolden gemaust und dann harmlos seiner eigenen Schöpfung einverleibt hatte. Diesmal wäre ein Verzeichniß der Plagiate am Platze, die Blumenthal an sich selbst begangen hat. Da diese Liste aber naturgemäß zu wenig kurzweilig ausfallen würde, lassen wir sie fort. Wer das „Weiße Rößl" kennt — und wer ist Banause genug, es nicht zu kennen? — findet in der vorliegenden ersten und, so Gott will, letzten Fortsetzung jeden, auch den melancholischsten Spaß wieder. Ein rührenderes Wiedersehen ist kaum auszudenken. Der urechte Berliner in Worten und Redensarten, wie ihn Blumenthal kennt und schätzt, der Enthusiast für Kranzler, Pankow und die Hasenhaide; daneben der liebe bescheidene Privatgelehrte mit dem Reisezauber; das salzkammergütige Gastwirthspaar, der schneidige und kluge Rechtsanwalt — keiner ist ausgeblieben. Als neue Prodnete der fruchtbaren und originellen Phantasie Oskars des Blussers stellen sich allein eine Malerin und ein österreichischer Oberleutnant dar, die sich am Ende kriegen, nachdem der echte Berliner bei ihr abgeblitzt ist. Besondere Beachtung verdient die reizende Grundidee des Stückes, die zwar mit Ach und Krach nur für zwei Acte ausreicht, und dann von den Autoren bei Seite gelegt wird, die aber trotzdem allerhand Achtung vor der Blumenthal'schen Geschicklichkeit im Strecken und Recken einflößt. Papa Giesecke hängt an seinem Schwiegersohn wie eine Klette. Um ihn wenigstens zeitweilig abzustreifen, schützt das junge Paar eine Reise nach Spitzbergen vor, begiebt sich jedoch thatsächlich in's Weiße Rößl. Der Papa macht sich aus Spitzbergen nichts, bei Ahlbeck sieht er die Ostsee ja eben so schön und viel bequemer. Anfangs wollte er seinen Kindern trotzdem am Nordkap die Hand reichen, nun aber besinnt er sich, beschließt, sie einmal allein zu lassen und trifft sie folgerichtig im Salzkammergut. Ein durch seine Plattheit überraschender Schlager, der die üblichen, nicht endenwollenden Lachstürme entfesselte. Ob indeß den Herrschaften, die ihre Billets bezahlen müssen, ebenso lachstürmisch zu Muthe sein wird, wie den guten Premièrenfreunden, die dies grundsätzlich nicht thun, scheint mehr als unsicher. Dazu ist der Witz diesmal doch zu sehr aus dritter Hand, zu lau und läppisch. „Als ich wiederkam" wird, was den Cassenerfolg anbelangt, seinem Vorgänger nicht die Schuhriemen lösen dürfen. Ich sah beim letzten Fallen des Vorhanges gute und treuherzige Gesichter, auf denen deutlich die erwartungsbange Frage geschrieben stand: Na zum Donnerwetter, kommt denn nun der Witz nicht bald?

Der Mißerfolg der Firma Blumenthal & Kadelburg lehrt wiederum das Bedenkliche aller Fortsetzungen und Imitationen. Wirst du wo gut aufgenommen, sollst du nicht gleich wiederkommen, ist ein goldener Spruch. Sogar ein Goethe mußte es an der Ablehnung seines wandernden „Wilhelm Meister" erfahren, und der Erfolg des zweiten Faust kommt bis heute nicht der Wirkung des jugendfrischen ersten gleich. Nur Beaumarchais mit seinem „Figaro", der den „Barbier" fortsetzte und übertraf, macht eine Ausnahme; die abermalige Fortsetzung „La mère coupable" verunglückte dann freilich wieder. Noch schlimmer geht es den Nachahmern, die den Erfolg eines Anderen fructifiziren wollen, indem sie das einträgliche Modewerk copiren. So hat leider bis heute Ibsen seine Imitatoren — daher die vielen Durchfälle —, und wo sind nach Fulda die Märchenstücke, nach den Pariser Residenztheaterschwänken die Lauss, Jacoby, Jarno, Rosenthal geblieben?! Es konnte nicht fehlen, daß auch der Welterfolg der Sardou'schen „Madame Sans-gêne" zur Nachahmung reizen würde. „Colinette" heißt die Frucht dieser Speculation, die aber schwerlich gelingen wird, in Berlin noch wenig als in Paris. Wieder ein Napoleonstück, aber ohne Bonaparte. Der ist diesmal Ludwig XVIII., der aufgeschwemmte „König des Fauteuils", vom Zipperlein und von galanten Neigungen geplagt. Und an Stelle der Wäscherin und Generalin begrüßen wir die ebenso resolute Armeelieferantenstochter und Obristin Colinette, die ihren wegen Beherbergung eines napoleonischen Generals verhafteten Gemahl durch den noch immer beliebten Kleidertausch aus der Gefangenschaft befreit. Die historischen Anekdoten sind in Sardou's Manier, doch ohne sein Geschick in Scene gesetzt, während Aufbau und Stil auf bejahrtere Vorbilder hinweisen, auf Scribe, Legouvé und den älteren Dumas. Als Bearbeiter nennt sich auf dem Zettel Herr Alfred Halm, aber besser als er überträgt Frau Nuscha Butze als Colinette die welsche Unnatur in die deutsche Gemüthsphäre.

Zur Fortsetzungsliteratur gehört gewissermaßen auch der jüngste Schlager des Directors Lautenburg. Die Franzosen spinnen ja immer das gleiche Garn, höchstens eine andere Nummer in Mischung und Stärke, und reißt auch der Faden manchmal ab, so bleibt die Maschine doch nicht stehen, denn ein geschickter Handgriff verknüpft die Enden im Nu wieder. Wenn wir den Titel des Originals „Monsieur chasse" nennen, so weiß man auch gleich den Inhalt. Der lockere Ehemann hat sein Jagdrevier ganz selbstverständlich nicht draußen in Feld und Wald, sondern in der behaglichen Wohnung einer Geliebten. Ebenso wenig neu ist die Verwickelung, daß die Ehegesponsin, um sich zu rächen, auch ihrerseits mit ihrem Anbeter nach Paris geht — natürlich in das

nämliche Haus, worauf dann die Jagdfreuden unter Betheiligung der Polizei und der lachenden Zuschauer losgehen können: Verwechslungen, Schwindeleien, Verfolgungen, ein abgesaßter Jäger und ein als corpus delicti confiscirter Rock. Der vortreffliche Schlußact bringt die übliche Versöhnung: Madame darf die Großmüthige spielen, denn Monsieur weiß ja nichts von ihren übrigens tugendhaft bestandenen Anfechtungen. Eine einzige Scene des jungen Feydeau — er ist der Sohn des hochbegabten aber etwas anrüchigen Verfassers des Romans „Fanny" — enthält mehr Welt- und Bühnenkenntniß, Geist und Laune, als ein ganzes abendfüllendes Fabrikat von Blumenthal, Kadelburg & Comp.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Düsseldorfer Goethe-Ausstellung.

Hochgeehrter Herr!

In dem hochinteressanten Aufsatz Ihrer Goethe-Nummer (34) „Goethe, der Rheinländer" sind die Ausstellungen an unserer Ausstellung nicht alle berechtigt. Es ist doch nur ein Versehen, wenn der Verfasser uns als Schnitzer vorwirft, wir hätten den Ostseeprovinzler Victor Hehn unter die „Rheinischen Goetheforscher" eingereiht; das Buch lag und liegt in einer ganz anderen Gruppe, ja in einer ganz anderen Koje, die den rheinischen Goethesammlern gewidmet ist und zwar in der Unterabtheilung „Goetheschätze aus rheinischem Familienbesitz". Wenn man den Katalog S. 255 aufschlägt, so wird es sich von selbst aufdrängen, daß wir vollkommen recht gethan haben, zur Charakteristik der Ausstellerin Frau Marie Zanders neben der Copie des Tizian'schen Petrus Martyr, neben dem Fürich'schen „Fischer" und dem Stich des Altenberger Domes, den Goethe erwähnt, auch das Lieblingsbuch der Goethefreundin, den Victor Hehn, aufzulegen, das die Dame uns einschickte. Daß wir das Buch gerne einem großen Publicum nebenbei vor die Nase setzten, werden Sie verstehen. — Wie wir Max Bewer, ein Düsseldorfer Kind, unter den Goetheforschern bewerthen, lehrt der Katalog; wir haben die „Fünfzig Pfennige" S. 244, die oben auf dem Titel gedruckt und unterstrichen sind, ruhig mit abdrucken lassen. Sie mögen das auch als „Geschmacklosigkeit" empfinden: eine nicht mißzuverstehende Bewerthung unsererseits liegt auch darin. Das funkelnagelneue Nibelungenlied hatte uns Frl. Simrock, die Tochter des Dichters, eingesendet, statt der ersten Auflage, um welche wir baten; bei der letzten Handanlegung gelegentlich der Numerirung der Ausstellung ist das Buch verschwunden, um Wichtigerem Platz zu machen. Im Katalog werden Sie es nicht finden. Unfehlbar sind wir freilich auch nicht. Schuld an den Mißverständnissen unserer Intentionen trägt ja nur das späte Erscheinen des Katalogs, der aber in seiner jetzigen Gestalt nicht eher fertigzustellen war. Erschienen ist er in Ed. Wartig's Verlag in Leipzig.

Ergebenst der Ihrige

Hochdahl bei Düsseldorf. Dr. med. Karl Sudhoff.

Notizen.

Der Rennstieg. Von August Trinius. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. (Minden, J. C. C. Bruns). Es ist eine Freude, das Rennstiegbuch des bekannten Thüringer Wandersmannes in einer neuen, verbesserten Auflage den Freunden des Thüringer Waldes und seines altgermanischen (?) Grenzpfades darbringen zu dürfen. Die Jahre, die dem Erscheinen der ersten Auflage gefolgt sind, haben gelehrt, daß dies Buch in der That einem Bedürfniß entspricht. Es war damals gleichsam ein Mahn- und Weckruf; seitdem wird der Rennstieg wieder begangen, und die Schaar begeisterter Anhänger für ihn wächst von Jahr zu Jahr. Wir kennen einen berühmten Schriftsteller, der auf seinem allsommerlichen Zug nach dem Süden nie versäumt, seine Fahrtgenossen zwischen den Stationen Probstzella und Kronach auf den altehrwürdigen Waldpfad aufmerksam zu machen, der Nord und Süd, Thüringen und Franken, Katholisch und Evangelisch, das Flußgebiet von Rhein und Elbe scheidet. Dann wird der Lauf der Bäche und Quellen betrachtet, ob sie noch nordwärts oder schon südwärts fließen, ob also die Wasserscheide und Paßhöhe erreicht ist u. s. w., und dann lächelt man wohl über den „komischen" Herrn und seinen Eifer und freut sich lieber darauf, daß man in das Gebiet des — bayrischen Biers kommt. Nun, Trinius in seinen poetischen Wanderschilderungen, vor Allem aber im ersten Capitel, wo er die Geschichte des Rennstiegs erzählt und scharfsinnig Ueberlieferung und Sage auf ihre historische und ethnographische Wahrheit untersucht, theilt die Begeisterung jenes Rennstiegschwärmers und beweist uns, daß der Waldgau, wohin ja auch Freytag den ersten Band seiner „Ahnen" verlegt, was geschichtliches Interesse und landschaftliche Schönheit betrifft, unsere Liebe vollauf verdient.

Präludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. (Berlin 1899.) Die Präludien sind für unsere Leser eher Nachspiele, denn die Mehrzahl dieser Aufsätze ist — ohne unsere Genehmigung — aus der „Gegenwart" abgedruckt, so die Artikel über Lilieneron, Holz, Dehmel, Menzel, Böcklin, Liebermann, Ury. Sehr zum Nachtheil der Sammlung ist aber der Nachdruck, bis auf etwa 50 Seiten, kein wörtlicher, sondern durch Einschiebsel und Nachträge erweitert, die in den wenigsten Fällen glücklich und interessant sind und wohl nur das dicke Buch füllen und den Anschein erwecken sollen, als ob es sich um neue Arbeiten handelte. Neu ist nicht viel mehr, als die phrasengeschwellte Einleitung und die Betrachtungen über Bismarck, aus denen wohl kein Leser klug wird. Denn Servaes' Ausdrucksweise und Stil droht immer mehr in eine Manier zu verfallen, die ihn höchstens für Hypermoderne, Symbolisten, Impressionisten und Convulsionisten genießbar macht. Sogar die Witzblätter sind schon auf diese Fundgrube für unfreiwillige Komik aufmerksam geworden und haben mit urkräftigem Behagen Servaes' Kunstberichte in der Neuen freien Presse citirt, die freilich mit manchen Stellen der „Präludien" um den Record der Geschmacklosigkeit streiten könnten. So schreibt Servaes in dem Wiener Blatt über ein Plakat: „In welken, ersterbenden Farben, die zwischen weinendem Gelb und erstickendem Grün auf- und niedergleiten, und in verblasenen, zerflatternden Linien, die unklar verlaufen und mystisch verebben, ist der Gegenstand mehr verhüllt als ausgedrückt. Blickt man genauer zu, so erkennt man eine Venus von Milo und einen Rasaelkopf. Man wird zugestehen müssen, daß schon ein redlicher, moderner Wille dazu gehört, um diese alte Beauté nebst ihrem angejahrten Knaben derart in's Transcendentale-Mysteriöse der jüngsten Pariser Seuchlingskunst zu ziehen." Sehr lustig parodirt die Münchner „Jugend" diesen Stil mit seinem „hypernervösen Himmelblau wahnsinniger Verständnißlosigkeit, bald erstickt von mattvioletten Adjectiven, die nicht wissen, wie sie zu ihren karminfarbigen Substantiven kommen und in kühner Aengstlichkeit zurückprallen vor dem so überaus grünen Blödsinn, den Anmaßung, künstlerische Unbildung und spreewassergetaufte Schnoddrigkeit im mystisch-antithetischen Blechkessel widerlicher Sensationswuth träumerisch zusammenkocht" u. s. w. Wir sind nur begierig, wie lange sich die Wiener diese „Säuglingskritik" werden gefallen lassen, und pflanzen einstweilen vor den wahlverwandten „Präludien" eine Warnungstafel für etwaige Leser oder gar Käufer auf.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Schriftsteller-Heim in Jena.

Es gelangen jetzt überall hübsch ausgestattete Baustein-Karten zur Ausgabe, die das Bild eines stattlichen Hauses im Renaissance-Stile aufweisen. Ein solches Haus soll demnächst als Schriftsteller-Heim in Jena errichtet werden, und mit den Karten richtet das Heim-Comité an alle Freunde unserer Literatur einen Appell, zur Erbauung des Hauses je nach Kräften ein Scherflein beizutragen. Ein sehr wichtiger Anfang zur Verwirklichung des Planes ist bereits gemacht worden. Ein Mitglied des deutschen Schriftsteller-Verbandes in Jena hat in hochherziger Weise den reizend gelegenen Bauplatz gestiftet, der einen Werth von 25 000 Mk. repräsentirt, die Stadt Jena ist dem Projecte durch verschiedene Vergünstigungen entgegengekommen, und der Großherzog von Sachsen, der erlauchte Förderer aller literarischen und künstlerischen Bestrebungen, hat das Protectorat über das Heim übernommen. Die Baustein-Karten sind in der Preislage von 1 Mk., 10 Mk., 20 Mk., 50 Mk., 100 Mk., 500 Mk. und 1000 Mk. überall zu haben. Wo dies noch nicht der Fall sein sollte, wolle man sich direct mit dem „**Ortsausschuß für das Schriftsteller-Heim in Jena**" in Verbindung setzen. Der Bilderschmuck wurde von Künstlerhand ausgeführt und stellt insbesondere in den höher bewertheten Exemplaren ein äußerst geschmackvolles Kunstwerk dar.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u.-Werkmeister.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

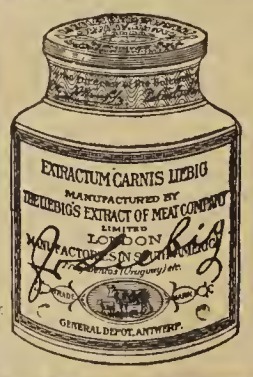
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug *J. v. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.
Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 41. Berlin, den 14. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ausstandsclausel in den Bauverträgen. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Cartelle und Privatbahnen in Oesterreich. Von Rudolf Cohn-Schlackenwerth. — **Literatur und Kunst.** Ernst Haeckel über die Welträthsel. Von Heinz Ueberschaar. — Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. (Fortsetzung.) — **Feuilleton.** Eine Bekanntschaft. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt.** Falsches Spiel. Von Caliban. — Von der französischen Kunstausstellung. Von J. Norden. — Anzeigen.

Die Ausstandsclausel in den Bauverträgen.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Das durch Einführen der unbeschränkten Gewerbefreiheit entfesselte freie Spiel der Kräfte konnte seinen Einfluß auf die Zustände im Handwerke nicht verfehlen und mußte seine Wirkungen auf das Zustandekommen und die Lösung des Arbeitsvertrages äußern. Als eine unabweisbare Folge dessen waren in Sonderheit im Baugewerbe die seitherigen Gewerbegebräuche wesentlich verändert. Während bis dahin der Werkmeister sich auf die Ausführung von Bauarbeiten für einen bestimmten Grundeigner als Besteller beschränkte, vereinigte er von da ab in zahlreichen Fällen den Bauherrn und den ausführenden Werkmeister in seiner eigenen Person, indem er auf erworbenen Baustellen für eigene Rechnung Bauten zu dem Zwecke ausführte, solche später zu verkaufen, also Handelsgeschäfte mit bebauten Grundstücken zu betreiben. Das Bestreben eines möglichst baldigen Zurückerlangens des in die Bauwerke verwendeten Capitals mußte den Wunsch eines schnellen Umsatzes erzeugen. Dieser Wunsch drängte zu einer schnelleren Herstellung des Bauwerks, also zu einer Beschleunigung des Bauens. Seinem Beispiele schlossen sich alle Diejenigen an, welche wegen des anfänglich erzielten reichen Gewinnes sich dem Handel mit Häusern zuwendeten. Sie erkannten sehr bald die Zweckmäßigkeit schneller Fertigstellung als Mittel des leichteren Gewinnes und die daraus entspringende Nothwendigkeit, in der mit dem ausführenden Werkmeister abzuschließenden Bauverdingung bestimmte Fertigstellungsfristen festzusetzen und deren Einhalten durch vereinbarte Vertrags-(Conventional-)Strafen zu sichern. Hieraus entstand der gemeingewöhnliche Gebrauch einer Vertragsabrede als Regel, welche Fertigstellungsfristen vereinbart und deren Verzug durch Geldstrafen sühnen läßt, weil nur mit Hülfe dieser der Bauherr sicher über die Verwerthung des geplanten Neubaues verfügen, d. h. dessen Vermiethung von einem bestimmten Zeitpunkte ab in Aussicht nehmen kann.

Anfänglich fanden die Werkmeister im Baugewerbe auch keine Nachtheile in einer derartigen Zusage, weßhalb sie anstandslos derselben beistimmten. Allein die sich stets mehrenden Arbeiterausstände im Baugewerbe von mehr oder minder großem Umfange und mehr oder minder langer Zeitdauer brachten sie zu der Erkenntniß der in einem solchen Zugeständnisse liegenden Verlustgefahr. Denn sie haben in Folge dessen mit einem zweifachen wirthschaftlichen Nachtheil zu rechnen, welcher ihnen aus dem zeitweisen Ruhen der Arbeiten erwachsen kann. Sicher trifft sie der entgehende Unternehmergewinn, so lange ihnen die Möglichkeit entzogen ist, ihr Betriebscapital durch Verwendung in eine sich bietende Arbeitsgelegenheit zweckdienlich zu verwerthen. Ihm tritt aber auch noch die Aussicht hinzu, die für den Fertigstellungsverzug zugebilligten Vertragsstrafen dem Bauherrn zahlen zu sollen, zumal seit das Reichsgericht den Rechtsgrundsatz erkannte, daß nicht jeder Arbeiterausstand und nicht jede Arbeitssperre einer den Vertragswillen entkräftenden höheren Gewalt oder einem die gleiche Wirkung herbeiführenden unabwendbaren Zufalle gleichgewürdigt werden könne, vielmehr in jedem Einzelfalle geprüft werden müsse, ob der Umfang des Streiks solches rechtfertige und ob er durch Entgegenkommen des Arbeitgebers sich würde haben abwenden oder doch in seiner Wirkung abschwächen lassen. Aus dieser durch erlittene Verluste gewonnenen Einsicht entstand deßhalb das neuerdings hervorgetretene Bestreben der Unternehmer von Baubetrieben, sich hiergegen durch die Ausstandsclausel, d. h. durch eine Vertragsbestimmung zu decken, wonach um die Zeitdauer eines Arbeiterausstandes oder einer Arbeitssperre die vereinbarten Fertigstellungsfristen hinausgeschoben werden.

Verkennen läßt sich nicht, daß die Clausel einen gewissen Grad von Berechtigung hat und daß namentlich der Uebernehmer von Bauausführungen darauf Bedacht nehmen soll, sich nach Kräften aus denjenigen wirthschaftlichen Nachtheilen zu befreien, welche die Arbeitskämpfe der letzten Jahre ihn gebracht haben und zukünftig noch bringen werden, zumal solche mit stets wachsender Erbitterung geführt werden und besorgen lassen, daß sie immer nachhaltiger und folgeschwerer sein werden. Allein die Ausstandsclausel bedeutet praktisch nichts Anderes, als die aus einem Arbeiterausstande entspringende Verlustgefahr dem ausführenden Werkmeister abzunehmen und auf die Schultern des Bauherrn abzuwälzen. Es fragt sich deßhalb, ob ein solches Vorgehen an sich gerechtfertigt erscheint und auch Aussicht hat, verwirklicht zu werden, d. h. das Einverständniß Derjenigen zu finden, welche dadurch mehr belastet werden sollen. Und solches ist zu bezweifeln. Die Bauverdingung ist nämlich wie jeder andere Vertrag die wechselseitige Willensübereinstimmung auf Erwerb und Veräußerung von Rechten; sie ist in Sonderheit darauf gerichtet, daß der Bauherr als Besteller ein Bauwerk auf der Grundlage der genehmigten Bauzeichnungen kunstgerecht und fehlerfrei, aber auch fristgerecht hergestellt haben und der

Werkmeister solches dementsprechend errichten will. Jeder der beiden Vertragstheile hat ein wesentliches Interesse daran, daß die getroffenen Vertragsabreden auch erfüllt werden. Der Bauherr muß in der Mehrzahl der Fälle darauf Bedacht nehmen, die in den Bau verwendeten Capitalien auch wirthschaftlich richtig nutzen, mithin das Gebäude von einem bestimmten Zeitpunkte ab nutzbringend in Gebrauch nehmen zu können. Er veranschlagt dementsprechend die Zinsen des Anlagecapitals, d. h. der Aufwendungen für Erwerb der Baustelle, Anschaffung der Baumaterialien und Bauwerklohn als Zuschlag zu den Baukosten. Das Gebäude selbst darf er nach allgemeingeltendem örtlichem Baurechte jedoch erst nach erfolgter polizeilicher Gebrauchsabnahme, oder wo solche nicht angeordnet ist, längere Zeit nach der Vollendung des Rohbaues in Gebrauch nehmen oder nehmen lassen. Dabei ist er auch von den ortsüblichen Umschlagsterminen, d. h. den Zeiten, in welchen der Wohnungswechsel nach der eingebürgerten Verkehrssitte sich zu vollziehen pflegt, abhängig. Diese pflegen überwiegend zu dem Oster- oder dem Herbsttermine stattzufinden. In Folge dessen läuft er Gefahr, das fertige Gebäude eine Zeit lang nicht nutzen zu können, wenn dessen Gebrauchsabnahme über die üblichen Umschlagstermine hinaus sich verzögert. Dies verursacht ihm einen Einnahmeausfall in Höhe der entgangenen Miethzinse. Neben diesem kann ihn aber auch noch der weitere Vermögensnachtheil treffen, die Miether schadlos halten zu müssen, mit welchen er, was bei Geschäftshäusern neuerdings die Regel zu sein pflegt, während des Baues Miethsverträge abschloß, denen er aber die Miethsgelasse wegen versagten Gebrauchs-Abnahmeschein nicht zum Miethsgebrauche übergeben darf. Er ist also ebenso wie der ausführende Werkmeister der Gefahr ausgesetzt, aus dem Fertigstellungsverzuge Straffolgen zu erleiden. Daß er sich aber zu einer vorzeitigen Vermiethung entschließt, findet seinen Grund darin, weil nur auf diese Weise er den Wünschen des Miethers Rechnung tragen kann, die Miethsgelasse dem jeweiligen Bedürfnisse des Miethers entsprechend räumlich zu gestalten, ohne die Kosten eines Umbaues aufwenden zu brauchen.

Angesichts solcher Verlustgefahr, welche den Bauherrn in Schadloshaltung des Miethers, aber den Werkmeister in Zahlung verwirkter Vertragsstrafen aus dem Nichteinhalten der Fertigstellungsfrist für ein zu errichtendes Bauwerk treffen kann, ist mit einem an Gewißheit grenzenden Grade von Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß capitalsstarke Bauherren auf die geplante Ausstandsclausel einzugehen sich nicht entschließen werden, um sich das Recht zu wahren, nach Prüfung der für den Ausstand ausschlaggebenden Ursachen und der zu seiner Verhinderung bezw. Beendigung geeigneten Mittel auf die verwirkten Vertragsstrafen zu verzichten oder zu bestehen. Sie werden hierbei wesentlich durch den Umstand mitbeeinflußt werden, ob und in welchem Umfange ihnen selbst daraus Entschädigungsverbindlichkeiten erwachsen können, zu deren theilweisen Deckung die Vertragsstrafen Verwendung finden sollen. Und diese Erwägungsgründe sind für private Bauherren bestimmend, ihr Einverständniß zu der Ausstandsclausel nicht zu ertheilen, mithin einen Bau-Verdingungsvertrag, in welchem solche Aufnahme fand, nicht zu vollziehen. Die Gemeinden als Bauherren sind jedoch deßhalb außer Stande, auf solche einzugehen, weil sie durch Zugestehen derselben Partei für die Arbeitgeber, also gegen die Arbeitnehmer im Baugewerbe nehmen und deßhalb die ihnen obliegende Pflicht verletzen würden, die Interessen aller Gemeindemitglieder gleichmäßig zu wahren. Aus dieser Erwägung haben sie bisher auch stets eine Erklärung abgelehnt, wenn während eines Arbeiterausstandes an sie das Ansuchen erging, einen Aufschub der Fertigstellungsfrist um die Dauer des Streikes zu gewähren. Die Reichs- und Staatsbehörden dagegen stehen auf dem in dem Erlasse des preußischen Ministers des Innern vom 7. November 1898 — II 14703 — vertretenen Standpunkte, den ausgebrochenen Streik als Anlaß zum Hinausschieben der Fertigstellungsfristen nicht anzuerkennen, was unwiderlegbar die Thatsache beweist, daß in den allgemeinen Uebernahmebedingungen sich neuerdings eine solche findet, wonach Arbeitsausstände nicht als höhere Gewalt gelten und kein Anrecht auf Fristverlängerung oder Preiserhöhung begründen. In Folge dessen fehlt die Aussicht, der Ausstandsclausel praktische Geltung zu verschaffen.

Nun gehen die Arbeitgeberverbände von der Annahme aus, es würden die Bauherren gezwungen sein, sich der Ausstandsclausel bedingungslos zu unterwerfen, wenn die Bauunternehmer unter sich einig seien und hiervon die Uebernahme der Bauarbeiten abhängig machen sollten. Allein diese Schlußfolgerung erweist sich als Trugschluß, weil sie auf trügerischen Voraussetzungen beruht. Es ist dabei nämlich von dem Vordersatze ausgegangen, daß nur gewerbsmäßige Baubetriebe zur Uebernahme von Bauarbeiten verstattet seien. Dieser ist aber irrig. Denn es werden im § 3 des Bauunfall-Versicherungsgesetzes auseinander gehalten Bauausführungen in gewerbsmäßigen Baubetrieben und in Selbst-Regie des Bauherrn. So lange der Befähigungsnachweis noch nicht als Vorbedingung für die selbstständige Ausführung von Bauarbeiten gesetzlich anerkannt wurde, kann es einem Bauherrn nicht verwehrt werden, durch von ihm selbst angenommene und gelohnte Bauarbeiter unter Anleitung eines von ihm bestellten verantwortlichen Bautechnikers Bauwerke herstellen zu lassen. Er wird jedoch zu diesem Auswege seine Zuflucht nehmen, wenn es ihm unmöglich ist, einem gewerbsmäßigen Baugewerksmeister die bezüglichen Arbeiten übertragen zu können, ohne sich der ihm lästigen und gefahrvollen Ausstandsclausel unterwerfen zu müssen. Damit werden aber die Bauarbeiten gerade der capitalstärksten Bauherren den Baugewerksmeistern entzogen und gleichzeitig deren wirthschaftliche Leistungsfähigkeit und gewerbliche Selbstständigkeit stark gefährdet, so daß schon dieser Umstand dafür bestimmend sein sollte, auf Festhalten an der Ausstandsclausel zu verzichten. Denn daran ist gar nicht zu denken, daß der Antrag gesetzliche Anerkennung finden werde, Regiebauten für die Zukunft soweit einzuschränken, als das Object des Baues insgesammt den Betrag von 3000 Mark nicht überschreitet, was von Seiten des Verbandes der Baugewerks-Berufsgenossenschaften angestrebt wird.

Aber hierzu braucht es gar nicht erst zu kommen. Denn das Streben nach Selbsterhaltung und Verbesserung seiner wirthschaftlichen Lage wird bei dem entfesselten Spiel der freien Kräfte und in der wilden Jagd nach einer Arbeitsgelegenheit für eine erhebliche Zahl gewerbsmäßiger Baubetriebe, welche vor die Alternative gestellt werden, entweder auf die Uebernahme einer angetragenen Arbeit verzichten oder von der Ausstandsklausel Abstand nehmen zu sollen, ausschlaggebend dafür sein, der sich bietenden Arbeitsgelegenheit den Vorzug zu geben. Hindert sie hieran die aus der Mitgliedschaft bei dem Arbeitgeberbunde entspringende Verpflichtung, an der Ausstandsklausel festhalten zu müssen, so werden sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle es vorziehen, der Zugehörigkeit zu entsagen, als sich die Einnahmequelle abzuschneiden. Denn auf den Erwerb angewiesen, werden sie um so leichter zu ihrem Entschlusse gelangen, als nur diejenigen Bauherren Uebernahmebedingungen stellen und aufrecht erhalten können, welche auch im Stande sind, ihren Zahlungsverpflichtungen zu entsprechen. Und weil vornehmlich nur capitalsstarken und soliden Bauherren gegenüber es sich um eine Entscheidung nach dieser Richtung hin handeln kann, so wird die Wahl um so leichter sein, je größer das Bauvorhaben, je höher also der abfallende Unternehmergewinn ist. Auf diese Weise verlieren die Arbeitgeberverbände ihre besten Kräfte, weil nur durchaus leistungsfähigen Werkmeistern derart umfangreiche Bauausführungen angetragen zu werden pflegen. Mithin ist die Zersplitterung der Bauarbeitgeber

und die Erstarkung der organisirten Bauarbeitnehmer der einzige zu erwartende Erfolg aus dem Festhalten an der Ausstandsklausel als Uebernahmebedingung für die Mitglieder des Arbeitgeberbundes im Baugewerbe.

Ob sie vom privatrechtlichen Standpunkte aus haltbar sei oder nicht vielmehr der Nichtigkeit nach § 637 des B.-G.-B. unterliegt, kann hier ebenso unerörtert bleiben, wie ob solche nicht gegen § 100 q der Gewerbeordnung verstößt, welcher verbietet, die Mitglieder einer Zwangsinnung in der Annahme von Kunden zu beschränken. Denn sie wird in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen in Folge des Nichteingehens der Bauherren darauf sich als gegenstandslos erweisen. Wo darauf bestanden werden sollte, wird sie die Wirkung erzielen, der Bauausführung in Selbstregie den Vorzug vor der Uebertragung an einen gewerbsmäßigen Baubetrieb zu verschaffen. Um die Möglichkeit dessen den Reichs-, Staats-, Gemeindebehörden zu erhalten, wird in den maßgebenden Kreisen, d. h. bei den gesetzgebenden Körperschaften die Erkenntniß von der Zweckmäßigkeit reifen, den Seitens der Baugewerbe begehrten Befähigungsnachweis denselben vorzuenthalten. Denn nur, so lange der selbstständige Betrieb des Baugewerbes Jedermann gestattet, also nicht von Erfüllung der Vorbedingung eines geführten Befähigungsnachweises abhängig gemacht, ist die Möglichkeit der Regiebauausführung gegeben. Sich solche abzuschneiden oder bedingungslos sich lästigen Uebernahmebedingungen zu unterwerfen, wäre eine Unbesonnenheit, welche nicht vorausgesetzt werden kann. Und deßhalb ist vom öffentlich-rechtlichen Standpunkte aus die geplante Ausstandsklausel als ein zweischneidiges Schwert anzusehen, welches leicht vernichtend auf Denjenigen zurückfallen kann, von dem es abwehrend geführt wurde, nämlich auf den Baugewerkenstand, welcher damit den Bauherren zu Leibe zu gehen gedachte. Als weitere Folge der Schwächung der gewerbsmäßigen Baubetriebe und Stärkung der Regiebauausführungen würde die Leistungsfähigkeit der Baugewerksberufsgenossenschaften gefährdet, jedoch diese deren Versicherungsanstalten erhöht werden. Daraus könnte leicht sich die Zweckmäßigkeit herausstellen, eine Aenderung in dem Träger der Versicherung zu treffen, d. h. der Versicherungsanstalt den Vorzug vor der Berufsgenossenschaft zuzugestehen. Dies würde aber unwillkürlich folgeweise dahin führen, mit dem berufsgenossenschaftlichen Systeme zu brechen und an dessen Stelle Versicherungsanstalten zu setzen, welche für den Umfang größerer Staatsgebiete errichtet werden bezw. deren Thätigkeit den bestehenden Versicherungsanstalten für die Alters- und Invaliditätsversicherung zu übertragen, welche Absicht der Staatssecretär des Innern in der Reichstagssitzung am 14. Februar d. J. durchblicken ließ. Damit würde jedoch ein Schritt zur Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung gethan sein, wie er gelegentlich der Conferenz im Reichsamte des Innern vom 1. bis 9. November 1895 angebahnt wurde, und allmälig aber sicher dem Ziele zugestrebt werden, welches die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ (Bd. 57, S. 417) in der Forderung einer „Reichsversicherungsanstalt an Stelle der Berufsgenossenschaften als Träger der Unfallversicherung“ befürworteten. Mithin würde aus der Ausstandsklausel als Saat die nicht erwartete Frucht sich entwickeln, den Baugewerkenstand in seiner gewerblichen, gesellschaftlichen, wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit und Selbstständigkeit zu schwächen, wenn nicht sogar zu vernichten; ein Erfolg, welcher zweifellos nicht geplant und nicht vorausgesehen, aber immerhin zu besorgen ist.

Cartelle und Privatbahnen in Oesterreich.

Von Rudolf Cohn-Schlackenwerth.

Wer sind die wirklichen Machthaber im politischen und wirthschaftlichen Leben Oesterreichs? Gewiß nicht die böhmischen Feudalen, die soeben im Sturze des Grafen Thun eine heilsame Lection empfangen. Diese Kaste hat wegen ihrer geistigen und wirthschaftlichen Ohnmacht längst die politische Führung verloren und kann für die Thaten und Unterlassungen, unter denen ihr Name steht, nicht verantwortlich gemacht werden. Aber wer ist eigentlich verantwortlich für die Entwickelung der österreichischen Dinge in den letzten Jahren? Verantwortlich eigentlich Niemand, man hat die Dinge eben so gehen lassen, wie sie mochten und sie sind anfangs langsam, dann immer schneller nach abwärts geglitten. Verantwortlich — nein — es wäre ungerecht, einzelnen Unbedeutendheiten eine solche Last aufzubürden, wir haben eben Niemand gehabt, all' die langen Jahre, den man für etwas verantwortlich machen könnte. Es fehlte uns an einer Autorität, die auf der breiten Basis eines arbeitsreichen Strebens so recht von unten nach oben erwachsen wäre, an einem Manne, der mehr ist als der armselige Erbe eines Titels. Verantwortlich ist Keiner für unser wirthschaftliches und politisches Elend, aber mitschuldig sind Viele, sehr Viele. Vor Allem die großen Unternehmergruppen, die in unserem Lande übermüthiger geworden sind, als in irgend einem Lande der Welt, weil sie über sich keinen Stärkeren gefühlt haben. Die Cartelle in Oesterreich zeigen am Besten, wohin an und für sich so wohlthätige und unentbehrliche Institutionen wie die Cartelle gelangen müssen, wenn nicht eine unnahbare Autorität über allen Machereien der großen Unternehmer das öffentliche Interesse vertritt.

Vor etwa drei Jahren wendete sich die österreichische Canditen-Industrie an die Regierung, weil sie durch die Cartelle ihrer Rohstoff-Fabrikanten, der Zucker- und Traubenzucker-(Glucose)-Fabrikanten in eine mißliche Lage gerathen war. Die Zuckerwaaren-Industrie, die mit einem großen Theil ihrer Erzeugnisse auf den Export angewiesen ist, mußte beim Einkauf außer der hohen Verbrauchssteuer noch die hohen Cartellzuschläge bezahlen, wodurch sie der Concurrenz mit ihren ausländischen Mitbewerbern bald nicht mehr gewachsen war. Die Regierung that, was in solchen wirklich dringenden Fällen immer gethan wird, nämlich nichts. Als aber das Traubenzucker-Cartell die Preise immer mehr und schließlich auf mehr als 7 fl. über den Weltmarktpreis hinaufschraubte, bezogen die Canditenfabrikanten die Glucose aus Amerika. Man hätte glauben sollen, daß die Regierung sich über die unvorhergesehenen Zolleingänge gefreut hätte, weil Glucose früher nur im Inlande gekauft wurde. Da geschah etwas ganz Ungeheuerliches. Trotz der bestehenden Handelsverträge, trotz der Schwierigkeiten der Zustimmung Ungarns erhöhte die damalige Regierung des Grafen Badeni den Glucose-Zoll auf eine solche Höhe, daß fortan kein Faß mehr eingeführt werden konnte. Die Tendenz, einen Schutzzoll in einen Sperrzoll zu verwandeln, sobald der Uebermuth eines Cartells die alten Zollschranken zu niedrig findet, trat unter dem nun verflossenen Ministerium Thun-Kaizl ebenso hervor, wie unter den früheren. Die ganze unbestochene Presse beklagte sich einmüthig über das Vorgehen der Petroleumsyndicate; trotzdem fand Herr Kaizl den Muth, den Zoll noch zu erhöhen, trotz Handelsverträge, trotz Ungarn, dem einige Millionen für dieses „Zugeständniß“ an Oesterreich bezahlt werden mußten, trotz der ausländischen Oel-Syndicate, die den Preis des Petroleums ohnehin auf einer unnatürlichen Höhe halten. Ebenso hat die Agitation gegen das Zuckercartell nicht verhindern können, daß der bisherige Zoll noch weiter erhöht wurde, obwohl auch der alte Zoll schon ein Sperrzoll und kein Schutzzoll mehr war. Demselben Minister, der das gethan, sollte man ohne Weiteres glauben, er werde gegen die Cartelle einschreiten, wenn sie nach dem neuen Entwurf der Aufsicht des Finanzministers und einer Commission von Hofräthen und kaiserlichen Räthen unterstellt sein werden! Es hat keinesfalls an Gelegenheiten gefehlt, die Zollschraube fester anzuziehen, als ausländische Ringe durch Preisschlenderei in Oesterreich öster-

reichische Fabriken zur Unterwerfung und zum Anschluß an ihr Cartell zwangen. Als das geschah, als die englischen Zwirner in einem Kampfe voll von Niederträchtigkeiten die österreichischen Zwirner zur Capitulation zwangen, als das reichsdeutsche Oxalsäure-Cartell gegen eine Aussiger Neugründung eine scrupellose Niederwürgerei etablirten, da rührte sich kein Finanzminister für die Zollerhöhung, die nur dann angewendet wird, wenn es gilt, einem Cartell die absolute und unbeschränkte Herrschaft über den heimischen Markt in die Hände zu spielen.

Der Vorschlag, den Cartellen mit Zollherabsetzungen zu begegnen, ist natürlich schon alt, und auch der Motivenbericht der Badeni-Regierung zum Cartellgesetz sah sich genöthigt, ihn zu erwägen. Was in dem Regierungselaborat dagegen gesagt war, das ist so absichtlich-dumm, daß man Angesichts der großen Sachkenntniß, welche der descriptive Theil zeigt, an eine bewußte Täuschung des Publicums und des Parlaments glauben muß. „Abgesehen davon, daß in Folge des Zollbündnisses mit Ungarn die Abänderung der im Zolltarife festgesetzten Zollsätze einseitig nicht statthaft ist, kann eine solche Maßregel darum nicht in's Auge gefaßt werden, weil sie um der Verhinderung zeitweiliger Ausschreitungen willen, die Blüthe und den Bestand ganzer Industriezweige in Frage stellen würde. Dann aber wäre eine solche Zollherabsetzung eine Strafmaßregel, eine ungerechte Strafe für alle Unternehmer, die dem Cartelle nicht beigetreten sind und könnte schließlich durch die Bildung internationaler Cartelle in ihren Wirkungen paralysirt werden." Als ob die Ungarn in diesem Falle nicht genau dieselben Interessen hätten wie wir! Als ob man die Zölle nicht so herabsetzen könnte, daß sie die „Blüthe und den Bestand" der Industrie nicht in Frage stellen! Als ob es sich überhaupt bei uns jemals um „Schutz"zölle handelte und nicht fast immer um unüberschreitbare Sperrzölle! Als ob die Maßregel neben den Schuldigen auch die armen Unschuldigen treffen könnte, die einem bestehenden Cartell nicht beitreten! Als ob nicht vielmehr jene Fabrikanten, die einem Cartell ihrer Berufsgenossen fernbleiben, die eigennützigsten und niedriggesinntesten Ausbeuter wären, welche die hohen Cartellpreise mitgenießen und nur von den Lasten und Productionseinschränkungen, also von den Opfern der Cartellirung nichts wissen wollen! Als ob Herr v. Bilinski ein anderes Mittel wüßte, um internationalen Verbänden zu begegnen und sich die großen Weltsyndicate um die Beschlüsse der von ihm erfundenen Cartellcommission kümmern würden!

So wie diese wenigen Sätze, so sind alle 55 Seiten des Regierungselaborates. Es ließe sich leicht nachweisen, daß die Entstellungen und Verdrehungen des wahren Sachverhaltes nicht ärger sein könnten, wenn die Cartelle selbst den Entwurf verfaßt oder bezahlt hätten. In der That haben sich für die Annahme des Entwurfes am meisten die Cartelle, ihre Agenten und ihre Presse eingesetzt. Es wäre ein Leichtes, auf die zahlreichen Intimitäten zwischen der Regierung und den Cartellen hinzuweisen, aber die Natur dieser Beziehungen entzieht sie der öffentlichen Besprechung. Es sei nur daran erinnert, daß die Kosten der officiösen „Reichswehr"-Revolverei, eines der beschämendsten Capitel der jüngsten Geschichte unseres Landes, von den cartellirten Unternehmern bestritten wurden und daß die Badeni-Regierung sich also nicht schente, von den Leuten, die sie zu bekämpfen vorgab, ihre Revolverpresse aushalten zu lassen.

Der nun glücklich auf die Strecke gebrachte Ministerpräsident Graf Thun erhält als Betheiligung am Zuckercartell eine jährliche Baarsumme, welche ungefähr doppelt so groß ist wie ein Ministergehalt. Daß er dem Cartell beitrat, ist ihm nicht vorzuwerfen, denn er hätte viel mehr herausschlagen können, wenn er, gleichsam als Streikbrecher, sich vom Cartell fern gehalten und seinen Zucker selbst raffinirt und verkauft hätte. Seine Abfindungssumme vom Zuckercartell hat er ihm durch Zollerhöhung reichlich hereingebracht. Nach dieser Richtung trifft ihn auch kein Vorwurf. Ob er sein Ministergehalt ebenso dem Lande hereingebracht hat, diese Frage mag sich der Herr Graf selbst beantworten. Als Badeni ging, war der Zuckerpreis 36 fl., Minister fielen, Minister stiegen auf, der Rohzuckerweltpreis fiel, der Rohzuckerweltpreis stieg, aber der Cartellpreis blieb unverändert 36 fl. bis zur neuen Steuererhöhung, und ist heute noch eigentlich der alte Preis. Ueber allen Ministern, über allen eintagslebigen Regierungen, über allen Consumenten waltet ewig und unerschütterlich das Cartell. Graf Thun konnte das Parlament nach Hause schicken, Versammlungen verbieten lassen, Zeitungen confisciren lassen, aber den Zucker um einen Kreuzer billiger machen, das konnte er nicht.

Die Cartelle in Oesterreich bestimmen ohne Widerrede, was wir zu bezahlen haben für Zucker, Petroleum, Eisen, Emailgeschirr, Walzfabrikate, Holzpappe, Buntpapier, Drahtstifte, Soda, Essig, Canditen, Chocolade, künstliche Düngemittel, Traubenzucker, Reisstärke, Frachten, Chemikalien, Kattunwaaren, Blech, Glas, Flaschen, Dynamit, Ziegel, Schienen, Kupfer, Zink ꝛc. Nicht als ob wir die Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit der Cartelle übersehen würden, im Gegentheil, wir verkennen durchaus nicht, daß beispielsweise gerade die österreichische Zuckerindustrie, die stärkste Industrie unseres Landes, ohne Cartell gar nicht mehr denkbar ist und auch ohne Cartell nie mehr sein wird. Wogegen wir uns aber wenden müssen, das ist die Zügellosigkeit der Cartelle, die unser gesammtes öffentliches Leben vergiften und die Presse der Regierung und zum Theil die der Opposition ihren Zwecken dienstbar gemacht haben.

Aber unsere verschiedenen Regierungen haben auch in Hinsicht auf die Vernachlässigung der Staatsinteressen gegenüber den großen Bahngesellschaften viel und schwer gesündigt. Sind die Staatsbahnen nach der trefflichen Broschüre des Dr. Kaizl sämmtlich „passive Eisenbahnen", so sind die Privatbahnen solche, die es werden wollen. Das heißt, alle Privatbahnen streben darnach, dem Staate zu einem möglichst hohen Preis ein möglichst schlechtes Material anzuhängen. Daß die Actiengesellschaften darnach streben, ist nicht weiter verwunderlich, — es ist aber höchst frevelhaft, daß sie Niemand daran hindert und daß es hier zu Lande kein Autorität giebt, die sich vermessen könnte, den großen Bahngesellschaften, deren Verwaltungsräthe einen Abzugscanal für verfrachte Minister darstellen, mit Erfolg entgegenzutreten.

Das stärkste Beispiel für die Macht einer Privatbahn bietet wohl die Ferdinands-Nordbahn, welche die Industrie und das Publicum durch ihre concessionswidrig hohen Tarife um fast 3 Millionen Gulden jährlich schädigt und außerdem bei der Einlösung in 4 Jahren den Staat um nicht viel weniger als 45 Millionen Gulden benachtheiligt. Die gegenwärtige Concession der Nordbahn datirt vom Jahre 1886 und die damalige Concessionsverlängerung war an für sich einer der schmachvollsten finanziellen Scandale in der an solchen Dingen reichen Geschichte Oesterreichs. Die Popularität der Abgeordneten Schönerer und Steinwender ist aus ihren Reden in den Nordbahndebatten herausgewachsen und die Mißachtung der liberalen Presse stammt aus jenen Tagen, als sich die Intimität der Pauschalienpresse mit der Nordbahn öffentlich documentirte. War die Concession von 1886 an und für sich ein Beweis für die unglaublichste Corruption in den wichtigsten Stellen unseres öffentlichen Lebens, so ist es nunmehr von Interesse, hier zu constatiren, daß nicht einmal dieser der Bahn so überaus günstige Vertrag, den sie mit so noblen Mitteln erlangt hat, eingehalten wird und daß sie noch über das Maximum der neuen Concession hinaus einen Extragewinn von vielen Millionen aus dem Staatssäckel herausschlägt.

Der Staat hatte sich im Jahre 1886 vorbehalten, die Tarife bis auf das Staatsbahnbarême herabzusetzen, so lange

vom Hauptnetz nicht 100 fl. pro Actie verdient werden, und sie auch unter das Staatsbahnbarême zu reduciren, sobald die Dividende 100 fl. vom Hauptnetz überschreitet. Heute, wo jährlich fast 140 fl. Dividende gezahlt werden, ist aber noch nicht einmal in allen Tarifen und Ausnahmesätzen das Staatsbahnenniveau erreicht, noch viel weniger aber unterschritten. Der Staat hätte nach dem klaren Wortlaut der Concession das Recht, das Erträgniß durch Tarifreductionen nicht nur auf 100 fl. herabzudrücken, sondern es sogar vorübergehend auch unter das Concessionsmaximum zu reduciren. Was die Vernachlässigung dieses wichtigen Tarifbestimmungsrechtes bedeutet, das läßt sich sehr einfach zeigen. Auf Grund ihres Staatsvertrages hätte die Nordbahn höchstens mit einem Gesammterträgniß von 130 fl. pro Actie zu rechnen, was einem Actienwerthe von 2600 fl. entspricht. Der Cours der Actie bewegt sich jedoch zwischen 3200 und 3600 fl., ein Beweis dafür, mit welcher Sicherheit die Macher der Nordbahn darauf rechnen, daß der Staat ihnen Ende 1902 die Bahn mit ihren 73000 Actien zu einem um 40 oder 50 Millionen Gulden zu hohen Einlösungspreis übernimmt. Das wird der Nordbahn nicht gelingen!

Jeder unbefangene Leser wird nach den Gründen fragen, welche das Eisenbahnministerium für sein Verhalten angiebt. Diese Gründe ergeben sich aus einer machiavellistischen Finte der neuen Concession, deren Verfertiger schon im Jahre 1885 darüber klar waren, wie sie eine Ausrede für die Nachsicht der Vertreter des Staatssäckels zu schaffen haben. Sie erfanden eine sogenannte Betheiligung des Staates an dem Reingewinn über das Dividenden-Maximum hinaus. Von dem, was über 100 fl. pro Actie vom Hauptnetz verdient wird, erhält der Staat die Hälfte. Sagen wir also, es würden heuer 140 fl. vom Hauptnetz verdient werden, so erhält der Staat hiervon 20 fl., das ist im Ganzen etwas weniger als anderthalb Millionen. Dafür aber muß der Staat bei der Einlösung in drei Jahren nach den fünf günstigsten der letzten sieben Jahre als Durchschnitts-Erträgniß eine entsprechend höhere Einlösungs-Rente bezahlen. Rechnet man also genau aus, was der Staat als „Gewinnantheil" erhält und was er als capitalisirte Mehrrente für den Supergewinn über das Maximum hinaus bezahlt, so ergiebt dies das Fünfundzwanzigfache eines Siebentels oder Fünftels, also zumindest das Dreieinhalbfache des sogenannten Gewinnantheils. Das heißt, der Staat erhält Mitte 1900 etwa einundeinhalb Millionen und hat Mitte 1903 oder Anfang 1904 dafür mehr als fünf Millionen zurückzugeben. Für drei Jahre 350% Zinsen. Eine so hinterlistige Bewucherung eines Staates unter dem Titel eines Gewinnantheils ist in der Finanzgeschichte europäischer Staaten noch nicht dagewesen. Man borgt dem Finanzminister von 1900 eine Million und erhält dafür vom Finanzminister von 1903 — wir Oesterreicher haben ja alle Jahre einen anderen — dafür dreieinhalb Millionen zurück. Früher, wenn man illegitime Gelüste auf den Staatssäckel hatte, bestach man die Minister, jetzt braucht es das nicht oder vielmehr, das allein thut es nicht, man muß den Staatssäckel selbst bestechen.

Es giebt noch eine zweite Ausrede, warum die Tarife der Nordbahn nicht herabgesetzt werden, das ist die Befürchtung, die billigen Frachtsätze könnten auf die Erträgnisse der concurrirenden Staatsbahnen mit einwirken und sie herabdrücken. Das gerade Gegentheil ist richtig. Die Staatseisenbahnen concurriren nur auf ganz kleinen Strecken mit der Nordbahn, sie hätten durch weitere Tarif-Herabsetzungen sogar noch große Vortheile wegen des verbilligten Kohlenbezuges. Die galizischen und niederösterreichischen Staatsbahnen beziehen jährlich viele tausende Waggons Kohle aus den Nordbahnrevieren, und erhalten für diese Kohlen nur unbedeutende Refactien. Die Nordbahn concurrirt in Wirklichkeit nur mit der Staatsbahn-Gesellschaft und der Oesterreichischen Nordwestbahn. Wenn die Erträgnisse dieser Bahnen durch billigere Nordbahntarife herabgedrückt werden sollten, was übrigens nicht wahrscheinlich ist, so ist dies Angesichts der bevorstehenden Verstaatlichung dieser Privatbahnen immerhin kein Nachtheil für den Staat.

Die wirklichen Gründe, warum die Minister Guttenberg und Bilinski nicht schon früher gegen die viel zu hohen Tarife einschritten, sind wohl zumeist persönlicher Natur. Der ehemalige Eisenbahnminister Guttenberg, Feldzeugmeister a. D., dem die größte Verantwortung für das Vorgesagte trifft und der kein einziges Mal eine ausgiebige Herabsetzung der Tarife verfügt hatte, ist nach dem Bankerott des Ministeriums Badeni, dem er angehörte, vom Verwaltungsrath der Nordbahn für ungefähr 4000 fl. jährlicher Tantième als Mitglied aufgenommen worden, gleichzeitig mit dem früher Badeni-Minister Rittner. Er erhält jetzt Tantièmen von jenen Erträguissen, die nur durch sein Verschulden in solcher Höhe über das Concessionsmaximum hinauswachsen konnten. Der jetzige Eisenbahnminister Wittek hat schon mehrere Male größere Tarifreductionen verfügt, ohne aber den Stand der Nordbahnfrage im Wesentlichen zu ändern. Die Bahn hat noch jetzt Gelegenheit gefunden, einzelne Tarifsätze ausgiebig zu erhöhen. Bei dem gegenwärtigen Minister kann man die Sachkenntniß und den guten Willen zum Einschreiten gegen den Uebermuth der Bahn voraussetzen. Es mangelt aber diesem Manne, der von der Börsenpresse und ihren Gönnern seines Pflichtbewußtseins wegen gehaßt wird, an dem nöthigen Rückhalt, um gegen eine so mächtige Bahn, welche in der Lage ist, die einflußreichsten Protectionen und Bekanntschaften für ihren Verwaltungsrath zu kaufen, mit Erfolg einzuschreiten. So lange das Verständniß für diese wichtigen Wirthschaftsgebiete in der großen Oeffentlichkeit nicht geweckt ist, besteht auch wenig Aussicht, den Machereien des Nordbahndirectors mit Erfolg entgegenzutreten, weil ein Minister allein, der ohnehin wegen seiner europäischen Denkart von den Mächtigen mit Mißtrauen betrachtet wird, dazu naturgemäß zu schwach ist. Hoffentlich wird das unter dem neuen Ministerium besser.*)

Literatur und Kunst.

Ernst Haeckel über die Welträthsel.

Von Heinz Ueberschaar.

Der bedeutendste deutsche Darwinist, der ewig junge und feurige Jenaer Naturforscher, der schon vor 33 Jahren als junger Mann die gelehrte Welt mit seiner „Morphologie der Organismen" und bald darauf mit seiner Natürlichen Schöpfungsgeschichte in Aufregung versetzte, läßt soeben sein literarisches „Vermächtniß" erscheinen.**) Nachdem er schon vor sieben Jahren sein Glaubensbekenntniß in dem Vortrage „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft" niedergelegt, soll sein neues Buch seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen begründen und zusammenfassen. „Meine naturphilosophische Gedankenarbeit", so erklärt Haeckel, „erstreckt sich jetzt über ein volles halbes Jahrhundert, und ich darf in meinem 66. Lebensjahre wohl annehmen, daß sie reif im menschlichen Sinne ist; ich bin auch völlig gewiß, daß diese reife Frucht vom Baum der Erkenntniß für die kurze Spanne des Daseins, die mir noch beschieden ist, keine bedeutende Vervollkommnung und keine principielle Veränderung mehr erfahren wird. Mancherlei Mahnungen des herannahenden Alters drängen zum Abschluß; auch bin ich ganz und gar ein Kind des 19. Jahrhunderts und will mit dessen

*) Der Verfasser wird den Gegenstand in seiner demnächst bei Carl Minde in Leipzig erscheinenden Schrift „Oesterreich am Ende des 19. Jahrhunderts" ausführlicher behandeln.

**) „Die Welträthsel, Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie von Prof. Ernst Haeckel". Bonn, Emil Strauß.

Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen." Das Epoche machende Buch ist mit der jugendlichen Frische und der glänzenden Darstellung geschrieben, die alle Schriften Haeckel's auszeichnen; klar bis auf den Grund, ohne jedes Phrasenwerk, zum Theil aber mit prophetischem Feuer und ehrlichem, echtem Pathos. An der Lösung der Welträthsel hat der Verfasser sein langes, reiches Leben hindurch als Forscher und Denker unentwegt mitgewirkt. Im Kampfe gegen Irrthum und überlieferten Wahnglauben, wie auch gegen feige Muthlosigkeit hat er stets, ein Rufer im Streite, in erster Reihe gestanden. Jetzt, am Schlusse des 19. Jahrhunderts legt er das Gesammtergebniß seiner philosophischen Gedankenarbeit in diesem Buche nieder, um diese reiche Frucht den denkenden und ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände als sein Vermächtniß zu überlassen. Kein gebildeter Deutscher wird Haeckel's „Welträthsel" unbeachtet lassen können, denn dies Werk wird ein Markstein in der Wandlung der Weltanschauung beim scheidenden Jahrhundert sein.

In vier Gruppen zerlegen sich die Welträthsel: Mensch, Seele, Welt, Gott. Im anthropologischen Theil bespricht der Verfasser den Körperbau des Menschen und sein Leben, seine Keimes- und Stammesgeschichte. Ein allgemeines Culturbild unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts wird aufgerollt und der Kampf der Weltanschauungen als Gegensatz zwischen Monismus und Dualismus gefaßt. Die Uebereinstimmung in der menschlichen und thierischen Organisation wird in bekannter Weise aufgezeigt: der Mensch ein echtes Säugethier, ein echtes Wirbelthier, ein Tetrapode, ein Zottenthier, ein Herrenthier — ein echter Affe! Gleichheit im Körperbau, in Lebensfunctionen, Keimbildung und Entwickelung. Der psychologische Theil schildert das Wesen der Seele und ihre Stufen, ihre Keimes- und Stammesgeschichte, endlich Bewußtsein und Unsterblichkeit der Seele. Hier wendet sich Haeckel gegen Virchow, Wundt und Du Bois-Reymond. Bei allem altgewohnten Draufgängerthum versäumt er aber nie, auf den verbleibenden großen Rest des noch Ungelösten hinzuweisen; so auch in dem Abschnitt über die Entwickelung der Menschenseele aus der Thierseele. Die Unsterblichkeitsvorstellung nennt er die Citadelle des Aberglaubens, und doch sei sie ihrerseits krasser Materialismus: der materielle Leib steht auf, um in einem materiellen Himmel zu wohnen. Die ausgezeichneten unter den Hunden, die ihm höher stehen, als stumpfsinnige Mägde und rohe Knechte, können mit gleichem Recht die Unsterblichkeit für sich in Anspruch nehmen wie der Mensch! Von jugendlicher Frische ist auch seine Polemik gegen die unduldsame Kirche, zumal den Papismus. Die Kosmologie zerlegt der Verfasser in das Substanzgesetz, die Entwickelungsgeschichte der Welt, Einheit der Natur, Gott und Welt. Betrachtungen über Wissen und Glauben, Wissenschaft und Christenthum, sowie ein Abriß der neuen monistischen Dogmatik und Ethik beschließen das Buch. Das Interessanteste ist ohne Zweifel Haeckel's Beantwortung der Fragen: Wie weit ist uns die Lösung der Welträthsel gelungen? Welchen Werth besitzen die ungeheuren Fortschritte, welche das scheidende 19. Jahrhundert in der wahren Natur-Erkenntniß gemacht hat? Und welche Aussicht eröffnen sie uns für die Zukunft, für die weitere Entwickelung unserer Weltanschauung im 20. Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen? Und Haeckel vertritt die Meinung: das neunzehnte Jahrhundert hat größere Fortschritte in der Kenntniß der Natur und im Verständniß ihres Wesens herbeigeführt als alle früheren Jahrhunderte; es hat viele große „Welträthsel" gelöst, die an seinem Beginne für unlösbar galten; es hat uns neue Gebiete des Wissens und Erkennens entdeckt, von deren Existenz der Mensch vor hundert Jahren noch keine Ahnung hatte. „Vor Allem aber hat es uns das erhabene Ziel der monistischen Kosmologie klar vor Augen gestellt und den Weg gezeigt, auf welchem allein wir uns demselben nähern können, den Weg der exacten empirischen Erforschung der Thatsachen und der kritischen genetischen Erkenntniß ihrer Ursachen. Das abstracte große Gesetz der mechanischen Causalität, für welches unser kosmologisches Grundgesetz, das Substanz-Gesetz, nur ein anderer concreter Ausdruck ist, beherrscht jetzt das Universum ebenso wie den Menschengeist; es ist der sichere unverrückbare Leitstern geworden, dessen klares Licht uns durch das dunkle Labyrinth der unzähligen einzelnen Erscheinungen den Pfad zeigt." Um uns davon zu überzeugen, wirft Haeckel einen flüchtigen Rückblick auf die erstaunlichen Fortschritte, welche die Hauptzweige der Naturwissenschaft in diesem denkwürdigen Zeitraum gemacht haben. Und er kommt zu den folgenden Ergebnissen:

I. Fortschritte der Astronomie. Die Himmelskunde ist die älteste, ebenso wie die Menschenkunde die jüngste Naturwissenschaft. Ueber sich selbst und sein eigenes Wesen kam der Mensch erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zu voller Klarheit, während er in der Kenntniß des gestirnten Himmels, der Planeten-Bewegungen u. s. w. schon vor 4500 Jahren erstaunliche Kenntnisse besaß. Durch die Erfindung der Photographie und Photometrie, vor Allem aber der Spectral-Analyse (durch Bunsen und Kirchhoff, 1860) wurden die Physik und Chemie in die Astronomie eingeführt und dadurch kosmologische Aufschlüsse von größter Tragweite gewonnen. Es ergab sich nun mit Sicherheit, daß die Materie im ganzen Weltall dieselbe ist, und daß deren physikalische und chemische Eigenschaften auf den fernsten Fixsternen nicht verschieden sind von denjenigen unserer Erde. Die monistische Ueberzeugung von der physikalischen und chemischen Einheit des unendlichen Kosmos, die wir dadurch gewonnen haben, gehört sicherlich zu den werthvollsten allgemeinen, welche wir der Astrophysik verdanken, jenem neuen Zweige der Astronomie, um dem sich namentlich Friedrich Zöllner große Verdienste erwarb. Nicht minder wichtig ist die klare, mit Hülfe jener gewonnene Erkenntniß, daß auch dieselben Gesetze der mechanischen Entwickelung im unendlichen Universum ebenso überall herrschen, wie auf unserer Erde; eine gewaltige, allumfassende Metamorphose des Kosmos vollzieht sich ebenso ununterbrochen in allen Theilen des unendlichen Universums wie in der geologischen Geschichte unserer Erde; ebenso in der Stammesgeschichte ihrer Bewohner wie in der Völkergeschichte und im Leben jedes einzelnen Menschen. In einem Theile des Kosmos erblicken wir mit unseren vervollkommneten Fernröhren gewaltige Nebelflecke, die aus glühenden, äußerst dünnen Gasmassen bestehen; wir deuten dieselben als Keime von Weltkörpern, die Milliarden von Meilen entfernt und im ersten Stadium der Entwickelung begriffen sind. Bei einem Theile dieser „Sternkeime" sind wahrscheinlich die chemischen Elemente noch nicht getrennt, sondern bei ungeheuer hoher Temperatur (nach vielen Millionen von Graden berechnet!) im Urelement (Prothyl) vereinigt; ja vielleicht ist hier zum Theil die ursprüngliche „Substanz" noch nicht in „Masse und Aether" gesondert. In anderen Theilen des Universums begegnen wir Sternen, die bereits durch Abkühlung gluthflüssig geworden, anderen, die schon erstarrt sind; wir können ihre Entwickelungsstufe annähernd aus ihrer verschiedenen Farbe bestimmen. Dann wieder sehen wir Sterne, die von Ringen und Monden umgeben sind wie unser Saturn; wir erkennen in dem leuchtenden Nebelring den Keim eines neuen Mondes, der sich vom Mutter-Planeten ebenso abgelöst hat wie dieser letztere von der Sonne. Von vielen „Fixsternen", deren Licht Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß sie Sonnen sind, ähnlich unserer Mutter Sonne, und daß sie von Planeten und Monden umkreist werden, ähnlich denjenigen unseres eigenen Sonnensystems. Wir dürfen auch weiterhin vermuthen, daß sich Tausende von diesen Planeten auf einer ähnlichen Entwickelungsstufe wie unsere Erde befinden, d. h. in einem Lebensalter, in welchem die Temperatur der Ober-

fläche zwischen dem Gefrier- und Siedepunkt des Wassers liegt, also die Existenz tropfbaren flüssigen Wassers gestattet. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß der Kohlenstoff auch hier, wie auf der Erde, mit anderen Elementen sehr verwickelte Verbindungen eingeht, und daß aus seinen stickstoffhaltigen Verbindungen sich Plasma entwickelt hat, jene wunderbare „lebendige Substanz", die wir als alleinigen Eigenthümer des organischen Lebens kennen. Die Moneren, (z. B. Chromaceen und Bacterien), die nur aus solchem primitivem Protoplasma bestehen, und die durch Urzeugung (Archigonie) aus jenen anorganischen Nitrocarbonaten entstanden, können nun denselben Entwickelungsgang auf vielen anderen, wie auf unserem eigenen Planeten, eingeschlagen haben; zunächst bildeten sich aus ihrem homogenen Plasmakörper durch Sonderung eines inneren Kerns (Karyon) vom äußeren Zellkörper (Cytosoma) einfachste lebendige Zellen. Die Analogie im Leben aller Zellen aber — ebensowohl der plasmodomen Pflanzenzellen wie der plasmophagen Thierzellen — berechtigt Haeckel zu dem Schlusse, daß auch die weitere Stammesgeschichte sich auf vielen Sternen ähnlich wie auf unserer Erde abspielt — immer natürlich die gleichen engen Grenzen der Temperatur vorausgesetzt, in denen das Wasser tropfbarflüssig bleibt; für glühend-flüssige Weltkörper, auf denen das Wasser nur in Dampfform, und für erstarrte, auf denen es nur in Eisform besteht, ist organisches Leben in gleicher Weise ganz unmöglich. Die Aehnlichkeit der Phylogenie, die Analogie der stammesgeschichtlichen Entwickelung, die wir demnach bei vielen Sternen auf gleicher biogenetischer Entwickelungs-Stufe annehmen dürfen, bietet natürlich der constructiven Phantasie ein weites Feld für farbenreiche Speculationen. Ein Lieblingsgegenstand derselben ist seit alter Zeit die Frage, ob auch Menschen oder uns ähnliche, vielleicht höher entwickelte Organismen auf anderen Sternen wohnen? Unter vielen Schriften, welche diese offene Frage zu beantworten suchen, haben neuerdings namentlich diejenigen des Pariser Astronomen Camille Flammarion eine weite Verbreitung erlangt; sie zeichnen sich ebenso durch reiche Phantasie und lebendige Darstellung aus, wie durch bedauerlichen Mangel an Kritik und an biologischen Kenntnissen. Soweit wir gegenwärtig zur Beantwortung dieser Frage befähigt erscheinen, können wir uns nach Haeckel etwa Folgendes vorstellen: 1. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auf einigen Planeten unseres Systems (Mars und Venus) und vielen Planeten anderer Sonnen-Systeme der biogenetische Proceß sich ähnlich wie auf unserer Erde abspielt; zuerst entstanden durch Archigonie einfache Moneren und aus diesen einzellige Protisten (zunächst plasmodome Urpflanzen, später plasmophage Urthiere). 2. Es ist sehr wahrscheinlich, daß aus diesen einzelligen Protisten sich im weiteren Verlauf der Entwickelung zunächst sociale Zellvereine bildeten (Coenobien), später gewebebildende Pflanzen und Thiere (Metaphyten und Metazoen). 3. Es ist auch fernerhin wahrscheinlich, daß im Pflanzenreiche zunächst Thallophyten entstanden (Algen und Pilze), später Diaphyten (Moose und Farne), zuletzt Anthophyten (gymnosperme und angiosperme Blumenpflanzen). 4. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß auch im Thierreiche der biogenetische Proceß einen ähnlichen Verlauf nahm, daß aus Blastäaden (Katallacten) sich zunächst Gasträaden entwickelten, und aus diesen Niederthieren (Coelenterien) später Oberthiere (Coelomarien). 5. Dagegen ist es sehr fraglich, ob die einzelnen Stämme dieser höheren Thiere (und ebenso der höheren Pflanzen) einen ähnlichen Entwickelungsgang auf anderen Planeten durchlaufen, wie auf unserer Erde. 6. Insbesondere ist es ganz unsicher, ob Wirbelthiere auch außerhalb der Erde existiren, und ob aus deren phyletischer Metamorphose sich im Laufe vieler Millionen Jahre ebenso Säugethiere und an deren Spitze sich der Mensch entwickelt haben, wie auf unserer Erde; es müßten dann Millionen von Transformationen sich dort ganz ebenso wie hier wiederholt haben. 7. Dagegen ist es viel wahrscheinlicher, daß auf anderen Planeten sich andere Typen von höheren Pflanzen und Thieren entwickelt haben, die unserer Erde fremd sind, vielleicht auch aus einem höheren Thierstamme, der den Wirbelthieren an Bildungsfähigkeit überlegen ist, höhere Wesen, die uns irdische Menschen an Intelligenz und Denkvermögen weit übertreffen. 8. Die Möglichkeit, daß wir Menschen mit solchen Bewohnern anderer Planeten jemals in directen Verkehr treten könnten, erscheint ausgeschlossen durch die weite Entfernung unserer Erde von anderen Weltkörpern und die Abwesenheit der unentbehrlichen atmosphärischen Luft in dem weiten, nur von Aether erfüllten Zwischenraum. Während nun viele Sterne sich wahrscheinlich in einem ähnlichen biogenetischen Entwickelungs-Stadium befinden wie unsere Erde (seit mindestens hundert Millionen Jahren!), sind andere schon weiter vorgeschritten und gehen im „planetarischen Greisenalter" ihrem Ende entgegen, demselben Ende, das auch unserer Erde sicher bevorsteht. Durch Ausstrahlung der Wärme in den kalten Weltraum wird die Temperatur allmälig so herabgesetzt, daß alles tropfbar flüssige Wasser zu Eis erstarrt; damit hört die Möglichkeit organischen Lebens auf. Zugleich zieht sich die Masse der rotirenden Weltkörper immer stärker zusammen; ihre Umlaufsgeschwindigkeit ändert sich langsam. Die Bahnen der kreisenden Planeten werden immer enger, ebenso diejenigen der sie umgebenden Monde. Zuletzt stürzen die Monde in die Planeten und diese in die Sonnen, aus denen sie geboren sind. Durch diesen Zusammenstoß werden wieder ungeheuere Wärme-Mengen erzeugt. Die zerstäubte Masse der zerstoßenen collidirten Weltkörper vertheilt sich frei im unendlichen Weltraum, und das ewige Spiel der Sonnenbildung beginnt von Neuem. Das großartige Bild, welches so vor unseren geistigen Augen die moderne Astrophysik aufrollt, offenbart uns ein ewiges Entstehen und Vergehen der unzähligen Weltkörper, einen periodischen Wechsel der verschiedenen kosmogenetischen Zustände, welche wir im Universum nebeneinander beobachten. Während an einem Orte des unendlichen Weltraums aus einem diffusen Nebelfleck ein neuer Weltkeim sich entwickelt, hat ein anderer an einem weit entfernten Orte sich bereits zu einem rotirenden Balle von gluthflüssiger Materie verdichtet; ein dritter hat bereits an seinem Aequator Ringe abgeschleudert, die sich zu Planeten ballen; ein vierter ist schon zur mächtigen Sonne geworden, deren Planeten sich mit secundären Trabanten umgeben haben, den Monden, u. s. w., u. s. w. Und dazwischen treiben sich im Weltraum Milliarden von kleineren Weltkörpern umher, von Meteoriten und Sternschnuppen, die als scheinbar gesetzlose Vagabunden die Bahn der größeren stören, und von denen täglich ein großer Theil in die letzteren hineinstürzt. Dabei ändern sich beständig langsam die Umlaufs-Zeiten und die Bahnen der jagenden Weltkörper. Die erkalteten Monde stürzen in ihre Planeten wie diese in ihre Sonnen. Zwei entfernte Sonnen, vielleicht schon erstarrt, stoßen mit ungeheuerer Kraft auf einander und zerstäuben in nebelartige Massen. Dabei entwickeln sie so colossale Wärme-Mengen, daß der Nebelfleck wieder glühend wird, und nun wiederholt sich das alte Spiel von Neuem. In diesem Perpetuum' mobile bleibt aber die unendliche Substanz des Universums, die Summe ihrer Materie und Energie ewig unverändert, und ewig wiederholt sich in der unendlichen Zeit der periodische Wechsel der Weltbildung, die in sich selbst zurücklaufende Metamorphose des Kosmos. Allgewaltig herrscht das Substanz-Gesetz.

II. Fortschritte der Geologie. Viel später als der Himmel wurde die Erde und ihre Entstehung Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Die zahlreichen Kosmogenien alter und neuer Zeit wollten zwar über die Entstehung der Erde ebenso gut Auskunft geben wie über diejenige des Himmels, allein das mythologische Gewand, in welches sie sich sämmtlich hüllten, verrieth sofort ihren Ursprung aus der

dichtenden Phantasie. Unter all den zahlreichen Schöpfungssagen, von denen uns die Religions- und Cultur-Geschichte Kunde giebt, gewann eine einzige bald allen übrigen den Rang ab, die Schöpfungsgeschichte des Moses, wie sie im ersten Buche des Pentateuch (Genesis) erzählt wird. In den Kreisen der orthodoxen Theologen besitzt sie Geltung noch bis auf den heutigen Tag. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen unabhängig davon wissenschaftliche Forschungen über den Bau der Erdrinde, und wurden daraus Schlüsse auf ihre Entstehung abgeleitet. Der Begründer der Geognosie, Werner in Freiberg, ließ alle Gesteine aus dem Wasser entstehen, während Voigt und Hutton (1788) richtig erkannten, daß nur die sedimentären, Petrefacten führenden Gesteine diesen Ursprung haben, die vulkanischen und plutonischen Gebirgsmassen dagegen durch Erstarrung feurig-flüssiger Massen entstanden sind. Der heftige Kampf, welcher zwischen jener neptunistischen und dieser plutonistischen Schule enstand, dauerte noch während der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts fort; er wurde erst geschlichtet, nachdem Karl Hoff (1822) das Princip des Aktualismus begründet und Charles Lyell dasselbe mit größtem Erfolge für die ganze natürliche Entwickelung der Erde durchgeführt hatte. Durch seine „Principien der Geologie" (1830) wurde die überaus wichtige Lehre von der Continuität der Erdumbildung endgiltig zur Anerkennung gebracht, gegenüber der Katastrophen-Theorie von Cuvier. Drei überaus wichtige Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung verdanken wir den glänzenden Fortschritten der neueren Geologie. Erstens wurden damit aus der Erdgeschichte alle Wunder ausgeschlossen, alle übernatürlichen Ursachen beim Aufbau der Gebirge und der Umbildung der Continente. Zweitens wurde unser Begriff von der Länge der ungeheuren Zeiträume, die seit deren Bildung verflossen sind, erstaunlich erweitert. Wir wissen jetzt, daß die ungeheuren Gebirgsmassen der paläozoischen, mesozoischen und cänozoischen Formationen nicht viele Jahrtausende, sondern viele Jahrmillionen (weit über hundert!) zu ihrem Aufbau brauchten. Drittens wissen wir jetzt, daß alle die zahlreichen, in diesen Formationen eingeschlossenen Versteinerungen nicht wunderbare „Naturspiele" sind, wie man noch vor 150 Jahren glaubte, sondern die versteinerten Ueberreste von Organismen, welche in früheren Perioden der Erdgeschichte wirklich lebten, und welche durch langsame Umbildung aus vorhergegangenen Ahnenreihen entstanden sind.

III. Fortschritte der Physik und Chemie. Die zahllosen wichtigen Entdeckungen, welche diese fundamentalen Wissenschaften im 19. Jahrhundert gemacht haben, sind so allbekannt, und ihre praktische Anwendung in allen Zweigen des menschlichen Culturlebens liegt so klar vor Aller Augen, daß Haeckel hier nicht Einzelnes hervorzuheben braucht. Allen voran hat die Anwendung der Dampfkraft und Elektricität unserem Jahrhundert den charakteristischen „Maschinenstempel" aufgedrückt. Aber nicht minder werthvoll sind die colossalen Fortschritte der anorganischen und organischen Chemie. Alle Gebiete unserer modernen Cultur, Medicin und Technologie, Industrie und Landwirthschaft, Bergbau und Forstwirthschaft, Landtransport und Wasserverkehr, sind bekanntlich im Laufe des 19. Jahrhunderts — und besonders in dessen zweiter Hälfte — dadurch so gefördert worden, daß unsere Großväter aus dem 18. Jahrhundert sich in dieser fremden Welt nicht auskennen würden. Aber werthvoller und tiefgreifender noch ist die ungeheure theoretische Erweiterung unserer Natur-Erkenntniß, welche wir der Begründung des Substanzgesetzes verdanken. Nachdem Lavoisier (1789) das Gesetz von der Erhaltung der Materie aufgestellt und Dalton (1808) mittels desselben die Atom-Theorie neu begründet hatte, war der modernen Chemie die Bahn eröffnet, auf der sie in rapidem Siegeslauf eine früher nicht geahnte Bedeutung gewann. Dasselbe gilt für die Physik betreffend das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Entdeckung desselben durch Robert Mayer (1842) und Hermann Helmholtz (1847) bedeutet auch für diese Wissenschaft eine neue Periode fruchtbarster Entwickelung; denn nun erst war die Physik im Stande, die universale Einheit der Naturkräfte zu begreifen und das ewige Spiel der unzähligen Naturprocesse, bei welchem in jedem Augenblick eine Kraft in die andere umgesetzt werden kann.

IV. Fortschritte der Biologie. Die großartigen und für unsere ganze Weltanschauung bedeutsamen Entdeckungen welche die Astronomie und Geologie in unserem 19. Jahrhundert gemacht haben, werden noch weit übertroffen von denjenigen der Biologie; ja Haeckel betont, daß von den zahlreichen Zweigen, in welchen diese umfassende Wissenschaft vom organischen Leben sich neuerdings entfaltet hat, der größere Teil überhaupt erst im Laufe unseres Jahrhunderts entstanden ist. Innerhalb desselben sind alle Zweige der Anatomie und Physiologie, der Botanik und Zoologie, der Ontogenie und Phylogenie, durch unzählige Entdeckungen und Erfindungen so sehr bereichert worden, daß der heutige Zustand unseres biologischen Wissens denjenigen vor hundert Jahren um das Vielfache übertrifft. Das gilt zunächst quantitativ von dem colossalen Wachsthum unseres positiven Wissens auf allen jenen Gebieten und ihren einzelnen Theilen. Es gilt aber ebenso und noch mehr qualitativ von der Vertiefung unseres Verständnisses der biologischen Erscheinungen, von unserer Erkenntniß ihrer bewirkenden Ursachen. Hier hat vor allen Anderen Charles Darwin (1859) die Palme des Sieges errungen; er hat durch seine Selections-Theorie das große Welträthsel von der „organischen Schöpfung" gelöst, von der natürlichen Entstehung der unzähligen Lebensformen durch allmälige Umbildung. Indem Haeckel die Ergebnisse dieser und anderer Disciplinen zusammenfaßte und in der Stammesgeschichte der Organismen den Schlüssel zu ihrem einheitlichen Verständniß fand, gelangte er zur Begründung jener monistischen Biologie, deren Principien er (1866) in seiner „Generellen Morphologie" festzulegen versucht hat.

V. Fortschritte der Anthropologie. Allen anderen Wissenschaften voran steht in gewissem Sinne die wahre Menschenkunde, die wirklich vernünftige Anthropologie. Das Wort des alten Weisen: „Mensch, erkenne dich selbst" (Homo, nosce te ipsum) und das andere berühmte Wort: „Der Mensch ist das Maaß aller Dinge" sind ja von Alters her anerkannt und angewendet. Und dennoch hat diese Wissenschaft — im weitesten Sinne genommen — länger als alle anderen in den Ketten der Tradition und des Aberglaubens geschmachtet. Haeckel zeigt, wie langsam und spät sich erst die Kenntniß vom menschlichen Organismus entwickelt hat. Eine ihrer wichtigsten Zweige, die Keimesgeschichte, wurde erst 1828 (durch Baer) und ein anderer, nicht minder wichtiger, die Zellenlehre, erst 1838 (durch Schwann) sicher begründet. Noch später aber wurde die „Frage aller Fragen" gelöst, das gewaltige Räthsel vom „Ursprung des Menschen". Obgleich Lamarck schon (1809) den einzigen Weg zur richtigen Lösung desselben gezeigt und „die Abstammung des Menschen vom Affen" behauptet hatte, gelang es doch Darwin erst fünfzig Jahre später, diese Behauptung zu begründen, und erst 1853 stellte Huxley in seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur" die gewichtigsten Beweise dafür zusammen. Haeckel selbst hat sodann in seiner Anthropogenie (1874) den ersten Versuch gemacht, die ganze Reihe der Ahnen, durch welche sich unser Geschlecht im Laufe vieler Jahrmillionen aus dem Thierreich langsam entwickelt hat, im historischen Zusammenhang darzustellen. Man weiß, daß er dabei auf vielfachen Widerspruch stieß, besonders von Seiten der Philosophen. Auch wir sind der Meinung, daß Haeckel im enthusiastischen Fluge seiner kühnen Hypothesen vielfach über das Ziel hinaus schoß. Die Kette der Beobachtungen ist denn doch noch lange nicht lückenlos geschlossen, und manches einzelne Zwischenglied fehlt noch. Daher ist denn auch neuerdings die antidarwinische Opposition mächtig angewachsen.

Uebrigens ist Haeckel besonnen genug, um, nachdem er in der hier angeführten Weise die Fortschritte der Natur-Erkenntniß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt hat, offen und ehrlich einzugestehen, daß wir dem innersten Wesen der Natur heute vielleicht noch ebenso fremd und verständnißlos gegenüberstehen, wie Anaximander und Empedokles vor 2400 Jahren, wie Spinoza und Newton vor 200 Jahren, wie Kant und Goethe vor 100 Jahren. Ja er muß sogar eingestehen, daß uns dieses eigentliche Wesen der Substanz immer wunderbarer und räthselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntniß ihrer Attribute, der Materie und Energie, eindringen, je gründlicher wir ihre unzähligen Erscheinungsformen und deren Entwickelung kennen lernen. Was als „Ding an sich" hinter den erkennbaren Erscheinungen steckt, das wissen wir auch heute noch nicht. Aber er meint: „was geht uns dieses mystische „Ding an sich" überhaupt an, wenn wir keine Mittel zu seiner Erforschung besitzen, wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existirt oder nicht? Ueberlassen wir daher das unfruchtbare Grübeln über dieses ideale Gespenst den „reinen Metaphysikern" und freuen wir uns statt dessen als „echte Physiker" an den gewaltigen realen Fortschritten, welche unsere monistische Natur-Philosophie thatsächlich errungen hat. Da überragt denn alle andern Fortschritte und Entdeckungen unsers „großen Jahrhunderts" das gewaltige allumfassende Substanz-Gesetz, das „Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes". Die Thatsache, daß die Substanz überall einer ewigen Bewegung und Umbildung unterworfen ist, stempelt dasselbe zugleich zum universalen Entwickelungs-Gesetz. Indem dieses höchste Naturgesetz festgestellt und alle anderen ihm untergeordnet wurden, gelangten wir zur Ueberzeugung der universalen Einheit der Natur und der ewigen Geltung der Naturgesetze. Aus dem dunkeln Substanz-Problem entwickelte sich das klare Substanz-Gesetz. Der „Monismus des Kosmos", den wir darauf begründen, lehrt uns die ausnahmlose Geltung der „ewigen, ehernen, großen Gesetze" im ganzen Universum. Damit zertrümmert derselbe aber zugleich die drei großen Central-Dogmen der bisherigen dualistischen Philosophie, den persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens. Viele von uns sehen gewiß mit lebhaftem Bedauern oder selbst mit tiefem Schmerze dem Untergange der Götter zu, welche unsern theuern Eltern und Voreltern als höchste geistige Güter galten. Aber in dem reinen Cultus des „Wahren, Guten und Schönen", welcher den Kern unserer neuen monistischen Religion bildet, finden wir reichen Ersatz für die verlorenen anthropistischen Ideale von „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit". Die Verschmelzung der anscheinenden Gegensätze, und damit der Fortschritt zur Lösung des fundamentalen Welträthsels, wird uns durch das stetig zunehmende Wachsthum der Natur-Erkentniß mit jedem Jahre näher gelegt. So dürfen wir uns denn der frohen Hoffnung hingeben, daß das anbrechende zwanzigste Jahrhundert immer mehr jene Gegensätze ausgleichen, und durch Ausbildung des reinen Monismus die ersehnte Einheit der Weltanschauung in weiten Kreisen verbreiten wird." So bietet der Jenenser Forscher mit seinem warmen Herzen und seinem eindringenden Wissen eine in sich geschlossene Weltanschauung. Man braucht, wie wir, nicht mit allen seinen Folgerungen einverstanden zu sein, um doch zu finden, daß sein Testament glänzend bestätigt, was er mit so schönem Stolze von sich selbst sagt: „Das Einzige, was ich für mich in Anspruch nehme, und was ich auch von meinen entschiedensten Gegnern verlangen muß, ist, daß meine monistische Philosophie von Anfang bis zu Ende ehrlich ist, das heißt der vollständige Ausdruck der Ueberzeugung, welche ich durch vieljähriges eifriges Forschen in der Natur und durch unablässiges Nachdenken über den wahren Grund ihrer Erscheinungen erworben habe."

Richard Wagner's erste Frau.

Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mitte November 1859 traf Minna in Paris ein. Nach fast einjähriger Trennung war das Ehepaar zum zweiten Male hier vereinigt, und dieser abermalige Aufenthalt wird durch die Aufführung des Tannhäuser und die Vollendung der Meistersinger-Dichtung doppelt bedeutsam. Mit Schauder mochte der Componist an die grauenhafte Noth zurückdenken, als er vor zwanzig Jahren hier mit Notenschreiben und journalistischen Arbeiten das Leben fristete und mit Minna darbte und hungerte. „Ein kranker deutscher Handwerksbursche war da," schrieb er im Juni 1840 in sein Tagebuch, „ich bestellte ihn zum Frühstück wieder; Minna erinnert mich bei dieser Gelegenheit, daß sie eben für Brod das letzte Geld würde wegschicken müssen . . . Alle Quellen sind erschöpft!" Dieses zweite Mal ging es ihnen besser, wenn auch noch lange, lange nicht gut. Der Verkauf der Nibelungen-Partitur an den großmüthigen Züricher Mäcen half ihm aus den ersten finanziellen Nöthen, in die er sich bald in Folge seiner Concerte verstrickte. Aber auch später kam er aus den Geldklemmen nicht heraus. Schon der dreimalige Wohnungswechsel, wie der gesellschaftliche Aufwand verschlangen namhafte Summen, denn er mußte schon um der „Reelame" willen „ein Haus machen". Dazu die unglückliche Wahl des joli petit hôtel in der Rue Newton, die bald nach seinem Einzuge dem Seinepräfecten Hausmann zum Opfer fiel, so daß die meisten Gebäude und auch sein Häuschen niedergerissen wurden, was ihn in Processe mit seinem Wirthe verwickelte, dem er die dreijährige Miethe vorausbezahlt hatte. Und gerade hier hatte er sich ein so behagliches Heim geschaffen, von dem uns seine Freunde und Freundinnen nicht genug erzählen können. Auch Malvida v. Meysenbug, die ihn in London kennen gelernt, besuchte ihn hier häufig, und sie hat unlängst seine Häuslichkeit sehr anziehend geschildert, freilich nicht ohne die bei Wagner's gute Freundinnen üblichen Ausfälle auf Minna. „Es wurde mir klar, daß seine Frau so wenig zu ihm passe . . . Aus dieser gänzlichen Unfähigkeit, das Wesen des Genius und die daraus entspringenden Folgen in seinem Verhältniß zur Welt zu begreifen, entstand nun fast täglich Pein und Qual im Zusammenleben, das durch die Kinderlosigkeit der Ehe auch noch des letzten versöhnenden und mildernden Elementes entbehrte. Dennoch war Frau Wagner eine gute Frau und in den Augen der Welt entschieden der bessere und leidende Theil. Ich entschied anders und empfand ein grenzenloses Mitleid mit Wagner, denn die Liebe hätte die Brücke bauen müssen, über die er zu den anderen Menschen hinüberschritt, und dem sie statt dessen den bitteren Kelch noch bitterer machte. Ich stand übrigens recht gut mit Frau Wagner, sie war freundlich und vertrauensvoll mit mir und kam oft, mir ihr häusliches Leid zu klagen. Ich that dann, was ich konnte, um sie zu einem besseren Verständniß ihrer Lebensaufgabe zu bringen, allein natürlich vergeblich. Es war ihr in fünfundzwanzigjähriger Ehe nicht aufgegangen und konnte es auch nicht, eben ihrer innersten Natur nach." Daß die lieben Freundinnen mit ihren Hetzereien und Rücksichtslosigkeiten selbst die meiste Schuld trugen an dem gestörten häuslichen Frieden, davon wird freilich nichts gesagt. Unter den Besuchern nennt Malvida v. Meysenbug auch Cosima's Schwester Blandine Ollivier, „eine wundersam fesselnde Erscheinung. Dieses holdselige Wesen verband die Grazie der Französin und einen feinen, witzigen, fast sarkastischen Geist mit einem tiefen seelischen weiblichen Element, das, im Verein mit ihrer edlen Erscheinung, sie unwiderstehlich machte. Wir trafen einander oft in seinem Hause und waren Beide der Ansicht, daß wohl kaum zwei unpassendere Menschen als Wagner und seine Frau zu einem so engen Bunde zusammengeführt worden seien." Milder urtheilten jedenfalls die

Männer, unter ihnen der weitaus bedeutendste von Wagner's Pariser Freunden: Paul Amand Challemel-Lacour, von dessen Existenz Glasenapp in der (1884) erschienenen zweiten Ausgabe seiner Biographie gar nichts und in der seit 1894 erscheinenden dritten Ausgabe*) recht wenig weiß, obwohl sein Name in jedem Conversationslexikon zu finden ist.

Glasenapp erzählt jetzt, daß Wagner auf Anrathen seines Freundes Frédéric Villot dem Pariser Publicum eine Prosaübersetzung seiner Dichtungen (Fliegender Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan) zu unterbreiten wünschte. „Für den Zweck dieser Uebersetzung bot sich ihm die Mitarbeit eines (!) Mr. Challemel-Lacour, der sich seiner Aufgabe durch eine hinreichende Kenntniß der deutschen Sprache gewachsen zeigte und auch die französische Uebertragung des einleitenden Briefes an Villot übernahm." Nun ist dieser gewisse Challemel-Lacour einer der ersten Staatsmänner der zufällig französischen Republik, geboren 1827, Mitarbeiter Gambetta's, Niederwerfer der Lyoner Commune, Akademiker, Botschafter, Minister und als Senatspräsident 1896 gestorben. Er war sogar ein alter Freund Wagner's, den er in Zürich kennen gelernt hatte, wo der nach dem Staatsstreich Verbannte Professor der französischen Literatur am Eidgenössischen Polytechnikum war, bis ihn 1859 die Amnestie nach Frankreich zurückführte. Die Polizei verbot aber sofort seine öffentlichen Vorträge in Paris, obwohl die Aesthetik und Philosophie dem Kaiserreich nicht eben gefährlich sein konnte, so daß Challemel in die Redaction des „Temps" eintrat, den der deutschenfreundliche Elsässer Neffzer leitete. Dann wurde er Secretär der Revue des Deux-Mondes und gründete die Revue germanique, die für die Verbrüderung der zwei größten Culturvölker eintrat, aber leider bald wieder einging. Er war des Deutschen durchaus mächtig, übersetzte H. Ritter's Geschichte der Philosophie und Wilhelm v. Humboldt's philosophische Schriften; auch Wagner's damaligem Leibphilosophen Schopenhauer, den er in Frankfurt besucht hatte, widmete er in der Revue des Deux-Mondes eine lichtvolle Abhandlung. Auch für Wagner hat er in Frankreich journalistisch gewirkt, wie die Aufsätze in der Revue germanique beweisen, obwohl er mehr Philosoph und Politiker war, ein tieferes musikalisches Verständniß kaum besaß und namentlich von dem Dichter Wagner nicht eben viel hielt. Ob ihm Wagner als Mensch sympathischer war, steht dahin. Er pflegte ihn „Maëstro Ego" oder „Meister Feuerbrand" zu nennen, verurtheilte mit strengen Worten die aristokratischen, luxuriösen und galanten Neigungen dieses „Marat der Musik" — dieser auch von Wagner citirte Ausdruck ist von Challemel geprägt — und stand im Verein mit seiner feingebildeten Gattin immer auf der Seite Minna's, die er la meilleure des femmes d'artiste hieß. Schon in Zürich hatte ihn Wagner als Uebersetzer in's Auge gefaßt, zunächst für „Oper und Drama", aber Challemel, dem philosophische Interessen näher lagen, behandelte die Angelegenheit dilatorisch. Erst in Paris, wo ihn Wagner sofort aufsuchte, trat man der Sache näher, wie aus uns vorliegenden bisher ungedruckten Briefen Challemel-Lacour's an einen gemeinsamen Freund hervorgeht. Am 10. November 1860 berichtet er:

Nous sommes allés hier soir au dernier concert de Wagner. Salle à peu près pleine, mais évidemment beaucoup de billets donnés. Il est, je pense, hors de contestation qu'il y a en lui de l'étoffe, de la puissance, une horreur absolue du convenu, peut-être du génie. Cela sera contesté pourtant, car la venalité, l'ignorance, l'esprit de routine, pour tout dire, l'infamie de tout ce qui noircit du papier pour les journaux, les Débats exceptés, n'ont point de bornes. J'ai aperçu Berlioz, qui m'a paru applaudir de grand cœur. Pour le succès au théâtre, c'est autre chose. Le public n'est ni musicien, ni religieux, ni artiste; il veut être amusé, voilà tout. Wagner n'est pas descendu encore, et, je le souhaite pour lui, ne descendra jamais au degré qu'il faut pour être le pourvoyeur de nos plaisirs. Autre malheur: Wagner a un système ce qui ne serait qu'un inconvénient pour son talent s'il ne le montrait que dans ses œuvres; mais il s'en fait le théoricien. Rien ne fait peur à un public timide, soumis au succès et à la tradition, comme la pensée qu'on veut lui imposer un système. Wagner aura beau faire de la belle, de la superbe musique, comme l'ouverture de Tristan et Iseult, les imbéciles, c'est à dire le public, auront toujours peur d'aller entendre un plaidoyer, au lieu d'entendre un opéra.

Von seinem Verkehr im Hause Wagner's schreibt Challemel nur flüchtig: „Nous n'avons pas vu Wagner, quoique nous y soyons allés; mais il demeure dans un pays perdu au fond des steppes boueuses qui s'étendent entre la Barrière de l'Etoile et Passy. Il nous a envoyé une invitation pour ses soirées de mercredi; nous n'y avons pas encore été mais nous irons." Und in der Folge fehlten die Freunde selten bei einem Wagner'schen Empfangsabend. Erst in einem späteren Schreiben kommt Challemel auf die Uebersetzung zu sprechen. So am 24. Mai 1860: „Il y a déja si longtemps que Mr. Wagner m'a parlé de son affaire et que je suis engagé avec lui qu'il est temps de songer à la besogne. Soyez donc assez bon pour m'envoyer au plus tôt son gros volume et son Tristan. C'est lui-même qui, ayant besoin de son exemple pour refaire et abréger la préface, m'a rappelé que vous en aviez un. S'il était perdu, égaré, ou, ce qui revient quelque fois au même, prêté, dites-le moi, car j'attends." Und als dann der „Tristan" und das „dicke" Buch „Oper und Drama" eintreffen, macht er sich endlich an die Arbeit. Am 8. Juni schreibt er bestätigend: „Je compte être bientôt quitte des délices, que je goute avec Mr. Wagner, quoique pour en supporter le poids, j'étais obligé de me relever le cœur par quelques autres travaux." Man erkennt an seiner Ironie, daß er nur widerwillig und bloß um sein Wort zu halten, die Uebersetzerthätigkeit begann, die ihn an der Vollendung seines Buches über Wilhelm von Humboldt hinderte, in dem er einen congenialen Geist verehrte. Schon nach wenigen Tagen klagt er: „Je travaille en manœuvre à la gloire un peu problématique, comme poëte du moins, de Mr. Wagner. Je dis en manœuvre, et notez que je m'en félicite; cela laisse l'esprit neutre, je traduis à peu près comme je rayerais du papier, et je francise, tant bien que mal, les extases de Tristan, tout en pensant à Garibaldi. Et moi aussi, cela m'émeut, moins à cause du succès que j'en attends, qu'à cause du rare exemple d'énergie et de vie, qui permet, dans la décrépitude universelle, de croire que tout n'est pas éteint en Europe. A force de se laisser éteindre par des mains de fripons et de bourreaux, le cœur de la France a fini par battre au commandement, avec la docile régularité d'une montre éprouvée." Wie man sieht, ein sonderbarer Uebersetzer, der bei Tristan's Ekstasen an Garibaldi, Sizilien und das napoleonisch mißregierte Frankreich denkt. Es ist aus jener Zeit ein französisch geschriebenes Briefchen an Challemel (22. August), erhalten, worin Wagner ihm die Bedingungen seiner Uebereinkunft mit dem Buchhändler Bourdillat meldet, dem Inhaber der Librairie nouvelle, der kurz zuvor auch Liszt's „Bohémiens" verlegt hatte. Wir erfahren daraus, daß der Uebersetzer den bescheidenen Betrag von 60 Francs für den Bogen, mithin im Ganzen über 1000 Francs, davon die Hälfte als sofortige Anzahlung empfangen sollte. Von einem Honorar für den Autor ist in dem Briefe mit keinem Worte

*) Das Leben Richard Wagner's. 1. Band (1813—1843), 2. Band 1. Abth. (1843—1853), 2. Band 2. Abth. (1853—1864). Leipzig, Breitkopf & Härtel. Es ist eine fleißige Arbeit, die den ungeheuren Stoff der Wagnerliteratur sehr übersichtlich und gründlich verarbeitet und aus manchen unbekannten (officiellen) Quellen schöpft, also durchaus den Standpunkt vom „Hause Wahnfried" vertritt. Unsere Citate in der letzten Nummer bezogen sich auf die noch zu Lebzeiten Wagner's erschienene 2. Ausgabe, und wir stellen gerne fest, daß in der neuen Bearbeitung der Name Minna Wagner weder in der Stammtafel noch im Register oder Text mehr secretirt wird. Im Gegenteil wird jetzt ziemlich häufig Minna Wagner genannt, allerdings immer mit der alten Unfreundlichkeit. Den Druckfehler in unserem ersten Artikel „die Tochter des Direktors" statt: des Mechanikers P. haben die Leser wohl schon berichtigt.

die Rede. Ob Wagner dabei leer ausging, wie Glasenapp annimmt, und ob der stark optimistische Vertrag überhaupt abgeschlossen und eingehalten wurde, ist zum Mindesten fraglich. Thatsache bleibt, daß zwischen Challemel und Wagner eine Erkältung eintrat. Der unbeugsame Republikaner war der Ansicht, der ehemalige Dresdener Revolutionär verleugne seine ganze Vergangenheit, wenn er um die Protection des Decembermannes bettle, um den Tannhäuser in die Große Oper zu bringen. „Savez-vous", schreibt er dem gemeinsamen Freunde, „que Wagner a fait demander une pension de 6 à 7000 francs à l'empereur et qu'on s'est moqué de lui aux Tuilleries?" Ebenso mißfiel ihm Wagner's Intimus Liszt, der auf die Frage des Kaisers: „N'est-ce-pas, j'ai bien vieilli?" höfisch geantwortet habe: Sire, vous êtes le siècle!" worauf ihn Napoleon folgenden Tages zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt habe. Ganz besonders haßte Challemel Minna's Todfeindin und Nebenbuhlerin die schöne Blandine Ollivier, die ihm als der Typus der Corruption des Kaiserreichs galt. Am 20. November schließt er einen Brief als Unglücksprophet: „Je ne vous parle plus du triomphant Wagner, défenseur, admirateur, proneur de Napoléon et du despotisme, depuis que celui-ci lui a joué le tour pendable, je crains, de lui ouvrir l'opéra. Puisse-t-il ne pas regretter bientôt cette exhibition, idéale comme il dit!"

Wagner lebte damals wie in einem Fieber oder Krampf; das Auf und Nieder seiner Hoffnungen und Wünsche, die Bestrebungen und Enttäuschungen, die fast immerwährenden Geldsorgen, all' die Extreme, ohne die er freilich nicht leben zu können erklärt, rüttelten an seinen Nerven. Daß sich unter solchen Umständen das häusliche Leben recht unerquicklich und friedlos gestaltete, geht auch aus Minna's Briefen an ihre Berliner Freundin hervor, von denen das folgende Stimmungsbild nicht ohne Interesse ist:

Paris, den 24. März [1860].

Meine gute Freundin!

Hoffentlich bist Du gesund und heiter und zürnst mir meines langen Schweigens wegen nicht. Wohl weiß ich, daß Du einen trüben Brief von mir nachsichtsvoll aufgenommen haben würdest, allein ich war nicht wohl und so tief verstimmt, daß ich, erst wieder etwas aufgefrischt, Dir Nachricht von mir geben wollte. Von den Concerten also, wovon das erstere den 25. Januar stattfand, wirst Du Gutes oder auch Böses gelesen haben. Richard wurde von dem zahlreichen Publicum enthusiastisch aufgenommen, und es mußte sogar in beiden Concerten der Marsch aus dem Tannhäuser zwei Mal wiederholt werden. Allen Nummern folgte ein nimmer enden wollendes Beifallklatschen. Leider hatten die Concerte nichts weiter nach sich gezogen, als ein sehr bedeutendes Defeit, was bis jetzt noch nicht gedeckt werden konnte, da es mehrere tausend Francs übersteigt. Die Einnahmen waren groß, doch die Kosten noch viel größer. Denke Dir, daß die Miethe für die drei Abende, ohne Beleuchtung und Bedienung, allein 8000 Francs, das Orchester mit den Proben eben so viel und der Chor 3000 kostete. Das Local, worin die Proben gehalten wurden und die Affichen u. s. w. noch nicht inbegriffen.

Gegenwärtig ist Richard in Brüssel, wohin er der Einladung nur sehr schwer folgte; dort soll er dieselben drei Concerte in einem Zeitraum von 14 Tagen wiederholen. Es ist gewiß eine starke Zumuthung, immer wieder mit der gleichen Musik und dem Einstudiren derselben anfangen zu müssen. Brennte das Feuer ihm nicht zu hart auf den Nägeln, er wäre hier in seiner Bequemlichkeit geblieben, so aber meint er doch ein paar tausend Francs von denen, die er hier verloren, dort wieder zu gewinnen. Ich will es wünschen.

Das Schlimme sagte ich Dir im Voraus, jetzt höre von mir auch das Gute. Vor 12 Tagen kam der Befehl vom Kaiser, daß der Tannhäuser an der großen Oper gegeben werden soll, und noch immer ist keine Uebersetzung vorhanden. Wieder arbeiteten Zwei*) daran über zwei Monate, doch wieder vergebens; alle Poesie ist mit den Uebersetzern fort, und es war nur erst der erste Akt fertig. Die Franzosen arbeiten nicht gern, und wenn, dann recht langsam und leichtfertig. Der Director empfiehlt jetzt einen gewissen Weiß**), wir kennen ihn nicht, ebenso nichts von seinen Productionen. Künftigen November müßte der Tannhäuser schon zur Aufführung kommen, drei bis vier Monate rechnet man zum Einstudiren. Gott gebe seinen Segen!

Ein kaiserlicher Befehl will hier viel sagen, besonders aller erbärmlichen, kleinlichen Chicanen mit einem Mal überhoben zu sein. Dies zumal von den Sängern, was den meisten Aerger erspart, da Richard keine Brillanten à la Meyerbeer zu verschwenden hat. Der hat seine Freigebigkeit noch vor Kurzem bis zur Frau des Feuilletonisten vom Journal des Débats, Berlioz, erstreckt, der er ein paar Brillant-Ohrgehänge schickte. Durch die Kunst, fürchte ich, wird es Wagner wohl schwerlich dazu bringen, solche Geschenke machen zu können; das hat auch sein Gutes, bei Licht betrachtet!

Wagner sagte mir schon, als sich ihm keine Aussicht eröffnen wollte, eine seiner Opern in nächster Saison an der großen Oper, wo die höchsten Tantièmen, gegeben zu sehen, daß wir Paris verlassen wollten, weil es nutzlos gewesen sein würde, wenn wir bei der gräßlichen Theuerniß hier geblieben wären. Du hast wirklich keinen Begriff, wie das hiesige Leben kostspielig ist; man lebt dagegen in der Schweiz und bei uns daheim wie vom Geschenkten. Meine Kunstgenüsse, mit Ausnahme der Concerte, waren wirklich mäßig. Vier Mal war ich mit im Theater, sonst auch nirgends. Mit dem französisch Sprechen will es auch noch nicht vorwärts, die Lust fehlt mir unter den obwaltenden Umständen ganz und gar.

Mittwoch ist Bekannten und Freunden unser kleiner Salon erschlossen. Es kommen viel Leute zu uns. Außerdem sehe ich keine bei uns, die mir lieb sind. Blandine ist — —, die auch bei allen denen, die sie kennen, in keinem guten Rufe steht, was zwar in Paris nichts sagen will. Philisteröse, unter die ich mich leider zählen muß, stößt sie eher ab. Frau Ollivier besucht meinen Mann öfter, ohne anständiger Weise nach meiner Wenigkeit zu fragen. Ich bin dergleichen gewöhnt und lasse Alles geschehen, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen. Nur kann ich es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich hierher gekommen bin. Fällt in dieser Art früher oder später wieder etwas Eclatantes vor, so reise ich nach der Schweiz, wo ich bleibe. In meine Heimath gehe ich nicht; ich würde mich schämen müssen, da Alle mir abredeten, hierher zu reisen und mir viel Schlimmes prophezeiten.

Es sollte mir leid sein, wenn ich Dich durch mein Vertrauen, was ich nun einmal zu Dir, mein gutes Kind, gefaßt, im geringsten in Verlegenheit setzte. Es schien mir in Deinen Briefen fast so, als ob Du aus einer gewissen Scheu, von Allem, was ich Dir darüber mitgetheilt, absichtlich vermiedest etwas zu erwähnen. Glaube mir, ich täusche meinen Richard mit Keinem! Im Gegentheil! Wie ich Dir schon gesagt, ich wohne im obersten Stock, weiß nichts von dem, was unten geschieht, bekomme meine Briefe von dem Diener auf mein Zimmer gebracht. Es interessirt meinen Mann durchaus nichts, was mich betrifft, oder wer mir geschrieben, was man mir geschrieben ꝛc. Als ich Deinen vorletzten Brief erhielt, worin Du mich um zwei Billets für Mr. und Mad. Challemel ersuchtest, reichte ich Richard umgebogen diese Stelle, weil ich schon mehreremals eine Fehlbitte um zwei Concertbillets für einen gewissen Herrn Ketten, Deutscher, dessen Knabe ein famoser Klavierspieler ist, gethan hatte, während ich hören mußte, daß Frau Blandine ganze Logen zur Auswahl fast aufgedrungen wurden. Deßhalb also wollte ich durch Deine Schriftzüge meine zweite Bitte für Challemel's bekräftigen. Bin ich vielleicht der Saumseligkeit angeklagt worden, so war es gewiß nicht meine Schuld. Ich konnte nicht mehr thun, als meine Bitte wiederholen. Nur einmal, weiß ich, hat man Challemel's zwei Plätze geschickt, ich habe nichts mehr thun können.

Die Welt dünkte mich sonst doch hübscher als jetzt, ich mache mir nichts mehr aus ihr.

Hans von Bülow war fast zwei Monate hier und gab in dieser Zeit vier Concerte, die gut besucht und mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Seine Frau wirst Du wohl in Berlin öfter besuchen — — — Bülow sieht sehr elend aus, wir hatten ihn oft zum Essen. In Liszt's Mutter, die hier allein lebt, habe ich eine liebe alte Frau und Freundin kennen gelernt; ich besuche sie oft und gewinne sie immer lieber. Sie lebt ziemlich verlassen, die Enkelin kann keine Ehrenhüterin brauchen! Die Ollivier hat sich gegen Bülow scheußlich benommen, so daß er ohne Abschied von ihnen reiste. Die d'Agoult ist nicht hier, sondern schon lange in Italien. (Schluß folgt.)

*) Der Zollbeamte Edmond Roche und der Dramatiker Charles Nuitter.

**) Wohl der spätere Essayist J. J. Weiß.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Bekanntschaft.

Von Mark Twain.

Auf unserer Schweizerreise war ich mit meinem Fahrtgenossen Harris einmal im Schweizerhof in Luzern abgestiegen, wo wir eine Bekanntschaft machten, an die ich zeitlebens denken werde. Man ging um $7^1/_2$ Uhr zur Wirthstafel, wo sich eine Menge Angehöriger aller Nationalitäten zusammenfanden, doch ließen sich an den endlosen Tischen besser Kleider als Menschen beobachten, weil man die Gesichter meistens nur aus der Perspective zu sehen kriegte. Das Frühstück aber wurde an runden Tischchen eingenommen, und wenn man einen Platz in der Mitte des Saales zu erhalten das Glück hatte, konnte man so viele Gesichter studiren, als man nur wünschte. Des Oefteren suchten wir dabei zu er-

rathen, zu welcher Nation die Leute gehörten, und dies gelang uns ziemlich gut, nur mit dem Errathen ihrer Namen glückte es uns weniger. Um diese zu rathen, ist wahrscheinlich viele Uebung nöthig. Also gaben wir denn auch diesen Sport auf und begnügten uns mit weniger schwierigen Versuchen. Eines Morgens sagte ich zu meinem Freunde beim Frühstück: „Dort sitzen Amerikaner!"

„Ja," entgegnete Harris, „aber aus welchem Staat?"

Ich nannte einen, Harris einen anderen Staat. Daß aber das junge Mädchen, das zu jener Gesellschaft gehörte, sehr schön und sehr geschmackvoll gekleidet sei, darin waren wir einig; nur über ihr Alter konnten wir uns nicht einigen. Ich hielt sie für Achtzehn, Harris für Zwanzig. Wir ereiferten uns darüber, und ich sagte schließlich, als ob es mein Ernst wäre: „Die Sache läßt sich ja leicht entscheiden, — ich will hingehen und sie fragen."

Harris erwiderte spöttisch: „Ja, das wird das Beste sein. Du brauchst ja nur hinüberzugehen und mit der hier gebräuchlichen Formel zu sagen: ‚Ich bin Amerikaner!' dann wird sie sich natürlich ungeheuer freuen, Dich zu sehen." Wobei er mir zu verstehen gab, daß ich es wohl schwerlich wagen würde, sie anzureden.

„Ich habe es nicht im Ernst gemeint," versetzte ich, „aber Du traust mir doch zu wenig Muth zu; ein Weib macht mir nicht so leicht bange, und bei Gott, jetzt geh' ich hin und spreche mit dem Fräulein." Mein Plan dabei war sehr einfach: ich wollte sie ehrerbietigst anreden und um Entschuldigung bitten, wenn ihre große Aehnlichkeit mit einer früheren Bekanntschaft mich getäuscht hätte. Antwortete sie mir dann, der Name, den ich genannt habe, sei nicht der ihrige, so wollte ich mich abermals höflichst entschuldigen, meine Verbeugung machen und mich verziehen. Daraus konnte doch gewiß kein Unglück entstehen. Also ging ich an den Tisch hinüber, verbeugte mich vor dem Herrn und wollte mich eben mit meiner Rede an die junge Dame wenden, als sie mir zuvorkam.

„Also hab' ich mich doch nicht geirrt!" rief sie aus. „Ich sagte gleich zu John, Sie seien es und kein Anderer. Er wollte mir nicht glauben, aber ich wußte, daß ich Recht hatte, und wettete darauf, Sie würden mich sehr bald erkennen und zu uns herüber kommen. Es freut mich, daß Sie es gethan haben, denn wenn Sie fort wären, ohne mich zu erkennen, hätte ich Ihnen das sehr übel genommen. Bitte, setzen Sie sich doch! Ach ja, wie merkwürdig! Sie sind wirklich der letzte Mensch, den ich je wiederzusehen hoffte!"

Das war nun freilich eine Ueberraschung, die mich förmlich betäubte und mir einen Augenblick die Besinnung nahm. Indessen schüttelten wir uns herzlich die Hände, und ich setzte mich neben sie. Aber in einer solchen Klemme war ich wirklich noch nie gewesen. Mir dämmerte es dunkel, als ob ich ihr Gesicht schon einmal gesehen hätte, aber wo das gewesen war und welcher Name zu ihr gehörte, das war mir ganz entfallen. Daher beeilte ich mich denn auch, die Rede auf Schweizer Landschaften und Dinge zu bringen, um mich nur nicht zu blamiren, aber es half nichts: sie ging ohne Umschweife auf die ihr näher liegenden Sache los.

„Ach ja!" fing sie an, „was das für eine Nacht war, als der Sturm die vorderen Boote wegriß! Wissen Sie noch?"

„Wie sollte ich nicht!" antwortete ich, aber ich hatte keine blasse Ahnung. Ich wollte, der Sturm hätte auch gleich das Steuer, den Schornstein und den Capitän selbst weggerissen, — vielleicht wäre mir dann ein Licht aufgegangen, wo ich die Fragerin unterbringen sollte. Ich erinnerte mich an absolut gar nichts.

„Und wissen Sie noch, wie die arme Mary bange war?"

„Jawohl," sagte ich, „das wird mir Alles wieder ganz gegenwärtig." Das wünschte ich nämlich, aber es war wie aus meinem Gedächtniß weggepustet! Das Klügste wäre gewesen, offen die Wahrheit einzugestehen, aber das konnte ich nicht mehr nach ihrem Lobe, weil ich sie wieder erkannt hatte. So schlitterte ich denn immer tiefer hinein und hoffte vergebens auf einen rettenden Faden, um aus dem Labyrinth heraus zu kommen. Und die junge Dame fuhr lebhaft fort: „Denken Sie, George hat doch Mary geheirathet!"

„Wirklich? Ist es möglich!"

„Jawohl; er meinte, ihr Vater sei viel mehr Schuld gewesen, als sie selbst, und ich glaube wirklich, er hatte Recht. Meinen Sie nicht auch?"

„Natürlich, ganz klar, ich habe es ja immer gesagt!"

„O nein, Sie waren anderer Meinung, wenigstens in jenem Sommer."

„Ja, im Sommer, ganz recht, aber im Winter darauf war ich anderer Ansicht."

„Es stellte sich heraus, daß Mary gar nicht Schuld war, sondern nur ihr Vater und der alte Darley."

Um doch etwas zu erwidern, bemerkte ich: „Ja, Darley war mir immer ein lästiges altes Geschöpf!"

„Das war er auch, aber trotz seiner Sonderbarkeiten liebte sie ihn zärtlich. Wissen Sie noch, wie er immer versuchte, in's Haus zu kommen, sobald es nur ein Bißchen kalt war?"

Ich wagte mich nicht weiter vor. Offenbar war Darley kein Zweifüßler, sondern irgend ein Vierfüßler, vielleicht ein Hund oder gar ein Elephant. Da aber jedes Thier eine Haut besitzt, so fiel ich unverfänglich mit der Bemerkung ein: „Und was er für ein Fell hatte!"

Das mußte passen, denn sie stimmte zu: „Ja, ein sehr dickes — und erst eine Wolle!"

Das verblüffte mich wieder, ich wußte nicht recht weiter und sagte nur: „Ja, an Wolle fehlte es ihm nicht!"

„Einen Neger mit solchem Wollhaar könnte man lange suchen," bekräftigte sie. Das war ein Lichtblick, denn mir fing schon an schwül zu werden, und ich war froh, als sie fortfuhr: „Er war doch selbst bequem genug untergebracht, aber sobald es kalt wurde, fand er sich stets bei der Familie ein und war nicht wieder aus dem Hause zu bringen. Man ließ ihm manches hingehen, weil er einst Tom das Leben gerettet hatte. Erinnern Sie sich noch an Tom?"

„Ganz deutlich, er war ein so schöner Mensch!"

„Jawohl, und das Kind ein so schönes Ding."

„Ein schöneres Kind habe ich nie gesehen."

„Ich spielte so gerne mit ihm!"

„Und ich schaukelte es so gern auf den Knieen."

„Wie hieß es doch?"

Das war Glatteis! Hätte ich nur des Kindes Geschlecht gewußt. Zum Glück fiel mir ein Name ein, der für beide Geschlechter paßte. Ich sagte also: „Es wurde Fränzchen genannt."

„Nach einem Verwandten vermuthlich. Aber das verstorbene Kind, das ich nie gesehen habe . . . wie hieß es doch?"

Da das Kind todt war und sie es nie gesehen hatte, wagte ich auf gut Glück einen Namen zu nennen, und so antwortete ich dreist und gottesfürchtig: „Es hieß Thomas Henry!"

Sie wurde nachdenklich und meinte: „Das ist doch sonderbar — sehr sonderbar!" Ich saß ganz still, und der kalte Schweiß lief an mir herunter. Aber so groß auch meine Verlegenheit war, ich hoffte noch immer, mich aus der Klemme zu ziehen. Wenn sie nur nicht noch mehr Namen von Kindern wissen wollte! . . . Ich war also begierig, wo der nächste Blitz einschlug. Aber sie war noch mit dem Namen des letzten Kindes beschäftigt, bis sie plötzlich fortfuhr: „Es war schade, daß Sie gerade abreisten, als mein Kind geboren wurde, sonst hätten Sie ihm seinen Namen geben müssen."

„Ihr Kind? Sind Sie denn verheirathet?"

„Seit dreizehn Jahren."

„Getauft, meinen Sie wohl?"

„Nein, verheirathet, — dieser Junge hier ist mein Sohn."

„Das scheint ja fast unmöglich! Halten Sie mich nicht für unhöflich, aber ich möchte mir wirklich die Frage erlauben, ob Sie älter als Achtzehn sind?"

„Gerade an jenem Tage, wo der Sturm war, von dem wir sprachen, wurde ich Neunzehn; es war mein Geburtstag." Da war ich so klug wie vorher, denn das Datum des Sturmes wußte ich nicht. Ich dachte nach, was ich wohl Unverfängliches sagen könnte, um die Unterhaltung fortzusetzen, ohne einen Mangel an Gedächtniß zu verrathen. Aber nichts Unverfängliches wollte mir einfallen. Sagte ich: „Sie haben sich seither nicht im Geringsten verändert!" so war das riskirt; bemerkte ich dagegen: „Sie sehen jetzt viel besser aus," so ging das auch nicht. Eben wollte ich eine Bemerkung über das Wetter machen, als meine Landsmännin mir zuvorkam.

„Wie habe ich mich gefreut," rief sie aus, „wieder einmal von den lieben alten Zeiten zu sprechen! Sie nicht auch?"

„Gewiß, eine solche halbe Stunde habe ich noch nie erlebt," versetzte ich voll Inbrunst und hatte Lust hinzuzufügen: Lieber wollte ich mir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen lassen, als das noch einmal durchmachen. Ich war von Herzen glücklich, die Feuerprobe überstanden zu haben und wollte mich verabschieden. Aber sie fuhr fort: „Nur eins geht mir noch im Kopf herum!"

„Was denn?"

„Der Name des verstorbenen Kindes. Wie sagten Sie doch, daß es hieß?"

Jetzt war ich übel daran, denn ich hatte den Namen unterdessen ganz vergessen. Wie konnte ich aber auch ahnen, daß ich ihn noch einmal brauchen würde. Ich ließ mir aber nichts merken und antwortete frech: „Joseph William."

Doch der Knabe neben mir verbesserte meinen Irrthum: „Nein, Thomas Henry."

Ich bedankte mich bei ihm und sagte: „Ach ja, ich habe es mit einem anderen Kinde verwechselt! Richtig, Thomas Henry hieß das arme Kind . . . Thomas, hm — nach dem großen Thomas Carlyle, und Heinrich — hm — nach Heinrich VIII., die Eltern waren auch sehr zufrieden mit den Namen."

„Dadurch wird die Sache nur noch sonderbarer," murmelte meine schöne Freundin.

„Wieso denn?"

„Weil die Eltern es immer Amalie nennen, wenn sie von ihm sprechen."

Jetzt war meine Weisheit zu Ende. Ich war wie auf den Mund geschlagen und wußte weder aus noch ein. Um die Sache fortzusetzen, hätte ich lügen müssen, und das wollte ich nicht. So saß ich denn stumm und ergeben da und wartete auf meine Entlarvung als Schwindler. Und plötzlich lachte meine Gegnerin hell auf und sagte: „Mir machen die Erinnerungen an die alten Zeiten offenbar mehr Spaß als Ihnen. Ich habe ja auch gleich gemerkt, daß Sie sich nur so stellten, als ob Sie mich kennten. Nachdem ich also mein Lob an Sie verschwendet, beschloß ich, Sie zu strafen. Und das ist mir auch gelungen. Es war mir ungeheuer angenehm, mein Herr, durch Ihre Güte Georg und Tom und

Darley kennen zu lernen, denn ich hatte vorher nie etwas von ihnen gehört. Aber wenn man es nur richtig anzufangen weiß, dann kann man von Ihnen eine ganze Menge Neues erfahren. Mary, und der Sturm, der die vorderen Boote wegriß, sind Thatsachen, aber alles Andere ist Schwindel. Mary war meine Schwester, ihr ganzer Name ist Mary Sanderson. Nun, mein Herr, wissen Sie jetzt, wer ich bin?!"

Ich athmete auf. „Ja, jetzt erinnere ich mich Ihrer! Sie sind noch gerade so hartherzig wie vor dreizehn Jahren auf dem Schiff, sonst würden Sie mich nicht so bestraft haben. Sie sind noch ganz wie Sie waren, von innen und außen. Noch ebenso jung wie damals. Ihre Schönheit ist unverändert, und findet ihr Abbild in Ihrem prächtigen Knaben! Und nun — wenn diese Worte Sie gerührt haben, lassen Sie uns Frieden schließen, denn ich erkläre mich für besiegt."

Und mein Vorschlag wurde zum Beschluß erhoben und auf der Stelle ausgeführt.

— — — Als ich zu Harris zurückkam, sagte ich: „Da siehst Du, was Talent und Geschicklichkeit ausrichten können!"

„Ich sehe nur, was Unwissenheit und Einfalt im Stande sind! Daß ein Mensch mit seinen fünf Sinnen sich fremden Leuten so aufdrängt und eine halbe Stunde lang in sie hineinredet, so was ist noch nicht dagewesen! Was hast Du ihnen nur vorgeschwindelt?"

„Nichts Schlimmes! Ich habe das Mädchen einfach gefragt, wie es heiße!"

„Das sieht Dir ähnlich! Das bist nur Du im Stande! Es war thöricht von mir, — ich hätte nicht zugeben sollen, daß du hingehst, Dich zu blamiren. Aber wie konnte ich mir denken, daß Du Dich so weit vergessen könntest! Was werden die Leute von uns denken? Aber wie hast Du es angefangen? Ich hoffe doch nicht ganz ohne Einleitung!"

„O nein, ich sagte einfach: Mein Freund und ich, wir möchten gerne wissen, wie Sie heißen, — wenn Sie nichts dagegen haben!"

„Himmel, gleich mit der Thür in's Haus! Eine Plumpheit, die Dir Ehre macht, und ich danke Dir noch ganz besonders, daß Du mich auch hineingemischt und mit blamirt hast! Was antwortete sie aber?"

„Nichts Ungewöhnliches! Sie sagte mir einfach ihren Namen."

„Unmöglich! — und zeigte sie gar keine Ueberraschung?"

„Doch — ein wenig schon — vielleicht die Ueberraschung — mir kam es so vor, als sei es Freude."

„Mehr als wahrscheinlich . . . es muß natürlich die hellste Freude gewesen sein — wie hätte sie sich auch nicht freuen sollen, von einem Wildfremden mit einer solchen Frage angefallen zu werden! Und was thatest Du weiter?"

„Ich gab ihr die Hand und sie schüttelte sie."

„Das hab' ich gesehen — ich traute meinen Augen kaum! Hat der Herr denn nicht gesagt, er werde Dir den Hals umdrehen?"

„Nein, mir kam es vor, als freuten sie sich Alle, meine Bekanntschaft zu machen."

„Das wird ganz gewiß der Fall gewesen sein! Sie werden bei sich gedacht haben: der muß seinem Wärter entlaufen sein, wir wollen uns einen Spaß mit ihm machen! Das ist die einzige Erklärung für ihre Freundlichkeit. Du nahmst auch Platz — haben sie Dich denn dazu eingeladen?"

„Nein, ich dachte aber, sie hätten es nur vergessen."

„Welches Tactgefühl! Und was hast Du noch gethan? Was hast Du noch gesprochen?"

„Ich fragte die Dame, wie alt sie sei."

„Nein, wirklich, Dein Zartgefühl ist großartig! Weiter — weiter! kümmere Dich nicht um mein grämliches Gesicht, — so sehe ich immer aus, wenn ich eine recht tiefe Freude erlebe. Erzähle weiter! Sie gab Dir ihr Alter an?"

„Ja, und dann erzählte sie mir von ihrer Mutter, ihrer Großmutter, den übrigen Verwandten und ihren eigenen Angelegenheiten."

„Alles von selbst?"

„Das nicht gerade, aber ich stellte einfach die Fragen und sie gab mir Antwort."

„Das ist ja famos! Hast Du nicht auch nach ihren politischen Ansichten gefragt?"

„Freilich — sie ist Demokratin und ihr Mann Republikaner."

„Ihr Mann? Das Kind ist doch nicht etwa verheirathet?"

„Sie ist kein Kind, sie ist verheirathet, und der Herr dort neben ihr ist ihr Mann!"

„Hat sie auch Kinder?"

„Ja, sieben und ein halbes."

„Das ist unmöglich!"

„Nein, es ist die reine Wahrheit. Sie hat es mir selbst gesagt."

„Aber sieben und ein halbes? Was soll das halbe bedeuten?"

„Das ist aus einer anderen Ehe — ein Stiefkind wird nur halb gerechnet."

„Aus einer anderen Ehe? So hat sie schon einmal einen Mann gehabt?"

„Ja, vier, und dies ist der vierte."

„Ich glaube kein Wort, die Unmöglichkeit liegt ja auf der Hand. Ist der Junge ihr Bruder?"

„Nein, ihr Sohn und zwar der jüngste. Er ist nicht so alt wie er aussieht, und erst elf und ein halbes Jahr."

„Das ist Alles vollständig Unsinn! Die Sache scheint mir aber ganz klar: sie haben gesehen, wen sie vor sich hatten, und Dich zum Narren gehalten. Ich bin nur froh, daß ich nichts damit zu schaffen habe; hoffentlich denken sie nicht, wir zwei seien im gleichen Spital krank. Wollen sie denn noch lange hier bleiben?"

„Nein, sie reisen vor Mittag ab."

„Die sind gewiß herzlich froh darüber. Wie hast Du es erfahren? Du hast sie wohl gefragt?"

„Nein, zuerst fragte ich ganz im Allgemeinen nach ihren Plänen, und sie antworteten, sie wollten noch eine Woche hier bleiben und Ausflüge machen. Gegen das Ende der Unterhaltung versicherte ich sie dann, wir würden sie gern begleiten, und schlug vor, Dich zu holen und ihnen vorzustellen. Sie zögerten aber ein wenig und fragten, ob Du aus derselben Anstalt seiest wie ich. Ich sagte ja, worauf sie bemerkten, sie hätten sich doch anders besonnen und wollten sofort abreisen, um einen kranken Verwandten zu besuchen."

„Das ist der Gipfel Deiner Dummheit! So weit hat es noch Niemand gebracht. Wenn Du vor mir stirbst, weißt Du, dann setze ich Dir ein Denkmal aus lauter Schafsköpfen, so hoch wie der Straßburger Thurm! Also wollten sie wissen, ob ich aus derselben Anstalt sei wie Du? Aber was für eine Anstalt meinten sie denn?"

„Ich weiß nicht; ich vergaß danach zu fragen."

„Aber ich weiß es! Sie meinten ein Irrenhaus! Und jetzt halten sie uns für zwei ausgebrochene Narren. Siehst Du nun, was Du angerichtet hast? Und schämst Du Dich gar nicht?"

„Weßhalb? Ich dachte mir nichts dabei. Und dann, was schadet es denn? Es waren sehr nette Leute, und ich schien ihnen zu gefallen."

Harris machte einige grobe Bemerkungen und eilte auf sein Zimmer — um Tische und Stühle kurz und klein zu schlagen, wie er sagte. Er ist nämlich ein merkwürdig cholerischer Mensch, und die geringste Kleinigkeit bringt ihn außer sich. —

Die junge Dame hatte mich eklig hineingelegt, aber gleichviel: an Harris habe ich mich wieder schadlos gehalten. Man muß immer auf die eine oder andere Weise sein Müthchen kühlen, weil die wunde Stelle sonst noch lange schmerzt.

Aus der Hauptstadt.

Falsches Spiel.

Junge Burschen, die nie erfahren haben, was Erziehung ist, denen Niemand die köstlicheren und feineren Reize des Lebens wies, Niemand das Evangelium der Arbeit predigte — was muß aus ihnen werden, wenn sie im Licht der elektrischen Sonnen Berlins führerlos flaniren? Kommen sie aus dunkeln Winkeln herbeigekrochen und hat ihnen die gebenedeite Fee unserer Tage kein Checkbuch in die Wiege gelegt, dann stoßen sie zu dem Armeecorps der Pülcher und Zuhälter, aus dessen Geheimgeschichte der ergebnißlos verlaufene Prozeß Guthmann unterschiedliche Pröbchen zu Besten gab. Hausen ihnen aber daheim capitalkräftige Eltern, die dem Lieblingssöhnchen gegenüber nicht kargen und knausern, dann nennen sie sich Cavaliere, füllen Tags über die American Bar, Nachts die schmierig-eleganten Separatzimmerchen der Hotels und amüsiren sich im Uebrigen ganz merkwürdig anspruchslos, wie der eben beendete Moabiter Spielerproceß gezeigt hat. Daß er eben so wenig greifbare Resultate zeitigte und schließlich ebenso im Sande verlief, wie die Affaire Guthmann, verstärkt die zwischen beiden Sensationen bestehenden Aehnlichkeiten. Hier wie dort öffneten sich unbehagliche Ausblicke auf die Daseinsbethätigung der großstädtischen jungen Männerwelt. Hier wie dort dieselbe deerepide Schaffensunlust, dieselbe Hinneigung zu allerzweifelhaftesten Frauenzimmern, dasselbe Einhertänzeln auf der schmalen Grenzlinie, die vom Müßiggange das Verbrechen trennt. Wenn Guthmann seine Bräute einklnstete und dann zu Erwerbszwecken auf die Straße schickte, so handelte er, will man die Sache moralisch betrachten, nicht viel anders als die jungen Adligen, die einen Theil ihres gar nicht einmal so himmelschreiend üppigen Aufwandes aus nächtlichen Jeugewinnen bestritten. Und die Versuchung, ein unbequem oder gefährlich gewordenes Allerweltsdämchen zu beseitigen, lag Herrn Guthmann so nahe wie dem oder jenem Mitgliede des Harmlosen-Clubs das Falschspiel. Rechnet man erst mit sicheren Einnahmen aus unlautern Quellen, dann ist man allzu sehr geneigt, sich die wider Erwarten ausbleibenden durch Betrug oder Gewalt zu verschaffen. Guthmann's proletarische Verlumptheit trennt ihn nur äußerlich von dem in Lack und Claque prangenden Gentleman der Bluffcirkel. Wie die parasitäre Lebenshaltung, so ist ihnen auch die Weltanschauung gemeinsam. Ob Schnaps oder veuve Cliquot das Lieblingsgetränk dieser Schmarotzer ist, ob man sie zum Abschaum der Menschheit zählt oder zur hoffähigen crême de la crême, das bleibt sich gleich. Jeder von ihnen trägt das Brandmal des Degenerirten und Ueberflüssigen an der Stirn.

Einen anderen sittlichen Standpunkt wird man dem Spielerprocesse gegenüber, soweit er die Angeklagten betrifft, billigerweise nicht einnehmen dürfen. Am Ende hat der sittliche Standpunkt hier überhaupt nichts zu suchen, und nur der sittengeschichtliche ist am Platze. Das Jeu in allen Dur-Tonarten zu verdammen, vornehmlich deßhalb, weil es

eins der Lieblingslaster des vermaledeiten Junkerthums und des säbelklirrenden Militarismus ist, das geht selbst in unserer bürgerlich-romantischen Zeit nicht wohl an. Wie wenig es die Offiziertugenden untergräbt, hat Niemand schlagender bewiesen als die ärgste Spielratte aller Zeiten, die doch den Krieg von 1813 rettete. So lange wir das Spiel in Industrie- und Bergwerks-Actien erlauben, bei dem es nie ohne Unanständigkeit und Schurkerei abgeht; so lange hier zu Lande mit Papierroggen und Papierweizen gehandelt werden darf, haben wir kein Recht dazu, dem verhältnißmäßig nobeln Hazard den Hals zu brechen. Das hieße mit gezinkten Karten spielen. Und die Börsenblätter, die zur Stunde in moralischen Betrachtungen schwelgen, setzen unklug die heiligsten Interessen ihrer Brod- und Inseratengeber auf's Spiel. Wenn sie den Staat zwingen wollen, alle Rouletten zu verbrennen, die blühende Kartenindustrie zu zerstören, die pointirenden Lieutenants zu schassen, dann reizen sie damit auch zur Verbietung der Courszettel und Schließung des Burgstraßen-Palastes auf. In Toleranzhäusern pflegt man doch sonst Toleranz zu üben. Um die Equipagen, die Mittags durch die Thiergartenstraße rollen, spritzt der Schmutz, aber er trifft die würdigen alten Herren im Wagen nicht, und was die jungen Freundinnen der alten Herren anbelangt, so heftet er sich höchstens an den Saum ihrer tailor made-Kostüme. In einer Stadt, darin Bleichröder gelebt und gewirkt hat, darin Bleichröders Jünger und Berufsgenossen im Sinne des heimgegangenen Meisters fortwirken, sollte die weiland Bleichröderpresse sich unkluge Recriminationen ersparen. Und auch die Vossische Zeitung thut nicht wohl daran, die moralische Verderbtheit der Ostelbier abermalen an den Pranger zu stellen, sie, die vier Handelsredacteur-Skelette im Hause hat und am eigenen Fleisch und Blut immer von Neuem erfahren mußte, wie das verfluchte Würfelspiel in Schadow- und Burgstraße die besten Kerle zu Spitzbübchen macht. Leben und leben lassen. Wer am Tage ehrlicher und strenger Arbeit nachgeht, der hat unweigerlich das Recht, die Abende nach seinem Gusto zu verbringen, und er braucht sie weder goethisch noch lessingsch zu veredeln. Ebenso wenig darf man's einem guten Gesellen verargen, daß er sein redlich verdientes Geld lieber im Baccarat als in Treberactien durchbringt. Nur die Befugniß, *fremdes* Geld zu verschleudern, steht Niemandem zu, ausgenommen natürlich Depot-Bankiers und Aufsichtsräthen. Wenn unreife junge Männer, die selbst noch keinen Thaler verdient haben, mit blauen Lappen wie mit Coriandoli um sich werfen, dann besteht dringende Gefahr, daß sie sich selbst ebenso leichtfertig wegwerfen. Wir haben unsere Jugend eines Tages wahrscheinlich viel zu nöthig, als daß wir ihr erlauben könnten, zu verlottern. Und wir wünschen nicht, daß sie allein das Luderleben für normal und menschenwürdig hält, wie es offenbar die Moabiter Herrlein thun, die von ihren Beziehungen zu verrufenen Dirnen, ihrem Verkehr mit Zuchthäuslern, ihrem bedenklichen nächtlichen Handwerke mit größerem Selbstbewußtsein und Stolz sprachen, als Napoleon im Angesicht der Sonne von Austerlitz zur Schau trug.

* * *

Interessanter als die Kröcher, Kayser und Schachtmeyer, von denen nur der Letztere als ehemaliger Bankgeschäftslehrling Anspruch darauf erheben darf, wissenschaftlich ernst genommen zu werden; markanter als das Zengengewimmel um sie her, ein Talent und ein Charakter zugleich ist der königliche Criminal-Commissarius von Manteuffel, den jetzt die öffentliche Meinung zum Opfersteine schleift. Die Berliner Polizei erfreut sich keiner besonderen Beliebtheit bei ihren Schutzbefohlenen, und es mag sein, daß die entkommenen zwölf oder dreizehn Mörder zufriedener mit ihr sind, als die übrigen 1 800 000 Einwohner der sogenannten Metropole. Man hat ihr wiederholt zu große Sorglosigkeit, bureaukratische Pedanterie und Langsamkeit, Mangel an Uebersicht und was weiß ich sonst noch vorgeworfen. Im Falle Manteuffel sollten diese Klagen billig verstummen, und wenn Herr Scherl gerechte Redacteure hätte, wenn Mosse's und Ullstein's junge Leute bessere Freisinnige und klügere Taktiker wären, dann hätte der königliche Criminal-Commissar v. Manteuffel bei seiner Flucht in die Oeffentlichkeit hier ebenso sympathische und kraftvolle Unterstützung gefunden, wie vor wenigen Jahren der jetzige deutsche Botschafter am Goldenen Horn. Allerdings, v. Manteuffel ist insofern ein antiliberaler Polizeibeamter, als ihn nach eigenem Geständnisse in dem Augenblick, wo er einen Junker verhaften sollte, innerlich fror. Er hat sich aber besiegt, er legte die Hand an die Fruchtbaren, und acht Monate lang mußten die Ostelbier im Kerker schmachten, auf einen Tageblatt-Artikel hin, den eine seitdem verschollene „authentische und beste Quelle" gespeist hatte. Wer nicht liberal denkt, mag sich befremdliche Gedanken machen über den alle Rechtssicherheit verneinenden Umstand, daß immerhin unbescholtene Männer fast dreiviertel Jahr lang auf die verdächtige Denunciation eines rachsüchtigen Angeschossenen und Nichtgentlemans hin in Haft gehalten werden konnten. Er mag den Zettel, den der königliche Criminal-Commissar v. Manteuffel für den Zeugen Graf Königsmark präparirt hat, eine allzu stümperhafte Nachahmung Fouché'scher Kunstgriffe schelten, und die zahllosen Widersprüche nicht verstehen, die sich zwischen den Aussagen des königlichen Criminal-Commissars v. Manteuffel und denen der wichtigsten Zeugen ergeben. In solche Untiefen jedoch hätte sich der freisinnige Abonnent aus eigenem Antrieb nun und nimmer begeben. Für ihn mußte, wenn die maßgebenden Zeitungen ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wären und sie recht verstanden hätten, aus dem Proceßgetriebe leuchtend die Apotheose des Berliner Tageblattes, und damit der gesammten Großpresse, emporsteigen. Was der Proceß Dreyfus herrlich begonnen hatte, das konnte die Spielrattenhatz glorreich vollenden. Die Allgewalt, die Weltherrschaft des bedruckten, zweimal täglich ausgegebenen Papiers offenbarte sich vierzehn Tage nach Beendigung der Tragikomödie von Rennes neuerdings in Moabit. Herr Mosse ließ, weil es ihm so gefiel, eines schönen Tages einen Aufsatz gegen drei junge Aristokraten, Mitglieder mächtiger Familien, drucken, einen Aufsatz, darin jede Zeile von faustdicken Lügen strotzte — und die drei verschwinden in dunkler Kerkernacht. Kein Schatten eines Beweises lag gegen sie vor, die zuerst erhobene Anklage auf Falschspiel mußte fallen gelassen werden, ebenso wenig gelang es, die Angeschuldigten des gewerbsmäßigen Glücksspieles zu überführen oder hinreichend zu verdächtigen — trotzdem blieben sie acht Monate lang in ihren Ketten. Was bedeutet die Ablehnung der Canalvorlage, der Sieg der vereinigten Mucker, Cultur- und Fortschrittsfeinde, der krassen Interessenpolitiker und rückständigen Junker gegenüber diesem Triumphe des Mossismus? Und dem königlichen Criminal-Commissar v. Manteuffel gebührt das Verdienst, die neue Allmacht rechtzeitig erkannt und sich ihr voll und ganz zur Verfügung gestellt zu haben.

Daß man ihm im liberalen Lager diese Aufopferung übel dankt, ihn haßerfüllt schmäht und verwarnt, ändert an seinen Meriten nichts, stellt aber die Intelligenz der subalternen Zeitungsbeamten in kein bengalisches Licht. Es mag indeß auch sein, daß man ganz schlau zu handeln und den königlichen Criminal-Commissar durch heftige Preßangriffe in seiner erschütterten Stellung zu halten hofft. Was man dem Todfeind im Kastanienwäldchen wider Willen gethan, das durfte man einem Manteuffel nicht verweigern.

Selbst dann nicht, wenn er seine ausgezeichneten Maßnahmen in der Spielerassaire weniger der Preßgroßmacht, als einer noch größeren Macht zu Liebe getroffen hätte. Es hält ja schwer, die Vermuthung völlig von der Hand zu weisen, daß es sich hier um eine Haupt- und Staats-Action des neuen Curses handelt. Neben äußeren Gründen — dem bekannten scharfen Erlasse des Kaisers, der die Regierung zu dem Entschluß aufpeitschte, endlich einmal ein Exempel zu statuiren — lassen vor allem innere Gründe die Annahme gerechtfertigt erscheinen. Solch' ein exeessives Mißgeschick, wie dem Vorgehen gegen den Club der Harmlosen beschieden war, trifft seit einem Jahrzehnt doch nur die politischen Unternehmungen des neuen Curses. Und grundsätzlich nur diese Unternehmungen werden mit dem ausschweifenden Mangel an staatsmännischer Gewandtheit und Einsicht in's Werk gesetzt, den wir diesmal bei der Strafverfolgung der Harmlosen anzustaunen Ursache hatten.

Caliban.

Von der französischen Kunstausstellung.

Es ist eine Reihe von Jahren her, als ich die seltene Gelegenheit hatte, mit Altmeister Menzel einen Rundgang durch die Internationale Ausstellung zu machen, die damals im Landesausstellungspalast beim Lehrter Bahnhof stattfand. Man kennt ja wohl die Art des alten Herrn: wie er so von Bild zu Bild schreitet, an ihm herumdeutet mit dem, man kann wohl sagen, schon historischen Zeigefinger der schwarzbehandschuhten Rechten, doeirend, erläuternd, oft mit ein paar durch die Luft geführten Strichen eine ganze Composition neuschaffend, dort eine Einzelheit energisch an's Licht ziehend, hier mit einer unnachahmlichen Bewegung einer Arbeit den Gnadenstoß gebend, dann wieder ebenso beredt schweigend, wortlos, die Unterlippe etwas vorstreckend, mit scharfem Blick über die Augengläser hinwegschauend, lange vor einer Leinewand stehen bleibend.

... Wir waren im Hauptsaale der französischen Abtheilung. „Gewiß", sagte er auf einmal nachdenklich, „wir begegnen überall dem französischen Einflusse; er ist der maßgebendste und daher finden wir eigentlich alle nationalen Unterschiede aufgehoben. Es erklärt sich aber das auch aus der Entwickelungsgeschichte der europäischen Völker. Denn seit den Zeiten der Renaissance hat fast ganz allein die französische Kunst sich ruhig fortentwickeln können, hat sich bei ihr eine festgefügte Tradition der Fortentwickelung herausgebildet — man denke nur an das 17. Jahrhundert in Deutschland — und so ist sie zu einer bestimmenden und herrschenden Richtung geworden. Da müssen einmal Alle hindurch, da muß sich Jeder einmal umschauen und anlehnen, wenn er vorwärts will." Menzel hatte dabei natürlich nur das Technische und eine gewisse Ausbildung des Geschmacks im Auge.

Unwillkürlich mußte ich jetzt wieder daran denken, als ich in der Akademie der Künste mit dem alten Grafen Dramard, Präsidenten der „Société française des Amis des Arts" und Vorsitzenden des Comités der Ausstellung, die hier eben stattfindet, über diese sprach. Ich bemerkte, daß sie mich etwas enttäuscht habe, daß doch gar zu viele Lücken seien, daß namentlich der Salon des „Champs de Mars" nur dürftig vertreten sei u. s. w. „Eh bien, mon Dieu, que voulez vous!... Mais remarquez bien — il y a pourtant la grande tradition!"

Da war es wieder, das Wort von der „Tradition". Und das muß man dieser Ausstellung lassen: von einer Tradition, die in der

französischen Kunstausübung in Ehren steht, zeugt nun diese Ausstellung gewiß, mag sie im Uebrigen noch so lückenhaft sein und manch' minderwerthige Marktwaare aufweisen, wie denn überhaupt wohl anzunehmen ist, daß das Ganze ein Geschäftsunternehmen ist. Eben nun dieser Tradition des Schönen in der Technik willen pilgerten aus aller Herren Länder, pilgerten auch deutsche Künstler immer nach Paris, „um sich da umzuschauen", wie Adolf Menzel sich ausdrückte. Längst schon, vor dem Richard Muther geboren war, für dessen „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" der ungenannte Verfasser des Vorworts zum Katalog der Ausstellung seltsamer Weise das Verdienst in Anspruch nimmt, im Kunstleben Deutschlands Bresche geschlagen zu haben in das Vorurtheil gegen französische Kunst. Wann hat's denn hier ein solches Vorurtheil gegeben? Und wie viele deutsche Künstler sind in den letzten 50 Jahren und auch früher schon nach Paris gezogen, wie viele deutsche Künstler sind in den Ateliers von Ingres und Couture, Delaroche und Gérôme, Courbet und auch Millet Schüler gewesen. Im Gegentheil, viel zu viel ist man dorthin gepilgert insofern, als man oft in eine bloße Nachahmung hineingerieth und nicht etwa die empfangene Anregung umzuwerthen wußte, wie wohl einem Menzel, Leibl, Feuerbach und wenigen Anderen das gelang, während so Vielen drüben ihr Deutschempfinden ganz und gar abhanden kam und sie mit den schönen technischen Ausdrucksmitteln auch Anschauungen mitbrachten, die mit deutschem Wesen und Empfinden nichts zu thun haben.

Das „Vorwort", das nichts weniger prätendirt, als uns kurz über die Entwicklung der französischen Kunst — trotz Muther's Buch! — „aufzuklären", enthält überhaupt manch' Verworrenes und Seltsames und das Lob, das hier und da nebenbei dem Kunsthandel gespendet wird, nimmt sich etwas verdächtig aus. Ganz verfehlt aber wäre die Annahme, daß die nunmehrige Ausstellung, wie der Verfasser des „Vorworts" offenbar glauben machen will, einen „zusammenfassenden Ueberblick über die verschiedenen Epochen der französischen Kunstgeschichte" biete. Wie gar viele hervorragendste Künstler fehlen ganz, wie viele andere, selbst Bonnat und Carolus Duran, sind verhältnißmäßig nur dürftig vertreten, ebenso wie Dagnan-Bouveret, Billote, Béraud u. s. w. Wenn ich sage dürftig, so meine ich aber nicht ihre hier vorhandenen Bilder; nur daß diese nicht immer bezeichnend genug sind für die Eigenart des Künstlers und daß es ihrer mitunter zu wenige sind. Wer kann sich denn z. B. von René Billote, dem stimmungsvollen Maler der „heure bleue" in den vorstädtischen Theilen von Paris, nach dem einzigen hier vorhandenen Bilde, einem brauntönigen Abendmotiv aus Argenteuil, eine richtige Vorstellung machen, oder etwa von Dagnan-Bouveret nach dem alleinigen Bildniß einer jungen schwarzgekleideten Dame in gelbem Sessel, so reizvoll auch die technischen Seiten dieser Malerei sind? Daß wir hier schon lange eine weit umfassendere Vorstellung und dabei eine richtige von diesen Malern haben, wie auch von den ebenfalls durchaus nicht genügend vertretenen Sittenmalern Béraud und Frappa, dem Landschafter Rafaelli — so ist das doch noch keine Entschuldigung für das Ausstellungscomité. Die Landschaftsmaler sind überhaupt am schlimmsten weggekommen. Wie kann ein Cazin und ein Harpignies fehlen! Und wenn man einen „zusammenfassenden" Ueberblick geben wollte, wie durften ein Yon, Sisley und viele, viele Andere unberücksichtigt bleiben. Auch Iwill mit seinem der stolzen Rohan'schen Devise nachgebildeten Bekenntniß „Cazin ne puis — Iwill je suis", auch Poitevin sind nur mangelhaft vertreten. Dafür lernen wir in Le-Gaut-Gerard und Le Sénéchal de Kerdréoret zwei neue individuelle Landschafter kennen, die nicht ohne Reiz sind. Beide erklären in den autobiographischen Notizen, die der Redacteur des Katalogs sich von den meisten Ausstellern zu verschaffen vermocht hat, daß ihr „Ideal" darin bestehe, möglichst der Natur nahe zu kommen. „Je ne suis d'aucune école; je travaille seulement devant la nature", schreibt Le-Gaut-Gerard, und sein College: „mon idéal est de rendre la nature le plus simplement possible et de faire éprouver à ceux qui s'arrêtent devant mes tableaux l'impression que j'ai éprouvé moi-même". Mehr oder weniger wird das freilich das „Ideal" eines jeden strebsamen und künstlerisch empfindenden Malers sein. Diese Beiden erreichen es auch wirklich, obschon mit ganz verschiedenen Mitteln: in einer breiten schönen Farbigkeit, wo jeder Ton voll zur Geltung kommt, malt z. B. Le Sénéchal den Fischmarkt eines Bretonischen Dorfes, während Le-Gaut-Gerard namentlich ein Antwerpener Motiv in sein impressionistisches bläulich verschwimmenden Farben nicht minder wirksam zum Ausdruck bringt. Auch der flott hingespachtelte picardische Ententeich von Auguste Durst ist ein Bild, das sich sehen lassen kann. Durst gehört, gleich den Vorgenannten zur Gruppe des Champs de Mars. Auch er ist zum ersten Male in Berlin, wie desgleichen Lucien Lévy-Dhurmer, eine interessante Erscheinung, der sich die Meister der italienischen Renaissance „zum Vorbilde genommen" haben soll, was er aber in dem hier vorhandenen großen Triptychon „Das Paradies" nur in Bezug auf Aeußerlichkeiten verräth. „Il a le gout des sourires fuyants, des regards noyés, des sentiments nuancés" heißt es von ihm tm Katalog. Seine Vorliebe für das „flüchtige Lächeln", den „verschleierten Blick", die „nüancirte Empfindung" tritt hier nur in nebelhaften, dunstigen, blaugrünen und rothgelblichen Tönen und in einer sehr nüancirten Zeichnung der verschnörkelten Pflanzen, die fast wie Stickerei wirken, zu Tage. Jedoch hat das Ganze coloristische Vorzüge: die Farben schillern und fließen wirksam durch einander. Aber der innere Gehalt? Man braucht für Exter's bekanntes, das gleiche Motiv behandelnde Gemälde, das in diesem Sommer ja wieder hier zu sehen war, nicht gerade zu schwärmen, um ihm in dieser Beziehung den Vorzug zu geben ... Ueberhaupt wäre es hier wiederholt interessant, Parallelen zwischen französischer und deutscher Kunstauffassung zu ziehen. Man vergegenwärtige sich z. B. gegenüber dem Bilde des greisen Gérôme „Daphnis et Chloë", wie Böcklin denselben Stoff gegeben hätte.

Wirklich Hervorragendem begegnet man eigentlich nur auf dem Gebiet der Bildnißmalerei, wozu dann noch ein Paar der in Frankreich so beliebten, mit allerlei sinnigen und unsinnigen Titeln drapirten Actmalereien, und das eine und andere Genrebild kommt. Roybet's „Astronom" mit der academisch sauberen Vortragsweise im Stile der älteren Spanier wird von der großen Masse gewiß viel bewundert, aber ich muß das weit flüchtiger behandelte, aber große coloristische Vorzüge, namentlich in der Behandlung der Luft, aufweisende Bild des jungen Latouche „Glockenstube" mit dem durch bunte Glasgemälde hereinfluthenden Licht und den kräftig bewegten Glockenziehern doch viel höher stellen. Weit besser ist eine Porträt-Arbeit von Roybet, die den Grafen Dramard in altniederländischer Tracht und äußerst flotter Pose darstellt. Denselben blondgrauen Charakterkopf hat auch Bonnat gemalt, ebenfalls mit sehr lebendiger Auffassung und jener Farbenkraft, die für ihn stets bezeichnend ist. Man sehe sich darauf nun auch das Bildniß seiner Mutter an: wie lebendig der Kopf, wie natürlich die Haltung und vor Allem wie geistvoll die Hände — diese Klippe so vieler Bildnißmaler. Eine Schülerin Roybet's und Henner's, der selbst zwei seiner leuchtend aus dem Dunkel hervorschimmernden allbekannten, nackten Mädchengestalten mit den weich zerfließenden Umrissen beigesteuert hat, ist Juana Romani. Sie hat von beiden Lehrern das Beste gelernt — von dem Einen die glänzenden Fleischtöne, von dem Anderen die Freude an bunten Stoffen, in deren Auswahl sie aber mehr Geschmack zeigt als Roybet. Nicht uninteressant ist Blanche, vom Champs de Mars. Er hat den bekannten Placatmaler Jules Cheret in seinem Atelier in einer Pose erfaßt, die ebenso lebendig, als für das künstlerische Temperament dieses Malers ungemein charakteristisch ist. Rondel, ein anderes Mitglied derselben Gruppe, zeigt eine ganz andere Factur: seine alte Frau mit dem schwarzen Crêpe-Schleier über dem nachdenklichen Gesicht ist ein coloristisches Bravourstück. Den Preis aber muß ich Carolus Duran zuerkennen. Nicht etwa in seinem virtuosen, übrigens schon vielgereisten Act „Erwachen", der in der Fleischmalerei an Geschmack wohl das Höchste bedeutet, war dies zu sehen, aber ungeachtet, daß der Maler diesem herrlichen Körper den blonden Kopf Sarah Bernhardts aufgesetzt hat, doch recht banal wirkt. Und auch nicht seiner Landschaft in braunen und gelben Dämmerungstönen, obschon sie ihn von einer neuen Seite zeigt — sondern seinem „Mandolinenspieler", der ein paar dunkler Dichteraugen im wachsbleichen Gesicht, schwarz gekleidet, lässig und verträumt in einem rothsammtenen Lehnstuhl sitzt. Der Farbenaccord ist berückend. Aber vor Allem der Ausdruck dieses Kopfes und die Sprache dieser Hände, der Hände eines Buckligen, drücken dem Bilde den Stempel des Hervorragenden auf. Schade, daß nicht mehr von solchen Arbeiten, Documenten der „großen Tradition", vorhanden ist. Duran ist auch einer von den Wenigen, die es für überflüssig gehalten haben, mit einem Künstlerbekenntniß zu posiren. Es steht viel krauses Zeug in diesen Bekenntnissen. Derselbe Le-Gaut-Gerard, den ich erst schon citirte, erklärt z. B.: „ich gestehe dem Schönen seinen Platz auf allen Gebieten zu, aber ich habe das natürliche Bestreben, vor Allem — die Harmonie zu suchen." Oder Georges Motelly, der schreibt: „Ich liebe sehr die Impressionisten, aber ich wünschte ihnen das geben zu können, was ihnen fehlt — die schöne Art der Meister, die vor uns da waren. Das ist mein Ideal!" Blanche klagt: „Ich fühle es, daß ich mich noch nicht selbst gefunden habe. Das ist in neuerer Zeit des Widerstreits so vieler Theorien ungeheuer schwer!" Aubert, der manch' Verwandtes mit Chaplin zeigt, versichert: „Ich trage meine Motive stets in meiner Einbildung mit mir und das Ideal meiner Art Malerei ist — die Poesie!" ... So ließe sich noch Vieles bringen; aber es führte zu weit.

Bezeichnend ist, daß immer wieder die Ehrfurcht vor der „Natur", das Streben ihr nahe zu kommen, der Wunsch die selbstempfangenen Eindrücke Anderen zu suggeriren laut werden. Und vergleicht man die Arbeiten dieser „theoretisch" so mit einander Uebereinstimmenden — man müßte glauben, daß es Hunderte von „Natures" gäbe, auch eine solche Natur, die die stärkste Unnatur ist. Größere Gegensätze als Gérôme's „Daphnis et Chloë" und Le Sénéchal's „Fischmarkt" lassen sich kaum denken und beide erklären sie doch die Natur für ihre alleinige Lehrmeisterin, ihre empfindungsvolle Wiedergabe für den Endzweck ihrer Kunst.

Und dann wiederum gehe man von hier zu Schulte hinüber und schaue sich unter den dort jetzt zur Ausstellung gelangenden Werken französischer Maler, wie Aman-Jean, Renoir, Pissaro und anderen Vertretern des Champs-de-Mars um und in dem Salon Cassirer, wo Degas, Manet und Puvis de Chavanne eben das Wort haben. Auch sie bezeichnen die Wiedergabe der Natur als ihr Endziel. Aber für sie giebts nicht bloß die vielgerühmte „alte Tradition", sondern auch das Recht der „Individualität". Dieses Recht aber scheint mir in der Ausstellung der Akademie mit wenigen Ausnahmen recht verflüchtigt zu sein.

J. Norden.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Achtung für Denker.

Wer sich auf dem Gebiete der Forschung über Wesen und Bestimmung des Menschenlebens zu der Erkenntniß hindurchgerungen hat, daß die wichtigsten Räthselfragen des Lebens bisher weder durch die Naturwissenschaften, noch durch die Philosophie, noch durch die Glaubenslehren irgend einer Kirche vernunftbefriedigend gelöst worden sind, der dürfte in einem neu erschienenen Werk, betitelt: „**Das Leid als die Wurzel des Glückes**" manchen klärenden Gedanken finden. Betr. Werk wird zur Zeit, soweit der Vorrath an Ex. reicht, Interessenten auf bestimmte Zeit **leihweise** überlassen und **kostenlos** zugesandt. Adr. G. Müller, Halensee bei Berlin, Friedrichsruher Str. 13, II.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Magie als Naturwissenschaft.

1. Theil: **Die magische Physik.**
Ein Band. Gr. 8°. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.

2. Theil: **Die Magische Psychologie.**
Ein starker Band. Gr. 8°. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. ord.

Von

Dr. Carl du Prel.

Der bekannte Verfasser kommt in dem Werke zu dem Schluß, daß die **Magie wissenschaftlich geworden** ist, die **Wissenschaft magisch.** Diese eingetretene Grenzberührung wird eine immer weitere Ausdehnung finden, und die Naturforscher werden dieses neu aufgeschlossene Untersuchungsfeld höchst willkommen heißen. Wenn so die beiden Parteien vereint arbeiten werden, wird eine Periode der fruchtbarsten Entdeckungen und der merkwürdigsten technischen Erfindungen eintreten.

Beiträge zur Grenzwissenschaft.

Ihrem Ehrenpräsidenten Dr. Karl Freiherrn du Prel
gewidmet von der
Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München.
Mit Bildnis Karl du Prel's.
Ein Band Groß-Oktav. Preis 5 Mark.

Inhalt:

Das Diesseits und Jenseits der Kräfte von **Karl August Hager.**
Untersuchungen ausländischer Gelehrter über gewisse Traumphänomene von Dr. **Rich. Wedel.**
Uebersinnliches in der Ilias und Odyssee von **J. A. Mordtmann.**
Kant'sche Ethik und Okkultismus von Dr. **Walter Bormann.**
Die Seelenlehre du Prel's und andere Weltanschauungen von **Professor Max Seiling.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor **Hellbach.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 42. Berlin, den 21. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die friedliche Eroberung China's. Von Wilh. H. Andreä. — Wasserwirthschaft und Landwirthschaft. Von Ingenieur Karl Inhelder. — **Literatur und Kunst.** Ein holländischer Pamphletist. Von Max A. Gesellschap. — Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. (Schluß.) — **Feuilleton.** Ideen. Von Multatuli (Eduard Douwes Dekker). Aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. — **Aus der Hauptstadt.** Der neue Kammerdienst. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der amerikanische Milliardär Astor. Von Prof. M. Gutsch. — Notizen. — Anzeigen.

Die friedliche Eroberung China's.

Von Wilh. H. Andreä.

Mit der friedlichen Eroberung China's scheint es doch nicht so glatt zu gehen, wie man auch bei uns hoffte, und es bleibt heute noch fraglich, ob sie überhaupt möglich ist ohne größere kriegerische Verwickelungen. England, Frankreich und Rußland sind jeden Augenblick bereit, mit bewaffneter Macht einzugreifen, und nur die Eifersucht und die Furcht vor einem Weltbrand hält ihre brutale Begier im Zaum. Vielleicht hat Italien mit seinem anscheinend endgiltigen Verzicht auf die Bucht von Saumun das bessere Theil erwählt, oder das regsame kleine Belgien, das nur commercielle Landconcessionen anstrebt. Auch bei uns herrscht die Abneigung vor größeren kriegerischen Eingriffen vor, und nicht ohne Besorgniß empfängt man die neuesten Meldungen aus Shanghei, wonach die nachgerade chronischen Unruhen im Hinterlande von Kiautschau einen heftigeren Charakter anzunehmen scheinen. Danach rüsten sich die geheimen Gesellschaften vom Großen Schwert und von der Rothen Faust zu einem entscheidenden Schlage gegen die Missionare und die christlichen Chinesen, auch sollen bereits neue Gewaltthätigkeiten vorgekommen sein. Ja man will wissen, daß Freiherr v. Ketteler, der kaiserliche Gesandte in Peking, schon ein Ultimatum gestellt hat, wonach Deutschland, wenn China nicht sofort die nöthigen Schritte thut, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, selbst eingreifen und mit Gewalt dafür Sorge tragen wird, daß den deutschen Unternehmungen der Schutz zu Theil wird, dessen sie theilhaftig werden müssen, sollen anders sie sich der Entwickelung erfreuen, worauf sie mit Rücksicht auf das in ihnen angelegte deutsche Capital und die deutsche Arbeit Anspruch haben. Ein Krieg gegen China wäre für uns ein Unding, wie die Verwandlung der übervölkerten Provinz Schantung in ein Heer- und Kriegslager. Diplomatische Actionen und Flottendemonstrationen genügen im Einzelfalle vollauf, wobei man freilich mit den Charaktereigenthümlichkeiten der Chinesen allezeit stark wird rechnen müssen, die Verlogenheit ihrer Behörden und die Rückständigkeit und Dickfelligkeit des Volkes. Es wird von den besten Kennern des Landes mit Recht stets wieder darauf hingewiesen, daß man gerade auf immer größere Widersprüche stößt, je länger man mit der bezopften Rasse verkehrt und je gründlicher die Kenntniß der Sprache und Sitten dieses fernen Landes wird. Ganz genau so äußert sich auch Sir Robert Hart, der Generaldirector des chinesischen Seezolldienstes, wie die „Japan Mail" berichtet, in einer Unterredung mit dem Marquis Ito bei dessen kürzlichem Besuch in Peking. Sir Robert Hart hat mit wenigen Unterbrechungen länger als vier Jahrzehnte im Reich der Mitte gelebt. Trotzdem meinte er: „China ist wirklich ein schwer zu verstehendes Land. Vor ein paar Jahren glaubte ich endlich so weit gekommen zu sein, etwas von seinen Angelegenheiten zu wissen und ich suchte meine Ansichten darüber zu Papier zu bringen. Heute komme ich mir wieder wie ein vollkommener Neuling vor. Wenn ich jetzt aufgefordert würde, drei oder vier Seiten über China zu schreiben, würde ich nicht recht wissen, wie ich dies anfangen sollte. Nur eins habe ich gelernt. In meinem Vaterlande heißt es gewöhnlich: Laß dich nicht biegen und wenn es dabei auch zum Bruche kommt. In China dagegen gerade umgekehrt: Laß dich biegen, aber laß es nicht zum Bruche kommen." Wir Deutsche sollten den Wink beherzigen. Wir wollen mit China in erweiterte Geschäftsbeziehungen kommen und müssen durch Ausbeutung des unschätzbaren, ungehobenen Reichthums die Kaufkraft des Landes zu heben suchen, um dann ein größeres Absatzgebiet für unsere Erzeugnisse im Reiche der Mitte zu finden. Diese Erwartungen können sich aber nur dann erfüllen, wenn wir uns mit den Chinesen auf guten Fuß stellen. Denn für jeden Kaufmann steht der Satz fest, daß Derjenige die besten Geschäfte macht, welcher seine Kunden am besten zu behandeln weiß. Der Chinese nun ist anerkanntermaßen ein für uns Westländer so schwer verständliches Individuum, daß wir gerne jede Gelegenheit ergreifen sollten, uns über seine Eigenthümlichkeiten zu informiren.

Für uns kommt als erste Frage in Betracht: Kann sich China aus sich selbst reformiren? Jeder, welcher die Verhältnisse einigermaßen kennt, muß das entschieden bestreiten. Eine Unmasse kaiserlicher Dekrete überschwemmen das Land, sind voll der edelsten Absichten, aber ohne die Spur eines wahrscheinlichen Werthes, weil sich Niemand nach ihnen richtet. Hülfe muß also von außen kommen. Aber wie schwierig diese Frage ist, beweist der Umstand, daß die meisten europäischen Mächte bereits seit über dreißig Jahre ihre Vertreter in Peking haben, ohne daß, mit Ausnahme in der allerletzten Zeit, etwas Greifbares hätte erreicht werden können. China sträubt sich gegen fremde Einmischung so lange es geht.

Viele Freunde Chinas bezeichnen das, was dem Reiche der Mitte fehlt, kurz mit „westlicher Cultur", „westlicher

Wissenschaft". Aber wäre es wirklich damit gethan? Laßt die Chinesen von den Kräften des Dampfes und der Elektricität profitiren, bauet ihnen Eisenbahnen von einer Metropole zur andern, richtet Posten, Telegraphen, Bankwesen, ein vernünftiges Währungssystem ein, und die glücklichen Tage eines neuen Aufschwunges werden für China kommen. Ist dem aber wirklich so? Setzt denn das Vorhandensein von Eisenbahnen nicht Ehrlichkeit der Beamten voraus? Oder repräsentirt westliche Civilisation wirklich weiter nichts als die Errungenschaften der modernen Technik und Wissenschaften? Wenn die Civilisation Chinas durch Aufstellen von Krupp'schen Kanonen und Anschaffung von Kriegsschiffen möglich wäre, würde es ein Leichtes sein, sie durchzuführen, aber damit ist es eben nicht gethan; denn Charakter und Gewissen, diese den Chinesen fehlenden Eigenschaften, müßten in erster Linie entwickelt werden.

Es fehlt den Chinesen nicht an geistigen Fähigkeiten: Geduld, praktischer Sinn und Fröhlichkeit sind ihre hervorragenden Eigenschaften, aber Charakter und Gewissen, das findet man nicht. Gewiß mag es nicht wenig Beamte geben, die ihr Amt ehrlich versehen, aber das sind eben Ausnahmen, und wie kann man von den Untergebenen Ehrlichkeit erwarten, wenn die Vorgesetzten stehlen und betrügen in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet? Die Chinesen selbst müssen ja diesen Mangel eingestehen und sie sprechen dies zuweilen auch ganz offen aus. Wir wurden oft bei derartigen Geständnissen an die Anekdote erinnert, die Carlyle in seinem Werke „Das Leben Friedrich's des Großen" erzählt: Der Monarch unterhielt sich öfters und gern mit einem Schulinspector. Einmal fragte er ihn: „Na, wie geht denn eigentlich ihr Geschäft?" „Nicht schlecht", erwiderte Sulzer, „aber mit der Zeit wird es immer besser!" „Wie so?" fragte der König. „Früher, als wir Lehrer annahmen, daß das Streben des Menschen böse von Jugend auf sei, war man in den Schulen sehr streng, jetzt aber, nachdem wir immer mehr zur Erkenntniß kommen, daß im Menschen der Trieb zum Guten eigentlich mehr ausgeprägt ist, ziehen wir mildere Saiten auf." Der alte Fritz schüttelte jedoch bei diesen Worten sein Haupt und sagte mit trübem Lächeln: „Lieber Sulzer, er kennt diese verdammte Rasse nicht!"

Anscheinend führt ja der Chinese ein ganz zufriedenes Dasein, aber es ist wohl mehr stumpfe Resignation, die wir fälschlich für Zufriedenheit halten. Vor einigen Jahren reiste ein Missionär auf dem großen Canal und sah überall die Leute eifrig ihre Felder bebauen. Es war im Mai, das Land bot thatsächlich einen hübschen Anblick und der Reisende mußte den Fleiß bewundern, womit solch' weite Flächen gepflegt wurden. Erst durch Gespräche mit den Landleuten erfuhr er, daß die armen Menschen einen schrecklichen Winter hinter sich hatten; denn durch die Fluthen war die letzte Ernte vollständig zerstört und Alles an den Rand des Verderbens gebracht worden. Die Beamten hatten zwar einige Versuche gemacht, das Elend zu lindern; aber wie es ja stets der Fall ist, war Alles unzureichend. Von all' diesem Elend sah man aber auf den ersten Blick gar nichts. In anderen Gegenden hatten Millionen Menschen zu derselben Zeit Ueberfluß gehabt, ohne daß man sich gegenseitig aushalf, schon aus dem Grunde, weil man nichts von einander wußte und weder chinesische noch fremde Zeitungen von dem Nothstand berichteten. Nicht selten haben Zeitungsnachrichten die Merkwürdigkeit chinesischer Charaktereigenschaften im hellsten Lichte erscheinen lassen, und deßhalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auf dem deutschen Büchermarkte ein Werk*) erscheint, welches geeignet ist, uns in eingehender Weise mit dem chinesischen Volkscharakter bekannt zu machen. Nach der Lectüre dieses interessanten und gerade gegenwärtig sehr wichtigen Buches verstehen wir Manches, was uns bisher nicht begreiflich war. Der Verfasser des englischen Originals, Arthur H. Smith, hat während seiner 22jährigen Missionsthätigkeit im Innern China's mit der gelben Rasse im engsten Verkehr gestanden, sein Beruf hat ihm einen tiefen Blick in das seelische Leben des Chinamannes gestattet und so ist es begreiflich, daß das Smith'sche Buch zum Besten gezählt wird, was überhaupt über die Chinesen geschrieben wurde. Allerdings ist dabei der orthodox religiöse Standpunkt des Verfassers nie zu vergessen. Die herrlichsten Früchte christlicher Civilisation glaubt er in den hervorragenden Charakteren zu erblicken, welche sie hervorbringt. Dagegen bestreitet er, daß die Religionssysteme, welche jetzt in China herrschen, etwas Aehnliches vermögen. „Kann sich doch keine menschliche Einrichtung dem Gesetz entziehen, welches sagt: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Uebrigens hat der Confucianismus Zeit genug gehabt, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen; neue Wirkungen sind jetzt von ihm nicht mehr zu erwarten. Wenn man sich nun in Ruhe von dem China, wie es sich unseren Augen jetzt darbietet, ein Bild gemacht hat, dann muß auch das mildeste Urtheil ungünstig für den Confucianismus ausfallen." Diese Behauptung wird nun in dem schönen Buche sehr ausführlich und anschaulich im Einzelnen begründet, aber es ist doch sehr bezeichnend, daß der Uebersetzer, der Kaufmann Dürbig, der China ebenfalls aus eigener Anschauung kennt, diesen christlichen Optimismus gegenüber den chinesischen Dingen wesentlich einschränkt und angreift. Daß die Religionen, selbst in der Form, wie sie jetzt in China herrschen, die allerdings ruhig als eine Degeneration der Urlehren bezeichnet werden können, in Folge ihres inneren Werthes noch eine Existenzberechtigung haben, wird auch von Dürbig nicht bestritten; macht doch z. B. die Lehre Buddha's jetzt selbst in christlichen Ländern Eroberungen, und giebt es doch viele Anhänger der Ansicht, daß die Zukunftsreligion eine Vermischung der Lehren Christi und Buddhas sein würde. „Stellen wir uns nun vorurtheilsfrei auf den Standpunkt der Chinesen, so müssen wir vor Allem zugeben, daß das Volk mit seinen Religionen vollkommen zufrieden ist und sich nach nichts Anderem sehnt. Die Missionare kommen in's Land und predigen der gelben Rasse, daß das, was sie seit Jahrtausenden als ihr Heiligstes gekannt, eine Irrlehre sei. Kann das angenehm berühren? Was würden wir zu buddhistischen Aposteln sagen, die ihr Glück bei uns versuchen wollten und kämen, um uns zu predigen, daß die Lehre Buddhas die einzig wahre Religion sei? Ich glaube, diesen Predigern würde von uns recht deutlich gezeigt, daß sie sich am besten möglichst rasch wieder dahin zurückziehen, woher sie gekommen. Können wir es also den Chinesen übel nehmen, wenn sie christlichen Missionaren gegenüber den gleichen Wunsch haben? Was muß sich außerdem der bezopfte Mann von dem Christenthum für eine Vorstellung machen, wenn er z. B. in Tientsin die Masse verschiedener Missionsanstalten neben einander sieht! In jeder Kapelle dieser unzähligen Confessionen predigt man das: „Liebet eure Feinde!" und ist doch selbst unter sich so intolerant wie nur möglich. Wie soll sich der arme Chinese unter den vielen Confessionen, von denen jede behauptet, sie lehre das Christenthum in der richtigen Form, zurechtfinden? Muß er da nicht vielmehr zu dem Schlusse kommen, daß die Apostel aus fernen Landen eigentlich selbst nicht wissen, was sie wollen?" Gerade diese Zersplitterung erscheint Dürbig der Hauptgrund, warum das Christenthum im fernen Osten im Vergleich zu den Anstrengungen verhältnißmäßig nur kleine Fortschritte macht. Er ist eben nicht allein die den Chinesen unverständliche Lehre, welche abstößt, sondern vor Allem die Art und Weise, wie man sie auszubreiten versucht. Die Missionare sind die einzigen „fremden Teufel", welche in's Innere des Landes vordringen und in ihnen sieht der Chinese die Vorposten westlichen Einflusses, gegen den er sich mit Händen und Füßen sträubt.

*) Smith, Chinesische Charakterzüge. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Würzburg, A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch).

Es liegt Dürbig ferne, die Verdienste der Mission nicht gebührend anzuerkennen, aber er verlangt, daß auch die Einwände, welche man in China gegen sie macht, zum Ausdruck kommen. Denn auch die Art und Weise, wie Missionsanstalten und Kirchen angelegt werden, bietet Angriffspunkte. Wir Europäer müssen ja unsere Wohnungen an Orten errichten, welche unseren sanitären Ansprüchen genügen und man versteht sehr wohl, wenn daher die Missionsanstalten auf Anhöhen ihren Platz finden, wo eine Existenz für uns möglich ist. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß diese Gebäude dann alle etwas Dominirendes haben, wodurch sich die sensiblen Chinesen verletzt fühlen. Wenn Smith ferner meint, es werde nicht die Diplomatie sein, die China reformiren werde, so haben die Ereignisse in den letzten Jahren doch das Gegentheil bewiesen. Wem anders als dem durch die Diplomatie ausgeübten Druck verdanken westliche Nationen die Menge von Concessionen, welche in jüngster Zeit von der gelben Rasse gemacht wurden? Man faßt jetzt China kräftiger an als früher, und der Erfolg wird nicht ausbleiben, so sehr das chinesische Beamtenthum auch gegen den fremden Einfluß wüthet, weil ihm dadurch langsam, aber sicher, der Boden unter den Füßen schwindet. Die Weltgeschichte wird doch ihren Gang gehen. Allerdings darf man diesen Wechsel nicht von heute auf morgen erwarten. Dürbig glaubt, es werde in dieser Beziehung viel gesündigt und auch von Kiautschau in zu kurzer Zeit zu viel erhofft; gut Ding will Weile haben! „Wir Deutsche sind im ostasiatischen Handel nach England am meisten interessirt und nichts hat mich auf meinen Reisen im fernen Osten mit mehr Stolz erfüllt, als mich auf Schritt und Tritt von dem hohen Ansehen, welches der deutsche Kaufmann überall genießt, überzeugen zu können, und zwar haben sich die Hamburger und Bremer Großkaufleute diese Stellung einzig und allein durch ihre eigene Tüchtigkeit, ohne staatliche Hülfe geschaffen, unter dem für den Handel so überaus günstigen Régime des freien England. Man hatte im Anfang in kaufmännischen Kreisen große Sorge, daß die Entwickelung unserer ostasiatischen Station durch Militarismus und Bureaukratismus verhindert würde; denn an einem Platze, an dem dem Bewohner durch Polizeivorschriften das Leben sauer gemacht wird, würden sich unsere Kaufleute nicht niederlassen. China hat genügend Metropolen, von denen aus bis dato der Handel beherrscht wurde und man verändert sein Domicil eben nur dann, wenn man mindestens gleich Gutes, d. h. vor allem „Freiheit in allen Bewegungen", erwarten kann."

Die Erklärung von Kiautschau als Freihafen, sowie die in der dem Reichstage zugegangenen Denkschrift über Kiautschau ausgesprochenen Ansichten der Regierung lassen darauf hoffen, daß man wirklich an maßgebender Stelle dem kaufmännischen Element den Vorrang lassen und es nicht durch Officiere und Beamte unterdrücken will. Bleibt man bei diesem Kurs, dann werden sich unter der deutschen Flagge unsere besten, thatkräftigsten Elemente zusammenfinden, um China für den deutschen Handel friedlich zu erobern.

Wasserwirthschaft und Landwirthschaft.

Von Ingenieur Karl Inhelder.

Ein baltischer Culturingenieur P. Rosenstand-Wöldike hat unlängst unter Anknüpfung an das Wort des bekannten amerikanischen Nationalökonomen Carey: „Der Landbau ist überall der Anfang der Cultur und ihr Erhalter" schlagend nachgewiesen, daß die in unserem Abendlande übliche Wasserwirthschaft den Landbau — und somit auch die allgemeine Cultur — auf's Allerschwerste, gleichsam principiell und grundsätzlich, schädigt und gefährdet, indem sie darauf ausgeht, das wichtigste Lebenselement des Landbaues — das „lebendige" Wasser — ihm auf dem kürzesten Wege möglichst rasch und vollständig zu entziehen, es fortzuschaffen und dem Meere zuzuführen, wo es zur Förderung des menschlichen Wohlseins gar nichts mehr beitragen kann. Auf ihrem Wege von den Quellen bis zum Meere werden in der That die Wasserläufe im Abendlande mit ganz geringfügigen Ausnahmen schon dadurch dem Landbau entzogen, daß man sie überall, zum Zwecke rascher Entwässerung, den niedrigsten Stellen zuführt, und daß man sie dabei in erster Reihe der Industrie zur Verfügung stellt und in zweiter zu Verkehrszwecken benutzt, beides zumeist unter directer Zurücksetzung und Schädigung des Landbaues. Die üblen Folgen zeigen sich auch darin, daß die Gewässer durch ihre möglichste Tieflegung und rasche Abführung sich gar oft im Unterlaufe der Ströme zu verheerenden Ueberschwemmungen aufstauen, falls solche nicht durch kostspielige und zugleich wenig zuverlässige Uferbauten verhindert worden sind, während doch sowohl im Interesse des Landbaues und der allgemeinen Cultur, als auch zur Sicherung gegen Hochfluthen von alledem genau das Gegentheil geschehen müßte und unter gesunderen Verhältnissen mit Erfolge auch thatsächlich geschieht. Durch eine wirklich rationelle Wasserwirthschaft muß zunächst das rasche Abfließen des wichtigsten Lebenselementes des Landbaues möglichst gehindert werden; — durch seitliche Ableitungen mittelst nahezu horizontaler Canäle soll das Wasser in möglichst weitem Umkreise dem Landbau zur Verfügung gehalten werden; — erst in zweiter Reihe sind Wasserüberschüsse für den Verkehr, zunächst der Bodenproducte, in Anspruch zu nehmen; — ganz zuletzt, in allerletzter Stelle, erst wenn dem Landbau und der Verfrachtung seiner Producte Genüge gethan worden, dann erst darf das nun noch überschüssige Wasser der Industrie zur Verwendung für ihre Zwecke überlassen werden. Es ist bekannt, daß in vollem Umfange solche rationelle Wasserwirthschaft auf der ganzen Welt allein in China seit Jahrtausenden ununterbrochen in voller Blüthe besteht.

Schon im Jahre 1872 that Professor Reuleaux folgenden Ausspruch: „China mit seiner viertausendjährigen Culturperiode ist als ein praktisches Beispiel dafür zu betrachten, daß die Völker nur dort dauernd bestehen, wo die richtige Beherrschung, Benutzung und Vertheilung des Wassers bereits zur zweiten Natur geworden ist"; — und auch der Franzose Charles de Poston hat die dringende Nothwendigkeit betont, von dem uralten Wasserwirthschaftssysteme der Chinesen nähere Kenntniß zu erlangen; — endlich ist schon vor mehr als vierzig Jahren durch den Freiherrn August von Haxthausen vergeblich darauf hingewiesen worden, daß die in der Urzeit so dicht bevölkerten Länder der asiatischen Türkei und Persiens und der Weltmonarchien von Assyrien und Babylon ihren blühenden Zustand nur den ausgedehnten Bewässerungssystemen verdankt haben, nach deren Zerstörung jene ausgedehnten Ländergebiete zu entvölkerten und unbewohnbaren Wüsten und Steppen geworden sind, wo nur wenige Culturoasen sich erhalten haben, und daß man es noch heute an China und Indien sehen könne, wie nur bei ausgedehnter Bewässerung dichte Bevölkerung möglich bleibe. Daß es eine der unabweislichsten Pflichten der Staatsverwaltungen wäre, dem Landbau, auch unter nördlicheren Breiten, das Wasser in reichlicherem Maaße als bisher zuzuführen und ihm mehr als nur die spärlichen „Brosamen vom reichgedeckten Tische der Industrie" zu gönnen, namentlich da der Landbau nachweislich vom Wasser einen vielfach höheren Nutzen dem Volksvermögen bringt, als die Industrie es zu thun vermag, — das Alles ist schon vor mehr als einem halben Jahrhundert (1843) schlagend nachgewiesen worden vom Grafen de Gasparin in seinem noch heute nicht veralteten Cours d'agriculture und auch später mit neuen Beweisen belegt worden in Journal d'agriculture pratique 1878. Und der agronomische Fachmann Eugène Simon hat nach

zehnjährigem Studium des chinesischen Ackerbaues nachgewiesen, daß Frankreich, welches etwa 36 Millionen Einwohner nur mit Hülfe ausländischer Lebensmittelzufuhren unterhält, deren 140 Millionen, also die viersache Zahl, ganz selbstständig ernähren könnte, wenn es chinesischer Acker- und Wasserwirthschaft sich hingeben wollte (Cité chinoise p. 358). Neuerdings hat auch der verdienstvolle deutsch-russische Schriftsteller H. v. Samson-Himmelstjerna in Dorpat, dessen chinesische Studien in der „Gegenwart" so viel Aufsehen erregten, den Gedanken einer rationelleren Wasserwirthschaft mit dem ihm eigenen Feuer aufgegriffen. In einer beachtenswerthe Arbeit „Ueber Wasserwirthschaft" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) knüpft er an das valencianische Wassergericht an, welches, wiewohl die größte culturhistorische Merkwürdigkeit des europäischen Abendlandes, doch von der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt worden ist. Es wird zunächst nachgewiesen, daß diese Einrichtung keineswegs von den Arabern, wie fälschlich behauptet worden, sondern vielmehr von den Iberern herstamme, aus prähistorischer Zeit; die Huerta de Valencia sei gleich den in Steppen und Wüsten verstreuten „Paradiesen" des westlichen Asiens ein „Ueberlebsel" uralter hoher Cultur. Ferner wird dargethan, wie die besorglichen Verhältnisse des europäischen Abendlandes in erster Linie aus dem Umstande sich herleiten, daß hier, bei perverser Wasserwirthschaft, stets verabsäumt worden sei, die Gefahren der Uebervölkerung durch Bewässerungsackerbau fernzuhalten. Sodann wird gezeigt, daß unser Abendland nicht anders werde zu friedlichen Zuständen gelangen können, als durch Einführung des Bewässerungsackerbaues, welcher allein der Nothwendigkeit, Nahrungsmittel zu importiren, überheben könne. Und schließlich wird beantragt: das Deutsche Reich möge die Initiative ergreifen zur internationalen Erforschung des Gewohnheitsrechtes, mittels dessen die uralten Bewässerungsculturen sich haben erhalten können. Samson schreibt: „Wenn zur Lösung sozusagen idealer Aufgaben, wie zur Armenpflege, zur Sicherung gegen Unfälle aller Art, zur Altersversorgung u. s. w. Associationen und Staatshülfe an Stelle der Familie und patriarchalischer Stammesgemeinschaften erfolgreich eingetreten sind: — und wenn mit internationalen Kräften in's Werk gesetzte Arbeiten sich der Polarforschung, der Herstellung von Sternkarten u. s. w. angenommen haben, — so müßte doch solche Gemeinsamkeit noch leichter sich erlangen lassen und noch wirksamer sich zu erweisen haben, wo es sich um Befriedigung noch greifbarerer Bedürfnisse und um Abstellung noch dringenderer Nothstände handelt: um die unumgänglich nothwendige Vermehrung und Verstärkung der Nahrungs- und sonstigen Lebensmittelbeschaffung durch größere Ergiebigkeit des Landbaues mittelst Wiederherstellung rationeller Wasserwirthschaft. Warum sollten sich nicht künstliche Familienverbände, d. h. Ackerbewässerungs-Genossenschaften, in der Nähe der Strom-Quellgebiete bilden, sobald der Staat ihre Bildung durch Verleihung des Expropriationsrechtes und des Rechtes zur selbstständigen und unabhängigen Verwaltung auf Jahrtausende hindurch erprobter Grundlage ermöglichte? Und warum sollte der Staat die Bildung von Ackerbewässerungs-Genossenschaften nicht gar befördern wollen, da er es doch für Wiesenent- und -Bewässerungen durch das Institut der Zwangsgenossenschaft thut?"

Es ist allerdings und nicht ganz mit Unrecht eingewendet worden, daß die „Paradiese" von Valencia, Syrien, Westasien, Centralasien und China sich klimatischer Bedingungen erfreuen, die sich nicht willkürlich herstellen lassen; mithin wären bezügliche Versuche in Deutschland aussichtslos. Dagegen führt Samson in seinem geistreichen Plaidoyer an: erstlich, daß gar viele dieser „Paradiese" sich im Hochgebirge befinden unter äußerst rauhem Klima, wie diejenigen Westasiens, Nordchinas und Transbaikaliens — (z. B. in Eriwan sinkt die Wintertemperatur bis zu — 26° R.) — und zweitens, daß auch durch moderne Ackerbewässerungs-Anlagen in klimatisch und durch die Bodenverhältnisse wenig begünstigten Localitäten der Beweis geliefert worden ist: welche Wunder die Ackerbewässerung zu verrichten vermag. Die glänzenden, paradiesesartigen Erfolge der Ackerbewässerung auf der rauhen Hochwüste des Salt-Lake in Nordamerika sind bekannt; nicht minder die staunenswerthen Erfolge, die in der Sand- und Moorwüste der belgischen Campine durch Bewässerung erzielt worden sind. Im russischen Gouvernement Cherson, das von äußerst strengen Wintern heimgesucht wird, wurde von etwa 150 Morgen ausgesogenen ungedüngten Wiesenlandes gleich im ersten Bewässerungsjahre 1878 fünfunddreißigfältige Weizenernte erzielt; und auch im zweiten Jahre waren — ohne Dünger — die Erfolge überraschend: der Hanf erreichte eine Höhe von 2,85 Meter und chinesische Rübe (rjedka) ganz colossale Dimensionen. Auch auf die schönen Bewässerungserfolge der dänischen „Heide-Gesellschaft" weist Samson hin, sowie auf die wahrhaft erstaunlichen Resultate, welche neuere Ackerbewässerungsanlagen in den russischen Gouvernements Samara, Saratow, Tambow und im Gebiete der Donischen Kosaken ergeben haben. Samson vergißt dabei den Hinweis auf die uralten Bewässerungsanlagen in Oberitalien von Trient bis zum Apennin.

Je mehr man mit dem Gedanken an Wiedereinführung rationeller Wasserwirthschaft sich beschäftigen wird, um so tiefer wird man sich davon überzeugen, daß kein aussichtsvolleres und segensreicheres Cultur- und Friedenswerk unternommen werden könnte, als eine mit internationaler Gemeinsamkeit auszuführende Erforschung der Bedingungen, unter welchen Bewässerungsanlagen in uralter Zeit errichtet und Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag intact erhalten worden sind. So lautet Samson's sehr bescheidener Wunsch. Wir aber hoffen auch auf praktische Versuche. Es darf erwartet werden, daß in Deutschland mit Ackerbewässerung gegebene gelungene Beispiele in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würden.

Literatur und Kunst.

Ein holländischer Pamphletist.

Von Max A. Geselschap.

Wie ein Witz der Geschichte sieht es aus, daß uns gerade im Goethejahr 1899 vom Leben und Schaffen des Holländers Multatuli (d. h. „ich habe viel getragen") Bericht gegeben wird, eines faustischen That-Idealisten, „der die Sünden der Welt auf sich nahm". Merkwürdig auch, daß wir Deutschen von diesem Holländer nun erst erfahren, nachdem er zwölf Jahre todt ist und vorher fünfundzwanzig Jahre unter uns in freiwilliger Verbannung aus seinem Vaterlande gelebt hat. Die Geschichte seines Lebens, das Wilhelm Spohr mit großer Liebe und Wärme aus dem Wust von Thatsachenmaterial reconstruirt hat, liest sich wie der Lebensgang eines modernen Propheten, der die Großen zur Demuth zwingt und die Schwachen zu sich erhebt, dem Hingebung wie Mißverständniß auf dem Fuße folgen, an den sich der Haß und die Liebe der Menschen anklammern. Die einzelnen Stücke des Auswahlbandes „Multatuli", den Spohr bei J. C. C. Bruns in Minden erscheinen läßt, üben schon diese Wirkung, die übrigens auch dem Umstande zu verdanken ist, daß es sich nicht um eine trockene Uebersetzung, sondern um eine wirkliche Nachdichtung handelt.*) Wer ein geniales

*) Wir geben in unserem Feuilleton eine Probe von Wilhelm Spohr's congenialer Uebersetzerkunst.

Menschenleben mit seinen Höhen und Tiefen kennen lernen möchte, das Lieben und Hassen eines gewaltig activen Menschenherzens, der wird in Multatuli seinen Mann finden. Wir gestehen sogar offen, daß er uns als Mensch noch bedeutender oder wenigstens interessanter scheint, denn als Pamphletist, Satiriker und Humorist.

Eduard Douwes Dekker wurde am 2. März 1820 zu Amsterdam als Sohn des Kauffahrteicapitäns Engel Douwes Dekker (das „Douwes" [sprich Daues] gehört zum Familiennamen) geboren. Die Familie war mennonitisch, doch Eduard hatte sich, in seinen Gefühlen schwankend, nicht taufen lassen. Er besuchte das Gymnasium, ging aber schließlich nach Bestimmung seines Vaters zum Handelsberuf über. Er lag ihm nur kurze Zeit ob, denn der Kaufmannsstand war ihm verhaßt und gab ihm auch später in seinen Werken oft Gelegenheit zu abfälligen Charakterisirungen und zur satirischen Hervorkehrung seiner niedrigen Seiten. Im Jahre 1838, eben 18 Jahre alt, schiffte er sich mit dem Schiffe „Dorothea", das sein Vater befehligte und das seinen älteren Bruder Jan als ersten Steuermann hatte, nach Ostindien ein, um sich dem Staatsdienste auf den holländischen Inselcolonien zu widmen. Er erreichte sein Ziel am 6. Januar 1839. Am 15. Januar trat er bereits als Canzlist (klerk) bei der Allgemeinen Finanzkammer zu Batavia in Dienst, zunächst ohne Besoldung, vom 1. März ab ein Gehalt von 80 Gulden monatlich beziehend.

Siebzehn Jahre einer aufstrebenden, wechselreichen Carrière, in einem fremdartigen Milieu und bei einem activen Temperament, wie es das Dekker's war, schließen eine beträchtliche Summe von Lebenswerthen in sich. Arbeiten am grünen Tische war nicht nach seinem Behagen, und seiner derartigen Veranlagung verdankte er denn auch, daß er oft auf „verlorene Posten" geschickt wurde, in Districte, die zum Aufruhr neigten oder sich schon im Aufstande befanden oder deren Verwaltung von den Vorgängern in den Sumpf gearbeitet war. Er weilte oft als einziger Europäer an diesen Posten und konnte seiner Wonne, in Gefahren aller Art auf sich selber gestellt zu sein, reichlich genugthun; hier war er König, König durch sich selber, in all' seiner Blöße, durch höchsteigne Macht. Er begab sich unter das erregte Volk, unbewaffnet, seines Sieges gewiß, allein vertrauend auf seine Persönlichkeit und seine Rede, die ein Stück seines Wesens war. Er konnte sich später nicht verhehlen, daß ihn manchmal Feinde in diese ihm wonnige Situation gedrängt hatten. Doch er blieb immer Herr über die Gemüther der Eingeborenen, denn ach, er liebte diese Leute und wußte, daß, wenn es ihm nicht gelänge, sicher die Feuerrohre seiner Landsleute ihrer Herr werden würden — und also bezwang er sie, und so oft mit der schmerzenden Gewißheit, daß diese Leute Grund hatten, auf's Bitterste empört zu sein.

Dekker hat um solcher Dinge willen manches Duell ausgefochten, meistens erzwang er sich durch den Sieg den Gruß der Feigen, die, auch wenn sie Officiere waren, das Glück seiner Waffen fürchteten. Sonne, Stütze, eine Sänftigerin in allem Leiden gewann er sich in seiner Frau, seiner Tine, der Everdine Huberte, geborenen Baronesse van Wynbergen. Doch sie lernte er erst im Jahre 1845 kennen. In den Jahren vorher, nach dem Verzuge von Natal in die Padang'schen Lande, hatte er Zeiten der schwersten Prüfungen zu bestehen, in denen kein Tröster ihm nahe war. Im Begriff, zur Wahrnehmung seiner Aufträge in's Innere von Padang einzudringen, sah er sich dem Verdachte einer ungetreuen Cassenführung im Amte zu Natal ausgesetzt. Er hat später im „Havelaar" mit so viel Freimuth bezüglich seiner selbst, wie Schärfe in der Darstellung der Gründe, die Anlaß zu diesen Anfeindungen gaben, über diesen Gegenstand berichtet. Er wußte einige Punkte der Untersuchung sofort richtig zu stellen und bat sich für Andere die Einsicht in Natal befindlicher Acten aus, und schloß den an seinen damaligen höchsten Vorgesetzten und eben an seinen Feind, den General Michiels gerichteten Brief: „Ich ersuche Euer Hochedelgestrengen, daß Sie sich aller wohlwollenden Erwägungen betreffs meiner enthalten mögen. Ich bin jung und unbedeutend im Vergleich mit der Macht der herrschenden Begriffe, denen mich zu widersetzen meine Principien mich nöthigen; doch bleibe ich trotz alledem stolz auf meine sittliche Unabhängigkeit gestellt, stolz auf meine Ehre." Dieser ungewohnte Ton imponirte so, daß man Dekker sofort wegen „ungetreuer Amtsführung" vom Amte suspendirte. „Und so stand ich damals da zu Padang, noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, und starrte die Zukunft an, die mir Ehrlosigkeit bringen solle!" Allein trotz weiterer Widersetzlichkeiten, die er sich im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit erlaubte, verhaftete man ihn nicht, was in einem derartigen Falle hätte geschehen müssen. Doch da gleichzeitig das Gehalt nicht ausgekehrt wurde, so sparte General Michiels mit dem Gehalt auch die Unterhaltung eines Gefangenen. Es war wohl eine Zeit des Hungerns für Dekker, denn kaum wagte Jemand ihm in Padang, wo er noch fremd war, unter den gegebenen Umständen einen Bissen Brodes anzubieten. Das Duell war hier sehr in Mode, und man glaubte des Generals Gewogenheit erwerben zu können, wenn man sich mit dem in Ungnade Gefallenen schlug. Dekker war reizbar, und eine Anspielung auf „die Thorheit Jemandes, der gegen den General anwolle", oder die Bemerkung, daß „die sittliche Unabhängigkeit" doch nur schlecht ihren Mann zu nähren scheine, sonstiger Spott über seine Armuth und seine Entbehrungen brachten ihn auf, und so gab es Abende, an denen er zwei Forderungen zum Austrag zu bringen hatte. Als er aber Betrügereien, Grausamkeiten, ja einen Giftmord in Lebak aufdeckte, verlor er endgiltig sein Amt und wurde von dem nach Holland in den Ruhestand segelnden Generalgouverneur Duymaer van Twist ungehört und in allen Hoffnungen betrogen zurückgelassen. Er irrte, Brod suchend für sich und die Seinen, auf den indischen Inseln umher. Er schrieb Tine in diesen Tagen: „Wir werden schwer heimgesucht. Küsse das Herzblättchen für mich. Wär's nicht um seinetwillen, ich würde getrost ein Ende machen." Manchmal zeigt sich ein Hoffnungsstrahl; so im November 1856; er gedachte zu Suka Sarieh unter günstigen Abzahlungsbedingungen einige Reisschälmaschinen erwerben zu können. Aber diese Hoffnung schlug fehl, und im Frühjahr 1857 entschloß sich Dekker, nach Europa zurückzukehren. Tine brachte er bei seinem Bruder Jan, dem früheren Seemann, unter, der in Rembang eine Tabakplantage besaß.

Er hielt sich einige Monate in Deutschland auf und war dann Ende 1857 in Brüssel, wo er im Wirthshaus „Prince Belge" wohnte, von der Güte des Krughalters lebte und aus seiner peinlichen Lage — er hatte dort Schulden eines Aufenthalts von sieben Monaten — erst durch die Ankunft seines von Indien zurückkehrenden Bruders Jan befreit wurde. Hier schrieb er auch im Januar 1858 seinen Brief an den pensionirten Generalgouverneur Duymaer van Twist, den er noch immer für einen ehrlichen Mann halten mochte. Dieser Brief ist später veröffentlicht worden, ohne daß freilich bei seiner Abfassung daran gedacht worden war. Er ist „eine Aeußerung von Mensch zu Mensch"; Dekker rechtfertigt sich durch Anfügung mehrerer die Mordangelegenheit betreffender Schriftstücke und spricht die Erwartung aus, van Twist werde ihn nach Einsicht in diese Documente in seinen Bemühungen, wieder Anstellung in niederländisch-indischem Dienst zu erlangen, unterstützen: „Ich bin ärmer als der ärmste Tagelöhner. Das Papier, worauf ich schreibe, ist geborgt. Meine Frau und meine Kinder habe ich dem Mitleid meines Bruders anheimgeben müssen." Aber der Schluß lautet: „Doch, Excellenz, anders dienen, als ich zu Lebak diente, kann ich nicht!" Duymaer van Twist hat niemals geantwortet.

Im Spätjahr 1858 war er in Kassel, und der dortige Aufenthalt ist ihm als ein erquickender und eindruckreicher in Erinnerung geblieben. Er dichtete hier das später in den „Havelaar" aufgenommene deutsche Gedicht, sowie das Lied Saïdjah's „Ich weiß nicht, wo ich sterben werde", und zwar ursprünglich in malayischer Sprache. Im April oder Mai des Jahres 1859 kam Tine mit den Kindern und einer javanischen Kindsmagd (babu) auch in Europa an. Sie haben dann Zeiten durchgemacht, deren Sorgen und Kummer sie bald zu erdrücken drohten. Sie wurden hin- und hergeworfen, ihre schwarze Begleiterin ließ sie den Behörden und Herbergsleuten als Gaukler erscheinen, den Gensdarmen galten sie als Landstreicher. Es existirt für dieses Elend eine Fülle von Belegen, deren Aufzählung man in Spohr's Biographie findet. Während Dekker den „Havelaar" schrieb, eröffnete sich ihm die Aussicht, „Die Braut dort oben", ein Stück, das er 1843 zu Padang unter dem Eindruck seiner Verfolgung wegen „ungetreuer Amtsführung" geschrieben hatte, in einem Theater, das neu errichtet werden sollte, aufgeführt zu sehen. Van de Vries, der nach Brüssel kam, um dieserhalb mit Dekker zu verhandeln, lernte Bruchstücke aus dem „Havelaar" kennen. Er rieth Dekker, vor der Herausgabe sich erst an den König zu wenden. Inzwischen lernte auch Jacob van Lennep, der in Holland zu großer Popularität gelangte Schriftsteller, das Manuscript kennen und war so von dem Werk eingenommen, daß er für die Herausgabe zu sorgen beschloß. Dekker reiste nun nach Amsterdam. Für ihn handelte es sich noch immer um Erreichung des Zieles: Rehabilitirung seiner Person unter gründlicher Ausmerzung der Schäden im indischen Verwaltungssystem. Er schrieb den „Havelaar", „damit dem Javanen geholfen werde". Ließ man ihn diese Absicht durch erneute Berufung in die Indische Verwaltung erreichen, so hätte er sein Buch ungedruckt gelassen. Die Verhandlungen zerschlugen sich, und — der „Havelaar" ging in Druck. Van Lennep ließ sich die Sorge um das Werk nicht entringen; obwohl Dekker den Verleger Gunst schon bereit gefunden hatte, das Werk herauszugeben, und sein Bruder Jan die Kosten der Drucklegung vorschießen wollte, bestand sein „Freund" van Lennep darauf, selbst einen „anständigen" Verleger zu besorgen. Dekker gab ihm nach. Aus dem Buche einen Verdienst herauszuschlagen, daran dachte er nicht. Aber van Lennep zeigte sich als generöser Freund, er streckte Dekker zu seinem Lebensunterhalte 1200 Gulden vor; dieser ging darauf ein, in der Absicht, später das Geld zurückzugeben, und er erhielt das Geld in sechs monatlichen Raten von je 200 Gulden. Im Mai 1860 kam das Buch in 1300 Exemplaren bei dem Verleger De Ruyter heraus; die gewöhnliche Auflage pflegte damals in dem kleinen Holland nur 500 Exemplare zu betragen. Obwohl im October diese Auflage schon vergriffen war, was eine für Holland ungewöhnliche Erscheinung bedeutete, so hatte Dekker doch Grund, aufs Höchste unzufrieden zu sein. Der Verleger Ruyter that nichts für das Buch, er annoncirte nicht, man setzte den Preis für das Buch zu hoch an (vier Gulden) und streute überall aus, daß es vergriffen sei. Nach Indien kamen nur wenige Exemplare; begreiflicher Weise war dort die Nachfrage sehr groß, und es wurden 100 Gulden für das Exemplar bezahlt. Dekker kam bald hinter die Gründe dieses Verhaltens seines enthusiastischen Freundes van Lennep, der ihm bezüglich des „Havelaar" einst geschrieben hatte: „flectere si nequeo superos, acheronta movebo." Dekker erfuhr spät, was van Lennep beabsichtigte. Gegen „Amsterdamer Patricier" hatte er sich geäußert, „daß das Buch sein Eigenthum sei und daß er sich zum Herrn desselben gemacht habe, um es zu unterdrücken." Zu öffentlicher Antwort gezwungen, bestätigte er diese Gesinnungen, indem er sagte: „Habe ich es für meine Pflicht als Niederländer erachtet, Ihr Buch zur Kenntniß der Mächtigen zu bringen, der Verständigen und der Gebildeten unter unserer Nation, hier und in Indien — ich würde vermeinen diese Pflicht zu übertreten, ja, Verrath gegen mein Vaterland geübt zu haben, indem ich Ihr Buch hätte dazu dienen lassen, den Abschaum der Nation, hier und in Indien, in Bewegung zu bringen, daß der Morddolch gewetzt, und die Fackel der Vernichtung geschwungen werde, und Mißhelligkeiten sonder Zahl über das Land meiner Geburt ausgeschüttet würden." Die Nachfrage nach dem Buche war ungeheuer. Van Lennep sorgte weder für eine Neu-Auflage, noch ertheilte er irgend Jemandem das Druckrecht. De Ruyter versagte noch 1865 dem Verfasser auf dessen Bitte die Zustimmung, Theile aus seinem „Havelaar" in einer „Blumenlese" aus seinen Werken zu veröffentlichen. Dekker lag in den Jahren 1860 und 1861 im Rechtsstreit, um sich die Bestimmung über sein Werk zurückzuerkämpfen, verlor aus Gründen, die das Princip des Streitfalles nicht berührten, in der ersten und in der Berufungsinstanz den Proceß und klagte dann, der Mißhelligkeiten müde, nicht weiter. Erst 1870, nach Jacob van Lennep's Tode, wurde das Eigenthumsrecht des „Havelaar" von den Erben für 2200 Gulden an den Verleger Schadd verkauft, und erst in den darauffolgenden Jahren konnte das Buch, das gleichwohl ein Aufsehen erregt hatte, wie es in Holland nie gesehen war, in weiteren Auflagen erscheinen; innerhalb weiterer vier Jahre waren dann aber 20000 Exemplare abgesetzt.

Dekker war vom Jahre 1866 ab bis an sein Lebensende fast ausschließlich in Deutschland. Die Jahre bis 1870 verbrachte er in größter Noth. Er wanderte ruhelos, obdachlos, mit allem und mit sich selbst hadernd, von Stadt zu Stadt; bald war er in Frankfurt, dann in Coblenz, um dann wieder nach Cöln und Mainz sich verschlagen zu lassen. Oft erlaubte ihm der Zustand von Schuhen und Kleidern nicht, das Haus zu verlassen. Es mangelte ihm an der einfachsten Nahrung. Seine eigenen Werke hatte er nicht in Besitz, und er sah sich deßhalb mehrfach in der Verlegenheit, auf Angriffe nicht gebührend antworten zu können. Dann fehlte es an den Pfennigen für Petroleum, an den Groschen um Briefe zu frankiren oder das Strafporto für eingehende wichtige Sendungen zahlen zu können. In Köln hatte er in dieser Lage die brutalste Behandlung von den Leuten erfahren müssen, kriegte obendrein die Polizei auf den Hals und stand vor der Gefahr, zwei Koffer mit Büchern und Handschriften auf Stadtbefehl auf dem Markte öffentlich verkauft zu sehen. Seinen Schirm versetzt er das eine Mal für 10 Groschen, ein anderes Mal für 1 Thaler, um Brief- und Strafporto aufzubringen. Während einer Fußreise in Deutschland — wohl vagabondirend — war er gezwungen, den Bauern Erbsen und Bohnen aus den Gärten zu stehlen, damit er seinen Hunger stille. Es war wohl damals, daß er „während $2^1/_2$ Monaten bis auf drei Male kein gekochtes Essen genossen hatte, manchmal Brot und Fleisch, manchmal auch nur Brote. Und er empfand es noch als Glück, wenn er nur Brot hatte."

Wiewohl die „Ideen" eine Aufnahme fanden, die nach einer Doppelauflage sofort einen Neudruck nöthig machte, so verbesserte das die Lage Dekkers keineswegs. Er wohnte elend. Es kam zu keinerlei Abrechnung mit dem Verleger D'Ablaing, und er mußte durch Vortragreisen im Lande sich und seine Familie aufrecht zu erhalten suchen. Doch benutzte D'Ablaing einst, als Dekker seine Frau in Brüssel, wo sie sich bald nach Erscheinen des „Havelaar" niederließ, in tiefster Noth wußte und nach Rettungsmitteln sich umsah, die Gelegenheit, in großer Freundschaft ihm den Erwerb des Besitzrechtes der in seiner Firma erschienenen Werke („Ueber freie Arbeit" und die beiden ersten Bände der „Ideen") anzutragen. Dekker erkannte wohl die Triebfeder dieses Verhaltens, doch er biß um seiner Frau willen in den sauren Apfel. Immerhin glaubte er nach Bezahlung der Schuld seiner Frau noch eine Summe in Händen zu behalten. Aber D'Ablaing bezahlte ihn mit einer quittirten Rechnung für seine elende Bodenkammer und andere Kleinigkeiten. Dekker blieb wenig oder nichts übrig. Einige Jahre später verlangte

D'Ablaing für Abtretung des Besitzrechtes der für einen Spottpreis von ihm erworbenen Schriften 5000 Gulden!

Dazu die Irrungen, Wirrungen seines Herzens, seines Ehestandes. Dekker's ganze Persönlichkeit macht es erklärlich, daß er die Frauen enthusiasmirte. Und nicht nur die, denen er persönlich begegnete. Schon nach Erscheinen des „Havelaar" hatte man ihm gesagt, „daß er alle Frauen auf seiner Seite habe". Er schrieb zu dieser Zeit an Tine: „Im Allgemeinen ist es, als ob die Frauen närrisch wären, selbst auf der Straße und in Artis (der zoologische Garten von Amsterdam). Aber geradeaus gesagt, unplaisirlich finde ich es nicht. Du würdest es mir auch nicht glauben, wenn ich sagte, daß ich es unangenehm sände." Er hatte schon im „Havelaar" gesagt, daß ihm nichts die Schönheit so klar, so destillirt darstellen könne, als eine schöne Frau, das sichtbare Bild des Wahren, des Unstofflich-Reinen. Die Frauen dankten ihm, denn er war ihr Ritter auch in all' ihrer Bedrängtheit. Er schrieb über sie im Jahre 1863 an Mejuffrouw Mimi Hamminck Schepel, die auch eine Eroberung seiner Männlichkeit war und später seine zweite Frau wurde: „Wo ich Anhänglichkeit fand, das Begehren, sich anzuschließen, das war größtentheils, ja, fast ausschließlich bei den Frauen. Was unter Männern meines Geistes ist, wird sich erst nach zwanzig Jahren zeigen, wenn sie, die mich in ihrer Kindheit lasen, die Gesellschaft lenken werden. Wer älter war bei meinem Auftreten, war von vornherein schon eingenommen von Caffee, Zucker, Bibelgott, corpus juris, Werthpapieren und anderen Ladenartikeln. Es wird gestritten werden in meinem Namen, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde. O, ich weiß es, es ist Tod nöthig, um Leben zu erwecken, und kein Weg leitet gen Himmel denn über Golgatha." So wurde er der „Mann zwischen zwei Frauen", zwischen seiner Gattin Tine und Mimi. Aber Tine und die Kinder wollte er um jeden Preis wieder nach Holland ziehen, wäre es selbst um den eines ménage à trois. Er zog im ganzen Lande von Stadt zu Stadt, um öffentliche Vorträge zu halten. Er hatte großen Erfolg, und ein erheblicher Theil Schulden wurde getilgt. Dazu kam, daß Mimi, die während all' der Zeit mit großer Aufopferung ihn unterstützt hatte, eine Erbschaft von fünftausend Gulden machte. Auch eröffnete sich ihm die Aussicht, daß er seine „Ideen" auf eigene Rechnung werde herausgeben können. Mit solchen Hoffnungen richtete er im Haag für Frau und Kinder und Geliebte eine Wohnung ein und erwartete sie freudig. Die drei Betheiligten vertrauten auf ihre menschliche Würde, ihren Tact und ihre Opferfreudigkeit. Ihre Rollen waren nicht leicht, doch Tine entsagte endgiltig allen Ansprüchen auf Dekker und wollte mit ihm und Mimi den Haushalt theilen. Welche Erwägungen bei diesem Entschlusse auch mitgespielt haben mögen, immer gehörte eine heroische Selbstüberwindung dazu, ihn auszuführen. Aber Tine muß damals schwer gekämpft haben; sie war schädlichen Einflüsterungen von „Freunden" ausgesetzt, die sich tactlos in Verhältnisse mischten, deren Reinheit ihrem Verständniß verborgen war oder bei ihnen den Neid erregte, den Niedrige gegen Hohe fühlen. Diese „Freunde" redeten ihr vor, sie falle Dekker zur Last. O, sie hatte wohl ohnedies genug mit ihrem Herzen zu kämpfen, und das Schüren von Außen brachte es endlich so weit, daß sie ein zweites Mal — heimlich, während Dekker's Abwesenheit — nach Italien zu gehen beschloß. Ende Mai 1870 verließ sie Holland wieder. Und Dekker hatte noch dafür gesorgt, daß unter Anderem ihr von dem Blatte „Noorden", für dessen Feuilleton er seine „Millionen-Studien" schrieb, jede Woche zwanzig Gulden ausgehändigt werden sollten. Zudem hatte er Abmachungen mit dem Tageblatt „Locomotief" zu Samarang in Indien getroffen, nach denen er für Mitarbeit 1000 Gulden jährlich bei vierteljährlicher Vorausbezahlung zu erhalten hatte. Man hatte zu neuem Hoffen recht, und nun reiste seine Frau flüchtig davon, in Mainz übernachtend, wo er selbst in dieser Zeit anwesend war, und ohne daß sie sich sprachen. Erst durch einen Brief von ihr aus Innsbruck erhielt er Nachricht von der Abreise. Er hat diesen Schlag nie ganz verwinden können.

Im Jahre 1870, nachdem Tine nach Italien gegangen war, wo sie bald darauf in Venedig starb, vereinigte sich Dekker in Mainz mit Mimi, und sie ist dann bis an sein Lebensende bei ihm geblieben. Es drohte der Krieg mit Frankreich. Wer in Mainz bleiben wollte, mußte den Beweis liefern, daß er für drei Monate verproviantirt sei. Das konnte Dekker nicht, und so bezogen sie in den letzten Tagen des Juni ein paar Zimmer im „Wirthshaus zur Gustavsburg", das außerhalb eine kleine Stunde von Mainz entfernt lag. Er arbeitete hier am dritten Bande der „Ideen", der bei van Helden herauskam; allein, wieder unter großer Noth, da der Verleger, sonst von der besten Freundschaft für den Dichter beseelt, nicht immer die Honorirungstermine einhalten konnte, und Dekker, mit der Sorge für zwei Haushalte belastet, sehr viel Geld nöthig hatte. Aber er hatte wieder einen Strich hinter den Hoffnungen und Plänen der letzten Jahre gezogen, sah muthig in die Zukunft und war aufgeräumt und zu Zeiten wohl recht glücklich. Der Ausbruch des Krieges brachte Verkehr und vielen Lärm. Ueberall waren Soldaten einquartirt, die den ganzen langen Tag nichts Anderes zu thun wußten, als zu singen „Lieb Vaterland, magst ruhig sein". Später wurden in der Nähe große Schlächtereien für das in Frankreich eingezogene Heer errichtet. Täglich wurden viele hundert Ochsen geschlachtet, und nun kamen die Juden und trafen ein Abkommen mit dem Wirth der „Gustavsburg", und alsbald lagen auf dem Hofe derselben große Haufen Abfall von den Schlächtereien: Köpfe, Herzen, Darmtheile u. s. w. in Unzahl. „Die Luft war verpestet und es war ekelerregend, den Blick aus dem Fenster zu werfen." Dekker kam nicht mehr zum Arbeiten, und man zog nothgedrungen am 1. November 1870 nach Wiesbaden. Er hat hier ein ganzes Jahrzehnt gelebt, wohnte zuerst Schillerplatz 4, später in der Schwalbacherstraße gegenüber der Caserne. Hier kam er zum erstenmale nach Jahrzehnten zu einiger Ruhe.

In die Zeit des Wiesbadener Aufenthalts fällt auch die Aufführung seines Dramas „Fürstenschule" an verschiedenen Plätzen Hollands. Er reiste im Frühjahr 1875 nach Rotterdam, um die Proben zu leiten. Es erlebte zunächst in Utrecht, dann in Rotterdam und vielen anderen Orten großen Erfolg und ist seitdem auf den meisten Bühnen Hollands viel gespielt worden. Dekker war ein rhetorisches Genie. Seine Art, zu sprechen, muß den tiefsten Eindruck gemacht haben. Besonders in der Mitte der siebziger Jahre gab er sich der Thätigkeit des Redners mit Eifer hin. Schon in den ersten sechziger Jahren begann er mit seinen Vortragstournées. Er sprach meist mit großem Erfolg, obschon es in den ersten Zeiten vorkam, daß er nicht so viel Geld hatte, um die betreffende Stadt verlassen zu können. Er liebte es, daß man ihm für die Wahl des Stoffes bis auf den Abend der Versammlung freie Hand ließ. Am liebsten sprach er frei, aus der Stimmung heraus, die ihn beherrschte. Man nannte ihn „le grand improvisateur". Vor dem Sprechen schloß er sich gern mehrere Stunden ein. Leitfaden oder Notizen hatte er meist nicht nöthig; für die linke Hand ein Stuhl, das war wohl das wichtigste Requisit, doch ging es auch ohne dasselbe. Stil und Einkleidung waren originell, epigrammatisch wie seine Werke, die Auffassung der gewöhnlichsten Dinge überraschend und dem Hörer neue Perspectiven bietend. Es war, als wenn er die Seele der Dinge bloßlegte. Seine Universalität erlaubte ihm, vielseitig zu sein. Er sprach über Poesie, Philosophie, das freie Studium, Lügen in der Rechtschreibung, Bildung, Verhalten gegen Preußen, das Buch Hiob, die Bergrede, Aberglaube, die Vlämische Bewegung, über die Colonien, über Thatsachen der Ethnologie, Idealismus in der Lebensauffassung u. s. w. Ueber

die Aufnahme, die er auf diesen Zügen fand, schrieb Taine 1868 einmal an eine Freundin: „On est frappé de son éloquence et des ses idées sublimes et geniales. En Frise on l'adore.“ Bedeutenden Beifall fand er auch in Belgien, wo er von den Parteigängern der Vlämischen Bewegung, die das germanische Element vertritt und neben der Sorge für Sprache und Literatur auch heimlich das Ziel einer politischen Loslösung von Belgien und der Vereinigung mit Holland anstrebt, vergöttert wurde.

Nach dem letzten, 1877 erschienenen Bande der „Ideen“ ist zu Dekker's Lebzeiten keine neue Arbeit mehr von ihm erschienen. Seine Schriften erlebten mehrfach Neuauflagen, von denen er die Correctur besorgte und die er auch mit Noten versah. Von dem Aufenthalt in Wiesbaden und einem kurzen zu Geisenheim folgen wir ihm zur letzten Station, nach Nieder-Ingelheim in Rheinhessen, wo ihm ein Verehrer ein Haus mit Garten kaufte. Hier kamen endlich, endlich Tage der Ruhe, die durch die alten Sorgen nur hin und wieder unterbrochen wurden. Heilen konnten die Wunden nicht, aber die Schmerzen wurden gelindert. „Niemals, d. h. nach meinem westindischen Schiffbruch, hätte ich erwarten können, daß ich noch einst einen so angenehmen Aufenthalt erringen werde.“ Die Verpflichtungen gegen den Freund drückten ihn, obwohl dieser selbst nicht Veranlassung dazu gab. Mit den Jahren verringerten sich die auf dem Hause lastenden Schulden, und im Ganzen lebte er ungestört in seiner Einsiedelei. Das Haus — „Auf der Steig“ nennt man es — steht allein und beherrscht von mäßiger Anhöhe die Rheingegend. In den letzten Jahren setzte ihm das Asthma zu. Er nahm Arsenik und Morphium, um Ruhe vor Hustenanfällen und Athembeengung und um Schlaf zu gewinnen. Sein Zustand war indeß nicht besorgnißerregend, und daß er sich mit dem Gedanken des Sterbens vertraut machte, war mehr die seinem Alter entsprechende Aeußerung des Hanges, in das Wesen des Lebens zu dringen. Er schaute dem Ende fast verlangend entgegen, obwohl die Gegenwart nicht mehr drückend, oft liebreich war. Es war sein Wunsch, daß er beim Sterben, „bei dieser belangreichen Gelegenheit, hell im Kopfe sein möchte“, nicht im Athmen beengt, das das Denkvermögen störe. Im Sommer 1886 war das Asthma schlimmer geworden, und er fühlte sich stark abnehmen. Doch im Herbst arbeitete er wieder intensiver, und erst im Januar des folgenden Jahres fühlte er mit Sicherheit, daß es zu Ende gehe. Seine Leiche wurde in Gotha durch Feuer bestattet.

Multatuli ist ein Dichter. Seine Phantasie gestaltet Alles zum Greifen deutlich und farbig. Freilich ein Tendenzpoet, denn er schreibt immer, um etwas zu beweisen. Die Moralphilosophie ist seine Stärke, doch der Humor verklärt und mildert auch den Zorn und Haß seiner Satire. Leider kommt er selten über das Aphoristische und Fragmentarische hinaus, denn er hat wenig Compositionstalent. Aber diesen Mangel theilt er ja mit allen großen Humoristen, mit Sterne und Jean Paul, Heine und Claude Tillier.

Richard Wagner's erste Frau.

Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc.

(Schluß.)

Die altgewohnten und doch immer neu quälenden Aufregungen warfen Minna wieder auf das Krankenlager, und der von allen Seiten bedrängte Meister sah sich vergeblich nach Mitteln um, seine Frau in die ihr durch den Hausarzt Pusinelli verordnete Badecur nach Soden im Taunus zu schicken. In der höchsten Noth half ihm die Großmuth einer russischen Verehrerin. Frau Marie Kalergis (nachmalige Frau v. Muchanoff) erstattete ihm das Concertdeficit von 10000 Francs aus ihren eigenen Mitteln, und die leidende Minna reiste noch im Juni ab. Mitte August trafen sich beide Ehegatten in Frankfurt, denn durch Minna's rastlose Bemühungen in Dresden hatte der Flüchtling die Erlaubniß erhalten, sein Vaterland wieder zu betreten. Nach einer kleinen Rheinreise kehrten sie in die schon halb in Trümmer gelegte Rue Newton zurück, um bald darauf unter unsäglichen Verdrießlichkeiten eine neue Wohnung zu beziehen. Aus der schönen Villa der Champs Elisées ging es in die Nähe der Oper, in einen zweiten Stock der Rue d'Aumale, die in der Erinnerung der Freundin Malvida als eine unsympathische Wohnung fortlebt und von Niemann, der in Paris den Tannhäuser „creirte“, als eine „außerordentlich düstere Behausung“ bezeichnet wird. Auch Wagner, der damals die Proben leitete, fand die Wohnung „nicht sehr geräumig, doch wieder wohnlich eingerichtet und — es muß nun einmal wieder gehen“. Ebenso traurig und resignirt lautet Minna's letzter Pariser Brief:

Paris, den 14. November [1860].

3 Rue d'Aumale, ist unsere jetzige Adresse.

... Allerdings war Richard krank, doch ist er Gott Lob! so weit hergestellt, daß er mit mir einen Spaziergang wieder machen konnte, und somit gedenkt er schon nächster Tage die Proben zu seinem Tannhäuser zu besuchen. Sein Kranksein überhaupt, welches volle 14 Tage dauerte, hatte er sich durch einige Anstrengungen, indem er mit den beiden Sängerinen, die im Tannhäuser beschäftigt sind, ihre Partien studirte, zugezogen. Er mochte sich noch zum Ueberfluß etwas erkältet haben, und das machte ihn, der ohnedies stets nervös aufgeregt ist, noch nervöser. Auch fieberte er stark. Bettlägerig war Richard eigentlich nicht, und ich hörte schon, daß die Zeitungsblätter etwas stark übertrieben haben, was sich dadurch widerlegen wird, daß Wagner sich den Deutschen hier zeigt, sie empfängt ꝛc.

Leider ist Richard ein sehr ungeduldiger Patient, der besonders dann immer seinen Unmuth gegen mich ausströmen läßt. Nichts will er dulden, wenn man ihm gütlich etwas einredet; so z. B. hielt er sich nicht warm genug, so daß er sich durch neue Erkältung eine Augenentzündung zugezogen, doch ist auch diese mit Hülfe unseres trefflichen Arztes glücklich überstanden, daß er gegenwärtig wieder schreiben und lesen kann.

Unser Haushalt beschränkt sich bei der hiesigen Theuerniß wieder nur auf einen Dienstboten, welcher einzig in Therese besteht, die wohl hohen Lohn beansprucht, aber nichts arbeitet, so daß ich auch noch Magd neben der Haushälterin geworden bin.

Was mein Leben sonst betrifft, so kann ich nichts sagen. Die Abgeschiedenheit unserer vorigen Wohnung, wo ich nichts als Trümmer um mich sah, ließ mich kaum merken, daß ich in der Weltstadt Paris lebte. Gegenwärtig weiß ich es nur durch den bekannten Straßenlärm, sonst von nichts weiter.

Ach, mir wird nie ein Ueberfluß zu Gebote gestellt, das weiß Gott! Leb wohl, ich will Dir nichts weiter schreiben. Es würde doch nichts Heiteres sein.

Der dreimalige Theatertumult, der in der Kunstgeschichte kaum seines Gleichen hat und den Tannhäuser in Paris, nach Challemel's Ausdruck, „erwürgte“, zerstörte Richard und Minna Wagner's theuerste Hoffnungen. Die gesammte Entschädigung für alle Mühen und Plagen eines ganzen Jahres bestand in einem Honorar von 750 Francs. Die Enttäuschten, doch nicht Entmuthigten richteten die Blicke der Heimath zu. Zunächst rief die Lohengrin-Aufführung den Gatten nach Wien. Ein herzlicher Brief an Minna hat sich aus jenen Tagen erhalten. „Liebste Minna“, schreibt er am 20. Mai, „die Leute kommen, weiß Gott! schon früh um 8 Uhr zu mir: ich kann mich nicht rühren, und schreibe Dir jetzt schnell nur ein Paar Zeilen, während drei Gäste in

meinem Zimmer sich unterhalten. Samstag war „Fliegender Holländer". Ganz tadellose, herrliche Aufführung! Publicum gerade wieder wie bei Lohengrin. Ich hatte mich in eine Parquet-Loge versteckt, daß man mich nicht sehen sollte. Das half aber nichts. Nach der Ouverture mußte ich auf's Theater, um mich zu bedanken, dreimal nach jedem Akte, fünf oder sechs Mal nach dem letzten, wo ich denn wieder etwas sprechen mußte. Ein unglaublich herzliches, lebhaftes Volk; dazu Fürsten und Grafen in den Logen. Alles rief und applaudirte mit. Nun, ich kann wirklich was erzählen. Sobald wegen Tristan Alles geordnet, gedenke ich sofort zurückzureisen, wahrscheinlich morgen Abend, so daß ich zu meinem Geburtstag unterwegs bin. — Sei mir nur nicht böse, gute Minna, wenn ich hier abbreche, die Störung ist zu groß. Heute über 8 Tage bin ich jedenfalls wieder bei Dir. In Karlsruhe muß ich ebenfalls Alles zum Beschluß bringen. Von dort schreib ich Dir wieder." Leider zerschlugen sich die Hoffnungen auf die Tristan-Aufführung in Wien und Karlsruhe, und als Wagner wieder in Paris eintraf, war die Auflösung seiner dortigen Häuslichkeit beschlossene Sache. Die zur Uebersiedelung nach Deutschland und für Minna's Abreise nach Soden zur Vollendung ihrer im letzten Sommer begonnenen Cur nöthigen Mittel wurden nach vielen Fehlschlägen von den diplomatischen Freunden (Metternich, Pourtalès, Hatzfeld) beschafft, so daß, wie Wagner versichert, Minna „eigentlich wenig von seiner Noth merkte". Die ganze Einrichtung, einschließlich des Erard'schen Flügels, wurde verpackt, und am 10. Juli reiste Minna „mit dem Vogel" (dem grauen Papagei) nach dem Taunus ab. Wagner folgte am 29. nach, sagte seiner Frau in Soden Adieu und ging zur Allgemeinen Tonkünstler-Versammlung nach Weimar. Erst im Winter erinnerte sich Minna wieder ihrer Freundin und warf dabei einen traurigen Rückblick auf die verflossenen Monate.

Dresden, den 15. December [1860].

Liebste Freundin!

Solltest Du mich schon unter die Todten zählen, so nimm in Deinem Herzen nur noch ein Mal einen Belebungsversuch vor. Der Mensch, oder mache ich eine Ausnahme? hat gar ein zähes Leben! Seit vier Wochen bin ich wieder hier, nachdem ich den 10. Juli schon von Paris abreiste und direct nach Soden ging. Der siebenwöchentliche Aufenthalt dort bekam mir diesmal so schlecht, daß ich endlich mit einer spanischen Fliege auf der Brust, die ich wegen Athemlosigkeit auflegen mußte, nach Weimar steuerte, wo ich einen geschickten Arzt zu Rathe zog. Sechs volle Wochen blieb ich wieder dort, und wie es mir zu gefallen anfing, machte ich mich eiligst davon zu meiner Schwester nach Zwickau. Wäre Richard mir nicht entgegen gewesen, in Weimar hätte ich mich auf jeden Fall niedergelassen. Ich hatte so viel liebe Menschen dort kennen lernen, und die Gegend ist sehr hübsch. Gegenwärtig treibe ich mich wieder einmal heimathlos seit fünf Monaten von Ort zu Ort herum, was mir auf meine alten Tage natürlich sehr erwünscht sein muß.

Am 24. v. M. war der Tag unserer sogenannten silbernen Hochzeit, den ich sehr traurig (solo) verbrachte. Könnte ich diese 25 Jahre aus meinem Leben streichen, dann vielleicht würde ich auch wieder lustig. Aber man muß sich nicht versündigen und immer noch froh sein, daß einem das Fell nicht lebendig über die Ohren gezogen worden ist.

Am Tage meiner 25jährigen Verheirathung also erhielt ich von meinem Mann als Geschenk ein goldenes Armband und den Congé auf ein ganzes Jahr. Dann, sagt er, würden wir uns vielleicht in München oder am Rhein einmal sehen, einstweilen sollte ich mich hier fest niederlassen, wozu ich aber von der hiesigen Behörde nicht einmal die Bewilligung bekam. Man macht mir als der Frau eines Betheiligten von 49 schon für einen kürzeren Aufenthalt Schwierigkeiten. So steht es im Königreich Sachsen!

In Paris ist mir durchaus nichts Gutes begegnet. Erst Umzug, Richard's Krankheit, Tannhäuser-Affaire — böse Launen von Seiten Richard's, dann Einpacken und wieder Abreisen, da hast Du alle meine angenehmen Erlebnisse von dort. Die Schlimmsten verschweige ich Dir, vielleicht treffe ich Dich doch wieder in dieser Welt, dann theile ich sie Dir mündlich mit.

Von dem Mißlingen des Tristan in Wien hast Du vielleicht directe Nachrichten. Die Sänger sind ein rares Völkchen, besonders für solche Aufgaben, und Ander hat die Stimme bis auf einige Ruinen verloren. Isolde muß sich also noch gedulden, bis sich der geeignete Held für sie findet. Es ist und bleibt auch ein gar zu verliebtes und ekliges Paar.

Bis künftigen April bleibe ich hier; wohin ich dann meinen Wanderstab lenke, wissen die Götter. Das Alles dankt man den Tristan's. Hätt' ich Geld, käme ich zu Dir nach Berlin, statt des unvollkommenen Schreibens. Vielleicht gewinne ich in der Lotterie. Wer kein Glück mehr in der Liebe hat, hat es im Spiel, sagt man. Dann sehe ich Dich! Bis dahin behalte mich ein bischen lieb und sei innigst geküßt von

Deiner

Minna.

Glasenapp motivirt die Auflösung des Hausstandes mit Wagner's schmerzlichem Entschluß: „Ich werde den Rest meines Lebens wandern" und knüpft die folgende Betrachtung daran: „Damit war die unvermeidliche Trennung von Minna entschieden, die ihn auf solch' ungewissen Wanderungen nicht begleiten konnte. Für sie war Dresden die örtlich verkörperte Erinnerung an die Glanzzeit und den Höhepunkt ihres Daseins als Frau Kapellmeisterin, zugleich der Ort, an dem sie ihre Verwandten und wirklich gute ergebene Freunde besaß, der rechte und einzige Ort, um in der sorgenlosen Pflege ihrer Gesundheit den Rest ihrer Tage friedlich zu verbringen. Bei aller aufrichtigen Liebe und Treue, die in jedem seiner zahlreichen an sie gerichteten Briefe gleichmäßig zum Ausdruck kommt, läßt sich doch nicht verschweigen, daß diese Trennung, so sehr von jetzt ab ihre gleichzeitige selbständige Erhaltung eine vermehrte Quelle seiner Sorgen bildet, dennoch für ihn zur tief empfundenen wesentlichen Befreiung und Erleichterung wurde. Für so kritische Lebenslagen, wie seine gegenwärtige und die ihr noch folgenden, war ihre, durch ihr Herzleiden doppelt reizbar gewordene Natur nicht geschaffen; sie konnte sie ihm durch ihre Gegenwart nur erschweren, nicht erleichtern." Aus dem verwickelten und verschnörkelten Bayreuther Deutsch übersetzt, heißt das so viel wie beiderseits willkommene Trennung unter oft schwieriger Zahlung von Alimenten. Sogar auf Scheidung hofften wohl damals die guten Freunde und Freundinnen, wie denn auch noch in der neusten Auflage von Brockhaus' Conversationslexikon zu lesen ist, daß die Ehe 1861 getrennt wurde. Und da muß zu Ehren Wagner's gesagt werden, daß er besser war als seine Umgebung und jeden Gedanken einer Scheidung von seiner schwergeprüften kranken Lebensgefährtin stets von sich wies. Sogar den Plan eines abermaligen Zusammenlebens, in Dresden oder anderswo, hatte er durchaus nicht aufgegeben, doch kam es nicht mehr dazu, wenn sich auch die Ehegatten noch ab und zu sahen. Gegen Ende Februar, als Wagner seine Wohnung in Biebrich am Rhein „mit unsäglicher Mühe" eingerichtet hatte, traf Minna unerwarteter Weise auf zehn Tage von Dresden aus bei ihm ein. Wendelin Weißheimer weiß darüber allerlei zu erzählen. „So sehr ihn der gutgemeinte Ueberfall rührte, so verhehlte Wagner mir doch nicht, wie ungelegen er ihm komme. Es war mir ergötzlich zu sehen, wie er sich zusammennahm und sich sichtlich bemühte, als liebevoller Gatte und gemüthlicher Hausvater zu erscheinen. Er ließ kalte Speisen aus dem Hôtel bringen, bereitete selbst den Thee und sott ein halb Dutzend Eier dazu." Natürlich weiß auch Glasenapp gleich eine unsaubere Begründung dieses „ungelegenen Ueberfalls". Minna kam nur „um ihn von der Hauptmasse der im Kellerraum abgestellten

Sachen zu befreien, welche sie für ihre Dresdner Einrichtung bestimmte. Sie hatte dabei im Sinne, ihm für seine demnächst zu gewärtigende völlige Amnestirung auf alle Fälle daselbst eine Häuslichkeit zu bereiten und ihn dadurch womöglich ganz zu sich herüberzuziehen." Und Weißheimer erzählt von dem unerwarteten Biebricher Besuch weiter, Minna habe Wagner's Vorlesung des Meistersinger-Textes, den sie noch nicht kannte, durch einige Fragen, die ihn zu eigentlich überflüssigen Erörterungen nöthigten, und einen Zwischenruf gestört, „während ein von ihr gedrehtes Brodkügelchen über sein Manuscript rollte". Das wird von Glasenapp mit großem Behagen wiederholt, obwohl er sonst seine Biographie mit seitenlanger Polemik gegen den „braven Wendelin" vielfach ungenießbar macht.*) Ist Weißheimer's Erzählung den Thatsachen entsprechend, so war es wohl von Minna's Seite eine Art Galgenhumor, denn sie erkannte die ihr feindlichen Einflüsse und daß bereits der Stern Cosima am Horizont aufgegangen war. Es ist auch nicht zu vergessen, daß Wagner's Laune in Biebrich — schon in Folge seiner ewigen Geldklemme und einer erzwungenen Unthätigkeit — höchst verdrießlich war, wie Bülow bestätigt; sogar Frau Cosima hatte darunter zu leiden. Jedenfalls schieden die Gatten freundlich von einander, wie sie denn auch noch zusammen nach Darmstadt zum „Rienzi" fuhren. Es war ihre Lieblingsoper, — „die Ursache der Berufung zur Dresdner Hofkapellmeisterschaft war für sie unter allen Werken Wagner's das Höchste geblieben; gegen die neuen Schöpfungen ihres Mannes hat sie sich skeptisch abweisend verhalten". Diese Unterstellungen werden durch Minna's eigene Briefe jetzt Lügen gestraft; nur „Tristan" war ihr, seiner Veranlassung wegen, unsympathisch, wie wir gesehen haben. Bald nach dem Biebricher „Ueberfall" kam Wagner sogar zu Minna nach Dresden. Wieder sehr zu Glasenapp's Verdruß. Er kann das dortige „gemeinsame Pariser resp. Züricher Mobiliar" gar nicht vergessen, womit sie ihre „häusliche Niederlassung verschönerte", ja, „sie hatte sogar für den Fall einer vorübergehenden oder dauernden Dresdener Niederlassung ihres Mannes Vorsorge getroffen". Doch der tückische Plan zerschlug sich. „Auch Dresden," so berichtet Wagner, „wo alle Mittel zur Aufführung meines Tristan vorhanden waren, durfte ich nun zwar wieder betreten; als ich mich aber nun für einige Tage dort einfand, mußte ich an der besonderen Haltung der Kgl. Generaldirection des dortigen Hoftheaters sofort erkennen, daß an ein Befassen mit mir und meinem Werke dort nicht im Entferntesten auch nur zu denken sei." Wagner kehrte also wieder in sein Asyl am Rhein zurück, um sich dann im November in Wien nach dem Schicksale seines Tristan umzusehen, auf dem, wie Minna behauptete, „nun einmal ein Fluch ruht".

In der ersten Ausgabe seiner Biographie schreibt Glasenapp: „Gerade als Wagner der sorgenvollen Wiener Lebensepoche entgegenging, hatte Minna sich äußerlich völlig von ihm losgesagt, der ihre Lage immer neuen Erschütterungen aussetzte." Minna hat sich im Gegentheil niemals von ihm „losgesagt"; vielmehr war es sein „congé", der sich eben bis zu ihrem Tode verlängerte. Sie hat sich auch dann nicht von ihm losgesagt, als die scheelsüchtigen Wiener Zeitungen über den „orientalischen Luxus" der Wagner'schen Villa in Penzing zeterten, daß sein Sammtsopha 3000 Gulden gekostet habe und daß die eigens angefertigten Tapeten zur Bewunderung ihrer Pracht am Graben ausgestellt seien, sowie sie von seiner Haushälterin Marie klatschten, aus welcher der Wiener Tratsch eine niedliche Ballettänzerin machte! . . . Und als die Wiener Herrlichkeit sammt dem Tristan zusammenbrach, da weiß uns Eliza Wille zu berichten, daß der Landflüchtige bei ihr oft an Minna's einsames Leben in Dresden dachte, — was natürlich den großen Minnahasser Glasenapp zu der unwirschen Einschränkung veranlaßt, von einem solchen „fremden sentimentalen Zug" sei Wagner „jeder Zeit weit entfernt" gewesen. Und der Besserwisser aus Riga fügt hinzu: „Wie konnte es ihm wohl unter den damaligen Verhältnissen in den Sinn kommen, Minna wegen ihrer angeblichen Einsamkeit zu beneiden, da sie doch an dem Aufenthaltsorte ihrer Wahl im Kreise ihrer Verwandten und im Umgange mit rechtlichen (!), aufrichtig ergebenen Freunden nichts weniger als einsam und jedenfalls gerade in diesem Augenblick weit besser daran war als er?" Plus royaliste que le roi, — die Wagnerpfaffen sind eben in Bezug auf Minna immer grausamer und liebloser als Wagner selbst. Und als dann ein König den großen Tondichter zu sich beruft, da kann der Biograph wieder seine Meinung nicht verschweigen, daß Wagner seine Frau unmöglich zu sich nach München, in die dortigen „complicirten" Verhältnisse berufen konnte. Diesmal hat er allerdings Recht, denn Minna's Platz an der Seite ihres Gatten war nicht mehr frei. Als aber die altbayerischen „Patrioten" gegen den Meister und seinen königlichen Beschützer demonstrirten und Wagner durch cynische Verleumdungen in München unmöglich machen wollten, da wußte der „Volksbote" seinen Lesern zu erzählen, die Gattin des „großen Componisten Rumorhäuser mit den zahllosen seidenen Schlafröcken" lebe seit seiner Rückkehr aus Paris von ihm getrennt und müsse, indeß ihr Mann „in Ueberfluß und Ehebruch" schwelge, in Dresden mit Mangel und Noth kämpfen und fast Hungers sterben. Dieses Märchen fand in den Münchener Volksschichten überall Glauben und rief namentlich unter dem weiblichen Geschlecht eine nachhaltige Bewegung hervor. Die in den grellsten Farben ausgeführte Schilderung von Minna's Nothstand ging in alle Blätter über, so daß Wagner seine Frau bat, dem Gerede durch eine öffentliche Erklärung ein Ende zu machen. Minna, die zwar bis zuletzt nie im Ueberfluß lebte, aber doch immer, wenn es ihrem Gatten gut ging, ein leidliches Auskommen hatte, erließ denn auch sofort die gewünschte Erklärung, und der Sturm legte sich.

Es war der letzte Liebesdienst der Aermsten. Am 25. Januar 1866 erlag sie in Dresden ihrem Herzleiden. Nachdem sie noch am Abend zuvor Besuch in ihrer Wohnung empfangen, verschied sie in der Nacht lautlos und ohne Kampf. Die Todesnachricht traf ihren Gatten auf einer Erholungsreise in Marseille. Er hat damals geäußert, sie habe in großer Liebe viel Leid und wenig Freud' an seiner Seite ertragen. Ein schönes Wort. Es verdient in Stein gegraben zu werden auf der vergessenen Gruft der unglücklichen Frau.

*) Andere ungünstige Quellen werden einfach todtgeschwiegen. Die interessanten Erinnerungen des Exministers Ollivier an seinen Schwager Wagner sind nirgend erwähnt. Die Wagner-Artikel der „Gegenwart" 1897 werden zwar emsig benutzt und ausgeschrieben, aber ohne Quellenangabe.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ideen.

Von Multatuli (Eduard Douwes Dekker).

Aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr.

Der Impresario.

Ein fein gekleideter Herr, goldbekettet und zufrieden, wandelte einen der Canäle Amsterdams entlang. Er war „Geschäfte" wegen in der Stadt. Gleich sollt ihr sehen, wegen was für welcher. — Es wandelte ihm eine Dame mit ihrem Kinde vorauf. Ich weiß nicht durch welchen Zufall, das Kind fiel in's Wasser. Die Mutter stieß einen Schrei aus . . . und sprang dem Kinde nach und rettete es. Der Mann von Geschäften sah dem Vorgange zu, zog sein Notizbuch hervor

und schickte sich an, etwas darin zu notiren. „Gnädige Frau, darf ich mir erlauben, nach Ihrem Namen und Ihrer Adresse zu fragen?"

„Mein Kind, mein Kind, ich habe mein Kind wieder!"

„Sehr wohl, aber darf ich so frei sein . . ."

„Ich hab' mein Kind wieder," wiederholte hartnäckig die Mutter, die nicht begriff, wie man sie nach etwas Anderem als nach ihrem Kinde fragen könne.

„Mit der Frau ist nichts anzufangen," brummte der neugierige Frager. „Ei, lieber Mann, ich werde Sie anständig belohnen, wenn Sie mir morgen den Namen und die Adresse von dieser Dame aufgeben."

So bat der Fremdling einen der Umstehenden, und es scheint, daß er diesmal erfuhr, was er zu wissen wünschte. Wenigstens ließ er sich Tags darauf bei der glücklichen Mutter anmelden. „Gnädige Frau, ich hatte die Ehre, anwesend zu sein . . ."

„O, waren Sie dabei, mein Herr? Haben Sie's gesehen? Ich sah nichts, ich hörte nichts, ich sprang . . ."

„Verschonen Sie mich, gnädige Frau, ich habe gehört . . ."

„Gehört?"

„Ja, gnädige Frau, ich habe gehört, wie Sie . . ."

„Gehört? Was denn?"

„Ich habe gehört, wie Sie geschrieen haben, verehrte Frau . . . ich komme, um Ihnen ein Engagement beim Theater anzubieten."

Arme Mutter! Dieser Mann war ein Impresario, der Zugstücke suchte. Er hieß: Publicum.

Don Juan.

Don Juan ist dick und fett, wie es sich gehört. Aber Dimanche ist mager.

„Meine Familie ist in Noth, edler Don Juan! Ihr wißt, was ich für Euch gethan habe . . ."

„Gut gesprochen, mein lieber Dimanche, nehmt Platz!"

„Ich danke der Aufforderung, werther Herr . . . ich wünschte, daß Ihr diese Rechnung . . ."

„Eure Rechnung ist entzückend. Fahrt so fort! Darf ich Euch 'ne Prise anbieten?"

„Ich danke für die Prise, Don Juan . . . doch diese Rechnung, und . . ."

„Wißt Ihr wohl, daß Ihr eine gute Hand schreibt, o universeller Dimanche? Ich ernenne Euch zu meinem Secretär . . . dann könnt Ihr für mich schreiben!"

„Ich danke dafür, Herr Ritter, doch meine Angehörigen leiden Mangel . . . und um Euretwillen sollten wir . . ."

„Mangel? . . . Leiden? . . . Mangel leiden? . . . O herrlich schöne Verbindung von tief gefühlten Klängen! Ich sage . . . ich erglühe . . . ich will . . . ich weiß selbst nicht, was ich will, doch thut das nichts zur Sache . . . der Ausdruck ist prächtig! Thut mir den Gefallen und sagt das noch einmal . . ."

„Wir leiden Mangel, Herr . . ."

„Göttlich! Was für ein Leben . . . diese Gluth . . . was für ein Feuer! Ich erhebe Euch zu meinem Leibdichter. Fahret fort, wohlberedter Dimanche!"

„Danke für's Dichteramt, Herr Grande . . . ich meinte, daß Ihr . . . um Gotteswillen, bedenkt, daß wir sterben . . . und obendrein, ich hab' Schulden . . . ich kann nicht bezahlen . . . und nun sagt man, daß ich unehrlich bin . . . derweil Ihr . . . bedenkt, Herr, Ritter. Don, Juan, Grande, wie muß ich Euch anreden, um verstanden zu werden? Don Juan . . . o Gott . . . wir sterben, und man sagt, daß ich . . ."

„Sterben? . . . Erhabener Gedanke! Aber er trifft nicht recht zu . . . Freund Dimanche! Ihr lasset Euch durch Eure Begeisterung zur Ungenauigkeit hinreißen. Sterben? Ihr mit Eurem Vortragstalent? Sterben? Ihr? . . . mit solcher Handschrift? Unmöglich, Dimanche! Seht hier! Ich, Don Juan . . . ich schenke Euch . . . nehmt's an! . . . seid nicht beschämt . . . ich bin's Euch schuldig . . . ich schenke Euch, ex plenitudine potestatis . . . versteht Ihr das?"

„Ach nein . . . aber meine Rechnung . . ."

„Ich schenke Euch die Unsterblichkeit! — Leporello, willst du den Herrn 'mal herauslassen?"

Ich weiß nicht, ob Dimanche noch Zeit hat, zu antworten: „Ich dank' Euch, Don Juan-Publicum, für Eure Unsterblichkeit!" aber mich dünkt, ich sehe den armen Teufel so betrübt hinweggehen, um Frau und Kindern Unsterblichkeit mit nach Hause zu bringen — anstatt Brodes, das sie erwarteten, um nicht sterben zu brauchen.

Die alte Reisigfrau.

Ich saß mit Fancy auf einer Bank vor den Thoren Haarlems. Da humpelte in der Ferne ein altes Mütterchen. Sie bückte sich oft, raffte etwas auf und sammelte es in ihre Schürze. Ach, es waren kleine Stücke Holz, die sie suchte . . . Welche Armuth, dachte ich. Und ich berechnete, daß sie alsbald in die Nähe der Bank kommen werde, auf der ich saß, und ich warf ein Stück Geld nieder, daß sie es aufsammeln sollte. Und ich freute mich bei jedem Schritt, womit sie dem Geschenke näher kam, das ich ihr durch den Zufall zuwenden wollte. Aber reisigsammelnde Frauen und Kometen sind zweierlei. Dieser Komet beschrieb eine andere Bahn, als ich berechnet hatte, und ich befürchtete . . .

„Frauchen!"

„Wie?"

„Ihr sucht so eifrig . . . ich glaube, daß dort etwas liegt, da!" Sie kam nicht und ging sammelnd weiter. Ganz natürlich. Sie suchte Holz und Reiser unter den Bäumen, und was ich sie weisen wollte, lag auf dem Fußpfad. Da lag nicht Holz, wonach sie Begehr hatte. Wahrscheinlich dachte sie, ich triebe meinen Spott mit ihr.

„Wirklich und wahrhaftig, Frauchen . . . Kommt 'mal da heraus. Ich glaube in der That, daß da etwas liegt . . . ja, es scheint gar Geld . . ."

„Nun . . . däuchte Euch das, so hättet Ihr's wohl selbst aufgehoben!"

Da nahm ich das Geldstückchen und brachte es ihr und war betrübt, daß die alte Frau so wenigen guten Menschen begegnet war in ihrem langen Leben.

Sittenlos und unsittlich.

In Samojedien — ich weiß nicht, ob das Land so heißt, aber das ist eine Lücke in der Sprache, die wir ausfüllen müssen — in Samojedien besteht die Gewohnheit, sich vom Kopf bis zu den Zehen mit ranzigem Thran zu beschmieren. Ein junger Samojede unterließ das. Er beschmierte sich absolut nicht, weder mit Thran noch mit sonst etwas.

„Du folgst den Sitten nicht", sagte ein samojedischer Gelehrter . . . „Du hast keine Sitten . . . Du bist sittenlos . . ."

Das war ganz correct gesagt. Es ist selbstverständlich, daß der junge sittenlose Samojede mißhandelt wurde. Er fing mehr Robben als irgend ein anderer, aber es half ihm nichts. Man nahm ihm seine Robben ab, gab sie Samojeden, die gehörig nach Thran stanken, und ihn ließ man Hunger leiden. Allein es wurde noch ärger. Nachdem er noch einige Zeit in unbeschmiertem Zustande gelebt hatte, begann der junge Samojede endlich, sich mit Eau-de-Cologne zu waschen. Diese Wohlriechendheit konnte man nicht ausstehen in Samojedien!

„Er handelt gegen die Sitten," sprach nun der Gelehrte jener Zeit, „er ist unsittlich! Kommt, wir wollen fortfahren, ihm die Robben abzunehmen, die er fängt, und obendrein soll er noch Prügel haben . . ."

Das geschah. Doch weil man in Samojedien keine üble Nachrede kannte, kein Druckrecht, keine Verdächtigung, keine dumme Orthodoxie, noch falschen Liberalismus, noch corrumpirte Politik, noch corrumpirende Minister, noch ein verrottetes Parlament . . . so schlug man den Patienten mit den abgenagten Knochen der Robben, die er selbst gefangen hatte.

Beschränkter Gesichtskreis.

„Also erzähle uns nun einmal ohne Scherz, was eine ‚Specialität' ist!"

„Ich scherze nicht. Und ich werde es auch nicht thun. Der Gegenstand ist zu traurig dazu. Eine Specialität ist so einer, der sein Leben lang viele Dinge vernachlässigt hat, um den Preis der Mittelmäßigkeit zu erringen in dem Wettlauf der Ausüber eines bestimmten Faches. Eine Specialität ist Jemand, der, indem er sich blind starrt auf einen Punkt, das Recht erkauft zu haben meint, Kurzsichtigen als was Anderes zu erscheinen als was sie sind. Eine Specialität . . . hast du wohl schon einmal die Straßen fegen sehen?"

„Nicht so oft, wie ich im Interesse der Reinlichkeit wohl wünschen möchte. Aber doch hin und wieder."

„Fühltest du nicht manchmal die Lust in dir aufsteigen, solchem Ihm oder Ihr den Besen aus der Hand zu reißen und einmal zu zeigen, wie man fegen muß?"

„Oftmals."

„Fegten also, nach dem Ideal, das du dir vom Straßenfegen bildetest, diese Menschen gut?"

„Mit der Hand auf dem Herzen, bei meiner Seele Seligkeit, auf Ehre und Gewissen, im Angesichte von Göttern und Menschen . . . nein!"

„Sehr wohl. Nach dieser Constatirung frage ich dich, ob du so einen Straßenfeger für im Stande hältst, dir ein juristisches Gutachten zu geben, deine Kinder vom Keuchhusten zu heilen, die Staatsschulden zu tilgen, Buchdruckerkünste zu erfinden, Amerikas zu entdecken ꝛc. ꝛc.?"

„Mit Hand, Herzen ꝛc., Alles wie zuvor: nein!"

„Ei nun: so ein Feger, der nicht fegen kann und kein anderes Fach versteht als Nichtfegenkönnen, das ist eine Specialität."

Das Samenkorn.

Beim Anschauen eines Kunstwerkes, bei der Schätzung einer hervorragenden That, beim Beurtheilen eines ausgedrückten Gedankens lege ich mir allezeit die Frage vor: Was ging da vor in der Seele des Künstlers, des Helden, des Philosophen, daß das Ideal geschaffen, die That beschlossen, der Gedanke hervorgebracht und ihm als fertige Idee Form gegeben wurde? Das ist: ich frage, wie die Seele befruchtet ward? Welche Zustände sie durchlief bei Schwangerschaft und Niederkunft? Nun wohl, das Ereigniß einer großen Conception ruft mir jedesmal den Text zu: mit Schmerzen sollst du Kinder gebären! Wenn ein Samenkorn sprechen könnte, würde es klagen, daß da Schmerz liege im Aufkeimen.

Helden, Künstler und Philosophen werden mich begreifen und die Klage des Samenkornes verstehen.

Aus der Hauptstadt.

Der neue Kammerdienst.

In Berlin tobt der Kampf um des armen Zedlitz-Neukircher's Leichnam erbittert fort, und die helmbuschumflatterten Helden hinter den Mauern geben die Hoffnung nicht auf, auch seinen Todfreund Achilles Miquel zu erlegen, nach dessen verwundbarer Ferse sie ohne Unterlaß ihre Speere stoßen und ihre sorgfältig vergifteten Pfeile abschießen. Hinter den Coulissen ringt im dritten und letzten Gange Krupp mit Stumm, während man auf der Germaniawerft, die dem Essener Allgewaltigen nun ja auch gehört, schon den Kiel legt zu der Yacht Hohenzollern II, die Anno 1905 unter'm wilden Jubel der Bevölkerung den Mittelland-Canal befahren soll. Ein agrarischer Freischärler wird wegen Majestätsbeleidigung peinlich processirt; den vom Hof verbannten Kammerherren und Schlüsselbewahrern theilt man mit, daß sie keinesfalls auf Verzeihung rechnen dürften, sie nähmen denn an ihrer politischen Persönlichkeit den Schnitt vor, um dessentwillen Christoph Martin Wieland den wackeren Kombabus so uneingeschränkt gepriesen hat. Wer wittert da nicht Morgenluft? Und wer ist so wenig Demokrat, daß er jetzt nicht seine lästig gewordene republikanische Gesinnung mit entschiedenem Ruck abstreift und sich in regierungsfähige Toilette wirft? Das neunzehnte Jahrhundert kann nicht zu Ende gehen, ohne uns den Schneider beschceert zu haben, der Kammerherrenfracks für naturgebogene Rücken aus dem morgenländischen Westend der Hauptstadt herzustellen weiß und zierliche Seidenescarpins an die Stelle der krummen Hosen setzt, davon Wilhelm Busch gesungen hat.

Und während sich so Gewaltiges vorbereitet und die Wahrheit im Anmarsch ist, tagt anscheinend über den Wolken die stärkste demokratische Partei Deutschlands und beschäftigt sich drei Tage und drei Nächte lang mit der akademischen Frage, ob Herr Bernstein in London ein Esel, Herr Bebel ein Idiot, Herr Schippel ein gemeiner Kerl und Herr Liebknecht ein altersschwacher Trottel ist. Der Nichteingeweihte kann wirklich kaum umhin, an der gesunden Vernunft der socialen Demokratie zu zweifeln. Statt die dünnen Reihen des Berliner Freisinns und des Kölner Liberalismus zu verstärken, der freilich nach allem Anderen eher als nach Kölnischem Wasser riecht, vertrödelt sie unwiederbringlich kostbare Zeit mit theoretischen Erörterungen. Jetzt, wo es gilt, dem wankenden Finanzminister das entscheidende ôte-toi que je my mette zuzurufen, wo Pachnicke sich anschickt, für den unglückseligen Anchnichtredner Studt einzuspringen und sein Protector Rickert definitiv entschlossen ist, dem Fürsten Hohenlohe hinfort das lästige Memoriren rhetorischer Kunstwerke zu ersparen, jetzt versagt die Gruppe Singer! Die ganze Woche gehörte dem Parteitage, und die ganze Woche hindurch besaßte er sich ausschließlich mit einem langweiligen Druckhefte, das kein Mensch gelesen hat, diejenigen am allerwenigsten, die es als eine Offenbarung begrüßten. Statt die Reize des Canalprojectes zu erörtern, das Junkerthum die Vorfrucht der Socialdemokratie zu nennen und sodann, wenn auch in höhnischer Weise, die Loyalität und Königstreue der Freisinnigen hervorzuheben, beschränkten sich die Genossen auf alberne Katzbalgereien um sogenannte Principien. Sie haben den demokratischen Gedanken in einem Augenblick verrathen, wo ihm zwei bis drei Portefeuilles winkten, und dadurch neuerdings ihre Unzuverlässigkeit erhärtet. So wenigstens glauben die Kurzsichtigen. Gottlob wartet ihrer eine angenehme Enttäuschung.

Die alten und jungen Herren, die heute in Liberalismus machen, ohne sich viel um den Sinn des geheimnißvollen Fremdwortes zu kümmern, empfinden der Socialdemokratie gegenüber jene liebevolle Zuneigung und Zärtlichkeit, die man immer dem unpraktischen, bei der Erbschaft-Vertheilung über's Ohr gehauenen Bruder bewahrt. Sie ließen dem braven Tölpel all' die schönen Ideale, wofür ihr gemeinschaftlicher Vater, der achtundvierziger Schwarmgeist, erglüht war, und reservirten für sich nur die paar zinstragenden Freiheiten, die dem Großcapital und der Börsenherrschaft den Weg ebneten. Mit dem rothen Blutsverwandten theilten sie den altfränkischen Haß gegen Junker und Pfaffen, die doch, wie u. A. die Canal-Figura und der christliche Socialismus zeigen, schon längst keinen Hund mehr vom Backofen locken können, und sie waren es baß zufrieden, daß Bebel die Volksmassen auf diese Popanze hetzte. Dadurch kamen die Raubritter in den Privatcomptoirs und die Mammonpriester des Burgstraßen-Tempels in wohlthätige Vergessenheit und konnten ihrer gottgesegneten Arbeit in Ruhe obliegen. Auch daß der socialdemokratische Benjamin die republikanische Firma fortführte und dafür in ganz Deutschland reisen ließ, gefiel dem Börsen-Liberalismus wohl. Konnte er nun doch nach außen hin mit flammender Begeisterung die Stärkung des monarchischen Gedankens betreiben, ohne befürchten zu müssen, damit nennenswerthe Erfolge zu erzielen. Im Angesicht der socialdemokratischen Gefahr, die Thron und Vaterland bedrohte, machte es sich immer höchst decorativ, auf das treue Bürgerthum hinzuweisen, das Mittags in Kohlenwerthen fixte, Abends aber bereit

war, den letzten Rothweintropfen auf das Wohl des jeweiligen Monarchen zu vergießen. Zeigte sich die Socialdemokratie schon von dieser Seite als eine ungemein nützliche Erfindung, so stieg ihre Bedeutung noch wesentlich dadurch, daß sie bei allen wichtigen Anlässen eine unbedingt zuverlässige Hülfstruppe für den bedrängten Capitalismus und die groß-capitalistische Ausfuhrpolitik abgab. Sie stimmte gegen das Börsengesetz, wie sie für die Handelsverträge stimmte. Nach alledem mußte es in freisinnigen Kreisen mit Recht Empörung wachrufen, als die socialistische Fraction das Canalunternehmen nur lau beförderte und seiner in Hannover mit keinem Worte gedachte. Eine Störung des bislang als so angenehm empfundenen Vasallenverhältnisses war eingetreten, und hervorragende Börsianer dachten bereits daran, den aufsässig gewordenen Umstürzlern die monatlichen Subsidien zu entziehen.

Indessen sollte man hier nicht voreilig urtheilen. Die sozialdemokratische Partei ist sich ihrer Verpflichtungen immer bewußt geblieben und hat ihnen jederzeit mit Treue nachzukommen versucht. Wenn sie diesmal nicht unmittelbar in den Kampf eingriff, so lag dies zweifellos allein daran, daß sie die klug berechneten Kreise der Männer aus Berlin W nicht stören wollte. Wo es in ihrer Macht stand, die Entscheidung zu fördern, da that sie dienstfertig das Letzte. Zedlitz-Neukirch präsidirte noch heute der Seehandlung und schriebe in seinen knapp bemessenen Mußestunden zahllose Entresilets und Leitartikel, die ihm nützten und Niemand schadeten, da Niemand außer dem Corrector sie las, wenn nicht der „Vorwärts" dem Stillleben ein Ende gemacht hätte. Zedlitz-Neukirch mußte das Seehandlungspräsidium quittiren, als er keine Zeitungsaufsätze mehr schreiben durfte, denn es lag dringende Gefahr vor, daß er sich nun um die Geschäfte der Bank kümmern würde. Einer solchen Eventualität konnte die Regierung das ohnehin geplagte Land nicht aussetzen, und die Linke bekam ihren Willen. Es ist immerhin etwas werth, den politischen Gegner um Amt und Brod zu bringen. Diesen seelischen Hochgenuß aber verdankte der Canalliberalismus wiederum ausschließlich seinem socialdemokratischen Kammerdiener, der ihm zu Liebe sogar Briefe stiehlt und fremde Geschäftsbücher durchschnüffelt.

Und daran nicht genug. Einsichtige Socialdemokraten haben längst erkannt, daß die schroffe Betonung des „Endziels" sowie die breite Ausmalung gewisser Zukunftstaats-Herrlichkeiten geeignet ist, die Begehrlichkeit der Wähler wachzurufen, sie mit anti-capitalistischem Neid und Haß zu erfüllen und so in eine Stimmung zu versetzen, die den Großbankier unter Umständen unangenehm berühren könnte. Ebenso fand die Gepflogenheit, alle bürgerlichen Parteien als eine einzige reactionäre Masse zu behandeln, je länger je weniger den Beifall aufgeklärter Socialrevolutionäre, die recht wohl voraussahen, daß man dadurch die proletarische Menge dem Liberalismus zu sehr entfremdete. Des Weiteren beunruhigte diese scharfsäugigen Politiker die sogenannte Mittelstands- und Agrarfrage einigermaßen. Es konnte ihnen unmöglich verborgen bleiben, daß Großcapital und Großindustrialismus so lange nicht zur absoluten Herrschaft kommen würden, als der rückständige Bauernstand ein Recht auf Existenz geltend machte und mit fanatischer Wuth verfocht. Der Socialradaukratie Bebel'scher und Liebknecht'scher Observanz war es Dank ihrer brutalen Offenherzigkeit auf ewig verwehrt, den Bauer zu fangen und so die Arbeit zu verrichten, die das mobile Capital von ihr begehrte. Nur ein hübsch maskirter, kleinbürgerlich angethaner Surrogat-Socialismus vermochte hier den im Interesse der Großbanken und Großexporteure so nöthigen Erfolg zu erzielen. Man erfand deßhalb die neue Richtung, die nun in Hannover zum siegreichen Durchbruche gelangt ist. Das socialdemokratische Schreckgespenst ist gebannt, nur ein paar Jahre noch, nur die paar Jahre noch, die der alten Garde zu leben vergönnt sind, und die Jungen werden mit fliegenden Fahnen dem Talmi-Liberalismus jede gewünschte Kastanie aus dem Geschützfeuer von rechts holen. Eine simple Reformpartei, die über all' und jedes Dogma mit kalt vernünftigem Lächeln zur Tagesordnung übergeht, die im Fett der Compromisse erstickt, um kleinliche Vortheile schachert, sich philiströs mit dem heute Erreichbaren begnügt und über fanatische Schwärmer höhnisch die Achseln zuckt — von wannen soll ihr der wilde Schwung der Idee kommen, das lodernde Feuer, womit allein Welten in Brand gesetzt, woraus allein neue Welten geboren werden? An dem Tage, da die Socialdemokratie ihre jetzige Mauserung beendet hat, ist es überhaupt mit ihr zu Ende; an dem Tage droht von ihr keine Gefahr mehr. Aus dem ungeschlachten Riesenkinde, das die bestehende Gesellschaft mit einem Faustschlag zertrümmern wollte, ist dann ihr geschniegelter Kammerdiener geworden.

Dem Bernstein und Auer, dem Schippel und Heine werden nicht umsonst von allen Spießbürgern hallende Lobsprüche gespendet, und nicht umsonst feiert die Börsenpresse sie und hält den Schild über sie. Das Berliner Thiergarten-Viertel schickt sich an, coursähig zu werden und die erledigten Kammerherrenstellen zu besetzen, seine Damen nehmen Unterricht in den feineren Hossitten — da bedarf die neue Aristokratie auch der politischen Kammerdiener. Sie hofft zuversichtlich, in der werdenden Reformpartei brauchbares Material zu finden. Und sobald sie die Macht in den Händen hat, wird sie sich dankbar zeigen. Statt der Ruthen Scorpionen, statt der Zuchthausvorlage eine Galgenvorlage. Der Ackerbaustaat Deutschland konnte eine große Industrie-Arbeiterpartei ertragen, konnte und mußte sogar Coalitionsfreiheit gewähren und Streiks erlauben. Der Industriestaat der Zukunft darf das nicht mehr, will er sich nicht selbst zu Grunde richten. Auf dem Weltmarkt besteht und siegt für die Dauer allein das Land der niedrigsten Löhne. Durch das Auftauchen der radicalen Socialdemokratie wurde die Verelendung der Arbeitermassen gehemmt, durch das Emporkommen der Agrarbewegung die völlige, besinnungslose Verindustrialisirung Deutschlands. Wie Feuer und Wasser bekämpfen sich sonst die beiden feindlichen Mächte; in dieser einen Beziehung aber wirkten sie bisher zusammen und trieben die Maschine. Gelingt es dem Großcapital, beide Kräfte durch einander aufzuheben, so hat er gewonnen Spiel. Jedenfalls aber wäre es ein grotesker Spaß und eine üppige Ironie der Parteigeschichte, wenn zur selben Zeit, da die Vertreter der Bauernschaft ihrer Ueberzeugung wegen sogar die Kammerherrenstellen fahren lassen, die Se. Majestät zu vergeben hat, die Socialdemokratie sich um den Posten eines Kammerdieners bei gar nicht majestätischen Herrschaften bewürbe.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Splitter und Balken". Lustspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Ein glückliches Paar". Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. (Deutsches Theater.)

In London ruhte das Amt des Theatercensors bis vor kurzem in den Händen eines ehemaligen Unterofficiers — sollte der jüngst pensionirte Herr sich etwa nach Berlin begeben haben und hier Dramaturg des Königlichen Schauspielhauses geworden sein? Nach den beiden letzten Neuheiten dieser Bühne muß das selbst der annehmen, der dem Theater am Gensdarmenmarkte bisher seiner tüchtigen darstellerischen Kräfte wegen öffentlich immer noch mit einigem Respect begegnete. Die Erinnerung an ein so fürchterliches Stück wie die „Ewige Liebe" des betriebsamen Faber konnte nur durch eine dramatische Großthat ausgelöscht werden; statt ihrer tischte man den im Parkett versammelten Duldern „Splitter und Balken", ein neues vieractiges Unglück des Lubliner, auf. Augenscheinlich wollte man den Beweis führen, daß es noch elendere Machwerke als die „Ewige Liebe" giebt. Aber der Club der Harmlosen, der sonst die weiten Räume des leider nur in einer Beziehung königlichen Musentempels bevölkert, hatte sich diesmal in eine Horde wüthender Zischer verwandelt, und das Lustspiel fiel durch, wie im Schauspielhause seit Jahren nichts durchgefallen ist. Es lohnt sich wahrhaftig nicht, dem Jammerproducte des Mannes aus der Bendlerstraße auch nur ein Wort kritischen Unwillens zu sagen. Es ist dies auch schon darum unmöglich, weil man nur bei unausgesetzter, angestrengter Aufmerksamkeit etwa im Laufe des dritten Actes errathen konnte, was der verehrte Autor vielleicht gewollt hat. Diese Aufmerksamkeit anzuwenden, war mir nicht gegeben; ich unterhielt mich vielmehr damit, aus Farbe und Form der Handschuhe, die sämmtliche Anwesende dauernd und krampfhaft vor dem Munde hielten, die Moden des heurigen Herbstes festzustellen. Wahrscheinlich habe ich mich dabei besser amüsirt, als irgend ein anderer Zuschauer.

Das Deutsche Theater ist bekanntlich eine „vornehme und ernsthafte" Bühne. Seine Mitglieder setzen ihr beträchtliches Können principiell nur für bedeutsame Kunstwerke ein, und mit Verachtung blicken sie wie ihre Leibkritiker auf die kleinen, unmodernen Musenhäuser, das Königliche Schauspielhaus beispielsweise, wo man seinen Ehrgeiz allein darin sucht, das öde Amüsementsbedürfniß des süßen Parquettmobs zu befriedigen. Nur schade, daß Herr Brahm gegenüber seinen Goldmännern nicht genügend Autorität besitzt, um seine idealen Absichten in jedem Falle zur Geltung bringen und für stricte Befolgung der literarischen Grundsätze des vornehmen und ernsthaften Instituts sorgen zu können. Er hätte Herrn Engels dann zweifellos die Albernheit der jämmerlichen Paraderolle klar zu machen gewußt, in die der beliebte Komiker sich vergafft hatte, und wir wären mit Faber's „Glücklichem Paar", das Deutsche Theater aber mit einer erschütternden Blamage verschont geblieben.

Im Laufe einer einzigen Woche zwei echte Faber — das ist hart. An und für sich schon gehört das kritische Amt in Berlin zu den am wenigsten beneidenswerthen; es kommt gleich hinter dem Finanzministerposten. Bringen aber sowohl die „idealistische" wie die „realistische" Bühne, der Gensdarmenmarkt wie die Schumannstraße, Neuheiten von Goldschmidt-Faber, und das ohne hinreichende Zwischen- und Erholungspause, dann verlieren für den Recensenten sogar die Schrecken der Teufelsinsel alle Furchtbarkeit. Der Frankfurter Rechtsanwalt und Bühnendichter Goldschmidt hat, wie alle Juristen, für Literatur und Theater immer etwas übrig gehabt. Er hat ungeheuer viel gelesen und gesehen. Man kann es ihm billiger Weise nicht verargen, daß er wieder auf seine Kosten zu kommen und die Summen wieder herauszuschlagen sucht, die er für Journale und Theaterstücke bislang bezahlt hat. So klebt er denn seine gesammelten Erinnerungen behutsam hintereinander auf. Ulk-Witz, Dorfbarbier-Humor, Fulda-Psychologie, realistische Kleinmalerei, breit angelegte Charakterbilder und Moseraktschlüsse — bei ihm giebt sich Alles ein Rendezvous. Er stellt einen Helden auf die Beine, der ein tüchtiger Romancier und zugleich ein Idiot strengster Observanz ist. Dr. Emil Wendelin hat alle ihm bekannten, heirathsfähigen Damen auf eine Liste geschrieben, um so ihre Qualitäten genauer prüfen und dann die am besten für ihn passende Frau herausfinden zu können. Diese sublime und so natürliche Idee des Theoretikers scheitert an dem Cretinismus des Praktikers. Er erwischt richtig die Falsche, läßt sich verloben, wechselt in Angst und Grausen die üblichen Küsse und bittet am Ende himmelhoch einen hilfsbereiten Freund, ihm die Braut wieder abzunehmen. Um diese blödsinnige Figur hat Goldschmidt-Faber drei Acte und eine Charakterkomödie herumgedichtet. Da er jedoch die derben Possensituation nicht auszubeuten vermag, so stopft er eine Fülle verworrener Reminiscenzen aus den Possen Anderer in das Stück hinein, backt aus aufgeweichten Brodresten aller Art einen dramatischen Warschauer Kuchen. Herrn Engels begeisterte das mißfarbene Sammelsurium, und er ging gewaltig in's Zeug dafür. Seine komische Kraft ist groß genug, um durch sich allein zu wirken, und wenn er fühlt, daß der Autor völlig versagt, arbeitet er mit munteren Mätzchen und schafft's am Ende doch. Freilich ähnelt er dann höchst verdrießlich Herrn Thomas, freilich zeigt er dann, daß er gewiß ein famoser Schauspieler, ein Caricaturist und Grotesk-Komiker erster Ordnung, aber doch nur zeitweise ein Künstler ist. An stückeschreibenden Dilettanten verderben die Mimen. Und deßhalb muß man vor Herrn Faber, der ein bösartiger Dilettant ist, ausführlich und laut warnen.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der amerikanische Milliardär Astor.

Verehrter Herr!

Ihr New Yorker Mitarbeiter macht sich in Nr. 36 Ihres geschätzten Blattes mit Recht über den „abtrünnigen" Milliardär William Waldorf Astor und seinen noblen südfranzösischen Stammbaum lustig. Als guter Alt-Heidelberger kann ich Sie versichern, daß die badisch-pfälzischen Astors, denen auch der ausgewanderte Johann Jacob Astor angehörte, einem weitverbreiteten urdeutschen Bauerngeschlecht entstammen, das noch heute den richtigen Namen Aschthor führt. Auch der Vater des Begründers der Milliardärdynastie war kein Nachkomme der Hugenotten, kein d'Astory oder d'Astorg, sondern urkundlich der ehrsame Bauernsohn und Metzger Aschthor in Walldorf.

Hochachtungsvoll

Prof. M. Gutsch.

Notizen.

Das große Kartenwerk von Mittel-Europa des verstorbenen Vorstandes des kartographischen Bureaus im Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten Professor W. Liebenow erscheint jetzt lieferungsweise im Verlage der bekannten geographischen Anstalt von Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M. Welch' große Bedeutung dem geographisch wichtigen Werke beizulegen ist, geht wohl am Besten daraus hervor, daß nicht allein sämmtliche in Betracht kommenden topographischen Bureaus der deutschen Generalstäbe bis auf den neuesten Stand gebrachtes Correcturmaterial geliefert, sondern daß auch die ausländischen Generalstäbe in liberalster Weise gleiches Material zur Verfügung gestellt haben. Besonders das Entgegenkommen des französischen Kriegsministeriums bei dieser Angelegenheit dürfte von großem Interesse und mehr als alles Andere ein Beweis des guten Einvernehmens mit unseren westlichen Nachbarn sein. Die graphische und farbige Ausstattung ist überaus schön und scharf. Sämmtliche Wohnplätze bis zum Weiler (Städte über 5000 Einwohrer nach Größe geordnet) sowie die meisten Schlösser, Güter, Höfe, Forsthäuser, Berggasthäuser, Aussichtsthürme, Hütten, Bergwerke, Salinen ꝛc. ꝛc sind vorhanden, ferner Eisenbahnen jeder Art mit Stationen, Landstraßen, Vicinalstraßen, Verbindungs- und Gemeindewege, zahlreiche Höhenangaben, Flüsse, Canäle, Moore, Haiden, Wiesen ꝛc. Eine gleichzeitige zweite Ausgabe des topographisch-politischen Kartenwerks ist eine Radfahrer-Ausgabe, die Haupt- und Nebenradfahrerstraßen mit Angabe gefährlicher Stellen sowie Entfernungszahlen bringt. Die Zahlen selbst sind das Resultat sorgsamster Ermittlungen unter Zuhülfenahme der Meßtischblätter und topographischer Karten aller Staaten; theils offiziell mitgetheilt, theils den offiziellen Radfahrerführern entnommen. Ein Hauptvorzug der Liebenow-Ravenstein'schen Radfahrerkarte liegt aber darin, daß diese Karte die einzige ist, welche das ganze mitteleuropäische Gebiet von Orleans bis Debreczin und von Memel bis zum Brennerpasse in Tirol bei großer Vollständigkeit und Klarheit einheitlich zur Darstellung bringt. Nicht allein für den Radfahrer, sondern auch für alle mögliche andere Zwecke ist diese Ausgabe fast noch brauchbarer als die topographisch-politische Ausgabe.

Reiseerlebnisse aus dem Staate Santa Catharina. Von Franz Giesebrecht. (Berlin, Hermann Paetel.) Der vielgenannte Verfasser erzählt in dem hübsch illustrirten Büchlein die Entstehung und Entwickelung der deutschen Kolonien Dona Francisca und Blumenau in Südbrasilien und behandelt im Anschlusse daran die Anlage der neuen Kolonie Hansa. Giesebrecht hat die in Frage kommenden Gegenden des Staates Santa Catharina selber bereist und entwirft ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der deutschen Kolonisten im brasilischen Urwald. Es ist recht erfreulich hieraus zu ersehen, wie deutsche Thatkraft in das Bollwerk des brasilischen Urwalds Bresche gelegt hat, daß das gewaltige Gebiet der Hanseatischen Colonisationsgesellschaft bald ganz besiedelt sein wird und daß die hier geschilderten bescheidenen Anfänge ein wichtiges Absatzgebiet für das deutsche Reich versprechen. Noch erfreulicher wäre es, wenn diese Colonisationsarbeit nicht abermals wie in Nordamerika ꝛc. zu Gunsten anderer, zum Theil feindlicher Staatengebilde gethan und statt dessen für das größere Deutschland nutzbringend gemacht würde. Auch in Südamerika den verpfafften Völkerschaften bloß als Culturdünger zu dienen, dazu ist unser Volksthum zu gut. Vielleicht beantwortet Giesebrecht in seinem angekündigten größeren Werke diese uns vor allem nahegehende Frage nach der Möglichkeit deutscher Reichscolonien in Südamerika.

Wir haben über das neueste philosophische Werk von Maurice Maeterlinck: Sagesse et destinée letzten Winter gleich nach Erscheinen des Originals sehr ausführlich berichtet. Nun ist das gedankenreiche Buch des „belgischen Shakespeare" auch in deutscher Uebersetzung von Oppeln-Bronikowski unter dem Titel: „Weisheit und Schicksal" bei Eugen Diederichs, Leipzig erschienen. Diese Bearbeitung ist

sogar umfangreicher als die französische Ausgabe, in der jene Paragraphen fehlen, die die Stellung des Autors zu Napoleon I. charakterisiren. Während sich Maeterlinck in seinem „Schatz der Armen" dem Mittelalter zuwandte und neue Kraft aus dem Jungbrunnen der Mystik schöpfte, hat er in seinem neusten Buche einen Schritt weiter gethan und steht auf dem Boden der Renaissance, eines freudigen Optimismus. Mit einem neuen Weltbild hat er auch eine neue Moral aufgestellt und dem Problem des Sokrates, wie man gut, glücklich und weise zugleich sein kann, eine neue Gestalt gegeben; er berührt sich in seinen neuen Lehren unverkennbar mit Friedrich Nietzsche, obschon er dessen Schriften nicht kennt, ja er prägt oft Sätze, die in Inhalt, Tonfall, sogar in Worten an Zarathustra gemahnen. Was ihn von Nietzsche unterscheidet, ist seine sanftere Natur; es kommt bei ihm Alles versöhnlicher, weniger negativ und zerstörerisch zum Ausdruck; auch umranken mystische Figuren und poetische Bilder in blühender Fülle nach wie vor seine Gedanken. Der Mystiker ist geblieben, aber seine Ziele haben sich geändert, hoffentlich zum Vortheil seiner Poesie, die schon allen Boden unter den Füßen zu verlieren und sich in Schemen und Schatten zu verflüchtigen drohte. Jedenfalls ist diese Abkehr vom unfruchtbaren Symbolismus ein erfreuliches Symptom der Gesundung.

Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen, herausgegeben von F. Dietrich, E. Roth, L. Jellinek und M. Grolig (Leipzig, F. Dietrich). Das Unternehmen bezweckt bekanntlich, ein regelmäßig erscheinendes, alphabetisch nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichniß von Originalaufsätzen zu bieten, die während eines Halbjahres in Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen deutscher Zunge erschienen sind; dieses sachliche Verzeichniß wird durch ein Autorenregister ergänzt. Während im ersten Bande der „Bibliographie" (Jahrgang 1896) nur 275 zumeist wissenschaftliche Zeitschriften berücksichtigt wurden, ist die Zahl der im vierten Bande aufgenommenen Publicationen bereits auf über 900 aus allen Wissensgebieten angewachsen. Daß ein solches Unternehmen von den literarisch Thätigen mit Freuden begrüßt werden wird, liegt auf der Hand. Genaue Kenntniß der einschlägigen Literatur für eine wissenschaftliche Arbeit oder einen Aufsatz, der sich an den großen Kreis der Gebildeten wendet, ist neben der Befähigung für die Schriftstellerei überhaupt erstes Erforderniß, aber wem stehen die Zeitschriften alle zu Gebot, oder wer kann die Zeitschriften alle durchsehen, die über den fraglichen Punkt schon Abhandlungen gebracht haben? Man denke nur an die Mühe, die oft vergeblich angewandte Mühe, um bei Abfassung eines Schulprogramms die nöthigen Hülfsmittel zu bekommen, oder an die Enttäuschungen, wenn man hintennach sieht, daß man ein von anderen glücklich bearbeitetes Feld, eine schon abgebaute Mine noch einmal durchwühlt hat! Vor derlei Erfahrungen kann uns die genannte Bibliographie bewahren. Es handelt sich natürlich um meist wissenschaftliche Zeitschriften, doch ist z. B. die „Gegenwart" und eine Reihe anderer politisch-literarischer Blätter auch berücksichtigt. Was haben solche Periodica im letzten Jahre für Arbeiten gebracht über die sociale Frage, den Socialismus, das Bürgerliche Gesetzbuch, die bedingte Begnadigung, über Erdölbildung, die Röntgenstrahlen, die Missionen, über die Phonetik, über Cicero, Luther, Freytag, Keller, Bismarck u. s. w. Solche Fragen, um nur Einiges auf Geratewohl herauszuheben, beantwortet dieses trefflich ausgestattete Werk. Für Bibliotheken wird es geradezu unentbehrlich sein.

Handbuch der natürlich-menschlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Von A. Döring. (Stuttgart, Fr. Frommann.) Diese Arbeit ist zunächst ein Versuch, der ethischen Bewegung in Deutschland und den übrigen Culturländern ein Hülfsmittel für die Verwirklichung ihres Programms auf dem Gebiete der Jugenderziehung zu bieten. Sie ist aber zugleich auch ein Versuch, den Beweis zu liefern, daß eine sittliche Erziehung im Sinne dieses Programms möglich ist — ja mit Aussicht auf tiefgehenden Erfolg auch von Staatswegen unternommen werden könnte. Eine wirksamere sittliche Erziehung, ein nachhaltigerer ethischer Unterricht als bisher, Beides unabhängig von den alten Stützen der religiösen Moralbegründung, muß jedem Nachdenkenden als eines der wichtigsten Bedürfnisse unserer Gesittung erscheinen. Schon Friedrich der Große und die französische Revolution, neuerdings die gegenwärtige französische Republik haben dies Problem, freilich mit unzulänglichen Mitteln, zu lösen versucht. Ein erster Haupttheil bietet den Stoff für einen zusammenhängenden, systematisch gegliederten ethischen Unterricht, wie er, frühestens mit dem 13. Lebensjahre beginnend, in mehreren Jahreskursen ertheilt werden sollte. Princip und Inhalt der sittlichen Forderung wird in reicher Gliederung, dem wirklichen Leben überall nahe bleibend, dargestellt. In gleichem Sinne und Tone wird dann das Zustandekommen der sittlichen Willensrichtung gezeigt. Ein zweiter Haupttheil giebt Anleitung zu einer dem ethischen Unterrichte vorangehenden und die nothwendige Vorbedingung für sein Wirksamwerden bildenden sittlichen Erziehung vom ersten Lebensmomente an, gegliedert nach den Entwickelungsstufen des kindlichen Lebens. Auch hier wird eine reiche Fülle von Anregungen in streng methodischer Anordnung geboten. Die Schrift ist von der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur mit einem Preise ausgezeichnet worden. Sie ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich.

Von der schönen Gesammtausgabe der Werke von Leo Graf Tolstoi ist soeben der 4. Band bei Arwed Strauch in Leipzig erschienen. In literarischer Hinsicht ist diese Ausgabe die beste und vollständigste und überragt himmelweit die Uebertragungen einzelner Werke Tolstoi's, die zum Theil nach französischen Uebersetzungen und meist ohne Kenntniß des russischen Lebens hergestellt, zum Theil sogar gänzlich unberechtigte, willkürliche Auslassungen aufweisen und kaum einen bloßen Abklatsch des lebenstrotzenden Originals bieten. Und doch liegt gerade in der treuen Schilderung der Wirklichkeit und in der Befähigung, dem Alltäglichen zugleich den Charakter des Erhabenen zu geben, Tolstoi's Stärke und das Geheimniß seines Erfolges. Der uns vorliegende Band enthält neben einem guten Porträt Tolstoi's die Kreutzersonate nebst Nachwort, den Tod des Iwan Iljitsch, Wandelt dieweil ihr das Licht habt, in mustergiltiger, unverkürzter Uebersetzung von Wilhelm Henckel, die den Uebertragungen der früheren Bände durch Raphael Löwenfeld mindestens ebenbürtig ist und dem Dichter durchaus congenial entgegenkommt.

Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen. Von Heinrich Frhr. v. Welck. (Braunschweig, Rich. Sattler). Der sächsische Herzog war einer der heftigsten Gegner der Reformation und ein erbitterter persönlicher Widersacher Luther's, mit dem er sich in fortwährender Polemik zwanzig Jahre befand, ein unseliger Fürst, der beladen mit dem Hasse der Reformpartei, wie unbetrauert von seiner eigenen Kirche starb, der er dabei doch ein furchtloser Kritiker war. Die interessante Biographie ist für Kirchenhistoriker und Theologen von Werth, in erster Linie selbstverständlich für Bibliotheken und Archive.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

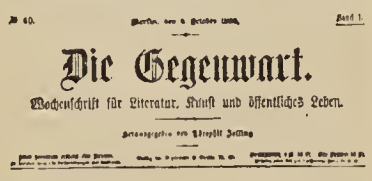
Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Achtung für Denker.

Wer sich auf dem Gebiete der Forschung über Wesen und Bestimmung des Menschenlebens zu der Erkenntniß hindurchgerungen hat, daß die wichtigsten Räthselfragen des Lebens bisher weder durch die Naturwissenschaften, noch durch die Philosophie, noch durch die Glaubenslehren irgend einer Kirche vernunftbefriedigend gelöst worden sind, der dürfte in einem neu erschienenen Werk, betitelt: „**Das Leid als die Wurzel des Glückes**" manchen klärenden Gedanken finden. Betr. Werk wird zur Zeit, soweit der Vorrath an Ex. reicht, Interessenten auf bestimmte Zeit **leihweise** überlassen und **kostenlos** zugesandt. Adr. G. Müller, Halensee bei Berlin, Friedrichsruher Str. 13, II.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Medicin und Recht.

Medicinisch-juristischer Wegweiser
bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsklagen in Sachen des ärztlichen Berufsgeheimnisses und des Operationsrechtes, bei strittiger Dispositionsfähigkeit ꝛc.
mit den gesetzlichen Bestimmungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, **sowie den Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe, unter Berücksichtigung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches.**

Von
Dr. med. Wilhelm Rudeck.
Ein starker Band von 30 Bogen.
Geheftet 10 Mark, gebunden in Halbfranz 12 Mark 50 Pf.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 43. Berlin, den 28. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von Johann Mäder. — Die Haftung der Motorfahrzeuge. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** „Unsere beliebteste Schriftstellerin." Von Richard Wulckow. — Aus dem Archiv der Schillerbühne. Von Gustav Jansen. — **Feuilleton.** Nur ein Modell. Von Franz Hercseg. — **Aus der Hauptstadt.** Die neue Flotte. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die evangelische Bewegung in Oesterreich.

Von Johann Mäder.

Der staatsmännische Lehrmeister aller Deutschen hat einmal geklagt, daß wir von Haus aus keine oder schlechte Politiker seien. Und Bismarck hat Recht, wie fast immer. Sprächen nicht die großen Welterfolge unseres Handels dagegen, so würden wir sagen: wir sind keine Politiker, weil wir nicht praktische Geister sind, wie etwa unsere germanischen Vettern in England und Amerika. Es liegt wohl der Fehler eigentlich nicht im Mangel eines praktischen Geschäftssinnes, als in einer gewissen sentimentalen Seite unseres Wesens, in unserem überstarken Gemüth, unserer Innerlichkeit. Religiöse, ethische Fragen gehen uns näher, als politische und sogar wirthschaftliche Dinge; man sehe nur die allgemeine Wahlapathie und dagegen die Erfolge der katholischen Gesellenvereine, eines Egidy, der ethischen ꝛc. Gesellschaften und der — Heilsarmee bei uns. Ein eclatantes Beispiel liefert die Stellungnahme unseres Volkes zu dem Kampf der Deutschen in Oesterreich. So erfreulich auch die moralische und materielle Unterstützung ist, welche unsere Presse, der rührige Deutsche Schulverein ꝛc. den bedrängten deutschen Brüdern der Ostmark zuwandten, eine eigentlich *nationale* Antheilnahme machte sich kaum bemerkbar. Erst vom Augenblicke an, wo der politische Nothschrei von drüben eine religiöse Färbung annahm, als der kecke Ruf erscholl: „Los von Rom!" und die evangelische Bewegung in Deutsch-Oesterreich um sich griff und vom Ministertisch, von den Kanzeln, von den Staatsanwälten und der Polizei bekämpft wurde, da erst ergriff die Noth der Brüder unsere weitesten Kreise und packte die Herzen an der empfindlichsten Stelle. Woraus zu schließen, daß die religiösen Fragen uns noch immer mächtig bewegen und daß wir eben noch die alten „Ketzer" sind. Vielleicht in Folge der ausschlaggebenden Stellung des Centrums und der vielfach aggressiven Haltung der ultramontanen Presse heute wieder wie in den Tagen des Culturkampfes.

Jetzt hat sich in Wien ein jäher Umschlag zu Gunsten der durch Jahrzehnte drangsalirten Deutschen vorbereitet, und man scheint endlich drüben einzusehen, daß Oesterreich nicht ohne und noch weniger gegen die Deutschen regiert werden kann. Freilich mußte es weit kommen, bis diese Erkenntniß zur energischen Ab- und Umkehr zwang. Der eigensten Initative des Kaisers Franz Josef entsprang die rettende That, welche dem schönen Lande hoffentlich auch den so nothwendigen Völkerfrieden, Beruhigung und Wohlfahrt bringen möge. Ueber die Motive des Umschwunges ist man nur auf Vermuthungen angewiesen. Es ging eben so nicht weiter. Dieser Krieg Aller gegen Alle, der rohe Uebermuth der Tschechen, die volksverrätherische Ränkesucht der deutschen Clericalen, all die Verhetzungen und Brunnenvergiftungen — das ganze Reich drohte ja aus einander zu fallen. Aber wenn auch ein gewissenloser Graf Thun und seinesgleichen noch etwas länger nach Taaffe's Vorbild hätte „fortwursteln" können, die in Mitleidenschaft gezogene ungarische Reichshälfte mußte schon zur Selbsterhaltung auf einen Wechsel in der cisleithanischen Politik dringen. Nicht minder schwer mag für den Kaiser Franz Josef die schon in Frage gestellte Großmachtstellung in die Waagschale gefallen sein. Als nach unserer Besetzung von Kiautschau auch andere Nationen sich zur Theilung Chinas meldeten, da ging ein Hohngelächter durch die ganze Welt, als die Wiener und Pester Blätter von der Abenteuerlust des Grafen Goluchowski sprachen und für den kranken Mann an der Donau ebenfalls ein Stück China beanspruchten. Noch schlimmer als dieser Heiterkeitserfolg war die Wirkung der Thun'schen Repressalienrede gegen den preußischen Bundesgenossen und Minister Kaizl's Spott über das abgespielte Clavier des Dreibundes, welche Dreistigkeiten in Berlin nicht wenig verschnupften. Ja, man darf sagen, daß nach solchen Provocationen und angesichts der systematischen Slawisirung der österreichischen Armee hier sehr wenig Lust mehr vorhanden war, den Bund zu erneuern. Und diese Lebensfrage für Oesterreich, der gefährdete Dreibund, ist denn wohl auch der Hauptgrund für den jähen Eingriff des Kaisers Franz Josef in das staatsauflösende Treiben seiner Minister. Daß auch die Wiener Beichtväterpartei, von der Bismarck in seinen Erinnerungen spricht, ihren noch wie zu Wallenstein's Zeiten mächtigen Einfluß spielen ließ, ist gleichfalls behauptet worden. Sicher ist, trotz aller Ableugnungen, daß die „Los von Rom"-Bewegung den clericalen Häuptern mächtig in die Glieder gefahren ist. Wir hatten im letzten Frühling Gelegenheit, mit einigen Lehrern und Schülern des österreichischen Collegiums in Rom zu sprechen, die sich allabendlich im Colosseum zu einer Erholungsstunde einfinden. Diese leider der Heimath entfremdeten und doch in deutscher Liebe an ihr hängenden jungen Cleriker meinten zwar lächelnd, die ketzerische Bewegung sei ihrer Kirche nur willkommen, denn dabei würden alle unsicheren und faulen Elemente ausgestoßen, aber man sah es ihnen an, daß sie nicht ohne ernste Besorg-

niß waren. Auch von anderer clericaler Seite wurde uns dies bestätigt. Der Gedanke also, daß die Beichtväterpartei dem Kaiser gleichfalls zum Frieden mit den Deutschen rieth, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Ein Rückblick auf die evangelische Bewegung in Oesterreich ist demnach zeitgemäß. Sie begann (von älteren Bewegungen abgesehen) am 10. und 11. December 1897 in Wien, wo der cand. med. Födisch und der stud. med. Rakus unter dem brausenden Jubel von 4000 Studenten den Kampfesruf „Los von Rom!" erhoben. 1898 machte die Bewegung Fortschritte, die Zahl der Uebergetretenen ging indeß erst 1899 in die Tausende. Bis zum letzten Juni waren über 10000 Personen aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten, darunter 7000 bis 8000 zum Protestantismus, 1200 bis 1500 zum Altkatholizismus. Die Uebrigen wurden confessionslos. Nach einer anderen Statistik traten bis zum 31. März 1899 in 211 Orten, besonders in Böhmen, 2602 Personen zum Protestantismus über. In der Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1899 betrug die Zahl der Uebertritte in Wien nach dem dortigen Oberkirchenrath 3449 Personen. Das würde für ein ganzes Jahr 6898, fast 7000 Personen ergeben. Eine solche Zahl ist selbst für eine Großstadt beträchtlich. Im Durchschnitt der drei Jahre 1895—97 betrug die Zahl der Uebertritte nur 656. Sie ist also 1899 auf mehr als das Fünffache gestiegen. Der Durchschnitt betrug in den genannten drei Jahren pro Semester: in Böhmen 1436, in Niederösterreich 1359, in Oberösterreich 185, in Mähren und Schlesien 383. Die Uebertritte dauern noch fort. In einer Woche traten z. B. Ende August und Anfang September in Teplitz 14, in Komotau 20 Personen über. In Turn traten 300 Personen zum Protestantismus über. Im laufenden Jahre traten 1194 Personen zum Altkatholizismus über. Er hat jetzt 11 Geistliche und 15000 Bekenner (und Bekennerinnen). An der Universität Bern giebt es bereits eine altkatholische theologische Facultät (neben der evangelischen). In den 1890 er Jahren, zum Theil erst 1899, sind in Wien, Böhmen, Steiermark und anderswo viele Personen zum Altkatholicismus übergetreten. Gleichwohl glauben wir nicht an seine Zukunft. Er ist ein Werk der Halbheit, wie ja auch sein Begründer, der gelehrte Döllinger, nur „ein Halber" im Strauß'schen Sinne war. Früher oder später wird er doch wieder in der römischen Mutterkirche einmünden, denn den einzig logischen Schritt, den Uebertritt zum Protestantismus, werden die altkatholischen Päpstlein nach Kräften zu verhindern suchen. Man hat mit Recht gesagt, wenn die evangelische Bewegung in Oesterreich siege, so werde sie auch nach Schlesien, Sachsen, Bayern, der Schweiz ꝛc. hinübergreifen. In der Rheinpfalz traten bereits nach Zeitungsnachrichten 1899 viele Katholiken zum Protestantismus über. Damit hängt es wohl zusammen, daß die wieder im clericalen Fahrwasser schwimmende bayrische Regierung nun auch Maßregeln gegen die Bewegung ergriff. Als der bekannte Pfarrer Bräunlich am 14. April 1899 in München in einer Versammlung des Evangelischen Bundes sprach und ähnlich wie Macaulay, Cobden, E. de Laveleye, Gladstone, Bluntschli, Canovas del Castillo und Andere das augenfällige Fortschreiten der protestantischen, Zurückbleiben der römisch-katholischen Völker ꝛc. berührte, da wurde er beim Staatsanwalt angezeigt, indes wurde die Klage vom Landgericht und, am 18. August 1899, vom Münchener Oberlandesgericht zurückgezogen.

Franz Spirago, Professor der katholischen Religion in Trautenau (vermuthlich an der Oberrealschule oder Lehrerbildungsanstalt) richtete im September ein Schreiben an Dr. Kathreiner, den Obmann der Katholischen Volkspartei. Er tadelt darin, vom katholischen und deutschen Standpunkte aus, in sehr scharfen Worten die Haltung der erwähnten Partei in der Sprachenfrage. Diese Haltung sei eine Hauptursache der evangelischen Bewegung. Viele Ultramontane und sogar einzelne Protestanten werfen ihr in der That vor, sie sei politisch nicht religiös. Als ob das Eine das Andere ausschlösse! Luther war z. B. eine tief religiöse Natur, einer der frömmsten Menschen, die jemals gelebt haben. Das hinderte ihn aber nicht, ein guter deutscher Patriot zu sein, mit feurigen Worten gegen den Geldabfluß nach Rom und ähnliche Dinge zu donnern. Ein anderer Einwand geht dahin, der Ruf „Los von Rom!" bedeute zugleich „Los von Oesterreich!", d. h. zum Deutschen Reiche. In Wirklichkeit entstand die Bewegung hauptsächlich dadurch, daß viele deutsche Katholiken nur tschechische oder slowenische Priester haben konnten. Aehnlich drohten südösterreichische Italiener zum Protestantismus überzutreten, wenn man ihnen nicht Priester ihrer Nationalität gebe. Sie hatten nämlich slawische Priester. Diese Drohung scheint geholfen zu haben. Der Fürstbischof Cardinal G. Kopp von Breslau verordnete jüngst die Heranbildung deutscher Priester für den österreichischen Theil seiner Diöcese. Dies Priesterseminar nimmt indeß auch Tschechen auf, die wohl bald die Mehrheit der Zöglinge ausmachen werden. Es wird also wohl Alles beim Alten bleiben oder — noch schlimmer werden.

Wir Reichsdeutschen haben nicht ohne Verwunderung diese evangelische Bewegung in Oesterreich werden sehen, und doch hat sie für den Geschichtskundigen nichts Erstaunliches. Die vielen und großen Nachtheile, welche die Gegenreformation für Oesterreich gebracht hat, sind oft hervorgehoben worden, auch von namhaften Oesterreichern, z. B. von Grillparzer. Sogar H. Leo sprach 1866 von der österreichischen, d. h. ultramontanen, „Geistessteifigkeit". Nach dem päpstlichen Nuntius Aleander waren 1521 neun Zehntel der Deutschen lutherisch gesinnt. Nach Ranke nahm Karl's V. Schwester Isabella, die Gemahlin König Christian's II. von Dänemark, 1524 in Nürnberg das lutherische Abendmahl. 1522 predigte der Protestant Paul Speratus in der Stephanskirche in Wien. Nach Lamprecht nahm Maximilian II. am Morgen seines Krönungstages 1562 in Frankfurt am Main unter heimlichem Dispens des Papstes das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Er hatte einen lutherischen Hofprediger. Der Kaiser und sein Bruder Karl waren um 1560 im Begriff, Protestanten zu werden. Der Letztgenannte wurde 1564 als Karl II. Herzog von Steiermark, Kärnten und Krain. Gewöhnlich wird Ferdinand II. als der Haupturheber der österreichischen Gegenreformation betrachtet, aber die Hauptarbeit war bereits von dem Vater des Kaisers, dem erwähnten Herzog Karl II., gethan worden. Der Herzog handelte dabei unter jesuitischen und bayerischen, wittelsbachischen Einflüssen. Seine Base und Gemahlin, die bayerische, eifrig katholische Prinzessin Maria, war ihm an Thatkraft überlegen. Böhmen war vor der Gegenreformation zu vier Fünfteln protestantisch. Auch in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark ꝛc. gab es viele Evangelische. Die böhmischen Güterconfiscationen von 1620 waren eine Hauptursache der dortigen Latifundienbildung, denn die Güter der protestantischen Adelsfamilien fielen umsonst, oder für Spottpreise an Katholiken, zum Theil an ausländische Emporkömmlinge. Diese Confiscationen werden heutzutage selbst von manchen Katholiken, sogar von Jesuiten, mißbilligt. Oesterreich wurde gegen die protestantische, überhaupt gegen die moderne Cultur abgesperrt. Die normale Entwickelung des sog. Land- oder Kleinadels und des Bürgerthums wurde verhindert. Infolge dessen fehlte den Magnaten jene Concurrenz, welche nothwendig ist, um so manche Glieder dieser Classe und anderer Stände vor dem Fehler der Trägheit, des Pseudoconservatismus, der Reaction zu bewahren. Schon Napoleon I. bezeichnete die Uebermacht von circa 50 Magnatenfamilien als den Grundschaden Oesterreichs. Es war damals nach Napoleon stets um eine Schlacht und um eine Idee zurück. Bei Königgrätz siegten nicht bloß der Protestantismus und der Schulmeister, sondern auch der Landadel und das Bürgerthum Preußens über das österreichische Magnatenthum. Wenn 1519 ein in Deutschland erzogener Habsburger

Kaiser geworden wäre, so hätte die Geschichte Europas eine andere Wendung genommen. Ganz Deutschland und ganz Oesterreich-Ungarn wären heute protestantisch. Luther dachte wohl an etwas Aehnliches, als er Karl V. als das „jung-edele Blut von Oesterreich" bezeichnete. Wenn Oesterreich von 1519 an nicht den Protestantismus, Deutschland und Italien bekämpft, nicht wegen der Lombardei Krieg geführt, sondern seine Kraft donauabwärts gewandt hätte, so wären Südwestrußland, Rumänien, Serbien, Monastir und Saloniki heute österreichisch, längst germanisirt. Es scheint actenmäßig festzustehen, daß die Westmächte zur Zeit des Krimkrieges Oesterreich für den Verzicht auf Lombardo-Venetien zu Gunsten Sardiniens den Besitz der Donaufürstenthümer anboten, und daß dies Anerbieten abgelehnt wurde.

Als nun die österreichische Regierung immer schärfer gegen die Bewegung vorging und auch einige Reichsdeutsche, die sie für evangelische Proselytenmacher hielt, einfach auswies, da entstand bei uns eine sehr energische Gegenagitation. Im vergangenen Juli erschien in einer Anzahl hervorragender Zeitungen ein „Aufruf zur Unterstützung der evangelischen Bewegung in Oesterreich". Zu den zahlreichen Unterzeichnern gehörten Theologen, Juristen und andere Notabeln, darunter 4 Grafen, 2 Freiherren, verschiedene andere Adelige. Unter den Juristen befanden sich der Leipziger Professor R. Sohm, 1 Landgerichtspräsident, 2 Landgerichtsdirectoren, 3 Landgerichtsräthe, andere Richter und hervorragende Rechtsanwälte. Der Aufruf trat auch für die schwer bedrohten, verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Oesterreicher ein. Auch der bekannte Leipziger Docent Dr. Karl Walcker ergreift jetzt das Wort in einer Brochure „Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse" (Göttingen, Fr. Wunder) und macht folgenden Vorschlag: „Die Zeiten der Folterkammern, der Daumschrauben, der Ketzerverbrennungen, der Autodafé's, des Sanbenito und der Carocha, der französischen und österreichischen Dragonaden, der Liechtenstein-Dragoner sind vorüber. Das Zeitalter mächtiger nationaler und internationaler Rechtsschutzvereine hat begonnen. Ein Versuch dieser Art war und ist die 1845 in Schottland geftiftete Evangelical Alliance, Evangelische Allianz, nicht zu verwechseln mit dem 1886 in Erfurt geftifteten Evangelischen Bunde. Die Allianz hat, so zu sagen, Fiasko gemacht; indeß hauptsächlich weil sie allen protestantischen Religionsgemeinschaften ein gemeinsames Glaubensbekenntniß aufzwingen wollte, noch dazu im Sinne der veralteten, schottisch-englischen Theologie des 16. Jahrhunderts. Wenn man den gesunden Kern der Allianz-Idee wieder aufnehmen wollte, so müßte man etwa folgendermaßen vorgehen: Der Name könnte lauten: Internationaler Rechtsschutzverein der Evangelischen (oder: der Protestanten). Der Verein ließe jeden Protestanten und Nichtprotestanten nach seiner Façon selig werden. Er gestattete allen ehrenhaften Evangelischen den Zutritt, ausgenommen solchen, welche sich in Widerspruch mit nothwendigen Staatseinrichtungen setzen. Es giebt z. B. in Rußland, Ungarn ꝛc. Secten, welche den Kriegsdienst, den Eid, angeblich sogar das Steuerzahlen, verwerfen. Geschützt werden alle Protestanten, welche um ihres Glaubens willen von Nichtprotestanten verfolgt werden. Es wäre unlogisch, unpolitisch, wenn der Verein sich in Disciplinarprocesse mischen wollte, die von evangelischen Kirchenbehörden gegen evangelische aufgeklärte oder orthodoxe Geistliche wegen angeblicher Heterodoxien, oder aus anderen Gründen angestrengt werden. Protestanten sind auch zu schützen, wenn sie aus Religionshaß fälschlich eines gemeinen Verbrechens beschuldigt werden. Man denke z. B. an J. Calas. In den Vereinigten Staaten giebt es bereits zum Schutze der Protestanten gegen den Ultramontanismus eine American Protective Association (abgekürzt A. P. A.) Es giebt auch eine ähnliche Canadian, Australian und Britannic Protective Association. Eine formellrechtliche internationale Verbindung dieser Associationen mit dem Evangelischen Bunde wäre vielleicht schwierig oder unmöglich; aber ein formloses, ungezwungenes, freundschaftliches Zusammengehen bezüglicher amerikanischer, englischer, deutscher und anderer Vereine wäre eher möglich, recht wirksam; ähnlich wie Preußen und Rußland die polnischen Dissidenten schützten, und wie die Botschafter und Consuln der Großmächte in der Türkei, wohl auch in China, identische Noten zum Schutze der Christen überreichen." Und Walcker stellt folgende Forderungen zum Schutze der evangelischen Bewegung auf: Die Aufhebung der Bestimmung, daß Minderjährige nicht mit ihren Eltern von einer Confession zur anderen übertreten dürfen. Die Zulassung der evangelisch-theologischen Facultät in den Verband der Universität Wien. Die Zulassung evangelischer Geistlichen aus dem deutschen Reiche, Ungarn ꝛc., sei es auch mit nachfolgender Naturalisation. Volle Rede-, Preß-, Versammlungs-, Vereins- und Uebertritts-Freiheit. Strenge Bestrafung aller Beamten und Nichtbeamten, die sich etwa Ungehöriges gegen die Protestanten heraus nehmen. Die Ueberweisung katholischer Kirchen an die Protestanten, wenn ganze Gemeinden übertreten. Solche Ueberweisungen kamen zur Zeit der Reformation in Deutschland und anderswo unzählige Mal vor. Wenn ein Theil der Gemeindemitglieder, z B. die Hälfte, oder ein Drittel übertritt, so haben sie ein Recht auf den entsprechenden Theil des Kirchenvermögens. Die Förderung von Uebertritten unter den nicht deutschen Nationalitäten Oesterreich-Ungarns. Die Berliner Mitglieder des Evangelischen Bundes hielten unlängst eine Versammlung ab, wobei der Architekt von Stralendorff die Protestantifirung der Tschechen empfahl. Wenn dieselbe erreicht wäre, so würde das Verhältniß der Tschechen zu den Deutschen sofort viel besser werden, der nationale Frieden und das Reichsinteresse würden mächtig gefördert werden. Aehnliches würde von Uebertritten der Slowenen, Polen, Ruthenen, Rumänen ꝛc. gelten. Ein großer Theil der Magyaren, einschließlich des Adels, ist schon heute protestantisch; es giebt bereits altkatholische Tschechen, ferner protestantische Tschechen und Slowaken. Auch auf sein altes Postulat, das er schon in der „Gegenwart" vertheidigt, kommt Walcker zurück: eins der Hauptmittel zur Hebung der militärischen, wirthschaftlichen, finanziellen und politischen Macht des Donaureiches sieht er in der Zolleinigung mit dem deutschen Reiche. In Oesterreich stellten die deutsche Volkspartei, die deutsche Fortschrittspartei, die verfassungstreuen Großgrundbesitzer und die christlich-sociale Partei im Mai 1899 ein gemeinsames Programm auf; im achten Punkte desselben wird ebenfalls eine Art Zolleinigung mit dem deutschen Reiche (und anderen Ländern) verlangt. Die Reichsdeutschen können aber nach Walker darauf nur eingehen, wenn die deutschen und protestantischen Interessen in Oesterreich wie in Ungarn nach Gebühr berücksichtigt werden. In der Politik der deutschen Centrumspartei spielen sogenannte Paritätsforderungen bekanntlich eine große Rolle. Folglich wären diese Partei und ihre österreichischen Gesinnungsgenossen verpflichtet, die Paritätsforderungen der österreichischen Protestanten moralisch zu unterstützen. Man braucht aber nur die Stellungnahme der „Germania" und der Kölnischen Volkszeitung gegen die „Los von Rom-Bewegung" zu beobachten, um zu wissen, daß das Centrum auch in dieser Sache die Parität nur für sich, aber nicht für Andere verlangt. Bestehen wir also einstweilen auf unserem guten Recht und warten wir ab, ob die deutschfreundliche Wendung in Oesterreich anhält und auch die evangelische Bewegung hindernd oder fördernd beeinflußt.

Die Haftung der Motorfahrzeuge.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Als vornehmste Aufgabe der gesetzgebenden Körperschaften muß erkannt werden, das geschriebene Recht der ausgebildeten Verkehrssitte anzupassen, also Beide in möglichst genaue Ueber-

einstimmung zu bringen. Und deßhalb kann das Rad der Gesetzgebung auch niemals stille stehen. Denn unabänderlich werden neue Gesichtspunkte hervortreten und neue Einrichtungen geschaffen werden, welchen Rechnung getragen werden muß, sei es, weil sie des gesetzgeberischen Schutzes benöthigt sind, oder weil das Gemeinwesen oder der einzelne Staatsbürger eines Schutzes gegen Benachtheiligung durch sie bedarf. Letzteres trifft vornehmlich hinsichtlich der heutigen öffentlichen, vom Reiche, dem Staate oder von Privatpersonen als Unternehmer betriebenen Verkehrsanstalten zu, welche seit Verwendung der maschinellen Kraft als Betriebsmittel bisher unbekannte Gefahren hervorriefen und die bekannten in ihrer Folgeschwere erhöhten.

Bald nach Eröffnung der ersten Eisenbahn wurde das Bedürfniß erkannt, sowohl den Eisenbahnunternehmen einen Schutz gegen Verkehrsstörungen durch andere zu gewähren, andererseits deren Haftung für die aus dem Betriebe entspringenden Schädigungen zu erweitern. Auf der ersteren Erwägung beruhten die Strafregeln der §§ 315 und 316 des Strafgesetzbuches, welche diejenigen strafbedrohen, die vorsätzlich oder fahrlässig Handlungen begehen, durch welche der Betrieb einer Eisenbahn gefährdet wird. Aus der letzteren ging das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 hervor, nach dessen § 1 der Betriebsunternehmer für den daraus entspringenden Schaden haftet, wenn bei dem Betriebe einer Eisenbahn ein Mensch getödtet oder körperlich verletzt wird, sofern er nicht beweist, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Getödteten oder Verletzten verursacht ist. Beide Rechtsregeln stehen mithin gewissermaßen in einem engeren inneren Zusammenhange zu einander und ergänzen sich gegenseitig. Denn das Haftpflichtgesetz verändert die allgemeingeltenden Rechtsgrundsätze über die Vertretung der wirthschaftlichen Folgen des außervertraglichen Verschuldens den Eisenbahnbetriebsunternehmern gegenüber darin, daß die Rechtsvermuthung aufgestellt wird, es sei ein eingetretener Unfall auf den Eisenbahnbetrieb ursachlich zurückzuführen, infolge dessen der Betriebsunternehmer aus seiner Eintrittsverbindlichkeit dafür nur befreit wird, wenn und insoweit er höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Beschädigten bei Entstehen des Unfalles oder bei Abwendung seiner Folgen nachzuweisen vermag, wogegen bei der sonstigen privatrechtlichen Schadenersatzverbindlichkeit der Beschädigte denjenigen, welchen er zum Ersatze heranziehen will, den Nachweis erbringen muß, daß das Verhalten desselben die Schädigung verursachte und ihn kein eigenes zusammentreffendes Mitverschulden bei deren Entstehen oder bei der Abwehr ihrer Folgen zur Last fällt. Wegen dieser erweiterten vermögensrechtlichen Haftung mußte dem Eisenbahnbetriebe aber auch ein nachdrücklicher Schutz gegen die durch Dritte herbeigeführten Betriebsstörungen verschafft werden, und diesen sollen die Strafvorschriften sichern.

Die Vollbahnen, welche zur Zeit des Erlasses der vorangestellten Rechtsregeln als neue Verkehrsmittel bekannt waren, bewegen sich auf ihrem eigenen Bahnkörper. Und dieser Umstand ließ sowohl deren Haftpflicht als auch Strafandrohungen für Betriebsstörungen in einem milderen Licht erscheinen. Allein seit Entstehen und Ausbildung der auf öffentlichen Verkehrsstraßen sich bewegenden Straßenbahnen erscheinen beide nicht mehr der ausgebildeten Verkehrssitte und dem Zeitverhältniß entsprechend. Das Schutzbedürfniß sowohl der Straßenbahnunternehmer als auch der sonstigen Straßenverkehrenden ist ein völlig verändertes geworden. In Sonderheit wird der sonstige Fuhrbetrieb auf den öffentlichen Verkehrsstraßen durch die Strafvorschrift des § 316 für fahrlässige Gefährdung des Straßenbahnbetriebes ungebührlich belaste, aber auch der Straßenbahnunternehmer durch die ihm zugemuthete Eintrittsverbindlichkeit selbst für die durch Dritte herbeigeführten, jedoch in einem mittelbaren Zusammenhange zu dem Bahnbetriebe stehenden schädigenden Ereignisse zu arg in Mitleidenschaft gezogen. Und doch hat die Rechtsprechung des Reichsgerichtes sich zu den Rechtsgrundsätzen bekannt, daß die Haftpflicht der Eisenbahnen und der Schutz des Eisenbahnbetriebes gegen Betriebsstörungen auch auf die bei Erlaß der Vorschriften noch wenig bekannten und verschwindend gering betriebenen Straßenbahnen Anwendung finden müsse, weil ein Regierungscommissar auf die von Seiten eines Abgeordneten gestellten Fragen, wie es denn mit den Straßenbahnen gehalten werden solle, die Erklärung abgab, daß solche selbstverständlich den gleichen Grundsätzen unterstellt wären.

Die gewaltige Ausbildung, welche das Straßenbahnnetz inzwischen gefunden, hat jedoch zu der Erkenntniß geführt, daß beide Rechtsgrundsätze dem Zeitgeiste und der Verkehrssitte nicht mehr entsprechen und ein ganz anderes Schutzbedürfniß der Straßenbahnen und der Straßenverkehrenden gesetzliche Anerkennung gebieterisch fordere. Es ist mit dem sonstigen Straßenverkehre völlig unvereinbar, wegen jedes an sich auch noch so leichten Zusammenstoßes mit einem durch elementare Kraft getriebenen Straßenbahnwagen den leichtfahrlässigen Straßenverkehrenden einer Gefängnißstrafe zu unterwerfen, aber ebenso widersinnig, den Straßenbahnunternehmer für die Folgen einer Verletzung haftpflichtig zu erklären, welche einem ihrer Fahrgäste oder einem sonstigen Straßengänger dadurch zugefügt wurde, daß in Folge eines auf Verschulden des Wagenführers eines anderen Gefährtes herbeigeführten Zusammenstoßes er zu Schaden kam. Erfahrungsgemäß und statistisch nachweisbar pflegen nämlich die Führer von Lastfahrzeugen absichtlich Zusammenstöße mit Straßenbahnwagen herbeizuführen, in Sonderheit dann, wenn sie bei Letzteren eine nachgesuchte Anstellung nicht erhielten oder aus einer solchen enthoben werden mußten. Noch zahlreicher sind die Unfälle darauf zurückführbar, daß ein anderes Gefährt den Weg in einem Zeitpunkte kreuzte, als ein Straßenbahnwagen in solcher Nähe war, daß er nicht mehr vorüber konnte, oder daß ein solches verbotswidrig die Gleisanlage benutzend plötzlich anhielt und dadurch Anlaß zum Anprall des nachfolgenden Straßenbahnwagens bot. Den nichtrechtskundigen Staatsbürgern bleibt es aber unverständlich, weßhalb den durch dasselbe schädigende Ereigniß verletzten Personen eine Schadloshaltung gewährt oder vorenthalten wird, je nachdem, ob sie innerhalb eines Straßenbahnwagens oder eines anderen Fahrzeuges, etwa eines Omnibusses, sich befanden als der Schadensfall eintrat. Noch unverständlicher bleibt ihnen aber der Zusammenhang uns der Rechtsgrund, weßhalb von z. B. zwei Radfahrern, von denen jeder mit einem Straßenbahnwagen karambolirte, der eine straffrei blieb, der andere straffällig wurde und zwar lediglich wegen des zufälligen Umstandes, daß dort thierische hier elementare als Betriebskraft eingestellt war. Nach dieser Richtung hin Abhülfe zu schaffen, also die Strafgefahr abzuschwächen, bemüht sich der Verband deutscher Lohnfuhrunternehmer; allein deßhalb bisher mit ungünstige Erfolge, weil er die rechtliche Seite verkennend den unrichtigen Weg einschlägt. In gleicher Weise sich aus der Haftpflicht zu entlasten wäre eine naheliegende Aufgabe des Verbandes der deutschen Straßenbahnen, welcher dieser sich bisher jedoch nicht unterzog, vielleicht, weil er den Wald vor Bäumen nicht sah oder auch seinerseits nur auf rein technische Fragen Werth legte und die wirthschaftlichen und rechtlichen nicht gebührend berücksichtigte.

In dem Straßenverkehre, in Sonderheit der Großstädte, zeigt in neuerer Zeit sich aber ein ganz verändertes Bild, welches hervorgerufen wird durch die in weiterem Umfange eingestellte mechanische Kraft an Stelle der thierischen als Betriebskraft für Beförderungsmittel. Von den durch Personen in Bewegung gesetzten Zwei- und Dreirädern ganz abgesehen, welche für die Straßengänger stets lästig, aber auch dann gefahrvoll werden können, wenn des Fahrens unkundige oder leichtfertige oder die Folgen ihrer Handlungen noch nicht erkennende Personen sich ihrer bedienen, sind es die in aller Gestalt sich zeigenden Motorfahrzeuge, welche ein Schutzbedürfniß der Straßengänger und der sonstigen auf den

öffentlichen Straßen verkehrenden Fahrzeuge gebieterisch fordern. In Folge des erheblichen Wagengewichtes, der gesteigerten Schnelligkeit in ihrer Fortbewegung, können sie leicht Anlaß zu Zusammenstößen mit anderen Fahrzeugen und zu sonstigen schädigenden Ereignissen werden, deren Umfang und Folgenschwere unabsehbar ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im Vorjahre in Berlin ein Automobilgefährt in Folge des Umstandes durchging, weil dessen davon herabgestiegener Führer einem Bekannten den Mechanismus erklären wollte, wobei Letzterer versehentlich einen Hebel in seiner Lage veränderte und dadurch das führerlose Gefährt in Bewegung setzte, welches in rascher Gangart seinen Lauf so lange fortsetzte, bis es durch ein sich ihm entgegenstellendes beladenes Lastfuhrwerk zum Fallen gebracht wurde. Im laufenden Jahre führte ein durch Benzin getriebener Motorwagen einen folgenschweren Unfall herbei, weil dessen Führer einem Prellstein auf der Chaussee zu nahe kam, in Folge dessen der im Kessel befindliche Benzin sich entzündete, wodurch ein Fahrgast völlig verbrannte, die übrigen schwer verletzt wurden. Derartige schädigende Ereignisse gänzlich unmöglich zu machen, wird niemals den gesetzgeberischen Körperschaften gelingen. Allein ihnen fällt die Aufgabe zu, der Wiederholung möglichst vorzubeugen, die schädlichen Wirkungen abzuschwächen, in Sonderheit aber die wirthschaftlichen Folgen Derjenigen schadlos zu halten, welche unverschuldet dadurch zu Schaden kamen. Die Rechtsregeln des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens in den §§ 823 ff. reichen hierzu eben so wenig aus, wie die durch Art. 42 des Einführungsgesetzes dazu geänderte Haftpflicht. Es werden vielmehr neue, den neugeschaffenen Verkehrseinrichtungen und den durch sie geschaffenen oder sie bedrohenden Gefahren entsprechende Vorschriften erforderlich. In Erkenntniß dessen wurde in der 2. Plenarsitzung des 24. deutschen Juristentages zu Posen am 14. September v. Js. meinerseits beantragt, die Frage: „Empfiehlt sich, und in welchem Umfange, die Ausdehnung der Haftpflicht auf Fahrzeuge, welche unabhängig von Schienensträngen auf öffentlichen Straßen durch elementare Kraft bewegt werden?“ für die nächstfolgende Tagung gehörig vorzubereiten. Die ständige Deputation desselben erachtete gleichfalls zwar die Erörterung für wünschenswerth, fürchtete jedoch, daß die zur Zeit noch fehlenden Erfahrungen die Gefahr eines voreiligen, die praktischen Bedürfnisse nicht genügend berücksichtigenden Beschlusses hervorrufen möchten und nahm deßhalb davon Abstand. Dieser Beschluß darf angesichts der Thatsache nicht Wunder nehmen, daß solche Deputationen überwiegend aus Universitätsprofessoren zusammengesetzt sind und nur der Cathederweisheit Rechnung tragen, welche in Auffindung dogmatischer Principien ihre Hauptaufgabe findet, aber nur verschwindend für Fragen des praktischen Lebens Interesse und Verständniß zu haben pflegen. Den Letzteren Geltung zu verschaffen ist das unstreitige Verdienst der Fachpresse. Und ihr fällt es deßhalb auch zu, durch Darlegung ihrer Anschauungen die gegentheiligen Ansichten herauszufordern und auf diese Weise zur Klärung socialpolitischer Probleme beizutragen.

Wer sich vergegenwärtigt, daß die durch elementare Kraft getriebenen Fahrzeuge wegen der geschaffenen Möglichkeit einer schnelleren Gangart trotz größerer Belastung mindestens die gleiche Eintrittsgefahr und Folgenschwere für schädigende Ereignisse bieten, als die Eisenbahnen und die nach dieser Richtung hin denselben gleichgewürdigten Kleinbahnen und Straßenbahnen, der wird sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß auch diese der Haftpflicht in dem Umfange des Gesetzes vom 7. Juni 1871 unterworfen werden, um das durch sie gefährdete andere Fahrzeug und die Straßengänger gegen die durch solche erlittenen vermögensrechtlichen Nachtheile schadlos zu halten. Ja, es ist bei ihnen die Eintrittsgefahr sogar eine noch größere, weil die Straßenbahnen an das Schienengleis gebunden, die Motorfahrzeuge aber von letzterem frei sind. Der Straßengänger hat bei ersteren eine solche nur zu besorgen, so lange er im Banne der Gleisanlage sich befindet, bei letzteren aber an jeder Stelle der Straße. Die durch die Bewegung auf den Schienen erzielbare leichtere Fortbewegung und schwerere Aufhaltsmöglichkeit kann deßhalb weniger in das Gewicht fallen, weil überwiegend auch die Motorfahrzeuge sich nur solcher Straßenzüge zu bedienen pflegen, welche einen festen Untergrund und eine glatte Oberdecke haben, wie dies bei Asphaltpflaster zutrifft, also eine übergroße Reibung nicht bedingen. In Folge dessen ist das Mindeste, was ihnen gegenüber gefordert werden muß, daß sie nur durch solche Personen geleitet werden dürfen, welche den Befähigungsnachweis für Bedienen des Mechanismus geführt haben, und welche sich im Vollbesitze der körperlichen und geistigen, für ihren Beruf unentbehrlichen Eigenschaften, d. h. eines sicheren Blickes, eines kaltblütigen Wesens, eines besonnenen und ruhigen Handelns befinden. Die Bedienung derselben darf also nur Personen anvertraut werden, welche von der Polizei als befähigt hierzu erprobt und verstattet sind. Und ebenso muß den Motorfahrzeugen gegenüber die Rechtsvermuthung platzgreifen, daß ein in ursachlichem Zusammenhange zu ihnen stehendes Ereigniß durch sie verursacht ist, also dem Beschädigten der Nachweis des Verschuldens des Führers an dem schädigenden Ereignisse erspart bleiben, auch dessen Anspruch nur verwirkt werden muß, wenn ihn selbst ein schuldhaftes Verhalten bei Entstehen oder bei Abwendung bezw. Abschwächung der Unfallsfolgen trifft.

Literatur und Kunst.

„Unsere beliebteste Schriftstellerin.“

Von Richard Wulckow.

Unsere Zeitungen, von den größten bis herab zu den kleinsten Provinzblättchen bringen gegenwärtig Reclamen für eine illustrirte Lieferungsausgabe der Romane und Novellen von Nataly von Eschstruth, deren erste Folge in 75 Lieferungen oder 11 Bänden vom Verlage angekündigt wird. Dieser Reclame wird der Satz vorausgeschickt, daß N. v. Eschstruth vom „Deutschen Schriftstellerverband für die beliebteste deutsche Schriftstellerin erklärt wurde“ und dazu bemerkt, daß sich die hochgeschätzte Schriftstellerin einen glänzenderen Beweis für ihre Beliebtheit gewiß nicht hätte wünschen können. Nachdem dann die „ungetrübte Reinheit“ der Romane gepriesen worden, wird noch bemerkt, daß einer der letzten derselben „Jung gefreit“ von der „öffentlichen Kritik“ eine „Bibel für die heranwachsende weibliche Generation genannt wurde.“ Wenn der Verleger darauf rechnet, daß diese Marktreclamen ihre Wirkung thun werden, so mag er ganz richtig calculiren, denn der Geschmack des „lesenden“ Publicums — doch „das steht in einem anderen Buch und ist ein wunderlich Capitel!“ Aber man wird doch recht ernst gestimmt, wenn man öfters prüfende Blicke wirft auf die bunten Producte neuerer Romanliteratur, mit denen die weiten Spalten unserer zahlreichen periodisch erscheinenden Zeitschriften gefüllt werden und die dann später „in Buchform“ besonders erscheinen. Hat man erst seine tüchtige Portion Ingrimm über solche Sudelei heruntergewürgt und dann als „lyrisches Intermezzo“ eine aus Wehmuth und Schadenfreude zusammengesetzte Betrachtung über unser Lesepublicum überwunden, dann kommt man freilich sehr oft zu einem ganz reellen humoristischen Genuß, der nur noch zeitweise durch ein freudloses Auflachen unterbrochen wird. Aber dieser Humor hat seinen sehr bitteren Nebengeschmack und legt die Erwägung nahe, ob nicht das bitterböse Wort eine tiefere Begründung hat, das kürzlich der hervorragende deutsch-amerikanische Journalist Eduard Leyh in seinem in Baltimore erscheinenden „Deutschen Correspondent“ ausgesprochen hat: „Der Deutsche Parnaß wird heute von einem schreibtollen Literaturpöbel beherrscht.“ Ob und aus

welchem Grunde der „Deutsche Schriftstellerverband“ Frau Nataly v. Eschstruth für die beliebteste deutsche Schriftstellerin erklärt hat, lasse ich hier außer Betracht, da es für eine kritische Würdigung der Schriftstellerin völlig unerheblich ist; ich weiß aber, daß viele vortreffliche und urtheilsfähige Schriftsteller, die nicht zum „Verbande“ gehören, sie keineswegs zu den ernstlich in Betracht kommenden deutschen Schriftstellerinnen zählen, sondern sie für eine geschmacklose Vielschreiberin halten, die nur durch ihre ganz eigenartige schablonenhafte Mache bei der großen kritiklosen Masse „Würdigung“ finden und auf sie eine Wirkung üben kann. Ich selbst habe bei dem mannigfaltigen und reichlichen Lesestoff, der durch meine Hände geht, naturgemäß zu verschiedenen Zeiten die „Werke“ unserer „beliebtesten Schriftstellerin“ verfolgt und mich ihrer Lectüre wieder und immer wieder gewidmet, weil ich gern meine zuerst gewonnenen ungünstigen Eindrücke verwischen und zu einem freundlicheren Urtheil kommen wollte. Mir ist dies trotz meines heißen Bemühens nicht geglückt und ich habe gelobt, eine Arbeit von N. v. Eschstruth nicht mehr in die Hand zu nehmen, obwohl ich weiß, daß ich mir damit manchen Genuß entziehe, den mir ihre Werke früher geboten haben. Denn ich bin beim Lesen derselben oft so vergnügt geworden, wie bei einer besonders gelungenen Nummer des „Kladderadatsch“ oder des „Ulk“. So fiel mir vor längerer Zeit einmal „eine Hofgeschichte“ in die Hand mit dem idyllisch klingenden Namen „Das Gänseliesel“, die mich in die beste Stimmung versetzte und es mir nahe legte, mir einige charakteristische Stilblüthen zu gelegentlicher Erheiterung zu notiren. Um aber von dieser wunderlichen Kost nicht allzuviel in mich aufzunehmen, war ich so vorsichtig, nach einem gemessenen Stündchen das Buch wegzulegen und die fernere Entwickelung der „Hofgeschichte“ auf sich beruhen zu lassen. Wahrscheinlich „kriegen sie sich“, auch wenn die Aussichten einstweilen ungünstig waren; neugierig war ich jedenfalls nicht geworden, da ich mich nicht in die Geschichte der Liebenden vertiefen, sondern nur formalistische Studien machen wollte.

Wenn ich nun heute als kleinen Beitrag zum bevorstehenden 25jährigen „Dichterjubiläum“ etwas von meinen damaligen Notizen an's Licht bringe, so geschieht das nur aus dem Grunde, weil ich diese kleinen Proben für besonders geeignet halte, die Schreibweise unserer „Dichterin“ zu charakterisiren und in die rechte Beleuchtung zu rücken. Was man hier findet, das findet man in jedem echten „Eschstruth“ — Uebertreibung, Schablone, Unnatur!

Die wichtige Frage nach dem Unterschied zwischen Urbild und Abbild, zwischen Natur und Kunst, der unsere hervorragenden Romanschriftsteller mehr als je beschäftigt, ist an unsere naive Künstlerin noch nicht herangetreten; ihre künstlerischen Anschauungen sind von ästhetischen Reflexionen noch nicht getrübt worden. Ob es richtiger ist, bei dem Roman nach einem idealisirten Abbild des Lebens zu streben oder der Natur möglichst nahe zu kommen, ist ihr durchaus gleichgiltig, wenn's nur hübsch „klingt“. „Aus ihrem Innern nimmt sie kühn der Dinge Maaß“ — freilich nicht ohne sich an bekannte, wenn auch nicht gerade an berühmte Muster anzulehnen und zwar recht fest anzulehnen. Ich stelle mir die Genesis der dichterischen Laufbahn und der „Hofgeschichte“ bei unserer Autorin so vor: Die Lorbeeren von Emile Erhard („Die Rose vom Haff“) ließen sie nicht schlafen; auch sie wollte eine „Hofgeschichte“ schreiben, — „denn auf die Menge wirkt das viel“ — und sie schrieb sie. Nun aber ließ ein tückischer Dämon in das herbeigeholte Gewand von Emile Erhard plötzlich Fräulein Marlitt hineinfahren und zwar die Marlitt in ihrer ungünstigsten Gestalt, mit ihren verzerrten und verschminkten Charakteren, mit allen ihren Schrullen und Verschrobenheiten, mit ihren „berühmten“ kumulativen Naturschilderungen, bei denen bekanntlich immer alles Mögliche *zusammen* geschieht, was nach dem natürlichen Verlauf der Dinge nimmer zusammenkommen kann, und vor Allem, was mit dem Vorgange, mit der Situation nicht in der leisesten Beziehung steht. Die Schilderung ist ein ganz willkürliches Ornamentstück, auf Augenblickswirkung berechnet, das aus dem vorhandenen Material (wahrscheinlich ein Zettelkasten, nach den Jahreszeiten geordnet) herausgegriffen wird. Wenn man bei unseren Meistern der Erzählung, bei Gottfried Keller, P. Heyse, G. Freytag, Hans Hopfen, Frau Ebner von Eschenbach seine ehrliche Freude daran hat, daß sie von der Schilderung von Naturscenen und Naturvorgängen nur den keuschesten Gebrauch machen, und mit feinem Empfinden nur das zeichnen, was das Gespräch, die Situation, das Geschehniß gewissermaßen symbolisch wiederspiegelt, so daß ähnlich wie bei einem schönen lyrischen Gedicht, sich aus dem Naturbild und der Erzählung die Stimmung wie von selbst ergiebt, so kann man bei dem plumpen unmotivirten Zugreifen der Pfuscher höchstens die Unverfrorenheit bewundern, mit der sie ganz bewußt und berechnet bei jeder Gelegenheit, nach jedem, auch dem trivialsten Geschwätz oder unbedeutenstem Vorgange eine Pause machen, in die Vorrathskammer ihrer „Naturschilderungen“ greifen und das hervorgeholte obligate „Schmuckstück“ mit Behagen dem eben Erzählten ankleben. So schwärmt unsere Muse: „Juni war es, die Rosen blühten; die Luft schien zu zittern, so heiß und klar war sie; und versuchte es der Wind, die träge Schwinge zu rühren, so trug er nur schwüle Duftwogen herzu, deren süßer Athem ihn selbst berauschte; darum sank er kraftlos hernieder und regte sich nicht mehr!“ Eine zweite Probe: „Wie ein geheimnißvolles Wallen und Wogen zog es in früher Morgenstunde um die Bergformen, glitzerte wie stäubender Regenthau (!) über den dunkeln Wäldern und lagerte wie über Nacht hervorgezauberte Seen in den Tiefen und Thalbecken des Gebirgskranzes.“ Nämlich das „es“. Aber dann geht es weiter: „Mit majestätischen Schwingen zog ein Raubvogel seine Kreise durch die würzige Luft, weit von blumigen Matten trug das Echo einen Jodler herüber, und dazwischen summte es wie ferne Glocken, sang und klang es feierlichen Morgengruß von der Stiftskirche in die duftige Frühe hinaus.“ „Herrlich! etwas dunkel zwar, aber 's klingt recht wunderbar!“ würde der biedere Pedro in der „Preziosa“ sagen. Nun wendet sich die Schilderung dem Irdischen zu: „Goldlack und Tulpen, Lawendel und Herzblumen lachten auf den nachbarlichen Rabatten unter Johannis- und Himbeersträuchern hervor, Salatköpfe und Levkojen, Petersilie und lange Schwertlilien standen in bester Eintracht nebeneinander, und über den warm glitzernden (!) Kiesweg krochen die Schnecken, rannten schmucke Goldkäfer, tanzten tausend zarte Flügel durcheinander.“ Dieser gewaltige, wüst zusammengestoppelte Apparat, der nur auf die Zeilenmasse berechnet zu sein scheint, war der Verfasserin aber noch keineswegs genügend, denn sie giebt uns noch den folgenden Gallimathias zu kosten, bei dem sich die mannigfachsten Ingredienzien zu „Naturschilderungen“ in buntester Reihe zusammenfinden: „Farbige Fliegen blitzern wie neckische Koboldseelen (!) kreuz und quer durch Germer- und Kuckucksblumen, die bläulichen Libellen zitterten unter Enzian und Aurikeln, Rhododendron und Kohlröschen, und zwischendurch raschelte geheimnißvoll die Eidechse, sonnte sich die Natter auf dem gluthathmigen (!) Fels. Vogelstimmen zwitscherten durch die Stille, kurzes, behagliches Blöken tönte . . .“

Ich darf bei diesen unglaublich klingenden Proben von „deskriptiver Poesie“ vielleicht daran erinnern, daß meine Citate wörtlich und buchstäblich dem Original entsprechen, auch muß ich bemerken, daß nicht etwa die „Hofgeschichte“ allein diese ungeheuerlichen Schilderungen der uns umgebenden Natur enthält, sondern daß sämmtliche Romane der beliebtesten deutschen Schriftstellerin mit ihnen angefüllt sind. Jene sinnige Vereinigung des botanischen und zoologischen Milieus ist ihr charakteristisches Kennzeichen, das sich überall in er-

müdender und abstoßender Weise bemerkbar macht. Man sieht, daß die Phantasie der Dame durch keine knechtische Beobachtung der wirklichen Naturbilder in ihrer zügellosen Freiheit gehemmt wird; ihr inneres Schauen kehrt sich nicht an die in der wirklichen Natur aufgenommenen Bilder, sondern bestreitet alle Unkosten aus dem Eigenen.

Auch in der Wiedergabe architektonischer Bilder hat unsere Dichterin eine äußerst glückliche Hand, besonders hat sie es auf möglichste Veranschaulichung abgesehen, was ja an sich sehr lobenswerth ist. Da ist z. B. von einem „Hof" die Rede, „auf welchen die Front des Schlosses seit langen, langen Jahren schon mit demselben deprimirten, grau in grau spielenden Angesicht herniederschaute, griesgrämig und mit hohlen Fensteraugen, wie ein alter Mann, welchem der viereckige, kurze und massiv plumpe Thurm mit dem grünlich schillernden Knauf wie eine Morgenmütze schief auf's Ohr gedrückt war." Hat man da nicht sofort eine ganz klare Anschauung? — —

Unbestritten aber ist unsere Dichterin vorbildlich in der knappen und präcisen Darstellung der Verhältnisse, des Umgangstons, des ganzen Gebahrens in der Cavalierwelt. Bisweilen wird man durch die Einfachheit der Mittel geradezu verblüfft, mit denen die geniale Dame zu charakterisiren versteht. Officiere und Cavaliere werden einfach dadurch als solche abgestempelt, daß ihnen ab und zu im Gespräch eine französische Vocabel in den Mund gelegt wird, als da sind: pardon, grace à Dieu, mille diables u. A. Diese Methode hat schon deßhalb etwas sehr Empfehlenswerthes, da die wenigen Vocabeln alle leicht verständlich sind; schwierige Exemplare sind selten. Einmal freilich sagt der eine Cavalier zum andern: „Man sieht, wie wenig Hindernissen du bis jetzt, excepté im Steeple-Chase, auf deinem Lebenswege begegnet bist." Ist dieses excepté nicht köstlich? Einem alten biedern Landmann ist als Erkennungsmarke die Redensart: „immer schlank weg" gegeben und so verwendet er sie, so oft er auftritt. Aber mit Recht hielt unsere Autorin diese Charakteristik nicht für wirksam und durchschlagend genug und so hing sie ihm in ihrer künstlerischen Weisheit eine zweite Redensart an den Hals, die uns von dem Manne eine völlig concrete klare Vorstellung giebt. „Das ist eine Donnerwetter'sche Geschichte", sagt er. Nun ist sofort seine Geradheit („schlank weg") und seine männliche Kraft und Urwüchsigkeit scharf charakterisirt, die letztere durch das kraftvolle, aber etwas ungewöhnliche Adjectivum „Donnerwetterisch", das sich die Herausgeber des Grimm'schen Wörterbuches für die nächste neue Auflage unweigerlich werden buchen müssen. Nun werden unsere freundlichen Leser und besonders die Leserinnen auch erfahren, wie kindlich-weibliche Naivetät charakterisirt wird und zwar bei der Heldin unserer Hofgeschichte, dem „Gänseliesel."

„Aber, Fräulein, sind Sie gar nicht um Ihren reizenden Teint besorgt? So fragte Graf X. und neigte sich mit dunkeln Augen zu der jungen Dame nieder." (Das läßt, beiläufig gesagt, vermuthen, daß Graf X. für bestimmte Gelegenheiten noch über eine zweite Garnitur Augen, wahrscheinlich blauer, zu verfügen hat.) Nun antwortet das naive Fräulein: „Teint? Ah so, Sie meinen, ob ich keine Angst vor Sommersprossen habe. Nein, gar nicht, obwohl ich sie nicht hübsch finde. Pastors Gretchen hat einen ganzen Sattel auf der Nase." Im Uebrigen benutzt das Landfräulein einige abgegriffene plattdeutsche Wendungen und mit dieser Ausstattung ist ihre herzrührende Einfalt und Naivetät auf's Unumstößlichste dargethan. Wir sind bei der Heldin der Hofgeschichte angelangt und werden nun der Darstellungskunst der Verfasserin die gebührenden Ehren zu erweisen haben, da dieselbe schon hier zu achtunggebietender Höhe aufragt. Den höchsten Gipfel erreicht sie freilich erst bei der Schilderung der Hofgesellschaft selbst, — „doch ich will nicht vorgreifen." Die Heldin wird uns in folgender Weise vorgestellt: „Sie rückte mit kräftigen Armen das Heu in den Schatten eines Ebereschenbaumes, welcher mit vielen anderen laubigen Collegen die waldfreie Seite der Chaussee säumte, bereitete sich einen nicht gerade raffinirt majestätischen, aber doch einen herrlich duftenden Königsthron und zog mit einem Seufzer der Erleichterung den Hut von den Haaren, um ihn recht fürstlich undankbar gleich dem Mohren, der seine Schuldigkeit gethan, in die tiefste Tiefe des Grabens zu schleudern." So ist nun durch ein frauenhaftes, grammatisches Versehen das naive Fräulein zum „Mohren" geworden, und doch sollte es, denke ich, der Hut sein. Aber über solche kleinen Scherze wollen wir nicht rechten, denn nun kommt der große Augenblick, (Moment wollte ich eigentlich sagen, da aber die Verfasserin auf jeder Seite ihres Opus das echt dichterische Wort „momentan" wenigstens zweimal braucht, so habe ich mir das Wort „Moment" abgewöhnt) wo uns die Kleine nach berühmten Mustern gezeichnet wird. Man höre: „Schelmerei und Muthwillen blitzten die dunkelblauen Kinderaugen unter schwarzen, langgeschweiften (!) Wimpern, schlugen sich voll auf in naivem, neugierig forschendem Staunen und verschleierten schüchtern den Blick lautester Herzensgüte, gleich dem keuschen Blumenkelch, welcher vor unberufener Hand die Blättlein schließt, um nicht zu zeigen, wie reich und schön er ist." (Aber er weiß es doch! Anm. des Verf.) „Kind und Jungfrau stritten sich noch um die Seele dieses Blickes." (!) Inzwischen „fand sie Zeit, die saftigen Grashalmen zwischen den Zähnen zu zermalmen", (während sie Goethe's Gedichte liest) „als aber Seite um Seite umflog und die Augen immer größer und verständnißloser wurden, als die Gedichte nicht nach der Qualität, sondern nach der Quantität verschlungen wurden, da standen auch die kleinen Perlzähne still und ihre Besitzerin fand geistige Nahrung so überreich, daß die vegetarianischen Genüsse zu entbehren waren."

Haben Sie das nach sorgfältigem zweimaligen Lesen verstanden, verehrter Leser und Leserin? Mir war es nicht vergönnt, in diese Tiefe einzudringen, gestatte mir aber, den ganzen Passus für absoluten Unsinn zu erklären. Später finden wir das naive „Gänseliesel" plötzlich (ganz à la Marlitt und frei nach Bellachini „ohne jedem Apparate") zur vollkommenen hocheleganten Salondame umgewandelt und da schaut sie denn nun freilich anders aus als auf „dem duftenden Königsthron." „Ein dunkles, sehr elegantes Kleid fällt in weichen Falten von ihren Hüften, spannt sich knapp um die schlanke, außerordentlich graziöse Figur und schließt mit goldener Stickerei hoch an dem Hals. Die letzten Reflexe eines rothen Abendhimmels spielen auf dem blonden, sehr modern und kleidsam frisirten und von weichen duftigen Stirnlöckchen umgitterten Köpfchen. Der Schnee fällt dichter draußen ꝛc. ꝛc. —" nach bekannter Vorschrift. Daß es mit dem Schnee bei den leuchtenden Abendstrahlen doch seine gewissen Schwierigkeiten hat, stört unsere Dichterin nicht im Mindesten; sie rechnet eben auf völlige Gedankenlosigkeit der geneigten Leser. Es ist selbstverständlich, daß die so verwandelte Naive auch „an den Hof" kommt, denn sie sich in ihrer Eigenschaft als altadeliges Fräulein und Tochter eines Kammerherren (das ist der „Donnerwetter'sche") schon früher einmal genaht und mit ihrem plumpen bäuerischen Kostüm ein klägliches Fiasko erlitten hat. Die Scharte wird glänzend ausgewetzt; das bespöttelte, ja verhöhnte „Gänseliesel" wird natürlich die am meisten bewunderte und gefeierte Schönheit. Anders geht es nun einmal in den „Dichtungen" der Frau Nataly v. Knobelsdorff-Brenkenhoff geb. v. Eschstruth nicht an.

Der Schilderung des Hofes und seiner Festlichkeiten gegenüber befinden wir uns in einiger Verlegenheit, da wir leider nie Gelegenheit hatten, mit eigenen Augen all' den märchenhaften Prunk und Glanz zu schauen. Nach dem Bericht unserer Verfasserin muß es aber wirklich sehr schön sein. Zunächst „donnerten die Wagen über die Asphaltplatten" — ja ja, so steht es da: es „donnert" trotz der

Asphaltplatten, die doch eben das „Donnern" verhindern sollen. Und nun schauen wir in all' dem Glanz „das gazeduftige Rieseln (gazeduftig ist gut!) der langhin wogenden Schleppen, die aristokratischen, tief dekolletirten Nacken, die lächelnden, strahlenden, träumenden, lockenden, zauberischen Augensterne der reizenden Frauen." Dann kommen die Cavaliere an die Reihe, die Waffenröcke, die Fracks und das andere dazu gehörige Brimborium — vergessen wird nichts. „Da prahlten die langen Ordensreihen auf der Brust ihrer verdienstvollen Vertreter(!), renommirten die Kammerherrenschlüssel und blitzten die goldenen Tressen. Alle Distinction, alle Eleganz, Noblesse und Schönheit schienen hier zu leuchtendem Banner verwoben, welches die Göttin Fortuna mit jauchzendem Evviva über dem Thronhimmel des Herrscherpaares entrollte." (!) In diesem Stile geht es weiter — doch halt, ein kleines Pröbchen muß ich doch noch bieten. Von einer Hofdame heißt es: „Ganz zarter, silberdurchschwommener grüner Crèpe rieselte wie Meerwasser an ihrer hohen Gestalt zu langer Schleppe nieder" — — Und nun noch ein Schlußwörtlein vom „Hof" selbst, von der Prinzessin X., dem Prinzen Y. und dem Hofstaate, damit wir durch den Mund einer competenten, romanschreibenden adligen Dame authentisch erfahren, wie in jenen Kreisen, die auf den höchsten Höhen des Lebens wandeln, verkehrt und gesprochen wird. Prinzessin X. will „Boot fahren" und hat dem Adjutant O. Auftrag gegeben, ein solches zu bestellen. Der Prinz hat keine rechte Lust und sagt zur erlauchten Schwester: „Du bist rein wie verdreht mit Deiner Wassermanie." Aber sie setzt es durch und die Fahrt soll beginnen. „O", so klingt es von den Lippen der holdseligen Prinzessin, „sperren sie mal den infamen Köter in die Nebenstube, er ist rein wie toll, wenn ich den Hut aufsetze. Marsch, Titian! will er hierher, zum Donnerwetter noch eins!" Darauf packte Hoheit das Thier selbst energisch beim Nackenfell, zerrte es zum Nebensalon und „nu los, Kinder", sagt sie. Als der Adjutant ihr beim Einsteigen behülflich sein will, bricht ihre gute Erziehung siegreich durch, indem sie sagt: „Der O. reißt sich mal wieder ein Bein aus vor lauter Liebenswürdigkeit. Zurück da, ich kann allein, mon Dieu, ich bin doch keine Katze, die 's Wasser fürchtet." Und gegen die höfliche Einwendung, der Kahn hätte bei unvorsichtigem Einsteigen ja umschlagen können, erwidert die hohe Dame: „Dann hätte ich mich durch Schwimmen gerettet und ihr Andern wäret alle wie die bleiernen Enten versoffen." Als dann unterwegs der Adjutant auf eine von ihm nicht verstandene Frage der Prinzessin replicirt: „Hoheit befehlen?" antwortet sie prompt: „Ich befehle, daß Sie den Mund halten. Ilse (zur Hofdame) stopf' ihn doch mit einem Bonbon." Als sie aber auf der Fahrt schreiben will und kein Material hat, zieht der Adjutant sein Notizbuch heraus und überreicht es der Prinzessin. „Darf ich ein Blatt herausreißen?" fragt diese und nimmt Papier und Bleistift. „Lecken Sie etwa auch an der Bleispitze?" fragt sie dann vorsichtig, ehe sie selbst das Manöver ausführte. Und ganz unmittelbar nach dieser ebenso geschmackvollen wie anmuthigen Scene wird in den Zettelkasten der Naturschilderungen gegriffen und losgelegt, wie folgt: „In den Zweigen flüsterte und rauschte es, der Wind hob seine Schwingen; rothe Sonnengluth brannte auf den Bergen und um die schroffen Felszinken kreiste ein Weih', eng und enger zog er seine Kreise, dann schoß er jählings nieder. Der König der Lüfte gedachte eines kleinen armen Unterthans." Man könnte mir nun den Einwand machen: ja, warum soll denn die Prinzessin sich auf Reisen nicht der Hofetiquette entledigen und mit ihrer Umgebung frisch und zwanglos reden wie ihr der Schnabel gewachsen ist? Um Vergebung, schöne Vertheidigerin! Erstens finde ich, daß dieser Ton nicht frisch und zwanglos ist, sondern stark nach Stall und Caserne duftet, und zweitens zeigt sich Hoheit auch da, wo die strengere Hofsitte unter allen Umständen respektirt werden müßte, also bei Cour und Festlichkeiten, in aller ihrer — Fesselloſigkeit. Hören Sie gütigst zu. Bei dem Hoffeste nimmt sie einem Cavalier den Fächer aus der Hand mit den Worten: „Her damit, den brauche ich selber bei der Pökelhitze!" und setzt ihn so in Bewegung, „daß die Chenillefranzen ihrer Corsage hoch aufwogten." Und nun begrüßt sie das zum ersten Male bei Hofe erscheinende „Gänseliesel", das bisher still und einsam auf der heimischen Hufe gesessen hat, mit den unsterblichen Worten: „Auf so einer Landquetsche muß es ja rein zum Schimmeligwerden sein." Inzwischen hat sich der fürstliche Bruder das Monocle aufgesetzt und sagt im Anschauen der jungen Landdame in lautem Tone: „Nicht so übel, aber an dem Kranz können sich drei Kühe satt fressen." Ueber diesen „Witz" lachten die Umstehenden schallend auf, das junge Mädchen hatte aber die Worte gar nicht auf sich bezogen Und nun genug dieser traurigen Stilproben „unserer beliebtesten Schriftstellerin". Ich wiederhole, daß sie nicht mühsam ausgesucht, sondern aufs Gerathewohl hergenommen sind, daß also das gesammte Schriftthum unserer Autorin sich in den Formen der gebotenen Proben bewegt. Wenn der Leser einige Seiten aus irgend einem Roman der Frau v. Eschstruth liest, z. B. „Stern des Glücks" oder „In Ungnade" oder aus irgend einem anderen, so wird er meine Behauptung bestätigt finden; im „Stern des Glücks" finden sich nach meinem Geschmack noch stärkere Sachen als im „Gänseliesel".

Jeder Schriftsteller hat eine ernste Mission zu erfüllen, sei es, daß er auf dem Gebiete der Wissenschaft, sei es, daß er auf dem Gebiete der Belletristik thätig ist. Der Letztere hat die Aufgabe, in angenehmer Form zu unterhalten, dabei aber nicht nur den Geschmack zu bilden, sondern auch auf Herz und Gemüth zwanglos und unauffällig einzuwirken. Wer ausschließlich auf das Lesebedürfniß der Ungebildeten speculirt, unwahrscheinliche und unmögliche Charaktere, Vorgänge und Situationen zur Darstellung bringt und den harmlosen Leser durch den bloßen Klingklang tönender Worte zu bestechen sucht, der ist nicht zu den wirklichen Schriftstellern zu zählen, auch wenn die Reclame mit Posaunenstößen sein Lob verkündet. Sollte also N. v. Eschstruth thatsächlich die „beliebteste Schriftstellerin Deutschlands" sein, d. h. am meisten gelesen werden, so muß sich jedem denkenden, um die geistige Entwickelung des deutschen Volkes besorgten Menschen die Frage aufdrängen, ob wirklich der Geschmack des Lesepublicums, soweit es nicht in den Küchen residirt, so beklagenswerth tief gesunken ist, daß man ihm ohne alle Scheu solche Kost vorsetzen darf, ja daß solche Schreibereien von der Reclame als tadellose und mustergiltige Lectüre der heranwachsenden weiblichen Generation angepriesen werden können? Die Antwort wird kaum zweifelhaft sein können — leider!

Aus dem Archiv der Schillerbühne.

Von Gustav Jansen.

Das Mannheimer Hof- und Nationaltheater, das in diesen Tagen auf 120 Jahre seines Bestehens zurückblickt, verdient den Ehrentitel einer „Schillerbühne". Die ruhmvollste Zeit der Mannheimer Bühne in den ersten fünfzehn Jahren der Dalberg'schen Intendanz, als die Freunde Iffland, Beil und Beck an dem jungen Institut mit begeisterter Einsetzung ihrer ganzen Kraft wirkten, als Dalberg ein Schauspielensemble von vorbildlichem Können schuf, als Schiller's kraftsprühende Erstlingswerke ihre Siegesbahn von der Mannheimer Bühne aus antraten, als sich der Blick aller literarischen Kreise, der Beifall der ganzen deutschen Kunstwelt auf die kurpfälzische Nationalbühne richtete — diese ihre ruhmvollste Zeit lernen wir jetzt so recht wieder kennen und schätzen. Als eine monumentale Jubiläumsschrift läßt

die Stadtgemeinde Mannheim in dem hochangesehenen Verlage von S. Hirzel in Leipzig ein zweibändiges Werk erscheinen: „Archiv und Bibliothek des Großherzogl. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, herausgegeben von Dr. Friedrich Walter", das wir allen Literaturfreunden warm empfehlen können.

Der stolze Name Hof- und Nationaltheater, den die Bühne heute noch führt wie zu Beginn des Jahrhunderts, ist durch die geschichtliche Entwickelung begründet und berechtigt. Als Nationaltheater wurde die Bühne von dem kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor gestiftet, und sie erfüllte ihre Mission, die ihr dieser Fürst im Geiste der pfälzischen Aufklärung zur Verbreitung nationalen Geistes angewiesen hatte. Auch der national-ökonomische Zweck, der bei der Begründung des Mannheimer Theaters in Betracht kam und immer wieder bald von Seiten der Regierung, bald von Seiten der Intendanz hervorgehoben wurde, die Schaffung „einiger Nahrungsbeihülfe" für die Stadt, die durch die Uebersiedelung des Hofes nach München im Jahre 1778 wichtige Einnahmequellen verloren hatte, war in der Geschichte des Theaters von entscheidender Wichtigkeit. Er wurde auch betont, als der badische Hof beim Anfall der rechtsrheinischen Pfalz an Baden 1802 das Mannheimer Theater als zweites Hoftheater neben dem Karlsruher übernahm und subventionirte. Von dieser Zeit an ist der Titel des Mannheimer Theaters: Hof- und Nationaltheater.

Mannheims Theatergeschichte beginnt nicht aber erst 1779 mit der Eröffnung des Nationaltheates. Während des halben Jahrhunderts der kurfürstlichen Hofhaltung in Mannheim hatte die Stadt glänzende Opernaufführungen von europäischem Ruf gesehen, eine französische Komödie war im Schloß eingerichtet, und wandernde deutsche Schauspieltruppen gastirten in Bretterbuden auf dem Markt oder im Rentamtsaale des Kaufhauses. Marchand und Seyler spielten noch vor der Eröffnung des Nationaltheaters in demselben Hause, in das dann Dalberg mit seinen Schauspielern einzog. Die Mannheimer Theatergeschichte bietet also eine reiche Fülle interessanter Momente und hat seit langer Zeit den Blick des Literarhistorikers und des Theatergeschichtschreibers auf sich gelenkt. Eine Durchforschung und theilweise Publicirung der Archivbestände des Mannheimer Theaters ist denn auch schon früher zuweilen erfolgt, aber erst Dr. Walter ist nun der Sache officiell näher getreten. Die Akten aus der Dalberg'schen Zeit, wenigstens aus dem ersten Decennium, sind keineswegs vollständig. Beispielsweise sind von den Regieakten der 80er Jahre nur Bruchstücke erhalten; die Originale der Ausschußprotokolle sind nicht mehr vorhanden; was Martersteig veröffentlicht hat, sind die Reinschriften, die von dem Soufleur und Copisten Trinkle angefertigt wurden. Durch die Unordnung, die mit den Kriegsjahren 1794 und 1795 über den ganzen Theaterbetrieb hereinbrach, mag Vieles verloren gegangen sein, und auch die Unachtsamkeit späterer Jahre hat den Beständen des Archivs viel geschadet. Dalberg hat auch viele Papiere, die das Theater angingen, unter seinen Privatbriefschaften behalten, und so kommt es, daß sich in dem reichen Sammelband von Briefen an Dalberg, den die kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt, sehr viele das Mannheimer Theater betreffende Briefe befinden. Das gilt in erster Linie von den darin erhaltenen Briefen von Schiller, Gotter und Iffland an Dalberg.

Ein directer Gewinn für die Schillerbiographie, den Fernerstehende vielleicht am ersten von dem Archiv des Theaters erwartet hätten, mit dem die Geschichte des jugendlichen Schiller und seiner Werke so enge verknüpft ist, ergiebt sich leider daraus nicht. Von Schiller findet sich überhaupt nichts mehr im Archiv, als ein paar Quittungen, die theilweise sogar ihrer Unterschrift beraubt sind. Während in der neuesten Zeit eine Benützung des Archivs oder der Bibliothek sogar für Berufene mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden war, lagen die Verhältnisse in den 50er und 60er Jahren so, daß die werthvollsten Bestände unberufenen und räuberischen Händen schutzlos preisgegeben waren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesen Jahren manches werthvolle Stück dem Theater entfremdet wurde, das in unbekannten Privatbesitz überging oder später bei irgend einem Antiquar auftauchte. Einer dieser „Forscher", ein Autographensammler niederster Sorte, hat seine Sammelwuth im Theaterarchiv sogar dadurch befriedigt, daß er Unterschriften berühmter Namen aus Akten, Briefen und Quittungen ausschnitt.

In der Bibliothek sind vereinigt die für den Gebrauch des Regisseurs oder des Souffleurs angefertigten Bühnenmanuskripte, sowie die gedruckten Ausgaben derjenigen Stücke, die aufgeführt wurden oder deren Aufführung geplant war, auch solcher, die zur Aufführung eingesandt wurden, ferner Sammelausgaben von Schauspielen, Lustspielen u. s. w., einige historische Werke und verschiedene Schriften, welche das Theater betreffen. Am werthvollsten sind natürlich die geschriebenen Regie- und Soufflierbücher und unter diesen die Bühnenmanuskripte klassischer Werke, die als wichtige Dokumente für die Textgeschichte und Textkritik dieser Dramen in Betracht kommen, wie sich aus Dr. Walter's Besprechung der hervorragendsten dieser Mannheimer Bühnenmanuskripte z. B. der Räuber, des Fiesko, des Götz u. s. w. ergiebt. Wir führen einiges noch heute Interessante daraus an.

Von den Räubern existiren zwei Hauptfassungen, von denen man die eine das „Schauspiel", die andere das „Trauerspiel" zu nennen pflegt. Die erstere Fassung folgt der ersten Ausgabe des Stücks, Frankfurt und Leipzig 1781, sie ist in die meisten Schillerausgaben übergegangen, die letztere ist die von Dalberg veranlaßte Bühnenbearbeitung, worin mehrere Scenen des Schauspiels gestrichen oder zusammengezogen sind. Die wichtigste Abweichung des „Trauerspiels" vom „Schauspiel" betrifft den Schluß. Im Schauspiel erdrosselt sich bekanntlich Franz beim Herannahen der Räuber mit seiner Hutschnur und Schweizer erschießt sich daraufhin, weil er den Befehl seines Hauptmanns nicht erfüllen und ihm Franz nicht lebendig überbringen kann. In der Mannheimer siebenaktigen Bühnenbearbeitung tritt die Katastrophe in anderer Weise ein. Hermann's späteres Verhalten gegen Franz, die heimliche Ernährung des im Thurm gefangen gehaltenen alten Moor ist darin durch eine neue Scene zwischen Hermann und Franz motivirt; Franz findet die Strafe für seine Schandthaten, indem er von Schweizer's „Würgengeln" aufgegriffen, in den Wald vor Karl geschleppt und dann in den Thurm hinabgestoßen wird. Karl opfert Amalie der Bande, indem er sie ersticht. Das vorliegende Manuskript enthält übrigens die von Dalberg verlangte Variante, daß Amalie sich selbst ersticht.

Die Mannheimer Bühnenbearbeitung verfolgte den doppelten Zweck, das Stück bühnengerechter umzugestalten und den revolutionären Grundcharakter zu mildern. Das Letztere wurde, wie bekannt, durch Dalberg's Initiative auch dadurch zu erreichen gesucht, daß die Handlung ins Zeitalter Maximilians verlegt wurde. Das Mannheimer Manuskript ist nun sichtlich bestrebt, mehr noch als die Druckausgabe, den Sturm und Drang in den Räuberscenen durch häufige Anspielungen auf die Zeit Maximilian's und des ewigen Landfriedens zu mildern und den Zeitcharakter des Ganzen zu maskiren. Diese in mannigfacher Beziehung gegenüber der ersten Fassung abgeschwächte, allerdings auch manche Verbesserungen bietende Mannheimer Bearbeitung ist bis heute auf den deutschen Bühnen die gebräuchlichste. Nur vereinzelt wird auf die erste Niederschrift Schiller's und auf das Costum des 18. Jahrhunderts, das allein dem Geist des Ganzen angemessen ist, zurückgegriffen. — Interessant ist auch das Soufflirbuch des „Fiesko" mit des jungen Schiller Bearbeitung; die Bertha-Verrinascenen sind stark geändert in den

zweiten Akt herübergenommen; der zweite Akt beginnt mit der Scene zwischen Fiesko und dem Mohren, weggefallen sind zum Vortheil des Werkes die Scenen Leonores mit Julia und Kalkagno. Ebenso muß gegenüber manchen Verlusten, welche die Charakteristik der Personen in der Bearbeitung beeinträchtigen, die Beseitigung von Leonores Tod im fünften Akt als Verbesserung gelten. Den Mantel des getödteten Gianettino nimmt Bourgognino an sich und eilt damit in Bertha's Gewölbe (neu hinzugekommene Scene): „Dieser Scharlach, noch feucht von Tyrannenblut, wird mein Hochzeitschmuck sein!" Die Hauptänderungen betreffen den fünften Akt und namentlich den Schluß des Dramas. Verrina stürzt Fiesko nicht in's Meer, sondern Fiesko weist großmüthig Krone und Scepter zurück: „Steht auf Genueser! Den Monarchen hab ich euch geschenkt! Umarmt euren glücklichsten Bürger!" Und zu Verrina, der in seiner letzten großen Scene mit Fiesko das Schwert nach diesem gezückt hat, sagt er: „Und mit Drohungen wolltest Du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Gennas Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte — aber Fiesko selbst mußte der Schöpfer sein — (Verrinas' Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?"

Die Schiller'sche Bearbeitung des Nathan wurde 1801 für das Weimarer Theater verfaßt. Es handelte sich dabei nach E. Schmidt hauptsächlich um Kürzungen des Dialogs, da der Nathan für einen normalen Theaterabend viel zu lang ist, und um Beseitigung einiger entbehrlicher Scenen, wie der zwischen Saladin und Sittah im 4. Akt und der des Emir und der Mameluken im 5. Akt. Dazu aber kamen noch Aenderungen innerer Art, über die E. Schmidt folgendermaßen urtheilt: „Schiller beschneidet, natürlich nicht aus religiöser Scheu, einzelne antichristliche Erörterungen, er opfert rücksichtslos bedeutsame Partien der Reden über das Wunder, über Mensch und Engel, er will des Klosterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironischen Ausfall auf die orthodoxe Sündenlehre belasten, streicht aber auch jenes gemüthliche Wort über das Judenthum Christi, modelt — seine schlimmste Aenderung — die sprudelnde Dialektik Al Hafi's um und legt ihm eine Reihe neuer nüchterner Verse in den Mund, die uns ohne nervöse Seitensprünge unterrichten sollen, so wie er, um Saladin zu heben, die Sittah in einem fast plumpen Einschub das Thema der von ihm nicht angetasteten Parabelscene ganz geradezu stellen läßt. Er ist vor Allem bemüht, Recha von ihrem altklugen Philosophiren, dessen bewußte Ruhe den Schöpfer Theklas und Johannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nathans „Arznei" gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Durch Schiller sind also die Mißverständnisse über die „Liebenden" befördert worden. Seine Recha faßt sich im Religionsgespräch mit Daja erheblich kürzer, fragt Curd nicht über den Sinai aus — was doch bei Lessing ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit bekunden soll, unterhält sich mit Sittah nicht über den Schaden der Buchgelehrsamkeit und überspringt die allgemeineren Betrachtungen über Bekehrungseifer, um sogleich die aufregende Scene unter den Ruinen dramatisch zu erzählen u. s. w." Doch genug der Proben.

Merwürdiger Weise war über die glorreichste Zeit des Nationaltheaters nicht auch seine glücklichste. So lange Dalberg sein Amt bekleidete, hatte er sich mit unausgesetzten Calamitäten abzumühen, die eine Folge der finanziellen Abhängigkeit vom Münchener Hofe waren, mit bureaukratischen Quälereien und Intriguen sich herumzuschlagen, die ihn mehr als ein Mal veranlaßten, seine Demission zu verlangen und schließlich auch mit der Ungunst der Zeitverhältnisse, mit der Noth, welche verheerende Kriege und schwere Belagerungen über Mannheim und das pfälzische Land verhängten, und mit den Zahlungsstockungen, die daraus folgten, zu kämpfen. Die Akten des Theaters enthalten die schönsten Beweise, mit welchem Eifer, mit welcher Liebe, mit welcher Energie und welcher Aufopferung sich Dalberg, dessen künstlerische und administrative Bedeutung als Theaterleiter von dem tiefer Blickenden nicht unterschätzt werden kann, immer und immer wieder für die Erhaltung und Rettung seiner Schöpfung verwendete; sie lassen aber auch deutlich erkennen, wie ihm schließlich die schwere Kriegszeit, seine vermehrte Geschäftslast, der Bruch mit Iffland, sowie am Ende der verhängnißvollen neunziger Jahre und am Anfang des trüb und grau anbrechenden neuen Jahrhunderts der schwere Conflict mit dem Director Beck die Lust am Theater und an der Theaterleitung raubte, wie er sich immer mehr zurückzog und schließlich im Jahre 1803 müde und mißmuthig sein Amt in die Hände seines Schwiegersohnes legte.

Dalberg hat die meisten Erlasse, Eingaben und sonstigen Aktenstücke der Intendanz meist selbst verfaßt und eigenhändig entworfen; in allen Details des Theatergeschäfts, selbst den scheinbar geringfügigsten, legte er selbst Hand an, wenigstens in den besten Jahren seiner Amtsführung. Als gegen Ende des Jahrhunderts die drückenden Regierungsgeschäfte fast seine ganze Arbeitskraft absorbirten, mußte er sich allerdings von diesem direkten Eingreifen in die alltäglichen Theatergeschäfte zurückziehen und sie durch die Regisseure und Sekretäre erledigen lassen. Seine Regisseure berichteten schriftlich an ihn, und er resolvirte schriftlich auf dem Rande ihrer Berichte. Infolge dieses ausgedehnten schriftlichen Verkehrs vermehrte sich das Aktenmaterial in der letzten Zeit seiner Amtsführung bedeutend, und Dr. Walter bietet aus der Mitte der neunziger Jahre, also noch aus der Zeit der Iffland'schen Regieführung, dann aber namentlich aus der Zeit der Beck'schen Thätigkeit als Regisseur und Direktor eine Reihe werthvoller Regieberichte, die einen klaren Einblick in den ganzen Theaterbetrieb der damaligen Periode mit allen seinen Sorgen und Zufälligkeiten gewinnen lassen. Daß Dalberg sich allerdings auch manchmal bei der Beurtheilung neuer Stücke irrte, beweist sein folgendes Rescript: „Wenn man Schillers ganzen Wallenstein gelesen hat und der mannigfaltigen Situationen sich lebhaft noch erinnert, welche dies werk dem Gedächtniße zurückläßt, kann man wohl mehr in diesem schauspiele nicht wieder finden, alß eine unvollendete Darstellung des Helden und der personen, welche um und mit ihm, sein leben hindurch, weben und handeln. Deßen ohngeachtet läßt sich bestimmt nicht voraus angeben, ob und inwiefern es auf der Bühne gut und fleißig dargestellt, gefallen kann und wird. Ohne vorherigen Versuch mögte ich es nicht geradezu kaufen." Dies schiefe Urtheil befremdet sehr bei einem Manne, dessen Erfahrung als Theaterleiter doch nicht ein Werk von der Bedeutung des Wallenstein hätte verkennen dürfen. Dalberg führte den Wallenstein nicht auf, denn erst 1807/8 erschien die Trilogie zum ersten Mal auf der Mannheimer Bühne. Gleichwohl urtheilt Dr. Walter sehr richtig: „Einen Theaterleiter, wie er war, hat das Mannheimer Theater nicht wieder gefunden, so oft auch der Ruf: „Ist kein Dalberg da?" erschallte, einen Theaterleiter, der mit seiner hohen Stellung bei Hofe und in der Staatsverwaltung für die künstlerischen und administrativen Aufgaben des Theaterbetriebs ein hohes literarisches Verständniß und die Fähigkeit selbstständiger künstlerischer Initiative verband. Er, der als Oberappellationsgerichts-Präsident und Obersilberkämmerling und später in badischer Zeit als Oberstthofmeister und Staatsminister unter den obersten Hof- und Regierungschargen figurirte, der einer der ersten und berühmtesten Familien des Reiches angehörte, widmete sich der dornenvollen Aufgabe eines Bühnenleiters mit einer Liebe und Sorgfalt, mit einer warmblüthigen Hingabe, über die wir staunen müßten, wenn wir nicht aus allen den schriftlichen Documenten seiner Theaterleitung den Eindruck bekämen, daß er, der hochgestellte Aristokrat, der Hofcavalier und Regierungsbeamte, gerade in der Leitung und Emporbringung des Mann-

heimer Theaters die Hauptaufgabe seines Lebens, sein Lebenswerk erblickte. Die Art, wie er mit seinen Schauspielern gesellschaftlich verkehrte und ihre sociale Stellung besserte, wie er häufig den Proben beiwohnte, um das künstlerische Niveau derselben zu heben, wie er die Schauspieler in den Ausschußversammlungen zur Lösung der speciellen und allgemeinen Theaterfragen herbeizog, wie er an ihren Leistungen bessernde Kritik übte, war charakteristisch für diese Blüthezeit des aristokratischen Intendantenthums. Dalberg hat Schiller die Wege zur Bühne geebnet, und wie man auch über sein Benehmen gegenüber dem flüchtigen Schiller denken mag, sein Verständniß für das ungewöhnlich Neue, das in den Räubern und in Kabale und Liebe lag, der Wagemuth, mit dem er diese von revolutionärem Geist erfüllten Sturm- und Drangwerke auf eine Hofbühne brachte, verdient unsere Bewunderung. Er war nicht frei von menschlichen Schwächen. Mit seiner Theatermüdigkeit nahm auch seine Reizbarkeit und eine gewisse mißtrauische Verschlossenheit zu, die den Conflict mit Iffland und mit Beck verschärfte. Aber unser Blick darf bei der Beurtheilung seiner Persönlichkeit auf derartigen Schwächen nicht haften bleiben, denn das Bild seines Charakters und seines künstlerischen Strebens und Wirkens enthält eine Fülle schöner und hervorragender Züge, vor denen jene Schattenseiten fast ganz verschwinden." Es war der größte Schmerz seines Lebens, daß noch unter seiner Leitung die Glanzzeit des Mannheimer Theaters zu Grabe getragen wurde. Die ökonomischen Grundlagen seines Baues, bei dessen Aufrichtung er aus seinem eigenen Vermögen beigesteuert hatte, wurden immer morscher und unsicherer, von den künstlerischen Capazitäten wurde ihm eine nach der anderen entrissen. Er konnte den Verfall seines Werkes nicht mehr aufhalten. Bereits mit ihm hatte sich die Zeit der aristokratischen Intendanz in Mannheim überlebt. Und wenn sie trotzdem noch über ein Menschenalter weiter bestand, so war darin auch das rastlose Fortschreiten des Zerfalls der Schillerbühne begründet. Es war nicht nur der Fluch der Epigonenarbeit, der auf seinen aristokratischen Nachfolgern lastete, sondern zum großen Theil auch der Fluch der Unfähigkeit, theils auf künstlerischem, theils auf administrativem Gebiete.

Als 1813/14 das Theater in Folge des allgemeinen wirthschaftlichen Nothstandes und seiner auf's Aergste zerrütteten Finanzverhältnisse der Auflösung nahe war, tauchte der Gedanke auf, die Stadtgemeinde zu den Kosten der Erhaltung des Mannheimer Theaters durch Octroiauflagen heranzuziehen. Dieser Gedanke einer Nahrungsmittelsteuer zu Gunsten des Theaters wurde als zweckmäßig erkannt und durchgeführt. Hieraus entwickelte sich eine directe finanzielle Unterstützung des Theaters durch Uebernahme von Schulden und durch städtische Zuschüsse, die in Folge der gesteigerten Anforderungen an den ganzen Theaterbetrieb immer höher stiegen. Es war das erste Mal, daß eine deutsche Stadt für die Erhaltung und Förderung ihres Theaters im communalen und künstlerischen Interesse beträchtliche pecuniäre Opfer aus Gemeindemitteln brachte, und Mannheim ist, wie schon Devrient in seiner Geschichte der Schauspielkunst hervorhebt, die erste Stadt gewesen, die eine derartige schwere finanzielle Last auf sich nahm.

Im April 1839 trat das Mannheimer Theater in eine neue Periode seiner Geschichte ein, es war die zweite, die Periode der bürgerlichen Selbstverwaltung, die der Periode der aristokratischen Intendanz folgte und in Form einer Comitéregierung etwas über ein halbes Jahrhundert bestand. Und der Historiograph der Schillerbühne schließt: „Opferbereiter Bürgersinn war es, der die fürstliche Schöpfung aufrecht erhielt und wieder emporbrachte, und er wird sich ihr auch fernerhin nicht entziehen. Denn es giebt wenige Städte, in denen ein so reges Interesse für alles, was Theater heißt, für Kunst und Künstler herrscht wie gerade in Mannheim. Mannheim hat allen Grund, stolz auf die Vergangenheit seines ruhmreichen Theaters zu sein; aber die Zeit ist längst vorbei, wo man unthätig von dem großen Namen zehrte, unthätig im Erinnerungstraum der Schiller- und Dalbergzeit die Gegenwart vergaß. Man ruht nicht mehr aus auf der ruhmreichen Tradition wie zur Zeit der Dalberg'schen Epigonen, sondern fühlt die Pflicht und die Kraft zu selbstständigen neuen Thaten."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nur ein Modell.

Von Franz Hercseg.

Es war einer jener Spätherbsttage, wo im Schatten schon Reifkrystalle blinken, die Sonnenstrahlen aber noch ihre wärmende Kraft besitzen. Auf dem großen, kahlen Friedhof stand eine schwarze, stumme Menschengruppe um ein offenes Grab. Fast alles Männer, meist Künstler und Journalisten. Der Priester hatte sein Gebet schon beendet. Ein glattrasirter junger Mann brach sich Bahn bis zum Grabe und begann eine Rede. Nur Wenige kannten ihn. Er sprach mit arg falschem Pathos, aber die weiche Stimme that doch ihre Wirkung, und Mancher zog sein Taschentuch. Bau aber, der langbärtige Bau, der bisher mit stumpfer Verzweiflung in die schwarze Grube gestarrt, brach in lautes Schluchzen aus und weinte wie ein Kind . . . Auch das nahm ein Ende. Einige junge Leute gingen bei Seite, um ein neues Grabdenkmal zu bekriteln, die übrigen schritten durch das knisternde Laub der langen Platanenallee langsam dem Ausgange zu.

Bau wurde von einem Freunde zum Fiaker geführt. Als er schon drinn saß, eilte ihm ein junger Journalist nach und schüttelte ihm beide Hände. „Ich hatte noch keine Gelegenheit . . . mein herzlichstes Beileid . . ."

„Meine arme Lida!" flüsterte Bau schluchzend. „Sie war nur ein Modell, aber gut, schön und rein, wie ein Engel." Dabei sah er seinen neben ihm sitzenden Freund mit hochgezogenen Brauen und fast einfältigem Ausdruck an, als ob er ihn zum Zeugen seiner Wahrheit anrufen wollte.

„Lida war ein Engel," bestätigte der Freund bewegt.

— — — Ich will nun erzählen, wer sie war.

Zur Zeit, als es Bau sehr schlecht ging, war er heruntergekommen, wie es nur ein Künstler kann. Seine Bilder wurden von den Ausstellungen zurückgewiesen, die Kritik verhöhnte ihn und er selbst begann auch an seinem Talente zu zweifeln. Diese Trostlosigkeit machte die Flügel seines Genies schlaff. Er hörte auf zu arbeiten, nahm an nichts mehr inneren Antheil, vernachlässigte sein Aeußeres und ging umher wie ein Menschenfeind. Als ihm das Geld ausging, lebte er wochenlang von Kaffee, den ihm die Kellner creditirten. Um die Vorwürfe seiner ungeduldigen Wirthin nicht hören zu müssen, verbrachte er oft die Nächte auf den Bänken der öffentlichen Gärten wie ein Landstreicher. Wenn seine Mutter, die in einem Provinzstädtchen wohnte, das Elend ihres Sohnes hätte sehen können, den sie in seiner Kindheit so gehätschelt und selbst vor jedem Lufthauch bewahrt hatte, sie hätte sich gewiß beide Augen ausgeweint.

Eines Tages betrat Lida sein Atelier. Im Polkaschritt, lustig wie immer. Sie entsetzte sich über die gräuliche Unordnung, lief hinaus zur Wirthin und kam mit einem Besen zurück. Trillernd stäubte sie die an den Wänden hängenden Skizzen ab und stöberte dabei auch in den unter dem Bette herumliegenden Studien herum. „Du Narr!" rief sie aus. „Hast nichts zu essen, da aber liegt das Geld gleich haufenweise."

Sie trug ein Paar Studienblätter zum Kunsthändler und auf dem Rückwege kaufte sie Eßwaaren und Tabak ein. Dann kochte sie Thee, braunte sich eine Cigarette an und blies den Rauch Bau in's Gesicht.

„Was willst Du noch hier?" fragte der Maler.

„Ich kann Dich doch nicht verhungern lassen?"

Das ganze Künstlervolk kannte Lida, von den Professoren an bis zu den jungen Klexern. Niemand wußte, woher sie gekommen war, es mußte aber ziemlich tief sein, denn sie war wunderbar anspruchslos, immer wohlgemuth und ein wenig ungezogen. Eines Tages erschien sie auf der Künstlerkneipe mit einem Blumenkörbchen in der Hand, die schlanke Gestalt hin- und herwiegend und ihre weißen Zähne zeigend. Wer ihr gefiel, den duzte sie; zu den Zudringlichen war sie sackgrob. Die Künstler rissen sich um das schöne Modell, und von diesem Tage an gehörte auch sie, wie so viele räthselhafte Wesen, zum Hausrath der Ateliers.

Lida blieb bei Bau. „Warum malst Du nicht?" fragte sie ihn.

„Was soll ich malen?"

Das Modell löste die braune Haarmähne, ergriff eine Palette und wirbelte in die Mitte des Zimmers hinein. Sie stand in einer Pose, wie sie ein Professor der Plastik nicht schöner hätte erdenken können. Sie hatte herrliche Arme ... Und Bau malte sein bestes Bild: Das Mädchen mit dem Tamburin. Das Bild bekam auf der Ausstellung die goldene Medaille, und Bau war mit einem Schlage, was er sein wollte. Der unerwartete Erfolg verscheuchte den auf seiner Seele lastenden Nebel, und im Atelier strahlten wieder Sonne und Glück.

Die beiden Menschenkinder führten eine komische Wirthschaft. Lida begriff Alles, verstand aber gar nichts. Vom Nähen nur so viel, daß sie Bau einen Knopf an den Rock nähen konnte und ihre Hauswirthschaft bestand darin, daß sie allabendlich zum Kaufmann lief und den Tisch mit Zeitungspapier deckte. Und sie war meist in rosigster Laune. Dann konnte sie eine Menge Dummheiten schwatzen oder sich mit Bau herumtummeln. Wenn sie aber in Streit geriethen, was hier und da vorkam, da konnte sie eklig grob werden. Manchmal wurde Bau auch eifersüchtig. Rasselte unten auf der Straße ein Säbel, gleich war Lida mit einem Sprung am Fenster. „Ich hab das Militär so gern, fast so gern wie Dich" ...

Ein reicher Kunstfreund besuchte einmal Bau's Atelier. Der Maler zog verwirrt seinen Rock an. Lida saß nach ihrer Gewohnheit am Tisch und schnitt eben Rettig. Als der Mäcen eintrat, schlenkerte sie mit den Füßen ungestört weiter.

Bau suchte seine Studien hervor und warf Lida wüthende Blicke zu. „Sei artig!" flüsterte er ihr zu, „das ist ein großes Thier!"

O, Lida konnte schon artig sein ... Sie schnitt eine Scheibe Rettig ab, spießte sie auf die Spitze des Messers auf und indem sie einen sehr tiefen Knix machte, bot sie sie dem hohen Herrn an.

Eines Tages kam eine alte Frau in's Atelier. Eine weißhaarige, schöne Alte, mit strengem Gesichte, ganz in Trauer. Im Garten wartete ein Dienstmann mit einer Reisetasche. Mit weit geöffneten Augen besah sich die Frau die tolle Wirthschaft und wandte sich hochnäsig an Lida: „Es scheint, daß ich nicht am rechten Orte bin ... Ich suche Bau, Herrn Bau, den Maler, den Künstler ..."

„Bau ist nicht zu Hause. Vielleicht gegen Abend."

„Er wohnt also hier? Und Sie, was thun Sie hier?"

Lida ahnte in der zornig blickenden Alten instinctiv eine Feindin. Sie hob herausfordernd den schönen lockigen Kopf und erwiderte selbstbewußt: „Ich bin hier zu Hause."

„Sie wohnen hier?" fragte die Frau empört. „Sind Sie denn Bau's Frau?"

Eine seltsame Bitterkeit stieg in Lida empor. „Ich bin mehr als seine Frau. Ich bin sein Modell, seine Magd, sein Schatz, sein Alles. Und mich wird Niemand von hier verjagen."

Die Frau machte eine feindliche Bewegung mit dem Sonnenschirm und wollte etwas sagen, doch sie besann sich und verließ wortlos das Zimmer. Das Mädchen aber warf sich auf das Bärenfell und erwartete Bau voll Ungeduld. Als es zu dämmern begann, fühlte sie sich sehr verlassen in dem großfenstrigen Zimmer. Sie hätte gerne weinen mögen, ohne zu wissen, weßhalb?

Endlich kam Bau. Er warf seinen Hut wortlos auf den Tisch. „Meine Mutter war hier," sagte er ernst.

„Und nun willst Du mich fortjagen?" rief das Mädchen aufspringend.

Der Maler erwiderte eine Weile nichts. „So darfst Du nicht sprechen," sagte er endlich. „Ich jage Dich nicht fort, denn wir waren ja viel zu gute Freunde ... Wir werden es auch in Zukunft bleiben ... Aber, Du weißt, meine Mutter ist eine Provinzlerin ... dann hat sie ja auch Recht: ich muß ein ordentliches Leben anfangen.

„O, mich braucht man nicht davonzujagen, ich gehe auch von selbst."

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Nicht so, Lida. Heute reden wir nicht davon ... Morgen werden wir schon sehen."

Der Gedanke, diese Nacht noch hier zu verbringen, trieb ihr das Blut in's Gesicht. Nein, sie bleibt keine Stunde länger; sie sucht nur ihre Sachen zusammen und geht dann ... Sie besaß nur wenige Fahrhabe; in einem großen Tuche hatte Alles Platz. Ihren neuen Hut, den ersten, den sie in ihren Leben getragen, packte sie auch hinein, und um den Kopf band sie ein Tuch. „Nun gehe ich."

Bau erhob sich von seinem Sessel. „Halt, Lida. Du hast so viel für mich gethan, hast Dich so viel für mich geplagt, — es wäre mir lieb, wenn ich es mit etwas erwidern könnte ... wenn Du etwas von mir annehmen würdest ..." Er suchte in seinen Taschen, was er an Banknoten fand, knüllte Alles zusammen und drückte es ihr in die Hand. „Sei vernünftig, Lida. Ich bin Dir böse, wenn Du es nicht nimmst."

Lida machte ihn nicht böse. Gesenkten Hauptes, das Geld in der Hand verließ sie die Wohnung. Bau wollte ihr noch etwas nachrufen, allein er besann sich. Wenn es schon sein muß, ist es besser kurz gemacht, dachte er. Doch hatte er eine unruhige Nacht. Vielleicht schlief er überhaupt nicht. Gegen Morgen fiel ihm seine Mutter ein. Er stand auf, kleidete sich an, um sie im Gasthofe zu besuchen. Als er die Thür öffnete, die aus dem Atelier in den kleinen Garten ging, blieb er betroffen stehen.

„Lida!" rief er aus. Sie saß auf der Treppe, den Kopf auf die Hand gebeugt, in dumpfer Verzweiflung in sich gekauert, krank und zitternd vor Kälte, wie ein frierender Vogel, der den Wanderzug versäumt hat. Ihr Gesicht war gelb und eingefallen. „Lida, Lida, Du saßest doch nicht die ganze Nacht da?!"

„Ich dachte, Du würdest mich zurückrufen, und so wartete ich immer ..." Sie sprach in leisem Tone, und ihre Stimme klang so schwach, als ob sie aus einem tiefen Keller käme. Bau hob sie auf, umfaßte sie und führte sie langsam in's Zimmer. Ihr Gesicht hatte sich während dieser Nacht sehr entstellt. Bau fand es fremd.

„Meine Kleider sind draußen auf der Treppe, bringe auch die herein, damit sie Niemand davonträgt."

Was an warmen Decken nur im Hause war, breitete Bau über sie. Und dennoch fror sie. Immerzu klagte sie: „Die Nacht währte so lang. Ich wußte bisher nicht, daß eine Nacht so lange währt."

Mittags wollte sie aufstehen, das Mittagsbrod bereiten, allein sie sank auf das Sopha zurück. Bisher hatte sie über Kälte geklagt, gegen Abend brannte aber ihre Stirn im Fieber, und ihre Augen glänzten. Bau war Tag und Nacht an ihrer Seite. Und immer fragte er wieder „Du zürnst mir nicht, nicht wahr, Lida?

„Nein, ich bin Dir nicht böse, — aber lasse mich nicht in's Krankenhaus bringen." Davor hatte sie eine große Angst; sie kannte das große, düstere Haus, wo man die Leute lebendig hinein bringt und todt hinaus trägt.

„Ich lasse Dich nicht mehr von mir, nie mehr!" bekräftigte Bau.

Lida winkte glücklich mit den Augen. Dann versank sie in Fieber-

träume. In ihren Phantasien erschien eine zornig blickende alte Frau, die sie auf die Gasse jagen wollte ... Manchmal fuhr sie auf; dann sagte sie zu Bau: „Nicht wahr, ich bin kindisch?“

In einer Nacht erklärte sie, daß sie sich nun wohler fühle. Es schmerze sie nichts, nur noch ein wenig matt sei sie. Bau athmete erleichtert auf, und nach all' den langen Nachtwachen legte auch er sich nieder. Als er beim Morgengrauen zu Lida hineinging, lag das Mädchen, die Arme auf der Decke ausgestreckt, reglos im Bette. Wie eine Todte sah sie aus ...

„Lida, Lida!“ Sie rührte sich nicht. Ihre Hand war kalt und starr. Lida war todt.

Der Maler hatte die Empfindung, als sauste ein Hammerschlag auf seinen Kopf nieder. Er fiel auf die Kniee und rief unter erstickendem Schluchzen ihren Namen. Als er aus seiner ersten Verzweiflung zu sich kam, betrachtete er lange aufmerksam ihr Gesicht. Eine edle, reine Ruhe hatte sich darüber gebreitet, um ihre Lippen spielte das geheimnißvolle Lächeln der Todten. Damals sagte Bau zum ersten Male, was er später, zur Verwunderung seiner Freunde, so oft von dieser auf der Straße aufgelesenen kleinen Landstreicherin wiederholte:

„Sie war nur ein Modell, aber schön und rein, wie ein Engel.“

Aus der Hauptstadt.

Die neue Flotte.

Unendlicher Reichthum funkelt und blitzt im weiten Saale, den fleißige Künstlerhände zur buntesten Prunkhalle Deutschlands gestempelt haben, funkelt und blitzt um die üppigen Leuchter, denen statt der Lichtfluth brennendes Gold in breiten Wellen zu entriefeln scheint, funkelt und blitzt vielfarbig aus den protzig großen Brillanten, die all' diese festlich gekleideten Männer an den Fingern zur Schau tragen, funkelt und blitzt auf dem verschwenderisch ausgestreuten Silberprachtgeräth der alten Hansestadt. Während sie das langwierige Mahl auftischen, langwierig und luxuriös, wie die Senatoren von der Außenalster es lieben, und der köstliche Rathswein in den Gläsern duftet, blickt der Fürst wie zerstreut vor sich nieder. Das Gesumm der Stimmen brandet an ihm vorbei gleich fernem Wellenschlag, und das leise Lachen, das hier und da aufsteigt, löst seltsame Erinnerungen, fremdartige Gedanken in ihm aus. Damals, als der große Ahn den rothen Adler übers Meer flattern ließ, kannte das ausgesogene Land solche Gastereien nicht, und trotzdem war die brandenburgische Flagge Holländern und Spaniern ein Schrecken ohnegleichen. Trotzdem erhoben sich im dunklen Afrika brandenburgische Festen, an die kein Feind sich heranwagte, die nur die Zeit in Trümmer legen, nur der alte Wald dem Colonisten wieder entreißen konnte. Den Kurfürsten gähnte unendliche, schmutzige Armuth an, wenn er seine unglückseligen Marken durchritt, Verwüstung und Elend, Hunger und Verzweiflung in den Städten wie auf den Dörfern. Und dennoch schuf er Unvergängliches, meißelte dennoch seinen Namen in den Granit der Jahrtausende. War es wirklich nur die eigene, überragende Größe, die ihn so stark machte? Oder war es, weil sein Volk geschlossen hinter ihm stand, blindlings an ihn glaubte, seine Worte hinnahm wie Gottes Wort und in seinen Thaten die Hand des Schicksals erkannte?

Das Diederichs-Unglück, die Samoaschande ... vielleicht zogen sie in jener festlichbewegten Stunde an dem Auge des Sinnenden vorüber. Deutschland reckt seine Glieder, Deutschland braucht Raum für seine Entwicklung, und hoffnungslos in enge Grenzen eingekeilt, beinahe ausgeschlossen vom Wettbewerb um die Eroberung der Welt, muß es thatenlos zuschauen, wie Andere sich in die Beute theilen. Das macht, ihm fehlt das Schwert zur See. Unermeßliche Reichthümer scharrt das Volk zusammen, aber krämerhaften Sinnes begnügt es sich damit, sie durch Zins und Zinseszins zu vermehren. Hier setzt man Nichts auf's Spiel, vertraut nichts der schwarzen Woge an. Hier weht keine frische Meeresluft in die Grüfte, und Niemand vermag den blöden Blick zu heben und in die Fernen schweifen zu lassen, die hinter der niederen Stadtmauer, hinter dem Dorfkirchthürmchen liegen. Mit dem kleinlichen Zwist des Tages verbringt man die Tage, und Jeder weiß Jedes besser als der Nachbar. Besser auch, als der Fürst. Und ob er sich in verlorenem Ringen müht, das Fünklein zu entfachen, das doch selbst in diesen kleinen Seelen glimmen muß — sie achten es nicht ...

„Sogar Hohn und Spott sind mir nicht erspart geblieben!“ rief Wilhelm II. in Hamburg zürnend aus, nachdem er die deutsche Parteisucht, die deutsche Neigung zur ungezügelten Kritik gegeißelt und vorher die Nothwendigkeit einer starken Flotte betont hatte. Trotz inständigen Bittens und Warnens, so beschwerte sich der Herrscher, habe man ihm in den ersten acht Jahren seiner Regierung die Verstärkung der Seemacht beharrlich verweigert und der Ablehnung obendrein jenen Hohn und Spott hinzugefügt. Da der Reichstag bis zum Jahre 1896 alle, aber auch alle ihm gestellten Marineforderungen anstandslos bewilligt hat, so eröffnen die Aeußerungen des Kaisers ebenso interessante wie bedeutendsame Einblicke in die Haltung der früheren verantwortlichen Rathgeber Wilhelm's II. Man hat offenbar ihre Stellung zu dem Monarchen bis heute völlig falsch aufgefaßt. Sie galten immer als unbedingte, willenlose Diener seines Willens, und Niemand traute ihnen den Muth zu, kaiserlichen Anregungen auch nur passiven Widerstand zu leisten. Jetzt aber ergiebt sich, daß sie sogar seinen ausgesprochenen Neigungen, seinen dringenden Wünschen hindernd in den Weg traten und, wenn anders der officiöse Draht den Wortlaut des Hamburger Trinkspruches richtig wiedergegeben hat, nicht einmal davor zurückschreckten, ihre constitutionellen Befugnisse zu überschreiten und die hohe Stellung des Monarchen zu vergessen. „Hohn und Spott ...“ Nach alledem erklärt sich der Sturz des Grafen Caprivi weit einfacher als durch die Vorgänge im Liebenberger Forste. Bereits in dem Erlaß, den der Kaiser bei seiner Thronbesteigung an die Marine richtete, bemerkte er ausdrücklich, daß ihn seit frühester Jugend ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbinde. „Ich hoffe, rief der Herrscher am 12. September 1888 in Wilhelmshaven aus, daß die Marine mächtig heranwachsen werde.“ Diese und ähnliche, ebenso entschiedene Aussprüche kannte Graf Caprivi und es ist unbegreiflich, daß er, der eine kleine, zum Schutz der Küste genügende Flotte für ausreichend hielt, trotzdem die Reichskanzlei übernahm.

Auch andere Ereignisse und Nichtereignisse der letzten Jahre erscheinen in verändertem Lichte, wenn man sie mit den Augen Wilhelm's II. betrachtet, aus seinen geheimen und doch so sehnsüchtigen Wünschen und Gedanken heraus. Mit grausamer Schärfe empfindet der Monarch die Schwäche unserer Marine, die es verbietet, Deutschlands Interessen allzeit nachdrücklich wahrzunehmen und auch hier jedem Neider und Widersacher die gepanzerte Faust zu zeigen. Heute muß Michel froh sein, daß man ihm wenigstens das eine Recht gelassen hat, sie ungestraft in der Tasche ballen zu dürfen. Heute muß die deutsche Regierung in Washington erklären, sie nehme amtlich keinen Akt von den frechen Spottversen, die der Capitän Coghlan unter'm wiehernden Jubel seiner Cumpane auf den deutschen Kaiser sang. Heute muß die höhnische Mißachtung und Mißhandlung unseres „Falke“ vor Samoa ungerochen bleiben, und der stolze Monarch sieht sich gezwungen, der Mannschaft des kleinen Bootes dafür zu danken, daß sie all' den amerikanischen Herausforderungen gegenüber die doch sehr negative Soldatentugend der Geduld treulich bewahrt hat. Kennt man Wilhelm II. denn wirklich so wenig, glaubt man denn wirklich, seine jetzige Haltung fiele ihm leicht? Und es spreche nicht unablässig eine Stimme in ihm: „Herr, gedenke der Athener!“ Daß Diederichs lorbeerlos aus der Bucht von Manila dampfen, Schönseiber schweigend die Befehle des Kautz entgegennehmen und gehorsam mit seinem Schiffe beifeite gehen mußte, um das Bombardement deutschen

Besitzthums nicht zu hindern — was sonst war denn Schuld daran als unsere Kampfunfähigkeit zur See? Die Diederichstragödie ist in gewissem Sinne auch die Tragödie Wilhelm's II. Er, der die neue Theilung der Welt kommen sieht, eine nie wiederkehrende, glänzende Gelegenheit, unerhörten Ruhm zu gewinnen, der Thatendurstige sieht sich gezwungen, in Thatenlosigkeit zu verharren. Er darf seine kleine Marine nicht der sicheren Vernichtung preisgeben, der Erwecker des Gedankens vom Größeren Deutschland darf nicht Hand anlegen, nun die Zeit erfüllt ist und der Bau beginnen soll. Es kocht vulkanisch in seinem Herzen, und doch ist's Regentenpflicht, den Groll hinunter zu schlucken. Nur manchmal verräth ihn sein heißes Temperament: so damals, als er dem Präsidenten Krüger in heldischer Aufwallung und Empörung die vielbesprochene Depesche schickte, so in der Hamburger Rede, die Herwegh's prophetische Worte paraphrasirte: „Hinaus auf's Meer mit Kreuz und Oriflamme! ... Und aus den Furchen, die Columb gezogen, geht Deutschlands Zukunft auf ...“ Gemeinhin aber ist Wilhelm II. ein viel zu guter Diplomat, als daß er auf Prunkbanketten vor der ganzen Welt seine Träume auslegte. So wenig der dritte Friedrich Wilhelm den corsischen Parvenü über die neue preußische Wehrverfassung unterrichtete, die es 1813 ermöglichte, statt der zugestandenen 42000 Mann mehr als die fünffache Soldatenmacht in's Feld zu stellen, so wenig verräth sein Urenkel der argwöhnischen Meerbeherrscherin die deutschen Marinepläne. Und die Reise nach England dient vielleicht nur dazu, das Mißtrauen des Monstrums einzuschläfern. Ganz naturgemäß kann der Kaiser seine Anschauungen über die südafrikanische Frage nicht seit 1896 grundlegend geändert haben. Was er damals in echtem, heiligem Zorne den Jameson und Rhodes entgegen schleuderte, das ist seine innerste Meinung auch heute noch, und es hieße ihn beleidigen, wollte man ihm eine jähe Schwenkung zutrauen, für die alle sachlichen Beweggründe fehlen. Wenn die Engländer es dennoch thun, so ist das ihre Sache und ihr Fehler ...

„Ich werde nicht rasten in dem Bestreben, meine Marine auf die Höhe zu bringen, deren sich meine Armee erfreut“, hatte der Monarch im Frühling 1897 seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, depeschirt. Und während er den Blick über die strotzende Hamburger Festtafel schweifen ließ, über die weinseligen, gerötheten, allzu zufriedenen Gesichter, glaubte er den Schwur erneuern, die Trägen und Faulen aus ihrer behaglichen Ruhe aufscheuchen zu sollen. Der Kaiser weiß recht wohl, daß außer Krupp und Stumm und außerhalb der Kreise der Eisenwerks-, Maschinensabriks- und Schiffswerft-Actionäre nur wenigen Deutschen ideale Begeisterung für die Verstärkung der Marine im Busen flammt. Er weiß, daß man an den Ideen, die ihn erfüllen, mit Sorge und Hoffnung erfüllen, achtlos vorübergeht, und daß man sie aus Parteihaß unterschlagen, fälschen, verspotten würde, wenn sie bekannt wären. Was hilft ihm die jauchzende Zustimmung dieser Hundert, die die Sectkelche heben, wenn draußen im Reiche Millionen und aber Millionen kaltherzig erst dem Vortrage der Rottenführer, der Parteipäpste lauschen, ehe sie ihrem Herrscher Antwort stehen? Ach, diese Hundert hier sind keine altrömischen Patricier und bauen dem Staate nicht aus eigenen Mitteln die Flotte, deren er gegen Carthago bedarf. So bleibt denn dem Monarchen der harte Kampf mit dem Parteigeiste, dem Nörgeldämon nicht erspart, dem er schon am 24. Februar 1892 Fehde ansagte: „Es ist ja jetzt leider Sitte geworden, an Allem, was Seitens der Regierung geschieht, herumzumäkeln. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regierte in der Welt. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Füßen schüttelten und sich unsern elenden und jammervollen Zuständen auf's Schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen, und uns thäten sie einen großen Gefallen damit“. Nicht mit spielender Ironie, mit bittendem, beschwörendem Ernst hat diesmal der Kaiser zum Fenster des Hamburger Prunksaales hinaus zu der Nation gesprochen. Die deutsche Neigung zur ungezügelten Kritik, die deutsche Parteiwuth macht er verantwortlich für die Schwierigkeiten, die unserer Entwickelung drohen. „Diese alten politischen Sünden rächen sich jetzt schwer an unseren Seeinteressen und an unserer Flotte“. Samoa, Manila — sie kamen über uns, weil die Panzer fehlten auf der bewegten Fluth. Und wenn solche Tage wiederkehren, werden wir abermals zurücktreten und fremde Unhöflichkeiten höflich einstecken müssen, weil unsere Häfen von Panzern leer sind.

Die Parteien entfremden das Volk seinem Herzog und machen es blind für die Lebensbedürfnisse des Staates. Dem Gesetze Solon's, der jeden Bürger zwingen wollte, Partei zu ergreifen, stellt Wilhelm II. die schier unmodisch klingende Forderung entgegen, allen Parteiungen zu entsagen, ihm und seiner Regierung geschlossen und einheitlich Heeresfolge zu leisten. Blindes Vertrauen, unbedingte Hingabe erwartet er von einer Bevölkerung, die sich immer eifersüchtiger und orthodoxer an den Buchstaben der Verfassung klammert, den Schwankungen und Wirrnissen des Zick-Zack-Courses gegenüber immer mißtrauischer wird. Hier will man um jeden Pfennig markten, und der Fürst begehrt, daß man ihm unbesehen Milliardencredite eröffne. Gegen die große Flottenpolitik waffnen sich allmälig auch die, die bisher des brandenburgischen Markgrafen Getreueste waren, und seit der getaufte Herr Schweinburg aus Mähren einmal unvorsichtig verkündet hat, daß eine starke Marine schon deßhalb nöthig sei, um im Kriegsfalle die Getreidezufuhr zu sichern, sind selbst die ehedem unbedingt zuverlässigen agrarischen Bataillone arg in's Schwanken gerathen. Alles fließt. Neben den Männern, die von deutschen Roggenfeldern, nicht von Panzerfregatten unsere Brodversorgung abhängig machen wollen, regen sich mißmuthig gegen die Flottenvermehrung alle mit dem Samoagrafen Bülow unzufriedenen Elemente. Sie meinen, daß man zur Erzielung von Niederlagen gleich denen vor Apia und Manila (Lourenço Marques macht vielleicht die Dreizahl voll) überhaupt keiner Schiffe bedürfe ... Das festliche Gefunkel der Hamburger Prachthalle fällt auf nachtdunkle Straßen, und von der wundersamen Vision, die droben dem Kaiser lockend und leuchtend vorüberzieht, gewahrt die müde Menschheit hier draußen nichts. Unendlich viel schwerer als dem Begründer von Friedrichsburg, der doch ein armer und kleiner Fürst über ein armes und kleines Volk war, wird es seinem mächtigen Erben fallen, den Adler auf dem Meere heimisch zu machen. Und doch sind die Hohenzollern längst keine Geusenkönige mehr. Fast sollte man jetzt meinen, darin läge der Grund des Uebels. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Ein unbeschriebenes Blatt.“ Lustspiel von Ernst v. Wolzogen. (Neues Theater.) — „Staatsgeheimnisse.“ Lustspiel von Aloys Prasch und Friedrich v. Wrede. (Berliner Theater.)

Zwei Seelen wohnen ach! in Wolzogen's Brust. Der Unterhaltungsschriftsteller und der Künstler. Aber nicht in jedem seiner Werke liegen sie miteinander im Streite, denn der Künstler wird meistens gleich von vornherein exmittirt. Dann schreibt er wohl Familienblattromane, wie sie unsere Gartenlaubendichterinnen auch nicht viel anders hudeln, und dann wird man daran erinnert, daß Wolzogen mit einem Umweg über die englische Literatur in unser Schriftthum gekommen ist und mit einer begeisterten Biographie des sensationsfrohen Wilkie Collins debütirt hat, dem er mit seinem ersten Roman („Basilla“) und auch später noch öfter heftig nacheifert. Als aber „die Moderne“ Mode wurde, weniger beim Publicum als bei den Literaten, da huldigte der Künstler in ihm dem Realismus. Die reifste Frucht seiner neuen Richtung ist die Komödie „Das Lumpengesindel“, die von dem Oberbrahmanen Schlenther als ein Meisterwerk gepriesen und von der Clique immer wieder auf die Bühne gezerrt wurde, aber sich doch nirgend halten konnte. Den Künstler findet man schon eher in den kleinen Geschichten von lieben süßen Mädeln, in der flott erzählten „Gloriahose“, in einzelnen Capiteln des „Kraft-Mayr“, wie denn überhaupt der Humor die stärkste und liebenswürdigste Seite Wolzogen's bildet. Es ist ein frischer, fröhlicher Uebermuth, niemals wählerisch in seinen Mitteln, frech und derb — er hat nicht umsonst die Aufzeichnungen des Ritters Hans v. Schweinichen herausgegeben —, ein Bier- und Cavalierwitz, voll guter Einfälle, witzig und geistreich, im Drama mehr literarisch als bühnenwirksam, weßhalb seine Lustspiele sich gelesen viel besser ausnehmen, als auf dem Theater.

Dies gilt zumal von dem „Unbeschriebenen Blatt", das schon an drei Jahre alt ist, da und dort gegeben wurde, und nun auch in Berlin nicht so recht eingeschlagen hat. Hier hat der Künstler „nix tan seggen" gehabt, kaum der geistreiche und witzige Schriftsteller läßt sich erkennen. Lubliner oder irgend ein Tantièmenschreiber könnten es verübt haben. Schon der Vorwurf ist abgedroschen und die liebe Unnatur selbst. Ein vierzigjähriger Mathematikprofessor verlobt sich nicht nur mit einer siebzehnjährigen Gans, die noch mit ihren Puppen spielt und vom Kinderkriegen schwärmt, sondern heirathet sie sogar, obwohl er im Grunde die Mutter liebt. Die schon vor Kotzebue abgenutzte Situation, wo die ältere Dame zu spät bemerkt, daß der Antrag nicht ihr, sondern der Tochter gilt, wird uns nochmals aufgetischt — ein Wort mehr, und die Folter wäre zu Ende. Man kann es ruhig aussprechen: da ist kein Charakter, fast keine Situation überhaupt menschenmöglich. Die grundvernünftige Mutter würde die Heirath des unreifen Backfisches mit dem von ihr geliebten überreifen Manne niemals zugeben, der wohlbestallte Professor ist auf Freiersfüßen der fleischgewordene Stumpfsinn, auch die Jagd nach der weißen Maus in einem Salon zeigt wieder Wolzogen's cavalière Unbekümmertheit um alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit und Bühnenperspective. Gut ist einzig der Einfall am Schlusse, wo die Entführung daran scheitert, daß der Fähnrich nach dem Fünfzehnten kein Geld mehr hat und die Billets nicht bezahlen kann, aber das hätte ihm nicht erst am Bahnhof einfallen müssen. Da ist die Backfischentführung in der „Verlorenen Handschrift" doch viel hübscher.

Leider kam die Darstellung im Neuen Theater dem Verfasser wenig entgegen. Wenn wir Wolzogen richtig verstehen, so beabsichtigte er einen bloßen Schwank, eine tolle Burleske, und der ja überdies geringschätzig „Rechenlehrer" geschimpfte Professor sollte ein unpraktischer, unfreiwillig komischer Stubengelehrter sein, dem eine Heirath aus Mißverständniß schon eher zuzutrauen ist. Beinah eine Alexander-Rolle. Statt dessen stimmte Frau Director Nuscha Butze — in unserer Erinnerung die wundervollste Minna v. Barnhelm — die ganze Darstellung auf den ihr näherliegenden feinen Lustspielton. Der Professor wurde vom jugendlichen Liebhaber gegeben, viel zu jugendlich, gewandt, schneidig, als ideale Reserveleutnantfigur, die possenhafte Mausjagd paßte nicht mehr zum Uebrigen, und das ganze Stück wurde auf den Kopf gestellt.

Wir haben immer gehofft, Herr Alovs Prasch habe sich das Dichten glücklich abgewöhnt, um ein guter Director zu werden, aber nun dichtert es den schätzbaren Verfasser von „Hohenzollern" doch wieder. Welcher geistige Procentsatz ihm bei seiner neuesten Halbdichterschaft zukommt, wissen wir nicht, aber wir glauben kaum fehl zu gehen, wenn wir seinem fürstlichen Mitarbeiter den Löwenantheil zuschreiben. Ohne Zweifel hatte der Salzburger Villenbesitzer, als sein „Recht auf sich selbst" bei Freund Prasch auf- und abgeführt wurde, überreiche Gelegenheit, die Frau Directorin in ihren so sehr geliebten Hosenrollen zu sehen; von da bis zu der Anregung oder dem eigenen Entschluß, der angenehmen Dame ein neues dramatisches Beinkleid — diesmal Kniehose mit Escarpins à la Louis XV. — zu liefern, war nur ein Schritt. Also schnell ein Held oder eine Heldin, am liebsten abwechselnd bald in Hosen, bald in Unterröcken! Der Marschall Richelieu, Graf Gramont, Lauzun, Charley's Tante — Alles abgedroschen. Aber da ist ja noch der berühmte und berüchtigte Chevalier d'Eon, der tapfere Edelmann mit Mädchengesicht und Weibertaille, ein Abenteurer, Günstling einer russischen Kaiserin, Diplomat, Geheimagent und Spion, so eine Art Rococo-Dreyfus oder Esterhazy. In seinen übrigens unechten Memoiren und in Broglie's „Secret du roi" findet man Alles; einige Anekdoten bei Bachaumont und in Grimm's Correspondenz. Fürst und Director haben also nur zur Scheere zu greifen und die nöthigen fürchterlichen Jamben darum zu schreiben, denn seit „Cyrano" sind Verse modern. Zuletzt bringt die Frau Directorin noch ihre Mätzchen an, ficht, raucht, zieht sich aus und an, poussirt und läßt sich poussiren, sitzt rittlings auf Stühlen und Tischen, klopft sich auf die Schenkel, schmeißt Arme und Beine wie ein echter Mann, und die neueste Blamage — Verzeihung: der angebliche „Bombenerfolg" des Berliner Theaters ist fertig.

Notizen.

Der October ist der Monat der Zeitschriftengründungen. In anderen Jahren waren es meist politisch-literarische Wochenblätter, die da unter dem Vorgeben eines „tiefgefühlten Bedürfnisses" ihr ephemeres Dasein begannen, wobei es den Kenner der Verhältnisse nur Wunder nahm, daß die naiven Verleger oder Geldmänner den aussichtslosen Kampf nicht schon nach den ersten Heften aufgaben. Diesen Herbst tauchen aber vorzugsweise neue Witzblätter und Kunstzeitschriften nach hypermodernen Mustern und mit dem unverkennbaren hippokratischen Zug im Gesicht auf. Auch dafür ist ein Bedürfniß wohl nur bei versorgungsbedürftigen Redacteuren und mit (fremdem) Geld begabten Verlegern vorhanden, nicht aber von Seiten des Publicums, dem die bisherigen Blätter: Jugend, Simplicissimus, Pan und Ver sacrum mehr als genügen. Was da für riesige Summen verpufft werden und dem Nationalvermögen verloren gehen, denn Drucker, Papierlieferanten und Mitarbeiter haben meist das Nachsehen, das wäre ein dankbarer Stoff für eine volkswirthschaftliche Untersuchung. Ueber die Kinderkrankheiten hinaus ist die sehr moderne Kunstzeitschrift: Ver sacrum, die von der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs herausgegeben wird und seit ihrem Uebergang in den Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig verjüngt und gekräftigt erscheint. Da finden wir u. A. eine große Anzahl fein empfundener Studien und Entwürfe von Johann v. Krämer, die von einer wohlgeschulten Phantasie sprechen. Eigenthümliche Größe und Wucht offenbart auch Rud. Jettmar in den Felsenlandschaften, und desselben Künstlers antikisirende Scenen lassen selbstständiges künstlerisches Gefühl gewahren. Aus den neueren Heften erwähnen wir die durch zahlreiche wunderschöne Kunsttafeln geschmückte Beschreibung von Olbrich's Wiener Secessionshaus, dann das dem jüngstverstorbenen Maler Giovanni Segantini gewidmete Heft, ferner den originellen Buchschmuck von J. Hoffmann, Roller, Nißl und Moser und die geistreichen Studien von G. Klimt, Ad. Böhm und Anderen. Schwächer als der illustrative Theil ist der literarische Text: wir haben noch selten so viel Blech gelesen, wie in den japanischen Kunstbetrachtungen des jungen Berliner Lyrikers Ernst Schur, auch von dem gequälten Bierbankhumor Scheerbart's sollten sich vornehmere Blätter freihalten; um so besser sind die novelliftischen Beiträge von Hallström, Ricarda Huch und Knut Hamsun, sowie die schönen Verse zu C. F. Meyer's Tod von Paul Wertheimer. Die prächtig ausgestattete und durch und durch originelle Kunstzeitschrift sei bestens empfohlen.

Siam, das Reich des weißen Elephanten. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. (Leipzig, J. J. Weber). Da das Deutsche Reich auch in Siam große und berechtigte Handelsinteressen besitzt, welche bei dem natürlichen Reichthum des Landes noch bedeutender Steigerung fähig sind, so ist es sehr verdienstvoll, daß der bekannte Weltreisende und Schilderer die Aufmerksamkeit auf das Reich des weißen Elephanten lenkt, zumal es zu den von Europäern nur selten besuchten, am wenigsten bekannten Ländern des Erdballs gehört. Die Literatur über Siam ist keineswegs umfangreich, und besonders in deutscher Sprache ist seit den aus den sechziger Jahren stammenden wissenschaftlichen Forschungen Bastian's fast kein selbstständiges Werk über das hinterindische Königreich erschienen. Gelegentlich seiner letzten Reise um die Welt hat nun Hesse-Wartegg auch Siam besucht. Durch seine Beziehungen zu allen Kreisen der dortigen Bevölkerung, sowie Dank der Zuvorkommenheit des Hofes und der Regierung bekam er Gelegenheit, die dortigen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, wobei ihm auch seine langjährigen Erfahrungen im Studium fremder Länder und Völker von erheblichem Nutzen waren. Wie Georg Ebers treffend bemerkte, unterscheidet sich Hesse-Wartegg von der großen Mehrzahl anderer Reisenden in ähnlicher Weise „wie ein Jäger von Beruf von einem Sonntagsjäger". Das ganze Wunderland des weißen Elephanten, die feenhafte Pracht seines Königshofes, die fremdartigen an die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" erinnernden Festlichkeiten, das Leben und Treiben der Siamesen, der seltsame Buddhistencultus mit seinen Hunderttausenden von Priestern, die grauenhaften Todtengebräuche, Aberglaube, Geisterfurcht und Gottesgerichte, daneben Jagden, Theater und Vergnügungen, Alles das wird in fesselndster Weise dargestellt. Aber inmitten dieser glänzenden Schilderungen liegen als Kern des prachtvoll illustrirten Buches Schilderungen der Landesproducte, des Handels und Verkehrs und wichtige Bemerkungen für die Sicherung und Ausbreitung des deutschen Handels. Doch unsere Leser kennen Hesse-Wartegg's Kunst. Die zwei wichtigsten Capitel über die Zukunft und die Wehrkraft Siams sind ja zuerst vor Jahr und Tag in diesen Blättern erschienen.

Hübner's geographisch-statistische Tabellen. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek. (Frankfurt, Heinrich Keller.) Es ist bewundernswerth, ein wie reiches Material auf dem geringen Raume dieser Tabelle geboten ist. Wir finden die nothwendigsten Daten über Bevölkerung, Verfassung, Finanzen, Heerwesen, Flotte, Handel, Verkehrswesen ꝛc., welche fast täglich vorkommen. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß zahlreiche neue Daten für die Großstädte des Deutschen Reiches gegeben sind, sowie eine gegen früher erweiterte Darstellung des Russischen Reiches und der Vereinigten Staaten von Amerika, wobei der neuesten territorialen Entwickelung Rechnung getragen wird.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

Soeben erschien im Verlage von **Franz Wunder** in **Göttingen:**

Österreichs
evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse.

Von

Dr. Karl Walcker,
Privat-Dozenten der Staatswissenschaften in Leipzig.

60 Pfennig.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 44. Berlin, den 4. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lebensfähigkeit des Socialismus. Von K. Paul Mohr. — Der Volksaberglaube im Strafrecht. Von Emil Elverfeldt. — **Literatur und Kunst.** Die Frauen auf der Bühne. Von Marcus Landau. — Vischer's Shakespeare. Von Willy Crüger. — **Feuilleton.** Carrière. Von Gyp (Comtesse de Martel-Mirabeau). — **Aus der Hauptstadt.** Der Herr Cantor. Von Caliban. — Berliner Bildhauerei. Von Johannes Gaulke. — Allerlei Gastspiele. — Notizen. — Anzeigen.

Die Lebensfähigkeit des Socialismus.

Von K. Paul Mohr.

Wie ein geschickter Staatsanwalt sich bei seiner Duplik niemals ganz ausgibt, sondern das ganze Schwergewicht seiner Ueberzeugungsgründe sich für die Replik aufspart, so scheint mir auch Kautsky bei dem „Fall Bernstein" zuwege gegangen zu sein. Schon drohte die Discussion Bernstein contra Kautsky im „Vorwärts" und der „Neuen Zeit" an Auszehrung zu Grunde zu gehen, da — kurz eine Woche vor dem socialdemokratischen Parteitag — kam von Kautsky eine zusammenfassende Replik gegen seinen alten Freund und Mitarbeiter, und der Marxismus war wieder einmal gerettet, sämmtliche Kapitolswächter und Wächterinnen aber stimmten freudig dem Retter bei. Kautsky ist strenger Marxist, das erhellt auf's Deutlichste aus dem jüngsten Werk seiner Feder: Bernstein und das socialdemokratische Programm, eine Antikritik, und noch mehr vielleicht aus seinem schon vor einiger Zeit veröffentlichten Buch: „Die Agrarfrage, eine Uebersicht über die Tendenzen der modernen Landwirthschaft und die Agrarpolitik der Socialdemokratie." Der Hauptangriff der Bernstein'schen Schrift ging gegen den „Aberglauben" der Socialdemokratie, daß die Besitzenden abnehmen, und nicht zunehmen. Bernstein kam zu der Erkenntniß: Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums wird nicht von einer zusammenschrumpfenden Zahl von Capitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Capitalisten aller Grade begleitet. Diese Lehre von der Zunahme der Besitzenden ist Kautsky so fatal, daß er sich in der Hitze des Gefechts schließlich den Ausdruck entschlüpfen läßt, es handele sich dabei um die Lebensfähigkeit des Socialismus. Die Abnahme der Besitzenden beweist für sich allein noch nicht die Nothwendigkeit des Socialismus, sie wird auch von manchem bürgerlichen Forscher anerkannt Aber die Zunahme der Besitzenden beweist auf jeden Fall die Unmöglichkeit und Ueberflüssigkeit des Socialismus. Wenn die Unmöglichkeit des Socialismus durch die Zunahme der Besitzenden bewiesen oder zu beweisen wäre, würde dieser Beweis leicht zu erbringen sein resp. erbracht sein. Denn ohne den Thatsachen mit Gewalt Zwang anzuthun, läßt sich nicht bestreiten, daß die Besitzenden oder besser gesagt die Capitalisten zu- und nicht abnehmen. Diese Zunahme kann aber sicher noch ein bis zwei Jahrhunderte andauern, sie wird mit der wachsenden Bevölkerung relativ gewiß noch länger anhalten. Solange nämlich auf der Erde es noch Gebiete giebt, die nicht oder erst zum Theil der capitalistischen Productionsweise erschlossen sind, wird der Capitalismus in seinen Heimathländern nicht zusammenbrechen, es werden vielmehr die sog. Capitalmagnaten immer zahlreicher werden und auch der Mittelstand wird wachsen zwar nicht in demselben Tempo, aber er wird in seiner breiten Masse nicht verschwinden, er wird zwar vielfach in capitalistische Abhängigkeit gerathen, andererseits aber auch auf Cautelen bedacht sein, die der Entwickelung einer Plutokratie entgegenstreben. Sich freiwillig von einer Minderheit erdrosseln lassen, und eine vollkommene Auffaugung desselben durch den Großbetrieb, wird wohl Niemand einfallen.

Einen allgemeinen Rückgang der Kleinbetriebe zu prophezeien, ist sicher verfehlt, und wenn der Socialismus seine Hauptstützen aus der immanenten ökonomischen Nothwendigkeit verliert, wird er sich wohl oder übel bequemen müssen, der verhaßten Ideologie einigen Spielraum zu gewähren. Es ist weder richtig noch nothwendig, wenn man auf dem absoluten Sieg des Großbetriebes die Lebensfähigkeit des Socialismus aufbaut. Nothwendig wäre diese Begründung deßwegen nicht, weil es nicht darauf ankommt, ob der Groß- oder Kleinbetrieb heute siegt, sondern weil es darauf ankommen muß, welche Betriebsform in einem reinen Wirthschaftsstaat, der nicht den Capitalismus zur Voraussetzung hat, die produktivere ist, d. h. mit dem wenigsten Kraftaufwand die größtmögliche Anzahl von Gütern hervorzubringen geeignet ist. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß Bernstein in seinem Buch vieles mit zu günstigen Augen ansieht. Namentlich die bisher so wenig bearbeitete Einkommenstatistik ist weder bei Bernstein noch bei Kautsky tiefer wissenschaftlich durchdacht und bearbeitet. Beide begnügen sich im Ganzen damit, bekanntes Zahlenmaterial abzudrucken. Denn im Grunde genommen, kommt es doch nicht bloß darauf an, festzustellen, auf wieviel Personen sich das Einkommen vertheilt und um wieviel Prozent eine Zunahme der einzelnen Einkommenklassen erfolgt ist, sondern vielmehr darauf, den Antheil der einzelnen Klassen am Gesammteinkommen aufzuzeigen. Ist der Antheil am Gesammteinkommen von Seiten einer Minderheit ganz unverhältnißmäßig gestiegen, dann würde daraus zu folgern sein, daß die Tendenzen der capitalistischen Accumulation sich in gefahrdrohender Weise verschärft haben, dann muß es auch heißen: Achtung! Bis hierher und nicht weiter!

Wenn andererseits beispielsweise die Zahl der Capital-

magnaten, derjenigen die ein hohes Einkommen beziehen, zunimmt, das Gesammteinkommen ziemlich stationär geblieben ist, so besagt das doch ganz etwas anderes über capitalistische Accumulation, als wenn die Zahl der mittleren Einkommensbezieher kleiner wird, ihr Gesammteinkommen aber eine Steigerung erfahren hat. Es fehlt hier aber auch an genügend klarer Begriffsformulirung, das hat die Discussion Bernstein contra Kautsky auf's Deutlichste bewiesen. Was besagt die Unterscheidung: Besitzende oder Besitzlose? Capitalisten oder Nichtcapitalisten? Wenn man schon aus der Einkommensstatistik Schlußfolgerungen ziehen wollte, so wäre vielleicht die Unterscheidung der Arten von Einkommensbeziehung mit zur Hülfe zu ziehen gewesen und hätte präcisere Schlüsse gestattet. Kautsky hat entschieden mit seiner Antikritik Bernstein's Pech gehabt, obwohl sich sein Angriff, wie er selbst schreibt, weit weniger gegen Bernstein selbst, als gegen jene Spezialliberalen und „Edelanarchisten" und ihre Helfershelfer richtete, denen das Buch eine willkommene Sammlung von Materialien zu Angriffen gegen die sozialdemokratische Partei geworden ist. Diesen Elementen sollte „der Spaß verdorben werden". Ebenso wie bei seiner Agrarfrage begegnete er bei seiner Antikritik gerade den heftigeren Angriffen von Seiten der Genossen, die Kautsky wohl selbst den Spaß werden verdorben haben. Und aus dem schneidigen Staatsanwalt, der scharf gegen einen Abtrünnigen wetterte und ihn schon verdonnert sah, ist plötzlich ein zahmer, sich selbst vertheidigender Angeklagter geworden. Ueber seine Agrarfrage fällte Dr. E. David auf dem jüngsten Parteitage sogar die harten Worte: Kautsky ordnet seinen Verstand seiner Ueberzeugung unter. Kühne Interpretationen und falsche Verallgemeinerungen drücken dem Buche den Stempel der Tendenz auf.

In der That haben beide Bücher das Gemeinsame der Tendenz: Marx zu retten um jeden Preis. Darum die Widersprüche. Während er in seiner Antikritik an einer Stelle schreibt: Daß aber die Zahl der Capitalisten zunimmt, haben Marx und Engels nicht geleugnet. Diese Zunahme ist vielmehr eine selbstverständliche Folge der Ausdehnung der capitalistischen Productionsweise — polemisirt er im Uebrigen, wie wir oben gezeigt, gegen die Ansicht von der Zunahme der Capitalisten.

Noch widerspruchsloser aber geberdet sich Kautsky in seiner Grundauffassung der Agrarfrage und in seinem der Socialdemokratie vorgeschlagenen Agrarprogramm. Er stellt der Landwirthschaft folgende Diagnose: Totale schwere Erkrankung, baldige Auflösung nahe. Wahrscheinlicher Verlauf der Krankheit: vom Krankheitsheerd „Ostelbien" werden immer weitere Theile des erkrankten Körpers mit „Großbetrieb" d. h. eine Blutvergiftung inficirt. Schließlich bleibt keine andere Rettung übrig als Transfusion mit neuem Blut, d. h. socialdemokratischem, unter gleichzeitiger Anwendung einiger homöopathischer Mittel, als da sind: Verbot der Wanderarbeit jugendlicher Personen bis zum 18. Jahre; Verbot der Wanderarbeit der Mädchen vor dem 21. Lebensjahre; Verbot des Gangsystems, Ersetzung der Werbeagenten durch öffentliche Arbeitsvermittelung; Reduzirung übermäßiger Pachtzinsen durch dazu eingesetzte Gerichtshöfe. Diese Vorschläge sind unter der Rubrik „Maßregeln zu Gunsten des ländlichen Proletariats" registrirt. Dann kommen Maßregeln zum Schutze der Landwirthschaft: Einschränkung der Rechte des Privateigenthums am Boden zur Förderung der Landescultur (hierunter wird vornehmlich verstanden der der Landwirthschaft dienende Theil der öffentlichen Wasserwirthschaft: Ausführung von Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen, Trockenlegung von Sümpfen, Gewinnung von Land durch Eindeichungen), und der Seuchenverhütung, Verstaatlichung der Hagelversicherung, event. auch der Viehversicherung, letztere jedoch ohne Beitragsleistung des Staates; Erleichterung des genossenschaftlichen Zusammenschlusses durch die Gesetzgebung; staatliche Förderung des landwirthschaftlichen Bildungswesens, Verstaatlichung des Waldes und der Wasserkräfte. Mit verschiedenen der hier genannten Forderungen wird sich sogar manches ehrenwerthe Mitglied des Bundes der Landwirthe einverstanden erklären können. Es soll damit nicht gesagt sein, daß manche dieser Forderungen zu viel verlangten und unangebracht seien, aber ob sie ihren Zweck erreichen werden, der Socialdemokratie in landwirthschaftlichen Kreisen Anhänger zu gewinnen, ist mehr als zweifelhaft. Zudem findet ja in der Landwirthschaft, wie bekannt, nicht eine Auffaugung des Kleinbetriebes, sondern eine Zunahme desselben statt. Die Besitzenden wachsen, das lehrt die Statistik auf das Ueberzeugendste. Gerade die kleinbäuerlichen Betriebe von 5—20 Hectar wuchsen am meisten, von 1882—1895 um 72199 Betriebe und die landwirthschaftlich benutzte Fläche nahm zu um 563477 Hektar. In Frankreich aber zeigte sich folgendes Bild (s. Kautsky S. 132):

Landw. Betriebe	Zahl der Betriebe 1882	1892	Ab- oder Zunahme	Gebiet der Betriebe in Hectar 1882	1895	Zu- oder Abnahme
unter 1 Hectar	2167667	2235405	+67738	1083833	1327253	+243420
1—5 Hectar	1865878	1829259	−36619	5489200	5489200	−108434
5—10 Hectar	769152	788299	+19147	5755500	5755500	− 13140
10—40 Hectar	727222	711118	−16104	14313417	14313417	−532243
über 40 Hectar	142088	138671	−3417	22493393	22493393	+197288

In England wiederum ist die Entwickelung ähnlich wie in Deutschland. Am meisten an Terrain gewannen die Betriebe von 100—300 Acres und zwar um 217429 Acres, diejenigen von 50—100 Acres wuchsen um 138683, die von 20—50 um 40449, die von 5—20 um 10880, während die ganz kleinen von 1—5 Acres um 22885 Acres abnahmen. Diese Zahlen scheinen mehr Zeugniß zu geben von einem nothleidenden Großbetrieb, als dem nothleidenden Kleinbetrieb. Letzteres aber wollte Kautzky beweisen. Es ist ihm nicht gelungen. Weder in seinen Büchern, noch mit Hülfe seiner Anhänger auf dem Parteitage. Professor Masaryk hat daher ganz Recht, wenn er verlangt, daß die officiellen Hüter der überlebten Marx'schen Dogmatik endlich einmal wenigstens ihren Gläubigen sagen, was sie im System für unrichtig und strittig halten. Die jetzige Tactik ist nur Parteischolastik, um nicht zu sagen Parteijesuitismus. Er wird die Lebensfähigkeit des Socialismus nicht erhöhen.

Der Volksaberglaube im Strafrecht.

Von Emil Elverfeldt.

Wenn auch der Aberglaube sein Unwesen hauptsächlich in den unteren Schichten der Bevölkerung treibt, so greift er doch auch in Folge des dem Menschen eigenen Hanges an das Uebersinnliche und Mystische bis in höhere Kreise hinein, sei es in der Form der Wahrsagung und des Glaubens an den Blick in die Zukunft, oder des Spiritismus u. dergl. Allerdings hat man mit Rücksicht auf den Fortschritt, den die allgemeine Bildung gemacht, davon Abstand genommen, dem Aberglauben eine Einwirkung auf die Normen der Strafgesetzbücher einzuräumen, und hat die bezüglichen Vorschriften früherer Zeiten fast ganz aus dem Kreise des Strafrechts verbannt. Allein gerade dieses Ignorieren des Aberglaubens in der Strafgesetzung ist fehlerhaft. Zu diesem Ergebniß kommt auch ein Hofrath im russischen Justizministerium, Aug. Löwenstimm, in seiner bei Johannes Räde in Berlin erschienenen Schrift „Der Fanatismus als Quelle des Verbrechens". Er hat zu dem Ende eine im hohen

Grade interessante und voller Beachtung würdige Arbeit geliefert, in der er die — namentlich in Rußland und Deutschland — noch jetzt am häufigsten auftretenden Formen des Aberglaubens gesammelt, dargestellt und ihren Zusammenhang mit der Verübung von Verbrechen nachgewiesen hat. Er hat dabei zwischen den Fällen unterschieden, in denen der Aberglaube Grund und Anlaß zur delictischen Handlung war, und demjenigen, bei denen er nur als Mittel zur Delictsbegehung diente, z. B. zur Ausübung des dem Aberglauben Ergebenen benutzt wurde. Indem er die gänzliche Ausrottung des Aberglaubens nur von Religion und Schule erhofft, geht er auf die Quellen zurück, aus welchen er entsprungen, und findet unter ihnen auch die Gesetzgebung in verschiedenen rigorosen, z. B. gegen Selbstmörder gerichteten Bestimmungen, und die katholische Religion in mancherlei Einrichtungen und Gebräuchen, wie z. B. in den Anordnungen zur Austreibung des Teufels. Für jetzt verlangt er aber ein Eingreifen der Gesetzgebung zum Mindesten dahin, daß der Strafrichter verpflichtet werde, bei Abmessung der Strafe ebenso wie die Motive des Thäters auch die Mitwirkung des Aberglaubens zu berücksichtigen. Er kommt an der Hand praktischer Fälle in seinen Untersuchungen dahin, daß für Strafsachen der Aberglaube zwar kein Motiv, aber eine Aeußerung der Unwissenheit und Roheit ist, und die abergläubischen Vorstellungen nicht nur von einzelnen Menschen, sondern von der Masse des Volkes für unstreitige Wahrheiten gehalten werden, daß daher der Einzelne, der unter dem Banne dieser Anschauungen eine strafbare Handlung begeht, wegen des Einflusses dieses Aberglaubens und der sonstigen Umstände der That ein Recht auf besondere Nachsicht hat. Er empfiehlt, dem Beispiele der Verfasser des Entwurfs eines schweizerischen Strafgesetzbuches zu folgen, das dem Gerichte ein beschränktes Recht überlassen würde, die Strafe herabzusetzen, ohne durch die im Gesetze angegebenen Fristen und die Art der Strafe beengt zu sein, wenn der Angeklagte ein Verbrechen aus Aberglauben verübt hat, und wegen des Motivs, durch das er sich bei Verübung der Strafthat hat leiten lassen, sowie wegen der übrigen Umstände der That Nachsicht verdient. Bei der durch die Neubearbeitung unserer Gesetze jetzt nothwendig gewordenen Neuredaction der Strafproceß-Gesetze dürfte Löwenstimm's Untersuchung manche Anregung geben und entschieden Berücksichtigung verdienen.

Wir müssen es uns versagen, auf die mehr oder minder bekannten Fälle westeuropäischen Verbrecheraberglaubens einzugehen, die übrigens meist älteren Datums sind. Die angeblichen Ritualmorde berührt Löwenstimm kaum; der gegenwärtige Polnaer Proceß hätte sonst auch angeführt werden müssen. Bezüglich dieser viel behaupteten jüdischen Ritualmorde glaubt der russische Gelehrte, daß die schon von den alten Vätern zurückgewiesene heidnische Beschuldigung, als gebrauchten die Christen Menschenblut beim Gottesdienste, später von der siegreichen christlichen Kirche auf die unschuldigen Juden übertragen worden sei. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß die Juden schon vor dem Auftreten der Apostel in Rom des Ritualmordes geziehen wurden und daß der Verdacht nachher auf die Christen ausgedehnt wurde, die man ja vielfach nur für eine Spielart der Juden hielt. Viel neues Material liefert Löwenstimm zu dem in niederen russischen Volkskreisen manchenorts grassirenden verbrecherischen Fanatismus, wie er zumal bei den wahnwitzigen Geheimculten auf der Tagesordnung steht. Die Zahl der russischen Sectierer ist eine sehr bedeutende. Aber lange nicht Alle haben ein Interesse für den Criminalisten. Den größten Theil der Sectanten bilden die sogenannten Altgläubigen (Raskolniki oder Schismatiker). Sie haben officielle Priester, sie erkennen die Sacramente an und lesen bei der Messe das Gebet für den Zaren. Ihr Streit mit der Landeskirche ist ein formeller und datiert aus dem 17. Jahrhundert, als der Patriarch Nikon die Bibelrevision vornehmen ließ, um die Schreibfehler auszumerzen, welche rohe Copisten in den Text des heiligen Buches hineingebracht hatten. Unter dem Volke waren viele mit dieser Reform unzufrieden; sie lösten sich von der Kirche und celebrirten die Messe bis zum heutigen Tage nach den alten Büchern, welche voller Fehler sind. Nun haben sich aber unter den Altgläubigen im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Strömungen herausgestellt. Die Proteste gegen die geltende Religion und Staatsverfassung wurden immer schärfer, und zuletzt haben sich Secten gebildet, welche alle Grundzüge des modernen Staates bestreiten. Diese Letzten führen den Sammelnamen „priesterlose", denn sie haben keine officiellen Priester, der Vorbeter aber wird unter den Mitgliedern der Gemeinde gewählt. Eine der interessantesten von diesen Secten bilden die „Wanderer". Diese Fanatiker lehren, daß im russischen Reich und in der russischen Kirche nicht der Zar, sondern der Antichrist herrsche. In Folge dessen darf man nicht in den Städten und Dörfern wohnen, wo überall das Siegel des Bösen aufgedrückt ist. Im Gegentheil, man muß in die Wälder und in die Wüste fliehen, keine Abgaben zahlen, keine Pässe haben, kein Haus und kein Heim besitzen. Dank dieser Irrlehre hat die Secte auch ihren Namen bekommen. Aber die Verhältnisse sind stärker, als der Wille des Menschen. So fanatisch die Wanderer auch sind, sie mußten doch verschiedene Conzessionen machen, um den Kampf mit dem modernen Staate führen zu können. Da es bei den heutigen Verhältnissen unmöglich ist, ohne Obdach, ohne Geld und Stütze auszukommen, so entschlossen sich die Gründer der Secte, ihre Anhänger in zwei Kategorien zu trennen. Den höchsten Grad bilden die „wahren Christen", welche Haus und Hof verlassen haben und im Lande umherziehen; die zweite bilden die wohnenden Christen. Diese Letzteren haben ihr Verhältniß zum Staate nicht abgebrochen, sie sind bei der Behörde angemeldet, besitzen Haus und Gut, sind aber verpflichtet, die „wahren Christen" auf jede Weise zu unterstützen und ihnen namentlich ein sicheres Obdach zu gewähren. Es ist klar, daß unter derartigen Bedingungen die Secte sich aus ziemlich unlauteren Elementen zusammensetzt. Daher sind die Häuser der Wanderer so gebaut, daß den „wahren" Christen die Möglichkeit geboten ist, sich vor dem Auge der Obrigkeit zu verbergen. In jedem derartigen Hause sind geheime Kellerräume eingerichtet, deren Eingang auf eine interessante Art maskirt ist. In der letzten Zeit ist man auf die Todtenbestattung bei diesen Fanatikern aufmerksam geworden. Der Verstorbene verschwindet ohne Sang und Klang aus der Familie; wenn Bekannte oder Nachbarn zufällig nach ihm fragen, so erfolgt die stereotype Antwort: „er ist auf der Wallfahrt". Nun wurden aber in den umliegenden Wäldern, Sandgruben und Steinbrüchen öfters Leichen gefunden, welche in saubere Leinen und Baste eingewickelt und mit Laub und Reisig zugedeckt waren. Bei der Untersuchung gelang es gewöhnlich, die Person des Verstorbenen festzustellen; es erwies sich jedes Mal, daß er zur Secte der Wanderer gehört hatte. Die Ursache des Todes konnte nicht konstatirt werden, weil die Verwesung der Leiche gewöhnlich bereits zu stark fortgeschritten war. Zu gleicher Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß die Wanderer ihre sterbenden Mitglieder erwürgen, um ihre Seele zu retten. Namentlich die wohnenden Christen müssen vor dem Tode diese Marter erdulden, weil sie es im Leben besser gehabt hätten, als die richtigen Wanderer. Der Mord geschieht unter folgenden Umständen: Der Kranke reinigt seinen Körper und wird in weiße Kleider gehüllt. Darauf legt man den Sterbenden in die Ecke des Zimmers, wo die Heiligenbilder an der Wand hängen, und dann wird er umgebracht, indem ihn einer von den Mitgliedern der Gemeinde ein Kissen auf das Gesicht legt und sich auf dasselbe hinsetzt. Diese Art von Mord heißt beim Volke der rothe Tod, weil das Kissen und das Hemd des Henkers von rother Farbe sind. Die ganze schauderhafte Procedur kam in der Literatur im Jahre 1883 zum ersten Mal zur Sprache; aber lange Zeit hielt man

diese Erzählung für eine grobe Erfindung des Volkes. Leider hat sich diese Nachricht in der letzten Zeit bestätigt. Gerade gegenwärtig läuft wieder die schauerliche Kunde von eben entdeckten geheimen Sectirerkirchhöfen im Tiraspoler und Kargopolschen Kreise durch alle Blätter. Es handelt sich hier um freiwillig Lebendigbegrabene.

Im Jahre 1897 wurde im ganzen russischen Reiche die Volkszählung durchgeführt. Nach dem, was wir von den Dogmen der Wanderer gesagt haben, konnte man erwarten, welche Gährung diese Maßregel unter ihnen hervorrufen würde. Aber es kam ärger, als man erwartet hatte. Im Norden und Osten des Reiches benutzten die Sectirer alle Mittel, um den Beamten zu entgehen, wobei ihnen ihre Häuser vortrefflich zu statten kamen. Im Gouvernement Cherson hat sich aber ein furchtbares Drama abgespielt. Im Kreise Teraspol am malerischen Ufer des Dujestr lebte auf einem einsamen Hofe eine Bauernfamilie mit Namen Kowaleff, welche zu den Wanderern gehörte. Als in diese Gegend das Gerücht gelangte, daß die Beamten jeden registriren würden, geriethen alle Einwohner des Hofes in große Aufregung. Auf den Rath einer wandernden Nonne Witalia beschloß die ganze Familie und alle Personen, welche auf dem Bauernhofe verpflegt wurden, sich das Leben zu nehmen, um dem Siegel des Antichrists zu entgehen. Nun begann eine Reihe von Selbstmorden. Den 23. December mußte Fedor Kowaleff unter einem Gebäude eine Grube graben. In diese Grube stiegen 6 Mann hinein und wurden von außen zugemauert. Den 27. December wurden weitere 6 Personen bei lebendigem Leibe begraben. Den 13. Februar wurden 4 Personen in einer Sandgrube verschüttet. Sie legten sich ruhig in's Grab nebeneinander, und während die Schollen auf sie herabfielen, sprachen ihre zitternden Lippen das Gebet. Endlich am 27. Februar ging die letzte Gruppe zum Tode. Kowaleff sah, wie seine Mutter, seine junge Frau mit den kleinen Kindern auf den Armen, endlich mehrere Nonnen in den Keller unter seinem Hause herunterstiegen. Er selbst wollte mit ihnen sterben, aber man zwang ihn, draußen zu bleiben, um die Oeffnung zu vermauern. Auf diese Weise ist Kowaleff allein auf der Welt geblieben, nachdem er Alles gemordet hatte, was ihm theuer war; 25 Menschen sind in den Tod gegangen — und weßhalb? . . . um einen Wahn!

Noch ärger treibt es die Secte der Verneiner (Gluchaja Retowschina). Der Wanderer meidet die Städte, welche vom Antichrist und seinen Dienern verpestet sind; er flieht in die Wüste, weil er hofft, dort Erlösung zu finden. Der Verneiner behauptet aber, daß der Böse alles Gute auf Erden verdorben hat. Ueberall herrscht Sünde und Schande. Die einzige Rettung ist der Tod. Ein derartiger Pessimismus trägt natürlich die schauderhaftesten Früchte, und oft genug hat man von den blutigen Thaten dieser Sectirer zu hören.

Der Unterschied zwischen den Altgläubigen und den mystischen Secten der Geißler (Chlisti oder Leute Gottes) kann nicht stark genug betont werden. Die Altgläubigen sind und bleiben Kinder der griechisch-katholischen Kirche, trotzdem ihre Propheten und Lehrer manchen Unsinn in die reine Lehre Christi hineingebracht haben. Die Geißler dagegen haben keine Gemeinschaft mit dem Christenthume. Ihre Ueberlieferungen sind eine Entstellung des Evangeliums, ihre Ethik eine Mischung von Asketismus und Unzucht, ihr Gottesdienst erotische Erregung bis zur Extase. Im Princip sind sie Asketen, denn sie verwerfen die Ehe. Da man aber nicht ungestraft die ewigen Gesetze verletzen kann, so entstand bei ihnen ein wüstes Leben, welches sie zum Gespötte des Volkes gemacht hat. Ihr Gottesdienst besteht aus dem Absingen von Liedern und Gebeten, welche von einem obscönen Tanze begleitet werden. Der Tanz bezweckt, die Sinne der Gemeinde derart zu reizen, daß die Propheten in Extase gerathen. Um dies zu erreichen, entkleiden sich die Frauen vollständig, und beim Tanz geißeln sich die Mitglieder gegenseitig. Wenn man bedenkt, daß die Sectirer keine Familie haben, so kann man sich vorstellen, was bei einer solchen Ceremonie vorgeht.

Die Skopzi oder Eunuchen sind eine Secte, welche aus den Geißlern entstanden ist. Die Letzteren sind nach ihren Principien Asketen, de facto aber eine Gemeinde unmoralischer Menschen. Da die Unzucht bei ihnen zu stark überhand nahm, so bildete sich ein Kreis von Fanatikern, welcher nicht nur den Asketismus als Dogma aufstellte, sondern auch ein sehr radicales Mittel angab, allen Ausschweifungen ein Ende zu machen. Dieses Mittel ist die Verstümmelung von Mann und Weib. Die russische Regierung bekämpft das Skopzenthum mit allen Mitteln, welche ihr zu Gebote stehen. Im Strafgesetzbuch ist die Castrirung Anderer mit Zwangsarbeiten (Katorga), die Selbstverstümmelung und die Zugehörigkeit zur Secte mit Deportation nach dem östlichen Sibirien bedroht. Dennoch ist in der Entwickelung der Secte kein Stillstand zu bemerken. Im Moskauer Proceß (1871) gegen die Brüder Kudrin waren 24 Angeklagte; im St. Petersburger Gericht wurden im Jahre 1870 sogar 58 Esthen für die Zugehörigkeit zum Skopzenthum verurtheilt. Aus dieser Thatsache ist zu ersehen, daß nicht nur Orthodoxe, sondern auch Lutheraner dieser Secte beitreten. Das sind die größten Processe, kleinere sind aber in vielen Städten des Reiches entstanden. Nach der Meinung von Pelikan sind die Skopzen am meisten verbreitet in den Gouvernements St. Petersburg, Kursk und Orel. Dann kommen Moskau, Tamboff, Simferopol und Bessarabien. Eine solche Ausbreitung der Secte ist eine directe Folge ihrer Organisation und ihrer Lehre. Die Geißler zerfallen in eine Masse von „Schiffen", welche bloß ihre eigenen Propheten anerkennen; Dank einer solchen Decentralisation ist die Entwickelung der Secte eine schwache und die Zahl der Angeklagten eine sehr geringe. Die Skopzen dagegen behaupten, Gott ist zwei Mal zu den Menschen niedergestiegen. Das erste Mal in der Person Jesu Christi, das zweite Mal in der Person eines gewissen Seliwanoff, welcher ihre Secte gegründet hat. Diesen Letzteren beten sie an, und seine Gesetze werden von allen ihren Schiffen genau beobachtet. Auf diese Weise stehen die Skopzengemeinden miteinander in Verbindung und unterstützen sich beständig. Eine solche Hülfe ist nothwendig, denn die Propaganda wird auf die rücksichtsloseste Weise geführt. Die Predigt spielt in dieser Hinsicht gar keine Rolle, wohl aber das Geld, die List und die Gewalt. Es sind Fälle constatirt worden, in denen Leute sich für eine bestimmte Summe castriren ließen. Kaufleute sind durch die Skopzen in gewagte Speculationen hineingezogen worden, um sie zu zwingen, der Secte beizutreten. Das schauderhafteste Mittel der Propaganda ist aber die Verstümmelung der Kinder. Die Häupter der einzelnen Gemeinden sind verpflichtet, Familien aufzufinden, welche bereit sind, ihre Kinder zur Lehre in eine große Stadt abzugeben. Falls die Eltern einwilligen, dann ist ihr Kind verloren. Es wird dem Boten übergeben, welcher den Verkehr zwischen den Gemeinden vermittelt, und nach der Hauptstadt gebracht. Einmal im Jahr bringt der Bote den Eltern Geld und Grüße, der Knabe aber wird ihnen entfremdet, in die Gemeinde der Sectirer hineingezogen und verstümmelt. Die Regierung kennt diese Schliche ganz genau. Infolge dessen ist es den Skopzen streng verboten, fremde Kinder zu sich in's Haus zu nehmen.

Die Skopzenprocesse haben für den Criminalisten ein besonderes Interesse, indem sie deutlich beweisen, wie wichtig es ist, durch Studium der alten Acten gewisse Erfahrungen zu sammeln, um die Vertheidigungsmethode der Angeklagten würdigen zu können. Die Skopzen haben sich nämlich ein ganzes System der Lüge construirt. Sie bestreiten stets, wenn ihnen die Castrirung der Anderen zur Schuld gelegt wird, 1. weil sie sich selbst von den Zwangsarbeiten in den Bergwerken Sibiriens retten müssen, und 2. um die Häupter

der Gemeinden zu schützen. Diese letzteren Personen werden auf jeden Fall herausgelogen, denn sonst könnte die weitere Entwickelung der Secte gehemmt werden. Eine neue Erfindung der Skopzen sind die freiwilligen Geständnisse, welche sie von Zeit zu Zeit ablegen. Das geschieht auf folgende Weise. Im Polizeibureau oder beim Untersuchungsrichter erscheint ein Castrat und gesteht reumüthig, daß er viele Menschen verstümmelt hat. Nun wird die Untersuchung eingeleitet, der Angeklagte macht eine ausführliche Aussage und giebt dem Richter eine ganze Reihe von Personen an, welche durch ihn wider ihren Willen unglücklich geworden sind. Die angegebenen Personen werden citirt und erkennen in dem Arrestanten den Menschen, welcher sie verstümmelt, nachdem er ihnen durch einen Schlaftrunk oder auf andere Weise die Möglichkeit genommen, sich zur Wehr zu setzen. Derartige Processe sind öfters inscenirt worden. Im Gericht zu Orel wurde eine Verhandlung geführt gegen einen alten Soldaten, welcher die Castrirung von 45 Personen eingestanden hatte, im Gericht zu Charkoff wurde ein anderer verurtheilt, weil er die Castrirung von 60 Personen auf sich genommen; in einem Proceß des Gerichts zu Kursk war die Zahl der Opfer mit 106, in einem zweiten mit 114 angegeben. Jeder vernünftig denkende Mensch muß einsehen, daß derartige Selbstanklagen mit der Wahrheit nichts zu thun haben. Es ist ein geschicktes Manöver, um die Leiter der Secte zu schützen. Das Schwert des Gesetzes trifft den armen Teufel, welcher für Geld und gute Worte die Schuld Anderer auf sich genommen. Der Hauptschuldige entschlüpft den Händen des Richters und arbeitet weiter an der Vergrößerung der Secte. In Anbetracht einer solchen Reihe von Thatsachen hält sich Löwenstimm für berechtigt, den Schluß zu machen, daß von allen fanatischen Secten die Skopzen die gefährlichste ist. Wenn bei den Verneinern nach vielen Jahren wieder einmal ein Massenmord geschieht, dann ist das ganze Land aufgebracht, und den Schuldigen trifft stets das Schwert des Gesetzes. Durch die Skopzen werden aber jedes Jahr Hunderte von Menschen verstümmelt, aber wie selten ereilt den Verbrecher die gerechte Strafe. Und Löwenstimm schließt seine Darstellung mit der Frage, wie hat sich der Richter diesen Verbrechen gegenüber zu benehmen? und er antwortet ohne Schwanken: seine Pflicht thun, denn „kein Verbrechen läßt sich durch religiöse Irrlehren entschuldigen". Die Regierung dagegen, welche für die öffentliche Sicherheit und Vorbeugung der Verbrechen zu sorgen hat, darf nicht vergessen, daß die Bildung des Volkes das einzige Mittel ist, welches im Stande ist, dem Fanatismus einen Damm entgegenzusetzen. „Licht, mehr Licht" muß in die dunklen Volksmassen hineingebracht werden.

Literatur und Kunst.

Die Frauen auf der Bühne.

Von Marcus Landau.

Die Werke der französischen Erzähler und dramatischen Dichter des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erfreuen sich im Allgemeinen keines besonders guten moralischen Rufs und vorzüglich in Deutschland sucht jede sorgsame Mutter ihre höheren und niederen Töchter von der gefährlichen Lectüre fernzuhalten. Der Literarhistoriker kann freilich nicht den Maaßstab des Mädchenpensionats anlegen und er wird die Erzeugnisse der neueren französischen Literatur nach anderen Kriterien beurtheilen. Aber wenn auch bei ihm, wie bei einem berühmten Proceß in Wien gesagt wurde, „die Moral nicht auf der Tagesordnung steht", so kann er sie doch nicht unberücksichtigt lassen, und er wird sich vor allem die Frage stellen, warum auf die Corneille ein Racine, auf Scudery und Fenelon die Voltaire und Parny, die Dumas Sohn und Zola gefolgt sind. Und die jetzt so fromm gewordenen Franzosen klagen: „Welche Wendung durch des Teufels Fügung!"

Aber der Teufel ist daran ganz unschuldig oder kann höchstens als Anstifter gelten. Die wahren Schuldigen sind die, welche Elsaß und Lothringen „geraubt" haben, die bösen Deutschen, welche schon vor anderthalb Jahrhunderten angefangen haben, die braven Franzosen zu verführen und zu verderben. Rousseau hätte statt seiner Neuen Heloise wohl das Leben der heiligen Therese, Dumas statt der Camelíendame ein Auto sacramental, Zola statt der Rougon Macquart eine Reihe von Heiligenlegenden verfaßt, wenn nicht die unmoralischen deutschen Protestanten Lessing, Goethe, Schiller u. s. w., mit dem bösen Beispiele vorangegangen und die unschuldigen Franzosen verführt hätten.

Das ist ungefähr die These, welche Herr Charles Dejob in seinem neuesten Buche: Les femmes dans la Comédie française et italienne au XVIIIe siècle (Paris, Albert Fontemoing) vertritt. Aus dem Titel kann man auf diese Tendenz kaum schließen, und ich will auch gleich bemerken, daß sie weder den Hauptinhalt, noch den Hauptzweck des Buches bildet. Sie zieht sich nur durch das ganze Werk, wie der bekannte, trotz des häufigen bildlichen Gebrauchs noch immer nicht abgenützte rothe Faden, und nebenbei mag auch das bischen Germanophobie das sonst etwas trockene Buch den Franzosen schmackhafter machen. So erfahren wir denn von ihm, daß die Gräfin Imperiali und Leonore in Schiller's „Fiesco" sich höchst ungezogen benehmen, daß die Baronesse in Lessing's „Juden" eine plumpe Cocotte, Egmont's Klärchen eine virago, eine Vorläuferin der Mannweiber der (französischen) Revolution ist. Auch Friederike in den „Aufgeregten", Eugenie in der „Natürlichen Tochter" benehmen sich höchst unweiblich, und Dorothea verwundet gar in Vertheidigung ihrer und anderer Mädchen Ehre fünf französische Soldaten! Hätte sie sich die Brutalitäten der Franzosen gefallen lassen, so würde Dejob es wahrscheinlich als Beweis der Verdorbenheit oder Gefühllosigkeit der deutschen Frauen angeführt haben. Sie können es ihm eben nie recht machen. Und überhaupt sind die großen deutschen Dichter peu délicats sur le chapitre des convenances. Aber das sind Kleinigkeiten. Minna von Barnhelm, Miß Sarah Sampson, Don Carlos, Fiesco, Kabale und Liebe, die Räuber, die natürliche Tochter, Egmont, Stella u. s. w. sind alle höchst unmoralische Stücke, deren cynische Sprache das französische Zartgefühl verletzt. Er kann nicht umhin, die naturwahre Charakterzeichnung im Egmont, besonders die von Klärchen's Mutter zu bewundern, aber, meint er, „solche Personen sollten nicht auf die Bühne gebracht werden." „Gewiß, auch auf dem französischen und italienischen Theater jener Zeit finden wir eben solche leichtfertige Mütter, aber sie sind entweder lächerlich oder durch und durch verdorben, sie haben nicht dieses widerliche Amalgam von selbstloser Güte und scandalöser Schwäche." Wenn in einem französischen Drama aus dem Jahre 1796 einer ehebrecherischen Frau von ihrem Manne verziehen wird, so ist das nur die schlimme Folge von Kotzebue's vier Jahre früher erschienenem „Menschenhaß und Reue". In Dumas Sohn's „Etrangère" wird von ehebrecherischer Liebe zu gutem Zwecke Gebrauch gemacht, ganz wie von Marquis Posa, „aber das hat Schiller von keinem französischen oder italienischen Dramatiker gelernt." — Es ist noch gut, daß Dejob Schiller nicht beschuldigt, mit seiner unmoralischen Jungfrau von Orleans den frommen züchtigen Voltaire zur Abfassung seiner Pucelle verführt zu haben. Freilich muß er zugeben, daß die Verherrlichung der illegitimen Liebe in Goethe's Stella auf Rousseau's Nouvelle Héloïse zurückzuführen ist; aber, setzt er hinzu „Rousseau war kein echter Franzose" (Français de France).

Ehrbar und moralisch bis auf sehr wenige Ausnahmen waren im vorigen Jahrhundert, nach Dejob, nur das französische und das italienische Theater. Aber dieses war, wie er selbst ganz richtig bemerkt, auch viel anständiger und ehrbarer als der Roman und als das wirkliche Leben. Und wenn dieses in Deutschland ebenfalls sittenlos und unmoralisch war, wenn Dejob mit einem gewissen Behagen die Maitressenwirthschaft an manchen deutschen Höfen schildert, so hätte er nicht vergessen sollen, daß hier jedenfalls das Beispiel des Sonnenkönigs und des roi bienaimé nachgeahmt wurde, vom höchst tugendhaften Regenten Orleans gar nicht zu reden. Wenn das französische Theater, wie Dejob behauptet, zur Zeit der Pompadour, der Dubarry und des Hirschparks „so reinlich und so zweifelsohne" war, so lag meines Erachtens der Grund in einem gewissen Mysoneismus der Franzosen. Wie sie an der Regel der drei Einheiten festhielten, so hielten sie auch an dem von Corneille und Racine eingeführten conventionell anständigen Ton auf der Bühne fest, bis die Revolution auch hier einem freieren und frecheren Eingang verschaffte. Uebrigens war das französische Theater vor Corneille durchaus nicht anständig und moralisch. Was Alexander Hardy in Scédase ou l'hospitalité violée und in Lucrèce ou l'adultère puni auf die Bühne brachte, das würde kaum der modernste Realist wagen. Wenn Dejob sich darüber aufhält, daß in Goethe's Stella die Geschichte des Grafen von Gleichen erzählt wird, so hätte er nicht vergessen sollen, daß eben derselbe Hardy den deutschen Grafen selbst mit seinen zwei Frauen auf die Bühne gebracht hat. Richtig führt Dejob als eine der Ursachen des freieren Tones auf der Bühne die Frauenemancipationsbestrebungen an, welche den Respekt für die Frauen, die Schonung ihrer Schwäche verminderten. Wenn die Frau radelt, raucht und vor Gericht plaidirt, kann sie freilich nicht verlangen, daß man, um von ihr zu schreiben, wie Diderot fordert, die Feder in die Farben des Regenbogens tauchen und das Papier mit dem Staub von Schmetterlingsflügeln bestreuen soll. Und damit kehren wir zum eigentlichen Thema von Dejob's Werk, der Stellung der Frau auf dem Theater, zurück. Was sich davon im Allgemeinen und in Bezug auf Sittlichkeit in seinem Werke findet, haben wir schon in kurzem hervorgehoben. Die Frau ist aber kein abstrakter Begriff, sondern erscheint als Mutter, Tochter oder Schwester, als ehrbare oder ehebrecherische, als eigensinnige und zänkische oder unterdrückte und leidende Gattin, als vornehme Dame, als Bürgersfrau, als Dienerin oder Dirne und in noch manchen anderen Gestalten auf der Bühne. Dejob hat es versucht, diese verschiedenen Gattungen in besonderen Capiteln zu behandeln, konnte aber seinen Plan nicht ganz ausführen, da ja in den meisten Stücken Frauen verschiedener Gattung vorkommen, so daß Wiederholungen oder Vermischung der Gattungen nicht zu vermeiden waren.

Ich will mich hier in Detailkritik nicht einlassen, sondern nur das Interessantere, besonders in Bezug auf den Unterschied von Einst und Jetzt, hervorheben. So ist es merkwürdig, daß die einflußreichen Frauen, die gelehrten Salonbeherrscherinnen, über die sich schon Molière lustig machte und die wieder in neuerer Zeit von den Franzosen auf die Bühne gebracht wurden, im vorigen Jahrhundert von den Dramatikern sehr geschont wurden. Es scheint, daß sie die Protection der einflußreichen Damen nöthig hatten. In Italien gab es wieder keine literarischen Salons und keine Blaustrümpfe, und wenn Goldoni in Gelosia di Lindoro die guten Eigenschaften der Frauen schildern läßt, so geschieht es in sehr schüchterner Weise, ihre Inferiorität den Männern gegenüber kaum bestreitend. Auch gewissenlose Koketten sind selten, ebenso wie energische, muthige, selbstständig in die Handlung eingreifende junge Mädchen, selbst Goldoni's Naive sind manchmal nicht naiv, sondern geradezu dumm oder plump ungezogen. Junge Mädchen mit individuellen Zügen, mehr sentimental als naiv, das Recht ihrer Liebe tapfer vertheidigend, finden sich nur bei dem von Dejob gar nicht erwähnten toscanischen Lustspieldichter Nelli. Molière's Tartüffe ist 1711 von Gigli für die italienische Bühne bearbeitet worden, aber sonst werden Scheinheilige und fromme Heuchler von Franzosen und Italienern geschont. Will man derartige Charaktere auf die Bühne bringen, so macht man sie zu unehrlichen, falschen Philosophen — so Palissot in seinen Philosophes, Federici in den Falsi galantuomini, Signorelli in der Faustina. Sehr viel beschäftigte sich das Lustspiel des vorigen Jahrhunderts mit den Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, die aber in Frankreich viel schonender behandelt wurden als jetzt. „Keiner hätte damals," sagt Dejob, „ein solches Stück wie Delavigne's Comédiens zu schreiben gewagt und aufgeführt hätte man so was jedenfalls nicht. Wenn man heutzutage mehr wagt, so ist es nicht weil der Stand (la corporation) an Ansehen verloren hat, sondern weil er das Schicksal aller Autoritäten theilt, respektlos behandelt zu werden."

So sind in unserm frech gewordenen Jahrhundert, nach seiner Ansicht, alle hohen Autoritäten, — Religion, Theater und Regierung, sowie alle Tugenden im Ansehen gesunken. In Bezug auf Religion und Regierung wollen wir hier mit ihm nicht streiten, aber was die Schauspieler und Schauspielerinnen betrifft, so scheint uns doch, daß sie jetzt mehr Achtung und Ansehen genießen als im vorigen Jahrhundert, wo man ihnen in Frankreich ein ehrliches Begräbniß verweigerte. Dejob beschäftigt sich in seinem Buche viel mehr mit Goldoni und anderen italienischen Dramatikern als mit Franzosen, weil eben Frankreich im vorigen Jahrhundert an guten Lustspielen ärmer war als Italien und keinen Dichter hervorbrachte, der sich mit dem geistvollen Venetianer vergleichen ließe. Aber gerade Goldoni hat das Theaterpersonal und besonders das weibliche, gar nicht geschont, wie überhaupt Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen schon seit dem siebzehnten Jahrhundert eine beliebte Zielscheibe der italienischen Satire waren. Mit einer einzigen Ausnahme (Barbara in „Gelosia di Lindoro") ist bei Goldoni das weibliche Theaterpersonal ein gering geachtetes Völkchen ohne Ehrgefühl, das nur darauf ausgeht, alte Tölpel oder unerfahrene junge Leute zu rupfen. Und noch schlimmer kommen bei ihm die Theatermütter und -Mütter weg. Heutzutage kommt es sehr oft vor, daß Theaterdamen von vornehmen Personen, ja von Mitgliedern regierender Dynastien geheirathet werden, im vorigen Jahrhundert hielt man solche Heirathen für so unmöglich, daß man sie nicht einmal auf die Bühne zu bringen wagte. Die italienischen Dramatiker hatten überhaupt einen Horror vor jeder Mesalliance. Goldoni macht in seiner Dramatisirung von Richardson's Pamela diese zur Tochter eines wegen politischer Verbrechen geflüchteten Grafen, „denn ein venetianischer Edelmann, der eine Plebejerin heirathet, beraubt seine Kinder des Adels, und solchem Nachtheile darf man, selbst unter dem schönen Vorwande, die Tugend zu belohnen, seine Nachkommenschaft nicht aussetzen." Albergati zieht in seinem „Gefangenen" gegen den Uebermuth und die Standesvorurtheile des Adels los, aber schließlich heirathet der Sohn des Marchese Andolfi die Tochter des Kaufmanns Raffi erst, nachdem dieser vom Monarchen in den Grafenstand erhoben wurde.

Wir machen im Sinne jener Zeit keinen weiten Sprung, wenn wir vom Theater zur Halbwelt übergehen. Sagt doch in den Provinciaux à Paris von Picard eine Frau, die sich arg compromittirt hat: „Jetzt bleibt mir nichts Anderes übrig, als Schauspielerin zu werden." Und Goldoni's Uomo di mondo findet für die Frauen, die seine Gunst genossen, keinen passenderen Beruf als den der Schauspielerin. Häufiger als die Italiener haben damals die Franzosen die Halbwelt auf die Bühne gebracht. Mit sehr viel Decenz, ja noch Raum für Zweifel an ihrem wahren Charakter lassend, hat Monslier de Moissy in seiner Nouvelle école des femmes (1758) eine

Frau aus dieser Welt dargestellt. Und doch wurde das Stück, als zu kühn, vom Repertoire abgesetzt. Mercier's „Karl II. von England", dessen Handlung in einem „geduldeten Hause" spielt, ist gar nicht zur Aufführung gekommen. Nur wegen des indecenten Inhalts? oder vielleicht weil darin vom Abschlagen der Köpfe der Tyrannen die Rede ist? Trotzdem die Halbwelt in Paris damals erst im Entstehen war, brachte Palissot in seinen Courtisanes beinahe schon eine Vorläuferin der Cameliendame auf die Bühne, und Voltaire versuchte in seinem, von der Censur verbotenen „Dépositaire" eine Rettung von Ninon de Lenelos, der er freilich Dankbarkeit schuldig war. In Saurin's Moeurs du temps erscheint eine Gräfin, die mit „diesen Damen" verkehrt und findet, daß sie solider sind als die vornehmen; Dancourt und Destouches bringen wieder gern sehr junge, früh verdorbene Mädchen auf die Bühne. Durchaus böse, unversöhnliche, hassenswerthe Frauen wie Dumas' Femme de Claude oder Adelaide in Goethe's „Götz" kommen im italienischen und französischen Theater des vorigen Jahrhunderts nicht vor, sagt Dejob, und unmoralisch ist es im Allgemeinen auch nicht. „Es nimmt nie die Partei des Verführers, und wenn dieser geistvoll ist, vermeidet es, den dummen Gatten mit ihm in Contrast zu bringen. Der Zuschauer sieht stets ein, daß die Frau, wenn sie unterliegt und fällt, keine Befriedigung finden wird" ... „Die Leiden der Frau werden geschildert, aber daraus nicht die Berechtigung zur Untreue gefolgert." Um so häufiger sind, vorzüglich bei Goldoni, die unliebenswürdigen, zänkischen, eigensinnigen, kleinlichen, mit einem Worte unausstehlichen Frauen, ja er bringt mitunter eine ganze Schaar von unsympathischen, niedrig denkenden, wenn nicht unehrlichen doch unehrenhaften Personen auf die Bühne. Ja selbst seine edlen und guten Frauen benehmen sich mitunter sehr unzart. Auch führt er uns manchmal in jene zerrütteten Familien, wo man gegen einander so gleichgiltig ist, daß man sich gegenseitig Alles verzeiht, wo man lästig gewordene, unmoralische Verhältnisse aus Gewöhnung und moralischer Abstumpfung fortdauern läßt. Es gilt dies besonders von dem auf dem italienischen Theater einen so großen Raum einnehmenden Unwesen der Cavalieri serventi, das übrigens auch in Frankreich nicht fehlte, wenn es auch keinen officiellen Titel hatte.

Solches Unwesen, solche zerrüttete Familien zu schildern, ist das gute Recht des Dramatikers, und man darf ihm auch keine Vorwürfe machen, wenn er sie treu und mit den entsprechenden Farben schildert. Aber mit der Waffe des Spotts ist solchen Uebeln nicht beizukommen, und wenn nicht unmoralisch, so sind doch Stücke, welche solche Milieus schildern, weder reinlich noch erquicklich. Uebrigens ist die Moral des Theaters nicht einseitig nach den Beziehungen der Geschlechter zu beurtheilen, wie es schon Schiller in der „Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet", gezeigt hat. Hätte Dejob dies berücksichtigt, so wäre auch sein Urtheil über deutsche und französische Theatermoral anders ausgefallen. Aber er wollte ja nur über die Frauen auf dem Theater schreiben, und so haben wir auch kein Recht, gelegentlich seines Buches das ganze vielumfassende Thema zu behandeln und müssen hier Halt machen.

Vischer's Shakespeare.

Von Willy Crüger.

Ein kleines, zierliches, nervöses Männchen mit feinen Gesichtszügen, glänzenden blauen Augen und leiser, doch wohlklingender Stimme, so steht der große Aesthetiker, der übermüthige Faust-Parodist, der trotzige, wunderliche Polemiker, der sich „Auch Einer" hieß, wieder vor meines Geistes Auge. Es war in Tübingen, und von seinem Katheder herab las der Professor uns Studenten über Hamlet — Stunden der Weihe und Erhebung, unvergessen, weil unvergeßlich. Und da gedenkt man wohl des Vorwurfes, den sein Antagonist Vietor Hehn gegen den verehrten Mann erhob, weil er Shakespeare statt des Deutschen Goethe zur Centralsonne seiner ästhetischen Welt machte. Friedrich Vischer hat uns aber in einer kurzen Beschreibung seines Lebensganges selbst erzählt, wie er 1832, mit fünfundzwanzig Jahren, in Göttingen an die Werke Shakespeares kam: „Ich kannte bis dahin nur den Macbeth und Hamlet; ich fing an zu lesen, und eine neue Welt ging mir auf, ich sah staunend in dies feuerrothe, von milchweißen Strahlen himmlischen Aethers durchschossene Nordlicht. Goethe war mir in der Zwischenzeit näher getreten und doch eigentlich fremd geblieben. Der Hauptgrund davon lag natürlich in meiner Jugend, ich war noch lange nicht reif für ihn; doch hat er auf meine Art von Phantasie auch nachher, als ich seine Milde, seine an classischer Sonne gegohrene Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten, leidenschaftlich brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine wetterharte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abstoßen und durch die er seiner Zeit ihren Tribut zahlt; kurz, er wurde und blieb mein Liebling." Das schönste Denkmal dieser Liebe übers Grab hinaus bilden die „Shakespeare-Vorträge", die Vischer's Sohn, der Göttinger Professor der Kunstgeschichte Robert Vischer, jetzt eben „für das deutsche Volk" bei Cotta Nachf. in Stuttgart herausgiebt. Vorläufig nur den ersten Band, der dem Hamlet gewidmet und aus mehreren Collegienheften mühevoll zusammengestellt ist — und wieder sehen wir beim Durchblättern den lieben, genialen Lehrer vor uns und glauben den feinen warmen Ton seiner Stimme zu vernehmen. Möge das deutsche Volk dem trefflichen Sohne den Dank für sein schönes Liebeswerk nicht schuldig bleiben. Friedrich Vischer's Shakespeare-Vorträge sind das Beste, was seit Gervinus über den großen Briten geschrieben und was überhaupt je über ihn gesagt wurde.

Von besonderem Werth ist die Einleitung, die Shakespeare's Zeit, Person, Werke und ihre Nachwirkung bis heute im Allgemeinen charakterisirt. Hier setzt sich Vischer auch mit dem wüsten Spuk der Bacon-Hypothese auseinander, deren tollste Erscheinungen er freilich nicht mehr erlebt hat. Vischer schreibt: „Gegen Shakespeare's Urheberschaft wird als Hauptgrund angeführt, er habe bei seinem Bildungsgang unmöglich die Kenntnisse erwerben können, von denen diese Dramen zeugen. Es ist nun wahr, diese Kenntnisse überraschen durch ihren umfassenden Reichthum. Er weiß von den verschiedensten Dingen. Man meint, er müsse nicht nur Medizin studirt haben, sondern auch Jus und müsse bei einem Advokaten längere Zeit angestellt gewesen sein. Ebenso versteht er manches von der Nationalökonomie und den Naturwissenschaften, zeigt sich (auf dem Standpunkt seiner Zeit natürlich) als guter Kenner hierin. Ferner hat er wunderbare psychologische Tiefen, und es ist wahrscheinlich — namentlich Stellen im Hamlet lassen darauf schließen —, daß er Giordano Bruno gelesen hat, diesen berühmten Philosophen, der in Rom als Ketzer auf dem Scheiterhaufen gestorben ist. Daß Shakespeare Montaigne las, ist mehr als glaubhaft, denn die einzige Reliquie, die wir von ihm haben, ist ein Exemplar der Essays von Montaigne, worin er seinen Namen eingeschrieben. Dieses Autogramm, „Shakespeare", gehört zu den wenigen ganz zuverlässigen Urkunden, die wir von ihm haben. Wie kam er aber zu seinen erstaunlichen Kenntnissen? Obwohl er nur wenige Zeit eine Lateinschule besuchte und dann eine Zeit lang ein zerstrentes, verfahrenes Wildlingsleben führte, so läßt sich dennoch recht wohl denken, daß er mit hellem

Kopf und lebendigem Interesse ganz gut lernen konnte, was wir bei ihm finden." Und Vischer führt im Weiteren die ganze Bacon-Theorie ad absurdum. Bekanntlich sieht Morgan wie Delia Bacon den Grund, warum Bacon, Raleigh u. A. sich nicht entschließen konnten, diese Dramen unter ihrem Namen herauszugeben und aufführen zu lassen, in Scham und Scheu, weil, für die Bühnen zu schreiben, damals eben eine Sache war, auf der kein gutes Vorurtheil ruhte. Der bereits verbreitete Puritanismus bewirkte, daß der Schauspielerstand und das Volkstheater gering geschätzt und mit Mißtrauen angesehen wurde. Und Bacon also, der seine Stücke für die Volksbühne schrieb und vielleicht auch aus Sorge vor Anfeindung nicht offen damit heraustreten wollte, soll nun den Schauspieler Shakespeare gewonnen haben, ihm seinen Namen dafür zu leihen. Wenn es so war, wie sollte dann möglich sein, daß in seinem Heimathsorte Niemand erfuhr, Niemand, der es wußte, verrieth, daß der gefeierte Landsmann Shakespeare eigentlich ein elender Tropf sei, der sich habe erkaufen lassen, seinen Namen einem Herrn Lordkanzler zu leihen, und der zum Geld den Ruhm eingestrichen habe, den Ruhm, die Ehre dieser Stücke! Es ist wohl wahr: zu Shakespeare's Zeit war die Anerkennung seiner Dramen nicht so groß, nicht so verbreitet wie die seiner Sonette, die mehr damaligen Culturgeschmack entsprachen. Doch gab es immerhin nicht Wenige, die auch seine Dramen schon würdigten, und selbst sein eigener Gegner Ben Jonson hat ja nach seinem Tode einen wahren Hymnus auf Shakespeare's Wundergenius gedichtet. Also auch dieser Jonson soll es nicht gewußt haben! ruft Vischer unwirsch aus. Was nun aber den Einwand betrifft, der Unterschied der Dramen sei zu groß, als daß sie von einem Verfasser herrühren könnten, so antwortet Vischer darauf: „die Dramen sind zwar verschieden durch die Stufen und Perioden seiner Entwickelung, aber man darf nur die Kühnheit der Satzbildung mit den Werken anderer Zeitgenossen vergleichen, um einzusehen, daß sie von einem und demselben Verfasser sind. Es wäre wohl nicht zu schwer, dieselben Fundamente in allen Werken nachzuweisen. Man müßte der Eigenart des Satzbaues, der Witze, Metaphern, Hyperbeln folgen. Freilich, das Geschäft wäre lang. Man hätte alle Zeitgenossen mit ihm zu vergleichen; von den früheren namentlich Marlowe. Aber am Ende muß da doch der Glaube entscheiden, da die Gegner nichts beweisen können."

Aber der begeisterte Bewunderer Shakespeare's ist doch auch nicht blind für seine Schwächen. Er nennt ihn oft nicht nur über alles Männliche hinaus hart und wild, nicht nur cynisch und obscön, sondern auch manierirt. „Seine Kunst leidet unter Ueberkunst, gesuchtem Witz, Absurdität in Analogien, Antithesen und Wortspielen. Dieser Zug steht mit der Rohheit in einem logischen, aber nicht in einem historischen Widerspruch, denn er begegnet uns auch sonst. Wilde tätowiren sich, putzen sich wunderlich auf mit Ringen, Federn und vereinzelten Stücken unserer Tracht. So will die Rohheit etwas vorstellen. Und die Cultur kann sich ihrerseits mit ihr compliciren. Man sollte wohl meinen, daß das gezierte und ausgeklügelte Gerede nur in den oberen Schichten aufkommen konnte, nur dort, wo man sich vom natürlichen Boden abgesondert hatte. Aber selbst die Bildung hing damals noch mit dem Volksmäßigen zusammen und wurde dadurch barbarisch und phantastisch, daß sie Vieles von diesem in ihrer reflectirten Weise steigerte." So entschuldigt der Aesthetiker den Dichter als Product seiner Zeit, über die er, wenn wir so sagen dürfen, zwar hinausragte, aber in der er doch fest und unerschütterlich wurzelte und womit er verwachsen war. Und indem er gegen die unbedingten Shakespearepfaffen, die Alles gut und erhaben finden, Front macht, schützt Vischer den Dichter auch wieder gegen seine Verkleinerer wie Voltaire. Sein engerer Landsmann Rümelin hat das Verdienst, gegen den unbedingten Shakespearecultus vorgegangen zu sein. Er sagt hierbei ungemein viel Wahres, aber er geht nach Vischer zu weit und ist nicht freizusprechen von dem Fehler, den Dichter mehr mit dem Maaßstabe des Verstandes als mit dem der Phantasie gemessen zu haben. Er findet allerlei logische Widersprüche, als ob der Dichter ein Logiker wäre. Er behauptet vorerst, Shakespeare componire nicht im strengen Sinn, sondern er arbeite aus dem Einzelnen heraus, er rücke Scene um Scene vorwärts, ohne vorher zu bedenken: wie führe ich's hinaus? und das müsse ihn natürlich am Ende in Widersprüche bringen, darunter müsse die Einheit des Ganzen leiden. Das ist nun wohl da und dort der Fall in seinen unreifen Jugendstücken, z. B. in den Königsdramen. Auch manche Partien in seinen Lustspielen hat er ziemlich leicht genommen. Nicht überall finden wir strenge, nothwendige Fügung. Das im modernen Geiste begründete Recht der reicheren Fabel ist nicht immer mit dem erforderlichen Maaße gebraucht. Aber in den reiferen Werken, meint Vischer, giebt es Beispiele genug, die beweisen, daß er vielmehr recht im Gegentheil Prometheus und nicht Epimetheus, nicht zu spät kommender Nachdenker, sondern Vordenker ist, der dem Leser sagt: gieb acht, warte, was kommt, und bilde dann erst dein Urtheil! „Wir werden es an Polonius finden. Den kann man aus den ersten Scenen nicht fertig haben. Und das ist auch der Fall mit Lady Macbeth. Schließlich sieht man, daß sie dennoch Weib ist. Darum heißt es hier: warten, warten, ob es nicht noch klar wird. — Also da bin ich ganz gegen Rümelin und sage: Shakespeare's Größe bewährt sich vollauf in tief durchdachter Composition, meisterhafter Verwerthung des Contrastes, rhythmischer Fortführung, Steigerung und Lösung."

Zweitens erhebt Rümelin den Vorwurf, Shakespeare mache oft Sprünge in der Art, wie er die Charaktere schildert, ihr Wesen erscheine oft nicht genug entwickelt, ihr Verhalten oft psychologisch unmotivirt, ihre Handlungen sehen ihnen oft nicht gleich. Und dagegen muß Vischer sagen: das Motiviren ist überhaupt nur bis zu einem gewissen Grade nöthig, es hat seine Grenzen, und man darf uns so viel Phantasie zumuthen, eine Reihe angedeuteter Ursachen und Triebfedern im Nu zu überfliegen. „Phantasie ist eben keine Logik, und wo es sich um innere Wahrheit handelt, verstößt sie nur gegen eine plane Psychologie. Shakespeare motivirt mit raschen, skizzenhaften Zügen, die man sehr wohl beachten muß. Shakespeare erfordert ungemeine Aufmerksamkeit, Vertiefung bei jedem Wort. Dadurch nur kann Goethe auf die Idee gekommen sein, Shakespeare's Stücke seien bloß zum Lesen, nicht zum Vorführen; sonst wäre sie ganz unbegreiflich. Welche Stücke eignen sich besser für die Bühne als eben diese? Aber allerdings: zuvor müssen sie auch wohl studirt werden, denn bei der rasch vorübergehenden Aufführung ist es schwer, den Inhalt jedes Wortes zu erfassen. Shakespeare will, daß wir auch denken, er streicht es uns nicht in den Mund, er macht es uns nicht zu leicht; er sagt: versetze dich in das volle Leben, da taucht immer auch Unerwartetes hervor."

Nach einem dritten Vorwurf Rümelin's scheint es, als ob Shakespeare den Weltlauf gar nicht anerkenne, als ob er keinen Begriff habe von dem strengen Causalzusammenhange der Dinge und nicht wisse, wie schwer es oft ist, seinen Willen durchzusetzen. Shakespeare, sagt er, meint, man könne da nur so machen, was man will, nur so drauf los handeln. Und Vischer entgegnet: im Hamlet kommen die Hindernisse für die Ausführung seines Entschlusses allerdings nicht von außen; seine That ist zwar schwer, aber nicht unmöglich. Was ihn hemmt, kommt aus seinem Innern. Dies wäre also kein Beweis gegen Rümelin. „Doch wie? Sollte der Vorwurf sonst begründet sein? Shakespeare sollte die Strenge des Weltzusammenhanges nicht kennen? Ich sage: im Gegentheil. Er zeigt neben der Wirkung mit gleicher Kraft die Gegenwirkung: er läßt uns sehen, wie auf die Action die Reaction folgt und wie die Verhältnisse dem handelnden Willen wider-

stehen; und so giebt er uns eben recht ein vollkommenes Bild der Welt. Auch hier reclamire ich die Rechte der Phantasie, die auf ihrem Wege die erhabensten Wahrheiten ausspricht. Mit tiefer Weisheit giebt uns Shakespeare ein Abbild des Weltgewebes. Nur wenig Maschen sind ihm entglitten. Aber freilich: er ist Dramatiker, und als solcher muß er die trotzenden Schranken und Mauern schnell niederwerfen, damit es zu einem Ende komme, er kann sich dabei nicht so lange aufhalten. Da heißt es: der Wille bestimmt die Welt. Rümelin scheint nicht zu bedenken, daß das Drama straffe Kürze erfordert. Er ist episch gestimmt; er hat mehr Sinn für das epische Bild der realen Bedingtheit als für den dramatischen Stoß der That; und deßhalb urtheilt er hier unwillkürlich nach den Gesetzen erzählender Kunst."

Freilich muß Fischer seinerseits noch etwas zugeben. Bei Shakespeare sei die Handlung manchmal überfruchtet, aus Unreife in den meisten Königsdramen, aus unklar gährender Ueberkraft in Richard III. „Seine Poesie hat oft etwas undurchsichtig Elementarisches. Wir stoßen zuweilen auf historisch-chronikalischen Rohstoff, auf Bestandtheile, die gleichsam nicht gar gekocht sind. Das Massenhafte des Faetischen erscheint oft nicht bezwungen. Er giebt noch leichter zu viel als zu wenig; überreich, wie er ist, geräth er mitunter in embarras de richesse. Wir wollen aber nicht vergessen: das moderne Drama ist polymythisch. Im Gegensatz zur antiken Einfachheit will es eine Fabel mit vielen Personen und stark verzweigter Handlung, der sich auch, in loserem Zusammenhange, manches Episodische zugesellt. Und daß es sich so gestaltete, hängt zusammen mit der Schlichtheit des mittelalterlichen Theaters. Die einfache Bühneneinrichtung erlaubte eine Aufeinanderfolge vieler kleiner Scenen."

Und nun echt Vischer'scher Meisterzug: man versteht Shakespeare besser, wenn man sich die Bauformen der nordischen Renaissance vorstellt. Er gleicht einem Haus in diesem Stil. „Aber dieses Haus hat an seinem Unterstock äußerst rauhe Rustikaquadern, und die geschweiften Giebel mit ihren Rollen und Spitzen, die vielen Thürme, Risalite, Erker und Kamine machen, im Verein mit schwülstiger Ornamentik, einen etwas abenteuerlichen Eindruck. Oder hören wir darüber Goethe. In Calderon lesend, vergleicht er dessen strenge, klar geordnete, stilgemäße Art mit höchst rectificirtem Weingeist; Shakespeare dagegen, sagt er, reicht uns die volle Traube vom Weinstock. Das ist ein Bild, das nur Goethe finden konnte." Und Vischer führt das Bild in seiner Weise fort: „an dieser vollen Traube haftet etwas Erde, die vom Regen hinaufgespritzt ist. Und die frischen Blumen, womit er uns erfreut, sind mit der Wurzel gepflückt, und daran hängen auch noch Bodenreste. Man könnte nun wünschen, daß Shakespeare die Griechen besser gekannt hätte und mehr auf sie eingegangen wäre. Aber das ist gleich gesagt und schwer gethan. Für ihn war es eine Unmöglichkeit. Und ist es denn ernstlich zu wünschen? Gewiß, im Rückblick auf die Griechen haben wir nordischen Barbaren unsern Geschmack gereinigt. Das ist nicht anders; wir säßen heute noch im Mittelalter, wenn nicht die griechische Cultur wieder erschlossen worden, wenn nicht in Italien eine Renaissance zu Stande gekommen wäre. Mit dem Humanismus nahmen wir auch antiken Formsinn auf; das zeigt sich in der Poesie schon früh." Den ganzen culturphilosophischen Exeurs, der zum Schönsten und Geistreichsten gehört, was Vischer improvisirte, mag man in dem Bande selbst lesen.

Mehr als die Hälfte des Buches handelt von Hamlet, der Scene für Scene analysirt und erklärt wird, zum Theil nach Vischer's eigener Uebersetzung. Wir greifen hier nur den vielumstrittenen Hauptpunkt heraus. Nach Vischer's Auffassung ist Hamlet im Reden immer schlagfertig, „aber im Handeln (sagen wir einmal auf Französisch): esprit d'escalier, ein Treppengeist, ein Mensch, der den Moment nicht ergreift und dann in Selbstgesprächen wüthet. Das ist die Art der Melancholiker, die alles tief und schwer in sich hineinarbeiten. Hamlet hat zwar auch etwas vom Choleriker und mitunter selbst vom Sanguiniker, aber sein ganzes Seelenwesen schwimmt im Aether des Melancholischen. Jedoch mit der Bezeichnung seines Temperaments ist noch wenig geholfen; wir müßten noch tiefer hinabsteigen und uns sagen: Hamet ist ein Stimmungsmensch, ein Cerebral-, ein Nervenmensch, ein nach der Phantasieseite organisirtes Genie, in vollen Gegensatz zu den anderen Arten des Genies, namentlich dem praktischen gestellt, eine Dichternatur, in der sich Shakespeare selber spiegelt, und daher so geneigt, in sich zu leben und das Gefährte in den Nebel seiner Traumwelt abschwenken zu lassen, daher so scheu und so gehetzt von wild aufstürmenden Vorstellungen, die er sich so leicht für That anrechnet, daher so zornig, so toll erregt und wieder so weich. Als Phantasiemensch hat er auch Humor, liebt er das Bildliche in der Sprache, findet er Gefallen am Theater, am künstlerischen Schein überhaupt. Man kann also auch sagen: er verpufft zu viel Kraft nach der Seite der Form; er spielt selbst Theater."

Zu dieser Auffassung muß Vischer um 1867 gelangt sein. Als Schriftsteller hat er ihr aber erst im Jahre 1882 Ausdruck gegeben. Die Stelle lautet in den Kritischen Gängen: „Wenig Gefühlsrapport müßte haben, wer es einem Hamlet nicht anspürte, daß der Dichter selbst ganz anders in ihm steckt, als in jedem anderen seiner Helden. Gelegentlich sei hier gesagt, daß mir längst nicht mehr genügt, was ich bisher über den Hamlet geschrieben habe. Hamlet leidet nur unter Anderem auch an der Reflexion; sein Leiden ist das Genie. Es giebt Genie in vielen Sphären, wo man meinen sollte, der Verstand thue Alles, es giebt Wissenschaftliches, Praktisches, z. B. Staatsmanngenie; in diesen Formen ist die Phantasie Wegzeigerin, Oeffnerin des Blickes, im Werke selbst tritt sie die Rolle an das Denken ab. Hamlet leidet am Genie im engeren Sinne, wo die Phantasie ganz bestimmend ist, sagen wir: Phantasiegenie, und dies mit allen Zugaben einer solchen Complexion, — er, der bei aller sittlichen Empörung, die er als höchst ethisch gestimmte Natur in sich trägt, grundnüchtern sein müßte, um angemessen zu handeln. Shakespeare hat sich gefragt: wie ginge es unsereinem, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet; fürchterlich und erbärmlich! zu einer halbwahnsinnigen Phantasie-Unruhe würde mich's aufscheuchen! In Witzgarben, in Vulkanausbrüchen beredter sittlicher Wuth, in Seufzern, Schwermuthsträumen und dann wieder blutig grassen Bildern würde ich mein Feuer versprühn, verschießen, verhauchen, am unrechten Ort grausam handeln, den rechten Moment verzappeln, als lächerlicher böser Narr umgehen, verachtet und gefürchtet, schuldig werden, tief schuldig, die Rache gegen mich herausfordern, wo ich Schuld strafen sollte, und, wenn es sehr gut ginge, im letzten, späten Augenblick an's Ziel hin nicht schreiten, sondern fallen!" Bekanntlich haben Kuno Fischer und H. Türck diese Erklärung: Hamlet ein Genie wieder aufgenommen und weitergeführt. Die Priorität gebührt aber unserem größten Aesthetiker.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Carrière.

Von Gyp (Comtesse de Martel-Mirabeau).

Leopold Laurent war als fünfzehnjähriger Bursche die Verzweiflung seines Vaters, des Gewürzkrämers in Argenteuil. Er setzte den geschäftlichen Unterweisungen seines Erzeugers — der ein Specialist in seiner Branche war — eine offenkundige Widerspenstigkeit entgegen.

Die Unterschiede der Gemüsearten ließen ihn völlig kalt; es war unmöglich, ihm den Unterschied zwischen einer Rübe aus Meaux und einer aus Crecy oder des veredelten holländischen Spargels von dem rosagefärbten Spargel aus Argenteuil klar zu machen. Es war zum Verzweifeln. Verweichlicht wie er war, hatte er einen Abscheu vor jeder Art Bewegung in der frischen Luft und saß stundenlang zusammengekauert auf einem Stuhl und starrte traumverloren irgend einen Gegenstand an, ohne ihn zu sehen. Eines Tages erklärte er, er wolle Geistlicher werden, und sein Vater steckte ihn in ein Seminar. Kurz darauf schickte man ihm seinen Sohn wieder, weil er nach dem Ausspruche der Professoren zu „gar nichts tauge". So hatte er also auch hier den richtigen Anschluß verfehlt. Der Vater forderte ihn mit aller Strenge auf, sich endlich für eine Carrière zu entscheiden, doch der Junge antwortete kläglich, er wünsche irgend eine „Pariser Profession" zu erlernen. Da der Alte nicht, wie die meisten Bauern, überzeugt war, die Pariser seien alle Nichtsthuer, so hoffte er, daß sein Leopold endlich dort in's rechte Geleise kommen würde und entschloß sich, ihn zu einem seiner Brüder, einem Portier in der rue Lepic, zu schicken. Es wurde abgemacht, daß der Onkel die volle Pension bezahlen sollte, bis der Sohn im Stande wäre, selbst seinen Unterhalt zu verdienen. So kam denn Leopold Laurent an einem schönen Frühlingstag in der Hauptstadt an.

Er begeisterte sich sofort für die Bummelei, aber da er es nicht wagte, seinem Onkel Laurent offen zu erklären, daß er sich dieser Specialität widmen wolle, so wählte er die Branche, welche dem Flaniren am nächsten kam, und trat als Laufbursche in ein Porzellanmagazin ein. Den ganzen Tag nur Gänge machen! Bummeln! — Durch die Straßen zu schlendern, nicht mehr für dieses langweilige Gemüse Sorge zu tragen, für dieses Grünzeug, das man schon überwachen mußte, kaum daß es den Kopf aus der Erde steckte — es war herrlich! Aber schon nach vierzehn Tagen mißfiel es ihm; denn er mußte schwere Packete tragen und Abends, nachdem er die paar verdienten Sous für einiges Essen verbraucht, von den Vororten ermüdet und abgehetzt zu Fuß zurückkommen, um zuletzt noch über die richtige Anwendung der Zeit ausgefragt und sofort an den Ohren gezogen zu werden, wenn die Aufklärungen dem Principal nicht ausreichend erschienen. Er beschloß daher sich „zu verändern". Nach einander trat er bei einem Schneider ein, handelte mit kleinen blinden Vögeln, die er am Ende eines langen Stockes den Passanten zum Verkauf unter die Nase hielt, bot dann wieder mit verbindlicher Miene alten Gecken gewisse transparente Karten an, um gleich darauf irgend einer frommen alten Dame irgend ein religiöses Bild aufzudrängen; bald rief er den Sturz des Präsidenten der Republik aus, um die Regierung zu ärgern, bald wieder die Niederlage Rochefort's, um der Polizei zu schmeicheln. Dann wieder besorgte er irgend welche kupplerische Aufträge, rief vor dem Theater nach den Wagen für die Damen und stand dann für die Billethändler Wache, um ihnen die Ankunft der Polizei zu melden. So schlug er sich drei Jahre durch, indem er, so gut er konnte, dem Onkel Laurent seinen Unterhalt bezahlte, wobei er versicherte, er habe eine sehr gute Stelle bei einem Advocaten. Da er doch immerhin, wenn auch schlecht, zahlte, so ließ ihn der Portier gewähren. So gelang es ihm im Laufe der Zeit bei einem Farbenhändler Anstellung zu finden. Endlich ein leichter Dienst! Eines Tages mußte er bei einem Maler am Boulevard Clichy eine Bestellung abliefern. Diesem fiel die originelle Physiognomie Leopold's auf. Sein Straßenjungentypus mit dem dummschlauen Ausdruck gefiel ihm. „Wie alt bist Du?" fragte der Maler.

„Achtzehn!"

„Unmöglich! Du siehst wie Vierzehn aus! Sag' mal, verstehst Du Modell zu stehen? Ich brauche den Kopf eines Straßenjungen für ein Freilichtbild ... Deine Visage gefällt mir. Du bekommst hundert Sous für die Sitzung."

„O gewiß, ich würde das schon verstehen!"

Für den Anfang hatte Leopold leichte Arbeit. Er posirte liegend, auf dem Rücken, mit den Augen zum Himmel emporstarrend; er brauchte weder seinen Körper im Gleichgewicht zu halten, noch seinen Blick auf einen Punkt zu fixiren. So hatte er denn endlich die erträumte Profession gefunden! Gewinnbringend und nicht ermüdend. Er wünschte nur, das Bild möchte ewig dauern.

Auf einer Privat-Ausstellung hatte „der Taugenichts" einen großen Erfolg, und natürlich wollte jetzt jeder Künstler für die Ausstellung im „Salon" dasselbe machen. Man riß sich förmlich um Leopold. Der Eine malte ihn barfuß, der Andere sonntäglich angekleidet oder auf einem Apfelbaum, vor einer Hecke, als Gänsehirt. Der Eine setzte ihm die Stirne in's Licht und das Knie in den Schatten, ein Anderer that das Gegentheil, ein Dritter kleckste ihm Sonnenreflexe auf die Nase, und Jeder war überzeugt, eine unfehlbare Wirkung damit hervorzubringen. Und indem Leopold so vor Allen posirte, legte er sich oft die Frage vor, warum nicht auch er das Malen lernen könnte. Nicht etwa große schöne Frauen mit rosigem Fleisch oder in seidenen Kleidern: nein, das war zu schwierig! Aber so ganz kleine Japanerinnen oder solche gepuderte Rococcodamen in Tragsesseln oder im Bade, ganz schlicht und einfach in Aquarell? ... Tag für Tag posirte er für Leute, die keine andere Mühe dabei hatten, als ihn zum Modell zu nehmen und die bei dieser leichten Arbeit viel Geld verdienten. Er meinte nicht ungeschickter zu sein als sie. Er sparte sich also einige Sous, kaufte Farben und machte sich an die Arbeit.

Geduldig, hartnäckig, von affenartiger Geschicklichkeit, machte er in einem halben Jahre schon erstaunliche Fortschritte. Bald konnte er ganz hübsche kleine Frauensiguren, wie sie den Lebemännern gefallen, aquarelliren. Und er verkaufte sogar. Natürlich, nicht zu theuer anfangs! Schon für zwei Louis konnte man von ihm Alles gemalt bekommen, was man wollte. Dann ließ er sich fünf und zehn Louis bezahlen. Von nun an hatte er Geld. Was aber die Fabrikation dieser Frauensiguren erschwerte, war die Frage nach einem passenden Modell. Gewöhnlich arbeiten die Maler, die verkäuflichen Klitsch machen, aus dem Gedächtniß; aber er war unfähig, etwas darzustellen, was er nicht gesehen hatte; er copirte dafür mit sclavischer Genauigkeit. Da ein Modell theuer war, so trieb er sich in den Ateliers seiner Freunde herum und copirte ihre Modelle.

„Weißt Du," sagte ihm eines Tages ein College, um ihn los zu werden, „Du mußt Dir eine Specialität wählen! Alle Mode-Maler haben irgend eine Specialität. Man braucht z. B. immer nur Reiter zu malen oder immer nur wandernde Musikanten oder nur Ritter aus der Zeit Ludwig's XIII. von martialischem Aussehen oder frische und lächelnde Marquis aus der Zeit Ludwig's XV. Die Fabrikation von Pierretten ist auch eine sehr einträgliche Specialität, aber das Alles ist bereits übersetzt. Stelle 'mal bei zehn Kunsthändlern immer ein und dieselbe Männer- oder Frauensigur aus, aber in verschiedenen Posen natürlich; und nach einem Jahre wird man schon sagen: ‚Halt, das ist ja ein Leopold Laurent!' und Du bist bereits in der Mode. Dazu mußt Du nur irgend ein möglichst typisches Modell finden, das nur Dir sitzt."

In sein Atelier zurückgekehrt, das in dem Hause war, wo sein Onkel Laurent als Portier amtirte, begann Leopold dem Rathe seines Freundes zu folgen. Er wählte als Specialität eine Frauenfigur, in leichte Stoffe gehüllt, denn er malte sehr gut Stoffe, aber wo den Typus finden? Er konnte kein theures Modell bezahlen und auch unter den Mädchen von Montmartre fand er keines für seinen Zweck geeignet. Eines Tages fiel ihm aber ein großes schwarzhaariges, tolles Geschöpf ein, das er einst auf der Straße kennen gelernt hatte, als er noch seine zahlreichen Gewerbe ausübte. Josephine Pochon verkaufte Bilder oder Blumen, je nach der Saison; sie würde ein sehr passendes Modell abgeben und, da sie nicht alle Tage zu essen hatte, auch für ein Butterbrod zu haben sein. Leopold machte sich also gleich den nächsten Tag auf den Weg, aber vergebens war er zwei Stunden lang auf der Suche nach ihr. Josephine war nicht zu finden.

Da erblickte er einen buckligen Kerl, der einst in den schlechten Zeiten sein Gefährte gewesen war. Obgleich es ihm einige Ueberwindung kostete, sich erkennen zu geben, fragte er ihn nach Josephine. Er erfuhr, daß sie „einiges mit der Polizei vorgehabt" habe und in Saint-Lazare eingesperrt gewesen sei. Jetzt sei sie herausgekommen, habe es aber nicht gewagt, ihre alte Stelle wieder einzunehmen, da sie zu gut bekannt sei, aber Leopold würde sie sicher zwischen sieben und elf Uhr Abends in der Nähe des Vaudeville-Theaters finden. Sie „machte dort in Blumen", zusammen mit ihrer kleinen Schwester.

Leopold fand Josephine am bezeichneten Ort; sie nahm die Vorschläge ihres früheren Kameraden, für den sie immer eine kleine Schwäche gehabt, mit Freuden an. Zwar erinnerte sie sich, daß, wenn sie oft den ganzen Tag nichts gegessen hatte und die andern ihr ein Stück Brod oder zwei oder drei Sous gaben, Leopold ihr nie etwas geschenkt hatte! Er war eben ein Schlaukopf! Aber dafür war auch er jetzt ein großer Herr geworden ... Er hatte sich nicht getäuscht, Josephine, in leichte Stoffe gehüllt, gab ein prachtvolles Modell ab. Mit ihren glänzenden Augen, dem schon welken und vom Laster erschlafften Körper, picant aber nicht hübsch, hatte sie den sinnlichen Reiz der Gemeinheit, vor Allem aber eine nur ihr eigene Art, sich in Stoffe zu drapiren. Leopold wählte als Specialität die Figur einer Zigeunerin. Und er fabricirte Zigeunerinnen, wie Detaille und Meissonier Soldaten malen. Und er malte Josephine nach und nach in den verschiedensten Stellungen, vor einem Scheiterhaufen, als Kartenlegerin, im Schleiertanz, Tambourin spielend, in den Sternen lesend, die Zukunft aus der Hand weissagend ... Paris wurde mit Aquarellen überfluthet, die alle das seltsame Geschöpf in den verschiedensten Posen zeigten. Und die Prophezeihungen seines Kameraden wurden rasch Wahrheit: Leopold Laurent und seine Specialität hatten einen tollen Erfolg, und reiche Amerikaner wogen die Aquarelle, die so treu Josephinens Züge wiedergaben, mit Gold auf. Ein Fächer, worauf sie in Gazeschleiern dargestellt war (der Gazeschleier mit goldenen Punkten war die Stärke Leopold's), dieser Fächer wurde mit elftausend Francs bezahlt. Er war ein gemachter Mann, er war Mode geworden. Die Reclame stimmte mit ein: die Zeitungen verkündeten einen „neuen Stern am Himmel der Aquarellmalerei". Bald war im Malerviertel von nichts anderem mehr die Rede als von Leopold Laurent's Modell.

„Donnerwetter, mit einem solchen Modell," sagten die Kameraden, „da ist es leicht durchzudringen; dieses Geschöpf versteht zu posiren und sich zu drapiren, wie keine andere! ... Das ist ihr angeboren! ... Dieser Esel von Laurent hat gar kein Verdienst dabei!"

Nach und nach begann man Josephine auch in andere Ateliers zu locken; sie liebte übrigens selbst die Veränderung. Immer nur Leopold! Nein, das war ihr auf die Dauer zu langweilig! Und indem sie von einem zum andern ging, ließ sie den armen Maler oft wochenlang im Stich, so daß er sich voller Verzweiflung genöthigt sah, müssig die Arme zu kreuzen, weil er ohne sein Modell nichts machen konnte.

Wenn sie längere Zeit nicht erschienen war, mußte er auf die Suche nach ihr gehen und sie in irgend einer Kneipe oder in den Laufgräben der Festungswälle der Vorstadt auflesen. Die Straßenjungen und Vagabunden waren ja ihre erste Bekanntschaft gewesen, und die Herren Maler konnten sie diese theueren Erinnerungen nicht vergessen machen. Uebrigens hatten auch die Maler bald genug von ihr. Als Modell und in ihre bizarren Stoffe gehüllt, mochte sie noch hingehen, aber sonst war sie nicht mehr annehmbar; ihre welke Haut und ihr schlaffer Körper schienen einem alten Weibe zu gehören. Gleichviel, Leopold sah es jedesmal als ein Glück an, wenn sie zurückkehrte; er fertigte dann gleich wieder eine Reihe Variationen nach seinem Modell an, und das Geld floß ihm wieder zu. In der That verstand es Josephine ausgezeichnet, ihre Figur in's Licht zu setzen. Zwischen ihren gewandten Fingern, nahm jeder noch so spröde Stoff die Form von weichen Falten an, und sie trieb ihre Kunst so weit, daß es ihr gelang, durch eine Anordnung des Faltenwurfes ganz andere Formen errathen zu lassen, als sie wirklich besaß. Sie verstand es, nur die Fußspitze aus den Gewändern hervorlugen zu lassen und sorgfältig die groben Knöchel zu verdecken. Und sie arrangirte das Alles selbst, ohne daß Leopold sich einzumischen brauchte, und fand von selbst eine Pose, auf die er nie gekommen wäre; sie nahm die Stellungen an und er copirte ganz einfach; es war auch Alles, was er leisten konnte, aber er machte es gut. Vom Malerviertel war der Ruf Josephinens bald bis zur Avenue de Villiers gedrungen. Es gab bald keinen großen Maler, der „dieses Geschöpf" nicht zum Modell haben wollte; man bot Josephine fabelhafte Preise für das Modellstehen, so daß sie sogar darüber ihre Kameraden der Vorstadt vergaß, um sich ganz der Kunst zu widmen. Eines Tages erklärte sie denn auch dem verblüfften Leopold: „Weißt Du, mein Lieber, ich komme nicht mehr zu Dir, wenn Du mir nicht die Preise zahlen kannst, die ich dort bekomme!"

Und sie kam wirklich nicht mehr. Als Leopold sah, daß es mit ihr ein Ende hatte, entschloß er sich, ein anderes Modell zu suchen, und nahm dann die Arbeit wieder auf. Aber es war nicht mehr dasselbe! Die Gewänder hingen dem neuen Modell wie Lappen herunter, die Pose war ungeschickt, es sah nach nichts aus, und er verkaufte bald gar nichts mehr. So sah er denn seinen Ruin vor sich. Er warf sich Josephine zu Füßen und flehte sie an zurückzukommen; aber sie posirte jetzt für Madame Madeleine Lemier! Und für Leloir! Und erst für die Ausländer! . . . Nein, er solle sich nicht einbilden, daß sie in dieses schmutzige Montmartre zurückkehren werde, sie hatte genug davon! Und dann zahlte man sie doch besser! Sie besitze ja kein Vermögen und müsse für ihre Mitgift sparen! Sich zu verheirathen, das war jetzt ihr Traum! Da kam Leopold ein großartiger Gedanke, und er sagte der verblüfften Josephine: „Ich heirathe Dich! Ganz ohne Mitgift! . . . Morgen, wenn Du willst . . . aber unter der Bedingung, daß Du nur bei mir allein Modell stehst! . . ."

Und er hat sie geheirathet! Heute besitzt Leopold Laurent ein eigenes sehr schönes Haus, und nur wenige wissen etwas von den ersten Debuts der Hausfrau. Und als einst ein alter Pariser, der Josephine Pochon zur Zeit gekannt hatte, wo sie sich noch überall herumtrieb, das Bild der „Zigeunerin" im Salon eines braven Familienvaters in prachtvollem Rahmen erblickte und diesen darauf aufmerksam machte, daß man das Bildniß einer bekannten Dirne nicht so in der Familie hängen lassen dürfe, da antwortete ihm der Hausherr mit Entrüstung: „Das Portrait einer Dirne? Bitte sehr! Es ist das Bildniß von Madame Laurent, der Gattin des berühmten Malers!"

Aus der Hauptstadt.

Der Herr Cantor.

Herrlichen Tagen werde er das Vaterland entgegen führen, darum solle man ihm treulich folgen, rief Wilhelm II. seinen Märkern zu. Und wiederum in Hamburg wandte er sich, über die Köpfe der würdigen und wohlgenährten Senatoren, über die Köpfe der gutmüthigen Gehorsamen, Hohenlohe und Tirpitz, hinweg an das deutsche Volk und forderte es auf, Opfer zu bringen, den Parteiungen zu entsagen, statt die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen und das Höchste in immer stärker sich ausprägenden Parteirichtungen zu suchen. Dreimal in derselben Minute nannte der Kaiser das tief verhaßte Wort, dreimal schüttete er seinen ingrimmigen Zorn aus über einen Begriff, der ihm alles Uebels Wurzel und deutscher Größe Erbfeind deucht. Wenn ruhelos wüthende Kämpfe das Land zerfleischen, wenn seine verhetzten Bürger einander mit erhobener Faust gegenüberstehen; wenn der kleinliche Fraktionsgeist die Kräfte ungemessen zersplittert und jede imposante, einheitliche Handlung unmöglich macht, dann mag wohl den Fürsten, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, schneidendes Weh überkommen. Ihn, der mit tausend Masten auszog, der im ersten Anlauf alle Hindernisse zu überwinden dachte, ein lächelnder Triumphator, hemmt nun auf Schritt und Tritt Eigensinn und ärmlicher Eigennutz. Und den Stürmer faßt es allmälig wie Melancholie. Noch tönt er in schönen und bilderreichen Reden seinen Schmerz aus, aber das ungeduldige Feuer verglimmt. Wo ist der unrastselige Reformeifer der ersten Jahre geblieben, wohin sind die kühnen Hoffnungen und Entwürfe jener Zeit gerathen? Nichts mehr erinnert den Monarchen an sie als der Groll an den blinden Parteihödur, dessen trotziger Widerstand die Kraft des jungen Fürsten zwar nicht erlahmen machte, aber doch beständig ablenkte und auf neue Ziele richtete.

Wilhelm II. ist für den langwierigen Belagerungskrieg nicht begabt und veranlagt. Was sein besenertes Temperament nicht rasch gewinnt, das läßt er achselzuckend seitwärts liegen. Der Kampf mit kleinen und allerkleinsten Schwierigkeiten ermüdet ihn. Flammende Begeisterung für seine Wünsche und Anregungen hat er erwartet, und zaghaftes Kopfschütteln, boshaftes Nörgeln hat man ihm gegeben. Daß in diesen elf Jahren seiner Regierung nichts, aber auch gar nichts gedieh, daß mit Fug von einem Zickzack-Curse, einem unsicheren, ziellosen Hin und Her gesprochen werden konnte — wer trägt die Schuld und die Verantwortung dafür? Und der Monarch hat die Antwort bereit: Beschränkter Unterthanenverstand trieb sein unfruchtbares, dreistes Spiel mit königlichen Gedanken und Träumen.

Nicht die Partei an sich verabscheut und befehdet der Kaiser. Wäre eine starke Mehrheitpartei vorhanden, die unbedingt seiner Führung folgte, ihm so bedingungslos folgte, wie z. B. die Herren Minister es thun, dann störte ihn das Getriebe der Opposition wenig. Unglücklicherweise giebt es außer dem Staatsministerium keine politische Gruppe, die dem kaiserlichen Winken unter allen Umständen gehorchte und ihm blindes Vertrauen schenkte. Man müßte denn gerade den Redaktionsstab des ebenso geachteten wie gut getauften Dr. Leon Leipziger für eine solche Gruppe halten. Seitdem die Canalvorlage, die nun allerdings in nächtige Vergessenheit gerathen wird, wie hundert andere feierliche Anläufe des neuen Courses in Vergessenheit gerathen sind, seitdem diese Irrung auch die Rechte des Abgeordnetenhauses in schroffen Gegensatz zu den kaiserlichen Willensäußerungen gebracht hat, giebt es keine Partei mehr, auf die Wilhelm II. sich mit Zuversicht stützen könnte. Sie haben ihm alle, einschließlich der socialdemokratischen, gelegentlich ihre Unterstützung geboten, wenn es ihnen just in den Parteikram und in's Parteiprogramm paßte. Mit derselben Kaltherzigkeit jedoch verwarfen sie Gesetzvorschläge, von denen sie wußten, daß des Monarchen Herz daran hing, für die er sich öffentlich mit der ganzen Wucht seiner Autorität und Beredsamkeit eingesetzt hatte. Der letzte Parteiführer hat mehr unmittelbaren Einfluß auf das Parlament als Wilhelm II. Wie blindlings und selbstverleugnend ihm die Regierung auch gehorsamt, wie blitzgeschwind sie auf einen leisen Wink von ihm die Gesetzgebungsmühle in Thätigkeit setzt — am weißen Hause auf dem Königplatze legen sich die stolzen Wellen kaiserlicher Macht. Hier bedarf es immer der Umwege, um den unbeugsamen und unerschütterlichen Willen des Monarchen zur Geltung zu bringen.

Parteien sind an sich dem Staat unentbehrlich. Das öffentliche Leben versumpfte jämmerlich ohne sie, aller Fortschritt hörte auf, und alles Interesse für das Wohlergehen des Vaterlandes. „Es würde gewissermaßen ein todter Punkt in der politischen Entwickelung eintreten, wenn wir alle einig wären, keine Fractionen hätten und alles, was der Cantor uns vorsingt, nachsängen," sagte Fürst Bismarck an seinem achtzigsten Geburtstage. Der Kampf der Parteien ist der Kampf um die Wahrheit. Ihr rückt man nicht näher wie der Jüngling von Sais, dem es genügte, keck einen einzigen leichten Schleier zu heben; sie verlangt das Licht unzähliger Fackeln und die Arbeit unzähliger Bergleute. So viel persönliche Eitelkeit bei den Turniren, die hier Tag für Tag geliefert werden, auch mit unterläuft, so erbärmlich in hundert Fällen auch die Beweggründe sein

mögen, davon maßgebende Politiker sich leiten lassen — am Ende wird das Gift doch zum Heiltranke. Alles, was die trägen Massen aus ihrer Dumpfheit aufrüttelt und die breitgestirnte Heerde wenigstens vorübergehend zu Staatsbürgern macht, gereicht dem Staate zum Segen. Und wenn über den Parteiführern ein Höchster thront, der aus dem erbitterten Widerstreit der Meinungen die goldene Essenz zieht, der unparteiisch wägt und seine eigene, überlegene Anschauung dadurch sieghaft macht, daß er sie in ihren äußeren Umrissen der herrschenden, der populären geschickt anzupassen weiß, dann sind strahlende Erfolge der Lohn, Erfolge, wie Wilhelm II. sie erträumt. Die höchste Kunst des modernen Staatsmannes beruht ja darin, daß er die Imponderabilien kennt und klug zu benutzen versteht. Der genialste und mächtigste Despot verfügt nicht entfernt über die furchtbare, die unwiderstehliche Gewalt, die einem aufgeklärten constitutionellen Monarchen eignet. Hinter dem Selbstherrscher steht im besten Fall der Druck einer starken, doch leblosen Maschine, der Druck von Millionen Pferdekräften sozusagen. Ein moderner Fürst dagegen, der die Geister als primus inter pares beherrscht, kommandirt Millionen lebendiger Menschenkräfte, die in gesunder Selbstsucht und gesunder Begeisterung so den letzten Tropfen Blut wie das letzte Quentlein Hirn hingeben für seine Bestrebungen. Denn seine Bestrebungen sind, wie sie glauben, die ihrigen.

Wer im neunzehnten Jahrhundert Cantor sein will, muß die hohe Kunst des Vorsingens studirt haben. Unsere erfolgreichen Parteiführer haben sie sämmtlich studirt. Sie singen so, wie ihrer Gefolgschaft der Schnabel gewachsen ist; Melodie jedoch und Tonfall bestimmen sie.

Wird Wilhelm II. je der Cantor des deutschen Volkes werden? Aus seinem Hasse gegen das Parteiwesen und seinen beredten Klagen erhellt fast, daß er, ohne es sich einzugestehen, die Hoffnung darauf verloren hat.

Und in Wahrheit — ihm fehlt das Zeug zum Parteiführer großen Stils, der er doch gern, so gern sein möchte. Seine hinreißende Liebenswürdigkeit, sein besonderer Charme bezaubert gewiß alle Näherstehenden, schafft ihm aber nur persönliche Anhänger. Und deren Zahl wird klärlich immer gering bleiben, wie ihr Einfluß im Riesengewühl gleich Null bleibt. Was den Masseneroberer macht, den abgöttisch verehrten Führer breiter Volksschichten, diese Eigenschaften gehen ihm ab. Sie widerstreiten zum Theil seiner Individualität, zum Theil seinen Begriffen von der Würde und Höhe des königlichen Amtes. Wilhelm II. mag nicht im Bann eines Dogmas liegen. Er behält sich die volle Freiheit und Unabhängigkeit des Denkens vor, auch die Unabhängigkeit eigenen, früheren Gedanken gegenüber. Während das Parteihaupt finster und fest, mit eiserner Energie und Halsstarrigkeit den Blick auf ein Endziel richten muß, liebt der Kaiser die gefällige Veränderung. Der Parteiführer ist nach außen hin der gefesselte Sclave der Partei, Wilhelm II. würde gerade in den Augen der Welt ihr unumschränkter Herr sein wollen. Unerträglich wäre ihm zudem die Vorstellung, bei lebendigem Leibe zu versteinern, festgenagelt zu sein auf einen Glaubenssatz, niemals abschweifen zu dürfen von vielleicht längst überwundenen Idealen. Eine Fahrt ohne den Reiz kaleidoskopisch wechselnder Bilder, Kampf auf sich ewig gleichbleibendem Schlachtfelde — o der geisttödtenden Monotonie! Die Herrennatur des Kaisers erträgt keinen Zwang, sie knirscht auf gegen jeden Versuch einer Beeinflussung, die sich als Beeinflussung zu erkennen giebt. Einen erkannten Irrthum streift er ab, ohne ihm Todtentempel zu errichten, und freudig leicht wendet er sein Interesse einem neuen, einleuchtenden Gedankengange zu, selbst wenn die neue Erkenntniß grell von der alten abweicht. Dieser Beweglichkeit, die einen hervorstechenden, ja vielleicht den Hauptreiz seines Wesens ausmacht, wenn sie auch fraglos schwere Gefahren in sich birgt, diesem impulsiven und ruhlosen geistigen Wandertriebe ist es zuzuschreiben, daß sich bisher keine eigentlich kaiserliche Partei bei uns aufgethan hat. Und das, obgleich in unserer Volksart die Vorbedingungen dazu reichlich gegeben sind. Mit wie großem Rechte man die deutsche Parteisucht auch tadelt und bespöttelt — dem Herrn Cantor singen wir doch gerne nach, zumal wenn er die Krone trägt. Wilhelm II. aber erschrickt den Bourgeois. Als er das Scepter ergriff und ein sociales Kaiserthum heraufziehen wollte, da sammelten sich allerorten die Gruppen und Vereine, die nur auf das Signal zur Bildung der kaiserlich-socialistischen Partei warteten. Seinen Anstößen zur Schulreform, der Einberufung der Arbeiterschutz-Conferenz brachten Hunderttausende fieberhafte Theilnahme entgegen. Ein Enthusiasmus lohte empor, der gerade in den Besten die schreckliche Erinnerung an Bismarck's Sturz zurückdrängte und sie mit unsäglichen Hoffnungen vollpfropfte. Noch einmal gelang dem Kaiser solch' großer Schlag, als er sich feierlich gegen den Raubzug der Söldner der Herren Rhodes und Beit und ihrer bankrotten Actiengesellschaften erklärte. Die närrischsten Querköpfe und die abgebrühtesten Parteihandwerker wagten damals kein leises Wörtchen der Nörgelei, so herzlich stimmte die ganze Nation ihrem Führer zu, so geschlossen standen die Colonnen hinter ihm. Damals hatte sich erfüllt, was der Monarch jüngst in Hamburg inbrünstig herbeisehnte. Die unterschiedlichen Schwenkungen, die seitdem im blendenden Licht der Oeffentlichkeit vollzogen wurden; der Kampf gegen den Umsturz, der zur Oeynhauser Rede führte und sich jetzt, in dem weltgeschichtlich ungeschickten ministeriellen Gesetzentwurfe, zu einer Attacke auf das bißchen Arbeitercoalitionsrecht ausgewachsen hat; die Handelsvertrags- und die Canal-Politik — sie haben dem Embryo einer großen kaiserlichen Partei den Garaus gemacht. Es ist ein zaghaftes oder trotziges Mißtrauen im Volke. Dieser schwerfällige Heerbann sieht sich außer Stande, den flinken Wendungen des lebhaften Kaisertemperamentes zu folgen, und verlegen oder verärgert kehrt er um. Sowohl die Mannen, die der Ueberlieferung getreu innig zum Herrscherhause halten, wie die neuen erwerbsthätigen Schichten, Bauern wie Industriearbeiter, bleiben von nun an in ihren Häusern. Und die hellauf patriotischen Kreise, die es Gott sei Dank nicht nöthig haben, sich mit wirthschaftlichen Sorgen zu befassen, die überzeugten Anhänger der kaiserlichen Marine- und Weltmachtpolitik wissen nicht mehr ein noch aus. Die neuen Schlachtschiffe, die doch ganz offenbar gegen England gefordert werden, gegen den unersättlichen Tintenfisch, was sollen sie uns, nun der Monarch seine Englandfahrt antreten will, nun mit keiner Silbe mehr das Krügertelegramm erwähnt wird und statt dessen die Royal Dragoons ein kaiserliches fare well zugerufen erhalten?

Die hier und da geschäftig verbreitete Ausstreuung, Wilhelm II. trete allein aus kluger diplomatischer Berechnung die Reise nach London an; wolle damit das Mißtrauen der Gentlemen und Nichtgentlemen von Downing-Street einschläfern und ihnen beweisen, daß die neue Flotte nicht zum Engländertrutz dienen solle — dies Märchen mag den Ganzklugen behagen, uns ist es in tiefster Seele zuwider. Denn am Ende darf England nicht mit Rom, und Deutschland nicht mit dem niedergeworfenen Karthago verglichen werden. Noch ward kein Zama geschlagen. Eine Lüge war das vor sechs Jahren ausgesprengte Gerücht, daß der Monarch deßhalb auf Durchdrückung der Handelsverträge bestanden habe, weil sonst der Krieg mit Rußland unvermeidlich gewesen wäre. Es muß eine Lüge gewesen sein, wenn auch Niemand die Legende amtlich Lügen gestraft hat, und ein Schwindel gleichen Kalibers ist Pater Lamormain's neueste dummpfiffige Finte. Noch gehört Deutschland nicht zu den Tributstaaten irgend einer Weltmacht, und noch braucht es seine Rüstungen nicht heimlich, hinter spanischen Wänden und mit einem falschen, devoten Lächeln auf den Lippen, zu betreiben. Und selbst auf eine Trinkgelderpolitik ist es noch nicht angewiesen, so eingehend die urdeutschen Nationalisten per Casse und sogar die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sie auch im Falle Samoa empfehlen. Da halten wir's trotz dieser Patrioten honoraris causa doch noch zehntausendmal lieber mit der unsittlichen und rohen Schnapphahn-Politik. Denn ganz so jammervoll wie die Schnorrer-Staatskunst gewandter und geschäftskluger Hausirer sticht sie nicht von dem verflossenen goldenen Zeitalter unserer Geschichte ab. Und dem Charakter unseres aufrechten Volkes, das nicht nach Lakaienart jedem Fremden Pforte und Pfote öffnet, entspräche sie ganz beträchtlich besser.

Gegen die Chamberlainisten, die das Blut der Handvoll afrikanischer Holländer in Gold ummünzen wollen, gegen die schmutzigste und

herzloseste Börsenspeculation aller Zeiten richtet sich die fast fanatische Wuth des gesammten deutschen Volkes. Ein Engländerhaß ohnegleichen ist überall aufgeflammt, angstvoll schweigen die officiösen Organchen oder spielen selbst ein bißchen Burenfreund. Einheitlich und geschlossen soll die deutsche Nation hinter ihrem Kaiser und seiner Regierung stehen, so klang es langnachhallend im Hamburger Prunksaale . . . Ja, einheitlich und geschlossen steht sie jetzt da, hat allen Parteiungen entsagt und aufgehört, die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen. Nur schade, daß sie gerade diesmal dem Monarchen und seinen Räthen messerscharf Opposition zu machen gezwungen ist . . .

Einen Cantor könnte Deutschland wohl brauchen, einen ganzen Kerl mit kräftiger Lunge und schmetternder Trompetenstimme. Doch die waldentstammten Recken sind ausgestorben, und ein allzu zärtliches, feines und nervöses Geschlecht hat ihr Erbe angetreten. Woher soll Einem von uns die Kraft kommen, Vorsänger dieses ungeberdigen Fünfzigmillionen-Volkes zu sein und mit des Basses Grundgewalt das ehrgeizige Gepieps der hundert tonangebenden Partei- und Fractions-Spatzen zu überdröhnen? Den Einen, der es vermochte, den Herrn Cantor, der die musikverständigen Nörgler durch seine Kunst zu lauschender Andacht bekehrte, während er die professionellen Schreier kurzer Hand niederschrie, den Meister des politischen Volksgesanges haben wir im Sachsenwald begraben, acht Jahre nach seiner vorzeitigen Pensionirung.

Caliban.

Berliner Bildhauerei.

Es ist eine eigene Sache mit der Tradition. Wer hätte es geahnt, daß aus Berlin, der traditionellen Bildhauerstadt, eine Bildwerkfabrikstadt werden würde! Die alte Berliner Kunsttradition, die bis auf Schadow zurückdatirt, ist überwunden, es beginnt eine neue Aera. Ich sage: es beginnt. Denn die Kaiser- und Kriegerdenkmalkunst ist nur die Einleitung hierzu gewesen. Und das kam so. Nachdem das bischen politische Tradition des neuen deutschen Kaiserreichs künstlerisch so gründlich ausgebeutet war, daß es anfing an Stoff zu mangeln, griff man — welch' kühner Gedankenflug! — auf die Ahnherrn des Kaiserhauses zurück. So erweiterte sich die localbegrenzte Berliner Kunsttradition zu einer altbrandenburg-preußischen. Etwas Localpatriotismus in der Kunst schadet nie, es schützt uns vor einer kosmopolitischen Verfimpelung, vor einer Kunst, die zum Welthandelsartikel wird, nur sträubt sich das moderne Empfinden vor einem blöden Ahnencult. Aber zum Teufel mit dem modernen Empfinden! Es geht auch ohne ein solches, wie es auch ohne eine öffentliche Meinung und ohne eine wirkliche Volksvertretung in einem constitutionell regierten Staat geht.

Der künftige Forscher wird wahrscheinlich die Ahnengalerie in der Siegesallee zum Ausgangspunkt seiner Studien machen. In ihrer imponirenden Einförmigkeit wird sie ihm den rechten Maßstab für die Beurtheilung unserer Zeitverhältnisse und unseres Zeitempfindens liefern. Wir, die wir für oder gegen jedes politische oder künstlerische Ereigniß leidenschaftlich Partei nehmen, sind nicht im Stande die culturelle Bedeutung der Ahnengalerie recht zu erfassen. Uns ist die Pietät abhanden gekommen, selbst in den Königsgräbern der Pharaonen erblicken wir nur den plastischen Niederschlag der Stumpfheit und des Aberglaubens. Und nun gar in der Ahnengalerie? — — Als die vier ersten brandenburgischen Markgrafen eines schönen Tages den lieben Berlinern zu Gesicht geführt wurden, rissen sie blutige Witze — ich glaube, damals wurde auch die Bezeichnung „Neue Markgrafenstraße" geprägt. Selbst gute Patrioten konnten die verblichenen Landesväter nicht ernst nehmen. Darin äußerte sich nur der niederträchtige Einfluß des naturalistischen Dramas, das uns gelehrt hat, auch die historischen Gestalten unter dem Gesichtswinkel des rein Menschlichen zu betrachten. An Wildenbruch's Bühnenfiguren, die sich die Künstler der Ahnengalerie unglücklicher Weise zum Vorbild genommen haben, glaubt man einfach nicht mehr. Man spottet über die Theaterpose und das hohle Pathos. Ein gewöhnlicher Sterblicher würde nicht länger als einen Moment in der Pose der Markgrafen verharren. Man mache einmal die Probe auf das Exempel und strecke, wie Albrecht der Bär, das Kreuz mit pathetischer Geberde himmelwärts — nicht fünf Minuten, und die Hand wird erschlafft niedersinken. Hiernach hat der Bildhauer die Bewegung seiner Figuren abzuwägen: keine Moment-, sondern eine dauernde Bewegung, nur diese ist mit dem Wesen der Plastik zu vereinbaren. Von der theatralischen Gespreiztheit und dem Kraftmeierthum der ersten Markgrafen hat Otto der Faule, den Brütt's Künstlerhand neu gebildet hat, nichts mitbekommen. Ein Wunder ist's, daß dieser stumpfsinnige, träge Geselle in so illustrer Gesellschaft Aufnahme gefunden hat! Muß es nicht geradezu den beschränkten Unterthanen rebellisch machen, wenn ihm ad oculos demonstrirt wird, daß nicht immer die fähigsten Köpfe über die Landesinteressen gewacht haben! An sich betrachtet ist die Statue Otto's des Faulen eine capitale Leistung. Wenn jemals einem Künstler die Aufgabe gestellt wird, eine allegorische Figur der Trägheit zu schaffen, diesen verblichenen Landesvater kann er sich getrost zum Vorbild nehmen. Auch der Schöpfer der Statue Kaiser Karl's IV. arbeitet nicht mit der Pose, er hat den Versuch gemacht, den Kaiser im Stil seiner Zeit darzustellen. Daß auch hier etwas Effecthascherei dabei ist, kann man nicht in Abrede stellen. Das kommt davon, wenn der Künstler auf Bestellung arbeitet, Gestalten schafft, denen er innerlich fremd gegenüber steht und für die sich auch das breite Publicum beim besten Willen nicht erwärmen kann. — Etwas anderes ist es, wenn Jemand den alten Fritz zu schildern hat, da muß etwas zu Stande kommen — so nimmt man für gewöhnlich an. Die größten deutschen Künstler haben ihn so oft in Wort und Bild geschildert, daß seine Gestalt, seine Bewegungen, seine Lebensgewohnheiten sich Jedem eingeprägt haben. Als der kleine hagere Mann mit dem Falkenblick, dem Dreimaster und Krückstock lebt der Philosoph von Sanssouci in der Volksvorstellung weiter. Uphues hat ihn nicht als den großen König dargestellt, sondern als den einsamen Spaziergänger im Park von Sanssouci. Sehen wir uns den jungen Fritz einmal näher daraufhin an. Die Bewegung in der Figur ist trefflich zum Ausdruck gebracht, der König wandert thatsächlich, noch einen Schritt weiter und er stürzt unbarmherzig von seinem Roecocokamin — pardon, Postament. Es ist eine heikle Sache mit der monumentalen Plastik, im kleineren Maßstab ausgeführt, wäre es gewiß eine vorzügliche Genrefigur geworden. Dann weiter. Versuchen Sie es einmal, verehrter Leser, den Kopf bis zur Schulterhöhe herumzudrehen, so daß die Stirnfläche in einem Winkel von 90 Grad zur Brustfläche steht. Es dürfte Ihnen schwer fallen. Der junge Fritz kann es und er trägt dabei seinen historischen Krückstock mit großem Selbstbewußtsein. Dafür ist er aber auch ein großer König gewesen.

Denkmalenthüllungen überall. Staat und Kommune wetteifern in der Errichtung von Denkmälern. Bis vor kurzem galt der Magistrat für sehr knauserig in Kunstsachen, diesen Vorwurf kann man ihm heute nicht mehr machen. Wir haben es in Berlin nicht nur zu einem Kunstfonds, sondern auch zu einer Kunstcommission gebracht. Aber es waltet trotz alledem ein tragisches Geschick über den Berliner Kunstschöpfungen. Daran trägt aber auch nur die Tradition die Schuld. Von Alters her ist es ein Privilegium der Herrscher und ihrer Generäle, im günstigsten Fall auch der regierungsfähigen Kreise gewesen, im Denkmal verewigt zu werden. Weh' dem, der an dem alten Herkommen rüttelt! Muß es nicht als eine Profanirung angesehen werden, wenn auch minder vornehmen Herren ein Denkmal errichtet wird! Schon die Absicht dazu erregt in höheren Regionen Anstoß. Ich will mich gar nicht über das schön projectirte Denkmal für die Märzgefallen, das allmälig zu einem elenden Staketenzaun zusammengeschrumpft ist, verbreiten — denn das wäre ein Vorwurf für einen Luftspieldichter. Ich will in diesem Zusammenhang nur kurz auf die Vorgeschichte des Schultze-Delitzschdenkmals hinweisen. Jahrelang wurde mit der Regierung um einen Platz für das Denkmal herumgefeilscht. Der Magistrat hatte in seiner Naivität einen hervorragenden öffentlichen Platz dafür in Aussicht genommen. Im Interesse der öffentlichen Ordnung oder aus anderen lieblichen Gründen wurde der Volksmann in einen obscuren Winkel der Reichshauptstadt verbannt. — Nach so harten Kämpfen allein um die Platzfrage, durfte man eine große künstlerische Leistung in dem Denkmal wohl vermuthen, aber ach! — die Stadt hat nun einmal Pech mit ihren Kunstwerken. Nicht ein frischer Zug weht durch das Denkmal des Volksmannes. Die Porträtfigur selbst mag in den Augen einer milden Kritik noch Gnade finden, denn Berlin hat schlechtere Statuen aufzuweisen — aber die Allegorie! Etwas Dürftigeres wurde selten geschaffen. Was soll diese nichtssagende, wohlgewandete Dame mit dem schüchternen Knaben ausdrücken? Unterrichtet sie ihn in den Anfangsgründen der Nationalökonomie? oder bringt sie ihm das Buchstabiren bei? Man kann sich vieles und auch nichts dabei denken. Das liegt im Wesen der echten Allegorie begründet. Etwas verständlicher ist die andere Denkmalgruppe, eine Verbrüderungsscene der Industrie und Landwirthschaft, ein schon bis zum Ueberfluß variirtes Thema.

Aus dem staubigen arbeitsamen Berlin hinaus in den Victoriapark. Dort hat die Stadt den Sängern der Befreiungskriege ein Denkmal errichtet. Es sind ihrer sechs, nicht wie die Ahnen in der Siegesallee in Reih und Glied aufgebaut, sondern in unregelmäßigen Abständen über den Park vertheilt. Das ist gewiß ein Vorzug, allerdings auch der einzige, den sie vor den Markgrafen voraus haben. Man hat für die Denkmäler der Freiheitssänger die unglückliche Form einer Hermenbüste gewählt. In Verbindung mit einer rein decorativen Büste, in der Architektur mag diese Form innerlich motivirt sein, in Verbindung mit einer Porträtbüste ist sie es nicht. Wäre wenigstens die Büste durch ein architektonisches Glied von dem Hermenfuß getrennt, so daß der Charakter des Porträts gewahrt bliebe, so könnte man sich mit dem nach unten sich verjüngenden Postament vielleicht aussöhnen. Hier ist aber Porträt und Fuß zu einem einheitlichen Gebilde vereinigt. Man muß unwillkürlich an die Dame ohne Unterleib oder ähnliche Zauberkünste denken. Ueber die Porträts an sich ist wenig zu sagen. Lebendig in der Auffassung und scharf charakterisirt sind die Büsten von Friedrich

Rückert und Ernst Moritz Arndt, die anderen erfüllen nicht die Bedingungen, die man an ein gutes Porträt zu stellen berechtigt ist. Uhland ist scheußlich mitgenommen, in den Zügen des Dichters gelangt eine bodenlose Stupidität zum Ausdruck. Theodor Körner, eine überaus sentimentale Jünglingsgestalt, drückt mit ungewöhnlicher Vehemenz das Schwert an die Brust. Die tiefe seelische Bewegung, die der Künstler zum Ausdruck bringen wollte, ist leider auf der Oberfläche haften geblieben. Dieser Theodor Körner ist eine Theaterfigur, es wäre schade, wenn so viel Pathos im Victoriapark ungehört verklingen sollte — hoffen wir, daß er als Anhängsel seines Landesvaters auf einer steinernen Bank in der Siegesallee ein würdigeres Unterkommen finde.

Ueber die anderen städtischen Kunstschöpfungen, so über die vier Sitzbilder der großen Naturforscher und Entdecker, die der verunglückten Potsdamer Brücke als Schlußsteine dienen, können wir getrost zur Tagesordnung übergehen. Wenn man die Berliner Bildhauerei nur wieder ernst nehmen dürfte! Johannes Gaulke.

Allerlei Gastspiele.

Eleonora Duse. — Gabrielle Réjane. — Suzanne Munte.

Wem die Pfingstwoche in Italien zu verleben vergönnt ist, der kann in der prächtigen Mailänder Galerie Victor Emanuel ein seltsames Völkchen sich tummeln sehen, das mit seinen glattrasirten Gesichtern, gravitätischen Geberden und auffallenden Gesellschaftsanzügen scharf von dem gewohnten Publicum von Müßiggängern und Touristen absticht. Es sind Theaterdirectoren, Schauspieler und Sänger, die hier eine Art Theaterbörse bilden, um die reisenden Gesellschaften für die nächste Stagione zusammenzusetzen, denn Italien hat bekanntlich keine ständigen Bühnen. Und beginnt man etwa mit diesen ein Engagement suchenden Künstlern und ihren Brodherren ein Gespräch über die elenden Theaterverhältnisse des schönen Landes und die vielen Talente, die da auftauchen und untergehen, so kann man auch allerhand über die Werthung von Größen erfahren, die wir in Deutschland von ihren Gastspielen her hoch einschätzen. Kein Prophet in seinem Vaterlande. Der Ibsenspieler Zacconi — der konnte auch nur in Wien gefallen! Die picante Tina di Lorenzo — una bella donna! Die Duse . . . hier wird die Sache dramatisch, denn der allwissende Sach- und Fachkenner kann sich durchaus nicht besinnen und zuckt die Schultern.

„Ach richtig, la Duse! Ganz recht — eine Venezianerin oder Paduanerin . . . War einmal als die erste Schauspielerin Italiens verschrieen, eine Ristori oder Sarah Bernhardt, aber es ist widerrufen. Wer kennt sie noch bei uns? Freilich, auch ihre Schuld, denn acht Jahre lang ist sie nicht mehr hier aufgetreten. Im Ausland gewesen, Amerika, Deutschland, Rußland, und in Paris wurde sie von der alten Sarah großmüthig begönnert. Was, eine große Künstlerin? Möglich, aber gehen Sie jetzt zu ihr nach Rom und Neapel, wenn Sie faule Eier und Orangenschalen fliegen sehen wollen. Ihre neueste Leidenschaft für den unverständlichen d'Annunzio — drüben beim Buchbinder hängt seine jüngste Aufnahme als fantino (Jockey) hoch zu Roß — ist auch zu einfältig. Erst das Theater à la Bayreuth am Nemisee — natürlich kein Geld dafür zu haben — und dann die fünfactige Langeweile ‚Gioconda'! Und auch mit ihrer Kunst ist es schon lange aus. Was wollen Sie, eine kranke Frau, die sich alle paar Monate operiren lassen muß, erschöpft, fertig, kaum mehr fähig, sich auf die Bühne zu schleppen, immerfort gestörte Vorstellungen, bloß noch in einzelnen Momenten gut, eine Impressionistin, die nur mehr andeuten kann, groß höchstens noch für die lieben Forestieri, die kein Wort italienisch verstehen . . . Aber es ist Nachwuchs da, Gott sei Dank! Gramatica! Gramatica! Reden Sie mir von der Gramatica! Ja, das ist eine Künstlerin! Größer als die Ristori, als die Sarah!"

Als der kundige Mann vom Nachwuchs sprach und statt der erwarteten Lobpreisung einer Tochter, Cousine oder Enkelin plötzlich nach der Grammatik rief, konnte man schon an seinem Verstande zweifeln, aber auch andere vertrauenswerthe Landsleute fielen in sein Lob des neuen Sternes Irma Gramatica ein. Italien hatte also eine neue Künstlergröße, nach Mascagni, Leoncavallo, Abbate Perosi und all' den Anderen eine neue Nummer Eins auf dem Weltkunstmarkt. Wir werden sie ohne Zweifel bald auch bei uns sehen, denn die Impresarii verstehen das Geschäft. Schon ist das Gastspiel der Irma Gramatica in Wien angekündigt. Das nothleidende Lessingtheater, das zwar mit der Duse mittelmäßige Geschäfte gemacht hat, denn sie spielte, wenigstens anfangs, vor leeren Häusern, kündigt für November oder December eine Fortsetzung ihres Gastspiels an, weil Blumenthal's „Als ich wieder kam", das durchaus durchgedrückt werden soll, absolut nichts „macht". Vielleicht versucht man es einmal mit der Gramatica.

Womit nicht gesagt ist, daß die Duse wirklich „fertig" sei. Zwar mußte auch in Berlin wieder eine Vorstellung wegen ihrer Erkrankung ausfallen, zwar unterblieb auch die schon angekündigte Schönschwätzerei und Schemenspielerei „Gioconda", zwar zeigte sie diesmal alle die üblen Wirkungen der Gastreisenkunst und wieder die alten französischen Virtuosenstücke, aber das einzig Neue, was sie brachte, ihre Kleopatra, war doch eine große Leistung. Sie ist nicht jünger und schöner, ihr humpelnder Gang — déhanché nennt ihn der Franzose — nicht anmuthiger geworden, ihre Toiletten sind nur prunk- aber nicht geschmackvoller als früher, doch ihr herrliches Auge und ihr müdes Lächeln sind noch von einer Welt von Wehmuth und Poesie erfüllt, ihre Sprachgewalt fließt noch so natürlich dahin, als würde die Papageienkunst des Schauspielers, der nur fremde Gefühle und Gedanken ausdrückt, bei ihr zum innersten Erlebniß, und die beseelte Gewalt ihrer Individualität ist noch immer von elementarer Natur und Leidenschaft. Shakespeare's welthistorische Buhlerin ist nie dämonischer, hinreißender, überzeugender dargestellt worden. Kein Zweifel, die Duse steht noch auf der Höhe ihrer Kunst und darf auch an die geplante Eroberung der Classiker gehen. Und es sogar mit der Gramatica aufnehmen.

Ein altbeliebter Gast aus Paris, die Réjane, ist gleichfalls wieder nach Berlin gekommen. Sogar zwei Mal: zuerst in's Berliner Theater, dann auf Allerhöchste Einladung eigens von Petersburg auf die Hofbühne. Da ist nicht mehr die reine, hohe Kunst der Italienerin, sondern mehr überreife Kunst mit dem bekannten Wespenstich: französisch picante, Boulevard-Kunst. Man vergleiche nur die lustspielhafte, mitunter thränenlächelnde Cyprienne der Niemann-Raabe mit dieser tollen, derben gamine de Paris. Kein Zweifel, sie ist viel mehr die von Sardou gedachte und gewollte, obwohl die Rolle für die virtuos minaudirende Céline Chaumont geschrieben war, aber Sardou würde „unserer Raabe" doch die Palme reichen. Schon weil jetzt die Réjane — eine Folge des vielen Gastspielens vor einem nur halb verstehenden internationalen Publicum — nachgerade gar so übertreibt und vergröbert. Das gilt auch für ihre Zaza, aber hält man daneben die Nachahmung der Frau Prasch, so merkt man doch gleich den Unterschied zwischen einer großen Schauspielerin und — dem Gegentheil. An der Stelle der Frau Directorin würden wir es jetzt nie mehr wagen, vor den Berlinern die Zaza zu spielen. Ebenso wenig mehr die Colinette, denn Madame de Lavallette in dem gleichnamigen Schwarren von A. Moreau ist doch nur das Vorbild dazu. Hier sehen wir die gamine als grande dame, und wo Frau Prasch melodramatisch kreischt und schreit, bleibt die Réjane immer vornehm und reservirt, delicat und deliciös. Es ist ein auserlesener Genuß, diese künstlerische Beherrschung des überschäumenden Temperaments zu beobachten. Auch die mitgenommene Truppe — keine Kräfte ersten Ranges, aber gute utilités und famos einexercirt — verdient alles Lob.

Dagegen hätten wir auf das Gastspiel von Mademoiselle Suzanne Munte (bei Kroll) lieber verzichtet. Die Dame ist, wie ihre Mitspieler, Mitglied des Petersburger Théâtre français, was in Paris nicht eben als Empfehlung gilt, denn an der Newa liebt man das Unterstreichen der Effecte. Sarcey behauptete, ein kaiserlicher Schauspieler aus Petersburg müsse erst wieder drei Jahre in Paris „gedient" haben, um seine üblen „russischen" Manieren abzulegen. Nur der verstorbene Dupuis, der nach langen Jahren wieder in's Vaudeville kam und „wie in einem Salon" d. h. natürlich, abgedämpft, fast gemüthlich Theater spielte, machte eine Ausnahme von der Regel. Nicht so die dunkeläugige Munte, welche das dreijährige Umlernen dringend nöthig hat. Sie ist wohl eine Schwester der Zola-Spielerin Lina Munte (im „Assommoir" entdeckt) und, wie schon der Name verräth, Elsässerin, aber in ihrem Aeußeren wie im Spiel erinnert nichts mehr an die deutsche Herkunft. Es ist eine rein äußerliche Kunst, gemachte Leidenschaft, ohne Innerlichkeit und Wärme. Sogar ihre Mutter Rose ließ uns kalt. Denn sie hatte den artigen Einfall, uns Daudet's schwächliches Melodrama „L'Arlésienne" mitzubringen und für die wunderhübsche Musik Bizet's den berühmten Kapellmeister Edouard Colonne aus Paris zu verschreiben. So gab es statt des dramatischen wenigstens einen musikalischen Genuß. Die Führung der ihm fremden königlichen Kapelle, die Chöre hinter der Scene, die Entreacte, das Tremolo der scenischen Höhepunkte — wie fein abgetönt und sicher zur Geltung gebracht erschien das Alles. Auch hier in Berlin war es wieder das Schicksal des armen Daudet, hinter dem Componisten und dem Kapellmeister ganz zu verschwinden.

Notizen.

General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. (Leipzig, C. F. Amelang.) Der schaffensfreudige Münchener Dichter, der kürzlich sein 60. Lebensjahr überschritten hat, führt uns in seinem neuesten vaterländischen Drama die weltgeschichtlichen Vorgänge vor, die sich im Osten unseres Vaterlandes von Mai 1812 bis Januar 1813 abspielten und deren Mittelpunkt die sogenannte „Convention von Tauroggen" bildet. Sie bedeutete bekanntlich den Abfall York's von Wartenburg mit seinem Corps von den Franzosen und den gegen den Willen des Königs geschlossenen Bund mit den Russen, eine That, die dem großen Befreiungskriege die Bahn öffnete. Wenn auch York naturgemäß genöthigt ist, wegen der Unschlüssigkeit des Preußen-

königs eine zeitlang den „Zauderer“ zu spielen und der Gang der Ereignisse an „Wallenstein“ erinnert, so enthält das Drama doch eine Reihe bewegter und ergreifender Scenen, die Alle von echtem und feuerigem Vaterlandsgefühl durchweht sind. Aber es bietet auch den Darstellern schöne und dankbare Aufgaben, denn es hat eine Fülle lebendiger und mit sicherer Hand ausgearbeiteter Charaktere, deren Darstellung einer lebendigen Bühnenwirkung sicher sind. Die Sprache ist, wie das bei einem Manne wie Greif selbstverständlich ist, von echt poetischer Kraft und hohem Schwunge; die Monologe von bedeutender Wirkung. Es ist zu hoffen, daß „York“ seinen erfolgreichen Lauf über die deutschen Bühnen nimmt und dadurch dem deutschen Volke recht eindringlich zum Bewußtsein bringt, daß es nicht nur einen hervorragenden Lyriker in Greif besitzt, sondern auch einen hochstehenden Dramatiker, der uns schon eine Reihe bedeutender vaterländischer Stücke von bleibenden Werth und lebhafter Bühnenwirkung geschenkt hat und eine viel lebhaftere Anerkennung verdient, als sie ihm bisher geworden ist. Im Jahre 1876 befürwortete Heinrich Laube die Zuerkennung des Schillerpreises an Martin Greif für sein Drama „Corsiz Ulfeldt“ — leider ohne Erfolg; es wäre wahrlich an der Zeit, nun endlich bei dem Schillerpreis an den Dichter der „Agnes Bernauer“ und des „General York“ zu denken. R. W.

Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch von Professor Albert Heintze. (Leipzig, Gebhardt & Wilisch.) Nach der ersten Lieferung zu urtheilen, entsteht hier ein praktisch brauchbares und wirklich gutes Buch. Es enthält alphabetisch geordnet zunächst diejenigen Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes, bei denen in der Form oder Bedeutung oder Fügung etwas Besonderes zu bemerken ist, mit Unterscheidung des gewöhnlichen und des gewählteren, des prosaischen und des dichterischen, des mundartlichen ꝛc. Gebrauches. Sodann enthält es die landläufigen Fremdwörter nebst ihrer Verdeutschung, mit besonderer Berücksichtigung der amtlich eingeführten Ausdrücke. Endlich sind auch diejenigen erdkundlichen Eigennamen eingereiht, bei denen es gilt, die Rechte der deutschen Sprache zu wahren. Abgesehen von den einzelnen Wörtern sind die einschlägigen Fragen (sowie auch die interessantesten Fachsprachen) in größeren zusammenhängenden Darstellungen behandelt. Sehr richtig ist, was Heintze gegen das „Zeitungsdeutsch“ sagt. Er verschweigt aber nicht, daß wenigstens in den Leitartikeln meist ein besserer Stil zu finden ist, und daß manche Blätter sich auch sonst um ein gutes Deutsch bemühen. „Während man den Tagesblättern wegen der beschränkten Zeit, in der sie hergestellt werden müssen, gern mildernde Umstände zugestehen möchte, kann ähnliche Nachsicht doch nicht bei Schriften gewährt werden, zu deren Abfassung mehr Zeit gegeben war, z. B. bei Novellen und Romanen. Aber hier stößt man mitunter auf größere Nachlässigkeit und auf ärgere Fehler als in den Zeitungen. Manche Roman- und Novellen-Verfasser oder Uebersetzer müssen geradezu als Deutschverderber bezeichnet werden. Die schlimmsten sind gewisse schriftstellernde Damen, die über Grammatik, Logik und Geschmack mit leichtem Muth hinweghüpfen. In den Bureaus herrscht der Canzleistil, der auch nach außen hin ungünstig wirkt, in den Contoren das Kaufmannsdeutsch mit seinen Absonderlichkeiten. Aber auch wissenschaftliche Schriften stoßen oft durch unreine Schreibart, schlechten Ausdruck und Satzbau ab. Hier liegt der Hauptgrund anderswo, nämlich in der Bildung, welche die höheren Stände, insbesondere die Gelehrten, durch das humanistische Gymnasium empfangen haben. Schon der Lehrplan der preußischen Gymnasien vom Jahre 1837 hatte für das Deutsche gegenüber den fremden Sprachen zu wenig gesorgt. Dieses Mißverhältniß wurde noch gesteigert durch den Lehrplan von 1858, in welchem die Stundenzahl für das Latein in allen Classen (mit Ausnahme der Prima) auf wöchentlich zehn erhöht wurde. Somit hatte der Schüler der mittleren und oberen Classen wöchentlich 18 bis 22 Stunden fremdsprachlichen Unterrichts. Dem gegenüber nun die zwei armseligen Stunden Deutsch! Bei solchem Uebergewicht der fremden Sprachen, bei so mangelhafter Pflege des Deutschen konnte unsere Sprache nicht erblühen und gedeihen. Dazu herrschte in den Uebungsbüchern vielfach ein jammervolles Deutsch, voll fremdartiger Wendungen. So mußte der deutsche Stil schwer leiden und auf Abwege gerathen. Vornehmlich wirkte Cicero mit seinen langathmigen, schwülstigen Perioden, die zum Vorbild genommen wurden, verhängnißvoll ein. Eine Besserung wurde endlich durch den Lehrplan von 1882 insofern angebahnt, als wenigstens das erdrückende Uebergewicht des Lateinischen gemindert ward. Aber erst durch den Lehrplan von 1892 ist das Deutsche mehr zu seinem Rechte gekommen, indem ihm in den meisten Classen eine dritte Stunde zugelegt worden ist — ausgenommen die beiden Tertien, wo eben wieder nichts mehr für die Muttersprache übrig blieb.“ Der „Sprachhort“ will nun in seinem Wörterbuch Alles fern halten, was die Reinheit des Ausdruckes trübt. Dahin gehören vornehmlich die Fremdwörter, d. h. die anderen Sprachen entnommenen Wörter, welche nicht, wie die „Lehnwörter“, ganz deutsche Form angenommen haben, sondern noch irgendwie etwas Fremdartiges an sich tragen und dadurch das einheitliche Gepräge der Sprache stören. Ferner undeutsche Wendungen. Aber auch innerhalb der Grenzen der deutschen Sprache findet sich noch mancherlei, das von dem guten Stil auszuschließen ist. Das sind zunächst Ausdrücke, die als unedel erscheinen, sodann rein landschaftliche Wörter und Wendungen. Ferner sind veraltete Ausdrücke, welche nur bedingungsweise (in der Dichtung) zulässig sind, endlich schlecht gebildete neue Wörter. Wenn durch Ausschließung alles Fremdartigen und Unguten die Reinheit der Sprache gesichert ist, so kommt es nun darauf an, den somit gewonnenen Wörterschatz in Form und Fügung richtig zu handhaben. Wo nun die mustergiltigen Stilisten als Vorbilder versagen, d. h. wenn sie in dem einen oder anderen Stücke nicht übereinstimmen, und wo der Sprachgebrauch selber entschieden schwankt, da tritt die Grammatik in die Lücke ein und entscheidet nach ihren Gesetzen. Ja selbst wenn sich eine Verschlechterung schon eingenistet hat und festzustehen scheint, muß man mit Gründen, die in der Sprache und ihrem Bau liegen, dagegen ankämpfen, so lange dieser Kampf nicht als vollkommen aussichtslos erscheint. So ist es ja unmöglich, die Entstellung „Ereigniß“ statt Ereäuguiß jetzt noch zu beseitigen; wohl aber kann „mittelst“ (nebst „vermittelst“) noch wieder durch das richtige „mittels“ verdrängt werden. Sehr hübsch liest sich namentlich Heintze's Philippica gegen das Berliner Deutsch, das mit seinen Modewörtern immer weiter um sich greift; auch die schon von Jean Paul bekämpfte „s-Krätze“ (Einheitsschule, Jufelsberg, hemdsärmelig, Zwirnsfaden) verdiente ein Wort der Abwehr.

Das Problem über die Ehe vom philosophischen, geschichtlichen und socialen Gesichtspunkte. Von Otto Caspari. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.) Der ehemalige Heidelberger Professor weist nach, daß die moderne Eheform hauptsächlich auf kirchlichen und speciell christlichen Einfluß zurückzuführen ist, daß sich aber die sittlichen Uebelstände im Allgemeinen mit Einführung der christlichen Ehe vergrößert haben. Indem die Kirche nämlich in ihrer asketischen Moral und ihrem die natürliche Grundlage der Ehe völlig verachtenden Idealismus die strenge, unlösbare Einehe zur alleinigen legalen Form für die Geschlechts-Gemeinschaft erhob, schuf sie damit eine Form, die sehr ideal gedacht war, und die sich auch für die auf richtiger Basis aufgebauten Ehen zum höchsten Ideal ausgestalten mußte. Das aber übersah die Kirche dabei gänzlich, daß einerseits Viele überhaupt nicht in der Lage sind, diese Ehe einzugehen, wie anderseits sehr Viele ohne die richtigen Vorbedingungen die Ehe nur aus Utilitätsgründen eingehen, nur weil sie eben die einzige von Kirche, Staat und Gesellschaft sanctionirte Form ist. Dies führt den Verfasser zu der zweiten Frage, ob und inwieweit sich hier etwas ändern und reformiren läßt. Er verlangt eine freiere Ausgestaltung der Ehe, insbesondere eine Erleichterung der Ehescheidung und weist darauf hin, daß diese das Ansehen der Ehe nur heben kann, indem durch sie lediglich solche Ehen betroffen werden, die den Namen Ehe überhaupt nicht verdienen, hingegen die nach allen Seiten hin gesund fundamentirten Ehen sich alsdann nur um so fester und dauernder gestalten und erhalten. Zum Schluß geht Caspari noch auf die Wirkungen der freien Ehe auf die Frauenfrage, die Erziehungsfrage und das Familienleben ein. Daß Widerspruch nicht ausbleiben wird, ist bei dem heiklen Thema und den oben schon erwähnten Vorurtheilen ganz selbstverständlich. Jedenfalls aber, man mag auch in einzelnen Punkten anderer Meinung sein, wird man aus dem interessanten Buch eine Fülle von Anregung schöpfen.

Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft. Von Friedrich Zöllner. (Berlin, Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins, F. Berggold). Die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts verdienen eine weit größere Würdigung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Diesen Fehler wenigstens für die bedeutendste und erste unter ihnen, die „Fruchtbringende Gesellschaft“, gut zu machen, hat sich die vorliegende Arbeit zur Aufgabe gestellt. Eine viel zuverlässigere Grundlage als einige zeitgenössische Geschichtschreiber bieten die zahlreichen, namentlich aus der Zeit ihres Gründers, des Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen, stammenden Briefe. Auf einer systematischen Bearbeitung dieses Briefwechsels baut sich das vorliegende Buch auf, das in Folge dessen manche Berichtigung alter Irrthümer und eine Menge neuer Ergebnisse enthält. Es behandelt in drei Haupttheilen die Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft, ihre äußere Einrichtung und ihr inneres Leben. Es zeigt, welchen Anklang die neue, eigenartige, gegen die Verwelschung deutscher Sitte und Sprache gerichtete Gründung bei den Zeitgenossen fand, wie streng jedoch die Aufnahmebedingungen waren, und unter welchen Förmlichkeiten die neuen Mitglieder eingewiesen wurden. Ferner gewährt es einen Einblick in den Verkehr der Mitglieder untereinander und in die Beziehungen der Fruchtbringenden Gesellschaft zu anderen deutschen Sprachgesellschaften, sowie zu den für sie vorbildlichen italienischen Akademien, und schildert das allgemeine Verfahren, das man bei schriftstellerischer Thätigkeit in jenem deutschgesinnten Bunde beobachtete. Zum Schlusse wird noch ein Blick auf die Freunde und Feinde der Fruchtbringenden Gesellschaft unter den Zeitgenossen und auf die Stellung der Frauen zu ihr geworfen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

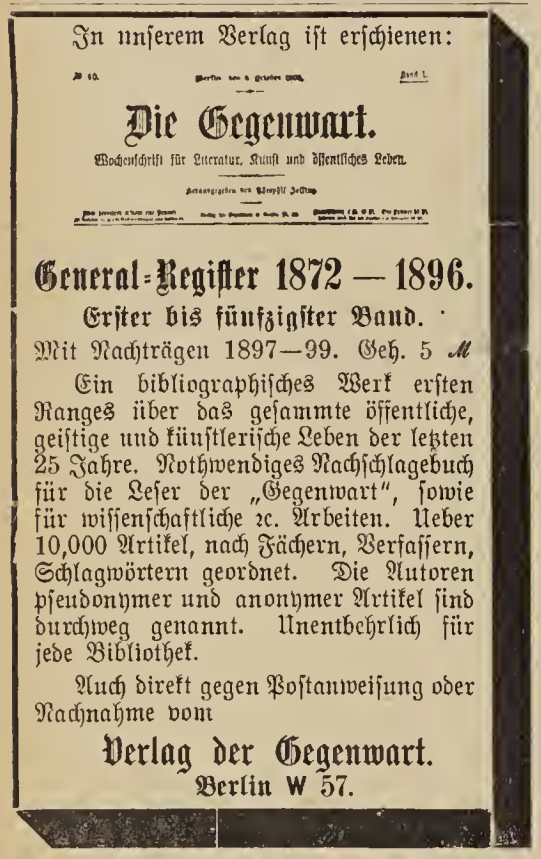
In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Hour
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage: Verlag von **August Bagel** in **Düsseldorf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 45. Berlin, den 11. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Flottenvorlage. Von Franz Eißenhardt. — Aerztliche Ethik. Von Dr. med. Alphons Fuld. — **Literatur und Kunst.** Jungfrankreich im Roman. Von A. Brunnemann (Paris). — Neues von Callot-Hoffmann. Von Heinrich Jessen. — **Feuilleton.** Der Dey von Elba in Paris. Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres. Von E. T. A. Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Fürstenreisen. Aus den Briefschaften eines Landedelmannes. Von Caliban. — Zwei deutsche Thiermaler. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Flottenvorlage.

Von Franz Eißenhardt.

Die neue Vorlage ist recht überraschend gekommen. Wenn man sich auch im Allgemeinen bei Aufstellung und Genehmigung von Flottenplänen mit längerer Bauzeit darauf gefaßt machen kann, daß sie Aenderungen oder Erweiterungen erfahren, so ist bei dem deutschen letzten Bauprogramm seine jetzt behauptete gänzliche Unzulänglichkeit recht schnell festgestellt, und man kann sich nicht verhehlen, daß Angesichts dieser Thatsachen der unzulängliche alte Bauplan nicht mit besonderem Geschick entworfen sein kann. Ich will auf die Einzelheiten der Neuforderungen hier nicht näher eingehen, das wird in der nächsten Reichstagssession schon eingehend besorgt werden, sondern nur auf einige Punkte hinweisen, weil sie eigenartig sind und wohl zu näherer Beleuchtung reizen.

Wenn, wie die Vorgänge zeigen, es zu den Unmöglichkeiten gehört, nur einige, wenige Jahre an einem festen Bauplan in Deutschland festzuhalten, so ist es entschieden ganz unmöglich, solchem Plane für siebenzehn Jahre hindurch zu folgen, und auf so lange Zeit ist der neue Plan berechnet. Zweitens sagt der Entwurf: „Es muß dem vorhandenen Doppelgeschwader, bestehend aus dem 1. und 2. Geschwader, ein zweites Doppelgeschwader, bestehend aus einem 3. und 4. Geschwader, hinzugefügt werden." Dieses zweite Doppelgeschwader, im Kern aus zehn Linienschiffen bestehend, wird nun verlangt. Es ist das aber eine ganz ungewöhnliche, keineswegs ganz klare Bezeichnung, denn solange es Flotten giebt hat man noch niemals „Geschwader" gebaut, sondern nur Schiffe gleichen Typs in verschiedener Zahl. Bis zu zehn Schlachtpanzern gleicher Construction hat es aber bisher keine Nation gebracht, auch England nicht, denn seine Schlachtschiffe der Naval defense act von 1889 der Klasse „Royal Sovereign" erreichten nur die Zahl acht, die folgende Classe „Majestic" zählt neun Schiffe, die demnächstige, sich jetzt der Fertigstellung nähernde Classe „Canopus" nur sechs Schiffe. Ein Geschwader ein für alle Mal auf fünf Schiffe festlegen zu wollen, ist ganz neu und dürfte auch sich nicht strikt durchführen lassen, namentlich wenn es sich darum handelt, gleichartige Schiffe zu haben. Unsere Classe der Linienschiffe „Kurfürst Friedrich Wilhelm" zählt wie die ältere Classe der „Sachsen" je vier Schiffe, bei beiden fehlt sonach das gleichartige Reserveschiff, das man natürlich niemals bauen wird, weil man jetzt neuere Constructionen hat. Unsere „Siegfried"-Classe, kleine Panzer, zählt acht Schiffe. Das wären zwei Geschwader zu je vier Schiffen, und von diesem Typ, dem „Verlegenheitstyp", wie Admiral von Henk ihn im Reichstag nannte, da große Schlachtschiffe auf Bewilligung nicht zu rechnen hatten, wird man auch keine Reserveschiffe bauen. England formirt seine Geschwader je nachdem Schiffe vorhanden sind und hat zur Zeit sein ganzes feeklares modernes Material in Linienschiffen mit Ausnahme von „Canopus", „Oeean" und „Albion" im Dienst. Die drei Linienschiffe im China-Geschwader gehören zwei Typen an, die zehn der Mittelmeerflotte drei, die acht des Canalgeschwaders zwei, von dem älteren Material ganz abgesehen, das sehr verschiedene Constructionen aufweist. In der französischen Flotte sind fast alle Linienschiffe voneinander abweichend, die höchste Zahl gleicher ist drei, ähnlich steht es in der Flotte Italiens und Rußlands, und auch die Vereinigten Staaten haben bisher nie mehr als drei Schiffe eines Typ aufgelegt. Wenn Deutschland den jetzigen Typs „Kaiser Friedrich III." als den für seine Linienschiffe geltenden festhält, von dem schon acht Schiffe fertig oder in Bau und Ausrüstung sich befinden, so würde es 1917 mindestens fünfzehn solcher Schiffe besitzen. Das ist jedoch nicht anzunehmen, weil sich in dem Zeitraum mancherlei in den Ansichten über Schiffbau ändern kann. Ueber das strikte Innehalten von Flottenbauplänen kann sich keine Nation, außer England, freuen. In England nimmt man sofort alle Linienschiffe des genehmigten Planes in Arbeit und, nach drei Jahren hat man sie fix und fertig. Das kann aber nur in England geschehen, da England sehr schnell baut und zahlreiche Werften hat. Die Baupläne von Italien und Rußland haben während der Ausführung mehrfache Aenderungen erfahren, und namentlich gilt das auch von dem auf vierzehn Jahre berechneten Plan der Vereinigten Staaten von 1889, der also bis 1903 reicht. Nach ihm sollten zehn Linienschiffe gebaut werden; bis jetzt hat man fünfzehn fertig oder im Bau.

Es ist unmöglich auf Jahrzehnte sich zu verpflichten, nicht Nachforderungen stellen zu wollen, weil man eben nicht in die Zukunft blicken kann, und daher muß es eigenartig berühren, wenn Abgeordnete immer wieder auf der Ansicht beharren, ein Bauplan könne ohne Abweichungen auf lange Zeit festgelegt werden. Ja wenn sie garantiren könnten, daß keine neuen Erfindungen gemacht würden und die Technik stehen bliebe, aber Erfinder und Technik arbeiten rastlos. Und dann ginge die Sache noch nicht, denn dann müßte noch die

Garantie hinzukommen, daß andere Staaten nicht besondere Anstrengungen für den Ausbau ihrer Flotte machen und endlich wäre nöthig — die Garantie des Friedens. Die Vorgänge in Südafrika und auf den Philippinen sind eigenthümliche Ergebnisse der Friedensconferenz und der Friedensfreunde. Kommt der Krieg, so ist es zu spät, an den Ausbau der Flotte zu denken. Nur der, welcher sich bei Zeiten vorgesehen hat, darf sich keine Vorwürfe machen. Das gilt augenblicklich von England. Es ist ein gänzliches Verkennen der Verhältnisse, wenn von britischen Flottenrüstungen gesprochen wird. England ist gerüstet! Was soll man bei einer Flotte überhaupt rüsten? Schiffe kann man nicht hervorzaubern, die müssen vorhanden sein, sind bekannt und sind nur in Dienst zu stellen. Das thut England jetzt mit einer Anzahl von Schiffen der Reserve. Wir können das nur in ganz geringem Maaße, weil wir sehr wenig Schiffe in der Reserve haben, so z. B. kein modernes Linienschiff. Es werden jetzt zahlreiche Stimmen in Deutschland gegen England laut, die recht zwecklos sind. Man braucht durchaus kein Freund der Engländer zu sein, ich bin es sicher nicht, aber wir könnten England gerade jetzt keinen größeren Gefallen thun, als mit ihm anzubinden. Es ist auch einer französisch-deutsch-russischen Coalition zur See gewachsen, namentlich in Ostasien mit Japan zusammen, und unser großer Seehandel ist den Briten schon lange unbequem. Der würde im Hui vernichtet, denn in einem solchen Kriege giebt es keine neutralen Häfen, außer vielleicht in den Vereinigten Staaten und Italien.

Ueberhaupt macht man sich selten klar, was für eine Flotte das Deutsche Reich eigentlich braucht. Daß nach den Ereignissen von 1870/71 das Reich eine Flotte haben muß, giebt Jeder ohne Weiteres zu, auch wohl, daß dieselbe nicht so klein sein darf wie die von Schweden, Norwegen, Dänemark, Portugal und Spanien. Auch daß sie der österreichischen überlegen sein muß, wird in Anbetracht unserer mächtigen Handelsflotte noch zugestanden, und in der Ostsee will man die Flagge des Reiches auch als die mächtigste wehen sehen. Mehr will aber die Regierung auch nicht. Daß sich das Deutsche Reich seinem heutigen Stande nach auf bloße Küstenvertheidigung beschränken darf, ist doch wohl klar, aber wenn dieses famose Wort noch wenigstens, selbst von seinen Freunden kurz und deutlich in seiner praktischen Handhabung erläutert werden könnte. Das ist aber keineswegs der Fall, denn eine Küsten-„Vertheidigung" ist nur dann wirksam, wenn ich dem Gegner in meinen Gewässern zu Leibe gehen kann, mich also dadurch vertheidige, daß ich ihn angreife. Dazu braucht man nicht schwächere Schiffe, als sie der Gegner besitzt, sondern den seinen ebenbürtige. Da aber das Deutsche Reich sich schwerlich mit Liberia oder Venezuela um seine Existenz schlagen wird, sondern gegen ganz genau feststehende Mächte, so ist es nicht nothwendig, daß seine Flotte der von Liberia ebenbürtig ist, sondern der der vorauszusehenden Gegner. Das Deutsche Reich ist heute kein zusammengewürfelter, als Ganzes ohnmächtiger Staat wehrlos auf dem Wasser. Es muß überall, wo es als Staat auftritt, über Achtung gebietende Mittel verfügen, und wie sich eine Nation im Auslande Respect verschafft, das können wir eben sehr bequem lernen, wenn wir uns um britische Geschichte mehr als es geschieht, kümmern würden, sowie um britische Machtmittel. Sonst kann es dann nicht geschehen, daß ein großes Wundern entsteht, wenn England plötzlich einige Dutzend Schiffe mehr in Dienst stellt und, wie der Faschoda-Fall zeigt, der nächstgrößten Seemacht gegenüber den Befehlston ungestraft anschlägt.

Wie auch die Würfel im Reichstage fallen werden, eine starke Flotte braucht das Reich, und die preußisch-deutsche Geschichte des letzten halben Jahrhunderts ist die Lehrmeisterin dafür gewesen, daß die nothwendigen Machtmittel mit großen Schwierigkeiten zwar zu erringen waren, daß sie aber dennoch geschaffen wurden, wahrlich nicht zum Unheil des deutschen Volkes. Eine Seemacht wie England und Frankreich es sind, Japan und die Vereinigten Staaten es werden wollen, wird Deutschland nicht werden, aber Ansehen auf dem Wasser wollen wir haben, sowohl für unsere Kriegs- wie für die Handelsflagge, gesuchte Bundesgenossen auch auf dem Wasser wollen wir sein, mit einem Wort: Seegeltung wollen wir erstreben! Daß eine Großmacht zur Erreichnng solcher Ziele auch Geld braucht, mag ja Manchem unangenehm sein, ist auch sehr schade, aber das ist immer nothwendig gewesen und wird auch immer so bleiben. Noch ehe das neue Flottenprogramm im Reichstag zur Vorlage kommen dürfte, werden wir erleben, was es für Vortheile bringt, über eine mächtige Kriegsflotte zu verfügen. Anfang des nächsten Jahres — nicht früher — fällt in Südafrika die Entscheidung, die England, Dank seiner unbestrittenen Seeherrschaft, durch seine ungestörten Rüstungen und Transporte die Herrschaft in Südafrika sichern wird.

Aerztliche Ethik.

Von Dr. med. Alphons Fuld.

Unsere Zeit socialer Umwälzungen und tiefgreifender Veränderungen in den Lebens- und Arbeitsbedingungen auf den verschiedensten Gebieten des wirthschaftlichen Lebens läßt merkwürdige Früchte reifen. Zweckbewußt, in wohlorganisirten Reihen, stehen die Vertreter zweier heterogener Weltanschauungen, Besitzende und Besitzlose, einander gegenüber, die Brutalität des Capitals im Kampfe mit der Brutalität der Massen, zwei ebenbürtige Mächte, beide von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, zwischen denen die Entscheidungsschlacht der Zukunft geschlagen werden muß. Und zwischen den beiden Lagern schwankt unruhig und rathlos, täglich den Boden mehr verlierend, der Mittelstand wie eine dem Untergang verfallene Classe hin und her, in seinen Neigungen und Lebensgewohnheiten, mit seinen persönlichen Sympathien fast durchweg auf der Seite des Capitals, in seinen vitalen Interessen weit eher dazu gedrängt, an der Seite des Proletariats gegen den unerbittlichen Gegner zu kämpfen. Die immer mehr zunehmenden Schwierigkeiten, die selbstständige Existenz gegen die Uebermacht des Capitals zu behaupten, die gesteigerte Concurrenz, die erhöhten Ansprüche an Lebenshaltung und Lebensführung zwingen mit der unerbittlichen Logik der Thatsachen, mit mancher liebgewordenen, überkommenen Gewohnheit zu brechen, sie nöthigen dazu, neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Formen und Grundsätze für die Erwerbsthätigkeit anzunehmen. Noch haben die Mittelstandsberufe die erlösende Formel nicht gefunden, über zaghafte, tastende Versuche ist man noch nicht hinausgekommen, aber, das ist wohl sicher, ohne Opferung überkommener, durch die Tradition geheiligter Principien, ohne Anpassung an die collectivistischen Tendenzen unseres Zeitalters wird der Mittelstand seine Existenz nicht behaupten können. Mit dem symptomatischen Herumcuriren an einzelnen Schäden ist es heute nicht mehr gethan.

Kaum ein zweiter, dem Mittelstand angehörender Beruf steht heute so durchweg veränderten und verschlechterten Bedingungen gegenüber wie der ärztliche; die socialreformatorische Gesetzgebung der vergangenen Jahre hat für die Masse der Aerzte die Lebensbedingungen total umgestaltet, das Krankenversicherungsgesetz, für Tausende ein Segen, ist für den ärztlichen Stand verhängnißvoll geworden; ein Stück Socialismus mitten in bürgerlichen Verhältnissen. Hülflos steht der Arzt der Capitalmacht der Krankencassen gegenüber, er muß es sich gefallen lassen, wenn ihm die Preise für seine Thätigkeit dictirt werden, wenn an geistige, künstlerische Leistungen der rohe, quantitative Maaßstab angelegt wird, er muß zufrieden

sein, wenn ihm die Casse die Behandlung ihrer Mitglieder überhaupt gestattet. Tausenden hat das Krankenversicherungsgesetz es möglich gemacht, sich sachgemäße, ärztliche Hülfe um ein geringfügiges Opfer zu sichern, aber dann hat die sociale Reform Halt gemacht. Der Lohn für die ärztliche Mühewaltung, das gesammte Einkommen ist geringer geworden, aber ein Aequivalent wurde dem ärztlichen Stand nicht geboten; die Kosten des Lebensunterhaltes sind die gleichen geblieben, ja sie sind bei den allgemein gesteigerten Ansprüchen an die Lebensführung relativ höher geworden. Den Preis für die socialen Reformen hat der ärztliche Stand bezahlen müssen.

In einer solchen Uebergangsperiode sind Gährungen unausbleiblich. Andere Zeiten, andere Menschen und andere Grundsätze. Vor 20 Jahren war es vielleicht noch unerhört, daß ein Arzt bei einem kleinen Professionisten antichambrirte, oder daß er um des lieben Brodes willen in der Dorfschenke den gemüthlichen Kneipbruder spielte, um einen zurückhaltenderen Collegen auszustechen. In dem erbitterten Concurrenzkampfe, der durch die unverhältnißmäßig angewachsene Anzahl der Aerzte noch gesteigert wird, ist es nur zu erklärlich, wenn einzelne schwache, haltlose Charaktere ausgleiten oder völligen Schiffbruch leiden. Unterbietung und Streikbrecherei, unsaubere Reclame, verwerfliche Praktiken zur Verdrängung von Collegen, unnoble Ausnutzung gesellschaftlicher Beziehungen, Curpfuscherei unter pseudowissenschaftlicher Flagge, Attestindustrie im Solde von Heilmittelfabriken und ähnliche unerfreuliche Erscheinungen sind nicht mehr ganz selten. In dem lange genossenen hohen Ansehen, in seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung ist der ärztliche Stand auf's Ernsteste bedroht; kein Wunder, wenn seine Vertreter sich bemühen, das weitere Herabgleiten auf der abschüssigen Bahn aufzuhalten, wenn man auf Mittel und Wege sinnt, unlautere Elemente niederzuhalten, und wenn in Consequenz einer aus der Aerzteschaft selber geborenen Agitation es wohl in Kurzem dahin kommen wird, daß in den meisten deutschen Staaten der vordem freie Stand der Disciplin der Ehrengerichte und Standesordnungen unterworfen sein wird. Auch einen Theil ihrer Freiheit aufzugeben, ist eben vielen Aerzten kein zu hoher Preis, wenn es nur dadurch gelingt, gegen jene den ganzen Beruf schändenden parasitären Existenzen einzuschreiten.

Man kann über die Zweckmäßigkeit dieser Reformen verschiedener Meinung sein. Die große Mehrheit der Aerzte, die sich trotz aller Schwierigkeiten der Existenz die sittliche Integrität bewahrt hat, könnte wohl unbesorgt Ehrengerichte und Standesordnungen über sich ergehen lassen. Ich fürchte auch nicht, daß vor einem Forum von Fachgenossen politische oder religiöse Sonderanschauungen den Anlaß zu einer Verfolgung geben könnten; näher läge wohl die Gefahr, daß sich ein Ehrengericht einmal in engherziger Beschränktheit zu einem wissenschaftlichen Ketzergericht constituiren könnte, doch dürfte auch eine solche Verirrung gewiß nicht oft zu befürchten sein. Auf der anderen Seite scheint man aber allzu große Hoffnungen an diese Neuerungen zu knüpfen; man sollte doch nicht vergessen, daß der Kampf um die Existenz an vielen Verirrungen die Schuld trägt. Es giebt kein mächtigeres Motiv, als den Hunger, als die Sorge um eine darbende Familie, keine Standesordnung der Welt wird es vermögen, ihre Wirkungen zu paralysiren. Die idyllischen Zeiten des „dat Galenus opes“ sind für die nicht besonders vom Glück begünstigten Aerzte endgültig vorüber. Eine Rigorosität, wie sie in einem geschlossenen, von socialen Kämpfen unberührten Stand berechtigt war, ist heute nicht mehr am Platze; denen, die sich die Existenz gründen wollen, darf man nicht allzu engherzig die Mittel und Wege beschränken. Es wird darum nothwendig sein, die Anforderungen, die man berechtigter Weise an die Art und Weise der Erwerbsthätigkeit stellen darf, zu revidiren, der neuen Zeit und den veränderten Bedingungen, natürlich auf der Basis sittlicher Weltanschauung, anzupassen. Aber ich fürchte, auch die vernünftigste Standesordnung wird für eine innere Reform, die doch die Hauptsache sein muß, nicht viel vermögen; gerade die unsaubersten Elemente, die bewußt im Trüben fischenden Existenzen, werden schlau genug sein, um an den Klippen der Standesordnung vorbeizulaviren, wie es auch immer die größten Spitzbuben sind, die es verstehen, bei all' ihren Kniffen das formale Recht nicht zu verletzen. Aber die Standesordnungen allein genügen auch nicht. Die Grundsätze für die ärztliche Berufsthätigkeit müssen, so verlangt man, eingehender erörtert und geklärt, die ärztliche Ethik muß, wie alle anderen Zweige der Heilkunde, zum Gegenstande des Unterrichts auf den Hochschulen gemacht werden. Die ärztliche Ethik! Was verstehen, die am lautesten danach rufen, nicht Alles darunter! Hat man jene Grundsätze im Sinne, die der Arzt bei der Behandlung seiner Kranken, im Verkehr mit Behörden und Berufsgenossen oder als Zeuge und Sachverständiger vor Gericht zu beobachten hat, oder meint man die ewigen, der ganzen Menschheit gemeinsamen Gesetze der Sittlichkeit, die allerdings von den nach Zeit und Ort wechselnden Begriffen der Moral wohl zu unterscheiden sind? Ob überhaupt ein im praktischen Leben wirkender Stand einer besonderen Sittenlehre bedarf und ob nicht vielmehr das Bedürfniß vorliegt, daß man sich über die Form der Erwerbsführung, über bestimmte Grundsätze einigt, die dem Unerfahrenen und Strauchelnden zur Richtschnur dienen können? „Lebten nun die Menschen nach der Leitung der Vernunft, so würde Jeder sein Recht behaupten, ohne irgend einen Schaden eines Anderen. Weil sie aber den Affekten unterworfen sind, welche das menschliche Vermögen oder die menschliche Tugend weit überragen, so werden sie oft nach verschiedenen Richtungen getrieben und stehen einander feindselig gegenüber, während sie doch zu wechselseitiger Hülfe einander bedürfen. Damit also die Menschen in Eintracht leben und hülfreich gegen einander sein können, ist es nothwendig, daß sie ihr natürliches Recht aufgeben und einander Sicherheit gewähren, daß Keiner etwas thun werde, was einem Anderen zum Schaden gereichen kann.“ (Spinoza.) Wenn man es versucht, diese Gedanken des großen Ethikers in sich aufzunehmen und auf den besonderen Fall anzuwenden, dann wird die Entscheidung nicht schwer fallen, was uns noth thut. Der im Kampf um's Dasein ringende, den Leidenschaften unterworfene Mensch ist gewiß nicht im Stande, sein Leben nach den Gesetzen der reinen Sittlichkeit einzurichten; „es ist nicht immer möglich im Leben, sich so kinderrein zu halten, wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.“ Ueber Fragen der Ethik mögen darum die Philosophen grübeln, für unser Verhalten im Beruf und im Verkehr mit Gleichstrebenden bedürfen wir bestimmter Grundsätze, die, mögen es nun geschriebene Gesetze oder von der Mehrheit anerkannte und befolgte Lebensregeln sein, dem Einzelnen zur Leitung dienen können. Veränderungen der äußeren Verhältnisse werden auch Aenderungen dieser Grundsätze mit sich bringen, eine Verwechselung beider Begriffe, eine Gleichsetzung von Recht und Sittlichkeit müßte zur Stagnation, zur Versteinerung führen.

Ueber die Normen der ärztlichen Berufsführung nachzudenken, sie den veränderten Lebensbedingungen anzupassen, die Jüngeren, die so leicht beim Eintritt in das Berufsleben unbewußt gegen „geheiligte“ Standesregeln verstoßen, darüber zu belehren, das wäre allerdings eine dankenswerthe Aufgabe; ob aber zu ihrer Lösung gerade auf den Hochschulen viele geeignete Kräfte zu finden sein werden, das erscheint doch zweifelhaft. Die meisten Hochschullehrer haben die Bitterkeiten des Berufes nicht am eigenen Leibe kennen gelernt, und ich meine, nur diejenigen könnten berufen sein, über solche im eigentlichen Sinne praktische Fragen zu urtheilen und zu lehren, die selber den Kampf der Existenz einmal mitgekämpft haben. Und ob es eine besondere ärztliche Ethik überhaupt giebt, geben kann? Moll hat vor Kurzem den Versuch gemacht, eine solche auf dem Grundsatze aufzubauen, daß das

oberste Ziel des Arztes in der Herstellung oder Bewahrung der Gesundheit dessen liege, der sich ihm anvertraut hat. Die Richtigkeit dieses Princips ist über allen Zweifel erhaben, aber zum Fundament einer specifisch ärztlichen Ethik kann sie nicht dienen; von jedem anderen Beruf läßt sich mutatis mutandis das Gleiche sagen: Jedermann hat die sittliche Pflicht, eine freiwillig übernommene Aufgabe nach besten Kräften und ohne alle Nebenrücksichten durchzuführen. Aber auch eine besondere Berufsethik läßt sich damit nicht begründen; am letzten Ende ist dieses Princip doch nur Umschreibung und specielle Anwendung jenes obersten Sittengesetzes, das schon vor Jahrhunderten der weise Hillel in dem Satze ausgesprochen hat „was Du nicht willst, daß man Dir thue, das thue auch nicht Deinem Nächsten" und das in reinerer, vollendeter Gestalt in der Lehre Christi der Menschheit zu Theil geworden ist. Es kann nur eine Ethik, nur ein Sittlichkeitsprincip geben, das auf jedes Individuum, auf jeden Stand und Beruf anwendbar ist und unter allen Verhältnissen Geltung besitzt.

Ich möchte mit einem anderen Worte Spinoza's schließen: „Weil aber Jeder nach den Gesetzen seiner Natur das verlangt, was er für gut hält, und das zu entfernen sucht, was er für schlecht hält, und da außerdem das, was wir nach dem Gebote der Vernunft für gut oder schlecht halten, nothwendig gut oder schlecht ist, so thun also die Menschen, insofern sie nach der Leitung der Vernunft leben, nur insofern das nothwendig, was für die menschliche Natur, und folglich für jeden Menschen, nothwendig gut ist". — Das sittliche Handeln der Ausfluß der reinen, von Leidenschaften unbehelligten Vernunft! Wer nach diesen, mit der ganzen krystallenen Klarheit des Denkers entwickelten Grundsätzen sein Leben und Handeln einzurichten strebt, der wird wahrlich einer besonderen Berufsethik gerne entrathen.

Literatur und Kunst.

Jungfrankreich im Roman.

Von A. Brunnemann (Paris).

Unter einer Menge von Namen forschen wir mühsam nach solchen, die wir mit einem guten Empfehlungsbrief nach Deutschland hinüber senden möchten, weil sie mit jener großen Kunst verknüpft sind, die in's volle Menschenleben hineingreift und schlicht und ehrlich gestaltet, was ein offenes Dichterauge zu schauen, eine stark empfindende Dichterseele zu fühlen vermag. Es gab und giebt noch in Frankreich Dichter, die mit starkem Talent und tiefer Gefühlswärme das ganze Leben ausschöpften, Gestalten schufen, mit denen wir lachen und weinen können, die wir ganz verstehen, eben weil es echte Menschen sind: Daudet, Coppée, Loti, France, Lemaître. Ferner große Meister, denen die Welt als Schauplatz traurig-nüchterner Erbärmlichkeiten erschien, als ein wildes Durcheinanderwälzen der von blinden Instincten getriebenen Massen, und die diese blinden, mächtigen Triebe und den noch blinderen Zufall mit erschütternder Treue darstellten: Balzac, Flaubert, Maupassant, Zola. Endlich Meister der feinsten psychologischen Analyse, die die verborgensten Empfindungen einer peinlichen Untersuchung unterwarfen und sie bis auf ihre zartesten Aeußerungen in einer farben- und nuancenreichen Sprache wiedergaben: die Goncourt, Bourget.

Bei den Jüngsten von alledem etwas; des Unerquicklichen viel zu viel! Und auch dieses darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, denn längst haben es allzu eifrige Uebersetzerhände schon auf den deutschen Büchermarkt gebracht. So fiel uns bei Vorbereitung dieser Studie ein Band von Fernand Vandérém in die Hand: Asche (Cendres). Der Uebersetzer rühmt die ehrliche, sichere Kunst des Autors und sieht in ihm eine aufsteigende Berühmtheit. In der That, Vandérém hat sich durch dieses Werk einen Namen erworben; er hat sich als unerschrockener Sittenschilderer gezeigt, eine sichere Kenntniß des Pariser Lebens verrathen, denn sein Roman ist typisch für die Lebensanschauung der meisten jungen Franzosen besserer Stände. Kaum dem Schulzwang entronnen — on s'amuse; d. h. Frauen jeder socialen Sphäre treten in den Gesichtskreis des jungen Herrn; die echte Leidenschaft, wenn überhaupt vorhanden, verflüchtet sich schon nach dem ersten „Abenteuer" — dann geht es von Genuß zu Genuß mit sich steigernder Perversität und wenn nichts mehr reizt, heirathet der noch nicht dreißigjährige übersättigte Cyniker und Skeptiker ein wohlhabendes Mädchen aus guter Familie. Auf der Höhe des Lebens, in der Vollkraft des menschlichen Schaffens bleibt von der ganzen Lebenshoffnung der oft hochbegabten jungen Leute nichts mehr übrig als — Asche. Den Utilitarier versetzt diese Erkenntniß durchaus nicht in sentimentales Bedauern; er findet das ganz selbstverständlich und sinnt nach jahrelangem Müßiggang auf Gelderwerb im Großen.

Diese „petits jeunes gens" sind es zumeist, die den französischen Büchermarkt bereichern und ihre oft hohe künstlerische Begabung an sehr unwürdige Stoffe vergeuden. Mit verblüffender Ehrlichkeit kramen sie ihre bereits auf dem Wege der Erfahrung gewonnene Weisheit aus: Sittenschilderer nennen sich die Einen, esthètes et cérébrales die Anderen. Ihr Abgott ist Maurice Barrès, der Prediger des Ich-Cultus, der höchsten Skepsis und der geistreich-dilettantischen Ideenspielerei. Ihr sie thurmhoch überragendes Vorbild ist Maupassant, der Conteur, ihre treibende Kraft die Mode. Die Besten unter ihnen sind unstreitig die Sittenschilderer; unerträglich wird auf die Dauer das literarische Gigerlthum, das eine Moderichtung auf ihr Banner geschrieben hat, die wir Aesthetik der Unmoral nennen möchten. Verherrlichung der Sinnesfreude lautet ihre Loosung, und sie gehen an ihre Aufgabe nicht mit der freien Kühnheit kraftgenial überschäumender Jugend, deren gährender Most noch einen guten Wein verheißt — sondern mit der ruhigen Ueberlegung literarisch und künstlerisch sehr gebildeter Herren, die ihre niedere Erotik und moralische Unlauterkeit je nach der Mode in das altclassische Gewand der „Renaissance latine", von der sie schwärmen, oder in die jenseits des Canals erblühte Neuromantik hüllen, so daß das Ganze sehr ästhetisch, ja beinahe wie ein Kunstwerk aussieht. „Tu ne sais pas, combien je suis mystifique", sagt die kleine Freundin eines Poeten, deren Lebenswandel uns nichts weniger als heilig vorgeführt wird. Es ist immer nur die geschminkte Dirne — mag sie im Gewande einer Antigone oder Beatrice auftreten.

Ist es der Mühe werth, auch nur die Namen dieser Autoren zu nennen und ihre Eintagsfliegen-Berühmtheit in's Ausland hinüber zu posaunen? Es handelt sich schon um Namen von Klang, und sie nur wollen wir aus den 4—500 Bänden, die alljährlich auf dem französischen Büchermarkt erscheinen, herausgreifen. Sind es nicht kaum zwei Jahre her, daß selbst ernste Kritiker dem besten Vertreter der Renaissance latine, Pierre Louys, dithyrambisches Lob spendeten? Band auf Band häuft Paul Adam und wird von den Jüngsten angebetet, während sich die ältere Kritik allerdings kühl gegen ihn verhält. Seine starke Production drängt sich auf — er kann nicht todtgeschwiegen werden — sollte er nicht auch bereits einen Uebersetzer gefunden haben?

Paul Adam ist ein eingebildeter Epigone, der sich für ein Genie hält; mit einem Gemisch von Erotik und Verstand und großer Vorliebe für das Deklamatorische ahmt er bald Zola, bald Flaubert, bald Maupassant nach. Nur ein einziges Verdienst möchten wir ihm zuerkennen: seine Liebe zum Leben und zur Stärke. Er ist cynisch, pervers, je

brutal, doch seine kräftigen Helden stehen in wohlthuendem Gegensatz zu den marklosen Bekennern des Dekadententhums, denen das Leben nur zu bald als Schale ohne Kern erscheint. Die besten von Paul Adam's Büchern sind: „La bataille d'Uhde“ und „La force“. —

Viel höher möchten wir doch die Sittenschilderer einschätzen. Zunächst den bereits erwähnten Vandérem, der mit einer sicheren realistischen Kunst, ohne Modezuthaten die frühe Verderbtheit und Illusionslosigkeit der Pariser Jugend schildert. Ihn überragt Leon Daudet, eines großen Vaters nicht ganz unwürdiger Sohn. Er hat sich durch die Zeitsatiren: „Les Morticoles“ und „Les Kamtschatka“ einen Namen gemacht als beißender Spötter über literarische Modekrankheiten. Als Menschenschilderer bleibt er meilenweit hinter Alphonse zurück — all' seinen Figuren haftet etwas Marionettenartiges an. Er ist kalt, grausam, skeptisch, illusionsraubend, aber niemals gemein. Fest begründet ist der Ruf Marcel Prévost's. Wir schweigen von den berüchtigten, sehr einseitigen „Demi-Vièrges“ und ziehen eines seiner späteren Werke heran, das unverkennbares Streben nach einer ernsteren Kunst offenbart: „Le jardin secret“. Die Fabel ist kurz folgende: Frau Lecondrier bemerkt am Abend nach der plötzlichen Abreise ihres Gatten (den der Tod eines Verwandten in die Provinz rief), daß er vergaß, den Schlüssel zu seinem Schreibtisch abzuziehen. Der Schlüssel fascinirt sie geradezu; sie kann der Versuchung nicht widerstehen, das Fach zu öffnen: da findet sie Liebesbriefe, Photographien, 30000 Mark in Gold — ihr Mann, mit dem sie jahrelang im besten Einverständniß lebte, hat sie ebensolange hintergangen! Scheidung ist ihr erster Gedanke, und ein Privatdetectivbureau bietet ihr seine Dienste zur Beschaffung der erforderlichen Beweise an. Doch die junge Frau ist eine von den seltenen ernsteren Naturen. Kaum hat sie diesen Schritt gethan, so empfindet sie Reue, geht in sich und stellt das Conto ihrer eigenen Schuld zusammen. Mit so mancher Verheimlichung ist sie zum Altar getreten: ihr Vater hat einst im Gefängniß gesessen; sie selbst begrub eine große Jugendliebe; sie nahm die Hand des Gatten nur, um sich zu versorgen. Und später — sie flirtete, wie andere Frauen; ein Zufall nur schützte sie einst vor tieferem Fall. Hat sie ein Recht dazu, sich in voller Unschuld über den Betrüger zu erheben? Jeder hat seinen „verschlossenen Garten“, in den der Andere nicht eindringen soll. „Alles, was wir nicht selbst sind, bewahrt sein Geheimniß vor uns. Ich stehe stets allein im Leben mit meinem Elend; Jedermann ist allein und die, welche das Gegentheil behaupten, glauben es nur nicht zu sein“. Das ist die traurige Resignation der Marthe Lecoudrier, die ihren Auftrag zurückzieht und altes und neues Elend wieder in Schweigen begräbt. Mit herbem Ernst wird diese sophistische Moral von den zwei nebenher wandernden Lügen aufgestellt, denen Schweigen der beste Weg zum Frieden sein soll. Hier offenbart sich der Franzose und Utilitarier bis in's Herz dieser Frauenseele hinein. Für Prévost ist einfach vernünftig, was anderwärts als feige erscheinen würde. Künstlerisch hat er das Verfahren der psychologischen Analyse in ihrer einfachsten Form gewählt. Er hat sich ein Modell genommen, das er studirt, ohne der poetischen Erfindungsgabe die geringste Freiheit zu gestatten. Verwandt zeigt sich Prévost mit den Sittendramatikern Lavedan und Paul Hervieu — sie Alle haben ein mehr ärztliches Verfahren. Mit ihrer feinen Secirkunst gleichen sie jungen Studenten der Medicin, die, von Interesse für ihre Sache beseelt, die peinlichsten Studien zur Kenntniß der menschlichen Krankheiten machen — und noch keine einzige zu ihrer Heilung. Daher ihre Skepsis, ihre pessimistische Weltanschauung. In das schmerzliche Ringen und Kämpfen tief angelegter Seelen dringt nur selten einer dieser Autoren ein. Kaum einer versteht, einen großen Hintergrund zu schaffen, Zeitprobleme mit sicherem Erkennen heranzuziehen. Dem oberflächlichen Pariserthum sind sie Alle verfallen — ihre Werke können nur ein flüchtiges Zeitinteresse, kein großes Menschheitsinteresse beanspruchen, wie es so mancher der zu Anfang citirten Männer längst gewonnen hat. Ihrer technischen Meisterschaft wird man Bewunderung zollen — ihre Phantasiearmuth beklagen.

Mit Freuden muß daher ein junger Schriftsteller begrüßt werden, der sich nicht damit begnügt, Vivisection verderbter Genußmenschen oder nüchterner Utilitarier zu treiben, die keines Aufschwungs, keiner großen Leidenschaft fähig sind, für den aber das Leben des Individuums, wie das der Gesellschaft einen höheren Sinn hat und der darum erschütternde Gewissensdramen kennt: Edouard Estaunié. Berechtigtes Aufsehen erregte sein Roman: „l'Empreinte“: Leouard Clam, eine Waise, Schüler der Jesuitenschule zu Nevers, wird geschickt von seinen Lehrern beeinflußt, die in ihm einen verheißungsvollen Novizen sehen. Er aber ahnt die Falle, die sie ihm stellen und macht sich von dem Banne der „Vocation“ frei, die ihm die frommen Väter gleichsam suggerirt haben. Er wendet sich nach Paris. Dort versucht er sich sieben Jahre lang in Allerlei, doch nichts gelingt ihm. Er verzehrt sich bei den vergeblichen Versuchen und erschöpft, entmuthigt, fast lebensmüde, kehrt er nach Nevers zurück. Eine Retraite, die er in seinem alten Kloster macht, veranlaßt ihn nochmals zu strengster Einkehr in sich selbst. Er erkennt seine Unfähigkeit, Mensch zu sein, und wird Jesuit.

„L'Empreinte“ ist einer der fesselndsten französischen Romane jüngeren Datums, in nervös-lebendigem Stil geschrieben. Ueberzeugend wird dargestellt, wie eine feine, empfindsame, ängstlich-schwache aber stolze Seele allmälig durch das „Gepräge“, das man ihr in der Jugend aufgedrückt hat, zum freien Denken und Schaffen unfähig gemacht wird. Die übrigen Figuren des Romans sind trefflich gezeichnet — wir spüren die furchtbaren Kämpfe einer alten und neuen Welt aus dem Kampf des Einzelwesens heraus.

Forschen wir nach weiteren edleren Darstellungen des Ringens und Kämpfens solcher Menschen, denen die sinnliche Welt nicht Alles ist, die den Idealismus nicht lediglich in seinem flitterhaften neuromantischen Gewande als Modethorheit pflegen, so müssen wir schon Autoren aufsuchen, die heute in der Vollkraft ihres Schaffens stehen — und somit aus diesem Rahmen heraustreten. Nur einige Worte über den in Deutschland wohl am wenigsten bekannten unter ihnen, Edouard Rod, der das Losringen von dieser rein sinnlichen Auffassung des Weltalls und die heiße Sehnsucht nach idealen Gütern besonders charakteristisch vertritt. In ihm offenbart sich ein echter Dichter; er kennt etwas, stellt es als letztes Gebot auf, wovon die Jüngsten sich bei ihrer Lebensführung völlig befreit fühlen: die sittliche Verantwortung. Sie als Gebot aufzustellen, dem Leben einen höheren Sinn zu verleihen, moralische Werthe anzuerkennen, das beschäftigt ihn bis zur Selbstquälerei. Er ist der junge Arzt, der schon nach Heilmitteln sucht und doch wieder die absolute Heilkraft des kaum Gefundenen bezweifelt. Im „Cours à la mort“ und im „Sens de la vie“ fragt Rod verzweifelt nach dem Sinne des Lebens. Hat das Leben überhaupt einen Sinn, oder quälen wir uns nur, unerbittlichen Naturgesetzen der Umwandlung machtlos gegenüberstehend, ein an Elend überreiches Leben lang zwecklos auf Erden umher höchstens zur Belustigung eines grausamen Demiurgen? Seine grübelnden Helden suchen im Mysticismus oder Altruismus Heil; um Erlösung aus innerem Zwiespalt flehend klammern sie sich an die Offenbarungen Tolstoi's, an die große Mitleidsfluth, die von Osten her die Welt überströmte und das Erbarmen mit den Elendsten der Elenden als einzigen Weg zum Heile preist. Und doch bleiben sie alle weltfremde, ja lebensfeindliche Individualisten, die aus ihrem Ideenkampfe nicht heraus können, und nie eine freudige Hingabe an frisches fröhliches Thun zeigen. Praktisch betrachtet, bleibt diese Literatur noch immer ein Schwärmen schöngeistiger

Müßiggänger, ein Philosophieren im Salon. Die darin enthaltene Vertiefung des seelischen und moralischen Lebens jedoch, getragen von der großen Sehnsucht, über das trostlos-widerspruchsvolle Treiben dieser Welt hinaus nach etwas zu suchen, das zu einer freudigen Lebensbejahung treibt, macht sie trotz des Krankhaften, was ihnen anhaftet, zu einer wohlthuenden Erscheinung. Verfällt Rod dem Parisianismus und behandelt er wie alle anderen Autoren die bis zur Ermüdung variirte Pariser Ehebruchsgeschichte, so thut er es mit einem Taetgefühl und einer poetischen Zartheit, wie wir das kaum wieder in der französischen Literatur finden. Vielleicht ist die Ursache mit darin zu suchen, daß Rod (eigentlich Roth) Schweizer von Geburt ist; doppelt aber offenbart sich daraus der echte Dichter, dessen Seele groß zu empfinden vermag und der aus dem alltäglichen Rohmaterial des Menschenthums, das andere zu banalen Alcovengeschichten benutzen, edle Dramen der Leidenschaft zu schaffen weiß, Dramen verhängnißvoller Schuld, die ihre Sühne heischen und auch erhalten. Rod hat die einzigen wirklichen romans passionnels in der jüngeren französischen Literatur geschrieben, die keine große Liebesleidenschaft mehr kennt: „La sacrifiée“, „Dernier refuge“, „Le Silence“. Vandérem — Rod — des einen Ehebrecherin wird zur Camelliendame, die des anderen zur Francesca da Rimini. Das „Wie“ ist das Geheimniß des Dichters, nicht das „Was“; seine Auffassung der menschlichen Dinge nur erhebt der Menschheit Würde oder zerrt sie in den Staub.

Endlich verdient noch ein Roman Beachtung, der, zwar ganz anderer Natur, als alles bisher Besprochene, doch, Zustände der jüngsten Zeit behandelnd, hier nicht ausgeschlossen werden darf: „Les déracinés“ von Maurice Barrès. Diesen, den Schöpfer des Ichcultus, das Vorbild aller „petits jeunes gens“ der modernen Revuen, den Vertreter des Dilettantismus in höchster Potenz, des Geistesakrobatenthums, Selbstberäucherung, Ichvergötterung und Affectirtheit bis zur Unerträglichkeit pflegte*), wird man darin von einer ganz anderen Seite kennen lernen. Die „Entwurzelten“ sind junge Lothringer, denen ein einflußreicher kühler Verstandesmensch, Prof. Bouteller, während ihres letzten Gymnasialjahres zu Nancy die Sehnsucht nach Paris einflößt. Sie beginnen dort ihre akademischen Studien und, dem nährenden Mutterboden entrissen, scheitern sie aus Mangel an befriedigender, ihrem innersten Wesen entsprechender Thätigkeit; sie degeneriren oder gehen zu Grunde. Ihre frische Ursprünglichkeit und Rassenseigenthümlichkeit schleift das kosmopolitische Quartier latin ab — für allgemeine Ideen — d. h. für Ideen von unklarer Allgemeinheit, verschwenden sie viel Energie, Taine und Darwin versetzen sie in Begeisterung, doch was sie selbst ernstlich zu thun haben, um sich dem Staate nützlich zu machen, bleibt ihnen ein ewig schwankendes Ziel. Sie dienen ihm kaum und der Heimath sind sie verloren. Das Ganze, eine energische Warnung vor der Centralisirung von Paris, ist als historisch-sociologische Studie interessant. Zum ersten Male wird hier der Versuch gemacht, die Generation des neuen Frankreich darzustellen, der die Republik ihr „Gepräge“ geben möchte. Sie überrascht aus der Feder des schroffsten aller Individualisten, der einst die Heimathlosigkeit als nothwendig für die freieste und höchste Entfaltung der Persönlichkeit pries und nun den Nährboden der Heimath für die Jugend zurückverlangt. Barrès' Stil ist weitschweifig und schwülstig. Menschen von Fleisch und Blut hat er nicht darzustellen gewußt; seine acht Provinzler marschiren auf als Vertreter gewisser Principien; er schiebt sie hin und her, wie ein geschickter Schachspieler. Das Werk bildet den ersten Band einer Romanserie, die den Gesammttitel: l'Energie nationale führen soll. Inzwischen aber hat sich der Autor nach diesem trockenen Experiment bereits wieder auf dem ästhetisch-perversen Gebiet erholt. Im „Amateur d'âmes“ liegt er wieder anbetend vor seiner Seele und vor seinem glänzenden literarischen Genie. Delrio, sein Held, lebt in einem „orangenfarbenen Thurm“ in der Nähe von Toledo und producirt sich dort als virtuoser Ich-Künstler und skeptischer Zerleger des „Machinisme moral“. Die Dame seines Herzens ist stets gelb oder violet gekleidet, Farben, die er bevorzugt. Sie ist nur für die Unterhaltung der Engel geschaffen und Delrio begnügt sich eine zeitlang damit „de la respirer“. Früher besprochenen Werken Barrès' steht dieser neben trefflichen ästhetischen Betrachtungen an symbolischem Unsinn reiche Roman weit nach, aber der „Amateur d'âmes“ wird viele Nachahmer finden.

Charles le Goffic, Georges Beaume schildern das Leben der Bretagne zum Theil wenigstens schlicht und gemüthvoll, ohne zu große Vorliebe für das naturalistisch Brutale. Aber nichts von jener intimen Heimathkunst, der Quelle alles Natürlichen; die jungen Autoren sind alle Treibhauspflanzen aus dem bunten Zaubergarten Paris, in dem sich's frühe welkt. Sie Alle überraschen durch ihre frühreife und sichere Kenntniß des Pariser Lebens. Ihre anscheinende Schwenkung zum Idealismus beruht auf Nachahmung fremder Elemente, auf einer Modethorheit. Sie Alle schwelgen im Individualismus und in der Verachtung der Masse. Die an echten Empfindungswerthen sehr armen Erzeugnisse reizen durch eine technisch virtuose Darstellung, denn das Gefährlichste an den Jüngsten ist ihre ästhetische Cultur, ihr raffinirtes Kunstempfinden. Es führt sie nicht zu einer Durchdringung des Lebens mit der Kunst und Veredelung desselben, sondern nur zu einer künstlerischen und deßhalb verlockenden Gestaltung unedelster Regungen.

*) Vergleiche die Studie über Barrès, Gegenwart 1896, Nr. 46.

Neues von Callot-Hoffmann.

Von Heinrich Jessen.

Der Propheten, die in ihrem Vaterlande nichts gelten, giebt es gar manche im deutschen Schriftthum, aber ziemlich selten sind die Fälle, wo ein deutscher Künstler erst im Auslande zu Ruhm und Ansehen gelangte und auf solche Weise dann nachträglich auch bei uns bekannt oder berühmt wurde. Richard Wagner, der einen ähnlichen Umweg auf den deutschen Ruhmesgipfel versuchte, scheiterte am Mißerfolg des Tannhäuser in Paris. Aus neuerer Zeit wüßte ich nur den Prager Ghetto-Erzähler Salomon Kohn zu erwähnen, dessen Roman „Gabriel“ in England einen großen Erfolg hatte, so daß nun auch Deutschland endlich auf ihn aufmerksam wurde — freilich zu ungünstiger Zeit, nämlich in der Hochfluth des Antisemitismus, die alle Judengeschichten-Erzähler von Kompert bis Franzos hinweg schwemmte. Aber das berühmteste Beispiel dieses deutschen Auslandruhmes, dieses im Vaterlande viel weniger geltenden Prophetenthums bietet doch E. T. A. Hoffmann, einer der größten Erzähler der Weltliteratur. Zahlreiche Uebersetzer verpflanzten ihn nach Frankreich, und Balzac, Théophile Gautier, Gérard de Nerval, George Sand feierten ihn, Alfred de Musset besang ihn; Carlyle übersetzte ihn in's Englische; 1835 wurde er in's Italienische übersetzt. Balzac ehrte Hoffmann, indem er an den Titel eines 1829 in's Französische (nicht unter Hoffmann's Namen) übersetzten Romans anknüpfend, sein L'Élixir de longue vie für ein verschollenes Werk Hoffmann's ausgab: „c'est une fantaisie due à Hoffmann de Berlin, publiée dans quelque almanach d'Allemagne et oubliée dans ses oeuvres par les éditeurs.“ In Balzac's Roman ‚Une fille d'Ève‘ tritt ein Capellmeister des Markgrafen von Anspach, Namens Schmucke, auf, von dem der Dichter sagt: „il appartenait à

ces étranges créations qui n'ont été bien dépeintes que par un Allemand, par Hoffmann, le poëte de ce qui n'a pas l'air d'exister et qui néanmoins a vie." Schmucke hat auch einen Kater, den er ‚Mirr' getauft hat, „pour glorifier notre grand Hoffmann de Berlin que j'ai beaucoup connu." Schmucke ist auch der Musiklehrer der Ursule Mironet, und die zweite Hauptperson in Balzac's ‚Le Cousin Pons', wo es von ihm heißt: „Sa religion n'arrivait pas à ce point où elle frise la manie, comme chez les Kreisler d'Hoffmann." Den Untertitel der Phantasiestücke: „Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Enthusiasten" verwendete später der erste französische Uebersetzer des Faust, Gérard de Nerval, als Untertitel seines Buches „Lorely": „Sensations d'un voyageur enthousiaste". Hoffmann's wird öfter darin gedacht: gleich im ersten Capitel schreibt er in Straßburg: „de l'autre côté, là-bas à l'horizon . . . savez-vous ce qu'il y a? Il y a l'Allemagne! la terre de Goethe et de Schiller, le pays d'Hoffmann; la vieille Allemagne, notre mère à tous! . . . Teutonia!" Und nun halte man neben diese französische Begeisterung für einen deutschen Dichter die bescheidene und zeitweilig ganz fehlende Anerkennung, die der große Erzähler bei uns fand! Zu seinen Lebzeiten war er wohl bekannt und zum Theil auch beliebt, aber mehr als Musiker, denn als Schriftsteller. Seine Compositionen und seine Oper erkannten C. M. von Weber und Robert Schumann bewundernd an; dem posthumen Portrait, das Adolf Menzel von ihm entwarf, lag Hoffmann's eigene Zeichnung zu Grunde, denn der seltsame Mann war auch ein Bildnißzeichner und Caricaturist in der Art des Masken- und Soldatenzeichners Jacques Callot. Wirklich populär war er aber bei uns nie. Er hat sogar im Laufe der Zeit an seiner relativen Beliebtheit eingebüßt. Wesentlich hat dazu die Behandlung beigetragen, die er in der Ende der dreißiger Jahre zuerst erschienenen, vielverbreiteten Literaturgeschichte des Heidelberger Professors Gervinus erfahren mußte, der gerade das Hoffmann am meisten Auszeichnende als seinen, ihn aus der Poesie hinausweisenden Fehler brandmarkte. „Er hatte," sagt der Professor, „die Maximen und Praxis, die alle Humoristen haben, das Selbstangeschaute unmittelbar darzustellen, ohne es über das Zufällige zu erheben. In seinen Schriften figuriren seine Verwandten und sein Leben, in den Serapionsbrüdern sein Berliner Freundeskreis, im Kater Murr sind die Beziehungen auf seine Eigenheiten und sein Leben am häufigsten; Erinnerungen aus Königsberg und Glogau sind in den Nachtstücken verarbeitet und so Anderes anderswo. Alles liegt in einem ungestalteten Haufen, aus dem ein anderer, der das Talent hätte, erst etwas bilden müßte." Also ein verblasener Idealist soll den realistischen Dichter erst umdichten! Die Persönlichkeit Hoffmann's war dem ganz unkünstlerischen Gelehrten ebenfalls höchst zuwider: „Alles was den Geist natürlich hält (!), Gespräche über Politik, Staat, selbst Religion haßte Hoffmann frühe und immer . . . Seine excitirten Nerven reizte er mit Wein und Nachtarbeiten, unachtsam, daß ihm ein mäßiges Leben für Geist und Körper das Zuträglichste war" u. s. w. u. s. w. Hätte unser Dichter diese Salbadereien lesen können, so würde er ausgerufen haben, wie in den „Serapionsbrüdern": nicht ohne einiges Entsetzen kann ich diesen tiefen gespenstischen Philistrismus anschauen!

Inzwischen scheint die Volksthümlichkeit Hoffmann's im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wieder etwas im Wachsen, wie namentlich die vielen „ausgewählten Werke" beweisen. Die weitaus beste historisch-kritische Ausgabe hat soeben Eduard Grisebach veröffentlicht*), dem wir schon die beste Schopenhauer-Ausgabe verdanken. Diese Gesammtausgabe ist vollständiger als ihre beiden Vorgänger, indem sie eine ganze Reihe bisher unbekannter oder verschollener kleinerer Schriften des Dichters darbietet. Ueberdies geht sie durchweg auf die Hoffmann'schen Originalausgaben zurück und reproducirt auch zum ersten Mal aus ihnen von Hoffmann selbst herrührende oder von ihm angeordnete Originalillustrationen. Ausgezeichnet ist zumal Grisebach's biographische Einleitung, die viel Neues enthält, besonders zahlreiche Briefe und Mittheilungen über Hoffmann's Person und Werke, mit glücklicher Finderhand aus verschollenen Almanachen und Memoirenwerken, sowie Autographensammlungen geschöpft.

Eine anschauliche Schilderung von Hoffmann's Erscheinung und des Eindrucks seiner Persönlichkeit verdanken wir dem Dresdener Novellisten Friedrich Laun (Friedrich August Schulze) in seinen „Memoiren" (Bunzlau 1837). Laun erzählt: „Ich pflegte mich in einem Kaffeehause an der Ecke der Seegasse einzufinden. In einem der Zimmer fiel mir ein kleiner, in der Regel die eine Ecke einnehmender Mann auf. Ihm war fast immer ein anderer, größerer zur Seite, mit dem er sich, meistentheils leise, unterhielt. Nicht selten saß er dann wieder in tiefen Gedanken und sprang oft ohne allen äußeren Anlaß plötzlich vom Stuhle empor, um, beide Hände in die Tasche seines braunen Frackes so tief wie möglich herabgedrückt, hastig im Zimmer auf und ab zu gehen . . . seine Physiognomie verwandelte sich alle Augenblicke. Das kleine, kluge Gesicht war fast immer ein anderes. Die dunklen stechenden Augen zeugten von einem gewaltigen Leben und um die Lippen zuckten ihm offenbar Sarkasmen, die es bedauern ließen, daß das schweigsame Männchen sie nicht in lauten Worten von sich gab. Zuweilen setzte er sich auch wohl auf einen, so weit als möglich von der Gesellschaft entfernten, einsamen Stuhl, um unbemerkt, wie er vermuthlich glaubte, seinem Mienenspiel alle mögliche Zügellosigkeit verstatten zu können. Sein gewöhnlicher Gefährte war ein Schauspieler, Namens Keller. Die Freundlichkeit und Bildung, welche dieser Künstler darlegte, erleichterte mir das Anknüpfen eines Gespräches mit ihm, wodurch ich zugleich die mir unvergeßliche Bekanntschaft E. T. W. Hoffmann's (denn der kleine Mann war kein anderer als dieser ausgezeichnete Humorist) mit gewann." Grisebach bemerkt dazu, daß das hier erwähnte Gesichterschneiden allerdings zu Hoffmann's originellen Eigenthümlichkeiten gehörte. So sagt er selbst unter der Maske des Malers Bickert im „Magnetiseur": „Gesichter schneiden muß ich frei können, soviel ich will, das lasse ich mir nicht nehmen." Alsbald heißt es denn auch: „Sowie Ottmar das Wort: Magnetismus aussprach, zuckte es auf Bickerts Gesicht, erst leise, dann aber crescendo durch alle Muskeln, so daß zuletzt wie ein Fortissimo solch' eine über alle Maßen tolle Fratze dem Baron in's Gesicht fuckte, daß dieser im Begriff war, hell aufzulachen, als Bickert aufsprang . . ." Und schon vorher ist Bickert also geschildert: „er hatte, wie er manchmal pflegte, bisher an dem Gespräch gar keinen Antheil genommen, sondern war mit über den Rücken zusammengeflochtenen Armen, allerlei seurrile Gesichter schneidend und wohl gar bisweilen einen possirlichen Sprung versuchend, auf und ab geschritten".

Aus der zweiten Hälfte des Jahres 1817 bringt Grisebach einen interessanten Bericht über den Verkehr des bekannten dänischen Dichters Adam Oehlenschläger mit Hoffmann, entnommen dessen „Lebenserinnerungen" (Leipzig, 1850). Dort heißt es: „Ich habe Hoffmann's Bekanntschaft gemacht. Seine Erzählungen sind trotz des Convulsivischen und Entsetzlichen, das zuweilen zur Manier wird, voll von poetischem Feuer, einer starken Phantasie und von Humor. Er ist Regierungsrath, klein, mager. Er zeigt in seiner Unterhaltung viel Verstand. Er ist auch ein guter Musiker und hat Fouqué's Undine [in Musik] übersetzt. Er und der Buchhändler (später Criminaldirector) Hitzig luden mich ein, mit ihnen in einer Restauration zu essen, wo ich auch Berlins größten Schauspieler Ludwig Devrient fand . . . Vor Kurzem kam Fouqué sieben Meilen weit von seinem Gute her, um meine Bekanntschaft zu machen. Hoffmann bat uns, diesen Abend

*) E. T. A. Hoffmann's Sämmtliche Werke in 15 Bänden. (Max Hesse's Leipziger Klassiker-Ausgaben.)

bei ihm zuzubringen, und so hatten wir drei nun wirklich einen echten Dichterabend... Hoffmann, ein burlesker, phantastischer Gnome, mit vielem Verstand, stand mit einer weißen Schürze wie ein Koch da, und bereitete Cardinal aus Rheinwein und Champagner. Der Pokal ging unablässig umher; wir erzählten uns einander kleine abenteuerliche Geschichten ... Während wir bei solch' gräßlichen Geschichten dasitzen und die Phantasie durch Cardinal erhitzen, wende ich den Kopf zur Seite und sehe — einen kleinen schwarzen Teufel, mit einem Horn auf der Stirn, und einer rothen Zunge aus dem Munde hängend, sich über meine Schulter beugen. Es war dies eine Marionettenpuppe, die Hoffmann gekauft hatte (er hat den ganzen Schrank voll), mit der er manövrirte, um mich in einem grausigen Märchen zu erschrecken. Einmal erzählte Fouqué etwas, und nun setzte Hoffmann sich an's Clavier, accompagnirte Fouqué's Erzählung und malte alles mit Tönen aus, je nachdem es grausig, kriegerisch, zärtlich oder rührend war, und das machte er ganz vortrefflich."

Durch das Honorar für die Elixiere, sowie durch eine ihm, neben der immer noch bis auf Urtheilsgebühren unhonorirten Arbeit am Kammergericht, zu Theil gewordene bezahlte Beschäftigung im Bureau des Justizministeriums, war es Hoffmann nach seinen Irrfahrten in Polen, Bayern (Bamberg) und Sachsen endlich in Berlin 1815 möglich geworden, „ein gutes Logis" zu beziehen: Taubenstraße 31 (Eckhaus der Charlottenstraße, dem Schauspielhause gerade gegenüber), was er an Hippel mit den Worten meldet: „So siehst du mich, mein theuerster, geliebtester Freund, nach so vielen Stürmen endlich im Hafen." Von dieser im obersten Stock (2 Treppen hoch) gelegenen Wohnung und der Aussicht aus seinen Fenstern entwarf er eine uns erhaltene humoristische Federzeichnung. Wir sehen daraus, daß man von der Treppe aus durch ein Vorzimmer zu dem zweifenstrigen „Prunkzimmer" gelangte, aus diesem führte eine Thür zum dreifenstrigen „Zimmer der Frau" (das Eckzimmer an der Tauben- und Charlottenstraße), die andere Thür führte in Hoffmann's „Arbeitsstube", aus deren Fenster er selbst mit der Pfeife im Munde herausguckt, über seinem Kopfe steht „Regierungsrath Hoffmann". In dem daranstoßenden „Schlafkabinet" hat er sich und seine Frau in den nebeneinander stehenden Betten liegend angedeutet. Ein weiteres „Kabinet" und „Domestiken-Stube" und „Küche" nehmen den Rest der Wohnung ein. Aus dem Fenster der an der Charlottenstraße anschließenden Wohnung guckt ein Kopf heraus, der den Rauch seiner Cigarre in Hoffmann's Gesicht bläst, und über diesem classischen Profil steht „Schauspieler Devrient". Das von den beiden Gensdarmenmarktthürmen eingerahmte Schauspielhaus zeigt im Directionszimmer den Grafen Brühl, wie er drei mit Manuscripten heranstürmende Dichter empfängt; die Köpfe der „Choristen" sind als antike Masken dargestellt; auf der Bühne tanzen zwei Balletpaare; in der „Restauration des Theaters" stehen zwischen zwei riesigen Gläsern Chambertin und Madera der colossale Capellmeister B. A. Weber und der winzige „Kreisler", der Fußboden ist mit Beefsteaks gepflastert. Auf dem Gensdarmenmarkt und in den angrenzenden Straßen wandeln unter vielen Anderen auch Figuren aus den „Phantasiestücken" umher: der Student Anselmus und der Konrector Paulmann (aus dem „goldnen Topf"), der Doctor Dapertutto, Peter Schlemihl und Erasmus Spikher (aus der „Sylvesternacht"), auch der Verleger „Kunz aus Bamberg" studirt in Schonert's Restaurant einen durch das halbe Local reichenden Weinzettel. Die Taubenstraße entlang fährt „Baron Fouqué aus Nennhausen" in Uniform, mit ungeheurem Dreimaster und Federbusch, in der Markgrafenstraße gehen Bernhardi, Ludwig Tieck und Brentano spazieren. Am obersten rechten Ende des Blattes thront das Kammergericht, in dessen Nähe ein „Anonymus" sitzt, in jener classischen Situation, in der Goethe Nicolai'n auf Werther's Grabe abgebildet hat. Am untersten linken Ende ist ein Zimmer der Weinstube von „Lutter & Wegner" (Ecke der Charlotten- und Französischen Straße) abgebildet, und Hoffmann und Devrient sitzen sich darin gegenüber.

Mit Devrient, der der Federzeichnung zufolge in der Charlottenstraße neben ihm wohnte, hatte Hoffmann die innigste Freundschaft geschlossen, außer Hippel war der große Schauspieler einer der wenigen Menschen, mit dem er sich duzte. Eine in den Hamburger „Jahreszeiten" von 1846 von einem Augen- und Ohrenzeugen berichtete Anecdote über den Verkehr der Freunde führt Grisebach an: „Die intime Freundschaft der beiden berühmten Männer zeigte sich äußerlich niemals, ja sie zankten häufig miteinander, aber Jeder von ihnen verehrte den Andern als eine Größe seiner Art. Sie verstanden sich mit einem kurz hervorgestoßenen „Hm!", einem Augenblinzeln, und Hoffmann war einer der Wenigen, auf deren Urtheil Devrient wirkliches Gewicht legte. Nach Beendigung der Vorstellung im Schauspielhause begab sich Devrient regelmäßig zu Lutter & Wegner, wo er Hoffmann bereits vorfand, in seinem langschößigen braunen Frack, gelber Nankinghose und geblümter Weste auf dem umgekehrten Stuhle sitzend, die Arme auf die Lehne gelegt und gewöhnlich an den Nägeln kauend. Devrient trat schweigend an ihn heran und Hoffmann — kniff ihn ebenso schweigend in's Bein. Das war seine Kritik. Je stärker er kniff, desto besser hatte Devrient gespielt, desto glücklicher fühlten sich Beide und — desto größer wurde die Anzahl der Flaschen auf ihrem Tische. Eines Abends hatte der Künstler in „Heinrich IV." den Falstaff gespielt und ungeheuren Beifall geerntet. Im Vollgefühl seines Triumphes begab er sich in die Weinstube und trat zu Hoffmann heran, ein gründliches Kneifen erwartend — aber dieser rückte und rührte sich nicht. Auf's Höchste verwundert schritt Devrient im Zimmer auf und ab, hin und wieder den Freund streifend, der aber kaute ruhig an seinen Nägeln. In dem Mimen stieg die Wuth auf, schneller und schneller stürmte er durch das Gemach, bis er, die Geduld verlierend, mit einem knurrenden „Hm?" den Dichter in die Seite stieß. Da blickte dieser auf und sagte ganz gelassen: „Du hast gespielt wie ein Schwein!" — Außer sich vor Zorn faßte Devrient den Andern an der Brust: „Satan, ich zerreiße dich!" — Sich losmachend, erwiderte Hoffmann: „Setze dich und hör' mir zu. Du hast den ersten Theil gespielt wie ein Gott; weil du aber den zweiten Theil ebenso gespielt, so hast du gespielt, wie — ich gesagt habe!" — Devrient saß bei diesen Worten da, wie ein Vogel, der den tödtlich magischen Blick der Schlange empfindet; kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. „Bedenkst du denn nicht" — fuhr Hoffmann fort —, „daß Falstaff im ersten Theil meist der Gefoppte und Gehänselte ist, im zweiten Theil aber selber foppt und hänselt und da also ein ganz anderer Kerl sein muß? Das aber hast du nicht hervorgehoben, und darum hast du gespielt wie ..." „Teufel!" — unterbrach ihn Devrient, ihn bei den Haaren packend — „Teufel, du hast Recht!" — Auf ausdrückliches Verlangen des Künstlers wurde „Heinrich IV." bald darauf noch einmal gegeben, und nun machte Falstaff seine Sache so gut, daß Devrient mehrere Tage lang mit sonderbarem Lächeln sein Bein rieb ..." In der noch heute in demselben Hause befindlichen Weinstube hängt ein altes Aquarellbild, das Hoffmann und Devrient beim Champagner sitzend verewigt. Das „ganze Portefeuille voll charakteristischer Blätter", bei Lutter & Wegner verkehrende Gäste darstellend, welches sich in jener Weinhandlung befand, ist jetzt leider verschwunden.

Hübsch ist auch die von Grisebach ausgegrabene Anekdote von dem sterbenden Hoffmann, der sich zu seinem letzten 47. Geburtstage Hippel, Devrient, Hitzig, Koreff u. A. eingeladen hatte: er trank Selterswasser, während er seiner Gesellschaft die köstlichsten Weine vorsetzte, und wenn er sonst bei solchen Gelegenheiten mit der unermüdlichsten Beweglichkeit den Tisch umkreiste, um einzuschenken und die Unterhal-

tung anzufachen, wo sie stockte, so saß er heute den ganzen Abend an seinem Lehnstuhl gefesselt. Nach Tische nahm die Unterhaltung zwischen Hippel und Hoffmann eine Wendung, die, wie sie Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit herbeirief, auch des Todes und Sterbens erwähnen ließ. Hitzig warf ein Wort dazwischen, dessen Sinn ungefähr das bekannte: „das Leben ist der Güter Höchstes nicht", war; aber Hoffmann fuhr ihm mit einer Heftigkeit, die so den ganzen Abend nicht zum Ausbruch gekommen war, entgegen: „Nein, nein, leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch sein möge!" Und dabei litt der wunderliche Mann furchtbar an der Rückenmarksschwindsucht, die ihm, wie später Heine, Glied um Glied lähmte, ehe sie dem Herzen Halt gebot.

Der Ruf als „Trinker" blieb, Dank den biederen Philistern, dem musterhaften Beamten bis heute. Wir wollen daher als Antidoton die schöne Stelle aus „Kater Murr" hierher setzen: „Ich, wandte sich nun der Meister zu mir, ich bin selbst bisher unzufrieden gewesen mit Deinem Betragen, Murr, und es ist Zeit, daß Du einmal wieder ordentlich und vernünftig wirst, damit Du wieder zu besserem Ruf gelangest, als in dem Du jetzt zu stehen scheinst. Wäre es möglich, daß Du mich ganz verstündest, so würde ich Dir rathen, immer still, freundlich zu sein und Alles, was Du beginnen magst, ohne alles Geräusch zu vollbringen; denn auf diese Weise erhält man sich den guten Ruf am besten. Ja, ich würde Dir als Beispiel zwei Leute zeigen, von denen der Eine jeden Tag still für sich allein im Winkel sitzt und so lange eine Flasche Wein nach der andern trinkt, bis er in völlig trunkenen Zustand geräth, den er aber vermöge langer praktischer Uebung so gut zu verbergen weiß, daß ihn Niemand ahnet. Der Andere trinkt dagegen nur dann und wann in Gesellschaft fröhlicher, gemüthlicher Freunde ein Glas Wein. Das Getränk macht ihm Herz und Zunge frei; er spricht, indem seine Laune steigt, viel und eifrig, doch ohne Sitte und Anstand zu verletzen, und eben ihn nennt die Welt einen leidenschaftlichen Weintrinker, während jener geheime Trunkenbold für einen stillen, mäßigen Mann gilt. Ach, mein guter Kater Murr, kenntest Du den Lauf der Welt, so würdest Du einsehen, daß ein Philister, der stets die Fühlhörner einzieht, es am besten hat."

Die Frage, wie der evangelisch getaufte Ernst Theodor Wilhelm plötzlich auf den Einfall kam, sich auf seinen Büchertiteln E. T. A. Hoffmann zu schreiben, wird von Grisebach ebenfall gestreift. Im vierten Bande der „Phantasiestücke" nannte sich Hoffmann zum ersten Male öffentlich Amadäus: indem er sich vom „reisenden Enthusiasten" (seinem anderen Ich) anreden läßt: „Du siehst, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann! daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichtbarlich in mein Leben tritt." Bekanntlich berichtet Hitzig, Hoffmann habe ihm auf seine Frage, woher das „A" auf den Titeln der Hoffmann'schen Werke komme? erklärt: „es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuscripte" — womit also Hoffmann seinen Freund, wie er gern that, mystifizirte. Sein Bamberger Freund und Verleger Kunz berichtet dagegen: auf eine ähnliche Frage seinerseits habe Hoffmann ihm Anfangs nicht geantwortet, nach einem Jahre(!) aber „von freien Stücken gestanden, daß er aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister (Mozart), dem er Zeit seines Lebens nachzustreben sich bemühe, sich auch dessen Vornamen beigelegt habe". In dieser ihm von Hoffmann „gestandenen" Vornamensänderung sieht der saubere Freund einen neuen Beweis, daß die Grundlage von Hoffmann's Charakter Egoismus und Eitelkeit gewesen sei! Aber es ist ja dem genialen Manne auch bei größeren Geistern nicht besser ergangen. Sogar ein Walter Scott, den Hoffmann verehrte, ist ihm nicht gerecht geworden: in seinem, an Carlyle's Uebersetzung des „goldenen Topfes" anknüpfenden, namentlich aber auch die 1824 in's Englische übersetzten „Elixire des Teufels" im Auge habenden Aufsatze „On the Supernatural in fictitious Compositions" nannte er die Hoffmann'schen Märchen fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns", vergleicht sie mit „den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch von Opium hervorbringt", spricht von dem „krankhaften Zustande seines zerrütteten Wesens" u. s. w. Als ob Hoffmann diese posthume Kritik vorgeahnt hätte, hat er die „Serapionsbrüder" mit folgender Abwehr geschlossen: „Es giebt sonst ganz wackere Leute, die so schwerfälliger Natur sind, daß sie den raschen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzustande zuschreiben zu müssen glauben und daher kommt es, daß man von diesem, von jenem Dichter bald sagt, er schriebe nie anders, als berauschende Getränke genießend, bald seine phantastischen Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entstandenen Fiebers setzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf diese jene Weise erregter Seelenzustand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in sich gehaltenes, gegründetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Besonnenheit erfordert." Jenen Walter Scott'schen Aufsatz hat Goethe 1828 in „Kunst und Alterthum" flüchtig erwähnt, ausführlicher aber in einer erst nach seinem Tode im sechsten Bande der „Nachgelassenen Werke" veröffentlichten Aufzeichnung. Goethe spricht hier zwar von „Hoffmann's talentreichem Natürell", stimmt aber sonst dem englischen Kritiker vollkommen bei: „denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft worden". Diese Bemerkung zeigt, daß Goethe nur eine unzureichende Kenntniß von Hoffmann gehabt hat. Er tadelt dann weiter, daß ein vorzüglicher Geist wie Hoffmann sich nur auf die Eine Weise versucht habe, von dem einmal betretenen Wege nicht habe weichen können und mögen: woraus ersichtlich, daß er die sehr zahlreichen Dichtungen Hoffmann's, auf welche die Walter Scott'sche Charakteristik gar nicht paßt, überhaupt nicht gekannt hat. Schließlich giebt Goethe übrigens zu, „daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne" und führt als Beispiel sein Märchen von der neuen Melusine an. Er habe sich aber gehütet, den Versuch zu wiederholen, „weil das Unternehmen schwieriger ist als man denkt". Das kommt nun freilich einer Verbeugung vor Hoffmann gleich, denn was Goethe schwierig nennt und nur einmal wagte, hat das romantische Genie des Berliner Justizbeamten recht oft und mit spielender Leichtigkeit auf das Glücklichste gelöst.

Doch nicht nur auf dem biographischen Felde, auch in Hoffmann's Werken selbst hat Grisebach unsere Kenntniß erweitert. Im 15. Bande druckt er mehrere den bisherigen Herausgebern unbekannt gebliebene Erzählungen und Skizzen aus verschollenen Zeitschriften ab. Besonders bedeutsam ist ein historisches Capriccio. Die Nachricht von Napoleon's am 1. März 1815 erfolgter Landung regte Hoffmann zu einem patriotischen Phantasiestück an, welches in der bei Duncker & Humblot verlegten Zeitschrift „Freimüthige Blätter in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft" im 2. Heft (1815) unter dem Titel: Der Dey von Elba in Paris anonym erschien, seitdem aber gänzlich verschollen war. Im Brief vom 14. Mai 1815 erzählt Hoffmann an Fouqué, daß er zum zweiten Heft der ‚Deutschen Wehrblätter', „die just hier erscheinen sollen", einen Aufsatz: Der Dey von Elba in Paris geliefert habe; im Brief vom 18. Julius aber an Hippel erwähnt er den nunmehr erfolgten Druck des Aufsatzes: Der Dey von Elba in den ‚freimüthigen Blättern ꝛc.' Der ursprünglich beabsichtigte Titel der Zeitschrift ‚Wehrblätter' war also inzwischen in ‚Freimüthige Blätter' umgewandelt worden. Die Zeitschrift, „in zwanglosen Heften", von der nur der Jahrgang 1815 (vier Hefte, die Vorrede zum ersten ist vom April 1815

datirt) erschienen zu sein scheint, befand sich glücklicherweise auf der Berliner Königlichen Bibliothek und so vermag Grisebach einen Wiederdruck dieses schönen Aufsatzes zu geben.*) Wie schon in der ‚Vision' und in dem Dialog ‚Der Dichter und der Componist' so noch mehr in diesem „Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres" zeigt Hoffmann, daß ihm keineswegs das Verständniß für die nationale Erhebung gegen die Napoleonische Zwingherrschaft gefehlt hat. Dagegen hätte Grisebach aus Hoffmann's musikalischen Schriften schon mehr mittheilen können, denn der Musiker ist nicht minder interessant als der Schriftsteller. Hoffmann hat viel componirt und noch mehr recensirt. Er ist geradezu der erste deutsche Musikkritiker im modernen Sinne. Weber und zumal Schumann und Liszt stehen als Musikkritiker durchaus unter seinem Einflusse. Man lese in der neuerlichen Sammlung von H. vom Ende Hoffmann's Analysen Beethoven'scher Werke und der Kirchenmusik, oder bei Grisebach die „Gedanken beim Erscheinen dieser Blätter", um zu sehen, wie Hoffmann gründliche theoretische Kenntnisse mit tief dichterischem Empfinden und origineller, ernster ästhetischer Anschauung vereinigt. In „Dichtkunst und Tonkunst" (1810) ist sogar Wagner's Musikdrama vorausgeahnt. Noch höher als diese theoretischen Aufsätze stehen natürlich die rein dichterischen Phantasiestücke aus dem musikalischen Gebiete z. B. der „Ritter Gluck". Wenn eins der Lieblingsbücher Hoffmann's, Diderot's köstlicher, von Goethe 1805 verdeutschter „Neveu de Rameau" auch einzelne kleine Züge zu dieser musikalischen Phantasie geliehen hat, so ist das Werk doch in allem Wesentlichen ein ganz originales, und Grisebach steht nicht an, es als eins der Meisterwerke der Weltliteratur zu erklären. „Das Hineinragen einer phantastischen, aber mit den Augen des realistischen Dichters geschauten Geisterwelt in das Alltägliche, in das moderne Berlin von 1809, mit seinen namentlich bezeichneten Straßen, Wirthshäusern, Theater ist mit staunenswerther Glaubhaftigkeit, im Lapidarstil des Genies dargestellt. Ein unbeschreiblicher Zauber der Stimmung ruht über dem Ganzen. Die Dichtung ist ein Symbol des Triumphes „jenes stillen ernsten Geisterreiches" der Faustzueignung über die gemeine Deutlichkeit der Dinge, des „Romantischen" über das Praktische der Weltmenschen. Mit dem, was Hoffmann später so oft das Romantische nennt, das romantische Geisterreich, meint er aber keineswegs das Romantische der romantischen Schule, sondern das buddhistische „Jenseits der Erkenntniß", die Schopenhauer'sche Verneinung des Willens, zu welcher bereits die künstlerische Betrachtung und namentlich die von Schopenhauer als die höchste Kunst gefeierte Musik führt. „Sie ist die romantischste aller Künste, heißt es in Hoffmann's Besprechung der Beethoven'schen Cmoll-Symphonie — fast möchte man sagen, allein rein romantisch. Orpheus' Lyra öffnete die Thore des Orcus. Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf; eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt." So schlug Hoffmann schon in seinem ersten dichterischen Werke den Grundaccord so vieler späteren an, ja er hat dies kleine Erstlingswerk nach Grisebach's Meinung kaum jemals übertroffen.

Nicht minder originell sind die Skizzen, mit denen er sich, unter der Maske des genialen, dem gewöhnlichen Philister als toll erscheinenden Kapellmeisters Kreisler, dem Leser vorstellte. Denn Kreisler ist der Musiker Hoffmann. In Kreislers selbsterlebten musikalischen Leiden wird die Kehrseite der Thätigkeit Hoffmann's als Gesanglehrer, der auch Talentlosigkeit unterrichten und zu den Bamberger musikalischen Abendgesellschaften aufspielen muß, mit dem ihm so besonders zu Gebote stehenden skurrilen Humor auf's Ergötzlichste geschildert. An den „Ritter Gluck" schloß sich der im September 1812 geschriebene „Don Juan". Auf diese musikalische Novelle beziehen sich die Verse Musset's:

> Quant au roué français, au Don Juan ordinaire
> C'est l'ombre d'un roué qui ne vaut pas Valmont.
> Il en est un plus grand, plus beau, plus poétique,
> Que personne n'a fait, que Mozart a rêvé,
> Qu' Hoffmann a vu passer, au son de la musique,
> Sous un éclair divin de sa nuit fantastique,
> Admirable portrait qu'il n'a point achevé,
> Et que de notre temps Shakspeare aurait trouvé.

In Deutschland sagte der Musikgelehrte A. B. Marx schon 1823 sehr treffend: „Hoffmann hat ein Bild des Don Juan niedergelegt, von dem man mit Wahrheit sagen kann: es ist Mozart's Don Juan als Gedicht." Aber er klagte auch: „Es ist unerfreulich, daß die Schauspieler in den Darstellungen des Don Juan so wenig zeigen, daß sie Hoffmann's Don Juan gelesen, geschaut und durchdacht haben." Als Componist war Hoffmann hochbegabt, aber nicht sehr glücklich. Ende Juli 1816 wurde seine Oper „Undine", und zwar im Schauspielhause in Berlin, zum ersten Male aufgeführt. Am 29. August wurde sie zum sechsten Male „bei überfülltem Hause" gegeben. „Die Decorationen," schreibt der glückliche Componist an Hippel, „sind das Genialste der Art, das ich jemals gesehen." Sie waren von Schinkel ausgeführt, an den Entwürfen hatte sich aber auch Hoffmann betheiligt. „Alle rühmen die Musik," heißt es in demselben Briefe, während Fouqué's Text nicht allgemein gefiel. Dreiundzwanzigmal wurde sie in Jahresfrist gegeben und würde gewiß noch weiter auf dem Repertoir geblieben sein, wenn nicht Dienstag, den 29. Juli 1817, das Schauspielhaus mit sämmtlichen Decorationen, Kleidern, Noten ꝛc. zu der am Sonntag zuvor noch gegebenen „Undine" abgebrannt wäre. In den Aufzeichnungen Atterbom's wird berichtet, wie er Hoffmann aus dem Eckfenster seines Hauses guckend, vom Feuerschein des brennenden Schauspielhauses beleuchtet, gesehen habe. Zu einer Wiederaufführung der „Undine" ist es nie gekommen, und eine neue Oper, zu der Hoffmann's Freund C. W. Contessa nach Calderon's El galan fantasma den Text gedichtet, und die bis zum Herbst 1818 componirt sein sollte — ist nie ernstlich begonnen worden. Die dichterische Thätigkeit hatte eben die musikalische völlig erstickt.

*) Die Leser finden ihn nach Grisebach's Abschrift in unserem Feuilleton.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Dey von Elba in Paris.

Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres.

Von E. T. A. Hoffmann.

Die Stadt frühstückte. Aus ihrem tiefen Grunde stieg allerlei häßlicher, schmutzig grauer Dampf zu mir herauf. Als der zusammengeballt sich nun über meinen Thurmknopf hinweg zu dem leichten goldenen Morgengewölk gesellte, als sei er Seinesgleichen, da konnte ich sehen wie das Volk unter mir in den Straßen sich schwirrend drängte und trieb. Die Zeitungsbuben quiekten und kreischten, als trügen sie was Wunderbarliches zu Markte. „Neues Extrablatt, neues Extrablatt!" vernahm ich deutlich, das Uebrige behielt der Wind für sich, ohne es mir herauf zu tragen. „Lene," rief ich, und ließ den Strick, den ich schon zum Sturmläuten erfaßt, wieder fahren, „Lene, daß sie mir gut Acht giebt, wenn es wo brennen sollte, und die Schläge richtig abzählt! — Reiche sie mir meinen Ueberrock und meine Sammtmütze." Lene that es. Du weißt, lieber Vetter Andres, daß man der Magd, die fünfundzwanzig Jahre in Nothfällen den Thürmerdienst versehen, so etwas wohl vertrauen kann, getrost stieg ich daher herab von meiner Höhe. Als ich nun auf die Straße hinausschritt, da stürzte mir gleich der Gevatter entgegen und rief keuchend: „Wissen Sie es? — wissen Sie es bereits? — Er ist in Paris eingezogen — ungehindert!" — Wer denn? wer? frug ich ganz erstaunt. — „I mein Gott, Napoleon — Bonaparte — der Dey von Elba!" — So schrie der Gevatter und rannte von dannen. Du kannst glauben, lieber Andres, daß mir bei dieser

Nachricht ganz besonders zu Muthe wurde, ich kann es gar nicht sagen, welch' eigne Gedanken mich durchkreuzten. Damals als ich Bonaparte's Flucht von Elba erfuhr, beneidete ich zuerst meine Collegen an den Küsten, die den entfesselten Drachen, wie er mit seinen Segeln, gleich aufgespreizten Schwingen, über's Meer fuhr, in weiter Ferne erspähten. Ich weiß es, meine Collegen konnten sich gar nicht täuschen, denn kräuselten sich sonst die Wellen freundlich um Albions leicht beflaggte Galleonen, so fuhren sie jetzt zornig brausend auseinander, als der entfliehende Feind tiefe schwarze Wunden in der Mutter Brust einfurchte. Das sahen die klugen Collegen und erkannten den Drachen und seine Brut die ihm folgte; — kleine gefräßige Thiere, Mückenfänger für des Drachen leeres Maul, die er, nachdem er die Beute genossen, am Ende selbst verspeiset. Ach Andres! — die Collegen hatten große Freude, weil es nun wieder einmal nicht das Alltägliche, vielmehr etwas Besonderes war, was sie auf der Höhe erlugten, und wie geht es denn nun mit uns Allen? — Ueberall regt und bewegt es sich im Volke. — Das Unerwartete, das Außerordentliche ist geschehen! Wahrhaftig, die große verhängnißvolle Zeit, die mit furchtbaren zerschmetternden Donnerschlägen vorüberging, hat uns so robust gemacht, daß wir den Krystall des milden Morgenthaues nicht mehr achten, weil er nur funkelt und nicht brennt, nicht tödtet wie der herabfahrende Blitz. Diese Zeit hegt nicht allein den uns angeborenen Sinn für's Wunderbare, unsere Gier nach unerwarteten Ereignissen — nein — sie that mehr; sie überflügelte mit dem Ungeheuren, was sie geschehen ließ, unsere kühnste Einbildungskraft, sie hob uns gewaltsam empor und, gewöhnt an die schwindelnde Höhe, glauben wir nun schon zu sinken, wenn wir nicht immer und immer aufsteigen. —

Der Dämon entsprang aus dem Kreise, in den ihn zu bannen endlich gelungen war, und mit dieser That schlug er an die ehernen Pforten seines entsetzlichen Reiches an, daß die Höllengeister aus der Ohnmacht erwachen und ihre blutigen Krallen ausstrecken sollen, nach allem Wahren, Rechten, Heiligen! — Das Spiel dunkler Mächte um Leben und Freiheit soll wieder beginnen, jenes grause Spiel, in dem innerer Kraft Hohn gesprochen wird und nur ein glücklicher Wurf gilt, der uns vom Verderben rettet. — Aber solche ernste finstere Gedanken sprachen doch gewiß nicht aus all' den Gesichtern, die mir heute begegneten, und ich weiß selbst auch nicht, wie ich darauf gekommen bin, da ein besonderer heiterer Lebensmuth leuchtend in mir aufgegangen war, als ich meinen Thurm heraufstieg. Wollte Gott, lieber Andres, Du hättest gestern, vom höheren Geiste angeregt, den genialen Gedanken gefaßt, Stiefeln anzuziehen und zu mir herzuwandeln. Recht gesehnt habe ich mich nach Dir, als ich so einsam auf den Straßen herumlief, denn ich weiß, Du würdest die bunten tollen Erscheinungen, die das emporgestiegene Gespenst hervorgelockt, mit manchem klugen Wort begrüßt haben. Ich für mein Theil blieb ganz stille, und verschloß Alles in der innersten Brust: aber Nachts darauf, lieber Andres, Nachts darauf, als ich auf der Galerie meines Thurmes stand, da trat es auf mich ein, wie ein seltsames seelisches Abenteuer, und ich weiß in der That nicht, wie ich Dir das so recht erzählen soll, damit Du nicht Alles für eine von den Einbildungen halten mögest, von denen ich, wie Du behauptest, oft befangen werde, seitdem ich Thürmer worden. — In dem dumpfen Sausen des Nordwindes hört' ich über mir tausend heulende Stimmen, es hallte aus der Ferne daher wie das Toben, wie das entsetzliche Mordgeschrei wilder Schlacht. Aus den finsteren Wolken fuhren blinkende Heerhaufen heraus, anstürmend gegen den Mond, der wie eine Gottesstadt mit leuchtenden Zinnen fest und unbezwinglich in's blaue Himmelsmeer gebaut dastand. In wildem Getümmel kehren sich Schwerter, Lanzen gegen einander; Reiterschaaren stürzen vernichtet in den Abgrund; überall Tod und Verderben! — Ach, Andres! all' die grausigen Bilder der vergangenen Kriegsjahre gingen lebendig vor mir auf. Ich glaubte in den wundersamen Gebilden der Wolken über mir tiefsinnige Zeichen der verschlossenen Zukunft zu erblicken. Ein kalter Todesschauer glitt durch mein Inneres und schnell wandte ich den Blick hinab auf die Stadt unter mir. Mein Thurm warf einen langen schwarzen Riesenschatten über den Markt und über die Häuser, indem heller die Lichter aus den Fenstern herausleuchteten. Unerachtet Mitternacht schon längst vorüber, ging es doch noch überall lustig her, ich hörte Gläser erklingen und das verworrene Getöse des lauten Gespräches. Wohl konnte ich denken, daß der der Rache entflohene Feind im Munde Aller war, gar zu gern hätte ich in die Häuser hineinschauen und Alles was gesprochen wurde deutlich vernehmen mögen. Belesenen Leuten, wie ich einer bin, fällt gleich Alles am rechten Fleck ein; das weißt Du, lieber Andres! glaublich ist es Dir also, daß ich gleich an Le Sage's hinkenden Teufel dachte, der das Problem des Hineinschauens in die Häuser dadurch geschickt zu lösen wußte, daß er die Dächer der Häuser abhob. Hei! rief ich, wie müßt' es herrlich sein, wenn Freund Asmodi Hinkebein mir ein wenig die Dächer da wie einscharnirte Dosendeckel aufklappen wollte! „Das können Sie haben, werther Thürmer," schnarrte es neben mir. Es hatte sich längst neben meinen linken Arm so glänzend hinüber gelegt, ich hielt das für einen Mondstrahl, als ich aber jetzt nach der Stimme seitwärts hinblickte, sah ich wohl, daß das kein Mondstrahl, sondern ein kleines, curioses, ganz gelb gekleidetes Männlein war, das mit spitzer, röthlich funkelnder Nase nur gerade über's Geländer der Galerie reichte und mich mit freundlich blinkenden Augen anlächelte. „Prenez, Bester," rief er, indem er mir einen sauberen Dollond hinhielt. — Ich weiß nicht, ob Du, lieber Andres, schon jemals mit solchem wunderlichen Gefährten auf der Galerie eines Thurmes gestanden hast, und Dich daher so ganz in meine Lage zu versetzen vermagst; vorstellen wirst Du Dir aber wohl, das mir es ordentlich was Weniges zu frösteln anfing.

Der Kleine nickte mir indessen mit solch' komischer Gutmüthigkeit zu, daß ich alles ängstliche Mißtrauen fahren ließ, den mir dargebotenen Dollond ergriff, und ihn sogleich auf ein hell erleuchtetes Kaffeehaus richtete, aus dem ein lautes Gespräch zu mir heraufschallte. Ich kann Dir gar nicht sagen, lieber Andres, wie herrlich das Perspectiv war, ich schaute nicht allein durch die Mauern hindurch, als wären sie von reinem Krystall, in die Häuser hinein, sondern ich verstand auch jedes Wort, als säße ich mitten in der Gesellschaft. „Nun werden die Zeitungen wieder interessant," sprach ein kleiner dicker Mann, indem er, höchst zufrieden lächelnd, das neueste Blatt dem Nachbar hinreichte, der es mit begierigen Augen verzehrte. Noch ein Anderer schien mit Ungeduld darauf zu warten, indem er ausrief: „Ja, ja, ja! nun giebt es wieder was Ordentliches zu lesen." Während der eine nun das Zeitungsblatt in sich hineinarbeitete, schauten die beiden Anderen schweigend, und den Tabak in großen, krausen Wolken wegblasend sich mit zufriedenen freundlichen Blicken an. „Erlauben Sie, werther Thürmer," sprach Freund Mondstrahl, „erlauben Sie, daß während Sie sich mit Schauen belustigen, ich, als ein sachverständiger Cicerone, jedes Bild erkläre und erläutere, auf das Sie Ihren Dollond gerichtet. Die drei Herren, welche dort das Zeitungsblatt so gierig einschlucken und über den Dey von Elba so höchlich erfreut sind, gehören zu dem sonderbaren Geschlecht der geistesarmen Müßlinge, die jede Neuigkeit auffangen wie einen bunten Strahl, der wenigstens auf den Augenblick ihr trübes, erdfahles Leben erleuchtet. Sonst waren sie mit dem Türkenkriege, mit einem Erdbeben, mit einer Feuersbrunst, mit dem gelben Fieber, wohl gar mit einer merkwürdigen Festivität oder Hinrichtung zufrieden, jetzt sind sie aber verwöhnt worden durch die Zeit, die oft mehr geschehen ließ, als ihr blödes Auge erfassen konnte, aber sie ergötzten sich doch, wenn immer wunderbarer die verhängnißvollen Ereignisse sich drängten. Die Feierlichkeiten des Congresses wurden ihnen langweilig, einigen tollen Tumult verlangten sie dringend, und hafchten daher begierig in den Nachrichten jeden Moment auf, der wohl darauf hindeuten könnte. Jetzt hat der Dey von Elba dafür gesorgt. Ob Noth und Elend sich in der Welt verbreiten, das ist ihnen höchst gleichgültig, so lange ihr theures Selbst unangetastet bleibt. Sie müssen nämlich wissen, liebster Thürmer, daß diese neuigkeitshungrigen, müßigleeren Gemüther die ärgsten Ichlinge sind, die es nur geben kann. — Doch Sie wenden den Dolland ab!"

Ich that das wirklich, denn ich empfand, indem ich die Zeitungsleser noch einmal scharf in's Auge faßte, in der That einigen Abscheu und Ekel. Bald traf mein Perspectiv eine andere Gesellschaft, in der es sehr lant herging. „Soeben," rief mein kleiner Freund, „erblicken Sie, Werther, die höhere Potenz jener Müßlinge, nämlich wirkliche Politiker. Was kann ich aber da viel erläutern, da Sie doch wahrscheinlich den Politischen Zinngießer auf dem Theater gesehen haben. Bemerken Sie wie jener, der soeben gesprochen hat und nur von dem Tumultuanten, der plötzlich aus der Ecke heraus die grimmigsten Hypothesen losknallte, übertäubt wurde, so ganz überaus schlau seinen Nachbar anlächelt. Dieser Schlaueste aller Schlauen hat Alles längst vorausgesehen, seinem Blick werden die geheimen Fäden offenbar, die sich durch die ganze Welt ziehen. Er weiß Alles und noch etwas mehr. Daher kommt es, daß ihm nichts rein als das was es ist erscheint, sondern immer erschaut er Anderes, was Allen verborgen geblieben. Dabei ist er natürlich mit Jedem, was von Staats wegen geschieht, höchst unzufrieden, er kann es gar nicht begreifen, daß keinem der an der Spitze steht, sein hohes Ingenium einwohnt; daß kein Auge, dem seinigen an Kraft gleich, eben jene Fäden zu erblicken vermag. In der Gesellschaft, die Sie soeben beschauen, lieber Thürmer, finden Sie mancherlei Abarten der politischen Sucht. Jener Mann, der mit seltsamen Meinungen und fabelhaften Combinationen die Andern verblüfft und in gewisser Art den Präsidentenstuhl einnimmt, ist von zwei einander ganz entgegengesetzten Charakteren eingefaßt, wie Sie es auch schon aus den ganz verschiedenen Mienen Beider ersehen können, da der Eine ganz froh lächelt, der Andere aber ein seltsames tiefsinniges Gesicht schneidet. Der Frohe ist ein gutes Gemüth, aus jeder Begebenheit spintisirt er lauter unerwartet Glückliches heraus. Er übertreibt das nun freilich, das Bittere der Täuschung trifft ihn jedoch nur selbst. Der Andere ist ein trüber, häßlicher Unglücksvogel. Er hat bereits ein paar Caricaturen auf den Feind, die ihm zufällig zugekommen waren, da er dergleichen niemals kauft, heimlich verbrannt und Gold eingewechselt. Der Feind ist los, das ist genug, nun schon überall, selbst im entfernten Vaterlande, Krieg, Elend und Noth zu wittern. Er glaubt, die fremden Soldaten, die dort draußen erschlagen und eingeackert sind, werden, geweckt von dem Klange der zersprungenen Kette ihres Hauptmannes, wieder aufstehen und lustig mit dem Quickmarsch einziehen. Er ist überzeugt, daß" — Ach, unterbrach ich den Kleinen, ich mag diesen Unglücksvogel nicht länger anschauen. — „Wollen Sie aber," fiel der Kleine ein, „noch schnell einen Blick auf jenen besonderen Mann werfen, der soeben mit ängstlich fragender Miene hineintritt? — Dies ist einer von den kränkelnden Charakterlosen, die auf dem wogenden Meere der politischen Welt von jedem Lüftchen hin und hergetrieben werden. Er hofft, er verzweifelt, er ist beruhigt, erschrocken, voller Freude, voller Angst, er jubelt, er heult, Alles in wenigen Momenten. Eigentlich ist es auch nur sein

zartes Selbst, das er immer gefährdet glaubt, sonst könnte es gehen wie es wollte! — Sehen Sie doch ferner jene dunkeln Gestalten in der Ecke, die so bitter, so schadenfroh lächeln! Das sind" — Nein! nein! nein! rief ich schnell, indem ich den Dollond absetzte, diese mag ich nicht schauen, nicht aussprechen den verfluchten Höllennamen, der sie bezeichnet, diese Teufel — Hier zwickte mich der Kleine am Arm, indem er schnarrte: „Ei, liebster Thürmer, ich hoffe, Sie brauchen dies Wort nur als rhetorische Figur! — Jene schwarzen Geister dort erkenne ich durchaus nicht für solche an, die mit gutmüthigen, nur etwas schalkhaften Leuten meines Standes" — Andres! mir lief es eiskalt über den Rücken, ich hörte gar nicht, was der Kleine weiter sprach, sondern richtete meinen Dollond auf einen hell erleuchteten Saal, in dem sich eine große Gesellschaft erlustigte. Ich erblickte junge Officiere mit Ordenskreuzen geschmückt, bürgerlich Gekleidete, auf deren Brust jenes aus feindlichem Geschütz geprägte Ehrenzeichen prangte, an dem sie alle, die den großen Kampf um Vaterland und Freiheit kämpften, wie an einem Wahlspruch erkennen. Die Jünglinge ließen hell die Gläser erklingen und jubelten hoch auf. — Eingehegt lag das Unthier, dem man die beißigen Zähne ausgestoßen. — Gönnt dem Ohnmächtigen das öde Lager, hieß es, da schlichen die Jäger trübe und unmuthig umher. „Nicht zu Tode gehetzt? „Kein Streich hat das Unthier tödtlich getroffen? Kein Jagen mehr in „wilder Fröhlichkeit? Traut ihm nicht, traut ihm nicht! es lauscht und „lauert im Gehege. — Da springt es heraus mit erneuter Schnellkraft, „und steht, im Walde zähnbläkend den Jägern gegenüber! — Frisch „auf! frisch auf! — Neue Jagdlust! — Hussah! los auf das Unthier! „Durch Wald und Kluft — trefft es zum blutigen Tode!"

Im Zimmer neben an saßen ältere Männer. Auch hier gab es Uniformen und bürgerliche Kleider mit Orden und Ehrenzeichen. „Hören Sie, „sagte ein bejahrter Mann zu seinem Nachbar, einem Officier höheren Ranges: „hören Sie wie die jungen Leute jubeln, ohne zu bedenken, wie viel uns die feindselige Krisis, die wieder auf's Neue eingetreten, kosten kann. Sie freuen sich nur auf den Kampf, in dem sich freilich die innere Kraft, der jugendliche Lebensmuth frischer regt und schüttelt." Die elektrische Wirkung von Bonaparte's gut berechneter, mit Blitzesschnelle ausgeführter That, erwiderte der Officier, ist nicht zu verkennen. Der Jubel jener Jünglinge ist die reine Freude darüber, daß der letzte Act des großen Schauspiels, in das sie handelnd eingriffen, nun wirklich aufgeführt werden soll. „Ich glaube Sie ganz zu verstehen, Herr Obrister," sagte der alte Mann. Daß Sie wissen, was ich meine, nahm der Obriste wieder das Wort, davon bin ich überzeugt, denn auch Sie haben gewiß gefühlt, daß jene große Katastrophe nur mit des heillosen Tyrannen gänzlicher Vernichtung enden dürfte. Woher kam denn die Verstimmung, die uns Alle niederdrückte, als der Tyrann besiegt war und seine Hauptstadt uns willig ihre Thore geöffnet hatte? Woher kam sie anders, als daß wir damals die großen entscheidenden Ereignisse vermißten, die wir als Schlußscene des ungeheuren Kampfspieles erwartet hatten. Wir fühlten damals deutlich, daß noch nicht Alles geschehen war. Der Weltgeist belehrt uns jetzt, daß das, was wir für den unbefriedigenden Schluß der verhängnißvollen Periode zu halten geneigt waren, nur als kurzes Zwischenspiel galt, in das jene Mäßigung der Sieger, die manchen bitteren Tadel erregte, gerade hineinpaßte. Vielleicht werden wir wiederum auf diese oder jene Art in den Strudel hineingerissen, den der arglistige Feind so bald er sich seiner nächsten Umgebungen ganz versichert hat, gewiß erregen wird. Aber hoch geht mir das Herz auf in froher Hoffnung, denn, mag es nun kommen wie es will, immer herrlicher wird der Geist des frommen treuen Heldenmuthes sich offenbaren, der von uns ausging, die deutschen Völker um uns her entzündend. Immer mehr wird man erkennen was wir thaten und thun, und heller des Vaterlandes Glorie strahlen! — „Wie sehr stimme ich Ihnen bei," nahm ein Anderer, der dem Obristen gegenüber saß, das Wort. „Wie sehr stimme ich Ihnen bei! — Noch steht es dahin, ob der Feind, bei allem anscheinenden Glück, doch nicht, auf diese oder jene Weise in seinen Unternehmungen plötzlich gehemmt, untergehen wird. Geschieht das, so gestehe ich, daß es mir so vorkommt, als sei des Feindes unerwartete Erscheinung nothwendig gewesen, um gewisse Räder der politischen Maschinen, die zu stocken schienen, in rascherem Gang zu bringen. Gelingt es aber dem Feinde auf's Neue, Alles in Gährung zu setzen, so ist mir das ein Beweis, daß noch starke Erschütterungen nöthig sind, ehe die goldenen Früchte keimen und sich prangend erheben können in den reinen Aether. Ueberhaupt ist mir dieser Bonaparte immer das sichtbar schneidende Schwert der dunkeln geheimnißvollen Macht gewesen. Immer nur Werkzeug, nie Meister. Niemals habe ich in die schwindeligte Bewunderung gerathen können, die, als er sich aufzuschwingen begann, alle Welt ergriffen hatte. In Allem was er unternahm offenbarte sich mir zu dem anscheinend Großen eine seltsame Beimischung, die die Hauptfarbe der That in andere Farben schillern ließ, und den Eindruck zweideutig machte. Seine gigantischen Unternehmungen hatten etwas Groteskes. Verlangen Sie nicht, daß ich das näher erläutern soll, aber Bonaparte ist mir oft vorgekommen wie ein umgekehrter Don Quixote und zwar in dem fortgesetzten Moment, wie er vor dem Käfig des Löwen steht und ihn herausfordert." Wie Viele, sagte der Alte, laffen sich aber noch jetzt von Bonaparte's genialer Größe gar nichts abdingen. „Das ist natürlich," antwortete der, der vorher gesprochen. „Das große dämonische Princip Bonaparte's ist, daß alle Menschen entweder Schwächlinge oder Böfewichter sind, die mit Füßen getreten werden müssen auf diese oder jene Weise. Er hat die Kunst des Verblüffens in ein System gebracht und damit Alles gethan; so wie er auf vereinten kräftigen Muth, auf wahrhafte Treue stieß, verfing er sich in seinen eigenen Schlingen. Aber jene Schwächlinge, jene elenden maulsperrenden Bewunderer der falschen Größe, die nicht aufhören können, wie Caliban mit seinen trunkenen Gesellen, nach dem Flittergold, das auf der Schnur hängt, zu laufen, und sollten sie darüber in den stinkenden Sumpf gerathen, die können sich noch immer nicht von dem Erstaunen erholen, in das sie des arglistigen Abenteurers waghalsige Gewaltstreiche versetzten. Auf manchem Gesicht ist es jetzt wieder deutlich zu lesen: Ha! wie klug! wie kühn! wie wundervoll! Der Bettler, der den Schatz, der ihm zu Theil wurde, auf eine Karte setzt, erregt Erstaunen; aber was kann ihm Schlimmeres begegnen, als daß er, schlägt die Karte um, auf sein Strohlager, in den gewohnten Zustand zurückkehrt. Der wahrhaft Reiche, von Jugend auf gewohnt des Lebens Güter zu genießen, wagt kaum solchen Wurf, denn er verliert, da jener nur gewinnen kann. Alles gleißende Gold, mit dem Bonaparte sich äußerlich zu schmücken versteht, kann sein innerliches moralisches Bettlerthum nicht überstrahlen. In seiner Brust wohnt kein Vertrauen, kein Glaube, keine ritterliche Ehre — und doch —" Ich weiß was Sie sagen wollen! — Können Sie es glauben, daß heute noch Jemand mir in's Gesicht behauptete, Bonaparte sei nie geschlagen worden? Können Sie es glauben, daß man von seiner alles niederschmetternden Strategie sprach; daß man in dem Augenblick die auffallendsten Begebenheiten des letzten Krieges vergaß, wo Bonaparte nicht allein durch die bis in die fabelhafte Zeit des Ritterthums gehende Tapferkeit unserer Truppen, sondern auch durch die strategische Kunst außer Fassung gesetzt und zur Flucht gezwungen wurde? Was soll man denn nun sagen? — „Es sind eigentlich," nahm der Vorige wieder das Wort, „bemitleidenswerthe Menschen, denn neben ihrer hohen Bewunderung stehen sie eine minorenne Angst aus, die sie nicht wenig peinigt. Noch ekelhafter sind mir aber die unlustigen kränkelnden Gemüther, die an allem Guten zu mäkeln und zu tadeln haben, die so lange wählen und wählen, bis sie die Stelle finden, wo sie das in ihrem Inneren reif gegorene Gift aushauchen können." In diesem Augenblick trat durch die geöffneten Flügelthüren ein hoher, schöner Heldenjüngling mit dem gefüllten Pokal in der Hand hinein und rief: Ihr tapfern, muthigen Ritter des eisernen Kreuzes, laßt hoch leben den Königlichen Heerführer! — Vaterland und Freiheit! — Ein ehrwürdiger, mit vielen Orden geschmückter Greis hatte bis jetzt nicht gesprochen, sondern bald dem Gespräch zugehört, bald war er kräftigen jugendlichen Schrittes bis an des Saales Thüre gegangen und hatte mit funkelnden Blicken die jubelnden Jünglinge angeschaut; der stand jetzt auf und sprach mit feierlicher Stimme: „Wohl ziemt es euch, ihr Ritter des eisernen Kreuzes, daß ihr wie ein auserwählter geprüfter Heerhaufen enger euern Kreis schließt. Euch war es beschieden, Thaten zu thun: aber wer von euren Waffenbrüdern hat nicht mit euch tapfer gekämpft, wer von ihnen hat nicht nach Thaten gedürstet? — Und auch der Bürger, der nicht mit euch in Kampf und Schlacht stand, hat getreu, wie es nun eben in seinem Berufe lag, an dem großen Werk unserer Befreiung vom schmachvollen ausländischen Joche gearbeitet? So sind wir denn nun Alle durch die engsten Bande verknüpft — ein Volk! Keine Sonderung mehr! — Soldatenstand, Bürgerstand: wer kann sagen wo der eine aufhört und der andere anfängt? — Daher ihr Herren Ritter, schließt nur euren Kreis, aber ihr anderen Herren allzumal umgebt im großen Kreise den kleinen Heerhaufen, der das Palladium des Vaterlandes trägt, welches ihr alle sammt und sonders beschützen und Blut und Leben daran setzen werdet, es wider Gewalt und Arglist zu vertheidigen. Und dann brüderlich euch umarmend, laßt hoch leben den königlichen Helden, Vaterland und Freiheit!" Alles jauchzte auf in hellem Jubel. Es geschah wie der alte Heerführer gesprochen. Er trat in die Mitte, im engen Kreise um ihn herum hielten sich die Ritter des eisernen Kreuzes, um im größeren Kreise Bürger und Officiere, bunt gemischt umschlungen. Die Gläser erklangen und im Saale erdröhnte es: Hoch, hoch, hoch lebe der königliche Held! Vaterland und Freiheit! — Da schrie ich von meinem Thurm herab: Heil! Heil euch! Heil uns Allen! — Wir haben eine feste Burg gebaut; hoch weht das Panier des Vaterlandes, ein Schrecken des arglistigen Feindes. Wie auch noch die dunkeln Mächte in das Leben treten mögen, mit heiterem Muth, den frommes Vertrauen, fester Glaube geboren, werden wir die finsteren Schatten verjagen, und heller, höher auf funkelt des Vaterlandes strahlende Glorie!

Andres! nie habe ich es herrlicher, recht im Innersten gefühlt, was es heißt, Solches erlebt zu haben, wie wir in der letzten Zeit.

Noch muß ich Dir sagen, daß während ich vom Thurm herabjubelte, mein kleiner Freund Mondstrahl mit sammt seinem wunderbarlichen Perspectiv verschwunden war, ich weiß selbst nicht wie? Den Dollond hätte ich gern behalten, um Dir ein besonderes Vergnügen zu machen, wenn Du mich auf meinem Thurme besuchst, aber, auch ohne das wunderbare Perspectiv meines kleinen Freundes, wirst Du es erschauen können, daß es nur Wenige unter uns giebt, die sich nicht in frischem, frohem Lebensmuth regen und recht im Sonnenstrahl stehend, ruhig die fernen dunkeln Wolken aufziehen sehen. Lebe wohl, lieber Andres!

Aus der Hauptstadt.

Fürstenreisen.

Aus den Briefschaften eines Landedelmannes.

I.

Lieber Freund,

Ich hätte Ihnen für die erquickliche Einladung schon längst gedankt, wenn mir in dieser Woche eine freie Minute geblieben und wenn ich nicht schreibfaul geworden wäre unter'm Druck der harten Nothwendigkeit, allezeit auf dem qui vive zu sein. Denn unter uns, Gewaltiges bereitet sich vor; man weiß nur noch nicht recht, was. S. M. geht sicher wieder nach Liebenberg, und bald jährt sich abermals der Tag, an dem der reisige Nothreichskanzler den Fangschuß erhielt. „Es ist Simon und Juda, da rast der See und will sein Opfer haben". R. bereitet sich denn auch schon ziemlich ungenirt darauf vor, die Erbschaft des braven Alten anzutreten, und wenn nicht Alles täuscht, wird mit der Martinsgans dem aufgeklärten und freiheitlichen Bürgerthum auch die lang ersehnte neue Aera aufgetischt. Na, wohl bekomm's! Wie damals der Eulenburger, so folgt heuer Dr. Hans seinem geliebten Reichskanzler und Collegen in die so gesunde Pension. Der Canal wird den Winterspielplan beherrschen, der Canal und das Zuchthausgesetz, und wer nicht mitgehen will, fliegt. S. M. hat doch alle Drähte in der Hand. Wäre auch noch schöner, wenn so feierliche Kaiserworte wie die Oeynhauser und Dortmunder persider oder — was wahrscheinlicher ist — dummer Fractionsnörgeleien wegen unter den Tisch des Hauses fielen. Apropos, machen Sie doch v. J. gelegentlich, aber recht bald, darauf aufmerksam, daß er mit seiner jetzigen Haltung nicht nur den beiden Jungen die Carrière hülflos verpfuscht, sondern auch den ruhigen Elementen der Fraction steigendes Aergerniß bereitet. Sie wissen, man will ihm wohl. Er braucht auch gar nicht officiell zu Kreuze zu kriechen, bloß die Demonstrationen müssen unterbleiben. Fackelzüge, Pferde ausspannen, Bankette — ist doch alles vieux jeu, Witz von vorgestern. Und ein kluger Politiker unterstreicht nichts.

Ich hatte gehofft, Ihnen für die Einladung persönlich danken und mir endlich den Kapitalen im Elsbruch holen zu können, doch wo die Pflicht ruft, muß unser Vortheil schweigen. Wie gesagt, in Liebenberg fallen die Würfel über das neue Jahrhundert, oder, genauer ausgedrückt, wenigstens über die ersten Monate des neuen Jahrhunderts, und dabei darf ich nicht fehlen. Uebrigens, wie gefällt es Ihnen, daß wir Niklas so heftig schneiden? Das nenn' ich eine Revanche, was? Splendid isolation ist für uns das einzig Wahre. Schließlich kommen sie dann von selbst. Auch Großmama kann sich das merken.

Der Frau Gemahlin küsse ich respectvoll die Hand, Ihnen, lieber Herr und Freund, schüttele ich sie herzlich und verbleibe in Treue Ihr unter der Last des Hofdienstes zusammenbrechender

II.

Bester Baron,

Beichten Sie, was geht vor? Sie haben ja Ihre alten Verbindungen und sind gut unterrichtet. Ich weiß aus unbedingt zuverlässiger Quelle, daß die Reise nach England beschlossene Sache ist. Seit acht Tagen wird an der „Hohenzollern" herumgeputzt, daß es nur so dampft; man munkelt von vollen vier Wochen Windsor! Ich will mir gar nicht den Kopf darüber zerbrechen, was sie in Darmstadt sagen werden. Obgleich ich noch immer auf dem veralteten Standpunkt Bismarck's stehen und den Draht nach Rußland für wichtiger als alle neuen Kabel nach Amerika halte. Aber welche Verwirrung in der inneren Politik! Erstens wird die Krise chronisch und der Austrag des Canalhandels verschleppt — denn so lange Majestät abwesend sind, mimen die Minister ausnahmslos den Fabius! Noch vier Wochen lang Canaldebatte ohne Entscheidung — ach du lieber Himmel, welch' ein gesundenes Fressen für die Börsenconriere! Und Majestät bekommen jeden Morgen die Zeitungsausschnitte brühwarm! Erster Artikel: Kaisertrutz und Canalfronde; zweiter Artikel: Itzenplitz und Köckeritz beim Jen. Das muß nett wirken. Wenn wir nur einen verläßlichen Mann bei Hofe hätten! Ihrem ♕ ist ja leider nicht über den Weg zu trauen.

Zweitens ... Doch nein, von dem Zweitens spreche ich erst, wenn Sie ein paar flüchtige Billetzeilen gesandt haben Ihrem beunruhigten

x.

III.

Liebster Oheim,

Du wirst aus den Abendzeitungen mit Vergnügen die Höhe der neuen Marineforderungen ersehen haben, wenn nicht im Politischen Theil, den Du ja leider, Gott sei Dank, immer überschlägst, so doch im Börsenstimmungsbericht. Du kannst Dir etwas einbilden: erst gleichzeitig mit Dir, dem weltfremden Knasterbart im Wildmärkischen, haben die Herren Mitglieder des Staatsministeriums Kenntniß von dem Plane erhalten. Es hat doch seine Vorzüge, wenn man ein Abendblatt hält; auch für gut unterrichtete Excellenzen hat's seine Vorzüge! Natürlich stimmen sie begeistert dem Entwurfe, den sie noch nicht kennen, zu. Nur Hohenlohe citirt wehmüthig: „Was ich besitze, seh ich wie im Weiten, Und was entschwand, ward mir zur Wirklichkeit." Er citirt ja nicht ganz richtig, aber ungefähr sagt das der Goethe auch, nur mit ein wenig anderen Worten. Am patriotischsten schwärmen Krupp's Neueste Nachrichten und sein Mähre, denn das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein. Unsere Presse dagegen ist nach wie vor den Kopf geschlagen und bietet weder Fleisch noch Fisch. Was soll jetzt die Kleinkritik, die doch höchstens erbittert und den Werth unserer schließlichen Zustimmung schmälert? Und daß wir zustimmen, ist so klar wie Butterheinrich. Miquel soll uns nicht zum zweiten Male auch nur bedingungsweise die größten Esel nennen können. Gebt also der Presse bald Directiven, sonst verpassen wir, fürchte ich, eine unheimlich günstige Gelegenheit, wieder Oberwasser bei Hofe zu bekommen.

Privatim kannst Du mir mal auseinandersetzen, wie sich nach Deiner erleuchteten Meinung die Englandfahrt mit dem neuen Flottenplan verträgt. In der Beziehung tappe ich nämlich noch völlig im Unklaren, und ich weiß nicht, rührt mein Kopfschmerz von dem angestrengten Kopfzerbrechen darüber her, oder von dem elenden Zuckergeschäum à discrétion, womit ich gestern beim standesgemäßen Verlust von drei blauen Lappen tractirt wurde. In meinem Katzenjammer ist mir nur dieser eine tröstende Schnapphahn-Gedanke gekommen: die Kähne sind gegen England bestimmt, und der Besuch soll John Bull veranlassen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich schöpfe wahrhaftig wieder Hoffnung, theures Onkelchen. Jetzt fehlte nur noch, daß Zar Nicolaus nach Potsdam käme ...

Na, schimpf' mich deßhalb nicht gleich einen Idealisten. Veranlasse lieber, daß unsere Leute sich allsämmtlich vernünftig benehmen. Nur diesmal nicht wieder Kanitz gegen die Kähne eintauschen wollen! Kein Wimpernklimpern, sondern enthusiastisches Hurrah und: Ja — also! Grüße Margret, lieber Onkel. Dies wünscht Dein liebender Neffe

. . .

IV.

Lieber Freund!

Wollen Sie sich einen Gotteslohn verdienen? Dann lassen Sie in Ihren Zeitungen darauf hinweisen, daß die Reise nach England durchaus privater Natur ist, daß ihr jede, aber auch jede officielle Bedeutung fehlt. Die Norddeutsche und die Münchner Allgemeine haben diese Selbstverständlichkeit bereits in sehr ansprechender Weise dargelegt; leider glaubt ein immerhin großer Theil des Publicums diesen doch vorzüglich redigirten Blättern nicht recht. Ueberhaupt erwarte ich, und nicht ich allein, in dieser schweren Zeit von Ihnen thatkräftige Hülfe. Vieles kann jetzt reparirt und glänzend wieder gut gemacht werden. Fallen Ihre Mannen jedoch S. M. auch diesmal in den Rücken, dann gute Nacht! Der Marineplan wird durchgesetzt, darüber möchte ich Sie nicht im Zweifel lassen. Durchgesetzt gegen eine Welt von Feinden. Diesmal ist es uns bitter ernst. Nichts sinnloser, als sich ihm ent-

gegenzustellen. Die um Rickert und Barth haben für solche Dinge immer eine sehr feine Nase gehabt; beobachten Sie sie auch jetzt und wirken Sie dahin, daß man sich ein Beispiel an ihnen nimmt. Wir wünschen doch schließlich Alle, daß die conservative Partei unbeschädigt aus den Wirren von heute hervorgehe und 1903 bei den Handelsverträgen ein paar tüchtige Centner in die Wagschale werfe. Das soll kein Köder sein. Sie kennen mich. Ernst im Superlativ!

In Liebenberg hat, wie gewöhnlich, die Politik vor der Thür bleiben müssen. Die Abende waren wieder den schönen Künsten gewidmet. Lauff hat den Oberontext umgedichtet und in Verse gebracht, Kapellmeister Schar Weber's Musik verbessert. Ein Unglück kommt selten allein. Hülsen las übrigens erhebend vor. Sie sehen, liebster Freund, wie harmlos unsere Abendunterhaltungen waren. Freut es Sie, zu hören, daß Miquel unverrückt feststeht? „Getraut haben Sie ihm allerdings niemals" — und doch hoffe ich, die Kunde wird Ihren keuschen Ohren wohlthun.

Hier und da findet man es so dargestellt, als liefe irgend Jemand Nicolaus II. nach. Davon kann keine Rede sein. Wir hegen alle Hochachtung vor ihm, und damit stop. Das umlaufende Geklatsch, das sich in nicht immer schmeichelhafter Weise mit dem Zaren befaßt, ist freilich unwürdig und zumeist ebenso verlogen wie die Märchen von einer leisen Verstimmung zwischen ihm und S. M. Besonders R. brillirt in derlei Scherzen; er redet sich um seinen Hals. Die Erzählung von der scharfen Reiterattacke mit der darauf folgenden Gefangennahme und den weiter folgenden Auseinandersetzungen ist Humbug, zum Mindesten in dieser Form. Beide Herrscher sind sich aufrichtig zugethan. Indessen macht man mit persönlicher Zuneigung keine Politik. Unser Interesse gebietet uns strengstrenge Neutralität, die ja gewiß mit Höflichkeit durchaus vereinbar ist. S. M. überwindet siegreich sogar die Erinnerung an persönliche Kränkungen, wenn es die Erhaltung des Friedens und der Freundschaft gilt. Er hat das durch sein Telegramm an die Royal Dragoons neuerdings bewiesen und damit gewiß glühende Kohlen auf das Haupt dieser ungentlemanlikeu Bilderschänder gesammelt. Daß Deutschland der Buren wegen nicht die Knochen seiner Musketire auf's Spiel setzen wird, das ist doch, so viel ich weiß, Bismarckische Tradition und wird in nationalen Kreisen lebhafte Zustimmung finden.

Lassen Sie bald einmal von sich hören, bester Baron! Und empfehlen Sie mich Ihren Lieben! In Treue Ihr

N. S. „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben." Darüber wußte der Hofprediger am letzten Sonntag ganz nachdenkliche Dinge zu sagen. Ich wünschte, Ihre Parteigenossen hätten anwesend sein können. Es war allerlei zu profitiren.

V.

(Concept.)

Lieber Herr Doctor,

Weil ich sehr beschäftigt bin, heute nur ganz wenige Worte.

Ihre Energie in allen Ehren. „Die Männer, die sich 1897 auf die sechsjährige Bindung verpflichteten, müssen aus ihren Stellungen entfernt werden. Sie haben alles Vertrauen verloren. Neues Vertrauen kann sich nur eine Regierung erwerben, die ihre Bereitwilligkeit zum Schutze der nationalen Arbeit zeigt. Einer solchen Regierung bewilligen wir jeden Mann und jeden Groschen. Aber auch sie muß die harte Nothwendigkeit ihrer Forderungen nachweisen oder doch wenigstens glaublich machen. Für bloße Spielzeug-Fabrikation sind wir nicht reich genug. Gegebenen Falls darf uns die Drohung mit der Auflösung des Reichstages nicht schrecken, und darüber, daß man den Confliktsteufel an die Wand malt, lachen wir. Wir müssen endlich einmal zeigen, daß wir auch wer sind. Haben wir dazu nicht die Courage, dann ist's besser, man schließt die Bude zu."

Gemach, bester Freund. Daß wir wer sind, haben wir bei der Canalvorlage reichlich bewiesen. Man wird die Mahnung nicht so bald vergessen. Aber nun kommt es darauf an, daß wir unsererseits den Canalrummel vergessen machen. Und zwar etwas plötzlich. Dazu kann und muß uns die Flottenverstärkung dienen. Vor dieser neuen und wichtigeren Frage versinkt das alte kostspielige Project, dem heute nur noch die Cementactionäre und die Kurszettel der Börsenzeitungen nachweinen. Bewilligen wir dem Kaiser seine Schiffe und mäkeln und handeln wir am Nothwendigen nicht kleinlich herum, dann wird ihm der gefallene Canal kein so schmerzlicher Stachel mehr sein. Ich wiederhole, wir bewilligen die Schiffe dem Kaiser. Die Personen, die in seinem Namen mit den Forderungen an uns herantreten, sind uns herzlich gleichgiltig. Die haben das Recht, sich nach Herzenslust bloß zu stellen und zu compromittiren. Die Bindungsfrage ist deßhalb durchaus secundärer Natur. Eugen Richter mag auf ihr herumreiten, wir dürfen es nicht. Ebenso verhält es sich mit dem Kostenpunkte.

Unser Vertrauen gehört keiner Regierung, es gehört allein dem Kaiser, dessen Befehle die jeweilige Regierung blindlings ausführt. (Gehorsam ist des Christen Schmuck.) Darum wäre es auch unmännlich, die schuld- und arglose Regierung anzugreifen, wenn unser Vertrauen einmal ein Ende nähme.

Den neuen Flottenplan bringe ich übrigens nur in einen ganz losen Zusammenhang mit den bevorstehenden Fürstenbesuchen. Die Politik des 20. Jahrhunderts, an die wir uns anno 1899 schon ruhig gewöhnen können, ist keine Cabinetspolitik mehr; alle Kriege werden hinfort Volkskriege sein, selbst temperamentvolle Monarchen vermögen daran nichts zu ändern. Nur wenn sie den ungeheuren Druck der öffentlichen Meinung des Landes hinter sich haben, sind sie stark; im Kampfe mit dem Volkswillen vertrotzen sie nutzlos ihre Kraft. Aus diesem Grunde scheint mir indeß auch die starke Bewegung gegen Kaiser Wilhelm's Englandfahrt thöricht. Die thut Niemandem Schaden, wohl aber dünkt sie die Engländer eine Höflichkeit, und Höflichkeiten machen das Zusammen- oder Nebeneinanderleben, ja mehr noch das Gegeneinanderleben erträglich.

Was von dem Besuch unseres Kaisers in Windsor gilt, gilt in erhöhtem Maaße von dem kurzen Abstecher des Zaren Nicolaus nach Potsdam. Wilhelm II. vermag in den vier Wochen seines Aufenthaltes in Windsor den Gang der nationalen Entwickelung nicht zu ändern, auch wenn er es wollte. England muß mit uns auf Tod und Leben um die 250 Millionen Pfund kämpfen, die jährlich im Welthandel umgesetzt werden, und es ist so wenig in der Lage wie wir, sich vom Kampfplatz zurückzuziehen. Wenn jedoch vier Wochen nicht hinreichen, England deutsch-freundlich und unsere auswärtige Politik england-freundlich zu machen, wie sollten dann die paar Stunden, die der Zar zwischen zwei Bahnzügen in Potsdam verbringt, ähnliche Wirkungen hervorrufen können?

Wozu also der Lärm? Im Uebrigen dem Herrn gern zu Diensten!

Ihr Frhr. . . . .

VI.

Lieber Freund,

Sehen Sie, das muß vor Allem in der gutgesinnten Presse betont werden: Zar Nicolaus II. kommt nach Potsdam, um im Gespräch mit S. M. gemeinsame Grundzüge der deutsch-russischen auswärtigen Politik festzustellen. Es handelt sich hier keineswegs, wie gewisse Preßorgane grob tendenziös verbreiteten, um ein kurzes How do you do, um ein Privatgespräch zwischen zwei verwandten Herrschern, sondern in Potsdam vollzieht sich dieser Tage ein weltgeschichtliches Ereigniß. („Weltgeschichtliches Ereigniß" bitte im Sperrdruck!) Woran Bismarck scheiterte, in Potsdam soll es wie ein rocher von bronce stabilirt werden; das Vertrauen des russischen Zaren, das die allzu complicirte Politik des ersten Reichskanzlers aus guten Gründen verlor, dem neuen Course wird es voll und ganz („voll und ganz" bitte fett!) zu Theil.

Benutzen Sie diese Auslassung nach Wohlgefallen, lieber Freund, und gestatten Sie mir, mich heute wie immer zu nennen

Ihren Gesinnungsgenossen

Caliban.

Zwei deutsche Thiermaler.

In der „Nationalgalerie“ findet, hübschem altem Gebrauche zufolge, zu Ehren des am 30. Juli d. J. verstorbenen Malers Adolf Schreyer eine Ausstellung zahlreicher seiner Oelbilder und Zeichnungen statt. Sie stammen wohl zumeist aus Privatbesitz, denn Schreyer hat es seiner Zeit an Ehren und Käufern wahrlich nicht gefehlt und während seines langjährigen Pariser Aufenthalts vor 1870 war er sogar sehr „modern“, d. h. in Mode.

Gleich Brendel gehörte auch er zu den ersten deutschen Thiermalern, die den Franzosen ihre Technik abguckten und coloristisch es ihnen gleich zu thun versuchten. Aber es wäre sicher ungerecht, wenn man dem Verstorbenen nichts weiter nachrühmen wollte. Frühe schon zeigte der 1828 in Frankfurt a. M. geborene Künstler Selbstständigkeit in Anschauung und Neigung. Diese führte ihn der Thiermalerei zu, jene fußte vor Allem auf Naturstudium, zu einer Zeit, wo die Routine die im Banne der Romantik liegende Malerei beherrschte, wie sie auf den Akademien gelehrt wurde, auch in München und Düsseldorf, wo er seine im Städel'schen Institut begonnenen Studien fortsetzte. Wichtig für die Erweiterung seines Gesichtskreises war der Umstand, daß er sich während des Krimkrieges der österreichischen Occupationsarmee anschließen konnte. So lernte er, der das Pferd bisher hauptsächlich in Gestüten und auf Reitbahnen studirt hatte, es in der Freiheit in der ungarischen Pußta, der russischen Steppe, in den wallachischen Sümpfen, auf dem Schlachtfelde und im harten Arbeitsleben kennen. Dann siedelte er nach vorübergehendem Aufenthalte in Wien und wieder in Düsseldorf nach Paris über. Damit beginnt in seiner Kunst eine zweite Phase, die auch auf der jetzigen Ausstellung deutlich zu Tage tritt. In Frankreich stand gerade die Orientmalerei in Blüthe und ihre weitgepriesenen farbenfunkelnden Vertreter Fromentin und Guillaumet gewannen auch auf ihn Einfluß. Er ging selbst nach Nordafrika und holte sich aus Algier neue Motive, wie er sich in den Pariser Ateliers eine neue Palette zurechtgemischt hatte. Das glänzende Kolorit der Araber und Kabylen, die wilde Beweglichkeit dieses Reitervolks und ihrer herrlichen Pferde, das pittoreske Kriegs- und Lagerleben dort, dazu die schwermuthsvolle Größe der bergigen Wüstenlandschaft hatten es ihm angethan und diese Motive beherrschten fortan sein Schaffen. Ob er aber in alle diese nordafrikanischen Scenerien, Reiter- und Kampfbilder sein Innerstes hineinlegte — ich möchte es nicht glauben. Wohl waren auch diese Bilder nicht sowohl Thierporträts, sondern Thier-Genrebilder voll dramatischen Gehalts, aber es kam ihm weniger darauf an, dabei die Thierseele zu ergründen, ihn fesselte wohl in erster Reihe der Glanz des Farbenspiels, wie denn auch bei diesen afrikanischen Bildern häufig genug heller Abend- oder Morgenschein zur Erhöhung der Effecte dienen muß, und der Schwung der Linien edler Rassethiere, flatternder Beduinenburnusse. Da befindet sich jetzt auf der Ausstellung die Studie eines müden alten Schimmels aus dem Jahre 1849 oder 1850. Sie scheint mir für den damaligen Schreyer besonders bezeichnend zu sein nach zwei Seiten hin: innerlich und äußerlich. Dieser zusammengesunkene Gaul erzählt uns einmal eine ganze Geschichte, wie etwa Knaus' berühmtes Bild: „Ich kann warten“. Und dann — wie ist das gemalt. Diese Farben hatte er in keinem akademischen Atelier gelernt, sie zu sehen und festzuhalten hatte ihn lediglich die Natur gelehrt. Wieviel flotter, breitflüssiger, glänzender gemalt sind „Der arabische Fahnenträger“, „Die fliehenden Araber“, „Der heimkehrende Araber“, „Die nahende Gefahr“ u. s. w. — aber wieviel empfindungstiefer und schlechtweg überzeugender wirkt der alte Schimmel. Mit diesem war Schreyer gewissermaßen ein Vorläufer unserer Allermodernsten und selbst der glaubensseligste „Impressionist“ würde ihm seine Zustimmung nicht versagen. Es ist eigentlich kaum zu glauben, daß derselbe Maler wenige Jahre darauf ein solches Bild malen konnte, wie „Die Attacke preußischer Husaren bei Kuppenheim“ mit den harten Farben und den theatralischen Posen, obschon gerade dieses Bild ihm damals die Bahn frei machte ... Sehr zahlreich sind die Motive aus Südrußland und der Wallachei. Sie zeigen alle malerisch ebenso einen inneren Zusammenhang, wie die nordafrikanischen. Etwas Düsteres, Schwermuthvolles haftet ihnen allen an. Schreyer war ja ein vorzüglicher landschaftlicher Stimmungsmaler und er bevorzugte trübes Wetter, dunklen Himmel, die Spätdämmerung an Herbst- und Wintertagen mit wildem Schneetreiben oder der Pause zwischen zwei Regenböen, die unwirthliche Sumpflandschaft, den einsamen Steppenweg mit wirrem kahlen Gestrüpp am Rande und schwarzen Waldsilhouetten am Horizont. Und mitten drin dann das Pferd, das ruppige, struppige Pferd der Arbeit und der Drangsal, der Gehülfe des menschlichen Arbeiters, der mit ihm verkehrt, wie mit einem Kameraden, mitunter ihn auch in der Noth verläßt und verräth, wie — einen Freund. Es ist eine Psychologie des Pferdes, die diese Bilder bieten. Rein malerisch werden natürlich solche Motive, wie die wild aus einem brennenden Stall hervorstürmenden Thiere auf den ersten Blick am meisten fesseln, aber man vertiefe sich nur in solche Bilder, wie „Ermattet“, „Stecken geblieben“, „Ohne Hülfe“ und man wird sich bald davon überzeugen, daß diese Intimität der Wirkung der Bravour jener zum Mindesten gleich kommt. Und zu den Thieren stimmt immer so gut der Mensch, alle diese Zigeuner, Wallachen, russischen Bauern. In Frankreich, wo doch Schreyer so viel Anregung erhalten, hatte er und hat er in dieser Beziehung seines Gleichen nicht, wohl aber in Rußland. Auch der jüngst in hohem Alter verstorbene Thier- und Jagdmaler Nikolai Sswertschkow wußte das Pferd in eben solcher Weise gewissermaßen zu vermenschlichen und auch er hat es namentlich oft genug im Kampfe mit Wetterunbill gemalt. Nur vielseitiger war Sswertschkow.

Und vielseitiger auch war ein deutscher Zeitgenosse Schreyer's, Teutwart Schmitson, an den man hier wiederholt erinnert wird. Auch Frankfurter von Geburt, gleich Schreyer, war er, aber sein Los ein minder freundliches. Zwei Jahre jünger als dieser, schied er 36 Jahre vor ihm aus dem Leben und gerieth im Laufe der Zeit gar in Vergessenheit. Hat man ihn doch in diesem Sommer, wo auf Paul Meyerheim's Betreiben in der Großen Berliner Kunstausstellung eine kleine Sammlung seiner hinterlassenen Werke zusammengetragen worden war, eigentlich neu entdeckt. Es war so ziemlich der interessanteste Raum des Ausstellungspalastes und die freudige Ueberraschung Derjenigen, die hier zum ersten Male Schmitson'sche Bilder sahen, bewies wieder einmal, wie leicht man sich hinreißen läßt, etwas als „Neu“ zu preisen, was in Wahrheit durchaus alt ist. So erkannte man denn auch in dem allzufrüh verstorbenen Schmitson plötzlich einen „Vorläufer“ der Modernen. Warum? Weil er unter Gottes freiem Himmel seine Künstleraugen aufzumachen wußte, weil er nicht bloß Temperament besaß, sondern es auch ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen wußte, weil er zu empfinden und zu beobachten und seine Empfindungen und Beobachtungen immer echt künstlerisch zu verwerthen verstand? Da haben wir das Wort — „echt!“ Ist denn bei unseren „Modernen“ Alles echt? Ist nicht gerade bei den meisten von ihnen so viel Au- und Nachempfundenes im Strome der Zeitbewegung? Auf's Wissen und Können kommt es an. Nicht auf Schlagworte. Am Ende „entdeckt“ man auch noch Albrecht Dürer auf's Neue. Hat er denn nicht vor bald vier Jahrhunderten bereits das Woet ausgesprochen: „Wahrlich die Kunst steckt in der Natur und wer sie heraus kann reißen — der hat sie.“ Schmitson war einer von den Auserwählten. Der konnte die Natur herausreißen. In noch ganz anderer Weise, als Schreyer, denn wenn dieser sein Können verwerthete, so geschah's doch wohl im Hinblick auf einen allenblichen äußeren Effect, wenigstens in der zweiten Hälfte seines Schaffens, während und nach der Pariser Zeit. Diese Empfindung hat man Schmitson's Bildern gegenüber gewiß nicht. Wohl sind auch hier französische und holländische Einflüsse unverkennbar, aber er wußte die fremde Errungenschaft selbstständig umzuwerthen. Dazu kam, daß sein Temperament weit stärker war, als das Schreyer's; er konnte sich namentlich in der Wiedergabe der Bewegung nicht genug thun. Wie sich da scheuende Pferde zusammendrängen, wie sie hier der Tränke oder Schwemme zustürzen — das ist alles so tief empfunden und alles so schlicht und wahr wiedergegeben. Daß er übrigens seinen Landsmann, der so viel glücklicher war, stark beeinflußt hat, das unterliegt keinem Zweifel. Und zwei Bilder auf der jetzigen Schreyer-Ausstellung beweisen das besonders klar: die Begegnung zweier Ochsengespanne auf dem Feldwege und die Holzfäller im Walde. Dazu käme noch eine Landschaftsstudie aus dem Taunus. Alle drei Bilder stechen schon durch ihre Farbenwirkung aus der Masse der übrigen hervor und die grün-goldbraune Tonigkeit ist gerade für Schmitson's Palette bezeichnend. Die Bilder stammen aus der Mitte der 50er Jahre. Thatsächlich waren damals die beiden Frankfurter in Düsseldorf einander näher getreten.

Was aus Schreyer während seines langen Lebens geworden, das wissen wir. Was aus Schmitson, der kaum 33 Jahre alt ins Grab sank, geworden wäre — wer vermag's zu sagen? Aber was er schon geworden war, das wissen wir allerdings auch: einer der ersten deutschen Thiermaler von bestrickender Eigenart und Selbständigkeit. Ihm nahe kommt Schreyer gewiß und wir können auch ihn folglich als einen der ersten deutschen Thiermaler bezeichnen, aber wenn in diesem Falle das Wörtchen „deutsch“ vornehmlich seine Zugehörigkeit zum deutschen Volke angiebt, so trifft es bei Schmitson das innerste Wesen seiner Kunst, der alle Bravour und aller äußere Glanz so fern liegen....

J. Norden.

Notizen.

H. Klencke's diätetische Volks- und Familienbücher (Leipzig, Ed. Kummer) stehen unter den sogenannten Brodartikeln des deutschen Buchhandels obenan. Von den bekannten populär-mediciniſchen Schriften: „Das Weib als Gattin“ ist die 15. Auflage, von „Die Mutter als Erzieherin“ die 11. vermehrte Auflage soeben erschienen. Zum Lobe dieser Schriften über die weibliche Erziehung zur physischen, seelischen und sittlichen Gesundheit bedarf es keiner Empfehlung mehr. Die beiden moral-philosophischen und medicinischen Werke haben sich in Tausenden von deutschen Familien als Inventarstücke eingebürgert und sind auf ihr schönes Motto abgestimmt: „Mit dem Verfall oder mit der Veredelung des Weibes sanken und erhoben sich jederzeit Sitte und Kraft des Volkes. Auf den Frauen unserer Nation ruht unsere Zukunft; Jungfrauen, Gattinnen und Mütter werden dem Vaterlande auch edle Männer erziehen.“

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Illustrierte Bibliothek!

Paul Heyse, Die Macht der Stunde. — Vroni. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— Medea. — Er soll dein Herr sein. Illustr. von René Reinicke. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— Männertreu. — Der Sohn seines Vaters. Illustr. von A. Langhammer. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— Abenteuer eines Blaustrümpfchens. Illustr. von Carl Dopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— Verrathenes Glück. Illustr. von Carl Dopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Carl Th. Richter, Magdalena. Illustr. von H. Schlittgen. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Marie v. Bunsen, Ildo in England. Illustr. v. H. Hübner. Geh. M. 1.50, Geb. in Lederbd. M. 3.—.

Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustr. von E. Klein. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— Alpengeschichten. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

— Durch! Neue Geschichten aus den Alpen. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Paul O. Höcker, 's Burgele. Erzählungen aus den Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Ernst von Wolzogen, Die Gloriahose. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Achleitner, Vronele. — Schwarzwaldgeschichten. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Zapp, Galatea. — Eine Liebesgeschichte. Illustr. von Carl Dopf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von **Karl Krabbe**
in Stuttgart.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe
an die
Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine
reich vermehrte Buchausgabe
unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mony
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 46. Berlin, den 18. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Tausend-Mark-Actien oder Pfundactien? Von Otto Freiherrn von Boenigk (Halberstadt). — Eine deutsche Wirthshaus-Statistik. Von Wilhelm Bode (Weimar). — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Karl du Prel. Von Martin Greif. — Liszt's Freundin. Von Lüder Schulze. — **Feuilleton.** Das Majorspferd. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** In den Wandelgängen. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Tausend-Mark-Actien oder Pfundactien?

Von Otto Freiherrn v. Boenigk (Halberstadt).

Bekanntlich bestimmt das Handelsgesetzbuch (Artikel 207 a), daß Actien auf einen Betrag von wenigstens 1000 Mark gestellt werden müssen. Wie energisch der Gesetzgeber diesen Gedanken durchgeführt wissen will, geht daraus hervor, daß die wenigen, als zulässig bezeichneten Ausnahmen für das allgemeine Actienwesen völlig bedeutungslos sind. Sie betreffen die Actien von wohlthätigen Unternehmungen, ferner solche Actien, für welche ein bestimmter Ertrag dauernd und bedingungslos Seitens einer Behörde ꝛc. gewährleistet ist, und schließlich Actien, deren Uebertragung nicht ohne Zustimmung der Gesellschaft möglich ist. Unter keinen Umständen darf aber der Ausgabe-Betrag weniger als 200 Mark ausmachen; auch darf jene Vergünstigung niemals Inhaber-Papieren zu Theil werden. Mit voller Absicht hat also der Gesetzgeber den Kreis der Ausnahmen fast bis zur Größe eines Punktes zusammengeschnürt. Diese außerordentlich energische und einschneidende Maßregel ist bekanntlich darauf zurückzuführen, daß man einen wirksamen Schutz der kleineren Vermögen vor dem Verfall in Folge von unglücklichen Speculationen in schwankenden Werthen geschaffen wissen wollte. Man war und ist übrigens auch heute noch vielfach der Meinung, daß jenes 1000-Mark-Princip wesentlich dazu beigetragen habe, unser deutsches Actien-Gesellschaftswesen auf seine gegenwärtige Höhe zu bringen. Die Folge davon war dann die, daß „von einzelnen Seiten" in den Vorberathungen zum neuen Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897, welches jene Vorschrift (§ 180) wiederum aufweist, eine weitere Erhöhung des Mindestbetrages für Actien angeregt worden ist und vorher in der ehemaligen Börsen-Enquete-Commission gefordert wurde, es möchte „wenigstens" für die Zulassung von Actien zum Börsenhandel ein höherer Nennbetrag gefordert werden. Es ist also nur eine eventuelle Verschärfung jener Bestimmung behufs besserer Erreichung ihres oben genannten Zweckes in Betracht gezogen worden. — Niemand scheint aber trotz der großen Veränderung der einschlägigen Verhältnisse seit Erlaß des Actiengesetzes und der Gründerperiode daran gedacht zu haben, die fragliche Bestimmung wieder auszumerzen, da sie, wie die folgenden Zeilen erweisen sollen, von einem nur sehr geringen Erfolg sein dürfte und andererseits erhebliche Mißstände hat zeitigen helfen. Nicht als ob ich im Princip jede Art von Staatshülfe verwürfe. Im Gegentheil scheint es sich mir im Laufe der Jahrzehnte seit Lassalle und Schulze-Delitzsch herausgestellt zu haben, daß es unrichtig wäre, sich ein für alle Mal entweder auf die Staatshülfe oder auf die Selbsthülfe zu verpflichten. Man wird sogar behaupten dürfen, daß das Princip der Staatshülfe mehr und mehr Eingang und Anerkennung gefunden hat, nachdem die neuzeitliche Entwickelung zu den Botschaften des großen kaiserlichen Greises und zu den Arbeiterversicherungs- und Arbeiterschutz-Gesetzen geführt hat. Früher gab es noch keine so unumschränkte Herrschaft und Ueberlegenheit des Großcapitals wie heute, wo der Kampf um's Dasein ein viel schärferer geworden ist, man konnte daher damals der helfenden und wehrenden Hand des Staates weit eher entrathen als gegenwärtig. Daher habe ich auch volles Verständniß für die Gründe, welche zu der erwähnten staatshelferischen Vorschrift des Actiengesetzes geführt haben. Liegt es doch auf der Hand, daß für die „kleinen Vermögen" eine verfehlte Speculation besonders harte Folgen hat, indem sie die Früchte Jahrzehnte langer Arbeit, die Hoffnung für das Alter plötzlich vernichtet. Wenn man daher auch wünschen mag, daß die helfende Hand des Staates hier eingreift, um gerade die Arbeitsamen, die Sparsamen vor jener Gefahr zu behüten, so wird man sich doch fragen müssen, ob erstens staatliche Hülfe in diesem Falle überhaupt möglich ist und bejahenden Falles zweitens, ob jene Vorschrift des Actiengesetzes der richtige Weg ist. Ich möchte beide Fragen verneinen. Wie gesagt, die Gefahr, welche für ärmere Leute in den Schwankungen der Actienwerthe liegt, läßt sich nicht leugnen, und wir haben große Theilnahme für die berühmte „arme Wittwe", die sich und ihre Kinder kümmerlich von dem Ertrage ihrer geringen Habe nährte und in Folge ihrer Unerfahrenheit nun völlig verarmt ist. Aber muß denn gerade immer die Börse, müssen gerade die Kursverluste von Actien Schuld an dem Unglück sein? Ist denn das Börsenspiel die einzige Gefahr, die dem Besitzenden droht? Man wird das am besten entscheiden können, wenn man untersucht, wo heute die von der Erwerbung von Actien ausgeschlossenen Kreise ihre Gelder ertragbringend anlegen.

Der Gesetzgeber wünschte bei Erlaß des hier zur Besprechung stehenden Artikels jedenfalls, daß die ärmeren Kreise die öffentlichen Sparcassen reichlich benutzen und auch Staatspapiere oder Landschafts-Pfandbriefe erwerben sollten, soweit diese in Beträgen zu 100 oder 200 Mark ausgegeben worden seien. Es liegt mir fern, die große wirthschaftliche Bedeutung

der Sparcassen anzuzweifeln, vielmehr weiß ich sehr wohl, daß sie Vielen zum Segen geworden sind, aber man kann nicht behaupten, daß seither nun auch wirklich alle Ersparnisse der kleinen Leute ihnen zufließen oder in preußischen Consols angelegt werden. Weit gefehlt! Die Sparcasse wird vielfach nur vorübergehend und so lange benutzt, bis eine gewisse Summe erreicht wird. Die Hauptmasse der kleineren und kleinen Vermögen dagegen sucht und findet ganz andere Wege. Die unkundigen Leute betheiligen sich als stille Theilnehmer an Unternehmungen, die ihnen als außergewöhnlich aussichtsreich angepriesen werden, eröffnen selbst einen Laden, ein Colonialwaaren-, ein Zuckerwaaren-, Vorkost- oder Blumengeschäft, da ihnen redegewandte Reisende massenhaft Waaren auf Credit angeboten haben. Einzelne finden ihr Glück, Wenige ihr gutes Auskommen, vielleicht Manche ihr täglich Brod, — wer zählt aber Diejenigen, welche dabei Schiffbruch leiden. Frischen Muthes ist es an die neue, glückverheißende Arbeit gegangen, aber mit dem Ausbleiben des erhofften Gewinns erlahmte die Kraft, und nach wenigen Monaten oder Jahren, jedenfalls schneller als gewonnen, ist das Ergebniß ihres früheren Fleißes wieder zerronnen und es heißt, von vorn anfangen. Was hilft da jene Mindestbegrenzung für Actien? Nichts, sie schadet vielmehr, denn wenn es Pfund-Actien gäbe, würde wohl Mancher sein Geld nicht in irgend ein kleines Geschäft leihen, sondern in der Lage sein, an großen, consolidirten Actiengesellschaften sich zu betheiligen. Ist an sich schon für die in Geldsachen unerfahrenen und über die erforderliche Einsicht, den Ueberredungskünsten gewissenloser oder leichtsinniger Pumpgenies zu widerstehen, nicht verfügenden Menschen die Aussicht, an dem Ertrage eines anscheinend gut gehenden Ladengeschäfts betheiligt zu werden, die Aussicht, ihr Capital und ihre Arbeitskraft in derselben Sache zu bethätigen, sehr verlockend, reizt an sich schon eine von „befreundeter" Seite angebotene, hochverzinsliche Hypothek die Habsucht der Unvorsichtigen, so verstärkt das 1000 Mark-Princip das Mißliche der Sachlage, indem es eine im Vergleich zu diesen Anlage-Arten vorzügliche Gelegenheit zu sicherer Anlage den ärmeren Leuten verschließt. Aber jene Bestimmung läßt außer all' den vorgeschriebenen Gefahren noch viele andere für die kleinen Vermögen bestehen. So giebt es keinen staatlichen Schutz vor „exotischen" Staatspapieren, welche vermöge ihrer geringen Kurse oft schon für sehr geringe Beträge käuflich sind und die unkundigen Bevölkerungsclassen durch ihren hohen Zinsfuß für sich gewinnen. Man erinnere sich daran, welche Unsummen in Deutschland auf portugiesische, argentinische, griechische Papiere verloren gegangen sind, ohne daß erfolgreiche Staatshülfe eingetreten wäre, ohne daß durch einen Artikel des Handelsgesetzbuchs dem deutschen Publicum diese vortreffliche Gelegenheit, sein Geld zum Fenster hinauszuwerfen, verschlossen gewesen wäre.

Weiter bietet sogar der Staat selbst einen anderen verlockenden Weg, den Sparcassen und Consols auszuweichen: die Lotterie, wenn sie bei uns auch nicht so verheerend wirkt wie in Oesterreich. Auch die in erschreckender Zunahme begriffenen Sportwetten sind in diesem Zusammenhange zu nennen, als eine Seuche, die das ganze Land zu ergreifen droht. In Berlin beschäftigen sich jetzt schon die Portiers und Kellner der verschiedenen Hotels oder „Bars" lebhaft mit der Besorgung von Wetten, aber neuerdings haben sich auch in den Provinzen derartige Bestrebungen eingenistet. Die Cigarrenläden machen sich hier zu Trägern der Bookmaker- oder Totalisator-Cultur, da sie als Filialen der Berliner Wettbureaus fungiren und mehr oder weniger energisch mit ihren antiquirten Renndepeschen Reclame machen. Wo man geht und steht, hört man die Jugend sich von Namouna, Sperbers Bruder oder irgend einer anderen „berühmten" Rosinante unterhalten und die Erfolge des Stall Suermondt oder des Jokeys Sloan Tod sind der deutschen Jugend sehr geläufig, während ihr Laurahütte oder Trebertrocknung nicht nur böhmische Dörfer, sondern auch sehr gleichgiltig sind. Am schlimmsten aber wirkt wohl meines Erachtens in neuerer Zeit in gewissen Gegenden der Handel mit Antheilen von Kali-Bohrgesellschaften ꝛc. Hier liegt eine äußerst gefährliche Gelegenheit für Leute vor, die gern viel auf eine Karte setzen, aber nichts von dem „harmlosen" Spiel verstehen. Ich halte diese Art Werthe für sehr problematisch, da Niemand in die Erde sehen kann und ein gut Theil Unlauterkeit oft dabei im Spiele ist. Was aber diese Antheile für den kleinen Mann noch gefährlicher macht, ist der Umstand, daß sie nicht nur keine Verzinsung gewähren, sondern sogar von Zeit zu Zeit Zubußen bedingen. Wird schon der Mangel an Verzinsung nach kurzer Zeit den glücklichen Besitzer oft dazu bestimmen, sich dieser Werthe wieder zu entschlagen, sobald er seine Hoffnung auf eine baldige Vervielfältigung des Capitals nicht erfüllt sieht, vielmehr durch einen Coursſturz in Angst gesetzt wird, so wird durch die Verpflichtung zu Zubußen, über die man ihn beim Kauf der Antheile nicht immer aufgeklärt hat, für ihn der Verkauf der Antheile um jeden Preis, d. h. eben mit bedeutendem Verluste meist zur Nothwendigkeit. Selbst wenn also das ausgewählte Unternehmen die Erwartungen auf die Dauer nicht enttäuscht, sondern dem, der die Möglichkeit, zu warten und seine Betheiligung nach und nach zu vergrößern, entsprechende Gewinne bringt, so ist doch der „kleine Mann" auch bei diesen guten Unternehmungen fast ausnahmslos zu Verlusten verurtheilt. Wie viel aussichtslose Unternehmen kommen aber auf ein gutes! Und besitzt denn der kleine Capitalist die Fähigkeit, die Spreu von dem Weizen zu sondern? — Dieser sich ausbreitenden und von einzelnen Bankiers stark gepflegten „Bank-Branche" müßte daher die Regierung energisch auf die Finger sehen, und nöthigenfalls darauf klopfen; — bisher aber sind die kleinen Vermögen ihr schutzlos preisgegeben; der Staat verwehrt ihnen die Betheiligung an soliden Actiengesellschaften, aber er kennt nicht die Gefahr jener dunklen „Effecten." Wenn in neuerer Zeit in Deutschland in südafrikanischen und westralischen Shares ein stärkerer Umsatz stattfindet als früher, so mag das noch hingehen, da doch effective Werthe zu Grunde liegen, wenn aber der Mittelstand und die weniger bemittelten Kreise der Bevölkerung durch Gutachten weitherziger Berg-Sachverständiger, vielversprechende Situationspläne, marktschreierische Prospecte geschickter Managers mehr und mehr in die Netze der Bohrversuche und Bohrversuchungen gelockt werden, wenn jene gesunden Kreise mehr und mehr davon abkommen, sich mit einer soliden Anlage zu bescheiden und der Versuchung zum Opfer fallen, in der Hoffnung, die Antheilscheine leisteten die Dienste der Wünschelruthe und zeigten die im Erdinnern verborgenen Schätze an, dann scheint es sehr bedauerlich zu sein, daß den Leichtgläubigen nicht lieber die Betheiligung an Actienunternehmungen geboten ist.

Mit diesen flüchtigen Hinweisen dürfte zur Genüge bewiesen sein, daß die Gefahr, sein Geld zu verlieren, sich keineswegs auf das mit dem Actienbesitz verbundene Risico beschränkt, und daß das 1000 Mark-Princip daher nicht fähig ist, die kleinen Vermögen vor Verlust zu sichern.

Es erübrigt nun noch, zu zeigen, daß jenes Princip nach verschiedenen Richtungen geradezu schädlich wirkt. Das erweist sich zunächst ohne Weiteres daraus, daß das Risico bei Ankauf von Actien keineswegs ebenso groß ist, als das bei Errichtung eines Geschäfts oder Betheiligung an einem solchen. Im schlimmsten Falle ist bei einem plötzlichen großen Kurssturz, der übrigens zu den Seltenheiten gehört, doch immer nur ein Theil des Anlage-Capitals verloren, während der andere Theil im Besitz der Geschädigten verbleibt. Beim Bankerott eines Geschäfts, dessen stiller Theilhaber oder Inhaber man war, bleibt dagegen wohl meist herzlich wenig, wenn nicht gar nichts übrig; hier ist meist

Alles verloren. Ferner ist der Verlust in Actien sehr oft nur ein scheinbarer, weil vorübergehender: wer sich nicht ins Bockshorn jagen läßt, wer die Actien nicht um jeden Preis losschlägt, sondern ruhig behält, sieht die Kurse vielleicht bald wieder zur alten Höhe ansteigen; das zeigt sich wohl bei den meisten Baissen. Die folgende, die Actien der führenden deutschen Unternehmungen der Bank-, Kohlen- und Eisenbranche betrachtende Tabelle enthält die Kurse vom 31. December des betreffenden Jahres nach Saling's Börsenhandbuch.

	1880	1881	1882	1889	1890	1891	1895 30. Oct.	1896 10. Oct.
Discontogesellschaft	184	222	192	248	213	172	226	205
Deutsche Bank	154	163	148	174	159	147	212	186
Harpener	138	105	126	327	200	142	183	163
Gelsenkirchen	122	135	123	220	177	133	186	167
Hibernia	100	91	87	245	194	122	182	174
Bochumer	70	80	91	288	160	110	168	157
Laurahütte	122	126	123	173	139	105	156	156

Die Tabelle zeigt zur Evidenz, daß selbst die höchsten, zu jenen Zeiten größtentheils ungerechtfertigt hohen Kurse früherer Hausseperioden von diesen in andauernder guter Entwickelung begriffenen Unternehmungen bei späteren günstigen Conjuncturen nicht nur wieder erreicht, sondern häufig überschritten worden sind. Auch sind die Tiefkurse späterer Baisseperioden meist noch beträchtlich höher, als die Tiefkurse früherer Perioden. Es zeigt diese Tabelle ja eigentlich nur den andauernden, durch alle Wechselfälle immer nur verstärkt vordringenden Aufschwung der deutschen Industrie, welche durch jene führenden deutschen Unternehmungen repräsentirt wird. Das ist das Zeichen einer gesunden Lage, eines andauernden Fortschritts, und wer die Kurse verfolgt und daher in der Lage ist, zu beurtheilen, wie feinfühlig die Börse ist und wie sie für jede Kleinigkeit eine rege Aufmerksamkeit beweist, oft eine zu große Empfindlichkeit, der wird sich sagen müssen, daß die Börse der beste Wächter für die Interessen der Actionäre ist. Wer nicht gerade sein Capital immer realisirbar halten will, wem es nur darauf ankommt, daß der Zinsfuß nicht zu stark fällt, der kann mit ziemlicher Ruhe, wenn es sich um consolidirte Gesellschaften handelt, dem Auf- und Abspielen der Kurse zusehen. Ist dagegen der Verlust bei jenen anderen Anlagen, bei faulen Geschäften, ein nur vorübergehender? Mit der Schließung des Comptoirs oder Ladens ist das aufgewandte oder verliehene Capital wohl fast ausnahmslos auf Nimmerwiedersehen dahin. Ebenso ist es bei der Lotterie, den Rennwetten, den Bohrantheilen; in den ersten beiden Fällen ist, wenn, wie meist, eine Niete vorliegt, der ganze Einsatz verloren und bei Bohrgesellschaften bedingt die Nichtfündigkeit eine gleiche Gefahr, ganz abgesehen von der angenehmen Zubuße-Verpflichtung.

Bestände das 1000 M.-Princip nicht; würde das Volk nicht genöthigt sein, sich derartigen Gelegenheiten, sein Geld zu vergeuden, hinzugeben, würde es den Fleißigen möglich sein, andere, bessere Wege einzuschlagen, so würden viele Tausende jedenfalls jährlich gespart werden. Der Staat erlaubt es aber nicht, daß die Kleineren ihr Interesse an dem Fortschritt der deutschen Volkswirthschaft, an dem Gedeihen unserer Industrie bethätigen, denn es ist doch gar zu gefährlich! Dem Wohlhabenden schadet das Börsenspiel, der Ankauf von Actien nicht; er bedarf keines staatlichen Schutzes, denn ihm ist die Capazität, stets nur günstige Geschäfte zu machen, mit in die goldene Wiege gelegt. Die Anderen mit ihren paar Groschen haben an der Börse nichts zu suchen, sie haben die guten, hochverzinslichen Dividenden-Papiere gefälligst den Reichen zu überlassen und thun gut, ihrem Schöpfer dafür zu danken, daß er ihnen in den Communal-Sparcassen Institute verschafft hat, welche so freundlich sind, Ersparnisse entgegenzunehmen und in so freigebiger, die Finanzen der Commune eigentlich fast untergrabender Weise mit — allerdings nicht mehr als 3 Procent zu verzinsen, der preußische Staat zahlt ja, selbst nach dem jetzigen Kurse berechnet, „nur" $3^1/_2$ %!

Im Ernst: wir stehen uns sehr im Licht. Wir wissen sehr wohl, daß Arbeit dann trefflich gedeiht, wenn der Arbeiter Interesse an ihr hat, wenn er nicht nur die blöde Maschine darstellt oder Handlanger spielt, sondern mit Auge und Ohr, mit Herz und Sinn bei der Sache ist. Und da sich dies gedeihliche Interesse selten von selbst vorfindet, so mag man es wecken, so mag man ein stimulirendes Mittel hierfür suchen. Das aber hat man, wenn man den nervus rerum omnium in's Feld führt, d. h. wenn man den an der deutschen Industrie Betheiligten auch Gelegenheit giebt, sich am Risiko, am Verlust so gut wie am Gewinn deutscher Industrie zu betheiligen. In England und den englischen Colonien sollen die Arbeiter vielfach durch Shares an den Unternehmungen, bei denen sie angestellt sind, betheiligt sein. Es wird häufig von guten Australischen Minen berichtet, daß die Arbeiter ihre Ersparnisse in den Shares der Gesellschaft anlegen, und daß in Johannisburg alle Welt speculirt, ist bekannt genug: auch die dortigen Miners legen ihre verfügbaren Mittel in Minenshares an. In Deutschland aber schützt man das deutsche Volk vor der deutschen Industrie. Und doch ist es so klar, daß der Schutz der kleineren Vermögen nur möglich wäre, wenn auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens Schlagbäume errichtet und die kleinen Capitalisten mit Scheuklappen versehen würden. Das ganze Hypothekenwesen, der gesammte Verkehr mit Geldern in kaufmännischen Geschäften, bei Neugründungen, müßte unter scharfe staatliche Aufsicht gestellt werden, der Verkehr mit ausländischen Shares und exotischen Staatspapieren müßte verboten und der Handel mit Bohrantheilen ꝛc. unter scharfe Strafe gestellt werden. Das geht aber einfach nicht. Da es aber thöricht wäre, die großen, gefährlichen Wunden weiter eitern zu lassen und die kleinen Wunden zu heilen, so muß man eben jenes inconsequente und schädliche 1000-Mark-Princip des Actienrechts beseitigen. Daß die älteren Gesellschaften noch große Beträge von Actien geringeren Nennwerthes ausgegeben haben, die deutschen Staatspapiere und Landschaftswerthe gleichfalls auch in Stücken zu geringem Nennwerth gehandelt werden, ändert nichts an der Sachlage, denn einerseits ist der Betrag immer noch zu hoch und andererseits ist die Verzinsung eine allzu unbedeutende. Es ist ferner zu erwägen, daß gegenwärtig das Gesetz doch ganz andere Kautelen geschaffen hat, als es früher gab. Das ganze Actiengesetz von 1884 ist doch erlassen im Hinblick auf die traurigen Erfahrungen, welche man in der Gründerperiode machen mußte: daher charakterisiren sich die Bestimmungen fast sämmtlich als Schutzmaßregeln zu Gunsten der Actionäre. Das neue Handelsgesetzbuch hat diese Tendenz noch verschärft. Man wird wohl sagen dürfen, daß die Verantwortlichkeit der Gründer und Illatoren, der Mitglieder des Aufsichtsraths und Vorstandes, der officiellen Revisoren ꝛc. so festgelegt ist, daß dem Gründungsschwindel wohl die Luft ausgegangen ist. Aber auch für bereits bestehende Actiengesellschaften enthält das Gesetz sehr wirksame Schutzvorschriften. Alles läuft darauf hinaus, die Actionäre zu schützen, die Verhältnisse, die zur Einführung des 1000-Mark-Princips geführt haben, sind also Gottlob als ein überwundener Zustand anzusehen, der, so lange unser jetziges Actienrecht besteht und sachgemäß gehandhabt wird, nicht mehr in großem Umfange wiederkehren kann. Jenes Princip hat seine Schuldigkeit gethan, ist aber jetzt veraltet; es nützt nichts mehr, es schadet nur. Berücksichtigt man weiter die einschlägigen Bestimmungen der verschiedenen, zum Theil sehr peniblen Börsenordnungen und des Börsengesetzes, sowie den Einfluß der breiten Oeffentlichkeit, in welcher sich die Kursbildung von Börsenpapieren im Gegensatz zu Hypotheken, Theilhaberschaften ꝛc. vollzieht, so wird man wohl ohne Weiteres zugeben müssen, daß das 1000-Mark-Princip wahrhaftig, wie

man in Schlesien sagt, das Kraut nicht fett macht. Weil ich aber von vornherein weiß, daß mein Wunsch, jenen Passus des Handelsgesetzbuchs bedingungslos aufgehoben zu sehen, bei der gegenwärtig herrschenden Strömung nicht so schlank, wie ich wünschte, in Erfüllung gehen wird, möchte ich vorschlagen, daß zur Beruhigung ängstlicher Gemüther nur denjenigen Actiengesellschaften das Recht der Ausgabe von „Pfundactien" also 20 Markactien verliehen wird, welche an den drei großen deutschen Börsen in Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg zugelassen worden sind und dem Staat, (vielleicht dem jetzt doch ziemlich wenig beschäftigten Börsencommissar) ein gewisses Informationsrecht zugestehen.

Eine deutsche Wirthshaus-Statistik.

Von Wilhelm Bode (Weimar).

Zu den härtesten Nüssen, mit denen sich unsere Stadtverwaltungen zu plagen haben, gehören die Wirthshaus-Concessionen und besonders die sogenannte Bedürfnißfrage. Zu den besten Mitteln, auf solche schwierige Fragen die rechte Antwort zu finden, gehört eine genaue, statistische Kenntniß der bisherigen Verhältnisse und Erfahrungen. Das statistische Amt der Stadt Dortmund, dem Dr. Tenius vorsteht, hat früheren Verdiensten das neue hinzugefügt, daß es alle 261 deutsche Gemeinden von mehr als 15 000 Einwohnern nach ihren Wirthshausverhältnissen befragt hat, und von den 261 haben 260 geantwortet; nur die Stadt Werdau hat eine Antwort abgelehnt, weil die Angaben veröffentlicht werden sollten. Wieviel Einwohner kommen auf eine Schankstätte? ist die nächstliegende Frage. Die Antwort ist für diese 260 Städte: 70—944, 70 in St. Johann, 944 in Löbtau. Es liegt auf der Hand, aber es kann nicht stark genug betont werden, daß man aus diesen Zahlen nicht einfach die Kneiplust der Bevölkerung ablesen darf; erstens richtet sich diese Durchschnittszahl nach der Größe der Stadt; je kleiner der Ort, desto mehr Wirthschaften braucht er verhältnißmäßig; sodann sind Hafenstädte anders zu beurtheilen als Binnenstädte, Universitäten und Garnisonen anders als industrielle Ortschaften, alte Städte anders als neue u. s. w. Ehe man diese Zahlen vergleicht, muß man den Charakter der Städte bedenken; vorhin bei Löbtau z. B., daß es vor den Thoren Dresdens liegt, seine Wirthshäuser also zum Theil in Dresden hat. Immerhin sind diese Durchschnittszahlen von Interesse. Von den Großstädten über 100000 Einwohner haben die wenigsten Einwohner auf eine Wirthschaft Stettin 124, Charlottenburg 127, Bremen 132, Berlin 135; dagegen sind wirthshausarm Essen mit 457 und Düsseldorf mit 393. Hamburg hat 152, München 200, Leipzig 254, Dresden 213, Köln 234, Frankfurt 145, Stuttgart 175, Straßburg 180, Mannheim 168. In den Mittelstädten mit 50—100 000 Seelen zeichnen sich aus Mainz mit 93, Fürth mit 101, Darmstadt mit 129, und andrerseits Königshütte mit 434 und Altendorf bei Essen mit 500 Einwohnern. Von den kleineren Städten haben die geringste Einwohnerzahl auf eine Wirthschaft St. Johann 70, Bremerhaven 72, Zerbst 84, Göppingen 86, Erlangen 93, Kaiserslautern 98, Gießen 99, Coburg 104, Worms 115, Heilbronn 116, Stralsund 118, dagegen sind auffallend arm an Wirthschaften Beeck (44 000 Einw.!) 635, Meiderich 480, Löbtau 944, Zaborze 930, Altenau 495, Lipine 638, also namentlich Industriestädten neuesten Datums.

Aber diese Zahlen hängen doch nicht bloß von den Verhältnissen, sondern sehr stark auch von dem Willen der Stadtverwaltungen ab. Sie können durch ein Ortsstatut die Bewilligung neuer Wirthschaften von dem Nachweis des Bedürfnisses abhängig machen, sie können diese Bedürfnißfrage streng oder locker handhaben. Von allen deutschen Städten haben genau 75 vom Hundert das Ortsstatut eingeführt, 25 vom Hundert nicht; von den 30 Großstädten haben es freilich nur 16, denn je größer die Stadt, desto schwerer wird die gerechte Antwort auf die Bedürfnißfrage. Aber auch Großstädte wie Magdeburg, Dortmund, Elberfeld, Barmen, Dresden u. a. sprechen sich sehr günstig über die Wirkungen der Bedürfnißfrage aus: die Zahl der Wirthschaften wird dadurch erniedrigt, die ökonomische Lage und sittliche Qualität der Wirthe verbessert, das Unwesen der Animirkellnerinnen beseitigt. Am deutlichsten treten diese Erfolge vielleicht in Altona hervor, wo von 1879 bis 1898 die Einwohnerzahl von 103 000 auf 156 000 stieg, die Zahl der unbeschränkten Wirthschaften dagegen von 704 auf 436 und der auf Wein und Bier beschränkten von 218 auf 20 fiel, ebenso die Zahl der Branntweinkleinhandlungen von 124 auf 78. Die Kellnerinnenbedienung verschwand damit fast völlig, und das ist für eine Stadt wie Altona ein Segen, wie natürlich und angenehm in anderen Gegenden die weibliche Bedienung auch erscheinen mag. Es fehlt aber auch nicht an Städten, die sich durchaus gegen die Stellung der Bedürfnißfrage erklären und das betr. Ortsstatut wieder abgeschafft haben. Einige andere haben sich selber ein Verhältniß der Wirthschaften zur Einwohnerzahl vorgeschrieben, so Elberfeld 1:300, Wurzen 1:250, Crimmitschau 1:400. Wir sprachen eben von der Kellnerinnenbedienung; den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland kennt man allgemein; weniger bekannt ist, daß Ostdeutschland, besonders Ost- und Westpreußen, viel mehr Kellnerinnen hat als Westdeutschland, wahrscheinlich, weil die westdeutschen Mädchen mehr von der Industrie angezogen werden. Es giebt in Königsberg 288 Wirthschaften mit Kellnerinnenbedienung, in Elbing 127, in Tilsit 99, in Memel 53. Auch Sachsen ist reich an Kellnerinnen, z. B. hat Dresden 684 in 526 Wirthschaften, was wir übrigens einer brieflichen Mittheilung der dortigen Polizeidirection entnehmen.

Eine sehr wichtige Frage ist die nach dem Eigenthum der Wirthschaften. Der Wirth, dem sein Wirthshaus gehört und der seinen Lieferanten durchaus frei und unverschuldet gegenübersteht, ist ein ganz anderes Wesen als der Miethling und Brauerknecht. Nach diesem Umstande richtet sich auch die Stellung der Wirthe und ihrer Vereine zum Ortsstatut und zur ganzen Wirthschaftspolizei. Es ist noch nicht lange her, daß fast alle Wirthe Eigenthümer der Wirthshäuser waren, heute ist zwar die Mehrzahl noch im scheinbaren oder wirklichen Besitz, aber die Zahl der Miether ist doch schon sehr groß. In Königsberg kommen 526 Miether auf 239 Besitzer, in Frankfurt a. O. 243 M. : 94 B., in Posen 209 M. : 89 B., in Breslau 1595 M. : 484 B., in Halle 369 M. : 174 B., in Hagen 131 M. : 129 B., in Ludwigshafen 210 M. : 119 B., in Pirmasens 116 M. : 78 B., in Fürth 186 M. : 131 B., in Bremerhaven 135 M. : 112 B., in Colmar 67 M. : 61 B. und in Metz 208 M. : 62 B. Das sind recht wichtige und recht böse Zahlen. Anderwärts überwiegt die Zahl der Besitzer die der Miether, aber nur Ingolstadt behauptet, daß alle seine Wirthe in eigenen Räumen sitzen. Und auch sehr viele Eigenthümer sind durch Hypotheken und auf andere Weise von ihren Getränkelieferanten abhängig und oft nur dem Scheine nach Besitzer. Für völlig unabhängig werden gehalten in Königsberg $^2/_3$, in Potsdam $^5/_8$, in Neu-Ruppin „der kleinere Theil", in Landsberg „nur wenige", in Posen 96 von 297, in Bromberg die Minderzahl, in Gnesen „fast sämmtliche", in Görlitz 40 von 224, in Aschersleben kaum die Hälfte, in Halle „nur sehr wenige", in Schleswig fast alle, in Altona nicht die Hälfte, in Wilhelmshaven „nur einige", in Minden kaum die Hälfte, in Kassel die kleinere Zahl, in Frankfurt „ein großer Theil"

(„der größere Theil“ ist in gemietheten Räumen), in Krefeld die Hälfte, in Barmen 1/3, in Saarbrücken höchstens 40 von 103, in Kaiserslautern „nur wenige“, in Speyer 30 von 110, in Erlangen etwa die Hälfte, in Augsburg 2/3, in Plauen 50 von 113, in Meerane 10 von 72, in Stuttgart 1/3, in Pforzheim 30 v. H., in Mainz 32 v. H., in Worms 129 von 178, in Rostock die Hälfte, in Gotha kaum 10 von 88, in Zerbst 60 von 203, in Greiz „nur wenige“, in Bremen 607 von 921.

Wir haben diese Angaben so ausführlich wiedergegeben, weil sie durchaus neu sind und weil sie nach einer Reform unseres Wirthshauswesens förmlich schreien. Die abhängigen Agenten für Getränkelieferanten sind keine „Wirthe“ mehr. Die Wirthschaften sind Spekulationsobjecte geworden, ihr Preis ist ganz unnatürlich in die Höhe getrieben, eine gute Verzinsung ist ohne Anwendung unsauberer Mittel oft nicht mehr zu erreichen. Jede gründliche Reform unserer Wirthshäuser hat einmal bei den Besitzverhältnissen anzufassen.

Dr. Tenius hat auch nach den alkoholfreien Schankstätten gefragt, ihre Zahl ist sehr gering im Vergleich etwa zu England, doch zeigt sie gegen früher ein bemerkenswerthes Wachsthum. Erst seit vier Jahrzehnten bekannt, haben es die Trinkhallen auf den Straßen und Plätzen schon auf 2054 gebracht, wobei die Zahl für Berlin fehlt; am häufigsten sind sie noch heute im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo Barmen 80, Düsseldorf 115, Crefeld 82 aufweisen. Die Kaffeestuben und ähnlichen Einrichtungen erreichen ebenfalls die Zahl 2050.

Unsere Gesetzgeber und Gemeindeverwalter werden aus der verdienstlichen Thatsachen-Sammlung viel Belehrung und Anregung empfangen, und wenn sie dieses deutsche Bild mit denen vergleichen, die ich in meiner „Wirthshaus-Reform in England, Norwegen und Schweden“ gezeichnet habe, so wird ihnen noch klarer werden, daß die heutigen Zustände ihnen weder zur Ehre, noch der Gesellschaft zum Vortheile gereichen.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Karl du Prel.

Von Martin Greif.

Wenn es den Eltern und älteren Verwandten eines Menschen meist nur beschieden ist, denselben von Kindheit an aufwachsen und sich entfalten zu sehen, so müssen es seine Geschwister und späteren Freunde sein, vor denen sein volles Leben und Wirken sich entrollt und in vielen Fällen auch abspielt. Wer sind nun die, welche diesen Menschen besser gekannt haben, die Erzeuger und Pfleger seiner Jugend oder seine langjährigen Lebensgefährten? Doch, mit Zagen müssen wir es bekennen, die Letzteren. Die den Baum pflanzen, erblicken ihn nur selten als solchen in seiner vollkommenen Gestalt und Fülle; ihre Mühe könnte daher, wenn der egoistische Standpunkt je gerechtfertigt wäre, für eine verschwendete gelten. In der That fühlen wir aber, und dies hebt jenes Zagen wieder auf, daß ihnen und nur ihnen das Loos zugefallen war, dieses nie dagewesene und nie wiederkehrende Menschengeschöpf zur Erscheinung, Ausbildung und auch zur ersten Thätigkeit gebracht zu haben, daß sie also, je höher die von diesem erreichte Lebensstufe war, um so mehr in ihm sich und die Welt beschenkt haben, sich durch Verewigung ihres eigenen Angedenkens und die Welt, der sie auch als irdisch Abgeschiedene noch immer angehören, durch die sie überdauernden Früchte dieses von ihnen gepflanzten und gepflegten seltenen Baumes. Im Uebrigen kannten die, welche als gleichalterige Schicksalsgenossen einen bedeutenden Menschen auf seiner eigentlichen Lebensbahn beobachtet haben, diesen auch zweifellos gewiß am besten, und sie können, ja sie müssen daher auch über ihn nach seinem abgeschlossenen Erdendasein vor der wißbegierigen Mitwelt, so lange sie selbst noch auffindbar sind, als Zeugen zunächst aufgerufen und vernommen werden. Ein solcher Lebenszeuge bin ich von meinem dahingegangenen alten theueren Freunde Karl du Prel.

Ich will mich aber auch, um mich als ein solcher in dem eben entwickelten Sinne zu erweisen, in meiner Aussage auf das beschränken, was ich von seiner Person aus eigener Erfahrung weiß und ich kann das um so leichter thun, als er für das, was er geleistet hat, weit kundigere Schätzer besitzt. So beginne ich denn auch nicht mit seinen ohnehin allgemein bekannten frühen Lebensdaten, die da sagen, daß er in Landshut a. J. am 3. April 1839 geboren war, daß er in München als Zögling der Pagerie studierte, (ich könnte beisetzen im gleichen Gymnasium mit mir, jedoch eine Classe über mir) als Offizier nachher in's Militär eintrat, den Feldzug von 1866 mitmachte und bis zum Hauptmann hinaufrückte u. s. w. Wohl kannte ich ihn schon als jungen Leutnant, da wir in der gleichen Garnison eine Zeit lang miteinander gestanden und wär' es mir daher auch möglich, von dieser seiner fernen Jugendzeit schon Einiges auszusagen, wie auch von der unmittelbar ihr vorangegangenen, da er als sehr untersetzter Page oft an mir vorbei mit flüchtigem Gruß die Treppe zu seiner Classenstube hinaufgestürmt war; aber könnte ich also auch ein ziemlich treues Bild von dem schmucken, zierlichen, von allen Schönen gern gesehenen Infanterie-Offizier geben, der sich mit mir im Militärcasino des Oefteren unterhalten und dabei auch nicht alltägige Dinge berührt hatte, ich lasse dennoch diese Vorzeit unserer Freundschaft unbesprochen und eile auch über die Jahre hinweg, da wir uns in München als Freunde bereits gefunden hatten und in fast täglichen Verkehr miteinander lebten, aber unsere Ideen noch gesonderte waren und unser Verkehr daher noch der wahren geistigen Belebung harrte. Diese Zeit trat erst ein, als auch andere, uns später nahe verbundene, geistesverwandte Gesellschafter sich mit uns zu einem Kreise zusammenschlossen; ich nenne nur Heinrich Noë, Robert von Hornstein, Adolf Bayersdorfer u. s. w. Nun erst begann jener Austausch von Gedanken und Gefühlen zwischen uns, der sich in der Folge noch steigerte und endlich uns zu einem solchen gegenseitigen Verständniß führte, daß wir uns im Grund nichts mehr einander zu sagen hatten, zumal Jeder von uns auf seinem ihm von der Natur angewiesenen Arbeitsgebiete verblieb, unser Ideenaustausch daher ein rein menschlicher war und nur unsere höchsten Bestrebungen in sich begriff. Wenn ich der Versuchung widerstehe, auch über diese nun eigentlich erst angebrochene Zeit unserer Vertrautheit mich zu verbreiten, so leitet mich dabei die Erfahrung, daß gerade das Freunde am nächsten verbindende Lebensinteresse meist für Alle, die keinen Einblick in deren Herzen erlangt, als unwesentlich und theilweise auch als unverständlich erscheint. Ebenso wenig kümmert sich auch der Fremde um Vorkommnisse, welche gleichfühlende Menschen oft am Tiefsten berühren und nicht wenig dazu beitragen, deren spätere Unzertrennlichkeit zu begründen. Ich hebe also erst von der Zeitepoche zu reden an, da sich in uns die Neigung zu dem angeborenen inneren Beruf vollkommen entwickelt hatte und wir die unantastbare Eigenart unserer besonderen Begabungen, ohne uns mehr einer beirrenden Täuschung darüber hinzugeben, jeden Zweifels ledig, als solche erkannten.

Und da hatte ich die Ueberzeugung denn auch erlangt, daß du Prel ein von der Natur zum Denker erschaffener Mann sei, der sich allein in der philosophischen Ideenwelt

als in seinem reinen Element bewegte. Schon ein Blick in seine Mienen, deuchte mir da, lasse diese ihn kennzeichnende Beschaffenheit deutlich errathen, und ich konnte daher seinem letzten echt soldatischen Hauptmanne ganz nachfühlen, der ihn einmal mit den Worten angelassen: „Philosophie ist schon recht, aber immer Philosophie und alleweil Philosophie, das wäre mir denn doch zu viel!“ Diese unbewußt gegebene, treffende Charakteristik war aber um so merkwürdiger, als du Prel seinen Dienst stets mit pünktlichster Genauigkeit verrichtete, so wie er auch ein guter Exerzirer und sogar ausgezeichneter Schütze war, also niemals auch nur den geringsten Anlaß zu einer dienstlichen Ausstellung gab, wie das bei mehr nach innen gekehrten und daher von Hause unsoldatischen Naturen so häufig der Fall ist. Zum Denker geboren zu sein, ist aber in der That eine so seltene Sache, wie zum Feldherrn geboren zu sein, ja wohl noch eine seltenere, die freilich aber nur die Wenigsten zu würdigen verstehen, d. h. Diejenigen nur, welche selbst das Stück von einem Denker in sich tragen und daher wissen oder doch ahnen, was zu einem vollen Denker gehört. Das war bei mir denn auch, wenn schon nur in geringerem Maße, immerhin einigermaßen der Fall und daher war du Prel für mich schon das Bild und der Inbegriff eines Philosophen, noch bevor derselbe eines seiner philosophischen Werke geschrieben, ja selbst noch geplant hatte. Er war aber auch der einzige wahre Philosoph, der mir in meinem Leben begegnete, und ich habe doch einige Männer, die in diesem Rufe lebten, persönlich kennen gelernt, z. B. Eduard von Hartmann und Friedrich Vischer, aber diese Beiden und weit noch mehr die Anderen machten mir im Vergleich mit du Prel mehr den Eindruck von gelehrten und vielwissenden Geistern; dabei erweckten sie mir aber nicht auch die Vorstellung, daß sie aus angeborener Nothwendigkeit dem Denkgeschäft obliegen, sondern ich erkannte bei ihnen, daß sie in Folge einer verstandesmäßigen Berufswahl dieser besonderen Thätigkeit sich, wenn auch mit größter Begier, zugewandt hatten.

Das war aber bei du Prel nicht der Fall gewesen und das unterschied ihn so wesentlich für mich von jenen. Es war nicht nur die eminente logische Klarheit im Denken, welche den von einem unermüdlichen Drange zu Denkoperationen erfüllten und durch unaufhörliches Arbeiten geschulten Denker verrieth, und nicht nur die stets bereite Gedankenfülle, welche in ihm mehr lebte als bloß schlummerte, nicht der ihm innewohnende Zug nach systemathischer Ordnung und mathematisch richtiger Schlußfolgerung im Denken, es war vor Allem auch seine außerordentliche Wißbegierde, gepaart mit einer, jede Rücksicht bei Seite setzenden, unerbittlichen Wahrheitsliebe, welche, als höchstes Kriterium des echten Philosophen, ihn zum heldenhaften Verkünder der von ihm erkannten Wahrheit, zum wahrhaft genialen Gedanken-Menschen machte. Wie Kant besaß er in seinem Geiste ein zum contemplativen Denken ursprünglich erzeugtes Organ, das keiner künstlichen Zubereitung erst bedurfte, um als solches zu wirken. Seine stillen aber sicher in die Welt blickenden klaren und tiefen Augen waren offenbar der seelische Ausdruck dieser Thätigkeit seines Innern, die sich in steter Manifestation zu befinden schien. Daß er in der That unaufhörlich dachte, sah man ihm um so mehr an, als er nur wenig sprach und dann nur in bündiger und nur den Kern einer Frage berührenden Rede, dabei aber ebenso fern von jeder Befangenheit als auch von jeder rechthaberischen Absicht oder gar der Neigung, durch hervorgekehrte Geistesüberlegenheit glänzen zu wollen. Gleichwohl schien ihm, trotz der zurückhaltenden Ruhe und schlichten Einfachheit seines Wesens, etwas Befehlendes eigenthümlich, das aber, wenn er nicht gereizt war, von einer liebreichen Milde gemäßigt, nie verletzend hervortrat. Gegenüber seinen Bekannten aus sich herausgehend und mittheilsam, war er gegen Fremde, oder solchen, mit denen er sich nicht tiefer einlassen wollte, wortkarg und verschlossen. Er besaß einen unbefangenen Sinn und einen vollständig männlichen Charakter; trotz seines vorwiegenden Ernstes war er aber zu Scherz und Lustigkeit aufgelegt, worin sich seine harmlos kindliche, ja völlig unschuldige Natur auf das Anmuthigste offenbarte. Er war ein wahrhaft guter Mensch, denn er konnte herzlich lachen, schaale Witze jedoch und leere Possen ertrug er nicht. Seine Verstimmung darüber gab er durch beredtes Schweigen kund. Im geselligen Kreis fühlte man mehr seine Gegenwart, als daß diese besonders auffiel. Sonst aber war er der beste Kamerad, denn an jedem Schicksal des Freundes nahm er innerlich Theil, und was er einmal versprochen hatte, das hielt er auch auf's Treulichste. Er war ohne Rückhalt offen, wenn man ihn zu Rathe zog, doch seine Meinung gab er nicht ohne vorangegangenes, wenn auch nur kurzes Nachdenken kund. Was er nicht wußte, gestand er ohne Hehl oder Beschämung ein, aber sein Freimuth kannte nur die Grenzen der Güte und des Mitleids. Er war ein furchtloser Vertheidiger der Schwachen und Hülflosen, und er warf sich, wo er solche wahrnahm, die Unrecht erlitten, von selbst unaufgefordert zu deren Beschützer auf. Er war ein großer Thierfreund und entschiedener Gegner der Vivisection; bei Mißhandlung schwacher, hülfloser Wesen kannte seine Entrüstung keine Grenzen. Er ging dabei vom Wort zur That über, den übermüthigen Rohling nahm er beim Schopf. Auf ungerechte Angriffe, ob sie gegen ihn oder Andere gerichtet waren, antwortete er mit der ganzen Schärfe seiner gewissenhaften Ueberzeugung, ja oft mit einem gewissen Ingrimm, und es gab keinen schonungsloseren Zertrümmerer sophistischer Gebäude und haltloser Theorien, als ihn. Aus allen seinen Polemiken ging er siegreich hervor. Wie er an schlagenden Vergleichen reich war, so war er es nicht minder an vernichtenden Beweisen, wenn es sein stets ehrlicher Zweck von ihm erforderte. Aber auch ein guter Theil von einem Poeten stak in ihm, ob er auch wohl nie einen Vers gedichtet hat. Dies beweisen zunächst einige anmuthige Novellen, die er geschrieben, und vor Allem sein spiritistischer Roman „Das Kreuz am Ferner“ mit seinem köstlichen Liebesidyll und den eingestreuten herrlichen Naturschilderungen. Auch seine gesammelten Reisebilder, „Unter Tannen und Pinien“ betitelt, aus seinen noch jüngeren Wandertagen, die von seiner unbegrenzten Naturliebe und seinem tiefen Naturgefühl Zeugniß ablegen, sind hier anzuführen. Er wußte die anschaulichsten Naturgemälde mit der Feder zu entwerfen, die den ganzen Zauber der Unmittelbarkeit angeborener Empfindung an sich tragen. Vollends aber seine ästhetischen Betrachtungen, die er in seiner „Psychologie der Lyrik“ niedergelegt hat, lassen uns seinen feinen Natursinn auf das Sicherste erkennen. Als Feind aller Reflexion in der Poesie, trat er, der Ersten Einer, für das Recht der reinen Stimmungslyrik ein, die aber mit gedankenlosen Naturlauten nichts zu thun hat, sondern gerade ihrer Einfachheit wegen des unsichtbaren Fundamentes tiefer Ideen bedarf. Seine Liebe zur Kunst ging ganz und gar mit seiner Liebe zur Natur zusammen, die ihn neben der zur Philosophie beherrschte, und ihn bis zu seinem letzten Athemzuge nicht verließ.

Er starb zu Hall in Tirol, dahin ihn sein sehnliches Verlangen nach den Bergen und ihrer heilsamen Luft noch einmal getrieben hatte. Oft, ja während der längsten Zeit seines Lebens alljährlich, hatte er die Alpen besucht und sie als rüstiger, an Entbehrungen gewöhnter Fußgänger in allen Richtungen durchwandert. Auch von hohen Berggipfeln und besonders solchen in den Tauern hat er viele und manche wiederholt bestiegen. Wie dem Gebirge, so war er auch dem Meere zugethan; an dem Gestade des adriatischen hat er oft geweilt, in Venedig einmal einen ganzen Winter zugebracht. Eine mit Heinrich Noë, unserem vor ihm heimgegangenen großen Naturschilderer unternommene Wanderschaft im Süden der Alpen, führte ihn nach Dalmatien und Montenegro; ich selbst habe später mit ihm die Abruzzen

überstiegen und nachdem wir Rom noch im halben Winter verlassen, Neapel im vollen Blüthenschmuck mit ihm geschaut. Du Prel pflegte auf dem Lande, wenn er nicht einmal sich zur Erholung völligem Nichtsthun hingab, wie in der Stadt zu arbeiten: in Brixen in Südtirol und Mittenwald am bayerischen Carwendel wie in Venedig sind viele seiner Schriften entstanden. Was soll ich nun von diesen selbst sagen? Doch ich erklärte bereits, daß ich in diesem bloßen Lebensbild hundert Mal Gedeutetes nicht wieder auslegen werde. Jeder Gebildete kennt den Inhalt von du Prel's Werken oder hat doch die Pflicht ihn kennen zu lernen, schon weil sie einen der bedeutendsten Denker unserer Tage zum Urheber haben. Mit der einfachen Unterbringung in die Classe der Spiritisten, wie man vielfach gewohnt ist, einen Denker von dem Range eines du Prel abfertigen zu wollen, ist eine Ungereimtheit, die in ihrer Anmaßung an das Lächerliche grenzt. Spiritist kann zuletzt ein Jeder sein oder werden, und du Prel ist auch nach seiner Ueberzeugung ein solcher geworden, aber er war noch weit mehr, als Spiritist, er war, was nur selten einer wird ein tiefsinniger Denker, dessen fruchtbare Thätigkeit der Philosophie und durch sie der ganzen geistigen Menschheit dauernd zu Statten kommt. Noch habe ich eines naheliegenden Lebensumstandes zu erwähnen, der auch sein menschliches Bild vollenden hilft. Du Prel lebte fast zwanzig Jahre lang in glücklichster Ehe an der Seite einer ebenso gebildeten als treubesorgten Gattin, von der ihm zwei hoffnungsreiche Kinder, ein Sohn und eine Tochter geschenkt wurden. Diese seine Familie, seine alten und jungen Freunde und seine in aller Welt zerstreuten vielen Anhänger und Verehrer bewahren nun auch die Erinnerung an ihn als theuerstes Andenken. Daß ihn aber auch die Nachwelt nicht vergessen wird, dafür hat er durch seine Geistesthaten selbst gesorgt. Ich schließe mit den Worten, welche ein in des Meisters Wesen mit am tiefsten eingeweihter Schüler, Richard Wedel, der ihm auch nahe befreundet war und seine entseelte Hülle als treuer Beistand der trauernden Wittwe nach München geleitet hat, in einem Nachruf dem großen Denker gewidmet hat und die der besonderen Hervorhebung mir höchst würdig erscheinen: „Er (du Prel) wollte nichts Altes stürzen auf Kosten seiner Ehrlichkeit und nichts Neues befürworten, das er nicht durch die alten erprobten Methoden der Wissenschaften beweisen konnte. Es giebt wohl keinen gründlicheren Antipoden Nietzsche-Zarathustra's als ihn. Dort Alles Behauptung — hier Alles Beweis, dort Alles Schein — hier Alles Sein, dort Phrase — hier Inhalt, dort schnell auflodernde Strohfeuer momentanen Erfolges — hier langsame aber nachhaltige Wirkung."

Liszt's Freundin.

Von Lüder Schulze.

Vier Frauen sind es, die in dem Leben des großen Clavirvirtuosen und noch größeren Lebenskünstlers, dem die Weiber von allen Seiten zuflogen, eine Hauptrolle spielen, alle vier von ihren Gatten geschiedene oder getrennte Frauen, von Adel und Ausländerinnen. Amor sacro e profano, wie Tizian's räthselvolles Bild getauft wurde. Die Liebe zu der schönen Comtesse Laprunarède späteren Herzogin Fleury ist dann die irdische Liebe, die sich in dem Herzensbunde mit der Gräfin Marie d'Agoult geb. Vicomtesse de Flavigny-Bethmann wiederholt, und die himmlische Liebe würde dann die angebliche Kameradschaft mit George Sand (Aurore Dudevant) und die mehr oder minder fromme Liebe zu der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein nicht übel bezeichnen. Während die zuerst genannte Liebe noch völlig in Dunkel gehüllt ist, haben die Beziehungen des Tonkünstlers zu den drei anderen Frauen eine ganze Literatur hervorgerufen, doch blieb zumal Liszt's letzte große Liebe zu Carolyne Wittgenstein noch vielfach problematisch. Nun hat auch sie ihr literarisches Denkmal erhalten, und zwar von Liszt's eigener Hand. Die bekannte Musikschriftstellerin La Mara giebt soeben aus dem Nachlaß der Fürstin die Briefe Liszt's an dieselbe heraus.*) Allerdings nur die erste Hälfte, welche die Correspondenz der ersten dreizehn Jahre des fast vierzigjährigen Herzensbundes umfaßt. Auf Grund dieses Briefwechsels läßt sich eines der interessantesten „berühmten Liebespaare" historisch und psychologisch begreifen und schildern.

Die russisch-polnische Schlachzizentochter Carolyne v. Iwanowska war als ein wildes „Kind der Steppe" 1819 im Gouvernement Kiew geboren, bereiste mit ihrer schönen, musikalischen Mutter alle europäischen Höfe und heirathete 1836 den jüngsten Sohn des russischen Feldmarschalls Fürsten Wittgenstein. Ihre ehelichen Fesseln wurden der jungen Frau aber bald unerträglich. Es drängte sie heraus aus der Zurückgezogenheit und Stille ihres Daseins, wieder in den vollen Strom geistiger Bewegung, literarischen und künstlerischen Lebens. Da erschien Franz Liszt, dem ganz Europa, berauscht von seiner Kunst, in Begeisterung huldigte, im Februar 1847 in Kiew, um daselbst zu concertiren. Hier versammelten sich alljährlich zu dieser Zeit die Großgrundbesitzer Südrußlands zum Abschluß ihrer Geschäfte, und auch die Fürstin war zu diesem Zweck hierher gekommen. Für ein von Liszt veranstaltetes Wohlthätigkeitsconcert sandte sie ihm, ohne ihn zu kennen, eine Hundertrubel-Note. Die reiche Gabe überraschte und erfreute den freigebigsten aller Künstler, und für die Geberin, die man ihm als geizig und absonderlich geschildert hatte, von vornherein interessirt, besuchte er sie, um ihr zu danken. Das für alles Schöne und Große glühende Herz der Frau, ihre überschwängliche Phantasie entflammten alsbald für den unvergleichlichen Künstler und Menschen. Sie lud ihn nach Woronince, einem ihrer ausgedehnten Güter in Podolien, ein. Er kam, zuerst im Februar 1847, nur für wenige Tage, da er seine Concertreise nach Jassy, Constantinopel und anderen Orten fortsetzen mußte; sodann, nachdem sie sich im Sommer in Odessa wiedergesehen hatten, wiederholt im Herbst desselben Jahres zu längerem Verweilen. Sie beschloß, ihm anzugehören, sich mit ihm zu vermählen. „Trotz hoher Bildung und eminenten Wissens von naiver Weltanschauung, den praktischen Dingen abgekehrt, meinte sie, ohne Weiteres über ihr Leben bestimmen zu können," schreibt La Mara. „Sie glaubte an die Ausnahmsrechte des Genius und fühlte in sich die Mission, dem Mann, dem sie ihr Herz schenkte, zur vollen Entfaltung seines schöpferischen Genies zu verhelfen." Sie zerriß die nur noch äußeren Bande, die sie an ihren Gatten ketteten, und verließ mit ihrer Tochter im April 1848 Rußland, nachdem sie durch Verkauf eines Gutes eine ihrer Mitgift entsprechende Summe von einer Million Rubel flüssig gemacht hatte. In Briefen, die sie an den Fürsten und ihre Schwiegermutter zurückgelassen, erklärte sie, nicht wieder heimkehren, sondern ihr Geschick hinfort an dasjenige Liszt's binden zu wollen. Zugleich reichte sie bei der geistlichen Behörde eine Scheidungsklage ein. Dagegen erhob ihr Gatte beim Kaiser Nicolaus über die gewaltsame Entführung seiner Tochter und die Beraubung aller Existenzmittel Klage.

Unter dem Vorwand einer Badereise nach Karlsbad gelangte sie glücklich noch über die russische Grenze, obgleich deren Sperrung in Folge der in Europa ausgebrochenen Revolution bereits befohlen worden war. Auf österreichischem Boden erwartete sie Liszt's findiger Kammerdiener, um ihr als Reisecourier zu dienen. In Ratibor empfing sie Liszt's

*) Franz Liszt's Briefe an die Fürstin Wittgenstein. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Freund, Fürst Felix Lichnowsky, der wenige Monate später als Opfer der Revolution in Frankfurt a. M. fallen sollte. Er geleitete sie nach seinem nur zwei Eisenbahnstationen entfernten Schloß Krzyzanowitz in Oesterreichisch-Schlesien. Hier traf sie mit Liszt zusammen. Nur wenige Tage verweilten sie daselbst; dann genossen sie noch in Schloß Gräz, einer anderen benachbarten Herrschaft Lichnowsky's, zwei Wochen lang des Fürsten Gastfreundschaft. Von hier aus schrieb Liszt am 22. April überfließenden Herzens an den ihm befreundeten Legationsrath von Schober in Weimar: „Sie ist unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und completes Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand (avec prodigieusement d'esprit inclusivement, bien entendu). Du wirst nicht lange brauchen, um zu begreifen, daß ich fernerhin sehr wenig persönliche Ambition und in mir abgeschlossene Zukunft forträumen kann. In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören, aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?" — Und er blieb in Wahrheit fortan bis zum letzten Athemzug der Seeleneigene dieser unschönen, aber starkgeistigen Frau.

Den Gebrauch der Karlsbader Cur, der der Fürstin vorgeblich als Anlaß ihrer Reise in's Ausland gedient hatte, vereitelte die um sich greifende Revolution, wie sie auch einem Aufenthalt in Wien ein unvorhergesehenes rasches Ende bereitete. Die Barricaden vor den Fenstern der Reisenden vertrieben diese aus der österreichischen Hauptstadt. Nur einen flüchtigen Besuch Raidings, des Geburtsortes Liszt's, und des nahen Eisenstadt noch gönnten sie sich. So wandte sich die Fürstin denn im Juni, vorübergehend, wie sie meinte, nach Weimar, wo Liszt nach nunmehrigem Abschluß seiner Virtuosenlaufbahn das Amt eines großherzoglichen Hofcapellmeisters „in außerordentlichen Diensten" auf sich genommen hatte. Sie kam — um erst nach dreizehn Jahren wieder zu gehen. Auf Liszt's Rath stellte sie sich unter den Schutz der ihm wohlgewogenen, damals regierenden Großherzogin von Weimar, Großfürstin Maria Paulowna, Schwester des Kaisers Nicolaus von Rußland, die sie als Mädchen gekannt hatte, und ging dieselbe um ihre Vermittelung an.

Die Altenburg, eine auf sanfter bewaldeter Anhöhe jenseits der Ilm gelegene herrschaftliche Besitzung, die nachmals in das Eigenthum der Großherzogin überging, wurde von der Fürstin als Wohnung gewählt. Einen Seitenflügel des von einem weitläufigen Garten umgebenen Hauses bezog etwa ein Jahr später, sein bisheriges Quartier im „Hotel zum Erbprinzen" aufgebend, Franz Liszt. Er verbrachte daselbst die fruchtbarsten Jahre seines Componistenlebens.

An seinem Schaffen nahm die Fürstin thätigen Antheil. Sie verhalf ihm, indem sich die Thüren des Hauses nur auf ihren Befehl öffneten, zu der dem Schaffenden nöthigen Ruhe und Concentration. Sie inspirirte ihn nicht nur zu dem schönen Werk über Chopin, dessen Schilderungen der polnischen Sitten und Nationaltänze ihren Geist und ihr Empfinden widerspiegeln, sondern auch zu vielen anderen seiner Schöpfungen. Auch die Idee und den ersten Entwurf zur „heiligen Elisabeth", die Otto Roquette poetisch ausführte — wie später den Plan zu einem „heiligen Stanislaus" — empfing er von ihr. Die Mühen einer ausgebreiteten Correspondenz nahm sie ihm vielfältig ab. Sie fand ihre Freude darin, „sein Secretär" zu sein, ihm allerwege zu helfen, die Pfade zu ebnen. Sie lebte nur in ihm. Sie schmückte sein Leben nach Innen und Außen und gestaltete ihr Haus zu einem Musenhof, der die vornehmsten Geister der Zeit um ihn versammelte.

Amor sacro e profano — in diesen Briefen, die Liszt auf seinen Kunstreisen schrieb, finden wir sie. Alles was sein Denken und Empfinden bewegte, ist hier treu niedergelegt. Besonders der religiöse Zug seines Gemüths, der schon in seiner Jugend so stark hervortrat, bricht unter dem Einflusse der bigotten Polin stets häufiger durch und verleiht auch seiner Leidenschaft einen stark mystischen Beigeschmack. Man lese nur den folgenden Herzenserguß dieses übersinnlich-sinnlichen Freiers: Qui aime comprend — et vous avez mille fois raison, et mille fois mieux que raison d'être telle que vous êtes, chrétienne et catholique. Votre Dieu est mon Dieu, et notre foi et notre amour se confondent, soyez en certaine. Le stoïcisme est une idée noble et forte — mais après tout ce n'est qu'une sorte de prison cellulaire pour l'âme. Le christianisme, c'est la liberté dans l'amour, et le salut dans la douleur. De tous les bienfaits que je vous dois — le plus grand, le plus immense est assurément de m'avoir rendu complètement à la foi de mes jeunes années. Rassurez-vous donc sur mes faux-semblants d'hérésie, et croyez-moi bien entièrement, quand je récite mon *credo*. Offenbar fühlte sich Liszt, der ein weichliches, fast weibliches Gemüth hatte, unter der im Lieben und Hassen ganzen, starkgeistigen und beinahe männlich-entschiedenen Frau sehr glücklich. Eine andere Frage ist es, ob die starr ultramontane, gelegentlich auch deutschenfeindliche Polin den Musiker günstig beeinflußte. Ein so helläugiger Beobachter wie Richard Wagner hat es stets verneint. Ja, er nahm bei Gelegenheit keinen Anstand, den Freund zu warnen und zu einem Bruche zu treiben. Eine vorübergehend sehr starke und bisher räthselhafte Verstimmung zwischen Wagner und seinem nachmaligen Schwiegervater hat keinen anderen Grund, wie sich jetzt aus diesen Briefen ergiebt. Im Sommer 1858 waren Liszt und seine Freundin in Zürich bei Wagner auf Besuch, und von dieser Zeit an datirt eine gewisse Entfremdung, die sich schon darin zeigt, daß die Fürstin im folgenden Jahr in Paris Wagner „schnitt". Da man bei dessen rücksichtlos-genialem Liebesbedürfniß, das auch vor den Frauen und Freundinnen seiner Freunde nicht Halt machte, immer zuerst fragen kann: Où est la femme? so nahm man hier eine ähnliche „Verirrung" an. Aber nichts ist falscher. Wagner hatte dem Freund und zumal dem Künstler mehrfach die Gefahren dieser clericalen Einflüsse gezeigt und zu einer Lösung des Verhältnisses gerathen und diesen Freundesrath später brieflich an Hans von Bülow wiederholt. Dies geht aus der folgenden Stelle eines Schreibens hervor, das Liszt an die Geliebte nach Paris richtete: „Hans m'a communiqué la lettre de Wagner, dont le sens correspond assez à vos prévisions. Sans s'expliquer nettement, et en gardant même une certaine délicatesse de langage qu'il n'a pas employée en d'autres circonstances — il ressort de cette lettre qu'il veut séparer ceux que Dieu a joints, c'est-à-dire vous et moi. Il se plaint de mes réserves, de l'exemplaire non relié que je lui ai envoyé de mon *Dante*, 6 semaines aprés la publication! des exemplaires non reçus de ma Messe et des *Bohémiens*, des quelques lignes de Pohl au sujet de l'introduction de *Tristan*, où il est dit que le tissu harmonique de ce morceau se ressentait de la lecture des Poëmes symphoniques, etc., etc. En somme, il semble vouloir insinuer à Hans, que vous exercez sur moi une influence regrettable et contraire à ma véritable nature. Si Wagner n'a pas le mérite de l'invention de cette sotte idée, je n'aurai garde pour ma part d'en partager l'absurdité. Toutes les fois qu'on a essayé de me chansonner sur ce ton, j'y ai mis prompte fin — considérant une pareille fausseté comme une triple injure qui m'est faite. Wagner demeure maintenant 16, rue Newton, avenue des Champs-Elysées. Peut-être le verrez-vous. Je vous y engage presque. Mais traitez-le très doucement — car il est malade, et incurable. Voilà pourquoi il faut simplement l'aimer, et tâcher de le servir autant que cela se peut." Wie gesagt, die Fürstin besuchte Wagner nicht, und wenn sie sich auch später in einem schönen Briefe bei ihm entschuldigte, so blieben die Beziehungen wenigstens zwischen ihr und Wagner ziemlich kühl und förmlich. Daß aber der Meister durchaus Recht hatte, zeigt die Entwickelung Liszt's als Componist, wie auch das fernere Schicksal dieser „ewigen" Liebe.

Gedichte von Georg Scherer.
Mit 120 Illustrationen von Paul Thumann. **6. Auflage.**

Prachtband mit Goldschnitt; Decke in Farbendruck nach einem Aquarell von Paul Thumann. **Preis 4 Mark.**

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Urteile der Presse:

I. Prof. Dr. **Theobald Ziegler** (in Fr. v. Weechs literarischer Beilage der Karlsruher Zeitung):

Diese Gedichte sind von einer ganz eigentümlichen Schönheit und haben es mir wunderbar angethan: wie sie tief aus dem Herzen kommen, so dringen sie auch wieder tief zu Herzen. Es ist keine leichte, tändelnde Poesie, so leicht und einfach und rein die Form der Lieder ist; es ist kein blendendes Feuerwerk des Witzes und Geistes, das hier vor uns abgebrannt wird, so reich an Gedanken diese klaren, stillen Lieder sind. Es sind vielmehr, wie der Dichter selbst sagt, meist düstere Blätter, Nachtblumen, die zeigen, daß ihm „kein heitres Los gefallen, als er des Lebens Bahn betrat". Aber was so unendlich wohlthuend ist, ist das, daß sich dieser ernste, stille Mann darum doch keinem sentimentalen Weltschmerz, keiner interessanten Zerissenheit, keinem wohlfeilen Pessimismus in die Arme geworfen, sondern daß er sich kräftig durchgearbeitet, seinen einsamen Lebensweg mutig und ohne alle Bitterkeit weiter fortgesetzt und was ihn drückte und schmerzte, wie das, was ihn beglückte, erhob und erbaute, seinem Liede anvertraut hat. Eine Persönlichkeit ist es, die uns aus diesen Gedichten entgegentritt, eine zarte und weiche, die der Sturm des Lebens oft gebogen und gerüttelt, niemals aber zu entwurzeln und zu zerbrechen vermocht hat, und die darum dennoch — ich wiederhole es noch einmal — aus eigener Kraft zum Glück und zum Frieden durchgedrungen ist. Daß es einem solchen Manne wohler ist in der einsamen Natur als unter Menschen, im stillen Wald vor allem und auf den höchsten Bergen, versteht sich von selbst. Von der Alpenrose singt er daher und vom Edelweiß, dem er zuruft:

Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Und die Geliebte vergleicht er darum „dem See am Sonntagmorgen, der still im Schoß der Berge ruht". Ueberhaupt das Leben der Menschen und das Weben der Natur schlingt sich ihm in eins zusammen, und hier weiß er ganz eigenartig schöne Beziehungen aufzufinden. Daß aber ein so in sich beruhigter, fertiger Mann auch manches gute und kluge Wort in epigrammatischer Form vorzutragen versteht, ist selbstverständlich. — Die hübsche, würdige Ausstattung mit den gelungenen Thumann'schen Vignetten und den billigen Preis zu rühmen, klingt nach dem eben Gesagten fast wie eine Dissonanz; es zu unterlassen, wäre aber ein Unrecht der Verlagsbuchhandlung gegenüber.

Unterzeichnete bestellt hiermit:

Gedichte von **Georg Scherer.** Mit 120 Illustrationen von Paul Thumann. 6. Auflage. In Prachteinband mit Goldschnitt. Preis 4 Mark.

(Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart)

und ersucht um Zusendung unter Nachnahme — Betrag liegt hier bei — folgt durch Posteinzahlung.

Name und Stand:

.....

Wohnort, Straße und Hausnummer:

.....

— Um recht deutliche Schrift wird freundlichst gebeten! —

Bücherzettel.

Freimarke

Buchhandlung

Geh nicht vorüber!

Siehst du am Meeresstrande
Die Perle ruhn im Sande —
Nimm sie an deine Brust!
Wohl von den nächsten Wogen
Wird sie hinabgezogen
Und schaut nie mehr des Tages Lust.

Und schlägt auf deinen Wegen
Ein Herz dir warm entgegen,
So geh nicht kalt davon!
Heut ist sein Kelch noch offen;
Wie leicht, vom Frost getroffen,
Schließt sich's auf ewig morgen schon!

Zuruf.

Kommt ein Lichtgedanke dir,
Laß ihn nicht entschweben,
Eh' du ihm die helle Zier
Klarer Form gegeben!

Und wenn auf dem Pfad der Pflicht
Dir ein Leid begegnet,
Ring' mit ihm und laß es nicht,
Bis es dich gesegnet!

II. Prof. Dr. **Friedr. Theod. Vischer** (in der Beilage zur [Augsburger] Allgemeinen Zeitung):

Georg Scherer hat im abgelaufenen Jahr ein Bändchen Gedichte herausgegeben.[1]) Man ist begierig zu sehen, welchen Einfluß auf seine Produktion das Volkslied gehabt hat, das er mit so warmer Liebe, mit so feinem Sinne pflegt. In der Form, in ihrer Frische und Ungebrochenheit, im leichten, schlichten Rhythmus des Liedertons erkennt man auch bei Scherer augenblicklich das an die Volksweisen gewöhnte Ohr; nicht daß er die Nachlässigkeiten, die Sprünge derselben, die freie Herrschaft des Accents über die Silbenzahl mit dem kühn zwanglosen Realismus Heine's aufgegenommen hätte: er ist durchgebildet metrisch korrekt, aber lebendig korrekt, höchst klar, weich, klangvoll, fließend, harmonisch in Klangfarben der Vokalfolge; man fühlt aufs wohlthuendste eine musikalische und musikalisch gebildete Natur heraus. Im Inhalt, in der Stimmung aber behauptet die Subjektivität ihr Recht im modernen Sinn des Worts. Diese Stimmung ist vorherrschend sentimental. Auch das Volkslied hat seine Sentimentalität, aber sie ist natürlich von anderer Art als die der modernen Bildung; seine Wehmut knüpft sich an bestimmtes Scheiden, an Scheiden vom Geliebten, vom Leben; dahinter fühlt man den ruhigen Nerv und knochenfesten Lebenssinn des Volks. In unserer subjektiven Bildung dagegen ruht die Sentimentalität auf der bewußten, universalen Entgegensetzung des Ideals und des Lebens und in der nervenerregten Pflege der Schönheit des Schmerzes, der aus diesem Bewußtsein fließt. Man spricht keinen Tadel aus, wenn man einem Dichter die Eigenschaft der Sentimentalität beilegt, sofern man nur hinzusetzen kann, daß sie sich mit bestimmten anderen Eigenschaften verbindet. Der Dichter, welcher hier vor uns tritt, erscheint als eine weiche, milde Natur, als ein liebebedürftiges, schönes Gemüt, das viel Unglück erfahren hat, und mit wehmutsvoller Grundstimmung in dem Gedanken des Scheidens, des verlorenen Glücks der Kindheit, der Liebe, der Einsamkeit, des Todes sich ergeht. Allein darin ist nichts Gemachtes, nichts Affektirtes; der Ton steht ihm an wie dem liebenswürdigen Hölty. Er pflegt ihn nicht mit der Abstraktion eines dualistischen Philosophen, nicht mit der öden Konsequenz der inneren Kränklichkeit; freie, freudige, frische, schwungvolle Töne, Bilder, Gedanken, Willensbestimmungen brechen durch. Ueberall begegnet man einem echt poetischen Naturgefühl, das in der labenden Luft des Hochgebirgs, unter Alpenrosen und Edelweiß zu atmen liebt, und aus diesem reinen Element seine satten, gesunden Anschauungen wählt, nicht bloß Anschauungen: diese Gedichte halten die Probe der e c h t e n Poesie aus, welche die Natur wirklich beseelt, die Empfindung mit vollem Tausch in sie. ergießt. Ein andermal ist es Vergleichung, was beide Welten bindet, aber nicht verbrauchte Metapher.

[1]) Die Auswahl und Durchsicht für den Druck hat E d u a r d M ö r i k e besorgt.

Nun klinge, mein Lied!

Nun klinge, mein Lied, durch den knospenden Wald
Und verhall' in den rieselnden Gründen!
Der Winter ist aus und Frühling ist's bald,
Und du sollst es der Erde verkünden.

Drum heiße nun Wiesen und Auen schnell
In schwellendes Grün sich kleiden,
Und sende durch tauende Thäler den Quell,
Damit sie sich festlich bereiten!

Und weck' aus dem Traume mit leisem Ton
Die Blumen im Feld und im Garten:
Sie sollen mit blühenden Häuptern schon
Den blühenden Freier erwarten.

Dann lock' aus dem sonnigen Süden mir all
Die sämmigen Sänger, die süßen,
Auf daß sie mit lieblichem Liederschall
Den lächelnden Lenz begrüßen.

Wir könnten leicht eine schöne Reihe originaler, aus ursprünglicher Tiefe gegriffener Gleichnisse symbolischer Wendungen ausheben; es ist uns aber wichtiger, auf den Punkt hinzuweisen, wo der sentimentale Zug dieses Dichters seine schönste Ausgleichung findet: die Sammlung, die Ruhe im Innersten, zu welcher er aus allem Sehnen und Klagen versöhnt zurückkehrt. Der Dualismus, der in der Sentimentalität liegt, hebt sich hier auf in der fest mit sich selbst geschlossenen Einheit der Mannesbrust, des schwer erkämpften, aber auch unveräußerlichen Friedens. Auch diese Seite trägt bei unserem Dichter ein eigentümlich mildes Gepräge. Wurde die Sehnsucht nie zur leidenschaftlichen Klage, begegnet man nirgends einem wilden Ton, wird die Sentimentalität an dem Punkt, wo sie in die Zerrissenheit überginge, fest abgegrenzt, so äußert sich auch der schwer errungene Friede wie Meeresstille, wie sanftes Säuseln der Abendluft, oder besser: wir fühlen uns in und mit dem Dichter sicher geborgen, wie in reinlichem, wohnlichem, warmem Raum nach Sturm und Regen und Wanderung durch Wildnis. Und der Bau dieses Asyls hat der mannhaften Arbeit mehr gekostet, als uns gesagt wird; der Dichter will, man sieht es, nur kein Aufheben davon machen. Aber wir wissen genug, wenn er uns sagt:

„Vergiß, was dir geraubt das Leben,
Was starb, verwelkte und verdorrt!
Der Zukunft nur gehört dein Streben,
Und „Vorwärts!“ heißt dein Losungswort.

„Leg an, mein Geist, die blanken Waffen,
Herz, trink der Liebe Sonnenlicht!“ ꝛc.

So sieht man ihn, indem man den Schritten seiner Lieder folgt, zum Manne reifen; er wird bestimmter, gedankenreicher; schlagende Epigramme, weise Sprüche treten auf; die politische Saite wird kräftig angezogen, und ohne daß er seiner milden Idealität untreu wird, fühlt sich doch aus ihrem Ton und Gang eine Art hohen Stils und erhabener sinnender Stille heraus, die an — Hölderlin erinnert. Dafür als Beleg stehe zum Schluß ein Gedicht, das zugleich beweist, daß der Freund des deutschen Volkslieds auch in der klassischen Gefühlsweise und Form zu Hause ist: Wandel des Weisen (S. 217).

III. Prof. Dr. **Friedrich Zimmermann** (in W. Herbsts Deutschem Literaturblatt):

Lieder, fast lauter Lieder (im engeren oder weiteren Verstande[1]) von frischer, unverkünstelter Poesie, in denen vorzugsweise inwendig Erlebtes herzlich, mit Anmut und in wohlthuenden, sorgfältig gepflegten Formen ausgesprochen wird. Sie ordnen sich in drei Bücher. Das erste ließe sich „Frühling“, das zweite „Sommer und Herbst“ überschreiben; die Dichtungen des dritten Buches sind bunter gemischt (darunter auch Gnomisches). Im

[1]) In der neuen Auflage sind auch die anderen Dichtungsarten reichlicher vertreten.

Sommernacht.

Schon breitet ihre dunkeln Flügel
Die Nacht auf Garten, Feld und Wald;
Dort taucht der Mond herauf am Hügel,
Und auch der letzte Laut verhallt.
Die Blume nickt am Rand der Quelle,
Der Vogel schläft auf schwankem Ast,
Und friedlich ruhn an sich'rer Stelle
Die Menschen von des Tages Last.

Da schwebt ein Engel durch die Räume
Und singt und spielt ein heilig Lied;
Ein Schauern zittert durch die Bäume,
Wo segnend er vorüberzieht.
Er segnet Obst und Korn und Reben
Und tränkt den Tau auf Blüt' und Blatt;
Er segnet im Vorüberschweben
Die Schläfer auf der Lagerstatt.

ganzen geht durch die ältere und die jüngere Generation schwäbischer Sangesgenossen seit Uhland eine unverkennbare Familienphysiognomie. Die tiefgründige Anhänglichkeit an die Heimat, die Vorliebe für gerade diese Landschaften und Burgen, die Unermüdlichkeit in deren dichterischer Verwendung, die Empfänglichkeit und Feinheit des Naturgefühls, ein Gleichgewicht idealistischer und realistischer Momente, ein gewisses idyllisches Nestmachen des Gefühls, das nicht analysirbare Etwas, das wir schwäbische Gemütlichkeit nennen, daneben das Verständige, Maßhaltige, oft Knappe, und auch einen Hang zur Schwermut rechnen wir unter die wesentlichen Charakterzüge. Was den letzterwähnten betrifft, so nähert sich Scherer dem Freunde der Melancholie, Justin Kerner; aber seine Schwermut ist gelinder, friedensuchender und höchst selten bleiben seine Dissonanzen unaufgelöst. Ein verklärender Hauch umwebt die zahlreichen Stücke, die von Lebensdrang, Herzensnot und Entsagung erzählen. Da ist nicht Haß noch Verbitterung; auch an tiefreligiösen Klängen spürt man die ausgleichende Versöhnung. Mitunter beben sie nur zwischendurch leise, aber um so ergreifender über die Saiten der Harfe. Nirgends Verzweiflung, nirgends der bekannte kokettirende Titanentrotz, vielmehr überall Gesundheit, Lebensernst und Mannesmut, die auch in den weichsten Stimmungen nicht zerfließen. Unerschöpflich, wie der Waldboden jener schwarzen Berge sich mit Moosen und Blumensternen überzieht, quillt die zarte Naturfymbolik, in welcher sich die Gefühle objektiviren. Die meisten Gedichte reden in solchen Bildern. Durch den guten Takt, den dabei unser Poet einhält, unterscheidet er (wie auch sonst die Schwaben[1]) sich vorteilhaft von den österreichischen Metaphorikern und Allegorikern, voran Anastasius Grün. Viele reinlich auf schmalem Raum skizzirte Naturformen können mit Uhland und Karl Mayer wetteifern. Aber als das Vornehmste in dem mildleuchtenden Blumenflor begrüßen uns die tausend Nachtigallenrufe lauterer Liebe, wie denn im ganzen Werke die sittliche Reinheit sich gleichbleibt. Durch die schuldlosen Grazien seiner Erotik hauptsächlich wird Scherer die Sympathien vieler Leser und Leserinnen gewinnen. Auch die Sprache fesselt, denn sie ist wirklich konkreter Ausdruck des dichterischen Gehaltes, und wir erinnern uns selten einer Ausbeugung ins Reflexionsmäßige begegnet zu sein. Genug, wer Scherers Poesie bereits kennt, bedarf unserer Empfehlung nicht, um sie zu würdigen. Es ist aber in unserer unstäten, schnell lesenden und schnell vergessenden Zeit eine Pflicht, auf wirklich Schönes und Edles, auch wenn es nicht als neuester Modeartikel die Neugierde erregt, mit Nachdruck hinzuweisen — und dessen finden wir hier die Fülle.

IV. Prof. Dr. **Albert Möser** (in Ernst Ecksteins D. Dichterhalle):

Bekannt ist, daß Georg Scherer sich viel mit der Erforschung und Aufzeichnung der deutschen Volkslieder beschäftigt und ver-

[1]) G. Scherer stammt aus dem bairischen Mittelfranken.

Das Edelweiß.

Was blickst du, bleiches Felsenkind,
So still, so rätselhaft mich an?
Du, die so kühn um Liebe minnt,
Hast du auch mir's schon angethan?
Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
Ins Auge schau ich dir hinein;
Du nimmst die Sinne mir gefangen
Wie Alphornklang im Mondenschein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch überm Abgrund blühst du schlicht
Bei Gletschereis und ew'gem Schnee,
Und thronst im stillen Heiligtume
Des Hochgebirges stolz und frei —
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn mutig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenschütz und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unwegsamen Pfade hin.

schiedene Sammlungen derselben herausgegeben hat. Es verdient aber nicht minder bekannt zu sein, daß er in seinen eigenen Gedichten in sehr glücklicher Weise im Geiste des Volksliedes dichtet und durch die Art, wie er dessen Ton und den unmittelbaren Naturlaut der Seele zu treffen versteht, als eine in der Gegenwart seltene Erscheinung dasteht, da bekanntlich in der Literatur der Gegenwart das reflektirende Element durchaus die Oberhand gewonnen hat. Die reflektirende Poesie ist Scherers Sache nicht. Der Born des Gemüts und der Zauber des Naturlebens sind in schöner Verbindung und Wechselwirkung die Quellen, aus denen seine Muse schöpft. Abgesehen von wenigen Oden und Sonetten meidet er deshalb auch die künstlicheren Formen der Lyrik, und meist nur in einfach gereimten Strophen und in der allerknappsten Form wird uns ein Inhalt geboten, der — meist elegisch angehaucht — durch seine schlichte Wahrheit und Innigkeit unser Gemüt gefangen nimmt und uns oft im Tiefsten ergreift und rührt. Alles Gebauschte, Aufgedonnerte und Effekthaschende fehlt vollständig. Scherers Gedichte klingen oft wie leiser Aeolsharfenklang an unser Ohr, und es mag sein, daß, weil sie so gar nichts Aufdringliches und Herausforderndes haben, sie bis jetzt nur der engeren Gemeinde der Literaturfreunde bekannt geworden sind. Bekanntlich kann man die Schönheit poetischer Produktionen niemanden an- und vordemonstriren; man hat den empfänglichen Leser vor allem nur aufzufordern, das Buch in die Hand zu nehmen und selbst zu lesen und zu genießen. Ich dürfte sonach mit dem gegebenen Hinweis auf Georg Scherer meine Aufgabe im wesentlichen für erledigt halten. Ich kann mir indes nicht versagen, noch auf einzelne Proben einzugehen, durch Anführung derselben den Dichter zu charakterisiren und die Richtigkeit meiner Ansicht zu erhärten. (Folgen die Gedichte: S. S. 15. 17. 50. 75. 79. 146. 225. 227.) Des Raumes wegen habe ich mich meist an die kürzeren Gedichte gehalten; ich glaube aber, daß auch diese genügen werden, um volles Zeugnis abzulegen von dem echten Gemütston, der schlichten Wahrheit und dem tiefen Naturfinn, welche sich überall in der Scherer'schen Poesie dokumentiren.

V. Prof. **Dr.** Anton Ohorn (im Chemnitzer Tageblatt):

Wenn wir jemals mit aufrichtigem Herzen und wahrer Freude eine Gedichtsammlung empfohlen haben, so ist es diese. Dies warme und wahre Empfinden, diese gereifte und sinnige Lebensanschauung, diese anmutige und vornehme Sprache und Form lassen die Dichtungen Scherer's als ganz hervorragend in ihrer Art erscheinen. Das ist echte, sonnige, herzerquickende Poesie, die uns erhebt und innerlich befreit, anregt und erwärmt, und wenn das treffliche Buch anstatt der vierten, nicht bereits die zwanzigste oder wievielte Auflage hat, so liegt es wohl daran, weil der Dichter sich in seiner vornehmen Art fernhält von allem Coterietreiben und auf die

Mein!

Tamtamschläge wohlfeiler Reklame verzichtet, vielleicht auch, weil unsere vom Naturalismus versenchte Zeit das wahrhaft Schöne zu würdigen verlernt hat. Aber es werden Tage kommen, da man zu den vergessenen Idealen zurückflüchten wird, und dann wird Georg Scherer, dem ja ein rühmlich bekannter Name auch heute nicht fehlt, erst zu seinem vollen Rechte kommen. Wer Gedichte auf den Weihnachtstisch legen will, die auch für die Hand der Frau und Jungfrau bestimmt sein sollen, dem empfehlen wir dieses Buch ganz besonders. Es ist eine Sammlung von ausgewählten Perlen auf goldner, wertvoller Schnur, denn auch die Ausstattung ist hervorragend würdig und schön, und daß die Illustrationen des feinsinnigen Paul Thumann den Reiz noch erhöhen, ist selbstverständlich. Dem Werke ist auch ein gutes Bild des Dichters beigegeben.

VI. **Dr. Ernst Ziel** (in der Schweizerischen Rundschau, 1897.

Die sechste Auflage! Die drei Worte sind auch eine Recension und — eine glänzende! Wer heute in Deutschland seinen Gedichten die drei Worte voransetzen darf, kann von sich rühmen: ich habe das erreicht, was in dieser Zeit und in diesem Lande für den Lyriker so viel bedeutet als der Ruhmeslorbeer: einen Ehrenerfolg! Scherer verdankt diesen Erfolg vor allem drei Momenten, welche in seiner Lyrik so wohlthuend hervortreten: der reifen Klarheit seines Geistes, der milden und weichen Stimmung seines Gemütes und der durchgängigen Harmonie, in welche er den idealistischen Aufschwung seines Wesens zu setzen verstanden hat mit der realistischen Erfassung von Welt und Leben. Unterstützt in ihrer Wirkung aber wurden diese geistigen Momente durch einen mehr formalen Vorzug: durch den schlichten musikalischen Ton des Volksliedes, den er überall anschlägt und der seine Poesie dem Verständnisse der weitesten Kreise naherückt. Diese warmblütigen stillen Lieder, die Zeugnis ablegen ebensowohl von harten, schweren Lebenskämpfen, wie von einer starken frischen Mannesnatur, die sich nicht beugen läßt durch Schmerz und Enttäuschung, diese immer maßvollen Beurkundungen eines echt lyrischen Talentes — ich stehe nicht an, sie zu den wertvollsten Erzeugnissen der neueren deutschen Lyrik zu zählen, und ihnen bei ihrer nunmehr sechsten Reise ins Publikum den Wunsch mit auf den Weg zu geben, sie mögen immer mehr sich das erobern, was ihnen von Rechts wegen zukommt: die Zugehörigkeit zum eisernen Bestande unserer Nationalliteratur. Die Thumann'schen Illustrationen, welche auch diese neue Ausgabe der Scherer'schen Gedichte schmücken, werden das ihre dazu beitragen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe.

Agathe.

Versteckt.

War einst ein junger Schmetterling,
Ein flatterhaftes, flücht'ges Ding,
Umschwärmend alle Rosen;
Doch keine war ihm schön genug;
Er wollte nur im raschen Flug
Verliebt mit ihnen kosen.

Da sah er eines Morgens stehn
Die weiße Lilie, rein und schön,
Die eben sich erschlossen;
Tauperlen blitzten noch auf ihr,
Sie stand, des Gartens stolze Zier,
Von Anmut übergossen.

Der Falter naht in holder Scheu:
„Dir bleib' ich treu; nun ist's vorbei
Mit flatterhaften Scherzen."
Er schaut ihr in den Kelch hinein —
Da lag ein fein Goldkäferlein
Ihr heimlich schon am Herzen.

Heimweh.

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimat war —
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerdar.

Und kann auch nie ein Herz zurück
Zum Herzen, dran es selig lag —
Es singt von dem verlornen Glück
Noch bis zu seinem letzten Schlag.

Die großen Männer.

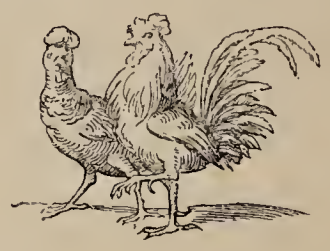
Seht ihr sie dort auf Bergesgipfeln prangen
Im Morgenlicht, des Geistes hohe Wacht?
Daß sie so früh die stolzen Höhn errangen,
Nicht haben sie's in jähem Flug vollbracht;
Derweil die andern schliefen, zechten, sangen,
Erklommen sie den steilen Pfad und drangen
Arbeitend aufwärts in der stillen Nacht.

Seelenwanderung.

Monolog eines Rheinpfälzer Dienstmädchens.

Jetz' haww' ich die Hunzerei awer sadd,
Des ewige Schelte un Streite!
Mag thu' was ich will, so isch es nit recht,
Der Herr putzt mich 'runner, die Fraa macht mich schlecht;
Mein'n Sergeant will mer aach nimmi leide.

Kumm' ich widder uf d' Welt, so werr' ich e Henn',
Do kann mich kee Mensch kujenire;
Des Morgens leg' ich pumadig mei Ei,
No haww' ich de ganze Nachmittag frei
Un geh' mit mei'm Gockel spaziere.



Alter Streit.

„Im alten Streit der Geschlechter
Stellst du die Frau gar über den Mann?" —
Gestrenger Frauenverächter,
Sei doch im Urteil kein Tyrann:
Die gute ist besser als der Mann
Je werden kann;
Die schlechte aber ist viel schlechter.

☞ Gleichzeitig erscheint **Georg Scherer's illustr. Rätselbuch für Jung und Alt** in **dritter, vermehrter Auflage** bei **Braun & Schneider** in München. Preis 2 M.

Im Mai 1860 verließ die Fürstin Weimar — auf Nimmerwiederkehr, wie weder sie noch Liszt ahnte — und begab sich nach Rom. Der wiederholten Aufforderung der russischen Regierung, zur Herbeiführung einer gütlichen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten in ihr Land zurückzukehren, hatte sie in der Ueberzeugung, daß man sie ein zweites Mal nicht wieder aus Rußland herauslassen werde, kein Gehör geschenkt; selbst nicht, als man sie mit Verbannung aus Rußland und Einziehung ihrer Güter bedrohte. In Folge dessen war nach Verlauf einiger Jahre ihr von ihrem Vater ererbtes Vermögen auf ihre Tochter übertragen worden. Eine solche Uebertragung hatte Liszt, großdenkend und selbstlos wie er war, von Anbeginn gewünscht und gefordert, daß die Fürstin lediglich ihr Heirathsgut, das sie in Gestalt von Capitalien mit nach Deutschland genommen hatte, sich vorbehalte. Aber ihrer Vermählung setzten sich immer neue Hindernisse entgegen. Die Lösung der Ehe erreichte der Fürst Wittgenstein als Protestant seinerseits ohne jede Schwierigkeit, wogegen sie bei der katholischen Fürstin auf nahezu unüberwindliche Hindernisse stieß. Der Fürst hatte, nach Wiederaufnahme des früher von ihm aufgegebenen Militärdienstes, als Adjutant des Gouverneurs von Riga, Fürsten Suworow, mit der Erzieherin in dessen Hause längst ein zweites Ehebündniß geschlossen, indeß es für Fürstin Carolyne noch galt, endlose Kämpfe um den Preis ihrer Freiheit zu bestehen.

Erst als sie sich auf die Basis des ihr väterlicherseits auferlegten Zwanges stellte, um zu beweisen, daß ihre Ehe eine unfreiwillige gewesen sei, besserten sich ihre Aussichten. Hiergegen zwar eiferten, als ihre erbittertsten Gegner, ihre polnischen Anverwandten, die ihr inniges Verhältniß zu ihrem Vater gekannt hatten und Zeugen der ersten friedlichen Jahre ihrer Verheirathung gewesen waren. Nichtsdestoweniger gelang es der Fürstin endlich, diese Hindernisse zu überwinden. Der in Rußland geführte Scheidungsproceß wurde zu ihren Gunsten entschieden, und der heilige Vater ertheilte seine Sanction. Sie aber wollte einen vollen Sieg erringen: in Rom selbst wollte sie ihre Vermählung mit Liszt feierlich begehen. Binnen anderthalb Jahren hatte sie alle erforderlichen Documente beisammen. In aller Stille sollte Liszt in Rom eintreffen, an seinem 50. Geburtstag, dem 22. October 1861, die Trauung stattfinden und die Welt damit überrascht werden. Alles glückte. Liszt war angekommen, der Priester bereit, die heilige Handlung zu vollziehen. Schon stand der Altar der Kirche San Carlo al Corso im festlichen Schmuck. Da wollte es eine seltsame Fügung, daß gerade hierdurch die zufällig in Rom anwesenden Verwandten der Fürstin aufmerksam wurden. Durch Vermittelung eines hohen Würdenträgers beschworen sie den Papst, den „Meineid" der Fürstin, wie sie es nannten, noch in letzter Stunde zu verhindern. Pius IX. wurde erschüttert. Er befahl einen Aufschub. Als Liszt am Vorabend nach gemeinsam empfangener Communion bei der Fürstin weilte, erschien zu später Stunde ein Abgesandter des heiligen Vaters, der die Documente zu nochmaliger Einsicht verlangte und eine Verzögerung der Trauung anordnete.

Dies Ereigniß erfüllte die Fürstin mit einer Art abergläubischer Scheu. Von Stunde an verzichtete sie in ihrem Innern auf die eheliche Verbindung mit Liszt, das heißersehnte, mit Aufgebot aller Mittel und Kräfte angestrebte Ziel fünfzehn langer Jahre. Sie weigerte sich, ihre Proceßacten einer abermaligen Durchsicht unterwerfen zu lassen. Auch als am 10. März 1864 Fürst Nicolaus Wittgenstein starb, sprach sie nicht mehr davon, ihre endlich erlangte Freiheit Liszt zu widmen. Das Anerbieten des Cardinals Hohenlohe, sie selbst in seiner Capelle zu trauen, erfuhr keine zustimmende Antwort. Sie war und blieb vollkommen den Jesuiten verfallen, die ihr Vermögen nicht in andere Hände übergehen lassen wollten. Und zuletzt entschwand auch der vollkommene Einklang ihrer Seelen, der ohnehin durch die lange Trennung von Liszt nicht unberührt geblieben war. „Rom," berichtet La Mara, „übte einen überwältigenden Einfluß auf die Fürstin aus. Es öffnete ihr eine neue Welt. Hatte sie sich in Deutschland Liszt völlig untergeordnet und seine Angelegenheiten ganz zu den ihren gemacht, so nahm sie in der ewigen Stadt den regsten persönlichen Antheil an allen brennenden geistlichen Fragen. Ihr rastloser Geist, nach immer neuer Nahrung, neuen Aufgaben verlangend, gewöhnte sich, einen anderen Flug zu nehmen, als derjenige ihres Freundes. Die Interessen der Kirche erschienen ihr allmälig höher als die der Kunst, an denen sie sich nur mittelbar betheiligte." Sie beschäftigte sich emsig mit theologischen Studien, mit Ausarbeitung kirchenpolitischer Schriften, die sie drucken, wenn auch nicht in die Oeffentlichkeit gelangen ließ; denn sie glaubte jetzt an eine ihr vorbehaltene wichtige kirchliche Mission, wie sie einst an eine künstlerische Mission Liszt gegenüber geglaubt hatte. Nun trachtete sie, Liszt in den Bann ihrer letzten Ziele zu zwingen: seine erhabene Kunst dem Höchsten, der Kirche zu weihen. Dies bot zugleich eine Lösung ihrer schwierig gewordenen Stellung, nun da sie Wittwe war und zur Ehe mit ihm nicht mehr schreiten wollte. Sie gab den Impuls — und Liszt folgte ihm mit der Begeisterung seines hochherzigen Strebens. Am 25. April 1865 empfing er in der Capelle des Großalmoseniers des Papstes, des Erzbischofs von Edessa in partibus und nachmaligen Cardinals Hohenlohe, im Vatican die niederen priesterlichen Weihen.

La Mara motivirt sehr scharfsinnig auch den Standpunkt der Fürstin. Sie knüpfte an Liszt's Eintritt in den geistlichen Stand Erwartungen von Ehren und Auszeichnungen und sah ihn schon im Geist als Nachfolger Palestrina's an der Spitze der Sixtinischen Capelle. Die Nichtverwirklichung dieser Hoffnungen erfüllte sie mit Bitterniß. Liszt hinwiederum begehrte zwar nichts für sich selbst — er schuf aus dem Priesterthum seines Herzens heraus seine Kirchenwerke. Hatte er sich in Deutschland wesentlich der symphonischen Aufgabe gewidmet, so wandte er sich nun dem oratorischen und kirchlichen Gebiete zu. „Elisabeth", „Christus", Krönungsmesse, Psalmen, Kirchenchorgesänge, Missa choralis, Requiem u. A. entkeimte dem römischen Boden. Rom jedoch mit seiner aus vergangenen Jahrhunderten erwachsenen Kunst wußte mit Liszt's dem Leben und Bewußtsein der Gegenwart entströmter Musik nichts anzufangen; es stand ihr fremd gegenüber. Seine auf Regeneration der katholischen Kirchenmusik gerichteten Ideale ließen sich in Rom nicht verwirklichen. Man empfand kein Bedürfniß nach einer solchen Reform. Das „klösterlich-künstlerische" Leben, das Liszt sich in der Stadt der Päpste geschaffen hatte und dem er sich bleibend hinzugeben gedachte, ward ihm auf die Dauer zu eng. Aus der stillen Abgeschiedenheit von Madonna del Rosario und Santa Francesca Romana drängte es ihn — mochte er sich selbst auch dagegen wehren — endlich zurück in den frischen Strom geistigen, künstlerischen Lebens. Er fühlte die Nothwendigkeit, Deutschland wieder näher zu treten, und er kehrte immer häufiger und auf länger in die wahre Heimath seiner Kunst zurück. Aber es war zu spät, und Wagner sollte wieder Recht behalten. Die Wege, die Liszt sonst zur Aufführung und Verbreitung seiner Werke offen gestanden hatten, verschloß ihm jetzt das priesterliche Kleid, das er trug. „Nur in Ausnahmsfällen," schreibt La Mara, „gestattete er sich hinfort noch die öffentliche Ausübung seiner Kunst, sei es am Clavier oder mit dem Taktstock in der Hand. Und doch bedurften gerade seine Compositionen mehr als die Anderer des öfteren Gehörtwerdens, sollte sich ihnen das Verständniß des Publicums erschließen. Es gehört zur Tragik in Liszt's Leben, daß er, der vergötterte Liebling Europas als Virtuos, er, der in beispielloser Uneigennützigkeit zeitlebens für Andere wirkte, der für die neuere Kunst, für Beethoven, Schubert, Schumann, Chopin, Berlioz, Wagner, Franz, Rubinstein, Raff, Cornelius, Draeseke, Saint-Saëns und wie sie Alle

heißen, ebenso thatkräftig als erfolgreich eintrat, sein eigenes Schaffen mit Kälte, Widerspruch, ja Feindseligkeit aufgenommen und sich schließlich durch seine eigenthümliche Stellung sogar der Mittel beraubt sah, sie zur Geltung zu bringen."

Doch auch Liszt's Freundin ereilte ihr Geschick. Sogar ihre Vertheidigerin La Mara meint, daß es ein verhängnißvoller Irrthum der Fürstin war, nachdem sie und Liszt im Glauben an die Rechte ihrer Ausnahmsnaturen, sich einst gegen die Macht der Sitte aufgelehnt und sich ein Märchenleben aufgebaut hatten, das als solches nicht zu dauern vermochte, daß sie die letzte Consequenz ihres ersten Schrittes nicht zog; sondern, während sie einst Alles ihrer Liebe geopfert hatte, nun wiederum in abergläubischer Scheu ihre Liebe einem Traum von Ruhm zum Opfer brachte und die Wirklichkeit hingab für ein Schattengebild.

Ihre starke schriftstellerische Veranlagung stellte sie jetzt ganz in den Dienst der geliebten Kirche. Sie beschäftigte eine eigene Druckerei, die tagtäglich für sie arbeitete und was sie heute schrieb, ihr morgen gedruckt abzuliefern hatte. Beim Lesen der Correcturen kamen ihr immer neue Einschaltungen, selten ein Strich in die Feder. Daß bei solcher Schaffensart und bei der drängenden Fülle der Gedanken die Uebersichtlichkeit der Gestaltung Einbuße erleiden mußte, begreift sich. Doch die Ermüdung des Lesers war ihre letzte Sorge. Ein Jesuit, Henri Lasserre, faßte darum den praktischen Gedanken, eines ihrer Bücher: Entretiens pratiques à l'usage des femmes du monde in klare gegliederte Form umzugießen, und in dieser Gestalt, unter dem Titel: La vie chrétienne au milieu du monde fand es durch die Propaganda eine starke Verbreitung und wurde in die englische und spanische Sprache übersetzt. Das aus 24 Bänden bestehende Hauptwerk ihres Lebens: Des causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Église, beendete sie erst wenige Tage vor ihrem Ende, am 23. Februar 1887. Unter schweren Leiden, mit schon geschwollener Hand, die kaum die Feder mehr zu halten vermochte, schrieb sie die letzten Seiten desselben nieder. Da es bei den wenigen Befreundeten, denen sie Einblick in dasselbe gewährt hatte, auf Widerspruch stieß, verfügte sie, daß es erst 25 Jahre nach ihrem Tode an die Oeffentlichkeit gelangen solle. Sie war überzeugt, der Kirche mit demselben belangreiche Dienste zu leisten; aber sie sah die Zeit dafür noch nicht gekommen. Und La Mara schließt: „Diese letzten Lebensjahre der Fürstin gewähren, gleich denen Liszt's, ein tragisches Bild. Sie konnten Beide nicht miteinander leben — und doch nicht voneinander lassen. Aber sie hatten verlernt, einander nur zum Glücke da zu sein und wie einst, in den Tagen der Altenburg, Eins in dem Andern aufzugehen. So gingen sie Beide einsam getrennte Wege dahin, nur im Glauben, in der Hoffnung auf ein sie vereinigendes Jenseits und in der Erinnerung der alten Liebe vereint. Und fern voneinander mußten sie Beide sterben."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Majorspferd.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Es gab in ganz Schweden keinen besseren Menschen, kein liebevolleres Familienhaupt und keinen schneidigeren Compagniechef, als den Hauptmann und Wasaordensritter Oskar von Säbelschild. Seine Frau und Kinder liebten ihn mehr als alle übrigen Officiere des Regiments (mit Ausnahme der ältesten Tochter, die heimlich den Leutenant von Pflaumenfeld bevorzugte), und in seiner Compagnie gab es nicht einen Soldaten, der im Kriege die allgemeine Verwirrung benutzt und ihm eine Kugel zwischen die Rippen geschickt hätte.

Da erschien eines schönen Tages der Postbote, worauf Oskar von Säbelschild schnurstracks durch das Eßzimmer nach der Küche lief und seiner Frau, die eben mit einer sehr nützlichen Kocherei beschäftigt war, zurief: „Gustava, uns ist heut' ein großes Glück widerfahren."

„Ist Deine Patience aufgegangen, lieber Alter?" fragte die Dame des Hauses.

„Unsinn, es ist viel mehr!"

„Sind wir beim General zu Mittag geladen?"

„Noch mehr!"

„Oskarchen, wir haben doch nicht gar etwa in der Lotterie gewonnen?"

„Gustava, Du bist Majorin!"

„O mein Gott, Oskarchen! Ach, meine Mama hat es ja gleich gesagt, als Du um mich anhieltest und Papa nichts davon wissen wollte: In Säbelschild steckt was, der wird noch 'mal Stabsoffizier! Ja, das sagte sie." Und die neugebackene Majorin umarmte ihren Alten, daß ihm das Mehl nur so um die Ohren flog, und gab ihm einen so schallenden Kuß, daß die Leute draußen glaubten, es platze eine Dynamitpatrone. Den Kindern wurde die Nase geputzt, worauf sie feierlich die Erlaubniß erhielten, Papa zu küssen und zu gratuliren. Die Dienstmädchen machten einen Knix und meinten, sie müßten von nun an wohl „Euer Gnaden" sagen. „Nein, Grethe und Lisa," wehrte Frau Gustava ab, „vor dem lieben Gott sind wir ja alle gleich, also nennt mich nur einfach Frau Majorin!" Dabei trocknete sie sich gerührt mit dem Schürzenzipfel die Augen.

Dies war Vormittags. Am Nachmittag aber kam Fräulein Aurelia Aquilina von Säbelschild, die älteste Schwester des Majors, und sie umarmte ihren Bruder herzhaft, küßte ihn schallend auf beide Backen und klopfte ihn mit ihrem Strickbeutel auf den Rücken, daß die Stahlnadeln klapperten. Dabei weinte sie vor Rührung dicke Thränen und rief: „Oskar, Oskar, unsere Ahnen schauen vom Himmel auf Dich herab und freuen sich der Ehre, die Du dem Namen Säbelschild machst. In den letzten siebenundsiebzig Jahren hat es kein Säbelschild höher gebracht, als bis zum Hauptmann, Prediger oder Gerichtsassessor, und nur Du bist Major! Möge der liebe Gott Dich diese Ehre noch recht lange genießen lassen. Um Dir nun zu beweisen, Oskar, wie sehr Dein Glück Deine alte Schwester Aurelia freut, hast Du hier dreihundert Kronen zu einem Reitpferd!"

Sie hatte krampfhaft in ihrem Pompadour gesucht und ihre Rede kaum beendet, als das Gesicht des Majors sich bewölkte und ihm die Arme am Leibe herabsanken. „Gott steh mir bei," rief er, „ich muß ja reiten! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, liebe Aurelia!"

„Papa will reiten, Papa will reiten! Dann kriegen wir ein Hottehüh, hurrah!" riefen die kleinen Säbelschild's und tanzten vor Freude in der Stube herum.

„Dann soll der Teufel mein Majorspatent holen! Ihr werdet sehen, das Reiten wird mein Unglück!"

„Unsinn, Oskarchen, das müssen alle Majore, und Du kannst es ja auch. Weißt Du nicht mehr, daß Du auf Papas Suleika zu Lena's Hochzeit ritteſt, und das ist noch keine vierzig Jahre her!" sagte Tante Aurelia. Der Major seufzte resignirt, dankte seiner Schwester für ihr Geldgeschenk, sah sich jede Nacht im Traume mit gebrochenen Armen und Beinen im Graben und las im Gesangbuch die Gebete für reitende Todeskandidaten laut und inbrünstig vor.

Einen Monat später reiste der Major, in Begleitung seiner Tochter Gabriele und der dreihundert Kronen von Tante Aurelia, auf den Pferdemarkt in die Stadt, um dort ein Schlachtroß zu erstehen. Gabriele sollte mit, um darauf zu achten, daß ihr Vater sich kein allzu feuriges Pferd aufschwatzen ließe, das durch sein muthiges Temperament der Familie die Stütze und dem Regimente seinen Major rauben könnte. Nach einiger Zeit fand man einen Rappen, der von genügender Größe,

ziemlich mager, aber von einem so frommen und tugendhaften Aussehen war, daß man annehmen konnte, er sei in einem Pfarrhaus aufgewachsen. Das Pferd war zehn Jahre alt und sollte dreihundert Kronen kosten, was mit Tante Aurelia's Geschenk angenehm übereinstimmte. Ein Thierarzt wurde zu Rathe gezogen. Derlei Leute pflegen aber so anspruchsvoll zu sein, daß der liebe Gott es ihnen mit den Pferden nie recht machen kann. Der Roßarzt sagte also: „Das Pferd ist erstens nicht zehn, sondern wenigstens vierzehn Jahre alt, zweitens hat es zwei große Ueberbeine am rechten Vorderbein, drittens bockt es und viertens ist es ein Krippenbeißer erster Güte. Im Uebrigen aber fehlerfrei."

Das Pferd wurde also erstanden, ebenso ein Sattel und das nothwendige Geschirr, und bald stand der Gaul im Stalle von Major Säbelschild's Gasthof, wo er von Fräulein Gabriele mit Zucker, Rüben und Weißbrod gefüttert wurde.

Der Major ging am nächsten Morgen in die Kaserne und hatte die Freude, einige alte Kameraden aus der Cadettenzeit zu treffen, die ihn zu einem Frühstück einluden. Das Austernfrühstück mit Champagner brachte eine merkwürdige Veränderung hervor. Der Herr Major sang Couplets aus dem „Pariser Leben", wollte Gabriele mit Punsch tractiren und kniff das Zimmermädchen in die Wange. Ja, während er sonst mit Furcht und Zittern dem Augenblick entgegengesehen, wo er auf seinem Schlachtrosse an der Spitze seines Bataillons reiten würde, wurde er jetzt so unternehmend, daß er auf der Stelle einen Spazierritt machen wollte. Gabriele brach vor Angst in Thränen aus.

„Liebster, bester Papa, um Gottes willen reite nicht eher auf dem Pferde, als bis wir zu Hause sind," bat sie flehentlich, „Mama muß dabei sein, damit sie es halten kann, wenn es wild wird."

„Liebes Kind," antwortete Major Säbelschild mit würdigem Ernst, „ein Soldat muß vor Allem der Gefahr ruhig in's Auge sehen können. Ist das Thier auch widerspenstig, mit Gottes Hülfe werde ich es doch bezähmen. Also weine nicht mehr, mein Kind, ich habe mir schon Reithosen und Sporen gekauft und werde auf alle Fälle noch heute Vormittag reiten."

Gabriele wollte es nicht mit ansehen, wie ihr Vater von den Hufen des wilden Pferdes zerstampft würde. In ihrem Hôtelzimmer auf den Knien liegend, flehte sie den Himmel an, ihren Vater auf seinem Todesritte zu beschützen. Die ganze Dienerschaft des Gasthofs half dem Major. Einer hielt den rechten, ein zweiter den linken Steigbügel, ein dritter die Zügel und die Stärksten bemächtigten sich der beiden Beine des Majors, indem sie ihn mit einem kräftigen Ruck auf den Sattel hoben. Aber der Rappe war wirklich ein vorzügliches Thier. Er spazierte gemüthlich die Hauptstraße entlang und ging so ruhig wie der Teufel im Leichenzuge seiner eigenen Großmutter. Plötzlich aber blieb er vor der Thür eines großen Hauses stehen und ließ sich nicht bewegen, weiter zu gehen. Der Major schlug ihn mit der Reitpeitsche, aber der Gaul drehte nur den Kopf und blickte ihn vorwurfsvoll an. Der Major rief alle Würdenträger der Hölle zu Hülfe, aber das Vieh schüttelte nur mißbilligend die Mähne. Endlich kam ein zierliches Stubenmädchen und sagte: „Der Herr Etatsrath ist nicht zu Hause."

Kaum war das Mädchen verschwunden, als der Rappe sich auch schon freiwillig in Bewegung setzte. Er gehorchte aber dabei nicht den Zügeln, sondern setzte seinen Weg nach eigenem Ermessen fort und blieb bald vor einem zweiten Hause stehen. Abermaliger Meinungsaustausch zwischen Roß und Reiter, wieder Hiebe und neues Anrufen aller höllischen Potentaten, aber mit dem früheren Ergebniß. Das Pferd rührte sich erst vom Platze, als ein dienstbarer Geist des Hauses erschien und sagte: „Der Herr Landeshauptmann ist erst um zwei Uhr zu sprechen." Nach diesem Bescheide machte sich der Gaul wieder auf den Weg. Der Major wünschte jetzt in seinen Gasthof zurückzukehren, aber sein Pferd theilte diese Ansicht nicht. Es handelte entschieden nach einem bestimmten Plane, und der Major mußte sich schließlich darein ergeben, ihm „die Leitung" zu überlassen. So machten sie denn nacheinander vor achtundzwanzig Häusern Halt. Der Aufenthalt vor den verschiedenen Thüren währte immer so lange, bis Jemand herauskam und mit dem Major sprach. Eher rührte sich das Pferd nicht vom Flecke. Nach der achtundzwanzigsten Einkehr aber wandte es sich links um und eilte im schnellsten Trabe zum Stadthor hinaus.

„Haltet mein Pferd, haltet mein Pferd, ich will nach meinem Gasthof!" brüllte der Major. Die Leute auf der Straße aber sahen ihm nur lachend zu, und im Nu waren Roß und Reiter verschwunden. Erst nach mehreren Stunden kam der Major auf einem Wagen zurück, an welchem sein Pferd hinten festgebunden war. Gabriele flog an die Brust ihres Vaters und rief: „Lieber Papa, lebst Du wirklich noch?"

„Gewiß lebe ich noch, aber ich habe das Pferd eines Milchmannes gekauft," sagte der erzürnte und aufgeregte Major.

Nachdem er sich von seinem ersten furchtbaren Zorn erholt, beschloß er indessen, großmüthig zu verzeihen. Das Pferdchen war ja sonst fromm und harmlos und machte keine Versuche, sich seines Reiters gewaltsam zu entledigen. Seine frühere Carrière als Milchpferd war ihm ja an einem anderen Orte nicht hinderlich, wo sein ehemaliger Besitzer keine Milchkunden hatte. Zu Hause wurde es denn auch der Liebling der ganzen Familie. Es spazierte frei auf dem Hofe umher und fraß den Kindern das Futter aus der Hand. Auch ließ das gute Thier nicht allein den Major, sondern auch die Kinder aufsitzen, und weil es hier keine Erinnerungen an die städtischen Milchkunden hatte, ging es stets folgsam mit, wohin man wollte.

Im Herbst war das Manöver. Der Rappe war rund und fett, der Major hatte sich eine neue Uniform machen lassen, und beide glänzten wie frischgeputzte Theekessel in der Sonne. Alles ging seinen regelmäßigen Gang bis zu dem Augenblicke, wo das Regiment zum Manöver ausrücken sollte. Als die Soldaten marschfertig in Reih und Glied standen, und der Oberst, der Oberstleutnant, die sämmtlichen berittenen Officiere und Major von Säbelschild auf ihren Pferden saßen, fingen die Hautboisten an, den lustigen Marsch „Du bist verrückt, mein Kind", zu blasen. Als nun das Majorspferd die ersten Tacte hörte, legte es die Ohren zurück, streckte den Kopf, wieherte vergnügt, brach aus dem Gliede aus und trabte auf einen Platz, auf dem es genügend Raum zu den Kunststücken hatte, womit es die Zuschauer erfreuen wollte.

Jetzt begann ein unvergleichlich komisches Schauspiel. Der Rappe tanzte zuerst nach dem Tacte der Musik, ging dann wieder zurück und machte das zierlichste Defilé nach rechts und links, wobei er die Beine warf wie eine Ballettänzerin. Dann stellte er sich auf die Hinterfüße, balancirte mit den Vorderfüßen in der Luft umher, lief dann einige Minuten spanischen Trab, vertauschte diesen mit Galopp und schloß die Tour damit, daß er vor dem Obersten niederkniete und demüthig die Stirn an den Boden drückte. Ferner tanzte er noch Walzer, Galopp, Polka, Quadrille und Française, lief auf den Hinterfüßen vor- und rückwärts und machte solche Kunststücke, daß das ganze Regiment im vollsten Ernste glaubte, der Major und sein Gaul seien vom Teufel besessen. Unterofficiere und Soldaten verbissen sich erst das Lachen, aber als sie den Obersten und den Oberstleutnant lachen sahen und merkten, daß auch der zweite Major und die übrigen Officiere sich den Bauch hielten und vor Lachen schon ganz blau im Gesicht waren, da stimmte das ganze Regiment ein und lachte so laut, daß es im nahen Wald widerhallte und die Tornister auf den Soldatenrücken auf und nieder flogen. Die Musik aber blies noch immer: „Du bist verrückt, mein Kind," und der Rappe tanzte immer weiter und machte solche Pas, daß der weiße Schaum davonflog. Der unglückliche Major aber, dem längst Zügel und Bügel entfallen waren, hielt sich mit beiden Händen an der Mähne und schrie in herzzerreißenden Tönen:

„Herr Oberst . . . o, Herr Oberst . . . ich . . . ich kann nicht mehr . . . o du Satan . . . verzeihen Sie . . . es ist mein Tod . . . haltet mich fest . . . prr, prr . . . Herr Oberst . . . ich glaube, der Teufel . . . Hülfe!"

Die Musik spielte noch immer weiter: „Du bist verrückt, mein Kind," und der Oberst, alle Officiere, Doctoren, Unterofficiere, Burschen, die Marketenderin und das ganze Regiment lachten zum Kugeln.

Endlich winkte der Oberst seinen Adjutanten heran, der früher bei den Husaren gestanden hatte, auf der Reitschule gewesen war und für einen Pferdekenner ersten Ranges galt. „Herr Leutnant, Sie als früherer Cavallerist können uns vielleicht sagen, was es mit dem Majorspferd auf sich hat?“

„Herr Oberst,“ war die Antwort, „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht muß das Pferd seine Jugend in einem Cirkus verlebt und seine Kunststücke nach der Melodie producirt haben, welche die Musik jetzt spielt.“

„Aber zum Teufel, Stabstrompeter, dann hören Sie doch auf mit der Musik,“ rief der Oberst. „Der Major kann ja den Tod davon holen!“

Kaum hatten die Bläser die Instrumente von den Lippen genommen, so stand der Rappe still wie ein Lamm, während ihm der Schweiß an den Seiten herunterlief.

Major von Säbelschild bekam einen längeren Urlaub, um sich von der Tanzübung zu erholen, die er noch lange in allen Gliedern spürte. Sein Pferd aber kam nie wieder zum Manöver, und wenn später in der Officiersmesse die Rede auf Pferde im Allgemeinen und auf Major Säbelschild's Rappen im Besonderen kam, dann hieß es: „Das war wirklich ein famoses Pferd, aber seine reichen Lebenserfahrungen machten es leider für einen älteren Infanterieoffizier und Familienvater ganz ungeeignet.“

Aus der Hauptstadt.

In den Wandelgängen.

Dem Seniorenausschuß des Reichstages liegt ein schleuniger Antrag vor, den Sitzungssaal mit der Frühstückshalle direct durch einen Korridor zu verbinden, so daß in Zukunft die Abgeordneten nicht mehr bei jeder Abstimmung vom Bier aufzustehen brauchen. Auch könnte dann officiell die Frühstückshalle als Theil des Sitzungssaales betrachtet werden, wodurch die Zahl der anwesenden M. d. R. nicht mehr so klein wie früher erschiene, wo man immer nur die im Sitzungssaale vorräthigen Herren zählte. — Für unwahr wird von Seiten des Reichstagspräsidiums die Nachricht erklärt, daß in Folge des musterhaften Verlaufs der Preßfeierlichkeit am 11. d. M. jetzt an allen Räumen des Reichstags eine Tafel mit der Inschrift angebracht werden soll: „Eintritt für die Presse frei!“ Die Inschrift wird vielmehr lauten: „Ein Tritt für die Presse frei!“ — Der Pächter der Reichstagsrestauration hat sich entschlossen, halbe Portionen einzuführen, damit es den Abgeordneten hinfort möglich ist, auch kürzere Reden angenehm in seiner Wirthschaft zu versäumen. Das Präsidium beabsichtigt angeblich, den Tisch des Hauses in der Restauration aufzustellen, um so auch den Mitgliedern des Reichstags, die den Sitzungssaal nie betreten, Kenntnißnahme der auf den Tisch niedergelegten, wichtigen Aktenstücke 2c. zu ermöglichen. —

*

Unter den sattsam bekannten ältesten Leuten geht vielleicht noch ein unverbürgtes Gerücht um, wonach die preußische Regierung vor Zeiten einmal eine Commission von Geheimräthen eingesetzt habe, die Gesetzvorschläge für eine Besteuerung der Waarenhäuser machen sollte. Das Ergebniß der Arbeiten dieser Commission hat den B. P. N. zufolge noch nicht veröffentlicht werden können, weil bis heute kein Ergebniß zu Tage getreten ist.

Im Jahre 1493 nach Christi Geburt ernannte die Madrider Regierung eine Commission zur Erörterung der Frage, ob es dem Genueser Christoph Columbus wohl gelingen werde, Amerika zu entdecken. Die Commission verhehlte sich die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe nicht, machte sich jedoch sofort an die Arbeit und hat heute bereits die Genugthuung, daß es nach ihrer wissenschaftlich begründeten Meinung durchaus unmöglich sei, Amerika zu entdecken.

Von wesentlich besserem Erfolge scheint die Mühewaltung jener Commission begleitet zu sein, die vor dreitausend Jahren in China mit der Erfindung des Schießpulvers betraut worden ist. Nach gewissenhafter Prüfung des vorliegenden Materials konnte die Commission zunächst feststellen, daß es ganz unleugbare Vortheile habe, dem Gedanken näher zu treten. Eine Reihe feierlicher Frühstücke folgte diesem Beschlusse und ehrte ihn. Sodann hielt die Commission es für gerathen, zunächst eine Subcommission zu wählen, der es überlassen bleiben sollte, hervorragende Fachmänner über die Möglichkeit der Erfindung des Schießpulvers zu vernehmen. Die Untercommission hat im Laufe der Zeit in vollem Umfange ihre Pflicht gethan; sie entschied sich jedoch Ende vorigen Monats gegen die Stimmen einiger Drängelberger dahin, lieber noch weitere Vernehmungen stattfinden zu lassen, als mit unreifen und übereilten Darlegungen an die Oeffentlichkeit zu treten. Wie correct sie damit handelte, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß ihr Präsident gestern von einem ihm bekannten Untersextaner die bestimmte Nachricht erhielt, das Pulver wäre inzwischen bereits von anderer Seite erfunden worden. —

Die immer wieder auftretende Meldung, daß der liebe Gott die preußische Regierung mit der Erschaffung der Welt betraut habe, wird von den B. P. N. entschieden dementirt. Das Blatt, dem man intime Beziehungen zum Finanzministerium nachsagt, macht darauf aufmerksam, daß die preußische Regierung im Falle eines solchen Auftrages vernunftgemäß erst eine Commission eingesetzt haben und daß dann die Welt selbstverständlich noch lange nicht fertig sein würde.

*

Der Justizminister fordert an außergewöhnlichen Mitteln ein Mehr von drei Millionen Mark zum Neubau von Gefängnissen.

Warum pachtet er nicht einfach ein paar Berliner Theater, die ohnehin völlig leer stehen und die sich schon deßhalb trefflich zu Gefängnissen eignen, weil doch kein Mensch mehr freiwillig hineingeht?

*

Eine wichtige Gesetzesvorlage wird dem Reichstag in den nächsten Tagen zugehen. Längst hat man es in weiten Volkskreisen als einen höchst unangenehmen Mangel empfunden, daß zwar jeder Zeitgenosse seine Medaille bekommt und auf der Brust oder sonstwo mit sich herumschleppen kann, daß ihm aber ein Denkmal frühestens erst nach seinem Tode gesetzt wird. Diese Denkmäler leiden dann außerdem noch unter dem Uebelstande, daß die Polizei sie schlecht bewacht und ihnen alle irgendwie wichtigen Gliedmaßen abschlagen läßt. Der neue Entwurf schafft hier gründliche Abhülfe. Lebe monumental! ist der kategorische Imperativ, den er allen deutschen Staatsbürgern zuruft. Mit einem Worte: Jeder Bewohner unseres Landes hat das Recht, sich bei der Polizei Maß für ein Denkmal nehmen zu lassen. Um den Künstlern die Arbeit zu erleichtern, wird dringend gebeten, die für das Monument erforderlichen Modell-Bestien gleich mitzubringen, zu welchem Behufe man zweckdienlich zunächst Brehm's Thierleben auswendig lernt und sich dann mit Hagenbeck in Verbindung setzt. Flaschenzüge, Haken und Stricke zum ständigen Tragen des Denkmals auf dem Buckel — wodurch es gegen vandalische Beschädigungen geschützt ist — werden von jeder Feuerwehrwache leihweise zur Verfügung gestellt.

*

Parlamentarische Abende beim Reichskanzler.

In Regierungskreisen hofft man zuversichtlich darauf, daß die Reichstagsabgeordneten den Flottenforderungen schon darum günstig gegenüber stehen werden, weil die Herren Abgeordneten mit den neuen 40 Tons-Schiffsgeschützen völlig übereinstimmen.

Besteht doch zwischen beiden nur der eine Unterschied, daß das 40 Tons-Schiffsgeschütz gefürchtet wird, wenn es geladen ist, während der Reichstagsabgeordnete geladen wird, wenn er gefürchtet ist.

*

— Sie glauben nicht, was ich in diesem Buren-Kriege schon für furchtbare und unglaubliche Strapazen erlitten habe!

— Sie? Sie haben ja gar nicht daran Theil genommen!

— Aber alle Berichte des Local-Anzeigers darüber gelesen!

*

Die beträchtlichen Pferdeankäufe der englischen Regierung üben bereits eine schneidende Wirkung aus.

In vielen Berliner Wirthshäusern sind die Beefsteeks schon bedeutend kleiner geworden.

*

„Der White steht fest!" Jon Chamberlain läßt
Sich's depeschiren dann und wann.
Er steht in Ladysmith so fest —
Daß er nicht mehr vorwärts noch rückwärts kann.

*

(Auswärtiges). Das fliegende englische Geschwader soll sich, wie gerüchtweise verlautet, an der Westküste Irlands mit versiegelten Ordres versammeln, die ihm angeblich befehlen, eine Reise um die Welt zu unternehmen.

Die deutschen Behörden werden gut daran thun, dieser internationalen Gaunerbande, die, wie es scheint, nach ihrem letzten mißlungenen Anschlag in der ganzen Welt Gastrollen geben will, scharf auf die Finger zu sehen.*)

*) Durch ein Versehen des Metteurs ist hier, wie unsere Leser sofort bemerkt haben werden, ein Absatz aus dem politischen Theile mit einem aus dem localen vermischt worden. Wir bitten den Irrthum zu entschuldigen. D. R.

*

Eine Reminiscenz.

„Der Deutsche Kaiser ist sehr jung und kann, wie überhaupt jeder noch so fähige Souverän, falls er nicht sehr reif an Jahren ist, am englischen Hofe bei der Königin von England eine Lection in politischer Weisheit nehmen. Freilich darf er nicht daran denken, wie lange er auch regieren möge, die Königin Victoria an Scharfsinn jemals zu übertreffen, und kann nicht hoffen, sie in der Liebe und Ehrfurcht, die sie eingeflößt hat, je zu erreichen." Standard, August 1895.

*

Lucanus ist wegen Theilnahme an einer Verschwörung hingerichtet worden.

Zum Glück ist das nicht der Lucanus, der immer die preußischen Minister besucht, sondern ein Anderer, mit Vornamen Annäus. Der Vorfall, der allgemeinen Schrecken hervorgerufen hat, ereignete sich bereits zu Kaiser Nero's Zeiten und hat daher für uns nicht mehr viel zu bedeuten.

*

Nach Beendigung seiner gegenwärtigen Reise beabsichtigt unser österreichischer Botschafter, Graf Philipp Eulenburg, die ihm noch unbekannten europäischen Hauptstädte und Länder zu besuchen. Als erstes Reiseziel wird Wien und die habsburgische Monarchie genannt.

*

Im Berliner Tageblatt macht Oskar Blumenthal den Vorschlag, auf Staatskosten ein Invalidenhaus für altersschwache Phrasen und ein Mausoleum für verstorbene Gedanken zu begründen.

Der Schlaukopf! Er will sich das Stückedichten in Zukunft noch leichter machen, indem er dem Staate alle mühseligen Vorarbeiten, die er bisher selber leisten mußte, aufzubürden sucht.

*

Druckfehler.

... Gestern starb unser lieber Genosse, Herr Vogt. Die deutsche Arbeiterkasse weiß genau, wie viel sie an ihm verloren hat ...

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Der Herr im Hause." Lustspiel von Paul Lindau (Kgl. Schauspielhaus). — „Ein Gastspiel." Komödie von Ernst v. Wolzogen und Hans Olden (Deutsches Theater). — „Die Herren Söhne." Volksstück von Oscar Walther und Leo Stein (Berliner Theater).

Er lebt, er ist da ... Auf dem Umwege über die Pampas und Prärien des noch immer wilden Westens, über die weniger wilden Ortschaften Kötzschenbroda und Meiningen ist er nach Berlin zurückgekehrt, und liebevoll hat ihn unsere bewußte „Finanz- und Geistesaristokratie" an der Stätte seiner früheren Thaten begrüßt. Sie Alle, die nach den Betheuerungen der Scherl- und Mosse-Pagen die Crême der hauptstädtischen Gesellschaft ausmachen, — übersetzt nicht der Deutsche Sprachverein Crême mit Abschaum? — sie Alle waren im Parquet und in den Rängen versammelt. Einige von ihnen, die Boshafteren oder die Naiven, mochte grausame Neugier plagen, zu sehen, wie der Exilirte und aus eigener Machtvollkommenheit Heimgekehrte seine begreifliche Verlegenheit bemänteln und den Harmlosen markiren würde. Die Mehrheit aber hielt jede Verlegenheit des beliebten Mannes für ausgeschlossen. Und es zeigte sich wieder einmal, daß die Mehrheit im Rechte war. Dem dankbaren Lächeln, womit Lindau die Huldigungen seiner begeisterten Aristokratie entgegen nahm, wohnte keinerlei Wehmuth inne; er quittirte über die brausenden Hervorrufe mit der selbstsicheren Zufriedenheit und Nonchalance, die ihn in seiner Sünden Maienblüthe vortheilhaft ausgezeichnet hatten, und er schien sich so wenig wie irgend ein anderer Thebaner über die festlichen Begrüßungsartikel der maßgebenden Zeitungen gewundert zu haben. Hinter der gesammten Crême im Zuschauerraum wie hinter ihrem umjubelten Abgott a. D., der auf der Bühne unaufhörlich weltmännische Verbeugungen übte, lag im wesenlosen Scheine, was uns Alle bändigt: das Gemeine ...

„Der Herr im Hause" ist mit Fleiß und Geschick nach dem alten Lindau'schen Recept gearbeitet. Wie vor fünfundzwanzig Jahren, so erblickt der Unermüdliche auch heute noch seine beneidenswerthe Mission darin, gallischen Esprit mit deutscher Gemüthstiefe zu vermählen, und er wendet dieselben Mittel an wie vor fünfundzwanzig Jahren. Nur schade, daß uns die Pariser Theaterkunst, die Lindau meint, inzwischen ziemlich zum Ekel geworden ist. Vor Allem das Thema vom dreieckigen Verhältniß. Seit Dumas und Sardou ist es so oft abgewandelt worden, daß im Vergleich damit Spielhagen's Sonett-Aufrufe zum Kampf gegen das Junkerthum beinah als funkelnagelneue Novität erscheinen. So vermochte denn selbst der einstige Dramaturg L'Arronge's dem allzu betagten Stoffe keine neue Seite abzugewinnen. Er verzichtete auch wohlweislich von vornherein auf jeden Versuch dazu. Um aber die berühmte Lindau'sche Originalität selbst in dieser schwierigen Lage zu wahren, entschloß er sich zu einem überraschenden Kniff. Er versittlichte das so abschreckend unsittliche Dreieck. Er schaltete den landesüblich und dadurch ordinär gewordenen Ehebruch aus. Wieder saß der Hausfreund treulich bei der Freundin, wieder sah der gute Schafskopf von Ehemann geduldig zu — aber all' die langen Jahre hindurch passirte nichts Bedenkliches zwischen ihnen. Das ist schön, das ist vornehm gedacht, das nennt man mit Recht Vermählung gallischen Esprits mit deutscher Gemüthstiefe. Vorsorgliche Eltern dürfen jetzt ihre heirathsfähigen Töchter getrost wieder in das Berliner Theater schicken, seit dieser streng moralische Dichter es leitet.

Lindau's Hausfreund entbehrt der häßlichen sinnlichen Triebe und sucht in der Ehe des Andern nicht jene schalen Genüsse, um derentwillen sade Gecken sonst junge Frauen zu umschleichen pflegen. Geistsprühend, wie er nun einmal ist, begnügt er sich damit, im Hause seines Socius die erste Geige zu spielen, Mann und Frau ein Bißchen zu tyrannisiren, besonders die Frau, und sie Beide dadurch glücklich zu machen. Es giebt solche Charaktere in Kötzschenbroda. Wie wir nachher, leider erst im dritten Acte, erfahren, hat allerdings eine ganz kleine Gefahr für die Seelenruhe der Betheiligten gestanden. Madame macht ihrem Hausfreund da sehr seltsame Vorwürfe, und sehr deutliche dazu. Glücklicher Weise ist es in diesem bedenklichen Augenblicke schon zu jeder Verirrung

zu spät. Denn der hartgesottene Junggeselle hat sich bereits, nach längerem gemeinsamen Theetrinken, in das herkömmliche Backfischlein verliebt und zeigt sich fest entschlossen, nun auch seinerseits jungen Leuten Gelegenheit zu kostenfreier Ausbildung als Hausfreund zu bieten. Hoffentlich lohnen sie's ihm mit gleicher Tugendhaftigkeit. Das Lustspiel endet sehr stimmungvoll damit, daß Madame ihren Gram vergißt und dem demissionirenden Herrn im Hause selbst die süße Braut an's Herz legt. — Vier Acte sind reichlich viel für die zweifellos anmuthige, aber doch immerhin kärgliche Begebenheit. Lindau füllt sie mit Geplauder, und das erleichtert dem Zuhörer seine schwere Aufgabe nicht. So spaßig sich anfangs die ewige Kabbelei zwischen dem nichtsündigen Paar ausnimmt, mit so behaglicher Laune der quengliche Junggeselle geschildert ist, der stets seinen Willen und die Berücksichtigung seiner Gepflogenheiten durchsetzt — schließlich vermag man dem klingelnden Gerede nicht mehr zu folgen. Auch der gewandte Causeur darf nicht den ganzen Abend über ausschließlich das Wort führen, wenn er nicht zuletzt langweilen will. Und das ist hier so ausgiebig der Fall, daß wir nicht an die Langlebigkeit des Stückes glauben.

Viel, viel schlimmer erging es im Deutschen Theater dem Neffen Lindau's: Hans Olden recte Oppenheim aus Frankfurt a. M. Seine bisherigen Stücke haben einen vollgiltigen Beweis seines dramatischen Talents noch nicht erbracht, höchstens seiner Liebe für's Theater, die ihn ja auch eine Zeit lang als Schauspieler thätig sein ließ. Literarischer Ehrgeiz beseelt ihn wohl weniger, als die Sehnsucht nach klingenden Erfolgen. Einmal verbindet er sich zu diesem Zwecke mit dem jüngeren Schönthan, ein andermal schneidert er einen englischen Sensationsroman für die Bühne zurecht, heute associirt er sich mit Ernst v. Wolzogen, den die gleiche Tantièmenfreude um die Literaturfähigkeit zu bringen droht, auf die sein schönes, frisches Talent sonst Anspruch erheben dürfte. Und so zeigt uns denn die gemeinsame „Komödie" zwei seelenverwandte Faiseurs bei dem rüden Compagniegeschäft, die Bühnenwirkung mit allen und jeden Mitteln herbeizuführen. Es ist eine neue Auflage der alten französischen Posse „Der Vater der Debütantin", aber in's Tragische oder Tragikomische verzerrt, wobei der „College Crampton" als Vorlage dient. Nur daß Hauptmann's verbummelter Künstler noch im Verfall ein genialer und interessanter Kerl ist, während dieser alte Schauspieler Dankelmann, der sogar in Rudolstadt als Richard III. ausgepfiffen wird und ein completer Trottel ist, uns keinen Augenblick von seiner früheren Meisterschaft wirklich überzeugt. Und wenn er zuletzt dem bescheidenen Glück, das ihm seine einst grausam verlassene Frau und die ihn bewundernde Tochter bereiten, den Rücken kehrt, weil er nicht Liebe, sondern Applaus braucht, so lassen wir den unverbesserlichen Schmierenkomödianten ohne menschliches Rühren ziehen, weil es die Autoren versäumt haben, uns seinen Charakter zu erklären, unserem Herzen nahe zu bringen. Wir sollten ihn als Künstler, Gatten, Vater und Menschen menschlich sehen, die ganze Tragik eines Künstlerwallens in absteigender Linie empfinden, aber statt dessen wird uns nur immer derselbe aufgeblasene Tropf gezeigt, dessen Charakterzüge und Dialogpointen aus irgend einer alten Sammlung Theateranekdoten entnommen sind. Aber wozu sich noch mit dem schon abgesetzten Stücke befassen, das — von Herrn Engels abgesehen — ganz jämmerlich gespielt wurde, und das keine andere Erinnerung hinterläßt, als die häßliche an einen wüsten Theaterabend unter Mitwirkung von Kunstpfeifern und Hausschlüssel-Virtuosen.

Während das Deutsche Theater sich zu einem regelrechten Radautheater auszubilden droht, sind die Eigenthümer des Berliner Theaters, die wohl eine ähnliche Entwickelung auch für ihr Haus befürchteten, mit gutem Beispiel vorangegangen und haben ihren unfähigen Director Knall und Fall abgesetzt und einen neuen artistischen Leiter angestellt. Immerhin hat der arme Herr Prasch noch einen Trost im Leiden: seine Gemahlin bleibt dem Theater als Darstellerin vorläufig erhalten, und der Exdirector selbst hat sich durch die nicht unfreundliche Aufnahme seiner letzten Novität wenigstens einen guten Abgang verschafft. Das dreiactige Volksstück der bekannten Firma Walther & Stein ist keine üble Berliner Posse, gesund und derb, lustig und gemüthlich, ein Mittelding zwischen Kalisch und L'Arronge. Wie da zwei mit ihren Vätern zerfallene Herren Söhne durch zwei brave junge Mädchen zu ehrlicher Arbeit und an die verzeihende Brust ihrer Erzeuger geführt werden, das wird in bunter und meist ansprechender Scenenfolge hübsch durchgeführt. Auch die Träger der Handlung, besonders der wackere Schlächtermeister und der ewige Kneipstudent, sind mit jenem volksthümlichen Humor ausgestattet, der an die guten alten Zeiten erinnert, wo noch der alte Helmerding und der junge Engels ihr dankbares Publicum entzückten. Aber eigentlich gehören derlei Vorstadttheaterstücke nicht auf eine Bühne, für die der Nachfolger Prasch's das Prädikat „vornehm" usurpirt. Paul Lindau muß es erst erwerben, um es zu besitzen.

Notizen.

Auf dem Gebiete der Popularisirung unserer Classiker haben unsere großen Verleger schon so viel Staunenswerthes geleistet — wir erinnern nur an die Thätigkeit von Reclam, Hendel, Brockhaus, der Deutschen Verlagsanstalt u. s. w. —, daß die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit erreicht und noch größere Billigkeit bei Gediegenheit der Ausstattung kaum noch möglich scheint. Und doch giebt es noch Ueberraschungen: Max Hesse's Leipziger Classiker-Ausgaben, aus denen wir erst neulich die 15bändige Gesammtausgabe der Werke E. T. A. Hoffmann's rühmend hervorgehoben, bezeichnen einen wahren Triumph des deutschen Buchgewerbes. Nicht allein durch die Wohlfeilheit der Ausgaben neben der Schönheit der Ausstattung in Papier und Druck, auch die Sorgfalt der Text-Redaction macht diese Bände geradezu wissenschaftlich werthvoll. Ueberall wird auf die Originalausgaben zurückgegangen, in zweifelhaften Fällen womöglich die Handschrift herangezogen, so daß man mit Recht von kritischen Ausgaben reden kann, welcher Eindruck durch die umfangreichen biographischen Einleitungen mit ihrem literarhistorischen Apparat von bewährter Hand verstärkt wird. Der rührige Max Hesse hat sich zu diesem Zwecke mit den besten einschlägigen Gelehrten in Verbindung gesetzt, wie schon der Meistergriff beweist, daß er Eduard Grisebach, dem Schopenhauerforscher, Dichter und Bibliophilen, gerade den fast immer von seinen Herausgebern verballhornten Callot-Hoffmann übertragen hat. Aber auch für andere Dichter findet er stets den richtigen Mann. So für Hauff's Werke den bekannten Literarhistoriker Ad. Stern, für Chamisso den trefflichen Ad. Bartels, kein Geringerer als Gottschall hat Eichendorff übernommen, unser erster Heinekenner Karpeles den „ungezogenen Liebling der Grazien", Körner's Werke sein Biograph Wildenow ꝛc. Das Neueste sind Ludwig Börne's Gesammelte Schriften in sechs Bänden herausgegeben von Adolf Klaar. Der ehemalige Theaterkritiker der Prager „Bohemia" ist selbst einer der besten Schüler Börne's, ein streitbarer Journalist von kerndeutscher Gesinnung, der seinen tschechischen Feinden durch Jahrzehnte das Leben sauer machte, ein geistvoller Aesthetiker und wahrhaft schöpferischer Kunstrichter. Kein Wunder, daß ihm diese Börne-Edition offenbar eine Herzenssache war und daß sie ihm in jeder Beziehung meisterlich gelungen ist. In chronologischer Folge sind Börne's Schriften hier eingeordnet, und wenn es freilich nicht Neues aufzustöbern gelang, wie bei Hoffmann, so ist doch das Vorhandene nach den Originaldrucken treu und mit fast philologischer Akribie wiedergegeben. Besonders schön ist die Einleitung Klaar's, wenn sie auch biographisch nur Bekanntes giebt. Um so fesselnder sind die kritisch-ästhetischen Excurse. Klaar steht als Enkomiast dem großen Journalisten doch nicht in blinder Verehrung gegenüber und bildet hierin einen starken Gegensatz zu dem einseitigen Börneschmäher Treitschke, dem der Jude, Franzosenfreund und Demokrat gleich verhaßt war. Aber Klaar erklärt uns feinfühlig Börne's unleugbare Schwächen aus seiner Individualität, Herkunft und Zeit heraus, seinen hyperpatriotischen Goethehaß, seine Verfeindung mit Heine, sein Demagogenthum, dann auch seine Unfähigkeit zu größeren Würfen, sein Aufgehen in der Tagesschriftstellerei und Politik. Die meisten der von Börne behandelten Stoffe, seine Pariser Briefe, seine Bühnenberichte sind veraltet, aber die Art der Behandlung ist doch fast immer so originell, scharfsinnig und geistreich, daß der Journalist zum Culturhistoriker, zum Künstler, ja oft zum Propheten wird, der uns auch heute noch mächtig anzieht und fesselt. Möchte die neue Ausgabe dem „Lyriker der Tagesgeschichte", wie Klaar ihn nennt, dem eigentlichen Begründer unserer Journalistik viele neue Leser und Verehrer zuführen.

Alte und neue Alphabete. Von L. F. Day. (Leipzig, Karl W. Hiersemann.) Dieser schön ausgestattete Schriftenatlas enthält über 150 vollständige Alphabete, alle in praktischer, gleichmäßiger Größe gezeichnet. Etwa 100 Alphabete sind Nachbildungen alter Schriften aus früher historischer Zeit in chronologischer Anordnung bis zum 18. Jahr-

hundert und auf mannigfachem Material, Arbeiten in Stein, Erz, Schiefer, Holz, gemalte und Schreibschrift, um den Einfluß von Werkzeug und Stoff auf den Charakter der Zeichnung darzuthun. Die Abtheilung der modernen Schriften enthält Proben von Walter Crane, Otto Hupp, Franz Stuck, sowie dem auf diesem Gebiete wohlbekannten Verfasser selbst u. v. A. Eine ganze Anzahl von Alphabeten ist zur Ergänzung der Beispiele für das Werk eigens neu gezeichnet und ausgeführt worden, solche in Stein, Holzschnitzerei, Nadelarbeit, Sgraffito, in getriebenem Metall, Stuck ꝛc.; hiernach sind directe photographische Reproductionen eingefügt. Besondere Berücksichtigung ist auch der Sammlung alter Ziffern und Jahreszahlen geschenkt. Eine kurze Uebersicht der Entwickelung der Schrift und beschreibende Bemerkungen zu jeder Abbildung hat der Verfasser vorausgeschickt. Wir empfehlen dieses Werk über die Kunst im Alphabet Allen, die mit Schriften und Ornamenten zu thun haben.

Während die Reclam'sche Universalbibliothek das Erscheinen ihres 4000. Bändchens feiert, geht die nicht minder verdienstvolle und volksthümliche Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes (Verlag von Otto Hendel, Halle) ihrer 2000. Nummer entgegen. Die Bändchen sind im Format etwas größer, besser ausgestattet und ohne Reclam's augenmörderischen Druck, dabei gut redigirt, auch reich an wissenschaftlich brauchbaren historisch-kritischen Ausgaben. Nach Schopenhauer folgt neuerdings Kant's Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Karl Vorländer, mit gewissenhafter Mittheilung der Varianten, einer sehr zweckdienlichen Einführung in das Studium des Werkes und weiterer Hülfsmittel, was Alles besonders Anfängern im Kantstudium sehr zu statten kommen wird. Aber auch für gewiegte Kantforscher ist der Band eine unvergleichlich gute Handausgabe, denn sie finden als Beigabe zum ersten Mal ein erklärendes Personen- und Sachregister, ein für das Werk speciell berechnetes philosophisches Wörterbuch, das ihnen viel Nachschlagearbeit ersparen wird. Für seminaristische Uebungen über Kant macht es die Ausgabe zu einem ausgezeichneten Unterrichtsmittel. Die Unterhaltungsliteratur ist vertreten durch zwei Novellen-Bändchen von Adalbert Stifter und des Märchensammlers Ludwig Bechstein Roman „Das tolle Jahr von Erfurt". Dieser in Buchform seit Jahrzehnten zu den literarischen Seltenheiten zählende Roman kann den ganzen Reiz einer völligen Novität für sich beanspruchen, auch des interessanten, literarisch kaum je verwertheten historischen Stoffes wegen.

Zur Berufungsfrage in Strafsachen. Von Amtsgerichtsrath Dr. Menzen. (Hannover, Helwing.) Der Verfasser erkennt einerseits das allgemein zu Tage getretene Bedürfniß nach Einführung eines ordentlichen Rechtsmittels gegen die Urtheile der Strafkammern als durchaus berechtigt an, andererseits weist er nach, daß diesem Verlangen durch Wiedereinführung der Berufung in befriedigender Weise nicht abgeholfen werden kann. Er gelangt zu dem Ergebniß, daß dieses Bedürfniß einzig und allein durch Schaffung eines neuen Rechtsmittels, nämlich der Revision wegen Unbilligkeit, beseitigt werden kann, welche sowohl gegen die thatsächlichen Feststellungen des angefochtenen Urtheils als auch gegen die Höhe und Art der erkannten Strafe gerichtet ist. Die Vorschläge der vorliegenden Schrift haben den bisherigen Gesetzentwürfen gegenüber noch weiter den Vorzug, daß eine erhebliche Mehrbelastung des Justizfiscus sowie eine zwecklose Arbeitsanhäufung der Gerichte und Belästigung der Zeugen vermieden wird, und daß das Verfahren selbst in keiner Weise durch Verringerung der Anzahl der zur Zeit mitwirkenden Richter sowie durch Beseitigung von sonstigen zu Gunsten des Angeklagten zur Zeit bestehenden Cautelen eine Einbuße erleidet.

In der bekannten originell-vornehmen Ausstattung giebt Albert Langen in München eine Reihe interessanter Bändchen heraus, von denen wir in erster Reihe erwähnen: „Die rothe Lilie" von Anatole France unseres Wissens die erste Verdeutschung eines Werkes dieses bedeutenden französischen Schriftstellers, dem die „Gegenwart" unlängst einen Essay gewidmet hat. Auch dort wurde des Romans „Le lys rouge" gedacht, dessen Handlung zumeist in Florenz spielt. Wo der Schauplatz Paris ist, da schildert uns France nicht nur jenes Milieu, in dessen Salons und Opernzwischenacten conversirt und geliebt wird, sondern wo auch die Politik und die Ministerien der dritten Republik gemacht werden. Auch von der interessanten Jeanne Marni (Madame Marnier) bietet uns Langen zwei Bändchen: „Pariser Droschken" und „Stille Existenzen", beide in guter Uebersetzung. Mme. Marni ist eine Meisterin der Skizze. In ihren Episoden, die nur wenige Seiten lang sind, giebt sie uns Ausschnitte aus dem intimsten Pariser Leben und ist dabei ohne Rücksicht in der Wahl ihrer Stoffe. Kühner ohne Frivolität ist nie ein französischer Autor gewesen, weder Zola noch Maupassant. Mit neuem Geist und neuer Frische hat Mme. Marni das literarische Genre verjüngt; die Bilder aus dem Pariser Leben, die sie in Dialog-Form veröffentlicht hat, verrathen eine klare und scharfe Anschauung der Wirklichkeit. Und etwas unterscheidet Mme. Marni von allen ihren Vorgängern und Vorgängerinnen: sie hat etwas, was recht selten ist auf dem Boulevard: sie hat ein Herz. Darum wendet sie sich gerne an die Armen und Elenden, die vom Schicksal Verlassenen und schildert sie uns bald in rührend heiteren, bald in bitter tragischen Momentausschnitten. Kleine Dialoge, wie den beim Notar, wo die schwindsüchtige Tochter ihr Testament zu Gunsten ihrer egoistischen Mutter abfassen möchte, wird Niemand ohne Rührung und Bewunderung lesen.

Das Marienbild von Bufowiska. Von Wladislaw Lozinski. (Berlin, S. Rosenbaum.) Diese ausgezeichnete Uebersetzung hat zur Verfasserin eine Dame der Berliner Gesellschaft, die sich hinter dem Namen Helena Majdanska verbirgt, und der wir schon gute Verdeutschungen Lavedan'scher Skizzen in hübsch pointirter Dialogform verdanken. Ob die vorliegende polnische Dorfgeschichte nun ebenfalls die Mühe einer Uebertragung lohnt, ist uns freilich zweifelhaft. Die Geschichte von der frommen Mutter, die ein Votivbild stiftet, damit es ihrem verstorbenen Sohn im Jenseits gut gehen soll, ein Bild, das dann von der Scheelsucht als Pfuscherei erklärt und verbannt wird, hierauf Wunder verrichtet und mit Gewalt wieder geholt wird, wobei die Stifterin den Tod findet, — das ist zwar gut erdacht und wirkungsvoll erzählt, aber für unseren Geschmack doch zu polnisch-clerical. Ein durchdringender Sacristeigeruch erfüllt die Erzählung und macht sie uns wenig erfreulich. Nur die Gestalt der Mutter ist mit ergreifender Kunst gestaltet.

Wie heißt der Hund? Internationales Hundenamenbuch von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, Schmidt & Günther). Das Büchlein enthält die vornehmsten Hundenamen alter und neuer Zeit und aus allen Ländern der Welt in alphabetischer Reihenfolge. Es bringt vor allen Dingen solche Namen, die wirklich im Volke leben und wie Phylax oder Tiras culturgeschichtliche Bedeutung haben, wie denn überhaupt eine staunenswerthe Verbindung von sprachwissenschaftlichen und culturgeschichtlichen Kenntnissen die Charakteristik desselben bildet, was sich übrigens bei dem trefflichen Kleinpaul von selbst versteht.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart sind soeben erschienen:

Politiker und Nationalökonomen.

Herausgegeben von
G. Schmoller und O. Hintze
Professoren an der Universität Berlin.

I. Machiavelli
von
Richard Fester
Professor an der Universität Erlangen.
Brosch. M. 2.50; gebd. M. 3.—.

Klassiker der Philosophie Bd. IX.

Platon
von
Wilhelm Windelband
Professor an der Universität Strassburg i/E.
Brosch. M. 2.—; gebd. M. 2.50.

Früher erschienene Bände: I. Fechner, II. Hobbes III. Kierkegaard, IV. Rousseau, V. Spencer, VI. Nietzsche, VII. Kant, VIII. Aristoteles.
Prospekte über beide Sammlungen kostenfrei durch jede Buchhandlung und Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

Illustrierte Bibliothek!

Paul Heyse, Die Macht der Stunde. — Vroni. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
— Medea. — Er soll dein Herr sein. Illustr. von René Reinicke. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
— Männertreu. — Der Sohn seines Vaters. Illustr. von A. Langhammer. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
— Abenteuer eines Blaukrümpfchens. Illustr. von Carl Zopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
— Verrathenes Glück. Illustr. von Carl Zopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
Carl Th. Richter, Magdalena. Illustr. von H. Schlittgen. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
Marie v. Bunsen, Udo in England. Illustr. v. H. Hübner. Geh. M. 1.50, Geb. in Lederbd. M. 3.—.
Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustr. von E. Klein. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.
— Alpengeschichten. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.
— Durch! Neue Geschichten aus den Alpen. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.
Paul O. Höcker, 's Burgele.' Erzählungen aus den Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.
Ernst von Wolzogen, Die Gloriahose. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.
Arthur Achleitner, Bronele.—Schwarzwaldgeschichten. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.
Arthur Zapp, Galatea. — Eine Liebesgeschichte. Illustr. von Carl Zopf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von **Karl Krabbe**
in Stuttgart.

Soeben erschien im Verlage von **Franz Wunder** in **Göttingen:**

Österreichs
evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse.
Von
Dr. Karl Walcker,
Privat-Dozenten der Staatswissenschaften in Leipzig.
60 Pfennig.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt, und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Hierzu ein illustrirter Prospect über die **„Gedichte von Georg Scherer"**, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser ganz besonders empfehlen. Ferner eine Beilage von **Max Hesse's Verlag** in **Leipzig,** betreffend **Max Hesse's Leipziger Klassiker-Ausgaben.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

№ 47. Berlin, den 25. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die slavische Solidarität in Oesterreich. Von S. R. Landau (Wien). — Ein Friedensvorschlag. Von Amtsrichter a. D. Dr. Otto Heyn. — Abessinien und die römisch-katholische Kirche. Von Hauptmann Karl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Moritz Lazarus. Von Alfred Leicht (Meißen). — Hugo Wolf und sein Verein. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur. Von Otto Stövesandt (Turin). — **Feuilleton.** Die Versuchung. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt.** Victor von Schweinburg. Von Caliban. — Französische und deutsche Impressionisten. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die slavische Solidarität in Oesterreich.

Von S. R. Landau (Wien).

Nach dritthalb Jahren schwerer politischer Kämpfe, wie sie Oesterreich seit dem Jahre 1848 nicht gesehen, nachdem innerhalb dieser Zeit die Kabinette Badeni, Gautsch und Thun gefallen sind, weil sie keine geordneten Zustände herstellen konnten, wurden endlich die Ursachen dieser Kämpfe, die Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, von einem neuen Ministerium beseitigt. Damit ist für die Deutschen der status quo ante hergestellt. Jetzt werden von deutscher Seite der Erlassung eines Sprachengesetzes in verfassungsmäßiger Form gar keine Schwierigkeiten bereitet und man könnte hoffen, daß endlich einmal der leidliche Sprachenstreit in Oesterreich, der auf beiden Seiten den nationalen Chauvinismus entfacht hat und der die größte Schuld trägt an der culturellen und socialpolitischen Rückständigkeit unseres Staates, beseitigt wird. Allein durch die Zurückziehung der Sprachenverordnungen fühlen sich wieder die Czechen getroffen, und wie der kurze Verlauf der neuen Parlamentssession beweist, sind sie jetzt entschlossen, die rücksichtsloseste Opposition zu betreiben. Ihnen leisten die Polen stille Assistenz. Während die jung-czechischen Abgeordneten in öffentlicher Sitzung die Minister insultiren, sind die raffinirten Cavaliere vom Polenclub bemüht, durch ihre Couloir-Intriguen das Ministerium zu stürzen. Beide slavische Parteien sehen plötzlich das Gespenst einer deutsch-freundlichen Aera vor sich und zumal der Polenclub muß vor der Aussicht zusammenschrecken, daß ein Ausgleich zwischen den Czechen und Deutschen ein für allemal seine Präponderanz im Parlamente und in Galizien, wo die Polen gegenüber den unterdrückten Ruthenen und Juden in der Minorität*) sind, beseitigen würde. Das war auch der Grund, der den Polenclub veranlaßte, sich in der letzten Zeit den bisher wegen ihres Russophilenthums in Galizien nicht sehr wohlgelittenen Jung-Czechen noch enger anzuschließen. Eine Reihe gemeinsamer Demonstrationen wurde arrangirt, wie das Jubiläum Palacky's in Prag, bei dem der russische General und Panslavist Komarov an die gemeinsamen Kämpfe der Polen, Czechen und Russen gegen den deutschen Orden bei Tannenberg (im Jahre 1412) erinnerte, sowie der slavische Journalistentag in Krakau, die alle den Zweck hatten, die „slavische Solidarität" zu festigen. Diese Verbrüderung geschah bereits im Hinblick auf die befürchtete Aufhebung der Sprachenverordnungen und sollte nach oben documentiren, daß die Polen nicht gesonnen seien, ihre slavischen Brüder im Stiche zu lassen. Hand in Hand damit ging eine slavische Propaganda durch die gesammte, in Diensten des Polenclubs stehende Presse, damit man sich auf die „öffentliche Meinung" berufen könne. Für die Art, wie solche Dinge in Oesterreich gemacht werden, ist es bezeichnend, daß die Fäden dieser Campagne im Preßbureau des Ministerraths-Präsidiums zusammenliefen. Allein es blieb Alles fruchtlos. Goluchowski's Einfluß an maßgebendster Stelle erwies sich mächtiger als der des Grafen Thun und die „deutsche Gemeinbürgschaft" erreichte ihr Ziel trotz der künstlich zusammengeschweißten „slavischen Solidarität".

Die czecho-polnische Allianz kann dies auch nicht verwinden. Ihr ganzes Slaventhum besteht ja nur darin, daß die Czechen den Polen bei der Unterdrückung der Ruthenen und die Polen den Czechen bei der Eroberung des Staatsrechts, zu dem die Sprachverordnungen, wie deren Verfasser Pacak sagte, das Eingangsthor bilden sollten, behülflich seien. Der Spruch Machiavelli's: „Nur gemeinsame Interessen schaffen dauernde Bündnisse", hat sich also auch diesmal bewährt. Das gemeinsame Interesse, das hier die Etiquette der slavischen Solidarität trägt, heißt: Herrschsucht. Der slavische Taumel hat aber noch einen weiteren Beweggrund. Der böhmische Feudaladel, die Schwarzenberg's, Belcredi's, Palffy's u. A., der sich jetzt ganz czechisch geberdet und die polnischen Schlachzizen, von denen ein guter Theil, wie die Sapieha's, Sanguszko's, Jaworski's u. A. ruthenischer Abstammung ist, fühlen sehr gut, daß ihre Bedeutung im Lande, ihr Einfluß auf die Bevölkerung immer mehr zurückgehen und daß die „geborene Führerschaft", die diese Herren nach einer Erklärung des Prinzen Alois Liechtenstein für sich in Anspruch nehmen, lediglich zu einem Anachronismus wird. Wollen sie daher bei der Macht bleiben, so müssen sie den nationalen Kampf schüren und die österreichischen Völker gegeneinander hetzen, damit aus ihren Reihen bald ein Badeni, bald ein Thun oder Windischgrätz mit der Rettung des Staates beauftragt würde. Daß diesmal ein deutschgesinnter Aristokrat, Graf Clary, an die Spitze des Ministeriums gestellt wurde, das betrachten die feudalen Herren als einen Eingriff in ihre

*) Die letzte Volkszählung weist in Galizien eine Bevölkerung von 2,836,000 Ruthenen, 2,739,000 Polen und 770,000 Juden auf.

Privilegien und so sehen wir sie gemeinsam mit dem polnischen und czechischen Bürgerthum gegen das neue Cabinet Sturm laufen. Daß die deutschen Clericalen, die sog. katholische Volkspartei, unter Führung des päpstlichen Exgardisten Baron Dipauli mit ihnen gemeinsam vorgehen, beweist nur, wie sehr Clericalismus und Feudalismus die gegenwärtige nationale Verwirrung für ihre Zwecke auszubeuten bestrebt sind.

Die Lage des neuen Cabinets ist auch eine sehr kritische. Durch das Vertrauen der Krone berufen und mit einer bestimmten Mission betraut, sieht es sich plötzlich einer geschlossenen Majorität gegenüber, die ihm durch Obstruction und Intriguen ein jähes Ende bereiten möchte. Daß auch der Polenclub Opposition macht, ist das Komischste. Man dürfte wohl in keinem Parlamente Europas so viele Mandate finden, die lediglich durch Fälschungen, Unterschlagungen von Stimmzetteln, Bestechungen und allerlei Gewaltacte erobert wurden, wie seitens dieses Clubs. An vielen Mandaten klebt das Blut der erschlagenen Bauern und der Jammer von Hunderten vernichteter Existenzen. Die Polen haben in Galizien eine Autonomie, das heißt aber, daß es den Schlachzizen gestattet ist, alle Aemter und Sinecuren mit ihren Leuten zu besetzen und gegen den Willen der Bevölkerung die Mandate in die Volksvertretungen an sich zu reißen. Das geschah bisher unter den Augen der Regierung, die sich damit die unbedingte Gefolgsamkeit des Polenclubs für alle Fälle erkaufte und hier und da noch Liebesgaben für die Schlachta darauf zahlte. Das Volk aber verkommt in Noth und geistiger Finsterniß. Mehr als 70% der Bevölkerung sind Analphabeten, Hunderte von Gemeinden besitzen gar keine Schulen — das haben die Polen von der Autonomie. Diese Autonomie bedeutet nichts Anderes, als die Preisgebung Galiziens an die Schlachzizen. Sie sind auch Diejenigen, die jetzt plötzlich der Regierung Opposition machen, weil sie fürchten, daß ein Ausgleich zwischen den beiden Volksstämmen in Böhmen, daß ein verfassungsmäßiges Sprachengesetz auch den Ruthenen in Galizien zur Gleichberechtigung verhelfen und ihrer eigenen Herrschaft ein für allemal ein Ende bereiten würde. Es ist recht komisch, diesen von der Gnade und den Brosamen der jeweiligen Regierung lebenden Polenclub der Regierung entgegentreten zu sehen, aber es ist der Kampf um's Dasein, der ihn bei seinem Entschlusse leitet. Schon schicken sich die bäuerliche Volkspartei, die Socialdemokraten und der Stojalowski-Club an, die Erbschaft des Polenclubs, dem sie mit größter Mühe dreizehn Mandate entrissen haben, im Lande anzutreten und der Polenclub muß sich beeilen, dem jungen Beamten-Ministerium den Athem auszublasen, bevor es sich noch in der complicirten Nationalitätenfrage orientirt.

Die Krise dauert fort. Gelingt es der feudal-slavisch-clericalen Majorität das Pacifications-Beamten-Ministerium zu stürzen und ein neues Regime der brutalen Majorität zu etabliren, dann müssen die Deutschen wieder zur Obstruction greifen, der Parlamentarismus in Oesterreich ist wieder für Jahre hinaus lahmgelegt und die Lösung des Sprachenstreites in die weite Ferne geschoben. Aber wenn dies der Majorität auch nicht gelingt, sie wird nie eine Regierungs-Majorität werden, da die Jungczechen nach Aufhebung der Sprachenverordnungen Opposition machen müssen, wollen sie nicht wie die Altczechen bald verschwinden. Somit bleibt der Regierung nichts Anderes übrig, als sich eine neue Majorität zu schaffen. Aber dazu sind Neuwahlen nöthig. Dieselben würden zweifellos den Polenclub und die katholische Volkspartei decimiren, zu Gunsten der Ruthenen, Bauernparteien und Deutschnationalen. Und der Erste, der bei einer freien Wahl in das Parlament nicht mehr zurückkehren würde, wäre gewiß der Abgeordnete von Stanislau, Herr Exminister von Bilinski, der hinter den Coulissen die Intriguen gegen die Regierung leitet. Die Regierung müßte aber den Muth haben, Neuwahlen auszuschreiben. Hat sie diesen Muth, mit dem slavischen Solidaritäts-Schwindel gründlich aufzuräumen, nicht, dann kann es ihr leicht passiren, daß sie gestürzt wird. Mit solchen Mittelchen wie die geplante Verschickung des clericalen Parteiführers Dipauli auf den Statthalterposten von Tirol, um dann seine Partei von der Majorität loszulösen, oder wie das kaiserliche Telegramm an den Führer der Majorität Jaworski, um diesen zur Forcirung der Delegationswahlen zu bewegen, wird das neue Ministerium kaum seine Position für die Dauer befestigen.

Ein Friedensvorschlag.

Von Amtsrichter a. D. Dr. Otto Heyn.

Sollte es nicht möglich sein, den Frieden zwischen England und Transvaal auf folgender Basis wieder herzustellen: die Buren treten ihre Hoheitsrechte über den Minendistrict des Rand an eine internationale Commission ab, die daraus einen besonderen neutralen Staat bildet, während die Engländer die Souveränetät der Buren in Betreff des Restes ihres Gebietes, soweit dasselbe vor Ausbruch des Krieges reichte, voll anerkennen.

Hiermit hätten die Engländer den eigentlichen Zweck des gegenwärtig geführten Krieges erreicht. Denn es würden dann auf dem Rand, um den es sich ja in Wirklichkeit allein handelt, alle diejenigen Reformen eingeführt werden, welche die dortigen Uitländer für wünschenswerth halten; alle Beschränkungen der Goldproduction (Dynamitmonopol ꝛc.) würden aufgehoben werden und der ruhige Fortbetrieb der Minen wäre für alle Zeiten gesichert. Auf der anderen Seite würden die Buren mit ihrem Hoheitsrechte über den Rand, auf dessen Besitz sie nach Allem, was über ihren Charakter und ihre Sitten bekannt geworden ist, keinen großen Werth legen können, nicht viel verlieren, während die offene Anerkennung ihrer Souveränetät über den Rest ihres Gebietes zweifellos einen großen Gewinn für sie darstellt. Endlich würde diese Lösung für die ganze Welt einen Fortschritt bedeuten. Denn diese hat ja ein großes Interesse daran, daß die Goldproduction auf dem Rand ungestört und unbeeinflußt fortgeht, und das würde in einem neutralen Staate, an dessen Wiege sämmtliche Großmächte gestanden, am besten möglich sein.

Es ist nicht einzusehen, weßhalb die Kriegführenden eine Verständigung auf dieser Basis ablehnen sollten. Die Buren können doch trotz ihrer bisherigen Erfolge nicht glauben, daß sie aus diesem Kriege siegreich hervorgehen werden, nachdem einmal die Engländer es sich zur Ehrensache gemacht haben, den „Aufstand", wie sie es nennen, niederzuwerfen. Ein für sie glücklicher Ausgang wäre nur dann möglich, wenn die Afrikander im Kapland sich zu ihrer Hülfe erhöben. Geschieht das, wie jetzt wohl anzunehmen ist, nicht, dann können sie im besten Falle nicht mehr erhoffen, als sie bei Annahme des vorgeschlagenen Vergleichs ohne weitere Opfer erlangen würden. Und auch das würde ihnen nur dann zu Theil werden, wenn die Großmächte, die sich ja jetzt noch neutral verhalten, zu ihren Gunsten eingreifen. Einen gewaltigen Respect vor ihrer Wehrhaftigkeit und ihrer Kunst, Krieg zu führen, haben sie den Engländern und aller Welt schon jetzt eingeflößt. Die Engländer dagegen müssen sich sagen, und sagen es sich jetzt schon, daß es sich für sie nicht einfach um einen Spaziergang nach Pretoria handelt; daß sie im Falle der Fortsetzung des Krieges noch erheblich mehr Streitkräfte aufbieten müssen, was ohne eine gewisse Gefahr für ihre Sicherheit im eigenen Lande bezw. in den Colonien nicht möglich ist, und daß der Krieg mit seinen großen Kosten bis zur definitiven Entscheidung noch recht lange dauern kann, da die Buren im Guerillakampfe jeden Fleck ihres Landes vertheidigen und der Eroberung den größten Wider-

stand entgegensetzen werden. Viel Lorbeeren sind überdies für sie nicht zu holen; ihr Prestige bleibt auch so gewahrt, da sie ja ihre Macht noch gar nicht entfaltet haben, und an Achtung in den Augen der Welt würden sie gewinnen.

Der vorgeschlagene Vergleich würde hiernach für beide Theile einen Vortheil bedeuten. Wie viel Gut und Blut würde aber erspart werden und wie freudig würden Handel und Verkehr die Wiederherstellung des Friedens begrüßen! Fürwahr, diejenige Macht, welche es versuchen würde, auf dieser Basis zu vermitteln, würde sich den Dank der ganzen Welt und nicht zum wenigsten den Dank der Kriegführenden selbst erwerben.

Abessinien und die römisch-katholische Kirche.

Von Hauptmann Karl von Bruchhausen.

Anfang August dieses Jahres ging die wenig beachtete Notiz durch die Blätter, daß Monsignore Macari in aller Form vom Patriarchat Alexandria in Egypten Besitz genommen habe und daß damit der Anschluß von 600000 Angehörigen der koptischen Kirche an die römisch-katholische vollzogen sei. Wer das las, wird sich höchstens dabei gedacht haben, daß Papst Leo XIII. in seinem offenkundigen Streben, „abgesprengte Theile" der römisch-katholischen Kirche wieder mit ihr zu vereinigen, abermals einen Erfolg zu verzeichnen habe. Stärker dürfte man von seinem Vorgang in Abessinien berührt worden sein. Die schwarzen Söhne von Habesch sind nämlich seit anderthalb Jahrtausenden Christen (freilich etwas eigener Art) und sie halten hartnäckig an der monophysitischen Auffassung fest. Nach alten Gesetzen darf nun niemals ein geborener Abessinier zur Würde eines Abuna — so heißt das Oberhaupt der abessinischen Kirche — erhoben werden; es muß ein Fremder sein, der aber in Abessinien dauernd seinen Wohnsitz zu nehmen hat und dadurch gleichsam zum Abessinier wird. Seine Macht, „zu lösen und zu binden", ist groß und gleicht der des Papstes. Aber dennoch steht er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse vom Negus Negest, wie denn Theodoros, der zweite Vorgänger Menelik's auf dem Throne von Aethiopien — die Abessinier lieben diese Bezeichnung ihres Landes — eines Tages den widerspenstigen Abuna mit der Pistole in der Hand zwang, ihn zu segnen! Diese Abhängigkeit prägt sich auch darin aus, daß z. B. ein neuer Negus nicht selten auch einen neuen Abuna einsetzt. So giebt es z. Z. in Abessinien zwei Abuna's, Petros, von dem am 9. März 1889 gefallenen Negus Negest Johannes berufen, und Mathaeos, der Abuna Menelik's. Sie leben, was gewiß anzuerkennen ist, in bester Freundschaft zusammen in Schoa.

Die Macht des Abuna duldet der Negus Negest neben sich und bei Gelegenheit auch über sich. Dagegen haben die Herrscher Abessiniens, von einer Ausnahme abgesehen, es mit Entschiedenheit abgelehnt, sich dem Papste zu unterordnen, da dieser nicht auf abessinischem Boden, d. h. innerhalb ihres Machtbereiches, wohnt. Und auch das abessinische Volk will von Rom nichts wissen, obwohl seine Religionsgebräuche, wie Mariendienst, Bilderverehrung, Fasten, Ablaßwesen u. s. w. denen der römisch-katholischen Kirche überaus ähnlich sind. Warum diese Abneigung? Einmal aus conservativer Rechtgläubigkeit; dann auch jener soeben erwähnten einen Ausnahme wegen, deren Erinnerung in seiner Mitte fortlebt. Eine kurze Zeit lang war Abessinien nämlich römisch-katholisch. Wir berichten darüber im Folgenden nach einer russischen Quelle (Fedoroff).

Anno 1525 kam mit einer portugiesischen Gesandtschaft der katholische Missionar Bermudez zum Negus Negest Claudius Azuoma Sahet, einem wenig energischen Herrscher. Jener wußte sich so heranzuschmeicheln, daß er die Vorweihen zum Abuna empfing und damit die Anwartschaft auf diese Würde erhielt. Er starb aber vorher; sein Nachfolger am Hofe des Negus Negest wurde dann wirklich zum Abuna gesalbt: das erste Mal seit Jahrhunderten, daß dieser nicht der koptischen Kirche entnommen wurde. Aber noch war die abessinische Kirche selbstständig. Da brach ein Ansturm mohammedanischer Galla über das Reich herein. Claudius floh. Jetzt sandte das natürlich coloniale Ziele verfolgende Portugal 400 eisengepanzerte Ritter unter Führung Christoph Gama's — eines Sohnes des berühmten Seefahrers — zur Unterstützung der dunkelhäutigen christlichen Mitbrüder. Christoph Gama schlug die Feinde auf's Haupt und zum Danke begehrte Portugal u. A. die völlige Unterwerfung der abessinischen Kirche unter den Papst. Sie erfolgte, und zwar zunächst unter der Hand. Alsbald flutheten die Jesuiten in's Land und benahmen sich den Eingeborenen gegenüber wie ihre Herren. Der Volksunwille vertrieb die erste Mission; eine zweite, klüger auftretende faßte dagegen Fuß, so daß 1603 der Negus Negest Fazelit mit seiner ganzen Familie feierlichst zur römisch-katholischen Kirche übertrat und für sich und sein Volk den Monophysitismus als eine schändliche Irrlehre öffentlich abschwor. Gleich darauf wurde die Inquisition eingeführt und 8—10 Jahre später folgte der formelle Anschluß an Rom. Aber das Volk hielt am alten Glauben fest und die Strenge, mit welcher die Jesuiten gegen die „Irrlehrer" vorgingen, brachte es zum gewaltthätigen Aufstande: die meisten Jesuiten wurden erschlagen und nur einem kleinen Theile gelang die Flucht. Von 1641 ab wurde kein Jesuit und überhaupt kein Portugiese mehr in's Land gelassen. Der alte Glaube wurde wieder hergestellt und der Abuna wieder aus Egypten bezogen. Diese Abhängigkeit von dem keineswegs geliebten Nachbarn verdroß die abessinischen Herrscher, zumal der Abuna jedesmal gleichsam gekauft werden mußte: es war eine erkleckliche Summe für seinen Bezug aus Alexandrien zu erlegen. Die Abneigung hiergegen stieg seit Mitte der siebziger Jahre, als eroberungssüchtige egyptische Heere in den Norden Abessiniens einbrachen. Daß sie trotz moderner Bewaffnung fast bis auf den letzten Mann vernichtet wurden, milderte das unfreundliche Gefühl der Abessinier gegen den mohammedanischen Erbfeind keineswegs. —

Nun hatte man schon früher von den Bergen Aethiopiens aus wiederholt nach dem fernen, religionsverwandten Rußland hinübergeblickt und dort wurde das schüchterne Werben freundlich aufgenommen. Eine russische Mission nach der anderen zog nach Abessinien und jeder war eine Anzahl Popen beigegeben. Umgekehrt suchten wiederholt abessinische Priester, wenn sie sich zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe — diese verleiht in Abessinien einen ganz besonderen Ruhmestitel — entschlossen hatten, auch die russische Hauptstadt auf. Das Tüpfelchen auf das i der Glaubensverbrüderung wurde aber im Jahre 1888 gesetzt, als gelegentlich der großen Jubiläumsfeier der orthodoxen Kirche mehrere abessinische Bischöfe in Kiew erschienen und der heiligen Synode eine Denkschrift vorlegten, in welcher — ihres Erachtens — die völlige Uebereinstimmung zwischen der orthodoxen und abessinischen Lehre nachgewiesen wurde. Seitdem gilt der Glaubensbund als besiegelt. Bald überlegte man in Abessinien, ob es nicht angängig sei, in Zukunft den Abuna von Rußland zu beziehen, statt vom verhaßten Egypten.

Durch die Unterordnung der Kopten unter das römische Papstthum dürfte diese Frage zu Gunsten Rußlands entschieden sein. Damit wächst unvermeidlich der russische Einfluß in Abessinien und das ist eine in ihrer politischen Bedeutung nicht zu unterschätzende Folge der neuesten Mehrung der katholischen Kirche durch Leo XIII. Entwickelt sich Abessinien, nachdem es durch Jahrhunderte in geistiger Todes-

starre verharrt, so weiter, wie man es nach den ersten Anläufen — unter Menelik's Regiment — erwarten darf, so erscheint das militärisch kräftige Land berufen, dereinst am Rothen Meere wie am oberen Nil eine wichtige Rolle zu spielen. Es könnte dort seinem russischen Freunde große Dienste erweisen.

Literatur und Kunst.

Moritz Lazarus.

Von Alfred Leicht (Meißen).

Gelehrtenjubiläen pflegen nur von einem engen Kreise dankbarer Schüler gefeiert zu werden, und die Philosophie zumal, welche nach der Herrschaft, die sie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ausgeübt, der naturwissenschaftlichen Forschung den Vorrang abgetreten hatte und erst durch das Bündniß, das sie nach ihrer Niederlage mit der Siegerin schloß, sich wieder erhob, bot denen, welche sich um die Fahne idealer Gesinnung schaarten, wenig Aussicht auf allgemeine Anerkennung; denn so hell der Glanz besonders der Hegel'schen Speculation gestrahlt und sich über das Reich der Wissenschaft hinaus verbreitet hatte, um so mehr wurde die Philosophie nach ihrem Zusammenbruche mißachtet, und es gehörte Entsagung dazu, sich in den Dienst der entthronten „Königin der Wissenschaften" zu stellen. Volksthümlichkeit hatte sie freilich auch in ihren stolzesten Zeiten nicht besessen. Die früheren Versuche, sie dem allgemeinen Verständniß nahe zu bringen, waren gescheitert; was sich in ihnen als Philosophie ausgab, waren „die bloßen Schlacken dessen, woraus ihr reiner Metallgehalt bereits gezogen war".

Moritz Lazarus, der am 30. November sein 50jähriges Doctorjubiläum feiert, gebührt das Verdienst, die Brücke zwischen Philosophie und allgemeiner Bildung geschlagen zu haben. Er hat sich dadurch Anspruch auf den Dank der weiten Schichten aller Gebildeten erworben und wesentlich dazu beigetragen, daß dem deutschen Geiste der Hang zur Philosophie wieder gekommen ist. In der Wissenschaft gehört sein Name nicht nur der Philosophie an. Seine Stellung in der Letzteren ist wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß er ihr ein neues, fruchtbares Feld eröffnet hat, die Völkerpsychologie, der er die Aufgabe stellte, „eine Kenntniß des Volksgeistes zu erstreben, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes bereitet, oder diejenigen Gesetze zu entdecken, welche zur Anwendung kommen, wo immer viele als eine Einheit zusammen leben und wirken". Allein von diesem Felde aus eröffnete er aller wissenschaftlichen Betrachtung neue, weitere Gesichtspunkte, und sein umfassendes Wissen befähigte ihn, hiernach auch außerhalb der philosophischen Forschung in die Tiefen zu dringen. Er gehört zu den wenigen Auserlesenen, für welche die in der menschlichen Natur begründete Arbeitstheilung in der Wissenschaft nicht geboten erscheint. Zwar muß der Philosoph von allen ihren Theilen so weit Kenntniß haben, daß er ihre Beziehungen zu einander erkennt und jedem seine Stellnng zuweist. Allein Lazarus berührte die Wissenschaften nicht in leichtem Wellenschlage, sondern er gab Allen die fruchtbarsten Anregungen. Schon im väterlichen Hause war der Grund gelegt worden zu der Tiefe theologischen Wissens und zu der Gesinnung, welche die Religion als das Herz im Organismus des Volksgeistes anerkennt; aus beiden vereint erwächst ein Werk wie die Ethik des Judenthums (1. Bd. 1898), die christlichen Lesern nicht minder eine Quelle sittlicher Erhebung zu sein vermag als den Religionsgenossen des Verfassers. Jahrzehnte vor dem Erscheinen dieses ethischen Werkes und der psychologischen Studie über den Propheten Jeremias (1894) war Lazarus' Bedeutung auf theologischem Gebiete anerkannt. Wie seine Ernennung zum Ehrendoctor der Theologie, so war auch die Verleihung der Würde eines Ehrendoctors der Rechte, durch welche ihn die dankbare Universität Bern zu seinem 70. Geburtstage erfreute, nur „ein bescheidenes Denkmal der Anerkennung" seiner Verdienste um die Jurisprudenz; denn er hatte den zuvor unbestimmten Begriff des Volksgeistes, der nach der Lehre der Begründer der historischen Schule die Quelle aller Rechtsentstehung ist, zuerst wissenschaftlich begründet und für die Rechtswissenschaft nicht minder bedeutungsvolle Untersuchungen in seiner Monographie über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit geliefert. Auch auf medicinisch-naturwissenschaftlichem Gebiete hat Lazarus, der Schüler Johannes Müller's, sich nicht nur aufnehmend gezeigt, sondern anregend gewirkt. Die Bedeutung völkerpsychologischer Studien wurde in medicinischen Kreisen wohl erkannt, und Lazarus' Vorträge in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft, wie der zur Lehre von den Sinnestäuschungen, wurden eingehend gewürdigt. Seine Rede auf Griesinger zeigt, weil frei erstanden, nicht nur seine Vertrautheit mit der Psychiatrie, sondern ist auch eins der Denkmäler, die von seiner unübertroffenen Beherrschung des Wortes Zeugniß ablegen.

Die äußeren Schicksale eines Gelehrten mögen im Allgemeinen für sein Lebensbild von geringem Belang sein. Doch abgesehen davon, daß Lazarus' Bedeutung keineswegs allein von seinem wissenschaftlichen Wirken umgrenzt ist, hat er selbst bezeugt, daß dieses in engster Beziehung zu den Eindrücken aus seiner Jugendzeit steht, auf welche er die Anfänge der Völkerpsychologie zurückführt. Filehne, wo er am 15. September 1824 geboren wurde, ein Städtchen in Posen von jetzt 4000 Einwohnern, liegt an der Grenze von Westpreußen und Brandenburg; seine Bewohnerschaft bestand zu gleichen Theilen aus Katholiken, Protestanten und Juden. Die Verschiedenheit der Sprachen und Kirchen, der Sitten und Lebensweise, die er hier und in der Umgebung fand, war von großem Einfluß auf die Entwickelung des nachdenklichen Knaben, der den Gedanken mit sich herumtrug, wo der Unterschied zwischen den Katholiken und Protestanten lag. Er führte ihn später, als er in die Psychologie eindrang, dazu, sich mit der Frage über die Verschiedenheit der Völker und ihre Trennung voneinander zu beschäftigen, und der Zukunftsgedanke einer Einheit und Gleichheit der ganzen Menschheit, wie er nur bei den Juden ausgebildet ist, brachte ihn auf den Gedanken der Völkerpsychologie. Sein Vortrag: „Aus einer jüdischen Gemeinde vor 50 Jahren", der im Unterschiede von so vielen anderen Schilderungen jüdischen Lebens reine Wahrheit bietet, zeigt uns den Kreis, in welchem er aufgewachsen ist. Im Elternhause, in welchem alle Zweige der hebräischen Gelehrsamkeit betrieben wurden, lebte er bis zum 16. Jahre, eifrig Privatstudien ergeben, nachdem er die Volksschule absolvirt hatte. Vorwiegend beschäftigte er sich mit den deutschen Classikern, und früh studirte er religiöse und philosophische Schriften. Sein Vater, ein ungewöhnlich aufgeklärter Mann, suchte bei nahezu unbeschränkter Freiheit, die er dem Sohne ließ, das Verständniß für die Dinge zu wecken. So nahm er ihn bei gelegentlichen Gängen in die verschiedensten Handwerksstätten mit und ließ ihn jedes Werk und Werkzeug genau erklären, wodurch die Begriffe und der Sprachschatz des Knaben bereichert wurden. Sein Blick in's Leben wurde dadurch erweitert, daß er von seinem 12. Jahre an dem Vater, der als unbesoldeter Volksanwalt vielfach in Anspruch genommen war, Schreiberdienste bei dessen zahlreichen Vormundschaften leistete. Vom 16. bis 18. Jahre war Lazarus Lehrling und dann Commis in einem Posener Handelshause. Die Abende und zum großen Theil auch die Nächte verwendete er zu Studien. Diese Doppelthätigkeit gefährdete seine Gesundheit, und da er die eine aufgeben

mußte, wählte er den Gelehrtenberuf. Nach zweijähriger Vorbereitung trat er in das Gymnasium zu Braunschweig ein. Zu seinen Lehrern daselbst gehörte der auch als Musiker bedeutende Professor Griepenkerl (Vater des Dichters), der heute vergessene Vorgänger Zimmermann's in der Herbart'schen Aesthetik, zu dem Lazarus auch nach seinem Weggang von Braunschweig die innigsten Beziehungen unterhielt. Seine Gesundheit litt auch während seiner Gymnasialzeit bedenklich dadurch, daß er nicht nur übereifrig lernte, sondern auch genöthigt war, Privatunterricht zu ertheilen. Insbesondere unterrichtete er lange Zeit in einer Herrnhuter Familie, und der freundschaftliche Verkehr in derselben konnte nur beitragen, die Freiheit seiner Anschauung und das Verständniß religiösen Lebens zu erweitern. In zwei Jahren absolvirte Lazarus vier Classen, und nach glänzend bestandener Reifeprüfung bezog er 1846 die Universität Berlin, auf der er vier Jahre studirte. Vor Abschluß seiner Studien promovirte er 1849 in Halle auf Grund einer leider ungedruckten Abhandlung: „Ueber ästhetische Erziehung des Kindes". Es ist bezeichnend, daß sich schon in dieser ersten Arbeit, wie später so oft, eine Verbindung philosophischer Disciplinen zeigt und zwar derjenigen, an deren Ausbau Lazarus wesentlich gearbeitet hat: der Aesthetik, gewiß hier im Herbart'schen Sinne auch die Ethik umfassend, der Psychologie, welche bei Lazarus so liebevoll auf die Erforschung der Kindesseele gerichtet ist, und der Pädagogik, der er unablässig die fruchtbarsten Anregungen gegeben und in deren Dienst er sein ganzes Leben durch seine Lehrthätigkeit gestellt hat. Diese begann mit öffentlichen Vorträgen, die er in den Jahren 1849 bis 1856 im Verein junger Kaufleute in Berlin über allgemeine Literaturgeschichte, von den Indern ausgehend bis zur Neuzeit, hielt. Mit 26 Jahren veröffentlichte Lazarus seine erste Schrift: „Ueber die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland; eine rechtsphilosophische Abhandlung," welche philosophisch bereits 1850 begründete, was 1866 praktisch zur Ausführung kam. Die Reife, welche er darin in politischen Fragen bekundete, über welche ihn die Völkerpsychologie nachzudenken nöthigte, zeigte sich auch in der Klarheit, mit welcher er das Programm dieser seiner Wissenschaft zum ersten Male in der Abhandlung „über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" (Prutz' Deutsches Museum 1851) entwickelte und zugleich auf ihre praktische Seite hinwies, daß sie nämlich die Gesetze zeigen kann, nach denen eine wahre und echte Nationalbildung und Nationalerziehung einzurichten ist. Es war von außerordentlicher Bedeutung, daß Lazarus, der erkannt hatte, daß Psychologie als Wissenschaft die Frage nach der Gesetzmäßigkeit und Entwickelung der innern Thätigkeit bedingte und diese in der Hegel'schen Philosophie vermißte, durch die letztere gegangen war; hatte doch Hegel das Beste auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie, der Vorläuferin der Völkerpsychologie, in dem Streben nach der Erkenntniß des Volksgeistes geleistet. So finden wir in der Völkerpsychologie Hegel'sche und Herbart'sche Anklänge. Die Verbindung Hegel'scher Gedankenkreise und Herbart'scher Methode führte durch Lazarus' schöpferische Kritik zu der neuen Wissenschaft, zu der weder Hegel noch Herbart hatten durchdringen können. Hegel fehlte die Erkenntniß der psychischen Causalität, und Herbart war trotz der Einsicht, daß die Psychologie einseitig bleibt, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachtet, doch über die individuelle Psychologie nicht hinausgekommen und zu einer politischen Grundlehre abgelenkt, die sich zur Völkerpsychologie nur so verhält wie die Pädagogik zur Psychologie. Für die Ausbildung der Völkerpsychologie war von größter Bedeutung Lazarus' Verbindung mit seinem Schwager, dem Sprachforscher Steinthal, eine Verbindung, wie sie schöner und fruchtbarer kaum in der Geschichte der Wissenschaften gefunden wird. Die 20 Bände der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, welche Beide in den Jahren 1859 bis 1890 herausgaben, und als deren neue Folge seitdem die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde erscheint, haben ihre Namen unlösbar verknüpft.

Die Sicherheit, womit Lazarus schon 1851 die Aufgabe der Völkerpsychologie erfaßte, zeigt eine derart harmonische Selbstentwickelung, daß sein späteres Wirken kein Aufgeben von früher Gelehrtem bedeutet, sondern nur den Ausbau des Planes, welcher von Anbeginn seiner Thätigkeit ihm deutlich vorgeschwebt hat. So erscheint denn auch bereits 1855 der erste Band seines psychologischen Hauptwerkes: „Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze." Mit ihm erhielt das deutsche Volk eine classische Psychologie. Als Pädagog war sich Lazarus wohl bewußt, wie die Philosophie fruchtbringend populär sein könne. In der Monographie: „Bildung und Wissenschaft" legt er dar, wie das Verhältniß der ersteren zur Philosophie gerade umgekehrt ist als das zu jeder anderen Wissenschaft. Sie nimmt nicht die allgemeinsten und obersten Principien, nicht die letzten Probleme und Untersuchungen der Philosophie auf, sondern nur die auf das Concrete angewandten Gedanken derselben. Im Unterschiede nun von den philosophischen Disciplinen, welche rein speculativen Inhalts sind, vertreten die Ethik, die Aesthetik und die Psychologie die empirische und speculative Bearbeitung in einer Wissenschaft. Andererseits ist die Psychologie mehr als jede andere Wissenschaft geeignet, Gegenstand der allgemeinen Bildung zu werden. „Der Beruf der Bildung ist Intelligenz, geistiges Leben überhaupt; demnach aber ist dieser Beruf gar nicht zu erfüllen, ohne daß nach einer Erkenntniß der Gesetze des geistigen Lebens, nach einer Rechenschaft über das eigene, innere Leben und die geistige Thätigkeit, mit einem Worte nach einem psychologischen Verständniß des eigenen Innern gestrebt wird." Das Leben der Seele enthält demnach, da es für die Kreise aller Gebildeten bestimmt ist, nicht eine systematische Behandlung der Psychologie, sondern es macht concrete Erscheinungen der Wirklichkeit, die den Gebildeten naheliegen, einen weiten Kreis von mannigfachen, verschiedenen Thatsachen umspannen und dem intellectuellen, ethischen, ästhetischen oder völkerpsychologischen Gebiete entnommen sind, zum Gegenstande der Betrachtung; es lehrt dadurch, daß in ihnen alle Principien der Wissenschaft erschöpft werden, Beides zugleich, die Wissenschaft und die Kunst und Art ihrer Anwendung.

Auch in seinen Vorlesungen über Psychologie gab Lazarus kein Compendium. Das erschien ihm als Zeitverschwendung, denn ein solches kann man zu Hause lesen, abgesehen davon, ob die Zusammenfassung psychologischer Erkenntniß räthlich erscheint, solange die Grundfragen umstritten sind. Er zeigte vielmehr das Werden dessen, was ein Compendium lehrt; wenn dadurch nicht alle psychologische Einsicht zufloß, so regte er dafür zu selbstständigem Nachdenken an. Darin beruht die Eigenart von Lazarus' Lehrthätigkeit, welche durch den Zauber des freien Wortes in seinen Vorlesungen sowohl, wie in seinen öffentlichen Vorträgen auf's Mächtigste gehoben wurde, wie er den Inhalt, mit dem er den Hörer erfüllen will, in ihm entstehen läßt und keimkräftig gestaltet. Seine Schriften, nicht nur die aus Reden erwachsenen, zeigen dieselben Vorzüge und dieselbe Ursprünglichkeit. Fortlage hat in einer Besprechung des Lebens der Seele auf die Aehnlichkeit von Lazarus' Untersuchungsweise mit der Lotze'schen hingewiesen und sie treffend mit den Worten gezeichnet: „Er liebt es besonders, jedes Thema unter die Beleuchtung vielfältiger Gesichtspunkte zu stellen, woraus, bei einem mehr behutsamen als dreisten und entschiedenen Vorgehen in den Untersuchungen, eine ungemeine Freiheit in der Spaltung der Begriffe die Folge ist. Wir glauben gleichsam ein feines Quartett von Saiteninstrumenten zu hören. Auch tritt hier, wie bei Lotze, eine Verwandtschaft mit ähnlich feinen Begriffszergliederungen in platonischen Dialogen dadurch hervor, daß zuweilen, wenn die letzten Grundprobleme nach den verschlungensten, zu ihrer

Vorbereitung durchwanderten Umwegen endlich in voller Schärfe vor unser inneres Auge treten, ihre endgiltige Lösung doch zuletzt nur wieder dem eigenen Weiterdenken des Lesers überlassen bleibt." Durch sein Leben der Seele hatte sich Lazarus in die vorderste Reihe der deutschen Philosophen gestellt; nicht nur der Psychologie, sondern auch den mit ihr in engem Zusammenhange stehenden Wissenschaften, der Ethik, Aesthetik und Pädagogik, hatte er zugleich die wichtigsten Dienste geleistet, und seine Monographie „Geist und Sprache", die seit der zweiten Auflage den zweiten Band bildet, zählte Hebbel „zum Tiefsinnigsten, was jemals über diese geheimnißvollste aller Materien geschrieben worden".

Im Jahre 1860 folgte Lazarus einer Berufung als Professor der Psychologie an die Universität Bern. Dort wurde er nach seiner Ernennung zum Ordinarius 1862 auf vier Jahre zum Dekan gewählt, und schon 1863 wurde ihm gleichzeitig das Rectorat übertragen, bei dessen Uebernahme er über die Ideen in der Geschichte sprach. Zu den übrigen völkerpsychologischen Arbeiten von Lazarus bildet diese Rectoratsrede insofern eine bedeutsame Ergänzung, als sie eine Begründung seiner teleologischen Geschichtsauffassung enthält. Wie rasch der Gedanke der Völkerpsychologie Wurzel faßte, davon konnte sich Lazarus 1865 in Wien überzeugen. Als er zur 500jährigen Jubiläumsfeier der Universität daselbst als Vertreter der Universität Bern weilte, kamen zwei Studenten zu ihm im Auftrage eines Vereins, der sich zum Studium der Völkerpsychologie gebildet hatte. So reich an Anerkennung aber auch die Berner Jahre für Lazarus waren, kehrte er doch 1866 nach Berlin zurück; konnte er doch von da aus eine umfassendere Wirksamkeit entwickeln. Von 1867 bis 1873 lehrte Lazarus Philosophie an der Berliner Kriegsakademie; im October 1873 übernahm er eine ordentliche Honorarprofessur an der Universität, und war zugleich in hervorragender Weise für die von ihm 1872 mitbegründete Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums thätig. Sein öffentliches Wirken war wesentlich darauf gerichtet, seine völkerpsychologische Erkenntniß in die Praxis dadurch umzusetzen, daß er, wie Berthold Auerbach, dem er auf's Innigste befreundet war, sich bemühte, den Riß in der Volksseele zu beseitigen, der durch die Trennung der christlichen und jüdischen Deutschen bestand. Von seiner führenden Stellung unter seinen Religionsgenossen legte seine Wahl zum Präsidenten der beiden israelitischen Synoden zu Leipzig und Augsburg in den Jahren 1869 und 1871 und zum Repräsentanten der Berliner jüdischen Gemeinde Zeugniß ab. In welchem Geiste er auf den Synoden wirkte, beweisen seine daselbst gehaltenen Reden, prophetische Worte von tiefster Wirkung auf die Versammlung. Eine Erleuchtung für sein Leben, eine neue Offenbarung nannte die Leipziger Schlußrede noch nach 25 Jahren Dr. Kohler, der eben im Begriff stand, nach Amerika als Geistlicher zu gehen, und aus ihnen erhöhte Kraft für seinen Beruf schöpfte.

Religiosität ist der eine Grundzug in Lazarus' Charakter: „Alle Ströme idealen Lebens, idealer Gesinnung und idealer Bestrebungen, sie gehen alle in's Meer des religiösen Lebens." Deutsche Gesinnung ist der andere. Durch sein gesammtes wissenschaftliches und öffentliches Auftreten bewährte er die Worte, welche er seinen Religionsgenossen in der Zeit zurief, da der Antisemitismus in Berlin in voller Blüthe stand: „Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache; das deutsche Land ist unser Vaterland; wie wir deutsch reden und denken, wie unsere Seele durch deutsche Dichtung und Wissenschaft erfüllt und gebildet ist, also wirken wir mit Geist und Herz, nach dem Maße unserer Kraft, an deutschen Werken; die Größe, Hoheit und Macht der deutschen Nation ist die Sehnsucht unseres Gemüthes." Seine Schrift: „Was heißt national?" (1879) ist ein schönes Denkmal der vornehmen Gesinnung, welche ihn auch inmitten des häßlichsten Parteigetriebes seine Ruhe bewahren ließ. Neben heftigen Angriffen fehlte es ihm in jener Zeit nicht an Anerkennung selbst in den höchsten Kreisen, wie er denn auch gerade damals durch Verleihung des rothen Adlerordens geehrt und von dem deutschen Kronprinzen, dem verewigten Kaiser Friedrich, der ihm jederzeit freundlich, ja freundschaftlich gesinnt war und seine Vorlesungen gern besuchte, sichtlich ausgezeichnet wurde. Nach einer längeren Pause nahm Lazarus im Wintersemester 1895/96 seine Vorlesungen wieder auf, deren Beginn allerdings durch einen schweren Unfall, der ihn betroffen hatte, verzögert wurde. Ostern 1896 beschloß er seine akademische Lehrthätigkeit. Eine Vortragsreise, die er unmittelbar darauf nach München, Augsburg, Karlsruhe, Freiburg, Braunschweig und anderen Orten unternahm, war eine Reihe von glänzenden Erfolgen, wie auch der Vortrag, den er auf Anregung des politischen Volksvereins in Wien im Frühjahr 1897 hielt, einen Sturm der Begeisterung entfesselte. Im Herbst 1897 siedelte Lazarus seiner Gesundheit wegen nach Tirol über, und seitdem lebt er, mit der Abfassung seiner Ethik des Judenthums beschäftigt, in glücklicher Zurückgezogenheit an der Seite seiner zweiten Gattin in Meran.

Es ist hier unmöglich, der vielseitigen Anregungen zu gedenken, welche von Lazarus ausgegangen sind. Angedeutet sei nur seine literarische Bedeutung als Mitbegründer der Schillerstiftung, deren langjähriger Präsident er bis zu seiner Uebersiedelung nach Meran war. In den Jahren 1850 bis 1880 stand er mit fast sämmtlichen hervorragenden deutschen Dichtern und Schriftstellern in dauernder Berührung und regstem Briefwechsel. Mit einem Theile derselben — außer Auerbach seien nur Gottfried Keller und Paul Heyse genannt — war und ist er durch innige Freundschaft verbunden, und fast Allen bewies und bewährte er sich als ein gesuchter und gewissenhafter Rath in dichterischen Dingen. Wie Lazarus' wissenschaftliches und öffentliches Wirken in engster Beziehung zu einander stehen, wie die theoretische Erkenntniß sich in praktische Ausübung umsetzt und der Völkerpsycholog zum Nationalpädagogen wird, so ist sein Leben ein Spiegel der Ideen, die er uns als Psycholog, Ethiker und Aesthetiker in klarer Eindringlichkeit dargestellt hat. „Seien wir innerlich formvoll erfüllt, so schloß er im Sommer 1880 seine ästhetischen Vorlesungen, und die Welt wird formvoll erfüllt erscheinen." Die Ideen des Seins, des Wollens und des Schönen sind in seiner durchgeistigten Persönlichkeit harmonisch vereint, und diese Harmonie hat ihm die Kraft gegeben, den Glauben an den Sieg idealer Gesinnung auch in unseren Zeiten festzuhalten.

Hugo Wolf und sein Verein.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Wenn Friedrich Spielhagen seinen Roman „Problematische Naturen" heute schriebe, würde dessen Held vielleicht nicht Oswald Stein heißen, sondern Hugo Wolf. Und er würde vermuthlich nicht bei einem Barrikadensturm zu Grunde gehen, sondern in einer Heilanstalt für Geisteskranke. Denn Hugo Wolf ist, schon von Gehirn- und Nervenwegen, eine problematische Romanfigur. Sein nächster Verwandter ist Friedrich Nietzsche, der große Umnachtete. Aber Nietzsche ist der Gewaltigere, sein Schicksal wächst mächtig über Wolf's Schicksälchen empor. Die großartige Tragödie seiner Nerven fand bereits ihre Historiker und vielleicht findet sie noch ihren Dramatiker in einem künftigen Ibsen, der aus kranken Seelen Stücke macht. Hugo Wolf ist nicht so weit. Er steht noch mit einem Fuß im Leben und horcht mit einem Ohr hinaus in's Weltgetriebe. Er findet sogar die Kraft zur Pose und in ganz hellen Minuten wirft er sich in die Brust und Noten auf's Papier, die dann sein Verein gierig auffängt.

Sein Verein — der Hugo Wolf-Verein. Wie seltsam das klingt! Wie höchstmodern! Es ist ein Wort von den vielen modernen Worten, in die sich die großen Probleme kleiden.

Dieser Verein macht uns übrigens denjenigen, der ihm den Namen gegeben, erst interessant. Man fragt sich: Wie ist es möglich, daß ernsthafte Männer, Männer von Gewicht und Namen, das sogenannte Genie eines Einzigen Menschen förmlich verwalten und ihm Anbeter werben in gebundener Rede und wildwachsender Prosa? Sollte seine Macht wirklich so weit reichen? Sollte seine suggestive Kraft so tief gehen? Es giebt ja thatsächlich Menschen, die physisch mehr bedeuten, als sie geistig sind. Ihre persönliche Nähe wirkt elementar, unterjochend. Da sind sie Gott und Mensch, Engel und Teufel zugleich. Den vier Verfassern der zweiten Folge von Aufsätzen, die der Hugo Wolf-Verein in Wien herausgegeben (Berlin, S. Fischer's Verlag 1899), mag es überaus verlockend erschienen sein, einer solchen Persönlichkeit nahezutreten und die Ueberraschungen ihres Temperaments zu belauschen. Wie zu einer Quadrille sehen wir sie antreten, paarweise: E. Kauffmann und J. Schalk, M. Haberlandt und E. Hellmer. Voran tänzelt Detlev von Liliencron mit einem Gedicht, das eigentlich ein Ungedicht ist: in kurze Verszeilen gebrochene Prosa, Taumelndes, Stammelndes, vor dem der Geist der deutschen Sprache sich verhüllt. Hier eine Probe dieser Poesie:

Erinnerst Du Dich der Tage:
Hinter Dir saßen Conrad, der Hüne, und ich.
Du sangest uns — Deine 53
Drei—und—fünf—zig!
Mörike-Lieder vor Und Deine ungezählten Wunderweisen
Aus Goethe und Eichendorff. — Wie war das Alles neu!
Zum Erstarren neu! — Vorn im Mörike-Heft,
Auf erster Seite, — Hattest Du, Bescheidener,
Des Dichters Bild verehrend aufgestellt. — Welcher Tonseher that je so!
Und während Du glühend sangst — Gingen draußen die Deutschen vorüber
Sie trugen in ihren Taschen — Billete zu „Mamsell Nitouche".

Auch den folgenden Aufsätzen entströmt diese Atmosphäre schwüler Tollheit. Man empfindet sie, wie den Anhauch aus einem geisteskranken Milieu, wo — mit einer kleinen Variante des berühmten Hexenspruchs — gescheidt dumm und dumm gescheidt ist. Das Schauspiel ist zu seltsam. Vier zum Theil geistreiche Köpfe mühen sich da „um Hugo Wolf herumzukommen, mit dem Reifen des Verständnisses für Hugo Wolf gleichen Schritt zu halten", wie es im Vorwort heißt. Dieses, auf den kleinsten Raum beschränkt, enthält schon das ganze Buch. Keine später ausgeführte Sentenz, die hier nicht im Keim vorhanden wäre. Die größte Zahl solcher sich dogmatisch gebenden Sätze enthält der Aufsatz von J. Schalk. Schalk ist nämlich beeideter Apostel verkannter Genies. Er hat bereits für Wagner gewirkt, der ihn allerdings entbehren konnte. Sodann für Bruckner, der ihn theilweise brauchte; zuletzt für Hugo Wolf, der ihn am meisten nöthig hat. Gleichsam als Cantus firmus für seinen Aufsatz hat sich Schalk Wolf's „Italienisches Liederbuch" erwählt. Aber das Musikalische bildet hier nur die spanische Wand, über welche hinaus der Autor auf seine Gegner spuckt. Seine Rede ist dabei dunkel und ihr Sinn verworren. Erhitzt zerschmettert er seine Feinde mit schnappenden Interjektionen und von zwei zu zwei Seiten erhebt sich ein Gewimmel von Zeitwörtern und in jedem Satze bäumen sich aufrührerische Attribute. Einzelnes aus diesem Aufsatz sei hier mitgetheilt. „Der Durchschnittskunstfreund," heißt es u. A., „dessen besseres Theil Empfängniß ist, thäte gut, alle bei Betrachtung eines Werkes sich aufdrängenden Betrachtungen, sei es zur Kunst, sei es zum Leben im Allgemeinen, sei es zur Persönlichkeit des Schöpfers, sich so viel als möglich vom Leibe zu halten .... Das echte Kunstverständniß hat wenig oder nichts mit dem Verstande des Verständigen gemein, und wo das Gefühlsbedürfniß nach Kunst nicht mächtig genug ist, ist alle Weisheit und Lehre vergeblich .... Denn der Zweck der Kunst, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden darf (?), besteht in nichts Anderem, als im Selbstvergessen, in der völligen Hingabe an ein uns Ueberragendes, doch unseren besten Seelenkräften innig Verwandtes .... Ihm (Wolf) ward die verhängnißvolle Gabe, in den Grenzen seiner durchaus lyrischen Schöpfernatur das schlechthin Unübertreffliche zu leisten." Daran anschließend: „Eine derartig incommensurable Erscheinung macht nicht nur den Kunstgeschichtlern Pein, auch dem weiteren Kreise ehrbarer Kunstgenossen, die es sich ehrlich sauer werden ließen mit ihrem Können, will ein genialer Springinsfeld, der Alles wie von selber hat, nicht recht zu Kopf." Doch wer könnte den ganzen Teich einer bethörten Beredtsamkeit ausschöpfen. Wolf erhält im weiteren Verlauf noch Titel, wie ein indianischer Häuptling; abwechselnd heißt er: „der feuerflammende Meteor", „der Wunderreiche" ꝛc. Das Wesentliche in und an Wolf: vermag Schalk, das Musikalische nämlich, jedoch nicht anschaulich zu machen. Die Musik ist ihm ein zu spröder Stoff zur Darstellung. Er ergeht sich theils im Allgemeinen, den „ununterbrochen strömenden Quell der Erfindungen" rühmend, theils gräbt er pedantisch nach mikroskopischen Einzelheiten, worüber ihm der Blick für das Ganze verloren geht. So, wenn er „den Nachsilben, auf denen, entgegen dem Sprachgebrauch, der Hauptaccent liegt", oder unwesentlichen Halbtonfortschreitungen nachspürt. Man glaubt da ein Lehrbuch der Harmonie zu lesen.

Gleich nach Schalk ergreift Dr. Michael Haberlandt mit finster gerunzelter Stirn die Feder zu einem „Umblick". Schon die Bezeichnung klingt wie ein Kriegsgeschrei. In der That ist Haberlandt nur Anwalt. Er vertheidigt ein Recht, das Niemand angegriffen hat, mit einer Phrasenhaftigkeit, die merkwürdig absticht von der sonst so feinen Formvollendung des trefflichen Gelehrten. Das sind Sätze, die ebenso viele Bisse sind. Der Sinn der ganzen Darstellung besteht darin, daß die musikalische (benebst der übrigen) Welt noch nicht reif ist für Hugo Wolf. Auch bei Haberlandt ist er der „Incommensurable", höchstens an sich selbst zu Messende. Er ist ihm ein Hoher, Unbegreiflicher, den zu ahnen man sich vielleicht unterfangen kann. Fünf Sinne reichen nicht aus ihn zu fassen, denn er ist mehr als Gott, er ist ein Dämon, der die dunklen Höhen unseres Seins aufrührt, der uns lockt mit verführerischem Getön in eine paradiesische Hölle, oder in ein höllisches Paradies, voll schrecklicher Wonnen und süßer Bitternisse. „Mit Hugo Wolf," ruft Haberlandt aus, „tritt uns ein Musiker entgegen, der eigenes Licht hat, der nicht zu dem Kinde und Jüngling in uns spricht, sondern der es mit dem Reifsten und Feinsten unseres Innern aufnimmt, mit seinem Letzten und Spätesten. Er löst uns wie in stiller Klause die köstlichen geistigen Schauer aus, wie sie über uns kommen, versenkt in die Werke der Meister. Durch ihn (hört!) ist es dem modernen Menschen wieder möglich, wieder ein Genuß — und welch ein Genuß! — ein Lied zu hören, das für uns gesungen ist ... Was uns auch nicht das Musikdrama Richard Wagner's gewährt, durch Hugo Wolf sind wir wieder in das uralte Erbe der Menschheit eingesetzt: mit wahrem Gefühl Theil zu haben an der Poesie und an der Musik zugleich." Und nun wendet sich Haberlandt, noch dick geschwollen von Ekstase, an die Liederkunst vor Hugo Wolf. Was ist sie denn überhaupt gewesen, diese Kunst? fragt er. Es spukt ja der Ungeist der Authologie in ihr. „Diese Musiker — Schubert und Schumann inbegriffen — naschen und nippen nur: Jetzt ein bischen Heine, jetzt ein bischen Goethe und dann wieder ein vergessener Dichter. Der moderne Sinn lebt und denkt sich alle Mal in eine einzelne dichterische Erscheinung und zwar so tief als möglich ein. Damit erweisen sich die jüngeren Lyriker eben als moderne Intelligenzen, daß sie ganze Dichter componiren; und mit seinem Eichendorff, Mörike und Goethe-Bänden, seinem spanischen und italienischen Liederbuch ist Hugo Wolf darum allein schon ein ganz moderner, ein Künstler aus unserem ernster,

ich möchte fast sagen, wissenschaftlicher gewordenen Kunstgeschmack heraus."

Also nur „ganze Dichter" darf ein richtiger Componist in Musik setzen. Das erinnert an eine Sitte der Chinesen, die auch „ganze" Thiere: Ochsen, Lämmer 2c. braten und mit Haut und Haar verspeisen. Der neue Codex Haberlandt befiehlt, daß Alles mitgenommen werde, was so ein Poet an Verirrung und Wirrung, Frühreife und Altersschwäche gesündigt hat. Man muß kahle Köpfe und graue Haare componiren, lyrischen Mißwachs und epische Dürre, der Componist mag zusehen, wie er damit fertig wird. Hier entscheidet vor Allem der berühmte Name des Dichters. Nun muß man sich vorstellen, was das bedeutet: der ganze Goethe. Noch etwas Anderes als der ganze Schiller. Dieser war überhaupt nicht zu componiren, denn selbst, wo er sich lyrisch gab, trug seine Poesie nur das äußere Gewand dieser Gattung. Seine ganze Dichtung war im Grunde Gedankendichtung. Allein Goethe, in seiner Jugend der größte Stimmungslyriker aller Zeiten, war in seinen späteren Jahren der größte Abstrakte. Es giebt einen Punkt bei ihm, über den kein lyrischer Componist sich hinauswagen sollte. Thäte er es dennoch, so ist er rettungslos einer trüben Abstraktion und geschwollenen Rhetorik verfallen. Schubert und Schumann — die von Haberlandt Gemaßregelten — haben das sehr gut gewußt und sind (mit dem Hute in der Hand) an dem älteren und alten Goethe vorbeigegangen.

Wie falsch die Maße sind, mit denen Haberlandt Goethe's Größe mißt, beweist folgender Satz: „Aber schon mit der Composition gewisser Lieder und Gesänge wieder aus Goethe wächst der Künstler aus der Zone warmdampfenden Lebenshauches in die kältere und reinere Luft eines Kunststils, welcher wirklich goethisch, das heißt rein artistisch ist. Die Farben der Zeit und des Ortes leise abgedämpft, ein festes, klares, fast marmornes Relief, ein innigster Ton, dem es wie ein leises Echo aus der Ewigkeit nachhallt." Das ist das bekannte Bild, welches sich die Welt von Goethe zurechtgemacht hat, und so ungoethisch, wie möglich. Es ist die alte Olympierfabel, der ja Goethe nur zum kleinsten Theil entspricht. Sie bedeutet eben eine Seite seiner Vielgestalt. Denn was wäre Goethe nicht Alles gewesen? Er stieg in die griechische Welt hinab und ward Olympier, wie er unter Umständen auch Germane, Franzose und Römer wurde. Die Verwandlungsfähigkeit großer Stimmungsmenschen besaß er im allerhöchsten Grad. Er war wirklich Grieche, Römer, Franzose: Alles zu seiner Zeit.

Doch wenden wir uns wieder zu Hugo Wolf. Wir müssen, um ihn klar zu beurtheilen, dem erhitzten Subjektivismus seiner Bewunderer die kühlste Objektivität entgegenstellen. Wir brauchen nicht für ihn aus seiner Seele heraus zu sprechen, sondern wir fragen: Was bedeutet er der deutschen Musik? Ist er in der That nur das Geschöpf eines ihm auf den Leib zugeschnittenen Vereins, oder ist er auch im Stande seine Wege ungestützt und unverkündet zu wandeln? Ja und nein. Hugo Wolf steht in der Mitte zwischen Geführtwerden und Nichtgeführtseinwollen. Das Merkwürdigste an ihm ist, wie schon früher bemerkt worden, seine suggestive Kraft. Sie kommt den starken Bedürfnissen der Zeit entgegen, die sich nach Naturen sehnt. In Hugo Wolf glauben Viele eine Natur gefunden zu haben, während er nur eine Individualität ist. Kein Erschaffer, aber ein kleiner Meister, der sich nach großen Mustern eine interessante Maske zurechtgemacht hat. Von allen Meistern und aus allen Schulen hat er gelernt. Auf Schritt und Tritt könnte man ihm sein Eigenthum streitig machen. Wem wäre er nicht verpflichtet? Den Wildesten und Zahmsten, Mendelssohn und Schumann, Brahms und Schubert. Und Wagner. Dieser ist mit die Flamme, an der Wolf sein Scheit Holz entzündet. So ist jedes seiner Werke ein feines Mosaik, aus Stücken und Stückchen zusammengesetzt, die dem Componisten unbewußt in die Hand kommen. Das Unbewußte ist ja nicht allein das Angebinde des Genies. Auch die Epigonen, Große wie Kleine, schöpfen in ihrem dunklen Drange unbewußt aus etwas, das sie irrthümlich für den aus dem Busen der Natur sprudelnden Urquell halten. Auch Hugo Wolf ergeht es so. Wenn er tief in sich hineinhorcht, hört er Andere sprechen und raunen. Sie haben an ihm mitgearbeitet und geholfen seine Persönlichkeit aufbauen. Es sind lauter Winzigkeiten, kaum wahrzunehmende Einflüsse, die ihre Spuren an ihm zurückließen. Ein Genie nimmt solche Einflüsse bis zur Spurlosigkeit in sich auf, es schafft aus altem Kupfer reines Gold. Bei Wolf sieht man überall das Entlehnte, die Bruchflächen an dem scheinbar Ganzen. Am deutlichsten wird sein geistreiches Unvermögen, wenn er Melodien erfinden soll. Da tritt an die Stelle plastischer Ausprägung der „Accent", der „Ausdruck", die „dramatische Bedeutung", genau wie im modernen Musikdrama. Jedes Wort erhält noch einen besonderen Tiefsinn, den die gesuchte Begleitung und ungewöhnliche Rhythmen und Taktarten veranschaulichen sollen. Im „Feuerreiter", in vielen Liedern aus dem italienischen und spanischen Liederbuch treten die Mängel dieser reflektirten, in Schmerzen geborenen Musik deutlich zu Tage. Es ist keine Freudigkeit in diesem Schaffen.

Aber die bedeutenden Liedersänger, die ihrem Publicum etwas schuldig zu sein glauben, wie z. B. Johannes Meßchaert und Eugen Gura, verkehren viel und gern mit der Lyrik Hugo Wolf's. Statt weiterer Erörterungen wollen wir einige kritische Beobachtungen mittheilen, die wir unter dem lebendigen Eindruck von dreizehn durch Eugen Gura vorgetragenen Liedern von Hugo Wolf niederschrieben. Da heißt es: „Hugo Wolf, das neueste Schoßkind gewisser musikalischer Kreise, hat sich in den dreizehn Liedern, die Gura von ihm sang, als zahmes Talent erwiesen, das zum Revolutioniren in keiner Weise befähigt ist. Es sind größtentheils Dichtungen von Mörike, diesem tiefdunklen Poeten, dessen Stimmungen Wolf nachgeht; mit Schumann-, Brahms'schen und noch anderen Mitteln. Nur die eigenen fehlen ihm. Diese ganze Mörike'sche Liederreihe und die sechs Lieder aus Paul Heyse's Italienischem Liederbuche gehen der Musik weit entgegen; sie fordern sie förmlich heraus und wecken jeden lyrischen Keim, der im Componisten etwa schlummern mag. Weder in harmonischer, noch in melodischer oder rhythmischer Beziehung sagt uns Wolf etwas Neues; wir haben das Alles schon gehört und er auch. Wenn „Um Mitternacht", „Fußreise" von Mörike und „Biterolf im Lager von Akkon" von Scheffel gefielen, so kommt das zum größten Theile auf Gura's Rechnung."

Hugo Wolf hat bis heute noch nicht die ragende Bedeutung erreicht, die sein Verein so zuversichtlich von ihm erhoffte. Ehe er in die geistige Nacht einging, hat er noch eine Oper geschrieben. Auch sie schwebt heimathlos im leeren Raum. Irgendwo soll sie irgendeinmal aufgeführt worden sein; der Verein weiß wohl auch hier das Nähere. Als Mitzählender im Reiche der Geister ist Hugo Wolf todt. Er lebt nur noch als der Fetisch einer hypnotisirten Gemeinde und als solcher prägt er sich dem Gedenken ein, auch für spätere Tage.

Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur.

Von Otto Stövesandt (Turin).

Die neuere italienische (positive) Schule des Strafrechts und deren Begründer Lombroso sehen bekanntlich in dem Verbrecher ein pathologisches oder atavistisches Product, während ihr bedeutendster Gegner v. Liszt den socialen Verhältnissen ein größeres Gewicht beilegt. Der Streit dürfte wohl zu Gunsten der deutschen Schule entschieden werden, aber die

Untersuchungen der Lombroso, Ferrero, Mosso ꝛc. behalten ihren experimentellen Werth auch für die Zukunft. Neuerdings hat nun Lombroso in einer italienischen Zeitschrift seine Theorie von der Verbrechernatur, dem delinquente nato und dem „moralisch Irren", auch auf die Erzeugnisse der schönen Literatur angewandt, d. h. die erdichteten Verbrecher und Wahnsinnigen im Drama und Roman auf ihren wissenschaftlichen Werth untersucht und die Poeten gleichsam als Psychiater geprüft. Seine schöngeistige Belesenheit ist offenbar nicht groß und sehr einseitig, aber trotz aller Schiefheiten und Gewaltsamkeiten ist seine Untersuchung interessant genug, um des Näheren erörtert zu werden.

Lombroso versucht die Gründe für das Fehlen wirklicher Verbrecher und Geisteskranker in den Werken des Alterthums nachzuweisen. Zunächst führt er die Thatsache auf das Gesetz zurück, das bei jedem Organismus und jeder Arbeit beobachtet wird: daß man vom Einfachen zum Zusammengesetzten geht; wie man beim Strafgesetz früher nur das Verbrechen, nie den Verbrecher studirte, während jetzt beide studirt werden; ebenso wie ursprünglich in der Medicin nur die Krankheit untersucht werde, während man jetzt vor Allem den Kranken beobachtet, so habe sich im Drama allmälig zu der vorzuführenden Handlung das Studium der Personen gesellt. „So ist eine neue Kunst erstanden, die unsere Intelligenz besser befriedigt und ihr weite Horizonte öffnet. Und es ist ganz natürlich, daß der Dramatiker bei dem Studium nach dem Leben so hervortretende Charaktere, wie sie Geisteskranke, Ueberspannte und Verbrecher liefern, sich nicht entgehen lassen konnte — für ihn bedeuten sie eine Fundgrube scenischer Effecte, ohne daß er sich von dem Wahren oder Wahrscheinlichen zu entfernen braucht."

Einen anderen Grund für die Erscheinung der Geisteskrankheit in der Dichtung sieht Lombroso in der großen Zunahme der Gehirnkrankheiten im Leben. „Mit dem Fortschritt der Cultur hat sich der Wahnsinn vermehrt. Wo noch vor wenigen Jahren ein Irrenhaus genügte, bedarf es jetzt deren fünf oder sechs. Allerdings treten durch die Einrichtung der großen Irrenhäuser eine große Anzahl Geisteskranker, von deren Vorhandensein man sonst nie erfahren hätte, zu Tage und daß in Folge der vorgeschrittenen Kenntniß eine große Anzahl Verbrecher jetzt zu den Geisteskranken gezählt wird und so die Ziffer erhöht. Immerhin bleibt der Procentsatz im Vergleich zu früheren Zeiten erschreckend hoch."

„Wie die Statistik sich allmälig der Geschichte, der Politik, der Religion bemächtigt, so ist die Psychologie in Roman und Drama eingedrungen und beansprucht den Löwenantheil. Und weit entfernt, vom Publicum abgelehnt zu werden, wie seiner Zeit Euripides und bis zu einem gewissen Punkt auch Shakespeare, werden die Autoren, die von der Psychologie Gebrauch machen, oder auch Mißbrauch mit ihr treiben, vom Publicum nur desto mehr bewundert, und mit Stolz sehen wir, wie Zola aus dem Verbrecher Jacques eine unsterbliche Gestalt macht und Dostojewski in seinem Todtenhause und Raskolnikoff den geborenen Verbrecher und den Criminaloiden meisterhaft schildert."

„Aber auch im Alterthum tauchten in großen Zwischenpausen Dramatiker, Dichter, Schriftsteller, wie Shakespeare, Dante, Euripides auf, die sich nicht mit den einfachen Handlungen begnügten, sondern Charaktere studirten, und die sich sofort der dramatischen Kraft jener Wahnsinnigen und Verbrecher bewußt wurden und sie für ihre Arbeiten verwertheten. So Euripides in seiner Helena, die ihre Eitelkeit bis in ihr Greisenalter bewahrt und einen Theil der Haare, die sie am Grabe der Schwester als Opfer darbringt, zurückbehält, um nicht die letzten Reste ihrer einstigen Schönheit zu verlieren. Ebenso finden wir menschliche Züge in seinem Orest, seiner Medea und Phädra. Euripides führt das, was wir heute Verwickelung, Intrigue nennen, und von der seine Collegen Aeschilus und Sophokles noch nichts wußten, zuerst auf der Bühne ein." Zur neueren Zeit findet Lombroso die Meister psychopathischer Schilderung in Dante und Shakespeare. Dante schildert in seinen in die Hölle Verdammten Charaktere, die Lombroso dem geborenen Verbrechertypus zuschreibt. Besser aber noch trifft Shakespeare den Typus der Verbrecherin mit allen charakteristischen Merkmalen z. B. in Lady Macbeth. „Kalt in der Ausübung des Verbrechens, geschickt bei der Ueberlegung, ist sie hysterisch und somnambul, und in ihren Anfällen wiederholt sie später die Bewegungen und die Worte, die ihr Verbrechen begleiteten. In Hamlet ist es die Zweifelsucht, die der Geisteskrankheit den Stempel aufdrückt. Bei Ophelia verursachen die enttäuschte Liebe, der Tod des Vaters, der fast unter ihren Augen erfolgt, eine Art Wahnsinn, die wir heute mit Geistesverwirrung bezeichnen. Im König Lear ist es senile Geistesschwäche, moralischer Wahnsinn." Und Lombroso schließt: „In der Anwendung und dem Mißbrauch von Geisteskranken und Verbrechern auf der Bühne ist der Genius Shakespeare's unserer Zeit vorangeeilt, denn das Genie eilt Jahrhunderte und Jahrhunderte der Zukunft voraus. Und gerade deßwegen wird es von den Zeitgenossen verfolgt und verlacht. So erging es vor Allem Euripides, wovon sich in den Possen des Aristophanes Anspielungen finden; und erst unserer Zeit war es vorbehalten, die psychiatrische Seite in Dante und Shakespeare zu begreifen, die man bis dahin für groben scenischen Effect hielt."

Alle Romane und Novellen des Petronius, des Apulejus sind zwar reich an pornographischen, mythologischen, wunderbaren oder satirischen, immer möglichst unwahrscheinlichen Abenteuern, aber niemals findet man darin eine Charakterzeichnung nach dem Leben oder einen Verrückten mit den echten Merkmalen einer wirklichen Krankheit. „Wenn in den griechischen Tragödien der Gedanke der Vererbung wohl in der Gestalt des Fatums erscheint, wenn dann und wann die heftigsten Leidenschaften mit überzeugender Gewalt zu uns sprechen, wenn uns die Anomalien und Rasereien des Ajax und der Dejanira, des Orest und Oedipus, die Trauer eines Philoktet bis in's Innerste ergreifen, so ist ihnen doch Allen etwas Typisches gemein: es fehlt der reale Boden, es sind Wahnsinnige, wie sie in keinem Irrenhause der Welt zu finden sind, symbolische Wesen, wie sie den Vorstellungen einer Götter- und Heldenwelt entsprechen. Ja sogar noch Maffei, Alfieri, Corneille, Racine zeichnen mehr oder weniger nur auf einer Seite Tyrannen, auf der andern die Tyrannisirten, ohne daß sie sich durch wesentliche Merkmale voneinander unterscheiden." Ohne Zweifel hat Lombroso hierin vollständig Recht. Dagegen irrt er vielfach bei der Beurtheilung der einschlägigen Gestalten unserer Classiker, die er — obwohl des Deutschen mächtig — offenbar nicht genügend kennt. Er ist der Meinung, daß wir uns bei Schiller und Goethe mehr für die Handlungen, als für die Charaktere erwärmen; selbst Faust und Gretchen scheinen Lombroso nicht Gestalten von ausgeprägter Individualität. „Es sind herrliche Typen, aber nebelhafte, verschwommene, die allerdings ein Symbol verkörpern, und sie werden uns in einer Anzahl interessanter, ergreifender Handlungen vorgeführt, aber ohne sich in eine feste Gestalt zu fügen. Von Faust wissen wir nicht, ist er zu gut oder zu schlecht, denn ganz willkürlich begeht er oder läßt er, gerade wie es ihm paßt, jede mögliche Schandthat begehen. Er ist ein der Forschung mit Leidenschaft ergebener Gelehrter, der aber nur allzu oft — angeregt oder suggerirt vom Teufel — das Forschen nach Wahrheit über dem Forschen nach Genuß vergißt und der allen Forschungstrieb, der ihn in den Augen eines Gretchens und der Helena so bedeutsam erscheinen ließ, bei Seite setzt, bis zu dem Moment, wo er beschließt, ein Volk zu retten; das thut er aber erst im letzten Augenblick, wo er im Begriff ist zu sterben und keinen Genuß mehr zu erwarten hat. Auch Margarethe ist nur ein Mädchen, wie viele andere, die sich durch männliche

Schönheit blenden läßt, und das einzig Rühmenswerthe an ihr ist, daß sie muthig zu sterben weiß, um mit dem Tod die Sünde zu sühnen, die mehr des Teufels Schuld, als ihre eigene ist." Das ist allerdings eine sehr oberflächliche Kritik, auch läßt Lombroso Gretchen's Schuld, ob und inwiefern sie den Tod ihrer Mutter veranlaßt, ganz bei Seite. Augenscheinlich hat er das Verbrechen — „meine Mutter hab' ich umgebracht" — gar nicht bemerkt oder begriffen, denn gerade diese Schuldfrage müßte doch den Criminalpathologen interessiren.

Indem Lombroso zu dem modernen Roman übergeht, weist er nach, daß z. B. in den Büchern von Dostojewski die Mehrzahl der Personen aus Verrückten, hauptsächlich Epileptikern besteht, sofern es nicht geborene Verbrecher sind, wie er sie in seinem „Todtenhause" mit allen unzweifelhaften Symptomen schildert. Mit derselben Meisterschaft zeigt er in „Raskolnikoff" im Gegensatze zu den geborenen Verbrechern den Typus eines Gelegenheitsverbrechers. Der Held dieses Romans neigt zum Wahnsinn, er ist, wie er selbst zugiebt, rachsüchtig, neidisch und voll Eigenliebe. Zu arm, um seine Studien fortzusetzen, hat er eine ihn leidenschaftlich liebende Schwester, die gegen ihr natürliches Empfinden sich entschließt, eine Ehe einzugehen, um ihm zu helfen. Da hört er von einer alten, nichtswürdigen Wucherin sprechen, der einige ihrer Kunden den Tod wünschen; und nun entsteht bei ihm nach und nach der Entschluß, sie zu ermorden; er bereitet sein Alibi ebenso sorgfältig wie seine Mordwerkzeuge und führt das Verbrechen so aus, daß keinerlei Verdacht auf ihn fallen kann; aber dann verliert er den Kopf — und das ist nach Lombroso der Beweis, daß er kein geborener, sondern Gelegenheitsverbrecher (Criminaloid) ist. Durch einen geschickten Polizeispitzel dazu getrieben, legt er eines Tages unerwartet ein umfassendes Geständniß ab, indem er auseinandersetzt, daß er den Mord geplant habe, da ja Napoleon auch keinen Augenblick gezögert hätte, das Leben eines Greises oder einer Greisin zu vernichten. Für ihn zerfallen die Menschen in zwei Classen: die Gewöhnlichen, die dem Gesetz gehorchen müssen, und die Ungewöhnlichen, denen Alles gestattet sein muß, um ein gestecktes Ziel zu erreichen.

Lombroso geht auch auf die Helden der Zola'schen Romane ein. In „Bête humaine" ist Jacques Lantier der mit allen typischen Eigenschaften behaftete geborene Verbrecher; bei ihm paaren sich die erotischen Leidenschaften mit der Mordlust, die stets bei ihm durch den Anblick der frischen, kräftigen Muskulatur junger Weiber geweckt wird. Nach Lombroso begeht der Dichter nur den einen groben Fehler, daß er den Mörder erst ein langwährendes und ihn völlig befriedigendes Liebesverhältniß mit der Frau unterhalten läßt, die er dann tödtet. „Das Eine schließt das Andere aus, wenigstens verhielt es sich so bei all' den Fällen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte." Im „Assommoir" schildert Zola den Alkoholisten, den Schwärmer in „L'Œuvre". Auch Daudet zeichnet im „Jack" jene Art Geisteskranker, die die Mitte halten zwischen Schwärmer und Idioten, die Lombroso als Ueberspannte bezeichnet, wie Goncourt in seiner „Fille Elisa" uns „einen wundervollen Typus des epileptisch-psychischen Zustandes giebt, der häufig bei den Prostituirten auftritt".

Wer heute das Theater besucht und das moderne Drama mit dem antiken, ja auch nur mit dem älteren Drama vergleicht, der muß erstaunen über den großen Unterschied in der Charakterisirung der handelnden Personen und vor Allem über die überraschende Häufigkeit, womit man Verrückte oder Verbrecher zu Helden nimmt. Wir sind dahin gelangt, daß es uns z. B. als selbstverständlich vorkommt, wenn in einem neuen Stücke Ibsen's nicht lauter oder mindestens drei oder vier Wahnsinnige oder Schufte unter den Personen sind, von denen jede so charakteristische Merkmale besitzt, daß sie von einem Psychiater oder Criminalanthropologen gezeichnet scheinen; und sind die Personen nicht geradezu verrückt, so werden sie doch von so heftigen und seltsamen Leidenschaften bewegt, wie wir ihnen im Leben niemals begegnen, ja selbst in einem wissenschaftlichen Werk sie als unwahrscheinlich empfinden würden, die wir aber auf der Bühne oder im modernen Roman anstandslos gelten lassen. Ibsen giebt z. B. in seinen „Gespenstern" das genaueste Bild der allgemeinen progressiven Paralyse, die außerordentlich häufig und in der gleichen Form wie bei seinen Helden bei Männern von ungewöhnlicher geistiger Regsamkeit auftritt, besonders wo erbliche Belastung vorliegt; bei solchen Leuten findet man, wie er meisterlich schildert, gleichzeitig neben Apathie lebhafte Impulse, Verirrung aller Instincte und geistige Verwirrung, die hier und da durch geniale Geistesblitze unterbrochen wird; nur irrt der Dichter darin, daß er alle Merkmale einer großen Anzahl Erkrankter auf ein einziges Individuum anhäuft und so das Bild übertreibt; so in den „Gespenstern", so in „Nora", wo er den Atavismus und die erbliche Belastung übertreibt, wenn er den kranken Sohn den nämlichen irrigen Satz des Vaters wiederholen läßt, von dem er die traurige Krankheit ererbte. Erbliche Belastung mit verbrecherischen Anlagen findet sich auch in der Regine in den „Gespenstern", während Hedda Gabler eine an Neurose leidende Frau ist, deren Zustand durch die Schwangerschaft noch reizbarer geworden. Sie verbrennt das Manuscript ihres ersten, treulosen Geliebten, das diesem Ruhm einbringen sollte. Wie bei allen Verbrecherinnen liegt etwas Männliches in ihrem Wesen; von klein auf wußte sie mit dem Revolver umzugehen. In den „Stützen der Gesellschaft" liefert Ibsen den Beweis, daß die politischen Agitatoren häufig gleichzeitig Schurken und Neurastheniker sind. In Gabriel Borkmann führt er uns den Typus des Bankdefraudanten vor, der weder mordet, noch schändet, aber die seiner Bank anvertrauten Gelder sich aneignet in der Illusion, mit den gestohlenen Summen Wunderwerke zu vollbringen, die ihm seine einzige Lebensfreude sichern: die Macht — ein sehr häufig vorkommender Fall bei Bankerotteuren, der erst kürzlich von R. Laschi in seinem Buch „La delinquenza bancaria" behandelt worden ist. Die völlige Abwesenheit allen Gemüthes und jedes moralischen Empfindens läßt Borkmann die Frau opfern, die er liebt, um die Wünsche eines Mitschuldigen zu begünstigen, der ihm für seine erträumten Unternehmungen von Nutzen sein kann; er hat einen treuen Freund, der, obwohl durch ihn ruinirt, ihn jeden Tag besucht, um ihm den Balsam der Bewunderung darzubringen, während alle Anderen ihn verlassen; aber er stößt ihn von sich, als er Borkmann nicht von jeder Schuld freispricht und an seiner Rückkehr zur Macht zweifelt. Borkmann verlangt nach gründlichster Selbstprüfung die volle Absolution für sich, denn „das Geld Anderer hat er zu großen Zwecken benützt, er wollte die Meere miteinander verbinden, und die Millionen, die als Metalle noch im Schooße der Erde ruhen und nach Licht und Befreiung schreien, erlösen". Hier finden wir Genie und Größenwahn im Delirium beisammen: Borkmann vernimmt den Gesang der Metalle und fühlt das Beben der Lastschiffe, die durch ihn befreit werden wollen. Daneben verschwinden für ihn Gewissen, Pflichtgefühl, Redlichkeit. Er glaubt, als genialem Menschen sei ihm Alles gestattet, selbst die Wesen, die ihn am meisten liebten, seiner Chimäre zu opfern: „Ich bin ein Napoleon, der bei seiner ersten Schlacht zum Krüppel gemacht wurde"; und wie dieser auf St. Helena noch, so träumt auch er davon, wieder zur Macht zu gelangen. Wie man sieht, denkt Lombroso von dem Psychiater Ibsen sehr hoch, trotz aller Einschränkungen. Es ist recht schade, daß ihn seine geringe Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur verhindert, seine Untersuchung auch auf die Helden unseres Hebbel auszudehnen, dessen Verbrechertypen Holophernes, Golo ꝛc. denjenigen des Norwegers wissenschaftlich mindestens ebenbürtig sind.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Versuchung.

Von Guy de Maupassant.

Der Salon war klein, mit dichten Draperien verhängt und von leichtem Wohlgeruch durchduftet. Im breiten Kamin flammte ein helles Feuer, während eine am Kaminbord stehende Lampe auf die plaudernden beiden Personen ein mildes, vom Spitzen-Lampenschirm gedämpftes Licht ergoß. Die Herrin des Hauses war eine weißhaarige alte Dame, doch eine von jenen ehrwürdigen Alten, deren runzellose Haut so weich wie feines Papier und mit lieblichen Düften gleichsam imprägnirt ist; eine jener alten Damen, die beim Handkuß den leichten Wohlgeruch ausströmen, der dem Florentiner Irispuder eigen ist. Er war ein alter Freund, der Junggeselle geblieben war, ein Hausfreund, der alle Wochen kam und in ihrem Dasein die Rolle eines Reisegefährten spielte. Sie hatten beide etwa seit einer Minute zu sprechen aufgehört und blickten träumerisch in's Feuer; es herrschte jenes Schweigen, wie es oft unter Freunden einzutreten pflegt, die nicht immer zu sprechen brauchen, um einander zu verstehen.

Da zerplatzte plötzlich ein dickes Scheit Holz im Kamin, von den Flammen zersprengt. Es sprang über den Vorsetzer, fiel in den Salon und rollte funkenschleudernd auf den Teppich. Die alte Dame richtete sich mit einem leisen Schrei in die Höhe und wollte entfliehen, er aber stieß die Kohlen mit Fußtritten in den Kamin zurück und trat mit seiner Sohle alle am Boden noch glimmenden Funken aus. Dann, während sich ein starker Brandgeruch bemerkbar machte, setzte sich der Hausfreund seiner Dame gegenüber, betrachtete sie lächelnd und sagte, auf das wieder im Kamin brennende Stück Holz zeigend: „Sehen Sie, darum habe ich mich nie verheirathet!"

Sie maß ihn erstaunt, mit den neugierigen Augen einer Frau, die etwas erfahren will, jener Frauen, die nicht mehr ganz jung sind und deren Neugier nachdenklich, feiner und manchmal sogar boshaft geworden ist. „Wieso?" fragte sie.

„Ach," fuhr er fort, „das ist eine ganze Geschichte, eine etwas häßliche und sehr traurige Geschichte.

Meine früheren Kameraden haben sich oft über die Gespanntheit gewundert, die plötzlich zwischen Julien, einem meiner besten Freunde, und mir entstanden ist. Sie konnten nicht begreifen, wie zwei vertraute, unzertrennliche Freunde plötzlich einander entfremdet werden konnten. Nun, so hören Sie denn das Geheimniß unseres Bruches.

Er und ich, wir wohnten früher zusammen. Wir verließen uns nie, und unsere Freundschaft schien unverbrüchlich fest. Eines Abends kam er nach Hause und theilte mir mit, er werde sich verheirathen. Ich empfing wie einen Schlag, als hätte man mich bestohlen oder verrathen. Wenn ein Freund sich verheirathet, ist alle Freundschaft zu Ende. Die eifersüchtige, heftige, unruhige und sinnliche Zuneigung einer Frau duldet die offene, thatkräftige Anhänglichkeit nicht, diese Anhänglichkeit des Geistes, des Herzens und des Vertrauens, die zwischen zwei Männern bestehen kann. Sehen Sie, Madame, wie groß auch die Liebe zwischen Mann und Frau sein kann, sie bleiben sich doch immer fremd in der Seele und im Verständniß; sie bleiben zwei Feinde, denn sie sind von verschiedenem Geschlecht; es muß stets einen Bändiger und einen Gebändigten geben, einen Herrn und einen Sclaven; bald ist es der Eine, bald die Andere, doch nie sind sie sich gleich. Sie pressen sich die Hände vor Gluth und Verlangen, doch nie in einem langen, starken und offenen Druck, jenem Drucke, der die Herzen zu öffnen und in aufrichtiger, kräftiger und männlicher Zuneigung bloßzulegen scheint. Wer weise ist, der sollte, statt sich zu vermählen und als Trost für die alten Tage Kinder zu zeugen, die ihn eines Tages doch verlassen, einen guten zuverlässigen Freund suchen und mit ihm alt werden in jener Gedankengemeinschaft, die nur zwischen zwei Männern bestehen kann.

Also kurz und gut, mein Freund Julien heirathete. Seine Frau war reizend, ein krauses Blondköpfchen, lebhaft wie Quecksilber und schien ihn anzubeten. Erst ging ich selten hin, denn ich fürchtete, ihre Zärtlichkeit zu stören. Auch fühlte ich, daß ich dort überflüssig war; trotzdem luden sie mich unaufhörlich zu sich ein und schienen mich zu lieben. Nach und nach ließ ich mich von dem sanften Reiz dieses gemeinsamen Lebens verführen, dinirte oft bei ihnen und dachte zuweilen, wenn ich des Nachts nach Hause kam, ich sollte es wie mein Freund machen und eine Frau nehmen, denn ich fand mein ödes Junggesellennest jetzt sehr traurig.

Sie schienen sich anzubeten und ließen einander nie allein. Da schrieb mir Julien eines Abends, ich möchte zum Diner kommen. Ich ging hin. „Mein Lieber," sagte er, als wir uns von der Tafel erhoben, „ich muß in Geschäften fort und werde vor elf Uhr nicht zurück sein; doch punkt elf Uhr bin ich wieder da. Ich habe auf Dich gerechnet, damit Du Berthe Gesellschaft leistest!"

Die junge Frau lächelte und sagte: „Das ist nämlich meine Idee, Sie holen zu lassen."

Ich schüttelte ihr die Hand und erwiderte: „Sie sind reizend wie immer." Dabei fühlte ich auf meinen Fingern einen langen, warmen Gegendruck. Doch ich achtete nicht darauf. Es schlug acht Uhr, und Julien machte sich auf den Weg.

Sobald er fort war, erwachte plötzlich eine ganz eigene Verlegenheit zwischen seiner Frau und mir. Wir hatten uns noch nie allein befunden, und trotz unserer täglich wachsenden Vertraulichkeit versetzte uns dies Beisammensein in eine neue Lage. Ich sprach erst von jenen gleichgültigen Dingen, womit man Verlegenheitspausen ausfüllt. Sie antwortete nichts und blieb mir gegenüber auf der anderen Seite des Kamins sitzen, den Kopf gesenkt, mit unbestimmtem Blick, einen Fuß nach der Flamme ausstreckend, wie in einer wichtigen Betrachtung verloren. Als ich mit den banalen Phrasen fertig war, schwieg ich. Es ist erstaunlich, wie schwer es einem manchmal wird, die richtigen Worte zu finden. Und dann fühlte ich auch etwas Neues in der Luft, etwas Unsichtbares, ein Etwas, das mir nicht möglich war auszudenken, wie eine geheimnißvolle Warnung, die uns auf verborgene Absichten, gleichviel ob gut oder böse, hinweist, die Jemand uns gegenüber im Schilde führt. Dieses peinliche Schweigen dauerte eine Weile, dann sagte Berthe zu mir: „Legen Sie doch Holz in's Feuer, lieber Freund; Sie sehen ja, es geht bald aus."

Ich öffnete den Holzkasten, nahm eine Klobe, die größte Klobe, die ich auf die übrigen Scheite legte, die meist vom Feuer schon verzehrt waren. Und wieder trat Schweigen ein. Nach einigen Minuten sprang die Klobe, daß sie uns beinahe das Gesicht versengte; die junge Frau richtete ihre Augen auf mich, und zwar mit einem ganz seltsamen Ausdruck. „Es ist zu heiß," sagte sie, „gehen wir doch dort auf das Sopha". Wir setzten uns also. Plötzlich sah sie mir fest in's Auge und fragte: „Was würden Sie wohl thun, wenn eine Frau Ihnen sagte, sie liebe Sie?"

Ich antwortete ganz erstaunt: „Den Fall habe ich wahrlich nicht vorhergesehen, und dann käme das auch auf die Frau an."

Sie stieß ein trockenes, nervöses, ruckweises Lachen aus, jenes falsche Lachen, das wie ein zerspringendes feines Glas klingt. „Die Männer haben nie Courage!" sagte sie spitz, dann schwieg sie ein Weilchen und fragte: „Sind Sie auch schon verliebt gewesen, Herr Paul?"

Ich gestand ihr, daß dies zuweilen der Fall gewesen. „Erzählen Sie mir das," rief sie hastig.

Ich erzählte ihr irgend eine Geschichte. Sie hörte mir zu, aufmerksam, doch mit häufigen Zeichen der Mißbilligung und Verachtung. Dann rief sie plötzlich: „Nein, nein, Sie verstehen gar nichts davon. Wenn eine Liebe gut und wahr ist, muß sie, glaube ich, das Herz zerreißen, die Nerven anspannen und den Kopf verwüsten; sie muß — wie soll ich sagen? — gefährlich, sogar schrecklich, fast verbrecherisch, sagen wir: eine Art Verrath sein; ich meine damit, sie muß Gesetze, brüderliche Bande vernichten, denn ist die Liebe ruhig, bequem, gefahrlos, gesetzlich, ist sie dann überhaupt noch Liebe?"

Ich wußte nichts darauf zu antworten und dachte nur in meinem Innern philosophisch: das weibliche Hirn, wie es leibt und lebt!

Sie hatte beim Sprechen eine gleichgiltige, unschuldsvolle Miene gemacht und, auf die Kissen sich stützend, den Kopf an meine Schulter gelehnt. Im Ausstrecken war das Kleid ein wenig hinaufgerutscht und ließ einen Strumpf von rother Seide sehen, den der Glanz des Feuers auf Augenblicke grell beleuchtete. Nach einer Minute sagte sie: „Ich mache Ihnen wohl Furcht?“ Dann lehnte sie sich an meine Brust und fragte, ohne mich anzublicken: „Wenn ich Ihnen nun sagte: ich liebe Sie, — was würden Sie wohl thun?“ Und noch ehe ich eine Antwort fand, ergriffen ihre Arme meinen Hals, zogen meinen Kopf schnell zu sich heran und ihre Lippen preßten sich auf die meinen. —

O meine theure Freundin, ich schwöre Ihnen, ich war in keiner beneidenswerthen Lage! Wie, ich sollte Julien täuschen?! Sollte der Geliebte dieser entarteten und verschlagenen kleinen Närrin werden! Immerzu verrathen, immer betrügen, Zuneigung heucheln, nur um den Reiz der verbotenen Frucht, der drohenden Gefahr, der verrathenen Freundschaft auszukosten! Nein, das gefiel mir nicht! Aber was thun? Sollte ich dem Beispiele Joseph's folgen? Eine sehr alberne und, noch schlimmer, eine sehr schwierige Rolle, denn jene Dirne war leidenschaftlich und sie glühte vor Keckheit und Sinnenlust. O, wer nie den heißen Kuß einer verliebten Frau auf seinen Lippen gefühlt, der werfe den ersten Stein auf mich!

Nun, Sie begreifen? ... Noch eine Minute länger, und ich war ... nein, sie war ... Verzeihung, ich wäre es ... oder vielmehr sie wäre es gewesen, als ein furchtbarer Knall uns aufspringen machte. Die Klobe, ja Madame, die Klobe sprang in den Salon, warf die Kohlenschaufel aus dem Kasten, riß den Ofenschirm um, rollte wie ein glühendes Eisen umher, entzündete den Teppich und wälzte sich unter einen Fauteuil, den sie schon in Flammen setzte. Ich stürzte wie ein Wahnsinniger auf, und während ich die Klobe in den Kamin zurückwarf, öffnete sich plötzlich die Thür. Julien kam in bester Stimmung nach Hause und rief fröhlich: „Ich bin frei, das Geschäft ist zwei Stunden früher abgemacht worden.“

Ja, meine Freundin, ohne die Klobe Holz wäre ich abgefaßt worden. Und bedenken Sie doch die Folgen! ... Nun, ich that nichts, was mich jemals, jemals wieder in eine ähnliche Situation hätte bringen können. Trotzdem merkte ich, daß Julien mich „schnitt“, wie man zu sagen pflegt. Seine Frau untergrub offenbar unsere Freundschaft, und nach und nach entfremdete er sich mir und wir hörten auf, uns zu sehen.

Ich habe mich nicht verheirathet. In Erstaunen kann Sie das doch nicht versetzen!

Aus der Hauptstadt.

Victor von Schweinburg.

Am 27. Januar 1900, bei der namentlichen Abstimmung über die neuen Flottenforderungen der Regierung, war es im Deutschen Reichstage zu unerhörten Auftritten gekommen. Vorher schon hatten die Redner der Opposition einzelne Mitglieder des Ministeriums, vor Allem den ehrwürdigen Fürsten Chlodwig Hohenlohe, den Mann des fortiter in re, suaviter in modo, und den Staatssecretär Tirpitz maßlos verhöhnt. Diesen pflichtgetreuen Beamten, denen der Gehorsam vor ihrem Könige suprema lex war und die mit Stolz auf den Erfolg ihrer sportmäßigen Bemühungen blickten, sich in jahrelangem Training jeden Eigenwillen abzugewöhnen, diesen pflichtgetreuen Beamten hatte man nörgelnd das sogenannte Bindungsversprechen von 1897 immer und immer wieder vorgeworfen. Wie ein rother Faden zog sich durch alle Darlegungen der Fractionsredner die fixe Idee, man dürfe der Regierung nicht weiter trauen als bis an die Saalthür. Ihre beweglichen Zusicherungen, daß sie diesmal den Reichstag ganz wahrhaftig nicht über den Löffel barbieren wolle, daß sie es bitter ernst meine mit der siebzehnjährigen Bindung und ihren Kopf dafür zum Pfande setze, fertigte man mit der Bemerkung ab, auf diesen Kopf gebe kein Pfandleiher auch nur das geringste Darlehen. Er leide an zu großer Gedächtnißschwäche. Während der letzten, geradezu beschwörenden und echt staatsmännischen Vorlesung des greisen Reichskanzlers vermochte selbst die Glocke des Präsidenten der Unruhe im Saale nicht zu wehren. Als der Vorlesende sich den Schweiß von der Stirne wischte, rief ein Witzbold aus dem Centrum ihm zu, sich doch einen Knoten in's Taschentuch zu machen, damit er die siebzehnjährige Bindung nicht ebenso rasch vergesse wie die Zusage, den § 8 des Vereinsgesetzes aufzuheben. Eugen Richter drückte seine Freude darüber aus, daß es Dank Werki mit dem Baarvermögen des Fürsten besser bestellt wäre als mit seinem Erinnerungsvermögen. In ähnlicher Weise trat die zügellose Mehrheit den ernsten Mahnungen des Staatssecretärs Tirpitz entgegen. Bis zum Ueberdruß wiederholte sie seine Zusicherung von 1897, wonach die Regierung sich durch das damals zu Stande gekommene Compromiß ebenso die Hände binde wie die Regierung, und ein noch ganz grünes Mitglied des Hauses erlaubte sich die unsinnige Bemerkung, der Herr Staatssecretär könne Gott dafür danken, daß er seiner Uniform wegen keinen Regenschirm tragen dürfe — bei seiner ungewöhnlichen Vergeßlichkeit ließe er dies nützliche Geräth sonst doch zweifellos überall in Gedanken stehen. Mit Entschiedenheit traten für den Entwurf nur die Freiconservativen ein, soweit sie der Führung Stumm's und Krupp's gehorchten und auf die Eisenwerks- oder Schiffswerft-Actien ihrer Wähler Rücksicht nehmen mußten. Die ostelbischen Conservativen zeigten sich schon bedeutend lauer. Man sah es ihnen an, daß nur die Hoffnung, den Mittellandcanal vergessen zu machen, sie auf dem verlorenen Posten der Marineschwärmerei festhielt. Mit allen Stimmen gegen die der beiden conservativen Gruppen, einiger Nationalliberaler und der Abgeordneten Barth, Peltasohn, Pachnicke und Rickert wurde schließlich die Vorlage verworfen. Jedes Ja löste anfangs ungeheure Heiterkeit aus. Dann gingen einige Hitzköpfe dazu über, bei jedem Nein!-Ruf mit lautem Jammergeschrei die letztjährigen Dividenden der großen Maschinenfabriken auf Actien zu verkünden, und der Abgeordnete Ahlwardt beantragte, die nun doch geschäftslose Börse auf ein Jahr zu schließen.

Wenn die politische Welt geglaubt hatte, die Regierung werde auch diese schwere Schlappe ruhig hinnehmen und die Einrenkung der verfahrenen Verhältnisse nach lieber alter Gewohnheit ihrem Mitglied Miquel überlassen, so befand man sich in einem dicken Irrthum. Kaum hatte der Leibkürassier und Reichstagspräsident Graf Ballestrem das Abstimmungsergebniß verkündet, als sich Fürst Hohenlohe erhob und mit fester, wenn auch leiser Stimme die Auflösungs-Urkunde verlas. Der Wahlkampf war nicht sonderlich erbittert. Die patriotische Erregung des Volkes, die kurz nach den Geschehnissen vor Manila, dem Bombardement von Apia und dem Ausbruch des südafrikanischen Krieges so machtvoll aufgelodert war, hatte sich inzwischen völlig verflüchtigt. Die à la Scribe geschickt und coulissenwirksam arrangirte Erwerbung von Samoa freute keinen Menschen mehr, seitdem Graf Bülow mit einem Legationsrathe in England gewesen war und dadurch das unheimliche Gerücht von einem zweiten Geheim-Vertrage mit dem Inselreiche aufgebracht hatte. In so schneidendem Gegensatze stand seit Langem die officielle auswärtige Politik Deutschlands zu der Volksstimmung, daß den Berliner Diplomaten schon wiederholt ihre zierlichsten Kreise gestört worden waren. Hatte man doch in Hamburg und Bremen englische Werber, die Unterofficiere für das britische Heer in Südafrika holen sollten, halb todt geschlagen und dann in's Wasser geworfen; hatte doch bei der Nachricht von der großen Niederlage der Buren bei Jagersfontein der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg im Reichstage sofortigen Schluß der Sitzung und die Verkündigung der Nationaltrauer beantragt! Thatsächlich hißten am nächsten Tage neun Zehntel aller deutschen Häuser die Flagge Halbmast, und obgleich Hunderttausende von gedruckten Strafmandaten — wegen groben Un-

fings — ausgesandt wurden, vermochte die Polizei doch Niemanden zum freiwilligen Einziehen der Fahnen zu bewegen. Da sich auch Keiner fand, der diese Arbeit im Auftrage der Obrigkeit gegen Geld und gute Worte geleistet hätte, und da man Soldaten nicht dazu verwenden wollte, so wehten die Zeichen tiefer Trauer Wochen lang über Deutschland. Und unter diesem Zeichen gingen die Neuwahlen vor sich. Die Gegner des Flottenplanes, soweit sie sich um Eugen Richter schaarten, hatten leichtes Spiel. Sie wiesen darauf hin, daß eine Vermehrung der Zahl unserer Kriegsschiffe allerdings durchaus nöthig geworden wäre, wenn wir uns noch in scharfem Gegensatz zu England befänden und ihm weiter scharfe Concurrenz machten. Doch diese Zeit sei vorüber, Gottlob. Heute stünden wir unter Englands, der Meerkönigin, gewaltigem Schutz, und just wie John Bull uns zum Lohn für unsere Artigkeit Samoa als Trinkgeld hingeworfen hätte, würde er auch in Zukunft unser Wohlverhalten mit der Erlaubniß, ein bißchen Seehandel treiben zu dürfen, bezahlen. Unter diesen Umständen bedeute jede Vergrößerung der deutschen Kriegsflotte eine feindselige Handlung gegen England, ganz abgesehen davon, daß sie dem armen, ausgepowerten Volke schauderhafte Lasten auferlege, die es keineswegs tragen könne. Schon jetzt erkläre bereits die Hälfte aller Leser der Freisinnigen Zeitung, sie sei außer Stande, das Abonnement für das nächste Quartal zu erlegen. Die Freisinnige Volkspartei und die mit ihr verbündete Socialdemokratie triebe consequente Regierungspolitik, während Hohenlohe noch immer im Zickzack dahin irrlichtere, trotz seines allerneuesten und charakteristischen Wahlspruches fortiter in ve, suaviter in modo. Unsere intime Freundschaft mit England verbiete uns geradezu den Bau von Linienschiffen — denn gegen wen in aller Welt könne Deutschland einmal Panzergeschwader nöthig haben, wenn nicht gegen England? Es sei aber treulos und undeutsch, Waffen gegen einen Staat zu schmieden, mit dem man sich eben erst so eng verbündet habe.

Die Wahlen ergaben eine stattliche Mehrheit für Richter und Singer. Die neun Zehntel der Wählerschaft, auf deren Häusern Trauerfahnen wehten, waren daheim geblieben, und man sah an den Urnen nichts als vertrocknete Greise und unreife Lümmel. Diese bildeten die Kerntruppe der Socialdemokratie, jene den Restbestand der Freisinnigen Volkspartei. Am Abend des Wahltages entließ der Kaiser das Ministerium Hohenlohe, und Knörcke schwang sich zum Reichskanzler auf. Eugen selbst lehnte den ihm angebotenen Posten des Kriegs- und Finanzministers ab, weil er sich doch nicht selber im Reichstag Opposition machen könne. Träger aber kam darum nicht in's Cultusministerium, weil er vor dreißig oder vierzig Jahren einmal ein begeistertes Flottengedicht in der Gartenlaube veröffentlicht hat.

Die erste That des neuen Ministeriums war die Veröffentlichung einer Denkschrift, die hierunter im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

Rückschauend auf vergangene Tage, wollen wir die Feier unseres herrlichen Parteisieges nicht in eitler Selbstüberhebung begehen. Wir wissen sehr wohl, daß wir den glorreichen Triumph nicht unserer Kraft verdanken. Tief eingefressen hatte sich in die Herzen der Bevölkerung der unselige Gedanke, Deutschland auch zur See wehrkräftig zu machen, und nimmermehr wäre es uns gelungen, diese Wahnvorstellung zu erwürgen, wenn uns nicht mächtige Bundesgenossen erstanden wären. Bundesgenossen just da, wo wir sie nicht erwarten durften. Ihnen allein die Ehre!

Wir wollen zu diesen Alliierten, die unsern heißesten Dank verdienen, nicht ohne Weiteres die verflossene Regierung zählen. Es ist wahr, ihre Art und Weise, den Flottenplan in die Oeffentlichkeit zu schleudern, hat ihre Feinde selbst da geschaffen, wo man der Idee an sich freundlich gegenüberstand.

Die plumpe, reclamehafte Behandlung, die die officiöse Presse dem jäh aus den Aermeln geschüttelten Gesetzentwurfe angedeihen ließ, mußte mit Nothwendigkeit weite Kreise verstimmen, um so nachhaltiger verstimmen, als sogar die berufene Instanz, der Bundesrath, erst viel später als die officiösen Zeitungsschreiber ihr Urtheil über die Vorlage abgeben durfte. In Süddeutschland hat man diese Formlosigkeit nicht verziehen und sie sogar eine Verletzung der Verfassung, zum Mindesten ihres Geistes, genannt. Wenn man erwägt, daß die Regierung zu derselben Zeit, wo sie den Flottenplan in die Erörterung schleuderte, ihre unpopuläre England-Politik inaugurirte, daß kurz vorher der Samoa-Theaterrummel in Scene gegangen war und daß die Bülowreise nach London folgte, so kann man nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß das Ministerium selbst in aller Ahnungslosigkeit den besten Patrioten und entschiedensten Flottenliebhabern die Mitarbeit gründlich verleidet hat. Immerhin muß beachtet werden, daß sie in ihrer Manier zweifellos redlich bemüht war, dem Entwurf zur Annahme zu verhelfen. Gewiß, sie hat der Flottensache mehr geschadet als genützt, aber im Grunde ist ihr Anspruch auf unseren Dank doch nur gering.

Auch das Eingreifen der Großindustriellen in den Kampf war von beträchtlichem Vortheil für uns. Jedermann wußte, daß sie Millionenprofite aus dem Bau der neuen Schiffe ziehen würden, und darum erwartete man gerade von ihnen vornehme Zurückhaltung während der Debatte. Statt dessen simulirten sie die flackernde Begeisterung des selbstlosen Vaterlandsfreundes und Flottenschwärmers, statt dessen stießen gerade sie am dröhnendsten in die Posaune und schienen außer sich vor jubelnder Erregung, während sie insgeheim die Gewinne überschlugen, die ihnen aus jedem Kilogramm Stahlplatte, jedem Röhrenkessel und jedem Geschützrohr erwachsen mußten. Wenn man die Kiele zu etlichen neuen Geschwadern legt, so flutscht das und giebt riesig lohnende Beschäftigung auf lange Jahre. Mit stolzem Kursaufschwung begrüßte auch die Börse den ausbrechenden Schiffspatriotismus, und die Actien der Werften, der Eisen- und Stahlwerke, der Maschinenbau-Anstalten gewannen an innerem und äußerem Werth, wie kurz zuvor während des Canalgetümmels die Cementactien. Doch diese lodernde Freude, dies zufriedene Jauchzen weckte das Mißtrauen Derer, die die Schiffe zu bezahlen hatten. Ihnen Allen kam der Enthusiasmus der Nächstbetheiligten verdächtig vor. Es ärgerte sie, daß die Evoëschreier eben nur schrieen und nicht entfernt daran dachten, direkte Opfer für das so glühend verehrte Ideal zu bringen. Sie glaubten den funkelnden Reden nicht mehr, sie begannen das Gegentheil davon zu glauben, und so haben auch die unvorsichtigen Großindustriellen viel zum entscheidenden Siege unserer Anschauungen beigetragen.

Was aber bedeutet ihr regelloses, zerfahrenes Thun gegen die ernste Giganten-Arbeit des einen Mannes, der die Schlacht für uns entschied! Gewiß, die Saat lag bereit, Regierung und Großindustrie hatten sie aufgehäuft, doch ohne den genialen Sämann läge sie unbenutzt und vertrocknet. Er kam, er nahm sie und streute sie in die Furchen, und herrliche Ernte hat sie getragen. Er war es, der unseren Wahltriumph und damit das große freisinnig-socialistische Anti-Marine-Ministerium aus dem Boden stampfte. Victor Schweinburg, der Vertrauensmann Miquel's und der übrigen Ressortminister, Dichter der Berliner Politischen Nachrichten; Victor Schweinburg, der Vertrauensmann jenes großindustriellen Consortiums, daß die Berliner Neuesten Nachrichten uneigennützig aushält; Victor Schweinburg, der Director dieses Edelblattes und Victor Schweinburg, der Secretär des Deutschen Flotten-Vereins — er hat es erreicht! Wäre er nicht dazwischen getreten, so hätte das Reich die unseligen Schiffe bereits in Bau gegeben! Die bloße Thatsache jedoch, daß dieser reine Idealist und Parsifal von Krupp's Gnaden, der 36000 Mark jährlich von ihm, 12000 Mark vom Centralverband Deutscher Industrieller in die Tasche steckt und hoffentlich auch für den Flotten-Verein nicht umsonst gearbeitet hat, daß dieser Reichspatriot aus Mähren die breiten Volksmassen zum Marine-Evangelium bekehren sollte — die eine Thatsache genügte auch dem Begriffsstutzigsten. Es hätte der schwungvollen, an Stephany-Citaten reichen Flugblätter Schweinburg's nicht bedurft und nicht des ebenso ergreifenden wie hoffnungslosen Kampfes, den er darin mit der in Mähren nicht allgemein gesprochenen deutschen Sprache führte, um unserer Nation die Ueberzeugung beizubringen, daß die von ihm vertretene Sache auf keinen Fall etwas taugen

könne. Victor Schweinburg aber that noch ein Uebriges. Er wies darauf hin, daß die Getreidezölle erhöht werden müßten, wenn der Entwurf zur Annahme gelange, und er gab uns damit ein Agitationsmittel in die Hand, das bei der natürlichen Veranlagung des deutschen Philisters Wunder wirken mußte. Er ging noch weiter und beschimpfte das Centrum, die ausschlaggebende Partei, derart, daß es alle Lust verlor, Aegir zu huldigen. Fürwahr, wenn es eine mährische Küste gäbe, wie es eine böhmische giebt, dann hätte Victor Schweinburg sie von mährischen Kriegsschiffen frei zu halten verstanden.

Wir sind unfähig, dem Einzigen nach Verdienst zu danken. Durchdrungen jedoch von dem Gefühl, unsern Empfindungen für den glorreichen Zerstörer aller deutschen Marine-Hirngespinste sichtbaren Ausdruck zu verleihen, und gleichzeitig entschlossen, bei der Nachwelt nicht wie andere Männer mehr in den Geruch schmutziger Undankbarkeit zu kommen, haben wir einstimmig die Nobilitirung Victor Schweinburg's für Verdienste gegen die deutsche Flotte beantragt. Möge ihm, der seinen uralten Adel vor Jahren muthvoll abgestreift hat, der neue leicht sein!

Caliban.

Französische und deutsche Impressionisten.

Berlin steht in diesem Monat im Zeichen wälscher Kunst. Im Theater sowohl, wie auf dem Gebiete der plastischen Künste. Die Ausstellung in der Akademie habe ich schon besprochen. Ich wies zum Schlusse auf die beiden anderen hin, die diese gut ergänzen würden. Das war thatsächlich der Fall. Kam in der Akademie die „alte Tradition" der „schönen Technik" vornehmlich zu Wort, so überzeugte man sich bei Schulte davon, wie manche jüngere Künstler, von denen einige, wie Le Gout Gérard und Bréauté, auch schon in der Akademie anzutreffen waren, unter englischen Einfluß zu gerathen beginnen. Das ist wohl weniger Modesache und mehr Naturnothwendigkeit gewissermaßen, nachdem erst die „tonangebenden" Franzosen mit der in ihrer Eigenart so lebenskräftigen Kunst der Engländer und Schotten näher bekannt geworden sind. Der Einfluß ist ganz frappant; aber er tritt nicht in blinder Nachahmung, sondern in einer künstlerischen Umwerthung zu Tage. Der Geist der Prärafaeliten, der Geist Walter Cranes, Watts u. A. bethätigt sich so in den Bildern der Genre- und Historienmaler Gardier, Ridel, Bieler, Guinier, und auch Aman Jean und Bréauté zeigen englischen Stil, wie wir schottischer Schwermuth, Dunkeltönigkeit und Farbentiefe bei den Landschaftern Ménard, der übrigens als Genremaler gleichzeitig auch den eben Genannten anzureihen ist, Fare, Garnot, Griveau, Briandeau begegnen. Und neben solchen Malern waren bei Schulte Impressionisten wie Pissaro, Renoir u. A. vertreten, nach denen wir uns in der Akademie vergeblich umgeschaut haben.

Die bahnbrechenden Führer des Impressionismus und Naturalismus aber lassen jetzt Gebr. Cassirer zu Worte kommen: Eduard Manet und seinen Schüler und Mitkämpfer Edgar Degas, der ihn so lange überleben durfte und, während Manet schon seit 16 Jahren im Grabe ruht, ungeschwächt weiter schafft. Die Ausstellung ist besonders interessant, weil sie uns mit einem Bilde bekannt macht, von dem in einem der besten und bedeutendsten Romane des Autors der „Rougon-Macquart" so viel die Rede ist, und dessen Geist den ganzen Roman beherrscht. Thatsächlich war ja „l'Oeuvre" ganz und gar dem Andenken des drei Jahre zuvor verstorbenen Kämpfers Manet gewidmet, für den Zola hier wieder mit seiner ganzen machtvollen Persönlichkeit in die Schranken trat, wie schon 20 Jahre früher, wo er, selbst noch ziemlich unbekannt, mit dem Eifer der Sechsundzwanzigjährigen sich des Malers des „Frühstücks" annahm. Köstlich ist die Persiflage Zola's in dem Roman, wo er den streberhaften Compromißmaler Fagerolles ein vom Publicum bejubeltes Gegenstück zu Claude Lantier's „Frühstück" malen läßt, ein schlüpfriges, unwahres Bild, das jedoch von Lantier's „Plein air", eben dem „Frühstück", ausgegangen ist. Manet war das Modell zu Claude Lantier und dessen Streben, aber glücklicherweise nicht auch sein Schicksal das des Schöpfers der Bilder, die jetzt bei Cassirer zu sehen sind. In der donnernden Philippica für Manet und sein künstlerisches Wollen, das Zola im „Voltaire" veröffentlichte, zeigte sich schon ganz der Mann des „J'accuse" aus unseren Tagen. Ganz übereinzustimmen vermag man freilich mit der Charakteristik, die Zola in jenem Aufsatze von Manet entwirft, nun wohl nicht. Aber es liegt vielleicht auch daran, daß wir inzwischen in der von jenem eingeschlagenen Richtung so viel weiter gekommen sind und daß uns daher als Ueberschätzung erscheint, was durch den starken Contrast zwischen der Pariser Alltagskunst jener Zeit und den Werken Manet's, die man todtzulachen versuchte, begründet wurde. Aber es war vergeblich und der tapfere Vorkämpfer für den Verspotteten und Geschmähten behielt in gewisser Beziehung durchaus Recht, wenn er ihn als den „Meister von morgen" bezeichnete. Speciell das „Frühstück" erregte im „Salon" vor 33 Jahren einen gewaltigen Lärm und förmlichen Scandal. Unerhört war es für die satte Bourgeoisie und die begriffstutzigen Kritikaster — diese Zusammenführung nach der Mode gekleideter Herren und einem nackten Weibe „en plein air", unter freiem Himmel und grünen Bäumen, am Rande eines Baches, in dem ein anderes Mädchen steht. Als ob nicht von Giorgione im „Louvre" ein Gemälde hinge, das einen ganz ähnlichen Vorwurf behandelt. Ja — aber das stammt aus den Zeiten der Renaissance. Zu ihnen zurückzugreifen war ein Verbrechen. Und ein weiteres Verbrechen war die impressionistische Technik Manet's, der es wagte, die Farben der Wirklichkeit auf seiner Palette zu mischen, seine Staffelei unter Bäumen aufzustellen und das Erschaute und Erfaßte so wiederzugeben, wie sein künstlerisches Temperament es ihn thun hieß . . . Längst schon sind die Acten über den Streit geschlossen — Manet und Zola haben Recht behalten. Die Bilder, die wir jetzt hier zu sehen bekommen, haben also vornehmlich den Werth kunstgeschichtlicher Documente. Da ist's denn nicht merkwürdig, wenn uns z. B. das „Frühstück", abgesehen vom Motiv, eigentlich veraltet erscheint und in mancher Beziehung gar conventionell, wie vor Allem das Frühstücks-Material links im Vordergrunde und auch manches in der landschaftlichen Seenerie. Aber doch — wie viel Luft und Tiefe in dem Bilde. Und dann hat sich ja Manet mächtig fortentwickelt in seiner Technik und der Unterschied zwischen dem Frühstück und dem Herrenbildniß z. B. ist schon groß. In diesem merkt man den Einfluß des Vorbildes Manet's, das Niemand Geringeres, als Velasquez war, schon weit mehr. Oder nehmen wir den ersten und zweiten „Stierkampf" — es zeigt sich derselbe Fortschritt in der Handhabung impressionistischer Ausdrucksmittel. Und nun gar das „Landhaus in Rueil" und die beiden Blumenstücke. Die nehmen sich nicht mehr „veraltet" aus; sie bilden, wie auch die Pastellbildnisse, namentlich das der anmuthigen Malerin Madeleine Lemaire, in ihrer breiten zweckbewußten impressionistischen Fleckentechnik den direeten Uebergang zu der Malweise der heutigen Jünger des einst so Verkannten und Verlachten aus.

Nur in einem Punkte blieb Manet schwach — in der Zeichnung. Darin war ihm Edgar Degas weit über. Er ist ein förmlicher Virtuose der Zeichnung. Manet hat Schule gemacht, in Frankreich, in Deutschland, überall. Von Degas wird sich das einst schwerlich sagen lassen. Gehört auch er zum Kreise der überzeugtesten Impressionisten, so giebt doch das rein persönliche Element den Ausschlag, in ganz anderer Weise noch, als bei Manet. Dieser trat einer ganzen Richtung entgegen; Degas aber begnügte sich nicht damit, sondern im Rahmen dieser Gegnerschaft wandelt er seine eigenen Wege. Seine ungeheuer stark ausgeprägte Individualität bringt es mit sich, daß er zu den Künstlern gehört, an die man sich sozusagen erst gewöhnen muß; dann aber wird er ein Jelängerjelieber. Man muß seine Handschrift erst lesen lernen; dann aber sagt sie uns unendlich viel. Seine Bilder aus der Welt des Ballets und vom Turf, der allein er schon seit Jahren seine Motive entnimmt, sind die verblüffendsten Naturausschnitte, gesehen und festgehalten mit der Genauigkeit geradezu eines momentphotographischen Apparates. Seine Beobachtung der Bewegung ist erstaunlich. Diese Verkürzungen, diese Einzelmomente, herausgerissen aus einer ganzen Kette von Bewegungen, die dem ungeschulten Auge doch immer nur als ein Ganzes erscheint — nur etwa die Japaner haben Aehnliches aufzuweisen. Dazu aber kommt die plastisch formende Zeichnung, kommt das große luministische Können. Wie er Reflexe künstlichen Lichtes auf den menschlichen Körper wiederzugeben, oder das abendliche Dämmerlicht zwischen den Kulissen, den Widerschein der Rampe zu treffen weiß! Begreiflich erscheint, daß die Sammler sich um seine mit fabelhaften Preisen bezahlten Blätter geradezu reißen, obschon sie auf den ersten Blick hin immer den Eindruck des Häßlichen in Composition und Farbe machen. Aber eben nur beim „ersten" Blick. Vertieft man sich in das Können des Malers, erfaßt man, was er sagen will, dann gelangt man auch zum Genießen und bewundert dabei vielleicht auch diesen seinen Muth — der Häßlichkeit.

Hierin, in dem Muth der Häßlichkeit, zeigen sich ihm zwei deutsche Maler verwandt, von denen zur Zeit ebenfalls größere Sammlungen ausgestellt sind: Max Slevogt, bei Cassirer; Louis Corinth, bei Keller & Reiner. Wer sie noch nicht eingehender studirt hat, der findet jetzt hierzu ausgiebig Gelegenheit. Ihr Schaffen ist uns allzu bekannt und namentlich von Slevogt ist jüngst so viel die Rede gewesen, daß ich auf ihre Ausstellungen näher nicht eingehe. Nur Eines sei bemerkt: bei aller Verwandtschaft mit jenen beiden Franzosen, denn auch Manet bewegt sich ja oft genug im Häßlichen, in Bezug auf diesen speeifischen Muth und auf eine vorurtheilsfreie Technik zeigen diesen Deutschen doch auch einen wesentlichen Unterschied: Manet und Degas bleiben immer geschmackvoll, trotz aller Häßlichkeit; die beiden deutschen Impressionisten, ist auch Slevogt's Colorismus mitunter packend, werden oft roh, ja brutal. Eine solche „Danae" hätte ein Manet nie gemalt und eine solche Herrengesellschaft, wie auf dem Corinth'schen „Toast", Degas deßgleichen nicht. Bei all' ihren großen künstlerischen Qualitäten kommt man darüber eben nur schwer hinweg — es ist keine kühne Eigenart, es ist unverfälschteste Geschmacklosigkeit.

J. Norden.

Notizen.

Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende (Leipzig, J. J. Weber) ist ein modernes Autographenalbum großen Stils. Diese „Ueberschau vaterländischer Cultur und nationalen Lebens in Einzeldarstellungen von hervorragenden Fachmännern" bietet Bildniß, Selbstschrift und Biographie „aller Derer, die durch Geburt, Thatkraft, Wissen und Können ein Anrecht darauf besitzen, der deutschen Nation als Führer voranzugehen". Den Anfang macht ein großes Bildniß des Kaisers mit eigenhändiger Eintragung, die da bekundet, von welchem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl er sich bei Ausübung seines schweren Herrscheramtes leiten läßt. Das Porträt der Kaiserin nach einem Gemälde Kiesel's und Bildnisse aller deutschen Bundesfürsten, von Staatsmännern, Parlamentariern, Gelehrten, Technikern, Socialpolitikern, Großindustriellen, Künstlern und Schriftstellern schließen sich an. Die den Bildnissen und Selbstschriften der bildenden Künstler gewidmeten Blätter sind von einer stattlichen Anzahl von Ansichten moderner Bauten, Abbildungen von Sculpturen zeitgenössischer Bildhauer und Reproductionen von Gemälden, sowie von Zeichnungen jeder Technik belebt. Von den Musikern haben d'Albert, Kienzl und der alte Theodor Kirchner je ein Albumblatt eigener Composition gestiftet; Bulthaupt ist mit einem Satz aus der noch ungedruckten Oper „Das Sonntagskind" vertreten. Eine werthvolle Beigabe sind die Kunstbeilagen, meist schätzenswerthe Originalspenden der Künstler. Es befinden sich darunter Aquarelle des Marinemalers Hans Bohrdt und des Thiermalers Christian Kröner, ein Aquarell des Landschafters Charles Palmié, eine Oelskizze Ludwig Willroider's, Zeichnungen von Ferd. Brütt, Wilh. Feldmann, Adolf von Menzel, René Reinicke u. A. Der die Literatur des letzten Vierteljahrhunderts behandelnde Aufsatz von Ad. Stern bietet eine gute Uebersicht, ist aber sonst ziemlich farblos und unvollständig. In der wohl von dem Herausgeber Jul. Lohmeyer getroffenen Auswahl der „dichterischen Repräsentanten" sind wir etwas überrascht, „Jahrhundertgrößen" wie Hans v. Wolzogen, Ada Christen, Frieda Schanz, Stinde, Heiberg, Busse, Bettelheim zu finden; auch der unvermeidliche „Dichter" Ferdinand Avenarius hat sich mit seinem gewohnten Blech eingefunden. Damit versöhnt uns freilich die poetische Perle des Buches, der prächtige Jahrhundertwendesang von Wilhelm Jensen. Das Beste haben jedoch nicht die Dichter und überreich vertretenen Professoren beigesteuert, deren Bedeutung bei Vielen nicht über den engsten Fachgenossenkreis hinausragt, sondern die mitten im praktischen Leben stehenden Männer, Techniker ꝛc. Ihre Aussprüche bilden in der That eine Fundgrube praktischer Weltweisheit, namentlich für die in's Leben hinaustretende Jugend, die hier eine Quelle des Rathes und der Anfeuerung besitzt. „Wo dich das Schicksal auch hingestellt haben mag, bemühe dich, nach Kräften beizutragen zur Vervollkommnung menschlichen Wissens und Könnens," mahnt der Meteorolog Aßmann. „Ein tüchtiger Mensch muß immer ein tüchtiges Werk vor sich haben, eine Aufgabe, die ein Zusammenstreben aller seiner Kräfte verlangt," erinnert v. Kirchbach, Generaldirector der sächsischen Staatsbahnen. Der verdiente schlesische Textilindustrielle E. Websky schreibt: „Die Erweckung und Förderung des Pflichtgefühls sollte das Hauptziel bei der Erziehung unserer Jugend sein; auch der Unbegabte, aber von Pflichttreue Durchdrungene wird stets ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein." Schiffsbau-Ingenieur Haack urteilt: „Der Arbeit Werth kann nicht genug geschätzt werden, den höchsten Lohn bietet sie jedoch in sich selber." Der Chemiker Ladenburg fordert: „Suchet die Wahrheit und fragt nicht, ob sie nützt." Ferner schreibt der Maschineningenieur Heckmann: „Die Industrie schmiedete dem Volksheere siegreiche Waffen, deren Erfolg deutschen Industriellen den Weg nach dem Auslande ebnete." „Eine wichtige Industrie, die das sociale Leben umgestaltet, bedarf zu ihrem dauernden kräftigen Bestehen und zur gesunden Naturentwickelung Schulen, in denen die Freiheit des Denkens, der Geist des Fortschrittes und die freie Forschung eine unantastbare Stätte haben", bemerkt der Karlsruher Elektrotechniker Arnold. Und ein vortreffliches Wort spricht Dr. Soetbeer, der Generalsecretair des deutschen Handelstages: „Die dem wirtschaftlichen Leben fernstehenden Kreise des Volkes stellen ihrer Bildung kein gutes Zeugniß aus, wenn sie dem Berufe der Handel- und Gewerbetreibenden die gebührende Achtung versagen. In jedem Stande giebt es Könige und Kärrner; und die Könige in unserer Industrie und unserem Handel haben, was Intelligenz und Energie und die Gemeinnützigkeit des Wirkens angeht, den Vergleich mit Niemand zu scheuen." Dieser gesunde Sinn, der sich genährt hat an den überwältigenden Ergebnissen der deutschen Geistes- und Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, eignet das Werk zu einer werthvollen Festspende, die auch an äußerlicher, das Auge erfreuender Gediegenheit gewinnt durch die zahlreichen Kunstbeilagen, die wieder wahre Meisterwerke der altbewährten Reproductionskunst der Leipziger Weltfirma J. J. Weber sind.

Unsere Buchillustration hat unter dem Einflusse „moderner" Kunstbestrebungen vielfach eine Richtung eingeschlagen, die nicht durchweg erfreulich ist. Wie da die Bücherdeckel und sogar der Text mit grell colorirten Figuren, räthselhaft verschlungenen Schnörkeln und unlesbaren Buchstaben „verziert" werden, — kein Wunder, daß Autoren und Verleger über den unaufhaltsam sinkenden Absatz klagen, denn das große Publicum will nun einmal von diesem rohesten Plakatstil im Buche nichts wissen, und wenn unsere Kunstgigerln noch so laut das Evangelium der „Moderne" verkünden. Der große Erfolg der Illustrirten Unterhaltungsbibliothek von Carl Krabbe in Stuttgart beweist, daß den noch im guten alten Stil, ohne moderne Schnörkeleien und Verzeichnungen, illustrirten Büchern doch die Gunst der Menge treu bleibt, besonders wenn auch der Text zu Herz und Sinn spricht. Dies ist bei den schmucken neuen Bändchen der Sammlung durchweg der Fall. Eine neue Erzählung „Udo in England" von Marie von Bunsen führt den Leser nach London. Das Leben auf den großen Adelssitzen, die Parlamentssessionen, die Clubs, die religiösen Versammlungen, das Sportwesen, die großartigen gemeinnützigen Institutionen und die Betheiligung der vornehmsten Persönlichkeiten an denselben erfahren vorzügliche Würdigung, so daß man die Erzählung als ein Sittengemälde aus dem modernen England bezeichnen muß. Auch Paul Heyse ist in Krabbe's Sammlung neu vertreten. „Die Macht der Stunde" und „Vroni" zeigen wieder den feinsinnigen Zergliederer der zarten Frauenseele: Malwina entflieht ihrem Mann, weil ihn die „Macht der Stunde" ihr auf Augenblicke entrissen hat; im Süden, wohin sie sich begiebt, führt sie der Zufall mit dem hochgesinnten Freund ihres Gatten zusammen, und unter der Gluthsonne Italiens übermannt auch sie Beide „die Macht der Stunde". Und nun die „Vroni", ein frisches, unverdorbenes Dorfmädel als Seitenstück. Das Mädchen ist das Weib eines braven Bahnwärters geworden, aber im Herzen schlummert die Sehnsucht nach ihrer ersten Liebe. Ein Wiedersehen mit dem Förster; kurze Augenblicke hingebenden Glückes; ein rasches Ende der Wahl zwischen Schmach und Seelenqualen unter dem heranbrausenden Bahnzug. Fritz Reiß hat das vornehme Büchlein auf's Schönste geschmückt: dort begleitet er die Erzählung mit glühenden farbenprächtigen Aquarellen, hier malt er uns frische, gute, warmherzige Menschen, und in sinniger Weise rahmt er die Geschichte von der „Vroni" mit einer Herbstzeitlose und einer Distel ein. Ernst v. Wolzogen's allbekannte „Gloriahose" ist ebenfalls von Fritz Reiß illustrirt, und so fügt sich zur Erheiterung die Augenweide. Die Ausstattung namentlich der farbigen Bilder ist mustergiltig. Dagegen scheint uns der Buchschmuck zu „Magdalena" von Carl Th. Richter durch den beliebten Leutnantzeichner H. Schlittgen weniger glücklich. Es ist eine wahre Schreckenskammer von Herren und Damen, die mit ihren grausamen Verrenkungen gar nicht lebensfähig sein könnten. Um so besser ist die Geschichte dazu: die inneren Kämpfe einer Gefallenen, die in früher Jugend auf sich selbst angewiesen, dem Taumel der Leidenschaft und den Einflüsterungen eines Verführers unterlag und sich dann lange nicht zu erheben vermochte. Später sucht sie sittliche Läuterung in der Liebe zu einem Jugendgespielen, einem Künstler, und Beide büßen für ein kurzes Glück mit raschem, erlösendem Tode. Diese einfache Erzählung ist trotz der Realistik der Darstellung sehr zart und poetisch psychologisch motivirt, das Großstadtleben, welches den Hintergrund bildet, und die sämmtlichen Personen sind gut gezeichnet.

Auch der Verlag der Besser'schen Buchhandlung in Berlin bringt einen Band von Heyse auf den Weihnachtsmarkt: „Neue Märchen". Wir kennen längst den anmuthigen Märchenfabulirer mit seinem feinen Humor, seinem bezaubernden Vortrag und seiner unerschöpflichen Phantasie. Auch in diesen zehn Märchen — von denen uns die liebliche Traumgeschichte von der Dryas schon aus den „Weihnachtsgeschichten" (1891) bekannt war — trifft Heyse wieder prächtig den naiven Erzählerton, der das Wunderbare, Gespenstige und Unmöglichste mit heiterer Laune und ohne aus dem Tone fallende Ironie behaglich vorträgt. Wir können uns aber nicht denken, daß er und sein feinsinniger Verleger Wilhelm Herz von der „modernen" Umschlagzeichnung sehr erbaut sein werden: diese grundhäßliche junge Dryas mit ihrer eingefallenen Brust und dem dicken Bauch hoch auf dem tintenkleckſigen Baum giebt uns einen sonderbaren Begriff von den „reizenden Linien" und der „lieblich hingegossenen" Spukgestalt, die der gut Enak in seinem Traume skizzirt haben will.

Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reichs und des preußischen Staates. Von Dr. P. Schubart. (Breslau, Wilh. Gottl. Korn.) Die vorliegende dreizehnte Auflage des beliebten kleinen Compendiums ist unter Berücksichtigung der neuesten Gesetzgebung auf das Sorgfältigste bearbeitet und orientirt als Nachschlagebuch den Beamten, den Politiker, überhaupt den Gebildeten, der den Tagesereignissen mit Verständniß folgen will, über jede Frage der Staatsverfassung und -Verwaltung wie über den gegewärtigen Stand der Gesetzgebung. Berücksichtigt sind auch die jüngsten Vorgänge in der Gesetzgebung, wie auf sonstigen Gebieten staatlicher Bethätigung, so die Erwerbung der Karolinen, die Militärvorlagen, die Neugestaltung des Invaliden- und Alterversicherungswesens, die mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches zusammenhängenden gesetzgeberischen Maßnahmen u. A. m. Ein sorgfältig bearbeitetes alphabetisches Sachregister ermöglicht das rasche Auffinden jeder noch so speciellen Materie, so daß das Werk, das Gründlichkeit der Darstellung mit präcisem, allgemein verständlichem Ausdruck verbindet, wohl als eines der besten, wenn nicht sogar als das beste derartige Handbuch bezeichnet werden darf.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Bismarck!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 48. Berlin, den 2. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Zollbündniß mit den Niederlanden? Von E. L. von Eynatten. — Das Strafrecht des Gymnasiums. Von Dr. Ernst Gystrow. — **Literatur und Kunst.** Theodor Mommsen als Dichter. Von Wolfgang Martini. — Zola's neuer Roman. Von Arthur Goldschmidt. — **Feuilleton.** Sein Diament. Aus dem südafrikanischen Garnisonleben. — **Aus der Hauptstadt.** Splitter und Balken. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Ein Zollbündniß mit den Niederlanden?

Von E. L. von Eynatten.

Unser Verhältniß zu den Niederlanden scheint in absehbarer Zeit eine Umwandlung erfahren zu sollen. Während das uns blutsverwandte Holland, gestützt auf seine vielfach glorreiche Geschichte und Cultur, sonst immer seine nationale und wirthschaftliche Selbstständigkeit eifersüchtig betonte und aus Furcht vor dem mächtig emporstrebenden deutschen Mutterlande mit seinen Sympathien — besonders während des deutsch-französischen Krieges — auf französischer Seite stand, haben unsere „moralischen Eroberungen" an der Rheinmündung zur Zeit unleugbar Fortschritte zu verzeichnen. Es ist in niederländischen Blättern zuerst der Gedanke aufgetaucht, durch einen Zollanschluß an das große deutsche Mittel-Europa sich eine gesicherte wirthschaftliche Stellung zu verschaffen. Zuerst hat die Brüsseler Zeitschrift „Germania" auf die Bestrebungen des Deutschen Reiches die eigenen Häfen zu heben und auf die Möglichkeit eines Zollbundes hingewiesen. Das „Utrechtsche Dagblatt" hat sich sogar für eine politische Einigung ausgesprochen, der „Haagsche Courant" von 14. August ist lebhaft für ein Zollbündniß eingetreten; in einem Artikel, der die ganze erste Seite des Blattes umfaßt, legt er dar, wie gegen alles natürliche Gefühl 1870 die Sympathien Hollands auf Seiten der Franzosen gewesen, und wie sie seitdem zu Gunsten Deutschland umgeschlagen seien, und er erklärt diesen Umschlag mit dem Durchbruch der natürlichen Stimme des Blutes. Der „Haagsche Courant" betont auch den politischen Schutz besonders der Colonien durch Deutschland. Also ist man von holländischer Seite nichts Geringerem als dem Gedanken einer wirthschaftlichen und sogar politischen Einigung näher getreten. Durch zwei schwere Sorgen ist diese Umstimmung bewirkt worden. Der spanisch-amerikanische Krieg hat den Holländern in brutaler Deutlichkeit vor Augen geführt, wie wahr Heinrich v. Treischke's Behauptung ist, daß heute ein Colonialbesitz einen großen mächtigen Mutterstaat zur unumgänglichen Voraussetzung habe. Das verkommene Spanien hat fast alle seine Colonien eingebüßt, über den portugiesischen Besitz in Südafrika haben England und Deutschland bereits einen geheimen Eventualvertrag zum Zwecke der Theilung abgeschlossen, auf Belgiens Kongostaat, die Privatschöpfung seines Königs, hat Frankreich sich längst das Vorkaufsrecht gesichert, und in Dänemark taucht immer von Neuem der verständige Plan eines Verkaufs seiner drei westindischen Inseln auf, bevor sie noch von einem ländergierigen, starken Nachbar einfach weggenommen werden. Kein Wunder, daß auch das kleine Holland für seine ost- und westindischen Besitzungen bangt und sich nach einem Freund umsieht, der ihm mit starker Hand diesen reichen Besitz sichern und wahren könnte. Naturgemäß denkt es da zuerst an den stammverwandten deutschen Nachbar, an den es auch die wichtigsten wirthschaftlichen Interessen knüpft, deren Fortdauer eine Lebensfrage Hollands ist und gerade heute in Frage steht.

Die Handelskammern von Harburg und Altona haben bekanntlich unlängst eine Eingabe an das Preußische Staatsministerium gerichtet, die sich mit der Mittelland-Canalfrage befaßt und dabei die allgemeine Frage einer Förderung der Deutschen Reichsseehäfen aufwirft. Die Eingabe bietet einen werthvollen ziffermäßigen Ueberblick über die Entwickelung der Häfen an den Mündungen der Elbe, der Weser, des Rheines und der Schelde. Nach dieser Statistik ergiebt sich, daß allerdings unsere deutschen Häfen einen gewaltigen Aufschwung zu verzeichnen haben. Die Elbhäfen stiegen um 319 %, Bremen um 267 %, aber Antwerpen um 289 %, und Rotterdam gar um 413 %. Die deutschen Nordseehäfen haben sich in dem genannten Zeitraum um insgesammt 6,3 Millionen t oder 305 % gehoben, Antwerpen-Rotterdam aber um 342 % oder 9,1 Millionen. Die Tonnenziffer allein der zwei Häfen der beiden kleinen Länder Holland und Belgien ist also weit höher, als die Tonnenziffer der gesammten deutschen Nordseehäfen. Eigene Kraft ist es nicht gewesen, die die Häfen Hollands und Belgiens so gewaltig gefördert hat. Sie sind genährt worden von dem großen deutschen Hinterlande, das zugleich auch das Mutterland dieser beiden Staaten gewesen ist. Es ist bekannt, daß Antwerpen und noch mehr Rotterdam im riesigsten Maßstabe von deutschen Gütern und von deutschem Capital gespeist werden.

Der Seeverkehr des deutschen Reiches mit Rotterdam und Antwerpen ist nicht sehr bedeutend; hier überwiegt England bei weitem. Naturgemäß kann der Seeverkehr Deutschlands mit den Häfen in der Hauptsache nur darin bestehen, daß oceanische Dampfer auf der Fahrt von oder nach Deutschland die Häfen anlaufen, um dort zu laden, zu löschen, zu bunkern u. s. w. Ein ganz anderes Gesicht aber nimmt die Sache an, wenn man den binnenländischen Verkehr heranzieht, vor Allem aber den binnenländischen Verkehr auf dem Rheinstrome. Nach der amtlichen holländischen Statistik

betrug (wenn nichts Anderes angegeben ist, wird stets das Jahr 1897 zu Grunde gelegt) in Rotterdam die Menge der eingeführten Waaren 9 008 000 t; dieselbe Statistik ergiebt aber, daß die Rheinschifffahrt aus Deutschland heranführte 703 000 t und nach Deutschland beförderte sogar 5 746 000 t, d. h. also, von dem gesammten Verkehr entfielen in Höhe von 9 000 000 t rund 65 % auf das Deutsche Reich. Der Rheinschifffahrtsverkehr mit Amsterdam war im Verhältniß zur geringeren Bedeutnug dieses Hafens auch nicht gerade klein; er betrug 464 000 t, und derjenige ganz Hollands mit Deutschland nicht weniger als 9 189 000 t. Man sieht, welche enorme Bedeutuug der Rhein als Speisecanal für West- und Süddeutschland einerseits und für die Niederlande andererseits besitzt. Die natürlichen Verhältnisse der Wasserwege schränken diesen Verkehr nach Antwerpen außerordentlich ein. Im binnenländischen Verkehr kamen in Antwerpen an auf dem Wasserwege 2 031 881 t, davon aus Deutschland 281 000 t; es sind abgegangen 999 000 t, davon nach Deutschland nur 26 000 t. Antwerpen hat eben keine unmittelbare Wasserverbindung mit dem Reiche; es wird gefüttert nicht zu Wasser, sondern zu Lande mit Hülfe des riesigen Eisenbahnnetzes, welches sich strahlenförmig von Antwerpen über Belgien und von da in das westliche Deutschland und Mitteleuropa ausbreitet. Man sieht, um welch' riesige Mengen es sich handelt, welche unglaublichen Tonnenmassen hinüber und herüber über die Grenze geworfen werden; man sieht, wie Deutschland das große Staubecken ist, von welchem aus die oceanischen Häfen der Niederlande befruchtet werden. Man hat daher bei uns die Frage erwogen: ist es nicht möglich, einen Theil dieser Massen für den eigenen deutschen Handel zu bewahren, mit anderen Worten: wird es möglich sein, mit Rücksicht auf unsere nationalen Strebungen die deutschen Häfen wirthschaftlich zu heben?

In welcher Weise wäre den Nordseehäfen zu Hülfe zu kommen? Diese Frage ist jüngst auch auf dem Alldeutschen Verbandstage zu Hamburg erörtert worden, und der Berichterstatter Dr. Reismann-Grone hat seinen gedankenvollen Vortrag jetzt in J. F. Lehmann's Verlag in München als Flugschrift („Die deutschen Reichshäfen und das Zollbündniß mit den Niederlanden") herausgegeben. Auch diesem Sachkenner erscheint es sicher, daß die Schienenwege allein nicht ausreichen, und daß Wasserwege ergänzen müssen. So lange nicht eine Ableitung des Rheins stattfindet, so lange nicht die mächtige Rheinflotte mit ihren 1500 t-Schiffen einen glatten Verkehr nach dem Norden nehmen kann, so lange werden unsere Eisenbahnen einen schweren Stand haben, dem natürlichen Hinneigen des industriellen Westens und Südens nach den oceanischen Häfen entgegenzuwirken. Der Anfang einer solchen Canalpolitik ist ja mit dem Dortmund-Ems-Canal gemacht. Dr. Reismann-Grone bemerkt zu dieser vielumstrittenen wirthschaftlichen Tagesfrage: „Die Elbhäfen haben sich zu meiner Verwunderung gegen den Mittelland-Canal ausgesprochen. Ich kann ihre Beweise und Schlußfolgerungen nicht theilen; wenn durch den Mittelland-Canal größere Frachtmengen an die mittlere Weser und Elbe gebracht werden, so werden allemal diese Mengen hinterher Bremen oder Hamburg zuströmen, so gut, wie alle Frachtmengen, die Ruhrort und Duisburg zufallen, nachher Rotterdam oder andere niederländische Häfen speisen müssen. Und wenn die Handelskammern von Harburg und Altona darauf hinweisen, daß ein Dortmund-Rhein-Canal nichts Anderes sein würde, als Zubringer zum Rhein, mithin Verstärker der wirthschaftlichen Herrlichkeit von Antwerpen — Rotterdam, so kann ich nur darauf antworten, daß, falls dieses zutrifft, es nur eine Fortsetzung des heutigen Zustandes bedeutete. Es träte keine Verschiebung zu Ungunsten der Nordseehäfen ein, da bereits heute die rheinisch-westfälischen Gegenden nach den niederländischen Häfen gravitiren. Es wird aber umgekehrt allein die Schaffung von großen Canälen, welche am Ende des deutschen Rheinstromes ansetzen, die physische Möglichkeit schaffen, den Rheinverkehr abzulenken nach deutschen Seehäfen, und der deutschen Rheinflotte ermöglichen, im deutschen Wasser die See zu erreichen. Ich habe es deßhalb nicht begriffen, weßhalb einzelne Küstenstädte sich der Canalpolitik widersetzen."

Wenn Preußen mit seinen Tarifen zu Wasser und zu Lande auch noch heruntergehen kann und damit die heutigen Tarife nach Antwerpen—Rotterdam erreicht, so wird damit die Frage noch nicht beantwortet, ob nicht die holländischen Eisenbahnen und die Rheinverfrachter auch weiter im Preise weichen können. Es wird sich zeigen müssen, wer am stärksten ist und es am längsten aushält. Allgemeine Fragen der Handelspolitik spielen hier herein: die Begünstigung des eigenen Handels durch Zollherabsetzung für Seeeinfuhren u.s.w.; aber wer soll denn die Kosten dieses wirthschaftlichen Wettrennens bezahlen? Soll Preußen, dem an sich es ziemlich gleichgiltig sein kann, worüber es seine Waaren einführt und ausführt, die Kriegskosten allein decken, oder ist es nicht richtiger, die Nächstbetheiligten, d. h. die Seestädte, zu den Kosten heranzuziehen? „Deutschland ist zwar ein Reich, aber nicht ein Staat," antwortet Dr. Reismann-Grone, „die finanzielle Gebahrung der einzelnen Staaten im Reiche ist unabhängig voneinander, und der preußische Finanzminister wird es nicht eilig haben, mit großen Einnahmeausfällen bei den preußischen Eisenbahnen das Rückgrat der Hansestädte zu decken. Es kann sich nicht darum handeln, negativ den Verkehr nach einer Richtung zu unterbinden, vielmehr umgekehrt den Verkehr nach den eigenen Häfen nordwärts zu erleichtern und zu verbessern. Erst sorge man für geeignete Tarifreformen, erst schaffe man das Canalnetz, dann werden sich ja ohne gewaltsame Eingriffe die guten Folgen von selbst zeigen. An sich verfrachtet der Industrielle jedenfalls gerade so lieb, ja lieber bei gleichen Angeboten über reichische Häfen, an sich dampft die Rheinflotte so gerne nach Emden und Bremen, wie nach Rotterdam und Amsterdam."

Schwieriger, als für die Ausfuhr, gestalten sich die Verhältnisse für die Einfuhr. Wenn Vermehrung und Verbilligung der Ausfuhrwege kaum irgendwo auf Widerstand stößt, so verhält sich beispielsweise die Landwirthschaft gegen neue Einfallsthore ablehnend, und Diejenigen, welche solche Einfallsthore befürworten, müssen sich darauf gefaßt machen, daß die 3 383 000 Erwerbsthätigen in der Landwirthschaft sich widersetzen werden, wenn sie glauben, daß ihre Verlangen mit den Wünschen der 2 383 000 Erwerbsthätigen im Handel und Verkehr im Widerstreit stehen.

Wir haben das Recht, dahin zu streben, daß der Handel so weit wie möglich über die deutschen Reichshäfen gelenkt und die Erzeugnisse der deutschen Arbeit bis zu ihrer Ablieferung jenseits des großen Wassers in deutschen Händen verbleiben. Wie verschiedenartig man auch über die Eingabe der preußischen Elbhäfen betr. den Mittelland-Canal denken mag, man wird ihnen beistimmen, wenn sie wünschen, daß „dem Rhein eine deutsche Mündung gegeben werde, damit die traurige Thatsache, daß unser größter deutscher Strom im Auslande mündet, in ihren Folgen möglichst abgeschwächt wird". „Der Rhein", so heißt es da, „trägt mit seinem mächtigen Verkehr zu Deutschlands Seemacht und Seehandel so gut wie nichts bei, während er fremdländische Häfen auf ihre Höhe gebracht hat. Denn was wären Rotterdam, Antwerpen und Amsterdam, wenn nicht der Rhein in den Niederlanden mündete, und wie viel bedeutender wäre andererseits unser Seehandel und unsere Handelsflotte, wenn der Rhein seine Mündung in unserer Nordsee hätte." Mit welchen Mitteln diese Stärkung des nationalen Handels erreicht wird, kann an sich gleich sein. Mit dem Canal Dortmund-Emshafen hat man den Anfang gemacht. Nach Dr. Reismann-Grone's Ansicht wird auch weiterhin das Canalnetz zur Hülfe genommen werden müssen. „Ob Canaltarife oder

Eisenbahntarife die Waffe bilden werden, ob auf Canalschiffen oder Eisenbahnfahrzeugen die Waaren geschoben werden, das Alles ist gleich, aber daß die deutschen Güter in deutschen Häfen einlaufen und dort von deutschen Seeschiffen übernommen werden, das ist das Ziel, dessen Erreichung ehrlichen Strebens werth ist und auch von jedem billig denkenden Nachbar ohne Verwunderung und ohne Feindschaft betrachtet werden wird." Ob dies auch von Seiten gewisser holländischer Interessenten geschieht, ist eine andere Frage. Und so erklärt sich uns denn der plötzliche Eifer, ja die Begeisterung für einen wirthschaftlichen und sogar politischen Anschluß Hollands an das Reich. Für uns liegt die Sache so: ein bloßes Zollbündniß hat für uns nur einen relativen Werth und bildet für gewisse westdeutsche Gebiete und deren Industrien eine nicht abzuleugnende Gefahr. Ohne politische Compensationen würde es bei uns auf einen starken und kaum zu überwältigenden Widerstand stoßen. Anders bei einem Eintritt Hollands mit seinen Colonien in das Deutsche Reich, das ja kein Einheitstaat ist, sondern ein Staatenbund, worin auch Königreiche und Fürstenthümer ihre Eigenart behaupten. Wie Bayern und Württemberg, so könnte man auch dem Königreich der Niederlande als einem deutschen Bundesstaate seine Selbstständigkeit und alle möglichen Reservatrechte lassen. Der Verschmelzungsproceß wäre ein leichter. Das Königreich der Niederlande ist rein germanisch, uns in Blut, Sitten und Sprache ungemein nahe verwandt. Man nimmt irrthümlich in Erinnerung an den bekannten Freiheitskampf der Niederlande gegen die Spanier an, das Land sei rein evangelisch. Es ist vielmehr vollkommen congruent den deutschen confessionellen Verhältnissen. Es wurden gezählt 1897 evangelische: 2 729 000 = 60,5 %, katholische: 1 596 000 = 35,6 %; Holland ist also genau im selben Sinn „paritätisch", wie das Deutsche Reich. Belgien allerdings ist fast rein katholisch und beherbergt obendrein noch 41 % romanische Wallonen, welche den 59 % Vlamen das Gegengewicht halten. Danach besteht allerdings mit Holland, vom politischen Gesichtspunkte betrachtet, eine erhöhte Möglichkeit der Annäherung. Dr. Reismann-Grone, der freilich zunächst nur die wirthschaftliche Einigung in's Auge faßt, hat in seinem Vortrag einen Fingerzeig gegeben, wie zunächst Holland gefügig gemacht werden könnte. Er schreibt: „Den Vorsprung Hollands in der politischen Gleichförmigkeit und den Umfang des Handelsverkehrs mit uns, ersetzt Belgien durch die wirthschaftliche Homogenität mit dem Deutschen Reich. Die Ziffern beweisen schlagend die wirthschaftliche Gleichförmigkeit Belgiens und des Deutschen Reiches; beide Länder sind ebenmäßig aufgebaut und ruhen auf ganz ähnlich starken Pfeilern: der Landwirthschaft und dem Gewerbe. Also in Holland sind Schifffahrt und Handel, Verkehr in riesigem Maße, in Belgien Handel und Verkehr im minderen aber doch noch bedeutendem Maße und dazu gemeinsame wirthschaftliche Grundlage. Man darf nicht vergessen, daß „Handeln und Bieten den Kaufmann macht". Es kommt nicht nur darauf an, was wir handeln, sondern auch, was wir bieten können. Es betrug

die Durchfuhr durch Holland . .	9 000 000 t
„ „ „ Belgien . .	2 465 000 000 Frcs.
die Ausfuhr von Holland nach Deutschland	790 000 000 Gulden.
die Ausfuhr von Holland nach Belgien	451 000 000 Frcs.

Man betrachte nun diese vier großartigen Positionen. Ganz bedeutende Antheile, die große Mehrheit davon, kann Deutschland bei entschiedenem Wollen entweder Holland oder Belgien oder den eigenen Seehäfen zuführen. Deutschland kann nach seinem Ermessen z. B. die 451 Millionen Franken an Holland oder die 790 Millionen Gulden an Belgien anbieten oder von beiden den Löwenantheil selbst behalten. Das ist der letzte und nicht der schlechteste Trumpf, den das Deutsche Reich besitzt; man braucht nicht alle Trümpfe auszuspielen, aber es ist gut, wenn man weiß, daß man deren einige hat." Warten wir also ruhig ab, was Holland unserem Streben nach einer deutschen Mündung des Rheins entgegensetzen und zugleich zur Erhaltung seines Colonialbesitzes beginnen wird. Mutter Germania ist bereit, auch die verlorene Tochter vom Niederrhein an ihre starke Brust zu ziehen.

Das Strafrecht des Gymnasiums.

Von Dr. Ernst Gystrow.

Vor Kurzem hat Franz von Liszt, der deutsche Vorkämpfer einer wissenschaftlichen, modernen, sociologischen Rechts- und Strafauffassung, seinen Einzug in die Berliner Universität gehalten, und wenn auch noch ein geraumes Weilchen vergehen wird, ehe in weiteren criminalistischen Kreisen, im praktischen Rechtsleben die modernen Strafrechtsideen sich Bahn brechen, so ist doch mit Liszt's Berufung an die erste deutsche Juristenfacultät eine erfreuliche Bresche in den Wall des alten, formalen Rechtsdogmas gelegt worden. Die Discussion über die sociale und die individuelle Entwickelungsgeschichte des Verbrechens ist eröffnet und wird sich hoffentlich nicht unterdrücken lassen. Die Ueberzeugung von der Ueberlebtheit und darum Schädlichkeit einer formalen Rechtslehre und Rechtsprechung wird in immer breitere Schichten durchsickern. Ein ganz kleines Stück dieser Aufklärungsarbeit möchten auch die nachstehenden Betrachtungen wenigstens anbahnen helfen, indem sie eine Musterspecialität der allgemeinen Mustergesetzgebung alten Stils, die unbeachtet und doch höchster Beachtung werth für sich dahinlebt und in der Stille reichlichen Schaden stiftet, mit dem kritischen Scheinwerfer moderner, zum Theil medicinisch-psychologischer Erkenntniß ableuchtet. Ich meine die Gesetzgebung unserer höheren, humanistischen und realistischen Schulen. Wir Alle, die wir die neun Schuljahre längst hinter uns haben, werden geneigt sein, dieses Stück Vergangenheit mehr im verklärenden Lichte des Humors zu sehen und demgemäß auch das Gespenst der „Schulgesetze" nicht gerade tragisch zu nehmen. Solche Betrachtungsweise, so wenig ich sie für gewisse Stunden selber entbehren möchte, birgt aber, zum dauernden Standpunkte umgeprägt, die größten Gefahren in sich. Denn genau besehen giebt es für die Existenz und Beschaffenheit von Schulgesetzen nur zwei Möglichkeiten. Entweder sie sind reine Ordnungsparagraphen — dann kann ihre Ueberschreitung nicht anders als mit Ordnungsstrafen geahndet werden. Oder aber sie haben ethische Bedeutung — dann erhebt sich auch für die ihnen correspondirenden Strafen die große Frage, die Eingangs berührt wurde: formaler oder moderner, psychologisch-sociologischer Standpunkt? Die humorvolle Idealisirung wird über den ethischen Inhalt lächeln, und den Ordnungsparagraphen unterschreiben. Und das ist der bedenkliche faux pas: denn sie ist zwar im Recht damit, aber nur — im halben Recht. Denn die wahre Sachlage ist die, daß hier Ordnungsverfügungen mit Strafen von eminenter sittlicher Tragweite zusammengeleimt sind, und mit dieser Eigenart prangen die üblichen Schulgesetze noch hoch über dem groben Unfugsparagraphen, dem dolus eventualis und etlichen anderen Herrlichkeiten unserer Rechtsordnung. In der That: es sind Ordnungsverfügungen; d. h. sie dienen der Aufrechterhaltung der unentbehrlichen Disciplin namentlich für die Flegeljahrgänge mit ihrer alle Schranken durchbrechenden Lust zum Schäumen und Toben. Ich weiß, daß mir hier schon ein Gymnasialdirector, vielleicht zehn Gymnasialdirectoren in's Wort fallen und nicht ohne Pathos die sittlichen Consequenzen dieser Disciplin betonen. Ich bin so unsittlich, sie zu leugnen. Auf Dreierlei beziehen sich fast durchgängig die gefürchteten Paragraphen: den Wirthshausbesuch, das

Tabakrauchen, das Kartenspiel. Dazu kommt vereinzelt noch das Spät-Ausgehen und — das Tragen auffälliger Kleidung.

Nun sind zweifellos der Alkohol wie das Nicotin keine besonders förderlichen Genüsse für das Entwickelungszeitalter. Es wäre also sehr erstrebenswerth, ihren Consum möglichst hinauszuschieben. Ich glaube, man wird nicht viel einwenden können, wenn man diese Aufgabe zunächst dem Elternhause zuschiebt. Die Schule gesteht ja selber zu, daß hier ihre Macht endet, denn sie untersagt — und kann natürlich nur untersagen — öffentliches Rauchen und Biergenuß in Wirthshäusern. Kein Mensch wird das für rigoros halten; denn ich glaube, es giebt nicht so bald Jemanden, der flanirende Secundaner mit Cigaretten oder mit philisterhafter Regelmäßigkeit zum Schoppen sich versammelnde Primaner für eine besonders herzerfreuende Erscheinung hielte. Freilich liegt beim Bier die Sache schon wieder anders, als bei den Cigarren. Bei diesen handelt es sich um den Genuß selber, und nebenbei um ein bißchen Renommisterei, der zu entsagen nicht schwer fällt; bei jenem dagegen ist es viel weniger der Trinkgenuß, als das besondere Milieu, die Kneipe, die unwiderstehlich lockt; neben der Kneipe vor Allem die Formen des Trinkens, der Comment, der ein Gefühl geschwellten Stolzes giebt. Verbietet man öffentliches Rauchen, so wird der Schüler sich leicht genug dareinfinden, und wenn er durchaus Grund hat, sich damit zu produciren, vielleicht das offene Fenster benutzen. Das Bierinterdict raubt ihm viel, viel mehr: Kneipe sammt Comment, und das erträgt er nicht. Ergo: wird wider das Verbot getrunken. Alle Erfahrungen beweisen, wie leicht es ist, durch Gestattung gut gewählter Locale für die reiferen Schüler das zu verhüten. Denn man denke nur, was gerade hier das Verbot für einen Reiz ausüben muß: die geheime Zusammenkunft in der entlegenen Vorstadtkneipe, womöglich chambre séparée mit anmuthiger Bedienung; man fühlt sich unterdrückt, verfolgt, man schwört, fest zusammenzuhalten, Farben sind das Symbol dafür — die Schülerverbindung ist fertig. Sie wird entdeckt, und nun beginnt die Tragödie. Läuft Alles milde ab, so giebt's Carcer; herrscht Strenge, so wird lustig relegirt. Denn die Schulgesetze erlauben es. Die Uebelthäter haben ihre „Strafe". Der Carcer mag hingehen; er ist harmlos, freilich auch nicht mehr, wenn der Krach die jungen Leute kurz vor der Maturitätsprüfung trifft. Die Consequenzen, die dann eintreten können, sind erst neuerlich noch verschärft worden; man hat immer mehr die hohe Bedeutung der „sittlichen Reife" für's Abiturium entdeckt. Nun ist eine Tertianerverbindung gewiß ein Knabenstreich, für den Prügel das souveräne Mittel darstellen (natürlich von den Eltern ertheilte). Wenn aber Leute, die ein Vierteljahr später in akademische Corporationen eintreten, die Sorgen des Examens durch eine fröhliche Zecherei unterbrechen, in schwelgender Vorahnung und Vorahmung dessen, was da kommen wird, dann — fehlt ihnen eben die sittliche Reife. Und anstatt sie möglichst rasch durch die Prüfung durchzubefördern und der Freiheit, nach der sie lechzen, zu übergeben, stellt man sie „strafend" auf ein halbes Jahr zurück. In dem halben Jahre sollen sie gewiß die sittliche Reife erwerben. Worin die nun eigentlich besteht — d. h., wodurch die so Zurückgestellten sich nach einem halben Jahre, wenn sie in's Leben hinausgehen, von ihren Gefährten, die ihnen vorangehen durften, unterscheiden — das heraus zu bekommen, würde selbst dem schneidigsten Staatsanwalt unmöglich sein. Oder doch: sie haben die Erfahrung gemacht, daß man gehorchen muß, wenn man nicht — geschädigt werden will. Die Strafe des Schulgesetzes ist einfach eine brutale Schädigung am Gelde der Eltern und an der Zeit des jungen Mannes. Nicht mehr und nicht weniger. Man sieht: sie athmet einen eminent sittlichen Geist. Das ist aber, wie gesagt, der harmlosere Fall. Viel schlimmer ergeht es dem Relegirten. Jedermann weiß, was in den oberen Classen, vielleicht in Prima, ein Wechsel der Lehranstalt bedeutet. Er kostet zumeist Diejenigen, die durch Versetzung der Eltern oder Aehnliches dazu genöthigt sind, ein halbes Jahr, wenn nicht ein ganzes. Nun aber gar der Relegirte! Nicht wenige Schulen weisen ihm überhaupt die Thür, weil sie durch so unsichere Cantonisten ihr „sittliches Niveau" nicht herabdrücken wollen. Wo es ihm gelingt anzukommen, wird er von Anfang an mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet und scharf beobachtet. Die harmloseste Disciplinlosigkeit, wie seine Kameraden sie täglich ungestraft begehen dürfen, kommt ihn theuer zu stehen. Er wird als „rückfällig" betrachtet, man spannt die Zügel straffer. Nun bricht vielleicht sein Trotz durch — die neue Katastrophe ist fertig. Und dabei liegen in Deutschland die Dinge noch recht günstig. In Oesterreich besteht die barbarische Strafe des „Ausschlusses", d. h. der Relegation mit Zurückweisung von allen Schwesteranstalten! Das heißt kurz und trocken: Vernichtung des Lebensziels! Es giebt im ganzen Strafgesetzbuch kaum etwas, das an furchtbarem Drakonismus sich dieser Schulstrafe an die Seite stellen ließe. Denn in solchen Paragraphen wird ganz brutal die Anschauung cultivirt, daß die Schule nicht um des Schülers willen, sondern dieser um der Schule willen da sei. Man stelle sich so etwas in's öffentliche Leben übertragen vor: Verstoß gegen eine conventionelle Disciplinarordnung — Zerstörung des gesteckten Berufsideals. Und wen — wenn wir wieder nach Deutschland zurückkehren — trifft die Relegation am härtesten? Die mittleren und ärmeren Schichten; die Söhne der Beamten und kleineren Kaufleute, d. h. die Stände, die unserer Gesellschaft immer die höchste Summe von Talenten und Intelligenzen gestellt haben. Man darf ja nie vergessen, wie weit eine solche Katastrophe in die Zukunft hinaus wirkt. Auf der Universität wird bei Bewerb um Stipendien und Benefizien stets das Schulzeugniß mitverlangt, und da genug Concurrenten ohne Makel da sind, so geht der Relegirte natürlich leer aus. Der Sohn reicher Eltern, der seinen Wechsel von 200 Mark oder mehr noch in der Tasche hat, darf sich die Relegation ohne sonderliche Sorge leisten. Im Corps nimmt sie ihm sicher keiner übel, und durch die Erziehung im Corps wird auch für die spätere Carrière der kleine dunkle Punkt unschädlich gemacht. Denn diese Erziehung, so versicherte ein glaubwürdiger Kenner, Herr Staatsminister a. D. von Böttticher, liefert nach wie vor die Elite unseres Beamtenthums. Und da auf der letzten Tagung Alter Herrn des Kösener S. C. gar constatirt wurde, daß die Corps Träger des kategorischen Imperativs seien, so kann ja kein Zweifel bestehen, daß die Jugendsünde der Relegation völlig wett gemacht wird. Der mittellose Student ist so gut nicht daran; da ihm seine Mittel nicht erlauben, den kategorischen Imperativ in sich aufzunehmen, so wird er die Folgen der Knabenthorheit lange, lange zu spüren haben. Ist er, wie so oft, Philologe, dann sogar sehr lange und sehr intensiv!

In solcher ethischen Herrlichkeit leuchtet der Kern unserer Schulgesetze. Aber das möchte Alles hingehen, wenn die Schule durch Gegenleistungen es aufwägen würde; wenn etwa Bismarck's berühmtes Wort vom Preußenthum, das anfangs jucke wie eine wollene Jacke, dann aber auch so mollig warm sei wie diese, auf unsere höheren Schulen übertragbar wäre; wenn die Schule nicht bloß Pflichten auferlegte und deren Erfüllung unnachsichtlich forderte, sondern selber Gegenpflichten übernähme. Wie es aber damit steht, hat sich neuerdings erst in wahrhaft strahlendem Lichte gezeigt. Vor dem Wissen und Können unserer Gymnasial- und Realschullehrer empfinde ich Hochachtung. Aber die Schule absorbirt soviel Zeit des jugendlichen Lebens, daß es ganz unmöglich ist, sie als bloßen Unterricht aufzufassen; sie selber erhebt durchaus den Anspruch, eine Erziehungsanstalt zu sein. Erziehen ist mehr, und zwar sehr viel mehr, als Unterrichten. Es hat neben dem theoretischen einen sittlichen und einen hygienischen Inhalt. Nicht Vielwisser, sondern Charaktere und gesunde Menschen sollen in der Schule heranwachsen. Wie es mit der Erfüllung der

ethischen Pflichten bestellt ist, wurde bereits gezeigt. Unsere Reactionäre zetern gern über die vergiftende Lehre des Classenkampfes. Nun, ein Anhänger dieser Lehre, der Socialdemokrat Wolfgang Heine, hat im deutschen Reichstage erklärt, er würde es für einen Frevel halten, die Jugend im Sinne des politischen Kampfes aufzuziehen. Und was Schüler zu erwarten hätten, die sich auch nur mit der Oberfläche des activen politischen Lebens befaßten, das hat vor einigen Jahren der berüchtigte Fall des Greifswalder Gymnasiums im grellsten Lichte gezeigt. Daß aber die Schulgesetze zwar nicht in der Theorie, aber in ihren praktischen Consequenzen den Classenunterschied proclamiren — das, ja das ist eben wieder was Anderes. Nur muß man uns dann die Frage erlauben, worin eigentlich die sittliche Erziehung durch die Schule bestehe? Vielleicht im confessionellen Religionsunterricht, der den Tertianern Gelegenheit giebt, die „heiklen Stellen" des Alten Testaments in möglichster Vollständigkeit zu sammeln? Oder vielleicht, ganz recht: vielleicht in der Erziehung der Knaben zum „Arbeiten"? Es ließe sich auch vom rein ethischen Standpunkte aus mancherlei über dieses Arbeiten sagen, das, so lange es sich in mäßigen Grenzen hält, die strebsamen, intelligenten Schüler aus freiem Antriebe besorgen, während es den trägen Elementen durch keine Strafe innerlich beigebracht werden kann. Aber viel bedeutsamer wird dieses sittliche Ziel dadurch, daß es sich unauflöslich mit der dritten Pflicht der erziehenden Schule, der körperlichen Bildung, verkettet.

Ich glaube, es giebt nicht viele Unbefangene, die über die „Ueberbürdungsfrage" nicht mit sich selber und untereinander einig wären. Die moderne Medicin vertritt mit seltener Einmüthigkeit den Standpunkt, daß in den Jahren der geschlechtlichen Reifung dem Körper wie dem Geiste die größte Schonung aufzuerlegen sei. Axel Key, Burgerstein und vornehmlich Kräpelin haben in ihren fundamentalen Arbeiten über die geistige Leistungsfähigkeit und die Ermüdung nachgewiesen, daß die von unseren Gymnasien Jahrzehnte lang geübte Praxis in unerhörtem Maße das überschreitet, was dem reifenden Organismus überhaupt zugemuthet werden darf. Vereint mit Hermann Cohn's und anderer Augenärzte Feststellungen über die Kurzsichtigkeit, mit den Beobachtungen der modernen, so hoch entwickelten Ohrenheilkunde, mit den Statistiken der Chirurgen und Orthopäden über Rückgratsverkrümmungen, mit den Zeugnissen der Nervenärzte über die jugendliche Nervosität bildeten jene Ergebnisse strenger und mühevoller Forscherarbeit eine geradezu furchtbare Anklage gegen die Vernachlässigung, denen sich unsere Gymnasien hinsichtlich der körperlichen Erziehung ihrer Zöglinge schuldig gemacht hatten. Man hätte glauben sollen, die Forderung von Schulärzten wäre nach alledem eine Selbstverständlichkeit gewesen. Aber die Medicin kam bei der Philologie schön an. Die Lehrer zeterten über geplante Eingriffe in die Unterrichtsfreiheit; sie gaben den Aerzten eine Lection, daß experimentelle Feststellungen nicht auf's praktische Leben übertragbar seien — ohne freilich sich klar zu werden, daß die Wirklichkeit noch viel höhere Werthe der Ueberbürdung und Uebermüdung liefern muß, als die von vielen Einzelheiten abstrahirende Forschung; sie stellten der Schülerüberbürdung ihre eigene gegenüber. Als ob — zugegeben, diese Ueberbürdung des Lehrers existire hie und da — damit die Schuld an der Jugend vermindert würde. Mit schärfstem Nachdruck haben seither medicinische Versammlungen, zuletzt noch diejenige Deutscher Naturforscher und Aerzte, die Behauptung einer auch nach der „Schulreform" fortbestehenden Ueberbürdung, die Forderung der Entlastung und einer geregelten fachmännischen Ueberwachung der leiblichen Erziehung wiederholt: und das Ergebniß? Die eine und die andere Stadt hat Schulärzte angestellt, meist mit so vielen unter philologischem Drucke entstandenen Cautelen, daß eben nur die schreiendsten Mißstände offenbar werden können; hat aber die Schulverwaltung bisher Miene gemacht, die unerläßliche Einführung einer hygienischen Unterweisung der Lehrer, die Einschaltung der Schulhygiene als Prüfungsfach in's Oberlehrerexamen zu verwirklichen? Sie wird es vielleicht versuchen, und die Philologenschaft wird sich zu entschlossenem Widerstande organisiren. Denn das ist eben der rothe Faden, der sich durch alle Schulsünden zieht: der philologische Charakter unserer Gymnasien. Die naturwissenschaftlichen Fächer — Mathematik, Physik, Chemie, Botanik und Zoologie — stellen zum Gesammtbestande der häuslichen Arbeiten ein äußerst geringes Contingent; und man darf behaupten: wenn diese Fächer im modernen Sinne noch weiter ausgestaltet werden, wenn vor Allem Botanik und Zoologie in biologischer Auffassung bis zur obersten Classe im Lehrplan stehen, wenn die physikalische Geographie, diese hochinteressante Wissenschaft, ihren gebührenden Platz findet — daß dann trotz der Vermehrung naturwissenschaftlicher Stunden eine Verminderung häuslicher Arbeiten eintreten wird, denn je mehr durchgeistigt ein Wissen dem Schüler geboten wird, desto weniger giebt es ihm Anlaß zum Auswendiglernen, zum Memoriren. Aber der Geschichtsunterricht in der veralteten Form von Jahreszahlen, Haupt- und Staatsactionen und dynastischen Erbfolgen, sowie sämmtliche Sprachen, an der Spitze die altclassischen mit ihrem „Präpariren" und ihrer (zwangsmäßigen!) „Privat"lectüre — kurzum die historisch-philologischen Fächer, die sind die Träger der Ueberbürdung, die können ohne den Wust von Hausarbeiten ihr Ziel nicht erreichen, ihr „Lehrpensum" nicht erfüllen; und das ist ja doch nothwendiger als die leibliche und geistige Gesundheit der Schüler. Und wenn dann die Philologen den härtesten Worten der Anklage, wie Kräpelin sie sprach, mit Achselzucken und Lächeln Stand halten, wenn sie kühl erwidern: wir müssen unsern Lehrplan erfüllen! — dann sollte man nicht mit dem Königsberger Physiologen Hermann in die Forderung einstimmen: Emancipation des Gymnasiums von der Philologie?

Er handelt sich bei der Ueberbürdung auch um eine brennende sittliche Frage. Nicht nur Leib und Geist können unter einer allzu großen Arbeitslast verkümmern; auch das sinnliche Leben, das in den Jahren der Entwickelung erwacht, dessen Erwachen eben diese Jahre charakterisirt, wird durch nichts so leicht in gefährliche, perverse Bahnen getrieben als durch Ueberanstrengung der körperlichen Kräfte. Die moderne Nervenheilkunde steht der vielbesprochenen sexuellen Neurasthenie im Allgemeinen mit der Auffassung gegenüber, die der nervösen Widerstandslosigkeit die Stelle der Ursache, der sinnlichen Verirrung aber die der Wirkung anweist, während man früher und heute noch in Laienkreisen die Verkettung sich gerade umgekehrt denkt. Es mag daran erinnert sein, daß in diesen sexual-ethischen Fragen, die neuerdings mit ungeheuerer Macht sich den denkenden Aerzten und Erziehern aufdrängen, die höhere Schule bisher überhaupt völlig stumm dasteht. Die geradezu verheerend wirkende Verheimlichungspraxis, die ja leider auch die meisten Elternhäuser beherrscht, ist das Juwel der sittlichen Schulerziehung. Denn was das Gymnasium von der Antike lehrt, ist sorgfältig gereinigt von Allem, was den moralischen Geist des helleno-römischen Alterthums ahnen lassen könnte. Ueber das Hetärenwesen, über sapphische und ganymedische Vergnügen wird ein zarter idealisirender Schleier gebreitet; von den gleichen Erscheinungen seiner Zeit aber erfährt der Schüler kein Sterbenswörtchen; was er darüber weiß, dankt er streng verbotener Lectüre, und mit diesem meist kläglichen Surrogat tastet er sich in den Wirbel des Lebens hinein, angewiesen auf die Weisheit, die den Menschen durch Schaden klug werden läßt. Daß es sich hier freilich um einen Schaden handeln kann, der Lebensglücke untergräbt, an Kindern und Enkeln grausig sich forträcht, davon weiß der — confessionelle Religionsunterricht, diese Ausgabestelle der sittlichen Gebote, nichts. Wer die fünf Hauptstücke oder die sieben Sacramente, ein paar biblische Geschichten und Kirchenlieder, sowie die confessionellen

Unterscheidungslehren kennt, wer außerdem nicht wegen öffentlichen Rauchens, wegen Biergenusses in öffentlichen Localen oder gar Commentvorahnungen in geheimen Localen vorbestraft ist, wer sich nie obstinat geweigert hat, schuldige Mitschüler zu denuncieren: der erhält von der Schule das Zeugniß einer fleckenlosen sittlichen Reife.

Das war es, was ich über die strafrechtliche Thätigkeit unserer höheren Schulen sagen wollte. Ich fürchte freilich, manchem Leser die Eingangs erwähnte humoristische Betrachtungsweise für lange vergällt zu haben. Das sollte mir lieb sein; denn eine Reform unserer gymnasialen Erziehung (nicht bloß des Unterrichts!) ist nicht eher möglich, als bis die Eltern aus ihrer neutralen, indifferenten Stellung energisch heraustreten. Denn hier gilt es eine Radicalcur. Der Vertreter der modernen Strafrechtsauffassung mag es mir nicht übelnehmen, daß ich seine bahnbrechende Arbeit zum Ausgangspunkte dieser Betrachtungen nahm. Er und die kleine Schaar um ihn werden zweifellos ein Verständniß für den Zusammenhang haben, der zwischen Verbrecherthum und Erziehung auch „höheren Ranges", zwischen Strafgesetzbuch und gymnasialen Schulgesetzen, zwischen der Pflichterfüllung des Staates gegen seine Glieder und der Pflichterfüllung der höheren Schule gegen die ihren möglicher Weise sich entdecken läßt. Diesem Zusammenhang selber nachzugehen, kann natürlich nicht die Aufgabe einer für weitere Kreise bestimmten Studie sein; sie muß sich damit begnügen, das erste der beiden einander ergänzenden Glieder, das Strafrecht der Schule, einer nur die Hauptmomente streifenden Kritik unterworfen zu haben.

Literatur und Kunst.

Theodor Mommsen als Dichter.

Von Wolfgang Martini.

Wohl nur einem kleinen Teile von den Vielen, die Theodor Mommsen's gewaltige wissenschaftliche Verdienste kennen und hochschätzen, ist es bekannt, daß der große Gelehrte noch immer gern an eine Zeit emsigen poetischen Schaffens zurückdenkt, das ihn nebst seinem Bruder Tycho mit Theodor Storm auf der Universität Kiel im Winter 1839 innig verband. Dichterische Neigungen führten die Studiengenossen, die überdies in demselben Hause wohnten, bald zusammen, wenn Mommsen auch der Storm's „Holsatia" feindlichen Burschenschaft „Albertina" angehörte. Da saßen sie zusammen, kochten Kaffee und „fingen Reime", wie Mommsen 1884 an den Jugendfreund schrieb; und manches Glas haben sie mit einander geleert: „solide oder nicht, so wie es eben fiel". Mit kritischen Hammerschlägen fielen sie fast über die ganze zeitgenössische Poesie her und setzten an deren Stelle ihre eigene frische Dilettantendichtung, die sie 1843 veröffentlichten: „Liederbuch dreier Freunde. Theodor Mommsen. Theodor Storm. Tycho Mommsen" (Kiel, Schwers'sche Buchhandlung.) Dieses „Liederbuch" ist heute leider recht selten geworden, da der Altphilolog Tycho Mommsen später die noch vorhandenen Exemplare hat einstampfen lassen, obwohl ihm nur 14 jener Lieder angehören. Das Liederbuch hatte sich in den „Hamburger literarischen Blättern" einer ziemlich wohlwollenden Kritik zu erfreuen, noch dazu von Wienbarg, jenem Führer des kritikfrohen „jungen Deutschland", das bis auf Gutzkow und Laube heute vergessen ist, aber damals, an Börne und Heine anknüpfend, mehr durch revolutionäres Geschrei als durch große Fortschritte den literarischen Markt beherrschte. Diese Kritik beschäftigt sich fast nur mit den ca. 60 Beiträgen Mommsen's, auch Storm's ca. 40 Gedichte übergehend, und spricht „dem auf dem Titel zuerst genannten Dichter" am meisten „Kunstbewußtsein und Goethebildung" zu. Ihm sei von ironischem Anflug gehobene Persönlichkeit eigen, er dirigire das Concert, er streife am meisten das Geniale. Und in der That, Theodor Mommsen ist zweifellos der geistige Führer der Dichtertrias des „Liederbuchs", er hat bereits eine größere Reife erlangt als der später so fruchtbare Lyriker und Novellist Storm, der seinem dichterischen Berufe neben dem Jus treu geblieben ist. Aber auch in dem Kopf des 22jährigen Mommsen gährt und braust und tobt es noch, Spott und Ernst, Schwärmerei und frohe Lust, Wehmuth und Leichtsinn jagen sich in seinen Gedichten und ringen nach poetischem Ausdruck:

Fandango und Bolero Ziehen mir durch den Sinn;
Ein ganzer Canconiero Von Liedern steckt darin.

Auch die Anklänge an literarische Vorbilder, an Goethe, Brentano, Rückert, Uhland und besonders an Heine und Eichendorff gehen noch wild durcheinander, alle unverkennbar mit dem Gepräge einer kraftvollen Eigenart versehen.

Was ihn von dem ruhigeren, stimmungsvollen Storm besonders scheidet, ist das Ideenreiche seiner Poesie. Storm ist Stimmungs-, Mommsen mehr Gedankenlyriker, dem aber auch die Stimmung bisweilen nicht abgesprochen werden kann. Anspielungen aller Art, oft schwer verständlich, geistreiche Bemerkungen, kräftige Vergleiche, Humor, Satire spielen bei Mommsen durcheinander, ohne die Tiefe zu beeinträchtigen. Der spätere Historiker zeigt schon hier, in der Periode seiner Gährung, einen großen Ideenreichthum und einen kritischen Blick.

Theodor Mommsen eröffnet den Reigen des „Liederbuchs", indem er das Programm aufstellt:

Denn unsre ganze Kunst ist, mit den treuen
Gesellen uns am guten Tag zu freuen,
Zu weinen wiederum mit den Betrübten.

Den schleswig-holsteinischen Landsleuten wird vor Allem das Buch an's Herz gelegt, da sie am besten wissen, „wohin die Lieder deuten". Doch tritt er dem Publicum, wie den Herrschern des Parnasses oft mit keckem Selbstbewußtsein und beißendem Spotte gegenüber; so vor Allem in dem „Exodus", der, gleichsam als wollte der Verfasser sich am Schlusse des Buches noch einmal recht austoben, erbarmungslos mit Großen und Kleinen in's Gericht geht, über die Stümper, wie über die Männer „vom Fache" spottet und die eigene Dichtung siegesbewußt anpreist.

Von keinem Genre trieben wir in's Große die Fabrike,
Bei Cotta sind wir nicht gedruckt und schwuren keiner Clique.

Mag Theodor Mommsen auch wissentlich keiner Clique geschworen haben, so lassen doch seine Gedichte darüber keinen Zweifel obwalten, daß er nicht bloß durch seine Jahre in der Romantik wurzelt. Romantische Stoffe, romantische Ideen, romantische Gefühle ziehen sich durch das ganze „Liederbuch". Er sehnt die alten von Poesie verklärten Zeiten mit ihren Sagen und Märchen, die im Waldesdunkel leben, zurück. Und Märchen, Sagen und Volkslieder haben es dem Spätromantiker Mommsen angethan, gleich jenem jungen Paar seines prächtigen „Grimm's Märchen" verherrlichenden Gedichtes. Im einsamen Walde sitzend erzählen sich die beiden, und alle Vögel lauschen dem goldnen Märchenwort.

Und wie die Sagen schweigen, Und wie das Lied verhallt,
Melodien weh'n fort in den Zweigen, Und Märchen flüstert der Wald.

Wie die Brüder Grimm sich mit „deutscher Mythologie" und „deutscher Heldensage" beschäftigten und deutsche Märchen sammelten, wie Arnim und Brentano in „des Knaben Wunderhorn" bahnbrechend die Volkspoesie an's Licht zogen, so sucht auch Theodor Mommsen — für den Historiker zugleich bezeichnend genug — die Volksseele zu belauschen. Mit Storm faßte er den Plan einer Sammlung schleswig-holsteinscher Sagen und Märchen, so daß sie 1844 zu Bier-

natzki's „Volksbuch für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" manchen guten Beitrag für den ersten Jahrgang liefern konnten. Sie vor Allem haben zuerst zu einer schleswig-holsteinischen Sagensammlung angeregt; Müllenhoff, dem sie zuvorkamen, schloß sich ihnen an und führte, da Mommsen und Storm aus äußeren Gründen zurücktraten, allein das Werk mit bekannter Vollkommenheit zum Ziele. Für den späteren Historiker Mommsen ist die Vorrede der beiden Sammler merkwürdig: „ . . Unser Zweck ist weder ein historischer, noch ein poetischer . . . Die Sage ist ein Erzeugniß des Volkslebens und ein Theil davon. Darum wollen wir sie sammeln". Wir müssen darin einen weiten Blick erkennen, daß hier der höhere Gesichtspunkt, dem sich die Erforschung der Geschichte und Poesie unterordnet, das Gemeinmenschliche, die menschliche Seele hervorgehoben wird. Es herrscht hier schon das hochwissenschaftliche Interesse, das jedes, auch das kleinste Product des menschlichen Geistes danach bewerthet, inwiefern sich aus ihm ein Rückschluß auf den Urheber fällen läßt.

Ein Lied Mommsen's, „Unsre Sagen", wird aus dem „Liederbuche" in die Sagensammlung verpflanzt:

Die Sage kehrt in's Land zurück,
Wie klingeln ihre Glöcklein!

Ueberhaupt finden wir schon im „Liederbuche" viele sagenhafte Stoffe. Da spukt es allenthalben, da lebt es im Waldesdunkel, da hören wir vom Grafen Ranzau, vom Niß im grauen Röcklein, und vom Puck, der auch in Storm's späterer Lyrik noch eine Rolle spielt. Der „Johannisabend" Mommsen's erzählt uns, wie Alraun die bannenden Fesseln des Christenthums zerbrechen will, wie sich die Geister schlaftrunken umsehen, und der ganze Spuk vor Glockenklang und Chorgesang verschwindet. Eine „Friesische Sage" verarbeitet er zu einer kernigen Ballade im Volkston.

Die Brüder, sie stehen, sie mähen mit Fleiß,
Die Wange glüht, die Stirn' ist heiß.

Dieses Verspaar zieht sich, immer etwas verändert, wie ein Kehrreim durch die ganze Ballade, jedes Mal mit gesteigerter Wirkung. Der Aelteste beansprucht das väterliche Erbe, die Felder, die sie mähen, trotzig herausfordernd für sich und betrachtet die jüngeren Brüder als Knechte, die ihm das Feld bestellen, bis endlich den Anderen die Geduld reißt:

Die Sense klirrt, die Sense klingt,
Der Bruder sie nach dem Bruder schwingt.

Und wieder setzt es refrainartig ein, diesmal, am Höhepunkte, grausig parodirend:

Die Brüder, sie mähen, es fließt der Schweiß,
Es fließt der Schweiß und das Blut so heiß.

Dann fällt der Bruder vom Bruder getroffen. Aber an jener Stelle kreisen noch immer nächtliche Lichter.

Die Lichter, sie ziehen und dreh'n sich im Kreis,
Die Brüder, sie stehn noch und mähen mit Fleiß.

Diese Ballade steht dem Besten, was Bürger und Uhland in dieser Art geschaffen, ebenbürtig zur Seite. Diese knappe Erzählung, die den Volkston in seiner frappirenden Einfachheit trifft, ohne ihn, wie bei Bürger zuweilen, nachzuäffen, diese draftische Schärfe, die kein Wort zu viel oder zu wenig braucht, die sich immer steigernde Spannung, durch jenen Kehrreim stufenweise hervorgehoben, erzielen eine rein tragische Wirkung. Romantisch ist auch Mommsen's Zuneigung zu Byron, nach dem ihm drei Lieder trefflich gelungen sind. So z. B. das Lebewohl (Fare thee well! and if for ever), das Byron seiner geschiedenen Gattin nachrief. Mit dem Romantiker Eichendorff wetteifert er in einem Cyklus von sieben „Fiedelliedern", deren zwei Storm beigesteuert hat. Dieser hat drei Jahrzehnte später jene beiden „Fiedellieder", durch Scheffel's „Trompeter von Säckingen" angeregt, in seinen prächtigen Cyklus „Fiedellieder" verarbeitet. Jenen ersten Cyklus des „Liederbuchs" beginnt wiederum Mommsen:

„Im Walde, im Walde,
O wie es da klinget,
Im tiefgrünen Wald,
O wie es da schallt.

Wandern ist seine Lust, kein Mädchen kann ihn halten; Mädchen giebt's an allen Orten, Rosen trägt jeder Rosenstrauch; und geküßt wird hier wie dort. Frisch singt er drauf los, rhythmisch, musikalisch, um Reinheit des Metrums und Reims weniger bekümmert. Aber der Reim liegt fast immer auf einem sinnbetonten Worte — bei der flotten Ursprünglichkeit ein Zeichen für echte Begabung. Von Zeit zu Zeit muß das brave Publicum, der deutsche Michel, der, weil er „Gewissen hat", alles liest, was man ihm auch versetzt, einen boshaften Seitenhieb hinnehmen.

Ihr seid so nudelnüchtern,
Ich bin euch ein pauvrer Wicht.

Mit den Romantikern singt er von Liebe und Natur, ohne dabei der Alten zu vergessen, deren Kenntniß viele Anspielungen bezeugen. Cras ingens iterabimus aequor, mit diesen Worten des liebekundigen Horaz überschreibt er ein Lied:

O komm mit mir und streife — Durch's Meer, du schöne Braut.

Einen Kuß auf holden Mädchenmund weiß er wohl zu schätzen; auch eine Wahl hat er schon getroffen, wenn er beim Blinde-Kuh-Spiel Gott Amor bittet, ihm die unter allen Erlesene in die Arme zu führen. Keck und lustig weiß er die Mädchen zu schildern, wenn er auch anfänglich schüchtern von ferne zusieht.

Und durch den Garten klingt der Mädchen Lachen,
Anmuthig ist es mir und neu;
Da schlüpfen sie unter den goldenen Regen,
Daß lange noch die Blätter sich bewegen.

Unverkennbar ist hier die geschickte Tonmalerei des dritten und, durch das Verhältniß zu ihm, des vierten Verses. Zugleich verwandelt er Lessingisch durch Bewegung die Schönheit in Reiz. Die feine, nachdenkliche Beobachtung der bewegten Blätter kann sich bis zu jener weltfremden Wehmuth steigern, die Storm's Werken ebenfalls eigenthümlich ist. Mommsen verbindet damit die Fähigkeit, die Schauer des Liebesglückes individuell zu fühlen und geheimnißvoll anzudeuten:

Fern klingen die Morgenglocken — Herüber zu der Au;
An deinen braunen Locken — Hängt kühl der Morgenthau.
Sie netzen mich, die feuchten, — So dicht an dich geschmiegt;
Du schaust in Ostens Leuchten — Und denkest meiner nicht.

Ueberhaupt gelingt ihm Situationsschilderung trefflich, da er alles in Bewegung umsetzt. So, wenn er um „Erhörung" fleht:

Ich schaue dich wieder — Mit fliegendem Blick —
Du siehst vor dich nieder; — So weiß ich mein Glück?

Und von diesem Glück singt er tief und innig:

Es waltet der Friede — Der einsamen Nacht.
Stumm sind wir zusammen — Mit lauschendem Ohr;
Die ewigen Flammen, — Sie schlagen empor.

An dem jungen Erotiker konnte der Frühling nicht unbesungen vorüberziehen.

Die lauen Lüfte ziehen, — Es sproßt an jedem Zweig;
Und wenn die Linden blühen, — So sind die Dichter reich.

Des Frühlings farbige Kinder besingt er in reizenden Ritornellen:

Maienglocken!
Ich seh' euch jetzt verlassen blühn im Garten;
Sonst hieltet ihr euch gern zu braunen Locken.

Doch wirkt auch das Dunkle, Drohende in der Natur auf ihn ein. Der Sturm fegt pfeilschnell wie Liebesgedanken über die See dahin, realistisch klingt das Pfeifen der Matrosen

hinein, der letzte Tropfen aus der Flasche wird getrunken. Des Lebens Wermuth erfaßt ihn:

Das Leben ist so lang, so lang Und bitter zu ertragen.

Einem Goethe verklärt sich der Morgennebel zu der herrlichen Gestalt der Wahrheit, die ihm der Dichtung Schleier übergiebt, bei Mommsen verdichtet sich das „Morgengrauen" zu einem tosenden Weltenchaos, das ihn gespenstig umfängt und fesselt.

Weh! Weh!
Zum ungeheuren All
In unendlichem Fall
Werd' ich gerissen.

Man sieht das Eigene, Ursprüngliche des vielseitigen Dichters in allen diesen, ihrer Art nach meist zweifellos romantischen Ergüssen. Aber Mommsen geht mit Heine über die Romantiker hinaus. In den musikalischen Heine'schen Rhythmen, denen man oft bei ihm, wie bei dem Bruder Tycho und bei Storm, begegnet, spottet er mit einer zwar offenen, aber gewiß unberechtigten Rücksichtslosigkeit gegen Eichendorff, dem er doch die Anregung zu den „Fiedelliedern" verdankt:

Wie sind sie ausgestorben, Menschen und Lieder so schön,
Gestorben und verdorben, Seit ich sie genauer besehn!
Ich selbst bin drüber erschrocken, Wie leer es in diesem Buch —

Fast cynisch lautet der Schluß: Und es freut sich am Ende die Eule, daß sie keine Nachtigall. Gleichfalls als Heine's Schüler dichtet er seine reizenden Vierzeilen:

Es klangen Glockentöne, Und die Sonne stieg empor.
Da erschrak ich vor deiner Schöne, Wie sie blitzte durch Morgenflor.

Oder eine andere:

O laßt den Mond nur scheinen, Scheinen in meine Brust!
O laßt mich immer weinen Aus übervoller Lust.

Auch den cynischen Umschlag der Stimmung, der bei Heine so oft angefochten worden ist, hat er von ihm gelernt. Er fährt im Omnibus, und mit ihm eine Frau, die Myrthe und Rose trägt, „gewiß für's Töchterlein".

Die Rosen in der Lockennacht, Das Kränzlein in den Haaren!
Nichts weiter hab' ich mehr gedacht, Und wir sind doch noch lange gefahren.

Doch fragt' ich nicht, wie heißt die Braut, Therese oder Cäcilie?
Sie wird wohl schon heut' Abend getraut? Und sie ist doch von guter Familie?

Wie hier, so spottet er noch häufig über alle Philisterei, die ihm gründlich verhaßt ist. Frei und stolz erhebt sich der Denker über allen beschränkten Philisterglauben. Auch hier kennt er keine feige Zurückhaltung.

Die Frommen sind im Rückzug jetzt, Es ist ihnen sehr bekommen,
Den Glauben, der die Berge versetzt, Wir haben ihn überkommen.

Seine beißende Satire auf die Neider der Großen könnten wir manchem Zeloten empfehlen, der noch heute Goethe gern in seinen moralischen Sumpf hinabziehen möchte:

Uebrigens ward auch der Dichter In die Hölle aufgenommen;
All die groß und kleinen Lichter Freuten sich, daß er gekommen.

Theodor Mommsen bleibt Heine ebenso wenig wie den Romantikern getreu. In einer „H. H." überschriebenen Strophe erklärt er sich deutlich genug:

Auch ich war von der Gemeinde Und trug dein Bandelier;
Einstmals da waren wir Freunde — Bewahre mich Gott vor dir!

Gleich Eichendorff und Heine bleiben wenige von der scharfen Kritik des frischen Sängers verschont. Georg Herwegh's, des revolutionär-republikanischen Freiheitsdichters eben erschienene „Gedichte eines Lebendigen" fertigt er, unbestochen von ihrer schnellen Berühmtheit, mit den klaren, in dem Munde eines geborenen Historikers ehrenvollen Worten ab:

Die Poesie umleuchte die Geschichte — — —
Wenn Schwerter klirren, sind es nicht Gedichte.

Im Schlußgedicht „Exodus" fallen die Hiebe hageldicht. Da bekommt Heine die classische Apostrophe: „Heinrich! mir graut's vor dir noch mehr, als selbst vor deinen Knappen." Ferdinand Freiligrath, „im Sandmeer die Oase", muß für seine geographischen und ethnographischen Gedichte den guten Rath hinnehmen, den er später in seinen großartigen politischen und socialen Zeitdichtungen auch befolgt hat:

O hundertmal ist dir's gesagt: was willst du ferne pirschen?
Im Garten blühn die Rosen dir und reifen dir die Kirschen!

Dann verwirft Mommsen die ganzen modernen „groß und kleinen Lichter" mit dem Löwenritter Freiligrath:

Arabisch wird die Poesie, arabisch oder tropisch:
Nur hinter seinem Becher Wein verschanzt noch hält sich Kopisch.

Der Adel drängt sich zum Parnasse, und die Lieder werden langweilig wie ein Freiherr. Es war ja Alexander Graf von Württemberg in seinen „Liedern des Sturms" gleich Freiligrath in die Tropen gewandert. Aber Mommsen spottet nicht nur, er hat auch seine Lieblinge. „Vergeßt nicht, Chamisso ist todt und Mörike verstummte." Vor Mörike, den das Kleeblatt eigentlich entdeckt hat, machten sie, wie Storm später sagt, ehrerbietig Halt. Mommsen widmet ihm ein lobpreisendes Sonett. Er fand

Erblühend im geheimsten Thal von Schwaben
Des reichen Liedersommers letzte Rose.

Es muß uns, die wir überzeugt sind, daß ein Genie sich überall durchringt, wundern, wie so vielversprechende Anfänge verkümmern konnten. Wir haben hier unzweifelhaft reiche dichterische Anlagen vor uns. Das poetische Schaffen Theodor Mommsen's muß sich aus seinem Innern mit Naturnothwendigkeit losgerungen haben, wie bei jedem echten Dichter, dessen Ueberfluß an Lebensgefühlen Gestaltung sucht. Dafür spricht mancher echte Naturlaut, das intensive Dichten jener Zeit und seine eigenen Worte:

Geht's mit den Liedern doch wie mit den Kindern,
Sie werden flügg und Keiner kann sie hindern.

Vergleichen wir Mommsen's Gedichte mit denen des gleichalterigen Storm, der doch später eine glänzende, leider nicht genug bekannte Lyrik hervorgebracht hat, so müssen wir Mommsen für jene Zeit den Vorzug geben; er ist trotz größerer Vielseitigkeit tiefer und reicher. Er steht in einer Periode des Sturmes und Dranges, woraus sich die allzu große Lust am Verneinen erklären mag. Aber die Gährung läßt einen um so edleren Wein erwarten. Sein rasches Fortschreiten ist gar nicht zu verkennen. Und wie konnte Alles dies nun verloren gehen? Mommsen giebt uns bereits im „Liederbuch" die wehmüthig resignirte Lösung des Problems:

Ich saß und grübelte in meiner Klause,
Von Büchern und Gelehrsamkeit umringt.
Der Frühling kommt — sie ziehen aus dem Hause —
Ob ich noch weiß, wie die Octave klingt?
Hab' ich doch sonst in sonnig warmen Tagen
Die Saiten mit den Andern frisch geschlagen.

Zürnt nicht dem Dichter, der gar viel begann,
Wenn vor den Folianten und der Prose
Nicht jede Knospe sich erschloß zur Rose!

Die Klärung hat sich auf einem anderen Gebiete vollzogen. So große wissenschaftliche Leistungen verlangten den ganzen Mann. Für die Poesie konnte keine Productivität übrig bleiben. Wir dürfen das Resultat dieser Entwickelung nicht beklagen. Ist doch auch jene Jugenddichtung nicht ganz verloren. Dem Gelehrten war diese Zeit nicht nur eine Periode trefflicher stilistischer Uebung; eine poetische Begabung, die sich in der Jugend gewiß aussprechen mußte, ist geradezu die Voraussetzung, ohne die manche Theile der römischen Geschichte nicht geschrieben werden konnten. Auch der Forscher braucht geniale Intuitionen. Viele Eigenschaften des großen Historikers finden wir, wie schon öfter angedeutet wurde, in dem

dichtenden Studio bestimmt vorgebildet: den großen Ideenreichthum, die scharfe Kritik, das liebevolle Versenken in die Volksseele und ihre Offenbarungen, die poetische Divination und Darstellung. Daher hat Theodor Mommsen den inneren Zusammenhang mit jener Zeit auch nie verloren. Er blieb mit Storm in freundschaftlichem Briefwechsel. Seine Uebersetzung des Carducci — auch eine poetische That — übersandte er ihm mit den Versen:

Zuweilen gedenkt man aus guten Gründen
Nicht ungern alter Jugendsünden.

Nach einem Besuche Storm's in Berlin 1884 schrieb er ihm die Zeilen: „Unsere Wege sind sehr auseinander gegangen, seit wir zusammen Kaffee kochten und Reime fingen; aber ich habe doch das Gefühl gehabt, als Sie hier bei uns waren, daß wir Beide jene prähistorische Epoche, oder wie Sie sie nennen, Ihre erste Periode, nicht missen möchten, und daß wir uns doch auch so noch angehören."

Zola's neuer Roman.

Von Arthur Goldschmidt.

„Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört." — Diese Goethe'schen Verse aus der Braut von Corinth, womit Zola's „Fruchtbarkeit" überhaupt in tiefer Problemverwandtschaft steht, drücken knapp und schlagend das Leitmotiv des neuen Zola'schen Romanes aus.*) Von „Fécondité" kann man, ein schönes Wort variirend, sagen: dies ist kein Buch; wer es berührt, faßt ein Nationalunglück an — und mehr als das, eine Menschheitsangelegenheit.

Zola ist in seiner Gesellschaftskritik jetzt zu dem Urproblem der socialen Frage gelangt. Ein positiverer socialer Faust fin de siècle, ist er im tiefsten, fruchtbarsten Sinne zu den „Müttern" hinabgestiegen. In wahrem Patriotismus deckt er, mit ungeheurem Muthe, die Wunde auf, an der Frankreich zu verbluten droht, den Malthusianismus, der verheerender auf das Land wirkt, als je die Guillotine und je ein Krieg.

Der Roman gehört in seiner künstlerischen Conception zu den colossalsten Experimenten der Weltliteratur. Der Dichter läßt ganze Generationen vorüberziehen in einer erdrückenden Fülle von Gestalten, und jedes Einzelschicksal hat nur repräsentative Bedeutung, das Schicksal eines ganzen Volkes steht dahinter. Den furchtbarsten Hintergrund der Dichtung bildet die Statistik. „Fécondité" erstreckt sich über mehr als 70 Jahre; es ist die Tragödie einer ganzen langen Epoche. Aber die Tragik — und das ist die zweite, positive Seite seines Werkes — ist für Zola keine endgiltige; die Krankheit, an der sein geliebtes Frankreich hinsiecht, hält er nicht für tödtlich. Sein unerschütterlicher Optimismus, der sich immer freier und tiefer entfaltet, streckt keinen Augenblick die Waffen: „L'humanité est en marche" ruft er trotz alledem und alledem. Er verlangt allerdings eine Radicalcur. Seiner Schilderung der Wirklichkeit, die durchaus nicht pessimistisch genannt werden kann, stellt er als Contrast ein prächtiges Familienidyll und ein — schön utopisches — Weltideal gegenüber.

Den Ausgangspunkt seines Kampfes bildet die Malthus'sche Hypothese, daß die Bevölkerung schneller zunehme, als die zu ihrer Erhaltung nothwendigen Nahrungsmittel. Zola vertritt dagegen mit einem Enthusiasmus, der genial ist, das Paradoxon: die Welt ist zu leer; das Problem ist, die Erde überhaupt erst zu bevölkern. Das sociale Elend ist kein nothwendiges Uebel, sondern nur die Folge einer sinnlosen und ungerechten Organisation. Der gewaltigste revolutionäre Entwickelungsfactor der Cultur ist dem großen Demokraten Zola die Zahl. Alle Civilisation ist eine Folge des Druckes der Masse; aller Fortschritt ist ein weltgeschichtliches Zwangsproduct. In diesem tiefen Sinne feiert er die „revolutionäre" Fruchtbarkeit. Er löst — in phantasievollem Ausblick — das sociale Problem im Geist des Weltpolitikzeitalters — Romantik fin de siècle. Wo die Vaterländer zu klein werden, stellen sich zur rechten Zeit die Colonieen ein. Wie Jules Verne verweist er auf Afrika als eine noch unerschlossene Welt mit reichen Daseinsgarantieen. Er träumt von einer neuen, freien, jugendlich gesunden Civilisation. Aber das Experiment ist in der neueren Weltgeschichte schon einmal in denkbar größtem Maßstabe gemacht worden; das Resultat ist — Amerika! Zola führt eine ideale Enclave in Frankreich, eine isolirte Zwergform patriarchalischen Charakters in Afrika vor — Homunculuscultur! Die eherne Kette der Culturcontinuität ist jetzt nicht mehr zu durchbrechen. Die Welt ist nur ein großer Markt und Staatseigenthum a priori — in ihr ist kein Raum für einen freien Culturwillen. Von der exotischen Culturverbreitung der modernen Staaten — der neuesten Geschichte — die Brücke zu der Weltdemokratie zu schlagen, die Zola als das ideale „Endziel" vorschwebt, dazu gehört der Glaube an das Unmögliche, der das Vorrecht des Genies ist. Es gilt, neue Menschen aus einer alterskranken Gesellschaft zu schaffen, die, trotz ihres schlechten Gewissens, nicht sterben will und — ideell — nicht leben kann. Die Gesellschaft gräbt sich unaufhörlich selbst das Grab, sträubt sich aber mit Händen und Füßen, sich hineinzulegen. Sie ist der ewige widerspenstige Todte. Hier erhebt sich das Grundproblem von „Fécondité": Die Civilisation hat die Tendenz, oder scheint sie zu haben, zur Beschränkung der Kinderzahl zu führen — aber sie muß, früher oder später, unfehlbar daran zu Grunde gehen. Das ist der circulus vitiosus der Civilisation. An diesem Punkte setzt denn auch Zola's Riesenkampf ein. Die Gesellschaft ist ihm die Urquelle aller Decadence, die Hauptschuldige, die große Verbrecherin, die auch den Kampf gegen das Kind erzeugt hat.

Zola's Ziel ist eine Reform der Gesellschaft an Haupt und Gliedern; sein heroisches Mittel: Fruchtbarkeit. Kann man aber, darf man die Wirklichkeit im Hinblick auf ein vorläufig utopisches Ideal loben? Zola bejaht die Frage mit grandioser Leidenschaftlichkeit: es handelt sich um die Existenzfrage des Volkes. Vor der absoluten Nothwendigkeit des Momentes muß alles Andere zurücktreten.

Als Socialpathologe und Psychologe verfolgt er den unausgesetzten, heimlichen und offenen Krieg gegen das Kind in allen seinen Phasen und allen seinen Gestalten. Ueberall Sünde wider die Natur und das Leben; Unfruchtbarkeit als System und Kindermord als Industrie — und überall in Folge dessen Unglück, Siechthum und Tod. Die Natur läßt sich nicht dupiren und negiren; sie hält Abrechnung, früher oder später. Die Ehen, die Familien und die Individuen gehen zu Grunde gerade an ihrem Uebermaß an Vernunft; und „die Ehe hat auch das Concubinat verdorben". Frankreich, das „Land der einzigen Kinder", ist auch das classische Land der Ehebrüche. Mit wunderbarer Wärme und Beredsamkeit führt er aus, daß die Liebe als schöpferische Function der Menschheit zu verkümmern drohe, weil sie in ihrem Innersten von des Gedankens Blässe angekränkelt sei: „Aber diese Leute lieben nicht, sie sind unfähig zu lieben. Das Geld, die Macht, der Ehrgeiz, das Vergnügen lieben, ja! das können sie, aber zur Liebe sind sie impotent. Diese Männer, die ihre Frauen betrügen, lieben nicht einmal ihre Maitressen. Sie haben niemals von dem großen Verlangen geglüht, das die Seele der Welt, das Centralfeuer ewiger Existenz ist. Und das erklärt Alles. Wer nicht das Verlangen hat, hat nicht die Liebe, ist ohne Muth und ohne Kraft. Man erzeugt, man

*) Eine gute deutsche Uebersetzung erscheint soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

schafft nur durch die Liebe. Wie sollen die Menschen von heute die schöne Tapferkeit zu einer zahlreichen Familie haben, wenn sie nicht die Liebe haben, die ohne feige Beschränkung ihre Lebensmission erfüllt? Sie lügen, sie umgehen, weil sie nicht lieben. Sie leiden darauf, sie sinken in den schlimmsten moralischen und physischen Verfall, weil sie nicht lieben. Am Ende — ist der Schmerz, ist der Sturz einer verfaulten Gesellschaft, die immer stärker vor unseren Augen kracht. Das Verlangen, die Liebe erlösen. Wer lieben, wer erzeugen, wer erschaffen wird, ist der revolutionäre Heiland, der Schöpfer von Menschen für die zukünftige Welt." —

Das sind unendlich tiefe, herrliche Worte, die, außer manchem Andern, besonders die Wahrheit des physiologischen Ideals für sich haben — für die menschheitliche Entwickelung allerdings die höchste. Aber wie viel andere Cardinalwahrheiten stehen dagegen! Wie anders hat Zola selbst früher über diese Dinge gedacht! Aus dem pessimistischen, revolutionären Theoretiker der Erblichkeit, der die Natur durch Logik und Methode corrigiren wollte, ist freilich längst ein optimistischer Evolutionär geworden. Ob übrigens sein Heilmittel, wie er meint, dazu führen würde, ein Gegengewicht gegen die freigelassene Sinnlichkeit in dem erhöhten Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern, dem Gewissen der Gattung, zu schaffen, bleibt ebenfalls eine offene Frage. Die Proletarierehe, wo die Kinder das einzige Vergnügen des armen Mannes bilden, entspricht natürlich nicht jenem Ideal, das auf der garantirten Existenzmöglichkeit des Nachwuchses beruht. Das tragische Verhängniß, das auf dieser von vornherein „verfluchten Rasse von Hungerleidern" lastet, ist ihm nur ein Beweis dafür, daß die Organisation der Arbeit von Grund aus verkehrt und ungerecht ist. Ein viel tieferes Verfallssymptom erblickt er aber in dem principiellen Willen zur Sterilität bei den Reichen, Gesicherten. Die Liebe ist wurzelkrank und pervers geworden, weil die Gattung den Instinct für die Heiligkeit der Mutterschaft verloren hat — nicht zuletzt deßhalb, weil sie im Banne einer falschen Weltanschauung steht. Zola nimmt hier den Kampf wieder auf, den er in seinem drei Städtecyclus gegen den Geist des Christenthums als der „Religion des Todes" geführt hat. Er ist der Apostel einer Naturreligion im tiefsten Sinne. Dem Cultus der reinen Jungfrau setzt er als höheren den Cultus der fruchtbaren Mutter entgegen. Die Mutter, die fruchtbare Frau in allen ihren Functionen der Mutterschaft religiös zu verehren; sie, behufs ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts, auch als Schönheitsideal zu betrachten, darin sieht er die Rettung, die neue Moral, die Noth thut.

In Consequenz dieser Anschauung tritt er ein für das Menschenrecht der unglücklichen, geächteten Mütter, denen die Mutterschaft zu einem endlosen Martyrium ohnegleichen wird. Humanität für jede Mutter, für jedes Kind; jede Mutter ist legitimirt durch ihre Mutterschaft, jedes Kind ist legitim — das ist der tiefernste Mahnruf Zola's an die Zeit. Die aus dem Erbsündendogma geflossene Moral ist die sociale Erbsünde. Die moralische Kriegserklärung der Gesellschaft gegen die „sündige" Mutter bedeutet den Krieg gegen das unschuldige Kind. Die Gesellschaft wird menschlich sein — oder sie wird nicht sein; denn die Erlöser der Menschheit sind die Generationen der Zukunft. Ob Zola in seinem schönen Traum von der Verwirklichung des Liebes- und Solidaritätsprincips, der Erfüllung des Toleranzvermächtnisses Jesu nur ein großer Utopist ist — wer kann es sagen?

In einer Idealfamilie hat Zola der müden und kranken Epoche, die „den Instinct des Planeten" verloren hat, ein Bild nach seinem Herzen vorgehalten. Die Ehegeschichte dieser Froments liest sich wie eine Satire auf unsere Zeit, und doch ist eigentlich nichts anderes Wunderbares an ihnen, als daß sie ferngesund sind und ferngesunde Kinder, zwölf an der Zahl — übrigens eine wahre Eroberrasse — haben. Den Froments, Sonntagskindern der Natur, wird die Rückkehr zu ihr nicht schwer — sie sind die leibhaftige Lösung des Problems von Gnaden der Natur. Die decadenten Stadtculturmenschen, denen Verjüngung, Primitivität Noth thut, verweist Zola — wie Tolstoi — zurück an die alte, ewig junge Mutter Erde. Die Schlange Civilisation beißt sich in den Schwanz. Das gelobte Land ist — das Land, das die Menschen verlassen haben. Die ewige Fata morgana, das goldene Zeitalter, das immer weit hinter der Gegenwart liegt oder weit vor ihr! Eine unverwüstliche Illusionsfähigkeit wirft in Fécondité ihre Zauberstrahlen auf ein unsäglich düsteres Bild. Doch gerade die Illusionskraft spielt in der Geschichte des menschlichen Fortschritts eine große Rolle. Noch immer ist eine Welt von Idealismus nöthig gewesen, um die Menschheit auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sein Diamant.

Aus dem südafrikanischen Garnisonleben.

Ich lag in meiner Hängematte nachlässig ausgestreckt im Schatten eines der Riesenbäume, die sich zahlreich in der Nähe unserer Baracken befanden, und vergegenwärtigte mir mit einigem Unbehagen meine finanzielle Lage. Ich sah mich nämlich genöthigt, diese einmal fest in's Auge zu fassen. Wohl oder übel mußte ich daran glauben, daß Vergnügen kostspieliger ist als Arbeit und in seinen Wirkungen durchaus nicht die gleiche Befriedigung gewährt. Als ich England verließ, versicherte ich meinem Vater, 500 Pfund jährlich seien außer meinem Leutnantsolde mehr als zureichend für alle vernünftigen Bedürfnisse und Wünsche; und jetzt, wo ich doch erst seit drei Vierteljahren in der afrikanischen Garnison war, steckte ich bereits in solcher Klemme, daß ich entweder Geld leihen oder während der nächsten Monate ein ganz zurückgezogenes Leben führen mußte. Erhebliche Verluste im Spiel und einige verlorene Wetten im Sport hatten diese fatale Lage herbeigeführt, wie ich mir reuig eingestehen mußte. Als ich noch so nachdenklich in's Leere starrte, beugte sich ein lachendes Gesicht über meine Hängematte. Rankeilor, der Hauptmann meiner Compagnie, schwang sich in die Zweige des Baumes und setzte sich rittlings auf einen der starken Aeste, woran ich meine Hängematte befestigt hatte.

„Nun, Campbell," begrüßte er mich munter, „Du giebst Dich hier im Schatten wohl einem dolce far niente hin? Ich komme eben vom Dienst."

„Ein Irrthum," erwiderte ich. „Dieses Nichtsthun hat für mich einen sehr bitteren Beigeschmack, der sich wohl auch für die nächste Zeit nicht verlieren wird."

„Ich fühle Dir gegenüber, alter Junge, eigentlich so was wie Gewissensbisse," sagte er ernster, als es seine Gewohnheit war, indem er ein Stück Flechte von dem Baumstamm schabte. „Es war unrecht von mir, Dich in Ashton's Spielhölle einzuführen. Ich war ja selbst für mich so dumm, aber ich hatte nicht das Recht, Dich in eine ähnliche mißliche Lage zu bringen."

„Unsinn, Rankeilor," beruhigte ich ihn. „Ich warf mir eben, als Du mich so plötzlich überfielst, meine moralische Trägheit vor und war zum Entschlusse gelangt, von nun an den Verlockungen des Spiels nicht wieder nachzugeben."

„Recht so, mein Junge," sagte er wieder ganz heiter. „Ich will Dir darin beistehen. Ich scheue mich fast zu sagen, warum ich hergekommen bin," fuhr er zögernd fort. „Du kannst mir wohl auf ein paar Tage zehn Schilling leihen?"

Ich schüttelte bedauernd den Kopf. „Ganz ausgebeutelt, Rankeilor, nicht einen Schilling übrig! Und Ashton hat sogar noch ein paar Schuldscheine von mir, die ich erst bei der nächsten Löhnung einlösen kann."

„Also bist Du Ashton auch was schuldig?" fragte er, wobei sich seine Züge verfinsterten. „So hast Du nichts für einen Kameraden übrig, Campbell?"

„Wirklich nicht, es thut mir furchtbar leid, aber —"

„O laß nur!" unterbrach er mich, „es schadet ja nichts. In einigen Tagen bin ich ja wieder reichlich mit Geld versehen und kann Dir vielleicht aushelfen." Er griff nach einem herabhängenden Ast und sprang zu Boden.

„Aber wo hast Du denn Deinen Diamanten gelassen?" fragte ich mit einem Blick auf die leere Fassung seines Ringes am kleinen Finger der linken Hand.

„Ich lasse ihn in den nächsten Tagen wieder einsetzen und die Fassung etwas dauerhafter machen," brummte er, nickte mir noch einmal zu und ging. Ich wunderte mich, warum er bei meiner Frage etwas wie Verlegenheit oder Aerger gezeigt hatte. Es war ein Damenring mit einem außergewöhnlich schönen Diamant zwischen zwei Opalen. Natürlich wurde er von den Kameraden wegen dieses Ringes häufig geneckt; er wußte aber allen Sticheleien mit schlagfertigem Witz zu begegnen, ohne seine gute Laune zu verlieren oder etwas über die Person des Gebers oder vielmehr der Geberin zu verrathen. Ich allein wußte, daß es der Trauring seiner Mutter war, und daß er ihn als seinen Talisman, als Schutz gegen alles Uebel trug. Ich sah nach der Uhr. In einigen Minuten begann der Dienst, die Leute waren schon auf dem Exerzierplatz. Mit einem leisen Seufzer richtete ich mich in meiner Hängematte auf und sprang auf den Boden. Die heute vorzunehmende Uebung, das Rope-drill, war für mich eine der unangenehmsten Schindereien, — ein Rattenschwanz von Stricken und Knoten, wobei acht bis zehn Mann mit großer Anstrengung und vielem Umherlaufen die fünf- und zehnfache Zahl repräsentiren konnten. Glücklicherweise war das Wetter nicht so heiß, daß körperliche Bewegung lästig gewesen wäre. Die Uebung wurde auf dem von einer Mauer umschlossenen Kasernenhofe vorgenommen, in dessen Mitte die Wohnhäuser der Officiere standen. Nach Beendigung des Dienstes entließ ich die Mannschaft, und während diese den Schweiß von der Stirne wischend sich entfernte, ließ ich mich auf dem Boden nieder zum Ausruhen. Peterson, einer der Soldaten, war zurückgeblieben, um die Stricke zusammenzuraffen und an ihren Platz zu bringen. Plötzlich riß er seine Mütze vom Kopf und warf sie blitzschnell nach einem Gegenstand. „Was haben Sie da?" fragte ich, ihm neugierig zusehend.

„Ein Kaninchen hat sich hier in ein Loch versteckt; ich will's mir zum Abendbrod fangen." Dabei bog er das Gestrüpp auseinander, das die Oeffnung des Loches oder des kleinen Grabens verdeckte, wo das Kaninchen verschwunden war. Ich wandte mich gleichgiltig ab und hatte den kleinen Zwischenfall nach einigen Minuten vergessen, als ich Peterson meinen Namen rufen hörte.

„Mr. Campbell, würden Sie die Güte haben, einen Augenblick herzukommen?" Ich sprang auf und näherte mich der Höhlung, worin Mann und Maus oder vielmehr Mann und Kaninchen verschwunden waren. Peterson tauchte jetzt, mit den Füßen zuerst, daraus hervor. „Eine sonderbare Stelle, Herr!" sagte er. „Es muß ein ganzes Stück hineingehen, ein regelrechter Tunnel; dies habe ich darin gefunden." Er hielt einen Spaten und eine Spitzaxt in der Hand, beide waren augenscheinlich erst kürzlich zu Aushöhlungszwecken benutzt worden, denn es hing noch frische, halb getrocknete Erde daran.

„Wohin meinen Sie, daß der Gang führt?" fragte ich, den Spaten betrachtend.

„Ich bin nicht weit hineingekommen, Herr, aber es muß dort ein gutes Stück hineingehen." Er beschrieb mit der Hand einen Bogen, der auf der linken Seite an den Quartieren der Officiere vorbeiführte.

„Und wohin könnte es . . .?" Doch noch ehe ich ausgesprochen, durchzuckte uns Beide ein Gedanke, und wie aus einem Munde riefen wir:

„Nach dem Fort wird der Gang führen, nach dem Fort, wo sich alles Geld befindet!"

„So muß es sein," sagte ich, ganz bestürzt über diese Entdeckung. „Peterson, kriechen Sie noch einmal hinein und dringen Sie bis zum Ende vor. Sie müssen dann und wann laut rufen, damit ich der Richtung folgen kann. Wir müssen der Sache doch auf die Spur kommen."

Der Mann gehorchte und kroch wieder in die Höhle hinein. Sobald er darin verschwunden war, warf ich den Spaten hin und schickte mich an, ihm zu folgen, als ich zwischen der frischen Erde, die sich beim Hinwerfen von dem Spaten abgelöst, einen blitzenden Gegenstand bemerkte. Ich bückte mich danach und erkannte zu meinem Schrecken, daß es Rankeilor's Diamant war. Ich hatte aber jetzt keine Zeit, meinen Gedanken darüber nachzuhängen, denn ich hörte Peterson schon aus einiger Entfernung meinen Namen rufen; seine Stimme klang dumpf und undeutlich. Ich knüpfte den Stein vorsichtig in einen Zipfel meines Taschentuches und folgte der Richtung, woher der Schall kam. Jeden Ruf Peterson's erwiderte ich, indem ich kräftig auf den Boden stampfte. Wie wir gefürchtet hatten, führte der Gang direct auf das Fort zu, wo sämmtliche Gelder der Garnison aufbewahrt wurden. Augenscheinlich war er seiner Vollendung nahe; nur noch die Arbeit einer einzigen Nacht, das Entfernen weniger Steine aus dem Mauerwerk, und die Diebe waren reichlich für ihre Arbeit belohnt.

Ich wandte mich um und ging rasch zu dem Ausgangspunkt des Ganges, wo eine Gruppe Männer, von denen ich Ashton und Fordyce erkannte, standen. Offenbar hatten sie unser Thun beobachtet und höchst verdächtig gefunden. Einer raschen Eingebung folgend, löste ich den Knoten meines Taschentuches und steckte den Diamant in den Mund, wo ich ihn unter die Zunge gelegen ließ. Ich sah, daß Capitän Fordyce den Spaten in der Hand hielt, während Ashton die Axt eben niederlegte.

„Campbell, Sie! Wie ist das möglich!" rief Ashton aus, „wer hätte das von Ihnen gedacht! Eher hätte ich jeden Anderen in der Garnison für den Verbrecher gehalten."

„Für den Verbrecher!" brauste ich auf. „Wer giebt Ihnen ein Recht, mich so zu nennen! Ich bin einem frechen Versuch, das Fort zu berauben, auf die Spur gekommen, einem Unternehmen, das seiner Vollendung schon bedenklich nahe war. Noch die Arbeit einer einzigen Nacht —"

„Was hab' ich Ihnen gesagt, Fordyce!" unterbrach mich Ashton, sich zu seinem Kameraden wendend. Ich dachte mir gleich, als wir gestern den Gang entdeckten, die Schatzgräber würden mit frecher Stirn behaupten, sie hätten den unterirdischen Gang nur entdeckt!"

„Auf keinen Fall unterwerfe ich mich solcher Anschuldigung," rief ich erbittert, denn der spöttische Ton Ashton's hatte mich vollends aufgebracht. „Sie mißbrauchen Ihre Autorität, Capitän. Was Peterson anbetrifft, so gehorchte dieser meinem Befehl. Ich gehe sofort zu Oberst Pryor, um ihm den ganzen nichtswürdigen Anschlag zu entdecken. Sie werden dann nicht zu behaupten wagen, daß ein Schuldiger diesen Weg einschlagen würde."

Ich wandte mich, um mein Vorhaben auszuführen, als die Umstehenden auf mich stürzten und mich in einem Augenblick überwältigten. Ich fühlte meine beiden Arme von derben Fäusten umspannt und in stummer Wuth sah ich ein, daß für den Augenblick wenigstens mir nur Schweigen helfen konnte. Ashton und Fordyce waren beide meine Vorgesetzten. Selbst wenn sich der Irrthum aufklärte, würde ihnen ihr verfehlter Eifer in den Augen des Oberst eher nützen als schaden.

„Führen Sie Mr. Campbell in sein Quartier!" gebot Ashton. „Peterson wird vorläufig in die Wachstube geführt."

In Begleitung zweier Soldaten wurde ich in meine Wohnung escortirt. In meinem Zimmer war das Erste, daß ich Rankeilor's Diamant in ein geheimes Fach meines Schreibtisches schloß. Gereizt wie ein Adler, den man in seinen Käfig gesperrt, versuchte ich doch meine Gedanken zu sammeln, um mir einigermaßen klar zu machen, in welchen Beziehungen Rankeilor zu der Entdeckung des geheimen Ganges stand. Ich hatte reichlich Zeit zur Ueberlegung, denn außer der Ordonnanz, die mir das Frühstück brachte, suchte mich während der nächsten Stunden Niemand auf. In meinem Kopfe wirbelte es von den Ereignissen des Tages. Der Schluß, zu dem ich kam, war so verblüffend und unglaublich, daß ich ihn kopfschüttelnd verwarf. Nur über das Eine war ich mir klar, daß ich Rankeilor's Diamant noch gestern beim Abendessen an seinem Finger gesehen hatte. Ashton und Fordyce hatten behauptet, daß sie den Gang seit gestern Mittag beobachtet hätten. Rankeilor mußte den Stein also während dieser Zeit entweder in der Nacht oder am Morgen verloren haben. War es da nicht sonnenklar, daß er — doch ich schüttelte den Kopf und begann von Neuem zu grübeln. Es erschien mir wie ein Verrath an meinem liebsten Freunde, und doch konnte ich den häßlichen Gedanken nicht bannen. Immer wieder fielen mir Rankeilor's Worte von heute früh ein: er werde in einigen Tagen reichlich Geld haben, um auch mir aus der Verlegenheit zu helfen. Obwohl kaum eines klaren Gedankens fähig, war ich doch fest entschlossen, meines Freundes Namen zu schonen, so weit dies in meiner Macht lag. Ich wollte das größte Stillschweigen über den gefundenen Diamanten bewahren, ungeachtet der Strafe, welche mich vielleicht dadurch treffen würde. Da vernahm ich rasche Tritte auf dem Flur, meine Thür wurde aufgerissen und Rankeilor trat mit zornergöthetem Gesicht hastig ein.

„Ist das eine Unverschämtheit, Dich hier so einzusperren!" rief er aus, indem er mir beide Hände entgegenstreckte. „Wenn Ashton und Fordyce Dich so kennten wie ich, sie müßten es lächerlich finden, Dir eine solche Anklage in's Gesicht zu schleudern." Ich erwiderte seine Begrüßung und zwang mich zu einem Lächeln, aber irgend etwas in meinem Benehmen schien ihm aufzufallen, denn er sah mich eine Weile aufmerksam an. „Erzähle mir doch, wie das gekommen ist, Campbell," sagte er dann in seinem alten vertraulichen Ton.

Ich erzählte ihm von der zufälligen Entdeckung der Höhle bis zu meiner Gefangennahme. Er hörte aufmerksam zu. Auf meine Frage, wie Ashton's Bericht gelautet habe, erzählte er, Ashton und Fordyce hätten ausgesagt, daß sie den Gang am Tage vorher entdeckt und von da an bewacht hätten, ohne ihn genauer zu untersuchen.

„Sie hatten noch nichts Verdächtiges bemerkt," fuhr er fort, „bis sie, durch Dein Vorgehen aufmerksam gemacht, Dich beobachteten und zur Ueberzeugung kamen, daß Du der Uebelthäter sein müßtest; daraufhin haben sie Dich festgenommen. Nun frage ich Dich aber, ist das correct gehandelt?"

Bevor ich antworten konnte, klopfte es an die Thür, und eine Ordonnanz meldete, daß Oberst Pryor mich im Nebenzimmer zu sprechen wünsche. Ich ging hinüber. Rankeilor folgte mir. Außer dem Oberst waren nur meine beiden Ankläger im Zimmer. Es gab ein regelrechtes Verhör; ich sah, wie der Oberst genau auf jede meiner Mienen und Aeußerungen achtete. Ich erzählte kurz den Sachverhalt und der Oberst hörte aufmerksam zu. Als ich geendet, wandte er sich zu meinen Anklägern: „Sie fanden den Gang gestern Nachmittag, meine Herren?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, und wir haben die ganze Nacht und heute Vormittag gewacht."

Der Oberst sann einen Augenblick nach; seine ernsten Züge schienen unbeweglich. „War Jemand zur Bewachung dort, während Sie mir zuerst Bericht erstatteten, und wer befindet sich jetzt dort?"

Der Ausdruck, den die Gesichter der beiden Officiere bei dieser Frage annahmen, war nicht gerade schlau zu nennen. „Wir hielten eine fernere Wache für überflüssig, weil wir ja den Gräber des Ganges abgefaßt hatten," sagte Ashton kleinlaut.

„Nun, meine Herren," schloß der Oberst in seiner kurzen bestimmten Art, „ich sehe nicht ein, warum Campbell nicht ebenso gut den Gang nur zufällig entdeckt haben sollte, gerade wie Sie selbst."

Die Beiden schwiegen.

„Mir erscheint es als eine Vernachlässigung Ihrer Pflicht, daß Sie mir nicht schon gestern über eine so wichtige Entdeckung Bericht erstattet haben. Wenn Campbell und sein Gehülfe die Thäter wären, so würden sie am hellen Tage nicht in solcher Art die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Ich bin erstaunt, daß Sie während der Nachtstunden Niemand dort gesehen haben, denn sicherlich ist doch während der Dunkelheit an dem Gange gearbeitet worden. Ich werde während der Nacht also Wachen ausstellen lassen. Es wäre mir lieb, wenn Sie Beide, ebenso Campbell, bis morgen Nachmittag das Haus nicht verließen, denn ich werde vorläufig allein in der Sache handeln."

Bei den letzten Worten waren die Gesichter meiner Ankläger immer länger geworden. Als der Oberst mit kurzem Gruß das Zimmer verlassen hatte, starrten sie finster vor sich hin. Ohne etwas zu ihnen zu sagen, kehrte ich in meinen Stubenarrest zurück; Rankeilor begleitete mich.

„Campbell, alter Junge," sagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte, „jetzt lasse ich Dich nicht eher in Ruhe, als bis Du Alles gesagt hast, was Du auf dem Herzen hat. Ich weiß, Du glaubst mich auf irgend eine Art an dieser Sache betheiligt; ich lasse Dich nicht eher zufrieden, bis Du mir Alles gebeichtet hast. Heraus damit!"

„Ich habe nicht nur einen Argwohn, sondern auch Beweise dafür," erwiderte ich, ihn scharf fixirend. „Ich fand Deinen Diamanten, dort wo Du ihn verloren hast, nämlich zwischen der Erde, die an dem Spaten klebte, den Peterson im Gange fand."

Rankeilor erbleichte, während ich sprach; meinen durchdringenden Blick aber hielt er aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Du hast meinen Stein dort gefunden?" fragte er.

„Ja, kein Mensch außer mir hat etwas davon gesehen, und es soll's auch Niemand erfahren. Ich habe ihn sicher aufbewahrt."

Rankeilor wollte etwas entgegnen, wandte sich dann aber plötzlich zur Thür und öffnete sie. Aus einem der gegenüberliegenden Zimmer drang Stimmengewirr. Wir unterschieden deutlich die jammernde Stimme eines Negers, der wahrscheinlich von seinem Herrn gezüchtigt wurde. Ohne Umstände öffneten wir die Thür zu Ashton's Zimmer, denn von dort kam der Lärm.

Es war gerade nichts Ungewöhnliches, daß ein Officier mit irgend einem Gegenstand, der ihm gerade zur Hand war, den Rücken seines schwarzen Dieners bearbeitete, aber Ashton hieb mit einer solchen Wuth auf sein Opfer, wie es bei einem geringfügigen Anlaß wohl nicht der Fall gewesen wäre. Ohne Zögern schritt Rankeilor auf den Capitän zu und befreite den Arm des Negers von seinem eisernen Griff.

„Lauf," sagte er, und der arme Kerl ließ sich das nicht zwei Mal sagen.

„Was fällt Ihnen ein?" schrie Ashton wüthend. „Der Kerl hat mich bestohlen. Ich habe etwas verloren" ... Er hielt inne.

„Ich weiß," sagte Rankeilor ruhig. „Sie haben meinen Diamanten verloren, den Sie mir gestern im Spiel abnahmen, wohl wissend, daß er einen mindestens fünf Mal größeren Werth hat, als meine Spielschuld betrug. Sie sollten Ihren Abschied nehmen, Ashton, ebenso Ihr Freund Fordyce. Sie haben hier genug Dumme ausgebeutet, aber jetzt, wo Sie, mit den Einnahmen Ihrer Spielhölle noch nicht zufrieden, durch diesen unterirdischen Gang auch das Fort berauben wollen, jetzt heißt es: bis hierher und nicht weiter! Ich lasse Ihnen die Wahl. Entweder Sie nehmen unverzüglich Ihren Abschied, oder die Geschichte wird veröffentlicht."

„Glauben Sie, mir läge was daran, hier zu bleiben?" erwiderte Ashton verächtlich. „Ich hatte schon längst die Absicht, zu einem Cavallerieregiment überzutreten."

„Gehen Sie meinetwegen wohin es Ihnen beliebt. Wenn Sie sogleich Ihr Abschiedsgesuch einreichen, lege ich Ihnen nichts in den Weg."

Rankeilor faßte meinen Arm und wir kehrten in mein Zimmer zurück. „Bist Du nun zufrieden?" fragte er lachend. „Und willst Du nun so gut sein, mir meinen Stein zu geben? Du sagst doch, Du hast ihn gefunden?

„Kannst Du mir meinen Argwohn verzeihen, Rankeilor?" sagte ich beschämt, indem ich ihm die Hand reichte, die er kräftig schüttelte.

„Das war ja ganz natürlich und theilweise war ich selbst schuld daran. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Dir heute Morgen auf Deine Frage einzugestehen, daß ich mit diesem Kleinod so leichtsinnig umgegangen war. Ich wußte, daß ich ihn nicht vor der nächsten Löhnung einlösen konnte, und fragte deßhalb, ob Du mir nichts leihen könntest."

„Woher weißt Du denn aber, daß Ashton und Fordyce wirklich die Schuldigen sind? Es war mir noch immer nicht Alles klar."

„Das will ich Dir erklären," sagte er bereitwillig. „Ja, wenn ich nicht irre, ist der Oberst derselben Ansicht. Als sie ihm den Fall berichtet hatten, erklärte er, er werde sich selber danach umsehen. Auf sein Geheiß begleitete ich ihn und wir verfuhren bei der Untersuchung gerade so, wie Du heute mit Peterson. Ich kletterte hinein und gab dem Oberst durch lautes Rufen die Richtung an. Dann besichtigte er die Axt und den Spaten, die daran haftende Erde war noch frisch im Gegensatz zu der am Eingang des Ganges. Sicherlich schloß er daraus, daß sie noch in der letzten Nacht benutzt worden sind, während Ashton und Fordyce sich angeblich auf der Lauer befanden."

Niemand erfuhr, ob Oberst Pryor etwas Ungewöhnliches darin erblickte, daß zwei Officiere an einem Tage ihren Abschied verlangten. Er behielt seine Meinung für sich. Der Gang wurde ausgefüllt und das Fort streng bewacht. Noch jetzt sind Rankeilor und ich unzertrennliche Freunde. K.

Aus der Hauptstadt.

Splitter und Balken.

Im Wechsel der Zeiten.

„Die Deutschen sind das feigste und niederträchtigste Volk der Welt." (Times.)

„Deutschland will es mit uns aufnehmen, dies Deutschland, dessen Umfang zwei Drittel von demjenigen Queenslands beträgt?" (Chamberlain auf dem Londoner Colonial-Bankett im Jahre 1896.)

„Am nachdrücklichsten tritt von allen Mitgliedern des Cabinets Mr. Chamberlain für ein gutes Einvernehmen mit Deutschland ein." (Kölnische Zeitung vom 25. November 1899.)

*

Letzte Depesche vom Kriegsschauplatze.

„Gestern gelang es dem General Hildyard abermals, von 3000 Buren unter Erasmus in die Flucht gesiegt zu werden. Auch General Clery hat einen neuen Beweis seiner strategischen und geistigen Ueberlegenheit geliefert; vom Feinde angegriffen, gab er als der Klügere nach und zog sich vornehm zurück. Im Uebrigen dauert der siegreiche Vormarsch unserer Truppen an; nur richtet er sich, damit die Sache minder eintönig wird, nicht mehr nach Norden, wo die so wenig humanen Buren stehen, sondern in großer Eile nach der Südspitze Afrikas. Die Generäle reiten hierbei immer todesmuthig an der Spitze ihrer Truppen, und zwar so tollkühn, daß sie ihnen fast regelmäßig um mehrere Tagesmärsche voraus sind."

*

General Lord Methuen hat dem „Standard" zu Folge sein gesammtes Gepäck mit der Aufschrift „nach Prätoria via Kapstadt" versehen lassen.

Er scheint bereits erfahren zu haben, daß die Buren für ihre Kriegsgefangenen nur sehr unzureichend sorgen, und daß es daher gut ist, selbst alles Erforderliche mitzubringen.

*

„Vegetarier und andere Leute, die kein Blut sehen können, finden gemüthliche Unterkunft in den Reihen eines englischen Armeecorps. Nichtanonyme Meldungen unter Chiffre „Die Waffen nieder!" an General White, Ladysmith postlagernd, erbeten."

*

Eine K. K. Drohung.

Falls sich die politische Lage in Oesterreich abermals verschlimmert, ist Kaiser Franz Josef entschlossen, zum letzten und entscheidenden Aushülfsmittel zu greifen.

Dies entscheidende Mittel besteht darin, daß er abermals ruhig ein Jahr lang die Geschichte mit ansieht und sich der Hoffnung hingiebt, daß die Lage bis dahin besser wird.

*

Excellenz Thielen hat einen Erlaß versandt, worin er zwischen den Zeilen zugiebt, daß hier und da auf einzelnen Bahnhöfen Ueberlastung der Beamten bestehe. Diese Thatsache soll aber, den Mahnungen des Erlasses zu Folge, nicht ohne Weiteres zur zügellosen Neueinstellung von Beamten mißbraucht werden, so zwar, daß nun etwa drei Beamte den Dienst verrichten, mit dem sich früher zwei abplagen mußten. Der

Minister bittet vielmehr, in jedem Falle eingehend zu prüfen, ob nicht durch rationellere Vertheilung, das heißt Verkürzung der Ruhepausen die Arbeit bewältigt werden könne.

Wie durch Victor Schweinburg verlautet, bestand zuerst die Absicht, nach Muster der Hochzeit-, Kindtauf- 2c. Medaillen auch eine Medaille für Bahnbeamte zu stiften, die eines Eisenbahnunglücks wegen auf die Anklagebank kamen und freigesprochen wurden, weil sie nachweislich derart mit Arbeit überhäuft waren und so unmenschlich lange, ohne Ruhe- und Erholungspause, hatten Dienst thun müssen, daß sie sich zur Zeit des Unglücks in fast besinnungslosem Zustande befanden.

Leider stellte sich der Ausführung des hübschen Gedankens ein verdrießliches Hinderniß in den Weg. Es kamen nämlich so viele vollberechtigte Candidaten für die Medaille in Betracht, daß die Kosten selbst bei Ausführung in Kupfer oder Aluminium den Etat zu hoch belastet hätten. Aus diesem Grunde entschloß sich der Leiter des Eisenbahn-Sparministeriums, einstweilen mit obigem Erlaß vorzugehen, gleichzeitig aber der ausgleichenden Gerechtigkeit zu Liebe die Arbeitszeit der Räthe im Ministerium, die jetzt täglich von 11 bis 3 Uhr dauert, zu verringern, so daß die Herren mit größerer Lust und regerem Eifer als bisher Strafbestimmungen und Dienstzeit-Vorschriften für die unteren Beamten ausarbeiten können.

*

Die preußischen Minister haben sich nie so wohl gefühlt wie jetzt. Herr v. Lucanus hat sich nämlich auf der Jagd schwer erkältet und liegt zu Bett.

*

Die Reichstagskellner haben mit dem Streik gedroht, weil sie bei dem fortdauernd schwachen Besuche des Locals am Königsplatze noch nie über zwei Mark täglich eingenommen haben. Das Präsidium des Hauses beabsichtigt nunmehr, die in der leeren Frühstücksstube überflüssigen Kellner im leeren Sitzungssaale auf den am schlechtesten besetzten Bänken zu placiren und ihnen dafür, je nach Langweiligkeit der Redner, vier bis acht Mark täglich zu vergüten. Man hofft so, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen; die Kellner erhalten ausreichenden Lohn und ersparen dafür dem Reichstage die sonst unausbleibliche Blamage, daß die Faulheit seiner Mitglieder abermals sprichwörtlich wird. Ueberdies unterscheiden sie sich von vielen Reichstagsabgeordneten vortheilhaft durch ihr anständiges Benehmen und ihre saubere Kleidung, so daß hinfort die Besucher der Galerie mit bedeutend angenehmeren Eindrücken als bisher nach Hause gehen werden.

*

Gestern Mittag verbreitete sich in den Wandelgängen plötzlich das Gerücht, die Socialdemokraten hätten die sofortige Einbringung eines Dringlichkeitsantrages beschlossen, wonach das Deutsche Reich zur Republik erklärt und Singer zum allerchristlichsten Lord-Protector ernannt werden sollte. Glücklicherweise war das Haus ungewöhnlich stark besetzt, und der Antrag fiel in einer vertraulichen Vorabstimmung Dank dem Zusammenhalten aller bürgerlichen Parteien, mit 12 gegen 11 (socialdemokratische) Stimmen.

*

Die Süddeutsche Volkspartei hat ihr Mitglied Zwetschkenhupfer wegen streberhaften Verhaltens aus der Fraction ausgestoßen. Zwetschkenhupfer ist nämlich in dieser Session schon zum zweiten Male in der Nähe des Reichstagsgebäudes gesehen worden.

*

Maculatur.

Und als der tapfere Posthusar
Aus dem Süden zurückkam nach Norden,
Seine theure Einheits-Marke war
Zur Einheiz-Marke geworden.

*

Wahrheit im Druckfehler.

Deutscher Flotten-Verein.

Zu der am 1. n. Mts. stattfindenden Versammlung unsrer Zwerg-Abtheilung Berlin laden ergebenst ein

Der Präsident. Wilhelm Fürst zu Wied.

Der Secretär. Victor Schweinburg.

*

Ich ging im Ramschhaus
So für mich hin,
Und nichts zu kaufen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Sopha stehn,
Preis „staunend billig“:
Mark hundertzehn.

Man schafft es schleunigst
Nach meinem Heim;
Am nächsten Tage
Ging's aus dem Leim.

Es konnt', obgleich's doch
Manch' Jahr schon gesteh'n,
Noch nicht auf eigenen
Beinen stehn.

Der Ueberzug platzte.
Nun hofft' ich Thor,
Das „Roßhaarpolster“
Quöll' draus hervor.

Von meinem Haupt fiel
Ein Haar drauf hin,
Doch weiter fand sich
Kein Roßhaar drin.

Tret' ich in's Zimmer
Seitdem — mir grault!
Na, hoffentlich ist es
Bald ganz versault!

*

Die gnädige Frau will ihrem Ehemann recht was Theures zu Weihnachten schenken, so an die zweihundert Mark kann es kosten, und gebrauchen soll er's auch nicht können, denn was man gebrauchen kann, gilt in besseren Kreisen mit Recht als unelegant. Folglich begiebt sich die gnädige Frau in eine Buchhandlung. Hier empfiehlt man ihr Brockhaus' Conversationslexikon, das ungefähr die ausgesetzte Summe koste. „Es ist sehr mühsam, ein solches Werk zusammenzustellen,“ sagt der Verkäufer, der der gnädigen Frau den hohen Preis erklären will. „Das mein' ich auch,“ entgegnet die gnädige Frau. „Manche Menschen wissen eben nicht, womit sie den Tag vernünftig todtschlagen sollen und kommen dann auf solche Gedanken.“

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Schlaraffenland“. Märchenschwank in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Der Probecandidat“. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Dreyer. (Deutsches Theater.)

Herr Oscar Blumenthal ist mit Recht ergrimmt darüber, daß sein köstlicher Schwank „Als ich wiederkam“ selbst dem treuen Knappen Neumann nicht als das Cassenstück der Saison erscheint. So benutzte er denn die erstbeste Gelegenheit, einige unwirsche Strafstrophen gegen

die Herrschaften zu schleudern, die Gerhart Hauptmann entdeckt und damit den Curs der Blumenthal'schen Schöpfungen immerhin etwas gedrückt haben. Der erlauchte Dichter ist dadurch um zahlreiche rechtens ihm zustehende Banküberweisungen gebracht worden, und in Geldsachen hört sogar seine stadtbekannte Gemüthlichkeit auf. Aber wenn die Entrüstung auch Verse macht, so sind's doch im vorliegenden Falle ungebührlich elende Verse geworden. Was Wunder, daß Herr Ludwig Fulda der Versuchung erlag, Blumenthal's miserablen Reimen seine eigenen, spiegelglatten entgegenzustellen: stand doch seine Première im Schauspielhaus vor der Thür und mußte er doch dem lieben Gott dankbar sein für den bildschönen Vorwand, sich der urtheilsfähigen Kaiserstadt rasch noch einmal in's Gedächtniß zu ätzen. Ludwig der Vornehme und allgemein Beliebte ist diesmal früher aufgestanden und intelligenter gewesen als Oscar der Harmlose. Er kann sich rühmen, der einzige Mensch zu sein, für den Blumenthal wirksam Reclame gemacht hat. Und dabei gehört er zur nächsten Concurrenz! Es ist zum Stiefelausziehen!

In der That, dem „Schlaraffenland" kam das aufregende Reimturnier der beiden Geistesheroen sehr zu Statten. Man brachte eine behagliche Stimmung in's Theater mit, und so sehr sich Fulda auch anstrengte, sie auszurotten — ganz gelang es ihm doch nicht. Dazu hätte es eines Actes mehr bedurft. Nachgerade sind ja die Enthusiasten schamhaft verstummt, die Herrn Fulda früher einen Dichter schimpften. Es lohnt sich also nicht mehr, die völlig undichterische Art dieses Schriftstellers nachzuweisen. Ihm eignet kein bißchen verträumte Phantasie, kein Fünkchen Schöpferkraft. Sauber und gewandt ahmt er jedes Vorbild nach, und unter seinen fixen weibischen Fingern entstehen die denkbar hübschesten Papierblumen. Aber lebende Menschen auf die Beine zu stellen, ein Bild, das uns gleich sei . . . pfui, wie unanständig! Seine lebenden Menschen pflückt er von den Bäumen, wie's die Schlaraffen in dem angeblichen Märchenschwank thun, der doch weder Märchen noch Schwank ist. Diese gedehnte, unwitzige, glotzäugige Nüchternheit, dieser totale Mangel an lustiger Erfindung, der durch die pedantisch öde Lehrhaftigkeit der albernen Fabel wahrlich nicht ausgeglichen wird, diese grobe Verkennung des Märchencharakters hätte man dem geschickten Macher allerdings doch nicht zugetraut. Mit plumpen Aeußerlichkeiten und Requisitenspäßen will er den Märchenzauber wachrufen; eine sentimentale Lobpreisung der Sehnsucht und der Kunst soll am Ende vergessen machen, daß dem geistlosen Spiel jede tiefere Beziehung, jeder poetische Gedanke fehlt. Das ist Coulissenkram für kleine Kinder, das gehört auf ein Puppentheater, aber ein Schriftsteller, der noch das Geringste auf sich hält und noch nicht völlig ausgepumpt ist, sollte uns dergleichen nicht zumuthen. Daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, mag im Allgemeinen richtig sein, wenn dies Axiom auch nicht grade zu denen gehört, die man durch dreiactige Versstücke umständlich illustriren muß. Im vorliegenden Falle aber wäre der Müßiggang Fulda's kein Laster, sondern vielmehr eine heldenhafte Tugend gewesen. Statt im Schweiße seines Angesichtes zu reimen, hätte er schlaraffisch faullenzen sollen. Die Welt wäre dann um einen langweiligen Märchenschwank und um eine bittere Enttäuschung ärmer gewesen. Herr Fulda aber hätte die bereits eingetretene Todtenstarre seines Talentes wenigstens noch ein Jahr lang verhehlen können.

Dem ehedem als gar zu klug und agil verrufenen Professionell, der sein Publicum doch eigentlich nur ein Mal, mit dem Talisman, zu packen wußte, sind ja die Jüngeren längst über den Kopf gewachsen. Die speculieren auf den Tageserfolg wie er und machen die Mode mit wie er, ob es sie auch mit schier unwiderstehlicher Macht zu den Fleischtöpfen des alten Benedix zieht. Doch sie sind raffinirter als Fulda, und weil sie's sind, packen sie das Ding burschikoser an, statt nach seiner Manier ängstlich umherzutasten und hundert Compromisse zu schließen. Max Dreyer hat in „Großmama" deutlich documentirt, wo er eigentlich hinaus möchte. Er war in diesem Stück tapfer genug, Niemandem ein X für ein U zu machen. Da aber die sogenannte herrschende Richtung tyrannisch ihren Tribut verlangt, ist der gescheite Mecklenburger so aufgeklärt, ihr den kleinen Gefallen zu thun. Auf die Art setzt er sich durch, ohne sich im Wesentlichen untreu werden zu müssen. „Der Probecandidat" arbeitet mit nicht sehr gewählten Mitteln, seinem Autor scheinen die ärgsten Possenwirkungen noch gut genug, und wieviel blasse Theaterei in der Sache steckt, erkennt man so recht deutlich an den leblosen Frauengestalten und ihrem Thun. Der Held selbst, der junge Probecandidat Dr. Heitmann, kann ganz und gar nicht der kindlich naive, redliche Kerl sein, für den Dreyer ihn gern ausgeben möchte. Wenn er nicht mit den zum größten Theil ausgebliebenen Leoniden vom Himmel herab geschneit ist, dann muß er wissen, was der Staat von seinen Gymnasiallehrern verlangt, muß er wissen, daß Schulen keine Universitäten sind. Die Unerfahrenheit, die Dreyer ihm andichtet, macht sich allzu verdächtig. Die Parsifale von heute schlagen keine Beamtenlaufbahn ein. Wir nehmen deßhalb Dreyer's Helden und damit seine Schicksale und damit die ganze Arbeit nicht recht ernst. Trotzdem darf man an dem festen Griff dieses echten Bühnenschriftstellers doch seine Freude haben. Die bloße Tendenz des Stückes gewährleistete den durchschlagenden Erfolg, und Dreyer's technische Gewandtheit verstärkte seine feste Position noch. Ein Jubelsturm, wie ihn unsere Theater lange nicht mehr gehört haben, erschütterte das Haus, als der trutzige Candidat vor seinen Primanern und seinen hochmögenden Quälern entschlossen und freudig die Wahrheit bekannte. Immer und immer wieder erobert im Flug die Herzen der andächtigen Zuhörer, wer einen armen Gemarterten sich aufrecken und den mächtigen Folterern gründlich seine Meinung sagen läßt. Und im Falle Heitmann hatte der Held auch noch die politischen Sympathien auf seiner Seite. Wie konnte es ihm da fehlen? Die Schlußpointe: „Für einen Geist, wie Du es bist, giebt's nur ein Land, und dort mußt Du hingehen; ein Land, in dem die Wissenschaft und ihre Lehre verfassungsmäßig frei sind — geh nach Preußen!" — diese an sich gar nicht übermäßig witzige Schlußwendung entschied den starken Erfolg und führte den Autor wohl zehn Mal vor die Gardine. Redlichen Antheil an dem Siege hatte daneben die zuweilen allerdings in's Zerrbild übergehende Schilderung eines in Kriecherei, Strebsamkeit und zähneknirschendem Gehorsam verlumpten Gymnasiallehrer-Collegiums. Unsere Philologen kommen bei Dreyer übermäßig schlecht fort, aber Dreyer kennt den wilden Beamtenhaß seines Thiergarten-Publicums und läßt sich ganz natürlich von ihm die Feder führen. Denn nicht die karg besoldeten Philologen in der Provinz, sondern die aufgeklärten freisinnigen Banquiers der Reichshauptstadt machen den Theatererfolg.

Notizen.

England als Weltmacht und Culturstaat. Von Gustaf F. Steffens. (Stuttgart, Hobbing & Büchle.) Der unseren Lesern wohlbekannte schwedische Verfasser schließt hier die Sammlung seiner journalistischen Arbeiten, die während seines Aufenthaltes in England 1887—1897 entstanden sind. Die zwei früheren Bände enthielten Reisebilder und Studien aus England, Schottland und Irland und berührten in geistreich-lebendiger Weise vornehmlich sociale Fragen, welches Unterfangen dem kecken Feuilletonisten freilich nicht das Lob unserer zünftigen Nationalökonomen eintrug, die deutsche Gründlichkeit, Citatenlust und Langeweile hier schmerzlich vermißten. Als ob in einem Bande von Steffens nicht mehr lebendige Schilderung, tiefgründige Beobachtung und praktische Kenntniß steckte, als in zehn gelehrten Compendien unserer Katheder-socialisten! Das Nämliche gilt nun auch von den vorliegenden Studien, die sich über politische, geistige und künstlerische Erscheinungen im britischen Weltreiche verbreiten. Von den politischen Artikeln über das Imperium Britannicum sind die hochinteressanten Ausführungen über Indiens Zukunft vor Monaten zuerst in diesen Blättern erschienen. Fesselnd sind ferner die demokratischen Studien, wobei wir bemerken, daß Steffens zwar die einzig denkbare fortschrittliche Gesellschaftsform in der englischen Ausgestaltung der Demokratie erblickt, aber für ihre Schwächen und Gefahren nicht blind ist. Von den Cultur-Aufsätzen haben uns am meisten die Kunstfeuilletons über Crane, Morris, Hunt und Watts angesprochen, besonders aber der über den Aesthetiker, Volkswirthschafter und Philosophen Ruskin, dessen „Stones of Venice" zum nothwendigen italischen Gepäck jedes reisenden Engländers gehören. Lustig liest sich endlich die Satire über die fürchterlichen britischen Hausgötter Comfort und Badewanne. Die Uebersetzung von Prof. Oscar Reyher ist so gewandt, daß man keinen Augenblick daran zweifeln könnte, ein deutsches Originalwerk vor sich zu haben. Wir empfehlen das Werk als gediegenes Festgeschenk.

Das System Karnack-Hachfeld, Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Elektrotechnik, des Maschinen-, des Hoch- und Tiefbauwesens: 1. Die Elektrotechnische Schule, 2. Der Polier, 3. Der Baugewerksmeister, 4. Der Tiefbautechniker, 5. Der Monteur, Vorarbeiter und Maschinist, 6. Der Werkmeister, 7. Der Maschinenconstructeur, 8. Das gesammte Baugewerbe. (Potsdam u. Leipzig, Bonneß & Hachfeld). Das gesammte technische Wissen wird in dem Rahmen des Technikums in diesen Briefen gelehrt. Jedes einzelne Fach ist von Autoren behandelt, die durch eine vorzügliche theoretische Bildung und langjährige praktische Thätigkeit die Gewähr dafür bieten, daß die Werke nach beiden Richtungen hin hohen Werth besitzen, so daß sich Viele dadurch bereits eine gediegene technische Bildung zu eigen gemacht haben, wie die Werke auch für die in der Praxis stehenden Techniker einen zuverlässigen Rathgeber bilden. Hervorheben wollen wir noch, daß Jedermann berechtigt ist, auf Grund des Studiums dieser Werke am Technikum zu Limbach i./S. eine Fachprüfung abzulegen und hierfür ein Reifezeugniß erlangen kann. Wir können daher die anregend geschriebenen Unterrichtsbriefe allen Denen, die ihre Zeit nützen, vorwärts streben und eine bessere, gewichtigere und achtungsvollere Stellung einnehmen wollen, warm empfehlen.

Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Karl Borinski. (Leipzig, B. G. Teubner.) Der Münchener Docent geht in diesen aus Vorlesungen im bayrischen Volkshochschulverein entstandenen Blättern von der Bedeutung der Volksunterhaltung und der Nothwendigkeit ihrer möglichsten Veredelung im socialen Sinne aus. Dabei führt ihn ihre staatliche Organisation im classischen Alterthum von selbst auf das antike Theater und seine vorbildliche Bedeutung für die gesammte Theatergeschichte. Bei der Vorführung der dramatischen Gattungen und ihrer Wirkungsweisen knüpft er überall an die jeweiligen Grund-

thatsachen des inneren und äußeren Lebens an, von denen die Bühne ein getreues Abbild geben soll: bei der Tragödie an die Erscheinungen des Uebels und des Bösen; beim geschichtlichen Trauerspiel an das Richteramt der Weltgeschichte; beim Gesellschaftsstück und der Komödie an die Verhältnisse der gegenwärtigen Welt und die Anstöße des täglichen Lebens. Einem leidigen Uebelstande unseres Bildungslebens, zumal auf ästhetischem Gebiete, der lähmenden und verödenden Herrschaft der Schlagworte, arbeitet der Verfasser dadurch am sichersten entgegen, daß er die dramatischen Muster der Völker und Zeiten — vornehmlich natürlich des deutschen Volkes und unserer Zeit — nach Möglichkeit d. h. nach Maßgabe des Rahmens seiner Darlegungen selbst reden läßt. Eine rein staatswissenschaftliche Beleuchtung des Theaters nach seiner Stellung in der Gesellschaft und zur Erziehung (Schauspielerstand, Censur, Schul- und Liebhabertheater) schließt das Ganze; nicht ohne auch hier die eigenthümlichen wesentlichen Leistungen des Theaters für die Erziehung der Menschheit in bezeichnenden classischen Mustern selbst die Schlußrede halten zu lassen. Das sehr anregend geschriebene Bändchen wird zumal jedem Theaterfreunde willkommen sein.

Ideale und Dissonanzen. Von Katharina Zitelmann (K. Rinhardt). (Berlin, J. Harrwitz Nachf.) Die den Lesern unseres Feuilletons wohlbekannte Verfasserin bietet hier Erzählungen, die nicht nur gut erfunden und äußerst spannend sind, sondern auch sehr interessante Probleme behandeln. Die Schilderung des Münchener Künstlerkreises in der ersten Novelle wirkt ebenso erheiternd, wie der Seelenkampf der Heldin in den „Dissonanzen" erschütternd. Den Inhalt beider Novellen bildet der Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Schein und Wesen. Die ethische Behandlung des Stoffes und die glückliche Lösung des Knotens werden das Buch zu einem gern gesehenen Gast auf jedem Weihnachtstische machen!

Von Heinrich Bulthaupt's Dramaturgie des Schauspiels ist der dritte Band, der Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube bespricht, soeben in fünfter vermehrter Auflage in Oldenburg (Schulze'sche Hof-Buchhandlung) erschienen. In dieser neuen Auflage macht sich der moderne Standpunkt besonders geltend, denn Bulthaupt knüpft hier an die Neuzeit an. Indem er uns mitten in den Kampf der Geister hineinstellt, entwirft er ein scharf umrissenes anschauliches Bild von Bühne und Drama unserer Tage. Gutzkow und Laube haben an lebendiger Wirkung erheblich verloren; dennoch belehren sie uns immer noch, auch mit ihren Fehlern. Aber Neues hat sich unterdessen vorgedrängt. Der Gang der Bewegung, die es verursacht hat, läßt sich inzwischen — was vor Kurzem noch nicht möglich war — klar übersehen, und so konnte Bulthaupt sie im Zusammenhang skizziren. Dabei fehlte es nicht an einem kräftigen Wort zur Aufklärung der ungewollten und zur Abwehr der absichtlichen Mißverständnisse, an denen es in dem allseits entbrannten Kampfe um den Naturalismus, der wohl das große Schlagwort noch eine Weile bleiben wird, nicht gefehlt hat. Besonders fesselnd sind Bulthaupt's Urtheile über Hauptmann und Sudermann, noch interessanter die Ausführungen über den sogenannten Berliner Kunststil und dessen erstrebte Einführung in das Hofburgtheater. Bekanntlich war Bulthaupt von vielen Seiten als einzig möglicher Nachfolger Burckhard's genannt worden, als es zuletzt den Ränken einiger interessirter Schauspieler und Geschäftsliteraten gelang, den Manager Hauptmann's in die Burg zu bringen, die denn auch heute (trotz Kainz) ganz herunterdirigirt ist, so daß die Chancen Bulthaupt's dermal wieder stark gestiegen sind.

Schiller's Wallenstein in freier, metrischer Uebersetzung in's Englische. Von M. Verkrüzen (Hamburg, im Selbstverlag). Diese sehr gewandte Uebersetzung mit Gegenüberstellung des Originals, grammatischen, etymologischen und geschichtlichen Noten am Fuße jeder Seite und dem Schluß-Reiterliede in Musik gesetzt, ist für Deutsche und Engländer als Sprachstudie bestimmt. Der Verfasser, beeidigter Uebersetzer in Hamburg, wird der schwierigsten Ausdrücke Herr und bringt auch congenial in den Geist der Dichtung ein. Wie nahe der Uebersetzer seinem erhabenen Vorbilde zu rücken vermochte, wird am besten durch die Thatsache illustrirt, das gerade eine der schwierigsten Episoden, die Kapuzinerpredigt, in der Uebertragung am besten geglückt ist.

Heyday! doodledum, o dear!
Fine goings on. I too am here!
Is this an army of Christians?
Are we Turks? are we Anabaptists?
To keep the Sunday, is this the way?
As if lamed by gout, the Almighty any day
Could not batter you all down!
Is this a time to be a drunken clown,
For banquets and for feasting days?
Quid hic statis otiosi?
Why do you stand with hands in your pocket?
On the Danube the fury of war is unlocked,
Down is Bavaria's bulwark tumbled,
Regensburg by the enemy taken and humbled,
And the army snugly in Bohemia lies,
Nursing the belly, catching flies,
Loves the bottle better than the battle,
More with knife and fork, than with sword likes to rattle,
A hop with the girls more than all is better,
Feasts on oxen, but Oxenstirn is no matter etc.

Die Wortspiele sind, wie man sieht, fast ohne Ausnahme und ganz im Sinne des Originals wiedergegeben. Wie wir hören, hat die Uebertragung schon lange Jahre im Pulte des Uebersetzers gelegen; nun wird es vielen Liebhabern des Englischen Freude machen. Hoffentlich setzt der Verfasser sein Werk fort und vollendet noch die ganze Trilogie.

Kunst und Kunstgewerbe. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe für Damen. Von Lisbeth Stohmann. (Leipzig, E. Kempe.) Das Bändchen, welches eine Abtheilung der Sammlung „Frauen-Berufe" bildet, ist eine werthvolle, vielseitige, inhaltreiche Arbeit und dürfte vielen Frauen und Mädchen von großem Nutzen sein. Unzählige finden schon jetzt Erwerb auf den mannigfaltigen Gebieten der Kunst, als wirkliche begabte Künstlerin, als Malerin, aber auch als Zeichnerin und Angestellte in kunstgewerblichen Anstalten. Je mannigfacher die Verzweigungen der gewerblichen Kunstanstalten sind, desto wichtiger ist ein Führer, der genau angiebt und klar legt, welche Forderungen überall herrschen, welche Fähigkeiten gewünscht sind, welche Aussichten geboten werden, und der Mittel und Wege offenbart, wie man Erfolge erreicht. Es wird somit in dem Bändchen ein brauchbares Material gegeben.

Anzeigen.

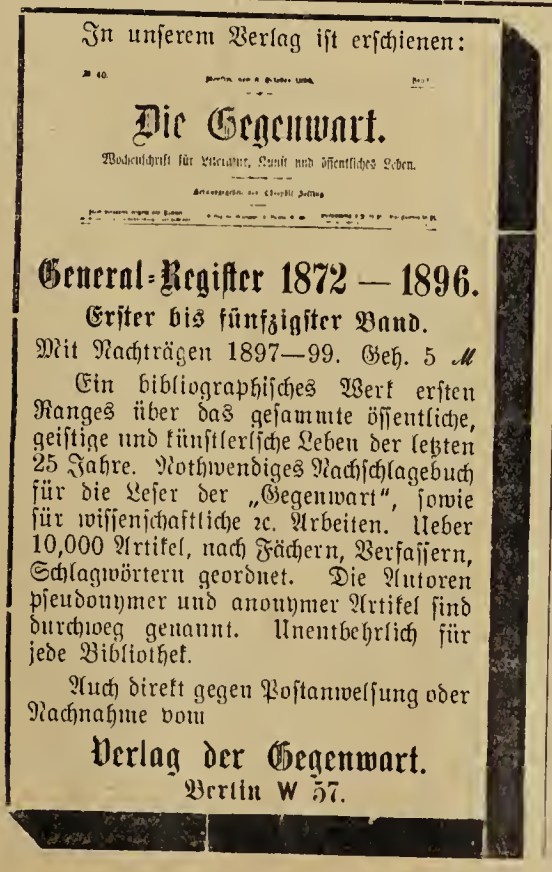
Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe
an die
Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.
Gesammelt und herausg. von **La Mara.**
(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensovicl besprochencn als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischeu als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

In unserem Verlag ist erschienen:



General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 18 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat. Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.**

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883).

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Pastor,

August Reichensperger. 1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses darstellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Mk. 20; geb. in Leinwand Mk. 24.

Dieses in den mannigfaltigsten Beziehungen interessante und lehrreiche Lebensbild ist für jeden Politiker von Beruf, für jeden Mann der Kunst und Wissenschaft, für jeden Gebildeten überhaupt, der am öffentlichen Leben Antheil nimmt oder aus dem lehrreichen Lebensgange einer kraftvollen, hochgesinnten Persönlichkeit Kräftigung, Anregung, Belehrung und Läuterung schöpfen will, von höchstem Werthe.

Die schwierige Aufgabe, ein solches Jahrhundertleben mit seinen tausendfältigen Beziehungen zu Politik, Kunst und Wissenschaft zu schildern, wurde durch Ludwig Pastor, den mehr als zwanzigjährige nahe persönliche Beziehungen mit Reichensperger verbinden, auf das glücklichste gelöst. Das vielverzweigte und weitschichtige Material wird von ihm souverän beherrscht und ist zu einem abgerundeten, in sich geschlossenen Zeitbilde verarbeitet worden. Die streng objective, von echter Wahrheitsliebe beseelte Darstellung fesselt schon durch die formvollendete Sprache, in der sie geschrieben ist. Das neue Werk des Verfassers der epochemachenden „Geschichte der Päpste“ darf sich seinen frühern trefflichen Leistungen ebenbürtig an die Seite stellen.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann,** Leipzig, zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!“

Gedichte von **Otto Promber.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von **Hobbing & Büchle** in **Stuttgart**

Ferner für die **Postabonnenten** eine Beilage von **R. Hachfeld (Bonneß & Hachfeld** in **Potsdam.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 49. Berlin, den 9. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die angebliche Verschenkung Kameruns. Von Gustav Meinecke. — Die Anfänge deutscher Maschinentechnik. Von Professor Otto Kammerer. — **Literatur und Kunst.** Zur neuen russischen Literatur. Von Otto Stoeßl (Wien). — Die Büchner's. Von Paul W. Zimmermann. — **Feuilleton.** Aus dem österreichischen Sprachenbabel. Ein Reise-Erlebniß. Von Robert Waldmüller-Duboc. — **Aus der Hauptstadt.** Die Hansen. Von Nemo. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Die angebliche Verschenkung Kameruns.

Von Gustav Meinecke.*)

Eine Berliner Zeitung, welche im Namen des deutschen Volkes zu sprechen vorgiebt, hat jüngst den Angriff der Colonialgegner gegen die Regierung geleitet, allerdings mit recht schwächlichem Erfolge. Der Artikel ging von der Auffassung aus, daß die Colonial-Abtheilung 160 000 Quadratkilometer im Kamerun-Hinterlande, die „werthvollsten Stellen", verschenkt habe. Die Veröffentlichung der Nordwest-Kamerun-Satzungen dürfte das Berliner Tageblatt eines Besseren belehrt haben. Das angeblich verschenkte Land ist nämlich fast gar nicht bekannt, hat wegen seiner Entfernung von der Küste als Plantagenland nur einen imaginären Werth, und die Concessionäre haben als Aequivalent eine Anzahl von Verpflichtungen auf sich genommen, durch die eine Erschließung des Landes unter gewissen Umständen unterstützt werden kann. Damit entfallen eigentlich alle Anklagen, welche gegen die Landesconcessionen erhoben worden sind.

Um die in Rede stehenden Verhältnisse besser zu beurtheilen, muß man etwas rückwärts blicken. Bei der Begründung der deutschen Colonialpolitik schon war das Bestreben der Gründer colonialer Gesellschaften vorherrschend gewesen, große Landstrecken zu belegen, sei es, daß Concessionen von der Regierung erworben oder Land von den Eingeborenen „gekauft" wurde. So hat die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft heute noch gewisse Anrechte auf einige Landschaften Ostafrikas und das herrenlose Land der Küstenzone, so hat, um bei Afrika zu bleiben, die Deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika große Ländergebiete „erworben". Daß die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft von ihren im Hinterland der ostafrikanischen Colonie gelegenen Ländereien bis jetzt größere Complexe verkauft habe, ist unwahrscheinlich, obwohl ihre ersten Erwerbungen in Usagara, Nguru und Useguha bereits vierzehn Jahre zurückliegen. Die Deutsche Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika war insofern glücklicher, als sie das Kaokofeld an eine auch mit englischem Capital arbeitende Gesellschaft verkaufen konnte, auf dem ihr gehörigen Küstengebiet eine kleine Hafenstadt Swakopmund und Lüderitzhafen entstanden ist, und ein Theil ihres Landes sich für Viehzucht eignet, welche unter klimatisch nicht ungünstigen Bedingungen — also von Europäern — betrieben werden kann. Die Natur dieses Landes bringt es mit sich, daß es nur dann einen höheren Werth erhält, wenn nutzbare Mineralien gefunden werden. Das Concessionswesen hat sich dann in Südwest-Afrika weiter ausgedehnt und jetzt nach Kamerun übergegriffen, sehr zum Vortheil dieser letzteren Colonie, deren Hinterland bislang nur sehr stiefmütterlich behandelt war.

Der Grund nun, weßhalb ein solches Gewicht auf die Erwerbung von Landconcessionen gelegt wurde, ist sehr einfach. Bei der geringen Neigung selbst mancher Colonialfreunde, praktische Colonialpolitik zu treiben, gab es nur dann eine Möglichkeit, die zur Erschließung eines Landes nothwendigen bedeutenden Capitalien zusammenzubringen, wenn man Gesellschaften nach dem Muster der englischen Chartercompagnien bildete, die als eine Art Sicherheit Landbesitz und manche Hoheitsrechte hatten. Diese Rechte erwiesen sich aber bald als ebenso viele Lasten, und so entstand eine neue Art der Capitalbeschaffung für die Colonien in der reinen Concessionsgesellschaft, welche natürlich, wie jedes Ding, ihre Licht- und Schattenseiten hat.

Die Regierung hätte den früheren französischen Weg einschlagen können, welcher sich durch seine Engherzigkeit von der liberalen englischen und amerikanischen Methode unterschied, aber dann hätte sie die Ueberzeugung haben müssen, daß ihr zur Entwickelung der Colonie ungezählte Millionen zur Verfügung standen. Dabei wäre aber der Erfolg noch immer zweifelhaft gewesen. Dadurch, daß sie dem Unternehmungsgeist eine freie Bahn verschaffte, hat sie nicht bloß jetzt, sondern schon früher eine Freiheit der Auffassung gezeigt, welche bei den Anhängern einer liberalen Wirthschaftspolitik besonderen Anklang finden sollte. Die Engländer hatten in den Colonien, wie schon erwähnt, diesen Weg schon lange eingeschlagen, die Belgier sind ihm im Congostaat nachgefolgt, und neuerdings haben die Franzosen nach längeren Streitigkeiten über die einzuschlagende Concessionspolitik sich diesem System ebenfalls zugewandt. Es scheint noch gar nicht bekannt zu sein, daß der französische Congo heute unter etwa vierzig Concessionäre so gut wie aufgetheilt sein dürfte auf Grund des Decrets vom 28. März 1899 und daß die wirthschaftliche Strömung in dieser Richtung noch fortdauert. Auf Einzelheiten, die Bedingungen für Erwerbung einer Concession, die Lasten für die Concessionäre ꝛc. kann hier nicht näher eingegangen werden, es genügt die Hervorhebung der Thatsache, daß jeder Franzose oder jede französische Gesellschaft zum Zwecke

*) Der Verfasser ist Director des Deutschen Colonialmuseums in Berlin. Die Red.

„die colonialen Ländereien des französischen Congo zu colonisiren und auszubeuten" viele Tausende von Quadratkilometern für einen verhältnißmäßig geringen Einsatz als Concession erwerben kann, wenn auch die Bedingungen, der cahier des charges, etwas höher als bei uns sind. Ebenso fragt man nicht darnach, woher das Capital kommt, wenn nur die Leitung in französischen Händen ist, und es ist ein offenes Geheimniß, daß hier auch viel belgisches Capital vertreten ist. Aber unserer Regierung wegen ihrer größeren Liberalität einen Vorwurf zu machen, ist durchaus unangebracht, zumal wir noch wenig Erfahrung haben, wie das System in Zukunft arbeiten wird, ebenso wenig wie die Franzosen über die Anfänge weggekommen sind und Niemand sagen kann, ob sich die Sache verzinsen wird.

Die Angriffe gegen die Concessionspolitik beruhen auf der falschen Auffassung, daß alles Land in den Tropen an sich einen wirklichen marktfähigen Werth habe. Diese Ansicht läßt sich durch die Thatsachen nicht rechtfertigen. Wenn vorher auf die Landconcessionen als die Grundlage für die Capitalbeschaffung bei Gesellschaften hingewiesen wurde, so wurden sie in erster Linie in Verbindung mit Hoheitsrechten gebracht, in zweiter Linie erst wurde die Nutzbarmachung in Aussicht genommen. Der Werth des Landes in einer Colonie richtet sich eben genau wie bei uns nach einer Menge von Factoren, wie Lage, Ertragsfähigkeit, Arbeiterbevölkerung, klimatischen Verhältnissen u. dgl., und man darf nicht in den Fehler verfallen, zu generalisiren. Das unbebaute Land in den Tropen hat an und für sich geringen Werth, in abgelegenen Gebieten, wo Plantagenbau nicht mehr betrieben werden kann und wilde Völkerstämme wohnen, gar keinen. In den Subtropen, wo die Europäer andauernd leben können, hat das Land etwas mehr Werth, aber Kamerun ist eben eine rein tropische Colonie, wo der Europäer andauernd niemals wird leben können, mit anderen Worten, wo eine Preissteigerung des Landes durch Ansiedler unmöglich ist.

Kamerun ist, um es nochmals hervorzuheben, eine reine Plantagen- und Handelscolonie, dessen Küstensaum nur an einigen Stellen, wo gerade günstige Boden- und Niederschlagsverhältnisse sind, von Cacao-Plantagen besetzt ist. Die Hauptartikel, wie Palmöl und Palmkerne, werden dicht an der Küste gewonnen, vertragen auch gar keine hohen Transportkosten, und wenn es in den betreffenden Angriffen heißt, daß aus der Concession „Nordwestkamerun" Palmkerne nach der Küste kommen, so ist dies ein schlechter Scherz. Gummi und Elfenbein kommen zwar im ganzen Schutzgebiet vor und können auch Transportkosten vertragen, aber sie müssen doch erst gesammelt werden, und die Eingeborenen wissen heute ganz genau, daß dies werthvolle Producte sind.

Es sind hier also nur Wechsel auf die Zukunft gezogen. Wenn die Gesellschaften sie trotzdem ziehen, so rechnen sie darauf, daß das Land eben durch das Hereinbringen von Capital einmal einen Werth bekommen kann, zumal wenn die Regierung ebenfalls das Ihrige thut. Wer will aber behaupten, daß auch mit vielen Millionen etwas Sicheres und Bleibendes erreicht wird? Wie denkt man sich überhaupt die Capitalbeschaffung? Wo sind denn die Leute, welche Millionen aus purem Vergnügen in Colonien hineinstecken können, nachdem schon manche Millionen dort verloren gegangen sind? Wenn es vielleicht in manchen Kreisen als das Kennzeichen eines richtigen Colonialpatrioten gilt, daß er in den Colonien Geld verliert, so muß doch diese naive Auffassung endlich aufhören. Erst wenn in den Colonien Geld verdient wird, wird sich das Capital ihnen zuwenden, und daher sollte man der Verwendung des letzteren alle möglichen Erleichterungen geben. Wenn eine glückliche Speculation bei Zuständen, wie sie zur Zeit an der Brüsseler Börse herrschen, gemacht werden kann, um so besser. Oder soll etwa die Regierung das Geschäft in Colonialactien verbieten? Anstatt das Concessionswesen anzugreifen, sollte man darauf hinwirken, daß es noch weiter ausgebildet wird, daß neue Capitalistengruppen das Risico der Erschließung tropischer Ländereien übernehmen.

Was nun noch die Gesellschaft „Süd-Kamerun" anbetrifft, so muß man die Sachlage in's Auge fassen, welche in Kamerun vor einigen Jahren herrschte. Es handelte sich damals darum, die belgischen und holländischen Gesellschaften, welche am Ngoko thätig waren, in deutsche Hände zu überführen, ohne die Geschäfte zu schädigen. Zu diesem Zwecke wurde die Concession ertheilt. Heute gehören die belgischen und holländischen Factoreien der Gesellschaft „Süd-Kamerun". Der Handel in Elfenbein und hoffentlich bald in Gummi, welcher außer in den Händen jener auch in französischen Händen war, ist durch Vertrag der Gesellschaft reservirt. Die Gesellschaft ist bestrebt, in das fast gänzlich unbevölkerte Land Arbeiter zu bringen. Zu diesem Zwecke werden vor allen Dingen Nahrungsmittel angebaut werden müssen, woran es jetzt gänzlich fehlt und woraus sich die von Dr. Plehn constatirte Bevölkerungslosigkeit erklärt. Das Alles kann nur eine Gesellschaft thun, welche bereit ist, große Summen, eine Million und mehr zu investiren. Gewiß werden mit der Zeit — schon jetzt werden ziemliche Quantitäten Elfenbein exportirt — schöne Gewinne erzielt und den Actionären zugebracht werden. Wer diese Actionäre sind, das kann Niemand wissen, hoffentlich demnächst viel Deutsche. Daß vorläufig die Belgier das Meiste der Actien und Genußscheine erworben haben, ist vielleicht für uns gar nicht schlimm, die Deutschen werden sie später billiger erwerben können. Die Concession steht unter den Vorschriften der Allerhöchsten Verordnung über Erwerbung von Kronland ꝛc., wodurch eigentlich schon jedem Mißbrauch vorgebeugt ist und außerdem ist das Vorrecht zum Landerwerb nur auf 20 Jahre gegeben. Daß die Concession den Handel und die Entwickelung des Gebietes hindern wird, ist ein Unsinn, da die Gesellschaft das größte Interesse daran hat, Privatpersonen oder Gesellschaften, welche im sogenannten Concessionsgebiet Handel treiben und Land erwerben wollen, mit Rath und That, d. h. mit Geld zu unterstützen, was der Staat niemals thun könnte, noch würde.

Eine solche Concession bedeutet die Beschleunigung von Jahrzehnten in der Entwickelung eines Gebietes. Dies näher auszuführen, fehlt es hier an Raum, ebenso daß die Südwest-Kamerun-Concession Niemand hindert, von Osten oder Westen her in ihr Gebiet zu dringen und die Schwarzen zur Gewinnung von Elfenbein und Gummi anzuhalten. Anstatt die Thatkraft der Leute, welche sich mit diesen schwierigen Fragen abgeben, durch Angriffe und Schmähungen zu lähmen, sollte man sie kräftig unterstützen. Denn von selbst colonisirt sich's nicht!

Die Anfänge deutscher Maschinentechnik.

Von Professor Otto Kammerer.*)

Zurückschauend auf den Anfang unseres Jahrhunderts, finden wir ein düsteres Bild äußersten Tiefstandes der deutschen Gewerbe, eines Tiefstandes, der um so drückender war, da damals England und Frankreich bereits eingetreten waren in die Entwicklung kraftbringender Industrie. Langsam sprießt in dieser harten Zeit die deutsche Technik auf und wächst erst gegen die Mitte des Jahrhunderts zu bedeutender Höhe. Die Einzelheiten dieses mühevollen Aufstiegs schildert uns kein Buch. Nur hier und dort leuchtet in der

*) Vortrag, gehalten bei der Wiebe-Feier in der Technischen Hochschule zu Berlin, deren erster Rector Wiebe war. Bei der Enthüllung seines Denkmals nannte der derzeitige Rector Professor Riedler seinen Vorgänger einen „Bahnbrecher auf richtiger Fährte, einen Fachmann und Lehrer, der am Aufblühen der deutschen Industrie mitgearbeitet hat."

Literatur ein Streiflicht auf, nur selten begegnet uns eine dürftige statistische Zahl, die in groben Umrissen die Entwicklung deutscher Maschinentechnik in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erkennen lassen. Diese Entfaltung deutschen Maschinenbaues ist gekennzeichnet durch das Zusammenfließen zweier Ströme mit weit auseinander liegenden Ursprüngen. Den einen dieser Ströme bildete die längst heimische Mühlentechnik und die Betriebs-Einrichtungen des Bergbaues. Als Betriebskräfte standen zur Verfügung die Wasserkraft und die Windkraft. Erstere beschränkte die Anlage von Triebwerken auf Bergland und Flußgebiet, letztere auf die freiliegende Ebene: es konnten daher nur zerstreute Triebwerksanlagen begrenzten Umfanges entstehen. Die Vereinigung umfangreichen Kraftbetriebes war unmöglich. Die Kraftübertragung war auf die kümmerlichen Mittel der Feldgestänge und hölzernen Wasserleitungen angewiesen. Um so mehr muß uns die Kühnheit damaliger Techniker mit Staunen erfüllen, die mit so dürftigen Hülfsmitteln zu schaffen verstanden; wurden doch im Jahre 1817 in Berchtesgaden und Reichenhall Wassersäulenmaschinen und Rohrleitungen angelegt, welche die Salzsoole über einen Gebirgssattel von 1500 Fuß Höhe drückten und auf eine Entfernung von 12 deutschen Meilen fortleiteten. Ein hölzernes Feldgestänge in der Wetterau betrieb 1780 von einem 50 Fuß hohen Wasserrad aus eine Pumpe, welche in 6800 Fuß Entfernung von diesem Rad aufgestellt war. Die Maschinentheile dieser Betriebe waren mit eigenartiger Geschicklichkeit dem verfügbaren Material und den damals bekannten Werkzeugen angepaßt. Wellen wurden aus Holz mit eingesetzten schmiedeeisernen Zapfen hergestellt und in hochgezimmerten Lagerböcken und Lagerschalen aus Granit oder Basalt gelagert; die aufgekeilten Zahnräder und Riemscheiben waren völlig aus Holz gebaut. Maschinen-Gußeisen war damals ein kostbares, schwer erhältliches Material, das in unserem Lande nur selten Verwendung fand. Kraft-Vertheilung auf mehrere Maschinen von einem einzigen Wasserrad aus mittelst Transmissions-Strängen war mit diesen Mitteln unausführbar: als typische Triebwerks-Anordnung fand sich daher eine Reihe von Wasserrädern hintereinander in einem Gerinne liegend und mit kurzen hölzernen Wellen unmittelbar die Mahlgänge, Pochwerke, Sägen betreibend. Der Bau solcher Maschinen war damals kein Sondergewerbe, jeder Müller und Kunstmeister fügte selbst seine Triebwerke zusammen unter Anleitung eines Mühlenbaumeisters. So ausgeprägt war die Eigenart dieser Maschinenwerke, daß in abgeschlossenen Gegenden noch heute fast unverändert solche Anlagen ausgeführt werden, so die Windmühlen der Tiefebene, so die Hammerwerke und Schneidsägen des Berglandes.

In dieses Festgefügte, Scharfgeprägte brach nun unvermittelt ein fremder Strom ein: von jenseits des Kanals kam eine neue Betriebskraft — die Dampf-Energie —, an keinen bestimmten Ort gebunden und an keine Grenze der Leistung. Aus den Gießereien und Maschinenfabriken Englands kam ein neues Material — Gußeisen — und ein Bearbeitungsmittel — die Werkzeugmaschinen. War vordem Gußeisen fast unbekannt, so führte die freie Formbarkeit dieses neuen Materials jetzt zu allzuweitgreifender Verwendung: wurden doch die Schienen der Bergwerksbahnen, die Wellen, Schubstangen und Bogenbrücken gegossen — Stücke, die seit Einführung des Walzenzuges und des Dampfhammers nur in geschmiedetem Material ausgeführt wurden. Erschienen die massigen Holzconstruktionen heimischen Mühlenbaues als ungefüges Cyclopen-Spielzeug, so erinnerten die aus der Fremde gekommenen Cornwall-Maschinen mit dem gemessenen Gleichgang ihrer gußeisernen Balanciers an den wuchtenden Schritt nordischer Riesen. Diese beiden aus fernliegenden Gegenden zusammenfließenden Ströme — die alte deutsche Mühlentechnik und der neue englische Maschinenbau — suchten nun eine unvermittelte Vereinigung und aus diesem Ineinanderfluthen entsprang ein Lebendiges, Neues: die selbstständige deutsche Maschinentechnik. Wäre englischer Maschinenbau in Deutschland nur nachgeahmt worden, hätte er nicht Verständniß für mechanische Probleme fertig vorgefunden, dann wäre wohl nimmermehr die deutsche Ingenieurkunst zu so schneller und selbstständiger Blüte gereift.

In diese Zeit des Werdens fällt die Jugend des bahnbrechenden deutschen Ingenieurs Wiebe. In das Jahr seiner Geburt — 1817 — trifft ein Ereigniß, an sich geringfügig und doch der Keim zu zukunftsreicher Entwickelung: die Aufstellung der ersten größeren, ganz aus Eisen gebauten Dampfmaschine in Berlin. Nach den sorgfältigen Aufzeichnungen des Professors Stein vom Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster gab es zu dieser Zeit in Berlin acht Wassermühlen, 46 Windmühlen und sechs Roßmühlen. So wurde — um nur ein Bild herauszugreifen — die Spinnerei des Herrn Tappert in Berlin durch ein Roßwerk betrieben, in welchem zehn Pferde arbeiteten, die alle zwei Stunden gewechselt wurden, so daß zwanzig Pferde unterhalten werden mußten. Die Königliche Porzellan-Manufaktur war bis 1799 durch ein Roßwerk mit zehn Pferden betrieben worden und erhielt nun eine kleine Dampfmaschine mit hölzernem Balancier. Die Weberei von Cockerill in der Neuen Friedrichstraße war 1813 auf Veranlassung des Staatsministers von Stein entstanden und stellte 1818 eine englische Dampfmaschine von 30 Pferdestärken auf. Von dieser Maschine schreibt der Fabriken-Commissionsrath Weber: „Die Maschine ist von der neuesten und vollkommensten Construction, die man in England kennt, und ihr Gebrauch nicht mit der entferntesten Gefahr verbunden. Sie ist die größte und vollendetste in ihrer Art im preußischen Staate.“ So bescheiden uns dieser erste Anfang erscheint gegenüber den 3000pferdigen Riesen der heutigen Berliner Elektrizitäts-Werke, so bedeutend erscheint die Anlage für die damalige Zeit. Berichtet doch Professor Langsdorf aus Heidelberg, daß eine Maschine dieser Größe von Boulton und Watt in Sobo für 30000 Franken geliefert wird, während sie heute in Folge Erhöhung von Dampfspannung und Geschwindigkeit etwa den zehnten Theil dieser Kosten erfordert.

In die ersten Lebensjahre Wiebe's fallen die ersten Anfänge des Berliner Maschinenbaues: die Gründung der Maschinenfabriken von Freund und Egells. Zur Zeit, als Wiebe in der Danziger Mühle thätig ist, wird die erste Schiffsmaschine von Egells gebaut; in der gleichen Zeit beginnt das Aufleuchten eines der glänzendsten Gestirne deutscher Industrie: Borsig gründet 1837 sein Werk. Als Wiebe Schüler des Gewerbe-Institutes ist — 1841 —, baut Borsig seine erste Locomotive. In dieser Zeit — 1843 und 1844 — werden die Maschinenfabriken von Wöhlert und Hoppe eingerichtet, der Bau von Dampfhämmern und Bergwerksmaschinen beginnt. Als im Jahre 1840 die erste Eisenbahn Preußens — die Berlin-Potsdamer Bahn — und ein Jahr darauf die Berlin-Anhalter Bahn eröffnet wird, da setzt sich der Bestand an Locomotiven der Letzteren aus 21 Maschinen zusammen, von denen die Mehrzahl zwar noch aus England stammt, sechs Maschinen aber bereits in Berlin gebaut sind. Besonders schwierig gestaltet sich die Einführung deutscher Locomotiven auf der Stettiner Bahn zu Anfang der vierziger Jahre. Der englische Maschinenmeister Rolson dieser Bahn thut sein Möglichstes, um deutsche Maschinen fern zu halten; eine Wettfahrt aber kann er nicht hindern. Anfangs laufen beide Maschinen gleichmäßig. Bei einer Steigung versagt die englische Locomotive, die Maschine von Borsig, geführt vom Monteur Anschütz, eilt weit voraus. Das Vorurtheil ist gebrochen, der heimische Maschinenbau tritt in sein Recht.

Kaum wird heute die Vorstellung sich der Schwierigkeiten des ersten Anstiegs recht bewußt. Kein hilfreiches Vermögen steht zur Seite, das Absatzgebiet muß erst geschaffen werden. Kostbare Werkzeugmaschinen können nicht beschafft

werden, mit den einfachsten selbstgefertigten Vorrichtungen muß gearbeitet werden. Das Bett einer großen Hobelmaschine von Hoppe muß von Hand bearbeitet werden in Ermangelung einer ausreichend großen Werkzeugmaschine, große Cylinder müssen ausgebohrt werden durch zwei an dem Göpel der Bohrstange ziehende Pferde. Transmissionswellen werden vierkantig geschmiedet, und nur die Lagerstellen mit dem Handstahl eingedreht, denn Wellendrehbänke sind nicht vorhanden. Die Naben der großen Schwungräder können mangels genügend großer Planscheiben nicht gebohrt werden, sondern müssen vierkantig gegossen, mit Meißel und Feile bearbeitet und mit acht Keilen auf der vierkantigen Achse ausgerichtet werden. Kolbenstangen werden aus Drahtbündeln geschweißt, weil zähe große Stahlstücke nicht beschafft werden können. Große Gußstücke mißlingen, weil das wiederholte Ueberheben der Gießpfanne von einem der langsam arbeitenden Handkrähne zum andern das Eisen erkalten läßt. Genaue Maaßstäbe sind nur an zwei Stellen in Berlin zu haben: bei dem Modelltischler Offyra der Königlichen Eisengießerei und in der Werkstätte des Königlichen Gewerbe-Instituts in der Klosterstraße. Und trotz all' dieser Hindernisse erreicht jetzt von der Mitte des Jahrhunderts an im Sturmflug weniger Jahre die Maschinentechnik Berlins die führende Stellung in Deutschland Dank der ungebrochenen Energie eines Borsig, eines Hoppe und Schwarzkopff. Noch nennt kein Geschichtswerk die Namen dieser und vieler anderer Pioniere deutscher Ingenieurkunst, noch bewahrt kein South-Kensington-Museum ihre ersten Maschinen, und doch ist durch ihre Mitarbeit aus einem armen Land ein vollkräftiges, schaffendes, wirthschaftlich blühendes erstanden.

In dieser Zeit plötzlichen Umschwunges und ungestümen Dranges in der deutschen Technik tritt der Mühlenbaumeister Wiebe heraus aus seiner praktischen Thätigkeit und beginnt sein Lehramt im Jahre 1845. Schwer genug mag es ihm geworden sein, den rechten Weg zu finden in einer Zeit, als an Stelle des Handwerks die Industrie trat, als die Hand-Bearbeitung ersetzt wurde durch die Maschinen-Bearbeitung, als die kleinen Dampfmaschinen von zehn bis zwanzig Pferdekräften ersetzt wurden durch zehnfach stärkere. Aufgabe des Lehrers war es ja gerade, das Entwickelungsfähige herauszugreifen aus dem raschen Wechsel der Erscheinungsformen damaliger Maschinen, das durch Erfahrung Gewonnene wissenschaftlich zu durchleuchten und das Maschinenbau-Handwerk zur Maschinenbau-Kunst zu gestalten. Was Wiebe nun in nahezu vierzigjähriger Lehrthätigkeit durch Vortrag und Unterweisung im Auditorium und im Zeichensaal gewirkt hat, das vermögen nur seine Schüler voll zu schätzen. Wer sein Wort nicht mehr hören konnte, der vermag gleichwohl tief hinein zu schauen in das Denken und Schaffen Wiebe's, wenn er die Schriften studiert, die uns von ihm hinterlassen sind. Vielseitig sind die von ihm bearbeiteten Gebiete: Dampfmaschinen-Bau und Turbinen-Construction, Mühlentechnik und Werkzeugmaschinenbau. Von all' diesen Werken mag nur eines herausgehoben werden: „Die Lehre von den einfachen Maschinentheilen", von denen der erste Band bereits 1854 erschien. Für den flüchtigen Blick mag ein Werk über die von vielen Autoren bearbeiteten Maschinen-Elemente von minderem Interesse scheinen als ein Buch über ein anziehendes Sondergebiet. Und doch bietet gerade ein Vergleich zwischen den Werken der verschiedenen Verfasser, welche dieses Arbeitsfeld beschritten haben, einen intimen Reiz; ein solcher Vergleich zeigt, wie so ganz anders derselbe Stoff in der Denkweise des Einen sich gestaltet als in der Anschauung des Andern. Und gerade die führenden Geister haben mit Recht die Elemente des Maschinenbetriebs bearbeitet, denn ihre Beherrschung bedingt die Lebensfähigkeit der Maschine. Die Werke über Maschinen-Elemente, welche vor dem Jahre 1850 erschienen sind, geben im Wesentlichen Beschreibungen der Maschinentheile, wie sie in Mühlen und Stampfwerken, bei Wasserkraft- und Windkraft-Betrieben vorkommen. Meist werden die Abmessungen als unveränderliche Erfahrungsgrößen mitgetheilt, von Festigkeits-Rechnungen sind nur die allerersten Anfänge vorhanden, gestützt nicht auf zulässige Beanspruchungen, sondern auf Bruch-Coefficienten. Technologische Rezepte und Anleitungen für Aufreißen und Bearbeiten nehmen einen breiten Raum ein. Die Darstellung gibt einen sprechenden Beweis dafür, daß die Technik damaliger Zeit fast ausschließlich auf mühsam gesammelter systemloser Erfahrung, auf Empirie beruhte. Den unmittelbaren Gegensatz hierzu bilden die Werke über Maschinen-Elemente aus späterer Zeit, etwa aus den Jahren 1860 bis 1870. Hier scheint alle Empirie entschwunden zu sein. Die Probleme der reinen Mechanik füllen die ersten Abschnitte dieser Bücher, dann folgt die Behandlung der Theorien über Biegungs- und Drehungsfestigkeit in breiter Erörterung, während der Festigkeitsversuche — die natürliche Grundlage der Festigkeitslehre — kaum erwähnt wird. Auf die deduktiven Auseinandersetzungen wird nun die Bestimmung der Festigkeits-Abmessungen der Maschinentheile aufgebaut in scheinbar zwingender Schlußfolgerung und zwar unter Zugrundelegung der sogenannten Elastizitätsgrenze als zulässige Beanspruchung. Der Widerspruch zwischen den so berechneten Abmessungen mit der wirklichen Ausführung wird dadurch behoben, daß sogenannte Corrections-Coefficienten durch eine Nebenthüre leise hereingeführt werden. Diejenigen Abmessungen endlich, welche nicht durch Festigkeit, sondern durch Herstellung, Zusammenbau, Betrieb, kurz durch die vielseitige Wirklichkeit bedingt sind, werden durch sogenannte Verhältnißzahlen ermittelt. Durch dieses Vorgehen wird schließlich die Constructions-Kunst in ein starres Formelskelett gepreßt, das den Schüler nur allzu leicht zu gedankenloser Nachahmung verführt.

Wie so ganz anders sieht der Weg aus, den uns Wiebe führt; freilich ist es keine bequeme Straße, sondern ein beschwerlicher Bergpfad, der den Wanderer zwingt, sorgfältig auf die vielen Hindernisse zu achten. Eine einfache Darlegung der Anforderungen, welche ein Maschinentheil zu erfüllen hat, leitet dessen Behandlung ein. Dann folgen maßstäbliche gute Zeichnungen der Ausführungen hervorragender deutscher, englischer und französischer Maschinenfabriken. Und nun erst setzt die Berechnung der Hauptabmessungen nach den verschiedenen maßgebenden Gesichtspunkten ein. Bei den Schrauben wird auf den Einfluß des Anzugs unter Belastung und der Verdrehungs-Beanspruchung hingewiesen, bei den Zapfen wird die Zapfenlänge auf Grund der Reibungsarbeit bemessen, während Verfasser späterer Zeit für Schrauben eine einzige starre Formel und für Zapfen unveränderliche Länge angeben im Widerspruch mit der thatsächlich nothwendigen Ausführung. Bei Bestimmung der Wandstärke von Röhren werden in die Rechnung eingeführt die Rücksichtnahme auf Herstellung, auf inneren statischen Druck und auf Stoßwirkung. In einem gleichzeitig mit Wiebe's Buch erschienenen Werk der erwähnten späteren Richtung wird hingegen behauptet, die Wandstärke von Röhren könne nur in empirischer Formel gegeben werden. Die zulässigen Beanspruchungen entnimmt Wiebe bewährten Ausführungen und unterscheidet wohlbewußt zwischen ruhender und bewegter Belastung. Verhältnißzahlen werden nur vereinzelt für einige Normaltheile angegeben. Dem Studirenden wird in Wiebe's Schriften nicht in klingendem Pathos die Fata morgana vorgezaubert, er sei berufen, dem Maschinenbau neue Ziele zu geben, sondern in einfacher stiller Arbeit wird auf die dornenvollen Schwierigkeiten hingewiesen, die den angehenden Ingenieur in der großen Hochschule des Lebens erwarten. Die Darstellung in den maschinentechnischen Werken aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts erinnert an den Bergmann, der nur mit Schlägel und Gezähe ausgerüstet auf dürftigen Tagbau beschränkt ist, der das Erz nur da aus dem Berg graben kann, wo es an die Oberfläche

tritt; in die Tiefe einzudringen ist ihm verwehrt, denn ihm fehlt das vollkommene Werkzeug, die wissenschaftliche Methode. Die späteren Autoren dagegen sind im Besitz der Methode, des scharfen Werkzeugs modernen Wissens; aber sie sind allzu geneigt, mit ihren großen Hilfsmitteln ihrer Schächte unbekümmert um Formation und Gestein zu teufen, auch da, wo wenig Erz zu finden ist und manch taubes Gestein gefördert wird. Sorgfältig hingegen prüft Wiebe das Gestein, ehe er das Werkzeug ansetzt, einfach ist sein Werkzeug und seine Methode, aber manch edles Metall löst er aus den verschlungenen Erzadern.

Schnell verwischt der flüchtige Schritt moderner Technik die Spur des vorangegangenen Pfadfinders; so sind auch die Werke Wiebe's heute schon der technischen Geschichte anheimgefallen. Aber noch ein Anderes als wissenschaftliche Ergebnisse spricht aus den vergilbten Schriften des Mühlenbaumeisters. Dieser durch harte Schule praktischer Arbeit gegangene Mann hätte gewiß stolz sein dürfen auf manch' werthvolle Anregung, die er gegeben hat; er hätte sich wahrlich nicht zu scheuen gebraucht, seine Urheberschaft zu erwähnen. Aber nirgendwo in seinen Schriften findet sich ein Wort dieser Art. Einem fremden Werk entnimmt er nur selten einen Gedanken und vergißt niemals, die Verdienste Anderer hervorzuheben. Nicht Ehrgeiz und Ruhmbedürfniß waren es augenscheinlich, die ihn zu rastloser Thätigkeit trieben, sondern Schaffensdrang und Pflichtbewußtsein. Wahrlich, eine echt deutsche Natur!

Literatur und Kunst.

Zur neuen russischen Literatur.

Von Otto Stoeßl (Wien).

Die Entwickelung der westeuropäischen Literatur, — wir haben ja seit wenigen Jahren starke Evolutionen erlebt —, geht immer von einer gewissen hochstehenden Culturschichte aus, greift selten in die Tiefe und drückt nur einen kleinen Theil des geistigen Schaffens aus. Hier arbeitet das Volk in vielen Richtungen, bestimmt und bestimmend durch mannigfaltige Bestrebungen der Cultur, nach materieller und geistiger Richtung.

Der große Verkehr, die Gleichheit oder Verwandtschaft der Entwickelungsbedingungen, der socialen Schichtung, die Verwandtschaft der staatlichen und nationalen Formation führen eine Ausgleichung des Culturniveaus herbei. Der überblickende Betrachter kann schlechtweg von Europäern sprechen. Die Leistungen dieses Jahrhunderts sind außerordentliche, wenn man die wahrhafte Renaissance der Malerei in Frankreich und Deutschland, die außerordentliche, technische Cultur betrachtet, die Literatur steht zurück, sie kommt aus tiefer entspringenden Quellen, beruht im Volkscharakter und muß ihre Naivetät, Kraft, Frische dem ungebrochenen, nationalen Empfinden danken. Wo dieses durch die Berührung mit dem Weltganzen ringsum sich abschleift und seine Urwüchsigkeit abstreift, wird ihre Geistigkeit sich steigern, ihr Gedankeninhalt wachsen, aber ihre Elementarkraft abnehmen. Man kann zwar ein starkes Betonen des nationalen Geistes in ganz Europa wahrnehmen, das gewiß auch auf die Literatur zurückwirkt, aber er findet kein unberührtes, in der Empfindung und Leidenschaft barbarisch ungebrochenes Volk, und so greift in Deutschland und Frankreich die Cultur immer wieder auf eine frühere Cultur zurück, sie bezieht vielleicht neuen stofflichen Reiz, nicht die elementare Urkraft aus der Vergangenheit. So konnte die deutsche Dorfgeschichte entdeckt werden, ohne uns mit der ganzen Echtheit und Neuheit zu überraschen, immer glaubte man eine Historie zu lesen, bewundert in den neuesten Werken Kunst und Künstler und vergißt des Volks, das hinter den Einzelnen zurücktritt.

Darum mußten die Kunstäußerungen, welche im Norden und Osten Europas aus den rauheren Grenzgebieten drangen, solche Macht und Wirkung haben. Hier fand man diesen starken, nationalen Zug, diese Ungebrochenheit und Kraft des Künstlers, der aus unerschöpflichen Quellen des Volksthums schafft und immer neben seiner eigenen Bedeutung den größeren Hintergrund der Gesammtheit hat. Wollten wir in die Urkraft des Volksempfindens tauchen und unserer Literatur Verjüngung und neue Nahrung geben, so mußten wir sie in dieser Fremde suchen. Die nordischen Reiche und Rußland konnten sie bieten. Hier und dort sieht man ein ziemlich abgeschlossenes, auf sich allein gewiesenes Volk, dessen schaffende Geister immer wieder aus dem Ganzen ihr Schaffen herausgreifen und völlig auf der Nation beruhen, die Norweger und Schweden und Dänen auf hoher germanischer Cultur, die aber durch die locale Trennung die nationale Eigenart wahrte und darum den hohen Reiz vollsten Europäerthums mit der erhaltenen Individualität des Stammes verbindet. Sie sprechen in den Weltfragen mit, aber in ihrer höchsteigenen Sprache, die Russen dagegen treten aus einer Urwelt, gleichsam aus einem politischen und socialen Chaos. Ihre Künstler scheinen wie Berggipfel von staunenswerther Höhe und Wildheit aus Urnebeln hervorzuragen und die Bildung des übrigen Landes erst durch ihr Dasein zu vollenden. Sie schaffen erst das Volksbewußtsein und drücken es zugleich in ihren Werken aus. Dort ist die Literatur die einzig mögliche Aeußerung des schaffenden Geistes, denn es giebt keine andere Bethätigungsmöglichkeit des Genies. Alles muß aus Büchern sprechen, wenn es wirken will, sonst wird es von der barbarischen Macht des Absolutismus erdrückt, der mit seiner Last das Ganze beschwert und wieder zusammenhält, der allein Staat, Volk, Gesammtheit ausdrückt. Dort ist die Literatur die erste und einzige Ausdrucksform, und weil sie so aus dem tiefsten Empfinden kommt und alle Noth der Zeit und des Volkes in ganz elementarer Kraft und als einzige Aeußerung ausdrückt, hat sie diese wundervolle Eigenart. Dabei sind die Einzelnen doch wieder von europäischer Bildung, in den Gedanken der Zeit erzogen, an westlichen Ländern künstlerisch herangebildet. So vereinigen sie die volle künstlerische Durchbildung mit jener stofflichen Originalität, welche sie so groß und eigenartig macht und sie über das literarische Schaffen des übrigen Europas als Lehrmeister stellt. Sie sind die großen Fragesteller und Räthselsucher, sie allein schauen sowohl in die Urnacht der Menschlichkeiten, als in den wirren Tag der westlichen Cultur und leiden an doppeltem Räthsel. Das Oedipeische, Schicksalsuchende ist in ihnen ausgedrückt. Und dies bewundert man vorzüglich an ihnen.

Ungefähr diesen Gedankengang drückt die vorliegende Antrittsvorlesung des Petersburger Literaturhistorikers Wengerow*) in kurzen, werthvollen, wenngleich aphoristischen Zügen aus. Eine bedeutende, vollendete russische Literaturgeschichte fehlt. Sie kann nur von einem Russen geschrieben werden, der zugleich mit der gesammten europäischen dichterischen und philosophischen Bewegung wohlvertraut ist, deren Reflexe in den russischen Werken immer wiederleuchten. Die dankenswerthe Aufgabe wird nicht in Angriff genommen, sie könnte für uns und Rußland gleich fruchtbar sein. Ebenso fehlt eine systematische Sammlung der russischen Meisterwerke in guter Uebersetzung. Immer müssen wir uns Einzelnes zusammensuchen, verschiedenen Anregungen hier und dorthin folgen, ohne das Ganze zusammengefaßt zu sehen. Erst daran könnte man eine vergleichende Darstellung knüpfen, behandelnd

*) „Grundzüge der neuesten russischen Literatur, Berlin, Johannes Raede (Stuß'sche Buchhandlung).

den Einfluß Westeuropas auf Rußland, Rußlands auf Deutschland und die westeuropäische Literatur. Welche Ausblicke und Erkenntnisse könnten sich daraus ergeben! Der Verleger der Wengerow'schen Schrift scheint Derartiges im Auge gehabt zu haben. In den Publicationen liegt ein gewisser Plan, dem man die nöthige Consequenz wünscht. Dieser kurzen, freilich nur skizzenhaften und etwas trockenen, aber inhaltlich ausgezeichneten Darstellung folgte eine Sammlung von russischen Novellen unter dem Titel „Sbornik", was ungefähr unser „Almanach" ausdrückt.*) Hier wird der Versuch gemacht, die besten und charakteristischesten neuen Novellen russischer Dichter zu vereinigen. Nur wenn dies die ersten Versuche sind, die systematisch fortgesetzt werden sollen, sind diese drei Bände werthvoll, an sich haben sie manche Mängel. Man erkennt nicht recht des Herausgebers und Uebersetzers Absicht. Es bestanden zwei mögliche Wege. Entweder wollte er eine vollständige Uebersicht der neuesten Erscheinungen der russischen Literatur geben, nur auf Vollständigkeit und Neuheit bedacht, dann mußte Aelteres und Bekanntes, wie Tolstoj's Parabeln und Skizzen, wegfallen, dabei aber freilich Unbedeutendes, ja Schlechtes in den Kauf genommen werden, wie eine ganz schlechte Novelle von Lentujew oder andere werthlose Feuilletonistenarbeit („Die Kindermörderin"). Dann aber durften neue Männer wie Fjodor Ssologub, Lugowoj u. A. nicht fehlen. Oder der Uebersetzer wollte, und dies wäre das weit verdienstlichere Werk, das wir oben als so wünschenswerth bezeichneten, eine Uebersicht über das Gesammtschaffen der neuen russischen Literatur geben, wobei er gewisse Werke als bekannt voraussetzte (Turgenjeff, Tolstoj, Dostojewski) und nach der Natur der Sammlung leider alles Dramatische ausschloß, dann durfte so viel Aelteres, wie Gribojädow, Gljeb Uspenskij, Ostrowskij nicht fehlen, von denen so gut wie nichts übersetzt ist. In jeder Hinsicht ist das bisher Gebotene unvollständig, aber selbst als Torso lebhaft zu begrüßen und von Werth. Was die Auswahl und Uebersetzung betrifft, ist sie von einer gewissen, nüchternen klaren Monotonie, ohne Farbe und Mannigfaltigkeit, gutdeutsch, aber auch nicht mehr, am allerwenigsten original und an's Original erinnernd, ohne eigentlichen Localton. Auch hier reichen eben die Kräfte eines einzelnen Uebersetzers und Herausgebers nicht aus. Hier sind Mehrere heranzuziehen. Ueberhaupt muß eben das Ganze eine große Anlage erhalten, um jenen höchsten Zweck zu erreichen. Jedem Bande ist eine biographische Skizze eines berühmten Dichters beigegeben, wieder ein glücklicher Gedanke, der vollständig durchzuführen wäre. Jedem Dichter, der in einer solchen Sammlung vertreten ist, wäre ein eindringender, kritischer und biographischer Essay vorzusetzen, wieder könnte dies nur von einem russischen Kritiker besorgt werden, und so wäre der Anlaß gegeben, endlich die Leistungen der russischen Kritik kennen zu lernen, welche uns so gerühmt wird, und die uns immer fremd bleibt. So könnte man wenigstens Bruchstücke aus dem Werke des so begeistert anerkannten Bjelinski lesen, und die russische Literatur sich in dem Geiste russischer Kritiker wiederspiegeln sehen, man dürfte dann mit Erstaunen und Belehrung erkennen, was Rußland von seinen Dichtern will, und wie es sie nimmt und empfindet. Wieder möchten sich auf diese Art interessante Parallelen zwischen der Wirkung von Kunstwerken dort und hier ziehen lassen. Alles dies bleibt freilich frommer Wunsch, aber der Verlag hat wenigstens einen lobenswerthen Anfang gemacht. Der verdienstlichste Band ist wohl der dritte, welcher nur Skizzen von Ssaltykow-Schtschedrin enthält, dem Verfasser der „Herrn Golowljew", dem feinsten, unendlich complexen, so gar nicht derben Satiriker, dem freilich zur Popularität Gogol's derbe Urwüchsigkeit fehlt, der aber diesen Meister an complexer Psychologie und Weite des Blicks übertrifft. Korolenko wird mit Recht vernachlässigt, er ist bloß ein sentimentaler Nachbeter Turgenjeff's, ohne starke Originalität, Tschechow und Garschin sind spärlich vertreten. Von Tschechow giebt eine in anderem Verlag herausgekommene Uebersetzung ein ziemlich vollständiges Bild.*) Sein Ruhm hat ihn größer gemacht, als er es verdient. Er drückt im Gegensatz etwa zu Tolstoj einen consequenten Materialismus aus, nicht ohne oft genug in eine reinliche Nüchternheit, ja Trivialität zu verfallen, oft aber, und dies begründet seinen Ruhm, erhebt er sich zu einem ergreifenden Pathos, das sich nicht in Worten ausdrückt, sondern in der Art, wie er seinen Stoff wendet und sieht und ansehen macht. Selten ist ein verächtlicher Pessimismus so seelenruhig ausgedrückt worden. In dem ganzen Gewirr der Erscheinungen sieht er ein wesen- und geistloses, thierisches Gedränge von ekelhaften Dingen, räthselhaft nur durch ihre Form, durch ihr complicirtes Ineinanderspielen und durch die sonderbaren geistigen Begleiterscheinungen. Dabei geht ein nüchterner, absichtlich herabgedrückter Frauenhaß mit, das hysterische, verlogene Geschöpf, jeden Augenblick bereit, sich um Geld, um ein Putzstück, um eine Laune, ohne sonderliche Leidenschaft, bloß der Abwechslung willen wegzuwerfen, dabei bloß durch ihr Geschlecht die dummen Männer immer wieder zur ewigen Dummheit verführend, aus welcher sich leider die unendliche Dummheit: Mensch fortzeugt. Das ist der Gegenstand und die Meinung einer Darstellung, die immer absichtlich in einem nüchternen, stillen Grau getönt, ihre seelische Kraft und geistige Potenz hinter einer gelassenen, berichtenden matt-ironischen Weise verbirgt. Ein Meisterstück dieser Art ist die von Korfiz Holm glänzend übersetzte Studie „Der Zweikampf".**)

Die neuesten und bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur der letzten Jahre rühren von einem alten und langberühmten und einem neuen und bisher in Deutschland noch unbekannten Meister her, zwei Romane: Tolstoj's „Auferstehung"***) und Fjodor Ssologub's „Schwere Träume".†) Von Tolstoj's Roman ist nur die erste Hälfte erschienen. Die zweite ist so bald nicht zu erwarten. Sofort beim Erscheinen wurde dieses Buch gierig übersetzt, aber plötzlich stockte die Quelle. Der Roman war in Fortsetzungen in einer russischen Zeitschrift erschienen. Es ist bekannt, wie Tolstoj bis zum letzten Moment unablässig an seinem Werk arbeitet, er wüthet mit Aenderungen selbst in den letzten Correcturen, er zog plötzlich den Schluß ein, erklärte einen dritten Theil schreiben zu müssen und unterbrach das Erscheinen. So liegt nunmehr ein abgeschlossener Band vor, an dem wir und er wohl für eine geraume Weile Genüge finden müssen. Es ist ein herrlicher Torso, der ganz gut als Ganzes genommen werden kann. Man wird den Schluß mit Freuden begrüßen, aber auch was bisher vollendet ist, genügt. Es stellt eine geschlossene Seelenentwickelung dar, bis zu einem gewissen innern Abschluß. Die künstlerische Kraft ist unerhört. Im höchsten Alter hat Tolstoj alle bildende, sinnliche und die Sinne ergreifende Macht der Jugend, die gleiche Inbrunst des Willens, das Pathos, den Enthusiasmus der achtzehn Jahre. Was er am höchsten verachtet: die Kunst, besitzt er, wie kein Zweiter gegenwärtig in Europa. Was er als sein und des Künstlers einzigen Lebenssinn betrachtet, was die ewige Tendenz seiner Schriften bildet, stört nur seine reine, große und menschliche Wirkung. Immer muß seine lebhafte und doctrinäre Meinung der plastischen Darstellung wie eine nüchterne Auseinandersetzung pietistischer Grundsätze und mit Bibelcitaten gespickt, folgen. Nicht, daß

*) „Sbornik", Russische Geschichten und Satiren. Uebersetzt und herausgegeben von Wilh. Henckel. 3 Bände. Berlin, Raede.

*) Tschechow, „Russische Liebelei". Uebersetzt von Louise Flachs-Fokschaneanu. München, August Schupp.

**) München, Albert Langen.

***) Uebersetzt von Wladimir Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. Eine andere, ebenfalls gute Uebersetzung in der bekannten trefflichen Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen".

†) Uebersetzt von Al. Brauer. Leipzig, Hermann Zieger.

er einen gewissen Zug der Menschheit nach dem Glauben, nach biblischer Reinheit und Urkraft, nach jener primitiven Ordnung der Gesellschaft der ersten Christen, nach Wahrheit, Lauterkeit und Frömmigkeit darstellt und verherrlicht, ist zu tadeln, nicht seine Gesinnung, die man teilen oder abweisen, niemals verachten darf, ist das Störende, aber seine Mißachtung des Kunstwerks. Von asketischem Geist, peitscht und quält und zerstört er sein bestes, sein Thun selbst: die Kunst. Er haßt sie, wie der Heilige die Lockung des Fleisches, er quält sich um sie, er martert sie, und — sie bleibt dennoch stärker als er. Immer leuchtender stehen ihre Farben, immer körperhafter ihre Gestalten, immer lebhafter winkt aus ihr das ganze Leben, das er verachtet. Was er verflucht, siegt, war er zerstören will, triumphirt. Er selbst widerlegt sich selbst: der Künstler den Propheten, der Mensch der großen und erhabenen Welt den Asketen und Kirchenvater. Der Glanz der Dinge strahlt über seine Verachtung und Erbitterung. Er müßte schweigen, wenn er nicht will, daß seine Worte segnen. Der Künstler bricht hervor aus jedem Wort. Es giebt kein volleres, reicheres, erhabeneres Kunstschaffen, als dies gegen sich selbst wüthende. Dieser Roman tritt in seiner erhabenen Würde und unbegreiflichen Kraft neben „Anna Karenina“. Er stellt folgende, tendenziöse Entwickelung dar: Fürst Nechljudow, ein verwöhnter und gedankenloser, reicher, junger Mann hat ein Bauernmädchen verführt. Als ganz junger Bursch, sie diente bei seinen Tanten, die er besuchte. In beiden lockte das junge Blut. Er ging fort und vergaß sie. Sie gebar ein Kind, wurde fortgejagt, kam in die Stadt, wurde erst die Geliebte Eines, dann die Aller ... So findet er sie wieder, des Mordes angeklagt. In der Geschworenensitzung erkennt er sie, die er verdorben, zu Grunde gerichtet, in's Elend gestürzt. Durch einen leichtsinnigen, ungeschickten Irrthum in der Beantwortung der Schuld-Frage wird die zweifellos Unschuldige noch in's Gefängniß gesetzt. Nun beginnt die Wandlung des Fürsten. Nechljudow erscheint, wie alle Männer-Gestalten der russischen Literatur, als Typus, den seit Turgenjew alle wieder bei aller Verschiedenheit doch im innersten Wesen gleichartig darstellen. Schwach, unthätig, enthusiastisch und impressionabel im Augenblick, lax in der Folge, leicht erschüttert und erregt, bald wieder apathisch, voll eines guten, reinen, edlen Gemüthes, nur durch jede Lockung des Augenblicks gleichsam von sich selbst weggelockt in die Niedrigkeit und Tücke des Lebens. Dieser Nichtsthuer, reiche Faullenzer und gedankenlose Lebemann wird hier durch die dunkle, finstere Gewalt des Lebens, an dem er selbst mitgethan, gepackt, sein Innerstes, sein Bestes wird erregt und gepeinigt. Grenzenloser Ueberdruß vor sich selbst und seinem bisherigen Dasein faßt ihn an, Qual und Ekel. Er muß gutmachen, was er an dieser Armen verschuldet. Er muß eine Revision des Processes veranstalten, er muß sie heirathen. Er geht an die Ausführung dieses Entschlusses. Das ist Alles. Wie sich nun sein Schicksal wenden wird, ob es ihn, als den Ausnahmemenschen unter den Schwächlingen der russischen Literatur und des russischen Gesellschaftslebens, zur starken Vollendung, zum wahrhaft neuen Leben führen wird, ob er wie Oblomow wieder in seiner melancholischen that- und gedankenlosen Apathie verkommen wird, ist ungewiß. Die ganze Entwickelung scheint für das erste zu sprechen. Vielleicht soll das neue Leben dieses neuen, aus der eigenen Sünde und Niedrigkeit sich selbst erlösenden Menschen geschildert werden, die wiedergewonnene, leuchtende Schönheit des Urväterdaseins. Welcher Optimismus! Und dies bei einem solchen Kenner des Menschen! Immer Hoffnung, immer Bejahung, wenn auch nur an der Stütze des Glaubens, immer ein Ziel, das freilich die Zukunft in die Vergangenheit rückversetzt, alle Cultur und nothwendige Entwickelung verleugnet und zerstört, eine anarchische, dabei aber reactionäre Absicht!

Dies ganze ideale und ideologische Beiwerk, das Pathos der Idee und der Predigt greift nicht ein in die künstlerische Pracht des Werkes. Die Schilderung des Gefängnisses und der Gefangenen, das Porträt der dummen und bedauerlichen, weiblich lockenden, ganz von der Macht ihres Geschlechtes erfüllten Maslowa, der Heldin, Alles lebt vor uns; wer sieht nicht das schielende Lächeln dieses einst so reinen, jugendlich schönen Gesichtes, das noch jetzt reizend ist, in aller Erniedrigung. Wer sieht nicht die Gefangenen, die sich in der Hürde bald von den Aufsehern gepeinigt, bald untereinander grundlos erzürnt, raufend, wieder versöhnt, saufend, kartenspielend, hoffend, immer in fruchtloser Sehnsucht zu den Kerkerfenstern hinausstarrend, oder die verlorene Freiheit beim Schnaps vergessend. Man sieht die Sträflingsgestalten, man riecht den dumpfen, modrigen Geruch dieser wüsten Räume, man hört das Schlurren der Schritte, die Stimmen der Aufseher. Der ganze Schauer des wüsten Lebens faßt einen an, dem die ganze Erde ein furchtbares Gefängniß ist, wie diesen armen das ihrige. Der Eindruck dieser Bilder bleibt unvergeßlich, ebenso wie die grausame Ironie der Richterscenen, wobei die Geschworenen und die Richter belauscht werden. Die ganze, arme, nackte, frierende Menschlichkeit tritt vor uns. „Anna Karenina“ ist lebendiger, frischer, volltönender, dies ist bei weitem ergreifender, es tönt voll Sehnsucht, Schmerz, höchster Angst. Das ganze Leben, wie es ist, scheint daraus nach Erlösung zu schmachten, wie die Gefangenen, von denen gesprochen wird, scheint es zu fürchten, Geschehenes müsse ewig verbüßt werden, ohne Hoffnung auf gerechte Vergebung; rührende Rathlosigkeit bebt aus diesen Blättern, ein Inferno, mehr rührend, als entsetzlich ist unserem Blick gegeben und immer gleichnißhaft. In diesem Gefängniß, in diesen zwei Helden und ihrer Umwelt, wird die Gesammtheit dargestellt, das Ganze getroffen. Das Loos Aller wird an diesen zweien gezeigt, eine Welt in diesem engsten Raum. Wir dürfen glücklich sein, einen solchen Menschen schaffend und lebend zu wissen.

Aehnlich in der Wirkung, ebenso ergreifend, erschütternd und doch mit strahlender Hoffnung uns entlassend, ist der Roman von Fjodor Ssologub: Schwere Träume. Der Autor ist in seiner Weltanschauung und Kunst Tolstoj's Widerspiel. Ist bei Tolstoj alles Parabel und Zweckkunst, Tendenz und Kunstverachtung, alles um eines neuen, heiligen und gläubigen Lebens in Freiheit und christlicher Würde willen geschrieben, so ist hier ein schaffender Geist bloß um die vollendete Durchbildung eines Werkes bemüht, freilich nicht ohne Weltanschauung und Zukunftshoffnung, — ganz und gar absichtslose Darstellung von Lebensstücken wird man bei keinem Russen finden, — aber er durchaus skeptisch, freigeistig, eher zu einem räthselhaften ungläubigen Mysticismus gedrängt, zu einem sehnsüchtigen Enthusiasmus, der die Arme in die Zukunft streckt, von der er Alles erwartet, die in ihren Zukunftsformen, die sich noch ganz unserer Ahnung entziehen, den Wunsch der endlichen Freiheit und Schönheit Aller erfüllen soll. Dort ein moralischer, hier ein antimoralischer Geist, Beide ganz anarchistisch, der Eine in die Urvergangenheit des Christenthums, der Andere in neue Zukunftsformen und Hoffnungen versenkt, der Eine von seltsam positiver Energie, das neue, — eigentlich das uralte, christliche Leben, — wieder heraufzurufen, der Andere träumerisch, passiv, lediglich seinem Werk, seiner schwellenden und sehnsüchtigen Phantasie folgend, hier That und Kraft, dort rathloser und stiller, verwirrter und gern resignirender Verzicht. Bei beiden grenzenloser Haß und Verachtung des Bestehenden, nur daß Tolstoj mit dem herrschenden Sittengesetz geht und nur in der Laxheit der Befolgung das Verderben der heutigen Gesellschaft erblickt, indeß Ssologub das bestehende Gesetz, die herrschende Moral mit der lächelnden Unbewußtheit und Grazie eines Kindes, fast traumwandlerisch auflöst und uns die Menschen siegreich zeigt, die sie zerstören und sich die eigenen Gesetze ihres Lebens geben.

Er versetzt uns in eine russische Kleinstadt, in das ekel-

hafte Treiben der „Stützen der Gesellschaft“, in eine bodenlose Fäulniß, Lüge, Unbildung. Den träumerischen, lyrisch aneinandergereihten Bildern des Buches fehlt eine straffe, klare Handlung, wobei dies Fehlen kein Fehler ist, denn wir sehen doch ein Zeit- und Gesellschaftsbild von starker Suggestibilität und Alles von der Seele des Helden aus, eines neuen Menschen, der in diese Stadt verschlagen ist, an Allem Theil nimmt, überall zusieht, haßt, liebt, sich sehnt und von einer dunkeln Macht zu Thaten getrieben wird, die er selbst nicht begreift, noch will, als willenloses Werkzeug (wieder der durchaus pessimistische, eigentlich energielose, skeptische, ironische, zersetzende und doch thatlose, lediglich impulsive Typus). Und doch folgt er dunkeln Zielen, und dies ist der Optimismus des sonst so trüben und schmerzlichen Buches, daß es ihn durch Verbrechen und Verwirrung, durch Krankheit und Thorheit doch zum Sieg kommen läßt. Alles durch die Macht eines reinen Weibes. Die Gestalt Katja's, eines jungen, lächelnden, rosigen, selbstsicheren Geschöpfes, deren Haus, Vater und Bruder in gleicher Wahrheit und Freiheit erzogen, die neuen Zukunftsmenschen darstellen, nach denen hin sich Cogin, der Held selbst zur Freiheit und Würde entwickelt, diese Figur ist von unsäglichem Zauber. Hier wird die lyrische, farbenreiche, aber linienarme Darstellung Ssologub's, der übrigens in Manchem an Jakobsen erinnert, — plastisch und lebendig. Da ist Wahrheit und Naivetät, heilige Schönheit und Unberührtheit in jedem Wort, jede Geste steht vor unserem Blick und dieses Weibes ganzes Wesen. Zugleich ist ein wundervoller Duft über dem ganzen, in dieser wie im Traum gesehenen und gegebenen Scenenfolge, die das ganze Leben wie einen wüsten Albdruck und Irrthum empfindet und darstellt, aus dem ein Glücklicher zu wacher Seligkeit aufsteht.

Nicht jedes Jahr bringt zwei Werke von solcher Schönheit und Kraft hervor. Man mag die Größe des Volkes bewundern, das zwei Geister so entgegengesetzter Art erzeugt. Beide drücken eine grenzenlose Sehnsucht aus und machen dies heutige Leben verhaßt. Rathlos scheint dieses russische Volk aus der dumpfen Gegenwart sich wegzusehnen. Und nur Dichter in ihren Wünschen und Träumen können ihm eine Zukunft schildern, die noch fern genug ist. Aber in diesem weiten Reich ruhen tausend Kräfte und nur ein kleiner Theil davon kommt in diesen großen Kunstwerken zum Ausdruck. Werden sie einmal lebendig und gesammelt, dann mag Europa staunen. Ein neues Schicksal, eine neue Völkerbewegung steigt herauf.

Die Büchner's.

Von Paul W. Zimmermann.

Die Berufe vererben sich oft in einer Familie, wie dies zumal in früheren Zeiten, als noch die Innungen und Gewerke blühten, der Fall war. Schon viel seltener vererben sich die Talente. Schiller's Söhne waren brave Beamte, aber mittelmäßige Köpfe. Goethe's August war ein durchaus unsympathischer Mensch, dessen Leichtsinn und Rohheit bei seinen Söhnen wieder in das Gegentheil umschlug, in selbstquälerische Philistrosität und ängstliche Dilettanterei in Poesie und Musik. Und sind schon die Söhne selten, die des Vaters Werk congenial weiter führen, so trifft man natürlich noch viel weniger häufig ganze Familien von Genie oder Talent. Die Familie des großen Johann Sebastian Bach mit seinen fünf auch als Musiker bedeutenden Söhnen leuchtet hier voran; aus früherer Zeit wären etwa die Malerfamilie der Holbein oder die gelehrten Scaliger zu nennen, wie denn überhaupt der wissenschaftliche Sinn sich noch am häufigsten vererbt. Aus neuerer Zeit haben wir die hessische Familie Büchner, die in einer Generation vier Schriftsteller geliefert hat: den kraftgenialischen Dramatiker Georg, die Romanschriftstellerin Luise, den jüngst verstorbenen Naturforscher Ludwig und den Literarhistoriker Alexander Büchner. Der Letztgenannte war bis vor Kurzem Professor an der Universität in Caen und hat dort durch Jahrzehnte in Wort und Schrift den Franzosen Verständniß für deutsches Denken und Dichten beizubringen und die geistige Annäherung beider Culturnationen zu fördern gesucht. Ihm verdanken wir eine kurze Biographie seines Bruders Ludwig, die soeben als Einleitung zu einem Sammelbande philosophischer und naturwissenschaftlicher Aufsätze, Ludwig's letzter Arbeiten, erscheint.*) Das äußere Leben des berühmten Verfassers von „Kraft und Stoff“ ist an sich wenig merkwürdig, aber im Zusammenhang mit dem Streben und Wirken seiner ebenfalls hochbegabten Geschwister gewinnt auch dieses stille Gelehrtendasein an stofflichem Interesse. Es ist ein Paradigma der berühmten oder genialen Familien und lohnt ein näheres Eingehen.

Zuerst erzählt uns Alexander Büchner von der Herkunft des Geschlechts. Der Vater war in Darmstadt ein homo novus, d. h. er gehörte keiner der alten eingesessenen Staatsdiener- oder Bürgerfamilien an, welche die Bevölkerung ausmachten. Er war aus Reinheim, einem drei Stunden von Darmstadt östlich am Eingang in den sogenannten Sandstein-Odenwald belegenen Städtchen, und der Sohn eines mit einer zahlreichen Familie gesegneten Kreischirurgen. Den Bewohnern jener Gegend ist seit jeher ein entschiedener Wandertrieb eigen, und so kam es, daß ein älterer Zweig der Büchner'schen Familie schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Holland auswanderte, deren letzten Abkömmling Alexander, als er im Jahre 1849 als politischer Flüchtling in jenem Lande weilte, als stattlichen alten Herrn und Oberst in der holländischen Garde zu sehen Gelegenheit hatte. Es war dies bei seinem ältesten Onkel Wilhelm, welcher gleichfalls schon als junger Mann nach Holland ausgewandert war und sich als Arzt einen großen Namen und ein beträchtliches Vermögen gemacht hatte. Seinem Beispiele folgend, kam Vater Büchner zu dem in Gouda ansässigen Bruder, trat aber alsbald als Regimentschirurg in die damals unter dem König Louis Napoleon neu organisirte Armee ein und zwar kurz vor der Zeit, ehe ein Machtspruch des ersten Kaisers Holland dem großen französischen Staat einverleibte. Die holländischen Truppen wurden daraufhin in die Nähe von Paris verlegt, und der Kaiser ließ dieselben eines Tages in Versailles die Revue passiren. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er den Feldscherer Büchner. Er redete ihn mit einigen Worten an, wie es seine Gewohnheit bei den Truppen war. „Tu montes bien à cheval; quel age as-tu?“ und fort war er.

Dieses an sich gewöhnliche und unbedeutende Ereigniß wurde der Glanzpunkt in dem Leben des jungen Mannes wie der so vieler Anderen, welche der Kaiser unter dem Zwang seines persönlichen Zaubers hielt. Klein, stark und von strammer Haltung wie er war, bildete er sich ein, eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem Helden zu besitzen, was ihn nicht verhinderte, ein getreuer Unterthan seines nachmaligen Landesherrn, des Großherzogs von Hessen, zu sein. Aber das Kaisergespenst spukte in ihm fort. Als der Großherzog eines Abends einen jener damals üblichen Maskenbälle, Redouten genannt, gab, erschien auf demselben eine kurze, verkleidete Gestalt in der grünen Jägeruniform, welche der Kaiser gewöhnlich trug. Die Maske erregte großes Aufsehen und wurde vielfach angesprochen, blieb jedoch stumm wie das Grab, ging mit den Händen auf dem Rücken, gravitätisch in dem Saal auf und ab, und als mit dem Glockenschlag Zwölf die Masken fallen mußten, war sie verschwunden. Natürlich hatte er sich bei der wohllöblichen Polizei die unentbehrliche Erlaubniß zu dieser Maskerade ausgewirkt.

---

*) „Im Dienste der Wahrheit“. Ausgewählte Werke aus Natur und Wissenschaft. Gießen, Emil Roth.

Seine Verheirathung mit der Tochter eines hochgestellten Bureaukraten brachte ihn in verwandtschaftliche Beziehung mit den ersten Familien der Stadt, was ihm für seine Praxis sehr nützlich war, obwohl dieselbe wesentlich auf der Ortsbürgerschaft fußte, deren Herzen ihm sein zugleich leutseliges und bestimmt auftretendes Wesen gewann. Seine Gattin schenkte ihm sieben Kinder; der älteste Sohn Georg wurde 1835 noch ganz jung als Dichter durch das Trauerspiel „Danton's Tod" berühmt, starb aber frühzeitig als politischer Flüchtling in der Schweiz. Dieses Verhängniß warf einen trüben Schatten auf das bisher so glückliche Familienleben; die Mutter war eine schöne, lebenslustige Frau von rheinischem Frohsinn gewesen, und ihre Heiterkeit kehrte erst allmälig wieder zurück. In einer jugendlichen Selbstbiographie, die Alexander in seinem Vorwort citirt, hat der um volle elf Jahre jüngere Ludwig auch diese Familientrauer um den Tod des genialen Georg geschildert. Er schreibt: „So wurde ich in den Stand gesetzt, in meinem elften Jahre als hoffnungsvoller Jüngling in das Gymnasium meiner Vaterstadt einzutreten, in welchem ein neuer Gesichtskreis für mich aufging. Das rege geistige Leben, das mich umgab, munterte mich selbst zu angestrengter Thätigkeit auf, indem der allgemeine Strom den Menschen mit sich fortreißt, und vierzehn Tage gingen in der Regel schnell und fröhlich vorüber, bis der schreckliche Tag anbrach, wo das Sittenbuch von dem gestrengen Herrn Vater unterschrieben werden mußte. War jedoch diese Klippe glücklich umschifft, so gab sich der Knabe seiner munteren Laune wieder hin, ohne den Ernst des Lebens zu fühlen. Diesen Ernst sollte ich indessen bald in schrecklicher Weise kennen lernen, als die Theilnahme meines Bruders Georg an den politischen Umtrieben jener Zeit Kummer und Sorgen in die Familie brachte. Wie oft saß da der Vater zürnend und scheltend am Tische, während die Mutter weinend neben ihm stand oder saß, und wir Kinder, die wir von Allem nichts verstanden, stumm um die Eltern herumstanden. Und als endlich nach langem Härmen und Sorgen die guten Eltern einen Strahl des Glückes vor Augen zu haben glaubten, da trat plötzlich der Tod zwischen Furcht und Hoffnung und sprach sein schaudervolles Nein. Wer vermag den Jammer zu beschreiben? Nie werden jene unheimlichen Abende aus meinem Gedächtniß verschwinden, an denen die Briefe kamen, welche tagtäglich Bericht über den Fortgang der schrecklichen Krankheit brachten, bis endlich und zuletzt der schwarz gesiegelte Todesbrief mit der Nachricht ankam, daß Alles zu Ende sei. Der Vater war ernst und still, die arme Mutter der Verzweiflung nahe. Die Scenen, die ich hier erleben mußte, warfen den ersten, aber tiefen und bleibenden Schatten in mein jugendliches, bisher nur von Heiterkeit erfülltes Herz." Bekannter als Georg's genieblitzender „Danton" ist heute noch Herwegh's prachtvolle Todesklage am Sarge des frühverstorbenen Freundes:

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen,
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlange zwischen deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!"

Immerhin ist es verwunderlich, daß weder Ludwig noch Alexander des Bruders Werke und literarischen Nachlaß herausgegeben haben, sondern die Arbeit einer fremden Hand (K. E. Franzos) überließen.

Einer zahlreichen, wohlangesehenen Familie in der Residenz angehörig, übte die geistig bedeutende Mutter gegen Verwandte und Freunde die ausgedehnteste rheinische Gastfreundschaft, so daß das Haus selten ohne Besucher war, von welchen Letzteren die Kinder natürlich verwöhnt und verzogen wurden. Ludwig, das fünfte Kind, war insbesondere der Liebling seiner Mama und der Damen, wegen seiner Aufgeweckтheit und seines schönen blonden Lockenkopfes. Er wurde damals gemalt in einem schwarzen Sammetkleidchen mit weißem Spitzenkragen, auf einem Schaukelpferdchen sitzend, welches Bildchen noch in der Familie vorhanden ist. In der Schule zeichnete sich Ludwig durch seinen Fleiß aus. Er bestand ein gutes Maturitätsexamen mit kaum achtzehn Jahren. Da er aber bei der Wahl eines zukünftigen Berufes schwankend war wie immer und der Vater wünschte, seine beiden jüngsten Söhne zu gleicher Zeit auf der hohen Schule zu wissen, so ließ er Ludwig erst noch ein Jahr auf der polytechnischen Schule zu Darmstadt verbringen, damit Alexander den um drei bis vier Jahre älteren Bruder auf der Universität einholen konnte. Mittlerweile hatte sich Ludwig zum Studium der Medicin entschlossen, obwohl er lieber Philosophie getrieben hätte. Doch dieses war kein „Brodstudium" und somit wurde die damals bereits in den letzten Zügen liegende Hegel'sche Philosophie aufgegeben.

Ludwig bezog die Zwangs-Landesuniversität Gießen, aber schon nach einem Jahre kam die alte Vorliebe des Vaters für Frankreich wieder zum Vorschein. Immer darauf bedacht, seinen Kindern tüchtige Sprachkenntnisse als ein sicheres Rettungsmittel in bewegten Zeiten mitzugeben, schickte er seinen Ludwig auf ein Jahr nach Straßburg, wo er mütterliche Verwandte in der Familie des bekannten Bibelgelehrten und Professors Theodor Reuß hatte. Aber der frühere Flor dieser Universität war unter der prosaischen Herrschaft des Julikönigthums verschwunden, und Ludwig kehrte, vielleicht von Heimweh geplagt, bald nach Darmstadt zurück, um im nächsten Jahre gemeinschaftlich mit Alex die Universität Gießen auf's Neue zu beziehen. „Damals," erzählt jetzt Alex, „war Gießen ein Schmutznest ersten Ranges von kaum siebentausend Einwohnern, mit etwa fünfhundert Studenten, welche, um sich die Zeit zu vertreiben, über die Maßen kneipten und paukten. Das einzige Licht, welches in diese Wüstenei fiel, war das des großen Chemikers Liebig, welcher aus Dankbarkeit gegen den Großherzog von Hessen, der ihn hatte studiren lassen, diese Universität nicht verlassen wollte. Der damals beginnende Weltruf des Erfinders der organischen Chemie zog viele Ausländer wie Franzosen, Engländer, Schweizer und Amerikaner, meist mit guten Wechseln, herbei und gab der kleinen Universität eine Art von kosmopolitischem Anstrich. Wir nannten diese Chemiker gemeinhin „Giftmischer", und bei ihren gefährlichen Experimenten trugen dieselben Glasmasken, was den Meister nicht verhinderte, eines Tages, bei einer Explosion, ein Auge zu verlieren. Wenn ein solcher Unfall vorkam, so pflegte er sich kaltblütig herumzudrehen und den ganzen Plunder hinter sich zu werfen, was aber nicht immer mit gleich gutem Erfolg geschah. Aus Furcht vor solchen Vorkommnissen, wollten die Gießener Philister die „Giftmischer" nicht mehr in ihre Häuser aufnehmen, und dieselben bezogen daher abgelegene Quartiere, z. B. in einsam stehenden Gartenhäuschen, wo sie ohne Behelligung ihrer Mitmenschen in die Luft fliegen konnten. Wir anderen Studenten, namentlich die Juristen, lebten unbesorgt auf der Kneipe und dem Fechtboden dahin und lernten möglichst wenig, was uns jedoch nicht verhinderte, zur rechten Zeit das Facultätsexamen zu bestehen. Die Mediciner zeigten mehr Eifer für ihre Wissenschaft; nur fehlte ihnen leider das Material und wenn einmal ein „Kadaver" auf die Anatomie gebracht wurde, so rissen sie sich förmlich darum, der Eine ein Bein, der Andere einen Arm, der Dritte einen sonstigen Körpertheil unter sein Seciermesser zu kriegen, um dieselben kunstgerecht zu präpariren. Sie vergaßen darüber zum Mittagstisch zu gehen, und Manche sollen sich bei einem improvisirten Butterbrod und Käse eines flüchtig abgewischten Secirmessers bedient haben. Bruder Ludwig war unter den Fleißigsten, vergaß jedoch nicht, sich an den damals auftauchenden Reformbestrebungen vieler ernsthafter Studierenden zu betheiligen, welche den Mißbräuchen des Corpswesens entgegentraten und deßhalb spöttischerweise von ihren Gegnern die „Filzmucker" genannt wurden. Ludwig hatte eine große natürliche Rednergabe und wurde bald einer der Vorsteher des neuen Studentenbundes „Alemannia". Leider fiel die

ganze Geschichte bald in's Wasser, und die sehr zahlreiche Alemannia spaltete sich mit der Zeit in verschiedene kleinere Bünde, welche sofort mit den schon bestehenden Corps eine verzweifelte Aehnlichkeit annahmen."

So kam das Jahr 1848 herbei und mit ihm die Pariser Februar-Revolution, welche, wie Jedermann weiß, ganz Deutschland und insbesondere die Universitäten in Feuer und Flammen setzte. „In unserer sonst sehr loyalen Familie," bemerkt Alex, „hatten wir Jüngeren leider die Tradition des als Demagogen flüchtig gewordenen Bruders Georg. In einem so patriarchalisch optimistisch regierten Staat wie Darm-Hessen galten derartige Dinge für unschuldige und unschädliche Träumereien, wegen welcher jedoch viele junge Leute von Bundeswegen mehrere Jahre lang in Untersuchungshaft gehalten wurden. So schadete auch unseres ältesten Bruders Demagogenthum dem Ansehen der mit vielen hohen Staatsdienern verwandten Familie durchaus nicht. Aber uns jungen Leute wurmte die Sache doch, und wir wurden nun nach dem Vorgang der Pariser lauter Republikaner. Ein Freund meines Bruders Georg, Namens August Becker, war in Folge jener Ereignisse aus der Schweiz in seine Heimathstadt Gießen zurückgekehrt. Mit einem furchtbaren rothen Bart und einer Stentorstimme begabt, machte August Becker den Volksredner, welches böse Beispiel wir böse Buben alsbald nachahmten. Auch gab derselbe ein demokratisches Volksblatt heraus, „der jüngste Tag" genannt, welches bei der ländlichen Bevölkerung großen Anklang fand, weil dieselbe diesen „jüngsten Tag" mit dem Tag des jüngsten Gerichts verwechselte. Wir schrieben eifrig in dieses Blatt und hielten auch wohl Reden auf den Volksversammlungen, welche die Wahl von Karl Vogt für das Frankfurter Parlament vorbereiteten. Zum Vorparlament reiste Ludwig natürlich mit August Becker nach Frankfurt, von wo sie Berichte über die Versammlungen einsandten, welche ich „im jüngsten Tag" abdrucken ließ. Zugleich organisirten wir eine mit alten Jagdflinten und Piken bewaffnete Volkswehr, welche in Rotten eingetheilt wurde. Die Rotte unseres Quartiers hieß die „Wallthorrotte", für welche Bruder Ludwig als Hauptmann gewählt wurde. Er exercierte uns in Gemäßheit seiner sehr geringen militärischen Kenntnisse höchst unvollkommen ein, und als wir eines Tages an einer Mauer zur Linken hinmarschirten, hieß es plötzlich „linksum Marsch!" worauf wir die Wand zwar nicht einrannten, aber vor derselben wie die Ochsen am Berge stehen blieben und in ein nicht enden wollendes Gelächter ausbrachen." Als sich dann die revolutionäre Fluth verlief, machten die beiden als gefährliche Umstürzler verschrienen Büchner's doch ihr Doctorexamen. Gleichwohl schreibt Alexander: „Ludwig war wesentlich Gemüthsmensch, worin er mehr seiner unendlich gütigen und weichen Mutter nachschlug als dem herberen Vater. Er war eingefleischter Optimist, obwohl Mediciner, welcher Umstand während seines ganzen Lebens fühlbar blieb und ihn in eine Reihe von inneren Schwierigkeiten und Zögerungen hineindrängte, welche ihn oft sehr unglücklich machten. Unter solchen Verhältnissen verliefen die schweren fünfziger Reactionsjahre, während welcher er zu keinem rechten Bewußtsein seines schriftstellerischen Talentes und Berufes kam." Er wäre vielleicht in der Enge des Lebens in einer kleinen Stadt langsam eingeschlafen, wenn ihn nicht ein äußeres Ereigniß aus der darm-hessischen Stickluft herausgerissen hätte. Er hatte sich durch Beiträge zu einer gerichtlich medicinischen Zeitschrift einen guten Namen als Fachmann gemacht und außerdem ein vorzügliches Staatsexamen abgelegt, als er eines Tages von der medicinischen Facultät in Tübingen eine Berufung als Assistenzarzt mit Docirberechtigung an die dortige Universitätsklinik erhielt. Dies war der erste Schritt zur Laufbahn als Universitätslehrer. Klein war der Anfang mit freier Wohnung in der Klinik und einem Gehalt von vierhundert Gulden (!), aber Ludwig hatte den Fuß im Steigbügel als Universitätslehrer; seine Thätigkeit als Arzt und Docent wurde überdies alsbald von dem besten Erfolg gekrönt. Aber seine Briefe nach Hause ließen eine beständige Unbefriedigung und Unsicherheit durchblicken und man sah daraus, daß er sich vollständig vereinsamt in jener schwäbischen Mitte fühlte. Um ihn aus seiner Schwermuth aufzurütteln, gesellte ihm die kluge Mutter den lebenslustigen Alexander bei, und die Brüder verbrachten nun in Tübingen zusammen sehr glückliche Tage. Plötzlich entdeckte der ewig zaudernde Ludwig seinen wahren Beruf als naturwissenschaftlicher Schriftsteller. Und Alexander erzählt:

„Mittlerweile hatte ich mich wie meine ältere Schwester Luise als Schriftsteller versucht, und wir erwarteten, daß sich Ludwig als Familienschöngeist zeigen würde. Allein er blieb verschlossen wie das Grab. Da trat er eines Morgens mit einem dicken Pack Papiere unter dem Arm in mein Zimmer und eröffnete mir, er habe sich gleichfalls im Papierschwärzen versucht. „Aha", sagte ich, „kommt die Familienkrankheit auch bei Dir zum Ausbruch? Il n'en était que temps! was hast Du denn da für Maculatur unter dem Arm? Ist's ein Zeitroman nach Alexander Dumas und Eugène Sue oder ein Koth und Blut duftendes Drama nach Victor Hugo's Mache?" Denn etwas Anderes konnte ich bei meinem bis dahin ganz schöngeistig veranlagten Bruder nicht erwarten. „Nein", sagte er, „es sind naturphilosophische Studien", und einen ganz „dogmatischen" Ton annehmend fuhr er fort: „Derartige Dinge ziehen heute. Das Publicum, entmuthigt durch die kürzlichen Niederlagen der nationalen und liberalen Bestrebungen, wendet sich mit Vorliebe den mächtig aufblühenden naturwissenschaftlichen Forschungen zu, in welchen es eine Art von neuem Widerstand gegen die triumphirende Reaction erblickt; siehe Vogt, Roßmäßler, Moleschott, welche alle gute Verleger finden. Ich bitte Dich nun, diese Manuscripte zu lesen und mir zu sagen, ob Du glaubst, daß ich einen Buchhändler dafür kriegen und auf einen wenn auch geringen Erfolg hoffen kann." „Was ist denn der Titel?" fragte ich dazwischen. „Kraft und Stoff" war die Antwort. „Kraft und Stoff?" rief ich aufspringend. „Der Titel allein ist Gold werth und jeder Verleger nimmt und bezahlt Dir das Buch unbesehen. Schick's nur gleich an den jungen Meidinger nach Frankfurt, der ist der Mann für so was."

Alex las also „Kraft und Stoff", ohne etwas zu sagen, aber am nächsten Tag ging das Manuscript nach Frankfurt an Meidinger ab, und in derselben Woche kam eine bejahende Antwort, welche ein geringes, aber für die damaligen Ansprüche enorm scheinendes Honorar verhieß. Vier Wochen darnach war das Buch erschienen und hatte den bekannten durchschlagenden Erfolg. Auf Ludwig machte er aber nur den Eindruck eines ungeheuren Erstaunens. „Er, der Schöngeist von Natur, sah sich gleichsam verirrt auf den Gebieten des Materialismus, die er malgré lui betreten hatte. Angegriffen, mußte er sich wohl vertheidigen und die rasch aufeinander folgenden Auflagen seines Buches boten ihm die schönsten Gelegenheiten dazu in den dieselben begleitenden Vorreden. Insbesondere war die von uns gemeinschaftlich verfaßte zur dritten Auflage geharnischt wie ein Kreuzfahrer, und fortan begaben sich die Gegner nur mit Vorsicht auf diesen mit stacheligem Dorngestrüpp erfüllten Kriegspfad."

Die nächste Folge machte sich in Tübingen fühlbar. Der hochwohlweise Senat der alten Hochschule steckte seine gelehrten Köpfe zusammen und fand, daß der Verfasser einer solchen Mord- und Brandschrift unmöglich Lehrer der schwäbischen und sonstigen Jugend bleiben könne. Die Berechtigung als Privatdocent wurde ihm entzogen; Alexander gab seine Absicht, sich in Tübingen für moderne Literaturgeschichte zu habilitiren auf, und Beide kehrten schiffbrüchig in's Vaterhaus zurück. „Für Bruder Ludwig wurde von da an der Zwiespalt zwischen dem geborenen Ideologen und dem materialistischen Philosophen immer fühlbarer. Inmitten der großen Erfolge seiner weiteren Schriften klagte er mir oft, seinen

Beruf verfehlt zu haben und erklärte, er würde, wenn er es noch einmal zu thun hätte, seine Bücher nicht wieder schreiben." Aber das Unheil war einmal geschehen, und so mußte auf der einmal betretenen Bahn vorangeschritten werden. Zunächst trat Ludwig wieder in die ärztliche Praxis ein, obwohl es ihm widerstrebte, wie er sagte, jeden Nachmittag von zwei bis drei zu Hause bleiben und dem ersten besten Schusterjungen den Puls fühlen zu müssen. Er arbeitete folglich insgeheim in seinen Liebhabereien weiter, und einen schlagenden Beweis dafür giebt sein mit dem Pseudonym „Karl Ludwig" gezeichnetes Buch „Der neue Hamlet", Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten, welches schon früh entstanden war, aber erst 1885 in Zürich bei Schabelitz erschien. In der Vorrede giebt der Verfasser, natürlich fälschlich, an, der Herausgeber befinde sich schon lange im Besitz der nachfolgenden Papiere aus der Jugendzeit des verstorbenen Verfassers. Das übrigens unbemerkt vorübergegangene Büchlein enthält lyrische Stücke, dramatische Fragmente, Tagebuchblätter und ästhetische Aufsätze, „offenbar Jugendarbeiten von großem Talent", wie Alexander versichert.

Die weiteren Lebensschicksale der Büchner's sind nicht mehr sehr aufregend. Luise erwarb sich einen geachteten Namen als Dichterin und Romanschriftstellerin, sowie besonders durch ihre praktische Wirksamkeit im Interesse weiblicher Erwerbsthätigkeit. Noch vor ihrem Tode 1877 hatte sie einen großen Erfolg mit ihrer Schrift „Die Frauen und ihr Beruf", die heute in 5. Auflage vorliegt. Wandervogel Alexander erhielt in Frankreich eine Professur und lebt jetzt emeritirt in einem Seebade der Normandie. Ludwig wurde zum fruchtbaren naturwissenschaftlichen Schriftsteller, Darwinianer und Freidenker und machte sich durch seine Wandervorträge einen populären Namen; von seiner Tournée in Nordamerika kam er als reicher Mann zurück. Wie Alexander versichert, hätte Ludwig gern eine politische Rolle gespielt, wenn er nur gekonnt hätte. Freilich wurde er in den Darm-Hessischen Landtag gewählt. „Ich muß," sagte Ludwig oft, „schreiben und prakticiren, um zu leben. Wie kann ich die Kosten, welche mit einer Wahl und einem längeren Aufenthalte in Berlin verknüpft sind, aus meinen eigenen Mitteln decken? Ich muß also fortfahren, in meinem Pfluggeschirr zu ziehen, während Andere die politischen Interessen unseres Volkes je nach ihrem Witz zu vertreten suchen." Wir schließen unsere Skizze der Büchner's mit Alexander's hübscher Charakteristik seines berühmten Bruders. „Sein Temperament war ein wesentlich ruhiges, kaltblütiges, allen leidenschaftlichen Ausbrüchen abgeneigtes, weßhalb man ihn bei öffentlichen Verhandlungen wie in dem bekannten Lassalle'schen Streit auch in die Nachbarstädte z. B. Frankfurt als deren Vorsitzenden und Schiedsrichter berief. Bei aller lebhaften Polemik erwies er sich als gemäßigt und von einem gemessenen Anstand, welcher seinen Gegnern Achtung abnöthigte. Sein eigener öffentlicher Vortrag war wohldurchdacht, klar und von Notizen unterstützt, auf die er zuweilen einen Blick zu werfen pflegte. In der gewöhnlichen Unterhaltung war er eher schweigsam und beobachtend als anregend. Sobald ihn dagegen eine Sache interessirte, mischte er sich mit gewohnter logischer Schärfe in das Gespräch und überzeugte gewöhnlich seine Gegner, vorausgesetzt, daß dieselben ehrlich waren. Von dem oft erwähnten inneren Zwiespalt seines Lebens merkte man nach außen wenig; desto fühlbarer wurde derselbe in stillen häuslichen Stunden, wo dann seine liebenswürdige Gattin die bösen Geister durch ihre heitere Lebhaftigkeit und Vergnüglichkeit zu bannen wußte." Bei den heute lebenden Descendenten der Büchner's hat sich, wie Alexander mittheilt, der schriftstellerische Familienzug nirgend gezeigt. Vielleicht bricht er nach den Gesetzen des Atavismus in den Nachkommen wieder hervor.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus dem österreichischen Sprachenbabel.

Ein Reise-Erlebniß.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

„Die ganze Zeit über hatte ich die Hand der Dame nicht losgelassen," so bekennt der Verfasser von Yorick's Empfindsamer Reise in dem Capitel: die Remisenthür; „ich hatte die Hand so lange gehalten," setzt er hinzu, „daß es unschicklich gewesen wäre, sie frei zu geben, ohne sie zuvor an meine Lippen zu drücken." — Indem ich von dem Lande Abschied nahm, wo jedes dienende Wesen, sei es zum Morgengruß oder zum Abendsegen, sei es zum Auftischen eines Frühstücks oder zum Hinaustragen meiner Stiefeln, sein Kommen wie sein Gehen mit einem ehrerbietigen „Küß' die Hand" begleitet hatte, beschloß ich gelegentlich auf eine Lücke in unseren culturhistorischen Kenntnissen hinzuweisen — vielleicht sollte ich sagen: in meinen — aber bis jetzt hat mir Niemand in zuverlässiger Weise zu sagen vermocht: wann und wie das „Küß' die Hand" in die deutsch-österreichische Ausdrucksweise seinen Einzug gehalten hat, und so scheint sich die Forschung noch nicht in ernstlicher Weise mit dieser eigenthümlichen und tief in's Volk eingedrungenen Formel beschäftigt zu haben. Als bloße Formel gilt sie übrigens nicht durchweg, auch beschränkt sie sich nicht auf die deutsche dienende oder doch sich höflicher Ergebenheit befleißigende Menschenclasse Oesterreichs. Eine ungarische Kindermagd, mit deren Zöglingen wir öfter beim Begegnen uns berührten, ließ sich's nicht nehmen, bei solchen Gelegenheiten uns thatsächlich die Hand zu küssen; im Gleichen waren Schulkinder, Bettelleute, wanderndes und mit einem Zehrpfennig beschenktes Volk häufig rascher, als sich's verhindern ließ, mit einem wirklichen Handkuß zur Stelle. Da aus Italien dieser Brauch nicht eingewandert ist und die Russen und Polen bekanntlich im Küssen wildfremder Menschen, zum Theil mit Berühren des Aermels oder des Rocksaumes, Erstaunliches leisten, so möchte wohl das Deutschthum in Oesterreich hier dem ihm jetzt so verleideten Slaventhum etwas abgeborgt haben, vermuthlich ohne sich gegenwärtig noch auf diese Entlehnung zu besinnen. Auf alle Fälle dürfte sich's lohnen, das Küssen einmal zum Gegenstande einer alle bekannten cultivirten und wilden Völker umfassenden wissenschaftlichen Studie zu machen. Abgesehen von den vielen Küssen, die unter Verliebten im Hellen und im Dunkeln auf der nördlichen wie auf der südlichen Erdhälfte seit Erschaffung des ersten Menschenpaares getauscht worden sind und will's Gott auch bis an's Ende der Welt als gangbarster Tauschartikel im Gange bleiben werden, gilt es, endlich einmal über die Verbreitung, die Art und möglicher Weise auch den Wanderzug des Höflichkeits-, Unterthänigkeits- oder Ergebenheitsküssens Genaues zu ermitteln.

Was Yorick's durch drei oder vier Capitel der „Sentimental journey" fortgesetztes Festhalten der Hand jener schönen Französin betrifft, und zwar im Zusammenhang mit der Remise, in welcher ihm wie ihr ein käuflicher Wagen für die Reise von Calais nach Paris gezeigt werden sollte, so konnte ich nicht umhin, als ich neulich nach Ablauf meiner schönen Gebirgsferien auf dem Perron des Wiener Kaiser Ferdinand-Nordbahnhofes, beladen mit allerlei Handgepäck einer mir fremden, vor mir in's Coupé eingestiegenen Dame stand und ihr geduldig und wohlerzogen eine Schachtel nach der andern hinaufreichte, während die Locomotive fauchte und zischte, die Schaffner „Einsteigen! Einsteigen!" zeterten und der Höllenlärm ringsum mein Trommelfell zu sprengen drohte, ich sage: ich konnte inmitten dieses Jagens und Hetzens, das ich auf den Bergen eine Weile glücklich aus dem Gedächtniß verloren hatte, nicht umhin, unser Dampf- und Elektricitäts-Jahrhundert mit der Romantik von 1762 und 64 zu vergleichen, den Jahren, in welchen Lawrence Sterne von Calais nach Paris reiste, und ich fürchte, ich bin den Schachteln nachgestiegen, ohne für die Fortschritte, die das 19. Jahrhundert der reisenden Menschheit beschert hat, das schuldige Maß von Dankesgefühlen in mir aufsteigen zu lassen. Mein Reiseziel war diesmal das in der Provinz Posen liegende Rittergut eines Verwandten, also das unzweifelhafte Flachland. Mich an das völlige Entbehren irgend welcher Gebirgsnatur wieder zu gewöhnen, dazu bot die Länge der Fahrt — 26 Stunden — mir ausgiebige Gelegenheit; wenn Anfangs auch die aus östlicher Ferne herübergrüßenden kleinen Karpathen noch hin und wieder zum Auslugen in die Ferne reizten, so überwog doch bald das Gefühl, daß die Landschaft ferner keinen Anspruch auf Beachtung erhebe, wofür denn als reichlicher Ersatz das babylonische Sprachgemengsel in den Waggons selbst wie auf jeder Haltestelle sich zur Verfügung stellte. „Wer reisen will, der schweig' fein still," lautet der Rath Philander von Sittewald's; freilich hat er dabei den Fußwanderer im Auge; jedenfalls hätte ich viel entbehrt, wäre das wechselnde Völkchen, das auf dieser ganzen Fahrt mein Coupé auch nicht auf einer einzigen Strecke völlig vereinsamen ließ, nach dem Rathe Philander von Sittewald's sein still gewesen.

Ein vielseitig unterrichteter Herr, der in Lundenburg einstieg und der sich mir im Laufe des Tages schon wegen seiner ausgedehnten Studien auf dem Gebiet der vielen in Oesterreich-Ungarn heimischen Sprachen als ein höchst erwünschter Reisegenosse erwies, ein ehemaliger Professor aus Wien, verband mit der glücklichen Fähigkeit, sich, trotzdem

er Deutsch-Oesterreicher war, an dem Sprachen-Chaos seines Kaiserstaates zu freuen, die beneidenswerthe Eigenschaft, selbst aus Halb- oder gar nicht Gebildeten allerlei Belehrendes herauszulocken; gelang ihm das nicht, so ruhte er doch nicht, bis er etwas für die betreffende Nationalität Charakteristisches herausgebracht hatte, und so habe ich wie aus einer Loge im Theater den ganzen Tag zugesehen und zugehört und gleichsam wie in einem bunten Bilderbuch der Nationalitäten des mosaikartigen Kaiserstaates geblättert. Auf meinen Südbahnfahrten war neben dem Kroatischen und Slavonischen vorwiegend Italienisches mir an's Ohr geklungen. Die Schaffner hatten dort ihrer Mehrzahl nach hinreichende Uebung in allen diesen Sprachen, so daß sie sich auch mit den nicht deutsch-redenden Passagieren verständigen konnten. Hier auf der Nordbahn galt es zur Noth ungarisch, tschechisch und polnisch reden oder wenigstens verstehen zu können; die sogenannte bessere Gesellschaft fremder Nationalität wußte sich übrigens ausnahmslos im Deutschen gut auszudrücken und gab sich nicht das Ansehen, als sei ihr das Deutschreden nicht recht. Unter sich verkehrte sie, ob polnisch, mährisch, tschechisch, ungarisch oder russisch, in ihrer Heimathssprache, wobei zwischen Polen und Russen — es kamen welche aus Carlsbad — kein Verkehr war, es sei denn die jüdische Glaubensgenossenschaft verbinde sie, wo dann wohl die Zuflucht zum Deutschsprechen genommen wurde.

Nachdem ein guter Theil des Tages mir in dieser Weise die in der Presse wie im Reichsrath sich so heftig befehdenden Nationalitäten in idyllischer Friedlichkeit vorgeführt hatte, schien es mir unzweifelhaft, daß die „Versöhnungs-Politik" des Grafen Taaffe wenigstens auf den Eisenbahnen sich nicht gar so übel ausnehme; doch sollte ich kurz vor Oderberg, der letzten österreichischen Station, noch eines Bessern belehrt werden. In Mährisch-Oftrau stieg nämlich ein blondbärtiger Herr ein, welcher, die Bezeichnung des Coupés als ein Nichtraucher-Coupé und die Gegenwart einer sehr hübschen jungen Brünette ignorirend, sofort Anstalten zum Anzünden einer Cigarre traf. Als der ihm zunächst Sitzende machte ich ihn höflich darauf aufmerksam, daß in diesem Coupé nicht geraucht werden dürfe. Er zuckte die Achseln, als verstehe er kein Deutsch; darauf faßen wir im nächsten Augenblick in dicken Rauchwolken. Ein junger ungarischer Magnat, der mit der Brünette schon von Ungarisch-Hradisch an fleißig in gebrochenem Deutsch charmucirt hatte, sprang nun auf und fragte ihn auf Ungarisch, ob er vorziehe, die Cigarre aus dem Fenster zu werfen oder selbst diese Reise anzutreten. Als der übrigens recht martialisch aussehende junge Blondin auch diese Ansprache mit Achselzucken beantwortete, wollte der ungarische Kurmacher handgreiflich werden, wurde aber durch die Brünette und mich daran verhindert, indem ja in der That noch bei Weitem nicht alle österreichischen Landessprachen zur Herstellung des Verständnisses erschöpft seien. Gleichzeitig gab die junge Dame auf gut mährisch dem beharrlichen Mißachter des Rauchverbotes in freundlicher Weise eine Uebersetzung des Letzteren, wie es auch im Waggon selbst zu lesen war. Dies half; er ließ seine Cigarre ausgehen, wünschte aber dann zu wissen, ob der aufgesprungene Herr sich etwa unziemlicher Ausdrücke gegen ihn bedient habe, welche tschechisch vorgetragene Frage er auch noch fließend verdeutschte, wodurch mir nun wieder das Recht zu der Gegenfrage wurde, ob er, der doch also fließend deutsch spreche, meine höfliche Frage denn aus Mißachtung des Deutschen mit Achselzucken beantwortet habe. Sofort befanden wir uns sammt und sonders im Brennpunkte des österreichischen Sprachenstreites. Er kehrte meine Frage um und wollte wissen, ob ein bloß deutsch ausgedrücktes Rauchverbot nicht eine „flagrante Mißachtung der nichtdeutschen Völker des österreichischen Kaiserstaates involvire?" Hier mischte sich mein Professor begütigend ein, indem er, bald deutsch, bald tschechisch redend, die Unmöglichkeit auseinandersetzte, in einem so vielsprachigen Staate allen Wünschen dieser Art gerecht zu werden, zumal nicht jeder Waggon immer auf der nämlichen Bahn laufe.

„Die nämliche leere Ausrede," rief der Blonde mit einem wüthenden Blick auf den Ungar, „habe ich neulich zwischen Debreczin und Szatmar zu hören bekommen, obschon die Magyaren, ginge es nach der Kopfzahl, in Ungarn den Slaven den Steigbügel halten müßten." Hier sprang der Ungar wieder wie ein Champagner-Pfropfen in die Höhe, um in seiner Sprache eine Brandrede über die hirnverbrannte Anmaßung der Slaven zu halten, eine Auslassung, die glücklicher Weise nur mein Professor ganz verstand, deren Inhalt wir Anderen aber freilich aus den sie begleitenden Gesten doch einigermaßen errietheu. Was der Blonde erwiderte oder vielmehr seinem Widerpart entgegenschrie, ist, nach der Versicherung meines Professors, von schier unglaublicher Grobheit gewesen; die Brünette wurde dabei blaß und wieder roth; uns zwei Deutschen fiel aber die in österreichisch-ungarischen Landen wohl ziemlich herkömmliche Rolle des „Ruhe! Ruhe!"-Rufens zu, und endlich übertönten das Pfeifen der Locomotive, das Schellen der Stationsglocke und die Meldeschreie „Hruschau! Hruschau! Station Hruschau!" den Lärm der beiden Kampfhähne.

Der eine derselben, der Blonde, entlud nun einen Theil seiner hochgradigen Erregung gegen den Schaffner, der nur ein deutsches Rauchverbot ausgehängt hatte. Dieser verwies ihn an den Stationschef, der gerade behaglich vorbeispazierte, und so wurde diesem ehrenwerthen Herrn denn — wieder in fließendem Deutsch — von dem Blonden die Nothwendigkeit auseinandergesetzt, der berechtigten Empfindlichkeit der Urnationalitäten des Kaiserstaates Rechnung zu tragen, auf welchen ohne Zweifel ihm schon oft vorgetragenen Gedanken der Beamte höflich erwiderte, er werde sich freuen, eine deßfallsige dankenswerthe Anregung im Beschwerdebuch niedergelegt zu sehen. Ich hatte gehofft, über dem Einschreiben dieser Anregung werde unser heftiger Jungtscheche — als solcher hatte er sich in seiner Donnerrede dem Magyaren vorgestellt — das weitere Mitfahren verpassen; aber er mochte noch allerlei auf dem Herzen haben, ließ das Beschwerdebuch daher Beschwerdebuch sein und so hat er bis Odenberg uns denn noch die Annehmlichkeit seiner Gesellschaft gegönnt, jetzt noch überdies in der angenehmen Lage, sich mit einem Landsmann unterhalten zu können, denn ein tschechisch redender älterer Herr hatte während der Pause neben der mährischen Schönen Platz genommen und alle drei bildeten während der nächsten Viertelstunde eine Art slavisches Rütli — so meinten wir wenigstens, der Ungar und wir zwei neutral gesinnten Beobachter der Vorgänge im sprachfremden Winkel. Bald rümpfte aber die schöne Tochter Mährens die Nase; der Blonde hatte ihr zugemuthet, von dem Magyaren wegzurücken und ihr Schönthun mit diesem Feinde der heiligen slavischen Nation einzustellen. Im nächsten Augenblick waren wir Anderen — einschließlich des Ungars — von der dem armen Mädchen angethanen landsmännischen Bevormundung durch sie, die sich nun von dem slavischen Winkel abwendete, auf Deutsch in Kenntniß gesetzt und der darüber belustigte Ungar rächte sich ritterlich durch einen Handkuß der seinetwegen Gekränkten, wobei er als Zeichen seiner Werthhaltung deutscher Dichter das Goethe'sche Verslein:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern,"

geschwind ummodelte:

„Ein echter Ungarsohn mag keinen Slaven leiden,
Doch seine Mädchen küßt er gern."

Diese schnöde Abfertigung brachte den Jungtschechen außer Rand und Band und auch der ältere Herr sah nach der Nothleine aus, denn Ungebührlichkeiten so rücksichtsloser Art mit anhören zu müssen, steht in keinem Reglement. Aber wieder übernahm mein Professor rasch die Rolle des begütigenden Vermittlers, und auf sein Zureden verstand sich der Ungar bereitwillig zur Milderung seiner Aeußerung, indem er nur Abneigung gegen einen Theil der Slaven empfinde, nämlich gegen den von der Großmannsucht erfüllten, zänkischen Theil dieser übrigens ja sehr achtbaren Nationalität oder Rasse oder wie sie sonst etwa noch titulirt werden wolle. Zwischen den beiden Tschechen gab es nun Auseinandersetzungen über die Annehmbarkeit oder Nichtannehmbarkeit dieser verclausulirten Ehrenerklärung, bis der fanatische Jungtscheche seinen minder kampflustigen Landsmann einen Alttschechen schalt, worauf der so Gescholtene sich zur Ehre anrechnete, ein Alttscheche und ein Freund Dr. Rieger's zu sein, eine Erklärung, die auf einmal Ungar und mährische Vaterlandsverrätherin und Handkuß und Nothleine von der Tagesordnung absetzte, so daß bis nah vor Oderberg im tschechischen Winkel nur noch die grobkörnige jungtschechische Redeweise und dazwischen das Seufzen der vergebens auch zu Wort kommen wollenden alttschechischen Selbsthochschätzung der Rieger'schen Schule vernommen wurden.

So ist dieser Theil meiner Fahrt abgelaufen, charakteristisch genug für das Völkergewimmel, das wir unter dem Sammelnamen Oesterreich einst als unsere lieben Brüder so fest an's Herz geschlossen hatten, daß selbst unser kerndeutscher schwäbischer Dichter und Stuttgarter Rumpfparlamentarier Uhland aus dem österreichischen Sprachengewirr immer nur etwas sympathisch Poetisches herauszuhören meinte: „das Rauschen der Adria!" Freilich hatte die Aera der „Versöhnungs-Politik" noch nicht ihren Zwietrachtsamen ausgestreut.

A propos von schwäbischen Dichtern. Mein immer begütigender Professor hatte doch auch den Schelm im Nacken. Als wir beim Oderberger Steueramt die Geheimnisse unserer Koffer aufgeschlossen hatten und dann glücklich als unverdächtig abgefertigt worden waren, wendete er sich zu dem Alttschechen, der sich von dem Jungtschechen endlich frei gemacht hatte, und sagte: „Das Gerücht hat also gelogen? Ihr vortrefflicher Dr. Rieger ist nicht todt?"

„War er todtgesagt?" lautete die Gegenfrage.

„In allen Zeitungen."

„Unmöglich. Ich sah ihn noch gestern. Für seine Jahre hält er sich tapfer genug."

„Aber so kam Ihnen auch das ergreifende Schiller'sche Gedicht auf Rieger's Tod nicht zu Gesicht?"

„Ich bedaure, nein."

„Es steht im Damenalmanach und hebt mit den Worten an:

„Noch zermalmt der Schrecken unsere Glieder,
Rieger todt!
Noch in unsern Ohren heult der Donner wieder —
Rieger, Rieger todt!"

Und es schließt mit den Worten:

„Dorten sehn wir — jauchzet Brüder —
Dorten unsern Rieger wieder!!!"

„Ich werde mir's zu verschaffen suchen. Wie nannten Sie den Verfasser?"

„Schiller, Friedrich Schiller, ein schwäbischer Dichter von Talent."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ja, wir würden viel an unserem Rieger verlieren. Was wollen wir Alttschechen denn anderes als Liebe und Frieden?“

Als der biedere Tscheche sich empfohlen hatte, konnte ich nicht umhin, meine Verwunderung über das eben Erlebte kund zu thun. „Giebt es ein solches Gedicht?“ fragte ich.

„Sie kennen nicht die ‚Todtenfeier am Grabe Phil. Friedr. von Rieger's?‘“

„Von unserem Schiller?“

„Sehr gewiß. Sie billigen wohl nicht, daß ich mir mit dem guten Mann einen Scherz erlaubte?“

„Wenigsteus errieth ich nicht den Zweck.“

„Den will ich Ihnen sagen. Es giebt für unser bedrohtes Deutschthum keine persidere Partei als die Wölfe im Schafsgewande, die sich Rieger'sche oder Alttschechische Partei nennt. Sie geben sich für die wohlwollendsten Freunde der Deutschen aus und prahlen mit ihrer Ehrfurcht vor deutscher Bildung, deutscher Wissenschaft, deutscher Poesie. Dabei treten sie unter dem Beistande des Clerus jedes Keimchen deutscher Geistescultur, wo sich eins hervorwagt, leise, leise in den Staub. Leuten dieses Schlages, wenn man sie einmal nicht aus ihrer mächtigen Stellung herauswerfen kann, muß man wenigstens so oft wie möglich den Aufputz von Cultur vom Leibe reißen.“

„Traurige Zustände und traurige Zeiten!“

„Was wollen Sie? wir sind die Minderheit, und in maßgebenden Kreisen gilt das Unterliegen des deutschen Elements nun einmal für keinen Schaden.“

Es dauerte die Weiterfahrt fast bis Oppeln, ehe das leidige Thema uns losließ. Endlich ward mein Professor wieder gut gelaunt. Zwei Rabbiner waren eingestiegen und die Freude an ihrem bald polnischen, bald hebräischen, bald deutsch-jüdischen Gespräch verscheuchte aus dem Gesicht meines polyglotten Reisecumpanes die letzte Falte politischen Unmuthes. Als sie das Coupé auf der Station Groschowitz räumten, war mein Professor so guter Dinge, daß er mir den Grund seiner vergnügten Stimmung nicht vorzuenthalten vermochte.

„Sie müssen wissen,“ sagte er, „daß ich diese Reiseplagen mir nicht zum Spaß aufgeladen habe, daß ich im Gegentheil auf die Lösung eines wichtigen Problems auszog, und daß ich über alles Erwarten reich belohnt worden bin. Ich habe viele, viele Jahre lang über meinen Büchern gesessen. Meine gute Frau war gelähmt und so kam ich kaum in's Freie. Vor einem Jahr hat unser Herrgott sie zu sich genommen. Nun warf ich die Bücher in den Winkel und studire seitdem mit den Ohren . . .“

„Und Ihr Problem?“ fragte ich.

Er hob den Finger bedeutsam auf und sagte:

„Raphael mai amech zabi almi.“

„Aha,“ stimmte ich abschließend bei, denn nach dem heutigen Sprachenmischmasch mich von einem modernen Mezzosant in den Wirbel hineinziehen zu lassen, in welchem jene verrufene Stelle des Inferno die Dante-Ausdeuter seit Jahrhunderten umtreibt, das ging über meine Kräfte. „Ich hoffe,“ sagte ich, „demnächst auf dem Dresdener Neuphilologen-Congreß von Ihnen zu erfahren, ob Nimrod Kauderwelsch oder Chaldäisch-Arabisch sprach, — bis dahin . . .“

Er wollte seinen heute eingeheimsten Vorrath an Sprachwurzeln zur Auslegung der monströsen Räthselzeile vertrauensvoll vor mir ausschütten, aber ich versicherte, einen solchen Vertrauensbeweis nicht annehmen zu können, und so bin ich denn in der glücklichen Lage geblieben, mir nicht auch noch über den Erbauer des Thurmes zu Babel den Kopf zerbrechen zu müssen.

Aus der Hauptstadt.

Die Hansen.

Heute ist die Zeit der Hansen wieder beliebt geworden. Die sollen die Meere beherrscht und in gewaltigen Kriegszügen diese Herrschaft Jahrhunderte lang aufrecht erhalten haben. Thatsächlich aber hat diese glänzende Medaille eine weniger glänzende Kehrseite. Die Hansen haben nie colonisirt und für Entdeckungsfahrten nie Sinn und Geld gehabt. Sie sind zu ihrer Blüthezeit nie Herren der Meere gewesen, denn den Atlantischen Ocean befuhren sie nicht, und im Mittelmeer waren die mächtigen Republiken Genua und Venedig vorhanden, die sich keine Vorschriften irgend welcher Art machen ließen. So lange Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer keine kühnen Entdeckungsfahrten machten, an denen es den Hanseaten nicht einfiel sich zu betheiligen, ging es noch mit der Hansa; später warf man sie einfach hinaus, und eigentlich haben sie niemals ein Meer, weder die Nord- noch die Ostsee wirklich beherrscht. Die Hansa konnte Jahrhunderte hindurch mit den Seeräubern, den Vitalienbrüdern oder Likedrelern nicht fertig werden. Die Gefangennahme von Clas Störtebecker mit etwa siebenzig Gefährten von Seiten der Hamburger ist eine That, die sich als hervorragende Leistung bis in unsere Zeit glorreich erhalten hat, ein Beweis dafür, wie selten solche Ereignisse stattfanden. Die Hansa gab das damals fast ganz deutsche Stockholm auf, aus Geiz, weil es den Hauptleuten Herman von der Halle aus Danzig und Nuße aus Thorn das Geld für die Truppen nicht senden wollte. Die Briefe des Letzteren sind glücklicherweise erhalten, nicht wie viel Anderes verschwunden; die werfen ein höchst sonderbares Licht auf hanseatischen Unternehmungsgeist.

Und wer waren die Hansen überhaupt? Seeleute heißt es, aber das ist falsch und zeigt große Unkenntniß. Die flandrischen Städte Brügge, Gent waren, obwohl Seestädte, keine Hansen, auch Wisby auf Gotland war keine Hansastadt, und die blühendsten Hansastädte, wie Augsburg, Nürnberg, Köln trieben eigentlich Seehandel gar nicht. Gewiß Danzig, Stralsund, Lübeck, auch Hamburg und Bremen gehörten dem Hansabund an, aber daneben auch Kulm und Thorn, Soest und — nicht zu vergessen — damals so elende Löcher wie Kölln und Berlin, von deren Wehrhaftigkeit zu schwärmen nur einem Streckfuß beifallen kann, denn in Wirklichkeit trieben die Hand voll Ritter der Mark mit ihren Knechten mit den Berlinern was sie wollten, und wie groß danach ihre Macht und die des Bundes gewesen sein kann, wird man sich wohl klar machen können. Die Einigkeit der Hansen unter sich dauerte so lange, wie man gemeinsame Interessen gegen Jemand, meist den Landesherrn, zu verfechten hatte. Alle Hansen haben nie etwas Gemeinsames unternommen, und die einzige große That, die Besiegung des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, will gar nichts besagen. Kleon der Gerber von Athen brachte auch das nie Dagewesene fertig, Spartiaten auf Sphakterea zur Capitulation zu zwingen; deßhalb war er noch lange kein Feldherr. Einzelne hanseatische Seecapitäne schlugen sich heldenmüthig; deßhalb aber war die Hansa noch keine gefürchtete Seemacht. Wer fürchtete sie denn? — Norwegen besaß keine Flotte, keinen eigenen Handel. Schweden und Dänemark waren die Länder, denen der mächtige Bund imponirte und ebenso dem damaligen Rußland vielleicht, das überhaupt noch an der Ostsee nicht Fuß gefaßt hatte. Als Iwan es gefiel, Nischnei Nowgorod zu plündern, dachte kein hanseatischer Kaufmann, der dort seine Waaren liegen und verloren hatte, an Rache. Der Moskowiter war eben nicht der Däne. Als Peter der Große auftrat, war es aus mit der Ostseeherrschaft der Hansen, obgleich die Verhältnisse in Deutschland sich keineswegs in günstiger Weise gegen jene Zeit geändert hatten, als der Bund der Hansa errichtet wurde. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit war noch immer vorhanden, denn der Kaiser war ohne Macht, die Städte nicht, denn durch den Bund hatten sie eine Macht geschaffen — Geld, und wenn keins da war — Credit!

Die Hansastädte verkauften für Privilegien Alles, denn nur durch Priviligien würden sie reich — so glaubten sie. Die Städte des deutschen Ordens, die er gegründet und zur Blüthe gebracht hatte, die einen germanischen Wall gegen das Slaventhum zu bilden bestimmt waren, sie liefen dem Könige von Polen nach der Schlacht bei Tannenberg in die Arme ohne einen Polen vor ihren festen Mauern gesehen zu haben, und sie riefen 1454 den Polenkönig in's Land und kauften den widerspenstigen Ordenssöldnern die Bürger für ein ungeheures Stück Geld ab. Die Hanseaten, die Thorner, Kulmer, Elbinger, Danziger und Königsberger, die großen Städte mit dem Geldcredit in Lübeck und anderen Städten leisteten sich den Verkauf ihrer Nation. Obwohl sie anstandslos die Riesensummen glatt bezahlten, hatten sie wenig mehr als ein Jahr vorher angeblich kein Geld gehabt, dem Orden die in zwei Jahrhunderten nie verlangte, jetzt nothwendige Steuer zu zahlen. Mit alleiniger Ausnahme von Danzig ist dieser Verrath den Städten allerdings sehr schlecht bekommen, denn als Friedrich der Große 1772 Westpreußen besetzte, war das einst blühende Land eine Wüste ohne Gesang und ohne Geschichte; als Thorn 1793 an Preußen fiel, hatte die Stadt 5500 Einwohner, das ist bezeichnend für die Blüthe unter polnischer Herrschaft.

Ein Hanseat hat allerdings einmal den Versuch gemacht, wie Leute anderer Nationen, wie Portugiesen, Spanier ꝛc. auch über das große Wasser zu gehen. Es war ein Welser von Augsburg, der nach Venezuela reiste in der Absicht, dort zu colonisiren. Er ist dort elend gestorben. Der nächste Deutsche, der colonisirte, war der Große Kurfürst und nach einer Pause von dreihundert Jahren Lüderitz und Dr. Peters. Die waren Alle keine Hanseaten im alten Sinne, aber es ist etwas daraus geworden.

Ein Unternehmen ist es noch, welches in neuester Zeit durch Wort und Bild verherrlicht wird: die Eroberung Gotlands durch die Hansen. Da wird wieder einmal fremden Leuten Ruhm angetränkelt. Was zunächst die Bilder angeht, so sieht man Wisby als eine vielgethürmte mächtige Stadt dargestellt. Wisby lag aber zur Zeit dieser Eroberung 1397 in Trümmern seit seiner Zerstörung durch Waldemar. Nicht die Hanseaten waren es, die diese Hauptniederlassung der Vitalienbrüder stürmten, sondern der deutsche Ritterorden, damals unter dem Hochmeister Conrad von Jungingen war es, der die Eroberung beschloß und durchführte. Da sieht man auf den Bildern furchtbare Orlogschiffe mit Geschützen, wie sie erst zwei Jahrhunderte später aufkommen, kurz die mächtige Hansa. Aber es ist zum Glück noch ein Kriegsbuch übrig geblieben, das von Elbing, der damals zweiten Seehandelsstadt des Ordenslandes und scharfen Concurrentin von Danzig. Dieses Buch führt die Schiffe an, welche Elbing zum Zuge nach Gotland stellte und die wesentlich anders ausgesehen haben müssen, als die Colosse auf den Bildern neuesten Datums, die so etwa mit ihren Hecks dem „Royal Soleil“ zur Zeit des Sonnenkönigs gleichen, der fast drei Jahrhunderte später erschien.

Die Hansastädte waren nur dann zu gegenseitiger Hülfe bereit, wenn es sich um gemeinsame Handels- oder Schutzinteressen drehte. Sonst schickten sie sich gegenseitig keine Hülfe, außer vielleicht Geld gegen gute Wechsel, sondern sie befehdeten sich, wenn sie Concurrenten waren, auf das Heftigste. Die Danziger versuchten wiederholt den Elbingern bei Lochstädt die Ausfahrt aus dem Haff zu verschütten. 1577, nach dem Abzuge Stephan Bathorys von Danzig, wurde Elbing von den Danzigern überfallen, geplündert und zum großen Theil verbrannt. Bei Belagerungen war man nur dann bereit, sich gegenseitig zu unterstützen, wenn man selbst in Gefahr gerathen konnte, und es ist charakteristisch, daß man wohl gegen einen Gegner gemeinsam operirte, wie z. B. gegen den Deutschen Orden, daß es aber dem mächtigen Danzig gar nicht einfiel, der Stadt Thorn zu helfen, als Karl und Gustav gegen sie anrückten, obwohl es gar nicht belagert oder auch nur beobachtet wurde.

Was die Hansastädte bleibend geschaffen haben, sind die Bauwerke ihrer Städte, die schufen sie nämlich für sich selbst, aber die schufen sie mit Geld. Dieses Geld floß ihnen aus Privilegien zu, die heute ungeheuerlich klingen. Als man ihnen diese Privilegien nahm, bekamen sie kein Geld, sanken schnell von ihrer Höhe und haben daher auch bis in die neueste Zeit, so etwa bis 1864, nichts Vernünftiges an Bauwerken zu Stande gebracht. Eine Kriegsmacht ist der gewaltige Hansabund nie gewesen, höchstens, daß er ab und zu unter großem Gestöhn ob der Kosten das Geld zu einer absolut nothwendigen See-Expedition zusammenbrachte. Auch Conrad von Jungingen, der die Landtruppen gratis stellte, hatte Mühe genug, die Schiffe zusammen zu bringen. Elbing also stellte zu dem verherrlichten Zuge deren ganze drei: eine „Holke“ unter den Hauptleuten Mattis, Mertendorp und Johann Repelhorst, besetzt mit 27 Mann im Ganzen. In der „Bardzen“ waren 14 Mann, darunter die Hauptleute Johann Crymo und Schipper Clas Goltsmit, endlich in der „Schnicke“ mit 9 Mann die Hauptleute Hannke Ryke und Leneczow. Diese Seemacht von drei Schiffen mit zusammen 50 Mann unter sechs Hauptleuten kann man für eine Stadt wie Elbing nicht groß nennen, namentlich im Hinblick darauf, daß 1410 bei Tannenberg 550 Bürger und Wagner von Elbing gefallen sind. Bis Tannenberg aber durften die Hansastädte gegen den Orden nicht muckfen, nach Tannenberg thaten sie es desto mehr.

Die Städtemacht in Deutschland bezeichnet die Zeit der Ohnmacht der Kaisermacht und des Landes. Die Städte hatten, auf ihre eigene Macht sehend, den Blick für die Stellung der deutschen Nation in der Welt verloren. Der Verlust der Ostseeprovinzen und Westpreußens an die Slaven, der Constantinopels an die Türken waren Folgen, die bis auf den heutigen Tag nicht gut gemacht sind. Aller Respect vor der Kaisermacht des Abendlandes war in Stambul geschwunden. Wo man den Zaren der Moskowiter höflich behandelte und höchstens noch den Spanier achtete, ließ man den Gesandten des Deutschen Kaisers ohne Tribut überhaupt nicht vor und drohte dem Gesandten Kaiser Karls V. Busbeck mit Nasen- und Ohrenabschneiden, weil er den Kopf nicht tief genug vor dem Sultan beugte, den Gesandten von Kreckwitz hob man mit seinem Gefolge von 30 Personen auf und mißhandelte ihn. Er starb an den Folgen 1593 zu Belgrad, sein Gefolge schleppte man zwei Jahre auf die Galeere, dann kamen sie in die entsetzlichen Kerker des schwarzen Thurmes. — Das waren die Glanzzeiten der Fugger und Welser, die Blüthe der Hansastädte.

Die Opposition der großen Städte ist gerade in neuester Zeit gewachsen, ganz besonders auch in Deutschland. Die Magistrate und sonstigen leitenden Stadtbehörden sowohl wie die socialdemokratischen Arbeiter und Handwerkermassen wünschen heute wie zur Hansazeit Privilegien von der Bevölkerung des Landes und haben solche auch in bedeutendem Umfang erreicht. Die Stadtbevölkerung blickt verachtend auf die des Landes und spricht das in Wort und Druck unumwunden aus. Die Macht der Städte ist aber nicht die Macht des Landes, das zeigt die Hansazeit, wo Deutschland als Weltmacht am tiefsten stand. Daher bewahre uns der Himmel vor Städtemacht und Kaiserohnmacht und vor der Hansa in neuer Auflage.

Nemo.

Opern und Concerte.

Aus den Concertsälen. — Die Darclée und die Melba. — „Die Reise nach China“ (Fr. Bazin) und „Die Perlenfischer“ (Georges Bizet). — Dittersdorf. — „In Afrika.“ Tanzbild von Emil Graeb. Musik von Franz v. Blon. — „Die Grille.“ Oper von Erich Speth. Musik von Johannes Döbber. (Kgl. Opernhaus.)

Der Herbst ist in unserem reichshauptstädtischen Kunstleben die Vorblüthe, die im December wegen des Festes und seiner Vorbereitungen eine kurze Unterbrechung erleidet, um dann mit dem jungen Jahr die Hochblüthe mit ihrer betäubenden Fülle von Genüssen zu zeitigen. Indeß auch schon die bescheidene Vorblüthe fiel recht ausgiebig aus. Wenigstens quantitativ. Es ist daher für die rückschauende Kritik gar nicht leichte Arbeit, aus der Masse das wenige Gute nachträglich herauszusuchen — „so wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter“.

In den Concertsälen, die den Theatern immer mehr das Publicum wegfangen, ist besonders wenig Weizen unter der Spreu. Wir heben nur das geradezu phänomenale Böhmische Streichquartett hervor, das vielleicht seines tschechischen Beigeschmackes wegen nicht die Beachtung findet, die es verdient. Dafür wurde Anton Dvořak's recht unbedeutende symphonische Dichtung „Heldenlied“ unverdient gut aufgenommen, obwohl auch hier wieder die slavischen Tanzweisen in ihrer stimmungsvollen Melodik und capriciösen Rhythmik das einzig Annehmbare sind. In der Singakademie trat nach langer Zeit („long, long ago!“) der „weibliche Joachim Englands“: Frau Wilma Neruda ein einziges Mal auf und entlockte ihrem Stradivari (aus Ernst's Nachlaß) ganz wundervolle Töne. Es ist gute alte Schule, alles groß und rein und im Technischen noch ganz auf der Höhe. Unter den vielen Pianisten und noch mehr Pianistinnen, die sich hören ließen, ragt der Deutschfranzose Edouard Risler wirklich als ein Riese hervor. Seit Rubinstein hat man eine solche künstlerisch gebändigte Bravour nicht mehr gehört, das Piano klangvoll hingehaucht und zumal in der Wiedergabe Liszt'scher Concerte eine verblüffende Klarheit und Sicherheit. In der Philharmonie wurde Pietro Mascagni als Dirigent eines eigenen Orchesters begeistert aufgenommen und — von der Kritik übel zugerichtet. Der Maestro dirigirte mit südlichem Feuer, an das man sich erst gewöhnen muß, neben dem trefflichen Streicherchor lärmten die Ventilposaunen ihr schmetterndes Fortissimo vielfach unrein, und sogar das unverwüstliche Intermezzo der Cavalleria spielt unser Hofopernorchester schöner. Das symphonische Vorspiel aus Mascagni's letzter Oper „Iris“, ein zum Theil unfeines Effectstück, mußte wiederholt werden, auch das allerliebste Scherzo aus Cherubini's Es-dur Quartett und die Tellouvertüre von Rossini schlugen durch. Mit Tschaikowsky's pathetischer Symphonie, Schumann's Träumerei und der Tannhäuser-Ouvertüre wurde dann das Unzulängliche Ereigniß. Vielleicht wäre hier auch die „Roulotte“ zu nennen, die Pariser Singspielgesellschaft, die ihren grünen Komödiantenwagen nacheinander in das Victoria-, Belle Alliance- und Neue Theater gerollt hat. Wir hörten da graziöse Gesänge aus der Rococozeit, saftige Späße und Chansons vom Montmartre, Liederspiele und Pantomimen, drastische Scenen und Monologe — schelmisch und liebenswürdig auch im Gewagtesten, echter Atelierhumor voll ausgelassener gaîté gauloise, manchmal sogar Poesie und künstlerische Sensationen fin de siècle. Es ist merkwürdig, mit wie wenig Stimme die französischen Artisten Alles zur Wirkung bringen. Die Kunst des Vortrags, das savoir dire et rire, ist ihr ganzes Geheimniß.

Doch auch ernsthaftere Gesammt- und Einzelgastspiele sind zu verzeichnen. Zuerst hatten wir nach langer Zeit wieder eine italienische Opernstagione. Leider nur eine ganz kurze und sehr getrübte Freude. Der Impresario Virgilio bescheerte uns in seinem Ensemble alle Schwächen der italischen Wandertruppen: schäbige Decorationen und Costüme, tremolirende Stimmen, effecthaschende Darsteller, aber auch die Vorzüge temperamentvollen Zusammenspiels, überraschende Bühnenroutine, gesunde Naturstimmen und einen Star: Hericlée Darelée, die sich in Italien und Paris eines großen Rufes erfreut. Uns kam es vor, als hätten wir sie um zehn Jahre zu spät kennen gelernt. Ihre dunkle, für den Coloraturgesang nachgerade etwas unbiegsame Stimme klingt nicht mehr frisch und rein genug, um großen Eindruck zu machen, und schauspielerisch blieb ihre Violetta so ziemlich Alles schuldig. Kein Wunder, daß das Unternehmen verkrachte und die Vorstellungen schnell abgebrochen wurden. Besser erging es der Melba (Mrs. Nelly Armstrong geb. Mitchell), der „australischen Patti“. Ihre nicht ungewöhnlich große und starke Stimme klingt weich und angenehm, und die technische Meisterschaft ist ein Triumph Marchesi'scher Schulung. Die immer saubere und sichere Coloratur läßt sogar den Mangel an Innerlichkeit und das conventionelle Primadonnenspiel vergessen. Sonst kommen die fremden Gäste gewöhnlich um Beträchtliches zu spät zu uns, z. B. Francesco d'Andrade und der Tenor Marconi, indessen ist der bei uns so sehr gefeierte Bariton wenigstens darstellerisch vom allerersten Rang. Der Tenor Marconi paradirte im „Rigoletto“ bloß noch mit beaux restes. Aber unerquicklich sind und bleiben doch solche zweisprachige Vorstellungen, wenn der Herzog und der Narr italienisch schäkern und fluchen, Herr Schalk und Frl. Rothauser deutsch antworten und Frau Herzog echte Schweizer Rachenlaute hinein mischt.

Das schlecht geleitete Theater des Westens scheint eine Freude darin zu finden, die Berliner zum Besten zu halten, denn fast jedesmal, wenn es eine Novität ankündigt, stellt es sich heraus, daß sie ein uns längst bekanntes Werk ist. So Bazin's „Reise nach China“ und Bizet's „Perlenfischer“. Die erstere Oper wurde in den Sechzigerjahren in Berlin oft mit lebhaftem Erfolge gegeben; der arg possenhafte Text amüsirt noch heute, und die feine, melodiöse Musik verräth überall den begabten Schüler Auber's. Höher stehen die „Perlenfischer“, die 1863 im Théâtre lyrique durchfielen, aber nach dem Welterfolg von „Carmen“ versuchsweise immer wieder erschienen, auf der Kroll'schen Bühne sogar zweimal, aber überall ohne dauerndes Leben. Daran ist in erster Linie das Libretto von Cormon und Carré Schuld, doch auch Bizet steht hier noch lange nicht auf seiner späteren Höhe, sondern zeigt sich noch ganz von französischen und italienischen Mustern abhängig. Gleichwohl bricht seine starke und originelle Phantasie überall durch, und Manches ist von großer Schönheit. Aber das kam — trotz der ausgezeichneten Leila von Franceschina Prevosti — im Theater des Westens mit seinen Gesangskräften zweiten oder letzten Ranges, dem immerfort „umschmeißenden“ Chor und dem mittelmäßigen Orchester gar nicht zur Geltung.

Das Kgl. Opernhaus hat pietätvoll den hundertjährigen Todestag von Karl Ditter in Dittersdorf mit einer Neueinstudirung des zierlichen Singspiels „Doctor und Apotheker“ gefeiert. Es ist eine deutsch-sentimentale opera-buffa, noch heute frisch und voll wahren, wenn auch altväterischen Humors, zumal der Orchesterpart eines Mozart und Haydn nicht ganz unwürdig. Wer weiß, wenn Dittersdorf seine unzähligen Opern nicht so wienerisch leichtfertig „zusammengestoppelt“ (sein eigener Ausdruck) hätte, ob sich aus seiner mit so viel innerer Fröhlichkeit geschaffenen Musik nicht noch mehr für die Gegenwart erhalten ließe. Merkwürdig ist, wie dieser Mitbegründer der deutschen komischen Oper in der Form geradezu vorbildlich geblieben: das Zankduett kehrt in den späteren komischen Opern von Rossini und Ricci bis zur modernen Operette als Musikstück typisch immer wieder und gefällt jedesmal auf's Neue.

Das Berliner Hofballet ist sozusagen auf den Aussterbe-Etat gesetzt, seitdem sein mächtiger Protector, der alte Kaiser, todt ist. Schon die Verlängerung der Röckchen zeigte an, daß jetzt eine oberhofmeisterliche Luft weht. Höchstens das militärische Ballet, bei dem schmetternde Marschweisen ertönen, findet noch Gnade und Protection. Und nun soll Terpsychore gar für unsere Colonialpolitik Reclame machen! So in unseres Balletmeisters Emil Graeb einactigem Tanzbild: „In Afrika“. Tauschhandelnde Araber und Beduinen, Sclavenhändler und Kriegsgefangene, tanzende Nigger, europäische Forscher in Waffen à la Stanley und Peters und zuletzt die Matrosen eines deutschen Kriegsschiffes, die den Aufruhr niederschlagen, die schöne Mohrenfürstin befreien und die Fahne Schwarzweißroth hissen. Das choreographische Arrangement verdient jedenfalls den Preis vor der bunten Partitur des Herrn v. Blon. Das überbescheidene Wort des alten Dittersdorf vom „Zusammenstoppeln“ wäre hier mehr am Platze.

Ueber die letzte Novität, Döbber's „Grille“, brauchen wir uns ebenfalls nur kurz zu fassen. Der junge Componist, von dem wir schon einen „Schmied von Gretna-Green“, die Preisoper „Die Rose von Genzano“ und viele Lieder und Klavierstücke besitzen, hat sich in einem Interview etwas zu Gute darauf gethan, daß sein Text mehr der George Sand'schen Novelle als der allbekannten Birch-Pfeiffer'schen Dramatisirung folgt. Das war der erste Fehler, denn der epische Charakter, den die Birch mit ihrem colossalen Theaterinstinct glücklich aus ihrer Scheerenarbeit herausgeschafft hatte, bricht nun im Libretto überall wieder durch. Erster Act: die wilde Grille, 2. Act: verliebt sich in Landry, der zum Militär geht, 3. Act: hat unterdessen ihre Pflegemutter beerbt, so daß der alte Barband nun endlich in die Heirath seines Sohnes willigt, der als Reservist heimkehrt. Alles harmlos und einfach, aber auch ohne Spannung und dramatischen Nerv. Dazu kommt nun die langweilige Musik, die sich schmeichelt, eine Volksoper zu sein, aber doch eigentlich den Volkston nie oder selten trifft. Döbber fällt immer wieder in den Operettenstil, ohne dafür die frisch quellende Erfindung mitzubringen. Man glaubt oft ein Potpourri aus Suppé, Millöcker und Strauß mit derben Anklängen an Lortzing zu hören. M.

Notizen.

Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Von Gustav Karpeles. (Leipzig, Adolf Titze.) Das prächtig ausgestattete Werk erscheint zum 100. Geburtstage des Dichters oder mindestens zu dem Tage, der allgemein als solcher gilt. Denn schon mit dem Geburtsdatum beginnen bei Heine die Schwierigkeiten für den Biographen. Auch Karpeles schneidet die oft aufgeworfene Frage an, bringt viel neues Material zu ihrer Lösung herbei und wagt doch keine Entscheidung zu treffen. 1797, 1798, 1799, — wo ist da ein Ausweg zu finden? fragt er, doch stimmt er aus wichtigen Gründen für den 13. December 1799. In allen öffentlichen Testamenten, im Taufschein und nach Heine's eigenem Zeugniß in einem Briefe ist dies das richtige Datum; auch die jüngstverstorbene Schwester Charlotte Embden, die im October 1800 geboren ist, gab mit Bestimmtheit an, daß ihr Bruder Harry 11 Monate älter als sie war. Die falsche Angabe im Düsseldorfer Archiv ist von Seiten seiner Eltern aus unbekannten Gründen erfolgt, — vielleicht, um ihn dem Militärdienst gegen Napoleon zu entziehen oder die vorzeitige Annahme in ein Lyceum zu ermöglichen oder — was uns als das Wahrscheinlichste gilt — um der Ahndung eines Jugendstreiches vorzubeugen. Aber Karpeles bringt auch noch andere neue Mittheilungen, z. B. über Heine's Großvater und Vater, über die angebliche Millionenerbschaft der Eltern, über Heine als Erzieher nach den Erzählungen eines heute noch lebenden Schülers, über Spitta, Heine's Jugendfreund, über den Streit mit Döllinger (nach Prof. Friedrich's Biographie), einen vielleicht doch nicht von Heine herrührenden französischen Brief als Antwort auf den Pumpversuch eines Unbekannten, einen schönen Brief Immermann's an Heine, die Beziehungen zu Lassalle, Georges Sand und Jenny Lind und vieles Andere mehr. Ja, es ist geradezu erstaunlich, wie die Finderhand des Verfassers glücklich ist im Aufstöbern neuer Beziehungen und bisher unbekannter Briefschaften und Documente. Wir kennen in diesem Fach gesegneten Spüreifers kaum einen Literaturforscher, der es mit Karpeles aufnehmen könnte, von den Todten vielleicht den alten W. v. Maltzahn, von den Lebenden etwa Ludwig Geiger und Grisebach. Gleich im Anfang seines Buches überrascht er uns angenehm mit einem etymologischen Briefe Moritz Heyne's über den Familiennamen des Dichters, den der Göttinger Lexikograph für eine Verdeutschung von Chajim (Heimann) hält. Besonders begierig waren wir auf die Polemik gegen Treitschke, und da kann man wohl sagen, daß der grimme Heinehasser den Kürzeren zieht. Seine Behauptung, Heine sei gar kein deutscher Flüchtling gewesen, war im Hinblick auf den gegen diesen erlassenen Steckbrief denn doch leichtfertig. Auch mag Karpeles mit seiner Behauptung, Heine habe sich niemals als Franzose naturalisiren lassen, Recht haben; daß er aber im Solde Guizot's stand und darum auch nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, das braucht nicht mehr bestritten oder beschönigt zu werden. Wir denken heute strenger darüber, als eine mehr kosmopolitisch empfindende frühere Generation; es sei nur an die Franzosen- oder Napoleonfreunde Goethe, Hebel, Benzel-Sternau, Johannes v. Müller, Graf Reinhard erinnert. Schließlich machen wir noch auf das Capitel über die Porträts und Denkmäler Heine's aufmerksam mit dem Bilde des neuen Grabdenkmals, das in diesen Tagen am Montmartre zur Aufstellung gelangt. Denn das schöne Buch, das so viel neue Documente enthält und doch im liebenswürdigsten Erzählerton gut und hübsch geschrieben ist, zeigt auch eine Menge Bilder, aber nicht etwa werthlose Phantasiebilder und Genreseenen, sondern lauter authentischen „Buchschmuck“ wie Familienporträts, Dichterhäuser und Autographen, die hier meist zum erstenmal veröffentlicht werden. Alles in Allem ein nicht nur gutes und gerechtes, sondern auch schönes und liebenswerthes Buch.

Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Der Verfasser, den Lesern der „Gegenwart“ kein Fremder, ist durch einen Band „Frauenbilder“ in weitesten Kreisen bekannt geworden. Vielleicht war auch die vorliegende Biographie ursprünglich dafür bestimmt, denn zu Humboldt's Charlotte Diede, Bettina, der Günderode und Minchen Herzlieb gehört auch Varnhagen's Rahel, aber das überreich anwachsende Quellenmaterial mag dann so sehr überwuchert haben, daß ein ganzes Buch daraus entstand. Berdrow schreibt fesselnd und anschaulich, und wenn er auch gerne sich in die Schönheiten und Abgründe der weiblichen Seele versenkt, so wird er doch nie süßlich und weich, kein Schönredner und Wonneschwelger. Sein Buch wird daher nicht allein sinnigen Frauen, sondern auch ernsten Männern gefallen. Schon seine Heldin, die starkgeistige Rahel, sorgt dafür. Mit einem unendlichen Fleiß hat der Verfasser aus ihren Briefen und Aussprüchen, aus Varnhagen's und anderen Veröffentlichungen alles Interessante und Wissenswerthe von ihr und über sie zusammengetragen und wie Mosaiksteine zu einem farbigen, zum Herzen sprechenden Bilde vereinigt, denn die geniale Jüdin war nicht allein von großem Verstand und Tiefsinn, sondern auch ein warmes, gütiges Herz, ein echt weibliches Weib. Mit einer unvergleichlichen Leidenschaft glühte und sprühte sie für alles Schöne und Gute, jahrelang der fast einzige Goethe-Apostel an der nüchternen Spree, und wie viel Dichter und Künstler verdanken ihr Anregung und Förderung! Hier denken wir zuerst an den unglücklichen Kleist, der besonders in seiner letzten Lebens- und Leidenszeit gern in das gastfreundliche Haus an der Maurerstraße flüchtete. Auch seiner vergißt Berdrow nicht, doch ist ihm eine nicht unwichtige Quelle (Kürschner's Nationalliteratur, Kleist's Werke I.) entgangen, z. B. jene von der Rahel selbst geschilderte Berliner Salonscene, als sie sich neben Kleist „mit seinen straßenbeschädigten Stiefeln“ unbeachtet in einen Winkel setzte, während Arnim und Brentano vor einer interessanten vornehmen Dame rempart spielten. „Sie wußte nur von hoch-, ich aber von falschgeboren!“ Ein echt Rahel'sches Wort, das wie so mancher ihrer Genieblitze die Leiden der Zeit und ihres Herzens grell beleuchtet. Wir können die verdienstvolle Biographie einer im herrlichsten Sinn Emancipirten als Festgeschenk bestens empfehlen.

Neue „Heine“-Lieder. Von Otto Promber. (Leipzig, Ludwig Hamann.) Noch eine Jubiläumsschrift und zwar eine originelle. Wie schon die Gänsefüßchen verrathen, sind diese Heinelieder apokryph, aber es ist keines der noch immer beliebten literarischen Vexirproducte, wie sie z. B. Lenz unlängst über sich ergehen lassen mußte, sondern offen eingestandene Nachahmung und Nachdichtung. Der Verfasser hat sich ganz in Heine's lyrische Kunst vertieft, so daß er sich unterfangen kann, auch in seiner Art zu dichten. Dabei ist es nicht etwa eine geistlose Parodie, ein Nachäffen seiner Gedankensprünge und sentimental-witzigen Bilder, sondern ein überraschendes Nachschaffen seiner Lebensanschauung und lyrischen Weltbetrachtung. Da Promber, wie seine früheren Gedichte beweisen, eigenes poetisches Talent hat, verstehen wir freilich sein diesmaliges Aufgehen in Heine's Denk- und Dichtweise nicht recht, aber als Curiosum, als geistreiches Spiel kann man diese meist sehr hübschen Verse wohl gelten lassen. Nur hätten wir statt einer sich entschuldigenden Vorrede dann lieber nach Hauff's Beispiel eine energische Controverspredigt vorangeschickt. Weniger gegen Heine und seine Manier, als gegen seine Nachahmer, die allen Ernstes heinesirenden Dichterlinge.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig:**

Heinrich Heine **Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.**

Von

Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. **Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.**

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

— Soeben ist erschienen: —

Rahel Varnhagen.

. . . Ein Lebens- und Zeitbild von **Otto Berdrow.** Mit 12 Bildnissen. gr. 8°. XII, 458 S. Broschiert **7 M.**, Halbfranz (Liebhaberband) **9 M.**

Es giebt unseres Wissens keine zusammenhängende, das überreiche Material sichtende und ordnende Darstellung von Rahels Leben. Eine solche will das vorliegende Buch darbieten. Die Geschichte, das litterarische und Kulturleben jener Periode ist so weit herangezogen worden, als es dem Verfasser erforderlich schien, um dem Uneingeweihten das Verständnis der Zeit zu erschließen und um Rahels Leben die nötige Folie zu geben.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann,** Leipzig, zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!"

Gedichte von **Otto Promber.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage: **E. A. Koch's Verlagsbuchhandlung** (H. Ehlers & Co.) in **Dresden und Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manstenstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 50. Berlin, den 16. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Währungsreform. Von Amtsrichter Dr. Otto Heyn. — Ueber wissenschaftliche Traumdeutung. Von Carl Metzentin. — **Literatur und Kunst.** Ein Glücklicher bei dem Theater. Heitere Erinnerungen von Carl Schultes. — Zur schwäbischen Literaturgeschichte. Von Theodor Ebner (Heilbronn). — **Feuilleton.** Neues von Nicolaj Schtschikiewicz. „Der Strolch", symphonische Dichtung in fünf Theilen. Besprochen von Hans Pfeilschmidt. — **Aus der Hauptstadt.** Lieberalismus. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Hugo Wolf. Von Josef Stransky, Capellmeister am Königl. deutschen Landestheater in Prag. — Notizen. — Anzeigen.

Währungsreform.

Von Amtsrichter Dr. Otto Heyn.

Ein hochbedeutsamer Gesetzentwurf ist dem Bundesrath und dem Reichstag vorgelegt worden. Es ist nämlich auf Grund festgestellten Bedarfs vorgeschlagen worden, den Betrag der Reichssilbermünzen um 4 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, d. i. um circa 209 Millionen Mark, zu erhöhen und hierzu einen Theil der alten Thaler zu verwenden, ferner den dabei zu erzielenden Münzgewinn von circa 10 Millionen Mark dazu zu benutzen, um circa 15 Millionen Mark Landessilbermünzen, also ebenfalls Thaler, einzuziehen und dafür ebensoviel Gold anzukaufen. Damit wäre ein großer Schritt zur Verbesserung unserer Währung gethan und würden große Gefahren, welche unser wirthschaftliches Leben bisher bedrohten, abgewendet werden. Nach ziemlich kurzer Verhandlung hat der Reichstag die Sache soeben an eine Commission verwiesen.

Unsere Währung ist zur Zeit bekanntlich keine reine, sondern nur eine sog. hinkende Goldwährung. Das heißt: gesetzliche Währungsmünze, in welcher jede auf Gold schlechthin lautende Schuld bezahlt werden muß, wenn der Gläubiger das verlangt, und bezahlt werden darf, wenn der Schuldner so will, ist nicht das Goldgeld allein, sondern sind auch die aus Silber bestehenden Thaler, die jetzt zwar nicht mehr geprägt werden, von denen aber immerhin noch ungefähr 450 Millionen Mark existiren. Werden auch thatsächlich größere Summen fast immer nur in Gold gezahlt, soweit nicht Banknoten Verwendung finden, und werden auch thatsächlich die Thaler nur als Scheidemünzen behandelt (von denen Jedermann nicht mehr als einen Betrag von 20 Mark anzunehmen braucht), so ist doch gesetzlich jeder Schuldner befugt, auch in Thalern zu bezahlen, und darf kein Gläubiger die Thaler zurückweisen, sollten ihm auch Millionen in dieser Münze bezahlt werden. Dieser Zustand ist bei der Einführung der Goldwährung lediglich als ein Uebergangsstadium gedacht worden. Man beabsichtigte die reine Goldwährung herzustellen und ließ nur die Thaler nebenbei als Währungsmünze bestehen, um nicht so viel Silber zugleich auf den Markt bringen zu müssen und dadurch den Verkaufspreis desselben zu stark zu drücken. Der Bundesrath erhielt schon damals die Befugniß, die Thaler allmälig einzuziehen. Auf Grund dieser Befugniß hat der Bundesrath bis 1879 regelmäßig Verkäufe vorgenommen. In diesem Jahre aber wurden die Verkäufe eingestellt, weil der Preis des Silbers gesunken war und der Verkauf daher einen nicht unerheblichen Verlust brachte, während die Zukunft Besseres zu versprechen schien. Letztere Erwartung hat sich bekanntlich nicht erfüllt. Der Preis des Silbers ist immer mehr, schließlich bis auf 40 Procent seines früheren Werthes gesunken und aus diesem Grunde sind auch die Silberverkäufe nicht wieder aufgenommen worden. Ein Theil der 1879 noch vorhandenen Thaler hat zwar inzwischen zur Ausprägung von Reichssilbermünzen (Markstücken ꝛc.) Verwendung gefunden, aber ein Rest von 450 oder, wie es jetzt heißt, von 362 Millionen Mark ist noch immer übrig. Von diesem Reste befinden sich 200 Millionen Mark ständig in der Circulation, während 250 bezw. 162 Millionen in der Reichsbank lagern und hier zur Deckung der Noten und Depositen dienen.

Die Existenz der Thaler ist schon vielfach als ein Uebel hingestellt worden, welches beseitigt werden müsse. Man begründet das in der Regel nur damit, daß die Thaler ein „unterwerthiges" Geld und als solches zu Währungszwecken d. h. als Währungsgeld ungeeignet seien. Die Thaler sind nun allerdings in der That unterwerthig, und zwar stark unterwerthig, denn ihr Metallwerth beträgt nach den z. Z. herrschenden Silberpreisen nicht mehr als 40 % ihres Geldwerthes. Sie nähern sich also schon stark dem Papiergelde. Die Existenz unterwerthigen Währungsgeldes ist aber an sich noch kein Uebel. So lange das unterwerthige Geld das Vertrauen des Verkehrs besitzt, ist es unter übrigens gleichen Umständen ebenso gut wie das vollwerthige Geld, speciell das Goldgeld, und wenn nur Jedermann wüßte, ja wenn auch nur die leitenden Finanzkreise wüßten, worauf der Werth des Geldes eigentlich beruht, dann würde auch das Vertrauen zu dem unterwerthigen Gelde, wenigstens in Staaten mit geordneter Finanzverwaltung wie Deutschland, ebensowenig wankend werden wie das Vertrauen zu dem Goldgelde. Von Uebel ist es aber, daß die Thaler als Währungsgeld existiren, während Jedermann nur das Goldgeld für ein gutes Geld hält, das allein auf Grund seines eigenen „inneren Werthes" Vertrauen verdient, und daß die Thaler irrthümlich für eine Anweisung auf Gold gehalten werden, wie die silbernen Scheidemünzen, während thatsächlich durchaus keine Verpflichtung für das Reich oder gar für die Prägungsstaaten existirt, dieselben mit Gold einzulösen. Dieser Uebelstand ist aber noch nicht der schlimmste. Er ist auch kaum sehr bedrohlich, denn alle Gefahren, welche daraus resultiren, würden durch

die freiwillige Einlösung der Thaler in Gold abgewendet werden können. Viel bedenklicher ist es, daß die Thaler in dem hohen Betrage von 250 Millionen Mark, wie früher, bezw. von 162 Millionen Mark, wie jetzt, in der Reichsbank liegen und hier kraft Gesetzes einen Theil der metallischen Deckung der Noten und Depositen bilden, während sie thatsächlich, aus verkehrspolitischen Gründen, zur Einlösung der Noten und zur Rückzahlung der Depositen nicht verwendet werden dürfen. Die Reichsbank darf nämlich die Thaler zur Einlösung ihrer Noten ꝛc. nicht verwenden (obwohl sie gesetzlich dazu befugt ist), weil sie seit Beginn ihrer Existenz immer in Gold gezahlt hat; weil sich hierauf das Vertrauen, welches sie überall besitzt, gründet und weil eine Abweichung von dieser Praxis dieses Vertrauen erschüttern und damit nicht nur ihr Prestige im Auslande untergraben, sondern auch zu einer Panik im Inlande Veranlassung geben und eine Krise hervorrufen würde. So lange nun der aus Gold bestehende Theil des Baarschatzes allein hinreicht, um die Noten und Depositen bankmäßig sicher zu decken, wie in früheren Jahren, als der ganze Baarbestand dem Betrage der Noten annähernd gleichkam oder diesen sogar überschritt, ist freilich auch dieser Umstand nicht von großer Bedeutung. Dann bilden die Thaler nur einen überflüssigen Ballast. Wenn aber das Verhältniß von Noten und Depositen zu dem Baarschatze sich so gestaltet wie in der verkehrsreichen Gegenwart, dann wird die Sache doch sehr bedenklich. Am 30. September d. Js. betrug

der Notenumlauf	1382,73	Millionen	Mark
der Betrag der Depositen	483,01	„	„
zusammen	1865,74	Millionen	Mark
der Baarschatz	686,69	„	„

Befanden sich in diesem Baarschatze auch nur 162 Millionen Mark Thaler, wie nach Zeitungsmeldungen autoritativ angegeben ist, dann betrug der Baarschatz in Gold nur 524 Millionen Mark. Dann waren also die Noten allein nur etwa zu 40 %, die Noten und Depositen zusammen nicht einmal zu 30 % in demjenigen Gelde gedeckt, welches thatsächlich allein zu ihrer Einlösung bezw. Rückzahlung verwendet werden kann! In einer Zeit, in welcher auf dem Gebiete der Währungsfrage noch immer die größte Unklarheit herrscht; in welcher das Vertrauen, auf dem der Werth des Geldes in letzter Linie fast ausschließlich beruht, so leicht erschüttert werden kann, weil man von dem Wesen des Geldes keine richtige Kenntniß hat, ist dieser Zustand denn doch im allerhöchsten Maße bedenklich. Zum Glück besitzt die Reichsbank, wenigstens in Deutschland, ein unbegrenztes Vertrauen, so daß es zur Zeit Niemandem einfällt, ihre Fähigkeit zur Einlösung der Noten auch nur im Geringsten anzuzweifeln. Von einer solchen Voraussetzung darf man aber bei der Beurtheilung unserer Währungsverhältnisse nicht ausgehen, und thatsächlich bedarf es nur eines Fünkchens Mißtrauen, um bei so schwacher Deckung eine Panik hervorzurufen, die unfehlbar zu einer Creditkrise führen muß. Welche verhängnißvollen Consequenzen aber eine solche, wenn auch acute und kurzdauernde Creditkrise nach sich ziehen kann, das haben wir im Jahre 1893 in Amerika zur Genüge gesehen.

Dieser bedenkliche und gefahrvolle Zustand würde nun beseitigt werden, wenn der im Eingange erwähnte Gesetzentwurf, welcher jetzt der Reichstagscommission überwiesen ist, Gesetz wird. Um den jetzigen Betrag der Reichssilbermünzen um 4 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, im Ganzen also um circa 209 Millionen Mark, zu erhöhen — wozu nach der Begründung des Entwurfs ein wirkliches Bedürfniß vorliegt — und dabei einen Prägegewinn von circa 10 Millionen Mark zu erzielen, ist die Umprägung einer Thalermenge im Werthe von circa 200 Millionen Mark erforderlich. Weitere 15 Millionen Mark Thaler können eingezogen, auf dem Weltmarkte als Silber verkauft und in 15 Millionen Mark Gold umgetauscht werden, wenn jener Prägegewinn mitverwendet wird. Daraus ergiebt sich eine Verminderung des Thalerbestandes um 215 Millionen Mark. Hiermit ist die Möglichkeit gegeben, den ganzen derzeitigen Bestand der Reichsbank an Thalern zu beseitigen (wenn die zuletzt gemeldeten Zahlen über die Höhe dieses Bestandes richtig sind) und überdies noch für 53 Millionen Mark aus der Circulation herauszunehmen. Dadurch würde die ganze noch vorhandene Menge Thaler auf 147 Millionen Mark reducirt werden. So weit brauchte man nun freilich gar nicht einmal zu gehen, da 200 Millionen Mark Thaler sich erfahrungsgemäß leicht im Umlauf erhalten und da diese, zumal wenn sie für Scheidemünze erklärt und dadurch der Annahme des Verkehrs gemäß wirklich in Gold einlösbar gemacht werden, eine Gefahr für den Bestand unserer Währung nicht bilden. Daß aber der Thalerbestand der Reichsbank weggeschafft wird und daß damit der Letzteren (da der Rest der Thaler sich im Umlauf erhält) die Möglichkeit gegeben und, falls die Thaler für Scheidemünze erklärt werden, zugleich die Pflicht auferlegt wird, ihren ganzen Baarschatz in Gold zu halten, das ist gewiß von dem allergrößten Vortheil. Dadurch wird unser Geldwesen in sehr erheblichem Maaße an Sicherheit und auch, was nicht zu unterschätzen ist, an Vertrauen im Auslande gewinnen. Als ein weiterer Vortheil kommt noch hinzu, daß die Reichsbank, im Besitze eines bedeutend größeren Goldschatzes, nicht mehr so ängstlich darauf bedacht sein muß, ihr Gold zu hüten, und deßhalb in der Lage sein wird, eine ruhigere und für die heimische Production vortheilhaftere Discontopolitik zu befolgen, d. h. ihren Discont weniger rasch hinaufzusetzen und eher herabzusetzen, so daß eine Verbilligung des Wechsel- und des Lombardcredits eintritt. Möchte nur der Entwurf nicht nur überhaupt, sondern auch möglichst bald Gesetz werden und möchte dann die Realisirung der getroffenen Maßnahmen, wenigstens so weit die Beseitigung des Thalerschatzes der Reichsbank in Frage steht, möglichst rasch erfolgen! Die einzige Aenderung, welche noch wünschenswerth erscheint, ist eine Ergänzung in der Richtung, daß die Thaler für Scheidemünze erklärt und dadurch gesetzlich zu dem gemacht werden, wofür sie in den Augen der Bevölkerung schon lange gelten. Damit würde eine weitere Quelle der Unsicherheit beseitigt und worauf, allerdings fälschlich, so großes Gewicht gelegt wird, die deutsche Währung zur reinen Goldwährung umgestaltet werden. Eine spätere Einziehung der Thaler und deren gewinnbringende Umprägung zu leichter ausgeprägten Reichssilbermünzen würde ja dadurch nicht ausgeschlossen werden und eine nennenswerthe Belastung dadurch, daß die Thaler in Gold einlösbar gemacht werden, würde in Anbetracht dessen, daß die dauernde Circulation des Restes der Thaler durch die Gewohnheit gesichert ist, thatsächlich nicht eintreten.

Ueber wissenschaftliche Traumdeutung.

Von Carl Metzentin.

Obwohl die Philosophen von Aristoteles und Plato bis Wundt und Eduard v. Hartmann das Wesen des Traumes und seiner Räthsel zu deuten versuchten, so tappen wir noch so ziemlich im Dunkel darüber. Der Laie gar beruhigt sich gewöhnlich mit den banalen Citaten: „Träume sind Schäume“ oder „Träume kommen aus dem Magen“. Es ist unstreitig, daß die psychischen Leistungen des Traumes bereitwilligere und wärmere Anerkennung gefunden haben in jener, jetzt hinter uns liegenden, intellectuellen Periode, da die Philosophie und nicht die exacten Naturwissenschaften die Geister beherrschte. Aussprüche, wie die

von Schubert, daß der Traum eine Befreiung des Geistes von der Gewalt der äußeren Natur sei, eine Loslösung der Seele von den Fesseln der Sinnlichkeit, und ähnliche Urtheile von dem jüngeren Fichte u. A., welche sämmtlich den Traum als einen Aufschwung des Seelenlebens zu einer höheren Stufe darstellen, erscheinen uns heute kaum begreiflich; sie werden in der Gegenwart auch nur bei Mystikern und Frömmlern wiederholt. Mit dem Eindringen naturwissenschaftlicher Denkweise ist eine Reaction in der Würdigung des Traumes einhergegangen. Gerade die ärztlichen Autoren sind am ehesten geneigt, die psychische Thätigkeit im Traume für geringfügig und werthlos anzuschlagen, während Philosophen und nicht günstige Beobachter — Amateurpsychologen —, deren Beiträge gerade auf diesem Gebiete nicht zu vernachlässigen sind, im besseren Einvernehmen mit den Ahnungen des Volkes, meist an dem psychischen Werth der Träume festgehalten haben. Und nun kommt gar ein Mann der Wissenschaft, ein Nervenarzt und Psychopathologe, der Wiener Docent Dr. Sigmund Freud, mit dem Nachweise, daß es eine psychologische Technik giebt, welche unsere Träume zu deuten gestattet, und daß bei Anwendung seines Verfahrens jeder Traum sich als ein sinnvolles psychisches Gebilde herausstellt, welches an einer angebbaren Stelle in das seelische Treiben des Wachens einzureihen ist. Indem wir darauf hinweisen, daß sein gedankenreiches Buch*) zunächst für Mediciner geschrieben ist — „mit allen Chicanen", wie man zu sagen pflegt —, also nicht für einen weiten Leserkreis, wollen wir hier versuchen, die leitenden Gedanken seiner streng wissenschaftlichen Darstellung gemeinverständlicher zu machen.

Daß alles Material, was den Trauminhalt zusammensetzt, auf irgend eine Weise vom Erlebten abstammt, also im Traum reproducirt, erinnert wird, dies wenigstens darf uns als unbestrittene Erkenntniß gelten. Doch wäre es ein Irrthum anzunehmen, daß ein solcher Zusammenhang des Traminhaltes mit dem Wachleben sich mühelos als augenfälliges Ergebniß der angestellten Vergleichung ergeben muß. Derselbe muß vielmehr aufmerksam gesucht werden und weiß sich in einer ganzen Reihe von Fällen für lange Zeit zu verbergen. Der Grund hierfür liegt in einer Anzahl von Eigenthümlichkeiten, welche die Erinnerungsfähigkeit im Traume zeigt und die, obwohl allgemein bemerkt, sich doch bisher jeder Erklärung entzogen haben. Dr. Freud versäumt denn auch nicht, diese Charaktere eingehend zu würdigen.

Es kommt zunächst vor, daß im Trauminhalt ein Material auftritt, welches man dann im Wachen nicht als zu seinem Wissen und Erleben gehörig anerkennt. Man erinnert sich wohl, daß man das Betreffende geträumt, aber nicht, daß und wann man es erlebt hat. Man bleibt dann im Unklaren darüber, aus welcher Quelle der Traum geschöpft hat, und ist wohl versucht, an eine selbstständig producirende Thätigkeit des Traumes zu glauben, bis oft nach langer Zeit ein neues Erlebniß die verloren gegebene Erinnerung an das frühere Erlebniß wiederbringt und damit die Traumquelle aufdeckt. Man muß dann zugestehen, daß man im Traum etwas gewußt und erinnert hatte, was der Erinnerungsfähigkeit im Wachen entzogen war.

Eine der Quellen, aus welcher der Traum Material zur Reproduction bezieht, zum Theil solches, das in der Denkthätigkeit des Wachens nicht erinnert und nicht verwendet wird, ist das Kindheitsleben.

Die Herrschaft des Traumes über das Kindheitsmaterial, welches bekanntlich zum größten Theil in die Lücken der bewußten Erinnerungsfähigkeit fällt, giebt Anlaß zur Entstehung von interessanten Träumen, von denen Freud einige Beispiele mittheilt. Der Arzt Maury erzählt, daß er von seiner Vaterstadt Meaux als Kind häufig nach dem nahe gelegenen Trilport gekommen war, wo sein Vater den Bau einer Brücke leitete. In einer Nacht versetzt ihn der Traum nach Trilport und läßt ihn wieder in den Straßen der Stadt spielen. Ein Mann nähert sich ihm, der eine Art Uniform trägt. Maury fragt ihn nach seinem Namen; er stellt sich vor, er heiße C... und sei Brückenwächter. Nach dem Erwachen fragt der an der Wirklichkeit der Erinnerung noch zweifelnde Maury eine alte Dienerin, die seit der Kindheit bei ihm ist, ob sie sich an einen Mann dieses Namens erinnern kann. Gewiß, lautet die Antwort, er war der Wächter der Brücke, die Ihr Vater damals gebaut hat.

Man sieht leicht ein, wie die sonderbare Vorliebe des Traumgedächtnisses für das Gleichgültige und darum Unbeachtete an den Tageserlebnissen zumeist dazu führen mußte, die Abhängigkeit des Traumes vom Tagesleben überhaupt zu verkennen und dann wenigstens den Nachweis derselben in jedem einzelnen Falle zu erschweren. So war es möglich, daß Miß Whiton Calkins bei der statistischen Bearbeitung ihrer (und ihres Gefährten) Träume doch 11% der Anzahl übrig behielt, in denen eine Beziehung zum Tagesleben nicht ersichtlich war. Sicherlich hat Hildebrandt mit der Behauptung Recht, daß sich alle Traumbilder uns genetisch erklären würden, wenn wir jedesmal Zeit und Sammlung genug darauf verwendeten, ihrer Herkunft nachzuspüren. Er nennt dies freilich „ein äußerst mühseliges und undankbares Geschäft. Denn es liefe ja meistens darauf hinaus, allerlei psychisch ganz werthlose Dinge in den abgelegensten Winkeln der Gedächtnißkammer aufzustöbern, allerlei völlig indifferente Momente längst vergangener Zeit aus der Verschüttung, die ihnen vielleicht schon die nächste Stunde brachte, wieder zu Tage zu fördern." Dr. Freud muß aber doch bedauern, daß der scharfsinnige Autor sich von der Verfolgung des so unscheinbar beginnenden Weges abhalten ließ; er hätte ihn unmittelbar zum Centrum der Traumerklärung geleitet.

Der erste Schritt bei der Anwendung seines Verfahrens lehrte Freud, daß man nicht den Traum als Ganzes, sondern nur die einzelnen Theilstücke seines Inhaltes zum Object der Analyse machen darf. „Frage ich einen noch nicht eingeübten Patienten: Was fällt Ihnen zu diesem Traum ein? so weiß er in der Regel nichts in seinem geistigen Blickfelde zu erfassen. Ich muß ihm den Traum zerstückt vorlegen, dann liefert er mir zu jedem Stück eine Reihe von Einfällen, die man als die „Hintergedanken" dieser Traumpartie bezeichnen kann. In dieser ersten wichtigen Bedingung weicht also die von mir geübte Methode der Traumdeutung bereits von der populären, historisch und sagenhaft berühmten Methode der Deutung durch Symbolic ab und nähert sich der zweiten, der „Chiffrirmethode". Sie ist wie diese eine Deutung en detail, nicht en masse; wie diese faßt sie den Traum von vorne herein als etwas Zusammengesetztes, als ein Conglomerat von psychischen Bildungen auf."

Freud bemüht sich auch zu zeigen, daß die Träume häufig den Charakter der Wunscherfüllung unverhüllt erkennen lassen, so daß man sich wundern mag, warum die Sprache der Träume nicht schon längst ein Verständniß gefunden hat. „Da ist z. B. ein Traum, den ich mir beliebig oft, gleichsam experimentell, erzeugen kann. Wenn ich am Abend Sardellen, Oliven oder sonst stark gesalzene Speisen nehme, bekomme ich in der Nacht Durst, der mich weckt. Dem Erwachen geht aber ein Traum voraus, der jedesmal den gleichen Inhalt hat, nämlich, daß ich trinke. Ich schlürfe Wasser in vollen Zügen, es schmeckt mir so köstlich, wie nur ein kühler Trunk schmecken kann, wenn man verschmachtet ist, und dann erwache ich und muß wirklich trinken. Der Anlaß dieses einfachen Traumes ist der Durst, den ich ja beim Erwachen verspüre. Aus dieser Empfindung geht der Wunsch hervor zu trinken, und diesen Wunsch zeigt mir der Traum erfüllt. Er dient dabei einer Function, die ich bald errathe. Ich bin ein guter Schläfer, nicht gewöhnt durch ein Bedürfniß geweckt zu werden. Wenn es mir gelingt, meinen Durst durch den Traum, daß

*) Die Traumdeutung von Dr. Sigm. Freud. Wien, Franz Deuticke.

ich trinke, zu beschwichtigen, so brauche ich nicht aufzuwachen, um ihn zu befriedigen. Es ist also ein Bequemlichkeitstraum. Das Träumen setzt sich an Stelle des Handelns wie auch sonst im Leben. Derselbe Traum hat sich unlängst einigermaßen modificirt. Da bekam ich schon vor dem Einschlafen Durst und trank das Wasserglas leer, das auf dem Kästchen neben meinem Bett stand. Einige Stunden später kam in der Nacht ein neuer Durstanfall, der seine Unbequemlichkeiten im Gefolge hatte. Um mir Wasser zu verschaffen, hätte ich aufstehen und mir das Glas holen müssen, welches auf dem Nachtkästchen meiner Frau stand. Ich träumte also zweckentsprechend, daß meine Frau mir aus einem Gefäß zu trinken giebt; dies Gefäß war ein etruskischer Aschenkrug, den ich mir von einer italienischen Reise heimgebracht und seither verschenkt hatte. Das Wasser in ihm schmeckte aber so salzig (von der Asche offenbar), daß ich erwachen mußte. Man merkt, wie bequem der Traum es einzurichten versteht; da Wunscherfüllung seine einzige Absicht ist, darf er vollkommen egoistisch sein. Liebe zur Bequemlichkeit ist mit Rücksicht auf Andere wirklich nicht vereinbar. Die Einmengung des Aschenkruges ist wahrscheinlich wieder eine Wunscherfüllung; es thut mir leid, daß ich dies Gefäß nicht mehr besitze, wie übrigens auch das Wasserglas auf Seiten meiner Frau mir nicht zugänglich ist. Der Aschenkrug paßt sich auch der nun stärker gewordenen Sensation des salzigen Geschmackes an, von der ich weiß, daß sie mich zum Erwachen zwingen wird."

Noch viele andere Fälle aus seiner Praxis der Traumdeutung erzählt Dr. Freud. Eine junge Frau, die Wochen hindurch bei der Pflege ihres infectiös erkrankten Kindes vom Verkehr abgeschnitten war, träumt nach glücklicher Beendigung der Krankheit von einer Gesellschaft, in der sich A. Daudet, Bourget, M. Prévost und Andere befinden, die sämmtlich sehr liebenswürdig gegen sie sind und sie vortrefflich amüsiren. Die betreffenden Autoren tragen auch im Traum die Züge, welche ihnen ihre Bilder geben; M. Prévost, von dem sie ein Bild nicht kennt, sieht dem — Desinfectionsmanne gleich, der am Tag vorher die Krankzimmer gereinigt und sie als erster Besucher nach langer Zeit betreten hatte. „Man meint den Traum lückenlos übersetzen zu können: Jetzt wäre es einmal Zeit für etwas Amüsanteres als diese ewigen Krankenpflegen," deutet Dr. Freud.

Er bringt auch eine überreiche Auslese, um zu erweisen daß man sehr häufig und unter den mannigfaltigsten Bedingungen Träume findet, die sich nur als Wunscherfüllungen verstehen lassen, und die ihren Inhalt unverhüllt zur Schau tragen. Es sind dies zumeist kurze und einfache Träume, die von den verworrenen und überreichen Traumcompositionen, die wesentlich die Aufmerksamkeit der Autoren auf sich gezogen haben, wohlthuend abstechen. Es verlohnt sich aber, bei diesen einfachen Träumen noch zu verweilen. Die allereinfachsten Formen von Träumen darf man wohl bei Kindern erwarten, deren psychische Leistungen sicherlich minder complicirt sind als die Erwachsener. Die Kinderpsychologie ist nach Dr. Freud's Meinung dazu berufen, für die Psychologie der Erwachsenen ähnliche Dienste zu leisten wie die Untersuchung des Baues oder der Entwicklung niederer Thiere für die Erforschung der Structur der höchsten Thierclassen. Es sind bis jetzt wenig zielbewußte Schritte geschehen, die Psychologie der Kinder zu solchem Zwecke auszunützen. Die Träume der kleinen Kinder sind simple Wunscherfüllungen und darum im Gegensatz zu den Träumen Erwachsener gar nicht interessant. Sie geben keine Räthsel zu lösen, sind aber natürlich unschätzbar für den Erweis, daß der Traum seinem innersten Wesen nach eine Wunscherfüllung bedeutet. So erzählt unser Wiener Traumdeuter: „Mein ältester, damals 8jähriger Knabe träumt bereits die Realisirung seiner Phantasien. Er ist mit dem Achilleus in einem Wagen gefahren, und der Diomedes war Wagenlenker. Er hat sich natürlich Tags vorher für die Sagen Griechenlands begeistert, die der älteren Schwester geschenkt worden sind."

Es kommen aber reichlich genug Träume vor, welche den peinlichsten Inhalt erkennen lassen, aber keine Spur irgend einer Wunscherfüllung. Ed. v. Hartmann steht wohl der Wunscherfüllungstheorie am fernsten. „Was den Traum betrifft, so treten mit ihm alle Plackereien des wachen Lebens auch in den Schlafzustand hinüber, nur das Einzige nicht, was den Gebildeten einigermaßen mit dem Leben aussöhnen kann: wissenschaftlicher und Kunstgenuß ....." Aber auch minder pessimistische Beobachter haben hervorgehoben, daß im Traum Schmerz und Unlust häufiger sei als Lust. Ja die Damen Sarah Weed und Florence Hallam haben aus der Bearbeitung ihrer Träume einen ziffermäßigen Ausdruck für das Ueberwiegen der Unlust in den Träumen entnommen. Sie bezeichnen 58% der Träume als peinlich und nur 28,6% als positiv angenehm. Außer diesen Träumen, welche die mannigfaltigen peinlichen Gefühle des Lebens in den Schlaf fortsetzen, giebt es auch Angstträume, in denen uns diese entsetzlichste aller Unlustempfindungen schüttelt, bis wir erwachen, und von solchen Angstträumen werden gerade die Kinder so leicht heimgesucht. Doch Dr. Freud giebt sich noch nicht gefangen und wirft die Frage auf: „Aber hat Jemand versucht, diese Träume zu deuten, den latenten Gedankeninhalt derselben aufzudecken? Wenn aber nicht, dann treffen uns die Einwände der Gegner nicht; es bleibt immerhin möglich, daß auch peinliche und Angstträume sich nach der Deutung als Wunscherfüllungen enthüllen. Wir würden also als die Urheber der Traumgestaltung zwei psychische Mächte (Strömungen, Systeme) im Einzelmenschen annehmen, von denen die eine den durch den Traum zum Ausdruck gebrachten Wunsch bildet, während die andere eine Censur an diesem Traumwunsch übt und durch diese Censur eine Entstellung seiner Aeußerung erzwingt. Es fragt sich nur, worin die Machtbefugniß dieser zweiten Instanz besteht, kraft deren sie ihre Censur ausüben darf. Wenn wir uns erinnern, daß die latenten Traumgedanken vor der Analyse nicht bewußt sind, der von ihnen ausgehende manifeste Trauminhalt aber als bewußt erinnert wird, so liegt die Annahme nicht ferne, das Vorrecht der zweiten Instanz sei eben die Zulassung zum Bewußtsein. Aus dem ersten Systeme könne nichts zum Bewußtsein gelangen, was nicht vorher die zweite Instanz passirt habe, und die zweite Instanz lasse nichts passiren, ohne ihre Rechte auszuüben und die ihr genehmen Abänderungen am Bewußtseinswerber durchzusetzen. Wir verrathen dabei eine ganz bestimmte Auffassung vom „Wesen" des Bewußtseins; das Bewußtwerden ist für uns ein besonderer psychischer Act, verschieden und unabhängig von dem Vorgang des Gesetzt- oder Vorgestelltwerdens, und das Bewußtsein erscheint uns als ein Sinnesorgan, welches einen anderwärts gegebenen Inhalt wahrnimmt. Es läßt sich zeigen, daß die Psychopathologie dieser Grundannahmen schlechterdings nicht entrathen kann. Es wurde gefragt, wie denn die Träume mit peinlichem Inhalt als Wunscherfüllungen aufgelöst werden können. Wir sehen nun, dies ist möglich, wenn eine Traumentstellung stattgefunden hat, wenn der peinliche Inhalt nur zur Verkleidung eines erwünschten dient. Mit Rücksicht auf unsere Annahmen über die zwei psychischen Instanzen können wir jetzt auch sagen: die peinlichen Träume enthalten thatsächlich etwas, was der zweiten Instanz peinlich ist, was aber gleichzeitig einen Wunsch der ersten Instanz erfüllt. Sie sind insofern Wunschträume, als ja jeder Traum von der ersten Instanz ausgeht, die zweite sich nur abwehrend, nicht schöpferisch gegen den Traum verhält. Beschränken wir uns auf eine Würdigung dessen, was die zweite Instanz zum Traum beiträgt, so können wir den Traum niemals verstehen. Es bleiben dann alle Räthsel bestehen, welche von den Autoren am Traum bemerkt worden sind. Dieses im Traum wiederkehrende Unlustgefühl schließt das Bestehen eines Wunsches

nicht aus; es giebt bei jedem Menschen Wünsche, die er Anderen nicht mittheilen möchte, und Wünsche, die er sich selbst nicht eingestehen will. Andererseits finden wir uns berechtigt, den Unlustcharakter all' dieser Träume mit der Thatsache der Traumentstellung in Zusammenhang zu bringen und zu schließen, diese Träume seien gerade darum so entstellt, und die Wunscherfüllung in ihnen bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, weil ein Widerwillen, eine Verdrängungsabsicht gegen das Thema des Traumes oder gegen den aus ihm geschöpften Wunsch besteht. Die Traumentstellung erweist sich also thatsächlich als ein Act der Censur."

Auch Dr. Freud ist nicht im Stande, den Traum eines Anderen zu deuten, wenn derselbe ihm nicht die hinter dem Trauminhalt stehenden unbewußten Gedanken ausliefern will, und dadurch wird die praktische Verwerthbarkeit seiner Methode der Traumdeutung schwer beeinträchtigt. Nun giebt es aber, so recht im Gegensatz zu der sonstigen Freiheit des Einzelnen, sich seine Traumwelt in individueller Besonderheit auszustatten und dadurch dem Verständniß der Anderen unzugänglich zu machen, eine gewisse Anzahl von Träumen, die fast Jedermann in derselben Weise geträumt hat, von denen wir anzunehmen gewohnt sind, daß sie auch bei Jedermann dieselbe Bedeutung haben. Ein besonderes Interesse wendet Freud diesen typischen Träumen auch darum zu, weil sie vermuthlich bei allen Menschen aus den gleichen Quellen stammen, also besonders gut geeignet scheinen, uns über die Quellen der Träume Aufschluß zu geben. Ein solcher typischer Traum, daß man nackt oder schlecht bekleidet in Gegenwart Fremder sei, kommt auch mit der Zuthat vor, man habe sich dessen gar nicht geschämt u. dgl. Unser Interesse gebührt aber dem Nacktheitstraum nur dann, wenn man in ihm Scham und Verlegenheit empfindet, entfliehen oder sich verbergen will, und dabei der eigenthümlichen Hemmung unterliegt, daß man nicht von der Stelle kann und sich unvermögend fühlt, die peinliche Situation zu verändern. Nur in dieser Verbindung ist der Traum typisch; der Kern seines Inhaltes mag sonst in allerlei andere Verknüpfungen einbezogen werden oder mit individuellen Zuthaten versetzt sein. Es handelt sich im Wesentlichen um die peinliche Empfindung von der Natur der Scham, daß man seine Nacktheit, meist durch Locomotion, verbergen möchte und es nicht zu Stande bringt. Und noch ein Typisches: die Leute, vor denen man sich schämt, sind fast immer Fremde mit unbestimmt gelassenen Gesichtern. Niemals ereignet es sich im typischen Traum, daß man wegen der Kleidung, die einem selbst solche Verlegenheit bereitet, beanstandet oder auch nur bemerkt wird. Die Leute machen ganz im Gegentheil gleichgültige, oder, wie es Freud in einem besonders klaren Traum wahrnehmen konnte, feierlich-steife Mienen. Das giebt zu denken, meint er.

Eine andere Reihe von Träumen, die typisch genannt werden dürfen, sind die mit dem Inhalt, daß ein theurer Verwandter, Eltern oder Geschwister, Kinder u. s. w. gestorben ist. Man muß nach Freud von diesen Träumen zwei Classen unterscheiden, die einen, wo man im Traum von Trauer unberührt bleibt, so daß man sich nach dem Erwachen über seine Gefühllosigkeit wundert, die anderen, bei denen man tiefen Schmerz über den Todesfall empfindet, ja ihn selbst in heißen Thränen während des Schlafes äußert. Die Träume der ersten Gruppe will Freud bei Seite lassen; sie haben keinen Anspruch, als typisch zu gelten. Wenn man sie analysirt, findet er, daß sie etwas Anderes bedeuten, als sie enthalten, daß sie dazu bestimmt sind, irgend einen anderen Wunsch zu verdecken. So der Traum der Tante, die den einzigen Sohn ihrer Schwester aufgebahrt vor sich sieht. Das bedeutet nicht, daß sie dem kleinen Neffen den Tod wünscht, sondern verbirgt nur, wie Freud meint, den Wunsch, eine gewisse geliebte Person nach langer Entbehrung wiederzusehen, dieselbe, die sie früher einmal nach ähnlich langer Pause bei der Leiche eines anderen Neffen wiedergesehen hat. Dieser Wunsch, welcher der eigentliche Inhalt des Traumes ist, giebt keinen Anlaß zur Trauer, und darum wird auch im Traum keine Trauer verspürt.

Wir müssen es uns versagen, die scharfsinnigen, oft aber auch gewagten Untersuchungen des Wiener Arztes hier weiter zu verfolgen. Er selbst ist am Schlusse seines epochalen Werkes weit entfernt den Werth des Traumes für die Kenntniß der Zukunft zu überschätzen, und meint, daran sei natürlich nicht zu denken. Wohl aber für die Kenntniß der Vergangenheit. „Denn aus der Vergangenheit stammt der Traum in jedem Sinne. Zwar entbehrt auch der alte Glaube, daß der Traum uns die Zukunft zeigt, nicht völlig des Gehalts an Wahrheit. Indem uns der Traum einen Wunsch als erfüllt vorstellt, führt er uns allerdings in die Zukunft; aber diese vom Träumer für gegenwärtig genommene Zukunft ist durch den unzerstörbaren Wunsch zum Ebenbild jener Vergangenheit gestaltet."

Literatur und Kunst.

Ein Glücklicher bei dem Theater.

Heitere Erinnerungen von Carl Schultes.

Wenn der Verfasser, dessen Theater-Erinnerungen 68 Jahre zurückreichen — er kam mit zehn Jahren in das Münchner Cadetten-Corps, welches jeden Abend 24 Freiplätze im K. Hof- und Nationaltheater hatte, — und der dann selbst 40 Jahre der Bühne angehörte, Ausguck hielt, ob es denn bei diesem Berufe „wahrhaft Glückliche" gäbe, dann traten für diese lange Dauer vor sein geistiges Auge nur Zwei, welche dieser Bezeichnung theilhaftig werden können. Ich kann aber nur von Einem erzählen; denn der Zweite, welcher allerdings eine gewisse Kunsthöhe erreichte, war nur darum so glücklich, weil er auf dem „Kothurn der Dummheit" stolz über die Erde schritt. Requiescat in pace! Wem aber von den Alt-Münchnern, die so um meine 78 Jahre herum sind, geht es nicht wie Sonnenschein über das alte Gesicht, wenn ich sage: Ich will von diesem einen Glücklichen erzählen, und es ist ... Euer Ferdl Lang.

„Hurrah! Hahaha!" dröhnt es da, ehe ich beginne. Auch der Olymp erzitterte gewiß vor Lachen, als am 30. October 1882 der kleine stämmige Ferdinand Lang, in den Wolkensaal tretend, ausrief: „Servus, meine Herrschaften! Wo ist denn das Kellnerwadl, die Hebe?"

Goethe, der eben mit Schiller und der Spielratte Lessing Kreuzmariage spielte, legte die Karten hin und sagte: „Das wäre nun die lustige Person, wie Wir sie Uns gedacht haben!"

„O, Excellenz, eine lustige Person war ich durchaus net in dem Sonnenfiaker Nr. 72, der mich da heraufgebracht hat; denn nicht allein mein rückwärtiges Theil, sondern auch meine Kehl'n is mir ganz ausdörrt. Sakra, wo bleibt das frische Maaßl olympischer Hofbräu-Nektar? Ah, Sie herziger Schatz, san Sie Fräulein Heberl? Schamster! Is aber schlecht eing'schänkt! Viel g'spritzt, auch im Olymp? Ei, Ei! — Na, Prost, Junge, Alte alle miteinand! — Aber g'schwind no a Maaß, a Münchner kann net af ein'm Fuß steh'n wie a Gans! Sixt es, sie hat mit die Aug'n blinzelt! Die kennt mi' scho' lang, dös is ja, hol' mi' der Schnappsack, die ... ‚Jugend' von meinem Seel'nretter, dem lieb'n Ferdl Raimund!"

Da klopfte dem guten Lang Einer leise von rückwärts auf die Schulter, und als Ferdinand Lang sich umdrehte, sah er sich Ferdinand Raimund gegenüber, der ihm mit dem sonnigsten Lächeln die Hände entgegenstreckte, und den so

ungenirten Ankömmling den Göttern und Geistesheroen mit den Worten vorstellte: „Erleuchtete Versammlung! Euer Geistesgnaden! Schaut's Euch das klane Licht'l da recht an! Der fidölle Kerl hat die Frechheit g'habt, in dem Grillenhäus'l „Theater" des Weltnarrenhauses Erden da unten ein — wirklich Glücklicher zu sein!"

„Is scho' wahr a! Prost! sollst leb'n!"

„Das Närrischste bei der G'schicht' is aber, daß ich, der wegen vorzeitigen Wegschleichens aus dem Narrenhaus vom Vater Chronos bei meiner hiesigen Ankunft drei Sternminuten in das olympische Dummheits-Erinnerungs-Kammerl eing'sperrt word'n bin — diesem Ferdinand Lang genannten kurzen Burschen mit der Nas'n auf seinen Glücksweg g'stoß'n hab'!" — —

Es war in Wahrheit so! Raimund ging bei seinem zweiten überaus glänzenden Gastspiele am Hoftheater zu München zu dem berühmten Leibarzte des Königs Ludwig I. Geheimrath Dr. Loë und bat ihn, er möge ihm ein Mittel angeben, wie er von einem furchtbaren Trübsinne gerettet werden könne. Der joviale Gelehrte — er hatte in seiner ganzen Erscheinung große Aehnlichkeit mit Goethe in seinen besten Jahren — sagte zu ihm: „Gehen Sie heute in das Theater, da spielt Raimund, der eurirt Sie sicher!" „Mir kann er net helf'n; denn ich bin selber der Raimund!" — Nun kam in derselben Zeit zu Raimund ein junger Schauspieler des Hoftheaters, welcher die zweiten Liebhaber zu spielen hatte, und vertraute dem berühmten Genossen, daß er zu Grunde gehen werde, wenn er, der alles Zeug zu einem Komiker in sich zu haben glaube, solche simpelhaften Schmachtlappen auch ferner spielen müsse. Er bäte nun den berühmten Namensvetter, der so kostbare Einfälle habe, um einen guten Rath, wie er von dem verhaßten Fache loskommen könne. Als sich Raimund den jungen, naiven und bildhübschen Collegen genau betrachtete, flog ein Schimmer von Lächeln über sein sonst so düsteres Gesicht; denn die Bitte, so einfach sie war, kam in Gesichtsausdruck, Haltung des Körpers und in den Bewegungen so urdrollig zum Vorschein, daß ein schlechterer Kenner des Komödiantenhandwerkes sehen mußte, was hier Rechtens sei.

„Ja, wissen Sie, mein lieber Herr von Lang, wenn der Herr Intendant bockbanig is und net wenigstens eine Prob' mit Ihnen macht, nachher is er ein . . . na, was Sie woll'n, und Sie müssen ihn zwingen." — „Ich hab' ihm schon die Roll'n vor die Füß' g'schmiss'n, aber er hat darüber g'lacht." — „Sehr gut! Das heißt sein Lach'n; denn Sie waren in Ihrem Zorn gewiß recht komisch. Mit Heftigkeit, lieber Sohn, richtet man aber bei einem Theatervorgesetzten — ich war ja auch so ein Tyrann — gar nix aus! Wissen's was? Werfen's ihm keine Roll'n vor die Füße, sondern packen Sie ihn an der empfindlichsten Seite, und schmeißen's ihm ein ganz ernstes Stück mit einer komischen Dummheit, so daß das liebe Kind Publicum vor Vergnügen brüllt und der Herr Intendant vor Zorn aus der Haut fahrt!"

„O, das is wunderschön! Tausend Dank, Herr von Raimund, daß Sie ein geknicktes Herz wieder zusammeng'leimt hab'n! O, ich laß' ihn aus der Haut fahren, und wenn ich mich an unserem guten Fritz Schillinger seiner ‚Jungfrau' vergreifen sollt'!" Lang umarmte den Meister, machte einen übermüthigen Bocksprung und war verschwunden. — Noch einmal machte er den Versuch, auf gute Weise seinen Willen durchzusetzen. Auf Raimund's Erfolge hindeutend, sagte er dem Intendanten mit Thränen in den Augen: „Ist denn das nicht das schönste Ziel der Kunst, die Menschen zu erheitern, daß sie alle ihre Sorgen vergessen? Können Sie Angesichts eines Raimund noch sagen, daß ich mir die Hanswurstelein aus dem Kopfe schlagen soll?"

„Punktum! Es ist höchster Befehl, Sie sollen bei Ihrem Fache bleiben, es giebt da auch schöne Rollen! Gehen Sie also heim, da werden Sie eine wunderschöne Ritterrolle vorfinden, die Ihnen unsere tragische Liebhaberin Charlotte Pfeiffer auf den Leib geschrieben hat. Adieu!"

„Na, wart' Lottila, Dir werd' ich das AufdenLeibschreiben, wenigstens was meine Haut betrifft, gehörig vertreiben!" sagte Lang, als er eilig nach Hause schritt. — Das neue Ritter- und Volksschauspiel, das gar bald die deutsche Bühne im Fluge erobern sollte, war „Pfefferrösl", und Ferdl hatte wieder einen Schmachtlappen, aber einen guten, den Junker von Sonnenberg zu spielen. Die Proben gingen vortrefflich, und Lang legte sich so in's Zeug, als ob er den Romeo spielte.

„Na, was wollen Sie denn?" sagte der Intendant. „Mit dieser Rolle werden Sie einen Effect erzielen, wie noch nie!"

„Das hoff' ich auch!" sagte Ferdl mit Spitzbubenschmunzeln. Der erste Act des Stückes bringt die Messe in Frankfurt am Main mit allem Drum und Dran. Jutta, die stolze Tochter des Stadtschultheißen macht ihre Einkäufe und spinnt dabei politische Intriguen. Sie wird von dem Unschuldsengel Junker von Sonnenberg begleitet, der gleichsam ihr Page ist. Bei dem Falkenhändler Bandini erwirbt Jutta einen Jagdfalken, der die Jagdhaube aufhat. Sonnenberg läßt sich den Falken auf die linke, behandschuhte Faust setzen, Jutta zahlt und geht an einen anderen Stand. Wer ihr aber nicht folgte, war Ferdl. Er that, als ob er sich vor dem Falken fürchte, schaute sich vorsichtig um, und ging auf den Fußzehen bis an die Bühnenrampe vor, wo er dem Vogel einen Nasenstüber gab, daß demselben die Falkenhaube vom Kopfe flog. Noch immer glaubte man, daß das zur Komödie gehörte, als aber Lang in echtestem Münchnerisch anfing: „Etzt hob' i allweil g'moant, dös Viecherl is lebendi; aba na, ausg'stopft is, sunst that's mi nöt schlecht zwicka! Moanen's nöt a? Schamster Diener!" Er ließ den ausgestopften Falken ein Compliment machen und ging im sogenannten Kothurnschritte, welcher bei Ferdl's kleiner Figur außerordentlich komisch wirkte, der mit einem Aufschrei entfliehenden Jutta nach, welche überzeugt war, Lang sei urplötzlich wahnsinnig geworden.

Welches Lachgebrülle im Publicum entstanden war, kann ich nicht schildern! Gewiß aber ist, daß ich Fünfzehnjähriger so nichtswürdig brüllte, daß die Freundin meiner Mutter Helmina von Chézy, die vor mir in der ersten Reihe des Sperrsitzes, den sogenannten Dichterplätzen, saß und zwar immer in Begleitung des Wollkopfes Hans von Ploetz, sich wüthend umdrehte, und da sie mich mit ihren schnupftabakduftenden Fingern nicht erreichen konnte, mir ein „abominable polisson" zufauchte. Lang erlitt eine Strafe von 100 fl., wobei die Drohung fiel: Wenn er sich nochmals solcher Frechheit schuldig machte, würde er 14 Tage auf der Residenzwache eingesperrt werden.

„Ist das Alles? Das können wir riskiren! Ich laß' mich nöt zwingen, die verdammten Bambsen (von bambino) spiel'n! Da muß ich also schon ein Attentat auf einen Geistesfürsten ausüben, Herr Intendant!" „Was soll das heißen?" „Werden's schon sehen und hören!" „Vergessen Sie nicht, daß der König alle classischen Stücke besucht! Da könnte Ihnen ein solcher Spaß sehr theuer zu stehen kommen!" „Vielleicht fortjagen? Soll mir lieber sein, als hier verkommen aus purem Eigensinn!" — „Wahren Sie Ihre Zunge! Der König hat zu mir gesagt: Soll spielen, was ihm zukommend!"

In Maria Stuart hatte Ferdl die kleine Rolle des Okelly, und der Herr Intendant dachte, da könne Lang kein Unheil stiften, wie er gesagt hatte; denn die Scene zwischen Mortimer und Okelly ist sehr klein, und nach derselben fällt der Vorhang.

Als Dahn-Mortimer sagte: „Wer kommt? Es ist Okell! So schreckenvoll?" bemächtigte sich schon des Publicums eine große Heiterkeit, Lang, ängstlich sich umsehend, trat aus der

Coulisse; er war in einen weißen Reitermantel so eingemummelt, daß nur die Nasenspitze herausschaute, die rubinroth gefärbt war, und die lange Feder des verkehrt aufgesetzten Baretts bammelte immer vor der Nase hin und her. Mit keuchender Stimme, die sich stets überschlug, krähte Lang-Okelly zu Dahn-Mortimer, der jeden Augenblick loszuplatzen drohte, hinauf: „Flieh', Mortimer! Alles is futsch! Ich eile auf verschiedenen Seiten in die böhmischen Wälder ab!"

Nun hatte sich Lang die größten schwedischen Kelchstiefel aus der Statistengarderobe angeschafft, deren Riesensporen einen argen Lärm machten. Als er nun bei dem Fortlaufen den Mantel hochhob, konnte man sein dünnes Untergestell in den Stiefelcolossen sehen, und nun war es Dahn, der wohl wußte, um was es sich handelte, nicht mehr möglich, die zwei letzten Zeilen zu sprechen, sondern er eilte dem in die böhmischen Wälder flüchtenden Lang nach, und der Vorhang fiel unter dem Jubel der Galerien. König Ludwig, welcher Lang die erste Strafe erlassen hatte, war über dieses Sacrileg an Schiller empört und dictirte folgende Strafe, die ganz seinem hohen Sinne entsprach: „Ferdinand Lang extraschwer zu bestrafen seiend, indem er als „unverbesserlicher Spaßmacher" niemals mehr die Bühne in einem deutschen classischen Schauspiele betreten dürfe!" Als Lang das Urtheil zugestellt wurde, kniete er nieder und betete: „Heiliger Schiller, Du weißt, warum ich es gethan hab', und Du verzeihst mir Alles! Aber jetzt," rief er aufspringend, „trink'n ma a Flascherl Schampus auf das Andenken an meinen Schutzheiligen, den armen Ferdinand Raimund!"

So erzwang sich der nach Raimund beste süddeutsche Komiker Ferdl Lang seinen Platz. Ich sage ruhig der „beste"; denn er hatte nicht nur die vis comica eines Nestroy, Scholz und Grois, sondern er besaß, was weit mehr bedeutet, angeborene Drollerie, und dabei Herz und Gemüth im höchsten Grade. —

Die Münchener Hofbühne war zu Lang's Zeiten noch ein echtes Nationaltheater, das sich der gesunden süddeutschen Posse nicht schämte, während es heutigen Tages den zweiten Titel „Nationaltheater" mit Unrecht trägt, da es: „Königliches Hof- und Internationaltheater" heißen müßte. Freilich, woher sollte man auch einen Lang, Heigel, Sigl, Cohrs und eine Hartmann und Seebach nehmen? Woher echte, naive, drollige Volksstücke, wie sie zuletzt ein Martin Schleich schrieb? — Alles versunken! Sie versichern ja, es sei Alles besser geworden. Möglich, aber Eins ist aus der Welt entschwunden — Genügsamkeit.

Lang lernte ich persönlich erst 1842 kennen und zwar im Apollosaale des „Grean Baams" (Grünen Baums), einer kleinen, aber außerordentlich gut besuchten Wirthschaft an der Isarlände. Dieser Saal war ein zweifenstriges, niederes Parterre-Zimmerchen nach der Isar zu, an dem die allgemeine Straße vorbeiführte, so daß jeden Augenblick, da die Fenster des Tabakrauches und der Hitze wegen offen standen, ein neugieriges Gesicht hereinlugte, das dann jedes Mal mit Witzraketen bewillkommt wurde. Das Zimmerchen war groß genug, um zwei Wirthstische, hinter denen auf jeder Seite zehn Holzstühle standen, aufzunehmen. Es war also auf zwanzig Personen berechnet, aber gar oft waren dreißig und mehr in dieser Musen-Häringstonne. Was nun zu dem geistigen „Jung-München" zählte — es hat immer Junge und Alte gegeben, und die Jungen waren natürlich die Gescheidteren — das fand sich hier im Sommer jeden Samstag zu zwangloser Fidelitas zusammen. Nur Trinken war im Apollo-Saale gestattet, und wer den für jeden Samstag obligaten halben abgebrannten Kalbskopf à sechs Kreuzer seinem inneren Menschen zuführen wollte, der mußte es im Hofe oder unter dem großen Nußbaum vor dem Hause thun. Andere Statuten hatten wir nicht, das überließen wir den „alten Herren", welche im Museumsgebäude in der Stadt ihren Club der „Zwanglosen" mit einer ganzen Menge zwingender Paragraphen hatten. Als „Gott Jokus" war bei uns Ferdl Lang der Herrscher im Reiche des Humors, und seine Witzleuchtkugeln, die er sorglos verstreute, würden manches als groß verschriene Witzblatt tief in den Schatten stellen.

Eines heißen Julitages saßen wir wieder einmal, trotz der Hemdärmlichkeit, wonneschwitzend beisammen; denn Lang copirte, wie schon öfter, den König Ludwig I. in einer wahren, erst vor wenigen Tagen passirten Geschichte. Der König hatte kurz vorher eine Einkreuzer-Münze prägen lassen, welche halb so groß als ein jetziges Fünfpfennigstück und in der Prägung ein wahres Kunstwerk hinstellte, aber vermöge ihrer Kleinheit für den Allgemeinverkehr höchst unpraktisch war. Bei dem „Harmlos"*) am Eingange zum Englischen Garten traf nun der König ein armes Weiblein, das jammernd auf dem Boden herumkrebste. „He, Alte! Was verloren habend?" — „Ja, lieber Mann! Da hat mir a junger Herr was zug'schmiss'n, und dös kann i halt nimma find'n!" — „So? Was seiend?" — „A, was werd's sei'? Halt nix als so a öllend's, lausig's neues Ludwigsdreckerl!" — „Sie ein ganz gemeines, altes Mensch seiend!" schrie empört der König und enteilte in den Englischen Garten.

Diese Geschichte, con variazioni, hatte Lang eben unter jauchzendem Beifalle beendet und wollte eine neue beginnen, da erstarrten wir förmlich zu Eis; denn Einen von uns in das Zimmer stoßend, der schon ausholte, um dem Frechen eine Ohrfeige hinzuhauen, sahen wir, daß König Ludwig seinen bloßen Kopf zum Fenster hereinsteckte und in seinem eigenthümlich-breitgekauten Tone überlaut sagte: „Freue mich, freue mich! Schon von Ferne das Jauchzen, Jauchzen der Kunstjünger hörend, die sich Götter dünkend in ihrem bier- und tabakstinkenden Apollosaale. In unedlem Gefäß der beste Wein schlechtschmeckend, und in Spelunke sinkend Poesie zur Meretrix. Wo aber Monsieur Lang seiend? Ah dort? Schön, schön! Hören Sie mal! Ein Ehrenmann Uns glaubhaft versichert habend, daß Sie Ihren Wohlthäter den König von Bayern zum Spaße, Spaße dem Convivium vorführend, möchten Uns auch einmal etwas daran amüsirend! Also los!" „Jetzt Frechheit hilf!" stöhnte Lang, und auf die erneute Aufforderung des Königs „Sollen ja ein ganzes Repertoire haben, also rasch auswählend!" begann Lang: „An Liedern reiche, an Gütern arme, aber immer lustig seiende junge Kunstwelt, sich versammelt habend in dem Apollosaale. Ein gewöhnlicher Spaßmacher Euch erzählt habend, Euer kunstbegeisterter und künstlerfreundlicher König, König, ein filziger Geizhalz seiend! Nicht umhinkönnend diese elende Sage verbannend, und Ihnen Unsere königliche Gnade beweisend, senden Wir Ihnen noch heute zwei volle Körbe Champagner aus Unserem königlichen Keller, und . . ." „Genug seiend, übergenug!" wehrte der König ab, welcher fürchtete, es möchten noch mehr Gnadenbeweise fallen; doch Lang fuhr ruhig fort: „und mir von dem Officier auf der nahen Isarthorwache Feder und Papier geben lassend, den Befehl an den Kellermeister per Staffete expedirend. Nur immer so fortfahrend im Guten, Schönen und Wahren, dann Wir verbleibend Euer wohlaffektionirter König!"

Der Jubel nach diesem Extempore Lang's machte das Häuslein erbeben, und da sich auf der Straße viel Volks angesammelt hatte, welches wissen wollte, warum der König — jedermann dachte König Ludwig sei es gewesen, der zum Fenster hineinsprach, und — o Wunder — etwas versprach — rief nun der König wirklich lachend in's Zimmer hinein: „Spitzbube wohl wissend, daß Königswort heilig!" — dann enteilte er, rechts und links hastig grüßend zur Isarthorwache. Ehe eine Stunde verging, schleppten vier Lakaien zwei Körbe à zwölf Flaschen edelsten Sillery in den Apollosaal mit der

*) Eine Antinous-Statue, an deren Piedestal ein Vers stand oder steht, der mit dem Worte „Harmlos" beginnt.

Meldung: Der eine Korb sei für die heutige gelungene Vorstellung und der andere solle nächste Woche bei dem Geburtstage des Königs auf dessen Wohl geleert werden.

Einige Jahre später hatte man mein erstes dramatisches Werk, ein großes Elfenmärchen mit Gesang und Tanz „Liebesprobe" sanft in der Versenkung verschwinden lassen, und Lang kam empört zu mir, da zwei Herren, welche die ersten Charakterrollen in dem Stücke hatten, von dem Geburtstags-Diner der Schauspielerin Marie Denker so be—schwipst in das Theater gekommen waren, daß Lang und Christen sich geweigert hatten zu spielen. Ich großer Kerl habe in jener Nacht heiße Thränen vergossen, und den Schmerz meines 25jährigen Dichterherzens konnte es auch nicht mildern, daß mein Märlein 14 Tage später in Regensburg sehr gefiel und dann an einem Dutzend bayerischer und österreichischer Bühnen oft gegeben wurde. Eine Liebenswürdigkeit erzeigte mir in diesen Tagen des Leides der gute Ferdl noch, für die ich ihm allezeit dankbar bin. Er nahm mich unter den Arm und ging mit mir von seiner Wohnung in der Kaufingergasse durch die Wein- und Theatiner-Straße hinaus in den Hofgarten, wo Militär-Concert war. „Weißt Du," sagte er, „ich mach' mir net viel aus Deinen g'schniegelten und bügelten Herrn Kameraden, aber schau', wenn ich mit Dir durch die Straß'n geh' und hör' in meine Ohr'n hinein: „Der junge, schwarze Officier mit dem langen Schnauzbart, der mit unserem Ferdl Lang geht, das is der, der die vielen, schönen Liedln in die Fliegenden schreibt!" schau' Carolus, da freu' ich mich, daß Du die Uniform net brauchst, um was zu sein! —

Da erzählte er mir auch, die schönste Kritik, welche jemals über ihn losgelassen wurde, sei gewesen, daß ein Regensburger Metzgermeister, der ihn zum ersten Male als Damian Stutzl gesehen, im Parkett laut aufgeschrien habe: „Laßt's mi' außi, bei Eurem Ferdl zerreißt mir vor Lacha mei' Zwerchfell!" Drei Tage darauf erhielt Lang eine Kiste aus Regensburg, worin ein Kranz von Bratwürsten und ein zweiter von Knackwürsten nebst einem Zettel lagen, auf welchem stand:

„Wann Dir mei' Würst' so g'falln, wie mir Dei Spiel,
Dann sin' wir alle zwa am rechten Ziel!"

Gastirt hat Lang erst in späteren Zeiten hänfiger, und dann nur „in der nächst'n Staud'n". Er, der glückliche Ferd'l hatte dieses Ruhmauffrischen gar nicht nöthig; denn seinen Münchnern war er in den ältesten Rollen ein Neuer, da er kein moderner Schablonenkomiker war. Nach seiner Verheirathung mit seiner langjährigen Liebe, hänselte er sich immer mehr ein, und der famose Komiker wurde ein musterhafter Hausvater.

Daß sich mit der Zeit ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen dem Publicum und dem geliebten Ferdl herausbilden mußte, ist klar, und die gewagtesten Extempores, wofür man einen anderen gesteinigt hätte, wurden Ferdl mit wüthendem Beifalle heimgezahlt. In der vortrefflichen Nestroy'schen Posse „Zu ebener Erde und im ersten Stock", dieser besten Vorläuferin aller modernen Hinterhauskomödien, welche das A und O aller Urmünchener war, stand Alles Kopf über den Ferdl als Damian Stutzl. Ich sah ihn oft in dieser Rolle, und lachte mich müde und matt über seine Späße wie alle Welt. Man vernehme, was er seinem Publicum bieten . . . durfte.

Am Schlusse des zweiten Actes — die Bühne ist so getheilt, daß die obere Hälfte den Salon eines Millionärs, und die untere Hälfte die armselige Wohnung eines armen Trödlers vorstellt — ist oben große Fête und Ball, und unten geht der arme Damian Stutzl hungrig in's Bett. Damian, der noch kurz vorher den Kindern bei dem Abendschmause — es gab Kartoffeln mit Salz — voll Humor sagte: „Kinder, nehmt's Euch in Acht, und schluckt um's Himmelswillen kane Baaner (Knochen)", wirft sich jetzt voll Zorn in seinem Bett herum und schilt, daß er bei der Musik da oben und bei dem Herumhopsen nicht schlafen könne. War schon das Ausziehen Damian's bis auf die Gardiens und sein geschämiges in's Bette schlüpfen von tosendem Beifalle begleitet, so war Alles gespannt, als er die weiße Zipfelmütze weit in den Nacken schob, mit plötzlichem Entschlusse wieder aus dem Bette sprang und im Nachttischchen und unter dem Bette mit ängstlichem Stöhnen „Etwas" suchte. Die Damen hielten sich die Taschentücher vor das Gesicht, um besser lachen zu können, und das ganze Publicum verfiel in Lachkrämpfe. Endlich kroch Ferdl unter das Bette, rief: „Hat ihm schon!" und brachte einen großen Stiefelzieher zum Vorschein. Mit diesem in der Hand trat er mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt, in sein Leintuch eingewickelt, bis an den Souffleurkasten vor und sagte mit drollig-verweisendem Tone: „Ja, was hab'n denn Sie g'laubt, was ich da unter meinem Bett' g'sucht hab'?"

Daß das Theater vor Jubel nicht einstürzte, war ein Wunder.

Zur schwäbischen Literaturgeschichte.

Von Theodor Ebner (Heilbronn).

Man betrachtet es vielleicht in gewissen Kreisen als eine particularistische Ueberhebung, wenn man von einer „schwäbischen Literaturgeschichte" spricht. Mit wie viel Recht oder Unrecht, das sei hier des Näheren nicht untersucht. Man darf aber vielleicht doch darauf hinweisen, daß Schwaben, oder wie wir sofort genauer sagen wollen, Württemberg, doch in der Literaturgeschichte Deutschlands eine gewisse Existenzberechtigung hat, daß es einmal eine Zeit gab, wo die schwäbische Residenz die literarische Centrale Deutschlands war, und daß trotz Goethe und Heine eine schwäbische Dichterschule existirt hat. Ich verkenne, um das sofort hervorzuheben, die Thatsache nicht, daß eine schwäbische Literaturgeschichte, namentlich im 19. Jahrhundert nicht zum kleinsten Theile so eine Art von Geschichte schwäbischer Verwandtschaften und Freundschaften ist, und wenn dies auch dem Einen oder dem Andern als eine rechte gemüthliche und behagliche Sache erscheinen mag, so darf doch der gewissenhafte Beobachter nicht verkennen, daß für den, der als Schwabe eine schwäbische Literaturgeschichte oder doch mindestens Beiträge zu einer solchen schreiben will, dieser Umstand ein großes Hinderniß in der unbefangenen Beurtheilung der einzelnen Autoren bildet. Zieht man dabei außerdem noch in Betracht, daß gerade das zu Ende gehende Jahrhundert schwäbischer Literaturgeschichte doch vorwiegend einen akademischen Charakter trägt, ich will sagen, daß die Repräsentanten derselben sich zumeist aus „Akademikern" recrutiren, deren Heimstätte einst wie jetzt das weltbekannte evangelisch-theologische Stift in Tübingen bildet, daß der Schwabe vermöge seiner ganzen Eigenart eigentlich auch nur denjenigen Dichter oder Schriftsteller für „voll" nimmt, der eine regelrechte amtliche Carriere mit etlichen Staatsprüfungen und natürlich guten Noten hinter sich hat, so kann man sich ja leicht denken, auf welche Höhe der Werthschätzung wir auch unsere literarische Kritik stellen müssen. Die Frage, welche Stellung Schwaben in der Literatur der Gegenwart einnehme, ist schon oft genug angeschnitten worden. Man hat sich indessen zumeist mit einigen recht schön, aber auch recht oberflächlich klingenden Verlegenheitsphrasen darüber hinweggeholfen, und die Scheu, dabei endlich einmal auf den Kern der Sache ehrlich und redlich einzugehen, hat die absonderlichsten Blüthen getrieben. Vielleicht auch — und offenbar nicht ganz mit Unrecht, nehmen die „Wissenden", d. h. Diejenigen, die sich ein unbefangenes Urtheil bewahren möchten, an, daß die Aussprache eines solchen ja doch verlorene Liebesmühe sei, daß man

Leuten, die sich so behaglich fühlen in dem geistigen und socialen Schlendrian lange vergangener Zeiten, dieses harmlose Vergnügen lassen und sich damit begnügen soll, außerhalb der schwarz-rothen Grenzpfähle Verständniß für seine Bestrebungen und Ansichten zu finden.

Das wäre ja schön und gut an und für sich. Wenn wir dabei nur auch um einen Schritt vorwärts kämen. In einem der Bücher, die uns zu diesen Betrachtungen veranlassen, in der nunmehr mit ihrem zweiten Bande zum Abschluß gebrachten „Schwäbischen Literaturgeschichte von Rudolf Krauß“ (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr) wirft auch der Verfasser diese Frage nach der Stellung Schwabens im geistigen Leben der Gegenwart auf. Er constatirt zunächst, daß innerhalb unserer Reichsgrenzen neben Berlin nur München selbständige artistisch-literarische Regungen gezeigt und den neuen Strömungen, die man von der Errichtung des deutschen Kaiserreiches an datiren könne, Rechnung getragen habe. „In Württemberg“, sagt Krauß einmal zu Beginn seines Capitels über ‚die Dichtung der Gegenwart‘ „hat sich auch diesmal wieder die merkwürdige Erfahrung früherer Entwickelungsepochen wiederholt, daß man der neuen Richtung mit Mißtrauen begegnet und sich dagegen absperrt. Die literarischen Kreise im Lande (den Bestand derselben habe ich oben charakterisirt) bringen den modernen Bestrebungen mit ihrem unsichern Hin- und Hertasten, ihrer Stillosigkeit, ihrer Anbetung fremder naturalistischer Götter und Götzen sehr geringe Sympathie entgegen. Sie halten desto mehr die Tradition der großen classisch-romantischen Vergangenheit in Ehren, hängen sich desto hartnäckiger an die alten Ideale. Die Folge davon ist, daß man am sausenden Webstuhle der Moderne wenig auf das Schwabenland achtet, daß auch seine größten Talente, seine ersten Dichter und Schriftsteller kaum mitzählen in der literarischen Bewegung der Gegenwart. Fast wie eine fromme Mythe klingt es, daß einst zu Gustav Schwab's Zeiten die württembergischen Poeten in der Nationalliteratur eine maßgebende Stellung eingenommen haben. Wie viel oder wie wenig kümmert man sich heute noch um die Muse im schwäbischen Winkel? Das ist ein für die württembergischen Dichter wie für die deutsche Dichtung gleich bedauerlicher Uebelstand. Warum treten nicht die Schwaben mit ihrem Stil- und Formgefühle, mit ihrem geläuterten Kunstgeschmack energisch in die Bewegung ein, warum bemächtigen sie sich nicht der neuen Ideen und versuchen zugleich, das rein Substantielle, das roh Materielle, das sich allzu dreist hervordrängt, einzudämmen. Es müßte ihnen zum Ruhm, es könnte der deutschen Literatur zum Heile gereichen.“

Ja — „warum?“ Wir sind überzeugt, daß auch dieser literarische Fanfarenruf in den schwäbischen Gauen ungehört verhallen wird. Der Autor der verdienstvollen schwäbischen Literaturgeschichte wird sich mit dem Bewußtsein begnügen müssen, denselben erhoben zu haben, die Antwort auf seine Frage findet sich übrigens für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht und namentlich die Verhältnisse in unserer schwäbischen Residenz kennt, in seinem Buche selbst und namentlich in dem schon erwähnten Capitel von der „Dichtung der Gegenwart“. Dem gebildeten Laien, für welchen ja doch auch dieses Buch, namentlich in seinem zweiten Band geschrieben sein soll, ist die schwäbische Literaturgeschichte mit den Namen Wieland — Schubart — Schiller — Uhland — Kerner — Mörike gleichbedeutend und damit zugleich erschöpft. Gerade die Periode von den Anfängen bis in's neunzehnte Jahrhundert, welche den ersten, 1897 erschienenen Band des Krauß'schen Werkes bildet, hat seines Erachtens und wohl mit Recht vorwiegend wissenschaftlichen Werth. Der Verfasser selbst glaubt freilich auch schon damit seinen engeren Landsleuten einen beachtenswerthen Dienst zu leisten. Er sieht voraus, daß gegen den Versuch, einen derartigen Ausschnitt aus der deutschen Literaturgeschichte zu machen, überhaupt Bedenken erhoben werden. Ein so außerordentliches Glück für uns Deutsche die politische Einigung gewesen ist, zu einem ebenso gewaltigen Unglück würde für uns die geistige Concentration und Nivellirung werden. Sie bedeutete für die deutsche Cultur Verflachung und Versumpfung, Entkräftigung und Verarmung. Daß uns diese Gefahr in den drei letzten Jahrzehnten näher gerückt ist, darf nicht verkannt werden. Gerade darum ist es doppelt nothwendig, daß man in Deutschland die Vielheit der individuellen Lebensformen mit Bewußtsein betone, daß sich jeder Stamm die Besonderheit seiner Geistesbildung mit Sorgfalt und Treue zu wahren suche. Wenn als ein taugliches Mittel zur Erreichung dieses Zieles das betrachtet werden darf, daß die einzelnen Stämme über ihre geistigen Leistungen Musterung abhalten, und sich dadurch gewissermaßen auf sich selbst besinnen, so ist vielleicht auch mein Werk dazu angethan, einen bescheidenen Beitrag zu dem angedeuteten hohen Zweck zu leisten.“

Es mag sein, daß diese Vertheidigung eines literarischen Particularismus keine ganz einwandfreie ist. Andererseits aber darf wohl darauf hingewiesen werden, daß gerade das Schwaben der Vergangenheit stolz sein kann auf seine Errungenschaften und seine Stellung in dem Geistesleben jener Zeit. Wenn das junge Schwaben es nicht verstanden hat, das Erbe der Väter zu seinem Besitze zu machen, so sind die Gründe dafür mancherlei Art. Rudolf Krauß widmet auch der schwäbischen Presse des neunzehnten Jahrhunderts und ihren Vertretern einen längeren Abschnitt. Er schweigt sich aber — ob absichtlich oder unabsichtlich lassen wir dahingestellt — vollständig aus über die Thatsache, daß gerade in der Gegenwart von einer schwäbischen Presse kaum mehr die Rede sein kann. Ich nehme hier das Wort „Presse“ als einen durchaus modernen Begriff, aber auch als einen gewichtigen Factor im Culturleben eines Volkes. Ich sehe in ihr nicht die Vertreterin einseitig parteipolitischer Klopffechtereien und kleinlicher socialer Zänkereien, welche die übrigen geistigen Interessen der Gegenwart als überflüssigen oder doch nebensächlichen Ballast behandelt und sich in öden Hin- und Her-Streitereien oder allerhand zahmen und schablonenhaften formalistischen Schönrederein und Phrasen einer altväterischen Aesthetik behilft — ich sehe in ihr aber die Vorkämpferinnen für alle freiheitlichen Regungen, für jedes Streben nach gegenseitiger Verständigung auf allen Gebieten des Lebens und erblicke ihre Aufgabe vor allen Dingen darin, die bestehenden Gegensätze zu mildern, und jener Bildung den Weg zu bahnen, die tüchtige und namentlich vorurtheilslose Menschen heranzieht. Betrachtet man freilich von diesem Standpunkte aus die schwäbische Presse, so kann das Urtheil über dieselbe nicht allzu günstig ausfallen, und es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß Krauß gerade hier eine etwas schärfere Kritik geübt hätte.

Die Gründe, die ihn jedenfalls bewegen, das nicht zu thun, charakterisiren seine ganze Stellung gegenüber der Dichtung der Gegenwart. So unbefangen und frei der Verfasser sich im ersten und auch einem Theil des zweiten Bandes über Dichter und Dichtungen ausspricht — in dem Capitel gerade über die „Dichtung der Gegenwart“ ist auch er befangen von allerlei Rücksichten gegen Mitlebende; Gesellschafts- und Freundschaftsdichter vom Schlage eines Adolf Grimminger und Georg Jäger finden mindestens ebenso eingehende Besprechungen wie Isolde Kurz, eine Dichterin, deren Bedeutung sie weit über die Alltagspoeten hinaushebt. Gerade in diesem Buche wäre Gelegenheit gewesen, auf sie einmal energisch hinzuweisen, und das um so mehr, als ihr Vater Hermann Kurz einer unserer bekanntesten Dichter war. Autoren wie J. G. Fischer und Eduard Paulus wird entschieden eine zu große Bedeutung zugemessen; ihre poetische Schablone ist veraltet, ihr Empfinden manchmal zu gekünstelt, und ihr ganzer Ruhm basirt, namentlich bei Eduard Paulus,

auf dem Urtheil einer Gesellschaftsclique, die mit den Tendenzen und Strebungen der modernen Literatur nichts zu thun haben will.

Als außerordentlich „mild" darf auch das Urtheil über Justinus Kerner bezeichnet werden. Kerner ist, weniger als Dichter, denn als Mensch, Alles, nur keine sympathische Erscheinung, und sein vor etlichen Jahren erschienener Briefwechsel ist wohl der beste Beweis dafür. All' seine Sentimentalitäten, sein oft geradezu unmännliches Eifersüchteln mit den Freunden, sein steter Jammer über die Noth seines Daseins, sein harmlos sein sollendes Spielen mit religiösen Gefühlen, das ihn sogar Predigten für einen katholischen Geistlichen schreiben ließ, sind keine Züge, die sein Charakterbild sonderlich anziehend machen. Ich weise auch auf die Charakteristik Auerbach'scher Dorfgeschichten durch Krauß hin, die sicherlich nicht allgemeinen Beifall findet, betone dagegen gerne, daß er in seinen Aufsätzen über Uhland, Mörike und Fr. Th. Vischer, sowie namentlich in seiner Darstellung der neueren religiösen Literatur Schwabens geradezu Vorzügliches bietet. Daß er den Verhimmelungsversuchen, die man mit dem „Naturdichter" Christian Wagner von Warmbrunn treibt, mit etlichen scharfen Worten entgegentritt, kann ihm nur zum Lob angerechnet werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Neues von Nicolaj Schtschikiewicz.

„Der Strolch", symphonische Dichtung in fünf Theilen.

Besprochen von Hans Pfeilschmidt.*)

Schon einmal war es dem Verfasser an anderer Stelle vergönnt, dem deutschen Publicum Kenntniß von dem genialen jungen Tonschöpfer zu geben, der ganz offenbar dazu ausersehen ist, die künstlerischen Zeitbestrebungen, welche auf den Ausbau der sogenannten „Programm-Musik" gerichtet sind, zusammenzufassen und mit kühner Hand zu krönen. Ueber $1^1/_2$ Jahr sind inzwischen vergangen, und eigenthümlicher Weise hat man es noch in keinem deutschen Concertinstitut unternommen, den 25jährigen Russen mit einem seiner Werke einzuführen, obschon diese doch die alte, hinfällige Annahme, die Musik sei zur bloßen Freude des Hörens da, mit urkräftigen, erschütternden Dissonanzen über den Haufen reißen und mit allem Nachdruck das erhabene, neue Evangelium künden: Die Musik soll sprechen, soll malen, soll hauen (natürlich nur Bild), sie soll philosophiren, leitartikeln, — sie soll sich überhaupt aller geistigen Mittheilungsmittel der Zeit bemächtigen, und zwar nicht etwa in schwächlicher Allianz mit anderen sogenannten Künsten, sondern möglichst allein, als einzig freie Kunst, als absolut symphonisches Gebilde, zu dessen richtiger Auffassung eine Programmschrift mit Notenbeispielen von ein- bis höchstens zweihundert Seiten vollkommen ausreichend ist. Trotz alledem konnten wir, wie gesagt, den Namen Schtschikiewicz's auf den Concertprogrammen noch nicht entdecken, und unsere Befürchtung, daß diese Theilnahmlosigkeit den Künstler irre machen könnte, steigerte sich einen Augenblick bis zur Gewißheit, als wir kürzlich eine Sendung von seiner Hand empfingen, deren Begleitworte also anhoben:

„Theuerster! Es ist wirklich ein Jammer. Das 20. Jahrhundert, (entschuldigen Sie meine Uhr, die immer etwas vorgeht), hat immer noch keine blasse Ahnung vom zweiundzwanzigsten! Man versteht mich nicht; ich habe das satt und bin, wie Sie aus beifolgender Orchestercomposition ersehen, zu den Classikern zurückgekehrt und zahm geworden . . ."

Nicht ohne Betroffenheit schlug ich die Partitur auf, allein der erste Blick auf die Besetzung der Stimmen belehrte mich, daß die Begriffe von „classisch" und „zahm" bei einem so titanischen Neuerer wie Schtschikiewicz nicht gerade eng aufzufassen sind. Er fordert bei den Holzbläsern nämlich — acht Fagotten, darunter zwei Contrafagotten, mit der schriftlichen Randbemerkung: „Darf ich mir wohl gestatten, wenn selbst der zopfige Berlioz sechzehn Pauken braucht!"

Ich kann mir nicht versagen, über diese neueste, mächtige Instrumentaldichtung Einiges zu verrathen. Es ist eine Symphonie freiesten Stils; der Titel kurz und frappirend: „Der Strolch". Die magnetische Gewalt, welche für die meisten hervorragenden Geister unserer Zeit in der Betrachtung socialer Probleme liegt, hat es auch unserem Nikolaj angethan. Eine Lumpenexistenz mit ihrer erschütternden Tragik in Tönen zu schildern: das ist das Ziel, welches er sich hier gesetzt und das er mit seiner unvergleichlichen Kunst auch erreicht hat, soweit sein Werk fertig vorliegt. Es beginnt mit bangen, furchtsamen Synkopen der Geigen und Bratschen von complicirtester Rhythmisirung in Dis-moll, einem Largo von abwechelnd fünf und dreizehn Achteltact, das sofort intensive Stimmung verbreitet und die Scenerie: Nacht, Winkelgasse einer Großstadt, wie durch schwebenden Dunst schauen läßt. Nach 43 Tacten setzen plötzlich die acht Fagotten mit einem übermäßigen Dreiklang in tiefster Lage sein über welchen ein Thema, gebildet aus schweren Viertelsnoten und einem triolischen Anhang, sich emporwuchtet: Der Strolch tritt mit plastischer Deutlichkeit hervor. Auf seinem Haupte sitzt die Ballonmütze (die eben genannte Triole); die Faust schwingt den Knüppel (Staccati der Baßtuba). Durch die immer lebhafteren Synkopenschauer der Saiteninstrumente wälzt sich das Motiv dahin, schwerfällig und drohend. Die charakteristischen Vortragsbezeichnungen lauten an einzelnen Stellen „Rauh und gröhlend" — „Sehr ruppig" — „Mit größter Gemeinheit" u. s. w. Ein zweites Motiv in lebhafterer Figurirung, das kunstreich mit dem ersten verflochten wird, mahnt an den Durst, der den Lump zur Destille treibt. Der Aufenthalt hier wird im zweiten Satz, einem Allegro voll dämonischen Lebens geschildert. Es ist ein Wechsel von raschem Walzer- und Galopp-Tact; verschiedene Themata bacchantischen Charakters dienen dem Componisten hier zur Symbolisirung diverser Schnäpse, die der Strolch wie eine geistreiche kontrapunktische Behandlung andeutet, nach der Methode Lukas Bols gemischt zu sich nimmt. Eine Orgie, in deren tolle Wirbel und kaum erhörte Harmoniefolgen das ganze Orchester hineingerissen wird, entwickelt sich; der Strolch nimmt daran mit seinem Motiv Theil, das aber hier durch Verkleinerung einen Scherzando-Charakter gewinnt. Plötzlich stockt Alles, — der Wirth fordert Zahlung! Unser Strolch (das besitzanzeigende Pronomen sei mir hier gestattet) wendet verlegen sämmtliche Taschen um (das Motiv wird hierbei — ein ungemein humorvoller Einfall! — ebenfalls umgekehrt und nacheinander von der Trompete, dem gestopften Horn, vom Englischhorn und von der Piccoloflöte geblasen). Alle Taschen sind leer — und mit einem neuen, wilden Fortissimo des vollen Orchesters wird der Lump hinausgeworfen. Auf der Gasse, wo er sich, — jede Note seines Motives mit einem ächzenden Vorschlag behaftet, — wieder erhebt, schleicht sich zu ihm im dritten Satz des Werkes die Strolchin, die Repräsentantin jenes Weiblichen, das den Mann überall hinzieht, nur nicht hinan. Ihr Motiv erscheint nicht ohne einen gewissen Reiz, aber sinnlich-ordinär; der junge Tonmeister läßt es sinnig an den Refrain des deutschen Gassenhauers: „Lebt denn meine Male noch?" anklingen. Das folgende Duett der beiden contrastirenden Motive gehört sicher zum Merkwürdigsten in der musikalischen Literatur, indem nämlich die Begleitung der beiden Hauptstimmen ausschließlich vom Streichorchester ausgeführt wird, das aber um einen Viertelston höher als jene gestimmt ist. „Sie sehen," schreibt mir der Componist, „daß ich von meiner Idee, die Tonleiter durch Einführung von Viertelstönen zu bereichern, nicht ablasse. Hier liegt mir daran, den schneidenden Kontrast zu symbolisiren, den ein Liebesbund wie dieser mit der sittlichen Weltordnung bilden muß." Unter dem verderblichen Einfluß der Gefährtin sinkt der Strolch im vierten Satze immer tiefer. Er stiehlt. Aber wie versinnlicht Schtschikiewicz das? Wieder mit einem Geniestreich. Er läßt den Verworfenen — Melodien stehlen, die das Orchester, bisweilen entstellt, als ob die Beute beim Entwenden beschädigt sei, aneinanderreiht. Im Kleinen fängt es an: erst eignet sich der Strolch Fragmente des „Schunkelwalzers" an, dann entwendet er ein Stückchen „Fatinitza" und ein Endchen vom „Spitzentuch der Königin". Später bestiehlt er Flotow um die „Letzte Rose", Gounod's Gretchen um den Schmuck und endlich wagt er einen schweren Einbruch (kurze, scharfe Trommellaute lassen uns an die Wirkung der Brechstange denken) in Wagner's Nibelungenhort. Eben hält er den Ring triumphirend empor, da naht das Verhängniß und der Schlußsatz: der Gendarm und die Justiz. Der Schutzmann wird durch ein complicirtes Thema dargestellt, dessen erster Tact, kräftig, wenn auch nicht einwandfrei, den Mann zeigt, während die folgenden Notenbestandtheile seinen Säbel und die Helmspitze andeuten. Die Flucht des Strolches über mehrere Dächer, die Verfolgung und die Ergreifung nach starker Gegenwehr geben zu den interessantesten motivischen Combinationen und charakteristischen Tonmalereien Anlaß; der Vorgang steigert sich fast bis zur Sichtbarkeit, wenn man z. B. gewahrt, wie das Motiv des Säbels durch dasjenige der Ballonmütze sozusagen hindurchdringt u. s. w. Leider bricht hier die geistvolle Partitur ab. „Ich will," schreibt mein genialer Freund Nikolaj, „nun noch die Schwurgerichtsverhandlung mit Beweisaufnahme, Zeugenverhör und Plaidoyers, sowie schließlich das Urtheil, fünf Jahre Zuchthaus darstellen, doch hier will sich noch nicht die rechte künstlerische Form zeigen. Rathen Sie mir, Bester! Welches Tonsymbol verwende ich zu fünf Jahren Zuchthaus?"

Noch trunken vom Genuß, setzte ich mich hin und schrieb: „Verehrungswürdiger Meister! Sinnen Sie auf kein neues Motiv! Der Hörer, welcher die fünf Sätze Ihrer Tondichtung bis dahin genossen hat, wird der fünf Jahre Zuchthaus nicht mehr bedürfen!"

*) Der Frankfurter Journalisten- und Schriftsteller-Verein giebt zur Feier seines 25jährigen Jubiläums eine reizend ausgestattete Festschrift (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer) heraus, die neben einer Geschichte des Vereins auch literarische Beiträge ihrer Mitglieder enthält. Wir entnehmen ihnen die Programmmusik-Satire des bekannten Opernreferenten der Frankfurter Zeitung.

Aus der Hauptstadt.

Lieberalismus.

Zuweilen erkennt man den Politiker erst dann, wenn er's nicht mehr ist. Herr Jacobsen, Hospitant der Freisinnigen Volkspartei, aber keiner von Eugen Richter's Ganzintimen, hat das weitere Unglück gehabt, den Coeurs über sein Vermögen beantragen zu müssen. Mit Männern, die nicht auf's Wort pariren, hat der Agathokles der Freisinnigen Zeitung kein Mitleid, und so beschlossen die Richterlichter, die günstige Gelegenheit zu benutzen und den widerhaarigen Gesinnungsgenossen mit kräftigem Eselsfußtritte den Rest zu geben. Aber Herr Jacobsen, minder empfindsam und zart besaitet als sein Namensvetter, der Schöpfer des „Nils Lyhne", weigerte sich kurzweg, das in gefahrvoller Wahlschlacht kaum ergatterte Mandat in die Hände seiner Wähler zurückzulegen. Er begründete diesen Willensact selbstbewußter Männlichkeit damit, daß es im Kreise doch nicht zu einer Neuwahl kommen werde. Die Auflösung des Reichstages stehe ja unmittelbar bevor.

Schon wiederholt ist dem Verstand der Verständigen nachgesagt worden, daß er blind sei und sich von der einfältigen Uebung kindlicher Gemüther beschämen lasse. Dem Volksvertreter für Schleswig plagen hinsichtlich des Schicksals der Flottenvorlage keine Scrupel noch Zweifel mehr. Er weiß, was von den Hochmögenden Niemand weiß: daß der Reichstag sich trutziglich zur Wehr setzen und die so wunderhübsch ausgedachte neue siebzehnjährige Bindung auf höchstens anderthalb bis zwei Jahre verweigern wird. Er ist sich bereits klar über eine Frage, die den Jubelgreisen Miquel und Hohenlohe das bißchen Schlaf gerade in der für den Schlaf geeignetsten Zeit des Jahres raubt; er decretirt ohne feiger Gedanken bängliches Schwanken die Auflösung des Reichstages. Wenn die Freisinnige Volkspartei sich um jeden Preis eines Mitgliedes zu entledigen sucht, das den Bankrott der Regierungspolitik mit derselben Ruhe anzeigt, wie seinen eigenen, so darf man ihr das am Ende nicht allzu sehr verargen. Schon nachbarliche Rücksicht auf die eng befreundete Rickert-Gruppe zwingt den Tyrannen der Volkspartei, der Alles beherrscht, bloß nicht sich selbst, zu solch entschiedener Haltung. Eben taucht am politischen Horizont wieder die schöne Fata Morgana einer liberalen Aera empor. Wieder einmal winkt dem Landesdirector a. D. aus der Thiergartenstraße, was dem doch viel rötheren und unvorsichtigeren Millerand in Frankreich so erfreulich geglückt ist. Zwar die Berliner Presse hat den neuen Ruck nach links noch nicht verspürt, und die Posaunen von Jericho schweigen noch. Doch grade das ist Kennern ein Beweis für den nahen, sicheren Umschwung.

Als Graf Bülow in seiner scherzhaften Etatsrede das geistvolle Bild vom hochnäsigen Cavalier gebrauchte, der auf den schlichten Hauslehrer herabsehe, zuckte der vor einer halben Stunde geadelte Georg von Siemens zusammen und warf dem so ungemein witzigen Staatsmanne einen giftigen Blick zu. Er hatte in seinem frischen aristokratischen Selbstbewußtsein den Stich auf sich bezogen. Und der Mann des englischen Geheimvertrages wird den Tort, den er dem kommenden Manne angethan hat, noch weidlich zu bereuen haben.

Ja, dem kommenden Manne. Die Tage des jetzigen Ministeriums sind gezählt, und diejenigen seiner Mitglieder, denen an ihrem Portefeuille liegt, üben bereits mit Eifer allerlei liberalistische Seitensprünge. Mag auch die parlamentarische Gruppe des regierungsfähigen Hof- und Flotten-Liberalismus nur zwölf oder dreizehn Herrlein umfassen, der Sieg ist ihr doch gewiß. Sie hat jede andere Partei an Loyalität beschämt, und sie ist die Partei der in Deutschland wieder maßgebend werdenden Berliner Bankdirectoren und Hausseſpeculanten. Daß ihr vom Liberalismus nichts mehr eignet als der Name, daß ihre Presse in schmockhaftem Servilismus sogar die verfassungswidrige Maßregelung der aufrechten Landräthe guthieß, das macht die Partei nur um so regierungsfähiger. Mit treffsicherem Instinkt sieht sie ihre Zeit gekommen, und das lächerlich tragische Ränkespiel, dem jetzt Johannes Miquel, der Verabschente, zum Opfer fallen wird, kommt ihr ebenso gelegen wie die hohe kaiserliche Gunst, der sich Herr Georg von Siemens erfreut, dieser Director der Deutschen Bank und Vorsitzende des junkermordenden Bauernvereins Nordost.

Eins muß nun freilich zugegeben werden: der Händlerfraction allein wohnt zur Zeit die Kraft nicht inne, das Regierungsscepter an sich zu reißen. Ullstein sen. ist gestorben, und ob die Söhne sich mit Mosse ebenso gut vertragen werden wie er, steht dahin. Ja, wenn Scherl sich bewegen ließe, mit seinen zweimal zweihunderttausend Abonnenten den Kämpfern um die Macht zu Hülfe zu kommen, Scherl, der jetzt, nach der Aufhebung des Zeitungsstempels, daran geht, sich auch die habsburgische Monarchie mit Feuer, Schwert und Gummiannoncen tributpflichtig zu machen! So lange er aber als unsicherer Cantonist seine liberalen Regungen auf das Gebiet des Heirathsmarktes beschränkt, muß der freisinnige Politiker ihn und seinen Einfluß außer Ansatz lassen. Und es stünde schlimm um die Zukunft der Linken, wenn ihr nicht andere und mächtigere Bundesgenossen erwachsen wären, die jetzt beginnen, ihre Stellungen zu demaskiren und ihre Geschütze spielen zu lassen.

Die betagten Excellenzen Hohenlohe und Miquel bereiten sich zum letzten Waffengange miteinander vor. Miquel verkörpert, aller seiner überschlauen Winkelzüge ungeachtet, das agrarisch-conservative Princip; zu Häupten des Ritters Chlodwig dagegen baumelt wieder das hübsche, in allen Farben schillernde liberalistische Panier, dem er einst gefolgt ist, als noch der Jugend Locken seine Schultern blond umgaben. Dem unparteiischen Turnierzeugen geziemt es, zu verschweigen, wem von den beiden Recken er die größere Kraft zutraut und die Fuchsengewandtheit, den Gegner in den Sand zu strecken. Das aber ist aller Welt offenkundig: wirkliche Unterstützung im Gefechte findet nur der Fürst Reichskanzler. Selbst die Blätter derer, die wahrlich tausend und einen Anlaß hätten, in den kommenden entscheidenden Tagen zu Johannes Miquel zu halten, erklären kleinlaut, daß sie ihm nie recht getraut hätten. Sie können dem Vielgewandten den kleinen verdächtigen Spaß nicht verzeihen, den er sich, vielleicht selbst in Todesangst, mit ihnen erlaubt und der einigen Landräthen mit steifem Kreuz das Amt gekostet hat. Sie sehen es ruhig mit an, wie es einsam um den Starken, ehedem so Gefürchteten wird, wie der Kugelregen aus dem feindlichen Lager ihm die liebsten Freunde von der Seite reißt, die Zedlitz-Neukirch, die Schweinburg. Und doch wissen sie, daß der Kampf ungünstig steht für ihren Gönner, ihren Gönner trotz alledem, und daß der Anfang des neuen Jahrhunderts mit hoher Wahrscheinlichkeit die Erstürmung des Kastanienwäldchens bringen wird. Johannes Miquel muß seine unhaltbare Position aufgeben, wenn er jetzt, nach seiner allzuviel und doch nichts sagenden Preßerklärung keinen unzweideutigen Beweis des kaiserlichen Vertrauens erhält und wenn ihm nicht der Kaiser durch den Verzicht auf die Canalvorlage wenigstens die Rückzugslinie deckt. Daran aber denkt Wilhelm II. anscheinend nicht. Die Börse mit ihrer besonders feinen Witterung begünstigt seit etlichen Wochen Cementactien so zärtlich wie vordem; Georg von Siemens weiß, daß die Zweihundert-Millionenforderung wiederkehrt. Wiederkehrt gegen den Willen des Finanzministers, der jetzt nicht mehr allmächtiger Herr des Ministeriums ist. Seine Hexenmeister-Kunststücke und Trapez-Tänze imponiren den Collegen nicht mehr, seitdem sie ihre Wirkung auf die mißtrauisch gewordenen Conservativen verfehlen. Vielleicht trägt man Meister Hans noch in den letzten Wochen dieses Jahres hinaus. Aber selbst wenn er sich noch einmal durcharbeitet — es hülfe ihm wenig. Der Henker steht vor der Thüre. Wird der Bau des Mittelland-Canales zum zweiten Male abgelehnt, so hat Johannes Miquel verspielt, ob nun die Auflösung des Abgeordneten-Hauses und das parlamentarische Chaos folge oder nicht. Und sogar ein Sieg nützte ihm nichts, da an maßgebender Stelle die Ehren des Sieges keineswegs ihm zuerkannt würden. Und in Wahrheit — fügte sich der Landtag in letzter Stunde dem königlichen Wunsche, so käme der Canal zu Stande trotz Miquels Empfehlung,

nicht durch sie. Jedem andern Minister bewilligt das Centrum, dessen Häuptling dem verhaßten, prellfreudigen Finanzer Entthronung und Untergang geschworen hat, die Vorlage eher als ihm.

Neben der Excellenz ohne Vertrauen, der der Boden unter den Füßen wankt und die ringsum geballte Fäuste, nirgends eine liebreich ausgestreckte Hand sieht, nimmt sich doppelt prächtig der allbeliebte Patriarch Chlodwig aus. Die Pfeil' und Schlendern aus dem agrarischen Lager erreichen ihn nicht; wie ein Mann haben sich die Freisinns-myrmidonen um ihn geschaart, und so groß ist sein Glück, daß sich der Gast schier mit Grausen wenden möchte. Im heißen Sommer von 1896, da die schüchterne Reichstags-Obstruction tauben Präsidenten-Ohren predigte und Herr v. Buol das Bürgerliche Gesetzbuch zwischen zwei Sonnabend-Bowlen durchpeitschte, hatte Fürst Chlodwig, um auch das Seinige zur Eilzugsabfertigung beizutragen, jenes gefährliche Versprechen hinter'm Heerde gemacht. Vier Jahre lang wehte oben so antiliberaler Wind, daß der alte Herr nicht daran denken durfte, sein Wort einzulösen. Victor Schweinburg's Witz erlahmte fast an der Aufgabe, immer von Neuem zu beweisen, daß der Fürst Reichskanzler gar kein Versprechen gegeben und daß er es außerdem längst auf's glänzendste erfüllt habe. Alle Eingeweihten erzählten seit Monaten den Nichteingeweihten, also denen, die ebenso wenig wußten wie sie, daß Onkel Hohenlohe heuer als Privatmann unterm Weihnachtsbaum, im Lichterglanz und Pfefferkuchenduft stehen würde. Denn sein berühmtes Versprechen könne er nun einmal nicht einlösen, und so müsse er als ehrlicher Kerl spätestens am 1. Januar 1900 die Bude schließen. Die pietätlose Verscharrung der Zuchthausbill im Reichstage that ein Uebriges. Mit schrecklichem Zorn kündete Posadowsky im Barte der Mehrheit an, daß die Rache bereits auf dem Wege, die Regierung Willens sei, ihr Verhältniß zum Reichstage einer Revision zu unterziehen. Graf Posadowsky erwies sich dies Mal als ein ebenso begabter und brauchbarer Wahrsager, wie schon früher in ähnlichen Fällen. Noch nicht vierzehn Tage waren in's schwer und angstvoll athmende Land gegangen, als die Regierung aus ihrem bisher kühlen Verhältniß zum Reichstage ein rechtes, herzinniges Liebesverhältniß gemacht hatte. Fürst Hohenlohe war vor den Kaiser getreten, um im Immediatvortrage seinen Abschied oder die Zustimmung des Monarchen zur Aufhebung des § 8 zu erbitten. Der Herrscher entschied sich für seinen brauchbaren und bewährten Diener, gegen einen völlig unbrauchbaren Paragraphen, und Herr Bachem konnte dem Bundesrathstische schäkernd zurufen, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten. Wie nahe liegt doch da die Nutzanwendung! Während dem Hans im Unglück nichts mehr gelingt, braucht der gewaltige Kanzler nur den kleinen Finger zu rühren, und der Reichstag windet sich zu seinen Füßen. Er entzaubert am Ende sogar das Flotten-Dornröschen — nur freilich müßte Miquel vorher gegangen sein . . .

Wohl hat der Centrums-Rottenführer, dem man nicht gerade abgöttische Verehrung der Perle von Camberg nachsagen darf, bei seinem Liebesliedchen in Prosa kaum an die bevorstehende Flottenparade gedacht. Herrn Lieber die Arbeit zu erleichtern, liegt für den Frondeur kein Grund vor. Und dennoch war man sich im Reichstage einig darüber, daß er das erlösende Wort gefunden, die Brücke zur Zukunft geschlagen hatte. Die rührende kindliche Dankbarkeit, womit das Centrum und die gesittete Linke den greisen Hohenlohe für seine Worte segneten, deutet auf erfreuliche Uebereinstimmung der Geister und der Geschmacksrichtungen hin. Lieber macht den Liberalismus regierungsfähig, den neuen hoffähigen Liberalismus, den Fürst Chlodwig meint und braucht. Die scharfäugige Waschfrau von Camberg hat gewußt, warum sie den Zuber zur großen Wäsche so zeitig bereit stellte, und ihre Preßlausbengel links sind sich schon lange klar über die Nothwendigkeit, ihr alle schmutzige Wäsche Johannes Miquel's zuzutragen. Ist der Waschtag vorüber, dann kann die neue Aera beginnen. Die Kosten des Reinemachens werden allerdings die Herrschaften zu bestreiten haben, denen es ein Kitzel war, der Durchwringung des Doctor Miquel mit einem hochnäsigen Cavalier-Lächeln zuzusehen, und das, obgleich er ihr letzter Mann war und sie keinen zweiten zu versenden haben.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Gertrud Antleß." Drama von Philipp Langmann. — „Josefine". Lustspiel von Hermann Bahr. (Lessing-Theater). — „Busch und Reichenbach." Schwank von Heinrich Lee und Wilhelm Meyer-Förster. — „Die Richtige." Komödie von Thilo v. Trotha. (Residenz-Theater.)

Der junge Versicherungsbeamte aus dem durch Victor Schweinburg so interessant gewordenen Lande Mähren hat vor zwei Jahren mit seinem „Bartel Turaser" einen Sieg erfochten, der ihm jetzt theuer zu stehen kommt. Damals decretirten nämlich die endgültig Maßgebenden, ein neuer Dichter sei erstanden, ein echter Volksdichter, und Anzengruber könne jetzt ruhig schlafen. Der Bartel Turaser wurde nicht überreichlich oft gespielt, denn das Weiße Rößl kam dazwischen, aber gelobt hat man ihn über die Maßen. Und da die Fortsetzung des Weißen Rößl's trotz aller Anstrengungen das Haus nicht füllen wollte, bekam Langmann seine Revanche. Blumenthal mußte auf die Erträgnisse eines Abends verzichten, dem echten Volksdichter aus Mähren zu Liebe. Heute darf er sich wieder schmunzelnd die Hände reiben. Der Landsmann Victor Schweinburg's wird ihm nie so gefährlich werden, wie der Secretär des Deutschen Flotten-Vereins der deutschen Flotte. Es ist immer verdrießlich, wenn man allzu früh als genialischer Poet ausposaunt wird. Die Leute verzeihen es Einem nachher nie, wenn man sich als ihres Gleichen, als mehr oder minder geschickter Macher, entpuppt.

Langmann hat den in unsrer Zeit doppelt schätzbaren Muth, eine derbe und kräftige Handlung auf die Bühne zu stellen. Im großen Ganzen eignet ihm auch ein ziemlich sicherer Blick für Coulissenwirkungen. Daran, daß im dritten Akte der Gertrud Antleß seine tragischen Effecte beinah ins komische umschlagen, trägt die Schuld allein Langmann's Unfähigkeit, dichterisch zu charakterisiren. Aus der Antleß-Mahm hätte ein wirklicher Könner recht wohl einen weiblichen König Lear auf dem Dorfe zu schaffen vermocht. Langmann dagegen sucht seine poetische Verlegenheit hinter nervenerschütterndem Geschrei zu verbergen, und statt der inneren Entwickelung seiner Heldin führt er uns eine furchtbare Keilerei mit darauf folgender Brandstiftung vor. Dieser dritte Act und die darin aufgespeicherten, krassen Brutalitäten wirkten ebenso verletzend, wie seine psychologischen Unmöglichkeiten humoristisch wirkten. Gertrud Antleß, die herrische, harte Alte, läßt sich von ihrem Aeltesten endlich überreden, ihm den Hof anzuvertrauen und sich in's Austragstüberl zurückzuziehen. Weshalb sie das thut, bleibt ein Räthsel. Weil es die Anderen im Dorfe ebenso halten? Dieser Beweggrund genügt bei dieser störrischen, eisernen Frau ganz und gar nicht. Und die scheußliche Selbstsucht ihrer ungerathenen Kinder, die einem so klugen Weibe doch wahrlich kein Geheimniß sein kann, mußte ihr äußerste Vorsicht zur Pflicht machen. Indeß, Herr Langmann braucht das Ausgeding, um zu seinem Konflikt zu kommen. Gertrud Antleß giebt also die Macht aus den Händen. Alsbald verschwören sich die Sprößlinge der Alten gegen sie und suchen ihr das bißchen Leben auf alle Art zu verekeln. Schließlich tritt man ihr mit der ergebenen Bitte näher, doch gefälligst das Ausgeding zu räumen. Die Enkelin hat nämlich plötzlich große Eile mit der Heirath und die Stube, in der Gertrud haust, scheint ihr für sie wie geschaffen. Die Frau Ahne kann ja auf den Heuboden ziehen. Daß sich die ohnehin Gekränkte gegen dies dummdreiste Ansinnen nachdrücklich zur Wehr setzt, ist erklärlich. Sie wird davon gehört haben, daß anderwärts als im südlichen Mähren des Herrn Langmann Bauernmädel, die sich Mutter fühlen, recht zufrieden sind mit dem engsten und unwirthlichsten Gelaß im Hause, wenn dafür nur rasch Hochzeit gemacht wird. Demgemäß meint Gertrud mit Recht, der Heuboden stehe der Enkelin besser an als ihr. Als nun Sohn und Schwiegertochter sich anschicken, sie aus ihrem Altentheil zu verjagen, da begnügt sie sich nicht damit, den Undankbaren und sein ganzes Geschlecht mit feierlich geschwungenem Krückstock zu verfluchen, nein, da verbarrikadirt sie sich auch in ihrem Stübchen. Und Gertrud hat noch Freunde in der Noth. Jetzt ist die von Langmann ersehnte Gelegenheit gekommen, eine seiner beliebten Prügelscenen einzuschieben. Was aber im Bartel Turaser fast tragische Schauer erweckt, das nimmt sich hier wie eine böse Posse aus. Und wenn Gertrud Antleß zu guter Letzt den Tod in den Flammen sucht, die sie selbst entfachte, dann ruft sie statt des Mitleids und der Sympathie nur ein Lächeln über die Unbeholfenheit Langmanns wach, über seine Unbeholfenheit gerade an entscheidender Stelle. Mit eins ist die Erinnerung an manche wohlgelungene Scene der beiden ersten Akte ausgelöscht.

Schreckliche Begebnisse auf der Bühne erfüllen den Zuschauer nur dann mit Furcht, wenn sie Naturnothwendigkeiten sind, vor unseren Augen organisch aus den Charakteren aufwachsen. Der Gertrud Antleß jedoch glaubt man ihre eherne Festigkeit nicht, die sich bis zur Selbstvernichtung und zur Verneinung alles bäuerlichen Gefühls- und Gedankenlebens steigert. Sie giebt leichtfertig Haus und Hof hin, sie, die Kluge, die Ueberlegene, die Menschenkennerin. Eine entthronte Herrscherin sollen wir in ihr grüßen, sehen aber nur das Klageweib, das nicht die Undankbarkeit der Kinder, sondern allein die eigene Narrheit bejammern und verfluchen mußte. Ebenso unbegreiflich, ebenso verzeichnet wie ihr Charakter ist der Haß, den die Kinder und Enkelkinder wider sie hegen. Langmann hat gar nicht den Versuch gemacht, diese Empfindungen zu erklären. Sie sind vorhanden, weil er sie in seinem dürren Rechen-

exempel braucht, und damit basta. Was besagt es bei solchen groben Verstößen gegen die Grundregeln des Dramas, daß es der Arbeit an hübschen Einzelheiten nicht fehlt? Und da die Hauptfiguren hoffnungslos verzeichnet sind, was hilft es ihm und uns, daß einige mehr episodische Gestalten, so die verschlagene und verliebte Stessi, sich sehen lassen können? Hier that schon die Schablone ihre Dienste. Wo Langmann Eigenes geben wollte, ist er diesmal völlig gescheitert.

So wenig wie Langmann die Lücken im Parquett zu füllen verstand, die des Weißen Rößls zweite und schwächere Hälfte verursachte, so wenig ist Hermann Bahr, sein entfernter Landsmann, dieser Herkulesarbeit gewachsen. Der behende Wiener kam uns diesmal literarhistorisch. Eine Vor- und eine Nachrede klärten die begriffsstutzige Menschheit weidlich über die hohen Ideen auf, die er unablässig wälzt und die eine ganz neue Auffassung vom Wesen der Helden und Genies begründen sollten. Damit dem Theaterpöbel Bahr's Absichten auch wirklich klar würden, entschloß er sich kurzer Hand, sie gleich in drei Stücken zu entwickeln. Er droht allen Ernstes mit einer Trilogie. Hoffentlich hat er seine eigene Abneigung vor bleierner Langweile und philiströser Geschmacklosigkeit unterschätzt.

Josefine Beauharnais ist eine niedliche Canaille, ein Dirnlein recht nach der Kunst. Kein Mann kann ihr in die Augen schauen, ohne alsbald erröthend und verwirrt fortblicken zu müssen. Sie fühlt sich wohl nur in der Sünde, und jeder Tag, an dem sich die Verführerin nicht hat verführen lassen, gilt ihr als verloren. Diese hübsche Bestie hat der Knabe Napoleon, ein wild sinnlicher, jähzorniger und verrückter Bengel, geheirathet. Ihrer sauberen Figur verdankt er es, daß man ihn in's Feld schickt, und ihrer abscheulichen Koketterie und Gemeinheit verdankt er seinen Feldherrnruhm. Das reise Weibchen läßt nämlich den jungen Gemahl so lange zappeln und sich in fieberhafter Sehnsucht verzehren, bis ihn die korsische Raserei überkommt und er seine Wuth an den unglücklichen Oesterreichern austobt. Ein unerhört glänzender Sieg ist die Folge der kühlen drei Briefzeilen, womit Finchen ihren Napel abspeiste; die Hahnreischaft zeugt das Genie! Von dieser Seite ist Napoleons strategische Begabung allerdings noch nie beleuchtet worden. Wäre man ein Engländer, so möchte man wünschen, daß die Generäle Methuen, Gatacre, White und Buller ebenfalls sämmtlich von ihren respectiven Gemahlinnen ausgiebig betrogen würden. Denn dann hätten sie vielleicht doch noch Hoffnung, der ganz reglementswidrig kampftüchtigen Burenmiliz Herr zu werden.

Nachdem Bahr uns zwei Akte lang den josefinischen Napoléon intime gezeigt hat, führt er uns den Helden auch noch als Haustyrannen und als Zögling Talma's vor. Gewiß eine nette Idee, aber was das mit dem armen Drama zu thun haben soll, ist unverständlich. Als Feuilleton genossen, ist beinah jede einzelne dieser Scenen amüsant. Bahr's Grazie umspielt den korsischen Titanen wie ein geschmeidiges Kätzchen, und selten hat ein Kammerdiener — vor Kammerdienern giebt es bekanntlich keine Helden — so viel echtes Plaudertalent an den Tag gelegt. Indessen, derartige Dialoge unter'm Strich taugen nicht auf die Bühne. Herr Bahr kann unendlich viel, er kann sogar Gespräche in vier Akten schreiben, aber für das Theater fehlt ihm alle Begabung. Jedes seiner Stücke ist eine Qual für den Zuschauer: hübsche Anläufe, die einer guten Grundidee anderthalb bis zwei Akte lang das Scheinleben zwischen den Coulissen ermöglichen; dann eine rasch fortschreitende Verflauung und am Ende das öde Ennui, der unverhüllte Zusammenbruch. So behielten die Zischer auch diesmal Recht. Und dabei war Herr Bonn ein wackerer, tumultuarischer Napoleon gewesen und Fräulein Groß eine Josefine, wie man sie sich ausgeschnittener und fetter kaum denken kann. Man müßte denn vorher die Odilon in dieser, bei Licht besehen, überhaupt urwienerischen Rolle bewundert haben. Fräulein Groß gab nämlich auch in der Entkleidung eine Odilon-Nachahmung — allerdings mit durchaus zureichenden Mitteln.

Die Franzosen haben für jenen grausamen Humor auf der Bühne, der aus der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, aus Krankheit, Schmerz und Tod entspringt, den Ausdruck comique lugubre geprägt. Es ist eine sehr gewagte Art Komik, die stets auf der Kippe steht und leicht statt lustiger Zustimmung nur Mitleid und Unwillen weckt. Gewiegte Bühnendichter gehen ihr schlau aus dem Wege, und auch Meister Molière giebt nicht einen wirklichen, sondern nur einen eingebildeten Kranken dem Gelächter preis. Trotzdem haben die Herren Meyer-Förster, Lee und v. Trotha dieser Komik einen ganzen Abend im Residenztheater gewidmet, und daß er unter vergnügtem Jubel verlief, ist ein gutes Zeichen für ihre Geschicklichkeit. Der Moser-Schüler v. Trotha treibt mit dem Motiv des Selbst- und Doppelmordes seinen Schabernack: ein Maler spiegelt, um seine Bräute zu prüfen, ihnen nicht allein nach uralterm Muster seinen Ruin vor, sondern auch Lebensmüdigkeit und Todesbereitschaft; sie nehmen natürlich Reißaus, bis dann die Richtige kommt, die herzliches Mitleid und selbstlose Hingebung zeigt. Durch eine Indiseretion erfährt sie aber die Wahrheit und dreht entrüstet den Spieß um. Sie trifft nun alle Vorbereitungen zum gemeinsamen Sterben und hantirt so bedrohlich mit Revolver, Gift und Strick vor dem vorgeblichen Todesgefährten, daß er seinen brutalen Kniff eingesteht. Bei Lee und Meyer-Förster dagegen wird Schindluder getrieben mit Neuropathie, Irrsinn, Kaltwasserbehandlung und ähnlichen Annehmlichkeiten — alles Dinge, worüber sonst ein gut modern nervöses Publicum nicht zu lachen pflegt, denn im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick. Ist es schon kein Zufall, daß in der „Richtigen" die Personen französische Namen tragen, so hätten auch Busch und Reichenbach, die Berliner Confectionäre, sich und ihre Firma ruhig nach Paris verlegen können, denn sie verleugnen die welschen Muster ja doch nicht. Daß als echt deutsche Concession die eheliche Untreue zu einer bloßen Unvorsichtigkeit abgeschwächt wird, für welche der schöne Herr Busch wahrlich nicht „Unzurechnungsfähigkeit im Moment der That" vorzuspiegeln braucht, das bricht dem Stück im Grunde das Rückgrat. Für die gedankenlose Aushändigung seiner Photographie an eine schmachtende Probirmamsell und bloß um auch seinen verliebten Schwiegervater zu entlasten, würde der Chef sich gewiß nicht in eine Nervenheilanstalt einsperren lassen, und wenn er auch noch so toll für Badegelegenheit schwärmt. Läßt man indeß die unmögliche Voraussetzung gelten, so bleibt noch immer der fatale Spott über eine recht ernste Krankheit, — ein blöder Ulk, der sich nicht einmal schüchtern zu einer zeitgemäßen Satire auf gewisse Wasserdoctoren und Kurpfuscher erhebt. Aber die Aufführung ist im Residenztheater so gut, daß wir alle Bedenken im Augenblick vergessen und besonders herzlich über Herrn Alexander lachen, der sich im elektrischen Eisbade (!) in Gefrornes verwandelt. Ob diese glückliche Behandlung des comique lugubre einen nachhaltigen Lacherfolg hat, besonders auf anderen Bühnen mit minder ausgezeichneten Darstellern, diese Frage möchten wir lieber offen lassen.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Hugo Wolf.

Hochgeehrter Herr!

In Nr. 47 Ihres geschätzten Blattes las ich einen Artikel über Hugo Wolf. Ein Satz darin, welcher sich auf Hugo Wolf's Oper „Der Corregidor" bezieht, legt es mir nahe, Sie um gütige Aufnahme dieser Zeilen höflichst zu bitten. Frau von Friedlaender-Abel schreibt: „Ehe Wolf in die geistige Nacht einging, hat er noch eine Oper geschrieben. Auch sie schwebt heimathlos im leeren Raum. Irgendwo soll sie irgend einmal aufgeführt worden sein. Der Verein weiß wohl das Nähere." Zur Steuer der Wahrheit entgegne ich: Hugo Wolf's Oper wurde in Straßburg und Mannheim nicht ohne, in Prag aber (April 1899) mit glänzendem Erfolge aufgeführt. Die ganze musikalische Welt, wie die maßgebende Presse aller Großstädte, hat diese Thatsache zur Kenntniß genommen. Prag hat ein deutsches Theater (kgl. deutsches Landestheater), welches, schon weil es mit dem Künstlernamen Angelo Neumann innigst verknüpft ist, unter den Bühnen eine führende Stellung hat. Die Ausdrücke „irgendwo und irgend einmal" können daher mit Berechtigung wohl nicht angewendet werden. Wiewohl „Der Corregidor" in Prag seine Première erlebte, als die Saison zur Neige ging, hat er doch vor sehr gut besuchten Häusern mehrere Wiederholungen erlebt — stets mit bedeutendem Erfolge. Im laufenden Spieljahr ist er wieder in's Repertoire aufgenommen und wird im Januar neu studirt werden. Ich bin stolz darauf, daß Director Angelo Neumann mir sowohl in der verflossenen wie in laufender Saison Gelegenheit gab und giebt, durch die hingebungsvollste Einstudirung und Leitung des „Corregidors" dem gewaltigen Genie Hugo Wolf's dienen zu können.

Genehmigen Sie den Ausdruck vollkommenster Hochachtung.

Ergebenst

Josef Stransky,
Capellmeister am Königl. deutschen Landestheater in Prag.

Notizen.

Heine's Sämmtliche Werke in Einem Band. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Unter all' den Veröffentlichungen zum Heinejubiläum ist die vorliegende Dreimark-Ausgabe wohl die schönste. Es erregt freudiges Erstaunen, wie Heine's gesammte poetische und publicistische Werke in diesem einen Lexikonoctavband haben Platz finden können, zusammt einer sehr liebevollen Biographie von L. Holthof. (Nur das „junge schöne Weib", wie er die häßliche alte Cocotte, die „Mouche", nennt, hätte er sich schenken dürfen!) Dabei holzfreies Papier, deutlicher Druck, englischer Leineneinband — das Ganze ein Wunder gediegener Billigkeit. Die Ausgabe schließt sich den früheren Einbändern Shakespeare, Goethe, Schiller an. Aber wo bleibt der Lessing?

Im Morgenroth des Jahrhunderts. Eine Festgabe für 1900. Drei dramatische Dichtungen von August Sturm. (Naumburg, Albin Schirmer.) Der bestens bekannte Dichter — ein hochbegabter Sohn des prächtigen Julius Sturm — vereinigt in diesem Bande, dem kommenden neuen Jahrhundert zu Ehren, drei sehr verschieden geartete Dichtungen: ein Festspiel in Versen, ein Trauerspiel aus der altrömischen Christenheit und ein symbolisches Märchenstück, das s. Z. zur silbernen Hochzeit seiner Eltern von Dilettanten aufgeführt worden ist. Das anscheinend fehlende geistige Band ist doch vorhanden, denn in allen drei Stücken werden Uebergangszeiten und ihr neuer Inhalt und Geist poetisch behandelt, in den beiden Versspielen vornehmlich heiter-lyrisch, in dem antiken Schauspiel dramatisch und tragisch. Wir schätzen längst den Lyriker in August Sturm und freuen uns auch hier wieder über den Schmelz und die Stimmung seiner Strophen, besonders in den eingelegten Liedern; sein Epilog der dramatischen Muse zumal, die die geahnte neue Kunst verkündet, ist von großer Schönheit:

Es braust die Zeit heran, vom Sturm beflügelt,
Kein Seher ahnt, wohin ihr Fittig schwingt,
Ihr Bild nur, das sich in der Seele spiegelt,
Der Geist der Zeit zum Geist des Menschen bringt,
Hier ist die Leidenschaft noch hold gezügelt
Und doch erst neu zu Kraft und That verjüngt!
Du sprichst von flücht'gem Wort? — Am Bühnenhorte
Wird rasch die Welt zur That, die That zum Worte.

Es dürfte sich wohl nicht so bald ein passenderes Bühnenweihe-Festspiel finden, nicht allein als lever de rideau für Dilettantentheater, sondern auch als sinniges Eröffnungsstück für neue ständige Bühnen, denn es wiegt ein Schock herkömmlicher Festprologe ꝛc. reichlich auf. Dasselbe gilt von dem symbolischen Schlußstück mit seinen anmuthigen lyrischen Einlagen und dem gedankentiefen Dialog. Reizvoll ist es besonders, wie Sturm hier das Dornröschenmotiv der Handlung durch nationale und künstlerische Horizonte erweitert und geistvoll erneuert. Bei dem wunderlicher Weise zwischen die Festspiele eingeschobenen Urchristendrama bedauern wir nur, daß es nicht selbstständig für sich erscheint, sondern eben in diesem lyrisch-symbolischen Zusammenhange. Es gehört auf ein eigenes Piedestal und wird dann viel besser wirken. Hier zeigt sich Sturm als kerniger, knorriger Dramatiker, und wenn wir früher an dieser Stelle dem Lyriker und Epiker in ihm eine stärkere Begabung glaubten zuerkennen zu müssen, so gestehen wir jetzt gern unseren Irrthum ein. Wer das vielbehandelte Theklaevangelium mit so viel dramatischer Wucht und Größe zu gestalten weiß, ohne Versgeklingel und Phrasen, kein Wort zu viel und zu wenig, Alles concentrirt wie in einer Novelle C. F. Meyer's, der gehört allerdings als geborener Dramatiker auf die Bühne. Man lese nur den Schlußact, der im Circus von Antiochia spielt; wie funkelt und blitzt es da in Rede und Gegenrede, Schlag auf Schlag, epigrammatisch zugespitzt, wie ein Lessing'scher Dialog. Zum Zweck einer Aufführung ließe sich das gewiß wirksame Theaterstück vielleicht um einen Act kürzen, etwa der erste und zweite zusammenziehen. Wir glauben, daß kein Bühnenleiter den Versuch zu bereuen hätte und bürgen fast bei entsprechender Darstellung für einen Erfolg.

Unsere Weihnachtsromandichter haben sich diesmal wieder mit gewohnter Pünktlichkeit, aber in, so weit wir es übersehen können, geringerer Zahl eingefunden. Ebers ist todt, Dahn ausgeblieben, aber Hausrath, Voß, Eckstein, Ganghofer u. A. sind eingetroffen. Hervorragenderes findet sich darunter nicht, doch Altmeister Spielhagen's „Opfer" und zumal Rosegger's neuer Bauernroman, der ganz neue, scharfe Töne anschlägt, sollten in der festlichen Sturmfluth nicht von der Kritik unbeachtet untergehen. Hervorzuheben sind auch die wunderschön ausgestatteten Weihnachtsromane von F. W. Grunow in Leipzig, dessen altbewährter Verlag uns immer etwas Ausgewähltes und Gutes bietet. Da finden wir die schnell beliebt gewordene Charlotte Niese mit einer frisch erzählten Geschichte „Der Erbe", Luise Glaß mit einem ganzen Band ernster und heiterer Novellen „Der goldene Engel"; zwei fesselnde Bände „Geschichten aus dem Forsthaus" und „Spuren im Schnee" von Sophus Bauditz, alles Bücher, die wirklich, wie der Verleger betont, gesunde Familienlectüre sind; nur der talentvolle Roman „Leonie" von Adolf Schmitthenner eignet sich nicht für junge Leser. Ein Erstlingswerk, aber ein vielverheißendes scheint „Der Lattenhofer Sepp" von Max Grad, ganz gewiß Pseudonym einer schriftstellernden Dame, wie gewisse Ueberschwänglichkeiten verrathen. Aber dann hat die Verfasserin, die so tapfer gegen religiöse Unduldsamkeit ficht, wieder so viel Beobachtungs- und Darstellungsgabe, daß wir ihr auch die unmöglichsten Situationen und alle tendenziösen Uebertreibungen gerne verzeihen. Das Beste, was Grunow zu Weihnachten spendet, ist jedoch des wackeren Kieler Justizraths Timm Kröger neueste Gabe „Hein Wieck und andere Geschichten." Die Leser unseres Feuilletons kennen schon das Beste daraus, die prächtige Menschen- und Thiergeschichte von dem jungverheiratheten Provinzadvokaten in seinen Flitterwochen, dann „Registernummer Drei", wo — ohne Zweifel ist es derselbe Rechtsanwalt und gewiß ein Selbsterlebniß — der erste höchst bedenkliche Proceß behandelt wird, der dem jungen Vertheidiger Ehre und Wohlstand bringt und seinen Clienten dem wohlverdienten Zuchthaus entzieht. Der Gewissensconflict ist hier mit einer ganz köstlichen Schelmerei gezeichnet, wie denn überhaupt Kröger dort am Bedeutendsten ist, wenn er seinen feinen Humor spielen lassen kann. Im Uebrigen ist er ein Schilderer von Landschaften und Stillleben, der den manchmal doch recht langweiligen Adalbert Stifter in der Stimmungsmalerei oft übertrifft. Und dann die vollen Gemüthstöne, die Kröger anschlägt, leis und discret, ohne jede Süßlichkeit und Sentimentalität, wahr und packend. Wir möchten ihn einmal bei einem größeren Werke sehen. Sogar ein echter großer humoristischer Roman, denken wir, müßte ihm gelingen.

Es ist eine schöne Sitte, die sich bei uns noch viel mehr einbürgern sollte: unseren Lieben zum Feste nicht goldstrotzende „Geschenksliteratur" (fürchterliches Wort!) unter den Christbaum zu legen, sondern eine einfache, unscheinbare Abonnementsquittung auf ein im Erscheinen begriffenes gutes Werk oder eine gediegene Zeitschrift. Für solchen Zweck können wir das rühmlichst bekannte Porträtwerk „Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen", herausgegeben von Karl Werckmeister (Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin) recht warm empfehlen. Auch die zuletzt herausgekommenen Hefte enthalten wieder so viel Schönes in Wort und Bild, daß wir beim Aufzählen in Verlegenheit gerathen. Da ist einmal das Bildniß von Edison, dem wir vor Allem den Phonographen, das Kohlenstaubtelephon und die elektrische Glühlampe verdanken; er ist auf dem interessanten Porträt von Anderson dargestellt, wie er mit dem Phonographen experimentirt. Die Bildnisse zweier Forscher schließen sich an: Tyndall, der Physiker, dessen Werke über Licht, Wärme und Schall ihn populär gemacht haben, Carpenter, der eigentliche Begründer der Tiefseeforschung. Aus dem Reiche der Künste finden wir Dannecker, den Schöpfer der großen Schillerbüste und der Ariadne, nach dem Gemälde von Schick in Stuttgart, den Tiroler Maler Defregger, dann Marschner, Angier, nach einem Gemälde von Dubuse, Wilbrandt nach Lenbach; endlich wieder eine Serie ausgeprägter Gelehrtenköpfe: R. v. Mohl, ebenfalls von Lenbach, Kirchhoff (Bildniß nach einer ausgezeichneten großen Naturaufnahme), ferner Lepsius, der Aegyptologe (von Biermann) und drei große Naturforscher: Brehm, Leuckart, der Leipziger zoologische Forscher, und der ihm geistig nahestehende K. Th. v. Siebold, der in seinen Forschungen zum Ursprung des Lebens die Entdeckung der Parthenogenesis feststellte. Aber es sind nicht nur künstlerisch ausgeführte Wiedergaben von Meisterwerken der Porträtmalerei und des Lichtdrucks, auch die beigegebenen Biographien, zum Theil aus der Feder selbst berühmter Leute wie Herman Grimm, machen das schöne Unternehmen Werckmeister's zu einem werthvollen Quellenwerke des scheidenden Jahrhunderts.

Die Hohenzollern in Bild und Wort. Abbildungen in Fünffarbendruck nach Originalzeichnungen von Karl Röhling und einem Begleittext von Rich. Sternfeld. (Berlin, Mart. Oldenbourg.) Die Geschichte dieses Herrscherhauses wird in gemeinverständlicher, ebensowohl für die heranreifende Jugend wie für die weitesten Volkskreise berechneter Darstellung im warmen Tone echter Vaterlandsliebe, aber völlig frei von serviler Einseitigkeit erzählt und durch bildliche Darstellungen in ihren Hauptmomenten zur Anschauung gebracht. Sowohl durch seine typographische Ausstattung als durch das imposante Format und die in künstlerischer Vollendung wiedergegebenen farben- und figurenreichen Geschichtsbilder stellt sich das Buch als ein wirkliches Prachtwerk dar, das sich besonders zur herannahenden Weihnachtszeit empfiehlt. Der Kaiser hat durch die Annahme der Widmung sein Einverständniß mit der künstlerischen und literarischen Richtung dieses schönen Volksbuchs documentirt.

Kürschner's Jahrbuch für 1900. (Berlin, H. Hillger.) Der neue überreich illustrirte Jahrgang des so rasch zu außergewöhnlicher Beliebtheit gelangten Kalenders zeigt deutlich das Bestreben, nicht nur die stehenden Rubriken noch handlicher und nach dem neuesten Stande zu gestalten, sondern auch eine Menge neuen Materials aufzunehmen und Gebiete zu betreten, die von den Vorgängern noch nicht berührt waren. Mancherlei Anlaß zu rückschauenden und ausblickenden Artikeln bietet das bevorstehende neue Jahrhundert (wann beginnt es? wie berechnet man Daten und Tage in ihm? wer regirte vor 100 Jahren? wie war die Einwohnerzahl großer Städte vor einem Jahrhundert im Vergleich zu heute? Mode vor 100 Jahren ꝛc. ꝛc.). Wohlfahrts-, Frauen- und sociale Fragen, communale, wirthschaftliche und Verkehrsangelegenheiten finden sachgemäße Behandlungen, in einer Chronologie werden die Erfindungen und Entdeckungen seit Beginn der Geschichte vorgeführt, Krankheiten, Hygiene, Bäder ꝛc. zusammenhängend behandelt, ein Wörterbuch der deutschen Sprache geboten, die anorganische Chemie abgehandelt, die Berühmtheiten des Jahres lexikalisch aufgezählt, in einem Abriß der Philosophie und Logik die oft gebrauchten, selten verstandenen Begriffe faßbar gemacht u. v. A. Die Fülle des in Text und Bild Gebotenen ist von einem solchen sinnverwirrenden Reichthum, daß wir im Interesse nicht bloß kostender Durchblätterer, sondern auch seßhafter Leser künftig größere Einfachheit und behaglich-solideren Stoff vorschlagen möchten, ohne für altväterische Pedanten gelten zu wollen. Weniger wäre mehr!

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Pastor,

August Reichensperger. 1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses darstellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Mk. 20; geb. in Leinwand Mk. 24.

Dieses in den mannigfaltigsten Beziehungen interessante und lehrreiche Lebensbild ist für jeden Politiker von Beruf, für jeden Mann der Kunst und Wissenschaft, für jeden Gebildeten überhaupt, der am öffentlichen Leben Antheil nimmt oder aus dem lehrreichen Lebensgange einer kraftvollen, hochgesinnten Persönlichkeit Kräftigung, Anregung, Belehrung und Läuterung schöpfen will, von höchstem Werthe.

Die schwierige Aufgabe, ein solches Jahrhundertleben mit seinen tausendfältigen Beziehungen zu Politik, Kunst und Wissenschaft zu schildern, wurde durch Ludwig Pastor, den mehr als zwanzigjährige nahe persönliche Beziehungen mit Reichensperger verbinden, auf das glücklichste gelöst. Das vielverzweigte und weitschichtige Material wird von ihm souverän beherrscht und ist zu einem abgerundeten, in sich geschlossenen Zeitbilde verarbeitet worden. Die streng objective, von echter Wahrheitsliebe beseelte Darstellung fesselt schon durch die formvollendete Sprache, in der sie geschrieben ist. Das neue Werk des Verfassers der epochemachenden „Geschichte der Päpste" darf sich seinen frühern trefflichen Leistungen ebenbürtig an die Seite stellen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Illustrierte Bibliothek!

Paul Heyse, Die Macht der Stunde. — Yroni. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Medea.** — Er soll dein Herr sein. Illustr. von René Reinicke. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Männertreu.** — Der Sohn seines Vaters. Illustr. von R. Langhammer. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Abenteuer eines Blaustrümpfchens.** Illustr. von Carl Zopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Verrathenes Glück.** Illustr. von Carl Zopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Carl Th. Richter, Magdalena. Illustr. von H. Schlittgen. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Marie v. Bunsen, Udo in England. Illustr. v. H. Hübner. Geh. M. 1.50, Geb. in Lederbd. M. 3.—.

Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustr. von E. Klein. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Alpengeschichten.** Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

— **Durch!** Neue Geschichten aus den Alpen. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Paul O. Höcker, 's Burgele.' Erzählungen aus den Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Ernst von Wolzogen, Die Gloriahose. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Achleitner, Yronele.—Schwarzwaldgeschichten. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Zapp, Galatea. — Eine Liebesgeschichte. Illustr. von Carl Zopf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von **Karl Krabbe**
in Stuttgart.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Knehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In **Fr. Frommanns Verlag** in **Stuttgart** sind soeben erschienen:

Politiker und Nationalökonomen.

Herausgegeben von

G. Schmoller und O. Hintze

Professoren an der Universität Berlin.

I. Machiavelli

von

Richard Fester

Professor an der Universität Erlangen.

Brosch. M. 2.50; gebd. M. 3.—.

Klassiker der Philosophie Bd. IX.

Platon

von

Wilhelm Windelband

Professor an der Universität Strassburg i/E.

Brosch. M. 2.—; gebd. M. 2.50.

Früher erschienene Bände: I. Fechner, II. Hobbes III. Kierkegaard, IV. Rousseau, V. Spencer, VI. Nietzsche, VII. Kant, VIII. Aristoteles.

Prospekte über beide Sammlungen kostenfrei durch jede Buchhandlung und Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“** in **Berlin W. 57.**

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse
Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann,** Leipzig, zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine‘-Lieder!“

Gedichte von **Otto Promber.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

— Soeben ist erschienen: —

Rahel Varnhagen.

. . . Ein Lebens- und Zeitbild von **Otto Berdrow.** Mit 12 Bildnissen. gr. 8°. XII, 458 S. Broschiert **7** M., Halbfranz (Liebhaberband) **9** M.

Es giebt unseres Wissens keine zusammenhängende, das überreiche Material sichtende und ordnende Darstellung von Rahels Leben. Eine solche will das vorliegende Buch darbieten. Die Geschichte, das litterarische und Kulturleben jener Periode ist so weit herangezogen worden, als es dem Verfasser erforderlich schien, um dem Uneingeweihten das Verständnis der Zeit zu erschließen und um Rahels Leben die nötige Folie zu geben.

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig:**

Heinrich Heine Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von

Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.

Hierzu eine Beilage: **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 51. Berlin, den 23. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Außenhandelspolitik. Von Kurt Paul Mohr. — Ein fremder Kriegshafen im Deutschen Reich. Von Franz Eißenhardt. — Dr. ing. Von Dr. phil. Theodor Lessing. — Kunst und Sittlichkeit. Von Bildhauer Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Die Wahrheit. Eine Weihnachtsgeschichte von Saltykow-Schtschedrin. — **Aus der Hauptstadt.** Hochjagd. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsche Außenhandelspolitik.

Von Kurt Paul Mohr.

Eine merkwürdig bewegte Zeit, in der wir leben. Kaleidoskopartig, fast von Tag zu Tag wechselnd, schießen die Zeitbilder zusammen und entstehen neue, wie man sie vorher sich kaum gedacht. Das Unberechenbare, Jähe der politischen Constellation übt fortwährend seine starken Rückschläge auf das innenstaatliche Leben aus. Und wenn auch das Endziel der gesammten Politik seine, wie die Magnetnadel feste unverrückbare Stellung einnimmt, der augenblickliche Kurs muß sich nothwendiger Weise ändern. Damit sinken plötzlich unter den Horizont Gegenstände, die unser höchstes Interesse in Anspruch genommen, während andere neue sich eben so plötzlich in unser Gesichtsfeld schieben und ein breites Interesse für sich fordern. Und doch dürfte es nicht schwer sein, auch in den Fällen, wo sich der politische Gesichtswinkel zu ändern scheint, den ausschlaggebenden Factor zu erkennen, der den Kurs beeinflußt. Dieser Factor, der beständig an politischem Schwergewicht gewinnt, wie an Wucht und einheitlicher Wirkung, ist das riesenhafte Wachsthum Deutschlands als Handels- und Industriemacht. Diese Entwickelung ist nicht so plötzlich gekommen. Die Samenkörner dazu sind von langer Hand gepflanzt. Nun aber, da wir beginnen, die Früchte unserer langjährigen Arbeit zu sammeln, stellt sich das Gewicht dieser Thatsache auch dem blödesten Auge dar, ergeben sich weittragende Consequenzen, deren tief einschneidende Bedeutung gerade für eine fernere Zukunft sich mehr und mehr offenbart. Das letzte Jahrfünft steht unter dem überragenden Einfluß dreier Handelskriege: der japanisch-chinesische Krieg rollte die ostasiatische Frage auf — die weitere Folge war unsere Besetzung von Kiautschou —, der amerikanisch-spanische Krieg rückte die Union auf die politische Bühne — wir kauften von Spanien die Karolinen —, Englands Krieg gegen Transvaal gab uns Samoa. In allen drei Fällen, eben so wie im griechisch-türkischen Kriege, standen gewaltige deutsche Interessen auf dem Spiel. Denn der deutsche Handel ist überall in der ganzen Welt engagirt, deutsches Kapital und deutsche Arbeit saugt sich überall fest. Und zum ersten Mal seit Jahrhunderten steht nicht der deutsche Michel als ein Träumer und Zauderer abseits, er steht als Handelnder mit in erster Reihe. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die weitaus größere Hälfte unseres Volkes die Erkenntniß hat, von dem großen politischen Hintergrunde, auf dem sich unsere heutige Politik vollzieht. Gegenüber diesen Perspectiven treten jene heftig umstrittenen Fragen — wie die Canalfrage, die Zuchthausvorlage — ganz zurück. Mit vollstem Recht aber erhebt sich die Frage, gebieterisch Antwort heischend: Was thut Deutschland zum Schutz und zur Kräftigung für seinen gewaltigen Außenhandel? Es soll hier abgesehen werden von der Erörterung der Frage nach der Nothwendigkeit der Verstärkung unserer Flotte. Eine zweite nicht minder wichtige Frage soll uns hier beschäftigen, die Frage nach dem *inneren* Schutz und der inneren Kräftigung unseres Außenhandels.

Nach drei Richtungen *kann* hier eine staatliche Förderung des deutschen Außenhandels eintreten und *muß* eintreten, wenn Deutschland sich von anderen Staaten nicht an die Wand drücken lassen will. Erstens muß unser Consulatswesen einer Reorganisation unterzogen werden. Zweitens muß Deutschland sich im Ausland Vertretungen seines Handels und seiner Industrie schaffen durch Errichtung von Handelskammern im Ausland. Drittens muß in Deutschland selbst ein centrales Auskunftsamt geschaffen werden, das in planmäßiger Weise mit staatlicher Unterstützung und Förderung das weitere Gedeihen und Blühen des deutschen Außenhandels sich angelegen sein läßt. Mit großer Freude kann es begrüßt werden, daß allen diesen drei Zielen unsere Reichsregierung höchst sympathisch gegenüber steht.

In Bezug auf den ersten Punkt, die Reformbedürftigkeit unseres Consulatswesens, sind die Klagen nicht neu und zu unserem Troste nicht nur in Deutschland gang und gäbe. Auch in anderen Staaten, in England, Frankreich und Nordamerika hat man über das Consulatswesen bittere Klagen geführt. Der Hauptgrund für diese Erscheinung ist fast überall der gleiche gewesen. Es haben sich die Verhältnisse geändert, man stellt ganz andere Anforderungen an die Consulatsbehörden als vor 20 oder 25 Jahren. Das Schwergewicht der consularischen Thätigkeit hat sich immer mehr von der juristischen nach der handelspolitischen Seite verschoben. Leider haben bisher die von den Consuln erforderten Handelsberichte, die gewöhnlich allgemeine Situationsberichte darstellen, für den praktischen Kaufmann wenig Werth gehabt. Zum Unglück hat noch die Veröffentlichung der Berichte im „Deutschen Handelsarchiv" dem Populärwerden derselben sehr viel Abbruch gethan. Das unhandliche Format, die Unübersichtlichkeit für den unmittelbar praktischen Gebrauch, stehen der Verbreitung in weiteren Kreisen entgegen. Der mehr

academische Werth, der in den Consulatsberichten steckt, ist auch wohl die Ursache, warum unsere Consuln als Berichterstatter nicht nach dem Lorbeer amerikanischer Fixigkeit und Actualität streben, sie fragen sich nicht mit Unrecht: cui bono? Wem nützt es? Und die Antwort muß lauten: ziemlich Keinem. Wozu also die Liebesmüh? Auch hier muß es heißen: Bahn frei für das Neue. Unsere Consuln müssen weniger Juristen und mehr Volkswirthschaftler sein. Die Consulatsberichte müssen nicht in dickleibigen Acten verstauben, sondern den Interessenten in vertraulicher Weise zugänglich gemacht werden. Vor allem müssen die Consuln selbst Fühlung mit den heimischen Interessenten behalten. Hier könnte die vermittelnde Instanz die zu gründende Centralstelle zur Förderung des Außenhandels bilden, wie wir später noch sehen werden. Wie schon erwähnt, müßten die Publicationen vertraulich geschehen, etwa durch Mittheilungen, Rundschreiben an die Handels- und Gewerbekammern, damit nicht das Ausland gleichfalls Nutzen davon ziehe. Jeder, der die handelspolitischen Maaßnahmen des Auslandes auf diesem Gebiete verfolgt hat, kann mit Leichtigkeit zahlreiche Beispiele dafür angeben, wo die allzu sorglose Veröffentlichung von Consulatsberichten, Winken für den Export von bestimmten Waaren, mehr dem Ausland als dem Staat, für den die Berichte berechnet waren, genützt hat. Daß unsere Staatsbehörden nicht in ähnliche Fehler verfallen, ist nach dem bisherigen unbedingt gewährleistet. Daß man auch sonst bestrebt ist, dem Zug der Zeit zu folgen, davon giebt Zeugniß, daß in dem laufenden Etat zum ersten Mal 55000 Mark für die Entsendung von Sachverständigen in Handelsangelegenheiten an die Consularämter eingestellt worden sind. In der That ist es nur recht und billig, nachdem man landwirthschaftliche Attachés nach Chicago, Petersburg u. s. w. entsendet hat, daß man auch Handelsattachés den Consuln beiordnet.

Der zweite Punkt, bei dem eine Förderung des deutschen Außenhandels einzusetzen hat, ist gegeben bei der Frage der Errichtung von Handelskammern im Ausland, wozu zur Zeit im Reichstag von nationalliberaler Seite ein Antrag vorliegt. Ohne Zweifel würden gerade derartige Auslandskammern die zweckmäßigste Ergänzung des Consulatsdienstes bilden. Bisher ermangelt Deutschland solcher officiellen Handelsvertretungen im Ausland, es besitzt nur ein einziges derartiges Institut in Brüssel, das von privater Seite 1894 gegründet worden und seitdem eine äußerst werthvolle und fruchtbringende Thätigkeit entfaltet. Welche Bedeutung fast alle übrigen Exportstaaten der Errichtung von ausländischen Handelskammern beimessen, geht aus einer sehr instructiven Schrift hervor, die jüngst unter dem Titel: „Was thut Deutschland für seinen Außenhandel“ von P. Raché (bei Guttentag in Berlin) erschienen ist. Darnach richtete Oesterreich bereits 1870 in Constantinopel die erste ausländische Handelskammer ein. Sie ist vorbildlich geworden für zahlreiche andere Handelskammern, die seitdem von England, Frankreich, Italien, Belgien, Spanien, Holland errichtet wurden. Vor zwei Jahren errichtete die serbische Regierung in Pest eine Handelsagentur, die den serbischen Handel nach Ungarn vermitteln soll. In London bestehen jetzt sogar 7 Handelskammern fremder Mächte, nämlich eine französische, belgische, österreichische, italienische, holländische, nordamerikanische und spanische. Großbritannien besitzt seit 1872 in Paris eine Handelskammer von großem Ansehen, während die französische Handelskammer in London seit 1883 besteht. Frankreich verfügt sogar über 42 Handelskammern im Ausland, es bestanden solche in New Orleans, Montevideo, Barcelona, Constantinopel, Mexiko, Alexandrien, Liverpool, Mailand, Rio, Athen, Lissabon, Amsterdam und andern Orten. Die Kammern geben Auskunft über Creditverhältnisse, vermitteln die Anstellung von Agenten, unterhalten die neuesten Kataloge und Musterbücher und geben Winke für den Import heimischer Waaren, senden Waarenmuster und Proben in die Heimath und stehen natürlich im intimsten Verkehr mit dem neugegründeten Office nationale du commerce extérieur in Paris. Daß unter solchen Umständen für Deutschland, die zweite Handelsmacht der Welt, die Errichtung auswärtiger Handelskammern geradezu eine zwingende Nothwendigkeit ist, kann nicht bestritten werden. Unser Außenhandel hat Dank der Initiative und Thatkraft unserer Kaufleute und Industriellen eine stattliche Höhe erreicht, er betrug 1894: 7337 Millionen Mk., 1897: 8650, 1898: 9450 Mill. Mark. Mit Neid blicken die übrigen Nationen auf diesen unbequemen Concurrenten, wobei sie die außerordentlichsten Anstrengungen machen, den Gegner zu überrennen, ihm durch eine straffere und planvollere Organisation ihres Außenhandels so zu sagen das Wasser abzugraben.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Thatsache gewürdigt werden, daß in drei der mächtigsten Ausfuhrstaaten, in den Vereinigten Staaten, in Frankreich und England jüngst Handelsauskunftstellen im großen Stil errichtet worden sind. Von diesen Auskunftämtern beansprucht das weitaus größte Interesse das Commercial-Museum in Philadelphia. Das Museum ist in letzter Zeit anläßlich des von ihm angeregten internatinalen Handelscongresses im October d. J. des öftern in der Tagespresse genannt worden. Bereits 1893 im Anschluß an die Weltausstellung zu Chicago gegründet, wurde es erst am 1. Juni 1897 officiell eröffnet. Wie sein Name besagt, enthält das Institut ein Handelsmuseum, in dem eine außerordentlich reichhaltige Mustersammlung zur Aufstellung gelangte, die nach Beendigung der Ausstellung erworben und später fortlaufend ergänzt wurde. Die Leitung untersteht einem Aufsichtsrath von im Ganzen 22 Mitgliedern, zu dem Beamte der Stadt Philadelphia, des Staates, wie angesehene Privatleute gehören. Die Hauptzwecke sind: 1) Von allen Theilen der Welt umfassende und eingehende Auskunft über Handelsbedingungen und Handelsbeziehungen zu sammeln und für Geschäftsleute unmittelbar nutzbar zu machen. In ähnlicher Weise haben wir bereits in Berlin eine aus privater Initiative hervorgegangene Einrichtung, die Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, die sich zu einer bedeutenden Auskunftstelle entwickelt hat. 2) Fabrikate von anderen Ländern auszustellen, damit die Fabrikanten der Vereinigten Staaten sich gut unterrichten können über die Anforderungen der Märkte, auf denen sie möglicher Weise Eingang finden können. 3) Muster von all' den mannigfaltigen Erzeugnissen der Welt den Fabrikanten, Händlern und Consumenten der Vereinigten Staaten zugänglich zu machen, damit sie diejenigen, die für sie von Nutzen sind, kennen lernen und wählen können. 4) Erzeugnisse in vollständiger Weise zu untersuchen, analysiren und erproben und solche Mittheilungen über sie zu veröffentlichen, die zu einer allgemeinen Kenntniß über ihre Brauchbarkeit führen können. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Museum selbst, die Sammlung von Fabrikaten und Producten des Auslands, gegenüber dem Auskunftbureau an Bedeutung allmälig zurücktritt. Es ist daher auch weiter nicht wunderbar, daß dieses Handelsmuseum neuerdings seinen Namen in International-Commercial-Bureau abgeändert hat. Denn das Informationsbureau erscheint immer mehr als der Kern- und Glanzpunkt des Unternehmens. Die außerordentlich großen Vortheile, die es der amerikanischen Industrie- und Handelswelt bietet, haben seinen Ruf dauernd begründet, ja sie haben auf die deutschen Vertreter beim Handelscongreß einen dermaßen nachhaltigen Eindruck gemacht, daß die Frage nach der Errichtung einer Centralstelle zur Förderung des deutschen Außenhandels mächtig in Fluß gerathen ist. Der Referent der Londoner Handelskammer nannte das Museum vor einiger Zeit „einen organisirten und erfolgreichen Angriff auf die englische Industrie“. Das Handelsbureau ist mehr als das. Es ist ein wohlorganisirter Angriff auf die Industrien der ganzen Welt.

Die neue Einrichtung ist so recht ein neuer trefflicher Beweis für die enorme Lebens- und Expansionskraft der unter dem Sternenbanner vereinigten Weltmacht. Schon ist die Union die Korn- und in gewissem Sinne die Fleischkammer der Welt, im Petroleum, Baumwoll- und Kupferhandel nimmt sie eine Monopolstellung ein, nunmehr schickt sie sich an, die ganze übrige Welt gegen sich in die Schranken zu rufen. Da handelt es sich für Deutschland um nichts mehr und nichts weniger als um eine Gegenparade zur Deckung vor dem Hieb. Es kommt noch hinzu, daß fast alle übrigen Länder ein ähnliches Institut bereits besitzen, wie es jetzt für Deutschland geplant wird. Frankreich hat laut Gesetz vom 4. März 1898 sein Office national du commerce extérieur als eine Unterabtheilung des Handelsministeriums. Der Präsident des Office ist der jeweilige Handelsminister, der Vicepräsident der Pariser Handelskammer, der Director des Office wird vom Handelsminister ernannt. Die Genannten gehören zum Verwaltungsrath (Conseil d'administration), wozu außerdem 7 Präsidenten von Provinzialhandelskammern, 6 Angehörige der Handelskammer von Paris und verschiedene Directoren aus Ministerien gehören. Der Verwaltungsrath versammelt sich einmal vierteljährig. Die unmittelbare Leitung hat das Directionscomité, aus Angehörigen der Handelskammer von Paris und der Provinz bestehend, dasselbe tritt zwei Mal im Monat zusammen. Das Amt giebt eine Wochenschrift heraus, den Moniteur officiell du commerce. Regelmäßige Correspondenten hierfür sind die Consuln und die vom Handelsminister ernannten Conseillers du commerce extérieur. England richtet sich bei seinem Board of Trade das Commercial intelligence branch ein. Vorsitzender derselben ist Thomas Worthington. Auch der bekannte Redacteur des Board of Trade Journal, F. C. Barley, gehört zu den Beamten desselben. Oesterreich-Ungarn hat sein K. k. österreichisches Handelsmuseum (gegr. 1874) in Wien in Verbindung mit seiner Exportacademie, einer Handelshochschule ersten Ranges. Die vom Museum herausgegebene Wochenschrift ist das bekannte Handelsmuseum. Außerdem sind noch zahlreiche kleinere Staaten im Besitz sog. Handelsmuseen. So hat Belgien sein Musée commercial in Brüssel, das dem Ministerium des Aeußern untersteht. Auch in Antwerpen und Lüttich sind derartige Museen gegründet. Italien hat in Turin, Mailand, Palermo Handelsmuseen, Ungarn in Pest, Holland sein Colonialmuseum in Haarlem, Portugal in Lissabon und Oporto, die Türkei in Constantinopel. Deutschland aber besitzt nur einige Exportmusterlager z. B. in Stuttgart mit Filiale in Hamburg, ferner in Dresden, Berlin. Was von deutscher Seite sonst zur Förderung deutscher Interessen im Ausland gethan ist, verdankt privatem Unternehmungsgeist seine Erfolge. So haben verschiedene Exportvereine unter großen Opfern ausländische Märkte bereisen lassen. So lobenswerth ein derartiges Vorgehen zu nennen ist, es ist nur Stückwerk, da die Vortheile nur immer einigen Wenigen zu Gute kommen. In dieser Beziehung kann das Philadelphia-Handelsauskunftamt mit seiner umspannenden Organisation, seinem planmäßigen Vorgehen, seiner sachkundigen geschickten Leitung als ein nachahmenswerthes Vorbild auch für deutsche Verhältnisse dienen. Das Institut ist, wie hervorgehoben, nur vom Staat unterstützt, sonst eine Privatschöpfung. Mitglied desselben wird man durch Zahlung eines Jahresbeitrags. Dafür erhalten die Abonnenten: 1) Häufige Berichte über die Handelsbedingungen auf fremden Märkten. 2) Berichte über die financielle Lage fremder Geschäftshäuser. 3) Beantwortung aller Fragen bez. Einführung von Artikeln auf fremden Märkten. 4) Ein Card Index Cabinet, das eine ausführliche Liste aller hervorragenden Importeure und Exporteure enthält. 5) Specielle Listen von Importeuren, Händlern und Käufern an bestimmten Plätzen. 6) Rathschläge über beste Placirung von Agenten. 7) Umfangreiche Zettelkataloge aller wichtigeren amerikanischen Fabrikanten und Händler. Diese Kataloge sind bereits an ca. 45 Plätzen des Auslandes aufgestellt.

Der deutsche Kaiser äußerte jüngst die beherzigenswerthen Worte: Bitter Noth thut uns eine starke deutsche Flotte! Das ist richtig. Aber ebenso richtig ist, daß uns nur eine ausreichende planmäßige Organisation unseres Außenhandels vor dem Unterliegen auf dem Weltmarkte schützt. Mögen andere Nationen eben so gute Fabrikate auf den Weltmarkt bringen wie wir, wir werden sie schlagen können durch unsere Intelligenz.

Ein fremder Kriegshafen im Deutschen Reich.

Von Franz Eißenhardt.

Ein großer Theil der deutschen Presse zeigt ihre Sympathien für die Buren dadurch, daß auf die Engländer furchtbar geschimpft wird; ja man geht soweit, es Englands Bewohnern geradezu übel zu nehmen, wenn sie die englischen Unternehmungen auf humanem Gebiet unterstützen. Man hat sich z. B. darüber aufgehalten, daß Amerikanerinnen, die an Engländer verheirathet sind und in England leben, Geld zur Ausrüstung des Hospitalschiffes „Maine" gegeben haben. Dieses Vorgehen gegen England jedoch läßt sich mit der geballten Faust in der Tasche vergleichen und kann nur dahin führen, daß man den Deutschen ob des angeschlagenen Tones einfach dort auslacht. Nur ganz ungebildete oder halbgebildete Leute, sowie solche, die es nie der Mühe für werth gehalten haben, sich einen richtigen Ueberblick der Machtmittel zu verschaffen, können den Gedanken hegen, Deutschland habe die Macht, England mit Gewalt zu Handlungen irgend welcher Art zu zwingen. Eine Coalition aller Mächte gegen England ist undenkbar; aber welche Coalition auch, Deutschland einbegriffen, zu Stande käme, der am meisten geschädigte Theil müßte das Deutsche Reich werden, weil es den größten Seehandel hat, der sich im Jahre 1898 auf über 6000 Millionen Mark belief (9,45 Milliarden Gesammthandel), wovon 4500 Millionen reiner Seehandel, also nach außereuropäischen Ländern, sowie nach Großbritannien, Norwegen, Schweden waren. Dazu treten dann aber noch die hohen Werthe für die deutschen Schiffe. Dieser Handel würde eine Beute Englands, und man muß dazu bedenken, daß England in allen Meeren Kriegshäfen besitzt, alle Meeresstraßen beherrscht und im Besitz aller Weltkabel sich befindet.

Der Schutz, den neutrale Häfen bieten, ist ziemlich schwach, wenn England der Gegner ist. Das hat man in früheren Kriegen genugsam erfahren und sieht man jetzt in krasser Weise, wie das neutrale Portugal der kriegführenden Macht England seine Delagoabai einfach zur Verfügung stellt. Träte jetzt eine Coalation gegen England auf, an der sich das „neutrale" Portugal nicht betheiligt: würde dann England die portugiesische Delagoabai als neutral gelten lassen? Ganz gewiß nicht! —

Durch die Vermehrung der Flotte seit noch nicht einem Jahrzehnt, namentlich aber durch die Flottenblätter, ist uns in Deutschland gewaltig der Kamm geschwollen. Dieses fortwährende Loben unserer Leistungen auf maritimem Gebiet, namentlich auf kriegsmaritimem, der stete Hinweis auf unsere aufblühende Schiffsbauindustrie, das Herabsetzen anderer Staaten auf diesem Gebiet zu unsern Gunsten, haben eine nicht ungefährliche Strömung gezeitigt. Nicht in Fachkreisen, wohl aber in weiten Bevölkerungsschichten hat bereits eine bedenkliche Ueberschätzung unserer thatsächlich vorhandenen Machtmittel zur See Platz gegriffen, die sich leicht zu dem Wunsche erstrecken kann: „Ja, wozu haben wir denn unser vieles Geld gegeben und bewilligt, wenn unsere Kriegsflotte bloß zum Ansehn da ist, höchstens noch um gelobt, gemalt oder photographirt zu werden?" Gewiß, unser Material und

Personal der Flotte sind vortrefflich, ebenso wie die Leistungen unserer Schiffbauindustrie. Aber das Personal anderer Flotten ist auch vortrefflich, das Material größer, und die Schiffbauindustrie liefert bei gleicher Güte schneller. So z. B. braucht ein englisches Schlachtschiff von 15000 To. Deplacement der „Majestic"-Classe zwei bis zwei ein halbes Jahr von der Kiellegung bis zur Indienststellung, bei uns hat das neuste fertige Schlachtschiff „Kaiser Friedrich III" von 11180 To. fünf Jahre benöthigt. Wir sind nicht entfernt eine Großmacht zur See, das ist England allein, die Vereinigten Staaten wollen es werden. Wir sind auch keine Seemacht ersten Ranges, das ist Frankreich. Mit Rußland, Italien, den Vereinigten Staaten und Japan bildet auch Deutschland die Classe der Seemächte zweiten Ranges. Also so besonders stolz brauchen wir auf unsern Platz nicht zu sein, namentlich im Hinblick darauf, daß unsere Handelsflotte die zweite der Welt ist, die beiden größten Rhedereien die deutsche Flagge führen. Krieg mit England ist für Deutschland ein Unding. Wie wäre es aber, wenn man angesichts der Gehässigkeit, die sich so vielfach in Deutschland jetzt gegen England zeigt, dort den Plan in's Auge faßte, sich an Deutschlands Küsten einen britischen Kriegshafen anzulegen, oder sich wenigstens einen sogenannten „neutralen" Hafenplatz zu schaffen, den man in Kriegsläufen nach bekannten Mustern dann als neutral oder als nicht neutral behandeln kann?

Die Sache klingt auf den ersten Blick phantastisch, ist es aber gar nicht, und in unserer schnelllebigen Zeit können sich politische Dinge plötzlich ändern.

In Deutschland befindet sich noch ein Ort, welcher keinem der deutschen Staaten gehört, sondern nur auf eine genau fixirte Zeit verpfändet ist. Das ist die Stadt und der Hafenplatz Wismar, im rechtlichen Besitz von Schweden, dem es am 26. Juni 1903 wieder zufällt unter der einzigen Bedingung, daß Schweden 23076842 Thaler, also rund 70 Millionen Mark, an Mecklenburg zahlt. Am 26. Juni 1803 wurde die Stadt von Gustav Adolph IV. von Schweden an Friedrich Franz I. von Mecklenburg auf 100 Jahre für ein Darlehn von 1280000 Thalern zu 3 Procent Zinsen verpfändet. Dieser Vertrag läuft also 1903 ab, und wenn Mecklenburg auch — wie ausdrücklich bemerkt wurde — nicht das Recht hat, die Summe zu „fordern", so steht andererseits Schweden das Recht zu, die Herausgabe der Stadt gegen Zahlung zu „fordern". Geschieht das nicht, so läuft der Vertrag 100 Jahre weiter. Ein deutscher Kriegshafen, wohlverstanden ein „deutscher", darf innerhalb der Verpfändungszeit nicht angelegt werden.

Man hört nun bei uns bei Erwähnung dieser Angelegenheit meist die Bemerkung: „Schweden wird sich hüten, Wismar für 70 Millionen Mark einzulösen." Es ist aber gar nicht einzusehen, weshalb die Einlösung nicht erfolgen soll, denn einen Hafenplatz auf dem europäischen Festlande, noch dazu für den Handel durchaus nicht so ungünstig gelegen, kann unter Umständen sehr werthvoll sein, beispielsweise kann man ihn — verkaufen! Was sind heute 70 Millionen Mark im Weltverkehr? Die englische Firma Brothers gerieth vor einigen Jahren in Zahlungsschwierigkeiten, weil sie an einem bestimmten Termin 1000 Millionen Mark, größtentheils in Gold, nicht zahlen konnte. Die Dampfer des Norddeutschen Lloyd standen im Bericht von 1898 mit einem Totalwerth von 133723641,60 Mark zu Buch. Englands Außenhandel belief sich im ersten Halbjahr 1899 auf 6265,2 Millionen Mark, und die britische Südafrika-Company unter Cecil Rhodes hat vom Jahre 1890 bis 1899 einen Verlust von 113,78 Millionen Mark gehabt, ohne daß ihr die Summe besonders hoch scheint. Rußland hat für den Ausbau von Libau, jetzt „Kaiser Alexander III.-Hafen", schon 70 Millionen ausgegeben und für das Jahr 1900 sind allein 7,1 Million Mark ausgeworfen. Die Summe zur Auslösung an sich ist also nicht enorm.

Die zweite Frage aber ist, ob Schweden sie bezahlen kann und will. Bei gutem Willen würde man sie auftreiben können, aber daß dieser Wille vorhanden ist, daran ist stark zu zweifeln, um so mehr als Schweden, wenn es nach solchen Opfern im Besitz des Hafens, sehr geringe Vortheile und große Kosten und Mühen von ihm haben würde. Aber Schweden kann ja Wismar „auf Zeit" kaufen, und das Geld zur Einlösung dürfte sich schon finden lassen, wenn es auch nicht aus dem Lande selbst kommt. Sehen wir uns doch einmal die Verhältnisse mit der Delagoabai an, sie haben Mancherlei, das sich auf Wismar anwenden läßt. Die Delagoabai ist portugiesisch und neutral; factisch gehört sie und die Delagoa-Eisenbahn England oder — wenn man lieber will — der Mozambique-Compagnie, ähnlich wie Rhodesia der Südafrika-Compagnie gehört. Wenn Schweden 1903 Wismar einlöst, — woher das Geld kommt, geht Mecklenburg und das Deutsche Reich gar nichts an — hat es das Recht, die Hafenanlagen ganz nach Belieben zu erweitern und zu befestigen, Werftetablissements, Fabriken u. s. w. zu errichten und Kabel zu legen. Ob diese Anlagen mit schwedischem Geld entstehen, darum hat sich Niemand zu kümmern, ebenso wenig ob die Firmen der großen Etablissements Schweden, Franzosen oder Engländer sind. Dann haben wir, genau wie früher in Helgoland, eine fremde Flagge an unsern Küsten wehen und inmitten unserer Gewässer neutrale Gewässer.

Dieser neutrale Kriegshafen scheint Manchem Chimäre, aber es ist nicht einzusehen, weshalb die Dinge sich nicht auf diese Weise entwickeln sollen. Man kann einwenden: Deutschland wird nicht dulden, daß in Wismar Befestigungen angelegt werden. Abgesehen davon, daß sich dagegen rechtlich wenig sagen läßt, braucht in solchem Falle Schweden die Befestigungen nicht auszuführen, sondern an die Erweiterung der Anlagen u. s. w. zu gehen. Ist das in großem Maßstabe geschehen — nun dann kann ja England eintreten. Natürlich vorläufig in Form von Compagnien wie in der Delagoabai. Wie wichtig es für eine Flotte ist, die in der Ostsee operiren will, dort einen festen Stützpunkt zu besitzen, haben Engländer und Franzosen zusammen im Krimkriege, die Franzosen allein 1870/71 zur Genüge erfahren.

Die Ausführungen mögen phantasievoll scheinen, aber es ist in den letzten Jahren so manches Tauschgeschäft gemacht, so manche Besitzergreifung erfolgt, daß sie keineswegs in das Gebiet der Unmöglichkeit gehören. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Wismarfrage 1903 endgiltig geregelt würde, aber das scheint nicht so leicht, wenn man nicht will, daß sie nach 100 Jahren abermals aufgerollt wird, und wer kann wissen, ob unter für Deutschland günstigeren Umständen als jetzt. Die Angelegenheit ist eigentlich eine rein mecklenburgisch-schwedische, doch dürfte das Reich auch mitsprechen. Eine Regelung wird ohne einige Aufwendung von Geld deutscherseits kaum gehen, denn rechtlich bestehende Verträge löst man ungern mit Machtmitteln; hat man doch auch den Sundzoll von Dänemark für Millionen Thaler abgelöst. Jedenfalls ist die Frage interessant: bleibt Wismar nach dem 26. Juni 1903 schwedisch, wird es deutsch — oder...?

Dr. ing.

Von Dr. phil. Theodor Lessing.

Die Verleihung des Rechtes der Doctorpromotion an polytechnische Hochschulen wurde in akademischen Kreisen schmerzlich empfunden. Die Universität sieht wieder ein Privilegium dahinschwinden. Wir stehen in einer Periode, in welcher die Werthschätzung der „akademischen Bildung" merklich abnimmt. Während ehemals keine Weisheit für voll

galt, als die an den Universitäten verzapfte, kein Bildungsweg anerkannt wurde, als der officielle, staatlich fixirte Studiengang — scheint nunmehr der Nimbus der alma mater zu verblassen, und die Verleihung des Promotionsrechtes an technische Hochschulen ist nur eines von vielen Symptomen, welche auf eine fundamentale Umwälzung des höheren Bildungswesens prophetisch hindeuten. Niemand verschließt sich der Einsicht, daß die eigentlichen Centren unserer Cultur nicht mehr die Universitäten sind, und daß in allen Facultäten das Zukunftreichste und Wichtigste außerhalb der Akademien gelehrt wird.

Betrachten wir zunächst die älteste und ehrwürdigste Wissenschaft, die Philosophie — so sehen wir, daß ihre Stellung an den Hochschulen von Jahr zu Jahr trostloser geworden ist. Die utilitarische Gesinnung ist überall herrschend, und so ist es nicht wunderbar, daß von Seiten der exacten Naturforscher, wie auch auf Seiten der Juristen und Historiker Stimmen laut wurden, welche die Philosophie an den Universitäten überhaupt für überflüssig erklärten und ihren Lehrinhalt in dem Wissensmaterial der anderen Disciplinen schon erschöpft sehen. Zwar hat man für Hörer aller Facultäten neuerdings eine bestimmte Anzahl philosophischer Collegien obligatorisch gemacht. Dies aber konnte nur dazu führen, äußerlich den Docenten der Philosophie eine größere Zahl Honorar zahlender und zur Noth ein Colleg absitzender Studenten zuzuführen; während die Schaar derer, die aus wissenschaftlichem Antriebe und ohne Erwerbszwecke sich diesem „brodlosen Studium" hingiebt, fortgesetzt zusammenschmilzt. Die Stellung der Philosophie aber ist der eigentliche Gradmesser für den wissenschaftlichen Geist einer Schule, denn nur die philosophische, nicht aber die empirische Behandlung einer Disciplin ist die eigentlich wissenschaftliche. Aerzte, Juristen und Theologen, welche Kant nicht mit Unrecht als die Kaufleute des Geistes bezeichnet hat, ernten heute meistens nur den Stolz, tüchtige Arbeiter oder gute Handwerker zu sein; das aber ist nicht der Stolz wissenschaftlicher Menschen. Die unwissenschaftliche Gesinnung geht so weit, daß man eine Ehre darin sieht, seine Medicin oder Chemie möglichst ohne Grübelei, mechanistisch und exact zu betreiben; für die Philosophie bietet also die moderne Universität von vornherein kein geeignetes Feld. Ihre Entwickelung ging daher seit einem halben Jahrhundert völlig außerhalb der Hochschulen vor sich. Keiner der großen modernen Philosophen seit Kant's Tagen gehörte der Universität an; Viele haben kaum einen akademischen Bildungsweg durchgemacht. Umgekehrt hat die Universitätsphilosophie von Schopenhauer bis Dühring Hohn und Spott in Menge geerntet, wenig productive Leistungen gezeitigt und fast alle bedeutenden modernen Philosophen zu Gegnern gehabt: Schopenhauer, Robert Mayer, Feuerbach, Stirner, Spir, Steudel, Ed. v. Hartmann, Dühring, Mainländer, Stuart Mill, Herbert Spencer, Friedrich Nietzsche. Alle diese Männer schufen völlig abseits von der Universität.

Ebenso haben die Hauptströmungen der neuesten Theologie außerhalb der Hochschulen ihre Quelle gehabt. Was in den letzten Jahrzehnten die Geister beschäftigte, kam von Männern, die fern von der akademischen Theologie lebten; andererseits haben religiöse Bewegungen, wie die Theosophie in Amerika, die Heilsarmee in England, die christlich-sociale, freireligiöse und Egidy'sche Bewegung in Deutschland die Universitätstheologen in Athem versetzt. Die Möglichkeit der theologischen Disciplin an der modernen Universität ist, wie Nietzsche sagt, ein „öffentliches Geheimniß"; die Forderung, die Theologie auf die Conviete und Seminarien zu beschränken, wird namentlich von katholischer Seite immer lebhafter verfochten.

Der Schwerpunkt des medicinischen Studiums ist längst nicht mehr die Universität. Zunächst haben sich die klinischen Institute und Anstalten von der Universität abgesondert; sie bilden ein akademisches Viertel für sich, und die Besucher der Kliniken stehen mit den anderen Studenten in lockerer Verbindung; sehr wenige besuchen außer den Fächern, die ihnen zu Geld und Titel verhelfen sollen, jemals ein historisches, kunsthistorisches oder philologisches Colleg. Da die berechtigte Forderung sich verbreitet, für die Mediciner noch ein Jahr praktischer Krankenpflege obligatorisch zu machen, so wird sich die medicinische Facultät nur noch mehr von der juristischen und philosophischen ablösen und der Entwickelung der Universitäten zu bloßen Fachschulen entgegenarbeiten.

Die strenge Arbeitstheilung führt zum Specialistenthum; dieses aber ist mit einem humanen Bildungsideale unvereinbar. An der Universität können nicht gebildete Menschen gezogen werden, sondern sie kann nur Gelegenheiten schaffen, sich zu guten Medicinern, Juristen und Philologen heranzubilden. In demselben Maaße nun, als das an den Hochschulen Gebotene die feineren und tieferen Geister unbefriedigt ließ, wendete sich ihr Interesse von den Vertretern der officiellen Wissenschaft ab und den Dilettanten und freien Künstlern der Wissenschaft zu. Um Aufklärung über Fragen des Gewissens oder Probleme des Lebens zu erlangen, wendet sich kein Gebildeter an die Werke der zünftigen Professoren; man zieht die Dichter den Philosophieprofessoren vor, und nicht selten macht der medicinische Charlatan dem akademischen Geheimrath erfolgreiche Concurrenz. Das Professorenamt hat an Credit eingebüßt, und der akademische Doctortitel ist vielleicht bald eine werthlose Mumie oder ein Prädikat wie etwa der Titel: „Hoflieferant". Die Specialistenbildung der Chemiker oder Mediciner war schon längst nur der Materie nach, nicht aber essentiell von der der Techniker verschieden; es war daher durchaus logisch und nicht mehr als gerecht, daß man endlich auch dem Techniker das Recht auf den Doctortitel zugestand, denn etwas anderes als Techniker sind auch die Doctoren der anderen Facultäten längst nicht mehr. Die medicinische Facultät hat nun unlängst den Versuch gemacht, den Werth des Doctortitels wieder zu heben. Seit dem 1. April dieses Jahres nämlich ist an allen Universitäten des Deutschen Reiches die Erwerbung des medicinischen Doctortitels an die vorherige Absolvirung des Staatsexamens geknüpft. Es soll hierdurch verhindert werden, daß andere Personen als praktische Aerzte sich den medicinischen Doctortitel ohne praktische, klinische Thätigkeit zulegen können. In dem Interesse des Publicums hat die officielle medicinische Wissenschaft trotz Hygiene und Bacteriologie, trotz Chirurgie und medicinischer Chemie vielfach verloren, während Naturheilkundige wie Prießnitz und Kneipp, Platen und Biltz gläubige Jünger fanden und Hydrotherapeuten, Magnetiseure und Naturärzte, zumal in den Großstädten, den praktischen Aerzten die ernsteste Concurrenz machen. Man glaubte nun den ärztlichen Stand wieder mehr zu Ehren zu bringen, indem man den medicinischen Doctor von den Doctordiplomen aller übrigen Facultäten abtrennte und ihm eine ganz besondere Stellung sicherte. Dieses Verfahren dürfte nun rein praktisch ganz vernünftig und berechtigt sein; indessen hat die medicinische Wissenschaft mit dieser Neuerung sich eine trostlose Blöße gegeben. Denn diese Neuordnung der medicinischen Promotion setzt ganz naiv voraus, daß die Medicin von Niemandem mehr als Wissenschaft und aus wissenschaftlichem Erkenntnißdrange betrieben wird, vielmehr immer nur Wege zu praktischen und technischen Zielen bieten soll. Der praktische Arzt ist somit das einzige Ziel und der ganze Zweck dieses Studiums geworden, während offenbar Physiologie oder Psychiatrie von Keinem um ihrer selbst Willen betrieben wird. Dem Sinne des alten Doctortitels entsprach es, daß seine Verleihung von der Erlangung wissenschaftlicher Einsichten, nicht aber praktischer Rechte, Handfertigkeiten und Monopole abhängig war; knüpft man dagegen diesen Titel, der nur ein Ausweis für den Bildungsrang seines Trägers sein sollte, an ein praktisches Gewerbe, so wird er nichts anderes, als ein kauf-

männischer Creditschein. Er hat praktischen Werth wie der Titel Hoflieferant oder Commerzienrath, indem er die errungene sociale Stufe seines Trägers kennzeichnet; aber er hat keinen idealen Werth, weil er nicht länger besagen soll, daß sein Eigener eine bestimmte Summe von Einsicht und Kenntnissen auf einem Gebiete errungen hat, was ja sehr wohl möglich wäre, ohne daß dies Gebiet von ihm als Terrain seiner praktischen Lebenspläne und Speculationen betrachtet würde. Namentlich aus dem Auslande, aus Amerika und England besonders, kamen immer noch Jünglinge an die deutsche Universität, welche sich über den Stand der medicinischen Wissenschaft unterrichten und in den Naturwissenschaften Kenntnisse erwerben wollten, ohne gerade das Ziel, praktische Aerzte zu werden, im Auge zu haben. Der Beruf des praktischen Arztes, welcher heute nur sehr selten ein wissenschaftlicher Beruf genannt werden kann, darf nicht zum Zwecke eines Studiums werden, das als Wissenschaft nur um seiner selbst Willen betrieben werden kann. Die Universität hat also auch in diesem Falle wiederum ihren Bankrott an wissenschaftlicher Gesinnung eingestanden.

Der ideelle Werth der Doctorpromotion ist nun auch in allen anderen Disciplinen nahezu erschöpft. Die Universität hat ein Monopol auf den Doctortitel beibehalten, während sie das Monopol auf die Bildung, über deren Besitz dieser Titel ursprünglich ausweisen sollte, längst nicht mehr besitzt. Das wissensdurstige und zur Bildung strebende Publicum hat heute hundert andere gute Wege neben den Universitäten, um sich in jedem Felde zu belehren und auszubilden. Zunächst ist die Tagespresse und die gesammte periodische Literatur längst eine Macht geworden, welche der Bedeutung der Hochschule überlegen ist; die Interessenten irgend eines Faches oder irgend welcher Probleme gruppiren sich um Zeitschriften, aus denen sie sich über alle Neuigkeiten ihres Faches unterrichten können. Sodann hat, ganz abgesehen von agitatorischer und politischer Aufklärung, das Institut der öffentlichen Vorträge in den größeren Städten solchen Aufschwung genommen, daß überall Gelegenheit geboten ist, sich in allen Fächern menschlichen Wissens zu belehren; endlich hört niemand mehr an Universitäten irgend etwas, was er nicht viel besser und billiger sich zu Hause durch Selbststudium aus Büchern aneignen kann. Auch zu Volksuniversitäten hat man endlich Grundsteine gelegt; die Volksuniversität Hamburg ist im Entstehen. Neuerdings hat man vorgeschlagen, auch Hochschulen für Journalisten zu gründen; in Paris existirt thatsächlich eine solche literarische Facultät, welche damit umgeht, auch einen Docteur ès-lettres zu schaffen, der ebenso berechtigt und angebracht wäre wie der Doctor-Ingenieur. Es wäre nun schließlich auch nichts dagegen einzuwenden, wenn öffentliche Fachschulen genau wie technische Schulen das Recht bekämen, Doctordiplome ihres Faches auszustellen; auf diesem Wege könnten Handelsschulen Doctores commercii und schließlich auch Brauerschulen Doc. cerevisiae creïren. Dieses wäre der Weg, um den lateinischen, mittelalterlichen Gelehrtentitel völlig lächerlich zu machen, so daß er schließlich zur verstaubten scholastischen Mumie wird. Er ist längst so werthlos geworden, daß man eine solche Vergemeinerung des Titelrechtes begrüßen könnte als das Mittel zur Selbstzersetzung des gegenwärtigen deutschen Promotionswesens. In den Augen naiver Menschen hat der „Doctor" heute noch einen gesellschaftlichen Werth; ist er indessen erst so brombeerbillig geworden, daß ihn jeder in seinem Specialfache tüchtige Industrielle, jeder Kaufmann, jeder Beamte und schließlich auch jeder Handwerker sich erwerben kann, so wird dieser Titel durchaus zu einer praktischen Bezeichnung des Ranges und der Stellung seines Inhabers herabgesunken sein, ohne irgend welchen ideellen Werth; er bezeichnet dann die technische Geschicklichkeit und Fertigkeit zu irgend einer Bethätigung, so wie es im Handwerk der Titel „Meister" thut.

Die Titel Doctor und Magister sollten ursprünglich wie die Prädicate Eminenz, Excellenz, Celebrität, Magnificenz — Ehrentitel sein, während sie heute bereits zu Amtstiteln geworden sind, deren wir Deutsche bekanntlich eine Legion besitzen. Dem Doctortitel setzten die alten Gelehrten noch Adjective hinzu, wie subtilis, admirabilis, angelicus, elegantissimus, um dadurch die besondere Eigenart des Trägers zu kennzeichnen; seitdem die Doctorwürde so gemein geworden ist, daß kaum ein Student ohne sie die Hochschule verläßt, fehlt es uns an einem Prädicate, durch das sich die Männer von Bildung und Kenntnissen von dem „Bildungspöbel" unterscheiden lassen. Die gelehrten Titel sind durchweg keine Significate des Weisheitsgrades und der Bildungsstufe, sondern nur Bezeichnungen der Aemterstufe ihrer Träger, indem die Bildung vom Staate monopolisirt und eine wissenschaftliche Beamtenclasse herangebildet wurde. Es fragt sich indessen, ob eine Monopolisirung der höheren Bildung, wie sie unsere Universitäten und Akademien zu Wege brachten, überhaupt dauernd bestehen kann und ob die Cultur eines Volkes wirklich von officiellen Beamten der Cultur vertreten werden kann oder sich vom Kastenwesen emancipiren muß und ihr wahres Leben außerhalb der gelehrten Aemter- und Titelochlokratie führt. In dem Falle würden die eigentlichen und berufenen Vertreter jedes Faches abseits von den beamteten Namensträgern des Faches zu suchen sein.

Die Verleihung des Promotionsrechtes an die polytechnischen Hochschulen ist der richtigste Schritt zur Gleichberechtigung der Realschul- mit den Gymnasialabiturienten. Denn nunmehr, nachdem das Promotionsrecht den Absolventen unserer Realschulen zugestanden ist und Hochschule wie Polytechnikum im Resultat die gleiche Würde verleiht, nun ist es auch sinnlos geworden, noch länger den Unterschied der Berechtigung zwischen Realschul- und Gymnasialabiturienten bestehen zu lassen; man hat bereits beiden Schülern gleiche Titelrechte eingeräumt und will gleichwohl noch imaginäre Unterschiede der Bildung construiren. Die Zulassung der Realgymnasialschüler zum medicinischen Studium ist bereits fast entschieden; die Zulassung zum juristischen Studium ist Frage der Zeit. Somit entspricht die Erweiterung des alten humanen Doctortitels dem Siege der realistischen Bildung. Wer der Meinung ist, daß die Humaniora keine unersetzlichen Bildungsmittel sind, daß das Studium des Griechischen und Lateinischen für moderne Menschen geringeren Werth hat, als das der Naturwissenschaften und der technischen Fächer — der darf in diesem Ausgange stolz den Sieg einer neuen Zeit und eines neuen Bildungsideales erblicken. Ich für meine Person muß mich zu einer pessimistischen Auffassung bekennen, indem ich auch in der Entwerthung der Doctorwürde ein Symptom für den Verlust unserer ehrwürdigsten Schätze an Bildung und Cultur sehe und den Niedergang der humanen Bildung durch den Untergang der humanen Gesinnung erklären muß; den Glauben, daß die gesammte moderne Bildung auf den Ueberlieferungen der griechischen und römischen Cultur beruht und daß die Verbannung der alten Sprachen aus unseren Bildungsanstalten der Anfang einer allgemeinen Gesinnungsbarbarei und Geistesrohheit ist — theile ich vollständig. Liegt somit der innere Grund für die Entwerthung der gelehrten Doctorwürde in dem Verluste des humanen Bildungsideales, so ist die äußere Ursache dieser Entwerthung der schamlose Betrieb unseres Promotionswesens, das einer radicalen Reorganisation bedurft hätte, wenn nicht die bevorstehende Selbstzersetzung unausbleiblich sein sollte. Sollte der Doctor ein Ehrentitel wissenschaftlicher Gesinnung werden, so durfte er vor Allem nicht Kaufobject und gelehrter Handelsartikel bleiben. Der Umstand, daß die Professoren für Promotionen bezahlt werden und die durch den Doctortitel Geehrten ihr Diplom theuer erkaufen, ist die Quelle eines Nepotismus, der unter wissenschaftlichen Formen an unseren Hochschulen oben auf ist.

Wie die Lehrkörper der Hochschulen unter sich geschlossene

Ringe bilden und die Professorenschaft mancher Universitäten zur Hälfte verschwägert und verschwistert ist, so ist auch das Verhältniß der Docenten zu den Studirenden oft wesentlich von materiellen Interessen bestimmt. Die Collegien sind, zumal an den kleineren Universitäten, ausschließlich darauf zugestutzt, um auf billigen und möglichst bequemen Wege dem Hörer so viel Gedächtnißstoff einzulöffeln und in die Feder zu dictiren, als zum Bestehen des Examens eben nothwendig ist. Hörer und Professoren sind in gleicher Weise Sclaven des Examens. Die Universitäten scheinen bei uns mehr Erziehungs- als Bildungsinstitute zu sein; Deutschland ist das Land, in dem jeder Mensch lebenslang ein Schulknabe bleibt und Einer immer den Anderen zu prüfen hat. Alles wirkt erziehlich: Schule, Familie, Armee, Beamtenschaft, Corporationen, Kirche und Universität. Der Deutsche hat das Bedürfniß, irgend einem Comment mit Paragraphen sich zu unterwerfen; auch unsere Dichter sollen erziehen und die Künstler sollen den Stock in der Hand haben. So sind wir ein moralisches Volk; aber kein Culturvolk. Denn unsere Culturkämpfe sind die Kämpfe verschiedenartiger Disciplinen und Vorurtheile: Hie Actenreiter, hie Kanzelhusar, hie Schulfuchs, hie Pillendreher, hie Commisbrodfresser, hie Wirklicher Geheimer Tintenrath — und jeder besitzt eine „Weltanschauung". Was man unsere Cultur nennt, ist ein Kampf der Doctordiplome, Tiaren, Infuln und Kutten, Zeilenhonorare, Gelehrtenperrücken, Chargen, Adelsbriefe und Kurszettel. Auch unsere höchsten Bildungsanstalten bleiben Drillanstalten, und doch ist es unwürdig, daß erwachsene Männer von dazu angestellten Professoren sich in Collegien das eintrichtern lassen, was sie, von Eifer und Wissensdurst beseelt, auch aus jedem Buche sich beibringen können. Eben diese Alleinherrschaft des Examens macht den Geist unserer Hochschulen so unfrei und unvornehm und das Verhältniß von Schülern und Lehrern so geistlos. „Give the fool his title and let him go" — ist die Devise der kleinen Universitäten, die sich bei uns als „Doctorfabriken" eines begründeten Rufes erfreuen und zu der jedes Halbjahr ein neuer Strom von Musenjüngern wallt, die nichts wollen, als möglichst glatt ein Examen absitzen. Die Ausstellung des Doctorcertificates ist ein Geschäft, von welchem viele Universitäten zu leben haben; sie spotten ihrer selbst, wenn sie den Doctortitel auch honoris causa verleihen — denn aus welchem Grunde verleihen sie ihn sonst? er sollte von Rechts wegen immer nur honoris causa verliehen werden. Das mündliche Examen, der philosophischen Facultät zumal, ist längst eine pia fraus, und alle Versuche, der Sache ein wissenschaftliches Mäntelchen zu geben, führten dahin, daß sie scheinheiliger betrieben wird; es giebt deutsche Universitäten, an denen kaum jemals ein Candidat im mündlichen Doctorexamen durchgefallen ist. Das wichtigste wissenschaftliche Rüstzeug gab man auf, indem man an den meisten Hochschulen die lateinische Dissertation abschaffte, denn so lange eine wissenschaftliche Arbeit in gutem Latein gefordert wurde, konnten sich nur Personen den Doctor erwerben, die durch Beherrschung der lateinischen Sprache sich wenigstens über einen bestimmten Fonds an humaner Bildung ausweisen. Seither aber ist die Literatur der deutschen Doctordissertationen eine wahre Calamität; alle Universitätsbibliotheken gleichen seither wissenschaftlichen Salpeterplantagen und Augiasställen, die der Examencandidat zu reinigen hat. Hierzu kommt die Abschaffung der in Frankreich, Italien und England unerläßlichen Pflicht, vor Erwerbung des Doctorhutes eine Reihe von Thesen persönlich und öffentlich vertreten zu müssen; so lange diese Discussion, an der sich Jeder betheiligen konnte, noch keine bloße Spiegelfechterei war, verschaffte sie vortrefflichen Einblick in die persönlichen Qualitäten eines Candidaten. Nunmehr aber kommt es lediglich auf die ganz geistlose und im Grunde überflüssige Compilation an, die man zur Noth sich auch von hülfreichen Gönnern und guten Freunden vornehmen lassen kann. Die Kunst aus 20 Büchern ein 21. zu machen, ist bei uns so verbreitet, daß sich überall schlaue Speculanten auf die menschliche Eitelkeit und manchmal recht dunkle Ehrenmänner finden, die eine rite-Erwerbung des Doctortitels gegen gute Bezahlung gerne vermitteln. In Berlin leben zahlreiche große Institute einzig von dieser Hülfeleistung zur Promotion und von der Aufspürung und Zusammenstellung der zu einer Doctorarbeit nöthigen wissenschaftlichen Maculatur.

Nur eine gänzliche Neugestaltung des Promotionswesens, Erschwerung des mündlichen Examens, Forderung des Gymnasialabsolutoriums, Aufhebung des Doctor in absentia, Abschaffung der Bezahlung des Examens und des Diplomes und Erneuerung der lateinischen Sprache für die Prüfungsarbeit — das wären Mittel gewesen, um die Doctorwürde wieder zu Ehren zu bringen. Durch sie hätte man allenfalls einen neuen Dr. ing., das heißt Doctor ingenii geschaffen, und das wäre ein wirklicher Ehrentitel geworden.

Kunst und Sittlichkeit.

Von Bildhauer Johannes Gaulke.

Wenn es nach dem Willen gewisser Sittlichkeitsapostel ginge, könnte der künstlerische Darstellungskreis nicht eng genug gezogen werden — im Interesse der Sittlichkeit. Unser Volksleben ist nicht allein durch die Prostitution, sondern auch durch die Darbietungen der Kunst und Dichtung vergiftet worden, hört man sie bei jeder Gelegenheit jammern. Es ist die höchste Zeit, daß diesem verderblichen Getriebe Einhalt geboten werde, wenn noch der Rest des sittlichen Bewußtseins dem Volke erhalten bleiben soll. Da dies aber nicht durch ein gütliches Zureden geschieht, so bleibt nichts weiter übrig, als den Gesetzesparagraphen zur Abhülfe anzurufen. Nach den bisherigen Bestimmungen des Strafgesetzbuches konnten die Sünder nur in beschränktem Maße zur Sühne herangezogen werden, darum mußte der § 184, der den Verkauf und die Verbreitung sogenannter unzüchtiger Schriften, Abbildungen oder Darstellungen ahndet, schleunigst erweitert werden. Die Commission, der die Ausarbeitung eines Gesetzes, betreffend die Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches (lex Heinze) überwiesen worden ist, hat dann auch den § 184 derart revidirt, daß, sollte der Entwurf Gesetz werden, die Angehörigen der künstlerischen Berufe, der Colportage und sonstige Handelbetriebe in steter Gefahr schweben, mit dem Gesetzesparagraphen in Conflict zu gerathen. Der § 184 lautet in seiner revidirten Fassung:

„Mit Gefängniß bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft, wer

1. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen feilhält, verkauft, vertheilt, an Orten, welche dem Publicum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung herstellt oder zu demselben Zwecke vorräthig hält, ankündigt oder anpreist;
2. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen einer Person unter achtzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet;
3. Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publicum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publicum ankündigt oder anpreist;
4. öffentliche Ankündigungen erläßt, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen.

Neben der Gefängnißstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizei-Aufsicht erkannt werden."

Die Herstellung von sogenannten unzüchtigen Schriften ꝛc. ist demnach an sich nicht strafbar. Aber wehe dem Aermsten, der, nichts Böses ahnend, ein als unzüchtig befundenes Object verkauft oder verbreitet! Der Diebstahl ist bekanntlich erlaubt, man darf sich nur nicht kriegen lassen. Auch liegt es dem Gesetzgeber natürlich fern, die Werke der Kunst durch diesen Paragraphen zu treffen. Der Widerspruch liegt klar auf der Hand. Denn einmal ist die künstlerische von der unkünstlerischen Leistung nicht scharf abzugrenzen und zweitens läßt der Begriff des Unzüchtigen eine weitgehende Auslegung zu. Es kann Jemand ein Bild als die höchste und reinste Aeußerung der Kunst bewundern, ein Anderer erblickt darin nur eine unzüchtige Darstellung, die angethan ist, ein öffentliches Aergerniß zu erregen. Von großen Sittlichkeitseiferern ist häufig schon die Darstellung des Nackten in der Kunst bekrittelt worden. Alle Werke der Antike müßten demnach mit Stumpf und Stil ausgerottet werden, da sie in ihrer göttlichen Nacktheit durchaus geeignet sind, unsittliche Gedanken und Begierden zu erregen. Und ohne Zweifel giebt es Leute, die das Kunstwerk nur aus diesem Gesichtswinkel betrachten. Um solches zu verhindern, vielleicht auch um das Schamgefühl der durchreisenden bigotten Engländer nicht zu verletzen, hat man in der frommen Bajuvarenhauptstadt die Antiken in den öffentlichen Kunstsammlungen züchtig mit einem blechernen Weinblatt bedeckt. In der Reichshauptstadt sind derartige Antikenverstümmelungen noch nicht vorgekommen, jedoch ist es in Hinsicht auf die puritanische Unterströmung nicht ausgeschlossen, daß die berufenen Kunst- und Sittenrichter nach Einführung der lex Heinze dem erhabenen Beispiel der bayrischen Sittlichkeitsapostel folgen werden. Dann dürften auch die Tage der Marmorgruppen auf der Schloßbrücke gezählt sein, und Reinhold Begas würde sich mit sauersüßer Miene entschließen müssen, seinem Neptun auf dem Schloßplatz eine alte Theerjacke überzuziehen und die Jungen, die auf dem Felsen des Brunnens ihr Wesen treiben, in ein züchtiges Badecostum zu stecken.

Die Handhabung des Sittlichkeitsparagraphen hat in der bisherigen Fassung schon die seltsamsten Widersprüche gezeitigt. Häufig hat die Behörde die Ausstellung von Kunstwerken im Original gestattet, in der Reproduction aber verboten. Unter Anderen traf Böcklin's „unkeusche“ Susanna im Bade dies Mißgeschick. Unergründlich sind für den Laien die Rathschlüsse des höchsten preußischen Kunstrichtercollegiums — der Polizeibehörde. Will man den demoralisirenden Einfluß der Kunst, die wie die Antike einem Ideenkreise entsprossen ist, der nach der puritanischen Anschauung der Dinge unbedingt als ein unsittlicher bezeichnet werden muß, mit Erfolg entgegenarbeiten, so muß vor allen Dingen die heranwachsende Jugend von den Museen und sonstigen Kunstsammlungen fern gehalten werden. Denn es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Antike von manchem ungerathenen Schlingel mit denselben lüsternen Blicken betrachtet wird, wie ein sogenanntes unzüchtiges Bild, das nach § 184 verpönt ist. Widersprüche thürmen sich auf Widersprüche. Wenn der sittliche Kern im Volke nun einmal in einem Auflösungsproceß begriffen ist, wie es Tag aus Tag ein von den Sittlichkeitsaposteln in die Welt posaunt wird, so werden ihn Gesetzesparagraphen am allerwenigsten aufzuhalten vermögen. Wir haben aber glücklicherweise nicht den geringsten Grund, diese Befürchtungen zu theilen. Im Gegentheil sind die allgemeinen sittlichen Zustände heute nicht verrotteter als vor Jahrhunderten, und die lebende Generation ist nicht sittenloser und frivoler, als es die Ahnen und Urahnen gewesen sind. Ein Vergleich der sittlichen Zustände des Mittelalters oder des Rococozeitalters mit denen der Jetztzeit dürfte nicht zu Gunsten der Ersteren ausfallen. Und im Uebrigen ist bei der Definition des Begriffes Sittlichkeit zu berücksichtigen, daß es keine absoluten sittlichen Werthe giebt. Dies ist der Grund, warum die Sittlichkeitsapostel alle Erscheinungen des Lebens als unsittliche bezeichnen, die nicht in ihr hergebrachtes Sittlichkeitssystem hineinpassen.

In dem neuen Entwurf ist der Begriff des Sittlichen zwar nicht definirt worden, wohl aber sind viele Handlungen, die an sich weder sittlich noch unsittlich sind, als strafbar hingestellt worden. Bisher war ein strafrechtliches Einschreiten erst möglich, wenn die Verbreitung sogenannter unzüchtiger Schriften ꝛc. bereits stattgefunden hatte, nach der neuen Fassung ist das Feilhalten oder die Herstellung derselben zum Zwecke der Verbreitung schon strafbar. Es braucht also nicht einmal mehr die Wirkung abgewartet werden, sondern es kann die Behörde von vornherein nach eigenem Ermessen über den sittlichen Werth der genannten Erzeugnisse entscheiden. Man wird in der anbrechenden Sittlichkeitsära erst erfahren, wie verderbt die Welt ist. Das sittliche Niveau ist bereits so tief gesunken, daß uns der unzüchtige Charakter und Zweck mancher Gegenstände gar nicht mehr zum Bewußtsein gelangt. Es ist auch ferner in der Begründung der lex Heinze darauf hingewiesen worden, daß durch sogenannte unzüchtige Schriften oder Darstellungen nicht nur die Sittlichkeit des Volkes gefährdet wird, sondern mehr noch auf die heranwachsende Jugend ein unheilvoller Einfluß ausgeübt wird. Diese Behauptung bedarf noch sehr der Bestätigung. Zum mindesten ist die demoralisirende Wirkung der sogenannten unzüchtigen Erzeugnisse stark überschätzt. Einem noch unverdorbenen Menschen werden sie eher einen Abscheu als Behagen einflößen. Will man den Kampf gegen die Unzucht consequent durchführen, dann müßte man selbst die Bibel als ein unsittliches Buch verbieten, da viele darin vertretene Anschauungen, namentlich diejenigen, die sich auf das Geschlechtsleben beziehen, heute keine sittliche Geltung mehr haben; ganz zu schweigen von den vielen obscönen Stellen, die — um im Jargon der Sittlichkeitsapostel zu sprechen — geradezu die Frivolität herausfordern. Menschen, die darauf ausgehen, werden immer eine Gelegenheit zur Befriedigung ihrer wollüstigen Begierden ausfindig machen, und geschäftskundige Fabrikanten werden trotz der verschärften Strafbestimmungen immer neue Mittel und Wege entdecken, ihre „unzüchtigen“ Erzeugnisse an das Publicum zu bringen. —

Das Volk, und namentlich die Jugend, vor sittlichen Verirrungen zu bewahren, ist eine schöne Aufgabe. Daß die Regierung sich von diesem Gesichtspunkt bei Abfassung der lex Heinze hat leiten lassen, wollen wir zu ihren Gunsten annehmen. Nun ist dies aber nicht Sache des Gesetzgebers, sondern des Erziehers. Durch Strafandrohungen ist einem Uebel nicht vorzubeugen, im Gegentheil wird dadurch erst die Aufmerksamkeit breiter Volksschichten auf gewisse Erscheinungen gelenkt. Den „unzüchtigen“ Erzeugnissen gegenüber sollte man die Taktik des Ignorirens beobachten, statt sie einer Beachtung zu würdigen, und an Stelle des Schlechten etwas Gutes setzen. Es verhält sich hiermit wie mit der Hintertreppenliteratur. Man mag sie auf Grund des § 184 verbieten und sie wird, wie es häufig mit verbotenen Schriften der Fall ist, erst recht einen Absatz finden. Bietet man aber dem Volke eine bessere und gleich billige Lectüre, wird sie von selbst verschwinden. Das Volk bewerthet einen Gegenstand gewöhnlich nur nach der Billigkeit. Mit dieser Thatsache muß man rechnen. Billige und gute Unterhaltungsgelegenheiten für das Volk, das ist das beste Mittel zur Bekämpfung des Unsittlichen. Statt nun aber, wie man annehmen sollte, alle Volksbildungsinstitute nach Möglichkeit zu fördern, bereitet man ihnen behördlicherseits die größten Schwierigkeiten. Um ein Beispiel herauszugreifen: In Berlin besteht seit Jahren eine Arbeiterbildungsschule, die von Vertretern der Arbeiterschaft in's Leben gerufen ist. Das Institut erfreut sich eines guten Zuspruches, und dennoch kann es nicht leben und nicht sterben, da es nicht allein mit Finanzschwierigkeiten zu kämpfen hat, sondern auch von den Behörden drangsalirt wird. So hat die Communalbehörde

nicht einmal die Benutzung der während der Abendstunden leerstehenden Schulräume für Unterrichtszwecke gestattet. Hier wäre die Bethätigung der Behörden und der gesetzgebenden Factoren besser am Platze gewesen als auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, um das Volk vor sittlichen Gefahren zu schützen. —

Wir gelangen jetzt zu § 184a, dessen strickte Anwendung noch mehr böses Blut erregen wird, als die des vorigen. Darnach wird mit Gefängniß bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis sechshundert Mark bestraft, „wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer Person unter achtzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet oder zu geschäftlichen Zwecken oder in der Absicht, das Schamgefühl zu verletzen an öffentlichen Straßen, Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen, in Aergerniß erregender Weise ausstellt oder anschlägt." Nunmehr sind nicht einmal solche Gewerbtreibende vor einer Bestrafung sicher, die rein künstlerische oder literarische Producte vertreiben. Nehmen wir an, daß ein Zola'scher Roman, der, ohne nach der allgemeinen Anschauung unzüchtig zu sein, das Schamgefühl des Käufers gröblich verletzt, so kann der Verkäufer zur Rechenschaft gezogen werden — zur Reparirung der Sittlichkeit. Oder es stellt Jemand ein Plakat, das an sich nicht unzüchtig ist, zu geschäftlichen Zwecken an einem öffentlichen Orte aus und es nimmt Jemand daran Aergerniß, so kann ihm flugs der Proceß als Attentäter wider die Sittlichkeit gemacht werden. Diese Beispiele mögen dem Leser vielleicht übertrieben erscheinen, und zugegeben, daß der Staatsanwalt nicht auf jeden Entrüstungsrummel hier die Anklage erheben wird, so wird immerhin durch einen derartigen Paragraphen ein Zustand der Unsicherheit hervorgerufen und dem Denunciantenthum Thür und Thor geöffnet. Selbst der ausübende Künstler, der an sich unzüchtige Producte zu geschäftlichen Zwecken, ohne sich dessen bewußt zu sein, in „Aergerniß erregender" Weise ausstellt, ist nicht vor Strafmandaten und Anklagen sicher. Nach den bisherigen Erfahrungen in der Strafrechtspflege in Preußen ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß der dolus eventualis den Sittlichkeitsattentätern gegenüber mit demselben Geschick ausgespielt wird, wie zuvor nur gegen Majestätsbeleidiger.

Mögen auch die Geschäftspraktiken gewisser Händler „in Nuditäten", die auf die Sensationslust und die Lüsternheit des Publicums speculiren, entschieden zu verurtheilen sein, so ist es immer noch besser, man läßt sie ruhig gewähren, als daß man der Kunst eine neue Fessel auferlegt. Das Unheil, das sie eventuell anzurichten vermögen, ist im Vergleich zu den Gefahren, die der Kunst durch ein Maulkorbgesetz drohen, ganz geringfügig. Damit das Volk nicht Schaden an Leib und Seele nehme durch „unzüchtige" literarische und künstlerische Darbietungen, ist dem § 184 noch ein zweites Schwänzchen angehängt. Der Zusatz § 184b ist eine von so väterlicher Fürsorge für des Volkes Wohl und Wehe dictirte legislatorische Leistung, daß wir ihn dem Leser nicht vorenthalten können: „Mit Gefängniß bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark wird bestraft, wer öffentlich theatralische Vorstellungen, Singspiele, Gesangs- oder declamatorische Vorträge, Schaustellungen von Personen oder ähnlicher Aufführungen veranstaltet oder leitet, welche durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Aergerniß zu erregen geeignet sind. — Gleiche Strafe trifft Denjenigen, welcher in öffentlichen theatralischen Vorstellungen, Singspielen, Gesangs- oder declamatorischen Vorträgen, Schaustellungen von Personen oder ähnlichen Aufführungen durch die Art seines Vortrages oder Auftretens das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzt."

Es ist um so verwunderlicher, daß ein derartiger Paragraph aufgestellt worden ist, da die Polizei schon heute das Recht hat, jedes Theaterstück auf seinen politischen, religiösen oder sittlichen Gehalt hin zu prüfen und nach eigenem Ermessen die Aufführung desselben zu verbieten. Auch die von Vereinen oder Privaten veranstalteten theatralischen Vorstellungen, Gesangs- und declamatorische Vorträge und sonstige öffentliche Aufführungen sind der Polizeicensur unterworfen. In ihrem Uebereifer für des gemeinen Volkes Wohl hat die Polizei schon oftmals Recitation von Gedichten unserer Klassiker auf Grund ihrer destructiven Tendenz inhibirt. Der Tendenzschnüffelei fallen namentlich die Prolog- und Festdichtungen des von politischen oder Gewerkschaftsorganisationen veranstalteten Feiern zum Opfer. Dieselben Gedichte jedoch, die der Polizei für die Recitation bedenklich erscheinen, können unbeanstandet unter die Festtheilnehmer im Druck verbreitet werden. Es liegt nahe, daß durch das Verbot der Recitation das Interesse des Publicums erst recht auf das „unzüchtige" Gedicht gelenkt wird. So erreicht man durch Vorbeugungsmaßregeln gerade das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Ganz absonderlich muß es die Sittlichkeitsapostel, die einen so großen Werth auf das Bevormundungssystem legen, anmuthen, wenn sie erfahren, daß dieselbe Polizeibehörde, die im Interesse der guten Sitte die Dichtungen unserer Classiker dem Volke vorzuenthalten sich verpflichtet fühlt, Vorführungen der obscönsten Art und die zotigsten Späße in Variétés und Tingeltangeln duldet. In diesen Localen verkehrt allerdings das Volk, dem die Religion und Sittlichkeit gewahrt werden muß, im Allgemeinen nicht, sondern eine vornehmere Gesellschaftsschicht, die, wie es scheint, gegen die unsittliche Infection vollkommen immun ist. Jeder nach seinem Geschmack. Es würde uns schlecht anstehen, gegen die Darbietungen der Variétébühne zu eifern, wir können im Gegentheil die milde Praxis der Polizei diesen Instituten gegenüber im Princip nur gutheißen, knüpfen daran aber die Bedingung, daß sie auch auf die wirklichen künstlerischen Unternehmen in Zukunft angewendet werde. Einstweilen sind das wohl noch fromme Wünsche, und es ist nach Annahme des § 184b sogar zu befürchten, daß die Ausscheidung des „Unsittlichen" aus der Kunst mit einer noch größeren Gründlichkeit betrieben wird. Bisher hatte es mit dem bloßen Verbot sein Bewenden, in Zukunft können die Veranstalter von Schaustellungen, die das Schamgefühl zu verletzen geeignet sind, mit Gefängniß bestraft werden. Und mag selbst ein Theaterstück, ein Gedicht oder eine sonstige künstlerische oder unterhaltende Darbietung die Censur glatt passiren, so kann weiter die Art seines Vortrages dem Darsteller zum Verhängniß werden. Fortan kann sich überhaupt jeder Theaterdirector, Schauspieler, Recitator, Coupletsänger u. s. f. in den Maschen des Gesetzes fangen, mag er die Absicht haben, das Sittlichkeitsgefühl zu verletzen oder nicht. Es fehlt nur noch, daß man die Angehörigen aller künstlerischen Berufe unter Polizeiaufsicht stellt. Das wäre die letzte Consequenz der puritanischen Gesetzgebung und Tendenzschnüffelei.

Es wäre ferner in Erwägung zu ziehen, ob es sich nicht empfehle, der Kunst gewisse Stoffgebiete Kraft des Gesetzes überhaupt zu verschließen, jedenfalls würde die Censur von ihrer aufreibenden Arbeit dadurch bedeutend entlastet werden. Schon der fortwährende Wechsel der Kunstanschauung schließt die Gefahr einer Erschütterung der sittlichen Werthe in sich. Im Grunde genommen wohnt jedem großen Kunstwerk und jeder Dichtung eine unsittliche Tendenz inne, sofern darin Anschauungen vertreten sind, die im Allgemeinen keine Geltung haben. Fast in allen großen Bühnendichtungen werden hergebrachte religiöse und sittliche Ideen einer Kritik unterzogen, überkommene gesellschaftliche Zustände gegeißelt, während nicht selten verbrecherische Handlungen — nach dem Gesetz und dem herrschenden Moralcodex wenigstens als solche gekennzeichnet — in eine mildere Beleuchtung gerückt werden. Schiller's Jugenddrama „Die Räuber" könnte ein gewissenhafter Censor als eine Apologie des Verbrechens, die Wallen-

stein-Trilogie als eine Apologie des Treubruchs und Landesverraths, „Kabale und Liebe“ als eine die gute Sitte gefährdende Dichtung auslegen. Dasselbe gilt auch von Goethes's „Egmont“, „Clavigo“, „Stella“, und selbst der „Faust“ könnte im höchsten Grade Anstoß und Aergerniß erregen. Nimmt nicht der Dichter geradezu die Sittenlosigkeit in Schutz, indem er das leichtfertige Gretchen, das zur Kindesmörderin geworden ist, durch eine Stimme „von oben“ aus ihrem Sündenpfuhl erretten läßt! Ein gut erzogener Mensch, der etwas auf sich hält, darf sich überhaupt nicht von einem leidenschaftlichen Impulse in seinem Denken und Handeln bestimmen lassen. Die meisten Bühnenhelden der Classiker thun es aber, ergo: sind sie Sittenverderber, die schleunigst von den Brettern verbannt werden müssen. Noch bedenklicher sieht es aber mit den modernen Bühnenwerken aus. Ibsen, der große Verächter der bürgerlichen Moral, redet in seinen Gesellschaftsdramen sogar der Sittenlosigkeit das Wort. Nora verläßt ihren Gatten und die Kinder, die sie ihm auf legitimem Wege geboren hat, und bildet sich ein, eine große That vollbracht zu haben. Hedda Gabler, das dämonisch leidenschaftliche Weib, das fortwährend zwischen den beiden Polen Lebenslust und Lebensüberdruß hin- und hergeschleudert wird, wird aus einer Mischung von Kraftgefühl, Schönheitstrunkenheit und Ekel zur Selbstmörderin, nachdem sie zuvor einem Manne, der ihren ehrgeizigen Plänen im Wege stand, die Pistole in die Hand gedrückt hat. Betrachten wir weiter die Gestalten in „Stützen der Gesellschaft“, „Volksfeind“, „Bund der Jugend“, so werden wir bald inne, daß sie oft Träger recht staatsgefährlicher Tendenzen sind. Und aus den psychologischen Dramen Ibsen's „Die Gespenster“, „Die Wildente“, „Rosmersholm“ und anderen können wir mit Leichtigkeit die Absicht des Dichters herauslesen, sogenannte geheiligte gesellschaftliche Institutionen zu bespötteln und die hergebrachten Sittlichkeitsideen als die Quelle aller gesellschaftlichen Schäden hinzustellen. Im Vergleich zu diesen Bühnenwerken ist Hauptmann's Weberdrama, das doch nur eine rein objective Schilderung des Gefühlslebens einer depravirten Volksschicht ohne Spitze gegen Staat und Gesellschaft ist, eine recht harmlose Sache. Dessenungeachtet hat sich die Polizei oft gemüßigt gesehen, ihr Veto gegen die Aufführung einzulegen. Diese erleuchtete Körperschaft scheint sich in ihrem Urtheil überhaupt nur von rein äußerlichen Momenten leiten zu lassen. Nach Einführung der Theaterparagraphen werden uns jedenfalls noch größere Ueberraschungen beschieden werden.

Die sogenannte lex Heinze ist das größte Bevormundungsgesetz, das je über ein Culturvolk verhängt worden ist. Es gewährt dem untergeordnetsten Polizeiorgan einen größeren Einfluß auf die Gestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse und auf die Entwickelung der Kunst und Literatur, als den dazu berufenen Persönlichkeiten. Oft ist die Entscheidung über eine öffentliche oder literarische Angelegenheit Leuten in die Hand gegeben, die den Beweis ihrer Regierungs- und Urtheilsfähigkeit durch nichts weiter als eine neunjährige Militärdienstzeit erbracht haben. Aber auch den höheren preußischen Censoren kann man ihren bisherigen Leistungen beim besten Willen kein bedeutendes Kunstverständniß zuerkennen. Und so wird es wohl bleiben, so lange im Kampf der Geister als ultima ratio der Gesetzesparagraph aufgefahren wird. Darum fort mit allen die Rechte des Individuums einschränkenden Bestimmungen. Ein derartiger Zustand der Dinge ist eines Culturvolkes unwürdig. Durch Prohibitivgesetze ist der sittliche Verfall am allerwenigsten aufzuhalten. Und ein Volk, das die Selbstcontrolle verloren hat, verdient, daß es zu Grunde geht. Soweit sind wir aber glücklicher Weise noch nicht. Den Verfall wittern nur immer die Schwarzseher in allen Erscheinungen des socialen Lebens, denen gegenüber die Regierungskunst ihre Wirkung versagt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Wahrheit.

Eine Weihnachtsgeschichte von Saltykow-Schtschedrin.

Eine wunderschöne Weihnachtspredigt hielt der Dorfgeistliche heute. „Vor vielen Jahrhunderten,“ sprach er, „kam gerade am heutigen Tage die Wahrheit in die Welt. Und diese Wahrheit stammt von Ewigkeit her. Sie saß vor vielen langen Jahrhunderten mit dem Menschenfreunde Christus zur Rechten des Vaters und nahm zugleich mit ihm Gestalt an und entzündete ihr Licht auf Erden. Sie stand am Fuße des Marterholzes und wurde zusammen mit dem Heilande an's Kreuz geschlagen. Sie saß als Engel an seinem Grab und war zugegen bei seiner Auferstehung. Und als der Menschenfreund gen Himmel fuhr, da ließ er die Wahrheit auf Erden zurück, auf daß sie sei ein lebendig Zeugniß seiner unwandelbaren Liebe zu den Menschen. Und seit dieser Zeit giebt es auf der ganzen Welt keinen Ort, wohin die Wahrheit nicht gedrungen und der nicht von ihr erfüllt wäre. Die Wahrheit ist die Führerin unseres Gewissens, sie macht uns das Herz warm und belebt unsere Arbeit, sie weist uns das Ziel, worauf unser Leben gerichtet sein soll. Das leidvolle Menschenherz besitzt in ihr eine sichere, immer geöffnete Zuflucht, wo es Trost und Ruhe finden kann in den Lebensstürmen. Und im Unrecht sind die, so da behaupten, die Wahrheit habe irgend einmal ihr Antlitz verborgen oder — was noch trostloser — sei je von der Lüge besiegt worden. Nein, sogar in den schmerzvollen Augenblicken, wo es den kurzsichtigen Menschen schien, daß der Vater der Lüge triumphirte, da errang wirklich die Wahrheit einen Sieg. Sie allein beugte sich nie dem Zeitgeiste, sie allein stürmte immer voraus und breitete über die Welt ihre Flügel und erleuchtete sie mit ihrem ewigen Lichte. Der vermeintliche Triumph der Lüge zerstob wie ein schwerer Traum, und die Wahrheit setzte ihren siegreichen Flug fort. Vereint mit den Vertriebenen und Verfolgten drang sie in Höhlen und Bergschluchten. Sie bestieg mit den Gerechten die Scheiterhaufen und lehrte sie die Süßigkeit des Leidens. Vergeblich glaubten schon die Diener des Vaters der Lüge zu triumphiren, aber die schrecklichsten Strafen waren ohnmächtig, die Wahrheit zu vernichten, und sie verliehen ihr nur eine doppelte Kraft. Im Anblicke dieser Todesqualen entbrannten alle einfältigen Herzen, und in ihnen erhielt die Wahrheit einen neuen dankbaren Boden für ihre Saat. Und neue Scheiterhaufen loderten auf und verzehrten die Leiber der Gerechten, aber an der Feuergarbe dieser Scheiterhaufen entzündeten sich immer wieder unzählbare Märtyrer, so wie eine brennende Kerze den Tempel plötzlich mit tausend Lichtern erhellt ... Worin aber liegt die Wahrheit? In dem schlichten alten Gebet ganz und gar: Du sollst lieben Gott Deinen Herrn und Deinen Nächsten als Dich selbst. Ja liebe Deinen Gott, denn er ist der Lebenspender, die Quelle alles Schönen und Guten und die Wahrheit selbst. Und liebe Deinen Nächsten, aber nicht um seine Gegenliebe zu erringen, sondern um der Liebe selbst willen. Wir sollen lieben unaufhörlich, selbstverleugnend, unserem Nächsten zu Hülfe eilen, ohne daran zu denken, ob er unseren Dienst vergelten werde oder nicht. Die Nächstenliebe ist jener kostbare Schatz, dessen der Mensch allein theilhaftig ist und der ihn von den übrigen Wesen unterscheidet. Ohne dieses Gefühl sind alle irdischen Dinge todt, ohne diesen Schatz wird das Dasein dunkel und unverständlich. Nur diejenigen Menschen leben ein volles Leben, die von Liebe und Selbstverleugnung beseelt sind; nur sie allein kennen die wahren Lebensfreuden. Und so laßt uns Gott und einander lieb haben — darin besteht der Grund der menschlichen Wahrheit. Wir wollen die Ränke der Lüge nicht fürchten, denn sie wird Schimpf und Schande ernten, aber die Wahrheit bleibt bestehen und beseligt die Herzen der Menschen ... Und nun kehret Alle in Eure Wohnungen zurück und gebt Euch der Festesfreude über die Geburt unseres Herrn und Heilandes hin. Aber vergeßt nicht, daß mit ihm die Wahrheit in die Welt gekommen und daß sie alle Tage und Nächte, Stunden und Minuten mitten unter Euch ist!“

Als der Geistliche geendet hatte und der Chorgesang ertönte: „Gesegnet sei der Name des Herrn!“ da ging durch die kleine Kirche ein tiefer Seufzer, als ob die ganze Schaar der Beter in den Wunsch einstimmte: „Er sei gesegnet!“ Doch von all' den Andächtigen lauschte den Worten des Predigers am aufmerksamsten der zehnjährige Sohn der Eigenthümerin eines kleinen Gütchens, der Wittwe Maria Sergejewna, die schon ein Jahr nach der Hochzeit zur Wittwe geworden war. Als Feodor Pawlowitsch, ihr Gatte, einmal zu Pferde seinen Wald besichtigte, scheute das Thier vor irgend etwas und warf seinen Reiter ab, so daß er beim Falle sich den Kopf an einem Baumstamm zerschmetterte. Nach zwei Monaten gebar die junge Wittwe einen Sohn. Sie lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen. Die Feldwirthschaft verpachtete sie und behielt nur das Herrschaftshaus mit den Nebengebäuden und einen Obst- und Gemüsegarten. Ihr gesammtes lebendes Inventar bestand aus einem Pferde und drei Kühen; ihre Dienerschaft aus einer Familie ehemaliger Instleute, zu der ihre alte Wärterin und deren Tochter und ein verheiratheter Sohn gehörten. Die Wärterin führte über Alles im Hause die Aufsicht und hütete den kleinen Sergius; die Tochter war Köchin, und der Sohn mit seinem Weibe besorgte das Vieh und bearbeitete den Garten. Das Leben der Hausgenossen ging ge-

ränschlos dahin. Aeußerer Mangel drückte sie nicht, denn Holz und die Hauptlebensmittel brauchten sie nicht zu kaufen, und nach den Dingen, die man für Geld hätte erstehen müssen, fragten sie nicht. Alle im Hause pflegten zu sagen: „Wir leben wie im Paradiese.“ Maria Sergejewna selbst hatte ganz vergessen, daß es in der Welt noch anderes Leben gebe; nur flüchtig hatte sie ihm zugesehen aus den Fenstern ihrer Mädchenpension.

Nur Sergius machte ihr bisweilen Kummer. Anfangs gedieh der Knabe gut, aber als er sich dem siebenten Jahre näherte, offenbarte er Anzeichen einer krankhaften Erregbarkeit. Er war ein begabtes, stilles Kind, aber zugleich schwach und kränklich. Als er sieben Jahre war, setzte ihn Maria Sergejewna vor die Bücher; Anfangs unterrichtete sie ihn selbst, aber als der Knabe zehn Jahre zählte, ertheilte ihm auch der Geistliche Pawel einigen Unterricht. Man hatte die Absicht, ihn auf's Gymnasium zu schicken, und darum war er wenigstens mit den Anfangsgründen der alten Sprachen bekannt gemacht worden. Die Mutter dachte schon mit großer Aufregung an die bevorstehende Trennung. Die Gouvernementsstadt war weit, und mit sechs- bis siebenhundert Rubeln jährlicher Einkünfte war es unmöglich, mit dem Hausstande überzusiedeln. Die Mutter hatte daher mit ihrem leiblichen Bruder correspondirt, der dort einen kleinen Posten bekleidete. Er hatte ihr vor Kurzem geschrieben und sich bereit erklärt, Sergius in seiner Familie aufzunehmen.

Nach der Rückkehr aus der Kirche, am Theetisch, dauerte die Erregung des Knaben noch fort. „Mütterchen,“ rief er wiederholt, „ich will so leben, wie es die Wahrheit gebietet.“

„Gewiß, mein Liebling, die Hauptsache im Leben ist die Wahrheit,“ beruhigte ihn die Mutter. „Doch Dir steht das Leben ja noch bevor. Die Kinder leben nicht anders und können gar nicht anders leben, als wie es die Wahrheit gebietet.“

„Nicht doch; der Geistliche sagte, wer nach den Geboten der Wahrheit lebt, solle dem Nächsten helfen. Ja, so soll man leben; und habe ich das etwa gethan? Sieh, vor einigen Tagen verkauften sie dem armen Iwan seine Kuh — habe ich ihn etwa in Schutz genommen? Ich sah nur zu und weinte.“

„Nun, in diesen Thränen äußerte sich gerade die Wahrheit, die Dir als einem Kinde zu eigen ist. Du konntest auch gar nichts anderes thun. Sie verkauften nach dem Gesetz dem armen Iwan die Kuh für eine Schuld. Es giebt ein Gesetz, daß Jeder seine Schulden bezahlen muß.“

„Iwan konnte freilich nicht zahlen. Er hätte es sicher gethan, aber er hatte Nichts. Auch die Wärterin bestätigte: ärmer als er ist kein Bauer im ganzen Dorfe. Wo liegt da die Wahrheit?“

„Ich wiederhole Dir, ein solches Gesetz besteht, und wir alle müssen das Gesetz erfüllen. Wenn die Menschen in Gemeinschaft leben, so haben sie auch kein Recht, ihre Pflichten zu vernachlässigen. Aber denke lieber an Deine Schule; das ist die Wahrheit, der Du folgen mußt. Kommst Du auf's Gymnasium, so sei fleißig und führe Dich gut — dann wirst Du den Geboten der Wahrheit gemäß leben. Ich leide es nicht, daß Du Dich so aufregst. Was Du auch immer sehen und hören magst, Alles dringt Dir bis in's Herz hinein. Der Geistliche sprach ja nur für die Allgemeinheit, denn in der Kirche kann man auch gar nicht anders reden, doch Du beziehst Alles auf Dich. Bete für die Nächsten — mehr verlangt auch der liebe Gott nicht von Dir.“

Aber Sergius ließ sich nicht beruhigen. Er lief in die Küche, wo die Dienstboten sich versammelt hatten und ihren Thee tranken. Die Köchin Stepanida war eben dabei, mit Hülfe einer Kohlenzange einen Topf kochender fetter Kohlsuppe vom Feuer zu ziehen und wieder zurückzuschieben. Der Geruch von gedämpftem Rindfleisch und von der Weihnachtspastete durchdrang den ganzen Raum. „Alte, ich werde so leben, wie es die Wahrheit befiehlt,“ erklärte Sergius.

„Oho, wie früh der schon damit anfangen will!“ scherzte die Wärterin.

„Nein, ich habe mir das Wort gegeben! Ich werde für die Wahrheit sterben und mich der Unwahrheit nie fügen.“

„Ach Du Kind! Was fällt Dir nur ein!“

„Hast Du denn nicht gehört, was der Geistliche in der Kirche sagte? Für die Wahrheit muß man sein Leben lassen! Für die Wahrheit muß Jeder den Kampf bestehen.“

„Na natürlich, was soll man denn sonst in der Kirche predigen! Dazu ist die Kirche da, daß man in ihr von guten und frommen Dingen hört. Also höre nur immer zu, so viel Du willst, aber laß auch den Verstand dabei nicht ganz aus dem Spiel!“

„Die Wahrheit muß man zur Richtschnur seines Lebens nehmen, doch dabei mit Umsicht verfahren,“ klang es weise aus dem Munde des Knechtes Gregor.

„Warum z. B. trinken Mama und ich den Thee im Speisezimmer und Ihr in der Küche? Will es etwa die Wahrheit so?“ ereiferte sich der Knabe.

„Mag sie es oder nicht, aber so ist es von je befohlen gewesen. Wir sind einfache Leute, und uns gefällt es in der Küche auch ganz gut. Wenn alle im Speisezimmer sitzen wollten, dann würde man nicht genug Stuben haben.“

„Na hör' mal,“ mischte sich Gregor wieder in die Unterhaltung. „Wenn Du einmal groß bist, dann kannst Du sitzen, wo Du willst: im Speisezimmer oder in der Küche. Aber so lange Du noch klein bist, sitze bei der Mutter — eine bessere Wahrheit als die giebt es für Deine Jahre nicht. Kommt der Geistliche zu Mittag, so wird er Dir dasselbe sagen. Wir machen alle groben Arbeiten, besorgen das Vieh, bearbeiten den Boden, aber den Herrschaften kommt dies nun mal nicht zu. Nicht wahr?“

„Ja, aber das ist auch wider das Gebot der Wahrheit!“

„Nach unserer Meinung steht es damit so: sind die Herrschaften gut und mild, so erfüllen sie das Gebot ihrer Wahrheit. Und wenn wir Knechte mit Eifer und Treue den Herrschaften dienen, sie nicht betrügen und fleißig sind — so leben wir unserer Wahrheit gemäß. Man könnte schon zufrieden sein, wenn nur jeder die Gebote der Wahrheit beherzigte, die für ihn da sind.“

Minutenlanges Schweigen trat ein. Sergius wollte offenbar etwas erwidern, aber die Einwände des Knechtes waren so triftig, daß er schwankend wurde. Die Wärterin unterbrach zuerst die Stille. „In der Gegend, aus welcher Deine Mutter und ich herstammen,“ erzählte sie, „lebte ein Gutsbesitzer Rassoschnikow. Anfangs lebte er genau wie Alle, aber auf einmal gelüstete es ihn, nach den Geboten der Wahrheit zu leben. Und was glaubst Du, daß er am Ende that? Er verkaufte sein Gut, vertheilte sein Geld unter die Armen, und ging auf die Wanderschaft. Seither hat ihn Niemand wieder gesehen.“

„Ach, Alte, was für ein herrlicher Mensch!“

„Und dabei hatte er einen Sohn in einem Regiment in Petersburg,“ fügte die Wärterin bei.

„Der Vater verschenkte sein Vermögen, und der Sohn blieb ganz arm zurück. Ja, den Sohn müßte man fragen, ob die Wahrheit, wofür der Vater Alles opferte, gut war!“ bemerkte Gregor listig.

„Aber hat der Sohn denn nicht verstanden, daß der Vater nach den Geboten der Wahrheit handelt?“ fragte Sergius eifernd.

„Das war's ja, was er keineswegs begriff! Vielmehr bemühte er sich, das ihm Entgangene wieder zu erlangen! Warum, so fragte er, hat der Vater mich in's Regiment geschickt, wenn ich keine Mittel zum Unterhalt bestimmen soll?“

„Keine Mittel zum Unterhalt?“ wiederholte mechanisch Sergius, den dieses Dilemma verwirrte.

„Auch ich weiß einen Fall,“ fuhr der Knecht fort. „Ein Bauer in unserem Dorfe, mit Namen Martin, nahm sich an jenem Rassoschnikow ein Beispiel. Er gab auch alles Geld, das er hatte, den Armen und behielt für die Familie nur seine Hütte. Dann hing er sich einen Sack über die Schulter und ging heimlich in der Nacht davon. Aber er vergaß dabei seinen Paß in Ordnung zu bringen, und so schob man ihn nach einem Monat wieder nach Hause ab.“

„Warum denn? Hatte er etwas Böses gethan?“ fragte Sergius.

„Das nicht. Es ist nur ein Beweis, daß man nach den Geboten der Wahrheit in vernünftigen Grenzen leben soll. Ohne Paß darf man sich nicht herumtreiben — das ist's. Wenn Alle so ihre Arbeit liegen lassen wollten, dann würde man sich vor Herumtreibern gar nicht mehr retten können.“

Der Thee war getrunken. Alle erhoben sich und sprachen das Tischgebet. „So, jetzt werden wir bald zu Mittag essen,“ sagte die Wärterin. „Geh' jetzt, mein Kind, zur Mama und bleibe bei ihr; bald kommt auch der Geistliche mit seiner Frau.“

Gegen zwei Uhr erschien der erwartete Besuch. „Ich werde so leben, wie es die Wahrheit befiehlt! Ich werde für die Wahrheit in den Kampf gehen!“ so begrüßte Sergius die Gäste.

„Da hat sich der Richtige gefunden! So ein Dreikäsehoch, und spricht schon vom Kampf!“ scherzte der Geistliche.

„Ja, er ist mir schon langweilig geworden,“ sagte Maria Sergejewna. „Vom frühen Morgen an spricht er nur noch davon.“

„Das hat Nichts zu sagen, verehrte Frau. „Er spricht eine Zeit lang davon und vergißt es wieder.“

„Nein, ich werde es nie vergessen!“ rief Sergius. „Sie haben ja selbst gesagt, man müsse nach den Geboten der Wahrheit leben. Jawohl, in der Kirche haben Sie es gesagt!“

„Dazu ist die Kirche da, daß man dort von der Wahrheit predige. Erfülle ich als Seelenhirt meine Pflicht nicht, so wird die Kirche selbst die Wahrheit kund thun. Auch ganz von mir abgesehen, ist jedes Wort, das dort gesprochen wird, Wahrheit; nur die verhärteten Herzen wollen sie nicht aufnehmen.“

„Und wie soll man leben?“

„Auch leben soll man nach den Geboten der Wahrheit Bist Du erst einmal erwachsen, dann wirst Du auch die Wahrheit im vollen Umfange begreifen, aber noch hast Du genug an der Wahrheit, die Deinem Alter angemessen ist. Liebe Deine Mama, sei ehrerbietig gegen ältere Leute, lerne fleißig, betrage Dich gut — darin besteht die Wahrheit, die für Dich bestimmt ist.“

„Aber die Märtyrer? . . . Sie selbst sagten doch . . .“

„Es hat auch Märtyrer gegeben. Um der Wahrheit Willen soll man auch Schmerzen ertragen. Nur ist für Dich noch nicht die Zeit gekommen, daran zu denken.“

„Märtyrer . . . Scheiterhaufen . . .“ stammelte Sergius voll Verwirrung.

„Jetzt aber ist's genug!“ rief die Mutter ungeduldig.

Der Knabe verstummte, blieb aber während des ganzen Essens nachdenklich. Nach Tische unterhielt man sich wie gewöhnlich darüber, was im Dorfe geschehen war. Eine Erzählung folgte der andern, und nicht immer ergab es sich, daß die Wahrheit triumphirt hatte. Genau

genommen, war weder Wahrheit noch Lüge dabei, es war eben das gewöhnliche Leben in den hergebrachten Formen und Grundlagen. Sergius hatte diese Gespräche unzählige Male angehört und war niemals durch sie aufgeregt worden. Heute aber durchdrang ihn eine neue Empfindung, die ihn reizbar und erregt machte.

„Iß!" nöthigte ihn die Mutter, weil er die Speisen kaum berührte.

„In corpore sano mens sana," fügte der Geistliche hinzu. „Gehorche Deiner Mutter, dann wirst Du am besten Deine Liebe zur Wahrheit beweisen. Die Wahrheit soll man lieben, aber wer sich ohne Ursache als Märtyrer brüstet, der ist voller Hoffart und Eitelkeit."

Die abermalige Erwähnung der Wahrheit erregte den Knaben noch mehr. Er beugte sich über seinen Teller und mühte sich zu essen, schluchzte aber plötzlich auf. Alle umringten ihn voller Besorgniß.

„Schmerzt Dich der Kopf?" forschte die Mutter.

„Ja!" antwortete er mit schwacher Stimme.

„Dann geh' und lege Dich in Dein Bett. Alte, bring ihn zu Bett!"

Man brachte ihn fort. Das Mittagessen wurde auf mehrere Minuten unterbrochen, weil die Mutter aus Besorgniß der Wärterin folgte. Endlich kehrten Beide zurück und erklärten, Sergius sei eingeschlafen.

„Der Schlaf wird schon Alles wieder gut machen!" beruhigte der Geistliche die Mutter. Doch gegen Abend wurde der Kopfschmerz heftiger, und es stellte sich Fieber ein. Sergius erhob sich in der Nacht voller Unruhe und tastete mit den Händen, als ob er etwas suchte.

„Martin . . . zurück . . . für die Wahrheit . . . wie ist das möglich?" lallte er zusammenhangslos.

„Von welchem Martin spricht er denn?" fragte Maria Sergejewna die Wärterin.

„Ach erinnern Sie sich, bei uns im Dorfe war ein Bauer, der um Christi Willen auf die Wanderschaft ging . . . Heut' erzählte Gregor die Geschichte in des jungen Herrn Gegenwart."

„Ihr müßt auch immer Dummheiten machen!" zürnte die Mutter. „Man darf den Knaben gar nicht mehr in die Küche lassen."

Am andern Tage nach der Frühmesse erbot sich der Geistliche, nach einem Arzte in die Stadt zu fahren. Diese war vierzig Werst entfernt, so daß der Doctor vor Nacht nicht eintreffen konnte. Und dazu war er ein alter Mann, der wenig verstand und kein anderes Mittel als Opodeldok verordnete, das er zum äußerlichen wie innerlichen Gebrauche verschrieb. In der Stadt sagte man von ihm: An die Medicin glaubt er nicht, wohl aber an Opodeldok! Gegen elf Uhr Nachts kam er denn angefahren, betrachtete den Kranken, befühlte ihm den Puls und erklärte, es sei ein Fieberchen. Darauf hieß er ihn mit Opodeldok einreiben und gab ihm zwei Kügelchen davon zum Verschlucken. „Ein Fieberchen, aber Sie werden schon sehen, durch Opodeldok wird Alles wie weggepustet!" erklärte er mit Ueberzeugung. Man gab ihm zu essen und wies ihm ein Schlafzimmer an; Sergius aber warf sich die ganze Nacht wie im Feuer hin und her. Mehrmals weckte man den Arzt, aber dieser wiederholte bloß die Dosis von Opodeldok und versicherte, gegen Morgen sei Alles weggepustet.

Sergius lag in Fieberphantasieen und wiederholte stets die Worte: „Christus . . . Wahrheit . . . Rassoschnikow . . . Martin . . ." und fuhr fort, umher zu tasten, indem er rief: „Wo, wo? . . ." Gegen Morgen aber beruhigte er sich und schlief ein.

Der Arzt sagte: „Na, habe ich nicht Recht?" und reiste ab, denn in der Stadt erwarteten ihn andere Patienten. Der ganze Tag verging zwischen Furcht und Hoffen. So lange es draußen hell war, fühlte sich der Kranke wohler, aber der Verfall der Kräfte war so schnell, daß er fast gar nicht sprach. Mit der Dämmerung stellte sich das „Fieberchen" wieder ein, und der Pulsschlag steigerte sich. Maria Sergejewna stand in lautlosem Schreck am Bette des Kindes und bemühte sich etwas zu begreifen, das ihr unverständlich war. Das Opodeldok gab man auf; die Wärterin legte dem Kranken Essigcompressen auf den Kopf, machte ein Senfpflaster, gab ihm Lindenblüthenthee, kurz sie gebrauchte alle Mittel, von denen sie gehört und welche gerade zur Hand waren. In der Nacht trat der Todeskampf ein. Um acht Uhr Abends war der Vollmond aufgegangen, und da man die Vorhänge aus Unachtsamkeit nicht geschlossen hatte, so bildete sich an der Wand ein großer heller Fleck. Sergius erhob sich und streckte die Hände danach aus.

„Mama!" lallte er, „sieh dort . . . Alles in Weiß . . . das ist Christus . . . Das ist die Wahrheit . . . Ihm nach . . . zu ihm!" Er fiel auf das Kissen zurück, schluchzte nach Kinderart auf und verschied.

Die Wahrheit war ihm aufgegangen und hatte sein Wesen mit Wonne erfüllt, aber das schwache Knabenherz war noch nicht stark genug. Es hielt den Ansturm nicht aus und mußte brechen.

Aus der Hauptstadt.

Hochjagd.

Ein blanker Wintermorgen schwenkt sein blaugoldnes Banner über'm verschneiten Forste. An den schwer niederhängenden Aesten, die die weiße Last nicht mehr zu tragen vermögen und im nächsten Augenblick zu brechen drohen, rüttelt kein Lüftchen, und doch zieht messerscharfe Kälte daher, wie sie selbst regelrechten Polarorkanen nicht gediegener anhaftet. Drei Bände Frithjof Nansen, die man daheim im warmen Bibliothekzimmer, an der Seite einer molligen Freundin und eines kaum minder molligen Burgunderpunsches durchblättert, bringen nicht entfernt diesen drastischen Eindruck von den Schrecknissen des ewigen Eises hervor. Jetzt könnte man, verzehrte Einen nicht unbändiger Ehrgeiz, statt des ungemüthlichen Geräusches vor Frost knarrender Bäume den weit gemüthlicheren Lärm der Austernbrechmaschine hören und brauchte nicht aus eigener Erfahrung festzustellen, daß frappirter Roederer frappirtem Bleichröder weit vorzuziehen ist.

Der Wald funkelt von Eis und Kälte. Seit einer Stunde macht der Cavalier, dem die Güte des Jagdherrn ausgerechnet diesen abscheulich kühlen Platz angewiesen hat, gar keinen Versuch mehr, seinen trotz Haby nie aus den Mundwinkeln zu entfernenden Schnurrbart von Reif und Eiszapfen zu befreien. Er fühlt seine Ohren nicht mehr, oder richtiger, er wähnt, sein ganzer Körper sei Ohr geworden. Auch die Nase kommt ihm heute, zum ersten Male in seinem selbstgefälligen Leben, übermäßig groß vor. Sie bietet dem Froste wirklich eine zu beträchtliche Angriffsfläche. Hätte man gewußt, daß es solcher Opfer bedarf, um einen Blick, vielleicht allerdings auch ein gnädiges Wort von S. M. zu erhaschen, man wäre doch vielleicht seinen soliden Gewohnheiten getreu geblieben. Für den vornehmen, hocheultivirten Großstadtmenschen sind so rustieale Ausschweifungen wie die Jagd wirklich nicht geschaffen. Das Jägerhandwerk ernährte den Menschen und stand ihm wohl an in barbarisch rauher Vorzeit, auf der untersten Stufe der Gesittung. Heute bringt ihm eine ganz schlichte Transaction in Dortmundern, Witwaters Rand oder Pacifics unvergleichlich fettere Beute, und er hat die große Annehmlichkeit geheizter Jagdräume dabei.

Herr von Gugelhupf streift mit einem halb verächtlichen, halb wüthenden Blick sein grünes Habit. Gewiß, die Zeit ist passé, wo er über dem abgeschabten, fleckigen Schwarzrock noch den Schreibärmel trug, und seit Jahren, seit dem Beginn seiner Directionsthätigkeit, kommt er aus dem Frack und dem reinen Oberhemd gar nicht mehr heraus. Dieser neueste Wandel aber mißfällt dem Wandlungsfähigen. Gewiß, er steckt jetzt noch mitten in der Mauser, und dann juckt dem Vogel immer das Fell, ist ihm immer unbehaglich zu Muthe. Warum indeß paßte ihm die Uniform des Kaiserlichen Yachtclubs in Kiel, dem er doch auch erst vor Kurzem beigetreten ist, gleich wie angegossen, obwohl er keine feuchte Segelfahrt darin mitgemacht hatte? Warum bewegte er sich schon am ersten Abend in den Clubräumen mit der ihm eigenen weltmännischen Ueberlegenheit? Sogar ein bißchen laut wurde er — der beste Beweis dafür, daß er sich dort heimisch fühlte. Im Kieler Yachtclub giebt es eben keine bornirten Fendalen, die immer ironisch lächeln, auch wenn sie schandenhalber bitterernst thun. Im Kieler Yachtclub trifft man auf Victor Schweinburg, da hat man Relief und wird mindestens als ebenbürtig betrachtet. Wie bei den Harmlosen seiner Zeit. Na ja. Die hatten ja freilich auch ihr Gutes davon.

Wie dies verdammte Jagdcostüm die nun doch einmal nicht abzuleugnende Existenz des Spitz-Bauches plump und sinnenfällig unterstreicht! Und wenn es wenigstens heizbar wäre! Aber die Errungenschaften der Neuzeit — man denke nur an die Thermophor-Actien-Gesellschaft! — sind für eine zurückgebliebene Kaste nicht vorhanden. Wer von diesen Leuten liest denn den Inseratentheil der Vossischen Zeitung, ausgenommen, wenn geheirathet werden muß.

Nein, ein anständiger Mensch dürfte sich nicht dazu herbeilassen, die Rolle des Rotüriers zu spielen, besonders nicht in dem Costüm. Man vergiebt sich allen Respect dadurch. Es war nett von dem alten Baron, bei dem S. M. heute jagt, daß er den adligen Rittergutsbesitzer, Bankdirector und loyalen Politiker Gugelhupf auf die Liste der Eingeladenen setzte. — Na, er that's ja auch nicht ohne Grund! Nicht ohne einen gewissen leisen, moralischen — durchaus moralischen! — Zwang. Es war ferner unsagbar huldvoll von S. M., daß er den Namen v. Gugelhupf nicht strich. Er erinnerte sich wohl allergnädigst der Audienz, die er dem einflußreichen und wagemuthigem Bankgewaltigen vor Kurzem gewährt hatte. Immerhin — werden die anderen Jagd-Gäste den Herrn v. Gugelhupf so zu schätzen wissen wie der Wirth, und werden sie so gütig und vornehm empfinden wie S. M.? Das niederträchtige Witzwort, das vor Monatsfrist umging und seine eben erfolgte Nobilitirung verspottete, stammt es nicht nachgewiesenermaßen von einem Mitglied des Kreises, dem er sich heute aufgedrängt hat, sozusagen? Wie, wenn dieser Dreiste die Stirn hätte, den dummen Kalauer in Gegenwart des allerhöchsten Herrn zu wiederholen? Einem Ostelbier ist auch das zuzutrauen, und S. M. soll in angeregter Gesellschaft sehr empfänglich und dankbar für ein scharfgeschliffenes Bonmot sein . . .

Alles wäre verloren, jedes Opfer umsonst gebracht. Die grausame Kälte, die ihm das Gehirn ausfrißt und förmlich die Knochen zerschneidet, die noch verschärft wird durch die unerhörte, fürchterliche Langeweile dieser endlosen Stunden, er hätte sie umsonst ertragen. Ganz von ferne winkte in den letzten Wochen etwas wie ein Ministersessel. Wer die Blätter der Rechten mit Ruhe las, — sie sind allesammt so entsetzlich ungeschickt geschrieben, man weiß immer sofort, was die Verfasser befürchten und was sie mit täppischer Diplomatie verhüten möchten — wer auf die Zeichen der Zeit achtete, der spürte deutlich den kommenden Umschwung. Bricht aber die neue Aera an, dann braucht der Kaiser Männer des praktischen Lebens, Männer mit weitem Blick, gleichsam

international geschulte, den Weltmarkt beherrschende Männer. Die kleinen Fractions-Hampelmännchen, die da meinen, mit ihrer ruhlosen Wühlarbeit sich selbst den Weg zu bereiten, werden noch zu guter Stunde ihres Irrthums gewahr werden. Herr v. Gugelhupf gilt als persona grata bei Hofe, zum Mindesten in seinen Kreisen. Nun, und das genügt für's Erste. Die mächtige Presse, mit der er zudem Dank seinem Archivar denkbar beste und freundschaftliche Beziehungen unterhält, wird keinen anderen Candidaten als ihn nennen. Er gehört nicht zu den Radikalen, weiß Gott nicht. Er ist ja noch nominell freisinnig, — obwohl liberal besser klänge, jedenfalls versöhnlicher, unentschiedener — doch ein Fractionszopf hängt ihm nicht hinten. Er würde kaiserliche Politik treiben, nichts sonst. Er glaubt, der starke Mann zu sein, der neulich von den Reichstags-Magiern heraufbeschworen wurde. Die Flottenvermehrung — pah! Ein Kinderspiel! Der Canal — giebt es einen ernsthaften Menschen, der die conservative Partei ernsthaften Widerstandes für fähig hielte? Eine Auflösung hüben, zwei Auflösungen drüben, und die Sache ist gemacht. Dann die Socialdemokratie! Man ist feige geworden. Man wagt nicht einmal mehr die Ruthen anzuwenden, und doch sind Scorpionen nöthig zur Geißelung der Ueberkecken. Erst ein wahrhaft liberales Ministerium, das voll und ganz auf dem Boden der Weltmarkt-Politik steht, das den kaiserlichen Traum vom Größeren Deutschland verwirklichen will, erst ein freisinniges Ministerium wird die Arbeiter zu behandeln verstehen. Man muß die Gewerkschaften vernichten, denn sie erzwingen höhere Löhne und machen dadurch unsere Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig. Gegen die Streiks das Zuchthaus! Denn Streiks machen unsere Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig. Fort mit dem allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstagswahlrecht! Dies Wahlrecht giebt den Arbeitern politische Macht, politische Macht schafft wirthschaftliche Unzufriedenheit und Begehrlichkeit, beide Lasten aber machen unsere Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig . . .

Puh! Wenn es nur ein wenig thauen wollte . . . oder ein wenig schneien. Schnee bringt Wärme . . . Wird denn noch immer nicht abgepfiffen?

*

„Den Schweinburg lädt man ihm auch noch auf! Von wem sonst hat der Kerl denn immer die geheimen Bundesraths-Aktenstücke und die Etats bekommen? Wer speist denn seit Jahren die Berliner Politischen? Von Schweinburg aber führt über Siechen der Weg zu Tausch und Leckert-Lützow. Sie verstehen?"

„Nur halb. Achten Sie mehr auf die Blöße dort! Wir verschwatzen uns sonst."

„Der Beweis ist leicht zu führen, daß der alte Fuchs alle Intriguen der letzten Jahre eingefädelt hat. Jetzt sitzt er im Eisen, und jetzt muß er seine Sünden büßen — vielleicht auch ein paar fremde. Schadet nichts. Je mehr, desto besser. Daß er den Canal vereitelt hat, weiß man an allerhöchster Stelle, und darüber hilft ihm nichts hinweg. Aber auch die Flotte sucht er hinterrücks zu gefährden. Wer hat dem Schweinburg die gefährliche Dummheit eingeträufelt von der Erhöhung der Getreidezölle? Na, und überhaupt — der Mann ist ja ganz veraltet. Das Arbeitswilligen-Gesetz hat er wortlos verscharren lassen. Allen Wünschen Seiner Majestät steht er feindselig oder gleichgiltig gegenüber. Dazu diese lächerliche Entente mit der Fronde! Hier gilt's biegen oder brechen. Wollen die Herren nicht mit uns regieren, so regieren wir gegen sie. Das zwanzigste Jahrhundert wird das Jahrhundert des Liberalismus sein, oder es wird nicht sein."

„Baron! Ist das Ihr Ernst?"

„Bester Freund! Es kommt alles darauf an, was Sie unter Liberalismus verstehen. Sie denken immer an das achtundvierziger Modell. Du lieber Himmel! Die Welt schreitet doch vorwärts! Liberal sein, wie ich's auffasse, heißt leben und leben lassen, das heißt, selber gut leben und Andere so schlecht leben lassen, wie's ihnen möglich ist. Mit Ihnen darf man ja ein offenes Wort reden. Unsere Agrarier gehen zu Grunde. Da ist gar nichts zu wollen. An die Stelle der alten Ritter treten die Industrie-Ritter — im besten Sinne, natürlich. Die Burgstraßenbarone. Die materielle Macht haben sie uns längst entrissen, nun nehmen sie auch Titel und Allüren der Aristokratie an. Neue Stammbäume sprießen auf. Gut gedüngt, zeigen sie prächtiges Wachsthum. Auch sonst ist ihnen der Stern der Stunde günstig. Unser Freund Gugelhupf zum Beispiel darf schon nach zwei Wochen behaupten, sein Adel stamme aus dem vorigen Jahrhundert. Versäumen wir den Anschluß, stellen wir uns mit dem Comptoir-Magnaten nicht auf guten Fuß, dann können Sie sich in Kassubien von Schnapskartoffeln nähren, während mir immer noch wenigstens die Wruke bleibt."

„Also Sie meinen wirklich, daß man diesen Gugelhupf bei Seiner Majestät —"

„Zweifelsohne meine ich das. Ich meine sogar . . . Pst . . . Achtung! Da sind sie!"

*

„Und Sie glauben, Herr Baron, daß ich es wagen darf, auf einen Besuch unseres allergnädigsten Herrn . . . In meinen kühnsten Träumen hätte . . ."

„Sachte! Keine Superlative! Die sind nicht stilgerecht. Sprechen wir nur von kühnen Träumen. Selbst dafür giebt es aber keine Traumdeuter. Indeß, Ihre Jagden sollen ja großartig sein. Dargnhnen ist immer ganz verzückt, wenn er darauf zu sprechen kommt. Nun, und weßhalb soll er nicht auch einmal Seiner Majestät gegenüber darauf zu sprechen kommen. Man braucht Ihren Namen doch wahrhaftig nicht zu verschweigen! Sie stehen in Gunst — na, das haben Sie selbst gestern Abend gemerkt. Also, nur Muth!"

„Sie sind ein wahrer Freund. Und was ich noch sagen wollte — mit den Bochumern haben Sie einen famosen Griff gethan. Es war doch gut, daß ich aus eigener Machtvollkommenheit den Auftrag verdoppelte. Für den Januar würde ich Dynamit-Trust oder einen großen Schlag in Cement anrathen. Auch wenn der Canal nicht kommt —"

„Ah! Er kommt!" Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Heine- und Gustav Freytag-Feier. — „Die Richterin". Schauspiel nach C. F. Meyer von Roman Woerner. (Schiller-Theater.)

Die nachträgliche Jahrhundertfeier von Heine's Geburt, die nach Hüffer's und Elster's Forschungen wohl schon 1797 und nicht 1799 stattgefunden hat, wurde nur auf einer Berliner Bühne gefeiert. Mit Recht, denn der große Lyriker und Feuilletonist, wie sehr er sich auch nach Bühnenerfolgen gesehnt hat, gehört nicht auf das Theater, denn es kommt dabei nichts Erfreuliches heraus. Die beiden dramatischen Versuche seiner Studentenjahre waren niemals lebensfähig; „Almansor" ist schon zu Lebzeiten des Dichters (1823) in Braunschweig ausgepfiffen worden, und „Ratcliff" feiert erst in unseren Tagen seine Auferstehung als — Operntext. Der alte Schauspielercorporal Heinrich Laube, der Heine sehr wohl wollte, hat uns haarscharf gesagt, was seinem berühmten Freunde zum Dramatiker fehlte: „Ruhige Kraft, Gerechtigkeit des Sinnes und Geduld der Entsagung auf persönliche Gelüste; er hat sein dramatisches Talent für Monologe verbraucht, und so ist seine schriftstellerische Form entstanden, welche eine wilde Ehe von Gegensätzen zeigt." Heine selbst, als sein Zorn über den angeblich durch Kabalen herbeigeführten Mißerfolg verflogen war, hat ziemlich nüchtern über seine „Tragödie" abgeurtheilt:

„es ist halb episch und halb drastisch (!),
Dazwischen blüht manch' lyrisch zarte Blüthe;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch (?).
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe;
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden."

Es ist das Werk eines Nur-Lyrikers. Die paar dramatischen Situationen werden in zarte oder prunkende Einzel- oder Wechselreden, in schöne Arien und Duette aufgelöst, und lauter rein lyrische Motive klingen an. Es war ein grober Fehler, nicht den dramatisch etwas wirksameren „Ratcliff" als Feststück zu wählen, wie es in Frankfurt geschehen ist. Wahrscheinlich rechnete man im Berliner Theater auf ein vorzugsweise jüdisches Publicum, das seines Dichters Gedanken über den Glaubenswechsel mit besonderem Antheil anhören und Zuleima's Schwärmerei für das Kreuz und den Gekreuzigten über des Maurenfürsten Verherrlichungen des alten Glaubens vergessen würde. Diese Speculation auf das ohne Gage mitspielende Publicum war keine ganz verfehlte, denn die Begeisterung war groß, freilich Strohfeuer; schon die zweite Aufführung war schlecht besucht. Die Darstellung stand etwa auf der Höhe eines besseren Dilettantentheaters. Zur Scenirung, die durch unverständige Striche und darin glänzte, daß fast alle fünf Bilder sich in grüner Mondscheinbeleuchtung abspielten, bekannte sich Director Paul Lindau. Wir hätten eher auf den ewigen Mondscheinmaler des Commersbuches gerathen:

„Er malet ein Laternchen, Schrumm,
Und dann den Mondschein drum herum,
Herr Schrummche."

Von gleicher Güte war das eigentliche Festspiel oder vielmehr die Kostprobe aus einem größeren Festspiel „Die Harzreise" von Wilhelm Meyer-Förster. Dank sei dem Director, daß er uns nur diese grausame Verkörperung der Bergidylle und nicht das Ganze vorgeführt! Ein Herr Monard als junger Heine in der Hütte, wo der alte Bergmann wohnt, und ein Frl. Matthias als blonde Kleine im „wunderlich ausgeschnitzelten" Lehnstuhl sagen uns abwechselnd das schöne Gedicht auf. Da aber weder der Tannenbaum mit grünen Fingern, noch der gelbe Lauscher oder die schwatzende Wanduhr zum Mitspielen zu bewegen waren, so blieb es bei einer höchst ledernen Declamation ohne Stimmung und Wirkung.

Erquicklicher war die Gedenkfeier für Gustav Freytag. Nach einem gut gemeinten Prolog von Georg Dröscher begann das romantische Erstlingsstück des 24jährigen Breslauer Privatdocenten: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen". Auch so 'n Preisstück, das sich nirgend hat halten können und sogar bei dieser festlichen Ausgrabung jede tiefere Wirkung vermissen ließ. Und doch ist es das Werk eines werdenden

Dramatikers und geborenen Dichters. Das sind nicht, wie bei Heine, geschwätzige Schemen und Schatten, sondern wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Das Minnewerben des „letzten Ritters", die Liebesnoth der schönen Maria von Burgund und die Ränke des Königs von Frankreich — das Alles verschwindet freilich vor der deutschen Prachtfigur des lustigen Rathes Kunz, dessen warmherziges Lachen alles Panzergeklirr und Wortgeklingel übertönt. Die Aufführung — besonders Herr Matkowsky — war sehr gut. Deßgleichen der Besuch. Vielleicht weil die Generalintendanz durch die Zeitungen verkünden ließ, daß auf ihre Einladung die Wittwe Gustav Freytag's und seine Töchter der Vorstellung beiwohnen werden. Das ist natürlich ein kleines Versehen. Freytag hat keine Töchter hinterlassen. Es sind die Kinder von Frau Anna Freytag geb. Götzel aus ihrer ersten Ehe mit Laube's Vortragsmeister Strakosch gemeint. Also wieder derselbe Irrthum, der sich auch im Feuilleton des Berliner Tageblattes findet, wo Heinrich Lee einen Besuch bei „Ihrer Excellenz der Frau Geheimrath" in Siebleben beschreibt und uns erzählt, wie ihr Sohn Hans ihn zu „seines" Vaters Grab begleitet: „Der liebste seiner Wünsche ist Officier zu werden, und die Mama hat auch nichts dagegen." Wir noch weniger, aber welches deutsche Regiment wird sich dem jungen Hans Strakosch wohl öffnen?! Vielleicht weiß es die Intendanz der Kgl. Schauspiele.

Im Schiller-Theater, dessen bescheidene künstlerische Mittel nur die Darstellung einst anderweitig erfolgreicher Stücke gestatten, gab es eine wirkliche Novität. Ein Münchener Literarhistoriker und Privatdocent hat nämlich das Bedürfniß empfunden, aus Conrad Ferdinand Meyer's „Richterin" Theatertantièmen zu schlagen. Ermuntert von dem immer gütig-milden Dichter, der zeitlebens, wie Heine, eine stille Sehnsucht nach dem Drama und seinen tiefen und weiten Wirkungen hegte, hat er sein bedenkliches Unternehmen ohne jede Kenntniß der lebendigen Bühne und ihrer Anforderungen verwegen durchgeführt. So entstand im Handumdrehen aus der vielleicht schönsten deutschen Novelle ein historisches Kriminalstück voll leerer Phrasen und crasser Effecte; die schwüle Poesie und wilde Größe des epischen Riesenwurfes verfliegen zwischen den gemalten Coulissen und bemalten Menschen; was dort gewaltig, tief-wahr und erhebend wirkt, wird hier kleinlich, schief und roh, und wie viel dramatischer ist die Novelle als dies Drama! Liliencron hat einmal Meyer's Dichtung mit einem kunstvoll getriebenen alten Helm verglichen; die „Richterin" ist eher ein farbenprächtiger Burgunder-Gobelin, der nun der barbarischen Scheere eines Theatertapezierers zum Opfer fallen muß. Statt die feine psychologische Motivirung der Novelle so gut wie möglich in's Dramatische umzuwerthen, hat Herr Woerner sich damit begnügt, die knappen Reden der Richterin und ihrer Kinder, sowie des Palastschülers und anderer Episoden wörtlich herüberzunehmen, und einen verbindenden Text aus eigener dürrer Prosa zu bestreiten. Die Gewissensqual der Richterin wird einfach in einer lächerlichen Nachtscene zwischen ihr und dem Geist gestaltet und zwar mit einer allzu deutlichen Reminiscenz an die Geisterscene in Richard III. Kurz, es ist eine Versündigung an dem Dichter, dessen allverehrter Name weder von dem Bearbeiter noch der Direction so reclamenhaft in den Vordergrund hätte geschoben werden dürfen. Nun, schließlich hat auch dieses pietätlose Hervorzerren ein Gutes. Das Stück war schon am ersten Abend todt, doch hat es hoffentlich Manchen auf das blühende Original verwiesen. Kein schönerer Nachklang des schauerlichen Theaterabends als ein tête à tête mit dem Dichter selbst und seinem Buch. Und Meister Conrad Ferdinand kennen, heißt ihn liebend bewundern.

Notizen.

Der bekannte Münchner Kunstphysiologe, -Forscher und -Sammler Dr. Georg Hirth hat sich um die Popularisirung des Schönen, dem seine zahlreichen Publicationen gewidmet sind, solche hohen Verdienste erworben, daß sein reichhaltiger Verlag geradezu als eine deutsche Kunstinstanz gelten darf, wo Schaffende und Strebende allezeit Anregung und Förderung finden. Wird doch der Titel der von Hirth in's Leben gerufenen originellen Wochenschrift „Jugend" zur Bezeichnung der modernsten Stilrichtung verwendet, die doch im Grunde von England oder sogar von — Botticelli stammt, aber heute schon allgemein „Jugendstil" genannt wird. Noch wichtiger sind die, wenn man so sagen darf, volks- und kunstpädagogischen Veröffentlichungen, wie „Hirth's Formenschatz", der sich an Gebildete jeden Berufes wendet, welche über ihr Specialfach hinausstreben, das Schöne pflegen, ihren Geschmack veredeln, geschichtliche Kenntnisse sich veranschaulichen wollen. Längst ist der „Formenschatz" ein guter alter Bekannter bei den Malern, Bildhauern und Architecten, für die Kunstsammler und Kunstliebhaber, die Kunst- und Antiquitätenhändler und alle Freunde der Kunst- und Culturgeschichte, auch in den kunstgewerblichen Ateliers und Werkstätten aller Zweige. Der uns vorliegende Jahrgang 1899 ist als stattlicher Prachtband ein Weihnachts- und Festgeschenk für die reifere Jugend, für das Haus und die Familie, wo Geist und Kunst gepflegt werden. Mehr an Künstler selbst richtet sich die jüngste große Publication Hirth's: Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben, deren erste Serie unter dem Titel „Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten", soweit Alterthum, Mittelalter und Renaissance behandelt werden, in Lieferungen vorliegt. Inhalt und Ziele des Werkes sind programmatisch schon im Titel bezeichnet. Es ist die vielleicht schönste Anleitung zum Kunstverständniß und Kunstgenuß. Die mustergiltigen Schöpfungen werden auf prächtigen Abbildungstafeln vorgeführt, und der begleitende culturgeschichtliche Text erklärt in Kürze alles Wissenswerthe. Dabei ist es wohl eine gelehrt gedachte, aber doch auch eminent populär ausgeführte Publication, die alle Gebildeten und nach ästhetischer Bildung Strebenden den künstlerischen, culturhistorischen und sogar völkerpsychologischen Interessen näher bringt.

Spemann's Goldenes Buch der Musik. Eine Hauskunde für Jedermann. (Stuttgart, W. Spemann.) Der Stuttgarter Geh. Commercienrath gehört zu dem viertels oder halben Dutzend that- und capitalkräftiger deutscher Verleger, die eigene Gedanken, praktischen Geist und künstlerischen Geschmack haben. Girardin's Wahlspruch: une idée par jour scheint auch ihm vorzuschweben. Es ist gute Kürschner'sche Schule, nur — etwas theuer. Nicht alle verlegerischen Einfälle, und wenn sie noch so geschickt in Scene gesetzt werden, gelingen ihm, wie die colossal angelegte „Deutsche National-Literatur" bewies, aber wenn etwas einschlägt (Scherr's „Germania", „Vom Fels zum Meer", „Museum"), dann „flucht" es auch, wie der Berliner sagt. Neben seinem vornehmen Kunstverlag pflegt Spemann neuerdings auch das Genre der Haus- und Familienbücher, und sein „Schatzkästlein", worin man über die Wissenschaft der Haushaltung und Gärtnerei, über Rechtskunde und noch vieles andere Alltägliche belehrt wird, ist uns noch heute ein liebes und unentbehrliches Vademecum. An dieses Schatzkästlein schließt sich nun auch das „Goldene Buch" an, das seinen Namen nicht allein wegen seines geschmackvoll glänzenden Einbandes verdient. Nicht nur der dilettantische Musikfreund, auch der Musiker von Beruf wird aus dem inhaltvollen Werk eine Fülle von Belehrung und Anregung schöpfen. Das Musiktalent und seine Ausbildung behandelt aus seiner reichen Erfahrung heraus Bernhard Scholz, eine Musikgeschichte bietet Riemann, ein Künstlerlexicon Hollenberg; Grunsky u. A. schreiben über das Musiklernen, die Harmonielehre, die einzelnen Instrumente ꝛc. Der kenntnißreiche Leopold Schmidt hat die interessanteste, aber auch schwerste Arbeit übernommen, den biographischen Abschnitt über die namhaften Tonkünstler der Gegenwart. Es ist geradezu erstaunlich, wie er hier im knappsten Rahmen sowohl die Daten, als auch eine Charakteristik jedes Künstlers und seiner Werke oder Kunstübung giebt. Daß die Daten nicht immer zuverlässig sind, zumal bei den Damen, ist nicht seine Schuld. Auch wo er selbst Zweifel hegen mag, unterdrückt er sie schon aus Dank für die Spenderin derselben. Es ist wirklich erfreulich, wie unsere gefeierten Künstlerinnen immer jünger werden. Und wo das ungalante Geburtsjahr nicht liebevoll verschoben wird, da wird es einfach unterschlagen. Zu diesen „Ungeborenen" gehört auch unsere treffliche Frau Herzog, aber sie entschädigt uns dafür mit der Versicherung, daß sie „schon im jugendlichsten Alter" an die Münchener Hofoper gekommen ist. Das nachdenklich zu lesende Künstlerlexikon ist mit vielen guten Bildnissen geschmückt, wie denn überhaupt das ganze nützliche Buch vielseitig illustrirt ist.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. (Stuttgart, J. G. Cotta Nf.) Diese dritte Auflage des herrlichen Briefwechsels ist die erste vollständige, correcte und auf den Originalhandschriften beruhende Ausgabe. Prof. A. Leitzmann, der zudem einen eingehenden Commentar, sowie Erläuterungen dafür geschrieben, bürgt mit seinem bewährten Namen für die Güte der Arbeit. Angehängt ist noch Humboldt's Briefwechsel mit dem alten Körner (1830), den gemeinsamen todten Freund betreffend. Das Buch ist das würdige Denkmal eines Freundschaftsbundes, wie er selten da war und — in unserer Depeschenzeit — noch viel seltener zum Ausdruck gelangt. Jeder Brief ein Kunstwerk, aber doch wieder so voll von Natur und Offenheit, daß man deutlich merkt: es sind Bekenntnisse zweier hohen Seelen, die dabei ganz gewiß nicht an die Nachwelt dachten. Es verdiente ein Volksbuch zu werden, wie Eckermann's Gespräche mit Goethe.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnnng an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem kunstlerischen als psychologischen Iuteresse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eiue ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Pastor,

August Reichensperger. 1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses darstellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Mk. 20; geb. in Leinwand Mk. 24.

Dieses in den mannigfaltigsten Beziehungen interessante und lehrreiche Lebensbild ist für jeden Politiker von Beruf, für jeden Mann der Kunst und Wissenschaft, für jeden Gebildeten überhaupt, der am öffentlichen Leben Antheil nimmt oder aus dem lehrreichen Lebensgange einer kraftvollen, hochgesinnten Persönlichkeit Kräftigung, Anregung, Belehrung und Läuterung schöpfen will, von höchstem Werthe.

Die schwierige Aufgabe, ein solches Jahrhundertleben mit seinen tausendfältigen Beziehungen zu Politik, Kunst und Wissenschaft zu schildern, wurde durch Ludwig Pastor, den mehr als zwanzigjährige nahe persönliche Beziehungen mit Reichensperger verbinden, auf das glücklichste gelöst. Das vielverzweigte und weitschichtige Material wird von ihm souverän beherrscht und ist zu einem abgerundeten, in sich geschlossenen Zeitbilde verarbeitet worden. Die streng objective, von echter Wahrheitsliebe beseelte Darstellung fesselt schon durch die formvollendete Sprache, in der sie geschrieben ist. Das neue Werk des Verfassers der epochemachenden „Geschichte der Päpste" darf sich seinen frühern trefflichen Leistungen ebenbürtig an die Seite stellen.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann, Leipzig,** zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!"

Gedichte von **Otto Promber.**

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig:**

Heinrich Heine

Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von

Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. **Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.**

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.
Eine Festgabe für 1900.
Drei dramatische Dichtungen
von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Friedrich Schiller.

Geschichte seines Lebens u. Charakteristik seiner Werke.
Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.
Von
Richard Weltrich,
Kgl. Professor a. D. der Kriegsakademie und des Kadettenkorps in München.

Erster Band.
Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.
Preis geheftet 10 Mark. — In Halbfranzband 12 Mark.

Den modernen Anforderungen strenger Wissenschaft gemäß schildert Richard Weltrich das Leben und die Entstehung der Werke des großen deutschen Dichters und unternimmt dabei eine Revision der gesamten Ueberlieferung von Schiller. Unter Berichtigung vieler in Umlauf gekommenen Irrtümer bringt er eine Menge neuer Thatsachen bei. Zugleich aber legt der Verfasser den größten Nachdruck auf die ästhetisch-kritische Analyse und Betrachtung, auf eine lebendige Erfassung des Künstlerischen.

Weltrichs Werk wendet sich nicht lediglich an die Gelehrten, sondern an viel weitere Kreise unseres Volkes: sein großer Gegenstand, sein Gedankengehalt und seine sprachlichen Vorzüge sichern ihm die Beachtung aller geistig Gebildeten, aller geistig Empfänglichen der Nation.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben wurde vollständig:

Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Herausgegeben von

Dr. J. Conrad,
Prof. d. Staatswissenschaften in Halle a. S.

Dr. W. Lexis,
Prof. d. Staatswissenschaften in Göttingen.

Dr. L. Elster,
Geh. Reg.-Rat u. vortragend. Rat in Berlin.

Dr. Edg Loening,
Prof. der Rechte in Halle a. S.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band: Arnd-Büsching.

Preis: brosch. 20 Mark, geb 22 Mark 50 Pf.
Preis für den I. u. II. Band zusammen: brosch. 41 Mark, geb. 46 Mark.

Ueber die Bedingungen für den Umtausch der ersten Auflage gegen die zweite wurde ein ausführlicher Prospekt hergestellt, der entweder direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Der dritte Band wird im Januar 1900 zur Ausgabe gelangen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

№ 52. Berlin, den 30. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Erde im zwanzigsten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann. — Der Niedergang des preußischen Officiercorps. Von Hoplites. — Die Kunst in der heutigen Medicin. Von Medicus. — Eine Ausstellung im polnischen Litauen. Ein östliches Culturbild. Von Josef Stutzin. — **Literatur und Kunst.** Sylvesternacht 1900. Von Wilhelm Jensen. — Weimaraner Jahrhundertwende. Von Emil M. Tamaschke. — **Feuilleton.** In der Narkose. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Kaisers Wende. Von Caliban. — Secessionistisches. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die Erde im zwanzigsten Jahrhundert.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn man auf die Ansichten zurückblickt, die am Ende des 18. Jahrhunderts über die voraussichtliche Gestaltung des 19. ausgesprochen wurden, so kommt es recht deutlich zum Bewußtsein, auf wie schwachen Füßen alle Erwartungen und Voraussagen stehen, besonders wenn man sich an Wünsche, Hoffnungen und Ideale hält statt an die Thatsachen. Wir sind heute vorsichtiger; wir suchen den bisherigen Entwickelungsgang der Dinge zu erkennen, insbesondere den der allerletzten Zeit; wir fragen uns, ob die Ursachen, welche diese Entwickelung herbeigeführt oder begünstigt haben, Aussicht auf ferneren Bestand bieten, und schließen im bejahenden Falle, daß die Entwickelung in derselben Richtung sich noch eine Weile fortsetzen werde, immer mit dem Vorbehalt, daß unerforschbare Ereignisse eintreten können, welche sie unterbrechen oder ihren Lauf ändern. Solcher Gedanken über die Zukunft kann auch die gegenwärtige Generation sich schwer entschlagen; sie sind kein müßiges Spiel mit Prophezeihungen, sondern eine pflichtmäßige Erwägung der Vorsicht und Fürsorge, durch deren Unterlassung sie sich den Vorwurf zuziehen würde, leichtsinnig dem bloßen Augenblick zu leben.

Im 18. Jahrhundert hat Europa seine Einwohnerzahl um 80 %, im 19. um mehr als 110 % vermehrt, und zwar ist die Volksvermehrung mit jeder Generation in diesem Jahrhundert gestiegen. Diese Beschleunigung des Bevölkerungsanwachses ist nicht einer Erhöhung der Geburtenziffer, sondern einem Sinken der Sterblichkeit zuzuschreiben, und diese ist wiederum eine Folge des gewachsenen Wohlstandes, der verbesserten Lebenshaltung und der gesundheitsgemäßeren Ausgestaltung aller Lebensverhältnisse. Der Reichthum der Nationen ist in einer bisher ungeahnten Weise gestiegen, aber auch der Mittelstand und die unteren Volksschichten haben ihren Antheil an der verbesserten Lebenshaltung bekommen. In Nordamerika und Australien haben sich neue Culturstaaten europäischer Völker gebildet, in Südafrika und Südamerika bereiten sich solche vor, und Japan ist in die Reihe der Culturstaaten eingerückt. England, Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten haben sich im letzten Jahrhundert ungeheure Colonialgebiete unterworfen; Belgien und Deutschland haben versucht, bei der Auftheilung der vier außereuropäischen Erdtheile auch einen Antheil zu erhaschen. Eine Völkerwanderung hat sich in den letzten beiden Jahrhunderten vollzogen, gegen welche diejenige in dem ersten halben Jahrtausend unserer Zeitrechnung ein Kinderspiel ist; diese Wanderung aber ist je länger desto stärker geworden, und immer mehr Völker haben sich an ihr betheiligt. Unser Gesichtskreis hat sich in gleichem Schritt mit den Verkehrsmitteln und dem zunehmenden Weltverkehr erweitert; Kiautschou und Samoa, Transvaal und San Francisco scheinen uns heute näher zu liegen als am Anfang dieses Jahrhunderts Memel und Konstanz.

Die Zahl der Protestanten erreichte am Anfang des Jahrhunderts kaum die Hälfte von der der römischen Katholiken, an seinem Ende beinahe vier Fünftel derselben; die griechischen Katholiken waren am Anfang des Jahrhunderts kaum in die europäische Culturspähre eingetreten, während sie an seinem Ende eine sehr wichtige Rolle in derselben spielen. Diesen relativen Rückgang ihrer Bekenner hat die römische Kirche durch straffere Centralisation, Vermehrung der Orden, Benutzung der Presse, Vereine, Parlamente und politischen Machtmittel auszugleichen gesucht, hat aber damit nur in deutschen und westslavischen Ländern merkliche Erfolge erzielt. Die westromanischen Völker waren am Anfang dieses Jahrhunderts theils Colonialmächte ersten Ranges, wie die der pyrenäischen Halbinsel, theils die continentale Vormacht, wie Frankreich; an seinem Ende sind die ersteren aus der Reihe der Colonialmächte ausgeschieden, wie Spanien, oder im Begriff aus ihr auszuscheiden, wie Portugal, und Frankreich ist der Einwohnerzahl nach zur fünften europäischen Großmacht herabgesunken, und nahe daran, von der Bevölkerungsziffer Preußens und Italiens eingeholt zu werden.

Die Veränderung der Straßen und Verkehrsmittel haben auch in der europäischen Kriegführung Umwälzungen hervorgerufen, die eine allmähliche Verschiebung des Begriffs „Großmacht" zur Folge gehabt haben. Im siebenjährigen Kriege konnte Preußen noch mit 5 Millionen Einwohnern, im Jahre 1866 mit 20 Millionen die Rolle einer Großmacht spielen; jetzt kann man sagen, daß Italien nur den Titel einer Großmacht führt, ohne es bis jetzt zu sein, und daß nicht nur Oesterreich sondern auch Frankreich schwer damit ringen, ihre geschichtliche Großmachtstellung den veränderten Verhältnissen gegenüber zu behaupten. Während die großen europäischen Culturvölker im Laufe dieses Jahrhunderts ihre Zahl zweiundeinhalb Mal vergrößert haben, ist Frankreichs Volksziffer nur um das Anderthalbfache gewachsen und dadurch relativ zurückgeblieben; seine Geburtenziffer ist inzwischen von 33

auf 21½ pro Mille gesunken, so daß sie nicht mehr viel über die Hälfte von derjenigen in Mittel- und Osteuropa beträgt, und das Manko seiner Geburten durch Einwanderung gedeckt werden muß, um nur die Volkszahl auf gleicher Höhe zu halten. Die Zahl derer, die eine bestimmte Nationalsprache sprechen, hat sich ungefähr in demselben Verhältniß vergrößert wie die Kopfzahl der europäischen Culturstaaten; nur das Englische und Spanische machen Ausnahmen. Ersteres ist die Sprache des größten Theiles von Nordamerika und ganz Australiens geworden und dadurch hat sich die Zahl der englisch Redenden in diesem Jahrhundert mehr als verfünffacht: letzteres hat dadurch eine erhebliche Zunahme erfahren, daß Mittel- und Südamerika einen stärkeren Bevölkerungszuwachs gewonnen hat, der aber ziffernmäßig schwer zu bestimmen ist, weil die Sprachen der Eingeborenen überall noch mit dem Spanischen im Kampfe liegen. Die fünf Millionen Auswanderer, die Deutschland im letzten halben Jahrhundert in englisch redende Länder entsandt hat, bilden in der zweiten, spätestens in der dritten Generation einen Zuwachs der englisch Redenden.

Deutschland hat seit 1870 in der Industrie und im Handel Frankreich überholt, ein Sieg, der jedenfalls von nachhaltigerer Bedeutung ist, als der im Kriege; es steht jetzt unter den europäischen Mächten an zweiter Stelle hinter England, und schreitet schneller fort als dieses, so daß der Unterschied zwischen beiden immer geringer wird. Die Vereinigten Staaten freilich schreiten noch schneller fort als beide und haben in der industriellen Production bereits England überholt. An Nationalreichthum freilich steht Deutschland auch jetzt noch hinter Frankreich und noch mehr hinter England zurück; denn in Deutschland entfallen auf den Kopf nur 3800, in Frankreich 6700 und in England sogar 7400 Mark. Aus Capitalien, die im Auslande angelegt sind, bezieht Deutschland etwa eine Milliarde Jahreseinnahme, England aber mehrere Milliarden. Immerhin wächst das deutsche Nationalvermögen durch Capitalisirung von Einnahmen jährlich um mehr als drei Milliarden Mark, was etwa ein Siebentel der Jahreseinnahme ausmacht. Frankreich bezahlt seinen größeren Reichthum pro Kopf mit der Einschränkung der natürlichen Volksvermehrung, d. h. bei fortdauerndem Stillstande mit dem allmählichen Verzicht auf seine Großmachtstellung im Vergleich zu den fortschreitenden Nachbarn.

Der Procentsatz des Nationaleinkommens, der der Capitalisirung bedarf, um in verbesserten Productionsmitteln angelegt oder zur Verbreitung der Cultur im Auslande verwendet zu werden, war in diesem Jahrhundert ziemlich hoch, ist aber im letzten Menschenalter im Sinken, weil der dringendste Bedarf an maschinellen Productions- und Verkehrsmitteln jetzt gedeckt ist und die Zahl der Völker, die Ersparnisse im Auslande anzulegen bereit sind, immer größer wird. Deßhalb kommt aber auch ein immer größerer Theil der Jahresproduction dem Consum der Arbeiterclasse zu Gute. Nach May*) wird jetzt ⅔ der nationalen Production von ¾ der Bevölkerung und nur ⅓ von dem übrigen Viertel, den Wohlhabenden, verbraucht. Der Zinsfuß der englischen Consols betrug vor 200 Jahren über 8 %, vor 100 Jahren über 5 %, jetzt unter 3 %, woraus zu ersehen, wie sehr der Antheil des Capitals am Arbeitsertrage gesunken ist zu Gunsten des Antheils der Arbeiter. Der Mittelstand hat sich in diesem Jahrhundert nicht vermindert sondern vermehrt, sowohl auf dem Lande wie in den Städten; die Zahl der Bauernhöfe ist ein wenig gewachsen, die der selbständigen Handwerker nur in den größeren Städten zurückgegangen, die der selbständigen Handeltreibenden hat sehr zugenommen und ein ganz neuer Mittelstand von Angestellten, Privatbeamten, Werkmeistern und Vorarbeitern hat sich gebildet. Die mittleren und unteren Volksschichten haben in den meisten Culturstaaten politische und kommunale Rechte erhalten, die ihnen im Anfang des Jahrhunderts fehlten. Die unverhältnißmäßig hohe Belastung der Armen im Vergleich zu den Reichen mit indirecten Steuern und Zöllen (4½ %: 1 % des Einkommens) hat ihren Ausgleich wenigstens in Deutschland durch Staats- und Gemeinde-Einkommen-, Capital-, Grund-, Gewerbe-, Umsatz- und Stempelsteuern gefunden, welche die Armen mit 0 %, die Reichen mit 8—14 % und zum Theil noch höher belasten, so daß bei uns im Ganzen die Reichen zwei bis drei Mal so hoch besteuert sind als die Armen. Die Herabsetzung des Zinsfußes und die Progression der Besteuerung hat sich also im Verlauf der Dinge ganz von selbst vollzogen, ebenso wie die Socialisirung vieler Productionsmittel durch Staats- und Gemeindebetrieb, Actiengesellschaften, Truste, Genossenschaften u. s. w. So hat sich schon ein gut Theil der socialistischen Ideale verwirklicht, soviel daran eben nicht Utopie ist, freilich nicht so radical und oft genug in andern Formen als die Socialisten es meinen. Marx' Lehre von der Verelendung der Massen ist durch das letzte halbe Jahrhundert ebenso ad absurdum geführt wie das eherne Lohngesetz Lassalles, und an eine plötzliche Umwälzung aller Productionsverhältnisse im collectivistischen Sinne glaubt heute kein verständiger Socialdemokrat mehr, wenn er auch fortfährt, sie den Massen als letztes Zukunftsideal zu predigen. Das rothe Gespenst, das vor einem Menschenalter grimmige Mienen zeigte, hat mit des Jahrhunderts Ende ein recht harmloses Aussehen gewonnen, und ist überall bündnißfähig und bündnißbereit, in Frankreich sogar schon ministerfähig, geworden. —

Blicken wir nun in die Zukunft, so ist ja nicht zu leugnen, daß Ereignisse eintreten können, welche die fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes eindämmen können, wie verheerende Kriege, Seuchen und Nahrungsmangel. Aber sehr wahrscheinlich sind Störungen allgemeiner und dauernder Art doch nicht, während örtliche und vorübergehende bald überwunden werden dürften. Die Größe der heutigen Heeresmassen und Kriegskosten wird siebenjährige und dreißigjährige Kriege zwischen Großmächten nicht mehr gestatten; ein- bis dreijährige Kriege aber können den Fortschritt kaum länger als um 10—30 Jahre aufhalten. Große Epidemien können auch heute noch die Völker decimiren, aber in den protestantischen Ländern keinenfalls so schwere Verluste herbeiführen wie im Mittelalter, und mit dem raschen weiteren Fortschritt unserer hygieinischen Einrichtungen muß diese Gefahr immer geringer werden. Die gegenwärtig mit Brodfrucht bebauten Bodenflächen müssen freilich bald für die Ernährung der wachsenden Volksmassen unzulänglich werden, aber noch bietet die Erde ungeheure Strecken dar, die mit Nährpflanzen bestellt werden können, so daß wenigstens für das nächsten Jahrhundert an einen Nahrungsmangel noch nicht zu denken ist. Gleichviel welche Verschiebungen zwischen den Völkern eintreten mögen, so ist doch sicher anzunehmen, daß der Wohlstand der Culturvölker im Großen und Ganzen noch weiter wachsen wird und zwar in um so schnellerer Progression, je größere Capitalien bereits in Productionsmitteln angelegt sind und je fruchtbarer dadurch die Arbeit Aller gemacht wird. Der wachsende Wohlstand in Verbindung mit zunehmender Einsicht in den Werth einer gesundheitsgemäßen Lebensweise wird auch weiterhin die durchschnittliche Lebensdauer verlängern, insbesondere wenn der Kampf gegen die Volkskrankheiten und Volkslaster (Alkoholismus) mit voller Kraft aufgenommen und durchgeführt wird. Die Zunahme der Lebensdauer dürfte für das nächste Jahrhundert auch eine etwaige weitere Abnahme der Geburtenhäufigkeit mindestens ausgleichen, so daß zunächst auf eine Fortdauer der bisherigen Volksvermehrung, wenn nicht gar auf eine Steigerung derselben zu rechnen ist.

Wenn diese Annahmen richtig sind, so würden die Volksziffern von England, Deutschland, Oesterreich, Italien, Rußland

*) In Schmoller's Jahrbuch Bd. 23, S. 290.

land und den Vereinigten Staaten die Tendenz haben, sich im nächsten Jahrhundert abermals auf das Zweiundeinhalbfache zu erhöhen. Durch diese Tendenz muß sich aber in den bereits dicht bevölkerten Ländern England, Deutschland, Oesterreich, Italien und dem russischen Polen eine starke Bevölkerungsspannung ergeben, die sich als der Druck einer relativen Uebervölkerung geltend macht und zur Auswanderung drängt. Der Auswanderungsstrom muß im 20. Jahrhundert um so viel stärker als im 19. werden, wie er im 19. stärker als im 18. war. Wenn beim Beginn des 18. Jahrhunderts kaum eine Million Europäer außerhalb Europas lebte, so werden es am Ende des 20. schon viele hunderte von Millionen thun. Das kommende Jahrhundert wird also den größten Eroberungszug der europäischen Völker zur dauernden Besitzergreifung der vier anderen Erdtheile bringen, den die Geschichte der Menschheit bisher gesehen hat. Den Haupttheil dieser Völkerwanderung dürften wie bisher so auch ferner Völker germanischer Abstammung stellen; von den Romanen scheinen nur die Italiener größere Volksüberschüsse verfügbar zu haben: von den Slaven haben bis jetzt nur die Polen und Czechen begonnen, sich an der Auswanderung freiwillig zu betheiligen, während Rußland fast nur durch Zwangsansiedlungen colonisirt hat.

In einigen Menschenaltern wird Rußland über 200, die Vereinigten Staaten gegen 200 Millionen zählen, da beide unbeschränkten Platz haben, um solche Volksmassen zu ernähren. Durch diese Reiche wird dann der Begriff der Großmacht bestimmt sein; was nicht wenigstens ihrer Hälfte gleichkommt, wird keinen Anspruch mehr auf eine solche Bezeichnung erheben können. Beide stützen sich auf eine compacte Ländermasse, die alle Climata in sich vereinigt und deshalb als geschlossenes Wirthschaftsgebiet sich selbst genügen kann. Amerika grenzt an den großen und an den atlantischen Ocean und beherrscht durch Cuba den künftigen Verbindungscanal beider. Rußland hat am Ende des Jahrhunderts in Port Arthur und Kathariuenhafen eisfreie Häfen am stillen und atlantischen Ocean gewonnen und wird ihnen bald in Bender Abbas einen Stützpunkt für den indischen Ocean hinzufügen.

Frankreich, mag es auch bis zum Jahre 2000 durch Einwanderung auf 50 oder mehr Millionen angewachsen sein, wird dann endgültig aus der Reihe der politischen Großmächte ausgeschieden sein und eine Rolle in Europa spielen etwa wie jetzt Spanien. Schon mehren sich die Stimmen in Frankreich, die dem französischen Volke rathen, den politischen, mercantilen und industriellen Wettbewerb mit den Völkern germanischer Race aufzugeben, sich auf ein idyllisches Stillleben in behaglichem Wohlstand zurückzuziehen und sich mit kulturellen Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu begnügen.

Italien kann bei seiner beschränkten Bodenfläche und seinen unglücklichen Agrarverhältnissen nicht viel mehr Menschen ernähren als jetzt, zumal ihm Kohlen und Erze mangeln, um Ausfuhrindustrie in größerem Maaßstabe zu betreiben; deshalb wird es im nächsten Jahrhundert hauptsächlich auf Menschenausfuhr angewiesen bleiben, ohne in Europa zu einer Großmacht werden zu können. Zu einer solchen hätte es sich nur dann entwickeln können, wenn ihm rechtzeitig die Herrschaft über die Nordküste Afrikas zugefallen wäre und es dort seinen Volksüberschuß auf nationalem Boden hätte ansiedeln können.

Oesterreich ist jetzt nahezu auf demselben Standpunkte angelangt wie Deutschland vor einem Menschenalter, daß es im Durchschnitt seine Getreideernte zur Ernährung der eigenen Bevölkerung braucht und den künftigen Volkszuwachs theils auf den Ertrag intensiverer Bodenbewirthschaftung, theils auf Nahrungsmitteleinfuhr verweisen muß; seine weitere Vergrößerung wird davon abhängen, ob es die Aufgabe intensiverer Bodenkultur lösen und die einzuführenden Nahrungsmittel mit Industrieproducten bezahlen können wird. Jedenfalls ist auch auf eine gesteigerte Auswanderung aus Oesterreich im nächsten Jahrhundert zu rechnen. Wie weit eine friedliche Entwickelung der Dinge in diesem Reiche bei dem zunehmenden Nationalitätenhader möglich sein wird, entzieht sich der Vorhersage. Immerhin ist die Macht Oesterreichs in Folge seiner Zersplitterung in uneinige und aus einanderstrebende Völkerschaften erheblich geringer, als sie seiner Volkszahl nach bei einheitlicher Bevölkerung sein könnte. Sein Kriegsheer ist aus finanziellen Gründen weit schwächer als dasjenige Frankreichs, und seine Kriegs- und Handelsflotte ist verschwindend klein. Selbst wenn die Reichseinheit des Kaiserstaats sich im nächsten Jahrhundert behaupten sollte, wird doch die europäische Großmachtstellung derselben kaum aufrecht zu erhalten sein und es ist gar nicht daran zu denken, daß er jemals einen nennenswerthen außereuropäischen Einfluß ausüben könnte.

England besitzt gegenwärtig das größte Colonialreich der Erde und ist die bei weitem stärkste Großmacht zur See, wenn auch seine militärische Landmacht für europäische Verwickelungen nur der eines Kleinstaates gleichkommt. Schon jetzt lebt das englische Volk nur zu einem Viertel von Nahrungsmitteln, die der heimische Boden erzeugt, und bezahlt die erforderliche Einfuhr für die übrigen drei Viertel theils mit Industrieproducten, theils mit den Ansprüchen auf Zinsen und Dividenden von Capitalien, die es im Auslande angelegt hat. Aus einem Industriestaat ist es mehr und mehr zu einem Capitalistenstaat geworden, und die gewünschte Erweiterung seiner Ausfuhrindustrie scheitert an dem billigeren Wettbewerb seiner Concurrenten. Soll aber der künftige Volkszuwachs nicht ganz in die Colonien getrieben werden, sondern zum Theil in England bleiben, so muß Platz für neue Industriearbeiter durch Erweiterung der Ausfuhrindustrie geschaffen werden. Das ist nur auf zwei Wegen möglich: entweder muß England seine Concurrenten vom Handel mit seinen Colonien ausschließen, d. h. den Freihandel aufgeben und das „größere Britannien“ in ein geschlossenes Wirthschaftsgebiet umgestalten, oder es muß seinen gefährlichsten Concurrenten ausschalten, indem es dessen Kriegs- und Handelsflotte vernichtet. Dieser gefährlichste Concurrent ist aber bekanntlich Deutschland. Die Schließung des englischen Wirthschaftsgebietes allein würde die deutsche Concurrenz für den übrigen Welthandel bestehen lassen; die Vernichtung der deutschen Schifffahrt allein würde einen indirecten Absatz deutscher Industrieproducte durch fremde Schiffe bestehen lassen. Will also England gründlichen Schutz gegen die deutsche Unterbietung, so muß es beide Wege zugleich einschlagen; kann es das nicht, so muß es auf zunehmende Menschenausfuhr rechnen, die seine relative Bedeutung in Europa immer mehr verringert.

Während die Machtstellung Rußlands und der Vereinigten Staaten durch abgerundete Landcomplexe fest gegründet ist, ruht diejenige Englands theils auf der Fortdauer seiner Seeherrschaft, theils auf der friedlichen Gesinnung der Nachbarn seiner Colonialreiche, theils auf dem Mangel an Selbständigkeitsgelüsten in seinen Colonien. Diese drei Grundlagen der englischen Großmachtstellung sind aber gleich prekär. Seine Obermacht zur See kann durch eine Coalition dreier Seemächte gebrochen werden, wenn es durch seine Politik eine solche herausfordert, und je mehr neue Seemächte auf dem Meere erscheinen, desto eher kann eine solche Vereinigung mehrerer zu Stande kommen. Ostindien kann durch Rußland, Kanada durch die Vereinigten Staaten der englischen Herrschaft entrissen werden, sobald diese Großmächte an einem solchen Schritte ein genügendes Interesse haben und den Zeitpunkt für geeignet halten. Australien kann, sobald es mit seiner Einwohnerzahl der des Mutterlandes näher gekommen ist, der englischen Oberherrschaft müde werden. Aufstände in Indien, die durch Rußland geschürt und mit Geld, Waffen und Officieren unterstützt werden, können allein

schon zu einem Zusammenbruch der englischen Herrschaft führen, zumal wenn Rußland mit der Unterstützung des türkischen Sultans und des Panislamismus zu Werke geht. Die holländische Bevölkerung in Südafrika wird, wie auch der Ausgang des gegenwärtigen Krieges sein möge, für Menschenalter hinaus englandfeindlich sein und von dessen Verlegenheiten für sich Nutzen zu ziehen suchen. Wenn Rußland erst in Persien und Afghanistan seinen Einfluß sicher gestellt und hinreichende Eisenbahnen bis zur indischen Grenze geführt haben wird, so dürfte England klug genug sein, es dort nicht erst auf den Entscheidungskampf ankommen zu lassen, sondern Rußland alle die Zugeständnisse machen, die es verlangt. Sobald die Vereinigten Staaten mit der Bildung eines größeren stehenden Heeres und einer ansehnlichen Flotte fertig sind, besitzt England Canada nur noch von Amerikas Gnaden, wie Indien von Rußlands Gnaden. Das Gleichgewicht der Vereinigten Staaten und Rußlands ist in geographischer Hinsicht stabil, das Englands labil; bei den ersteren fällt der Schwerpunkt innerhalb der Unterstützungsfläche, bei dem letzteren außerhalb derselben. Aber so lange freilich, wie es diese Colonialreiche besitzt und ausbeuten kann, bleibt England die dritte Weltgroßmacht neben Rußland und den Vereinigten Staaten. Wir haben nicht mit den Möglichkeiten seines etwaigen Zusammenbruchs, sondern mit der Thatsache seines Bestandes und mit der Aussicht darauf zu rechnen, daß es sein Wirthschaftsgebiet früher oder später mindestens in demselben Maaße wie Rußland und die Vereinigten Staaten mit Zollschranken einhegen wird, und daß es bei jeder günstigen Gelegenheit bereit sein wird, unsere Kriegs- und Handelsflotte zu vernichten.

Als vierte Weltgroßmacht kann für das nächste Jahrhundert nur Deutschland in Betracht kommen, da Oesterreich und Italien keine nennenswerthen Colonien haben und Frankreich an Volkszahl, Handelsbilance, industrieller Production und Finanzkraft je länger desto mehr von den vier anderen Großmächten überholt werden wird. Wenn Deutschland im nächsten Jahrhundert seine Volkszahl abermals auf das zweiundeinhalbfache erhöht, so würde sie im Jahre 2000 etwa 120 Millionen betragen, d. h. Frankreich um mehr als das Doppelte überholt haben.

Es ist wohl zu beachten, daß unter den vier Weltgroßmächten am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts keine einzige römisch katholische mehr sein wird, wenn sie auch sämmtlich katholische Minderheiten in sich schließen. Bei dreien wird die Mehrheit und die Regierung protestantisch, bei einer griechisch-katholisch sein. In ethnologischer Hinsicht werden die drei protestantischen Großmächte germanisch, die griechisch-katholische slavisch sein, in sprachlicher Beziehung werden zwei englisch, eine deutsch und eine russisch sein. Da das englische Nordamerika und Australien für künftigen inneren Bevölkerungszuwachs die besten Aussichten bietet und die starke Auswanderung aus England auch fernerhin ein Zuwachs des englischen Sprachgebietes bleiben wird, so hat die englische Sprache auch im nächsten Jahrhundert die günstigsten Ausbreitungschancen. Ob die russische Sprache im nächsten Jahrhundert die deutsche ebenso überholen wird, wie sie im letzten Jahrhundert die französische überholt hat, wird von Umständen abhängen, die sich noch nicht übersehen lassen. Zunächst haben wir damit zu rechnen, daß das Englische die Vermittelungssprache des Weltverkehrs im 20. Jahrhundert wird, wie das Lateinische es im Mittelalter und das Französische im 18. Jahrhundert war. Das Englische ist die praktischste Geschäftssprache des Bürgerthums, wie das Französische die Sprache des Hofadels und der Diplomatie und das Lateinische die des geistlichen Standes war. Je höhere Leistungen aber die deutsche Dichtung und Wissenschaft hervorzubringen fortfährt, desto sicherer wird die deutsche Sprache sich neben der englischen und über der russischen behaupten, selbst dann, wenn die Zahl der russisch Redenden die der deutsch Redenden überholen sollte. Schließlich müssen wir uns bei dem Gedanken bescheiden, daß doch alle jetzt lebenden Sprachen dem Untergange durch Umbildung und Umschmelzung geweiht sind und neuen Bildungen Platz machen müssen, die einer einheitlichen Weltsprache näher kommen werden als die heutigen.

Der Niedergang des preußischen Officiercorps.

Es ist das keine aus der Luft gegriffene Behauptung, kein häßliches Phantasiegebilde eines Verärgerten oder eines Nörglers, sondern es ist ein Niedergang des preußischen Officiercorps vorhanden, und mit demselben Ausdruck werden die Verhältnisse von denen bezeichnet, welche sie abstellen wollen. Natürlich ist dieser Niedergang nicht so weit gediehen, daß ihm nicht Einhalt zu thun wäre. Die preußische Geschichte ist eine herbe Lehrmeisterin dafür, wohin es führt, in diesem Stande nicht energisch Abhülfe zu schaffen, aber man ist sich darüber doch hohen ꝛc. Ortes völlig klar, daß eine Reform nothwendig scheint. Man ist bereits so weit vorgegangen, den Ursachen des Niederganges in der Weise nachzuforschen, daß man eine verhältnißmäßig große Zahl älterer Officiere aller Chargen zum eingehenden Bericht aufgefordert hat, der sich über die Ursachen dieser Erscheinungen verbreiten soll.

In einem der gelesensten Großstadtblätter hat sich ein bekannter Militärschriftsteller in schärfster Weise dafür ausgesprochen, daß die wissenschaftliche Bildung des Officiercorps im Niedergang begriffen sei, und er geht gegen das Pressewesen vor, das er als den hauptsächlichsten Krebsschaden gänzlich beseitigt sehen will. Obwohl der Verfasser gegenwärtig persona ingratissima ist, wird man gegen ihn nicht vorgehen, wohl wissend, daß er seine Behauptungen in ganzem Umfang beweisen kann. Aber auch er trifft den Nagel nicht ganz auf den Kopf. Er wünscht sich einen Officiersersatz von nur Abiturienten. Das ist eine absolute Unmöglichkeit und ist es immer gewesen, wobei doch nicht zu leugnen ist, daß die Armee bis vor gar nicht langer Zeit einen beneidenswerthen Ersatz von Officieren gehabt hat. Der springende Punkt wird sich später von selbst ergeben.

Zunächst muß betont werden, daß sich gegen den Eintritt in die Armee bei den betheiligten Elternkreisen mit der Zeit eine immer größere Abneigung zeigt, die nicht unbegründet ist. Ehre und Ruhm sind sehr schöne Dinge, aber davon kann beim besten Willen der Mensch nicht leben. Aus dem armen Preußen ist ein mächtiger Industriestaat geworden, dessen Reichthum von Tag zu Tage wächst, wie es jetzt namentlich die Flottenenthusiasten genau vorrechnen. Der Officier hat in den besten Jahren seines Lebens dieser Entwickelung von Weitem zugesehen, für ihn ist nichts abgefallen, und so ist es denn dahin gekommen, daß ein Setzer, Stecher, Kunstschlosser ꝛc. mit einundzwanzig Jahren doppelt und dreifach so viel monatlich verdient, als der Oberleutnant mit einunddreißig. Dazu kommt, daß jener sich ein Heim gründen kann, wenn und wo er will, dieser nicht. Einem Industrievolk imponirt nur Geld. Wie da der Officierstand fortkommt, kann sich Jeder sagen. Gewiß bestrahlt ihn der Glanz der Krone, aber diese Strahlen werden sehr dünn, ehe sie an die Grenzen nach Inowrazlaw, Ortelsburg und Ostrowo im Osten, nach Dieuze oder St. Avold im Westen gelangen, und gerade in Berlin kann man an vielen Officieren a. D. sehen, zu wie elenden Existenzen sie kommen, wenn sie ohne Vermögen sind und erwerben müssen. Der General vertritt eine Cigarrenfirma, der Oberst ist Annoncensammler, und erst die Oberleutnants und Leutnants! Dabei

sollen diejenigen, die mit schlichtem Abschied entlassen wurden, noch gar nicht erwähnt werden.

Wer läßt seinen Sohn Officier werden? Mit den Herren, welche, um einige Zeit zu dienen, eintreten und als Rittmeister sich auf ihre Güter zurückziehen, ist der Armee wenig gedient, aber welcher Vater trägt gegenüber der geringen Aussicht, daß sein Sohn es weiter als bis zum Major bringt, die Verantwortung für die Zukunft? Gewiß, der Jurist kostet mehr bis er etwas erwirbt, aber er erwirbt dann immer mehr bis nahe an sein seliges Ende, und man kann ihn nicht so ohne Weiteres vor die Thür setzen. Im Cadettencorps sind so viele Freistellen (à 90 Mk. jährlich) zu besetzen, daß sich die Behörden schon an pensionirte Leutnants mit der Einladung zum Eintritt gewandt haben, wobei es passirte, daß man auch unverheiratheten solche Zettel sandte. Das beweist! Die Aussicht, niemals so viel erwerben zu können, um den Seinigen ein kleines Vermögen zu hinterlassen, die Angst, in den besten Jahren pensionirt zu werden, die Gewißheit, als Bürgerlicher in Garnisonen zu kommen, wo der Geist stumpf werden muß, hält viele Eltern davon ab, ihre Söhne in die Carrière zu drängen, viele Söhne, sie zu wählen. Daneben sieht man die Unterofficiere nach ihren zwölf Jahren, ihre 1000 Mark Prämie in der Tasche, in den besten Stellungen und häufig als Vorgesetzte von Stabsofficieren.

Man kann fragen: Was haben diese Ausführungen mit dem „Niedergang" des Officiercorps zu thun, während sie doch nur geeignet scheinen, den „Mangel" an Officiersatz klar zu stellen? Sehr viel! Ersatz ist schon da, aber — weil das Gute nicht reichlich genug erscheint, hat man zum Minderwerthigen gegriffen. Es muß dabei ganz besonders betont werden, daß von dieser Calamität die Artillerie und das Ingenieurcorps fast gar nicht berührt werden, sie haben keine — Tertianer und durchgefallenen Cadetten. Die Annahme als Fahnenjunker soll erfolgen nach bestandener Fähnrichprüfung. Zur Fähnrichprüfung sollen nur solche jungen Leute zugelassen werden, welche das Zeugniß der Reife für Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums aufweisen können. Wenn dem so wäre, stünde Alles vortrefflich, aber leider ist es ganz anders. Bis vor etwas mehr als einem Jahrzehnt konnte nur Derjenige von der Beibringung eines solchen Schulzeugnisses oder — nach dreimaligem Durchfallen — von dem Bestehen der Fähnrichprüfung befreit werden, der die Gnade des Kaisers anrief. Das geschah zwar nicht so selten, wie man vermuthen könnte, aber es war solch' ein Vorkommniß immerhin eine Ausnahme, da einerseits die Regimentscommandeure keine jungen Leute ohne das Primanerzeugniß überhaupt annahmen oder die Annahme zurückzogen, wenn der Aspirant bei der Fähnrichprüfung nicht bestand. Das war früher! Da kamen drei tief einschneidende Verfügungen, welche dem voraussichtlich eintretenden Mangel an Leutnants in Folge der starken Vermehrung der Infanterie abhelfen sollten. Erstens der Kaiserliche Erlaß, wonach auch Söhne aus guten bürgerlichen Familien die Carrière nicht verschlossen werden sollte. Das war niemals seit 1807 geschehen, erweiterte aber den Begriff „gut bürgerlich" in's Unendliche, was sich namentlich in Berlin bald zeigte. Zweitens wurde der schon sehr beschränkte Besuch der Kriegsschulen noch bedeutend herabgesetzt, und Durchfallen beim Officiersexamen gehörte zu den größten Seltenheiten. Der Hauptpunkt aber ist eine Verordnung, die es den Regimentscommandeuren erlaubte, auch junge Leute „ohne das Zeugniß der Reife für Prima" anzunehmen.

Und nun wurden alle die Jungen anständiger Eltern, welche sich absolut nicht bis Prima durchsitzen konnten und also anscheinend zu nichts zu brauchen waren, zu solchen Commandeuren gesandt, welche Fahnenjunker ohne Primanerzeugniß einstellten. Nicht alle Commandeure nämlich thaten das, aber viele, namentlich solche in Garnisonen, wo es keinem mit Primanerzeugniß eingefallen wäre, sich zu melden. Ein Commandeur hatte beispielsweise zu gleicher Zeit drei solcher Leute, die alle zugleich in Berlin eine Presse besuchten. Und da sind wir bei den Pressen!

Wenn ein Fahnenjunker mit Zeugniß das Fähnrichexamen machen wollte, so ging er etwa zwei bis drei Monate auf eine Presse, betrachtete den Besuch als eine Art Repetitionscursus, lernte etwas Planzeichnen dazu, gewisse der Prüfung eigenartige Landkarten und bestand glatt sein Examen. Nun aber kommt der jetzige Fahnenjunker ohne Primanerzeugniß, der mit sechzehn, siebzehn Jahren und mehr es bis zur Unter- oder Obertertia gebracht hat, auf die Presse. Dem wird nun mit aller Gewalt im Laufe von ein, zwei und noch mehr Jahren das Allernothwendigste eingepaukt, und da nach den Erlassen auch noch die Oberexaminations-Commission veranlaßt wurde, Milde walten zu lassen, so bestanden alle diese Elemente das Fähnrichsexamen und traten in die Armee, um nach rund einem Jahre Officier zu werden. Das ist mit vielen Hunderten geschehen, und da die Berliner Pressen über ihre Zöglinge genau Buch führen, würde es ein Leichtes sein, die Zahl festzustellen, soweit es Berlin angeht. Wo sollen nun diese Leute die Fähigkeit hernehmen, sich wissenschaftlich weiter zu bilden? Der Dienst stellt größere Anforderungen als früher an sie in körperlicher Weise. Er sollte das auch in geistiger thun, aber wie kann der junge Mensch, der mit Entsetzen an die Zeit der Bücher zurückdenkt, in kleinen Nestern einen Geist, den er nicht hat, stärken? Früher hat es auch einzelne solcher Herren gegeben, von Königs Gnaden, aber das waren dann sehr wohlerzogene junge Leute, gesellschaftlich gewandt mit vorzüglicher Kinderstube, und sie besaßen daher Eigenschaften, welche den Mangel an wissenschaftlicher Bildung verdeckten. Heute lassen die Fahnenjunker es häufig genug, auch nach Beförderung in höhere Chargen, stark merken, daß ihnen eine gute Kinderstube und ein gut fundirtes Elternhaus gefehlt hat.

Hier haben die Reformen einzusetzen! Ohne Primanerzeugniß keine Annahme! Das Fähnrichsexamen kann, nach einiger Vorbereitung, jeder richtige Primaner machen, ohne daß man ihm von den Anforderungen etwas nachläßt. Auch Cadetten, die wegen zweimaligen Sitzenbleibens das Corps verlassen mußten, haben das Primanerzeugniß beizubringen. Können sie das nicht, mögen sie sehen, wo sie bleiben; die Armee ist hoffentlich keine Versorgungsanstalt für die Dümmsten. Sechsmonatliche Dienstzeit in der Front. Zehnmonatlicher Kriegsschuleursus mindestens mit strengem Schlußexamen. Das sind die Bedingungen, unter denen der Ersatz des Officiercorps allein stattfinden darf. Schlechte Officiere nützen nicht nur nichts, sondern sind von großem Schaden für das Ansehen der Armee im Staate und für die Armee und den Staat selbst. Laut Militär. Wochenblatt sind vom 19. October bis zum 2. December 1899 aus der preußischen Armee 41 Oberleutnants, Leutnants und Fähnriche ausgeschieden, davon mit Pension: fünf Oberleutnants, ein Leutnant; ohne Pension der Abschied bewilligt: drei Oberleutnants, fünf Leutnants. Sechzehn Oberleutnants und Leutnants schieden aus und traten zur Reserve und Landwehr über, desgleichen dreizehn Fähnriche zur Reserve. Von diesen 41 Officieren und Fähnrichen erhalten also nur sechs eine Pension, die sich von 487 bis höchstens 807 Mark jährlich beläuft. Das sind Zahlen, die eine herbe Sprache führen!

Der Niedergang zeigt sich. Man hat ihn gesehen und erkannt, daß man ihm steuern muß. Nach altpreußischem Grundsatz geht Alles, wenn es befohlen wird. Möge in dieser großen, folgeschweren Angelegenheit ein richtiger Befehl zur richtigen Zeit nicht fehlen; mit der Ausführung wird es dann schon gehen.

Hoplites.

Die Kunst in der heutigen Medicin.

Der therapeutische Nihilismus, der mit dem Ende der dreißiger Jahre im Gefolge der großartigen Errungenschaften der sog. jungen Wiener Schule, dem Aufbau der Pathologie auf empirischer, anatomischer Grundlage durch Rockitansky und der wissenschaftlichen Vertiefung und Vervollkommnung der physikalischen Untersuchungsmethoden durch Skoda, seinen Einzug in die Heilkunst hielt, konnte naturgemäß nicht von langem Bestand sein. Mochten auch einzelne Doctrinäre, die in der Medicin nichts Anderes sahen, als ein Theilgebiet der exacten Naturwissenschaften, auf dem skeptischen Standpunkt beharren, der es ihnen unmöglich erscheinen ließ, die gewaltigen krankhaften Zerstörungen der Organe, welche die systematische Untersuchung am Leichentisch geoffenbart hatte, mit ärztlichen Mitteln zu bekämpfen, mochte auch auf den inneren Stationen vieler Krankenhäuser und Kliniken das unfruchtbare Princip des laisser aller, der expectativen Behandlung, wie man es euphemistisch nannte, die Oberhand behalten, die Masse der Aerzte, die draußen in der Praxis den Leidenden ihre Kräfte widmen mußten, waren durch die Noth der Hilfesuchenden und durch das eigene Verlangen, Hilfe zu bringen, doch bald zur Umkehr gezwungen; man mußte in geläuterter Erkenntniß und vertieftem Wissen doch wieder auf jene Mittel und Methoden zurückgreifen, denen die alten Aerzte trotz der phantastischen Systeme und falschen Vorstellungen, von denen sie ausgegangen waren, ihre unbestrittenen Erfolge zu verdanken hatten. Und selbst an den Stätten gelehrter Forschung konnte die Heilkunst, das letzte und höchste Ziel medicinischer Arbeit, nicht lange auf jener tiefen Stufe verharren. Noch in der Blüthezeit der jungen Wiener Schule verstand es Oppolzer in Prag die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit den praktischen Aufgaben der ärztlichen Kunst in Einklang zu bringen und es hat auch in der Folge nicht an einzelnen Klinikern gefehlt, die, Aerzte in des Wortes wahrem Sinne, das Bestreben hatten, die Ergebnisse ihrer Erfahrungen den Schülern mitzutheilen, denen das Ziel Aerzte in das Leben hinauszuschicken höher stand, als der Wunsch einen Stamm von auf allen möglichen Einzelgebieten exakter Forschung gelehrten Jüngern heranzubilden. Aber im Ganzen genommen hat die Therapie bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit doch nur ein kümmerliches Dasein in der Forschung wie im klinischen Unterricht gefristet; anatomische Beobachtungen, pathologische Fragen und Theorien wurden mit breitester Ausführlichkeit erörtert und von praktischen Aufgaben nahm die Diagnostik das Interesse fast vollkommen in Beschlag; der Prakticant der am Krankenbette eine „feine" Diagnose zu stellen wußte, konnte mit Sicherheit auf die besondere Hochachtung des Lehrers rechnen, selbst wenn sein Wissen und Können in therapeutischen Dingen vom Nullpunkt nicht sehr weit entfernt lag. Wenn der Lehrer im klinischen Unterricht an dem vorgestellten „Fall" alle Fragen der Pathologie und Aetiologie ausführlich erörtert hatte, dann war die Zeit gewöhnlich so weit vorgerückt, daß die therapeutischen Gesichtspunkte nur noch mit kurzen Worten gestreift werden konnten, und das skeptische Lächeln, mit welchem der Vortragende seine Ausführungen öfter zu begleiten pflegte, war kaum dazu angethan bei dem Schüler großes Vertrauen in die ärztliche Kunst zu erwecken. Ausnahmen gab es gewiß, namentlich unter denjenigen klinischen Lehrern, deren eigenes Studium noch in jene Uebergangszeit gefallen war, als die Ergebnisse der exakten Forschung die praktische Ausübung der Heilkunst noch nicht vollkommen beherrschten; in der Regel war aber der klinische Unterricht derart, wie wir ihn eben zu schildern versucht haben. An Fleiß ließen es die wenigsten Jünger der Medicin fehlen und beim Abschluß ihres Studiums verfügten sie über eine nicht geringe Menge von theoretischem Wissen auf den verschiedensten Gebieten der Medicin und der Natnrwissenschaften, aber im praktischen Können wurden sie von einem erfahrenen Krankenpfleger oder einem intelligenten Routinier leicht erreicht oder übertroffen. Das wiedererwachende Interesse an den eigentlichen Aufgaben des Berufes, das sich hie und da wieder zu regen begann, erlitt bald einen empfindlichen Schlag durch die Fülle neuer Thatsachen, welche die junge Bacteriologie an das Licht brachte. Wenn man auch zunächst hoffen konnte, die Krankheitserreger im Innern der Organe, ähnlich wie es dem Chirurgen an offen liegenden oder künstlich eröffneten Theilen gelingt, durch chemische Mittel zu vernichten, so mußte man doch bald einsehen, daß alle Mittel, die im Stande waren die Bacterien abzutödten, auch auf die Zellen des lebenden Körpers giftig einwirken; man mußte darum die Hoffnung aufgeben, die Krankheitserreger im lebenden Organismus durch chemische Mittel vernichten zu können, und der Fehlschluß, daß es unter solchen Umständen auch unmöglich sei, gegen die Krankheitserscheinungen etwas auszurichten, wurde nur zu häufig gezogen.

Jene Zeit des therapeutischen Nihilismus oder der therapeutischen Indifferenz bedeutet einen ungeheuren Aufschwung in der wissenschaftlichen Erkenntniß, alle verfügbaren Kräfte erschöpften sich in der Aufklärung pathologischer Fragen, in der Erforschung des Wesens pathologischer Veränderungen und ihrer Aeußerungen, aber für die ärztliche Kunst war diese großartige wissenschaftliche Aera eine Zeit entschiedenen Niederganges; Mangel an Vertrauen in das eigene Können gerade bei den gewissenhaften und wissenschaftlich tüchtigen Aerzten, dünkelhafte Ueberhebung und absolute Kritiklosigkeit bei den oberflächlichen Praktikern, eine Geringschätzung des ärztlichen Standes in weiten Schichten der Bevölkerung und mit dem Ueberwuchern mystischer Systeme und geheimnißvoller Methoden eine Zeit der Ernte für Charlatanismus und Kurpfuscherthum. — In unseren Tagen haben sich die Verhältnisse endlich zum Besseren gewendet; die Bacteriologie, die gerade den Besten den Muth zu energischem therapeutischen Vorgehen genommen hatte, hat auch wieder durch die Arbeiten Koch's und Behring's neue verheißungsvolle Wege erschlossen und eine Fülle von leistungsfähigen Kräften zur Mitarbeit auf diesem jungfräulichen, Früchte versprechenden Felde angeregt. Und jenes wilde, ausbeuterische Kurpfuscherthum hat sich als Theil der Kraft bewährt, die stets das Böse will und stets das Gute schafft; die zunehmende Concurrenz von jener Seite, die Erfolge, welche die von ihr wiederaufgegrabenen, in früherer Zeit vielfach von Aerzten angewendeten Heilmethoden, die Hydrotherapie, die Diätetik, die Massage, die Gymnastik unstreitig in vielen Fällen erkennen ließen, hat allmählich eine Anzahl von Praktikern und schließlich auch die Kliniker dazu veranlaßt, die physikalisch-diätetischen Heilfactoren in ihren Heilmittelschatz aufzunehmen und durch die Erforschung ihrer physiologischen Wirkungen Erfolge zu ermöglichen, die dem bloßen Routinier versagt sind. So ist denn gegenwärtig in dem ewigen und doch zu immer höheren Zielen führenden Kreislauf menschlicher Strebungen und Anschauungen die Therapie wieder der bevorzugte Theil der ärztlichen Wissenschaft geworden, und die rege Arbeit von vielen Seiten, das erstarkte Vertrauen in ihre Leistungen lassen hoffen, daß sie auch das erste Decennium des neuen Jahrhunderts noch beherrschen werde.

Der alte Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Kunst, d. h. zwischen den wissenschaftlichen Grundlagen einer Kunst und ihrer praktischen Bethätigung wirft auch heute noch seine Schatten in die Heilkunde; die frühere einseitige Betonung der wissenschaftlichen Seite der Medicin äußert immer noch ihre unverkennbaren Wirkungen auf die therapeutischen Bestrebungen. Die wissenschaftliche Forschung hat eine Fülle exacter Methoden geschaffen, die für die feinere Diagnostik und zur genaueren Abgrenzung der therapeutischen Maßnahmen in Anwendung kommen müssen. Die Technik der gewöhnlichen Untersuchungsmethoden, der Percussion und Auskultation und selbst die der Untersuchung mit dem Augen-,

Kehlkopf- und Ohrenspiegel ist heute beinahe Gemeingut der Aerzte; aber neben diesen unter den einfachsten Verhältnissen durchführbaren Methoden sind im Laufe der Zeit noch zahlreiche andere, complicirtere in Gebrauch gekommen, mikroskopische, bacteriologische, physiologische, chemische und optische. Einzelne dieser Errungenschaften kann der Arzt recht gut in die gewöhnliche Praxis hinübernehmen, aber exacte Stoffwechseluntersuchungen, complicirte chemische Analysen, die Aufsuchung und Cultivirung von Bacterien, die physikalische, chemische und mikroskopische Untersuchung des Blutes, das Alles sind Aufgaben, die der praktische Arzt, selbst wenn er sie nach der technischen Seite hin beherrscht, aus Mangel an Zeit und an Mitteln gar nicht ausführen kann. Man denke nur an die Bezahlung des Arztes in kleineren Städten, an die Pauschalsummen der Krankenvereine, von den Krankenkassen ganz zu schweigen, und vergleiche damit die Summen, die er für die nothwendigen Einrichtungen, Apparate und Chemikalien opfern müßte. Und die Entwickelung der Medicin hat sich heute so gestaltet, daß diese Untersuchungen oft die Grundlage für das ärztliche Handeln bilden müßten, während sie beim besten Willen in der Praxis nicht durchzuführen sind. Unter solchen Mißständen leidet allerdings nicht der Handwerker, der niemals bis zur wissenschaftlichen Vertiefung in seine Berufsaufgaben vorgedrungen ist, aber wer sich mit bloßer Routine nicht begnügt, der fühlt sich in seinem Gewissen bedrückt und in seiner Thätigkeit unbefriedigt. Auch die Therapie nimmt in unseren Tagen eine Entwickelung zu immer größerer Complication und Kostspieligkeit; die Erfindung neuer Apparate zur Krankenpflege oder zur Anwendung bestimmte Heilmethoden wächst ins Ungeheure, die Anwendung des Wassers, das gerade wegen seiner Einfachheit und Wohlfeilheit für die weniger bemittelten Classen so recht geeignet wäre, wird mehr und mehr zum Privilegium besonderer Anstalten, die mit kostspieligen Einrichtungen ausgestattet sind, die Thätigkeit des Masseurs und des Gymnasten muß von complicirten Maschinen übernommen werden, weil deren Arbeit viel exacter und genauer dosirbar sein soll und so weiter in infinitum. Wer in einem Privathause einen an schwerer Krankheit Leidenden nach allen Regeln der modernen Klinik behandeln wollte, dem müßte nicht nur ein wohleingerichtetes chemisches und bacteriologisches Laboratorium zur Verfügung stehen, er bedürfte auch oft eines Arsenals von Apparaten und Utensilien, die sich auch der Gutsituirte eines einzelnen Krankheitsfalles wegen nicht anschaffen kann, und er müßte endlich dem einzelnen Kranken soviel Zeit widmen können, wie sie nur die mit einem Stab von Assistenten und Volontären ausgestattete Klinik erübrigen kann. Unsere modernen diagnostischen und therapeutischen Methoden kranken in Folge des einseitigen Strebens nach Exactheit, die in einer biologischen Wissenschaft doch überhaupt nur in recht begrenztem Sinne zu erreichen ist, an einer Complicirtheit, die die Anwendung unter gewöhnlichen Verhältnissen beinahe ausschließt. Fast alle Arbeiten rechnen mit den Mitteln der Klinik und vergessen darüber das Wichtigste, daß es Aufgabe des Arztes ist, den Kranken in seiner Häuslichkeit, unter oft recht primitiven Verhältnissen zu behandeln und der Genesung entgegenzuführen. Die Folgen müßten verhängnißvoll sein, wenn die officielle Therapie mehr und mehr eine specielle Therapie der Krankenhäuser und Kliniken werden sollte; die Mehrzahl aller Leidenden verlangt mit vollem Recht, wo es nur irgend angeht, in der eigenen Häuslichkeit behandelt zu werden. Gerade heute, wo man nicht nur denjenigen Faktoren, die wäg- und meßbar sind, sondern auch dem seelischen Empfinden des Kranken seine hohe Bedeutung zuerkennt, sollte man nicht so leichtherzig, wie es oft geschieht, mit dem Herausreißen aus der Familie und der Ueberführung in ein Krankenhaus bei der Hand sein.

Wissenschaftliches Arbeiten und Forschen in allen Ehren; wir Praktiker verlangen aber von den Klinikern, die nicht nur für theoretische Untersuchungen oder zur Ausbildung der angehenden Aerzte, sondern auch zur Förderung unserer Kunst an ihre Stellen berufen sind, Größeres und Schwereres; wir verlangen von ihnen, daß sie die Fühlung mit den Aufgaben des praktischen Arztes nicht verlieren, daß sie unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Forschungen, an die sie in Bezug auf Exactheit die höchsten Anforderungen stellen mögen, uns die Ergebnisse ihrer Arbeiten so übermitteln, daß wir sie auch unter einfachen Verhältnissen verwerthen können. Die künstlerische Seite der ärztlichen Thätigkeit darf nicht weiter so, wie es heute der Fall ist, in den Hintergrund gedrängt bleiben. Mit einfachen Mitteln auszukommen ist nicht nur der sicherste Weg um sich selber vor Illusionen und Irrthümern zu bewahren, es ist auch die einzige des Künstlers — und das sollte doch der Arzt zunächst sein — würdige Art, in der er seine Aufgaben lösen kann. Die Wissenschaft muß freilich immer die Grundlage aller Heilkunst bleiben, aber wenn es nicht im Laufe der Zeiten zu einer für das Ganze verhängnißvollen Spaltung kommen soll, zu einer wissenschaftlich-doctrinären Medicin, die an den Kliniken und einer künstlerisch-empirischen, die draußen in der Praxis geübt wird, dann müssen die Nurexacten unter unseren Klinikern mehr als bisher dessen eingedenk sein, daß die meisten Ergebnisse ihrer Forschungen für die Allgemeinheit nur einen recht bedingten Werth behalten, wenn ihr Machtgebiet schon jenseits der Laboratorien und klinischen Krankenzimmer zu Ende ist.

Medicus.

Eine Ausstellung im polnischen Litauen.

Ein östliches Culturbild.

Von Josef Stutzin.

Vor einigen Tagen besuchte ich eine „Ausstellung“ in einem polnisch-litauischen Städtchen. Was ein polnisch-litauisches Städtchen im Allgemeinen ist? Ein paar hundert traurig dreinblickende Holzhäuschen, fast in jedem Häuschen ein „Geschäft“ (ein enger viereckiger Raum, wo auf Brettern, die um die ungehobelten Holzwände herumlaufen, einige Päckchen Tabak, Cigaretten und Bleidosen herumliegen). Die paar Gäßchen sind eng und schmutzig und münden alle in den Markt: ein viereckiges Plätzchen mit zwei „Laden“reihen. Das Pflaster — eine Gruppe von Steinen in ihrer natürlichen Gestalt, jeder Stein durch eine Pfütze von Koth und Mist vom anderen getrennt. Auf einer hölzernen Erhöhung, vor ihren Läden, stehen manchmal recht hübsche Jüdinnen in formloser, unordentlicher, halbmoderner Kleidung und Juden mit langen Röcken, wilden Bärten, eingefallenen, vergilbten Wangen, unstät und ängstlich herumblickenden Augen und einem griesgrämig-sorgenvollen Zug im Gesichte — untrügliche Merkmale einer Lebens voll Angst und Sorge und eines qualvoll aufreibenden Kampfes um's Stückchen Brod. Ein athembenehmender, schwerlastender Dunst scheint über dem ganzen Städtchen zu lagern, jede Gestalt in eine entstellende Dunstwolke einzuhüllen. Das ganze Leben scheint verschwommen, todt — ertödtet. Verschiedene Gefühle überkommen einen Reisenden beim Besuch eines solchen polnisch-litauischen Städtchens. Die Fülle, Ueberfülle von Schmutz und Unordnung ekelt, widert ihn an, erfüllt ihn mit Abscheu gegen die Leute. Warum *sind* sie so schmutzig? .... Wenn er aber an die Fülle, Ueberfülle des grausamen Elends denkt, das hier wüthet, wenn er z. B. so einen Rummel lumpenbekleideter Kinder mit ihren dürr-vertrockneten Gesichtern und den glühend schwarzen Augen, abgemagert, hungernd und frierend, barfuß im kalten Herbstkoth herumtaumeln sieht — da „faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an“, und wehmüthig, ätzend wehmüthig wird es ihm zu Muthe.

Ich kam am letzten Tage der dreitägigen Ausstellung. Das war ein Gehen und Kommen von allen Seiten. Litauische Bauern mit ihren weißgrauen selbstgewebten Tuchröcken und rothen carrirten Hosen, Bäuerinnen in weiten, farbigen Gewändern — barfuß, die Schuhe in den Händen — wälzten sich und stießen sich, Leiter- und Bretterwagen holperten, das Pflaster quietschte und ächzte, Alles schrie, johlte. Dazwischen erklang das selbstbewußte „Platz, gebt Platz“ eines Livreekutschers. Ein polnischer Landedelmann fuhr aufgeputzt und dröhnend — aber meist mit leeren Taschen und verschuldet bis über den Kopf — in einer saubern, mit vier Pferden bespannten Calesche in das Getümmel hinein. Alles wich zurück, das Pflaster erbebte — aber die Taschen blieben leer wie früher. Hinter dem Städtchen, nicht weit vom Palaste des polnischen Fürsten O..., dessen Bemühungen übrigens die Ausstellung ihre Eröffnung verdankt, stand der Ausstellungspark — ein Bretterzaun. Neugierige, welche wohl den Eintrittspreis von 20 Kopeken nicht erschwingen konnten, guckten durch die Spalten, ließen sich fortjagen und kamen wieder ... Auf einem Klotz, in nächster Nähe des Zaunes, saß eine Menge Bauernvolkes, schabte mit dem nächstbesten Holzspan den Koth von den vor Kälte und Nässe roth aufgelaufenen Füßen ab, umwickelte sie mit Lappen, zog die Stiefel an und ging zur Ausstellung. Ein viereckiger, etwa 15—20 Meter langer und 10—15 Meter breiter Platz war der Ausstellungsraum. Inmitten des Ganzen stand eine ganz nette ausgeschnitzte Laube — nur für den Adel. Als ich zuerst in meiner Unwissenheit auf sie zuging, faßte mich der Diener sofort am Arme und schrie laut, ungefähr wie ein geschlachteter Ochse: „Zurück! Das ist nur für Herren!“

Ein Herr also bin ich nicht, combinirte ich, eine Dame auch nicht ... Was bin ich also dann?

Der Livreediener murmelte noch ärgerlich auf Litauisch (dessen Verständniß er mir wohl nicht zutraute): „So'n deutscher Schuft kriecht überall hin ... Hier ist nicht Preußenland, Freund ...“

Der Kastengeist ist hier noch Instinct, kein aufgezwungenes System, sondern ein durch die unerschütterte Macht einer jahrtausend alten Gewohnheit tief in's Fleisch eingedrungenes Gefühl. Die Bauern und Juden alten Schlages fühlen hier noch neidlos, daß sie etwas Anderes sind als der polnische Adel, daß sie ihm natürlicher Weise äußere Achtung schulden. Im Kreise, weit entfernt vor der „Adelslaube“, stand das „Volk“ wie eine Mauer, Niemand wollte auch nur einen Schritt nach vorwärts thun. Man blickte respectvoll auf die Gruppe von nicht immer tadellosen Cylinderhüten und weißen Damenhüten und discutirte eifrig, worüber die „Herren“ sich wohl unterhalten könnten. Ab und zu rollte ein schallendes Lachen herüber — die ganze Laube hielt es für ihre Pflicht, sich über einen „Witz“ des Fürsten vor Lachen auszuschütten — und eine freudige Heiterkeit malte sich auf den Gesichtern der Herumstehenden, die meistens die Ursache des Lachens gar nicht ahnten. „Aller Segen kommt von oben!“

Man verzeihe mir, daß ich um die Ausstellung herumgehe wie eine Katze um den Brei. Der Brei ist nämlich dies Mal gar zu mager! Auf der Ausstellung — übrigens einer sogenannten landwirthschaftlichen — waren wohl an die fünfzig ganz nette Pferde. Man kann aber in Berlin täglich viel nettere sehen. Dazu kamen noch einige größere Exemplare von Obst und Gemüse — Aepfel, Birnen, Rüben, Kartoffeln —: man kriegt sie gut und besser jeden Tag z. B. in der Berliner Markthalle, ohne jegliches Erstaunen ... Von landwirthschaftlichen Geräthen sah ich sehr wenige und darunter recht alte, veraltete Dinger. Von Maschinen — keine Spur ... auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung! Und in der That — woher? Der Bauer hantirt hier noch mit Geräthen, die an die Steinzeit erinnern. Der polnische Landedelmann wirthschaftet noch viel schlechter als der Bauer. In der ganzen an Großgrundbesitz überreichen Gegend findet man keine einzige Locomobile — woher Maschinen? Auch Handarbeiten waren ausgestellt — wiederum recht gewöhnliche, unbedeutende Kleinigkeiten. Zu den besten zählte ein recht hübsch ausgesticktes Bild eines polnischen Geistlichen und sehr exact und sauber von den Schülern einer jüdischen Handwerkerschule ausgeführte Schlosserarbeiten. Sehr belehrend und interessant war die Naivität, mit der man ein paar von den allergewöhnlichsten Automaten zur Ausstellung brachte, und das kindlich-strahlende Entzücken, mit dem sie sie alle betrachteten ... Sonst, nämlich die Ceremonien der Ausstellung und alles Andere außer der Ausstellung selbst, hatte man großen Stiles gearbeitet. Der Gouverneur eröffnete sie inmitten einer glänzenden Umgebung. Eine sehr gut stilisirte Rede leitete sie ein. Das Buffet war ausgezeichnet. Geld, Anerkennungsschreiben, bronzene, silberne und goldene Medaillen wurden von der hübschen Gattin des Fürsten vertheilt. Eine Rede schloß die Ausstellung. Man dankte dem ehrenwerthen Publicum für sein reges Interesse und bescheidenes Verhalten — ich erröthete —, brachte ein Hoch auf das Gedeihen der Landwirthschaft und des Gewerbes aus, des bürgerlichen Fleißes u. s. w.

Wozu veranstaltet man hier, im Mittelpunkte des Elends und des Niederganges, eine Ausstellung? fragte ich mich immer wieder auf dem Rückwege. Ich gab mir auf Grund der Kenntniß der hiesigen Verhältnisse folgende, vielleicht nicht ganz unzutreffende Antwort.

In erster Linie will man zeigen, daß man kein Barbar ist. „Ihr sagt: Bei uns sehe man nichts als Uncultur und Elend. Seht: bei uns ist Alles genau wie bei euch im Westen. Wir haben Ausstellungen — wie die Pariser sind sie freilich nicht, aber für die hiesigen kleinen Verhältnisse genügen sie. Auch wir bestreben uns, genau so wie Ihr, unser Volk aufzuklären, zu bilden, seinen Wohlstand zu fördern u. s. w. In zweiter Linie will man thatsächlich dem Volke einigermaßen nützen. In dritter Linie — aber last not least — bietet die Ausstellung dem polnischen Adel die beste Gelegenheit, seinem von Eitelkeit und Glanzsucht überströmenden Herzen Befriedigung zu schaffen.“ Die letzte Absicht wird mehr, die erste weniger erreicht. Auf den in die hiesigen Verhältnisse Uneingeweihten — aber nur auf einen solchen — macht so eine Ausstellung immerhin einen Eindruck. Eine Ausstellung, sagt sich meistens so ein Fremder, ist immerhin ein Zeichen von einem gewissen Gewerbefleiß, eines gewissen Aufstrebens, und das beweist, daß all' das Geschrei über die hiesige Uncultur nicht wahr ist, zum Mindesten übertrieben. Der Wunsch aber, auch dem Volke einen Dienst zu erweisen, dürfte kaum in Erfüllung gehen. Denn dem Bauer nützt eine solche Ausstellung so gut wie nichts. Von der Ausstellung lernen kann er nichts. Denn sie bot weder gute Geräthe noch Maschinen, und selbst wenn sie solche böte, ist der litauische Bauer materiell zu schwach, um sich so etwas anzuschaffen. Ferner: Ausstellungsproducte züchten kann er auch nicht. Fällt ihm ein schönes Füllen oder eine 5 Pfundkartoffel zufällig in die Hand, dann hat er was für die Ausstellung; zu arbeiten für sie ist er nicht im Stande. Und der polnische Großgrundbesitzer — der Adel? Seinen Niedergang wird keine Ausstellung aufhalten. Er geht zu Grunde an seiner Verschwendungs- und Prahlsucht. Ein polnischer Edelmann kann nicht wirthschaften, das ist die Regel. Der Sinn für Arbeit und Ordnung, der ernste Fleiß fehlt ihm, er muß prahlen, verschwenden, glänzen, ohne das kann er nicht leben, wie ein Fisch ohne Wasser. Er geht lieber mit zerrissenem Hemde als ohne Lackstiefel — ich will hier gar nicht bilderreich sein —, er verkauft das Getreide auf dem Felde, das Kalb in der Kuh, nur um einen standesgemäßen Ball machen zu können. Jedes Jahr bringt hier neue Güter-Auctionen, und die Käufer können, nach dem Gesetze, nur Nichtpolen sein ... Der verhängnißvolle Tag, der

die Leibeigenen erlöste, bezeichnet den Beginn des materiellen Ruins des polnisch-litanischen Adels. So lange hundert Menschen wie Pferde, mit Leib und Leben, für ihn arbeiteten, ihre Weiber und Töchter willenlos und umsonst sich ihm preisgaben, und so lange Jeder aus Angst vor der Peitsche ihn umsonst mit Geld versorgen mußte, — ging es. Seitdem aber dies glücklicher Weise aufgehört, sinkt er von Tag zu Tag. Der hiesige Adel erinnert oft an jene Ameisengattung, die verhungert, wenn Sclaven ihr die Nahrung nicht zum Munde führen.

Literatur und Kunst.

Sylvesternacht 1900.

Des Jahres letzte Stunde
Nahm nun den alten Lauf,
Und in vertrauter Runde
Steigt neue Zahl uns auf;
Die Mitternacht glockentönig
Durchhallt ihr Rufgebot:
„Es lebe der neue König!
Der alte Herr ist todt!“

Nun scheltet ihn den Argen,
Zahlt ihm verdienten Lohn,
Ihn in die Gruft zu sargen
Mit Bitterkeit und Hohn!
Aufschreit nun tausendstimmig
Den lang geduckten Groll:
Betrüger heißt ihn grimmig
Und falscher Tücke voll!

Dann jauchzt dem Schicksalswender,
Dem Erben seines Throns!
Ruft laut ihm: Heil! dem Spender
Jedwed' verdienten Lohns!
Schon zu den Krönungsschlägen
Hält sich die Uhr bereit —
Nun jubelt ihm entgegen,
Dem Bringer goldener Zeit!

Die Gläser laßt klingen und singen
Dem leuchtenden Bethlehemsstern!
Laßt klingen sie, daß sie zerspringen,
Auf den neuen, den herrlichen Herrn! — —
Du Alter, was kehrst du den Becher
Stumm um bei dem Jubelgebraus? —
Den Majestätsverbrecher,
Packt ihn! Werft ihn hinaus!

Wilhelm Jensen.

Weimaraner Jahrhundertwende.

Von Emil M. Tamaschke.

Nachdem der hohe Bundesrath den Anfang des neuen Jahrhunderts auf den 1. Januar 1900 gesetzt und sämmtliche Behörden, sowie die löbliche Polizei diesem Beispiel gefolgt sind, weiß der deutsche Reichsangehörige, Gott sei Dank, daß er nun am amtlich festgestellten Zeitpunkt sich als Bürger des 20. Jahrhunderts betrachten darf und soll. Unsere Classiker und ihre Zeitgenossen hatten es nicht so gut. Sogar in Weimar, dem weithin gefeierten Ilm-Athen, fehlte leider jede behördliche Vorschrift und Reglementirung, und die allerberühmtesten Leute stritten sich mit der alten Doctorfrage herum: wann beginnt das neue Jahrhundert? Selbst Schiller und Goethe befanden sich in der betrüblichsten Ungewißheit. Goethe betrachtete zuerst den 1. Januar 1800 als Beginn des neuen Jahrhunderts: „Ich war,“ schrieb er an Schiller am 1. Januar 1800, „im Stillen herzlich erfreut, gestern Abend mit Ihnen das Jahr, und da wir einmal 99er sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein und das Künftige wie das Vergangene.“ Doch erkannte er später (Brief an Schiller 23. September 1800), daß das neue Jahrhundert erst mit 1801 beginne. Daher wünschte er in seinen Briefen vom Ende December 1800 seinen Correspondenten gelegentlich Glück zum neuen Jahrhundert (z. B. an Rochlitz 15. December). Schiller scheint von Anfang an ein Anhänger des 1. Januar 1801 gewesen zu sein, wenigstens verräth sein Briefwechsel vom Ende 1799 nicht die geringste Säcularstimmung. Er hatte damals freilich allerlei Kreuz zu tragen: seine Lotte, die ihm eben eine Tochter geschenkt, war schwer erkrankt und erholte sich nur langsam, dazu die Uebersiedelung der Familie von Jena nach Weimar und dichterische Nöthen mit dem Wallenstein und der Maria Stuart. Erst das Ende von 1800 fand ihn auf seinem Posten als Festtheilnehmer. Feierlich beginnt er das neue Jahrhundert in seinem Briefwechsel mit dem alten Herzensfreund Körner am 5. Januar 1801: „Herzlich begrüßen wir Euch zum neuen Säculum und freuen uns von ganzer Seele, daß wir es alle miteinander mit Glück und Hoffnung beginnen. Wir werden in diesem neuen Jahrhundert, wie ich gewiß weiß, keine herzlichere Freundschaft schließen als die unserige ist ... Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt.“ Er war eifrig mit der Bearbeitung seiner „Jungfrau von Orleans“ beschäftigt und erwog große Pläne zur Jahrhundertfeier. In dem Briefe, in dem er Körner zum neuen Säculum beglückwünschte, meldete er noch Folgendes: „Wir haben unsere säcularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben, und auch der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches producirt worden, das ich Dir mittheilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen. Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Gluck's Iphigenie auf Tauris einen unendlichen Genuß verschafft, noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die Jedem zur Seele dringt und in süßer, hoher Wehmuth auflöst.“

Aus dieser Stelle geht auch nicht klar hervor, was für Festlichkeiten eigentlich geplant waren und aus verschiedenen Gründen unterblieben. Eine Andeutung von acht- bis zehntägigen Volksfesten schrieb Schiller an Körner schon am 16. November, aber bereits am 18. December konnte er Goethe melden, daß der Herzog wegen Nichtbetheiligung der Theaterdirection Einspruch dagegen erhoben hatte. Nur eine einige Monate vorher stattgefundene Schulfeier ist bekannt, die in diesem Zusammenhange theils wegen des daran betheiligten Schulrectors, theils wegen eines veränderten Goetheschen Liedes einen Platz verdient. Die Weimarer wöchentlichen Anzeigen Nr. 82 vom 14. October 1800 schildern den Valedictionsactus im Gymnasium am 3. October. Dabei handelte ein Schüler lateinisch vom Ruhm und Tadel des 18. Jahrhunderts; ein anderer verglich den Zustand Weimars vor hundert Jahren mit seinem jetzigen. Der Director K. A. Böttiger legte den Schülern die drei Worte: „Du bist ein

Deutscher, Du lebst in Weimar, Du trittst in ein neues Jahrhundert" mit „wissender Vermahnung" an's Herz. Gesungen wurde das „Bundeslied", componirt vom Stadtmusicus Rempler. Dieses Gedicht Goethe's erscheint hier in völlig veränderter Gestalt. Die zweite und vierte Strophe sind ausgelassen, von den übrigen Strophen sind nur die gesperrten Worte Goethe's Text, alles Uebrige ganz verändert. Das Gedicht lautet:

Es hat in guten Stunden
Die jugendliche Hand
Ein guter Gott gebunden
In treuer Freundschaft Band.
Uns hält der Gott zusammen
Der uns hierher gebracht;
Ihm lodern diese Flammen,
Er hat sie angefacht.

Wer lebt in uns'rem Kreise
Und lebt nicht selig drin?
Frisch stets zur Lebensreise
Uns eint ein Brudersinn.
Zu dieser Lebensreise
Giebt Freundschaft uns den Stab,
Sie wandelt mit dem Greise
Selbst über Tod und Grab.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn
Und heiter immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Ihr seid am Ziel, das Leben
Hat dieser Ziele viel.
Und muthiges Bestreben
Gewinnt am letzten Ziel.

Ludwig Geiger, der in seinem schönen Buche „Aus Alt-Weimar (Berlin, Gebr. Paetel) dieses umgewandelte Lied mittheilt, ist der Meinung, Goethe sei an der Neugestaltung „um nicht zu sagen Verunstaltung," wohl kaum betheiligt gewesen. Wir sind anderer Ansicht, denn wir glauben nicht, daß gleichsam unter seinen Augen eine solche Veränderung ohne sein Zuthun hätte vorgenommen werden dürfen. Uebrigens ist die Adaption des Liedes für den Zweck der Schulfeier gar nicht ungeschickt und poesielos und kann ganz gut von dem Dichter selbst herrühren. War er doch bei festlichen Anlässen stets gern als Gelegenheits- und Festdichter gefällig, sei es für Neues oder Adaptirung von älteren Vorwürfen. Gerade sein damaliges Festspiel, von dem wir noch reden werden, hat er bei zwei späteren Aufführungen 1803 und 1819 umgearbeitet und den neuen Zwecken angepaßt.

Wir wiederholen also nochmals: die Jahrhundertwende wurde in Alt-Weimar nicht 1799 oder Anfangs 1800 gefeiert, sondern im Winter 1800/1801. Die einzige wirkliche Feier, an der die höheren Kreise sich betheiligten, scheint am Sylvesterabend 1800 eine Redoute im Schlosse gewesen zu sein. Nach Mitternacht zog sich Goethe mit Schiller, Schelling und dem ihm gleichfalls befreundeten, von ihm begeisterten Naturphilosophen Steffens (später kam auch der Mediciner Hufeland dazu) in ein Nebenzimmer zurück, wo man bei fließendem Champagner lustig, ja übermüthig den Schluß des Jahrhunderts feierte. Steffens („Was ich erlebte"), der sonst von seinem damaligen Aufenthalt in Weimar und seinem Zusammentreffen mit Schelling bei Goethe Manches erzählt, schweigt über diesen letzten Abend, doch scheint es Goethe in seinem oben angezogenen Briefe zu bestätigen, aber es bezieht sich jedenfalls auf den Sylvester 1799. Gewiß eine denkwürdige Feier!

Wichtiger als solche vergänglichen Festlichkeiten, die kaum die Stunde der Feier selbst überdauerten, waren die literarischen Gaben, mit denen die Heroen den festlichen Tag oder das Ineinanderfließen zweier großer Perioden begingen. Unter ihnen verdient den ersten Platz Goethe's „Paläophron und Neoterpe." Das Stück ist zunächst für die Theatergeschichte von Bedeutung als Erneuerung der alten Maskenkomödie. Ein eigentliches Säcularstück ist es nicht; es ist vielmehr ein Festspiel zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin Anna Amalia, der am 28. October 1800 gleichfalls durch theatralische Darbietungen festlich begangen worden war. Aber da es im Jahre 1800 gedichtet ist, an der Jahrhundertwende, so wurde es dem Dichter, der freilich die größte Eile anwenden mußte, um seine Aufgabe so schnell wie er versprochen hatte zu erledigen, zur Darstellung der alten und neuen Zeit. Wieland wollte darin allerdings mehr eine Darstellung dessen sehen, was Goethe früher war; Ludwig Geiger scheint es, als ob Goethe der Neuzeit, der er lockendere Töne gab, auch größeren Reiz zuzuschreiben suchte.

Schiller feierte das Ereigniß durch seine Ode „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" (zuerst erschienen im Taschenbuch für Damen 1802). In ernster Weise ließ er vor seinem Blick die schwere Zeit, den Weltkrieg zwischen England und Frankreich vorüber ziehen und rief den nach Glück und Freiheit Verlangenden zu:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Das Gedicht würde leider auch zum Antritt des 20. Jahrhunderts passen ... Von Schiller's geplantem Gedichte zum Jahrhundertwechsel scheinen „Die Antiken zu Paris" und „Die deutsche Muse" Bruchstücke zu sein. Und eine Säcular-dichtung ist gewissermaßen auch das „Lied von der Glocke" das er seit 1795 im Kopfe trug, den 30. September 1799 in die Druckerei sandte und zu Weihnachten in seinem Musenalmanach herausgab, — gewiß das schönste und unsterblichste Werk, das zum Jahrhundertwechsel erschien.

In anderer Weise gestaltete Herder seine Jahrhundertfeier. Sein „Aeon und Aeonis", ein Drama oder Allegorie — doch nur eine schwache Nachbildung des Goethe'schen Stücks — sollte, wie Schiller meinte, ein Widerspruch gegen die Schiller-Goethe'sche Richtung sein und auch in der Kunst nur den Sittlichkeitsstandpunkt als gerechtfertigt anerkennen. In dem gleichen Sinne war Herder's „Adrastea" gedacht, deren erstes Heft mit einem Gedichte Knebel's „Dem Jahre 1801" erschien. Auch in den „Säcularischen Hoffnungen" gab Herder seiner resignirten Stimmung gegenüber dem enthusiastischen Geschrei Mancher lebhaften Ausdruck, während er in der „Aurora" geschichtliche Betrachtungen mit der Mahnung an die Deutschen schloß, „an sich zu denken, für sich zu arbeiten und sich ihrer Kraft, ihres Charakters und Landes zu erfreuen in allen Ständen". Nur der alte Wieland schwieg völlig. Umso geschäftiger feierten neben den Weimaraner Großen die dii minorum gentium die Jahrhundertwende. Es war also fast wie hundert Jahre später, wo derjenige deutsche Schriftsteller, der das neue Säculum nicht mit Saitenklang und Druckerschwärze begrüßt, schon beinahe als eine Seltenheit auffällt. Auch damals mangelte es nicht an Festgedichten, Festspielen und prosaischen Rück- und Ausblicken, wenn sie auch schon nicht so massenhaft auftraten wie heute. Der Haupttummelplatz dieser Säcularautoren waren die beliebten Almanache, Taschenbücher und Kalender. Ludwig Geiger hat ihnen mit gewohntem Spüreifer nachgeforscht, aber wenig Wichtiges gefunden. Er nennt an erster Stelle Leo v. Seckendorf's „Neujahr- und Oster-Taschenbuch auf das Jahr 1801", das später unter dem Titel „Kleine Schriften, größtentheils von Weimarischen Gelehrten, aus dem ersten Jahre des 19. Jahrhunderts" nochmals ausgegeben wurde. Ueber das Ereigniß des Tages enthält das Buch aber nichts, als „Paläophron und Neoterpe" und ein Gedicht Knebel's. Dafür kamen in Wieland's „Neuem Teutschen Merkur" die Lyriker Seume, Werthes, Friderike Brun, J. J. v. Gerning, Fr. Jacobs u. A. recht ausgiebig zum Wort. Mit vom Besten, was die Jahrhundertwende zeitigte, war wohl „Das neue Jahrhundert" des nicht nur charakterlosen, sondern auch hochbegabten Kotzebue. Dem Stück wurde in Weimar eine Aufführung im Salontheater der Herzogin Amalie zu Theil, wie es heißt am letzten Tage des alten Jahrhunderts.

Außer den Werken der großen Meister und der friedlichen Jünger erwähnt Geiger aber eines, das sich satirisch mit ihnen beschäftigt. Es führt den Titel: „Der Thurm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert. Lustspiel, das Goethe krönen wird." Germanien 1801. Der auf die

Krönung anspielende Zusatz auf dem Titel bezieht sich auf ein dramatisches Preisausschreiben, das im letzten Propyläenstück 1800 abgedruckt war. Das Lustspiel ist der am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts sehr üblichen Art satirischer Stücke zuzurechnen, die den im Gebiete der Literatur herrschenden Gegensätzen gewidmet waren. Während in diesen meist Kotzebue eine Rolle spielte, fehlt Letzterer hier merkwürdiger Weise; das Stück bezieht sich ausschließlich auf Weimarer und Jenenser Verhältnisse und Persönlichkeiten. Das Werkchen ist verschollen, doch hat Geiger in der Königl. Bibliothek in Berlin ein Exemplar gefunden. Dies aristophanische Lustspiel schildert die literarischen Zustände vor hundert Jahren so anschaulich und witzig, daß sich eine eingehendere Mittheilung seines Inhaltes wohl lohnt.

Das Theater „stellt einen ungeheuern Thurm vor, der sich in die Wolken verliert", das Stück spielt vor dem Thurm, auf seiner Plattform, doch ist diese Bühnenanweisung sehr wenig gewahrt. Den Prolog spricht „der Reine und Holde", d. h. der Philosoph Reinhold, Schiller's Freund und Wieland's Schwiegersohn, dessen mannigfache Wandlungen: Klosterleben, Zugehörigkeit zu Kant, dann zu Fichte ganz lustig verspottet werden. Eine Plattform des Thurmes wird sichtbar; auf einer hohen Kuppel sitzt Goethe, zu seinen beiden Seiten auf hohen Maulwurfshügeln die Brüder Schlegel. Nachdem ein „Chor unsichtbarer Sänger" die Genossen zum Stürmen des Olymps aufgerufen, mahnt Goethe zur Ruhe und hält eine lange Rede. Sie wird nur unterbrochen durch begeisterte Zurufe der Brüder Schlegel, die seine Aussprüche in ihr „Athenäum" eintragen, seine „göttliche Grobheit", seine „poetische Poesie" loben, sich seiner Huld empfehlen, die sie auch durch kleine Dienstleistungen zu erringen streben. Goethe's Rede ist eine eitle Selbstverherrlichung, gerichtet theils gegen Mitstrebende, wie Wieland, theils gegen seine Widersacher. Sie rühmt den Werther, Faust, Tasso, spielt auf die Propyläen an und geht auf Wilhelm Meister mit folgenden Versen ein:

Mein Wilhelm Meister ist mein wahres reines Ich.
Da zeig' ich in puris naturalibus mich.
Der ist rein ennuyant, der reine dumme Junge,
Doch steigt er auf das Seil, so ist er bald im Schwunge.
Er weiß nicht viel zu sagen von bürgerlicher Ehre,
Drum lernt von Adligen er große Charaktere,
Von den Abbés die allgemeine Weltinformation,
Und von Betschwestern die Religion.

Im Gegensatz zu dem stolz thronenden Goethe, der sich freilich zum Schluß ziemlich bescheiden äußert, ist Schiller, der nach ihm erscheint, in kläglicher Stimmung. Vergeblich fleht er Aeschylos und Sophokles an, ihm ein einziges Trauerspiel zu schenken. Er bedauert (durch seine bekannte, schon aus dem Jahre 1791 stammende Recension) den Balladendichter Bürger todtgeschlagen zu haben. Er klammert sich an seinen Wallenstein und an seine Ideale, obwohl er bekennen muß, sehr unidealisch zu sein. Er gesteht, daß er die Xenien „aus Jen'scher Ordenspflicht" geschrieben und entschuldigt sich:

Was kann ich dafür, daß ich mich dabei besoff
Und Vers und Muse von den Folgen troff?

Er winselt:

Zeigt einen Weg, ihr Sterne, roth und blau . . .
Sonst geh' ich 'nein und frage meine Frau.

Und als Alles nichts hilft, geht er ab, nachdem er declamirt hat:

Lebt wohl! — Und ihr, ihr Engel, schreit vor Gott!
Denn Deutschlands größt' Genie macht heute bankerott!!

Nachdem er abgegangen, kommen Wieland und Clemens Brentano. Der Alte muß von dem Jungen hören, daß die Generation ihn für keinen Dichter halte und nimmt, nicht ohne Selbstlob, von der Poesie Abschied. Hierauf erscheint Jean Paul „in einer Jacke, aus illuminirten Bücherkupfern zusammengeschneidert", empfiehlt zum Dichten „halb englisch dünnes Bier" zu trinken, wie er, „Deutschlands Sterne", es thue, sich auf den Kopf zu stellen und von dort aus Alles anzusehen, mit „unzähligen Papieren" die Rührung der Herzen vorzunehmen. Er wird von weiblichen Stimmen „im Alpenhörnertone" angeliebelt, rühmt sich, „bereits von tausend Weibern Biographien zu haben", wird aber von Goethe mit ziemlicher Strenge abgefertigt. Darauf erschallt ein Wechselgesang von Falk und Tieck. Während der wackere Dichter des immer noch lebendigen Weihnachtsliedes (O du fröhliche, o du selige) beklagt, in das satirische Fahrwasser gerathen zu sein, freut sich Tieck seiner Märchen- und romantischen Poesie.

Nach einer Episode, wo der Uebersetzer Gries dem Meister Schlegel ein „neues Sonettchen" übergiebt, aber angeranzt wird, kommt Böttiger, dem es, trotz aller Schmeicheleien, bei Goethe noch schlimmer geht, denn es will ihm nicht gelingen, die Gunst des Herrschers zu gewinnen. Eine noch üblere Behandlung erfährt der von ihm zu Hilfe gerufene Kritiker Merkel, auf den „verdammtes Ferkel" reimt, durch Schlegel den Jüngeren; überall erhält er Stöße und Prügel und entfernt sich, nachdem er den Anwesenden mit baldiger Vernichtung gedroht hat. Noch einmal erscheint Böttiger und kann ungestört eine lange Rede zu seinem Lobe und Weimars Ruhme halten:

Weimar ist der Musen plaisantester Ruheort,
Und Jena der Gelehrten neutralster letzter Port.

Er rühmt ironisch Goethe, preist dessen Freund Meyer als „großen Maler", verkündet, daß Wieland ihm den Merkur übertragen habe, daß Voß wie ein „unüberwindlicher Schneidergeselle" schimpfe, und lobt Herder, daß er „mit Männerstolz vorm Thron der Königsberger Majestät" (Kant) spreche. Er weist auf die Weimarischen Dichterinnen hin (Amalie von Imhof),

Die Schillern im l'Hombre die Verskunst abgewinnen,

und freut sich, daß die Literatur-Zeitung, die noch immer von der „genialischen Matrone" Schütz geleitet werde, jetzt baare achtzehn Thaler für den Bogen zahle. Er schließt mit den Versen:

Unser ganzer Thurm steht fester als nie,
Denn ihn stützt die auch in England bekannte Philosophie.
Wir erspeien uns noch vor unendlicher Gedankenfülle,
Und mir wird übel . . . und ich . . . bin . . . stille,

worauf er erschöpft und athemlos niedersinkt. Wie trügerisch seine Hoffnung war, zeigt sich bald. Goethe erblaßt, da ihm durch Aeschylos' und Shakespeare's Schatten der Sturz des Prometheus angedeutet wird. Der Thurm fängt an zu wanken durch das Baumeln der beiden Schlegel, die, nachdem sie den Shakespeare „ausübersetzt" und die Dichter aller Nationen „kunstphilosophisch zerfetzt" haben, nicht mehr wissen, was sie thun sollen. Ein „kurzes Ballet im Finstern, um den gähnenden Goethe zu amüsiren", stellt „die deutsche Literatur im Todtenreich" dar. Es wird dadurch beendet, daß die Zeit erscheint und alle Schemen verscheucht.

Darauf erfolgt „eine furchtbare Stille. Es schlägt Zwölfe. Der Thurm wankt, steht auf der Grenze der Haltung, stürzt. Mit ihm Tempelchen, Häuserchen, und alle Personen in lächerlichen Windungen. Goethe allein fällt mit Anstand wie Cäsar. Aus dem Schutt erhebt sich der Geist des künftigen Jahrhunderts und spricht:

Du ew'ge Wiederschöpferin Natur,
Wenn du gebeutst, so düngt auch Schutt die Flur,
Nimm auf in dein Grab die deutsche Literatur.

Der Dichter dieser gar nicht üblen Literaturkomödie ist bis heute unbekannt geblieben. Für Kotzebue, dessen Nichtvorkommen auffällig genug ist, da er ja gerade damals in die bekannten Streitigkeiten mit Schlegel verwickelt war, und bei seiner sehr exponirten Stellung in den meisten literarischen Libellen jener Tage eine Rolle spielt, oder für einen der Seinen,

ist das Stück, wie Geiger meint, „nicht obscön genug, während auf ihn oder einen Gesinnungsgenossen die rücksichtslose, verwegene Grobheit recht wohl passen würde, mit der ohne Schonung Schläge nach rechts und links ausgetheilt werden." Entscheidender spricht gegen Kotzebue's Verfasserschaft, daß er das Jahrhundertende bereits dramatisch behandelt hat, wie wir oben nachgewiesen. Eher möchten wir an den genannten Satiriker Falk denken; gerade weil er auch im „Thurm zu Babel" auftritt und sich selbst, wohl um irre zu führen, darin wenig schont. Wie dem auch sei, das Stückchen giebt einen Ausschnitt aus der damaligen Literaturbewegung und zeichnet, wenn auch flüchtig und ungerecht, gewisse Stimmungen, wie sie in Weimar am Anfange des Jahrhunderts herrschten.

Auch unsere Jahrhundertwende böte überreichen Stoff zu einer satirischen Komödie, wo Nietzscheanische Uebermenschen und Stirner'sche Einzige, Naturalisten und Symbolisten, Wagnerianer und Blaustrümpfe, Akademiker und Secessionisten den Thurm zu Babel umtoben und unter seinen Trümmern begraben werden könnten. Wir haben freilich weder einen Goethe noch Schiller, aber an Größenwahn weichen wir Niemand. Fehlt nur noch der Aristophanes.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

In der Narkose.

Von E. Würthmann.

„Es bleibt nichts Andres übrig, als zu einem operativen Eingriff zu schreiten," hatte Dr. Schneider, der Specialist, am Vormittag erklärt, nur hatte die Frau Anwalt sich's schon vorher gedacht, wenn sie auch schonend Linchen nichts davon gesagt. Und im Hause wurde die Operation gemacht, darauf hatte die Frau Anwalt bestanden. Wie würde man im Städtchen reden, wenn sie die Schwester in's Spital ließe, was der junge Arzt zuerst vorgeschlagen — er kam von auswärts, das entschuldigte ihn, war hier fremd, wußte nicht, daß man sie die inséparables nannte, die getreuen Schwestern, die Frau Rector gar sie „das Geschwisterideal" hieß. Sie trugen heute noch die Kleider von der gleichen Farbe und von gleichem Schnitt, die stattlich umfangreiche Frau Anwalt mit ihrem scharfen Adlerprofil und Linchen's schmächtiger geartete Gestalt, verwittert wie die vormals seinen Züge, wohnten mit einander im elterlichen Hause, selbst die dreimonatliche Ehe der Frau Anwalt hatte das geschwisterliche Beisammensein nicht aufgehoben. Bruder August hatte damals noch gelebt und Linchen das Erdgeschoß mit ihm innegehabt, er konnte nicht Treppensteigen wegen seines Asthma's. Ihr ganzes Leben hatte sich in dem Hause abgespielt, in dem sie Beide geboren waren, und nun lag Linchen krank darin, d. h. vorerst noch nicht, vorerst lief sie noch herum und fragte die Leute aus, ob man auch gewiß nichts spüre, wenn man chloroformirt sei. Wehleidig war ja Linchen immer, ein schwacher Charakter, unselbstständig . . . wenn sie die Schwester nicht stützend an der Seite gehabt von je — Epheu und Ulme war der Frau Rector anschaulicher Vergleich gewesen. —

Nun, sie sah es ja auch ein, Linchen, und für sein Temperament kann Niemand, die Frau Anwalt war hierin billigdenkend. Nein, beisammen hatten sie gelebt, beisammen wollten sie auch sterben. Nun ja, eines natürlich mußte voraussichtlich allein zurückbleiben, doch davon war ja keine Rede jetzt, es war ja nur ein leichter Eingriff morgen, wie Dr. Schneider sich geäußert. Linchen blos sagte großartig: „Operation!" Woher sie nur das lästige Augenübel bekommen? In der Familie hatte man Gottlob von dergleichen nie gewußt. Die Frau Anwalt sah wie ein Falke. Es war auch nur eine schlechte Angewohnheit bei Linchen gewesen, das ewige Geblinzel. Da kamen dann die gerötheten Lider davon her, das Thränen, die ganze Entzündung. Allein darin war ihr Nichts beizubringen gewesen, und wenn man sie auch unaufhörlich mahnte wie ein eigenwilliges Kind. Die Frau Anwalt hatte sich Nichts hiebei vorzuwerfen, sie hatte es kommen sehen, und sie irrte sich ja nie. Wenigstens nicht oft, nur gewissermaßen, falls ein Irrthum wirklich unvermeidlich war. Indeß man durfte es Linchen nicht so übel nehmen, es war Verstandsschwäche bei ihr; damit behaftet, war sie schon zur Welt gekommen. Freilich, ein schlechter Trost für Jene, die die Plage davon haben. Von jeher hatte die Frau Anwalt für sie denken, ihr Schicksal in die energischen Hände nehmen müssen: das war einmal das Loos des Starken in der Familie, und das war die Frau Anwalt ja immer gewesen, in ihrer kurzen Ehe sogar. Du lieber Himmel, Ferdinand, ihr Mann . . . Ein liebenswürdiger Mensch ohne Zweifel, ein guter Mensch — nur verdient Güte, die zu weit getrieben, schon eher einen andern Namen — ein bißchen oberflächlich . . . ein bißchen leicht . . . Ja, wenn die Schwachen immer folgen wollten . . . Im Grund konnte die Frau Anwalt nicht allzu sehr darüber klagen, fügsam hatte Linchen immer sich gezeigt, sonst, in allem Andern, und auch dankbar war sie stets gewesen, wirklich dankbar . . . das mit den Augen allerdings mußte sie nun haben. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Ein Poltern, das aufdringlich an der Sinnenden Ohr schlug, schreckte die Frau Rath aus ihrer geistigen Rückschau auf. Wie es schien, war Linchen von ihrem Ausgang heimgekommen und ließ das Gastbett im Zimmer drüben für Morgen zur Operation an's Fenster rücken. Einen solchen Lärm dabei zu machen, wäre freilich nicht nöthig gewesen, und ohne Streifen ging das auf dem frisch gestrichenen Boden auch nicht ab. Man durfte Linchen auch gar nichts überlassen.

— — — „Lassen Sie sie nicht herein," bat Linchen weinerlich.

„Bewahre," beruhigte sie der alte Hausarzt, der Sanitätsrath, wie man zu einem Kinde spricht.

„Ich fürchte mich vor ihr," fuhr Linchen zutraulicher fort, „sie ist eine böse Frau."

Wen sie nur meint? dachte die Frau Anwalt im Nebenzimmer. Aus dem Raum, worin der operative Eingriff gemacht wurde, hatte man sie hinauscomplimentirt. Sie war auch willig gegangen — bei aller Geistesstärke besaß sie eine verzeihliche kleine Schwachheit, sie sah nicht gerne Blut — hatte nur aus Pflichtgefühl zu bleiben sich angeboten, um Linchen's willen, deren Augen sie angstvoll gesucht, wie die des kranken Kindes seine Mutter. Dem Verlangen der Aerzte jedoch hatte die Frau Anwalt sich fügen müssen.

„Es sollte so keine Menschen geben," Linchen sagte, indem sie mit einer bei ihr völlig ungewohnten Bestimmtheit ihre Meinung kund gab. „Nur die Andern quälen, nur sie unterdrücken, ihnen das Leben hart machen, ach, so hart und schwer . . ." Linchen ächzte wie unter einem unerträglichen Schmerz, und sie war doch schon narkotisirt, der widerwärtige Chloroformgeruch drang durch das Schlüsselloch und die Fugen der alten Thür bis zur Frau Anwalt hinein.

„Nur schön stillhalten," sagte Dr. Schneider jetzt, „es dauert gar nicht lang."

„Was hab' ich geweint, als sie mir meine Puppe verdarb . . ."

Gottlob, es war nur geträumt, die Schwester spürte nichts, die Frau Anwalt athmete beruhigt auf.

„Ja, absichtlich verdarb," betonte Linchen. „Es war die letzte Puppe, die ich bekam, denn ich wurde an Ostern confirmirt, sie erst im Jahr darauf, sie bekam an Weihnacht noch einmal eine. Und sie hatte ihre zerbrochen, in die Schublade geklemmt, sie gab nie Acht darauf, und meine war noch so schön und neu, weil ich ihr Gesicht in Seidenpapier eingewickelt hielt. Ein Wachskopf ist ja schnell verdorben. Sie aber kratzte mit einem Löffel darauf herum und lachte dann und sagte: „Du brauchst keine, meine ist auch kaput". „Solch' schlechter Charakter," meinte Tante Humbert, sie hat ihr aber an Weihnacht doch wieder eine geschenkt, eine hübsche in einem rosa Seidenkleid."

Hinter der Thür zuckte die Frau Anwalt die Achseln. Fast blamabel vor dem fremden Arzt, dies kindische Geschwätz! Und dazu kicherte Linchen so eigenthümlich, sie wird doch nicht darüber den Verstand verlieren, mein Gott, recht viel . . . Die Frau Anwalt vollendete rücksichtsvoll den Satz auch in Gedanken nicht.

„Nach Tisch ist er immer vorbeigegangen," sagte die Patientin geheimnißvoll, „und hat heraufgesehen an's Fenster, und ich stand jeden Tag daran . . ."

Nein, es war arg mit Linchen, sie machte sich ja lächerlich, man mußte sich für sie schämen mit ihren 49 Jahren! dachte hier Frau Anwalt.

„Ich hatte so Angst, sie schickte mich hinaus, immer hatte ich Angst vor ihr" — behauptete Linchen mit klagender Stimme — „die abscheuliche Angst. Sie aber ließ mich stehen und meinte, ich stünde da und horchte auf ihr Spiel. Sie spielt ja gar nicht schön Klavier, so kalt, so leer, so ausdruckslos, Vater hörte sie auch nicht gerne spielen . . ." .

Was wollte sie mit dem Klavier? Sie konnte doch die Frau Anwalt nicht meinen, die wiederholt aufgefordert worden in Wohlthätigkeitsconcerten mitzuwirken, und es stelbstverständlich auch gethan, unter stürmischem Beifall des ganzen Saales — der Sanitätsrath war einmal dabei gewesen, er hatte Flöte geblasen, nur war sie ein bißchen verstimmt, ein paar Schwingungen zu tief. Oh, die Frau Anwalt besaß ein feines Ohr, ihres Vaters Ohr! Linchen dagegen hatte nie Gehör gehabt, niemals, sie pflegte mit Beeasse um die Wette zu heulen, mit dem Hühnerhund, wenn eine Drehorgel vor dem Hause unten quietschte, vor Rührung ganz hin.

„Schwarze Augen sind lange nicht so schön," sprach Linchen jetzt mit Ueberzeugung. „Es war die Farbe bei ihm, das tiefe Blau, wie bei einem Kind. Und er ist auch ein Kind in ihren Händen gewesen, ein argloses, wehrloses Kind, so groß und stark und schön er war, der schönste Student an der Universität," bestätigte sie nachdrucksvoll.

Das war ja unausstehlich, wie kam nur ihre Schwester auf solch abgeschmacktes Zeug, sie mußte es gestern Abend gelesen haben! . . Die Frau Anwalt ließ, was ihre geistige Nahrung anbelangte, an ihrem Tagblatt sich's genügen. Linchen dagegen verschlang die Bücher dutzend-

weise, dumme Geschichten, oft ganz unmoralisch, wenn die Frau Anwalt aus Langeweile einmal eins zur Hand genommen. Gewiß, das kam davon, daß man sich jetzt schämen mußte . . .

„Mir aber hat es fast das Herz gebrochen . . ."

Natürlich stand das in dem Schmöcker gestern Abend!

„Allein August war ich nur im Anfang böse, er konnte nichts dafür, er mußte ihren Willen thun — im Anfang nur, als es so schmerzte in der Brust, wie ein Feuer brannte bei Tag und Nacht, später war ich ihm nicht böse mehr, nur traurig, ach so traurig, immer traurig." Linchens Stimme erstarb wimmernd.

„Das Aergste ist jetzt vorbei," sagte tröstend der Sanitätsrath, er sprach von seines Collegen Messerschnitt.

„Der arme Bruder!" wehklagte die Patientin; „wie hat sie ihm das Leben sauer gemacht, seine armen kranken Tage, und nie ist sie fortgegangen auf Besuch," erzählte Linchen flüsternd, gleichsam im Vertrauen, „nur einmal eine halbe Woche. Wie haben wir aufgeathmet! Ich dachte schon, August würde noch einmal gesund, aber gleich war sie wieder da. Wir hatten einen Wagen fahren hören, da kam auch schon das Mädchen herein und brachte ihre Reisetasche mit den gestickten Vergißmeinnicht und ihren Sonntagshut in einer Schachtel. Und wir hatten so vergnügt am Kaffeetisch gesessen, ich hatte Kuchen gebacken."

Sie mußte es mit Tante Humbert haben, die vorübergehend bei ihnen im Hause gewohnt. Nun ja, sie war eine eigene Frau gewesen, hatte mit der Frau Anwalt nicht eben harmonirt, aber böse war sie nicht, das sagte Linchen ihr mit Unrecht nach, das log sie geradezu.

„Er wollte auch keine Medicin von ihr, August nie," plauderte Linchen weiter. „Sie stieß ihm den Löffel an die Zähne," fügte sie erläuternd bei. „Und er bat mich so, ihr nicht zu telegraphiren, ich hab' es auch nicht gethan, sie mochte schelten, wie sie wollte, dann, als sie kam, — er war ja todt."

Wie sonderbar doch Linchen schwatzte, fast hätte die Frau Anwalt sich darüber ärgern können. Was mochte der Sanitätsrath denken, der August behandelt hatte und sich vielleicht entsann, daß die Frau Anwalt mit ihrem Mann gerade eine kleine Tour machte, als der Bruder seinen letzten tödtlichen Anfall erlitt. Wirklich unangenehm!

„Wir hatten uns so lieb, wir zwei, und doch hat Ferdinand es gethan, sie brachte ihn dazu und sagte ihm, sie wolle nicht mehr leben, sie könne nicht mehr leben ohne ihn, und sie war doch gar nicht krank." Linchens Ton erhob sich schrill: „Sie hat sich nur verstellt!"

Dunkle Röthe färbte im Nebenzimmer der Frau Anwalt gelbliches Gesicht. Das war ein schändliches Betäubungsmittel, dieses Chloroform, es machte die Leute einfältige Geschichten schwatzen, die ungereimtesten Dinge . . .

„Alle hat sie unterjocht," begann Linchen wieder, „alle! Und sie ist dumm," schrie sie fast hinaus, „sie schwätzt solch dummes Zeug oft, aber die Leute fürchten sie und sagen dann, sie sei gescheit. Nein, sie sagt es," verbesserte sich Linchen, „und die Leute glauben es, weil sie so bös ist. Ach, was hat sie mir schon angethan, jetzt aber darf sie nicht herein, ich leid' es nicht, denn ich bin krank."

„Nein, nein," bestätigte Dr. Schneiders tiefe Stimme.

„Nie hab' ich thun dürfen, wie ich gewollt, in meinem ganzen Leben nicht, sie hat mich geknechtet schon als Kind, sie hat meine Seele geknechtet," versicherte Linchen, die sonst so schlicht und einfach sprach.

Das kam offenbar vom Romanlesen, und die Schwester war ja nicht bei Bewußtsein, lag in der Narkose, es träumte ihr. Verdrießlich war es nur, daß sie dergleichen vor den beiden Aerzten auskramen mußte. Wer weiß, was sie für Blicke tauschten, der Sanitätsrath gar, der alte Spötter! . . . Die Frau Anwalt hatte ihre Selbstbeherrschung wieder gefunden, es mußte ja nun doch zu Ende gehen da drinnen. Versuchsweise drückte sie auf den Messinggriff der Thür.

„Sie soll draußen bleiben!" schrie Linchen aufgeregt, in einem Ton, den Niemand ihr langes sanftes Leben hindurch je von ihr vernommen hatte. Betroffen trat die Frau Anwalt zurück, die Thür hatte auch nicht nachgegeben, sie schien verschlossen. Das hatten Kranke oft an sich, daß sie ihre Pflegerinnen haßten, d. h. ihre Pflege hatte Linchen bis heute nicht bedurft, nun ja, ihre Umgebung, ihre Nächsten, ihre Angehörigen mit einem Wort. Linchens Gehirn war angegriffen, wie verwirrt von dem Narkoticum, krankhaft verändert . . .

„Ich hatte nie gewußt, daß er mich lieb gehabt, daß er mich noch immer liebte," sagte Linchen nun mit weicher Stimme, träumerisch. „Gedacht hatte ich es früher wohl, so innerlich gefühlt, aber doch nicht gewiß gewußt. Gewiß weiß man es ja doch nur, wenn es der Andere einem sagt," setzte sie verständig hinzu, „und das hatten wir nie gethan vor jenem Sonntagnachmittag, als sie zur Taufe eingeladen war, als sie Pathin geworden im Waldhaus, auf der Oberförsterei, und fortgefahren war, und ich saß allein . . . Vielleicht, so hatte ich gedacht, nein, mir nur eingeredet," widersprach sie sich selbst, „ist er um ihretwillen damals unten vorbeigegangen, nach dem Essen jeden Tag, obschon sie Clavier spielte, und er es hinunter hören mußte, denn sie macht ja immer das Fenster auf, wenn sie spielt, heute noch . . ."

Wieder bewegte sich die Klinke an der Thür, als ob von außen eine Hand sich hastig darauf gelegt, doch versagte jeder weitere Versuch, in den abgeschlossenen Raum zu dringen.

„Ich weiß, er hat nach mir verlangt, bevor er starb," sagte Linchen, zu einer anderen Gedankenfolge überspringend. „Sie aber ließ mich nicht hinein, es ging ja auch so schnell mit ihm, zwei Tage nur, nur hat es mich gequält nach Jahren noch, nach langen Jahren, sie ließ mich nicht zu ihm. Jetzt noch, wenn ich Morgens wach werde, um fünf Uhr schon und früher, und im Bett liegen bleiben muß, bis sie aufsteht, jetzt noch quält es mich, und ich denke dann und denke, ob ich nicht doch zu ihm hinein gekonnt, wie ich es hätte machen können, und es hilft doch nichts, wenn es mir auch einfiele, jetzt . . ."

„Nun sind wir ja im Augenblick fertig," verhieß der Sanitätsrath, weil Linchen tief schmerzlich aufgeseufzt.

„Damals," spann Linchen ihre Erinnerungen nach einer kleinen Pause weiter, in der nur unverständliches Gemurmel zur Frau Anwalt hinausklang, „war auch Hanne ausgegangen, sie hatte fort gedurft, wir dachten, Ferdinand käme erst am andern Tag. Er war aber früher fertig geworden, und ich saß am Fenster und dachte, wie schön es sei, allein zu sein, und wußte nicht, wieviel schöner noch es zu zweien ist . . . Ich hatte ja nie gelebt . . . niemals, vorher nicht und nicht darnach, nur damals, an jenem Sonntagnachmittag, damals nur, die wenigen Stunden . . . Ach wie sind sie kurz gewesen, so kurz, kürzer als all die andern Stunden in meinem langen Leben, in all den fünfzig Jahren! . . . Aber schön, so schön, drum reut's mich nicht, daß ich auf die Welt gekommen bin, darum nicht . . . Nichts dachten wir, als daß wir uns liebten, wir wußten nichts von ihr da draußen. Niemand war für uns da als nur wir zwei, das eine für das andere! . . . so schön! . . . Damals hätten wir sterben sollen, ehe sie am Abend heim kam, Ferdinand starb ja ohnedies so bald, und ich, ich habe seitdem nicht gelebt . . . damals nur . . . damals! . . ."

Linchens Stimme flüsterte abgebrochene Worte, die nicht vernehmlich bis zur Lauscherin tönten, obwohl sie horchend das Ohr an die Thür legte. „Guten Morgen, Fräulein Linchen," rief der Sanitätsrath überlaut, „alles vorbei, gut vorbei, prächtig vorbei!" Er lief behende zur Thür hin und drehte den Schlüssel zurück. Im Nebenzimmer saß die Frau Anwalt am Fenster vor ihrer Bibel, nur lag das schwarzgebundene Buch verkehrt. Sie hatte es nicht bemerkt, denn ihre Augen sahen darüber hinaus in weite Ferne, die sich hinter ihr verlor, auf einen Weg, worauf sie jede Biegung, jeden Strauch, jedwedes Steinchen zu kennen vermeint, und statt dessen blind darüber hingeschritten war, mit verbundenen Augen, wie Schwester Linchen drinnen auf ihrem Bett.

Aus der Hauptstadt.

Kaisers Wende.

Die Großstadt-Nacht spiegelt ihrer Lichter farbige Fülle in den schwarzen Wassern der Spree. Seltsam mischen sich dort unten die braunen Reflexe des Laternenscheines mit dem Silber-Glanz der elektrischen Sonnen, und zwischen ihnen lodern, abenteuerlich verzerrt, breit auseinander gezogen die bunten Flämmchen der Straßenbahnwagen und Droschken, die über die Brücke rollen. Ein lustiges Durcheinander von Grün und Gelb und Roth illuminirt mit lebhaften Druckern den ruhigeren, goldbraunen und weißen Schimmer, der in breiten Barren auf der Tiefe liegt. Ob dem ersten König in Preußen, dem prachtliebenden und für phantastische Schaufpiele so empfänglichen Herrn, jemals ein stimmungvolleres Feuerwerk abgebrannt worden ist? Die finstere Zwingburg, die der Eisenzahn seinen Berlinern errichtete, hört nun vier Jahrhunderte lang die dunkle Fluth an ihre Grundmauern schlagen; viermal schon feierten Hohenzollernfürsten mit Gelag und Tanz die Jahrhundert-Wende in ihren Mauern. Aber noch nie hat sie in dieser Stunde so viel leuchtende Herrlichkeit um sich herblitzen sehen, solch' überreichen Wirrwarr, der seine Fackeln doch nicht angezündet hat ihr und der kaiserlichen Säcular-Cour zu Ehren, sondern sie Nacht für Nacht flackern läßt im nüchternen Dienste der bürgerlichen Menschheit da draußen. Eine wildere und farbenfrohere Poesie strahlte dies Jahrhundert selbst in seinen Alltags-Verrichtungen aus, als die Vorgänger an ihren höchsten Festtagen und in ihrer höchsten Verzückung zu thun vermochten. Es ist ein gefährliches, denn es ist ein riesenstarkes und schaffensstolzes Jahrhundert gewesen. Eine graziöse Bestie. Und der Erbe all' dieser Kraft, dieses Reichthums und dieses Selbstbewußtseins, das vor Niemandem mehr sein Haupt beugt; der Erbe, dem heut' im grauen Schlosse die Gläser entgegenklingen — welche Gedanken wälzt sein Hirn, zu welchem Schlage holt sein Arm aus? Welche Wende steht ihm bevor?

Vier Jahrhundertfolgen hat die hohe Veste gesehen, deren Firft die Wasser drunten überschattet wie am ersten Tage. Kein Steinchen des starren Gefüges hat sich gelockert; machtlos gleich der wühlenden Spree ist der Zeitenstrom ihr vorbeigezogen. Der Horst der preußischen Könige wuchs vielmehr in die Länge und Breite, und während die stille Stadt versunken ist, der sein Erbauer den Fuß auf den Nacken stellte, ragt sie wuchtiger denn vordem auf in die dröhnende Neuzeit. Dunkel und drohend — nur wenige matt erhellte Fenster blicken von der Wasserseite mißmuthig zum Rathhausthurm hinüber — lagert sie im Centrum des modernen Lebens, Sinnbild und Verkörperung einer vier-

hundertjährigen Idee, der selbst das revolutionäre Maschinen-Zeitalter, der alle liberale Aufklärung, aller Materialismus, alle Socialdemokratie und alles Andere, was funkelnagelneu und im Stile des Jahrhunderts ist, nicht zu schaden vermochte. Dies Säculum ist ein gewaltig starkes Raubthier, gewiß, aber nicht minder große Kraft wohnt dem Kolosse inne, der sich am alten Spreeufer trutzig aufreckt. Sie haben schon einmal ihre Macht im Ringkampf gemessen, die beiden Giganten, und der Kampf blieb unentschieden. Manche hofften damals, daß es zu einem bequemen Compromiß kommen würde. Doch der Tiger Neuzeit giebt nicht Ruhe. Er hat den Gegner achten gelernt, und er fürchtet die Krallen des Adlers, ohne doch auf den Sieg verzichten zu wollen. Nicht mehr rennt er offen gegen ihn an, aber seine Tragpfeiler sucht er zu sprengen, aber die Quellen sucht er zu verschütten und zu vergiften, daraus der Königsgedanke all' die Jahrhunderte hindurch seine Kraft zog. Der Tiger hat die Opposition aufgegeben, weiße Glacéhandschuhe über die Pranken gezogen und gutsitzende Wadenstrümpfe gekauft. Die Schnurbartborsten trägt er loyal nach oben gebürstet, und Jedem, der es wissen will, läßt er Abends und Morgens erzählen, daß er die Stütze des Thrones sei, daß nur enge Verbindung mit ihm, schleunige Trennung von den bisherigen Vasallen und Wächtern den Bestand des Königthums im zwanzigsten Jahrhundert gewährleiste.

*

Es wäre erstaunlich, wenn nicht Einer von den Leitartikel-Beflissenen, die die Dschungelpfade des Tigers freizuhalten haben von Störungen und Fallen, Seine Majestät den König von Preußen an die Sylvesternacht vor vierhundert Jahren erinnerte und an den jungen Hohenzollernfürsten, der damals aus seinem einsamen Arbeitszimmer müde und verzweifelt hinausblickte auf die winterliche Spree, die dunkle, verschneite Stadt. Damals wie heute rebellirten die Junker in dreister Fronde gegen ihren Herrn. Damals wie heute schielten sie begehrlich nach dem wohlerworbenen Reichthum des schlichten Bürgers, nur daß sie damals auf Stegreifritten zu rauben trachteten, was sie ihm heute mit Margarine- und Börsengesetzen, mit heftigem Widerstande gegen die rettende That der Handelsverträge abzuknöpfen versuchen. Kurfürst Joachim I. war zum Glück ein entschieden freisinniger Fürst. Er ging gegen den Bund der Landwirthe, dem zu jener Zeit ein gewisser Herr von Otterstädt präsidirte, so energisch vor, daß Fürst Hohenlohe sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Keinem fuchsschlauen Finanzer gestattete er Einfluß auf seine Entschließungen, und als die Keckheit der Agrardemagogen sie zu einer lebhaften Preßcampagne gegen den Monarchen verleitete, — „Jochimken, Jochimken, höde dy!" — da zögerte der Angegriffene nicht, Ausnahmegesetze gegen ihre gemeingefährlichen Bestrebungen zu erlassen. Das neue Jahrhundert begann unter den denkbar günstigsten Auspizien, und hätte es schon damals im Berliner Rathhause eine zielbewußte adressenfreudige und freisinnige Mehrheit gegeben, dann wäre die Macht des Junkerthums für immer gebrochen worden. Leider gestattete man den börsenfeindlichen Elementen, wieder auf die Beine zu kommen. Und hundert Jahre später machte sich diese Kaste bereits von Neuem breit. Ein büreaukratischer Monarch erfand das Institut der Geheimen Räthe und besetzte sämmtliche Stellen darin mit Hofleuten. Es war das derselbe Fürst, der den patriotischen Plan einer Theilung des Kurfürstenthums unter allerlei nichtigen Vorwänden hintertrieb, dadurch recht eigentlich den Grund zu Preußens störender Uebermacht in Deutschland legte und so die mannigfachen Friedensstörungen herauf beschwor, die seitdem unserem Handel so ungemein großen Abbruch gethan haben. Erst unter Graf Caprivi, der bekanntlich Afrika nicht geschenkt haben wollte, sagten wir uns von der Raub- und Eroberungs-Politik los und überließen es anderen Nationen, sich unsittlich zu bereichern. Wir für unser Theil waren es zufrieden, daß wir ungestört Handel treiben und die Staatsanleihen fremder Völker, so der Argentinier und Griechen, Barletta- und Türken-Loose in Deutschland unterbringen durften. Hätten uns die fremden Völker so großes Vertrauen erwiesen, wenn wir wegen unserer Rauf- und Raubsucht berüchtigt gewesen wären?

Die Sylvesternächte von 1500 und 1600 zeigen den Weg, den wir im neuen Jahrhundert wandeln müssen, wenn deutscher Wohlstand und deutscher Freisinn erhalten bleiben sollen.

*

Am 31. December des Jahres 1699 war die brandenburgische Flotte, die nicht lange vorher der sogenannte Große Kurfürst begründet hatte, bereits wieder aufgelöst und ein dicker Strich unter seine afrikanische Colonialpolitik gezogen worden. In's Grab gesunken waren die flammenden Träume von Seegewalt und Seegeltung, und die Eugen Richter jener Tage durften mit Fug den nutzlos vergeudeten Blut- und Geld-Opfern nachklagen. Den Geld-Opfern vor Allem. Denn verlorenes Geld ist unersetzlich, während Jungen immer neu geboren werden. Friedrich Wilhelm I. hatte der Nation Kraftleistungen zugemuthet und Anforderungen an sie gestellt, denen sie noch nicht genügen konnte. So folgte dem fieberischen Aufschwunge lang anhaltende Erschlaffung. Die überreizten Nerven bedurften der Ruhe; an die Stelle rastloser, unermüdlicher Arbeit, sich selbst verzehrenden Thatendranges trat die Freude am behaglichen Genusse. Jetzt zum ersten Male erglänzten die weiten Prunksäle des alten Schlosses in wirklich festlichem Schimmer; jetzt zum ersten Male zeigte ein Hohenzoller der Welt, daß sein Geschlecht auch zu repräsentiren wisse. Als hundert Jahre später Preußen im Scheitelpunkte seines Ruhmes und seiner Größe zu stehen schien, da waren die Meisten geneigt, alle Ehre auf das Haupt des Großen Friedrich zu wälzen. Sie urtheilten nach dem Augenscheine; der äußere Erfolg blendete sie. Und Niemand bedachte, daß die allzu künstliche Schöpfung Friedrich's II. über Nacht zusammenbrechen, im Winde verwehen konnte, während der Titel eines Königs von Preußen, den Friedrich I. für sein Haus erworben hatte, dem Urenkel unter allen Umständen bleiben mußte. Sechs Jahre nach der jubelnden Einläutung des neunzehnten Jahrhunderts, sechs kurze Jahre nach dem Sylvestertage, da Friedrich Wilhelm III. sich mit Fug für den glücklichsten Fürsten Europas halten durfte, lag die Monarchie in Trümmer zerschlagen. Sein Königthum, das Erbe des großen Friedrich, hatte ihm der korsische Parvenü genommen; seinen königlichen Namen dagegen vermochte er ihm nicht zu entreißen.

Wichtiger als der Besitz ist häufig der Besitz-Titel.

*

Eine Fluth goldenen Lichtes strömt aus den hohen Fenstern auf den Lustgarten hinunter, und die Blicke der Vorübereilenden bleiben gebannt haften auf den anmuthig-prächtigen Formen der üppigen Kronleuchter in der Höhe. Welch' ein Uebermaß höfischer Herrlichkeit bestrahlen sie! Eben jetzt defiliren an dem Monarchen in unabsehbarer Schaar die Getreuen vorbei, die immer wieder Erprobten, denen sein Odem Lebenslust bedeutet und sein Blick Sonnenglanz. Und dennoch... Warum schaut der Fürst so ernst drein in dieser fröhlichen Minute und erwidert nur zerstreut die unterthänigen Grüße? Es ist, als sehe er hinweg über die schimmernden Reihen schöner Frauen und ritterlicher Männer, als suche er nicht in ihren Gesichtern die Züge, die das neue Jahrhundert tragen wird. Hat der zwölfte Glockenschlag das Bild jenes trüben Januartages heraufgezaubert, da unter den Mauern des alten Schlosses eine zügellose Menge tobte und nach Brod schrie, da aus den Löchern der Vorstädte die zerlumpten Hunnen unsrer Tage hervorkrochen und den Lustgarten füllten, den jetzt das Geleucht der königlichen Festsäle dämmernd erhellt? Wo findet die Monarchie Schutz vor den unbestimmten Gefahren der Zukunft, deren Umrisse doch dann und wann schon deutlich aus dunkeln Nebeln hervortreten? Wo ist die starke Macht, die dem Kaiser als ihrem Führer huldigen, ihm blindlings gehorchen will, weil sie ihn erkannt und verstanden hat? Nicht hier in diesem Saale ist sie! Mit diesen hier schlägt man keine Geisterschlachten...

Der Fürst denkt mitten im Geklirr und Gewühl der seltsamen prophetischen Worte, die ein Mönch von Lehnin über sein Haus sprach, und des Wortes denkt er, daß er begabt sei, die Monarchie auf Jahrhunderte hinaus zu sichern oder sie zu stürzen.

Wichtiger als der Besitz ist häufig der Besitz-Titel.

Eine liberale Aera entwände dem Könige Gewalt und Inhalt seiner Würde und gewährleistete ihm dafür den Namen. Das ist das Programm der ganzmodernen Monarchisten, des neuen Adels, der sich erbietet, Thron und Gesellschaft vor dem kommenden Sturm zu retten.

Vier Jahrhundert-Wenden hat dies Haus gesehen, vier Jahrhunderten hat es seinen Willen aufgezwungen, sein Gepräge eingedrückt.

Wird der stolzeste und selbstherrlichste Sproß des stolzen Geschlechtes mit der Ueberlieferung brechen und, ein König von Gottes Gnaden, die Macht mit den neuen Königen theilen, die viel zu aufgeklärt, viel zu witzig und gebildet sind, um an Gott und seine Gnade glauben zu können?

*

An den Grundmauern des alten Schlosses nagt unermüdlich die schwarze Spree.

Sie wartet das fünfte Jahrhundert ab. Caliban.

Secessionistisches.

Bei Schulte ist eben eine Nachlese — Auslese kann ich wohl nicht gut sagen — der letzten Münchener Secessions-Ausstellung zu sehen gewesen. Nun sage mir Einer, was die dort vertretenen Künstler, abgesehen von dem Wunsche, in der Eigenart ruhig zu Worte kommen zu können, Gemeinsames haben? Etwa des Dänen Peter Kroyer „Rast auf der Jagd" und des Engländers Th. Millie Dow Triptychon „Eva", des Müncheners Franz Gräffel Hühnerhofidyllen und des Pariserś Edgard Maxence „Murmeln der Quelle", Angelo Jank's „Eherne Wehr" und Lucien Monod's „Tod der Sappho"? Ideenkreis, Auffassung, Technik — Alles grundverschieden und doch gehören sie alle zur Münchener „Secession"! Und solcher Gegensätze könnte ich noch zahllose namhaft machen. Wir begegnen ihnen trotzdem unter demselben Banner versammelt. Im Uebrigen war aber gerade diese Ausstellung wieder recht interessant. Gerade, weil sie so sehr vielseitig war. Bedauernswerth war nur, daß das ausländische Element so gar sehr überwog. Unter ca. 45 Malern habe ich nur 11 deutsche entdecken können.

Da bekommt der Name „Münchener Secession“ so einen ironischen Sinn, den man lieber missen wollte. Schotten und Engländer hatten das Uebergewicht, nicht bloß numerisch, sondern auch dem Wesen nach, als Anregung und Einfluß. Und merkwürdig, gerade bei ihnen hat man immer am wenigsten Neigung, zu classificiren, gerade sie nimmt man, wie sie sich geben — schlechtweg individuell. Meines Wissens giebt's auch heute in dem britischen Inselreich allein noch keine „Secession“. Nur wir auf dem Continent sprechen von einer Schule der „boys of Glasgow“ u. s. w., obschon nicht bestimmte Principien sie als eine geschlossene Gruppe erscheinen lassen, sondern die gleichartige Einwirkung äußerer Lebensverhältnisse ist's, was diesen Engländern und Schotten, diesen Austen Brown, J. Whitelaw Hamilton, Bertram Priestmann, John Terris, James Paterson u. s. w. eine innere Wesensverwandtschaft giebt bei aller Unverkennbarkeit der Sonderhetten der Einzelhandschrift. Eben darum auch fallen sie Einem schon von weitem auf als eminente Künstlerpersönlichkeiten. Nun wird man vielleicht entgegenfragen: ja, haben denn z. B. die Alma Tadema, Watt, Crane, die Millais, Leighton keine „Schule“ gemacht? Ich möchte behaupten — nein! Es müßte denn sein, daß man unter „Schule“ Gruppen minderwerthiger Nachahmer verstehen will. Aehnlich wie bei den englischen und schottischen Malern, liegen die Verhältnisse auch bei den russischen. Auch dort dieselbe innere Wesensverwandtschaft, veranlaßt und bewirkt durch die Gleichheit gewisser äußerlicher Lebensverhältnisse, culturell-volksthümlicher und klimatisch-landschaftlicher. Wir bekommen hier von den Russen aber so herzlich wenig zu sehen, daß ich das an einzelnen Malern natürlich nicht nachweisen kann, denn dem Leser würden zu den Namen die entsprechenden Vorstellungen fehlen.

Im Salon der Brüder Cassirer finden wir eine reiche Collection von Liebermann und Habermann, die aber Neues uns natürlich nicht sagen, dann Bilder von einigen jungen Münchenern, wie E. Hancke und R. Breyer, die im Sommer bereits auf unserer Secessions-Ausstellung die Aufmerksamkeit auf sich zogen und jetzt das noch in verstärktem Maaße thun, Hancke durch einen brillant leuchtenden Act eines jungen Weibes in sonnendurchfluthetem Badezimmer, Breyer durch einige Stillleben, die uns ein mal nicht die ewigen Früchte und Blumen und Becher, oder Wild und Gemüse zeigen, sondern einen alten Ledersessel mit einem Dackl darauf, einen schlichten Tisch mit zurückgeschobener Decke und dergleichen, sowie mit einer Reihe von Menschenstudien, von denen der Dame in Braun, die mit ausgestreckten Beinen in Drei-Viertel-Verkürzung, das Gesicht uns zuwendend dasitzt, wohl der Preis zuzuerkennen ist. Ihnen schließen sich L. Corinth an, u. A. mit einem technisch sehr hoch stehenden Ritter neben einem lebensgroßen Crucifix, und dem Bildniß eines trotz aller unerhörter Schmiererei sprechend lebendigen Geistlichen, und L. Herterich mit seinen durch grünliche Brille gesehenen Thierstücken, J. Exter mit einer Beleuchtungsstudie in Roth und Blau (ein Act) u. s. w. Aber, Walter Leistikow etwa ausgenommen, der eine Reihe sehr stimmungsvoll empfundener und fein ausgeführter Pastelle, Motive zumeist aus Dänemark und Südschweden wohl, ausgestellt hat — sie Alle fast, auch Ch. Laudenberger und H. Brück, versetzen uns sofort nach Paris und die Namen der französischen Künstler, die jüngst in eben denselben Sälen zu sehen waren, traten uns auf die Lippen — Manet, Monet, Degas. Der Letztgenannte freilich im Ganzen weniger. Uebrigens höchst interessant sind die Bronce-Statuetten kleiner Serpentintänzerinnen und Balleteusen von Carabin — das sind nun wirklich plastisch gewordene Degasstudien: dieselbe Präcision in der Auffassung schwierigster Posen. Also Degas weniger; aber um so augenfälliger der Einfluß der beiden Anderen und einiger Pariser Luministen. Und das Wunderbare dabei ist ja, daß das Werk jener Pariser doch eigentlich schon seit längerer Zeit nur noch die Bedeutung eines allerdings sehr wichtig gewesenen Durchgangsstadiums für die zeitgenössische Kunstentwickelung hat. Und es sind doch vielfach noch junge Künstler, die sich ihnen anschließen. Ist's auch bei ihnen bloß ein Durchgangsstadium — dieser Impressionismus und Naturalismus, da wir nun einmal bei einer Charakteristik ohne all' die „—ismen“ nicht auskommen können? Ich möchte es hoffen dürfen; es steckt so viel Talent in ihnen, daß es um sie Schade wäre, blieben sie in einer bestimmten Manier stecken, die nicht durch die Summe von Einwirkungen äußerer Verhältnisse bedingt erscheint, sondern der Ausfluß einer freien Entschließung ist. Es wird daher von Interesse sein, die Weiterentwickelung der Jüngeren in dieser neuen Gruppe zu verfolgen, die sich aus dem bereits zerfallenen Verbande der Münchener „24“ herausgeschält hat unter Hinzuziehung einiger Berliner Künstler, wie Liebermann und Leistikow. Aber Eines muß allerdings gesagt werden — in diesem Verbande herrscht nun wirklich eine einheitliche Richtung, wie sie bestimmt wird durch den überwiegenden Einfluß jener Franzosen zumeist, nur daß es den Mitgliedern keineswegs versagt ist, sie auch in jeder anderen größeren Gruppe zu bethätigen . . . J. Norden.

Notizen.

Die Kunstanstalt Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O., die sich zur Aufgabe gemacht hat, die Meisterwerke der classischen Malerei in möglichster Vollkommenheit farbig zu reproduciren, versendet soeben ihren ersten illustrirten Katalog. Das Verfahren bei der Herstellung der Farbenplatten ist ein durchaus künstlerisches: die Platten werden mit der Hand in Kreide gezeichnet, jedes Hülfsmittel, auch die Benutzung der Photographie ist grundsätzlich ausgeschlossen. So nur ist es zu verstehen, daß die Herstellung eines der größeren Bilder mehrere Jahre dauert. In diesem Jahre sind Raffael's „Sixtina“ und Palma vecchio's „Heilige Barbara“ neu erschienen. Auch mit der Herausgabe kleinerer moderner Bilder wurde begonnen. Wir finden Jagdbilder von Professor Recknagel, zwei Tiroler Köpfe von Kotschenreiter, ein fröhliches Kellerbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges „Wein, Weib, Gesang“ von Victor Schivert, eine „Nachmittagsstimmung auf dem Chiemsee“ von Diessenbacher u. A. m. Die Trowitzsch'schen Bilder seien hiermit vor Weihnachten auf's Neue der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen. Die Reproductionstechnik in Deutschland hat schönere Arbeiten nicht aufzuweisen.

Von Klaus Groth's unsterblichem „Quickborn“ ist soeben die allbeliebte illustrirte Ausgabe von Otto Speckter, dem lieben Illustrator der Hey'schen Fabeln, in 25. Jubelauflage bei Lipsius & Tischer in Kiel herausgekommen. Beigefügt ist die schöne Krauskopf'sche Radirung aus „Nord und Süd“ 1884 und ein ungedrucktes Gedicht dazu in Facsimile:

„Man dacht he seeg na Wunder ut,
Recht as to wünschen,
Un endli kiekt ut' Bild herut
Nix as en Minschen.“

Aus eigener Kraft. Goldenes Buch für Meister, Gesellen und Lehrlinge. Von Eduard Braunfels. (Stuttgart, U. Beckert.) Noch ein goldnes Buch, das dritte zur heurigen Weihnacht! Vor Jahren hat einmal Schmidt-Weißenfels eine Handwerker-Bibliothek herausgegeben, worin jedes Bändchen einem Gewerbe und einem hervorragenden Meister gewidmet war. Auch diese hübschen, zum Theil fein humoristischen neun Erzählungen dienen diesem erziehlichen Zweck und werden gewiß viel Gutes stiften.

Rudolf Lothar giebt im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ein illustrirtes Sammelwerk „Dichter und Darsteller“ heraus, von dem die beiden ersten Bändchen eben in sehr geschmackvoller Ausstattung herauskommen. Während Lothar selbst über das „Wiener Burgtheater“ schreibt, bietet G. Witkowski eine schöne kurze Goethe-Biographie, — beides Auszüge aus ihren größeren Werken über dieselben Gegenstände, aber sonst durchaus neue und selbstständige Arbeiten. Das Hauptgewicht fällt auf den fast überreichen Bilderschmuck, der eine große Menge Porträts — zum Theil nach bisher unbekannten Originalen — sowie andere Darstellungen und Autographen bringt. Die Schilderungen vom Burgtheater, das heute nur noch ein Schatten von früher ist und für das deutsche Theater längst keine überragende Bedeutung mehr hat, werden naturgemäß nur österreichische Leser fesseln, aber der knappe, anschauliche und beschauliche „Goethe“ ist überall bei uns einer guten Aufnahme gewiß.

Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Von Albert Pfister. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Generalmajor Pfister, der bewährte Militärschriftsteller und Geschichtschreiber der Befreiungskriege, setzt hier, wie er uns erzählt, das verschollene Werk seines Großvaters fort, der in patriotischer Begeisterung eine „Geschichte der Teutschen“ schrieb. Der Enkel beschränkt sich auf unser ablaufendes Jahrhundert, aber seine Vaterlandsliebe giebt dem Vorfahr gewiß nichts nach. Die Darstellung ist einfach und phrasenfrei, dabei prägnant und plastisch, nicht zu breit, noch zu kurz, weder zu gelehrt, noch banal, so recht wie ein Buch sein soll, das ein Volksbuch sein will und hoffentlich auch werden wird.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1900.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der **„Gegenwart",** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à **1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Hierzu eine Beilage: **Einladung zum Abonnement „Die christliche Welt".**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

3 0112 062051153